Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben

von

Dr. Th. Barth.

XII. Jahrgang 1894/95.

Berlin.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann,

Beuthstraße 8.

Jahrgang XII. der „Nation“.

Oktober 1894 — Oktober 1895.

Sachregister.

Die eingeklammerten Ziffern bezeichnen die Nummern, die freigelassenen die Seiten des zwölften Jahrgangs.
Die im Register klein gedruckten Titel beziehen sich auf in kleinerem Satz gedruckte Artikel.

Autorenregister.

Die neben den Namen stehenden Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen.

Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 1. Berlin, den 6. Oktober 1894. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW. Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. September abgelaufen ist, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

In Frankfurt a. M. hat ein Parteitag der Nationalliberalen stattgefunden, der außerordentlich charakteristisch verlaufen ist. Allgemeine Wünsche und allgemeine Stimmungen kamen daselbst zum Ausdruck; vor Allem auch Verstimmungen gegen die Regierung. Aber weder die Wünsche noch die Verstimmungen gestalteten sich schließlich zu knappen praktischen Vorschlägen und Anforderungen. Wenn in dieser Behauptung ein Vorwurf liegt, so richtet er sich nicht nur gegen die Partei, sondern zugleich gegen jene allgemeine deutsche Entwicklung, die auch aus den Nationalliberalen das gemacht hat, was sie heute sind.

Man denke sich, daß irgend eine der einflußreichen Fraktionen, aus denen sich heute in England die ministerielle oder der antiministeielle Koalition zusammensetzt, einen Parteitag abhielte. Auf diesem Parteitag würde man klipp und klar sagen: Das wollen wir, und wenn wir die Macht dazu haben, werden wir das, was wir wollen, in der und der Weise ausführen. Das wäre ein praktisches Programm, ein Arbeitsprogramm nicht für alle Ewigkeit, aber für die nächsten Bedürfnisse und für die nächste Zeit, bis eine neue Wendung der Entwicklung eine neue Stellungnahme erheischen würde. In einem solchen Vorgehen ist alles praktisch, alles unmittelbar realisirbar; und alles muß praktisch und alles muß auch unmittelbar realisirbar sein, weil das, was vorgestern politischer Entwurf war, übermorgen schon in das Stadium der politischen That treten kann. Wenn der englischen Bevölkerung es gut dünkt, ergreift sie die nächste Gelegenheit, jenen Männern, die bestimmte Forderungen aufgestellt haben, zu sagen: Meine Herren, haben Sie die Güte, ihre Worte zur Ausführung zu bringen; nehmen Sie gefälligst Platz auf den Ministerstühlen und handeln Sie. Je unmittelbarer eine solche Wendung in jedem Augenblick eintreten kann, um so mehr ist jeder einzelne Politiker gezwungen, sich eng an die Realität der Thatsachen anzuschließen und statt Meinungen, Anschauungen, Wünsche, Empfindungen zum Ausdruck zu bringen, sich ganz realistisch auf völlig konkrete und praktische Vorschläge zu beschränken.

Bei uns das völlige Gegentheil.

Da sagen die Agrarier, uns muß die Regierung helfen; und wenn man mit völlig excentrischen und utopischen Vorschlägen à la Kanitz und in der Richtung einer nie zu erreichenden internationalen Doppelwährung à la Mirbach und Kardorf am Ende ist, so ruft man: Nun dann sage die Regierung etwas, was realisirbar ist, aber unseren Wünschen muß es vollständig entsprechen, und wenn du, Regierung, das nicht thust, so zeigst du deine Unfähigkeit und Schlechtig-

keit; ... nichts als Ansprüche und nicht der Wink einer Ausführung, die das allgemeine Staatsinteresse zuläßt.

Da sagt die sogenannte Mittelstandspartei: wir gehen zu Grunde, uns muß geholfen werden, und man schlägt ein paar unsinnige und doch wirkungslose Quacksalbereien vor. Wieder Ansprüche, aber auch nicht ein nützlicher und praktisch durchführbarer Vorschlag.

Da sagen die nervös gewordenen Gegner des Sozialismus: diese Sozialdemokratie ist ja furchtbar und wird immer furchtbarer; eine solche Partei muß uns unter allen Umständen vom Halse geschafft werden; diesen Anspruch stellen wir an die Regierung, die demgemäß umgehend zu handeln hat.

Und endlich, was sagen denn die Sozialdemokraten selbst? Die verlangen, nicht weniger, als daß Alles anders werden muß. — Bitte, wie? — Eine solche Frage kann nur ein Narr stellen, ist die Antwort. Das heißt mit deutlicheren Worten, während die einen unzufriedenen Parteien sagen, das Wie der Beglückung ist von der heutigen Regierung zu ermitteln und mit den allgemeinen Staatsinteressen in Einklang zu bringen; so sagen die Sozialdemokraten, das Wie unserer Beglückung wird schon eine spätere volksthümliche Regierung irgend einmal, irgend wie, irgend wo feststellen.

So gibt es denn in Deutschland freilich viele politische Wunschzettel, aber wenig politische Vorschläge, die in der Wirklichkeit unserer staatlichen Verhältnisse zu leben vermöchten.

Diese unpraktische Wunschzettelpolitik ist bei einem Volke nicht überraschend, das die schwachen Anfänge selbständigen politischen Handelns in der langjährigen Regierungszeit des Fürsten Bismarck wieder verlernte; denn in großen Abschnitten jener Zeit handelte politisch nur ein Einziger in großem Stil; das war Fürst Bismarck, und die Masse des Volkes hatte dazu nur ja oder nein zu sagen und Wünsche auszusprechen oder Wünsche für spätere Zeiten zurückzustellen. Das ist nicht die Methode, um die einmal vorhandenen schwachen Keime politischer Realistik zur Entfaltung zu bringen, und so blieb denn der Besitz des Blicks für das, was ist, eine seltene Gabe in Deutschland — und mit der Fähigkeit, dies zu sehen, beginnt überhaupt erst die Politik.

Bei solcher Disposition konnte es geschehen, daß ein paar übermüthige Polenworte und ein paar Schnurpfeifereien, die man übersehen oder mißbilligen kann, nicht mehr als ein paar übermüthige Polenworte und nicht als Schnurpfeifereien erscheinen, sondern als gähnende Abgründe, und als wäre das überhaupt nur diskutirbar und käme das überhaupt nur irgendwie in Frage, muß hoch und theuer für nichts und wieder nichts versichert werden, daß Niemand daran denke, die polnischen Landestheile Preußens aufzugeben. Oder: Die Sozialdemokratie ist zwar heute ganz gewiß nicht gefährlicher als vor einiger Zeit; aber man thut als pochte die Revolution an die Thüre, und dieses Pochen, das kein ruhiger Mensch zu hören vermag, zeitigt die wesenlosesten Vorschläge, die alle ganz ernsthaft diskutirt werden bis zu der charakteristischen neuesten Leistung, daß Deutschland, welches bei seiner robusten Gesundheit gar nicht aus Lebensgefahr gerettet zu werden braucht, nur durch Staatsstreiche, Zerreißen der Verfassungen und die Diktatur gerettet werden kann.

Gewiß gibt es in Deutschland Gefahren, auch ernste; kein Staat ist ihrer ledig; aber im Augenblick bedrohlicher als alle phantastisch vergrößerten Gefahren verschwimmender Zukunft erscheint uns eine öffentliche Gemüthsstimmung, die den klaren Blick bedenklich trübt, und die ganz dazu geeignet ist, daß die gar nicht naiven Reaktionäre der „Kreuzzeitung" und einige Intriguanten die naive Masse der Bevölkerung in eine Politik hineintreiben, die zwar dem Vaterland sehr schädlich, aber den Kreuzzeitungsleuten und den Intriguanten sehr nützlich wäre.

Nun drängen mit ihren Neigungen auch die Nationalliberalen auf neue Gesetze zur Bekämpfung der Sozialdemokratie. Welche Gesetze will man? Das braucht eine einzelne Partei nicht zu sagen, das muß die Regierung sagen, tönt es zurück. Wir sind der Ansicht, daß Niemand so bescheiden ist, eine gute Idee nutzloserweise in sich zu vergraben, er hätte sie denn nicht; und kein anständiger Politiker wäre so frivol, einen rettenden Gedanken für sich zu behalten, er wäre denn davon überzeugt, daß sein rettender Gedanke eigentlich bei Licht besehen, gar nicht so rettungskräftig wäre. Das Verlangen nach einer neuen Politik genügt doch nicht; man muß scharfumrissen sagen welche, und man muß nachweisen, daß diese neue Politik die heilsamere ist.

Freilich ist eigentlich die Frage einer Behandlung der Sozialdemokraten über die theoretische Erörterung hinausgediehen. Es liegen bereits exakte Experimente vor. Das Sozialistengesetz versagte; schärfere Polizeivollmachten in Bezug auf das Vereins- und Versammlungsrecht in Hamburg und Sachsen hinderten nicht, daß gerade diese Theile Deutschlands Brutstätten der Sozialdemokratie sind. Aber es gibt auch entgegengesetzte Beobachtungen seit der Politik des „neuen Kurses". In Baden hat die sozialdemokratische Partei einen Riß bekommen; daß die bayerische Regierung gegen eine neue gesetzgeberische Attaque auf die Sozialdemokratie sei, verlautet. Natürlich und verständigerweise ist sie das, denn auf dem eben abgeschlossenen zweiten Parteitag der bayerischen Sozialdemokraten erklärte nach dem „Vorwärts" der Abgeordnete Vollmar in Erwiderung auf jene Berliner Angriffe, die empört sich gegen die Bewilligung des Budgets durch Sozialisten in München gerichtet hatten, ganz gelassen das Folgende und sein ganzer Anhang stand hinter ihm:

> „Eine Ablehnung des Budgets würde das Volk nicht verstanden haben, da die bayerische Bevölkerung nichts weniger begreift, als eine Opposition um jeden Preis. Die geschehene Stellungnahme war also, da der Militäretat außerhalb des bayerischen Budgets von Reichswegen festgestellt wird, von vornherein gegeben. Damit ist natürlich die Stellungnahme nicht für alle Zukunft festgelegt, es kann eine Periode des derart verschärften Kampfes kommen mit der Regierung, daß alle anderen Interessen bei Seite treten."

Daß die bayerischen Sozialdemokraten in Rücksicht auf die Bevölkerung nicht Oppositionspartei sans phrase sind, unterscheidet sie jedenfalls von den Sozialdemokraten anderer Gegenden Deutschlands. Soll man nun wieder diesen langsamen Differenzirungsprozeß durch den bekannten eisernen Reif, der um die ganze Partei gelegt wird, rückgängig machen. Und ist es so bedeutungslos, daß derselbe „Vorwärts," der wochenlang gegen die Berliner Bierprotzen gewüthet hatte, für die es einen Pardon nicht gebe, jetzt nach dem bisher mit so kluger Energie geführten Kampfe der Brauereien nicht mehr von Unterwerfung, sondern „von einem ehrlichen Frieden" spricht. Gerade in einem solchen Kampfe, wie dem Berliner, der freilich schmerzliche Opfer erfordert, stählt das Bürgerthum seine Kräfte und durch einen solchen freien Kampf der Kräfte bekommt die Sozialdemokratie wieder einen thatsächlichen und belehrenden Beweis von der Energie, die in der heutigen bürgerlichen Gesellschaft latent steckt. Den Wirkungen solcher Erfahrungen entzieht sich die Arbeiterbevölkerung nicht, und das Alles sind doch Symptome, freilich nicht mehr — die erst nach Aufhebung des Sozialistengesetzes sich gezeigt haben.

Neue Thatsachen sind es also gewiß nicht, die eine reale Veranlassung geben, daß die bürgerliche Gesellschaft langsam den Glauben an sich und an die ausreichende Kraft der vorhandenen gesetzlichen Mittel verliert, und es ist frivol oder unbesonnen, diesen Glauben zu erschüttern.

> „Wenn auf irgend einem Gebiete, so ist es auf dem der Politik, daß der Glaube handgreiflich Berge versetzt, daß Muth und Sieg nicht im Kausalzusammenhang, sondern identisch sind; wenigstens für einen König von Preußen, Gott sei Dank, ist es noch so."

Dieser Ausspruch stammt vom Fürsten Bismarck her, und was wir jetzt brauchen, das ist eine Haltung der Regierung, die sich nicht von der gefährlichen Hysterie der öffentlichen Meinung anstecken läßt, sondern die diese Hysterie durch selbstsichere Ruhe heilt und mit kühlem Blick auf die

Wirklichkeit erklärt: Unser Deutsches Reich ist stark, und eine verständige Regierung bedarf keiner quacksalberischen Tinkturen.

Ein Jahrgang der zur Berliner Oberfeuerwerkerschule kommandirten Unteroffiziere ist verhaftet und auf die Festung nach Magdeburg gebracht worden. Das Drum und Dran dieser Verhaftung trug einen gewissen dramatisch erregenden Charakter. Die Sache selbst ist bedeutungslos. Ein gewisser Uebermuth, der sich bei Einzelnen bis zur Disziplinlosigkeit steigerte, gab die Veranlassung zu der Verhaftung, die mit unseren allgemeinen öffentlichen Verhältnissen gar nichts zu thun hat. Vielmehr scheint die Ursache für die Ausschreitungen darin zu stecken, daß die Leitung der Anstalt in andere Hände überging, und daß auf eine milde Handhabung der Disziplin eine sehr strenge Handhabung folgte. Dieser Gegensatz hat augenscheinlich eine bedauerliche Verwirrung in den Köpfen der kommandirten Unteroffiziere angerichtet.

Daß der Kaiser von Rußland ernstlich erkrankt ist, steht fest; ob lebensgefährlich und ob daher politische Veränderungen demnächst eintreten werden, ist hingegen dunkel.

Frankreich rüstet sich zu einem Kriegszug nach Madagaskar. Mit steigender Erregung verfolgen die Engländer diesen Versuch der Republik, sich im indischen Ozean einen festen Stützpunkt zu erobern. Man begreift diese Erregung im Hinblick auf Indien. Aber die Engländer werden sich wohl auch diesmal in ihr Schicksal ergeben müssen, das sie unfreundlicherweise aber unabwendbar zwingt ihren Besitz wirkungsvoller als bisher zu vertheidigen, nachdem die Vertheidigung durch Isolirung sich nicht länger aufrecht erhalten läßt.

Im chinesisch-japanischen Kriege scheint eine neue Wendung bevorzustehen; wenn die Anzeichen nicht trügen, rüstet sich England zur Intervention, und die anderen betheiligten Mächte dürften folgen.

* * *

Im Zeichen der Uebertreibung.

Es war ein feiner Kopf, der die Bemerkung machte: es sei das Fatalste bei der Demokratisirung der Welt, daß man immer lauter schreien müsse, um gehört zu werden. Aber nicht nur laut zu schreien, sondern auch die Farben recht dick aufzutragen, gehört zu den politischen Gewohnheiten unserer Zeit. Es müßte interessant und lehrreich sein, einmal das Uebertriebene in den Behauptungen aller politischen Parteien zu einem einheitlichen Bilde zusammenzustellen. Welche entsetzlichen Zustände würden sich da unseren Blicken zeigen! Der Ackerbau befindet sich am Rande des Abgrundes; das Handwerk ist dem sicheren Untergange geweiht; die Armen werden immer ärmer, die Reichen immer reicher; Deutschland droht unter der Last seiner Rüstungen und seiner Steuern zusammenzubrechen. Die Religiosität schwindet, die Unsittlichkeit nimmt zu Angesichts der Zuchtlosigkeit der Jugend und der Erwerbsgier der Erwachsenen. Die Juden beuten in der schamlosesten Weise die armen Christenlämmer aus; die Polen bedrohen das Deutschthum; der Unternehmer mästet sich am Schweiß des Arbeiters.

Inmitten all dieser grauenhaften Zustände lebt die Menschheit dahin, ohne sich ob dieses Höllenlärms allzu sehr zu bekümmern. Wer sich erst einmal an den Spektakel gewöhnt hat, der erlangt allmählich seine volle Gemüthsruhe wieder, und wird schließlich von dem Geschrei ebensowenig erschreckt wie der Arbeiter in einer Maschinenwerkstatt vom Hämmern und Feilen. Es entwickelt sich vielmehr eine gesunde Skepsis, die nichts mehr für baare Münze nimmt, was ohne strikte Beweise von politischen Parteien behauptet wird. Und je positiver die Behauptungen aufgestellt werden, um so mehr ist ein vorsichtiges Mißtrauen am Platze. Den neuesten Anlaß zu solchem Mißtrauen hat die nationalliberale Partei geliefert.

Von früh 11 Uhr bis Nachts 11 Uhr, also volle 12 Stunden, haben am vorigen Sonntag Delegirte der nationalliberalen Partei in Frankfurt a. M. sich bemüht, Resolutionen zu schmieden, die der sündigen politischen Welt den Standpunkt klar machen. Man ersieht aus dem langen Aktenstück zwar beinahe nirgends, was eigentlich geschehen soll; aber um so nachdrücklicher wird hervorgehoben, daß etwas — und zwar etwas Großes — geschehen muß, wenn wir nicht vorzeitig den allgemeinen Kladderadatsch — um mit Herrn Bebel zu reden — erleben wollen. Die Resolutionen beginnen mit den Worten: „Gegenüber der bedrohlich wachsenden Gefahr der Unterwühlung unserer staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung." Diese Präambel charakterisirt das ganze Musikstück. Es ist der große Paukenschlag, der das Publikum aufmerksam machen soll. Aber nachher kommt nichts. Man fordert ein „klares Programm von der Regierung", um dieser schrecklichen Gefahr zu begegnen. Aber trotzdem die klügsten Männer der Partei von 11 Uhr Vormittags bis 11 Uhr Nachts gesessen haben, ist es denselben nicht gelungen, auch nur eine Andeutung zu produziren, wie denn dies „klare Programm der Regierung" beschaffen sein soll. Die gefahrdrohenden Eingangsworte machen deshalb schließlich den Eindruck, als ob damit der Mangel an brauchbaren Vorschlägen eher verdeckt als beseitigt werden soll. Es ist schade, daß man den Verfasser dieser einleitenden Redensart nicht wenigstens verurtheilen kann, einmal den Beweis der „wachsenden Gefahr der Unterwühlung" zu liefern. Der Begriff der „Unterwühlung der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung" ist zwar ein so unbestimmter, daß sich jeder darunter etwas anderes denken kann. Es giebt ja staatserhaltende Elemente, die es bereits für eine „Unterwühlung" halten, wenn Jemand die Branntweinliebesgabe oder den Zuckerprämien ernstlich zu Leibe geht. Wenn aber die Nationalliberalen von einer „Unterwühlung der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung" reden, so habe sie sozialdemokratische Maulwürfe im Auge. Aber ist denn die sozialdemokratische Gefahr wirklich gewachsen? Ohne Zweifel hat die sozialdemokratische Partei beträchtlich zugenommen. Aber ist sie auch gefährlicher geworden? Ich bestreite das durchaus. Die deutschen Sozialdemokraten haben sich zu einer politischen Partei entwickelt, die jeden Versuch eines gewaltsamen Umsturzes für eine Dummheit hält, weil sie längst begriffen hat, daß sie damit nur die Geschäfte ihrer schlimmsten politischen Gegner machen würde. Das ist allerdings nur eine Tugend aus Opportunitätsgründen, aber für die praktische Politik ist Einsicht werthvoller als Edelmuth. Und die Einsicht der Sozialdemokratie ist auch nicht bei der Erwägung stehen geblieben, daß in der Aera des rauchlosen Pulvers jede gewaltthätige Auflehnung gegen die staatliche Ordnung eine Verrücktheit wäre. Man hat auch in immer weiteren Kreisen begriffen, daß eine sozialistische Organisation der Gesellschaft kein Unternehmen ist, das man heute beschließt, um es morgen auszuführen, sondern daß es sich, selbst wenn man an die Ausführbarkeit noch so fest glaubt, um einen langsamen Entwicklungsprozeß handelt, der nur dann zum Ziele gelangen kann, wenn dies Ziel ohne mechanische Gewalt zu erreichen ist. Björnsterne Björnson hat kürzlich im „Daily Chronicle" auf diese Umwandlung im Wesen der deutschen Sozialdemokratie mit einem Scharfsinn hingewiesen, der beweist, daß der norwegische Dichter auch als politischer Beobachter nicht unterschätzt werden darf. Björnson hob in jenem Artikel zugleich sehr richtig hervor, daß der Sozialismus nicht einmal dann etwas mit Gewalt erreichen würde, wenn er in den Parlamenten die Mehrheit gewänne. Die herrschenden Klassen denken gar nicht daran, vor einer Majorität von sozialistischen Wahlzetteln zu kapituliren. Die Sozialdemokraten werden nur soweit etwas durchsetzen, als sie das öffentliche Empfinden auf ihre Seite bringen; das heißt: soweit sie die

nicht in sozialistischen Parteifesseln liegende öffentliche Meinung für sich gewinnen. Diese öffentliche Meinung, das Gewissen einer Nation, ist heutigen Tages der mächtigste aller politischen Bundesgenossen. Dieser Bundesgenosse wird von allen Seiten auf das Eifrigste umworben. Er scheint sich bald dieser bald jener Partei zuzuwenden, nicht immer der würdigsten. Aber trotz aller gelegentlichen Abweichungen weist die Magnetnadel der öffentlichen Meinung doch immer wieder auf Gerechtigkeit und Billigkeit hin. Das sicherste Mittel, der Sozialdemokratie politische Sympathieen zuzuwenden, bleibt deshalb die Verletzung der Gerechtigkeit zu Ungunsten dieser Partei, die Aufhebung der staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit, die Anwendung gerichtlicher und polizeilicher Chikanen. Die Geschichte der sozialdemokratischen Partei unter dem Sozialistengesetz hat das bis zur Evidenz erwiesen. Ob man dabei eine Rechtsform wählt, die nicht direkt das Odium von Ausnahmegesetzen an der Stirn trägt, ändert sehr wenig an der Sache. Eine Beschränkung der Vereins-, Versammlungs- und Preßfreiheit, die heute etwa durchgesetzt würde, bleibt ein Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie, mag das Rubrum formell lauten, wie es will.

Es wäre mehr als ein politisches Verbrechen, es wäre ein Fehler ersten Ranges, wollte man versuchen, die Sozialdemokratie auf diese Weise zu unterjochen.

Th. Barth.

Agrarpolitische Behauptungen und Thatsachen.

Eins von den agrarischen Axiomen, deren häufige Wiederholung den Beweis ersetzen muß, und zwar das am Hartnäckigsten wiederholte, wird in dem vor nicht langer Zeit erschienenen Jahresbericht der pommerschen ökonomischen Gesellschaft für 1893 dahin formulirt: daß seit geraumer Zeit die Preise der Hauptgetreidearten weit unter dem Niveau der Produktionskosten gelegen hätten, daß die Viehzucht ebenfalls nicht im Stande gewesen sei, die Produktionskosten zu decken, und daß auch in den technischen Nebengewerben bei dem Mangel an ausreichendem Export von Erzielung irgendwie zufriedenstellender Reinerträge nirgendwo die Rede sein können.

Um zu sehen, ob denn das auch wahr ist, darf man zunächst fragen, was das kaiserliche statistische Amt dazu sagt. Aus den Veröffentlichungen dieser Behörde läßt sich mit Hilfe der vier Spezies ermitteln, wie sich seit geraumer Zeit die Erträge der deutschen Ernten von den Hauptgetreidearten und von Kartoffeln ihrem Marktwerthe noch in den einzelnen Jahren zu einander verhalten haben. Werden die in der definitiven Erntestatistik für jedes Jahr als geerntet angegebenen Mengen von Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und Kartoffeln mit dem Durchschnitt der an einem bestimmten Markte, für Gerste in Breslau, für alles andere in Berlin, ermittelten Monatsdurchschnittspreise des entsprechenden Erntejahres (vom 1. August bis 31. Juli) multiplizirt und die Kartoffeln sogar durchweg nur zum Preise der Brennkartoffeln gerechnet, so ergeben sich folgende Verhältnißzahlen:

Erntejahr		Durchschnitt von 3 Jahren
1881/82	Mk. 2 773 021 000	Mk. 2 784 084 000
1882/83	„ 2 924 440 000	
1883/84	„ 2 654 791 000	
1884/85	„ 2 642 130 000	„ 2 584 898 000
1885/86	„ 2 545 143 000	
1886/87	„ 2 567 422 000	
1887/88	„ 2 584 685 000	„ 2 806 287 000
1888/89	„ 2 890 417 000	
1889/90	„ 2 943 759 000	
1890/91	„ 3 636 675 000	„ 3 497 519 000.
1891/92	„ 3 630 361 000	
1892/93	„ 3 225 538 000	

Aus der vorläufigen Erntestatistik für das Jahr 1893, dessen definitive noch aussteht, berechnet sich die Verhältnißzahl für das Erntejahr 1893/94 auf Mk. 3 390 700 000.

Das Verhältniß der Kosten des Einbringens der Ernten zu dem Werthe der letzteren ist wahrscheinlich niemals günstiger gewesen als in den letzten drei Jahren: 1891, weil eine relativ kleine Ernte sehr hohe Preise brachte, 1892 und 93, weil bei großen Erntemengen das Wetter während der Erntezeit nichts zu wünschen übrig ließ. Der weit stärkere Verbrauch von künstlichem Dünger hat die Produktionskosten in den letztgedachten beiden Jahren allerdings, aber auch in überaus lohnender Weise, gesteigert, und zur Anschaffung gleicher Mengen von künstlichen Düngemitteln wäre noch vor wenigen Jahren ein viel höherer Geldbetrag erfordert worden. In Folge der Aufschließung der großen Phosphatläger in Florida ist seit 1890 der Preis des Superphosphats um 36 Mk. für die Tonne zurückgegangen; für den jetzigen Verbrauch Deutschlands an Superphosphat, der auf 600 000 Tonnen jährlich geschätzt wird, bedeutet das eine Ersparniß von fast 22 Mill. Mk.

Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß es vielleicht eine dankbare Aufgabe für Agrikulturchemiker wäre, einmal auszurechnen, um wieviel an phosphorsauren Salzen und Stickstoffverbindungen Deutschland durch die zwei bis drei Millionen Tonnen Getreide, die es jährlich einführt, bereichert wird.

Zur Beurtheilung der Frage, ob der Ackerbau die Produktionskosten zu decken im Stande ist, lieferte die landwirthschaftliche Beilage der „Nordd. Allg. Ztg." vom 22. September d. J. sehr schätzbares Material. Eine durch Moordammkultur in Ackerland verwandelte Fläche von 8½ ha, welche bisher einen Ertrag an Heu von Netto 64 Mk. pro ha geliefert hatte, ergab bei der Ernte von 1893 einen Brutto-Ertrag von 398,5 Mk.; die sämmtlichen Ausgaben betrugen 214,9 Mk., mithin der Reinertrag pro ha 183,6 Mk. Eine andere in gleicher Weise umgewandelte Moorfläche von 6½ ha hatte im Erntejahr 1892/93 bei einem Bruttoertrage von 438 Mk. und 147 Mk. Produktionskosten 291 Mk. pro ha Reinertrag ergeben.

Wie steht es nun um die Behauptung, daß in den technischen Nebengewerben der Landwirthschaft bei dem Mangel an ausreichendem Export von Erzielung irgendwie zufriedenstellender Reinerträge nirgendwo die Rede sein konnte? Abgesehen von Branntwein, dessen Ausfuhr bekanntlich schon seit 1887 stark zurückgegangen ist, betrug Deutschlands Export an Produkten der technischen Nebengewerbe:

	1892	1893	
Kartoffelmehl und Kartoffelstärke	12 853	30 490	Tonnen,
Melasse	63 633	100 429	„
Zucker	607 612	705 638	„

Gegen diese Zahlen und die Dividenden der Rohzuckerfabriken muß man die Augen schon recht fest verschließen, um eine Behauptung wie die obige aufstellen zu können. Noch übler ist es dem Centralorgan der hinterpommerschen Landwirthe mit der Behauptung ergangen, daß die Viehzucht ebenfalls nicht die Produktionskosten habe decken können, indem solche Behauptung durch seine eigenen Spezialberichterstatter größtentheils widerlegt und, wo dies nicht der Fall ist, durch erweislich falsche Angaben gekennzeichnet wird. Man empfängt fast den Eindruck, als hätten Jean qui pleure und Jean qui rit sich in die Rollen getheilt. „Die Schweinezucht und Mästung hat auch im Berichtsjahre wiederum recht befriedigende Resultate aufzuweisen gehabt, — sofern die

Bestände nicht unter Seuchen zu leiden hatten. Die hohen Kartoffel- und Futterpreise des Vorjahres hatten eine zahlreichere Aufstellung von Schweinen, speziell beim kleinen Mann, verhindert, so daß eine starke Nachfrage nach Zucht- und Mastschweinen eintrat, zumal da die Kartoffelernte eine sehr reichliche war". In dem Bericht über Rindviehzucht heißt es, in dem Molkereiwesen habe die Verbesserung der Verkehrswege und der Molkereitechnik seit einigen Jahren erheblichen Wandel geschaffen. Ueberall seien Genossenschaftsmolkereien entstanden, welche den Theilnehmern eine recht gute, theilweise um $^1/_3$—$^1/_2$ gegen früher erhöhte Verwerthung dieser Molkereiprodukte sichern. „Viele züchten wegen der hohen Verwerthung ihrer Milch nicht selbst, sondern rekrutiren sich durch Zukauf." Und der detaillirt mitgetheilte Abschluß des Verbandes von 25 hinterpommerschen Molkereigenossenschaften, der bei einem Jahresumsatz von 4 Millionen Mark eine Verwerthung von mehr als 40 Millionen Liter Milch zu einem Preise von 10,34 Pf. für das Liter berechnet, bestätigt Vorstehendes und zeigt uns ein interessantes und erfreuliches Beispiel derjenigen Art von Selbsthilfe, auf die das Schlußwort des Berichts der pommerschen ökonomischen Gesellschaft, „wer sich selbst hilft, dem hilft Gott" mit Recht Anwendung findet. — In dem Spezialbericht über die Schafzucht gelangt dann wieder Jean qui pleure zum Wort, um auf das Lichtbild von der Lage der Landwirthschaft einen düstern Schatten zu werfen. Der Berichterstatter ehemaliger Jurist und jetzt wortreicher Anwalt eines Einfuhrzolls von 500 Mark für die Tonne Schafwolle, sagt unter Anderem, die Thore Frankreichs und Englands seien dem deutschen Export von Schafen heute verschlossen, Deutschland dagegen sei das Absatzgebiet und der Sammelplatz für das Vieh aus aller Herren Ländern geworden; von der in Deutschland eingeführten gekämmten Wolle kämen $^5/_6$ aus Frankreich, demgegenüber sei die Ausfuhr von gekämmter Wolle aus Deutschland kaum $^1/_6$ der Einfuhr. Das kaiserliche statistische Amt dagegen sagt, aus dem freien Verkehr Deutschlands seien ausgeführt worden:

	1893 Jan./Juni 1894	
nach Frankreich Schafvieh Stück	233 452	163 901
nach England (in Belgien geschlachtet)	52 335	37 296
in den freien Verkehr Deutschlands seien dagegen eingeführt worden	1 915	409,

von den 1893 überhaupt eingeführten 7912 Tonnen gekämmter Wolle seien 1079, also $^1/_8$, aus Frankreich gekommen, und die Ausfuhr gekämmter Wolle aus Deutschland habe 61,3% der Einfuhr betragen. Wer mag nun wohl Recht haben?

Daß aus Deutschland kein Hammel mehr nach Frankreich gehe, wurde schon vor längerer Zeit im Reichstage behauptet und dort alsbald widerlegt. Wir dürfen uns darauf verlassen, daß man ruhig fortfahren wird, dies mit so vielem anderen erwiesen Falschem zu behaupten, sintemal die agrarischen Faiseurs das entschiedene Talent haben, sich zu der Statistik in dasselbe Verhältniß zu stellen, in dem der römische Kaiser Sigismund nach der Chronik zur lateinischen Grammatik gestanden hat. Vor einiger Zeit haben in der Versammlung der oldenburgischen landwirthschaftlichen Gesellschaft fünf Mitglieder — deren eins wir aus sehr verständigen Publikationen zu kennen glauben — einen Antrag unterstützt, dafür zu sorgen, daß die Angaben in den Berichten der Gesellschaft den Thatsachen entsprechen. Den nicht agrarischen Mitgliedern der pommerschen ökonomischen Gesellschaft möchten wir zurufen: Gehet hin und thut desgleichen!

Stettin. Ed. Tiessen.

Berliner Straßenbahnen.

Ein Reisebrief.

Jeder Berliner, den seine diesjährige Sommerreise ein wenig in Deutschland herum und vielleicht auch über die deutsche Grenze hinaus ins nahegelegene Ausland geführt hat, wird sich dem unerfreulichen Eindruck nicht haben entziehen können, daß Berlin in der Entwicklung seiner Straßenbahnen weit hinter der Zeit zurückgeblieben ist.

Eine Revolution hat sich in den letzten Jahren auf dem Gebiet des Straßenbahnwesens durch Einführung des elektrischen Betriebes nicht nur im Auslande, sondern auch auf deutschem Boden vollzogen, und Berlins Straßenbahnen sind davon völlig unberührt geblieben. Ein halbes Hundert europäischer Städte hat in dieser Zeit, ausnahmslos mit vollem Erfolg, einen größeren oder kleineren Theil ihrer Pferdebahnen in elektrische Bahnen umgewandelt. In ungefähr zwanzig größeren, mittleren und selbst kleineren Städten Deutschlands führen bereits jetzt Straßenbahnen mit elektrischem Betriebe durch ganze Stadttheile oder doch bis zu den Mittelpunkten des Verkehrs. In der Reichshauptstadt gibt es noch nicht die kleinste Bahnstrecke mit elektrischem Betrieb. Noch viel schneller hat sich diese Entwicklung in Amerika vollzogen. In Baltimore, das, wenn auch ein hervorragender Seeplatz der Union, doch in keiner Weise mit Berlin zu vergleichen ist, waren im Anfange dieses Jahres 349 Kilometer Straßenbahnen vorhanden, von denen 61 Kilometer mit Kabeln, 230 Kilometer mit Elektrizität und nur 58 Kilometer „vorläufig noch mit Pferden" betrieben wurden. In Berlin haben wir noch nicht einen einzigen Kilometer Straßenbahn mit elektrischem Betriebe!

Der Berliner findet es durchaus in der Ordnung, daß der Provinziale, der die Weltstadt besucht, zu ihren Einrichtungen mit Bewunderung emporblickt, während er selbst auf die Einrichtungen der Provinzstädte als auf ein von Berlin längst überwundenes Stadium der Entwicklung mit Ueberlegenheit herabblickt. Bei den Straßenbahnen liegt es heute geradezu umgekehrt. Der Provinzstädter aus einem großen Theile Nord- und Mitteldeutschlands sieht jetzt verwundert, wie in Berlin die elektrische Bahn, welche er daheim längst als etwas Selbstverständliches betrachtet, noch ein völlig unbekanntes Ding ist, und der Berliner steht in der Provinzstadt mit naivem Staunen vor dem anscheinend von Geisterhand getriebenen Wagen, den er doch die Provinzialen als etwas Alltägliches benutzen sieht. Und dabei handelt es sich, wohlgemerkt, nicht um entbehrliche Luxusbauten, sondern um das für den modernen Stadtverkehr unentbehrlichste Vehikel, dessen Reform wirthschaftlich und gesundheitlich für die ganze Bevölkerung vom höchsten Werthe ist.

Wie hat diese für die Reichshauptstadt geradezu beschämende Verschiebung sich vollziehen können? Denn eine beklagenswerthe Verschiebung hat stattgefunden. Einst marschirte Berlin an der Spitze des Fortschritts im Straßenbahnwesen. Ein vielverzweigtes Pferdebahnnetz ist wohl in keiner anderen deutschen Stadt so schnell zu Stande gekommen wie in Berlin. Um die Stadtbahn wird Berlin noch heute vielfach und mit Recht beneidet. Denn wenn sie auch nur einem beschränkten Theile des Stadtverkehrs dient und ihr Betrieb in letzter Zeit an empfindlichen Mängeln leidet, so ist sie doch noch immer ähnlichen Bahnen in anderen Hauptstädten ebenbürtig oder überlegen. Aber in der Herstellung elektrischer Bahnen hat sich Berlin von Halle, Lübeck, Gera und anderen kleinen Städten überholen lassen.

Man wende nicht ein, daß ja mit größtem Eifer über die zahlreichen Projekte zu elektrischen Hoch- und Untergrund-, Schwebe- und Rutschbahnen verhandelt werde. Jedes dieser Projekte eignet sich seiner technischen Anlage nach nur für gewisse Strecken. Wer einen Blick auf das Netz von städtischen Verkehrslinien wirft, die jetzt in Berlin von den Pferdebahn- und Omnibus-Gesellschaften unterhalten werden, wird sich überzeugen, daß alle diese Hunderte

einzelner Straßen und Straßentheile nicht mit Bahnbauten dieser Art versehen werden können. Den Grundstock des Straßenbahnverkehrs werden immer die Bahnen im Straßenniveau bilden, sie sind das tägliche Brot für den inneren Verkehr der Großstädte. Dies bestätigt auch die Erfahrung anderer Großstädte, in denen über den Untergrund- und unter den Hochbahnen noch zahlreiche Bahnen im Straßenniveau sich hinziehen.

Die Reform des Bahnbetriebes in den Straßen selbst ist deshalb auch die wichtigste Aufgabe. Wie hat ihre Lösung so lange hinausgeschoben werden können, so daß sie auch heute, trotz aller unter- und überirdischer Bahnprojekte, noch gar nicht abzusehen ist? Gewiß haben mancherlei Verhältnisse und Faktoren mitgewirkt, um im Gegensatz zu der frischen Bewegung draußen in Berlin eine Stagnation herbeizuführen und Jahre lang zu konserviren. Von Vielen wird die Hauptschuld den beiden nächstbetheiligten Faktoren, den Behörden und den Unternehmern, zugeschoben. In der That ist in keinem anderen Falle eine so lange Reihe behördlicher Instanzen von den Ministerien und dem Hofkabinet bis zu Magistrat und Stadtverordneten in Verkehrsfragen um ihre Zustimmung zu ersuchen, wie in Berlin. Jede dieser Instanzen wird gewiß glauben, auch den Verkehr im allgemeinen Interesse zu „fördern“. Aber selbst ein ruhiger Beobachter menschlicher Dinge wird vielleicht doch manchmal mehr Hinderung als Förderung zu sehen meinen. Jedenfalls muß derjenige, welcher für Durchführung eines neuen Verkehrsunternehmens mit den Vorschriften, Bedingungen und Prüfungen fertig werden will, die ihm von allen diesen Instanzen auferlegt werden, sich noch mit ganz anderen Dingen ausrüsten als mit dem dreifachen Erz, das Horaz für geringere Fährnisse empfohlen hat. Die Klage, daß das neue Kleinbahngesetz durch die Vielheit der Behörden und Interessenten, deren Mitwirkung obligatorisch ist, dem Bau neuer Bahnen große Schwierigkeiten bereite, ertönt ja auch aus Orten, wo bei Weitem nicht so viele Instanzen mitzusprechen haben, wie in Berlin.

Aber auch die Gesellschaft, welche monopolartig den allergrößten Theil der Berliner Pferdebahnen im Besitz hat, will man für die Verschleppung der Reform verantwortlich machen. Es erscheint so natürlich, daß, wenn eine neue Verkehrseinrichtung zu erproben ist, gerade ein recht großes, zentralisirtes Unternehmen, welches die Probe auf eine seiner Linien beschränken kann, sich an die Spitze stellt, um dem Fortschritt die Bahn zu brechen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß das Gegentheil die Regel bildet, daß gerade die zentralisirten Unternehmen am schwerfälligsten und am letzten auf eine das Alte umstürzende Reform eingehen. Es macht dabei auch keinen Unterschied, ob es sich um eine Staatsanstalt oder eine Erwerbsgesellschaft handelt. Mit einer durchgreifenden Reform der Personentarife könnte in einem Direktionsbezirk der preußischen Staatsbahnen ohne hohes finanzielles Risiko und ohne große betriebstechnische Schwierigkeiten ein Versuch gemacht werden. Er wird nicht gemacht. Mit der seit Jahren an hundert Stellen erprobten elektrischen Bahn mit oberirdischer Stromzuführung hätte die Große Berliner Pferdebahn-Gesellschaft auf einer ihrer Linien längst einen Versuch machen können. Er ist nicht gemacht worden. Das schüchterne Experiment, welches jetzt endlich mit einigen Akkumulatorenwagen auf einer nach Moabit führenden Linie gemacht wird, ist doch einem solchen Versuch nicht gleichzustellen. Es scheint, als ob die individuelle Initiative, die ja doch, wie auch die Form der Verwaltung sein möge, allein den leitenden und schaffenden Geist geben kann, in solchen zentralisirten Unternehmen durch die Wucht des Stoffes niedergehalten würde.

Bei den elektrischen Straßenbahnen hat man auch noch eine andere Erfahrung machen können. Nicht die satten Gesellschaften, welche aus dem einmal bestehenden Pferdebahnbetriebe eine reichliche Verzinsung ihres Anlagekapitals ziehen, sind es gewesen, die die Mühen und Kosten der ersten Experimente mit elektrischem Betriebe getragen haben. Sie haben der sie in ihrem Besitz und in ihrer Bequemlichkeit störenden Neuerung sich, so lange es ging, erwehrt und sind oft endlich nur nothgedrungen zur Reform übergegangen. In manchen und gerade bahnbrechenden Fällen, war es eine nicht günstig situirte Gesellschaft, welche gegen die übermächtige Konkurrenz einer die einträglichsten Linien besitzenden Pferdebahn neue Kraft in der Einführung des elektrischen Betriebes suchte. Lehrreiche Beispiele dafür haben z. B. Halle und Breslau geliefert. Charakteristischer Weise ist es auch in Berlin die von der Großen Berliner Pferdebahn stark bei Seite geschobene und seit einiger Zeit unrentable Berlin-Charlottenburger Pferdebahn-Gesellschaft, welche die vollständige Einführung des elektrischen Betriebes beschlossen hat, sich freilich auch seit Jahren abmüht, alle ihr bereiteten Schwierigkeiten zu überwinden.

Wenn nur einer einzigen Gesellschaft die Möglichkeit geboten worden wäre, in Berlin auf irgend einer Strecke eine Bahn mit elektrischem Betriebe herzustellen, sie würde der neuen Straßenbahn unzweifelhaft einen schnellen und vollständigen Sieg verschafft haben, genau wie es bisher in allen deutschen Städten geschehen ist, wo der Versuch gemacht worden. Aber an dieser Möglichkeit hat es gefehlt. In Berlin bestehen nicht weniger als drei große Firmen, welche nach eigenen Systemen elektrische Bahnen bauen: Die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft, Siemens & Halske und die Union. Alle drei haben ringsum in Deutschland ihre Bahnen mit oberirdischer Stromzuleitung hergestellt; sie haben zum Theil selbst im Auslande Bahnen gebaut oder Verträge für Bahnbauten abgeschlossen. Berlin, der Platz, wo sie ihre Sitze und Werkstätten haben, war ein ihrer Thätigkeit verschlossenes Feld

Die völlige Passivität Berlins gegenüber dem neuesten Verkehrsinstrument, das in den letzten Jahren einen Siegeszug durch Mitteleuropa gehalten, wird freilich auch aus einer ganz anderen Anschauung zu erklären gesucht. Danach hat die überlegene Einsicht der betheiligten Behörden und Bahnverwaltungen die Reichshauptstadt vor einem großen Schaden bewahrt, indem sie die elektrischen Bahnen mit oberirdischer Stromzuleitung von ihren Straßen fernhielt. Nach ihrer Auffassung ist es schlechthin unmöglich, daß Berliner Straßen mit einem Netz von Drähten überzogen werden, welches bei diesem System zur Herstellung des Kontakts mit den auf den Schienen laufenden Wagen nothwendig ist. Für die Reichshauptstadt ist das Beste nur eben gut genug. Um Berlins Straßen vor dieser Verunzierung zu bewahren, muß man warten, bis das System der unterirdischen Stromzuleitung vervollkommnet oder das System der Akkumulatorwagen so verbessert ist, daß es mit Sicherheit angewendet werden kann. Darum gleichviel ob an der ganzen deutschen Küste wie im deutschen Binnenlande die elektrischen Bahnen mit oberirdischer Stromzuleitung wie Pilze aus der Erde wachsen, für Berlin ist Abwarten die einzig richtige Verkehrspolitik. Das ist ja auch das Ergebniß, zu welchem die von der Stadt Berlin nach verschiedenen Städten ausgesandten Kommissionen nach Besichtigung elektrischer Bahnen verschiedener Systeme gekommen sind.

Wenn diese Anschauung das Richtige trifft, so haben alle diejenigen Städte, welche das System der oberirdischen Stromzuleitung angenommen haben, eine große Thorheit begangen, denn eine Zierde der Straßen bildet das in mäßiger Höhe ausgespannte Netz von Drähten in keiner Stadt. Das System der unterirdischen Stromzuleitung, welches den Bau von vollständigen gemauerten Kanälen für die Unterbringung der Leitungen nöthig macht, hat nur in geringem Maße Anwendung gefunden, von europäischen Städten hat es wohl allein und auch nur theilweise Budapest eingeführt. Von technischer Seite werden als Gründe die Kostspieligkeit und die Gefahr häufiger Betriebsstörungen angegeben. Das System der Akkumulatorwagen ist ebenfalls wenig verbreitet. Auf meinen diesjährigen Sommerfahrten habe ich es auf der Strecke Haag—Scheveningen und in Bern kennen gelernt. Auf beiden Linien besteht es schon seit einiger Zeit und funktionirt anscheinend durchaus befriedigend. Aber ähnliche Gründe, wie beim System der

unterirdischen Stromzuleitung, sollen auch seiner Verbreitung sich entgegenstellen.

Wie ist es nun gekommen, daß einzig und allein das unschöne System der oberirdischen Stromzuleitung in vielen Städten angenommen worden ist? Weil man es als das billigste und sicherste erkannt zu haben meint und weil man die Nützlichkeit über die Schönheit stellt. Und — merkwürdig! — in keiner dieser Städte hat man bereut, so gehandelt zu haben, in keiner dieser Städte würde die Bevölkerung wieder auf das schnell beliebt gewordene und viel benutzte Beförderungsmittel verzichten wollen, um die Straßen wieder von dem Drahtgewirr zu befreien, überall ist man vielmehr eifrig an der Arbeit, die elektrischen Bahnlinien immer weiter zu vermehren und auszudehnen. Und doch sind unter diesen Städten manche, alte und neue, die wohl ein Recht haben, auf ihre Straßen etwas zu geben. Wenn irgend eine Stadt in Europa auf die Eleganz ihrer Hauptstraßen und die Pracht ihrer Monumentalbauten stolz sein kann, so ist es Brüssel. In Brüssel sind bereits drei Straßenbahnlinien mit elektrischem Betriebe versehen und die Umwandlung aller Pferdebahnen in elektrische Bahnen wird sich binnen wenigen Jahren vollziehen. In Dresden führt aus dem Centrum der Residenz, vom Fuße der Brühl'schen Terrasse, eine elektrische Bahn nach Blasewitz-Loschwitz durch einen großen Theil eleganter neuer Straßenzüge; kein Bewohner von Elbflorenz wird die Bahn wieder beseitigen wollen. Im alten Lübeck, wo man, wenn irgendwo die Denkmäler einer großen Vergangenheit mit Ehrfurcht respektirt, hat das modernste Bahnsystem eine Stätte gefunden, und im nordischen Nürnberg, in Danzig, wird im nächsten Jahre eine elektrische Bahn von dem Prachtplatz des Langenmarktes ausgehen.

In allen diesen Städten hat die Bevölkerung den hohen Vorzug des neuen Verkehrsmittels sehr schnell schätzen und um dieses Vorzugs willen den unvermeidlichen Nachtheil ertragen gelernt. Die Technik hat es auch verstanden, diesen Nachtheil zu mildern, namentlich durch Verwendung des passendsten Materials die Stärke der Drähte auf das geringste Maß zu bringen und den störenden Eindruck des ganzen Netzes zu vermindern. Es fehlt jeder stichhaltige Grund für die Annahme, daß die Berliner Bevölkerung in ihrer Mehrheit anders urtheilen würde.

Wie schnell der moderne Verkehrsmensch sich selbst an unangenehme oder häßliche Einrichtungen gewöhnt, wenn es sich um eine wahrhaft nützliche Verkehrsverbesserung handelt, habe ich hier in Montreux an mir selbst erfahren. Die wunderbare Uferstrecke des Genfer Sees von Vevey bis Chillon, welche jetzt eine elektrische Bahn befährt, war mir seit langen Jahren besonders werth nicht nur um der Schönheit der Natur, sondern auch um der Erinnerung an eine glückliche Zeit willen, da ich auf diesem paradiesischen Fleckchen Erde Genesung und Kräftigung fand. Als ich jetzt an dieser Stelle zuerst die elektrische Bahn sah, deren Draht- und Röhrennetz in einem überaus schwerfälligen Aufbau auf eisernen Pfählen in den Raum zwischen dem blauen See und dem blauen Himmel hineinragt, erschien mir die Anlage dieser Bahn wie eine Entheiligung, wie die That von Barbaren. Aber ich hatte Gelegenheit die Bahn viel zu benutzen, und nach drei Tagen hatte ich mich an den unschönen Anblick gewöhnt, nach acht Tagen habe ich alle schweizer Behörden gepriesen, den Bundesrath in Bern, den Kantonalrath in Lausanne, alle Polizeipräsidenten, Magistrate und Stadtverordneten der zehn Gemeinden, welche die Bahn durchzieht, daß sie — den Bau dieser Bahn nicht gehindert haben.

In der verschiedenen Behandlung der elektrischen Straßenbahnen kommen prinzipielle und praktische Gegensätze zum Ausdruck. Es ist der Grundgedanke der centralisirenden Organisation, nichts zu thun und prüfend abzuwarten, bis das beste System erfunden ist; es ist der Grundgedanke des volkswirthschaftlichen Individualismus, jede Neuerung, welche einen Fortschritt über den bestehenden Zustand hinaus bedeutet, anzufassen und auszunutzen, auf eigene Gefahr und auf eigene Verantwortung. Wie viele Kulturfortschritte würden niemals sich vollzogen haben, wenn sie erst in einer büreaukratischen Prüfung sich als die besten Systeme hätten erweisen sollen!

Speziell im Verkehrswesen kann die Politik des Abwartens zur schlimmsten Feindin des Fortschritts werden. Wenn man in jeder Stadt Deutschlands so vorsichtig und enthaltsam gewesen wäre, wie in Berlin, so würde es auf deutschem Boden noch heute keine elektrische Bahn geben, ja würden noch heute alle die Erfahrungen im praktischen Betriebe nicht gemacht worden sein, welche jetzt der elektrischen Bahn mit oberirdischer Stromzuleitung ihre überlegene Stellung als zweckmäßigste, wohlfeilste und sicherste Straßenbahn verschafft haben. Berlin hat durch seine passive Haltung nur erreicht, daß es seiner Bevölkerung alle Vortheile des elektrischen Bahnbetriebes bis zur Stunde völlig vorenthalten hat und daß es sich selbst in die der Reichshauptstadt wenig würdige Position gebracht hat, zur Erprobung und Vollendung der großen Reform aus eigenen Kräften nichts, rein gar nichts beigetragen zu haben. Und auf welchen Stand würde die Reichshauptstadt nothwendig heruntergebracht werden, wenn auch in ihren anderen öffentlichen Einrichtungen die Politik der Nichtinitiative und des Abwartens zum leitenden Grundsatz erhoben würde?

Vielleicht hat in unserem Falle auch eine Unterschätzung der Vortheile des elektrischen Betriebes mitgespielt. Sind dieselben doch dem größten Theil der Berliner Bevölkerung praktisch noch völlig unbekannt. Aus einer Denkschrift der Nürnberg-Fürther Straßenbahn und aus einem Bericht, welchen die von der Stadt Danzig entsandte Kommission nach eingehender Besichtigung der elektrischen Bahnen in 9 deutschen Städten — Breslau, Halle, Chemnitz, Dresden, Hannover, Lübeck, Hamburg, Bremen, Dortmund — erstattet hat, sei deshalb hier darüber Folgendes angeführt:

Der elektrische Betrieb erhöht die Sicherheit des öffentlichen Verkehrs auf den Straßen in hohem Maße. Der Lenker des elektrischen Wagens hat nicht sein Augenmerk auf vorgespannte Pferde zu richten, sondern kann ganz und gar seine Aufmerksamkeit der Führung seines Wagens sowie der Sicherheit der Passanten und der ihm begegnenden Fuhrwerke zuwenden. Der Führer des Wagens hat zur Regulirung der Geschwindigkeit und Unterbrechung der Fahrt außer einer Handbremse noch einen elektrischen Bremsapparat zur Verfügung, mittelst dessen er durch einfache Kurbelbewegung den Wagen voll und ganz in seiner Gewalt hat. Durch Umschalten der Kurbel, also unter Anwendung des Gegenstromes, kann nicht allein der Wagen sofort angehalten werden — in einer Entfernung von 2 bis 3 Metern — sondern derselbe kann auch in eine rückläufige Bewegung versetzt werden. Die Regelmäßigkeit des Betriebes wird durch die elektrische Kraft erhöht, die Geschwindigkeit eines elektrischen Wagens kann sich ganz den Verhältnissen anpassen. Verspätungen können durch rascheres Fahren ausgeglichen werden. Es ist leicht, die Fahrtintervalle nach Bedürfniß und nach Wunsch des Publikums zu regeln. In den belebtesten Straßen wird eine größere Geschwindigkeit als beim Pferdebetriebe — circa 10 Kilometer in der Stunde — meist nicht angängig sein, in wenig belebten Straßen und auf Chausseen wird sich die Geschwindigkeit ohne Nachtheile bis auf 20 Kilometer in der Stunde steigern lassen. Bei plötzlich auftretendem Bedürfniß kann der Betrieb verstärkt werden, indem Wagen ohne Motor an den fahrplanmäßigen angehängt werden. Der allgemeine Verkehr wird durch den Fortfall der großen Zahl von Straßenbahnpferden erheblich entlastet. Im Winter kann bei erheblichem Schneefall ein Fegen durch eine elektrisch betriebene Fegemaschine stattfinden, und bei mäßigerem Schneefall bewegt sich der Wagen verhältnißmäßig leicht fort. Die Straßen werden durch die Pferde der Bahn nicht mehr abgenutzt und beschmutzt, der Staub der Straßen verringert sich naturgemäß wesentlich. Ein elektrisch betriebener Wagen verursacht weit weniger Geräusch als ein mit Pferden betriebener Wagen, das nervenerregende Pferdegetrappel verschwindet. Der Aufenthalt in den Wagen ist erheblich angenehmer, namentlich im Sommer, weil die lästigen Ausdünstungen der Pferde

fortfallen. Die Erleuchtung der Wagen geschieht in weit besserer Weise als bisher durch 5, in jedem Wagen an der Decke angebrachte elektrische Glühlampen.

Die Danziger Kommission schloß ihren Bericht mit der Folgerung:

daß die Elektrizität als Betriebsmittel für Straßenbahnen eine Errungenschaft ist, die verdient, lebhaft begrüßt und unterstützt zu werden. Sie muß eine Quelle für den Wohlstand und die Gesundheit unserer städtischen Bevölkerung werden.

Der Bericht wurde in diesem Frühjahr vorgelegt, kurze Zeit darauf wurde die Einführung des elektrischen Betriebes beschlossen und im nächsten Jahre wird auch Danzig seine elektrische Straßenbahn haben — mit oberirdischer Stromzuführung.

Der Vorwurf, der mit Recht gegen die Berliner Straßenbahnpolitik zu erheben ist, wie sie bisher von Behörden und Gesellschaften verfolgt wurde, kann nicht besser formulirt werden, als mit den Worten des Danziger Berichts: daß sie der Berliner Bevölkerung eine Quelle des Wohlstandes und der Gesundheit verschlossen gehalten hat.

Nun, es soll ja anders und besser werden. Schon im nächsten Jahre soll im Norden Berlins eine elektrische Straßenbahn mit oberirdischer Stromzuführung zwischen zwei Vororten vollendet werden, die auch ein Stück Berliner Weichbildes berührt. Vielleicht kommt auch bereits in demselben Jahre die elektrische Bahn durch den Thiergarten, von Charlottenburg bis zum Brandenburger Thor zu Stande, ebenfalls mit oberirdischer Stromzuführung. Das Jahr der Gewerbeausstellung — deren Unternehmern man, wie man auch sonst über den Nutzen von Ausstellungen denken mag, das große Verdienst nicht absprechen kann, in einem Falle der privaten Initiative zu einem gründlichen Siege über den behördlichen Schlendrian verholfen zu haben — das Jahr 1896 wird uns vollends eine aus dem Innern der Stadt nach Treptow führende leibhaftige elektrische Straßenbahn mit oberirdischer Stromzuführung bescheeren. In demselben Jahre wird in der zweiten Stadt des Reichs, in Hamburg, wo schon zwei elektrische Bahnlinien vorhanden sind, der Pferdebetrieb auf dem gesammten Straßenbahnnetz durch elektrischen Betrieb ersetzt sein.

Wann werden wir in Berlin dieses Ziel erreichen?

Montreux, im September 1894.

* * *

Der unlautere Wettbewerb.

Die Heilmittel, welche gegen die Leiden der Industrie empfohlen werden, sind zahllos. Es hat eine Zeit gegeben, in welcher man den Schutzzoll als ein unfehlbares Mittel bezeichnete, um der erdrückenden Konkurrenz des Auslandes ein Ende zu machen. Als die Schutzzölle eingeführt waren, und nichts gefruchtet hatten, glaubte man, der „Schleuderkonkurrenz“ dadurch ein Ende machen zu können, daß man die Wanderlager unterdrückte. Und so löste ein Experiment das andere ab. Augenblicklich setzt man große Hoffnungen auf eine Gesetzgebung über die concurrence déloyale. Das ist ein Wort, welches seinen Ursprung in dem französischen Verkehrsleben hat, und man hat dasselbe bei uns bereits akklimatisirt, indem man es gar artig in „unlauteren Wettbewerb“ übersetzte. Der Staatsminister von Bötticher hat in der letzten Reichstagssession für die nächste einen Gesetzentwurf angekündigt, der civilrechtliche und strafrechtliche Vorschriften gegen den unlauteren Wettbewerb bringen soll und wir werden ja dieser Vorlage nicht entgehen.

Sehr weit ist die Annahme verbreitet, daß die französische Weisheit schon seit langer Zeit bestimmte gesetzliche Vorschriften gegen die concurrence déloyale geschaffen habe und daß wir nicht Besseres thun könnten, als diese französischen Vorschriften in das Deutsche zu übersetzen. Diese Annahme ist irrig. Das französische bürgerliche Gesetzbuch enthält in seinem Artikel 1382 die Bestimmung, welche fast wie ein Gemeinplatz klingt, daß jede menschliche Handlung, durch welche einem anderen ein Schaden verursacht wird, den Urheber der Handlung zum Ersatz verpflichtet. Auf diesem schmalen Grunde ist der Baum erwachsen, den man heute die Gesetzgebung wider die concurrence déloyale nennt.

Selbstverständlich fehlen in Deutschland solche Bestimmungen, die den Artikel 1382 des Code civil entsprechen, nicht. Im preußischen Landrecht Theil I Titel 6 heißt es:

§ 7. Zu einer vollständigen Genugthuung gehört der Ersatz des Schadens und des entgangenen Gewinns.

§ 8. Wer Jemandem ohne Recht Schaden zufügt, der kränkt oder beleidigt denselben.

§ 10. Wer einem Anderen aus Vorsatz oder grobem Versehen beleidigt, muß demselben vollständige Genugthuung leisten.

Aehnliche Vorschriften finden sich im österreichischen und sächsischen Gesetzbuch; das Corpus juris, das in einem großen Theile Deutschlands noch der Rechtsprechung zu Grunde liegt, ist überreich an ähnlichen Aussprüchen. Z. B. Nam id natura aequum est, neminem alterius detrimento filii locupletiorem.

Die französische Gesetzgebung ist alto der deutschen gleich und wenn man das französische Gesetz einfach für Deutschland abschreiben wollte, würde an dem bestehenden Rechtszustand nicht das geringste geändert. Aber trotz der Gleichheit der Gesetzgebung sind die Rechtszustände in Frankreich und Deutschland grundverschieden. Und die Ursache dieser Verschiedenheit liegt in der Rechtsprechung. Die französischen Gerichtshöfe haben aus jener sehr allgemeinen, fast trivial klingenden Bestimmung des Art. 1382 Folgerungen gezogen, die ein deutscher Gerichtshof nie zu ziehen gewagt haben würde. Ein Farina hat ein wohlriechendes Wasser hergestellt; ein anderer ahmt dasselbe nach, nimmt eine gleichgültige Person, welche zufällig den Namen Farina führt, als Gesellschafter an und verkauft sein Fabrikat unter derselben Firmenbezeichnung, unter welcher sich das des ersteren eingebürgert hatte. In Deutschland ist dies ungestört mit so großem Erfolge betrieben worden, daß wir heute dem echten Farina ebenso vergeblich nachforschen, wie dem echten Ringe des Nathan; in Frankreich würde man den ersten Schritt in dieser Richtung gehindert haben. Es fabrizirt Jemand einen Liqueur und bringt ihn in Flaschen von bestimmter eigenthümlicher Form in Verkehr, wie den Benediktiner, die Fabrikate von Rocher Frère; in Frankreich verbietet das Gericht jedem Nachahmer, sich der Flaschen von dieser eigenthümlichen Form zu bedienen; in Deutschland sieht Niemand in dieser Nachahmung der Hülle eine rechtswidrige Handlung. Und solche Fälle lassen sich zu Hunderten anführen.

Ich gehe nun dem Grunde nach, warum sich die französische Gerichtspraxis so anders gestaltet hat, wie in Deutschland. Oder vielmehr den Gründen. Denn es kommen mehrere Umstände zusammen, die die Erscheinung erklären. Zunächst hat der französische Richter in Beziehung auf die Beweiswürdigung von jeher eine freiere Stellung gehabt, welche dem deutschen Richter versagt blieb. Ob der Eine ein Unrecht begangen, ob der Andere einen Schaden erlitten, entschied der französische Richter nach freiem Ermessen; der deutsche Richter war an eine formelle Beweistheorie gebunden. Er mußte seine Urtheilsgründe in eine ähnliche Form bringen, wie den Beweis eines Euklidischen Lehrsatzes. Karl Braun faßte das einmal in die Worte zusammen: „Der deutsche Richter ist verpflichtet, sich dumm zu stellen“. Er mußte so handeln, als ob er nicht wüßte, was Jedermann weiß und nicht begriffe, was Jedermann begreift. Dazu kommt ein Zweites. Wer in Frankreich vor einem Gerichtshofe sein Recht erstritten hat, hat in ganz Frankreich recht. Bei uns war es so, daß der Richter eines deutschen Staates sich nicht um das bekümmerte, was

der Richter eines andern deutschen Staates ausgesprochen hatte, denn jedes deutsche Land war allen andern deutschen Ländern gegenüber Ausland.

Diese beiden Gründe sind jetzt weggefallen. Wir haben eine Prozeßordnung, die der französischen ähnlich ist; wenn der Richter bei freier Würdigung der Beweise findet, daß ein Konkurrent dem anderen durch unlautere Mittel Abbruch gethan, so kann er die Ersatzpflicht aussprechen. Wir haben eine einheitliche Gerichtsorganisation durch ganz Deutschland, an deren Spitze das Reichsgericht steht, welches für eine gleichmäßige Auslegung des Rechtes sorgt. Und trotzdem ist noch kein Gericht dazu übergegangen, einen Schadensersatz wegen unlauteren Wettbewerbs auszusprechen. Ich denke mir, daß der Grund darin liegt, daß die deutschen Gerichte großen Werth auf einen Rechtssatz legen, der freilich in Frankreich ebenso gut gilt, wie bei uns, aber bei uns nachdrücklicher geltend gemacht wird, auf den Satz: Qui suo jure utitur neminem laedit.

Der Zustand, welcher in Frankreich besteht, wird dort allgemein als befriedigend empfunden, und ich finde das sehr erklärlich. Dieser Zustand beruht ausschließlich auf der Rechtsprechung, welche sich allmählich, Hand in Hand mit den Bedürfnissen des Verkehrs und dem allgemeinen Rechtsgefühl entwickelt hat. Nicht der Gesetzgeber hat einige Sätze aufgestellt, die einen mehr oder weniger willkürlichen Charakter tragen, sondern der Richter hat in jedem einzelnen Falle sich klar gemacht, ob ein Mittel der Konkurrenz lauter oder unlauter ist und hat sich von seinem Taktgefühl leiten lassen. Die Judikatur eines Gerichtshofes, die wie ein Baum allmählich wächst, lebt sich in das allgemeine Rechtsgefühl leichter ein, als ein neues Gesetz, das gestern nicht da war und heute mit seinen zahlreichen Paragraphen plötzlich da ist.

Will man die französischen Rechtszustände in Deutschland nachahmen, so genügt es nicht, einen kurzen Satz auszusprechen wie der, auf welchem das französische Recht beruht, sondern man muß eine Fülle von kasuistischen Bestimmungen treffen, von denen dann jede einzelne wieder zu zahlreichen Zweifeln Anlaß gibt. Großer Werth wird in diesem Augenblicke auf den „Schutz der Geschäfts- und Fabrikationsgeheimnisse“ gelegt. Ohne Zweifel handelt derjenige in hohem Grade unsittlich, der das Geheimniß eines Anderen mit unerlaubten Mitteln ausspäht und davon zu seinem Vortheil Gebrauch macht. Was aber ist ein Geheimniß? Ja, das ist ein Geheimniß, denn Niemand vermag es zu sagen. Gar Mancher hält für sein Geheimniß, was thatsächlich ein öffentliches Geheimniß ist. Ob ein Rezept für die Bereitung von eau de Cologne ein Fabrikationsgeheimniß ist, oder ob es mit Hilfe einiger chemischen und pharmazeutischen Lehrbücher jeder herstellen kann, wird sehr zweifelhaft sein. Man mag das Gesetz formuliren wie man will, man wird niemals hindern können, daß das Gesetz von denen ausgebeutet wird, die unlautere Absichten hegen und ihren Konkurrenten den lauteren Wettbewerb erschweren wollen. Von einem solchen Gesetze ist als Folge eine maßlose Vermehrung der Prozesse und eine Erhöhung der Rechtsunsicherheit vorauszusehen. Man will den unlauteren Wettbewerb treffen, was sehr wünschenswerth wäre; und wird vermuthlich die rechtliche und nützliche Konkurrenz treffen, was sehr bedauerlich sein würde.

Alexander Meyer.

Wilhelm Müller.

Zum hundertjährigen Geburtstage.

Es gibt ein schlichtes Bild von Thoma: eine deutsche Waldlandschaft, den Hügel hinan steigt ein Wanderer, das Bündel auf dem Rücken, den Stab in der Hand. Eine Fülle verwandter Farben, Töne und Gestalten zaubert das Bild vor die Seele. Ich höre Schubert'sche Wandermelodien, das geheimnißvolle Rauschen und Raunen des Schwindt'schen Märchenwaldes umweht mich und die Welt Uhland's, Eichendorff's, Wilhelm Müller's wird lebendig.

Moderne reizbare Feinfühligkeit, die auf die differenzirtesten Nüancen lauscht, Empfindungen und Gefühle sezirt und analysirt und sich dabei müd' und matt sinnt, taucht gern für Momente zurück in jene Epoche der einfachen Töne, der frommen Einfalt, des kinderseligen Märchens, der ungemischten Gefühle, wie sie bei diesen Dichtern leben.

Der Großstadtrythmus ist dem Modernen schmerzliches Bedürfniß, er hängt mit tausend Fäden an den neuen Stimmungen und der neuen Dichtung, der das Zeitalter der Technik, des elektrischen Lichtes und der Eisenbahn seinen Stempel aufgedrückt hat. Und doch scheint es dem Kontrastverlangenden reizvoll, sich aus der Eisenbahnpoesie zurückzuträumen in jene ruhigere Zeit der Posthornpoesie.

Ihr typischer Vertreter ist Wilhelm Müller, bei Uhland überwiegt das Balladeske und bei Eichendorff wird die klare deutsche Waldeslust zu oft durch mystisch katholisches Dämmern getrübt. Wilhelm Müller ist rein lyrisch, er hat die Seele der deutschen Landschaft in ihrer schlichten Innigkeit tief erfaßt, er versteht das Waldweben und die Sprache der Vögel; die Bäche murmeln ihm Geschichten zu, er träumt mit offenen Augen unter der Linde und alles in ihm ist Liebe, Sehnsucht und Treue.

Das deutsche Volkslied, das durch des Knaben Wunderhorn neu erweckt war, hatte tausend schlummernde Saiten erklingen lassen und seinen Tönen eiferte man nach.

Die Standesunterschiede schwanden, das Volksthümliche ist das Poetische, hieß es; beim Volk muß man die Poesie aufsuchen, auf die Lieder der Soldaten, Handwerksburschen, Landleute lauschen.

Ihnen legte man nun auch selbstgedichtete Lieder in den Mund.

Wilhelm Müller ließ den rheinischen Handwerksburschen zum Thore hinausziehen in die Maienlust. Die Vögel fliegen über ihn hin. Von der Bergschenke schmettert das Horn des Postillions. Ueber der Thür des Kruges schwankt lustig im Morgenwind der grüne Kranz. Drinnen aber klingen hell zwei Gläser aneinander mit Rheinwein gefüllt. Und die da anstoßen, haben sich vorher nie gesehen. Aber ein Blick ins Auge hat ihnen gesagt, daß sie Beide das Gleiche in Herz und Gedanken tragen:

„Hei, was die Becher klangen,
Wie brannte Hand in Hand:
„Es lebe die Liebste deine,
Herzbruder im Vaterland.“ —

Rheinwein, Wandern und Liebe das kehrt immer wieder.

Die Anakreontik ist hier neu lebendig geworden, aber nicht jene trockene Anakreontik des 18. Jahrhunderts, deren Barden öffentlich Wein sangen und heimlich Wasser tranken, sondern echt erlebte und echt empfundene Rebenseligkeit.

Die Rheinweinwelt geht duftend und prangend in ihnen auf. Die goldenen Trauben nicken in den grünen Strom hernieder. Die Wogen rauschen. Der Mond wirft eine leuchtende Brücke über sie und bestrahlt die bekränzten Fässer vor der Schenke zu Bacharach, wo die schlanke Kellnerin mit der Kanne sich unter den Gästen tummelt. Des Hammers Schlag auf der Tonne wird von den Liedern übertönt. Man singt den Preis des „Eilfers“, die durstige Mär vom „Est Est“ und das jubelnd dahin stürmende „Meine Mus' ist gegangen in des Schenken sein Haus.“

Und auch die trübe öde Stimmung des einsamen Zechers, der als letzter Gast, da sich der Schwarm verlaufen hat, nun ganz einsam bei schwach flackernder Leuchte aus dem Hause scheidet, hat ergreifend schlichten Ausdruck gefunden . . .

Wandern und Liebe sind die Grundtöne in den Müllerliedern.

Hier ist als Gegenstück zur deutschen Weinlandschaft die deutsche Liedeslandschaft. Die Linden mit ihren Herzblättern überschatten den Wanderburschen, der dem mur-

melnden Bächlein durch die Wälder, durch die Auen folgt, bis er zur Mühle kommt, die aus den Erlen herausblickt. Die schöne Müllerin schließt die Laden auf und blickt in den hellen Morgen. In den blanken Scheiben spiegelt sich die helle Sonne. Die Liebesgeschichte ist einfach und unkomplizirt. Er gewinnt sie. Sie aber kann die Treue nicht halten. Der Jäger kommt als Dritter hinzu. Sie steht am Thor mit langem Halse und sieht dem schmucken Grünrock nach. Der mehlbestaubte Gesell ist vergessen. Der Mühlbach wiegt ihn zur Ruhe.

Für unser Wirklichkeitsgefühl haben diese Personen in ihrem Aeußeren freilich etwas Kostümirtes. Das Innerliche aber, das hier zum Ausdruck kommt, die Gefühle sind so echt, so ungemacht, sie haben eine so einfach schlichte Herzensform gefunden, daß sie auch zu Herzen gehen. Ebenso wie die Lieder jenes anderen tief ergreifenden Cyklus der „Winterreise" mit ihrem einsamen Abschied auf schneeigem festgefrorenen Boden . . . die kalten Winde heulen durch die Nacht, die Thräne friert auf der Wange, der Lindenbaum am Brunnen vor dem Thore mahnt an vergangene schönere Zeit, und ein einsamer Mann wandert hinaus aus der Stadt der Unbeständigkeit, ohne Ziel hinaus ins Dunkel auf müden Sohlen, mit müdem Herzen. — In diesem Cyklus ist nichts Kostümirtes. Hier ist nur reine echte Gefühlspoesie, von jeder Sentimentalität weit fern, wunderbar vertieft durch die Winterstimmung. —

Wie Müller die Melancholie des Winters getroffen, so fand er auch für Frühlingserwachen den Ton. Das zu beweisen, braucht man nur drei Liederanfänge zu nennen, die jeder kennt:

„Die Fenster auf, die Herzen auf" . . . „Wer hat die weißen Tücher gebreitet über das Land" . . . „Wer schlägt so rasch an die Fenster mir mit schwanken grünen Zweigen". —

Alle diese Lieder haben in ihrem Ausdruck etwas Musikalisches. Müller sagte selbst darüber: Ich kann weder spielen noch singen, und wenn ich dichte, so singe ich doch und spiele auch. Wenn ich die Weisen von mir geben könnte, so würden meine Lieder besser gefallen als jetzt. Aber getrost, es kann sich ja eine gleich gestimmte Seele finden, die die Weisen aus den Worten heraushorcht und sie mir zurückgibt". Sie hat sich gefunden, diese gleichgestimmte Seele in Franz Schubert. Und durch ihn ist Wilhelm Müllers Liedern das Goethewort in Erfüllung gegangen: „nur nicht lesen, immer singen". Die Schwab'sche Ausgabe der Werke nimmt wohl selten noch Jemand zur Hand, aber aus dem Schubertalbum und dem Kommersbuch spricht der Dichter lebendig und gegenwärtig zu uns. Und wie er das Herz des Volkes getroffen hat, geht daraus hervor, daß viele seiner Gedichte ohne den Namen des Verfassers wie Volkslieder in aller Munde sind. Sie leben im Gesang . . .

* * *

Wilhelm Müller ist am 7. Oktober 1794 in Dessau geboren. Sein Leben war nicht bewegt. In Berlin hat er Philologie studirt und sein volles Herz der Wiedererweckung des deutschen Alterthums geöffnet. Er kam in die litterarischen Kreise der Hauptstadt. Er verkehrte in dem kleinen von Lindenbäumen umschatteten Hause der Frau Hensel an der Linden- und Markgrafenstraßenecke. Frau Hensel war die Mutter des Malers Wilhelm Hensel und jener seltsamen Luise, einer echten Tochter der Romantik, die sich später tief in die Mystik verlor und in des unstäten Clemens Brentano unstätem Leben eine Rolle spielte. Man sah sich auch im Salon des Kriminalraths Hitzig, wo Callot Hoffmann, groteske Grimassen schneidend, auf und ab ging, und die steife Grandezza des donquichotesken Fouqué sich zu den Jüngeren herabließ.

Donnerstag Abends war lyrisches Kränzchen beim Staatsrath Stägemann. Hier verkehrten die Brüder Gerlach, Ferdinand von Bülow, Graf Gneisenau, der Generalstabschef Blücher's. Man stellte sich gegenseitig poetische Aufgaben, die bis zum nächsten Mal gelöst werden mußten. So entstanden unter anderen die „Müllerlieder". Der Dichter war damals ein zarter fast mädchenhafter Jüngling, mit glänzenden Augen und blonden Locken über der Stirn. Als er Fouqué vorgestellt wurde, erröthete er schämig.

In die Stille der Zeit hinein scholl der Aufruf zu den Befreiungskriegen, und eines Tages schrieb Wilhelm Müller in sein Collegheft: „Heute hörte Böckh zu lesen auf, morgen marschiren wir nach Paris." Er hat sich wie Eichendorff und Körner tapfer geschlagen, aber seine Lieder blieben weich. Nach dem Krieg ließ die Uneinigkeit im Vaterland keine Freude an patriotischer Dichtung in ihm aufkommen. Wie voll sein Herz von Freiheitsgefühl war, sollte sich dichterisch erst später zeigen. Das große Ereigniß seines Lebens wurde ihm jetzt seine italienische Reise, deren Frucht das Buch „Rom, Römer und Römerinnen" ist. Wilhelm Müller geht als Romantiker durch Italien. Er flieht das Moderne und sucht das Mittelalter. Er spürt den Volksbüchern nach und horcht in der Osteria auf die Volkslieder.

Er freut sich, daß die Bevölkerung noch nicht verbildet ist, daß die Handwerker auf den Straßen arbeiten, daß der Geist der neuen Zeit noch nicht aufklärerisch hier eingedrungen.

Als der Dichter aus Rom zurückkehrte, erhielt er in seiner Vaterstadt Amt und Stellung. Er wurde Lehrer und Bibliothekar und lebte hier in stiller Ehe mit einer Enkelin Basedow's.

In diesen ruhigen Erdenwinkel drang die Nachricht von den griechischen Freiheitskämpfen. Und die Kunde von dem Heldenmuth, mit dem die Hellenen das alte Joch zerbrachen, erregte Müller im Innersten. Und er, dessen Gedichte von den deutschen Freiheitskämpfen nichts wissen, der, wenn er auch als Soldat tapfer gekämpft hatte, als Dichter sich doch aus der umengenden Gegenwart in ein poetisches Bimini geflüchtet und mit seinen Vaganten singend durch Wälder gestreift war, in die kein rauher Kanonenschuß hinein drang, er vergaß jetzt leises Flehen, süßes Wimmern, als Hellas sich erhob. Die berauschend große Vergangenheit des Volkes, die klangvollen Namen, die zahllosen Erinnerungen des Alterthums weckten und alte Ruhmesthaten neu lebendig machten; die ideale Ferne, die alles Niedrige und Kleinliche abstreifend nur das Hohe, Schöne hervorleuchten ließ, weckten in dem weichen Liedersänger einen Tyrtaeos.

Im vollen Strom ergießen sich jetzt Freiheits- und Siegeshymnen von hinreißender Gewalt. Eine Herbheit und ein grimmer grausamer Zorn, eine heiße Unerbittlichkeit spricht aus manchen, die man nie bei dem Dichter der Müllerlieder vermuthet hätte, und die an Heinrich von Kleist gemahnt.

Wie eisern und markig klingt spartanischer Mutterstolz und Muttertrotz aus der „Mainottin", die wuchtig anhebt: „ich habe sieben Söhne aus meiner Brust gesäugt" . . . und ausgeht, Steine zu sammeln, sie zu schleudern auf den ersten feigen Knecht, der ohne Blut und Wunde besiegt nach Hause kehrt.

Wie ist der Ton fanatischer Wuth getroffen, die Frauen und Kinder erfüllt. Türkenschädel soll der Eidam als Mitgift bringen und auf Türkenköpfe statt auf Scheiben sollen die Knaben schießen. Um die Gefallenen wird nicht geklagt. Seine Todten mag der Feind betrauern, sie bekränzen den gefällten Helden, der dahingestreckt liegt, „sieben Wunden vor der Stirne und drei Wunden auf der Brust, in der Faust das rothe Eisen und im Auge Siegeslust" mit Rosengewinden und senken ihn in die offenen Moale „Rosenkeime, daß sie einst aus seinem Hügel sprießen im Eurotasthal". Und als Lord Byron seine heiße Seele in Griechenland ausgehaucht und von Missolunghis Mauern siebenunddreißig Kanonenschüsse seiner Lebensjahre Zahl und Ende verkündeten, sang ihm Wilhelm Müller klagend und feurig zugleich eine Threnodie nach: „Einen Fall im Siegestaumel auf den Mauern von Byzanz, Eine Krone dir zu Füßen, auf dem Haupt der Freiheit Kranz". —

Ihm selbst aber ward kein Triumphtod zu theil. Er starb ruhig und still, wie er gelebt. An einem Herbstabend des Jahres 1827 trugen sie ihn bei Fackelschein und dem Klang von Friedrich Schneider's Melodien hinaus. Das

Grab auf dem alten Friedhof deckt ein Stein mit einer Leyer. Durch die Saiten zieht sich eine Rolle mit der Inschrift „Griechenland“.

Inmitten der Stadt aber erhebt sich auf rothem Marmorsockel sein Denkmal mit Lorbeer, Eichenlaub und Rosen umwunden. Der Marmor ist vom Taygetus und Griechenland hat ihn dem Andenken seines Dichters geweiht.

Felix Poppenberg.

Von der Wiener Naturforscherversammlung.

Wenn es stets nicht gerade zu den leichten Aufgaben gehört, über einen wissenschaftlichen Kongreß Mittheilungen zu machen, von dessen ganzem Verlaufe der Berichterstatter ja doch in jedem Falle nur eine bruchstückweise Kenntniß besitzen kann, so steigert sich diese Schwierigkeit noch beträchtlich, wenn es sich um eine solche Versammlung in einer der modernen Riesenstädte handelt. So klagte man seinerzeit über den Berliner Naturforschertag, während dessen viele Mitglieder, die sich auf ein gegenseitiges Wiedersehen gefreut hatten, einander gar nicht zu Gesicht bekamen, und ähnlich war es auch diesmal wieder in Wien. Gearbeitet wurde trotzdem sehr tüchtig, und Referent wenigstens kann sich keiner Naturforscherversammlung erinnern, während welcher in den Sitzungen der Abtheilungen eine gleich stattliche Anzahl von Vorträgen angekündigt — und auch gehalten worden wäre. Daß die Auswahl der Theilnehmer, wie immer, ein regionales Gepräge trug, kann nicht verwundern, denn es ist von jeher so gewesen; wie im vergangenen Jahre zu Nürnberg die Bayern, so stellten diesmal die Oesterreicher ein sehr starkes Kontingent, was aber manchem reichsdeutschen Gelehrten nur lieb war, weil er endlich die Fachgenossen von drüben einmal kennen lernen konnte.

Die Anordnung des Ganzen litt einigermaßen unter dem Umstande, daß man auf eine so ausgiebige Betheiligung — rund 4000 — nicht gerechnet hatte. So erwiesen sich die gewählten Lokalitäten vielfach als zu klein; sei es, daß es sich um wissenschaftliche Veranstaltungen, sei es, daß es sich um solche des Vergnügens handelte. Auf diese letzteren wurde jedoch sehr mit Recht weniger Gewicht gelegt, als es sonst wohl ab und zu geschehen war, und man hatte ja auch nicht die Zeit, die Stadt an der schönen blauen Donau von dieser ihrer geschichtlich berühmtesten Seite kennen zu lernen. Als der Glanzpunkt muß zweifellos der Empfang in den Prachträumen des neuen Rathhauses angesehen werden, bei welcher Gelegenheit sich die Wiener Gastfreundschaft in so urkräftiger Weise äußerte, daß nach den verbürgten Aussagen von solchen, welche bis zum Schlusse aushielten, eine stattliche Liste von „Schwerverwundeten“ zu verzeichnen gewesen sein soll, doch standen dieselben sämmtlich nächsten Tages wieder in Reih und Glied. Auch der Stellvertreter des Kaisers empfing die Naturforscher und Aerzte in der Hofburg. Ausflüge wurden in größerer Zahl unternommen: nach Baden, nach Klosterneuburg, auf den Semmering, nach dem Kahlenberge. Die letztgenannte Exkursion hatte den Nachtheil, daß bei ihrer Festsetzung zu wenig Rücksicht auf den Lauf der Sonne genommen war. Bis fünf Uhr dauerten die Sektionssitzungen, eine starke Stunde nahm die Fahrt als solche in Anspruch, und als man endlich die berühmte Aussichtswarte erreichte, hatte sich das Tagesgestirn schon lange genug empfohlen, so daß man höchstens noch einige Lichter Wiens durch den Nebel flimmern sah. Derartige kleine Störungen hatten jedoch ersichtlich auf die Stimmung der Mitglieder nicht den mindesten Einfluß. Insbesondere war die naturforschende Damenwelt erbaut von der liebenswürdigen Aufnahme, welche dieselbe bei dem — nach Art des Nürnberger Vorbildes ins Leben gerufenen — Ausschusse der Wiener Frauen und Fräulein gefunden hatte. Auch beschränkte sich diese Aufnahme nicht nur auf die Darbietung kulinarischer und musikalischer Genüsse, sondern es wurden den Fremden auch die wissenschaftlichen Institute der Stadt, vor allem die nie genug zu bewundernden Hofmuseen gezeigt, und zwar unter fachkundiger Leitung. Referent hat dabei eine junge Doktorin aus Bayern über die Zusammensetzung der Meteorsteine mit soviel Enthusiasmus und Sachkenntniß sich aussprechen hören, daß er nicht umhin kann, der ihm unbekannten Cicerone das allerbeste Zeugniß auszustellen.

Sämmtliche Fachabtheilungen hatten ihren Sitz in der Universität, so daß mithin ein Uebergang von der einen Sektion zur anderen räumlich leicht zu bewerkstelligen war. Leider ließ sich dies aber nicht so leicht machen, wie es wohl Vielen willkommen gewesen wäre und allüberall vernahm man Klagen darüber, daß das Zusammentagen verwandter Abtheilungen nicht vermieden war. Gewiß ist der gewaltige wissenschaftliche Fortschritt unserer Tage in erster Linie bedingt durch das System der Arbeitstheilung, welches wir mehr und mehr im einzelnen auszugestalten bestrebt sind, allein dieser glänzenden Medaille fehlt eben doch auch nicht eine recht ernste Kehrseite. Nicht weniger als 40 (!) Sektionen hatten sich in Wien konstituirt und nur ausnahmsweise ist es gelungen, kombinirte Sitzungen verschiedener Abtheilungen zu Stande zu bringen. Wahrlich, man möchte mit einem leichten Anfluge von Neid zurückdenken an die erste Naturforscherversammlung in Wien, welche mit fünf Fachkongregationen auskam. Damals war es noch im Bereiche der Möglichkeit gelegen, einen ziemlichen Theil des ganzen zeitgenössischen Wissens in einer Person vereinigt zu sehen, und es wäre sicherlich nicht vom Uebel, wenn auch heutigen Tages noch Naturen, wie A. v. Humboldt, unserer Gelehrtenwelt angehörten. Eine Verminderung der Zahl der Abtheilungen wird ja wohl nicht thunlich sein, aber darauf möge doch der Vorstand der Gesellschaft, der sich soeben durch Neuwahlen regenerirt hat, sein Augenmerk lenken, daß gewisse Sektionen sich mit der Zeit ihrer Tagung danach richten können, wann die Schwestersektionen arbeiten. Der Astronom soll zum Physiker, der Geologe soll zum Mineralogen, der Hygieniker soll zum Therapeuten kommen dürfen und umgekehrt. Wird nicht in diesem Sinne eine Abhilfe geschaffen, so steht ernstlich zu befürchten, daß die segensreiche Institution des Naturforschertages für so manchen viel von ihrer Anziehungskraft verlieren wird.

In den Gängen der Hochschule war auch die einen spezifisch Wiener Charakter tragende und eben deshalb in ihrer Art höchst bemerkenswerthe wissenschaftliche Ausstellung untergebracht. Auch ihr gegenüber mußte man bedauern, nicht mehr freie Zeit zu seiner Verfügung zu haben, und da ein guter gedruckter Katalog dazu vorliegt, so mag hier eine nähere Beschreibung unterbleiben. Nur dessen sei gedacht, daß durch die Mühwaltung Professor Puschmann's, des trefflichen Wiener Vertreters der Geschichte der Medizin, eine Sammlung von Instrumenten und Abbildungen zusammengebracht war, welche eine vollständige Orientirung darüber ermöglicht, wie der Arzt der römischen Kaiserzeit sich heranbildete und alsdann in seinem Fache thätig war.

Um das Geschäftliche gleich vorwegzunehmen, erwähnen wir ferner, daß die Versammlung die vorläufigen Beschlüsse ihres „wissenschaftlichen Ausschusses“ vollinhaltlich sich aneignete. Geheimrath Wislicenus in Leipzig, der bekannte Chemiker, hatte in dankenswerther Weise bei verschiedenen Städten Umfrage gehalten, ob sie etwa geneigt wären, die Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte in einem der nächsten Jahre „in ihre Mauern“ aufzunehmen. Diese Erkundigungen hatten zur Folge, daß Lübeck zum Orte der Tagung für 1895 bestimmt ward; als Geschäftsführer haben Senator Bremer, der persönlich seine Bereitwilligkeit erklärte, und praktischer Arzt Dr. Eschenburg zu fungiren. Später sollen dann Darmstadt, Braunschweig, Würzburg und Leipzig an die Reihe kommen.

Nunmehr ist es an der Zeit, den drei öffentlichen Sitzungen näher zu treten, um welche sich das größere Publikum, der stillen Wirksamkeit der in den Sektionen thätigen Spezialisten entrückt, vorwiegend zu bekümmern pflegt. Ueber diesen Sitzungen waltete insofern ein gewisser

Unstern, als der Saal des Künstlerhauses, in architektonischer Beziehung ein Meisterwerk und auch ziemlich geräumig, gar keine gute Akustik besitzt. Verschiedene der offiziellen Redner waren nicht mit einem Organe ausgestattet, welches diesen Mangel auszugleichen vermocht hätte, und so blieb das, was sie sagten, einem nicht unerheblichen Theile der Versammelten ganz und gar unverständlich. Zumeist gilt dies von dem ersten Geschäftsführer, dem Botaniker Hofrath Kerner v. Marilaun, und man muß dies bedauern, denn seine historischen Ausführungen über die beiden Kongresse, welche schon je einmal (1832 und 1856) in Wien zusammengetreten waren, hätten viel Interesse für weitere Kreise gehabt. Beiläufig bemerkt, kann namentlich die Wichtigkeit der erst-erwähnten Tagung kaum hoch genug angeschlagen werden, denn daß das reaktionäre Wien die theilweise sehr fortschrittlichen Naturforscher „aus dem Reiche" zu sich einlud, war damals ein politisches Ereigniß allerersten Ranges, und merkwürdig genug war es auch, daß der allgewaltige Staatskanzler Fürst v. Metternich an den Sektionssitzungen theil nahm und eine Anregung zur Herstellung geognostischer Karten in international übereinstimmend geregelter Farbenbezeichnung gab — eine der besten Ideen, welche er jemals hatte.

Nach Herrn v. Kerner sprach als Begrüßender der Unterrichtsminister v. Madeyski, dessen vorzügliche, durch die leichte slavische Accentuirung nur noch mehr gehobene Diktion den Saal bis in die fernsten Ecken beherrschte. Auch sachlich wird man der Rede zustimmen können. Der Minister warf nämlich die Frage auf, ob nicht durch das rapide Fortschreiten gerade der Naturwissenschaften dem Materialismus in die Hände gearbeitet und der Menschheit der Glaube an die alten Ideale geraubt werden möchte; er beantwortete diese Frage dahin, daß vorübergehend wohl solche unerfreuliche Erscheinungen hervortreten könnten, in letzter Instanz aber doch der Idealismus den Sieg davontragen werde. Klar und vernehmlich war auch die Stimme des in dieser seiner Stellung noch ziemlich jugendlichen ersten Bürgermeisters Dr. Grübl, der in leicht erklärlicher Weise die Errungenschaften seiner Stadt auf dem Gebiete der Verschönerung und Assanirung hervorhob und dabei der angewandten Naturwissenschaft, ohne deren Hilfe dieses Ziel nicht zu erreichen gewesen wäre, den Tribut seines Dankes zollte. In schöner und feinsinniger Form feierte endlich der zeitige Vorsitzende, Professor Dr. E. Sueß, die Verdienste der beiden großen Männer, welche die Lehre von der Naturerkenntniß im verwichenen Jahre aus den Reihen ihrer Vorkämpfer scheiden sah, die Verdienste von Hyrtl und Helmholtz. Sehr mit Fug wies Sueß auf das in beiden Männern so ungewöhnlich stark entwickelte künstlerische Element hin, indem er zugleich an Dante und Goethe, als an kongeniale Persönlichkeiten, erinnerte. Der Wittwe des Geheimrathes v. Helmholtz wurde seitens der Versammlung ein Beileidstelegramm übermittelt, auf welches in Bälde die Antwort einlangte.

Den ersten der sieben allgemeinen Vorträge hielt Geheimrath v. Leyden (Berlin), doch ging die Rede auch für die Nähersitzenden zum großen Theile leider verloren. Als Gegenstand hatte sich der berühmte Kliniker den Wiener Mediziner G. v. Swieten auserwählt, der als Maria Theresia's Leibarzt die medizinischen und philosophischen Studien an der Universität Wien einer grundstürzenden Reform unterzog, indessen beschränkte sich der Vortrag nicht auf diese eine Person, sondern es wurden auch deren unmittelbare Nachfolger mit in den Kreis der Erörterung gezogen, zumal der wackere De Haen, welcher die althergebrachte Scholastik aus dem Lehrgange der künftigen Aerzte kräftig hinausfegte und hinsichtlich der Einführung eines geordneten klinischen Unterrichtes eine wesentliche Rolle spielte. Es wäre demzufolge ein anderer Titel des Vortrages wohl zutreffender gewesen, etwa der: die ältere exakt-medizinische Wiener Schule. Auf Leyden folgte Prof. Dr. Mach (Prag), in dem die jüngere Generation einen der feinsten Denker und Experimentatoren verehrt. Er hatte angekündigt, daß er „über ein erkenntnißtheoretisches Thema" sprechen wolle, und in der That wußte er die Grundprobleme, von welchen jeder Fortschritt im Bereiche der Naturlehre sich abhängig erweist, mustergültig präzis zu behandeln, obwohl, wie nicht geleugnet werden soll, von Seiten einzelner Zuhörer geklagt ward, daß ihnen der Vortragende harte Nüsse zu knacken aufgegeben habe. Der „Vergleich", so erfuhr man, sei es, welcher, in der richtigen Weise angestellt, die Gewinnung neuer Gesichtspunkte herbeiführe. Nach Robert Mayer hatte das Blut, welches er als niederländischer Schiffsarzt bei Aderlässen fließen sah, soweit der Augenschein ergab, eine andere Färbung als dasjenige, mit welchem er vorher in Europa bei ähnlichen Veranlassungen Bekanntschaft gemacht hatte — gewiß eine unscheinbare Wahrnehmung, die aber dem Manne, welcher den Sachverhalt bis in seine entlegensten Konsequenzen überdachte, zuletzt zur Entdeckung eines Prinzipes verhalf, welches demnächst Helmholtz und Joule mit ganz anderen Mitteln ihrerseits auffinden und strenge beweisen sollten, des Prinzipes von der Erhaltung der Kraft. Prof. Mach ließ sich dann auf eine nähere Bestimmung dessen ein, was in naturwissenschaftlichen Dingen „Vorstellung" und „Begriff" bedeuten, und schlug seine Brücke von den empirischen Wissenszweigen hinüber zur Philosophie. Wir werden sehen, daß auch in den nächstfolgenden Vorträgen dieser Unionsgedanke, für den ja auch Helmholtz während seiner ganzen Lebensarbeit Propaganda gemacht hat, uns zu wiederholten Malen von Neuem, und in neuer Beleuchtung, begegnet.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

S. Günther.

Wildenbruch's „Schwester-Seele".

Als nach den Siegen des Jahres 1870 die fremden Milliarden in das Land kamen, da erstand überall rastlos, phantastisch und wagemuthig das tolle Treiben, dem man den Namen Gründerthum gegeben hat. Man hastete neuen Plänen und Unternehmungen zu, und das Geheimniß des Goldmachens schien entdeckt zu sein. Es war als schritte Fortuna durch das Land und hinter ihr drein drängten die Glückhungrigen. Ein jeder Stein verwandelte sich unter ihrer Berührung in Gold, um nachher wieder als Stein, schmutzig und grau, am Wegrand zu liegen —: Ernst von Wildenbruch's Dichtung hat viel von dem Gepräge dieser Zeit behalten, deren Eindrücke für den Dichter selbst entscheidende waren. Er sucht rastlos, er greift vieles an, aber er erwärmt es nicht recht. Er möchte alles in Gold wandeln, aber er vergoldet nicht im Feuer der Liebe.

Wildenbruch's neuem Roman „Schwester-Seele"*) wird wiederum reicher äußerer Erfolg zu theil werden. Denn er ist spannend und blendend geschrieben. Wildenbruch's Freunde aber, fürchte ich, werden betrübt den Kopf dazu schütteln. Denn es ist ein Buch ohne die rechte, künstlerische Liebe.

Wildenbruch's „Schwester-Seele" ist ein Künstlerroman wie es seine „Eiserne Liebe" gewesen. Diesmal aber ist es ein Dichter, der eine der Hauptrollen agirt. Aber hätte er ihm nicht das Erbe Diderot's, den alten, tintenbeklecksten Schlafrock angezogen, ließe er ihn nicht in einem Zimmerchen nach hinten hinaus mit wunderbarer Aussicht auf einen Strom wohnen, schickte er ihm nicht von Zeit zu Zeit Depeschen über errungene Theatererfolge, so würde wohl niemand in ihm den echten Dichter vermuthen. Denn er hat so garnichts von einem Künstlertemperament, wie Tasso etwa. Er hat nur eine rege, sei es gewaltige Phantasie und er sitzt wie ein Lohnschreiber die Nächte auf, um ihren Eingebungen zu lauschen und sie niederzuschreiben. Motive und Gestalten strömen ihm im Ueberfluß zu, aber sein dichterisches Schaffen scheint sich darauf zu beschränken, sie zu registriren. Es drängt ihn von dem einen zum andern, aber er trägt seine Gestalten nicht im Herzen, er hat nicht die hingebende Künstlerliebe, die den Gebilden

*) Stuttgart 1894. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

erst das rechte Leben leiht. „Treu- Lieb ist Dichters Phantasie."

Auch Wildenbruch kann so erscheinen. Er ist manchmal wie ein reicher Mann, dem die Schätze von allen Seiten zuströmen, der aber nicht im Stande ist, sie alle für die eine köstliche Perle hinzugeben. Ein kluger Gärtner schneidet die unteren Triebe des Baumes ab, damit die Krone reich und voll gedeihe. Wildenbruch läßt alles neben- und durcheinander sprießen. Sein neuer Roman „Schwester-Seele" ist ein Buch verkümmerter Motive; verkümmert, weil ihnen der Sonnenschein gefehlt hat, die Liebe.

„Schwester-Seele!" — Es ist ein bestimmtes Bild, welches das Motiv der Schwesterliebe heraufbeschwört. Das Bild eines Mädchens, das sich liebend zu bethätigen sehnt, und Niemand hat als nur den Bruder, für den es sorgen und sich mühen könnte. Es ist eine stille Liebe, die für sich nichts fordert, als ein Gewährenlassen und ein dankbares Lächeln; dienend und opferfreudig, wie ein Vorfrühling der Mutterliebe. „Gott und unsere Herzen die weinen zusammen", sagt Schwesterchen zum Brüderchen im Grimm'schen Märchen.

Ein uraltes Märchenmotiv ist die Schwesterliebe. Als die kleine Schwester erfährt, daß sie unschuldig die Ursache gewesen ist, daß ihre sieben Brüder in Raben verwandelt worden sind, da macht sie sich auf den Weg, die Brüder zu suchen. Sie kommt bis an das Ende der Welt, bis an den Glasberg, in dem sie gefangen gehalten werden. Aber den Schlüssel, den ihr die Sterne gaben, hat sie verloren. Da hackt sie sich ihren Finger ab und steckt ihn in das Schloß. So öffnet sie den Berg und befreit die Brüder. Wie ist das alles innerlich wahr!

Und wie gewaltthätig hat Wildenbruch das Motiv der Schwesterliebe verwendet! Freda Röhring hat ihr stolzes jungfräuliches Herz an ihren Bruder gehängt. Er ist ihr ganzer Ehrgeiz, und aus dem Jungen soll ein großer Dichter werden. Er übernimmt es auf ihren Rath einen Prolog zu schreiben, aber er bringt es nicht zu Stande. Er geht zu dem großen Dichter des Romans, läßt sich den Prolog schenken und giebt ihn als sein Werk aus. Von Stund an haßt die Schwester den Dichter, weil er stärker ist als ihr geliebter Bruder. Den aber unterstützt sie in dem Betruge. Es ist freilich wahr, es giebt eine Liebe, die erst durch die Schuld die Weihe der Kraft erhält.

Und ein anderes Motiv klingt an. Der Bruder hat durch fremdes Werk Ruhm und Ehre gewonnen, der Urheber des Werkes geht leer aus. Aber gerade weil der Dichter, die eigene Schöpfung mißachtend, sie an den anderen weggeworfen hatte, mußte dem der Ruhm zu einem Nessusgewande werden, wenn anders die Lösung der Konflikte eine innerliche hätte sein sollen. Aber auch dieses Motiv hat Wildenbruch nach seiner Art nur theatralisch wirkungsvoll angeschlagen, um es dann achtlos fallen zu lassen und neuen Motiven nachzujagen. Ist das Reichthum oder ist es diesmal Armuth?

Die Künstlerliebe, die sich an eines hängt und eines zu ergründen sucht, die da sehend macht, wo andere achtlos vorübergehen, sie ist es, die Wildenbruch in diesem Buche fehlt. Er versteht sich leider oft besser auf den Brustton, als auf den Herzenston! Deshalb versagte ihm in diesem Roman sein Können da am ärgsten, wo er sich als Dichter der Liebe versucht. Das Hauptmotiv seines neuen Romans ist ein Liebesmotiv: Pathos und Theatralik legen sich wie kalter Reif auf die Liebe jenes Dichters zu Freda Röhring.

Und immer stellt sich die häßliche und brutale Schwester, die Sinnlichkeit, ein, wenn Wildenbruch die Liebe ruft. Es ist ganz eigenthümlich, Wildenbruch sieht nie, daß die beiden ganz eins sein können wie Leib und Seele, wie zwei Töne, die sich in einem einzigen volleren Klange vermählen. Er sieht nie, daß es eine Sinnlichkeit giebt, die von der Liebe geadelt wird und die wiederum die Liebe adelt. Die schöne Sinnlichkeit eines Goethe, eines Anzengruber ist ihm fremd. Die Sinnlichkeit ist ihm ein häßlicher, struppiger Köter, der beißt. Und den er doch immer streichelt und liebkost, weil er ihn braucht.

Das ist die Entwicklung des Liebesmotivs in Wildenbruch's neuem Roman: Freda Röhring, eine herbe, jungfräulich-kühle Natur, meidet und haßt den Dichter, weil sie seine echte und wahre Liebe für unwürdige Sinnlichkeit hält. In Monte Carlo sodann wird sie von der niederen Sinnlichkeit eines Spielers von Profession wenn nicht beschmutzt, so doch berührt. Und so reift ihr Herz der Liebe. Sie verlobt sich mit dem Dichter, zuerst um das Gefühl des Verunreinigtseins los zu werden. Dann aber erkennt sie seinen Werth und ihr kaltes Herz entflammt. Man braucht das alles nur klar und schlicht hinzustellen, um die innere Unwahrscheinlichkeit der Vorgänge anzudeuten.

Wie kann eine jungfräuliche, herbe, eine reine Natur Liebe für unlautere Sinnlichkeit mißkennen? Es lohnt der Mühe nachzuweisen, wie Wildenbruch das „motivirt". Der Dichter ist am Fenster vorübergegangen, an dem sie sitzt, und da ist sein Blick zu ihr „hinübergeschossen". Sie zürnt deswegen, ihr Blut „siedet und wallt". Sie geht in ihr Schlafzimmer, um sich für eine Gesellschaft umzukleiden. Sie wechselt die Strümpfe und setzt dabei den nackten Fuß auf das Bärenfell vor ihrem Bett. „Wie ein selbständiges Wesen begann der nackte Fuß in dem Bärenfell umherzuspielen, mit lüsternem Behagen sich einwühlend in den warmen, dichten Pelz". Dann setzt sie den Fuß auf den Kopf des Bären, und da ist ihr, „als thäte sich der Rachen des Ungeheuers gierig begehrlich auf". Und nun wird ihr der Mann, der sie begehrend angeblickt hat, zu dem gierigen Ungeheuer, auf dessen Kopf sie tritt. Und sie wird sich ihrer Kraft bewußt, und Delikategefühle überkommen sie. Schlußfolgerung: „Thörin, die sie war! Wo hatte sie die Männer denn bisher gesucht? Da oben in der reinen Höhe des Gedankens, während sie da unten zu finden waren, in der dunstigen Tiefe des Verlangens". (?) Und so ist nicht etwa nur die eine Motivirung in dem Buche, derart sind sie zumeist.

Es ist das eben die Poesie des glänzenden äußeren Erfolges. Draußen Gold, und immer mehr Gold, und eine Scene glänzender als die andere, und im Innern ein kranker Fleck. Davon ganz zu geschweigen, daß die innere Unwahrscheinlichkeit noch durch eine Fülle äußerer Unmöglichkeiten erkauft ist! Und daß der Roman in einem Stil geschrieben ist, der sich etwa in dem Satze charakterisirt: „ihre starke Seele stand auf und biß die Zähne aufeinander". Wildenbruch's neuer Roman ist ein Werk, das traurig stimmt. Traurig deshalb, weil der Dichter damit seinen eigenen früheren Schöpfungen zu nahe tritt. Und weil seiner Kunst der Künstler hingebende Liebe versagte. „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz, oder eine klingende Schelle". . . .

Ernst Heilborn.

Theater.

(Königl. Schauspiele: „Ungerathene Kinder.")

Die Première eines Stücks von Paul Lindau im Königlichen Schauspielhause war vor 15 oder 20 Jahren für die Berliner Gesellschaft so sehr ein Ereigniß, daß alle unbefugten Billethändler den Verfasser der „Maria und Magdalena" für einen Genius hielten. Man sprach von diesen Stücken, wie man heute von Sudermann und Charleys Tante spricht. Man sprach um so lebhafter, je auffälliger sich „der ungezogene Liebling der Grazien" in der Gesellschaft bewegte, je mehr er durch seine unvergleichlich geselligen Talente, bald Gamin, bald Bel esprit, diese Gesellschaft zu unterhalten wußte.

Von diesen geselligen Talenten ging auch seine schriftstellerische Begabung aus. Seinen höchst pikanten und auch charmanten Causeurton übertrug er auf seine Feuilletons in der „Gegenwart“, wo er entweder die Fabel eines Dramas mit liebenswürdiger Breite ausplauderte, oder irgend einen lyrischen Schmetterling zumeist weiblichen Geschlechts auf die Nadel seines nicht allzu ernst gemeinten Spottes spießte.

Aber es kam die Zeit der hohen Theatertantièmen, und Paul Lindau wollte sich nicht mehr damit begnügen, sein blinkendes Licht im Wochenblättchen leuchten zu lassen. Er fing an, seine leichtfertigen Witzchen und sein hübsches Verhältniß zur deutschen Sprache in Theaterstücken zusammenzufassen, und Herr von Hülsen, um nach einer oft bewährten Methode den argen Spötter zu beschwichtigen, lieh ihm für diese geistige Akrobatik die königliche Bühne. Streng blickende Kritiker gingen auf den Mummenschanz ein, und Karl Frenzel rief unter kleinen Vorbehalten: „dies ist Geist von unserem Geist.“

Wir haben nun dieser Tage zweimal Gelegenheit gehabt, diesen Geist auf seine Dauerbarkeit zu prüfen. „Ein Erfolg“, jenes Lustspiel, das anfangs für ein Pasquill gehalten wurde und später für Lindau's bestes Stück, kam uns im Berliner Theater (Direktion Blumenthal) wieder einmal vor Augen; und am 3. Oktober wurde nach langer Zeit wieder einmal im Königlichen Schauspielhaus „der neuste Lindau“ gegeben: ein leider vieraktiges Lustspiel „Ungerathene Kinder“.

Im Genre ist Paul Lindau sich treu geblieben. Hier wie dort der völlige Verzicht darauf, an die künstlich erzeugten Begebenheiten und Personen den Maßstab des Menschenmöglichen anzulegen. Wir sehen modische Gewänder vor uns, hören Menschenstimmen, von Zeit zu Zeit fällt ein gutgestelltes Schlaglicht auf irgend eine Einrichtung des Lebens; aber immer wieder fährt eine dreiste Hand dazwischen und stellt, wie ein Knabe beim Spiel, alles wieder auf den Kopf. Ueberall fühlt man, wie wenig ernst es dem Verfasser um die Gegenstände seiner Darstellung ist und wie bei dieser Purzelbaumdramatik alles auf eine Spielerei hinausläuft. Man sollte meinen, ein schärferer Wind, der jetzt durch unsere Bühnenkunst weht, müßte diese Seifenblasen längst vertrieben haben. Aber es geschieht das Interessante, daß die alten Blasen noch immer schillern und schimmern, während die neuen im Entstehen zerplatzen. Die kecke Laune, die im „Erfolg“ vorherrscht, fesselt das Publikum an die Unglaublichkeiten dieses Stückes noch heute, trotz verändertem Geschmack. In dem neuen Stück sind die Unglaublichkeiten geblieben, aber die kecke Laune, das Beste, was Lindau besaß, hat einer gequälten Lustigkeit Platz gemacht, von der sich auch die begnügten Stammgäste des Schauspielhauses auf die Länge nicht fesseln ließen.

„Ungerathene Kinder“ enthält eine Ironie im Titel. Die Kinder sind nur allzu wohlgerathen. Offenbar kennt Lindau einen flotten Papa, der sich über seinen philiströsen Sohn ärgert. Dieses Motiv hat ihn gereizt. Aber er ist in fortwährender Verlegenheit, wie er dieses Motiv ausbeuten soll. Es wird seitens des Vaters immer wieder dieselbe Klage geführt, seitens des Sohnes immer wieder dieselbe Gesittetheit bekannt. Die Sache wird noch dadurch monotoner, daß neben dem Duckmäuser Sohn noch eine Duckmäuserin Tochter über ihr Ach ja! Ach nein! erst hinauskommt, als sie für den Pastor ihres Herzens eintritt. Dieser Pastor, semmelblond, Sprachreiniger, Schwülstling, von Herrn Vollmer als ein vergnügtes Scheusälchen gegeben, ist eine Possenfigur von unanständiger Plumpheit. Daß er richtig am Ende des zweiten Aktes das in Lindau'schen Stücken nie fehlende Gedicht eines Anderen (diesmal eins von Storm) deklamirte, ist doch wohl Lindau'sche Selbstironie und, so verstanden, der „Ungerathenen Kinder“ einzig guter Witz.

Ein schwach Begonnenes schließt trostlos öde; die Aufführung im Schauspielhause stand dem Mätzchen so verlegen gegenüber, daß man an die trübsten Zeiten des Hülsenregiments erinnert wurde. In diese allgemeine Verpupptheit brachte nur eine sanfte, blonde Debütantin, Elise Sauer, etwas frelischen Odem.

Paul Schlenther.

Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 und 1871. Von Karl Zeltz. Mit 180 Illustrationen von C. Starke-Weimar und einer Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes. Altenburg. 1893. Stephan Geibel.

Das Werk, von dem gegenwärtig bereits eine zweite Auflage erscheint, entstammt der Feder des ehemaligen Reichstagsabgeordneten für Meiningen Karl Zeltz. Es ist eine sehr wirksame Erzählung ausgestandener Strapazen und bestandener Kämpfe. Wirksam nicht in dem Sinne, wie etwa Wereschagin's „Kriegskorrespondent“ oder die Memoiren des Generals Marbot wirksam sind — dazu ist das Werk nicht künstlerisch genug gestaltet — dagegen in anderer Art packend. Schon die Perspektive ist eine andere, als die der russischen und der französischen Kriegserzählung. Marbot schildert uns die Abenteuer eines Offiziers der Napoleonischen Epoche, der in der Nähe des Kaisers und als Adjudant berühmter Marschälle — Lannes, Masséna u. s. w. — Europa von einem Schlachtfelde zum anderen durchwandert, Wunder der Tapferkeit — manche, um mit Fritz Reuter zu reden, „lögenhaft to vertellen“ — verrichtet, um dann mit zahlreichen Narben bedeckt, der lauschenden Nachwelt die wundersame Mär des Napoleonischen Schlachtenruhms zu verkünden. Wereschagin's Erzählung ist mehr Roman als Bericht, tendenzlös und melancholisch. Die Schrecknisse des Kriegs — des russisch-türkischen Kriegs — werden von dem Verfasser hier litterarisch ähnlich behandelt, wie das malerisch auf seinen bekannten Bildern vorher geschehen war. Zeltz' Kriegserzählung bezeichnet ein ganz anderes Genre. Es ist der gemeine Soldat, der zu Wort kommt, der Kriegsfreiwillige, dem es zunächst recht schwer wird, unter die Vaterlandsvertheidiger eingereiht zu werden, der noch völlig unausgebildet mit ins Feld rückt und der sich erst vor dem Feinde in das Soldatenschicksal einlebt. Er thut seine Schuldigkeit, er zeichnet sich aus, aber er theilt als einfacher Soldat alle Leiden und Freuden des gemeinen Mannes. Die heroischen Thaten des großen Krieges, an denen der Kriegsfreiwillige Theil genommen hat, werden anschaulich geschildert; aber noch anschaulicher das Drum und Dran: die endlosen Märsche, die erbärmlichen Quartiere, Hunger und Durst und Kälte und Krankheit. Der Verfasser schenkt uns nichts und so kehren dieselben Scenen gar häufig wieder. Aber trotz dieser Mängel in der Komposition wirkt die Erzählung im Ganzen äußerst lebendig. Dabei steckt viel Frische und Humor in dem Buche. Der Humor ist nicht durchweg von der ausgewähltesten Sorte, aber er paßt in das naturalistische Gesammtbild hinein.

Jedenfalls ist das Buch ein werthvoller Beitrag zur Erkenntniß: wie es im Kriege zugeht; oder wenigstens wie es im Kriege 1870/71 zuging. Ein heutiger europäischer Krieg würde wahrscheinlich in mancher Beziehung ein anderes Gesicht zeigen, wenngleich die Grundzüge des Krieges und insbesondere das Elend, das jeden Kriegsruhm begleitet, im Wesentlichen stets dieselben bleiben werden.

B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 2. Berlin, den 13. Oktober 1894. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Was wollen jene, welche den Ansturm gegen den Grafen Caprivi leiten? Angeblich nichts weiter, als daß irgend etwas gegen die Sozialdemokratie geschieht.

Fragte man Wochen hindurch einige der am lautesten schreienden nationalliberalen Blätter, was geschehen solle, so erwiderten sie, daß die Regierung dies sagen müsse, während eine Partei zweifellos das Recht habe, dümmer als eine Regierung zu sein. Als die Berufung auf diese bescheidene Eigenschaft allmählich in ihrer Bescheidenheit anfing lächerlich zu werden, wurde man langsam dahin gedrängt, wenigstens einige konkrete Vorschläge zu machen; und nachdem man ein paar Wochen hindurch riesige rettende Thaten gegen die Sozialdemokratie von der Regierung verlangt hatte, kam man schließlich dazu, selbst einige gesetzgeberische Mäuse zu gebären. Es tauchte das Verlangen auf nach einer Aenderung des § 130 des Strafgesetzbuches, und ähnlich dieser Aenderung sollten noch ein paar weitere winzige Nädelchen gespitzt werden, um dem sozialdemokratischen Elephanten ernstlich zu Leide zu gehen; man muß es aussprechen, das Mißverhältniß zwischen solchen Ansprüchen an die gesetzgeberische Intelligenz der Regierung und solchen Leistungen der eigenen Intelligenz verräth eine völlige Impotenz, die mit großen und gespreizten Worten gar nicht zu verdecken ist.

Welche Aufnahme hätte nun ein Vorgehen der Regierung in der Richtung kleinlicher Verschärfungen des Strafgesetzbuches seitens des Reichstages zu erfahren? Was geschieht, wenn die Regierung den Pfad betritt, auf den sie ein Theil der nationalliberalen Presse unter höherer Leitung drängen will?

So lange man von rettenden Thaten im Allgemeinen sprach, bei denen jeder sich etwas anderes Großes dachte, konnte eine gewisse erwartungsvolle Kampfesstimmung gegen die Sozialdemokraten erzeugt werden, und wenn nun die Regierung solche gesetzgeberischen Sächelchen wie die angepriesenen, sich von guten Freunden in die Tasche schieben läßt, um sie vor versammeltem Reichstage alsdann aus der Tasche herauszuziehen und in vollem Tageslicht zu produziren, so werden zwei Empfindungen in diesem Augenblick ganz unzweifelhaft erzeugt werden. Voll Hohn und zwar voll berechtigtem Hohn wird die Sozialdemokratie ausrufen: Nachdem sich die Regierung und die bürgerlichen Parteien ihre erfindungsreichen Köpfe zerbrochen haben, wollen sie uns durch diese dünnen Bindfädchen fesseln, während das Tau des Sozialistengesetzes wirkungslos war; die paar wunde Stellen, die uns mit diesen Paragraphen gerieben werden, können wir gerade gebrauchen, um die kriegerische Stimmung der Unseren aufrecht zu erhalten; und dieser Hohn erzeugt ihnen neue selbstbewußte Kraft. Die anderen Parteien werden die entgegengesetzten Empfindungen haben; die Enttäuschung, welche heute die nationalliberalen Vorschläge erzeugen, kehrt dann verstärkt wieder und wendet sich verstärkt gegen die Regierung, die nicht einmal in der glücklichen Lage ist, gleich einer Tageszeitung zu sagen: die schönsten Vorschläge, die wir haben, sagen wir Niemandem. Das Stück beginnt also mit siegesgewissem Hohn hier, mit Verdutztsein und zerfahrener Niedergeschlagenheit dort.

Und nun kommt die zweite Scene. Wir nehmen das Unwahrscheinlichste zuerst an. Es sollen schließlich mit Ach und Krach irgend welche lumpigen Verschärfungen, die den Kampf verbittern, aber gar keine Bedeutung für die Entscheidung haben, gegen die Sozialdemokraten im Reichstag angenommen worden sein. Dann bricht in kürzester Zeit der Ruf aus, die Sache genügt nicht, und daß solche Maßregeln wirkungslos für den gewollten Zweck sind, ist ja mit Sicherheit nach den Erfahrungen der Vergangenheit vorauszusehen. Mithin das Verlangen nach weiteren Verschärfungen. Nachdem den ersten Theil des Weges gefällige Nationalliberale geebnet haben, beginnt nun die Arbeit der „Kreuzzeitung“. Die sagt schon heute mit kluger politischer Vorausberechnung:

„Daß die Konservativen ... sich für eine Vorlage gegen die Umsturzbestrebungen keineswegs begeistern. Ihnen steht in diesem Sinne etwas ganz anderes vor Augen, wenn sie auch nicht in Abrede stellen, daß

Maßregeln polizeilicher Natur . . . als Hilfsmittel zweiten Ranges eine Rolle spielen können; was wir wollen, ist ebenfalls Kampf, aber Kampf im positiven Sinne für Religion, Sitte und Ordnung mit den Mitteln einer ernst gemeinten durchgreifenden Sozialreform im christlichen Sinne."

Und dann wird bei dieser späteren Biegung des Weges, wo in die Puttkamer-Stöcker'sche Richtung eingelenkt werden soll, Graf Caprivi den Stoß in die Grube erhalten.

Viel wahrscheinlicher ist aber eine weit raschere Katastrophe. Mit wessen Hilfe soll denn die Regierung überhaupt ihre Fracht ans Ufer bringen. Die Freisinnigen werden für solchen gesetzgeberischen Humbug nicht zu haben sein. Es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß auch unter den Nationalliberalen gleiche Anschauungen nicht ausgestorben sind; anderen Nationalliberalen wird es die Regierung, sie mache es, wie sie wolle, niemals recht machen; das Centrum ist in seinen einflußreichsten Blättern der „Germania", der „Kölnischen Volkszeitung" gegen derartige Kurpfuschereien und vor allem, wenn man argwöhnt, daß das zweifelhafte Pulver von nationalliberalen Apothekern zu geheimnißvollen Zwecken gemischt ist, und die „Kreuzzeitung" schreibt ja, daß „die Konservativen sich für eine Vorlage gegen die Umsturzbestrebungen keineswegs begeistern." Also das wahrscheinlichste ist, daß die Regierung an dem Leitseil falscher Biedermänner und naiver Aengstlinge zu einem vollständigen Fiasko hingeführt wird. Solcher Ansicht ist auch der konservative „Reichsbote". Dann endet dieser Anlauf zur Bekämpfung der Sozialdemokraten mit einem nicht bedeutungslosen Triumph eben jener Sozialdemokraten.

Eine Regierung kann ein solches Fiasko in solcher Frage natürlich nicht einstecken; ihre guten Freunde werden auch nicht zögern, ihr in Kübeln das Wort Unfähigkeit über den Kopf zu gießen. Dann kann Graf Caprivi sich gleich empfehlen, und die betheiligten Entrepreneure können sogleich den Versuch machen, dem Kaiser ihren Ministerkandidaten aufzudrängen. Oder es muß der den Staat tief erschütternde Versuch einer Reichstagsauflösung gemacht werden, bei der Graf Caprivi überhaupt nur eine Niederlage erleiden kann; denn der Sieg einer nationalliberalen und konservativen Koalition wäre erst recht seine Niederlage, und dann freilich käme wiederum das so erwünschte Ministerpräsentiren bei der Krone in Frage.

Und in diese Situation ist Deutschland hineingetrieben worden, nicht durch eine unablenkbare Strömung der Entwicklung unserer öffentlichen Zustände, sondern durch Intriguanten, welche die Aengstlichkeit einiger Theile der Bourgeoisie ausbeuten; die Genasführten bringen, wie so oft, durch ihre blinde Angst den Staat in die Nähe ernster Erschütterungen, während sie vor ganz imaginären Erschütterungen zu fliehen wähnen.

Wie geschickt aber auch die Fäden gesponnen sind, gewonnen ist das Spiel noch nicht.

Wir glauben, daß innerhalb der Regierung mit dem Plane seit längerer Zeit umgegangen worden ist, einzelne Strafbestimmungen unter Umständen schärfer zu formuliren. Schwerlich wäre ein solches Vorgehen zu irgend einer Zeit zweckmäßig gewesen; aber ein solcher Versuch hätte sachlich in ruhiger Zeit diskutirt werden können, ohne tiefgehende Erschütterungen. Da hiermit den berechnenden Gegnern der Regierung nicht gedient war, so kamen sie den Regierungsvorschlägen, die sie genügend kannten, mit ihrem Polen- und Sozialdemokratenskandal zuvor. Ohne selbst auch nur den Fetzen eines ernsten Planes zu zeigen, schraubten sie die Anforderungen an die Rettereigenschaften der Regierung so hoch, daß diese, sobald sie sich überhaupt auf irgend welche gesetzgeberischen Vorschläge einläßt, mit ihren Plänen unter allen Umständen als zu leicht befunden und von Schwierigkeit zu Schwierigkeit bis in den Abgrund gedrängt werden wird.

Also fort mit allen Vorschlägen und hervor mit der kraftvollen Erklärung, daß die Regierung — wie es der Wahrheit entspricht — stark genug ist, um ihre Pflichten zu erfüllen; denn wichtiger als das Drehen von Zwirnsfäden zur Fesselung der Sozialdemokraten ist es heute, jenen Biedermännern das Spiel zu verderben, die in ihrer staatserhaltenden Fürsorge Krone, Regierung und Bevölkerung in die ernstesten politischen Kämpfe hineinverwickeln möchten.

Im ungarischen Oberhause hat die Regierung bei Vertretung der kirchenpolitischen Vorlagen einige Niederlagen und einige Siege errungen. Das Civilehegesetz mit allen seinen nothwendigen Ergänzungen ist glücklich im Hafen und die jetzt abgelehnten Gesetze über die Rezeption der Juden und über die freie Religionsübung werden schließlich auch über die Klippe gebracht werden, zumal das Ministerium durch die Vorlage eines sehr günstigen Budgets seinen Rückhalt im Unterhause wesentlich befestigt hat.

Vorschulen und Privatschulen.

Erst vor wenigen Wochen hat „Die Nation" (in Nr. 48 ihres 11. Jahrgangs vom 1. September 1894) einem Artikel über die allgemeine Volksschule ihre Spalten geöffnet. Dabei ist der Verfasser desselben, Herr J. Tews, mit so zwingenden Gründen für diese eingetreten, daß es überflüssig erscheinen könnte, wenn ich heute noch einmal, und zwar in demselben Sinn wie er, darauf zurückkomme. Allein die Frage ist inzwischen auch politisch bedeutsam in den Vordergrund gerückt worden, und so ist es vielleicht doch nicht so unberechtigt, wenn ich sie neuerdings aufgreife und ausschließlich vom pädagogischen Standpunkt aus erörtere.

Pädagogisch heißt für mich freilich sozialpädagogisch; eine andere Pädagogik kennen wir Modernen nicht mehr; und so liegen auch mir die sozialen Erwägungen am nächsten, wie sie Herr Tews bei seinem Eintreten für die allgemeine Volksschule vorangestellt hat. Vorschulen sind Kastenschulen. Historisch sind sie allerdings im Zusammenhang mit der rückläufigen Bewegung der vierziger und fünfziger Jahre auch auf dem Gebiet des Volksschulwesens in größerer Zahl entstanden; heute sind sie zwar nicht mehr politisch reaktionär, aber durch und durch antisozial. Unterrichtsgegenstände und Unterrichtsmethode sind ja im wesentlichen dieselben wie in der Volksschule. Also ist es lediglich die Scheu vor der Berührung ihrer Kinder mit den Knaben und Mädchen aus dem Volk, den Arbeiter- und Proletarierkindern, was sie den bessersituirten Eltern empfiehlt und als nothwendig erscheinen läßt, während die staatlichen und städtischen Behörden den Zuschuß willkommen heißen, den diese Schulen durch die von ihnen nicht vollständig aufgezehrten Schulgeldeinnahmen zur Unterhaltung der höheren Schulen beizusteuern pflegen. Das Recht zu solchen Sparsamkeitserwägungen fällt aber in dem Augenblick dahin, wo die Einrichtung als eine pädagogisch fehlerhafte erkannt wird. Und das ist sie; ja sie ist mehr als das, sie ist unmoralisch. Allerdings nicht in den Augen des Verfassers einer Abhandlung über die Vorschulen in einer bekannten pädagogischen Encyklopädie, der noch im Jahre 1887 schreibt: „jene, welche ihre Urtheilsgründe (gegen die Existenzberechtigung der Vorschulen) einem der Erziehungskunst fremden (? dem sozialpädagogischen!) Gebiete entnehmen und überdies die gottverordneten Verschiedenheiten der Berufs- und Besitzgrade leugnen, verdienen hier überhaupt keine Antwort." Einem solch' frommergebenen laisser faire gegenüber sind wir vielmehr der Meinung, daß es gar nichts Gottwohlgefälliges, sondern ein recht Unsittliches sei, seine Kinder so zu erziehen, daß sie um des Besitzes willen, den sie nicht erworben haben, oder um des Ranges und der Stellung willen, die sie einzunehmen kein Recht haben, sich über andere Kinder erheben und von ihnen als die besseren absondern. Und es ist dies ein geradezu gemeinschädliches Thun in einer Zeit, wo alles darauf ankommt, durch Hervorkehrung des allgemein Menschlichen und durch Ueberbrückung und Ausfüllung sozialer Abgründe und Risse die Gesundung unseres Volkslebens anzubahnen und herbeizuführen. Und doch liegen der Einrichtung und Benützung der Vorschulen, wenn auch dem Einzelnen vielfach unbewußt, solche übeln Motive und Tendenzen kastenartiger Absonderung der Reichen und Vornehmen von frühester Kindheit an zu Grunde, und die schlimme Verwechslung von Besserhaben und Bessersein wird durch sie

mit Nothwendigkeit in den Herzen und Köpfen der so exklusiv behandelten Kinder großgezogen.

Und so ist es denn eine Forderung jeder wahrhaft humanen Pädagogik, daß eine nicht zu kurze Zeit hindurch die Kinder aller Stände und Klassen auf Einer Schulbank zusammensitzen, ihre ersten öffentlichen Interessen, das sind aber die der Schule, mit ihren sämmtlichen Altersgenossen theilen und ein gemeinsames Leben der Arbeit und der Erholung, des Gehorsams und der losen Streiche mit ihnen führen. Es ist freilich bestritten und angezweifelt worden, ob der erstrebte Effekt einer gewissen idealen Ausgleichung der Standes- und Vermögensunterschiede dadurch wirklich erreicht werde. Zur Beseitigung dieses Zweifels läge mir die Berufung auf eigene persönliche Erfahrung und glückliche in der Volksschule verbrachte Kinderjahre am nächsten; doch ist vielleicht ein Analogon aus meiner schwäbischen Heimath beweiskräftiger. Gegenüber den kirchlichen Kämpfen in Preußen mit ihren scharf sich scheidenden Parteigegensätzen sind in Württemberg die Zustände in dieser Beziehung — trotz der bekannten „Fälle“ aus der allerletzten Zeit — weit friedlichere und gesundere; namentlich vertragen und verstehen sich die Geistlichen aus den verschiedenen Lagern persönlich besser mit einander. Und das kommt fraglos daher, daß sie in den sogenannten niederen Seminarien und nachher im Stift zu Tübingen 8—9 Jahre lang auf Einer Schulbank und an Einem Tisch zusammen gesessen und sich hier als Menschen kennen und über die trennenden dogmatischen Standpunkte hinüber persönlich haben achten oder verachten lernen; das Menschliche bestimmt hier zuerst das Urtheil, nicht die theologische oder philosophische Anschauung. Und ähnlich wirkt die allgemeine Volksschule. Hier ist jeder Junge nur einer unter vielen, Niemand macht viel Federlesens mit ihm oder etwas Besonderes aus ihm, er ist, was alle anderen auch sind, ein Schüler. Und daß er die schönsten Spielsachen und ein eigenes Zimmer und ein großes Haus und einen schönen Garten hat, darauf kommt hier gar nichts an. Vor dem Schulgesetz sind alle gleich; vor dem Lehrer gilt nur Fleiß und Aufmerksamkeit, gutes Betragen und gute Leistungen; und auch für die Kameraden ist jeder nur einer unter vielen: ihnen gegenüber heißt es sich durchsetzen durch eigene Kraft, und dabei wird von ihm verlangt, daß er kein Spielverderber und kein Angeber, nicht unverträglich und zänkisch, nicht neidisch und bösartig sei. Das ist die wahrhaft soziale Erziehung, die die Schule gibt und geben kann. Man sucht sie heute an allen Ecken und Enden — in einem besonderen nationalökonomischen Unterricht oder in einem erhitzten und pathetischen Vortrag der absichtlich dafür zugestutzten Geschichte. Als ob die Sache nicht viel einfacher wäre! denn was man sucht, ist schon da und kann man jeden Augenblick haben; und als ob sie so einfach wäre! denn Worte allein thun es freilich nicht.

Aber sind denn Vorschulen nicht so viel besser als jene allgemeinen Massenschulen? und ist es darum nicht doch pädagogisch empfehlenswerth, seine Kinder in jene zu schicken, wenn man es vermag? Ich denke hierbei an Vorschulen im üblichen Sinn, d. h. also in der Gestalt, daß sie an eine höhere Lehranstalt, ein Gymnasium z. B., angegliedert, wirklich die Vorschule eines solchen sind; und da kann ich aus meiner Erfahrung heraus nur sagen: eine gute Volksschule ist nicht schlechter, wohl aber besser. Der Volksschulunterricht beruht in seiner Güte vielfach auf Routine und Methode. Diese muß einerseits wie eine gut geölte Maschine immer im gleichmäßigen Gang erhalten, andererseits aber auch durch immer neue Anregung vor tödlichem Einerlei bewahrt, belebt und vergeistigt werden. Beides ist für den einzelnen auf sich gestellten Lehrer schwer, und deshalb ist es ganz berechtigt, daß für den Volksschullehrer Fachkonferenzen obligatorisch und vorgeschrieben sind. Eben darum muß auch die Inspektion und Kontrolle dieser Schulen eine ganz besonders intensive sein. Ich bin zwar der Meinung, daß eine Zeit kommen wird, wo man die Bildung des Elementarlehrers so erheblich steigert, daß diese Fürsorge und Aufsicht weniger mehr nöthig sein wird; aber heute sind wir noch nicht so weit. Und da müssen nun die Lehrer an den Vorschulen auf diesen engen Zusammenhang mit Fachgenossen verzichten, sie lösen sich, einem ganz natürlichen Zug des Menschen folgend, auch gesellschaftlich mehr und mehr von ihnen los und verlieren so die in jenem Zusammenarbeiten liegende geistige Anregung. Und an der Spitze der Anstalt steht der Gymnasialdirektor, der vom Volksschulunterricht und seiner Methode meist gar nichts versteht und an pädagogischem Können von einem erfahrenen Volksschullehrer oft weit übersehen wird; und so sind thatsächlich diese Vorschullehrer von allen Lehrern die am wenigsten kontrollirten. Das thut aber auf die Dauer nicht gut: die jüngeren verlernen rasch genug das kaum erst erworbene methodische Geschick, und bei den älteren verwandelt sich dasselbe in geistlos mechanische Routine; und so sinkt die Qualität einer Vorschule fast nothwendig unter das Niveau einer gut geleiteten städtischen Volksschule herab. Mangel an Fühlung mit den Fortschritten der Volksschule und an sachkundiger Aufsicht und Leitung, das, und noch manches andere, schädigt sie in ihren Leistungen.

Und noch schlimmer ist die andere Seite, der pädagogische Nachtheil, der der Volksschule aus dem Vorhandensein solcher Vorschulen erwächst. Die Talente der Kinder aus armen und reichen Familien halten sich ja natürlich prozentualiter die Wage; Verstand ist glücklicher Weise kein Privilegium des Reichthums und Ranges. Trotzdem gleicht sich, was der Volksschule durch den Besuch der Vorschulen entzogen wird, auch intellektuell nicht ganz aus. Die Volksschule muß aufnehmen, wer da kommt; die Vorschule weist die gar zu Dummen ab oder aus, und diese gehen als Bleigewicht wieder zur Volksschule zurück. Vor allem aber sind die sozialen Bedingungen, unter denen die Schüler arbeiten, nicht gleich günstig oder ungünstig hier und dort. Die Bettelarmen, denen der Hunger den Intellekt schädigt, die zum Hüten der kleinen Geschwister oder sonstiger Arbeit in jeder schulfreien Stunde in Anspruch Genommenen, die halb Obdachlosen, die zur geringsten Arbeit für die Schule zu Haus wie keine Zeit so auch kein ruhiges Plätzchen haben, sie alle erschweren der Volksschule ihre Arbeit, und nun raubt ihr die Kompensation durch die günstiger situirten Vorspannpferde das Dasein einer Vorschule, wo sich diese letzteren zusammenfinden. Und endlich gelingt es auch unter jenen Aermeren und Aermsten den talentvollsten Schülern zuweilen doch, den Weg ins Gymnasium zu finden; und da die Vorschule nun einmal für dieses da ist, suchen auch sie schon so früh als möglich in jene Aufnahme zu erlangen und werden somit ebenfalls dem allgemeinen Unterricht entzogen.

Viel ungünstiger gestalten sich aber noch die Verhältnisse für die Volksschule nach der sittlichen Seite hin. Zwar gibt es auch unter den Besuchern der Vorschulklassen böse Jungen genug. Aber wer die Abhängigkeit der Sittlichkeit vom Milieu, den sozialen Verhältnissen und den äußeren Lebensbedingungen kennt, der wird doch nicht leugnen mögen, daß namentlich in Großstädten gewisse besonders verkommene Elemente von den Vorschulen ausgeschlossen bleiben und daß auf der anderen Seite die Kinder aus den höheren Ständen wenigstens theilweise einen erfreulichen Fonds guter Sitte mitbringen, der noch nicht Sittlichkeit ist, aber dem Lehrer die Anknüpfungspunkte und Voraussetzungen für eine sittliche Erziehung in die Hand gibt und darum an sich Werth hat. Und dieser Fonds guter und feiner Sitte geht der Volksschule verloren, wenn die besser situirten Jungen alle in die Vorschulen geschickt werden. Dieser Ausfall macht sich dem erziehenden Lehrer spürbar; und ebenso spürbar wird er im Verkehr der Schüler miteinander; daß ich gerade darauf, auf diesen erziehenden Einfluß der Schüler untereinander das größte Gewicht lege, habe ich aber schon angedeutet. Wenn dagegen eine größere Anzahl von solchen, die zu Haus gesittet gehalten werden, vorhanden ist, so kommt das dem Ganzen, der Schule und dem in ihr waltenden Geiste, und jedem Einzelnen und damit seinem späteren Leben und Wirken in der Gesellschaft zu gut. Daß auch umgekehrt von dem Einfluß und bösen Beispiel verkommener Elemente für die besseren zu fürchten ist, soll nicht geleugnet werden.

Allein wenn zur Vermeidung dieser Gefahr eine vermehrte Wachsamkeit und Achtsamkeit der Erzieher in Schule und Haus aufgeboten werden müßte, so würde ich darin nur eine weitere günstige Wirkung der Beseitigung solcher getrennten Schulen sehen. Alles kann freilich nicht verhütet werden; aber da gilt wie im Körperlichen so auch im Sittlichen das kecke Wort von Herbart: „es müssen Knaben gewagt werden, um Männer zu werden!“

So schließe ich mich denn Angesichts alles dessen vom rein pädagogischen Standpunkt aus dem Verlangen von Tews und vielen anderen durchaus an: Weg mit allen von Staats- oder Gemeindewegen errichteten Sonderanstalten für den Elementarunterricht! Aus politischer Reaktion heraus geboren sind dieselben jetzt die Träger eines antisozialen Geistes und daher sozialpädagogisch verwerflich.

Da liegt es denn nun scheinbar nahe, der sozialdemokratischen Forderung zuzustimmen: „Obligatorischer Besuch der öffentlichen Volksschule“. Und wirklich kommt z. B. auch mein Freund Natorp in seiner gedankenreichen Schrift „Religion innerhalb der Grenzen der Humanität“ zu diesem Resultat, die Volksschule müsse zur obligatorischen Schule für alle, zur unerläßlichen Unterstufe gemacht werden, ohne die zu höheren öffentlichen Lehranstalten sonder Ausnahme der Zugang versperrt sei. Aber wie ich ihm historisch nicht ganz Recht geben kann, daß „diese Forderung von Comenius an in der Theorie feststehe“, so komme ich auch für die Jetztzeit aus rein pädagogischen Erwägungen heraus zur Verwerfung des Zwangs und der Unerläßlichkeit, zum Eintreten für die Möglichkeit und das Recht der Gründung von Privatschulen.

Wenn ich sage „aus rein pädagogischen Erwägungen heraus“, so lehne ich damit verschiedene andere Begründungen dieses Rechtes ausdrücklich ab. So die Berufung auf verfassungsmäßige Bestimmungen, die ja verfehlt sein könnten und auf deren Abänderung hinzuwirken dann unser gutes Recht wäre. Vor allem aber weise ich die konfessionellen und kirchlichen Ansprüche in dieser Frage durchaus zurück. Damit wollen wir doch endlich einmal aufräumen, daß wir uns von pädagogisch richtigen und nothwendigen Forderungen abhalten lassen, nur weil sie den Kirchen und ihren Vertretern mißfallen. Und auch der Ruf „im Namen der Freiheit“ würde mir als solcher nicht imponiren und nichts zu beweisen scheinen: auch der Schulzwang widerspricht ja der Freiheit und ist darum doch vernünftig und berechtigt. Nein, lediglich in pädagogischem Interesse komme ich zu dem Verlangen, die Möglichkeit von Privatunterricht und Privatschulen offen zu halten.

Die Verstaatlichung des Schulwesens bedeutet fraglos auf allen Gebieten einen gewaltigen Fortschritt. Aber sie hat doch auch ihre Schattenseiten: Büreaukratismus, Uniformirung, Schablonisirung sind die von dieser Seite her drohenden Gefahren. Für diese muß es ein Entrinnen geben, und das liegt in der Privatschule. Die großen Gedanken der Pädagogik sind stets von einzelnen schöpferischen Geistern ausgegangen; pädagogische Ideale aber müssen auf ihre praktische Brauchbarkeit und Realisirbarkeit hin geprüft, es muß damit experimentirt werden können. Dazu gibt, wenigstens in gewöhnlichen Zeitläufen, die Büreaukratie in aller Welt ihre Schulen nicht her; auch die sozialdemokratische Büreaukratie würde davon keine Ausnahme machen. Und deshalb müssen wir Orte haben — man denke an die ersten Anfänge Pestalozzi's auf dem Neuhof oder an das heute noch bestehende Schnepfenthal —, wo Freiheit herrscht für die Erprobung neuer Erziehungs- und Unterrichtsmethoden. Und darum weg mit dem absoluten Zwang! Die Bahn frei für das pädagogische Experiment!

Das ist für mich der entscheidende Grund, trotz meiner Antipathie gegen die Vorschulen der Privatschule das Wort zu reden.*) Daß auch gegen sie Bedenken erhoben werden können, weiß ich wohl. Ich meine damit weniger jene von Seite der Kirche drohende Gefahr und Absicht, der ihr unbequemen allgemeinen Volksschule gegenüber ein Netz von Privatschulen über ganze Provinzen auszuspannen und so die Einrichtung der Laienschule illusorisch zu machen. Einmal glaube ich nicht recht an diese Möglichkeit, Angesichts z. B. der finanziellen Klemme, in welche den Straßburger Episkopat auch nur die Unterhaltung eines katholischen Gymnasiums neben seinen Seminarien verstrickt hat. Und fürs andere: ob Kirchenschulen Privatschulen sind, das ist doch noch eine Frage für sich, über die gestritten werden kann; das badische Gesetz vom 18. September 1876 hat sie nicht ohne weiteres bejaht — vor allem im Interesse der Simultanschule, die durch dasselbe eingeführt wurde und dort seitdem zur Zufriedenheit der Bevölkerung besteht; selbst der katholische und der protestantische Konfessionalismus und Klerikalismus rütteln daran vergebens. Dagegen gebe ich natürlich zu, daß in dem Augenblick, wo die Vorschulen abgeschafft und verboten werden, zahlreiche Privatschulen entstehen werden — ins Leben gerufen von spekulativen Lehrern und beschickt von Eltern, welche die Berührung ihrer Kinder mit „Krethi und Plethi“ nicht wünschen oder ohne viel Nachdenken gewohnheitsmäßig glauben, das müsse so sein, das erfordere ihre gesellschaftliche Stellung. Gibt es ja sogar jetzt schon Eltern, denen die Vorschulen noch nicht exklusiv und vornehm genug erscheinen oder die zu weichlich sind, um ihre sechs- und achtjährigen Herren Söhnchen allgemein und kräftig anfassen zu lassen und die sie daher lieber zu Privatlehrern schicken, welche solchen Wünschen um das gehörige Geld freundlich Rücksicht tragen. Die Zahl solcher exklusiv sein wollenden Eltern wird zunächst wachsen, und das wird ein Nachtheil sein; gewiß! Aber einmal darf man nicht um jedes möglichen Abusus willen eine sonst berechtigte oder sogar nothwendige Einrichtung aufheben wollen. Und fürs zweite ist nun einmal gegen Vorurtheil und Schwächlichkeit kein unfehlbares Schutzkraut gewachsen. Und endlich wird hier die Sitte doch schließlich die nöthige Remedur bringen. Wenn die Mehrzahl auch der gut situirten Eltern nach Beseitigung der Vorschulen ihre Kinder nun doch zur Volksschule schickt — und das wird geschehen —, so wird es mehr und mehr als arge Schwäche und als arge Vornehmthuerei angesehen werden, wenn einer dieser guten Sitte entgegen sich den üblen Luxus einer Privatschule gestattet. Und da auch die Privatschulen im Durchschnitt weniger gut sind als die Volksschulen — denn auf sie trifft das oben gegen die Qualität der Vorschulen Gesagte natürlich in verstärktem Maße zu —, so wird den Direktoren der höheren Schulen eingeschärft werden müssen, bei der Aufnahme gegen die Zöglinge derselben mit unnachsichtiger Strenge in ihren Ansprüchen an Leistungen und Betragen den Maßstab allgemeiner Gleichheit zur Anwendung zu bringen.

Bei allen diesen Erörterungen denkt man gewöhnlich nur an Knaben; ich immer auch zugleich an die Mädchen. Und zwar komme ich auch hier zu derselben Forderung: keine von Staat oder Gemeinde privilegirte und unterstützte höhere Töchterschule vor vollendetem neuntem oder zehntem Jahr, sondern als Vorschule auch für sie die allgemeine Volksschule! Die Ausnahmen von Privatschulen werden ja hier für den Anfang noch zahlreicher sein, nicht bloß weil hier die Vorurtheile größer sind, sondern vor Allem auch deshalb, weil man hier — Dank der Lässigkeit von Staat und Gemeinden — lange Zeit vielfach auf Privatschulen angewiesen war und sich nun an solche gewöhnt hat. Mit kleinen Aenderungen gilt aber hier darum doch dasselbe wie von den Knabenschulen.

Wenn nun so das ganze Volk für seine Söhne und Töchter mit mehr und mehr verschwindenden Ausnahmen auf die Volksschule angewiesen ist, dann wird kommen, was für mich schließlich das Entscheidende ist: das ganze Volk wird sich auch um seine Volksschule kümmern; auch die Gebildeten und Wohlsituirten werden ein intensives Interesse daran haben, daß dieselbe möglichst gut sei — äußerlich gut eingerichtet und ausgestattet und innerlich wirklich eine Stätte wahrer Menschenbildung. Niemand kann die Leistungen der

*) Daß auch gesundheitliche Rücksichten für einzelne Kinder Ausnahme und Absonderung nöthig machen können, versteht sich mit der nöthigen Vorsicht und Reserve von selbst, braucht aber in diesem Zusammenhang nicht besonders besprochen zu werden.

deutschen Volksschule und der deutschen Volksschullehrer höher werthen und angesichts der überaus schwierigen Verhältnisse, unter denen sie zu arbeiten haben, dankbarer anerkennen, als ich. Aber daß wir wieder einmal vor einem Augenblick stehen, wo die Volksbildung nicht mehr befriedigt und ausreicht, sondern gehoben werden muß, dem kann ich meine Augen darum doch nicht verschließen. Zweierlei ist dazu nöthig: mehr Geld und eine erweiterte und erhöhte Lehrerbildung. Das Verlangen aber, daß nicht immer nur an der Volksschule gespart werde und die Einsicht, daß die große Reform der allgemeinen Volksbildung nicht mit dem Markten um etliche Lateinstunden weniger und etliche deutsche Stunden mehr, sondern mit einer andersartigen Ausbildung unserer Volksschullehrer zu beginnen habe, wird nur dann wirklich allgemein werden, wenn die Volksschule immer mehr zu einer Schule für Alle wird. So ist für mich die Beseitigung der Vorschulen nur ein erster Schritt auf dem Wege zu einer umfassenden Reform der Volksbildung und Volkserziehung in wahrhaft sozialem und volksthümlichem Geiste überhaupt.

Straßburg i. E. Theobald Ziegler.

Giambattista de Rossi.

Wiederum hat die Wissenschaft einen Mann verloren, der ihre Kreise erweitert hat und der, wiewohl hochbetagt, doch zu früh geschieden ist.

Seitdem im Jahre 1578 unter dem neuen Rom die erste Spur der unterirdischen Stadt, des ungeheuren weitverschlungenen Netzes der alten Christengräber zum Vorschein gekommen war, hatte die Erforschung dieses in seiner Art einzigen Archivs, nicht des geringsten Schatzes jener Wunderstadt, um die sich nun seit mehr als zwei Jahrtausenden die Achse der Weltgeschichte bewegt, nach einem ersten ernstlichen Anlauf im Wesentlichen gestockt. Es war unseren Tagen vorbehalten, diese für die Geschichte wie für die Kunst gleich wichtige Fundgrube zu Tage zu legen, und der Mann, dem dies Werk gelungen ist, war Giambattista de Rossi.

Einem angesehenen stadtrömischen Hause angehörig, ein Romano di Roma, zu dem Studium des Alterthums weniger durch Lehre als durch eigene Arbeit und die Denkmäler selbst angeleitet, wendete er sich in frühester Jugend der Katakombenforschung zu, die völlig nie geruht hatte, und übernahm auf die Aufforderung der damit betrauten päpstlichen Behörde im Jahre 1842, damals ein Zwanzigjähriger, die Sammlung und Herausgabe der christlichen Inschriften Roms. Sehr bald erkannte er, daß diese Arbeit, groß wie sie war, für sich allein genommen ein Flickwerk bleiben mußte, und daß es überhaupt nicht ausreiche, das, was von ungefähr ans Licht gekommen war, zusammenzustellen, sondern daß eine umfassende und systematische Durchforschung der Gräberstadt erforderlich sei. Es ist ein Ruhmestitel in dem Regiment Pius des Neunten, daß es den jungen Mann zu würdigen wußte, bevor er weltberühmt ward, und daß man ihm sehr bald die Leitung des Unternehmens in die Hand gab und die erforderlichen nicht geringen Mittel zur Verfügung stellte.

Der Zufall ist der große Gott der Alterhumsforschung; die Wissenschaft wandelt auf den Spuren des Pflugs und der Hacke. Aber in diesem Fall trifft der Satz ausnahmsweise nicht zu; hier wies umgekehrt die Forschung dem Spaten den Weg. Es ist nicht die geringste der Leistungen Rossi's, daß er für die Ausgrabungen den Ausgang nahm von Urkunden des frühen Mittelalters, die bis dahin wohl gedruckt, aber niemals in ihrem Wesen erkannt noch der Zeit nach bestimmt worden waren. Die unterirdischen Grabstätten der römischen Christen sind, nachdem das Christenthum zur anerkannten Konfession und bald zur Staatsreligion geworden war, der Sitz des Märtyrerkults geworden und dies Jahrhunderte geblieben, auch nachdem ihre Verwüstung zuerst durch den Gothen Alarich, dann durch den Hunnen Attila um die Mitte des 5. Jahrhunderts ihrer regelmäßigen Verwendung zur Beisetzung der Leichen ein Ende gemacht hatte. Aber erst mit der abermaligen Verheerung der Grabstätten durch die Langobarden im Jahre 756 und der dadurch veranlaßten Ueberführung der in den Katakomben damals noch vorhandenen Märtyrerreliquien in die innerstädtischen Kirchen hörte dieser Katakombenkultus auf. Bis dahin pflegten die zahlreichen nach Rom gelangenden Pilger diese heiligen Stätten in fester Folge andächtig zu besuchen, und die aus dieser Zeit einzeln erhaltenen Fremdenführer haben es Rossi möglich gemacht, zunächst die einzelnen Kirchhöfe ihrer Lage nach festzustellen und danach seine Grabungen zu leiten, welche schon im Jahre 1852 gekrönt wurden durch die mit Recht berühmte Entdeckung der Gräber einer Anzahl Päpste des 3. Jahrhunderts in der Lucinakapelle des nach Callistus benannten Coemeteriums. Aber bei diesem Erfolg, dessen Wiederhall die Welt durchdrang, blieb der Werkmeister nicht stehen. Weitaus mehr als das einzelne Gelingen ehrt ihn die Treue, die Unermüdlichkeit, die Folgerichtigkeit der darauf folgenden vierzigjährigen Arbeit, welche die christliche Archäologie und die christliche Epigraphik in der That erst geschaffen hat.

Nicht zum wenigsten ist dies dadurch gefördert worden, daß Rossi, neben den stadtrömischen Denkmälern der christlichen Epoche, die außerhalb Roms zum Vorschein kommenden aufmerksam verfolgte und namentlich in seiner von 1863 bis zu seinem Tode fortgeführten Spezialzeitschrift behandelte. Wenn er eigentliche Schüler nicht gehabt hat, so sind alle auswärtigen Forscher auf dem gleichen Gebiet in schriftlichem oder persönlichem Verkehr bei ihm in die Schule gegangen und auf diese Weise hat die in Rom aufgehende Sonne der christlichen Archäologie ihr Licht über den gesammten orbis Romanus ausgegossen.

Es kann nicht versucht werden, an dieser Stelle auch nur annähernd die Summe dieses reichen Lebens zu ziehen. Aber das wenigstens mag hier gesagt werden, daß vielleicht nie alle Elemente der Forschung so vollständig in einer Hand sich vereinigt haben, wie dies bei Rossi der Fall war. Die Beherrschung der antiken, namentlich der patristischen Litteratur; die Handschriftenkenntniß und die Kenntniß der lateinischen Paläographie; die Inschriftenkunde; die Vertrautheit mit der Geschichte der römischen Kaiserzeit und insbesondere mit dem spätrömischen Staatswesen; die gleiche Vertrautheit mit der so dunklen Geschichte des mittelalterlichen Rom; das Verständniß für die in den alten Wandmalereien und Mosaiken zu Tage tretende Kunst; die Geschicklichkeit und der Wagemuth bei der Aufdeckung und der meist persönlichen Durchforschung jener unterirdischen nie von einem Sonnenstrahl erhellten Gänge — er hat dies alles in vollem Maße mit und neben einander besessen und geübt. Wenn wieder und wieder die Arbeitstheilung als die Signatur der Zeit und die Hoffnung der Wissenschaft bezeichnet wird, so liegt dem doch zum guten Theil zu Grunde, daß es an Kräften ersten Ranges fehlt. Was von Helmholtz, gilt auch von Rossi, daß beide in ihrer Forschung keinen Ausschnitt kannten, sondern den ganzen Kreis erfüllt und beherrscht haben.

Ueber einen solchen Mann an seinem frischen Grab das Wort zu nehmen ist schwer. Aber dann aufzuhören ist auch schwer. Es mag gestattet sein über einige weniger bekannte Seiten seiner Wirksamkeit noch einiges hinzuzufügen, wie es eben sich fügt.

Rossi's bibliothekarische Arbeit wird nicht ausreichend gewürdigt. Lange Jahresreihen hindurch hat er die bescheidene Stellung eines scrittore in der vatikanischen Bibliothek bekleidet, zunächst allerdings um deren überreiche Schätze für seine Studien genügend verwerthen zu können. Aber auch hier war er ein pflichttreuer Mann. Tausende von ungeordnet aufgehäuften Handschriften hat er katalogisirt und dem allgemeinen Gebrauch zugänglich gemacht und an diese Handschriftensammlung, immer wohl noch die erste der Welt, einen guten Theil seines Lebens gewendet. Und auf diese

so zu sagen eigene Bibliothek hat er sich nicht beschränkt. Wenn der italienische Alterthumsforscher, wenigstens in der früheren Epoche, wissenschaftliche Reisen nicht leicht unternahm, wenn Rossi's ebenbürtige Vorgänger Gaetano Marini und Bartolomeo Borghesi Italien nicht oder doch nur unfreiwillig verlassen haben, so hat Rossi für seine Zwecke außer den italienischen alle großen Handschriftensammlungen selbst untersucht, in Paris, London, Wien und wo nicht sonst seine Untersuchungen persönlich geführt. Das Berliner Unternehmen der lateinischen Inschriftensammlung, deren schwierigster Theil und deren wichtigster Vorzug die Ausarbeitung des massenhaft in den Bibliotheken aufgehäuften epigraphischen Materials ist, hat wie in Rossi überhaupt einen Mitbegründer, so insbesondere durch jene Reisen einen grundlegenden Förderer gefunden. Noch seine letzte während der Todeskrankheit abgeschlossene Arbeit, die Herausgabe des hieronymischen Martyrologiums ruht auf diesen durch viele Jahrzehnte fortgesetzten Untersuchungen, und mit tiefer Wehmuth liest man in der Einleitung wieder und wieder die Klage, daß dem Herausgeber die Ausführung des Gewollten und Geplanten nur in unvollkommener Weise verstattet sei.

Jenes deutsche Inschriftenwerk gehört mit zu den Leistungen Rossi's und mit Recht nennt das Titelblatt der wichtigsten Abtheilung auch seinen Namen. Wie tief er, wie alle Italiener, die enge Verwandtschaft mit den Franzosen empfand und in wie überschwenglicher Weise er auch von diesen gefeiert ward, er wußte deutsche Weise zu würdigen, deutsche Forschung zu achten, deutsche Männer zu lieben. Der letzte Wunsch von ihm, der hierher gelangt ist, war der, daß von seinem letzten Fund, der Entdeckung einer bis dahin unbekannten Prinzessin aus dem Hause des Gothenkönigs Theoderich, der Amala Amalafrida Theodenanda, dem deutschen Publikum durch Uebersetzung des Artikels Kenntniß gegeben werden möge. Dem deutschen Institut in Rom ist er ein halbes Jahrhundert hindurch ein treuer Genosse und wo es Noth that, ein thatkräftiger Beschützer gewesen, und mit Recht schmückt seine Büste den Saal, in dem er so oft beredte Worte gesprochen hat. Die ausführliche Beschreibung der Katakomben mit den Plänen und den Abbildungen der wichtigsten Fresken und der sonstigen bedeutenderen Fundstücke, die Roma sotterranea cristiana hat er, so weit, wie er sie geben wollte, in drei großen Foliobänden zu Ende geführt. Die Sammlung der christlichen Inschriften der Stadt Rom, welche mit der Berliner ein Ganzes zu bilden bestimmt ist, hat er nicht abschließen können; aber von dem fehlenden Theil haben sich die wichtigsten Abschnitte in seinem Nachlaß ausgearbeitet vorgefunden und es steht zu hoffen, daß, seiner Verfügung entsprechend, Giuseppe Gatti das Werk zu Ende führen wird.

Die Ansichten des großen Forschers sind nicht ohne Anfechtung geblieben und es wird daran auch ferner nicht fehlen. Sein Herz war bei dem, was er sah und fand und es kann ihn hie und da weiter geführt haben, als es sollte. Ob das vorconstantinische Christenthum in der ewigen Stadt so alt und so vornehm gewesen ist, wie er es geglaubt hat, mag bezweifelt werden; ein enthusiastischer Zug ging durch seine Rede, der all die vielen, die ihn in den Katakomben selbst haben sprechen hören, mit Bewegung und mit Entzücken gelauscht haben, und geht durch seine Werke, denen knappere Darstellung und gemessenere Haltung häufig zu wünschen wären. Aber der Mann im Ganzen war ein ehrlicher und rechter Mann, an dem man wohl mäkeln kann, aber Makel nicht finden.

Der große Gelehrte war auch ein guter Mann. Selbstverständlich gehörte er zu den sogenannten Schwarzen, und nicht bloß nach seiner Stellung, sondern auch mit seinem Herzen. Oeffentliche Aemter hat er nie bekleidet, wohl aber im römischen Gemeinderath das Wohl seiner Vaterstadt in vieljähriger Thätigkeit gefördert und namentlich für die städtischen Sammlungen und die von der Stadt unternommenen wissenschaftlichen Publikationen eine folgenreiche Thätigkeit entwickelt. Als neben den Vatikan der Quirinal trat, blieb er selbstverständlich bei der alten Fahne; aber sein klarer Sinn und seine milde Natur ließen ihn in dem schweren Konflikt die zur Zeit allein möglichen Nothbrücken finden und betreten. Nie hat er über dem Klerikalen den Italiener vergessen. Daß jenes Inschriftenwerk nach dem Sturz des päpstlichen Regiments von dem italienischen aufgenommen und fortgeführt worden ist, ehrt ebenso sehr die Regierung, die dies anbot, wie ihn, der dies annahm. Er hat gern gelebt und es war ihm gegeben an der Anerkennung, die ihm im reichsten Maße zu Theil ward, auch Freude zu finden; die Feier seines siebzigsten Geburtsfestes am 20. April 1892 war selbst in unserer der Jubiläen übermüden Zeit ein aufrichtiges und ein internationales Triumphfest. In einem glücklichen Familienkreis, insbesondere in treuer Gemeinschaft mit seinem bei der schwierigen Topographie der Katakomben mit ihm zusammen arbeitenden Bruder Michele hat er in dem angestammten Vaterhaus, dessen Wände von ihm gesammelte Inschriften bedecken, ein halbes Jahrhundert seiner Arbeit gelebt und, am 23. Februar 1822 geboren, am 20. September 1894 die Augen geschlossen.

Rossi's Platz in der Wissenschaft bleibt leer; aber auch seine Werke werden bleiben.

Th. M.

Sozialpolitische Glossen zu Hauptmann's Webern.

Als ich vor drei Vierteljahren Hauptmann's Schauspiel „Die Weber" zum ersten Male auf der Bühne sah — es war bei einer Aufführung der „Neuen Freien Volksbühne" im Belle-Alliance-Theater — brachte die Schlußscene des vierten Aktes, in der die durch die Noth zum Aeußersten getriebenen Weber und Weberfrauen das Haus des Fabrikanten Dreißiger demoliren, die vom Beginn des Stückes im Publikum herrschende Aufregung auf den Siedepunkt. Dieses Publikum, zu welchem die mit ihrem Sondernamen „arbeitenden" genannten Klassen den Haupttheil gestellt hatten, war mit Leib und Seele bei dem Zerstörungswerk. Es hätte mich nicht Wunder genommen, wenn die um mich sitzenden Herrschaften die Bänke aus dem Parquet gerissen und selbst auf die Bretterherrlichkeit des unmenschlichen Parchentfabrikanten eingeschlagen hätten. Und diese Stimmung fand auch, nachdem der dem Fallen des Vorhangs folgende tosende Beifallssturm sich gelegt, charakteristischen Ausdruck in Worten. Laut, so daß es die Umstehenden hören mußten, rief einer der Begeisterten einem Freunde zu: **So muß es kommen und so wird es kommen!**

Im Deutschen Theater war es bei der ersten Aufführung des Stückes nicht viel anders. Mochte das Stammpublikum der Premieren sich immer eine gewisse Zurückhaltung auferlegen. Die Beifallsalven, die am Schlusse des vierten Aktes von der Höhe herniederbrausten und das Haus erdröhnen ließen wie niemals zuvor, entsprangen derselben Stimmung. Sie galten nicht sowohl der packenden Dichtung und der realistischen Darstellung, als vielmehr dem Vorgang selbst, den die Kunst auf der Bühne zur Wirklichkeit zu machen schien. Wenn man sie hätte befragen können, wie viele der Begeistertsten würden ihrem Gefühle mit denselben Worten Luft gemacht haben: So muß es kommen und so wird es kommen!

Wunderbare Macht der Phantasie, wunderbare Macht des Klassengefühls! Der Berliner Fabrikarbeiter der Gegenwart hat mit dem Handweber des schlesischen Gebirgsdorfes in den vierziger Jahren nichts gemein als das Eine: daß für beide für die Großindustrie um Lohn Handarbeit verrichten. Ein ordentlicher Berliner Arbeiter hat nicht nöthig mit seiner Familie seine Zuflucht zu gekochten Kartoffelschalen und krepirten Thieren zu nehmen gleich den Hauptmann'schen

Webern, er und die Seinen werden in einer Woche mehr Fleisch verzehren, als eine solche Weberfamilie in Jahren zu sehen bekommen hat. In 9- bis 10stündiger Arbeitszeit erwirbt er das Zwanzig- und Vierzigfache des Lohns, den eine solche Familie in ununterbrochener Tag- und Nachtarbeit zu verdienen vermochte. Er braucht sich nicht hilflos der chikanösen Strenge eines Expedienten Pfeifer zu fügen, er findet bei jeder Lohnstreitigkeit in sachverständigem, billigem und schnellem Verfahren sein Recht vor dem Gewerbegericht, und vielleicht hat er am Morgen desselben Tages, an dessen Abend er mit heißem Ingrimm im Herzen auf der Bühne das gute Recht der Arbeit mit Füßen treten sah, draußen in der Wirklichkeit seine Stimme abgegeben bei den Wahlen, welche seinen Mitarbeitern und Gesinnungsgenossen die Mehrheit in der Besetzung der Gewerbegerichte gesichert haben. Oder er kam zum Anblick der Tyrannei des herzlosen Fabrikanten vor den Kulissen vielleicht aus einer der großen Boykottversammlungen, in der er mitgejubelt, als der Redner zum hundertsten Male die unerschütterliche Zuversicht ausgesprochen, daß die geschlossene sozialdemokratische Arbeiterschaft Berlins im Kampfe mit der Kapitalsassoziation der Brauereien Sieger bleiben, daß schließlich der „Bierprotze" doch sein Haupt vor dem Arbeiter tief, bis in den Staub, beugen werde. Und er wird auch unfehlbar auf dem Platze sein, wenn es bei den Wahlen gilt, neue Mandate für die Gesinnungsgenossen zu erkämpfen, die jetzt schon in der Stadt- wie in der Volksvertretung oft in wichtigen Fragen der Verwaltung und der Gesetzgebung durch ihre Stimmen die Entscheidung geben, kein Recht und kein Interesse des Arbeiters, wie sie es verstehen, beeinträchtigen lassen.

Am deutlichsten prägt sich die neue Zeit in der einfachen Thatsache der Aufführung und des Besuchs eines Stückes wie „die Weber" aus. Ein Berliner Arbeiter, der mit seiner Frau oder Braut eine Aufführung besucht, gibt für dieses Vergnügen einen Betrag aus, für dessen Erwerb eine ganze Hauptmann'sche Weberfamilie eine Woche hindurch auf das Angestrengteste arbeiten mußte. Um die Aufführung hervorragender Dramen, unabhängig von der Censur der Polizei und den Finanzrücksichten der Theaterdirektoren, zu ermöglichen, wurde vor einer Reihe von Jahren aus Bourgeoiskreisen die „Freie Bühne" begründet; sie ist nach einiger Zeit eingeschlafen. Die „Neue Freie Volksbühne", welche zuerst „die Weber" zur Aufführung brachte, ist ein Verein, der von Sozialdemokraten begründet worden und großentheils durch die Beiträge von Arbeitern erhalten wird; er florirt und sieht seine Mitgliederzahl stetig wachsen.

Ein halbes Jahrhundert gewaltiger politischer und wirthschaftlicher Entwicklung trennt uns von der Zeit, da das Arbeiterelend, das heute auf der Bühne gemimt wird, auf deutschem Boden Wirklichkeit war. Aber wie den Raum von der Reichshauptstadt nach dem noch von keiner Eisenbahn berührten Peterswaldau, so überspringt bei Tausenden und Abertausenden von Arbeitern, welche sich das Hauptmann'sche Stück ansehen, die Phantasie auch diese Zeit mit ihrer Entwicklung. Ein Blick des Vergleichs auf ihren Anzug, den sie als Theaterbesucher tragen, und auf die Lumpen, in deren Erfindung die Schauspieler auf der Bühne sich überbieten, müßte ihnen den Gegensatz des Einst und Jetzt leibhaftig vor Auge und Seele bringen. Aber ein Klassengefühl beherrscht sie übermächtig, sie identifiziren sich gewissermaßen mit den Helden des Stücks in dem gutgläubigen Gefühl: Eure Leiden sind unsere Leiden, Euer Haß ist unser Haß!

Aber auch der andere Theil des Publikums, gewissermaßen die Vertretung der sozialpolitischen Gegenseite, hat begonnen, unter dem Einfluß der mächtigen Wirkung von Dichtung und Darstellung, Vergangenheit und Gegenwart zu identifiziren. Gewiß werden viele Zuschauer sich die besonnene Einsicht bewahren, daß sie die stark chargirte Schilderung eines kleinen Ausschnitts aus dem industriellen Leben vor fünfzig Jahren vor sich haben, und je näher Jemand aus eigener Erfahrung und Beobachtung mit den Arbeiterverhältnissen unserer Tage vertraut ist, um so klarer wird er den Gegensatz des Einst und Heut empfinden und beurtheilen. Ein boykottirter Fabrikant wird die Stellung seiner Arbeiter nicht mit der Lage der Bühnenweber verwechseln. Aber das tiefe Mitleid, zu welchem die furchtbare Noth dieser verkümmerten Menschengestalten zwingt, die flammende Empörung, welche die mit keinem menschlich versöhnendem Zuge ausgestattete Figur des Fabrikanten und seiner Helfer erweckt, das fast befreiende Aufathmen, das die wie ein strafendes Weltgericht hereinbrechende Explosion des lange aufgesammelten Grolles bringt — sie alle führen Viele, die selbst zu den besitzenden Klassen, zu den Fabrikanten- und Unternehmerfamilien oder den ihnen durch Besitz und Beruf nahestehenden Kreisen gehören, zu dem gutgläubigen Gefühl: Das ist das moderne Arbeiterelend! Das ist der heutige Fabrikant, der, während er Schätze auf Schätze häuft, seine Arbeiter schindet und darben läßt! Das ist die soziale Frage unserer Tage!

Die litterarische Kritik hat nichts gethan, um dieses unklare Gefühl zur Klärung zu bringen. Niemand wird von ihr verlangen, daß sie bei Besprechung eines solchen historischen Schauspiels in eingehender Untersuchung die Verschiedenheit der sozialen Zustände in der Mitte und am Ende unseres Jahrhunderts darlegt. Sie hat das Stück als dramatische Dichtung besprochen und damit ihre Aufgabe erfüllt. Aber darüber hinausgreifend hat sie auch für eine bestimmte Tendenz des Stückes gearbeitet. Das anfangs ergangene Aufführungsverbot hatte das historische Schauspiel für Alle in enge Beziehung zu den sozialen Kämpfen unserer Zeit gebracht; die litterarische Kritik ist dem Berliner Polizeipräsidium auf diesem Wege gefolgt. Man hat darin ein Stück lebendigen Lebens finden wollen, man hat es eine sozialpolitische That genannt, man hat daraus, gleich als ob es uns Aufschluß über vorhandene soziale Schäden gäbe, werthvolle Lehren ziehen wollen. Ein Berliner Blatt, dessen Leserkreis sich wesentlich aus den besitzenden Klassen rekrutirt, hat darin geradezu eine wirksame Aufforderung erblickt, den Pflichten der Nächstenliebe nachzukommen und nicht in Selbstsucht zu erstarren, wie es in den Hauptmann'schen Webern der Fabrikant thut.

Hat unsere Zeit in der That eines Theaterstücks bedurft, um sich an ihre sozialen Pflichten mahnen zu lassen? Seit einem Vierteljahrhundert steht der Arbeiter mit seiner Familie im Mittelpunkt öffentlicher Fürsorge und humaner Reformbestrebungen. Keine staatliche Maßregel kommt zu Stande, ohne daß seine besonderen Interessen dabei erwogen und vertreten werden. Die einschneidenste und umfassendste Gesetzgebung ist dem Zwecke gewidmet, unter starker Inanspruchnahme allgemeiner Mittel, seine wirthschaftliche Existenz vor Gefahren aller Art zu wahren. So ausschließlich wiegen beim Eingreifen des Staates und bei Vorschlägen zu Reformen die sozialpolitischen Rücksichten auf den Arbeiter vor, daß andere Erwerbs- und Berufsklassen laute Klage über Zurücksetzung und Benachtheiligung führen. Und wie im Staat, so in den Gemeinden. Zu dieser Ausschlag gebenden Stellung hat dem Arbeiter freilich nicht das Mitleid verholfen, sondern die Mittel sozialen Fortschritts, welche ihm der moderne Staat im allgemeinen Interesse geboten: Politisches Recht und wirthschaftliche Freiheit. Und der Gebrauch, den er von diesen Mitteln gemacht, hat längst dahin geführt, daß der Arbeiter in vielen Fällen als der Stärkere gilt und sich als der Stärkere fühlt.

Die Anerkennung dieser sozialen Entwicklung braucht nicht zur Selbstgenügsamkeit, nicht zu dem die Thatkraft lähmenden Bewußtsein zu führen, daß wir es so herrlich weit gebracht haben. Nicht überall und nicht allezeit können die mächtigen Organisationen, zu denen die Arbeiter sich zusammengeschlossen, ihren Einfluß voll geltend machen. Nur ein Theil hat bisher die besten Arbeitsbedingungen erreicht; andere schließen sich an, die in mannigfacher Abstufung es zu einer mehr oder minder vorgeschrittenen sozialen Lage gebracht haben. Es fehlt sicher auch vielfach an wahrem Elend nicht. Ja, in demselben Winkel des Landes, in welchem Hauptmann's Stück spielt, hat es sich bis in unsere Tage erhalten; noch immer wird dort die von

der modernen Technik längst überholte Handweberei getrieben, die nur eine kümmerliche Existenz fristen läßt. Aber man läßt diese Aermsten nicht mehr wie vor fünfzig Jahren ihr Elend ohne Hilfe weiter tragen; das Bewußtsein sozialer Pflichten bewährt auch hier seine Kraft. Mit staatlicher und privater Unterstützung wird es der heranwachsenden Jugend ermöglicht, entweder zu einem anderen Gewerbe überzugehen oder durch Besuch einer gewerblichen Fachschule eine höhere Stufe der Ausbildung und des Erwerbes zu erringen. Der Fortschritt mag sich langsam vollziehen, aber er ist selbst da im Gange, wo bittere Armuth als ein Jahrhundert altes Uebel zu Hause ist.

Mit aller Besserung der Arbeitsbedingungen und allem sozialen Aufsteigen der arbeitenden Klassen wird freilich Noth und Sorge nicht aus der Welt geschafft, ebenso wenig wie Thorheit und Leidenschaft, die nur allzu oft die wahre Quelle jener sind. Die Summe des Unglücks erscheint auch unserer Zeit zuweilen größer als früher, weil heute viel Noth schärfer empfunden und viel Noth weiter bekannt wird als zu irgend einer früheren Zeit. Was aber öffentliche Fürsorge und private Wohlthätigkeit für diejenigen thun, welche den ersten Anspruch auf Hilfe haben, weil sie sich selbst eine wirthschaftliche Existenz überhaupt nicht aus eigenen Kräften zu schaffen vermögen, kann es nicht nur mit den Leistungen jeder früheren Zeit aufnehmen, es ist ihnen weit überlegen. Aber darüber hinaus ist unserer Zeit eine Aufgabe erwachsen, welche keine andere Zeit kannte, liegt ihr eine Reformarbeit ob, an deren Möglichkeit und Ausführbarkeit man früher nie gedacht hat. Es gilt die Kluft zu überbrücken, welche sich zwischen den arbeitenden und anderen Klassen der Gesellschaft herausgebildet hat. Dazu bedarf es nicht allein und nicht einmal in erster Linie materieller Mittel, sondern persönliche Hingabe. Es gilt durch Bildung des Geistes und Herzens, durch Gewöhnung und Sitte, durch sanitäre Verbesserungen und humane Bestrebungen eine neue Gemeinsamkeit zu schaffen. Diese „soziale Hilfsarbeit“, wie man sie treffend genannt hat, kann kein Gesetz und keine Behörde leisten, sie ist die erste soziale Pflicht der gebildeten und besitzenden Klassen, vor Allem derjenigen, welche als Unternehmer und Arbeitgeber die wirthschaftlichen Führer sind, nicht zum wenigsten aber auch der Frauen aus diesen Klassen. Welche Förderung kann dieser sozialen Arbeit aus der öden herzbrechenden Verzweiflung erwachsen, die das Hauptmann'sche Stück von Anfang bis Ende durchzieht und nur auf einer bestimmten Scholle in einer bestimmten weit zurückliegenden Zeit sich entwickeln konnte? Eine einzige Einrichtung, welche in besonnener und zweckmäßiger Weise an einer Stelle in der weiblichen Jugend der arbeitenden Klassen wirthschaftlichen Sinn und gewerbliche Tüchtigkeit pflegt und hebt, ein einziger Vortrag einer gebildeten, klarblickenden und wohlwollenden Frau — und an ihnen fehlt es glücklicherweise nicht — der erfolgreich zur Theilnahme an einem Stück sozialer Hilfsarbeit auffordert, schafft mehr Nutzen als hundert Aufführungen der „Weber“.

In eine Zeit heißer sozialer Kämpfe fällt ein mit scharfer Charakteristik und packender Gestaltungskraft geschriebenes Theaterstück von ausgeprägt sozialer Tendenz. Wie ein Vorspiel sozialer Revolution wird es manchen Zuschauer angeweht haben aus dem Stück, dessen Held die Masse ist und dessen Feuer sich an dem Haß des Besitzlosen gegen den Besitzenden nährt. Der Dichter hat sein Stück richtig und vorsichtig ein „Schauspiel aus den vierziger Jahren“ genannt. Aber einen großen Theil seiner außerordentlichen Wirkung verdankt es dem Zusammentreffen seiner Tendenz mit den Zeitkämpfen, verdankt es dem Umstande, daß die Mehrheit des Publikums in der Schilderung der Vergangenheit ein Bild der Gegenwart zu schauen wähnt. Man hat deshalb auch allerlei geschichtliche Reminiszenzen herbeigezogen, man hat an die Stücke erinnert, welche wie Beaumarchais' Lustspiele oder die Revolutionsoper Auber's in den Zeiten vor großen gewaltsamen Umwälzungen das Theaterpublikum erregt haben. Aber gerade ein solcher Vergleich läßt den fundamentalen Unterschied erkennen, der zwischen jenen Zeiten und unserer Zeit besteht. Auf den ungesetzlichen Weg der Gewalt wurde damals selbst die berechtigte Unzufriedenheit gedrängt, weil sie auf dem gesetzlichen Wege sich gar nicht oder allzu lange nicht geltend machen konnte. Wer heute die staatliche Ordnung und die friedliche soziale Entwicklung wahrhaft schirmen will, hüte sich die Hand dazu zu bieten, diesen gesetzlichen Weg wieder zu verschließen!

Um die grellen Farben zu finden, welche seine Schilderung trägt, mußte der Dichter freilich in die Vergangenheit greifen. Würde ein Streik aus unseren Tagen in lebenswahrer dramatischer Schilderung auf die Bühne gebracht, so würde wohl auch manche herbe Noth zu schildern sein. Aber auch die ganze Macht genossenschaftlicher Hilfe, welche die geschlossenen Arbeiterorganisationen selbst den Schwächsten leisten, und der zuweilen bis zur Tyrannei gesteigerte Druck, den der Arbeiter auf den Arbeiter ausübt, dürften als charakteristische Züge der sozialen Kämpfe unserer Tage in dem Bilde nicht fehlen.

Noch liegt die Zeit nicht allzu weit hinter uns, da wir uns aus der rauhen Wirklichkeit in die Welt des schönen Scheins flüchteten, um uns zu erfrischen, da wir in dem Spiele ernster und heiterer Kunst eine geistige Erhebung und innere Befreiung suchten und fanden. Heute ist es anders. Wie so manche Dichtung modernster Richtung giebt uns das Hauptmann'sche Stück nur eine raffinirt komponirte Schilderung menschlichen Unglücks und menschlicher Verzweiflung. Grau in grau gemalt, ziehen die einzelnen Scenen unsäglichen Elends und ohnmächtigen Grolles vor uns vorüber. Die endliche leidenschaftliche Empörung der Aermsten, der Aufruhr und die Zerstörung des Fabrikantenhauses können keine Befreiung bringen. Das zu Hilfe gerufene Militär rückt ein; wir wissen es, der Aufruhr wird blutig niedergeschlagen werden, eine Anzahl Weber wird ihr Vergehen mit langjähriger Kerkerhaft büßen, der Rest wird in das alte Elend zurücksinken und am Hungertuche weiter weben. Kein Strahl der Hoffnung fällt tröstend in diese Nacht, kein Ausblick in eine bessere Zukunft eröffnet sich dem nach Hilfe verlangenden mitfühlenden Herzen. Aus der beklemmenden Schwüle dieser Dichtung muß in die freie Luft der Wirklichkeit flüchten, wer geistige Erhebung und innere Befreiung sucht. Aufathmend im Anblick der Dinge, wie sie sind, bei seiner alltäglichen Arbeit wird er inne werden, daß ihn ein peinigender Traum bedrückt, den die Phantasie des Dichters mit dem wieder ausgegrabenen Elend vergangener Tage über seine Seele heraufbeschworen.

Wer aber, um des Alps völlig ledig zu werden, erneuter geistiger Anregung bedarf, dem ist ein einfacher Rath zu ertheilen: er lese eine Zeitung. In der bunten Mannigfaltigkeit modernen Lebens, das sich in ihren Spalten widerspiegelt, wird er die charakteristischen Züge unserer heutigen sozialen Entwicklung nicht verkennen können. Mag der Arbeiter immerhin zum „Vorwärts“ oder zu einem anderen sozialdemokratischen Leiborgan greifen; er wird, wenn er nach der Lektüre all dieser Artikel voll Siegeszuversicht, all dieser Berichte über Wahlerfolge, Sammlungen und Vereinssitzungen der Genossen, die jede Nummer enthält, der Hauptmann'schen Weber gedenkt, den Gedanken nicht unterdrücken können: Eure Ohnmacht ist nicht mehr unsere Ohnmacht, Euer Kampfmittel der Verzweiflung kann nicht mehr unser Kampfmittel zu sein. Der Besitzende wird in seinem Blatte, gleichviel welcher Richtung es ist, inmitten der Berichte über Unglücksfälle aus aller Welt, die in jeder Nummer sorgsamst zusammengetragen werden, genug Beweise der Entwicklung und der Reformarbeit finden, der wir es zu danken haben, daß eine weite Kluft unsere sozialen Verhältnisse von den Verhältnissen trennt, unter welchen vor einem halben Jahrhundert ein Fabrikant Dreißiger und seine Weber als typisch gelten konnten. Und wenn er sich sagen darf, daß er in den politischen und sozialen Kämpfen seiner Zeit die Stellung, welche ihm seine Ueberzeugung und sein Herz, seine Interessen und seine Kräfte zuweisen, auszufüllen strebt mit dem

sittlichen Muthe, den nur das Bewußtsein einer guten Sache gibt, so wird er auch künftig, falls ihn danach gelüstet, noch die Aufführung von weiteren zehn modernen Dramen allergrauester Sorte ruhigen Gemüths über sich ergehen lassen können.

M. Broemel.

Von der Wiener Naturforscherversammlung.

II.

Wir wenden uns nunmehr zu den in der zweiten öffentlichen Sitzung gehaltenen Vorträgen. Den ersten derselben hatte H. v. Helmholtz bedingungsweise übernommen, allein in seinem deshalb an Prof. Sueß gerichteten Briefe klingt es wie eine bange Ahnung durch, daß seine Absicht vielleicht nicht zur Verwirklichung gelangen werde. So kam es denn auch leider, und da der Geschäftsführung daran lag, für die frei gewordene Stelle wiederum einen Vertreter der exaktesten aller Wissenschaften zu gewinnen, so war dieser Vortrag Prof. F. Klein (Göttingen) übertragen worden. Derselbe sprach über die Bedeutung, welche Bernhard Riemann für die moderne Mathematik besaß und besitzt. Es war ein Wagniß, eine Zuhörerschaft von so verschiedenartiger Zusammensetzung in die innere Häuslichkeit eines allseitig für schwierig und unnahbar gehaltenen Forschungsgebietes einführen zu wollen, und man darf sich darüber nicht wundern, daß gar mancher Zuhörer unbefriedigt darüber berichtet haben. Wer jedoch den Dingen nur etwas näher steht, muß einräumen, daß der schwierige Versuch in seiner Art vortrefflich gelungen ist, so gut eben, als er bei der kaum richtig zu würdigenden Schwierigkeit des Gegenstandes überhaupt gelingen konnte. Vor allem kam es dem Redner zu statten, daß er — der einzige von allen Vortragenden — ganz und gar auf jede Anlehnung an das Manuskript verzichtete und, durch ein ohne Kraftmittel durchdringendes Organ unterstützt, vollkommen frei die Gedankenwelt Riemann's zu beleuchten verstand. Nur vierzig Jahre alt geworden und schriftstellerisch durchaus nicht in besonders ausgiebigem Maße thätig, hat dieser tiefe Denker den mathematischen Studien vollkommen neue Ziele und Wege gewiesen, und es kann ihm, wie dargelegt ward, unter den deutschen Fachmännern der Neuzeit nur einer, Weierstraß in Berlin, zur Seite gestellt werden. Die Lehre von den Funktionen in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist sein Werk; die Anwendung der Mathematik auf physikalische Probleme hat er in völlig andere Bahnen gelenkt; das Wesen der geometrischen Grundbegriffe hat er unter ganz neuen Gesichtspunkten klargestellt, wobei er sich mehrfach mit Helmholtz, der Riemann aufs höchste geschätzt hat, berührte. Selbstredend konnte sich der Klein'sche Vortrag nur an einen kleineren Kreis werden, allein es schadet gar nichts, wenn bei solchen Veranlassungen auch andere Leute eine Ahnung von dem bekommen, was die stets mit einiger Scheu betrachtete spekulative Mathematik denn eigentlich will und anstrebt.

Das Lob tiefen Eindringens in die Sache wird dagegen mancher nicht dem nun folgenden Vortrage von Prof. Forel (Zürich) über „Gehirn und Seele" zollen können. Gewiß bot dieser Vortrag des Interessanten sehr viel, namentlich da, wo sich der als Kenner des Ameisenstaates anerkannte Gelehrte mit Fragen seines internen Arbeitsgebietes beschäftigte und die Seele des Menschen mit dem, was bei den Thieren deren Stelle vertritt, in Parallele stellte. Selbst wenn der „dressirte Schwimmkäfer" nicht als klassischer Zeuge zugelassen werden sollte, wird doch bereitwillig zugestanden werden müssen, daß die Mittheilungen über das, was man Instinkt nennt, und das, was man dem Vortragenden zufolge als „Plastizität" oder Lernfähigkeit der Thierseele zu bezeichnen hat, einen überaus gründlichen und feinen psychologischen Beobachter verriethen. Der Fehler lag nur darin, daß nur zu rasch generalisirt und das, was als geistreiche Hypothese eine Bereicherung der Wissenschaft sein kann, als eine so gut wie feststehende Theorie proklamirt wurde, gegen welche vernünftigerweise gar kein Widerspruch gestattet wäre. Was Herr Forel als Kernpunkt seiner metaphysischen Anschauungen bekannt gab, war doch wirklich nichts Neues, sondern ist bei Spinoza bereits in mustergültigster Systematik zu finden. Daß aber der reproduzirte pantheistische Gottesbegriff irgend Jemandem genügen könne, für den die Religion nicht bloß ein Bestandtheil abstrakter Philosophie, sondern eine Sache des Gemüthes ist, das sollte einem Manne nicht entgehen können, der sich das Studium dessen, was im Innern eines Menschen vorgeht, zur Lebensaufgabe erwählt hat.

Sehr durchschlagend war der äußere Erfolg, welchen Prof. Boltzmann mit seinen Ausführungen über den momentanen Stand der Aeronautik erzielte. Von Geburt Oesterreicher, hat dieser zur Zeit wohl namhafteste Vertreter der theoretischen Physik in den Ländern deutscher Zunge soeben erst München, wo er drei Jahre lang segensreich gewirkt, mit Wien vertauscht, und so konnte er sich gleich höchst vortheilhaft bei seinen neuen und zugleich alten Mitbürgern — er war seiner Zeit schon Lehrer der Mathematik an der dortigen Universität gewesen — wieder einführen. Wer Boltzmann's strenge Richtung kennt, mußte angenehm überrascht sein, zu sehen, wie er sein Thema klar, ja populär abzuhandeln wußte, ohne doch der Wissenschaftlichkeit irgend etwas zu vergeben. Einige nette Experimente, bezüglich deren der Mechaniker Kreß dem Redner an die Hand ging, dienten zur Belebung des Gesagten, und nicht wenige Blitze gesunden Humors animirten die von langem Hören schon einigermaßen abgespannte, nun aber neu belebte Versammlung. Der Luftschiffer der Zukunft muß, wie man erfuhr, dreierlei fundamentale Eigenschaften in sich vereinigen, er muß „fachmännischer Techniker, Akrobat und Held" sein, während außerdem viel Geld die erste Bedingung für weiteres Fortschreiten in diesem Bereiche der angewandten Physik ist. Die „Aeroplane", wie sie Maxim, Wellner und Lilienthal ersonnen und theilweise ausgeführt haben, ist das lenkbare Luftschiff der Zukunft, und die Möglichkeit, dieses zu konstruiren, muß zugestanden werden, indem es nur darauf ankommt, das Gewicht des treibenden Motors im Verhältniß zum Gewichte des ganzen Apparates auf das erforderliche Minimum herabzudrücken. Die optimistischen Schlußwor'e des überaus anregenden Vortrages fanden lebhaften Beifall.

Sehr wenig geeignet für einen gemeinstverständlichen Vortrag war hingegen das Objekt, welches sich Professor v. Kölliker (Würzburg) für die erste Rede der dritten Versammlung ausersehen hatte, ganz abgesehen davon, daß auch diesmal die Mehrzahl der Anwesenden die gesprochenen oder vielmehr gelesenen Worte nicht zu vernehmen in der Lage war. Das „sympathische Nervensystem", um dessen Erkundung sich ja der ausgezeichnete Würzburger Anatom selber bedeutende Verdienste erworben hat, umfaßt diejenigen Nerven, welche nicht direkt im Gehirn oder Rückenmark, sondern vielmehr in gewissen anderweit im Körper vertheilten Ganglien ihren Ursprung haben, und welche die unwillkürlichen Bewegungen der Eingeweide sowie die Kontraktion oder Erweiterung der Blutgefäße bedingen. Um aber den unter dem rein wissenschaftlichen Gesichtspunkte ohne Zweifel der vollsten Beachtung würdigen Vortrage folgen zu können, hätte man über ein weit größeres Maß anatomisch-physiologischer Kenntnisse verfügen müssen, als dies, wie versichert ward, im Allgemeinen sogar bei Aerzten der Fall ist. Die Geschäftsleitung sollte, dieser „unmaßgebliche" Wunsch wurde da und dort laut, bei der Auswahl der für die öffentlichen Sitzungen zu werbenden Redner doch nicht bloß den berühmten Namen, sondern auch einige andere Faktoren in Rechnung ziehen.

Dr. Oskar Baumann (Wien) ist bei der engeren Fachwelt noch vom Wiener Geographentage her als guter Redner bekannt, und auch sein diesmaliges Auftreten entsprach den in ihn gesetzten Erwartungen. Da jedoch der Inhalt seines Vortrages „über die Entdeckung der Nilquelle" den

Lesern der „Nation“ bereits durch eine eingehende Besprechung des Baumann'schen Werkes bekannt ist, so darf an dieser Stelle von weiterer Erörterung dieses Programmpunktes wohl Abstand genommen werden. Nur können wir bei dieser Veranlassung unser Bedauern darüber nicht zurückhalten, daß sich die deutsche Kolonialverwaltung eine so gute Gelegenheit, einmal einen wirklich kundigen Mann in ihren Dienst zu bekommen, entschlüpfen ließ.*)

Aus der Unzahl der Sektionsvorträge, deren es im Ganzen tausend gewesen sein mögen, eine Auswahl zu treffen, ist fast unmöglich und es muß deshalb bei einigen kurzen Bemerkungen sein Bewenden haben. Daß Professor Behring's (Halle) Vortrag über das von ihm hergestellte Diphteriebeilserum das weitaus größte Aufsehen erregte, ist bereits bekannt, denn leider haben die Zeitungen diesen Vortrag bereits über Gebühr ausgeschlachtet und damit der von den Herren Behring, Ehrlich und Aronsohn in würdiger und streng sachlicher Form behandelten Angelegenheit kaum den richtigen Vorschub geleistet. Mit der Einspritzung von Thierblut, welches vorher durch fortgesetzte Einimpfung immun gegen den in Frage kommenden Giftträger gemacht worden, in den von der gleichen Krankheit erfaßten menschlichen Leib ist offenbar ein Prinzip von größter methodischer Tragweite zur Geltung gelangt, und die von Behring gemachten Angaben beweisen auch, daß man für die therapeutische Verwerthung des zunächst noch im experimentellen Vorstadium befindlichen Verfahrens die besten Hoffnungen hegen darf. Nur sollte man sich hüten, jetzt sofort in einen Hoffnungstaumel zu verfallen, wie er uns aus der Aera des „Kochins“ noch in unliebsamer Erinnerung steht; das Vorgehen der großen Wiener Blätter, welche Sammlungen für den Ankauf großer Parthien des neuen Mittels begonnen und auch schon recht hübsche Summen zusammengebracht haben, ist humanitär nur anzuerkennen, hat aber sonst seine großen Bedenken gegen sich. Auch zeigt sich in den Reihen der eigentlich klinischen Mediziner eine Reaktion nicht gegen die bakteriologische Forschung als solche, wohl aber gegen die Uebertreibungen, in welchen sich die Laienwelt gerne gefällt. Schon Leyden machte eine dahin zielende Andeutung, und in der Abtheilung für innere Medizin sprach sich Professor Rosenbach (Breslau) mit aller Entschiedenheit dahin aus, daß das ungemein komplexe Problem der Krankheitserregung und Krankheitsheilung neuerdings zu einseitig aufgefaßt zu werden scheine. Die Körperbeschaffenheit des Leidenden, seine Reaktionsfähigkeit gegen die Seuchenkeime kämen doch auch in ebenso hohem Maße in Betracht, und es sei bedenklich, „Infektionskrankheiten“ mit „Injektionskrankheiten“ zu verwechseln In der That hob ja auch Behring selbst hervor, daß man schon bei ganz gesunden Menschen den Spaltpilz der Diphterie vorgefunden habe, womit also ausgesprochen ist, daß in solchen Fällen die Natur selbst geholfen und die in den Körper eingedrungenen Schädlinge neutralisirt hat.

Die Chirurgen waren mit Recht entzückt durch eine großartige Demonstration von Professor Lorenz (Wien), welchem es gelungen ist, einer der verderblichsten Kinderkrankheiten, der Hüftgelenkentzündung, ihre Schrecknisse zu rauben. Das orthopädische Heilverfahren erwies sich da zumeist als unzureichend, wogegen Lorenz nicht weniger als 32 kleinere Kinder vorführte, welchen er auf operativem Wege die volle Bewegungsfähigkeit wiedergeschenkt hatte. Sehr gründliche Debatten wurden ferner medizinischerseits geführt über die Exstirpation der Schilddrüse und die Einwirkung dieses Eingriffs auf die sogenannte Basedow'sche Krankheit, ferner über die Möglichkeit, ansteckenden Schulkrankheiten durch regelmäßige ärztliche Kontrolle und Behandlung der Schulkinder vorzubeugen. Theilweise sind hierher auch die Beschlüsse des Vereins deutscher Nahrungsmittelchemiker zu rechnen, welche, indem sie sich zu einer eigenen Abtheilung zusammenfanden, damit zugleich die Abhaltung ihrer Jahresversammlung verbanden.

Auch die naturwissenschaftliche Gruppe lieferte gar manches Ergebniß von bleibendem Werthe. Den Anthropologen und Ethnologen machte Dr. Glück (Serajewo) sehr beachtenswerthe Mittheilungen über die bosnischen Juden oder „Spanioten“, welche der aristokratischen Klasse der aus dem Westen kommenden „Sephardine“ angehören und heute noch unter sich eine spanische Mundart sprechen. Obwohl somit gerade diese Juden als besonders reine Vertreter ihres Stammes erscheinen möchten, stellen sie doch nach Dr. Glück eine ganz unverkennbare Mischrasse dar, und ganz analog verhält es sich wahrscheinlich mit dem ganzen jüdischen „Volke“. In der geographischen Abtheilung wies Professor Lenz (Prag) nach, daß jene Rolle, welche gemäß Darwin's bahnbrechenden Untersuchungen in gemäßigten Breiten der Regenwurm als „Kulturtechniker“ spielt, indem er den Boden auflockert und Humus erzeugen hilft, zwischen den Wendekreisen durch die „weißen Ameisen“, welche jedoch keine wirklichen Ameisen, sondern Termiten sind, ausgefüllt werde. Endlich darf eine wichtige Bemerkung des Astronomen Staatsraths Bäcklund (St. Petersburg) nicht übergangen werden. Auf eine tiefgründliche Berechnung des Laufs planetarischer Kometen sich berufend, bei welcher nebenher auch eine neue und sehr genaue Ermittlung der bisher schwankenden Merkurmasse erzielt wurde, konnte der Genannte behaupten, daß die Gründe, mit denen man seit Encke die Existenz eines „Aethers“, eines widerstehenden Mediums im Weltenraume verfochten hat, sich nicht aufrecht erhalten ließen, daß vielmehr die Kometen sie bewegen, als wäre der von ihnen durchmessene Raum absolut leer.

Unser Referat konnte der vielgestaltigen, jeden Augenblick neue Eindrücke bringenden Versammlung gegenüber von vornherein nur als eine aphoristische Skizze sich darstellen wollen. Möge es gelungen sein, wenigstens die hervorstechendsten Punkte aus der Fluth des Gesammtstoffes herausgehoben und ihrer allgemeinen Bedeutung entsprechend erörtert zu haben!

S. Günther.

*) Unwidersprochen ging durch die Presse die Notiz, daß Dr. Baumann, der gern in den deutschen Kolonialdienst getreten wäre, ein Assistentenposten mit 1200 Mark (!!) Jahresgehalt angeboten worden sei.

Der Vater des Berliner Journalismus.

An dem Sockel des Marmordenkmals, welches im Berliner Thiergarten das Andenken Lessings verherrlicht, befindet sich die Medaillonbüste des Buchhändlers Friedrich Nicolai; er theilt diese Ehre mit dem Dichter des Frühlings Ewald von Kleist und dem Philosophen Moses Mendelssohn. Es ist ein hübsches Stück Unsterblichkeit, was ihm auf diese Weise zu Theil geworden ist.

Aber die Unsterblichkeit ist ihm auch auf eine andere weniger ruhmvolle Weise gesichert. Er tritt in Goethe's Faust als handelnde Person auf; unter der Maske des Proktophantasmisten erscheint er unter den Gästen der Walpurgisnacht. Er spielt eine außerordentlich skurrile Rolle und nach Jahrtausenden noch werden die Glossatoren des ewigen Gedichts die Aufgabe haben, darzulegen, wer der Mann gewesen sei, den Goethe hier festgenagelt und aus welchen Gründen er ihn so grausam gezüchtigt hat.

Keinen andern seiner Gegner hat Goethe ähnlich hart gestraft. Den Meisten gegenüber hat er geschwiegen; gegen Andere hat er seinen Groll in Gedichten niedergelegt, die erst nach seinem Tode veröffentlicht werden sollten. Und gegen diese ist er meist milde genug verfahren. Selbst Kotzebue, der mit offener Bosheit gegen ihn verfahren ist, hat er allzu glimpflich davon kommen lassen. Auf diesen Einen hat er den grimmigsten Hohn entladen, nicht nur jenes eine Mal, sondern durch ein ganzes Menschenalter ziehen sich die Spottverse hin, die Goethe gegen Nicolai gerichtet hat.

Für alle die, welche sowohl in Lessing als in Goethe Helden verehren, denen die deutsche Litteratur ihren Aufschwung verdankt, entsteht die Frage, wie sie sich zu Nicolai stellen sollen; sollen sie den Kampfgenossen Lessing's dankbar sein oder sollen sie den Begeiferer Goethe's verspotten? Zur Beantwortung dieser Frage trägt eine Schrift bei, welche Ernst Altenkrüger unter dem Titel: „Friedrich Nicolai's Jugendschriften", kürzlich herausgegeben hat. (Berlin, Karl Heymann.)

Ohne Zweifel war Nicolai eine Mittelmäßigkeit, wie Goethe es ihm vorgeworfen hat. Aber eine Mittelmäßigkeit zu sein, ist kein Verbrechen; es ist, wenn sich Bescheidenheit damit verbindet, nicht einmal eine Schande. Von der gesammten Kulturarbeit, welche das Menschengeschlecht zu leisten hat, haben die mittelmäßigen Köpfe einen erheblichen Theil auf sich zu nehmen. Es würde übel um die Welt beschaffen sein, wenn allein die Genies und bahnbrechenden Geister Förderliches leisten könnten.

Nicolai's Verdienst bestand darin, den Journalismus in Deutschland gefördert zu haben. Er begründete Zeitschriften, in denen die neuen Erscheinungen der Litteratur und Kunst besprochen wurden. Er war in Deutschland unter den ersten, die solche Zeitschriften begründeten, in Berlin war er schlechthin der erste. Vor seinem Auftreten um das Jahr 1750 war von Berlin keine Erscheinung ausgegangen, die Berlin als eine das geistige Leben der Nation führende, ja auch nur als eine an diesem geistigen Leben theilnehmende Stadt erscheinen ließen. Für die litterarische und künstlerische Entwicklung Deutschlands war Berlin ein todter Punkt gewesen. Mit Nicolai's Auftreten ward Berlin in der Litteraturgeschichte zum ersten Male genannt, und seitdem ist seine Bedeutung in stetigem Wachsen geblieben.

Die Veröffentlichung einer Zeitschrift, in welcher sich das gesammte geistige Leben der Nation spiegelt, gewährt den Nutzen, daß die Nation sich daran gewöhnt, gemeinsam geistige Interessen zu haben, und eine solche Gemeinsamkeit der Interessen zu wecken war nirgend nöthiger als in dem politisch zerrissenen Deutschland. Durch das Lesen von Zeitschriften wurden viele Leute, die keine oder wenige Bücher lesen, veranlaßt, an dem geistigen Leben der Nation theilzunehmen. Die Wirksamkeit Nicolai's ist daher eine nützliche gewesen, während der ersten zwanzig Jahre eine uneingeschränkt nützliche. Er hat das Schlechte getadelt, schädliche Einwirkungen bekämpft und das wenige Gute, was in dieser Zeit erschien, gelobt.

Da trat Goethe mit den genialen Schöpfungen seiner Jugendperiode auf, und Nicolai rezensirte sie mit dem ganzen Selbstbewußtsein eines Kritikers ab, der überzeugt ist, zwanzig Jahre lang eine führende Stellung gehabt zu haben. Er ließ kein gutes Haar daran; das ist ein sehr schlimmes Zeichen für seine Einsicht. Aber gerechter Weise muß man sagen, daß Nicolai, der den Werther herunterriß, weil er ihn nicht begriff, um nichts schlimmer war, als die Tausende, die dem Werther zujubelten, weil sie ihn mißverstanden.

Nicolai hatte sein bestimmtes ästhetisch-litterarisches Programm. In diesem Programm standen sehr schöne Sachen, wie Aufklärung, gesunder Menschenverstand u. s. w. Dieses Programm hatte sich zwanzig Jahre lang bewährt, hatte dazu beigetragen, manche unerfreuliche Erscheinung abzuwehren. Nichts war natürlicher, als daß er glaubte, mit diesem Programm noch dreißig fernere Jahre wirthschaften zu können. Da kam Goethe, dessen Werke in dieses Programm nicht paßten, und die daher mit einem großen Aufwande von Unbescheidenheit verhöhnt und in den Abgrund gerissen werden mußten. Goethe aber war stärker als Nicolai's Programm und vernichtete den Vernichter.

Die Strafe für seine Verirrung hatte Nicolai verdient. Aber diese Verirrung konnte doch seine früheren Verdienste nicht auslöschen. Und da er persönlich ein redlicher und untadelhafter Mann war, so ist es in Ordnung, daß dieser früheren Verdienste gedacht wird. Den Ehrenplatz zu Lessing's Füßen soll man ihm gönnen, und nach Jahrtausenden werden den Faust-Kommentatoren vielleicht Zweifel darüber auftauchen, ob der Nicolai, den Goethe so unbarmherzig geschunden hat, in der That identisch ist mit dem Manne, den Lessing seiner Freundschaft würdigte.

Alexander Meyer.

Herbstblätter aus der Lombardei.

I.

Nach Italien zu fahren läßt man sich immer wieder gar leicht verführen. Einen ganz andern Reiseplan hatte ich mir für diesen Herbst zurecht gelegt: auf den Spuren Rousseau's und seiner „petite maman", der schönen leichtsinnigen Madame de Warrens hatte ich am See von Annecy und in Chambéry spaziren gehen wollen. Da kam aus Mailand die Einladung des berühmten Musikverlegers Edoardo Sonzogno, der Einweihung seines neuen „Teatro lirico internazionale" beizuwohnen. Und siehe da! Diese Lockung, obschon sie mir mit einer ganzen Reihe ermüdender Opernvorstellungen gewiß weniger Ferienerholung verhieß, als eine freie Streiferei in Savoyen, erwies sich doch als unwiderstehlich. Freilich verband ich mit ihr den Hintergedanken, es bei Mailand nicht bewenden zu lassen, vielmehr in der offenen Landschaft, auf Dörfern und in kleinen Landstädtchen mich ein wenig herumzutreiben und den reichen lombardischen Herbstsegen inmitten der ihn einheimsenden Landbevölkerung zu genießen. Diesen Plan habe ich so sehr innegehalten, daß ich noch jetzt, da ich in der ersten Oktoberwoche im kleinen lieben Orta diese Zeilen schreibe, wie mitten in einer Weinkelter drin sitze; man kann nicht über die Straße gehen, ohne die großen blauen Traubenbeeren, die überall herumliegen, zu zerquetschen und aus allen Thorbogen in den engen Gassen quillt der Dunst frischen Mostes.

Aber ehe ich von diesen und ähnlichen guten Dingen mehr sage, geziemt es sich, der fünf Einweihungsaufführungen im Teatro lirico zu gedenken, die doch die eigentliche Veranlassung zu diesem Ausflug waren.

Edoardo Sonzogno ist ein gewaltig unternehmender Mann. Außer seinem Musikverlag nennt er auch die durch ganz Italien verbreitetste Zeitung „Il Secolo" sein Eigenthum. Und nun ist er gar Patron der wichtigsten Opernbühnen Mailands geworden, indem er die Scala gepachtet und auf eigene Kosten ein neues großes Opernhaus hergestellt hat. Nicht von den Fundamenten aus neu hatte er dieses sein Theater zu errichten. An der Stelle, wo sich nun, mit der Front nach der Via larga, das Teatro lirico internazionale erhebt, stand schon im vorigen Jahrhundert, so alt wie die Scala, das Teatro Cannobiano. Sonzogno hat das längst nicht mehr Theaterzwecken dienende Haus zu einem 2000 Zuschauer fassenden modernen Theater umbauen lassen. Schade, daß es nicht rechtzeitig, zu den Einweihungsaufführungen, fertig geworden ist; man mußte am Vormittag des Eröffnungsabends zum Billetschalter noch unter Querhölzern durchkriechen und war in Gefahr, von dem nassen Kalk bespritzt zu werden, den die auf noch nicht weggenommenen Gerüsten stehenden Maurer eilig an die Wände pflasterten. Und auch an allen den folgenden Abenden konnten die duftendsten Gürtelsträußchen und großen Logenbouquets der Damen Mailands den häßlichen Geruch nach feuchtem Kalk nicht übertäuben, der das ganze Haus erfüllte. Die gesammte Zuhörerschaft machte den Eindruck, zum „Trockenwohnen" des Theaters aufgeboten zu sein. Das Mailänder Publikum scheint Herrn Sazogno diese etwas zu amerikanische Schnellfertigkeit übel genommen zu haben, was es dadurch zu merken gab, daß es am zweiten Abend sich gar nicht einfand; kaum ein Drittel der Plätze war besetzt, meistens von Fremden. Am eigentlichen ersten Einweihungsabend allerdings war das Haus voll, aber das

Publikum benahm sich anfangs unartig. Man machte schlechte Witze über den noch unvollendeten Ausbau und dem Schauspieler Monti, der einen von Felice Cavalotti verfaßten Prolog vorzutragen hatte, wurde nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt; ja, es kam noch schlimmer. Als der unglückliche Sprecher durch Mimik zu verstehen gab, er könne nicht fortfahren, wenn der Lärm nicht aufhöre, wurde einfach: „basta!“ gerufen und das so einmüthig und so lange, bis Herr Monti sein Buch mit dem Prolog zuklappte und unter bedauerndem resignirten Achselzucken hinter dem Vorhang verschwand.

Besser war die Aufnahme, welche die Aufführung der neuen Oper: La martire (die Märtyrerin) von Maëstro Spiro Samara, Text von L. Illica, fand. Sie ist ein merkwürdiges und durch und durch modernes Werk. Unter der Märtyrerin darf man sich nämlich nicht etwa eine christliche Heilige der früheren Jahrhunderte denken; es handelt sich um das Ehestands-Martyrium einer jungen Frau von heute und die Geschichte trägt sich in irgend einer östlichen Stadt an der unteren Donau zu. Eine Chansonettensängerin, Nina Fleurette, ist dort eingetroffen und hat schon nach wenigen Tagen das Herz eines Aufsehers der Güterexpedition gewonnen. So begibt es sich denn, daß er den Abend im lampiongeschmückten Biergarten zubringt und seiner Nina Fleurette wie wüthend applaudirt, während seine verlassene Frau zu Hause beim sterbenden Kinde sitzt. Als das Kind gestorben ist, kommt sie ihn heimholen. Aber er folgt ihr nicht, beschimpft sie vielmehr öffentlich, so daß ihr früherer Liebhaber sie vor seiner Brutalität schützen muß. Sie kehrt allein in ihr Haus zurück und vergiftet sich mit Kohlenoxydgas auf offener Szene. Man sieht — der moderne Naturalismus hat sich als neues Feld seiner Thätigkeit die Textbücher der Opern ausgesucht. „Cavalleria Rusticana“ und „Pagliacci“ werden durch diese „Märtyrerin“ an krassem Realismus weit überboten. Der Textdichter Illica, ein junger Mailänder Poet van der Richtung Praga's, hat denn auch sein Opernbuch geradezu „Szenische Novelle“ (Novella scenica) genannt und ihr in mehrfacher Beziehung das Kolorit einer richtigen Touristennovelle gegeben. Wir erleben die Ankunft der Donaudampfer, wohnen dem Ausladen der Schiffe bei, sehen wie Nina Fleurette sich beim Kellner der Restauration eine Chartreuse bestellt, während ihr massiver Liebhaber nach einem Cognac schreit; in einem späteren Akt spielt die in ganz Italien genugsam bekannte „birra di Graz“ eine gewisse Rolle, besonders, da sie von „Kellerine tedesche“ kredenzt wird, die in einem etwas stupiden Chor die Behauptung aufstellen, sie seien alle „belle e brutte“. Diese deutschen Kellnerinnen spielen hier ungefähr dieselbe Rolle wie die Mädchen der Cigarrenfabrik in Bizet's „Carmen“. In Masse auftretend, werden sie sofort von den ausschließlich männlichen Gästen des Biergartens mit plumper Galanterie umworben und wehren sich kokett, indem sie den Zudringlichsten zurufen: „Le mani a casa!“ (wörtlich: „Die Hände nach Haus!“). Aber auch auf andere Weise ist das Deutschthum in diesem seltsamen Textbuch vertreten, nämlich durch einen ausrangirten Wagnersänger, den der Dichter Chrysostomus Weischeit (sic) genannt hat. Der Gedanke, durch eine solche satirisch-humoristische Figur das Krasse der Haupthandlung zu mildern, wäre nur zu loben; aber der Komponist hat mit diesem Chrysostomus Weischeit nicht viel anzufangen gewußt. Um so besser ist ihm die musikalische Charakteristik der französischen Chansonettensängerin gerathen, zum Theil unter Zuhilfenahme original französischer Chansons. Ganz wunderlich nahm sich die Vergiftung durch ein Kohlenbecken auf einer so großen weiten offenen Szene aus; die Regie hätte doch wenigstens die Bühne verkürzen, ein Zimmer von möglichst geringer Tiefe aufstellen müssen. Ich muß hier überhaupt bemerken, daß die Dekorationen am neuen teatro lirico unter dem Maß einer mittleren deutschen Hofbühne stehen und manchmal geradezu widersinnig sind. In der Oper „Fiore d'Alpe“ (Alpenblume) von Franchetti sollte der erste Akt in einer savoyischen Alphütte spielen. Die Regie hatte glücklich eine Art Maschinenhalle, wie man sie auf Bahnhöfen sieht, herausgebracht, so daß man auf einfahrende Lokomotiven gespannt sein konnte. Auch in Leoncavallo's „I Medici“ waren die das alte Florenz darstellenden Dekorationen weder von historischem noch von künstlerischem Werthe. Es kommt einem Regisseur in Italien gar nicht darauf an, einen Prospektus aufzustellen, auf dem der Himmel Falten wirft wie ein aufgehängtes Segel. Ebenso ist in der Regel das Spiel des Chors ein wenig belebtes. Man durfte nicht an die Meininger denken, wenn man sah, wie hölzern die großen Chöre meistens dastanden. Dafür ist aber wieder anzuerkennen, daß sie sehr sauber singen, daß auch die im Abgehen des Chors und hinter der Szene verschwebenden Klänge kein Sinken der Stimmen noch sonst die kleinste Detonation vernehmbar werden lassen. Daher hat denn auch — was bei uns selten vorkommt — der Chor im teatro lirico öfter große Applause erhalten.

Auf die Oper „Die Märtyrerin“ zurückzukommen, so glaube ich nicht, daß ihr Komponist Samara, von Geburt ein Grieche, jemals wahrhaft Großes hervorbringen werde. In der „Märtyrerin“ wenigstens zeigt er sich durchaus abhängig von andern Meistern, von Bizet besonders und von Verdi, also von guten Vorbildern zwar, die aber ein wirklich origineller schöpferischer Künstler doch nicht so stark kopiren würde wie Samara es thut. Die Vergiftungsszene z. B. bringt genau dieselben Synkopen der Bässe, die Verdi zur Sterbeszene in der Traviata so genial verwendet hat. Das Textbuch Illica's, trotz aller Bizarrerie, steht als originelle Schöpfung höher als die Musik der Oper. Beide, Komponist und Textdichter, mußten nach dem letzten Akt erscheinen; wie der Komponist aussah, wüßte ich nicht mehr zu sagen, Illica stellte sich als ein großer, starkknochiger, etwas unbeholfener und übrigens von dem Hervorruf nicht sonderlich gerührter junger Mann vor mit dem landesüblichen schwarzen Haarbusch auf der breiten Stirn, im Ganzen der Typus eines bäurischen Wirthssohnes.

Am nächsten Abend war die Reihe des Hervorgerufenwerdens an Mascagni; sein „Amigo Fritz“ wurde als zweite Einweihungsvorstellung gegeben, nach meiner Empfindung eine in der Handlung doch gar zu dürftige Oper, die den Italienern vollends langweilig vorkommen muß, weil sie sich nur schwer in dieses deutsch-elsäßische Kleinleben versetzen können. Die Italiener haben in ihrem eigenen Lande so zahlreiche und so interessante provinzielle Typen, von der Brianza vor den Thoren Mailands angefangen bis hinunter nach der Toscana, der römischen Kampagna, den Abruzzen und Sizilien; und nun sollen sie sich in das Verständniß dieser Erckmann-Chatrian'schen Figuren hineinarbeiten, das sich ihnen, namentlich in der Oper, doch nicht erschließt, das scheint mir entschieden widersinnig. Die Aufnahme war auch eine ziemlich kühle.

Ganz anders packten die „Medici“ von Leoncavallo am dritten Abend. Sie waren auch für Mailand nicht mehr Novität. Aber die dramatische Wucht des bedeutenden Werkes erwies sich abermals überwältigend. Für Italiener kommt doch auch hinzu, daß ihnen ein bedeutsames Blatt ihrer eigenen ruhmreichen Geschichte vorgespielt wird. Es ist über Leoncavallo und seine „Medici“ in Deutschland so viel schon geschrieben worden, daß ich mich hier sehr kurz fassen kann. Ich will nur darauf aufmerksam machen, daß die Italiener auch den dichterischen Werth des vom Komponisten selbst verfaßten Textbuches hoch anschlagen, die edle Sprache, den schönen Fluß der Verse, die guten Reime loben. Besonders gefallen, dichterisch und musikalisch, die in das große Florentiner Maienfest (im 2. Akt) eingeflochtenen Gesänge, vor allem das herrliche Mailied Simonetta's, zu dem ein ziervolles Kinderballet junger florentinischer Edelknaben und Edelfräulein getanzt wird. Am gewaltigsten aber wirkt der Schluß der Oper, als Lorenzo Medici dem von den Verschworenen aufgestachelten Volke mit der hohen Autorität eines geistig überlegenen Menschen und mit der Kraft einer echten Herrschernatur so siegreich entgegentritt, daß die anfänglich ihm feindselig Gesinnten dem Zauber dieser übermächtigen Persönlichkeit erliegen und nun zu den Pforten der Kirche hinausstürzen, das Feld-

geschrei der Medici „Palle! Palle!" in die Straßen rufend. Lorenzo bleibt allein auf der Szene zurück, hört, wie das Volk, das ihn eben noch bedrohte, jetzt draußen auf die Feinde der Medici Jagd macht; da richtet er sich auf und spricht: „Sono il rè" („Jetzt bin ich König"). Damit fällt der Vorhang. Dieser Schluß dürfte es vornehmlich gewesen sein, der dem Dichter-Komponisten der „Medici" die gefährliche Ehre eintrug, zum Komponisten einer Oper aus der Geschichte der Hohenzollern ausersehen zu sein. Für eine gefährliche Ehre halte ich diesen Auftrag schon aus dem Grunde, weil Leoncavallo bisher gewohnt war, seine Texte selbst zu schreiben. Auch der Text zu den „Pagliacci" ist sein Werk. Bei der Hohenzollernoper ist die Möglichkeit seiner Textautorschaft mit Recht gleich von Anfang an ausgeschlossen worden. Aber wird er für jene alten preußischen Herren denn auch das rechte musikalische Kolorit treffen, er, der feurigste, temperamentvollste aller modernen italienischen Komponisten? Die Hohenzollern sind keine Medici und — in der Regel — auch keine Pagliacci gewesen.

Den vierten Abend im teatro lirico hätte man ohne die „Pagliacci" als einen verlorenen ansehen müssen. Denn die einaktige Oper: „Il piccolo Haydn" von Cipolini steht in Text und Musik nicht höher als irgend eine der musikalischen Rosenwassernovellen von Elise Polko, gleichwohl meldet der „Secolo", dieser Einakter solle nächstens auch in Berlin gegeben werden. In Deutschland hat Ausländisches, auch wenn es schwach ist, immer ein gewisses Ansehen. Interessanter, aber doch auch nicht recht erfreulich, war am fünften und letzten Abend Franchetti's Oper: Fior' d'Alpe. Unter der Alpenblume ist die in den savoyischen Alpen aufgewachsene Tochter eines Grafen aus Turin zu verstehen. Im ersten Akt wird sie zu ihrer Verzweiflung heimgeholt aus der ihr lieb und heimisch gewordenen Gegend, weggerissen von der Seite ihrer Pflegeeltern und ihres Milchbruders, der sie mit keineswegs nur brüderlichem Gefühl liebt. Im zweiten Akt ist sie an einen Marchese in Turin verheirathet worden und ihr ländlicher Liebhaber hat aus Gram über ihren Verlust bei den französischen Truppen (1796) Handgeld genommen. Aber im 3. Akt, der wieder in den Alpen spielt, bereut der junge Mann, gegen sein Vaterland die Waffen zu tragen; als französische Krieger in das Alpthal eindringen, wirft er sich ihnen entgegen an der Spitze bewaffneter Landleute und wird im Gefecht getödtet, nachdem er noch vorher dem Gatten der geliebten einstigen Milchschwester, dem Marchese, das Leben gerettet hat. Man sieht: dieser Text trägt ähnliche Elemente in sich wie Donizetti's „Regimentstochter", ist aber viel lyrischer und sentimentaler. Der Humor kommt nur einmal zum Worte. Bei der Rückkehr in ihr Alpenthal hat die junge Frau den einstigen Pflegeeltern eine kleine Uhr mit Glockenspiel als Geschenk mitgebracht, die erste Uhr, die in diesen Bergen gesehen wurde, was nun zu einem recht hübschen Chor Anlaß gibt. Die beschenkten Eltern und die Landleute um sie her bewundern das seltsame Werk, „che fa tik-taktak" und als nun gar das Glockenspiel ertönt, durch reizende Orchesterinstrumentation nachgeahmt, sind sie vor Vergnügen wie außer sich. Graziös ist außerdem im 2. Akt ein Monolog, den die junge Frau auf ihrem Balkon in Turin an die Schwalben richtet, die ihr Sendboten der fernen Alpenheimat zu sein scheinen. Der Ausnahmefall, daß sich einmal eine junge Italienerin mit den kleinen Vögeln anders als in der Küche beschäftigt, gehört zwar wohl nur der Bühne an wie manche andere schöne Romantik, wurde aber vom Publikum doch sehr gut aufgenommen. Im Uebrigen ist Franchetti's Oper ein sehr ermüdendes Werk, weil die relativ kleinen Anlässe und Vorkommnisse der Handlung viel zu pathetisch aufgefaßt werden und eine fast durchweg zu lärmende Instrumentation das Ohr zuletzt abstumpft. Es fehlt an Ruhepunkten und die Stimmen werden selbst in Momenten, wo vom Verständniß der Worte das Verständniß der dramatischen Handlung abhängt, vom Orchester gedeckt.

Wenn ich nun die Eindrücke der fünf Einweihungsabende zusammenfasse, so scheint mir, daß Sonzogno's teatro lirico internazionale nur dann eines glanzvollen und erfolgreichen Bestehens sich wird erfreuen können, wenn sein Eigenthümer im Stande sein wird, bald Novitäten zu bieten, welche im Werthe nicht unter den Meisterwerken seiner beiden Hauslöwen Mascagni und Leoncavallo stehen. Opern wie der greise Verdi mit seinem „Otello" und seinem „Falstaff" sie der Welt gegeben, haben diese beiden jungen talentvollen Meister noch nicht geschaffen; auch in Leoncavallo's „Medici" ist diese hohe Stufe freier reiner Kunst noch nicht erreicht. Aber gerade von Leoncavallo, der nun auch bereits in den Vierzigen steht, ist gewiß das Beste zu erwarten. Lassen dagegen die andern italienischen Komponisten ihren Verleger im Stich, wie es fast den Anschein hat, so wird er sich gewiß rechtzeitig erinnern, daß er sein Theater ausdrücklich nicht bloß als „lyrisches", sondern auch als „internationales" Kunstinstitut bezeichnet und also das Recht, ja die Pflicht hat, ihm auch aus andern Ländern frische gute Säfte zuzuleiten. Ich denke dabei nicht bloß an deutsche und französische, sondern auch an moderne slavische Komponisten, an Smetana, Dvorak u. s. w.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

J. V. Widmann.

Theater.

(Lessing-Theater. „Die Schmetterlingsschlacht". Komödie in 4 Akten von Hermann Sudermann.)

Um den ersten Abend, den Hermann Sudermann's „Schmetterlingsschlacht" am Lessing-Theater erlebte und erduldete, hat sich bereits eine kleine Legende gebildet. Blinde Freunde des Dichters haben im Zuschauerraum eine Verschwörung entdeckt, und sie erzählen der Welt bald, daß der Beifall des Publikums durch die Verschworenen gewaltsam niedergehalten worden sei, bald daß es einen jener unvergeßlichen Theaterkämpfe gegeben habe, in dem die alten und die neuen Geister auseinander platzten. Es ist begreiflich, wenn unparteiische Beobachter sich durch solche Darstellungen zu scharfem Widerspruch reizen lassen. Wir haben von einer Verschwörung und dergleichen nichts bemerkt. Das tausendköpfige Ungeheuer Publikum saß erwartungsvoll und amüsabel, höchst amüsabel auf seinen Plätzen und war bereit, dem Verfasser alle Ehren zu erweisen. Nur wollte es eben amüsirt sein. Wenn ein Thierbändiger in den Käfig so einer afrikanischen Bestie tritt und sie will ihm nicht gehorchen, so muß man nicht gleich glauben, daß die Bestie behext worden sei; vielleicht hatte sie Hunger, vielleicht war der Bändiger abgespannt. Bei der ersten Aufführung der „Schmetterlingsschlacht" amüsirte sich das Publikum nicht genug, es fing nach einer Stunde an über etwas Langeweile zu klagen und rächte sich durch ortsübliche Ungezogenheiten. Nicht einmal eine Anklage wegen solchen Verhaltens scheint berechtigt. Wer diese Zufallsmeinung an guten Tagen achtet, wer diese Zufallsmenge nach einem günstigen Ausspruch einen höchst gerechten Richter nennt, einen weisen Daniel, der muß wie Shylock auch den ungünstigen Spruch gelassen hinnehmen. Die Leute, denen man so gern das Recht zugesteht, Lorbeerkränze auszutheilen, dufteu ja doch nach den faulen Aepfeln, die sie immer in der Tasche tragen.

Wenn so die Legenden der blinden Freunde dazu zwingen, noch härter als es sonst nöthig wäre, die Schlappe Sudermann's öffentlich festzustellen, so darf man sich doch durch deren Uebereifer nicht verleiten lassen, wie es wohl geschehen ist, das Werk selbst zu unterschätzen. Mir wenigstens ist die „Schmetterlingsschlacht" eine feinere und stolzere Arbeit als die beiden letzten Dramen; nur die Proletarierakte der „Ehre" sind besser, weil sie ursprünglicher sind. Wir lernen das glänzende Elend einer armen Beamten-

wittwe kennen, die im Grunde ihre Mutterpflichten ernst zu nehmen glaubt, aber durch den Kampf ums Dasein zu einem ganz jämmerlichen alten Weibe geworden ist, das nichts anderes mehr will, als von ihren drei schönen Töchtern eine wenigstens an einen reichen Mann zu bringen, einerlei wie. Die erste Tochter, eine Wittwe, ist gemein und verliebt, die zweite ist eitel und dumm, die dritte ist ein unschuldiger Backfisch, der für eine Fächerfabrik wunderhübsche Schmetterlingsmuster erfindet (daher der unglücklich gewählte Titel des Stücks) und der die Sorgen und das Gewissen der ganzen Familie auf sich nimmt. Die Charakteristik dieses Hauses und dieser vier Damen ist theils vorzüglich, theils sehr witzig. Meisterhaft z. B. sind die Rathschläge der Mutter, während der reiche Freier die Treppe heraufkommt; dem innersten Leben sind sie abgelauscht, und Frau von Pöllnitz spielte den Auftritt mit köstlicher Natur; Theater ist es freilich, daß wir diese Reden gerade in diesem Augenblick und an dieser Stelle zu hören bekommen.

Der reiche Freier ist der mißhandelte und unselbstständige Sohn des Fabrikanten Winkelmann, für den der Backfisch Rosi seine Schmetterlingsschlachten malt. Es ist da noch ein schneidiger Handlungsreisender, der bei der alten Mutter Hergentheim gewohnt hat, und der für den alten Winkelmann reist, ein prächtiger Gesinnungsgenosse und Bruder von Balzac's berühmtem Gaudissart, ein genußsüchtiger, schlauer Halunke, kurz, wie er selbst sagt, ein Kavalier. Diese drei Kaufleute sind nicht mit so feinen Strichen gezeichnet wie die vier Damen, aber es sind gute Bühnenfiguren, und besonders Papa Winkelmann, mit seiner rauhen Außenseite und seinem durch Alter und Krankheit erweichten Herzen, ist eine hübsche neue Auflage des alten, polternden Alten.

Die Handlung verbindet diese beiden Gruppen. Der junge Winkelmann verlobt sich mit der Wittwe, die aber unter dem Beistand des Backfischchens Rosi ihr Liebesverhältniß mit dem Handlungsreisenden fortsetzt. Sie werden ertappt und Rosi soll sich dazu hergeben, für die Geliebte des Schwerenöthers zu gelten. Im letzten Augenblicke rückt sie aber mit der Wahrheit heraus, die Damen Hergentheim werden fortgejagt, nur Rosi darf bleiben, denn sie und der junge Winkelmann lieben einander längst und werden ein glückliches Brautpaar.

Diese Handlung war dem Publikum offenbar nicht spannend genug. Sudermann hat sich die Erfindung nun allerdings leicht gemacht; die dichterische Schwierigkeit lag im Wesen des jungen Kaufmanns, der bei aller Verliebtheit seiner Braut nicht recht vertraut. Man muß sich fragen, wie sich das tiefere Seelenleben abgespielt hätte, wenn Rosi nicht betrunken gemacht worden wäre und nicht im Rausch den Namen des Handlungsreisenden verrathen hätte. Doch es ist kaum anzunehmen, daß das geehrte Publikum den Zufall auf der Bühne nach tausend Jahren gerade am 6. Oktober 1894 übel genommen hat. Für seine Unzufriedenheit müssen also noch andere Gründe gesucht werden.

Da mag sich nun zunächst der Verfasser mit der Figur des Backfischchens verrechnet haben. In „Sodoms Ende“ spielt so eine perverse Liebesgeschichte mit dem Sonnenscheinchen und sie wirkte gut, weil es nur ein Nebenmotiv zur Charakteristik des perversen Helden war und weil sich die Herren und Damen im Theater gern kitzeln lassen. In der „Schmetterlingsschlacht“ wird das grüne Ding zur Hauptperson und dafür ist seine körperliche Entwicklung nicht stark genug. Fräulein Retty trug ein zu kurzes Kleidchen, aber auch was sie zu sagen hatte, zeigte zu oft und zu absichtlich die Kinderbeinchen. Es erregte mitunter Heiterkeit, aber es schadete der Verheirathung des Mädchens. Es gibt viele solche Backfische, auch in Berlin, sie finden sogar Bewerber, aber ihre Verlobungen machen keinen poetischen Eindruck.

Da mag das Publikum ferner zu denkfaul gewesen sein für die besten Leistungen des Dichters, für seine sorgsame indirekte Charakteristik. Tapferer als je bisher hat Sudermann die vornehmste Bühnensprache, die man jetzt wieder die neue Schule nennt, angewandt. Seine Personen sagen von sich selbst und von einander nichts belehrendes aus. Sie glauben an sich selbst und zumeist auch an einander, und so müßte das Publikum sich bemühen. Wenn z. B. der Backfisch den Handlungsreisenden einen Kavalier nennt, so müßte der Zuhörer daraus indirekt entnehmen, daß der Backfisch ein unerfahrenes Kind mit einem phantasievollen Köpfchen ist, der Reisende aber ein leichtlebiger Schwätzer. Das Publikum aber strengte sich nicht an, lachte nur über ein paar witzig gestellte Antithesen und folgte den Absichten des Dichters nicht. Dieser Mangel an Ernst macht dem Publikum keine Ehre; es fragt sich nur, ob Sudermann es versucht oder vermocht hat, sich sein Publikum zum Ernste zu erziehen.

Sudermann hat seit dem ungeheuren Erfolge seiner „Ehre“ unter allen deutschen Dichtern das größte Publikum. Aber er hat nicht eigentlich eine Gemeinde, wie sie oft junge und alte, große und kleine Talente mit Recht oder Unrecht besitzen. In Berlin haben so gegenwärtig Bruno Wille und Theodor Fontane, Gerhart Hauptmann und Heinrich Hart ihre Gemeinden; diese Sektenbildungen können bedeutungsvoll oder abgeschmackt sein, können emporführen oder im Sande verlaufen, immer ist es an ihnen werthvoll, daß da an eine Persönlichkeit geglaubt wird, die sich mit ihrer Größe oder mit ihren Schrullen, mit ihrem Genie oder mit ihren Verschrobenheiten durchzusetzen sucht. Der ganz Einsame stößt selbst die Gemeinde von sich. Der periodisch Einsame — ein klassisches Beispiel war Richard Wagner — schafft sich die Gemeinde und gebraucht sie nicht ohne einige Verachtung. Wer es aber gar nicht verträgt, einsam zu sein, der findet zur Strafe ein groß Publikum.

Als Sudermann durch seine „Ehre“ plötzlich so berühmt geworden war, daß er eigensinnig sein durfte, wählte er — der Vergleich hinkt stark — die Wege Sardou's. Wer ableugnen wollte, daß Sudermann auf diesem Wege der deutschen Bühne Repertoirstücke geschenkt hat, die das neue Repertoir der letzten zwanzig Jahre an Kraft und Kunst überragten, der wäre blind für seine Verdienste. Aber eine Gemeinde erwirbt man sich nicht durch Theaterstücke. Sudermann hat den lauten Muth bewiesen, ab und zu die Spiegelscheiben der landläufigen Moral einzuschlagen, wofür man bekanntlich sogar behördlich verfolgt und sogar im Gefängniß versorgt werden kann; der Mißerfolg der „Schmetterlingsschlacht“ kann ihm ein Anlaß sein, den stillen Muth zu beweisen: nicht das Zischen sondern den Jubel des Publikums zu verachten, wie die Astarte von Gabriel Max — wenn die große Frauengestalt nicht zu pathetisch wäre als Vorbild eines ganz modernen und eleganten Dichters — einsam und frei dem unscheinbaren eigenen Stern zu folgen, eigene Wege zu suchen oder zu gehen.

Fritz Mauthner.

Litterarische Notizen.

Die neue preußische Verwaltungsgesetzgebung begann im Jahre 1872 mit dem Erlaß der Kreisordnung für die fünf östlichen Provinzen. Diese Kreisordnung ist später nicht auf die übrigen Provinzen ausgedehnt worden, vielmehr wurde für jede Provinz eine besondere Kreisordnung erlassen. Diese verschiedenen Gesetze stimmen zwar in ihren Grundzügen überein, weisen aber im Einzelnen viele Abweichungen auf. Eine synoptische Zusammenstellung aller dieser Gesetze war längst ein Bedürfniß; jetzt liegt sie vor in der Guttentag'schen Sammlung preußischer Gesetze: Die Kreisordnungen für den preußischen Staat von O. Koilsch. Der Verfasser, als Jurist und Landtagsabgeordneter für diese Arbeit befähigt, hat sein Werk mit großer Sorgfalt durchgeführt und durch erklärende Anmerkungen für Uebersichtlichkeit und Verständlichkeit gesorgt.

A. M.

Briefkasten der Redaktion.

W. R. London. Besten Dank für den Hinweis; wir wollen den Artikel lesen und eventuell berücksichtigen.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 3. Berlin, den 20. Oktober 1894. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW, Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Nachdem das Wort des Kaisers in Königsberg zur Bekämpfung des Umsturzes erklungen war, bot sich für verschiedene strebsame Elemente die Gelegenheit, hier einzuhaken und zunächst zu rufen, Graf Caprivi bekämpft den Umsturz nicht oder nur schlecht und lässig, und dann zu sagen, die wahren Kämpfer gegen den Umsturz sind wir. Wie sich jeder Einzelne der betheiligten Unzufriedenen den Kampf gegen den Umsturz dachte, das plaudert jetzt bald der eine, bald der andere aus. Hier erfährt man von Neuem, daß die Kreuzzeitungsleute sich dem Kaiser andeutungsweise in Königsberg zur Verfügung stellten, unter der ganz kleinen Bedingung, daß man ihnen einen anderen Reichskanzler bewillige oder, wie man heute sagt, daß Graf Caprivi sich mit der Stöcker-Hammerstein'schen Politik befreunde; und Nationalliberale wiederum verlangen die Zurückdrängung der äußersten Rechten, sie verlangen, daß das Centrum wieder in die Opposition gedrückt wird, und daß dann zum Heile Deutschlands etwas ersteht, was dem alten Kartell seligen Angedenkens entspricht.

Bei solchen Bekenntnissen der neben einander Strebenden und jetzt aus Mißtrauen Verzürnten ist es natürlich, daß beide im Knallen auf die Regierungsscheibe stark erlahmen, und es vorziehen, sich gegenseitig zu beschießen unter der lauten Versicherung, daß der andere es ist, der die so heilsame Aktion gegen den Umsturz verhindere.

Lächerlich war es schon, zu verlangen, daß die guten gesetzgeberischen Gedanken, die man selbst nicht hat, von der Regierung produzirt werden müßten; lächerlicher noch ist es, mit naiver Offenheit zu gestehen, daß der „gemeinsame“ Kampf gegen den Umsturz beginnen müsse mit der politischen Boykottirung starker Parteien, die auf dem Boden des heutigen Staates stehen; wie die einen verlangen mit der Boykottirung des Liberalismus, wie die andern fordern mit der des Centrums und der dem Centrum zuneigenden äußersten Rechten. Mit einem Gebilde, das dem alten Kartell auch nur irgend wie ähnlich sieht, drängt man den Freisinn und natürlich das Centrum in die schroffste Opposition; das ist die Folge des nationalliberalen Vorschlages; und mit einem Reichskanzler von Kreuzzeitungsgnaden will nicht einmal die nationalliberale Partei etwas zu thun haben, das ist die Folge der Hammerstein-Stöcker'schen Vorschläge. Solche Propositionen sind eingegeben vom engsten Fraktionsvortheil; mit den Interessen des Staatsganzen haben sie nichts zu thun; sie führen die Regierung auf einen schmalen, unterwühlten Boden, der nicht tragfähig ist, und der jenen schließlich versinken läßt, der sich auf ihn wagt, sei es nun, daß er dem Wegweiser der „Kreuzzeitung“, sei es, daß er dem einzelner nationalliberaler Organe folgt.

Fragt man sich, wie war es unter solchen Umständen überhaupt möglich, daß „Kreuzzeitung“ und nationalliberale Organe einen Augenblick neben einander gegen das gleiche Ziel marschirten, so findet man außer dem Motiv, das Jeder selbständig hegte, und das darin bestand, den Grafen Caprivi zu stürzen, ein einziges Bindeglied für eine Cooperation, und als dies Bindeglied hätte Herr Miquel zu gelten, der ein Nationalliberaler war und ein Vertrauensmann der Konservativen wurde, und der so ein Schutzpatron eines neuen Kartells hätte sein können. Allein gegenseitiger berechtigter Argwohn und anerkennenswerthe gegenseitige Ungeschicklichkeit sorgten bei Zeiten dafür, daß die ausgestreuten Keime nicht im üppigen Aufwuchern sich zu einem gefährlichen Netzwerk verzweigten.

Wir nehmen an, daß es gleich ungerechtfertigt ist, die Worte des Kaisers als Parole für die Wiederbelebung des exklusiven Kartells, wie für eine exklusive Kreuzzeitungs-

politik zu deuten. Solchen Aspirationen gegenüber wird, wie wir hoffen, Graf Caprivi das allgemeine Staatsinteresse vertreten, aus dem heraus nicht nachgewiesen werden kann, daß wir im Augenblick gefahrvoller Erörterungen bedürfen, die einen entsprechenden Nutzen niemals zeitigen können, aber die jedenfalls die Regierung aus der heute festgehaltenen mittleren und gemäßigten Richtung auf den abschüssigen Pfad des Extrems führen müssen. Und diese Aussichten erscheinen auch immer zahlreicheren nationalliberalen Blättern so wenig verführerisch im Interesse Deutschlands, daß auch sie vorsichtig von ihren allzu heißblütigen Redemännern abschwenken; so die „Kölnische Zeitung".

Wenn nun die „National-Zeitung" sagt, daß es nach so vielem Geschrei nicht mehr anginge, die der Regierung von Dritten zugemuthete aussichtslose Thorheit zu vermeiden, sonst würden die Sozialdemokraten allzu selbstbewußt auf die Impotenz ihrer Gegner hinweisen, so muß man erwidern, daß, wenn dies zutrifft, an dieser Sachlage jedenfalls nur die Schreier die Schuld tragen und nicht die Regierung, die nicht schrie, sondern die angeschrieen wurde. In der jetzigen Situation steckt daher eine Lehre, für jene zu beherzigen, die es angeht. Natürlich ist es nicht zweckmäßig, den Kampf gegen den Umsturz damit zu beginnen, daß man die bestehende Gesellschaft als schwach, die Regierung als unfähig und die möglichen Gefahren gewissentlich unter einem Vergrößerungsglas darstellt. Es ist richtig, daß man mit einem so einsichtigen Vorgehen den Gegner selbstbewußt macht; aber wenn diese Wirkung des gemeinsamen Vorstoßes schon nicht mehr zu ändern ist und nur in einiger Zeit wieder wird fortgewischt werden können, so kann man es doch vermeiden, zu diesem psychologischen Unheil, das die Strategen der verzankten Koalirten angerichtet haben, noch den schweren Fehler eines realen politischen Mißgriffes hinzuzufügen; und auf diese Weisheit kommt es jetzt für die Regierung an.

Am 13. und 14. d. Mts. hat die „Freisinnige Vereinigung" in Stettin eine **Wanderversammlung des „Wahlvereins der Liberalen"** veranstaltet, auf der Schulfragen und die Frage der inneren Kolonisation eine eingehende Behandlung erfahren haben.

Die Versammlungen, die von 169 Mitgliedern des Wahlvereins — vorzugsweise aus der Provinz Pommern, aber auch aus Mecklenburg, Brandenburg und Westpreußen — besucht waren, haben einen in hohem Grade befriedigenden Verlauf genommen. Die beiden wichtigen Gegenstände der Tagesordnung, an deren Diskussion sich Lehrer und Landwirthe in eingehendster Weise betheiligten, führten zu nahezu einstimmigen Beschlüssen. Speziell wurde die **allgemeine Volksschule** als ein Punkt des politischen Aktionsprogramms der Freisinnigen Vereinigung proklamirt, und ferner die **innere Kolonisation**, d. h. die Schaffung neuer bäuerlicher Stellen durch Auftheilung jenes Großgrundbesitzes, der wirthschaftlich lebensunfähig geworden ist, als ein Zielpunkt der liberalen Agrarpolitik aufgestellt.

Bei den Verhandlungen war es charakteristisch, daß alle praktischen Landwirthe, welche das Wort nahmen — Großgrundbesitzer, Gutspächter und Bauern — übereinstimmend die Nothwendigkeit der inneren Kolonisation hervorhoben. In der Provinz Pommern ist von einem einzelnen Privatmann, Herrn Max Heinrichsdorff, seit etwa 14 Jahren in dieser Beziehung viel geschehen; ungefähr 47 000 Morgen — 18 Rittergüter — sind durch ihn aufgetheilt und in nahezu 500 neue selbständige Bauernstellen verwandelt worden. Auch was sonst von den landwirthschaftlichen Rednern mitgetheilt wurde: über die Entwicklung der landwirthschaftlichen Technik; über die dadurch enorm gesteigerten Bruttoerträge; über das Bedürfniß, dem Kleingrundbesitze die Gelegenheit zu einer höheren geistigen und technischen Ausbildung zu geben; über die irrigen Anschauungen, daß dem kleinen Grundbesitze an hohen Getreidepreisen etwas gelegen sei; über die Bedeutung der Entwicklung der Viehzucht gerade für die bäuerlichen Besitzer, u. dergl.; — war so instruktiv, daß der „Wahlverein der Liberalen" Veranlassung nehmen wird, diese Verhandlungen noch in ausführlicher Form vor die Oeffentlichkeit zu bringen.

An die Mitgliederversammlung schloß sich am 13. Oktober, Abends, in Stettin eine allgemeine Versammlung liberaler Männer an, in welcher der Abgeordnete Dr Alexander Meyer über „Wesen und Ziele des Liberalismus" sprach und der Reichstagsabgeordnete Dr. Theodor Barth folgende — nahezu einstimmig angenommene — Resolution motivirte:

1. Die zur Bekämpfung von Umsturzbestrebungen empfohlenen Beschränkungen des Rechtes der freien Meinungsäußerung — auch wenn dieselben in die äußere Form allgemeiner Gesetze gekleidet sind —, insbesondere weitere Beschränkungen des Vereins-, Versammlungs- und Preßfreiheit, halten wir für unwirksam und schädlich. Man würde damit nur den gesetzmäßigen Ausdruck vorhandener Unzufriedenheit einengen, die Unzufriedenheit selbst aber verstärken und die so nothwendige genaue Kenntniß der wahren Volksstimmung erschweren.

2. Politische Umsturzbestrebungen jeder Art sind am wirksamsten zu bekämpfen durch die Steigerung bürgerlicher Selbstthätigkeit, durch thatsächliche Durchführung der gesetzlich ausgesprochenen staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens und durch nachdrückliche Geltendmachung des Grundsatzes, daß den Interessen der Allgemeinheit alle Standes-, Klassen- und Gewerbsinteressen unterzuordnen sind.

Der Verlauf dieser Stettiner Verhandlungen hat erneut klargestellt, daß, ebenso wie in Mecklenburg, so auch in der Provinz Pommern die „Freisinnige Vereinigung" erfichtlich an Boden gewinnt. Voraussichtlich werden in der bevorstehenden Reichstagssession die Mandate der konservativen Abgeordneten für Stolp-Lauenburg und Kolberg-Köslin kassirt und es kommt zu einer Nachwahl. Wir hoffen zuversichtlich, beide Mandate für die „Freisinnige Vereinigung" zu erobern. Dasselbe wäre vermuthlich auch mit dem Mandat für Rostock der Fall gewesen, wenn die Erwartung der Beförderung des Herrn Dr. v. Buchka eingetroffen und dadurch eine Ersatzwahl erforderlich geworden wäre.

Der **Kanzler Leist** ist wegen seiner Aufführung in Kamerun vom Disziplinargerichtshof in Potsdam zur Versetzung auf einen anderen Posten, aber ohne Minderung des Ranges und zu einer minimalen Gehaltsreduktion verurtheilt worden, und das geschah, obgleich der Vertreter des auswärtigen Amtes als Ankläger mit gerechter Schärfe das Verhalten des Herrn Leist in der afrikanischen Kolonie gegeißelt hatte; er wies darauf hin, daß solche Thaten als eine Schmach für den deutschen Namen im Auslande betrachtet werden. Das auswärtige Amt hat sich in diesem Prozeß überhaupt völlig korrekt benommen, und wir betrachten es als eine besonders zweckmäßige Maßregel, daß man ohne jede Vertuschung in voller Oeffentlichkeit die Verhandlungen sich abspielen ließ. Auf diese Weise kann man allseitig zu einem selbständigen Urtheil gelangen, und dieses Urtheil lautet nirgends zu Ungunsten unseres auswärtigen Amtes. In diesem häßlichen Prozeß ist dies wenigstens ein Gewinn.

Der Richterspruch des Disziplinargerichts fand dagegen fast nirgends Verständniß oder gar Billigung; man könnte mit Erstaunen die einzelnen Vertheidiger dieses Urtheils an der Hand herzählen. Wenn ein Beamter sich in Deutschland aus einem Frauengefängniß Frauen zur Befriedigung seiner Begierden in seine Wohnung kommen ließe, so wüßte jeder, welcher Paragraph des Strafgesetzbuchs in Anwendung zu kommen hätte; und wenn ein deutscher Beamter in Afrika das gleiche thut, so soll das eine leicht verzeihliche Handlung sein. Das hieße mit anderen Worten, für die deutschen Beamten gibt es eine deutsche Moral und eine afrikanische Moral; die deutsche wendet man in Deutschland an und die afrikanische gegen Schwarze, und was in Deutschland ein Verbrechen ist, kann daher in Afrika zu einer harmlosen Unziemlichkeit werden. Wir hoffen nicht, daß eine solche Auffassung endgültig rechtens bleibt und zwar vertreten wir diesen Standpunkt nicht darum, wie man unterzuschieben sucht, weil wir Gegner einer unbesonnenen Kolonialpolitik sind; die hat mit diesem Falle gar nichts zu thun; sondern im Interesse des Ansehens deutscher Beamten; denn daß

Herr Leist nach gerichtsnotorischer Feststellung seines Don-Juan-Lebens mit afrikanischen „Piandweibern" irgendwo des Deutschen Reiches Ansehen als Beamter vertritt, ist doch etwas unbequem zu denken.

Nachdem man bereits an das Ende des Berliner Bierboykotts gekommen zu sein wähnte, ist jetzt der Kampf wiederum heftiger ausgebrochen. Man weiß, daß die sozialdemokratischen Führer einem Frieden nicht abgeneigt waren; aber sie wurden von Neuem in die Fehde getrieben, weil jene Interessentengruppen, welchen der Boykott von Vortheil ist, sich der Stimmung der Arbeitermassen zu bemächtigen wußten. Ein Kreis von Wirthen und Brauereien, deren Absatz durch den Ausschluß anderer Brauereien und Wirthe gewachsen ist, und ein Theil der ausgesperrten Arbeiter brachten das zu Wege. Und da die Führer im Hinblick auf den bevorstehenden Parteitag unter keinen Umständen als die Zurückweichenden und die Nachgiebigen erscheinen wollten, so ließen sie sich als Führer von den Geführten wieder in die alte Sackgasse zurückschieben. Mit sehr lauten Worten wird jetzt fortgekämpft; das ist bedauerlich und nachtheilig für beide Seiten; aber es hilft nichts, der Kampf muß durchgefochten werden, schon damit der Sozialdemokratie die Lust vergeht, ähnliche thörichte Boykottversuche in Zukunft zu wiederholen.

In Belgien haben die Wahlen den Sozialdemokraten ein Dutzend, vielleicht mehr Mandate gebracht; die klerikale Macht besitzt noch die Majorität und die Linke ist außerordentlich geschwächt. Dieser Verlauf ist nicht verwunderlich; denn die Macht des Klerikalismus ist in Belgien ungebrochen und der dortige Liberalismus war in Auflösung begriffen. Bis in die neueste Zeit war er auf dem Standpunkt der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts stehen geblieben, auf dem Standpunkt der behäbigen Bourgeoisepoche Louis-Philippschen Angedenkens; dann zweigte sich von ihm ein unklar gährender Radikalismus ab. Die Folgen dieser ungesunden Entwicklung zeigen sich jetzt.

Der Zustand des Kaisers von Rußland läßt die ärgsten Befürchtungen rege werden. Es wird immer wahrscheinlicher, daß eine neue Gestalt der ausschlaggebende Faktor in der russischen Politik bald werden wird. Dem Thronfolger gehen die günstigsten Gerüchte voraus. Wir hoffen, wenn das Schicksal es will, ihre Bestätigung; aber wir erinnern uns auch, daß derselben Person nicht selten die Welt anders erscheint, je nach dem sie zur Seite des Thrones steht oder auf dem Throne sitzt.

* * *

Der wachsende politische Einfluß des Arbeiterstandes.

Unsere Leser sind durch einen eingehenden Artikel Léon Leclère's (Jahrg. X. Nr. 35) auf den Ausfall der belgischen Wahlen, die sich in diesen Tagen vollzogen haben, vorbereitet. Kein aufmerksamer Beobachter konnte daran zweifeln, daß das neue belgische Wahlrecht — wenn es auch kein völlig gleiches ist — die Zusammensetzung des belgischen Parlamentes, das ein Bourgeois-Parlament in des Wortes verwegenster Bedeutung war, von Grund aus umändern werde. Der Lohnarbeiter, der bisher auf die Straßenagitation angewiesen war, hat jetzt in der geordneten Volksvertretung seine Repräsentanten und damit entfällt in Zukunft jegliche Entschuldigung für revolutionäre Ausschreitungen. Ob die Arbeiter im belgischen Abgeordnetenhause demnächst ein, zwei oder drei Dutzend Mandate besitzen werden, ist gegenüber der schwerwiegenden Thatsache, daß sie überhaupt Sitz und Stimme im Parlament erlangt haben, ein Faktum von untergeordneter Bedeutung. Der politische Vorgang, welcher sich in Belgien abgespielt hat, ist nur ein Glied in der Kette jener allgemeinen Entwicklung, die man als die Demokratisirung Europas bezeichnen kann. Die Massen verlangen ihren Antheil an der politischen Macht, die früher von den Klassen allein ausgeübt wurde. Der Prozeß ist nicht aufzuhalten. Die Strömung hat ein Land nach dem anderen ergriffen; sie hat das aristokratische England mit seinen rotten boroughs in eine Demokratie mit nahezu allgemeinem Wahlrecht verwandelt, sie hat selbst in Deutschland das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht herbeigeführt, sie hat dem belgischen Bourgeoisregiment die wesentlichsten Konzessionen abgetrotzt, und sie wird demnächst ohne Zweifel auch in Oesterreich ähnliche Erfolge zeitigen.

Es gibt Parteien, die diese Entwicklung der Dinge mit einem gewissen Grauen betrachten und den Untergang der bestehenden Gesellschaftsordnung prophezeien, wenn das so weiter geht. Aber man braucht die Hoffnung auf einen guten Wein nicht deshalb aufzugeben, weil der Most sich in trüber Gährung befindet. Die Arbeitermassen befinden sich in den meisten Ländern gegenwärtig in dem Stadium sozialistischer Gährung. Diese Gährung ist am ungefährlichsten da, wo — wie z. B. in England — der Entwicklungsprozeß in möglichster Freiheit vor sich geht und wo man unumwunden und ohne Hintergedanken die politische Rechtsgleichheit auch den Arbeitern gegenüber anerkennt.

Die spießbürgerliche Furcht, die Sozialisten könnten eines schönen Tages — mit Gewalt oder im Wege der Abstimmung — die bestehende Wirthschaftsordnung aufheben und den sogenannten sozialistischen Zukunftsstaat an deren Stelle setzen, verfällt mehr und mehr dem Fluche der Lächerlichkeit. Man begreift allmählich, daß es sich um eine Entwicklung handelt, bei der die politische Emanzipation des Arbeiterstandes die Hauptsache und der Sozialismus eine Begleiterscheinung ist. Der Sozialismus hat sich ungemein wirksam erwiesen, um die Lohnarbeiter mit einem starken Klassenbewußtsein zu erfüllen, und um sie — durch nachdrückliche Betonung des Arbeiterschutzes neben der Magenfrage — agitatorisch zusammenzufassen. Aber schließlich ist der Sozialismus doch viel weniger Selbstzweck als Mittel zur Erlangung politischer Macht. Je weiter der politische Einfluß der Arbeiter sich ausbreitet, um so mehr tritt denn auch der spezifische Sozialismus zurück. In den Vereinigten Staaten von Amerika kann die Sozialdemokratie nirgends festen Fuß fassen, weil die Arbeiter bereits politisch völlig emanzipirt sind. In England ist durch die rasche Demokratisirung während der letzten Jahrzehnte die Bildung einer eigentlichen sozialdemokratischen Partei geradezu verhindert. Auch in Deutschland hat die sozialistische Ueberschwänglichkeit früherer Jahre mit der wachsenden politischen Bedeutung der Sozialdemokratie nicht zu-, sondern abgenommen. Je mehr sich die Erkenntniß dieses Zusammenhangs der Dinge ausbreitet, um so nachdrücklicher wird man hoffentlich auch jene reaktionären Schreier zur Ruhe verweisen, die uns beständig aufs Neue einer solchen weltgeschichtlichen Entwicklung gegenüber ihre elenden Polizeimittelchen anpreisen. Wenn irgendwo, so ist hier der staatsmännische Muth der Kaltblütigkeit am Platze. Es ist aussichtslos, und schon deshalb thöricht, den Arbeitern einen angemessenen Antheil an der politischen Macht vorenthalten zu wollen. Statt dessen konzentrire man die Kräfte darauf: daß der gesunde Menschenverstand bei der Bewegung nicht zu kurz kommt, daß die brauchbaren Reformgedanken aus der Masse unklarer sozialistischer Ideen ausgeschieden werden, und daß die ganze Entwicklung innerhalb der festen Schranken gesetzlicher Ordnung bleibt.

Th. Barth.

Der koreanische Krieg.

Wie fast der ganze asiatische Kontinent bis zur indischen, persischen und turkomanischen Grenze, ist Korea seit alten Zeiten mehr oder weniger abhängig von China gewesen, ohne seine eigene Dynastie und Verwaltung dadurch einzubüßen. Der Sohn des Himmels, der in unnahbarer Größe zu Peking thronte und sein Reich für das Centrum der Erde hielt, fand es natürlich, seine persönliche Fürsorge auf das eigene Volk zu beschränken und vom Rest der Menschheit (soweit er ihn erreichen konnte) nur Tribut zu verlangen. Auch der Tribut war mehr eine Anerkennung seiner allgemeinen irdischen Suzeränität, als eine drückende Auflage, und seine Verweigerung wurde mehr als Sacrileg, wie als Zahlungseinstellung gerächt. In der Theorie wird diese ostasiatische Spielart des Weltherrschaftsgedankens bis heute aufrecht erhalten. Als die Engländer vor einigen Jahren Ober-Birmah wegnahmen, weil die Franzosen ihnen zuvorzukommen drohten, ließen sie sich, um sich mit dem chinesischen Suzerän nicht zu überwerfen, zu der Verpflichtung herbei, den von der entthronten Dynastie gezahlten Tribut weiter nach Peking zu senden. Sofort war der Chinese nicht nur zufrieden, sondern freute sich theokratisch, Großbritannien unter die Vasallenstaaten einreihen zu können.

Die lose Verbindung Chinas mit den „abhängigen Staaten" hat somit ihre Vorzüge für den Suzerän, der für die Vasallen nicht eintritt oder einzutreten braucht, solange er von dem Nachfolger eines etwa abgesetzten Schuldners sein Geld bekommt. Nur wenn der neue Inhaber nicht zahlen will oder dem obersten Reichschef überhaupt nicht wünschenswerth scheint, behält sich der letztere das Recht zum Einschreiten je nach Umständen vor. Birmah wurde mit chinesischer Zustimmung englisch, weil England, das sich neuerdings die Möglichkeit einer chinesischen Allianz gegen Rußland und Frankreich schaffen möchte, den Himmelssohn nicht durch pekuniäre Geringschätzung verletzen wollte; Tonkin wurde ohne französische Tributzahlung französisch, weil China dies durch Freischärler nicht verhindern konnte und seine offizielle Armee — nach der Lehre von 1860 — nicht in Bewegung zu setzen wagte; Korea aber soll nicht japanisch werden, weil Japan weder Tribut zahlen würde, noch in seiner gegenwärtigen Stärke für unbesiegbar, noch mit größerer zukünftiger Macht für ungefährlich gilt.

Japan hat in früheren Jahrhunderten Korea gelegentlich angegriffen, seit längerer Zeit aber, durch seine Zersplitterung in Partikularfürstenthümer und die sinkende Macht der Centralregierung geschwächt, sich nach allen Seiten hin friedlich verhalten müssen. Seit aber die Reichsregierung nach der gewaltsamen Oeffnung des Landes durch die Engländer sich englische Waffen gekauft und damit die Provinzialdaimios sequestrirt hatte, ist das Auge des wiedervereinten Nip-pon auf seinen westlichen Nachbar gerichtet gewesen. Es ist indeß nicht die reine Eroberungssucht, die, wie die Chinesen klagen, das unternehmungslustige Volk in diese Bahn gedrängt. Das Gefühl der wiedergewonnenen Einheit und Macht, der alte Kriegsmuth einer militärischen Rasse und die neuerliche Annahme der europäischen Taktik und Technik in einer Hast, welche selbst das Tempo Peter des Großen übertrifft, haben unzweifelhaft ihr Theil an der neuesten japanischen Politik. Das Hauptmotiv ist jedoch die Besorgniß vor russischen Fortschritten an der gegenüberliegenden Küste gewesen. Rußland, das unter Alexander II. den Chinesen die Amurmündung und den Japanesen Sachalin genommen, hat damit noch keinen eisfreien Hafen am Stillen Ocean erhalten: die neue Seefeste Wladiwostok „Herrscherin des Ostens" kann trotz ihres stolzen Namens vier bis fünf Monate im Jahr kein Schiff entsenden oder einlassen. Da die Vorschiebung der russischen Grenze mithin wenig Zweck gehabt hätte, würde sie nicht bis ins eisfreie Wasser fortgesetzt, so lag es für die Diplomatie der Nachbarstaaten nahe, diese Absicht vorauszusetzen, auch wenn das koreanische Land und Wasser nicht so vielfach zum Gegenstand russischer Untersuchungen gemacht worden wäre. Den Japanern, die eine große Insel wehrlos verloren, als sie noch keine europäischen Waffen und Schiffe besaßen, war es jedenfalls nicht zu verargen, daß sie dem Gegner, der damit nur den Raum für eine Strafkolonie erworben, die Lust zu weiteren und wichtigeren Acquisitionen zuschrieben. Da nun Rußland seine sibirische Eisenbahn baut, da es der Eröffnung der westlichsten Strecke Chaliabinsk—Omsk und der östlichsten Wladiwostok—Ussuri binnen wenigen Tagen entgegensieht, war bei der trefflichen Flußverbindung in den mittleren und östlichen Theilen des asiatischen Nordens die Frage für Japan allmählich eine dringendere geworden. Man sagte sich, daß, ist die Bahn einmal vollendet, oder auch nur die Reihe verhältnißmäßig kurzer Lücken zwischen den sibirischen Strömen ausgefüllt, Ostasien dem Druck der russischen Armee unterliegen und mit Brigaden zu rechnen haben würde, wo ihm heut Bataillone entgegentreten. Wenn Japan vorläufig zu Lande noch stärker als Rußland ist, aber täglich relativ schwächer wird, so drängte sich der Schluß auf, daß man heute zu verrichten habe, was morgen verspätet sein würde. Besser China, den senilen Suzerän Koreas, als Rußland, den voraussichtlichen Eroberer, bekämpfen, den die neue Erwerbung auch gegen Japan übermächtig machen müßte. Schlimmstenfalls würde man sich heute, wo man die Eroberung selber vollziehen könne, mit Rußland durch die Abtretung eines Hafens abfinden, der alles sei, was Rußland gegen China und England benöthige, ihm aber, nähme es das Land einmal selber weg, nicht genügen dürfte. Uebrigens würde die Eifersucht der anderen Mächte, die, um ihre Marine unabhängig zu machen, Kohlenhäfen in jenen Meeren brauchten, entweder Rußland an der Erwerbung eines Ufergebietes hindern, oder sein Beispiel auf einer der vielen kleinen koreanischen Inseln oder gar nach englischem Muster auf chinesischem Boden nachahmen und damit den Mikado von seinem unangenehmen tête-a-tête mit dem Zaren befreien. Auch sei China ja vor 250 Jahren von den Mandschus überwunden worden, die weniger zahlreich und ungleich weniger superior organisirt waren als die heutigen Japaner, und werde noch gegenwärtig von den Siegern beherrscht. Auf diese Erwägungen hin wurde, soweit sie bekannt und verständlich geworden sind, der Krieg in Tokio beschlossen.

Man hatte von Englands und Rußlands orientalischer Praxis gelernt, einen Krieg anständig zu lanciren. England, als es Birmah wegnehmen zu sollen glaubte, bedeutete König Thibaw, daß er die Abgesandten der indischen Regierung fortan in ihren Stiefeln, und nicht mehr, wie seine Hofetiquette vorschrieb, in ihren Strümpfen zu empfangen habe. Der arme Thibaw, dem bei der entsetzlichen Zumuthung nichts Gutes ahnte, würde sofort nachgegeben haben, wenn seine Ermordung durch den Oberzeremonienmeister nach einer solchen Sünde nicht moralisch sicher gewesen wäre. So weigerte er sich schüchtern in der Hoffnung, im Fall der Absetzung nach angloindischem Gebrauch wenigstens pensionsfähig zu bleiben, und die Wogen schlugen über ihm und seinem Lande zusammen. Rußland seinerseits hat im vorigen Jahrzehnt, als es sich noch vor der englischen Meinung genirte, seine Fortschritte in Turkestan mit der Klage über Ruhestörung an seinen befriedeten Grenzen einzuleiten geliebt, und auf diesen endlos wiederholten Grund hin das Land zwischen Orenburg und Kaschgar annektirt. Seinem bewährten Muster, das neuerdings auch in Tunis und Aegypten kopirt wurde, ist Japan nunmehr mit der Erklärung gefolgt, sich der unterdrückten und aufsätzigen Koreaner gegen ihre Behörden annehmen zu müssen. Das formelle Recht zum Einrücken war allerdings durch eine frühere Invasion in den siebenziger Jahren bereits erkämpft gewesen, und ist Mitte der achtziger Jahre in einem chinesisch japanischen Vertrage, der nach chinesischer Absicht Korea gleichzeitig allen Mächten öffnen und dadurch gegen Japan thatsächlich sicherstellen sollte, bestätigt worden. Der Vertrag bedingte Notifikation vor dem Einrücken, Räumung nach wiederhergestellter Ruhe und Erhaltung der legitimen

Autoritäten — Stipulationen, die, wie China jetzt mit überwiegendem Recht behauptet, nicht eingehalten worden sind. Man sieht, China ist theils durch seine eigenthümlich enthaltsame Suzeränitätstheorie, theils durch seine Schwäche und Indolenz zu unklaren Konzessionen verleitet worden, deren Früchte es jetzt erntet.

Es ist bekannt, wie die Dinge seit dem ersten Schuß gegangen sind. Ein Mischlingsgebilde der ethnographischen Elemente, die auf seiner westlichen Flanke den höchsten Mongolen, auf seiner östlichen den besten Indianer geschaffen haben, verbindet der Japaner die nüchterne Verständigkeit des einen mit dem Ehrgefühl, der Unternehmungslust und regen Phantasie des anderen. Weniger tief in grundlegenden Ueberzeugungen als der Chinese, ist er weniger langsam und eng in praktischen Dingen als dieser; weniger raufsüchtig als der Azteke war, ist er ebenso lebensfreudig und todesmuthig, wie diesen die Spanier fanden. Wenn ihm ein Knabe geboren wird, hängt der Japaner das Bild eines Karpfen an sein Haus, des Fisches, der, weil er gegen den Strom schwimmt, als Emblem des Muthes und der Kraft genommen wird. Wenn ein adliger Knabe das sechzehnte Jahr erreicht, verzehrt die Familie festlich einen lebendigen Karpfen, um dem Jüngling zu zeigen, wie ruhig der Muthige stirbt, selbst wenn er eine so lange Lebensaussicht hat, wie dieser Fisch. Der Karpfen, der in Eis auf den Tisch kommt, rührt sich in der That kaum, wenn ihm das Fleisch vom Leibe geschnitten wird, während die Eingeweide geschont werden. Das nunmehr abgeschaffte Harikari zeigte ebenfalls die Todesverachtung, die schon den Kindern gepredigt und wohl mit der Ahnenverehrung der Nationalreligion in dunkelen Zusammenhang gebracht wird. Wo eine so mannhafte und anstellige Rasse sich der europäischen Technik bemächtigt, während sie noch vielfach in primitiver Härte verharrt, ist das Material für die guten Soldaten gegeben, die sich eben so trefflich bewährt haben. Auch Organisation und Exercitium sind mit japanischem Talent europäischen Mustern nicht übel nachgeahmt worden. Die Chinesen haben dagegen keine 30 000 Mann modern bewaffneter und geschulter Truppen ins Feld zu stellen gehabt. Der Rest, schlecht bewaffnet und schlechter geführt, kommt zunächst nicht in Betracht, da der Sohn des himmlischen Reiches sicher davonläuft, sobald er seine Offiziere unfähig sieht. Stoisch zum Sterben bereit ist er zu unerschütterlich nüchtern, um sich unnöthig schlachten zu lassen. So lang er vertraut, schlägt er sich gut genug, aber er stirbt niemals aus Disziplin. Das chinesische Selbstgefühl hat eben die Europäisirung der Armee versäumt, und die englischen Militärs, die man jetzt hastig in hellen Haufen hinüber kommen läßt, werden das Versäumte nicht rechtzeitig nachholen können, wenn die Dinge sich so rasch weiter entwickeln wie bisher.*) Mittlerweile trösten sich die Chinesen in ihrer philosophischen Weise damit, daß es die barbarischen, nicht die kultivirten Rassen sind, welche die großen und erfolgreichen Heere bilden. „Wenn es für Barbaren natürlich ist, den Krieg und das Militär zu lieben", sagt A Chinese Official (hinter dem man den Gesandten vermuthet) kürzlich in einem Londoner Blatt, „so ist das noch kein Grund für den Mittelpunkt der Weltkultur das Gleiche zu thun und die Waffen dem Gesetze vorzuziehen. Uebrigens können wir uns gut genug vertheidigen, wenn wir es müssen, ohne uns gerade nach Berliner Muster zu richten." Da haben wir's. Der Mittelpunkt der Weltkultur wird noch einigemal ordentlich geschlagen werden müssen, ehe er uns schätzen lernt.

Geben die Chinesen das Spiel verloren, ehe sich in anderen Theilen des ungeheuren Reichs Unruhen oder gar Interventionen einstellen, so wird es sich nur um die Verfügung über Korea handeln. Was sich von der japanischen Richtung aus durchsichtigen Absenden für diesen Fall summiren läßt, wurde oben gezeigt. Der nächstwichtige Interessent ist Rußland, welches an zehntausend Mann an der koreanischen Grenze zusammenzieht, seine ostsibirische Flotte südlich entsendet und die englischen Versuche, eine vorgängige Verständigung über die Zukunft Koreas herbeizuführen, gleichwie der Rest des umgekehrt interessirten Europa, mit höflicher Kühle behandelt hat. Wird der status quo verändert, so kann ihm der lang ersehnte Hafen nicht entgehen, es sei denn, daß die Krankheit des Zaren und besonders die Beziehungen, in denen der Cesarewitsch augenblicklich zur Königin Victoria stehen soll, die russische Politik unsicher machen würden. Ein eisfreier russischer Hafen an der koreanischen Süd- oder Südostküste bedeutet die Gefährdung der englischen Schiffahrt in einem der wenigen restirenden Meere, in denen sie sich auch für den Kriegsfall noch sichern ließ. England hat dieser Eventualität schon seit einiger Zeit vorzubeugen gesucht. Nachdem China durch das Abkommen von 1885 das japanische Interventionsrecht in Korea anerkannt, sich selber aber die gleiche Befugniß gesichert hatte, forderte England ihm das vertragsmäßige Versprechen ab, von dieser Befugniß bei jeder fremden Besetzung des Landes unverzüglich Gebrauch zu machen. China, wie es seine Art ist, wollte sich selbst zu seinem Vortheil nicht binden, gab aber nach, als England 1887 den koreanischen Hafen Port Hamilton besetzte und ihn nur unter der Bedingung, daß die verlangte Konvention unterzeichnet würde, räumte. Indem es gegenwärtig seine Truppen nach Korea marschiren ließ, hat also China, abgesehen von allen eigenen Motiven, seiner Verpflichtung gegen England entsprochen und durfte mindestens moralische Unterstützung — man weiß nicht ob mehr — erwarten. Das englische Auswärtige Amt und der von Lord Rosebery beeinflußte Theil der englischen Presse fuhren denn auch Japan unwirsch genug an, als es gegen Korea mobilisirte, und das offiziöse Reuter'sche Büreau verkündete, grad wie vor dem deutsch dänischen Kriege, ohne genügenden Rückhalt oder Plan, Europa oder mindestens England würde eine Besitzveränderung nicht gestatten. Da sich Japan nicht einschüchtern ließ und englisches Einschreiten nur russisches hervorgerufen und damit das Uebel, welches man vermeiden wollte, herbeigeführt hätte, wurde man in London stille und wartet nun ab. Ob Rußland im Lauf der rollenden Ereignisse einen Hafen erwirbt oder nicht, es wird für England nichts übrig bleiben, als sich nach dem Krieg auf die Seite desjenigen Kombattanten zu schlagen, der gegen weitere russische Fortschritte die beste Gewähr zu bieten scheint. Und das könnte ebenso gut Japan wie China sein. Daß Frankreich und Amerika, wie man in Japan annimmt, wirklich die koreanische Integrität entweder wahren oder sich an ihrer Verletzung, wenn sie sich nicht hindern läßt, mitbetheiligen wollen, ist ein Punkt, über den sich aus den bisherigen Handlungen beider nichts entnehmen läßt.

Der Gang der Angelegenheit wird in England nicht nur Koreas wegen mit der größten Spannung verfolgt. Kaschgar, der nördliche Nachbar des englischen Hindostan, der östliche des russischen Turkestan, ist schon einmal in unseren Tagen von China abgefallen, einige Zeit mit russischer Konnivenz selbständig gewesen und darauf mit englischer Unterstützung von den Chinesen zurückerobert worden. Setzt China den Krieg bis zur Erschütterung fort, so ist die Konjunktur für die Wiederholung dieser Eventualität, und vielleicht für weitergehende Umbildungen, gegeben. Gleichzeitig ist Frankreich auch anderweitig am Werk. Während es die Aneignung Madagaskars und damit die Gefährdung der afrikanischen und vorderindischen Meere vorbereitet, hat es eben M. Lanessan, den Annektirer Tonkins, an den Mekong zurückgeschickt und läßt täglich etwa 50 Siamesen in der Hauptstadt Bangkok in den französischen Unterthanenverband aufnehmen. Die Engländer erblicken darin die Absicht, den Rest von Siam dem bereits französisch gewordenen Theil bei der ersten günstigen Gelegenheit hinzuzufügen, drohen in ihren Blättern wenig ernstlich mit Krieg, plänkeln sogar in ministeriellen Reden nach dieser Richtung hin und wünschen jedenfalls die chinesischen Wirren um so eher beendigt zu sehen. Mr. de Bunsen, dem neuen Gesandten in Bangkok, ist eine bedeutende Aufgabe zugefallen. Das angloindische

*) Auch nach Madagaskar gehen jetzt englische Offiziere und Soldaten a. D. Die indirekten Kriege werden Mode seit den chinesischen Schwarzflaggen in Anam und den russischen Freiwilligen in Serbien.

Reich mit allen seinen Elementen innerer Stärke ist ein Bau, der von der nahenden russischen Nachbarschaft im Nordwesten und der französischen im Südosten wenig profitiren kann. Daß die beginnende Bildung einer oder mehrerer Grenzlinien zwischen den drei Mächten, wenn sie sich auch nur in Asien vollzieht, ihre europäische Politik und damit die unsere beeinflussen wird, drängt die Affaire in unseren eigenen Gesichtskreis. Selbst wenn in Siam und Korea die Völker aufeinander schlagen, ist es bei der Ausdehnung der heutigen Interessen nicht mehr der bloße gruselige Genuß am fernen Krieg und Kriegsgeschrei, mit dem wir hiervon in den Blättern lesen können.

*****

Neue preußische Entdeckung.

Mitleidsvoll, wie die guten preußischen Agrarier einmal sind, werden dieselben durch einen aus Rußland datirten Artikel der „Neuen preußischen Zeitung" vom 22. September d. J. sehr gerührt worden sein, worin sie belehrt wurden, daß der deutsch-russische Handelsvertrag nicht nur den Nothstand der deutschen, sondern auch den der russischen Landwirthschaft verschuldet habe. Wir erfahren aus diesem Artikel zu unserer Ueberraschung, daß die russische Regierung „sich jedenfalls hat bei den Verhandlungen düpiren und übervortheilen lassen". Da die „Kreuzzeitung" ihren Lesern bisher stets gepredigt hat, der Finanzminister Witte habe den Grafen Caprivi düpirt, so müssen die beklagenswerthen Leute nun vollends konfus geworden sein.

In üblicher Weise operirt der Artikel wieder mit völlig aus der Luft gegriffenen thatsächlichen Angaben. Zwei Monate nach dem Inkrafttreten des Vertrages — so heißt es — seien die Roggenpreise bereits von 126 auf 107 Mark heruntergeworfen gewesen. Thatsächlich war der Berliner Roggenpreis am 21. März 117, am 21. Mai 114 Mark, der Berliner Monatsdurchschnittspreis im März 119,14, April 120,88, Mai 114,64, Juni 120,60, Juli 118,83, August 117,20. Riesige Massen von Getreide seien ferner in Erwartung des Handelsvertrages sowohl von der Spekulation, wie von denjenigen russischen Gutsbesitzern, die dies irgend wie möglich machen konnten, zurückgehalten worden und nach Abschluß des Vertrages den deutschen Spekulanten zu weit niedrigeren Preisen in den Schooß gefallen. Thatsächlich ist von diesen riesigen Massen in unserer Einfuhrstatistik noch nichts zu bemerken: in den freien Verkehr und auf Mühlenläger sind vom 1. April bis Ende August d. J. nur 25629 Tonnen Roggen und 7506 Tonnen Weizen aus Rußland eingeführt worden, und die niedrigen Roggenpreise rühren gerade daher, daß die roggenverbrauchenden Länder, besonders Deutschland, ein ungewöhnlich geringes Erntedefizit zu decken hatten, während Rußland eine große neue Ernte reifen sah. In den Jahren 1889, 90 und 91 haben wir zu Jahresdurchschnittspreisen von 155,170 und 211 Mark 935000, 751000 und 620000 Tonnen Roggen aus Rußland eingeführt; die Preise waren so hoch, weil wir so viel einführen mußten. Bedarf aber Deutschland einer Einfuhr von Roggen, so ist es den Käufern durchaus gleichgültig, in welchem Lande der Roggen gewachsen ist. In der Zeit vom 1. Januar bis 31. Juli 1892, in der überhaupt kein Roggen aus Rußland ausgeführt wurde, sind aus anderen Ländern 377000 Tonnen in den freien Verkehr und auf Mühlenläger eingeführt worden. Kann Rußland Getreide ausführen und wird es durch einen Differentialzoll an der Ausfuhr nach Deutschland gehindert, so sucht und findet sein aus letzterem ausgeschlossenes Getreide den Weg nach anderen Ländern, vermehrt die Menge, welche jene Länder aus ihren eigenen Ernten zum Export anbieten können, und drückt bei geringer Nachfrage für Deutschland ebenso auf den Weltmarkt, als wäre es unmittelbar nach Deutschland, unter allen Umständen einem sehr wesentlichen Theile des Weltmarktes, zur Ausfuhr gelangt, während andererseits ein starker Bedarf Deutschlands den Preis in jenen anderen Ländern und damit auch in Rußland erhöht. Das sind nun einmal naturgesetzliche Vorgänge, und das Naturgesetz kehrt sich nicht daran, daß es irgend einem Russen oder Pseudorussen, sei er auch Korrespondent oder Redakteur der „Kreuzzeitung", zu sagen beliebt, es gebe keinen größeren Schwindel als die Behauptung, daß der Weltmarktpreis auch die Preise des Getreides in Rußland bestimme. Da Deutschland dasjenige Land ist, welches in der Regel für fremden Roggen den stärksten Bedarf hat, verzeichnet Berlin als Hauptmarkt Deutschlands aufs Genaueste alle Schwankungen des Weltmarktpreises, und in Rußland steht der Roggenpreis mit den Berliner Notirungen beständig in engster Fühlung. Der Artikel der „Kreuzzeitung" sagt, die russischen Produzenten im Innern des Reichs seien jeder Willkür der jüdischen Getreidespekulanten preisgegeben. Das wäre ja denkbar, wenn die Spekulanten sich verabredeten, einander weder beim Einkauf zu überbieten, noch beim Verkauf zu unterbieten, eine Möglichkeit, die durch die Natur der Spekulation ausgeschlossen ist. Wie reimt es sich denn übrigens mit jener Behauptung, daß in der Zeit vor Abschluß des Handelsvertrages riesige Massen von Getreide auch von denjenigen russischen Gutsbesitzern, die es irgendwie möglich machen konnten, zurückgehalten worden sein sollen? Haben denn die jüdischen Spekulanten, deren Willkür die Produzenten preisgegeben sind, und die auf ein Steigen der Preise rechneten, darauf verzichtet, auch diese riesigen Massen an sich zu bringen? Aber wenn die „Kreuzzeitung" sich um die Statistik und um die Logik kümmerte, wäre sie eben nicht was sie ist. Sie könnte dann nicht die Meinung vertreten, es sei vernünftig, zu folgern: weil der Roggenpreis seit Abschluß des Handelsvertrages zurückgegangen ist, wäre es besser gewesen, diesen Vertrag gar nicht abzuschließen, das heißt, einen Zustand fortbestehen zu lassen, in dem Rußlands Produkte von dem inländischen Markte eines seiner wichtigsten Nachbarländer überhaupt ausgeschlossen waren. Sie könnte auch nicht die womöglich noch wunderbarere Behauptung aufstellen, der Widerstand der russischen Regierung gegen jede weitere Herabsetzung der Eisenbahnfrachttarife sei zwar im Interesse der russischen Landwirthe, aber nur ein Tropfen auf einen heißen Stein.

Wir glauben nun zwar, daß die Redaktion der „Kreuzzeitung" es häufig für opportun hält, sich dümmer zu stellen, als sie ist, und daß ihre Anhänger bereit sind, ihr durch Dick und Dünn, quia absurdum, das Absurdeste zu glauben, vermögen aber bis jetzt nicht, auch nur zu muthmaßen, was in aller Welt sie bewogen haben kann, gerade jenen Haufen von Ungereimtheiten, aus dem wir einige Bruchstücke mitgetheilt haben, dem Druck zu übergeben. Will sie nach bewährtem Rezept auch die russischen Agrarier gegen deren Regierung aufwiegeln? Oder macht sie sich etwa gar das mephistophelische Vergnügen künftigen Geschichtsschreibern eine klassische Belegstelle für die Schilderung zu überliefern, die sie von dem Ideenkreise des gelesensten Organs einer Partei entwerfen werden, zu der sich mehr als hundert Jahre nach Friedrich dem Zweiten, vierhundert Jahre nach der Erfindung der Buchdruckerkunst und sechshundert nach der des Schießpulvers die Mehrzahl der preußischen Würdenträger in Kirche, Verwaltung und Heer bekannt hat?

Stettin. Ed. Tiessen.

Heinrich Brugsch, der Hieroglyphenentzifferer.

Des kürzlich verstorbenen Forschers Grundriß der Aegyptologie, Leipzig 1891, beginnt wie folgt:

„Die Entdeckung des Schlüssels zur Entzifferung der Hieroglyphen und der von ihnen abgeleiteten priesterlichen (hieratischen) und populären (demotischen) Schriftarten darf mit Recht als eine der hervorragendsten Großthaten auf dem Gebiete der geistigen Eroberungen unserer Zeit gerühmt werden.“

Derselbe Verfasser sagt über die eigene Theilnahme an der hieroglyphischen Entzifferung in seiner Selbstbiographie, Berlin 1894, S. 93 und 94:

„Mir schwebte der Gedanke vor, den hieroglyphischen Wortschatz in alphabetischer Anordnung zusammenzustellen, mich von der Bedeutung der gefundenen Worte durch klare Beispiele zu überzeugen und damit mir selber und meinen Nachfolgern eine feste Grundlage unserer Studien zu schaffen. Ich begann eine Arbeit, die in den Jahren 1868—1880 der Oeffentlichkeit übergeben worden ist, mein siebenbändiges hieroglyphisch-demotisches Wörterbuch, das heutzutage Gemeingut der Wissenschaft geworden ist, denn, wie man mich versichert, bildet es bis zur Stunde die viel benützte Quelle aller ägyptischen Entzifferungen.“

Speziell über die Entzifferung der aus dem Hieroglyphischen abgeleiteten demotischen Volksschrift heißt es in dem letztgenannten Buche S. 40:

„Die Schwierigkeiten der demotischen Entzifferung erschienen damals unüberwindlich. Heutzutage unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß diese Schrift aus den verkürzten Zügen der hieratischen oder hieroglyphischen Kurrentschrift hervorgegangen war, und daß damit die Volkssprache geschrieben wurde, die grammatisch und syntaktisch die größten Abweichungen von der alten und ältesten Sprache erkennen läßt. Dies nachzuweisen ist heutzutage kein Kunststück mehr, nachdem ich in meiner eisernen Jugendzeit durch jahrelanges Arbeiten bis tief in die Nacht hinein die Räthsel von Fall zu Fall gelöst hatte.“

In diesen drei Citaten haben wir, was der Verfasser von der Entzifferung und seinem Antheil an derselben dachte. Die Entzifferung ist eine der hervorragendsten Großthaten unter den geistigen Eroberungen unserer Zeit; seine eigene Thätigkeit aber hat die feste lexikographische Grundlage aller Entzifferung geschaffen und zumal im Demotischen, durch jahrelanges Arbeiten bis tief in die Nacht hinein, die Räthsel zuerst und allein von Fall zu Fall gelöst. In diesem Bewußtsein ist er nach einem langen reichen Leben kürzlich in seiner Vaterstadt Berlin verschieden.

Als Brugsch Ende der vierziger Jahre sich dem Studium der Hieroglyphik zuwandte, war der Schlüssel zu ihrer Entzifferung in den grundlegenden Entdeckungen seiner Vorgänger bereits gefunden. Die Handhabe zur Kenntniß Aegyptens hatte die französische Politik gewährt. Bekanntlich war der aufstrebende Napoleon durch den doppelten Wunsch, weiteren militärischen Rückhalt zu erwerben und dem Konvent, so lange er gefährlich war, aus dem Wege zu gehen, Ende des vorigen Jahrhunderts nach Aegypten geführt worden. Ein Detachement seiner Truppen, das an der Mündung des östlichen Deltaarms Verschanzungen anlegte, fand bei dieser Gelegenheit eine mit griechischer und ägyptischer Schrift bedeckte Stele, den sogenannten Stein von Rosette. Die griechische Inschrift erwies ein in griechischer und ägyptischer Sprache verfaßtes Dekret, welches ägyptische Priester dem Ptolemäus Epiphanes, einem Nachfolger Alexander des Großen im alten Nillande, um 200 vor Christus gewidmet hatten. Silvestre de Sacy, der bedeutendste französische Orientalist jener Tage, sah den Stein bald darauf in Paris und sagte sich sofort, daß, bei der damaligen Unkenntniß der hieroglyphischen Sprache und Schrift dem ägyptischen Text nur beizukommen sein würde, wenn man die häufigen Eigennamen der griechischen Uebersetzung im Aegyptischen wiederfinden könne. Durch genaue Messung der Abstände zwischen den griechischen Eigennamen und die Uebertragung der gefundenen Maße auf den ägyptischen Text — und zwar auf den demotischen Theil desselben, da der zuerst stehende hieroglyphische oben abgebrochen war — gelangte er in der That dahin, einige Namen richtig wiederzufinden. Der schwedische Gelehrte Akerblad zerlegte in dem darauf folgenden Jahre (1802) diese Namengruppen sogar in ihre Buchstaben, indem er dieselben Zeichen für denselben Laut in mehreren Namen nachwies und damit den ersten Boden für die Kunde der hieroglyphisch-demotischen Kurrentschrift schuf. Einige Jahre später machte sich ein englischer Arzt Dr. Young daran, dasselbe für den Text der hieroglyphischen Vollschrift zu leisten und vermochte einige Namen um so leichter festzustellen, als die Königsnamen darin stets in ovalen Ringen geschrieben werden. Auch die Trennung dieser Namensworte in ihre einzelnen Lautzeichen gelang ihm zum Theil und wurde gleich darauf von dem Franzosen Champollion nach derselben naheliegenden Methode, die Akerblad für das Demotische verfolgt hatte, mit Hinzunahme anderer Inschriften vollendet. Es war leicht genug, wenn man die Namen Ptolemäus und Kleopatra verglich und den ersten Buchstaben des ersten mit dem fünften des zweiten identisch fand, daraus die Folgerung zu ziehen, daß man die Bekanntschaft des hieroglyphischen p gemacht habe. Ebenso war der zweite Buchstabe des ersten der siebente des zweiten also t, u. s. w. Ja, als der Entdecker anstatt des siebenten Zeichens im zweiten Namen einmal ein anderes Zeichen bei sonst gleichbleibender Schreibung des ganzen Wortes fand, ergab sich ihm daraus wohl ohne allzu langes und schwieriges Nachdenken, was Brugsch „eine zu einer Auffassung von tief einschneidender Bedeutung führende Beobachtung“ nennt, nämlich daß es mehrere ägyptische Buchstaben für t gibt.

Das so gewonnene Alphabet, durch viele Varianten für alle einzelnen Buchstabenzeichen vermehrt, ermöglichte die sofortige Lesung einer großen Anzahl ägyptischer Königsnamen und ließ sich rasch und sicher auch auf eine Menge anderer Worte anwenden. Ein Theil desjenigen, was neben der bereits erreichten Buchstabenschrift noch von alter Bilderschrift im Hieroglyphischen übrig war, führte nächst der Kenntniß des Neuägyptischen (Koptischen), das man in griechischen Charakteren besaß und verstand, zu diesem Resultat. Wenn man die drei Zeichen für u h r, deren Lesung man aus den Königsnamen kannte, hinter einander fand, dahinter aber einen Hund abgemalt sah und im koptischen Lexikon das Wort „uhr, Hund“ entdeckte, so lag es auf der Hand, daß das Alphabet der Namensschrift auch für andere Worte gebraucht werden konnte und daß das buchstabenmäßig geschriebene Wort eine nachfolgende Vignette zu seiner bildlichen Erklärung und Bestätigung zuließ. Mit diesen beiden Beobachtungen konnte Champollion nicht umhin, eine Fülle von hieroglyphischen Worten zu lesen und die Buchstabenschrift derselben durch den koptischen Laut, die Vignette durch die koptische Bedeutung zu verifiziren. Ein Blick von der Hieroglyphenschrift auf das koptische Lexikon genügt dazu. Auch daß die Buchstabenzeichen die Anfangslaute der Wörter darstellen, welche den abgemalten Gegenstand im Aegyptischen benennen, trat bald hervor.

Eine Schwierigkeit stellte sich erst heraus, als es sich zeigte, daß, so viele Worte sich auch auf diese Weise entziffern und übersetzen ließen, eine noch größere Anzahl anderer sich nicht oder nicht überzeugend der Methode fügten. Champollion's System krankte an einem Grundirrthum. Er sah nur Buchstabenzeichen, Vignetten und Sinnbilder und hatte, abgesehen von anderen Details, von der Existenz der viel zahlreicheren phonetischen Silbenzeichen keine Idee. Man kann sich den beirrenden Effekt dieses Mißverständnisses denken. Da die Hieroglyphenschrift ursprünglich eine bloße Bilderschrift gewesen war, und erst später jedes Bild den Lautinhalt seines ägyptischen Namens auch in jedem anderen Wort, in dem derselbe vorkam, unabhängig

von der Bedeutung dieses anderen Wortes bezeichnen konnte, so waren die Silbenzeichen immer die Mehrheit und die aus ihnen auf den Anfangslaut abgekürzten einfachen Buchstabenzeichen eine Minderheit geblieben. Man denke sich, das englische Wort step, der Schritt, würde durch ein Bein bildlich wiedergegeben und das Bein könnte deshalb die Silbe step auch in stepmother, stepfather, the steppe, u. s. w und ebenso den bloßen Buchstaben s, wo er auch vorkomme, bezeichnen; man denke sich, der Lesende bestände aber darauf das Bein als ein bloßes s oder als „Bein" zu lesen, und man wird sich eine Vorstellung von den Täuschungen machen können, in die er verfällt. Champollion ist denn auch nie dahin gelangt, längere zusammenhängende Passagen mit einiger Richtigkeit zu lesen. Sein Werk bestand wesentlich in der Entzifferung derjenigen einzelnen Worte, die den obenerwähnten beiden Erkenntnissen willig unterlagen. Dafür wurde er nach seinem Leben unsterblich geheißen, nachdem er während desselben ziemlich allgemein und sogar vom Abbé Peyron, dem leitenden Koptiker der Zeit, und von Alexander von Humboldt, dem geistvollen Wissenschafter par excellence, als Schwindler und Schwärmer traktirt worden war. Das erneute Sprechen der Bilderschrift, die 2000 Jahre geschwiegen, die allen Versuchen sie reden zu machen, so lange hartnäckig getrotzt hatte, schien zu unglaublich, um nicht ungeprüft verworfen zu werden; als aber dennoch dasjenige, was in der ursprünglichen Entdeckung richtig war, durch einen zweiten Forscher auf sein wirkliches Maß beschränkt, durch anderes ergänzt und dadurch im Ganzen bestätigt wurde, ward der erste Autor apotheosirt und die Größe des Erkenntnisses mit der mäßigen Findigkeit verwechselt, welche zu seiner Erreichung vonnöthen gewesen war.

Dieser zweite Forscher war Professor Gustav Seyffarth in Leipzig, der erst vor einigen Jahren in Newyork verstorben ist. Er fand die Silbenschrift und ward dafür ganz so übel behandelt, wie Champollion für den Fund der Buchstabenschrift. Allerdings war Seyffarth's Entdeckung zunächst ebenso wenig perfekt, wie die seines Vorgängers. Hatte Champollion überhaupt keine Silbenschrift zugelassen, so gab Seyffarth bei seiner Neigung zu sinnbildlichen Deutungen den Bildern vielfach irrigen Sinn, stellte demnach falsche Worte und Silbenwerthe für sie auf und ward durch diese wiederum zu falschen Uebersetzungen geführt. Angenommen, er hätte — um bei dem vorigen Beispiel zu bleiben — das Bein nicht „Schritt", sondern „schnell" gelesen, hätte demnach dafür nicht step sondern fast als Lautwerth angesetzt, und nunmehr diese Silbe, wenn ihr zufällig ness folgte, als einen Bestandtheil von fastness, die Festung, interpretirt, so läßt sich die angerichtete Verwirrung leicht ermessen. Dieselbe war um so heilloser, als Seyffarth richtig erkannte, daß viele Zeichen in der That mancherlei Lesungen gestatteten (wie wenn man das oben erwähnte Beinbild Bein, Fuß oder Schenkel gelesen hätte) und in dieser Deutungsfülle unbesonnen zu schwelgen pflegte. Daß er solche Schnitzer gewohnheitsmäßig beging, raubte seinen Uebersetzungen ihren praktischen Werth, that aber der Wahrheit des von ihm aufgestellten, die Champollion'sche Buchstabenschrift ergänzenden und für zusammenhängende Uebertragung erst nutzbar machenden Gesetzes keinen Eintrag. Die Handvoll Champollianer, die es damals gab, und die in ihrem Meister bereits sich selber verehren ließ, beliebte indeß zwischen der Theorie und Praxis Seyffarth's nicht zu unterscheiden und den Leipziger Professor für pure lächerlich zu erklären. Lepsius lehnte geringschätzig die angebotene Disputation ab, bis Seyffarth Schüler gezogen haben würde; Brugsch, der sich hieroglyphisch zuerst in derselben Richtung bewegte, stellte die angeblichen reinen Buchstabenzeichen lieber zu Wortkonjekturen zusammen, ehe er sie theilweis nach dem Silbenprinzip las. Auch nachdem Seyffarth's These allmählich von Frankreich aus aufgenommen und danach bei uns ebenfalls stillschweigend acceptirt worden war, blieb es hierzulande Sitte, sich über die Schwächen des Urhebers zu mokiren und seine Stärke zu ignoriren. Abgesehen von seinem Schüler Uhlemann hat Ebers 1887 endlich seine Ehrenrettung vollzogen, aber Brugsch ist noch 1889 des folgenden, dem prinzipiellen Kernpunkt ausweichenden Satzes fähig gewesen: „Wenn Ebers Seyffarth als Entdecker der Silbenzeichen mit Vorbehalt empfiehlt, so hat Seyffarth nichts gethan, um die Wahrheit dieser Behauptung durch die philologische Behandlung und Interpretation der Inschriften für andere annehmbar oder nutzbar zu machen." Nicht sowohl um den sofortigen Nutzen der Entdeckung handelte es sich, als um die grundsätzliche Richtigkeit und eventuelle Annahme derselben durch die Champollianer. Seyffarth, durch den Eindruck dieser Vorgänge und eine weibliche Affaire nach Amerika geführt, ist danach ziemlich verschollen gewesen, bis er nun doch kürzlich zu seinem Rechte gelangte. Wo eine kleine Anzahl Gleichstrebender durch die Gemeinsamkeit des Irrthums, des Interesses und der offiziellen Gliederung verbunden ist, kann gegen einen Nichtkonformen viel geschehen. Sogar gegen einen Konformen in schwächerer Stellung, wie Brugsch an sich selber noch erfahren sollte.

In die Zeit nach der Geltendmachung des Silbenprinzips fällt die eigentliche Thätigkeit Brugsch's. Nachdem Mitte der fünfziger Jahre der Vicomte de Rougé, Professor am Collège de France, die ursprüngliche französische und ergänzende deutsche Entdeckung gemeinsam und besonnen zur Inschriftenentzifferung verwendet, war der Weg gebahnt, und eine Anzahl jüngerer Kräfte beeilten sich, ihn zu gehen. Keiner mit besserem Erfolge als der Weinhändler Joseph Chabas in Châlons-sur-Saône, der, ohne philologische Bildung, das Spüren, Probiren, Vergleichen und Aneinanderheften, welches die Worte nach Auffindung der in beirrendem Durcheinander gebrauchten Laut- und Sinnprinzipe festzustellen hatte, mit leichter und gewandter Hand zu vollziehen verstand. Ein beweglicher und gleichzeitig nüchterner Kopf war bei dieser durch Vignetten, Sinn und koptisches Wörterbuch kontrollirten Thätigkeit das Wesentliche. Sprachwissenschaftliche Vertiefung kam zunächst wenig in Betracht und ist nur allmählich und bisher in beschränktem Maße an die Seite der Deutungsgeschicklichkeit getreten. Es ist bezeichnend, daß bald neben Chabas eine ganze Reihe Nichtphilologen der Entzifferung routinirt oblag. Brugsch, der in grammatischer Arbeit ebenfalls nicht über das Elementare hinauszugehen vermochte und der modernen Linguistik fern stand, beschränkte seine Interpretationen auf das Demotische und machte es sich in der eigentlichen Hieroglyphik weniger zu seiner Aufgabe, Texte zu analysiren als den durch die Analyse Anderer geschaffenen Wortvorrath vergleichend zu sichten und zu verzeichnen. Daß er die erforderliche Eigenschaft des leichten und gewandten Fassens in hohem Grade besaß und durch seinen ungeheuren Fleiß das sich rasch sammelnde Material besser übersah als ein anderer, befähigte ihn zu der Hauptleistung seines Lebens, dem siebenbändigen hieroglyphischen Wörterbuch. Wenn dasselbe auch bei der Jugend der ganzen Disziplin nichts weniger als vollkommen sein konnte und zahlreiche Berichtigungen und Zusätze erhalten hat und weitere erfordern wird, so ist es doch der starke Hebel weiterer Forschung geworden und verdient nichts weniger als die hämische Beurtheilung, die so mancher ihm neuerdings widmet, der es mit seiner Hilfe emendiren gelernt hat. In Fortsetzung der durch die weitere Auffindung mehrsprachiger Texte geförderten Arbeit ist man nunmehr so weit gekommen, daß geschichtliche, geschäftliche und liturgische Schriften mit überwiegender Sicherheit gelesen werden, in religiösen und technischen aber die Schwierigkeit des Inhalts noch mannigfache Hindernisse bereitet. Die Vernachlässigung der Laut- und Bedeutungslehre durch die Epigraphiker hat ihren Antheil an den noch vorhandenen Schwierigkeiten. Da die ägyptischen Worte bei dem primitiv flüssigen Charakter der Sprache noch in vielfachen Laut- und Sinnvarianten erscheinen, beide Veränderungen aber bestimmten Gesetzen unterliegen und die Nüancen ihres Auftretens in jeder Wurzel speziell untersucht werden müssen, so entspringt der Indifferenz gegen diese systematische Arbeit eine Fehlerquelle der Hieroglyphik, die nicht zu existiren brauchte. Außer seinem Wörterbuch, seiner Sammlung von hieroglyphischen Texten und seinen neuerdings wieder theilweise

bezweifelten demotischen Entzifferungen — den schwierigsten von allen durch die Abkürzungen und Ligaturen der Charaktere — hat Brugsch den historischen, geographischen und mythologischen Inhalt der Entzifferungen in vielen größeren und kleineren Schriften niedergelegt. Auch hier hat seine erstaunliche Rührigkeit und Umsicht den Wust und Schutt des Materials nach vielen Richtungen zu durchbrechen und zu ordnen begonnen. Ueberall war er mehr Antiquar als Philolog, und thätiger in der Lichtung des Gestrüpps als in der Pflügung des Bodens. Aber wenn es einmal möglich werden sollte, die unterscheidenden Züge der ägyptischen Volksseele, die bisher nur in den Umrissen ihrer Institutionen und Superstitionen klargelegt ist, mit antiquarischen und linguistischen Hilfsmitteln genauer zu erkennen, so wird ein erheblicher Theil des vorbereitenden Verdienstes dem Namen Brugsch dankbar zugesprochen werden. Die Sache geht uns näher an als es scheint, indem die fortschreitende Etymologie die älteste Wort- und Gedankenbildung der Indoeuropäer und Semiten mit Hilfe der ägyptischen weiter zurück analysirt, als mit einem anderen bekannten Reagens.

Brugsch, der Sohn eines Unteroffiziers im zweiten Garde-Ulanen-Regiment, ward durch eigenen Werth Professor, Legationsrath und ägyptischer Pascha. Ueber die Ungunst, die Lepsius ihm trübseliger Weise widmete, bis er nach Frankreich berufen ward, über die Nachtheile, die er durch sein unruhiges Leben sich selber schuf, und die persönlichen Eigenschaften des Verstorbenen gewährt seine Selbstbiographie vielfache Auskunft. Sie sagt mehr als beabsichtigt war, obschon nicht alles.

Carl Abel.

Herbstblätter aus der Lombardei.

II.

In diesem Sommer und Herbst hatte Mailand eine große Landesausstellung von elf Hauptgruppen: Schöne Künste, Volkswirthschaft und Unterricht, Oel und Wein, Graphische Künste, Photographie, Theater, Sport, Postwesen, Gartenbau, Geographie und Reklame-Publizistik. Diese Ausstellung war auf den großen freien Platz des alten Kastells der Sforza und Visconti verlegt worden, um den mittelalterlichen Festungsbau herum und theilweise in ihn hinein. Auch die einst von Napoleon I. nach antikem Vorbild angelegte ungeheure Arena war mit in den Ausstellungsraum einbezogen worden und diente bei großen Festlichkeiten und bei allerlei Sport, z. B. bei Velocipedwettrennen. Hier einen guten Theil des Tages zuzubringen, war für Jemand, der Mailand und seine Sehenswürdigkeiten längst alle kannte, ebenso nützlich wie angenehm. In der „Rosticceria Toscana“ konnte man zu vortrefflichen auf dem Rost gebratenen Koteletten einen köstlichen Chianti trinken, nachher echten arabischen Kaffee im „Café Turco“; mit diesen menschenfreundlichen Anstalten wetteiferten natürlich noch andere gute Restaurationen, die in dieser oder jener italienischen Spezialität, z. B. in seinen sizilianischen Weinen, sich hervorthaten. Täglich fanden auch nationale Spiele statt, vor allem das schon im Mittelalter hochgeschätzte Ballonespiel, eine Art Cricket und gleich dem englischen Spiel große Kraft und Gewandtheit erfordernd. Auch an anderen Volksbelustigungen, wie sie an jeder größeren Ausstellung zu sehen sind: russischen Rutschbahnen, durch die Luft fahrenden Hängewagen u. dergl. fehlte es nicht. Besonderen Spaß bereiteten dem Publikum kleine Barken, die aus gewaltiger Höhe auf glatter Bahn von Blech in rasender Eile zu einem Wasserbecken niedersausten, in dem sie alsdann einen mächtigen, hochaufspritzenden Wogenschwall erregten. Zuweilen kam es auch vor, daß in Folge einer unvorsichtigen Bewegung der Insassen das Schiffchen bei der Ankunft im Wasserbecken umschlug, was natürlich nicht ohne großes Hallo der Zuschauer abging.

Einen starken Gegensatz zu dem fröhlichen Leben an diesen Vergnügungsorten der Ausstellung bildeten die Säle mit den Skulpturen, indem es fast schien, als ob die Bildhauer Italiens sich das Wort gegeben hätten, einmal durch Werke ihrer Kunst feierlich und ergreifend gegen die Schäden am Volkskörper zu protestiren, die als soziales Elend zwar in allen Ländern vorkommen, in Italien aber in den letzten Jahren sich ganz besonders fühlbar gemacht haben. Der Arbeiter ohne Arbeit, der Vater, der den Kindern kein Brot zu geben vermag, die Wittwe des Minenarbeiters in trostloser Verlassenheit, der arme halbnackte Kampagnaschnitter, der Künstler selbst, der die leeren Taschen vorweist und düster vor sich herab zu Boden starrt, der moderne Spartakus endlich, der aus der Sense ein Bajonnet macht und die Volkshaufen zum Angriff aufstachelt — das sind die dominirenden Gedanken und Gegenstände der Skulpturausstellung. Zu ihnen kommen noch mehrfache, zum Theil sehr ergreifende Proteste gegen den Krieg. Meistens ist es ein Weib, das über den Leichnam eines Soldaten sich hingeworfen hat, die Braut, die Frau, die Mutter des Erschossenen. Aber nicht nur Klage, Trauer, Unglück haben die Künstler in diesen Frauengestalten ausgedrückt, sondern auch den zornigen Aufschrei verletzten Menschengefühls. „Mit welchem Recht habt Ihr meinen Sohn in den Tod geführt?“ scheint die Eine zu fragen und eine Andere schreit gellend nach Vergeltung, nach Strafe an denjenigen, die den Völkern so viel Leid zufügen. Ich muß gestehen, daß ich nicht als König oder erster Minister durch diese Ausstellung schreiten möchte; auch so schon wird Einem das Herz schwer genug. Denn schwerlich werden Einem die Leiden eines ganzen Landes stärker können zum Bewußtsein geführt werden, als wenn man sie durch die talentvollsten Söhne dieses Landes in Kunstwerken dargestellt sieht. Es muß etwas nicht in Ordnung sein, wenn die Kunst, selbst im heiteren sonnigen Italien, mit solchem bittern Ernst sich in den Dienst der politischen Idee stellt und, indem sie artistische Gestalten schafft, zugleich soziale Postulate formulirt. Natürlich leidet die Kunst unter diesem Verhältniß. Wenn unserm Goethe schon ein politisch Lied für garstig galt, was würde er erst zu politischen Statuen gesagt haben? Dieselben lassen in der Regel nur eine Art der Schönheit zu, jene Schönheit, die im charakteristisch wahren Ausdruck liegt. In dieser Beziehung weist die Skulpturausstellung viel Gutes auf, auch ein sorgsames Studium des menschlichen Körpers und die Fähigkeit, energische Leidenschaften auf packende Weise zu veranschaulichen. Aber jene das Gemüth befreienden Wirkungen einer harmonischen Kunst, auch wahre Erhabenheit und Anmuth sind selten, immerhin aber doch vorhanden, die Erhabenheit in einigen neuen Grabmonumenten, bei denen schwarze Bronze mit großem Effekt verwendet wurde, die Anmuth namentlich in einigen Darstellungen aus dem Kinderleben und in glücklicher Erfassung schöner Volkstypen.

Schon bei den mehr als dreihundert Statuen durfte ich auf einzelne Werke nicht eingehen, weil sonst ein Ende nicht leicht wäre zu finden gewesen; noch weniger kann ich von den mehr als tausend Gemälden auch nur die bedeutendsten nennen. Auch die Maler haben dem sozialen Elend der Gegenwart und speziell ihres Landes da und dort Ausdruck gegeben, auch bei ihnen begegnet man gelegentlich einem Protest gegen den Krieg, so z. B. wenn auf einem Bilde dargestellt ist, wie nach der Schlacht die reiterlosen, verirrten Pferde aus der Ferne das Signal der Trompete vernehmen und, zum Theil verwundet und blutend, mit geöffneten Nüstern und mit Augen, in denen noch das starre Entsetzen über das soeben Erlebte liegt, nach dem Punkte spähen, von wo das Signal tönt und dorthin nun traben. Ich will nicht behaupten, daß der betreffende Maler (de Albertis) mit diesem Bilde eine Friedenstendenz verbunden habe; aber auch ohne solche Absicht des Künstlers wirkt das Gemälde doch in der angedeuteten Weise, da die hier angestellte Thatsache, wie der Mensch die unschuldige

Kreatur jenem sündhaften Treiben dienstbar macht, dem Beschauer ganz besonders zu Herzen gehen muß.

Im Ganzen aber tritt uns aus den Bildersälen der Ernst des Lebens nicht so stark, ja herb entgegen wie aus der Ausstellung der plastischen Werke. Für die Malerei ist ja auch der Mensch weniger der einzige Gegenstand als für die Skulptur; die Landschaft, Himmel, Meer, Sonnenblicke, Architektur, das Innere schöner Wohnräume, Gärten, Blumen — das sind alles Stoffe, die dem Maler zu Gebote stehen und ihm mehr Abwechslung gestatten, als sie der Bildhauer findet. Auch wird man sich nicht wundern, daß in einem so sonnigen Lande wie Italien die Grau in Grau-Malerei gewisser Pleinairisten, die vor einigen Jahren auch hier zu Lande Mode war, sich nicht lange zu halten vermocht hat. Ohne das Freilichtprinzip aufzugeben, haben die neuesten italienischen Maler doch wieder Motive gefunden, die ihnen ein Schwelgen in warmen Farbentönen gestatten, ohne ihnen den Vorwurf der Unnatur einzutragen. Was lassen sich nicht allein dadurch für Effekte erzielen, daß ein dunkler Thoreingang, wie man sie in allen Gassen sieht, auf einen im hellen Sonnenschein liegenden Garten, oder einen lichten Hof u. s. f. ausmündet! Auch die Lust der Landleute an grellen Farben, z. B. die Kopftücher der Frauen, kommt den koloristischen Neigungen der italienischen Maler entgegen. Und sind denn etwa die Landhäuser, die Villen in den Gärten nur weiß betüncht? sind sie nicht alle entweder gelb, oder blau oder, mit Vorliebe, von jenem tiefen pompejanischen Roth? Es wäre zu unnatürlich, wenn in einem Lande, wo draußen in der Natur alles leuchtet und glänzt und schimmert, nicht auch die Gemälde durch koloristischen Reiz sich auszeichneten.

Von andern guten Eigenschaften moderner italienischer Maler will ich nur noch den graziösen Humor hervorheben, den sie in der Auffassung von Szenen der Straße oder auch des Kinderlebens bewähren. Auch das Volk hat bei seiner Aufgewecktheit hier zu Lande viel Sinn für das Lächerliche und Komische, und ist schnell bereit, eine drollige Erscheinung mit einem drastischen Witzworte zu begrüßen. Bei Künstlern findet sich dieser Sinn natürlich in gesteigertem Maße und verfeinert vor und so entstehen leicht wahrhaft entzückende Genrebilder, an denen man sich kaum satt sieht.

Die „Belle Arti“ waren in der Mailänder Ausstellung jedenfalls das werthvollste, was man dort sehen konnte; doch lohnte es sich auch, die andern Ausstellungsgruppen zu durchstreifen, schon um sich aufs Neue zu überzeugen, wie geschmackvoll und zierlich italienische Hände selbst die ordinärsten Dinge aufzuputzen im Stande sind. Und dergleichen geschieht nicht etwa nur an großen Landesausstellungen; solcher Schönheitssinn liegt dem Italiener im Blut. Während ich diese Zeilen im kleinen Orta schreibe, wird unter meinen Fenstern der Wochenmarkt abgehalten. Da sind nun unter anderm auch getrocknete Fische in großen runden Körben zum Verkauf ausgestellt; in keinem dieser Körbe liegen sie etwa massig aufgeschichtet formlos übereinander, sondern in jedem sind die weißen glänzenden Leiber der Fische entweder zu Sonnen oder zu Sternen oder zu andern dekorativen Formen geordnet. Und wenn der Händler eine Partie Fische verkauft hat, so ist seine erste Sorge, im Korb die vorige Symmetrie wieder herzustellen. Geschieht nun dergleichen auf dem Marktplatz eines kaum tausend Einwohner zählenden Landstädtchens, so kann man sich vorstellen, wie graziös z. B. die Gartenbauausstellung in Mailand sich ausnahm, wie appetitlich die Weine und Oele der Toscana u. s. w. sich präsentirten.

Beim Durchwandern des Saales, der die graphische Ausstellung umfaßte, traf ich auch auf die für Italien so wichtig gewordenen Verlagswerke eines Schweizers, auf Ulrico Hoepli's Handbücher (manuali). Man weiß, daß mit der politischen Einigung und Erstarkung Italiens sich in diesem Lande auch das Bedürfniß nach gründlicherer allgemeiner Bildung in — man dürfte fast sagen — explosiver Weise kund gab. Die Abgeordneten wie die Zeitungen hoben fortwährend hervor, daß der von Hause aus so talentvollen Nation nur zweckmäßiger Unterricht fehle, um sie zu befähigen, sich im ersten Rang der europäischen Kulturvölker zu behaupten. Diesen Unterricht suchte der Staat so gut als möglich zu geben und es ist in Italien seit zwanzig Jahren viel, sehr viel für die Schule geschehen. Aber die Schulbildung ließ doch noch große Lücken zurück, bedurfte dringend einer Ergänzung, da es namentlich an Fachschulen einstweilen noch fehlte: Eine solche Ergänzung nun bot der im Kriegsjahr 1870 nach Mailand gekommene Buchhändler Ulrico Hoepli, als er vor einer Reihe von Jahren den glücklichen Einfall hatte, kurze Handbücher über alle möglichen Gegenstände des Wissens, der Kunst, des Handwerks, des Handels, des Landbaus u. s. w. herauszugeben, Bücher, die den in Deutschland von J. J. Weber verbreiteten sog. Katechismen entsprechen, in Italien aber einem viel stärkeren Bedürfnisse entgegenkommen als die Weber'schen in Deutschland. Die Manuali Hoepli schmiegen sich ganz der Entwicklung des aktuellen Lebens der Nation an, so daß zum Beispiel die erythräische Kolonisation sofort ein Hoepli'sches Handbuch der abyssinischen Sprache, und weiter ein ethnographisches Handbuch über die neue Kolonie zur Folge hatte. Ebenso hat Hoepli den Italienern das erste handliche Konversationslexikon — ungefähr dem kleinen Meyer entsprechend — geschenkt, ein Buch, von dem z. B. der greise Verdi dem Verleger persönlich öfter versicherte, daß er es gar nicht mehr entbehren könne. Diese fruchtbringende Thätigkeit Hoepli's ist der Aufmerksamkeit der Regierung und speziell auch des Königs nicht entgangen. In wenigen Jahren ist Hoepli einer der angesehensten Männer Italiens geworden, vom König mit Orden, Ehrentiteln und persönlichen Geschenken ausgezeichnet, von der Gelehrten- und Künstlerwelt Italiens aber besonders auch geschätzt, weil in demselben Verlag die prächtigsten Werke über alte Kunst und italienische Geschichte erschienen, z. B. in nur 200 Abzügen die unendlich werthvollen Handzeichnungen Leonardo da Vinci's, Ausgaben, bei denen der Verleger nur Opfer bringt und sich einzig mit der Ehre begnügen muß, diese verborgenen Schätze der Ambrosianischen Bibliothek an die Oeffentlichkeit zu bringen. Das allerneueste Verlagswerk Hoepli's ist ein unserem deutschen Büchmann („geflügelte Worte“) entsprechender Citatenschatz der italienischen Sprache, mit dem gut gewählten Titel. „Chi l'ha detto?“ („Wer hat es gesagt?“) Es war mir interessant, zu bemerken, daß — diesem Buche nach zu schließen — die Italiener mehr Verse citiren als die deutschen und zwar oft mehrere Verse hintereinander, mit Vorliebe natürlich aus Werken von Dante, Ariost, Tasso, aber auch aus neueren Schriften. Der stattliche Band ist für Kenner und Freunde italienischen Volksthums und italienischer Bildung eine willkommene Gabe, auf die auch deutsche Leser dürften aufmerksam gemacht werden.

(Ein Schlußartikel folgt.)

J. V. Widmann.

Musik.

(Königliches Opernhaus. „Hänsel und Gretel“. Märchenspiel in 3 Bildern von Engelbert Humperdinck, Text von Adelheid Wette.)

Es geschehen wieder einmal Wunder auf den Brettern, welche die Welt bedeuten sollen. Im Berliner Opernhause eröffnete am 13. d. die Schöpfung eines deutschen Tondichters den Reigen der Novitäten: erstes Wunder. Das neue Werk ist keine Nachahmung der „Cavalleria rusticana“ und sogar, obwohl es von einem überzeugten Vertreter Wagner'scher Kunstanschauung stammt, keine Nachbildung des „Lohengrin“ oder „Tristan“: zweites Wunder. Es ist ein schlichtes Märchenspiel ohne aufregende Spannung und nervenbetäubende Ueberraschungen, aber trotzdem und alledem ist „Hänsel und Gretel“ von kritischen und unkritischen Enkelsöhnen Friedrich

Nicolai's am vergangenen Sonnabend mit dem herzlichsten Beifall aufgenommen worden: drittes Wunder. Das sind der Wunder fast zu viel für unsere ungläubige Zeit und es scheint daher gerathen, zur Beruhigung aller zweifelsüchtigen und freien Geister einige Aufklärung darüber zu geben, wie jeder sie zu begreifen vermöge.

Zunächst: Engelbert Humperdinck's Märchenspiel von „Hänsel und Gretel", das am 23. Dezember 1893 an dem kleinen Weimarer Hoftheater seine erste Aufführung erlebte, war mit großem Erfolg bereits über verschiedene bedeutende Bühnen gegangen, hatte in München, Frankfurt a. M., Darmstadt, Hamburg, Leipzig u. a. in zahlreichen Wiederholungen seinen Werth und Reiz bewährt und lag sogar schon dem französischen Uebersetzer zur Bearbeitung für die „komische Oper" in Paris vor, als es zur ersten Aufführung in der deutschen Reichshauptstadt gelangte.

Zum Zweiten: Engelbert Humperdinck ist kein italienischer Tantièmekomponist, sondern ein deutscher Tondichter. Eine stille, in sich gekehrte, aber sinnig-heitere Natur, hat dieser gediegen und streng gebildete Künstler, nachdem er auf dem Gebiete der Chorballade schon namhafte Erfolge errungen hatte, ohne Hast die tiefen Eindrücke einer glücklichen Kinderzeit zu künstlerischen Gestalten heranreifen lassen und fernab vom Lärm des Musikmarktes ein Werk geschaffen, das durch die Feinheit und Sauberkeit der Ausarbeitung den Kenner ebenso sehr in Erstaunen setzt, wie es jeden Hörer durch die Gemüthstiefe und Ursprünglichkeit seines Grundtones entzückt. In Bayreuth, am Fuße des Festspielhügels, lernte ich im Sommer 1891 die ersten beiden Bilder des ursprünglich aus einem kleinen Gelegenheitsstück entstandenen Werkes in der Skizze kennen, zwei Jahre später, als eben der sogenannte Verismus in der „Rose von Pontevedra" und der neulich in Wien so gründlich abgefallenen „Mara" seine blutigsten Orgien feierte, spielte mir zu Gotha, wohin ihn wie mich das kritische Amt geführt hatte, Humperdinck seine kürzlich vollendete Oper vor und kündigte mir das bevorstehende Erscheinen des Klavierauszuges an. Was mir schon aus der flüchtigen ersten Bekanntschaft mit dem Werke als Ahnung dämmerte, das wurde mir aus einer längeren und ernstlichen Vertiefung in diese köstliche Partitur zur Gewißheit: hier hatte ein echter Schöpfergeist nicht nur das Zauberbannwort gegen das modisch verkleidete Kulissengespenst der alten „großen Oper" gesprochen, sondern, was noch wichtiger und bedeutungsvoller ist, von den einsamen, erhobenen Gipfeln der Wagner'schen Kunst den Weg dahin zurückgefunden, wo die allgemeine künstlerische Entwicklung wieder einsetzen konnte ohne Gefahr sich im Uebermaß und der Einseitigkeit einer singulären und daher unnachahmlichen Persönlichkeit zu verlieren. Humperdinck ist als begeisterter und gelehriger Jünger den Spuren des geliebten Meisters bis zu den höchsten Höhen gefolgt, er hat seine Kunstauffassung an den Schöpfungen Richard Wagner's gebildet und im persönlichen Verkehr mit ihm seine Erfahrung gemehrt, allein er bewahrte Bescheidenheit, Geistesfrische und Einsicht genug, um zu erkennen, daß ihn die eigene Begabung und das eigene Wesen zwar nach der gleichen Richtung aber nach einem andern Ziele führen müßten. Und so hielt er von der Höhe der modernen Kunstentwicklung aus Umschau nach einem Felde zu freier Bethätigung seines künstlerischen Triebes und entdeckte die Welt des Märchens als Neuland für den Musikdramatiker. Wer die zahlreichen erfolglosen Versuche begabter Tondichter, auf den Bahnen Richard Wagner's nach weiter vorzudringen, miterlebt hat, der wird diese Entdeckung Humperdinck's als ein wahrhaftiges Wunder zu betrachten geneigt sein.

Anders verhält es sich mit dem dritten Wunder. Das erklärt sich wieder leichter; es ist begründet in dem herzgewinnenden, lebensfrischen Wesen der Humperdinck'schen Tondichtung, deren Zauber sogar die Blasirtheit der Großstädter zu überwinden vermag. Als der Vorhang vorigen Sonnabend zum ersten Mal sich hob, hörte ich, wie ein Neunmalweiser unter meinen Nachbarn noch eilig seiner Nachbarin zuflüsterte: „Erschrecken Sie nicht vor der Naivetät, meine Gnädige!" Ich gestehe, mich befiel ein leises Grauen vor einer Umgebung, der zugemuthet wird, sie könnte vor der Naivetät erschrecken und einen Augenblick bangte mir vor dem Berliner Schicksal des Werkes, aber siehe da, schon nach dem Schluß des ersten Bildes gewahrte ich, wie der Geistreiche und die Gnädige sich in den allgemeinen Chor der Beifallklatschenden hatten hineinziehen lassen.

Die Grundlage des so erfolggekrönten Märchenspiels haben die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm gegeben, doch hat die Textdichterin, eine Schwester des Komponisten, die im deutschen Märchenschatz überlieferte Erzählung von Hänsel und Gretel auf ihre einfachste Form zurückgeführt und durch eine breitere Ausgestaltung im Einzelnen und Hinzufügung einiger Episoden das Märchen in sehr geschickter und feinsinniger Weise dramatisch und bühnenwirksam gestaltet. Im ersten Bilde wird uns das Daheim der beiden Kinder geschildert. Ihre hungernde Armuth und ihr lebensfrohes Spiel bilden wirksame Gegensätze. Das Erscheinen der Mutter, die die faullenzenden Kinder zur Beschaffung eines kärglichen Vespermahles aufs Beerensuchen schickt und die Heimkehr des angesäuselten Besenbinders vervollständigen das Gemälde zum Abbild eines düstern, armseligen Menschendaseins. Ganz anders erscheint das zweite Bild. Es ist vom Geiste der Romantik beseelt. Die Kinder sind im Walde; ihr fröhliches Spiel und ihre Zwiesprache mit dem Kukuk sind entzückend dargestellt. Da bricht die Nacht herein, Angst und Grauen erfaßt sie, aber die Gequälten erlöst das Schlaf bringende Sandmännchen und mit der rührenden Weise ihres Abendgebetes bannen sie die Schutzengel an ihr hartes Waldlager. Der Himmel öffnet sich und in feierlichem Zuge steigen die Gottesboten herab, die armen Verirrten zu bewachen. Auf diese herzbewegende Scene, die den Höhepunkt des ganzen Werkes bildet, folgen die Vorgänge am Knusperhäuschen, die Kuchenfreude der Kleinen, die schändlichen Schliche der Hexe und der lustige Schluß, wenn die erlösten Kinder die hart gebackene Hexe aus dem Ofen ziehen: ein Stück lebensvoller, heiterer Phantastik, von der erst die Schlußworte des gottesfürchtigen Vaters die Gedanken der Hörer wieder auf den tiefen Sinn des ganzen Spieles zurücklenken:

Wenn die Noth aufs Höchste steigt,
Gott der Herr die Hand uns reicht.

Das Kennzeichen der Musik, in der Engelbert Humperdinck uns das innerste Wesen und Leben dieses Märchens so herrlich offenbaret hat, ist eine seltene, wunderbare Verbindung volksthümlicher, naiver und schlichter Melodik und höchst kunstvoller, vielgestaltiger Polyphonie. Nach dem Vorbilde Wagner's bildet auch bei ihm das motivische Gewebe der Instrumentalstimmen den festen, lebensprossenden Grund, aus dem die Empfindungen und Gedanken der handelnden Menschen in freiem, dem Sprachton nachgebildetem Gesange sich erheben. Dabei erweist sich Humperdinck auch darin als ein besonders geschickter Nach- und Fortbildner der Wagner'schen Schreibweise, als ihm wie dem Meister die Fähigkeit eigen ist, aus unscheinbaren Motiven oft die mannigfaltigsten, charakteristischen Tongebilde zu entwickeln, und er es liebt, den inneren Zusammenhang der Dinge durch solche stammverwandte Tonreihen verständlich zu machen. Ein besonders schönes Beispiel dafür ist die Art, wie der das Gottvertrauen des Vaters bekundende Wohlspruch in der Stunde der Noth den Kindern zum heilbringenden Gebet sich erweitert und vertieft. Auch die lustige Weise, in der sich das Motiv der Hexenrittfreude zum Knusperwalzer, dem Spottlied auf den Tod der Alten entwickelt, mag hierfür zum Beleg angeführt werden. Nicht minder bedeutend aber als in der Kunst der thematischen Arbeit, die er in der Umgestaltung und Weiterbildung mancher aus dem Kindermund erlauschter oder dem Volksliederschatz entnommener Weisen und Melodienanfänge glänzend erwiesen hat, ist Humperdinck in seinen kontrapunktischen Leistungen, der Verwebung verschiedener Themen zu einem vielstimmigen Ganzen. So sind in dem bereits erwähnten Knusperwalzer vier Melodien übereinander auf-

gebaut und für eine in Dessau geplante Aufführung, die Frau Cosima Wagner insceniren wird, hat der geschickte Tonsetzer sogar noch den famosen Dessauermarsch damit kombinirt, ein Kunststück, das ihm auch unter den Schulmeistern des Kontrapunkts nur wenige nachmachen dürften. Doch das sind Künste und Fertigkeiten, wohl geeignet, den Eindruck eines Musikwerkes zu verfeinern und zu vertiefen, keineswegs aber an sich fähig, Stimmung zu zeugen und Empfindungen und Gedanken den überzeugenden, hinreißenden, herzerschütternden Ausdruck zu leihen, ohne den alle Musik ein leeres Spiel bleibt. So ist es denn von größerer Bedeutung für den Werth unseres Märchenspiels wie für sein Fortleben und Fortwirken auf unserer musikalischen Bühne, daß Humperdinck neben allen Fähigkeiten des Tonsetzers die mächtigeren, lebenschaffenden Kräfte des Tondichters eigen sind: die Tiefe und Allgewalt der Empfindung, die leichte Beweglichkeit und Wandlungsfähigkeit der Phantasie, die es ihm ermöglichen, für Leid und Freude, für Weltlust und Gottergebung den wahren Ton zu finden. Es genügt, auf zwei ganz der persönlichen Eingebung des Musikers entsprossene Scenen in „Hänsel und Gretel" hinzuweisen, um von der Lebensfülle und Mannigfaltigkeit, seiner schaffenden Einbildungskraft einen Begriff zu geben: die Spielscene der Kinder im Walde mit dem Kukuksruf und Widerhall und dann das selige Erwachen der Kleinen auf den Weckruf des Taumännchens hin und ihr fröhlicher Gruß an den Morgen.

Wer sich wie Engelbert Humperdinck der Phantastik der Hexenscene ebenso gewachsen zeigte wie der derben Realistik des Besenbinderheims und neben der herzinnigen, von tiefer Gläubigkeit erfüllten Weise des Abendsegens die übermüthig lustigen Lieder des frohgemuthen Geschwisterpaares zu schaffen verstand, dem ist jene allumfassende, allergründende Art zu eigen, die den Tondichter erst zum Herrscher der weltbedeutenden Bretter macht, und so dürfen wir den vollkräftigen vierzigjährigen Künstler, der der deutschen Musikbühne zum ersten Male seit Richard Wagner wieder ein Werk neuer und eigener Art und bleibender Bedeutung schenkte, mit jubelndem Zuruf und den herzlichsten Wünschen zu einer thaten- und erfolgreichen Zukunft begrüßen. Q. B. F. F. Q. S.

Heinrich Welti.

Theater.

Deutsches Theater „Die Kameraden", Lustspiel in 3 Akten von Ludwig Fulda. — Residenztheater: Gastspiel des Herrn Antoine (Théâtre libre) aus Paris.

Je elender ein Buch oder ein Theaterstück ist, desto gleichgültiger pflegt der Verfasser auf die ernsthafte Kritik herabzusehen; Richter und Angeklagter haben dann gewöhnlich für einander das gleiche geringschätzende Lächeln. „Der arme Teufel, denkt der Kritiker, er hat es aus Hunger gethan. Es ist Mundraub." — „Der arme Teufel, denkt der Dieb, wie er sich um meinetwillen plagen muß! er würde vielleicht lieber selber stehlen".

So kann es dem Verfasser des Lustspiels „Die Kameraden" am Ende gar eine Ehre sein, wenn man sein neues Stück zwar durchaus schlecht findet, sich aber trotzdem gewaltig darüber entrüstet. Ich wenigstens könnte wohl das Lustspiel, das den Herren bei der ersten Aufführung unbändig gefallen hat, und das allen Teppichfabrikanten Deutschlands gefallen wird, lächelnd abthun; es ist womöglich noch flacher als Paul Lindau's „Ungerathene Kinder". Aber mit Ludwig Fulda, dem eine solche Verirrung nicht zuzutrauen war, muß ich mich achtungsvoll auseinander setzen. In Kunstfragen und in Ehrenhändeln ist auch die gröbste Herausforderung ein Beweis von Achtung.

Es gibt bekanntlich in Europa und einigen benachbarten Ländern eine moderne Bewegung, in welcher sich ein neues Geschlecht da von sozialem Elend und quälendem Hunger, dort von künstlerischer Armuth und geistiger Noth befreien möchte. Ich theile nicht den Glauben an die politischen Utopien der sozialdemokratischen Partei und ich kann im blutigen Realismus nicht die Erfüllung unserer künstlerischen Träume sehen. Aber wer immer heute nicht rückständig sein will, wer nicht die ruchlose Denkungsart des egoistischen Optimismus fühlt, der muß bei aller Skepsis ein Herz haben für die geistige Noth Aller, die heraus wollen aus unerträglicher, weil bewußt gewordener Knechtschaft. Eine Zugabe von leichtem Spott kann dieser ganzen Bewegung auf keinem Gebiete schaden. Aber wehe dem, der heute noch sagt: „Mögen sie Kuchen essen, wenn sie kein Brot haben! Mögen sich die Frauen ein neues Seidenkleid kaufen, wenn sie bedrückt sind von geistiger Noth".

Ludwig Fulda hat den traurigen Muth gehabt, ein Tendenzstück in diesem Sinne zu schreiben. Er hatte nach den erfreulichen Erfolgen seiner ersten Plauderstückchen ein paar Jahre lang sein Heil bei den Modernen gesucht. Er hatte im „Verlorenen Paradiese" mit den Waffen der Sozialdemokratie gespielt und in einer Scene mit einem röthlichen Taschentuch das Zeichen zum Beifall gegeben. Er hatte in der „Sklavin" die Hörigkeit der Frau zum Stoff gewählt und ihre innere und äußere Befreiung so laut verkündigt, daß es am Ende beinahe wie das Finale einer Oper klang. Daß Fulda in diesen sachte verwegenen Stück nur fremde Gedanken nachsprach, daß er aus Klugheit nur eine Mode mitmachen wollte, das konnte man um so weniger annehmen, als er in einem hübschen theoretischen Aufsatz von Ibsen bewundernd gesprochen hatte, als einen modernen Tragiker, wie es vor ihm noch keinen gegeben hat. „Keiner von uns, rief Fulda aus, möchte sich der Frühlingsluft entziehen, die wir in der Kunst verspüren." In seinem neuen Stücke aber parodirt er unfreiwillig die sozialen Bestrebungen (sein Held, der Teppichfabrikant, darf sich ernsthaft rühmen, Mitglied einiger Wohlthätigkeitsvereine zu sein) und parodirt offen und bewußt die neue Weltanschauung, die für einen so gebildeten Mann wie Fulda mit den Namen der größten Dichter und Denker dieses Jahrhunderts verknüpft ist. Ich will ihm gerne glauben, daß er mit uns allen sich aus dem Weltschmerz Byron's und Ibsen's, aus der Weltverneinung Schopenhauer's heraussehnt in die neue Sonne einer fröhlichen Wissenschaft. Das ist ja eben auch der letzte Ausblick derer, die den Tag erwarten, das ist ja die Lehre des Schopenhauer-Schülers Nietzsche. Daß Fulda den Dichter der Nora, die er in der Sklavin nachzubilden suchte, daß er den Denker von Frankfurt, den er schon als Landsmann genau kennen muß, mit gutem Gewissen dem Gelächter der vereinigten Teppichfabrikanten hinwirft, das glaube ich allerdings ungern. Fulda ist ein zu feiner Kopf, um den Unterschied nicht zu fühlen zwischen einer erlaubten Neckerei und einer Verleugnung; alle seine Scherze wären vielleicht harmlos, wären sie unter Kameraden in einer Gesellschaft moderner Geister ausgesprochen; hier aber haben sie vergiftete Spitzen, weil sie den deutschen Philister ersuchen, sich über jene Gesellschaft moderner Geister vor Lachen auszuschütten.

Das ist gründlich geschehen; und es mag sich auch der schweigsame Herr Ibsen in seinem Schlafrock herumdrehen, weil es im Theater des Dr. Brahm geschehen ist. Das Lustspiel hat das Zeug in sich, ein Zugstück zu werden.

Darüber aber sollte der Verfasser sich klar werden, daß der Beifall nur der Tendenz galt. Den Erfolg des „Talisman" hatte Fulda außer der Benutzung eines älteren Stoffes sich selbst zu verdanken, seinen lustigen und geistreichen Einfällen, seinen allerliebsten Versen. Diesmal klatschten die Herren ganz begeistert in die Hände, weil ihnen geschmeichelt wurde; das Philisterium ist es seit Jahren nicht mehr gewöhnt, von einem der besseren Schriftsteller zärtlich behandelt zu werden, und so war es für die unerwartete Liebeserklärung doppelt dankbar.

Ohne diese — ich habe kein anderes Wort — reaktionäre Tendenz hätte das Stück einen Erfolg kaum haben können. Es ist ein Gemisch von Stilarten, das keine ein-

heitliche Stimmung aufkommen läßt. In seiner Fabel will es eine von den frechen und tollen französischen Possen sein, wie wir sie am Residenz-Theater belustigt hinzunehmen pflegen; es fehlt nur die Frechheit und die Tollheit. Dann wieder will Fulda beinahe wie l'Arronge und Benedix das Gemüth des deutschen Familienlebens mit verlockenden Kindertönen auf uns wirken lassen; und da passirt ihm die unbeabsichtigte Bosheit, daß sein Familienvater ein Trottel ist. Die ganze Handlung ist possenhaft unwahrscheinlich; und wie am Ende sich die deutsche Idealjungfrau mit dem Teppichfabrikanten verlobt, während dessen Frau noch nicht das Haus verlassen hat, das hätte doch Bedenken erregen müssen.

Nun ist Unwahrscheinlichkeit niemals ein Fehler, wenn Uebermuth, Poesie oder Satire mit ihr versöhnt. Von Uebermuth und Poesie wollen wir nicht sprechen; das Stück will nur eine Satire sein und ist nur leider eine verfehlte Satire geworden. Die unverstandene Frau, über welche Fulda sich lustig macht, hat er vorher zu einer widerwärtigen Karrikatur umgewandelt. Die Frauen, welche Fulda treffen wollte, sind nicht lächerlich; Fulda hat wieder, was seit Ibsen kaum mehr möglich schien, die Tragödie des Alltagsleben nicht verstehen wollen und sie für eine Posse ausgegeben. Zu beneiden wäre er nur, wenn er das Verständniß wirklich verloren hätte. Das würde auch erklären, daß er in seinen Mitteln so wenig wählerisch ist. Selbstverständlich fehlt es bei einem solchen Sprachvirtuosen und liebenswürdigen Manne nicht an hübschen Antithesen. Aber nur zu häufig wird der Witz so wohlfeil, wie es nur ein alter Witzblattredakteur in letzter Stunde wagt, wenn der Setzerjunge ihn drängt. Da soll z. B. der angeschminkte Pessimismus der unverstandenen Frau lächerlich gemacht werden. Abgesehen davon, daß sie zu ihren parodistischen Redensarten Champagner trinkt, muß sie nun jedes Mal, wenn eine der Personen harmlose Worte hinwirft wie: „Sie haben das Vergnügen . . .“, „Ich bin so glücklich . . .“, „Sie können froh sein . . .“ — regelmäßig etwa zu antworten: Ich bin nicht froh, ich bin nicht vergnügt. Dieser Scherz wiederholt sich so oft, daß er am Ende müde werden muß.

Man hat an Molière erinnert. Gewiß hat Molière sich in seinen unbedeutenderen Stücken gegen die Modethorheiten seiner Zeit gewandt; deshalb muß aber ein deutscher Lustspieldichter von heute sich nicht gegen die Modenärrinnen des siebzehnten Jahrhunderts wenden. Ferner halten wir — auch Ludwig Fulda — ein gewisses misanthropisches Stück für das beste des großen Franzosen. Endlich hat eben dieser Molière eine Komödie geschrieben, „l'Amour Médecin“, worin er seinen wackeren deutschen Uebersetzer Fulda geradezu anzureden scheint. Der Vater jammert über die schreckliche Melancholie seiner Tochter und bittet die Gevattern um einen Rath, wie wohl die ernste Schwermuth zu heilen wäre. Es ist der Goldarbeiter Josse, der meint, das könnte am besten durch Kleiderpracht und Juwelen geschehen. Darauf antwortet der weise Vater Sganarelle; „Vous êtes orfèvre, monsieur Josse; et votre conseil sent son homme qui a envie de se défaire de sa marchandise.“ Molière hat ganz recht und sein Uebersetzer kann gar nichts besseres thun, als zu den Goldfiligranarbeiten zeitloser Märchenstücke zurückzukehren. Vous êtes orfèvre, monsieur Fulda. — —

Im Residenztheater hat das Gastspiel des Herrn Antoine und seiner Gesellschaft von der Pariser freien Bühne begonnen. Ein Bild des Eindrucks, den seine Stücke und seine Künstler machen, wird erst nach weiteren Proben zu zeichnen sein. Nach der ersten Vorstellung läßt sich jedenfalls schon behaupten, daß Herr Antoine ein guter Schauspieler sei, unsern besten Schauspielern ebenbürtig, und daß einige Mitglieder seines Ensembles ebenso energisch wahr sind, wie etwa die Damen Sorma und Bertens und wie Herr Reicher, die über manche Unwahrheit des Fulda'schen Stückes hinweg täuschten.

Fritz Mauthner.

Briefe von Ferdinand Gregorovius an den Staatssekretär Hermann von Thile. Herausgegeben von Hermann von Petersdorff. Mit einem Bildniß von Ferdinand Gregorovius. Berlin. 1894. Gebrüder Paetel.

Es ist ein heutigen Tages seltenes, wohlthuendes, beide Theile ehrendes Verhältniß, in das uns diese Briefe des Geschichtsschreibers der Stadt Rom im Mittelalter blicken lassen. Denn der Empfänger der Briefe und ihr Schreiber waren Männer, die nicht nur durch Rang und Stellung im äußeren Leben, sondern auch durch die Verschiedenheit ihrer religiösen und politischen Grundanschauungen von einander weit getrennt waren, und doch in einem so nahen und herzlichen persönlichen Verhältnisse zu einander standen, daß die Wittwe Hermann von Thile's noch an demselben Tage, an dem ihr innigstgeliebter Gatte starb (26. Dezember 1889), an den langjährigen Freund ihres Mannes eigenhändig einen Brief mit der Todesnachricht schrieb. Solche Verhältnisse sind bei uns jetzt sicher seltener geworden. Das erklärt sich aus der Verschiedenheit der Zeiten, in denen diese Männer aufwuchsen, von den späteren, und sie werden wohl in Zukunft noch seltener werden.

Hermann von Thile, der, nachdem er von 1852 bis 1858 als preußischer Gesandter in Athen und Rom fungirt hatte, von 1862 bis 1872 Unterstaatssekretär und Staatssekretär im Auswärtigen Amte gewesen ist, gehörte einer am preußischen Hofe unter Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. sehr angesehenen Familie an. Sein Vater war der als Kommandeur des 8. Armeekorps verstorbene General Adolf Gustav von Thile (so im Vorwort, während er in dem neuesten Hefte der „Allgemeinen deutschen Biographie“ Adolf Eduard genannt wird), sein Onkel der Friedrich Wilhelm IV. besonders nahestehende Minister Ludwig Gustav von Thile. Von den zwei Brüdern des Staatssekretärs waren der ältere General der Infanterie, der andere Generallieutenant. Die ganze Familie war politisch und kirchlich streng konservativ.

Wenn nun ein Mann wie Gregorovius, dem man nicht wird nachsagen können, daß er in seinen Ueberzeugungen gleichen Anschauungen huldigte wie sein hochgestellter Freund, doch dessen Wohlwollen, Unterstützung und Hochachtung und Liebe erworben hat, so zeigt uns das einerseits den Diplomaten als einen hochgebildeten, weitherzigen Mann mit großen allgemeinen Interessen. Und ein solcher ist unter unseren amtsmäßigen Vertretern im Auslande, seitdem die Bunsen und seine Freunde gestorben sind, immer eine rara avis, wenn auch nicht alle so schlimm sind wie einer der Nachfolger Thiles, den eine lebhafte, einflußreiche italienische Fürstin am besten als un animale charakterisiren zu können glaubte. Hermann von Thile hatte eine gute klassische Bildung genossen, las noch in alten Tagen griechische Dichter und Philosophen und studirte die gothische und nordische Sprache. Seine Gemahlin, die Schwester des berühmten Augenarztes Albrecht von Graefe, war eines solchen Mannes durch Geist und Herzensbildung würdig.

Als Hermann von Thile, kaum zweiundvierzig Jahre alt, 1854 als Gesandter am päpstlichen Hofe den Palazzo Caffarelli auf dem Kapitole bezogen hatte, bildete sein Haus bald den Mittelpunkt des geselligen Lebens für die in Rom lebenden namhafteren Deutschen. Unter ihnen befand sich sein in drückenden äußeren Verhältnissen lebender ostpreußischer Landsmann Gregorovius. Ihn würdigte Thile gar bald seines näheren Umgangs, und es wurde dem einsamen, auf sich gestellten Manne wohl in dem gastlichen Hause und der höheren Geselligkeit, die es pflegte. Dafür war Gregorovius dem Ehepaare Thile von Herzen dankbar. Seine Briefe, welche natürlich, namentlich anfänglich, eine gewisse respektvolle Deferenz gegen den hochgestellten Staatsmann zeigen, verrathen aber vor Allem die Dankbarkeit von Mensch zu Mensch. Seinen liberalen Ansichten, die in wichtigen Fragen von denen seines ihm nach der Rückkehr in die Heimath mit den Jahren persönlich immer näher kommenden Freundes stark abwichen, hat aber Gregorovius nirgends etwas vergeben. Sein geschichtlicher Sinn, der ihn die Schwierigkeiten der politischen Fragen der Gegenwart, und der römisch-italienischen Frage ins Besondere, klar durchschauen ließ, konnte ihn allerdings nicht in den Radikalismus verfallen lassen, der praktischen und gebildeten Staatsmännern vor Allem verhaßt ist. Darum hat sich auch Thile bemüht, für den in Rom zurückgebliebenen und von der Noth des Lebens nicht unberührten Landsmann bei dem preußischen Ministerium einzutreten und für denselben eine mäßige Unterstützung zu erwirken, als dieser die Abfassung seiner Geschichte des mittelalterlichen Roms als seine Lebensaufgabe erfaßt und auszuführen begonnen hatte. Alle die, welche der Lektüre dieses immerhin bedeutenden Geschichtswerkes manche genußreiche Stunde verdanken, werden es Herrn von Thile danken, daß er dem Verfasser desselben wenigstens in Etwas das Leben

erleichtert und seinen Muth gestärkt hat. — Wir würden über das Verhältniß Thiles zu Gregorovius noch genauer unterrichtet sein, wenn auch die Briefe des Diplomaten an den Schriftsteller zum Abdruck gekommen wären, auf die diese Bezug nimmt. Das konnte aber nicht geschehen, da Gregorovius bekanntlich den gesammten in seinen Händen befindlichen Briefwechsel verbrannt hat. Viel allgemein Wichtiges werden diese Briefe aber nicht enthalten haben. Denn über die großen Zeitereignisse, über die der Staatssekretär des auswärtigen Amtes in Berlin in den Jahren 1862 bis 1872 wie kaum Wenige unterrichtet war, und die er in seinen „Lebenserinnerungen“, welche hoffentlich doch nur vorläufig ungedruckt bleiben sollen (S. 230), sicher ausführlich erzählt hat, hat er seinem Freunde gewiß keine großen über das Allgemeine hinausgehenden Mittheilungen gemacht. Auch in den Briefen von Gregorovius darf man keine nur einigermaßen wichtigen Aufklärungen zur Zeitgeschichte erwarten. Alle Briefe tragen einen fast rein persönlichen Charakter an sich und sind nur hier und da mit Mittheilungen über gemeinschaftliche Bekannte wie den Grafen Schack, Alfred von Reumont u. s. w. und mit Urtheilen über litterarische Zeitgenossen gewürzt. Manche dieser Mittheilungen und Urtheile sind recht spitzig und witzig verfaßt. Wer die Schreibseligkeit des papalino Reumont kennt, wird den Namen Raymundus de Pennaforte, unter dem er hier u. A. auftritt, nicht übel finden. Auch über L. von Ranke heißt es etwas boshaft: „Ranke ist glücklich zum Hades hinabgestiegen, im Lichtschimmer seiner geistigen Kraft, die er bis zum letzten Stumpf hat brennen lassen: ja, so haushälterisch war er mit seinem Lebenslicht, daß er dieses gleichsam noch aufs Prasitchen gesteckt hatte. Höchst wunderbar, daß ihm das ewige Einerlei des Weltprozesses nicht zuletzt als eine langweilige und abgedroschene Fabel erschienen ist. (S. 176).“ — Das mag zur Charakterisirung dieser Briefsammlung genügen, der noch eine poetische Erzählung von Gregorovius und ein Gedicht Thiles beigegeben ist. Abgesehen von einigen Verstößen im Kleinen, welche der Unbekanntschaft des faktischen Herausgebers, des Herrn Walther Schwarz, — Herr von Petersdorff hat die Briefe nur gesichtet und geordnet — mit der italienischen Sprache zur Last fallen, z. B. tutta taria wiederholt für tutta furia, ist die Edition eine sehr sorgfältige und gute.

***.

Die Polenfrage von Hans Delbrück. Berlin 1894. H. Walther.

Ein werthvolles Material ist in dieser kleinen Broschüre zusammengetragen, um die Polenfrage zu beleuchten.

Welche Wirkung hatte das Ansiedlungsgesetz? In der Zeit seines achtjährigen Bestehens wurden im Ganzen 853 deutsche Familien von etwa 4000 Köpfen bei einem Kostenaufwand von 2250 Mark pro Kopf neu in die Provinz verpflanzt, und zwar in der Weise mußte die Ansiedlung geschehen, daß jedem Ansiedler die Hälfte seines Besitzthums geschenkt worden ist. Mit dieser staatlichen Leistung vergleiche man die Mittheilungen, welche bei der Versammlung des Wahlvereins der Liberalen in Stettin über die privaten Güterparzellirungen in Pommern gemacht worden sind, die ein Geschäft wären; dort sind in 14 Jahren von einem einzigen Privatmann nur mit Privatmitteln 18 Güter in Größe von 47 257 Morgen an 490 Käufer zu neuen selbständigen Bauerstellen aufgetheilt worden. Für die Kolonisation gegen die Polen ist es dabei charakteristisch, daß 1893 von den 13 zum Zwecke der Ausbreitung des Deutschthums erworbenen Gütern 7 aus deutschen und 6 aus polnischen Händen erworben wurden. Nicht weniger charakteristisch ist die feststehende Thatsache, daß zahlreiche polnische Besitzer, die am Rande des Bankerotts standen, sich auskaufen ließen, um dann mit diesen Staatsgeldern wieder unter günstigeren Bedingungen einen deutschen Besitzer auszukaufen und dem Polenthum erneut einen Stützpunkt zu gewähren und zwar auf festerer finanzieller Basis. Kaum weniger verfehlt war die Schulpolitik mit dem Sprachenzwang. Mit Recht heißt es in der Broschüre: „die Iren sprechen sogar unter sich englisch: sind sie darum Engländer geworden? Waren umgekehrt nicht die Elsässer sehr gute Franzosen, obgleich sie deutsch sprachen? Unser Eifer, den Polen die deutsche Sprache beizubringen und die Deutschen vom Polnischen abzuhalten, hat nur dazu geführt, die Polen zweisprachig zu machen und ihnen dadurch wirthschaftlich vor den Deutschen einen Vorsprung zu geben.“ Ebenso richtig ist es, wenn gesagt wird: „Milderung des Konflikts und der Spannung im Nationalitätenkampfe ist nur ein Vortheil der wirthschaftlich und sozial stärkeren Parteien.“ Wie aber kann die Partei des Deutschthums vor Allem zur freien Entfaltung ihrer Kraft gebracht werden? „Die Ursache des Uebels ist die Verweichlichung durch die Parteinahme der Regierung und das Heilmittel allein und ausschließlich die Selbsthilfe des deutschen Volkes.“

Diesen Rath giebt ein Mitglied der freikonservativen Partei; und dieses selbe Mitglied der freikonservativen Partei weist nach, daß die bisherige Zwangspolitik vollständig gescheitert ist; und da will man das deutsche Volk von Neuem in jene Zwangspolitik hineinhetzen, die gegen die Polen wie die gegen die Sozialdemokraten scheiterte, und das befürworten auch einige Blätter, die sich nationalliberal nennen. Solch eine Vertauschung des politischen Standpunktes ist ein neuer Beweis von der Gährung, in der sich unsere Parteiverhältnisse befinden; sie war unvermeidlich, nachdem die Gestalt des Fürsten Bismarck aufgehört hatte, der Mittelpunkt aller politischen Meinungen zu sein; und sie wird heilsam werden, wenn die Bevölkerung die Kraft besitzt, alte Schablonen zu zerbrechen und wenn die Regierung den Willen und die Geschicklichkeit hat, eine Politik zu verfolgen, die für die zerstreuten Elemente ein neuer Sammelpunkt sein kann.

P. N.

Baugewerbe und Bauschwindel. Eine Beleuchtung des Baugewerbes und seiner Mißstände. Von Georg Haberland. Berlin 1894 bei Thormann & Goetsch.

Diese Schrift von nur 21 Seiten zieht in verdienstlicher Weise eine scharfe Grenze zwischen der berechtigten und in gewissem Sinne nothwendigen Bauspekulation und dem Bauschwindel. Weil eine Anzahl Bauhandwerker — zum Theil nicht ohne eigene Schuld — Bauschwindlern zum Opfer gefallen sind, so ist man einmal wieder dabei, das Kind mit dem Bade auszuschütten, und man schickt sich an, den leidenden Bauhandwerker gesetzgeberisch zu Tode zu kuriren. So wird u. a. leidenschaftlich verlangt: im Subhastationsfalle den Handwerkern mit ihren Forderungen ein Vorrecht vor den eingetragenen Hypotheken gesetzlich einzuräumen. Der Verfasser weist überzeugend nach, daß ein solches Gesetz die Aufnahme von Baugeldhypotheken so gut wie völlig ausschließen, und damit das ganze Baugewerbe — wenigstens in Berlin — dem Großkapital überantworten würde. „Es würden sich in diesem Falle nur kapitalkräftige Aktiengesellschaften dem Häuserbau widmen, die Materialienlieferungen für die Bauten würden in größeren Mengen öffentlich ausgeschrieben und dem Mindestfordernden zugeschlagen werden, und die Folge wäre, daß nur wenige größere Betriebe in dem Konkurrenzkampf den Sieg davontrügen und die größte Zahl der Handwerker leer ausginge“. — Daß eine solche Entwicklung auch nicht im Interesse der Wohnungskonsumenten ist, liegt auf der Hand. Der Verfasser steht übrigens, indem er die Schädlichkeit des vorgeschlagenen Heilmittels nachweist, den vorhandenen Mißständen keineswegs mit verschränkten Armen gegenüber. Er will die Bauunternehmer zwingen, in kaufmännischer Weise Bücher zu führen, schon um den Schwindler eventuell leichter wegen betrügerischen Bankerotts bestrafen zu können. Ferner verlangt er eine Organisation der Handwerker in Kammern, welche eine ständige Kontrolle über die Vorgänge im Baugewerbe ausüben und so die Erkenntniß des Bauschwindels und der Bauschwindler erleichtern könnten. Die kleine, sehr sachverständig geschriebene Broschüre verdient Beachtung.

T. B.

Litterarische Notizen

Das Brockhaus'sche Konversationslexikon ist jetzt bis zum 11. Bande fortgerückt, der bis zu dem Wort More reicht. Wir können das günstige Urtheil, welches wir früher ausgesprochen haben, nur wiederholen. Alle Artikel rühren von sachkundiger Seite her; doch hat die Gelehrsamkeit der Verfasser nirgend die geschmackvolle Darstellung beeinträchtigt. Ueberall finden wir Spuren, daß die Arbeit an jedem einzelnen Druckbogen fortgesetzt wurde, bis er in die Presse ging. Dem künstlerischen Schmuck ist überall eine große Sorgfalt zugewendet und namentlich die Chromotafeln sind glänzend ausgeführt. Den Lesern wird es von Interesse sein, aus der Illustration, die den Artikel Lithographie begleitet, zu ersehen, in welcher Weise eine solche Chromotafel hergestellt wird. Daß ein Werk dieser Art möglich ist, ist ein Beweis dafür, daß es mit der Neigung Bücher zu kaufen, in Deutschland doch nicht so schlecht bestellt ist, wie zuweilen behauptet wird.

A. M.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 4. Berlin, den 27. Oktober 1894. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Das vage Verlangen der Bekämpfung des Umsturzes in Bausch und Bogen ist jetzt in das Stadium der Einschrumpfung getreten. Daß große, bahnbrechende Thaten der Regierung geschehen müßten, und daß eine Art Umkehr der bisherigen Politik stattzufinden habe, wofern nicht der leitende Staatsmann im Reiche in den Ruf der Impotenz kommen wolle, — Niemand erinnert sich mehr im Augenblicke, derartige Anschauungen jemals vertreten zu haben. In der Politik ist eben ein kurzes Gedächtniß eine der allerbeneidenswerthesten Eigenschaften. Freilich die Thatsachen berichten anders.

Mit dem lärmenden Verlangen nach internationalen Maßregeln gegen die Anarchisten, die bei uns glücklicherweise keine Rolle spielen, begann der Feldzug der Naiven und der gar nicht Naiven; die gegenstandslose Bewegung hatte nicht den nöthigen Rückhalt und war schnell verblasen. Mit dem noch lärmenderen Ansinnen eines umfassenden Vorgehens gegen die Sozialdemokratie begann der zweite Akt, auf seinem Höhepunkt untermischt mit Polenspektakel. Der Polenlärm hörte am schnellsten auf, und jetzt gibt es auch schon keine Partei mehr und kein Organ mehr, welches behauptet, daß mit einiger Energie und einigen kühnen gesetzgeberischen Griffen der Sozialdemokratie so ziemlich der Garaus zu machen oder die sozialdemokratische Gefahr doch wesentlich herabzudrücken sei. Diese Anschauung vertritt im Augenblick nur noch die Deputation, die der Bund der Landwirthe unter der Leitung höherer Regisseure aus dem Osten Preußens an den Kaiser entsandte. Jene östlichen Herren sind etwas hinter ihrer Zeit zurückgeblieben, und sie müssen sich jetzt sogar von jenen Blättern, auf die sie sich vor zehn Tagen noch hätten berufen können, sagen lassen, daß ein aufgeklärter Mensch derartige naive politische Anschauungen unmöglich hegen dürfe. Allseitig bricht sich also deutlicher oder weniger deutlich die Auffassung Bahn, daß die große sozialdemokratische Bewegung eine wesentliche Beeinflussung durch etwas mehr oder weniger gesetzgeberischen Zwang gewiß nicht finden wird. Auch die so wesentlich bescheidener gewordenen legislativen Forderungen, die man noch aufrecht erhält, um die eigenen Blößen einer verfehlten politischen Spekulation zu verhüllen, behandelt man mit resignirter Klugheit nur noch als etwas relativ Gutes und Nützliches, aber nicht mehr als etwas, an dessen Erlangung Kopf und Kragen bis zum Verfassungskonflikt zu setzen sei. In der That hat der so arg verhöhnte „Muth der Kaltblütigkeit" gesiegt; das ist unzweifelhaft und dunkel ist nur noch, ob dieser Sieg ein so vollkommener werden wird, wie man im Interesse einer gesunden Entwicklung wünschen muß.

Zwei Folgen haben diese neuesten Ereignisse gehabt.

Nachdem die inneren Motive, welche die bewußten Leiter der Bewegung hegten, immer deutlich und deutlicher enthüllt worden waren, stellte sich plötzlich heraus, daß für diese Zwecke, außer einem ganz kleinen Kreise, Niemand mitzumachen bereit war, und das Ende war die geradezu groteske Konstellation, daß ein paar nationalliberale Organe sich sogar von der „Kreuzzeitung", dem „Reichsboten" und dem Stöckerschen „Volk" Vorträge über bürgerliche Freiheit hatten lassen mußten. In der „Kreuzzeitung" ist zu lesen:

> „Eine Politik, welche gegen eine nunmehr geradezu weltgeschichtlich gewordene Bewegung, wie die hier in Frage kommende, lediglich mit rein äußerlichen Mitteln vorgehen will, sei es nun mit Straf- oder Polizeimaßregeln und ähnlichem, oder Beschränkung der persönlichen Freiheit, beruht einzig und allein auf einer denkbarst oberflächlichen und äußerlichen Betrachtung der Dinge".

Und im „Volk" wurden die Resolutionen konservativer Vereine mitgetheilt, welche sich mit Nachdruck gegen jede Beschränkung der politischen Rechte erklärten.

Die Freiheitsfreundlichkeit der Stöcker-Hammersteinschen Gruppe beurtheilen wir als das, was sie ist; sie ist nichts als ein augenblicklicher taktischer Schachzug gegen die Versuche einer antiquirten Kartellpolitik, und sie ist von der Furcht diktirt, daß ein Vorgehen, wie das erstrebte, auch die agrarisch-antisemitisch-demagogische Hilfstruppe mit der Sozialdemokratie in dasselbe gesetzgeberische Halseisen zwingen könnte. Nur eine ungewöhnliche Anzahl falscher Schachzüge der Mittelpartei konnte jener Gruppe der äußer-

sten Rechten das gänzlich kostenlose Vergnügen bereiten, als die einzigen wahrhaft reaktionären Wortführer einige national-liberale Zeitungen hinzustellen. Schade!

Die andere Folge greift hinaus über den Zeitungs-kleinkrieg der Parteien, der nur symptomatische Bedeutung hat und höchstens für die Zukunft erzieherisch wirken kann. Das große augenblickliche Fazit des Kampfes liegt dagegen an einer anderen Stelle.

An einem Scheidewege, an dem Unverstand und Intrigue die deutsche Politik wiederum in abenteuerliche Bahnen drängen wollte, ist der Weg der halsbrecherischen Experimente von neuem vermieden worden. Es steht fest, daß Graf Caprivi das volle Vertrauen des Kaisers besitzt und aus seiner Stellung nicht mit einigen Kunststücken hinaus zu manövriren ist. Vielleicht wird das, was kommen wird, nicht durchaus der Richtung freisinniger Wünsche entsprechen; aber es ist für die ruhige innere Entwicklung Deutschlands schon ein Gewinn, je häufiger ein Programm der Vorsicht und des Maßhaltens einen Sieg davonträgt, und das ist bereits wiederholt geschehen; um so sachgemäßer wird sich dann auch die weitere politische Ausgestaltung unserer Verhältnisse vollziehen und um so weniger werden wir neben den realen Gegensätzen mit willkürlich entfesselten Stürmen zu kämpfen haben, die nur jene herbeiwünschen, welche hoffen, daß die Havarie des Staatsschiffes ihren Strand mit einigen Wrackstücken als Beute segnen wird. Nachdem sich häufiger solche Spekulationen als falsch erwiesen haben, wird nicht leicht Jemand besondere Neigung verspüren, sich als schließlich kompromittirter Helfershelfer bei ihnen in Zukunft zu betheiligen.

Nichts ist geeigneter, den jetzigen Erörterungen über den Kampf gegen die sogenannten Umsturzbestrebungen den entsprechenden Hintergrund zu geben, als der in Frankfurt am Main tagende Kongreß der Sozialdemokratie. Auf die einzelnen Vorgänge daselbst wird man nach dem Abschluß der Verhandlungen zurückzukommen haben; aber die entscheidenden Züge des Gesammtbildes kann man schon heute festhalten.

Da lesen wir im „Vorwärts“ zur Begrüßung des Parteitages, daß alle anderen Parteien von Neuem nach Zwangsmaßregeln schreien,

„im Bewußtsein ihrer Unfähigkeit die Sozialdemokratie mit geistigen Waffen zu überwinden.“

Und da hören wir in Frankfurt stundenlang darüber debattiren, daß die ihrer inneren geistigen Kraft wegen unüberwindliche Partei sich vor der Gefahr befinde, um ein paar tausend Mark Redaktionsgehälter und Diäten willen die wenigen tüchtigen Schriftsteller, über die sie verfügt, zu verlieren. Herr Bebel sagte nach dem Bericht des „Vorwärts“:

„Auf eine ganze Reihe von Intelligenzen müßten wir verzichten, wollte man deren Reichstagsdiäten abstreichen; und Intelligenzen haben wir wirklich nicht in Ueberfülle. Wir suchen seit langer Zeit nach einem Redakteur des „Vorwärts“, ohne ihn finden zu können. . . .“

Und diese selbe geistig unüberwindliche Partei, die keinen passenden Redakteur für den „Vorwärts“ findet und an „Intelligenzen wirklich keine Ueberfülle“ hat, will mit diesen ihren Kräften Konsumtion und Produktion regeln und den Staat leiten und eine neue Aera der Kultur einleiten. Glaubt man nicht, daß es zweckmäßig ist, wenn solche Bekenntnisse häufiger wiederholt werden und können solche Bekenntnisse auf die Dauer wirkungslos bleiben? Wir besitzen glücklicher Weise schon heute eine hinlängliche Anzahl kluger Arbeiter, denen der Widersinn zwischen der Realität der Verhältnisse und der Ambition papierener und gesprochener Phrasen nicht entgeht.

Den Gegensatz zwischen den Ansprüchen der geistigen Führer und dem Standpunkt der Geführten drückt eine soeben erschienene sozialdemokratische Broschüre von Richard Calwer: „Das kommunistische Manifest und die heutige Sozialdemokratie“ in knappen Worten so aus:

„Daß aber dann, wenn die gerügten, kleinbürgerlichen Anschauungen über Presse und Schriftsteller herrschend werden oder gar bleiben sollen, unsere Presse immermehr zurückkommen muß, qualitativ und finanziell, das zeigen alle jene Preßunternehmungen, welche auf solchen kleinbürgerlichen Grundsätzen aufgebaut sind. . . . Wie ärmlich dann der Kampf . . . bei solchem spießbürgerlichen Streben geführt wird, das habe ich nun reichlich erfahren: sofort stempelt ihn (den Redakteur) die kleinbürgerliche Clique zum Bourgeois, wenn er in etwas besserem Kleide hergeht. . . . Dieser Neidstandpunkt ist echt spießerhaft.“

Zu diesem Gegensatz zwischen einer Führeraristokratie und der Masse der Partei kommt der Gegensatz zwischen Gewerkschafts- und politischer Parteibewegung; das war der Hintergrund der Auseinandersetzungen zwischen Bebel und Legien aus Hamburg; Bebel nannte Legien, den einflußreichen Leiter der Gewerkschaftsbewegung, einen Mephistopheles; dazu die Gegensätze in Baden und die Gegensätze Bayerns gegen den Rest der Partei. Das sind die Wirkungen der Aufhebung des Sozialistengesetzes, und nun braucht man nur von Neuem mit ungeschickter Hand eine Repressivgesetzbung zu erlassen, um alle diese Keime selbständiger Regungen innerhalb der Partei zu vernichten und die gesammte Masse der Arbeiter wieder zu einem unterschiedslos feindlich gesinnten Klumpen zusammen zu ballen; gerade so wie es die Weisheit des Sozialistengesetzes zu Wege gebracht hatte.

Und nicht nur darum sind die unbehinderten und ganz zwanglosen Verhandlungen in Frankfurt so wichtig, weil sie einer gesunden Differenzirung und Entwicklung innerhalb der Partei vorarbeiten; sie sind nicht weniger ersprießlich, damit jene schwankenden Elemente der bürgerlichen Gesellschaft, die in sentimentaler Unkenntniß mit den Sozialdemokraten kokettiren, deutlich und deutlicher erkennen lernen, daß diese Löwen der Zukunft im Licht ihrer eigenen ärmlichen Debatten betrachtet, trotz ihrer Zahl und ihrer großen Worte weder sehr löwenhaft noch sehr zukunftsverheißend aussehen.

Auf den 15. November ist der Reichstag vom Kaiser berufen worden.

In Rußland erwartet man täglich das Schlimmste und noch am Krankenbette des Zaren soll die eheliche Verbindung der Prinzessin Alice von Hessen mit dem Thronfolger vollzogen werden. In trauriger Zeit wird diese Heirath geschlossen und ernsten Pflichten geht das junge Paar entgegen. Man hofft auf die kulturfreundlichen Absichten beider; aber nicht gering werden auch die Widerstände sein, die sie zu überwinden haben, oder an denen sie scheitern können.

Der Krieg zwischen Japan und China dürfte in ein neues Stadium getreten sein. Japan scheint zwar wiederum einige Erfolge errungen zu haben, aber wir haben bereits Ende Oktober und damit gewann China in jenen Gegenden einen wichtigen Bundesgenossen; die Jahreszeit mit ihrer bald hereinbrechenden Winterkälte. Es wäre nicht unmöglich, daß durch die Macht der Elemente ein neuer folgenschwerer Umschwung herbeigeführt würde.

* * *

Ein mißglücktes Unternehmen.

Talleyrand pflegte jungen Politikern vom Börsenspiel abzurathen, indem er ihnen sagte, er habe jedesmal, wo er auf Grund höherer Informationen gespielt, so und so viele Millionen verloren. Der Rath ist auch beherzigenswerth für das politische Spiel. Davon weiß ein Theil der national-liberalen Presse gegenwärtig ein Lied zu singen. Man glaubte so genau und zuverlässig über die Königsberger Stimmungen unterrichtet zu sein — die „National-Zeitung“ war ganz stolz auf ihre „höheren Informationen“ — und nun stehen die Umsturzpolitiker, die auf Grund ihrer ausgezeichneten Informationen sich in eine hitzige Spekulation einließen, da wie die betrübten Lohgerber, denen die Felle weggeschwommen sind. Mit dem Umsturz des Reichskanzlers ist es einstweilen noch nichts; auch nichts mit dem Umsturz des Reichstages, der Verfassung, des allgemeinen Wahlrechts

und ähnlicher Kleinigkeiten. Wenn bei der ganzen Kampagne irgend etwas herauskommt, so wird das in so bezeichnendem Gegensatz zu dem Anlauf stehen, den die Stürmer und Dränger genommen haben, daß die schlechte Laune, von der die Rufer im Streit bereits jetzt, im Vorgefühl des Kommenden, befallen sind, nur allzu begreiflich erscheint. Die „National-Zeitung“, die am muntersten in die Irre gegangen war, glaubte ihrem gepreßten Herzen daraufhin unter Suspension der guten Lebensart Luft machen zu müssen; ein neuer Beleg zu Goethe's Wort im „Tasso“:

> „Durch Heftigkeit ersetzt der Irrende,
> Was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt.“

Die schlechte Laune der Enttäuschten ist jedoch kein Gegenstand ernster Betrachtung. Wichtiger dagegen ist die Frage, ob diese mißglückte Spekulation ernüchternd wirken und die Nationalliberalen zu solideren politischen Gewohnheiten zurückführen wird. Der Liberalismus ist in Deutschland zur Zeit nicht wohlhabend genug, als daß wir die politische Diskreditirung irgend einer liberalen Gruppe mit Behagen verzeichnen sollten. Wir wissen übrigens, daß auch gar manchem erprobten Nationalliberalen die Weisheit dieser plötzlichen Mobilmachung gegen den sogenannten Umsturz verborgen geblieben ist.

In der Politik mißglückt ja leicht ein Vorstoß, weil es sehr schwer ist, über alle mitwirkenden Kräfte eine ausreichende Kontrolle zu erlangen; jedoch das Ziel, welches ins Auge gefaßt wird, muß wenigstens ein solches sein, daß man nicht blamirt ist, wenn man es erreicht. Was für ein reales politisches Interesse konnte aber die nationalliberale Partei an dem Ziel haben, auf das ihre Bannerträger plötzlich so stürmisch losmarschirten?

Die Anti-Umsturzgesetzgebung, wie sie — wenngleich nur in nebelhaften Umrissen — den Nationalliberalen vorschwebte, konnte nur ins Werk gesetzt werden, wenn es gelang, den Kaiser von dem jetzigen Kanzler abzudrängen und den rechtsstehenden Elementen in die Arme zu führen. Daß es aber zu den staatserhaltenden Aufgaben des Nationalliberalismus gehöre, den Kreuzzeitungsleuten die Kastanien aus dem Feuer zu holen, bestreitet sogar die „Nationalliberale Korrespondenz“. Die Sache lag danach so, daß für eine Repressivgesetzgebung, von deren Gestaltung man sich selbst keinerlei klare Vorstellung gemacht hatte, eine heftige Propaganda eingeleitet war, die entweder wirkungslos verpuffen oder eine ganz heillose politische Verwirrung anrichten mußte. Bei solcher Verwirrung können immer nur extreme Parteien lukriren. Mittelparteien finden beim weißen Schrecken ebensowenig ihre Rechnung wie beim rothen Schrecken.

Es ist ganz undenkbar, daß die erfahreneren politischen Führer der Nationalliberalen diesen Zusammenhang nicht erkannt haben sollten. Speziell ist Herrn von Bennigsen nicht zuzutrauen, daß er zu einem solchen Feldzuge, der so oder so mit einer Niederlage enden mußte, seinen Consens gegeben hat. Er hat nur, wie es scheint, die Zügel am Boden schleifen lassen, und da haben einige Heißsporne, deren Thatendrang von Bismarckbegeisterung und Sozialistenfurcht beflügelt war, die Zügel für eine Weile an sich genommen: mit einem solchen Erfolge, daß selbst Herr Miquel diese Staatsmänner zu desavouiren sich veranlaßt sehen wird.

Von Herrn von Bennigsen ist auch nicht anzunehmen, daß er geneigt sein sollte, gegen den Reichskanzler zu intriguiren. Ganz abgesehen davon, daß das Intriguiren nicht seine Sache ist, halten wir ihn politisch für zu klug, um nicht zu erkennen, daß das deutsche Bürgerthum, wie die Dinge heute liegen, bei einem Wechsel im Reichskanzleramte gewiß nichts gewinnen würde. Hoffentlich hat die mißglückte Unternehmung wenigstens das Gute, daß dieser Mißerfolg den Nationalliberalen die Augen darüber etwas weiter öffnet, daß ihre politische Mission nicht darin beruht, der Reaktion Hilfsdienste zu leisten.

Th. Barth.

Russischer Thronwechsel.

Als Alexander I. in der Bekämpfung Frankreichs seine Heere an Rhein und Seine geführt hatte, bildete sich in einem Theile seines Offizierkorps eine Gesinnung, welche von der beschleunigten Thronbesteigung Konstantins nicht ohne einigen Grund die Konstitutionalisirung des Landes erwartete. Der starke Nikolaus, der den schwachen Konstantin überging, um die Erfüllung dieser Hoffnungen zu verhindern, schlug den Militäraufstand, der sich ihm entgegenstellte, nieder und hatte sich damit bei der Enge seines Wesens ein seine ganze Lebenszeit ausfüllendes Programm gegeben.[1]) Seine Methode, welche die wenigen inneren Gegner damals leicht zu besiegen vermochte, erwies sich durch das Defizit an Gesittung, Redlichkeit und Gemeinsinn, das sie ergab, äußeren Feinden gegenüber ohnmächtig. Auf den Trümmern Sebastopols erkannte sein Nachfolger die Nothsamkeit, der Disziplin die Kultur, Moral und selbstthätige Vaterlandsliebe an die Seite zu stellen, und leitete zu diesem Behuf eine neue Aera ein. Inmitten der unvermeidlichen Schwierigkeiten des Unternehmens unterlag indes Alexander II. der Versuchung des Rückfalles in die bloße Gewalt. Besorgt über die aufschäumende Bewegung, von geschädigten Interessenten gereizt und durch den polnischen Aufstand erbittert, gebrauchte er die Macht, die er besaß, um vieles, was er gesäet, zu verschütten. Als er bald darauf die Sterilität der Parforcekur aufs neue begriff und die Beruhigung der durch Geben und Nehmen nunmehr wirklich erregten weiteren Kreise noch einmal von innen heraus beginnen wollte, war es schon zu spät geworden. Durch eine entsetzliche Verkettung fiel er der Verschwörung zum Opfer einige wenige Stunden nachdem er eine Landesversammlung bewilligt, welche die in der täglichen Verwaltung unbeschränkte, in Wissen und Wollen ungenügende Büreaukratie zu berathen und mit zu beaufsichtigen bestimmt war.

Sein Sohn und Erbe, der heutige Zar, fand an der Bahre des Vaters das noch unveröffentlichte konstitutionelle Dekret und genehmigte die Publikation. Ehe sie stattfinden konnte, wurde er durch seinen Erzieher, den bekannten Herrn Pobjedonoszeff, zu einer Sinnesänderung veranlaßt. Der Großvater war an der konsequenten Autokratie gescheitert; der Vater umgekehrt an der unterbrochenen Emanzipation der Unterthanen verunglückt; der Enkel, der zuerst zwischen beiden Systemen schwankte, entschied sich schließlich für das erste mit einer bedeutenden Konzession an das zweite, um so die Sicherung, die die Popularität gewährte, mit der der Macht zu verbinden. Im Innern Schweigen gebietend, gestattete er seinem Volke sich nach außen hin als wollende und redende Nation zu geriren. Unsere langjährige journalistische Insultirung, welche nach den Niederlagen des Berliner Kongresses erlaubt und von militärischen Bedrohungen begleitet ward, die Verhetzung Frankreichs und die Verletzung der leitenden Persönlichkeiten Deutschlands wurden noch systematisch fortgesetzt, als jeder Kriegsgedanke, wenn der Zar ihn jemals gehegt, schon aufgegeben war. Obschon die Eitelkeitspartei der Slavophilen dem Fürsten Bismarck gefälschte Briefe unterschob, um den Zaren endlich zum Schlagen zu bringen, war dieser nicht zu überreden, das Schwert, das der Vater und Großvater gegen geringere Gegner vergeblich gezogen, mit der stärkeren Klinge Deutschlands zu messen, auch wenn Frankreich sich zum Sekundiren erbot. Seine Vorsicht erhielt uns den Segen des Friedens, nachdem seine Einsicht zu schwach gewesen war, um ihn nicht an den Rand des Krieges treiben zu lassen. Die Kosten dieser, den Schein der äußeren Aktion für die Beherrschung der inneren Gefahr verwendenden Politik trugen zuerst wir, indem wir, um auf alle Fälle sicher zu gehen, um so stärker zu rüsten hatten; danach Frankreich, welches als eine Kriegseinleitung ansah, was schon lange nur ein Mittel zur Beschäftigung des erwachten Volksgeistes geworden war; und zuletzt die Russen selbst,

[1]) Die viele Jahre darauf durch Baron Korff redigirte amtliche Version ist eine andere.

die sich an unserer angeblichen Bedrohung weidlich ergötzen durften, und ob des empfundenen Amüsements nicht merkten, daß es dabei seit geraumer Zeit wesentlich auf ihre Abziehung von den eigenen Angelegenheiten abgesehen war.

Die Regierung, welche die Selbstherrschaft mit der Befriedigung des harmloseren Theils der populären Wünsche und Stimmungen so geschickt zu vereinen wußte, geht ihrem Ende entgegen. Der Zar ist erkrankt. Der erste Zar seit Peter dem Großen nach russischer Ansicht, der natürlich stirbt, geht er einer raschen Auflösung entgegen. Der Nachfolger ist ein Fürst von heterogenem Charakter und die Differenz zwischen beiden allzu erheblich, um sich nicht in der Geschichte Rußlands und Europas bemerklich zu machen.

Es hatte eines Autokraten von der ganzen Eigenthümlichkeit Alexander III. bedurft, um eine Periode wie die seinige herbeizuführen. Als er sich nach dem Tode seines älteren, für den Thron erzogenen Bruders auf die Nachfolge einzurichten hatte, kam ihm der Ruf des Geschicks weder erwartet noch erwünscht. Von mäßiger Begabung und Bildung hatte seine bedürfnißlose Natur in Sport, Exercitium und Blechmusik genügende Unterhaltung gefunden, ohne sich um die Probleme der Zeit sonderlich zu kümmern. Später traten Turnerei, Tischlerei und Photographiren hinzu. Die Knappheit seines Gesichtskreises hatte die einfachen Ueberzeugungen eines nachgeborenen russischen Prinzen in ihm altmodisch gefestigt, und der enge Zirkel, in welchem er sich bewegte, die Bethätigung derselben ohne Hehl und Anstoß ermöglicht. In dieser Lage und Stimmung beunruhigte die plötzlich eröffnete Aussicht auf einen schwer verantwortlichen Beruf sein gerades Gemüth nicht wenig und würde, wäre nicht ein anderer übermächtiger Einfluß in sein Leben getreten, demselben leicht eine moderne Wendung gegeben haben. Konstantin Petrowitsch Pobjedonoszeff, sein früherer Lehrer und gegenwärtiger allmächtiger Minister, ließ ihn durch den enthusiastischen Eifer der eigenen Grundsätze die Sicherheit wiederfinden, die er für die neue Stellung bedurfte und dennoch in dem betäubenden Anfang derselben zeitweise verloren hatte. Konstantin Petrowitsch ist die russische Ausgabe der Verzweiflung an Vernunft und Wissenschaft. Ein deutschgebildeter Mann von Geist und Kenntnissen erblickt er in den mancherlei unfertigen Zuständen, zu welchen unsere Entwicklung momentan geführt, das untrügliche Symptom ihrer inneren Unhaltbarkeit und flieht bestürzt und froh zugleich in den Schoß der alleinseligmachenden (obschon von gestern datirenden) Autotheokratie des Zarats. Er sieht nicht ein, warum das großmächtige Rußland nicht seine eigene Ansicht von der Weltgeschichte haben soll, beweist sodann kanonisch, daß es die wahre hat, und gründet schließlich darauf den Anspruch, sie ländlich sittlich zu verwirklichen. Die ausführlich ablehnende Antwort, die er der für das baltische Lutherthum intervenirenden Londoner Evangelical Alliance seiner Zeit gegeben hat, wird für diese Uebersetzung der Bibel ins Tatarische immer denkwürdig bleiben. Man kann es verstehen, wie die Ausführungen des feurigen Schwärmers, an langen Theeabenden begeistert vorgetragen und von der geliebten Gattin warm gebilligt, auf den neuen Zaren, der eine sichere Grundlage seiner Thätigkeit ehrlich suchte und eine komplizirtere sich schwer angeeignet haben würde, wirken mußten. Der Erfolg war so exklusiv, daß selbst wenn der Zar sich seiner Gewohnheit gemäß nicht auf den Umgang mit einigen fügsamen alten Bekannten beschränkt und auch seinen Ministern zumeist entzogen hätte, eine modifizirende Gegenwirkung sich kaum an das Licht gewagt haben würde. Die Herren Obolenski, Perowski, Woronzoff-Daschkoff, Scheremetieff, Tscherewin und einige wenige andere, die den kleinen geschlossenen Ring um den Herrscher bildeten, waren aber nicht besonders widerspruchsfähig von der gütigen Mutter Natur geschaffen. Was der Theorie etwa fehlte, gewährte die Bestätigung, die nach der Lehre des Herrn Pobjedonoszoff in dem Mißlingen der Attentate lag, ein Mirakel, gegen welches die Thatsache der Attentate — eodem teste — nicht in Betracht kommen konnte. Wenn der Zar auch nach der Katastrophe von Borki so erregt war, daß sich Niemand in sein Kabinet trauen mochte, so gewann die Neigung zu dieser zuversichtlichen Deutung der Ereignisse doch wieder die Oberhand und der kühne Interpret stand fester wie je in der Gunst seines Herrn. Der größeren Beruhigung wegen liebte es der Zar allerdings sich gleichzeitig mit dänischen Dienern und auserlesenen Mitgliedern des russischen und russisch-deutschen Adels zu umgeben, die durch jedes Band der Ehre und des Interesses dem Schutz seiner Person gewidmet waren.

In dem geheimnißvollen vorstädtischen Schloß, welches die Truppenkordons von allen Seiten umzingelten, vollzog sich seit Jahren die oberste Leitung der russischen Geschäfte in einsamer Stille, speziell inspirirt, wie der Leitende annahm, gewissenhaft erledigt, soweit sein Wissen reichte, wie die Meinung der wenigen, die ihn kannten, ihm gern zugestand. Persönliche Bescheidenheit war in ihm mit dem höchsten Berufsanspruch naiv gepaart. Schüchtern im Gespräch und dem mündlichen Verkehr ausweichend, wo er nur konnte, hatte der Zar im Vertrauen auf die sectischen Vorzugsattribute seiner Ausnahmestellung kein Bedenken, Maßnahmen zu treffen, deren Konsequenzen dem gewöhnlichen Verstande in schrecklichem Gegensatz zur Natur und Güte der Dinge erschienen. Der gläubigen zarischen Theorie gattete sich rasch die sehr weltliche Praxis der Behörden. Da die russische Religion nun einmal allein selig und loyal macht, so unternahm ihre Regie die Nichtorthodoxen zu konvertiren, und fing, menschlich gescheit genug, mit den wehrlosen Millionen Protestanten und Juden unter ihrer Obhut an. Die Katholiken genossen die augenblicklich zu schonende päpstliche und französische Sympathie; die Muhamedaner hätten vielleicht das heikele Asien entzündet, in dem noch so vieles Große geschehen soll; aber Protestanten und Juden schienen ein corpus vile, das man ungestraft anfassen durfte. Daß die erwählten Opfer an ihre Bekentnisse glaubten und vielfach vor die Wahl zwischen Hunger- und Seelentod gestellt wurden, konnte unmöglich beachtet werden, wo es die Seelen aller ihrer Nachkommen, wie man von russischen Vertheidigern der Maßregel hören konnte, zu retten galt. Die Deseeration dieser Massentaufen spottet jeder Beschreibung, wird aber allerdings, was die russischen Staatsmänner sofort wohlgefällig bemerkten, dem russischen Volkskörper schon in der nächsten Generation einen ungleich rascheren Zuwachs an gebildeten und seriösen Elementen bringen, als er aus sich selber zu erzeugen vermöchte. Vorläufig ward indeß die Nation, deren irdische Existenz man auf solche Weise zu okuliren suchte, während man die überirdische der verwendeten Edelreiser als gerettet ausgab, mit sonderbarer Inkonsequenz für politische Aspirationen bestraft, die doch nur dem für die baare Autokratie bereits gegenwärtig allzu großen Vorrath an Geist und Selbstgefühl entsprangen. Ist es nöthig, von der zeitweisen Schließung der Universitäten, der dauernden Beschränkung der Schulen, der Aufhebung der Provinzialinstitutionen und der Füllung Sibiriens mit Tausenden Gebildeter zu reden? Von dem Greuel der Gefängnisse, von den Leiden des Bauernstandes und der Willkür und der Korruption der Beamten? Von der anhaltenden Entwerthung des Rubels um ein Drittel, trotz angeblich schwellender Kassen? Was bei solchen Resultaten für den Charakter des Zaren gesagt werden kann, spricht kläglich gegen die extreme Natur seines Systems.

Die Isolirung, in welcher Alexander Alexandrowitsch theils aus Besorgniß vor Attentaten, theils aus der Scheu vor mündlichem Austausch verharrte, hat zur Verschlimmerung seines Leidens beigetragen. Bereits 1887 war eine Karlsbader Kur verordnet, wurde aber als politisch unpraktikabel unterlassen. Bald darauf wurde das kaukasische Bad Essentuki vorgeschlagen und von Dr. Bertensohn im Auftrage des Dr. Hirsch in Stand gesetzt, schließlich aber aus ähnlichen Gründen nicht besucht. Dem Rath seiner Aerzte zuwider setzte der Zar vielmehr seine hergebrachte Lebensweise fort, welche eine reichliche Diät mit geringer Bewegung bedenklich verband. Schon seit längerer Zeit war ihm das Reiten schmerzhaft und fürstlicher Besuch schon aus diesem Grunde unangenehm, militärische Betheiligung nahezu

unmöglich gewesen. Ein kaiserlicher Klausner siechte er als der Gefangene seiner eigenen Uebermenschenschaft dem Ende entgegen, erheitert nur noch durch seine häufigen Kopenhagener Ferien, während deren es ihm menschlich behagte seiner Würde Urlaub zu geben und sich in gutmüthiger Bonhomie mit Bekannten und Unbekannten gehen zu lassen.

Der Tradition der Dynastie gemäß ist sein Erbe das wenigst bekannte Mitglied der kaiserlichen Familie. Wie das Schicksal Gottes tritt ein Cesarjewitsch aus dem verborgenen Dunkel in das Licht der That. Erst kürzlich hat er sich der hoffenden Nation als einen Fürsten humaner Richtung zu erkennen gegeben, der nicht allein die Erhaltung der gesammelten Gewalt, sondern auch die wohlthätige Verwendung derselben im Auge zu halten verspricht. Von seinen beiden Instruktoren, den Generalen Bogdanowitsch und Danilowitsch scheint der erstere — der Nachkomme eines polnischen Hofjuden des sechzehnten Jahrhunderts —, welcher die westliche Kultur vertrat, die Oberhand behalten zu haben. Als die russische Staatsgewalt, von der Antisemitendiversion des Fürsten Bismarck profitirend, die Juden zu konvertiren oder vertreiben beschloß, mißbilligte der Thronfolger in einer Ministersitzung, die sich mit der Angelegenheit beschäftigte, dergleichen Praktiken und bemerkte, man solle die Aermsten dann doch lieber gleich an die Wolga jagen und alles, was sich nicht taufen lassen wolle, ersäufen. Dann würde man wenigstens Konsequenz zeigen und Resultate erzielen. Das Ministerkonseil konnte nur ausführen, was der Zar befohlen hatte; nichtsdestoweniger überreichte der Cesarjewitsch kurz darauf seinem Vater eine Denkschrift des Kopenhagener Rabbiners über den Gegenstand, die er mit eigenen zustimmenden Notaten versehen hatte. Den Muth und die Menschenliebe dieser Handlungsweise soll der Prinz auch bei anderen Gelegenheiten bewährt haben. Die Tochter einer edelen erleuchteten Mutter, welche ihm die Hand reicht, gilt dem Volk als weiteres Pfand einer neuen Zeit. Das junge Paar wird Einsicht, Ausdauer und Rath genug bedürfen, um nach der letzten Regierung wohlthätig zu wirken in einem Maße, das den schwierigen Umständen entspricht. Die Periode der Befriedigung durch die Bedrohung Dritter ist für die neue Regierung jedenfalls vorüber, nachdem sie sich unter der alten erschöpft hatte und dem eigenen Volke scherzhaft geworden war. Treten nicht bedeutende äußere Ereignisse ein, was eher in Asien als in Europa geschehen könnte, so wird der Faden in nicht langer Zeit etwa dort aufgenommen zu werden haben, wo er am Todestage Alexanders II. zu Boden fiel, nur daß er seitdem verwickelter und verworrener geworden ist. Rußland geht bewegteren Zeiten entgegen, als es sie jüngstens erlebt hat.

•••••.

Das neue Heilmittel gegen die Diphtherie.

Wenn die Diphtherie vom Volksmunde als der Würgengel der Kinderwelt bezeichnet wird, so lehrt uns die Statistik, daß diese weit verbreitete Anschauung nur allzu große Berechtigung hat; denn in der That fallen in dem der Säuglingsperiode folgenden Abschnitte des Kindesalters keiner Krankheit auch nur annähernd so viel Menschenleben zum Opfer, wie gerade dieser Seuche. Stirbt doch in Preußen von den im Alter von 2—3 Jahren insgesammt sterbenden Kindern mehr als der vierte Theil an Diphtherie, und kommt doch sogar für die im 3. bis 5. Jahre stehenden Kinder fast der dritte Theil aller Sterbefälle auf diese Krankheit! Es bedeutet dies, daß allein in Preußen alljährlich im Durchschnitt etwa 40000 Kinder an Diphtherie zu Grunde gehen. Unter solchen Umständen verdient begreiflicherweise ein jeder Fortschritt, den die ärztliche Kunst in der Bekämpfung dieser mörderischen Krankheit zu verzeichnen hat, weit über die Fachkreise hinaus beachtet und gewürdigt zu werden; da es nun gegenwärtig allem Anscheine nach gelungen ist, ein Mittel aufzufinden, mit Hilfe dessen wir der Diphtherie erfolgreicher als bisher gegenüberzutreten in der Lage sind, so darf wohl eine ausführlichere Darlegung über das Wesen und die Bedeutung der neuen Behandlungsweise an dieser Stelle gerechtfertigt erscheinen.

Zu diesem Zwecke ist es zunächst erforderlich, unsere heutigen Kenntnisse von dem Wesen der Diphtherie selbst kurz zu überblicken. Die Diphtherie gehört in die Gruppe der Infektionskrankheiten, deren Entstehungsweise erst durch die von Robert Koch in die Forschung eingeführten bakteriologischen Untersuchungsmethoden aufgehellt wurden. Löffler, ein Schüler Koch's, entdeckte im Jahre 1884 als den Erreger der Diphtherie einen bestimmten, morphologisch und biologisch gut charakterisirten Bacillus, und seine Angaben über die Beziehungen dieses Mikroorganismus zur Diphtherie fanden im Laufe der nächsten Jahre durch zahlreiche Nachforschungen allseitige Bestätigung. In jedem Falle von Diphtherie findet sich das Löffler'sche Stäbchen, und umgekehrt können wir heutigen Tages nur diejenige Erkrankung als echte Diphtherie bezeichnen, bei welcher der Löffler'sche Bacillus auffindbar ist. An dieser Erkenntniß, die zur Zeit wohl von keiner irgendwie maßgeblichen Seite angezweifelt wird, müssen wir vor Allem festhalten; denn sie bildet die eigentliche Basis, auf welche das neue Heilverfahren sich stützt. Auch über die Art, wie das Stäbchen seine verderbliche Wirkung im menschlichen Organismus entfaltet, sind wir aufs Trefflichste unterrichtet. Wir wissen, daß sich dasselbe, wenigstens bei der gewöhnlichsten und häufigsten Form der Diphtherie, der sogenannten Rachenbräune, zunächst im Halse auf den Mandeln ansiedelt und auf der Oberfläche dieser Gebilde eine besondere Form der Entzündung hervorruft, in Folge deren es zur Bildung von häutigen Belägen kommt. Diese Entzündung kann sich nun in der Kontinuität einerseits nach der Nase zu fortpflanzen, andererseits nach dem Kehlkopf; in letzterem Falle droht, indem durch die Schwellung der Oberfläche und die Bildung der Membranen die ohnehin enge Lichtung des kindlichen Kehlkopfs völlig verlegt wird, die furchtbare Gefahr der Erstickung. Zwar besitzen wir in dem Luftröhrenschnitt, also in der Eröffnung der Luftröhre außen im Halse her mittels des Messers und der Einführung einer metallenen Röhre durch diese künstlich geschaffene Oeffnung, durch die nunmehr die Luft hindurchstreichen kann, ein sicheres Mittel, um den grausigen Erstickungstod zu verhindern; indessen ein großer Theil der so operirten Kinder geht dennoch nachträglich zu Grunde, häufig genug deshalb, weil die örtliche Entzündung auch die tieferen Theile der Luftwege ergreift und somit schließlich zu einer tödtlich endenden Lungenentzündung führt. Allein mit diesem örtlichen Prozesse ist die Thätigkeit des Diphtheriebacillus bei Weitem nicht erschöpft; viel verhängnißvoller ist diejenige Wirkung, welche er gleichzeitig auf den Gesammtorganismus ausübt. An dem Orte seiner Ansiedlung bereitet er nämlich ein Gift, das von den Saftbahnen aufgenommen, in die Blutbahn eindringt und von hier aus den ganzen Körper durchseucht und entzündungserregend auf die verschiedensten Körperorgane, lähmend auf die lebenswichtigsten Nervencentren und -bahnen einwirkt. Diese Seite der Thätigkeit des Diphtheriebacillus ist zweifellos die gefahrvollste und verderblichste. Daß aber jene schweren Komplikationen des diphtherischen Prozesses die Folge einer Giftproduktion des Krankheitserregers sind, das ist durchaus nicht als Hypothese, sondern als Thatsache von unumstößlicher Gewißheit anzusehen, seitdem die französischen Forscher Roux und Yersin den Nachweis erbracht haben, daß die Diphtheriebacillen auch auf todten, künstlichen Nährböden, also außerhalb des Thierkörpers, eine Substanz produziren, mit der sich genau die nämlichen Symptome, vor Allem jene schweren Lähmungserscheinungen bei Thieren erzeugen lassen, wie wir sie während des natürlichen Verlaufes der Krankheit beim Menschen auftreten zu sehen gewohnt sind. Die Erkenntniß von der Giftproduktion

des Diphtherieerregers bildet die zweite wichtige Voraussetzung der neuen Behandlungsweise.

Die Mittel, deren sich der Arzt bisher im Kampfe gegen die Diphtherie bediente, waren vorwiegend darauf gerichtet, den entzündlichen Prozeß im Halse günstig zu beeinflussen. Unter ihnen wurden besonders, zumal nach der Entdeckung des Diphtheriebacillus, die sogenannten antiparasitären bevorzugt, Mittel also, welche die Diphtheriebacillen direkt im Körper abtödten sollten. Mittels Inhalationen, Bepinselungen, Gurgelungen u. s. w. brachte man diese Substanzen auf die erkrankten Theile in der Hoffnung, durch Vernichtung der Krankheitserreger die Krankheit selbst zur Abheilung zu bringen. So plausibel dieses Prinzip auch scheint, so erweist es sich doch oft genug als unzureichend, einmal deshalb, weil jene Mittel, um die gewünschte Wirkung zu erzielen, in solchen Konzentrationen und Mengen zur Anwendung kommen müssen, die auch für den menschlichen Körper nicht indifferent mehr sind, außerdem aber deswegen, weil jene Substanzen meist nur die Oberfläche des Erkrankungsherdes treffen, während die Bacillen gerade in den schweren Fällen auch in das tiefer liegende Gewebe eingedrungen sind, wo sie von den betreffenden Medikamenten gar nicht mehr erreicht werden. Den Wirkungen des Diphtheriegiftes vollends standen wir, wenn dieses erst in die Blutbahn gelangt war, absolut ohnmächtig gegenüber; die furchtbaren Schädigungen, die es im Körper hervorrief, konnten wir in keiner Weise abwehren, und ja blieb bisher den unabwendbaren Gefahren gegenüber, welche von dieser Seite her drohten, nichts weiter übrig, als durch eine kräftigende Allgemeinbehandlung den Organismus möglichst widerstandsfähig zu erhalten. Diese große Lücke unseres ärztlichen Könnens ist es nun gerade, welche das neue Heilmittel auszufüllen sucht, indem es sich nicht sowohl gegen den Erreger der Diphtherie selbst als vielmehr gegen diejenige Waffe, welche ihn eigentlich erst zu einem so gefürchteten Gegner macht, nämlich gegen das von ihm produzirte Gift richtet und dieses sofort bei seiner Entstehung zu vernichten sich bestrebt, bevor es überhaupt noch größeren Schaden im Organismus anzurichten im Stande ist. Aus diesem Grunde wird das Mittel auch geradezu als Gegengift, als Diphtherieantitoxin bezeichnet.

Welches war nun der Weg, der zur Auffindung eines derartigen Mittels führte? Um diesen Weg kennen zu lernen, ist es nöthig, etwas weiter auszuholen und sich vor Allem die Anschauungen zu vergegenwärtigen, welche im Laufe der letzten Jahre sich bezüglich des Wesens der Immunität resp. der natürlichen Heilung bei Infektionskrankheiten in der Wissenschaft Bahn gebrochen haben. Die Thatsachen der Immunität sind als solche außerordentlich einfach und längst bekannt. Wir wissen, daß zahlreiche Menschen von Natur für gewisse Infektionskrankheiten unempfänglich sind, sie mögen sich der Gelegenheit zur Ansteckung noch so oft aussetzen, ein Zustand, den wir als angeborene Immunität bezeichnen, und der seinem Wesen noch vorläufig noch völlig dunkel ist. Ferner gibt es aber auch, was an dieser Stelle hauptsächlich interessirt, eine erworbene Immunität; die Immunität kann erworben werden durch das einmalige Ueberstehen entweder derselben Infektionskrankheit: das einmalige Ueberstehen von Masern oder Scharlach beispielsweise gewährt in der Regel zeitlebens Schutz gegen eine nachmalige derartige Erkrankung; aber auch einer ähnlichen Krankheit: das Ueberstehen von Kuhpocken gewährt dauernden Schutz gegen die Erkrankung an Menschenblattern. Obwohl gerade die letzterwähnte Thatsache seit nahezu einem Jahrhundert bekannt und, wie man weiß, von so weittragender praktischer Bedeutung geworden ist wie wenige Erfahrungen auf ärztlichem Gebiete, so war doch die Frage, worauf denn das Wesen der erworbenen Immunität beruhe, bis auf die jüngste Zeit eine vollkommen ungelöste. Als nun durch die Methoden der Bakteriologie für die einzelnen Infektionskrankheiten die betreffenden Krankheitserreger gefunden waren, wurde es möglich, dem Problem auf experimentellem Wege nachzugehen, und seitdem ward dasselbe zu einem sehr beliebten Gegenstande der Forschung, der von den verschiedensten Seiten her in Angriff genommen wurde. Dabei zeigte sich, daß es unschwer gelingt, den Zustand der Immunität bei Thieren künstlich zu erzeugen. Man vermag ein Thier gegen eine bestimmte Bakterienart, für die es sonst hochgradig empfänglich ist, dadurch zu immunisiren, daß man die betreffenden Bakterien in ihrer Giftigkeit auf irgend eine Weise, z. B. durch Chemikalien oder durch thermische Einflüsse abschwächt und mit derartig abgeschwächten Bakterienkulturen resp. den von ihnen produzirten abgeschwächten Giften das Thier vorbehandelt. Auf diese Weise gelingt es, das Thier selbst gegen eine Impfung mit vollvirulenten Kulturen, die sonst sicher seinen Tod herbeiführen würde, derartig unempfänglich zu machen, daß es kaum mit leichtem Kranksein darauf reagirt. Für die Auffassung der Immunität war hiermit freilich noch nicht allzuviel gewonnen; dieselbe blieb nach wie vor Gegenstand der Hypothese. Da wurde von Behring, einem Schüler Koch's, eine bedeutsame Entdeckung gemacht, welche wenigstens bis zu einem gewissen Grade Licht in das Dunkel brachte. Behring fand nämlich, daß das Blut eines Thieres, welches in obiger Weise gegen eine bestimmte pathogene Bakterienart immunisirt wurde, nunmehr die Fähigkeit besitzt, andere Thiere, denen es einverleibt wird, gleichfalls für den gleichen Krankheitserreger immun zu machen; ja noch mehr: impft man ein empfängliches Thier mit einer Bakterienkultur und behandelt es, nachdem schon schwere Krankheitserscheinungen bei ihm zum Ausdruck gelangt sind, noch nachträglich mit dem Blute eines vorher immunisirten Thieres, so wird das sonst dem sicheren Tode verfallene Thier durch eine derartige Nachbehandlung am Leben erhalten und geheilt. Dies ist nicht anders zu erklären, als mit der Annahme, daß sich bei der Immunisirung und Heilung im Blute gewisse Stoffe bilden, welche ihrerseits die Fähigkeit besitzen, andere Thiere zu immunisiren resp. zu heilen. In der That stellte es sich in der Folge als ganz gesetzmäßig heraus, daß die Immunität und die Heilung bei infektiösen Prozessen auf der Anwesenheit von immunisirenden Substanzen im Blute beruhe. Und zwar gilt das nicht nur für die experimentell erzeugten Krankheiten der Versuchsthiere, sondern hat auch für die unter natürlichen Verhältnissen vorkommenden Infektionskrankheiten des Menschen allgemeine Gültigkeit. Das Blut eines Menschen, welcher Cholera, Typhus oder Diphtherie durchgemacht hat, besitzt, wenigstens unmittelbar nach der Krankheit, die Fähigkeit, Thieren gegen die Impfung mit Cholera-, Typhus- oder Diphtheriebacillen vollständigen Schutz zu gewähren, ja sogar derartig infizirte Thiere, selbst wenn sie schon schwer erkrankt sind, noch zu heilen. Ueber die Zusammensetzung und nähere Beschaffenheit jener Stoffe, die sich bei der Immunisirung resp. Heilung im Blute bilden, wissen wir kaum mehr, als daß sie in Wasser löslich sind und den Eiweißkörpern nahe stehen; zu ihrem Nachweis kennen wir kein chemisches Reagens, wir erschließen ihre Anwesenheit im Blute einzig und allein aus ihrer eigenartigen Wirkung auf den Thierkörper. Was die Art und Weise anlangt, wie man sich diese Wirkung zu denken hat, so nahm Behring an, daß diese Stoffe eine Art Gegengift gegen die betreffenden Bakteriengifte darstellen; er fand nämlich, daß ein Bakteriengift dadurch, daß es mit dem Blute eines entsprechend immunisirten Thieres vermischt wird, seine Giftigkeit völlig einbüßt. Jedenfalls ist diese Wirkung eine ganz spezifische, d. h. das Blut eines diphtherieimmunen Thieres besitzt nur Schutz- und Heilkraft bei Diphtherie, das Blut eines Thieres, das gegen den Erreger des Wundstarrkrampfes unempfänglich gemacht ist, besitzt wiederum nur bei dieser Erkrankung Schutz- und Heilkraft u. s. f.

Mit diesen Erfahrungen war mit einem Schlage ein ganz neues Prinzip für die Behandlung einer Reihe von ansteckenden Krankheiten erschlossen. Wenn die Natur selbst die Bakteriengifte durch die Erzeugung von Gegengiften bekämpft, wenn es möglich ist, diese Gegengifte im Thierkörper durch Immunisirung desselben nach Belieben zu pro-

duziren, und wenn diese Gegengifte thatsächlich sich im Thierexperiment als heilkräftig erweisen, so müssen wir, die oft nur langsam und oft ungenügend in Aktion tretenden Heilbestrebungen der Natur unterstützend, durch Einverleibung der entsprechenden Antitoxine Menschen, die unter der unheilvollen Einwirkung von Bakteriengiften schwer erkrankt sind, zu heilen im Stande sein. Bei der Verwerthung des Prinzips für die Praxis galt es, vorerst eine Reihe von Schwierigkeiten zu überwinden. Es stellte sich nämlich heraus, daß die Immunisirung der Thiere der Steigerung in hohem Grade fähig ist; d. h. man kann, indem den Thieren immer größere Mengen des betreffenden Bakteriengiftes einverleibt werden, ihre Widerstandsfähigkeit gegenüber den stärksten Dosen des Giftes fast ins Unbegrenzte steigern. Hand in Hand mit der Erhöhung der Immunität geht dabei eine Vermehrung jener oben erwähnten antitoxischen, heilkräftigen Substanzen im Blute der Thiere. Von vornherein war es nun klar, daß zur Behandlung der Menschen weit größere Mengen von Antitoxin erforderlich sein würden als bei der Behandlung kleiner Versuchsthiere. Des Weiteren zeigte sich, daß zum Zwecke der Heilung noch ganz bedeutend größere Mengen jener Substanzen nöthig werden als zur Immunisirung, und daß außerdem die Heilungsdosis mit der Dauer der bereits ausgebrochenen Krankheit stetig steigt. Aus allen diesen Gründen mußten Immunisirungsmethoden ausfindig gemacht werden, die es gestatteten, den Immunisirungs- und Heilwerth des Blutes der Thiere möglichst in die Höhe zu treiben; außerdem aber mußten möglichst große, also möglichst viel Blut liefernde Thiere benutzt werden, damit die Ausbeute an wirksamen Stoffen eine möglichst ergiebige würde. Zur Verwendung gelangt übrigens nicht das Blut, wie es direkt aus der Ader gelassen wird, sondern das sogenannte Blutserum, derjenige Bestandtheil des Blutes, welcher sich bei der Gerinnung desselben außerhalb des Körpers in Form einer ziemlich klaren Flüssigkeit oberhalb des Blutgerinnsels absetzt!

Nach alledem gestaltet sich das Verfahren zur Gewinnung der Blutantitoxine bei der Diphtherie, bei der es bisher die weiteste Ausbildung erfahren, etwa folgendermaßen: Man spritzt Pferden zunächst ein abgeschwächtes Diphtheriegift ein und geht allmählich zur Einverleibung vollgiftiger Diphtheriebacillenkulturen über, deren Menge ebenfalls eine allmähliche Steigerung erfährt. Nach jeder derartigen Einspritzung stellt sich bei den Thieren Fieber, Gewichtsabnahme u. s. w. ein; man wartet diese Reaktionsperiode ab und fährt erst mit den Injektionen fort, wenn die Thiere sich wieder vollkommen erholt haben. Der Antitoxingehalt des Blutes zeigt sich nach einer jeden Einspritzung vermehrt. Erst wenn er so hoch gestiegen ist, daß er für die Heilung von Menschen ausreichend erscheint, wird den Thieren ein größerer Aderlaß gemacht, das Blut aufgefangen und das Serum aus demselben dargestellt; letzteres, mit einem bestimmten Zusatz von Karbolsäure der besseren Haltbarkeit wegen versehen, bildet nunmehr das Heilmittel, wie es zur Zeit unter Kontrolle der Professoren Behring und Ehrlich hergestellt und bereits in den Handel gebracht wird. Um den Antitoxingehalt eines Serums leicht bestimmen zu können, hat man den Begriff der Antitoxinnormaleinheit oder der Immunisirungseinheit aufgestellt; man versteht darunter eine bestimmte Menge von Antitoxin, welche die Wirkung einer gleichfalls bestimmten Menge, nämlich 1 ccm, eines in seiner Wirkung genau gekannten Diphtheriegiftes aufzuheben vermag. Als ein Serum von 60 Antitoxinnormaleinheiten wird demnach ein solches bezeichnet, von dem 1 ccm genügt, um das 60fache der obigen Giftdosis völlig zu neutralisiren.

Für die praktische Verwerthung des Diphtherieantitoxins beim Menschen kommt sowohl seine Wirkung als Schutzmittel wie als Heilmittel in Betracht. Was seine Anwendung zum Schutze gegen Diphtherieerkrankung anlangt, so ist es allerdings nicht wahrscheinlich, daß es je eine derartig allgemeine Verwendung finden wird, wie etwa die Kuhpockenvaccine zur Verhütung von Menschenpocken, und zwar deshalb nicht, weil der Schutz, den es gewährt, kein lebenslänglicher ist, sondern sich vermuthlich nur auf einen relativ kurzen Zeitraum erstreckt. Wir können dies schon aus dem Umstande erschließen, daß auch die einmalige natürliche Erkrankung an Diphtherie keine dauernde Immunität erzeugt; ein mehrmaliges Ergriffenwerden gehört sogar bei der Diphtherie durchaus nicht zu den Seltenheiten. Das Mittel dürfte daher zu prophylaktischen Zwecken nur dort in Gebrauch kommen, wo Kinder der Ansteckungsgefahr in hohem Maße ausgesetzt sind, also in kinderreichen Familien, wenn vielleicht mehrere Kinder bereits von der Krankheit befallen sind; beim Ausbruch größerer Epidemieen käme indessen gelegentlich auch eine allgemeinere Schutzimpfung etwa aller bedrohten Schutkinder in Betracht. Die bisherigen Erfahrungen über die Schutzwirkung des Diphtherieantitoxin beim Menschen lauten bisher überaus günstig, sind indessen noch nicht zahlreich genug; und nur große Beobachtungsreihen können hier entscheiden, da sonst die Möglichkeit eines Zufalls nicht ganz ausgeschlossen ist, zumal durchaus nicht jedes Kind von Natur die Disposition für Diphtherie in gleicher Weise besitzt.

Ausgedehnter sind bereits die Erfahrungen, welche über den Werth des Diphtherieantitoxin als Heilmittel vorliegen. Zu erwarten stand von vornherein, daß bei der Anwendung des Mittels der ganze Verlauf der Krankheit in Folge des Ausbleibens der schweren und bedrohlichen durch das Diphtheriegift im Körper hervorgerufenen Erscheinungen ein besonders milder und leichter sein würde; und auf diese günstige Beeinflussung war um so sicherer zu rechnen, je frühzeitiger das Mittel in Gebrauch gezogen wurde; denn ist erst einmal das Gift in den Körper eingedrungen, und hat es hier bereits schwere organische Veränderungen hervorgerufen, so kann man natürlich von dem nachträglich eingeführten Gegengift nicht mehr erhoffen, daß es den schon angerichteten Schaden noch wieder gut mache. In der That erwies sich denn auch diese Annahme als zutreffend, indem die Beobachter fanden, daß die Diphtherie bei Anwendung von Heilserum einen außerordentlich leichten Verlauf nimmt, und das um so sicherer, je frühzeitiger mit der Behandlung begonnen wird. Allerdings ist an dieser Stelle zu betonen, daß wir uns zur Zeit mit dem Mittel noch im Versuchsstadium befinden, und wir daher gegenwärtig über den Werth desselben ein endgültiges Urtheil zu fällen noch außer Stande sind; indessen hat sich doch überall, wo das Heilserum bisher in Anwendung gebracht wurde, als Resultat in gleicher Weise ein so bemerkenswerthes Sinken der Sterblichkeitsziffer an Diphtherie ergeben, daß man sich dem gegenüber nur schwer noch mit der Annahme eines Zufalles abzufinden vermag. Um einige Beispiele anzuführen, so starben nach Beobachtungen in fünf Berliner Krankenhäusern von 220 mit Heilserum behandelten diphtheriekranken Kindern nur 52 = 23,6 Proz.; von diesen Kindern waren 72 an den beiden ersten Erkrankungstagen eingeliefert worden; nun starben von diesen frühzeitig behandelten Fällen nur zwei, während von 72 Fällen ohne Serumbehandlung nach einer über 7 Jahre sich erstreckenden Statistik durchschnittlich 25 = 34,7 Proz tödtlich endeten. Im Kaiser- und Kaiserin-Friedrich - Kinder - Krankenhause zu Berlin kamen während der 3 ½ Jahre seines Bestehens unter 1081 diphtheriekranken Kindern 421 Todesfälle vor, also 38,9 Proz.; bei der Serumbehandlung starben von 128 Kindern nur 17, also 13,2 Proz. Im Pariser Hôpital des enfants malades betrug die Mortalität an Diphtherie während der Zeit der Impfungen 26 Proz. (78 Todesfälle unter 300 geimpften Kindern), während sie in den vorangegangenen Jahren sich durchschnittlich auf 50 Proz. belief. Das sind, wie man sieht, höchst auffällige Unterschiede; und wenn trotz dieser an und für sich zweifellos imponirenden Zahlen eine gewisse Reserve noch immer geboten erscheint, so geschieht es mit Rücksicht darauf, daß die Beurtheilung von Heilwirkungen überhaupt, und insbesondere bei einer Krankheit wie der Diphtherie, bei welcher der Charakter der

Epidemien ohnehin in hohem Grade zu wechseln pflegt, eine der schwierigsten Aufgaben auf dem gesammten Gebiete der praktischen Medizin bildet. Die Zeit einzig und allein wird endgültig über den wahren Werth des Diphtherieheilserums entscheiden; erst wenn sich bei jahrelanger und ununterbrochener Anwendung desselben jeder Zeit und aller Orten ein gleichmäßiges Herabgehen der Sterblichkeit an Diphtherie zeigen wird, erst dann werden wir eine zutreffende Vorstellung von dem wahren Werth und der wahren Bedeutung dieses Heilmittels gewinnen. Daß unter allen Umständen stets Fälle vorkommen werden, welche auch diesem Mittel trotzen, steht schon jetzt ganz außer Frage. Gibt es doch z. B. gewisse schwere Formen von Diphtherie, bei denen neben den Löffler'schen Diphtheriestäbchen noch andere krankheitserregende Keime in den Organismus eindringen und denselben ihrerseits mit ihren Giften gleichzeitig in gefährlichster Weise durchseuchen! Diesen Mikroorganismen gegenüber ist natürlich das Diphtherieantitoxin unbedingt wirkungslos. Andererseits sind aber auch Vervollkommnungen in der Herstellung des Heilserums, durch welche seine Leistungsfähigkeit noch erhöht wird, nicht unmöglich.

Sollten alle die Hoffnungen, die sich an die Entdeckung des Heilserums knüpfen, thatsächlich in Erfüllung gehen, dann würde unser Zeitalter eine Epoche in der Bekämpfung der Diphtherie bedeuten, derjenigen fast vergleichbar, welche das Ende des vorigen Jahrhunderts, die Zeit der Jenner'schen Entdeckung, für die Bekämpfung der Pockenkrankheit darstellt. Zuversichtliche Sicherheit besitzt man freilich zur Zeit noch durchaus nicht.

Michael Cohn.

James Anthony Froude.

England und die Literatur verlieren in James Anthony Froude einen bedeutenden Historiker, einen glänzenden Stilisten, einen ernsten und thätigen Theilnehmer am öffentlichen Leben, einen Polemiker, der durch die Entschiedenheit seines Wesens ebensoviel Widerspruch wie Beifall hervorrief, und dem es wie seinem Vorgänger Macaulay ebensowenig an Kritikern wie an Bewunderern gefehlt hat.

Fügen wir hinzu, daß der am 19. Oktober aus dem Leben Geschiedene einer der letzten überlebenden Freunde Carlyle's war, auf dessen spätere Ansichten er einen entscheidenden Einfluß hatte, und dessen Bildniß er, der weitaus bedeutendste unter diesen Ueberlebenden, uns in umfassenden Zügen, mit allerdings nicht immer glücklichen Pinselstrichen, hinterlassen hat.

Froude war am 23. April — Shakespeare's Todestag, vielleicht auch sein Geburtstag — 1818 in Darlington geboren, er starb am 19. Oktober im schönen Salcomb, wo er die letzte Ruhezeit seines arbeitsvollen Lebens zugebracht hatte. So liegen bei ihm Anfang und Ende in der reizend schönen Grafschaft Devonshire, und es mag nicht phantastisch sein, wenn wir die Schönheit seines etwa klaren Stils zum Theil der Umgebung zuschreiben, in der er aufgewachsen war, in die er oft zurückkehrte.

Er war der Sohn eines Landgeistlichen. Der Vater gehörte der alten, jetzt ziemlich ausgestorbenen Klasse von englischen Geistlichen an, die ohne starken Sektengeist eine mittlere Stellung einnahmen, mit dem Kompromiß der englischen Staatskirche, zwischen Katholizismus und Protestantismus, nicht unzufrieden waren, und die, frei von Zweifelsucht, in ruhiger Thätigkeit, und nicht ohne lebenslustigen Verkehr mit den Nachbarn, den hergebrachten Pflichten oblagen.

So war in dem jungen Froude eine Richtung auf das Kirchliche, eine mäßig-religiöse Färbung natürlich. Als dann in der englischen Kirche die Bestrebungen des Ascetismus, die Freude an Mysterien, die Hervorhebung des Priesterthums, das Drängen nach Vereinigung mit Rom hervortraten, war es ebenso begreiflich, daß Froude, von einem älteren Bruder geleitet, in diese neue Richtung einlenkte, um dann, einen Abgrund vor sich erblickend und schroff sich abwendend, die Bekämpfung des Katholizismus zu unternehmen, gleich weit von Genf und Rom entfernt, weniger auch im Geiste Luthers als vielmehr des Erasmus, dem er auch sein letztes Buch geweiht hat.

Ihm stand es bald fest, daß die Entwicklung Englands zur Freiheit, wenn auch nicht ausschließlich, doch wesentlich auf der Losreißung vom Katholizismus und der Unabhängigkeit von katholischen Mächten und Einflüssen beruhe. Daher, also wirklich aus polemischen Gründen, erklärt sich auch die Wahl des historischen Gegenstandes in seinem großen Werke, den zwölf Bänden englischer Geschichte vom Falle Wolsey's bis zum Tode der Elisabeth. So ist auch seine Bekämpfung des keltisch-katholischen Elementes in Irland zu verstehen. Das frühere Unrecht der Engländer in Irland übersah er dabei zwar ebensowenig wie die Schatten in der Geschichte der Tudorfamilie, aber trotz allen Quellenstudiums konnte er doch der Gefahr einer gewissen Voreingenommenheit nicht entgehen. Dafür ist ihm denn auch die lebhafte Feindschaft der Irländer zu Theil geworden, deren neuerliche Eindrängung in die englische periodische Presse eine nicht zu übersehende Thatsache geworden ist.

Der Vater Froude's hatte vier Söhne. Der jüngste, William, hat sich erst als Civilingenieur, dann als Schiffsbauer unter der englischen Admiralität einen bedeutenden Namen gemacht, und manche seiner Erfindungen und Verbesserungen werden auch deutschen Flottenoffizieren nicht unbekannt sein. Von einem anderen Bruder ist nichts Hervorragendes zu berichten. Der älteste aber spielte eine erhebliche Rolle in jener gewaltigen geistigen Bewegung, die in den dreißiger Jahren in Oxford ihren Ursprung nahm und auch jetzt, in ihren Folgen wenigstens, ihre Rolle noch nicht ausgespielt hat — wenn auch Oxford selbst ihr wieder entschlüpft ist. Unter dem Namen des Ritualismus, des Traktarianismus (von ihren Schriften: Tracts for the Times) oder des Puseyismus (von einem ihrer Hauptführer Pusey), strebte sie aus dem englischen Kompromiß heraus: Rom wärts. Eine Anzahl Vertreter dieser Richtung, an ihrer Spitze die später zur Kardinalswürde erhobenen Newman und Manning, ging konsequent zur katholischen Kirche über; die Anderen, unter ihnen Pusey selbst und Keble, trieben die schon bestehende hochkirchliche Bewegung in eine katholisirende Richtung, blieben aber selbst in der Staatskirche, ihren amtlichen Stellungen und Gehältern getreu; und diese sind es, die, unterstützt hauptsächlich von Frauen, denen ein erhöhter Glanz des Gottesdienstes behagte, später sehr vielen Kirchen Englands einen römelnden Anstrich gegeben, und den Uebertritt einer neuen Generation vorbereitet haben, — während indeß in Oxford selbst, wie schon angedeutet, das neue Geschlecht sich, unter dem Einfluß deutscher Kritik und Darwins, jener freieren Richtung näherte, die man als Agnosticismus bezeichnet.

Als nun Froude die Universität Oxford bezog, fand er dort seinen um zehn Jahre älteren Bruder Richard Hurrel als Geistlichen und Universitätslehrer bereits in enger Verbindung mit Newman und fiel unter seinen Einfluß. Richard, wie Newman selbst, hatte den Protestantismus noch nicht förmlich abgeschworen, aber er stand auf der Schwelle des Uebertrittes; bereits verabscheute er die Reformatoren, bewunderte die Kirche Roms, fand, daß die Tradition ein hauptsächliches Instrument der Religionslehre sei, und fühlte sich mächtig von dem Kirchenwesen des Mittelalters angezogen. Ohne Zweifel war er im Begriff, zum Katholizismus überzutreten, als er 1836 an der Schwindsucht starb. Er hatte drei der Tracts for the Times geschrieben, und hinterließ vier Bände Glaubensergießungen, die 1837 bis 1839 veröffentlicht wurden.

Diesen Pfad also hatte auch der spätere Historiker beschritten. Unter Newman nahm er Theil an den Lives of the English Saints. Er wurde zu einer Fellowship in dem Exeter-Kollege erwählt, und erhielt 1840 die niedere Priester-

weihe als Diakonus. Bald darauf aber, da der Einfluß des Bruders nicht mehr fortwirkte, trat bei ihm die Wendung ein, und er bezeugte seine neue Auffassung göttlicher und weltlicher Dinge durch zwei Bücher: „The Shadows of the Clouds“ 1847, voll von bitterer Satyre gegen getünchte Gräber und „zahlungsfähige Moral“, und „The Nemesis of Faith“, worin er sich von der „hebräischen Mythologie“ lossagte; was ihn übrigens nicht verhinderte, 1851 ein Werk über das Buch Hiob herauszugeben, wofür er, wie Carlyle, eine große Bewunderung hegte. Beide Bücher verursachten einen großen Skandal; das zweite wurde in seinem Kollege verbrannt. Nun mußte er seine Stellung an der Universität aufgeben, und auf eine andere, ihm versprochene, unter anglikanischem Einfluß stehende Stellung in Tasmanien verzichten. Die Priesterweihe hatte freilich für ihn keine Bedeutung mehr, aber sie hing ihm wie ein Stein um den Nacken. Damals herrschte noch als Gesetz der Grundsatz Once a Priest, always a Priest, und in Folge dessen war ihm der Zugang zur praktischen Ausübung der Rechtswissenschaft, der Arzneikunde u. s. w. verschlossen. Erst mit Aufhebung des thörichten Gesetzes im Jahre 1872 ward es ihm möglich, seinen geistlichen Charakter förmlich abzulegen, der ihm damals übrigens praktisch nicht mehr im Wege stand.

Er mußte sich der Journalistik zuwenden, ward eifriger Mitarbeiter der „Westminster-Review“, übernahm dann die Leitung des seither eingegangenen „Fraser's Magazine“. Vieles, das er dort geschrieben, sammelte er 1872/74 in drei Bänden, denen später noch ein vierter beigefügt wurde, unter dem Titel „Short Studies on Great Subjects“. Darunter finden sich drei Vorträge über Erasmus, Aufsätze über Spinoza, Calvinismus, Newman, Lucian, Caesar, Thomas Becket, Irland, auch Vorstudien zu seinem großen Geschichtswerk.

Dies letztere begann 1856 zu erscheinen, und ward 1870 mit dem zwölften Bande beendet. Sein Charakter ist bereits oben angedeutet. Auf eine eingehende Besprechung desselben muß hier verzichtet werden. Durch seine lebensvolle Darstellung wird das Werk wohl noch für lange Zeit ein Lieblingsbuch bleiben. Wenn auch die versuchte Ehrenrettung Heinrichs des Achten einen bitteren Nachgeschmack übrig läßt, und wenig Zustimmung gefunden hat, so ist die Art, mit der Froude Elisabeth behandelt, um so höheren Lobes werth. Er stellt die Fehler und Schwächen wie die Kraftäußerungen der Königin in ein helles Licht; mit Ranke stimmt er darin überein, daß Vieles, was auf den ersten Blick als gewohnheitsmäßige Heuchelei erscheint, auf ein unseliges Schwanken des scheinbar so starken Charakters zurückzuführen ist, und überall zeigt er den Einfluß der umgebenden Verhältnisse, Personen und maßgebenden Zeitstimmungen.

Inzwischen hatte die Universität St. Andrews unserem Froude den Doktorhut der Rechte verliehen, ihm auch das Rektorat der Universität anvertraut. Dem zwölften Band der Geschichte folgte auf dem Fuße ein dreibändiges Werk: The English in Ireland, 1871/74, und noch vor Vollendung desselben begab sich der Verfasser nach den Vereinigten Staaten von Amerika, wo er über dieses heikle Thema Vorträge hielt. Obwohl er die Engländer nicht von Mitschuld an den Leiden Irlands freispricht, zeigt er doch, daß die Irländer selbst durch Uneinigkeit und Eifersucht sie mit hervorgerufen oder verschlimmert haben. Er wurde vielfach angegriffen. Lecky, der Historiker, selbst ein Irländer, obwohl seither dem Home Rule sehr entgegen, wies dem Verfasser verschiedene Ungenauigkeiten nach. Ein beliebter Dominikaner, Vater Thomas Burke, führte die irische Sturmkolonne wider Froude's sogenannten Kreuzzug, und die obenerwähnte Meinungsverschiedenheit der beiden Brüder gab bequemen Text zu Kapuzinerpredigten.

Ganz anderer Natur ist Froude's Buch: The Cat's pilgrimage, scheinbar eine Kinderschrift, aber tiefen Humors voll.

Im Jahre 1874 wurde Froude von der Regierung nach Südafrika geschickt, um über die dortigen Verhältnisse zu berichten. Es handelte sich um den Versuch, die südafrikanischen Kolonien durch Föderation zu festigen, und um die Frage, ob die Verbindung mit dem Mutterlande enger zu knüpfen sei. Die bald darauf folgende Einverleibung des Transvaal hat Froude nicht gebilligt. Vorträge über diese Fragen sammelte er in: Lectures on South Africa, 1880. Hier liegt der Beginn seines lebhaften Interesses für die noch schwebende Frage der sogenannten Imperial Federation. Er berührte sich dabei mit Sir Charles Dilke, Sir John Seeley und vielen anderen hervorragenden Männern, die Grundidee als zweckmäßig immer verfechtend, aber einen bestimmten Verfassungsplan noch als verfrüht erachtend.

Seit Jahren war Froude mit dem alternden Carlyle eng befreundet, und der Einfluß des Letzteren läßt sich in des Ersteren Buch: Caesar, 1879, deutlich erkennen, wie auch die Auffassung derjenigen Mommsen's nahe kommt. Bald nach Carlyle's Tode, 1881, erschienen, von Froude herausgegeben, zwei Bände Reminiscences, die großes, nicht durchaus erfreuliches, Aufsehen machten. Seine Befugniß, diese Bände, welche Carlyle nicht selbst für die Veröffentlichung vorbereitet hatte, so herauszugeben wie er es gethan hat, ist stark bestritten worden. Es folgten bald die vier Bände des Life of Carlyle, und die Letters and Memorials of Jane Welsh Carlyle. Es wäre schwer, unseren Verfasser hier von allem Tadel freizusprechen. Er hat manches ans Licht und in ein allzu grelles Licht gezogen, das besser im Halbdunkel geblieben wäre, und er hat auch für geraume Zeit dem Andenken seines Freundes geschadet, den er doch gewiß ehren wollte. Verlangte das die Wahrheitsliebe? Dem Beifallssturm, der noch widertönte, folgte ein Sturm des Unwillens. Man hatte den Todten einen Weisen genannt, nun ward es plötzlich nöthig zu zeigen, daß er doch kein erbärmlicher Wicht war. Die zweite Uebertreibung war unendlich schlimmer als die erste.

Von übergroßer Hast zeigen diese Carlyle-Bücher Froude's vielfache Spuren. Man hat mir ein Manuskript-Tagebuch Carlyle's gezeigt, aus dem Froude wiederholt offenbar irrig kopirt hat. Ich selbst habe ihn auf einen derartigen Irrthum in Bezug auf Goethe aufmerksam gemacht, und meinen Briefwechsel darüber in der „Academy“ veröffentlicht. Auch so scheint es mir, hätte Froude wohl daran gethan, die überlebende Nichte Carlyle's, eine hochbegabte Dame, wenigstens theilweise zu seinen Arbeiten hinzuzuziehen.

Die nächste Leistung Froude's war eine erfreuliche: Oceana, or England and her Colonies, 1885, die Erzählung einer Reise, wie sie ein Politiker macht, nach Australien, Neuseeland und der Südsee, ganz im Sinne der oben angegebenen Tendenz der engeren Verknüpfung der Kolonien mit dem Mutterlande. In demselben Sinne folgte die Erzählung einer Expedition nach Westindien. Auch in diesen beiden Werken wurden Irrthümer gerügt, und ein Halbneger, der seine Mitfarbigen nicht hinreichend geehrt fand, bildete aus Froude und audacity das Neuwort Froudacity als Titel seines Buches, das die Mittheilungen Froude's widerlegen sollte.

Von kleineren Schriften seien die Lebensbeschreibungen von John Bunyan und Lord Beaconsfield erwähnt. Auf die Zeit seines großen Geschichtswerkes kam er durch eine auf spanische Quellen gestützte Monographie über die Armada zurück. Nachmals schrieb er einen Roman: The two Chiefs of Dunbay, 1889.

Zum Professor der Geschichte in Oxford ernannt, als Nachfolger seines Gegners Freeman, hat er im Juli dieses Jahres sein letztes Buch, Erasmus, veröffentlicht, dem die oben erwähnte Skizze vorausgegangen war.

Noch sei beiläufig erwähnt, daß Max Müller mit Froude in nahen Verwandtschaftsbanden steht, und daß die richtige Aussprache des Namens Fruhd ist, nicht „Fraud“, wie man vermuthen sollte.

London, 22. Oktober 1894.

Eug. Oswald.

Herbstblätter aus der Lombardei.

III.

Man kann schon in Mailand selbst recht hübsche lohnende Spaziergänge ausführen, man muß nur nicht, wie es die meisten Durchreisenden thun, immer am Dom und an der Galleria kleben. Wie erfreulich ist es, wenn man z. B. nach der Porta Ticinese geht und plötzlich jene antike Kolonnade in die moderne Straße sich vorschieben sieht, den sogenannten Portico di San Lorenzo, der aus zehn hohen kannellirten korinthischen Säulen besteht, und einst vielleicht den Eingang eines Bacchustempels oder der Thermen Maximinians vorstellte. Nur in Rom sieht man sonst dergleichen ernste und von großer Herrlichkeit uralter Zeit zeugende Denkmäler mitten in das Treiben der geräuschvollen Gegenwart ragen. Nicht weit davon liegt Mailands älteste Kirche, San Ambrogio, die Krönungsstätte longobardischer Könige. Beide Bauwerke beweisen beiläufig, daß man es mit jener geschichtlichen Notiz, über das zerstörte Mailand habe Barbarossa den Pflug führen lassen, doch nicht zu wörtlich genau nehmen muß. Nach der entgegengesetzten Seite kommt man zur Piazza Cavour und den sich dort ausdehnenden weiten Anlagen des Stadtparks. Das Cavour-Denkmal sehe ich immer wieder mit besonderer Freude an. Welche einfache, aber in dieser Ausführung so ergreifend schöne Idee, daß zu Füßen des Porträtstandbildes Italia selbst den Namen des großen Staatsmannes in den Stein schreibt! — Ein anderer Ausflug — wir steigen einfach in den Tram — bringt uns auf den monumentalen Friedhof. In einer schönen Abendstunde fuhr ich hinaus und empfing von dieser vorher schon öfter besuchten, einzigartigen Todtenstadt wieder den nachhaltigsten Eindruck. Ich denke dabei nicht an die einzelnen mehr oder weniger glücklich erdachten und ausgeführten Denkmäler. Aber die Masse allein schon wirkt. Man steht oben auf der Terrasse der großen Grabkapelle und schaut über zahlreiche kleine Mausoleen und Monumente hinweg. Weit, unendlich weit dehnt sich in der unübersehbaren lombardischen Ebene die stille Nekropolis und zwischen ihren marmornen Gassen blüht es von Sträuchern und glüht es von Rosen und über alle dem der sanfte Abendhimmel! Uebrigens sind die neuesten Monumente viel geschmackvoller, edler als die früheren. Man ist von den Porträtstatuen in moderner Kleidung zurückgekommen; symbolische Gestalten beliebt jetzt und statt des glänzend weißen Marmors schwarze Bronze. Da sitzen nun Engel des Schweigens oder der Trauer in edelster Haltung; keine pathetischen Geberden, die auf Wiedersehen hindeuten, sie hüten einfach das Geheimniß des Todes und scheinen versenkt in heilige Melancholie.

Aber diese Herbsttage waren zu schön, als daß ich mich mit solchen Spaziergängen im Weichbild der Stadt hätte begnügen sollen. Einmal fuhr ich nach der Certosa hinaus, will jedoch von diesem in jedem Reisehandbuch beschriebenen köstlichen Schmuckkästchen der Architektur weiter nichts sagen, als daß ich an dem marmornen Todesbebette des Lodovico Moro und seiner üppig schönen Gemahlin Beatrice d'Este wieder meine besondere Freude hatte. Ein Grabdenkmal stellt es ja vor, was der Bildhauer Solari in meisterhafter Weise da schuf; aber der Abglanz reichlich genossener Lebenslust liegt so freundlich heiter über den beiden Gestalten einer starken Zeit, daß man als Lebender fast versucht ist, diese Todten zu beneiden.

Von der Certosa ging ich nach dem alten Pavia eine gute Strecke weit zu Fuß. Im Hochsommer möchte ich es Niemand anrathen, auf solcher schnurgeraden lombardischen Landstraße ein paar Meilen weit zu Fuß zu gehen. Aber in diesen Herbsttagen war die Landschaft doch schon durch die längere Dauer der kühlen Nächte erfrischt und mit einem ordentlichen Sonnenschirm konnte man es wohl wagen. Auch hat man auf jener Straße zur Rechten einen breiten, ziemlich rasch dahinfließenden Bach, zur Linken einen der großen Kanäle, die nach allen Richtungen die Lombardei durchziehen und theilweise der Bewässerung der Reisfelder, daneben auch der Fortbewegung von Lastschiffen dienen. Die Straße selbst war von jenen hohen Lastkarren auf zwei Rädern mit den hintereinander angespannten Pferden belebt, wie man sie überall in Italien sieht. Der Fuhrmann liegt meistens oben ausgestreckt auf seinen Säcken und schläft, den gleichmäßig ausschreitenden Rossen das Zutrauen schenkend, daß sie schließlich schon am Bestimmungsort anlangen werden. Eintönig klingen ihre Schellen, eintönig zieht die endlose graue Straße sich hin und unendlich weit dehnen sich rechts und links die Maisfelder aus; nur hie und da zeichnet sich am fernen Horizont ein schlanker Campanile ab. Droben, am blauen Himmel, wandern weiße Federwölkchen scheinbar mit derselben Langsamkeit wie drunten auf der Straße die Lastfuhrwerke. Man hat nie vorher geglaubt, daß die Welt so groß, so weit sei. Und begegnet man nun gar noch dem kleinen Bettelknaben aus Parma, der mit ein paar Meerschweinchen im Holzkistchen und mit seinen Correggio-Engelsaugen einsam in die Fremde zieht, so dehnt ein Seufzer der Sehnsucht und des Heimwehs die Brust. Möchten sie doch alle heim gelangen, die Pilgrime, die auf tausend Straßen der Welt mit müden Füßen wandern!

Bei Pavia ist der Tessin ein breiter, schiffbarer Fluß, über den eine prächtige alte gedeckte Brücke führt, durch die er im Frühling oft gewaltige Wassermassen wälzt. Die Stadt ist im Uebrigen nicht sonderlich interessant. An ihrem allen Dom wird noch immer fleißig geflickt, wie ich es schon vor Jahren dort fand. Bei meinem damaligen Besuch aber war irgend eine hervorragende Persönlichkeit zu Grabe getragen worden und zwar unter so schönen, von Männern und Frauen kräftig auf offener Straße gesungenen Hymnen, daß ich noch immer mit Vergnügen an diesen musikalischen Genuß zurückdenke. Diesmal war kein Todter da, der die öde verlotterte Stadt mit Leben erfüllt hätte und so schied ich von ihr ohne Bedauern.

Nun aber hatten die fünf Einweihungsaufführungen in Sonzogno's Theater ihr Ende erreicht und ich konnte Mailand verlassen, um den Rest meiner Ferien noch Gefallen irgendwo auf dem Lande zuzubringen. Da ich nun bei Varese eine kleine Unterlassungssünde — den früher einmal versäumten Besuch des Wallfahrtsortes Madonna del Monte — gut zu machen hatte, so schlug ich den Weg dorthin ein. Die Regionaleisenbahn (Ferrovia del Nord), die von Mailand über Varese nach Laveno am Lago maggiore führt, hat als eine ihrer ersten Hauptstationen jenes Saronno, das in der Kunstgeschichte Italiens durch Luini's herrliche Fresken berühmt ist, die eine vor dem Flecken draußen gelegene Wallfahrtskirche schmücken. Ich konnte auch diesmal nicht umhin, einen Zug zu überspringen, um sie wieder zu sehen. Luini hat in diesen Fresken in Lieblichkeit und Anmuth geschwelgt; es sind gleichsam idyllische Frühlingsgedichte, die er da schuf. Daher wählte er sich auch durchaus freundliche Gegenstände: die Vermählung Marias mit Joseph, die Darstellung im Tempel, die Anbetung der Könige aus dem Morgenlande und legte alle erdenkliche Holdseligkeit in die Frauen- und Jünglingsgestalten sowie in die Engel, mit denen er diese figurenreichen Szenen belebte. Auf dramatisches Pathos verzichtete er ganz, es mochte auch nicht in seiner Natur liegen. Aber ideal schöne Menschen, namentlich jugendlich feine, vornehme Gesichter auf diesen Bildern nahe zusammenzudrängen, das war seine Lust und der Mitgenuß geht nun noch nach mehr als drei Jahrhunderten auf den Beschauer über.

Gegen Varese wird die Gegend immer bergiger und reicher an landschaftlichem Reiz. Ueber drei tief eingeschnittenen Schluchten fährt der Zug auf hohen langen Brücken, dann in großen Kurven durch Akazien- und Kastanienwälder, die ihn wie grüne Tunnels aufnehmen; zuletzt wird Varese durch einen wirklichen Tunnel erreicht. Es wäre trotz seiner 13 000 Einwohner eine unbedeutende Landstadt, hätte es nicht die zahllosen Villen reicher italienischer Familien,

die hier die schöne Jahreszeit zubringen. Diese Villen, mit Gärten und sonstigen Anpflanzungen, sind so groß angelegt, daß Varese durch sie das Aussehen einer sehr umfangreichen Stadt gewinnt, deren Straßen aus demselben Grunde von vornehmen Equipagen befahren, von feinen Leuten der Mailänder Aristokratie begangen werden. Wer nicht seine eigene Villa besitzt, aber sich doch gern zu den oberen Zehntausend hält, wohnt im Grand Hotel Varese, das außerhalb der Stadt auf einem Hügelabhang überm See von Varese liegt. Mir war es gemüthlicher in einem echt italienischen Landwirthshause mitten in der Stadt, im „Angelo". Im inneren Hofe, wo hinten bei den Stallungen die Pferde gestriegelt werden, weiter vorn an einem Tische die Kellner mit dem Koch zusammen die großen Steinpilze für die Abendmahlzeit rüsten, speisen die Gäste in einer durch große Bogenfenster von dem Hofraum abgegrenzten Halle. Das ist nun ein Gasthof, wo hauptsächlich vom Land hereinfahrende Gutsbesitzer, Kornhändler, Müller u. s. w. ihre Fuhrwerke einstellen, oder eben deshalb trifft man hier noch die unverfälschte nationale Küche und vorzügliche Landweine und zahlt schließlich lächerlich niedere Preise. Für Zimmer auf eine Nacht, Licht, Bedienung, eine kopiöse Abendmahlzeit mit sehr viel Wein, eine ebensolche Mittagsmahlzeit am folgenden Tage lautete meine Rechnung auf vier Lire und ein paar Centesimi. Nun muß man keineswegs glauben, ein Gasthof mit solchen Gästen und solchen Preisen sei ein schmieriges verlottertes Haus. Um sich vom Gegentheil zu überzeugen, braucht man nur in der erwähnten Speisehalle die Augen zur Decke zu erheben, die mit fröhlichen Figuren einer kühnen und entschieden künstlerischen Phantasie ausgemalt ist. Da suchen ein Paar wüthend ausschreitende Faune einen Hasen einzuholen, da sieht ein Amor, der auf die Entenjagd ging, zu seinem Erstaunen die Enten gerade in dem Augenblick untertauchen, als er auf sie schießen will; besonders gelungen aber ist ein völlig Böcklin'sches Meerweib, das den von einer Frau bereits gefangenen Fisch von der Angelschnur zu lösen sucht und zu sagen scheint: solche Eingriffe in mein Wasserreich verbitte ich mir. Es ist ja selbstverständlich nur Dekorationsmalerei, die man da sieht und ich erwähne sie bloß, um den Lesern eine Vorstellung zu geben von dem Reichthum an Talenten in einem Lande, wo selbst einer der bescheidensten Gasthöfe einer kleinen Provinzstadt eine Ausschmückung erhält, um die ihn in der Schweiz oder in Deutschland mancher pompöse Festsaal beneiden könnte. Es ist überhaupt nicht genug zu bewundern, was für seine oder niedliche Einfälle in einem italienischen Kopfe entstehen. So traf ich z. B. Nachts unter den Arkaden in Varese auf ein kleines, im Innern erleuchtetes Café, das durch einen ganz aus großen Glasperlen bestehenden Thürvorhang von der Straße geschieden war. Diese glitzernde Fläche ließ die im Café Sitzenden wie Personen erscheinen, die hell beleuchtet hinter dem Schleier eines Wasserfalls säßen; es nahm sich ungemein artig aus.

Die ganze bergreiche Gegend von Varese wird gegen Nordwesten von dem weithin sichtbaren Wallfahrtsorte Madonna del Monte beherrscht. Von weitem sieht es aus, als ob eine ganze Stadt auf dem schroffen steilen Berggipfel läge, da die vielen weißen Kapellen und die Kirche mit dem Nonnenkloster sich ebenso stattlich als phantastisch ausnehmen. Von einem Freunde begleitet, der auch die anderen Wanderungen mit mir ausführte, machte ich mich am nächsten Morgen um sieben Uhr zu Fuß auf den Weg dorthin. Nach einer Stunde standen wir am Fuß des Wallfahrtsberges, nach weiteren drei Viertelstunden war die Höhe erreicht. Das Steigen ist nicht beschwerlich, da man die Anstrengung vergißt über der üppigen Pracht der Gegend, die sich Einem von Schritt zu Schritt immer herrlicher aufthut. Fünf Seen, zu denen auch ein Seitenarm des Lago maggiore zählt, überblickt man von droben auf einmal; im Norden hat man alle die hohen Bergketten, die vom Simplon herüber zwischen die drei italienischen Seen sich drängen und bis zum Generoso bei Lugano, bis zum Resegone bei Lecco sich erstrecken. Zu unseren Füßen aber gießt sich in einem welligen Hügelland ein Meer von Kastanienwäldern aus, dazwischen zahlreiche, von ihren üppigen Fruchtfeldern umgebene Flecken und Dörfer, in der Mitte der lachenden Landschaft das villenreiche Varese mit den stattlichen Häusern und Gärten seiner Akropolis, endlich weithin nach Süden bis zum Horizont die grenzenlose lombardische Ebene. Und indem sich der Weg vom Berge im Zickzack emporzieht, hat man natürlich immer abwechselnde neue Fernsichten. Dabei ist auch das Nächste erfreulich; ich meine die großen schönen Kapellen mit den sogenannten Leidensstationen, an denen man vorüberkommt. Ich denke dabei nicht eben an die großen Terrakotta-Figurengruppen, die in einzelnen dieser Kapellen zu sehen sind, obschon eine derselben — die Kreuzigung darstellend — zu den besten Werken ihrer Art gehört; mehr freute mich das Architektonische einzelner dieser Kapellen, die von Loggien und Balustraden umgeben sind, auf die man hinaustreten und von denen man ins Thal hinabschauen kann. Ganz oben, um die Wallfahrtskirche und das Kloster herum, liegt wirklich eine kleine Stadt, oder richtiger ein Burgflecken, an dessen Eingangsmauer rechts drei in antikem Stil gehaltene Bogennischen mit einem Brunnen darunter den Blick namentlich dadurch auf sich lenken, daß in der mittleren Nische eine überlebensgroße Mosesstatue schon von Weitem durch edle würdevolle Haltung auffällt. Man glaubt anfangs, von irgend einer alten Stadtgottheit begrüßt zu werden; denn der moderne Künstler hat seinen Mose sichtlich unter dem Einflusse des Mose von Michelangelo geschaffen. Wie feierlich dieses in karrarischem Marmor ausgeführte Werk in dieser Landschaft, auf solcher Bergeshöhe thronend, auf den Ankömmling wirkt, das ist gar nicht zu sagen. Man hat so viele Gekreuzigte sehen müssen, so viele leidende Heilige, — da auf einmal tritt, wenn auch unter biblischem Vorwand und durch die Idee des Brunnens veranlaßt, ein aus antikem Geist geschaffenes Monument vor uns und es ist, als ob man auf einem Berge im alten Latium wäre und einem Heiligthum des altrömischen Königs Numa Pompilius sich nahte.

Eine andere Fußwanderung zwischen Gravellona und Omegna, gewährte uns am nächsten Tage, einem Sonntag, angenehme Unterhaltung. Es war kühles Wetter, auf der Straße kein Staub, die Gegend durch hohe bewaldete Bergzüge zu beiden Seiten des Thales und durch die zahlreichen hübschen Ortschaften mit ihren Kirchthürmen sehr malerisch. Zwar auch an Fabrikschloten fehlt es hier nicht, da das Thal über gute Wasserkräfte verfügt. Dafür herrschte auch überall das regere Treiben, das eine industrielle Bevölkerung charakterisirt. Und heute hatte sie ihren freien Tag. In Gruppen wanderten lachende, scherzende Fabrikmädchen von Dorf zu Dorf; in einer Hütte am Wege wurde zur Ziehharmonika getanzt. Junge Bursche, einer mit einer Mandoline, auf der er im Gehen lustig spielte, kamen uns entgegen; lebenslustige Augen glänzten, wohin man sah. In Omegna, einem uralten Städtchen am Ortasee, war eben der nachmittägliche Gottesdienst aus, als wir bei der Kirche anlangten. In schier endlosen Schaaren strömte die Jugend heraus, viele der Mädchen trugen lange weiße Schleier, die sie aber sogleich außerhalb der Kirche ablegten und sorglich zusammenfalteten. Nachher spielte unten am See auf dem Platze, in dessen Nähe die Säulenhalle des Stadthauses einen Begriff gibt von ehemaligen höheren Ansprüchen der Ortschaft, eine lärmende Musikkapelle, um die sich alle Einwohner versammelten. Dabei ging alles sehr anständig zu, nirgends war ein Betrunkener zu sehen. Ein bischen Musik genügt diesen Leuten, um sich festlich aufgelegt zu fühlen.

Auch in Orta, wo ich nun ein paar stille Tage zubrachte, hatte ich mehrfachen Anlaß, mich der hübschen Art zu freuen, wie junge Leute in Italien sich zu vergnügen wissen. Ich besuchte jeden Abend nach dem Pranzo ein gewisses unter der Bogenhalle am See gelegenes Kaffeehaus. Da der Kaffee dort von den artigen Töchtern der Wirthin servirt wird, ist ihr Lokal natürlich das Stelldichein der Jungmannschaft der kleinen Stadt. Wie die Freier

der Penelope saßen sie an jedem Abend in einem Halbkreis um das Büffet herum und lachten und plauderten mit den Mädchen, immer in durchaus höflichen Schranken sich haltend und nichts genießend außer einer Tasse Kaffee, einige auch gar nichts, was in einem italienischen Kaffeehause nicht übel genommen wird. Als ich an einem dieser Abende hineintrat, war ich erstaunt, diese jungen Leute alle mit Schreiben beschäftigt zu finden. Was konnten sie alle plötzlich zu schreiben haben? Bald sollte ich es erfahren. Einer nach dem Andern begann vorzulesen, was ihm eingefallen war. Es waren in komisch pathetischem Ton abgefaßte Liebesbriefe, die von der Voraussetzung ausgingen, der Schreiber sei nach Amerika ausgewandert und richte den Brief an seine in der Heimath zurückgelassene Geliebte. Man mußte nun sehen und hören, welche Lust und Heiterkeit aus diesem Schreibspiele sich ergab, welche Lachsalven jeden guten Witz begrüßten, wie auch feinere Wendungen mit einem erfreuten „Oh! bene! bello!“ gewürdigt wurden, während jede gröbere Anspielung die sofortige Ablehnung der Zuhörer fand. Es versteht sich, daß die jungen Leute die Gelegenheit auch wohl dazu benutzten, den hübschen Töchtern der Kaffeewirthin unter dieser Form kleine Artigkeiten zu sagen, versteckte Liebesgeständnisse zu machen, was schon daraus sich ergab, daß der Eine oder Andere etwa einmal erröthete, wenn er eine derartige Stelle vortrug. Ein alter Herr, den sie Commendatore betitelten und sehr respektvoll behandelten, war inzwischen auch eingetreten und gab mit vergnügtem Grunzen seine Beifallsäußerungen. Ich muß gestehen, daß ich meinen Ohren nicht traute, so viel graziösen Geist und Witz in dem niederen Kaffeehausstübchen einer kleinen Landstadt sich entwickeln zu sehen. Auch wenn ich annehme, daß diese Jünglinge Studenten in Ferien waren, was mir namentlich für einen von ihnen, der zuletzt auch Verse improvisirte, unzweifelhaft scheint, muß ich mich doch fragen, wo man denn sonst irgendwo von Studenten in Ferien dergleichen erleben könnte. Das war einmal eine Versammlung, in der man sich nicht auf Weingeist, sondern einfach auf Menschengeist verließ, um fröhlich zu sein.

Es ist eben in Italien gar vieles anders als bei uns. So wurde, während ich in Orta war, ein junges Mädchen thatsächlich in einer Bondonière zu Grabe getragen. In einer Bondonière — ich kann es nicht zutreffender bezeichnen. Man sah nichts von einem Sarge. Man sah nur eine weiße große Kartonschachtel mit Goldeinfassung an den Ecken und Rändern. Dieselbe war außerdem reich mit Blumenkränzen und -Sträußen geschmückt, aber nicht, wie bei uns, nur mit weißen oder mattvioletten melancholischen Todtenblumen, sondern mit hellgelben, blauen, brennend rothen. Mädchen, Frauen, Jünglinge, Männer gingen singend und angezündete Wachskerzen tragend mit der Leiche in langer Prozession, die Gespielinnen der Verstorbenen in weißen Schleiern, die bis zur Erde reichten; sie trugen die Enden der langen seidenen Bänder, die von dem so mit allem Glanz des Lebens aufgeputzten Katafalk niederhingen.

Natürlich wohnte ich wieder bei der ehrsamen Wittwe Mignocchi im „Goldenen Löwen“, wo man von der dicht überm See sich erhebenden Terrasse die reizende Insel San Giuliano fast glaubt mit Händen greifen zu können; auch rudert man sich in zehn Minuten hinüber und kann in einem Beichtstuhl der immer menschenleeren uralten Kirche sein Mittagsschläfchen abhalten oder den Sakristan aus dem seinigen wecken, damit er Einem die von Kaiser Otto III. der Insel geschenkten Kirchenkleinodien oder altlongobardische Königsjuwelen und den heiligen Julianus selbst im silbernen Sarge der Krypta zeige. Köstlich war es auch, längs dem Ufer an den prächtigen Villengärten hinzugehen. Diese Villen gehören vornehmlich piemontesischen Familien. Jetzt, im Anfang Oktober, war die Rosenblüthe noch so reichlich, daß ihr Duft die ganze Straße erfüllt. Orta hat im Winter zuweilen Schnee, der jedoch nicht lange liegen bleibt. Große Palmen, die in den Gärten stehen, werden auch im Winter nicht etwa in Treibhäuser gebracht, sondern nur mit Strohmatten geschützt. Ueberall standen riesenhafte Magnolienbäume mit frisch angesetzten Knospen; auch reife Granaten sah ich an den zierlichen Bäumen, die für so große Früchte fast zu leicht gebaut zu sein schienen. Dazwischen zeigten die dunkeln starken Nespolebäume ihre gezackten Blätterbüschel; an Felsen, wo kaum Erdreich haftete, wuchsen Agaven und in den Feldern standen überall die mit Früchten beladenen Feigenbäume; nur Oliven sah ich nicht. In den Weinbergen war jetzt eben fröhliche Weinernte. Abbondanza („Ueberfluß“) versicherten uns die Winzer, als wir sie nach dem Ertrag fragten. Schüsse knallten und man hörte jauchzende Menschenstimmen. Auch das blonde sechzehnjährige „Löwen“-Töchterchen war an einem Vormittag zur Weinlese eingeladen gewesen und brachte ihrem Freunde, dem grünen brasilianischen „Papagallo“ (Papagei), eine volle dunkle Traube mit, die er mit dankbarem Rosa-Rosa-geschrei entgegennahm.

Je hübscher es in diesen Herbsttagen in Orta war, um so mehr mußte ich mich wundern, schließlich der einzige, der letzte Fremdling im Städtchen — nicht bloß in meinem Albergo — zu sein. Ein paar rauhe Tage hatten die ohnehin nicht sehr zahlreiche Fremdenlegion rasch vertrieben. Es spielen aber noch andere Gründe mit, warum Orta überhaupt wenig Fremdenbesuch, namentlich wenig bleibende Gäste hat. Seine Wirthshäuser sind wohl leidlich und selbst angenehm für den an italienisches Leben gewöhnten Wanderer, der große internationale Hotels lieber meidet. Aber freilich lassen sie sich mit dem, was z. B. die südschweizerischen Gasthöfe in Lugano oder Locarno bieten, nicht von fern vergleichen und sind doch kaum weniger theuer als diese. Man sieht sich in Orta immer wieder auf wenige Gerichte angewiesen: Risotto, Makkaroni, gebackene Fische oder fritto misto, schreckliches gedämpftes Kalb- oder Ochsenfleisch, was der italienische Speisezettel mit umido (feuchtes) bezeichnet. Da gibt es also wenig Abwechslung und nur die sehr guten Weine entschädigen, wie, im Herbst, die vielen Früchte und gewöhnlich mehrere Käsesorten zum Nachtisch. Aber in den guten schweizerischen Gasthöfen von Lugano und Locarno hat man die angenehmsten Gerichte der italienischen Küche ebenfalls in den Speisezettel aufgenommen, dazu kommt nun aller weitere Komfort dieser elektrisch beleuchteten, im Winter wohlig durchheizten Häuser. An dieser Konkurrenz, vor allem natürlich auch an derjenigen des nahen Pallanza und einiger anderer Ortschaften am Lago maggiore leidet Orta, das außerdem mit dem Lago maggiore nur schlechte Verbindung hat (von Gravellona aus durch einen schrecklich schmutzigen, stinkenden, mit Fliegen überfüllten Postomnibus). Dafür ist es der rechte Ort für Jeden, der die Einsamkeit sucht, und ein stiller Abendspaziergang am Ufer des Sees entlang, zwischen den duftenden Rosengärten hin nach dem Berge, auf dem der alte trotzige Barbarossathurm „il buccione“ steht, kann für viele hier unauftreibbare Genüsse größerer Kurorte entschädigen. Die schönsten Tage dort — versicherte mir die Wirthin — seien die Novembertage, es sei dann warm, aber nicht heiß, wie im Sommer, die Mücken tanzten in der stillen Luft und in den Gärten blühten immer noch späte Rosen und Dahlien und Astern, auch manche Magnolienblüthe erschließe sich dann und streue ihren citronenartigen süßen Duft aus. Da die Vedova in einem etwas kritischen Alter steht, wagte ich nicht ihr zu erklären, daß man das bei uns den Altweibersommer nenne. Gewiß mag er dort, in Orta, besonders schön sein. Aber dann, nach dem sonnigen kurzen Tag, die langen Abende! und wie ein den Winteraufenthalt ermöglichender Gasthof eingerichtet sein muß, davon hat einstweilen in dem guten Orta keine Seele auch nur eine Ahnung. Vielleicht kommt aber diese Ahnung dereinst, wenn der Simplontunnel durchgeschlagen sein wird. Das haben wir ja auch im Tessin erlebt, wie ein solches Loch im Berge auf einmal die Köpfe so hell macht.

Orta, im Oktober 1894.

J. V. Widmann (Bern).

Theater.

Königl. Schauspiele: „Wie die Alten sungen“

Das vielseitige Interesse des regierenden Kaisers hat sich auch der dramatischen Kunst zugewendet. Mehr als irgend einen seiner Vorgänger beschäftigt den Kaiser das Theater, an dem selbst der Kunstsinn Friedrich Wilhelms des Vierten mit ziemlich kaltem Blute vorbeiging. Als unter der Regierungszeit dieses Königs die Generalintendantur der königlichen Schauspiele wechselte, sah er es als einen nicht allzu schlechten Witz an, daß auf diesem bedeutungsvollen Posten der sächsische Philister Küstner vom preußischen Soldaten Hülsen, der Schulmeister vom Dilettanten abgelöst wurde. Eine Verantwortlichkeit gegenüber den Rechten der Kunst entzückte diesen Erbauer von Kirchen und Museen nicht. Sein Großneffe, der jetzt regierende Kaiser, hat zum Theil eine wesentlich ernstere Auffassung vom Theater. Er sieht es von zwei verschiedenen Gesichtspunkten an. Einerseits ist es für ihn ein Vergnügungsort, andererseits aber eine Erziehungsanstalt. Um sich und hohen Gästen einen Spaß zu machen, läßt er aus der Berliner City einen Trupp munterer Hanswürste auf sein Lustschloß am Wildpark kommen, und wenn ihn sein Beruf in die Provinzen führt, so läßt er sich nach des Tages Last und Mühen durch die leichte Situationskomik der Herren von Schönthan und Kadelburg behaglich unterhalten; er gewinnt es sogar über sich, derartige Theaterscherze mehr als einmal zu genießen. Andererseits hat es der Kaiser oft unverhohlen und mit größter Bestimmtheit ausgesprochen, welch einen starken Einfluß auf das Volksleben er dem Theater zuerkennt. Nach seinem allerhöchsten Willen soll sich mit dem Schulunterricht der Theatergenuß verbinden, um im deutschen Volk und in der deutschen Jugend Liebe und Begeisterung für die heldenhafte Vergangenheit des Vaterlandes zu wecken, zu steigern, zu vertiefen. Der Kaiser richtete einen Appell an die deutschen Theaterdirektoren, neben der leichten, zerstreuenden Unterhaltung die Gattung des patriotischen Schauspiels zu bevorzugen, er richtete an die deutschen Schriftsteller den Appell, sich besonders für historische Stoffe zu interessiren. Die mächtige Hand des Monarchen greift somit unmittelbar ein in den Entwicklungsgang der dramatischen Kunst. Sie sucht ihr eine Richtung zu geben. Seine Regiethätigkeit bei der Aufführung der „neuen Herrn“ von Wildenbruch ist noch in Aller Erinnerung, ebenso seine Mißstimmung darüber, daß dem Repertoire der Hofbühne ein Stück wie Wichert's „Aus eigenem Recht“ fehlen konnte. Sogar dem welschen Tonkünstler Leoncavallo legte der deutsche Kaiser einen märkischen Stoff nahe.

Weniger genau als diese Vorliebe für bestimmte Stoffe, läßt sich beim Kaiser eine Vorliebe für bestimmte künstlerische Formen konstatiren. Man weiß nicht, ob er mit den modernen Realisten den Monolog und das Aparte verwirft, oder ob er sie mit der Gegenpartei als eine Art Gedankenbehältniß empfiehlt. Man weiß nicht, ob er für die drei Einheiten oder für eine freiere Behandlung des Gegenstandes ist, man weiß auch nicht, ob er den Vers oder die Prosa bevorzugt. Offenbar giebt er in dieser Hinsicht mit vollstem Rechte den Dichtern ihre Schaffensfreiheit wieder, und den Theaterdirektoren ist es dadurch bequem verstattet, sich unter den mannigfaltigsten Kunstformen die allerhöchste Gunst zu erwerben.

Keinem anderen Theaterdirektor ist das in so hohem Grade geglückt, wie dem vielgewandten Hofrathe Ludwig Barnay. Mit schlauem Instinkt spürte er alle beide Seiten des kaiserlichen Theaterinteresses aus und stimmte seine „billige“ Bühne im Sinne des Monarchen ganz auf das horazische Aut prodesse aut delectare. Vor den wohlgesinnten Kaiser und vor das entzückte Berlin trat er so in zwiefacher Gestalt: Barnay als Spaßmacher und — Barnay als Erzieher. Dem künstlerischen Gewissen der Berliner Hofbühne fiel es nicht ganz leicht, mit dem eifrigen und hingegebenen Günstling gleichen Schritt zu halten; es gab im vorigen Winter ein paar Wochen, in denen der Berliner Kaffeehauswitz das Barnaytheater die wilde Hofbühne nannte. Sehr zu Unrecht! Denn das Haus der Hohenzollern hat es sich stets zur angenehmen Pflicht gemacht, in seiner riesig anwachsenden Haupt- und Residenzstadt neben den beiden durch die Schatulle unterstützten königlichen Bühnen auch das übrige Theaterleben unter seinen mächtigen Schutz zu stellen. Nicht nur bei Herrn Barnay, sondern auch im alten Viktoriatheater, im alten Nationaltheater, im früheren Wallnertheater, und auch beim gefährlichsten Rivalen des königlichen Schauspielhauses, im Deutschen Theater wurden Hoflogen gemiethet; und zu dem Miethspreise, der den Theatern einen nicht unbeträchtlichen festen Zuschuß gewährte, kommt noch eine unvergleichlich stärkere Vergünstigung dadurch, daß der Besuch der Hofloge ungemein belebend auf die Theilnahme der Berliner Bevölkerung wirkt. Im Publikum selbst ist man sich über diesen ursächlichen Zusammenhang sehr wenig klar; wie stark aber das demokratische Berlin unter dem Einfluß des Hofes steht, dafür geben die Kassenrapporte der Privattheater einen ziffernmäßigen Beweis von untrüglicher Sicherheit. Wenn sich einst in seinen höchsten Jahren der alte Kaiser Wilhelm entschloß, ein Privattheater zu besuchen, so war es für jeden treuen Berliner fast wie eine Ehrensache, nun auch seinerseits das Stück zu sehen, auf dem das Auge des Patriarchen geruht hatte. Für den Theaterdirektor kamen dann gesegnete Zeiten. Manchem absterbenden Bühnenwerk war damit wieder zu neuer, langer Blüthe verholfen. Jeder Theaterdirektor betete darum zum Gott seiner Väter: Wenn doch nur der Kaiser käme! Aber auch der Besuch des Kronprinzen und seiner Familie trug ähnliche Früchte. Sobald ein hohes Haupt in der Hofloge sichtbar wurde, lief aus dem Theaterbüreau die frohe Kunde an alle Zeitungen. Sogar der frühere Direktor des Deutschen Theaters, der sonst alles Reklamenwesen vornehm verschmähte, ließ es sich nicht nehmen, die einträgliche Ehre öffentlich auszurufen, die ihm durch höchsten Besuch zu Theil wurde. Unter dem jetzigen theaterfreundlichen Kaiser hat sich dieser Brauch, durch Hoflogenbesuch zu propagiren, immer mehr eingebürgert und ist fast ganz Mißbrauch geworden. In einem greulich byzantinischen Stil und ebenso schauderhaftem Deutsch versandte das Büreau des Herrn Barnay in solchem Fall ganze Feuilletons an die öffentlichen Blätter. Und wie jedes Ding seine Kehrseite hat, so zeigt sich neuerdings, daß die Stellung des Hofes zu den Kunstdarbietungen nicht nur positiv, sondern auch negativ wirksam ist. Nicht nur, wo sich der Kaiser entzückt, sondern auch, wo er sich angeblich entrüstet, wird das Interesse des Publikums gespannter. Kaum hatten einige „Vertreter der öffentlichen Meinung“ es aus ihren nicht gerade sauberen Fingern gesogen, daß der Kaiser aus Entrüstung über Hauptmann's „Weber“ auf Antrag seines Hausministers die Hofloge im Deutschen Theater gekündigt habe oder kündigen wollte, so genügte diese greifbare Lüge, um ganz Berlin auf das Ereigniß aufmerksam zu machen. Weit über das eigentliche Kunstinteresse hinaus sind „die Weber“ nun ein Zugstück geworden, und die Direktion reibt sich auch im Anblick der leeren Hofloge vergnügt die Hände. Freilich riebe sie wohl noch vergnügter, wenn sich die Hofloge füllte.

Inzwischen scheint sich jetzt im Hoftheater selbst die Hofloge wieder mehr und öfter zu füllen. Der Favorit am Südende der Charlottenstraße hat sein Malepartus verlassen müssen, und zu Oscar Blumenthal geht der Kaiser noch weniger als ins Webergebiet. Schon darum hält er wieder Einkehr im eigenen Hause, zumal da die Verwaltung der Königlichen Schauspiele jetzt ersichtlich mehr als früher bestrebt ist, auf den persönlichen Geschmack des allerhöchsten Herren Rücksicht zu nehmen. Olden's „Kluge Käthe“ wurde gleich nach dem Premièrenerfolg abgesetzt, Hauptmann's „Hannele“, dessen Annahme die freieste schönste That der gegenwärtigen Intendanz war, scheint nach den Ferien nicht wiederkehren zu sollen. Statt dessen giebt man ein Lustspiel, dessen Held der alte Dessauer ist und von dem einer Zeitungs-

notiz zufolge der Kaiser gesagt hat, das Stück sei so gut, daß es durch drei Zahlen hindurch gelobt werden müsse. Ob dieser Schießgewehrvergleich authentisch ist, lasse ich dahin gestellt. Auch daß der Kaiser den Dichter persönlich beglückwünschte und den mitwirkenden Darstellern seine Anerkennung aussprechen ließ, braucht nicht mehr zu sein als eine formelle, stetig wiederkehrende Aeußerung liebenswürdigen Wohlwollens, und die reklamehafte Ausbreitung und Ausbeutung solcher privaten Gnadenbezeugungen sollte sich ein Hofamt nicht zumuthen. Was mehr als alles dafür spricht, daß die Dessauer Komödie dem Kaiser gefallen haben könnte, liegt in der Sache selbst. Der Verfasser, Herr **Karl Niemann** aus Dessau, angeblich ein Seitenverwandter der bürgerlichen Schwiegertochter des alten Dessauers, war sichtlich bemüht, beiden Seiten des kaiserlichen Theaterinteresses zugleich gerecht zu werden. Er sorgte für den Spaß und er sorgte in seiner Weise auch fürs Vaterland.

Der Theaterspaß in dem Lustspiel „Wie die **Alten jungen**" ist sogar leidlich gerathen und gediegener als die Schönthanschwänke oder gar als Charleys Tante. Zur Wirkung der Späße half allerdings wesentlich die Aufführung, die gerade hierin ihre Stärke hatte. Das scenische Bild des Marktplatzes der Stadt Dessau war vom Oberregisseur Grube vorzüglich echt und lebendig gestellt, und die beiden siegreichsten, vor ihrem Publikum fast nie versagenden Komiker der Hofbühne, Anna Schramm und Arthur Vollmer, jene diesmal noch siegreicher als dieser, standen im Hintertreffen für den Riß, aber eigentlich, da beide eine mehr sitzende Lebensweise zu führen hatten, sie saßen im Hintertreffen. Auch was mit ihnen vorging, ließ sich noch hören und sehen; daß ein steinalter Großpapa seine täglichen Bemerkungen nach der Melodie bekannter Kirchenlieder herunterplärrt, ist von einigen sonst gar nicht frommen Rezensentenseelen als Blasphemie empfunden worden; aber so was giebt es. Ich selbst kannte einen alten Herrn, der nach bekannter Melodie (ich weiß nicht mehr welcher) jeden Vormittag um 11 Uhr sang: „Nun wollen wir einen kleinen Imbiß thun, Imbiß thun." Und wenn er etwas nicht gleich finden konnte, so sang er: „Wo hab' ich denn, wo hab' ich denn, wo hab' ich's denn gelassen?" Warum also könnte ähnliches nicht 1730 auch in Dessau passirt sein? Auch das mag historisch beglaubigt sein, daß der alte Fürst mit einem ebenso alten Höckerweib auf dem „Was sich neckt, das liebt sich"-Fuße stand und höchstselbst die liebe Schuljugend auf die Aepfelkörbe der streitbaren Gegnerin hetzte. Gewiß war das im damaligen Leben genau so spaßhaft anzusehen, wie jetzt auf der Bühne; und Mitleid mit dem alten Weib konnte nicht aufkommen, da man wußte, daß die gute durchlauchtige Annalise des andern Tags den Obstschaden reparirte.

Wenn aber derselbe Fürst von Anhalt-Dessau einen alten Kerl, den er eben erst selbst durch einen Gewaltakt seinen Dessauern zum Bürgermeister aufgedrungen hat, nächtlicherweile aus dem Bette peitscht, ihn baarfüßig und im Hemd über das Straßenpflaster ins Haus seines Todfeindes jagt, ihm hart auf die nackten Zehen tritt und mit seiner Zipfelmütze Schindluder treibt, so geht das über den Spaß; und wenn solche Scenen einerseits ihre komische Wirkung verfehlen, so kommt andererseits auch das Erziehliche eines solchen „historisch-patriotischen" Vorganges zu kurz, denn welcher Regent der Gegenwart und Zukunft dürfte sich an diesen brutalen Landesväterlichkeiten ein Muster nehmen? Als abschreckendes Beispiel aber scheint der Verfasser diese Vorgänge nicht aufgefaßt zu haben, da er augenscheinlich für den alten Dessauer, der zu den populärsten Helden der preußischen Kriegsgeschichte gehört, Sympathie erwecken will. Leopold und seine gealterte Annalise können einander nicht genug Schmeicheleien gerade ins Gesicht hinein sagen, und sie können sich nicht darüber beruhigen wie gut und brav und bieder sie beide doch der liebe Herrgott geschaffen hat. Zumal die Annalise verfällt dann immer in einen so widerlich geschraubten, zwischen Prosa und Rhythmus öde tappenden Unstil, daß sie nur noch von ihrer zukünftigen Schwiegertochter, von Annalise der Zweiten, und deren pathetischem Vater, dem Bierbrauer Here, an Abgeschmacktheit überboten wird.

Die realistische, derb-knollige Wurzel des historisch kolorirten Possenspiels wächst sich so zu einer seicht-sentimentalen völlig unwahren und unwahrscheinlichen Komödianterie aus, in dessen Formen es ungefähr so zugeht, wie in dem Innern der Dessauer Brauerstochter, die den Erbprinzen heirathet. Man weiß nicht, ob das liebe Kind Sentiments oder Würmer hat.

In dem frisch begonnenen Lustspiel des jungen Dessauers schleicht der Wurm der Liebedienerei, der Effekthascherei und der Ziererei. Kein redlicher Preuße wird preußischer, kein braver Deutscher deutscher werden durch den Anblick eines so faden Theater- und Soldatenspieles, bei dem der Stoff gut, die Form schädig ist.

Und hier stehen wir auf dem rechten Punkte. Jede Mißachtung der Form gegenüber dem Stoffe muß sich über kurz oder lang an der Kunst und ihrem Gedeihen rächen. Der persönliche Geschmack ist ein Recht individueller Freiheit, gleichviel ob er dem Kaiser oder dem Künstler eigen ist. Wohl dem Künstler, wenn der Kaiser mit ihm geht, denn des Kaisers Wort und Wunsch sind mächtig. Aber erst dann wird dem wahren Künstler recht wohl zu Muthe sein, wenn er fühlt, daß der Geschmack eines Mächtigen mitten aus dem Wesen der Kunst wächst, und die Kunst nicht zur Dienerin anderer, außerhalb ihrem Bereiche liegender Interessen begehrt wird. Außerhalb der Kunst aber liegen alle solche Interessen, die nicht als letztes Ziel die künstlerische Form im Auge behalten.

Paul Schlenther.

Ein Pröbchen censorischer Weisheit.

Wie unsere Leser wissen, haben wir vor einigen Wochen unter dem Titel: „**Die Nation**" eine Sammlung von Artikeln erscheinen lassen, die im Laufe der Jahre in dieser Zeitschrift veröffentlicht waren. Von dieser Sammlung*) sind bisher etwa 2000 Exemplare verbreitet. Auch nach Rußland ging eine kleine Anzahl. Die Besteller kamen aber nicht in den Besitz der Postsendungen und reklamirten. Die Expedition der „Nation" versuchte vergeblich herauszufinden, wo die Sendungen verloren gegangen sein könnten, bis allmählich aus Riga, Moskau, Warschau, St. Petersburg und anderen russischen Städten die Bücher zurückmarschirt kamen; mit dem Stempel „défendu" auf dem Couvert. Ein Censor gibt keine Gründe an, und deshalb ist das Dunkel, weshalb unser Büchlein in Rußland als Contrebande angesehen wird, noch nicht gelichtet. Aber vermuthlich hängt die Sache so zusammen, daß der russische Censor an zwei der Sammlung einverleibten Artikeln über den Anarchismus („Wurzeln und Nährboden des Anarchismus" und „Vom Prinzen Krapotkin bis zum Zuchthäusler Vaillant") Anstoß genommen hat. Um daran Anstoß zu nehmen, war allerdings erforderlich, daß man nur die Ueberschriften und nicht die Artikel selbst las, die — wie unsere Leser wissen — alles andere eher sind, als ein Plaidoyer für den Anarchismus. Zu allem Ueberfluß sind die Artikel aber auch bereits früher in Rußland verbreitet worden, denn diejenigen Nummern unserer Wochenschrift, in denen jene Artikel zuerst erschienen, sind ohne Beanstandung nach Rußland eingelassen.

Das Verbot der Sammlung kann somit nur auf einem jener schnurrigen Mißgriffe beruhen, wie sie die Geschichte der Censur in so großer Zahl aufweist. Der Anarchismus läßt sich in der That wohl wirksamer bekämpfen, als durch ein Verbot von Schriften gegen den Anarchismus.

*) Die wir für unsere Abonnenten noch jetzt, so lange der Vorrath reicht, zum halben Preise — 50 Pf. pro Exemplar — zur Verfügung halten.

Verantwortlicher Redakteur Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 5. Berlin, den 3. November 1894. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Am Dienstag Mittag, den 23. Oktober, wies der politische Zeiger in Preußen und Deutschland auf folgenden Punkt: Minister von Eulenburg war mit seinen Anträgen zur sogenannten Bekämpfung des Umsturzes, die besser zur Förderung des Umsturzes hätten getauft werden sollen, im preußischen Ministerium vollständig unterlegen; Graf Caprivi war Sieger geblieben, und der Kaiser erklärte, daß er mit den politischen Plänen seines Kanzlers durchaus einverstanden sei. Es wurden jetzt die leitenden Minister der anderen Staaten nach Berlin berufen, und nachdem auch diese den Grafen Caprivi am Donnerstag den 25. ihrer vollen Uebereinstimmung versichert hatten, erhielt am Freitag, den 26. Oktober, Mittags der leitende deutsche Staatsmann vom Kaiser in einer wenige Minuten dauernden Unterredung die Entlassung. Jene deutschen Minister, die am Freitag Vormittag vor ihrer Abfahrt aus Berlin ihren Souveränen berichtet hatten, daß die Politik des Grafen Caprivi von allen bestimmenden Faktoren angenommen worden sei, erfuhren, als sie eine Anzahl Stunden später daheim den Eisenbahnzug verließen, daß der siegreiche Kanzler inzwischen ein gestürzter Kanzler geworden war. So erstaunlich ein solcher Umschwung allüberall in der Bevölkerung empfunden wurde, für den nüchternen Beobachter konnte er außerhalb aller Berechnung niemals liegen.

Warum? Graf Caprivi besaß nur eine Stütze, die eine Stütze war. Zu einem feindlichen oder meist lauem Parlament kam eine Umgebung der hohen und höchsten Kreise, welche alle Mittel benutzte, um den Grafen Caprivi zum Stolpern zu bringen. Unter solchen Verhältnissen hing alles davon ab, wie lange der Kaiser den Grafen Caprivi zu stützen bereit war und bei der Individualität des Monarchen mußte man rascher und überraschender Entschlüsse immer gewärtig bleiben. Das Ergebniß eines solchen rapiden Entschlusses ist die jetzige Situation.

Graf Caprivi hat vier und ein halbes Jahr hindurch Deutschland vor Erschütterungen und Abenteuern im Innern und nach Außen bewahrt. Am Anfang seiner Laufbahn steht die Beseitigung des Sozialistengesetzes; am Ende seiner Laufbahn steht sein siegreicher Kampf gegen neue gefahrdringende gesetzgeberische Maßregeln im Geiste des alten Sozialistengesetzes. Diese beiden Marksteine charakterisiren die Laufbahn des Mannes. Er hat uns dann unter Ueberwindung von Widerständen, deren Größe erst später klargestellt werden kann, die zweijährige Dienstzeit gebracht; er hat die Kolonialpolitik geklärt und in feste übersehbare Grenzen eingeengt; er hat die umfassende Politik der Handelsverträge durchgeführt, die uns im Schwanken unserer Zustände wirthschaftspolitisch einen zehnjährigen Gottesfrieden gewähren; er hat den Dreibund erhalten, und er hat der Bismarck'schen auswärtigen Politik gegenüber einen großen Fortschritt gemacht, indem er unsere Beziehungen zu Rußland aus dem Zustande chronischer gefahrvoller Spannung zu freundschaftlicher Annäherung zurückgeführt hat; die Aufhebung des Verbotes einer Beleihung russischer Werthe seitens unserer Reichsbank ist die letzte That des Grafen Caprivi, und der Schlußstein für die von ihm gezimmerte Brücke nach Osten.

Die entscheidende Beleuchtung erhält Graf Caprivi dadurch, daß ihn die preußischen Junker auf den Tod haßten, — dies bezeichnet seine Stellung knapp im Innern —, und daß andererseits das Ausland diesen soliden, festen, friedlich gesinnten und abenteuerlichen Excentricitäten abgeneigten Staatsmann mit aufrichtigem Bedauern und mit einiger Besorgniß für die Zukunft scheiden sieht, — das bezeichnet seine Stellung nach Außen. Eine solche Politik war in ihren großen Linien an sich zu billigen, und sie war unter den gegebenen Umständen jedenfalls das erreichbar Beste für Deutschland.

Fand diese Richtung nicht unmittelbar — wir sagen unmittelbar — ihr Ende in direkten politischen Meinungsverschiedenheiten zwischen Krone und Minister, so müssen andere Ursachen für den Ministersturz vorhanden gewesen sein, und diese werden nahezu übereinstimmend von der Presse in folgender Weise dargestellt.

Der Monarch, der mit dem Grafen Caprivi politisch am Dienstag übereinstimmte und mit dem Grafen Eulenburg politisch nicht übereinstimmte, verließ Berlin, um sich zur Jagd nach Liebenberg auf eine Eulenburgische Besitzung zu begeben. In Liebenberg war der Monarch von fünf Grafen Eulenburg, den bisherigen preußischen Minister des Innern einbegriffen, umgeben. Man legte dem Monarchen einen Artikel der „Kölnischen Zeitung“ vor, der eine scharfe aber gerechte Würdigung der Haltung des Ministers Eulenburg enthielt. Der Artikel nahm den Monarchen derartig gegen den Grafen Caprivi ein, den er als den mittelbaren oder unmittelbaren Urheber jener Darlegung betrachtete, daß damit der innere Bruch vollzogen war und der äußere Bruch und die begleitenden Umstände nur noch zu einer Sache der Form wurden.

Nun steht es fest, daß Graf Caprivi weder direkt noch indirekt jenen Artikel veranlaßt hat; es ist in hiesigen journalistischen Kreisen überdies bekannt, daß im Reichskanzlerpalais der Wunsch gehegt wurde, die Entscheidung ruhig heranreifen zu lassen und sie durch Preßvorstöße nicht zu verwirren; es theilt endlich der konservative „Reichsbote“, ein ehrlicher Gegner der Caprivi'schen Politik, mit, daß ihm das Schreiben eines hohen Staatsbeamten bekannt sei, welches nach gleicher Richtung die Direktive gab; das sind die Thatsachen. Aber am Ende sind diese Details von ganz untergeordneter Bedeutung, und von entscheidendem Werth ist allein der Umstand, daß der Kaiser die Politik des Grafen Caprivi billigte und daß er trotz dieser Billigung der großen Linien der Caprivi'schen Politik, den Kanzler unter dem äußeren Anstoß eines Zeitungsartikels schließlich entließ.

Wenn ein Zeitungsartikel im politischen Leben einer Nation diese letzte ausschlaggebende Rolle überhaupt zu spielen vermag, dann ist die Gefahr höfischer Intriguen auf das Höchste gesteigert, und da Mittel, wie sie sich diesmal wirkungsvoll erwiesen, bei intimer Kenntniß der in Betracht kommenden Persönlichkeiten sich stets nach Bedarf bereit halten und verwerthen lassen, so muß man damit rechnen, daß weittragende Entscheidungen, die gleich Akten souveränster Freiheit erscheinen, thatsächlich das Resultat einer dieses Souveränetätsgefühl ausnutzenden und für ihre Zwecke verwerthenden Intrigue sein können. Hier stecken für das Staatswohl sehr ernste Gefahren, und auch gegen diese Gefahren war die sachliche Ehrlichkeit des Grafen Caprivi ein Schutzwall.

Die Vergangenheit ist damit abgeschlossen, daß Graf Caprivi ging und Graf Eulenburg auch, dessen letzte Ministerlaufbahn gänzlich leer ist, der dann, als er zum Handeln überging, unterlag, und der nur die eine That verrichtete, den Reichskanzler in den eigenen Sturz zu verwickeln. Und doch ist der Sturz des Einen und des Anderen ein verschiedener; denn beinahe wäre Graf Eulenburg vom Ministersessel auf den Statthalterposten in Elsaß-Lothringen hinaufgefallen; und dieser Erfolg, den die Eulenburg'sche Familie bereits als sicher betrachtete und betrachten durfte, entging ihr nur dadurch, daß schließlich der Oheim unserer Kaiserin, Fürst Hohenlohe-Langenburg, als eine noch geeignetere Persönlichkeit erschienen ist. Bei dieser Wahl sind die Elsaß-Lothringer wahrscheinlich besser gefahren.

Der Nachfolger des Grafen Caprivi ist der bisherige Statthalter von Elsaß-Lothringen; er wurde auch zugleich preußischer Ministerpräsident, und preußischer Minister des Innern wurde der bisherige elsaß-lothringische Unterstaatssekretär von Köller; endlich ist auch Herr von Marschall, unter Belassung in seiner bisherigen Stellung, zum preußischen Staatsminister ernannt worden, und Herr von Heyden, der bisherige landwirthschaftliche Minister in Preußen, bat um seine Entlassung. Das sind bis heute die Veränderungen, welche unter dem üblichen Beruhigungsrufe ausposaunt wurden: Der Kurs bleibt der alte.

Eine solche Devise ist unter allen Umständen eine politische Plattheit. Nähme man selbst an, daß der Kaiser unsere Politik in allen Theilen selbständig leitete und inspirirte, so läge doch die Ausführung bei den Ministern, und in der Politik handelt es sich nicht nur darum, was geschieht, sondern vor allem, wie es geschieht; die Form kann entscheidend für den Inhalt sein, und es kann auf diese Weise für die Zukunft eine Richtung bedingt werden, aus der mit ein paar Sätzen und mit einer neuen Evolution überhaupt nicht mehr herauszukommen ist. Thatsächlich aber ist in einem so verwickelten Staatswesen, wie dem unseren, die Selbständigkeit der Minister nothgedrungen eine ganze bedeutende. Und wenn man auch einem Subalternbeamten sagen kann, er solle die Arbeit genau so erledigen, wie sein Vorgänger, so befindet sich doch ein Minister in einer etwas anderen Stellung; er steht beständig neuen Problemen gegenüber, auf die gar keine bisherige Schablone paßt, und die neuen Personen mit neuen Anschauungen müssen daher nach neuen Gesichtspunkten selbständig die neuen Aufgaben lösen. Das Ministerium Hohenlohe wird daher ebensowenig die Politik des Grafen Caprivi fortsetzen, wie dieser die Politik des Fürsten Bismarck weitergeführt hat; dahin führt die Macht der realen Verhältnisse, obgleich wir überzeugt sind, daß es die Absicht des Kaisers zur Zeit des Bismarck'schen wie des Caprivi'schen Sturzes gewesen ist, in den alten Bahnen ohne besondere Erschütterung fortzufahren. Aber es ist ein Irrthum, dem Willen eines Herrschers, wie mächtig er auch sei, solches Vermögen zuzuschreiben. Ein Monarch kann eine Politik inauguriren; über die Konsequenzen ist dann auch er nicht mehr Herr und darum sollte jede solche Neuinaugurirung mit größter Vorsicht und unter Abwägung aller Möglichkeiten vorgenommen werden.

Jedes Urtheil über die jetzt beginnende neue Politik hat vorläufig mit zwei neuen Personen zu rechnen. Mit dem Fürsten Hohenlohe und Herrn von Köller.

Fürst Hohenlohe ist ein kluger, humaner und gebildeter Grandseigneur, der zu Straßburg im Salon zwischen zwei schönen Frauen ebenso vorurtheilslos und unabhängig und geistvoll über Nietzsche wie über den preußischen Hof plauderte, und der überwachend die Politik der Reichslande in verständigen Bahnen zu erhalten wußte. Aber er ist 75 Jahre alt. Fürst Bismarck, der ein Riese war, ertrug schließlich die Regierungslast nicht mehr, obgleich er für den Ueberblick der Maschine den außerordentlichen Vortheil genoß, jedes bedeutende Rädchen geschmiedet und selbst eingesetzt zu haben. Daß Graf Caprivi sich in maßgebender Stellung als realer Leiter wenigstens auf zahlreichen Gebieten erhalten konnte, ist das Ergebniß einer erstaunlichen Gesundheit und Arbeitsenergie. Niemand zweifelte je, daß schließlich der Posten als Reichskanzler von Menschen normaler Figur und Kraft kaum auszufüllen sein werde. Diese Aufgabe ist jetzt über Nacht dem Fürsten Hohenlohe zugefallen, der überdies noch preußischer Ministerpräsident sein soll, und wenn einer der Vorwürfe gegen den Grafen Caprivi lautete, daß er den einheitlichen Gang der Staatsmaschine nicht zu verbürgen vermochte, so soll das jetzt ein Mann von 75 Jahren thun; und diejenigen, welche den Grafen Caprivi aus jenem vorgeschobenen Grunde bekämpften, geben sich den Anschein derartiges zu glauben. Solche politische Tartüferie war nach solchem Ausgang freilich unvermeidlich.

In der That werden alle Vorbereitungen getroffen, um den Fürsten Hohenlohe zu entlasten; dahin gehört auch die Bestallung des Staatssekretärs von Marschall zum preußischen Minister; sie geschah, um unabhängig vom Reichskanzler eine weitere selbständige Verbindung zwischen Reichspolitik und preußischer Politik herzustellen.

Wird also nicht der jetzige Reichskanzler im Stande sein, die gesammte Politik einheitlich in seiner Hand zu behalten, dann steigt die Bedeutung der Ressortminister. Die Richtung, die sie verfolgen, wird bestimmt sein von ihrem Temperament; es ist sehr verschieden; von

ihren Aspirationen; sie sind außerordentlich verschieden, wie sich gerade in letzter Zeit gezeigt hat; und von jenen politischen Mächten, mit denen sie zu paktiren haben. Der Blick der Minister wird sich in dieser Beziehung vor Allem auf zwei Thatsachen richten.

Nach den Erfahrungen, welche Graf Caprivi gemacht hat, muß der Minister Herr jener Einflüsse bleiben, welche unmittelbar die Entschließungen des Kaisers beeinflussen, und Herr jener anderen Einflüsse, welche mittelbar beim Kaiser wirken. Schließlich fließen beide aus derselben Quelle. Die Eulenburg's in Liebenberg setzten nur das Werk der Untergrabung fort, das die Junker in unablässigem Ansturm bis zum nahen Erfolge vorbereitet hatten.

Herr von Köller ist nun vermöge seiner Abstammung und seiner Vergangenheit, — welche Lehren er auch seitdem in sich aufgenommen hat, — ganz der Mann, mit dieser Thatsache zu rechnen, und Herr Miquel, der die Agrarier, welche für die Handelsverträge stimmen würden, Esel nannte, wird gewandt accompagniren. Litt Graf Caprivi gegen die Agrarier Schiffbruch zum nicht geringen Theil durch den politischen Unverstand der von Intriguanten irregeleiteten Nationalliberalen, so sprechen die Personen von stärkerer Individualität innerhalb der umgebildeten Regierung dafür, daß der neueste Kurs diese Klippe zu vermeiden suchen wird, ob mit oder ohne Kartell, das ist eine indifferente Formsache.

Was wir in einiger Zeit erwarten, ist bei dem jetzigen ministeriellen Personenbestand eine wachsende Zerfahrenheit der Politik, das freiere Agiren und das noch freiere Intriguiren der verschiedensten politischen Kräfte gegen einander, wiederkehrende Krisen und unruhigeres Schwanken des Staatsschiffes und somit Anlaß zu häufigeren und überraschenderen Interventionen des Kaisers. Wenn die bürgerlichen Parteien nicht sehr klug, sehr besonnen, sehr energisch und möglichst geschlossen sich bethätigen, dann steht ein stärkeres und stärkeres Hinübergleiten in agrarisches Fahrwasser bevor und als schließlicher Ausgang der von der „Kreuzzeitung“ lange ersehnte, für Deutschland verhängnißvolle Staatsrettungsversuch durch den Säbel des Junkerthums. Wir wollen hoffen, daß die Entwicklung an dieses Ende nicht gelangt.

Die Liebenberger Jagdtage werden einen entscheidenden Einschnitt in der deutschen Politik bezeichnen. War Fürst Bismarck eine Ueberkommenschaft Wilhelms I., so war dies in gewissem Sinne auch Graf Caprivi, der in hohenzollernscher Voraussicht schon zu Wilhelms I. Zeiten als ein möglicher Ersatzmann für den ersten Kanzler ins Auge gefaßt worden war, und diese Auffassung war dann gewissermaßen als Legat auf die Nachkommen übergegangen. Mit der neuen Wendung beginnt die von der Vergangenheit völlig losgelöste Politik Wilhelms II., und die Berufung des Fürsten Hohenlohe betrachten wir nicht als eine Beendigung der eingebrochenen Krisis, sondern nur als eine augenblickliche Verschleierung derselben.

Auf den Parteitag der Sozialdemokraten näher einzugehen, die neuen Gebilde, welche sich auf demselben gezeigt haben, zu charakterisiren, die weiteren Entwicklungsmöglichkeiten zu besprechen, hat keinen Sinn mehr. Das Caprivi'sche Regiment hätte die sich bietenden Chancen vielleicht ausnützen können; die Schwankungen der augenblicklichen Politik werden dagegen sicher dies zu Wege bringen, daß der Sozialdemokratie der sie stärkende Vortheil erwächst, in Anbetracht der Unsicherheit unserer staatlichen Verhältnisse Propaganda für ihren Zukunftsstaat zu machen; und eine solche Stärkung von Außen war der Partei sehr nothwendig.

Lord Rosebery hat jetzt den Feldzug gegen das Oberhaus entwickelt; nicht unbedingte Beseitigung der ersten Kammer verlangt er; aber er droht mit der Beseitigung, wofern nicht die Lords so reformirt werden, um ihr Zusammenwirken auch mit einem liberalen Unterhaus zu ermöglichen.

In Rußland ist das erwartete Ereigniß eingetreten. Der Zar ist todt und es gibt einen neuen Zaren; schon in der vergangenen Nummer erörterte ein Artikel bei uns die jetzt eingetretene Wandlung. In dem Zeitpunkt, da unsere auswärtige Politik mit neuen Größen wird rechnen müssen, eröffnet sich leider bei uns im Inneren die Bahn für Schwierigkeiten, die sich nicht überblicken lassen.

* * *

Umsturz.

Wer in dem monarchischen Prinzip vor Allem die Garantie einer gewissen Stabilität schätzt, der wird alles Sprunghafte, alles Unerwartete in der politischen Entwicklung eines monarchisch regierten Staates schon deshalb bedauern, weil es wichtigen Interessen der Monarchie zuwiderläuft. Der Sturz des Grafen Caprivi kam in diesem Augenblicke so unerwartet, wie kaum je ein Ereigniß, das von menschlichen Entschlüssen bedingt ist.

Nachdem Graf Caprivi für seine politische Auffassung die Zustimmung der Mehrheit des preußischen Staatsministeriums, die Billigung des Kaisers und die Unterstützung der Bundesstaaten gefunden hatte, mußte seine Stellung für so befestigt gelten, daß ein Prophet, der am Freitag, den 26. Oktober, Vormittags den Sturz des Reichskanzlers als unmittelbar bevorstehend verkündet hätte, einfach ausgelacht worden wäre. Die gesammte Presse nahm deshalb noch an jenem Freitag früh Morgens an, die Krisis sei zu Gunsten des Grafen Caprivi erledigt. Wie unsere Leser wissen, gab auch die „Nation“, die am Freitag Vormittags gedruckt wird, dieser allgemeinen Meinung mit lebhafter Befriedigung Ausdruck. Als dann am Abend desselben Tages bekannt wurde, der Nachfolger des Fürsten Bismarck habe um 2 Uhr seinen Abschied erhalten, wirkte die Nachricht geradezu verblüffend. Und diese Verblüffung ist nicht auf Berlin, auch nicht auf Deutschland beschränkt geblieben. In der ganzen Welt ist die dramatische Wirkung dieses Ereignisses stark empfunden worden. Die Verwunderung über diese Wendung war sogar so stark, daß man sich in Zukunft voraussichtlich nicht leicht noch über irgend etwas wundern wird, was in Deutschlands Politik vor sich geht.

Die Empfindungen, welche der Sturz des Grafen Caprivi hervorgerufen hat, sind begreiflicher Weise sehr verschiedener Natur. Selbst die intimsten Feinde des Gestürzten fanden jedoch für ihre freudige Ueberraschung nicht sofort den vollen Ton; man hielt es hie und da sogar für angezeigt, einige mittelparteiliche Krokodilsthränen zu vergießen. Das macht einen ehrbaren und patriotischen Eindruck. Es kostet so wenig, Jemanden einen wackeren Mann zu nennen, den man glücklich losgeworden ist. Und bei dieser Gelegenheit war das schon durch die gewöhnlichste Klugheit geboten, denn die öffentliche Meinung Deutschlands wie des Auslandes legte ein so unzweideutiges Zeugniß für die Bedeutung des Gestürzten ab, daß die Intriguanten, welche ihre kühnsten Hoffnungen plötzlich erfüllt sahen, den Ausdruck ihrer Befriedigung schon Schicklichkeits halber ein wenig mäßigen mußten. Die auswärtige Presse, welche unseren Parteistreitigkeiten mit begreiflicher Indifferenz gegenübersteht, dagegen die Thätigkeit des Leiters unserer auswärtigen Politik mit um so lebhafterem Interesse verfolgt hatte, als es sich dabei um den Erben der Bismarck'schen Politik handelte, war völlig einstimmig in ihrem Urtheil. Ohne jegliche Ausnahme bedauerte man auf das Lebhafteste das Scheiden eines Staatsmannes, der sich als zuverlässiger Friedensfreund und Feind aller politischen Abenteuer seit Jahren bewährt hatte, und von dem man fest überzeugt war, daß er die starke Macht des Deutschen Reichs niemals leichtfertig, aber, wenn nöthig, auch mit allem Nachdruck einsetzen werde. Man hat die Mär zu verbreiten gesucht, Deutschland habe unter dem Grafen Caprivi im Rathe der Völker mit einer bescheideneren Stellung vorlieb nehmen müssen, als unter seinem Vorgänger. Es wäre gar nicht zu verwundern gewesen, wenn das, was von skrupellosen

Gegnern so leichthin behauptet wurde, sich bewahrheitet hätte, denn Bismarck's Stellung war eine exceptionelle. Um so ehrenvoller ist es für den Grafen Caprivi, daß jene Behauptung sich mit jedem Jahre als weniger begründet erwies, bis schließlich, nach dem Zustandekommen des Handelsvertrags mit Rußland die internationale Position Deutschlands eine weit günstigere wurde, als sie es seit dem Berliner Kongreß jemals gewesen war. Gerade auf dem Gebiete der auswärtigen Politik hat Graf Caprivi unerwartete Erfolge davongetragen. Ein anderer Vorwurf, den man dem geschiedenen Kanzler immer wieder, besonders in der Bismarck-Presse, gemacht hat, gipfelte in der Behauptung, in dem Kanzler verschwinde der Staatsmann hinter dem getreuen Diener seines kaiserlichen Kriegsherrn. Vielleicht ist von allen Vorwürfen keiner so unbegründet gewesen als gerade dieser. Die staatsmännischen Handlungen des Grafen Caprivi — das Aufgeben des Sozialistengesetzes, die Einführung der zweijährigen Dienstzeit, die weitsichtige Handelsvertragspolitik, die zähe Abwehr agrarischer, antisemitischer, bimetallistischer Angriffe — waren sicher alles Andere eher, als befohlene Maßnahmen. Wäre er jenes unselbständige Instrument gewesen, als welches ihn erbitterte Gegner hinzustellen liebten, so wäre er auch gewiß nicht so gefallen, wie er gefallen ist, nämlich über eine Zumuthung, die sachlich nichts, aber eben deshalb für das Verhältniß eines selbständigen Staatsmannes gegenüber dem Souverän nur um so mehr bedeutete. Es ist unbestritten, daß ein Artikel der „Kölnischen Zeitung“ über das Verhältniß der Grafen Eulenburg und Caprivi zu einander und zum Kaiser für den Ausgang der Krisis mitbestimmend gewesen ist. Wie die „Kölnische Zeitung“ behauptet, ist jener Artikel durchaus selbständiges geistiges Eigenthum der Redaktion. Der Artikel enthält nichts, was diese Behauptung an sich unbegründet erscheinen läßt. Aber es sollte uns auch gar nicht wundern, wenn die hie und da geäußerte Vermuthung sich als richtig erwiese, wonach dieser Artikel, der eine so eigenthümliche Mißstimmung zu erregen im Stande war, ein Kukuksei gewesen wäre, das von Feindes- oder falscher Freundeshand in ein wohlwollendes Nest gelegt wurde. Aehnliche Kunststücke stehen in der Geschichte des preußischen Junkerthums, wie männiglich bekannt, nicht vereinzelt da. Aber selbst wenn die Annahme begründet war, daß dieser Artikel im Interesse des Grafen Caprivi, und direkt oder indirekt von ihm inspirirt, geschrieben sei, was verschlug das gegenüber der Thatsache, daß zwischen dem Kaiser und dem Kanzler sachliche Uebereinstimmung herrschte. Wenn trotz dieser sachlichen Uebereinstimmung ein von dritter Hand geschriebener Zeitungsartikel die Stellung des Reichskanzlers zu erschüttern im Stande war, so war es — nicht für einen Hofmann, wohl aber für einen Staatsmann — durchaus geboten, der persönlichen Verstimmung keine Konzession zu machen. Der Vorgang läßt zugleich darauf schließen, mit welchen ungewöhnlichen Schwierigkeiten Graf Caprivi während der ganzen Dauer seiner Amtszeit zu kämpfen hatte. Wahrscheinlich bildet das, was er in den letzten Jahren hat vermeiden helfen, einen sehr beträchtlichen Posten in seiner staatsmännischen Bilanz.

Daß aller solcher ungewöhnlichen Schwierigkeiten ungeachtet der von den einflußreichen preußischen Junkern Gehaßte, von Agrariern und Antisemiten bitter Befehdete, von Bismarck's Kritik beständig Verfolgte, von falschen mittelparteilichen Biedermännern hintenherum Angegriffene, von dem deutschen Bürgerthum in Verkennung seiner wichtigsten politischen Interessen nur lau Unterstützte im Stande war, das Ruder länger als vier Jahre in den Händen zu halten: das ist eine Leistung, deren Größe man erst voll würdigen wird, sobald sich herausgestellt hat, was seine Nachfolger können und — nicht können.

Es ist charakteristisch, daß dieser ursprünglich konservative Staatsmann schließlich die wärmsten Anhänger in der Freisinnigen Vereinigung fand und in der Presse, die dieser kleinen parlamentarischen Gruppe nahe steht. Neben der moralisch-ästhetischen Befriedigung, die es gewährt, einen vollendeten Gentleman politisch unterstützen zu können, beruhte diese Anhängerschaft auf der nüchternen Beobachtung, daß Graf Caprivi sich mehr und mehr zu einem Staatsmann entwickelte, von dem der Liberalismus nichts zu fürchten und manches zu hoffen hatte, zu einem Politiker, der die Interessen der Allgemeinheit nachdrücklich gegen alle unlauteren Sonderbestrebungen zu wahren entschlossen und befähigt war.

Ob sich diese ungewöhnlich vornehme Natur für längere Dauer auf einem so exponirten Posten werde behaupten können, blieb immer fraglich. Aber das war nur ein Grund mehr, geringere Meinungsverschiedenheiten nebensächlich zu behandeln und ihn nachdrücklich zu unterstützen, wo das mit liberalen Grundsätzen nur immer verträglich war. Die freisinnige Partei hat durch eine grausame Wahlniederlage dafür gebüßt, diese gesunde Politik nicht früher eingeschlagen zu haben. Daß die Freisinnige Vereinigung sie resolut einschlug, rechnet sie sich heute, wo auch blöde Augen erkennen, was Graf Caprivi bedeutete, mehr denn je als politisches Verdienst an. Die Auffassung, daß man nur die Geschäfte der preußischen Junker und ihrer Affiliirten betreibe, wenn man dem Grafen Caprivi seine Stellung unnöthig erschwere, fand auch allmählich Verständniß in der weiteren Bevölkerung. Seit dem Abschluß des russischen Handelsvertrags war Graf Caprivi's Popularität im steten Wachsen. Seine Haltung gegenüber den reaktionären Eulenburg'schen Plänen war auch wie dazu geschaffen, ihn dem liberalen Bürgerthum näher zu bringen. Er selbst hatte, wie aus der Ansprache bei Gelegenheit der Entgegennahme des Danziger Bürgerbriefs deutlich hervorging, ebenfalls ein volles Gefühl dafür, daß seine natürliche politische Stütze das deutsche Bürgerthum sein müsse.

Und nun? was soll jetzt werden? Der neue Kanzler und Ministerpräsident Fürst Hohenlohe ist eine sympathische Figur, ein vorurtheilsfreier aufgeklärter Mann, mit einem sehr guten politischen „Rekord“, aber — ein Mann von fünfundsiebzig Jahren. Kein Wunder, daß alle Welt die Augen bereits auf den Kanzler richtet, der nach ihm kommen wird.

Daß eine Arbeitslast, die selbst von den robustesten Schultern nur mit Mühe getragen werden konnte, von einem feinsinnigen alten Diplomaten, der den Stürmen des Parlaments seit anderthalb Jahrzehnten entrückt ist, unmöglich bewältigt werden kann, liegt auf der flachen Hand. Es mag deshalb wohl etwas an dem Gerücht sein, wonach man damit umgeht, ihn im Reichstage durch einen Vizekanzler ersetzen zu lassen. Im Abgeordnetenhause würde ihn dann wohl der neue Minister des Innern, Herr von Köller, vertreten. Es wäre auf diese Weise die parlamentarische Arbeit von der politischen Verantwortlichkeit getrennt, ein Zustand, der natürlich auf die Dauer ganz unhaltbar ist. Selbst jene nationalliberalen Blätter, die sich bei der Caprivi-Hetze allzusehr kompromittirt haben, als daß sie schon heute pessimistisch gestimmt sein dürften, betrachten das Ministerium Hohenlohe nur als eine Episode, als einen Uebergang in das gelobte Land ihrer Wünsche. Inzwischen predigen sie krampfhaft das Evangelium eines neuen Kartells. Die „Kreuzzeitung“ ist heute nicht mehr so ganz abgeneigt, den Kartellgedanken in Erwägung zu nehmen, vorausgesetzt natürlich daß die „Nationalzeitung“ und deren Gefolgschaft sich mit der Rolle eines Leporello des preußischen Junkerthums zufriedengibt. Ob diese Rolle dem Ehrgeiz jener Nationalliberalen genügt, muß abgewartet werden. Der vorläufige Protest: Ich will selbst den Herren machen, will nicht länger Diener sein! spricht noch nicht ohne weiteres dagegen.

Inzwischen werden die Junker versuchen, die Konjunktur nach Möglichkeit auszunutzen. Und für diese Realpolitiker ist die politische Konjunktur in der That recht günstig. Sie sind die einzigen, die durch Caprivi's Sturz wirklich gewonnen haben. Und wenn man sich auf deren Interessenstandpunkt stellt, so ist auch die Ernennung des Fürsten Hohenlohe zum Ministerpräsidenten und Kanzler die denkbar günstigste Lösung. Wenn einer der Ihrigen, wenn

z. B. Herr von Puttkamer, den man wohl als Nachfolger des Fürsten Hohenlohe bereit halten wird, unmittelbar an Caprivi's Stelle getreten wäre, so wären der Bevölkerung so rasch die Augen aufgegangen, daß die Junkerpolitik wahrscheinlich unüberwindliche Widerstände gefunden hätte. Heute ist das anders. Was läßt sich gegen den trefflichen Hohenlohe sagen? Er repräsentirt nach außen den bisherigen Kurs, optima fide. Inzwischen nehmen ihm die Vertrauensmänner des Junkerthums — zuvorkommend wie sie sind — die lästigen Geschäfte ab. Le chancelier règne, mais ne gouverne pas. Das geht, so lange es geht. Vielleicht läßt sich das Provisorium solange hinziehen, bis auch alle wichtigen politischen Posten — ebenso wie schon jetzt alle Posten in der nächsten Umgebung des Kaisers — in „zuverlässigen" Händen sind. Herrn Miquel wird man ohne Zweifel als zuverlässig gelten lassen. Sollte dann der Volksvertretung das nöthige Verständniß für eine derartige staatserhaltende Politik abgehen, dann kann man ja den Reichstag auflösen. An einem passenden Vorwande dazu fehlt es nie.

Alles kann der Edle leisten
Der versteht und rasch ergreift.

Wer möchte behaupten, daß die Dinge so kommen müssen, und wer bezweifeln, daß die Dinge so kommen können.

Wir fürchten, daß die Dinge so kommen werden, wenn das deutsche Bürgerthum sich weiter in gleicher Weise zerfahren zeigt, wie bisher. In der Politik ist dieser in allen Kulturfragen wichtigste Bestandtheil des deutschen Volks fast zu einer quantité négligeable herabgesunken. Es hat keine wenigen wahren Freunde in der Regierung nicht klug zu unterstützen, noch den „Edelsten der Nation" energisch Respekt einzuflößen gewußt. Unsere gegenwärtigen kläglichen politischen Zustände sind ganz wesentlich ein Produkt dieser Schwäche. Mit welcher Beschämung muß unser Volk auf ein Land wie Ungarn blicken, wenn es die Entwicklung der Wekerle-Krisis mit unseren jüngsten Ereignissen in Parallele stellt. Glücklicher Weise ist das Schicksal der Kultur nur zu einem geringen Theile von der Weisheit der Regierungen abhängig. Zum Kleinmuth ist deshalb kein Anlaß, wohl aber zur äußersten Wachsamkeit.

Th. Barth.

Ein Denkmal für Schulze-Delitzsch!

Als Schulze-Delitzsch im Jahre 1883 starb, da vereinigten sich, um ihm das letzte Geleit zu geben, nicht bloß seine volkswirthschaftlichen und politischen Freunde, nicht bloß Vertreter der von ihm ins Leben gerufenen deutschen Genossenschaften; sondern alle Parteien mit Ausnahme der Sozialdemokratie waren vertreten.

Inland und Ausland trauerte um den verdienstvollen Mann. Und aus dem Kabinet des Kronprinzen und der Frau Kronprinzessin ging der Wittwe des Verstorbenen ein Beileidsschreiben zu, das gerade heute verdient, ins Gedächtniß gerufen zu werden; dasselbe lautete:

Neues Palais den 2. Juni 1883.

Ihre Kaiserlichen und Königlichen Hoheiten der Kronprinz und die Frau Kronprinzessin haben während höchst Ihrer Abwesenheit mit aufrichtigem Bedauern von dem schweren Verluste Kenntniß erhalten, den Sie durch den Tod Ihres Mannes erlitten, und welcher zugleich, weit über die Grenzen der Familie hinaus, in allen Schichten der Bevölkerung als ein gemeinsamer und allgemeiner empfunden und beklagt werden wird.

Indem Ihre Kaiserlichen und Königlichen Hoheiten Sie der wärmsten Theilnahme versichern, ist es Höchstdenselben gleichzeitig Bedürfniß, das Andenken des Verstorbenen, dessen Leben in aufopfernder Selbstlosigkeit dem Wohle der arbeitenden Klassen gewidmet war, durch Anerkennung seiner Verdienste zu ehren.

Im höchsten Auftrage
v. Sommerfeld,
Oberstlieutnant und persönlicher Adjutant.

Unter dem tiefen Eindruck, den das Hinscheiden Schulze-Delitzsch's überall hervorrief, wurde in weiten Kreisen der Wunsch laut, dem Manne, der so viel für sein Vaterland gethan, der in der Schöpfung der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften dem Auslande ein Vorbild für ähnliche wirthschaftliche Einrichtungen gegeben hatte, auch in äußerer Form die Dankbarkeit zu bezeugen. In der Reichshauptstadt sollte ihm ein Denkmal errichtet werden. Ein Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Schulze-Delitzsch wurde erlassen, der 270 Unterschriften trug; Ludolf Parisius, der kürzlich in den „Blättern für Genossenschaftswesen" über den Stand der Denkmalsangelegenheit berichtet hat, bemerkt über die Unterzeichner:

Von den 270 Unterzeichnern des Aufrufs sind viele gestorben. Unter den noch am Leben befindlichen außerhalb der genossenschaftlichen Kreise stehenden Männern nenne ich von früheren oder jetzigen Mitgliedern des Reichstages oder anderer parlamentarischer Körperschaften nur Baumbach, jetzt Oberbürgermeister in Danzig, von Benda, von Bennigsen, jetzt Oberpräsident, Dr. von Bunsen, Dr. Buhl-Deidesheim, C. von Cramer-Klett, Dr. Hammacher, Hobrecht, Staatsminister a. D., Klemm Ludwigshafen, Professor Mommsen, Eugen Richter, Dr. Schneider, Schrader, Zelle, jetzt Oberbürgermeister von Berlin. Ferner von Nichtparlamentariern die Professoren der Medizin und Geh. Medizinalräthe Bardeleben und Leyden, von Künstlern die Professoren A. von Werner, Knille, R. Siemering. In dem Aufruf heißt es u. A.:

„Der wirthschaftlichen, sittlichen, geistigen Hebung der mittleren und unteren, von leidenschaftlichen Interessenkämpfen schwer bedrohten, sich mühsam aufringenden Bevölkerungsklassen hat Schulze 40 Jahre rastloser Arbeit zugewendet. Schöpfer und Führer, Ordner und unermüdlicher Berather der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften, hat er eine nahezu einzigartige, begrenzte, aber klare Ziele mit klar erwogenen Mitteln verfolgende nachhaltige Thatkraft bewährt und weit über Deutschlands Grenzen hinaus zur erfolgreichen Nachbildung angeregt." . . .

Nachher heißt es:

„Als ein weithin sichtbares Zeugniß des Dankes und der Bewunderung der Zeitgenossen und als eine nachhaltige Mahnung an die nachkommenden Geschlechter, in Schulze's Geiste fortzuarbeiten, haben wir daher beschlossen, ihm in der Reichshauptstadt ein würdiges Denkmal zu errichten."

Zehn Jahre sind seit jenem Aufruf vergangen, und die Errichtung des Denkmals hat sich der Ausführung kaum wesentlich genähert. Nicht daß das nothwendige Geld nicht einkam — im Gegentheil, in kürzester Zeit waren 100 000 Mark beisammen, und ohne Schwierigkeit würde sich heute der Betrag verdoppeln lassen; also für die Errichtung eines Denkmals, das nicht nur des Gefeierten würdig ist, sondern auch der Reichshauptstadt zur Zierde gereichen würde, ist gesorgt. Nein — der für das Denkmal geeignete Platz läßt sich in der Reichshauptstadt nicht finden!

Für Berlin ist die Aufstellung von Denkmälern von der Genehmigung der Polizeibehörde abhängig, und diese hat sich des Einverständnisses des Königs zu versichern.

Am 10 September 1891 beantragte das Denkmalskomitee bei dem Polizeipräsidium die Errichtung des Denkmals auf dem Alexanderplatz; unterm 6 Januar 1892 erging im Auftrage der Minister des Innern und für öffentliche Arbeiten der Bescheid, daß die Errichtung des Denkmals auf dem Alexanderplatz nicht gestattet werden könne, „daß indessen der Aufstellung des Denkmals auf einem anderen, weniger bedeutsamen Platze Bedenken nicht entgegenstehen werden".

Im Einverständniß mit dem Magistrat und den Stadtverordneten von Berlin wurde nun das Polizeipräsidium am 10 Februar 1893 um die Ertheilung der Genehmigung für die Aufstellung des Denkmals auf dem Hausvoigteiplatz ersucht.

Hierauf erhielt der Vorsitzende des geschäftsführenden Ausschusses Schenck die folgende Antwort am 19. Juli 1894 — also nach fast $1\frac{1}{2}$ Jahren.

Euer Wohlgeboren setze ich unter Rücksendung des s. Zt. hierher eingereichten Lageplanes auf die gefällige Eingabe vom 10. Februar v. J. und 24 April d. J. ergebenst davon in Kenntniß daß Seine Majestät der Kaiser und König Allerhöchst Sich nicht entschließen können, die Wahl des Hausvoigteiplatzes hierselbst zur Errichtung eines Denkmals für Dr. Schulze-Delitzsch zu genehmigen und daher anderweiten Vorschlägen entgegen sehen wollen.

Der Polizeipräsident
von Richthofen.

Unter solchen Umständen konnte es nicht überraschen, daß man allmählich in den Kreisen der Genossenschaften der Ansicht zuneigte, an höchster Stelle werde die Errichtung eines Denkmals für Schulze-Delitzsch auf einem der Bedeutung des Mannes und des Denkmals würdigen Platze überhaupt nicht genehmigt werden, man thäte daher besser, auf die Errichtung des Denkmals ganz zu verzichten und den Denkmalsfond für einen anderen Zweck zu verwenden. Doch die große Mehrheit der Genossenschaften hat auf dem Allgemeinen Genossenschaftstage in Gotha alle hierauf abzielenden Anträge abgelehnt und trägt sich der Hoffnung, daß es gelingen wird, mit Hilfe der öffentlichen Meinung diese „Denkmalsfrage“ in einer zufriedenstellenden Weise dennoch zu lösen.

Bei dieser Sachlage erscheint es wohl nicht unangebracht, einmal erneut einen Blick auf die volkswirthschaftliche Thätigkeit Schulze-Delitzsch's zu werfen, jene Thätigkeit, die diesen Namen in allen civilisirten Staaten bekannt und angesehen gemacht hat. Wenige Volkswirthe haben in der ganzen gesitteten Welt eine solche Bedeutung und einen solchen Einfluß erlangt, wie Schulze-Delitzsch.

Wohl ein Jeder weiß, daß Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften bestehen, doch verhältnißmäßig Wenigen ist die große wirthschaftliche und sittliche Bedeutung derselben vertraut. Ihr Ziel ist auf nichts Geringeres gerichtet als auf eine Vereinigung wirthschaftlich schwacher Einzelkräfte zu Gesammtkräften, um auf diese Weise jeden Einzelnen in den Besitz aller Errungenschaften der heutigen wirthschaftlichen und technischen Entwicklung zu setzen.

Wer vorwärts kommen will, der muß heute mehr als je früher allen an ihn gestellten Ansprüchen gerecht zu werden suchen; wer sich auf der Höhe erhalten will, muß sein Gewerbe so führen, daß er mit den Besten seines Gewerbes auf gleicher Höhe bleibt. Der Schwache muß streben dem Starken sich anzupassen, er kann nicht erwarten, daß das umgekehrte Verhältniß eintritt; wo zu solcher Anpassung die Kräfte des Einzelnen nicht ausreichen, da muß Verbindung mit anderen Kräften erfolgen. Nicht Beschränkung der Konkurrenz der Starken kann zu einem wirthschaftlichen Fortschritt führen, auf den es doch schließlich vor Allem ankommt, sondern die Hebung der Konkurrenzfähigkeit der Schwachen. Und diesem Ziele dienen die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften.

Diesem so natürlichen Gedankengang folgend, suchte Schulze-Delitzsch passende Formen der Kooperation zu finden. Darin lag freilich die große Schwierigkeit, denn keine der damals bestehenden Gesellschaftsarten konnte Verwendung finden, und es ist ein recht künstliches Gebilde das sich uns in den ersten Genossenschaften bietet.

Im Jahre 1849 entstanden zu Delitzsch, der Vaterstadt, Schulze's, die ersten Genossenschaften, es waren solche der Tischler und Schuhmacher zum gemeinsamen Einkauf von Rohmaterialien; im folgenden Jahre gründete Schulze die erste Kreditgenossenschaft. Schnell wurden die hier mit Hilfe der Genossenschaft erzielten wirthschaftlichen Erfolge allgemein bekannt, durch Wort und Schrift sorgte Schulze für die Verbreitung seiner Lehren, und an vielen Orten entstanden Genossenschaften, trotzdem der Ausbreitung dieser, auf Selbsthilfe, Selbstverwaltung und Selbstverantwortlichkeit ihrer Mitglieder beruhenden Wirthschaftsgebilde von Oben her die größten Schwierigkeiten bereitet wurden. Man erkannte nicht die in denselben liegende wirthschaftliche Bedeutung und verkannte ihren sittlichen Werth. Heute sind diese Vorurtheile im Wesentlichen beseitigt. Man anerkennt ihre Bedeutung, die sich in Kürze folgendermaßen charakterisiren läßt:

Es gilt den Gewerbtreibenden aller Art, den Handwerkern, den Landwirthen u. s. w. für ihren Betrieb die Vortheile der auf den Großbetrieb gerichteten wirthschaftlichen Entwicklung zuzuführen; dies ist nur zu erreichen durch Zusammenschluß der kleinen Betriebe zur genossenschaftlichen Organisation. Dabei ist nicht nothwendig, daß die kleinen handwerksmäßigen und landwirthschaftlichen Betriebe ihre Selbständigkeit aufgeben, vielmehr kann die Verwerthung genossenschaftlichen Geschäftsbetriebes in einer Form erfolgen, die die Selbständigkeit jener erhält. Es kommt nur darauf an, denselben, einem Jeden für sich, die Vortheile des Großbetriebes zugänglich zu machen, wie sie in der Hauptsache in ausreichendem Betriebskapital, in Benutzung der Maschinen und Einkauf der Rohstoffe und Halbfabrikate im Großen unter Ausnützung günstiger Konjunktur bestehen. Nach allen diesen Richtungen ist der kleine Betrieb dem großen gegenüber nicht konkurrenzfähig, daher muß hier überall die genossenschaftliche Organisation eingreifen. Daneben wirkt die Kreditgenossenschaft als wahre Volksbank; durch ihre Schaffung hat Schulze-Delitzsch den Kredit demokratisirt. Sie ist ein Institut, das als solches Kredit findet und so ihren Mitgliedern, die für sich allein keinen Kredit finden würden, den nothwendigen Kredit verschafft.

Bisher haben von allen Genossenschaftsarten für das Handwerk — neben den Konsumvereinen — freilich nur die Kreditgenossenschaften eine große Bedeutung gewinnen können; die Genossenschaften der einzelnen Gewerbe sind weit zurückgeblieben; unreife wirthschaftliche Anschauungen, nicht minder aber der Mangel an genossenschaftlichem Sinn, das geringe Verständniß für thatkräftiges Zusammenstehen, haben schwere Hindernisse bereitet. Größere Erfolge sind dagegen durch genossenschaftliche Organisation auf dem Gebiete der landwirthschaftlichen Produktion erzielt; es mag hier nur der Meiereigenossenschaften gedacht sein, mittelst deren der deutsche Bauernstand in die Lage gekommen ist, für seine Butterprodukte selbst im Auslande Absatzgebiete sich zu erschließen.

Mit Unrecht ist von sozialdemokratischer Seite die Bedeutung der Genossenschaft für den Arbeiterstand bestritten. Zwar sind wir noch weit davon entfernt, durch Produktivgenossenschaften aus abhängigen Arbeitern Unternehmer werden zu sehen; für dieses Ziel fehlt es noch an der technischen und wirthschaftlichen Schulung der Arbeiter, auch bieten die gesammten Zeitverhältnisse große Hindernisse; doch in den Kreditgenossenschaften findet der Arbeiter nicht allein Sparkassen, sondern auch Institute die ihn durch Gewährung eines Darlehns im Falle der Noth halten und vor wirthschaftlichem Ruin schützen. Vor Allem aber nützt ihm die Genossenschaft, mit deren Hilfe er seine wirthschaftlichen Ausgaben verringern kann, ohne sich Entbehrungen aufzuerlegen. Durch den Konsumverein vermag sich der Arbeiter die Vortheile des Großbezuges beim Einkauf der Wirthschaftsbedürfnisse zu verschaffen, wobei der weitere wirthschaftliche Einfluß dieser Genossenschaft durch ihr Prinzip der Baarzahlung, der Selbstverwaltung nicht gering zu veranschlagen ist.

So erstreckt sich das Werk Schulze-Delitzsch's auf alle wirthschaftlichen Gebiete.

Schulze-Delitzsch's große Verdienste werden deshalb mehr und mehr auch von Männern anerkannt, die volkswirthschaftlich und politisch auf wesentlich anderem Standpunkte stehen. So sagt z. B. Schmoller, indem er Schulze-Delitzsch und Lassalle gegenüberstellt:

„Als leidenschaftlicher, ehrgeiziger Demagoge, der sich in maßloser Eitelkeit mit dem Reichthum seines Geistes und Wissens drapirt, steht Lassalle dem ehrlichen Schulze gegenüber, der alle bescheidenen Tugenden selbst übte, die er von seinen Anhängern forderte. . . . Der eine trat auf wie ein glänzendes Meteor, überraschend, blitzend, eine Welt in Brand versetzend und wieder verschwindend, ohne einen ebenbürtigen Nachfolger zu hinterlassen . . ., der andere trug durch ein langes Leben mühevoller Arbeit auf einseitigen, aber wohlvorbereiteten Pfaden dem Handwerkerstande die Fackel der Reform vor, und die tausend kleinen Lichtchen, die er angezündet hat, werden fort und fort leuchten und ihm ein dankbares Gedächtniß sichern. Er war ein einseitiger, praktischer Reformer, der mit Segen und Glück selbst ein Stück sozialer Geschichte zu machen verstand.“ . . .

Wie gut stände es um das deutsche Volk, wenn es viele solcher „einseitigen praktischen Reformer“ hätte.

Zum Schluß möge noch der Bestand der Genossenschaften, die sich auf der Arbeit dieses „einseitigen Reformers“ aufgebaut haben, hervorgehoben werden. Es bestanden am 31. Mai 1894:

Kredit-Genossenschaften	5 489*)
Konsumvereine	1 839
Baugenossenschaften	101
Gewerbliche Rohstoff-Genossenschaften . .	59
Landwirthsch. „ „ . .	1 071
Gewerbliche Werk-Genossenschaften . . .	17
Landwirthsch. „ „ . . .	214
Gewerbliche Magazin-Genossenschaften . .	54
Landwirthsch. „ „ . .	4
Gewerbliche Produktiv-Genossenschaften .	120
Landwirthsch. „ „ . .	1 341
Versicherungs- und sonstige Genossenschaften	125.

Ist der Mann, der unter Ueberwindung der größten Schwierigkeiten das deutsche Genossenschaftswesen geschaffen hat, dessen Glieder von Jahr zu Jahr zahlreicher werden, das dem Ausland vorbildlich geworden ist, nicht würdig eines Denkmals auf einem der bedeutenderen Plätze der Reichshauptstadt?

Hans Crüger.

Georg von Bunsen.

Zum siebzigsten Geburtstage.

Georg von Bunsen gehört zu den Naturen, die — mit Schiller zu reden — „zahlen durch das, was sie sind". Solche Männer sind selbst im politischen Leben von größerer Bedeutung, als gemeinhin angenommen wird. Lord Rosebery hat in seinem Buche über William Pitt diesen Punkt einmal erörtert. Er spricht an einer Stelle von einem Politiker, der wenig „Positives" geleistet hat, beinahe immer in der Opposition war und doch auf das politische Leben Englands dauernden Einfluß übte. Die Erklärung für diesen Einfluß gibt der gegenwärtige Premierminister Englands, indem er von jenem Politiker sagt: „er war die Verkörperung jeder liebenswerthen Eigenschaft des Mannes."

Georg von Bunsen, der am 7. November sein siebzigstes Lebensjahr vollendet, hat mit seltener Aufopferung dem allgemeinen Wohl gedient: nicht in glänzenden oder einflußreichen Stellungen, nicht als Beamter, nicht dort, wo Staatskrippen stehen; aber als Volksvertreter — im Abgeordnetenhause wie im Reichstage — und in zahllosen gemeinnützigen Unternehmungen hat er Jahrzehnte hindurch gearbeitet und gewirkt: durch Wort und Beispiel. Mochte es sich um die Beförderung der Fischzucht, um die Entwicklung des Kanalwesens, um öffentliche Gesundheitspflege oder um welche andere gemeinnützige oder humanitäre Veranstaltung immer handeln, Georg von Bunsen hat seine thätige Mitwirkung nie versagt. Die freie Pflege bürgerlicher Selbstthätigkeit gehörte für ihn stets zu den vornehmsten Pflichten des unabhängigen Staatsbürgers; und ein solcher war er Zeit seines Lebens. Mit Paul Heyse kann er von sich sagen:

> Ich hatte, was ich höher schätzte,
> Als alles Gold auf Perus Ebene,
> Ich hatte niemals Vorgesetzte
> Und niemals Untergebene.

Als Politiker gehört er zu jenen Liberalen, die sich selber immer treu blieben, so oft sie sich auch veranlaßt sahen, die Fracht ihrer Grundsätze auf ein neues Fraktionsschiff zu laden. Bunsen hat wie wir Anderen den Weg von den Nationalliberalen zur Liberalen Vereinigung, dann zur Freisinnigen Partei und schließlich zur Freisinnigen Vereinigung zurückgelegt, ohne in seinen politischen Grundanschauungen ein Anderer geworden zu sein. Die gesetzmäßige Freiheit stand ihm zu hoch, als daß er sich je besonnen hätte, sich in das Lager zu begeben, wo ihm dieselbe am Reinsten vertreten zu werden schien. Unter dem Fürsten Bismarck war es bekanntlich nicht so bequem wie unter dem Grafen Caprivi, einer politischen Ueberzeugung zu folgen, die zu der herrschenden Richtung im Gegensatz stand. Fürst Bismarck war ein ausgezeichneter Hasser und erst als Privatmann hat der ehemalige Reichskanzler von dem Recht der freien Meinungsäußerung eine vorurtheilsfreiere Auffassung gewonnen. Es gab aber eine Zeit, wo vier Reichstagsabgeordnete, die sich zur Liberalen Vereinigung rechneten, gleichzeitig wegen Bismarckbeleidigung angeklagt waren. Alle vier Abgeordnete wurden, nebenbei bemerkt, freigesprochen, trotzdem es sich um lauter selbständige Fälle handelte, die mit einander in keinerlei äußerer Verbindung standen, und die auch vor vier verschiedenen Gerichten abgehandelt wurden.

Zu diesen ob ihrer freimüthigen Kritik des Bismarckschen Regiments Angeklagten gehörte auch Bunsen, damals Abgeordneter jenes schlesischen Wahlkreises, den ich gegenwärtig vertrete. Bismarck's Groll gegen Bunsen war wohl mit darauf zurückzuführen, daß Letzterer von dem Kronprinzen, dem späteren Kaiser Friedrich, und dessen Gemahlin geschätzt wurde und mit dem kronprinzlichen Paare auch stets in einer gewissen Fühlung blieb. — Was sich durch die Gerichte nicht erreichen ließ, sollte später durch den sozialen Boykott erreicht werden, der während des decline of the Bismarckian empire zu den beliebtesten Kampfmitteln gegen politische Gegner gehörte. Bunsen sah sich zeitweilig veranlaßt, selbst den harmlosesten gesellschaftlichen Verkehr mit befreundeten fremden Diplomaten zu beschränken, um nicht dem leicht erregbaren Argwohn des Kanzlers Nahrung zu geben und dadurch die diplomatische Stellung der Fremden in Berlin zu erschweren. Bunsen hat diese nicht gerade bequeme Situation selbstverständlich niemals zum Anlaß genommen, in der pflichtmäßigen Bethätigung seiner politischen Ueberzeugungen lau zu werden. Im Gegentheil; als er bei der Macht am wenigsten gut angeschrieben war, hat er nur um so nachdrücklicher seine freihändlerischen Ueberzeugungen bekannt und für sein Mandat gestritten. Und die Wähler im Kreise Hirschberg-Schönau wußten seine Ueberzeugungstreue zu schätzen. Als am Abend einer heißen Wahlschlacht, in der Bunsen gegen den Freiherrn von Rotenhan sein Mandat vertheidigt hatte, die günstigen Wahlresultate aus allen Theilen des Wahlkreises durch Boten gemeldet wurden, trat auch ein Mitglied der freiwilligen Feuerwehr noch in später Nacht in Uniform an und meldete aus einem entfernten Dorfe: „Georg von Bunsen 101 Stimmen, Baron von Rotenhan 0; wir Feuerwehrleute lassen uns den rothen Hahn nicht aufs Dach setzen!" Bunsen würde den Wahlkreis Hirschberg-Schönau noch heute vertreten, wenn er 1885 sich nicht aus Gesundheitsrücksichten gezwungen gesehen hätte, das Mandat niederzulegen. Ich bin seitdem nie in den Wahlkreis gekommen, ohne immer wieder von wackeren Bürgern und Bauern gefragt zu werden: Was macht denn unser Herr von Bunsen?

Politische Pflichterfüllung, die zu einem derartigen Vertrauensverhältniß führt, hat einen vorbildlichen Werth. Georg von Bunsen hat auch, nachdem er aus der aktiven Politik zurückgetreten ist, den politischen Vorgängen stets sein lebhaftes Interesse bewahrt. Zeugniß dessen sind unter Anderem die Beiträge zur Zeitgeschichte, die er in verschiedenen Zeitschriften, deutschen, englischen und amerikanischen, — wie unsere Leser wissen, gelegentlich auch in der „Nation" — veröffentlicht hat.

Wer den Vorzug gehabt hat, ihm persönlich näher zu treten, weiß daß auch der Siebzigjährige, dessen ausgedehnte internationale Beziehungen eine Beschränkung auf einen engen Gesichtskreis ohnehin ausschließen, eifrig an Allem Antheil nimmt, was auf die Entwicklung von Kultur und Gesittung Bezug hat.

In Rom geboren und in klassischen Traditionen aufgewachsen, als Sohn und Gatte einer Engländerin mit englischem Wesen und der besten englischen Gesellschaft ver-

*) Hierunter befinden sich freilich ca. 2 500 Genossenschaften nach Raiffeisen'schem System.

traut, ein Deutscher, der seinem Vaterlande mit ganzem Herzen ergeben ist, ein Mann von ausgezeichneter Höflichkeit des Herzens, ein zuverlässiger Freund der Freiheit, gehört Bunsen zu jenen Männern, die man gern feiert.

Th. B.

Das englische Oberhaus.

In einer der letzten Sitzungen des englischen Unterhauses interpellirte ein Abgeordneter die Regierung darüber, was sie im Hinblick auf die Ablehnung verschiedener wichtiger Gesetzentwürfe durch das Haus der Lords zu thun gedenke. Sir William Harcourt, der Schatzkanzler, antwortete, daß die Frage eine der wichtigsten, ja die wichtigste sei, die aufgeworfen werden könne, daß die Regierung sich mit dem Veto des Hauses der Lords befassen wolle, aber noch keine bestimmte Antwort geben könne. Und an dem folgende Tage begann das ministerielle Organ, die „Daily News“, einen Leitartikel mit den bedeutungsvollen Worten: „Der Herbstfeldzug der liberalen Partei im Vereinigten Königreich wird gegen das Oberhaus geführt werden.“

Der alte Gladstone selbst hat bei seinem Scheiden aus der politischen Bühne seinen Anhängern diesen Kampf als sein Testament hinterlassen. „Ich bedauere“, sagt er in seiner etwas gewundenen Weise in seinem Abschiedsbrief an die Liberalen Schottlands, „daß die Verschiedenheit der Ansichten zwischen den beiden Häusern in dem letzten Jahre eine solche Entwicklung genommen hat, daß eine Frage aufgeworfen wird, zwischen einer Kammer, die vollständig verantwortlich ist und einer Kammer, die der Nation vollständig unverantwortlich gegenüber steht und daß diese Frage in solcher Weise aufgeworfen wird, daß sie in nicht allzu langer Ferne von den Wählern des Landes ein abschließendes Urtheil verlangt.“ Und seitdem ist kaum eine Woche vergangen, in der nicht in einer liberalen Wahlversammlung das Oberhaus als „ein beispielloser Anachronismus“, als „der Vertreter aller Mißbräuche und der Feind aller Reformen“, als „eine reine Parteimaschine im Interesse der Tories“ gebrandmarkt worden ist. Während die einen noch von einer Reform des „Tory-Klubs“ Rettung erhoffen, verlangen die anderen stürmisch die Absetzung der „himmelgeborenen Gesetzgeber“. John Burns, der Arbeiterführer, ruft drohend aus: „Das Land, welches König Karl ohne seinen Kopf hat schlafen lassen, wird sich kein „veto“ von der Königin Welf oder von Lord Salisbury gefallen lassen“; und am vorigen Sonnabend hat jetzt auch Lord Rosebery den Feldzug gegen das Oberhaus ganz offiziell eröffnet. So scheint sich ein gewaltiger Sturm, der die ganze englische Verfassung in ihren Grundvesten zu erschüttern geeignet ist, gegen diesen ältesten, seit den Tagen der Plantagenets im Wesen unveränderten Theil derselben vorzubereiten und es ist wohl kaum zu erwarten, daß derselbe dieses Mal, wie vor zehn Jahren, ohne Resultat vorübergehen wird. Um aber diese Bewegung zu verstehen, müssen wir zunächst sehen, welches die Stellung des Oberhauses im englischen Parlamentsgetriebe in der Vergangenheit war und jetzt ist.

Das Oberhaus ist bekanntlich der ursprüngliche Theil des englischen Parlaments. Die großen Barone führten den ersten Kampf gegen das absolute Königthum und rangen dem treulosen und verrätherischen König Johann (1215) die Magna Charta ab. Aber sowohl unter Johann als auch unter seinem Nachfolger Heinrich III. während des langen Krieges zwischen Baronen und Königthum ist doch nur von einer Vertretung des großen Grundadels in dem Magnum Concilium, oder wie es bald darauf genannt wird, Parliamentum die Rede. Erst im Jahre 1265 berief Simon von Montfort, der Führer der aufständischen Barone, um das Volk auf seine Seite zu ziehen, in das Parlament zu Westminster 2 Ritter aus jeder Grafschaft, aus einer Anzahl von Städten je 2 Bürger und aus den fünf Häfen je 4 Männer. Dieselben spielten aber zunächst noch eine durchaus untergeordnete Rolle. Vom Jahre 1295 an nehmen dann diese Vertreter des kleinen Landadels und des Bürgerthums regelmäßigen Antheil an den Verhandlungen und ein halbes Jahrhundert später (1341) scheidet sich das Parlament endgültig in zwei besondere Berathungskörper. Der Schwerpunkt der Macht liegt unter den Plantagenets noch bei den Baronen und Prälaten im Oberhause; die Gemeinen mischen sich gar nicht oder doch nur selten in die äußeren Angelegenheiten, haben jedoch schon den Vortritt bei Geldbewilligungen.

Eine Aenderung tritt zunächst ein durch die Kriege der beiden Rosen, die den englischen Adel so gewaltig schwächten, daß Heinrich VII. in sein erstes Parlament nur 29 weltliche Barone berufen konnte, von denen noch viele neu geadelt waren. Auch die Reformation verminderte die Zahl der Mitglieder des Oberhauses dadurch, daß 27 regelmäßig geladene Aebte und Prioren aus demselben verschwanden, so daß nur noch 20 geistliche Herren (2 Erzbischöfe und 18 Bischöfe) übrig bleiben. Eine neue Aristokratie entstand unter den Tudors durch die Einziehung der großen Kirchengüter und Vertheilung derselben an weltliche Vasallen, aber dieselben nahmen der Krone gegenüber durchaus nicht die unabhängige Haltung des alten waffenmächtigen Grundadels ein. Sie machte nach einander unter Heinrich VIII., Eduard VI. und Maria der Katholischen die verschiedenen Religionswechsel mit, weigerte sich allerdings unter der Regierung der letzteren, die strengen Gesetze gegen die Protestanten zu erneuern, König Philipp von Spanien als Nachfolger anzuerkennen oder Elisabeth von der Thronfolge auszuschließen. Unter den Tudors hatte sich das Verhältniß der beiden Häuser des Parlaments schon entschieden zu Ungunsten des Oberhauses verschoben. Die Bedeutung der Aristokratie lag nicht mehr so sehr in dem Oberhause, das bei dem Tode der Königin Elisabeth 60 weltliche Mitglieder zählte, sondern in der Berufung zu den großen Staatsämtern.

Das zeigte sich deutlich, als unter den Stuarts der Kampf mit der Krone ausbrach, der in der sog. ersten oder blutigen Revolution endigte. Da es sich hier zunächst vor allem um Steuerfragen handelte, und der Adel dem königlichen Einflusse durch zahlreiche Berufungen von Pairs sehr zugänglich gemacht war, so ging, wenn auch viele Lords auf Seiten des Volkes standen, entschieden der Hauptwiderstand gegen die Vergewaltigungen Jakobs I. und Karls I. von dem Unterhause aus. Dort saßen die bedeutendsten Führer der Opposition: John Eliot, der im Tower als erstes Opfer der Sache des Volkes starb, John Pym, der erste große Parlamentsredner Englands und der kühne Patriot John Hampden. Ja, als einst die Lords den Fortgang der Geschäfte zu hindern versuchte, warnte sie Pym mit den Worten, daß ihr Widerstand die Gemeinen nun zwingen würde, „England allein zu retten“. In der That wurde nach dem Siege der Parlamentspartei und der Hinrichtung König Karls (am 30. Januar 1649) das Oberhaus ebenso wie die Monarchie abgeschafft, und 8 Jahre lang von 1649 bis 1657 machte Cromwell den Versuch, mit einer Kammer zu regieren. Doch zeigte es sich bald, wie haltlos die ganze Gesetzgebung eines Landes, die Civil- und Strafjustiz den Tagesbeschlüssen einer gewählten Versammlung gegenübersteht, sobald die Nothwendigkeit der Zustimmung einer bleibenden festen Macht bei jeder Aenderung der Landesgesetze in Wegfall kommt. Deshalb führte der Protektor auch, nachdem er ein Parlament nach dem anderen als unbrauchbar fortgeschickt hatte, selbst wieder ein Oberhaus ein, das aus 90 von ihm selbst ernannten Pairs bestand. Da er sich aber mit dem Parlament über die Befugnisse desselben nicht einigen konnte, verzichtete er vollends auf den Schein einer parlamentarischen Regierung und führte bis zu seinem Tode ein despotisches Militärregiment.

Nach der Restauration wurde natürlich das alte Oberhaus in seiner früheren Zusammensetzung wiederhergestellt und zeigte sich zunächst weit fanatischer in seinem Royalismus

und seinem Hasse gegen die Puritaner als das Unterhaus. Als jedoch Jakob II. in unbegreiflicher Verblendung die Freiheit des Staates und der Kirche zu untergraben versuchte, um absolutistische Willkür und Katholizismus an ihre Stelle zu setzen, da standen Bischöfe und Lords einig mit den Gemeinen zum Widerstande zusammen. An der Vertreibung der Stuarts und der sog. glorreichen Revolution hat das Oberhaus denselben Antheil wie das Unterhaus. Die Führung in diesem Kampfe liegt entschieden in den Händen der großen Adligen.

Das 18. Jahrhundert können wir als die Blüthezeit der englischen Aristokratie bezeichnen. Während desselben steht das Oberhaus durchaus im Einklang mit den übrigen Organen der Verfassung; es bildet einen nothwendigen und sehr nützlichen Theil des ganzen Systems. Die Pairs, deren Anzahl bis zum Jahre 1702 bis auf 192 gestiegen ist, verfügen außerdem auch über eine schwankende, aber sehr beträchtliche Zahl von Wahlflecken (bis zu 300) und haben dadurch einen großen Einfluß auf das Unterhaus; sie sind ferner im Besitze der großen Staatsämter und erfüllen im Lande selbst die höchsten richterlichen, militärischen und Verwaltungspflichten: die englische Aristokratie ist die einzige der Welt, die den Grundsatz des Lehnssystems, daß großer Besitz auch große Pflichten mit sich bringt, mit hinüber in die Neuzeit geführt hat. Sie hat nicht nur viele Staatsmänner, Redner und Soldaten geliefert, nicht nur viele tüchtige Gutsherren, sondern auch Dichter, Historiker, Kunstkritiker, Sprachforscher, Alterthumsforscher und Naturforscher. Außerdem hat sie niemals, wie der Adel des Festlandes, eine abgeschlossene Kaste gebildet. Ihre Zahl ist keine fest begrenzte und wird beständig durch königliche Gunst und eigenes Verdienst vermehrt. Einmal in der That wurde der Versuch gemacht, die Zahl der Lords zu beschränken. Es war dies im Jahre 1719, als die Whigs ein Gesetz einbrachten, daß kein König mehr als 6 neue Pairs ernennen sollte. Dieses Gesetz, durch welches die Whigs ihre Majorität im Oberhause für immer sichern wollten, scheiterte glücklicherweise an dem Widerstande des Unterhauses, und seit jener Zeit haben Ernennungen in immer wachsender Zahl stattgefunden, so daß die Zahl der Pairs von 192 im Jahre 1702 auf 545 im Jahre 1890 gestiegen ist.

Auf der andern Seite steigen die Söhne der Pairs außer dem ältesten wieder ins Volk, der älteste selbst hat gewöhnlich den Ehrgeiz, sich im Unterhause die erste Kenntniß des politischen Lebens zu erwerben. Selten hat auch der Adel sich geweigert, großes Verdienst bei Nicht-Adligen anzuerkennen. Männer wie Somers, Churchill, Addison, Pitt u. a. — von den Staatsmännern dieses Jahrhunderts, den Disraeli, Gladstone, Bright u. s. w. ganz zu schweigen — waren nicht adliger Herkunft. Und wenn endlich die Großen ihren Wahleinfluß auch meistens zu selbstsüchtigen Zwecken verwandt haben, so hat es doch oft den nicht zu unterschätzenden Vortheil gehabt, daß auf diese Weise junge Leute von Talent früh Eintritt in das politische Leben erlangt haben. So verdankt z. B. Gladstone sein erstes Parlamentsmandat dem Herzog von Newcastle und hatte so den großen Vortheil, schon als 22jähriger junger Mann den Schauplatz kennen zu lernen, auf dem er eine so große Rolle zu spielen berufen war. Die Pairs bilden also keinen besonderen Stand, sondern nur die höchste Stufe der gentry, des Landadels, und als der aufgeklärteste und verständigste Theil desselben haben sie sich auch während des 18. Jahrhunderts gezeigt. Sie waren liberaler als der niedere Adel und zeigten mehr politisches Talent als die handeltreibenden Klassen.

Während der ganzen ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zum Regierungsantritt König Georg III. steht das Oberhaus zum großen Theile auf Seiten der Whigs und leistet der Sache der religiösen und politischen Freiheit in England die größten Dienste. Es stützte die protestantische Erbfolge zur Zeit ihrer größten Gefahr, gab während der langen und friedlichen Herrschaft Walpoles der Regierung eine Majorität in einem Hause und sicherte ihr dieselbe in dem anderen; es milderte vor allen Dingen die religiöse Verfolgungsgesetzgebung unter der Königin Anna. Die Gesetze, die die protestantischen Dissidenten vollständig von allen öffentlichen Aemtern ausschlossen, fanden den größten und oft erfolgreichsten Widerstand unter den Lords. Sie waren toleranter und aufgeklärter als die Gemeinen im Innern und für eine kühne energische Politik nach außen hin. Marlborough fand an ihnen eine Hauptstütze, ebenso wie später der ältere Pitt.

Trotz der vielfachen Schattenseiten, wie sie eine Aristokratie mit sich bringt, der Käuflichkeit nicht allein der Wähler, sondern auch der Gewählten, der Verschwendung im Staatshaushalt und ungleichen Vertheilung der Lasten, der für den Armen unerschwinglichen Kosten der Civiljustiz und der Härte der Strafjustiz, endlich vor allem der Vernachlässigung, Armuth und Entsittlichung der unteren Klassen, trotz aller dieser Mängel bildet das 18. Jahrhundert — soweit Großbritanniens äußere Stellung in Frage kommt — die Glanzperiode der englischen Geschichte; während desselben befestigte sich im Innern die Herrschaft des Parlaments und wurde nach außen das Weltreich England in glorreichen Kämpfen gegründet. Während dieser ganzen Zeit liegt aber die Herrschaft thatsächlich in den Händen des Adels. Der kleine Grundbesitz, das Freisassenthum war fast verschwunden, so daß die Bauern nur noch Pächter waren, und die Industrie, die Eisenbahnen und Aktiengesellschaften hatten noch nicht die großen Vermögen geschaffen; auch fehlte dem bürgerlichen Mittelstand — wenigstens außerhalb Londons — der Zusammenhang und damit der Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Unter dem Adel sind jedoch die naturgemäßen Führer die Pairs, die nicht bloß durch Eigenthum und Einfluß, sondern auch durch Intelligenz und Patriotismus hervorragen. Ihre Versammlung war die zweite Versammlung des Parlamentes, aber sie als Individuen waren die ersten Personen des Landes. Zwischen beiden Körperschaften des Parlaments herrschte ein vollständiger Einklang, denn sie gingen beide aus derselben Quelle hervor. Bezeichnend ist, was im Jahre 1791, als es sich darum handelte, Kanada eine Verfassung zu geben, Charles Fox, der Führer der liberalen Opposition, der Verfechter parlamentarischer Reform und der Freund der französischen Revolution, über die Aristokratie sagte. Er erklärte die Aristokratie für einen unentbehrlich nothwendigen Theil einer gemischten Regierung unter einer freien Verfassung und meinte, daß das Vorurtheil für alte Familien und jene Art von Stolz, die zum Adel gehört, ermuthigt werden sollten, da ohne sie ein großer Antheil zur Tugend fehlen und die nationale Würde sowohl als die inneren Interessen leiden würden. Er behauptete ferner, daß der Besitz immer die wahre Grundlage der Aristokratie gewesen sei, und daß eine wahre Aristokratie einem Lande jene Thatkraft, jenen Geist und jenen Unternehmungsgeist einflöße, der es immer groß und glücklich mache.

Ganz anders ist die Stellung des Oberhauses in unserem Jahrhundert. Schon im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts hatte sich ein neuer demokratischer Geist in England mächtig geregt. Man hatte begonnen, über die Verfassung des Landes nachzudenken und vielfach gefunden, daß das Parlament statt des Volkes nur den Einfluß des Hofes und des Adels, verrottete Vorurtheile und Privilegien, die Universitäten und einige mächtige Korporationen vertrat. Immer lauter erhob sich der Ruf nach Reform in politischer und religiöser Beziehung, und der mächtige Lenker der Geschicke Englands, der jüngere Pitt selbst, hatte sich zum Wortführer dieses Verlangens gemacht, indem er mehrere Gesetze einbrachte, die die Ungleichheit der Vertheilung und die Bestechung bei den Wahlen vermindern sollten. Diese Anträge waren mit geringer sich immer vermindernder Majorität zurückgewiesen worden, so daß ihr baldiger Sieg zu erwarten schien. Da brach die französische Revolution aus, die zuerst so gewaltige, ja überschwengliche Hoffnungen erregte, die Fox das bei weitem größte und beste Ereigniß nannte, das die Welt gesehen hätte, die Coleridge, Cowper und Wordsworth in begeisterten Versen priesen. Aber ihre Auswüchse und Gräuel, die Einziehung der Kirchengüter,

die Hinrichtung des Königs und die Schreckensherrschaft ließen die Begeisterung bald in ihr Gegentheil umschlagen, und der Krieg mit Frankreich verhalf vollends dem reformfeindlichen, konservativen Geiste in England zum Siege. Jetzt erschien die Abschaffung des geringsten überkommenen Mißbrauchs als ein Schritt zu Verrath und Königsmord. Erst als Napoleon danieder lag und jede Gefahr für England verschwunden war, erwachte das Verlangen nach sozialer und politischer Gleichheit wieder und errang in der Katholikenemanzipation des Jahres 1829 seinen ersten großen Sieg. Von diesem Ereigniß an beginnt die Periode der Demokratisirung Englands oder wie Gladstone in dem schon erwähnten Abschiedsbriefe sagt, „die Geschichte seiner Befreiung, d. h. der Befähigung des Menschen, sein Befreiungswerk in politischer, ökonomischer, sozialer, moralischer und intellektueller Beziehung zu thun". Der Mittelstand, der durch den Aufschwung des Handels und die Erfindungen in der Industrie eine ganz neue Bedeutung gewonnen hat, verlangt nach Antheil an der Macht; die religiösen Schranken fallen nach einander, die alte unmenschliche Strafjustiz wird abgeschafft und eine wohlwollende Fürsorge für die Armen tritt an ihre Stelle, kurz, auf dem Wege der allmählichen Reform wird England aus einer Aristokratie in eine Demokratie verwandelt.

Welchen Antheil hat aber an dieser allmählichen Abbröckelung der alten Klassengesetzgebung das Oberhaus, welchen Antheil kann eine Versammlung daran haben, die dem Prinzip der Aristokratie, der Vorherrschaft einer Klasse, nämlich des Grundadels ihre Entstehung verdankt? Gar keinen oder höchstens einen negativen, hemmenden und dadurch nützlichen, daß er eine überstürzte Gesetzgebung verhindert und das Volk bei leidenschaftlicher Erregung zur Selbstbesinnung zwingt. In unserem Jahrhundert bildet das Oberhaus die Bremse an dem Staatswagen, der rasch der Demokratie zueilt und den es wohl zu hemmen, aber niemals aufzuhalten vermag. Seine ganze letzte Geschichte ist nur die Geschichte eines hartnäckigen, aber schließlich jedesmal überwundenen Widerstandes gegen die Forderungen des Volkes. Nur aus Furcht vor einer Revolution willigt es in die Katholikenemanzipation des Jahres 1829 und das erste große Reformgesetz von 1832; es widersteht lange der Aufhebung der Sklaverei und noch länger der bürgerlichen Gleichstellung der Juden; es verwirft zuerst die Abschaffung der Käuflichkeit der Offizierstellen, die dieselben zu einem Vorrecht des Besitzes machte und sträubt sich heftig gegen die Entstaatlichung der protestantischen Kirche in Irland und die Einführung der geheimen Abstimmung bei den Wahlen. Es hat jedesmal nachgeben müssen, aber nie ohne lange Kämpfe und heftige Erschütterungen des ganzen Baues der Verfassung. Liberale Regierungen haben wiederholt versucht, den Widerstand der englischen Gesetzgeber durch einen Pairsschub zu brechen; so sind unter der Königin Victoria mehr Pairs ernannt worden, als zu irgend einer anderen Zeit, mit Ausnahme der sechzigjährigen Regierung Georgs III. Aber es hat sich jedesmal gezeigt, daß die neuen liberalen Pairs nach kurzer Zeit die Fühlung mit der Zeit und dem Volke verloren haben und in das konservative Lager übergegangen sind. Es braucht uns daher nicht zu wundern, daß das Oberhaus jetzt Gesetze, die vom Unterhause mit allerdings geringer Majorität angenommen worden sind, mit einer erdrückenden Majorität ablehnt, daß die Herren, „die nicht säen und nicht ernten", eine Stütze für jede konservative und ein Hemmschuh für jede liberale Regierung geworden sind. Haben doch die Lords fast jeden Gesetzesvorschlag Gladstone's und seines Nachfolgers Lord Rosebery von dem revolutionären Homeruleantrag herab bis zu dem Vorschlag, der das Verbot der Heirath mit der Schwester der verstorbenen Frau beseitigen sollte, in der einen oder anderen Form zurückgewiesen.

Deshalb verlangen nicht bloß die Iren, die von der liberalen Regierung die Erfüllung aller ihrer Hoffnungen erwartet halten und sich jetzt durch das Oberhaus um die Früchte ihrer Kämpfe und Bemühungen gebracht sehen, sondern auch die englischen Radikalen bis weit hinein in die Reihen der Liberalen eine vollständige Abschaffung oder doch Unschädlichmachung des Oberhauses dadurch, daß man ihm sein Vetorecht nimmt oder doch beschränkt, wie dasselbe, wenn auch nicht gesetzlich, so doch faktisch der Krone schon lange genommen worden ist.

Ob jedoch eine Abschaffung dem Lande frommen werde, das ist eine leichter aufzuwerfende als befriedigend zu beantwortende Frage. Jedenfalls aber kann man zu dem englischen Volke das Vertrauen haben, daß es einen gesetzmäßigen, keinen revolutionären Weg aus dieser Schwierigkeit finden wird. „Die nächste Prognose", — sagt Gneist in seinem Buche über das englische Parlament — „kann nur auf Sturm lauten, heftige, tiefgehende, andauernde Stürme, zugleich aber auch auf Ueberwindung der Katastrophe. Es berechtigt dazu die Vergangenheit der Nation, wie die Erfahrungen der unsrigen, welche ebenso erst durch harte Prüfungen zu ihrer heutigen Entwicklung gelangt ist."

Ph. Aronstein.

Hans Sachs.

Zu seinem vierhundertjährigen Geburtstage.

„Als man zelt vierzehnhundert jar
und vierundneunzig jar fürwar
nach des herren Christi geburt
ich Hans Sachs gleich geboren wurt
Novembris an dem fünften tag. ..."

Seit jenem fünften November sind jetzt vierhundert Jahre vergangen und noch lebt Hans Sachs in seinen Werken, noch besteht er in dem Bewußtsein des Volkes als eine Persönlichkeit von schlichter Größe, in der sich eine bedeutungsschwere Zeit vielfach verkörperte. Nürnberg aber, die alte Stadt, rüstet sich in diesen Tagen, das Andenken ihres großen Sohnes zu feiern, der ein Poet war und ein Schuhmacher dazu.

Das alte Nürnberg des Hans Sachs! Die Romantik hat einen Kranz grüner Immortellen um das Bild gewunden: stille Straßen mit kleinen, Giebel- und Erkergeschmückten Häusern, über deren Eingangsthür ein frommer Spruch steht. Drin im Erkerzimmer waltet die Hausfrau, mit der weißen Haube auf dem blonden Haar, mit dem klirrenden Schlüsselbund an der Schürze und dem Täschchen am Gürtel. Im holzgetäfelten Saale des Rathhauses sitzen an festen eichenen Tischen die Männer, hohe, ehrfurchtgebietende Erscheinungen, und rathschlagen über das Wohl der ehrenfesten Stadt. Durch eine offene Hausthür sieht man in eine Werkstatt hinein, in der Meister und Gesellen bei der Arbeit sitzen und ein Lied singen. Die Abendglocken läuten, das Geräusch der Arbeit verstummt, es wird ganz still. Leise geht der Friede durch die Gäßchen.

Das alte Nürnberg aber war keine Stadt des Friedens. In dem kleinen Gemeinwesen trafen die Interessen der einzelnen Stände scharf auf einander, und die Menschen der Zeit waren hart und rücksichtslos in ihren Mitteln. Die Institutionen des verfallenden Reiches, schwere Steuern und der Mangel an öffentlicher Sicherheit untergruben die Macht der Städte; es war eine Zeit harter Arbeit, in der Hans Sachs lebte. Und es war eine Zeit schwerer Kämpfe. Die unteren Volksschichten suchten sich durchzusetzen. In den Städten der erfolgreiche Ansturm der Gewerke auf die Patriziermacht, auf dem Lande das Gähren, das in den Bauernkriegen dann zum Ausbruch gekommen ist. Dazu die große religiöse Revolution, die sich an den Namen Luther's knüpft. Es war eine Zeit, die vielversprechende Keime ansetzte. Aber fast all diese Keime sind vor der Blüthe erfroren, oder doch nicht zu rechter Entfaltung gelangt.

Der Friede wohnte in Hans Sachsens Herzen. Er war eine stille Natur, die in sich selbst ihr Genügen fand,

und er hat ein stilles Leben geführt. Er machte in seiner Jugend die übliche Wanderschaft durch die Städte Süddeutschlands, dann aber hat er sich in seiner Vaterstadt Nürnberg fest eingesponnen. Er war zweimal glücklich verheirathet, der Tod kam wohl und klopfte an die Thür des Meisters an, aber Hans Sachs bewahrte in allem die ruhige, freudige Zuversicht, er ließ sich den Blick seiner klaren, treuen Augen nicht trüben. Wohl hat er ständig in die politischen, sozialen und religiösen Wirren eingegriffen, aber nie als ein innerlich Mitbetheiligter, immer als Mahner, als Lehrer. In den Kämpfen der Zeit steht er selbst da wie der treue Eckardt, der in seinen Fastnachtspielen wohl vor der bösen Frau Venus warnt. Und diese Eckardsgestalt, dieser leidenschaftslose, aber ganz schlichte, ganz treuherzige Beobachter ist neben Luther und neben dem großen Dürer zu der charakteristischen Gestalt seiner Zeit geworden.

• • •

In seinen schlichten Reimpaaren hat Hans Sachs einmal von einer Nachtigall erzählt, die mit ihrem Sang den Morgen begrüßt. Eine Heerde Schafe ist in die Irre gegangen, die Stimme des Löwen hat sie in die Wüste getrieben, und in der Wüste sind die wilden Thiere und die Schlangen über sie hergefallen. Der Sang der Nachtigall ertönt, und da finden sie sich zu ihrer Weide zurück. Die wilden Thiere aber brüllen und lärmen, die Nachtigall zu übertönen. Umsonst; ihre Stimme durchdringt siegreich das Gelärm. Diese Nachtigall ist „die wittembergisch nachtigal, die man jez höret überal", Martin Luther.

Mit Jubel hat Hans Sachs das Auftreten des Reformators begrüßt, und mit zuversichtlichen Worten hat er bei Luthers Tod das Fortbestehen seines Werkes verkündet. Durch die reformatorische Bewegung hat Hans Sachs das Verständniß des eigenen Wesens gewonnen, er hat in ihr die Züge des eigenen Charakters wiedergefunden, und sie hat ihm die Zunge gelöst.

Ein Mönch der Reformator und die hohe Geistlichkeit die Reformirten — das demokratische und das Volksthümliche ist der Kern der Dichtung des Hans Sachs. Mit der Schellenkappe auf dem Schädel ergreift der Tod in Holbein's Todtentanz die Königin: es war eine Zeit stark in demokratischem Wollen und Fühlen, in der Hans Sachs den Schwank dichtete von den Hasen, die ihren alten Unterdrücker, den Jägersmann, schlachten und braten, in der er den raublustigen Adel an den Pranger stellte und es gut hieß, wenn schlicht ehrsame Handwerksleute aus Nürnberg ritterliche Spiele spielten. Und auch bei Hans Sachs geht das Demokratische im Volksthümlichen auf. Wie er hat kaum ein zweiter es verstanden, dem Volke zum Herzen zu sprechen. In seiner schlichten Einfalt lag seine Größe.

Eine Bußpredigerin durchzog die Reformation die Lande und ein Moralist, kein scheltender, polternder, aber ein väterlich mahnender war Hans Sachs. Er war es aus Herzensbedürfniß. Aus allem, was er sah und erlebte, zog er sinnend seine moralischen Lehren. Die Moral der Geschichte machte ihm ein Geschehniß erst sympatisch, und nie brachte er es übers Herz, ein Gedicht für sich selbst sprechen zu lassen. Immer mußte die Moral den „Beschluß" machen. Er war ein nachdenklicher Mann, der Meister von Nürnberg, und selten war auch das Lernbedürfniß im Volke so stark entwickelt wie damals.

Damals nämlich glaubte man an einen Völkerfrühling, der alles neu machen müsse. Nicht oft hat eine Generation so entschieden mit Traditionen und Ueberlieferungen gebrochen, als es die that, mit der Hans Sachs jung war. Und das alles mehr unbewußt als bewußt! Es schien der Zeit so selbstverständlich, die alten Ideale abzuthun und lächerlich zu finden und nach neuen zu spüren. Hans Sachs hat in einer Tragedi den „hörnen Seifrit", den Helden und die Idealgestalt der alten Sage, geschildert. Was bedeutet ihm Siegfried? Er sagt es selbst: „die jugent, on zucht, gute sitten und tugent, verwegen, frech und unverzagt, die sich in all gferlichkeit wagt." Man machte nicht einmal Kompromisse; das Alte sollte todt sein, dem Gegenwärtigen die Welt gehören.

Das ist das große Verdienst, das sich die Reformation um die deutsche Dichtung ihrer Zeit erworben hat, daß sie ihr mit Traditionen brechen half und daß sie ihr den Blick für die reale Wirklichkeit schärfte.

Das Alterthum, die biblischen Geschichten, das alles trägt bei Hans Sachs nicht nur das Kostüm seiner Zeit, es ist wie Geschehniß und Erlebniß des sechzehnten Jahrhunderts. In seinem besten dramatischen Gedicht, in seiner Komödie „Die ungleichen Kinder Eve" läßt Hans Sachs den lieben Gott zu Adam und Eva kommen und ihre Kinder prüfen. Er fragt sie nach den Geboten und dem Glaubensbekenntniß, und die artigen Kinder antworten ihm mit den Worten aus Luther's Katechismus. Und das ist es nicht allein: das Haus Adam's ist ein Nürnberger Bürgerhaus, und der böse Kain ist ein echter Straßenjunge aus der wohllöblichen Stadt, und mit überzeugender Naivetät ist das Milieu geschaffen ganz aus der Gegenwart des sechzehnten Jahrhunderts heraus. Und dieser naive Realismus ist das ewig Junge in Hans Sachsens Dichtung, denn es ist Realismus gegründet auf Lebensbeobachtung. Erlauschte Szenen wurden ihm zum Gedicht. Er hört drei Frauen in den ärgsten Worten auf ihre Mägde schmälen, und dann wundert er sich, daß eine jede die Magd noch lange Jahre in ihrem Hause behält. Warum das wohl geschieht? Und dann wieder erschreckt ihn die Wucht der eigenen realistischen Darstellungsweise, und treuherzig bittet er, ihn zu entschuldigen:

„Und ob wir ihm hätten zu viel
Gethan mit Werken oder Worten,
Bit mir Verzihung aller Orten;
Wann Jäcklein und die Bauern gemein,
Die kunten nit höflicher sein,
Redten von der Sache, wie die was . . ."

Ganz selten nur, wenn ein Meistersingerton ihn gar zu sehr engte und zwängte, versagte ihm dieser Realismus. Dann wurde ihm die Kunst zum Handwerk, aus dem Poeten wurde dann ein Reimschmied. —

Wer so mit erstaunten Kinderaugen dem Treiben der Menschen zusah, wer so unbekümmert und naiv nur die Gegenwart lebte, wie Hans Sachs es that, der mußte auch theilnehmen an den großen Kämpfen seiner Zeit.

Ueber einem alten Stadtthor aus jenen Tagen ist eine Keule abgebildet und darunter sind die Worte eingegraben: „wer seinen Kindern gibt das Brot, und leidet selber Hungers Noth, den schlagt mit dieser Keule todt!" Was aus der alten Generation werden sollte, die der jüngeren Platz machen und sich aufs Altentheil zurückziehen mußte, das war die große soziale Frage jenes Jahrhunderts, in dem es nur wenig baares Geld gab. Hans Sachs hat diese Frage oft aufgegriffen und immer hat er sie als Moralist gefaßt. Am innigsten hat er in dem Schwank „die halbe Rosdeck" seinen Anschauungen Gestaltung gegeben: — Zu Gunsten seines Sohnes hat der Großvater auf sein gesammtes Hab und Gut verzichtet. Er ist ein mürrischer Alter geworden und wird von allen gemieden. Er muß darben und Noth leiden, und in strenger Winterszeit bittet er einmal um einen Pelz. Aber der Sohn bestimmt eine Roßdecke für ihn und befiehlt seinem fünfjährigen Knaben, sie dem Alten zu bringen. Der schneidet die Decke in zwei Theile, und als der Vater ihn fragt, warum er das thue, da sagt er:

„wenn du einmal wirst krank und alt,
das es auch schneiet und ist kalt,
dich frewst, wie meinen Ahnherrn eben,
so will ich dir den halb teil geben . . ."

Und in derselben Weise hat Hans Sachs die politischen und religiösen Fragen seiner Zeit, als ein Weiser mit einem Kindesherzen, dichterisch gestaltet.

Hans Sachs war eben nicht nur ein Poet, er war auch ein Journalist. Ueber wichtige Tagesereignisse in seiner lieben Stadt Nürnberg schrieb er gereimte Berichte,

und wundervoll ist die Anschaulichkeit, mit der er zeichnete. Wenn es ihm gilt, den Einzug König Ferdinands in Nürnberg zu schildern, dann schreibt er, wie er auf die Straße geht, nicht weiß um was es sich handelt, und überall herumhorcht, was das und das bedeuten solle. So stellt er aus Einzelzügen sein Bild her. Und dann ist er wieder als Journalist der unerschrockene und zornmüthige Kämpfer gegen Pfaffenschlechtigkeit und Fürstentyrannei. Er, der Nürnberger Schuster, hat seine wuchtigen Journalistenhiebe gegen den „erlauchten“ Hohenzollern Albrecht Alcibiades geführt. Und so ist ihm der in tiefster Seele friedfertig war, auch ein Journalistenlos zu theil geworden. Vom ehrsamen Rath der frommen Stadt Nürnberg wurde ihm ein Verweis ertheilt. „Darum sei eines Raths ernster Befehl, daß er seines Handwerks und Schuhmachens warte, sich auch in Zukunft enthalte, solche Büchlein oder Reime ausgehen zu lassen.“

Ein ganzer Mensch und eine ganze Persönlichkeit, war Hans Sachs in seinem Können dennoch kein ganzer Künstler. Ihm fehlte das Verständniß für die Einheit von Stoff und Form. Er hat oftmals denselben Vorwurf als Meistergesang, als Schwank und als Drama behandelt. Die Form bedeutete ihm nur einen Rock, den man dem Stoff anzieht: in seinen Meistersängen trennt der Strophenschluß oft das Subjekt von seinem Prädikat. Und dann fehlte ihm, der ein Milieu ganz sicher traf und seine Personen offenbar deutlich vor Augen sah, ganz die Fähigkeit, die Situationen anzuschauen. Seine Griseldis hat in dem Augenblick, in dem ihr ihre Kinder wiedergegeben werden, kein Wort des Willkomms für die Verlorengeglaubten! Man muß die Figuren der Dürer'schen Holzschnitte dazu nehmen, um die Personen in Hans Sachsen's Fastnachtspielen zu verstehen. Bei Dürer ist erreicht, was bei Hans Sachs nur gewollt ist. Denn der wackere Nürnberger Meister begnügte sich mit ganz vereinzelten charakteristischen Zügen und stellte nur Typen auf, die er Frau Moral zu Liebe wohl noch karikirte. Hans Sachs hat eigentlich nur zwei individuelle Charaktere geschaffen: Sankt Petrus und den Teufel.

Ein herzensguter, derber, einfältiger Polterer, ein wenig vorlaut und ein wenig frige, ein Besserwisser und ein unbeholfener Tölpel, der beschränkte brave Bürgertypus der Zeit, das ist Sankt Petrus dem Hans Sachs. Der klug dumme Bauer, der Ränkeschmied, der immer überlistet wird, der Prahlhans, der ein Feigling ist, der erzdumme Betrüger, das ist ihm der Teufel. Beide Charaktere hatten ihm Tradition und Volksphantasie, fast fertig gestaltet, übermittelt.

Einfältig der Pförtner des Himmels und erzdumm der Pförtner der Hölle — was will das bedeuten in einer gläubig frommen Zeit?

* * *

In Dürer's „Melancholie“ erschließt sich der Geist des Zeitalters der Reformation in seiner Tiefe.

Auf dem Boden liegt fortgeworfenes Handwerkzeug, ein paar wissenschaftliche Instrumente stehen herum, und sie, die Melancholie, sitzt da, mit den verschleierten Augen ins Leere blickend. Lässig spielt die Hand mit einem Zirkel; müde liegt der Arm auf einem Folianten. . . . Ich denke, jener Foliant ist — die Bibel.

Die Reformation hat dem Volk die Bibel gegeben. Jahrhundertelang hatte die Menschheit gläubig vertraut, daß auf all die ängstigenden Fragen, die sie bedrückte, in dem geheimnißvollen Buch die Antwort zu lesen sei. Die Bibel wurde die große Enttäuschung des Jahrhunderts. Denn man suchte mehr in ihr als Poesie und Geschichte. Einen ganz neuen Lebensinhalt aber vermochte die Bibel den Menschen jener Zeit nicht mehr zu geben. Es ist wahr, es hat das meines Wissens Niemand damals ausgesprochen; es ist vielleicht kaum Jemand sich darüber klar geworden; die Thatsache fällt darum nicht weniger schwer ins Gewicht.

Weil sie dem Volke keinen von Grund aus neuen Lebensinhalt zu geben vermochte, darum ist die reformatorische Bewegung, so machtvoll sie auch einsetzte, zerronnen. Naturgemäß mußte dieser Mangel für die Dichtung empfindlicher werden als für die bildende Kunst. Die gesammte Dichtung der Zeit, auch die des Hans Sachs, entbehrt des rechten innerlichen Gehaltes! Hans Sachs hat zum großen Theil dieselben Quellen benutzt wie Shakespeare. Aber Shakespeare lebte in einem Lande, in dem sich neue, große Ideen durchsetzten; er hatte etwas, seine Stoffe zu vertiefen. Für Hans Sachs hat alles nur anekdotischen Werth. Wenn er Boccaccio nacherzählt von dem armen Edelmann, der sein liebstes Gut, seinen Falken, daran gibt und ihn schlachtet, um etwas der Geliebten zum Imbiß vorsetzen zu können, so bedeutet ihm das nur, daß er „tugenthaft und frum“ und daß er zu ihrem Gemahl durchaus qualifizirt sei.

Dadurch aber, daß sie, ohne zu geben, alles Denken und Wollen und Begehren in Deutschland absorbirte und einseitig machte, ist die Reformation für das gesammte geistige Leben Deutschlands zwei Jahrhunderte hindurch verhängnißvoll geworden. Ueber den himmlischen Blumen im Jenseits, von denen man träumte, vergaßen die Besten der Zeit, daß auch „in diesem Jammerthale“ Blumen blühen. Die rechte Lebensfreudigkeit ging verloren.

Was ist die Liebe dem Hans Sachs? Einerseits eine Teufelin, die von dem Pfade der Tugend ablockt, und eine Urheberin vieler Fährlichkeiten, Mühsal und Gefahr. Und andererseits:

> Die große sterk in der natur . . . .
> weil das götliche majestat
> menschlichem gschlecht einpflanzet hat
> von wegen menschlicher geberung . . .

Darum kehrt in fast all seinen Fastnachtspielen ganz refrainartig die Mahnung wieder: „thu dir selber nemen einen Gemahel zu der Eh! Die had denn lieb und keine meh!“ Und darum war sein Frauenideal die fromme, gehorsame Magd, die nur den Willen ihres strengen Eheherrn kennt, die Griseldisgestalt.

Und doch hat Hans Sachs, der von Leidenschaft nichts wußte, die ergreifendsten und innigsten Töne gefunden, als er das Lied zu Ehren seiner verstorbenen Frau sang. Der Anblick ihrer Kleider, ihrer Geräthschaften hat die Wunde in seinem Herzen immer wieder aufgerissen. Da erscheint sie ihm im Traum. Er will auf sie zu, sie an sich drücken:

> „mein Hans, das mag nit mer gesein,
> ich bin nit mer wie vorhin dein . . .“

Sehnsucht überkommt ihn nach einer anderen Welt.

* * *

Ein Vorwurf kehrt bei Dürer häufig wieder, und in einem seiner Kupferstiche hat er dem Gedanken bleibenden Ausdruck geliehen: Im Hintergrunde ragt hochgethürmt mit Zinnen und Mauerkronen eine Stadt empor. Vorn aber, auf einem einsamen Fleckchen sitzt in sich zusammengekauert bei einem Kreuzstabe ein Eremit oder Mönch, ganz versenkt in ein Buch, das er auf seinen Knien hält. Man könnte das Bildchen „Sehnsucht nach Frieden“ nennen.

Es war eine Zeit harten Arbeitens, in der Hans Sachs lebte, und wenn man die Jesus- und Apostelgestalten der zeitgenössischen deutschen Kunst mit denen italienischer Meister vergleicht, dann drängt sich einem, abgesehen von allen Stilunterschieden, der Gedanke auf: das sind Männer, die gearbeitet haben. Aber es war auch eine arbeitsmüde Zeit, die nach Frieden lechzte! Der Zug zur Einsamkeit war bei Hans Sachs ganz ebenso stark wie bei Dürer. Freilich, im Dichter war es vor allem der Moralist, der aus der Welt der Sünde hinausbegehrte. Wenn Hans Sachs die wilden Holzleute und die Thiere des Waldes aufsuchte — und er that es oft! — so wollte er in ihnen die reine, unverderbte Natur finden. Vielleicht war dies die andere Welt, nach der er Sehnsucht trug.

Die Einsamkeit gibt dem Menschen eigene Gefährten. Der Zug zu ihr und die Sehnsucht hat Hans

Sachsens Dichtung bei allem naiven Realismus etwas ausgeprägt Allegorisirendes gegeben. In einem Fastnachtspiel wird ihm ein Korb gleichsam zum Symbol, an das sich immer wieder dieselbe Zankszene in verschiedenen Kreisen knüpfen muß. Und in seinen Gedichten geht er fast ständig von einer Allegorie aus, um dann derb deutlich die Erklärung anzufügen.

In den Werken des Hans Sachs lebt eine Fülle allegorischer Gestalten friedlich beieinander. Er hat die Wahrheit geschildert, die kein eigen Haus auf Erden findet, Frau Krankheit, die sich bei einer reichen Bürgerfamilie einnistet, und er hat in Heinz Widerporst und Hans Unfleiß und Heinz Unru die Laster seiner Zeit personifizirt. Der „gute Montag" ist ihm als ein häßliches Thier erschienen, und eines Morgens hat ihn Frau Sorge besucht. Frau Sorge war eine brave Wittib, die ihn zur Arbeit antrieb.

Wie das Empfindungsleben ein anderes geworden ist! Wie so ganz anders Frau Sorge im neunzehnten Jahrhundert ausschaut!

Und dennoch — uns trennt auch heute keine Kluft von Hans Sachs. In seiner schlichten Einfalt spricht der Nürnberger Poet auch heute noch zu Herzen. Und was ihm allein zu eigen: Hans Sachs ist der große Lehrmeister geworden, von dem die Schriftsteller und Dichter unserer Zeit gelernt haben, wenn anders ihnen echte Volksthümlichkeit am Herzen lag.

Das ist „Hans Sachsens poetische Sendung" im neunzehnten Jahrhundert.

Ernst Heilborn.

Theater.

(Residenz-Theater · Gastspiel des Herrn André Antoine und seines Théâtre libre.)

Das Gastspiel des Herrn Antoine und seiner Pariser Gesellschaft vom Théâtre libre hat das kleine Residenz-Theater nicht jeden Abend zu füllen vermocht; aber die Zuhörer aus der Gesellschaft, welche Französisch versteht und die theuren Plätze bezahlen kann, waren für das Gebotene dankbar. Mit der Komödie „Tante Léontine" errang Herr Antoine sogar einen starken Erfolg, der allerdings vielleicht der leichten Verständlichkeit des Stückes vor allem zu danken war. Die meisten von uns müssen anfangs angestrengt zuhören, um Herrn Antoine und seine Reisegefährten dann zu verstehen, wenn sie das Französisch der Pariser Boulevards reden, das der äußeren oder der inneren Boulevards, den Dialekt des Arbeiters oder den Jargon des reichen Müßiggängers. „Tante Léontine" spielt in einer Provinzstadt und wir hörten zu unserem Vergnügen die Sprache, wie wir sie gelernt haben; nur daß wir vielleicht nicht immer die komische Wirkung fühlten, die mit diesem Provinzfranzösisch beabsichtigt war.

Herr Antoine selbst stellte sich uns als ein bedeutender Schauspieler vor, der alles kann, was er will, und der niemals ein Virtuose sein will. Man begreift, daß ein solcher Künstler sein eigenes Theater gründen muß; ein anderer Theaterdirektor hätte sich kaum mit so unscheinbarer Künstlerschaft begnügt. Denn so viel auch über den Schaden gelärmt wird, den das Virtuosenthum der Schauspielkunst zufügt, will die landläufige Direktionsweisheit doch nicht darauf verzichten. Man pflegt sogar überall das Virtuosenthum, indem man es durch eine Umgebung von Virtuosen bescheidener erscheinen läßt. Herr Antoine aber macht ernst mit der Bescheidenheit vollendeter Kunst.

Herr Antoine ist also kein Virtuose, aber er ist Schauspieler genug, um sich gern von allen Seiten zu zeigen, auch in Rollen, für welche niemals eine freie Bühne hätte geschaffen werden müssen. Die Schauspielkunst steht ihm offenbar näher als die Litteratur; es fällt ihm nicht schwer, neben naturalistischen Lustspielen auch ein Melodrama aber eine Phantasie in Versen aufzuführen, wenn ihm darin nur eine dankbare Aufgabe zufällt. Das kleine Melodrama „Jacques Damour" von Zola verwandelte er durch eine Meisterleistung beinahe in ein Stück Leben. Ob er auch die Verse von Banville anders sprach, als solche sentimental-parodistischen Pierrotiädchelchen sonst in Paris gesprochen werden, das vermögen unsere deutschen Ohren wohl kaum zu entscheiden. Als Pierrot hätte er nach unseren deutschen Augen mehr Anmuth entfalten müssen; der verstandene Pierrot ist ja nicht der alte Hanswurst, sondern etwas wie sein verklärter Geist. Und nach einem bisher für wahr geltenden Gerücht sind Geister anmuthig, wodurch sie sich von Gespenstern unterscheiden.

Die Fehler dieser unreifen, kleinen Stücke sind aber nicht so beachtenswerth wie der Umstand, daß auch die freien Stücke des Théâtre libre den Maßstab nicht vertragen, den der deutsche Naturalismus an die dramatische Technik zu legen gelernt hat. Es hat sich als eine Thatsache herausgestellt, daß wir strenger sind in unseren Forderungen, und daß die deutschen Dichter dieser Schule gewissenhafter sind in der Befolgung der neuen Gesetze. Die Schüler nehmen die Schule ernster als die Lehrmeister. Es wiederholt sich die alte Erfahrung, daß der deutsche Geist konsequenter, systematischer ist, als der französische. Als die französische Revolution fast alles auf den Kopf gestellt hatte, ließ sie doch die alte französische Weltanschauung aufrecht stehen; erst Hegel brachte System in die Sache und stellte — nach seinem eigenen Witzwort — die ganze Welt grundsätzlich auf die Vernunft, also auf den Kopf. Der Deutsche ist nur im Handeln gemüthlich. In der Theorie und also auch in Dichtungen einer bestimmten Theorie, ist er weit radikaler als der Franzose. Ein Grund mehr für beide Völker, als gute Nachbarn von einander zu lernen, so lange gute Nachbarschaft möglich ist.

Gerade das, was Herr Antoine als Schauspieler verschmäht, was der deutsche Naturalismus verachtet — bald aus Ueberzeugung, bald aus Bettelstolz — die Wirkung um jeden Preis, das ist es, worauf die Schriftsteller des Théâtre libre nicht vollständig verzichten wollen. Namentlich wenn der Aktschluß sich nähert, werden die ältesten Bühnenrequisiten nicht verschmäht. Eine Ueberraschung, ein Zufall, ein billiges Witzwort muß dafür Stimmung machen, daß der Beifall sich rege; und wie Herr Antoine als Pierrot sich schließlich nach uralter Sitte ad spectatores wendet mit der naiven Bitte, um ein bischen Händeklatschen, so schämen sich auch seine Autoren nicht, kurz vor Schluß jedes Aktes den alten Teller mit ihrem Kleingeld zu schütteln und durch das Gelingen an ihre eigentliche Absicht zu erinnern. Zwischendurch gehen überall Auftritte voll Kraft und Leben oder auch solche, die voll sind von jenem köstlichen gallischen Humor, den wir unserem deutschen wohl gleichstellen würden, wenn wir nicht eben Deutsche wären und wenn Jemand über seinen eigenen Schatten springen könnte. Wie z. B. Vater und Mutter ihrer allzu wohlerzogenen Tochter erklären müssen, was eine Cocotte ist; oder wie der lüderliche Sohn den etwas ängstlichen Vater in der höheren Galanterie unterrichtet, das sind Einfälle, die eines Rabelais nicht unwürdig wären. Guy de Maupassant zeigt diesen fremdartigen Humor in seinen besten Novellen; auf die Bühne gebracht hat ihn das Théâtre libre mit den künstlerisch werthvollsten Stellen seiner ungleichen Stücke.

Die Keckheit, mit welcher Georges Ancey in seiner École des Veuves geschlechtliche Beziehungen, wie sie das Pariser Leben öffentlich beherrschen, zum Mittelpunkt einer Posse gemacht hat, wäre bei uns nicht nachzuahmen, weil bei uns theils wirklich andere Sitten gelten, theils die Heuchelei zur wirklichen Landessitte gehört. Auch das Schauspiel Blanchette von Brieux, das etwas tendenzreich den Weg von der Bildung zur Prostitution an dem Beispiel einer Bauerntochter zeigt, die man hat Lehrerin werden

lassen; auch die Komödie Tante Léontine von Boniface und Bodin, die lachend behauptet, daß die bürgerliche Familie bares Geld auch aus der unwürdigsten Hand nehme — alle diese Stoffe wären nach den Idealen unserer Klassiker nicht dramatisch, weil sie nicht allgemein menschlich genug sind. Sie sind auf französischem Boden gewachsen.

Und gerade das ist die wichtigste Lehre, die die Ausländer uns geben können. Es ebenso machen wie die Franzosen, heißt nicht, in Berlin französische Aufgaben lösen; es ebenso machen heißt, bei uns Stoffe wählen, die auf deutschem Boden gewachsen sind. In der Stoffwahl sind uns die Franzosen weit voraus, so sehr sich auch in den letzten Jahren das gebessert hat, was schon der alte Goethe einmal lächelnd die dichterischen Landeserzeugnisse nannte.

Fritz Mauthner.

Der örtliche Gerichtsstand in Preßsachen. Von Carl Bulling, Geh. Justizrath. Berlin. 1894. Rosenbaum u. Hart.

Zur Zeit als das Oberhandelsgericht in Leipzig thätig war, herrschte in dessen Rechtsprechung ein Geist, über den man allgemein von Juristen und Nichtjuristen Aeußerungen freudiger Zustimmung vernehmen konnte. Mit der Umwandlung in das Reichsgericht für sämmtliche Rechtsgebiete hat sich allmählich dieses Verhältniß geändert. Ein Zug von künstlich gelehrter Auslegung ist an die Stelle der früheren Auffassung getreten, welche ihre Lösungen mehr den vernünftig praktischen Lebensanschauungen angepaßt hatte und ihre Urtheile so fällte, daß sie mit dem Gefühl der Billigkeit, für das aequum et bonum des schlichten Verstandes, übereinstimmte. Dieser Wandel machte sich namentlich auf dem Gebiete des Strafrechts geltend. Man erinnert sich des peinlichen Aufsehens, welches das Urtheil über die Strafbarkeit des Versuchs mit untauglichen Mitteln an untauglichen Objekten erregte. So fein die zu Grunde gelegte strenge Deduktion sein konnte, es wollte doch den Menschen nicht einleuchten, daß Jemand wegen Mordversuchs bestraft werden sollte, der mit einem blindgeladenen Gewehr auf eine ausgestopfte Figur geschossen hatte, während er mit einer Kugel auf einen lebenden Mann zu schießen vermeint hatte.

Demselben Geiste entstammt die Rechtsprechung, die jüngst in dem Beleidigungsprozeß gegen Herrn von Thüngen-Roßbach zur Anwendung gebracht wurde. Eine Zeitung, die z. B. in München geschrieben und gedruckt wird, soll vor das Berliner Gericht gezogen werden können, weil die inkriminirte Nummer nach Berlin versandt worden ist, und ebenso vor das Gericht jedes beliebigen Ortes, an dem sie sonst Leser gefunden hat. Die natürliche Empfindung widerstrebt einer solchen Auffassung, mag sie noch so fein zugespitzt motivirt werden. Nun hat aber der Verfasser der vorliegenden Schrift dem gesunden Menschenverstand den dankenswerthen Dienst geleistet, mit allen Werkzeugen der juristischen Technik nachzuweisen, daß auch diese bei der Auslegung des Reichsgerichts durchaus nicht ihre Rechnung findet. Seine Beweisführung operirt zugleich mit den obersten Grundsätzen des Strafrechts wie mit der Schärfe der Einzelbestimmungen, die Abhandlung ist kurz und knapp und rein objektiv. Es darf die Hoffnung ausgesprochen werden, daß sie vielleicht eine heilsame Wirkung auf die künftigen Entscheidungen des Reichsgerichts bei neuem Anlaß derselben Kategorie ausüben werde.

—r.

Jeremias Gotthelf's ausgewählte Werke. Illustrirte Prachtausgabe. Verlag von F. Zahn. Chauxdefonds. Lieferung 1 und 2.

Der Zeit allgemeiner Begeisterung für die Bernischen Volkserzählungen Jeremias Gotthelf's, die einen charakteristischen Ausdruck in warmen Worten von Julian Schmidt gefunden hat, ist eine Epoche gefolgt, in der man vom schweizerischen Volksdichter mehr sprach, als daß man ihn las; selbst in der Schweiz stand man seinen Werken eine Reihe von Jahren hindurch nicht gerade fremd, aber doch ein wenig theilnahmlos gegenüber, bis dann eine Anzahl, besser: eine Unzahl von mehr oder minder schlecht edirten Neudrucken seiner berühmtesten Erzählungen hierin Wandel schaffte. Man begegnet in der Heimath des Dichter-Pfarrers jetzt gerade bei den wenig bemittelten Klassen oft einem Gotthelf-Büchlein, denn für wenige Centimes schon kann man kleinere, für ein oder zwei Frank größere Werke von ihm erwerben. Deutschland hat sich noch nicht wieder in ein rechtes Verhältniß zu Gotthelf's Schriften setzen können; wie man selbst Auerbach's Dorfgeschichten, die einem deutschen Leserkreise doch so viel näher stehen, zu vernachlässigen beginnt, so hat man sich vollends der schweizerischen Volksdichtung gar sehr entfremdet; in dem Maße, in dem die Liebe zu Kellers künstlerischer Darstellung schweizerischen Lebens und schweizerischer Menschen gewachsen ist, hat die Kenntniß von Gotthelf's nicht direkt unkünstlerischen, aber immerhin nicht immer künstlerischen Schilderungen abgenommen. Man muß das bedauern, denn die Frische und Urwüchsigkeit, die Wahrheit und Ungeschminktheit von Gotthelf's Erzählungen darf gerade in unserer Zeit durchaus Anspruch auf gerechte Würdigung erheben. Eine wirklich gediegene Neuausgabe seiner besten oder doch berühmtesten Werke ist deshalb auch froh willkommen zu heißen und einer so prächtig ausgestatteten, wie der jetzt von F. Zahn (Chauxdefonds) veranstalteten darf man sich durchaus aufrichtig freuen. Sechs Erzählungen und zwar nur solche, die lesenswerth sind, wird diese neue Ausgabe enthalten: Leiden und Freuden eines Schulmeisters, Uli der Knecht, Uli der Pächter, der Bauernspiegel, Elsi die seltsame Magd, Anne Bäbi Jowäger. Mit der Herausgabe dieser Schriften ist ein hervorragender schweizerischer Gelehrter, Herr Prof. O. Sutermeister (Bern), beauftragt; er will hier die Urtexte wiedergeben, was gerade für Deutschland, wo man noch haarsträubenden „verbesserten“ Ausgaben Gotthelf'scher Werke begegnet, von besonderem Werth ist; weiter aber will er auch „bearbeitend“ vorgehen und zwar so, daß er Derbheiten, Cynismen u. s. w. ausmerzt. Muß man sich im Prinzip gegen diese Eingriffe in Gotthelf's Autorrechte verwahren, so darf man doch nicht außer Acht lassen, daß, wie etwa bei Jean Paul, auch bei Gotthelf durch überlange Exkurse die Lektüre oft einem modernen Leser zur Qual wird und daß also für eine Ausgabe der Werke, die für **Verbreitung** der Kenntniß von Gotthelf's Schaffen sorgen möchte, am Ende eine dirkte Kürzung hie und da wohl am Platze sein kann. Man muß abwarten, wie Herr Prof. Sutermeister hier vorgegangen ist; nach den beiden bisher vorliegenden ersten Lieferungen des insgesammt auf 20 bis 22 Hefte berechneten Werks läßt sich ein endgültiges Urtheil noch nicht fällen.

Wohl aber läßt sich etwas anderes schon jetzt mit Bestimmtheit sagen, daß nämlich in illustrativer Hinsicht diese ausgewählten Werke Gotthelf's wahrhaft mustergültig ausfallen werden. Es sind drei Künstler an der Illustrirung der sechs Erzählungen thätig gewesen: Anker, Bachmann, Vigier: alle drei genießen in der Schweiz und auch über die Schweiz hinaus ein gutes Ansehen in Künstlerkreisen. Was sie nun jetzt geleistet haben in der künstlerischen Belebung der Gotthelf'schen Werke, das erhebt sich weit über das, was man sonst in illustrirten Prachtwerken zu sehen bekommt. Schon aus einer vor Jahren veröffentlichten französischen Ausgabe der Gotthelf'schen Werke sind ihre Bilderbeigaben als hochoriginell und werthvoll bekannt; hier erscheinen sie nur noch kräftiger, noch energischer als früher. Die Gestalten, die uns auf den Bildern begegnen, sind direkt nach dem Leben gezeichnet; im Emmenthal, dem Gotthelf die Figuren seiner Erzählungen entnahm, haben auch die Illustratoren ihre Studien und Skizzen aufgenommen; so athmet alles Unmittelbarkeit und Anschauung. Nicht zierliche Bildchen, sondern energische Zeichnungen, werden hier geboten; die Wahrheit der Landschaft, die Natürlichkeit der Personen festzuhalten, galt den Künstlern als oberstes Gesetz. Die Folge ist, daß sich wirklich einmal Text und Illustrationen entsprechen, diese aus jenem herausgewachsen zu sein scheinen. Daß unter den 200 Illustrationen, die in dem Werke enthalten sein werden, nicht alle gleichmäßig ausfallen, ist ja selbstverständlich; aber die überwiegende Mehrzahl wird sich doch wohl auf der Höhe halten, die die Bilder der vorliegenden Lieferungen einnehmen; und schon ihretwegen sollte man die Gelegenheit, mit den Werken des Berner Volksdichters erste oder erneute Bekanntschaft zu schließen, sich nicht entgehen lassen.

Bern. W. B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 6. Berlin, den 10. November 1894. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich 3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW, Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Die Regierungsmaschine ist seit der letzten Katastrophe noch nicht wieder in regelrechten Gang gebracht worden; wer an die Stelle des preußischen landwirthschaftlichen Ministers kommen wird, steht noch nicht fest. Aber auch mit dieser Ministerdemission scheinen die Veränderungen nicht abgeschlossen zu sein. Der preußische Justizminister Herr von Schelling verläßt gleichfalls seinen Posten, und sein Nachfolger soll nach den Einen der bisherige Präsident der Reichsbank, Herr Dr. Koch, werden; andere Nachrichten bestreiten dies bestimmt.

Herrn von Schelling weinen wir keine Thräne nach; hatte schon unter Minister Friedberg die Justizverwaltung einer starken Hand entbehrt, die alle von außen andrängenden fremden Einflüsse rücksichtslos abwehrte, so nahm diese Entwicklung unter Herrn von Schelling erst recht ihren Fortgang. Weder Minister Friedberg noch Minister von Schelling förderten bewußt Tendenzen, welche die granitne Unterlage einer gesunden Rechtspflege unterhöhlen mußten; aber weder der eine noch der andere besaß die Entschlossenheit, den Kampf mit diesen Mächten rücksichtslos aufzunehmen, und so entwickelten sich in unserer Justizpflege vielfach Zustände, die deutlich zeigten, wie Tagesströmungen in die Rechtsprechung hineinleckten und recht bedenkliche Erscheinungen zeitigten.

Herr Dr. Koch hat den besten Ruf, als Jurist und als Mensch, und in Kreisen, die ihn genau kennen, würde man von ihm Ersprießliches als Justizminister erwarten. Aber wahrscheinlich würde er auf dem neuen Platze zur Zeit nicht so viel nützen, wie er als Reichsbankdirektor Schlimmes verhüten kann in Abwehr agrarischer Begehrlichkeiten, vor Allem auf dem Gebiete der Münzpolitik; denn die große Frage bliebe, wer würde sein Nachfolger an der Spitze des großen Reichsinstituts werden. Uns kommt daher die Nachricht sehr willkommen, daß gerade Koch auf seinem alten Platze bleibt.

Bei der eventuellen Besetzung seiner Stellung, wie bei der Besetzung des Postens, den der preußische landwirthschaftliche Minister inne hatte, kann sich zeigen, ob den Agrariern auf Kosten des allgemeinen Staatsinteresses unmittelbar Zugeständnisse gemacht werden sollen. Und auf diesen entscheidenden Punkt weist denn auch die „Kreuzzeitung“ hin.

Kartell oder nicht Kartell; Kampf gegen den Umsturz oder kein Kampf gegen den Umsturz, das alles ist der Rechten mit ihrem gesunden Blick für die Realpolitik zunächst gleichgiltig. Dagegen fragen die „Kreuzzeitung“ und ihre Alliirten den Reichskanzler ungestüm von Tag zu Tag, wie er über neue Zuwendungen an das Großgrundbesitzerthum denke; solche Geschenke wären zu beschaffen durch Mehrung der Zucker- und Spiritusprämien, durch gänzliches Verbot der amerikanischen Vieheinfuhr und durch neue Beschränkungen der Margarine-Fabrikation. Der Kampf gegen den Umsturz hat nach dem Programm dieser Politiker mit einer Bereicherung des landwirthschaftlichen Großbetriebs zu beginnen; und in Eingaben an den Fürsten Hohenlohe wird versichert, daß es zuverlässigere Mittel als jene von dem agrarischen Junkerthum vorgeschlagenen für den vielberufenen Kampf nicht gebe.

Alle jene Petitionen sind vorläufig noch sehr höflich abgefaßt, aber praktisch, wie die Absender jener Eingaben sind, wäre es ihnen lieb, ein Pfand für die guten Gesinnungen der Regierung zu erhalten, und ein solches Pfand wünschte man in der Person des landwirthschaftlichen Ministers in Preußen und des neuen Reichsbankpräsidenten zu empfangen. Unmittelbar könnte der eine und auf dem kleinen Umwege der Kreditgewährung und der bimetallistischen Experimente könnte der andere dem nothleidenden Junkerthum helfen. Und daß die Noth des Junkerthums den Schlüssel zur ganzen sozialen Frage bietet, muß die Regierung doch allmählich einsehen.

Die politische Pause, welche durch die Unfertigkeit und Deutungsfähigkeit der Ministerialzustände hervorge-

rufen wird, füllen die Zeitungen der verschiedenen Parteien damit aus, sich gegenseitig nach deutscher Manier so viel Liebenswürdigkeiten zu sagen, wie eine erfindungsreiche Feder nur beschaffen kann. Während die agrarische Junkerpartei in der angedeuteten Weise resolut auf ihr Ziel mit praktischen Forderungen losgeht, leiten zahlreiche Organe der übrigen Parteien von dem rechten Flügel der Nationalliberalen bis zur äußersten Linken den Kampf gegen die „Kreuz-Zeitung", den sie angeblich alle wollen, wirkungsvoll damit ein, daß sie mit ihrem Nebenmann rechts und links sich durch papierne Sottisen bis aufs Blut verfeinden. Von der „Frankfurter Zeitung", über die „Freisinnige Zeitung" bis zur „National-Zeitung" und darüber hinaus, tobt dieser erbauliche Kampf.

Zu den witzigsten Vorwürfen, die den Freisinnigen von der „National-Zeitung" gemacht werden, gehört als höchster immer wiederkehrender Trumpf, der des „Caprivi-Servilismus". Du lieber Himmel, eigentlich sollte man über Worte sich nicht streiten, aber vielleicht kann man sich darüber verständigen, was Servilismus eigentlich ist.

Wir haben den Grafen Caprivi unter mancherlei Vorbehalten unterstützt, weil seine Politik dem deutschen Volke reale Vortheile gebracht hat; Befestigung des Friedens, Handelsverträge, der Versuch einer Zurückdrängung des reaktionären agrarischen Junkerthums, kurz: Abwehr aller Abenteurerei im Innern und nach Außen. Von Herrn Miquel sind nicht solche Thaten, dagegen anders geartete aufzuweisen. Auf jene von uns innegehaltene Richtung der Politik blicken wir zurück als auf eine zweckmäßige That, von der wir glauben, daß sie Deutschland geraume Zeit hindurch Vortheile gebracht hat, aber weder fiel ein Gewinn für eine Fraktion noch für einzelne Personen ab und es ließ sich ein solcher Gewinn nach Lage unserer politischen Verhältnisse in absehbarer Zeit auch nicht erwarten. War es also Servilismus, so war es einer von der bisher unbekannten Art, der gratis verabreicht wird.

Will die „National-Zeitung" dies Servilismus nennen, so beginnen wir zu begreifen, was dann im Gegensatz zu dieser Art von Servilismus als eine taktvoll zurückhaltende Anerkennung vor allem in solchem Falle betrachtet werden muß, wo es besonders angebracht ist, dem Verdacht serviler Schmeichelei auszuweichen.

Ueber den Sang an Aegir haben sich alle Zeitungen, von der „Kreuz-Zeitung" angefangen, in nur leise andeutenden Halbtönen, gleichviel ob anerkennend oder nicht anerkennend, vernehmen lassen; denn wo ein resoluter Tadel aus Gründen der Sitte sich nicht hören lassen mochte, da würde erklärlicherweise ein resolutes Lob leicht beleidigend werden. Nur die „National-Zeitung" schreibt auf Grund ihrer Theorie vom Servilismus in einem Feuilleton, in dem weit mehr Politik steckt als in manchem Leitartikel, über den Sang an Aegir das Folgende:

„Volksthümlich ist die Melodie des Kaisers, aus der Volksseele geschöpft, rein von Manier und Zunftmäßigkeit. Man findet in ihr den wieder, der zur Vertretung des Volkes in seiner Gesammtheit berufen ist. Der allgemeine Beifall drückte nicht die Freude aus, daß der Kaiser Musiker geworden ist, sondern die Verehrung für den, der in seiner musikalischen Inspiration Kaiser geblieben ist."

Und das ist nur eine einzelne, wenn auch die größte Perle aus jenem sehr politischen Feuilleton; aber wie gesagt, warum soll man über Worte streiten.

Baden hat ganz unmittelbar nach dem plötzlichen Sturz des Grafen Caprivi einen Gesandten für die Höfe von Bayern und Württemberg ernannt. Die Erklärung, die dieses unerwartete Vorgehen des so gut deutsch gesinnten badischen Fürsten gefunden hat, ist in einem großen Theil der Presse die nämliche. Auf Grund von Informationen weisen süddeutsche Zeitungen darauf hin, daß die einzelnen deutschen Regierungen näher in Fühlung zu einander treten müßten, je unvorhergesehenere Ueberraschungen von Berlin aus zu erwarten seien. Sind diese Informationen zutreffend, so hat der Sturz des Grafen Caprivi neben anderen unerfreulichen Folgen auch jene gezeitigt, daß die centrifugalen Kräfte des Reiches sich an ihre Funktionen zu erinnern beginnen.

In das Bild vom Ende des Grafen Caprivi als Reichskanzler verdient endlich noch eine Farbe eingetragen zu werden, welche der sozialdemokratische „Vorwärts" liefert. Dort ist zu lesen:

„Daß Caprivi von Achselträgern und Verräthern umringt war, das wissen wir aus eigener Kenntniß. Haben doch Personen aus der nächsten Umgebung des Kanzlers auch bei uns — natürlich indirekt — Versuche gemacht, uns gegen denselben aufzuhetzen und uns zu dem nichtswürdigen Ränkespiel, das seinen Sturz zum Zwecke hatte, mit zu benutzen — ein Versuch, der natürlich den verdienten Fußtritt zur Folge hatte, uns aber einen Einblick in das ganze verächtliche Treiben eröffnete. Nase zu! —"

Wen überrascht diese Mittheilung? Wir sind überzeugt gewesen, das unter jenen Elementen, welche voll innigem Patriotismus einen Kampf gegen den Umsturz verlangten, sich auch solche befänden, die wohl fähig wären zu dem Versuch einer Allianz mit den Sozialdemokraten und mit noch ganz anderen Mächten über Hintertreppen. Weder Königthum noch Bürgerthum ist bei uns in Preußen mit solchen Mitteln zum ersten Male in jene Bahnen hinein gelenkt worden, welche Intriguanten und eine Kamarilla für ersprießlich halten; Zeugniß sind Poschinger und der Briefwechsel von Bismarck, Roon, Gerlach u. s. w. in den fünfziger Jahren und auch noch später. Aber eindrucksvoll wird es hoffentlich doch für unsere Zeitgenossen bleiben, daß dem Ansturm über Liebenberg ein zweiter Ansturm über die Redaktion des sozialdemokratischen „Vorwärts" zur Seite ging. Das darf man eine patriotisch-umfassende Strategie nennen.

Auch in das Kapitel der politischen Erbärmlichkeit gehört jene Entwicklung, die nunmehr die Frage wegen Errichtung eines **Heine-Denkmals** genommen hat.

In Düsseldorf, seiner Geburtsstadt, wollte man ursprünglich dem Dichter ein Denkmal setzen. Eingeschüchtert von Ultramontanen und Reaktionären verzichteten die Düsseldorfer auf ihren Vorsatz. Muthig trat darauf Mainz auf den Plan, um das auszuführen, was die Düsseldorfer fallen gelassen hatten. Angesehene Mainzer Bürger wirkten nachdrücklich für die Errichtung des Denkmals in ihrer Stadt. Und diese Leute nun, theils Nationalliberale, theils Freisinnige und Demokraten, die mit ihrer Namensunterschrift und auf andere Weise sich für ein Denkmal festgelegt hatten, wurden allmählich flauer und flauer; sie bekehrten sich dann gleichfalls zu dem Düsseldorfer Standpunkt und stimmten schließlich, nachdem fast anderthalb Jahre die Sache in verlegener Scham hingeschleppt worden war, in gar nicht mehr verlegener Scham gegen ein Denkmal, oder drückten sich von der Abstimmung, so daß für das Denkmal nur noch eine kleine, tapfere Minorität in der Stadtverordnetenversammlung eintrat. Und dieses Aufgeben ihres ursprünglichen Standpunktes in solcher Frage brachten, wie gesagt, auch Leute fertig, die sich Demokraten und Freisinnige nennen; wir begreifen, daß die Ultramontanen und die Junker vor solchem liberalen Bürgerthum jene Achtung haben, die sie zum Ausdruck zu bringen pflegen.

Was liegt schließlich an einem Heine-Denkmal; Heine lebt mit und ohne Denkmal. Aber als Symptom für unsere Zustände sind diese Mainzer und Düsseldorfer Vorfälle charakteristisch, und sie gemahnen unmittelbar an jene Kämpfe, die sich bei der Denkmalserrichtung für einen weit Größeren gleichfalls in Deutschland abgespielt haben. Damals erprobten die reaktionären Elemente an Schiller, diesmal an Heine ihre Kraft.

Als am 10. November 1859 zum Schiller-Denkmal in Berlin das Fundament gelegt werden sollte, wies der Minister des Innern in einem Reskript auf die „erheblichen Gegensätze der Anschauungen bezüglich der öffentlichen Feier" hin und folgerte daher, daß „eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung von diesem Gesichtspunkte aus" besorgt werden könne. Diese Gegensätze der Anschauungen traten in der „Kreuzzeitung" zu Tage. Vor jetzt gerade 35 Jahren, auch an einem Novembertage, am sechsten, schrieb die „Kreuzzeitung" mit jener Vorsicht, die gegen einen der größten Deutschen immerhin geboten war, das Folgende:

„Unsere Leser wissen, daß wir gegen die Errichtung einer Statue für den berühmten deutschen Dichter an sich nichts einzuwenden haben, wenn wir auch durchaus keine Veranlassung finden, daß ein solches Bildniß gerade in Berlin aufgestellt werden muß. . . . ."

Und am 10. November ist in demselben Blatte zu lesen:

„Jedenfalls haben die ersten Unternehmer der Schillerfeier in Berlin es so einzurichten gewußt, daß die deutsche und die christliche, also die konservative Gesinnung sich mit Nothwendigkeit davon abwenden mußten . . . ."

„Zunächst fällt es auf und gibt der Sache eine ganz eigene, nicht eben deutsche Färbung, daß, ähnlich wie bei den politischen Nationalitätsbestrebungen, so auch bei der Feier . . . . das Element des modernen Judenthums (dort der Vaterlandsjude, hier der Kunst- und Litteraturjude) mit seinem reformatorischen Lichte eine so hervorragende Stellung einnimmt.

Morgens zum Geschäft der Börse,
Abends auf den Helikon."

Natürlich betheiligten sich an solcher Feier die Kreuz-Zeitungsleute nicht. Als man den Chefredakteur der „Kreuz-Zeitung" — harmlos genug — aufgefordert hatte, dem Festkomitee beizutreten, wies er das zurück, und gleiche Demonstrationen fanden andere hervorragende Männer dieses Kreises für geschmackvoll. Als bezeichnend mag noch folgende Einzelheit angeführt werden; ein Prediger Stephan lehnte die Benutzung der ihm übersandten Billets mit der Bemerkung ab, daß er nicht der Feier eines Mannes beiwohnen wolle, „der sein schönes Talent dazu mißbraucht habe, die alten heidnischen Götter Griechenlands zu besingen".

Als dann die Feier stattgefunden hatte, brachen wirklich die befürchteten Excesse los. Was man damals in Berlin von diesen Excessen hielt, geht aus einem Abwehrartikel der „Kreuz-Zeitung" vom 13. November 1859 hervor. Da heißt es:

„Am Abend des Schillerfestes ist bekanntlich auf dem Gendarmenmarkt allerlei grober Unfug verübt worden. Man untersteht sich auf gewisser Seite wieder, durch die Stadt zu verbreiten, daß die „Partei der Kreuzzeitung" diese Exzesse angestiftet, daß sie Geld zu dem Zwecke unter das Volk ausgetheilt habe . . ."

Die „Kreuz-Zeitung" hat natürlich eine andere Erklärung für diese Excesse:

. . . . „Da konnte man Tag für Tag lesen, wie Jeder aus dem Volke theilnehmen müsse an dem Feste, das kein offizielles sondern ein Volksfest sein solle; da konnte man täglich sehen, wie das demokratische Reformjudenthum das Volk aufforderte zu einem neuen Baalsdienst . . . ."

Kann sich Heine nicht trösten, wenn einem so viel Größeren es genau so erging wie ihm, und zwar genau so bis in die Einzelheit, daß selbst Schiller ein Schützling der Juden genannt wurde. Und wirklich verzögerte man bis 1871, volle 12 Jahr, die Aufstellung des Denkmals in Berlin.

Die Kämpfe um solche Monumente bedeuten nur etwas als Prüfstein für die Kraft des liberalen Bürgerthums, und mit Beschämung muß man es sagen, daß es um diese Kraft heute in Düsseldorf und Mainz trauriger aussieht als vor 35 Jahren in Berlin. Das reaktionäre Junkerthum und seine Alliirten haben gut und mit Zähigkeit ihre Stellung zu wahren gewußt.

Frankreich wird einen Feldzug in Madagaskar unternehmen. Daß er Millionen Kosten bringt, ist sicher, daß er Menschenleben erfordert, ist ebenso sicher; alle Vortheile aber, die er zeitigen kann, sind dafür um so unsicherer bei einer Nation, die nur kolonialen Heißhunger, aber gar keine wirthschaftlichen kolonialen Talente besitzt.

Japan erringt einen Vortheil nach dem andern gegenüber China. Jetzt ist China auch bereit, um Frieden zu bitten, Korea freizugeben und eine Kriegsentschädigung zu zahlen. Es scheint, daß sich England zum Fürsprecher dieser Anerbietungen macht; ob diesmal mit besserem Erfolg, bleibt bei dem berechtigten Siegerstolz der Japaner fraglich

Umsturz in Amerika.

Die politische Wintersaison fängt gut an. Selbst das sensationsbedürftigste Gemüth kann sich gegenwärtig nicht über Mangel an Stoff beklagen. Was hat sich nicht alles auf der politischen Weltbühne in einem halben Monat ereignet! In Belgien der Zusammenbruch des doktrinären Liberalismus und das Eindringen der sozialistischen Arbeiterpartei ins Parlament; — in Deutschland der Sturz des Reichskanzlers; — in Rußland Wechsel in der Person des Selbstherrschers; — in England offizielle Eröffnung des Sturms auf das Oberhaus durch Lord Rosebery; — und endlich in den letzten Tagen in den Vereinigten Staaten der Uebergang der Suprematie von der bisherigen Regierungspartei auf die Opposition: lauter politische Ereignisse ersten Ranges. Aber die heutige Welt ist bei aller Nervosität doch noch so gesund, daß selbst derartig sich überstürzende wichtige Begebenheiten die allgemeine Kulturentwicklung kaum merklich zu beeinflussen scheinen. Nicht einmal die Börsen sind beunruhigt. Es geht auch so! Mit diesem Motto quittirt unsere Zeit über den Sturz eines Bismarck, wie über den Rücktritt eines Gladstone und über den Tod eines Zaren. Es geht auch so! Das wird man auch den durch die Novemberwahlen gründlich veränderten Parteiverhältnissen in den Vereinigten Staaten gegenüber sagen, und zwar in diesem Falle mit mehr Berechtigung, als jener Weisheitsspruch im Allgemeinen verdient.

Das genaue Resultat der Wahlen im ganzen Lande ist in diesem Augenblicke noch nicht ermittelt, aber gewiß ist schon jetzt, daß die Demokraten eine Niederlage erlitten haben, die so ziemlich der Niederlage gleicht, welche sie selbst vor vier Jahren den Republikanern beibrachten. Das nächste Repräsentantenhaus der Union wird eine republikanische Majorität haben, wahrscheinlich auch der Senat. Es scheint, daß sogar Kentucky, eine Hochburg der Demokratie, verloren gegangen und daß Wilson, der Vater der jüngsten zum Gesetz erhobenen Tarifreformbill, unterlegen ist. Fest steht ferner — und das ist andererseits eine sehr erfreuliche Thatsache —, daß Tammany in der Stadt wie im Staate Newyork eine vernichtende Niederlage erlitten hat. Der Erzdemagoge Senator Hill, früher längere Zeit Gouverneur von Newyork und diesmal wieder Kandidat für den Gouverneurposten, der Patron der politisch verworfensten demokratischen Elemente und der intriguante Feind seines Parteigenossen Cleveland, ein siebenfach durchs Ohr gebrannter Maschinenpolitiker, ist um mehr als 140 000 Stimmen hinter Levi Morton, dem republikanischen Kandidaten, zurückgeblieben. Die völlige Niederlage Tammany's mit Hill an der Spitze — ein Resultat, das zu erreichen auch die respektablen deutschen Elemente redlich mitgewirkt haben — wird die Tarifreformer ein wenig mit dem Wahlmißgeschick aussöhnen, das sie sonst erlitten haben.

Im übrigen liegt die Gefahr nicht vor, daß nunmehr bereits in Kürze ein neuer McKinley-Tarif erstehen wird. Zunächst funktionirt der bisherige demokratische Kongreß noch in der Anfangs Dezember beginnenden ordnungsmäßigen Session. Die republikanische Majorität des Repräsentantenhauses wird darnach voraussichtlich überhaupt erst von Dezember 1895 an Gelegenheit haben, sich parlamentarisch zu bethätigen. Sodann aber bleibt Cleveland noch bis März 1897 als Präsident im Amte, und unter seiner Präsidentschaft verfällt jeder Versuch einer Veränderung des Tarifs im schutzzöllnerischen Sinne ganz zweifellos dem Veto. Um ein solches Veto zu kassiren, dazu ist aber die republikanische Majorität im Kongresse nicht groß genug. Es erscheint also nahezu gewiß, daß in den nächsten Jahren ein Rückfall in den Protektionismus nach dem Muster des McKinley-Tarifs nicht erfolgen wird. In dieser Beziehung werden erst die Präsidentschaftswahlen des Jahres 1896 eine Entscheidung bringen. Auch die Gefahr leichtfertiger Währungsexperimente ist durch die jüngsten Wahlen nicht vergrößert. Silberschwindler gibt es unter

den Demokraten kaum weniger, als unter den Republikanern. Und auch hier ist Cleveland's Veto eine Gewähr gegen die abenteuerlichsten Umsturzgelüste.

Tarif- und Währungsfragen aber sind die wichtigsten Punkte der amerikanischen Politik, soweit dieselbe Europa näher interessirt.

Auf die Erfüllung oder Nichterfüllung der deutschen Spezialwünsche betreffs der tarifarischen Behandlung von Zucker hat der durch die Wahlen herbeigeführte Umschwung schwerlich irgend einen Einfluß, falls man die gerechten Beschwerden Deutschlands in der bisherigen bekannten Weise weiter verfolgt. Eine europäische Repressalienpolitik würde dagegen nach diesem großen Wahlsiege der Republikaner, die im Allgemeinen schutzzöllnerischer und chauvinistischer sind als die Demokraten, auf eine kampflustigere Stimmung treffen. Im Ganzen dürfen wir uns jedoch in Wirklichkeit diesmal damit trösten: Es geht auch so!

Th. Barth.

Die Aufhebung der Armenschulen in Preußen.

Durch die Zeitungen ist bereits bekannt geworden, daß Kultusminister Dr. Bosse in einer kürzlich ergangenen Verfügung die Aufhebung der Armenschulen fordert. Mancher Leser wird sich erstaunt gefragt haben, ob denn diese Spezies von Schulen in unserem Staate überhaupt noch bestehe. Sind doch alle Volksschulen seit Erlaß des Schullastengesetzes vom 14. Juni 1888 schulgeldfrei, so daß auch der Aermste in der Lage ist, sein Kind an dem für alle Kinder des Ortes eingerichteten Elementarunterricht theilnehmen zu lassen. In den größeren Ortschaften sind die Armenschulen allerdings nahezu vollständig ausgestorben, oder vielmehr, sie haben sich hier meist zu allgemeinen Volksschulen ausgewachsen. Man darf diesen Vorgang indessen nicht so ohne weiteres auf Rechnung einer reiferen sozialpolitischen Einsicht setzen, sondern in der Regel ist der rein mechanische Prozeß des Wachsthums die Ursache. Durch die rapide Vermehrung der Bevölkerung und das Bedürfniß nach höherer Schulbildung sind die einstigen Stadtschulen zu Realgymnasien und höheren Bürgerschulen geworden, während sich die Armenschulen nach und nach zu Volksschulen im heutigen Sinne entwickelten. In den Kleinstädten dagegen haben sich die früheren Armenschulen trotz vielfacher Aenderungen in der Benennung im Wesentlichen in der alten Gestalt erhalten.

Wie groß die Zahl dieser Schulen heute ist, läßt sich schwer feststellen, denn der absichtliche oder unabsichtliche Euphemismus hat die verschiedensten Bezeichnungen für sie erfunden, in den seltensten Fällen aber ist das Kind mit richtigem Namen genannt worden. Man findet sie neben der Hauptschule als Neben-, Sommer-, Freischulen bezeichnet; einzelne Schulräthe sind sogar auf den geistreichen Gedanken gekommen, die Hauptschule „Bürgerschule“ und die Armenschule „Volksschule“ zu nennen, vielleicht mit einer gewissen Ideenassociation von Volksküchen ꝛc. Einen ungefähren Anhalt für die Zahlen der Armenschulen geben aber folgende Ziffern. Nach der Schulstatistik vom Jahre 1891 bestanden in den preußischen Städten neben den fünf- bis siebenklassigen Stadtschulen 461 einklassige, 312 zweiklassige und 340 dreiklassige Schulen. Von diesen hatten 78 zweiklassige nur je eine und 111 dreiklassige nur je zwei Lehrkräfte. Das sind insgesammt 1113 Schulen. Von diesen sind ganz wenige sogenannte Oberschulen mit fremdsprachlichem Unterrichte, ein bedeutender Prozentsatz sind Schulen der konfessionellen Minderheiten, aber die große Mehrheit, insbesondere die zweiklassigen Schulen mit einer und die dreiklassigen Schulen mit nur zw[illegible] kräften sind Armenschulen. Wenn hier also der [illegible] minister eingreift, so betreffen seine Maßnahmen mindestens 60–70 000 Kinder, d. h. reichlich die dreifache Zahl der in den Vorschulen Abgesonderten.

Wenn die früheren Armenschulen lediglich Freischulen gewesen wären, wenn sonst nichts zu ihrer Einrichtung geführt hätte als der Umstand, daß es einer Anzahl Eltern schwer fallen mußte, das oft nicht niedrige Schulgeld zu zahlen, so hätte man in den meisten Fällen keine besonderen Schulen einzurichten, sondern den betreffenden Kindern ja nur freien Unterricht in der Hauptschule zu bewilligen brauchen. Allerdings würden mehr Bewerber um den Schulgeldnachlaß aufgetreten sein als um Unterbringung in der Armenschule. Aber die Einrichtung dieser Schulen hatte vor allen Dingen soziale Gründe. Es paßte dem ehrbaren Bürger nicht, sein Kind dorthin zu senden, wo auch verlauste und verschmutzte Tagelöhner- und Bettlerkinder saßen. Aber irgend etwas zu thun, daß so beschaffene Kinder nur ganz ausnahmsweise auftreten konnten, fühlten sich die städtischen Verwaltungen nicht geneigt. Mit einigen Opfern für Armen- und Waisenpflege und etwas größerer polizeilicher Strenge gegen gewisse Elemente, die nun einmal ihre Pflichten gegen ihre Kinder nicht erfüllen, würde man in der Regel zum Ziele gekommen sein. Aber dieses rein humanitäre Ziel schwebte nur wenigen städtischen Vertretungen vor, weswegen man in der einen oder anderen Form immer wieder auf das Aushilfsmittel der Trennung der Elementarschulen kam. Und wo die Trennung einmal besteht, rechtfertigt sie sich durch den Augenschein. Man trifft in diesen kleinstädtischen Armenschulen eine solche Zahl von anscheinend verrohten und verkommenen, mit Krankheit und Laster beschwerten Kindern, daß man in sämmtlichen Volksschulen einer Großstadt, wo doch auch die Aermsten von den Armen untergebracht sind, nicht dieselbe Summe von Elend auffinden könnte. Die ohne ihre Schuld Ausgestoßenen fühlen sich als solche, leben sich in diese Rolle ein und geben sich äußerlich und innerlich alsbald demgemäß.

Die Trennung der Kinder nach den Ständen ist nicht immer in derselben Weise ausgeführt worden. Wo man nur für die unterste Schicht der Bevölkerung besondere Schulen einrichtete, entstanden neben der Stadtschule die Armen-, Frei- oder Nebenschulen. Es waren, wie gezeigt, in der Regel ein- oder zweiklassige Schulen, in denen Kinder beiderlei Geschlechts und jeden Alters im Winter den ganzen Tag, im Sommer dagegen nur täglich zwei bis drei Stunden unterrichtet wurden. In anderen Gemeinden machte man den Strich mehr nach oben, so daß zwei weniger ungleiche Theile entstanden; die untere Kategorie der Kinder wurde den Volksschulen zugewiesen, die obere den „Mittelschulen“. Die letzteren waren in diesem Falle, mit Ausnahme etwa der ersten Klassen, nichts als Volksschulen, aber dem ärmeren Theil der Bevölkerung durch hohes Schulgeld verschlossen. Drittens endlich hat man die Absonderung an der oberen Grenze ausgeführt und dadurch einen kleinen Theil der Wohlhabendsten in Rektorats- und Vorschulen gesammelt. Diese drei Veranstaltungen gehören durchaus zusammen, sie entspringen demselben sozialen Vorurtheil und werden auch nur mit einander verschwinden. Es ist nicht zufällig, daß derselbe Kultusminister, der gegen die Vorschulen bereits vor zwei Jahren und erst neuerdings wieder eingeschritten ist, nun auch die Armenschulen auf den Aussterbeetat setzen will.

Neben jenen sozialen Vorurtheilen haben wirthschaftliche Ansprüche zur Begründung von Armenschulen geführt. Man wollte es der ärmeren Jugend ermöglichen, den Sommer hindurch im Erwerb mit thätig zu sein. Darum haben diese Schulen im Sommer meist nur 2 Stunden täglich Unterricht, und zwar von 6–8 Uhr Morgens. Derselbe Stundenplan gilt übrigens in Tausenden von Landschulen für die Oberstufe. Die Kinder sind dann den ganzen Tag für die Erwerbsarbeit frei. Es liegt aber auf der Hand, daß ein Unterricht in diesen frühen Morgenstunden

für Kinder, die den Tag über gearbeitet haben, ganz ohne Werth ist. Es ist ein Gegenstück zu den Fortbildungsstunden von 8—10 oder von 8½—10½ Uhr Abends. Aber die Mehrheit der betreffenden Kinder arbeitet gar nicht, sondern lungert umher, und andererseits benutzen Leute diese Schulen, die ihren Kindern wohl eine bessere Schulbildung geben könnten, aber zu beschränkt sind, für ihre Kinder entsprechend zu sorgen, z. B. mehr oder weniger wohlhabende Landwirthe auf städtischen Vorwerken, die ihre Kinder hinters Vieh schicken, um einen Hirten zu sparen.

Man darf annehmen, daß die Verfügung des Kultusministers in gewissen kleinen Kommunalvertretungen Entrüstungsscenen dieser Sorte hervorrufen wird. Dr. Bosse wird sich dadurch aber schwerlich beirren lassen. Frühere preußische Unterrichtsminister, besonders v. Bethmann-Hollweg und Mühler, haben leider in entgegengesetzter Richtung gewirkt. Ja das Goßler'sche Schullastengesetz hat noch, ohne daß sein Schöpfer es vielleicht wollte, in einzelnen Gegenden die Armenschulen vermehrt. Nach dem Gesetz erhält die Gemeinde für jeden ersten Lehrer 500 Mark, für jeden folgenden dagegen nur 300 Mark Staatsbeitrag. Jeder erste Lehrer trägt also den Gemeinden 200 Mark mehr ein, ohne mehr zu kosten als ein anderer. Aus diesem Grunde sind die Armenschulen mehrfach neu eingerichtet, in anderen Fällen aber scharf von den übrigen Schulsystemen getrennt worden. Einen treffenderen Beweis für die Engherzigkeit in der Schulpolitik mancher Gemeinden kann es allerdings kaum geben.

Welche traurigen Folgen die Armenschulen in sozialer wie schultechnischer Beziehung gehabt haben, kann nur derjenige im vollen Umfange würdigen, der sie aus eigener Anschauung kennt. Die betreffenden Kinder sind in den Augen ihrer Altersgenossen mit einem Makel behaftet. Selbst im kirchlichen Religionsunterrichte werden sie viel fach ganz abgesondert, oder es wird für sie eine besondere Bank reservirt. Jede Berührung mit ihnen wird von den übrigen Kindern in der Regel ängstlich gemieden. Die unterrichtlichen Leistungen sind natürlich dem mitgetheilten Stundenplan entsprechend.

Man wundert sich so oft, daß man selbst im kleinsten Oertchen „zwei Nationen" findet, die sich nicht verstehen, und doch hat man sie von Jugend auf auseinandergerissen und sie gewissermaßen zu Neid und Mißgunst einer- und zu Ueberhebung und Lieblosigkeit andererseits angeleitet. Wo ein einheitliches Volksbewußtsein entstehen soll, muß es in der Jugend sich entwickeln. Spät genug beginnt man das jetzt einzusehen. Hoffentlich bleibt es aber nicht bei der theoretischen Anerkennung der Mißstände. Wie unten, so müssen auch oben die Sonderschulen für den Elementarunterricht aufhören und eine Volksschule die gemeinsame Grundlage aller Unterrichtsanstalten werden.

J. Tews.

Die belgischen Wahlen und die sozialistische Partei.

Die Leser der „Nation" erinnern sich vielleicht noch daran, daß ich vor einigen Monaten*) versucht habe, einen Ueberblick über die politische Bewegung zu geben, durch welche im Jahre 1893 die Einführung des allgemeinen Stimmrechts in Belgien erreicht worden ist. Heute möchte ich von den Wahlen des 14. und 21. Oktobers berichten und vor allem die Aufmerksamkeit auf das Debüt eines neuen Mitspielers auf der politischen Bühne, auf das Debüt der sozialistischen Partei, hinlenken.

*) S. die Nummer vom 2. Juni dieses Jahres.

I.

Seit der Revision des § 47 der Verfassung besitzt Belgien bekanntlich ein ihm eigenthümliches Wahlsystem: jeder 25jährige Bürger ist wahlberechtigt. Wer 35 Jahre zählt, Familienvater ist und 5 Francs Steuern zahlt, wer sich als Besitzer eines Grundeigenthums, das ihm wenigstens 48 Francs einträgt, oder eines belgischen Rententitres von 100 Francs eines gewissen Wohlstandes erfreut, wer endlich gewisse Studienzeugnisse aufweisen kann oder gewisse Aemter oder Berufsarten ausübt, erhält zu seiner ursprünglichen Stimme noch eine oder zwei Ergänzungsstimmen. Ein sehr detaillirtes Gesetz, welches die Grundsätze des revidirten § 47 zur Anwendung bringt, zählt die Kategorien der mehrfachen Wähler in eingehender Weise auf, ebenso wie die der dauernd oder zeitweilig von der Wählerschaft ausgeschlossenen Personen.

Ich will mich auf dies sehr verwickelte Gesetz nicht näher einlassen und nur, damit die Leser einen Anhalt haben, die Zahl der Wähler mit einer, mit zwei oder drei Stimmen angeben, welche das Gesetz geschaffen hat, indem ich zugleich in Erinnerung bringe, daß die frühere Census-Wählerschaft nur 135000 Mitglieder zählte.

Bei den soeben vollzogenen legislativen Wahlen hatten 1370687 Belgier von mindestens 25 Jahren das Stimmrecht zur Erwählung der Repräsentantenkammer. 853628 besaßen eine Stimme, 293678 hatten zwei, 223381 drei Stimmen. Die Gesammtheit der Stimmen betrug 2111127. Da das Mindestalter der Senatswähler 30 Jahre ist, so hatten nur 1158714 Belgier über die Zusammensetzung der höheren Kammer zu entscheiden; von diesen besaßen 647678 eine Stimme, 285862 waren zweifache, 215174 dreifache Wähler. Im Ganzen belief sich die Zahl der Stimmen auf 1874924.

Diese Ziffern geben zu einigen Betrachtungen Anlaß. Lassen wir diejenigen Zahlen außer Acht, welche den Senat betreffen, und ziehen wir nur die Anzahl der Stimmen und der Wähler für die Repräsentantenkammer in Erwägung, so fällt uns Folgendes auf: die Mehrheit der Wähler hat nur eine Stimme erhalten — 853628 gegen 517059 —, aber die Wähler mit zwei und drei Stimmen geben mehr Stimmen ab als die einfachen Wähler: 1257299 gegen 853628. Die Mehrheit der Wähler hat also einen geringeren Einfluß auf die Wahlen als die Minderheit, was sich aus der Anwendung des Wahlsystems der mehrfachen Stimmen erklärt. Das Verhältniß der einfachen zu der mehrfachen Stimmabgabe ist 62 zu 38, während sich die Stimmen der einfachen zu den Stimmen der mehrfachen Wähler wie 40 zu 60 verhalten. Auch mag es von Interesse sein, darauf hinzuweisen, daß jeder belgische Wähler im Durchschnitt über anderthalb Stimmen verfügt. Dieser Durchschnitt ist im wallonischen Gebiet ein wenig höher als im vlämischen; ersteres besitzt weniger Wähler, aber mehr Stimmen als das andere.

Wie hat nun diese Wählerschaft funktionirt, die gegen ihre Vorgängerin verzehnfacht ist? Die Verwerfung der proportionellen Volksvertretung bedingte die Aufrechterhaltung der alten Wahlbezirke. Die Senatoren und Repräsentanten sind also nach dem Majoritätssystem bezirksweise mit Listenabstimmung gewählt worden, wobei jeder Bezirk einen Senator und zwei Repräsentanten — so viele kommen auf 80000 Einwohner — ernannt hat.

Die Abstimmung hat in allen Gemeinden des Landes stattgefunden, mit wenigen Ausnahmen, bei denen es sich um sehr kleine Ortschaften handelte. Es leuchtet ein, daß die Abstimmung im Hauptort des Arrondissements sich mit dem allgemeinen Stimmrecht nicht mehr vertrug. Man konnte die Wähler unmöglich zwingen, eine weite Reise zu machen, um ihre Stimme abzugeben. Das Wort „zwingen" ist hier wohl am Platze, weil die Stimmabgabe in Belgien jetzt obligatorisch ist. Die Zählung der Stimmen vollzieht sich, damit jeder Betrug ausgeschlossen sei, in den Hauptorten der einzelnen Bezirke.

Diese Mobilmachung von 1 300 000 Wählern, von denen 800 000 sich noch nie einer Wahlurne genähert hatten, war eine riesengroße Arbeit, eine um so schwierigere, als die obligatorische Stimmabgabe und die gleichzeitige Erwählung des Senats und der Kammer noch zu besonderen Komplikationen führten. Dennoch ist sie über Erwarten gelungen. Die Zählung der circa vier Millionen Stimmzettel ist in ganz Belgien, Dank dem Eifer der Stimmensammler, mit Schnelligkeit bewirkt worden. Am 14. Oktober sind wohl Verzögerungen vorgekommen, Irrthümer begangen worden, besonders in den Arrondissements d'Alost und de Neufchâteau. Aber am 21. ist in Folge der acht Tage zuvor erworbenen Erfahrung alles nach Wunsch verlaufen.

Was nun die neuen Wähler angeht, so ist ihr Debüt höchst bedeutsam gewesen. Sie haben bewiesen, daß ihre Wahlerziehung schon weiter vorgeschritten war, als man anzunehmen geneigt war. Die Zahl der ungültigen Wahlzettel ist bereits am 14. nicht so groß gewesen, wie man voraussetzte, und am 21. ist sie noch stark zurückgegangen. Andererseits ist die Neuerung der obligatorischen Stimmabgabe ohne das geringste Widerstreben aufgenommen worden. Man kann behaupten, daß fast alle Wähler gestimmt haben, abgesehen nur von den Kranken, den im Ausland Weilenden, den gesetzlich Entschuldigten und denen, die nach Aufstellung der Listen gestorben sind. Die Strafe, die auf der Stimmenthaltung steht, ist indessen nicht sehr strenge: es ist ein Verweis oder eine Geldstrafe von einem bis zu drei Francs. Dennoch hat Niemand oder beinahe Niemand sich dem aussetzen wollen; ich selbst kenne Wähler, die viermal von einem Ende des Landes zum andern gereist sind, um ihre Stimme abzugeben. So getheilt auch die Meinungen über die Einsicht unserer neuen Wählerschaft sein mögen, die Ehre ist ihr nicht abzusprechen, daß sie sich mit achtunggebietender Einmüthigkeit zur Theilnahme an der Wahl hat bereit finden lassen. Sie hat uns gezeigt, daß ihr daran lag, das Wahlrecht auszuüben, und daß sie es wirksam auszuüben verstand.

Vor, während und nach der Wahl hat das neue Wahlsystem besser gearbeitet als das alte.

Vorher brauchten wir nicht mehr jene skandalöse Jagd auf Stimmen, vermittelst Bestechung der Wähler, zu erleben, die bei einer beschränkten Wählerschaft möglich ist, mit dem allgemeinen Stimmrecht aber hinfällig wird. Wohl mögen hier und da noch Spuren von den alten Kniffen des Censussystems übrig geblieben sein, dies ist sogar wahrscheinlich. Aber auf jeden Fall ist die Thatsache, daß die ärmste von allen Parteien — die sozialistische — die hervorragendsten Erfolge zu verzeichnen hat, ein Beweis dafür, daß das Geld bei diesen letzten Wahlen eine weit geringere Rolle spielte, als in vergangener Zeit.

Während der Wahlhandlung ist die Verminderung des Zubranges, welcher durch die frühere Konzentration auf einen einzigen Ort im Bezirk, sowie durch die namentliche Aufrufung in den Wahlbüreaus veranlaßt war, allgemein mit Befriedigung empfunden worden. Jetzt wählt jeder Bürger in seiner Gemeinde und zwar, zwischen 8 Uhr Morgens und 2 Uhr Nachmittags, wann es ihm beliebt.

Nach der Wahl ist endlich weder in der Hauptstadt noch in der Provinz irgend welche lärmende Kundgebung vorgekommen. Nirgends ist die Ordnung ernstlich gestört worden; in derselben Stadt Brüssel, wo vor zehn Jahren der Sieg der Klerikalen mehrere Tage lang Zusammenstöße erzeugte, hat die Niederlage der liberalen Partei nicht die geringste Verwirrung hervorgebracht. Ist dies als Gleichgültigkeit zu erklären? Sicherlich nicht; denn die Hauptstadt und ihre Vorstädte haben ja den besiegten Liberalen 23 000 Stimmen mehr gegeben, als den anderen Parteien. Es ist vielmehr die Wirkung der Verallgemeinerung des Stimmrechts, welche, indem sie jedem Bürger erlaubt, ein Wort bei der Wahl mitzusprechen, zugleich mit jenen fruchtlosen Kundgebungen aufgeräumt hat, die früher jeder Wahlhandlung folgten. Man wird es nicht für das schlechteste Resultat unseres neuen Systems halten dürfen, daß wir vor den Wahlen mehr Ehrlichkeit, während der Wahlen mehr Bequemlichkeit und nach denselben mehr Ruhe erlangt haben.

II.

Auf den ersten Blick kann man die politischen Parteien, welche sich das Treffen geliefert haben, wie unter dem Censussystem als Antiklerikale, Gegner des Ministeriums, und Klerikale, Freunde des Ministeriums, bezeichnen. Aber diese ganz oberflächliche Eintheilung stellt das wirkliche Verhältniß nicht dar. Weder auf der Rechten noch auf der Linken sind jene auch noch **gegenwärtig vorhandenen** Armeen einmüthig in den Kampf geführt worden.

Auf der Rechten hat die alte konservative Partei der Klerikalen einem neuen Ankömmling, der erst vor einigen Jahren, nach der Veröffentlichung der Encyklika Rerum novarum entstandenen Gruppe der christlichen Demokraten, neben sich Platz gewähren müssen. Unter der Leitung von Abbé's, von Universitätsprofessoren, von Advokaten hat sich diese Gruppe schnell entwickelt; sie hat in zahlreichen Centralpunkten ihre Maisons des ouvriers geschaffen und die konservativen Katholiken gezwungen, mit ihr zu rechnen. Die Konservativen haben einerseits ihr traditionelles Programm verjüngen, Reformen zum Wohl der Arbeiter darin aufnehmen und andererseits Kandidaten der christlichen Demokraten auf ihren Listen zulassen müssen, welchen die volle Freiheit gewährt wurde, ihr in sozialen Dingen viel fortschrittlicheres Programm uneingeschränkt zu vertreten. Dasselbe wiederholt in der That nur die Forderungen, welche andeutungsweise die deutsche katholische Volkspartei, in Frankreich und der Schweiz, de Mun und Decurtius bereits formulirt haben. Durchaus anti-individualistisch, **verlangt** es Regelung der Arbeit und des Lohnes, staatliche Einmischung auf wirthschaftlichem Gebiet. Es stimmt mit sozialistischen Gedanken, mit vielen Punkten des Programms überein, welches die Kollektivisten „Programme de réalisation immédiate“, Programm für die unmittelbare Verwirklichung nennen.

Die konservativen Klerikalen und christlichen Demokraten stellten in Brüssel, in Gent, in Lüttich, in Verviers gemeinsame Listen auf. Nur in Alost war kein Einverständniß zwischen den beiden Bestrebungen zu erzielen, welche die ehemalige katholische Partei zerspalten haben. Hier zogen die christlichen Demokraten offen gegen ihre konservativen Glaubensgenossen zu Felde.

Auf der Linken waren die Spaltungen sehr viel tiefgehender, als auf der Rechten. Zwischen der ehemaligen liberalen Partei, die selber seit fünfzehn Jahren in zwei Gruppen geschieden ist, und der neuen sozialistischen Partei besteht ein anderer Unterschied als bloß der eines verschiedenen Standpunktes: es herrscht nicht weniger Zwietracht über das zu erreichende Ziel, als über den Weg, der dahin führen soll.

Die gemäßigten Liberalen haben ebenso wie die konservativen Klerikalen im April ihrem politischen Programm finanzielle Reformen, wie in betreff der Einkommensteuer, und wirthschaftliche Reformen hinzugefügt, aber sich dabei klar ausbedungen, daß die sozialen Reformen sich „mit der Achtung vor dem Privateigenthum und mit der freien Arbeit der Erwachsenen“ („avec le respect de la propriété individuelle et de la liberté du travail des majeurs“) vereinigen lassen müßten. Sie sprachen damit aus, daß sie sich weder die kollektivistischen Lehren, noch auch etwa das Programm der Progressisten aneignen wollten.

Der Kongreß der Progressisten hat sich in der That im März für die Regelung der Arbeit der Erwachsenen, für die obligatorische Versicherung und für die Uebernahme der der Allgemeinheit dienenden Betriebe durch den Staat, die Provinzen oder die Gemeinden ausgesprochen. Die Progressisten brachen somit mit der liberalen Tradition, um von dem sozialistischen Programm mehrere Paragraphen, und zwar nicht die un-

wichtigsten, zu entlehnen; sie hielten zwischen jenem Programm, dem unversöhnlichen Liberalismus und dem klassischen Individualismus die Mittelstraße inne. Die Parteiführer erklärten, die beiden äußersten Punkte dieses Gegensatzes so viel als möglich versöhnen und die Verwirklichung der sozialen Reformen versuchen zu wollen, ohne sich dabei von einer vorgefaßten Meinung leiten zu lassen, ohne sich hinter einem metaphysischen Prinzip zu verschanzen, sei dies nun der Individualismus oder der Kollektivismus.

Auf der äußersten Linken stand endlich die sozialistische Partei, von deren Programm, Ursprung und Organisation ich weiter unten reden werde.

Die Schlachtordnung der drei genannten Parteien der Linken ist nicht in allen Theilen des Landes die gleiche gewesen. Die sozialistische Partei entschied sich dafür, allein in den Kampf zu ziehen. Sie war der Meinung, daß eine Isolirung, welche sie in den Stand setzte, ihr ganzes Programm aufrecht zu erhalten, wenn auch nicht viele Sitze zu erringen, geeignet wäre, so doch immer noch besser sei, als Bündnisse zu Wahlzwecken, die in nothwendiger Folge zu Kompromissen führen müßten. Vergeblich versuchten die Progressisten, die drei Gruppen der Linken zu einer antiklerikalen „Tripelallianz“ zu vereinigen; die Sozialisten versagten ihren Beitritt. Doch ließen sie sich im Nothfall zu einem radikal-sozialistischen Bündniß bereit finden, weil ja das wirthschaftliche Programm der Radikalen ihrem eigenen Programme d'application immédiate entsprach. So geschah es in Lüttich, Charleroi und Namur. Aber den Gedanken, Schulter an Schulter mit den gemäßigten Liberalen zu kämpfen, deren Programm den Staatssozialismus und den Kollektivismus ausdrücklich verwirft, wiesen die Sozialisten von sich.

Als die Pläne einer „Tripelallianz“ gescheitert waren, schlossen die Liberalen und die Radikalen die „Doppelallianz“, doch nicht an allen Orten. Lokale Verhältnisse brachten es mit sich, daß die beiden Parteien des alten Liberalismus bald vereinigt, bald gegen einander ins Feld rückten. In Brüssel und Antwerpen thaten sich die Liberalen und die Progressisten zusammen. In Lüttich und Charleroi kämpften die Liberalen allein gegen die mit den Sozialisten verbundenen Radikalen, in Verviers und Gent kämpften Liberale, Progressisten und Sozialisten, jede Partei für sich. Die Verwirrung war, wie man sieht, eine vollständige.

Dies waren die Vorbereitungen der Parteien am Vorabend der Entscheidung. Den Klerikalen, welche, außer in Alost, überall vereinigt waren und in sämmtlichen Bezirken kandidirten, standen in den industriellen Bezirken die Sozialisten gegenüber, theils allein, theils im Bunde mit den Radikalen, und desgleichen die beiden liberalen Parteien, die, durch den Mangel eines einheitlichen Feldzugsplanes, wie durch den alten Streit ihrer Führer zerrüttet, bald zusammen, bald getrennt gleichfalls in sämmtlichen Bezirken, mit Ausnahme von zweien, Eeclos und Turnhout, in den Wahlkampf eintraten.

Bei allen Parteien hatte die Einführung des allgemeinen Stimmrechts ein charakteristisches Resultat gezeitigt: In allen Programmen war der wirthschaftlichen und sozialen Reform, sei es einer grundlegenden, sei es einer theilweisen, eine wichtige Stelle eingeräumt worden. Auf vielen Listen waren neben die adligen oder bürgerlichen Kandidaten Arbeiterkandidaten gesetzt worden. Ueber den Grund zu dieser Aenderung bedarf es wohl keines Kommentars; er ist augenfällig. Die 1 300 000 Wähler der neuen Ordnung verlangten eben andere Dinge und andere Personen als die 135 000 Censuswähler der früheren Zeit! . . . .

Der Ausgang des am 14. Oktober begonnenen, am 21. vollendeten Kampfes ist bekannt. Der aufgelöste Senat zählte 46 Klerikale und 30 Liberale; der neue Senat enthält 52 Klerikale und 24 Liberale. Zu diesen 76 Senatoren gesellen sich nach vierzehn Tagen 26 durch die Provinzialversammlungen ernannte. Die Kammer von 1892 umfaßte 93 Klerikale und 59 Liberale; die kürzlich erwählte Kammer zählt dagegen 104 Klerikale, 20 Liberale und 28 Sozialisten.

Wenn ich mich auch vor zu weitgetriebenem Eingehen auf die Einzelheiten der Wahlen hüten will, so muß ich doch das allgemeine Bild zeichnen, welches sie darboten. Am 14. Oktober gelang es den Klerikalen nicht, neben einigen Liberalen und einigen Sozialisten mehr als 75 von den Ihren durchzubringen. Außerdem waren alle Abstimmungen für die Anhänger des Ministeriums ungünstig. Die Ueberraschung war groß. Von vornherein brachte das für ultra-reaktionär ausgegebene allgemeine Stimmrecht also die klerikale Regierung in Gefahr! Nach dem ersten Anlauf erlangten die Progressisten einen Gewinn, nämlich die Konzentration aller dem Ministerium feindlichen Elemente bei der Wahl. Der erste Stoß hatte das Ministerium erschüttert; der zweite sollte es zu Boden werfen. Eine Woche lang wurde für diesen Gedanken, den Sturz des Kabinets durch die Vereinigung der Liberalen und der Sozialisten, die lebhafteste Propaganda betrieben. Die Sozialisten waren in der Lage, den Ausschlag zu geben; von ihren Stimmen hing der Erfolg der zweiten Wahl ab. Die Liberalen baten um diese Stimmen und erlangten sie unter gewissen Bedingungen. Ueberall vollzog sich diese Konzentration. Die Sozialisten wiesen ihre Anhänger an, für die Liberalen zu stimmen, welche sich gegen den Schutzzoll und gegen die mehrfachen Stimmen bei den Gemeindewahlen erklären würden. Sie gingen selbst soweit, ihre Parteigänger ohne weiteres zur Unterstützung der gemäßigten Liberalen aufzufordern, obgleich diese ihnen politisch so fern standen. Andererseits versprachen die Liberalen, in den Bezirken, wo die Sozialisten mit den Klerikalen in Stichwahl kamen, für die ersteren zu stimmen.

Aber diese Konzentration unter dem feindlichen Feuer erreichte ihr Ziel nicht. Was die Liberalen durch ihr Bündniß mit den Sozialisten auf der Linken gewannen, verloren sie auf der Rechten wieder. Dies war das charakteristische Merkmal des zweiten Wahlganges. Tausende von Wählern, welche am 14. Oktober für die Liberalen gestimmt hatten, waren durch den gewaltigen Erfolg der Sozialisten erschreckt worden. Sie glaubten, der Sturz des klerikalen Ministeriums werde Belgien in eine gefährliche Lage, in fortwährende Unruhe versetzen, da ja die Liberalen nur dadurch zur Macht gelangen konnten, daß sie sich auf die Sozialisten im Hinblick auf die gemachten Konzessionen stützten. Diese Wähler neigten sich daher auf die rechte Seite hinüber und liehen den klerikalen Kandidaten ihre Stimmen. So handelten 10 000 in Brüssel, ebenso viele in Lüttich und Charleroi, im Ganzen gewiß 50 000, deren Manöver alle Berechnungen zu nichte machte. Trotz der wohldisziplinirten Stimmabgabe der Sozialisten brachte der 21. Oktober, für welchen Tag die bereits bekannten Ziffern den Sieg der Liberalen und den Sturz des Ministeriums prophezeit hatten, eine Niederlage auf liberaler Seite.

Die reaktionäre Bewegung der gemäßigten liberalen Elemente ist, ich wiederhole es, der hervorstechendste Zug unserer Wahlen gewesen und bildet ein wichtiges Symptom für die künftige Entwicklung.

III.

Nachdem ich so die Rüstungen, die Wechselfälle und den Ausgang des Wahlkampfes kurz zusammengefaßt habe, liegt es mir jetzt ob, seine allgemeinen Resultate zu beurtheilen. Offenbar läßt sich, wenn man einzig und allein die Zusammensetzung des künftigen Parlaments in Betracht zieht, der Bericht über die beiden Oktobertage in wenigen Worten, wie folgt, schreiben: „katholischer Sieg, Vernichtung der Liberalen, sozialistischer Sieg; im Allgemeinen Triumph der extremen und Niederlage der vermittelnden Partei.“ Von 59 Sitzen in der Kammer hat die liberale Partei den Klerikalen 11, den Sozialisten 28 abtreten müssen. Und

unter den 20 Abgeordneten, vorwiegend Progressisten, welche die Partei noch vertreten, befindet sich kein einziger Führer, weder Frère-Orban, der in Lüttich geschlagen worden ist, der Stadt, die er fast ein halbes Jahrhundert lang vertrat, noch Bara, der seit 32 Jahren Abgeordneter für Tournai war, noch Graux, der Führer der Brüsseler gemäßigten Liberalen, noch auch Janson und Feron, die Führer der Progressisten. Unleugbar ist die Niederlage eine schwere; die Partei ist nicht bloß an allen Gliedern grausam verstümmelt, sondern auch enthauptet worden; im Parlament ist von ihr nur noch ein zuckender Rumpf übrig. Es ist nicht an der Zeit, auch entspricht es nicht meinem Thema, den Ursachen dieses parlamentarischen Waterloo nachzuspüren, welches der belgische Liberalismus erlitten hat, eines Unglücks, das, wie ich glaube, in den Annalen der politischen Parteien dieses Jahrhunderts seines Gleichen nicht hat. Ich möchte hier nur zeigen, daß diese Vernichtung ebenso wenig, wie der Sieg der Klerikalen, den wirklichen Verhältnissen entspricht. Die 104 Klerikalen, die 20 liberalen Wahlen sind das Bekannte. Was aber nicht bekannt ist, oder wenigstens nicht so leicht in die Augen fällt, das ist das Folgende:

Wenn man nur die Stimmenzahl ansieht, welche den Bewerbern zugekommen sind, eine Zahl, in der die Stärke der Parteien sich genau darstellt, und wenn man die Stimmen der vermischten Oppositionslisten in Namur und Lüttich in möglichst verständiger Weise unter die Sozialisten und Liberalen vertheilt, so erhält man die Thatsache, daß die Klerikalen im ganzen Lande nur 948 000, die Liberalen 548 000 und die Sozialisten 289 000 Stimmen erlangt haben. Das Mißverhältniß zwischen der Zahl der Gewählten und der Stärke der Parteien springt in die Augen: 104 Klerikale sind mit 948 000 Stimmzetteln gewählt worden, also etwa mit 9000 Stimmen ein Abgeordneter; 28 Sozialisten stellen 289 000 Stimmen dar, ein Abgeordneter also ungefähr 10 000, während 548 000 liberale Stimmen nicht mehr als 20 Vertreter erlangt haben, einen auf 27 000! Es ist klar, daß die Liberalen sich stark im Nachtheil, die Klerikalen stark im Vortheil befunden haben. Man beachte auch, daß die parlamentarischen Minderheiten, die Liberalen und Sozialisten, zusammen im Parlament nicht mehr als ein Drittel der Sitze einnehmen — 48 von 152 —, während sie im Lande 47 vom Hundert, die Hälfte der Stimmen beinahe, davongetragen haben! Das Majoritätssystem hat in Verbindung mit dem System der bezirksweisen Listenabstimmung diese Ungerechtigkeiten hervorgebracht und ein Parlament ins Leben gerufen, welches den Willen des Volkes nicht getreu zum Ausdruck bringt. Unter einem weniger künstlichen System hätten die Liberalen 46, die Sozialisten 24 und die Klerikalen 82 Sitze erhalten müssen.

Dies ist nicht alles. Das Pluralitätssystem hat offenbar die klerikale Partei begünstigt, da sich auf dem Lande besonders die Ergänzungsstimmen als ausschlaggebend erwiesen haben. Nach einer annähernden Schätzung, zu welcher in allen Provinzen hie und da Theilresultate ermittelt wurden, belief sich die Anzahl der klerikalen Wähler auf 550 000, der liberalen auf 350 000, der sozialistischen auf 230 000. Demnach hätten, um zur letzten Berechnung zu schreiten, dank dem Majoritäts- und Pluralitätssystem 550 000 Belgier 104 und 580 000 Belgier nur 48 Abgeordnete ins Parlament entsendet. Die Minderheit der Büger (48,5 %) hätte zwei Drittel der Kammersitze inne!

Ein derartiges System ist nicht zu vertheidigen. Gegenwärtig verlangen nicht nur die Liberalen und die Sozialisten eine Aenderung; selbst auf katholischer Seite neigen sich einsichtige und maßvolle Männer mehr und mehr der von Beernaert im Jahre 1893 vorgeschlagenen Reform zu, der proportionellen Volksvertretung. Sie und sie allein vermag jeder Partei die parlamentarische Macht zu gewähren, die ihrer Wahlmacht entspricht. Ihre Anwendung bietet zweifellos Schwierigkeiten, ist aber nothwendig. Diese Nothwendigkeit drängt sich um so stärker auf, als die Wahlen die politische Uneinigkeit, welche bereits unter dem Censussystem zwischen dem klerikalen Flandern und dem liberalen oder sozialistischen Wallonien bestand, noch verschärft haben. Die vier Nordprovinzen haben nicht einen einzigen liberalen Abgeordneten ernannt, die vier Süd- und Ostprovinzen hingegen 45 Liberale oder Sozialisten und nur 13 Katholiken. In dem Arrondissement Antwerpen, in dem Arrondissement Gent haben 40 000 Liberale oder Sozialisten nicht einen einzigen Sitz erlangt! In dem Arrondissement Brüssel sind die bisherigen 18 Liberalen sämmtlich durchgefallen, obgleich sie 96 000 gegen 107 000 Stimmen auf sich vereinigt hatten! In ganz Flandern, zusammen mit dem Arrondissement Brüssel, erlangen 330 000 Liberale und Sozialisten keinen einzigen Vertreter. In dem wallonischen Arrondissements, deren Abordnung eine antiklerikale ist, sind 203 000 Katholiken der Vertretung beraubt. Ich könnte diese Ziffern leicht vermehren, doch genügen die angeführten, um die Unbilligkeit des herrschenden Systems darzuthun, und sie beweisen zugleich, daß das allgemeine Stimmrecht in diesem Lande trotz aller Voraussagungen kein solcher Vasall des Klerikalismus ist, wie man wohl nach der erdrückenden katholischen Mehrheit, die das Parlament beherrscht, schließen möchte, und daß es ebensowenig ein solcher Feind des Liberalismus ist, wie es angesichts der stark gelichteten liberalen Gruppe scheinen könnte. Wir wollen hoffen, daß in nicht zu ferner Zukunft durch die proportionelle Volksvertretung mehr Wahrheit und Gerechtigkeit in die Wahlen hineinkommen wird. Es handelt sich hier zu gleicher Zeit um die Zukunft der repräsentativen Einrichtungen und um die Einheit Belgiens, das nicht, ohne sich der ernstesten Gefahr auszusetzen, unter klerikale Vlämen und demokratische Wallonen zertheilt werden darf.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Léon Leclère.

Heilserum und Heilung.

Kein erfahrener Arzt, der den Wechsel medizinischer Moden und die üdliche trügerische, aber noch immer wirksame, Beweisführung auf therapeutischem Gebiete kennt, kann einen Augenblick darüber zweifelhaft sein, daß die Heilserumtherapie ein um so kürzeres Dasein fristen wird, je größer die Hoffnungen sind, mit denen sie die Gemüther der Zeitgenossen erregt. Obwohl man also ruhig der Zeit den Richterspruch über den Werth dieser Methode überlassen kann, so ist man dadurch der Verpflichtung nicht enthoben, schon jetzt in Kürze die sachlichen, der wissenschaftlichen und praktischen Erfahrung entnommenen, Bedenken gegen das Verfahren selbst zu formuliren und vor allem Protest gegen die Form seiner Einführung in die Praxis einzulegen. Wird ja doch das zu Beweisende bereits als bewiesen angenommen, und ein Mittel, das seine Feuerprobe in der Praxis erst bestehen soll und erst nach jahrelanger Prüfung bestehen kann, als Allheilmittel gerühmt, weil es unter ganz ungenügenden Prüfungsbedingungen angeblich erfolgreich gewirkt hat. . . . Man ist bereits dahin gekommen, die Anhänger ruhiger Erwägung der Inhumanität zu zeihen, weil sie nicht den therapeutischen Eingriff um jeden Preis, sondern nur den nothwendigen Eingriff berechtigt finden und wissenschaftliche Garantieen für die Wirksamkeit verlangen, die sich bei den, im beschleunigten Tempo und im Getöse des Markts angestellten, Versuchen naturgemäß nicht erlangen lassen.

Weil einige Forscher glauben, nach vielen Experimenten an Thieren und einigen Versuchen an Menschen ein sicheres Mittel gegen Diphtherie gefunden zu haben, sollen nun auch gesunde Kinder diesem Verfahren zwangsweise unterworfen werden, gleichsam als ob jedes Kind eine Beute der Diphtherie werden müsse, als ob die Erkrankung

mehrerer Kinder derselben Familie die Regel und die Heilung des Leidens durch die bisherigen Methoden die Ausnahme oder gar ein unmögliches Ereigniß sei.

Hat man denn ganz vergessen, daß die durchschnittliche Sterblichkeit an Diphtherie in der Privatpraxis kaum 20 Proz. beträgt, sobald man einen längeren Zeitraum und die Schwankungen der einzelnen Endemieen und Epidemieen berücksichtigt, und daß sie, wenn man die zweifelhaften Fälle von einfacher Halsentzündung hinzuzählt, — die man nur bei therapeutischen Statistiken oder aus sonstigen Opportunitätsgründen als Diphtherie gelten läßt —, noch beträchtlich geringer ist? Selbst die Statistik der Hospitäler, in die unter gewöhnlichen Verhältnissen nur sogenannte schwere Fälle gelangen, wird wohl kaum mehr als 40 bis 45 Proz. Todesfälle aufweisen. Das Mortalitätsverhältniß muß natürlich wesentlich geringer sein, wenn man, wie dies heute üblich ist, nicht die charakteristischen Auflagerungen im Halse und sonstige Störungen im Organismus, sondern den Diphtheriebacillus als Grundlage der Beurtheilung betrachtet und die durch andere Mikrobien verursachte Scharlachdiphtherie, die sonst einen guten Theil der schweren Fälle liefert, ganz außer Rechnung setzt, da hier das Heilserum unwirksam ist.

So erfreulich es für den Menschenfreund ist, zu sehen, daß ein Appell an die Humanität nicht nur die Herzen, sondern auch die Geldbeutel öffnet, so sollte man doch nicht vergessen, daß durch die Einführung dieses fremdartigen Gesichtspunktes für die wissenschaftliche Prüfung eine Zwangslage für den Patienten, seine Angehörigen und die Aerzte geschaffen wird, wie sie nicht schlimmer gedacht werden kann. Einen solchen Zwang, nur nach einem bestimmten Verfahren und ohne Prüfung des einzelnen Falles schematisch zu behandeln, könnten wir von unserem Standpunkte aus allenfalls berechtigt finden, wenn das Mittel seine Probe auf dem Prüfstein der Zeit bestanden hätte, wenn vor allem seine Unschädlichkeit nachgewiesen und das Schlagwort Diagnose identisch wäre mit der wirklichen Erkennung der Vorgänge im Organismus.

Diese Voraussetzungen sind aber im vorliegenden Falle durchweg nicht erfüllt, und man versetze sich deshalb einmal in die Lage der Angehörigen eines mit Halsentzündung erkrankten Kindes und in die Lage des Arztes, der auch bei größter Erfahrung und sorgfältigster Prüfung fürs Erste nicht entscheiden kann, ob es sich um Diphtherie oder um eine gutartige Halsentzündung handelt. Er steht als gewissenhafter Mann vor einem unlösbaren Dilemma, da die Rücksicht auf die besorgten Eltern, die in dem Heilserum das einzige und angeblich sichere Mittel der Rettung ihrer bedrohten Kinder sehen, ihn zur Nachgiebigkeit oder zu einer Opportunitätsdiagnose und -Therapie drängt, die ihn seinem eigenen Gewissen gegenüber mit einer schweren Verantwortlichkeit belasten muß.

Injizirt er nicht, weil er seiner Ueberzeugung nach den Fall für eine einfache Halsentzündung hält, so wird ihm unzweifelhaft, falls sich doch, wie so oft in zweifelhaften Fällen, Diphtherie entwickelt und einen schlimmen Verlauf nimmt, stets der Vorwurf gemacht werden, daß er die Gefahr zu spät erkannt habe. Injizirt er aber, um diesem Vorwurfe zu entgehen oder durch eigene Aengstlichkeit verleitet, auch in zweifelhaften und einfachen Fällen, so macht er sich einer Täuschung schuldig, indem er die Wirksamkeit eines Mittels dort begründen und fördern hilft, wo durchaus kein Beweis für diese Wirksamkeit erbracht ist.

Nun wird man ja hier sofort einwenden, daß diese Fälschung der Statistik ja gar nichts zu bedeuten habe gegenüber dem Nutzen, der aus der Rettung einiger zeitig genug injizirten und dadurch vielleicht geretteten Fälle erwächst; aber gerade diesem Einwande müssen wir auf Grund unserer Ueberzeugung vor allem widersprechen. Wenn die Vertreter der Serumtherapie, die ja auch untereinander über den Werth ihrer eigenen Präparate noch nicht ganz einig sind, behaupten, daß die Injektion absolut unschädlich sei, so zeigen sie damit nur eine seltsame Verkennung der Verhältnisse und beweisen von Neuem, wie falsch es ist, die Bedingungen des Experimentes auf die Verhältnisse am Krankenbette zu übertragen.

Die Bakteriologie muß gerade dadurch, daß sie den Menschen dem Experimentalthiere und dem todten Nährboden (des Züchtungsapparates) gleichsetzt, d. h. durch Anwendung höchster Reize und Beseitigung aller Schutzvorrichtungen (Injektion großer Mengen von Reinkulturen in das Blut) die individuellen Eigenthümlichkeiten des Organismus fast völlig ausschaltet, zu falschen Ergebnissen kommen. Sie kann ja nicht, wie der Arzt am Krankenbette mit dem Wechsel des Verlaufes und den immer neuen Kombinationen der Infektionskrankheit rechnen, sondern vermag als Objekt ihrer Studien und als Grundlage ihrer Folgerungen nur das uniforme Bild der Injektionskrankheit (der Ueberschwemmung des Organismus mit Mikrobien und ihren Produkten) zu benützen.

Das Ergebniß der Experimentaluntersuchungen ist deshalb die verblüffende Thatsache, daß die durch Injektion vergifteten Versuchsthiere nicht nur durchweg in gleicher Weise erkranken und, unbehandelt, sterben, sondern auch ausnahmslos mit einer Dosis eines (oder richtiger des) Heilmittels, die bloß nach dem Körpergewicht bemessen wird, geheilt werden; die Beobachtung am Krankenbette dagegen überrascht auch den erfahrenen Arzt immer wieder durch die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen des Krankheitsprozesses und durch bemerkenswerthe Thatsachen, die gerade die außerordentliche Bedeutung der individuellen Verhältnisse für die Therapie klarstellen. Wo also schon die Grundlagen der Beobachtung so verschieden sind, da sollte man mit den Schlußfolgerungen recht vorsichtig sein, und sich namentlich hüten, unbegründete, weil übertriebene, Analogieschlüsse zur Grundlage des ärztlichen Handelns zu machen.

Wir kennen nun kein wirksames Medikament, das, analog den beim Thierexperimente als Heilpotenzen bewährten Stoffen, bei allen Menschen in gleicher Weise ohne schädliche Nebenwirkung angewandt werden könnte. Unter 100 Menschen mögen vielleicht 50 gleiche Empfänglichkeit besitzen, unter den andern Fünfzig sind sicher aber die verschiedensten Grade der Empfänglichkeit vorhanden, und wenn unter diesen Fünfzig auch nur fünf sind, die auf ein Mittel in unerwarteter Form, d. h. mit unangenehmen und gefährlichen Erscheinungen, reagiren, so lädt der Arzt keine leichte Verantwortlichkeit auf sich, der ein solches Mittel ohne zwingenden Grund dem Organismus — namentlich dem kindlichen, für den es kein Heilmittel, sondern eine schwere Gefahr bedeutet, — einverleibt.

Alle diese Erwägungen gelten in besonderem Maße für die Serumtherapie, da hier ein fremder, energisch wirkender, Eiweißkörper auf dem direktesten Wege in das Innere des Körpers gelangt, ihn unter Umgehung aller Schutzapparate gewissermaßen direkt überfällt. Die Gefahr einer schädlichen Einwirkung liegt also hier besonders nahe, und sie ist auch nicht ausgeschlossen, wenn die schädlichen Folgen nicht sofort eintreten. Die schädliche Wirkung braucht für den Augenblick durchaus nicht auffallend zu sein; es kann Wochen, ja Monate, vielleicht Jahre dauern, bis die ersten Erscheinungen einer Schädigung des Körpers sich deutlich zeigen. Es ist ja bekannt, daß bei einer Reihe besonders schwerer Infektionskrankheiten die Störungen erst wochen-, ja monatelang nach der Einführung des Ansteckungsstoffes eintreten, um sich jahrelang zu erneuern und schließlich sogar zu schnellem Siechthum zu führen.

Viele der heut gebräuchlichen Mittel sind für die Mehrzahl der erwachsenen Menschen in den erlaubten maximalen Dosen unschädlich; nichtsdestoweniger wird sich der Arzt hüten, jedem Erwachsenen, geschweige denn dem zarten Organismus eines Kindes, gleich das erste Mal die erlaubte maximale Gabe zu reichen, bevor er sich von der indivi-

duellen (mittleren) Empfänglichkeit für das Mittel überzeugt hat. Wie viele Menschen sind durch Antipyrin und Salizylpräparate, — unter Umständen höchst wohlthätige Mittel, — sehr geschädigt worden, weil man die persönliche Empfänglichkeit nicht berücksichtigte. Soll allein das Heilserum eine Ausnahme von diesen Erfahrungen begründen und bei allen Individuen und Krankheitsgraden in derselben erstmaligen Gabe unschädlich sein? Jedenfalls verrathen die Grundlagen der Heilserumtherapie dieselbe Verkennung aller bisherigen Erfahrungen am Krankenbette und die Unterschätzung der Individualität, wie das ursprüngliche Koch'sche Verfahren, die Behandlung der Tuberkulose mit Tuberkulin, dessen Mißerfolg deshalb für den erfahrenen Arzt von vornherein nicht zweifelhaft sein konnte.*)

Vor allem also scheint die bisher empfahlene Dosis des Serum sehr beträchtlich, und wenn auch bis jetzt angeblich keine sofortige schädliche Wirkung dieser großen Gaben beobachtet worden ist, so möge man doch wenigstens berücksichtigen, daß das Serum von Pferden stammt, die wohl nicht gerade die theuersten und werthvollsten Exemplare repräsentiren werden. Wenn aber auch nur gesunde Thiere ausgesucht werden, so ist doch sicher anzunehmen, daß sie in Ausübung ihres Berufes als Bereiter der Lymphe ihre Gesundheit nicht dauernd bewahren werden, da sie ja bis zur Immunisirung wiederholte Anfälle einer schweren Infektions- oder Injektionskrankheit durchmachen müssen und zudem im Stadium der Rekonvaleszenz oder nach ihrer völligen Genesung — wenn man Immunisirung und Genesung gleichsetzen darf — durch beständige Aderlässe geschwächt werden. Was würde man von einem Impfarzte halten, der von einem Kinde, das vor Kurzem schwerste Diphtherie überstanden hat und unter dem Einflusse wiederholter Aderlässe steht, abimpft?

Es wäre also vor allem wichtig, zu wissen, wie sich der Ernährungszustand, die Kraft und die Lebensdauer der Serumlieferanten schließlich gestaltet. Diese statistische Mittheilung wäre ungleich wichtiger als die täglichen Bulletins aus Krankenhäusern oder aus der Privatpraxis, die die erstaunliche Mittheilung bringen, daß wieder einmal ein Fall von schwerer Diphtherie unter Anwendung des Serums genesen sei, gleichsam als ob man bisher die Heilung schwerster Fälle nicht beobachtet habe. Man erwäge ferner, daß die Schutzkraft des Mittels, wie schon aus theoretischen Gründen hervorgeht, und wie auch seine Anhänger zugeben, im günstigsten Falle sich nur auf wenige Wochen erstrecken kann. Soll nun etwa ein Kind, das im Jahre ein halbes Dutzend Anfälle von Halsentzündung hat, ebenso oft geimpft werden? Glaubt man, daß auch diese oftmalige Impfung ohne Schädigung verlaufen wird? Ist ferner die Diphtherie die einzige Krankheit, durch die Kinder gefährdet werden, und wie soll man sich verhalten, wenn jetzt auch gegen die anderen Krankheiten die auf demselben Wege gewonnenen Heilmittel mit demselben Enthusiasmus angepriesen werden? Sollen dann in einer Familie, wo die Kinder zu gleicher Zeit Scharlach, Masern und Diphtherie haben, alle drei Mittel auf einmal in Anwendung gezogen werden? Wir wollen diese Fragen nicht weiter ausführen, meinen aber, daß es doch wohl besser wäre, in zweifelhaften Fällen die Natur sich selbst helfen zu lassen und durch Abhärtung und Kräftigung des Organismus einen natürlichen Schutz nicht gegen die Erkrankung, sondern gegen die dauernde Einwirkung der einmal aufgenommenen Schädlichkeit zu schaffen.

Die Erkrankung einzelner Individuen — und das kann nicht oft genug gesagt werden — läßt sich, da wir doch einmal von der Außenwelt abhängen und uns — wohl zu unserem Heile — nicht hermetisch abschließen können, ebensowenig verhindern, wie die Verwundungen durch Geschosse im Kriege; aber es ist nicht zweifelhaft, daß selbst bei gefährlichen Verwundungen ein sonst kräftiger und gesunder und durch die Behandlung nicht geschädigter Körper den Einfluß dieser Wunden besser übersteht, als ein geschwächter. Daraus folgt die von den wahren Hygienikern aller Zeiten gepredigte Lehre, daß nicht die Furcht vor Ansteckung und äußeren Einwirkungen, die Bakteriophobie und die Verweichlichung, sondern die Kräftigung des Organismus und die Anpassung an die verschiedensten Lebensbedingungen, zu denen auch die krankmachenden Einflüsse gehören, das erstrebenswerthe Ziel ist.

*) Vergl. O. Rosenbach, Grundlagen, Aufgaben und Grenzen der Therapie. Wien 1891.

Wir kommen also zu dem Schlusse, den wir bereits in mehrfachen Arbeiten gezogen haben, daß eine prophylaktische Behandlung durch Impfung zwar möglich, aber unsicher und kurzdauernd ist, und daß sie mehr Schaden als Nutzen in ihrem Gefolge haben muß, da man weder die richtige Zeit noch das geeignete Objekt für ihre Anwendung und ebensowenig die schädlichen Einwirkungen, die sie nach anderer Richtung mit sich führt, kennt. Da aber glücklicherweise nur ein Bruchtheil der Kinder der Ansteckung durch Diphtherie unterliegt — in den weitaus meisten Familien erkrankt nur ein Kind*) —, da von diesem Bruchtheil wieder nur ein kleiner Theil von der Seuche dahingerafft wird — denn die Größe und Intensität der einzelnen Epidemieen ist ja sehr verschieden —, so darf man nicht, um einige wenige Individuen möglicherweise zu schützen, die ganze Menschheit dem Einflusse eines Mittels aussetzen, dessen heilsame Wirkung nicht weniger angezweifelt werden darf, als seine Unschädlichkeit.

Wenn man zudem bedenkt, daß eine beträchtliche Allgemeinerkrankung nicht selten schon Folge der gewöhnlichen (Pocken-) Impfung ist, bei der doch nur ein Minimum Lymphe von gesunden Kälbern eingeführt wird, sollte man da sicher sein, daß die zwei- oder dreihundertfache Menge des Serums anämischer Pferde, die wiederholt schwere Anfälle von Vergiftung durch Injektion des Diphtheriebacillus und seiner Produkte durchgemacht haben, bloß eine günstige Wirkung ausübt?

Hier ist nur eine Reihe der Bedenken erörtert, die den Enthusiasmus gegenüber dem neuen Verfahren zu dämpfen geeignet sein sollten; eine zweite Gruppe ergibt sich aus der Kritik der Beweise für die Wirksamkeit der neuen Methode.

(Fortsetzung folgt.)

Breslau. O. Rosenbach.

Nach den Befreiungskriegen.

Bisweilen ist das Erscheinen eines neuen Buches ein wirkliches historisches Ereigniß, da es berufen und im Stande ist, die Anschauungen und die Denkweise großer und maßgebender Volksschichten umzugestalten und damit eine dauernde geschichtliche Wirkung hervorzubringen. Solche

*) In einer sehr bemerkenswerthen Arbeit (Bacteriological Investigations of Diphtheria in the United States, The American Journ. of the Med. Sciences, Oktober 1894) gibt William H. Welch, der bekannte Professor der Pathologie an der John Hopkins Universität, an, daß in einer Reihe von 113 zusammenhängenden Fällen von Pseudodiphtherie, die in 100 Familien beobachtet wurden, nur in 9 Fällen mehr als ein Fall in einer Familie vorkam, während in einer Gruppe von 70 Fällen wahrer Diphtherie, die 50 Familien betrafen, nur in 13 Familien mehr als ein Fall zur Beobachtung kam. (Die Pseudodiphtherie unterscheidet sich von der wahren Diphtherie, mit der sie die klinischen Erscheinungen gemeinsam hat, nur durch die Abwesenheit des Löffler'schen Bacillus.)

Bedeutung möchten wir dem soeben veröffentlichten ersten Bande von Alfred Stern's „Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871"*) zuschreiben. Das kühne, umfassende, mit ebenso großer Einsicht wie Fleiß und Gewissenhaftigkeit unternommene Werk scheint zu bedeutendem Einflusse auf alle gebildeten Kreise Deutschlands bestimmt.

Ganz unwillkürlich drängt sich hier der Gedanke an Treitschke's deutsche Geschichte auf, von der ja soeben der fünfte Band erschienen ist. Kaum hat je ein Buch so weit und so tief gewirkt, wie dieses. Geistvolle Auffassung, dichterische Gestaltungskraft, glänzende Darstellung, ungezügelte Leidenschaftlichkeit üben einen blendenden und packenden Reiz aus, um so unwiderstehlicher, als er in den herrschenden Richtungen der Volksseele thätig, ja dieselben noch zu fördern und ins Maßlose zu verstärken bestimmt und geeignet ist. Niemals aber hat es ein bedenklicheres und gefährlicheres Buch gegeben. Gerade seine großen, man kann sagen unvergleichlichen Vorzüge machen seine gewollte Leidenschaft, seine parteiische Einseitigkeit, seine bewußte und absichtliche Tendenz zu desto verderblicheren Faktoren. Nicht das ist das Schlimmste, daß es die historische Forschung selbst aus den Bahnen wissenschaftlicher Objektivität, in die Ranke und dessen hochbegabte Schüler sie endlich geleitet hatten, wieder hinauswarf und die Geschichte zur Dienerin politischer Tagesinteressen herabwürdigte: die deutsche Historik hat, Gott Lob, nach kurzem Schwanken den Weg wieder gefunden, den ihre großen Meister während der ersten zwei Drittel dieses Jahres ihr vorgezeichnet hatten. Viel ärger, ja verheerend waren die Wirkungen von Treitschke's glänzenden aber innerlich vielfach unwahren, auf Grund durchaus irriger thatsächlicher Behauptungen entworfenen Bildern auf die deutsche Volksseele, der sie krankhaften Chauvinismus, blinde Verehrung für materielle Macht, Verachtung jeder allgemein menschlichen Idealität, einseitige Ueberschätzung des rein Persönlichen eingeprägt haben.

Bedeutende Historiker, wie Baumgarten, Hermann, Stern selber, zahlreiche Monographen und Lokalforscher haben schon früher auf die vielfachen Einzelirrthümer und die Verkehrtheit der Gesammtrichtung des Treitschke'schen Werkes hingewiesen.**) Allein damit war, dessen gewaltigem Eindrucke gegenüber, wenig gewonnen. Eine positive That ward nothwendig. Es war hohe Zeit, daß unsere jüngste Vergangenheit den Gebildeten deutscher Nation einmal in der ruhigen und klaren Beleuchtung gründlicher und unbefangener Forschung vorgeführt wurde. Und gerade das geschieht durch Alfred Stern.

Freilich, seine Ziele sind universellerer Natur. Nicht die Geschichte aller Kulturvölker seit den Wiener Verträgen will er uns geben, wie Gervinus es seiner Zeit versucht hat; er beschränkt sich auf die Geschichte Europas. Schon diese Aufgabe ist indeß eine recht umfassende. Auch ist des Verfassers völlig gerechtfertigtes, von echt historischem Geiste eingegebenes Bemühen, innerhalb der Geschichte der einzelnen Völker und Staaten die großen, allen gemeinsamen Grundzüge hervorzuheben, die politischen, wirthschaftlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Ideen, die trotz aller lebensvollen Mannigfaltigkeit die Nationen unseres Erdtheils erfüllen, zur Anschauung zu bringen. Aber natürlicher Weise tritt doch die Darstellung der deutschen Verhältnisse dem Raume wie dem Interesse nach in den Vordergrund. Hier empfangen wir auch am meisten neue, aus sorgfältigen archivalischen Studien sich ergebende Aufklärung, die zumal über das Verhältniß Preußens zu Oesterreich und zum Bundestage ganz überraschendes Licht verbreitet. In Wien wie in Berlin, in Florenz und Bern wie in Paris hat der Verfasser die staatlichen Urkundensammlungen benutzt, ohne darüber die gerade für die Neuzeit so überaus wichtigen öffentlichen Kundgebungen der Presse, der Tageslitteratur und der parlamentarischen Verhandlungen zu vernachlässigen.

Treitschke's schwungvolle, poetisch erregte Rede dürfte man bei Stern nicht finden; aber die edle, einfache, knapp und scharf charakterisirende Sprache in seinem Buche, die die leitenden Gesichtspunkte deutlich hervorhebt und niemals durch Beiwerk ermüdet, entspricht durchaus seiner ganzen klaren, sichern, streng auf Wahrheit gerichteten Anschauungsweise und gibt dem Leser das beruhigende Gefühl, von der Hand eines genau unterrichteten und zuverlässigen Führers geleitet zu werden. In lebensvoller Gestaltung treten uns alle, auch die nebensächlicheren, Persönlichkeiten entgegen. Um in dieser Hinsicht die hohen Vorzüge von Stern's Arbeit zu würdigen, vergleiche man beispielshalber seine Schilderung englischer Zustände, Parteien und Politiker seit 1815 mit der Darstellung R. Pauli's in dessen sonst so trefflicher „Geschichte Englands seit 1814". Wahre Kabinetstücke historischer Porträtmalerei sind, unter vielem Anderen, die Zeichnungen Ludwigs XVIII. (S. 48 ff.) und seines Ministers, des Herzogs von Richelieu (S. 63 ff.). Der Kenner wird hier die ganze Kunst der Auffassung und Wiedergabe würdigen, aber auch der Laie sie angenehm und dankbar empfinden.

Es ist dem Historiker ebenso wenig, wie etwa dem Richter, zuzumuthen, daß er seine politischen, litterarischen und wirthschaftlichen Ueberzeugungen vergessen solle: aber unbedingt müssen wir von dem einen wie von dem anderen verlangen, daß er bei Beurtheilung von Menschen und Ereignissen sich nicht nur strengstens an die mit Sorgfalt und ohne Voreingenommenheit zu ermittelnden Thatsachen halte, sondern auch deren Bewerthung nur in ihrem eigenen Zusammenhange, das Wesen und Wirken der Charaktere nach deren eigenen Voraussetzungen abschätze. Dieser unumgänglichen Forderung hat Stern allerorten entsprochen oder doch zu entsprechen gesucht. Ja, man merkt bisweilen, wie er sich, z. B. bei der Schilderung des ihm ebenso wie den meisten neuesten Historikern aller Richtungen unsympathischen Friedrich Wilhelm III. (S. 411 f.), förmlich Gewalt anthut, um ihm nur ja gerecht zu werden und ihn nicht in allzu scharfem Lichte erscheinen zu lassen. Von da bis zur schwärmerischen Verherrlichung dieses Königs, wie Treitschke sie uns zumuthet, ist freilich ein weiter Weg; aber die Arbeiten so durchaus konservativer und royalistischer Geschichtschreiber, wie Baillen, M. Lehmann u. a., haben die Nichtigkeit von Treitschke's Apotheose längst unwiderleglich dargethan. Mit voller Unparteilichkeit würdigt Stern (S. 392 ff.) die Schwierigkeiten, die sich nach den Befreiungskriegen einem befriedigenden Ausbau des neuen, buntscheckig zusammengeflickten preußischen Staatswesens entgegen stellten: die tiefe innere Verschiedenheit der Landschaften und Volksstämme, der scharfe Gegensatz zwischen Westen und Osten, die Mannigfaltigkeit der geltenden Rechte, ja selbst der Steuer- und Zollverfassung, die grollende Widersetzlichkeit des altländischen Adels gegen die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung. Die politische Unreife und Interesselosigkeit des größten Theiles des preußischen Volkes in den auf 1815 folgenden Jahren wird offen eingestanden (S. 443), wie sie thatsächlich aus der höchst interessanten Uebersicht über die Antworten der 1817 betreffs der zukünftigen Verfassung befragten Persönlichkeiten erhellt (S. 434 ff.). Mit um so größerem Rechte wird dann hervorgehoben, daß dessen gebildetere und rührigere Elemente dringend die Ertheilung der vom Könige bestimmt zugesagten Konstitution begehrten, und daß es gerade die Aufgabe einer einsichtigen Regierung gewesen wäre, jene gleichgültigen Kreise der Nation zu reger Theilnahme am Staatsleben heranzuziehen. Aber auch die hohen Vorzüge des absolutistischen Preußen werden mit großem Nachdrucke gerühmt (S. 396 ff.): die fortwirkende Kraft der ruhmreichen Erinnerungen, die damals einzige Institution der allgemeinen Wehrpflicht, die Einsicht, Ehrenhaftigkeit und Thatkraft der Verwaltung. Und wie in Hinsicht Preußens zeigt sich auch in allen anderen Dingen wohlthuend Stern's volle Unparteilichkeit. Wie scharf verurtheilt er den verbohrten Eigensinn der altständischen Partei in Württemberg gegenüber den wohlwollenden und freisinnigen Absichten der Regierung

*) Berlin, Wilh. Hertz, 1894.

**) Auch in dem vorliegenden Bande hat Stern nur allzu häufig Veranlassung, falsche Angaben Treitschke's richtig zu stellen (vergl. u. a. Seite 305, 564, 569, 572, 578), wobei man bisweilen Mühe hat, bei letzterem Schriftsteller noch guten Glauben anzunehmen.

(S. 368 ff.); wie klar hebt er die Mängel des damals für den süddeutschen Liberalismus so maßgebenden Rotteck'schen Geschichtswerkes hervor (S. 560). Sogar dem neuerdings fast allerseits angegriffenen Metternich läßt er volle Gerechtigkeit widerfahren (S. 224) und entwirft von dessen staatsmännischen Fähigkeiten und Bestrebungen ein eher zu günstiges Bild.

Kurz, nirgends dürfte man Stern der Parteinahme oder Ungerechtigkeit beschuldigen. Dieser hohe Vorzug — um so rühmlicher, als er vielfach Fragen zu behandeln hat, die noch heute die politischen Leidenschaften erregen — zeigt sich auch in der durchaus sachgemäßen, alle herben Schlagworte sorgfältig vermeidenden Form. In diesen Beziehungen kann man sein Werk mit Flathe's „Zeitalter der Restauration und Revolution" in der Oncken'schen Sammlung vergleichen: nur daß in Folge der engen räumlichen Grenzen, die Flathe's Arbeit gesteckt waren, diese weit gedrängter sein mußte und die geistigen Strömungen viel weniger berücksichtigen konnte, als unser Autor. Denn das ist gerade eine der schönsten Seiten von dessen Buch, daß es die wissenschaftlichen und litterarischen Bestrebungen im Zusammenhange mit den großen sozialen und litterarischen Bewegungen der Zeit in genügender Ausführlichkeit und treffender Charakteristik schildert.

Die hauptsächlichen Kennzeichen für die Ziele der neuesten Geschichte findet Stern in der Verwirklichung der demokratischen Idee, dieses Wort im weitesten Sinne genommen, sowie in der immer größeren Gedanken- und Interessengemeinschaft der europäischen Völker, wie sie durch den bewunderungswerthen Aufschwung der vom Siegeslauf der Naturwissenschaften beförderten Technik herbeigeführt wird. Und in der That: so viele Gegensätze und rückläufige Bewegungen wir auch festzustellen haben — daß diese Erscheinungen thatsächlich das Wesen der neueren Völker ausmachen und sich mit unwiderstehlicher Macht verwirklichen, kann nicht füglich bezweifelt werden. Man mag neuerdings in Deutschland noch so sehr fürstlichen Absolutismus, Vorrechte des grundbesitzenden Adels, engherzige nationale Ausschließlichkeit, Rassen- und Klassenhaß verherrlichen: auch der uns im Reiche des allgemeinen Stimmrechtes, der Arbeiterversicherung, der Handelsverträge und der Goldwährung kann man sich dem allgewaltigen Drängen der Zeit nicht entziehen. Auch damals war die „heilige Allianz" der Regierungen Rußlands, Preußens, Oesterreichs und Frankreichs lediglich im Stande, das Fortschreiten jener Ideen aufzuhalten, nicht aber zu verhüten; und thatsächlich maßgebend wurde nicht jenes dynastische Bündniß, sondern nur die „große Allianz", die wie Stern richtig bemerkt (S. 5[illegible]) nicht mit ihr verwechselt werden darf und die nur zur Niederhaltung Frankreichs bestimmt war.

Für Deutschland im Besonderen war weit bedenklicher als die reaktionäre Tendenz der heiligen Allianz die innere Schwäche des [illegible]

[illegible]

mäßiger Einrichtungen, die sich allerorten erhob und durch Artikel 13 der deutschen Bundesakte selbst als verbindlich anerkannt wurde. Man weiß, wie Treitschke immer wieder die volle Schale des Hohnes und Spottes über die damaligen konstitutionellen Bestrebungen, zumal in Süddeutschland, ergießt, wie er sie als Nachäffungen des Auslandes, vornehmlich Frankreichs, an den Pranger stellt. Nun wohl, gerade das Gegentheil ist wahr. Als altes deutsches Recht, in engstem Anschluß an die Natur des eigenen Volkes dachte man sich die Verfassung. Ganz im Gegensatze zu den Franzosen faßte sogar Rotteck (Stern, S. 287) die zu gebende Konstitution auf. Die Regierungen selbst erkannten deren Nothwendigkeit an, als des einzigen Mittels, um die Einheit ihrer völlig um- und neugebildeten Staaten zu festigen und zu sichern. Ist es nicht widersinnig, Männer wie Gneisenau, den Oberpräsidenten von Posen, Zerboni, die Generale York und Blücher, Wilhelm von Humboldt, Stein für undeutsch und mit Frankreich kokettirend zu erklären? Deren Aller grundsätzliches Eintreten für eine preußische Verfassung wird von Stern dokumentarisch erwiesen (S. 400, 439 ff., 459, 542 ff., 583). Viele pommersche, schlesische, ostpreußische, sächsische, westfälische Bauern verlangten nach ihr nicht minder, als die „französirten" Rheinländer, Pfälzer oder Badener (S. 438). Gagern, Zeilmann, Falck, ja selbst Niebuhr und A. W. von Schlegel erklärten sich mit Entrüstung gegen das Treiben der Reaktionäre, die König Friedrich Wilhelm III. zum Bruche seines feierlich gegebenen Wortes und zur Bekämpfung der Verfassungsfreunde anreizten.

Wie anders König Wilhelm von Württemberg, der dem Schelten und Drohen des Kaisers Franz gegenüber erklärte: er habe seinem Volke eine Verfassung geben müssen, um sich nicht dem Vorwurfe des Wortbruches auszusetzen. Und diesen Fürsten nennt Treitschke wiederholt den „Meister der Falschheit". Welche Verwirrung der sittlichen Begriffe ist hier die traurige Folge leidenschaftlicher Parteilichkeit. Ein Herrscher, der sein Wort hält, wird mit blindem Zorn verfolgt, weil er eben dadurch einen Gegensatz bildet zu einem preußischen Könige, der sein Wort nicht gehalten.

Im Grunde war auch der preußische Staatskanzler Hardenberg Anhänger einer wirksamen Repräsentativverfassung, zu der er sich früher laut und wiederholt bekannt hatte. Aber ängstlich darauf bedacht, Schein und Genuß der Macht zu bewahren, wich er vor dem Widerwillen des Königs und der Feindschaft Oesterreichs gegen konstitutionelles Wesen mehr und mehr zurück. Dagegen vertrat Wilhelm von Humboldt im preußischen Ministerium die Sache der Verfassung. Den Verlauf des ungleichen Kampfes zwischen dem ehrgeizigen und charakterlosen Staatskanzler und seinem überlegenen Gegner schildert Stern in höchst interessanter Weise (S. [illegible] ff.). Auf Humboldt's Seite standen der geniale Kriegsminister Boyen, der bewährte Justizminister Beyme, die Mehrheit ihrer Kollegen. Es war nicht der Streit des machtbegierigen und unbesonnenen Humboldt mit dem weisen Hardenberg, wie Treitschke II. [illegible] ff. die Sache darstellt, sondern ein Kampf verfassungsfreundlicher und auf Preußens Selbständigkeit eifersüchtiger Minister gegen den der Reaktion und der österreichischen [illegible] verfallenen Kanzler. Allein erst Boyen, dann Humboldt und Beyme wurden vom Könige entlassen (Dezember 18[illegible]), [illegible]

[illegible]

richtig diese Anschauung war, darüber möge man bei Treitschke (Bd. II S. 352, 378, 585) die Beweise nachlesen. Auch damals war ein Sieg der Reaktion in Preußen mit einer Schwächung dieses Staates gleichbedeutend, da er dessen wahren Aufgaben und Zielen für Deutschland selbst wie für Europa zuwiderlief.

Noch übler sah es freilich in anderen Ländern des deutschen Nordens aus, zumal in Sachsen. Das Vorwiegen des engherzigsten Konservatismus, das sich dort heute neben der immer kräftiger sich entwickelnden Gegenwirkung der Sozialdemokratie geltend macht, wird verständlich, wenn wir die kleinlichen und beschränkten Persönlichkeiten, sowie die veralteten, unheilbar verrenkten und verschnörkelten Zustände kennen lernen, wie sie damals und noch ein Menschenalter länger in Sachsen herrschten. Dadurch wurden freilich die Gebildeten einseitig dem belletristischen Interesse zugewendet; aber auch dieses zeitigte in der dumpfen, erstickenden Atmosphäre und bei Absperrung jedes belebenden Windhauches nur klägliche verkommene Früchte.

Die erfreulichste Erscheinung im damaligen Norddeutschland ist Großherzog Karl August von Weimar. Der ließ sich durch keine Enttäuschung, keine Bangemacherei und keinen Ansturm der Reaktion die Frische des Herzens, die Klarheit des Geistes und die stets auf das Praktische gerichtete Idealität rauben. Er dachte wie sein Minister Gersdorff: „Man sei nicht gleich mit der Narrenjacke und mit dem Knebeln bei der Hand." Bei weitem hochherziger, als sein Freund Goethe, ließ er sich die liberale Verfassung und die Preßfreiheit, die er seinem Ländchen gewährt hatte, weder von Freund noch Feind beeinträchtigen. Mit großer Schärfe schrieb er am 16. Dezember 1817 an den mächtigen Kaiser Franz:

„Ich bin bei der Erhaltung der öffentlichen Ruhe in Deutschland gleich jedem anderen deutschen Fürsten interessirt, und wenn ich in den Maßregeln zur Erlangung dieses gemeinsamen Zweckes hie und da von den gewöhnlichen Ansichten abweiche, so ist dies eine Folge meiner vieljährigen Erfahrungen und der Prinzipien, die ich mir davon für die Regierung meiner mir von Gott anvertrauten Unterthanen mit Erfolg abstrahirt habe."

Vergessen wir nicht, daß dies derselbe Herzog war, der dreißig Jahre früher die Idee des deutschen Fürstenbundes unter Preußens Führung eifrig angeregt und verfochten hatte. So ist er in jeder Beziehung ein Förderer und Vorläufer des neuzeitlichen Umschwunges in Deutschland gewesen.

Wie weit war aber Friedrich Wilhelm III. von den Plänen entfernt, die einst sein genialer Großoheim Friedrich II. verfolgt hatte! Aengstliche Unterordnung unter Oesterreichs schützende Macht war der ihn beherrschende Gedanke. Rußland, auf dessen Hilfe er früher gebaut hatte, war ihm damals wegen der liberalisirenden Tendenzen Alexanders I. verdächtig. Metternich's reaktionäre Weisheit sollte Deutschland und Preußen selbst vor den Gefahren der „Umstürzler" retten. Freilich im Anfange hatte sich Hardenberg wenigstens zu einem dualistischen Plane aufgerafft, den ihm Hänlein, sein Gesandter am Bundestage, eingegeben hatte. Preußen sollte Norddeutschland leiten, Oesterreich den Süden; am Bundestage sollten beide Großmächte die wesentlichen Geschäfte gemeinsam führen. Aber Oesterreich wollte nicht theilen. Es benutzte schlau die vollständigen Eröffnungen, die Hardenberg ihm über Hänlein's Entwürfe gemacht hatte, um den Mittel- und Kleinstaaten vor Preußens alle bedrohenden Habgier Angst einzuflößen. Der Staatskanzler mußte den armen Hänlein abberufen, und seit dieser Niederlage wagte Hardenberg nicht mehr, Preußens Regierung eine selbständige Rolle in Deutschland, ja nur im eigenen Staate zuzuschreiben. Im Grunde regierte Metternich ebenso gut Friedrich Wilhelm III. wie Franz I. Er war unerschöpflich in geheimnißvollen Orakelsprüchen. „Will der König über Bayern herrschen," ließ er sich z. B. in München vernehmen, „so führe er Provinzialstände ein; will er über Deutsche herrschen, will er sein Volk in ein demokratisches Mischmasch verwandeln, so wird ihm das Repräsentativsystem dazu dienen." Alle seine Berufungen auf alte Rechte, auf das Legitimitätsprinzip waren erborgte Lappen, um das kahle Gerüst nackter und öder Willkür zu umkleiden. Das Mittelalter war ihm vielmehr als Zeit ständischer Selbstherrlichkeit verhaßt (vergl. Stern, S. 583); und wenn ein König oder Großherzog sich zu einer freisinnigen Verfassung entschloß, behandelte er ihn ebenso schlecht, wie den ersten besten Demokraten (z. B. S. 591). Im Innern Oesterreichs vernichteten Spitzel und Angeber, die „Postlogen" und das „Chiffrekabinett", die die Briefe öffneten und durchlasen, Treu und Glauben. Ein so vertrauter Freund Metternich's, wie Gentz es war, wußte sich von der Geheimpolizei des Grafen Sedlnitzky scharf überwacht. In die Hörsäle, die Salons und die Kneipen schlichen sich die Spione ein. Die Presse unterlag einer ebenso brutalen wie dummen Censur. Das war der politische Idealzustand, der auch im übrigen Deutschland verwirklicht werden sollte.

So hoch war das Selbstbewußtsein der leitenden Kreise Oesterreichs gestiegen, daß Franz I. schon die Erneuerung des Habsburgischen Kaiserthums über Deutschland in Aussicht nahm, ja ein solches nur anzunehmen erklärte, wenn es „einen seiner würdigen und dem richtigen Standpunkte angemessenen Wirkungskreis erhalte," d. h. mit weit größerer Machtbefugniß ausgestattet werde, als im alten Reiche (S. 311). Preußen wurde in Wien verächtlich beurtheilt; sobald es sich einen von Oesterreichs Willen abweichenden Vorschlag erlaubte, bezeichnete ihn Metternich als „beinahe an Verrücktheit grenzend" (S. 325). Der schreckhafte Eindruck, den die heftige Opposition der lebhaften süddeutschen Volksvertretungen sowie dann das Wartburgsfest und die Ermordung Kotzebue's auf das ängstliche Gemüth Friedrich Wilhelms III. hervorbrachten, wurde von der Wiener Regierung benutzt, um ihn ganz unter ihre Vormundschaft zu zwingen, jede Regung der Selbständigkeit bei ihm zu unterdrücken. Das Zeichen vollständigen Sieges war ihr der Sturz Humboldt's, Boyen's und Beyme's, der „Koryphäen der demagogischen Partei". Man sieht, eine wie tief greifende, von Treitschke absichtlich oder unabsichtlich verkannte Bedeutung diese Thatsache hatte. Mit Recht sagt Stern (S. 608):

„Unter der Partei verstand Metternich hier wie sonst nicht nur die Gegner österreichischer Vorherrschaft, sondern auch die Fürsprecher reichsständischer Verfassung. Machte Hardenberg zunächst als Sieger erscheinen: den höchsten Triumph feierten die Staatskünstler an der Donau und ihre preußischen Bewunderer vom Schlage Wittgensteins. Hardenberg, der einst „demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung" für die „angemessene Form des Zeitgeistes" erklärt hatte, grub sich selbst den Boden ab, indem er die besten Kräfte lahm legte, die sich zum Kampfe gegen aristokratische Ansprüche darboten."

Bald ging selbst Metternich der reaktionäre Eifer seiner preußischen Freunde selbst zu weit. Er ertheilte Hardenberg einen ernsten Verweis, der von diesem unterwürfig hingenommen und mit knechtischer Beflissenheit beachtet wurde.

Auf dem Gipfel der Macht stand die österreichische Staatskunst im Herbst 1818 während des Aachener Kongresses, dessen Geschichte durch Stern, auf Grund der Akten des Archivs des französischen Auswärtigen Ministeriums, wesentlich vertieft werden konnte. Mit dem Frühjahr 1820 schließt der Band.

Die Furcht vor einer großen europäischen Verschwörung gegen die Throne, vor einer „allgemeinen Revolution" beschwor damals eine Periode harter und doch kleinlicher, in jeder Beziehung trübseliger Reaktion herauf. Gerade sie aber schuf, was bisher nicht vorhanden gewesen war, ein stilles Einverständniß aller Freigesinnten ohne Unterschied der Nationalität. Zu grausam war die Enttäuschung nach dem glänzenden Aufschwunge der Befreiungskriege, als daß nicht durch jene der Unmuth aller Freunde politischer Fortentwicklung auf das lebhafteste erweckt worden wäre. Gerade Metternich's Staatsweisheit, die in den Kabinetten ganz Europas die herrschende ward, hat das bewirkt, was sie vermeiden wollte, und was sich damals durch mäßige Zugeständnisse leicht hätte vermeiden lassen: die Revolution.

M. Philippson.

Ernst Rosmer.

Ernst Rosmer gibt es nicht; aber vier kleine Bände*) gibt es, auf denen dieser Name als Verfasser steht, und der vierte dieser Bände ist zu seinen Vorläufern soeben erst hinzugekommen. Alles in Allem sind da: Zwei Theaterstücke, fünf Novellen auf 170 Seiten und schließlich ein Märchen, das in Akte getheilt ist und ein Bühnenstück gleichwohl nicht sein wird.

Wer dieser Ernst Rosmer ist, weiß man; eine junge Frau, die in München ihr Heim hat, und es ist gut das zu wissen. Echte Weiblichkeit und München geben dem Bilde dieses neuen, anmuthigen und eigenartigen Talentes die Grundfarben.

Das Stärkste dieses Talentes entstammt der weiblichen Natur; das ist der Kern; und das Drum und Dran, die Draperie und Gorderobe sind dann am Wirkungsvollsten, wenn sie im Zuschnitt sich nähern der hergebrachten Mode flotter Münchener Biergenialität. Freilich auch diese Mode ist nicht einfach übernommen. Aus solchem tiefsten Kern und solcher Einkleidung ergab sich ein eigenartiger Gegensatz; denn die flotte Münchener Biergenialität ist nicht gerade von lichtscheuer zuckender weiblicher Empfindungsfähigkeit, und die zarte weibliche Empfindungsfähigkeit ist ziemlich verschieden vom Münchener feuchtfröhlichen Künstlerjargon. In der Verknüpfung solcher Gegensätze liegt zugleich einer der Reize dieser Dichtungen.

In der Novelle „Madonna“ findet sich die Stelle:

„Ich weiß noch sehr gut, was du bei den falschen Quinten und Oktaven sagtest: „Man hört sie oft nicht, sie dürfen aber doch nicht gemacht werden“. Ja ... man hört vieles nicht mit Menschenohren und sieht vieles nicht mit Menschenaugen, und doch darf es nicht geschehen“.

Diese Worte weisen auf den Kern der Werke; sie sind ein Leitmotiv für das, was in den Büchern von Ernst Rosmer die stärkste künstlerische Eigenart darstellt.

Es sind die falschen, so leicht überhörten Quinten und Oktaven, die in ihren leisen Schwingungen hier verfolgt werden, und die, wie leise sie auch klingen, doch stark genug sind, die Harmonie eines Lebens und die Harmonie mehrerer Leben zu zerstören. Nicht große Schicksale, die aus großen Gegensätzen herovrwachsen, erlebt man in jenen Büchern; es sind die großen Wirkungen aus kleinen Ursachen, die sich da ereignen; und in dieser Neigung aus dem Intimen, aus dem menschlich so Naheliegenden entscheidende Schicksalswendungen heutiger Menschen abzuleiten, liegt ein moderner Zug dieser Kunstwerke. Für Tragödien, die sich in ein paar Köpfen und Herzen ziemlich lautlos abspielen, ist noch gerade Raum in unserer Zeit, wo jede lärmendere Tragödie in der Wirklichkeit sogleich vom Schutzmann und von einem Dutzend Gesetzesparagraphen erstickt wird.

Die Tragik jener kleinen Verschuldungen ist hier ausgezeichnet, die bald gar keine Verschuldungen sind, bald nur winzige Tröpfchen Gift enthalten. Aber diese winzigen Tröpfchen häufen sich und zerstören einen ganzen Organismus, und diese Verschuldungen, die kaum Verschuldungen sind, vernichten doch auch die heitere Entfaltung eines Daseins, wie wenn ein Falter von der Flamme angezogen, schon seinen zarten Farbenschmelz, den heiteren Glanz seines Lebens, in der heißen Nähe verliert, ohne auch nur die Flamme selbst berührt zu haben. Wie solcher flüchtiger Gifthauch des Lebens auf ein Frauenherz wirkt; und wie solch ein Frauenherz feinste Gifte bald unbewußt, bald mit dämmerndem Bewußtsein destillirt, das konnte in diesen zarten Abstufungen nur eine Frau schildern, und das schildert hier eine Frau. Frauenintimitäten sind das beste und eigenartigste, was ich in diesen Büchern gefunden habe.

Wie wirkt ein unkeuscher Mannesblick auf die Seele einer Mädchenknospe? „Die Madonna“ behandelt dieses Thema — nicht überzeugend, wie denn überhaupt die Novellen künstlerisch bei Weitem nicht an die dramatischen Werke heranreichen; aber auch auf der „Madonna“ ruht ein reizvoller Schimmer gemischt aus starker echter Keuschheit und einer sentimentalen Ueberempfindsamkeit, die der gesunden Kraft entbehrt. Welche Wunden reißen Männerküsse, die nicht gegeben und nicht empfangen, sondern nur mit heißem Athem verbotener Weise gesprochen wurden? In „Wir drei“, dem bei weitem besten Werke von Ernst Rosmer, haben das zwei Frauen und ein Männerherz voll Bitterniß zu erfahren. Aber in voller individueller Innerlichkeit erfährt es auch dort nur eine Gestalt, die Hauptgestalt, Sascha Korff, und diese Sascha ist es gleichzeitig, die in die Reihe jener weiblichen Typen gehört, für deren Aufhellung der Dichterin bisher die schärfsten und leuchtendsten Lichter zu Gebote stehen.

Wenn sich die sämmtlichen Sprachreiniger der sämmtlichen pangermanischen und der angrenzenden Verbände daran machten, für das Wort Caprice und capriciös fänden sie doch keinen vollen Ersatz. Laune, launenhaft, launisch, grillig, diese Uebertragungen wären Caprice und capriciös so ähnlich wie ein mürrischer, wechselnder und doch einförmiger Novembertag neben einem Apriltag, über den die Sonne blitzt und über den graue Wolken hinziehen und an dem heiter und grämlich und strahlend und verfinstert alle Jahreszeiten sich in unberechenbarer Jagd ein Stelldichein gegeben haben, und der durch seine wechselvolle Veränderlichkeit vielleicht einen unwillkommenen, aber doch einen prickelnden Reiz ausübt. Die Caprice, von capra gebildet, keck und überraschend und graziös wie der Sprung des Zicklein zwischen den Felsen, stammt aus romanischen Landen, wo die unkontrollirte Empfindung eher die herrschende Macht des Lebens ist; und die Caprice besitzen bei uns vor allem die Frauen, die den Romanen noch immer so viel näher stehen als die deutschen Männer, von denen ganze Kategorien erst empfinden, nachdem sie gedacht haben. Das sind die, deren Maschine zuverlässig und gewiß nicht übel fährt, aber mit kaltem Dampf.

Die Caprice ist die verzogene und ungezogene Schwester der gesunden Empfindung, und der Caprice eigen ist oft eine hexenhafte Freude, halb Neugier, halb Lust zu quälen, an all den Koboldereien, die die verzogene und ungezogene Empfindung vollführt. Spielend läßt sie ihre Nücken und Tücken herumschießen; und spielend müssen ihre Nücken und Tücken das Opfer erhaschen; denn eine Caprice, die ernsten Widerstand mit ernster Hartnäckigkeit bekämpft, hört sehr bald auf, eine Caprice zu sein. Diese spielende Sieghaftigkeit dankt die Caprice nicht sich selbst, sondern einer stärkeren Genossin. Die Sinne müssen gefangen genommen sein, ehe Jemand ohne zu zucken sich von Mückenstichen peinigen und mit feinem vergiftetem Stilet tödtlich verwunden läßt. Die Sinne sind zuvor umstrickt von Grazie oder Schönheit oder geistiger Ueberlegenheit. Und so ist die Caprice der Pfeilschuß vor allem, den die Frau auf den geblendeten wehrlosen Gegner abschießt. Le caprice est dans les femmes tout proche de la beauté, pour être son contre-poison. Das Letztere gewiß nicht immer.

In „Corriger l'amour“, einer der Novellen von Ernst Rosmer, spinnt eine verheirathete Frau mit einem jungen unfertigen sentimentalen Fant einen Liebesscherz an. Warum? Es ist nur eben eine Caprice; sie handelt halb aus Langerweile, halb aus jenem Gefühl, das Kinder lockt, einem Käfer langsam die Beine abzukneifen, um dann mit gierig schauderndem Blick zu beobachten, wie er sich krümmt und was nun wird. Der gute Junge in jener Novelle zahlt mit seinem Leben das capriciöse Spiel der gewissenlosen Frau. In „Dämmerung“ hat Krankheit das zarte innere Saitenspiel eines jungen Mädchen verstimmt; Blindheit bedroht sie; schon scheint sie durch die Tüchtigkeit einer jungen Aerztin gerettet, da verjagt sie mit eigener Hand ihr dämmerndes Heil und das ihres Vaters. Warum? Aus Caprice. Ihr verzärteltes Innere verträgt es nicht, daß ihr Vater jener Aerztin voll Lebensernst und sachlicher

---

*) Wir drei. Fünf Akte. Geschrieben München 1891. Dr. E. Albert & Co. München; Dämmerung. Schauspiel in 5 Akten. S. Fischer. Berlin; Madonna. Novellen. S. Fischer. Berlin 1894. Königskinder. Ein deutsches Märchen in 4 Akten. S. Fischer. Berlin 1895.

Tüchtigkeit und voll weiblich starken Gefühles sich in Liebe zuwendet und Erhörung findet:

„Und wenn sie mich hundertmal gepflegt hat — lieb hat mich die nicht trotz allem. Lieb nicht. Die schaut auf mich herunter, das spür ich. Ich lasse mich nicht verachten, ich laß' mich nicht — o wenn ich ihr was thun könnte, was anthun, daß der Papa sie nicht mehr mag. . .“

Den thörichten Kinderhänden gelingt es, ihren Vorsatz auszuführen; sie wühlen gegen sich selbst; das Augenlicht des Mädchens ist verscherzt, und die weiche Künstlernatur des Vaters bringt der Erblindeten das Opfer, der eigenen späten Liebe zu entsagen. Solch ein Schicksal in seiner menschlich begreiflichen Verknüpfung ist traurig; aber jenes Unglück wirkt nicht erschütternd, das ungezogene Kinderhände herniederreißen, die schwächliche Liebe schlecht erzog und schlecht beaufsichtigt hat.

Und endlich Sascha Korff, diese Gestalt von gelungenster Körperlichkeit. Sie setzt sich mitten hinein zwischen zwei Ehegatten, die ihre Geschöpfe sind; sie hat sie mit einander verheirathet; sie spielt mit ihnen. Warum? Aus Caprice. Aus Freude an der eigenen souveränen Ueberlegenheit vor allem, und aus ein bischen Zuneigung, und aus ein bischen Frivolität, und aus ein bischen Gedankenlosigkeit, und als das Spiel eine Zeit lang gedauert hat, ist das Glück der Familie in die Luft gesprengt. Der Mann gehört nicht mehr seiner Frau, sondern bildet sich ein, heiß Sascha Korff zu lieben, die sich in ihrer geistigen Fülle und leidenschaftlichen Kraft aus dem guten nüchternen Kerl mit seinem künstlichen Rausch im Grunde nichts macht, was auch nur an Liebe grenzt. Wie das Paar sich wiederfindet und dann Hand in Hand in etwas mystisch-sentimentalem Zwielicht einherwandelt, das ist nicht besonders wichtig. Aber Sascha Korff, die zu bequemem Zeitvertreib mit zwei Menschen wie mit Puppen zum Vergnügen hantirt hatte, bis sie bemerkte, daß Herzen zerbrechliche Sächelchen sind, erschrickt vor ihrer eigenen That in tiefster Seele; trotz der frivolen Umhüllung war diese Seele weich geblieben; Sascha sucht das Verschuldete wieder gut zu machen, und die Tragik steckt darin, daß dieses starke Frauenzimmer — als Frauenzimmer und moderner Mensch im Innersten doch weich, — durch die eigene capriciöse That einen „Knacks weg hat“.

Wie in schärferer Begrenzung eine Eigenschaft sich aus der anderen entwickelt, und eine Eigenschaft auf der anderen sich aufbaut, und wie geradlinig Motiv auf Motiv stößt und logisch zum Handeln und zur That treibt, das pflegt Männerpsychologie zu entsprechen. Bei Frauen ist das Unwägbare und Schwankende, das Irrationelle und das, was wie launischer Zufall erscheint, oft bestimmend. Im Dämmer und in weichen Uebergängen verschwimmen und verstricken sich gegenseitig die Eigenschaften und die Motive; der Frauencharakter ist häufig so reizvoll und spukvoll berückend wie Sonnengeflimmer auf leise wogendem Wasser, das jeder Lufthauch in neuem Lichtschimmer schön und tückisch und flüchtig und blendend erstrahlen läßt. Solche Fraueneigenschaften im unsicheren Zwielicht verhüllter Innerlichkeit schildert Ernst Rosmer; den schnell entschwundenen Eindruck, der aus dem Leben bis in diese Tiefen des Individuums fällt, und wie die aus solchen Tiefen hervorbrechende Frauencaprice, als tragisches Motiv in der Alltäglichkeit unseres Lebens wirken kann. Cleopatratöchter im engen modernen Schnürleib.

Aber diese Schilderungen sind nicht ausspintisirt und nicht in überfeine Wendungen gekleidet, und die Tragik spielt sich ab ohne jedes pathetisch große Wort. Mit einer starken und in der Kunst so schwer zu treffenden Einfachheit geben sich diese Personen; die gelungensten in flottem, forschem Großstadtton dahin redend oder in der feineren Nüance östlichen, leise zigeunerhaften Künstlerthums. Nicht, was sie mit Worten sagen, macht den Reiz dieser Dichtungen aus, von denen keine in abgeschlossener Vollkommenheit dasteht; was unter den Worten steckt und was mit den Worten kaum hörbar mittönt, die ganz leisen Quinten und Oktaven dieser Musik, darin liegt der feinste und eigenartigste Reiz der entscheidenden Stellen dieser Werke, und in dieser Feinhörigkeit, die ihre Feinhörigkeit in ungespreizter natürlicher Einfachheit zu geben weiß, liegt auch die gesunde Modernität der Dichtungen.

Die Dichterin jener Caprice, die nicht die bekannte des Lustspiels ist, sondern die bis in die Tragik mündet, ist als Künstlerin von Caprice frei; ist nicht alles geglückt in diesen Werken, so ist doch nichts gesucht verschnörkelt und nichts gesucht bizarr. Mit innerer Freiheit steht Ernst Rosmer dem irrlichterirenden Empfindungsleben jener Gestalten gegenüber, die sie schildert; sie selbst steht auf einem anderen Boden wie ihre Geschöpfe.

Ein unmittelbares Bekenntniß der eigenen subjektiven Künstlernatur sind die „Königskinder“, das neueste Werk. Das ist ein zartes und schönes Märchen im flotten Ton der Spielmannspoesie geschrieben; keusch und lieblich und durchweht von Waldesduft und Windesrauschen und angefüllt mit harmloser Weisheit der Kinder und der einfältigen Klugen und mit tölpelhafter Dummheit der hochvermögenden Narren dieser Welt. Und es bleibt anmuthig dieses Märchen und voll leichter poetischer Poesie, obgleich es eine Allegorie ist.

Da ist eine Stadt, die sehnt sich nach einem Herrscher und einer Herrscherin, und die Wahrsage ist der Stadt geworden, mit dem Glockenschlag 12 Uhr werde das heiß begehrte Paar einziehen. Und es zieht ein unter strahlendem Sonnenschein die liebliche, hehre Gänsemagd aus dem geheimnißvollen Hexenwinkel des Waldes und der irrende Königssohn, der seinen Unterschlupf im Schweinekoben hatte suchen müssen. Für die harrende Masse waren das die Königskinder nicht; für sie bedankte sich das blinde Volk und die Rathsherren riefen: Die jagt hinaus. Nur die Kinder wußten es besser und sie sagen dem alten, klugen Spielmann:

Wir glaubens, und habens fest im Sinn,
Das waren der König und die Königin.
Weißt doch: das Mädchen mit dem Knaben —
Die beiden wollen wir wieder haben.
Führ' uns Du und wir ziehen aus
Und bringen die Königskinder nach Haus.

Es ist wahr, manchmal tritt auch die königliche Poesie aus dem Schweinekoben hervor und hat sich doch nicht beschmutzt, und der dumme Haufe verkennt sie in ihrem schlichten Gewande zuerst. Aber freilich kommt es heute wohl auch vor, daß manch einer, der den Schweinekoben zu seinem Aufenthaltsort erwählt hat, darum schon wähnt, ein echter Königssohn zu sein. Aus dem Schweinekoben kann man kein Königthum hervorholen; aber in den Schweinekoben kann der es hineintragen, der es besaß, und nur weil Ernst Rosmer die poetisch lieblichen Königskinder empfinden konnte, poetisch im alten ganz unmodernen und unerschütterten Sinne, nur darum vermochte sie auch moderner, grauer Wirklichkeit künstlerisch Herr zu werden. Auch auf diese Wirklichkeit fällt von jenem Lichte.

Ob alte oder neue Richtung, im tiefsten Kern bleiben trotz aller Polemik Poeten Poeten und Künstler Künstler; die echten — stets Königskinder.

O. E. Skandi.

Jugenderinnerungen aus Kroatien. (1749—1810. 1824—1843.) Von Dr. E. J. von Tkalac. Leipzig. Otto Wigand. 1894.

Wer ist der Herr Dr. E. J. von Tkalac, der uns in diesem Buche seine Jugenderinnerungen vortragen zu sollen glaubt? So werden sich wohl zahlreiche Leser der „Nation“ fragen, ohne deshalb fürchten zu müssen, daß sie der Unkenntniß unserer Litteratur- und Zeitgeschichte geziehen werden. Denn selbst Konversationslexika u. dergl. nützliche Nachschlagewerke geben auf die von ihnen aufgeworfene Frage keine Antwort. Da das Buch uns aber die höchst interessante Jugendentwicklung eines ganz eigenartigen Menschen erzählt, der uns noch dazu Verhältnisse und Zu

stände eines Landes und Volkes schildert, von dem eine deutliche, wahrheitsgetreue Kunde selten zu uns nach Deutschland dringt, so will ich doch auf das Buch mit einigen Worten aufmerksam machen und die Lebensschicksale seines Autors auch über die Zeit hinaus, die er selbst geschildert hat, mit einigen Strichen andeuten. Ich thue das um so lieber, als diese Jugendgeschichte in unserer Memoirenlitteratur auch eine besondere Stelle einnehmen wird. Denn muß es uns nicht schon ganz eigenartig berühren, wenn ein Mann, der die deutsche Sprache nicht als seine Muttersprache erlernt hat, der in seinen reiferen Jahren nicht etwa dauernd, sondern nur vorübergehend in Deutschland gelebt, dann aber den größten Theil seines Lebens, soweit er ihn nicht in seiner kroatischen Heimath zugebracht hat, als Beamter des Auswärtigen italienischen Ministeriums in Turin, Florenz und Rom gearbeitet und das italienische Bürgerrecht erworben hat, seine Jugenderinnerungen in deutscher Sprache ausarbeitet? Aehnlich verhält es sich freilich auch mit den vor Kurzem erschienenen Lebenserinnerungen J. Moleschotts, der, ein geborener Holländer, als italienischer Senator gestorben ist, und doch auch seine Lebensentwicklung in deutscher Sprache abgefaßt hat. Aber abgesehen davon, daß ein Holländer doch von Natur der deutschen Kultur und Sprache näher steht, als ein Kroate, dessen Großvater nach der Aussage des Enkels noch ein „Barbare“ war, hat Moleschott als Schüler und Dozent deutscher Hochschulen viel länger in Deutschland verweilt, als Tkalac, der sich in seiner Jugend die deutsche moderne Bildung nur auf Schleichwegen aneignen konnte, dann sich ihrer aber so vollkommen bemächtigte, wie nur wenige seiner Landsleute.

Liest man die Schilderung, die unser Autor von den Kulturzuständen Kroatiens, namentlich aber von dem dort herrschenden Unterrichtswesen, von dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts bis zu der Zeit, da er 1843 seine Heimath verläßt, in unserem Buche gemacht hat, dann muß man sich in der That wundern, wie sich aus dem Sohne eines kroatischen, allerdings nicht unbemittelten Gutsbesitzers, der Publizist und Gelehrte entwickeln konnte, der u. A. eine werthvolle Darstellung des Staatsrechts des Fürstenthums Serbien geschrieben hat und vielen Lesern einer großen Berliner Zeitung durch seine vorzüglichen Berichte aus Italien, nur nicht dem Namen nach, bekannt geworden ist.

Imbro (Emmerich) Ignatijevic von Tkalac ist am 6. Mai 1824 zu Karlstadt in Kroatien geboren. Die Familie gehörte einem Adelsgeschlechte an, das aber in den Bauernstand herabgesunken, ja zu hörigen Leuten geworden war. Erst der Großvater riß es aus diesem wieder empor. Dieser hatte sich auf einem Getreideschiffe, welches die Save und Donau befuhr, als Ruderknecht vermiethet, war zum Steuermann auf einem solchen Fahrzeug emporgestiegen, hatte dann Antheil an dem Frachtgeschäft bekommen und starb als ein Getreidegroßhändler, der zwar nicht lesen und schreiben konnte, aber schließlich ein Dutzend Flußschiffe besaß und im Schwarzen und Adriatischen Meere zwei Seeschiffe segeln ließ. Man kann sich eine Vorstellung von der Wohlhabenheit dieses Mannes machen, wenn man hört, wie ihm 150 000 Gulden als „freiwillige Zwangsanleihe“ zu dem Kriege abgenommen wurden, den Kaiser Joseph II. 1788 mit der Türkei anfing, und daß derselbe Geschäftsmann 1806 Getreide im Werthe von 243 000 Gulden an einen Spekulanten verkauft hatte, die ihm in Wiener Stadtbankozetteln ausgezahlt worden waren. Durch einen Federstrich erklärte Kaiser Franz I. von Oesterreich diese Zettel in einem „Patente“ für ungültig, da die Wiener Stadtbank bankerott sei. Der leidenschaftlich aufgeregte Handelsherr reiste nach Wien, da er erfahren, daß jener Getreidespekulant, den er im Verdachte hatte, er sei von dem bevorstehenden Bankerotte unterrichtet gewesen, sich dort aufhalte. Er hoffte von ihm einen Theil seines Getreides wenigstens durch einen Prozeß wieder zu bekommen. Der der deutschen Sprache unkundige Mann beantragte die Verhaftung des Betrügers bei dem Wiener Polizeipräsidium; als ihm aber nun ein von dieser Behörde Verhafteter vorgeführt wurde, mußte er einräumen, daß dieser nicht sein Geschäftsfreund sei. Der unschuldig Angeklagte, ein französischer Emigrant höchst zweifelhaften Rufes, drohte dem Polizeipräsidenten mit einer Beschwerde bei dem Kaiser, und verlangte 100 000 Gulden Schadenersatz, worauf Seine Exzellenz den Beschwerdeführer an den reichen Mann zur Schadloshaltung wies. In der That setzte ein Advokat und ein Agent der ungarischen Hofkanzlei dem Kroaten mit Drohungen und Einschüchterungen so zu, daß er 10 000 Gulden zahlte, um nur aus dem unangenehmen Handel herauszukommen. Der große Geldverlust und die soeben gemachten Erfahrungen bei Beschreitung des Rechtswegs hatten die Lebenskraft des alten Schiffknechts gebroch[en]. Er starb bald darauf.

Ist dieser Mann und sein Geschick ein echtes Kulturbild a[us] „Halbasien“, so war in mancher Beziehung die Mutter von Tkalac e[s] auch, doch nach einer anderen Seite hin. Sie war die Tochter ein[es] Geschäftsfreundes des reichen Getreidehändlers und hatte in Karlst[adt] als junges Mädchen oft große Geldsummen in Papier aus dem Ha[use] ihres Vaters in das jenes in ihrer Schürze tragen müssen. Für d[ie] Zeit war sie aber sehr gut von einer Gouvernante unterrichtet word[en]. Sie konnte etwas Deutsch, dagegen gut Lateinisch und Französisch au[ßer] ihrer Muttersprache reden. Auf ihrem Nachttische lag stets ein Gebetb[uch] in kroatischer Sprache, einer der wenigen Drucke, welche es damals [in] dieser Sprache gab, und eine kleine Ausgabe der Gedichte des — Hor[az]. Da sie sehr schön und reich war, hatte ein Marquis de Contad[es], der zur Zeit, als Karlstadt zu den von Napoleon I. geschaffen[en] ephemeren „Provinces Illyriennes“ gehörte, als Intendant lebte, [um] ihre Hand geworben, sie aber hatte die Hand des schönen, übermüthig[en] und reichen Landsmannes vorgezogen. — —

Doch wo würde ich hingerathen, wenn ich die Geschicke, die un[ser] Autor selbst erlebte, seine Jugendbildung, die halbbarbarischen Kultur[-] bedingungen seiner Heimath in gleicher Ausführlichkeit hier weiter [er-] zählen wollte! Ich kann die Leser, welche für die ganz abnorme B[il-] dungsgeschichte eines begabten, feinfühligen, wissensdurstigen Knab[en] der unter Verhältnissen aufwuchs, von denen wir uns kaum eine V[or-] stellung machen können und glauben mögen, daß sie in einer österreichi[schen] Provinz noch in unserem Jahrhundert geherrscht haben, einige Theilnah[me] übrig haben, nur auf das Buch selbst hinweisen. Wer sich dafür int[er-] essirt, wie in einem einzelnen Menschen, wie in einem Volksstamme da[s] Nationalitätsgefühl aufkeimt und erstarkt, der sollte das Buch erst re[cht] nicht ungelesen lassen.

Die weiteren Lebensgeschicke des Herrn von Tkalac, der [1843] Kroatien verließ, um in Oesterreich und Deutschland seine Studien [fort]zusetzen, sind äußerlich ebenso romantisch als die Jugendzeit in [der] Heimath. Der junge Mann, der als Schüler eines von orthodoxen katholischen Geistlichen geleiteten Gymnasiums, u. A. Voltaire, und [die] Aufklärungslitteratur und die Halleschen Jahrbücher Ruges sich heimli[ch] verschafft und verschlungen hatte, studirte in Wien, Berlin, München [und] Heidelberg. An der Ruperto-Karolina hat er 1848 eine lateinisch [ge-] schriebene Dissertation über die Ausbreitung des Christenthums un[ter] den slavischen Völkern erscheinen lassen; dann gab er, nach der Heimat zurückgekehrt und in Agram Sekretär der Handelskammer geworden, mehrere Schriften in deutscher Sprache über Serbien heraus. Oeffentl[ich] genannt wurde sein Name aber erst in weiteren Kreisen, als er 18[..] in Wien eine Wochenschrift „Ost und West“ erscheinen ließ, die den [zentra-] listrenden Tendenzen des Ministeriums Schmerling sehr feindselig [ent-] gegentrat. Von Preßprozessen verfolgt, die ihm sechsmonatliche [Fest-] haft eintrugen, ließ er seine Wochenschrift eingehen und trat in [die] Dienste des Königreichs Italien. Einen Mann mit der intimen Kennt[niß] der politischen und sozialen Verhältnisse Oesterreich-Ungarns und [der] Balkanstaaten, wie sie Tkalac besaß, konnte man damals in Turin [be-] sonders gut brauchen. Ein begeisterter Anhänger des Nationalitä[ts-] prinzips von Jugend auf, fühlte er sich der in Italien herrschen[den] politischen Richtung nahe verwandt. Nachdem er drei Jahre im M[ini-] sterium des Innern gearbeitet hatte, wurde er 1866 in das Minist[erium] der äußeren Angelegenheiten als Interpret erster Klasse übernom[men]. Seine vielseitigen Kenntnisse, die sich auf alle Zweige der Geisteswi[ssen-] schaften mehr oder weniger gründlich erstreckten, seine reiche Le[bens-] erfahrung machten ihn mit zahlreichen politischen Persönlichkeiten [des In-] und des Auslandes bekannt und vertraut. Von Jugend auf ein le[iden-] schaftlicher Vielleser und Bücherfreund sind ihm leider seine Augen [nicht] treu geblieben. Jetzt lebt er erblindet als Pensionär der italien[ischen] Regierung in Rom. Dieses schlimme Leiden hat unseren Autor [ver-] hindert, die Korrektur seiner, wie wiederholen es, äußerst interessa[nten] Jugendgeschichte selbst durchzusehen und einzelne sprachliche Ver[stöße] zu entfernen, die aber keinen freundlichen Leser derselben besonders st[ören] werden.

* * *

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 7. Berlin, den 17. November 1894. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW, Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Das starke einheitliche Regiment, zu dessen Gunsten die Stellung des Grafen Caprivi unterhöhlt wurde, und das nach seinem Fortgehen unmittelbar anheben sollte, wird so ziemlich überall in der Presse und noch nachdrücklicher in der Bevölkerung mit den nämlichen Worten belegt und zwar von den Zeitungen der äußersten Rechten angefangen bis zu den sozialdemokratischen Blättern. Der konservative „Reichsbote" spricht folgendermaßen:

„Die jetzige impulsive Unstetigkeit der Regierung wird überall sehr schmerzlich empfunden und alle wahren Patrioten müssen dringend wünschen, daß sie aufhöre."

Die „Germania" sagt:

„Die Verworrenheit unserer politischen Lage war wohl noch niemals so groß wie in jetziger Zeit."

Und um auch ein Blatt des Auslandes anzuführen, das stets mit Wohlwollen und Vorsicht die deutschen Verhältnisse erörtert, so spricht die „Neue freie Presse" in Wien von „quälender Ungewißheit", „Verwirrung" und „Zerfahrenheit". Andere Blätter des Auslandes wählen natürlich ganz andere Worte und spiegeln weit greller den Eindruck unserer deutschen Verhältnisse in der Fremde wieder. Für die jetzt vorhandene Situation ist das gut gemünzte Wort gewählt worden: der „Kurs im Zick-Zack"; und dieser „Kurs im Zick-Zack" löste den „neuen Kurs" zu dem Zwecke ab, ein starkes einheitliches Regiment zu schaffen.

Jene Elemente, die für ihre Männer und ihre Pläne Raum schaffen wollten, schnellten dann noch den zweiten Pfeil, den Umsturzpfeil, los; es sollte etwas Großes, Durchgreifendes, Energisches gegen die Sozialdemokraten geschehen; etwas, das die klügsten Politiker, und befänden sie sich selbst in einer Caprivi-feindlichen Redaktion, nicht zu ersinnen brauchten und vermochten, und das gerade darum die Regierung darzubieten haben würde. Eine Regierung, welche nichts weiter bieten wollte als kleine Korrekturen der bestehenden Gesetze, und welche mit dem „Muthe der Kaltblütigkeit" das Wesentliche im Kampfe gegen den Umsturz von der bürgerlichen Gesellschaft selbst verlangte, wurde in ihrer „Impotenz" vor aller Augen nackt gezeigt. Solche Regierungsimpotenz war freilich nur sträflich, solange sie Graf Caprivi vertrat, nachdem er nun gegangen, schreibt die „Nationalliberale Korrespondenz", daß eine Wiederbelebung des „Ausnahmegesetzes" nationalliberale Politiker niemals verlangt hätten, und es habe überdies „die ganze nationalliberale Partei" stets in Betreff der Maßregeln gegen den Umsturz dahin zusammengestimmt, daß bei diesem Kampf die gesetzgeberische Aktion überhaupt völlig in die zweite Linie treten müsse". Somit steht es also fest, daß die Schlachten der letzten Monate, bei denen einige Minister erschlagen wurden, nur durch höchst schauderolle Mißverständnisse hervorgerufen worden sind.

Auch wir glauben an Mißverständnisse, nur freilich an solche von etwas anderer Art.

Daß die agrarischen Konservativen die Regierung in neue Bahnen drängen wollten, begreifen wir durchaus; daß aber auch einzelne Theile der Nationalliberalen sich hierbei betheiligten, wird man dann erst vollkommen begreifen, wenn man zwischen einer nationalliberalen und einer Miquel'schen Politik in nationalliberalem Gewande unterscheidet.

Diese Miquel'sche Politik hat die Oberhand behalten und das Ziel erreicht, welches sie erstrebte, während in der nationalliberalen Partei als solcher bald hier bald dort die Frage aufzutauchen beginnt: Ist dieser Sieg nach solchen Anfängen denn recht eigentlich auch unser Sieg?

Gibt es eine Möglichkeit, die Politik für die nächste Zukunft mit einiger Wahrscheinlichkeit voraus zu berechnen, so kann das nur geschehen, indem man aus der Vergangenheit der neuen Männer auf ihre zu-

künftige Haltung schließt, und wenn man zugleich die Kräfte in Ansatz bringt, mit denen sie zu rechnen haben werden.

Es ist nun eine starke Zumuthung anzunehmen, daß Fürst Hohenlohe, mit seinen 75 Jahren, thatkräftiger die einheitliche Richtung der Politik verbürgen werde, als sein kräftiger Vorgänger; daran glaubt auch schon Niemand mehr.

Nach der Art, wie außer dem Grafen Caprivi auch Herr von Schelling und Herr von Heyden entlassen worden waren, wurde es schwierig, die nöthige Ersatzmannschaft neben Herrn Köller für die anderen Ministerposten zu beschaffen; und man kann im Beamtenstande die Stimmung, welche durch die letzten Vorgänge erzeugt worden ist, sehr wohl begreifen. Aber schließlich ist selbst ein preußischer Ministersessel noch zu besetzen und zur Zeit haben wir wieder ein vollständiges Ministerium, über das die Urtheile begreiflicherweise einigermaßen auseinander gehen.

Mit der Berufung des Herrn von Köller ist natürlich kein reaktionäres Blatt unzufrieden gewesen; jene begrenzte Gruppe nationalliberaler Zeitungen, welche die neueste Wendung schön fanden, durfte auch diese Ernennung nicht schlecht finden, und sie sagen, wenn Herr von Köller auch im Reichstag ein Junker ganz nach dem Geschmack der „Kreuzzeitung“ gewesen ist, und wenn er auch im Reichstande beliebt gewiß nicht war, so habe man doch keinen Beweis dafür, daß er nicht nunmehr sich ändern werde.

Mit der Berufung des Herrn von Hammerstein-Loxten in das preußische landwirthschaftliche Ministerium sind die agrarischen Reaktionäre noch weit mehr zufrieden, denn Herr von Hammerstein-Loxten hat die Politik der Handelsverträge von Anbeginn an bekämpft und ist stets im Kern für einen Gesinnungsgenossen der Kanitz und Mirbach gehalten worden. Aber auch an dem Herrn von Hammerstein-Loxten wird von dem interessirten kleinen nationalliberalen Kreise eine ganz vortreffliche Eigenschaft entdeckt; freilich ist sie weniger politischer als geographischer Art. Herr von Hammerstein ist nämlich ein Hannoveraner, und wenn ein Hannoveraner auch von der „Kreuzzeitung“ mit höchstem Wohlwollen betrachtet wird, so wird er darum doch noch nicht zu einem ostelbischen Junker; auf diesen geographischen Unterschied bei politischer Uebereinstimmung werden alle jene den größten Werth legen, welche eine geschmeidige seidene Schnur dem Strick aus Hanf entschieden vorziehen.

Endlich ist die „Kreuzzeitung“ auch mit der Ernennung des neuen Justizministers, des bisherigen Oberlandesgerichtspräsidenten Schönstedt aus Celle, sehr einverstanden; und die „Kreuzzeitung“ pflegt in Personalfragen außerordentlich gut unterrichtet zu sein. Vielleicht kann man auf den Charakter des Herrn Schönstedt auch aus dem Umstande schließen, daß dem Herrn von Tessendorf vor ihm das Justizportefeuille vergeblich angeboten worden ist, und Herr von Tessendorf war zur Zeit ein Staatsanwalt Puttkamerschen Stils. Setzt man nun nicht voraus, daß in jedem Falle die nachfolgende Maßnahme mit der vorhergehenden in direktem Widerspruch steht, so würde die bekannte Gestalt des Herrn von Tessendorf einiges Licht über die unbekannte Gestalt des Herrn Schönstedt verbreiten können. Aber wie gesagt, über diesen Mann werden alle jene mit ihrem Urtheil vorsichtig zurückhalten, die nicht als Miquelpolitiker zu der Wendung sich verpflichtet fühlten, daß es doch ganz unmöglich sei, von einem unbekannten Mann zu sagen, er sei nicht liberal; folglich könne man liberale Gesinnungen bei ihm ebenso gut voraussetzen, wie irgend etwas anderes.

Man kann demnach die Welt sehr rosig sehen, sobald man ein paar Kleinigkeiten annimmt: daß sich nämlich Herr von Köller und Herr von Hammerstein-Loxten sehr schnell und sehr gründlich geändert haben, und daß der bisher unbekannte Herr Schönstedt nur gerade so und nicht anders sei, wie man wünscht oder doch zu wünschen vorgibt.

Mit zweifellos echter und zwar sich beständig festigender Zuversicht blickt auch die „Kreuzzeitung“ in die Zukunft; sie rechnet mit der Thatsache, daß nur die Menschen in schlechten Romanen plötzlich ihren Charakter ändern; sie rechnet überdies mit Herrn Miquel, der das wirkungsvolle Eselsdiplom im entscheidenden Augenblick ausgetheilt hat; sie weiß, daß Herr von Marschall eine stille Neigung für bimetallistische Experimente selbst zu Caprivischen Zeiten nicht gänzlich unterdrückte, und sie nimmt an, daß Herr von Bötticher in seiner inoffensiven Brauchbarkeit gewiß so lange auch für den neuesten Kurs wird verwerthbar sein, bis ein offensiverer Ersatzmann gefunden ist. Endlich aber vertraut sie der Macht der agrarischen Strömung; schließlich war sie es doch, welche der Bewegung gegen Caprivi die Kraft gab, und auf soviel Logik rechnen die Kreuzzeitungsleute, daß ein Politiker nicht darum gestürzt wird, um seine Politik hierauf erst recht in ihren wesentlichsten Bestandtheilen fortzusetzen.

Um die Kreuzzeitungsannahme für die zutreffendere zu halten, dazu bedarf es einigen Sinns für Thatsachen; wer die schöne Gabe der Phantasie besitzt, wird dagegen jenes politische Gemälde bevorzugen, das sich in ein paar nationalliberalen Blättern ausgeführt findet und darthut, die Regierung sei um eine Schattirung liberaler geworden.

Lange freilich dürfte auch dieses Gemälde nicht die Augen blenden, denn als weitere Entwicklung der Politik zeichnet sich bereits eine Annäherung der Kreuzzeitungspartei und des Centrums ab, und jene Männer, welche innerhalb des Ministeriums Farbe und Charakter der Verwaltung geben, sind ganz geeignet, auf einer solchen Unterlage ihre Politik aufzubauen, mag immerhin auch diese Unterlage ihre gefährlichen Stellen haben. Und für solches vorurtheilsloses Unternehmen ist natürlich auch Herr Miquel ganz der gegebene Mann.

Herr Miquel hat die Nationalliberalen nach Heidelberg geführt, und es scheint uns, daß über den Sturz des Grafen Caprivi der Weg jetzt nach Tivoli oder wenigstens bis in die Nähe von Tivoli gehen soll, in welcher schönen Gegend die Konservativen ihre sogenannte Verjüngung vollzogen haben. Es ist ja gerade kein kleiner Marsch von Heidelberg nach Tivoli, aber einen feinen Führer könnte die Aufgabe wohl reizen, auf Centrum und „Kreuzzeitung“ seine Politik real zu stützen, und zur Augenberuhigung des deutschen Michel überdies ein paar nationalliberale Zelte in dem reaktionären Heerlager sichtbarlich zu produziren.

Eine kleine Anzahl nationalliberaler Zeitungen arbeitet an einer derartigen Entwicklung mit aller jener Geschicklichkeit, die bei höherer geistreicher Inspiration nicht ausbleiben kann. Ohne Uebereilung wird der Marsch nach rechts betrieben, sogar zuweilen mit sehr feindlichen Mienen gegen rechts gewendet und mit plötzlichem Haltmachen, als denke man unter keinen Umständen daran, sich noch weiter Tivoli zu nähern. Solche Halte sind besonders nützlich, um die nationalliberalen Truppen nach so überraschenden Bewegungen wieder zu Athem kommen zu lassen und um die zahlreichen verdutzten Anhänger wieder zu sammeln. Wird man sie gesammelt bis in die Nähe von Tivoli mit dieser geschickten Taktik bringen? Im militärischen Leben würde man dieses wohlgewählte Manöver ein sprungweises Vorgehen nennen; aber wir hoffen und erwarten, daß es nicht glücken wird.

Minister von Giers hat ein Rundschreiben erlassen, das eine bündige Versicherung für die Fortsetzung der bisherigen friedlichen Politik Rußlands enthält. Das Schriftstück entspricht der Situation und ist nirgends mit Mißtrauen aufgenommen worden.

China liegt am Boden; auch Port Arthur soll dem Falle nahe sein, und es fragt sich nur noch, ob es dem Dazwischentreten der auswärtigen Mächte gelingt, Japan jetzt zum Frieden zu veranlassen, oder ob der Sieger sich die Genugthuung verschaffen will, in Peking selbst die Unterwerfung seines Gegners zu besiegeln.

Vertrauen in der Politik.

Seit einigen Wochen wird in der deutschen Presse das Kapitel vom Vertrauen in der Politik gar eifrig abgehandelt. Dabei verkündet man vielfach die hohe Weisheit: Der Sturz Caprivi's zeige einmal wieder, daß der wahre Freiheitsfreund niemals zu einem Minister Vertrauen haben dürfe; das Schicksal der Freisinnigen Vereinigung sei ein warnendes Exempel; vestigia terrent. Zugleich wird aber gar nicht einmal behauptet, daß jenes Vertrauen, welches wir in den Grafen Caprivi setzten, von diesem nicht gerechtfertigt sei. Jene Argumentation ist danach etwa so schlüssig, wie ein Vorwurf, den man dahin formuliren würde: „Ihr habt in die Umsicht, Ehrlichkeit und Arbeitskraft des Inspektors Schulze volles Vertrauen gehabt. Ihr seht, was dabei herauskommt, denn er ist ja nun doch an der Lungenentzündung gestorben".

In unserem Falle ist obendrein entscheidend, daß zu einer veränderten politischen Haltung selbst dann kein Anlaß vorlag, wenn man auch den baldigen Sturz des leitenden Staatsmannes vorausgesehen hätte.

Will man die Logik nicht völlig aus der politischen Diskussion ausschalten, so kann man einer politischen Partei oder einem einzelnen Politiker doch nur dann ob geschenkten Vertrauens einen Vorwurf machen, wenn es sich herausstellt, daß dies Vertrauen einem des Vertrauens Unwürdigen geschenkt ist. Mangelnde Menschenkenntniß ist in der Politik gewiß ein beträchtlicher Fehler, und deshalb ist die größte Vorsicht, bevor man dem einzelnen Staatsmanne vertraut, politisch stets geboten. In diesem Sinne mag man das Mißtrauen als die Mutter der Freiheit anerkennen. Aber ein derartiges Mißtrauen, das mit dem Begriff der Wachsamkeit zusammenfällt, ist nicht zu verwechseln mit dem blinden Vorurtheil, das in jedem Politiker, der nicht das eigene Parteiprogramm unterschrieben hat, eine suspecte Persönlichkeit sieht. Die Freisinnige Vereinigung, so schreibt man hier und da, sei in ihrer Verblendung schon so weit gegangen, den Grafen Caprivi als einen beinahe liberalen Mann anzusehen. In Wirklichkeit haben wir es nie der Mühe für werth gehalten, darüber nachzudenken, was für ein politisches Glaubensbekenntniß Graf Caprivi wohl ablegen würde, wenn sich dazu ein zwingender Anlaß bieten sollte. Es wäre das eine gute Doktorfrage gewesen, aber für die praktische Politik hatte dieselbe kaum irgend welche Bedeutung. Uns genügte die Erkenntniß, daß rebus sic stantibus von allen möglichen Kanzlern Graf Caprivi derjenige war, von dem der Liberalismus noch am meisten zu hoffen hatte und der — wie die Dinge einmal lagen — die verhältnißmäßig größte Gewähr dafür bot, daß das Deutsche Reich weder nach außen noch nach innen in bedenkliche Abenteuer verwickelt wurde. Wir fürchten heute, daß wir die Gefahren eines Kanzlerwechsels nicht zu hoch, sondern noch zu niedrig veranschlagt haben. Eine Politik, die in dem Sinne sachlich ist, daß sie bei jeder Maßregel immer nur darauf Bedacht nimmt, ob diese Maßregel auch die Prinzipienprobe aushält, ohne zugleich zu berücksichtigen, von wem und unter welchen begleitenden Umständen sie vorgeschlagen wird, ist, nach Talleyrand's kundigem Urtheil, une politique des dupes. Einem sparsamen Wirthschafter kann man für denselben Zweck eher den doppelten Kredit einräumen, als dem Verschwender einen einfachen. Es ist gerade in der Politik durchaus nicht dasselbe, wenn zwei dasselbe thun. Machtmittel, die man dem einen Staatsmanne unter Umständen bewilligen kann, sind vielleicht in den Händen eines anderen von höchst bedenklicher Wirkung. Ob ein Bismarck oder ein Caprivi oder ein Miquel etwas vorschlägt, das ist deshalb keine indifferente Sache, sondern ist unter Umständen sogar entscheidend für die Annahme oder die Ablehnung.

Es verfängt deshalb bei uns auch gar nicht, wenn man uns versichert, die Umsturzgesetzgebung werde so ziemlich im Caprivischen Sinne ausgearbeitet werden. Je mehr Vertrauen wir in die Caprivische Art der Behandlung politischer Dinge nach und nach gewonnen hatten, um so gerechtfertigter erscheint bis auf Weiteres das Mißtrauen in eine Entwicklung, die in dem plötzlichen, von allerlei Intriguen begleiteten, Sturze jenes Staatsmannes ihren Ausgangspunkt genommen hat.

Th. Barth.

Die belgischen Wahlen und die sozialistische Partei.

IV.

Wie dem auch sei, augenblicklich ist Belgien mit einem Parlament gesegnet, das zu zwei Dritteln klerikal, zum andern Drittel liberal oder sozialistisch ist. Welche Haltung werden nun die drei Parteien im Laufe der am 13. November begonnenen Legislaturperiode bewahren, welchen Anblick wird das Parlament im Allgemeinen darbieten?

„Sei die Majorität eine klerikale oder nicht, immer wird das künftige Parlament die demokratischen Tendenzen begünstigen, weil es auf dem allgemeinen Stimmrecht beruhen und die Sozialisten und christlichen Demokraten in sich enthalten wird." So ungefähr schrieb ich im Juni. Ich kann das auch heute nur wiederholen. Das Parlament ist klerikal, sogar, wie ich gezeigt habe, viel klerikaler als die Gesammtheit des Landes, aber jener Theil seiner Arbeiten, über den sich am ehesten etwas vorhersagen läßt, wird die Beschäftigung mit der Arbeitergesetzgebung sein, und diese Berathungen werden den charakteristischen Zug der bevorstehenden Sitzungen ausmachen. Die Rolle der drei vorhandenen Parteien — Rechte, Linke, äußerste Linke — genau bestimmen zu wollen, ist eine heikle Sache. Was am Wahrscheinlichsten zu erwarten, will ich jedoch hier anführen.

Die Rechte, welche das Ministerium de Burlet unterstützt, wird in der Person Beernaert's ihren eigentlichen Führer haben. Woeste, das Haupt der alten konservativen Rechten, ist aus seinem Wahlkampf gegen die christlichen Demokraten nicht ohne Verlust hervorgegangen. Vielleicht wird seine Wahl gar für ungültig erklärt, in jedem Falle ist sein Einfluß auf seine Gesinnungsgenossen vermindert. Die Rechte wird sich wesentlich um Beernaert schaaren, um so mehr als durch die Brüsseler Wahlen 18 Anhänger der geschickten Politik des ehemaligen Premierministers in die Kammer gelangt sind. Aber die aus 104 Katholiken bestehende Mehrheit wird nicht fest gefügt sein. Sie umfaßt Reaktionäre, die der alten Parteipolitik treu geblieben sind, gemäßigtere Konservative, welche eine Regierung mittlerer Richtung wünschen, und Anhänger sozialer Reformen, die bereit sind, für radikale Maßnahmen zu stimmen, wie für das Alkoholmonopol, den Normalarbeitstag, das Lohnminimum.

Die katholische Majorität, welche, scheinbar einheitlich, aber unter ihrer Oberfläche von mannigfachen Strömungen bewegt wird, wird den Ansturm der Sozialisten auszuhalten haben, deren Opposition augenscheinlich energischer, kampflustiger sein wird als die der Liberalen; sie hat ein Gesetz über die Provinzial- und Gemeindewahlen auszuarbeiten, das eine lebhafte Diskussion hervorrufen wird. Es ist somit klar, daß die Majorität trotz ihrer numerischen Uebermacht auf ernste Schwierigkeiten stoßen wird.

Die liberale Linke, dieses führerlose Soldatenhäuflein, wird sicherlich im Parlament und namentlich in der Kammer eine unbedeutende Rolle spielen. Sie kann sich sammeln, sich von dem schrecklichen politischen Orkan erholen, der sie so schwer mitgenommen hat. Einige schütten das Kind mit dem Bade aus, geben alles verloren und sagen den Liberalismus todt. Mir scheint dies ein großer Irrthum. Sehr

krank ist freilich der alte klassische, der in erster Reihe antiklerikale Liberalismus, er, der auch seine Ruhmestage gehabt, der Belgien unermeßliche Dienste erwiesen hat, welche nur von der politischen Unwissenheit oder Parteilichkeit abgeleugnet werden können, dessen Programm aber der Noth des Augenblicks nichts zu bieten hat, und dessen allzu abstrakte, in wirthschaftlichen Dingen allzu individualistische Lehre sich mit dem allgemeinen Stimmrecht nicht verträgt. Aber wenn der Baum auch abgestorbene Aeste hat, so besitzt er doch noch frischen Saft. Man bedenkt zu wenig, daß der Liberalismus mehr als 500 000 Stimmen aufgebracht hat, durch die seine Ideen gut geheißen werden, und daß wenigstens die Hälfte derselben ihm aus den neuen Schichten der bäuerlichen und arbeitenden Wähler zugekommen sind, obwohl er diese Schichten in vergangener Zeit vernachlässigt hat. Ich kann also nicht in die Grabreden einstimmen, welche schon heute über die liberale Partei gehalten werden. Sie wird weiterleben, wofern sie die proportionelle Volksvertretung rückhaltlos begehrt und durchsetzt, wenn sie ein demokratisches Programm und demokratische Sitten rückhaltlos anzunehmen versteht, wenn sie ihre schon so lange zerstreuten und bisweilen entgegenwirkenden Kräfte zu konzentriren weiß. Man darf sich indessen nicht darüber täuschen, daß der künftige Kurs des Liberalismus nicht leicht zu bestimmen sein wird. Die Lotsen, die das Schiff regieren werden, müssen außerordentlich vorsichtig sein, um die Klippen zu vermeiden. Der Liberalismus befindet sich in der That zu dieser Stunde vor einer doppelten Gefahr. Betont er seine Neigung nach links, so riskirt er, den rechten Flügel seiner Truppen zu verlieren, der aus Furcht vor den Sozialisten die Reihen der Klerikalen zu verstärken geneigt sein wird. Schon am 21. Oktober hat sich eine solche Bewegung gezeigt, die sich zweifellos in der Zukunft wiederholen wird. Wenn andrerseits das liberale Programm nicht genug betont wird, so werden viele Elemente des Vortrabs zum Sozialismus übergehen. Der Liberalismus würde dadurch gereinigt, ich will es zugeben, aber welche Partei vermöchte eine solche Einbuße an Streitkräften auf beiden Flügeln auszuhalten? Kurz, die Zukunft ist für den Liberalismus in Dunkel gehüllt. Die Krisis, die ihn bedrängt, ist die schwerste, die er jemals durchgemacht hat. Wird die große Partei erschöpft oder verjüngt daraus hervorgehen? wird sie unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts den Einfluß wieder zu gewinnen wissen, den sie unter dem Censussystem besaß? Die Wunde blutet noch zu sehr, als daß man auf diese Fragen antworten könnte.

Wenden wir uns nun dem neuen Ankömmling zu, der sozialistischen Partei, die gleich mit 28 Abgeordneten in die Kammer einzieht. Um ihren gegenwärtigen Erfolg zu verstehen, müssen wir einen Blick in die Vergangenheit thun und betrachten, wie sie entstanden ist, wie sie sich organisirt hat, und welches Programm sie aufstellt. Keine Geschichte ist meines Erachtens interessanter, keine gibt mehr zu denken. Sie erklärt uns die gegenwärtige Entwicklung, sie beleuchtet uns die künftige Rolle der sozialistischen Partei.

V.

Die belgische Arbeiterpartei — dies ist der offizielle Titel der sozialistischen Partei — ist am 6. April 1885 in Brüssel aus der Verbindung wallonischer und vlämischer Arbeitergruppen hervorgegangen. Diese Gruppen, wenige an der Zahl, waren Berufsgenossenschaften oder kooperative Vereinigungen, die sich in einigen Städten des Landes zerstreut befanden; die meisten waren erst einige Jahre alt, eine sehr kleine Anzahl hatte sich gleichzeitig mit der internationalen Assoziation der Arbeiter gebildet, eine einzige, die 1857 gegründete Vereinigung der Genter Weber, existirte schon lange. Von Anbeginn war die Partei bestrebt, die Arbeitervereinigungen zu vermehren und sie durch eine feste Organisation an sich zu fesseln. Diese Pläne, die mit Geschick und Beharrlichkeit verfolgt wurden, sind heute verwirklicht.

Die wirthschaftlichen Organe der Arbeiterpartei sind die kooperativen Gesellschaften und die Berufssyndikate.

Die kooperativen Arbeitervereinigungen haben die Hauptrolle in der Entwicklung der sozialistischen Partei gespielt, deren Stärke sie ausmachen. Sie bilden bei weitem nicht die Mehrheit der kooperativen Gesellschaften Belgiens, deren Zahl seit einigen Jahren in ungeheurem Maße zunimmt, aber sie sind die wichtigsten derselben. In allen industriellen Centren, wo die Arbeiterpartei Fuß gefaßt hat, besteht eine sozialistische kooperative Gesellschaft, deren Hauptzweck die Herstellung und der Verkauf des Brotes ist. Die älteste, deren Namen gleichzeitig in der Geschichte der kooperativen Bewegung und in der Geschichte der sozialistischen Bewegung Ruhm erlangt hat, ist der Genter Vooruit, welcher 1880 gegründet wurde und mehr als 6000 Mitglieder zählt. Er umfaßt eine große Bäckerei, Konfektionsmagazine, eine Apotheke, eine Schuhmacherwerkstatt, Kohlen- und Materialwaarenhandlungen. Sein Umsatz beläuft sich auf eine Million Francs jährlich. Im Jahre 1880 wurde in Antwerpen die kooperative Gesellschaft der Vrije Bakkers ins Leben gerufen (4000 Mitglieder); im Jahre 1884 die Maison du Peuple in Brüssel, welche den Vooruit gegenwärtig durch die Zahl ihrer Mitglieder, 10 000, überflügelt hat. 1886, 1887 und 1888 sind ferner noch Le Prolétaire in Löwen (1500 Mitglieder) und drei große wallonische Gesellschaften gegründet worden: La Populaire in Lüttich, La Ruche ouvrière in Verviers, jede mit 2000 Mitgliedern, und Le Progrès in Jolimont (Centre-Hainaut) mit 800 Mitgliedern.

Fügt man zu diesen Ziffern diejenigen hinzu, welche uns die kleinen kooperativen Gesellschaften an die Hand geben, so kann man die Zahl der Familienhäupter, welche diesen Gesellschaften der Arbeiterpartei beigetreten sind, auf 40 000 schätzen, während sie mit ihren Angehörigen eine Gesammtsumme von etwa 200 000 Personen ausmachen.

Die kooperativen Gesellschaften bilden für die Arbeiterpartei den Haupttheil ihrer Hilfsquellen, die ihr unter der Form von Beiträgen und Hilfsgeldern bei vorkommenden Ausständen zufließen; sie gewähren ferner denjenigen Sozialisten, die in Folge ihrer Ueberzeugung ihre Beschäftigung verloren haben Aufnahme und Unterhalt. Hinsichtlich der Arbeit haben sie den Achtstundentag und den Mindestlohn eingeführt. Was die Sorge für das geistige Leben betrifft, so haben sie die Einrichtung von Vorlesungen, von Besprechungen, von Festlichkeiten befördert, was an den Orten ihrer Wirksamkeit nicht schwer war. Endlich haben sie ihren Mitgliedern noch billigeren Lebensunterhalt verschafft.

Hieraus erklärt sich die mächtige politische Rolle dieser Einrichtungen. Sie haben die sozialistischen Streitkräfte konzentrirt und vermehrt. Der Familienvater, der sich durch die lockenden Vortheile und den billigen Preis der Waaren zum Eintritt in die Gesellschaft bewegen läßt, verwandelt sich schnell in ein Mitglied der sozialistischen Partei. Für diejenigen, welche seit Jahren den wachsenden Wohlstand der kooperativen Arbeitergesellschaften beobachten konnten, unterlag es keinem Zweifel, daß derselbe in logischer Folge den politischen Erfolg herauffuhren mußte. Wenn die Sozialisten heute 28 Abgeordnete im Parlament haben, so verdanken sie dies hauptsächlich dem Umstand, daß sie seit 15 Jahren ihre Citadellen, die sich kooperative Gesellschaften nennen, erbaut und befestigt haben.

Die Berufsgenossenschaften, die der Arbeiterpartei zugehören, sind zahlreich, ihre Statuten sind sehr verschiedenartig, ihre Effektivbestände schwanken. Im Jahre 1890 zählten die 78 Vereinigungen der Manufaktur- und Metallindustrie 16 000 Mitglieder, die 11 Syndikate der Bergleute und Steinbrecher 70 000. Diese Ziffern werden sich seitdem wohl geändert haben. Die Syndikatsmitglieder gehören außerdem fast alle auch den kooperativen Gesellschaften an.

Ueber diesen wirthschaftlichen Organen, den kooperativen Gesellschaften und den Syndikaten, stehen die Föderationen.

Sie sind zwiefacher Art. Einerseits bilden die Arbeitergruppen aller Industriezweige, die sich in einer und derselben Gegend befinden, eine lokale Föderation: Brüsseler, Genter, Lütticher Föderation, Föderation du Centre, du Borinage 2c. Andererseits schließen sich die aus Arbeitern derselben Industrie bestehenden Syndikate durch die ganze Ausdehnung des Landes hindurch zu einer Berufsföderation zusammen: Bergleute, Metallarbeiter, Schneider, Cigarrenarbeiter, sozialistische Studenten u. s. w.

Es kommt auch vor, daß in Folge der Vertheilung der Industrieen in dem Lande Lokalföderationen sich mit Berufsföderationen decken.

Diese Föderationen sind nun das Mittelglied, durch welches die kooperativen Gesellschaften und die Syndikate sich an der Gestaltung der politischen Organe der Partei, des Conseil général und des Kongresses, betheiligen.

Der Conseil général hat die ausübende Gewalt. Er tagt in Brüssel, in der Maison du Peuple. Seine Mitglieder sind 24 an der Zahl, von welchen 8 durch den Kongreß des Jahres, 7 durch die Berufsföderationen und 9 durch die Lokalföderationen gewählt werden. Seine Sitzungen sind unregelmäßig, die vollzähligen Versammlungen zudem selten. Gewöhnlich bestehen sie aus den Abgeordneten des Kongresses und denen der Berufsföderationen.

Der Kongreß versammelt sich jedes Jahr in dem Hauptort einer Föderation. Jede Gruppe der Partei ist dort vertreten und verfügt ohne Rücksicht auf ihre sonstige Wichtigkeit über je eine Stimme. Der Kongreß bestimmt und ändert das Parteiprogramm und bespricht die Amtsführung des Conseil général.

Die politische Organisation der belgischen Arbeiterpartei ist meines Erachtens die vollkommenste und geschmeidigste, die auf dem Kontinent existirt. Sie läßt der Selbstthätigkeit der verschiedenen Gruppen weit mehr Spielraum übrig, als die so stark centralisirte deutsche Organisation. Andererseits hat sie mehr Zusammenhang als die der französischen Arbeiterpartei. Sie hält die Mitte zwischen beiden, wie Belgien selbst zwischen seinen beiden Nachbarländern. Die Arbeiterpartei ist gleichzeitig eine wirthschaftliche und eine politische, auf beiden Gebieten zum Kampf gerüstet, gleichzeitig einheitlich durch ihren Conseil und Kongreß, föderalistisch durch ihre lokalen und Berufsverbindungen und individualistisch durch ihre Gruppen von Angehörigen der kooperativen Gesellschaften und Syndikate. Die Despotie einiger Führer ist ebenso unmöglich, wie die Vereinzelung der kleinen Abtheilungen. Diese Organisation ist dem Temperament der belgischen Arbeiterklasse wunderbar angepaßt, bei welcher die Ideen genossenschaftlichen Zusammenwirkens und der Selbständigkeit sich verbinden und im Einklang sind.

So wie sie zusammengesetzt und organisirt ist, ist die belgische Arbeiterpartei durchaus kollektivistisch. Ihr Programm spricht das ausdrücklich aus. Es beginnt mit der folgenden Darlegung seiner Grundsätze:

„Die Reichthümer und die Produktionsmittel sind das gemeinsame Erbgut der Menschheit und müssen der Gesammtheit zurückgegeben werden. Die Aufrechterhaltung des kapitalistischen Systems verträgt sich nicht mit der Verwirklichung dieses Ideals. Es ist daher nothwendig, die Abschaffung der Klassen zu erstreben, sowie die Umwandlung der bestehenden Gesellschaft in dem Sinne einer kollektivistischen Aneignung der natürlichen Reichthümer und Arbeitsmittel."

Das Ziel wird also offenherzig bekannt gegeben. Um dieses Ideal zu verwirklichen, hat die Arbeiterpartei nun noch ein Programm der theilweisen Reformen aufgestellt, welche geeignet sind, die Gesellschaft in die Bahn des Kollektivismus hinüberzuleiten. Die hauptsächlichsten dieser Reformen, von denen viele auch auf dem progressistischen Parteiprogramm figuriren, sind: Wahlberechtigung mit 21 Jahren; Referendum; obligatorischer Elementarunterricht in weltlicher Hand; Aufhebung der Heere; Trennung der Kirchen vom Staat. Ferner allgemeine Regelung der Arbeit; Mindestlohn; Achtstundentag; obligatorische Versicherung gegen Unglücksfälle, Krankheiten, Invalidität, Alter und Arbeitslosigkeit; progressive Einkommensteuer; Uebergang der großen Industrieen und namentlich der Bergwerke und Transportmittel in den Besitz der Gesammtheit; Alkoholmonopol und Monopolisirung der ungesunden Industrieen; Verstaatlichung des Großgrundbesitzes, der vorzugsweise den landwirthschaftlichen Arbeitervereinigungen überlassen werden soll 2c.

Die Rolle, welche die sozialistische Partei seit neun Jahren gespielt hat, ist bekannt. Sie hat ihre Organisation mit einer lebhaften Propaganda zu Gunsten des allgemeinen Stimmrechts begleitet. Auch weiß man, daß ihre Mitwirkung schwer in die Wagschale gefallen ist, als das Parlament sich im Jahre 1893 entschloß, dem Lande das allgemeine, durch das Pluralitätssystem modifizirte, Stimmrecht zu gewähren. Seit einem Jahre hat nun die Arbeiterpartei, nachdem das wirksame Mittel errungen war, welches nach ihrer Meinung die gegenwärtige Gesellschaft umgestalten wird, die sozialistische Propaganda aufgenommen, und zwar mit jenem Glauben an die neuen Ideen, dem begeisterten Eifer, der zähen Beharrlichkeit, die für die jungen Parteien ebenso wie für die jungen Religionen bezeichnend sind. Die an die Kämpfe der Vergangenheit gewöhnten Politiker haben sich über die Macht der sozialistischen Armee hinweggetäuscht. Sie glaubten nicht, daß die Arbeiterpartei große Wahlsiege davontragen würde. Ja noch mehr, die Sozialisten selbst machten sehr bescheidene Voraussagungen über das Wahlresultat.

Die Wahlen vom 14. und 21. Oktober haben die Besorgniß der einen und die Hoffnung der anderen übertroffen, indem sie 28 sozialistische Volksvertreter in das Parlament entsendeten, die 289 000 Stimmen hinter sich haben. Verviers, Lüttich, Charleroi, Mons, Soignies, Namur, mit anderen Worten, die Mittelpunkte der Kohlen-, Eisen- und Steinindustrie, haben fortan eine vollständige oder doch theilweise sozialistische Vertretung. Von der deutschen bis an die französische Grenze wird Belgien mit einer geringfügigen Unterbrechung von einem breiten Streifen sozialistischen Geländes durchzogen. Die Gelehrten der politischen Wissenschaft suchen im gegenwärtigen Augenblick die Ursachen dieses Sieges zu ergründen. Dieselben sind mannigfach: die geschickte Propaganda der Sozialisten, die Spaltungen und die Theilnahmlosigkeit des Liberalismus, die in Europa einzig dastehende Anhäufung ungeheurer Arbeitermassen in den Becken der Sambre, der Maas, der Vesdre und im Borinage, alle diese Faktoren haben mitgewirkt, um den sozialistischen Triumph zu sichern. Denn es ist wahrlich ein Triumph.

Die Resultate, welche die belgischen Sozialisten beim ersten Anlauf erreicht haben, übertreffen alle diejenigen, welche ihre Gesinnungsgenossen im übrigen Europa und in Amerika jemals aufzuweisen hatten. Erst nach dreißigjährigem Kampfe hat der deutsche Sozialismus 45 Abgeordnete und 1 786 000 Stimmen erlangt. Die Zahl der echten französischen Sozialisten beträgt in der Kammer 35, im Lande 600 000. Dort sind 11 pCt. der Abgeordneten, 23,5 pCt. der Wählerschaft, hier 7 pCt. der Volksvertreter, 6 pCt. der Wähler Sozialisten. In Belgien hingegen stellen die 28 Abgeordneten und die 289 000 Stimmen der Sozialisten 19 pCt. der Abgeordneten, 16 pCt. aller Stimmen dar!

Was wird diese junge Partei, die mit soviel Freudigkeit und Kraft in das Parlament einzieht, nun darin beginnen? Welches werden ihre Führer sein? Es ist schon heute möglich, diese beiden Fragen zu beantworten. Unter den 28 scheinen drei dazu berufen, die Partei zu führen: Hector Denis, Professor der politischen Oekonomie an der Brüsseler freien Universität, ein überzeugter Positivist, ein wissenschaftlich sehr gebildeter Mann, ein bedeutender Schriftsteller, der mehr das Temperament eines Denkers als das eines Politikers besitzt; Emil Vandervelde, Doktor der sozialen Wissenschaften, ein junger Advokat, der in Kunst und Wissenschaft gleichmäßig zu Hause ist, der Verfasser mehrerer bedeutender sozialökonomischer Arbeiten, ein farbenreicher Schriftsteller, ein

bündiger Redner; Eduard Anseele, früherer Buchdrucker, der Leiter des Genter Vooruit, ein energischer und volksthümlicher Redner, ein Organisationstalent ersten Ranges. Mit solchen Führern wird die sozialistische Opposition nicht bloß negative Bahnen einschlagen. Ohne ihr Ideal zu verlassen, wird sie, theilweise, wohldurchdachte Reformen vorschlagen, von denen einige in anderen Ländern schon Gesetz geworden sind, wie die Beschränkung der Arbeitszeit, der Ankauf von Steinkohlengruben, die obligatorische Versicherung, das Alkoholmonopol; ja sie wird auch für die sozialen Reformen stimmen, die von klerikaler Seite in Vorschlag gebracht werden.

Die sozialistische Partei wird also im Parlament keine revolutionäre Partei darstellen, welche nur heftige Stürme zu entfesseln verstünde. Die Ideen ihrer Führer verbieten ihr dies, desgleichen ihr politisches Interesse.

Was die Ideen der Führer betrifft, so ist Anseele zwar ein überzeugter Marxist und träumt von der absoluten Vorherrschaft der Arbeiterklasse, aber Denis und Vandervelde sind wissenschaftliche Männer, die sich mit dem Begriff der Evolution, der Relativität durchdrungen haben. Der erstere schrieb früher einmal:

„Nichts ist dem Wesen des Sozialismus entgegengesetzter, als der Gedanke einer gewaltsamen Revolution. Jeder sozialistische Gedanke ist eine Folgerung der Evolutionstheorie, jede Verwirklichung sozialistischer Pläne dem Gesetz des stetigen Fortgangs unterworfen."

Und was das politische Interesse angeht: wollte die sozialistische Partei im Parlament wirklich gewaltsam vorgehen, so würde sie Gefahr laufen, die progressistischen Elemente einzubüßen, welche sich ihr im ganzen Lande theilweise angeschlossen und in Charleroi und Lüttich ihr einen Sieg gesichert haben, den sie allein nicht hätte erringen können.

VI.

Kommen wir zu einem zusammenfassenden Schluß: eine beträchtliche klerikale Majorität, die aber große Schwierigkeiten vor sich sieht, eine liberale Gruppe, deren Einfluß nothwendiger Weise nur gering sein kann, eine eifrige, aber nicht revolutionäre sozialistische Partei, dies ist die Zusammensetzung des Parlaments, welches seine Sitzungen am 13. November eröffnete.

Belgien ist lange Zeit dem englischen parlamentarischen System treu geblieben, länger als England selbst. Dieses System hat mit dem Eintritt einer dritten Partei sein Ende gefunden. Wird es eines Tages wieder aufleben, indem sich eine demokratische, vorwiegend sozialistische Linke und eine konservative, vorwiegend klerikale Rechte ausgestalten, die nach den klassischen Regeln abwechselnd die Macht in Händen halten? Das ist ein Geheimniß der Zukunft. Wie dem auch sein möge, wir treten in eine neue Aera ein, ohne Revolution, aber mit einer schnell wirkenden Evolution. Ist es anmaßend, zu behaupten, daß die belgischen Wahlen vom sozialen Gesichtspunkt aus vielleicht das wichtigste europäische Ereigniß des Jahres 1894 sind? In diesem kleinen belgischen Lande, Europas wahrem Mikrokosmos, haben sich die großen Linien der politischen Strömungen unseres Zeitalters immer deutlich abgezeichnet. Im Jahre 1830 hat Belgien das Ideal des bürgerlichen parlamentarischen Systems am vollständigsten verwirklicht. Es ist nicht unmöglich, daß am Ende des 19. Jahrhunderts auch Belgien wieder die sozialen Fragen, vor welche ganz Europa gestellt ist, am umfassendsten zu lösen versuchen wird.

Léon Leclère.

Die agrarischen Aufgaben der Gegenwart.

Unter diesem Titel hat vor wenigen Tagen der bekannte landwirthschaftliche Professor Dr. Th. Freiherr von der Goltz in Jena eine Schrift*) erscheinen lassen, die wir unseren Lesern auf das Wärmste zum Studium empfehlen. Diese Empfehlung bedeutet nicht, daß wir mit Allem übereinstimmten, was in dem Buche steht. Es genügt, in dieser Beziehung hervorzuheben, daß der Verfasser des Buches ein Anhänger der Getreidezölle ist. Am Liebsten sähe er sogar bei den Getreidezöllen die gleitende Skala eingeführt. Er tritt sonst in der vorliegenden Schrift für keinen anderen agrarischen Zoll ein, insbesondere auch nicht für den Wollzoll. Ebensowenig erwähnt er bei der Erörterung der Heilmittel unserer agrarischen Krisis der Zuckerprämien und der Branntweinliebesgabe. Durch das ganze Buch geht überhaupt ein wohlthuender Zug der Skepsis gegenüber künstlichen und eben deshalb ungesunden Preisbildungen. Aus diesem Grunde verschließt sich Freiherr von der Goltz auch den Sirenengesängen der Doppelwährungspartei. Nur bei den Getreidezöllen verläßt ihn die Schärfe des Urtheils, und zwar so sehr, daß er sich auf zwei neben einander stehenden Seiten in der drastischsten Weise selbst widerspricht. Auf Seite 128 meint er: „So lange die Getreidepreise bei uns nicht einen erheblich höheren Stand erlangen, als sie im Durchschnitt der letzten 15—18 Jahre gehabt haben, sind die Zölle für die deutsche Landwirthschaft durchaus nöthig und für die nicht-landwirthschaftliche Bevölkerung unschädlich." Schon diese „Unschädlichkeit" ist etwas sonderbar. Ein Arbeiter, der durch die Gesetzgebung gezwungen wird, zur Beschaffung des nothwendigsten Lebensmittels für sich und seine Familie den Arbeitslohn von 10—15 Tagen jährlich über den natürlichen Anschaffungspreis hinaus zu opfern, der hat doch gewiß Ursache, die Getreidezölle für schädlich zu halten. Noch schlimmer wird aber die Begriffsverwirrung, wenn nun gar, wie das durch Herrn von der Goltz geschieht, der nicht-landwirthschaftlichen Bevölkerung die tröstliche Versicherung ertheilt wird, sie habe bei den Getreidezöllen sogar „indirekt dadurch einen Vortheil, daß die Landwirthe kaufkräftiger werden für die Erzeugnisse anderer Produktionszweige". Was würde wohl Herr Professor von der Goltz einem Studenten antworten, der von ihm 100 Mark geschenkweise begehrte und hinzufügen würde: „Sie sollen indirekt dadurch einen Vortheil haben, denn ich bekomme so die Möglichkeit, bei Ihnen Colleg zu belegen" — Freiherr von der Goltz erörtert sodann den Nutzen der gleitenden Skala, die es ermöglichen würde, die Zölle, je nach den Getreidepreisen, höher oder niedriger zu bemessen. Nun mag man über eine solche gleitende Skala denken, wie man will, daß bei ihr — noch weit mehr als bei den gewöhnlichen Getreidezöllen — eine Regulirung der Getreidepreise durch den Staat bezweckt wird, das erscheint mir unbestreitbar. Auf Seite 129 seines Buches aber erklärt der Verfasser wörtlich — und zwar mit gesperrter Schrift: „Zu den unzulässigen (scil. Mitteln zur Erhöhung der Getreidepreise) sind alle Maßregeln zu rechnen, welche eine Regulirung des Getreidehandels oder der Getreidepreise durch den Staat bezwecken. Solche haben den sozialistischen Staat zur Voraussetzung oder zur nothwendigen Folge."

Augenscheinlich hatte Herr von der Goltz bei diesem Passus den Antrag Kanitz vor Augen; und indem er seinen grundsätzlichen Widerspruch gegen diesen Antrag formulirte, lieferte er zugleich das grundsätzlich wichtigste Argument gegen die von ihm vertheidigten Getreidezölle und die gleitende Skala.

Sehe ich von dieser mißglückten Vertheidigung der Getreidezölle ab, so habe ich an dem Buche kaum noch wesentliche Ausstände zu machen, um so mehr dagegen zu loben. Vor Allem gibt die Schrift in einer zwar nicht glänzenden aber klaren und ungewöhnlich objektiven Weise eine Darstellung der Ursachen der jetzigen agrarischen Krisis.

*) Im Verlage von Gustav Fischer in Jena. 190 Seiten.

Uns ist bisher keine gleich übersichtliche und in sich so schlüssige Zusammenstellung dieser komplizirten Ursachen zu Gesicht gekommen.

In den Mittelpunkt seiner Darstellung stellt der Verfasser die Erwägung, daß es nicht die Landwirthschaft ist, die bei uns Noth leidet, sondern der Landwirth; korrekter noch müßte es heißen: auch nicht der Landwirth, sondern der Grundbesitzer, und zwar vornehmlich der verschuldete mittlere Großgrundbesitzer der ostelbischen preußischen Provinzen. Wir haben seit Jahren auf diesen für die Behandlung der Krisis ungemein wichtigen Unterschied hingewiesen, den jetzt auch Großgrundbesitzer gelegentlich anerkennen. So führte der Präsident des landwirthschaftlichen Centralvereins für Schlesien, Graf Pückler-Burghauß, am 30. Mai 1894 im Herrenhause aus: „Die mißliche Lage der Landwirthschaft ist eigentlich weniger die der Landwirthschaft als die der Landwirthe. Die Landwirthschaft florirt bei uns, die Landwirthschaft hat sich erheblich verbessert, der Grund und Boden wird besser ausgenutzt, wir arbeiten mit Dampf, mit künstlichen und chemischen Düngemitteln, mit allerlei Anbauversuchen und Verbesserungen der Viehzucht. Also die Landwirthschaft als solche leidet nicht, aber der Landwirth ist in der üblen Lage".

Diesen selben Gedanken variirt Freiherr von der Goltz in der instruktivsten Weise. Er gibt uns einen geschichtlichen Abriß der landwirthschaftlichen Entwicklung Deutschlands in diesem Jahrhundert. Die Fortschritte in der landwirthschaftlichen Technik, in der Agrikulturchemie, in der Landwirthschaftslehre; die wirthschaftlichen Wirkungen der Bauernbefreiung, der Ausbildung eines ländlichen Lohnarbeiterstandes, der Vertheuerung menschlicher Arbeitskraft; der Einfluß der Verkehrsmittelrevolution, und der damit zusammenhängenden Weltkonkurrenz: das Alles wird anschaulich dargestellt. Unter diesen veränderten Produktionsbedingungen sind die Roherträge außerordentlich gewachsen, aber daneben auch die Wirthschaftsunkosten beträchtlich gestiegen. Dieser Entwicklungsprozeß, der auch noch längst nicht abgeschlossen ist, erscheint im Großen und Ganzen als ein gesunder. Dieser Prozeß war auch lange Zeit, speziell in dem dritten Viertel dieses Jahrhunderts mit einer ziemlich konstanten Steigerung der Reinerträge für die einzelnen Wirthschafter verknüpft. Eine weitere Folge dieser Erscheinung war eine enorme Steigerung der Preise für Grund und Boden, der Pachtpreise und der Hypothekenlasten, wozu die anhaltend günstige Preiskonjunktur verführte. Weitblickenden Volkswirthen konnte es nie verborgen sein, daß diese Schraube keine Schraube ohne Ende war. Die Schwierigkeiten mußten beginnen, als die Preissteigerung für das wichtigste landwirthschaftliche Produkt, das Getreide, zum Stillstand kam und sogar eine rückläufige Bewegung einschlug. Obgleich bei den thierischen Produkten — mit Ausnahme von Wolle, bei der schon vorher ein starker Preisrückgang eingetreten war — ein solcher Preisrückgang nicht eintrat, und — um von der Goltz wörtlich zu citiren — überhaupt „der Rückgang der landwirthschaftlichen Reinerträge weder so groß noch so allgemein gewesen ist, daß er an und für sich eine genügende und vollständige Erklärung für die ungünstige Lage abgeben könnte, in der sich gegenwärtig zahlreiche deutsche Landwirthe befinden", so haben doch die nothleidenden Agrarier und deren politische Freunde begreiflicher Weise es so darzustellen gesucht, als ob man es nur mit unschuldigen Opfern eines erschrecklichen Naturereignisses zu thun habe. Dem gegenüber ist folgende Konstatirung des Professors von der Goltz sehr zeitgemäß: „Schon vor dem Eintritt des Sinkens der Reinerträge war die Lage vieler deutscher Landwirthe eine bedenkliche, und zwar in Folge zu hoher hypothekarischer Verschuldung. Diese wurde vorzugsweise durch Ueberschätzung des Bodenwerths bei Erdtheilungen oder Käufen und durch Nichtbeachtung der für die Höhe der zulässigen Belastung maßgebenden Grundsätze veranlaßt. Durch das Hinzukommen des Rückgangs der Reinerträge ist dann die jetzige landwirthschaftliche Krisis herbeigeführt worden". Liegt die Sache so, dann ist es selbstverständlich vergebene Liebesmüh, ein gesetzgeberisches Heilserum gegen die agrarische Diphtherie erfinden zu wollen. Die agrarische Krisis stellt sich eigentlich bei jedem Wirthschafter anders dar: diesseits der Elbe anders als jenseits der Elbe, beim Großgrundbesitzer anders als beim Bauern oder gar beim Kleinstellenbesitzer oder ländlichen Tagelöhner. Eine weitere Verschiedenheit wird bedingt durch das Maß von moralischer Kraft, technischem Geschick, Anspruchslosigkeit, Sorgfalt, die jeder Einzelne in seiner Wirthschaftsweise und in seiner Lebenshaltung zur Anwendung bringt, durch die Höhe der Hypothekenschulden, die der einzelne Wirthschafter zu tragen hat, und durch tausenderlei andere Dinge. Durch größere Wirthschaftlichkeit — den Begriff im weitesten Sinne genommen — läßt sich noch unendlich viel erreichen, und diese größere Wirthschaftlichkeit wird vielfach durch die Noth der Zeit auch in segensreicher Weise erzwungen, so wenig schmackhaft das auch in der Regel für den Einzelnen ist.

Immerhin ist es nur zu billigen, wenn man auch auf Maßregeln allgemeinerer Natur sinnt, die etwa geeignet erscheinen könnten, denjenigen Grundbesitzern, die durch größeres oder geringeres eigenes Verschulden in eine Nothlage versetzt sind, ihre schwierige Lage zu erleichtern. Nur dürfen diese Maßregeln nicht nach dem Rezept: Ich nehm' es dem Peter und geb' es dem Paul: konstruirt sein.

Freiherr von der Goltz hält sich auch bei seinen therapeutischen Vorschlägen — immer von seinen Anschauungen über die Getreidezölle abgesehen — innerhalb verständiger und auch unsererseits diskutabler Grenzen.

Was er insbesondere betreffs einer staatlichen Unterstützung der Bemühungen zur Hebung der Rohproduktion — durch Einrichtung und Ausbau geeigneter landwirthschaftlicher Unterrichtsanstalten, durch Wanderlehrer, durch Belebung des landwirthschaftlichen Vereinswesens, durch Anstellung von Meliorationstechnikern, durch Gewährung von Prämien u. s. w. — sagt, verdient volle Billigung.

Vielleicht ließe sich auch in der staatsseitigen Anleitung zur besseren Handhabung des Rechenstifts noch einiges thun, was für die Steigerung der Reinerträge von nicht zu unterschätzender Bedeutung wäre. Herr von der Goltz führt in dieser Beziehung aus einer Broschüre des Rittergutsbesitzers Staudinger-Lüdsee die charakteristische Bemerkung an: „Erst durch meine doppelte Buchführung, welche allein im Stande ist, beweiskräftige Resultate zu liefern, bin ich zu dem Glauben gelangt, daß es in jeder Wirthschaft Zweige gibt, die noch rentabel sind. Zieht man aus seinen sorgfältig geführten Büchern und exakten Jahresabschlüssen richtige Folgerungen, reitet man kein Steckenpferd, ist man fleißig, sparsam, einsichtsvoll, überlegend, bestellt man gut und rechtzeitig mit reichlich Spannvieh, dann ist die Landwirthschaft auch heute noch, freilich in weit bescheidenerem Maße als früher, rentabel; — ob sie fähig ist, allemal durch ihren Reinertrag ungeheure Zinsenlasten, oft auch unverhältnißmäßigen Lebensaufwand des Dirigenten oder Besitzers zu decken, ist freilich eine andere Frage." Herr von der Goltz kontrasignirt diese Sätze.

Derartige besonnene Ansichten zeichnen den Verfasser auch bei der Behandlung der Verschuldungsfrage aus. Kein Wort von jenen agrarischen Extravaganzen, die offen oder verkappt auf eine Seisachtheia hinauslaufen. Er beschränkt sich im Wesentlichen auf Vorschläge zur Entwicklung der sogenannten Landschaften. Freiherr von der Goltz möchte die Thätigkeit dieser Kreditinstitute auch auf alle bäuerlichen Güter ausgedehnt wissen, er möchte dieselben ferner auch für den ländlichen Personalkredit in gewissem Umfange funktioniren lassen. „Das Ziel — so meint er — muß sein, daß die Landschaften für die Mehrzahl der Landwirthe, wenigstens der größeren, die Vermittler nicht bloß des hypothekarischen, sondern auch des persönlichen Kredits werden." Daneben plädirt er eifrig für die Raiffeisen'schen Darlehnskassen wie überhaupt für die genossenschaftliche Selbsthilfe (landwirthschaftliche Konsumvereine, Molkereigenossenschaften u. s. w.). Das Alles sind Dinge, über die sich reden läßt.

Von einer zwangsweisen Einführung des Anerbenrechts verspricht sich Professor von der Goltz mehr Schaden als Nutzen; dagegen ist er ein warmer Freund der Rentengütergesetze und aller jener Maßregeln, die man als innere Kolonisation bezeichnet. Auch den ländlichen Arbeitern möchte er „die Möglichkeit darbieten, sich Grund und Boden und damit zugleich einen festen Wohnsitz und eine sichere Heimath zu erwerden". Er meint sogar, daß bei der Parzellirung in Rentengüter eine Initiative durch Kreis- oder Provinzialvertretungen angezeigt sei.

Auch hier, wie in manchen anderen Punkten, kann man über die Räthlichkeit der Vorschläge getheilter Meinung sein, und doch das Verdienst der Schrift, die in so maßvoller Weise agrarische Reformen anregt, anerkennen.

Das Hauptverdienst der Schrift liegt jedoch in der außerordentlich klaren Darlegung der Ursachen unserer jetzigen agrarischen Krisis. Diese in das hellste Licht zu stellen, hat der Verfasser auch als seine Hauptaufgabe betrachtet. Er sagt in seinem Schlußwort: „Die Meinungen über die Ursachen des Nothstandes wie über die Mittel zu seiner Beseitigung gehen noch weit auseinander. Der Grund hiervon liegt nicht vorzugsweise in dem größeren oder geringeren Wohlwollen, welches dieser oder jener zur Mitwirkung Berufene der Landwirthschaft entgegenbringt, sondern vielmehr darin, daß die meisten über den Ursprung und den Charakter der vorhandenen Uebelstände noch nicht zur Klarheit gelangt sind; sie herbeizuführen ist zunächst und vor Allem nöthig."

Th. B.

Heilserum und Heilung.

II.

Wie verhält es sich denn nun mit der Heilwirkung der Impfung bei der bereits ausgebrochenen, d. h. für unsere *Wahrnehmung nachweisbaren, Krankheit*? Es ist auch wohl jedem Laien klar, daß eine, bereits durch eine Reihe von Symptomen, durch deutliche allgemeine Erscheinungen und gewebliche Veränderungen charakterisirte, Krankheit ihre *Vorgeschichte* besitzen muß. Es ist anzunehmen, daß schon kürzere oder längere Zeit, bevor es zum Ausbruche der Krankheit oder richtiger der Ausprägung der für uns wahrnehmbaren Symptome kommt (also schon im Stadium der sogenannten *Inkubation*), eine große Kette von Vorgängen im Organismus sich abgewickelt hat.

Wenn aber bereits eine ganze Reihe von Vorgängen ausgelöst ist, die, auch unabhängig von dem ersten Auslösungsvorgange, noch fortbestehen und fortwirken, so liegen die Bedingungen für die Möglichkeit einer Beeinflussung und Wiederherstellung des früheren Zustandes, also für die eigentliche *Behandlung*, natürlich anders als bei dem vorher geschilderten Verfahren, dem Impfschutze, dessen Wesen ja nur in der *Verhütung der Ansteckung* besteht. Es soll durch die Einführung *minimaler* Mengen des *Impfstoffs* — einer dem Krankheitserreger *verwandten*, in bestimmter Weise modifizirten, aber dem Körper fremden, Substanz —, die spätere Beeinflussung durch stärkere Reize derselben Art unmöglich gemacht werden, etwa so wie ein *allmählich* an die Einwirkung der Kälte gewöhnter (abgehärteter) Körper nach einer gewissen Periode der Anpassung für einen sehr beträchtlichen Wechsel der Temperatur unempfindlich wird.

Als *Schutzmittel* (vor der Erkrankung) kann eine minimale Gabe der Lymphe wirksam sein, während bei dem *erkrankten*, also bereits unter dem Einflusse maximaler Reize desselben Ursprungs stehenden, Körpers natürlich auch *Gegenmittel* in viel größeren Gaben gereicht werden müssen, ganz abgesehen davon, daß durch die einmal eingetretene Erkrankung, wie wir schon erwähnt haben, ganz andere Bedingungen und für die Therapie Angriffspunkte geschaffen sind. Wie soll aber, muß man fragen, bei so bedeutenden Veränderungen die *relativ* — d. h. nur im Verhältnisse zu der Menge eigenen Serums — geringe Menge von Pferdeserum heilsam wirken, da doch der infizirte Körper, der ja einen ähnlichen Prozeß — nur unter wesentlich günstigeren Bedingungen — durchmacht, wie das als Serumlieferant dienende Thier, *aus seinem eigenen Serum* unter dem Einflusse *desselben Infektionsträgers* die *Heilpotenz nicht in genügender Menge zu bilden vermag*?

Der Gedankengang des Serumtherapeuten ist demgegenüber folgender: Während ein großer Theil der Erkrankten schließlich sein Heilserum bildet und dadurch gerettet wird, vermag dies ein anderer Theil nur schwer oder gar nicht und bedarf deshalb zweifellos der Unterstützung, die das Impfmittel gewährt, sei es, daß es selbst das Gegengift darstellt, sei es, daß es den kranken Körper zur Produktion eines solchen befähigt. Da nun von der Stärke der Empfänglichkeit des Erkrankten und von der Schwere der durch die Erkrankung zum Ausdruck gebrachten Veränderungen im Haushalte des Körpers die Möglichkeit, Sicherheit und Form unserer Eingriffe abhängt, und da wir nicht wissen können, zu welcher Kategorie von Fällen ein bereits Erkrankter gehört, so ist es sicherer, *in jedem Falle die Injektion mit der gleichen, großen, Dosis möglichst frühzeitig vorzunehmen*.

Aus dieser theoretisch richtigen Schlußfolgerung ist demnach die anscheinend berechtigte Forderung hervorgegangen, das Serum möglichst frühzeitig, womöglich am ersten Tage der Krankheit einzuspritzen. Mit dieser Forderung wird aber dem Prüfenden bei dem heutigen Stande unserer Kenntnisse *der sichere Boden für die Beurtheilung* entzogen; ein Verfahren, das nur unter solchen Bedingungen wirksam ist, verliert alle Charaktere eines *Heilmittels* und wird von vornherein zum (prophylaktischen) Impfschutzmittel und in der Hand enthusiastischer Therapeuten zum *Wundermittel* (Allheilmittel) gestempelt.

Eine schnelle und überzeugende Feststellung des Werthes eines *Impfschutzmittels* ist völlig unmöglich; erst nach jahrelanger Prüfung auf räumlich ausgedehnten Gebieten und unter allen Verhältnissen ist man im Stande, jeden Zufall auszuschließen, und die Wirksamkeit des Mittels *aus der deutlichen konstanten Abnahme der Diphtheriemortalität und -Morbidität während eines langen Zeitraums abzuleiten*. Die *augenblicklichen* günstigen Resultate sind für diesen Zweck ganz *bedeutungslos*, da hier die Erfolge gewogen und nicht gezählt werden dürfen. Zehn gute Resultate sind für die Beurtheilung nicht gleichwerthig einem ungünstigen; denn die ersten sind wahrscheinlich zufällig, da sich die Schwere des Falles im Beginne nicht abschätzen läßt, und auch unbehandelte Fälle in der großen Mehrzahl genesen; ein ungünstiger Ausgang aber zeigt sicher die Grenzen der Wirksamkeit des Verfahrens, mag es sich nun um ungenügenden Impfschutz oder um mangelnde Heilwirkung handeln. Es gibt keine Grundlagen für die Behauptung, daß ein Fall von Diphtherie in derselben Familie oder in der Nachbarschaft weitere Erkrankungen nach sich ziehen müsse; wer kann sich also vermessen zu behaupten, daß *nur die Impfung die Angehörigen unter diesen Umständen vor Erkrankung bewahrt habe*?

Die Schwierigkeit beweiskräftiger therapeutischer Feststellungen aber kann ebenfalls nicht hoch genug angenommen werden; denn die Stärke der Erscheinungen ist weder proportional der Schwere der Erkrankung selbst, da ein großer Theil der inneren Störungen uns verborgen bleibt, noch entwickeln sich die bereits sichtbaren und scheinbar bedrohlichen Erscheinungen stets in entsprechender Form weiter. Dazu kommt noch, daß eine bestimmte Art und Größe der klinischen Erscheinungen durch ganz verschiedenartige Ursachen erzielt werden kann — der Befund bei der, angeb-

lich allein durch Serum heilbaren, wahren Diphtherie ist unserer Erfahrung nach in vielen Fällen völlig gleich dem bei der Scharlachdiphtherie, die durch ganz andere Mikrobien verursacht wird —, und anscheinend gleiche, sogar leichte, Erscheinungen tragen einmal die Bedingungen für das Fortschreiten des Prozesses, das andere mal bereits die Bedingungen der Rückbildung (Heilung) in sich.

Wer in jedem Falle von Fieber eine bestimmte Maßnahme anwendet, ohne Rücksicht auf die Erfahrung, daß sehr viele fieberhafte Zustände nur einen Tag, ja wenige Stunden andauern, der wird in den Augen der Gläubigen zwar große therapeutische Erfolge zu verzeichnen haben, hat aber wissenschaftlich nichts für die Wirksamkeit seines Verfahrens bewiesen. Jedenfalls fehlt er gegen den ersten Grundsatz ärztlicher Thätigkeit, keinen Eingriff ohne Nothwendigkeit zu machen, da ein unnöthiger Eingriff häufig schädlich ist oder doch bisweilen den natürlichen Heilbestrebungen im Organismus entgegenwirkt.

Am ersten oder zweiten Tage der Erkrankung behandeln, heißt also im Allgemeinen einen Schritt ins Dunkle thun und unklare und häufig unwesentliche, schnell vorübergehende, Störungen mit demselben energischen Mittel behandeln, wie die ausgesprochenen, dauernden, Krankheitserscheinungen. Keinesfalls aber darf ein Mittel als indifferent betrachtet werden, dem eine so große Wirksamkeit bei erheblichen Störungen im Körper zugeschrieben wird, und das zweifellos die Eigenschaft eines starken Reizes besitzt. Jedenfalls hat die Annahme viel für sich, daß die überflüssige, d. h. bei nicht infizirtem Organismus erfolgende, Anwendung größerer Mengen des Impfmittels, also einer Substanz, die im Stande sein soll, die Wirkung beträchtlicher Mengen von Infektionserregern und ihrer Produkte aufzuheben, eine ähnliche gleichwerthige Störung, wie die Ansteckung selbst, wenn auch gewissermaßen in entgegengesetzter Richtung zu bewirken im Stande sein muß.

Der Unterschied zwischen den Mitteln, die den Impfschutz bewirken und denen, die als Heilmittel von Krankheiten gelten, sowie die Bedingungen, die ein Impfmittel oder ein Heilmittel erfüllen muß, lassen sich auch für den Laien durch ein einfaches Beispiel klar machen. Feuer und Wasser haben bekanntlich entgegengesetzte Wirkung; man kann also das Wasser als Schutzmittel, als Mittel gegen Brandlegung, und als Heilmittel bei Bränden betrachten. Es ist bekanntlich leicht, einen brennbaren Körper, wie z. B. Papier, durch eine geringe Befeuchtung vor Entzündung zu bewahren; es ist aber schwer, ja unmöglich, mit derselben und selbst mit einer beträchtlich größeren Menge Wasser den einmal begonnenen oder in tieferen Schichten wüthenden Brand zu löschen. Wenn es nun auch nach einiger Zeit unter Anwendung relativ großer Mengen von Wasser gelingt, das Feuer zu ersticken, so ist damit noch nicht die Erhaltung des brennenden Stoffes gelungen, da ein großer Theil des Materials ja bereits zerstört oder doch wesentlich verändert sein wird.

Hier haben wir eine weitgehende Analogie mit den drei möglichen Formen der Therapie, Schutz vor Erkrankung, Abortivbehandlung, Behandlung der ausgesprochenen Krankheit, Analogieen, die vollständig wären, wenn nicht die eigenthümliche Form der Verbrennung im Organismus (langsame Verbrennung nach M. Traube) und die Regenerationskraft des Körpers die Vorgänge etwas verschieden gestalteten. Der Organismus ist nämlich im Stande, selbst beträchtliche, sichtbare, Veränderungen wieder auszugleichen, gewissermaßen die bloß versengten Theile wieder in das normale Material zurückzuverwandeln: die gewissermaßen bereits völlig verkohlten allerdings vermag auch er nicht zu restituiren, wohl aber kann er sie theilweise durch Neubildung ersetzen.

Wir vermögen also, einem Körper einen gewissen, aber zweifellos kurzdauernden Impfschutz zu verleihen, ebenso wie wir brennbares Material durch Besprengen mit Wasser eine kurze Zeit feuersicher machen können. Nicht jede Substanz aber verträgt das Besprengen oder gar die häufige Benetzung mit Wasser, ohne schwer beschädigt zu werden, und ebenso wird die Impfung nicht alle Geimpften schützen oder gar dauernd vor Erkrankung bewahren; vielen wird sie sogar mehr oder weniger Gefahr bringen. (Unter bestimmten Bedingungen kann das Wasser sogar dazu dienen, den Brand stärker zu entfachen, wie man sich jeder Zeit an wenig befeuchteter Kohle überzeugen kann.)

Wir vermögen ferner auch einen ausgebrochenen Brand leicht zu löschen, so lange er an der Oberfläche lokalisirt ist; wir vermögen eine Erkrankung meist zu beeinflussen, so lange noch keine Veränderung in den Geweben vor sich gegangen ist, so lange der Reiz noch nicht festen Boden gewonnen hat. Den früheren (normalen) Zustand herbeizuführen, d. h. dem verbrannten Material die ursprüngliche Beschaffenheit wiederzugeben, nachdem das Feuer erloschen ist, vermag das Wasser nicht; es ist also kein Heilmittel im eigentlichen Sinne, sondern nur ein Mittel, die Auslösung bestimmter Veränderungen zu verhindern und die Höhe der Beeinflussung zu beschränken. Heilen heißt aber nicht bloß das Feuer ersticken, sondern das durch den Verbrennungsprozeß bereits in gewisser Weise veränderte Substrat wieder in den früheren Zustand zurückzuführen.

Das beste Beispiel für eine solche Erkrankung, bei der das eigentliche Gewebe des Körpers, die weniger zugänglichen Theile, noch nicht in Mitleidenschaft gezogen sind, bieten die leichteren Formen des Wechselfiebers, der Malaria, und deshalb wird dieses Beispiel immer angezogen, wenn eine Aera der spezifischen und vorbeugenden (Impfschutz) Therapie in Aussicht steht.

Der Folgerung, daß ebenso, wie wir in unserem Arzneischatze ein wirksames Mittel gegen Malaria, nämlich das Chinin, besitzen, auch ein spezifisches, d. h. in allen Fällen, wirksames Impfmittel gefunden werden könne, läßt sich deshalb Folgendes entgegenhalten: 1. unterscheidet sich der Erreger der Malaria dadurch von allen bekannten Krankheitserregern, daß er wegen seiner Lokalisation im Blute oder in der Milz auffallend spät Veränderungen des Gewebes nach sich zieht. Deshalb ist die Malaria auch nach vielmonatlichem Bestehen der Störungen leicht und sicher heilbar oder der therapeutischen Beeinflussung zugänglich. 2. wirkt das Chinin nur bei den leichtesten Formen der Malaria, wo Gewebsveränderungen im eigentlichen Sinne noch nicht vorliegen. 3. ist die Dosis des Mittels individuell sehr verschieden. 4. ist das Chinin, als Reiz für den Körper betrachtet, unverhältnißmäßig schwächer, als eine einem fremden Körper entstammende Eiweißsubstanz; 5. wird die schädliche Wirkung oder die etwaige Idiosynkrasie gegen das Chinin dadurch wesentlich vermindert, daß es vom Magen aus aufgenommen wird, also einen weitaus geringeren Reiz ausüben kann, als wenn es durch das Blut einverleibt würde.

Man sieht aus den vorgeführten Vergleichen, wodurch sich das Impfmittel vom Heilmittel unterscheidet und daß die Angriffspunkte und Ziele beider verschieden sind; man sieht ferner, daß ein Impfschutz bei Anwendung geringster Mengen eines bestimmten Mittels möglich ist, daß aber jeder Impfschutz Gefahren mit sich bringt, die um so größer sind, je weniger disponirt der Geimpfte für eine bestimmte Form der Ansteckung, und je empfänglicher er darum wahrscheinlich für den entgegengesetzt wirkenden Reiz ist. Man sieht ferner ein, daß die Heilung einer ausgebrochenen Krankheit auch mit viel größeren Mengen der als Schutzmittel wirksamen Substanz nicht erreicht werden kann, weil es sich hier nicht mehr einfach um die Vernichtung der Ursachen handelt. Die Ansteckung hat ja, bevor das Krankheitsbild ausgeprägt ist, bereits eine Kette von Vorgängen ausgelöst, die einmal vorhanden, nicht durch die, der ersten Ursache entgegengesetzt wirkenden Kräfte, sondern nur durch qualitativ andere, für jeden Fall besonders festzustellende, Einflüsse beseitigt werden können. Eine Substanz kann als eigentliches Gegenmittel also nur

wirken, so lange die krankmachende Ursache noch nicht die dem Individuum unter allen Einflüssen eigene Form veränderter Reaktion ausgelöst hat. Man kann magnetisirtes Eisen nicht durch Magnetismus derselben oder entgegengesetzten Form entmagnetisiren, und wenn man auch die Einwirkung einer Säure dadurch aufheben kann, daß man eine alkalische Substanz schnell an die betreffende Stelle bringt, so gilt dies doch nur für die kurze Zeit, in der die Säure noch nicht eine wesentliche Veränderung der Substanz durch Umlagerung der Theile und andere Bindung hervorgerufen hat.

Es ist hier nicht der Ort, diese Vergleiche weiter auszuführen und zu zeigen, wie wenig gesichert die die Grundlagen der heutigen Impftherapie bildende Lehre von den Toxinen oder Antitoxinen,*) welch letztere man heut mit dem wenig geschmackvollen Namen der Antikörper bezeichnet, ist. Die Lehre von den Giften und Gegengiften hat ja in der Medizin aller Zeiten eine große Rolle gespielt, ohne daß man sich klar darüber geworden wäre, was ein Gegengift ist, und wann eine Substanz als solches wirksam sein kann. Von einer Neutralisirung im chemischen Sinne kann doch nur im Reagensglase, aber nicht im menschlichen Körper, (oder doch nur unter ganz bestimmten Verhältnissen, d. h. bei oberflächlicher und flüchtiger Einwirkung) die Rede sein. Sobald sich chemisch wirksame Substanzen (z. B. Säuren) mit den Bestandtheilen des Körpers verbunden haben, können sie zwar durch gleich starke, mit entgegengesetzten Eigenschaften ausgestattete, Stoffe, Alkalien, aus ihren Verbindungen getrennt werden, aber in jedem Falle wird unter so starken Einwirkungen das eigenthümliche empfindliche (labilste) Gleichgewicht der Theile, das die Maschine des Organismus charakterisirt, dauernd gestört, so daß die Neutralisation nicht etwa der Wiederherstellung des normalen Zustandes oder auch nur der Verminderung der Störungen gleichzusetzen ist.

Handelt es sich aber bei der Ansteckung und ebenso beim Impfschutze neben den chemischen auch um andere Einwirkungen, die wir als mechanische bezeichnen, also um die Anregung besonderer Bewegungs- und Schwingungsformen in den kleinsten Theilchen des organischen Gewebes, so kann von einer erfolgreichen Wirkung der chemischen Neutralisation überhaupt nicht mehr die Rede sein, da die einmal eingeleitete stärkere Bewegung der Theile nach einer Richtung sofort weitere Veränderungen auslöst, deren Größe und Richtung uns unbekannt ist, also Zustände, deren Beeinflussung in der uns bekannten, also allein von uns angestrebten, Richtung zum mindestens zweifelhaft ist.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Breslau. O. Rosenbach.

*) Wenn die heutige Theorie der Bildung von heilenden Antitoxinen (Gegengiften) durch Einwirkung der Toxine wirklich die ihr vindizirte Bedeutung hat, so müßte doch das Serum der Alkoholisten oder der Morphinisten eins der besten Mittel gegen Alkoholismus oder Morphinismus sein. Vielleicht erleben wir es auch noch, daß eine solche Methode der Behandlung den durch diese beiden Verirrungen angerichteten Verheerungen Stillstand gebietet. Es würde sich dann nur um die Fragen handeln, welche Thierspezies in dieser Beziehung den besten Serumlieferanten abgibt, oder ob man doch einige Exemplare von Alkoholisten oder Morphinisten zur Abimpfung vorsichtigerweise züchten müßte.

Callot-Hoffmann und sein Biograph.

In der Jugend wollten wir alle das Gruseln lernen, und in einem stillen Winkel unseres Wesens ist jene Kinderliebe gewachsen und groß geworden. Ein Zug zum Unheimlichen, Dämonischen treibt mit neuen Reizen. Und willig gehen wir mit dem wunderthätigen Magus, der uns lockt: „Komm, folge mir ins dunkle Reich hinab“, den düstern Cypressengang.

Viele Grade gibt's in der unheimlichen Litteratur, von der einfachen Spukgeschichte an, zu der als nothwendigste Szenerie die matt erhellte Spinnstube gehört mit Windesbrausen, Klappern der Fensterläden und Heulen der Hunde um das öde Gehöft. Hier handelt es sich vor allem um die Häufung schauriger Fakta und schauriger Gestalten, feuriger Männer, die das Haupt auch unterm Arme tragen können, gelbrunzliger Hexen, die zum Schornstein hinaus auf dem Besenstiel reiten. Ein weiter Weg ist's von dieser Art zur raffinirt-verfeinerten Dämonik des Deutschen E. Th. A. Hoffmann, des Amerikaners Edgar Allan Poe, des Franzosen Maupassant, des Belgiers Maeterlink. Die grobe Spukgeschichte sucht das Unheimliche draußen im Wald und auf der Haide, wo die Irrlichter Ringelreihe tanzen, auf dem Kreuzweg, wo die Armesünderblume blüht und der Selbstmörder umgeht. Und die Irrlichter tanzen wirklich Ringelreihe und die Selbstmörder gehen wirklich um, und diese Wunder zu schauen, bedarf es keiner besonderen Gabe, jeder, gleichgültig wer es auch sei, kann es schaudernd selbst erfahren. Nur auf das Objekt des Sehens kommt es bei diesen Geschichten an, nicht auf den Seher.

Ganz anders bei jenen raffinirten Geistern, die den Reiz des Unheimlichen erkannt. Sie suchen die Gespenster nicht draußen in der Welt, sie suchen die Gespenster im Menschen. Draußen geht alles natürlich zu, wir stehen auf realem wirklichem Boden. Das übernatürlich Entsetzliche, Schauerliche, Dämonische schafft der Mensch, der dazu neigt, sich selbst, er sieht das Unheimliche in die Erscheinungen hinein. Die Gespenster, die er sieht, sind nicht draußen — andere können sie nicht sehen, — sie sind in ihm und er reflektirt sie in die Außenwelt. Und diese innerlichen Gespenster, vor denen Niemand sicher ist, die in gefährlichen Stunden jeden überwältigen können, sind voll tief geheimeren Schauder als die guten Feuermänner mit den Köpfen unterm Arm und die Ringelreihe tanzenden Irrlichter.

Zur Illustration zwei Beispiele. In Maeterlinks l'Intruse geschieht nichts Uebernatürliches, aber das Grauen, das alle Personen vor dem Eintreten eines Ereignisses haben, hat die Atmosphäre mit unheimlichen Elementen geschwängert und Alltägliches, das sonst Niemandem auffallen würde, wie das Sensendängeln eines Mähers, wird in der Phantasie der Ueberreizten zu etwas Entsetzlichem. Die Gespenster sind in ihnen. Und da Maeterlink ein Künstler ist, so überträgt er mit suggestiver Kraft die Stimmung seiner Menschen auch auf uns und solange wir in ihrem Banne stehen, plagen ihre Gespenster auch uns. Aehnlich ist es in einer Maupassant'schen Novelle, in der die Furcht geschildert wird, die Furcht, die mit der Feigheit nichts zu thun hat, die Furcht, die den Menschen wie ein Dämon überfällt und mit ihrer höllischen Blendlaterne auch das Harmloseste verzerrt und in verwirrenden, beängstigenden Spuk verwandelt.

Nicht ganz so konsequent als diese Modernen in ihrem Bestreben sind, das Dämonische zu verinnerlichen, Schauplatz und Staffage durchaus real zu gestalten, sich sorgfältig vor Beimischung äußerer märchenhafter Ingredienzen zu hüten, zeigt sich Poe. Er schafft sich häufig die Welt, in der seine Wesen auftreten, selbst. Das Geheimniß der Ueberredungskunst, mit der er uns von der Wirklichkeit dieser Welt überzeugt, liegt in einer hyperscharfen mathematischen Logik. Etwas, das allerdings jenseits der Grenze des Naturerkennens liegt, wird vorausgesetzt, von da ab jedoch reiht sich, mit hellseherischem Spürsinn ausgedacht, Kette an Kette, Glied an Glied unlöslich, untrennbar, ohne die geringste schwache Stelle voll zwingender Kraft.

Nicht der Größte, wohl aber der Vielseitigere unter ihnen ist der Deutsche E. Th. A. Hoffmann, den die Deutschen nur zu wenig kennen. Auf seinen Wegen kann man die Gespenster der Außenwelt und die der Innenwelt begegnen. Er hat richtige Märchen geschrieben, und richtige Geister auftreten lassen, er hat aber auch zerrissene Menschen geschildert, die mitten im Alltagsleben Dinge und Gestalten aus anderem Gesichtswinkel sehen, als die Normalen, und die krankhaft überreizt, ihr phantastisches Innenleben auf

das Außenleben projiziren. Und im Hintergrund aller seiner Geschichten lauert der Zweifel: ob nicht auch am Ende jene Innenwelt voller Gespenster und Dämonen die wirkliche Realität und die glatte Außenwelt voll satter Philister nur Schein und Trug sei.

Daher jene Neigung zum Abnormen und Wahnsinnigen. Gerade hier eröffnet ihm die Natur Blicke in die schauerlichsten Tiefen. Und im Grauen gehen ihm Ahnungen und Bilder auf, die seinen Geist zum besonderen Aufschwung stärken und beleben.

Aufs klarste ist ihm das Geheimniß jener inneren Gespenster geworden; im „Sandmann" spricht er sich darüber aus:

„Es ist gewiß, daß die dunkle physische Macht, haben wir uns durch uns selbst ihr hingegeben, oft fremde Gestalten, die die Außenwelt uns in den Weg wirft, in unser Inneres hineinzieht, so daß wir selber nur den Geist entzünden, der, wie wir in wunderbarer Täuschung glauben, aus jener Gestalt spricht."

So schildert er mit Vorliebe Zweiseelenmenschen, vom Spuk der Doppelgängerei Verfolgte, Sonderlinge, partiell Belastete, Wahnsinnige.

Er zeigt, wie wir uns selbst so gar nicht kennen, wie wir uns selbst gegenüber ohnmächtig und hilflos sind, den dunklen Trieben, die wie Raubthiere auf uns lauern, blind unterworfen, arme Spielbälle. Er schildert, wie ein Mensch einen unüberlegten Schritt thut und durch ihn rettungslos einem finsteren Schicksal verfällt. Wie ein Höllentrichter öffnet es sich vor ihm und er wird widerstandslos hineingewirbelt, in immer engere Kreise. Jemand schlägt an die ehernen Pforten des dunklen Reiches, „und nun geht sie klingend auf, und die Geister schreiten hinein in das Leben, und verstricken die Menschen in das wunderbare, geheimnißvolle Verhängniß".

Dem Dämonischen eint sich bei Hoffmann ein ganz neues Element, der Humor. Nicht der kontemplative, der zur Ruhe gekommene, der über das kunterbunte Weltwirrweien hinwegzulächeln gelernt hat ohne Haß, sondern ein greller, wilder, der in den eigenen Wunden wühlt, der den grausamen Kontrasten des Lebens einen verzerrenden Hohlspiegel vorhält, der den verhaltenen Schmerz unter schrillem Hohngelächter verbirgt. Das Gefühl des Mißverhältnisses, in dem das Gemüth zu dem irdischen Treiben steht, erzeugt jene bittere höhnende Ironie. „Es ist ein krampfhafter Kitzel, den das schmerzlich berührte wunde Gemüth empfindet, und das Lachen ist nur der Schmerzenslaut der Sehnsucht nach der Heimath, die im Innern sich regt", heißt es in den „Seltsamen Leiden eines Theaterdirektors". Aus dieser Stimmung heraus sind alle jene Novellen gewachsen, die Sonntagskinder und Philister zusammenführen und in ihrer Mischung aus gesucht spießbürgerlichen Alltagselementen und Phantastik so bizarr anmuthen; aus dieser Stimmung sind Gestalten, wie der Rath Krespel entstanden, deren fratzenhafte Lustigkeit nur eine Maske tiefen Schmerzes ist.

Alle jene Eigenschaften stellen sich vermenschlicht in einer Person dar, der Lieblingsfigur der Hoffmann'schen Laune, im Kapellmeister Kreisler. Im „Kater Murr" und den „Phantasiestücken in Callots-Manier" tritt er auf. Er ist auch Einer von denen, deren Gemüthssaiten auf das Krampfhafteste gespannt sind. Aus einem Extrem fällt er in das andere. Er hat ein heftig glühend Herz und hütet seine Sehnsucht wie ein Vestafeuer. Tiefe Melancholie, die das Unerreichbare alles hohen Könnens und Wollens erkannt hat, senkt düstere Schatten über ihn, in heiterer Umgebung erscheint ihm plötzlich alles nichtig, farblos, todt.

Bald verfällt er in das andere Extrem. Eine tolle, fratzenhafte Lustigkeit überkommt ihn und mit grimmiger Ironie höhnt er die braven Philister um sich herum und treibt mit ihnen überlegenes Spiel und darin todt er sich aus und betäubt sich. Dann wieder ist er müde und matt, „zerschlagen und zerwalkt von Bravourarien" und flüchtet in weiche Sehnsucht nach Kinder- und Märchenträumen, aus all' dem Komplizirten heraus in das Einfache, Schlichte. Kleine unbedeutende Melodien wirken dann auf ihn wie Balsam und er hegt sie wie liebe Kindlein.

In bösen Stunden aber wird in ihm das Dämonische mächtig. Ein Grauen packt ihn vor sich selber. Die entsetzliche Furcht schüttelt ihn, daß der Wahnsinn auf ihn lauert, wie eine wilde Bestie, bereit sich auf ihn zu stürzen. Und im düstern Zimmer setzt er sich mit wirrem Haar und wirrem Hirn an das Klavier und wühlt in C-moll-Akkorden, mit wildem Dithyrambus rhapsodisch die Töne begleitend:

„Siehst du es lauern, das bleiche Gespenst mit den roth funkelnden Augen — die krallichten Knochenfäuste aus dem zerrissenen Mantel nach dir ausstreckend? — Die Strohkrone auf dem kahlen glatten Schädel schüttelnd! — Es ist der Wahnsinn —"

Andere Geister suchen ihn vor dem dampfenden Pokal heim, in dem sein Lieblingsgetränk mit blauer Flamme brennt — entzündeter Arrak, in den der auf einen Rost darüber gelegte Zucker hineinträufelt. Mit dämmernden Sinnen sieht er traumhaftes Märchenspiel in den zuckenden Flämmchen: Kampf der Salamander mit den Erdgeistern, glühend, sprühend und knisternd.

Seine tiefsten Offenbarungen aber kommen ihm „im Zustand des Deliriums, der dem Einschlafen vorhergeht". Farben, Töne und Düfte verschmelzen sich ihm zu einem wundervollen Konzert. Der Duft der rothen Nelken wirkt mit sonderbarer magischer Gewalt auf ihn: unwillkürlich versinkt er in einen träumerischen Zustand und hört dann, wie aus weiter Ferne, die anschwellenden und wieder verfließenden Töne des Bassethornes.

Beim Kapellmeister Kreisler, der Beethoven so schwärmerisch verehrte, und ihn so tief begriff, der die Philister und sein Banausenpublikum so innig haßte, der sein reiches Innenleben so oft mit Spott und Ironie maskirte und die Spießbürger gar zu gern durch Wunderlichkeit brüskirte, daß ihn die klugen Leute vom Spleen besessen wähnten, muß ich immer an Hans von Bülow denken. Er ist sicher von Kreisler's Stamm gewesen. Kreisler's Bruder und Doppelgänger war aber E. Th. A. Hoffmann selber, der Musiker, Karrikaturist und Poet, der verstandesscharfe Berliner Kammergerichtsrath, der spöttische und phantastische Nachtschwärmer von Lutter und Wegner, der kluge und flinke Menschenbeobachter aus des Vetters Eckfenster.

Bunt war sein Leben, bunt sein Können, bunt sein Charakter, fast genau so „gesprenkelt", wie nach seiner ironischen Bemerkung Zacharias Werner's liebes Ich. Eine schillernde Persönlichkeit voll wechselnder Launen, heut unwiderstehlich anziehend, morgen abstoßend. In den schmalen zusammengekniffenen Lippen, in den Fältchen des Mundes, bis zu dem sich der Backenbart skurril hinzog, Spott und Ironie; in den weiten leuchtenden Augen visionäre Schaukraft. Eine Figur, die dem Maler nie stand hält, die in jedem Moment wechselt, sich verändert, eine andere wird — ein Proteus.

Es gehört Muth dazu, sich an diese Gestalt als Biograph heranzuwagen.

Georg Ellinger hat jetzt den Muth gehabt, der erste nach Hitzig's biographischem Freundesdenkmal. Und er hat ein Buch geschrieben über „E. Th. A. Hoffmann, sein Leben und seine Werke".*) Es ist in erster Linie aus Bewunderung für den Dichter, erst in zweiter aus „litterarhistorischem Interesse erwachsen". Aber das Zweite hat hier mehr geleistet, als das erste. Weder mit dem Muth noch mit der Bewunderung ist jenes höchste Ziel der Biographie erreicht, lebendig zu machen, anschaulich zu gestalten, ein Menschenleben, künstlerisch rekonstruirend, vor uns plastisch aufzubauen. Der Verfasser weiß mit Büchern wohl besser umzugehen, als mit Menschen. Und belehrender spricht er von Hoffmann's Schriften, als von Hoffmann's Persönlichkeit. Jenes kongeniale Nachempfinden und schmiegsame Einleben in eine Individualität, das den Litterarhistoriker aus der Sphäre des dienenden Kärners in die des Künstlers, zwar nicht des schöpferischen, wohl aber des nachschaffenden hebt, spricht nicht aus dieser Biographie. Es mag vorhanden sein, aber es ist latent geblieben.

*) Hamburg und Leipzig. Leopold Voß. 1894.

Die litterarhistorischen Untersuchungen aber, die es bietet, wird man als Fachgenosse, nach dem üblichen Ausdruck, sehr „dankenswerth“ finden.

Es zieht zwei verschollene Aufsätze Hoffmann's, die Rezension der Coriolanouverture und die Abhandlung über alte und neue Kirchenmusik aus dem Dunkel. Es ist verständnißvoll vor allem in der Charakteristik des musikalischen Schaffens und in der Analyse der Hoffmann'schen Kompositionen, wobei der handschriftliche musikalische Nachlaß glücklich verwerthet wurde.

Neues bringt Ellinger auch für den Schriftsteller bei. Er zerstört den Wahn der Hoffmann'schen Abhängigkeit von Jean Paul und zeigt ihn in seinem Verhältniß zur Romantik, vor allem zu Tieck und Wackenroder. Er zeigt Beeinflussungen des „Ritters Gluck“ durch „Rameaus Neffen“. Er weist englische Beziehungen für die Elixire des Teufels nach.

In dem hübschen Kapitel Rückblicke und Ausblicke werden Urtheile über Hoffmann und Nachwirkung auf die jüngere Generation zusammengestellt. Hier dürften Börne's Rezensionen und sein Aufsatz über Kater Murr „Humoralpathologie“ nicht vergessen werden. Bei Chamisso konnte das Gedicht „Die Sterbende“, das ein in Hoffmanns Notatenbuch ausgezeichnetes Motiv aufnimmt, erwähnt und bei Otto Ludwig auf die Verwandtschaft zwischen dem Nachlaßmärchen „Die drei Wünsche“ und dem „Goldenen Topf“ hingewiesen werden.

Das Ausland ist nicht in den Kreis der Betrachtung gezogen, trotzdem sich zumal für Frankreich interessante Ergebnisse finden lassen. Statt vieler Beispiele nur zwei. Die in den Serapionsbrüdern erzählte Geschichte von dem durch Zwangsvorstellung geplagten Mädchen, das jeden Tag zu einer bestimmten Stunde eine Gestalt erscheinen sieht und der versuchten Heilung durch Verstellung der Uhren, findet ein Pendant in einer Novelle der Dumas'schen Spukgeschichtenserie Tausend und ein Gespenst. Interessanter aber ist eine Parallele Hoffmann's zu Baudelaire. Zu jener früher citirten Stelle von der Uebereinkunft der Farben, Töne und Düfte, die der Kapellmeister Kreisler empfindet, stimmt jene Zeile aus den Fleurs du Mal: „les parfums, les couleurs et les sons se repondent.“

Diese Ergänzungen nebenbei. Sie sollen nicht am Fleiß und an der Sorgfalt nörgeln, mit der das Buch gemacht ist. Die Werke jedoch, die aus ihnen allein hervorgehen, werden — nach der feinen Unterscheidung, die einst die geistreiche Frau eines zu früh verstorbenen künstlerisch empfindenden Litterarhistorikers machte — vor Allem nur für die Philologen und nicht für die Menschen geschrieben sein.

Felix Poppenberg.

Kunstglossen.

Es ist doch mehr als bloßer Zufall, wenn in diesen unsicheren Zeiten an zwei Berliner Bühnen die beiden alten Dramen wieder aufgeführt werden, in denen der Unzufriedenheit, hier philosophisch und da sozial-politisch, ein klassischer Ausdruck gegeben worden ist. „Hamlet“ und „Figaro's Hochzeit“ sind die beiden hohen Lieder der Unzufriedenheit. Aber trotzdem, daß es in diesen Tagen unter den Künstlern gährt wie kaum in anderen Zünften, haben die beiden vorzüglichen Theaterstücke keine aktuelle Wirkung auszuüben vermocht.

Was die Leute in den „Hamlet“ noch hineinzuziehen vermag, das ist der persönliche Zauber, mit dem Kainz den unglücklichen Dänen umkleidet. Es thut weh, es sagen zu müssen: aber das tiefsinnigste Werk des gewaltigsten Dramatikers ist für uns ein bischen stumpf geworden, seine Sprache hat die Schärfe der Zähne eingebüßt, es sind kalte Hochzeitsschüsseln. Und wohl gemerkt, nicht die veraltete Form, nicht das rohe Gefüge der ungefügen Handlung ist uns entfremdet, sondern der Dichter selbst. Denn man wird zugeben müssen, daß der berühmteste unter den vielen Ausbrüchen der Verzweiflung in diesem Stück, der Monolog „Sein oder Nichtsein“, weniger aus der Seele eines Kronprinzen als aus der eines verbitterten Dichters spricht.

Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geißel,
Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,
. . . . . . des Rechtes Aufschub,
Den Uebermuth der Aemter, und die Schmach,
Die Unwerth schweigendem Verdienst erweist,
Wenn er sich selbst in Ruhstand setzen könnte
Mit einer Nadel bloß?

Warum brechen die Zuhörer bei solcher Anklagelitteratur nicht in demonstrativen Beifall aus? Warum wirkt der Monolog nicht, wie er zur Zeit der jungfräulichen Königin und ihrer Günstlinge oder bald nachher gewirkt haben muß? Denn Shakespeare führt uns doch nicht in das Sagenland von Hamlet, er zeigt uns natürlich das eigene Land, wo sein Zeitgenosse Baco von Verulam unter Jakob I. als erster Lord des Staates die Korruption auf die Spitze treiben und sich nach seinem Sturz damit entschuldigen durfte, daß er nur die allgemeine Sitte mitgemacht habe. Die Korruption der Zeit macht den reformlustigen Hamlet-Shakespeare so schwermüthig.

Sind die Menschen heute ehrlicher, weil die allgemeine Korruption höflichere Formen angenommen hat? Ist die Hamletstimmung nicht Geist von unserem Geiste?

Ja. Aber die Weltanschauung Shakespeare's ist nicht mehr die unsere. Gerade Baco von Verulam, den ein ebenso geistreicher wie alberner Witz zum Verfasser von Shakespeare's Werken machen möchte, gerade er hat der alten Weltanschauung den stärksten Stoß gegeben. Wir denken den berühmten Monolog nicht mehr mit, weil wir nicht mehr an Gespenster glauben und weil wir uns vor den Träumen nach dem Tode, vor dem Jenseits nicht mehr fürchten. Der Geist, der Weltanschauungen macht und damit wahrhaft die Welt regiert, ist mächtiger gewesen als alle guten Geister des Dichters, der herrlicher denn je ein anderer dem Mächtigen Kurzweil zu bereiten wußte. Es kommt ein Tag, wo selbst ein Shakespeare der Geschichte angehört und den Philologen.

Beaumarchais, dieser dunkle Ehrenmann und Gründer, den selbst Goethe, trotzdem er ihn einmal zum Helden gewählt hatte, als einen Abenteurer erkannte, — Beaumarchais steht als Dichter bergetief unter Shakespeare. Aber auch er ist eine beherrschende Persönlichkeit, auch er hat seine Zeit furchtbar aufgeregt mit der Posse der Unzufriedenheit, mit dem Theaterstück „Figaro's Hochzeit“, in welchem auch er — aus der Rolle des Barbiers von Sevilla herausfallend — höchst persönlich die Anklage der Korruption erhob. Warum stört uns die schablonenhafte Aufführung so wenig? Warum lachen wir nur bei den urältesten, schon damals längst bekannten Späßen und bleiben kalt bei den Epigrammen, die die kulturhistorische Bedeutung der Posse ausmachen?

Ein wenig Schuld hat freilich Mozart. Wenn der Page seine Liebesnoth klagt, wenn Figaro über die Leiden des Soldatenstandes spottet, wenn die Gräfin ihr Brieschen diktirt, so spitzen wir ungeduldig unsere Ohren nach den köstlichen Melodien und wenn gar Susanne zuletzt auftritt („Endlich naht sich die Stunde.“), dann ergreift uns namenlose Sehnsucht und wir möchten dem Barbier sein Geschwätz um die Ohren schlagen mit sammt aller weltgeschichtlichen Bedeutung, und wieder einmal die Töne reiner Schönheit vernehmen.

Aber sonst wäre die „Hochzeit des Figaro“ gar nicht so veraltet, wie man glauben sollte. Daß es sich in dem Stücke um ein gesetzliches Herrenrecht des Grafen Almaviva handle, ist eine Legende. Kaufen will er Susanne. Gegen diese Korruption wendet sich Figaro's Uebermuth; und erst im letzten Akte, da er sich verrathen und verloren glaubt, legt er die Maske ab, tritt als Herr Beaumarchais vor die Rampe und zermalmt — nach dem hübschen Worte Chamfort's — funkelnde Edelsteine zwischen den Zähnen.

um die Herren und Damen mit Diamantenstaub zu überschütten. Nicht mehr von Spanien ist die Rede, sondern vom französischen Königreich; unter schallendem Gelächter wird die Anklage erhoben. Und haben sich diese Zustände seitdem so durchaus verändert? Wird das Herrenrecht ohne Gesetz nicht heute noch beansprucht, rechts und links von der Elbe, von Grafen und von den neuen Herren? Wird nicht irgendwo immer noch Graf Almaviva zum Botschafter ernannt? Kann es der bürgerliche Figaro weiter bringen als zu seinem Sekretär? Sind dem allen ehrlichen Seemann nicht Kreise geöffnet, die einem Beaumarchais von heute noch fester verschlossen sind als vor hundert Jahren? Warum also ist auch Figaro's Hochzeit für uns stumpf geworden?

Weil er mit seiner Posse, die dem König so mißfiel, doch nur die Königin und den Bruder des Königs amüsiren wollte. Weil es den Werth der Kunst überschätzen heißt, wenn man sie für den Geist der Zeit hält. Auch die Weltanschauung Beaumarchais ist vorüber. Sein Zeitgenosse Rousseau wirkte über Beaumarchais hinweg. Als die Hochzeit des Figaro zum ersten Mal aufgeführt wurde, schrieb Schiller schon „Kabale und Liebe", und vier Jahre darauf bereits fordert Marquis Posa Gedankenfreiheit. Wir vertragen den Gründer Beaumarchais nicht mehr und den geistreichen Lumpen Figaro, der mit allen Listen des tollen Tages nur die Mitgift seines sauberen Bräulchens verdoppeln will, und der Geschenke und Ohrfeigen mit derselben Ruhe einsteckt. Der Schrei der materiellen Noth ist natürlich nicht verhallt. Aber lauter und drängender schallt heute der Hilferuf der geistigen Noth, sowohl aus dem kämpfenden vierten Stand wie aus dem scheinbar siegreichen dritten Stand. Frivole Talente wie Beaumarchais sind für uns gerichtet Seine Empörung ist Lakaienempörung. Wir haben nicht mehr die Weltanschauungen von Lakaien, wir wollen aus unseren Geisteskämpfen keine einträglichen Possen gemacht wissen. Nur die ewige Schönheit Mozartscher Melodien kann die alte Posse vor dem Tode bewahren.

Und nun zu unseren Künstlern, die die Köpfe zusammenstecken und den Hamlet oder den Figaro spielen möchten, weil der Kaiser, entgegen ihrer Abstimmung, die große Medaille einer recht guten Malerin und die kleine Medaille einem sehr guten Baumeister verliehen hat. Daß die Witzblätter sich der Sache bemächtigen und daß die Malerin für den Spott nicht zu sorgen braucht, da sie die Ehre hat, — das ist eben die kleine Kehrseite der großen Medaille. Als die Künstlerin vor Jahren in Berlin auftauchte, wurde sie überall warm begrüßt. Wozu also der Lärm, wenn der Kaiser ihr jetzt um einige Unzen zu viel Ehre erweist? Und wenn der Baumeister den Staub von seinen Sohlen schüttelt und anderswo schöne Gebäude aufführt, so ist das vielleicht gut für die Decentralisation Deutschlands.

In England, in Belgien, in Italien, wo das Parlament regiert (und gibt es dort nirgends Korruption?) kann der König nicht Unrecht thun. In Preußen gibt es noch Souveränität. Der preußische König kann Unrecht haben, besonders in den Dingen, in denen er unmöglich Fachmann sein kann, in denen er ein Dilettant sein muß. Nun ist es eine bekannte Thatsache, daß die Medaillen sehr häufig und gewiß unbewußt im Dienst des Cliquenwesens vertheilt wurden, wenn offizielle Abstimmungen darüber bestimmten. Das sagten die Künstler nach jeder Preisvertheilung. Auf einmal hat der Kaiser, unbekümmert um die Clique einerseits und um die modernsten Bestrebungen andererseits, durch seine Machtfülle dem Wagen einen Ruck nach seinem Belieben gegeben. Und darum stecken die Künstler die Köpfe zusammen.

Es ist wieder die Ueberschätzung der Kunst, besonders der bildenden Kunst. Denn die Poesie steht der aufdämmernden Weltanschauung näher.

Was der Kunst am meisten schaden kann, die Korruption durch eine Clique, das wird gerade durch höchste persönliche Entschließung, auch wenn sie irrt, gemildert. Die Aufregung in den Ateliers beweist nur, wie viele Figarowünsche dort wohnen. Der Charakter und die Weltanschauung der Künstler kann durch Medaillen nicht geändert werden. Nur wenn eine Zeit kommen sollte, in der der Partei des alten Grafen Almaviva gestattet würde, unserer Weltanschauung an den Kragen zu gehen, dann wäre die Angelegenheit werth, von einem neuen Hamlet oder einem neuen Figaro angefaßt zu werden.

Fritz Mauthner.

Die Folgen des deutsch-österreichischen Münzvertrages von 1857.*)

Vor Allem zur Beruhigung: es ist hier weder von Doppelwährung die Rede noch von Goldnoth, keines der berüchtigten Cirkuspferde, bei deren Wiehern den Leser ein Schrecken ergreift, soll vorgeführt werden. Nur eine stille mikroskopische Untersuchung über Erscheinungen sekundärer Natur auf dem Gebiete des Münzwesens wird vorgenommen. Aber „wo Ihr's packt, da ist es interessant" und belehrend. Die Schrift (134 Seiten) ist aus dem nationalökonomischen Seminar der Straßburger Hochschule, welches unter Professor Knapp's ausgezeichneter Leitung steht, hervorgegangen, von einem offenbar vielversprechenden Schüler desselben ebenso fleißig wie scharfsinnig ausgearbeitet.

Die Schrift ist nach zwei Seiten hin höchst instruktiv. Sie enthält einen bemerkenswerthen Beitrag zur politischen Wirthschaftsgeschichte Deutschlands und einen Hinweis auf die eigenthümlichen und ungeahnten Verwicklungen, welche aus einem internationalen Münzvertrag entspringen können. Der historische Theil führt uns in den Anfang der fünfziger Jahre zurück, in die Zeit, wo Oesterreich nach Wiedereinsetzung des Bundestags seine Hegemonie über Deutschland zu befestigen trachtete und die dahin zielenden Bemühungen namentlich auch in das wirthschaftliche Gebiet verlegte. Namentlich galt es, den unter Preußens Einfluß stehenden Zollverein zu sprengen und ein groß-deutsch österreichisches Gebilde an dessen Stelle zu setzen. Die einzelnen Phasen dieser Intrigue sind durch die von Poschinger herausgegebenen Briefe Bismarck's aus jener Periode in ein besonders interessantes Licht gesetzt worden. Die glückliche und geschickte Lösung dieser Wirren verdient unter den Leistungen des damaligen preußischen Bundestagsgesandten im Gedächtniß der Nation aufbewahrt zu bleiben. Während es vorzugsweise seinen Bemühungen gelang, den Zollverein aus Oesterreichs Händen heraus zu retten, wurde auf dem Gebiete des Münzwesens eine Annäherung nicht abgewiesen. Sie schien nicht nur ungefährlich, sondern wünschenswerth. Aber selbst diese scheinbar harmlose oder sogar gemeinnützige Vereinbarung ward am letzten Ende zur Ursache zahlreicher Verlegenheiten und Schäden, am meisten für den einen der Betheiligten, Deutschland; als Illustration zu dem Grundsatz, daß in einer so elementaren Lebensfrage, wie die des nationalen Geldwesens ist, ein Land auch nicht den kleinsten Theil seiner Selbstherrlichkeit aus Händen geben darf.

Es lag nahe, daß der Verfasser bei der Untersuchung dieser Verwicklungen das Gegenstück des lateinischen Münzbundes heranzog, welcher bekanntlich ebenfalls zu mannigfachen Wirren und unliebsamen Erfahrungen für die Betheiligten geführt hat, so daß heutzutage keiner derselben ihn noch als einen Gewinn ansieht, sondern ihn nur noch fortbestehen läßt, weil von seiner Auflösung auch wieder bekannte und unbekannte Nachtheile zu befürchten sind. Allein jener deutsch-österreichische Münzvertrag von 1857 war ein viel loseres Gefüge als sein jüngerer lateinischer Bruder. Während die um Frankreich gruppierten Staaten ein geschlossenes System von Courantmünzen mit Berechtigung zum gemeinsamen Umlauf ihrer Einigung zu Grunde legten, begnügte sich das österreichisch-deutsche Bündniß damit, dreierlei Münzfuß einzuführen ohne Gemeinsamkeit des Umlaufs, den Thaler, den süddeutschen und den österreichischen Gulden. Nur ein einziges gemeinsames Geldstück, der einfache und der doppelte Vereinsthaler wurde als das sichtbare Bindeglied zwischen den drei Münzgebieten eingefügt. Doch auch diese geringfügige Gemeinschaft reichte aus, um widerwärtige Ueberraschungen herbeizuführen. Als die prägnantesten darunter figuriren zwei charakteristische Thatsachen: In der ganzen Zeit, während welcher der auf Silber basirte Vertrag in Kraft war, hatte der eine Bundesgenosse, Oesterreich, überhaupt nur acht Monate lang metallisches Geld in Um-

*) Ein Beitrag zur Geld- und Währungstheorie von Karl Helfferich. Heft XII. der Abhandlungen aus dem Staatswirthschaftlichen Seminar zu Straßburg. Verlag von Teubner. 1894.

lauf, vom 6. September 1858 bis zum 21. April 1859; im gegenwärtigen Augenblick aber hat Oesterreich seit mehr als Jahresfrist die von ihm geprägten Vereinsthaler außer Kurs gesetzt, während ein gleiches im Deutschen Reich zur Stunde noch nicht geschehen ist. So stehen wir vor der wunderlichen Erscheinung, daß im deutschen Münzumlauf noch ein fremdes Geldstück figurirt, welches in seinem Heimathland aus dem Buch des Lebens gestrichen ist. Fällt auch äußerlich diese Anomalie nicht ins Gewicht, weil beinah sämmtliche noch vorhandenen Vereinsthaler in dem Keller der Reichsbank eingesperrt sind, so ist gesetzlich die Kuriosität doch bezeichnend genug für die eigenartige Verkettung der ungesunden Folgen, die sich von Anfang bis zu Ende aus dem Bundesverhältniß ergaben.

Der Verfasser hat sich die Frage gestellt, wie so es geschehen konnte, daß weder im Jahre 1867, als nach dem Krieg das Münzbündniß aufgelöst wurde, noch in den verschiedenen Stadien der deutschen Münzreform Schritte gethan wurden, um diesen Verlegenheiten vorzubeugen. Er führt uns durch die Reihe dieser Vorgänge und erklärt sich selbst die Ursachen der Unterlassungssünden. Es geht nicht an, ihm hier im Einzelnen zu folgen. Im Ganzen sieht er richtig, daß je nach Lage der Dinge einmal keine Möglichkeit und das andere Mal kein Grund vorlag, die Vereinsthaler nach Oesterreich zurückzuschicken. So lange Silber vollwerthig war, konnte man sie eben so gut einschmelzen und verkaufen, und als dies nicht mehr zutraf, blieb nur die Möglichkeit, sie in österreichisches Papiergeld umzuwechseln. Nicht mit Unrecht behauptet der Verfasser auch, der Verlust, den wir an den österreichischen Thalern erleiden, sei nur scheinbar eine Vergrößerung des Verlustes an den Thalern deutschen Gepräges. Denn, hätten wir bis zum Jahr 1871 nicht die österreichischen Thaler im Umlauf gehabt, so wären für das Bedürfniß des Verkehrs wahrscheinlich mehr deutsche geprägt worden. So viel ist gewiß, der dumme Silberklatz, den wir jetzt noch nachschleppen, wäre in der Hauptsache der nämliche. Wem wir diese Herrlichkeit verdanken, ist oft genug besprochen worden; es kann hier unerörtert bleiben, wie auch der Verfasser darüber hinwegzugehen für angezeigt gehalten hat. Daß wir sechsundzwanzig Millionen Mark bei Gelegenheit der österreichischen Valutareform noch über ihrem Silberwerth losgeworden sind, verdanken wir jedenfalls der Einsicht und der Sorgfalt, welche die Reichsregierung unter dem Ministerium Caprivi auf wirthschaftlichem Gebiete auch in dieser Hinsicht vor dem Regiment ihres Vorgängers ausgezeichnet haben.

Mehr noch als sämmtliche bereits erwähnte Gesichtspunkte interessirt unsern Verfasser einer, der ganz prinzipieller Natur ist, und den man als eine Frage des internationalen Münzrechts charakterisiren könnte. Hatte das Deutsche Reich aus dem Bündniß von 1857 oder aus der Thatsache, daß die Thaler aus österreichischen Prägeanstalten hervorgegangen waren, einen Rechtsanspruch irgend welcher Art gegen die österreichische Regierung? Der Verfasser wirft die Frage auf, beleuchtet sie von vielen Seiten und kommt zu dem Resultat, daß ein Rechtsanspruch gegen Oesterreich nicht vorgelegen habe. Er zieht hier die Liquidationsklausel des lateinischen Münzbundes natürlicher Weise in den Kreis seiner Betrachtung. Wenn er aber meint, das „kluge Frankreich“ habe sich durch die Liquidationsklausel vor Schaden zu bewahren gewußt und also dadurch seine Ueberlegenheit über Deutschland bewiesen, so bedarf dieser Ausspruch doch sehr der Berichtigung. Das kluge Frankreich wurde doch erst hinterher klug — zwanzig Jahre, nachdem es den Bund ohne Ahnung einer Liquidationsklausel abgeschlossen hatte. Es ist ihm gerade gegangen wie Deutschland, es wurde erst durch Schaden klug. Und auch darin besteht eine gewisse Analogie, daß die Rechtsfrage doch mehr nach politischen Rücksichten als nach Grundsätzen ausgetragen wurde. Uebrigens lag der Rechtspunkt für das Verlangen Frankreichs viel ungünstiger als für das von Deutschland. Die lateinische Liquidationsklausel, welche einen Zwang, Silber gegen Gold einzulösen, nach sich zieht, hat gar keine rechtliche Begründung. Zwischen Oesterreich und Deutschland konnte etwas derart überhaupt nicht zur Sprache kommen. Hier handelt es sich einfach um die Frage: darf ein Staat das von ihm geprägte und gesetzlich ausgegebene Geld seiner Zahlungskraft berauben, ohne den Inhabern eine Einlösung zu äquivalenten Bedingungen anzubieten?

Der Verfasser fühlt offenbar die Neigung, die Frage nach dem Grundsatz zu beantworten, daß der Staat als Münzpräger gar nichts übernehme, als das Gewicht und die Feinheit des in dem Geldstück enthaltenen Metalls zu verbürgen. Aber thatsächlich erhebt er keinen Einwand dagegen, daß beispielsweise Deutschland sich verpflichtet fühlte, die von ihm außer Kurs gesetzten eigenen Landesmünzen gegen ein neues Geld einzulösen, welches den Inhaber vor jedem Verlust bewahrte. Ganz korrekt folgert er daraus, daß auch die gesetzlich als Geld in Deutschland anerkannten österreichischen Vereinsthaler zu gleicher Anforderung berechtigt waren. Davon also, daß ein Staat seine eigenen Münzen schlechthin außer Kurs setzen könnte, von einer Verrufung, wie man es im Mittelalter nannte, will auch der Verfasser nichts wissen. Ein Recht auf Austausch von Silber gegen Gold, wie es die lateinische Liquidationsklausel fingirt, gibt er natürlich mit Recht nicht zu. Was bleibt demnach in der Frage noch zweifelhaft? Einfach dieses: kann auf Grund internationalen Rechtes dasselbe Einlösungsrecht bei Außerkurssetzung geltend gemacht werden, welches der Bewohner des Staates selber zu beanspruchen hat? In der Regel wird diese Frage überflüssig, weil zwischen dem Ausländer und dem Inländer kein Grenzkordon zu ziehen ist. Jeder Ausländer, der deutsche Thaler hat, kann sie zur Einlösung in die Hand eines Deutschen legen. In unserem besonderen Fall bekam die Sache nur dadurch einen greifbaren internationalen Charakter, daß kein Vereinsthaler mehr in Oesterreich war, keiner ohne Verlust dahin zurückgehen konnte, und daß Oesterreich daher in der Lage war, seinem Geld die Brücke aufzuziehen, es außer Kurs zu setzen, ohne daß einem seiner eigenen Staatsangehörigen daraus ein Schaden entsprang. Da es ein Klagerecht in internationalen Dingen nicht gibt, so kann hier immer nur von der Billigkeit die Rede sein. Diese spricht dafür, daß ein Land auch dem Ausländer gegenüber nicht ableugnen dürfe, was es seinen eigenen Angehörigen schuldet. Der Staat verbürgt nicht die Kaufkraft des Metalls, aber er verbürgt die gesetzliche Zahlkraft der Münze, die er prägt, nach dem Wortlaut des Gepräges in Verbindung mit dem landesgesetzlichen Zahlungsvorschriften. Es leuchtet ein, daß ein Staat, der seine Münze ändert, heut zu Tage, wo die Bevölkerung sich selbst die Gesetze gibt, nicht seine Angehörigen, d. h. sich selbst wird schädigen wollen. Haben die Thatsachen die Münzen derart außer Landes gebracht, daß die Außerkurssetzung ohne Einlösung nur den Ausländer schädigen würde, so tritt die internationale Billigkeit an Stelle der nationalen Selbsterhaltung. Eine Verweigerung derselben wäre ein internationales Unrecht. Deutschland hatte nach Billigkeit das Recht, die österreichischen Vereinsthaler von Oesterreich zu gleichen Bedingungen eingelöst resp. in die neue Valuta umgewandelt zu bekommen, wie der österreichische Besitzer von silbernen oder papiernen Gulden der alten Währung in Kronen der neuen. Wenn Deutschland sich beschieden hat, nur mit dem dritten Theil seines Besitzes auf diesem Fuß abgefunden zu werden, so geschah es eben, weil es im Völkerrecht keine Gesetze gibt als die Kanonen, und Oesterreich den Einwand machen konnte, daß Deutschland ihm diesen Verlust erspart hätte, wenn es sein Silber rechtzeitig verkauft hätte. Helfferich kommt zum Schluß seiner Ausführung zu dem Ausspruch, daß Oesterreich auch dieses Dritttheil seiner Thaler nicht hätte anzunehmen brauchen. Aber auf demselben Blatt sagt er, daß Belgien, wenn es seine Fünffrankenstücke schlechthin außer Kurs gesetzt hätte, seine eigenen Angehörigen nicht minder geschädigt haben würde, als die Fremden. Darin findet er ganz mit Recht den Stein des Anstoßes. Aber diese Logik führt auch dazu, eine allgemeine Einlösungspflicht anzuerkennen. Die Unterscheidung, welche der Verfasser zwischen der Münze als Gepräge und als Geld macht, läßt sich eben nicht durchführen, sobald ein Staat damit vorgeht, daß er sagt: die Münze, die ich als Geld ausgegeben, soll in Zukunft nicht mehr Geld sein. Diese seine Handlung legt ihm Verpflichtungen auf, wenn sie auch nicht aus Verträgen mit anderen Staaten entspringen.

Es ist nicht möglich, alle die Distinktionen hier zu erschöpfen, zu welchen die vorliegende Schrift anregt. Das Gesagte mag genügen, zu zeigen, wie viele interessante Saiten sie anschlägt, und wie ernst und aufmerksam alle Einzelheiten behandelt sind. Wenn der Verfasser sein Schlußkapitel mit der Betrachtung eröffnet, daß das Gepräge einer Münze für deren Geldcharakter ohne alle Bedeutung sei, und daß für diesen lediglich rechtliche und vor allem thatsächliche Verhältnisse in Frage kommen, so hat er sich im Verlauf seiner Untersuchung doch der Einsicht nicht verschlossen, daß der Geldcharakter von dem Gepräge in der Regel nicht ganz zu trennen sein wird. Denn die reinen Handelsmünzen sind die Ausnahmen. Dagegen ist ihm vollkommen beizustimmen, wenn er ausspricht, die Absicht seiner Untersuchung gehe darauf hinaus, zu zeigen, daß die aufgeworfenen Fragen eine reiche Quelle theoretischer Erkenntnisse für die Natur unseres modernen Geldwesens und besonders für die Natur der Münzvereine seien. Diese Absicht ist von ihm vollkommen erreicht worden, und daher verdient seine Arbeit aufs lebhafteste empfohlen zu werden.

L. Bamberger.

Verantwortlicher Redakteur. Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr 8. Berlin, den 24. November 1894. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW. Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4580 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Eine Ueberraschung hat die neueste Wendung der deutschen und preußischen Politik gebracht; jene Seifenblasen, welche in so schillernd schönen Farben unmittelbar vor und auch noch kurze Zeit nach dem Sturze des Grafen Caprivi aus einigen nationalliberalen Redaktionsstuben fliegen gelassen wurden, sind weit schneller vom rauhen Winde verweht worden, als man nur erwarten konnte.

Das alte Kartell der Nationalliberalen, Freikonservativen und Konservativen sollte unter behutsamem Zurückdrängen der Kreuzzeitungsgruppe zu neuem Leben erstehen und den Untergrund für den politischen Bau der nächsten Zukunft abgeben. Eine solche Kombination war schon eine Versündigung gegen die Arithmetik, denn diese Elemente hätten im Reichstag eine Majorität nicht dargestellt. Gegen den gesunden Menschenverstand war eine derartige Kombination aber eine noch weit größere Versündigung; denn im Laufe dieser Welt pflegt es nicht zu geschehen, daß die thatkräftigsten, selbstbewußtesten und herrschsüchtigsten Elemente von schwächlicheren und zerfahreneren Parteien im Zügel gehalten werden. In solchem Verhältniß steht aber die Kreuzzeitungspartei mit ihrem alten ererbten Einfluß und ihrer politischen Zähigkeit und Härte gegenüber Nationalliberalen und Freikonservativen da. Ueber den schließlichen Ausgang konnte man somit nicht zweifelhaft sein; wohl aber wäre es denkbar gewesen, daß wenigstens einige Zeit hindurch das deutsche Volk sich zum großen Nachtheil einer gesunden Entwicklung durch solche Kartellmöglichkeiten hätte blenden lassen können. Diese Furcht kann man heute schon ziemlich fahren lassen. Sei es, daß die Regisseure mit dem Kartellplan zu gaukeln für überflüssig hielten, nachdem das Ziel erreicht und dem zweiten deutschen Reichskanzler ein dritter gefolgt war; sei es — und dies ist wahrscheinlicher —, daß die Regisseure die Fäden nicht einmal so lange in der Hand behielten, um wenigstens eine Zeit lang eine unholde Täuschung noch aufrecht zu erhalten; — gleichviel, jene Kartellbestrebungen um eine große staatserhaltende Partei — bestehend aus Nationalliberalen und Konservativen — zu bilden, sind heute gegenüber den Thatsachen schon genau so geistreich, wie jene marktschreierischen Rufe nach großen Thaten gegen die Sozialdemokratie, und wie der Ruf nach einer zielbewußten, einheitlichen Politik, die uns vor Erschütterungen und Ueberraschungen bewahren soll.

Fraglich allein bleibt es, wer täuschte bewußt und wer ist der Getäuschte. Die Getäuschten sind jene gewiß nicht, denen nur daran lag, den Grafen Caprivi zu beseitigen, und denen der Kampf gegen die Sozialdemokraten wie gegen die Polen, denen die Rufe nach Einheitlichkeit der Regierung wie nach kraftvoller Geschäftsführung zunächst nichts als Mittel waren, um die Stellung des Reichskanzlers zu erschüttern; sie haben ihr Ziel erreicht.

Der ausgezeichnete Kartellplan rückt in die schönste Beleuchtung durch eine Polemik der jüngsten Tage. Zusammengehen wollte man mit einer konservativen Partei, welche die Tivoli-Entwicklung nicht mitgemacht hatte, und die nur die eine üble Eigenschaft besitzt, mit Herrn von Helldorf seit längerer Zeit politisch todt und begraben zu sein; statt dessen ist überaus leibhaftig die Kreuzzeitungspartei in der Gegenwart lebendig, welche gar nicht daran denkt, auf das Tivoliprogramm zu verzichten, und welche überdies die Rücksichtslosigkeit besitzt, den Nationalliberalen an einer besonders empfindlichen Stelle unbequem zu werden.

Die alte kulturkämpferische Stimmung ist aus der nationalliberalen Partei niemals ganz verschwunden, und diese Stimmung ist überaus leicht zu reizen nicht nur durch die Ultramontanen, sondern ebenso gut durch die muckerische protestantische Orthodoxie. Durch alle Wand-

lungen ihrer Entwicklung haben die Nationalliberalen dieses werthvolle Gepäckstück immer mitgeschleppt, und nun zeigt gegen nationalliberale freundliche Winke die Kreuzzeitungspartei eine solche Gleichgültigkeit, daß sie den jetzigen Augenblick gerade für besonders geeignet erachtet, um mit äußerster Schroffheit die Gewohnheiten des alten Muckerthums hervorzukehren. Nicht vereinzelt, sondern in ganzen Serien werden Professoren angefallen, die so unvorsichtig sind, ihre Wissenschaft nicht dort halt machen zu lassen, wo die erhabene Weltanschauung der „Kreuzzeitung“ die Grenzsteine aufgerichtet hat; Harnack und Meitzen in Berlin und Grafe und Meinhold in Bonn sind zu gleicher Zeit attaquirt, denunzirt und als Vorläufer der Sozialdemokratie gebrandmarkt worden. Selbst jene nationalliberalen Organe, welche im geschraubten staatsmännischen Stile den Kartellgedanken als edelste Blüthe abgeklärter politischer Weisheit ausgaben, müssen zu ihrem Mißvergnügen und zum Schaden ihrer Reputation gestehen, daß mit Herrn von Hammerstein sich nicht angenehm leben läßt, und mit jener anderen konservativen Partei, die den großen Tag von Tivoli nicht mitmachte, läßt sich leider auch schwer leben, weil sie nicht mehr vorhanden ist.

Dieser Streit hat ja zunächst nur die Bedeutung eines Symptoms, und er wird wohl bis auf weiteres eine Episode bleiben, die aber doch Licht darüber verbreitet, was auch auf geistigem Gebiet zu erwarten steht, wenn die konservative Partei zu größerem Einfluß gelangt, und die konservative Partei ist mit der Kreuzzeitungspartei für jeden, der die Augen offen hat und nicht träumt oder den Träumer spielt, gleichbedeutend.

Wenn die „Kreuz-Zeitung“ und ihr Anhang heute ganz ungenirt an die Frage der Lehrfreiheit rührt, so hat das wohl nur den Zweck, dem Centrum zu zeigen, wie sehr man sich ihm innerlich verwandt fühlt und wie sehr eine gemeinsame Arbeit ersprießlich wäre, und um andererseits den Nationalliberalen darzuthun, wie wenig man darauf Werth legt, durch eine Verhüllung der eigenen Individualität dem mittelparteilichen Phantom des Kartells ein Opfer zu bringen. Die „Kreuz-Zeitung“ fühlt sich zu einer solchen Haltung schon stark genug, und sie erwartet wohl unmittelbar, daß eine weitere Stärkung ihr durch die neuen Minister kommen wird.

Von den neuen Ministern ist nur zu sagen, daß Herr von Hammerstein-Loxten von einer agrarischen Versammlung nach der anderen vertrauensvolle Kundgebungen erhält, und daß er alsdann mit freundlichen Worten für so viel Verständniß seiner guten Absichten dankt. Wenn man sich ferner erinnert, daß Herr Miquel im März 1894 bei dem Festessen des Deutschen Landwirthschaftsrathes es aussprach:

„daß nunmehr eine neue Periode von 30 Jahren einzutreten habe, in der die Interessen und Bedürfnisse der Landwirthschaft für die Reichsentwicklung, Gesetzgebung und Regierung maßgebend sein müßten;“

und wenn man Herrn von Köller mit seiner Vergangenheit als dritten in diesem Bunde hinzurechnet, so kann man seine Freude an der Ingeniösität jenes politischen Rechenexempels haben, das herausrechnete: Alles in Allem sei eine kleine Verschiebung zum Liberalismus hin innerhalb der neuen Regierung zu verzeichnen.

Dieses Rechenexempel werden jene übrigens in seiner lichtbringenden Bedeutung besonders zu schätzen wissen, bis zu denen aus der Umgebung des Herrn Miquel die folgende ausgezeichnete Botschaft dringt: Es habe zwar den Anschein, als komme man den agrarischen Reaktionären entgegen, aber die überraschte öffentliche Meinung werde schon sehen, daß alle Freundschaftspfänder, die jene erhalten, nur in seiner Danaer-Berechnung verabfolgt würden, um gerade die Beschenkten desto wirkungsvoller schließlich bekämpfen und lahm legen zu können. Vielleicht sagen die feinhörigen Konservativen schmunzelnd: Qui trompe-t-on ici? Wir sagen:

. . . . . Also
Endigt sich unser Gedicht von Reinekes Wesen und Thaten.

Zwischen Bebel und den Bayern ist der Kampf, der sich auf dem Parteitag angesponnen hatte, mit erneuter Heftigkeit entbrannt. Auch diese Entwicklung ist ein Beweis für jene Weisheit, die nach der großen Maschinerie einer gewaltthätigen Repressivgesetzgebung gegenüber der Sozialdemokratie verlangt; und vor ein paar Wochen ging jene Weisheit noch in stolzer Gespreiztheit einher. In dem jetzigen Streit sehen wir zwar keineswegs eine letzte und endgültige Auseinandersetzung innerhalb der sozialdemokratischen Partei, wohl aber ein neues Symptom für eine schließlich unausbleibliche Entwicklung, die wir seit Jahren vorausgesagt haben. Freilich fürchten wir, daß diese Entwicklung in ihrem günstigen Verlaufe durch die Politik, welche wir zu erwarten haben, nur all zu leicht gehemmt werden kann; denn scheint man auch zunächst innerhalb der Eulenburg-reinen Regierung nicht geneigt, die Sozialdemokratie von Seiten des Staates durch die eisernen Reifen einer Repressivgesetzgebung künstlich und gewaltthätig zusammenzuhalten, so erfährt doch natürlich die radikalste Opposition auch schon dadurch eine starke, ihr so nothwendige Förderung, wenn man wieder zur Bevorzugung von Ständen und Gruppen zurückkehrt mit jenem Programm für die kurzen dreißig Jahre, durch das Herr Miquel so programmatisch ausdrucksvoll den neuesten Kurs vorausverkündet hat.

In Ostafrika ist ein neuer Sieg unserer Kolonialtruppen gegen die Eingeborenen errungen worden. Ein solcher Sieg, über den sich das nationale Selbstgefühl freuen kann, würde eindrucksvoller sein, wenn man wüßte, zu welchem politisch-praktischem Zwecke schließlich gesiegt wird. Wir sind gezwungen zu siegen, weil wir einmal in Ostafrika sind; um unsere wirthschaftlich-kolonialen Unternehmungen zu sichern und auszudehnen, dazu brauchten wir aber kaum zu siegen, denn solche Unternehmungen sind heute fast ebenso wenig zahlreich und belangreich wie zu Beginn unserer Kolonialpolitik.

Eher könnte man sogar von einer rückläufigen Entwicklung sprechen; sie wird in einem Aufsatz von Friedrich Kaerger im deutschen Kolonialjahrbuch nachgewiesen. In Bezug auf Deutsch-Ostafrika stellt Kaerger fest, daß im Jahr 189… nicht, wie bisher amtlich behauptet wird, eine Vermehrung der Ein- und Ausfuhr von über 125 000 Dollars, sondern ein Minderumsatz von etwa 600 000 Dollars stattgefunden hat.

* * *

Parlamentarische Klippen.

Es war, Angesichts unserer verworrenen Parteiverhältnisse, nie ganz leicht, beim Beginn einer Reichstagssession vorherzusagen, wie dieselbe verlaufen werde. Aber so verschleiert, wie gegenwärtig, ist die parlamentarische Zukunft noch zu keiner Zeit gewesen.

Die neuen Steuerleute, die zur Führung des Reichsschiffes berufen sind, werden schwerlich Neigung und Leichtsinn genug verspüren, um in dem herrschenden dicken Nebel munter drauflos zu fahren. Wenn es möglich wäre, würde man vielleicht lieber im Reichstage ganz still liegen und den Schwerpunkt der parlamentarischen Aktion in den preußischen Landtag verlegen, wo die Parteiverhältnisse einfacher und für jegliche reaktionäre Maßnahmen günstiger sind.

In gewissen gesetzgeberischen Reichsunternehmungen ist man jedoch schon zu weit engagirt, als daß man noch zurück könnte. Dahin gehört vor Allem die sogenannte Umsturzgesetzgebung. Wäre nicht unter diesem Zeichen bereits so viel geredet, geschrieben und intriguirt worden, so würde gegenwärtig vermuthlich kein Politiker mehr von einem Umsturzgesetz etwas wissen wollen. Aber so, nachdem bereits eine Anzahl Minister bei der Geburt des Entwurfs umgekommen sind, muß man schon Anstands halber den Versuch, das Vaterland zu retten, weiter treiben. Daß man sich Seitens

der Regierung aber ob dieser Vorlage stark erhitzen wird, ist kaum anzunehmen. Man wird vermuthlich froh sein, mit guter Art davonzukommen. Aber selbst das ist nicht ganz leicht. Nur wenn es sich um eine recht unschädliche weiße Salbe handelt, ist die Annahme im Reichstage einigermaßen sicher. Die Kunst wird darin bestehen, ein Gesetz zu formuliren, das zwar nichts nützt, aber auch nichts schadet, und das dabei doch nicht so läppisch ist, um die Heiterkeit der Sozialdemokraten zu erregen. Gelingt es, unter Wahrung des äußeren Scheins, diese unbequeme Erbschaft zu liquidiren, so wird man noch einen zweiten großen Stein des Anstoßes, die Steuerfrage, zu überspringen haben. Die Tabakfabrikatsteuer-Vorlage will man, wie es scheint, im Wesentlichen unverändert wiederbringen. Daß die Aussichten für eine Annahme derselben heute, nachdem die Entwicklung der Einnahmen des Reichs wie Preußens den Optimisten mehr als den Pessimisten Recht gegeben hat, günstiger seien, als vor einem Jahre, wird sich schwerlich mit Grund behaupten lassen. Auch wenn die Steuersätze ein wenig niedriger gegriffen werden, bleiben die Hauptbedenken gegen die Fabrikatsteuer doch unbehoben; und daß die bisher opponirenden Parteien durch den Kanzlerwechsel bewilligungsfreudiger gestimmt wären, ist bisher ebenfalls nicht in die Erscheinung getreten. Zunächst wird der neue Kanzler auch in dieser Frage einen Reichstag vor sich haben, der schwer zu behandeln ist. Und ähnlich liegt die Sache in allen anderen Fragen bis herab zu der Bewilligung jedes neuen Kreuzers.

Die ganze Linke des Reichstags, genau ein Viertel der Versammlung, steht dem neuesten Kurse mißtrauischer gegenüber, als dem neuen. Ein zweites Viertel, das Centrum, ist von dem Wechsel im Kanzleramte bisher auch nicht erbaut. Die zweite Hälfte des Reichstags besteht aber ebenfalls durchaus nicht aus lauter Parteigängern der Regierung. Polen, Welfen, Elsässer, Antisemiten werden nur von Fall zu Fall, und schwerlich bei irgend einem wichtigeren politischen Anlaß alle gleichzeitig, für die Regierung zu haben sein. Es bleiben dann rund 150 Konservative, Freikonservative und Nationalliberale. Auf diesen drei Parteien baute sich von 1887—1890 die Kartellpolitik auf. Aber damals zählten jene drei Parteien zusammen 220 Mitglieder, repräsentirten also eine working majority, wovon gegenwärtig keine Rede ist. Und selbst damals gehörte ein Bismarck neben einem Miquel dazu, um die Kartellparteien unter einen Hut zu bringen.

Es liegt darnach auf der Hand, daß, wenn die gegenwärtige Reichsregierung sich nicht darauf beschränkt, politisch von der Hand in den Mund zu leben, wenn sie den Ehrgeiz hat, noch mehr zu thun, als bloß die Maschine nothdürftig im Gange zu erhalten, das Centrum ganz oder theilweise gewonnen werden muß. Aber auch ein solcher Entschluß ist leichter gefaßt als ausgeführt. Stände noch heute ein Windthorst an der Spitze des Centrums, so wäre es vielleicht möglich, mit dem Centrum — unter erheblicheren Opfern auf dem Gebiete von Kirche und Schule — zu einem politischen Abkommen zu gelangen. Aber ein Politiker, der wie Windthorst Prokura für so schwierige Transaktionen besäße, ist in der Centrumspartei nicht mehr vorhanden. Die Manövrirfähigkeit des Centrums, die unter Windthorst ungewöhnlich groß war, ist heute geringer, als die jeder anderen Partei. Mit dem Centrum zu paktiren, ist deshalb schon an sich ein schwieriges Ding, selbst wenn die Regierung zum weitesten Entgegenkommen bereit sein sollte. Dies Entgegenkommen darf andererseits nicht so weit gehen, daß die Nationalliberalen und die Freikonservativen allzu stark vor den Kopf gestoßen werden.

Man sieht, wie groß die Schwierigkeiten sind, sobald man sich auch nur anschickt, die von den Kritikern des Caprivi'schen Regiments so stürmisch verlangte „zielbewußte und einheitliche Politik" zu verwirklichen.

Daß durch eine Reichstagsauflösung diese Schwierigkeiten beseitigt werden könnten, ist einstweilen noch höchst unwahrscheinlich. Immerhin wird der Gedanke, eine solche heroische Kur zu versuchen, sich bald genug aufdrängen. Zunächst aber, bis die Reaktionäre genug zu Kräften gekommen sind, werden wir uns im Reiche wohl auf eine Variation der Taaffe'schen Politik des „Fortwurstelns" gefaßt zu machen haben.

Th. Barth.

Was gilt uns noch Voltaire?

Am 30. Januar 1868, also vor etwas mehr als einem Menschenalter, sprach Emil du Bois-Raymond in der Berliner Akademie am sogenannten Friedrichstag über „Voltaire und die Naturwissenschaften". Als er später diese Rede im Druck erscheinen ließ, erhielt sie das bezeichnende Motto: „Was? Voltaire?—Kreuzzeitung, 4. Februar 1868". — Am 20. November 1894 beging die gebildete Welt den 200. Geburtstag jenes glänzenden Geistes, der als einer der Ersten im vorigen Jahrhundert die Fackel der Aufklärung gegen religiösen Aberglauben und Fanatismus, gegen Unduldsamkeit und Mißbräuche der Verwaltung und Rechtsprechung anzündete, der, wie d'Alembert ihm bezeugte, gegen den furchtbaren Justizmord in Toulouse an dem unschuldigen protestantischen Kaufherrn Jean Calas „allein Frankreich und ganz Europa in Bewegung setzte". Und einige Tage vor diesem zweihundertsten Gedenktag begann jene selbe Kreuzzeitung ihre neue Hetze gegen die Vertreter moderner Bibelkritik an der Universität Bonn, moderner Kirchengeschichte an der Universität Berlin. Was hatte nun jener Gedenktag Voltaire's zu bedeuten? War er bloß eine Thatsache, verzeichnet auf den Abreißkalendern der Zeitungen, deren Leiter mit der Umsicht von Hausfrauen oder von praktischen Köchinnen für ein Gericht auf den Tag sorgten und war dieser abgethan mit dem Augenblick, da jenes Blättchen aus dem Blockkalender in den Papierkorb flog? Oder lebt noch etwas von dem Wirken jenes Feuergeistes in unserem Geschlecht? Wir sind nicht so naiv, an einen einheitlichen Zeitgeist zu glauben. Verfolgungssucht und Duldung, religiöse Beschränktheit und freie Auffassung der letzten Dinge gehen seit Jahrhunderten in Europa nebeneinander her; bald überwiegt die engere, bald die freiere Geistesrichtung in längeren Zeiträumen. Nur hatten wir bis in die Mitte der siebziger Jahre uns eingebildet, gerade unsere Zeit gehöre der letzteren Art an, bis der Glaubens- und Rassenhaß der letzten Lustren diese Illusionen vertrieb. Darum ist die Frage, was uns heute noch Voltaire gelte, nicht müßig. Sie ist auch nicht zum ersten Male gestellt und es ist von Interesse, zu sehen, welche Antwort früher darauf gegeben wurde.

Voltaire gehört nämlich, so wenig er selbst bei Lebzeiten auf feierliche Ehrerbietung Anspruch machen konnte, heute zum ehrwürdigen geschichtlichen Mobiliar. In den Bibliotheken und auf den Bücherständern der Antiquare liegt dicker Staub auf seinen Werken. Der Litterarhistoriker sieht naserümpfend auf seine Dramen, wir glauben kaum noch, daß, wie noch in unserer Jugend, die Henriade und die Geschichte Karls XII. von Schweden zur Schullektüre dient, Voltaire's entzückende Romane wird der Buchhändler auch zum Spottpreis kaum los; denn die Kunden, die darin blättern, legen den Band enttäuscht bei Seite, wenn sie sehen, daß es keine spannenden Sensationsgeschichten, sondern allegorische oder witzige Satiren, tiefsinnige Umkleidungen der höchsten philosophischen Probleme sind, wie Candide oder Mikromegas. Dieser Thatsache war sich 1868 auch Du Bois-Reymond in seiner Rede über Voltaire bewußt; er hielt es für eine lohnende Aufgabe, „den Grund für solche Wandlung aufzusuchen und vom heutigen Standpunkt aufs Neue Werth und Wirkung des außerordentlichen Mannes festzustellen". Die Antwort aber, die der berühmte Physiolog und Kenner der Aufklärungszeit sich selbst ertheilte, ist bekannt:

„Das Veralten seiner Poesie; die Beschränktheit seiner Aesthetik; die Seichtheit seiner Philosophie; die weltkundigen Schwächen seines Charakters. Alles dies möchte nicht ganz erklären, weshalb er den Meisten

unter uns so unbedeutend und gleichgültig ward. So paradox es klingt, die wahre Ursache möchte sein, daß wir Alle mehr oder minder Voltairianer sind; Voltairianer ohne es zu wissen, und auch ohne so zu heißen. Denn wir sind es nur in dem, was der Voltairianismus ewig Wahres enthielt und nur die Anhänger streitiger Lehren nennt man, wie Voltaire fein bemerkt, nach deren Urhebern."

Dieser Ausspruch Du Bois-Reymond's mochte damals zutreffen, als er ihn that. Heute sind wir uns, wie gesagt, nicht klar darüber, ob er nur mehr eine Illusion ist. Wäre dem anders, so müßte eben heute noch wahr sein, was er damals weiter von Voltaire sagte:

„So gewaltig ist er durchdrungen, daß die idealen Güter, um die er ein langes Leben hindurch mit unermüdetem Eifer, mit leidenschaftlicher Hingebung, mit jeder Waffe des Geistes, vor allem mit seinem schrecklichen Spotte rang, daß Duldung, Geistesfreiheit, Menschenwürde, Gerechtigkeit uns gleichsam zum natürlichen Lebenselement wurden, wie die Luft, an die wir erst denken, wenn sie uns fehlt; mit einem Wort, daß, was einst aus Voltaire's Feder als kühnster Gedanke floß, heute Gemeinplatz ist."

Wir sind heuzutage leider wieder ziemlich weit von dieser damals allerdings vorhandenen Gemeinplätzlichkeit der Geistesfreiheit und Duldung entfernt und, da Voltaire also heute wiederum zu den Vertretern „streitiger Lehren" zählt, so ist es vielleicht nicht überflüssig, wiederum an das zu erinnern, was er den geistigen Führern unserer Zeit gegolten hat und darum auch uns noch gelten darf. Nicht von seinem Einfluß auf Lessing, Goethe und Schiller soll hier die Rede sein; das, worin unsere Klassiker sich von ihm loszumachen suchten, waren seine Kunstanschauungen, deren Formalismus sie als Fessel empfanden und abstreiften. In seinem Kampfe für die Freiheit der Geister waren sie mit ihm und Friedrich gleichen Sinnes und in einem Punkte, der Auffassung der lebendigen Natur, sowie der versteinerten als Zeugin für die Entwicklungsreihe der Organismen war Goethe Voltairen und den Zeitgenossen sogar um ein Jahrhundert voraus. Dem jugendlichen Goethe war ja, wie er in dem Straßburger Kapitel von „Wahrheit und Dichtung" bekennt, auch die zersetzende Bibelkritik Voltaire's unbehaglich; was ihn jedoch zumeist abstieß, war Voltaire's geologischer Irrthum:

„Da ich nun aber gar vernahm*), daß er, um die Ueberlieferung einer Sündfluth zu entkräften, alle versteinerten Muscheln leugnete, und solche nur für Naturspiele gelten ließ, so verlor er gänzlich mein Vertrauen: denn der Augenschein hatte mir auf dem Baschberge genug gezeigt, daß ich mich auf altem abgetrocknetem Meeresgrund, unter den Exuvien seiner Ureinwohner befinde."

Allein dies hindert Goethe nicht, unmittelbar darauf die ungeheure Macht Voltaire's anzuerkennen und Joseph den Zweiten zu tadeln, weil er sich von diesem Manne, als dessen Vasallen sich „Catarina und Friedrich die Großen, Gustav von Schweden, Christian von Dänemark, Poniatowski von Polen, Heinrich von Preußen, Carl von Braunschweig bekannten", ferngehalten hatte.

Aber sprechen wir von der neueren Zeit. Welche Würdigung Voltaire durch einen Koryphäen moderner Naturforschung fand, haben wir im Eingange gezeigt; er verdankt dies seinem Wirken für Newtons physikalische Grundsätze, einem der Ergebnisse seines Verkehrs mit der mathematik-beflissenen schönen Marquise du Châtelet. Indessen bildete die Naturwissenschaft den weitaus geringeren Theil seiner unermüdlichen, vielseitigen Thätigkeit. Sie war außer der Poesie vor Allem der Ergründung geschichtlicher Zusammenhänge, der Aufhellung des Dunkels religiöser Sagen, Lehren und Gebräuche wie Mißbräuche und der Befreiung unglücklicher Mitmenschen, die unter den Folgen solcher Mißbräuche litten, gewidmet. In dieser letzteren Eigenschaft hat er die Verehrung Thomas Carlyle's gewonnen, so grundverschieden dieser heißblütige Vertreter enthusiastischer Geschichtschreibung, diese religiöse Natur von dem spöttelnden Zweifler Voltaire auch gewesen ist. Aber für sein menschliches Wirken hat Carlyle nicht genug Worte des Lobes.

*) „Wahrheit und Dichtung", 11. Buch.

„Wenn wir, sagt er*) in seinem lebendigen Essay über Voltaire, seine großmüthigen Handlungen aufzählen, von dem Falle des Abbé Desfontaines bis herab zur Wittwe Calas und den Leibeigenen von Saint Claude, so werden wir finden, daß wenige Privatleute einen so weiten Umkreis der Wohlthätigkeit hatten und diesen so gut überwachten." „Den Hilflosen war er stets ein williger Wohlthäter: zahlreich waren die hungrigen Abenteurer, die von seiner Güte Nutzen zogen und dann die Hand bissen, welche sie gefüttert hatte."

Indessen, nicht als gewöhnlicher Philanthrop und Almosenspender ist Voltaire unsterblich geworden. Er wollte nicht mit zu viel Gepäck in die Unsterblichkeit eingehen, aber den Ruhm des Aufklärers und Befreiers haben ihm neben dem des Menschenfreundes bedeutende Denker bewahrt. Die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung, welche sozialistischer Doktrinarismus zu einer Entdeckung der sozialdemokratischen Propheten unserer Tage machen will, geht zurück auf die einseitige, aber immerhin fruchtbare Methode Henry Thomas Buckle's, die Geschichte der Völker aus ihren natürlichen Lebensverhältnissen erklären zu wollen; es ist im Grunde nichts anderes, als eine Form der pragmatischen Geschichtschreibung, wie sie Montesquieu im Umriß für die römische Geschichte versucht hatte. Für die Universalgeschichte aber erkannte Buckle in erster Reihe Voltaire in dessen „Versuch über den Geist und die Sitten der Nationen" als sein Vorbild an und wir haben in diesem Werke in der That, so überholt die von den alten Völkern Asiens handelnden Theile auch seit dem Beginn unseres Jahrhunderts sind, einen ersten und imponirenden Versuch einer Kulturgeschichte vor uns.

Der in sechs Oktavbänden unter dem Titel: „Dictionnaire philosophique" vereinigten Beiträge Voltaire's zu dem Wörterbuch der Encyklopädie wollen wir nicht bloß der Vollständigkeit halber gedenken. Hier ebenso gut, wie in seinen unter hundert Verkleidungen verbreiteten Flugschriften, ist in Scherz und Ernst, die mit ätzender Schärfe durchgeführte, von weiter Belesenheit und kritischem Blick zeugende rationalistische Kritik der Bibel alten und neuen Testamentes niedergelegt, als deren anziehendstes Dokument freilich das berühmte „Examen important de Milord Bolingbroke ou le tombeau du fanatisme" anzusehen ist. Doch Voltaire, der, verbündet mit Friedrich dem Großen den Kriegsruf „écrasez l'infâme", gegen das hierarchische Christenthum oder richtiger gegen die christliche Hierarchie erhob, wurde bekanntlich nie ein Atheist, wie Lamettrie und wie es in gewissem Sinne Diderot war. Im Angesicht des Todes schrieb er am 28. Februar 1778 dieses Glaubensbekenntniß nieder: „Ich sterbe in Anbetung Gottes, in Liebe zu meinen Freunden, ohne Haß gegen meine Feinde und mit Verwünschung des Aberglaubens." An der Ehrlichkeit dieser Worte ist, wie David Friedrich Strauß, der vierte unserer modernen Zeugen für Voltaire, in seinem Buch über ihn bemerkt, nicht zu zweifeln, wie auch andererseits jene Worte nicht als Zeichen einer Sinnesänderung anzusehen sind. Derselbe Schalk, der in der „Prinzessin von Babylon" sagt: „Die Auferstehung, Madame, ist die einfachste Sache von der Welt; es ist nicht wunderbarer, zweimal als einmal zur Welt zu kommen", saß ihm auch bei der Beichte, die sich an jenes Bekenntniß anschloß, im Nacken. Nach der Absolution wollte der Geistliche dem Kranken noch das Abendmal reichen, aber dieser machte ihn aufmerksam, daß er noch immer Blut spie; „und da müssen wir uns doch in Acht nehmen", sagte er, „das des lieben Gottes nicht mit dem meinigen zu vermischen" und einem Freunde, der ihn Tags darauf fragte, ob er wirklich gebeichtet, erwiderte er: „man muß ein wenig heulen mit den Wölfen; und wenn ich an den Ufern des Ganges wäre, wollte ich mit einem Kuhschwanz in der Hand sterben". Das mag ja frivol klingen; aber Voltaire, so bezeugt ihm David Strauß, hatte über die christliche Religion nicht bloß gespottet, sondern auch geforscht und gedacht und sein Spott war nur das Ergebniß dieses Nachdenkens auf der einen und seines muthwilligen Naturells auf der anderen Seite". Welchen

*) Critical and miscellaneous Essays, Vol. II.

Werth Voltaire's theologische Studien für die heutige Religionswissenschaft noch haben mögen, das zu beurtheilen ist nicht unsere Sache; aber sicher muß auch denen, die heute auf diesem Gebiete wissenschaftlicher Erkenntniß nachgehen, der Geist rücksichtsloser Kritik der Autorität und Ueberlieferung innewohnen, der Voltaire beseelte, wenn auch sein Spott sich nicht mit dem professoralen Ernst unserer Zeit verträgt.

In der Philosophie und Naturwissenschaft war Voltaire, strenge genommen, bloß ein überaus fruchtbarer und wirkungsvoller Popularisator. Er war auf diesem Gebiete, wie in seinen politischen Bestrebungen, genau so ein Schüler der Engländer, wie wir es heute noch sind. Die Deutschen, die heute philosophisch zumeist auf Kant fußen, wandeln ebenso wie Voltaire in den Spuren Locke's, des Begründers der auf den Empfindungen der Sinne beruhenden Philosophie der Erfahrung; ihre Lehren hat Voltaire nicht nur in seinen philosophischen Aufsätzen, sondern auch in seinen Erzählungen volksthümlich gemacht, vor Allem im „Mikromegas", in welchem der Bewohner eines um den Sirius kreisenden Planeten mit einem Saturnbewohner eine Weltreise macht, die Beide auch auf unsere Erde führt den 120000 Fuß langen Siriusmann mit dem 6000 Fuß langen Saturnbewohner auf unsere winzige Erde, deren Menschen sie nur durch das Mikroskop erkennen können, so daß sie das Schiff, welches die damalige, nach den nördlichen Meeren fahrende Gradmessungsexpedition trägt, mit der Hand aus dem Meere herauslöffeln, um dann mit den winzigen Erdenweisen darauf loszuphilosophiren. Es ist eine Variation eines Voltaire'schen Lieblingsgedankens, daß, ebenso wie unsere Maßstäbe, auch unsere Erkenntnisse nur von relativem Werthe sind.

Auf diesem Gebiete mag man immerhin Voltaire's Lehren als entlehnte Weisheit ansehen und ihm bloß das Verdienst zusprechen, dieses Korn, wie Carlyle sich ausdrückt, zu schmackhafter Volksnahrung umgemahlen zu haben. Das Verdienst ist freilich kein geringes; denn es wurde erworben mit dem Werkzeug einer Sprache von unvergleichlicher Einfachheit und Anmuth, in der Voltaire's vielbewunderter Witz nur als glänzende, aber selten fehlende Beigabe erschien; er war auch dort beredt, wo er auf dieses mächtige Hilfsmittel verzichtete. Dies geschah vor allem, wo Voltaire, im Innersten bewegt, nur an das Gefühl seiner Zeitgenossen sich wandte, in jenen flammenden Streitschriften gegen die Justizmorde und Folterungen, gegen die Hinrichtung von Calas, den man bezichtigte, seinen durch Selbstmord geendeten Sohn ermordet zu haben, damit er nicht zur katholischen Kirche übertrete; gegen die Verfolgung der unglücklichen Familie Sirven, die man gleichfalls der Ermordung einer jungen Verwandten beschuldigte, welche sich, wahnsinnig geworden durch geistliche Peiniger, die ihren Uebertritt erzwingen wollten, ertränkt hatte; gegen die Hinrichtung des unglücklichen jungen de la Barre, der nichts verbrochen hatte, als einige kirchlich anstößige Spottlieder zu singen. Der Familie Calas rettete er Ehre, Leben und Vermögen, Andere bewahrte er vor der Fortdauer der Verfolgung; vor allem aber wirkte er als Aufrüttler des öffentlichen Gewissens gegen richterliche Willkür mehr als heute es die Presse eines ganzen Landes vermöchte. Hier, als Herold der Menschlichkeit, feiert Voltaire seine dauernden Triumphe; hat ja auch Nietzsche, der Philosoph der Mode, in seinen lichteren Tagen das vernünftigste seiner Bücher „Menschliches, Allzumenschliches" zum hundertsten Todestage Voltaire's dem Andenken dieses Mannes, „als eines der größten Befreier des Geistes" gewidmet. Mag auch, wie Strauß, die Worte im Faust anwendend, bemerkt, von Voltaire's Wesen ein Erdenrest in unseren Händen bleiben, von dem man sagen kann, „er ist nicht reinlich"; diese Seite seines öffentlichen Wirkens hebt ihn über den Erdenstaub und wie aus einer höheren Sphäre klingen zu uns die Worte aus dem „Traktat über die Toleranz bei Gelegenheit des Todes von Jean Calas":

„Die Natur hat zu allen Menschen gesagt: ich ließ euch Alle schwach und unwissend geboren werden, um einige Minuten auf der Erde zu vegetiren und sie mit euren Leichnamen zu düngen. Da ihr schwach seid, helft einander; da ihr unwissend seid, belehret und ertragt einander. Sobald ihr einer Meinung sein würdet, was gewiß nie geschehen wird, und nur ein einziger Mensch eine andere Meinung hätte, so solltet ihr ihm verzeihen; denn ich bin es, die ihn so denken läßt, wie er denkt. Ich gab euch Arme, um die Erde zu bebauen und ein kleines Licht von Vernunft, um euch zu leiten. Ich gab in eure Herzen einen Keim von Mitleid, damit ihr einander helft, das Leben zu ertragen. Erstickt diesen Keim nicht, verderbet ihn nicht, lernet, daß er göttlich ist und setzet nicht eure elenden Schulstreitigkeiten an die Stelle der Natur."

So schrieb Voltaire 1762; und nun nehme man ein beliebiges Zeitungsblatt von heute zur Hand und man wird erkennen, was er uns noch gilt und gelten soll!

Das Meiste in Voltaire's besten Schriften strahlt noch heute diamantenhell; Anderes mag, wie die zuletzt angeführten Worte, alter Stil sein, litterarisches Rokoko. Aber überwunden haben wir die Empfindungswelt jener Geister nicht, wenn auch der Begriff der „Tugend", der im vorigen Jahrhundert für das sittlich Gute gebräuchlich war, heute sprachlich veraltet ist. Sein Gebrauch beruhte auf einer größeren Einfachheit der moralischen und sozialen Gegensätze, welche das achtzehnte vor unserem Jahrhundert voraus hatte, dem über dem Kampf der wirthschaftlichen Interessen und Klassen das Ringen um die geistigen Ideale der Vergangenheit verloren zu gehen droht. Immerhin gibt es noch große Länder, und Deutschland ist von ihnen nicht ganz auszuschließen, in denen mächtige, auf religiöse und ständische Unterschiede begründete Theile der Gesellschaft nach wie vor die Herrschaft über die anderen wie ein Gebot höherer Weltordnung beanspruchen. Und doch zeigt uns Voltaire und die ebenbürtigen Geister seiner Zeit, daß dem nicht so sein muß; die erweiterte Kenntniß fremder Kulturen hat uns auch bewiesen, daß hochstehende Civilisationen ohne diese Unterschiede thatsächlich vorhanden sind. Man sehe nur auf China und Japan, denen unsere Form religiöser Unduldsamkeit fremd ist; ihre Ablehnung gegen Europa beruht, von wirthschaftlichen Gründen abgesehen, darauf, daß sie sich seine Unduldsamkeit nicht aufdrängen lassen wollen. Erst kürzlich lasen wir in den Berichten eines angesehenen und scharfblickenden Berliner Arztes über seine Weltreise (Prof Dr. Jul. Hirschberg: „Um die Erde", Leipzig, Georg Thieme, 1894) die folgenden Zeilen: „Und wie steht es mit der **Religion**? Das wird sofort mancher **Europäer** fragen. Aber der gebilde **Japaner** wird lächelnd erwidern: „Wir haben gar keine Religion, Shinto ist eine Art von Patriotismus, die Buddhalehre eine Philosophie. — Geh' aufs Land. Der Japaner besucht bei Lebzeiten den Shintotempel und wird nach seinem Tode vom Buddhapriester bestattet. Shinto hat keine Glaubenslehre, kein heiliges Buch. Japanische Schriftsteller unserer Tage behaupten, daß ihr Volk, vermöge seiner angeborenen Gutart, ein solches Sittengesetz gar nicht brauche, wie die Chinesen und Europäer; und daß die letzteren wohl eine vortreffliche Bibel besäßen aber ihr Leben nicht danach einrichteten".

Dem Verfasser des Mikromegas, der „Geschichte des Jenni" und des Ingénu hätte diese Schilderung das höchste Entzücken erweckt; uns berührte sie wie ein Kuriosum, statt daß sie den natürlichen Zustand jeder höheren Kultur bezeichnen sollte. Um ihn zu erreichen, müssen wir wieder zu werden suchen, was wir vielleicht schon waren: „Voltairianer, ohne es zu wissen und auch ohne so zu heißen".

Emil Schiff.

Rußlands Finanzen unter Kaiser Alexander III.

Wenn man jetzt, nachdem die Regierungsperiode Kaiser Alexanders III. einen unerwartet raschen Abschluß gefunden hat, einen Rückblick auf dieselbe wirft, so wird man zugestehen müssen, daß diese Zeit trotz ihrer verhältnißmäßig

kurzen Dauer von etwas mehr als 13½ Jahren für Rußlands innere Entwicklung und namentlich auch für sein wirthschaftliches Gedeihen so bedeutungsvoll und ereignißreich gewesen ist, wie nur wenige Regierungsperioden vor ihr. Freilich wird derjenige, der das erstrebenswertheste Ziel Rußlands in der möglichst vollständigen, wenngleich allmählichen Rezeption der politischen und wirthschaftlichen Errungenschaften der modernen Civilisation erblickt, nicht alles, was in der Regierungszeit des verstorbenen Kaisers geschehen ist, in gleich günstiger Weise beurtheilen können; und über Werth und Bedeutung mancher Maßregel, mancher Strömungen, die während dieser Periode zum Durchbruch gelangen konnten, wird derselbe wesentlich anderer Meinung bleiben, als die Mehrzahl der Russen selbst. Es gibt nun aber ein spezielles Gebiet, auf welchem die Erfolge der Regierung des verstorbenen Kaisers von jedem Standpunkt aus anerkannt werden können und bezüglich dessen man unbedingt zugestehen darf, daß dieselbe, wie keine andere in Rußland vorher, ordnend, heilend und verbessernd gewirkt hat. Das ist das Gebiet der eigentlichen Staatsfinanzen und des Staatskredits. Hier liegt der Fortschritt und die Besserung gegen frühere Zeiten so offenbar zu Tage, daß dieselbe von keiner Seite geleugnet werden kann.

In den folgenden Zeilen soll bloß von der erfolgreichen Herstellung des Gleichgewichts zwischen den Staatsausgaben und Einnahmen und von der zweckmäßigeren Verwendungsart der außerordentlichen Einkünfte die Rede sein — zwei Faktoren, welche die Grundlage für die jüngsten Konversionsoperationen und überhaupt für die Hebung und Befestigung des Staatskredits abgegeben haben und welche deutlich genug auch für den Aufschwung des allgemeinen Volkswohlstandes Zeugniß ablegen.

Die Zahlen, auf welche sich die folgenden Betrachtungen stützen, sind ausnahmelos den jährlich erscheinenden Berichten des Reichskontrolleurs über die Ausführung des Budgets des Vorjahres entnommen, von denen der letzte, die Finanzresultate des Jahres 1893 umfassend, noch kurz vor dem Tode Kaiser Alexanders III. erschienen ist. Diese Publikationen verdienen, nach dem übereinstimmenden Zeugniß aller Kenner, nicht nur unbedingtes Vertrauen, sondern sie bilden auch das werthvollste, was über diesen Gegenstand offiziell veröffentlicht wird.

Hinsichtlich der finanziellen Ergebnisse zerfällt die Regierungszeit Alexanders III. in zwei deutlich von einander getrennte Hälften. Die erste derselben, welche bis zum Jahr 1886 einschließlich reicht, steht noch ganz unter den Nachwirkungen des Orientkrieges und der durch diesen hervorgerufenen finanziellen Kalamitäten und gleicht in allen Beziehungen den letzten Regierungsjahren Alexanders II. Hier wie da sehen wir ein chronisches Defizit, welches immer wieder zur Inanspruchnahme des Staatskredits zwingt und hier wie da ist diese Inanspruchnahme nur unter drückenden und äußerst ungünstigen Bedingungen möglich. Es ist die Zeit der völligen Deroute der russischen Finanzen und des Staatskredits Rußlands, die Zeit der immer fortschreitenden Valutaentwerthung, welche nach dem Orientkrieg beginnt und fast ein Jahrzehnt lang andauert. Dennoch tritt bereits in dieser ersten Periode das unterscheidende Merkmal der neuen Finanzpolitik — eine konsequent durchgeführte Sparsamkeit — deutlich hervor. In der zweiten Hälfte, welche die letzten 7½ Jahre der Regierungszeit Alexanders III. umfaßt und deren Beginn zeitlich mit dem Amtsantritt des Herrn v. Wyschnegradski zusammenfällt, wendet sich das Blatt vollständig: an Stelle des Defizits finden wir Jahr für Jahr recht ansehnliche Einnahmeüberschüsse und der Kredit des Landes bessert sich so gründlich, daß schon nach kurzer Zeit zu einer Reduktion der Staatsschuldenlast geschritten werden kann.

Der große Unterschied, der zwischen diesen beiden Perioden besteht, tritt am deutlichsten zu Tage, wenn man die Zahlen sprechen läßt.

In den ersten 6 Jahren von 1881/86 betrug das Defizit (in Mill. Rbl.):

	nach dem Voranschlag	thatsächlich
1881	51	80
1882	11	3
1883	8	23
1884	11	22
1885	7	44
1886	25	62

Es war also nicht nur Jahr für Jahr bereits im Budget ein Minus der Einnahmen gegenüber den Ausgaben vorgesehen, sondern dasselbe erwies sich auch, nachdem das Budget realisirt worden, fast regelmäßig bedeutend größer, als der Voranschlag angenommen hatte. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen zu immer neuen Anleihen geschritten werden mußte, um den Einnahmeausfall und die außerordentlichen Ausgaben zu decken. Dabei stiegen die ordentlichen Staatseinnahmen nur relativ langsam: von 705 Mill. in 1882 sanken sie auf 700 Mill. in 1883 und betrugen noch 1884 nicht mehr als wieder 706 Mill. Dann allerdings folgt ein plötzlicher Sprung auf 764 Mill in 1885 und 770 Mill. in 1886. Das Wachsthum der Ausgaben, welche sich in dieser Periode von 734 Mill. (1881) auf 832 Mill. (1886) erhöhten, ist an und für sich nicht unverhältnißmäßig zu nennen, aber bei der langsamen Zunahme der Einkünfte blieb das Defizit doch bedenklich.

Ein ganz anderes Bild bieten nun die letzten 7 Jahre dar. Hier betrugen, ebenfalls in Mill. Rbl.

	die Einnahmen	die Ausgaben	das Defizit (—) der Ueberschuß (+)
1887	829,6	835,8	— 6,2
1888	898,5	840,4	+ 58,1
1889	927,0	857,9	+ 69,1
1890	943,7	877,8	+ 65,9
1891	891,6	875,4	+ 16,2
1992	970,2	910,7	+ 59,5
1893	1045,6	946,9	+ 98,7

In dieser Zusammenstellung ist zunächst das im Verhältniß zur vorhergehenden Periode enorme Anwachsen der ordentlichen Einnahmen bemerkenswerth, welches den besten Beweis für die bedeutend erhöhte Steuerkraft der Bevölkerung ablegt und dadurch auch für die fernere Gestaltung der russischen Finanzen zu den besten Hoffnungen berechtigt. Gleichzeitig sind die Ausgaben nur in relativ bescheidenem Maße gesteigert worden und zwar ist das Verhältniß ungefähr dasselbe wie in den Jahren 1881/86. Man darf daraus entnehmen, daß die Vermehrung der Ausgaben nur in dem Maße stattgefunden hat, wie dies eben durch die unvermeidlichen Verwaltungsbedürfnisse und die sich mehrenden Kulturaufgaben eines modernen Staates bedingt ist. Mit besonderer Befriedigung muß der Umstand hervorgehoben werden, daß die große Mißernte von 1891 lediglich in einer Abnahme der Einkünfte, nicht aber auch in einem Defizit zum Ausdruck gelangt. Man ersieht daraus, daß das Verhältniß zwischen den Einnahmen und Ausgaben gegenwärtig ein solches ist, daß auch unvorhergesehene Kalamitäten nicht im Stande sind, das Gleichgewicht zu erschüttern und die alte finanzielle Zerrüttung wieder aufleben zu lassen. Die beträchtliche Steigerung der Einnahmen bei nur allmählichem Anwachsen der Ausgaben, welch letzteres der schlagendste Ausdruck für die von dem verstorbenen Monarchen stets befürwortete weise Sparsamkeit ist, hat nun dazu geführt, daß Rußland gegenwärtig auf eine ganze Reihe von Jahren mit stattlichen Einnahmeüberschüssen zurückblicken kann, die in der hier in Rede stehenden Periode insgesammt den Betrag von 361 Mill. Rbl. erreichten und damit die Möglichkeit gewährten, mehr als den dritten Theil aller außerordentlichen Aufwendungen durch die Ueberschüsse der ordentlichen Einnahmen zu decken.

Die außerordentlichen Ausgaben bezifferten sich in den letzten 7 Jahren insgesammt auf 1034,1 Mill. Rbl. und vertheilten sich nach ihrer Bestimmung folgendermaßen:

für Eisenbahn- und Hafenbauten	306,2	Mill.
„ die Umbewaffnung der Armee	99,4	„
„ die Anschaffung spezieller Verpflegungsvorräthe	3,5	„
zur Bekämpfung der Folgen der Mißernte	162,5	„
als Darlehen an private Eisenbahngesellschaften	135,0	„
zur Tilgung von Staatsschulden	227,5	„
„ Rückzahlung an die Staatsbahnen für Rechnung der temporären Notenemission	100,0	„
in Summa	1034,1	Mill.

Von diesen Posten bedürfen nur wenige einer besonderen Erläuterung: Die Darlehen an private Eisenbahngesellschaften im Betrage von 135 Mill. bilden streng genommen keine Ausgabe; es sind eben Darlehen, welche von den betreffenden Gesellschaften zurückgezahlt werden müssen und diese Rückzahlungen werden in späteren Jahren eine beständige Quelle von Einnahmen bilden, welche — theoretisch wenigstens — genügen mögen, um den Dienst der beiden Anleihen zu decken, die für diesen Zweck aufgenommen worden sind. Ob dies auch wirklich der Fall sein wird, bleibt allerdings noch abzuwarten. — Von der zur Schuldentilgung verausgabten Summe von 227,5 Millionen entfallen nur 143,1 Millionen auf die eigentliche Rückzahlung von Anleihen und zwar wurden getilgt: Reichsschatzscheine (Bonds) mit 24 Millionen, die alte holländische Anleihe von 1798 mit 17 Millionen, die beiden 4½prozentigen Goldanleihen von 1850 und 1860 mit 47,2 Millionen, die 5 Proz.-Obligationen der Schuja-Iwanowobahn mit 4,9 Millionen und endlich die 5 prozentige Goldrente von 1888 mit 50 Millionen. Der Rest von 84,4 Millionen wurde bei verschiedenen Konversionen aus den baaren Kassenvorräthen hinzugezahlt, falls und soweit die zur Konversion emittirten neuen Anleihen hierzu nicht ausreichten. Da nun aber diese letzteren um den ganzen obigen Betrag weniger ausmachen, als es der Fall hätte sein müssen, wenn keine baaren Zuzahlungen stattgefunden hätten, so darf man die Summe der letzteren füglich auch zu den Ausgaben rechnen, welche den Zweck haben, die Staatsschuldenlast zu mindern. In Bezug endlich auf den Posten „Rückzahlung an die Staatsbank" sei nur noch erwähnt, daß derselbe die letzte Nachwirkung aus der Zeit des Orientkrieges repräsentirt. Damals griff bekanntlich die Regierung zur Notenpresse und emittirte einen außerordentlichen Notenbetrag, der sich im Jahr 1881 noch auf 417 Mill. Rubel belief und den nun die Staatskasse allmählich an die Staatsbank zurück zahlen sollte. Bis zum Jahr 1884 hatte sich diese Schuld sodann bis auf 250 Mill. Rubel ermäßigt und es wurde nunmehr bestimmt, daß die Rückzahlung dieses Restes in 5prozentiger Goldrente und zwar in 5 Jahresraten von 1884 bis 1888 geleistet werden sollte. Dementsprechend wurden denn auch noch in den Jahren 1887 und 1888 je 50 Mill. Rubel an die Staatsbank zurückgezahlt, womit die Schuld der Regierung an die Bank vorläufig getilgt war.

Zur Deckung der außerordentlichen Ausgaben im Totalbetrage von 1034,1 Mill. war, wie wir gesehen haben, ein Ueberschuß der ordentlichen Einnahmen von 361,3 Mill. vorhanden. Es sind aber außerdem noch im Laufe der letzten 7 Jahre außerordentliche Einnahmen in Höhe von 776,7 Mill. Rubel erzielt worden, und zwar sind darin enthalten:

Kriegsentschädigungen von der Türkei, Chiwa und Bulgarien	28,0	Mill.
Rückzahlungen privater Eisenbahngesellschaften	83,6	„
Einmalige Rückzahlung der ehemaligen Gesellschaft für gegenseitigen Bodenkredit	6,8	„
Freigewordene Kapitalien früherer spezieller Staatsinstitutionen	29,8	„
Sogenannte „ewige" Einlagen der Staatsbank	8,8	„
Neue Anleihen	619,8	„
in Summa	776,7	Mill.

Auf den ersten Blick hat es hiernach den Anschein, als wäre der weitaus größte Theil der außerordentlichen Einnahmen auf dem Wege der Kreditaufnahme erzielt worden, als hätte man also doch in sehr beträchtlichem Umfange zu einer Erhöhung der Staatsschuldenlast greifen müssen. In Wahrheit ist dies jedoch nur in viel geringerem Maße der Fall. In der Summe von 619,8 Mill. Rbl. sind nämlich zunächst die beiden 4½prozentigen Eisenbahnanleihen (von 1890 und 1892) mit einem Ertrag von 138,8 enthalten, aus welchem, wie wir oben gesehen haben, 135 Mill. zu Darlehen an private Eisenbahngesellschaften verwandt worden sind. Zur Deckung allgemeiner Staatsbedürfnisse haben somit von diesen beiden Anleihen nur 3,8 Mill. gedient. Abzuziehen ist ferner ein Betrag von 100 Mill., welcher die beiden Emissionen von 5 Proz Goldrente in den Jahren 1887/88 umfaßt. Hiervon sind, wie wir ebenfalls schon gesehen haben, 50 Mill. bereits getilgt worden, während die anderen 50 Mill. noch unrealisirt im Portefeuille der Staatsbank liegen und so lange dieses der Fall ist, keine Verzinsung erfordern. Auch ist gegenwärtig wenig Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß dieser Rentenbetrag jemals auf den Markt gelangen könnte; es ist vielmehr anzunehmen, daß derselbe, sobald sich die Möglichkeit hierzu bietet, ebenso wie die Emission von 1888 annullirt werden wird. Endlich muß auch noch ein Betrag von 45,9 Mill. in Abzug gebracht werden, welcher sich dadurch gebildet hat, daß bei einigen der in der Zwischenzeit ausgeführten Konversionen die neuen Anleihen über einen höheren Betrag emittirt worden, als zum Rückkauf der alten nöthig war. Da gleichzeitig aber bei anderen Konversionen gegen 84 Mill. bar hineingezahlt worden sind, so wird der obige Ueberschuß hierdurch mehr als gedeckt und repräsentirt ebenfalls keine Erhöhung der Staatsschuld. Hiernach verbleiben an wirklich neuen Anleihen nur die erste 4prozentige innere Anleihe von 1887 mit 81,1 Mill., die 3prozentige Goldanleihe mit 157,2 Mill. und endlich die 4½prozentige innere Anleihe von 1893 mit 96,8 Mill. Nun ist aber die 3prozentige Goldanleihe, obgleich der betreffende Regierungsukas auch andere Zwecke vorschützte, doch, wie allgemein bekannt, durch die Mißernte von 1891 veranlaßt worden und man darf mit einiger Sicherheit sagen, daß sie unterblieben wäre, wenn diese nationale Kalamität nicht die disponiblen Kostenbestände der Regierung aufgezehrt hätte. Man hat es daher hier mit einer Kreditoperation besonderer Art zu thun, welche durch ein — glücklicher Weise — ganz außerordentliches Ereigniß veranlaßt worden ist. Sieht man dann auch noch von dieser Anleihe ab, so reduzirt sich die Inanspruchnahme des Staatskredits auf die bescheidene Summe von 177,9 Mill. Rbl., welcher — um dies hier nochmals zu wiederholen, — produktive Aufwendungen in Höhe von 306 Mill. und Schuldentilgungen für 227 Mill. Rbl. gegenüberstehen. — Unter solchen Umständen darf die in den letzten 7 Jahren erfolgte Aufnahme neuer Anleihen gewiß nur als sehr mäßig bezeichnet werden und dort, wo dieselbe stattgefunden hat, findet sie in der Verwendung des Anleiheerlöses ihre volle Rechtfertigung. Jedenfalls kann gegenwärtig keine Rede mehr davon sein, daß, wie dies früher der Fall war, fortgesetzt neue Anleihen kontrahirt werden müssen, nur um das Defizit in den ordentlichen Einnahmen zu decken.

Wenn wir zum Schluß das Vorstehende kurz resumiren, so finden wir zunächst ein ununterbrochenes beträchtliches Steigen der ordentlichen Einnahmen, das nur während eines Jahres in Folge einer allgemeinen Mißernte unterbrochen wird. Gleichzeitig steigen die Ausgaben für die laufenden Verwaltungsbedürfnisse nur in mäßigem Tempo, welches keinerlei Besorgniß für die Zukunft des Landes erwecken kann. Beides zusammen gewährt die Möglichkeit, Jahr für Jahr beträchtliche Einnahmeüberschüsse zu erzielen, mit denen eine ganze Reihe nützlicher Ausgaben für Eisenbahnanlagen und dergleichen bestritten wird. Außerdem wird die Staatsschuldenlast erleichtert, der Rest der aus dem Orientkrieg stammenden schwebenden Schuld getilgt und das Eisenbahnnetz des Landes mit Mitteln zu seiner

Vergrößerung und Verbesserung ausgestattet. Das alles ist ohne Zweifel zu einem sehr großen Theil nur der eminent friedlichen Politik des verstorbenen Kaisers zu danken, welche es gestattete, in den Staatsausgaben mit Sparsamkeit zu verfahren und die Ueberschüsse der Einnahmen **produktiv** zu verwenden.

Die letzte Hälfte der Regierungszeit Alexanders III. wird daher in der Wirthschaftsgeschichte Rußlands mit Recht als diejenige Periode denkwürdig bleiben, in der die russischen Finanzen zum ersten Mal geordnet und gefestigt worden. Hoffentlich wird die Politik Rußlands auch in Zukunft eine derartige sein, daß die mühsam erreichte Ordnung und Festigung seiner Finanzen nicht wieder zu nichte gemacht wird.

St. Petersburg, im November 1894.

Theodor Buck.

Oliver Wendell Holmes.

Oliver Wendell Holmes ist unlängst gestorben. Er hat von sich selbst gesagt: „weil du gerade so bist wie ich, plaudere ich und weiß, daß du mir zuhören wirst."

Als zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die jung erkämpfte Verfassung in England die ersten Früchte trug, als in freiem Schaffen und frohem Gelingen das Bürgerthum erstarkt war, als das Bedürfniß nach anmuthender, vergeistiger Geselligkeit erwuchs, da erstand Addison. Er wollte erziehlich wirken, wußte zu plaudern und hatte offene Augen. Als ein müßiger Zuschauer setzte er sich in die Kaffeehäuser, schlenderte er durch die Straßen, besuchte er die Börse. Er erzählte was ihm aufgefallen war, rügte und billigte, und stellte mit ein paar Strichen die charakteristischen Typen hin. Und um seine Plaudereien wob er lose ein novellistisches Band.

In Wendell Holmes hat die amerikanische Gesellschaft ihren Addison gefunden. Nur ein Causeur, war er ein Klassiker. Sobald in seinem Vaterlande eine geistige Aristokratie mit geistig vornehmen Bedürfnissen erstanden war, sobald Sehnsucht nach Vertiefung und Verfeinerung der gesellschaftlichen Unterhaltung sich geltend machte, da war er auch schon auf dem Plan! Und dabei war alles noch so neu, so jung, so besserungsfähig. „Ich wäre bei Erscheinen des letzten Kometen nervöser gewesen," hat er gescherzt, „wenn die Welt reifer wäre. Aber sie ist ja noch so ganz grün." Ihm, in der That, war alles neu. Er hatte die Gabe, das Alltägliche anzusehen, als ob es nie jemand vor ihm gesehen hätte, und als ob er selbst es zum ersten Male erblickte. Und er hatte das Alltägliche lieb. Gewiß, er hat auch über weltbewegende Dinge, über den Darwinismus, über Religion und menschliche Erkenntniß gesprochen; aber er plauderte lieber über die Nichtigkeiten des Lebens. Dann kamen ihm seine wundersamen Vergleiche, die bald poetisch sind und bald skurril und oft auch beides zugleich; über die man lacht oder den Kopf schüttelt, über die man immer aber nachdenkt . . . Man hat ihn einen Humoristen genannt! Das klingt so sehr nach der Schablone, und er war so ganz originell. Er sah die Welt nicht anders als die andern, nicht anders als sie ist — er wußte, was er sah, nur anders auszudrücken. Deshalb war er der berufene Causeur. Plaudern galt ihm als die edelste, wichtigste und schwerste Kunst. Und von sich selbst durfte er nach Analogie des „l'appétit vient en mangeant" sagen: „l'esprit vient en causant."

Wie Addison hat Wendell Holmes die novellistische Einkleidung nicht verschmäht. An den Theetisch eines boarding house hat er einige wenige Personen geladen, und die Reden irgend eines oder das Geplauder aller, das ist's, was den Inhalt seiner Bücher ausmacht. Seine Personen sind nur obenhin, aber treffend charakterisirt, und ganz zuletzt stellt stets ein Liebesgeschichtchen sich ein. Und was da gesprochen wird? Es ist das keineswegs alles geistre… will's auch gar nicht sein. Es ist etwas ganz anderes, … den Reiz und den Werth von Wendell Holmes' Büch… ausmacht.

Wendell Holmes hat zuerst Jura, dann Med… studirt; er hat Europa verschiedentlich bereist, er w… Professor, dann Jahre lang praktischer Arzt in Boston, u… wurde dann wiederum Professor. Er hat Schauerroma… geschrieben, die man ihm verzeihen wird, wie man Addi… seinen Cato verzeiht; er war ein launiger und feiner G… legenheitsdichter und ein Poet in seinem ganzen Empfindung… leben, und, wie gesagt, er war der Klassiker als Cause… Aber wenn man seine Bücher aus der Hand gelegt … denkt man an all das kaum. Dann fühlt man nur … eine: er war ein Mensch.

Er war ein Mensch in dem Sinne, in dem es Goe… war: vornehm und warmherzig, harmonisch in sei… Bildung und in Entfaltung seiner Kräfte. „Ich habe … eine Sekte gefunden, weit genug, um mit meinem ganz… Wesen in ihr Aufnahme finden zu können — die mens… liche Sekte".

Nichts Menschliches war ihm fremd. In seinem eige… Zimmer freilich brauchte er einen weichen Teppich auf d… Fußboden, einen Raphael an der Wand und seltene Büch… auf seinem Regal, aber er fühlte darum nicht weniger … Kellerbewohnern und Zuchthäuslern. Er blieb in je… Umgebung ganz derselbe, aber er paßte auch in eine … Umgebung. Die Sünde galt ihm, wie die Krankheit, … Vital-Prozeß, und er studirte sie als ein Kapitel aus … Anthropologie. Die Trunksucht erschien ihm selten … Laster, öfter als ein unverschuldetes Unglück, meistens … eine Strafe für die Flachköpfe, denen das Leben keine A… gaben stellt. Und die Verbrecher? Man möge sie häng… wenn es das Wohl der Gesellschaft so fordert. Man mög… hassen, wie man giftige Schlangen haßt. Nur nicht … gessen, daß man in ihnen dann zumeist das Ungl… verabscheut!

Und er war ein Mensch mit Menschen. Als er … zum ersten Mal nicht über sich gewonnen hatte, ein… Anderen eine erbetene Gefälligkeit zu erweisen, da meinte … seine erste Lebensschlacht verloren zu haben. Darin unte… scheidet er sich von Addison: er wollte nicht nur Zuschau… sein und Lehrer, sondern ein Freund, der theilnimmt. Ue… die verwöhnte Gesellschaftsdame, die verarmt ist, hät… Addison gelächelt. Ihm kommt sie vor wie ein Bild, d… aus seinem goldenen Rahmen herausgefallen ist und … auf schmutzigem Boden liegt. Es wäre wohl das Beste, … in seinen Rahmen wieder einzufügen! Denn das Mitle… ist bei ihm stärker als die Spottlust. Und sein Mitleid … vor allem den armen Stimmlosen, die still leiden, o… sagen zu können, wie ihnen ums Herz ist, und die auch … dem großen Menschheitskonzert keine Stimme mitzuhal… haben. Deren Lebensberuf es ist, Mauerblümchen zu spiel…

Er plauderte wohl gern belehrend, aber ein Moral… war er nicht. Dazu vergab er zuviel und forderte er … wenig. Nur eines mochte er am Menschen nicht miss… Begeisterungsfähigkeit für irgend etwas. Und er hatte … lieb, die sich dazu die Fähigkeit, ehrlich zu lachen, bewa… haben. Solch ein ehrlicher Lacher war er selbst. Eine vorne… und gesellige Natur, war er sogar nicht Gesellschaftsmensch … deutschen Sinne, mit Geheimrathsallüren und Assessorisches… Sein Menschenthum war ihm nicht Würde. Er war … ein helläugiger Schalk, mit scharfem Blick für Mensche… schwächen! Mit ernstem Lachen hat er einmal behaup… man müsse die Menschen eigentlich in zwei Klassen theil… in „Wenn"sager und „Weil"sager. Er hat von dem fatal… Lächeln der Menschen gesprochen, das sie immer dann a… setzen, wenn sie denken, was die anderen wohl denken, … sie selbst denken mögen. Und er hat die bittere Wahrh… entdeckt, daß wenn zwei sich unterhalten, stets sechs P… sonen gegenwärtig sind: John und Thomas reden mit ei… ander; es sind 3 John's da: der wirkliche John; der Jo… der John sein möchte oder zu sein glaubt; und endlich … John, den Thomas im John sieht; und ebenso sind …

Thomas' da. Aber Wendell Holmes hat auch diese Entdeckung lachend verkündet.

Weil Wendell Holmes das Abendgebet nicht vergessen konnte, das in der Kindheit seine Mutter mit ihm sprach, wenn sie an sein Bettchen trat, darum blieb ihm die Religion zeitlebens theuer. Eine radikale Natur war er so gar nicht, und er hatte Gemüthstreue. Auch als Darwin's große Theorie ihm bekannt wurde, dachte er zuerst daran, das liebe Alte vor dem Neuen zu sichern. Vielleicht war er zu reif, um radikal zu sein. Jedenfalls aber hat er nie die Kirche mit der Religion verwechselt. Er meinte, man könne nicht Eichen in Blumentöpfe pflanzen. Auch stand er über dem Gezänk der Geistlichen und über dem Zwist der Konfessionen. Er, der Protestant, hat einmal bemerkt, das Sterben verstünden die Katholiken entschieden besser.

Fast nie — auch darin glich er Addison — hat er über Politik gesprochen. Er hat nur einmal einen Traum erzählt. Er sei auf den Saturn versetzt worden, wo der Kommunismus ganz streng durchgeführt sei. Die Saturnbewohner gingen alle gleich angezogen und lebten alle in ganz gleicher Weise. Deshalb bliebe ihnen nur ein Vergnügen — der Selbstmord. In sozialer Hinsicht hatte auch sein Mitleid seine Grenzen: „wer kann nicht sein Haus anstecken, um die Hände selbst der Vaterlosen und der Wittwen zu wärmen."

Früh wies seine schriftstellerische Physiognomie einen Zug scheinbaren Alters auf. Der ist wohl allen großen Journalisten so zu eigen. Vielleicht deshalb, weil sie alle über den Erscheinungen stehen und alle ein gut Theil Resignation besitzen müssen, und weil man beides der Jugend nicht glaubt. Wendell Holmes hat auch selbst viel über das Alter nachgedacht und hat einen Freund in ihm erwartet. „Wir wollen uns immer wie Gentlemen benehmen, wenn wir Fremden vorgestellt werden", hat er im Hinblick darauf gesagt. Und dann kam das Alter wirklich als ein Freund. Langsam und in stiller Harmonie glitten die Jahre an ihm vorüber, und er durfte ihrer fünfundachtzig zählen, ehe ihn der Tod in dem weichen Lehnsessel bei seiner Bibliothek aufsuchte und ihn still mitgehen hieß. In ihm war doch auch soviel Lebensfreudigkeit, soviel menschliches Haften an dieser dummen, lieben Welt, daß er zum Alter, als es wirklich da war, betrübt den Kopf schüttelte; daß er klagte: „früher war mir die Welt ein Garten; jetzt ist sie mir ein Kirchhof."

Und nun hat auch er diese letzte Reise zum Kirchhof angetreten. In ihm ist Einer begraben worden, der eine Persönlichkeit war und in dem doch gerade das Alltägliche, die Durchschnittsgefühle, den stärksten Widerhall weckten. Er hatte wohl seine ganz bestimmte kulturhistorische Mission. Die ist nun zu Ende, aber — „auf seinem Grabstein wird man lesen: das ist fürwahr ein Mensch gewesen."

Ernst Heilborn.

Heilserum und Heilung.

III.

Wir müssen darauf verzichten, hier weiter auszuführen, daß der Impfschutz und die Genesung (die künstliche oder die natürlich erworbene Immunität) nicht — oder wenigstens nicht in erster Linie — auf der Bildung bestimmter chemischer, den Organismus in entgegengesetzter Richtung beeinflussender oder gar sich neutralisirender, Körper beruhen kann, sondern daß der Immunisirung derselbe physikalisch-physiologische Vorgang zu Grunde liegt, wie den mannigfaltigen anderen Erscheinungen, die in das Gebiet der Anpassung oder Uebung gehören. Ist doch die Fähigkeit eines Organs, sich anzupassen, d. h. je nach den Umständen das Maximum oder Minimum von äußerer oder innerer Arbeit unter dem Einflusse bestimmter, durch die Außenwelt repräsentirter, Einwirkungen, zu erzielen, die hauptsächlichste Bedingung der Existenz im Kampfe ums Dasein. Die tägliche Erfahrung zeigt in den Methoden der Abhärtung gegen äußere Einflüsse und in dem vernunftgemäßen Training der sportliebenden Menschheit die volle Bedeutung dieses Faktors. Der Landmann und der Bergbewohner setzen sich ungestraft Schädlichkeiten aus, die dem Stubenhocker und Stadtbewohner unfehlbar schwere Katarrhe zuziehen würden. Der geübte Turner bewältigt Aufgaben, deren Lösung den Ungeübten den größten Gefahren aussetzen würde. Jedermann weiß, daß die Körpermuskeln eines Schwächlings, der eine große Last zu heben versucht, schwer geschädigt werden können, ohne daß dabei ein schädlicher Stoff (ein Toxin) gebildet wird. Ebenso ist es bekannt, daß man durch allmähliche, zweckmäßig gesteigerte, Anforderungen auch schwache Muskeln zu einer beträchtlichen Leistung befähigen kann, ohne daß die Bildung eines entgegengesetzt wirkenden Stoffes (eines Antitoxins) im Spiele ist.

Aus allen diesen Erwägungen soll die Lehre entnommen werden, daß die Anpassung an bestimmte Reize vor allem durch die Steigerung der physiologischen Fähigkeiten gefördert werden muß, und daß ein Heil- oder Impfmittel zwar bisweilen Schutz vor den schädlichen Einflüssen der plötzlich und in abnormer Menge einwirkenden Gewalten — welche Formen sie auch immer haben mögen — gewähren kann, daß aber dieser Schutz unsicher ist, während die öftere Wiederholung eines solchen Verfahrens schließlich auch den gut organisirten Körper zu Grunde richten muß.

Man wende nicht ein, daß der erschöpfte und kraftlose Mensch durch Zufuhr stärkerer Reize — die ja auch die Impfung anstrebt, — also z. B. durch eine große Dosis von Alkohol, zu neuer Leistung befähigt und in den Stand gesetzt wird, das für den Augenblick erstrebte Resultat, das Ziel seiner Anstrengungen und somit die Rettung, zu erreichen; denn die Verhältnisse liegen hier, wo es sich um eine einmalige Leistung handelt, doch anders. Die Gefahren, gegen die die Impfung schützt, sind ja nicht blos einmal zu überwinden, sondern von ihnen ist der Körper beständig umgeben. Auch der, der den Nutzen einer großen Gabe Alkohol kennt, wird nicht zu einer öfteren Anwendung dieses Mittels rathen, das überdies seinen Zweck nur dann erfüllt, wenn das Ziel nahe, also um den Vergleich weiter auszuführen, wenn die Heilung nicht schwierig ist.

Die moderne Serumtherapie, die nach dem eklatanten Mißerfolge der antibakteriellen (microbiciden) Therapie und des Koch'schen Verfahrens jetzt wieder einen neuen Triumphzug durch das Reich der Statistik beginnt, ist also — wie wir in einem in der Nation (S. 24) bereits erwähnten Vortrage ausführten — nur aufgebaut auf der Vernachlässigung der Bedeutung der Individualität und auf der Verkennung des Wesens von Krankheit und Heilung; denn sie identifizirt die Bedingungen des Thierexperimentes mit denen der Krankheit und verwechselt die mögliche — aber nicht immer wirksame oder gar nützliche — Präventiotherapie (Impfung) mit der Möglichkeit einer Beeinflussung des Krankheitszustandes, der erst nach längerer Wirksamkeit des Reizes (Inkubation) eintretenden veränderten Reaktionsform des Gewebes.

Unserer Ansicht nach unterscheiden sich nun bezüglich der Gefahr des Zustandes die verschiedenen Formen der Halsentzündung weniger durch die Art des Reizes, die Spezies des sogenannten Krankheitserregers, als durch die Reaktionsgröße und -Form des betreffenden Gewebes. Bei der Scharlachdiphtherie z. B. sind nur Streptokokken oder Eiterkokken vorhanden, aber der Verlauf ist nicht günstiger wie der der spezifischen Diphtherie. Da nun auch bei der einfachen, gutartigen, Halsentzündung dieselben Mikrobien gefunden werden, so kann der gutartige oder bösartige Charakter der Erkrankung also zumeist nur von der Widerstandsfähigkeit des Gewebes, der sogenannten Disposition der Erkrankten, herrühren.

Die neue Diphtheriebehandlung, die eigentlich eine Schwester der so viel verlästerten Homöopathie*) ist, ist nun angeblich vorzugsweise wirksam in Fällen, die am ersten Tage behandelt werden, d. h. zu einer Zeit, wo die klinischen Symptome die Diagnose *zwischen gutartiger Hals- (Mandel-) Entzündung und Diphtherie* durchaus nicht sicher gestalten, und wo deshalb die Diagnose einzig und allein auf die *Anwesenheit des spezifischen Bacillus* gegründet werden kann. Ein solcher Schluß könnte aber nur dann für berechtigt erklärt werden, wenn die bloße *Anwesenheit von Diphtheriebacillen* identisch wäre mit der *Erkrankung an Diphtherie*, oder wenn aus dem Bacillenbefunde auch nur die geringsten Anhaltspunkte für die *Schwere des Prozesses* entnommen werden könnten. In der That sind aber erst die ausgebildeten Gewebsveränderungen oder Allgemeinerscheinungen das sichere Zeichen einer Störung, d. h. der bereits erfolgten Einwirkung eines Reizes auf die Gewebe, und darum sind sie in gewissem Grade der direkte *Ausdruck der Schwere der Erkrankung*.

In seltsamer Verkennung der Begriffe von Ursache und Wirkung, und in weitgehender Nachgiebigkeit gegen die moderne Richtung der Diagnostik, die nicht die Erkenntniß des Zusammenhanges der Erscheinungen anstrebt, sondern sich mit einem Schlagworte begnügt, bezeichnet man aber heute bereits Fälle als Diphtherie, wo *Bacillen ohne Gewebsstörung* vorhanden sind, und verwechselt also, wie erwähnt, die *hypothetischen Erreger* mit der *wirklichen Ursache* und die *Ursache* mit der *Wirkung* selbst, d. h. den *Reiz* mit der *Krankheit*.

Mit demselben Rechte könnte man Pflaumen krank nennen, weil auf ihrer Oberfläche Schimmelpilze einen zarten weißen Reif bilden, von Lungenentzündung sprechen, weil sich Pneumoniekokken im Munde befinden oder von Wundkrankheiten reden, weil Geschosse umherfliegen. In der That wird die Pflaume doch erst der Nährboden für die Pilze, wenn ihre Oberhaut zerstört oder ihre Ernährung tief geschädigt ist, und das Lungengewebe kann erst Brutstätte der Pneumokokken genannt werden, wenn seine Widerstandskraft geschädigt ist (z. B. durch Erkältung); auch ist eine Wundkrankheit oder Verwundung doch erst dann vorhanden, wenn eine Kugel in den Körper eingedrungen ist.

Jedenfalls ist nichts charakteristischer für die übliche Verschiebung und Verkennung der Thatsachen und ihren Ersatz durch Schlagworte, als diese moderne Auffassung von der Bedeutung der Mikrobien, mit denen man eben schon den Begriff der Krankheit identifizirt, weil man fälschlicherweise das *zeitliche Zusammentreffen* zweier Erscheinungen einem *Kausalverhältnisse* gleichstellt.

Diese Verwechslung der Begriffe ist uns nie schlagender entgegengetreten als in folgendem, dem Choleraberichte einer verbreiteten politischen Zeitung entnommenen, Satze: „*Sechs der Insassen des Krankenhauses hatten bezw. haben noch die asiatische Cholera, ohne dabei krank zu sein.*" Die Erklärung dieses paradoxen Ausspruches findet sich erst in folgendem Nachsatze, den wir ebenfalls in seiner originalen Stilisirung wiedergeben: „Es sind nämlich ärztlicherseits bei diesen Personen die *Kommabacillen* festgestellt, die sie auch gegenwärtig noch *haben*, ohne auch nur an Durchfall zu leiden, und aus diesem Grunde werden sie auch noch nicht aus dem Krankenhause entlassen, obwohl sie selbst dies dringend fordern, weil sie behaupten, gar nicht krank zu sein." („Schlesische Zeitung" vom 28. November 1893).

Diese Verwirrung der Anschauung, die den möglichen Anlaß zur Erkrankung der Erkrankung selbst, also die (hypothetische) Ursache *allen ihren Folgen gleichsetzt*, erklärt aber auch dem Laien, warum heute so oft von der Heilwirkung eines neuen Verfahrens und von der außerordentlichen Wirksamkeit unserer Desinfektions- und Repressivmaßregeln die Rede ist. Individuen, die keine anderen abnormen Erscheinungen als den Kommabacillus aufweisen, können eben leicht geheilt werden, da sie *überhaupt nicht (cholera-)krank sind*, und die Beschränkung und Erstickung der Keime der Cholera ist natürlich leicht, wenn nur Kommabacillen, aber nicht die Bedingungen für den Ausbruch einer *Seuche* da sind. Mit demselben Rechte, wie man Kommabacillus und Cholera identifizirt, könnte man ein brennendes Licht in einem Wohnraume *Hausbrand* nennen. Ein Brand ist erst vorhanden, wenn der Flamme Gelegenheit gegeben ist, auf brennbare Gegenstände einzuwirken. Die *Brennbarkeit* ist also die Hauptbedingung für die Entzündung, wie die *Disposition* die Grundlage für die Erkrankung ist. Der Kommabacillus ist unwesentlich und unerheblich gegenüber den krankmachenden Einflüssen, die die Disposition schaffen, und unseres Erachtens ist überhaupt nicht einmal bewiesen, daß er einer der wesentlichen Ursachen der Erkrankung ist, d. h. daß er die Kette von Erscheinungen, die wir Choleraerkrankung nennen, auszulösen vermag.

Wenn nun ebenso jeder Fall, wo Diphtheriebacillen gefunden werden, als Diphtherie bezeichnet wird, wenn also der noch unwirksame (und hypothetische) Reiz schon als wirksam gedacht wird, dann ist natürlich die neue Behandlung der Diphtherie weitaus im Vortheil gegenüber der alten, weil sie die *günstigen Chancen des Verlaufes der zweifelhaften Fälle*, die sich ja meist als einfache Mandel- oder Halsentzündungen herausstellen, *mit Unrecht voll für sich in Anspruch nimmt*.

Deshalb sind ihre glänzenden Erfolge — die überdies erst an einem überaus kleinen Zahlenmaterial und in einem kurzen Zeitraum gewonnen sind — nur scheinbar; sie beruhen unserer Auffassung nach bis jetzt nur auf der *willkürlichen Handhabung der Statistik*, ganz abgesehen davon, daß *lokale und allgemeine Schwankungen der Mortalität*, wie sie Epidemieen und Endemieen so häufig bieten, auch dem skeptisch Prüfenden Veranlassung zur Täuschung bieten können.

Auch jedes andere Verfahren gegen Diphtherie wird günstige Resultate verzeichnen können, wenn seine Wirksamkeit an die Bedingung geknüpft ist, daß es am ersten Tage, d. h. also in Fällen angewendet wird, wo nach den heutigen klinischen Begriffen die Diagnose zwischen Diphtherie und einfacher Halsentzündung überhaupt unmöglich ist.

Es ist nur keinen Augenblick zweifelhaft, daß diese Ausführungen, die die Unsicherheit der Grundlagen und der bisherigen Resultate eines eingreifenden Verfahrens, für das das Interesse der ganzen Menschheit wachgerufen worden ist, klarlegen und zur ruhigen nüchternen Beobachtung auffordern sollen, fürs Erste wenig Eindruck machen werden. Sie sind auch nicht geschrieben, um diejenigen, die den Satz „Probiren geht über Studiren" als Leitmotiv betrachten, von der vorsichtigen Prüfung des Verfahrens am kostbarsten Material — dem Menschen — abzuhalten, sondern sie sollen nur die vorwärts stürmenden Enthusiasten auf die Schwierigkeit der Prüfung und den langen Zeitraum, den sie erfordert, hinweisen. Unsere Darlegungen sollen ferner zeigen, wie unrichtig es ist, der *Humanität* in Angelegenheiten, die nicht mit dem *Herzen*, sondern mit dem *Verstande* und ruhiger Beobachtung entschieden werden, eine Hauptrolle zuzuweisen.

*) Die *Serumtherapie* hat mit der *Homöopathie* gemeinsam die Anschauung, daß ein Mittel, das bestimmte Symptome hervorruft, auch gegen Krankheiten, die gleiche Symptome bieten, wirksam sein muß, und daß sich durch die Verdünnung einer Substanz besondere Heilpotenzen gewinnen lassen. Das, was die Homöopathie durch Schütteln erreicht, sucht die Impftherapie durch die Cirkulation der Impfstoffe in dem Serum des lebenden Körpers zu erreichen, und man kann wohl annehmen, daß hierbei nach einigen Wochen eine den (so oft belachten) homöopathischen Potenzen ähnliche Verdünnung des ursprünglichen Stoffes erreicht ist. Die moderne Vermuthung, daß der lebende Körper auf diesen Reiz hin einen neuen Stoff in besonders großen Mengen bilde, ist bis jetzt aber ebensowenig bewiesen, als die stärkere Wirkung der homöopathischen Verdünnungen. Unserer Auffassung nach ist die Wirkung des Heilserums nicht spezifisch (qualitativ), sondern nur quantitativ von der des gewöhnlichen Serums verschieden. Jedes Serum wirkt, in die Blutbahn eines fremden Individuums injizirt, als stärkerer oder schwächerer Reiz, und eben deshalb halten wir das Serum der künstlich krank gemachten Thiere für einen etwas bedenklichen Heilstoff.

Wenn das Heilverfahren, wegen dessen die Gemüther in Erregung versetzt werden, auch nur die geringste Berechtigung hat, so muß sich der Erfolg doch auch bei den Fällen zeigen, die im ruhigen Verlaufe der Dinge das Material der kühlsten objektiven Beobachtung bilden. Das Resultat wird aber gefälscht und der Vergleich mit anderen Methoden wird unmöglich, wenn sich Fälle zur Behandlung drängen, die unter normalen Verhältnissen nie die Grundlage einer Statistik gebildet haben würden. Bevor man ein Urtheil über die Wirkung des Impfschutzes hat, muß man erst die Gesetze der Ansteckung innerhalb eines bestimmten Bezirkes oder einer Stadt kennen, d. h. wissen, wie oft sich an einen Erkrankungsfall in einer Familie oder in einem Hause andere innerhalb eines sehr kurzen Zeitraums anschließen.

Um ferner den Heilwerth eines Verfahrens zu bemessen, kann man auch die Statistik der Krankenhäuser nicht ohne weiteres vergleichen, namentlich dann nicht, wenn die Zahlen der nur zu dem Zwecke einer besonderen Behandlung Aufgenommenen, die ja sonst dem Hospital fern geblieben wären, sich sehr vermehren. Dieser Fall liegt hier vor. Da es nämlich noch immer Leute gibt, die meinen, daß die Humanität nur für werthvolle und sichere Errungenschaften und edle Zwecke in Anspruch genommen werden dürfe, so muß einem Verfahren, dessen Förderung der Menschheit so dringend empfohlen wird, von vornherein der Nimbus des Allheilmittels und die Eigenschaft der Gefahrlosigkeit sicher sein, und es kann deshalb nicht ausbleiben, daß sich Geeignete und Ungeeignete zur Impfung drängen, wie sie sich seinerzeit zur Injektion mit Tuberkulin gedrängt haben.

Aus der Verbindung von Humanität und Heilserum muß dann aber noch ein anderer Uebelstand erwachsen, nämlich die Vertheuerung des Mittels. Die enorme Nachfrage nach dem Präparate wird vor Allem dazu dienen, den Preis fürs erste auf beträchtlicher Höhe zu halten, zumal ja die Spenden der Humanität in überreicher Fülle zur Verfügung stehen.

Haben die mitleidigen Herzen, die in ihrem Enthusiasmus schon den großen Feind der Kindheit mit Hilfe ihrer Großmuth vernichtet sahen, daran gedacht, daß ihre Spende dazu bestimmt sein könne, ganz andere Erfolge zu zeitigen als die Rettung kranker Kinder? Welche Einbuße wird die Opferwilligkeit der Menschen und die Werthschätzung der heutigen medizinischen Wissenschaft erleiden, wenn es sich herausstellen sollte, daß man an die Humanität am unrichtigen Orte und vorzeitig appellirt hat?

Durch die bisher aufgewendeten Summen hätte man in vielen Familien die wahre Hygiene fördern, d. h. die Lebens- und Ernährungsverhältnisse bessern und günstige Bedingungen für die Kräftigung manches schwachen Organismus schaffen können. Mit dem Aufwande für die theueren Impfungen hat man nur einer vorübergehenden Laune der wissenschaftlichen Mode, vielleicht auf Kosten des Organismus der Geimpften und des Vertrauens zu wissenschaftlichen Lehrmeinungen, gehuldigt.

Breslau. O. Rosenbach.

Anton Rubinstein.

Der König der Pianisten ist todt. Anton Rubinstein ist am 20. November in Peterhof am Herzschlag gestorben. Die Trauerkunde aus Petersburg kam ganz unerwartet. Sie wird, soweit das Weltreich der Musik sich erstreckt, schmerzlichen Widerhall wecken, denn in Rubinstein hat unsere Zeit nicht nur den gewaltigen Klaviertitanen, sondern einen der gediegensten und vielseitigsten Tonkünstler und eine der ausgeprägtesten Persönlichkeiten verloren. Der Musikerstand insbesondere beklagt das Hinscheiden eines seiner eifrigsten Förderer und edelsten, unermüdlichen Wohlthäters und den Verlust eines freien, aufrechten Charakters, der den Berufsgenossen als leuchtendes Vorbild gelten konnte.

Anton Rubinstein war jüdischer Abkunft. Sein Geburtsort ist das am Dnjestr gelegene Dorf Wichwatinez an der Grenze von Podolien und Bessarabien. Als Tag seiner Geburt bezeichnen die Handbücher den 30. November 1830, er selbst hat in den „Erinnerungen", die er gelegentlich seines fünfzigjährigen Künstlerjubiläums für eine russische Revue niederschrieb, mitgetheilt, daß nach neueren Nachforschungen es zweifellos erscheine, daß er am 28. November 1829 geboren sei. In seinem zehnten Jahre, am 23. Juli 1839 gab der kleine Rubinstein auf Wunsch seines Lehrers Villoing sein erstes Konzert. Es fand im Theater des Petrowskiparks zu Moskau statt und auf dem Programme des Debütanten standen ein Allegro aus einem Hummel'schen Konzert, Andante von Thalberg und vier kleine Stücke von Field, Liszt und Henselt. Ein Jahr später trat er in Begleitung seines Lehrers die erste große Kunstreise nach dem Westen an. Von den 65 Jahren seiner Lebenszeit gehörten mithin über 50 dem öffentlichen Kunstleben und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß sein Ruhm ein halbes Jahrhundert lang das musikalische Europa erfüllt habe.

Rubinstein's Laufbahn als Pianist begann mit den Thaten und Erfolgen eines Wunderkindes, sie fand ihr Ende in stiller, tiefer und fruchtbarer Lehrthätigkeit. Eine lange und reiche Entwicklung verbindet Anfang und Ende. Während der Ruhm seiner frühsten Wunderthaten am Flügel sich auf seine erstaunlich gesteigerten Fertigkeiten, sein glänzendes, auch im beschleunigten Zeitmaß klares Passagenspiel und die elegante Ueberwindung aller Schwierigkeiten der damaligen Virtuosentechnik gründete, gipfelte seine reife Kunst nach dem allgemeinen Urtheil in der persönlichen, kraftvollen Erfassung und der warmblütigen, schwungvollen Wiedergabe des vorzutragenden Tonwerkes und in der wunderbaren Schmiegsamkeit und Wandlungsfähigkeit seines Anschlages, der allen seelischen Regungen vom leisesten Seufzer bis zum leidenschaftlichen Schmerzensausdruck im Tone lebendigen Ausdruck zu geben vermochte. Seine Kraft konnte Orgelton und Glockenklang aus den Saiten zaubern, seine Herzinnigkeit auf den Tasten singen und seufzen wie ein verliebtes Mädchen. Seiner weichen, ausdrucksvollen Kantilene merkte man es bis in die letzten Jahre an, daß er die großen Zeiten des bel canto miterlebt hatte. Er selbst hat es gestanden und damit seinen Nachfolgern am Konzertflügel eine sehr beachtenswerthe Hindeutung gemacht, von Rubini's Gesang einen so tiefen Eindruck empfangen zu haben, daß er sich bemühte, dem Künstler in seiner Gesangsweise auf dem Klavier nachzuahmen. Und nun die Hauptsache. Dieses außerordentliche Können, diese feinen Fertigkeiten seiner Finger wurden ihm nie zum Selbstzweck; die jedes Griffes und Anschlages sichere Hand war nur das Werkzeug, mit dem er die Schwingungen seines gesunden und lebhaften Musikgefühls den Saiten mittheilte und in Tönen und Stimmungen offenbarte, die aller Herzen bezwangen. So allein, vermöge dieser starken und tiefen Nachempfindungskraft ist aus dem eminenten Virtuosen Rubinstein der Poet am Klavier geworden, den die Musikwelt nicht nur vergöttert, sondern wahrhaft und leidenschaftlich geliebt hat.

Zweifellos hat zu dieser Verfeinerung und Verdichtung seines Nachempfindungsvermögens das Dasein und die Entwicklung eigener schöpferischer Musikbegabung mächtig und bestimmend mitgewirkt. Schon der Wunderknabe hatte sich in der musikalischen Komposition versucht und eine Reihe kleiner Charakterstücke und Konzertetuden zu Papier gebracht, wie sie das Bedürfniß des Virtuosen ihm eingegeben hatte. Nach einigen Jahren tieferen und ernsteren theoretischen Studiums aber trat der fünfundzwanzigjährige Rubinstein auch mit einer Symphonie vor die Oeffentlichkeit und begründete damit im landläufigen Sinne den Anspruch auch als schaffender Tonkünstler fortab „mitgezählt" zu werden.

Eine lange, lange Reihe der verschiedenartigsten Tonwerke hat der allzeit schaffenslustige und fleißige Musiker seitdem geschaffen und mit Ausnahme des rein kirchlichen Gebietes kaum ein Feld kompositorischer Thätigkeit ungepflegt gelassen. Neben sechs großen Symphonien und mehreren symphonischen Charakterbildern, Ouverturen und einer Orchestersuite hat er die Litteratur um fünf Klavierkonzerte, ein Violinkonzert, über zwanzig Kammermusikwerke, eine stattliche Anzahl Sonaten, unzählige kleinere und kleine Klavierstücke und mehrere Bände Lieder bereichert. Außerdem lieferte er der Bühne nicht weniger als dreizehn Opern, darunter umfangreiche und bedeutende Werke wie „der Dämon", „die Maccabäer", „Nero" und „Feramors". Sein letztes künstlerisches Bemühen aber galt der von ihm geschaffenen unglücklichen Mischgattung der „geistlichen Oper", die mit seinem „Thurm von Babel" und dem „verlorenen Paradies" in den siebziger Jahren für kurze Zeit sich in den Musiksälen unserer Oratorienvereine behauptet hatte und nun mit den Werken seines Alters „Moses" und „Christus" auch die weltbedeutenden Bretter beschreiten sollte.

Zwei Merkmale sind den besten dieser Werke eigen: das reine künstlerische Streben, die „Sehnsucht nach dem Großen" und die leichte, allzu leichte und wahllose Schaffensart. Aus dem Widerstreite dieses Strebens und dieser Gewöhnung mit seinen natürlichen Anlagen erklären sich die auffälligsten Gebrechen seiner Kunst: das groteske Uebermaß seiner Ausdrucksweise und die Ungleichheit und stilistische Unsicherheit seiner Schreibart. Es steckt, wie ich schon früher einmal bemerkt, eine Fülle von Geist und Erfindung, mancherlei zarte Seelenregung und ein großes Können in den anderthalbhundert Werken, die Anton Rubinstein hinterläßt, aber man vermißt eine Empfindung von solcher Tiefe, eine Phantasie von so unerschöpflichem Reichthum, ein Gestaltungsvermögen von so unbeirrter Sicherheit, wie sie die Schöpfung einer lebendigen und lebenzeugenden Kunst erfordert.

Nicht so sehr in Gehalt und Form als in der Persönlichkeit, die aus beiden sprach, zumal wenn er seine Werke selbst vortrug, liegt der Reiz und die Bedeutung der Rubinsteinschen Kunst. Es kann fraglich sein, ob diese Wirkung den Tod des Künstlers lange überdauern wird, aber zweifelsohne gehören die Eindrücke, die die Mitlebenden von ihm empfingen, zu den unvergänglichsten geistigen Besitzthümern, deren man in unserer Zeit habhaft werden konnte. Wer aber die öde Verflachung, die drohende Versumpfung unseres musikalischen Lebens gewahr wird, der kann an der Bahre dieser hochragenden Künstlerpersönlichkeit nur den Wunsch hegen: möge das Andenken Anton Rubinstein's der Künstlerwelt lange lebendig bleiben. Heilig wird es der Kunst alle Zeit sein.

Heinrich Welti.

Theater.

Lessing-Theater: „Zwei Wappen", Lustspiel in 4 Akten von Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg. — Deutsches Theater „Daniela Weert", Schauspiel in 4 Aufzügen von Ernst von Wolzogen.

Das Lustspiel „Zwei Wappen" von Blumenthal und Kadelburg ist eine der leichten Arbeiten, bei denen wirklich der Erfolg über den Werth entscheidet. Die Verfasser wollen nichts als die Heiterkeit voller Häuser erregen; wenn ihnen das gelungen ist, lachen sie selbst zuletzt und am besten. Ihre neue Schöpfung hat am ersten Abend nur selten stürmische Heiterkeitsausbrüche hervorgerufen; die Etiquette „Lustspiel" legte ihnen vielleicht einigen Zwang auf und der geschmackvolle Einfall, die Verlobung gleich in den ersten Akt zu verlegen und die weitere Handlung nur zwischen den Vätern, dem amerikanischen Schweineschlächter und dem deutschen Baron, spielen zu lassen, mag manchen Zuhörern schon als Versündigung an der alten Schablone erschienen sein. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Figuren und ihre Gefühle lange nicht so neu waren wie die zahlreichen witzigen Schlager.

Beachtenswerth ist es, daß der alte und gesetzlich nicht mehr vorhandene Gegensatz zwischen Adel und Bürgerthum sich immer noch in ungeschwächter Kraft für das deutsche Lustspiel verwenden läßt. Die Zeiten haben sich seit Iffland nur darin etwas geändert, daß die (der Mehrzahl nach bürgerlichen) Dichter den ersten Stand etwas ernster, den dritten etwas komischer darstellen gelernt haben. Man ist bei uns seit hundert Jahren furchtbar aristokratisch geworden; man schreibt immer noch Bosheiten über Titel und Orden, aber man geht nicht zu weit darin, weil doch Jeder mal einen Titel oder Orden kriegen kann. —

„Daniela Weert" erschien vielen aus dem Publikum zuerst als ebenso leise Satire auf den alten Adelsstolz. Daniela läuft ihrem Manne, einem Königsberger Professor, davon, weil sie den jungen Baron Veldegg liebt und glaubt, er werde sie seiner Familie zum Trotze heirathen und sie so zunächst zur Frau Ministerialassessor, später zur Botschafterin oder Ministerin machen. Wie der willensschwache Liebhaber Daniela gegen den gutmüthig polternden Vater General, gegen die hanebüchen vornehme Schwester Harriett und endlich gegen einen blödsinnigen Oberkammerherrn zuerst nicht preisgibt, das gefiel oft sehr gut und jeder Ordenswitz fand lauten Beifall. Als Wolzogen aber so frei war, Ernst zu machen, da verstand das Publikum keinen Spaß und lehnte das Stück ab.

Es waren dieselben Leute, welche sich vor Freude nicht zu lassen wußten, als Ludwig Fulda dieselbe Frauengestalt in den „Kameraden" ihrem rohen Gelächter frivol hingeworfen hatte; Wolzogen hätte freilich auf einige gute Gestalten verzichten müssen, aber er hätte sein Thema reiner klingen lassen, wenn er auf die ganze Adelsgesellschaft verzichtet und die geschiedene Frau einfach ihrem ebenbürtigen Liebhaber und seiner bürgerlich prüden Umgebung gegenüber gestellt hätte.

Jedenfalls ist es zu bedauern, daß ein Dichter von der großen Begabung Wolzogen's einen solchen Mißerfolg erlebt, und daß er ihn zum Theil selbst verschuldet hat. Sein „Lumpengesindel" enthält meisterhafte Scenen, die nicht leicht Ihresgleichen finden in unseren Lustspielen. Aber auch damals war es dem Dichter nicht vergönnt, seine Handlung bis zum Gipfel fest zu fügen. Wolzogen hat eine unsichere Hand. Er schafft lebendige Menschen und läßt sie vielleicht lebendiger sprechen als irgend ein anderer, selbst der jüngeren Schriftsteller; aber er vermag die Umrißlinien der Handlung nicht klar zu zeichnen und die Unsicherheit in „Daniela Weert" konnte auch aufmerksame Zuhörer verwirren. Fast jeder Auftritt könnte Beispiele liefern. Sogar die allzu zahlreichen Scherze verrathen hie und da eine gewisse Unschlüssigkeit. Er will den Kammerherrn z. B. sagen lassen, ein Orden gehe dem Verdienste voraus, oder es sei Verdienst genug, als Sohn eines Generals auf die Welt zu kommen; anstatt aber aus diesen Gedanken ein rundes Epigramm zu schmieden, verzettelt er sie zu zwei halben Witzen. Und so geht es durch die ganze Fabel des Stückes, als ob der Dichter zwischen zwei aufspringenden Hasen nicht wählen könnte und beide zugleich verfolgen möchte. Daniela will sich um die Familie des Geliebten nicht kümmern, und sucht sie dann doch durch ihren Zauber zu gewinnen. Ihr Gatte soll sodann die Nachricht bekommen, daß sie bei dem Geliebten gesehen worden sei; der Autor hat offenbar geschwankt, ob er den Verrath durch einen entlassenen Diener oder durch ein verlassenes Mädel begehen lassen soll, und darüber hat er die Hauptsache vergessen, den Gesetzparagraphen nämlich, der den Verrath so wichtig macht. Und endlich spielt er gar mit zwei gleich tragischen Ausgängen; wenn der Vorhang zum letzten Male fällt, weiß man nicht, ob Daniela wahnsinnig werden oder sich umbringen wird.

Eine andere Verschuldung des Dichters liegt darin, daß er die große Sünde seiner Heldin zu nüchtern geschehen läßt. Zum Schlusse des dritten Aktes sinkt der Assessor ihr

in den Schoß und zu Beginn des vierten ist sie sein gewesen. Dieser Vorgang ist künstlerisch zu tadeln, wenn über der Scene so ganz und gar keine Leidenschaft, keine Schwüle liegt; Daniela fällt wie das erste beste dumme Mädel und ihr Ausruf: „Was machst Du aus mir!" — ist eine Phrase.

Alle diese Dinge durften das Publikum verstimmen. Das Stück scheiterte aber wohl nicht minder an seinen Vorzügen als an seinen Fehlern. Man verstand einfach die Ironie nicht, mit der Wolzogen die dem Assessor zugedachte adlige Braut und vor allem ihn selbst behandelte. Dieser junge Baron, der ernstlich in Daniela verliebt ist, der sie gern gegen kleine Unbequemlichkeiten erringen möchte, der sich aber vor ernsten Verwicklungen scheut und nach der Ueberrumpelung ihrer Tugend an seine Karriere denkt und brutal wird, er ist der eigentliche satirische Held des Dramas und hätte ein besseres Verständniß verdient, im Ganzen auch eine elegantere Darstellung.

Frau Sorma spielte die Daniela. Sie behandelte Wolzogen wie Shakespeare, sie münzte aus jedem Zufallswörtchen durch ihr virtuoses Lächeln der Freude oder Qual eine tiefe augenblickliche Wirkung, die nicht immer der ganzen Gestalt zu Gute kam.

Fritz Mauthner.

Die Finanzwissenschaft.

Die Finanzwissenschaft ist die Gesammtheit der Gesetze und Regeln, welche für die Aufbringung und Verwendung der zur Erfüllung der Staatsaufgaben erforderlichen Mittel gelten. Ueber diese Gesetze und Regeln herrscht weder in der Theorie noch in der Praxis vollkommene Uebereinstimmung, und deshalb können Versuche zur Klärung, — wenn es nicht Versuche mit untauglichen Mitteln sind, — nur willkommen geheißen werden. Der Staat macht sich dem gemeinen Manne am meisten fühlbar als Polizist und als Steuererheber, als letzterer vielleicht noch mehr denn als ersterer, und es liegt im öffentlichen Interesse, daß die Finanzgebahrung des Staates nicht nur eine richtige ist, sondern auch als eine richtige erkannt und anerkannt wird. Jede Schrift, welche die um die finanzwissenschaftlichen Probleme lagernden Nebel zerstreuen hilft, ist darum eines Lobes werth.

Ein solches Lob läßt sich dem Werke spenden, das Geheimrath Wilhelm Vocke kürzlich unter dem Titel „Die Grundzüge der Finanzwissenschaft" erscheinen ließ. Es bildet einen stattlichen Band in dem Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften, welches der Verlag von C. L. Hirschfeld in Leipzig herausgibt. Vocke faßt hier früher Geschriebenes, theils tiefer begründend, theils weiter ausgestaltend und gelegentlich auch wohl berichtigend, zusammen und bietet „zur Einführung in das Studium" einen Ueberblick über das ganze weite Gebiet der Staatseinnahmen und Staatsausgaben. Daß er dabei eine Sprache redet, die nicht mit Kunstausdrücken überladen, sondern, wenn auch nicht glänzend, so doch allgemein verständlich ist, kann als ein besonderer Vorzug seiner Arbeit gelten.

Der Staat erscheint Vocke als geordnete menschliche Gesellschaft, dazu bestimmt, alle Glieder dieser Gesellschaft nach allen Seiten ihres Daseins zu fördern. Zu dieser Förderung bedarf er ausreichender Mittel. Dieselben in wirthschaftlicher Weise zu gewinnen und zu verwenden, ist die Aufgabe der Staatswirthschaft. Auch für den Staat gilt das erste Gebot aller Wirthschaftlichkeit, nämlich die Regel, mit möglichst geringen Mitteln möglichst große Erfolge zu erzielen. Aber nicht nur nach dem Maximum des Nutzeffekts mittels des Minimums von Kosten hat er zu streben, sondern auch danach, mit den Forderungen der Sittlichkeit im Einklang zu verbleiben. Die Staatswirthschaft soll wie der Staat überhaupt auf sittlicher Grundlage ruhen. Die Sittlichkeit fordert das Gegentheil dessen, was die Wirthschaft fordert. Jene rückt das Interesse des Ganzen, diese das Interesse des Einzelnen in den Vordergrund, jene dient dem Gemeinwohl, diese dem Eigennutz. Dem Staate leuchtet nur ein einziger Stern, das ist die Gerechtigkeit, die alle in gleicher Weise berücksichtigt und niemanden auf Kosten des anderen bevorzugt. Die Gerechtigkeit will es auch, daß jedes Glied der Gemeinschaft nach dem Maße seiner Leistungsfähigkeit zu den Staatslasten herangezogen wird, daß der Stärkere die schwerere, der Schwächere die leichtere Bürde auf sich nimmt.

Vocke bekämpft mit großer Lebhaftigkeit die mehrfach aufgestellte Behauptung, daß im Steuerwesen die Gerechtigkeit von untergeordneter Bedeutung sei im Vergleich zur Zweckmäßigkeit. Er weist in einer geschichtlichen Betrachtung nach, daß sich die Idee der Gerechtigkeit in der Erscheinungsform der Verhältnißmäßigkeit von jeher durchzusetzen bestrebt gewesen ist, so wenig es an Schwankungen und Abirrungen im Lauf der Zeiten fehlte. Auch in der Gegenwart ist diese Idee lebendig, was freilich nicht hindert, daß sie auch in der Gegenwart von gewissen Finanzkünstlern verleugnet und verletzt wird.

Bei der Besprechung der privatwirthschaftlichen Einnahmen hebt der Verfasser hervor, daß der Staat sich im Allgemeinen nicht in gewerbliche Unternehmungen einlassen, sondern seine Einnahmequellen auf anderen Seiten suchen solle. Ein Staatsmonopol erscheint ihm nur da möglich, wo es die inländische Erzeugung und den inländischen Absatz beherrschen würde. Deshalb verwirft er das Branntweinmonopol, weil der überschüssige Branntwein den Weltmarkt aufsuchen müßte, der Staat aber auf dem Weltmarkt ein schlechter Kaufmann wäre. Denn bei der dort herrschenden Konjunktur bestehe immer die Gefahr des Mißlingens, welche nur ein unverantwortlicher Geschäftsherr, nicht aber ein verantwortlicher Beamter übernehmen könne, welcher von einem Gewinn keinen Vortheil, vom Schaden aber den ganzen Nachtheil hätte. Gleichwohl verräth Vocke an anderer Stelle eine Neigung für das Tabakmonopol, indem er sagt, daß, wenn die Tabakfabrikatsteuer die Möglichkeit des Monopols näher rücke, dies nicht zu ihren Ungunsten spreche. Monopolzigarren können aber doch auch exportirt werden, ebenso wie Monopolspiritus. Die Gründe gegen ein Branntweinmonopol müßten also folgerichtig in gleicher Weise gegen ein Tabakmonopol ins Feld geführt werden.

Der Verkehrsabgabe steht Vocke unfreundlich gegenüber. Sie sind ihm Kinder des Bedürfnisses, bei dessen Befriedigung man mit den Mitteln nicht wählerisch ist. Sie bemessen sich ohne alle Rücksicht auf die Person lediglich nach dem Werthe des zufällig im Verkehr erscheinenden Gegenstandes (Wechsel, Kaufsumme, Check, Quittung rc.) ohne Unterschied, ob dieser Werth wirklich Vermögen des Betheiligten ist oder wird, oder nicht, und fallen dabei nur zu oft dem schwächeren, also minder leistungsfähigeren Theil zur Last. Das ist richtig, und dennoch werden wir dieselben nicht entbehren können, am wenigsten die Erbschaftsabgabe, für welche doch mehr Gründe sprechen, als Vocke annimmt.

Die Lehre von den Steuern im engeren und eigentlichen Sinne ist mit großem Aufwand von Scharfsinn durchgeführt. Schon Justi bezeichnet um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Steuer als „denjenigen Beitrag der Unterthanen aus ihrem Privatvermögen, den sie zu dem nothwendigen Aufwand des Staates nach einem gewissen Verhältniß ihres Vermögens und Gewinnstes leisten müssen". Aehnlich definirt Vocke die Steuer als denjenigen Beitrag, welchen die Angehörigen eines Gemeinwesens zur Erreichung seiner Zwecke unbedingt, bloß wegen ihrer Zugehörigkeit leisten müssen. Die Wagner'sche Auffassung, als ob es zum Begriffe der Steuer gehöre, daß sie „regulirend in die Vertheilung des Volkseinkommens und Volksvermögens einzugreifen habe", ja daß sie auch „regulirend in die Verwendung des Einzeleinkommens eingreifen könne", weist Vocke mit Entschiedenheit zurück. Er verhehlt sich nicht, daß eine solche Wirkung eintreten könne; — auch noch anderes läßt sich mit der Steuer erreichen, so eine Bekämpfung des Luxus, des Branntweingenusses, des Uebermaßes im Halten von Hunden. Aber wie man diese Zwecke und Folgen in der Begriffsbestimmung nicht ausdrücklich anführt, so brauchen auch die Eingriffe in die Einkommensvertheilung nicht besonders genannt zu werden. Sie zu nennen, ist nicht nur überflüssig, sondern auch gefährlich; denn wird erst das „regulirende Eingreifen" für die Aufgabe des Staates erklärt, so würde damit ein oberster Grundsatz von bedenklichster Tragweite in die Lehre von der Besteuerung hineingetragen.

Die Ertrags- und Einkommensteuern haben jedermann nach seiner ganzen Leistungsfähigkeit zu treffen. Sie bedürften also ihrem Wesen nach eigentlich keiner Ergänzung und müßten ausreichen, um den Staatsbedarf zu decken. Die unvollkommene Wirklichkeit drängt uns indes unvollkommenere Steuern auf, und wir müssen sie tragen. Aber wir müssen uns auch bewußt bleiben, daß sie unvollkommen sind. Die Verbrauchsteuern genügen den Anforderungen einer gerechten Steuer keineswegs, das betont Vocke mit voller Schärfe. Sie erreichen die Gegenstände nicht, welche auf große und größte Leistungsfähigkeit schließen lassen, während sie die Genuß- und Verbrauchsgegenstände der allgemeinsten Benützung vertheuern, also in verkehrter Progression die Minderbemittelten um so stärker treffen, je weniger sie leistungsfähig sind. Diese

Erwägungen, so selbstverständlich sie sind, werden im wogenden Parteikampf des Tages nicht selten zurückgedrängt, und darum ist es werthvoll, wenn die Wissenschaft, die über den Parteien steht, sie vor die Augen rückt.

In einer Rundschau über das Steuerwesen verschiedener Staaten zeichnet Bocke das englische Steuersystem besonders aus. In der That, England hat, begünstigt durch seine Insellage, durch das kühlverständige Wesen seiner Bevölkerung, durch eine weise Politik, welche nichts preisgibt, was noch haltbar ist, und sich gegen nichts stemmt, was nicht aufzuhalten ist, sein Steuerwesen im Ganzen recht glücklich ausgestaltet. Während als Gegenstände der Verbrauchsbesteuerung fast nur noch Bier, Branntwein, Wein, Tabak und Thee von Belang sind, ist die Einkommensteuer zu immer größerer Bedeutung gediehen und außerdem — wie wir Bocke gegenüber bemerken wollen — die Erbschaftssteuer.

Für das Deutsche Reich empfiehlt der Verfasser die Einkommensteuer, aber erst, „wenn sie möglich geworden sein wird“. Im Augenblick hält er sie für verfrüht.

Ein geordneter Staatshaushalt wird seine laufenden Ausgaben regelmäßig mit laufenden Einnahmen decken und nicht im Wege der Schuldaufnahme die Lasten, welche die Gegenwart zu tragen hätte, der Zukunft zuwälzen. Für bestimmte Zwecke aber sind Anleihen nicht zu umgehen. Ob immer die richtige Grenze zwischen der Deckung durch Anleihen und der Deckung durch Steuern innegehalten wird, erscheint recht zweifelhaft. Die Besorgniß, mit welcher Bocke auf das üppige Wachsthum unserer Staatsschulden blickt, dürfte nicht unbegründet sein. Unsere Staatsleitungen, voran die Volksvertretungen, fürchten, sagt Bocke, nichts so sehr wie die Erhöhung der Steuer. Ausgaben dagegen werden viel leichter bewilligt, und die Regierungen, welche sich durch die Bewilligung seitens der Kammern der Verantwortlichkeit dem Volke gegenüber enthoben fühlen, tragen viel weniger Bedenken, Anforderungen zu stellen, welche der „intelligente Absolutismus“ sich wohl manchmal versagt haben würde. Die Folge ist alsdann, daß bestimmte Titel des Etats ins Extraordinarium verwiesen werden, das durch Anleihen zu regaliren ist.

Auch in der Frage der Rentenkonversion wird man dem Verfasser nur zustimmen können. Zinsherabsetzungen finden den Widerspruch der Kapitalisten, welche dieselben für eine Wortbrüchigkeit des Staates oder für eine unverantwortliche Benachtheiligung der kleinen Rentner ausgeben wollen. Aber nichts kann unbegründeter sein als diese Bevorzugung. Wenn der Staat nicht ausdrücklich versprochen hat, ein Anlehen entweder binnen bestimmter Frist oder überhaupt nicht kündigen zu wollen, so hat er unzweifelhaft das nämliche Recht wie jeder Schuldner, sich lästiger Bedingungen zu entledigen, wenn er sich billigere verschaffen kann. Jede Begünstigung der Rentner durch Unterlassung von solchen Zinsreduktionen, welche die Lage des Geldmarktes gestattet, ist ein Unrecht gegen die Steuerzahler. Man mag über das Tempo der Reduktion gewissen Zweckmäßigkeitsrücksichten Raum geben, aber man wird das hier aufgestellte Prinzip als solches nicht anfechten können.

Die hier gebotene Auslese aus dem Werke Bocke's zeigt, daß dasselbe im Wesentlichen den Standpunkt finanzpolitischer Besonnenheit vertritt. In Einzelheiten wird man immerhin seinen Ausführungen widersprechen müssen. So erscheint es uns verfehlt, wenn er die Verwandlung der Grundsteuern in eine Grundlast nicht zugestehen will, wenn er für das abgethane Projekt der Weinsteuer Sympathien hegt, und dergleichen mehr. Er wird auch dem Liberalismus nicht vollkommen gerecht, wenn er ohne Vorbehalt als dessen Ansicht, um ihn zu widerlegen, den Satz ausspricht, daß jeder für das Gemeinwohl am besten sorge, indem er seinen eigenen Vortheil suche. Dieser Satz ist aufgestellt gegenüber der Bevormundungssucht des Polizeistaats und ihr gegenüber trifft er auch zu. Er ist ein mot de guerre. Daß aber jeder Einzelne nun gerade ein Ausbund von Weisheit sei, behauptet auch der Liberalismus nicht. Wir wissen, daß Thorheit und Leidenschaft Großmächte in der Geschichte der Menschheit sind. Die Weisen aller Zeiten haben das Gleiche gesagt, und die Thoren aller Zeiten das Gleiche gethan, nämlich das Gegentheil. Und wenn die griechischen Ethiker die σωφροσύνη so sehr betonten, so geschah dies wohl nur deshalb, weil diese Tugend den Griechen so sehr — fehlte.

H. Pachnicke.

Aus dem Hexenkessel der Zeit. Roman von L. Westkirch. Berlin. 1894. Verlag des Vereins der Bücherfreunde.

Der Roman hat ungewöhnlich viele Vorzüge, sowohl was den Stil als was die Charakterzeichnung anlangt. Selbst die Komposition ist geschickt. Trotz all dieser Einzelvorzüge läßt der Roman als Ganzes zu wünschen übrig. Ja gerade diese vielen Vorzüge im Einzelnen, die ihn aus der Masse der Romanlitteratur hervorheben, zeigen nur um so deutlicher, wo es fehlt. Der Roman ist zu „spannend“. Gerade je mehr die Verfasserin darüber aus ist, uns den wahren „Hexenkessel der Zeit“ — heute sind natürlich alle Hexenkessel aus rothem Kupfer und hängen über dem sozialistischen Feuer — zu zeigen, desto weniger glauben wir an diese Wahrheit. Die alten Romanciers hatten es besser, sie wollten gar nicht wahr sein, sondern unterhaltend und wundersam. Sie schufen mehr aus freier Phantasie und kamen dabei der wirklichen Wahrheit — wenn sie Künstler waren — oft weit näher, als die heutigen Romanschriftsteller, in deren Werken so viel Momentphotographie steckt. — Wer aus dem Hexenkessel unserer Zeit dichterisch schöpfen will, der darf sich nicht an das äußerliche Brodeln halten; er muß das Gebräu auf seinen Nahrungswerth untersuchen. Und dazu reichen die Kräfte der Verfasserin nicht aus. Sie sollte sich einmal an eine einfache Aufgabe machen. Bei ihrem sichtbaren Talent könnte sie vielleicht in der Beschränkung sich als Meisterin zeigen.

B.

Theodor Fontane: Von, vor und nach der Reise. Plaudereien und kleine Geschichten. Berlin. 1894. F. Fontane u. Co.

Während die Jugend mit ihren Kräften verschwenderisch haust, das kaum gethane Werk schon herzlich verachtet und immer neuen Arbeitszielen ungeduldig zustrebt, ist das Alter auf das Zusammenhalten bedacht und sammelt mit beschaulicher Fürsorge auch die Kleinigkeiten, die in müßigen und minder schöpferischen Stunden zwischen den eigentlichen Werkthaten wie munteres Unkraut und Wegblume aufgeschossen sind. Dieser sorglich freundlichen Eigenliebe verdanken wir das neue Büchlein Theodor Fontane's. Es besteht zum guten Theil aus Gelegenheitsarbeiten; Ausbrüche eines drolligen Aergers stehen neben behaglich beobachteten Stücken spießbürgerlichen Kleinlebens, und mit dem rechthaberischen Zug des Märkers gesellt sich jener eindringliche Sinn für norddeutsche Landschaft und Volksweise, der einst den Ruhm des Dichters begründen half. Die besten Nummern der launigen Sammlung werden den Lesern der „Deutschen Rundschau“ in angenehmer Erinnerung sein, wer sie noch nicht kannte, und den alten Herrn nicht allein um seiner starken schöpferischen Aeußerungen, sondern auch für die kleinen Schalkheiten seines Alltaggeplauders ein wenig lieb gewonnen hat, wird auch diese Nachlese eines kunst- und arbeitsfröhlichen Lebens mit freundschaftlichen Gefühlen durchblättern.

L. B.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 89.

Briefkasten der Redaktion.

Hamburg. Uns sind bisher eingehende deutsche Besprechungen über „Social Evolution“ nicht zu Gesicht gekommen.

Verantwortlicher Redakteur Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 9. Berlin, den 1. Dezember 1894. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW. Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

In sämmtlichen Organen der Sozialdemokratie tobt der Streit fort, der auf dem letzten Parteitag in Frankfurt mühevoll eingedämmt worden war, und den die neueste Rede Bebel's dann von Neuem entzündet hatte. Freilich sind diese Gegensätze thatsächlich schon weit älter als der Tag von Frankfurt. Wer die Litteratur der sozialdemokratischen Partei mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, und wer die Verschiedenartigkeit der Individualitäten, der Bildungs- und sozialen Gruppen, die sich alle Sozialisten nennen, berücksichtigt, und wer die Macht der realen Interessen der Arbeiterbevölkerung gegenüber der Phantastik des programmatischen Zieles in Ansatz brachte, den wundern jene Gabelungen nicht, welche der bisher so geschlossene Strom der Sozialdemokraten nunmehr offensichtlich aufweist; und dies um so weniger, da schon auf dem Erfurter Parteitag im Oktober 1891 sich die Zukunft ganz deutlich in den damaligen Debatten abzeichnete.

Im Herbste vor drei Jahren handelte es sich darum, die großstädtischen revolutionären Phrasenhelden, die Werner und Wildberger, aus der Partei hinauszuwerfen; diese Leute wollten das Wort Revolution unaufhörlich im Munde führen, um, wie sie sich ausdrückten, die Partei vor Versumpfung zu schützen, um die politischen Leidenschaften beständig rege zu erhalten und um auf diese Weise den sogenannten „Kladderadatsch" für die nächste Zeit vorzubereiten. Mit jenen übrigens meist aufrichtigen Maulhelden wollte die Partei ferner nichts zu thun haben; sie flogen hinaus; aber auch die Zurückbleibenden hegten eine recht verschiedene Auffassung darüber, was zu geschehen habe. Schon damals sagte Vollmar:

„Ich will das Programm genau so in die Massen gebracht haben, wie Sie. Aber neben dem bleibenden großen Programm wünsche ich ein Arbeitsprogramm. Das Wort Aktionsprogramm hat besonders zu Mißverständnissen geführt, zu der Annahme, es handle sich um ein zweites Programm. Es handelt sich einfach nur um Forderungen, deren Durchführung augenblicklich sehr nothwendig und auch möglich ist."

Bebel und Liebknecht traten dem entgegen; sie wollten nicht durch allzu lebhaftes Mitarbeiten an den Aufgaben der Gegenwart die Partei in die Gefahr bringen, daß diese von ihren letzten Zielen mehr und mehr und schließlich ganz abgedrängt werde. Man fürchtete, daß das Arbeitsprogramm am Ende das schöne Prinzipienprogramm völlig in den Schatten stelle; denn durch das Arbeitsprogramm können der vertretenen Bevölkerung reale Vortheile zugewendet werden, während das Prinzipienprogramm immer und immer wieder nichts als die hergebrachten und ewig uneingelösten Versprechungen zu wiederholen vermag. Die Furcht war also nur zu begründet, daß die schimmernde Seifenblase der Prinzipien, die im reinen Aether dahinschwebt, jenen Augen recht bald entschwunden sein werde, die sich daran gewöhnten, den Blick auf die reale Welt um uns richten. Was Bebel und Liebknecht vertongten, war daher die „Begeisterung" für die Prinzipien. Bebel sagte in Erfurt:

„Unsere Partei kann die Begeisterung nicht entbehren; Vollmar's Taktik aber würde ihr das Rückgrat zerbrechen."

Die Gesammtheit dieser Gegensätze, die damals zuerst in der Oeffentlichkeit zwischen Werner hier und Bebel-Liebknecht dort und endlich Vollmar sich zeigten, wurden in einem Artikel der „Nation" folgendermaßen charakterisirt:

„Man erörterte den Werth der revolutionären Phrase; man erörterte den Werth der Begeisterung für ein fernes, verschwimmendes Ideal, und man sprach über den Werth der nüchternen, politischen Besonnenheit. Mit der hohlen und rein demagogischen Phrase wollte man nichts mehr zu thun haben, und zwischen Begeisterung und nüchterner praktischer Arbeit kam es noch einmal zu einem Ausgleich. Aber dieser Gegensatz ist nicht aus der Welt geschafft. Eine Partei lebt nicht auf die Dauer von der Begeisterung. Die Begeisterung ist wie der Champagner für den Festtag geeignet, und trotz aller Anstrengung werden die Führer nicht im Stande sein, bleibend jenen Rausch der Massen für die Verfolgung eines Zieles zu erhalten, das nebelhaft bleibt und das immer von Neuem in weite Fernen entschwebt. Ob schon jetzt, ob später, mag fraglich sein, aber für Herrn Vollmar, oder für einen, der so urtheilt wie er, wird die Zeit kommen. Auch die sozialdemokratischen Wähler selbst werden vor Allem an der Verbesserung der Gegenwart, wie sie ist, arbeiten wollen, und sie werden nicht mehr auf das plötzliche und baldige Hereinbrechen eines Heilsjahres rechnen, wie es Marx verkündet hat und Bebel es glaubt."*)

*) „Nation", Jahrgang IX Nr. 4, „Phrase, Begeisterung und praktische Politik" von P. Nathan.

Die Zeit für Vollmar ist in der That von Neuem gekommen. Man würde die Gegensätze aber viel zu eng fassen, wenn man nur den Streit Bebel's gegen Vollmar betrachtete; genau dieselben Gegensätze sind zwischen Bebel und der Gewerkschaftsbewegung vorhanden, und die Erörterungen zwischen ihm und Legdihn, dem Führer der Gewerkschaftsbewegung, auf dem letzten Parteitag zeigen eine zweite Kluft in der Partei, welche durch die nämlichen letzten Ursachen aufgerissen worden ist. Wie Vollmar das praktische Arbeiten an den Aufgaben des Tages voranstellt, so thut es auch die Gewerkschaftsbewegung; und wie Bebel gegen Vollmar Sturm lief, so thut er es auch gegen Legdihn. Jeden Brimboriums und alles persönlichen und alles Tagesgezänkes entkleidet, lautet der Gegensatz: Realismus gegen Utopie, und daß die Utopie an der Realistik der Thatsachen einmal zerschellen wird, ist ganz unzweifelhaft; die Utopie zerschellt, weil sie eine kulturfeindliche Unmöglichkeit ist und nicht darum, weil sie den Interessen einer kleinen heute über die Macht verfügenden Koste entgegengesetzt ist.

Uns kam es darauf an zu zeigen, daß bei dem heutigen Streit nicht plötzlich und unerwartet ein neuer Riß sich gezeigt hat. Keineswegs. Es handelt sich hier um ein altes chronisches und konstitutionelles Leiden, das Jahre schon überdauerte, und das, so oft man es auch äußerlich wieder verstecken mag, stets von Neuem hervorbrechen wird und hervorbrechen muß, denn es hat seinen Sitz im Lebenscentrum der Partei, und die Kräfte, welche sich in jenem innersten Lebenscentrum regen, werden die Partei umgestalten, nicht heute, nicht morgen, aber schließlich: freilich vorausgesetzt, daß der Staat jenes geringe Quantum von Klugheit besitzt, um der Sozialdemokratie die genügende Freiheit zur freien Austragung der Gegensätze, die sie beherbergt, zu gewähren.

Ob man diese Einsicht von der heutigen Staatsregierung erwarten darf, mag zweifelhaft sein; verbreitete Zeitungen, welche die Anschauungen ganzer Parteigruppen zum Ausdruck bringen, besitzen eine solche Einsicht wenigstens nicht.

In jenen Zeitungen, deren Sport es gewesen ist, ein Vierteljahr hindurch nach strengeren politischen Strafgesetzen zu schreien, ist man auf die herrlichsten Einfälle gekommen, um darzuthun, wie gerechtfertigt trotz den jetzigen Vorgängen innerhalb der Sozialdemokratie das Verlangen nach einer gesetzgeberischen Zuchtruthe gegen die sogenannte Umsturzpartei sei. Die einfachste Methode, um den Ruf der eigenen politischen Weisheit zu retten, besteht darin, daß man die Gegensätze, deren festgewurzelte Eigenart keinem Kenner entgehen kann, als solche von völliger Bedeutungslosigkeit hinstellt. Weit tiefsinniger aber ist es noch, wenn man die blutigen Worte, welche zwischen den führenden Männern und den führenden Organen der Partei hin- und herfliegen, als ein abgekartetes Spiel darstellt, das nur inscenirt wurde, um jetzt vor der Einbringung neuer Gesetzesparagraphen gegen die Sozialdemokratie alle Welt über die gefährliche Festigkeit der äußersten Linken zu täuschen, — ausgenommen einige erleuchtete Redaktoren, die ein ganz besonders scharfes politisches Fernrohr besitzen. Die sozialdemokratischen Regisseure möchten freilich vielleicht finden, daß die Naturtreue dieses abgefeimten Schauspieles doch am Ende etwas gar zu weit getrieben sei, denn die beiden Hauptakteure Brutus-Bebel und Antonius-Vollmar tragiren so ergreifend echt, daß in Vermischung von Schein und Ernst das ganze Forum nebst den Zuschauern sich nicht mehr mit Theater-, sondern mit echten Hieben den Kopf blutig zu schlagen beginnt.

Die Wunden, welche innerhalb der Sozialdemokratie jetzt wieder aufbrechen, sind solcher Art, daß sie nie ganz vernarben können; aber natürlich verschwindet eine Partei, wie die sozialdemokratische, auch nicht von heute auf morgen trotz solchen Wunden. Ob die Krisis in schnellerer Entwicklung fortschreiten wird, ob neue Rückschläge eintreten, welche die Partei von Neuem festigen, das wird von der Sozialdemokratie selbst weit weniger abhängen, als von der Regierung, den Parteien und der Gesellschaft. Wer so weise ist, eine Kurmethode zu verlangen, die auch nur irgend welche innere Verwandtschaft mit dem beseitigten Sozialistengesetz besitzt, der hat einen berechtigten Anspruch darauf, daß ihm als wahrem Wohlthäter eine Ehrenstatue von der sozialdemokratischen Partei errichtet werde.

Die Fürstin Bismarck ist gestorben; das ist ein herber Schlag für den vereinsamten, großen ersten Reichskanzler des Deutschen Reiches. Dem Fürsten Bismarck, der weich nur seiner Familie gegenüber gewesen ist, war seine Gattin in einem langen Leben eine treue Gefährtin, und wenn sie auch niemals politisch hervorgetreten ist, so glauben wir doch, daß der Einfluß, den sie auf ihren Mann ausübte, in bestimmten Fällen, wo es sich um Personenfragen, um persönliche Antipathieen und Sympathieen handelte, nicht gering gewesen ist. Daß dieser oft leidenschaftliche Einfluß immer heilsam war, möchten wir nicht behaupten. Aber solche Erinnerungen haben heute nur noch ein historisches Interesse. Im Augenblick empfindet man in Deutschland, daß dem Fürsten Bismarck, der so viel zur Einigung des Reiches beigetragen hat, das Schicksal eine jener schweren Wunden geschlagen hat, die das allgemeine Mitgefühl hervorrufen müssen.

In Oesterreich zeigen sich neue Wolken; das Ministerium hat vorläufig noch keinen Plan aufzufinden vermocht, der eine solche Wahlreform birgt, um die bisherige Majorität zusammenzuhalten und den heftigen Ansprüchen der Arbeiter einigermaßen zu genügen. Fast scheint es, als käme die Aufgabe des Ministeriums dem Suchen nach der Quadratur des Kreises gleich; diese Quadratur wird gewiß nicht gefunden werden; aber man kann sich mit der Lösung dem schließlichen Ziele wohl nähern; und wahrscheinlich wäre es das Weiseste, sich auf eine Entwicklung einzurichten, wie sie in England sich abgespielt hat. Auch dort gab es nicht eine Wahlreform, sondern Wahlreformen bis zu jenem schließlichen Endpunkt des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes hin, das auch jetzt noch nicht völlig in England errungen ist. In Oesterreich wird man noch weniger hoffen dürfen, durch einen einzelnen gesetzgeberischen Akt die Frage endgültig zu lösen; geht man mit dieser Ueberzeugung an die Vorschläge der Regierung heran, dann wird man wohl am ehesten auf eine Verständigung rechnen dürfen.

Der Kaiser von Rußland hat seine Vermählung mit der hessischen Prinzessin vollzogen; und damit hat Rußland wieder seinen Zar und seine Zarin. Ueber den Charakter der neuen Regierung nach den wenigen bisherigen Maßnahmen zu urtheilen, wäre verfrüht. Aber man darf annehmen, daß die ersten Eindrücke, die der jetzige Zar empfangen hat, wohl geeignet sein werden, ihn zur Beschreitung einer anderen Bahn zu ermuntern, als jene seines Vaters gewesen ist. Nach der Ermordung Alexander's II. zog sich in der Furcht vor neuen Attentaten der Zarenhof ängstlich in düstere Abgeschlossenheit vom Volke zurück; der jetzige Zar konnte die Trauer des Volkes um den Heimgegangenen Herrscher beobachten, und er genoß den Jubel desselben Volkes, das unbehindert seinen Hochzeitswagen voll Gutartigkeit umdrängte. Solche Erfahrungen pflegen um so tiefere psychologische Wirkungen hervorzurufen, weil die Erregungen einer Thronbesteigung das Gemüth eines Monarchen besonders empfänglich machen.

Port Arthur ist nunmehr auch gefallen und daß China mit den Waffen noch sein Geschick verbessern könnte, erscheint gänzlich ausgeschlossen. Die Vermorschung des Reiches der Mitte ist aber so groß, daß innerhalb der Pekinger Regierung nicht einmal die Energie und die thatkräftige Besonnenheit vorhanden ist, um durch einen Friedensschluß zu retten, was zu retten ist. Aus gänzlicher Rathlosigkeit läßt man einen aussichtslosen Krieg sich weiterschleppen.

Es ist augenscheinlich, daß England erneute Anstrengungen macht, um diese durch den Schrecken erzeugte Lähmung der chinesischen Regierungsmaschinerie zu überwinden; und jetzt wohl mit besserem Erfolge, denn die ersten direkten Friedensunterhändler sind in Japan bereits eingetroffen.

Die Moral der jüngsten amerikanischen Wahlen.

Das Resultat der amerikanischen Wahlen liegt jetzt in allen Einzelheiten vor und ist auch für uns viel lehrreicher, als man zuerst annehmen konnte.

Der amerikanische Kongreß besteht bekanntlich aus dem direkt gewählten Repräsentantenhause (356 Mitglieder) und dem indirekt gewählten Senat (88 Mitglieder, 2 von jedem der 44 Einzelstaaten). Die Repräsentanten werden unmittelbar von der Unionsbevölkerung — ähnlich wie bei uns die Reichstagsabgeordneten — gewählt, jedoch nur auf zwei Jahre; der Senat geht aus Wahlen der gesetzgebenden Körperschaften der Einzelstaaten hervor. Die Senatoren werden auf sechs Jahre gewählt, wobei alle zwei Jahre eine theilweise Erneuerung des Senats erfolgt.

Der Sieg der republikanischen Partei in den diesjährigen Novemberwahlen konnte sich deshalb in seiner ganzen Wucht nur bezüglich des Repräsentantenhauses geltend machen. Während sich demgemäß die Parteiverhältnisse im Senat nur soweit verschieben, daß an die Stelle einer geringen absoluten demokratischen Mehrheit im jetzigen Kongreß eine kleine relative republikanische Mehrheit im nächsten Kongreß tritt, durch welche die balance of power auf die wenigen populistischen Senatoren übergeht, ist betreffs des Repräsentantenhauses ein völliger Umschwung eingetreten. Gegenwärtig sitzen im Hause neben 12 Populisten 127 Republikaner und 217 Demokraten; im nächsten Kongreß dagegen werden die Demokraten nur wenig über 100 Repräsentanten zählen, die Populisten 11 und die Republikaner mehr als 240.

Berücksichtigt man, daß die demokratische Partei zur Zeit an der Herrschaft ist, so liegt in diesem Verdikt der öffentlichen Meinung eine niederschmetternde Verurtheilung der jetzigen politischen Machthaber. Die siegende Partei hat sich natürlich beeilt dies Urtheil als eine Folge der eigenen Tugenden darzustellen. In Wirklichkeit ist es nur eine Folge des ihren Gegnern — und zwar nicht eigentlich der Unionsregierung, sondern der demokratischen Partei als solcher — zur Last fallenden Mißbrauchs der Macht. Dieselbe Strafe für begangene Sünden wurde den Republikanern zu Theil, als sie an der Macht waren und ihre Gewalt dazu anwandten, den McKinley-Tarif durchzusetzen. Noch mehr als bei uns leben in Amerika die Parteien von den Fehlern ihrer Gegner. Die Republikaner haben in der diesjährigen Wahlkampagne sich sorgfältig gehütet, mit Reformideen herauszukommen; sie haben sich darauf beschränkt, das hellste Licht auf die Thorheiten und politischen Verbrechen der demokratischen Partei zu werfen. Dies Verfahren hat sich außerordentlich probat erwiesen und zumal in manchen zweifelhaften Staaten, wie Newyork, New-Jersey, Ohio den Republikanern unerwartet große Mehrheiten eingebracht. Diese Mehrheiten aber sind, wie die Newyorker „Evening Post" schlüssig nachweist, mit Ausnahme des Staates Newyork durchweg nicht aus einer Vermehrung der republikanischen, sondern aus einer Verminderung der demokratischen Stimmen hervorgegangen. Beispielsweise ist im Staate Ohio die Anzahl der republikanischen Stimmen bei den diesjährigen Novemberwahlen — gegenüber den Wahlen des Vorjahres — um etwa 30000 geringer und der Sieg über die Demokraten, trotzdem um 50000 Stimmen größer, weil etwa 80000 Demokraten weniger, als im vorigen Jahre, zur Urne gegangen sind.

Es ist also nicht die Begeisterung für die Republikaner, sondern die Mißbilligung des Treibens der demokratischen Parteiführer im Lager der eigenen Partei, wodurch die Entscheidung herbeigeführt ist.

In Stadt und Staat Newyork komplizirte sich diese Mißbilligung der allgemeinen Politik noch mit einer Reaktion der politisch sonst indifferenten Elemente gegen die Skandale des Tammany-Rings, der unter demokratischer Flagge den größten Staat und die bedeutendste Stadt der Union in der schamlosesten Weise ausgeplündert hatte. In Newyork war denn auch die Wahlbetheiligung, gegen die sonstige diesjährige Regel, ungewöhnlich groß. Und hier aber handelte es sich — und zwar in besonders ausgeprägter Form — um einen Kampf gegen, und nicht um einen Kampf für.

Und so, wie es dem korrupten Tammany-Ring ergangen ist, erging es diesmal allen extravaganten politischen Richtungen. Die Sozialdemokratie stellt in den Vereinigten Staaten überhaupt nichts vor; sie ist auch jetzt über einige ohnmächtige Demonstrationen nicht hinausgekommen. Die antikapitalistische Strömung hat dagegen seit einigen Jahren eine agrarisch-sozialistische Partei ins Leben gerufen, die sogenannte People's Party oder Populisten-Partei, die in ihrem inneren Wesen viel Aehnlichkeit mit unseren Tivoli-Konservativen hat. Diese Gesellschaft hatte insbesondere in Kansas und in Colorado seit einiger Zeit das Heft in die Hand bekommen. „Billiges Geld" — war ihr Hauptschlachtruf. Bei der gesetzgeberischen Verwirklichung dieses idealen Ziels hatten die Populisten es glücklich so weit gebracht, daß der Kredit jener beiden Staaten dem Ruin nahe gebracht war. Das rief eine kräftige Gegenbewegung hervor und beide Staaten haben bei den jüngsten Wahlen das populistische Joch mit einem kräftigen Ruck abgeschüttelt, während allerdings in anderen Theilen der Union die populistische Krankheit, jedoch in schwächerer Form, neu aufgetreten ist.

Auch das Schicksal der Silberschwindler ist charakteristisch. Sie haben gleichfalls eine ordentliche Lektion erhalten. Selbst der bekannte Bland, der seit vielen Jahren Mitglied des Repräsentantenhauses war und im Intriguiren für ein gesetzliches Werthverhältniß von 16:1 zwischen Silber und Gold alt und grau geworden ist, fiel in Missouri, in seinem bisherigen Wahlkreise, glänzend durch. Der amerikanische Humor verspottet ihn mit der Bemerkung: es sei 16 gegen 1 zu wetten, daß Mr. Bland niemals wieder eine free-coinage bill im Kongreß vertreten werde. — Noch lehrreicher ist der Denkzettel, den die Bimetallisten in Californien bekommen haben. Dort meinten die Republikaner ihrer Sache besonderen Vorschub zu leisten, wenn sie eine free-coinage Planke in ihre Platform einfügten, während die Demokraten in Californien ein leidlich vernünftiges Währungsprogramm aufstellten. Der Erfolg war, daß während sonst im ganzen Lande die Republikaner glänzende Siege erfochten, sie in Californien den Gouverneursitz an die Demokraten abtreten mußten.

Faßt man danach den Ausfall der Wahlen in der gesammten Union unter einem gemeinsamen Gesichtspunkte zusammen, so ist es der, daß die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten einen nachdrücklichen Protest gegen jegliche extravagante und zweideutige Politik eingelegt hat. Die Maschinenpolitiker haben dabei besonders schlecht abgeschnitten. Der Umstand, daß die Wählerschaft in wenigen Jahren rasch hintereinander erst der einen und dann der andern Partei ein deutliches Mißtrauensvotum gegeben hat, ist ein gutes Erziehungsmittel für beide rivalisirende Parteien. Sie werden sich vielleicht allmählich davon überzeugen, daß es ein gutes Geschäft ist, besonnene und ehrliche Politik zu treiben, und daß die Parole der Maschinenpolitiker: right or wrong, my party! an Zugkraft einzubüßen beginnt.

Für die Entwicklung der größten Demokratie der Welt eröffnet sich damit eine verheißungsvollere Perspektive.

Th. Barth.

Die Ergebnisse der Fabrikaufsicht.

Die Berichte der Fabrikinspektoren sind soeben herausgegeben und schon veraltet. Im November 1894 erscheinen sie und das Jahr 1893 behandeln sie. Die Gegenwart lebt und arbeitet schnell, das Reichsamt des Innern lebt und arbeitet langsam. Weit hinter uns liegt alles das, was wir in dem für den Reichstag bestimmten Auszug geschildert finden, und wir nehmen daran nur mehr ein historisches Interesse. „Es war einmal," — so könnte Herr von Boetticher dieses späte Werk einleiten.

Gleichwohl bilden die Berichte eine Fundgrube, die neben Schlacken manche Edelerze birgt, und in die sofort zahlreiche publizistische Häuer gefahren sind, um sie abzubauen. Einen erfreulichen Zug weisen sie namentlich insofern auf, als sie beweisen, daß die ganze Einrichtung der Fabrikinspektion im Fortschreiten begriffen ist. Die Zahl der mit der Aufsicht betrauten Beamten und die Zahl der von ihnen vorgenommenen Besichtigungen hat sich vermehrt. Es fanden im Berichtsjahr 63 113 Revisionen gegen 48 263 im Vorjahr statt.

Doch des Lebens ungemischte Freude wird keinem Sozialpolitiker zu Theil. Eben wollte der preußische Fabrikinspektor die Schwingen zu höherem Fluge regen, da hängt ihm der preußische Handelsminister ein Bleigewicht an. Dies Bleigewicht ist die Kesselprüfung. Seit 1891 wurde das Aufsichtspersonal in Preußen vermehrt, aber zugleich mit der Aufgabe belastet, die Dampfkessel zu revidiren. Nun verhalten sich die Aemter eines Fabrikinspektors und eines Kesselprüfers zu einander ungefähr wie Feuer und Wasser. Der Fabrikinspektor soll eine Persönlichkeit sein, die, ausgerüstet mit der Kenntniß des Gewerberechts, die Durchführung der gesetzlichen Bestimmungen überwacht, im Bedarfsfall Anleitungen zu der richtigen Durchführung gibt und die das Zeug hat, ein Mittelsmann zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, womöglich der Vertrauensmann beider zu werden. Der Kesselprüfer dagegen soll verhüten, daß der Kessel platzt. Jener ist ein sozialpolitischer, dieser ein technischer Beamter. Die Verbindung so ungleichartiger Funktionen hat keinen einzigen inneren Grund für sich, wohl aber innere und äußere Gründe gegen sich. Der gewichtigste Gegengrund ist der, daß in dieser Personalunion der Kesselprüfer siegt. Natürlich; denn ein Fehler, bei der Revision des Dampfkessels begangen, rächt sich schwer, während ein bei der Fabrikaufsicht begangener Fehler kaum bemerkt wird. Darum widmet der Beamte den Kesselrevisionen größere Sorgfalt als den Fabrikrevisionen. Thatsächlich klagen die Beamten darüber, daß der größere Theil der Zeit und Kraft den Kesselprüfungen zugewendet werden muß. Aus dem Bezirk Schleswig wird berichtet, daß die Dampfkesselaufsicht durchschnittlich etwa zwei Drittel der Arbeitskraft der Beamten beanspruchte. Der Gewerbeinspektor in Duisburg sagt: „Die Thätigkeit der Beamten wurde fast ausschließlich von den Kesseluntersuchungen in Anspruch genommen, und die hiesigen Betriebe konnten kaum anders als aus Anlaß von Kesselrevisionen besucht werden." Die Aenderung dieser Verhältnisse erscheint, so sagt ein anderer Inspektor, dringend erwünscht.

Um so befremdlicher berührte eine anscheinend offiziöse Notiz, die kürzlich durch die Blätter ging und derzufolge eine Aenderung nicht geplant sein soll. Herr von Berlepsch selbst hat die Erklärung abgegeben, daß die Verbindung der Fabrikrevision mit der Kesselrevision lediglich ein Versuch sei, den man, wenn er mißlinge, aufgeben werde. Nun, der Versuch ist mißlungen; er muß also aufgegeben werden.

Ein besonderes Interesse gewähren die Berichte, wenn man sie daraufhin liest, wie die Gewerbenovelle von 1891 sich bewährt hat. Das sogenannte Arbeiterschutzgesetz war ein Experiment; die Berichte geben Aufschluß, wie weit das Experiment gelungen ist. Jene gesetzlichen Aenderungen betrafen, von der Sonntagsruhe abgesehen, nicht nur die Beseitigung der Kinderarbeit und der Nachtarbeit der Frauen in Fabriken, nicht nur die Arbeitsordnung und den Sch[utz] gegen Gefahren für Leben und Gesundheit, sie brachten [a]uch den Elfstundentag für Arbeiterinnen. Drei Jahre sind [seit] ihrem Erlaß vergangen, eine kurze Probezeit, doch immer[hin] lang genug, um wenigstens einigermaßen die Wirkung [der] hauptsächlichsten Vorschriften erkennen zu lassen.

Kinder unter dreizehn Jahren dürfen in Fabriken ni[cht] mehr beschäftigt werden, Kinder über dreizehn Jahre n[ur] wenn sie nicht mehr zum Besuche der Volksschule verpflich[tet] sind. Diese Vorschrift hat selbstverständlich dazu geführ[t], daß die Zahl der beschäftigten Kinder zurückging. [Im] Jahre 1893 waren nur 5911 Kinder unter vierzehn Jah[ren] in Fabriken thätig gegen 11 339 in 1892. Jugendlic[he] Arbeiter von 14—16 Jahren, die nicht länger als ze[hn] Stunden täglich beschäftigt werden dürfen, gab es 213 . . . Sie finden vorzugsweise in Ziegeleien, Spinnereien, Tu[ch-] und Wollwaarenfabriken, Cigarrenfabriken, Zuckerwaar[en-] und Chokoladenfabriken, bei der Wäsche- und Kleid[er-] herstellung, sowie in Schuhwaaren- und Handschuhfabrik[en] Unterkunft. Ausnahmen von den die jugendlichen Arbe[iter] betreffenden Bestimmungen wurden nur ganz vereinz[elt] beantragt und bewilligt. Hier fand also der gesetzgeberi[sche] Wille an der Praxis des Lebens keine Schranke.

Anders dagegen bei den Vorschriften über die A[us-] zahlung der von Minderjährigen verdienten Löhne. [Im] Reichstag hatten Politiker in einer Weise, die ihrem He[rzen] mehr als ihrem Kopfe Ehre machte, über die Verroh[ung] der heutigen Jugend gejammert und zur Steuer des Ueb[els] und zur Stärkung elterlicher Autorität empfohlen, daß [auf] Grund besonderer ortsstatutarischer Bestimmung der [von] minderjährigen Arbeitern verdiente Lohn an die Eltern o[der] Vormünder und nur mit deren schriftlicher Zustimmung [un-] mittelbar an die Minderjährigen gezahlt werden solle. D[ie] Empfehlung nahm legislatorische Gestalt an, und — [die] Praxis spottete der Vorschrift. In ganz seltenen Fäl[len] nur wurde ein derartiges Kommunalstatut als ein [Be-] dürfniß anerkannt. Man hat an dieser Stelle des Gese[tzes] baues Stuck, nicht Marmor angebracht — ähnlich wie [in] manchen Räumen des neuen Reichstagsgebäudes.

Der Elfstundentag für Frauen hat sich leicht durch[ge-] setzt, aber nur deshalb, weil auch zuvor schon nur s[el-] ten länger als elf Stunden gearbeitet wurde. Die nach [der] der Gewerbeordnung zulässige Bewilligung von Ueberar[beit] mußte indeß in vielen Fällen von der unteren oder obe[ren] Verwaltungsbehörde ausgesprochen werden, sonst wäre [der] dieser lang bemessene Maximalarbeitstag aus einer W[ohl-] that vielfach eine Plage geworden. Das Leben ist [zu] mannigfaltig, zu wechselvoll, als daß es sich in eine f[este] Schablone zwängen ließe. Die Regel verlangt Ausnahm[en.] Mag man unter gewöhnlichen Umständen mit der genan[nten] oder auch mit einer geringeren Stundenzahl auskommen[, so] treten doch bisweilen Fälle ein, in denen zur Deckung e[ines] vorübergehend größeren Bedarfs die Grenze überschri[tten] werden muß. Die Berichte geben Beispiele. Die Mili[tär-] vorlage war angenommen; da mußten Wollwaarenfabr[iken] dringende Lieferungen für Truppen ausführen. Die W[itte-] rung schlägt plötzlich vom Trockenen ins Nasse um; da [zeigt] sich ein Defizit an Gummischuhen, das nur durch zeitwe[ilige] Ueberarbeit beseitigt werden kann. Konservenfabriken h[aben] die gesteigerte Zufuhr von Früchten zu bewältigen. [Teig-] waarenfabriken haben plötzlich mehr Makaroni als sonst [zu] liefern, weil das Gemüse nicht gerathen, der Verbrauch [von] Makaroni deshalb größer ist. Mineralbrunnenverwaltun[gen] müssen in Folge der heißen und trockenen Witterung gr[oße] Mengen Mineralwasser versenden. Es kommen ungew[öhn-] lich viel Erkrankungen an Influenza vor; das dadurch [Ver-] säumte muß alsbald nachgeholt werden. Auch das W[eih-] nachtsfest ist geeignet, die Cirkel des Gesetzgebers zu st[ören.] Mit dem Waldesduft des Tannenbaumes soll Ke[rzen-] schimmer sich vermischen. Kerzen werden deshalb in Me[nge] gefragt, die nicht immer vorräthig sind. Auf dem W[eih-] nachtsteller dürfen für die Lieblinge des Hauses Bonb[ons] und Chokolade nicht fehlen — ergo: Zuckerwaaren- [und] Chokoladenfabriken schicken zur Polizei um Genehmi[gung]

von Ueberstunden. Weitere Anlässe zur Durchbrechung der Regel sind eilige Aufträge des Auslandes, die man, um die Kundschaft zu behalten, nicht abweisen kann, Streiks, welche die Produktion verzögert haben, Modewechsel, Saisonbedarf und hundert andere Eventualitäten. Theilweise lassen sich Störungen und Stöße freilich mildern, indem man auf Vorrath arbeitet. Zum anderen Theile aber ist das Auf und Ab des Bedarfs und darum der Erzeugung nicht zu vermeiden, da gewisse Ursachen des Wechsels nicht voraus-zusehen sind und gewisse Waaren das lange Liegen nun einmal nicht vertragen.

Ein gesetzlicher Maximalarbeitstag auch für erwachsene Arbeiter würde, für alle Gewerbe unterschiedslos eingeführt, auf wesentlich erhöhte Schwierigkeiten stoßen, insbesondere dann, wenn er, wie der Achtstundentag, von der durchschnittlichen Arbeitszeit weit abwiche. Auch wenn die Verwaltung noch entgegenkommender in der Ausnahmebewilligung wäre, als sie es gegenwärtig ist, würde die Regelung sich doch als eine Fessel erweisen, die den Wirthschaftskörper wund reibt. Der Gedanke der Arbeitsverkürzung braucht indeß, wenn man vor der Ueberspannung des staatlichen Zwanges warnt, darum nicht preisgegeben zu werden. Im Gegentheil, die Verkürzung der Arbeitszeit ist ein Kulturziel, dem man nachdrücklich zustreben soll. Aber glücklicherweise ist die Dazwischenkunft des Staates dabei nicht absolut erforderlich. Der eigene Vortheil hat die Arbeitgeber vielfach dahin geführt, die Arbeitszeit herabzusetzen. Die Berichte bringen auch hierfür Belege.

In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle übersteigt die tägliche Arbeitszeit auch für männliche Arbeiter elf Stunden nicht. In zahlreichen Betrieben beschränkt sie sich auf zehn Stunden. Das Bestreben, die Stundenzahl herabzusetzen, tritt bei den Betriebsunternehmern schon ziemlich häufig aus freien Stücken hervor. Mehr und mehr gewinnt die Ueberzeugung Boden, daß mit der Verkürzung der Arbeitszeit keineswegs eine Verringerung der Arbeitsleistung verbunden zu sein braucht. Die Erfahrung zeigt, daß die Arbeiter, weil sie bei kürzerer Arbeitsdauer frischer bleiben und der Arbeit größere Aufmerksamkeit zuwenden können, ebenso viel, unter Umständen sogar mehr als bei längerer Arbeit leisten. In einigen Cigarrenfabriken hat man die Arbeitszeit von elf auf zehn Stunden vermindert, mit dem Erfolg, daß nicht nur die gleiche Menge Cigarren, sondern mehr als früher hergestellt werden. Eine große Baumwollweberei schränkte die Arbeitszeit von 12 auf 11 Stunden ein; es stellte sich keine Verminderung, sondern eine Vergrößerung der Produktion bei gleichbleibender, zum Theil erhöhter Güte der Arbeit heraus. Die große Mehrzahl der Webereien produzirt jetzt in 11 Stunden etwa dasselbe wie früher in 12 Stunden. Tuchfabrikanten sind nach Einführung der kürzeren Arbeitszeit dazu übergegangen, die älteren sehr langsam gehenden Webstühle schneller laufen zu lassen oder durch neue schnell gehende Webstühle zu ersetzen; die Weber haben sich an diese schnell gehenden Stühle leicht gewöhnt. In Werken mit ununterbrochenem Betrieb hat man den achtstündigen Schichtwechsel zur Zufriedenheit der Betheiligten eingeführt. Einzelne Fabrikanten erklären freilich, minder günstige Erfahrungen mit der Arbeitsverkürzung gemacht zu haben, die Mehrzahl aber ist durchaus nicht geneigt, auf längere Arbeitszeiten zurückzugreifen.

Auf diese Weise vollzieht sich eben jetzt ein Fortschritt von bedeutender Tragweite lediglich im Wege freier Entschließung. Es geht vorwärts, ohne daß der Staat mit seinem Zwang dazwischen fährt. Man braucht ein gesetzgeberisches Eingreifen in die Verhältnisse des Wirthschaftslebens grundsätzlich gar nicht abzulehnen, und wird doch die höchste Vorsicht für geboten halten müssen.

Welche Folgen auch der bestgemeinte Eingriff haben kann, das lehrt ein Blick auf die Verschiebungen, welche infolge der Bestimmungen des Arbeiterschutzgesetzes zwischen Fabrikarbeit und Hausindustrie stattgefunden haben. Sogar die an sich so selbstverständliche Maßregel wie das Verbot, schulpflichtige Kinder in Fabriken zu beschäftigen, hat neben den guten auch schlimme Wirkungen gehabt. Kinder, denen sich die Pforten der Fabrik verschlossen, wurden in die Hausindustrie hinübergedrängt und dort erst recht zur Arbeit herangezogen. Arbeiterinnen fanden unter dem Zwange der ihre Beschäftigung in Fabriken einengenden Vorschriften ebenfalls Verwendung in der durch keine Schranken eingeengten Hausindustrie. Entweder beschäftigt man sie nunmehr überhaupt zu Hause oder gibt ihnen nach Schluß der Fabrik Arbeit nach Hause mit. Das geschieht in der Konfektions-, Posamenten-, Cigarrenbranche, in der Korsetindustrie, Stickerei, Stepperei und ähnlichen Gewerbezweigen. Hierdurch ist die Absicht des Gesetzgebers geradezu vereitelt und der Schutz der Schwachen in sein Gegentheil verkehrt. Denn in der Hausindustrie wird die Arbeitskraft in der Regel weit mehr als in der Fabrik angestrengt und ausgenutzt.

Wie die in Obigem dargebotene Auslese zeigt, ist das Material, welches uns die Inspektorenberichte liefern, beachtenswerth, wiewohl es Verhältnisse betrifft, die um die Spanne fast eines ganzes Jahres zurückliegen. Der Fabrikinspektor kann als Beobachter und Berichterstatter gegenüber der Oeffentlichkeit und als Anreger und Vermittler gegenüber der betheiligten Industrie sehr nützliche Dienste leisten. Mit Recht hat Wilhelm Roscher den Ausspruch gethan, daß es wenige Aemter gibt, die in der Hand eines tüchtigen Mannes mehr Segen stiften können als das eines Fabrikinspektors. Hat aber die Einrichtung diesen hohen Werth, dann muß alles gethan werden, was geeignet ist, ihre Entwicklung zu fördern, und alles unterlassen werden, was geeignet ist, ihre Entwicklung zu hemmen.

Hermann Pachnicke.

Der Hymnus des Kleochares.

Wenn die Zeichen nicht trügen, steht unserer Kenntniß von der Musik der Griechen noch vor Ablauf des Jahrhunderts ein beträchtlicher Umschwung zum Bessern bevor. „Alle sind wir ja", so konnte vor noch gar nicht langer Zeit Ferdinand Hiller schreiben, „mehr oder weniger in der Ansicht aufgewachsen, daß wir von der antiken Tonkunst nicht viel wissen können und das was zu erfahren ist, nicht der Mühe werth sei gewußt zu werden." In der That ist die überwiegende Zahl der Musikkenner und der Laien in der Kunst längst darin einig, da wo es nahezu an jeder unmittelbaren Anschauung der Dinge fehle, sei nichts zu holen. Nicht daß es taubes Gestein wäre, was in den dürren Tabellen und Diagrammen, in den anekdotischen Excerpten der spärlich genug rieselnden Quellbäche griechisch-römischer Musikschriftstellerei vergraben liegt: der Fleiß und das Genie der Neueren haben zu unserem bewundernden Erstaunen gerade daraus die Geistesfunken eines über Erwarten reichen theoretischen Erträgnisses zu schlagen gewußt; aber über die Kläglichkeit des Inventars an Tonschöpfungen antiken Ursprungs konnten die vollendetsten Lehrgebäude der Boeckh und Bellermann, der Westphal und Gevaert unmöglich trösten. Stellte doch bis vor Kurzem noch ein Viertelbutzend Hymnen, Text und Komposition aus sehr später klassischer Zeit und keins von beiden viel über Mittelmaß, das gesammte Um und Auf aus dem musikalischen Formenschatz des Alterthums dar, das, wie hundertfache Zeugenschaft lehrt, mit Musik getränkt ist in schier unausschöpflicher Fülle. Nun, im Konsum dieses Artikels glauben wir's mit jedem, auch dem kunstfreudigsten Zeitalter getrost aufnehmen zu dürfen; wozu, so heißt es da und dort, in dem unfruchtbaren Kram einer Theorie wühlen, deren verwickeltstes Detail uns auch nicht eine einzige verlorene Melodie zu ersetzen im Stande ist?

Verlorenes ersetzen kann freilich die Doktrin nicht; wie aber, wenn nun doch ein Fund glückt, der uns antiken Tonsatz in wohlbeglaubigten Dokumenten in die Hände spielt? Wer anders als die Theorie, die mit dem Aufgebot ebenso

hingebender Geduld als glänzenden kombinatorischen Scharfsinns bis ins Kleinste wiedergewonnen ist, setzt uns in den Stand, dergleichen kostbare Reste rhythmisch, melodisch, günstigen Falls auch harmonisch zu deuten? Das ist denn auch ein paarmal geschehen, nur war das jeweilige Objekt an Umfang und Inhalt zu geringfügig, um nennenswerthe Ausbeute zu liefern. Ein Papyrusfetzen der Sammlung Erzherzog Rainer, der den Besuchern der Wiener Musik- und Theater-Ausstellung erinnerlich sein wird, eine Steinsäule mit Text und Arie, von Ramsay im kleinasiatischen Tralles gefunden — jenes ein Stück aus der Partitur eines griechischen Dramas, dieses vier melodiös gesetzte Zeilen des Inhalts: Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht — das war alles.

Diesmal aber raschelt und rauscht es in den Blättern, immer vernehmlicher auch für diejenigen, denen von dem betriebsamen Thun der trefflichen Minirer auf klassischer Erde für gewöhnlich nichts zu Ohren kommt. Was sie jüngst zu Tage gefördert, ist doppelt und dreifach merkwürdig. Einmal durch den Fundort, die altehrwürdige Fragestatt Delphi, deren Bloßlegung die Ecole d'Athènes seit Anfang des vorigen Jahres mit größtem Eifer und überraschendem Erfolg betreibt. In der „an Großartigkeit und düsterem Ernst von wenig Gegenden Griechenlands übertroffenen" Thalschlucht am Südfuß der Phädriaden war das mächtigste der apollinischen Heiligthümer, der „Kirchenstaat im Kleinen" eingebettet, dessen Mantik uns heute so fremd anmuthet wie das Schicksalsdrama und dessen Gewalt über die Geister der alten Welt noch weit über die Bedeutung der Tempelsanatorien von Kos und Epidauros und manches anderen antiken Lourdes hinausging. Delphi stand noch auf der Höhe, als das Denkmal, von dem hier die Rede ist, im „Schatzhaus der Athener" daselbst seine Stelle fand, d. i. vor etwas über zweitausend Jahren, und dieses, absolut und relativ genommen, respektable Alter unseres Fundes ist das zweit Bemerkenswerthe daran.

Noch wichtiger ist es indeß durch seinen Inhalt, womit nicht so sehr der poetische als der tonale gemeint ist; dieser aber scheint in seltenem Ausmaß dazu angethan, die Wißbegier unserer Musiker zu befriedigen und die geringschätzige Meinung der vielen unter uns umzustimmen, die im übrigen voll des Enthusiasmus sind Angesichts hellenischer Art und Kunst, von griechischer Melopöie aber, wie auch nicht anders zu erwarten, kühl denken wie von einem Ding, an das man nicht so recht glauben kann. Sollte man es für möglich halten: etliche dreißig inschriftliche Zeilen, das sind in runder Summe hundertzwanzig Worte und Worttrümmer griechischen Dichtungstextes nebst ungefähr ebensoviel Takten des durchkomponirten Liedes (wovon jedoch, weil der Stein strichweise zerstört ist, ein gutes Drittheil in Abzug kommt), geben uns neue, vollwichtige Aufschlüsse über die musikalische Kunstübung des dritten Jahrhunderts vor unserer Aera an die Hand. Aufschlüsse in einer Ausdehnung, hinter der alle bisherige Erfahrung zurückbleibt? Und doch steht die Sache so. Wie lächerlich gering muß diese Erfahrung — die nach dem Eingangs Gesagten nicht die theoretische ist — gewesen sein, wenn zwei Marmorblöcke, deren Fläche der eines mäßig großen Spieltischchens gleichkommt, dies Wunder zu bewirken vermochten. So dürfte es denn den Lesern der „Nation" nicht unwillkommen sein, wenn diese Zeilen an die „Entdeckung allerersten Ranges", als die sie sofort von berufener Seite gekennzeichnet worden, einige erläuternde Bemerkungen knüpfen.

* * *

Die Blöcke waren kaum geborgen, kopirt und textlich bearbeitet, als auch schon Harmonisirungen in mehr weniger modernem Geist aus dem Boden schossen. Athen, Brüssel, London hörten den Hymnus von Delphi*); in der Queens-

*) Bis in den Transvaal ist bereits sein Ruhm gedrungen, wie wir, während diese Zeilen geschrieben werden, einem im Journal des Débats vom 17. Oktober erschienenen, neue Hymnenfunde von nicht geringerer Bedeutung signalisirenden Artikel H. Weil's entnehmen.

hall sang ihn Herr W. H. Wing, im Hemicykel der Ecole des Beaux Arts Frau Remacle, und der Berichterstatter der „M. Allg. Ztg." (Beil. Nr. 161) äußert über den Eindruck, den er in der Bodinière empfangen, es lasse sich, was den differirenden Effekt des Vortrags der Hauptsätze betrifft, nicht leugnen, daß der Eindruck derselbe sei, „den der Komponist vor mehr als zweitausend Jahren hat erzeugen wollen". Wie dem auch sei, so ist Thatsache, daß es im Gefolge der mehrfach unternommenen Transskriptionen — Saint Saëns und G. Fauré haben ihren Antheil daran — und der öffentlichen Aufführungen auch schon zu lebhaftem publizistischem Geplänkel gekommen ist. Die Einzelheiten des Für und Wider gehen den Musiker von Fach an, und der fernere Verlauf wird manche streitige Frage klären. Und nun zur Sache.

Mit der Feier des pythischen Gottes, den die Sage in grauer Vorzeit vom Orakel der Erdgöttin gewaltsam Besitz ergreifen läßt, hebt das Lied an:

. . . . . Dich Apoll,
Herrscher in der Töne Reich, Jovis des Erhabnen Sohn,
Preis' ich! An des Schneegebirgs schimmerndem Geklüft ertönt
Sterblichen Geschlechtern Dein göttliches Orakelwort.
Drachenbrut, grimmbewehrt, hütete den Sehersitz,
Als im Flug Dein Geschoß schwirrend in des Ungethüms
Scheußliches Gekröse fuhr . . .

Wir übergehen was zunächst folgt, da der Zustand des Steins eine lückenlose Herstellung vereitelt, und lesen auf der zweiten Platte zuoberst eine Anrufung der Musen:

Lieblinge des Donnergotts, euch umfließt holder Reiz,
Wenn ihr in des Helikon lauschigen Gehölzen spielt.
Kommt herbei, schließt den Reihn, huldiget in schwesterlichen
Weisen ihm, dessen Haupt goldiges Gelock bekränzt.
Wo Parnaß' Zinnenpaar mächtig in die Wolken ragt,
Wo Kastalia, des Heils Bronnen, aus dem Felsen quillt,
Findet der Prophetenkunst Meister in erlauchter Fraun
Schönem Kreis gern sich ein, Delphis Hort allzumal.

Hieran fügt sich ein drittes Stück, deutlich erkennbar als Prozessionsgesang attischer Bürgerstöchter bei einem delphischen Festakt:

Kommt heran, Mädchenschaar, Blüthe des Athenerstamms,
Pallas in der Waffen Glanz schirmt die Stadt, wehrt dem Feind
Auf dem heimischen Altar strömet Hekatombenblut,
Auch arabisches Aroma wirbelt zum Olymp hinan.
Hell erklingt Flötenspiel, bunter Melodien Geleit,
Schmelzend fällt Saitenton goldener Kitharen ein. . . .*)

Ein Kultgedicht also, nicht mehr noch weniger, hieratische Poesie von jenem nicht eben schwungvollen, eher in einer kalten Eleganz verharrenden Typus, den man offiziell, konventionell, traditionell nennen möchte. Kleochares, so der nachträglich zu Tage getretene Name des Dichterkomponisten, arbeitet mit dem festen Hausrath der sakralen Lyrik, ohne gedanklich Neues zu bieten. Form und Gehalt, Figuren und Situationen, wir begegnen ihnen allenthalben auf dem Boden der Mythendichtung. Hier der Gefahr der Banalität nicht zu verfallen, dazu gehörte größere gestaltende Kraft als dieser Epigone sein eigen nennt. Lebendigere Bewegung bringt erst der Schluß. Das Gepränge der attischen Festgesandtschaft breitet sich in satten Farben aus, aber — an dieser Stelle bricht die Inschrift inmitten des Satzes ab. Immerhin sind wir auch so über den Anlaß der Feier, für welche der Apollohymnus bestimmt war, ausreichend unterrichtet, dank einem zwar fragmentarischen, aber so gut wie evidenten Beleg aus jener arg mitgenommenen Partie, die unmittelbar auf die Schilderung des Drachenkampfs folgt. Dort vergleicht das Gedicht die ohnmächtige Wuth des Lindwurms mit den „Kriegshorden der Gallier",

*) Kenner des Originals werden wahrnehmen, wie sehr die Uebertragung bemüht war, sich dem päonischen Rhythmus des Originals anzuschmiegen, ohne innerhalb des Einzeltakts dem Schema sklavisch zu folgen. Daß der deutschen Sprache gerade in diesem Taktgeschlecht unzerreißbare Fesseln angelegt sind, in Folge dessen, um nur das Auffälligste zu nennen, z. B. die Takte 80, 96 mit ihren fünf Kürzen jeder adäquaten Wiedergabe spotten, bedarf für den Kundigen nicht erst des Beweises.

die in raubluſtiger Barbarei ſich vermeſſen, an das delphiſche Heiligthum, den unantaſtbaren „Nabel der Erde“, zu rühren. Hält man damit zuſammen, was aus delphiſchen Inſchriften bereits bekannt war, daß zur Erinnerung an den furchtbaren Raubzug des Jahres 278 und an die ſiegreiche Abwehr die Soterien (Rettungsfeſte) geſtiftet und Preiſe für angemeſſene Prozeſſionslieder ausgeſetzt worden ſind, ſo kann unſer Päan mit höchſter Wahrſcheinlichkeit eben dieſer Kategorie von Feſtkantaten beigezählt werden. Dazu fügt ſich aufs Beſte, daß die Dichtung, wie ſchon erwähnt, im Schatzhaus, gewiſſermaßen dem Bundesgeſandtſchaftshotel der Athener entdeckt, der Dichter nach dem Ausweis der Funde von der delphiſchen Gemeinde reich geehrt und ein Athener iſt: Athen aber, deſſen Schutzherrin wir im letzten Abſchnitt des Gedichts dominiren ſehen, hat auch ſonſt an Delphis Wohl und Wehe entſcheidenden Antheil. Mithin läßt das hervorragendſte der neugefundenen Apollolieder, der „längſte, authentiſcheſte und (abgeſehen von dem erwähnten Papyrusreſt) älteſte Beleg, den wir von griechiſcher Muſik beſitzen“, auch an greifbarer Aktualität nichts zu wünſchen. Allein alles Angeführte wiegt die Bedeutung nicht auf, die wir dem Dokument eben vom muſikgeſchichtlichen Geſichtspunkt her zu vindiziren haben, und daher mögen uns noch die nöthigſten Hinweiſe geſtattet ſein.

Ueber den Silben des Hymnustextes figuriren alphabetiſche Zeichen in theils aufrechter, theils umgekehrter Stellung, deren Funktion als Geſangsnoten alsbald ins Klare gebracht war. Iſt doch, wie Gevaert einmal bemerkt, die Notirung dasjenige Stück der alten Muſik, das uns am vertrauteſten iſt, ſo daß er für den Fall, daß ein größeres Tonſtück klaſſiſcher Herkunft ans Licht käme, was er denn zu ſeiner Freude erlebt hat, deſſen Entzifferung leichter nennt als die eines Werks aus dem 14. Jahrhundert. Ohne uns nun in Einzeldinge einzulaſſen, ſeien, was jene Notenlettern betrifft, zwei Dinge herausgehoben: einmal, daß die Dauer der Note nicht wie in unſerer Notenſchrift charakteriſirt erſcheint. Ob dieſer Ton das Viertel, jener das Achtel des Taktes (beziehungsweiſe das Achtel und Sechzehntel) repräſentirt, das liegt in ſeinen weſentlichen Zügen in dem quantitativen Charakter des Sprech- und Singſtoffs begründet, dem unſere Sprache nur eine beſcheidene Rolle neben dem tonangebenden Accent anweiſt. Eine weitere, auch für die Geſchichte der Ausſprache des Griechiſchen hochwichtige Erſcheinung iſt die graphiſche Verdopplung einer auf zwei Töne geſungenen Silbe, wie etwa: Zu Mantua in Ba-anden, oder die Zerfällung des Doppellauts, wie: Daß ich ſo trau-aurig (genauer: tra-uria) bin. Wenn wir ferner mittheilen, daß die Analyſe zur Konſtatirung der „phrygiſchen“ Transpoſitionsſkala und der „doriſchen“ Tonart, d. h. etwa ſoviel als unſeres C-moll, geführt hat, daß wir chromatiſche Glieder neben den diatoniſchen unterſcheiden können, daß nach Maßgabe der letzten erhaltenen Zeilen Inſtrumentirung mittelſt Flöte und Kithara anzuſetzen iſt, wofür die Bearbeiter Klarinette und Harfe eintreten laſſen, ſo dürfte nichts von Belang übergangen ſein. Aber der Takt? Wer aus der oben vorgelegten deutſchen Faſſung des Textes einen Schluß zieht, wird mindeſtens zwiſchen zwei Möglichkeiten die Wahl haben; die erſten Herausgeber laſen 5/4 aus dem Text heraus, andere entſchieden ſich aus Gründen prinzipieller und praktiſcher Natur (wie die Tanzbarkeit) für 6/8. Allerdings ſind in unſerer Muſik fünftheilige Takte obſolet geworden und werden im Prinz-Eugenlied oder der Kantilene in der Weißen Dame als Rarität begrüßt.

Und die Melodie? Nichts feſſelt unſere Neugier ſtärker als gerade ſie, dasjenige Element, aus dem wir den Hauch antiken Muſikgeiſtes am fühlbarſten herauszuſpüren hoffen. Indeſſen: wir ſind nun einmal muſikaliſch ganz anders erzogen und disponirt als die Nation, der die Muſik ihren Namen verdankt. So ganz fremdartig berührt uns eine Tonflucht, die bei relativ ſehr lebhafter und doch zarter, gefälliger Klangbewegung nur von Zeit zu Zeit leiſe Anläufe zu melodiſcher Folge nimmt und in ihrer an die unendliche Melodie entfernt gemahnenden Periodiſirung ſo ſehr verſchiedenen Geſetzen zu folgen ſcheint. Und obſchon, angeſichts der nicht zu leugnenden Analoga, wenigſtens auf dem Felde der Kirchenmuſik, zu erwarten ſteht, daß Henri Lavoix mit der Behauptung, nicht die Geſchichte der Muſik, nur unſer Wiſſen ſei lückenhaft, Recht behalten und der Verſuch, dem Hymnus ſeine Stelle anzuweiſen und die Brücke der Kontinuität auch nach rückwärts zu ſchlagen, gelingen wird, ſo möchten doch die vorliegenden Zeilen gerade im Punkte der Melodieführung den Muſikfreund vor hochgeſpannten Erwartungen warnen. Sie in moderner oder antiker Darſtellungsform mitzutheilen iſt freilich hier nicht der Ort, und ohne dieſe Vorausſetzung fremde oder eigene Eindrücke, die überdies ſehr erheblich von einander abſtechen, wiederzugeben, dünkt uns noch weniger ſtatthaft; deshalb ſeien die Leſer auf eine Ueberſicht der Litteratur verwieſen, ſoweit ſie dem Schreiber dieſer Zeilen zugänglich war.*)

* * *

Von dem Flötenmeiſter Kaphiſias wird erzählt, einer ſeiner Schüler, der eine Stelle ungebührlich ſtark herausbrachte, habe eine Maulſchelle von ihm bekommen, ſammt der Belehrung: Nicht im Großen beruht das Schöne, ſondern im Schönen das Große — ein Wort, das ein Emblem aller Kunſt ſein könnte, nicht zum wenigſten der der Griechen. Von ihrem äußerſt fein gebildeten Ohr, ihrem hochentwickelten Sinn für Maß und Harmonie zeugt ihre Sprache, die proſaiſche nicht minder als die poetiſche, deren Formenreichthum in der Welt unerreicht daſteht, zeugt auch die Fülle ihrer Marſch- und Tanzrhythmen. Und eine Nation wie dieſe, ſchöpferiſch und empfänglich bis in die Fingerſpitzen, ſollte keine Muſik haben? Es iſt richtig, im Vergleich mit der hochentwickelten Technik des 19. Jahrhunderts mag ein Volk, das keinen polyphonen Geſang beſitzt, deſſen Inſtrumentation auf niedrigen Stufen verblieben iſt, dem manche gar den Dreiklang abgeſprochen haben, arm erſcheinen; wer aber will beſtreiten, daß die Griechen ſich einer Enharmonik rühmen konnten, welche an den ausübenden Künſtler wie an ſein Publikum Anforderungen geſtellt haben muß, die wir heute kaum mehr faſſen, oder wer wird die Bemühungen ihrer größten Geiſter gering achten wollen, die alles muſikaliſche Wirken in den Dienſt der höchſten moraliſchen Ideen zu ſtellen bezweckten? Nein, über dem Minderen ſei das Bedeutendere nicht vergeſſen. „Unter allen Künſten“, führt Theodor Reinach in der am 12. April d. J. in der Kunſtſchule gehaltenen Konferenz treffend aus, „bildete die Muſik allein einen weſentlichen Beſtandtheil der Jugenderziehung, war ſie allein allen Akten des ſtaatlichen und religiöſen Lebens beigeſellt. Sie war es, die im rhythmiſchen Gang die geſchloſſenen Reihen der Hopliten zum Siege, die feierlichen Prozeſſionen der Jünglinge und Jungfrauen zu den Göttertempeln geleitete. Kein Gaſtmahl, kein Feſt, keine dramatiſche Aufführung ohne ſie; die größten Dichter waren auch die größten Tonſetzer, die Philoſophen, die von den zeichnenden Künſten nur nebenbei ſprechen,

*) Die erſte Bearbeitung, um welche ſich die Herren Homolle, der Leiter der Grabungen, Couve und Bourguet, die die Steine kopirten, H. Weil, der den Text, Th. Reinach, der die Muſik reſtaurirte, hohe Verdienſte erworben haben, liegt vor im Bulletin de corresp. hellénique. 1894. Fasc. 8/12, planche XXI. XXI bis (Sonderausgabe: Hymne à Apollon, Paris, Thorin et fils 1894). Vgl. den Bericht im Sommerheft der Revue des études grecques. Hierzu die Ausgaben für Piano ꝛc. H. à A., chant grec du III. siècle avant J. C., découvert à Delphes par l'École Française d'Athènes. Texte grec restitué par Mr. Henri Weil. Transcription par Théodore Reinach, Accompagnement par Gabriel Fauré. Paris, O. Bornemann, 1894; eine athenische, die der Verf. dieſer Zeilen nur flüchtig einſehen konnte; die in der Jubilee Number (1. Juni) der Musical Times; ferner die Redaktion von Heinrich Reimann. Allgemeine Muſik-Zeitung, Nr. 22, 23, 24, 25 (1.—22. Juni d. J.); die Artikel von O. Cruſius, Münchn. Allg. Zeitg. Beil. Nr. 105, 208, von F. B. ebenda Nr. 161, von K. v. Jan. Berl. Philol. Wochenſchr. 14. Jg., Nr. 30/31, von Karl Blind, N. Fr. Pr. 17. Juli 1894. — Wie kürzlich verlautete, beſteht die Abſicht, den Hymnus anläßlich der Erneuerung der olympiſchen Spiele bei der Pariſer Weltausſtellung 1900 zur Aufführung zu bringen.

würdigten die psychologischen Effekte der Musik einer auf die feinsten Nüancen eingehenden Beschreibung, einer Lobpreisung des erziehenden und politischen Einflusses, in dem ihr himmlischer Ursprung sich enthülle". Und bei demselben Anlaß war es Max Collignon vergönnt, die Aufmerksamkeit der zur Anhörung des Hymnus versammelten „Gesellschaft für Förderung der griechischen Studien" auf eine der liebenswürdigsten Antithesen zu lenken, die der wechselnde Lauf menschlicher Sittengeschichte sich je erlaubt hat. „Zwanzig Jahrhunderte", sprach er, „sind es her, da brachen die keltischen Barbaren in Hellas ein, um den Schatz von Delphi zu plündern, aber Apollo streckte sie nieder und ein Dankhymnus, in Marmor gemeißelt, verewigte den Sieg; heute geben die Franzosen, ihre der Civilisation gewonnenen Abkömmlinge, mit großem Kostenaufwand daran, die Ruinen des pythischen Tempels ohne jeden gewinnsüchtigen Gedanken bloßzulegen, und siehe da, das erste unter dem Beifall ihrer einstigen Feinde, der Griechen, ans Tageslicht gehobene Denkmal ist der Hymnus an Apollo."

Wien. Siegfried Mekler.

Eine neue Darstellung Spinoza's.*)

Die allgemeine Bildung steht den großen Erscheinungen des philosophischen Denkens oft mit einem eigenthümlichen Schwanken gegenüber. Der Glanz, welcher hier wie auf anderen Gebieten menschlicher Kultur eine Reihe gefeierter Namen umgibt, empfängt eine gewisse Trübung durch die immer wieder anschleichenden Zweifel an dem Erkenntnißwerthe spekulativer Arbeit überhaupt. Der erfolgreiche Forscher in anderen Zweigen der Wissenschaft wächst in untrennbarer Assoziation mit seiner Entdeckung oder Erfindung, mit dem Naturgesetze, welchem er seinen Namen gibt, zusammen. Galilei und die Gesetze des Falls; Newton und die Erklärung der kosmischen Bewegung aus den Fallgesetzen; Lavoisier und die Entdeckung des Sauerstoffes — in allen diesen und tausend ähnlichen Fällen bedeutet der Name eines Denkers zugleich eine anerkannte Wahrheit, eine bleibende Errungenschaft, welche wohl vertieft, umgebildet und bereichert, aber nicht umgestoßen werden konnte. Ganz anders auf philosophischem Gebiete. Auch hier freilich lassen sich die hervorragenderen Denker durch bestimmte Hauptgedanken ihrer Systeme oder charakteristische Grundbegriffe kenntlich machen; aber diese eigenartigen Grundbegriffe und Lehren der einzelnen Philosophen drücken nicht exakte, durch Beobachtung und Experiment verifizirbare Erkenntnisse aus; sie enthalten keine unbedingten, sondern nur relative Wahrheiten. Es sind Erkenntnisse, die ihrer Natur nach nicht streng bewiesen, sondern nur bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlich gemacht werden können. Jedes philosophische System ist der Versuch, eine Gesammtansicht von Welt und Leben in möglichst widerspruchslosen Begriffen zu entwerfen. Es ist in unserer Zeit gebräuchlich geworden, die spekulative Arbeit zum Erfahrungswissen in einen Gegensatz zu setzen. Den Philosophen anzusehen wie einen Menschen, der die Augen vor der Welt verschließt und aus seinem reinen Ich Gedanken spinnt, welche Erkenntnisse vorstellen sollen, aber in Wahrheit nur „Träume eines Geistersehers" sind. Wer so spricht, träumt harmloser von der Philosophie, als der spekulativste Philosoph von der Welt. Gewiß, in dem großen Ahnensaal der Philosophie gibt es auch solche Käuze; aber sie hängen in den verstaubtesten Winkeln. Unter den großen Denkern, welche die Probe der Jahrhunderte bestanden haben, ist keiner, dem nicht die reichste Fülle der Erfahrung zu Gebote gestanden hätte. Viele waren Gelehrte, welche das gesammte Wissen ihrer Zeit encyklopädisch beherrschten. Viele haben sich in positiven Wissenschaften ansehnliche Verdienste erworben. Andere standen mitten im Leben und im regsten Verkehr mit den hervorragendsten Geistern ihrer Zeit. Und man kann getrost sagen: kein philosophischer Denker hat seine nächste Umgebung überlebt, der nicht in seiner Arbeit ein Stück allgemeiner Menschenerfahrung tief erfaßt und lebendig zum Ausdruck gebracht hat. Natürlich nicht im Sinne eines einzelnen Lehrsatzes. Philosophiren heißt ja nicht einzelne Erkenntnisse feststellen, sondern sich um einen einheitlichen Gesammtbegriff von Welt und Leben bemühen. Jede Philosophie muß darum eine Konstruktion von gegebenen Erfahrungen aus sein. Aber nur ein unendlicher Geist könnte sich rühmen, von der Totalität des Seins und Lebens eine zureichende, eine adäquate Erfahrung zu besitzen, und wenn er sie hätte, sie begrifflich spiegeln zu können. Hier gilt das Wort Mephisto's „Glaub' unsereinem: dieses Ganze ist nur für einen Gott gemacht . . . und Euch taugt einzig Tag und Nacht." Darum der ewige Wechsel von Hellsehen und Blindheit auch bei den Größten unseres Geschlechts. Die „persönliche Gleichung", um mit den Astronomen zu reden, die subjektive Beschränktheit, deren sich Niemand entschlagen kann, welcher den Blick in diese Tiefen lenkt.

Man hat die großen Systeme oft mit Kunstwerken verglichen, von der Metaphysik gesprochen, wie von einer Architektur oder Symphonie der Begriffe. Dieser Vergleich paßt doch nur zum Theil. Das Kunstwerk will nichts erkennen, sondern nur gestalten. In die Schöpfung des Meisters geht das Gebilde seiner Phantasie ohne Rest auf. Die größten Thaten der Kunst tragen keine Schlacken an sich. Wohl Spuren der Zeit, in denen sie entstanden; aber verklärt, gültig für alle Zeiten. Es gibt keine Systeme von solcher Vollendung. Der Punkt tief geschauter Wahrheit, welcher sie lebendig erhält, ist bei allen von mancherlei Zuthaten umgeben, welche der Zeitbildung und den besonderen Entstehungsverhältnissen angehören. Für die wissenschaftliche Forschung, welche den feinen Verästelungen des menschlichen Gedankens nachgeht, ist auch in dieser Einkleidung vieles bedeutsam. Für die Bedürfnisse der allgemeinen Bildung, welche vor Allem den Punkt sucht, wo sich Vergangenes und Gegenwärtiges berühren, schrumpft die Zahl der lebendig fortwirkenden Systeme zusammen und auch diese müssen sozusagen umgeschmolzen und in eine neue Form gegossen werden. Spinoza nun gehört einerseits zu diesen Lebendigen, andererseits zu denen, welche dieser Umformung am bedürftigsten sind. Weit mehr als andere gefeierte Autoren jener Jahrhunderte. Die Meditationen des Descartes sind eines der klassischen Werke französischer Prosa ihrer Zeit; sie lesen sich wie ein philosophischer Roman; Locke's redselige Darlegungen sind ebenso viele Versuche, den Leser zum Verstehen zu zwingen; Hume trägt die tiefsinnigsten Gedanken im schlichten Plaudertone seiner Essays vor — von Diderot's blendenden und geistreichen Dialogen zu schweigen. Spinoza zeichnet seine Weltanschauung auf wie ein Lehrbuch der Euklidischen Geometrie — beherrscht von einem Wahne, der uns heute fast unbegreiflich dünkt, aber damals, in einem Zeitalter, welches mittels der mathematischen Methode eben die ersten Triumphe exakter Naturerkenntniß feierte, nahe lag und viele treffliche Geister in die Irre führte. Nur da und dort, im Anhang zur eigentlichen Darstellung, bricht aus dem strengen Gefüge der Definitionen, Lehrsätze und Beweise in warmen Worten die Seele des Denkers hervor. Es ist, als ob hinter einem in Stein gemeißelten Bilde ein lebendiges Menschenantlitz sichtbar würde. Nach einem Jahrhundert völliger Verkennung und Verschollenheit hatte Goethe die erweckende Kraft des Spinozismus wie ein persönliches Erlebniß empfunden. In warmen Worten spricht der vierte Theil von „Wahrheit und Dichtung" über die Friedensluft, welche die Werke des merkwürdigen Mannes ausströmten, und dort steht vielleicht der erste Versuch, in ganz exoterischer Weise, ohne alle eigentliche philosophische Technik, den Naturbegriff und die praktische Weltansicht Spinoza's allgemein verständlich zu machen.

*) Geisteshelden. Herausgegeben von Anton Bettelheim. 9 Band. Spinoza, von Wilhelm Bolin, Professor an der Universität Helsingfors. Berlin. 1894. Ernst Hofmann & Co. Mit einer Widmung an B. Carneri.

freilich nur in den flüchtigsten Umrissen. In der eingehendsten Weise hat sich seitdem die deutsche wie die außerdeutsche Forschung mit Spinoza beschäftigt. Wir besitzen eine Reihe von wissenschaftlich eindringenden und künstlerisch werthvollen Darstellungen seiner geistigen Entwicklung und seiner Lehre. Eine unermeßliche Spezialliteratur hat sich um diesen Mittelpunkt angesammelt — ein gelehrter Kometenschweif, wie er außer den Fürsten der antiken Philosophie, Platon und Aristoteles, nur noch einem Kant oder Leibniz folgt. Die Schriften und der merkwürdige Briefwechsel, durch manche neuere Funde bereichert, liegen in sorgfältigen Gesammtausgaben vor. Das Büchlein Wilhelm Bolin's ist ein Versuch, den reichen Gewinn dieser fortgesetzten Arbeit für das allgemeine Verständniß nutzbar zu machen, ausgeführt von einer bewährten Kraft. In zwei Litteraturen, der schwedischen und der deutschen, als Schriftsteller wurzelnd, hat der Verfasser vor wenigen Jahren in der deutschen Wissenschaft Meisterrecht erworben durch eine ausgezeichnete Arbeit über Ludwig Feuerbach, welche mit gereifter Kunst gedrucktes und ungedrucktes Material, Biographisches und Litterarisches, zu einem anziehenden Gesammtbilde dieses Denkers in seinem Verhältnisse zur Philosophie seiner Zeit zu vereinigen wußte. Im Spinozabuche herrscht die nämliche Atmosphäre. Ein Zug persönlichen Lebens kommt auch hier der Darstellung zu Gute. Die beiden Aufgaben sind im innersten Grunde verwandt, wie die Denker verwandt sind. Gewiß, Feuerbach war nicht, was man in irgend welchem Schulverstande einen Spinozisten nennen könnte. Aber wie Spinoza hat auch Feuerbach mit aller Kraft und unter schweren Opfern die volle Unabhängigkeit des philosophischen Denkens zu behaupten gesucht im Kampfe gegen die hundertnamigen Ueberlieferungen und Rücksichten und Bedenklichkeiten der umgebenden Welt. Wie dieser hat auch er gerungen nach der Einheitlichkeit einer in sich geschlossenen Weltansicht, welche die dogmatischen Gedanken der christlichen Theologie theils zerrieb, theils eliminirte, und wie Spinoza so gerieth auch Feuerbach eben damit in unversöhnlichen Gegensatz zu einer Gesellschaft, in welcher Kompromisse jeder Art zwischen theologischer Tradition und den Bedürfnissen des Fortschrittes zu den Lebensbedingungen gehören. Daß Spinoza diesen Kampf gleichzeitig nach zwei Seiten zu führen hat, gegen die jüdisch-rabbinische Orthodoxie und gegen die christliche Theologie aller Konfessionen, daß damals der Gedanke der Toleranz sich kaum aus den gewaltsamsten Mitteln der Unterdrückung loszuringen vermochte, macht sein Lebensschicksal vielleicht dramatischer als das Feuerbach's; aber wenn man bedenkt, daß vor der Thätigkeit des letzteren ein Jahrhundert eifrigster und scheinbar erfolgreichster Aufklärungsbestrebungen liegt, so muß die Einsamkeit, in welcher dieser kühne Denker sich bis heute befindet, seltsam genug erscheinen.

Die Darstellung Bolin's ist der äußeren Form nach eine Biographie, welche die einfachen Lebensereignisse des Denkers als Gerüste benützt, um ein reiches Bild der Zeit, der ihn umgebenden Menschen und geistigen Strömungen aufzurollen. Der wesentliche Inhalt der kleineren Arbeiten wird im Zusammenhang dieser Schilderung besprochen; nur die beiden Hauptwerke, der theologisch-politische Traktat und die ausführlichste Darstellung des Systems, die sogenannte „Ethik", werden reproduzirt. Letztere, als nachgelassenes Werk, und Krönung des gesammten Lebens, am Schlusse des Ganzen. Ich habe schon anderwärts ausgesprochen, daß ich diese Darstellung der Ethik für die Perle des Buches ansehe. Eine freie Nachschöpfung und Umdichtung des Werkes, welche von dem ausgeht, was in der logisch-demonstrativen Gestaltung des Originals an den Schluß gerückt erscheint, aber für den Denker selbst, wie der Titel des Werkes zeigt, das Wesentlichste war: der ethischen Weltansicht. Gewiß, der gelehrte Kenner Spinoza's wird manches vermissen, und manches wird ihm an der neuen Prägung fremdartig erscheinen. Aber für den Zweck, dem diese Arbeit zu dienen bestimmt ist, wüßte ich keine bessere Lösung des Problems, keine, die mehr geeignet wäre, die Denkweise Spinoza's bei dem verständnißvollen Leser von innen heraus zu beleben. Ein kritisches Eingehen auf Details der Darstellung ist dieses Ortes nicht. Dagegen sei mir verstattet, mit einigen Worten anzudeuten, was Spinoza als Gesammtcharakter für unsere Bildung und für die Aufgaben der Gegenwart sein kann, um damit auf das vorliegende Werk und durch dessen kundige Vermittlung auf dies Original selbst hinzuweisen.

Seit dem Zeitalter des Humanismus ist das Streben nach einer freien weltlichen Bildung, welche nicht auf dem Dogma ruht, sondern auf der Wissenschaft, welche nicht jenseitige, sondern diesseitige Ziele hat, die Welt nicht asketisch verneint, sondern harmonisch zu gestalten sucht — ist solches Streben ein Grundzug der europäischen Geistesarbeit. Die Theologie ist am Ausgange des Mittelalters noch fast Alleinherrscherin über die gesammte Bildung; alles Wissen ihr unterthan. Durch die Jahrhunderte hindurch wogt der Kampf zwischen beiden Tendenzen hin und her. Wechselnde Formen des Ausgleichs, neue Wege des Sieges werden gesucht; wir erleben es in unserer Zeit, wie nach einem Jahrhundert der Vorbereitung und Sammlung das Kirchenthum auf allen Punkten sich rüstet, um die verlorenen Positionen wiederzugewinnen. Es gibt verschiedene Typen in den Reihen der Kämpfer. Neben den Stürmern und Drängern, welche den theologischen Vorstellungen unmittelbar zu Leibe gehen, vorsichtige Zweifler, welche sich in kunstvollen Kompromissen Genüge thun; neben dem Dogmatiker des Unglaubens der leidenschaftliche Forscher, welcher nur indirekt das Reich des Glaubens einengt, indem er die Grenzen des Wissens erweitert. Spinoza ist nun aus dem Grunde ein so überaus merkwürdiger Charakterkopf, weil sich bei ihm mit dem kühnsten Radikalismus des Denkens eine hohe Idealität praktischer Weltansicht verbindet. Für die Fundamente, auf welchen die christliche Ansicht vom Leben ruht, die Idee der außerweltlichen Persönlichkeit Gottes, der handelnden Zweckthätigkeit Gottes in der Welt, der Vorsehung, der Offenbarung als übernatürliches historisches Ereigniß, die Freiheit des menschlichen Willens, die unendliche Fortdauer des individuellen Geistes — für alle diese sorgsam gehüteten Glaubensgüter und Reliquien hat das System keinen Raum. Es deutelt nicht an ihnen herum; es will sie nicht als Einkleidungen philosophischer Wahrheiten begreiflich machen: es schreitet einfach über sie hinweg. Es macht keinen Versuch, den furchtbaren Ernst einer Weltanschauung zu mildern, welche den Menschen allein läßt mit der Natur und ihrer ewigen, unerbittlichen Gesetzlichkeit. Aber es zeigt in dieser naturgesetzlichen Ordnung auch Kräfte auf, welche im Menschen thätig sind, Kräfte des Denkens und Willens, und diesem gestatten, in vernünftiger Erkenntniß der Welt und des eigenen Wesens, sein Dasein auf eine höhere Stufe zu heben; die Gesetze der Natur zu Normen des eigenen Willens zu machen. Dies System des Naturalismus predigt weder den leichtfertigen Genuß, noch die blinde Hingabe ans Schicksal, sondern die Nothwendigkeit der Entsagung, die Selbstbefriedigung ernster Arbeit und die Möglichkeit friedlich-harmonischer Gestaltung der menschlichen Gemeinschaft. Hierin liegt die typisch vorbildliche Bedeutung Spinoza's. Sein strenger Monismus und Naturalismus bildet nur die Folie für eine ethische Lehre, welche mit religiöser Innigkeit vorgetragen wird. Gewiß, die Ethik Spinoza's ist nicht vollkommen, so wenig wie sein Monismus. Wie in diesem der Begriff der Entwicklung, so fehlt in jener der Glaube an den Fortschritt und die That. Eine Ethik mehr der stillen Läuterung als des begeisterten Handelns. Aber dies läßt sich ergänzen; es berührt das Grundverhältniß nicht.

Kaum minder bedeutsam, wenn auch weit weniger studirt als die „Ethik" ist das andere Hauptwerk Spinoza's, der theologisch-politische Traktat. Nicht ein architektonisches Kunststück des Gedankens, sondern eine Abhandlung in der oft ermüdenden Breite damaliger Gelehrsamkeit geschrieben; aber bahnbrechend in der Richtung nach dem Ziel, wohin die „Ethik" führen wollte. Der Traktat ist ein Vorläufer der modernen historischen Bibelkritik. Was er nicht müde wird einzuprägen ist der Satz: die Bibel, gleichviel ob altes

ob neues Testament, darf nicht anders gelesen werden als jedes andere Denkmal der Weltlitteratur, als jede andere historische Urkunde. Man muß sie aus sich selbst und aus den Bedingungen ihrer Entstehung zu erklären suchen. Dann wird der Wahn schwinden, als wolle und könne die Schrift ein System von Erkenntnissen oder Wahrheiten vermitteln, die einen bleibenden und allgemeingültigen Vernunftswerth besitzen. Die heiligen Schriften haben keine wissenschaftlichen oder theoretischen Zwecke im Auge, sondern nur praktische: Schulung des menschlichen Willens, Unterwerfung unter sittliche Normen, Erziehung zur Humanität. Diesem Zwecke dienen alle sogenannten Lehren der Bibel, und nur soweit dieser Zweck gefördert wird, können sie Werth beanspruchen. Wer seine sittliche Schule auf anderem Wege, etwa mit Hilfe wissenschaftlicher Erkenntniß, durchmacht, dem haben sie nichts zu bieten; den hat Niemand weder das Recht noch die Pflicht in dieser Gedankenwelt der Vorzeit festzuhalten. Wer seinem sittlichen Leben keine andern und bessere Stütze geben zu können glaubt, als die Vorstellungen, deren sich die Bibel bedient, um ihm Gehorsam einzuschärfen, dem wäre es Unrecht diese Stütze zu entziehen. Mit dem wuchtigsten Ernste fordert so das Buch Gedankenfreiheit von der Bibel und für die Bibel zugleich; es verspricht nach der Angabe des Titels zu zeigen, daß diese Freiheit nicht nur ohne Gefahr für die wahre Religion und die Sicherheit des Staates von den Regierungen gewährt, sondern im Gegentheil ohne die ernstlichste Bedrohung dieser Kulturgüter nicht vorenthalten werden dürfe. Traurig aber wahr: Der geächtete Jude entwirft mit diesem zopfigen Titel seiner Abhandlung ein kirchenpolitisches Reformprogramm, von dem sich der Kultusminister manches sonst recht modernen Staates mit Schaudern abwenden würde. Freilich, die Bibel rein historisch zu lesen, das hat die kritische Exegese im 19. Jahrhundert viel besser gelernt als es Spinoza vermochte, dessen Deutungen uns heute oft wunderlich genug anmuthen. Aber welche Kunst wird angewendet, um die Ergebnisse der historischen Bibelkritik für das Bewußtsein weiterer Kreise zu unterschlagen; welche Kraft wird angewendet, um den Vorstellungskreis der Bibel auch denen aufzudrängen, welche erklären, daß die Quellen für ihr sittliches Leben anderswo entspringen! Und das Alles aus ernster Fürsorge für die Religion und die Sicherheit der Staaten! Wann wird der Tag kommen, an dem es begriffen wird, daß die Macht der ethischen Impulse in den Naturgesetzen des sozialen Daseins begründet ist und nicht in den Symbolen, in welche die mythologische Einbildungskraft und konstruirende Metaphysik vergangener Jahrhunderte diese Gesetze zu fassen unternahm. Der Tag, an welchem die gesammte Theologie, dem Beispiel des edlen Schleiermacher folgend, den Manen des „Erzketzers“ Spinoza zur Buße für viele begangene Sünden eine Locke opfern wird?

Prag. Fr. Jodl.

Berliner Witz vor zwei Menschenaltern.*)

M. G. Saphir (in Berlin 1826–1829) war für Berlin nicht bloß wichtig als Begründer des Berliner Journalismus. Vielmehr schuf er auch oder führte in Berlin ein den Wortwitz und jene Abart von Witz, die durch ihre ätzende Schärfe, ihre stark zugespitzte Pointe sich von anderen unterschied und die, da sie häufig von Juden angewendet wird, als jüdischer Witz bezeichnet wurde.

*) Dieser Artikel ist uns von Herrn Professor L. Geiger vor der Veröffentlichung des betreffenden Kapitels im II. Bande seines Werkes „Berlin 1688–1840. Geistiges Leben der preußischen Hauptstadt“ gütigst zur Verfügung gestellt worden. Das Buch erscheint zu Weihnachten im Verlage von Gebr. Paetel in Berlin.

Die Redaktion.

Saphir als Humorist ergötzt uns heute nicht mehr. Sein Humor, namentlich in seinen „humoristischen Vorlesungen“, hat etwas Gequältes, die an den Haaren herbei gezogenen Aehnlichkeiten, die Wortwitze ermüden, statt zu erfrischen und zu unterhalten.

Amüsant bleiben eigentlich nur die Witze, die noch heute bei Berlinern heimisch sind. Die Redensart: „Es nimm sie Du sie Dir sie denn sie doch“ kann man noch jetzt hören, so gut wie die ursprünglich einem Judenknaben der mit einem Purpurläppchen in einen Papierladen trat zugeschriebene Scherzfrage: „Kann ich die rothe Couleur nicht in grün haben?“ Auch die Antwort einer freidenkenden Dame: „Ich glaub' nicht an Amerika“, ebenso wie die eines Trinkers; „Es gibt gar keinen schlechten Branntwein“, findet sich schon bei Saphir. Straßenzustände werden so verspottet. In der Königstraße, meint Jemand, müssen lauter Adelige wohnen, weil dort kein Bürgersteig ist. Eine — vielleicht durch Saphir aufgebrachte — Manier, komische Wirkungen zu erzielen, waren die sogenannten Querlesungen, willkürliche Aneinanderreihung von Zeilen aus verschiedenen Zeitungsspalten.

Sehr beliebt waren bei Saphir die jüdischen Anekdoten bei denen nur gelegentlich Schlauheit und Gewinnsucht der Juden gestraft, meist scharfsinnige Ausdeutungen von Worten und Gedanken vorgenommen werden. Die Anwendung des jüdischen Jargons sollte hier nur zur Erhöhung des komischen Effekts, nicht aber zur Verspottung dienen.

Eine stehende Rubrik bei Saphir waren die Droschkenwitze. Der Wunsch: „ich möchte, daß Du mit einer bösen Frau in einer Berliner Droschke nach Sibirien fahren müßtest“, kehrt in verschiedenen Fassungen wieder. „Wir bekommen Krieg“, sagte eine Frau zur anderen, und auf deren Frage: „warum?“ erwiderte sie: „Ach, es geschehen große Dinge in der Natur, gestern ist eine Droschke durchgegangen.“ Eine Berliner Droschke habe einen Ruf nach Japan bekommen, um Vorlesungen über die Schnellkraft der Natur zu halten. Die Auflösung des Schiller'schen Räthsels: „Es führt dich meilenweit von hinnen und bleibt doch stets an seinem Ort“ sei die Droschke; sie könne auch die Bezeichnung führen „die Kunst, das Berliner Leben zu verlängern“. Er berichtet einmal von der Wettfahrt zweier Droschken, bei welcher „Cassandra“, Kyritzer Vollblut, siegte, nachdem sie eine etwa ¼stündige Entfernung in 3 Stunden 58 Minuten 36 Sekunden zurückgelegt hatte; ein auf einer Schnecke nachgaloppirender Engländer wäre ihr zuvorgekommen, wenn er nicht von seinem scheu gewordenen Thier gestürzt wäre.

Ein nicht minder beliebtes Thema waren die Frauen. Ihnen gegenüber verwandelte sich der Humor aber oft in bitterböse Satire. Saphir bespöttelte ihre Putzsucht, namentlich das Schminken, ihre Ueberbildung und Feigheit, ihre Lust am Widerspruch und ihre Unsittlichkeit. Es ist noch zahm, wenn er sagt: „Der Versuch, eine treue Geliebte zu finden, ist die Nordpolexpedition, aus der nie etwas wird“, oder wenn er einen Zettelträger alle seine Zettel los werden läßt, mit Ausnahme der drei: „Vestalin“, „Jungfrau“, „Mädchentreue“; dagegen wird er grob, wenn er zu der Bemerkung: „es seien gerade jetzt mehrere Frauen in den besten Jahren gestorben“, den Zusatz macht: „Ei, es sind immer die besten Jahre, in denen Frauen sterben.“

Die folgenden Jahre nach Saphir's Fortgang waren arm an humoristischen Erzeugnissen. Was etwa damals von derartigen Dingen gedruckt wurde, ist heute meist unauffindbar. Gerade damals kam jener trockene Humor, der eigentliche Berliner Witz, auf, der zum Theil durch die in der Residenz übliche Verwechselung von mir und mich entstand, z. B. in den schon (1822) von A. von Schaden bezeugten Redensart: „Ick wohne vor mir und koche mich selbst“; ferner wurde das harmlose Sichlustigmachen über sich selbst allgemeiner.

Zu den originellen, durch freiwillige und unfreiwillige Komik berühmten Personen gehörte Frau du Titre — trotz ihres französischen Namens eine gute Berlinerin. Sie war

eine reiche Dame, lange Jahre Wittwe (gest. c. 1830), deren Töchter hochstehende Männer geheirathet hatten. Sie lebte in einer Villa zu Charlottenburg, war aber ein beständiger Gast des Berliner Theaters und der Thiergarten-Promenade. Den König, der ihr besonders wohl wollte, zu sehen und mit ihm zu sprechen, war ihr Hauptvergnügen. Als dieser sie einmal nach dem Ergehen ihrer Kinder, die gerade in Rom waren, fragte, entgegnete sie: „Alle Dienstag und Freitag bei Papstens in Rom zum Thee und die Papstin so freundlich zu meine Dochter, wie Majestätken zu mir.“ Als sie einmal den von ihr sehr gewünschten Besuch L. Devrient's empfing, unterbrach sie dessen wohlpräparirte Anrede mit der Frage: „Aber sagen Se mir, Devrientchen, warum sind Se denn, wie Se noch kleen waren, Ihren Vater fortjeloofen und unter die Lumpen-Komödianten jegangen?“ Sie war gutmüthig und naiv, konnte aber bitter werden, wenn sie gereizt wurde. Ihrer Gesellschaftsdame, einem älteren Fräulein, entgegnete sie auf deren Belehrung, man sage nicht „jeloofen“, sondern „gegangen“: „Wat gegangen? Mamsellken, ick bin jeloofen, jeloofen und ick habe den reichen du Titre jekriegt und Sie sind gegangen und gegangen und haben noch keinen nich jikriegt. Also is jeloofen besser wie gegangen.“

Eine ähnliche Figur war der „vergnügte Weinhändler“ Louis Drucker, der zuerst durch seine komischen Anzeigen Berlin neugierig machte und in seine originellen Weinstuben (Spandauerstraße 49) das Publikum hineinzog und dort festhielt. Er ließ durch rothbehoste Kellner (Eaudecologner) bedienen, die auf kleinen Holzpferden ritten und durch einen „Druckerjungen“, der bald als Winzer, bald als Mohr, bald als Kapuziner gekleidet war, unterhielt seine Gäste durch eine Musikkapelle, die er seltsam ausstaffirte, und amüsirte sie mit allerlei Scherzen, „die so schmackhaft und kräftig, auch manchmal eben so alt waren, wie sein Rüdesheimer“. Die meisten seiner Spöße waren wirklich uralte, aber stets gangbare Witze oder kleine Scherze, die ein bischen Mutterwitz oder Geistesgegenwart bekunden. So wettete er mit einem Gast, daß dieser nicht seinen Rock allein ausziehen könnte und zog ihn gleichzeitig mit diesem aus, oder goß einem Studenten, der für zwei Groschen Champagner verlangte, einen Schluck ein und foppte den, der ihn foppen wollte, mit den Worten: „das Uebrige werd' ich Ihnen reserviren, bis Sie wiederkommen“. Die Hauptanziehung, die er bot, war offenbar seine unverwüstliche gute Laune und die Gutmüthigkeit, mit der er, der auch Andere necken konnte, sich von diesen zur Zielscheibe ihrer Witze nehmen ließ.

Auch mit den Berliner Denkmälern beschäftigte sich der Humor. Manche Witze und Redensarten, die sich an diese Denkmäler knüpfen, mögen freilich einer späteren Zeit angehören, aber gewiß ist es ein alter Witz, wenn man Zieten, der sinnend die Hand an das Kinn legt, sagen läßt, „soll ich mich nun rasiren lassen, oder warte ich noch ein bischen?“ oder Gneisenau, der seine rechte Hand weit vorstreckt, die Worte in den Mund legt, „meine Handschuhnummer wollen Sie wissen, Fräulein, sehen Sie mal, ich glaube $10^1/_2$ werde ich brauchen.“ Aus einem Ende der zwanziger Jahre erschienenen Gedichte sollen die Verse stammen, die Blücher auf einem Kanonenrohr stehend, das auf einem ziemlich schmalen Sockel Platz gefunden, zu sprechen hat:

„Er sagt zu die, die da herummer loofen,
Komm keener nich uf meinen Ofen,
Ich habe alleene wenig Platz.“

Unter den Gelehrten galten Meusebach und Lachmann, besonders Ph. Buttmann als besonders witzig. Aber bei allen Dreien war der Witz mehr geistreiche Improvisation, die durch den Kontrast zu ihrem sonstigen Ernst und bei der durch Pokuliren gesteigerten Erregung besonders wirkte, so daß die fixirte Anekdote nicht den gewünschten Eindruck macht. Buttmann, der die Mitgliedschaft seiner „gesetzlosen“ Gesellschaft als die Vorbedingung für einen ruhigen Tod ansah, schrieb ins Protokoll bei Iffland's Absterben: „kam nicht und starb doch“. Den schreienden Rudolphi mahnte er zur Ruhe mit den Worten: Quiesce vesanum pecus (Ruh toll Vieh). Als der Buchhändler Vieweg seine Buchhandlung aufgeben und eine Viehlieferung übernehmen wollte, wünschte er dessen Namen in den: Viehhändler Buchweg zu verwandeln. Von ihm rührt auch das schlagfertige Gegenräthsel auf Biester's Räthsel her: „Mein Erstes sind Sie nicht, mein Zweites ist Ihre Frau nicht, und das Ganze sind Sie doch“ (Bult, Mann, Biest, Er).

Besser als aus solchen Einzelheiten kann man den damaligen Berliner Humor aus einer Sammlung humoristischer Hefte erkennen. („Berliner Witze“. 1838—1840). Sie zeigt den Berliner Weißbierphilister — die Zusammenstellung „Weißbier und Butterbrot“ rühmte sich J. Curtius erfunden zu haben — in seiner Harmlosigkeit, Vergnügungslust und Arbeitsscheu. Berliner Sitten und Gewohnheiten werden etwas breit und doch wenig anschaulich dargelegt.

Manche Witzchen dieser Sammlung sind den Werken des Mannes entnommen, der als Klassiker des Berliner Humors bezeichnet werden darf, Adolf Glaßbrenner; die neben ihm auftretenden A. Moll und L. Lenz sind kleine Leutchen, die den größten Theil ihres Glanzes der Hauptsonne entnahmen und bald erloschen. Glaßbrenner dagegen (A. Brennglas, wie er sich oft nannte), ein Berliner (1810 bis 1876), der bis 1840 und wieder seit 1858 in Berlin lebte, genoß keinen Eintagsruhm. Er begleitete das neue Preußen auf seinem Werdegang und erlebte das Deutsche Reich, wurde ein wuchtiger Verfechter demokratischer Ideen, in den Zeiten, da die politische Satire eine Macht ward, und blieb, was er stets gewesen, ein Dichter. Er verstand Weinlieder voll bacchantischer Lust zu singen und konnte fromm sein wie ein starker Mann, der von der Allgewalt Gottes ergriffen war, wenn er auch das Kirchengehen abschwor, die Mucker verfolgte und die Jesuiten als Todfeinde betrachtete, er jubelte dem Frühling entgegen und pries die Liebe, bald in hafisischem Wonnerausch, bald mit der ganzen Keuschheit und Seligkeit des Stillliebenden, der in dem Lächeln des geliebten Weibes seine Welt sieht. Seine „Liebe war so treu und gut wie ungemessen sein Haß“. Er verfolgte die Jasager und Katzenbuckler, Ordensjäger und Meinungsschnüffler, Zwitter und Zitterer mit grimmigem Hohn und wagte sich selbst an die Majestät des Königthums. Aber in dem Strom des Hasses flossen immer einige Tropfen Liebe. Denn er hörte nicht auf, an sein Volk zu glauben, und ließ die Hoffnung auf bessere Zeiten, auf einen Sieg der Freiheit niemals fahren. „Der Zügel nützt bei Pferden viel, der Geist der Zeit kommt doch zum Ziel“, sang er am Schluß eines tieftraurigen ABC-Liedes, das lustig klingen sollte.

Glaßbrenner war ein Dichter und zugleich ein sorgfältiger Beobachter und Schilderer. Erst durch ihn wurde Berliner Volk und Berliner Sprache in die Litteratur eingeführt. Seine Darstellungen sind noch heute, nach fast 60 Jahren, lebensfrisch, und soweit die Vorbilder noch existiren — manche, wie Eckensteher und Nachtwächter, sind verschwunden — durchaus porträtähnlich. Er wollte nicht verschönern, aber auch nicht absichtlich das Grobe und Gemeine aufsuchen. Er stellte das niedrige Volk dar, wie er es sah und hörte. Den ersten Rang nahmen die Eckensteher ein, auch Sonnenbrater und Schildkröten genannt, die letztere Bezeichnung wegen des Schildes, auf dem ihre Nummer stand, witzige, trunkliebende, prügellustige Burschen, gutmüthig, so lange sie nicht gereizt wurden, arbeitsunfroh, aber tüchtig, sobald sie eine Arbeit angriffen, ehrlich und von ihrer tiefen Einsicht in alle Verhältnisse, besonders die politischen überzeugt. Sodann die Höferinnen, die Virtuosinnen des Schimpfens, die die Vorübergehenden hudeln, sobald sie bei ihnen keine Waare anbringen können, mit einander zanken, sobald sie nichts zu thun haben, ihre Männer beherrschen, ihre Kinder tyrannisiren. Auf sie folgen die Holzhauer, unendlich phlegmatische, pedantische Leute, bei denen alles nach der Minute geregelt ist, sorgsam auf ehrlichen Verdienst bedacht, wenn sie auch heimlich ein bischen Holz mitgehen heißen, Freunde des Biergelds, ode

stolz gegen Knauser, die solches verweigern, langsam im Wort, aber kräftig mit der Hand, die sich gern die Wange des Genossen als Ruhepunkt aussucht. Ferner die Köchinnen in ihrer Klatschsucht und ihrer Liebe zum Militär, ihrer Streitsucht gegen die „Madame“ und ihrer Zungenfertigkeit gegen Verkäufer und Störenfriede.

Sodann die Kinder, Kurrendejungen, die Unbeschäftigten bei Straßenaufläufen, z. B. bei einem gefallenen Pferde, die Pflastertreter überhaupt, die Vergnüglinge in Moabit, die Nachtwächter, die Stammgäste der Schnapsläden. Eine besondere Erwähnung verdienen die Zirngibler, d. h. die Jungen, die meist auf den Hintertreppen die in der Zirngibl'schen Offizin hergestellten „neuen Lieder“ verkauften. Ausführlich werden die Fuhrleute behandelt, die Charlottenburger, die als die gemeinsten und rohesten dargestellt werden, die Sandfuhrleute, meist gewitzte Jungen, die sich auch für Botendienste, die nicht mit ihrem Gewerbe zusammenhängen, anstellig zeigen, die Droschkenkutscher in ihrer unerschütterlichen Ruhe, mit ihrem guten Mutterwitze. Allerlei Droschkenkutscherscherze werden hier zusammengestellt. Ein Droschkenkutscher, dem das „merkwürdige Schicksal“ passirte, daß sein Pferd durchging, blieb ganz ruhig und rief der im Wagen sitzenden Dame, die ängstlich wurde, zu: „Bleiben Se ruhig sitzen, ick kenne mein Ferd besser; det is nischt als Verstellung.“ Mit größter Ausführlichkeit und ersichtlicher Vorliebe werden die „Guckkästner“ behandelt. Das waren ältere Männer, die in Begleitung ihrer Frau ihren Bilderkasten, an dem mehrere Löcher (Vergrößerungsgläser) waren, an belebten Kreuzungspunkten aufstellten und mit lauter Stimme die Vorübergehenden zur Betrachtung einluden. Ihre Besonderheit bestand in unersättlicher Trunksucht, die zu oft wiederkehrenden ehelichen Zwistigkeiten führte, in beständigem Witzkampf mit Gassenjungen und Zuschauern, in lebhaftem Geplänkel mit den Gensdarmen. Die Guckkästner geboten über einen unhemmbaren Redefluß, in dem Berliner Redensarten und Witze lustig umherschwammen. Die von ihnen vorgezeigten Bilder waren Städteansichten, Landschaften, Schlachten, Porträts berühmter und berüchtigter Persönlichkeiten, z. B. Kotzebue's Ermordung durch Sand, des Letzteren Hinrichtung, Szenen aus der Revolution von 1830, Berliner Plätze, Statuen.

Am populärsten wurde die Figur des Eckenstehers, besonders seit sie Friedrich Beckmann (1803—1866, von 1824 bis 1844 in Berlin) der beliebte Komiker des Königstädtischen Theaters, auf die Bühne gebracht hatte. Sein „Nante“ wurde nun von Vielen nachgemacht: es gab Frescobilder à la Nante; Nante wurde als Kläger und Reisender geschildert, seine Erlebnisse auf der Eisenbahn wurden dargestellt; er diente als Fremdenführer durch ganz Berlin für $7^1/_2$ Sgr. Sein Tod bildete den Gegenstand einer fünfaktigen, historisch-romantisch-komischen Tragödie, an deren Schluß eine fade Parodie von Goethe's „Faust“ stand; endlich wurden seine „hinterlassenen Papiere“ in fünf Bändchen veröffentlicht. Aber das meiste aus dieser Litteratur ist schlechte Verwässerung des Originals oder es sind humoristische Lokalskizzen, denen die Person Nante's, eben weil sie beliebt war, angeflickt wurde, ohne daß sie eigentlich dazu gehörte. Beckmann's komische Scene „Der Eckensteher Nante im Verhör“, das Original, das Beckmann zunächst für sich, nach einer Holtei'schen Anregung schuf, ist ein Scherz, der durch einen wahrhaften Komiker noch heute wirksam gemacht werden könnte. Der Eckensteher Nante sucht die Hilfe eines Aktuars, um einen ihm abhanden gekommenen Rock wiederzuerlangen, und hat eine längere Unterredung mit dem Gerichtsdiener, der ihn aus dem Zimmer herausbringen will. Doch sind Aktuar und Gerichtsdiener nur Nebenpersonen, die einzige wirkliche Person ist Nante, der durch seine urwüchsige Derbheit und Komik Jenen unterhält und Diesen entwaffnet.

Kein anderer der von Glaßbrenner geschilderten Typen brachte es zu solcher Popularität, wie der Eckensteher. Aber während die Minderbegabten sich damit begnügten, diesen einen Typus stets aufs Neue zu variiren, ging er, der offenen Auges immer Neues sah, auch zu Anderem über.

Ein bischen höher stieg er in einzelnen Berliner Novellen, in denen der Berliner Kleinbürger, der Bierwirth und Schneidermeister, der Handwerker und Ladenjüngling die Hauptrollen spielen. Ein toller Humor herrscht oft in ihnen, auch ein wenig Rührseligkeit kommt vor, selbst das falsch demokratische Streben, einen Grafen zum Vertrauten und Duzbruder eines Schneiders zu machen. Sonst aber sind diese Geschichten ganz köstlich: „Der junge Schneidermeister“, der seine Geliebte nicht entführen kann, weil ihm Jemand die Leiter wegzieht, und „Begräbniß in einer armen Familie“, dem ein toller Leichenschmaus folgt, der nur dadurch ein tröstliches Ende nimmt, daß der Humorist, der Allerweltsliebhaber, der selbst beim Verkauf einiger Lorbeerblätter etwas Liebe zugibt, schließlich als Geist der Verstorbenen erscheint.

In derselben Sphäre blieb Glaßbrenner, wenn er Herrn Buffey schilderte, einen Berliner Rentier, ehemaligen Wat..., einen Schwadroneur, der sich leicht übertölpeln läßt und seine Halbbildung gern öffentlich zeigt. Die Art, wie er seinem zehnjährigen Sohne die Perspektive erklärt, oder den Gegenstand historischer Bilder darlegt, ist höchst amüsant. Nicht minder, wie er von seiner schönen Tochter Hulda völlig beherrscht wird, die mit hochtrabenden Redensarten um sich wirft und auch die Kunstausstellungssäle als Feld für ihre Koketterie nicht verschmäht. Um sie schwirren Referendare und Lieutenants, neben ihr erscheinen Rezensenten, Bankiers, Mäcene mit ihrem Gefolge, Geheimräthe, feine Damen mit ihren Courmachern. Sie alle urtheilen über die ausgestellten Bilder und reden über die romantische und klassische, alte und neue, deutsche und französische Kunst theils mit wirklichem Verständniß, theils mit den schön klingenden, durch technische Ausdrücke überladenen Phrasen einer halbgebildeten Menge. Nur selten erklingt auch ein patriotischer Ton im Rückblick auf die Zeit von 1813; ohne eine kleine Anspielung auf die so jäh gestürzten spanischen Papiere geht es auch hier nicht ab. Endlich wird „Herrn Buffey's schönster Tag“ oder Hulda's Hochzeit mit einem ästhetisirenden Gelehrten geschildert, eine höchst ergötzliche Darstellung der Straßenscenen vor dem Haus und des Hochzeitsmahles selbst mit seinen Reden, Gedichten und den üblichen Folgen einer weingetränkten Heiterkeit.

Von dem Witz, der in den Unterhaltungen aller der genannten Persönlichkeiten, besonders in den Vorführungen des Guckkastenmannes, herrscht, läßt sich schwer ein Bild geben. Oft besteht er nur in dem komischen Klang des Berliner Dialekts, manchmal in dem überaus behaglichen allgemeinen Vergnügtsein, der allenthalben sich kundgebenden, aber wegen ihrer Urwüchsigkeit nicht störenden Selbstgefälligkeit, nicht selten in dem eulenspiegelhaften Mißverstehen oder der allzu wörtlichen Auffassung der gebrauchten Worte, häufig im „Verquatschen“ von Fremdwörtern oder fremdsprachlichen Redensarten: „Jott jeeft det Kind“ (God save the king), „viel saufiren“ (philosophiren). Von der ganzen Art vermögen vielleicht folgende Proben eine Vorstellung zu geben. Auf die Frage nach dem angenehmsten Ort in Berlin wird die Antwort ertheilt: Der Lustgarten, und zwar als Grund angegeben: „Erstens hat man da Kies, zweetens 'ne volle Börse un drittens wird da jepumpt.“

Als Beispiel für breitere Ausführungen mag folgende Schilderung der europäischen Länder dienen: „In Frankreich is es janz eenfach so: heldenmüthige Nation, Deputirtenkammer, Durscht nach Weißb—, nach Freiheit wollt' ick sagen, eenen Keenig wegjejacht, eenen noch bessern wiederjekriegt, schwüle Luft wie vor'n Jewitter. In England Freiheit durchweg, Widerstand der ersten Kröten (Aristokraten), Seemacht, Dampf; in Italjen Cholera, Pest und ville Flöhen; in der Schweiz etliche Unruhen durch Schuld von außen her; in Nordamerika Republik, Ueberfluß an Jeld, man fragt nach keenem Deibel nich un dhut Allens, wat man will, Ansiedler aus Deutschland, Jlück un Zufriedenheit; in Spanien Mord und Dodtschlag, die Keenijin-Rejentin liebt die jroßen Männer, et sind aber keene da, die kleene Keenijin is noch zu jung, Soldatenherrschaft, Verfolgung der Mönche, uf die andere Seite Carlos ohne festen Sitz, sich uff den Thron setzen

wollend. In Bayern Bier, Kunst un unjeheier vielle Relijon." Ein Zuhörer unterbricht den Redner: „Na, aber nun fehlt ja noch —" Der aber weicht aus mit den Worten: „Laß det jut sind!"

Diese Hinweisungen auf die Politik waren Glaßbrenners starke, wenn nicht stärkste Seite.

Bevor Glaßbrenner seine humoristischen Hefte herausgab, durch die er in Berlin und außerhalb der Stadt seinen Ruhm begründete, hatte er die Zeitschrift „Berliner Don Quixote" herausgegeben. Sie enthielt Novellen und Gedichte, Kritisches und Satirisches; unter den Titel „Leben und Treiben" viele Mittheilungen über hauptstädtische Vorgänge, statistische Notizen, Theaterkritiken, Scherze gegen die Homöopathie, gegen die Berliner Modejünglinge, Polemisches gegen andere Berliner Zeitschriften. Auf Politik nahm sie scheinbar wenig Rücksicht; dem, der schärfer zusah, offenbarten sich indessen vielfache Sticheleien gegen die bestehenden Zustände. Sie brachte Auszüge aus Laube's „vortrefflichem" Werke „Das junge Europa", Ausfälle gegen Polizei und Königthum, polemische Wendungen gegen das Hofleben mit Hervorhebung deutscher Kernsprüche aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Sie ironisirte die scheuen, allgemein gehaltenen Berichte der Berliner Zeitungen, z. B.: „In England ist Jemand ermordet worden" mit der Bemerkung, es werde (man bedenke 1833!) die Nachricht von dem Tode Napoleon's verbreitet; „wir können die Wahrheit noch nicht verbürgen". Sie stellte in den Querleistungen einmal die Sätze zusammen: „Er ist im Kampf für die Freiheit untergegangen — und das geschieht jetzt alle Tage."

Doch kommt das Politische, das in dieser Zeitschrift eine Rolle spielte, auch, wie schon angedeutet, in den kleinen humoristischen Heften zum Ausdruck. Schon in ihnen kam die Erklärung des Liberalen vor, „der lieber Alles" hat und des Serailen, „weil es davon sehr viele gibt". Auf die Frage des Einen: „Was ist denn das für eine Regierung, die spanische?" antwortete ein Anderer: „es gibt jetzt viele Regierungen, die mir spanisch vorkommen." Von Bayern hieß es einmal, bei Gelegenheit der Wiedereinrichtung der Klöster, „der geliebte König will sein Volk auf die frühere Klugheit zurückführen." Als ein Junge das Bild der Hinrichtung Sand's sieht, sagt er: „Wenn es nur keine üblen Folgen für Sand gehabt hat," worauf der Guckkastenmann entgegnet: „Ne, vor Sanden nich, oder —."

Unter den von Glaßbrenner gezeichneten Typen waren die Eckensteher die eifrigsten Politiker. Dieser ihrer Eigenschaft waren zwei Schriften gewidmet, beide mit dem Titel: „Die politisirenden Eckensteher." Ihr Gemeinsames besteht darin, naive Nichtwisser durch einen Klugschnabel, der seine Weisheit von einem Gesandtschaftsstallknecht weiß, über die Vorgänge des Tages belehren zu lassen. Die erste Schrift beginnt mit der Herzogin von Berry und läßt alle Länder Revue passiren, die Türkei, wo die Provinzen „Raßschweufe heißen, weil se Haare lassen müssen, die brauchen sie in den Haarem": Aegypten, wo sich „de Leite so lange das Essen abgewehnen, bis se Muhmien werden"; „dadurch wird wol der Pascha Vetter" sagt natürlich der Unterredner; England, dessen Maschinen ganz launig beschrieben werden. Endlich, da die Versammelten auf Frankreich kommen, spielen sie Deputirtenkammer, debattiren über die Frage, ob in den Tuilerien das Rauchen erlaubt sein soll, und das Ganze endet mit einer solennen Prügelei. Die antikatholische Tendenz, die in der ersten Schrift nur leise angedeutet war, kommt in der zweiten, die vom Streit mit dem Kölner Erzbischof ausgeht, Spaniens innere Kriege und den hannöverschen Verfassungszwist betrachtet, zum deutlichen Ausdruck. Aber hier läßt sich auch einmal ein deutsches und ein freiheitliches Wort hören. Ein Improvisator wird, nachdem er einige Proben seiner Kunst gegeben, aufgefordert, Deutschland und Nation zu reimen, lehnt das Ansinnen jedoch ab, das auch Goethe und Schiller nicht erfüllen könnten, „denn Deutschland ist keine Nation." Ein Anderer, wegen seiner freien Aeußerungen zur Vorsicht gemahnt, ruft aus: „Meine Meinung kann ick dreiste aussprechen, davor hab ick Preuße jelernt. . . . Wenn Jott jewollt hätte, daß man das aussprechen sollte, wat Manche jern hören, denn hätt er jeden Menschen uf de Zunge en Polzeicomissarius wachsen lassen. Wer sich fürcht't, wot zu sagen, wat er denkt, der doocht nischt, un wer Ursache hat, sich davor zu fürchten, det is en Schuft."

Auch sonst begann der Humor sich mit Politik zu beschäftigen, wenn auch im Allgemeinen die Zeit, die wir hier zu behandeln haben, nicht die der politischen Witze war. Unter den zahllosen Witzen Saphir's findet man nur wenige politische. Einmal wird erzählt, daß die chinesische Censur sich darum kümmere, ob genug Reis in den Vorrathskammern sei, und hinzugefügt: „unsere europäischen Censoren bekümmern sich nicht nur nicht um unseren Reis, sondern sie leiden kaum, daß wir Grütze haben." Von ähnlicher Harmlosigkeit waren andere Witze, die sich mit der Person des Königs und anderer hochgestellten Personen beschäftigten, z. B. der am 14. November 1826 nach der Wiederherstellung des Königs von seinem Fall kursirende Vers: „Heil Dir im Siegerkranz, Unserm König sind die Beene wieder janz," oder die Bezeichnung des Königs als Student, denn es heiße auf der Museumsinschrift: F. W. III, studio liberalium artium oder die auf die Frage: „Warum ist Schuckmann Minister des Innern?" ertheilte Antwort: „Weil er ohne Aeußeres ist."

Stärker war, was man über die Heirath des Königs mit der Gräfin Harrach (Fürstin Liegnitz) sagte. „Man würde die Heirath für eine Fabel halten, wenn nicht die Moral davon fehlte." Sie wurde „Königin der Nacht" genannt, und einem Trommler an der Schloßwache schrieb man die Frage an den wachthabenden Offizier zu: „Soll ich ein bischen mit der Linken trommeln?"

Prinz Karl von Mecklenburg, der sehr mißliebig war, wurde „Marschall Seitwärts" genannt. Eine Dame, welche die Stelle des am Hofe mißliebig gewordenen Fräulein Altrock bekam, wurde Fräulein Neurock genannt. Die Museumsinschrift, in der es hieß liberalium artium museum constituit 1828, gab außer dem schon oben erwähnten noch zu dem Witz Anlaß, „da kommt ja die liberale Konstitution von 1828 vor." Der geistreichste politische Witz, der damals gemacht wurde, rührt von dem Astronomen Encke her, dem Direktor der Berliner Sternwarte. Als der König von Hannover, bald nach der Entlassung der Göttinger Sieben, die Berliner Sternwarte sehen wollte, sagte Encke: „Recht gut, ich werde ihm das Siebengestirn zeigen."

L. Geiger.

Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter.*)

Meine Verehrung für Mörike ist schon recht alten Datums, sie war bereits keine ganz neue mehr, als ich ihr vor achtzehn Jahren in einem Essay über ihn Ausdruck gegeben und gewissermaßen öffentlich von ihr Rechenschaft abgelegt habe. Es bedarf also keiner besonderen Versicherung, daß ich zu den treuen Freunden dieses großen Lyrikers und feinsinnigen Novellisten gehöre. Und darum kann ich auch über die neueste Veröffentlichung von größtentheils erstmals gedruckten Dichtungen Mörike's durch Rudolf Krauß wirkliche Freude empfinden. Denn das meine ich allerdings müsse vorhanden sein — eine bereits bestehende intensive Bekanntschaft und Freundschaft mit Mörike, um diese neueste Gabe aus seinem Nachlaß würdigen oder auch nur richtig verstehen und billigen zu können. Der Herausgeber hat fraglos Recht, wenn er von den hier mitgetheilten anspruchs-

*) Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter. Aus seinem alltäglichen Leben. Von Rudolf Krauß. Mit zahlreichen erstmals gedruckten Gedichten Mörike's und Zeichnungen von seiner Hand. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1895. S. XI, 188.

losen Gelegenheitsgedichtchen aus Mörike's alltäglichem Leben sagt: auch in ihnen „komme die ganze Eigenthümlichkeit und Besonderheit unseres großen Lyrikers zum Ausdruck: der ihm angeborene feine Formsinn, die ihm zu Gebot stehende Kunst, die gewöhnlichsten und einfachsten Dinge poetisch zu verklären, auf eine ideale Stufe zu erheben, ja daß sie sich unter seiner Hand in Gold verwandeln". Aber so gewiß das wahr ist, so falsch ist es, wenn er außerdem hofft, sein Buch könne auch „denen, die bis jetzt Eduard Mörike nur oberflächlich oder etwa gar nicht gekannt haben, die Lust erwecken, sich möglichst bald und gründlich mit ihm und den Schöpfungen seines Geistes vertraut zu machen." Nein, der echte Mörike ist nur der Dichter von „O Fluß, mein Fluß im Morgenstrahl" oder „Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee" oder „Frühling läßt sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte" oder von „Schön-Rohtraut" oder wie sie sonst alle heißen, diese Perlen deutscher Lyrik, die nur an Goethe gemessen werden dürfen. Dieses Beste allein kann den Zugang zu ihm vermitteln; Abschnipsel und Abfälle seines Geistes reichen dazu wirklich nicht aus. Und so empfand denn auch Mörike selbst gewiß richtig, wenn er 1868 den Wunsch äußerte, „fernerhin möge von seinen ungedruckten Dichtungen nichts mehr veröffentlicht werden". Gibt es doch unter seinen Verehrern manche, die der ersten Auflage seiner Gedichte vom Jahre 1838 vor den späteren Ausgaben gerade wegen der zahlreichen in diesen hinzugekommenen Gelegenheitsdichtungen im gewöhnlichen Sinn des Wortes den Vorzug geben; daß sie damit freilich auch auf die köstliche Idylle vom alten Thurmhahn verzichten müßten, bedenken sie vielleicht nicht immer.

Also nicht für die, die Mörike bis jetzt noch nicht gekannt haben, sondern in der That nur für solche, welche seine Freunde schon sind, ist das Büchlein, von dem hier die Rede ist, eine werthvolle und ungefährliche Gabe. Sie finden Mörike's Dichterart allerdings auch aus den hier mitgetheilten Kleinigkeiten heraus und nehmen dabei nicht pietätlos Anstoß an der oft nicht vollendeten Form, an dem oft nicht zu voller Klarheit durchgearbeiteten Inhalt dieser rasch hingeworfenen, halb improvisirten Verse und Verschen. Für sie kehrt dabei freilich auch das alte Bedauern wieder, daß Mörike von dem Rezepte Goethe's: Gebt ihr euch einmal für Poeten, so kommandirt die Poesie! doch gar zu wenig hat Gebrauch machen mögen. Ich weiß wohl, daß ich mich dadurch in den Augen seiner unbedingten Verehrer in den Verdacht eines übeln Ketzers bringe; aber ich weiß auch, daß ich trotzdem Recht habe. Wer sich davon überzeugen will, der lese den (von Jakob Bächtold 1891 herausgegebenen) Mörike-Storm-Briefwechsel, und er wird mich verstehen, wenn ich sage, daß ich Angesichts desselben etwas wie Beschämung für meinen schwäbischen Landsmann fühle, der der ehrlichen Freundschaft und warmen Theilnahme des wackeren Holsten gegenüber so gar nicht zum Schreiben hat kommen können.

Wenn ich aber so meine einschränkenden Bedenken geäußert und auch gegen die beigegebenen Zeichnungen von Mörike's Hand die nothwendigen Vorbehalte gemacht habe, zu denen z. B. das verzeichnete Bildchen auf S. 115 doch gewiß reichlich Anlaß und das bekannte Gedicht von Moriz von Schwind die Pflicht und das Recht gibt, so kann ich nun mit freierem Herzen dem Herausgeber den Dank des Beschenkten aussprechen — eben als einer, der diesen Nachtrag mit der vollen Empfänglichkeit des Freundes entgegennimmt und überdies noch das hier besonders nothwendige Verständniß für die württembergische Lokalfarbe dieser Kleinigkeiten mitbringt. Und auch das kann ich zugeben, daß sich mir die Persönlichkeit des Dichters aus diesen Blättern wirklich nach manchen Seiten hin noch intimer erschlossen hat als aus seinen fertigen, innerlich und äußerlich vollendeten und abgerundeten Dichtungen. Diesen Dienst hat Krauß sicherlich allen denen geleistet, welche aus den Werken und hinter den Werken eines Schriftstellers auch zugleich seine Persönlichkeit erfassen und verstehen wollen, welche im Dichter den Menschen suchen. Vor allem gilt das von der humoristischen Seite seiner Poesie. Den Humor Mörike's kennen wir ja freilich auch schon aus seinem Stuttgarter Hutzelmännlein oder aus seiner Idylle vom Bodensee, aus seiner Verspottung des steifen Professorvolkes — „Die Eule, der Storch und der Pfau" —, seinem Märchen vom Suckelborst, dem sicheren Mann, der häuslichen Scene zwischen dem Essig fabrizirenden Präzeptor und seiner im Pentameter ihn abtrumpfenden Gattin, um nur diese paar Proben zu nennen. Aber der humorvolle Mensch mit seiner wirklich staunenswerthen „Andacht zum Unbedeutenden" tritt uns, die wir ihn nicht persönlich gekannt haben, doch erst in dieser Pfarr- und Schulstuben-, in dieser Küchen- und Stammbuchpoesie ganz entgegen. Und wenn man dem Humor des Dichters bisher oft die allzu spezifische Klangfarbe seiner schwäbischen Heimath zum Vorwurf gemacht hat, als ob er denselben nicht völlig abgeklärt und vom Individuellen zum allgemein und rein Menschlichen hinaufgeläutert habe, so trifft derselbe diese Alltagspoesie jedenfalls nicht. Sie wollte ja nur etwas sein für den Augenblick, dem sie angehörte, für den Boden, auf dem sie wuchs, für den bestimmten Anlaß, dem sie ganz individuell zu dienen hatte; darum durfte sie auch ganz sich erfüllen, ganz sich durchsättigen lassen von Erdgeruch und Bodenfarbe. Das Pfarrhaus in Cleversulzbach und der Pfarrkranz in Gochsen, das Katharinenstift in Stuttgart und die Hafnerwerkstätte in Lorch — das ist der engere Kreis, in dem sich dieses Poetenleben bewegt; sein Klärchen und sein Grethchen, Wilhelm Hartlaub der Freund und Luise von Breitschwert die Freundin, das sind die paar uns auch aus den Gedichten wohlbekannten Menschen, mit denen er am intimsten verkehrte, mit denen er lebte und glücklich war; dazu Joli der Hund und der Kater in Lorch, und als Hintergrund die ganze reizvolle Natur seines schwäbischen Landes, Urach und Tübingen, Stuttgart und an der alten Hohenstaufenburg die Wiesen und der Wald, da hat der Romantiker seine feinen Lieder, seine stillen Geschichten geschöpft und sich seine eigene Zauberinsel Orplid geschaffen. So ist es die kleine Welt Schwabens, in der wir uns hier in diesen Gelegenheitsgedichten ausschließlich mit ihm bewegen. Aber nun erkennen wir auch erst so recht, wie in den von ihm selbst herausgegebenen Gedichten und Geschichten doch unendlich viel von dieser lokalen Enge überwunden und abgestreift, wie hier das allgemein Menschliche so sicher und rein herausgearbeitet worden ist. Nicht mehr über ein zu wenig dürfen wir darum leise klagen, sondern wollen vielmehr laut die Kraft und Energie anerkennen, die damit gerungen hat und fertig geworden ist. Im kleinen Kreis ein großer Dichter! das wird uns jetzt erst ganz klar, wo wir ihn in diesem kleinen Kreise, in seinem alltäglichen Leben gewissermaßen versunken sehen. Und hier erst liegt schließlich doch die volle Rechtfertigung für das Büchlein von Rudolf Krauß; es ist für die alten Freunde eine trotz aller Vorbehalte willkommene Gabe, für den Litterarhistoriker eine ergiebige Quelle.

Straßburg i. E. Theobald Ziegler.

Die Artikel über „Heilserum und Heilung", welche Herr Professor O. Rosenbach in den drei letzten Nummern dieser Zeitschrift veröffentlicht hat, erscheinen in einem Separatabzuge bei J. Goldschmidt in Berlin. Jene Artikel haben inzwischen noch ein erhöhtes Interesse dadurch gewonnen, daß in der Sitzung der Berliner Medizinischen Gesellschaft am vorigen Mittwoch Herr Dr. Hansemann, ein Assistent Virchow's, über das neue Heilverfahren ein kritisches Referat erstattet hat, in dem er im Wesentlichen zu demselben Urtheil kommt, wie Rosenbach.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 10. Berlin, den 8. Dezember 1894. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) – Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW. Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Man bringt die Thronrede, mit welcher der Reichstag eröffnet worden ist, nicht in den schlimmsten Ruf, wenn man der Wahrheit gemäß berichtet, daß die Presse aller Parteien sie mit kühler, vorsichtiger Ruhe aufgenommen und beurtheilt hat. Welche Wege die neue Regierung auch in weiterer Zukunft wandeln wird, es war anzunehmen, daß Minister, die im Sattel gewiß noch nicht fest sitzen, es vermeiden würden, kritische Angriffe allzu schroff herauszufordern. Eine solche Erwägung scheint für den Inhalt der Thronrede maßgebend gewesen zu sein. Und demgemäß ist denn auch das Urtheil über dieselbe bei allen Parteien ausgefallen.

Der Inhalt hat nicht das geringste Unerwartete gebracht, aber er hat auch nirgends Befriedigung erregt; man müßte denn die Befriedigung darin suchen, daß jeder relativ zufrieden ist, seine politischen Gegner ebensowenig entzückt zu sehen, wie die eigenen Parteifreunde. In der gleichmäßigen Vertheilung einer noch zurückhaltenden, vorläufig resignirten Unzufriedenheit liegt ironischerweise etwas, wie allseitige Gerechtigkeit.

Will man die sämmtlichen Kommentare der Presse über die Thronrede zusammenfassen, so könnte man sagen, alle Welt ist darüber einig, daß diese Manifestation es in wortreichen Wendungen vorsichtig vermeidet, ein Programm zu sein. Wenn man in Betracht zieht, unter welch schwierigen Verhältnissen die jetzige Regierung ins Amt gekommen ist, und aus welch disparaten Elementen sie besteht, dann wird man billig das Aufsuchen eines solchen Auswegs als natürlich betrachten; ein derartiges Mittel ist freilich ein verheißungsvolles erstes Rezept für eine Regierung, welcher von den Gegnern des bisherigen Regiments die Bahn frei gemacht worden war unter dem Rufe: stärkere Hand, kräftigeres Kommando, zielbewußtere Steuerung. Ueber diese Forderungen liegt eine vorläufige Quittung jetzt vor.

Daß weitere Quittungen unmittelbar folgen werden, ist wahrscheinlich. Hatte der neue Kurs seine gefährlichsten Gegner unter den Agrariern, so wird bereits von denselben Gegnern dem neuesten Kurs als Pressionsmittel ein gleiches Schicksal wie den Vorgängern in Aussicht gestellt, wenn das Staatsschiff nicht schneller in reaktionäre Bahnen eingelenkt werde. Die „Kreuzzeitung“ ist unzufrieden, daß in der Thronrede für die Leiden der Landwirthschaft eine Wunderkur nicht angekündigt wird; der „Reichsbote“ ist ebenso mißmüthig; und das franker sprechende Stöcker'sche „Volk“ sowie das Organ des Bundes der Landwirthe drohen schon mit ziemlicher Offenheit und stellen, wenn nöthig, Rebellion in Aussicht. Nimmt man jenes Zerwürfniß hinzu, das zwischen konservativen Zeitungen und einigen nationalliberalen Blättern über die Frage der theologischen Lehrfreiheit an den Universitäten ausgebrochen war, so zeigt sich jener tief durchdachte politische Gedanke über die Schaffung eines neuen Kartells aus Nationalliberalen und Konservativen zur Stütze einer starken und doch gemäßigten Regierung von Neuem in seiner vollen praktischen Durchführbarkeit.

Fast ebenso viel Raum, wie die politischen Erörterungen über die Thronrede, nehmen — in Gesprächen vor Allem — die kritischen Bemerkungen über die Begleiterscheinungen der Eröffnungsfeier ein, und über die Eindrücke, die bei dieser Gelegenheit zu empfangen waren. Es ist da ein kleiner Haufen charakteristischer Einzelheiten zu erwähnen und ein anderer größerer Haufen wohlweislich auf gedrucktem Papier zu verschweigen.

Daß auf ein dafür bestimmtes Schild im neuen Reichstagshause die Worte: „Dem deutschen Volke“ keinen Platz fanden, ist zutreffenderweise in Parallele zu jener anderen Verfügung gestellt worden, daß am zu errichtenden Kaiser Wilhelm-Denkmal eine Wahlurne durch einen Altarkelch ersetzt wurde. Daß die Generäle bei der Grundsteinlegung im Reichstage die Hammerschläge vor den Vertretern des Volkes führten, ist zwar nur eine Kleinigkeit,

aber doch eine jener Kleinigkeiten von symbolischer Bedeutung, deren Berechtigung uns ebenso einleuchtend erscheint, wie etwa eine Einrichtung, daß bei Universitätseinweihungen die Unstudirten den Vortritt haben und bei Kasernenfestlichkeiten das Civil die erste Rolle spielt. Erscheinungen, wie die bezeichneten, sind Kleinigkeiten, die ja schließlich doch nichts daran ändern, daß der Reichstag das politische Lebenscentrum Deutschlands ist; aber um zu irritiren, dazu genügen auch solche Kleinigkeiten.

Ohne jeden politischen Beigeschmack ist schließlich der folgende Vorgang; der Baumeister des Reichshauses, Herr Wallot, ist durch eine so originelle Behandlung ausgezeichnet worden, wie sie in neuerer Zeit sicher niemals einem Künstler zu Theil geworden ist. Eine Kritik seines Werkes zu geben, ist an dieser Stelle nicht der Ort; und ob sein Bau Mängel aufweist oder nicht, ist ganz gleichgültig gegenüber der Thatsache, daß Herr Wallot jedenfalls einer der großen deutschen Baumeister unserer Tage ist und nicht ein Dilettant wie so viele seiner Kritiker, daß sodann sein Werk von den berufenen Richtern preisgekrönt wurde, und daß der Augenblick der Vollendung eines so gewaltigen Bauwerkes schwerlich der geeignete Zeitpunkt ist, um dem Meister die inhaltsreiche Stunde durch offensichtliche Zurücksetzungen zu trüben. Die Behandlung, welche Herr Wallot erfahren hat, konzentrirt sich nun in der Thatsache, daß die ganze offizielle Feier des ersten Tages von Anfang bis zu Ende sich abspielte, ohne daß der Name jenes Mannes überhaupt nur bedeutungsvoll genannt worden wäre, — weder in Reden noch in Urkunden, — ohne dessen Werk ein Anlaß zur Feier überhaupt nicht vorgelegen hätte.

Wenn man die letzten Jahre überblickt, so nimmt man wahr, daß die Parteigegensätze in Deutschland gewiß nicht gemildert worden sind, und die letzte politische Entwicklung hat gelehrt, daß das Verhältniß der Regierung zum Parlamente eine friedlichere Ausgestaltung ebensowenig erfahren hat. Diese großen Spalten, die sich durch den deutschen Bau ziehen, sind schließlich vermehrt worden durch eine stets wachsende Anzahl kleiner Risse, die eine geradezu virtuose Kunst zu verletzen, geschaffen hat; eine Kunst zu verletzen, die jede Partei, jeder Stand, jede Konfession, Personen und Gruppen mit Ueberraschung und Verblüffung schon über sich haben ergehen lassen.

Es ist ja richtig, der deutsche Bau ist fest, und die früheren Werkmeister haben ein Renommee hinterlassen, das dem Vertrauen in das Gebäude zu Gute kommt. Aber es steigt doch immer bedenklicher die Zahl der kleinen und der großen Fehlgriffe, und wenn die kleinen auch zur Zeit noch bedeutungslos scheinen, so kann doch auch die Summe dieser Kräfte zweiten Ranges plötzlich in einer entscheidenden Stunde bei einem neuen großen Mißgriff ausgelöst werden, und sie werden dann in ihrer vollen bedenklichen Bedeutung als eine sehr reale politische Macht gleichfalls zu Tage treten.

Unterirdische Wasserläufe, von denen jeder einzelne nur ein winziges Stückchen Erde unterhöhlt, sind, wenn sie nur zahlreich genug auftreten, noch gefährlicher, als ein offener sichtbarer Spalt. Wo ein offener Spalt ist, sieht man; wo aber noch fester Boden über solchen unterminirenden Strömungen bleibt, weiß man nicht. Höflinge werden weiter über diese Gefahren, große und kleine und ganz kleine, hinwegtänzeln; aber von den ernsten Politikern verlangt immer dringender der Augenblick, daß sie laut und mit Nüchternheit sagen, wo wir halten, und eine solche ernste Aussprache, für welche latente Neigung nicht nur in einer Fraktion vorhanden ist, sie wäre auch ganz geeignet, die Politik über das kleine Fraktionsgezänk zu größeren, gemeinsam zu verfolgenden Aufgaben zu erheben. Wie schnell wird im neuen Haus, das ohne jedes freudige und erhebende Gefühl bezogen wurde, eine solche heilsame Entwicklung sich anbahnen lassen?

Wie der deutsche Reichstag, so haben auch das italienische Parlament und der Kongreß der Vereinigten Staaten ihre Arbeiten wieder aufgenommen.

Die italienische Thronrede verkün[...] Lage der Welt, und im Uebrigen ist sie etwas [...] klärungen über die Methode, wie die alten Ziele [...] werden sollen. Diese sind geblieben; Hebung de[...] wohlstandes, Einschränkung der Ausgaben und [...] erhaltung der Ruhe im Innern.

Die Botschaft Cleveland's ist belebt von jene[m] gesunden Geist, der alle politischen Thaten dieses Präsidenten auszeichnet; sie befürwortet verständige wirthschaftliche Maßregeln; vor allem Zollfreiheit für Kohlen und Eisen; sie nimmt von Neuem vorsichtig Stellung zur Frage der Währungsschwierigkeiten; sie will die Vereinigten Staaten von der politischen Verantwortung in Samoa befreit wissen, was unsere Kolonialchauvinisten sich anmerken mögen, und sie spricht einer gerechten Erledigung der deutschen Einwände gegen die amerikanische Handhabung des Zuckersteuergesetzes das Wort. Neben soviel politischer Charlatanerie und sovie[l] naiver oder cynisch mit ihrer Verantwortung spielender Großmannssucht erscheint ein derartiges Programm voll einsichtig wägender Klugheit, wie ein Labsal.

∴

An der Schwelle des neuen Reichshauses.

Reichstagsgebäude ist ein schreckliches Wort; es riecht nach Aktenstaub und subalterner Büreaukratie. Das Sprachgefühl ist Angesichts des stolzen Wallot'schen Neubaus mit Recht rebellisch geworden. Es will mit einem „Reichstagsgebäude" nichts mehr zu schaffen haben und hat, nicht ungeschickt, das Wort „Reichshaus" — gleichsam als Sprachdenkmünze — für die Einweihungsfeier geprägt. Das Wort läßt sich hören. Es ist schlicht und vielsagend. Es gibt kein Haus in deutschen Landen, in dem der Reichsgedanke so sehr verkörpert wäre. Die kaiserliche Krone repräsentirt das Reich nach außen, das Reichshaus ist der sichtbare Ausdruck der inneren Einheit Deutschlands. Es ist deshalb auch politisch zweckmäßig, daß das Reichshaus zu den mächtigsten Bauwerken unserer Zeit gehört. Gerade in einem Lande wie Deutschland, in dem die centrifugalen Elemente noch immer ungewöhnlich stark sind, ist es angezeigt, auch die Phantasie des Volkes mit der Reichsidee zu erfüllen. Und dazu ist ein Bau geschaffen, dessen mächtige Architektur aller Augen auf sich zieht, um dessen Grundstein vor einem Jahrzehnt die ruhmreichsten Baumeister des Deutschen Reichs, Kaiser Wilhelm I., der spätere Kaiser Friedrich, Bismarck, Moltke versammelt waren, und dessen Schlußstein in diesen Tagen durch Kaiser Wilhelm II. als Vertreter einer jüngeren politischen Generation gelegt wurde, die, bei aller sonstigen Verschiedenartigkeit, doch mit jenem älteren Geschlecht in dem festen Willen sich zusammenfindet, die mit so viel Mühen und Blut zusammengeschweißte deutsche Einheit in allen Fährnissen aufrecht zu erhalten.

Eine eindrucksvolle Feierlichkeit bei der Einwei[hung] — die Feier vom Mittwoch konnte leider nur im materi[ellen] Sinne als eindrucksvoll bezeichnet werden — war vi[elleicht] nie mehr am Platze, als in der gegenwärtigen Zeit, [wo] die Freude am Reich vielfach einer grämlichen Verdrossenheit gewichen ist, wo allenthalben in der Welt die Kritik [des] Parlamentarismus einer erneuten scharfen Prüfung [sich unter]zieht, und wo in Deutschland selbst Kräfte thätig sind, [...] offen, und noch mehr heimlich, das Zutrauen zu dem all[ge]meinen Wahlrecht untergraben.

Der deutsche Reichstag, als Hauptklammer des [deut]schen Reichs, steht und fällt mit dem allgemeinen [Wahl]recht. Seine nationale Bedeutung beruht gerade [darin], daß er das ganze deutsche Volk, und nicht bloß einzelne Klassen desselben, vertritt. Das allgemeine Wahlrecht [ist] eine der wichtigsten Grundlagen der Reichseinheit;

deshalb gäbe es für Deutschland kaum eine revolutionärere Maßregel, als die Beseitigung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts. Eine derartige Entmündigung des Volks könnte in einem Einheitsstaate noch eher riskirt werden, als in einem Bundesstaate, dessen Glieder so viel lockerer zusammengefügt sind. Aber selbst in einem Einheitsstaate ist der Fall bisher noch nicht vorgekommen, daß das allgemeine Wahlrecht, nachdem es einmal eine Zeit lang praktisch in Uebung war, wieder beseitigt worden wäre. Vielmehr nähern sich alle Staaten, in denen eine Repräsentativverfassung besteht, immer rascher dem allgemeinen Wahlrecht. Man mag demselben theoretisch auch noch so viel Böses nachjagen; die Widerstände der politischen Tradition und der Klasseninteressen mögen noch so groß sein: das suffrage universel setzt seinen Triumphzug durch die Welt dennoch fort; gestern zog es England, heute Belgien in seine Kreise, und morgen wird es Oesterreich unter seinen Einfluß bringen. Der Prozeß vollzieht sich wie unter der Gewalt eines Naturgesetzes.

Es ist eben die logische Konsequenz des Repräsentativsystems überhaupt. Es liegt recht eigentlich im Begriff der Volksvertretung, daß sie eine Vertretung des ganzen Volkes sei, d. h. aller Volkstheile, aller Volksschichten. Vor dieser einfachen Erwägung ist die glänzendste Beredsamkeit und das brutalste Klasseninteresse gescheitert. Was würde dazu gehören, um einer so siegreichen Weltbewegung bereits erobertes Terrain wieder zu entreißen? Man wird vielleicht einwenden, daß die früheren übertriebenen Vorstellungen von dem Segen des Parlamentarismus längst einer recht nüchternen Skepsis gewichen seien. Die theoretische Präsumtion, als ob Volksvertreter an Intelligenz und Charakter besonders auserwählte Persönlichkeiten wären, sei durch so viele Ausnahmen Lügen gestraft worden, daß der Respekt gar sehr gelitten habe; und nicht bloß der Respekt vor den Personen, sondern auch vor deren Thaten. Der amerikanische Grundsatz: most bills are bad, therefore kill as many as you can: hat ohne Zweifel auch für die europäische Gesetzgebung eine gewisse Berechtigung erlangt. Auch diesseits des Ozeans geht die Gesetzgebung im Wesentlichen aus Interessenkämpfen hervor, bei denen Vernunft und Billigkeit nur zu oft eine recht bescheidene Rolle spielen.

Aber bei allen vermeintlichen und wirklichen Gebrechen ist der Parlamentarismus doch unersetzlich, weil man nichts Besseres an seine Stelle zu setzen vermag.

Man hat wohl davon geträumt, die frühere ständische Vertretung in einem berufsständischen Parlament wieder aufleben zu lassen, so daß Gevatter Schneider und Handschuhmacher und all die anderen Berufsgenossenschaften bloß durch Ihresgleichen vertreten seien. Die babylonische Interessenverwirrung, die dann beim Thurmbau der Gesetzgebung ausbrechen würde, müßte recht erbaulich werden. Im Ernst ist an einen derartigen Ersatz der Volksvertretung durch eine Vertretung von Interessengruppen natürlich nicht zu denken. Aber solche und ähnliche „Reformvorschläge“ zeigen symptomatisch das Unbehagen an, mit dem der Parlamentarismus einflußreiche Kreise erfüllt. Zugleich aber zeigt ein jeder dieser unmöglichen Reformvorschläge, wie schwer es ist, an die Stelle des Unvollkommenen auf diesem Gebiete etwas Vollkommneres zu setzen.

Selbst die Widerwilligen müssen deshalb die Dinge nehmen, wie sie sind, und versuchen, das Beste daraus zu machen. Alle Kritik des Parlamentarismus ändert nichts an der Thatsache, daß der Reichstag für Deutschland eine unerläßliche Nothwendigkeit geworden und geblieben ist. Das allgemeine Wahlrecht aber ist bereits so eingewurzelt und so viel besser, als das Wahlrecht jedes deutschen Einzelstaats, daß der Begriff eines deutschen Reichstages von dem allgemeinen Wahlrecht in den Vorstellungen des Volks nicht mehr zu trennen ist.

In dem neuen Reichshause wimmelt es von unzähligen Wappenthieren. All diese architektonische und malerische Heraldik kann und darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß eine demokratische Körperschaft in diesem Bauwerk die Geschäfte des Landes treibt. Und hoffentlich wird der Reichstag sich auch seines Ursprungs und seiner Pflichten als Vertreter des gesammten deutschen Volkes immer klarer bewußt werden.

Th. Barth.

Soziale Bestimmungen im bürgerlichen Gesetzbuch.

(Entwurf zweiter Lesung.)

Bekanntlich hat der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich, wie er 1888 der Oeffentlichkeit übergeben wurde, allgemein nur wenig befriedigt. Die Kritiken fielen dicht wie Hagelschlossen auf die junge Pflanze nieder; und es mangelte unter ihnen nicht an solchen, welche nur zu völliger Ausrodung, mit allen Wurzeln, zu rathen wußten. Aber auch da, wo man die guten Seiten dieses Entwurfs, seine wissenschaftliche Geschlossenheit und Feinheit, anerkannte und überdies aus politischen Gründen empfahl, die einmal gelegte Grundlage zu einer einheitlichen bürgerlichen Gesetzgebung nicht aufzugeben, verkannte man das Bedürfniß gründlicher Umarbeitung nicht. Eine solche zu liefern ist seither eine zweite Kommission an der Arbeit, so eifrig, daß sie von dem so zu Stande kommenden „Entwurf zweiter Lesung“ bereits große Stücke zu veröffentlichen in der Lage gewesen ist. In dieser zweiten Lesung liegen uns fertig vor drei Theile: der sogenannte allgemeine Theil, das Recht der Schuldverhältnisse und das Sachenrecht; zwei weitere Theile, Familien- und Erbrecht, fehlen noch, sollen aber auch schleunigst gefördert werden.*)

Was wir haben, genügt, um sich einstweilen ein Urtheil über die Leistungen jener zweiten Kommission zu bilden; und zwar kann dasselbe, darüber herrscht wohl in juristischen Kreisen bloß eine Stimme, nur rühmend ausfallen. Ist auch Niemand in jeder Beziehung zufrieden, so springt doch in die Augen, daß gar viel gewonnen ist, namentlich an praktischer Brauchbarkeit und an formaler Glätte; und selbst die sachliche Vollständigkeit ist gefördert, z. B. durch Aufnahme der in erster Lesung abgewiesenen Bestimmungen über die Entstehung von Vereinen mit juristischer Persönlichkeit. Nicht nur ist die Sprache kräftiger, die Fassung oft glücklicher geworden; man hat selbst vor tieferen Eingriffen, Umänderungen und Zusätzen nicht zurückgescheut.

Von allen Unterschieden, welche so die zweite Lesung (soweit sie veröffentlicht ist) gegen die erste aufweist, dürften für den Laien die interessantesten sein diejenigen, welche auf das Bemühen der zweiten Kommission zurückzuführen sind, dahingehend, der jüngsten sozialen Bewegung Rechnung zu tragen. Auf solche soziale Tendenzen, den Schutz des wirthschaftlich Schwächeren gegen Ausbeutung, die straffere Heranziehung des kapitalistischen Unternehmers zur Tragung weitestgehender Verantwortlichkeit, u. dgl. m. — auf solche Nebenrücksichten hatte sich die erste Lesung wenig eingelassen. Ihr erschien es, den Prinzipien der alten Schule gemäß, genug, für die abstrakte Gerechtigkeit zu sorgen; das bürgerliche Recht galt ihr als das wenigst geeignete Gebiet wirthschaftlicher Ausnahme- und Begünstigungsmaßregeln. Das laute Geschrei, welches sich dann deshalb gegen sie erhob, hat der zweiten Kommission zur Warnung gedient; es dürfte einen Versuch lohnen, eine Anzahl der Maßregeln vorzuführen, durch welche denn nun diese nachträgliche Salbung unseres Civilrechts mit dem berühmten Tropfen sozialen Oeles vollzogen werden soll.

Schon daß man zu den zwei Entmündigungsfällen der ersten Lesung, nämlich Geisteskrankheit und Verschwendung, einen dritten hinzugenommen hat, die Trunksucht, gehört hierher. Sodann die Aufnahme einer Bestimmung,

*) Nachdem dies bereits geschrieben war, ist soeben der vierte Theil erschienen.

welche den Hinterbliebenen desjenigen, der sein Leben zu ihren Gunsten versichert hatte, den Anspruch auf die Versicherungssumme vor den Gläubigern des Verstorbenen sichert. Weit charakteristischer ist es aber noch, wenn in die subjektive Willkür, sich wegen Nichterfüllung vertragsmäßiger Verbindlichkeiten beliebig hoher Konventionalstrafe zu unterwerfen, eingegriffen wird durch den Zusatz: „Eine verwirkte Strafe kann, wenn sie unverhältnißmäßig hoch ist, auf Antrag des Schuldners auf den angemessenen Betrag herabgesetzt werden." Auch demjenigen, der Geld auf unbestimmte Frist entlehnt hat, kommt der neue Entwurf mit einer längeren Kündigungsfrist zu Hilfe, wenigstens falls es sich um mehr als dreihundert Mark handelt; und dem Ersatzpflichtigen, indem er ihm gestattet, falls seiner primären Pflicht nachzukommen und den rechtsgemäßen Zustand wiederherzustellen zu kostspielig wäre, statt dessen den Gläubiger in Geld zu entschädigen.

Die beiden Hauptmaterien für solche sozial bestimmte Gesetzgebung sind aber die der Miethe und der Haftung für unerlaubte Handlungen.

Bei Miethverhältnissen stellt man sich bekanntlich immer denjenigen, der sich eine Wohnung miethet, dem Vermiether gegenüber als den wirthschaftlich schwächeren Theil vor. Hauptsächlich deshalb erregte es so allgemeinen Anstoß, als der erste Entwurf den Satz aufstellte: „Kauf bricht Miethe", d. h., wenn ich mein Haus vermiethet habe und es sodann, während der Miethperiode, verkaufe, so ist der Käufer nicht verpflichtet, meinen Miether wohnen zu lassen, unbeschadet meiner Pflicht, falls der Käufer meinen Miether wirklich nicht wohnen läßt, letzteren dafür vollständig schadlos zu halten. Die Motive zum ersten Entwurf hatten sehr fein nachgewiesen, daß zu einer anderen Erledigung dieses Konflikts zwischen Miether und Käufer nach dem neueren Grundbuchprinzip keine systematisch-einleuchtende Möglichkeit vorliege; der Chor der Praktiker antwortete, die systematische Konsequenz und Reinlichkeit möge sehen, wo sie bleibe, vor allem sei für den unglücklichen Miether zu sorgen. In dieser Verlegenheit hat nun die zweite Kommission auf eine Rechtsbildung zurückgegriffen, welche das preußische Landrecht im Anschlusse an eine, seit dem längst als grundfalsch aufgegebene, tiefergreifende systematische Unterscheidung (zwischen Recht zur Sache und an der Sache) hervorgebracht hatte. Danach ist es jetzt entscheidend, ob der Miether die Wohnung schon inne hat oder noch nicht. Ist letzteres der Fall, so bleibt's wie beim ersten Entwurf; sitzt er schon in ihr, so kömmt von selbst zwischen ihm und dem Käufer, wenn letzterer auch von der Existenz eines solchen Miethers gar nichts wußte, durch den zwischen Verkäufer und Käufer abgeschlossenen Vertrag ein Miethverhältniß zu Stande, in welchem der neue Herr genau dieselben Pflichten und Rechte gegen seinen Einwohner hat, wie der alte, letzterer aber außerdem dem Miether noch als Bürge für die Erfüllung jener Pflicht des neuen Herrn haftet. Durch diese ziemlich verwickelte Bestimmung werden eine Reihe weiterer Paragraphen nothwendig, die Einzelheiten ordnen und auf die hier nicht eingegangen werden kann; daß das Problem, den Miether zu schützen ohne den Verkauf eines Miethhauses geradezu unmöglich zu machen, im wesentlichen gelöst ist, muß zugegeben werden. — Außerdem trifft die zweite Lesung zu Gunsten des Miethers die neue Bestimmung: „Ist eine gemiethete Wohnung so beschaffen, daß ihre Benutzung mit einer erheblichen Gefährdung der Gesundheit verbunden ist, so kann der Miether das Miethverhältniß ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist kündigen, auch wenn er die gefahrbringende Beschaffenheit bei dem Abschlusse des Vertrages gekannt oder auf die Geltendmachung seiner Rechte wegen derselben verzichtet hat." Analoge, ebensowenig vertragsmäßig ausschließbare Bestimmungen sind im Interesse der Gesundheit desjenigen getroffen, der seine Dienste vermiethet, da ja hier, bei der Dienstmiethe, der Vermiether ebenso allgemein und unbedenklich als der wirthschaftlich schwächere Theil gilt, wie dort, bei der Sachmiethe, der Miether. Uebrigens muß unbedingt anerkannt werden, daß man sich hier auch in diesem Entwurfe von dem Einlassen auf extreme Wünsche extremer Parteirichtungen erfolgreich ferngehalten hat.

Bei der Verpflichtung zum Schadenersatze wegen unerlaubter Handlungen, d. h. wegen Verletzungen der Rechte Anderer, ging man bisher wesentlich von dem Grundsatze aus, daß jeder nur für solche Verletzungen haftet, die er selbst, durch eigene Schuld herbeigeführt hat. Sollte der Unternehmer für Schaden einstehen, den seine Angestellten angerichtet hatten, so war nach dem Entwurf erster Lesung der Beweis zu erbringen, daß jener diese nachlässig ausgewählt, ungenügend instruirt oder überwacht, kurz daß irgendwie selbst „Schuld daran" hatte. Statt dessen läßt die zweite Lesung den Unternehmer schlechthin von vornherein für seine Angestellten haften und gestattet ihm nur sich durch den Beweis seiner Schuldlosigkeit zu befreien. Man sieht, wie viel schlechter dadurch seine Lage wird; aber immerhin bleibt es doch noch dabei, daß ein nachweisbar Unschuldiger für Schuld Anderer nicht eintreten muß. Zweifellos unschuldig an der Schädigung eines Dritten ist nun aber doch auch, wer dieselbe herbeiführt, während er sie weder vorhersah, noch irgendwie selbst nur vorhersehen konnte, so daß es sich für ihn um einen reinen, wenn auch noch so unglücklichen, Zufall handelt; erst recht unschuldig ist gewiß, wer überhaupt nichts vorhersehen kann, das Kind, der Bewußtlose, der Wahnsinnige — nennen doch die Franzosen recht bezeichnender Weise gewisse Blödsinnige: innocents. Daß also ein Kind, ein Bewußtloser nie für das, was er anrichtet, und daß ein bei Bewußtsein befindlicher Erwachsener für diejenigen Schädigungen nicht einsteht, die sich zufällig an sein Thun anschließen, galt bisher, auch dem ersten Entwurf, als selbstverständlich. Das ändert sich alles nach dem zweiten Entwurf, falls nur jener Schädiger wohlhabend, der Geschädigte bedürftig ist; denn das heißt es doch, wenn jener den Schaden insoweit ersetzen soll, „als die Billigkeit nach den Umständen des Falles, insbesondere nach den Verhältnissen der Betheiligten, eine Schadloshaltung erfordert". Glücklich kann sich noch der schuldlos haftende Wohlhabende preisen, daß dabei wenigstens ihm nicht die Mittel entzogen werden sollen, „deren er zum standesmäßigen Unterhalte sowie zur Erfüllung seiner gesetzlichen Unterhaltspflichten bedarf". Mit dem „standesmäßigen Unterhalt" haben wir einen recht dehnbaren Begriff vor uns; im übrigen entscheidet allein das richterliche Ermessen; nun denke man an den Wahnsinnigen, der einen großen Brand verursacht hat, an den Kaufmann, der ohne jede Schuld Waaren verspätet liefert, auf die eine große Anzahl Arbeiter zum Brotverdienst warten; man denke überhaupt daran, daß, wenn wir von der Vorhersehbarkeit absehen, in der Kette des objektiven Kausalzusammenhanges gar keine Grenze zu finden ist, gar kein Glied, bis zu dem als der zufälligen Veranlassung man nicht zurückgreifen könnte; und man wird von der Kühnheit dieser Bestimmung sich eine Vorstellung machen können. Freilich findet sich schon Vorbildliches dazu im preußischen Landrecht; aber doch in weit engerem Maße, so daß es todter Buchstabe geblieben war, während diesem Paragraphen des Entwurfes zweiter Lesung die heutige Tendenz nur zu sehr entgegenkommt. Wie ängstlich, wie vorsichtig bedacht die Landesgesetzgebung und die bestehenden Zustände zu schonen, nähert sich dagegen einer der folgenden Paragraphen der peinlichen Frage des Ersatzes für Wildschaden! Und es dieser letzten Bemerkung soll wahrlich kein Tadel an die Adresse der Mitglieder der zweiten Kommission liegen; wahrscheinlich war mehr nicht durchzusetzen; und schon das, was der zweite Entwurf bietet, ist verhältnißmäßig viel, wenn man bedenkt, daß der erste diese heikle Materie nicht einmal zu berühren gewagt hatte; da hatte man einfach alles der Landesgesetzgebung überwiesen.

Es gibt zu denken, daß die beiden wichtigsten der vorerwähnten Neuerungen, der Eintritt des Käufers in die Pflichten des Vermiethers und die Haftung für Schadenersatz ohne Schuld, sich an Vorschriften des Allgemeinen Preußischen Landrechtes anlehnen. Zunächst könnte man auf die mehr äußerliche Erklärung fallen, daß altpreußische Juristen in der zweiten Kommission vorwiegenden Einfluß

bern. Aber man wäre doch wohl versucht, weiter zu gehen. lls zu Ende des vorigen Jahrhunderts das preußische Landecht entstand, herrschte der Geist des patriarchalisch-absolutstischen Regiments, welches für moralisches und wirthschaftches Wohlergehen der Unterthanen durch fortlaufende eingreifende Reglementirung all ihres Thun und Lassens zu orgen sich berufen hielt; daß es möglich sei, durch gute Gesetze in diesem Sinne alle Menschen gut und glücklich zu machen, nahm man stillschweigend an. Von diesem Geist eigt sich das preußische Landrecht tief durchdrungen; in einer Beziehung erschien es noch vor zwanzig Jahren so veraltet, wie gerade in dieser; sollten wir uns heute, im Kreis- oder Schraubengange der Weltgeschichte, wieder dem Punkte nähern, dem jener Geist entspricht? Büreaukratisch unterstütztes Gottesgnadenthum und Sozialdemokratie finden beide ihr Ideal in derselben Richtung

Ernst Landsberg.

Parlamentsbriefe.

I.

Thronrede — Einweihung des neuen Reichshauses — Abschied vom alten Reichstagsgebäude — erste gesellige Zusammenkunft im glanzvollen Palast am Königsplatz: das war das Programm des ersten Tages der beginnenden Session. Das Programm war so vielseitig daß es für alle höheren Regungen des menschlichen Geistes Raum bot. Tiefe politische Ideen, patriotischer Schwung, pietätvolle Rührung, Humor und Witz hätten — jedes zu seiner Zeit — an diesem festlichen Tage eine Stätte finden können. Aber sie wurden nicht bemüht. Die nüchterne Trockenheit eines Hofberichts reicht aus, um den 5. Dezember 1894 in seinem Wesen darzustellen. An äußerem Glanz, an bunten Uniformen, Ordensbändern und Posaunenstößen war bei der Einweihungsfeier gewiß kein Mangel, und die beiden Photographen, die in der mächtigen Rotunde der Wandelhalle ihres Amtes walteten, werden eine malerische Ausbeute aufzuweisen haben; aber ein Wort, das zu Herzen gegangen wäre, ist nicht gefallen. Und was hätte sich alles sagen lassen! Nicht einmal jener geschah Erwähnung, aus deren staatsmännischer Arbeit ein deutscher Reichstag hervorgewachsen ist, noch auch des Künstlers, dessen schöpferische Kraft dem neuen Hause die äußere Gestalt gab.

In demselben Geiste ist die Thronrede gehalten. Sie provozirt nicht, das muß man lobend anerkennen, aber auch sie überrascht durch das, was ihr fehlt. Mit keiner Silbe erwähnt sie die Krisis der letzten Wochen. Wer es nicht ohnedies weiß, der erfährt nicht, daß ein Kanzler, der vier und ein halbes Jahr an der Spitze der Regierung stand, über Nacht gefallen und durch den bisherigen Statthalter von Elsaß-Lothringen ersetzt ist. Die Fiktion ist aufrechterhalten, als ob ein Wechsel im Kanzleramte keine politischen Konsequenzen zu haben brauche, weil bei uns der Kaiser nicht bloß herrsche, sondern auch regiere. Aber diese Theorie von der Unselbständigkeit des Kanzlers gegenüber dem kaiserlichen Willen erscheint mit jedem Jahre weniger praktisch durchführbar. Davon wird auch Fürst Hohenlohe durchdrungen sein, und er könnte sich ein wirkliches Verdienst erwerben, wenn er den Grundsatz staatsmännischer Selbständigkeit nachdrücklich zur Geltung brächte. Er ist dazu, aus mancherlei äußeren Gründen, besser in der Lage, als jeder seiner Vorgänger.

Was man von der nächsten Zukunft parlamentarisch zu erwarten hat, liegt nach wie vor im Dunkel. Die Zerfahrenheit ist größer als je Eben deshalb erscheint auch das Schicksal der beiden im politischen Mittelpunkt stehenden Vorlagen — des Umsturzgesetzentwurfs und der Tabaksteuervorlage — völlig ungewiß. Von besonders günstigen Aussichten kann man jedenfalls bei keiner dieser beiden Vorlagen reden. Der Umsturzgesetzentwurf ist einen Tag nach dem Etat ausgegeben; er wird auch an zweiter Stelle zur Verhandlung kommen. Der Inhalt entspricht im Wesentlichen den Voraussetzungen der öffentlichen Meinung. Der bedeutsamste Vorschlag betrifft die Erweiterung des § 130 des Strafgesetzbuchs. Darnach sollen auch Personen bestraft werden, die Religion, Monarchie, Familie, Ehe und Eigenthum in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise durch beschimpfende Aeußerungen angreifen. In dieser Bestimmung steckt so viel Kautschuk, daß sich damit ein erheblicher Theil der bisher noch freien öffentlichen Diskussion ohne große Schwierigkeit erdrosseln läßt.

Wenn die Scenen am ersten ordentlichen Sitzungstage im neuen Reichshaus den Charakter einer Vorbedeutung haben, so wird Umsturzstimmung die gegenwärtige Session beherrschen. Wir erinnern uns nicht, seit Ahlwardt's Debut eine ähnlich unerquickliche Sitzung erlebt zu haben, wie die vom Donnerstag. Nachdem der Präsident Herr von Levetzow in glücklicher Form den Reichstag in dem schönen Sitzungssaale begrüßt und dabei auch in gebührender Weise des Erbauers Wallot gedacht hatte, was sehr beifällig aufgenommen wurde, ging schon der Lärm los. Der Präsident schloß seine Ansprache mit einem Hoch auf den Kaiser. Mochten nun die Sozialdemokraten auf dies Hoch nicht gefaßt gewesen sein oder war es Dolus, genug die sozialdemokratischen Abgeordneten blieben sitzen. Derartige Demonstrationen sind so geschmacklos, wie die gewohnheitsmäßige Ablehnung des Budgets und ähnliche politische Kraftmeiereien, die durch ein ironisches Achselzucken wirksamer als durch laute Entrüstung kritisirt werden. Statt dessen hielten es einige loyale Charaktere für angezeigt, durch Pfuirufen über jene Geschmacklosigkeit zu quittiren. Die Reaktion war vorauszusehen. Auf das Pfui rechts antworteten die Sozialdemokraten von links mit einigen saftigen Grobheiten. Das war die geschäftliche Einweihung des prächtigen Parlamentshauses. Als zweiter Akt folgte eine stille Demonstration gegen die Sozialdemokratie. Die Sozialisten zählen gegenwärtig 46 Mitglieder. Die Zahl berechtigt sie dazu, im Büreau durch einen Schriftführer vertreten zu sein. Nachdem sie ihren Einzug in die Kommissionen und in die Vorstände der Abtheilungen gehalten haben, lag es nahe, sich auch betreffs des Schriftführeramts auf den nüchternen geschäftlichen Standpunkt zu stellen und nach denselben arithmetischen Prinzipien zu verfahren, die betreffs der übrigen Parteien unbeanstandet gelten. Die Mehrheit hat anders entschieden, weil ein etwaiger sozialdemokratischer Schriftführer bei repräsentativen Anlässen Abstinenz üben würde. Bisher hat man nie erfahren, daß die Abwesenheit eines Schriftführers bei irgend einer feierlichen Gelegenheit bemerkt worden wäre. Es verlohnte deshalb wohl kaum der Mühe, den an sich als berechtigt anerkannten Anspruch der Sozialdemokraten auf einen unter acht Schriftführern auf solche Gründe hin zurückzuweisen. Der Sozialdemokratie ist die Zurückweisung ihres gerechten Anspruchs natürlich viel erwünschter, als die Annahme. Nachdem die Schriftführerwahl beendigt war, begann der Krakehl aufs Neue. Die Sozialdemokraten hatten beantragt, ein Strafverfahren gegen den Abgeordneten Herbert (Stettin) für die Dauer der Session einzustellen. Derartige Anträge sind stets ohne Weiteres genehmigt worden. Diesmal aber verlangten die Konservativen Verweisung an die Geschäftsordnungskommission, weil — es sich um einen Prozeß wegen Majestätsbeleidigung handele Der Zufall wollte, daß der Anlaß zu diesem Majestätsbeleidigungsprozeß ein so winziger ist, daß in anderen Ländern die Staatsanwaltschaft nie auf den Gedanken gekommen wäre, wegen einer solchen Aeußerung die Verfolgung eintreten zu lassen. Der sozialdemokratische Antragsteller wies zugleich darauf hin, welche ganz anders gearteten Majestätsbeleidigungen gelegentlich in Organen des Bundes der Landwirthe zu finden gewesen seien, welche politische Heuchelei deshalb in der gegenwärtigen loyalen Entrüstung der Protektoren des Bundes der Landwirthe liege. Gegen die Konservativen und Freikonservativen erhob sich denn

auch das ganze Haus. Aber der Eindruck des Kleinlichen und Skurrilen blieb, und so endete die erste Sitzung im neuen Reichshaus, die auch wohl den naiveren Gemüthern gezeigt haben wird, daß die Konservativen planmäßig auf eine Verschärfung der Gegensätze, als nothwendige Vorbedingung für eine Reichstagsauflösung, hinarbeiten.

Proteus.

Eine neue Goethe-Biographie.

Obwohl Goethe nicht wie gewisse Klassiker mit jenem Pflichttheil der Anerkennung sich zu begnügen hat, „mehr erhoben als gelesen" zu werden, entspricht doch das allgemeine Verständniß für ihn keineswegs seiner wahrhaften Bedeutung. Nicht ganz selten liest man ihn, um ihn gelesen zu haben; in der Regel wird das unmittelbar nach beendetem Schulbesuch erledigt, lange bevor die zu seiner vollen Würdigung nöthige Lebensreife erreicht ist. Ihn ganz zu verstehen und von da ab immerdar an seine Schriften sich zu halten, dazu gehört ein Entwicklungszustand, den Auerbach sehr treffend als Goethereife bezeichnet hat. Manchen wird sie von selbst zu theil, andere können dazu gebracht werden, und dies in möglichst ausgedehnter Weise zu bewirken, eignet sich wohl nichts so sehr wie dasjenige Interesse für sein Wirken, das durch eingehendere Kenntniß seines Lebens geweckt wird.

Bekanntlich besitzen wir eine ausgezeichnete Goethe-Biographie von dem Engländer George Henry Lewes, die in der wohlgelungenen Frese'schen Uebersetzung seit dreißig und etlichen Jahren dem festen Bestande unserer Litteratur angehört. Zunächst für englische Leser berechnet, ward dies Werk deutscherseits so gut wie einstimmig als eine Leistung begrüßt, die alle seit Goethe's Tode irgend zu Tage getretene Versuche ähnlicher Art übertroffen habe, indem es an Inhalt das reichste und vorzüglichste, in Bezug auf die Form das schönste sei, was bislang über ihn geschrieben worden war. Und dieser Ruhm war kein vorübergehender. Nicht viele für höhere Bildungskreise abgesehene Werke dürften in Deutschland, wie dieses innerhalb eines Menschenalters, es zu sechzehn Auflagen gebracht haben. Daß es, seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß, manches für deutsche Leser Selbstverständliche oder unbedingt Vorauszusetzende enthält, kommt daher, nachdem dies bisher als unerheblich gegolten, ebenso wenig in Betracht, wie die nach ehemaligem Brauch beliebten Ansprachen des Autors an den Leser, die gegenwärtig mit Recht als veraltet und entbehrlich gemieden werden. Seiner unbestreitbaren Gediegenheit hat es unzweifelhaft auch die ihm seit den zwei letzten Auflagen durch Ludwig Geiger gewordene Revidirung zu verdanken, wodurch all das Material, das die mittlerweile gegründete Goethe-Gesellschaft und sonstige Publikationen zugänglich gemacht, eine für die betreffenden Leserkreise genügende Berücksichtigung gefunden.

In Wettbewerb um dieses für ein allgemeineres Goethe-Interesse wohlbewährte Buch ist neuerlich die Goethe-Biographie von Richard M. Meyer getreten.*) Hierbei gilt es nicht geringen Ansprüchen genügen. Außer dem Verwerthen des umfassenden Materials, das die bisherige Goethe-Forschung geliefert, ist ein Geschick der Darstellung erforderlich, das dem des Vorgängers nicht nachsteht. Beides trifft, um es von vornherein zu sagen, hier in anerkennenswerthem Maße zu und wir dürfen uns zu einer gelungenen deutschen Goethe-Biographie Glück wünschen, die mit Recht einer Preiskrönung gewürdigt worden.

Allerdings dürfte dem einheimischen Werk die nahezu überwältigende Bezauberung versagt sein, die das Buch von Lewes, wie wohl Einigen noch erinnerlich sein mag, bei jen Erscheinen auf die Gebildeten in Deutschland ausgeübt. Im der Reaktionsschwüle der fünfziger Jahre erschienen, als allgemeine Verstimmung über das Scheitern der vorm lichen Hoffnungen unwillkürlich den litterarischen Inter ein großes Uebergewicht innerhalb der Tagesereignisse lieh, wurde es wie eine Heilsbotschaft aus einer befr Welt begrüßt. Als biographische Leistung ein Kunstw ist es an Liebe und Verständniß für die Goethe's nicht leicht zu überbieten. Eindrucksvoll in Würdigung desselben als Mensch wie als Dichter Forscher, weiß es sein Leben von der Kindheit bis Greisenalter in der von ihm selbst angestrebten harmoni Ausgestaltung zu vergegenwärtigen. Das Werden Wachsen seines Wollens und Könnens, bei Irrungen Fehlgriffen im Alltagsleben wie auf dichterischem und wiss schaftlichem Gebiet, kommt hier ebenso zur Geltung wie rastlose Arbeitslust, die hingebungsvolle Gewissenhaftig beim Schaffen, die Strenge den eigenen Erzeugnissen gege über wie die freudige Anerkennung des Tüchtigen und lungenen bei Anderen. Seine vielfachen Herzensneigun werden zart und anmuthig geschildert, ohne Beschönig etwa dabei vorgekommenen Verschuldens, aber mit ent dener Abwehr aller böswilligen Auslegung, die einst Neid und Scheelsucht in Umlauf gesetzt worden. Die wech vollen Beziehungen zu den Zeitgenossen, von den bedeuten und ebenbürtig Mitstrebenden bis herab zu den erbärml Wichten, denen das Große und Verdienstvolle des gen Menschen unfaßbar war, treten in lebendiger Abfolge miterlebt an den Leser heran, der schließlich das Buch dem befriedigenden Gefühle aus der Hand legt, den Ur der ihm von Jugend an wohlbekannten Werke wahrhaf sein Herz geschlossen zu haben und diese selbst hinfort be verstehen und würdigen zu können.

Dieses alles findet der neue Goethe-Biograph endgül vorgearbeitet und hat es in seinem Buch in angemessen Weise einzuverleiben. Eine bloße Reproduktion mit nöthi Heranziehung der von der Goethe-Forschung erbracht Thatsachen würde ihm aber keine genügende Berechtigung geben. Solche ist vielmehr darin begründet, daß dem Aut ein anderes Deutschland gegenübersteht, als es sein Vo gänger einst vorgefunden.

Hierauf sein Hauptaugenmerk gerichtet zu haben, das große Verdienst Richard Meyer's. Durch die vollzogen Einigung Deutschlands und das davon bedingte politi Bewußtsein ist nämlich das Verhältniß der Gebildeten Goethe wesentlich ein anderes, als vor derselben. Ihr po tisches Bewußtsein, wenn auch lange nicht allseitig durchgängig zur Vollreife gelangt, wirkt in hohem Grade bei ihrer Schätzung hervorragender Persönlichkeiten dies aber ruft in Bezug auf Goethe, der allem Politisch mit auffallender Gleichgültigkeit begegnete, eine unverm liche Werthminderung in der ihm gezollten Verehru hervor. Nimmt auch heute diese Verstimmung nicht me die gehässige Form an, wie sie einst in Ludwig Börn scharf hervortrat, bleibt doch Goethe's unleugbare Theilnahm losigkeit für politische Vorgänge und Interessen ein relati Mangel in seinem Wesen, der jeden vaterländisch fühlende Kenner seines Lebens schmerzlich berühren muß. Schon Lewe hat diesen Mißstand empfunden und zu erklären gesucht. entfernt Goethen nach dem Vorgang etlicher Enthusiast hierin verständnißlos rechtfertigen zu wollen und sein Verhalt dem eines Fichte, eines Stein und Arndt, und wie die wacker Förderer der Freiheitsbewegung zu Anfang unseres Jahrhun der's heißen mögen, als das allein richtige entgegen stellen, weist Lewes darauf hin, wie Goethe's politische An schauungen im Laufe seiner Erziehung erwachsen waren und wie der Kern seiner Künstlernatur sich bereits ganz und gar krystallisirt hatte, als die politischen Unruhen eintraten an denen er ebensowenig Antheil nehmen, wie er damals ein Mann auf des Lebens Sonnenhöhe, sich zum Freiheits apostel aufschwingen konnte. Ohne jegliches Parteiinteresse in der Politik, sagt Lewes mit Recht von Goethe, innig überzeugt, daß alles Heil nur aus innerer Bildung komme, und

*) Bildet die Bde. 13—15 der von A. Bettelheim herausgegebenen Sammlung Biographien, die nunmehr unter dem Gesammttitel „Geisteshelden" im Verlage von Ernst Hofmann & Co. in Berlin erscheint.

allen politischen Wirrnissen hauptsächlich darum abgeneigt, weil sie die Kultur aufhielten und unmöglich machten, war er im vollsten Sinne des Worts ein Kind des Friedens und zu keiner Zeit seines Lebens vermochte er für große Kämpfe herzliche Theilnahme zu fühlen. Dem unbefangenen Leser des Lewes'schen Buches wird dies auch völlig einleuchten, und er söhnt sich mit diesem Mißstande etwa so aus, wie er einem Mozart und Haydn den fehlenden Sinn für Politisches als eine begreifliche Eigenthümlichkeit ihres Künstlerthums bereitwillig nachsieht. Bei der Größe jedoch, mit der uns Goethe imponirt, reicht solches Resigniren nicht aus. Das Erforderniß einer besseren Erklärung eingesehen und diese auch gebracht zu haben, das macht die Goethe-Biographie von Meyer zu einer so hervorragenden Leistung.

Goethe ward, wie der Autor treffend bemerkt, das Opfer seiner Weltanschauung. Damit gehörte er mehr dem Jahrhundert seiner Geburt und Entwicklungszeit als dem unseren an. Wohl verbindet ihn mit unserem Zeitalter der klare, auf das Wirkliche gerichtete Blick, der Sinn für das in den Dingen und ihren Verhältnissen gegebene, wodurch ihm ein wunderbares, den späteren Erweisen der Forschung vorauseilendes Verständniß der Natur sich erschloß. Seiner Ueberzeugung nach, wie sie in den unmittelbaren Lebensbeziehungen sich geltend macht, war er ganz und gar den sittlichen Idealen des vorigen Jahrhunderts zugewandt. Ueber alles ging ihm dessen Streben nach Schönheit, Humanität, Duldsamkeit. Seit dem Aufenthalte in Italien konnte er nur noch eine Menschheit, in der ihm die nationalen Verschiedenheiten nur verschiedene Grade der Annäherung an das Ideal menschlicher Vollendung bedeuteten. Als die Sturmfluth der Revolution ausbrach, bangte ihm vor der Zerstörung der Kultur; die Wiederkehr geordneter Zustände enthob ihn dieser Befürchtung und getrost wandte er sich der Bethätigung seiner Ideale, den Problemen seiner Forscherthätigkeit wieder zu. Diesen selbst mit dem weltumspannenden Blick der Spinozisten hingegeben, konnte er die Wirren und Vorgänge im Politischen nur als als Kleinliches und Vorübergehendes erfassen. So lange er diesen noch als Zuschauer aus der Ferne gegenüberstand, war ihm das wunderbare obwohl kurze Glück des freundschaftlichen Zusammenwirkens mit Schiller beschieden; da wollte jeder Augenblick ausgenutzt sein für das große gemeinsame Bildungswerk wie für die persönlichen Beziehungen. Nachdem ihm der Unersetzliche von der Seite gerissen war und die Ereignisse der Politik auch Gefahr über Deutschland gebracht, da fand er — mehr als je sich fremd und einsam fühlend — auf lange Zeit nur in der Natur einen stillen, wehmuthsvollen Trost; seine Theilnahmlosigkeit für die politischen Vorgänge wird ihm der einsichtige Beurtheiler ebensowenig verdenken wie es Hegeln verdacht wird, daß er sich von der Katastrophe zu Jena und ihren Unheilsfolgen an der Vollendung seiner „Phänomenologie des Geistes“ nicht hindern ließ. Goethe war vor allen Dingen Künstler und Dichter, und in seinem Verhalten dem politischen Getriebe gegenüber zeigt er sich thatsächlich als der Poet bei der Theilung der Erde. Den ihm dort bei den Ewigen angewiesenen Platz hat er redlich behauptet, und daß er nur das gekonnt ohne zugleich, wie so viele seiner jüngeren Zeitgenossen, der Fahne der nationalen Erhebung sich anschließen und sein Wirken den daran geknüpften Hoffnungen widmen, gehört zu seinem Menschenloos das keinem Erdenkinde gestaltet, in Allem gleich groß und vollendet zu sein.

So fern uns Goethe durch seine hierdurch bedingte Abkehr vom Politischen zu stehen scheint, hat doch gerade sein dichterisches Wirken die größte Bedeutung für die staatliche Wiedergeburt Deutschlands. Was das besagen will, haben alle die erfahren, die das Erscheinen von Lewes' Werk miterlebt. In der peinlichen Demüthigung nach dem Fehlschlagen der achtundvierziger Bewegung, da fühlte man, was die Achtung des Auslandes für Deutschlands Bildung zu bedeuten hat. Was von Hellas und Rom allen Zeitwechsel überdauert hat, ist dessen Bildung; auch unsere Bildung auf die gleiche Höhe zu heben, das hat Goethe erstrebt und in seinem Thun und Wesen in wunderbarer Vollendung erreicht. Des Engländers liebevolle Mahnung an die erhabene Größe Goethe's bewährte sich als ein segensvoller Trost für das einstweilige Vertragen der politischen Erwartungen, weil die in Goethe's Wirken gipfelnde Bildung Deutschlands die nothwendige Voraussetzung seiner politischen Einheit ist. Mit Recht bezeichnet ihn unser Autor daher als den ruhmgekrönten Begründer der geistigen Einheit Deutschlands.

Diesem entsprechend will der Autor die gesammte dichterische Thätigkeit Goethe's gewürdigt wissen. Nicht nur die herrlichen Früchte aus der Höhezeit seiner Schaffenskraft, auch die Erzeugnisse aus der Altersperiode möchte er als gleichwerthig betrachtet sehen. An liebevollem Versenken in sie hat er es seinerseits nicht fehlen lassen, und daß er manchen besonders empfänglichen Leser für seine Auffassung gewinnen werde, wollen wir keineswegs bezweifeln. Im Allgemeinen jedoch dürfte die Mehrzahl solcher, denen wirkliche Goethereife nicht abgesprochen werden kann, bei der Schätzung der nach Schiller's Tode erschienenen Dichtungen Goethe's*) es bei der ehrerbietigen Zurückhaltung bewenden lassen, die neuerdings in **Paul Heyse's** bekanntem Goethevortrag einen ebenso würdigen wie freimüthigen Ausdruck gefunden.

Zum Schluß einige Worte über etliche Einzelheiten, die sich dem aufmerksamen Leser unvermeidlich aufdrängen, wiewohl sie, sonderbar genug, den Preisrichtern entgangen sind, anderenfalls hätten sie wohl vor dem Druck die nöthige Abhilfe gefunden. Vor allen Dingen ist das Fehlen einer Angabe von Goethe's Geburtsjahr und -Tag auffällig, und doch sieht man sich danach in den Anfangskapiteln vergeblich um. Nicht minder befremdend wirkt S. 474 die Erwähnung, daß bei der Aufstellung von Dannecker's Schillerbüste 1826 in der Bibliothek zu Weimar auch Schiller's Schädel in das Piedestal niedergelegt wurde; als es dann nämlich einige Blätter weiter (S. 479) heißt, im darauffolgenden Jahre sei Schiller's Leiche in der Fürstengruft beigesetzt worden, fragt man sich unwillkürlich, ob dies mit oder ohne Schädel stattgefunden habe. Endlich erlauben wir uns zu bemerken, daß das hübsche Wort über Goethe's einnehmende Persönlichkeit — „Wer kann der Uneigennützigkeit des Menschen widerstehen“, S. 99 — wohl irrthümlich als von Wieland kommend angeführt wird; es entstammt einem Briefe von Merck, den auch Lewes auszugsweise mittheilt. Ziemlich geringfügig an sich, sind diese Dinge doch störend in einem sonst mit so außerordentlicher Sorgfalt gearbeiteten Buch, bei dessen zweiter Auflage, die ganz sicher nicht lange auf sich warten lassen dürfte, ihnen die erforderliche Berichtigung zuzuwenden wäre.

Wilhelm Bolin.

Zwischen den Kriegen mit Oesterreich und Frankreich.**) (1866—70.)

I.

Oftmals ist in den weiten Kreisen der Leser der fünf Bände, in denen uns H. von Sybel die Gründung des neuen Deutschen Reiches erzählt hat, die Frage aufgeworfen worden, ob es dem greisen Historiker gefallen werde, zu dem 1889 zuerst veröffentlichten Werke noch eine Fortsetzung zu liefern, welche die Ereignisse von dem Abschlusse des preußisch-österreichischen Krieges bis zum Ausbruch des

*) Die Wahlverwandtschaften, der Divan, einzelne Gedichte und Erzählungen selbstredend allemal ausgenommen.

**) Heinrich von Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Band VI. und VII. 1. bis 4 Auflage. München und Leipzig. R. Oldenbourg. (Der VII. Band geht mir soeben zu, während ich diese Zeilen korrigire. Das vom 29. November datirte Vorwort bringt u. A. die Nachricht, daß von dem großen Werke Emil Ollivier's über sein Ministerium der erste Band erschienen sei.)

deutsch-französischen Kampfes erzählen werde. Wer die Vorrede unseres Autors zum ersten Bande seines Werkes genau gelesen hatte, konnte allerdings kaum darüber einen Zweifel hegen, daß er von vornherein seine Darstellung bis zum Jahre 1870, d. h. bis zum großen Kriege dieses Jahres herab zu führen beabsichtigt hatte. Wie er uns jetzt in dem Vorworte zum 6. Bande ausdrücklich berichtet, hatte er dieses Ziel so bestimmt ins Auge gefaßt, daß er einen Vertrag mit seinem Verleger daraufhin fest abgeschlossen hatte. Abgesehen von der Sorge, ob es der Gesundheitszustand des hochbetagten Meisters gestatten werde, sein Werk in den einmal gesteckten Grenzen zu beenden, erhob sich bald ein anderes Bedenken. Es verbreitete sich seit dem Sommer 1890 das Gerücht immer bestimmter, es sei dem Vorstande der preußischen Staatsarchive, der durch sein Werk doch nirgends dem Ruhme Preußens Abbruch gethan zu haben schien und dasselbe „dem Andenken Kaiser Wilhelms I. in Ehrfurcht und Dankbarkeit“ gewidmet hatte, die Benutzung einer seiner wichtigsten Quellen, die Akten des Auswärtigen Amtes Preußens, entzogen worden. Leider hat sich dieses Gerücht bewahrheitet, wie uns H. von Sybel in seinem Vorworte mit dürren Worten bestätigt. Einige Monate nach dem Rücktritte des Fürsten Bismarck sei diese Entziehung erfolgt, heißt es hier. Es ist hier nicht der Ort, die Angaben zu reproduziren, welche über die Veranlassung dieser auffälligen Maßregel gemacht worden sind. Man darf aber auf Grund derselben sicher sein, daß die Entziehung dieser Erlaubniß nicht auf Betreiben des Nachfolgers des Fürsten Bismarck erfolgt ist, wie diese Wendung unseres Autors es nahe zu legen scheinen könnte. Die Initiative zu dem Verbote ist sicher von ganz anderer Stelle herzuleiten, als vom Grafen Caprivi. Man scheint in Berlin, von wo vor einigen Jahrzehnten die liberale Erschließung der Archive ausgegangen war und solche Fortschritte gemacht hatte, daß selbst der Papst sich dieser Neuerung nicht glaubte entziehen zu können, jetzt wieder ängstlicher und zugeknöpfter geworden zu sein. Ist doch kürzlich einem namhaften preußischen Historiker die vollständige Veröffentlichung der Testamente Friedrichs d. G. nicht gestattet worden, und einem Litterarhistoriker wurde jüngst die Benutzung der Anklageschrift des Turnvaters Jahn gegen Kamptz versagt! Doch das nur beiläufig! H. von Sybel hat sich in das gegen ihn gerichtete Verbot fügen müssen und wir, die wir gern wissen möchten, wie es „eigentlich“ in den Jahren 1866 bis 1870 in Deutschland und Europa zugegangen ist, haben den Schaden zu tragen. Glücklicher Weise jedoch nur theilweise. Die Ueberschriften, welche den beiden Büchern, dem 21. und 22, die den sechsten Band des Werkes bilden, vorgesetzt sind: „Norddeutscher Bund“ und „Reform des Zollvereins“ verrathen schon zur Genüge, daß wir es in diesem Bande vorzugsweise mit Gegenständen zu thun haben, zu deren Klarlegung diplomatische Aktenstücke nicht in erster Linie nöthig sind. Dazu kommt, daß unser Autor die zu erzählenden Ereignisse in den günstigsten Verhältnissen miterlebt hat und von den verschiedensten mithandelnden Personen aufs Ausgiebigste durch mündliche und schriftliche Auskunft unterstützt worden ist. Wenn er sagt, er habe von hervorragenden Theilnehmern an den Aktionen um so bereitwilligere Auskunft erhalten, je weiter der Kreis ihrer eigenen Erinnerungen gewesen sei, so darf man hierin doch wohl eine Andeutung finden, daß ihm auch von dem Fürsten Bismarck selbst werthvolle direkte Mittheilungen zugekommen sind. Freilich fällt in die Jahre, von denen hier berichtet wird, auch die Luxemburger und einige andere kleinere internationale Affairen, wie z. B. die rumänische, von der stets fortglühenden römischen Frage zu schweigen, also rein diplomatisch ausgefochtene Kämpfe internationalen Charakters, für welche archivalische Quellen nicht gut entbehrt werden zu können scheinen. Doch sind wir über diese Phasen der deutsch-französischen Beziehungen schon anderweitig ausführlicher und unparteiischer unterrichtet, als es sonst mit zeitgenössischen Vorgängen der Fall zu sein pflegt. Und über die Rolle, welche Italien in den Vorstadien des großen französisch-deutschen Krieges gespielt hat, sind wir nicht minder gut von verschiedenen Seiten durch authentische Nachrichten aufgeklärt worden. Immerhin aber ist die Basis, auf der H. von Sybel die Darstellung seines neuen Werkes aufgebaut hat, etwas schmäler geworden als die war, auf der er früher gearbeitet hat. Wo er gern etwas mehr geboten hätte, als sein Material es ihm gestattete, hat er offen gesagt, daß er „nicht näher unterrichtet sei“, z. B. S. 158 oder „daß ihm keine amtlichen Quellen vorgelegen hätten.“ (S. 341, Anm. 2.) An anderen Stellen drückt er sich zweifelhaft aus. (S. 209.)*) Sind wir durch diese Fingerzeige unseres Autors selbst darauf hingewiesen, wo sich seine Erzählung auf nicht ganz festem Boden bewegt, so können wir uns in allem Uebrigen auf das uns Dargebotene um so sicherer verlassen und uns seinem Reize um so unbesorgter hingeben.

Denn auch in diesem neuen Bande entfaltet der greise Verfasser sein ausgezeichnetes Talent als vortrefflicher Erzähler wieder aufs Glänzendste in kaum geschwächter Kraft. In diesem Erzählertalente übertrifft H. von Sybel seinen Lehrer Ranke, mit dem er in der Kunst, verwickelte diplomatische Fragen zu entwirren und in ihren Elementen in klarster, durchsichtigster Weise zur Darstellung zu bringen, fast wetteifern darf. Für den Glanzpunkt des ganzen Werkes halte ich darum auch den dritten Band des Werkes, in dem der dänisch-deutsche Konflikt mit seinen zahlreichen diplomatischen Zwischenfällen und Wandlungen meisterhaft erzählt ist. Wie der Held dieser Episode der Begründung des Deutschen Reiches in ihr die stärkste Probe seiner großen staatsmännischen Begabung, seiner Vorsicht, Kühnheit und Energie abgelegt hat, so hat auch der Geschichtsschreiber derselben hier sein Bestes geleistet. Aber auch in diesem neuen Bande, wie in den übrigen, finden sich Partien, die uns H. von Sybel als einen Geschichtsschreiber erweisen, dem die nach Lessing schwerste Aufgabe eines Historikers, die Geschichte seiner eigenen Zeit zu schreiben, so weit gelungen ist, wie wenigen anderen. Von welthistorischen Ausblicken, so billig sie zu beschaffen gewesen wären, wird man hier ebensowenig etwas finden, als von Phrasen, wie sie die in Patriotismus machenden Tendenzhistoriker unserer Tage zum Aufputze ihrer fadenscheinigen Waare liefern. Mit vornehmer Ruhe, ohne leidenschaftliche Erhitzung wird hier eine politische Geschichte der Entstehung des neuen Deutschen Reiches gegeben, die auch den Widersachern desselben gerecht zu werden sucht. H. von Sybel hat an der politischen Entwicklung unseres Volkes selbst einen so lebhaften Antheil genommen wie kaum ein anderer hervorragender deutscher Gelehrter. Man wird also voraussetzen dürfen, daß das Werk, in dem er die Geschichte dieser Entwicklung erzählt, auch deutliche Spuren seiner persönlichen Ueberzeugungen an sich trägt. Er hat ja auch von vornherein keinen Zweifel hierüber bestehen lassen, in dem er in der Vorrede zum ersten Bande offen ausspricht, daß er seine preußischen und nationalliberalen Ueberzeugungen an keiner Stelle seines Buches zu verleugnen gesucht habe. Aber selbst der, welcher in diesen Ueberzeugungen von ihm abweicht und seine Urtheile im Einzelnen wie im Ganzen einseitiger finden sollte, als sie mit der von ihm für objektiv gehaltenen Auffassung der Dinge verträglich wären, wird einräumen müssen, daß H. von Sybel in seinem Urtheile stets maßhaltend, die Menschen aus ihrer Persönlichkeit und Stellung heraus beurtheilt und sich in seinen Ausdrücken innerhalb der Grenzen hält, welche die echte Geschichtschreibung einmal gezogen hat, und die nur dem sich immer mehr verrohenden Geschmacke unserer Tage nicht mehr genügen.

Da in unserem Bande sich keine Gelegenheit mehr bietet, Personen, die in der Erzählung den ersten Rang einnehmen, neu auftreten zu lassen, so erhalten wir hier kaum eine der treffenden, künstlerisch ausgeführten Porträtzeichnungen, welche den vorausgegangenen Bänden zum Schmucke gereichten. Doch einzelne weniger ausge-

*) Ich möchte bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen, daß wenigstens über einen der beiden „aufs Strengste geheim gehaltenen“ Entwürfe zu einer Verfassung des Norddeutschen Bundes (S. 25, Anm. 1) sich authentische, wenn auch nur kurze Angaben bei R. Haym, das Leben Max Duncker's S. 482 finden.

führte Skizzen, ein kurzes glückliches Schlagwort charakterisirt auch hier eine historische Persönlichkeit aufs Treffendste. Unter ihnen nimmt die auch am feinsten ausgeführte Schilderung des Königs Viktor Emanuel die erste Stelle ein. Von ihm heißt es S. 317 u. f.: . . . „Er hatte den eisenfesten Glauben an das gute Recht und die heilige Pflicht seines Strebens, er begriff, daß in dieser Sache die unbegrenzte Offenheit auch die beste Staatsklugheit sei, und so hat er stets das Ziel seiner Bemühungen mit rückhaltloser Energie der Welt verkündet und niemals einen Menschen in Zweifel gelassen, um welchen Preis seine Freundschaft zu haben und zu behaupten sei. Um so mehr war er darauf bedacht, seine unaufhörlich wechselnden Mittel in möglichst tiefes Geheimniß zu hüllen; neben seiner amtlichen Diplomatie hatte er auf allen Punkten seine persönlichen Agenten und Korrespondenten; er gebrauchte Regierungsmittel, parlamentarische Einflüsse und revolutionäre Beziehungen, wie die Lage des Augenblicks es zu fordern schien. Nach der alten Tradition des Hauses Savoyen suchte er stets auf der Seite des Siegers zu stehen, so lange dieser bereit wäre, ihm den gebührenden Antheil an der Beute zu lassen. . . . Jedenfalls erscheint in diesem Fürsten eine merkwürdige Verbindung von einer beinahe fatalistischen Begeisterung und von gründlich geriebener Schlauheit, stets war er bereit, ein tollkühnes Spiel zu wagen oder nach den Umständen mit wechselnden Intriguen vorsichtig zu sondiren, immer aber in unbedingter Hingebung Alles an Alles, an die Lösung der hohen Aufgabe zu setzen. Er war eben durch und durch Soldat, als König, als Diplomat, als Staatsmann: wer sich ihm auf dem Zug nach Rom in den Weg stellte, mit dem fand er sich im Kriegsstand, und im Kriege sind alle Mittel geboten, Schwertschlag und Hinterlist, ritterliches Fechten und nächtlicher Ueberfall, vor allen Dingen aber unbeugsamer Muth und immer wieder Muth.“ Altrömische Tapferkeit und italienische Verschmitztheit gehörten in der That zusammen, um diese in ihrer Eigenart schwierigste nationale Staatsgründung zu einem, so viel an ihm lag, gutem Ende zu führen. Das Glück lächelt ja auch jedem tapferen Manne zu. — Unter den Deutschen, welche H. von Sybel mit einigen Strichen zeichnet, ragt der gegenwärtige Reichskanzler hervor. Von ihm heißt es S. 276 bei Gelegenheit seiner Berufung an die leitende Stelle in Bayern: „Er galt als der beste Preußenfreund unter den bayerischen Reichsräthen und hatte dieser Haltung und wohl in der damaligen Weltlage die Berufung in das Ministerium zu danken. Er war gründlich und systematisch im Erwägen, bedächtig und umsichtig im Handeln, erfüllt von humanem Wohlwollen und warmer Vaterlandsliebe, in jeder Stellung ein pflichttreuer und zuverlässiger Charakter.“ Unter den übrigen noch in Amt und Würden befindlichen deutschen Staatsmännern scheint der Staatssekretär von Stephan es H. von Sybel besonders angethan zu haben. Er nennt ihn einen der „genialsten und thatkräftigsten Männer unserer Zeit“. S. 32. Doch nicht nur der in hervorragenden Stellungen wirkenden Beamten gedenkt unser Autor gern, er wird auch den Verdiensten gerecht, welche sich die Parlamentarier um die Gründung und den Ausbau des deutschen Staates erworben haben. Es geschieht das zwar mit etwas gedämpfter Stimme, und ohne die Gründe zu entwickeln, welche die hier und da mit leisem Humor gerügten Schwächen des parlamentarischen Lebens in Deutschland hervorrufen mußten. Wenn es z. B. S. 282 heißt: „So fand im deutschen Parlament der deutsche Individualismus fröhliche Entfaltung. Der Ehrgeiz der deutschen Abgeordneten ging sehr selten dahin, ein Stück der Regierung zu werden, sondern er strebte als unabhängiger Charakter die Regierung zu beaufsichtigen, jede ihrer Vorlagen zu kritisiren und amendiren, sie zu billigen, soweit sie mit den eigenen Ansichten und Interessen übereinstimmten, und sie sonst zu verwerfen, mochte die Ablehnung noch so sehr die in sich zusammenhängende Politik eines übrigens hoch geschätzten Ministers stören,“ so wird jeder, um die volle Wahrheit dieser Darlegung zu erfassen, sich doch noch eine andere Seite hinzudenken müssen. Der deutsche Individualismus hat sich wahrhaftig nicht nur bei den Parlamentariern geltend gemacht, sondern auch noch viel stärker bei den Regierenden, die sich um jene doch herzlich wenig, und wenigstens nur so lange kümmerten, als sie das für absolut nothwendig fanden. Es gehören immer zwei dazu, wenn ein Parlamentarier „ein Stück der Regierung“ werden soll: der Parlamentarier und die Regierung. Daß ein Parlamentarier sich, seine Grundsätze, Ueberzeugungen u. s. w. wegwerfen sollte, nur um „ein Stück der Regierung“ werden zu können, wird H. von Sybel nicht verlangen. Wie ein solcher es aber anders hätte anfangen sollen, um „ein Stück der Regierung“ zu werden, das wird uns nicht gesagt. Das ist aber eben der Grund, der bei uns keine stetige Entwicklung des politischen Lebens hat aufkommen lassen und unter fortdauernden Ursachen für die Zukunft aufkommen lassen wird, daß den Parlamentariern zugemuthet wird, ihre Ueberzeugungen nach dem jeweiligen Fürgutbefinden der Regierung stets zu ändern, daß der „deutsche Individualismus“, unter den wir hier eine Menge persönlicher, sozialer, äußerer und tiefer liegender Vorurtheile mit einbegreifen müssen, nur auf Seiten der Regierten gesucht wird, als ob nicht auch die Regierenden ein gutes Theil davon mitbekommen hätten. Von einem in der „klassischen Epoche“ des deutschen Parlamentarismus einflußreichen Abgeordneten sagt H. von Sybel einmal: „In ganz anderer Weise verständig und wirksam redete der jüngste Virtuose in Deutschlands parlamentarischem Orchester, der von hier an zu einer großen Führerstellung emporsteigende Eduard Lasker“. Wäre Lasker nur ein „Virtuose“ gewesen, hätte er nicht auch Komponist sein wollen, und hätte er nicht auch dann und wann den Wunsch gehegt, daß eine seiner Kompositionen von dem „parlamentarischen Orchester“ aufgeführt würde, dann würde er wohl nicht mit dem hochgebietenden Kapellmeister in Konflikt gerathen sein. Da dieser aber, um in dem Bilde weiter zu reden, nur seine eigenen Schöpfungen vorgetragen hören wollte, und durch wiederholten Wechsel im Kammertone das ganze Orchester in Unordnung brachte, war zwischen beiden auf die Dauer keine Harmonie möglich. Der Schwächere fiel natürlich zuerst, aber der allgewaltige Generaldirektor hätte doch auch nicht so ohne Sang und Klang bei Seite geschoben werden können, wenn er eine kräftigere Stütze bei seinem Orchester früher gesucht und dann auch in den Zeiten der Noth gefunden hätte. Jetzt kommen die frommen Wünsche für die Stärkung des deutschen Parlaments etwas sehr post festum.

Hiermit ist eine tiefer gehende Abweichung in der allgemeinen Auffassung der deutschen Entwicklung der Gegenwart angedeutet, die uns von H. von Sybel scheidet. Daß er selbst nicht mit Allem einverstanden ist, wie es sich von Anfang an gestaltet hat, darüber läßt auch er keinen Zweifel (S. 93 u. 160). Ist er doch stets ein Gegner der Einführung des allgemeinen Stimmrechts gewesen. Doch wir können in diesem Zusammenhang unsere abweichenden Ansichten hier nicht ausführlicher entwickeln, glauben aber, daß eine der Gegenwart weiter entrückte Geschichtschreibung die Vertheilung von Licht und Schatten in der Beurtheilung der jüngsten Vergangenheit Deutschlands doch noch etwas anders vornehmen wird, als ihr in der immerhin nach einer leidenschaftslosen Beurtheilung derselben nach Kräften ringenden Darstellung unseres Werkes zu Theil geworden ist.*) Wenn freilich der Satz, daß die wahre Geschichtschreibung sine ira et studio vorzugehen habe, der wie so vieles Andere heut zu Tage zum alten Eisen geworfen wird, auf die Dauer würde bei Seite geschafft werden können, müßten wir darauf verzichten, daß jemals ein vollständig abgeklärtes Bild der großen Zeit zum Vorschein kommen wird. —

Es ist in diesem Jahre ein halbes Jahrhundert gewesen, daß H. von Sybel mit der ersten seiner Schriften

*) Eine auch m. E. treffende und gerechte Beurtheilung Ed. Lasker's findet sich in dem eben erschienenen 7. Bande unseres Werkes S. 185 u. f., um das noch gleich hier anzuschließen.

zur deutschen Geschichte: Die Entstehung des deutschen Königthums in die Forschung zur vaterländischen Geschichte energisch eingegriffen hat. Möchte es ihm vergönnt sein, sein Lebenswerk damit abzuschließen, daß er uns auch noch die letzten, schwersten Kämpfe und die Gründung des neuen deutschen Kaiserthums bis zu dessen Proklamirung in Versailles und dem Abschlusse des Frankfurter Friedens, wenn auch nur in übersichtlicher Darstellung, erzählt. Es soll Aussicht dazu vorhanden sein.

Otto Hartwig.

Zweierlei Novellen.

Paul Heyse hat sich selbst wiedergefunden. Das ist die große Weihnachtsfreude, die jeder Leser von Heyse's neuesten Novellen empfinden wird.*) Diejenigen Leser wenigstens gewiß, die einige Jahre hindurch beobachteten, wie dieser Dichter gerade sein Bestes, seine ruhige Heiterkeit, im Kampf mit den Bestrebungen eines neuen Geschlechtes einbüßte. Und wenn es noch ein rechter Kampf gewesen wäre, bei dem auch der Besiegte einen ergreifend schönen Anblick gewähren kann. Nein, Heyse's schien sich ein verdrossener Zweifel bemächtigt zu haben; und während er in Epigrammen und Dramen, in einem Roman und vielen Novellen gegen die neue Zeit brummte und schalt, holte er sich doch manches kleine Rüstzeug von seinen Gegnern. Beides war ärgerlich; denn die Waffen des modernen Realismus waren unserm Dichter nicht handgerecht und seine Gegnerschaft eigentlich nur aus persönlichen Gründen gerechtfertigt. Paul Heyse selbst mit seinem mächtigen Gepäck reifer Dichtungen war eine Zeitlang die Zielscheibe für diejenigen Naturalisten gewesen, denen er mit seinem breiten Ruhme im Wege stand. Man hatte vergessen, daß Heyse lange vor Ibsen das Recht der Frau vertheidigt hatte, daß Heyse jedem Pfaffenthum immer ein Stein des Anstoßes gewesen war, daß nur technische Fragen der Erzählungskunst die neue Schule von Heyse schieden. Man kann in dieser Lehre vollkommen auf Seite der Jungen stehen und doch von der gelassenen Kunst Heyse's vollen Genuß haben. Ich wenigstens muß eingestehen, daß ich die Macht Gerhart Hauptmann's und seinen Einfluß auf kleinere Talente begreife und wünsche, daß ich aber trotzdem Keller's und Heyse's Meisterstücke ohne Rückhalt schön finde. Wenn ein solcher Dichter noch mit voller Frische wirken kann, wenn bereits ein neues Geschlecht ihn zu den Todten werfen möchte, so ist das eben der Anfang des Nachruhms, eine Gewähr für die Dauer.

Paul Heyse hat sich wiedergefunden. Mit der alten Ruhe seiner höchst persönlichen und darum eigentlich auch höchst modernen Erzählungskunst gibt er fünf Geschichten zum Besten, von denen etwa nur die mittelste Mittelgut ist, vielleicht weil Heyse die Lokalfarben zu sehr seinem geliebten Italien entlehnt hat. Die anderen vier Novellen sind alle gleich schön, einerlei, ob sie ihren Schauplatz diesseits oder jenseits der Alpen haben. Drüben schildert uns Heyse eine Hochzeit auf Capri, in deren fast ethnographisch genaue Darstellung sich ganz unmerklich ein deutsches Novellchen hineinschlingt; drüben lernen wir auch die deutsch-russische Edeldame kennen, die sich ihren Knecht und Kammerdiener zum Geliebten erkoren hat, und die in des Dichters wundervoller Beleuchtung nicht einen Augenblick gemein erscheint, trotzdem sie nicht einmal hübsch ist. Hüben werden wir das eine Mal in das Haus eines Professors geführt, der seine Frau zu verlieren scheint, und der sie am Ende durch die geistige Größe seines Verzeihens wieder gewinnt; das andere Mal sind wir unter Heyse's alten Freunden in München, wir kennen bereits die drollige Malerin und ihren Kreis, aber ein furchtbares Schicksal fesselt uns aufs Neue. Die Heldin, die den Tod einer Freundin zu rächen unternommen hat und den Verführer selbst lieben muß, scheint die Hauptperson zu sein; aber in der Gestaltung des Verführers, in einer Ehrenrettung Don Juans (die Heyse hier zum zweiten Male versucht hat) zeigt sich eine künstlerische Kraft, von der gerade bei den Gegnern des Dichters kaum eine Spur zu finden ist.

Und wenn Paul Heyse wirklich einmal zugeknöpft erscheint und in allzu gebildeter Sprache — die ihm aber Natur ist — an etwas erinnert, was Goethen so ungefähr von seinem fünfzigsten Jahre ab anhaftete, so ist das nicht gerade ein Unglück. Wer einmal irgendwo bei Hofe von silbernen Tellern gegessen hat, der wird wissen, daß man unwillkürlich Porzellan oder selbst schlechtes Steingut lieber hätte; aber es wäre doch nicht hübsch, dem Gastgeber, wenn er auch noch diesen überflüssigen Reichthum besitzt, die silbernen Schalen zum Verbrechen zu machen.

Auch die gerechteren Spruchsprecher des Naturalismus haben bei uns in Deutschland die Neigung erworben, den Inhalt über der Schale zu übersehen. Ohne es zu wissen sind sie mit Rousseau geneigt, jedes Gericht zu loben, wenn es nur in schlechtem Geschirr vorgesetzt wird. Kostbare Teller sind ihnen verdächtig. Schon beginnt aber die litterarische Bewegung über die Einseitigkeit hinwegzugehen, schon möchte der geistige Gehalt sich neue geistige Formen erobern und nennt sich vorläufig aus Verzweiflung Symbolismus. In Frankreich hat er eine bestimmte, Anfangs reizende, auf die Länge unerträgliche Gestalt gewonnen, in Deutschland knüpft er an Nietzsche an und glaubt, einen Denker durch die Dichtung verständlicher zu machen, und vergißt, daß Nietzsche selbst weniger ein Denker ist als ein Dichter.

Zu dieser neuen Litteratur, die den litterarischen Umsturz von Innen heraus versucht, gehört ein Bändchen Novellen, das Maria Janitschek unter dem Titel „Pfadsucher"*) eben herausgegeben hat. An künstlerischer Gestaltungskraft steht dieses Buch zurück gegen den viel zu wenig bekannten „Todesprediger" von Gustav Landauer. Aber die Dichterin hat einen Vorzug: es mischt sich in ihren Glauben an den Uebermenschen nicht der leiseste Skeptizismus. Sie kann schneller begeistern, weil sie vollkommen und kritiklos begeistert ist, weil sie an die Pfadsucher glaubt. So scheint es wenigstens.

Ueber die vier kleinen Novellen läßt sich nur schwer in Kürze berichten, es ist so viel hineingeheimnißt, daß die Kritik ein Kommentar werden müßte. Die vier symbolischen Geschichtchen scheinen zuerst unzusammenhängende Novellen zu sein, bis die letzte, „Christi-Auferstehung", alle Fäden zusammenfaßt und ein Weilchen in bedeutender geistiger Höhe schweben bleibt.

Nummer Eins setzt wie eine gewöhnliche Liebesgeschichte ein. Irgend ein Mädel soll irgend einen reichen Mann heirathen, trotzdem sie einen Weltverbesserer, eine Inkarnation des Nietzschegedankens, liebt. Michael Glan ist der Sohn der Zukunft, der die Menschen hart machen will, damit sie nicht mehr leiden.

Nummer Zwei führt uns nach Italien. Ein nachdenklicher Bettlersohn, der ohne Bildung und ohne Ziel dasselbe will wie Michael Glan. Er ermordet aus Mitleid einen armen Teufel von gläubigem Priester, um seinen Todeskampf abzukürzen, daneben aber auch aus einem mystischen Gefühl des Zorns über des Priesters Gläubigkeit. Der Italiener ist ein bischen Todesprediger; aber sein Kopf ist so wenig geschult, daß wir die Unklarheit nicht als einen künstlerischen Fehler empfinden. Vielleicht ist die Unklarheit gewollt.

Nummer Drei führt zum Anfang zurück. Michael Glan findet das Weib, das der Uebermensch braucht, um seinen Weg zu wandeln: ein Weib, das an ihn glaubt wie an Nietzsche seine Gemeinde, das sich seinem Willen unterwirft, das sein Unmenschenthum versteht und ihn doch durch ihre Liebe menschlich beglückt.

*) Meluſine und andere Novellen von Paul Heyse. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz.

*) Pfadsucher. Vier Novellen von Maria Janitschek. Berlin 1894. Verlag der Grote'schen Buchhandlung.

Nummer Vier jetzt als eine gewaltige Satire ein. Der Italiener ist etwas wie ein Graf Monte Christo geworden; er führt alle veralteten geistigen Kämpfe durch eine etwas heftige Explosion ad absurdum, verbündet sich zur Erziehung eines neuen Menschengeschlechtes mit Michael Glan und muß es erleben, daß um die Uebermenschen herum Weiber und Kinder zu Grunde gehen und endlich sie selbst dem ersten Gesetz der Unmenschlichkeit geopfert werden, der Undankbarkeit.

Die beiden Uebermenschen reisen resignirt nach Italien, um dort zu erfahren, daß der ermordete Priester als Heiliger verehrt wird. So endet das merkwürdige kleine Buch, das, bis zur vorletzten Seite von einem blinden Fanatismus, von der Sehnsucht nach einer Umwerthung aller Werthe diktirt scheint, überraschend und unvermittelt mit einem kleinen Hymnus auf die welterlösende Kraft des Christenthums „Nicht des Geistes der Liebe, nicht des Fleisches, der Hoffnung, nicht der Bewußtheit, des Glaubens bedürfen sie. Eins gibt's, das doch noch über der Kraft herrscht: das Verstehen der Schwäche . . . sollen wir wirklich am Ausgang unseres Jahrhunderts nicht weiter gelangt sein als zur Wiederholung des alten Bekenntnisses: Galiläer Du hast gesiegt?“

Die Dichterin beantwortet die Frage christlich, wenn auch natürlich nicht vom Standpunkt irgend einer der zahlreichen Orthodoxien. Aber auch ihr unkirchlicher Glaube macht den Eindruck, als wäre er aus einer plötzlichen Stimmung heraus auf die philosophische Dichtung hinaufgestickt. Maria Janitschek hat in ihren ersten Gedichtsammlungen gezeigt, wie leidenschaftlichen Antheil sie an den geistigen Kämpfen der Zeit nimmt. Sie hat dafür durch diese vier Novellen einen neuen Beweis geliefert und überdies für ihre Kraft, die Kämpfe der Zeit darzustellen. Ihr Buch gehört ganz und gar dem neuen Geschlechte, das auf dem Spiralwege der Entwicklung aufsteigend wieder — etwas höher natürlich — zu Paul Heyse zurückgekehrt ist, die pedantische Form des Naturalismus zerbricht und geistigen Inhalt geben will. Und Eines nur fehlt, um bleibende Wirkung zu hinterlassen: die klare Persönlichkeit, oder vielleicht nur der feste Blick, der unbeirrt nach der Richtung des eigenen Weges sieht.

Fritz Mauthner.

Wie man stark wird.

Man rühmt den Bewohnern der guten Stadt Amsterdam nach, daß sie besondere Freunde gymnastischer Uebungen sind. Die Erfinder automatischer Maschinen, welche in Berlin wie in Peking den öffentlichen Bedürfnissen nach Bonbons, Cigarren, Eau de Cologne und ähnlichen Kulturbedürfnissen nachkommen, verstanden bald, die Sportlust der Amsterdamer zu einer ergiebigen Geldquelle zu gestalten: an den Thoren und Thüren aller Kaffeehäuser und Restaurants — und es gibt deren gar viele in Amsterdam — stellten sie Maschinen auf, die sich bereitwillig dazu hergeben, die Kraft eines Jeden zu messen, der ein kleines Geldstück in die dazu bestimmte Oeffnung wirft.

Eines Morgens waren die Bewohner Amsterdams in großer Aufregung. Als sie sich in ihre Läden, Magazine und Geschäftsstuben begaben, wollten sie, wie gewöhnlich, an den Maschinen erproben, welche Summe von Muskelkraft ihnen für den Kampf des Tages zu Gebote stand. Sie zogen den Handgriff, zogen und zogen — aber siehe da, die Maschine rührte sich nicht. Bereitwillig hatte sie das Geldstück in Empfang genommen, jedoch verweigerte sie wie ein echter, rechter Anarchist, die bezahlte Arbeit zu leisten. Und dies war nicht etwa nur mit einer Maschine der Fall — nein, sämmtliche automatischen Kraftmesser waren plötzlich in einer einzigen Nacht in das Lager der Anarchisten übergegangen.

In einer solchen kritischen Lage kann nur die hochweise Polizei Rath schaffen. Die Amsterdamer Polizeibüreaus wurden denn auch überströmt und alsbald brachten die Zeitungen die Nachricht, daß die Stadt in der Nacht von einer Bande Strolche heimgesucht worden, die mit vereinten Kräften sämmtliche Automaten der Stadt zerbrochen hatten. Die Amsterdamer Behörde nahm die Sache ernst und setzte eine Belohnung von 1000 Gulden auf den Fang der Schuldigen. Kaum waren die Maschinen wieder in Stand gesetzt worden, als sich das unerhörte Ereigniß wiederholte: sie alle wurden zum zweiten Male während einer einzigen Nacht zerbrochen. Das war denn doch zu viel. Wachen werden aufgestellt, Patrouillen wurden ausgeschickt — vergebens, alles vergebens. Als ob der leibhaftige Gottseibeiuns die Hand im Spiele hätte: zum dritten Male eilte wie ein Lauffeuer die Nachricht durch die Stadt: „Heute Nacht wurden die Automaten von ruchloser Hand außer Thätigkeit gesetzt!“

Amsterdam stand nicht gerade auf dem Kopfe, aber es fehlte nicht viel daran. Die Tagespolitik war vergessen. Die täglichen Geschäfte verloren ihre Wichtigkeit, auf der Börse, in der Wachtstube wie in der Schule bildete das unerhörte, räthselhafte Ereigniß den wesentlichsten Gesprächsgegenstand. Da endlich erschallte ein Schrei des Triumphes in den Zeitungen. Das Wunder hatte sich aufgeklärt, das Problem war gelöst.

Es war wie es immer ist mit Wundern. Die alten Weiber feminini und masculini generis hatten Unrecht. Kein Geist, keine überirdische Kraft war im Spiele. Aber auch die hochweise Polizei hatte sich — wie dies zuweilen vorkommt — getäuscht. Keine Schaar muthwilliger Strolche hatte mit vereinten Kräften den Unfug verübt — sondern ein einzelner Mann, Eugen Sandow, ein junger, zwanzig Jahre alter Deutscher.

Niemand wollte an die Wahrheit dieser Nachricht glauben. Die Wirklichkeit erschien den Meisten weit wunderbarer als ein Wunder, aber dennoch, der Beweis war unumstößlich, denn der junge Mann war auf frischer That ertappt worden. Und was dem Seltsamen einen höheren Grad verlieh, war der Umstand, daß der Uebelthäter nicht die gebotene Gelegenheit benutzt hatte, sich der Verhaftung zu entziehen — sondern im Gegentheil, alles deutete darauf hin, daß er den Wunsch gehabt hatte, ertappt und der Behörde übergeben zu werden.

Was waren die Beweggründe dieses seltsamen Benehmens gewesen? Hatte Sandow einfach seiner Lust nachgegeben, Unfug zu üben? Durchaus nicht. Am nächsten Tage stand er vor dem Polizeirichter und rechtfertigte seine That. Seine Erzählung war in Kurzem die folgende:

Sandow wurde 1867 in Königsberg in Preußen geboren. Als Kind war er gesund und von zartem Körperbau, jedoch zeichnete er sich nicht durch besondere Stärke aus. Seine Eltern waren — soweit ihr Körper betroffen war — Durchschnittsmenschen, auch sein Bruder, der Professor in Göttingen ist, besitzt nur durchschnittliche Kräfte. Schon frühe zeigte Sandow eine Vorliebe für gymnastische Uebungen und Cirkus wie alle Art akrobatischer Vorstellungen boten für ihn eine solche Anziehungskraft, daß seine Eltern sich schließlich veranlaßt sahen, ihm den Besuch derartiger Schaustellungen zu verbieten. Da sein Vater ein wohlhabender Juwelier war, konnte Sandow nach Vollendung seiner Schulstudien die Universität beziehen; aber hier benutzte er bald die ihm gebotene Freiheit ausschließlich zur Entwicklung seines Körpers. Gymnastische Uebungen hatten für ihn einen größeren Reiz als Kollegien und die Folge war, daß Sandow gänzlich mit seinen Eltern zerfiel. Sein Vater entzog ihm zugleich die Unterstützung und der junge Sandow sah sich plötzlich zu dem unangenehmen Experimente genöthigt, die Erwerbsfähigkeit seiner Muskelkräfte auf die Probe zu stellen. Er fand es leichter, schwere Gewichte um den Kopf wirbeln zu lassen, als sein Brot zu verdienen. Nach mannigfachen Abenteuern fand er sich in Amsterdam ohne Freunde, ohne Erwerb und ohne Geld. Was thun?

Er verzweifelte nicht, denn er hatte Vertrauen in seine eisenharten Muskeln. Wenn er sich nur einen Namen erwerben könnte — wenn er nur dem Publikum Beweise seiner Kraft geben könnte — dann, vertraute er, war seine Zukunft gesichert. Er zerbrach sich den Kopf mit den verschiedenartigsten Plänen — und zuletzt hatte er einen glücklichen Gedanken. Er zog einen Kutscher in das Vertrauen, borgte sich von ihm die nöthigen Kupferstücke und fuhr während der Nacht von einem Ende der Stadt zum anderen, überall, wo sich die Gelegenheit bot, seine vernichtende Kraft an den Automaten messend.

Das war Sandow's Erzählung vor dem Polizeirichter. Der Angeklagte führte aus, daß er sich nicht gegen das Gesetz vergangen habe. Die Besitzer der Automaten laden Jeden ein, seine Stärke an den Maschinen zu erproben. Sandow hatte das geforderte Honorar in Gestalt des in die Oeffnung geworfenen Geldstückes bezahlt. Er hatte somit der von den Besitzern gestellten Bedingung genügt — was konnte er dafür, daß die Maschinen zu schwach gebaut waren, seiner starken Hand zu widerstehen? Er war der Einladung gefolgt, gegen Zahlung einer bestimmten Geldsumme seine Kraft zu messen. Das war doch sicherlich kein strafbares Vergehen!

Der Richter schloß sich diesen Ausführungen an und entließ Sandow ohne Verzug. Der junge Deutsche hatte seinen Zweck erreicht. Mehrere hundert Personen folgten ihm vom Gerichtshofe in sein bescheidenes Absteigequartier. Von diesem Tage an war Sandow's Ruf als „starker Mann" gemacht; die Grundlage zu seinem späteren glänzenden Erfolge war gelegt.

Sieben Jahre sind seitdem vergangen. Heute verdient Sandow, wie uns in dem soeben erschienenen Buche: „Sandow's System of Physical Training, compiled and edited by G. Mercer Adam (London, Gale & Polden)" versichert wird, jährlich 200 000 Mark. Er kann sich in der That den „stärksten Mann" der Erde nennen, ohne befürchten zu müssen, daß ihm Jemand den Anspruch auf diesen professionellen Ehrentitel zu nehmen im Stande ist. Er hat bisher sämmtliche Gegner geschlagen und viele derselben spielend besiegt.

Sandow vermag mit ausgestrecktem Arme über dreihundert Pfund zu halten; er läßt sich zur Erde in der Weise nieder, daß sein auf Armen und Beinen ruhender Körper eine Brücke bildet und auf der nach oben gekehrten Brust erträgt er ein Gewicht von über 2400 Pfund.

Der Körperbau dieses Riesen ist für den Physiologen und Anatomen, für den Künstler wie für den Bewunderer physischer Fertigkeiten von gleich großem Interesse. Sandow ist denn auch von gelehrten wie von ungelehrten Leuten zum Gegenstande ausgiebigen Studiums gemacht worden; namentlich haben sich in England militärische Kreise für ihn interessirt. Surgeon-Major Deane gab vor etwa zwei Jahren den Kadetten der Akademie zu Woolwich einen Vortrag über „Physische Kultur" und legte demselben das System Sandow's und die mit demselben erzielten Erfolge zu Grunde. Sandow war selbst zugegen und bereit, seinen Muskelreichthum vor den erstaunten Zuschauern bewundern zu lassen. Einem Berichte der medizinischen Zeitschrift „Lancet" zufolge war er im Stande, seinen mächtig entwickelten Biceps im Takte einer gespielten Melodie auf- und niederzubewegen — gewiß ein Beweis, in einem wie erstaunlichen Grade er die Herrschaft über seine Muskeln besitzt.

Sandow wurde wiederholt zum Gegenstande anatomischer und physiologischer Untersuchungen gemacht. Sein zuletzt genommenes Maß hatte folgende Ergebnisse: Halsumfang 18 Zoll. Unterarm 16½ Zoll Umfang. Biceps (Muskel des Oberarmes) 19½ Zoll. Brust (bei ausgepreßtem Athem) 40 Zoll. Brust (normal) 47 Zoll. Brust (bei tiefer Einathmung) 61 Zoll. Taille 29 Zoll. Oberschenkel 27 Zoll. Unterschenkel 18 Zoll. Höhe 5 Fuß 8½ Zoll. Gewicht 196 Pfund.

Wenn wir nun untersuchen, auf welche Weise Sandow diese außerordentliche Entwicklung seiner Muskeln erlangt hat, so finden wir, daß nach Sandow's eigener Aussage das Geheimniß seines Erfolges in dem systematischen, energisch betriebenen Gebrauche leichter Hanteln liegt. In dem bereits erwähnten Buche ist eine ausführliche Beschreibung der von dem „stärksten Manne" erprobten Uebungen gegeben. Viele dieser Uebungen sind nicht neu; sie sind jedoch systematisch aneinander gereiht, leiten vom Leichten zum Schweren über und dehnen sich auf Grundlage anatomischer Verhältnisse auf alle wichtigen Muskeln des ganzen Körpers aus. Im Kurzen lassen sich Sandow's Regeln folgendermaßen zusammenfassen: 1. Uebe mit leichten Hanteln. Ein Gewicht von 5 Pfund in jeder Hand ist für einen erwachsenen Mann genügend. 2. Uebe systematisch, täglich eine halbe Stunde bis zu einer ganzen Stunde. 3. Iß und trink, was Dir schmeckt und schlafe eine ausreichende Zeit. 4. Uebe in frischer Luft. 5. Betreibe die Uebung mit Energie und gieb nicht nach, auch wenn die Muskeln schmerzen. 6. Uebertreibe die Uebungen nicht. 7. Lasse die Uebungen allmählich schwerer werden. 8. Lasse die Uebungen auf alle Muskeln des Körpers einwirken und erziele eine symmetrische, nicht eine einseitige Entwicklung. 9 Gewöhne Dich an korrektes, von dem unteren Theile der Lunge beginnendes Athmen.

Es handelt sich nun um die Frage, ob Sandow's System im Stande ist, auch bei anderen Personen bemerkenswerthe Resultate zu erzielen.

Ich will zunächst aus eigener Erfahrung sprechen. Ich habe seit einiger Zeit die von Sandow vorgeschriebenen Uebungen mit Hanteln im Gewicht von 5 Pfund regelmäßig vorgenommen und ich war schon nach zwei Wochen in der Lage, gewisse Uebungen einhundertmal auszuführen, die ich am ersten Tage kaum dreißigmal zu Stande bringen konnte. Ein gleiches, unerwartetes Resultat habe ich an etwa einem Dutzend Knaben beobachtet, die unter meiner Aufsicht sich den gleichen Uebungen widmeten.

Sandow's System ist in den englischen Militärschulen eingeführt worden und hat sich dort nach den vorliegenden offiziellen Berichten vorzüglich bewährt. Es ist zu erwarten und zu hoffen, daß die Veröffentlichung des genannten Buches Vielen Veranlassung geben wird, den Werth systematischer Uebung mit leichten Hanteln praktisch an sich selbst zu erproben.

Alles kommt auf eine systematische, energische Betreibung der Uebung an. Vom Leichten zum Schweren, mit Berücksichtigung sämmtlicher wichtiger Muskeln, — das ist ein sicherer Weg zur Gesundheit und Stärke.

Jeder kann sich ein paar leichte Hanteln anschaffen. Jeder hat täglich eine Viertelstunde oder eine Halbestunde Zeit, sich der ausschließlichen Pflege seines Körpers zu widmen. Es kommt nur auf den Entschluß an und auf die moralische Kraft, bei dem Entschlusse zu beharren.

Meine persönlichen Erfahrungen mit dem System Sandow's haben mich zu einem entschiedenen Freunde desselben gemacht. Die Uebungen ermüden weder mich noch die Knaben, welche dieselben unter meiner Leitung betreiben. Wenn auch die Muskeln zuerst ein wenig schmerzen — in kurzer Zeit stellt sich das Gefühl der Stärkung und Erfrischung ein.

Ich möchte deshalb dem System Sandow's das Wort reden. Es ist der Tasche sowohl wie dem Berufe und dem Gesundheitszustande eines Jeden angepaßt. Es erfordert keine besondere Diät, keine kostspieligen Apparate. Alles, was nöthig ist, sind ein paar Hanteln und der Entschluß, einem bestimmten Ziele mit sicherem Schritte entgegen zu gehen.

Curt A. Musgrave.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW, Beuthstraße 8.

Nr. 11. Berlin, den 15. Dezember 1894. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1894 unter Nr. 4560 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der erste, sehr ernste Zwischenfall hat sich bereits in dem kurzen Leben des „neuesten Kurses" ereignet. Weil einzelne sozialdemokratische Abgeordnete beim Hoch auf den Kaiser sich im Reichstage nicht erhoben haben, sollen sie wegen Majestätsbeleidigung verfolgt werden. Die Bedeutung dieses Vorgehens wird noch durch einen Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" erhöht, der unterscheiden will zwischen jenen Aeußerungen eines Abgeordneten im Parlament, die in Ausübung seines Berufes gethan werden, und anderen, die zwar gleichfalls in der Volksvertretung gefallen sind, aber nicht in Ausübung des Berufes; letztere sollen unter Umständen strafrechtlich zu ahnden sein. Daß diese ganze Deduktion nur auf Grund einer Fälschung des Ausspruches eines Staatsrechtslehrers zu Stande kommen konnte, und daß mit der Anwendung eines derartigen Prinzipes die freie parlamentarische Aussprache und damit der moderne Parlamentarismus überhaupt vernichtet sein würde, ist sogleich in den Tageszeitungen nachgewiesen worden. Was soll man nun daraus folgern, daß ein erster Staatsanwalt in Berlin einen Antrag, wie den vorliegenden, auf Strafverfolgung eines Abgeordneten stellt, daß der Reichskanzler einen so einschneidenden und in seinen Konsequenzen sehr schwer wiegenden Antrag dem Reichstage übermittelt, und daß ein offiziöses Organ einen Aufsatz veröffentlicht, dessen Vorschläge sich als ein fester Strick zur Erdrosselung des Parlamentarismus darstellen? Das Inland und das Ausland hat aus diesen Anzeichen zunächst die nämlichen Schlüsse gezogen. Unter Dutzenden von Aeußerungen mögen zwei genügen, von Organen herrührend, die namentlich in Fragen der deutschen Politik sich ganz besonderer Vorsicht befleißigen. Die „Neue Freie Presse" schreibt:

„Ein Parlament, das nicht seine ganze Kraft aufbietet, um seine Immunität zu vertheidigen, gleichviel weshalb und von wem sie bedroht wird, wäre nicht werth, sie zu besitzen . . ."

Und an anderer Stelle:

„Nur auf dem Wege des Konfliktes und des Staatsstreiches kann, wenn sich der Reichstag widersetzt, das Bollwerk der Immunität abgeräumt oder geschädigt werden".

Das „Journal des Debats" faßt gleich den großen englischen Zeitungen zurückhaltend sein Urtheil in die Worte zusammen:

„Ce sont là des menaces d'une singulière gravité.",

Nach der Ansicht von so ziemlich aller Welt sind diese Vorgänge also möglicherweise geeignet, um uns unmittelbar in ernste Verfassungskonflikte von nicht zu übersehender Tragweite hineingleiten zu lassen.

Da drängt sich die Frage auf, wo sind die Hände, welche die Zügel unseres öffentlichen Lebens nach mit vorausblickender Besonnenheit und Festigkeit halten, wenn durch die Handlung eines Staatsanwalts, natürlich unter Zustimmung des preußischen Justizministers und unter Beihilfe des Fürsten Hohenlohe dem Staatsgespann plötzlich ein Schlag gegeben werden kann, daß alle Welt sich fragt: Will man denn absolut eine halsbrecherische Fahrt, deren Abschluß nicht voraus zu sehen ist, beginnen?

Wir betrachteten den Grafen Caprivi in erster Reihe stets auch als einen sehr werthvollen, und als einen starken Hemmschuh gegen Abenteuer. Dieser Hemmschuh ist mit einer so leichten Handbewegung zerbrochen worden, als sei es eine Kleinigkeit, ein zweites Instrument von gleich vorzüglicher Eignung wieder zu finden. Ein paar Wochen ist die neueste Regierung im Amte, und wir tänzeln schon an Fragen darüber, die vielleicht morgen ihr Antlitz als Verfassungskonflikt oder als schwere Regierungsniederlage enthüllen; das ist die Antwort auf die Zweckmäßigkeit der neuesten Evolution.

Es mag nun sein, daß auch diesmal noch an einem ernsten Konflikt das Staatsschiff vorüber bugsirt wird, aber

dieses ewige Laviren, diese Aenderung des Kurses heute in jener Richtung, morgen in einer anderen, diese Politik der Impulse, die heute auf einen Verfassungskonflikt mit den bürgerlichen Parteien, morgen auf eine Zusammenfassung aller verfügbaren Kräfte gegen die Sozialdemokratie hinarbeitet, dieses Vorgehen und Zurückweichen, das überall anstößt von den politischen Parteien bis zu dem ganz unpolitischen Künstlervölkchen, und das Unterstützung nur aus berechnendem Eigennutz, nirgends aber aus vertrauensvoller sachlicher Billigung findet, diese Art des Regierens, die stark aussehen soll und innerlich nicht stark ist, wird plötzlich unser Staatswesen in eine Sackgasse gebracht haben, die rechts und links von schweren Gefahren starrt und aus der durch einen neuen Willensakt eine plötzliche Umkehr gar nicht mehr möglich ist.

Mit erklärlicher Berechnung steuern die Kreuzzeitungsleute auf eine solche Entwicklung hin, deren Folgen für Deutschland nicht zu überblicken sind; die Konservativen wollen dann mit einem reaktionären Faustregiment als Retter für so lange auftreten, wie diese Rolle sich spielen läßt. Eine Abwehr jener Gefahren kann nur darin gefunden werden, daß der getrennte Liberalismus, soweit er diesen Namen verdient, bei so hohem Einsatz es lernt, seine Kraft statt zur Selbstzerfleischung zum gemeinsamen Kampf gegen den gemeinsamen Gegner zu verwerthen. Dahin wird und muß es auch kommen, und nur die Frage bleibt offen, ob nach weiteren schweren Enttäuschungen auf allen Seiten, oder ob rechtzeitig und ohne neue herbe Lehren. Für eine gedeihliche Entwicklung in dieser Richtung zu arbeiten, wird die immer dringendere Aufgabe aller jener liberalen Elemente, denen unter Ueberwindung enger Fraktionsvorurtheile die ruhige Zukunft Deutschlands vor allem am Herzen liegt.

Jene **Nationalliberalen**, welche im Gegensatz zu einer solchen Auffassung, ihre eigene Partei zu einem noch engeren Anschluß an die Konservativen durch Wiederbelebung des alten Kartells bismärkischen Angedenkens veranlassen wollten, erhalten über die Weisheit ihres Beginnens eine Aufklärung nach der andern.

Der Streit um die Lehrfreiheit der liberalen Professoren der Theologie war eine gute Einleitung; die Andeutung des Herrn von Manteuffel im Reichstage, daß er von der jetzigen Regierung ein neues Schulgesetz nach Zedlitzschem Muster erwarte, ist eine bedeutungsvolle Fortsetzung, und die Landtagswahl in Naugard ist endlich eine reale Lehre über die Aussichten des sogenannten Helldorf'schen Flügels der konservativen Partei, mit dem einzelne Organe der Nationalliberalen ein Bündniß erstrebten. Der Helldorfianer Herr von Flügge-Speck erhielt in der Nachwahl volle 18 Stimmen; und der Tivolikonservative Herr von Dewitz siegte mit nicht weniger als mit 205 Stimmen.

Alle diese Symptome sind erfreulich zur Klärung. Es gibt nicht mehr als zwei Möglichkeiten. Nach Rechts gibt es nur **einen** Anschluß, und dieser Anschluß führt zu unmittelbarer Annäherung an die Tivolikonservativen, da Konservative mit etwas anderer, übrigens kaum erfreulicherer Färbung nicht mehr vorhanden sind, und zwar nicht im Lande und nicht im Reichstag; wer von den Nationalliberalen sich der Miquel'schen Führung weiter anvertraut, der muß die Konsequenz ziehen, daß er mit der Kreuzzeitungspartei und unter Umständen auch mit dem Centrum zusammen zu arbeiten hat, und wer das nicht will, der muß dem alten Kartellgedanken endgültig den Rücken kehren.

Ferdinand von Lesseps ist gestorben; er ist zweifellos einer jener Männer gewesen, die eine große Bedeutung für die Entwicklung unserer Zeit hatten. Der Kanal von Suez hat der wirthschaftlichen Entwicklung neue Möglichkeiten erschlossen, und die Neugestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse erwies sich schließlich als so einschneidend, daß durch sie ganz neue politische Probleme sich ergeben haben; Aegypten und die Länder des rothen Meeres kamen plötzlich zu einer Bedeutung für die internationalen Beziehungen, die sie vorher nicht besessen hatten.

Von diesen großen Erfolgen in der ersten Hälfte seines Lebens sticht das spätere Alter des Todten völlig ab; so groß der Erfolg von Suez, so groß der Miß-erfolg von Panama, und soviel Ruhmesglanz auf den Erbauer des einen Kanals fällt, soviel tiefer Schatten auf den hochbetagten Mann, der in Amerika nicht nur scheiterte, sondern dort auch seinen guten Ruf ließ. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß die Franzosen, welche ihre großen Todten so gern zu rühmen lieben, diesmal gedämpfte Töne gewählt haben; denn sie gedenken, daß mit dem Namen Lesseps auch die Erinnerung an jene schandbaren Betrügereien heraufsteigt, die Frankreich 1400 Millionen gekostet und unsägliches Elend über unzählige französische Familien gebracht haben.

Von dieser Zurückhaltung sticht eine Depesche des deutschen Kaisers an die Wittwe des Todten ab, in der es heißt:

„Durch den Draht erfahre ich den schmerzlichen Verlust, den Sie erlitten haben. Die ganze Welt des Geistes und der Wissenschaft steht mit Ihnen am Grabe eines der größten Geister, eines weltumfassenden Genies. Ich bitte Sie, zu glauben, daß alle unsere Sympathien in diesem Augenblick mit Ihnen und Ihrer Familie sind."

Einige Male hat der deutsche Kaiser den Ton zu treffen gewußt, der zu den Herzen der Franzosen geht; wir fürchten jedoch, daß diese Depesche mit ihren intensiven Farben gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen wird, die beabsichtigt war. Die französische Presse zeigt die Berechtigung einer solchen Annahme. Die Franzosen, die für Weihrauch sehr empfänglich sind, haben gleichzeitig ein überaus scharfes, in diesem Falle auch besonders mißtrauisches Auge, um nach dem zu spähen, was hinter einer solchen Weihrauchwolke wohl stecken könnte. Ob mit Recht oder Unrecht ist gleichgültig, sie scheinen anzunehmen, daß diese Höflichkeit nicht nur Höflichkeit des Herzens, sondern politische Absicht sei, und damit ist jede günstige Wirkung gebannt für jetzt und auch für eine nähere Zukunft.

Wenn nicht alles täuscht, so wird auch diese Depesche einer plötzlichen Entschließung des Kaisers ihre Entstehung verdanken. Nun ist es aber das Schicksal der Monarchie, daß alle ihre öffentlichen Handlungen gleichzeitig politische Konsequenzen haben; beinahe ausnahmslos. Und darum übernehmen für jede wichtigere Handlung die Minister die Verantwortung in allen konstitutionell regierten Ländern, und um eine politisch unzweckmäßige Handlung zu desavouiren, entläßt man alsdann einen Minister. Bei uns aber tritt immer wieder zu Tage, daß die Monarchie eines jedes Schutzes entbehrt, weil sie leider den großen Werth dessen für sich selbst und für die ruhige Entwicklung moderner Staaten nicht anerkennt.

Wenige Tage nach Lesseps' Tode ist auch der Präsident der französischen Deputirtenkammer **Burdeau** aus dem Leben abgerufen worden. Sein Tod wird mit Recht als ein großer Verlust für Frankreich beklagt. Burdeau war erst 43 Jahre alt, und er ist bereits mehrfach Minister gewesen; Casimir Perier hielt so viel von ihm, daß er Burdeau nach seiner eigenen Wahl zum Präsidenten der Republik zum Ministerpräsidenten gemacht hätte. Aber Burdeau's Gesundheit war schon damals so schwach, daß er das dornenvolle Amt ablehnen mußte. Dabei war Burdeau arm und aus dem Arbeiterstande hervorgegangen. Mühsam mußte er sich aus der Volksschule hervorarbeiten. Endlich war Burdeau ein Freidenker, der seine Kinder nicht hatte taufen lassen. Nimmt man das alles zusammen: aus niederem Stande, arm, Freidenker, kränklich und mit 43 Jahren eine empfindliche Lücke im politischen Leben Frankreichs zurücklassend: so kann man an der hohen geistigen Kraft, deren Verlust Frankreich beklagt, nicht zweifeln.

Das **ungarische Kabinet** hat gesiegt; die Krone hat die kirchpolitischen Gesetze nach harten Kämpfen und nach langer Verzögerung genehmigt und einen gefahrvollen Konflikt vermieden; in diesem Ausgang steckt für alle Staaten eine große Lehre. Die Festigkeit des liberalen Bürgerthums und seine Kraft sind vor allem geeignet, die Krone zu ihrem eigenen Heile und zu dem des Landes von reaktionären Experimenten abzuhalten.

Schneeball und Lawine.

Eine Regierung, die gegen oppositionelle Volksvertreter mit Majestätsbeleidigungsprozessen Krieg führt, ist unglücklich berathen. Wenn sie aber als Angriffsobjekt eine Handlung — das Sitzenbleiben bei einem Hoch auf den Kaiser — wählt, die eigentlich keine Handlung, sondern eine Unterlassung ist; eine Unterlassung, über deren Strafbarkeit die Rechtsgelehrten obendrein keineswegs einig sind: so ist das ein bedauerlicher Mißgriff. Wenn nun aber gar jene angeblich strafbare Missethat verübt wurde, während der Thäter sich in Ausübung seines Abgeordnetenmandats im Sitzungssaale des Reichstags befand; wenn somit zugleich die so ungemein dornige Diskussion der Grenzen parlamentarischer Immunität erneut aufgerollt wird; und wenn endlich die Regierung das Ansinnen an die Volksvertretung stellt, sie bei diesem auf höchst unsicheren Rechtsgrundlagen aufgebauten politischen Prozeß noch dadurch zu unterstützen, daß sie den betreffenden Abgeordneten zur sofortigen Strafverfolgung — gegen eine eingewurzelte Praxis — preisgiebt: so tritt in diesem Vorgehen ein Eifer zu Tage, der politisch nur dann verständlich erscheint, wenn die Regierung entschlossen ist, dieser ersten Maßregel weitere Maßregeln derselben Art folgen zu lassen.

Die Ankündigung, daß die Staatsanwaltschaft entschlossen sei, gegen den Abgeordneten Liebknecht wegen des bekannten Vorgangs in der Reichstagssitzung vom 6. Dezember einzuschreiten, hat zwar die Situation blitzartig erleuchtet; aber eingeschlagen hat der Blitz nicht; es war ein kalter Schlag; und das Verlangen, der Reichstag möge die Genehmigung zur sofortigen strafrechtlichen Verfolgung ertheilen, wird — wie die Verhandlungen der Geschäftsordnungskommission sofort klar gestellt haben — mit großer Mehrheit abgelehnt werden.

Das Alles konnte und mußte die Regierung vorher wissen. Sie wird es sich auch wohl vorher gesagt haben. Sie wird sich ferner klargemacht haben, daß dies kein Fall ist, bei dem man sich, wenn die Sache schief geht, auf den formalistischen Standpunkt zurückziehen und etwa einen allzu eifrigen Staatsanwalt desavouiren kann.

Kein Mensch nimmt an, daß diese Anklage aus der unmittelbaren Initiative des Ersten Staatsanwalts beim Landgericht Berlin I hervorgegangen ist. Die Frage kann nur sein, ob der neue preußische Justizminister, auf dessen staatsmännische Brauchbarkeit, wie man hört, die Krone durch den verflossenen Ministerpräsidenten Graf Eulenburg aufmerksam gemacht ist, mit diesem Debut sich selbständig in das politische Leben eingeführt hat oder ob — was wahrscheinlicher ist — das ganze preußische Staatsministerium, zu dem ja auch der Reichskanzler als Ministerpräsident gehört, hinter dem Vorgehen steht. Jedenfalls kann auch der Reichskanzler, ebensowenig wie die preußische Regierung, die politische Verantwortung für diesen in den Formen des Strafprozesses sich abspielenden politischen Vorstoß ablehnen, will er nicht in den wenig schmeichelhaften Verdacht gerathen, schon heute im eigenen Hause nicht mehr Herr zu sein.

Die Schlappe, welche die Regierung in dieser Angelegenheit zunächst davontragen wird, dürfte gewiß nicht dazu beitragen, die Autorität der gegenwärtigen Machthaber zu erhöhen. Es ist deshalb kaum denkbar, daß eine derartige so leicht vorauszusehende Niederlage von der Regierung nach den einfachen Grundsätzen der politischen Quittungstheorie behandelt werden sollte. Einen so mächtigen Anlauf nehmen und dann auf dem Sprungbrett mit der Bemerkung umkehren, man habe sich die Sache anders überlegt, das ist ein wirksamer Cirkusscherz, aber in der Politik ist derselbe nicht üblich. In unserem Falle kommt noch hinzu, daß man kaum ein wirksameres Argument gegen die elastischen Bestimmungen der Umsturzvorlage hätte finden können, als es in der wunderbaren Interpretation des Artikel 30 der Reichsverfassung liegt, wie sie der Anklage gegen den Abgeordneten Liebknecht zu Grunde gelegt ist. Es steht fest, daß in der gesammten Presse Deutschlands, welche die Vorgänge des 6. Dezember Tage lang auf das Eifrigste kommentirte, auch nicht einmal die Möglichkeit ins Auge gefaßt war, das Verfahren der Sozialdemokraten, das unter den verschiedensten Gesichtspunkten eifrig verurtheilt wurde, könne Anlaß zu einem Einschreiten des Staatsanwalts bieten. Wenn so das gänzlich Unerwartete über Nacht bei der Auslegung von Gesetzesbestimmungen, die man für niet- und nagelfest hielt, Ereigniß werden kann, was läßt sich dann von den Kautschukparagraphen der Umsturzvorlage erwarten, bei deren Anwendung obendrein nicht die höhere Weisheit der Regierungen, sondern unter Umständen die politische Voreingenommenheit unterer Beamten über Wohl und Wehe von Tausenden zu befinden hat.

Wenn danach die Regierung wußte, daß sie mit ihrem kriminalistischen Verstoße gegen den Abgeordneten Liebknecht im Reichstage scheitern werde, wenn sie sich ferner sagen mußte, daß ein solcher mißglückter Verstoß ihre eigene Autorität schädigen, der Sozialdemokratie ein erhöhtes politisches Relief geben und die Aussichten der Umsturzvorlage verschlechtern werde, so bleibt kaum eine andere Vermuthung übrig, als daß wir es mit einem Schneeball zu thun haben, von dem man erwartet, daß er sich in seinem weiteren Laufe zu einer Lawine auswächst, unter deren Wucht der gegenwärtige Reichstag begraben werden soll. Nicht jeder Schneeball wird allerdings zur Lawine, selbst wenn man ihn auf eine abschüssige Ebene legt und es nicht an eifrigen Füßen fehlt, ihn abwärts zu treiben. Jedenfalls sind jedoch ein paar neue Warnungstafeln angezeigt, auf denen weithin sichtbar für jeden politischen Wandersmann zu lesen ist: Aufgepaßt!

Th. Barth.

Das Gesetz gegen die Umsturzbestrebungen.

Die sogenannte Umsturzvorlage, die so lange besprochen war und noch vor ihrem Erscheinen den Sturz des Grafen Caprivi, wie man sagt, mit veranlaßt hat, ist nunmehr seit einigen Tagen dem Reichstage und der Oeffentlichkeit übergeben. Wie angekündigt war und wie in der Begründung des Weiteren ausgeführt wird, ist sie nicht nur ein sogenanntes Anarchistengesetz*), wenngleich die anarchistischen Bestrebungen in der Begründung erwähnt werden und darin eine nicht unerhebliche Stelle einnehmen. Sie soll vielmehr die bisher „unzulängliche“ Strafgesetzgebung, welche, wie es heißt, „unter dem Einfluß einer vertrauensvollen, die Gefahren der politischen, wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Zersetzung unserer Zeit nicht ausreichend würdigenden Stimmung“ entstanden ist, d. h. das nach Ansicht der Urheber des Entwurfs unzulängliche deutsche Strafgesetzbuch nach verschiedenen Richtungen hin vervollständigen. Der Gesetzentwurf ist also zu Stande gekommen unter einer ziemlich starken pessimistischen Auffassung, welche im Gegensatze steht zu der Stimmung, unter der das deutsche Strafgesetzbuch stand und das Deutsche Reich gegründet wurde. Er will gründlich aufräumen mit allen jenen „böswilligen“ „Bestrebungen“, welche „bis in die kleinsten Orte und bis in die unreife Jugend ihre Ideen“ verbreiten. Demnach enthält der Entwurf recht verschiedenartige Bestimmungen, und ein Gesammturtheil über den Entwurf ist nur möglich, wenn man zuvor die einzelnen Artikel und Paragraphen genau auf ihre Tragweite geprüft hat.

Da die vorgeschlagene Aenderung des § 111 des Strafgesetzbuchs nur eine Strafschärfung enthält, beginnen wir mit dem neu einzuschiebenden § 111a. Derselbe bestraft — im Maximum mit Gefängniß bis zu drei Jahren — Denjenigen, welcher öffentlich vor einer Menschenmenge oder

*) Offiziell lautet der Titel: Entwurf eines Gesetzes, betreffend Aenderungen und Ergänzungen des Strafgesetzbuches, des Militärstrafgesetzbuches und des Gesetzes über die Presse.

durch Verbreitung oder öffentlichen Anschlag oder öffentliche Ausstellung von Schriften oder anderen Darstellungen ein Verbrechen oder eines der besonders in diesen Paragraphen genannten Vergehen anpreist oder als erlaubt darstellt. Diese Bestimmung trifft in der That die anarchistische Litteratur, deren unheilvoller Einfluß unbestreitbar ist. Obschon daher im Deutschen Reiche, wie uns scheint, kaum eine umfangreiche Verbreitung dieser Litteratur stattfindet, kann man mit dieser Strafbestimmung in der That im Wesentlichen einverstanden sich erklären, und nur eine genauere Fassung, zugleich aber, was die Anpreisung von Vergehen betrifft, vielleicht eine zweckmäßige Erweiterung vorschlagen, zumal auch in Italien und nach dem Gesetze vom 12. Dezember 1893 in Frankreich ein analoges Strafgesetz besteht. Man muß sich indeß klar machen, daß eben nicht nur Anarchisten durch das Gesetz betroffen werden würden; zweifellos würde z. B. danach zu bestrafen sein, wer öffentlich es als eines Ehrenmannes Recht und Pflicht bezeichnet, denjenigen, der ihn schwer beleidigt hat, unter Umständen niederzuschießen, falls etwa die Gerichte für die Beleidigung auf die nach Ansicht des Beleidigten erforderliche Sühne nicht erkennen oder nicht erkannt haben sollten. Unter die Vergehen, deren Anpreisung der genannte Paragraph unter Strafe stellt, könnte indeß vielleicht der Zweikampf aufgenommen werden, da bei uns das Duellunwesen in erheblichem Umfange in Blüthe ist und jährlich eine Anzahl Menschenleben ihm zum Opfer zu fallen pflegt. Andererseits dürfte unter den Vergehen das Vergehen der Erpressung zu streichen sein; denn der Thatbestand dieses Deliktes umfaßt nach der Praxis, obschon der Name schrecklich genug klingt, recht vieles, woran man im gewöhnlichen Leben zuweilen nicht denkt, und was auch wohl meistens thatsächlich der strafrechtlichen Verfolgung entgeht. Es kann hier nicht der Ort sein, dies Bedenken hier des Weiteren zu begründen. Nur auf folgenden wichtigen Punkt sei hier aufmerksam gemacht. Wenn eine nach Ansicht des Unterzeichneten freilich irrige Praxis das Delikt der Erpressung ohne weitere Beschränkung auch durch Bedrohung mit beliebigen an sich erlaubten Handlungen als begehbar betrachtet, so liegt es nicht allzu fern, daß eine scharfsinnige staatsanwaltschaftliche und gerichtliche Praxis in der öffentlichen Drohung mit Arbeitseinstellung eine Anpreisung der Erpressung dann erblicken kann, wenn die Koalition auf Erlangung höherer Löhne, also auf einen Vermögensvortheil gerichtet ist, auf welchen die Arbeiter kein Recht haben.*) Damit würde das in der Gewerbeordnung gesetzlich gewährleistete Koalitionsrecht der gewerblichen Arbeiter zu einem erheblichen Theile beseitigt sein, während die Arbeitgeber, die sich durch Abhaltung nicht-öffentlicher Versammlungen und nicht-öffentlicher Abreden helfen können, überhaupt aber die höheren Stände den sogenannten Boycott in viel größerem Maße ausüben, als man häufig annimmt. Wir halten aus diesem Grunde, zugleich aber deshalb, weil wie bemerkt, der Thatbestand der Erpressung im Strafgesetzbuche zu wenig scharf umrissen ist und gelegentlich recht unbedeutende Handlungen als Erpressungen bestraft werden können, eine Bestrafung der Anpreisung von Erpressungsversuchen für zuweitgehend; es reicht vollkommen gegen anarchistische Provokationen aus, wenn der beschränkende Zusatz gemacht wird, daß öffentliche Anpreisung von Erpressungen nur dann strafbar sein soll, wenn die Erpressung mittelst Gewalt oder Androhung eines Verbrechens oder Vergehens verübt werden soll.

Noch eine andere Einschränkung aber scheint für den gesammten Paragraphen wünschenswerth. Bekanntlich ist in dichterischen Werken und besonders in Dramen der Held sehr oft eine Person, welche mit den Strafgesetzen in Konflikt geräth. Man braucht hier etwa nur an Schiller's Wilhelm Tell oder an Calderon's Richter von Zalamea zu denken. Selbstverständlich wird man gegenwärtig in der Vorlage ein Verbot der öffentlichen Aufführung dieser Dramen nicht suchen wollen. Aber juristische und polizeiliche Interpretation haben schon öfter überraschende Ergebnisse zu Tage gefördert, namentlich im Deutschen Reiche, wo man mehr und mehr sich an eine stark extensive Interpretation der Strafgesetze gewöhnt hat,*) und dem unmittelbaren Wortsinne noch kann man in den genannten beiden Dramen eine Anpreisung von Verbrechen finden.**)

Man setze also vor das Wort „anpreist" hinzu „in der Absicht, dadurch zur Begehung solcher Handlungen anzureizen". Die Motive des Gesetzes bemerken freilich, die bezeichnete Absicht des Thäters sei Voraussetzung der Bestrafung. Aber Motive eines Gesetzes kommen gegenüber dem Wortlaute des Gesetzes selbst leicht in Vergessenheit; sie sind in der That nicht Gesetz. Wozu also durch einen mangelhaften Wortlaut eine bedenkliche Controverse heraufbeschwören, die möglicher Weise noch andere Konsequenzen haben könnte, als einige ungeschickte und etwa in höherer Instanz aufzuhebende Strafverfolgungen, die dem Deutschen Reiche immerhin den Spott des Auslandes eintragen können?

Der folgende veränderte § 112 des Strafgesetzbuches dehnt die Bestimmung des bisherigen Strafrechts, der zufolge bestraft wird, „wer eine Person des Beurlaubtenstandes auffordert oder anreizt, der Einberufung zum Dienste im Heer oder in der kaiserlichen Marine nicht Folge zu leisten", aus auf den Fall solcher Aufforderung oder Anreizung an Angehörigen des Landsturms. Die Erweiterung der Strafvorschrift scheint unbedenklich.

Um so mehr Bedenken erregt dagegen der zweite Absatz dieses Paragraphen.

„Gefängniß von einem Monate bis zu drei Jahren trifft Denjenigen, der es unternimmt, einen Angehörigen des aktiven Heeres oder der aktiven Marine zur Betheiligung an Bestrebungen zu verleiten, welche auf den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staatsordnung gerichtet sind."

Hier begegnet uns zum ersten Male das ominöse Wort „Umsturz", und hier ist Alles unklar und unbestimmt. Was sind Bestrebungen, die auf den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staatsordnung gerichtet sind? Müssen die letzteren Bestrebungen solche sein, die alsbald einen gewaltsamen Umsturz herbeiführen sollen, oder genügt es, daß von den Betheiligten in irgend einem noch so entfernten Zeitpunkte jener Umsturz als Ziel oder auch nur als äußerstes Auskunftsmittel in Aussicht genommen sei? Sollen hiermit die Bestrebungen der deutschen Sozialdemokratie getroffen werden, obschon bekanntlich die Führer jetzt durchaus leugnen, einen gewaltsamen Umsturz herbeiführen zu wollen, vielmehr erklären, mit dem Stimmzettel und durch die öffentliche Meinung (Aufklärung der Masse des Volkes) ihr Programm durchsetzen zu können? Man wird gestehen müssen, daß, wenn es sich nicht um eine Gesellschaft handelt, die bereits gegenwärtig mit Verbrechen operirt, der Richter über die Beschaffenheit der fraglichen Bestrebungen durch den Text des Gesetzes in keiner Weise aufgeklärt wird. Warum hat man nicht einfach, wie es im Art. 2 des französischen Gesetzes vom 28. Juli 1894 geschehen ist, von anarchistischen Bestrebungen (propagande anarchiste) gesprochen? Man hat dem Gesetze das Am-

*) Gegenüber dem Argumente, daß das Koalitionsrecht der gewerblichen Arbeiter ja durch die Gewerbeordnung gewährleistet sei, könnte man sich auf den bekannten Satz berufen: „Lex posterior derogat priori", d. h. darauf, daß das neuere allgemein redende Gesetz das frühere (spezielle) Gesetz aufhebe. Diese Argumentation ist unrichtig, aber möglich.

*) Für England, wo der alte Satz: „In dubio benignius" in der Interpretation der Strafgesetze mehr gewahrt wird, würden wir den im Texte befürworteten Zusatz nicht für nöthig erachten.

**) Tell begeht aus wenngleich edlen Motiven einen Meuchelmord, und der Dorfrichter von Zalamea, der mit bewußter Ueberschreitung seiner Zuständigkeit den im Dienst des Königs von Spanien stehenden Hauptmann erdrosseln läßt, begeht, juristisch betrachtet, ebenfalls einen Mord, noch dazu unter dem erschwerenden Umstande eines bewußten Eingriffes in die militärische Gerichtsbarkeit. Allerdings geschieht dem verbrecherischen Lumpen in Calderon's Drama materiell nur sein Recht, was der spanische König anerkennt, indem er den stolzen Bauernrichter als lebenslänglichen Richter bestätigt.

hen eines Gesetzes gegeben, welches „den Boden des allgemeinen Rechts nicht verläßt“; in Wahrheit aber, wie diese Bestimmung zeigt, ein Gesetz vorgelegt, welches den Richtern verläßt, nach ihrem Ermessen beliebige politische Bestrebungen als Umsturzbestrebungen zu charakterisiren und nach den strengen Vorschriften des Entwurfs zu bestrafen. Die Motive lassen (nach S. 9) unseres Erachtens keinen Zweifel darüber, daß unter jenen Bestrebungen auch diejenigen der deutschen Sozialdemokratie begriffen sein sollen; denn wenn da gesagt wird, daß „in manchen Gegenden eine größere Anzahl junger Männer von Kindheit an in ihren Umgangskreisen den Einwirkungen staatsfeindlicher Grundsätze ausgesetzt waren“, so mag das allenfalls auf die staatsfeindlichen Grundsätze der Sozialdemokratie passen; anarchistische Grundsätze sind aber in dieser Weise im Deutschen Reiche glücklicher Weise noch nicht verbreitet, und jedenfalls waren sie es nicht, als diejenigen jungen Männer, die jetzt oder etwa vor einem Jahre in das deutsche Heer eintraten, noch in der ersten Kindheit sich befanden. Also genügt es nach den Motiven, wenn die fraglichen Bestrebungen in irgend einem entfernten Zusammenhange mit einem erstrebten oder erhofften Umsturze stehen oder vorgestellt werden. Das ist aber eine Thatfrage, daher nach unserem Strafprozeßrechte der Nachprüfung durch das Reichsgericht entzogen und somit dem souveränen Ermessen der Instanzgerichte überlassen. So können also die allerverschiedenartigsten Urtheile ergehen über das, was unter Umsturzbestrebungen und Umsturzparteien zu verstehen sei, und der Widerstreit der Urtheile wird voraussichtlich einen äußerst widerwärtigen Eindruck hervorrufen. Man muß doch sich erinnern, daß politische Fanatiker auch gelegentlich z. B. die freisinnige Partei als eine republikanische, also wohl auch den Umsturz herbeisehnende Partei bezeichnet haben, und daß selbst unter den Genossen der nationalliberalen Partei „Atheisten“ und bei der engen Verbindung, in welcher Religion und Staatserhaltung von manchen gedacht werden, also wohl auch in der nationalliberalen Partei Umsturzbestrebungen vermeintlich entdeckt wurden.

Gesetzt aber auch, daß nur anarchistische und sozialdemokratische Bestrebungen gemeint seien, so ergibt der Wortlaut, daß jedes politische oder angeblich politische oder nur die Politik streifende Gespräch, welches z. B. eine der Sozialdemokratie angehörende Person mit einer Militärperson führt, jede Zusammenkunft eines Sozialdemokraten mit einer Militärperson in einem Gasthause, auf einem Spaziergange u. s. w. den Anlaß zu einer strafgerichtlichen Untersuchung und Verurtheilung geben kann; denn sobald jene Person irgendwie mit einer Militärperson freundschaftlich redet, in ihrer Gesellschaft ein Glas Bier trinkt, kann, die erforderliche Absicht vorausgesetzt, darin der Thatbestand gefunden werden, daß jene Person es unternehme, den Soldaten zu verleiten. Man bemerkt, daß hiermit, in der freilich wohlmeinenden Absicht einen gleichsam hermetischen Verschluß des Militärs gegen den politischen Umsturzbazillus zu bewirken, ein Thatbestand geschaffen ist, der in seiner völligen Unbestimmtheit wohl nur selten in der Geschichte des Strafrechts erreicht worden ist*) und der es unter Umständen gestattet, einen Menschen, nur weil er Sozialdemokrat und zufällig mit Militärpersonen zusammengetroffen ist, mit drei Jahren Gefängniß zu bestrafen. Und wenn es wahr ist, daß sozialdemokratische und Umsturzideen in dem von den Motiven angenommenen Umfange verbreitet sind und dann natürlich auch von Angehörigen und Jugendfreunden vieler Soldaten getheilt werden, glaubt man, daß es wünschenswerth sei, durch peinliche Untersuchungen über bloße Gespräche u. s. w. eine erhebliche Anzahl von Militärpersonen in den schweren Konflikt zu bringen, entweder den Eid zu verletzen oder aber Angehörige und Freunde in eine Strafe zu bringen, die vielleicht den Ruin bedeutet, und zwar wegen einer Handlung, deren Strafbarkeit dem Volksbewußtsein nur schwer einleuchten wird? Glaubt man wirklich durch derartige Strafgesetze und Untersuchungen die Anhänglichkeit an die Ordnung des Staates, an die Monarchie zu festigen? Würde nicht vielmehr die Gehässigkeit solcher Untersuchungen, die Gehässigkeit der unvermeidlich an so sich verflüchtigende Thatbestände sich anschließenden böswilligen Denunziationen gerade den entgegengesetzten Erfolg hervorbringen können? Existirt in irgend einem Staate der Welt ein derartiges Strafgesetz? Die Motive haben keines angeführt. Der der Begründung im Abdruck beigefügte Art. 2 des französischen Gesetzes vom 28. Juli 1894 zeigt einen ganz anders scharf umrissenen Thatbestand. Es ist hier einerseits nur von der Anreizung zu bestimmten schweren Verbrechen und andererseits, wenn man den Art. 25 des älteren gleichfalls noch in Betracht kommenden Gesetzes vom 29. Juli 1881 in der Fassung des Gesetzes vom 12. Dezember 1893 heranzieht, nur von der Provokation von Militärpersonen zur Verletzung ihrer Pflichten die Rede. Sollte man bei solcher Fassung des deutschen Gesetzentwurfs nicht beinahe glauben, daß im Deutschen Reiche die Staatsordnung ganz anders und schwerer gefährdet sei, als in Frankreich, daß letzthin im Deutschen Reiche, nicht aber in Frankreich die schwersten Attentate vorgekommen seien?

Die Begründung führt zwar Beispiele für die Anwendbarkeit der Strafbestimmung auf, die einen bestimmteren Thatbestand zeigen; das Niederlegen von Flugschriften, welche den im Entwurfe bezeichneten Bestrebungen dienen, in Kasernen u. s. w., die Einführung von Soldaten in geschlossene Versammlungen oder Gesellschaftskreise (?!), die gleichen Bestrebungen dienen. Es wird damit aber nur bewiesen, daß es zweckmäßig sein wird, eine mäßige Polizeistrafe für die unbefugte Verbreitung irgend welcher Flugblätter in Kasernen u. s. w. zu bestimmen, andererseits aber durch die militärische Disziplin und den Geist, welchen die Vorgesetzten der Truppe einzuflößen haben, die letztere vor der Ansteckung mit Umsturzideen zu bewahren. Diese Arbeit, die übrigens, um wirksam zu sein, gar nicht so sehr in die äußere Erscheinung zu treten braucht, vielleicht durch übermäßigen Eifer in ihren Resultaten gefährdet werden möchte, kann kein Strafgesetz der Militärverwaltung abnehmen. Uebrigens ersieht man aus der Erwähnung der „Gesellschaftskreise“, unter welchem Begriffe ja recht Vieles zu verstehen ist, wie zutreffend die Auffassung ist, die in jener Strafbestimmung eine wahrhaft auffallende und überraschende Unbestimmtheit entdeckt.

Der letzte Absatz, der einen ausgezeichneten und mit besonders schwerer Strafe (Zuchthaus bis auf 5 Jahre) bedrohten Fall betrifft,*) ist eben, weil eine bestimmtere Absicht des Schuldigen (der Entwurf spricht hier eigenthümlicher Weise von einem „Thäter“) erfordert wird, weniger bedenklich, immerhin aber, da auch hier die Absicht eine Rolle spielt, Umsturzbestrebungen zu fördern, namentlich auch mit Rücksicht auf die angedrohte schwere Strafe nicht wohl annehmbar.

Als Beispiel wird in der Begründung der Fall angeführt, daß Jemand den Versuch macht, den vor Magazinen oder Kasernen stehenden Wachtposten zu bestimmen, ihm oder Gesinnungsgenossen den Eintritt nicht zu verwehren, behufs Aneignung von Waffen oder Munition zur Aus-

*) Auch die berühmte Lex Quisquis der römischen Imperatoren Arcadius und Honorius über die Majestätsverbrecher (L. 5 C. ad legem Juliam majestatis 9, 8) dürfte an Dehnbarkeit des Thatbestandes an den hier fraglichen Absatz 2 des neuen § 112 nicht hinanreichen. Nachdem nämlich im Eingange von der Bestrafung wirklicher Verschwörungen, gerichtet auf Tödtung kaiserlicher Räthe u. s. w. die Rede gewesen ist, heißt es zwar, es solle die gleiche Strafe auch Denjenigen treffen, der nur an dergleichen gedacht habe (cogitaverit). Aber da selbstverständlich bloße Gedanken auch unter den römischen Cäsaren der Bestrafung sich entzogen, so läßt sich das, was unter dem „cogitaverit“ zu verstehen ist, sehr gut mit dem modernen Ausdrucke wiedergeben „Wer es unternimmt“. Und nun vergleiche man den durch die Lex quisquis verpönten Thatbestand mit dem Thatbestande des Abs. 2 des § 112!

*) „Hat der Thäter (vorhin ist nicht von einem Thun, sondern von einem Verleiten zu Bestrebungen die Rede) in der Absicht gehandelt, ein bestimmtes auf den Umsturz der Staatsordnung gerichtetes Verbrechen zu fördern, so tritt Zuchthausstrafe bis zu fünf Jahren ein; auch kann auf Zulässigkeit von Polizeiaufsicht erkannt werden.“

führung eines gegen die Staatsordnung gerichteten gewaltsamen Vorgehens. Die Bestimmung kann zwar nicht so leicht zur Verurtheilung unschuldiger Personen Anlaß geben, wohl aber zur Einleitung unnützer und daher äußerst schädlicher Untersuchungen. Wäre es nicht praktischer, den Diebstahl (und also auch den Versuch des Diebstahls) von Waffen und Munition aus militärischen Etablissements, wenn derselbe durch Verleitung von Wachtposten zur Vernachlässigung ihrer Pflichten zu Pflichtwidrigkeiten erfolgt, unter besonders strenge Strafe zu stellen? Man bedürfte dann keiner neuen Verbrechens- und Absichtsbegriffen, die für die Sicherheit der Praxis und damit für die Rechtssicherheit der Einzelnen stets nicht unbedenklich sind.

Der nun folgende Paragraph erweitert den Thatbestand des sog. Landzwanges. § 126 des Strafgesetzbuchs lautet gegenwärtig: „Wer durch Androhung eines gemeingefährlichen Verbrechens den öffentlichen Frieden stört, wird mit Gefängniß bis zu einem Jahre bestraft.“ Die Vorlage will das Delikt auf Androhung jeden beliebigen Verbrechens ausdehnen. Eine Ausdehnung auf mehrere nicht-gemeingefährliche Verbrechen wird zweckmäßig sein, aber unter der Beschränkung, daß für nicht gemeingefährliche Verbrechen eine ausdrückliche Kundgebung der Absicht, den öffentlichen Frieden zu stören, erfordert wird. Die juristische Begründung dieser Ansicht würde an diesem Ort zu weit führen.

Der genannte § 126 soll aber noch einen stark verschärfenden Zusatz erhalten. „Hat der Thäter in der Absicht gehandelt, auf den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staatsordnung hinzuwirken oder darauf gerichtete Bestrebungen zu fördern, so tritt Zuchthausstrafe bis zu fünf Jahren ein; auch kann auf Zulässigkeit von Polizeiaufsicht erkannt werden.“ Wie schon anderweit bemerkt ist (vergl. „Berliner Tageblatt“ Nr. 623 vom 8. Dezember), könnte bei der souveränen Entscheidung des Richters über das Vorhandensein der bezeichneten Absicht, dieselbe ohne Weiteres aus der Zugehörigkeit des Schuldigen zu einer bestimmten Partei oder gar Bevölkerungsklasse schließen. Damit wäre man dann wieder auf dem Boden des Ausnahmegesetzes angelangt. Der verschärfende Zusatz müßte, wenn er bleiben sollte, nach Ansicht des Unterzeichneten dahin gefaßt werden:

> „Hat der Schuldige dabei die Absicht kundgegeben, eine Einschüchterung in Bezug auf die Ausübung öffentlicher Rechte oder Pflichten oder in Bezug auf Amtshandlungen bewirken oder wegen solcher Handlungen oder Unterlassungen Rache üben zu wollen, so“ u. s. w.

Die deutsche Rechtswissenschaft hat dargethan, daß es wenigstens der Regel nach juristisch und kriminalpolitisch unrichtig ist, schon die Verabredung Mehrerer, eine strafbare Handlung zu begehen, als sog. Komplott unter Strafe zu stellen. Das gegenwärtige deutsche Strafgesetzbuch bestraft dieser Ansicht folgend das Komplott als solches nur im Falle des Hochverraths und nach dem sog. Sprengstoffgesetze werden Komplotte gerichtet auf böswilligen Gebrauch von Sprengstoffen, nach dem Gesetze vom 3. Juli 1893 auch Komplotte, welche behufs Verraths militärischer Geheimnisse eingegangen werden, bestraft. Der Entwurf will (§ 129a) nun jedes auf Ausführung irgend eines Verbrechens gerichtete Komplott, und jede Verabredung, welche die fortdauernde Begehung im einzelnen noch unbestimmter Verbrechen bezweckt, mit Zuchthaus, also mit einer schweren Strafe belegen, falls dabei die Absicht obwaltet, auf den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staatsordnung hinzuwirken. Durch den letzteren beschränkenden Zusatz wird der Paragraph wieder zu einem Ausnahmegesetz und juristisch wegen der Unmöglichkeit, diese Absicht genügend zu bestimmen, ebenso unhaltbar wie die bereits kritisirten Bestimmungen, die ebenfalls jene Absicht in den Thatbestand der nach ihnen zu bestrafenden Delikte aufnehmen wollen. Die Begründung beruft sich auf das französische Recht, indeß wohl nicht mit vollem Rechte. Denn der hier in Betracht kommende Artikel 265 ff. des Code pénal werden, abgesehen von der Beschränkung, daß es sich handeln muß um Delikte envers les personnes ou les propriétés, n[illegible] von beliebigen Verabredungen (Komplotten), sondern [illegible] förmlich organisirten Gesellschaften*). Die beabsichti[gte] Neuerung wäre kriminalpolitisch höchst bedenklich. [illegible] würde Anlaß geben zu resultatlosen Untersuchungen, zu [Ver]urtheilungen Unschuldiger, zu böswilligen Denunziationen und sie würde durch die schwere schon auf die bloße Verab[-] redung gesetzte Strafe im Falle wirklicher Komplotte [illegible] Genossen dieser Komplotte von vornherein an ihre Verab[-] redung gleichsam festschmieden.

Die folgende Neuerung will mit Geldstrafe oder Gefängniß bis zu zwei Jahren denjenigen bestrafen, [der] in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise [die] Religion, die Monarchie, die Familie oder das Eigenthu[m] durch beschimpfende Aeußerungen öffentlich angreift.

Diese Bestimmung dürfte juristisch wenig haltbar sein. Das Ergebniß könnte nur in den Urtheilen nach subjektiven divergirenden und wechselnden Sentiments bestehen. [Die] Objekte, welche hier geschützt werden sollen, ermangeln, wenngleich die betreffenden Worte in Gesprächen, Reden und Zeitungsartikeln u. s. w. sehr oft gebraucht werden, durch[-] aus der erforderlichen Bestimmtheit. Es giebt freilich be[-] stimmte Religionen, bestimmte Formen der Monarchie, be[-] stimmte Ausgestaltungen der Ehe, der Familie, des Eigen[-] thums, und so läßt es sich hören, wenn man denjenigen bestraft, der die Religion, welche in einem Staat die herr[-] schende oder die Religionen, welche in einem Staat aner[-] kannt sind, die Monarchie, welche in einem bestimmten Staat gesetzliche Institution ist, die Ehe, die Famil[ie,] das Eigenthum, wie es bei uns existirt, angreift. Al[s] abstrakte Begriffe abgefaßt verflüchtigen sich aber die Vor[-] stellungen von Religion, Monarchie, Ehe, Familie un[d] Eigenthum. Man kann z. B. von Religion auch dann noch reden, wenn in demjenigen, was Jemand glaubt, nicht ein Titelchen eigentlich christlicher Vorstellungen zu erblicken ist, und die Formen und Voraussetzungen der Eingehung, Auflösung, die Rechtswirkungen einer Ehe lassen sich so denken, daß die hiernach übrig bleibende Ehe und Familie von den zuweilen ausgemalten Idealen der äußer[-] sten Sozialdemokratie oder des Anarchismus nicht allzuwe[it] entfernt sein würde. Bei einigermaßen geschickter Fassung kann daher ein äußerst boshafter und schädlich wirkender Vortrag sich dem projektirten Strafparagraphen mit Leichtig[-] keit entziehen — wenn nicht eben die Vorstellungen, welche über jene Dinge zur Zeit herrschen, als die allein maß[-] gebenden angesehen werden sollen. Das Letztere geht aber deshalb nicht wohl, weil das Gesetz damit die absolute Stagnation zur Grundmaxime des Staats- und Volkslebens erheben müßte; denn eine treffende und damit in Wahrheit vernichtende Kritik von Mängeln unserer Einrich[-] tungen muß erlaubt sein, wenn „offenkundige Schäden, von denen ja selbst die Motive (wenigstens in Ansehung der wirthschaftlichen Entwicklung) als auch bei uns möglichen Dingen reden, beseitigt werden sollen, wenn überhaupt nicht die Mängel auf die Dauer überwuchern und schließlich den Untergang selbst eines festgefügten Staatswesens herbe[i-] führen sollen. Nun glaubt freilich jeder Einzelne, die hier erforderliche Mittellinie finden zu können zwischen einem Angriff, der unterlassen, also etwa verboten werden sollte, und einer zulässigen, wenngleich scharfen Kritik. Eine ge[-] nauere Betrachtung zeigt aber, daß Alles auch hier nur auf subjektiven und selbst bei der einzelnen Person wechselnden „Sentiments“ hinausläuft, und es könnte fraglich erscheinen, ob, wenn man so etwas wirklich und nicht etwa als leere Drohung auf dem Papiere will, nicht die Wiedereinführung der Censur vorzuziehen wäre. Das Streichen (und in Rußland übliche Schwärzen) einzelner Stellen z. B. eines Buches, einer Zeitung ist am Ende weniger verhängnißvoll, als das Verurtheilen zu zwei Jahren Gefängniß nach Sentiment und augenblicklicher Meinung des einzelnen Richterkollegiums, und gegen Vorträge in öffentlichen Ver-

*) Vergl. Garraud. Traité théorique et pratique du droi[t] pénal français. Vol. 5 (1894) S. 80 ff.

ımmlungen würde ja das Auflösungsrecht der Polizei geügenden Schutz gewähren können. Die neue Entwicklung er Gesetzgebung der Kulturstaaten geht wohl überwiegend ahin, solche Strafdrohungen, wie sie der Entwurf hier orschlägt, zu beseitigen. Die **Begründung** beruft ch zwar auf frühere Strafbestimmungen in Baden, Bayern, Sachsen und auf eine Bestimmung des sterreichischen Strafgesetzbuchs — Bestimmungen übrigens, on denen keine so umfassend ist, wie die jetzt proponirte — st aber den Nachweis schuldig geblieben, daß diese Betimmungen eine nennenswerthe praktische Anwendung geunden haben. Was aber speziell den strafrechtlichen Schutz er Religion (richtiger des religiösen Gefühls) betrifft, so eht die gegenwärtige deutsche Strafgesetzgebung schon verhältnißmäßig*) recht weit, und rein **wissenschaftlich** ist chon die Frage ernstlich erörtert worden, ob es nicht richiger sei, um unzutreffende und daher höchst nachtheilig wirkende und divergirende Urtheile zu vermeiden, die Strafvorschrift des § 166 des Strafgesetzbuchs wesentlich zu **eschränken.**

Freilich sollen nun jene Angriffe auf Religion u. s. w. ur strafbar sein, wenn sie durch „**beschimpfende Aeußerungen**" erfolgen. Indeß, auch dieser letztere Begriff ist ein recht unbestimmter,**) wenn man absieht von groben thatsächlich wenig in Betracht kommenden Schimpfworten, und wie leicht man hier auf eine abschüssige Bahn kommen kann, davon liefert die „Begründung" des Entwurfs selbst ein redendes Beispiel. Während einerseits gesagt wird für Aeußerungen, die sich eines in beschimpfenden Formen gekleideten Angriffs enthalten, namentlich also für wissenschaftliche Untersuchungen, die in den Schranken sachlicher Erörterungen bleiben, werde kein Hinderniß bereitet, wer den kurz vorher schon „**höhnende Angriffe**" gegen die Religion u. s. w. als solche bezeichnet, die man durch die neue Strafdrohung in Schranken halten wolle, und wird, wie es scheint, nur die Kritik, „welche nicht agitatorische Zwecke verfolgt", absolut sicher vor der Verfolgung charakterisirt. Wer will genau die Grenzen feststellen zwischen schneidender Ironie, dem bekannten Argumentum ad absurdum einer- und Hohn andererseits und was heißt in einem wirklich bestimmten Sinn „agitatorisch"? Agitatorisch könnte man ja jede litterarische Aeußerung nennen, die alsbald wirken soll oder wirken kann. Soll nun der Schriftsteller nur dann mit vollkommener Freiheit und Sicherheit sich äußern können, wenn er seine Aeußerungen so einkleidet oder einschachtelt, daß nur fleißige Fachgenossen sie in einem versteckten Winkel eines großen Werkes herausfinden können? Soll der Schriftsteller von vornherein wünschen müssen, daß seine Gedankenarbeit, wenn sie etwa Gefühl und Vorurtheil Anderer verletzt, nur in einem entfernten Zeitpunkte, vielleicht nach seinem Tode, „agire oder agitire"?

Nicht viel zu bedeuten hat endlich, um Verfolgungen und Verurtheilungen nach subjektiven Sentiments zu verhüten, die Einschränkung, daß der öffentliche Friede durch die inkriminirte Aeußerung gefährdet sein müsse. Nimmt man es mit dieser Voraussetzung strenge, so ist die ganze Bestimmung ein Schlag ins Wasser ohne reelle Wirksamkeit: denn daß z. B. durch **abstrakte Verspottung von Religion u. s. w. Klassenkämpfe*****) oder blutige **Volksschlachten** veranlaßt werden möchten, ist nicht wohl anzunehmen; das setzt ja eine unserer Zeit abhanden gekommene Begeisterung für religiöse Dogmen u. s. w. voraus, deren Existenz wenig stimmt mit demjenigen, was die Motive zur Rechtfertigung der gesammten Vorlage anführen. Interpretirt man aber jene Worte weniger scharf, ist man der

*) Man vergleiche über andere Gesetzgebungen das große Werk von van Swinderen, Esquisse du droit pénal actuel dans les Pays-Bas et à l'étranger T. III (1894) S. 204 ff.

**) Ueber die Schwierigkeiten der Anwendung dieses Begriffs schon nach dem gegenwärtig gültigen § 166 des Strafgesetzbuchs vergleiche man z. B. die gerichtlichen Urtheile, welche der bekannte Kommentar von Olshausen zu dem genannten Paragraphen anführt.

***) Die Vorlage bringt die projektirte neue Bestimmung in Verbindung mit der Gefährdung des öffentlichen Friedens durch Anreizung zum Klassenhaß.

Meinung, daß zu einem anderen näheren oder entfernteren Zeitpunkte die inkriminirte Aeußerung einmal eine Rotte zur Vornahme von Gewaltthätigkeiten entflammen könne, dann bedeutet die Beschränkung andernfalls für den Schutz des Angeklagten, für den Schutz der freien Meinungsäußerung so gut wie **gar nichts**;*) denn jenes läßt sich immer behaupten und durch nichts widerlegen. Die wirklich gefährlichen Reden und Preßerzeugnisse der extremen antisemitischen Parteimänner z. B. aber werden durch die Strafstimmung gar nicht getroffen; denn hier wird ja im Interesse der christlichen Religion, wie gesagt wird, geredet und geschrieben.

Die nun folgende Aenderung des § 131 des Strafgesetzbuches:

> „Wer erdichtete oder entstellte Thatsachen, von denen er weiß, **oder den Umständen nach annehmen muß**,**) daß sie erdichtet oder entstellt sind, öffentlich verbreitet, um dadurch Staatseinrichtungen oder Anordnungen der Obrigkeit verächtlich zu machen, wird mit Geldstrafe bis zu sechshundert Mark oder mit Gefängniß bis zu zwei Jahren bestraft,"

ist in der Presse schon vielfach besprochen und überwiegend als unannehmbar bezeichnet — mit Recht; denn welches Maß von Sorgfalt der Verfasser einer in einer Zeitung enthaltenen Mittheilung oder der Redakteur anwenden muß um sich gegen irrthümliche Mittheilungen zu schützen — die möglicher Weise in Bezug auf Staatseinrichtungen oder Anordnungen einen Uebelstand aufdecken und deßhalb als Anlaß zu einer verächtlichen Anschauung über solche Einrichtungen und Anordnungen von Anderen angesehen werden können — das ist äußerst schwer gerecht zu bestimmen. Selbst die anscheinend sicherste Quelle kann im gegebenen Falle in irgend einer Beziehung, die vielleicht erst nachher sich als wichtig herausstellt, eine Täuschung bereiten, und Zeugen und Sachverständige zu beeidigen, steht außerhalb der Befugniß der Schriftsteller, Journalisten und Redakteure. Vielleicht könnte da jede Mittheilung, die einer Behörde unangenehm und nicht völlig exakt ist, zur Unterlage für eine Preßverfolgung dienen. Die Konsequenzen kann man sich denken.

Die Motive sind zwar der Ansicht, die neue Einschiebung enthalte keine unbillige Beschränkung der Rede- und Preßfreiheit, da der fragliche Thatbestand nicht allein, sondern erst in Verbindung mit der Absicht, die behaupteten unrichtigen Thatsachen zur Herabwürdigung staatlicher Einrichtungen und Anordnungen zu verwerthen, die Strafbarkeit nach sich ziehen solle. Aber die Annahme, daß solche Absicht obgewaltet habe, steht zum souveränen Ermessen des Instanzgerichtes; sie kann also z. B. aus der **Gesammthaltung** der betreffenden Zeitung geschlossen werden, und dann kann die eigenthümliche Erscheinung sich herausstellen, daß gewisse Zeitungen fortwährenden Verfolgungen ausgesetzt sind, während anderen objektiv ganz gleiche Dinge straflos hingehen. Die Motive weisen dann noch, um die Bestrafung einer nicht genügenden Erkundigung zu rechtfertigen, auf den § 259 des Strafgesetzbuchs hin, der ebenfalls es dem wirklichen Wissen gleichstellt, wenn den Umständen nach Jemand eine bestimmte Thatsache annehmen mußte. Dieser Hinweis ist verfehlt. Im § 259 handelt es sich wesentlich um den Ankauf von Sachen, die durch eine strafbare Handlung erlangt sind; in der Regel, sind das gestohlene Sachen. Nun kann man doch weit leichter es Jemandem anmerken, ob er mit gestohlenen Sachen handelt, als man ermessen kann, ob eine beliebige Nachricht, die immerhin auf gewisse Zweige der Staatsverwaltung oder auf Anordnungen bestimmter Beamten ein

*) In dem bisherigen § 130 hat die „Gefährdung des öffentlichen Friedens: [illegible] it es sich da um eine direkte Anreizung zu Gewaltthätigkeiten verschiedener Klassen der Bevölkerung handelt, einen ganz anderen, bestimmteren Sinn.

**) Die gesperrt
Zusatz In dem gegen
sie erdichtet u. s. w."

vortheilhaftes Licht nicht wirft, wahr ist oder nicht. Das Argument steht also auf gleicher Linie mit der Beweisführung, daß weil bei gewissen Delikten auch die fahrlässige Begehung strafbar ist, dies auch bei beliebigen anderen Delikten richtig sei, z. B. daß, weil das Gesetz auch die fahrlässige Tödtung bestraft, nun auch die Bestrafung fahrlässig begangener Beleidigungen einzuführen sei. Man wird sich übrigens erinnern, daß der weiter gehende § 101 des früheren preußischen Strafgesetzbuchs (der sog. Haß- und Verachtungsparagraph) nach eingehenden Berathungen, also wohl nicht ohne guten Grund zu dem jetzigen § 131 des deutschen Strafgesetzbuchs umgestaltet ist.

Artikel II der Vorlage führt auf das Gebiet des Militärstrafrechts, ist aber gleichwohl für Civilpersonen, ja für den Einfluß militärischer Anschauungen auf die gesammte Civilbevölkerung von hervorragender Bedeutung.

Nach dem gegenwärtig geltenden Rechte (§ 42, Abs. 2 des Militärstrafgesetzbuchs) kann durch besonderes Verfahren der Militärjustiz gegen Personen des sogenannten Beurlaubtenstandes und zwar gegen Reserveoffiziere auf Entlassung, gegen Unteroffiziere auf Degradation erkannt werden, wenn die Verurtheilung dieser Personen während der Beurlaubung durch die Civiljustiz wegen einer Anzahl besonders genannter Delikte erfolgt ist*), die man im Allgemeinen als ehrenrührige zu bezeichnen pflegt (Diebstahl, Unterschlagung, Raub, Erpressung, Hehlerei, Betrug und Urkundenfälschung), auch wenn das Civilgericht auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte nicht erkannt hat.

Diese Bestimmung ist wegen des genannten Charakters der bezeichneten Delikte unbedenklich. Jene Delikte berühren, auch ohne, daß das Gericht diejenigen besonderen Rechtsfolgen ausspricht, welche man unter Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte versteht, die Ehre. Man kann daher dem Militärgerichte es überlassen, in einem Nachverfahren auszusprechen, daß die wegen eines jener Delikte civilgerichtlich verurtheilten Personen nicht mehr im Heere (oder in der Marine) dienen, bezw. nicht mehr als Vorgesetzte dienen können.

Anders wird es aber, wenn nunmehr den Militärbehörden jene Befugniß, auch für den Fall einer Verurtheilung wegen jedes derjenigen Delikte gegeben werden soll, die in den Abschnitten des Strafgesetzbuchs behandelt werden, welche von dem Widerstande gegen die Staatsgewalt und den Delikten gegen die öffentliche Ordnung handeln. Es finden sich hier nicht nur manche Delikte, die oft recht unbedeutend sind — man denke z. B. an Hausfriedensbruch — oder die leicht in jugendlichem Uebermuth begangen werden können — Widerstand gegen einen Beamten, z. B. einen Polizeibeamten, einen Waldeigenthümer — sondern auch solche Delikte, die mittels öffentlicher Reden, mittels der Presse begangen werden können, wie denn gerade auch der oben besprochene § 131 über Verächtlichmachung von Staatseinrichtungen und Anordnungen der Obrigkeit hierher gehört. Von einer wirklichen nur thatsächlichen Ehrenminderung kann hier doch in sehr vielen Fällen nicht gesprochen werden, selbst wenn das Gericht nicht auf Geldstrafe, sondern auf Gefängniß erkennt.

Wenn nun hinterher das Militärgericht noch auf die Strafe der Degradation, bezw. Entlassung erkennt, so liegt darin eine höchst bedeutsame Verschärfung der Strafe. Schon jetzt können junge Männer gerade aus den gebildeten Ständen in eine üble Lage gerathen, wenn sie den Anschauungen der militärischen Ehrengerichte nicht conform sich benommen haben, und wenn deshalb auf Entlassung gegen sie erkannt worden ist. Sie werden oft gesellschaftlich gemieden, wie man sagt „geschnitten", und manche Geschäftsinhaber weigern ihnen die Anstellung oder finden sich bewogen, bei passender Gelegenheit ihnen zu kündigen, so daß schließlich zuweilen nur die Auswanderung übrig bleiben mag. Die militärische Entlassung in solchen Fällen, noch mehr … militärische Entlassung in den hier fraglichen Fällen … also höchst empfindlich auf das Fortkommen junger Männer gerade aus den sogenannten gebildeten Ständen einwirken. Es fragt sich doch, ob man ohne die allerdringendste Veranlassung zu einer solchen thatsächlichen Verschärfung der Strafe greifen soll, die um so weniger angemessen scheinen kann, als andere junge Männer, die überhaupt vom Militärdienst befreit sind, sie gar nicht zu fürchten haben. Die Darlegung einer solchen dringendsten Veranlassung kann in der beigegebenen Begründung wohl kaum gefunden werden. Es ist ja ganz richtig, wenn hier gesagt wird: „Wenn eine im Rang eines Vorgesetzten befindliche Person nach gerichtlichem Strafurtheil sich schwerer Vergehungen schuldig gemacht hat, die sich unmittelbar gegen die Staatsgewalt oder gegen die Autorität der Behörden richten*), so ist es ein Widerspruch, daß diese Person selbst noch die Stellung eines Vorgesetzten in der bewaffneten Macht behalten soll. Es kann dies dahin führen, daß die Autorität einer solchen Stellung bedenklich erschüttert wird. Im Interesse der Disziplin muß dem vorgebeugt werden!" Aber hat denn die Militärverwaltung keine anderen Mittel, als eine mehr oder weniger schimpfliche Entlassung oder gar die Degradation durch militärgerichtliches Urtheil, um Personen des Beurlaubtenstandes aus dem Militär zu entfernen, zumal diese Personen im Falle einer Entlassung einen Anspruch auf Pension nicht erheben können?

Nur bei Bejahung dieser Frage könnte jene Begründung für zutreffend erachtet werden.

Allerdings erklärt nun der Entwurf das bezeichnete militärgerichtliche Strafverfahren nur dann für zulässig, wenn das Civilgericht auf mindestens sechs Wochen Gefängniß erkannt hat. In völlig unbedeutenden Fällen wird es also nicht stattfinden. Im Uebrigen aber ist ja leider das Strafmaß besonders heutzutage, wo selbst die Theorie des Strafmaßes völlig vernachlässigt ist, äußerst abhängig von rein subjektiven Eindrücken, Anschauungen und selbst vorübergehenden Stimmungen. In demselben Fall sagt der Eine, „das ist unverzeihlich", während der Andere meint, es liege nur eine fast unbegreifliche Uebereilung des Angeklagten vor. Auch aus diesem Gesichtspunkte ist eine schwerwiegende thatsächliche Verschärfung, welche ein zweites Gericht … nach dem von dem ersten Gerichte verhängten Strafmaße hinzufügen könnte, im höchsten Grade bedenklich.

Dazu kommt Folgendes. Es hängt von der Militärbehörde ab, ob sie das bezeichnete Verfahren einleiten will, und von dem Ermessen des Militärgerichts, ob die Entlassung oder Degradation zu erkennen ist. Nach der Theorie wird zwar die Militärbehörde von der fraglichen Maßregel Abstand nehmen oder umgekehrt dieselbe veranlassen bezw. aussprechen aus eben den Gründen, welche das Civilgericht die geringere oder härtere Strafe auszusprechen veranlaßten, und das ist auch im Entwurfe darin anerkannt, daß für die Zulässigkeit der Maßregel die Höhe der vom Civilgericht erkannten Strafe maßgebend sein soll. Gleichwohl können in der Praxis die größten Divergenzen bei der völligen Selbständigkeit der beiden Jurisdiktionen sich herausstellen. Im gegenwärtigen Augenblicke wissen wir zudem noch nicht, welche Organisation in Zukunft die Militärjustiz erhalten wird.

Endlich aber werden noch mehr als bis jetzt gerade die Männer der höheren Stände bis in das mittlere Mannesalter hinein auch ihr bürgerliches Leben nach dem Maßstabe und den Anschauungen der militärischen Behörden zu beurtheilen gewöhnt werden. Und man wolle dabei bedenken, daß sich zufolge des Entwurfs unter den hier in Betracht kommenden Delikten auch solche befinden, welche durch die

*) Ist von dem bürgerlichen Gerichte auf Zuchthaus oder Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte oder auf Unfähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Aemter erkannt worden, so tritt der Verlust der Vorgesetzten Stellung von Rechtswegen (ipso jure) ein.

*) Das ist übrigens aber bei Hausfriedensbruch nicht der Fall. Man sieht hieraus, daß nicht so ohne Weiteres die bekanntlich recht mangelhafte Systematik des Strafgesetzbuchs, welche in demselben Abschnitte zuweilen innerlich recht verschiedene Deliktsgattungen unter einer Rubrik zusammengestellt hat, hier zur maßgebenden Norm der projektirten Bestimmung zu erheben war.

Presse und durch öffentliche Reden begangen werden. Die Wichtigkeit dieses Umstandes ist nicht zu unterschätzen.

Der letzte Paragraph der Vorlage enthält eine strafprozessuale Vorschrift. In Konsequenz der das materielle Strafrecht erweiternden Bestimmungen soll auch das Recht polizeilicher und staatsanwaltschaftlicher Beschlagnahme von Druckschriften erweitert werden. Je unbestimmter nun die neuen das Recht der freien Meinungsäußerung berührenden Paragraphen lauten, um so gefährlicher kann nun dies Recht der Beschlagnahme der Presse werden. Ein solcher Rechtsstandpunkt auf Grund von weitreichenden sog. Kautschukparagraphen kann beinah der alten Zensur gleichkommen. Freilich wird eine irrige Beschlagnahme richterlich hinterher wieder aufgehoben. Aber für die Tagespresse ist diese Remedur nicht ausreichend. Die mit Beschlag belegte Zeitungsnummer wird ja gut wie werthlos, und weniger schädigend waren immerhin der Stift und die Feder des Censors. Die projektirte Neuerung ist aber auch aus dem Grunde noch besonders schwerwiegend, weil eine nach dem bisherigen Rechte für die Beschlagnahmen auf Grund der §§ 111 und 130 des Strafgesetzbuchs erforderliche wichtige Voraussetzung (dringende Gefahr, daß die Aufforderung ein Verbrechen oder Vergehen unmittelbar zur Folge haben werde) wegfallen soll.

Es erübrigen uns noch die in der Vorlage enthaltenen Strafverschärfungen. An sich betrachtet könnten sie angemessen erscheinen, da es sich nur um eine dem Richter gegebene Befugniß und um die öffentliche Aufforderung zur Begehung von Verbrechen und die öffentliche Anpreisung der letzteren handelt. Indeß ist nun bald ein Viertel-Jahrhundert ins Land gegangen, seit der Reichstag den Erlaß eines Strafvollzuggesetzes als erforderlich bezeichnete, und noch steht dieses Gesetz aus. Die reelle Vollziehung der Freiheitsstrafen ist daher im Deutschen Reiche und selbst in einzelnen Provinzen und Strafanstalten desselben Staates noch eine sehr verschiedene und zu sehr von dem Ermessen der Verwaltung und ganz zufälligen äußeren Umständen abhängig. Hiernach stehen Strafverschärfungen zur Zeit prinzipielle Bedenken entgegen, und zwar um so mehr, als anscheinend Reformen, welche eine Milderung der Strafen bezwecken, z. B. die sog. bedingte Verurtheilung, bei uns sehr schwer durchzusetzen sind, schwerer wohl als in den meisten anderen Staaten, und als selbst über den Vollzug der Gefängnißstrafen bei entschieden nicht-ehrenrührigen und geringeren Strafen (namentlich Beleidigungen u. s. w. durch die Presse) noch eine nicht eben schwierige gesetzliche Regulirung bis jetzt nicht erreicht worden ist, welche die in solchen Fällen Verurtheilten vor einer Behandlung schützt, die sich wenig unterscheidet von der Behandlung, die dem gemeinsten und schwersten Verbrecher zu Theil wird*).

Die der Vorlage beigefügte Begründung beruft sich auf einzelne Bestimmungen anderer Gesetzgebungen. Aber ein solches wohl ineinandergefügtes Ganzes, wie es hier geboten wird, existirt in den angeführten Gesetzgebungen doch wohl nicht. Auch wirkt es thatsächlich oft anders, ob eine verfehlte gesetzliche Bestimmung in einem großen umfassenden Gesetzbuche ohne große Beachtung nebenher eine Stelle findet, oder ob sie, als Rettung von Staat und Gesellschaft aus einem wirklichen oder vermeintlichen Nothstande, mit allem Nachdruck und gleichsam mit gesetzgeberischem Gepränge in die Welt gesetzt wird. Im ersteren Fall kann ihr beschauliches Stillleben zu Theil werden; im letzteren Falle wird die drastische Anwendung, die extensive Interpretation voraussichtlich nicht ausbleiben. Und gerade bei Anklagen, welche die Politik, die Presse, die sozialen Bestrebungen und Kämpfe berühren, können wörtlich übereinstimmende Strafbestimmungen in verschiedenen Ländern praktisch eine stark verschiedene Anwendung erfahren. Nicht gleichgültig ist es dabei auch, inwieweit Geschworene, inwieweit lediglich Staatsrichter urtheilen, wie die Anklagebehörde organisirt ist und ob die letztere das Anklagemonopol besitzt.

In jedem Falle ist die Vorlage, mag sie ganz oder theilweise scheitern oder in der Hauptsache angenommen werden**) bedeutungsvoll als Signatura temporis.

In Sagen und Dichtungen verschiedener Völker kehrt das Motiv wieder, daß ein schweres vorhergesagtes Schicksalsverhängniß gerade herbeigeführt wird durch künstlich erdachte Mittel, die es abwenden sollen.

So tödtet Oedipus den eigenen Vater, so muß in Calderon's „Das Leben ein Traum" der König den gefürchteten Fußfall vor dem eigenen Sohn thun und so endet in der „Braut von Messina" das Herrschergeschlecht.

Künstliche Repression und Konzession**) haben bei uns nur die Ausbreitung der Sozialdemokratie gefördert.

Sollte jenes tiefsinnige poetische Motiv einst auf einer großen Bühne eine welterschütternde Darstellung zu erfahren haben?

Es ist früher***) bemerkt worden, daß der wahre Nährboden der Sozialdemokratie die Idee der Staatsomnipotenz sei, und gerade in dieser Vorstellung wurzeln auch die giftigen Klassenkämpfe, denen die Vorlage Einhalt gebieten möchte. So wird das Strafgesetz, wie es auch beschaffen sein möge, unwirksam bleiben, wenn jene Idee fürder gepflegt und gehegt würde.

L. v. Bar.

*) Man vergleiche in dieser Beziehung die soeben erschienene humoristische, aber gleichwohl drastische Schilderung von Karl Bölcher „Wegen Preßvergehen. Gefängniß-Studien." Berlin, Verlag des Bibliographischen Büreaus.

*) Das Ergebniß der vorstehenden Erörterung ist zusammengefaßt:
1. Annahme des § 111a mit einer Redaktionsänderung.
2. Annahme des § 126a jedoch nur unter erheblicher Aenderung, allenfalls unter derselben Voraussetzung auch des § 126.
3. Erlaß einer strengen Polizeistrafvorschrift gegen die unbefugte Verbreitung von Flugschriften in militärischen Etablissements.
4. Einstweilen „Non liquet" bezüglich der projektirten Aenderung des Militärstrafgesetzes betreffend die Personen des Beurlaubtenstandes.
5. Ablehnung der sämmtlichen übrigen Bestimmungen; jedoch unter Einfügung des § 111a in § 23 des Preßgesetzes.

**) Durch das Altersversorgungs- und Invaliditätsgesetz und durch die vielen in Wahrheit dem Sozialismus schmeichelnden und ihn zugleich aufstachelnden Kundgebungen auch vermeintlich konservativer Parteimänner.

***) In dem Aufsatze „Wurzeln und Nährboden des Anarchismus" Nr. 43 der „Nation" v. 26. Juli 1894.

Parlamentsbriefe.

II.

„Der Herr Reichskanzler hat das Wort!" Diese Ankündigung hat den Zauber verloren, den sie nahezu ein Menschenalter ausgeübt hat. Es ist über den Grafen Caprivi von seinen Gegnern sehr viel Unglimpfliches gesagt worden, aber er hat das Ohr des Landtags, des Reichstags so besessen, wie es sich für den leitenden Staatsmann ziemt. So oft er das Wort ergriff, verstummten die Privatgespräche und der Saal füllte sich, man wußte, daß wenn der Reichskanzler selbst spricht, er etwas sagen wird, was irgend einer seiner Stellvertreter entweder überhaupt nicht sagen oder wenigstens nicht mit dem gleichen Nachdruck sagen konnte. Und diese Erwartung wurde auch nie getäuscht. Jede seiner Reden warf ein neues Licht auf die augenblickliche Lage.

Fürst Hohenlohe steht in dem Augenblicke, wo er die schweren Aemter eines Reichskanzlers und preußischen Ministerpräsidenten antritt, ungefähr in dem Alter, in welchem Fürst Bismarck diese Aemter aufgegeben hat. Und das Urtheil der Geschichte wird doch schließlich dahin lauten, daß Fürst Bismarck von seiner Stelle weichen mußte, weil das Alter ihn übermannte, weil ihn die Kraft verließ, um sie zu behaupten. In dem hohen Alter des Fürsten Hohenlohe liegt das nächste Bedenken, das gegen seine Berufung zu erheben war. Aus seiner Vergangenheit konnte wenigstens die liberale Partei ein Bedenken nicht herleiten. Als er vor

einigen Jahren zum Statthalter der Reichslande berufen wurde, nahm sie diese Berufung beifällig auf, und seine Amtsführung hat auch das Vertrauen gerechtfertigt, daß er Anstöße, welche seine Vorgänger gegeben hatten, vermeiden, zum Theil wieder gut machen würde. Wäre er vor zehn Jahren zum Reichskanzler berufen worden, so würde das allgemeine Urtheil sich wohl dahin geltend gemacht haben, daß er der geeignetste Mann sei für die schwierige Aufgabe, den Fürsten Bismarck zu ersetzen.

Er hat nun zum ersten Male gesprochen. Seine Rede drang nur bis zu den vordersten Bänken, sie wurde abgelesen und sie hat nicht das geringste Licht auf die gegenwärtige Lage geworfen, die doch der Aufhellung in so hohem Grade bedürftig ist. Und man darf nun annehmen, daß, wenn er wiederum sprechen wird, er wiederum schwer zu verstehen sein wird, wiederum ablesen und wiederum etwas verkündigen wird, was in gleich eindrucksvoller Weise etwa durch den „Reichsanzeiger" kundgegeben werden kann.

Jede Regierung bedarf eines Mannes, der mit Mark und Nachdruck ihre Stellung darlegt, und bei dem Stande der Parteikämpfe, die hier wogen, ist ein solcher Mann doppelt unentbehrlich. In der gegenwärtigen Regierung ist ein solcher Mann entweder überhaupt nicht vorhanden, oder wenn er vorhanden ist, ist er ein anderer, als der Fürst Hohenlohe. Und dieser Mann wird der Regierung den Charakter seines Geistes aufprägen.

Wir fühlen uns an die Zeit des Ministeriums der neuen Aera erinnert. In der dritthalbjährigen Dauer dieses Kabinets hat der Ministerpräsident Fürst Hohenzollern ein einziges Mal das Wort ergriffen, an dem Tage, an welchem dieses Kabinet sich dem Landtage zum ersten Male vorstellte; er hat eine Programmrede gehalten, ganz ähnlich wie Fürst Hohenlohe, nur hatte diese Programmrede etwas mehr politische und persönliche Farbe. Von dem Tage ab, wo er diese Rede gehalten, sprach man nicht mehr von dem „Ministerium Hohenzollern", sondern nur noch von dem „Ministerium Auerswald". In ähnlicher Weise wird der Fürst Hohenlohe in den Hintergrund treten; nur weiß man bisher nicht, wer sein Auerswald sein wird.

Die Programmrede des Fürsten Hohenlohe war eine Wiederholung der Thronrede. Daß eine Thronrede nicht in lebhaften Farben gehalten ist und an einer gewissen Unbestimmtheit leidet, ist man gewöhnt und man findet es auch gerechtfertigt. Aber man erwartet, daß sie in freier mündlicher Rede des leitenden Ministers ihre Erläuterung findet, namentlich wenn dieser Minister in sein Amt sich einführt. Wenn ein neuer Minister kommt, wird eine neue Politik getrieben; das ist selbstverständlich. Die Behauptung, daß die neue Person den alten Kurs steuern werde, hat sich noch stets, so oft sie aufgestellt worden ist, als ein protestatio factis contraria erwiesen. Aber man begehrt zu wissen, in welchen Punkten die neue Politik von der alten abweichen wird, und diese Erläuterung kann nur der neue Minister selbst abgeben, nicht seine Kollegen, die auf ihren Sesseln die Katastrophe überdauert haben.

Aus der Rede des Fürsten Hohenlohe — falls eine aufgeschriebene und abgelesene Erklärung als eine Rede bezeichnet werden kann — sind drei Punkte hervorzuheben. Des verabschiedeten Reichskanzlers wurde mit keinem Worte der Anerkennung gedacht; auch als später Herr von Kardorff mit dem wegwerfenden Achselzucken, das ihm so gut kleidet, äußerte, Graf Caprivi biete, seitdem er aufgehört habe Reichskanzler zu sein, nicht so viel Interesse, um sich mit seiner Person zu beschäftigen, erhob sich vom Ministertische her Niemand, um gegen diese Verunglimpfung Einspruch zu erheben. Bisher haben in dieser Beziehung andere Sitten geherrscht. Sodann begleitete Fürst Hohenlohe die neuen Forderungen für die Kolonialpolitik und die Marine mit dem Ausdruck seiner besonderen Sympathie und legte so an den Tag, daß er kostspielige Neigungen habe. Und endlich bat er, aus der Politik, die er zur Zeit des Vatikanums als bayerischer Ministerpräsident getrieben, keine Schlüsse auf seine gegenwärtige Haltung zu ziehen, da er von der Nothwendigkeit durchdrungen sei, daß Staat und Kirche Hand in Hand gehen. Für diese Erklärung ward ihm außer dem Beifall der Konservativen auch deutlich durch den Centrumsredner Bachem Ablaß und Indulgenz angekündigt.

Außer dem Fürsten Hohenlohe haben an den beiden ersten Tagen der Berathung zwei Mitglieder der Regierung das Wort ergriffen, Herr von Bötticher und Graf Posadowsky. Der erstere erklärte mit großem Nachdruck, daß es keinem der Minister eingefallen sei, an einen Verfassungsbruch, einen Staatsstreich zu denken. Es deutet stets auf eine große Schwüle der Lage, wenn für eine solche Erklärung ein Anlaß vorhanden ist. Und diese Schwüle kommt noch dadurch zur Erscheinung, daß sich ein Vorgang abspielt, der ganz direkt an die Konfliktszeit erinnert. Der Staatsanwalt am Berliner Landgericht kündigt an, daß er gegen einen Reichstagsabgeordneten wegen dessen Verhalten im Reichstage strafrechtlich einschreiten will und erbittet dazu gar die Zustimmung des Reichstages. Da ein Staatsanwalt in einem politisch so wichtigen Falle auf Anweisung seiner vorgesetzten Behörde handelt und nicht dem Triebe des eigenen Herzens zu folgen pflegt, so zeigt es sich klar, daß wir in eine Lage gekommen sind, die leicht zum Konflikt treiben kann. Ob die unterlassene Einstimmung in ein Hoch auf den Kaiser als eine Majestätsbeleidigung zu betrachten ist oder nur als eine Verletzung des Anstandes und ob die körperlichen Bewegungen eines Abgeordneten von der Immunität ausgeschlossen sind, die seinen Aeußerungen gewährleistet ist, sind zwei Fragen, die jungen Juristen, die in ihrer Doktordissertation einen ungewöhnlichen Scharfsinn zu entwickeln lieben, dringend an das Herz gelegt sein mögen; im Reichstage selbst kann man sie nur mit Bedauern erörtern; denn hier soll sich der Scharfsinn an Fragen üben, die für die Förderung des Volkswohls von Bedeutung sind.

Graf Posadowsky legte für die Agrarier eine Wärme des Mitgefühls an den Tag, die er vermieden hat, so lange Graf Caprivi Reichskanzler war. Herr von Manteuffel hat einen langen Wunschzettel vorgetragen, dem vom Ministertische her nicht widersprochen wurde. Die Lage ist für ihn und seine Gesinnungsgenossen eine ermuthigende und darum für die Gegner seiner Bestrebungen eine unerfreuliche. Die Interpellation wegen der Zuckerfrage und der Antrag auf Kündigung des Handelsvertrages mit Argentinien werden der Regierung zunächst Veranlassung bieten, sich darüber zu äußern, wie weit sie gesonnen ist, ihre agrarischen Sympathien in agrarische Thaten umzusetzen.

Proteus.

Suez und Panama.

Die Namen Suez und Panama bedeuten dem kleinen französischen Rentier von heute etwa soviel, wie seiner Zeit dem napoleonischen Korporal die Namen Austerlitz und Waterloo. Ferdinand von Lesseps, der mit greisenhaftem Stumpfsinn in ländlicher Abgeschiedenheit dem Tode entgegen siechte, ohne von seinem tiefen Fall eine klare Vorstellung zu haben, wird noch in dem Gedächtniß der spätesten Geschlechter weiterleben; vielleicht länger als der geniale Korse, dem St. Helena zum Kerker für glorreiche Missethaten wurde. Solange durch den Suez-Kanal Schiffe fahren, um die Produkte europäischen Fleißes gegen die Erzeugnisse des asiatischen und australischen Bodens auszutauschen, wird auch der Name Lesseps genannt werden. Niemand kann ihm den Ruhm streitig machen, daß er der Erbauer des Seeweges zwischen Afrika und Asien ist. Man mag immerhin anerkennen, daß dies Kulturwerk auch ohne Lesseps über kurz oder lang geschehen wäre; aber das mindert seinen Ruhm ebensowenig, wie es den Ruhm des Christoph Columbus mindern heißt, wenn man zugibt,

daß Amerika auch ohne ihn nicht bis zum heutigen Tage unentdeckt geblieben wäre. Und Lesseps brach auch nicht bloß eine reife Frucht; er mußte vielmehr unter Ueberwindung unzähliger Schwierigkeiten erst den Boden bereiten, auf dem sie wachsen konnte. Die Skepsis der Sachverständigen, der Neid Englands, die Indolenz der Orientalen mußten überwunden, die werkthätige Sympathie, die reiche finanzielle Unterstützung Frankreichs mußten allmählich erworben und festgehalten, die Freundschaft des egyptischen Khedive mußte sorgsam gepflegt werden, bevor der Erfolg gesichert war. Dieser Erfolg überstieg dann alle Erwartungen, berauschte alle Welt, belohnte die vertrauensvollen Aktionäre mit reichem Gewinn und überschüttete den kühnen Erbauer des Kanals mit Gold und Ruhm jeglicher Art. Ferdinand von Lesseps wurde der große Franzose. Ist es zu verwundern, daß ihn die Hybris ergriff, daß er selbst gegen das Alter gefeit zu sein glaubte und daß er jenseits der Schwelle des Greisenalters nach einem noch volleren Lorbeer griff? Und diese Hybris, die Napoleon über die Eisfelder Rußlands nach Leipzig und Waterloo führte, sie verleitete Lesseps zu dem Versuch, den Stillen Ozean mit dem Atlantischen Meer zu verbinden, ebenso wie er eine Wasserstraße durch den Sand Egyptens gezogen hatte. Aber es ging ihm, wie dem Schiller'schen Taucher: die Tiefe, in die er sich zum zweiten Male wagte, hielt ihn fest; er brachte weder Gold noch Ehre zu Tage; nur widriger Schlamm wurde aufgewühlt, und statt mit einer Krönung auf dem Kapitol endigte das Panama-Unternehmen mit einer Auseinandersetzung vor dem Strafrichter unter den Verwünschungen enttäuschter Opfer ihrer eigenen Vertrauensseligkeit.

Die Tragik dieses Lebensschicksals gibt zu denken. Es waren dieselben Eigenschaften, die den Triumph des einen und den völligen Fehlschlag des anderen Unternehmens herbeiführten. Ohne den größten Wagemuth und eine sanguine Unterschätzung der Schwierigkeiten im Beginn der Ausführung wäre schwerlich der Suezkanal zu Stande gekommen; und ohne diese Eigenschaften wäre das Panamaprojekt nicht so kläglich gescheitert. Das ist der Fluch aller großen Erfolge daß sie den Blick für das Erreichbare trüben. Est modus in rebus. Das gilt vor allen Dingen im wirthschaftlichen Leben, wo jedes Uebermaß nur zu leicht ins Verderben umschlägt. Und es ist gut so. Gerade im wirthschaftlichen Leben ist die Versührung zum Leichtsinn so groß, daß es scharfer Zuchtmittel bedarf, um in die Jagd nach dem Glück ein wenig Besonnenheit zu bringen. Der wirthschaftliche Ruin ist das Korrelat zu den reichen Gewinnen, die gut und gern den höchsten Bethätigungen der Unternehmungslust eingeräumt werden mögen. Man mag daher vom menschlichen Standpunkte aus Lesseps' Schicksal noch so sehr beklagen, für den vernünftigen Gang der Welt ist auch die furchtbare Lektion des Panamakrachs von nicht zu unterschätzendem Segen gewesen.

Ferdinand Svendsen.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Der Strahl der Fürstengunst.

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medicaers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.

Man kann nicht behaupten, daß die Schiller'sche Klage über die Passivität der Fürsten gegenüber der deutschen Kunst noch heute zuträfe. Aber etwas anderes ist es, ob die Kunst von der fürstlichen Protektion mehr Nutzen oder mehr Schaden hat. Man macht sich ja wohl noch keiner Majestätsbeleidigung schuldig, wenn man die Frage öffentlich aufwirft? Die Kunst verträgt keine andere Autorität, als den Kunstgeschmack. Der kann natürlich auch in Fürstenschlössern wohnen, aber er ist an sich kein Attribut der Krone. Die Gefahr besteht jedoch, daß die Autorität der Krone gelegentlich in den Dienst des unkünstlerischen Geschmacks gestellt wird und so der Entwicklung eines reineren und besseren Geschmacks unbewußt, aber nicht minder hemmend, entgegen wirkt. Es ist deshalb ein Glück, wenn sich die Kunst eines Volkes von höfischen Einflüssen loslöst; und es ist ein Segen der demokratischen Entwicklung, daß diese Loslösung heutigen Tages möglich ist, ohne die Betheiligten allzu sehr zu schädigen. Die Ungnade des Monarchen bedeutete im vorigen Jahrhundert nur zu oft — zumal beim bildenden Künstler — den Verzicht auf die Ausübung der Kunst. Heute erleben wir, wie die Kritik des Monarchen dem abfällig kritisirten Kunstwerk doppelte Ehren einträgt. So wie Wallot, der Erbauer des Reichshauses, in den letzten Wochen von seinen Pairs gepriesen wurde, ist noch kein Architekt in deutschen Landen geehrt worden. Die Kritik ist eingeschränkt oder völlig verstummt; das beim Reichshause künstlerisch Gelungene dagegen — und daran ist ja kein Mangel — wird in das hellste Licht gestellt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß zu dieser Stimmung das Urtheil des Kaisers über den Bau erheblich beigetragen hat. Man wollte dem Baumeister dieses großartigen Werks nicht bloß die verdiente Ehre erweisen, sondern ihn auch entschädigen für die mangelnde Anerkennung von Seiten des Staatsoberhaupts.

Dies Bedürfniß nach ausgleichender Gerechtigkeit ist charakteristisch für unsere Zeit. Wer möchte die Bethätigung desselben unter den Künstlern tadeln?

Junius.

Bayerische Geschichten.*)

Niemand erlebt größere Dinge und besitzt vornehmere Bekanntschaften als ein deutscher Gymnasiast. Kaum ist „mensa der Tisch" als erster zarter Keim humanistischer Bildung in seine Seele gepflanzt, da blüht es in reicher Fülle empor: durch die freundliche Vermittlung von Cornelius Nepos pflegt er täglichen Verkehr mit Männern wie Miltiades, Themistocles, Alcibiades, Pausanias, Hannibal; mit Julius Cäsar macht er persönliche Bekanntschaft und begleitet ihn in den gallischen und den Bürgerkrieg; zwischen Marius und Sulla entscheidet er in einem deutschen Aufsatz. Feuerbrand und Blutvergießen haben keine Schrecken für ihn, denn jede Woche mehrmals betheiligt er sich an „Treffen" gegen „die Feinde", die „der Feldherr" „schlägt", bei irgend einem Fluß oder Berg, welcher hiedurch für ewige Zeiten in unlösliche Verbindung mit einer Jahreszahl kommt. Ueber verbrannte Städte, durch verwüstete Länder schreitet er unbewegten Gemüthes, höchstens durch einen Akkusativ mit dem Infinitiv oder einen absoluten Ablativ gepeinigt, den Blick unverwandt auf den Feldherrn gerichtet, welcher „die Barbaren" besiegt — was in der ersten Conjugation superare und in der dritten vincere heißt. Und so bekommt er nach und nach das Gefühl, als ob die Weltgeschichte aus einem Gemisch von Feldherrn, Grammatik, Schlachten und Jahreszahlen bestehe.

Wir alle leiden noch ein bischen an diesem anerzogenen Falschsehen: Geschichte nur in den Haupt- und Staatsaktionen zu finden, mehr auf die Throneessel als auf den Webstuhl der Zeit zu blicken, nur in dem, was al fresco gemalt ist, Historienmalerei zu erkennen. Daher unser neugieriges Staunen und überraschtes Verwundern, wenn wir einmal hinter die Kulissen schauen dürfen, wenn uns etwas erzählt wird von den kleinen Geschichten, aus denen

*) Unter den vier ersten Königen Bayerns. Nach Briefen und eigenen Erinnerungen von Luise von Kobell. 2 Bde. München. 1894. Beck'scher Verlag.

so oft die große Geschichte sich bildet. Deshalb ist es nützlich, solche Erzählungen zu hören. Das Bedeutende wird dadurch nicht klein. Der wahrhaft Große braucht, unsere Ehrfurcht zu erwecken, nicht seiner Krone, sondern nur seiner Thaten. Aber unechter Schimmer erbleicht und wir lernen die Weisheit des indischen Gottes: Menschen menschlich seh'n.

„Zu ihrer Brauchbarkeit müssen derartige Angaben aus echtem Material sein, ohne falschen Glanz und Prunk. Deshalb gebe ich getreulich die Wahrheit." So verspricht die Vorrede dieser bayerischen Geschichten und die Erzählerin hält Wort. Vieles und Interessantes hat sie zu berichten. Denn die Kobell's sind den Ereignissen, dem Fresko wie dem Genre, seit langer Zeit nahe. Der Maler Ferdinand Kobell, zuerst in Mannheim und dann in München, ist Urgroßvater der Verfasserin; sein dritter Sohn, Aegid von Kobell, Mitglied der griechischen Regentschaft, Generalsekretär des bayerischen Staatsraths. Briefe dieser Beiden dienen der Schilderung der Zeiten Max Josefs und Ludwigs I. Dann tritt die Verfasserin selbst auf. Ihr Vater ist Franz von Kobell, der Mineralog und Dichter, der unter Max II., wie unser Gymnasiast sagen würde: „blühte"; ihr Gatte der Staatsrath August von Eisenhart, welcher sechs Jahre lang an der Spitze des Kabinets Ludwigs II. stand.

Das Bild ihrer Persönlichkeit, wie es aus ihrem Buche hervorleuchtet, ist sehr sympathisch. Ein reiner Charakter, ein warmes Herz, eine fein gebildete Dame. Das unbegrenzte Wohlwollen freilich, welches sie Allen und Allem widmet, gereicht mehr der Frau als der Schriftstellerin zur Empfehlung. Wenn „die Majestäten, die ritterlichen edlen Prinzen, die entzückenden Prinzessinnen" und „die hehren Bronzestatuen Wittelsbachischer Fürsten" gepriesen werden, so ist solches Gesammtlob ebensowenig überzeugend wie die enthusiastische Versicherung bezüglich unseres gegenwärtigen Finanzministers: „Berühmt ist Riedel als Finanztalent, aber es steckt auch ein Novellist und ein Künstler in ihm, wie ich es oftmals aus seinen Gesprächen erfahren." Es hat Finanzminister gegeben, welche eine bedeutende Anlage zum Fabuliren bekundeten; glücklicherweise hat Riedel eine derartige Begabung bis jetzt nur in Gesprächen dargethan. Die erste Hälfte des Jahres 1870 wird also geschildert: „Die Unterthanen in Bayern und in anderen Ländern lustwandelten im Frühling, säten und pflanzten, mähten im Sommer, saßen in ihren Villen und Gärten und begaben sich in die Bäder." Es ist in der That sehr bedauerlich, daß in Bayern und in anderen Ländern diese Schilderung auf die Mehrzahl der „Unterthanen" nicht zutrifft. Die Verfasserin sieht gerne blau. (Einmal, wo sie vier Prinzessinnen als „je zwei Zwillingspaare" bezeichnet, hat sie sogar doppelt gesehen.) Ihr Optimismus ist erklärlich. Das Schicksal und sie selbst haben ihr die niedrigen Formen des Niedrigen ferne gehalten. Sie ist sich dieses Glückes bewußt und spricht es in einfach schönen Worten aus:

„Der Umgang mit guten bedeutenden Menschen ist doch etwas Herrliches, man lebt durch ihre Auffassung der Dinge in einer reinen hellen Atmosphäre und die Erbärmlichkeiten der Welt bleiben fern."

Die Lauterkeit des Gemüthes ist ein Erbtheil ihrer Familie. Schon ihres Urgroßvaters Briefe darf sie mit Stolz denen des Lord Chesterfield gegenübersetzen, welcher seinem Sohne rieth, in l'honnête débauche de Munich sich zu stürzen. Der deutsche Maler mahnt seinen Sohn: „Das Brot muß der Mann haben, in keinem Betracht darf der Reichthum des Mädgens die Liebe des Jünglings erwecken oder bestimmen." Altväterische Weisheit, wie auch diese: „Das Uebel des besten Regenten und menschenfreundlichsten Ministers ist wohl, daß sie selten hinter die reine Wahrheit kommen, und irregeführt werden." Bald tönt das Echo des Krieges am Rhein in den Briefen nach. Von Kontributionen ist viel die Rede. „Jud Seeligmann und Herr Schwarz besorgten die ganze Kontribution für das Domstift Speyer, Seeligmann hat sich dabei so uninteressirt betragen, daß er manchen Christen beschämt." Zum Beispiel vielleicht den Herrn Dombechanten, dessen Haus geplündert wurde:

„Wie verwunderten sich die Franzosen, als sie in einem Zimmer dieses geistlichen Hauses eine ganze weibliche Garderobe vorfanden. Sie trugen die Madchüte, Hauben u. s. w. auf ihren Piken in der Stadt umher und die Reden, die sie dabei führten, kannst Du Dir denken. Sie ist die Wittib Freifrau v. Z., der diese Garderobe gehörte, und wie man sagt mit ihrem bon ami dem Herrn Dombechanten nach England verreist ist."

Auch der geistliche Kurfürst zu Mainz war ein bon ami, hatte „die Porträte der schönsten und liebsten Mainzer Damen" in seinem Schlafgemach, und ein Zimmer, camera obscura genannt, das General Custine öffnen ließ. Was er fand, veranlaßte ihn, „mit großen Buchstaben in die Mitte des süßen Zimmers zu schreiben: Geistliche Belustigung!"

Eine früher gebräuchliche geistliche Belustigung, nämlich: Andersgläubige gar nicht oder möglichst schlecht leben zu lassen, wurde auch in München geübt. Wenn die Protestanten eine Kirche besuchen wollten, mußten sie nach Augsburg reisen. Erst 1803 ward ihnen gestattet, eine Gemeinde zu bilden, 1806 freie Religionsübung gewährt. Aber als am Charfreitag zum ersten Male die Glocken zum protestantischen Gottesdienste läuteten, mußte die Polizei das zornige katholische Volk in Ordnung halten. Den protestantischen Hofprediger wollte kein Münchener in Wohnung nehmen, aus Furcht, der Blitz schlage ein, wo man den Ketzer beherberge; Max Josef gab ihm eine Wohnung in der Residenz. Die Juden entrichteten Leibzoll, besaßen keine Synagoge, keine Wohnung des Rabbiners, ihre Weiber durften in München kein Wochenbett halten, ihre Verstorbenen mußten sie nach Kriegshaber bei Augsburg überführen. Auch das wurde unter dem ersten Könige besser. Max Josef — das war noch die alte Zeit. Er trug Ohrringe, hielt einen Hofnarren, duzte seine Hofchargen und höheren Beamten und, wie die Erzählerin zart sich ausdrückt, streute Liebes- und Tafelfreuden unter den Ernst der Regierungspflichten und Sorgen. Die Unterthanen folgten dem Beispiele des Herrschers und ließen sich's wohl sein. Man verzehrt, so klagte der Chronist, das Doppelte von dem, was man einnimmt, und die Listen der unehelich Geborenen sind dem Verzeichnisse der in ordentlichen Ehen erzeugten Kinder gleichzählig. Auf dem Rathhause wurde alle zwei Wochen unter dem Schall von Pauken und Trompeten öffentlich das Lotto gezogen. Das Rauchen war auf den Straßen der inneren Stadt (bis 1848!) verboten, man entschädigte sich durch Schnupftabak und musikalische Tabatièren. Das Bier war „damals vielleicht noch mehr als heute Nationalgetränk", in den Wirthshäusern verschwanden die Standesunterschiede. Der raffinirte Trinker pflegte damals einen seltsamen Gebrauch; damit das Bier kalt bleibe, steckte er eine Blindschleiche in den Maßkrug.

Neben den bürgerlichen Fürsten tritt plötzlich der Fürst gewordene Bürger, der große Parvenu, welcher die Herrscher so schlecht behandelte, als ob sie Unterthanen wären. Es ist Anfang 1806, Eugen Beauharnais hat sich mit Max Josefs ältester Tochter verlobt, im Münchener Hofkonzert und Hoftheater erscheint der Königsbändiger Napoleon. Mit ihm Josefine — von der man flüstert, ihre Büste sei aus Wachs. Tedeum, Festessen, Triumphbogen, Illuminationen, Transparente:

Napoleons und Max Josefs Herz schließen sich fest aneinander,
Verschaffen Bayern Fried' und Ruh vor Franz und Alexander.

Aber die Herzen waren nicht transparent. Am 8. Oktober 1813 machte der Vertrag von Ried den Bayernkönig zum Bundesgenossen Preußens, Rußlands und Oesterreichs. Unterdessen hatte der russische Feldzug 30 000 Bayern gekostet. Zu ihrem Andenken ist 1833 auf einem schönen freien Platz in München ein Obelisk errichtet worden; er ist 30 Meter hoch und wiegt 300 Centner. Schade, daß die armen Kerls das nicht gewußt haben, als sie langsam erfroren oder rasch erstochen oder erschossen wurden. 300 Centner! Dieser Gedanke hätte gewiß ihre letzten Augenblicke verklärt und mußte ein großer Trost für ihre Hinterbliebenen sein, welche daraufhin wohl den Krieg, wie Schiller die Schaubühne, als eine moralische Anstalt betrachten

haben. — Als Napoleon, der auch sehr hoch gewesen und sehr viel gewogen hatte, gestürzt war, empfing Franz I. in Wien die Herren von Rußland, Preußen, Bayern u. s. w. „Deren anwesende Gemalinnen entfalteten einen unermeßlichen Prunk“; vermuthlich konstatirten sie nunmehr auch, daß Josefinens Büste wirklich von Wachs gewesen.

Auf dem Bayernthrone folgte Ludwig I. Schon 1805 hatte er zu Straßburg, als dort die Franzosen ihre Siege über Oesterreich feierten, den Ausspruch gethan:

„Das sollte mir die theuerste Siegesfeier sein, wenn diese Stadt, in der ich geboren bin, wieder eine deutsche Stadt sein würde.“

Seine Verse waren schlecht — aber das war gute Prosa. Wenn ein Herrscher allerhöchstselbst eine Kunst auszuüben geruhet, so hilft ihm das Gottesgnadenthum dabei leider gar nichts. Denn welcher Gott es auch sein mag, von dessen Gnade die Krone kommt, Jupiter, Mars oder sonst einer — Apollo ist es nicht. Ludwig wußte das. Wenigstens schrieb er das für seine Standesgenossen belehrende Distichon:

Daß dich nicht täusche das reichliche Lob; denn was du gedichtet,
Ungepriesen blieb's, säßest du nicht auf dem Thron.

Er wollte die Kunst nicht kommandiren. „Den teutschen Künstlern in Rom“ rief er zu:

Jeden äußern Zwanges frei und ledig,
Nicht durch akadem'sches Joch gebeugt,
Aus des eig'nen Geistes Fülle thätig,
Bildend wie's der Genius erzeugt. . . .
Folg' dem Jeder, was sein Inn'res will.

Auch das ist zwar nicht Poesie, aber Wahrheit:

Wie? Gymnasium nennen die jetzigen Menschen die Stätte,
Wo die Jugend versitzt! ach, wo der Körper verdirbt!
Dem Ort, wo er wurde geübt, bezeichnet der Name;
Bei den Hellenen war That, aber wir reden davon.

Selbst beim Zusammenbruch des Sprachbaues ist der Gedanke nicht ganz verschüttet:

Sieger nicht auf dem Schlachtfeld nur, auch in Malerkunst siegen,
Hebt das Bewußtsein jetzt freudig das teutsche Gemüt.

Der Schönheit galt oft nicht nur seine Dichtung, sondern auch seine Wirklichkeit. Er beruhigt seine Gattin:

Wird der Wipfel der Eiche vom Wind auch zuweilen bewegt,
Wurzelt sie dennoch fest, ewig die Liebe für dich!

Am Tage der silbernen Hochzeit erklärt er ihr:

Dichter es so schlimm nicht wirklich meinen,
Leicht erregt, wie ein poet'scher Sinn,
Mocht' ich And're liebend auch erscheinen,
Bist du dennoch tief im Herzen drin.

Am meisten von Allen, die liebend er erschien und mit denen er es auch schlimm nicht wirklich meinte, ist diejenige genannt worden, deren Name am 10. Oktober 1846 zum ersten und vier Tage später zum letzten Male auf dem Zettel des Münchener Hoftheaters erschien: „In den Zwischenakten tanzt Demoiselle Lola Montez aus Madrid spanische Nationaltänze.“ Sie war sehr schön — und die Eiche ward von einem gewaltigen Sturmwind geschüttelt. Auch andere wehte er an: wie den jungen Artillerielieutenant, den man hinter Schloß und Riegel gebracht hatte, der aber aus dem Fenster sprang und „zu seiner Circe“ eilte. Die Studenten demonstrirten eben feindselig vor dem Hause der Spanierin, die inzwischen Gräfin Landsberg geworden war. Die Gräfin Landsberg aber hatte immer noch das Temperament der Demoiselle Montez. Sie stellte sich ans Fenster, erhob mit verhöhnender Geberde ein Champagnerglas und trank es aus. Dann, durch die Menge zur Wuth gereizt, ergriff sie eine Pistole und machte Miene, sie auf die Studenten abzufeuern. Der Lieutenant hinderte sie daran, sie gab ihm eine Ohrfeige und „er mußte den Vorfall mit seiner Entlassung aus dem Heere büßen“. Auch die Gräfin Landsberg mußte endlich mit Entlassung büßen — und lange Jahre später ist sie gestorben, drüben in der neuen Welt, man sagt: im Elend. Ob ihr königlicher bon ami sie vergessen hat, als er nicht mehr vom Winde beweget war? Es war ja ein unwürdiges und unsittliches Verhältniß, aber dennoch, zur Ehre der Menschheit und ihrer Könige, wollen wir annehmen, daß die Gräfin Landsberg nicht im Elend gestorben ist.

Sparsam war er. Die Hofapotheke durfte fortan nur noch Arzneien und nicht mehr das Material für Thee- und Punschpartieen unentgeltlich liefern. Er kam sogar auf eine Idee, welche heute fast wahnwitzig erscheint: er wollte am Militäretat sparen. Eine Million. „Und die Zeit war so glücklich, daß sein Wille zur That werden konnte. . . Darüber freuten sich die Weisen, aber die Thoren klagten.“ Für Kunstschöpfungen hat er 18 094 000 Mark ausgegeben. Trotzdem war Isarathen nicht immer zufrieden. Dem Sieger von Aspern, Erzherzog Karl, hatte Ludwig eines Morgens die beiden Bronzelöwen vor dem Portal der Residenz gedeutet: „Das Symbol der bayerischen Treue.“ Abends brach ein „Bierkrawall“ aus, die Volksmenge schrie und johlte, Ludwig fragte: „Was ist das?“ und der Erzherzog entgegnete lächelnd: „Nun, die bayerische Treue brüllt eben.“

In Isarathen pflegten die vornehmen Damen und die bürgerlichen, welche vornehm sein wollten, das französische Wesen. Frankreich galt als Heimath der Bildung, des Geschmackes, der Mode. Fräulein von Kobell mußte französisch beten, zum grand saint Hadelin. Auch Ludwigs Sohn Maximilian sprach französisch, als er an seinem Hochzeitsabende mit seiner Braut von dem Cortège an seine Gemächer geleitet wurde und die Eingangsthüre versperrt fand. Heiter sagt er zur erröthenden Kronprinzessin: La porte du paradis est fermée. Ueber die Gesichter der Pagen fliegt ein Lächeln, Maximilian wendet sich wieder zur Braut: Voyez-vous ces polissons, je crois qu'ils veulent comprendre.

Auch er wollte verstehen, als er König geworden; begreifen, was noch Keiner begriffen hat, mochte er selbst der Theologie — der Lehre von dem, wovon wir nichts wissen können — ordentlicher Professor sein.

„Folgende Gegenstände regten besonders lebhaft des Königs Nachdenken an: das Wiedersehen nach dem Tode, das Loos frühverstorbener Kinder, die Vereinbarung bewohnter Sterne mit Schelling's System, die Vereinbarung der Schelling'schen Lehre von den drei Potenzen in Gott mit der heiligen Schrift, die Stellung der neuesten Entdeckungen der Geologie zur Bibel.“

Sehr anziehend sind die Schilderungen, welche die Verfasserin von der damaligen Geselligkeit entwirft: die Symposien des königlichen Freundes der Denker und Dichter, die Besuchtage bei Dönniges, Kaulbach, Liebig, Kobell. Mit Eisenhart war Scheffel sehr befreundet, sie machten miteinander Wanderungen; so lange sie dabei in Ischl sich aufhielten, verließ Scheffel, obgleich gesund, sein Bett nicht, um der feinen Welt, die ihn langweilte, zu entgehen. Auch manches gute treffende Wort wird mitgetheilt. Ueber Jemanden, der „heutzutage einer der gefeiertesten Maler in Norddeutschland“ ist, urtheilte Moritz v. Schwind: „Der soll sich aufhängen, denn für einen Dilettanten hat er zu viel Talent und für einen Künstler zu wenig.“

Am 10. März 1864 starb Maximilian; Luise von Kobell sah zum ersten Male ihren Vater weinen. Auf den Thron stieg ein achtzehnjähriger Jüngling von blühender majestätischer Schönheit. So schön, daß er, dessen Neigung niemals den Frauen galt und später den Kranken auf dunkelste Wege führte, alle Augen und viele Herzen entzückte.

„Mehr als Eine entbrannte trotz seiner Kälte in Liebe zu ihm und büßte ihre vergebliche Schwärmerei durch eine Gemüthskrankheit. Manche trug heimlich abgeschnittene Haare eines von ihm gerittenen Pferdes in ihrem goldenen Medaillon oder Blumen, über die sein Fuß geschritten.“

So hat ihn, als er nur selten und zauberhaft, eine Glanzerscheinung, aus seiner Einsamkeit hervortrat, die Phantasie des Volkes erfaßt und so bewahrt ihn des Volkes Gedächtniß: ein König!

Und ein König, allmächtig wie die Könige im Märchen, wollte er sein. Yo El Rey schrieb er bisweilen an den Schluß seiner Briefe, und das Wort: Amen. Er lachte nicht gern; es schien ihm unfürstlich. Die Form! Franz v. Kobell hatte ihn als Knaben einmal von einer gefährlichen Stelle, wo er spielte, weggehoben. Als der König dieses Vorfalls

gedachte, sagte er dem treuen Manne: „Ja, damals haben Sie mich angefaßt.“ Nach einem Hochzeitsfeste bemerkt er, „daß einige Herren und Damen vom diplomatischen Korps ganz schlechte Komplimente gemacht hätten“. Der Stallmeister muß bei Wind und Wetter vom Pferde steigen und das Haupt entblößen, wenn er ihm die verschobene Hermelindecke hinaufzuziehen oder eine Orange zu schälen hat. Sein verdienter Kabinetssekretär bittet eines Tages, beim Vortrage sich so stellen zu dürfen, daß die Sonne ihn nicht blendet — umsonst; zuletzt muß er „fast wegen jedes Tonfalls der Stimme, jeder Veränderung der Miene sich rechtfertigen.“ Auch zu benützen wußte Ludwig höfisch höfliche Formen.

„War ihm ein Gast nicht sympathisch, so ließ er große Blumensträuße aufstellen, damit der Betreffende vor Rosen und Kamelien kaum zu sehen war.“

Aber durch alle Rosen und Kamelien, die er nach hoher Herren- und Egoistenart zwischen sich und das Unangenehme stellte, sah er Preußens wachsende Größe, sah er, wie Friedrich Wilhelm, der Bayern Führer im Kriege, auch im Frieden, als er in den Süden kam, ihre Herzen gewann. Bei einem nachmittäglichen Spaziergange verlieh er dem Kronprinzen ein bayerisches Ulanenregiment. Dieser dankte: die Annahme hänge aber noch von der Genehmigung des Kaisers ab und, setzte er lächelnd hinzu, er wisse nicht, ob seine Beleibtheit für die schlanke Ulanenuniform passe. Das verdroß den König, wie so manches Andere; und er gab seiner „Empfindlichkeit gegen Preußen“ öfter in Worten Ausdruck, die „bisweilen ihren Weg über Wien nach Berlin machten“ und deren Rückwirkung dann in Bayern fühlbar wurde. Am 30. Juli 1872 reiste der deutsche Kaiser durch Bayern nach Gastein — inkognito.

Ein Wort und einen Namen hat Ludwig II. seinen Tadlern entgegenzusetzen. Bündnißfall heißt das Wort und der Name Richard Wagner. Nach den Aufzeichnungen der Verfasserin, welche das Gepräge lauterer Wahrheit tragen, hat der Staatrath v. Eisenhart ein sehr großes geschichtliches Verdienst. Denn er war es, mit dem zuerst in der Nacht vom 15. auf 16. Juli 1870 Ludwig die Frage berieth, ob Bayern neben Preußen in den Krieg gehen solle. Es waren schicksalschwere Stunden, von denen Eisenhart seiner Frau erzählte:

„Wie gewöhnlich ging der König während des Vortrages auf und ab, nur dann und wann setzte er sich einen Augenblick; ich stand am Arbeitstische. Stunden vergingen über der Auseinandersetzung der Sachlage, über der Abwägung der Verhältnisse, inbegriffen die Haltung der Kammer, wobei der König wieder das ihm eigene scharfe schnelle Auffassungsvermögen bekundete. Sehnlich wünschte er eine friedliche Lösung und immer wieder kam er auf den Satz zurück: Ist denn keine Möglichkeit, den Krieg zu vermeiden? Als er die Unmöglichkeit einsah, wurde die Frage erörtert, ob Bayern neutral bleiben könne oder gemäß dem Allianzvertrage von 1866 an Preußens Seite kämpfen müsse. Ich fühlte, daß in dieser Stunde das Heil Bayerns, vielleicht das Heil Deutschlands entschieden werde, und betonte aus innerster Ueberzeugung, die Neutralität bedrohe die selbständige Existenz Bayerns und der Kampf an Seite Frankreichs gegen Preußen wäre eine Schmach, an den Allianzvertrag binde nach meinem Ermessen Pflicht und Recht. ‚Ja‘, sagte der König, ‚der casus foederis ist gegeben‘, und groß trat hiebei seine deutsche Gesinnung zu Tage, kein Schatten seiner französischen Sympathien trübte sie, denn diese gehörten nur dem französischen absoluten Königthum und der französischen Kunst an.“

Noch stand sein Entschluß nicht ganz fest. Aber am nächsten Tage, nachdem er auch andere Treue vernommen, gab er die Ordre, mobil zu machen.

An seinem 16. Geburtstage hatte er als erste große Oper den „Lohengrin“ gehört. Alsbald nach seiner Thronbesteigung berief er ihren Schöpfer, Semper entwarf den Plan des in München zu errichtenden Festspielhauses. Aber die durch eine Partei verhetzte Bürgerschaft sah in Wagner des Fürsten „bösen Genius“ und einer der größten Künstler, welchen das Jahrhundert geboren, mußte die Kunststadt verlassen. Es war eine jener großen blanken Dummheiten, die, wenn ihre Folgen verschwunden, beinahe erquicken durch ihre Ungeheuerlichkeit; eine jener Riesendummheiten, wie sie von der „kompakten Majorität“ der Zwerge gegen die Riesen ausgeführt zu werden pflegen. Es war eine Dummheit; auf den König aber muß es wie ein Verbrechen gewirkt haben, ein Verbrechen an seiner Idealität. Karl v. Heigel in seinem vortrefflichen Buche über Ludwig II., urtheilt mit Recht:

„Ich finde unbegreiflich, wie sich ein Deutscher über König Ludwigs Gebahren in dieser Angelegenheit nicht freuen kann.“

Die Nacht stieg herauf in seiner Seele. Gibt es Hellseher? Können Menschen die Schicksale Anderer voraus wissen? Sind Offenbarungen einer Somnambule stichhaltig? Solcherlei hatte ihn schon früher beschäftigt. Von seinem Größenwahn fiel die Größe, und des Herren Herr ward der Wahnsinn. Zweiundzwanzig Jahre waren vergangen, seit er, an seines Vaters Leiche, mit tiefer Erschütterung zum ersten Male die Anrede „Majestät“ vernahm — auch er wollte Cäsar sein oder Nichts und starb, dennoch ein König, seiner Krone nach. Ausgekämpft der schwere Streit mit dem Leben — und auch von ihm konnte endlich unser Gymnasiast sein Lieblingswort anwenden: superavit hostem. Man darf ihn nicht preisen, wie knechtische Gesinnung mit allen Herrschern zu thun pflegt. Aber tragisches Mitgefühl soll ihm nicht versagt werden, selbst wenn die Zeit kommen wird, wo man auch die throngeborenen Menschen menschlich sieht — sogar schon vor ihrem Tode. Dann wird nicht der ererbte, sondern nur der erworbene Anspruch auf Verehrung gelten. „Darüber werden die Thoren klagen, aber die Weisen werden sich freuen“.

München. Max Bernstein.

Vitam aeternam dona ei!

Anzengruber hat einmal eine Gestalt geschaffen, die er den Sinnierer genannt hat. Auf dem Dorfe lebt ein Mensch, über den die Bauern in ihrer wohlweisen Dummheit die Köpfe schütteln. Er sitzt auf der Bank vor dem Hause im Sonnenschein und grübelt, warum wohl das Licht der Sonne so warm und so hell sei. Er geht über die Felder und sinnt, warum der Halm aus dem Samenkorn sprieße, warum das Wasser gerade dort und nicht anderswo seinen Weg suche. An der Thür des lieben Gottes, an der alle anderen gleichgültig oder doch nur knixend vorübergehen, pocht er forschend an.

Arthur Fitger ist der Sinnierer unter unseren modernen Dichtern! Er hat in heißem Bemühen um die Gunst zweier Musen gerungen, aber bohrendes, leidenschaftliches Forschen nach Erkenntniß scheint ihm doch im Brennpunkt des Lebens gestanden zu haben. Ein Credo, das vielmehr ein non credo! ist, hat er an die Spitze seiner Dichtungen gestellt und in seinem bekanntesten, nicht besten Werke, „die Hexe“, hat er das Ringen nach freier Erkenntniß dramatisch gestaltet. Forschen und Grübeln heißt ihm leben. Er ist innerlich anders als die vielen, die wie der Wind dahinrauschen, ohne viel nach dem Woher?, Wohin? zu fragen. Er ist ein Atheist, aber — ein gläubiger Atheist. Er verneint den persönlichen Gott und er ist doch ein Gottsucher, leidenschaftlich auch in seinem Zweifeln. Er ist wie eine Mutter, die ihr Kind verloren weiß und doch nicht aufhören kann, es zu suchen. Und er hat selbst blutig Ernst gemacht mit den Worten, die er einmal in diesen Blättern ausgesprochen hat, „daß es das Recht, sogar die höchste sittliche Pflicht jedes Menschen sei, sich unbekümmert um günstige und ungünstige Meinungen anderer, betreffs des Gottesbegriffes zu eigener Ueberzeugung durchzuarbeiten“.

Vielleicht, daß auch dem armen Sinnierer eines Tages, wenn sich ihm die Welt in ihren Räthseln mit immer neuen Räthseln verschließt, dieselbe Welt sich in ihrer Schönheit aufthue. Arthur Fitger ist die Offenbarung der Schönheit zu Theil geworden! Von den drei Feen, Wahrheit, Weisheit, Schönheit, die man in der Jugend in überirdischem Glanze zu sehen wähnt, ist die Wahrheit in den Armen des Forschers zu der Dirne Trivialität geworden.

und er hat es bitter empfunden, daß die Weisheit wie Wasser verrinnt und wie Feuer versengt. Die Schönheit ist ihm dieselbe geblieben! Und wer einmal die Fresken der neuen Börse in Bremen gesehen hat, der weiß, daß es Fitger auch gegeben ist, nach dem Bilde seiner Göttin Menschen zu schaffen.

Aber Fitger, der ein Maler und ein Dichter ist, hat das malerische Ideal der schönen Form früher allzu unterschiedlos in die Dichtung hinübergetragen. Bedacht und sorgsam hat der alte Goethe hie und da seine getragenen Rhythmen durch ein falsch betontes Wort und einem Ausdruck aus der Alltagssprache unterbrochen; Heine hat nervös in seinen Manuskripten den richtigen Reim ausgestrichen und durch einen unrichtigen ersetzt, und Hebbel hat sich des stachligen Igelkleides seiner Verse gefreut. Schön wirkt in der Dichtung doch immer nur das Ineinsverwachsensein von Form und Inhalt, und die schöne Form kann unter Umständen die häßliche sein. Arthur Fitger aber hat früher zuweilen seine Mauerkelle, sein Schwert, sein Ketzerhabit unter Rosen vergraben.

In seiner neuen Dichtung, „Jean Meslier"*), steht er noch auf dem alten Standpunkt. Schwer vernehmbar pocht da das Herz durch die ebenmäßig glatte, marmorne Form. Jean Meslier war ein Pfarrer, ein Gottsucher, der ein Atheist wurde. Fitger's dramatische Dichtung setzt — vielleicht zu spät — in dem Moment ein, da er die Maske abwirft und sein wahres, ehrliches und ernstes Gesicht zeigt und darüber in seinem Lebenswerke, Frieden zu stiften, scheitert. Aber die Tragik ist keine recht zwingende, und die Gestalten scheinen nicht lebenswarm, eben weil die allzu geklärte sprachliche Form die Empfindungen in ihrer Temperatur herabsetzt und nur die Gedanken adäquat zum Ausdruck bringt.

Gleichzeitig aber ist ein Band neuer Gedichte von Arthur Fitger erschienen „Requiem aeternam dona ei"**) Und diese Gedichte gehören zu dem Besten, was unserer sangesunfrohen Zeit an Lyrik geboten worden ist! In ihnen hat Fitger nun doch den Weg zur ganz individuellen und ganz charakteristischen Form gefunden. Gewiß, auch in diesen Gedichten ist Frau Schönheit Allherrscherin; aber sie hat die ätherischen Höhen verlassen und sie lächelt nicht mehr mit demselben Lächeln über Gut und Böse hinweg; sie wandelt auf steiniger Straße in unscheinbarem Gewande; ein kleiner Knabe mit Schellenkappe und Pritsche führt sie.

So kannten wir alle Fitger: als einen Mann, der mit seinem Gott gerungen hatte bis er lachend gewahr wurde, daß der, mit dem er gerungen, unmerklich entschwunden war. Und frohlockend und spottend hatte er ihn dann überall hin verfolgt, ohne ihn zu finden! Und der dann in den Kampf des Lebens eingetreten war, und es als „dreifach feige Leidenschaft" empfunden hatte, „mit des Lebens bester Kraft, des Lebens Preis zu erzwingen". Und dem die Augen über die Schönheit dieser Welt aufgegangen waren, und dem dieselbe Schönheit doch zur Quelle bittern Leides geworden war, weil seine Hände nicht zu schaffen vermochten, wie seine Augen sahen.

Wie steht es jetzt um den nunmehr ergrauten Kämpfer?

Er ist der alte Spötter noch! Den Feldzug gegen das dogmatische Christenthum hat er mit frischen Kräften neu aufgenommen. In seinem köstlichen Gedichte von Reineke's Brautfahrt wird der Fuchs, um irgendwie zu Amt und Würden zu gelangen, Pfarrer. Denn wer da besitzt, der ist auch fromm, und nur die Hungrigen sind gottlos; das ist die Weisheit. Und der Fuchs interpretirt das Dogma:

„Ich glaub', daß der Regenschirm ein Spazierstock
Ist, wenn er zugeklappt streng sich als Einheit erweist;
Doch, daß er aufgespannt aus drei persönlichen Feldern
Sich konstruirt und dabei immer noch bleibt, was er war."

Und dann wieder spottet Fitger, daß er um des lieben Seelenfriedens halber ach! so gern sein pater peccavi gesagt hätte, daß er den Pakt auf „Entsagung" wohl unterschrieben hätte, nur einiges hätte aus der Plünderung ausgeschlossen sein müssen, einiges, wie ein lockiges Haupt und ein rother Mund und ein flüchtiger Kuß auf geliebte Hände.

Und auch bei Meister Spinoza hat Fitger angeklopft. Aber er hat das All leer gefunden. Er hat das große Facit dieser Welt gezogen, er hat all das Unglück unter „Soll" und alles Glück unter „Haben" geschrieben, und er hat ein bedenkliches Gesicht machen müssen. Ein schlimmer Gott, der sich mit dem Weltenall identifiziren wollte, ein „Elohim, mit Pferdefuß und Schwanze"! Der Panteismus wäre schon gut, wenn nur das Pan ein besseres wäre . . .

Der alte Spötter ist Fitger doch nicht mehr. In seinen früheren Gedichten war sein Spott ein helles, stolzes Lachen. Er ist jetzt ein Spott geworden, von dem er selbst klagt:

„Spott zu bitter für Engel, zu sanft für Teufel, so zuckt's nur
Ueber die Lippen des Manns, der auf der Erde geliebt,
Der auf der Erde gelitten und still entsagend am Ende
Einsam den düsteren Pfad wallte zur Grube hinab."

Der auf der Erde gelitten! Fitger's neue Gedichte sind großen Theils ergreifende Klagen, daß er den Himmel so leer und die Erde so trostarm gefunden. In seinen jungen Tagen war es ihm ein Stolz, daß er so allein auf sich stehen durfte; es sind Stunden gekommen und immer wieder gekommen, in denen er dennoch rief und ängstlich lauschte, ob nicht von irgendwo ihm Antwort käme. Er selbst glich in seinen früheren Gedichten dem homo triumphans Feuerbach'scher Philosophie, der auf starken Flügeln zum Himmel emporstrebt und auf seinen Armen seinen Gott, das Ebenbild des eignen Selbst, mit sich in die Höhe trägt — die Schwingen sind ihm matt geworden und gern hätte er sich an den Gott auf seinen Armen angeklammert. Aber Fitger ist zu klarsehend und zu ehrlich, um sich selbst zu betrügen. Und aus solchen Stimmungen heraus erwächst ihm sein Spotten, das ein Spotten aus versagter Liebe ist. Es geht ein scharfer Ton klagender Disharmonie durch Arthur Fitger's neue Gedichte. Requiem aeternam dona ei!

Fitger ist schließlich aus dem Gottesringen, eben weil es nur ein Ringen mit dem eignen Selbst sein konnte, mit verrenkter Hüfte heimgekehrt. Zwar hat er selbst gesagt:

„Ihr Thoren, so laßt doch das Jauchzen, das Flennen;
Begnügt euch, das große: „So ist's" zu erkennen",

aber er selbst, wie ich ihn verstehe, ist zu hart, oder zu weich, oder zu hart und zu weich, um mit so kühler Lehre selbst selig zu werden. Es gibt Naturen, deren Inneres nicht harmonisch in einem Ton zusammenklingen kann und es sind das vielleicht die empfindsamsten Naturen. Aber neben der schmerzlichen Disharmonie wohnt in Fitger's Herzen die Kraft, dem Schmerz die Fessel anzulegen: „ich aber lern' anständig modern festklemmen die Zähn' und Munde", und die Kunst: „graziös gekreuzigt sein."

Es ist eben doch ein anderer, der aus diesen letzten Gedichten spricht, als aus Fitger's früheren Dichtungen. Der Jugendtrotz ist einem stärkeren Trotzen gewichen. Eben vierundfünfzigjährig, fühlt sich Fitger im Banne des Alters. Und er vergleicht sich mit einem Nordpolfahrer, der sich auf eine Scholle Eis gerettet hat, die südwärts treibt. Täglich wird die Scholle kleiner und immer enger wirds um ihn her, bis eines schönen Tages die trostlose Bahn im schweigenden Ozean endet. Und er ist allein auf seiner Scholle. So wird die Einsamkeit, die in der Jugend reichstes Genießen war, zur Qual. Und diese Qual ist Fitger doch auch Bedürfniß. Es ist die selbstgewählte, stolze — darum nicht weniger schmerzvolle — Einsamkeit des geistigen Aristokraten, des Künstlers.

Zusammen mit dem Alter aber hat noch einmal die Liebe ihren Einzug bei ihm gehalten. Aus spätem Lieben ist ein Theil dieser Gedichte erstanden und sie gehören zu den originellsten und schönsten Liebesliedern, die geschrieben sind. Spätes Lieben ist wie das Knospen der Bäume im Spätherbst; auf diese Knospen legt sich unbarmherzig der Winterfrost. Und mit dem Gefühl des Sterbenmüssens ersteht solches Lieben, und so hat es Fitger verdichtet —:

*) Leipzig 1894. A. G. Liebeskind.
**) Leipzig 1894. A. G. Liebeskind.

Aus Weltweisheit und Tugend und allen Künsten hatte er sich einen Mantel zurechtgeschneidert, um in seinen alten Tagen hübsch warm einherspazieren zu können. Da kommt Coeurdame des Wegs, und er breitet seinen Mantel auf der schmutzigen Straße aus, ihre seidenen Pantöffelchen zu schützen. Fröstelnd sieht er zu, wie sie darüber hinwegschreitet und ihm ist, als würfe sich ihm der „Rheumatismus aufs Herz“. Die Engel im Himmel lachen und spotten über den alten, verliebten Narren. Aber der liebe Gott weiß es besser:

„Stummes Knien ist schon ein Glück;
Und an mitternächtigen Thränen
Und unausgesprochenem Sehnen
Ruf' ich Ketzer mir zurück.“ —

Immer wieder hat sich Fitger einen Ketzer genannt, und er ist es auch ebenso sehr der Masse der Atheisten wie den Christen. Ein Ketzer deshalb, weil er seine eignen Wege geht und auch dann nicht umkehrt, wenn er gewahr wird, daß es Dornenpfade sind. Fitger ist eben nicht ein Philosoph, der sich an die Landstraße stellt und predigt. Man könnte auch nicht ein Lehrgebäude mit so und soviel Thesen aus seiner Weltanschauung zurechtzimmern; ich meine, man stieße da auf arge Widersprüche. Und wenn man es auch könnte, es wäre Niemand zu Lieb'. Diese Weltanschauung ist zu individuell, um vielen viel bedeuten zu können. Sie gehört einer eigenartigen Persönlichkeit zu eigen, einem Künstler.

Nur ein Ketzer mit Wunden im Herzen, wie Fitger, vermochte der Kirche so scharfe, schneidende Hiebe zu versetzen, wie er es gethan hat. Das hatte selbst Heine nicht vermocht. Heine mit ihm verglichen ist wie ein Mann, der über die Mauer des Tempels geguckt hat und in seinem gesunden Menschenverstand höchst lächerlich und spaßhaft findet, was er da gesehen hat. Aber Fitger ist selbst ein Priester des Tempels gewesen, und erst nachdem er als Hoherpriester das Allerheiligste betreten, ist er der Ketzer geworden, der er jetzt ist. Mager die Gemeinde und fett die Individuen! Und in den Pfarrhäusern geigt man Fitger's „Pastoral-Symphonie“.

Der Ketzeracker, den die Frommen mit Salz bestreuen, hat Blumen getragen! Aus seiner eigenartigen Weltanschauung sind Fitger Gedichte erwachsen, ganz eigenartig und voll wundersamer Stimmung. Da ist der „Herr Aktuar“, der sich still auf Wiesenpfaden entlang drückt und, wenn man ihn grüßt, mit dem Taschentuch gegen eingebildete Mückenschwärme ficht, weil sich der alte Uhu mit Recht schämt, daß ihm die Thränen im Auge stehen. Da ist die alte Barbara („Gottesdienst“), ein altes exaltirtes Herz, die jeden Morgen, auch bei Schnee und Eis, zum Jubel der Marktweiber vor der Kirchenthür kniet und es nicht erwarten kann, daß der Küster aufschließt, und neben der der Dichter dann niederkniet Und da ist ein kleines Gedicht, mir eins der liebsten:

„Mein Freund, mißachte nicht den ärmsten Mann:
Wer weiß, er hat vielleicht ein Töchterlein,
Das deines Lebens Sonne werden kann.

Auch keiner Winkelgassen Labyrinth
Sei dir zu finster; wohnt vielleicht doch dort
Die Fee, die deines Glückes Fäden spinnt.

Und heuchelt Einer, dem der Wahnsinn schon
Im Auge flackert, kühle Weltmanier
Verachte nicht den Helden, lieber Sohn.

Und wird vor Tag und Thau schmucklos ein Sarg
Verscharrt am Friedhofszaun, wer kennt die Qual,
Die das zerschaffne Herz der Welt verbarg?

Ich bitte Christ, Jurist und Moralist:
'Nen milden Spruch! Wer weiß, wie bald uns selbst
All solche Rücksicht bitter nöthig ist!“ — —

Es ist wohl nicht Sache der Kritik, zu orakeln. Aber ich meine, daß solche Gedichte fortdauern müssen, eben weil sie so eigenartig und so persönlich sind Es sind doch nur die Dubletten, welche die Muse der Zeit in das große Faß „Vergessenheit“ wirft. Vitam aeternam dona ei!

Weihnachten ist wieder vor der Thür! Nicht mehr lange, und der goldene Stern wird über den Tannenbäumen glitzern, der ein Symbol ist für den andern Stern, von dem die Sage erzählt daß er drei suchenden Herzen den Weg zum Frieden gewiesen habe. Weihnachten ist vor der Thür und der Strom der Weihnachtslitteratur plätschert lustig heran. Es erscheinen von neuem die schlechten Geschichten des deutschen Volkes mit den guten Illustrationen, die Rattenfängerlieder, nach denen Publikus tanzen soll, und die kulturhistorischen Romane aus dem alten Aegypten und dem noch älteren Nürnberg. Den großen Kindern aber, die es wissen, daß der Stern hohl ist und aus Pappe, und denen er doch immer wieder für ein paar flüchtige Augenblicke hell und goldig glänzt, den Ketzerseelen möchte ich Arthur Fitger's Gedichte unter den Weihnachtsbaum legen.

Ernst Heilborn.

Gottfried Keller als Maler. Nach seinen Erzählungen, [illegible] Briefen und dem künstlerischen Nachlaß von H. E. v. Berlepsch. Leipzig, 1895. Seemann.

Den Freunden von Keller's Art und Kunst wird hier ein mit Aquarell- und Zeichenfarben des Dichters ausgeschmücktes Büchlein geschenkt, das die malerische Grundstimmung des Meisters sachkundig und geschmackvoll von ihrem ersten Anklingen bis in seine reichsten Schöpfungen verfolgt. Von besonderem Reiz sind die Zeugnisse namhafter lebender Maler, so u. a. von Hans Thoma (S. 149) über Keller's beste Schöpfungen als Maler, wie der „Blick vom Züricherberge“, ein Aquarell, dessen neidenswerther Besitzer der Romanist Professor Adolf Exner war. Dies „wahre Ideal von Landschaft“ zeigt nach Thoma's Wort, „weß Geistes Kind Gottfried Keller war und daß er seine Persönlichkeit nicht verloren hätte, wäre er bei der Malerei geblieben. Er hat es eben nach dieser Seite nicht bis zum Sprengen der Schale gebracht ꝛc.“

—m.

Hochgeehrte Redaktion!

Balin's Frage nach Schiller's Schädel (in Ihrer Nummer 9, S. 135) ist beantwortet: am kürzesten bei Goedeke, den Richard M. Meyer in seinem Nachwort S. 611 als Gewährsmann für alle erforderlichen bibliographischen Nachweisungen nannte und nennen mußte, da er selbst wohl Lust, nicht aber Raum zu einem einläßlichen räsonnirenden Katalog der Goethe- und nun gar der Schiller-Litteratur hatte. „Als die Söhne Schiller's (1826) die von Dannecker auf eigene Hand vollendete kolossale Marmorbüste ihres Vaters an die Bibliothek zu Weimar schenkten, wurde die Gruft geöffnet und Schiller's Gebeine zusammengesucht, der Schädel aber (wenigstens ein Schädel, den man für den Schädel Schiller's erklärte) im Postamente der Büste verwahrt. Erst König Ludwig von Bayern setzte es durch, daß Schädel und Gebeine wieder vereinigt und bereits am 16. September 1827 in der Fürstengruft neben Goethe und Karl August beigesetzt wurden.“ Eine Reihe von Einzelheiten, Schiller's Schädel betreffend (der Bericht von Hofrath Schwabe, die Bemerkungen in Carus' Cranioskopie u. s. w.) sind in Wurzbach's Schilderung (s. d. „Schädel Schiller's“) zu holen.

Goethe's Geburtstag, das erste Datum in Dichtung und Wahrheit, hätten Verfasser und Herausgeber dagegen allerdings neuerdings verbuchen lassen sollen. Zu meiner persönlichen Entschuldigung mag gesagt sein, daß ich den 28 August mit Berthold Auerbach stets für einen allbekannten Weltfeiertag gehalten, der nicht einmal zu den beweglichen Festen gehört, so daß ich beispielsweise in einem Festgruß zum 80. Geburtstag eines geliebten Freundes, des am 28. August zur Welt gekommenen Malers Rudolf Alt, ohne weiteres und allseitig verstanden vom „Goethetag“ sprechen durfte.

Dr. Anton Bettelheim.

Verantwortlicher Redakteur Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 12. Berlin, den 22. Dezember 1894. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Politisch ist die diesmalige Weihnachtszeit ernst; es würde ein ungewöhnliches Maß von leichtfertigem Optimismus dazu gehören, wollte man mit harmloser Zuversicht der weiteren politischen Entwicklung Deutschlands entgegen sehen. Die Befürchtungen, welche wir unmittelbar nach den letzten Ministerkrisen ausgesprochen hatten, erweisen sich von Woche zu Woche als mehr und mehr begründet, und die Logik, welche aus gewissen Thatsachen gewisse Folgerungen mit Nothwendigkeit entstehen läßt, führt uns auf abschüssigen Wegen immer weiter vorwärts, und wie wir fürchten, einer gefahrvollen Zukunft entgegen.

Politik treiben ist vergleichbar der Fahrt eines Kapitäns durch unbekannte Gewässer mit ihren immer neu auftauchenden bisher unbekannten Gefahren, und jede einzelne der Gefahren kann zu einer solchen Aenderung des Kurses führen, daß die alte Richtung völlig verloren geht. Ob Fürst Hohenlohe mit der Absicht an die Spitze des Ministeriums getreten war, eine völlige Aenderung des politischen Weges eintreten zu lassen, mag sehr zweifelhaft sein; allein nur sechs Wochen ist er am Ruder, da ereignete sich der Zwischenfall mit dem Abgeordneten Liebknecht im Reichstag, und immer deutlicher wird es, daß wir bereits in die Nähe eines Verfassungskonfliktes gekommen sind, und immer stärker erweist sich die Strömung, die uns gegen diese Klippen heran treiben will; und während man ein Ankämpfen gegen diese Strömung von Seiten der Regierung nicht bemerkt, gewahrt man wohl, wie die Kreuzzeitungspartei alle Schleusen öffnet, um eine immer weitere Ablenkung aus dem bisherigen ruhigeren Fahrwasser zu bewirken, und auch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" kommt bemerkenswertherweise diesen Absichten mit rücksichtslosem Nachdruck zu Hilfe. Solche Anzeichen wollen bemerkt sein.

Das antisemitisch-konservative „Volk" des Herrn Stöcker räth heute der Regierung von einem Konflikt noch ab; Herr Stöcker wandelt seine eigenen Wege, und er mag fürchten, daß eine reaktionäre Regierung, die mit den Volksrechten nach Belieben umspringt, vielleicht auch seine Rechte eines konservativ-reaktionären Franctireurs nicht respektiren werde. Der konservative „Reichsbote", der das repräsentirt, was man als reaktionäre respectability bezeichnen könnte, ist gleichfalls abgeneigt, einen Kampf zu empfehlen, bei dem Verfassung und Gesetze von konservativen Händen mit ein paar kräftigen Faustschlägen zertrümmert werden sollen. Der „Reichsbote" sagt:

„Nachdem der Reichstag erklärt hat, daß das Sitzenbleiben Liebknecht's unter die Aeußerungen fällt, die unter dem Schutze der verfassungsmäßigen Immunität stehen, also nicht als eine Majestätsbeleidigung anzusehen ist und somit auch niemals strafrechtlich verfolgt werden darf, so würde die Regierung durch Weiterverfolgung ihres Strafantrages in einen politischen Verfassungskonflikt mit dem Reichstag gerathen. Das wäre gerade jetzt, nachdem der Reichstag seine Berei-

willigkeit zu strafferer Disziplin erklärt hat, um seinerseits solche Vorkommnisse, soweit sie disziplinarer Art sind, zu züchtigen, um so weniger rathsam, als es wahrscheinlich ist, daß die Gerichte die Sache ebenso ansehen würden, wie der Reichstag und seine Kommission. Daß das dann eine recht unangenehme Niederlage der Regierung wäre, liegt auf der Hand. Darum halten wir es für rathsamer, die Sache nicht weiter zu treiben und sich mit der Resolution des Reichstags zu begnügen."

In der „Kreuz-Zeitung" dagegen fegt ein weit frischerer Wind durch die Spalten und zwar Tag für Tag; wir heben aus zwei Nummern zwei Aeußerungen heraus. Einmal schreibt die „Kreuz-Zeitung":

„Bei alledem steht es fest, daß der Reichstag seinerseits versagt; das weitere wird sich nach Schluß der Tagung finden. Die konservative Partei hat ihre Pflicht gethan, und wird sie, was auch geschehen möge, ferner thun, d. h. sie wird der Regierung überall zur Seite stehen, wo es sich darum handelt, für die dem Monarchen schuldige Ehrfurcht, mit vollem Nachdrucke einzutreten. Ueber juristische und parteipolitische „Zwirnsfäden" irgend welcher Art kann und wird sie dabei nicht „stolpern". Den äußeren Erfolg vermag sie angesichts der bestehenden parlamentarischen Parteiverhältnisse allerdings nicht zu verbürgen; allein diese Verhältnisse können sich ändern, und, wenn die Mehrheit fortfährt, sich praktisch auf die Seite der Umsturzpartei zu stellen, die sie theoretisch bekämpft, wird es, wenn schon nicht gleich, geschehen. Ueber die Tragweite der Entwicklung, die sich vorbereitet, darf sich Niemand täuschen. Das „Nein" vom 15. Dezember bedeutet nichts als eine Quittung; der Kampf ist nicht zu Ende, er beginnt, und wie solche Kämpfe ausgehen, oder sagen wir zum mindesten ausgehen können, das mag bei Sybel nachgelesen werden."

Das ist ein Programm zum Umsturz von oben mit der Ankündigung eines Regiments gegen die Verfassung, wie es einmal freilich noch glücklich durch die Indemnitätsvorlage im Jahre 1866 geschlossen worden ist. Aber die Bismarck's und die Moltke's sind nicht gerade alltägliche Erscheinungen, und wenn es ihnen gelang, durch ihre diplomatische und militärische Genialität den Staat aus der Klemme herauszuhauen, so ist es doch nicht gerade wahrscheinlich, daß ein Gleiches auch die nicht vorhandene Genialität ostelbischer Junker vermögen wird. Da außerdem mit der Gründung des Deutschen Reichs der Umsturz von oben ein noch komplizirteres und gefährlicheres Unternehmen geworden ist, so sollte bei geringerer Frivolität auch hierin eine Mahnung zur Vorsicht liegen.

Allein die Aussichten eines solchen Unternehmens zu erörtern, soll gar nicht versucht werden. Zunächst kommt es nur darauf an, die Absichten aufzudecken; und in der That, über diese Absichten haben wir uns nie getäuscht; daß die „Kreuzzeitungspartei" über die „Zwirnsfäden" der Verfassung und der Gesetze stolpern wird, waren wir gewiß nicht leichtsinnig genug anzunehmen. Diese konservative Partei wird ihre Achtung vor Recht und Gesetz dadurch zum Ausdruck bringen, daß sie alle Bestimmungen, die ihr unbequem sind, mit Füßen tritt, — wenn sie es vermag; und sie wird auch die Regierung in eine Politik dieser Art zu verstricken versuchen, — so weit sie es vermag. Und hat eine deutsche Regierung den ersten Schritt auf diesem Weg gethan, so wird die Rechte schon dafür sorgen, daß alle Brücken zum Rückzuge abgerissen sind. Eine Regierung, die in dieser Lage sich befindet, hat alsdann von der Kreuzzeitungspartei sich als der einzigen ganz zuverlässigen Kampfesgruppe, auf die sie sich stützen kann, die Gesetze diktiren zu lassen; — auf politischem Gebiet wie auf wirthschaftlichem Gebiet — dahin soll es kommen. Was aber dann später kommt, das ist zunächst denen gleich, die heißhungrig die politische und wirthschaftliche Macht noch einmal in den Besitz ihrer Kaste reißen wollen.

Dieser Politik würde ein entscheidendes Merkmal fehlen, wenn sie nicht unmittelbar den Kampf gegen den sogenannten anarchistisch-sozialistischen Umsturz auch sogleich auf den Liberalismus auszudehnen bestrebt wäre; und das thut denn auch in der That die „Kreuzzeitung"; sie schreibt:

„Während die freisinnige Presse fortfährt, in einem Tone gegen die Verschärfung der parlamentarischen Zuchtmittel zu polemisiren, der an ihrer überhaupt immer „ungenirter" hervortretenden Solidarität mit der Umsturzpartei keinen Zweifel läßt, scheinen die nationalliberalen „Genossen" auf eine weitere Erörterung der Dinge trotz des „kläglichen Ausganges" vom 15. Dezember keinen Werth zu legen."

Daß auch die Nationalliberalen hier mit höhnis[cher] Verachtung behandelt werden, entspricht vollständig [der] Politik der „Kreuzzeitung", die jedem nationalliberalen [Ent]gegenkommen in solcher Weise begegnet, mit der offen [aus]gesprochenen Motivirung, daß diese Elemente trotz [der] Behandlung den Weg nach Tivoli finden werden. [Herr] Miquel scheint sich hierfür stark gemacht zu haben; vor[aus]sichtlich nicht für alle Theile der Nationalliberalen [mit] Recht. Die Freisinnigen aber zeichnet man dadurch aus, [daß] man bereits von ihrer „Solidarität" mit der „Umsturz[-]partei" spricht, und man wird voraussichtlich bei dem [Ge]rechtigkeitsgefühl, das diese Politiker in ähnlichem [Maße] auszeichnet, verlangen, daß jene Umsturzparagraphen, [die] auf Anarchisten und Sozialisten gemünzt zu sein schein[en,] auch auf jene Anwendung finden, die mit ihnen „solidar[isch"] sind. Einen solchen Wink wird man bei der Debatte [über] die Regierungsvorlage nicht unbeachtet lassen dürfen.

Auf Interpretationen läßt sich die „Kreuzzeitung" [in] ihrer kraftvollen und kecken Frivolität nicht ein. [Gesetze,] welche uns binden, werden wir zerreißen, sagen die Kr[euz]zeitungsleute, welche ihre Gegner mit Gesetzen binden [wollen.] Mit philosophischem Tiefsinn erweist dagegen die „N[ord]deutsche Allgemeine Zeitung", daß man eine so rohe Th[ätig]keit, wie das Zerreißen gar nicht anzuwenden brau[cht;] schon mit einigen dialektischen Kunststücken kann man [die] vorhandenen verfassungsmäßigen Fesseln abstreifen, und [so] hat so zu geschehen:

„So ist Niemand darüber im Zweifel, daß der Reichstag er[st] in der Verfassung errichteten Grundlage das Wohl des Reiches [...]fall, und doch lassen wir zu, daß die Tribüne dieses Reichstags [...] privilegirter Tummelplatz für eine Propaganda benutzt wird, die [...] Gegentheil der vorgezeichneten Aufgabe der Volksvertretung, den [Um]sturz der verfassungsmäßigen Einrichtungen des Reiches, zum Ziel [hat.] Die Zulassung einer solchen Konsequenz, die aus der Einräumung [des] allgemeinen Wahlrechts gezogen wird, stellt alle Logik auf den [Kopf;] der gesunde Menschenverstand muß dahin entscheiden, daß das Re[sultat] einer Ausübung des Wahlrechts, die der mit seiner Verleihung ver[bun]denen Absicht direkt zuwiderläuft und so seine Grundlage und [...] aufhebt, null und nichtig sein sollte."

Der eigenartige „gesunde Menschenverstand" die[ses] Artikels der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" empfi[ehlt] also eine Opposition aus dem Reichstage auszuschließ[en,] die nach der Ansicht derer, welche die Macht haben, al[s] unbequem ist; das heißt: die scharfe Opposition pol[izeilich] bis in die letzte Konsequenz rechtlos und vogelfrei [zu er]klären. Ein solches Rezept ist bewundernswerth in [sei]ner Einfachheit; freilich nicht ganz originell, denn mit genau [der]selben Motivirung schafften sich die Jakobiner ihre G[egner] vom Halse; das war im Verlaufe der Bewegung von 17[93] und damals nannte man das: Vergewaltigung [von] unten. Solches Vorbild könnte wie eine drohende [Alle]gorie erscheinen.

Für den Liberalismus und für die Ruhe Deutschlands ziehen augenscheinlich schwere Zeiten herauf; es zeigt [sich] heute bereits, daß jene reaktionären Kräfte, die lange mühs[am] zurückgehalten wurden, den Augenblick für gekommen [er]achten, um die Fundamente unserer modernen, politischen und alsdann auch wirthschaftlichen Entwicklung anzutasten. Und darum von Neuem: Für den Kampf um diese Güter kann sich der Liberalismus nicht eifrig genug rüsten.

Aus dem Zusammenbruch der Banco Romana [sind] neue Gespenster aufgestiegen. Giolitti, der wüthende Gegner Crispi's, hat dem Parlament Aktenfascikel übergeben, deren Schriftstücke, ihre Echtheit angenommen, darthun würden, daß auch der jetzige Ministerpräsident, seine Frau und seine politischen Freunde, aus den Geldspinden der verkrachten Bank mit vollen Händen geschöpft haben. Der parlamentarische Skandal drohte so groß zu werden, daß Crispi den König veranlaßte, das Parlament zu vertagen. Im Parlament ist damit der Skandal erstickt; aber er tobt in der Oeffentlichkeit fort, und wer will sagen, ob Crispi sich halten kann. Dann droht in Italien tiefe innere Zerrüttung. Eine solche Entwicklung wäre für den Bestand des Drei[bundes]

allianz nicht gleichgültig, und ist diese in ihrer Aktionsfähigkeit gefährdet, so erscheint eine Politik im Innern Deutschlands um so weiser, die durch bedenkliche innere Kämpfe auch unsere Aktionsfähigkeit herabdrückt.

Gurko hat als Statthalter von Polen durch den Zaren einen vergoldeten Abschied, aber doch den Abschied erhalten. Gurko's Nachfolger ist Schuwaloff. In dieser Handlung des jungen Kaisers zeigt sich ein erstes Ablenken aus der Bahn seines Vaters und ein Uebergang von der Politik schroffer Unterdrückung zu dem Versuch einer milderen Praxis durch mildere Männer.

* * *

Fragen an die ewigen Sterne.

Das erste politische Ereigniß, dessen Eintritt mir deutlich vor der Erinnerung steht, war die Julirevolution zu Paris im Jahre 1830. Ich hatte damals eben das siebente Jahr erreicht, aber es wurde in meiner nächsten Umgebung so viel politisirt, daß der kindliche Sinn schon lebhaft auf die Weltbegebenheiten hinhorchte. In dem dem Elternhause gegenüberliegenden Laden des alten Junggesellen, der ein Geschäft mit Schreibmaterialien betrieb, gingen täglich beschäftigte und unbeschäftigte Leute aus und ein, die sich beim Zusammentreffen über die neuesten Begebenheiten unterhielten und — ich vermuthe — mit mehr oder weniger Weisheit darüber kannegießerten. Wir Knaben hatten unser Hauptquartier da aufgeschlagen, um zuzuhören und die Bilder zu betrachten, vor allem die Schlacht bei Navarin und Kaspar Hauser an der Thorwache zu Nürnberg. Es waren damals fünfzehn Jahre seit dem Abschluß der Napoleonischen Aera vergangen. Ehedem hätte man das für einen langen Zeitraum gehalten und gemeint, danach müßte das Vierteljahrhundert der vorausgegangenen Umwälzungsperiode tief in den Untergrund historischer Vergangenheit versunken gewesen sein. Aber wir, die wir die Jahre 1870 und 1871 erlebt haben, wissen das jetzt besser. In den nächsten Sommer fällt die fünfundzwanzigjährige Wiederkehr der großen Kriegszeit, und wem, der dabei gewesen, ist alles nicht noch gegenwärtig, als wäre es gestern geschehen? Im Jahre 1830 waren seit dem zweiten Pariser Frieden erst fünfzehn Jahre vorübergegangen und viel stillere als die, welche uns heute vom letzten großen Völkerkampfe trennen. So erkläre ich mir, daß bei der ersten Kunde von der Verjagung Karls X. in der Stadt Mainz, die mit ihrem Schicksal in den ersten Sturz der Bourbonen und dann wieder in den des kaiserlichen Eroberers eng verwickelt worden war, auch die Bilder vergangener Zeiten und, mit ihnen verbunden, die Fragen an das Schicksal wieder unter ähnlichen Zeichen auftauchten. Da kamen sie denn zu Hauf in jenen ersten Tagen des August, alle die Redseligen und Staatskundigen, in deren Gedächtniß die ältesten oder die alten Geschichten, der Einmarsch des Generals Custine oder der Rückzug aus Rußland, getragen von dem Selbstgefühl, Zeuge großer Dinge gewesen zu sein, lebendiger noch als sonst wieder emporstiegen. Vor allem waren es die alten Soldaten der großen Armee, Veteranen genannt, die sich berufen fühlten, ihre Stimme abzugeben. Manche von ihnen stehen mir noch deutlich vor Augen, ich könnte sie malen, wenn ich malen könnte. Einer besonders, ein geborener Franzose, einer derer, die am Orte sitzen geblieben waren mit Haus und Hof, als seine Landsleute abzogen, interessirte uns Knaben ganz besonders. Er hielt jetzt einen Biergarten vor dem Thor. (Gott weiß, was das für Zeug war, was uns damals als schäumender Gerstensaft aus steinernen Krügen geschenkt ward!) Aber er hatte ehemals bei den kaiserlichen Kürassieren gedient, ein baumlanger Kerl, der natürlich auch nie menschliches Deutsch reden gelernt hatte. Was unsere Ehrfurcht für ihn mehr als für die anderen seines Gleichen steigerte, war, daß es hieß, ihm fehle, unter der Hülle des Stiefels, die große Zehe, die ihm in der Schlacht abgeschossen worden. Mit wahrer Andacht hafteten unsere Augen auf diesem historischen Oberleder. Was wird nun in Frankreich werden? lautete die schwere Frage ans Schicksal, und die Mehrzahl der Corona war überzeugt, demnächst würde wieder der große Invasionskrieg losgehen, würden „die Franzosen kommen", wie die stereotype Wendung lautete. — Aber was da kam, war genau das Gegentheil. Dem Bürgerkönig Ludwig Philipp lag nichts wärmer am Herzen, als seinen Kollegen auf den von Gottes Gnaden angestammten Thronen die Ueberzeugung beizubringen, daß er an alles eher denke als an die Erneuerung eines Heldendramas. So ward die Periode vom Juli 1830 bis zum Februar 1848, welche nicht bloß in der guten Stadt Mainz (der Kaiser Napoleon hatte sie nämlich zur Würde einer der „bonnes villes de France" zu erheben geruht), sondern in ganz Deutschland und weit darüber hinaus bei ihrem Anbruch als eine Aera des Krieges diagnostizirt worden war, zu dem friedlichsten Abschnitte den die Annalen der Weltgeschichte zu verzeichnen haben — eine Zeit der Verzweiflung für die Lieutenants und die Hauptleute, die im stillen Familienleben des Garnisondienstes ergrauten. Ich höre noch, wie die Rede ging: Offiziere seien beschäftigte Müßiggänger.

Zwar hatte die friedselige Stimmung durch die syrisch-egyptischen Wirren eine momentane Unterbrechung erlitten, als das Ministerium Thiers mit seinen heroischen Geberden die kriegerische Muse des Niklas Becker'schen Rheinliedes herausforderte. Aber gerade dieser Zwischenfall hatte um so deutlicher gezeigt, wie wenig Ernst es dem vernünftigen, nüchternen Orleans mit der Lust nach militärischen Abenteuern war; und die Welt sah danach um so beruhigter in die Zukunft, als der Geschichtschreiber der republikanischen und imperialistischen Feldzüge dem Geschichtschreiber der Civilisation seinen Platz an der Spitze des Kabinets hatte überlassen müssen.

Da kam ein neuer Schlag von ganz anderer Seite durch einen grausamen, scheinbar tief in die Weltgeschicke eingreifenden Zufall. Ich erinnere mich deutlich des Momentes. Wieder war es ein heißer Julitag im Jahre 1842. Ich hatte in der Gluth der Mittagsstunde während des zweistündigen eintönigen Vortrags im Colleg über römische Institutionen mühsam gegen den Schlaf gekämpft. Beim Austritt empfing uns die Nachricht, daß der französische Thronfolger, der junge, schöne, vielgeliebte Herzog von Orleans, durch einen unglücklichen Sprung aus dem Wagen ums Leben gekommen. Auf ihn, auf die Volksgunst, die man ihm nachrühmte, hatten die politischen Berechnungen ihren Glauben aufgebaut, daß Ludwig Philipps Krone ohne Schwierigkeit auf den Nachfolger übergehen werde. Von nun an trat an die Stelle dieser Zuversicht die bange Frage für alle Staatsweisen: was wird einst aus der Ruhe Europas, wenn Ludwig Philipp die Augen schließt? Und als Ludwig Philipp 1850 in Claremont starb, kümmerte sich kein Mensch mehr um die Folgen seines Endes. Das Ereigniß war absolut gleichgültig für die Weltgeschichte, sogar noch gleichgültiger als der Tod, der drei Jahrzehnte später den armen Sohn der Kaiserin Eugenie im fernen Afrika aus den Möglichkeiten französischer Ueberraschung mit dem Assegai eines Zulukaffern herausstrich.

Zum dritten Mal seit Waterloo tauchte der Gedanke auf, die Franzosen würden sich nach dem Rhein stürzen, als am 24. Februar 1848 die Republik ausgerufen ward. Doch galt dies mehr für Deutschland als für Frankreich. Die Warnung sollte bei uns Dienste thun, um dem guten Bürger vor seinen eigenen politischen Gelüsten bang zu machen. Die Lust, den angestammten Fürsten etliche Machtvollkommenheiten abzuknöpfen, sollte abgelenkt werden auf die Nothwendigkeit, sich gegen den von außen drohenden Erdfeind zu vertheidigen. Aber der Erdfeind kam nicht, und die Hoffnung, welche das deutsche Volk auf die berühmten und berüchtigten Bewilligungen jener Märztage

gesetzt hatte, sollte nicht an solchen Erbfeinden deutscher Einheit und Freiheit, die jenseits des Rheines wohnten, zu Schanden werden. Aber, da die Schrecken nicht aufhören, so kam nun ein neuer auf, mit dem wir erst in unseren Tagen intimere Bekanntschaft gemacht haben, das „rothe Gespenst“.

Heute leben wir unter dem Eindruck, als sei die Gefahr sozialer Umwälzung erst neuerer Zeit, sagen wir seit der Pariser Kommune und der Rückwirkung des allgemeinen Stimmrechts, der Welt ins Bewußtsein gedrungen. Das ist ein Irrthum. Wer sich des Jahres Achtundvierzig erinnert oder dessen Annalen nachschlägt, muß konstatiren, daß schon damals jener Schrecken der Menschheit sofort gewaltig in die Glieder fuhr; sogar ehe noch die große von Cavaignac niedergeworfene Erhebung des Proletariats im Juni 1848 zum ersten Mal ein großes Blutbad unter Entfaltung der rothen Fahne angerichtet hatte. Ein kleiner Vorgang aus meiner persönlichen Erinnerung gibt eine komische Illustration zu der ernsten Bestürzung, welche damals die Menschen ergriffen hatte. Es war im Mai 1848. Vor wenigen Wochen war ich aus der Stille der Studirstube in die Redaktionsstube der „Mainzer Zeitung“ eingetreten und hatte mich lustig ins Getümmel gestürzt. Da bat mich der ehrbare Verleger der Zeitung, ein wohlgestellter und wohlbegüterter, gemüthlicher Herr, um eine Unterhaltung. Ihn verlangte, meinen weisen Rath zu haben über die Frage, ob er fortfahren solle, die regelmäßigen Terminszahlungen an die Lebensversicherung zu machen, bei der er die Zukunft seiner kleinen Töchter versorgt hatte. Er hatte eben einige Zeitungsartikel gelesen, welche allen diesen Einrichtungen philisterhafter Kapitalansammlung den Krieg erklärten, und stellte mir die Frage, ob ich ihm rathe, sein gutes Geld weiter in bisheriger Weise solchen vom Umsturz bedrohten Kassen anzuvertrauen, oder es lieber bei sich in bestmöglichem Versteck aufzubewahren. Ich freue mich noch heute, daß meine Antwort nicht so dumm ausfiel, wie leicht hätte passiren können, denn ich hatte eifrig Louis Blanc und Proudhon studirt und, wenn auch ohne den wahren Glauben, doch nicht ohne Wohlgefallen kommentirt. Aber die Logik half mir über die Klippe hinweg. Von zwei Dingen Eines, sagte ich, von dem Vertrauen des gesetzten Mannes in meine grüne Einsicht gerührt: entweder die bürgerliche Ordnung bleibt bestehen, dann werden Sie wohl gethan haben weiter zu zahlen und nicht Ihre bisherigen Einzahlungen verfallen zu lassen (mit dieser Strafe pflegten damals noch die Policen sehr streng versehen zu sein); oder der Kommunismus siegt, dann werden Sie doch des angesammelten Eigenthums beraubt. Und er hat weiter gezahlt, seine Töchter sind zu wohlversorgten Müttern und Großmüttern geworden, und seine Urenkel, wenn deren vorhanden sind, haben zu einem gewissen Theil nicht ohne mein Verdienst ein wenig von jenem schnöden Eigenthum geerbt, das ihnen bis jetzt weder Bebel noch Vollmar konfiszirt haben, und sie werden es auch sobald nicht konfisziren, selbst wenn das geniale Werk, das man mit einem der schönsten deutschen Wortgebilde neueren Stils die „Umsturzvorlage“ nennt, nicht demnächst seinen Einzug in die nationale Strafgesetzgebung halten sollte. Einstweilen fühlen alle Besitzenden in ihren Taschen viel eher die Finger des Finanzministers als die der Sozialisten oder Anarchisten. Und ich vermuthe, es wird noch lange so bleiben. Wenn ich lese, daß eine im Rathe der Krone sitzende Exzellenz mit einem neuen Plane zur Ausgleichung der irdischen Gerechtigkeit, d. h. mit einer neuen Steuer, schwanger geht, so fühle ich die Heiligkeit meines Privateigenthums viel mehr gefährdet, als wenn Herr Bebel ein neues Buch schreibt oder Herr Singer eine grimme Rede hält. Doch kehren wir einstweilen zurück zum rothen Gespenst des Jahres Achtundvierzig.

Die Rolle des Retters aus dieser Gefahr hatte zunächst Louis Napoleon übernommen. Nicht die Gespenster der Zukunft sondern die der Vergangenheit, der französische Imperialismus und der deutsche Bund waren wieder aus ihren Gräbern herauf gerufen und in das Reich des Lebens eingesetzt worden, beides abermals gegen die Berech der klugen Leute beider Länder. Denn als das Parlam in die Paulskirche einzog, ließen sich die wenigsten den guten Deutschen träumen, der Bund, der alte sei nur auf kurze Zeit scheintodt; und als der Abenteurer von Boulogne und Straßburg seine Kandid dem strammen republikanischen General Cavaignac über stellte, wollten die Klügsten unter den Franzosen nicht ernst nehmen. Das war ein schwerer Irrthum. in einem Punkt irrte sich freilich Niemand: sobald der Prinz als Präsident aus der Wahlurne emporgestiegen blieb kein Zweifel, daß die Komödie nach wenigen mit dem Neffen als Onkel enden müsse. Mit der war die Partie für ihn gewonnen, und, nun einmal Kaiser auf seinem Thron saß und nicht Miene machte, wie Louis Philipp von einer handvoll Barrikadenju ins Bockshorn jagen zu lassen, stand der Welt wieder eine Frage beständig vor Augen: was wird werden, der glückliche Usurpator dereinst auf natürliche oder natürliche Weise — diese lag besonders nahe — ums kommt? Bis das geschähe, glaubte man auf ruhige zählen zu dürfen. Freilich an den Nachfolger Niemand glauben, so oft und hartnäckig er auch gaffenden Volk in allem Prunk legitimer Ausstaffirung geführt wurde. Jedesmal, wenn der kaiserliche Prinz den Elysäischen Feldern in der großen offenen Karosse mir vorüber rasselte, vorn ein Trupp Kürassiere in panzern, hinterher ein Trupp Dragoner mit fliegenden büschen, stieg in mir die Frage auf: in welchem Winkel Euro oder Amerikas wirst du armer Junge als hoffnungs Prätendent dereinst vegetiren? Er war sich seiner Auf das Publikum an seine Thronfolge zu gewöhnen, so bew daß er einmal, als sein Lehrer Filon ihm eine diktiren wollte, drohte: „wenn man mich straft, strecke ich der nächsten Ausfahrt dem Volk die Zunge heraus.“ l'on me punit je tirerai la langue au peuple.“ schon der Vater sollte sterben, ohne daß ein Hahn krähte, gerade wie Louis Philipp, in England. Aber sollten die Sterne die Frage an ungesuchter Stelle worten.

Mit dem Jahre 1866 kam ein neuer Schicksals auf die Weltbühne, und wenn je einer darnach aus daß er nicht zu entwurzeln und nicht zu entbehren war er es. Auf dem ganzen Erdenrund nannte man den Eisernen, d. h. den, der nicht einmal von Inner schweige von Außen zu erschüttern wäre. Und aber fragte die Klugheit: Was wird werden, wenn er dem unentrinnbaren Loos der Sterblichen verfallen

Aber auch er wird einstens, wenn seine Zeit men, dahin gehen, ohne daß es am leisesten Krach den Fugen des von ihm längst geräumten Staatsge sich verrathen wird. Wie anders doch hatte man sich gedacht! Welch ein Schreck fuhr den Leuten in die als der Unentbehrliche eines Morgens, ohne alles Eingr himmlischer Mächte, vom Schauplatz verschwand! Nicht seine Anhänger, auch die Gleichgültigen, ja viele Gegner überfiel es wie ein Grauen vor dem Unbekannt dem unnöthigerweise die Thore aufgethan würden, und warfen die Frage auf, ob es zu verantworten sei, daß dem Mann, der die größte politische Autorität in der besaß und sie in den Dienst des Weltfriedens gestellt bei lebendigem Leibe zu den Todten werfe. Aber Kein Sturm erhob sich, nicht die kleinste Welle sich. Keinen Augenblick seitdem drängte sich die Versuchung nach dem Steuermann zu rufen, den man gerade äußeren Frieden als unentbehrlich angesehen hatte. Wahrheit zu sagen: Deutschlands Beziehungen zu deren Nationen sind unter Bismarck's Nachfolger geworden, als sie es vorher gewesen. Die Welt sieht friedlicher aus als jemals in den drei Jahrzehnten, derer der größte Diplomat seiner Zeit die auswärtigen gelegenheiten des preußischen und des deutschen wesens leitete.

Sind wir damit die Fragen an die Stern

eworden? So lange Sterne über den Häuptern der rmen Erdensöhne wandeln, wird auch der Quell der fragen nicht versiegen. Heute weniger als jemals.

(Ein Schlußartikel folgt.)

L. Bamberger.

Parlamentsbriefe.

III.

Der Staatsanwalt will gegen den Abgeordneten Liebknecht wegen Majestätsbeleidigung Anklage erheben, weil er bei dem Hoch auf den Kaiser sitzen geblieben ist, und die Regierung hatte beim Reichstage beantragt, daß dieser seine Genehmigung dazu gebe, die Untersuchung noch während des Laufes der Session einzuleiten. Nur über das Wann wird dem Reichstage erlaubt, ein Wort mitzusprechen: über das Ob wird ihm das Wort abgeschnitten.

Die große Mehrheit des Reichstags ist der Ansicht, daß eine solche Anklage nach der Verfassung unzulässig ist. Den Abgeordneten ist Immunität für die Aeußerungen, die sie als solche thun, zugesichert. Diese Immunität kann eine Volksvertretung der Welt entbehren und entbehrt keine. Man mag darüber streiten, ob im täglichen Leben der Mißbrauch der Freiheit gegenüber dem Mangel an Freiheit das größere Uebel sei; in der Mitte der Volksvertretung ist unzweifelhaft der Mangel an Freiheit das größte Uebel. Es ist das zweite Mal in Deutschland, daß an diesem unentbehrlichen Rechte der Volksvertretung gebeutelt wird. Vor dreißig Jahren im Prozesse Twesten sagte man, der Abgeordnete habe die Immunität zwar für seine Meinungen, aber nicht für seine sonstigen Aeußerungen. Jetzt, wo dieser Einwand abgeschnitten ist, sagt man, der Abgeordnete habe Immunität zwar für seine wörtlichen Aeußerungen, aber nicht für seine Geberden. Mit dieser kleinen Abänderung wiederholt sich ein Schauspiel, das man vor dreißig Jahren zu den traurigsten gerechnet hat.

In erster Linie übernahm es der Reichskanzler, diese Wiederholung zu rechtfertigen. Der Präsident des Hauses habe bedauert, kein Disziplinarmittel gegen die Hochverweigerer zu haben; in dieser Verlegenheit müßten ihm die Gerichte zu Hilfe kommen. Darauf ist sehr viel zu erwidern. Zuerst, daß der Präsident selbst eine solche Hilfe nicht in Anspruch genommen hat; sodann, daß der Präsident nicht der Reichstag selber ist, und daß die Fälle gar nicht selten sind, in denen der Präsident anderer Meinung ist als die Mehrheit des Hauses; ferner, daß bereits einleitende Schritte geschehen waren, um die Geschäftsordnung des Hauses zu ändern, und auf diese Weise vielleicht ähnlichen Vorkommnissen vorzubeugen; und endlich, daß die Gerichte gegen allerlei Mißstände nur soweit Abhilfe schaffen können, als Gesetz und Verfassung sie dazu ermächtigen, und daß in diesem Falle ihnen die Verfassung im Wege steht.

Außer dem Fürsten Hohenlohe sprachen in dieser Angelegenheit noch zwei Minister, die bei dieser Gelegenheit debütirten, der neue Justizminister Herr Schönstedt und der neue Minister des Innern Herr von Köller. Der letztere hat dem Hause Gelegenheit gegeben, einen alten Bekannten wiederzusehen und hat bei dieser Gelegenheit die Ansichten derer zu Schanden gemacht, die erwartet haben, er könne sich während seiner Wirksamkeit in Frankfurt und Straßburg verändert haben. Er ist — bei etwas reduzirtem Temperament — derselbe geblieben, ist auch gar nicht stolz geworden, und vermeidet es, eine Würde, eine Höhe zu zeigen, welche die Vertraulichkeit entfernen könnte. Er ist ein Staatsmann aus der Schule des Herrn von Puttkamer und könnte wohl die Sehnsucht erwecken, statt des Schülers den Lehrer zur Stelle zu sehen. Herr Schönstedt tritt zum ersten Male im öffentlichen politischen Leben auf, aber ich glaube, daß sein erstes Auftreten im Stande ist, ein Bild von seiner künftigen Wirksamkeit zu geben. Er beschwerte sich, daß man ihn mit dem Grafen Lippe vergliche, aber er unterließ es zu sagen, was er denn eigentlich an dem Grafen Lippe auszusetzen habe, der doch seiner Zeit auch ein bei der konservativen Partei sehr beliebter Staatsmann war. Die Art und Weise seiner Argumentation, die Hervorkehrung kleiner Scharfsinnigkeiten, wo es sich um eine große Frage handelte, erinnerten durchaus an den unvergeßlichen Mann.

Die Untersuchung gegen den Abgeordneten Liebknecht wird ruhen, so lange der Reichstag versammelt ist; das konnte der Reichstag erzwingen und hat es so beschlossen. Aber diese Untersuchung wird vermuthlich wieder aufgenommen, sobald der Reichstag geschlossen oder aufgelöst ist; daran braucht sich die Regierung durch die Ansicht des Reichstags nicht hindern zu lassen. Eine Strafkammer wird darüber entscheiden, ob ein Reichstagsabgeordneter für dasjenige, was er in dieser Eigenschaft gethan, bestraft werden kann. Ich hoffe, daß die Anschauung des Gerichts mit derjenigen des Reichstags übereinstimmen wird; dieser aber wird nicht umhin können, den erhobenen Angriff als einen gegen ihn selbst gerichteten aufzufassen. Der Konflikt ist da, und diesen Konflikt an einer Stelle herbeigeführt zu haben, wo es sich nicht um die Zweckmäßigkeit irgend einer Maßregel, sondern um das verfassungsmäßige Recht der Volksvertretung handelt, ist das Werk des Ministeriums Hohenlohe-Köller-Schönstedt.

Die Berathung über diesen Antrag sollte das Vorspiel zur ersten Lesung der Umsturzvorlage bilden, indessen hat diese bis über die Weihnachtsferien verschoben werden müssen. Die Rechte hatte sich sehr beflissen gezeigt, den Reichstag bis in die Mitte dieser Woche zusammen zu halten und es war darüber zu einem Hammelsprung gekommen. Als aber der entscheidende Tag heranrückte, war das Haus beschlußunfähig und die Reihen der Rechten wiesen die größten Lücken auf. Man hörte nur eine lange Rede des Staatssekretärs der Justiz; derselbe zog zur Begründung der Vorlage auch nicht einen einzigen Fall heran, in welchem sich neuerdings das Gesetz als unzulänglich erwiesen hätte, eine Missethat zu bestrafen. Es waren Artikel, die zum Theil das ehrwürdige Alter von fünfundzwanzig Jahren hatten und doch einen neuen Schrecken verbreiten sollten.

Auch eine Interpellation über die Zuckersteuer ward verhandelt. Einige nationalliberale Abgeordnete haben eine auffällige Eile an den Tag gelegt, sie einzubringen. Ihre Absicht geht dahin, die Ausfuhrprämie für Zucker zu verlängern oder zu erhöhen, obwohl es auf der Hand liegt, daß eine solche Prämienwirthschaft eine kräftige Anregung geben würde, die Ueberproduktion noch weiter zu erhöhen und so den Nothstand der Industrie zu vermehren. Herr Schatzsekretär Graf Posadowski führte zum zweiten Male den Beweis, daß seine agrarischen Sympathien, die er ohne Zweifel von jeher gehegt hat, jetzt zu einem viel deutlicheren Ausdruck kommen, als dies unter der Verwaltung des Grafen Caprivi möglich gewesen ist.

Proteus.

Zur Lehre von der Majestätsbeleidigung.

Der Kanzler des Deutschen Reichs hat sich bekanntlich veranlaßt gefunden, dem Reichstage einen Antrag der Staatsanwaltschaft am Landgerichte Berlin I zu übermitteln, in welchem die nach Art. 31 der Reichsverfassung erforderliche Genehmigung des Reichstags nachgesucht wird zur strafrechtlichen Verfolgung des sozialdemokratischen Abgeordneten Liebknecht während der gegenwärtigen Sitzungsperiode. Das diesem Abgeordneten zur Last gelegte Delikt ist Majestätsbeleidigung und letztere wird darin erblickt,

daß Herr Liebknecht bei einem vom Präsidenten der Versammlung als Ehrenbezeugung für den Kaiser proponirten „Hochrufe" nicht eingestimmt, vielmehr in demonstrativer Weise sich von seinem Sitze zu erheben *unterlassen* habe.

Es war in abstracto möglich, den Antrag einfach unter Berufung auf die bisherige Praxis des Reichstags abzulehnen, derzufolge die Zustimmung zum Beginne strafrechtlicher Verfolgungen gegen Abgeordnete deshalb vom Reichstage untersagt wird, weil doch der allgemeinen Regel nach die unbehinderte Theilnahme eines Abgeordneten an den Arbeiten und Abstimmungen des Reichstags wichtiger erscheinen muß als die *sofortige* Einleitung eines Strafverfahrens, welche ja nach Schluß der Session noch erfolgen kann. Indes die strafbare Handlung wurde in einer Handlung oder Unterlassung gefunden, die — man durfte dies von vornherein annehmen und die Abstimmung am 15. Dezember hat es bestätigt — nach der *Ansicht einer jedenfalls sehr erheblichen Anzahl von Mitgliedern des Hauses* durch den Art. 30 der Verfassung jeder strafrechtlichen Verfolgung entzogen ist. Unter diesen Umständen mußte die Interpretation des letztgenannten Art. 30 auch mit in die Erwägung des Reichstags einbezogen werden; denn zu einer völlig aussichtslosen Untersuchung eine Genehmigung zu ertheilen, die vom diskretionären Ermessen abhängt, wäre sinnlos, und aussichtslos war eben die Strafverfolgung, wenn Art. 30 der Reichsverfassung zutraf. Wurde andererseits die Genehmigung ertheilt, so konnte darin mindestens ein Zweifel des Reichstags selbst gefunden werden darüber, ob die inkriminirte Handlung durch die im Art. 30 den Abgeordneten gewährleistete Immunität gedeckt werde. Hiernach war die Erörterung über den Art. 30 der Reichsverfassung sowohl im Plenum wie in der Geschäftsordnungskommission nicht zu umgehen.*) Die Frage, ob überhaupt und abgesehen von dem Art. 30 der Reichsverfassung in dem Benehmen der sozialdemokratischen Abgeordneten eine Majestätsbeleidigung zu finden war, mußte demnach in den Verhandlungen offiziell zurücktreten, hineingeworfen wurde sie aber selbstverständlich sowohl von einzelnen Abgeordneten, wie von der Presse. Sie ist in der That wichtig genug, daß wir uns auch hier etwas eingehender damit beschäftigen.

Das frühere preußische Strafgesetzbuch § 75 definirt, wie das z. B. auch in dem früheren badischen Gesetzbuche Art. 606, nicht aber in einer großen Anzahl anderer deutscher Gesetzbücher geschehen war, die Majestätsbeleidigung als Verletzung der Ehrfurcht gegen den Monarchen. In dem § 95 des deutschen Strafgesetzbuchs ist nun *überlegtermaßen* diese Definition aufgegeben, und einfach gesagt: „Wer den Kaiser, seinen Landesherrn, oder während seines Aufenthaltes in einem Bundesstaate dessen Landesherrn, *beleidigt* . . . ." In der Theorie wie in der Praxis hat bis jetzt *Einstimmigkeit***) darüber geherrscht, daß hiermit auch für die Majestätsbeleidigung die allgemeinen Grundsätze über die *Beleidigung* für maßgebend erklärt sind. Man hat eben nicht jede Ehrfurchtsverletzung als Majestätsbeleidigung strafen *wollen*, und in einer Entscheidung des Reichsgerichts (Strafsenat III vom 16. März 1881) wird daher z. B. ausgeführt, daß in dem Urtheile der Strafkammer eines Landgerichts ein Rechtsirrthum deshalb *nicht* zu befinden sei, weil eben Ehrfurchtsverletzung mit Beleidigung *nicht* verwechselt seien. Diese Verwechslung würde also nach der in diesem Urtheile ausgesprochenen Ansicht ein *Rechtsirrthum* sein. Aber bei Privatbeleidigungen kann auch die persönliche Stellung des Betroffenen mit in Betracht kommen und so denn selbstverständlich auch bei Majestätsbeleidigungen: es *kann* ein Benehmen (Handlung oder Unterlassung) gegenüber einer Privatperson *nicht* Beleidigung sein, während der gleiche Akt gegen die Person des Monarchen Majestätsbeleidigung sein könnte. So sagt ein weiteres Urtheil des Reichsgerichts (Strafsenat I vom 15. Dezember 1892*) ausdrücklich, da wo es sich um die Ehre des Staatsoberhauptes handele, sei zwar der Begriff, nicht aber der Maßstab der Beleidigung einer Privatperson anzulegen.

Wir sind also, um festzustellen, ob eine Majestätsbeleidigung vorliege, auf den Weg verwiesen, zunächst zu untersuchen, ob das fragliche Benehmen gegenüber einer Privatperson Beleidigung sein würde.

Ist diese Frage zu verneinen, so bleibt zu erforschen, ob das Ergebniß aus dem besonderen Grunde zu modifiziren sei, daß es sich um die Person des Monarchen handelt.

In Frage stand nun eine Unterlassung. *Kann* durch diese eine Beleidigung begangen werden?

Ziehen wir darüber zu Rathe das seiner Zeit berühmte Buch des Rostocker Professors A. D. *Weber* „Ueber Injurien und Schmähschriften", auch jetzt noch in vielen Beziehungen die beste Monographie, welche die deutsche Litteratur über die Beleidigung aufzuweisen hat.

Bei der Jämmerlichkeit der politischen und öffentlichen Zustände, welche im vorigen Jahrhundert in Deutschland herrschten, blühten naturgemäß gerade kleinlicher Hochmuth, Eitelkeit und Empfindlichkeit in aller Ueppigkeit und daher denn auch die Injurienprozesse. Wenn der Frau Amtmann der schuldige Ehrenplatz in einer Gesellschaft nicht eingeräumt worden war, so durften die Schuldigen vor einem Injurienprozesse sich nicht ganz sicher fühlen; wer den Hut vor den ihm begegnenden gestrengen Herrn *Richter* nicht gezogen hatte, ja wer die respektwidrige Aeußerung gethan hatte „die Pferde des Herrn Pastors seien nicht ganz richtig", konnte auf eine Verurtheilung sich gefaßt machen; wenngleich damals noch kein Strafverfahren die Verfolgung erleichterte und selbst hochmögende Personen in der Regel nur im Civilwege vorgehen konnten und sich mit einer Verurtheilung des Injurianten zu einer Geldbuße und etwa zur Abbitte und Ehrenerklärung und dergleichen begnügen mußten.

In diese kleinlichen Vorstellungen von Ehre und Beleidigung trat *Weber's* meisterhafte Arbeit wie ein reinigendes Gewitter. Ueber die uns beschäftigende Frage der Begehung einer Beleidigung durch Unterlassung einer Ehrenbezeigung bemerkt Weber (Th. I der 1820 erschienenen 4. Aufl. S. 138), daß dabei eine Beleidigung nur dann angenommen werden kann, wenn ein *vollkommenes* Recht auf die Ehrenbezeigung bestehe, d. h. also nur dann, wenn die Vornahme der Ehrenbezeigung eine Rechtspflicht ist.

Es muß also entweder eine bestimmte gesetzliche Vorschrift vorliegen oder ein unzweifelhaftes Herkommen, nach welchem die fragliche Ehrenbezeigung *geradezu zu fordern* ist, und über die Frage, ob ein Herkommen in dieser Beziehung eine wirkliche Rechtspflicht begründe, oder nur eine Regel des Anstandes, der Konvenienz darstelle, wird man am besten Klarheit gewinnen, wenn man sich die Konsequenzen vorstellt, welche die Verfolgung der fraglichen Unterlassung im Prozesse (heut zu Tage im Strafprozesse) haben müßte. Kommt man zu dem Ergebnisse, daß die richterliche Untersuchung sich mit Dingen beschäftigen müßte, die meistens nicht mit Sicherheit festzustellen wären oder die durch tausend und abertausend Gründe entschuldigt werden könnten, so haben wir es nicht mit *rechtlich* ins Gewicht fallendem Herkommen zu thun; die richterliche Untersuchung würde hier in zahllosen Fällen auf eine Lächerlichkeit hinauslaufen. Ebenso kann aber von einem derartigen Herkommen nicht die Rede sein, wenn entweder der Zwang, der in der Möglichkeit liegt, die Unterlassung gerichtlich zu verfolgen, die Ehrenbezeigung zu einer absolut werthlosen machen oder aber als ein schwer erträglicher Eingriff in die Freiheit der Person empfunden werden würde.

*) Auf konservativer Seite hat man daher mit Unrecht lediglich den Art. 31 der Verfassung als für die Entscheidung des Reichstags maßgebend ansehen wollen.

**) Man vergl. z. B. v. Schwarze, Kommentar zum Strafgesetzbuche 5. Aufl. S. 343. Olshausen, Kommentar zum § 95 des Strafgesetzbuches. Hälschner, Das gemeine d. Strafr. II, 2 S. 767. v. Liszt, Lehrbuch d. d. Strafr. 6. Aufl. S. 529 und besonders Hugo Meyer, Lehrb. d. d. Strafr. 4. Aufl. S. 809.

*) Entscheidungen des Reichsgerichts in Strafsachen Bd. 23 Nr. 123 S. 347, 348.

Selbst spöttisches und kränkendes Benehmen gehört daher, wie Weber (S. 112 ff.) des Weiteren ausführt, keineswegs immer vor das Gericht und der Römer Seneca, auf den Weber sich bezieht, hat bereits bemerkt, daß, wenn Jemand bei einer unpassenden Gelegenheit ziemlich unverhohlen lache, er doch keineswegs dadurch eine Injurie begehe, während in dem Fragment 13 § 4 des Titels der Pandekten 47,10 der römische Jurist Ulpian, den man doch als Autorität wird gelten lassen müssen, in dem Falle keine Injurie annimmt, daß Jemand selbst in der entschiedenen Absicht der Kränkung sich dagegen ausspricht, daß einem Anderen eine wohlverdiente Ehrenbezeigung zu Theil werde. Der Richter kann nicht recht feststellen, was Jemanden in einem bestimmten Momente zum Lachen gebracht hat, und ein freies Urtheil über Vorschläge zu Ehrenbezeigungen würde unmöglich sein, vielmehr Jeder die letzteren mittels eines Anderen erzwingen können, wenn derjenige, der dagegen stimmt oder dagegen sich ausspricht, einen Injurienprozeß zu befürchten hätte.

Hiernach würde, da die Majestätsbeleidigung im Prinzip nach denselben Grundsätzen zu beurtheilen ist, welche für die Beleidigung von Privatpersonen maßgebend sind, eine Majestätsbeleidigung in sog. Unterlassungen nur dann zu befinden sein, wenn ein vollkommenes, zu erzwingendes Recht auf die unterlassene Handlung besteht. So hat denn z. B. ein Urtheil des bayerischen Kassationshofes*) in der geflissentlichen öffentlichen Bezeichnung des Kaisers oder Landesherrn nur mit dem Vor- und Familiennamen, wie wenn der Kaiser nur ein einfacher bürgerlicher Privatmann wäre, mit Recht eine Majestätsbeleidigung gefunden.

Ueber diese Grenzen hinauszugehen und eine Majestätsbeleidigung auch in anderen Fällen sogenannter Unterlassung anzunehmen, liegt absolut kein Grund vor, ja im Gegentheile, alle dem Staatsoberhaupte dargebrachten Ehrenbezeigungen, welche man als Zeichen der Liebe und Anhänglichkeit betrachtet, würden, wie der Abgeordnete Roeren auch in der Reichstagsdebatte bemerkte, diesen Charakter, ja allen und jeden wirklichen Werth verlieren, wenn sie durch die Aussicht auf eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung indirekt erzwungen würden; wirkliche Liebe und Anhänglichkeit würden von mürrischer Erfüllung einer Zwangspflicht gar nicht mehr zu unterscheiden sein. Daher kann in der einfachen Weigerung, an einem Hochrufe auf den Kaiser, den Landesherrn sich zu betheiligen, das Wohl des Kaisers oder Landesherrn zu trinken, eine Majestätsbeleidigung nicht gefunden werden, sofern nicht eine vorhergegangene Handlung des Unterlassenden die anscheinend reine Unterlassung in eine positive Kundgebung verwandelt.**) Ein Beispiel wird dies letztere deutlich machen. Wenn Jemand aufgefordert an einem Festmahl zu Ehren des Landesherrn Theil zu nehmen, nun wirklich Theil nimmt, sich mit zu Tische setzt und dann ostentativ bei dem Hochrufe auf den Landesherrn sitzen bleibt oder mitzutrinken sich weigert, so haben wir es nicht mit einer Unterlassung zu thun. Denn wer sich bei solchen Gelegenheiten nicht an der dann selbstverständlichen Ehrenbezeugung betheiligen will, bleibt vernünftiger Weise gar zu Hause; nimmt er aber Theil und erregt somit die Erwartung, daß er auch dasjenige billige, was als das Essentiale der ganzen Feier von Allen angesehen wird, so erhält nunmehr sein Nichtmitthun in dem entscheidenden Augenblicke den Charakter einer beabsichtigten positiven Störung, eines positiven Ausdruckes der Mißachtung. Anders dagegen, wenn bei einer beliebigen anderen Gelegenheit, z. B. in einer Privatgesellschaft, die zu einem andern Zweck sich versammelt hat, Jemand unerwarteter Weise einen Toast auf den Monarchen ausbringt. Das kann mit Rücksicht auf die Umstände zuweilen völlig unangebracht sein, und sollen etwa hyperloyale Dummköpfe und Streber die Befugniß haben, jede beliebige Gesellschaft zu zwingen, eine jammervolle Rede, nur weil sie mit einem Hoch auf den Monarchen schließt, mit aller Andacht anzuhören und nach Gefallen des Herrn Redners ihre Unterhaltung zu unterbrechen? Daß dies unerträglich sein würde, leuchtet ein, ebenso aber auch, daß die entgegengesetzte Ansicht geeignet wäre, die fragliche Ehrenbezeugung gleichsam in den Staub hinabziehen zu lassen.

Man muß aber auch dann, wenn die Gelegenheit an sich passend ist, ja wenn das Darbringen der Ehrenbezeugung allgemein erwartet wird, die Existenz einer Majestätsbeleidigung in allen Fällen verneinen, in denen nicht jene positive Thätigkeit seitens des Unterlassenden vorangegangen ist. Es wird gewiß nicht zu behaupten sein, daß Jemand zu Loyalitätsbezeugungen gezwungen werden könne. Was bedeutet aber die Möglichkeit einer Anklage wegen Majestätsbeleidigung anders als einen höchst empfindlichen Zwang, wenn Jemand, wo er ein Recht zu verweilen hat, aus dem Grunde fortbleiben soll, weil dort vermuthlich eine Huldigung dargebracht werden wird, die er nicht billigt?

Hiernach dürfte der Fall der Reichstagsabgeordneten, die an einem Hochrufe auf den Kaiser sich nicht betheiligen, unschwer zu beurtheilen sein. Die Abgeordneten haben ein Recht im Sitzungssaale anwesend zu sein, solange die Sitzung eröffnet ist. Niemand, auch der Präsident nicht, kann sie zwingen, während dieser Zeit den Saal zu verlassen, und wenn sie sich in den Saal begeben, so können sie tausend andere Gründe dazu haben, als gerade den, die Erwartung zu erregen, sich an einem Hochrufe zu betheiligen.

Selbst wenn dieser Hochruf den erwarteten Schluß einer Rede oder eines Vortrags des Präsidenten bildet, verhält sich dies nicht anders: können doch die Abgeordneten das berechtigte Interesse haben, sofort zu vernehmen, was als Einleitung oder zur Begründung jenes Schlusses gesagt wird, und gerade weil für den Abgeordneten, der an sich ein Recht*) auf die Anwesenheit im Saale hat, solche andere Gründe der Anwesenheit existiren können, über die Rechenschaft zu geben wie zu fordern im höchsten Grade unangemessen sein würde, gerade deshalb bewegt sich die Nichttheilnahme der Abgeordneten in solchem Falle in den Grenzen einer reinen Unterlassung: eine Erwartung, daß jeder Einzelne an der Ehrenbezeigung sich betheiligen werde, ist im rechtlichen Sinne nicht von jedem Einzelnen erregt worden.

Ist aber die Unterlassung an sich nicht beleidigend, so kann sie es auch nicht durch eine dabei vorhandene, nicht noch in besonderer Form kundgegebene Absicht werden. Eben der citirte A. D. Weber hat in überzeugender Weise dargelegt, daß nach der Absicht zu fragen, wenn das Faktum an sich nicht rechtswidrig ist, ein verhängnißvoller und gerade in der Lehre von der Beleidigung ein juristischer Fehler sei. Es ist eben völlig unzulässig, in Fällen an sich erlaubter Unterlassung von Ehrenbezeigungen die Absicht, welche dabei obgewaltet haben mag, zum Gegenstande einer Untersuchung, einer Beweisaufnahme oder etwa einer zu verlangenden Erklärung zu machen.

Unzweifelhaft können freilich durch solche Unterlassungen die Gefühle der ganz überwiegenden Mehrheit einer Gesellschaft, einer Versammlung, ja eines ganzen Volkes höchst empfindlich verletzt werden. Aber daraus folgt für die rechtliche Charakterisirung der Unterlassung nichts. Außerhalb der Zone desjenigen, was vom Gesetze, insbesondere vom Strafgesetze getroffen wird, gibt es und muß es geben, wenn nicht die Grenze zwischen Recht und Moral, Unrecht und Immoralität, Anstand oder Unanständigkeit eingerissen und einfach Recht und Rechtspflege einen despotischen Charakter annehmen sollen, einen mehr oder weniger breiten Raum, innerhalb dessen — man mag dies Unabänderliche immerhin bedauern — Unhöflichkeit,

*) Mitgetheilt in Stenglein's Zeitschrift für Gerichtspraxis und Rechtswissenschaft in Deutschland. Neue Folge. III. (1874). S. 289.

**) Dies ergibt sich aus den allgemeinen Grundsätzen über die Begehung von Delikten durch sogenannte Unterlassungen.

*) Eine Schweizer Zeitung, welche gegen das Deutsche Reich freundschaftliche Gesinnungen bezeigt und von dem deutschen Kaiser stets nur mit Ehrerbietung redet, das „Journal de Genève“ bemerkte (Nr. v. 8. Dezbr.) über den Vorfall im Leitartikel: „Au fond c'était leur droit de rester assis.

Ungezogenheit, um nicht stärkere Ausdrücke zu gebrauchen, sich bewegen und möglicher Weise tummeln können, lediglich unterliegend der mit keiner unmittelbar fühlbaren Folge verbundenen Censur der öffentlichen Meinung. Nicht anders verhält es sich aber auch mit anderen Delikten. Der Betrug, die Erpressung sind strafbar; aber es gibt arge Uebervortheilungen, die das Strafgesetz nicht erreichen kann, und neben den vom Gesetze geahndeten Amtsdelikten ist ein Mißbrauch bei der Ausübung mancher Staatsämter möglich, der schmählich ist, aber weder vor das Forum des Disziplinar- noch vor das Forum des öffentlichen Strafrichters gezogen werden kann.*) Meint man, daß es bei der Majestätsbeleidigung in einem monarchischen Staate anders sich verhalten könne?

Man bejahe die Frage und nehme andererseits an, daß Unterlassungen, welche etwa nur dem rein faktischen Herkommen entsprechen, als Majestätsbeleidigungen zu ahnden seien. Man wird dann alsbald dazu gelangen, das Nichtflaggenhissen, das Nichtilluminiren — vielleicht bald das zu spärliche Illuminiren — das Nichttheilnehmen an Festmahlen, das Nichtbeitragen zu Huldigungsgeschenken als Majestätsbeleidigungen zu bestrafen —; diesem Zustande gegenüber wäre es immerhin noch vorzuziehen, wenn, wie es zuweilen anderwärts gegenüber einer widerwilligen, einer anderen Nationalität angehörenden Bevölkerung vorgekommen sein soll, der Flaggenschmuck, die Illumination einfach durch Polizeizwang auferlegt würden.

Diese Betrachtung führt auch zur Beantwortung der Frage, ob es möglich oder räthlich sei, dem Präsidenten des Reichstags oder der Versammlung selbst das Recht eines disziplinaren Einschreitens gegen dergleichen immerhin höchst verletzende Unterlassungen beizulegen, und die Beantwortung kann nur verneinend ausfallen. Auch solch disziplinares Einschreiten birgt in sich den Zwang und zwar nicht den formlosen Zwang der öffentlichen Meinung oder der immerhin starken und herben Aeußerung der Kollegen als Einzelner: vielmehr wird hier ein Zwang organisirt und der organisirte Zwang bringt wieder die Gefahr übler, nicht selten die Gefahr geradezu lächerlicher und herabwürdigender Untersuchungen, Reden und Gegenreden, Beschuldigungen und Entschuldigungen mit sich. Er nimmt außerdem, wie bemerkt, der Huldigung den wahren Werth, und würde stark erinnern an militärische Ehrenbezeigungen, bei denen der Zwang in der Natur begründet ist. Nur zu bedauern wäre es daher, wenn dem unseres Erachtens auf den Antrag Adt und von Bennigsen übereilt gefaßten Beschlusse des Reichstags eine praktische Ausführung zu Theil werden sollte.

Freilich wird man wohl nicht geradezu eine Bestimmung schaffen wollen, der zufolge gegen Mitglieder des Reichstages, sei es vom Präsidenten, sei es von der Versammlung, mit besonderen Maßregeln (z. B. Ausschluß vom Reichstage für bestimmte Zeit**) aus dem Grunde vorzugehen wäre, weil dieselben absichtlich an Ehrenbezeigungen für den Kaiser (und für welche Personen außerdem?) die vom Präsidenten vorgeschlagen wären u. s. w., sich nicht betheiligen wollen. Der fabelhafte Gedanke an dergleichen Paragraphen, sei es einer Geschäftsordnung, sei es einer Verfassung, mag für manchen verführerisch sein, die reale Ausgestaltung solcher Bestimmung dürfte so abschreckend wirken, daß man vermuthlich, falls der Beschluß vom 15. Dezember wirklich Folgen hat, es vorziehen wird, in unbestimmter Weise, dem Präsidenten und dem Hause die Befugniß zu geben, gegen Mangel an Anstand und dergleichen in weiterem Umfange (und etwa mit schärferen Maßnahmen als bisher?) einzuschreiten. Wenn aber der Anlaß zu solchem, der Diskretion anheimgestellten Einschreiten ganz offenbar von dem Unterlassen einer Ehrenbezeugung hergenommen

*) Z. B. die Bestechung ist strafbar, nicht aber ein selbst kolossaler sogenannter Nepotismus.

**) Der recht unbestimmt lautende Antrag geht dahin, durch Aenderung und Vervollständigung der Geschäftsordnung die Disziplinargewalt des Präsidenten in angemessener Weise zu verstärken.

war, so ist der Schluß unabwendbar, daß die Ehrenbezeugung entweder damit erzwungen werden soll oder daß diejenigen, die nicht Theil nehmen wollen, gezwungen werden sollen, den Sitzungssaal zu verlassen. Selbstverständlich muß bei der letzteren milderen, nicht militärischen Handhabung der Sache diesen Mitgliedern dann auch der bevorstehende Antrag auf die Ehrenbezeugung oder der Vorschlag dazu genügend lange vorher mitgetheilt werden, sonst könnte die Eile, mit welcher die betreffenden Abgeordneten den Saal zu verlassen sich anschicken möchten, ein schlimmeres Schauspiel darbieten, als das Sitzenbleiben, wenn die Uebrigen sich von ihren Sitzen erheben.

Das hervorragendste Mitglied der nationalliberalen Partei, der Abgeordnete v. Bennigsen, hat in längerer Rede die Nothwendigkeit schärferer und mehr umfassender Disziplinarbefugnisse des Hauses selbst mit Rücksicht auch auf das parlamentarische Recht anderer Staaten darzulegen versucht. Man darf aber kühnlich behaupten, daß solche Vorgänge, wie man sie in Frankreich, in Italien und neuerdings selbst in England erlebt hat, im deutschen Reichstage trotz der Mitwirkung der Sozialdemokraten und was hervorgehoben zu werden verdient, auch der Mitglieder anderer Parteien, bei Lärmscenen, bis jetzt glücklicher Weise nicht vorgekommen sind; daß ferner ungeachtet der vielen Beleidigungen grober Art, die in anderen Parlamenten nicht unerhört sind, man eine gerechtfertigte Scheu daselbst trägt, solche Maßregeln weiter anzuwenden; daß man aber nie davon hört, daß bei unterlassenen Ehrenbezeugungen u. s. w. auch nur daran gedacht werde, gegen die renitenten Personen vorzugehen.*) Sind aber strenge disziplinare Befugnisse schon für ein starkes und festgewurzeltes Parlament mit alten und sicheren Traditionen bedenklich, so sind sie ein wahrhaftes Danaer-Geschenk für ein schwaches ebenso wie für ein übermächtiges Parlament, und ungenügende oder der Parteilichkeit geziehene Anwendung könnte erst recht zu Tumultscenen arger Art Anlaß geben.

Kaum etwas hinzuzufügen bleibt den betreffenden Argumenten,**) mit denen unter Beifall der ganz überwiegenden Mehrheit des Hauses, namentlich der dem Centrum angehörende Abg. Roeren die Ansicht vertreten hat, daß durch den Artikel 30 der Reichsverfassung nicht nur wörtliche Aeußerungen, sondern auch Aeußerungen der Abgeordneten durch sogenannte konkludente Handlungen und also auch Unterlassungen gedeckt seien. Nur mag es mit Rücksicht darauf, daß der Abgeordnete Dr. v. Buchka eine im Anfang des Jahres 1868 erschienene Schrift***) des Unterzeichneten gegen die Ansicht der Majorität für seine und des Abgeordneten Gamp Ausführungen citirt hat, gestattet sein, hier noch auf einen Punkt einzugehen. Die genannten Herren betonten, unter Aeußerungen seien deshalb nur (streng-)wörtliche Aeußerungen zu verstehen, nicht auch Aeußerungen durch konkludente Handlungen, weil sonst ja z. B. auch Thätlichkeiten schwerer Art von Abgeordneten innerhalb des Sitzungssaals begangen straflos sein würden; denn auch hier handle es sich um Willensäußerungen. Dabei ist übersehen, daß nur solche Handlungen (und Unterlassungen) gemeint sind, welche die Stelle der wörtlichen Aeußerung vertreten, nicht aber Handlungen und Unterlassungen, die in ihrer Wirkung

*) Letzthin hat ja auch in der belgischen Kammer eine nicht unerhebliche Anzahl von Deputirten sich nicht nur an dem Hoch auf den König nicht betheiligt, sondern sogar einen andern Hochruf dazwischen verlauten lassen.

**) Das in einem Preßorgan gegen die Immunität vorgebrachte Argument, daß Majestätsbeleidigungen nicht in Ausübung des Berufs eines Abgeordneten erfolgen könnten, haben die Konservativen im Hause nicht zu wiederholen vorgezogen. In jenem Sinne kann wie ein Delikt in Ausübung eines rechtlich anerkannten Berufs begangen werden; wäre er zutreffend, so hätte der gesammte Artikel 30 absolut keinen Sinn. Der Sinn ist: der Abgeordnete soll, um ungehindert und furchtlos reden zu können, nicht außerhalb des Hauses verantwortlich gemacht werden für Aeußerungen, die er in Ausübung seines Berufes zu thun sich veranlaßt findet.

***) Die Redefreiheit der Mitglieder gesetzgebender Versammlungen mit besonderer Beziehung auf Preußen.

nicht durch wörtliche Aeußerungen ersetzt werden können. Zu Handlungen der letzteren Art gehören thätliche Mißhandlungen, Verwundungen, Tödtungen, Bombenwerfen, kurzum das Gros der sogenannten gemeinen Verbrechen, die eine bleibende äußerlich wahrnehmbare Wirkung zurücklassen; zu den Handlungen der ersteren Art das Sicherheben vom Sitze, denn dies ist nur ein Ausdruck für eine auch möglicher Weise wörtlich zu gebende Respektbezeigung. War die Ansicht der Herren Gamp und von Buchka richtig, so würde auch der schriftliche Antrag, der schriftliche Kommissionsbericht der Verfolgung durch den Staatsanwalt ausgesetzt sein, und so viel ich weiß, hat dies noch kein Schriftsteller behauptet, der mit dem Staatsrecht des Deutschen Reichs sich beschäftigt hat.

Was aber die kleine oben erwähnte Schrift des Unterzeichneten betrifft, so handelte es sich in der Zeit ihres Erscheinens um die bekannte, die preußische Verfassung betreffende Auslegung, welche zwischen Meinung und Aeußerungen unterscheiden wollte. Der Fall, daß reine symbolische Handlungen und Unterlassungen einmal den Gegenstand strafgerichtlicher Verfolgung bilden würden, welche wörtliche Aeußerungen durch sogenannte konkludente Handlungen ersetzen, war in der Schrift ganz natürlich gar nicht bedacht worden. So erklärt sich die Ausdrucksweise der erwähnten Schrift, und kaum eine andere Lektüre als eine recht flüchtige und mit stark vorgefaßter Meinung vorgenommene, kann jetzt in jene Schrift die Ansicht hineininterpretiren, als sei darin die Meinung der Herren Gamp und v. Buchka vertreten.*)

L. v. Bar.

Zwischen den Kriegen mit Oesterreich und Frankreich.**) (1866–70.)

II.

Am Schlusse seiner geistvollen Broschüre: „Zur Naturgeschichte des französischen Krieges“ schreibt L. Bamberger 1871 u. A.: „Die Franzosen sind tapfer und patriotisch, andere Völker waren es vor ihnen und werden es nach ihnen sein, aber im Punkt der Eitelkeit und Selbstvergötterung sind und bleiben sie unerreicht. Ihrer verletzten Eitelkeit sind alle Ausschreitungen und Thorheiten, deren sie sich in diesem Kriege schuldig gemacht, zuzuschreiben, und ihr entsetzliches Schicksal würde noch viel mehr Mitleid einflößen müssen, wenn diese unausrottbare Selbstvergötterung nicht alles Elend und alle Niederlagen überlebt und mitten unter den traurigsten Bildern so viel burleske geliefert hätte.“ Man muß diese Charakteristik des alten Frankreichs, „des Aristokraten unter den Völkern“, festhalten, wenn man die Entstehungsgeschichte des deutsch-französischen Krieges verstehen und die allgemeinen Ursachen, die ihn herbeiführten, sich klar machen will. Daß die französische Nation ein ganz eigenartiges, über allen übrigen Völkern stehendes, mit einem ganz besonderen Maß zu messendes und daher auch mit eigenthümlichen Rechten ausgestattetes politisches Wesen sei, war bei ihr zu einem Dogma geworden, das sich namentlich dann um so stärker geltend machte, und um so lebhafter gegen andere Völker reagirte, als man sich selbst zu überzeugen begann, daß die übrigen Völker der Erde nicht mehr an die Richtigkeit desselben so wie früher glauben wollten, und das durch Thaten sehr deutlich demonstrirten. Es ist merkwürdig wie selbst die hochgebildetsten Franzosen, welche früher andere Völker kannten und hochschätzten, sowohl vor dem Kriege als auch nach demselben sich nicht von diesem Glauben losmachen konnten. Vor mir liegt eine Visitenkarte, auf der der berühmte Historiker H. Taine einem namhaften alten deutschen Freunde, der ihn in Paris aufgesucht hatte, schreibt, nach 1870 könne von ihren Beziehungen nicht mehr die Rede sein, und François Sabalier, der sich ein Menschenalter hindurch abgequält hatte, Goethe's Faust seinen Landsleuten durch eine treue Uebersetzung zu erschließen, ein Mann von sonst ganz internationaler Bildung und Gesittung, überwarf sich während des großen Krieges mit den ihm Zunächststehenden, weil diese nicht alle Schuld auf deutscher Seite finden konnten! Und wenn nun solche relativ vorurtheilsfreien Geister sich gar nicht in die Thatsache finden konnten, daß das übrige Europa, und namentlich Deutschland, nicht mehr die französische Ueberhebung sich gefallen zu lassen gewillt sei, wie sollte der große Haufe der in den nationalen Vorurtheilen aufgewachsenen Halbgebildeten oder die ganz ungebildeten städtischen Massen nicht in dem Verlangen anderer Völker nach Gleichberechtigung und in dem Begehren sich ohne Rücksicht auf Frankreich ihr eigenes Staatswesen und nationales Leben selbst zu ordnen, einen Akt strafwürdiger Insubordination erblicken? Hierin berührten sich die Anschauungen der in Frankreich politisch in Betracht kommenden Volksschichten mit denen der französischen Diplomatie auf das Innigste. Diese hielt sich der aller übrigen europäischen Staaten weit überlegen. In gewisser Weise hatte sie auch Grund dazu. Wenn sie erwog, wie nach dem Sturze Napoleons I. das Prestige Frankreichs durch einen einzigen Diplomaten wieder hergestellt worden war, durfte sie dann nicht auch auf ihre Thaten im 19. Jahrhundert stolz sein? Es war nur eine Wendung dieses Selbstgefühls, daß die französischen Diplomaten, als sie sahen, daß ein Stärkerer über sie gekommen sei, gar nicht glauben wollten, daß das Alles auf ganz gewöhnliche menschliche Weise zugegangen sei. Bismarck könne sich nur diabolischer, höllischer Mittel und Wege bedienen, um sie nieder zu werfen, war ihre feste Ueberzeugung. Und das stand bei Einzelnen, welche das Mißgeschick Frankreichs an leitende Stellen gebracht hatte, um so fester, wenn sich bei ihnen zur allgemein verbreiteten nationalen Ueberhebung noch persönliche Antriebe gesellten, die den klaren staatsmännischen Blick selbst da, wo er sonst vorhanden ist, zu leicht verdunkeln im Stande sind: wenn konfessionelle Leidenschaften und Vorurtheile der Geburt mitsprechen.

Diese Thatsachen muß man festhalten, wenn man sich die Genesis des deutsch-französischen Krieges historisch klar machen will. H. von Sybel hat das in dem Schlußsatze seines Werkes, das seine Erzählung bis unmittelbar an den Ausbruch des Waffenkampfes heranführt, mit dem einfachen Satze schlagend zusammengefaßt: „Frankreich ging für eine alte Ehrenstellung, Deutschland für sein junges Dasein in den Kampf.“ Wie sich das in den dem Kriege vorausgegangenen diplomatischen Aktionen und populären Kundgebungen ausgedrückt hatte, bildet den größten und interessantesten Theil unseres Bandes. Denn werden auch in ihm die Ereignisse berichtet, die sich in Deutschland von der Eröffnung des ersten Zollparlamentes an (23. März 1868) vollzogen und zu lebhaften parlamentarischen Kämpfen, namentlich in dem preußischen Abgeordnetenhause führten, so nimmt doch den Löwenantheil unseres Bandes die Darstellung in Anspruch, welche der inneren Entwicklung Frankreichs und deren Folgen für die äußere Politik gewidmet sind. Wie sich dann der aus ihr resultirende Kampf der französischen Diplomatie gegen Deutschland im Einzelnen entwickelt hat, wird hier in aller Klarheit und Durchsichtigkeit, wie sie allein H. von Sybel für seine Erzählung zu Gebote steht, uns vorgetragen. Da das Feld, auf dem sich der deutsche Historiker hier bewegt, bis dahin vorzugsweise von französischen

*) Die Schrift befürwortete unter strikter Ablehnung aller anderen Repressionsmaßregeln nur die Einführung von parlamentarischen Ehrengerichten bezüglich unwahrer eine Privatbeleidigung enthaltender Behauptungen durch einen Abgeordneten. Man vergleiche in dieser Hinsicht die noch beschränkteren Vorschläge in der Schrift des österreichischen Abgeordneten Dr. E. v. Kißling: Die Unverantwortlichkeit der Abgeordneten und der Schutz gegen den Mißbrauch derselben. Wien, 1882.

**) Heinrich von Sybel, die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Bd. VII. 1. bis 4. Auflage. München und Leipzig. R. Oldenbourg.

Geschichtsschreibern angebaut war, so muß er sich natürlich durch allerlei Gestrüpp und dornige Hecken Bahn schaffen. In größeren Anmerkungen und einem längeren Exkurse rechnet er daher auch mit Behauptungen der Gegenpartei gründlich ab. Daß es ihm hierbei nicht gelingen werde, die Wurzeln des historischen Unkrautes mit auszureißen und also auch den Nachwuchs aus ihnen zu vernichten, wird er wohl selbst nicht geglaubt haben. Hat er sich doch auch schon überzeugen müssen, daß der, wenn auch nicht an erster Stelle für den Ausbruch des für Frankreich so unglücklichen Krieges verantwortliche Minister Napoleons III., Emil Ollivier, der Mann „mit dem leichten Herzen", in seinem neuesten Werke die Mähr auftischt, „daß der Krieg von 1870 das Werk einer diabolischen Intrigue Bismarck's" gewesen sei. Die Gegendarstellung H. von Sybel's, so einleuchtend und beweiskräftig sie auch sein mag, und so sicher sie auf bisher bekanntem und nicht bekanntem offiziellem Materiale und werthvollen privaten Mittheilungen sich aufbaut, würde aber in den Augen gar Mancher noch gewonnen haben, wenn sich ihr Autor ausdrücklich auf die offiziellen Aktenstücke unseres auswärtigen Amtes hätte berufen können. Man wird schlechterdings nicht sagen können, daß in Folge hiervon auch nur eine leise Modifikation der Gesammtauffassung würde herbeigeführt worden sein. Aber schon die Gewißheit, daß wir in diesem großen Handel schlechterdings nichts zu verheimlichen haben, würde in den Augen vieler Nichtdeutschen gestärkt worden sein, wenn man den Historiker über dieses Material hätte frei schalten lassen.

Man wird nicht sagen können, daß sich die Ergebnisse der Forschung, die unser Autor gewonnen hat und uns vorträgt, von der bei uns schon eingebürgerten irgendwie wesentlich unterscheiden. Wie könnte das auch anders sein! Da es sich doch um einen Kampf von Nationen, nicht um den von Kabinetten handelte, hat man ja von Anfang an, namentlich von deutscher Seite, aller Welt in offiziellen Aktenstücken reinen Wein eingeschenkt. Die Franzosen haben nach Beendigung des Krieges durch die Publikation der Zeugenaussagen in der großen Untersuchung mancherlei werthvolles Material ans Licht gebracht, eingeweihte Diplomaten haben in Memoiren und Vertheidigungsschriften dem Geschichtsschreiber vorgearbeitet, so oft sie auch nur um ihretwillen, nicht der Wahrheit zu Liebe geschrieben haben. Aber dennoch hat H. von Sybel durch den Scharfsinn, mit dem er grob und fein gesponnene Unwahrheiten zerreißt, durch die Sicherheit und Klarheit seiner Darstellung unser mehr oder weniger unbestimmtes Wissen von den Dingen geklärt und die historische Wahrheit für alle Zukunft festgelegt. In die letzten Ursprünge der Entscheidungen der handelnden und ausschlaggebenden Personen kann freilich kein Historiker mit absoluter Sicherheit eindringen. Sie können nur zum Theile aus der allgemeinen Lage der Dinge und dem seelischen Gefüge der Protagonisten erschlossen werden. Sind sich diese doch über die Motive ihrer Thaten von vornherein selbst nicht selten gar nicht klar, oder vergessen dieselben absichtlich oder unabsichtlich, namentlich wenn sie unglücklich endeten. Und soweit als es möglich ist, in dies innerste Getriebe der zum Kriege drängenden Mächte, seien es die allgemeinen Verhältnisse oder die handelnden Personen, eingeführt zu haben, ist und bleibt ein unvergängliches Verdienst unseres Autors um die Geschichte unseres Volkes in einer großen Zeit. Hier mögen nur einige ganz vereinzelte seiner wichtigsten Feststellungen in aller Kürze hervorgehoben werden.

Bekanntlich ist von französischer Seite mit mehr oder weniger großer Bestimmtheit behauptet worden, die Aufstellung der Kandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern für den durch die Vertreibung der Königin Isabella erledigten spanischen Königsthron, und damit die Herbeischaffung der Kriegsursache zwischen Deutschland und Frankreich, sei das Werk Bismarck's. Von langer Hand her habe er nach einem Mittel gesucht, um den zwischen den beiden Nationen vorhandenen, oder doch vorzugsweise von ihm aufgehäuften Zündstoff so zur Explosion zu bringen, daß er als der dabei unschuldige Theil der nicht in seine teuflischen Intriguen eingeweihten Welt erscheine. Spanien habe er sich dazu ausersehen, um diesen Plan zur Ausführung zu bringen und darum auch habe er bei dem Sturze des bourbonischen Königthums dort aufs Kräftigste mitgewirkt. Denn er habe sich gesagt, Frankreich werde sich nimmermehr die Schmach gefallen lassen, daß auf diesen Königsthron ein deutscher, ein Hohenzollernscher Prinz erhoben und damit das Weltreich Karls V., das Frankreich vom Osten und Süden umklammert habe, wieder hergestellt werde.

Diese Sagenbildung hat nun H. von Sybel so gründlich abgethan, wie sich solche überhaupt abthun läßt. Dafür, daß Bismarck seine Hand bei dem Sturze der Königin Isabella mit im Spiele gehabt habe, ist nie ein Schatten eines Beweises erbracht worden. Thatsache ist nur, daß ihre Vertreibung dem Kaiser Napoleon III. sehr unangenehm kam. Verhandelte er doch gerade in dem Momente, als dieselbe eintrat, mit ihr über die Besetzung Roms durch spanische Truppen, um seine unhaltbar gewordene Stellung in der ewigen Stadt einer fremden Macht aufzuladen. Mit demselben Rechte, mit dem man in der Entthronung der Königin Isabella ein Werk Bismarck's erblicken könnte, würde man auch in der zweimaligen Ablehnung der Krone Spaniens durch den Prinzen Leopold von Hohenzollern ein Ränkespiel des großen Versuchers finden können, der die Spanier nur leidenschaftlicher für die Durchsetzung des ihnen von ihm suppeditirten Planes habe machen wollen. Zur Widerlegung dieses Hirngespinstes würde in den Augen derer, die es ausgebrütet haben, allerdings auch der Einwurf nicht beitragen, daß, nachdem die einen König suchenden Spanier zweimal in Deutschland abgefahren waren, sie sich an den König Viktor Emanuel von Italien wandten, um diesen um Ueberlassung seines Neffen, des Herzogs Thomas von Genua zu bitten, wie sie denn schon vorher dem König von Portugal und dem Prinzen Amadea von Aosta vergeblich die Krone offerirt hatten. Thatsache ist nur, daß sie auch hier jetzt einen Korb bekamen, sich in heller Verzweiflung zum dritten Male an den Prinzen Leopold von Hohenzollern wendeten, abermals einen Refus erhielten — und nichtsdestoweniger zum vierten Male anklopften. Daß dieses geschehen konnte, war einerseits die Folge der größten Verlegenheit, in der sich der leitende Staatsmann Spaniens, der Marschall Prim, befand, andererseits durch den Umstand bedingt, daß sich Bismarck jetzt für die Annahme der Krone von Seiten des Hohenzollernschen Prinzen diesem gegenüber erklärt hatte und hier von dem Marschall Prim in einem Privatbriefe mit dem Bemerken, daß die Sache an sich gut sei, aber hierüber nicht mit der preußischen Regierung verhandelt werden könne, Mittheilung gemacht hatte.

Ueber die Motive, die Bismarck bestimmten, entgegengesetzt der Ansicht des Königs, jedoch nicht ohne dessen Wissen, sich dem Begehren der Spanier jetzt günstiger auszusprechen, ist H. von Sybel „in der Lage, einiges Nähere zu berichten." Unzweifelhaft haben ihm also hierfür Erklärungen Bismarcks vorgelegen, wenn nicht, was ich für durchaus nicht ausgeschlossen halten möchte, offizielle Aktenstücke zugänglich gewesen sind. Danach glaubten weder Bismarck noch Prim, daß die Kandidatur Leopolds von Hohenzollern auf den Widerstand Frankreichs irgendwie stoßen werde. Dieselbe war zuerst von einem spanischen Staatsmann in einer Broschüre aufgestellt worden, den französischen Diplomaten und dem Kaiser Napoleon III. längst bekannt, ja dem Kaiser durch den Vater des Kandidaten als seinem Verwandten als abgelehnt mitgetheilt worden, ohne daß dieser sich hierüber erklärt hatte. Prim und Bismarck hielten sich in dieser Beziehung für so sicher, daß nicht einmal von einem möglichen Einspruche Frankreichs die Rede war. Da sich die Lage der spanischen Regierung im Frühjahr 1870 gegen die vom vorigen Jahre befestigt hatte, und Bismarck das Unternehmen des Prinzen jetzt nicht mehr für so aussichtslos ansah, als Anfang 1869, da jene Anfrage zum ersten Male an ihn kam, „konnte er ohne Mühe mannichfaltige, freilich nicht sehr erhebliche

Vortheile entwickeln, die bei der Gleichheit der beiderseitigen Interessen für Preußen aus der Herrschaft eines ihm befreundeten Fürsten in Madrid verwachsen würde." (S. 254) Diese Gründe schlugen aber damals weder bei dem Könige noch bei dem Erbprinzen durch und es erfolgte eine bestimmte Ablehnung von Seiten des Königs Wilhelm und des Prinzen von Hohenzollern. Bismarck, der damals krank geworden war, verließ Berlin ohne an den Berathungen weiter theilzunehmen; er hielt die Sache wenigstens vorläufig für völlig abgethan. In diesem Sinne schrieb er im Mai 1870 an Prim auf dessen Drängen. Es ist bekannt, daß dann der Prinz von Hohenzollern am 20. Juni 1870 die Krone doch annahm, ohne den König Wilhelm jetzt zu fragen, als ihm dieselbe in Sigmaringen von einem Bevollmächtigten der spanischen Regierung offiziell angetragen wurde. Nach dem Hausgesetze hat der Prinz es nicht nöthig, den König hierüber zu befragen, wie uns H. von Sybel schon Band VI. S. 348 gelegentlich der Wahl des Prinzen Karl von Hohenzollern zum Fürsten von Rumänien ganz unwidersprechlich auseinander gesetzt hat. Die Beweggründe, die zu dem Sinneswechsel des Prinzen und seines Vaters, des Fürsten Karl Anton, geführt haben, „will H. von Sybel dahin gestellt sein lassen." Er schreibt: „In Berlin wurde gleich nachher erzählt, Fürst Karl Anton sei schließlich doch zu der Ansicht gekommen, ein König von Spanien habe eine schönere Stellung in der Welt als ein preußischer Stabsoffizier. Oder hätten Bismarcks politische Erwägungen bei den Konferenzen im März, damals von dem Erbprinzen zurückgewiesen, bei weiterem Nachdenken ihm die Annahme der Krone als patriotische Pflicht erscheinen lassen?" Eine Anekdote, welche diese Anfänge des großen Dramas mit einem der Höhenpunkte desselben in eine drastische Verbindung setzt, und die H. von Sybel hier, so viel ich weiß, zum ersten Male erzählt, mag den Lesern der „Nation" nicht unterschlagen werden. „In dem Dunkel der Nacht nach der Schlacht von Sedan," so heißt es S. 254. Anm. 1, „ritt Bismarck mit einem preußischen General nach seinem Quartier. Die Rede kam auf den Ursprung des Krieges und Bismarck erzählte die Verhandlung über die Kandidatur. Dabei gebrauchte er den Ausdruck, der Prinz hätte Spanier werden und seine deutsche Herkunft vergessen müssen. Er hatte nicht bemerkt, daß der Prinz und einige Offiziere hinter ihm ritten; der Prinz aber rief: „Da muß ich doch bitten, Spanier wäre ich schon geworden, hätte aber nie vergessen, daß ich ein Deutscher bin."

Mit der Annahme der Königskrone von Spanien durch den Erbprinzen Leopold waren die Geschicke von Nationen in Bewegung gesetzt. Daß der Stein zum Rollen kam und nicht wieder aufgehalten werden konnte, das ist, so weit ein einzelner Mensch dabei in Betracht kommt, nach H. von Sybel's bündiger Erzählung vorzugsweise das Werk des Herzogs von Gramont, des französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Daß Bismarck den weiter ins Rollen gebrachten Felsblock nicht aufhalten, nicht auf sich losstürzen und sich von ihm zerschmettern lassen, sondern auf den böswilligen und ungeschickten Anstifter zurücklenken wollte, war nicht mehr und nicht weniger als seine Pflicht. Daß er das, und wie er das gethan hat, begründete nicht seine große geschichtliche Stellung, wohl aber erhob und befestigte es sie für alle Zeiten.

Es macht einen überaus traurigen Eindruck, wenn von französischen Historikern, wie noch vor wenigen Wochen durch Herrn Wallon in einer öffentlichen Sitzung der Pariser Akademie geschehen ist, alle Schuld des Ausbruchs des großen Krieges auf den unglücklichen Kaiser Napoleon III. geschoben und in wirklich niederträchtiger Weise in Bezug auf ihn gesagt wird, „es sei 1870 nur noch die eine Hoffnung gewesen, daß der Neffe des Siegers von Jena so krank, entkräftet und schlaff geworden, daß er überhaupt dadurch außer Standes gewesen wäre, Krieg zu führen." Das heißt doch der Wahrheit freoelhaft ins Gesicht schlagen und zugleich recht brutal reden. Denn Napoleon III. hat den Krieg mit Deutschland, so viel an ihm lag, nicht gewollt, er hat ihm mit allen Kräften, die er noch besaß, auszuweichen gesucht. Aber er besaß allerdings 1870 kaum noch physische Kräfte, von den moralischen, von denen er allerdings nie einen großen Ueberschuß aufzuweisen gehabt hat, ganz abgesehen. In der That war der Kaiser kurz vor Ausbruch des Krieges so leidend, daß er sich mit Todesgedanken trug und danach Verfügungen traf. Ein Mann in seiner Lage stürzt sich nicht in einen Krieg, wenn er nicht muß. Das ergibt sich auch hier mit der größten Sicherheit nach H. von Sybel's ebenso psychologisch seiner als den äußeren Thatsachen ganz exakt folgenden Erzählung. Der Mann, der Frankreich in den Krieg getrieben hat, weil er Bismarck persönlich haßte und der schon 1866 dem österreichischen Grafen Mensdorff gesprochen hat: Ich werde Euch rächen, (S. 228) war der Herzog von Gramont. Schon als Freund der Ultramontanen, als ein Grand Seigneur Frankreichs haßte und verachtete er Bismarck. Daß die deutsche Nation so zu sagen auch ein Recht habe, sich nach ihrem Bedarf und ihren Begriffen einzurichten, erschien dem stolzen und aufgeblasenen Duc als eine nichtswürdige Anmaßung. Nahe an der Grenze der Gascogne geboren, hat er es mit der Wahrheit niemals — auch nicht in seiner Rechtfertigungsschrift — ganz genau genommen, wenn er überhaupt im Stande war, die Thatsachen scharf aufzufassen und unverworren auseinander zu halten. Dieser Minister, der dem bösen Triebe des französischen Nationalcharakters verfallen war, kam dem Verlangen des großen Haufens in Paris nur zu leicht entgegen, riß den leichtherzigen Minister Ollivier, der anfangs auch friedliebend war, mit sich fort und ließ dem unglücklichen Kaiser, der sich bis zuletzt innerlich widersetzte und sich in seiner Weise zu helfen suchte, schließlich keine Wahl, als sein Glück mit den Waffen zu suchen. Das kopflose Vorgehen dieses Mannes erklärt Alles zur Genüge. H. von Sybel hat nicht für nöthig gefunden, ein Eingreifen der Kaiserin Eugenie in die Entwicklung der Dinge auch mit einem Worte zu erwähnen. Es ist ein drastisches Resumé, das H. von Sybel von dieser Politik in folgenden wenigen Sätzen macht, aber dennoch vollkommen richtig: „Ein Minister, der am 6. Juli eine Forderung aufstellt, am 7. ein neues gefährliches Begehren hinzufügt; am 8. es zurücknimmt, am 9. es wieder erneuert; darüber ein Monarch, der jedesmal die Schwenkung genehmigt, zuletzt aber dem Streben des Ministers heimlich entgegenarbeitet: eine solche Regierung mußte Schiffbruch leiden, auch wenn ihre Gegner zehn Mal schwächer als Bismarck gewesen wäre." (S. 292.) In der That hatte dieser leichtes Spiel mit einem solchen Gegner. Daß er, um ihn vor den Augen Europas bloß zu stellen und ihn fest zu nageln, nöthig gehabt habe, eine Depesche seines Königs zu fälschen, ist nur eine kindische Behauptung, die französischen Ursprungs ist und die erhoben wurde, als man den Wortlaut der beiden in Betracht kommenden Telegramme noch nicht vor sich hatte. (S. 330 Anm.). Da Bismarck der festen Ueberzeugung lebte, daß, wenn der König um ein Haar breit weiter nachgebe, seine und der deutschen Nation Ehre angetastet sein werde, und die Ansprüche Gramont's durch ein solches Nachgeben nicht nur nicht gehoben, sondern nur gesteigert, bei jeder Gelegenheit erneuert werden würden, da gleichzeitig die kompetentesten deutschen Heerführer, bei aller Vorsicht und Einschränkung ihres Urtheils über die Ueberlegenheit der deutschen Armee über die französische, diese behaupten zu dürfen glaubten, so hat er vollkommen pflichtgemäß und zutreffend gehandelt, als er den Krieg bei sich beschloß — und die Franzosen ihn erklären ließ. Das erweist die lichtvolle, einfache und abgeklärte historische Darstellung H. von Sybel's nach unserer Ueberzeugung aufs Unwiderleglichste. Selbst wenn der Krieg, der entbrannte, nicht den Ausgang genommen hätte, welchen er fand, so würde eine Darstellung seines Ursprungs und seiner Ursachen, wie sie hier uns vorgelegt ist, ihn vollkommen zu rechtfertigen im Stande sein.

Die am Schlusse unseres ersten Artikels über den 6. Band des vorliegenden Werkes ausgesprochene Hoffnung, daß es H. von Sybel gefallen möge, uns eine Fortsetzung seines Werkes bis zum Ende des deutsch-französischen

Krieges zu schenken, scheint sich verwirklichen zu sollen. Denn S. 378 verweist uns unser Autor auf Vorkommnisse, „die wir später kennen lernen werden", in diesem 7. Band aber nicht finden.

Halle a. d. S. O. Hartwig.

Ein Zeitungshändler, der Minister wurde.*)

Auf den ersten Blick erscheint der Lebenslauf des im Herbste 1891 verstorbenen englischen Ministers W. H. Smith als nach zwei geradezu unversöhnlichen Richtungen auseinanderfallend. Der fliegende Buchhändler und Inhaber fast sämmtlicher Zeitungsbuden auf den Bahnhöfen des Inselreiches, und der Mann, der in drei konservativen Ministerien verantwortliche Aemter bekleidete, zuletzt gar als „Leiter des Hauses der Gemeinen" starb — diese Beiden dennoch eine und dieselbe Person? Man sträubt sich unwillkürlich, mag man mit der neuesten Entwicklung englischer Demokratie noch so vertraut sein, gegen diese Zusammenschiebung zweier in dem Maße einander widerstrebender Vorstellungen. Und dennoch macht kaum eine zweite Biographie in gleichem Maße wie diese den Eindruck voller Einheitlichkeit. In beiden Geschäftsarten, denen dies durchweg saubere, milde Leben gewidmet war, dieselbe Beharrlichkeit, dieselbe Großartigkeit der Auffassung, dieselbe schlichte Bescheidenheit, dieselbe Vertrauensfähigkeit. Einen Feind besaß er nie; seine Gegner vermochten kein Strebertum an ihm zu entdecken, sie haben seine Unparteilichkeit gerühmt, ja im erbitterten Wahlkampfe — für ihn gestimmt.

Dem Vater Smith's war es bereits gelungen, im Zeitungshandel eine geachtete Stellung und finanziellen Erfolg zu erringen. Dennoch verschloß er den dringenden Bitten seines sehr religiös gesinnten einzigen Sohnes, sich zur geistlichen Laufbahn akademisch vorbereiten zu dürfen, hartnäckig sein Ohr, drang vielmehr darauf, daß der Bursche im Jahre 1841 unmittelbar von der Schulbank in das väterliche Geschäft eintrete. Der eingewurzelten englischen Vorliebe gehorchend, war der Vater schon vorher mit seiner Familie in ein Landhaus bei der Hauptstadt verzogen. Von da hat jahraus jahrein allwerktäglich um vier Uhr Morgens ein Wagen Vater und Sohn zu dem heute wohlbekannten Geschäftshause im Strand No. 192 gebracht. Dort galt es, mit aufgekrempelten Aermeln jedes Zeitungsblatt falzen, falten und packen, um die schon damals gewaltigen Ballen rechtzeitig zur Vertheilung namentlich in der Provinz zu bringen, — galt es, unter allen Umständen gute Laune bewahren und die scharfe Arbeit besser als ein Anderer ausführen. Als William Henry jr. im Juni 1846 seine Großjährigkeit erlangt hatte, ward er voller Theilhaber am Geschäft.

Seiner Willenskraft genügten wenige Jahre, um die Ausbreitung der hauptstädtischen Presse, namentlich der „Times", bis in die schottischen Handelsmittelpunkte hinzuleiten. In Glasgow lieferten eigene Lokomotiven der Firma bereits 1848 ihre Zeitungsberge volle zwei Stunden vor Ankunft des Postzuges ein. Smith war nicht der Mann, um den Aufschwung, welchen 1854 die Aufhebung des Zeitungsstempels der Presse bereitete, einfach zu erleben; er beförderte ihn durch eine gänzlich ungeahnte Erleichterung des Bezuges. Bald gab es in ganz Großbritannien kaum eine Haltestelle, auf welcher nicht in einer der beliebten gelben Buden der Firma W. H. Smith & Son die jederzeit anlangenden Blätter ausgelegen hätten. Anstatt der verächtlichen Litteratur, welche ehemals dem Publikum aufgedrängt und von einem Theil desselben mit Gier verschlungen wurde, standen die besten unter den neu erschienenen Büchern leichterer Gattung zur Auswahl. Um Gutes durch niedrige Preise zu verbreiten, hat Smith wohl auch bisweilen das Verlagsrecht einzelner Schriftsteller käuflich an sich gebracht. Jede solche Bude enthält zugleich Theile einer gewaltigen Leihbibliothek, wohl der zweitgrößten in England, die ihren Abonnenten auf dem Lande binnen wenigen Stunden jedes Buch zur Verfügung halten kann. Ja sogar das Behängen der Bahnhöfe mit Geschäftsanzeigen hat derselbe unternehmende Kopf zu allererst ausgedacht, — ein Fortschritt freilich, dessen man heutzutage nur mit Schaudern gedenkt, so entsetzlich verfolgen den Reisenden drüben die ewigen „Seifen"- und „Senf"- und ähnlichen Anzeigen aus jedem Bahnhof noch weit ins Land hinein!

Mit fester und doch leichter Hand wußte Smith die Fäden all dieser Getriebe bald zu so vollendetem Gewebe zu ordnen, daß es ihm bereits während der zweiten Hälfte des fünften Jahrzehnts möglich wurde, allerlei städtischen und humanen Aemtern einige Muße zu widmen, nachdem ein gleichgesinnter Theilhaber in die Firma aufgenommen worden war. Sollte ihm nun wohl das Parlament seine Thore öffnen? Zum Parteimann fehlte ihm das Temperament gänzlich. Da verhalf dem im Grunde nur das Wohl des Ganzen anstrebenden Manne ein Zufall zur definitiven Entscheidung: — der liberale Reformklub verweigerte im Jahre 1865 dem Zeitungshändler, der sich zur Mitgliedschaft gemeldet hatte, kurzweg die Aufnahme. Aus seiner Bekanntschaft bot man ihm die konservative Kandidatur für denjenigen Londoner Wahlbezirk an, wo sein Charakter am besten bekannt sein mußte, nämlich Westminster. Er schlug ein, aber die Hochburg des Liberalismus war nicht auf einmal zu nehmen, er unterlag. Doch brachte ihm der Wahlkampf einen — Brief Disraeli's ein. Wie so oft in Disraeli's späterem Wirken zeigte sich in diesen schmeichelhaften Zeilen der ihm eigene Scharfblick im Erkennen vielversprechender Charaktere.

Das parlamentarische Leben Smith's beginnt 1868. Das neue Mitglied für Westminster drängte sich nicht vor, gewann aber das vielumworbene „Ohr des Hauses", indem nur wenn ein durch und durch von ihm beherrschter Gegenstand vorlag, der freundliche Mann sich zum Reden erhob. Auf rednerische Gaben irgend welcher Art machte er keinen Anspruch, er bestach Niemand, aber ein sorgfältig geschulter, klarer Verstand sowie vollkommene Zuverlässigkeit trat Jedermann wohlthuend entgegen. Einen Witz, eine blendende Antithese sucht man vergeblich in seinen Darlegungen. Und doch — oder gerade deswegen — schwankte der in beiden Beziehungen überreiche Disraeli keinen Augenblick, als ihm 1874 die Aufgabe zufiel, ein Ministerium zu bilden, Smith den sehr wichtigen Posten als Finanzsekretär des Schatzamtes zu übertragen. Die Geschäftsbegabung des Mannes zeigte sich im vollsten Maße, sobald es ein Theil seiner Amtspflicht geworden war, die Voranschläge auszuarbeiten und die Finanzpläne vorzubereiten. Der Premierminister konnte „nach 40jähriger parlamentarischer Erfahrung" laut erklären, daß das Schatzamt noch nie mit so beherrschendem Verstande oder gleich wirkungsvoll wie unter ihm geleitet worden sei.

Wer die Eigenart des erstaunlichsten Litteraten, welcher je ein großes Land regierte — Disraeli's — auch nur in ihren Umrissen betrachtet hat, wird sich kaum wundern, daß er die erste Vakanz in seinem Kabinet, im Jahre 1877 benutzte, um Smith diesem engsten Regierungskörper einzuverleiben. Auch das damalige England wunderte sich nicht, — ebensowenig die übrigen Kabinetsmitglieder — daß dieser schlichte, durch und durch bürgerliche Geschäftsmann Marineminister wurde! Das Amt ist zwar in konservativen Zeitläuften ein angenehmeres als in liberalen, — weil während der letzteren grundsätzlich auf Ersparnisse, während der ersteren ebenso grundsätzlich auf fröhliches Ausgeben gesehen wird, — aber leicht ist es niemals. Der Minister zeigte sich ihr so gewachsen, wie seine Verehrer es in einem ihm zu Ehren veranstalteten Festessen prophezeit hatten. Nach seiner Anordnung wurden Ende 1877 die Verschiebungen und wuchtigen Neuaufstellungen der englischen Flotte ausgeführt, welche ganz vornehmlich das offen Ber-

*) Life and Times of the Right Honorable William Henry Smith M. P. By Sir Herbert Maxwell Bart. M. P. 2 Bände 1893.

künftigen erwünschte Ziel erreichen halfen, den Ausdruck eines russisch-englischen Krieges „trotzdem und alledem" zu verhüllen.

Es ist vorher von Smith angedeutet worden, daß über seinen Mangel an Rednergabe zwischen ihm selbst und Andern keine Meinungsverschiedenheit bestanden habe. Am Ende ließe sich doch ein um diese Zeit gefallenes Wort des Marineministers als dieser Anschauung in etwas widersprechend anführen. Smith hatte zum 23. Januar 1878 einer Festtafel unpolitischer Art als Ehrengast anzuwohnen versprochen, ohne ahnen zu können, daß genau an dem Tage ein entscheidender Beschluß des Kabinets, nämlich das zum Schutze der Türkei bestimmte Geschwader in die Dardanellen einlaufen zu lassen, würde gefaßt werden. Er erschien unbefangen, merkte aber bald, daß Gerüchte verbreitet sein müßten und daß die Versammelten aus seiner Tischrede würden herauslesen wollen, wohin das Zünglein der Waage, die Frieden und Krieg auf ihren Schalen trägt, zu weisen schiene. Seine Rede unterschied sich in nichts von jeder andern. Nur an einer Stelle ließ er einen einzigen Satz einfließen, der einen unglaublichen Sturm des Beifalls entfesselte. Dieser Satz lautete: — „Unserem Land kann ein größeres Unheil als der Krieg nicht zustoßen, — es sei denn eine Einbuße an seiner Ehre".

Noch dreimal sollte der schlichte Abgeordnete einen Ministerposten bekleiden, jedesmal zu höheren Ehren berufen und jedesmal unter noch allgemeinerem Beifall. Als der Marquis von Salisbury im Jahre 1885 sich nach Kollegen umzusehen hatte, war es Smith, den er der Königin als Kriegsminister empfahl. Nicht auf lange, denn im nächsten Jahr wurde die Verwaltung Irlands; dieses schwierigste, von Jedermann gemiedene Amt, das Grab fast aller Reputationen, ihm aus Anlaß einer plötzlichen Vakanz angeboten. Muthig, und nicht ohne Hoffnung ergriff er es; denn bei häufigen Reisen auf der grünen Insel hatte er gefunden, daß die rathlose Bevölkerung manchem seiner Reformgedanken freudig lauschte. Doch dieses erste Kabinet Salisbury kam wenige Wochen danach zu Falle. Die Geschicke des Landes wechselten rasch und im Jahre 1887 sah sich Smith in Lord Salisbury's zweitem Kabinet, wider sein eigenes Erwarten, nach dem Rücktritte des Brausekopfs Lord Randolph Churchill zum Vertreter des dem Oberhause angehörenden Ministerpräsidenten und demnach zum „Führer des Hauses der Gemeinen" und Schatzminister berufen.

Es kann nicht Absicht dieser Skizze sein, die Amtsführung in den übrigen vier Jahren seines Lebens durchzugehen. Mehr sein Wesen als was er schaffen durfte, beschäftigt uns hier. Er war ein vollendeter Leiter, ohne eigentlich als Urheber irgend einer großen Maßregel bezeichnet werden zu können. Mit welcher Meisterschaft er sich übrigens in schwierige Materien zu vertiefen wußte, mögen Liebhaber der Währungsfrage aus einem Privatbrief an den bekannten Statistiker Giffen ersehen, der auf S. 242 des II. Bandes abgedruckt steht.

„Den Mann" — Old Morality war sein Kosename geworden — „muß man lieb haben". Alle Welt freute sich, als die Krone dem durch endlose irische Debatten in seiner Gesundheit geschädigten Staatsmanne 1891 die Perle aller Ehrenposten, den eines Befehlshabers der „Fünf Häfen" (nämlich Dovers und vier anderer) überwies, einen Posten, der keinerlei Pflichten auferlegt, aber einen unvergleichlichen Aufenthalt an der Südküste, das uralte Walmer Castle, gewährt. Dort sollte er sterben. Zum letzten Mal hatte er sich öffentlich gezeigt, um Kaiser Wilhelm, den Gast des Premier-Ministers auf dessen fürstlichem Landsitz Hatfield House, empfangen zu helfen. Todtkrank erreichte er von London aus Walmer Castle. Seine Muster-Dampfyacht Pandora, an deren Bord er Jahre lang in allen südlichen Meeren Erholung gesucht und gefunden hatte, nahm ihn noch einmal auf. Nur zu kurzem Frieden. Dann packte ihn die Krankheit von Neuem, und der beliebteste Charakter Englands verschied in den Armen seiner braven, innig geliebten Frau. Das liest sich wie ein Weihnachtsmärchen. Und wenn Einer nach „der Moral" desselben fragt, so könnte sie etwa lauten. — es gibt kein ehrliches Gewerbe, das nicht durch Männer, die es vornehm trieben, geadelt worden wäre.

Georg von Bunsen.

Korinthen und Zucker.

Wann könnte man wohl passender über Korinthen und Zucker reden, als zu Weihnachten, wo jene Süßigkeiten das Entzücken der Kinder bilden, um nach Weihnachten verantwortlich gemacht zu werden für manchen verdorbenen Magen. Ueber eine durch Korinthen und Zucker herbeigeführte volkswirthschaftliche Indigestion möchten wir ein paar Worte reden zu den — großen Kindern.

In Athen hatte das hellenische Parlament beschlossen, einen Theil der diesjährigen Korinthenernte auf Staatskosten ankaufen und dann vernichten zu lassen, um so zu verhindern, daß der Riesenmagen des Weltmarktes unter Verdauungsbeschwerden erkranke. Die Korinthen, welche in Griechenland produzirt werden, finden nur zu einem kleinen Theile im eigenen Lande Absatz; neun Zehntel der Ernte gehen ins Ausland. Wenn wir nun einen Theil unserer Ernte vernichten — so sagten sich die Nachkommen des klugen Odysseus — so muß das Ausland uns für den Rest mehr bezahlen, als ohne diese Vernichtung für das Ganze. Daß diese Rechnung stimmen würde, scheint den griechischen Staatsweisen schließlich wieder zweifelhaft geworden zu sein, denn sie haben den Beschluß nicht in allen Instanzen aufrecht erhalten, aber die edle Absicht lag wenigstens vor, auf Kosten der Allgemeinheit durch Vernichtung von Werthen Preise zu steigern. Das ist die modernste volkswirthschaftliche Weisheit. Was diesem Plan noch einen besonderen Reiz verlieh, war der Umstand, daß Griechenland sich bankerott erklärt hat. Man hat kein Geld, um seine auswärtigen Gläubiger zu bezahlen. Was man nun mühsam dadurch erspart, daß man den Barbaren keine Zinsen entrichtet, gedachte man im modernen Hellas zum Ankauf und zur Vernichtung von Korinthen zu verwenden, um so jenen Völkern, denen man das baare Geld schuldig bleibt, Gelegenheit zu geben, sich durch Zahlung künstlich gesteigerter Korinthenpreise dankbar zu erweisen. Wir zweifeln nicht daran, daß die Griechen demnächst dazu übergehen werden, Korinthen an Zahlungsstatt für denjenigen Theil der nationalen Schuldzinsen anzubieten, den sie so großmüthig sind, ihren Gläubigern noch immer in Aussicht zu stellen. Die Korinthengeschichte verdient jedenfalls unter die klassischen Erzählungen der neueren Nationalökonomie aufgenommen zu werden. Sie ist typisch.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als die Sonne Homer's über diesem famosen griechischen Parlamentswitz lachte, begab sich bei uns Hyperboräern etwas ganz ähnliches. Auch wir haben das Unglück einer reichen Ernte zu beklagen. Der Zuckersegen insbesondere ist so reichlich ausgefallen, daß kein Rübenbauer und kein Zuckerfabrikant an die süße Speise denken kann, ohne von bitteren Gefühlen ergriffen zu werden. Während die höchste bisherige Zuckerernte Deutschlands auf rund 1 400 000 Tonnen sich beziffert, schätzt man die Ernte für das Jahr 1894/95 auf 1 850 000 Tonnen. Was mit diesem Segen beginnen? Es ist ausgeschlossen, daß auch nur ein volles Drittel in Deutschland selbst konsumirt wird. Also hinaus auf den Weltmarkt um jeden Preis! Aber auch der Riesenmagen des Weltmarkts kann nicht plötzlich so viel mehr Zucker verdauen. Ein merklicher Preisrückgang dringt das deutlich zum Ausdruck. Würde es sich darnach nicht empfehlen, die Korinthen-Kur anzuwenden? Wie wäre es, wenn man, der hellenischen Anregung folgend, in den Staatssäckel griffe, einen Theil der Zuckerernte aus allgemeinen Mitteln ankaufte und einige

unserer größeren Binnenseen in Limonade verwandelte? Wäre das nicht gescheiter, als die Praxis unserer Zuckerprämien? Das Wesen unseres Prämiensystems besteht bekanntlich darin, daß jedem, der sich das nationale Verdienst erwirbt, deutschen Zucker ins Ausland zu schaffen, eine öffentliche Belohnung zu Theil wird. Diese Belohnung beträgt gegenwärtig etwa 7 Prozent des Weltmarktpreises für Zucker. Eine solche Prämie reizt natürlich dazu an, den deutschen Zucker auf den Weltmarkt zu bringen. Man kann dem Auslande den Zucker billiger anbieten, als dies ohne Prämie möglich wäre, und so bekommen die deutschen Steuerzahler, welche die Prämien im Schweiße ihres Angesichts erarbeiten müssen, das erhebende Bewußtsein, daß sie fremden Völkern einen erheblichen Prozentsatz der Auslagen für Zucker aus eigener Tasche decken dürfen. Unsere Korinthen-Politiker haben jedoch nun endlich erkannt, daß das nicht so weiter gehen kann. Bei der riesigen Ernte des Jahres 1894/95 muß mehr geschehen, um den überschüssigen deutschen Zucker auf den Weltmarkt zu bringen. Die bisherigen Prämien sind zu klein. Des Deutschen Prämiensatz muß größer sein. Warum auch nicht? Wir haben es ja dazu. Eventuell schafft man eine Tabakfabrikatsteuer, exmittirt einige dreißigtausend Arbeiter aus ihrer bisherigen Arbeitssphäre und schafft so das nöthige Kleingeld für die höheren Zuckerprämien. Die Schwierigkeit besteht nur darin: Wie hoch sollen die neuen Prämien bemessen sein? Nur soweit, daß wir mit unseren Konkurrenten auf dem Weltmarkt konkurriren können! sagen die Bescheidensten. Aber wenn nun diese fremden Konkurrenten eine ebenso weise und nachgiebige Regierung haben, wie wir, und gleichfalls durchsetzen, daß die Prämien zu ihren Gunsten erhöht werden? Dann müssen wir natürlich auch mit. Man erzählt sich von amerikanischen Eisenbahnen die Anekdote, daß diese bei grimmigen Tarifkämpfen zeitweilig die Passagiere nicht nur umsonst führen, sondern ihnen auch noch ein Beefsteak gratis verabreichten, um sich deren Kundschaft zu sichern. Das Prämienprinzip beruht genau auf derselben geläuterten Weltanschauung.

Es ist nur ein Gradunterschied im Unsinn, ob ich mittelst des Prämiensystems den Exporteuren 7 oder 70 Prozent des Preises vergüte, für den sie deutschen Zucker an das Ausland abgeben.

Rechnen wir einmal mit konkreten Zahlen. Nehmen wir an, es handele sich darum, 1 Million Tonnen Zucker ins Ausland zu befördern, und es bestehe die Möglichkeit, auf dem Weltmarkt für jenes Quantum unter normalen Verhältnissen 200 Mill. Mark zu erlösen. Nach den gegenwärtigen Prämiensätzen würde dieser Export den deutschen Steuerzahlern mindestens $12\frac{1}{2}$ Mill. Mark an baarem Prämienzuschuß kosten. Die deutschen Exporteure würden also $212\frac{1}{2}$ Mill. Mark erzielen. Jetzt wird der Weltmarkt überführt, die Preise sinken und die konkurrirenden Exportländer suchen sich durch Steigerung der Prämien gegenseitig vom Weltmarkt abzudrängen. Setzen wir nun einmal voraus, Deutschland verdreifache in diesem Wettstreit seine gegenwärtige Zuckerprämie. Diese Verdreifachung der Prämie würde den deutschen Steuerzahlern $37\frac{1}{2}$ Millionen Mark kosten und den Exporteuren von deutschem Zucker ermöglichen, die fragliche Million Tonnen mit 175 — statt mit 200 — Mill. Mark auf dem Weltmarkte anzubieten; die deutschen Zuckerproduzenten würden dabei nach wie vor $212\frac{1}{2}$ Mill. Mark ($175 + 37\frac{1}{2}$ Mill.) für das ausgeführte Quantum erhalten. Diese Politik kann beliebig weiter fortgesetzt werden, solange es noch Konkurrenten auf fremden Märkten zu unterbieten gibt und die Langmuth inländischer Steuerzahler währt.

Ist eine derartige Düngung des Exports durch Prämien vernünftig, so versteht man nicht, weshalb das Prinzip nicht generalisirt wird! Deutschland exportirt gegenwärtig für etwa 3200 Mill. Mark jährlich an nationalen Erzeugnissen. Wollte man diesen gesammten Export in ähnlicher Weise durch Prämien begünstigen, wie das bei dem Zucker thatsächlich geschieht, so würde das allerdings einen Kostenaufwand von mehr als 200 Mill. Mark im Jahre erfordern, aber im Wettbewerb auf fremden Märkten würde unseren anderen Exporteuren dieser Zuschuß gewiß ebenso willkommen sein, wie den Zuckerexporteuren die Zuckerprämie willkommen ist. Man bekäme damit auch einen Vorsprung vor der Konkurrenz anderer Länder. Dieser Vorsprung würde noch größer werden, wenn man statt 200 Millionen 400 oder 1000 Mill. Mark jährlich opfern wollte. Die Gründe für dies Opfer sind im Wesentlichen dieselben, wie sie heute zu Gunsten der Einführung der Zuckerprämie vorgebracht werden.

Vielleicht überlegt sich das deutsche Volk über Weihnachten einmal gründlich, wie viel es noch verschenken will.

Th. Barth.

Erstlinge.

Ein Buch von eigenstem Reiz ist erschienen, das eine Marke trägt, der sich nicht übermäßig viel deutsche Bücher jüngeren Datums rühmen können, die Marke intimster Persönlichkeit. —

Die Konfessionssammlung einer stattlichen Zahl litterarischer enfants de siècle über Art, Wesen und Ursprung ihrer dichterischen Erstlinge liegt vor. Anreger und Sammler war Karl Emil Franzos.*) Bekenntnißschriften sind für den Litteraturpsychologen stets das Interessanteste. Reichen Stoff findet er in den Briefwechseln des achtzehnten und des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts. Es ist die Zeit, da man theils naiv erkenntnißlos, theils raffinirt kokett an seelischen Entblößungen, Genuß und Befriedigungen findet. Man spricht von sich redselig und schildert dogenschwelgend sein inneres Leben gleichgestimmten Herzen. Decken sich auch die Bilder, die so gegeben werden, häufig gar nicht mit dem Original, sind sie verziert und retouchirt, so geben sie doch stets charakteristische direkte Zeugnisse.

Direkte Zeugnisse in solcher Fülle wird unsere Gegenwart nicht überliefern, indirekt wird man aus der künstlerischen Produktion viel herauslesen und herausdeuten können über Gefühls- und Anschauungsweise der Zeit, über die Persönlichkeit des Schöpfers, aber dokumentarische Memoiren und Briefwechsel werden im Verhältniß zu früher dünn gesät sein. Vor allem die Briefwechsel, die in unseren heutigen Tagen des Telephons und des Telegramms, zu weit ausführlich sich ergehender Beschaulichkeit nicht mehr zu kommen scheinen. Auch liebt es unsere Generation nicht mehr, so offenherzig zu wandeln, man verhüllt sich reservirt und verräth nichts von dem, was innen spielt.

Da fesselt es denn doppelt, wenn durch lebhafte Anregung aufgerufen und aufgeboten gleich eine Schaar von Bekennern sich einstellt.

Eine etwas bunt gemischte Gesellschaft, eine Walhalla stolzer Marmorbüsten, die leider manche Lücke mit einem schlechten Gipsabguß ausfüllt. Alte und Junge, vom Ehrendoktor Fontane bis zu Sudermann und Fulda, von den Alten aber fehlt Freytag, von den Jungen Hauptmann. Feine Künstler, wie die Ebner, wie Heyse und Konrad Ferdinand Meyer, dafür aber auch viel bloße Musikanten, wie das Lieblingsquartett des deutschen Volks: Baumbach, Dahn, Ebers und Wolff. Sie alle variiren jeder nun mit neuer Weise den alten Text: Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied . . .

* * *

Man sollte meinen, hier erkenntnißreiche Beiträge zur Genesis des künstlerischen Schaffens zu erhalten, Aufschlüsse über die Art dichterischer Empfängniß und dichterischen Ge-

*) „Die Geschichte des Erstlingswerkes." Selbstbiographische Aufsätze, eingeleitet von Karl Emil Franzos. Mit den Jugendbildnissen der Dichter. Leipzig. Verlag von Adolf Titze.

bärens, über die Urgestalt, in der Ideen oder Personen einer Schöpfung dem Dichter aufgehen, über den geistigen Verkehr des Schaffenden mit seinen Geschöpfen! Diese Erwartung wird hier eigentlich am wenigsten befriedigt, der lange wißbegierige rubrikenreiche Fragebogen, den eine moderne Poetik aufstellen möchte, bleibt recht leer. —

Wenn man einmal einen so spitzig sinnirenden Geist wie Otto Ludwig in der Intimität seiner Plantheste nahe getreten ist, in denen ein in überfeiner Reflexion sich müde quälender Dichter in spinnwebfeinen, scharfgezogenen, enggedrängten Buchstaben, — verrätherisch getreuen Abbildungen seiner Denkprozesse, — sich über jeden einzelnen Vorgang in seiner geistigen Werkstatt Rechenschaft ablegt, so wird man hier manches vermissen.

Nur wenige rühren an den geheimnißvollen Schleier, der die poetische Konzeption verhüllt und liefern Parallelstellen zu Otto Ludwig's bekannter Konstatirung von Farbenerscheinungen bei der Empfängniß. Ossip Schubin berichtet, wie ihr die erste Novelle nach einem Rubinstein'schen Konzert aufgegangen sei. In ihren Nerven schrieen alle Melodien durcheinander, dann verschwammen die musikalischen Reminiscenzen in einem langsam verklingenden Mollakkord, und über diesen „sich irgendwo in Farben auflösenden" Akkord hinüber, ja aus ihm heraus schweben ein paar menschliche Figuren zu ihr. Sie hört sie sprechen, ein Stück fremden Lebens rollt sich vor ihr auf. So auch bei den späteren Arbeiten. Sie empfindet stets einen von „irgend einem starken Eindruck hervorgerufenen Nervenaufruhr", meistens unangenehmer Art, der sich „plötzlich in einer auf ein bestimmtes Ziel gerichteten Thätigkeit der Phantasie erst zuspitzt, dann klärt und löst". Jede Dichtung ist ihr „ein Gebilde, das aus einem Chaos überreizter Empfindungen emporsteigt — eine Art Fiedertraum". So lautet ihr Bericht, ob sie freilich in ihrer Beobachtung sich selbst gegenüber unbefangen und zuverlässig ist, das kann man nicht verbürgen. Auch der Herausgeber selbst erzählt, wie ihm die Gestalten seiner ersten Novelle visionär erschienen, als er von stärkster seelischer Erregung durchrüttelt wurde. „Ich sah ihre Gesichter, hörte ihre Stimmen, und — diese Gestalten schritten durch die Gassen meines Heimathstädtchens" —

Keiner von den anderen Beiträgern aber streifte jene Schwelle, wo Unbewußtes in Bewußtes übergeht. Auch die Verzeichnung kleiner ganz persönlicher Eigenheiten, die für die Poetik wichtig sind, finden sich selten. Am interessantesten ist in dieser Hinsicht eine Heyse'sche Mittheilung. Er erzählt, wie er als Schüler zur Strafe in der Klasse knieen mußte und wie ihm in dieser Lage voll Scham und Empörung die ersten Verse gekommen seien, „wuthschnaubende freiheitsdurstige Zeilen". Diese äußere unfreiwillige Pose, in der sein Erstling entstanden, hat er aber später oft noch freiwillig angenommen: „wenn in stiller Stube der Ansturm ungefüger Gedanken sich nicht glätten und geben wollte, bin ich wie im brünstigem Gebet auf die Knie gesunken, habe das Gesicht in die flachen Hände und die Hände auf einen Stuhlsitz gedrückt und also mit der Muse gerungen, bis Sinn und Melodie in Eines fließend sich festigen ließen von bildender Hand."

Bei der Analyse des Erstlingswerkes gehen nur wenige der in diesem Werk zu Wort kommenden Autoren innerlich und äußerlich in die Tiefe. Nur Spielhagen, Conrad Ferdinand Meyer, Fulda und Franzos, lassen es herauswachsen aus der eigenen Individualität, aus der Zeit und aus der Umgebung, sie betrachten es nicht isolirt, sondern als Produkt von viel verzweigten Faktoren, die sie aufzuzeigen sich bemühen.

Die anderen untersuchen nicht forschend, sondern plaudern über ihren Erstling, interessant dabei ist, wie sich die charakteristische Eigenheiten der Schriftsteller in diesem Erinnerungsbild manifestirt. Fontane schreibt eine Wanderung durch die Mark, voll Stimmung und lebendiger Fixirung des Gegenständlichen mit historisch-anekdotischem Zug und schildert, wie ihm sein erster von Philipp Wackernagel mit „recht gut" bezeichneter Aufsatz „Auf dem Schlachtfeld von Großbeeren" dämmerte. Marie von Ebner-Eschenbach's Memorandum ist eine richtige Dorf- und Schloßgeschichte, das lebendig das Treiben auf dem unaussprechlichen Gut Zdislavic schildert. Jensen's Studie zeigt sich als echt Jensen'sches Traum- und Dämmerstück, ausgesonnen im halbdunklen Zimmer während draußen der Schnee eintönig niederfällt. Er erzählt, wie „unter heißerer Sonne" und „Eddystone" entstand. Das erste am Feuersee bei Stuttgart. Jensen schrieb es eines Tages nach einer Wanderung, ohne vorher irgend etwas geplant zu haben. Die „schwäbische Sonne wurde zu einer heißeren, die Schwabenmädel zu Venezuelerinnen, der Hasenberg zum Urwald, die sauren Trauben zu Tropenfrüchten, der Feuersee zum Orinoko." So zog er ein für allemal in die romantische Ferne. Höchst bezeichnend für die Persönlichkeit ist der Beitrag, den Richard Voß geliefert. All das Fiebrige, Ueberhitzte, ins maßlose Verzerrte seiner Dichtungen weht aus ihm verbunden mit einer überzärtlich femininen Empfindungsweichheit. Doch auch ein tiefes Mitgefühl weckt er, das Mitgefühl mit einem Müden, Kranken, der nie gesund war. Wir lesen hier in einer ergreifenden Selbstschau und Einkehr, wie sich diese unselige Persönlichkeit, von Kindheit auf körperlich geschwächt, in Wahn schaffende Einbildungen versenkt hat, „in fremdartige Welten voller Schönheit und Glanz", so daß sie sich später in der wirklichen nicht mehr zurecht fand. Voß fing frühzeitig an, sich sein Leben bis in alle Einzelheiten umzudichten. Es waren „geistige Morphiuminjektionen", die er sich gab. Und er selbst sieht nur zu gut den Schaden ein, den sie in seinem Organismus anrichteten. Wie anders dagegen die Abgeklärtheit der Heyse'schen Jugendgeschichte voll Anmuth und Ruhe mit leichter Reservirtheit, alt-weimarisch.

* * *

Verschieden ist die Art, in dem die hier versammelte Gemeinde der Väter von ihren Erstlingen erzählt. Der überwiegende Theil spricht mit lächelndem Munde, ein bischen selbstironisch ist man, und stark überlegen, als wäre man der gute dumme Junge, von dem berichtet wird, gar niemals selbst gewesen. Diesen Ton am lustigsten trifft Sudermann, der aus seinem Eroberungszug von Königsberg nach Berlin mit seinen Enttäuschungen als Halbflügger eine äußerst flott hingeworfene Humoreske macht, eine vergnügliche Rückschau auf das, was war. Olim meminisse juvabit.

Andere aber treiben gegen ihre Nesthäkchen von Pietät. Das sind nicht die Männer aus dem ersten Glied, sondern, wie es einer von ihnen, der rauhe Recke Dahn, mit rühmlicher Bescheidenheit von sich selbst sagt: „Dichter dritten Ranges".

Er und Wichert retten ihre Kleinen vor den Anfeindungen der bösen Bilderstürmer. Odhins Trost weiht uns durch eine neun Seiten lange Inhaltsangabe, von bedenklicher, die schönsten Hoffnungen weckender Ausführlichkeit, in die Schönheiten von „Harald und Theano" ein. Zum Schluß ist er sehr böse, daß von seiner Dichtung Rolandin, die er zu dem besten zählt, was er geschrieben, erst so wenig Exemplare verkauft sind.

Innigstes Beileid weiß auch Wichert zu erwecken, der es noch immer nicht verschmerzt hat, daß er auf zwei seiner historischsten Rasselrüstungs-Jugenddramen, die er an einsichtsvolle Männer gesandt, nie Antwort erhalten, ja die opera selbst schnöder Weise nicht zurück bekommen hat. Das Manuskript mit Roß und Reitern sah er niemals wieder. —

Recht gewinnend präsentirt sich Ebers mit der ägyptischen Königstochter Arm in Arm. Der Herr Professor gibt dem Studenten seiner Jugend das beste Zeugniß. Er habe sich mannhaft gegen die Verführungen der Muse ge-

sträubt und erst, nachdem er lateinisch treufleißig über die sechsundzwanzigste Herrscherreihe des ägyptischen Königshauses dissertirt, geht er auf dichterische Abwege. In der behandelten Zeit war er heimisch und in „psychologischen Studien", wie er selbst sagt, und er muß es wissen, „nicht übel bewandert". So entstand die ägyptische Königstochter. Wer sie nicht für bedeutend hält, der hat die Schuld wohl selbst sich zuzuschreiben. Er möge sich bessern und belehren, wenn er hier liest, daß Karl Frenzel sie einst mit Flaubert's Salammbo verglichen. —

Die letzten Porträts sind nicht die uninteressantesten des Buches, sie geben zu den anderen interessante Mischungen, und daß sie nicht fehlen, dafür gebührt dem Herausgeber besonderer Dank. Dank ferner auch für eine überaus feine und geschmackvolle Zugabe, den Bildern der Autoren, die zum allergrößten Theil nicht den Autobiographen vom Jahre 1894 darstellen, sondern den Helden der Autobiographie.

So sehen wir Theodor Fontane als Dreiundzwanzigjährigen in einer Kreidezeichnung, im Flausch mit umgeschlagenen weißen Hemdkragen. Ueber der Stirn die Haare wallend, eine dünn flaumige Bartkrause um die Wangen, die Augen weit und hell. So sehen wir Heyse als Zwanzigjährigen, mit Locken bis zur Schulter und breiter fliegender Schleife, mit üppigen Lippen und zärtlich weichen Blicken, auf dem Kopf einen Künstlerhut mit genialer Krempe.

Die Porträts dieser Generation zeigen alle etwas romantisches; diese Köpfe würden in Schwind'sche Bilder passen; sie gleichen vagirenden Helden Tieck'scher oder Eichendorff'scher Novellen. Wie sie, muß der grüne Heinrich ausgesehen haben.

Felix Poppenberg.

Theater.

(Schauspielhaus. „Der Königsbote", Schauspiel in 3 Aufzügen von Adolf Wilbrandt.)

Posaunenstöße und Federwehen auf goldigen Helmen, Schwertergeklirr und Heroldsrufe, Schildrasseln und Fahnenschwenken, mit solchem Gepränge hielt die Litteratur nach dem Jahre 70 siegesberauscht ihren Einzug auf den Bühnen. Und einer der lauten Rufer im Siegesgetümmel war auch Wildrandt. Im germanischen Reckengewande und in der Römertoga schritten seine Helden stolz einher, und sie kämpften erschreckliche theaterpsychologische Kämpfe in sich aus, damit die Leute nicht merken sollten, wie sehr ihnen unter den Prachtgewändern das arme Herz im Leibe fror.

Dann aber ging Wildrandt seine Wege. Er hatte wohl Dornen im Siegeslorbeerkranze gespürt, und die Schmerzen der Zeit riefen ihn aus der Vergangenheit in die Gegenwart zurück. Aber er war den Leiden seiner Zeit doch nicht gewachsen und er flüchtete noch einmal, diesmal in die Einsamkeit. In weltabgeschiedener Ferne fand und pflückte er die blaue Blume; die welkte ihm in seiner Hand. Dann aber erwuchs ihm in tiefster Selbsteinkehr die stille Kraft, die eignen Leiden und die Leiden der Zeit zu überwinden.

Und was er selbst erlebt hatte, das ließ er seine neuen Helden auch erleben. Er stellte sie mitten in die Kämpfe des Tages, ließ sie erliegen, führte sie in die Einsamkeit und ließ sie gestärkt und stark den Kampf wieder aufnehmen. Seine neuen Menschen heißen nicht mehr Siegfried und Tiberius, sie hießen Hermann Ifinger und Martin Olearius; sie waren unscheinbare Leute, die eben nur ihr siegreiches Lächeln hatten, und sie trugen einen etwas blank gewordenen, unmodernen Rock. Aber sie waren doch auch Helden in ihrem Gelehrtenschlafrock und in ihrem Hauslehrerkittel.

Und nun? Mit Fanfarengeschmetter und Schilderassel und Schwerterklirren schreitet Wildrandt's neues Stück „Der Königsbote" über die Bühne. In nebelhafter Vorzeit spielt es, um das Jahr 1000, im heidnischen Norwegen, und — es ist doch aus ganz demselben Boden erwachsen, wie Wildrandt's moderne Romane. Der schwertgegürtete Königsbote ist ein „stiller Held," wie Martin Olearius, der Hauslehrer.

An den Hof des norwegischen Häuptlings Ingimund kommt Otfried, der Königsbote, um den Häuptling für seinen Herrscher und für seinen Gott zu gewinnen. Sein Heldenthum besteht nur eben darin, daß er die Schuld des Freundes auf sich nimmt und vorgiebt, an Stelle des anderen bei der Tochter des Häuptlings gewesen zu sein, die auch er liebt. Und sein Heldenthum führt ihn eben nur an den Schandpfahl. Aber seine Kraft, lächelnd, unschuldig zu leiden, bezwingt das Herz des Häuptlings. In dem Siege des Christenthums klingt das Schauspiel aus.

Aber das Christenthum ist hier nur Symbol für Wildrandt's eigene Lehre. Das Christenthum hat wohl seine stillen Helden gehabt, die unschuldig gelitten, und wohl auch auf dem Scheiterhaufen Jubelhymnen angestimmt haben. Aber sie haben bei ihren Leiden nicht so eigen gelächelt wie Wildrandt's Königsbote. Denn es ist das ein Lächeln aus vornehmem und doch resignirtem Stolze und aus dem Bewußtsein der Kraft, die aus dem eigenen Herzen, nicht von einem Höheren, stammt. Es ist das Symbol für das Heldenthum, das Wildrandt's moderne Menschen sich zu eigen machen, wenn sie einsam „am Weltrande spazieren gehen." Und bedeutungsvoll dafür ist es, daß Wildrandt so gern von Seelenwanderung träumt. Denn aus dem bedingungslosen Sichverlieren in die Natur, eben so sehr wie aus dem aristokratischen Trotzen der Individualität, ist diese Kraft erwachsen, die Wildrandt zu eigen ist, und die er seinen Lieblingen giebt. Diese Kraft, die ein Lächeln ist.

Es ist wahr, die Aufführung im Schauspielhause ließ diesen ganz modernen, tiefen und intimen Gehalt der Dichtung nur verkümmert zum Ausdruck gelangen. Der „stille Held" des Herrn Matkowsky war ein lauter, süßlich fettiger Bursche, und ein brutales ebenmäßiges Pathos klatschte die Feinheiten des Dialoges nieder, wie Platzregen ein Blüthenfeld. Auch hat Wilbrandt, der ein Meister in ganz realistischer und dennoch schönheitsvoller Wiedergabe des modernen Dialoges ist, es nicht vermocht, den eigenen Stil dieses historischen Dramas überall festzuhalten. Wie denn auch hier und da noch ein theatralischer Effekt störend wirkte.

Und doch hat sich der stille Held die Herzen erobert! Vielleicht ist dieser „Königsbote" auch ein Johannes, der einen noch stilleren Helden vorverkündet. Einen Helden, der auch die Bühne im ganz unscheinbaren, modernen schwarzen Röcklein betreten wird.

Ernst Heilborn.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan. Bülowstraße 89.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 13. Berlin, den 29. Dezember 1894. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. Dezember abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Zur Zeit des Fürsten Bismarck war es üblich, die Freisinnigen, sobald sie opponirten, als verkappte Republikaner zu bezeichnen, als solche Leute, die zwar mit bewußter Absicht, aber nicht offen, sondern versteckt auf den Umsturz der bestehenden verfassungsmäßigen Zustände hinarbeiteten. Daß jene alten Waffen unter dem Ministerium Hohenlohe von den reaktionären Parteien wieder hervorgeholt werden, dafür haben wir ein Beispiel bereits in der letzten Nummer der „Nation“ angeführt. Allein die Zeiten haben sich geändert; zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Fürsten Hohenlohe gibt es keinen Vergleichspunkt als den Fürstentitel, den der erste Reichskanzler trotz der verliehenen Herzogswürde nie ausgezogen hat; und Herr von Köller neben Herrn von Puttkamer verräth zwar einige Aehnlichkeit, aber doch nur in der Weise, wie man in der Kunstsprache zwischen weit geringer bewerteten Werken „in der Art des Meisters“ und Werken des Meisters zu unterscheiden pflegt. Bismarckisch sich aufzuspielen, wird also dem neuen Ministerium nicht gerade leicht werden, und noch ganz besonders schwer darum, weil der Geist resoluter, ernster, öffentlicher Kritik heute sich weiter und weiter verbreitet, bis in die Reihen der Nationalliberalen und darüber hinaus bis zu Männern, die ihrer Vergangenheit nach der freikonservativen Partei angehören; und erst noch weiter nach Rechts beginnt die Melodie in den leisen Flüsterton des privaten Zwiegespräches überzugehen; aber sie bleibt darum doch so ziemlich dieselbe. Alle solche Aeußerungen als kryptorepublikanisch abzuthun, wäre mißlich bis zur Lächerlichkeit.

Die Umgestaltung der öffentlichen Stimmung, die in dieser Weise zum Ausdruck gelangt, wird allmählich jene überkommenen politischen Formen sprengen, welche das Bismarck'sche dreißigjährige Regiment geschaffen hatte, und welche zusammenhielten, so lange ihr Schöpfer auf dem Platze war, und welche heute immer weniger sich geeignet erweisen, um als Gefäß jenen verschiedenen politischen Geistesrichtungen zu dienen, die sich unter den Einwirkungen einer völlig neuen Zeit herauszubilden beginnen. Langsam wird man schließlich zu einer politischen Neuetiquettirung gelangen, und so lange das nicht geschehen ist, wird man vorsichtiger als bisher die einzelnen Individualitäten zu prüfen haben, nicht die politischen Livreen, in der die Einzelnen aus früherer Zeit noch umherlaufen. Scheidungslinien und Berührungspunkte ganz neuer Art wird man entdecken, und aus diesen Elementen wird sich etwas Neues bilden; es folgt auf die Bismarck'sche Zeit und die Zeit langsamen Uebergangs

nach Bismarck, die Nachbismarckische Zeit, deren Wesen zu ahnen ist; aber deren Charakter noch gestaltet werden muß.

Ein bemerkenswerthes Symptom für diesen Prozeß der Umbildung liefern von Neuem die „Preußischen Jahrbücher". Der Herausgeber, der um seiner Vergangenheit willen in den Ruf doktrinären Radikalismus nicht kommen kann, Professor Hans Delbrück, spricht in der politischen Korrespondenz des neuesten Heftes seiner Zeitschrift mit scharfer Ironie über „das neue zielbewußte Ministerium", und es verlohnt sich die herben Worte anzuführen, mit denen auch er das Vorgehen des Staatsanwaltes gegen den Abgeordneten Liebknecht bespricht; er schreibt:

„Im Reichstage selbst begründete die Regierung ihre Anklage so: Sitzenbleiben bei einem Hoch ist schon zuweilen von Gerichten als Majestätsbeleidigung aufgefaßt worden. „Aufstehen" und „Sitzenbleiben" sind Handlungen und keine „Aeußerungen", nur die „Aeußerungen" sind es, die straffrei sind, folglich ist die Verfolgung rechtlich möglich und daher auch geboten.

Sitzenbleiben, wenn man aufgefordert wird, aufzustehen, ist also keine „Aeußerung". Wer in Deutschland seinen Willen oder seine Meinung „äußern" will, hat das gefälligst laut und deutlich mit dem Munde und womöglich in deutscher Sprache zu thun. Ob eine „schriftliche Aeußerung" eine „Aeußerung" im Sinne des Gesetzes ist, erscheint schon fraglich, da das Schreiben doch schon eine Art Handlung ist, und sogar meistens im Sitzen ausgeführt wird. Hätten die Sozialdemokraten sich erhoben und nach dem Muster ihrer französischen Ahnen, der Jakobiner, etwa „à bas le tyran" oder dergleichen gerufen, so wäre das natürlich straffrei gewesen (bis auf einen weiteren findigen Staatsanwalt), aber so ganz stumm und dumm sitzen bleiben, damit haben sie offenbar gar nichts „äußern" wollen, und eben deshalb sind sie strafbar."

Und nicht weniger bemerkenswerth ist, was an gleicher Stelle mit Bezug auf die sogenannte „Umsturzvorlage" zu lesen ist. Auch Prof. Delbrück stellt fest, daß das allgemeine Stimmrecht gerade ein Instrument gegen die gewaltsame Revolution ist, weil es friedlich den Volkswillen zum Ausdruck gelangen läßt; er schreibt alsdann:

„Das allgemeine gleiche Stimmrecht mag . . . vielerlei Unbequemlichkeiten haben, aber vor der Revolution wenigstens sind wir dadurch gesichert, und die allergefährlichsten, der Aufmerksamkeit eifriger Staatsanwälte hier angelegentlichst empfohlenen Umstürzler sind sicherlich diejenigen, die den Staat dieses Bollwerks und das Volk seines wichtigsten Grundrechts berauben wollen. Da die Thronrede in so feierlicher Weise von neuem verkündigt hat, daß es die Aufgabe des Staates sei, die schwächeren Klassen der Gesellschaft zu schützen, die praktische Ausführung aber, die doch einmal zu einer zielbewußten Regierung gehört, bisher vermißt wird, so wäre hier eine ganz gute Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen. Dem Besitzenden schützt man sein Eigenthum in höherem Maße als bisher; dazu paßt nichts besser, als daß man gleichzeitig auch dem Nichtbesitzenden das einzige, was der arme Teufel hat, sein staatsbürgerliches Recht, mit einer neuen Garantie besiegelt. Der kleine Mann ist ja für seine Rechte ganz ebenso empfindlich wie der Große. Ist der gute Bürger im Stande den Arm des Gesetzes für den Schutz seines ehrlich erworbenen Eigenthums zu bewaffnen, so müßte doch wohl auch das Recht des einfachen Arbeiters ebenso geschützt sein (oder sind etwa alle Arbeiter a priori vaterlandslose Sozialdemokraten?) der als Soldat seine Pflicht für den Staat thun soll."

Neues wird; oder dieses Neue ist vielmehr das Aufleben eines Alten.

Die große Masse des gebildeten Bürgerthums beginnt sich in einer Zeit mit immer ernsteren Zeichen für Deutschland um jene Gedankenwelt wieder langsam zu sammeln, welche für die Bismarck'sche Einigung Deutschlands die Vorarbeit geleistet hatte, und welche die Sonne für die Blüthezeit des Bismarck'schen Regiments gewesen ist. Bald hier, bald dort taucht ein Wortführer solcher Umwandlung aus einer Schaar auf, deren Zugänglichkeit für Ideen dieser Art man bis vor Kurzem nicht voraussetzen konnte. Eine Regierung aber und jene Parteien, welche noch immer ausschließlich mit den alten Zahlen rechnen, werden über kurz oder lang merkwürdigen Enttäuschungen nicht entgehen. Darin sollte für die Regierung eine Mahnung zur Vorsicht liegen; für die Parteien eine Mahnung, über die veralteten Formen hinweg nach neu sich entwickelnden Keimen einer neuen Zeit zu spähen.

In München ist zu harter Strafe ein Abenteurer verurtheilt worden, dem es durch häßliche Schliche gelungen war, sich eine reiche Baronesse als quasi Gattin zu erobern. Bisher hätte man in solchem Falle von einer bethörten, unklugen Frau und einem gewissenlosen, beutegierigen Heirathsschwindler gesprochen, und man wäre überzeugt gewesen, daß diese Beiworte zur Charakteristik der betheiligten Personen und zur Erklärung ihrer Beziehungen völlig ausgereicht hätten.

Einzelne Vertreter moderner Wissenschaft waren als Gutachter bei den Verhandlungen anderer Ansicht. Eine schwache, vereinsamte, sich verfolgt fühlende Frau, die sich einem Manne, der ihr zu imponiren versteht, hingibt, nannte man durch Suggestion bezwungen; das ist jedenfalls ein Wort neuen Datums; und darum für viele imponirend; aber in diesem Falle scheint uns dieses neue Wort nicht mehr zu bedeuten, als daß ein Mann auf eine Frau in solchem Falle einen starken psychologischen Einfluß zu üben im Stande ist, und eine derartige Erscheinung ist einigermaßen alt.

Einer der Gutachter, Professor Preyer, welcher in diesem Prozeß aus der neuen Wissenschaft noch weitergehende Folgerungen ziehen wollte, gelangte zu dem freilich staunenerregenden Ergebniß, daß er den Charakter und Geisteszustand einer Person aus einem Schriftstück heraus las, das jene Person, wie sich für die neue Wissenschaft leider zu spät herausstellte, gar nicht geschrieben hatte. In diesem Vorgang liegt eine Lehre. Wenngleich über die Zukunft einer wissenschaftlichen Disziplin solcher Irrthum nichts zu beweisen braucht, so sollte doch jedenfalls die Rechtsprechung sich hüten, zum Fundament ihres Urtheils neben der Wissenschaft auch die schwankende wissenschaftliche Hypothese zu wählen. Daß die Jurisprudenz vor den Ergebnissen neuer Wissenschaften nicht die Augen schließt, ist gute Modernität; daß sie auch auf Hypothesen Rücksicht nimmt, ist übermodern.

Dieser Prozeß war noch nach einer zweiten Richtung hin interessant; er leuchtete in die sozialen Verhältnisse einer Familie des hohen Adels hinein; zu den Edelsten der Nation nach bürgerlichen Begriffen gehört sie nicht.

Ein zweiter Prozeß hat sich in Paris abgespielt. Der Hauptmann Dreyfuß ist zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt worden, weil er angeblich einem fremden Staate militärische Geheimnisse des eigenen Landes verrathen hat.

Die Verhandlung hat ein sehr großes Aufsehen erregt aus dreifachem Grunde; der Kriegsminister hatte sich für die Schuld des Angeklagten zu einer Zeit engagirt, da auf Grund der wenigen bekannt gewordenen Angaben viele einsichtige Franzosen von der Unschuld des Inhaftirten überzeugt waren; man beschuldigte sodann Deutschland, der Verführer gewesen zu sein, obgleich die deutsche Botschaft mit allem Nachdruck wiederholentlich erklärt hatte, nie mit Dreyfuß in irgend welchen Beziehungen gestanden zu haben; und endlich ist Dreyfuß ein Jude, und darum bemächtigte sich der Antisemitismus der Angelegenheit.

Mit den antisemitischen Argumenten braucht man sich nicht zu beschäftigen; denn es ist natürlich ebenso lächerlich, für die That eines Juden alle Juden verantwortlich zu machen, wie zu behaupten, ein Jude könne solche That nicht begehen; die angeblichen deutschen Machenschaften im Hintergrunde werden nach solchem Ausgang einen neuen bitteren Tropfen der Feindschaft in das französische Gemüth träufeln; das ist leider nicht zu ändern; und die Einmischung des Kriegsministers, sei sie auch nur aus Uebereilung geschehen, wird unter allen Umständen als ein vertrauenerweckendes Zeichen französischer Zustände nicht erscheinen können. Es gibt bereits ernste Franzosen, die fragen, ob der Kriegsminister Mercier ein zweiter Boulanger werden wolle.

Ob Dreifuß schuldig ist oder nicht, darüber kann man sich kein Urtheil bilden, denn der Prozeß wurde bei verschlossenen Thüren verhandelt; fest steht nur, daß Niemand ein begreifliches Motiv für die That des Angeklagten bisher zu entdecken vermocht hat. Saint Genest schreibt im „Figaro" nach der Verurtheilung:

„Si c'était un personnage inventé pour un drame de l'Ambigu, chacun dirait, que le charactère est faux et la pièce détestable!"

So bleibt jedem Zweifel das Thor geöffnet, und eine **Verurtheilung** bei geschlossenen Thüren hat nichts Befreiendes, nichts Abschließendes, nichts endgültig Lösendes. **Der** Verdacht umschleicht je nach dem Parteistandpunkt **das** Urtheil, das er als eine Thatsache hinnimmt, **nicht** als unantastbare Gerechtigkeit. Damit kommt ein **wesentlicher** Zug unserer modernen Zeit zum **Ausdruck**; ein Zug, der vor Allem ihre Größe ausmacht.

Unsere Skepsis verbietet uns, ein Urtheil uns oktroiren **zu lassen**; wir wollen auf allen Gebieten selbst prüfen, ehe **wir** eine Entscheidung hinnehmen, und ein Gerichtsverfahren, **das** jeder Kontrolle der Oeffentlichkeit entrückt ist, mag **immerhin** gerecht sein, als befreiende Gerechtigkeit erscheint **es** unserer Zeit nicht mehr.

In **Ungarn** liegt noch immer die Krisis in der Luft. **Daß** die liberale Partei zur Abdankung gezwungen werden **wird**, glauben wir bei der Kraft und Umsicht ihrer Führer **nicht**; daß aber das Ministerium eine Umbildung in den **Personen**, nicht in den Prinzipien erfahren wird, ist heute **entschieden**.

* * *

Fragen an die ewigen Sterne.

II.

ANAΓKH.

Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille.

Goethe.

Ein Umschwung der allertiefsten und breitesten Wirkung hat sich im letzten Vierteljahrhundert vollzogen, und am deutlichsten wird er erkennbar eben an der Art, wie anders die Frage an die Zukunft sich jetzt gestattet. Nicht mehr an den Lebensfaden einzelner Menschen knüpft sie an. Die Menschheit lacht der spinnenden Parzen; sie webt nun selbst ihr künftiges Kleid. Wir sind ins Zeitalter der Demokratie eingetreten, nicht der kleinen Demokratien Griechenlands oder Roms, sondern der weltumspannenden. Von den Schicksalen Einzelner hängts nicht mehr ab, nicht mehr von einem König oder Kaiser der Franzosen, und auch nicht mehr von einem Kanzler, sei er einer von Eisen oder aus minder hartem Stoff. Ja unter dem eisernen selbst hat die große Wendung begonnen, und er hat in eigener Person nicht wenig dazu gethan. Unverkennbar hat Deutschland nach dem großen Krieg und Sieg und unter der weltbeherrschenden Fascination seines gewaltigen Staatsmannes den tonangebenden Einfluß auf die Entwicklung der Staatsidee in der ganzen Welt ausgeübt; und — trotz aller Anstrengung, mit welcher die monarchische Idee jetzt bei uns neu vergoldet werden soll, hat es den Ausschlag gegeben für den Marsch hinaus nach der breiten Demokratie. Indem Fürst Bismarck zur Ausführung seines Programms zum allgemeinen Stimmrecht griff, hat er — dem Augenblick dienend, aber den ewigen Gesetzen gehorchend, — die Pforten geöffnet, durch welche die Schicksalsfrage des sozialistischen Problems in die moderne Staatsgeschichte eintrat. Jetzt fragt man nicht mehr: Wer wird leben, wer wird sterben? sondern: was wird die breite Bewegung der Geister aus ihrem Innern und ihrer Tiefe heraus im Gang der Jahrzehnte, der Jahrhunderte herausgestalten? Zum Heil oder zum Untergang? Das ist die Frage an die Sterne, mit der wir ins neue Jahrhundert übertreten (wenn doch einmal an diese Kalenderzahlen das Horoskop anknüpfen soll). Das allgemeine Stimm- und Wahlrecht ist keine deutsche Erfindung. Es ist vor uns dagewesen und wäre ohne uns weiter geschritten. Aber das ist unverkennbar; gerade indem das — bis dahin und zum Theil noch heute feudalistisch und patriarchalisch regierte — Deutschland seine Neugestaltung auf dieser Basis aufbaute, hat es damit einen durchschlagenden Eindruck auf die politische Kulturwelt gemacht. Ist damit gesagt, daß der Griff nach diesem Instrument ein Fehler gewesen? Von Allen, die das jetzt andeuten, ist schwerlich Einer, der da glaubt, der Schritt könne wieder zurückgethan werden. Nicht einmal für kurze Zeit, geschweige denn für lange. Er ist auch keine primäre Erscheinung, er ist selbst nur Produkt einer anderen universelleren Ursache, die da heißt: Ausbreitung des Lehrens, Lernens und Wissens.

Deutschland wurde tonangebend für die Ausdehnung des Wahlrechtes, weil es tonangebend geworden war für den obligatorischen Unterricht und den allgemeinen Heerdienst. Damit wurde die Intelligenz der Massen in den bewußten Staatsdienst gezogen. Das Stimmrecht konnte ihnen nicht vorbehalten bleiben. Von dem Mal an aber, wo die Massen aufgefordert wurden, Mann für Mann am Staatswohl mitzuarbeiten, mußte auch der Gedanke, den Staat zum Werkzeug der allgemeinen materiellen Gleichheit zu machen, zum wahren Thronprätendenten werden. Das hat man auf den Thronen und in ihrer Nähe so deutlich gefühlt, daß die Neigung, einen Ausgleich mit diesem Prätendenten auf Kosten der besitzenden Klassen zu finden, immer stärker wird. Ist das Weisheit oder Irrthum? — Frage an die Sterne! Der alte Sir Francis Bacon sagt einmal: „In der menschlichen Natur steckt im Ganzen mehr vom Narren als vom Weisen, und darum haben diejenigen Kräfte, welche auf den närrischen Theil des menschlichen Sinnes wirken, auch am meisten Gewalt über ihn."

Nachdem einmal der Grundsatz der allgemeinen Volksbildung (bei uns sogar der Zwang zur höheren Fortbildung), des allgemeinen Heerdienstes und damit des allgemeinen Wahlrechts zum Grundgesetz der Staatsfunktionen gemacht ist, wird es immer klarer, daß das Räthsel der Möglichkeit eines sozialistischen Staates immer mehr Massen an sich heranziehen muß. Das Experiment ist im Weiterschreiten. Nur die engste Auffassung kann sich auf den Plan versteigen, hier mit Strafmitteln oder Polizei Einhalt zu thun. Selbst ein so großer, überzeugter und bis dahin optimistischer Individualist wie Herbert Spencer hat unlängst in einem Brief den Ausspruch gethan: „Ein böses Wetter wüthet durch die ganze Welt. Nach meiner Ansicht kommt der Sozialismus unausbleiblich. Er wird das größte Unglück sein, das je die Welt über sich ergehen sah." Doch auch er kann sich irren.

Eins ist bei allem Fürchten und Hoffen auf diesen Wegen vor Mißverständniß zu retten. Die Angst vor dem, was man im Jahre 1848 das rothe Gespenst nannte, hat mit dem Ernst der Frage an die Zukunft nichts gemein. Wohl stört sie noch die Bewohner der Paläste und den behäbigen Bürger viel mehr im Schlaf als die Theorien der sozialen Frage. Aber die Unruhe der Großen und Kleinen beweist nichts. Sie sehen hier, wie in vielem Anderem, nicht selten falsch. Nur in der stillen Entwicklung von innen heraus steckt die Gefahr, wenn sie eine ist. So lange die Gesellschaft nicht an sich selbst verzweifelt, wird sie immer die Kraft haben, gewaltsame Einbrüche von außen niederzuschlagen. Die Junikämpfe unter der zweiten französischen Republik, der Kommuneaufstand der dritten, die Rebellion im Lütticher Land, die wiederholten Ausbrüche in den Vereinigten Staaten, sie alle sind nach etlichen Konvulsionen zertreten worden. Der Anarchismus der That ist eine gräuliche Tollheit, für die der Ausgangspunkt Rußland charakteristisch ist. Mit Dynamit kann man einzelne Häuser und Menschen zerstören, aber nicht eine Staats- und Gesellschaftsordnung. Das kann nur der falsche Geist, der sich des Ganzen bemächtigt. Am wenigsten unter allen Ländern hat Deutschland von gewaltsamen Umsturzversuchen zu fürchten. Es ist das sozialistischste und zugleich das wenigst revolutionäre Volk der Welt. Und dazu hat es die bei weitem bestdisziplinirte Armee. Der Kaiser hatte gar nicht

nöthig, den jungen Soldaten ausdrücklich zu sagen, daß sie zur Noth auf ihre Väter und Brüder schießen müßten. Wenn Feuer kommandirt wird, thun sie es. Darum ist es ein so gründlicher Irrthum, zu wähnen, daß das Umsichgreifen der sozialistischen Idee mit Waffen besiegt werden müsse und könne, die auf den anarchistischen Ansturm berechnet sind. Ja, man setzt dem Irrthum noch die Krone auf, indem man sich schmeichelt, mit Konzessionen an die Idee ihr den schädlichen Stachel zu nehmen. Beinah könnte es den Anschein gewinnen, als ob der Staatssozialismus, der den Volkssozialismus austreiben will, die Theorien des Tuberkulins und des Diphtherieserums vorausahnend kopirt hätte. Man nimmt das sozialistische Gift, überträgt es auf das Professoren- und Mandarinenthum und, nachdem es darin gezüchtet, spritzt man es in verdünntem Zustand dem Volkskörper ein, in der Hoffnung, ihn damit gegen die große sozialistische Ansteckung immun zu machen. Dies Antitoxin hat sich jedenfalls nicht bewährt. Was es bewirkt hat, zeigen die Zahlen der Wahlresultate.

Es ist merkwürdig und doch aus seiner ganzen Natur erklärlich, daß ein großer Mann wie Bismarck in diesen beiden Punkten sich so gründlich täuschen konnte, und es gehört diese Täuschung zum ganzen Verhängniß. Der Gedanke, daß man der Sache mit Gewalt beikommen könne, war das Ursprüngliche bei ihm und ist es bis zuletzt geblieben. Die Idee, durch homöopathische Dosen des Krankheitsstoffes die Krankheit selbst zu tödten, kam ihm erst allgemach und hat wahrscheinlich niemals sich bei ihm sehr festgesetzt. Durch Hermann Wagener und Bucher stand er von lange her unter dem Einfluß eines gewissen sozialistischen Dämonismus. Beide haßten die Welt des prosaischen bürgerlichen Erwerbs. Bismarck's Staatssozialismus war lediglich eine opportunistische Diversion, wie seine Kolonialpolitik; beide wurden nur von seinen Nachbetern ernst genommen.

Eine meiner letzten Unterredungen mit dem Kanzler, ehe die große Umkehr in der Handelspolitik eintrat, drehte sich um diesen Punkt. Ich hatte eben in der „Deutschen Rundschau" den ersten Theil einer Abhandlung über „Deutschland und den Sozialismus" veröffentlicht, in welchem ich ausführte, wie die Deutschen am meisten von allen Völkern zum sozialistischen Experiment prädestinirt seien. Fürst Bismarck ließ mich, während er einer Reichstagssitzung beiwohnte, in sein Kabinet bitten. Es war mir schon vorher zu Ohren gekommen, daß er sich beifällig über die Arbeit ausgesprochen habe, und er wiederholte das jetzt unter vier Augen. Nachdem das Gespräch sich eine Zeit lang über den Gegenstand verbreitet hatte, gelangte er zu dem, worauf es ihm eigentlich ankommen mochte. Er sei begierig zu hören, welches Mittel der Abhilfe ich im noch ausstehenden zweiten Theil der Arbeit vorschlagen werde. Dem praktischen Staatsmanne war das nicht zu verdenken. Aber der schreibende Beobachter hatte ihm keine Kurmethode zu bieten. Falsche Ansichten, meinte ich, seien nur durch Verbreitung der richtigen zu bekämpfen. Nicht doch, meinte er: „wenn man keine Kücken haben will, muß man die Eier zerschlagen". Das war die Quintessenz der Sozialistengesetze.

Ich habe später bedauert (bereuen ist in der Politik ein falscher Ausdruck), daß ich in den ersten Stadien diesem Gesetze meine Stimme gegeben habe. Aber hinterher läßt sich nicht abwägen, wozu der Moment schließlich nöthigte. Und das Experiment war unvermeidlich. Wäre es nie angestellt worden, so würde man noch heute triumphirend behaupten, es hätte gelingen müssen. Es gibt Dinge, vor denen man keine Ruhe hat, bis sie einmal probirt worden sind.

Man hat, nicht mit Unrecht, behauptet, die Verfolgungen hätten die Sozialdemokratie gestärkt. Aber auch dies war nur eine Frage der Zeit. Wenn Dinge in der Luft liegen, so hilft ihnen eben Alles, die Gewalt wie die Nachsicht. Am wenigsten zweifelhaft ist, daß der gouvernementale Sozialismus sich an der Propaganda sehr wirksam mitbetheiligt hat. Es liegt eine sonderbare Verkennung der ganzen Natur dieser Dinge darin, daß der Staat sich zum sozialistischen Prinzip bekehrt und mit Strafgesetzen die Ziehung der Konsequenzen verbieten will. Doch, will man ganz gerecht sein, so muß man zugeben: auch dieser Irrthum trägt nur einen Theil der Verantwortung, weil, mit ihm oder ohne ihn, das Einrücken der Massen in die Mitbestimmung der Politik zum sozialistischen Experiment hindrängt. Das zeigen uns selbst so relativ gesunde Staatswesen wie die Schweiz und England. Und erst Belgien! Wo war das Reich der individualistischen Selbstherrlichkeit fester stabilirt als da? Beide regierende Parteien, liberale wie klerikale, gehörten ihm auf gleiche Weise mit Leib und Seele an. Vor vielen Jahren fand ich mich einmal in einer Gesellschaft zu Brüssel mit dem noch heute im Amte befindlichen Bürgermeister der Stadt, Herrn Buls, einem Manne von hoher Einsicht und Bildung zusammen. Es war die Zeit, wo die neue staatssozialistische Richtung der Bismarck'schen Politik mit Macht verkündet ward. „Sonderbar!" sagte Herr Buls zu mir, „erklären Sie mir doch das Räthsel; als ich in Heidelberg studirte, galt es als ein Axiom, daß die deutsche Nation den Individualismus verkörpere. Jetzt sehe ich sie an der Spitze der entgegengesetzten Richtung marschiren." Wie ich ihm die Sache erklärte und ob es mir gelang, ist mir nicht mehr gegenwärtig. Aber heute hat es Herr Buls, noch immer Bürgermeister, erlebt, daß der damalige Ministerpräsident und altangestammte Vertreter des Lütticher Landes, Frère-Orban, einer der festesten und begabtesten Vertreter der individualistischen Weltanschauung, von seinem alten Sitz in der Kammer durch einen Sozialisten verdrängt worden, und — sofort mit einem Sprung — ist das Land von der hintersten Front der sozialistisch bedrängten Länder in die vorderste gerückt. Ebenfalls in Folge des ausgedehnten Wahlrechts. Aber auch dies Wahlrecht wurde von den bisherigen Parteimächten nicht freiwillig eingeräumt, sondern ihnen durch einen elementaren Druck entwunden.

Es steht eben in den Sternen geschrieben, daß wir in eine Zeit der vollen demokratischen Entwicklung eingetreten sind, und daß diese auf dem einen oder anderen Umweg, auf dem republikanischen, dem konstitutionellen oder dem absolutistischen zum sozialistischen Experiment hindrängt. Aber die Sterne, in denen das geschrieben steht, geben uns wohlweislich keine Antwort auf die Frage, wie es ausfallen wird. Sie behalten sich vor, uns oder vielmehr unsere Nachkommen mit der Lösung zu überraschen, in einer Weise und an einer Stelle, die kein Lebender ahnt, ähnlich so, wie sie es mit den Vorgängern gemacht haben. Sie haben Zeit vor sich, die Sterne, mehr als die kurze Spanne jenes Menschenleben, wegen derer man früher sie zu Rathe zog. Im Stillen denkt jetzt Mancher: wohl dir, daß du kein Enkel bist! Aber ganz Ernst ist es ihm damit doch nicht. Hinge es von ihm ab, die Neugier hielte ihn doch immer wieder vom letzten Schritt zurück, damit er einst noch erfahre, was aus all dem muß werden. Das Glück ist ein so fragliches Ding, das Leben schon schön, wenn es nur interessant ist. Wer möchte nicht gar so gerne wissen, wie es auf dieser tollen Erde aussehen wird in Hunderten von Jahren, wenn selbst seine Asche nicht mehr davon bewegt wird!

Jüngst, ehe der Reichstag das alte Haus verließ, in dem ich ein Vierteljahrhundert mit ihm geliebt, gelitten und gestritten (viel weniger gehaßt, als der Vulgus meint), ging ich noch einmal in die bescheidene Wandelhalle, die zum Rednersaal führt, von ihr Abschied zu nehmen, auf Nimmerwiedersehen. Und es blickten von den Wänden rings umher die Bilder volksthümlicher, freisinniger Männer, die Bilder von Schiller, Uhland, Pfizer, Humboldt, Arndt, Stein, Scharnhorst, Mathy, Dahlmann, Fichte, mit ihren Kernsprüchen verziert, auf mich wehmüthig herab. Das war der Schmuck im Geiste des Jahres 1870. Dann ging ich von dieser stillen Stätte mit ihren bürgerlichen Namen und Reden hinüber zu jenem Prachtbau, in dem mir zahllose Wappen, Unthiere mit Kronen, Schnäbeln und Krallen entgegengrinsten, dazu geharnischte Ritter mit offenem und geschlossenem Visir, Lanzen und Schwertern und Namen von Fürsten und Herren. Und mancherlei ging mir durch den Sinn, was hier besser verschwiegen bleibt. Drunten am Eingang fand ich dann den bereits berühmten

schriebenen Stein, den tacite loquentem. Es heißt, er wäre bestimmt gewesen zur Inschrift: „Dem deutschen Volke". Wie wäre es, wenn — ein Vorschlag zur Güte — die Worte hineingemeißelt würden:

Deo ignoto?

L. Bamberger.

Politische Jahresübersicht.

Das Jahr 1894 hat dem Deutschen Reiche zum zweiten Male einen Wechsel in der Person des Reichskanzlers gebracht. Graf Caprivi ist in einem Augenblicke entlassen worden, in welchem einige seiner näheren Freunde sich dem Glauben hingaben, er stehe fester als je. Noch am Vorabend seines Rücktritts hatte er in einer wichtigen Frage der inneren Politik einen Sieg über seine Gegner davon getragen; mit ihm zugleich mußte deshalb auch sein Antipode, Graf Eulenburg, das Feld räumen, dieser aus Gründen, die allgemein verständlich waren.

Die Vorzüge und die Schwächen des Grafen Caprivi sind in diesen Blättern jederzeit unparteiisch dargestellt worden. Um das Gesagte kurz zusammenzufassen, bestand sein Vorzug darin, daß er, obwohl von angeborener konservativer Gesinnung, dennoch fest entschlossen war, den Ansprüchen und Sonderinteressen der konservativen Partei entgegenzutreten, wo diese mit dem Interesse der Gesammtheit in Konflikt geriethen; seine Schwäche bestand darin, daß er, bei den edelsten Absichten, nie begriffen hat, daß ein Staatsmann in Behandlung der Personen und der Parteien taktische Künste üben muß. Sein bleibendes Verdienst ist, daß er die Handelsfeindseligkeiten Aller gegen Alle, die bei seinem Amtsantritt auszubrechen drohten, durch Verträge zunächst auf zwölf Jahre hinausgeschoben hat und in das Netz dieser Verträge auch Rußland einzuschließen verstand.

Sein und des Grafen Eulenburg Nachfolger wurde der Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst, dessen Absichten weniger aus seiner politischen Vergangenheit als daraus zu erschließen sind, daß er den Herrn von Köller als seinen hervorragendsten Gehilfen berief oder zuließ. Die erste Handlung der neuen Regierung war eine solche, die auch gegen den Willen der Urheber leicht zu einem bedenklichen Konflikte führen kann, da sie die Immunität der Volksvertreter in Frage stellt, und diese Regierung holte sich binnen der ersten vierzehn Tage, in denen sie dem Reichstage gegenüberstand, eine schwere parlamentarische Niederlage, wie sie Graf Caprivi stets zu vermeiden verstanden hatte. Ein Antrag, die Genehmigung zu einem gerichtlichen Verfahren gegen den Abgeordneten Liebknecht zu geben, wurde gegen die Stimmen der beiden konservativen Parteien abgelehnt. Dem neuen Jahre bleibt als die zunächst zu bereinigende Erbschaft die Behandlung der Umsturzvorlage.

Der neue Reichstag hat einen Punkt bezeichnet, in welchem sich seine Politik von derjenigen seines Vorgängers unterscheiden soll; er will dem Kolonialwesen größere Liebe zuwenden. In Südwestafrika ist Deutschland seines gefährlichsten Gegners einstweilen ledig; dagegen wurde die Kolonie, die man bisher als die hoffnungsvollste betrachtet hat, durch einen Aufstand erschüttert, der für das Deutschthum leicht verhängnißvoll werden konnte. Wenn nicht hervorgerufen, so wenigstens genährt war diese Unzufriedenheit durch rechtswidrige Handlungen des Kanzlers Leist, die zu einem Disziplinarverfahren gegen diesen führten. Der Prozeß, der geführt wurde, hat den Nutzen gehabt, uns den Typus der Männer, die nach Afrika gehen, um Karriere zu machen und deutsche Gesittung zu verbreiten, klar vor die Augen zu stellen, freilich nicht so klar, daß auch die Richter in Potsdam in den Stand gesetzt wurden, die Thätigkeit dieser Männer nach Verdienst zu würdigen.

Gleich Deutschland geht auch Italien in großer Erregung in das neue Jahr hinüber. Die Bankskandale, welche das Jahr hindurch die öffentliche Meinung in Aufregung erhielten, haben die Nachwirkung gehabt, daß Giolitti mit Enthüllungen hervortrat, welche den Ministerpräsidenten Crispi als einen Mitschuldigen der stattgehabten Mißbräuche erscheinen ließen. Die weitere Erörterung ward durch eine plötzliche Vertagung des Parlaments abgebrochen, und einer spätern Zeit bleibt die Entscheidung vorbehalten, ob Crispi ein des in ihn gesetzten Vertrauens unwürdiger Mann oder Giolitti ein abgehärteter Verleumder ist.

In Oesterreich diesseits der Leitha hat das aus den widerstrebendsten Elementen zusammengesetzte Ministerium, dessen Bildung seiner Zeit eine Nothwendigkeit war, nicht vorwärts kommen können und die neue Regelung des Wahlrechts harrt noch der Lösung. In Ungarn wurden nach langen Kämpfen verschiedene kirchenpolitische Gesetze durchgeführt, welche insbesondere der Civilehe die Bahn brechen. Die liberale Partei hat dort eine feste und in sich einige Mehrheit; die Schwierigkeiten gingen vom Oberhause und der Krone aus, die endlich in der Sache nachgaben, aber mit der Maßgabe, daß nun der Ministerpräsident Wekerle vom Platze weichen muß. Das Ministerium hatte zugelassen, daß die Leiche Ludwig Kossuth's mit den Ehren beigesetzt werde, welche der Vergangenheit dieses Mannes entsprachen, und es hatte nicht gehindert, daß dieses berühmten Mannes unberühmter und dabei landfremder Sohn Franz im Lande mit aufregenden Reden umherzog. Wenn auch die Ministerkrisis nicht aus konstitutionellen Gründen entstanden ist, so gaben sich die Politiker doch der Hoffnung hin, daß sie in konstitutioneller Weise beendigt werden wird.

Zar Alexander III ist im besten Mannesalter einer akuten Krankheit erlegen, und die Nachrufe, welche ihm gewidmet wurden, hoben sein zweifelloses Verdienst, der Erbe den Frieden erhalten zu haben, so lebhaft hervor, daß seine weniger hervorragenden Eigenschaften darüber in Vergessenheit geriethen. Der neue Zar, Nikolaus II., hat sich nicht mehr, wie sein Vater es wünschte, an dessen Krankenbett mit der deutschen Prinzessin Alix von Hessen, vermählen können, hat es aber alsbald an dessen Bahre gethan. Ob der nun noch sehr junge Herrscher in allen Stücken die Wege seines Vaters verfolgen oder ob er sich mehr an westeuropäische Staaten anschließen werde, darüber liegen noch keine sicheren Anzeichen vor. Die Entlassung Gurko's von dem Posten eines Statthalters in Polen wird günstig gedeutet; unter allen Umständen scheint der Sohn nicht das weltflüchtige Temperament des Vaters geerbt zu haben.

Frankreich wurde fortgesetzt durch eine Reihe von anarchistischen Verbrechen in Aufregung erhalten, und wenn das Dynamit nicht in der erwarteten Weise Schaden that, so hat der Dolch eines Fanatikers den Tod des Präsidenten Carnot herbeigeführt, dessen Amtsperiode sich seinem Ende zuneigte. Die Wahl des neuen Präsidenten vollzog sich in der größten Ordnung und fiel auf Casimir Perier, gleich seinem Vorgänger ein Mann, dessen Vater und Großvater schon eine rühmliche Vergangenheit haben. Ohne Zweifel gehört der neue Präsident zu den begabtesten und rechtschaffensten Männern der Republik.

Gegen Ende des Jahres wurde eine große Erregung durch einen Prozeß gegen einen Offizier hervorgerufen, der wegen Landesverraths zu einer schweren und entehrenden Strafe verurtheilt wurde. Die Thatsachen, welche dieser Verurtheilung zu Grunde liegen, bergen sich in das tiefste Dunkel, und es würde kaum lohnen, von dem ganzen Vorgang Notiz zu nehmen, wenn er nicht von gewissenlosen Agitatoren benutzt würde, um neue Aufregung gegen das Deutsche Reich auszustreuen, obwohl gerade das Deutsche Reich im Laufe des Jahres an der Behandlung zweier französischer Marineoffiziere gezeigt hat, in wie vornehmer Weise man eine völlig erwiesene, durch Geständniß und aufgefangene Zeichnungen belegte Spionage behandeln kann, wenn man solchen Dingen nicht mehr Werth beimißt, als

sie verdienen. Widersetzlichkeiten der Eingeborenen auf Madagaskar haben Frankreich veranlaßt, eine Expedition auf dieser Insel zu beschließen, welche augenscheinlich den Zweck hat, im indischen Ocean festen Fuß zu fassen.

Ein schweres Augenleiden, das eine Operation nothwendig machte, hat Gladstone gezwungen, sich von den Regierungsgeschäften zurückzuziehen. Er ist der letzte der großen Commoners und sein Name kann an die der Pitt, Canning, Peel, Palmerston angereiht werden. Aus seinen Händen ist die Leitung der Staatsangelegenheiten in die des Lord Rosebery übergegangen, der eine schwierige Erbschaft angetreten hat. Er hat sich entschlossen, die Reform des Oberhauses anzufassen. Daß er dabei auf einen schnellen Erfolg rechnen könnte, erwartet er selbst nicht. Die Majorität, auf welche er sich stützt, ist eine zu kleine, das Ziel ein zu neues, seine staatsmännische Autorität eine zu junge. Zudem ist nicht abzusehen, ob nicht in Indien aus der Gährung, die dort in der Bevölkerung herrscht, Schwierigkeiten hervorgehen werden, welche die ganze Kraft Englands in Anspruch nehmen.

Spanien hat sich in einen Zollkrieg mit Deutschland gestürzt, unter dem selbstverständlich beide Theile leiden, den aber doch Deutschland, im Besitze eines gesicherten Systems von Handelsverträgen, leichter übersteht. Der Wohlstand Spaniens ist in sichtbarem Sinken und die Erkenntniß, daß der Schutzzoll hieran mitschuldig ist, erst im Aufdämmern begriffen.

In Belgien, dem Lande des doktrinären Konstitutionalismus, vollzog sich auf friedlichem Wege ein Wandel von der größten Tragweite. Das früher sehr beschränkte Wahlsystem wich dem allgemeinen — wenn auch nicht völlig gleichem — Wahlrecht, und die ersten Wahlen nach dem neuen System brachten gleich so viele Sozialisten in die Kammer, daß diese neue, bisher von der belgischen Volksvertretung völlig ausgeschlossene Partei in der Kammer heute zahlreicher vertreten ist, als die liberale Richtung, die früher mit den Klerikalen allein um die Herrschaft stritt.

Das Nachbarland Holland hatte einige ernste koloniale Wirren zu überstehen, erwies sich aber den Schwierigkeiten der Lage durchaus gewachsen.

Für Dänemark darf das Jahr als ein glückliches bezeichnet werden. Es hat seinen langjährigen Budgetkonflikt beendigt, und wenn dabei das Abgeordnetenhaus eine Niederlage erlitten hat, so muß es sich mit der Beobachtung trösten, daß die Aussichten auf einen Sieg ihm schon seit Jahren verschwunden gewesen sind. Der Ministerpräsident Estrup ist nach fast zwanzigjähriger Thätigkeit zurückgetreten und hat durch diesen Akt der Entsagung die Versöhnung der Parteien in hohem Grade erleichtert.

Auch in Bulgarien ist ein Minister zurückgetreten, in dem man gewohnt war, die Personifikation der Interessen des Landes zu sehen, so lange dasselbe eine selbständige Existenz gehabt hat. Stambulow hatte nicht allein das Vertrauen des Fürsten, sondern auch die Gunst des Volkes verloren. Wenn der Fürst Ferdinand gemeint hat, sich eine Annäherung an Rußland zu erleichtern, indem er diesen Mann über Bord warf, so hat er einen schweren Rechenfehler begangen und das Schicksal des jungen Staates erscheint als ein sehr gebrechliches.

In Serbien hat König Milan jedes Hinderniß, dem Könige Alexander seinen väterlichen Beirath zu Theil werden zu lassen, glücklich aus dem Wege geräumt, und durch die vereinte Thätigkeit beider Männer ist es zu einem Verfassungsbruch gekommen, der sehr ernst zu nehmen wäre, wenn nicht der Erfolg zeigte, daß Serbien ohne Verfassung nicht viel anders aussieht, als mit einer Verfassung.

Griechenland hat bisher ohne große Schwierigkeiten die Früchte seines Staatsbankerotts in das Trockene bringen können.

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben eine sehr schwere Prüfung bestanden. Eine Koalition von Eisenbahnarbeitern hatte den Eisenbahnverkehr für geraume Zeit auf vielen Strecken unmöglich gemacht, und es mußte dem, der die Dinge aus der Ferne betrachtete, so erscheinen, als bereite sich hier eine Auflösung aller wirthschaftlichen Verhältnisse vor. Mit dem geringsten Aufwand an polizeilichen Mitteln ward diese Krisis in der denkbar kürzesten Zeit überwunden und die volle Ordnung wieder hergestellt. Es gibt keinen sichtbareren Beweis dafür, wie wohl genug und fest die bestehende Rechts- und Wirthschaftsordnung ist, als daß in einem Staate, der an den militärischen und polizeilichen Hilfsmitteln, über welche Europa verfügt, so schwach ist, durch die ernste Anwendung der Gesetze die Störung so schnell überwunden werden konnte. Grover Cleveland hat gezeigt, daß ihm in der Reihe der amerikanischen Präsidenten ein ganz hervorragender Platz gebührt und er bestärkt dieses Urtheil dadurch, daß er den Ausschreitungen der Inflationisten und Schutzzöllner unter energischer Ausübung der Rechte, welche die Verfassung in die Hand des Präsidenten legt, und unter gewissenhafter Beobachtung der ihm gezogenen Schranken nicht ohne Erfolg entgegen tritt. Leider ist er bei diesen Bestrebungen von seiner Partei, der demokratischen, nur sehr unvollkommen unterstützt; und das Land hat bei den jüngsten Kongreßwahlen darüber in der Form quittirt, daß es sein Vertrauen der gegnerischen Partei, der republikanischen, deutlich zuwandte.

Die Ostküste des stillen Ozeans war derjenige Theil der Erdoberfläche, auf welchem es in dem abgelaufenen Jahre am lebhaftesten zuging. Ueber das Recht der Oberhoheit in Korea ist das Inselreich Japan mit dem größten Staate der Welt China in einen Krieg verwickelt worden, in welchem Japan gezeigt hat, daß es bei den Europäern nicht vergeblich in die Schule gegangen ist. Japan hat entscheidende Siege davon getragen, und in China bemüht man sich, die Form zu finden, in welcher es unbeschadet der bisherigen Etikette um Frieden flehen kann. Ob Japan die Frucht seiner Siege in vollem Umfange ernten wird, ist zweifelhaft. Der große Ozean ist sicher nicht zum letzten Male der Schauplatz eines Krieges geworden; auf diesem Schauplatze werden nun auch die Völker Europas und Amerikas ihre Interessen zur Geltung bringen. Jahrtausende lang war das mittelländische Meer das Meer schlechtweg, das mare, an dessen Ufern sich die Weltgeschichte abspielte. An seine Stelle trat dann der atlantische Ozean und nun fordert der größte der Ozeane seine Rechte zurück. Auch das ist ein Zeichen dafür, daß wir in eine ganz neue Phase der Weltgeschichte eintreten.

Alexander Meyer.

Eine neue Handelspolitik?

Wenn Zwei dasselbe thun, so ist es doch nicht dasselbe — des alten Satzes mußte man gedenken, als der im Reichstage eingebrachte Antrag auf Kündigung des mit Argentinien bestehenden Meistbegünstigungsvertrages bekannt wurde.

Der Antrag ist von 26 nationalliberalen Abgeordneten unterzeichnet. Nach den von dem Parteiorgan der Nationalliberalen gegebenen Erläuterungen betrachten die Antragsteller es als ein Unrecht, daß die im Laufe der letzten Jahre durch Tarifverträge geschaffenen Ermäßigungen deutscher Zollsätze den argentinischen Erzeugnissen ohne jede Gegenleistung zu Theil geworden sind, während Argentinien seine Zölle auf Industrieerzeugnisse wiederholt und zuletzt noch in diesem Jahre erheblich gesteigert habe. Die Kündigung des aus dem Jahre 1857 stammenden Meistbegünstigungsvertrages soll danach den Weg für Verhandlungen eröffnen, welche durch Abschluß eines Tarifvertrages sowohl landwirthschaftlichen (Zucker, Sprit) wie industriellen Erzeug-

ssen Deutschlands Erleichterungen für den Absatz auf dem argentinischen Markte verschaffen. Es würde mithin gewissermaßen nur eine Ergänzung des Systems der Tarifverträge in Frage kommen, welche unter dem Reichskanzler Grafen Caprivi auf Grund gegenseitiger Zollherabsetzungen und Zollbindungen mit einer Reihe europäischer Staaten abgeschlossen sind, ja der neue Tarifvertrag mit Argentinien würde als der erste seiner Art sogar die Aussicht auf ähnliche Verträge mit anderen überseeischen Staaten eröffnen.

Wer nur an die Absicht der Antragsteller glauben könnte, recht bald den Abschluß eines Tarifvertrages zu erreichen! Ein solcher Vertrag würde doch auf der einen Seite Ermäßigungen der argentinischen Zölle auf deutsche Waaren bringen, aber andererseits Argentinien auch die ihm jetzt nur auf Grund des alten Vertrages zugestandenen niedrigsten deutschen Zollsätze in besonderer Abmachung ausdrücklich gewähren. Der Hinweis auf die starke Steigerung der Einfuhr argentinischen Weizens in den letzten Jahren und auf die Möglichkeit, den seit längerer Zeit erstrebten Schutzzoll auf einen anderen Hauptexportartikel Argentiniens, das zu Gerbezwecken verwendete Quebrachoholz, einzuführen, machen es wahrscheinlich, daß im Grunde die Antragsteller es vielmehr auf die Erschwerung der argentinischen Einfuhr als auf die Erleichterung der deutschen Ausfuhr abgesehen haben. Und diese Vermuthung wird durch die bisher bekannt gewordene handelspolitische Stellung der Antragsteller bestätigt. Von den 26 Unterzeichnern des Antrages hat freilich eine Anzahl im März d. J. für den russischen Handelsvertrag gestimmt, aber andere und gerade die führenden Unterzeichner haben schon damals gegen die Caprivi'sche Tarifvertragspolitik votirt. Vor allem gilt dies von dem Antragsteller, dessen Name an der Spitze des Antrages steht, dem Freiherrn Heyl zu Herrnsheim. Dieser Abgeordnete hat vor neun Monaten als Wortführer der agrarischen Nationalliberalen fungirt und damals u. a. im Reichstage wörtlich ausgeführt:

„Was die Wirkung der Differentialzölle Rußland gegenüber anlangt, so glaube ich, daß eine politische Spitze hier nicht zu finden gewesen wäre, wenn man schon den rumänischen Handelsvertrag abgelehnt hätte, und sich auf den Standpunkt gestellt hätte, daß es sich hier nicht um die Frage Rußland, sondern einfach um die Roggenfrage handelt, in der man noch viel retten konnte. (Sehr wahr! rechts.) Und dann würde ich dem Differentialzoll und seiner Wirkung nicht so ängstlich gegenüberstehen gegenüber der Thatsache, daß der amerikanische Mac-Kinley-Tarif uns Deutschen eine Deklarationspflicht auferlegt, die wir geduldig ertragen. Der deutsche Industrielle ist verpflichtet, seinen Verkauf nach Amerika eidlich zu deklariren und erträgt diese eidliche Deklaration mit aller Geduld. (Hört! hört! rechts.) In Deutschland hat dagegen noch Niemand sich gerichtet — und das ist doch eine ganz andere gegen unsere Nation gerichtete Maßnahme (Hört! Hört! rechts) als der Differentialzoll gegen Rußland es wäre. Ich persönlich habe die Stellung zur Ablehnung des Handelsvertrages um so leichter einnehmen können, weil ich seinerzeit bei der Heidelberger Bewegung betheiligt war, welche in Süddeutschland die nationalliberale Partei mit den agrarischen Interessen zu verbinden suchte. Wer an diesem Programm mitgewirkt hat, welches, wie Sie wissen, durch den Finanzminister Dr. Miquel wesentlich seine Vertheidigung gefunden hat, ist gar nicht in der Lage, sich dem Bund der Landwirthe erst verpflichten zu müssen. (Bravo! rechts.) Er konnte gar nicht anders handeln, als nach diesem Programm meiner Ansicht bei dieser Gelegenheit Ausdruck zu geben. Meine Herren, den Segen der Exportindustrie zu verkennen, würde ich natürlich für unrecht halten, aber ich kann die Exportindustrie für einen Segen fürs Vaterland nur ansehen, wenn sie neben der blühenden Landwirthschaft gedeiht (sehr richtig! rechts), und ich weiß aus eigener Erfahrung, daß für die Industriearbeiter nichts wichtiger ist, als das Zusammenleben mit dem Bauernstand in den Bauerndörfern, das Zusammenleben mit dem zufriedenen Bauernstand, durch welches der Industriearbeiterstand wesentlich wirthschaftlich und moralisch gestärkt wird. (Bravo! rechts.) Meine Herren, ich persönlich und, wie ich glaube, eine Anzahl meiner politischen Freunde sehen die Agrarkrisis für eine so tiefernste und zunehmende an, daß wir unser Auge vielmehr auf die bereits vorhandene Gefahr als auf die in Aussicht stehenden Vortheile hier richten. (Sehr richtig! rechts.)

Wenn er statt Rußland Argentinien und statt Roggenfrage Weizenfrage setzt, wird Freiherr Heyl zu Herrnsheim demnächst bei Begründung seines Antrages unter dem Beifall der Rechten diese Rede Wort für Wort noch einmal halten können. Unverhüllter ist kaum jemals nach einem frischen fröhlichen Zollkrieg gerufen, rücksichtsloser kaum jemals das Interesse der Exportindustrie hinter dem agrarischen Interesse zurückgestellt worden, als es dieser Redner in diesem Falle gethan hat. Wer kann da glauben, daß derselbe Mann bei seinem Antrage keine andere Absicht verfolge, als den argentinischen Weizen auch fernerhin zum ermäßigten Vertragszolle einzulassen, wofern nur für die deutsche Exportindustrie günstigere Absatzbedingungen auf dem argentinischen Markte erlangt werden? Er wird nach einem Zollkriege mit Argentinien mit demselben Brusttone der Ueberzeugung rufen, mit dem er nach einem Zollkriege mit Rußland gerufen hat. Wohlgemerkt, nicht nach einem vorübergehenden handelspolitischen Kampfe, in dem als Siegespreis der Abschluß eines günstigen Friedensvertrages winkt, sondern nach einem dauernden Kriegszustande, der mit Differentialzöllen begonnen und nöthigenfalls mit noch höheren Differentialzöllen festgesetzt wird.

Damit eröffnet sich die Aussicht auf eine neue deutsche Handelspolitik, welche die Agrarier sich wünschen mögen und welche sie, unbehindert durch Verträge, durchzuführen hoffen könnten. Die im Laufe der drei letzten Jahre zu Stande gekommenen Tarifverträge haben nur den zollpolitischen Verhältnissen zwischen Deutschland und 7 europäischen Staaten für längere Zeit eine feste Grundlage gegeben; außerdem besteht noch ein älterer, wenig umfangreicher Tarifvertrag, der deutsch-griechische Handelsvertrag. Die übrigen Handelsverträge des Deutschen Reiches sind einfache Meistbegünstigungsverträge und zwar sind gegenwärtig Verträge dieser Art mit 29 Staaten in Kraft. Bei den erst in letzter Zeit abgeschlossenen Meistbegünstigungsverträgen kann eine Kündigung gar nicht in Frage kommen, weil sie auf eine bestimmte, noch nicht abgelaufene Zeitdauer abgeschlossen sind. Andere und namentlich ältere Meistbegünstigungsverträge können dagegen jederzeit gekündigt werden, weil die festbegrenzte Gültigkeitsdauer längst verstrichen ist und nunmehr die in der Regel vorgesehene Kündigungsklausel praktische Bedeutung erlangt hat. Die Klausel besagt, daß der von einer Seite gekündigte Vertrag ein Jahr nach erfolgter Kündigung außer Kraft tritt. Zu diesen Verträgen gehört das am 19. September 1857 vereinbarte Abkommen mit Argentinien, das, wie mehrere ähnliche, ursprünglich vom deutschen Zollverein abgeschlossen war und später auf das Deutsche Reich übergegangen ist. Erst wenn man diese Gesammtheit der deutschen Handelsverträge in Betracht zieht, rückt das agrarische Vorgehen betreffs des argentinischen Vertrages in das rechte Licht. Den russischen Handelsvertrag können die Agrarier nicht mehr über den Haufen werfen; wie es scheint, wollen sie nunmehr auf dem Wege des Zollkriegs die Konkurrenz anderer Länder, die ihnen lästig fällt, sich vom Halse schaffen. Argentinien ist als erstes Angriffsobjekt auserlesen, weil zwei seiner Hauptexportartikel, Weizen und Quebrachoholz, in den letzten Jahren in steigendem Umfange bei uns importirt worden sind. Aber weshalb sollten die Herren bei Argentinien Halt machen, namentlich wenn ihr Unternehmen mit Erfolg gekrönt sein sollte? Daß dies nicht Gespenster sehen heißt, beweist ein Vorgang der letzten Tage. In der Reichstagsverhandlung über die Zuckerprämien kam der Abgeordnete Graf Kanitz auf seine Lieblingsidee zu sprechen, das bestehende Meistbegünstigungsverhältniß zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten abzuändern. Da dieses Verhältniß ebenfalls kündbar ist und in Folge der neuesten amerikanischen Zuckerzoll-Gesetzgebung ohnehin zu Differenzen geführt hat, so würde es ein weiteres vielversprechendes Angriffsobjekt für die Agrarier abgeben können. Demnächst könnte der Meistbegünstigungsvertrag mit Großbritannien an die Reihe kommen. Ein Zollkrieg mit diesem Lande würde Gelegenheit bieten, die wichtigsten Erzeugnisse der britischen Kolonien, den Weizen Ostindiens, die Wolle Australiens und des Kaplandes mit schweren Differentialzöllen zu treffen und möglichst von den deutschen Grenzen fernzuhalten. Ein Zollkrieg mit Skandinavien könnte die deutsche Forstwirthschaft von der Konkurrenz der norwegischen und schwedischen Hölzer befreien. Kurz nach dem agrarischen Rezept, welches Freiherr Heyl zu Herrnsheim in der Reichstagssitzung vom 16. März d. J. empfohlen, und

das er jetzt zunächst Argentinien gegenüber zur Anwendung bringen will, ließe sich schon etwas Erkleckliches an neuen Schutzzöllen für die nothleidende Landwirthschaft herausschlagen. Es würde nur darauf ankommen, dem System friedlicher Tarifverträge, welches der frühere Reichskanzler geschaffen, ein System zollkriegerischer Differentialzölle an die Seite zu stellen.

Dieses Ziel kann freilich nur erreicht werden, wenn die Reichsregierung nachgibt und die bedrohten industriellen Interessen sich nicht wehren. Die Reichsregierung hat erfreulicherweise durch den Mund des Staatssekretärs des auswärtigen Amts, Freiherrn von Marschall, der auch unter dem jetzigen Reichskanzler die Handelspolitik zu vertreten hat, an deren Zustandekommen er selbst mitgewirkt, von solcher Zollkriegspolitik abgemahnt; er hat gegenüber dem Grafen Kanitz mit Recht betont, man solle nicht leichthin und ohne zwingenden Grund und ohne zu wissen, auf welcher Basis man das Verhältniß neu aufbauen will, einen derartigen Vertrag kündigen. Man kann hinzufügen, daß ein solcher folgenschwerer Schritt auch nicht gethan werden sollte, wenn keine Aussicht vorhanden ist, von dem ungenügenden Meistbegünstigungsvertrage zu einem die deutschen Interessen mehr befriedigenden Tarifvertrage zu gelangen. Auch unter dem früheren Kanzler hat das Deutsche Reich z. B. den Vertrag mit der Schweiz gekündigt, aber nur, weil in beiden Ländern die Grundlagen für eine Verständigung klar gegeben waren. Betreffs der amerikanischen Staaten liegen die Verhältnisse anders. Diese Staaten haben, insbesondere Europa gegenüber, fast durchweg auf vollständige Zollautonomie gehalten. Ueberdies spielen die Zölle in ihren Finanzen meist eine weit bedeutendere Rolle als dies in europäischen Staaten der Fall ist. Im Etat der argentinischen Republik für 1894 sind z. B. an Einnahmen 34 Millionen Pesos in Gold und 20 Millionen Pesos in Papier aufgeführt. Hiervon sollen die Zölle allein 31⅓ Millionen in Gold liefern, während aus den direkten und indirekten Steuern zusammen nur 8⅔ Millionen in Papier einkommen sollen. Da aber von der ganzen Einfuhr Argentiniens regelmäßig ungefähr zwei Drittel in europäischen Fabrikaten bestehen, so ist leicht einzusehen, welchen besonderen Werth dieser Staat auf die Fortdauer seiner Zollautonomie legen wird.

Mit dem Vorwurfe, daß Argentinien seine Zölle auf deutsche Industrieerzeugnisse wiederholt erhöht habe, während der deutsche Zoll auf argentinischen Weizen 1892 ermäßigt worden sei, wird man auch keinen großen Eindruck auf die Herren Argentinier machen. Man mag dieselben für noch so wenig vertraut mit deutschen Verhältnissen halten, so weit werden sie doch über ihre eigenen Interessen unterrichtet sein, daß ihnen nicht unbekannt geblieben, wie seit dem Abschluß des bestehenden Vertrages im Jahre 1857 auch in der deutschen Zollgesetzgebung manches vorgekommen ist, dessen sie sich nicht zu freuen haben. Im Jahre 1857 bestand z. B. im deutschen Zollverein nur ein minimaler Zoll auf Weizen, 5 Mk. pro Tonne. Es folgte eine Periode der Zollfreiheit für Getreide, dann eine Periode anfangs mäßiger, später aber immer höher gesteigerter Getreidezölle. Trotz der 1892 erfolgten Herabsetzung beträgt der deutsche Weizenzoll heute noch 35 Mk. pro Tonne und die Herren Argentinier werden so weit sicher des Rechnens kundig sein, daß sie, gerade wie wir Deutsche, diesen Satz als das Siebenfache des früheren Satzes betrachten. Man wird ihnen vorhalten können, daß der hohe Zoll doch die außerordentliche Entwicklung der Ausfuhr argentinischen Weizens nach Deutschland nicht gehindert habe. In der That ist die Einfuhr dieses Weizens bei uns von kleinen Anfängen in wenigen Jahren derartig gestiegen, daß sie im Jahre 1893 1½ Millionen Doppelcentner im Werthe von 19 Millionen Mark umfaßte. Aber die Antwort darauf wird lauten, daß auch die argentinischen Zölle die Ausfuhr deutscher Fabrikate nach Argentinien nicht verhindert haben. Nach der deutschen wie nach der argentinischen Handelsstatistik hat diese Ausfuhr gerade in den letzten Jahren zugenommen. Die Zahlen der deutschen Statistik, welche nur bis zum Jahre 1889 zurück vergleichbar sind, sind folgende:

Deutschlands Ausfuhr nach Argentinien:

1889	59,3	Millionen Mark,
1890	26,1	„ „
1891	18,6	„ „
1892	35,2	„ „
1893	42,6	„ „

Zu berücksichtigen ist dabei, daß das Land seit 18[illegible] eine schwere wirthschaftliche und finanzielle Krisis durchgemacht hat, welche für den zeitweiligen Rückgang des deutschen Exports wahrscheinlich von größerem Einfluß gewesen ist, als alle Zölle. Auf welche Gründe die im laufenden Jahre 1894 eingetretene merkbare Abnahme zurückzuführen ist, bleibt noch festzustellen. Die deutsche Ausfuhr umfaßt eine große Anzahl verschiedenartiger Industrieerzeugnisse; am bedeutendsten sind Baumwollwaaren, Eisenwaaren, Gewehre und Wollenwaaren. Uebrigens ist der thatsächliche Export Deutschlands wahrscheinlich erheblich größer als die obigen Zahlen angeben, da darin ansehnliche Waarenmengen fehlen, die über außerdeutsche Häfen exportirt werden.

Aus den Kreisen der zahlreichen Zweige der deutschen Gewerbthätigkeit, welche durch eine neue agrarische Zollkriegspolitik bedroht werden, sollte der Reichsregierung zu der vom Freiherrn von Marschall kundgegebenen Haltung rechtzeitige und nachdrückliche Unterstützung zu Theil werden und es ist erfreulich, daß der Centralverein Deutscher Industrieller hierzu bereits den ersten Schritt gethan hat. Die Interessen der Exportindustrien sind leicht nachweisbar; soweit es sich um überseeische Länder, wie Argentinien handelt, dabei wird aber besonders auch die deutsche Ausfuhr zu berücksichtigen sein, welche über außerdeutsche Häfen geht und deshalb in der Handelsstatistik vielfach anderen Ländern angeschrieben wird. Aber auch Handel und Seeschiffahrt, sowie diejenigen Industrien, welche ihre Rohstoffe vom Auslande beziehen, kommen in Betracht; an den Bezügen solcher Rohstoffe aus Argentinien sind vornehmlich der wichtigste Zweig der deutschen Textilindustrie, die Wollindustrie, und die bedeutende deutsche Lederindustrie interessirt. Es besteht bei den Interessenten vielfach eine begreifliche Scheu, in Fragen, welche Verhandlungen über neue Handelsverträge betreffen, ihre Interessen öffentlich darzulegen, sie fürchten sich dem Vorwurf auszusetzen, daß sie durch ihr Hervortreten die Stellung Deutschlands bei den Verhandlungen erschwerten. Es mag deshalb rathsam sein, zunächst die nöthigen Informationen nur der Reichsregierung zuzustellen. Aber man sollte sich darauf rüsten, nöthigenfalls auch in der Oeffentlichkeit den neuesten agrarischen Tendenzen entgegenzutreten, denn diese Tendenzen suchen sich rücksichtslos Geltung zu erzwingen und können nur durch rücksichtslose Bekämpfung davon abgehalten werden, die Förderung, welche der deutschen Gewerbthätigkeit die Vertragspolitik des Grafen Caprivi gebracht hat, durch eine Zollkriegspolitik neuesten Stils wieder zu nichte zu machen.

M. Broemel.

August Papellier.

Am 9. Dezember schied ein Mann aus diesem Leben, dessen gewiß auch in Berlin und überhaupt im Norden noch viele Freunde gedenken, und dem ein Erinnerungszeichen zu widmen, auch geradezu als eine politische Pflicht erscheinen kann. Denn Dr. jur. August Papellier war eine politische Persönlichkeit, und er zählte zu den Vielen, denen treues Festhalten an der ehrlich erworbenen Ueberzeugung viele schwere Stunden bereitet, ja sogar eine ihrem Verdienst und ihren Leistungen entsprechende Laufbahn unmöglich gemacht hat. Seiner Veranlagung nach für die höchsten Stellungen im Staate, was auch seine Gegner zugaben, ge-

gewissermaßen prädestinirt, mußte er doch, weil er den Mächtigen nicht immer gefiel, sein Leben lang in verhältnißmäßig untergeordnetem Beamtenberufe ausharren. So mag sein Lebensgang für die vielen strebsamen jungen Leute, welche es im heutigen Deutschland gibt, recht eindringlich die Moral des alten Spruches predigen, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht und daß es zumal für den Staatsangestellten eine bedenkliche Sache ist, eine von derjenigen seiner Vorgesetzten abweichende Meinung zu hegen; der freie Bürger aber wird den Volksvertreter um so höher achten, der äußeren Glanz geringer achtete als unerschütterliche Treue gegenüber dem, was er einmal für wahr und recht erkannt hatte.

Der Verewigte hat sein Leben nicht hoch gebracht, denn erst im vergangenen August hatte er, damals noch anscheinend völlig gesund, seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert. Seine Familie war, wie schon der Name andeutet, französischen Ursprungs; sie hatte nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes durch Ludwig XIV. um des Glaubens willen die Heimath verlassen und mit zahlreichen Schicksalsgenossen eine Zuflucht in Franken gefunden. Markgraf Christian von Brandenburg-Bayreuth gewährte den flüchtigen Hugenotten bereitwillig ein Asyl, indem er sich ebenso durch humanes Empfinden wie durch den staatsmännisch richtigen Gedanken leiten ließ, daß der Zuzug so vieler tüchtiger, fleißiger Menschen seiner Stadt Erlangen, wohin er die Auswanderer verpflanzte, zu Gute kommen müsse. Wer, ohne dies zu wissen, heute durch die Straßen der lebhaft aufgeblühten Universitätsstadt wandert, staunt über die Menge französischer Familiennamen, mit denen er noch allerorts Bekanntschaft zu machen hat. Papellier's Vorfahren waren wackere Gewerbtreibende; sein Vater bekleidete die Stelle eines Quästors der Universität. Nachdem der Jüngling das Gymnasium der Vaterstadt absolvirt, bezog er die dortige Hochschule und schloß sich daselbst der Burschenschaft an, nicht bloß formell, sondern mit ganzem Herzen, und er ist stets einer der nicht allzu Vielen gewesen, welche den alten Wahlspruch „Freiheit, Ehre, Vaterland" in vollem Umfange nach anerkannten und über dem nationalen Ideale das freiheitliche nicht vergaßen. Nach glänzend bestandenen Prüfungen trat Papellier als Rechtsrath (besoldeter Stadtrath) beim Erlanger Magistrate ein, und noch ziemlich jung war er bereits Bürgermeister der Stadt, welche damals eben erst einen lebhaften Aufschwung zu nehmen begann. Als im August 1866 die Truppen des Großherzogs von Mecklenburg Mittelfranken besetzten, hatte der Bürgermeister keinen leichten Stand, denn auch unter der fremden Okkupation liebte er es, seinen bayerischen Standpunkt mit Nachdruck zu betonen. Späterhin verhinderten ihn andere Verhältnisse, so zum Wohle seiner Stadt zu wirken, wie es ihm erwünscht gewesen wäre, denn er machte aus seiner Hinneigung zur süddeutschen Demokratie kein Hehl, kandidirte für dieselbe (erfolglos) zum Landtage und gerieth so mit der nationalliberalen Majorität der städtischen Kollegien in ein unerquickliches Verhältniß. Gewiß war er, der damals noch sein heißblüthiges Naturell nicht verleugnen konnte, nicht unschuldig an dem Sachverhalte, aber noch weniger war die Art und Weise zu billigen, wie man den unbeliebt Gewordenen von seinem Posten hinwegzuärgern suchte. Dies dauerte bis zum Jahre 1872. Da wurde der Minister v. Pfeufer durch einen ausgezeichneten Verwaltungsbericht auf den demokratischen Bürgermeister aufmerksam, und zog ihn, ohne sich viel um dessen politische Ansichten zu kümmern, in das Ministerium des Innern, wo er als Referent für Gewerbesachen eine höchst ersprießliche und seinen Neigungen völlig entsprechende Thätigkeit entfalten konnte. Jene vier Jahre, welche er in München verleben durfte, sind zweifellos die glücklichsten im Leben Papellier's gewesen.

Die näheren Umstände, durch welche er seinem gesegneten Wirken entrissen ward, sind für den Fernstehenden nicht klar zu übersehen. Sicher ist nur, daß er im Jahre 1876 bei einem Ausstellungsfeste eine Tischrede hielt, welche nach dem Dafürhalten gewisser Gesellschaftsretter zu arbeiterfreundlich war, und daß seine Gegner diese willkommene Veranlassung, den freiheitlich denkenden Ministerialbeamten zu beseitigen, nicht ungenützt ließen; — heutzutage, wo jedweder Mund von Wohlwollen für den „kleinen Mann" überfließt, wäre vielleicht weniger leicht etwas in diesem Genre zu leisten. Wie dem sei, jedenfalls wurde der edle Zweck erreicht. König Ludwig II., der einst eigenhändig dem Erlanger Bürgermeister einen Orden verliehen hatte, war von krankhafter Abneigung gegen alles erfüllt, was an Sozialdemokratie erinnerte, und nachdem einmal diese Seite in der Umgebung des Monarchen angeschlagen war, konnte auch Minister v. Pfeufer, der selbst bald nachher vom Schauplatze abtreten mußte, seinen Schützling nicht mehr halten, wenn er auch dafür sorgte, daß das Unvermeidliche sich in einer möglichst schonenden Form vollzog. Papellier wurde als Regierungsrath nach Bayreuth versetzt, und dort ist er bis zu seinem Lebensende auch geblieben.

Im Jahre 1881 wählte ihn der Wahlkreis Hof-Rehau, ohne jedes Zuthun von seiner Seite und fast ohne jegliche Agitation, an der Stelle des nationalliberalen Dr. v. Schauß zum Reichstagsabgeordneten. Politische Beweggründe spielten dabei natürlich auch ihre Rolle, allein hauptsächlich war doch Papellier's Auftreten als Beamter maßgebend gewesen. Kurz zuvor war er nämlich als Regierungskommissar zur Untersuchung des in den armen Weberbezirken Oberfrankens ausgebrochenen Nothstandes entsendet worden, und die Art, wie er sich dieser Aufgabe entledigt, hatte ihm die Herzen der Bewohner eines großen Territoriums gewonnen. Auch 1884 hielt der Wahlkreis fest an seinem Erwählten, wie skrupellos auch — theilweise sogar in amtlichen Kreisen — gegen ihn agitirt werden mochte, und erst der Septennatsschrecken brachte auch ihn zu Fall. Bei der Nachwahl von 1891 für das Bayreuther Reichstagsmandat unterlag er ebenfalls, weil er von den Agrariern als der gefährlichste Feind der Landwirthschaft verschrien wurde, aber das Schicksal fügte es so eigenthümlich, daß ihm unmittelbar darauf vom landwirthschaftlichen Kreiskomitee die große goldene Medaille für besondere Verdienste um die Agrikultur überreicht ward! Und gerade ländliche Distrikte waren es, welche Papellier bei der vorigen Landtagswahl in die bayerische Abgeordnetenkammer entsandten, welcher er leider nur wenig über ein Jahr mehr angehören durfte.

Als Redner wollte Papellier nicht brilliren, vielmehr sprach er im Ganzen in den Parlamenten nur selten. Dafür aber war er das geborene Ausschußmitglied, und in den Kommissionen war er seiner rüstigen Arbeitskraft wie seiner seltenen Sachkenntniß halber hoch geschätzt. Manches seiner Referate wuchs sich zu einer kleinen Abhandlung aus, erledigte dann aber auch den behandelten Gegenstand derart gründlich, daß von keiner Seite mehr weiteres darüber bemerkt zu werden brauchte. Ein gewisser partikularistischer Zug hing ihm wohl noch von der Zeit her an, da er die Preußen als Feinde in seine Stadt hatte einziehen sehen müssen, und das konnte ihn manchmal in Widerspruch mit den näheren politischen Freunden bringen, so damals, als er in der Kammer energisch für die Aufrechterhaltung der bestehenden bayerischen Gesandtschaften sich aussprach. Der Grundzug seines Wesens war aber trotzdem ein echt deutscher, und daß er Unifikationsbestrebungen abhold war, das wird heute, wo wir die Gefahr eines persönlichen Regimentes immer bestimmtere Formen annehmen sehen, wohl auch vielfach anders beurtheilt, als es etwa vor zwanzig Jahren geschehen wäre. Die freisinnige Sache, welcher Papellier von Herzen angehörte, hat durch sein frühes Hinscheiden einen schweren Verlust erlitten, und zumal die bayerischen Parteigenossen, welche in ihm ein Mitglied des Landesausschusses beklagen, haben alle Ursachen, den Namen des Mannes in Ehren zu halten, von dem ein norddeutscher Freund einst staunend fragte: „Aktiver Regierungsrath und dabei freisinnig?!"

S. Günther.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Der Fall Othello in moderner Beleuchtung.

In Venedig lebte einst ein Mohr, genannt Othello. Derselbe hatte die Bekanntschaft einer vornehmen jungen Dame, Desdemona mit Namen, gemacht. Eines schönen Tages nun kommt dem Vater der Desdemona, dem Senator Brabantio, zu Ohren, seine Tochter habe sich heimlich mit dem Mohren vermählt, eine Nachricht, die ihm schier unglaublich dünkte. Er wandte sich deshalb mit einer Klage gegen Othello an den Gerichtsherrn von Venedig. Wie uns ein gewisser Shakespeare mittheilt, hatte die Klage folgende Pointe:

Nur ein verstümmelt unvollkommnes Urtheil
Sagt, daß Vollkommenheit so irren konnte
Ganz gegen alle Regeln der Natur.
Vernunft weist uns auf list'ge Höllenkünste
Als wahren Grund. Darum betheur' ich nochmals,
Daß er mit blutaufregenden Mixturen
Oder mit zauberischen Liebestränken
Auf sie gewirkt.

Der Angeklagte Othello, wie das bei Angeklagten die Regel bildet, leugnete jede Schuld und behauptete, es sei alles ganz natürlich zugegangen. Auch Desdemona gab das zu. Nur der alte Brabantio wollte sich nicht beruhigen. Der Gerichtsherr von Venedig aber, der bedauerlicher, wenn auch begreiflicher, Weise noch durchaus nicht auf der Höhe unserer modernen Bildung stand, und in dem Irrwahn lebte, solche Fälle könnten mittelst des einfachen gesunden Menschenverstandes entschieden werden, ließ sich gar nicht darauf ein, die Sache gerichtlich weiter zu verfolgen, speiste vielmehr den ehrwürdigen Brabantio mit einigen leichten Redensarten ab:

Ein Uebel zu betrauern, das vergangen,
Macht leicht zu neuem Uebel uns gelangen;
Verliert man, was man nicht zu halten wußte,
Macht die Geduld ein Nichts aus dem Verluste;
Beim Raube lächeln, heißt dem Diebe nehmen,
Doch selbst beraubt man sich durch nutzlos Grämen.

Othello konnte von Glück sagen, daß er nicht in unserer Zeit und in München gelebt hat. Da würde ihn die verehrliche Staatsanwaltschaft nicht so leichten Kaufes haben davon kommen lassen. Zwar die Meinung des alten Barons Brabantio, daß zauberische Liebestränke im Spiel seien, hätte man mit überlegenem Lächeln bei Seite geschoben; dagegen auf eine Anklage, der jungen Baronesse Desdemona auf hypnotischem Wege seinen schwarzen Mohren-Willen suggerirt zu haben, konnte sich Othello gefaßt machen; und ich möchte den Professor des Hypnotismus sehen, der als Sachverständiger in der Strafsache gegen Othello nicht zu einer verurtheilenden Sentenz gekommen wäre.

Junius.

Todtentanz.*)

Von Gottfried Keller gern gesehen und traulichen Umgangs gewürdigt, mit C. F. Meyer sogar intim befreundet, zeigt Adolf Frey in seinen Gedichten durchweg, und so auch in diesem „Todtentanz", ein bewußtes Nachwandeln in den Spuren dieser beiden großen Meister, ohne jedoch deshalb nur als ihr Epigone gelten zu müssen. Die Stilformen seiner Lyrik richten sich freilich nach den angedeuteten Vorbildern, namentlich nach Meyer, der so wunderbare Beispiele gegeben hat straffster Wortknappheit bei vollkommner Deutlichkeit und bei edler Innehaltung der Schönheitslinie. Aber daß Frey auch die Gedanken von einem andern Geiste herbezöge, als aus seinem eigenen, daß wird Niemand behaupten wollen. Wie wenig er es nöthig hätte, das beweist neben seinem früher (bei Häffel in Leipzig) erschienenen Bande „Gedichte" diese soeben herausgegebene neueste Spende „Todtentanz". Ganz aus persönlicher Empfindung hebt er an:

„Vor meiner Kammerthür
Ein Tritt geht hin und wieder,
Ein Bleicher hält die Wacht
Schreitet auf und nieder.
Ich gehe ein und aus
Und singe meine Lieder;
Ich weiß nicht Tag und Stund
Stößt er mich nieder."

Sofort aber gelangt der Dichter zu objektiven balladenartigen Themen. Der Tod wird nicht mehr zum eigenen Selbst in Beziehung gesetzt; wie auf jenen mittelalterlichen Todtentänzen Holbein's und anderer Maler tritt er bei Menschen jeder Art ein als der das Leben plötzlich endende geheimnißvolle Gast. Dabei ist jedoch wohl zu merken, daß Frey Stoffen aus dem Wege gegangen ist, die bereits durch solche mittelalterliche Maler und ihre Versschmiede erschöpft waren. Er gibt uns in den ungefähr zwei Dutzend Gedichten — mehr stehen nicht in dem opulent gedruckten Quartband — einen wirklich modernen Todtentanz. Sein Tod hängt z. B. auf der Lokomotive des Nachtschnellzuges, der durch den feuchten Herbstwald braust, oder er erscheint bei einem Jubiläum „erprobter Paladine der Redekunst" und berührt, als soeben der Präsident toastet, mit gespenstischem Kelche das Champagnerglas in der Hand des Redners, der jählings erblaßt und hinsinkt; oder am Abend nach dem Schützenfeste führt noch ein letzter unvorsichtiger Schuß dem Zeiger in die Brust:

„Aus einer Scheibe kommt der Tod gesprungen,
Ein rothes Zeigerhemde umgeschlungen.
Begierig hört er des Getroffnen Röcheln,
Ergreift die Kelle mit verdorrten Knöcheln
Und thut auf eine Scheibe einen Schlag
Und grinst: das ist der beste Schuß vom Tag."

Man darf übrigens den Werth der Todtentanzgedichte nicht allein nach solchen hier mitgetheilten Versfragmenten bemessen; er liegt so sehr in der durchgeführten und ausgeglichenen Stimmung, daß man ihn nur durch den Genuß des ganzen Gedichtes völlig erfaßt. Ein Beispiel mag daher hier unverkürzt seine Stelle finden:

Abendmahl.

Ein goldner Herbsttag strahlt ob meinem Gärtchen,
Darin die letzten blauen Astern blühn
Und wilde Rebe vom Geländer glüht.
Aus reinen Bergeshöhn herabgestiegen
Verweilt der Jugendfreund bei mir, gerüstet,
Ins hohe Alpenthal zurückzukehren,
Um endlich einmal völlig zu gesunden.
Er blickt der Zukunft freudig in das Antlitz,
Und seine großen Augen leuchten fiebrig.
Wir brechen Brot und klingen mit den Bechern,
Der Hoffnung unser Wünschen anvertrauend;
Dann Kuß und Händedruck und Lebewohl.
Wie er im Abenrothe langsam schreitet,
Gesellt ein Wand'rer sich zu ihm, den er
Nicht sieht und ahnt, im weißen Reisekleide,
Mit dunkeln Wimpern und gesenkter Stirne.
Der führt ihn einen stillen, fernen Pfad.

So elegisch weiche Stimmung haben nicht alle. Eines z. B., „Die Maske" betitelt, ist voll grimmigen Hohns auf geistige Leerheit. Einer trug immer ein lächelndes Antlitz zur Schau. Was wohl dahinter steckte? Der Tod machte es offenbar:

„Zierlich hob er seine Knochenrechte,
Spreizte sachte Daum und Zeigefinger
Und, Inanis an der Nase fassend,
Hob er in die Höh' die Lächelmaske —
Drunter war ein blankes Nichts zu schauen."

Indem hier Frey eine der guten Seiten des Todes andeutete, daß nämlich durch ihn oft die Wahrheit ans Licht kommt und ein ödes leeres Dasein sein Ende findet, darf

---

*) Von Adolf Frey. Aarau. 1896. Druck und Verlag von H. R. Sauerländer. Preis 4 Fr.

man sich wundern, daß der Dichter in einem anderen Gedichte: „Im Anfang“ den Tod einführt als etwas im Weltenplan der Gottheit nicht Vorausgesehenes, nicht Gewolltes. Hier dürfte die poetische Freude, eine an Milton gemahnende Himmels- und Engelszene auszuführen, ein gewisses Opfer des philosophischen Intellekts verschuldet haben. Denn die Nothwendigkeit des Todes, ja die erlösende Befreiung, die in ihm liegt, verkennt Frey sonst keineswegs, obschon er allerdings immer der Härte bewußt bleibt, die für alles Lebensgefühl im zwangsweisen Aufhören der süßen Gewohnheit des Daseins liegt.

Wir glauben, jeder für ernste Poesie empfängliche Geist werde unter diesen Todtentanzgedichten bald seine besonderen Lieblinge haben. Und auf die vielleicht sich erhebende Frage, ob man denn Gedichte dieses melancholischen Titels auch Jemand schenken dürfe, — wozu die prächtige Ausstattung sehr Lust macht, — halten wir die Antwort bereit, daß in diesem Geschenk eine besonders feine Huldigung liegen dürfte. Denn es sind allerdings nur Menschen nicht gewöhnlichen Schlages, die gern und tief und fest dem Ende aller Dinge in die hohlen Augen schauen.

J. V. Widmann.

Die Kunst und das Publikum.

Das Buch spricht:

„Leser, wie gefall ich dir?
Leser, wie gefällst du mir?“

Bilder und Bauten möchten wohl dasselbe sagen. Ja, wenn man den Vertretern der modernen Richtung glauben darf, reden sie zuweilen eine recht deutliche Sprache: selbst das Wort „Kunstpöbel“ ist schon gefallen, wenn ich nicht irre bei Gelegenheit einer Munch-Ausstellung.

Als ich mir die Werke des Norwegers ansah, bin ich allerdings erstaunt gewesen über das unschickliche Benehmen der sogenannten guten Gesellschaft, die mit lauter Stimme und rohem Lachen aller Welt bekundete, daß sie vollkommen unvermögend sei die geistige Arbeit eines Künstlers zu verstehen. Sie hätten sich begnügen sollen zu sagen: Das ist Nichts für uns. Und damit hätten sie nach meiner Meinung Recht gehabt. Die tastenden Versuche eines aufstrebenden Talentes, sein Ringen nach künstlerischem Ausdruck zu würdigen, ist nicht die Sache des großen Publikums.

Im Uebrigen ist unser Publikum, soweit es nicht gerade der guten Gesellschaft angehört, gar nicht so unverständig und anmaßend. Die Leute gehen in eine Kunstausstellung mit dem besten Willen sich an den Bildern zu erfreuen, sie halten meistens bescheiden mit ihrem Urtheil zurück und sind dankbar für jedes gute Wort, das ihnen auch das Fremdartige verstehen hilft. Vor den modernen Impressionisten und Naturalisten stehen sie freilich rathlos, in München habe ich standfeste Landwirthe aus der Umgegend sich scheu daran vorüberdrücken sehen.

Es ist ja zweifellos Aufgabe der Kritik das Neue, Ungewohnte dem Laien verständlich zu machen und die Absichten des Künstlers zu erläutern, auch da wo sie nicht vollkommen erreicht sind, und ebenso ist es ein billiges, ja nothwendiges Verlangen an das Publikum, daß es dem Künstler mit offenem Herzen entgegenkommt, mitschaffend die Gaben der Muse sich aneigne. Aber das Alles kann ein Kunstwerk nur dann von mir verlangen, wenn es mir wirklich Etwas gibt.

Die meisten Menschen sind schon vollauf befriedigt, wenn sie die Welt, in der sie leben, im Bilde wiederfinden. Wenn junge Frauen oder Mädchen ein lachendes oder weinendes Kind sehen, so rufen sie: Wie reizend, wie natürlich! Früher begnügten sich die Durchschnittsmaler, was sie zu schildern hatten, möglichst deutlich zu machen. Da wurde zum Beispiel die bunte Gesellschaft eines öffentlichen Gartens dargestellt: man sah den ehrsamen Philister, den flotten Studenten und die schmucke Kellnerin, wie man sie jeden Tag sehen konnte. Das war nicht Viel, aber war doch Etwas. Heute erblickt man auf einer solchen Darstellung zunächst nur blaue, gelbe und rothe Flecken, wie wenn man eine Gesellschaft in einem erleuchteten Raume durch beschlagene Fensterscheiben sieht. Die Beobachtung der Natur ist hier feiner, das künstlerische Vermögen vielleicht größer, aber was mit diesen besseren Mitteln gegeben wird, ist weniger als Etwas. Wir haben eine Studie, aber kein Kunstwerk. Man sagt uns freilich: der Künstler sieht die Dinge so. Das sollte mir leid thun, aber ich glaube es nicht. Er kann sich vielleicht zwingen so zu sehen, denn die bunten Tupfen sind die Eindrücke seiner Netzhaut, die er in grober und schließlich doch auch unvollkommener Weise widergibt. Sehen aber nennen wir eine geistige Thätigkeit, welche diese Farbenflecke mit Hilfe unzähliger Erinnerungen zu einem Bilde verarbeitet Die Alten haben die Natur auch nicht anders gesehen. Bei Rembrandt finden wir an einem Frauenmieder einen scheinbar wüsten Haufen bunter Klexe, aber treten wir zurück, so erblicken wir einen kostbaren Stoff oder ein glitzerndes Geschmeide. Auf einem Bilde von Corot finden wir in der Nähe an einer Reihe von Bäumen hellgraue, grüne und braune Flecken auf einer flüssigen schwarzgrünen Untermalung, durch welche die Leinwand noch durchscheint, nur an dem ersten noch ein helles Licht mit Weiß und Rothgeld aufgetragen: von ferne schimmern uns weiße Birkenstämme in zartem Morgenduft entgegen. Es mag sein, daß unsere Modernen gerne so malen möchten, aber warum zeigen sie denn ihre Bilder, ehe sie es können? — Ich sah mit einem berühmten Kunsthistoriker auf einer Ausstellung der Münchener Secession eine schattenlose Landschaft, die mir den Ausruf entlockte: So haben wir als Quartaner die Farben unseres Tuschkastens verwendet. Darauf entgegnete er: „Es heißt ja, werdet wie die Kinder!“ — Das mag den Malern nützlich sein. Wenn hier aber wirklich eine neue Kunst in den Windeln liegt, so braucht man diese doch nicht gerade an der Landstraße über den Zaun zu hängen.

Am wenigsten ist dem Publikum damit gedient, daß man ihm alle fünf bis zehn Jahre die Begeisterung für eine neue Richtung einzuflößen sucht, heute für den Impressionismus, morgen für den Symbolismus, heute für das helle Licht der reinen Naturnachahmung, morgen für die mystische Dämmerung der occulten Wissenschaften. Man trommelt die Leute zusammen, welche ängstlich bemüht sind, immer die neueste Façon zu tragen, und begeistert sie für Mittelmäßigkeiten, die nach kurzer Zeit vergessen sind, während man sich an den wirklich bedeutenden Werken über die bleibenden Bedingungen der Kunst verständigen könnte. Freilich müßte man dann auf den Marktschreierton verzichten, in dem die neuesten Ueberzeugungen verkündet zu werden pflegen, man würde sich in den meisten Fällen darauf beschränken, alte Wahrheiten zu predigen.

Daß wirklich große Künstler zuletzt auch anerkannt werden, haben wir an Böcklin erfahren. Natürlich soll man nicht glauben, daß alle die Kritiker und Laien, die heute für Böcklin schwärmen, ihn auch begriffen hätten. So tiefe Poesie ist schließlich doch nur Wenigen verständlich und es wird immer Leute geben, die seine Landschaften phantastisch und unnatürlich finden. Da vergleiche man ein Werk von Koekkoek, der malt so glatt und sauber, daß man seine Bilder gleich auf Porzellan übertragen könnte! Das ist eine Richtung, welche alle Moden überdauern wird. Sie ist so alt wie die Kunstgeschichte. Während Rembrandt seine Meisterwerke schuf, fand Cornelius Poelenburg zahlreiche Schüler und als die Holländer nach allen Kämpfen ihre Reichthümer in Ruhe genießen wollten, wurde Adriaen van der Werff der bestbezahlte Maler. Die Richtung Koekkoek zu bekämpfen, würde wenig nützen, denn sie beruht auf einer eigenen Weltanschauung. Sie meidet auch in den Gegenständen Alles, was aufregend oder verstimmend

wirken könnte, und darin findet sie Unterstützung bei Leuten, von denen man es nicht erwarten sollte. Wie oft kann man von sonst verständigen und wohlmeinenden Frauen hören: Im Leben sehe ich genug des Häßlichen und Widerwärtigen, die Kunst soll mich erheitern, sie soll das Leben schmücken.

Das ist ja richtig, daß in der Schöpfung des Schmuckes die ersten Regungen des künstlerischen Triebes zu Tage treten. In Farben, Formen und Tönen kommt uns die Welt zum Bewußtsein und, wenn der Wilde seinen Körper tätowirt, wenn er tanzt und singt, so bringt er in Rhythmus und Symmetrie das Gesetz zum Ausdruck, das ihn und die Welt regiert. Dem Bedürfniß, dieses Gesetz zu empfinden, ist die Kunst entsprungen. Darin liegt zum Beispiel der Reiz eines holländischen Stillebens: wir glauben durch die Augen des Malers eine Citrone, einen Hering zum ersten Mal in voller Deutlichkeit zu sehen und in den feinen Brechungen des Lichtes, in den einheitlich gestimmten Tönen empfinden wir die Harmonie, nach der wir verlangen. Dasselbe gilt von einer Tizianischen Venus: der melodische Fluß der schönen Formen wiegt unsere Sinne in ein stilles Wohlbehagen, während wir zugleich den Pulsschlag warmen Lebens empfinden, der diese nie gesehenen Gestalten zu Wirklichkeiten macht. Wenn wir das Höchste nennen sollen, was in dieser Art geschaffen ist, so sind es wohl die Thauschwestern vom Parthenon. Ein göttlicher Adel spricht aus diesen Formen, welche doch so vollkommen nach den Gesetzen des menschlichen Organismus geschaffen sind, daß man die Natur selbst zu sehen glaubt. Busen und Leib der liegenden Frau scheinen zu athmen, in dem leichten Gekräusel des Untergewandes, das nachlässig von der Schulter gleitet, und in den schweren Falten des Mantels, der die Beine bedeckt, klingt der Wohllaut des Gliederbaues in immer neuer Anmuth wieder, wir blicken auf und ab, bis uns das reiche Wellenspiel der reinsten Formen in eine süße Trunkenheit versetzt.

Bis hierher werden uns wohl alle folgen, die in der Kunst einen Schmuck des Lebens sehen. Aber Tizian hat ein anderes Bild geschaffen, den „Tod des Petrus Martyr“. Wir sehen nur drei gigantische Figuren, den zu Boden geworfenen Heiligen und seinen angstvoll fliehenden Begleiter in schwarzen Gewändern, dazu den wilden halbnackten Mörder. Die That geschieht am Abhang des Hochgebirges unter mächtigen Bäumen, die unter einem Windstoß zusammenschauern, während ein einzelner Sonnenstrahl vom Himmel auf die Schreckensszene fällt und mit ihm ein zartes Engelpaar herabschwebt, dem Märtyrer die Palme zu bringen. Hier ist die höchste Erdennoth verkörpert, Mord und Schrecken. Ist das Bild kein Kunstwerk? — Wenn wir an die unzähligen Werke denken, welche das tiefste Leid geschildert und so viel Menschen Erhebung und Trost gebracht haben, so werden wir uns wohl bescheiden zu fragen, nicht was die Kunst soll, sondern was die Kunst will. Und schließlich wird auch diese Frage überflüssig sein, denn der Künstler schafft nicht, was er will, sondern was er muß. In der unendlichen Fülle der Kunstwerke aller Zeiten sehen wir eine ganze Welt, deren Gesetze wir nicht zu machen, sondern zu finden haben.

Jenes Bedürfniß des Menschen, sein Verhältniß zur Welt zum Ausdruck zu bringen, beruht nicht allein auf dem Gefühl der Uebereinstimmung, sondern auch auf dem des Gegensatzes und je mächtiger dies schmerzliche Gefühl empfunden wird, desto mehr verlangen wir danach, das Gesetz verkörpert zu sehen, das unser armes einsames Ich mit dem Weltall vereinigt. Das ist die gemeinsame Wurzel der Kunst und Religion.

In der Religion begreifen wir das Weltgesetz als einen väterlichen Willen und in allen Göttersagen und Heilsgeschichten spiegelt sich der Kampf zwischen der Bitterniß des leidenden Selbstbewußtseins und dem seligen Versinken in die Welteinheit. So lange die Religion allein die Vorstellungen bildete, blieb die Kunst scheinbar ihre Dienerin. In Wahrheit gab sie den religiösen Empfindungen einen neuen Ausdruck. Sie verwirklichte in Tempeln und Kirchen den Gedanken gesetzmäßiger Erhabenheit, sie hüllte die Marterszenen in das verklärende Gewand ihrer Formen und Farben, sie schuf im Zeus wie in der Madonna das vollendete Bild überirdischer Güte und Schönheit. Denn die Religion läßt uns glauben, was wir nicht sehen, die Kunst aber läßt uns sehen, was wir glauben.

Dann gingen die Wege auseinander. In der Natur selbst wurde das Gesetz offenbar und man fand es auch in den zufälligen Formen der nächsten Umgebung. Wenn auf den Passionsbildern der rohe Pöbel geschildert war, der den Heiland mißhandelte und verhöhnte, so war in der Person des Gottmenschen die höhere Idee verkörpert. Jetzt behaupteten sich die niederen Erscheinungen der Bettler und Bauern nach eigenem Recht. Hatte Ribera in seinen rohsten Henkerszenen doch nur den Glauben verherrlicht, der die Welt überwindet, so malte er nun in seinem „Plattfuß“ das selbstvergnügte Grinsen der nackten Gemeinheit und doch stehen wir vor diesem Bilde mit derselben Empfindung des unmittelbaren Lebensgefühls wie vor einer Tizianischen Venus. Indem der Künstler der Natur nachschafft, gibt er uns wieder das Bewußtsein des höheren Gesetzes. Wir sagen, daß der Zauber der Kunst auch das Gemeinste adelt.

Es ist möglich, daß nur Wenige diese Empfindung theilen. Allein das Gemeine ist glücklicher Weise nur eine Erscheinungsform des Widerspruches in der Welt. Wenn Beethoven uns in der neunten Symphonie die tiefe Tragik seines Lebens enthüllt, so fühlen wir uns erhoben durch die Offenbarung eines großen edlen Geistes, der mit dem Geschicke ringt. Wenn ein Dichter uns mit zornigen Worten gegen Unrecht und Gewalt entflammt oder in ergreifenden Tönen eigenes und fremdes Leiden klagt, so befreit er uns von dem Druck der Ohnmacht. Was stumm und scheu im Herzen sich verbarg, klingt frei und schön in alle Welt hinaus und Mitleid, Schmerz, Empörung treten erhobenen Hauptes in den Reigen der Schicksalsgötter ein.

Wer selbst gelitten hat, ist der Kunst dankbar, daß sie ihm mehr als ein Schmuck des Lebens ist. Viele Künstler unserer Zeit haben allerdings eine krankhafte Neigung zu ungelösten Dissonanzen, jedoch sie finden nicht die Kraft ihre Empfindung rein auszusprechen und da dürfen sie sich nicht wundern, wenn sie von der Menge nicht verstanden werden. Ich sah einmal auf dem Theater einer kleinen Stadt den „Volksfeind“ von Ibsen. Die wundervolle Schilderung menschlicher Nichtsnutzigkeit und Dummheit hat mich tief ergriffen, selten habe ich so freudig empfunden, wie die vollendete Darstellung des Gemeinen und Schädlichen schon in sich selbst Trost und Befreiung bringt. Das arme Publikum habe ich bedauert. Es fühlte wohl, daß es von rechts und links Ohrfeigen bekam, aber es wußte nicht, woher sie kamen, und als der Vorhang fiel, war es verwundert, daß das Stück zu Ende war. Der Held ist auch mir eine schwankende Gestalt geblieben und ich glaube nicht recht an das Siegesbewußtsein seiner Vereinsamung. Aber das ist ein Kunstwerk, das den Wahlspruch des Dichters bestätigt:

At leve er krig med trolde
I hjertets og hjernens hvælv;
At digte — det er at holde
Dommedag over sig selv.

(Leben heißt kämpfen mit den bösen Geistern in Kopf und Herz, Dichten heißt zu Gericht sitzen über sich selbst.)

Wenn ich dagegen moderne Novellen lese, in denen ein armer Mensch von Roheit und Schlechtigkeit erdrückt oder das äußere und innere Elend mit wenig Kunst und viel Behagen breitgetreten wird, so zweifle ich an der Nothwendigkeit solcher Schöpfungen. Ich wüßte auch nicht, warum das Publikum diesen Künstlern in ihre sumpfigen Niederungen folgen sollte. Wir haben Böcklin, wir haben Klinger und Hauptmann und eben habe ich Humperdinck's Hänsel und Gretel gehört. Auch hier ist das menschliche Elend in dem Hungerliede des ersten Aktes ergreifend dargestellt. Ich dachte nicht, daß Musik so bitter sein könnte.

Aber wenn sich der Himmel öffnet bei dem Nachtgebet der Kinder und wenn die Engel herniedersteigen, da glaubt man wieder an die deutsche Kunst.

E. Aldenhooen.

Theater.

(Lessing-Theater: „Ghismonda", Schauspiel in 5 Akten von Victorien Sardou. — Deutsches Theater: „Die Katakomben", Schwank in 4 Akten von Gustav Davis.)

Wenn Victorien Sardou den chiken evening dress auszieht, um in dem schwarzen Gehrock des politischen Satirikers einherzuschreiten, so ist das schlimm. Schlüpft er aber in den Gelehrtenschlafrock, um die arme, müde Vergangenheit auf die Bretter zu ziehen, so ist das ganz schlimm. Ghismonda ist ein „historisches" Drama.

J. J. Weiß, der nachdenklichsten einer unter den Pariser Kritikern, hat einmal Sardou's historische Dramen in den Topf geworfen, den Dumas père mit seinem Henri III. und Vitet mit seinen historischen Stücken etiquettirt haben. Die altjüngferliche philologische Archäologie wurde die Muse dieser historischen Dramen, wie sie die Muse einzelner Historiker selbst geworden war. Statt Auferstehung der Vergangenheit die Ausgrabung! In der That, Sardou's „Panoramendramen" benöthigen eigentlich weniger des Dichters, als des Cicerones. Wenn das Panorama nur schön ist, und in „Ghismonda" ist es schön. Das Parthenon noch unzerstört neben christlichen Kirchen in Basiliken Stil, das Cypressengrün der Bäume unter azurblauem Himmel und florentinische Gewänderpracht: die schönste der Städte im Halbschlaf, Athen im Jahre 1451 unter florentinischer Herrschaft, kurz vor der muhamedanischen Eroberung.

Historia, das gedächtnißschwache Mütterchen, erzählt unsicher von einer Chiara der Wittwe des Herzogs Nerio von Athen und ihrer tollen, leidenschaftlichen Liebe zu Bartolommeo Contarini, einem edlen Venetianer. Bartolommeo, den Sardou's Quelle fälschlich Piero Almerio nennt, war verheirathet. Bethört reiste er in seine Heimathstadt, vergiftete sein Weib und heirathete die schöne Chiara. Er wurde Herzog von Athen und blieb es vier Jahre lang, bis er den Intriguen Franco's, eines Verwandten der Chiara, erlag. Das wäre wohl ein Dramenstoff, aber Sardou hat die Geschehnisse ganz umgestaltet. Er läßt eben jenen Franco um die Gunst der schönen Herzoginwittwe Ghismonda buhlen und läßt ihn gleichzeitig ihrem Söhnchen aus erster Ehe nach dem Leben trachten. Das Kind wird in einen Tiegerkäfig hinabgeworfen, die Herzogin sieht es und in ihrer Angst gelobt sie dem Retter ihre Hand zu reichen. Dies leicht komisch zu wendende Gelöbniß beutet Sardou ernsthaft, tragisch aus. Der Retter ist Marcello Almerio — der Bartolommeo der Geschichte —, ein Mann von niederem Stande und ein Bastard. Sie verachtet ihn, aber er bezwingt durch Großthaten ihren Haß, und erobert ihr Herz, da er nur sie, nicht ihre Krone begehrt. Sie begibt sich heimlich Nachts in seine Hütte. Den bösen Franco, der zuerst ihrem Kinde und nun auch ihrem Geliebten nachstellt, ermordet sie mit eigener Hand. Almerio nimmt die Schuld des Mordes auf sich, aber sie, nicht minder edel, bekennt und führt den Bastard zum Traualtar. Auch das wäre vielleicht noch ein Dramenstoff, aber er ist offenbar bedenklich schlechter als der rein historische.

Warum hat Sardou, der doch ein kluger Mann ist, seinen Stoff so übel zugerichtet? Den neuen Inhalt irgendwie zu gestalten, ist ihm jedenfalls nicht gelungen, und seine Ghismonda ist ein rohes Durcheinander ohne jede Charakteristik, ist alles nur kein Kunstwerk. Dennoch hat Sardou doch wohl seine Gründe gehabt, die Materie so und nicht anders zu verrühren, und ich meine, die deutsche Kritik ist nicht der zuständige Gerichtshof, den Prozeß „Ghismonda" contra Sardou zu führen.

Es gibt Sterne, von denen die gelehrten Leute wissen, daß sie todt und ausgebrannt sind, und die doch leuchten. Sie scheinen mit dem Lichte der Sonne. So gibt es eine Anzahl moderner französischer Repertoirstücke, die ohne alles Feuer sind und doch ihr Publikum entflammen, ja erwärmen. Die Sonne, die über dem französischen Theater steht, ist Sarah Bernardt. Und wie die Sonne ist sie, die Einzige, in gleicher Weise für das Theater Leben zeugend wie zerstörend. Sie hat wohl auch Ghismonda ihren lebendigen Odem eingeblasen, nachdem das Drama ihretwegen todt geboren war. Warum sind just die schlechtesten Stücke großen Schauspielern die genehmsten?

Im achtzehnten Jahrhundert hat sich der tiefe Riß vollzogen, der heute die dramatische Dichtkunst von der Schauspielkunst scheinbar prinzipiell scheidet. Zu ihrem eigenen Schaden hat sich die Poesie selbstherrlich über die Forderungen der Schwesterkunst hinweggesetzt. Und diese Entzweiung hat eigentlich nur ein Dichter schmerzlich empfunden und auszugleichen gegrübelt, und dieser eine war der tiefkranke Otto Ludwig, der gelähmt, fern von jeder Bühne in der Einsamkeit saß. „Man müßte die ganze dramatische Kunst aus dem Problem, der Schauspielkunst ein Substrat zu geben, herleiten", hat er einmal in sein Notizenbuch gekritzelt. Aber es war ihm nicht vergönnt, seine Theorie in That umzusetzen und nach dem Vorbilde seines Meisters, der ein Dichter und ein Schauspieler war, in dem Versteckspielen des Menschen vor sich selbst und anderen beide Künste zu vereinen. Sardou nun hat den entgegengesetzten Weg eingeschlagen: er hat sich zum Garderobier der großen Tragödin gemacht. Dem Impulsiven, Momentanen in ihrem Naturell Raum zu geben, hat er seinen Stoff zerrissen und seinen Dialog zerpflückt. So entsteht aus der geschichtlichen Chiara Sardou's Ghismonda.

Auf der Bühne des Lessingtheaters nun steckte Marie Reisenhofer in der Rolle der Bernhardt, wie das Füchslein der Fabel in der Löwenhaut, und Otto Sommerstorff's treuherziges und ehrliches Spiel als Almerio vermochte den Fehlbetrag natürlich nicht auszugleichen. Sardou aber hat die schlechten Karten so geschickt ausgespielt, daß er sein Spiel doch auch hier gewann. Es verlohnt sich, ihm in die Karten zu blicken!

Sardou's Technik ist beinahe stets dieselbe. Er leitet seinen ersten Akt mit ganz gleichgültigen Einzelszenen ohne Bewegung ein. Langsam und ruhig plätschern die Wasser hin und her. Plötzlich und überraschend dann, gegen Ende des Aktes, schleudert er seinen Stein in die schlafende Fluth. Die Personen drängen auf die Bühne zur Ensembleszene: das Kind wird gerettet; Ghismonda spricht ihr Gelübde. Und ganz ebenso ist der zweite Akt gebaut. Stille Szenen spielen sich in einem Kloster ab, in dem die Herzogin weilt. Zum Schlusse aber droht das Volk das Kloster zu stürmen, Almerio dringt ein, Ensembleszene: Almerio erzwingt durch seinen kecken Muth die Achtung der Herzogin. Im dritten Akte aber steht an Stelle der bewegten Massenwirkung die große Dialogszene, in der Almerio das Herz der Geliebten gewinnt. Und diese große Dialogszene ist das eigentliche Geheimniß Sardou'scher Technik, und doch ist sie im Grunde stets dieselbe. A. und B. stehen sich irgendwie feindlich gegenüber. Sie treffen zusammen, und A. sagt gezwungen harmlos: laß uns plaudern. Im Verlauf des Gespräches nun tritt es zu Tage, daß A. ganz anders ist als B. gemeint, und B. ganz anders als A. geglaubt, und daß sie beide miteinander gehen können. Und das alles ist im Grunde nur eine verflachte und verzerrte Nutzbarmachung dessen, wovon der arme kranke Ludwig, der nie einen rechten Theatererfolg erlebt hat, tiefsinnig und grüblerisch geträumt hat.

Es ist ganz charakteristisch, daß die französische Kritik mit Sardou vor allem über die historische Richtigkeit der szenischen Arrangements gerechtet hat, und daß Sardou in einem langen offenen Briefe die szenische Treue seiner Ghis-

monda verkündigt hat. Die Trümmer der Akropolis kann man ausgraben; aber Sardou ist offenbar zu aufgeklärt, um an einen Geist der Geschichte zu glauben.

Und nicht allein Sardou! Von der jüngeren Generation ist auch in Deutschland noch keiner in das Schattenreich gestiegen, um dem Tiresias ernste Fragen vorzulegen. Der vernachlässigte Geist der Zeiten aber rächt sich zumeist an denen, die den Geist der Zeit suchen.

Im Deutschen Theater sind „Die Katakomben“ des Wieners Gustav Davis aufgeführt worden, und der Verfasser wollte wohl ursprünglich mehr geben als einen „Schwank“, und er hat weniger gegeben. Er wollte das Streberthum in der Büreaukratie verspotten und wollte das lichtlose Vegetiren des armen Büreaukraten in den Katakombenräumen schildern, aber er hat weder geschildert noch gespottet. Vielleicht wollte er den Geist Anzengruber's rufen; erschienen ist ihm nur der Geist des Scribe. Und so hat er den düsteren Katakombenräumen elektrisch beleuchtete Gesellschaftsräume beim Herrn Kammerpräsidenten kontrastirt und hat seinen Büreaukraten, die er doch zu charakterisiren wenigstens versuchte, ganz blasse Gesellschaftstypen gegenübergestellt. Oben aber beim Herrn Kammerpräsidenten schwebt das Glück auf einer Kugel. Der eine der Büreaukraten ertanzt es, der andere gewinnt es durch sein Tarockspiel, der dritte durch seine Aufrichtigkeit. Ja, dieser dritte sitzt während des Balles, zu dem sie alle drei auf die ganz unwahrscheinliche Laune einer ganz unwahrscheinlichen Russin hin entboten werden, dem Töchterlein des Kammerpräsidenten gegenüber, die zu heirathen er prädestinirt ist, und die beiden jungen Leutlein sagen sich, daß sie sich ganz abscheulich finden. Und dann plaudern sie, und es kommt da beinahe zu einer Sardou'schen Dialogszene. Nur fürchte ich, Sardou hätte über den ungelenken Schüler gelächelt. Wie denn auch das Publikum trotz der vortrefflichen Aufführung zum Schluß bedenklich lächelte, nachdem es gelacht hatte.

Es ist nur allzu wahr, der Geist der Zeit ist eine Sphinx, deren Räthsel man nicht mit ein paar Schlagwörtern von Streberthum und Büreaukratenelend löst. Denn des Räthsels Lösung heißt: „Mensch“, wie denn auch in diesem Wort allein die Zauberformel gegeben ist zur Auferstehung der Vergangenheit.

Ernst Heilborn.

The meaning of history and other historical pieces. By Frederic Harrison. London. 1894. Macmillan and Co. VIII und 507 S.

Wenn Frederic Harrison uns eine Sammlung von Essays und Vorträgen darbietet, so darf man sicher sein, gleichzeitig belehrt und ergötzt zu werden. Denn wenig heute lebende englische Schriftsteller mögen sich so gut wie er auf die Anwendung der bekannten litterarischen Regel des alten Horaz verstehen. Daher erklärt sich die Wirkung seiner Beiträge in Zeitschriften wie „Fortnightly Review“, „Nineteenth Century“ u. a. sowie des gesprochenen Wortes, mit dem er seine Zuhörerschaft in London und Oxford seit mehr als drei Jahrzehnten zu fesseln gewußt hat. Es läßt sich auch unschwer ein verbindender Faden aller der einzelnen Stücke dieses Bandes entdecken. Mag der Verfasser über Werth und Zusammenhang der Geschichte handeln, das dreizehnte oder das achtzehnte Jahrhundert ins Auge fassen, die alte, mittelalterliche und moderne Stadt miteinander vergleichen, die Wandlungen von Athen und Rom, Konstantinopel, London, Paris verfolgen: immer tritt uns ein freier und hochstrebender Geist entgegen, der sich über den einzelnen Gegenstand zu allgemeiner Betrachtung zu erheben sucht. Sein Ziel ist unstreitig das, welches Gervinus als Ziel des „philosophisch angelegten Historikers“ bezeichnet. Es reizt ihn vor allem, um die Worte in Gervinus' kürzlich erschienener Selbstbiographie beizubehalten, „das Gemälde von Wachsthum und Zerstörung, von Aufgang und Untergang, von Leben und Tod zu entwerfen, in dem bis jetzt ein steter Fortschritt in stets erweiterten Räumen, Kreisläufe von stets weitergezogenen Kreisen der menschlichen Vervollkommnung zu beobachten gewesen sind“. Daher seine oft ironischen Ausfälle gegen die „Buchmacher“, die „alle Thatsachen für gleich wichtig und alle alten Urkunden für gleich werthvoll halten“ (z. B. in dem Dialog: „Die historischen Schulen“). Daher jene Vorliebe für Condorcet, der, den Tod vor Augen, „die hehre Skizze des Fortschrittes des menschlichen Geschlechtes entwarf“ und für Gibbon, „der das Epos der Menschheit für ein Drittel aller bekannten Zeiten gewoben hat“. Man mag finden, daß F. Harrison mit den Lobrednern der Mikrologie in Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung hie und da zu scharf ins Gericht gegangen ist. Aber daß sie heute auf den Gang der geschichtlichen Studien häufig nicht günstig einwirken, wird kein Kundiger leugnen.

Auf den Grundton von F. Harrison's Ideen sind auch die beiden Aufsätze gestimmt, die er „Einige große Bücher der Geschichte“ und „Paläographischer Purismus“ betitelt. Der erste soll einem beschäftigten Mann einige Bücher angeben, „aus denen er einen Begriff der Hauptlinien der menschlichen Entwicklung gewinnen kann“. Hier wird nun freilich mancher viele Titel geopfert und dafür dieser jene, ein anderer eine andere Lücke ausgefüllt zu sehen wünschen. So hätte, um nur einen zu nennen, Alexis de Tocqueville nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen. Aber es sollte nicht im Plane des Verfassers liegen, „viel über nationale und spezielle Geschichtswerke zu sagen“. „Allzu lange schon“, meint er, „haben wir uns zu sehr an das nationale statt an das allgemein menschliche Interesse gehalten und unsere Aufmerksamkeit zu sehr durch einzelne Vorgänge von der organischen Civilisation ablenken lassen“. Das „nöthigste Buch im ganzen Bereich der historischen Litteratur“ scheint ihm „eine zuverlässige Geschichte der Entwicklung der Industrie und des sozialen Daseins in Europa während unseres Jahrhunderts“. Wer wird diesem frommen Wunsche die Berechtigung abstreiten wollen? — Der Aufsatz „Paläographischer Purismus“ ist voll von Spitzen und Stacheln. Aber auch hier wird man sich auf die Seite des witzigen überlegenen Verurtheilers der „Spezialisten“ stellen, von denen jeder „nur seine eigene Aera und sein eigenes Thema kennt“, ohne sich darum zu kümmern, was bei der Umtaufe von altberühmten Namen aus der litterarischen Ueberlieferung und Gewöhnung wird.

Es läßt sich erwarten, daß ein Mann von so viel Sinn für die Vergleichung des Früheren mit dem Späteren und für die Entwicklung der gesellschaftlichen Zustände aus gegebenen Ursachen dazu geneigt ist, aus seinen wissenschaftlichen Untersuchungen praktische Folgerungen zu ziehen. Ein Blick auf das Frankreich von 1789 zeigt ihm Landbau und Landbebauer nach Arthur Young's Beobachtung, verglichen mit den gleichzeitigen Erscheinungen Englands, sehr im Rückstande, während sich ein Jahrhundert später das Verhältniß umgekehrt hat. „Heute ist es der englische Landarbeiter, der schlechter wohnt, schlechter sich nährt und kleidet, mangelhafter unterrichtet wird, der nichts sein eigen nennt und nichts zurücklegen kann.“ Dies führt zur Aufwerfung der Frage, ob die englische Gesetzgebung nicht hinter der französischen zurückgeblieben ist, und welche Aufgaben für dieses Gebiet sie zu lösen habe. Ebenso nöthigt die Betrachtung des riesenhaften Anwachsens der modernen Großstädte den Verfasser dazu, sich mit einer Menge von Gegenständen zu beschäftigen, die im Vordergrunde heutiger Debatten stehen, mag es sich um die Frage der Leichenverbrennung handeln, für die er mit Entschiedenheit eintritt, oder um die Frage der Versorgung mit gutem Trinkwasser, um die Einrichtung von Volksspielen oder um die Ausschmückung mit Werken der Kunst. Es schwebt ihm ein hohes Ideal vor Augen, aber Annäherung an dasselbe erwartet er nicht nur von „Parlamentsakten, Vervielfältigung der Inspektoren oder einer einzelnen Maschinerie“. „Ideale“, so schließt er seine optimistische, aber nicht utopische Betrachtung, „werden langsam erreicht, nach vielen Anstrengungen, Mißerfolgen und Fehlgriffen. Um sie zu erreichen, bedürfen wir einer höheren gesellschaftlichen Moralität, einer weiteren Auffassung des menschlichen Daseins, einer menschlicheren Form der religiösen Pflicht“.

A. St.

Verantwortlicher Redakteur Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 14. Berlin, den 5. Januar 1895. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der 1. Januar brachte eine Reihe politischer Neujahrsempfänge, die eine gute Eigenschaft alle mit einander theilen; die Reden, welche bei dieser Gelegenheit ausgetauscht worden sind, enthielten keine erregenden Ueberraschungen; man sprach von Frieden und von den guten Absichten für die gedeihliche Entwicklung der Völker.

Das Ausland hat noch immer nicht gänzlich verlernt, Deutschland als eine Zufallsschöpfung anzusehen, die vom Glück eilig aufgebaut, eine Bürgschaft bleibenden Zusammenhaltens nicht gewähre. Ohne Bismarck und Moltke kein Deutschland, so behauptet diese Auffassung; und da jene beiden mächtigen Klammern den Reichsbau nicht mehr zusammenhalten, und da auch der vorsichtige Caprivi mit seinem Kapital an internationalem Vertrauen geschieden ist, so späht man nach Rissen, welche die Richtigkeit der eigenen Theorie bestätigen möchten. Vor Allem in Frankreich malt man sich eine Zukunft aus, welche die eigenen Hoffnungen durch die Hoffnung auf das Erstarken centrifugaler Bestrebungen in Deutschland stärken soll, und keine Regung des Partikularismus darf sich bei uns hervorwagen, ohne daß sie bei unserem Nachbar im Westen bedenkliche Illusionen erzeugt. Solche Illusionen beginnen heute wieder die tägliche Speise jener zu werden, die nicht zu vergessen vermögen.

Dies Anzeichen ist übel, und es bleibt übel, obgleich nur in völliger Verkennung der Sachlage die Franzosen zu ihrer Auffassung gelangen können.

Sie lesen in deutschen Zeitungen von einem Erstarken des Partikularismus, und Partikularismus bedeutet ihnen noch heute, was er um die schweren Tage von Königgrätz herum bedeutet hatte. Allein ein Zeitraum von fast dreißig Jahren gestaltet ein Volk bis in die Tiefen um, und ohne paradox zu sein, kann man sagen, daß freilich der Partikularismus von damals dem Reiche feindlich war, während jener der jüngsten Zeit gerade ein Zeichen für die Liebe zum Reiche ist.

Man kann nicht behaupten, daß an den süddeutschen Höfen auch nur der allergeringfügigste Vorgang sich abgespielt hätte, welcher als ein Merkmal feindlicher Gesinnung gegen die Reichseinheit zu deuten wäre; ein solcher Vorwurf gegen die süddeutschen Fürsten wäre ungerechtfertigt; und ebensowenig gibt es in der deutschen Bevölkerung Gruppen, die an Zahl oder Einfluß etwas bedeuten, und die sich zurücksehnten nach Zuständen vor der Gründung des Reiches. Solche Form des Partikularismus ist eine politische Kuriosität geworden. Der Partikularismus unserer Tage zeigt ganz andere Züge.

Deutschland ist ihm ein hohes Gut; an Deutschland hält er fest; aber gerade weil er die Festigkeit und die Ruhe und die stetige Entwicklung Deutschlands will, darum wendet er sich gegen jene Richtung reaktionärer, unruhiger preußischer Politik, die auch in das Reich einzubrechen droht, und die mit preußisch-junkerlichem Hochmuth als ein Gewebe aus „Zwirnsfäden“ die Reichsverfassung bezeichnet, mit der umzugehen sei, wie zu wiederholten Malen mit der preußischen Verfassung umgegangen worden ist. Eine Politik unberechenbarer Sprünge, und die immer kühner werdende Kreuzzeitungsanmaßung erinnert in Süddeutschland daran, daß das Reich ein Bundesstaat sei, und wenn das Junkerthum in Preußen und im Reich ostelbisches Regiment einführen möchte, so bedankt sich für solche Beglückung ein großer Theil der preußischen wie der übrigen deutschen Bevölkerungen, und die Regierungen der außerpreußischen Staaten beginnen ernster zu erwägen, was sie bei derartigen halsbrecherischen Experimenten zu verlieren haben. Der Partikularismus, der aus Erwägungen dieser Art hervorwächst, ist nicht feindlich der Reichseinheit; er ist vielmehr gerade um der Sicherheit des Reiches willen feindlich einer

Politik der Berliner jähen Entschlüsse und einer Politik nach dem Geschmack des reaktionären preußischen Junkerthums. In der That wächst im Reich eine Strömung, die eine antiberlinische und eine antijunkerliche Färbung hat; aber die antideutsch deswegen nicht ist.

Man wird in Frankreich lernen müssen, daß der Partikularismus unserer Tage, obgleich er ein Zeichen der Mißstimmung gegen die Berliner Politik ist, doch nicht den Schimmer einer Hoffnung Bestrebungen gewährt, die auf die Zerstörung des Reiches von außen hinarbeiten. Diese Gefahr besteht heute nicht.

Aber bedenklich sind die Anzeichen doch im hohen Grade aus anderem Grunde.

Preußen fängt an, von Neuem seinen Beruf in Deutschland zu verkennen. Ging die Gründung des Reiches nach Durchbrechung der früheren Kreuzzeitungspolitik von Preußen aus und kamen die belebenden politischen Impulse zur Zeit der Bismarck'schen Blüthezeit von Berlin, so beginnt jetzt wieder ein Abschnitt, wo man sich gegen die Berliner Einwirkungen zu schützen sucht, und wo rückläufig gegen eine gesunde Zusammenfassung des nationalen Lebens die abgesonderte Eigenart sich glücklich fühlt, den heute in Preußen vordringenden Mächten möglichst entrückt zu sein. Statt als stärkster Staat Deutschlands die stärkste Stütze des Deutschen Reiches zu sein, kommt Preußen in den Ruf, dem Deutschen Reich Gefahren zu bringen; es steckt das Bedenkliche dieser Sachlage darin, daß die großen preußischen Kräfte für jene Aufgaben, die ihnen zu erfüllen obliegen, von Neuem zu versagen beginnen, und es fragt sich, bis zu welchem Grade die aufgeklärten Schichten in Preußen und außerhalb Preußens im Stande sein werden, diese bedenkliche Entwicklung aufzuhalten und zu paralysiren.

Auf die Thätigkeit, welche dem Bundesrath bei dieser Arbeit zufallen kann, hat die Bevölkerung nur mit einem Umweg über die Einzellandtage unsicheren Einfluß. Eine unmittelbare Einwirkung gestattet allein der Reichstag; er ist das centrale Organ des deutschen Volkes, und er muß der Anker bleiben, der das Staatsschiff vor dem Abtreiben in gefährliche Strudel schützt.

Es ist traurig, daß dieser Anker, wie er heute beschaffen ist, vieles zu wünschen übrig läßt; aber gerade die Erkenntniß dieser Thatsache und die Erkenntniß, daß das deutsche Bürgerthum den Reichstag wieder zum Instrument seiner Politik machen muß, sollte in so unerfreulichen Zeiten unaufhörlich geweckt werden, damit wenigstens eine bessere Zukunft vorbereitet wird.

Der Berliner Bierboykott ist durch einen Vergleich der Betheiligten zu Ende geführt worden. Dieser Vergleich hat von den verschiedenen Seiten eine Beurtheilung erfahren, die von einander absticht: wie schwarz von weiß. Die reaktionäre Tendenz färbt den Vergleich zu einer Niederlage der Brauereien, um damit Stimmung für neue Zwangsgesetze gegen die Sozialdemokratie zu machen; und in einzelnen sozialdemokratischen Versammlungen wurde wiederum behauptet, daß die Arbeiter von ihren Führern an die Brauereien verrathen worden seien. In Wirklichkeit hat der Ausgang natürlich weder diesen noch jenen Charakter.

Zwei Gegner haben in langem und erbittertem Kampfe die Erfahrung gemacht, daß jeder dem andern freilich sehr schwere Wunden beibringen kann, ohne doch zum Sieger zu werden. Dieses handgreifliche Ergebniß ist eine Bürgschaft dafür, daß auch die Sozialdemokratie sich hüten wird, frivol einen neuen die Partei schwächenden Kampf vom Zaun zu brechen, und ihr zäher Widerstand leistet ihr zugleich die Gewehr, daß das Unternehmerthum sich in den Grenzen berechtigter Forderungen halten wird.

Nieder auf die Knie mit den Arbeitern, rufen die einen; nieder auf die Knie mit den Unternehmern, rufen die anderen. Dem Staate, der auf das Zusammenarbeiten beider angewiesen ist, wird am besten gedient sein, wenn beide erfahren, daß die friedliche Verständigung besser als der Kampf ist, und solche Erfahrung wird nur heilsam sich bethätigen können, wenn sie von der freiwirkenden Macht der realen Verhältn[isse] und ohne Dazwischengreifen der Staatsgewalt ertheilt ist.

Es sind gewiß schmerzliche Wunden, welche der Ueberm[uth] untergeordneter sozialdemokratischer Agitatoren den Arbe[it]gebern geschlagen hat, allein die Erziehung der Arbeiter [läßt] sich ohne solche Kämpfe wirksam nicht vollbringen, und [gerade] im Interesse seiner eigenen Sicherheit muß das Kapital [e]iner weitsichtiger Politik auch zu Opfern dieser Art bereit sein. [In] solcher Auffassung liegt gerade der Unterschied zwischen [der] Politik kapitalistischer Schlotbarone, die unmittelbar [nach] dem Schutzmann rufen, und jenem angeblich ausschließ[lich] geldgierigem Manchesterthum, das seine Erfahrungen [in] England gesammelt hat.

Der preußische Landtag ist für den 15. Januar be[rufen] sen worden.

In Ungarn ist die Entscheidung noch immer nicht [ge]fallen, und der Ausgang der Krisis bleibt dunkel, doch [hält] man in ungarischen liberalen Kreisen noch immer an [der] Ueberzeugung fest, daß ein Personen-, nicht ein Systemwe[chsel] von der Krone beabsichtigt ist.

* * *

Die Götter Griechenlands.

Daß es in unserer Zeit mit dem Christenthum be[rg]abgehe, ist eine Klage, die man nicht, wie es in frühe[ren] Zeiten stehend war, von den Geistlichen allein au[s]sprechen hört, sondern die auch in der Laienwelt viel[fach] laut wird. Und anscheinend mit mehr Grund als je zuvor. Das Christenthum, soweit es dogmatisch von Theologen vorgetragen wird, scheint sich rascher und immer rasche[r] unter dem Einfluß so vieler kritischer Säuren, mit welchen es von Naturwissenschaft und Philosophie übergossen wird, zu zersetzen. Dagegen kann sich kein Auge ver[]schließen. Allein ebenso unzweifelhaft wächst ein anderes Christenthum gerade in unseren Tagen mit verdoppelter Kraft empor und schlägt Wurzeln und reift Samen in Ge[]bieten, die ihm Jahrhunderte lang nur sehr bedingt an[ge]hörten; ein Christenthum sozialer Ideale, wie es um Beginn unserer Zeitrechnung seinerseits das Heidenthum zersetzte, ja, wie es sich schon vor der Geburt Christi in einzelnen Er[]scheinungen hervordrängte. Das Evangelium der Mühseligen und Beladenen, das damals schon einmal die Welt eroberte, ist eben jetzt im Begriffe, die Eroberung, die ihm allgemach [in] Turnier und Minnedienst, in Renaissancekunst, Encyklopädistenphilosophie, Goethe'schen Dichtungen und Mozart'schen Melodien verloren gegangen war, abermals zu vollziehen. Auf Theologie kommt es dabei wenig an; es ist der alte galiläische Geist, der die Welt wiederum, und nicht bloß [in] den Kreisen, die etwa der Heilsarmee angehören, ergreift. Wiederum schleudert der blasse, bluttriefende Nazarener sein schweres Kreuz auf die Tafel der olympischen Götter, daß Nektar und Ambrosia verschüttet werden, und, wie Heine das so farbenprächtig schildert, die Götter vor Schrecken erbleichen und sich in Nebel auflösen. Die wahren Christen haben daher gegenwärtig weniger Grund denn je zu Klagen und seufzenden Lamentationen über die finsteren Gewalten des Umsturzes Raum zu geben. Diese Gewalten bedrohen nur einige Formen und Formeln des Christenthums; seinem Wesen sind sie vielmehr verwandt, sie haben sogar seine Grundgedanken auf ihr Panier geschrieben.

Und das ist es auch ohne Zweifel, was der Heilige Vater gemeint hat, als er jüngst seinen Kardinälen die erfreuliche Nachricht von dem Wiedererwachen des Glaubens mittheilte. Auf alle die Seelen afrikanischer und asiatischer Nichtchristen, die lege artis zum Christenthum bekehrt werden, kommt es in Rom gewiß nicht so sehr an, als

daß im eigenen Hause der Geist im Wachsen sei; das ist eine Thatsache, die allerdings mit hoher Befriedigung verkündet werden durfte. Welch ein Gegensatz gegen die altgewohnten Lamentationen von früher! Wie hat sich das Blatt gewendet! Wenn geklagt werden soll, so ist es Sache der Heiden, zu klagen über die tiefe Depression, die den heiteren, ewig blauen Himmel der Götter Griechenlands jetzt so schwer verhängt hat mit grauen, freudlosen Regenwolken, unter deren Last der schwarze Rauch unzähliger Fabrikschornsteine und der Armeleutegeruch erstickend sich niederschlägt. Die Frommen, die so undankbar sind, diese Zeiten für schlecht zu erklären, erinnern an die Geschäftsleute, die, je reicher sie werden, desto herzbrechender über den flauen Markt seufzen. Sie können so ihre Triumphe sehen, wohin sie sich wenden. Die große soziale Frage beherrscht mit unentrinnbarer Macht jeden denkenden Kopf, nicht bloß den Politiker, nicht bloß den Philosophen, sondern auch den Dichter, auch den Maler, nicht bloß den gereiften Mann, sondern den Jüngling und den Knaben, nicht bloß die großen Städte, sondern jede, auch die einsamste Menschenwohnung. Sie scheint Alles zu sein und außer ihr Nichts des Schweißes der Edlen werth. Wie das Evangelium der Mühseligen und Beladenen zur Thatsache werden könne, das ist die Losung des Tages, und wenn die Christen sich auch wundern über die Mächte, die sich mit ihnen zur Lösung dieser Frage verbunden, und wenn sie sich auch vor ihrer rohen Energie entsetzen und gern die Angelegenheit nach wie vor dem Konsistorium und den Kirchenältesten und der Kinderlehre reservirt sehen möchten — daß die Frage eine eminent christliche ist, werden sie nicht verkennen. Eminent christlich im Gegensatz zu einer heidnisch wissenschaftlichen oder künstlerischen.

Wie freudlos und antiheidnisch grau ist unsere Welt geworden! Krankenhäuser, Alters- und Invalidenversicherung, Ferienkolonien, Bestrebungen gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, Thierschutz, Vereine gegen Bettelei und zahlreiche ähnliche Faktoren spielen in unserer Kultur die führende Rolle; überall der Versuch, sich mit der heutenden sozialen Frage abzufinden, bald aus redlichem, warmem Herzen, bald aus Angst vor einer akuten Revolution. Noch nie zuvor hat das Leid soviel Mitleid gefunden; denn noch nie zuvor hat das Leid sich einer so einstimmigen Sachwalterschaft aller neun Musen erfreut; die Kunst scheint ganz in der Darstellung der Misère aufzugehen. Aus den Dichtungen Tolstoi's und Zola's und Ibsen's und der modernen Jüngsten Deutschlands trieft es uns förmlich entgegen von Thränen und dem bitteren Schweiß enterbter Sklaven. Ein Gang durch eine unserer vielen Kunstausstellungen führt uns an meilenlangen Kartoffeläckern und Rübenfeldern vorüber in die Dachkammern hungernder Proletarier, zu elendem Volke, das die schwarzen Fäuste drohend gegen den Schornsteinwald des Horizontes erhebt oder verthiert und blöde ins hoffnungslose Nichts glotzt. Und ganz besonders liebt es die Modemalerei, diese Misère in direkten tendenziösen Konnex mit Symbolen oder auch ganz persönlich deutlichen Repräsentanten christlicher Ideale zu setzen. Bald werden mystische Beleuchtungseffekte, bald die Gestalten Christi und der heiligen Jungfrau zur Illustrirung des Programms herangezogen, oft genügt auch die bloße Benamsung im Kataloge, irgend einer malerischen Kläglichkeit den Rang eines Heiligenbildes zu vindiziren. Seit grauen Jahren oder sind nicht so viele Motive aus dem Evangelium und den Legenden der Heiligen zu Gemälden benutzt worden als heute: Bergpredigten, Kreuztragungen, Grablegungen, Visionen und Verzückungen — alle mehr mit unverkennbarem Seitenblick auf moderne soziale Probleme als malerischer Intuition zu Liebe gemalt, nehmen die Ehrenplätze unserer Kunsthallen und Kunstfeuilletons ein. Derweilen wird in musikalischen Kreisen verkündigt, daß die Abendmahlscene im Parsifal die höchste Offenbarung der Tonkunst sei. Sollen wir hier auch noch, um die Architektur nicht leer ausgehen zu lassen, den wahrlich nicht aus heidnischer Formenfreudigkeit hervorgehenden Bau des Berliner Monstredomes nebst der Errichtung zahlloser Kirchen jeden Kalibers in großen und kleinen Städten anführen, so haben wir auf das Uebergewicht des Galiläerthums in den meisten Künsten hingewiesen. Außer der Skulptur hält sich das Ballet einstweilen noch frei von nazarenischen Tendenzen; dafür kommt dieses aber auch ganz aus der Mode und sieht einem baldigen Tode entgegen; habeat sibi! Das Heidenthum wird diesem ihm mit sehr zweifelhaftem Rechte zugeschriebenen Wechselbalge nicht nachtrauern. Bedenklicher wird es schon das Haupt schütteln, wenn in skandinavischen Distrikten, in Jütland, in Norwegen oft viele Quadratmeilen weit die Lust am Tanze völlig erloschen scheint und die junge Welt mit ernsthaft heruntergezogenen Mundwinkeln selbst Sonntagnachmittags in der Bibelstunde sitzt und sich allenfalls in der Dämmerung einen stillen verzweifelten Schnaps bewilligt.

Ja, sogar unsere heidnischsten Heiden, die letzten versprengten Trümmer der alten klassischen Garde, stehen nicht mehr naiv mit beiden Füßen auf dem heiligen Boden von Delos oder Paphos, sondern stecken in einem Venusberge, aus dem sie sich oft in stillen Stunden des Elends hinaussehnen in das Reich der Elisabeth. Die Form ist ihnen vielleicht, wenn sie gerade ausübende Künstler sind, noch Alles, Alles, insofern sie ausübende Künstler sind; aber nebenbei sind einige von ihnen vielleicht Grübler, Menschenfreunde, Atlanten, die sich berufen fühlen, eine Welt, die ganze Welt der Schmerzen, zu tragen — und dann ade! Form! ade Künstlerschaft! Dann scheint vielleicht ein rettendes Bemühen um einen verkommenden Säufer oder ein Almosenbesuch bei einem sterbenden alten Weibe ein edleres Werk als Gott weiß welche Venusstatue. Makart hätte schwerlich so schönes Fleisch gemalt, wenn er das, was man heute gemeiniglich Geist und Gemüth nennt, gehabt hätte. Und Uhde hätte zur Zeit schwerlich ein so großes Publikum, wenn nicht die Menge vor lauter Gemüth farben- und formenblind geworden wäre. Wäre nicht der alte eingelernte Respekt, trotz aller ästhetischen Umsturzbestrebungen, immer noch ein wenig vorhanden, wer würde denn am Rasenden Roland, am Sommernachtstraum, an Figaros Hochzeit noch Geschmack finden?

Bekämpfen sich also das galiläische und das attische, das christliche und das heidnische Prinzip nicht nur als große öffentliche Strömungen in der Gesellschaft, sondern auch als intime Strömungen in der Seele des Individuums und neigt sich dort sowohl wie hier der Sieg anscheinend der ersteren zu, so ist damit freilich noch nicht das Grablied des Heidenthums gesungen. Wir brauchen wegen eines Sonnenuntergangs nicht gleich ewige Nacht zu fürchten. Der Morgen wird schon einmal wieder anbrechen, und auch die Nacht ist zum Gedeihen der Kreatur nothwendig. „So lange die Erde stehet, soll nicht aufhören Saat und Erndte, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“

A. Fitger.

Die Moral des Berliner Bierboykotts.

Der große Berliner Bierboykott ist beendigt: nicht in allmählicher Versumpfung, sondern durch einen formellen Friedensschluß zwischen den beiden kriegführenden Mächten. Keiner der beiden Theile hat einen vollen Sieg erfochten, und gerade darin sehen wir eine glückliche Lösung. Bei Kämpfen zwischen Arbeitern und Unternehmern ist ein Sieg, der mit der glatten Niederlage der Gegenpartei endigt, fast regelmäßig die Quelle neuer Streitigkeiten. Ist es schon unklug, in Kriegen mit fremden Völkern die Besiegten bis zum Aeußersten zu demüthigen, so verstößt es gegen die einfachsten Grundsätze sozialer Klugheit, wenn ein Streit wirthschaftlicher Parteien, die nothwendig auf einander angewiesen sind, in kränkender Unterwerfung der einen Seite seinen Abschluß findet. Die bitteren Lehren des Bierboykotts wirken

heute, wo die Heißsporne auf beiden Seiten sich als Unzufriedene gebärden, ohne wesentliche Beimischung von Uebermuth und Beschämung. Beide Theile haben ein Haar in derartigen Kraftproben gefunden, und dies Gefühl verbürgt den Frieden besser, als es die pfiffigsten Punktationen irgend eines Friedens-traktates vermöchten. Die beiderseitig acceptirten Friedensbedingungen sind denn auch thatsächlich von ganz untergeordneter Bedeutung. Es handelte sich ja schließlich nur noch darum, eine Konkordienformel zu finden, die zwischen Sieg und Niederlage die möglichst genaue Mitte einhielt.

Will man gerecht sein, so muß man zugestehen, daß es für die Führer der Sozialdemokraten viel schwieriger war, zurückzuweichen, als für die Brauereiunternehmer. Die Ersteren hatten auf leidenschaftliche Massen Rücksicht zu nehmen, die von jedem geschickten Schreier in Volksversammlungen um so leichter gegen die Besonnenheit aufgewiegelt werden konnten, als die eigentlich Leidtragenden nur einen verschwindend kleinen Theil der kämpfenden Massen bildeten. Die Brauereiunternehmer dagegen hatten mit kapitalistischen Interessenten zu rechnen, die mit ihrem privaten Geldbeutel für das gesammte Unternehmerthum in einem Kampfe bluten sollten, der mehr und mehr einen prinzipiellen Charakter annahm. Die Führer des Brauerrings konnten daher ziemlich sicher darauf zählen, daß jeder nur einigermaßen ehrenvolle Friedensschluß von ihren Hintermännern ratifizirt werden würde.

Die aus der Natur der Dinge erwachsenden besonderen Schwierigkeiten für die Arbeiterführer haben es denn auch verhindert, daß nicht bereits vor drei Monaten der Bierboykott aufgehoben wurde. Die sozialdemokratischen Führer wollten ersichtlich schon damals den Frieden, aber die hinter ihnen stehenden Massen waren dafür noch nicht reif. Der Reichstagsabgeordnete Auer räumt das in einem sehr interessanten „Rückblick auf den Berliner Bierboykott“ in der letzten Nummer des „Sozialpolitischen Centralblatts“ ziemlich unumwunden ein. Seine Zugeständnisse und die daran geknüpften Mahnungen gehen aber noch viel weiter und machen den Auer'schen Artikel zu einer höchst lehrreichen Publikation, nicht bloß für Arbeiter, sondern auch für Unternehmer.

Auer konstatirt zunächst:

„Kein voller Sieg für die Arbeiter, gewiß, aber ein Friedensvertrag mit allen Ehren. Das ist das Ergebniß dieses 8 Monate langen Kampfes“;

und er fährt dann fort:

„Wenn wir die Opfer dieses Kampfes überschauen und uns vergegenwärtigen, daß heute noch hunderte von Familienvätern ohne Existenz sind und aller Voraussicht nach für die nächsten Monate noch bleiben werden, dann dürfen wir jetzt, nach dem Friedensschluß, uns wohl auch die Frage stellen: ist bei diesem Kampfe nicht manches geschehen, was vielleicht besser hätte vermieden werden können?

Wollen wir ehrlich sein, dann können wir diese Frage nicht unbedingt mit Nein beantworten.

Wir haben aus unserer Ueberzeugung, daß von den Führern des Brauerringes die Auseinandersetzung provozirt worden ist, kein Hehl gemacht, ebenso wenig wollen wir aber verschweigen, daß der Beschluß in der Rixdorfer Versammlung vom 6. Mai eine große Ungeschicklichkeit war. Nun liegt es uns durchaus fern, für diesen Beschluß irgend Jemand verantwortlich machen zu wollen. Aber das ist gerade das Bedenkliche an der Situation, daß solche Beschlüsse zu Stande kommen können, ohne daß Jemand vorhanden ist, der die taktische Verantwortlichkeit dafür trägt. Die moralische Verantwortlichkeit und die Folgen davon bleiben auf der Partei haften und diese trägt unter Umständen — wie Figura zeigt — schwer genug daran. . . . Die Parteigenossen werden sich daran gewöhnen müssen, sich der Tragweite ihrer Beschlüsse und Handlungen mehr bewußt zu werden, als dies bis jetzt theilweise der Fall war.

Wir sind überzeugt, daß nicht einer der Redner und Antragsteller aus der Rixdorfer Versammlung auch nur eine leise Ahnung davon hatte, welche Folgen ihr Vorgehen im Gefolge haben konnte, und doch konnte jeder mit den thatsächlichen Verhältnissen Vertraute damals wissen, daß das Maß der Erbitterung bei den Brauherren voll war, und daß es nur eines Tropfens bedurfte, um es zum Ueberlaufen zu bringen.

Wer heute die Folgen des Rixdorfer Beschlusses überschaut, der wird sich sagen müssen, daß Familienglück und Wohlbefinden von Hunderten in Zukunft nicht mehr so leichthin in Frage gestellt werden darf. Kein Organ ist ungeeigneter, wichtige, taktische und prinzipielle Fragen zu würdigen und zur Entscheidung zu bringen, als sogenannte Volksversammlungen. Die Zusammensetzung solcher Versamml[ungen] wird stets vom Zufall abhängen, und der Zufall wird deshalb [illegible] stets ihre Beschlüsse beherrschen. Da aber, wo es sich um Entscheidun[gen] von höchster taktischer und prinzipieller Wichtigkeit handelt, da kann [und] darf der Zufall nicht das entscheidende Wort sprechen.

Diese Binsenwahrheit wird hoffentlich auch den Berliner Par[tei]genossen, wie überhaupt den Anhängern der sozialdemokratischen P[artei] mehr zum Bewußtsein kommen, als dies bisher der Fall war.

Eine weitere Lehre, die die Arbeiterschaft aus dem nunmeh[r] geschlossenen Kampfe unserer Meinung nach ziehen soll, ist die, da[ß es] noch nicht genug ist, einen Kampf mit aller Energie und Bravo[ur zu] führen, sondern daß auch in diesem Falle sich der Meister in der E[nt]scheidung zeigt.“

Mir scheint, in dieser offenen Anerkennung begangen[er] Fehler und in dieser resoluten Mahnung an Parteigeno[ssen,] die nur ziemlich widerwillig der Besonnenheit ihrer Füh[rer] nachgegeben haben, liegt wahre Kraft, im Gegensatz zu [den] Rodomontaden, mit denen uns die sozialdemokratisch[en] Kraftmeier gelegentlich regaliren. Eine Partei, der man [...] Führer derartiges in einem solchen Augenblicke unbedenk[lich] sagen kann, ist gewiß nicht jener revolutionäre Wolf, m[it] dem man die Bourgeoisschäfchen schreckt, um sie leichte[r ...] die reaktionären Hürden zu scheuchen. Es ist überha[upt] eine reichlich starke Zumuthung an die Gedankenlosigk[eit,] wenn die Sozialdemokratie von heute noch immer so [be]handelt wird, als stände sie unter dem Einflusse eines M[ost] oder Hasselmann und lechze nur nach einer Gelegenhe[it,] mit den schwieligen Arbeiterfäusten die gegenwärtige Staa[ts-] und Gesellschaftsordnung zu zertrümmern. Keine Par[tei] hat als politische Partei bei einer gewaltsamen Dur[ch]brechung der Rechtsordnung mehr zu verlieren, als d[ie] sozialdemokratische. Nicht Tugendhaftigkeit, sondern Ve[r]stand — der in der Politik werthvoller ist als Tugend — hält deshalb die organisirte Sozialdemokratie davon zurü[ck,] ihre Ziele unter Anwendung von Gewalt zu verfolge[n.] Kann die Sozialdemokratie zu ernstlichen Gewaltthätigkeit[en] verlockt werden, so ist sie politisch geliefert. Je vorsichtig[er] sie sich dagegen innerhalb des Rahmens der einmal [be]stehenden Gesetze hält, um so sicherer setzt sie diejenigen [ins] Unrecht, die ihnen mit Umsturzvorlagen und ähnlich[en] Künsten zu Leibe gehen wollen. Aus dem Kampfe [um] staatsbürgerliche Gleichberechtigung erwächst der Sozi[al]demokratie beständig neue Kraft. Ihre Schwäche begin[nt] da, wo wahre Rechtsgleichheit und gerechte Behandlung [sie] zwingt, mit ihren spezifischen Weltbeglückungsplänen [her]vorzukommen.

Th. Barth.

Aus der preußischen Landeskirche.

Das abgelaufene Jahr wird einen bedeutsamen Wend[e]punkt in der Entwicklung der evangelischen Landeskir[che] Preußens und leider der gesammten deutschen evangelisch[en] Kirche darstellen. Denn wie von Preußen her [die] politischen Geschicke Deutschlands Antrieb und Richtun[g] empfangen, so gilt dies auch für die evangelische Kirch[e] Deutschlands. Die Zeiten sind vorüber, wo die auße[r]preußischen Landeskirchen Deutschlands sich gegen die [von] Preußen her vordringende kirchliche Entwicklung des deutsch[en] Protestantismus in dem Hafen eines eigenen Landesrech[ts] und selbständiger kirchlicher Einrichtungen geborgen glaub[en] konnten. Sie müssen schon heute, wenn sie Augen für [die] Thatsachen haben, spüren, daß ihnen keine andere Lage m[ehr] beschieden ist als den formell auch nach außerhalb des Or[ganismus] der sogenannten preußischen Landeskirche (de[r] älteren Provinzen) stehenden Landeskirchen der neuen pre[u]ßischen Provinzen. Ungeachtet der von dieser Seite [...] gelegentlich immer wiederkehrenden Proteste gegen den A[n]schluß an die preußische Unionskirche vollzieht sich dieser Anschluß unaufhaltsam dennoch, wenn auch vorerst nur innerlich in der gleichmäßigen Ausbildung eines Konfessio[nalismus,] welcher die spätere formelle Vereinigung nur [...]

u einer Frage der Zeit machen kann, und um so leichter machen wird, als der Unionscharakter der preußischen Landeskirche längst aufgehört hat, der evangelisch-protestantische zu sein, für welchen König Friedrich Wilhelm III. am 27. September 1817 den bekannten Aufruf zur dritten Säkularfeier der Reformation erließ. An die Stelle dieser Union ist längst die Union Friedrich Wilhelms des IV. getreten, welche der jetzige Präsident des preußischen Evangelischen Oberkirchenraths Dr. Barkhausen in der Sitzung der preußischen Generalsynode vom 14. November 1894 ausdrücklich als auch in den Intentionen des gegenwärtigen höchsten Inhabers des Kirchenregiments gelegen erklärt hat, jene konföderative Union, welche nichts ist als eine gegenseitige Versicherungsanstalt möglichst scharf ausgebildeter Konfessionskirchen. „Der gegenwärtige Rechtsstand unserer (der preußischen Landes-) Kirche — sagte Dr. Barkhausen den thatsächlichen preußischen Zuständen durchaus entsprechend — ist rechtlich und thatsächlich am Besten durch den Ausdruck konföderative Union bezeichnet, die an die Stelle der früheren, eine Absorption der Bekenntnisse bewirkenden getreten ist." Dieser Union bahnt ganz besonders auch die mit der Synodalverfassung der preußischen Landeskirche eingeleitete Entwicklung großer kirchlicher Parteien unaufhaltsam die Wege. Die Kirchen der neuen preußischen Provinzen und diejenigen der nicht preußischen Länder befinden sich ihr gegenüber in der gleichen Lage. Die großen konfessionellen Parteien der preußischen Landeskirche wirken wie die Widder der römischen Kriegsmaschinen gegen die Mauern der andern deutschen Landeskirchen; sie werden dieselben unfehlbar niederlegen, wenn die Kirchenregierungen dieser letzteren sich gegen das Eindringen derselben nicht energisch zur Wehr setzen und die Glieder ihrer Kirche zur Vertheidigung aufrufen und lebendig machen sollten. Wo das nicht mehr geschieht — wie in Baden — sind die klaffenden Risse in den Mauern der Landeskirche schon deutlich erkennbar.

Unter diesem Gesichtspunkte gewinnt die Entwicklungsphase, in welche die preußische Landeskirche durch die letztversammelt gewesene außerordentliche Generalsynode und das von derselben beschlossene Agendenwerk versetzt worden ist, eine weit über den Umfang der preußischen Landeskirche hinausreichende Bedeutung. Der äußerlichen Organisation dieser Kirche, wie solche sich durch die Synodalverfassung der 70er Jahre vollzogen hat, tritt nun die innere des gottesdienstlichen und sakramentalen kirchlichen Lebens derselben zur Seite.

Auf diese Bedeutung der Sache ist schon wiederholt in diesen Blättern aufmerksam gemacht worden. Jetzt liegt das Werk der Generalsynode vor. Einstimmig beschlossen am Jahrestage der Geburt des großen deutschen Reformators — welchen Tag man ausdrücklich dafür ausersehen hatte, um von dem Glanze, den dieser Tag für jeden evangelischen Deutschen hat, etwas auf das Werk fallen zu lassen — und in einer Art Ekstase gepriesen wie ein Werk, bei welchem der heilige Geist mitgewirkt, wird dasselbe am besten dadurch charakterisirt, daß seine Urheber sofort über seinen Sinn und eigentlichen Inhalt in die lebhaftesten Meinungsverschiedenheiten gerathen sind und jeder seine Zustimmung damit begründet oder besser entschuldigt, daß er sich nachzuweisen bemüht, nur in seinem, nicht aber in der andern Sinne sei das Werk beschlossen.

Die dogmatische Formel des sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisses bildet den Mittelpunkt des Werkes und des darum — nicht unter den kirchlich Liberalen, denn diese sind von der Vertretung in der Generalsynode ausgeschlossen, sondern — unter den Werkleuten sofort darüber entbrannten Streites. Die Formel ist bekanntlich zum Schiboleth des Konfessionalismus geworden. Sie bildet das Mittel, womit auch die evangelische Kirche zu einem Tempel dogmatischen und hierarchischen Zwanges gemacht werden soll. Auf das Apostolikum sollen — nach dem Verlangen der konfessionellen Parteien — die Kinder, als auf den christlichen Glauben getauft werden, zu dem Apostolikum als dem christlichen Glauben sollen sich die Konfirmanden bekennen, auf das Apostolikum als auf den Christenglauben sollen die Geistlichen für ihr Lehramt in der Ordination verpflichtet werden. Darum vornehmlich, ob die sichtbare Kirche eine solche des christlichen (wahrhaften inneren) Glaubens oder eine solche äußerlichen dogmatischen Bekennens sein soll, wird gekämpft und ist in der Generalsynode verhandelt und beschlossen worden.

Wohin hat nun die einstimmig angenommene neue Agende entschieden?

Die Mehrheitsparteien behaupten ebenso bestimmt, daß die Entscheidung für den Zwang an das Dogma gefallen sei, wie die von Herrn Professor Dr. Beyschlag geführte Minderheits-, gemeinhin die Mittelpartei genannt, daß sie gegen den Zwang gefallen sei. Eigentlich sollte Herr Dr. Beyschlag es wissen, denn sein sogenannter Vermittlungsvorschlag hat der Generalsynode die Brücke zu der gefundenen Einstimmigkeit gebaut. er ist in Wahrheit der heilige Geist, der alles zusammen geführt hat. Nach ihm soll künftig im Hauptgottesdienst das Apostolikum nur mit den Einleitungsworten bekannt werden dürfen: „Lasset uns in Einmüthigkeit des Glaubens mit der gesammten Christenheit also bekennen." Dr. Beyschlag versichert, daß durch diese seine Formel ein scharfer Strich zwischen dem christlichen Glauben, in dessen Sinne danach nur das Apostolikum bekannt werden soll und diesem selbst gezogen, und also kein Bekenntniß zu letzterem geschehen soll. Und wenn — entgegen dem Vorschlage des Kirchenregiments und der Agendenkommission — das Apostolikum auch in die Ordinationsordnung der Geistlichen — nach dem Verlangen der Mehrheitsparteien — aufgenommen ist und der einzuführende Geistliche es dabei vor der Gemeinde als Bekenntniß verlesen soll — so behauptet wiederum Professor Dr. Beyschlag, daß auch damit keine Verpflichtung des Geistlichen auf das Apostolikum als solches begründet sei, denn die Verlesung desselben sei nur in dem besonders konstruirten liturgischen Theil der Ordinationshandlung, nicht in dieser selbst angeordnet, der Ordinande bekenne es also nur, wie es in jedem Hauptgottesdienste vom Geistlichen bekannt werden soll. Dr. Beyschlag versichert, daß er in der Kommission der Generalsynode bestimmt erklärt habe, wenn die Einführung des Apostolikums in die Ordinationsordnung anders verstanden werden sollte, dann würden er und seine Freunde der Agende die Zustimmung versagt haben, und dazu hätten die Mitglieder der Mehrheitsparteien der Synode geschwiegen. Danach habe denn die Mittelpartei der Einführung in die Ordinationsordnung zustimmen können, und sogar müssen (!), denn der Präsident des Oberkirchenraths habe erklärt, daß die Agende auch dann die Sanktion des Kirchenregiments empfangen werde, wenn die Mehrheit der Generalsynode dasselbe sogar in die eigentliche Ordinationshandlung und Verpflichtung aufnehmen würde. Durch das Stillschweigen der Synodalmehrheit zu der tapferen Erklärung des Dr. Beyschlag in der Kommission beruhigt, hat also auch die Mittelpartei gemeint, dem Verlangen der Mehrheit entsprechen zu sollen. Diese Mehrheit selbst aber hat sich das Beispiel und die Logik des Dr. Beyschlag zu eigen gemacht, und hat bei der Berathung des Kommissionsbeschlusses in der Plenarversammlung der Generalsynode ebenso bestimmt erklärt, daß sie die Sache anders auffasse als Dr. Beyschlag und dazu haben wiederum Dr. Beyschlag und seine Freunde geschwiegen. Der Wortführer der konfessionellen Partei, Superintendent Holtzheuer, hat ausdrücklich Namens seiner Partei erklärt, daß dieselbe der neuen Agende nur zustimme, weil in derselben die Bekenntnisse ganz dieselbe verpflichtende Kraft haben, welche sie bisher — (nach Meinung der Konfessionellen) — gehabt haben; und der Wortführer der Partei der sogenannten positiven Union, der Geheime Justizrath Professor Dr. Zorn hat erklärt, daß seine Partei das Bekenntniß des Apostolikums auch von den Ordinanden fordere, als auf das „Ja und Amen der Kirche zu dem unabänderlichen einzigen und Echten der Reformation, dem Worte Gottes", und daß sie dabei die Frage der juristischen Verpflichtung als überflüssig bei Seite lasse, da „der Geistliche, welcher in der heiligen Stunde seiner Ordination das Apostolikum (in der Liturgie)

bekennt, dadurch als aufrichtiger Mensch innerlich viel stärker gebunden sei, als dies durch eine formalgesetzliche Vorschrift je geschehen könnte." — Die Mehrheit der Generalsynode hat also keinen Zweifel gelassen, daß sie das Apostolikum in verpflichtendem Sinne in die neue Agende aufgenommen hat.

Durch diese einander diametral widersprechenden Erklärungen derer, welche dem neuen Agendenwerke zugestimmt haben, über Inhalt und Bedeutung desselben ist der Agende — wie man sieht — der Stempel einer Zweideutigkeit aufgedrückt, welche die evangelische Gemeinde vor die verwirrende Erscheinung stellt, daß jede der mitwirkenden Parteien und Richtungen sich den Sieg zuschreibt. Herr Stöcker ruft frohlockend aus: „Ueber Bitten und Verstehen herrlich ist der Erfolg; der alte Glaube ist an allen bedrohten Stellen aufrecht erhalten. Wir haben an allen Punkten, wo wir es vorher beschlossen hatten, das Apostolikum festgehalten, ganz besonders auch in dem Ordinationsformular." — Dr. Beyschlag aber meint, daß die Generalsynode mit Annahme der neuen Agende der Mittelpartei nur in der Form Nachgiebigkeit auferlegt, in der Sache selbst aber ihrerseits der Mittelpartei nachgegeben habe.

Welche Richtung, ob die des konfessionalistischen Dogmenzwanges oder diejenige der Vermittlung zwischen christlichem Glauben und christlichem Dogma wirklich den Sieg errungen hat, ist danach — das liegt auf der Hand — nicht durch die Agende selbst entschieden, sondern das wird erst durch die Anwendung in der kirchlichen Handhabung, namentlich in derjenigen durch die kirchenregimentlichen Behörden und Organe bestimmt werden. Im Hinblick auf diese aber bedarf es kaum des Nachdenkens, um zu erkennen, daß der thatsächliche Sieg voll auf der Seite des Konfessionalismus und der Mehrheitsparteien der Generalsynode liegen wird. Die Mittelpartei wird wieder einmal das Nachsehen und den Konfessionellen die Kastanien aus dem Feuer geholt haben. In der Anwendung und der praktischen Bedeutung der neuen agendarischen Ordnung für die wahre Gestaltung des kirchlichen Lebens tritt die neue synodale Verfassung der Landeskirche in ihr Recht, und damit auch die tiefgreifende Veränderung in Geltung, welche die neue Agende gegenüber der Bedeutung haben und entwickeln wird, welche der alten Agende von 1829 in der preußischen Landeskirche bisher beigewohnt hat. Man mag zugeben, daß — formell betrachtet — die neue Agende gewisse Abmilderungen des dogmatischen Zwanges innerhalb der Kirchenordnung aufweist; aber diese ganze Ordnung war in der Kirche der Union von 1817 nur mehr reglementarischer Natur, und über der Geltung derselben wachte ein von staatlichen Gesichtspunkten sehr wesentlich mitbestimmtes landesherrliches Behördenregiment. Daher konnte sich innerhalb dieser Ordnung auch eine starke „liturgische Selbsthilfe" — wie man sich ausgedrückt hat — entwickeln und hat sich ausgebildet, welche es den einzelnen Geistlichen und Gemeinden bisher gestattete, in ziemlicher Freiheit unter mannigfacher Abweichung von der an sich zu Recht bestehenden agendarischen Ordnung ihr kirchliches und geistiges Leben in Uebereinstimmung mit ihrem christlichen Glauben zu gestalten. Dieser vermeintlichen „Willkür" ein Ende zu machen und solchergestalt die evangelische Kirche — wie man meint — der römisch-katholischen gegenüber durch eine einheitliche Gestaltung ihrer gottesdienstlichen Formen kräftiger, widerstandsfähiger und ebenbürtiger zu machen, ist aber der ausgesprochene Zweck der neuen Agende. Und über die Erfüllung dieses Zweckes und die Handhabung dessen, was ihr eigentlicher Inhalt ist und sein soll, werden nunmehr — der Synodalordnung entsprechend — nicht mehr von staatlichen Gesichtspunkten mitbestimmte Behörden, sondern ausschließlich Kirchenbehörden (Konsistorien und Oberkirchenrath) in einer Vereinigung mit Synodalorganen bestimmen, über deren Zusammensetzung die Synoden, d. h. deren Mehrheitsparteien verfügen werden. In welcher Art dies geschieht, haben bereits die Wahlen der Generalsynode selbst unmittelbar nach dem Beschluß über die Agende bewiesen, wie das Gleiche aus der gegenwärtigen Zusammensetzung aller Provinzialsynodalvorstände der preußischen Landeskirche erhellt. Die konfessionellen Mehrheitsparteien haben überall diese Organe aus ihrer Mitte bestellt und nur hier und da der Mittelpartei einige Anstandsplätze eingeräumt. Die konfessionellen Parteien werden daher auch allein über Auslegung, Anwendung und thatsächlichen Inhalt der neuen agendarischen Ordnung verfügen. Das Bewußtsein, daß dem so ist, und der Entschluß, danach zu handeln, berechtigen sie zu der Erklärung: Wir haben gesiegt. Schon aber sind sie auch am Werk, für ihren Sieg die Waffen zu schleifen. Da es für dieselben gilt, sich die entscheidenden Kirchenorgane dienstbar zu machen, ist mit dem Augenblick des Abschlusses des Agendenwerkes durch die Generalsynode — wie auf Kommando — auf der ganzen Linie der konfessionalistischen Heerschaaren ein Delatorenthum erstanden, das mit lautem Lärm und mit Anklagen über Unglauben den ganzen Raum der Kirche erfüllt. Ueberall werden Ketzer aufgespürt und erblicken wir die Meute dogmatischer Rechtgläubigkeit hinter edlem Wilde christlicher Freiheit einherjagen. Auf die Verdächtigung des Dr. Harnack ist diejenige des Geheimrath Meitzen gefolgt, und nun sind die Bonner Professoren Grafe und Meinhold an der Reihe. Ja auch den Oberkirchenrathspräsidenten Dr. Barkhausen haben „Reichsbote" und „Kreuzzeitung" ernsthaft zur Rede gestellt, ob er auch keine Schwäche nach der Seite der Freiheit der theologischen Wissenschaft gezeigt habe. Es gilt eben ein zielbewußtes Einschüchterungssystem nach der Richtung der kirchlichen Organe in Szene zu setzen, welche berufen sind, dem Werke der neuen Kirchenordnung durch die praktische Anwendung erst den eigentlichen thatsächlichen Inhalt zu geben.

Diese Lage ist für jeden ernsten Freund der evangelischen Kirche tief betrübend. Sie vernichtet fast jede Hoffnung für deren künftige Entwicklung in dem Sinne, in welchem die Reformation einst das christliche Gewissen gegen die römisch-katholische Kirche aufgerufen hat. In dem Maße aber, als für diejenigen Mitglieder der evangelischen Kirche, welche ihr christliches Glaubensleben nicht in dogmatische und kirchliche Zwangsformen einschnüren lassen wollen und können, die Aussicht schwindet, sich noch in den kirchlichen Formen und der kirchlichen Anstalt ausleben zu können, in demselben Maße müssen sich die Geister in nebelhafte Regionen verlieren, in welchen ihnen schließlich aller reale Boden unter den Füßen und aller feste Anhalt abhanden kommt. Zwischen mystischem Sektenwesen, Freidenkerthum, ethischer Kultur, Egidy'schen und allerhand anderen, zumeist unklaren sozialistischen, Gedanken irrlichtern die haltlos gewordenen Geister ruhelos hin und her. Schon vor 50 Jahren erachteten die erleuchtetsten Männer der evangelischen Kirche es zu deren lebenskräftiger Entfaltung und zu deren ernster Wirksamkeit an der deutschen Volksseele bekanntlich für unerläßlich, den Versuch zu unternehmen, das christlich-evangelische Glaubensleben mehr in Einklang zu bringen mit der überlieferten kirchlichen Ordnung, namentlich durch klare Feststellung des Verhältnisses des christlichen Bekenntnißstandes zu dessen dogmatischer Formulirung. Die Verhandlungen der außerordentlichen preußischen Generalsynode von 1846 sind urkundliche Zeugnisse dieses ernsten Ringens. Es war wahrlich nicht zu viel verlangt, wenn erwartet wurde, daß die Wiederaufnahme dieser Arbeit nach Verlauf eines weiteren halben Jahrhunderts in einem Geiste geschehen möchte, der sich der Verantwortlichkeit seiner großen Aufgabe gegenüber dem in den letzten 50 Jahren noch so unendlich gewachsenen Zwiespalt des wirklichen Glaubenslebens der evangelischen Gemeinde und der kirchlichen Ordnung bewußt wäre. Statt dessen hat man solche Forderung der Liberalen nur unter dem Gesichtspunkte der Zerstörung der alten Kirchenformen verstanden und sich um so mehr auf eine Repristination dieser Formen versteift. Entsprechend dem realistischen materialistischen Zuge der Zeit, der Vertrauen nur noch auf das zu setzen vermag, was er mit plumpen Händen greifen

und mit leiblichen Augen sehen kann, und der gerade darum freilich auch liebt, diese seine Ideen- und Glaubensleere hinter salbungsvollen Phrasen zu verstecken, hat man auch die Neuarbeit an der evangelischen Kirche — nach römischem Muster — nur in Aufrichtung zwingender Bekenntnißformen gesucht und gefunden. In der Eile, womit die Werkleute diesen Bau geglaubt haben unter Dach bringen zu sollen, haben sie denn freilich dafür nicht die Quadern starken freien Christenglaubens heranschaffen und verwenden können, sondern sie haben dem Zeitgeschmack entsprechend, hohle Luftsteine aufeinanderthürmen und dieselben mit dem Zierrath falschen Gipsschmucks aufputzen müssen.

In eine besonders schwierige Lage sind durch diese Zweideutigkeit des neuen Agendenwerks und den dadurch der ganzen evangelischen Kirche aufgedrückten Stempel innerer Unwahrhaftigkeit diejenigen Geistlichen gebracht, welche sich in ihrem christlichen Gewissen verpflichtet hatten, von dieser Zweideutigkeit und Unwahrhaftigkeit nicht auf sich und ihre Amtsführung etwas fallen zu lassen. Es wäre wahrlich nicht zu verwundern, wenn Männer von besonders heißem Empfinden und schnellem Entschlusse die Lage für sich ganz unlösbar finden und sich einer Ordnung, über deren Sinn und Inhalt die Urheber selbst vollkommen uneins sind und deren Bedeutung also in jedem einzelnen Falle erst in einem den mannigfaltigsten Wechselfällen unterworfenen Verfahren festzustellen ist, nicht unterwerfen zu können meinen sollten. Die evangelische Gemeinde müßte und würde solchen Männern zweifellos die höchste Achtung zollen müssen, während die Verantwortung für solche unselige Konsequenzen denen zufiele, welche die Kirchenordnung statt in den Weg der Wahrhaftigkeit bewußtermaßen in den der Zweideutigkeit geleitet haben. Für die Kirche und deren Entwicklung müßte es aber vollends ein Verderben sein, wenn die Vertreter der liberalen Richtung und der christlichen Freiheit im geistlichen Amte diesen Weg wandeln wollten. Das hieße denn doch die Person über die Sache stellen. So bedauerlich die durch die neue Agende für die Kirche sanktionirte Zweideutigkeit ist, das liegt gerade auch in ihrer Konsequenz, daß die liberale kirchliche Richtung und die christliche Freiheit dadurch ihrer unverlierbaren Berechtigung in der Kirche nicht haben verlustig gehen können. Die Brücke, welche die Mittelpartei in der Agende gezimmert hat, um für sich den Uebergang in das Lager des Konfessionalismus auf dem rechten Ufer des kirchlichen Stroms zu gewinnen, die gestattet nicht nur, sondern dient auch dem Uebergange von dem rechten Ufer des Konfessionalismus zum linken nach der christlichen Freiheit. Freilich legt die Vieldeutigkeit der neuen Agende den Vertretern dieser freien christlichen Glaubensauffassung die Pflicht auf, ihre Gemeinde über die mehreren in die Agende von ihren Urhebern hineingelegten Auffassungen und darüber nicht im Unklaren zu lassen, auf welcher derselben sie selbst ihre Stellung nehmen. Dessen werden sich dieselben sowohl um ihrer persönlichen Wahrhaftigkeit willen als auch darum nicht entschlagen können, weil, wo nicht ein bestehendes Herkommen davon befreit, für sie allerdings die Rechtspflicht entsteht, die neue agendarische Ordnung, wie sie ist, zu gebrauchen und sich ihr zu unterwerfen. Mit der oben erwähnten liturgischen Selbsthilfe ist es nach dem Inkrafttreten der neuen Agende vorbei. Die liberalen Geistlichen aber sind es der Kirche und ihrem Amte schuldig, den konfessionalistisch gesinnten, mit der Anwendung und Handhabung der neuen Ordnung betrauten Organen der Kirche nicht die Möglichkeit zu eröffnen, sich unter Beiseitelassung der eigentlich kirchlichen und sachlichen Entscheidung auf einen formalen Standpunkt der Amtsdisziplin zurückziehen zu können, wie dies in Württemberg dem Pfarrer Schrempf und in Baden dem Pfarrer Schwarz gegenüber geschehen ist. Die Frage der Amtsdisziplin muß ausgeschieden werden von der Kontestation über die praktische Bedeutung und den thatsächlichen Inhalt der neuen Agende. Wo es zu solcher Kontestation kommt, darf dies im Interesse der Kirche und des geistlichen Amts nur so geschehen, daß die kirchlichen Instanzen gezwungen sind, zur Sache selbst Farbe zu bekennen.

Es ist ein dornenvoller Weg, der sich für die evangelische Kirche, zunächst in Preußen, mit dem Werke der letzten Generalsynode eröffnet hat. Er führt auf zahlreiche Hindernisse und Klippen, und es wird ohne Opfer und Thränen auf ihm kaum abgehen. Doch nicht dies ist das Schmerzlichste. Das Bedauerlichste ist, daß die Kirche durch die Wirren und Kämpfe, welche sie in ihrer Mitte zu bestehen haben wird, außer Stand gesetzt wird, ihre religiöse Aufgabe in und am Volke zu erfüllen. Statt dafür die Kirche in weitherzigem Geiste zu machtvoller Einheit auszurüsten, hat die konfessionalistische Parteileidenschaft, welche die preußischen Synoden beherrscht, die Zeichen der Zeit so sehr mißverstanden, daß sie zu den vielen Irrungen und Zweifeln, welche das Geschlecht der heutigen Tage auseinanderreißen und gegeneinander führen, auch noch in der evangelischen Kirche ein neues Feld des Zwiespalts, des Kampfes und der Unruhe bereitet hat.

H. Schroeder.

Italien an der Jahreswende.

Als ich zu Beginn dieses Jahres den Lesern der „Nation“ ein Bild der inneren Zustände Italiens zu entwerfen suchte, da wies ich auf die ungeheuren Schwierigkeiten hin, die dem Ministerium Crispi bei der Lösung seiner Aufgabe im Wege stünden.*) In acht Provinzen des Königreiches hatte mit Hilfe des Belagerungszustandes die Ruhe hergestellt werden müssen, der Kredit des Staates war in seinen Grundfesten erschüttert, die Finanzen waren in der wüstesten Unordnung, und, was schlimmer als all dieses Unglück war, die Regierung mußte sich zur Heilung dieser tiefen Wunden der Mitarbeit eines Parlamentes bedienen, das in allen Willensäußerungen die Merkmale seines unlauteren Ursprungs, einer beispiellosen Wahlbeeinflussung, offenbarte, durch hundert auseinanderstrebende Kirchthurmsinteressen gespalten war und alle Eigenschaften besaß, den Parlamentarismus in Mißachtung zu bringen. Ich hielt es damals für unwahrscheinlich, daß Crispi die Erbschaft, die er angetreten hatte, mit dieser Kammer zum Segen des Landes würde verwalten können. Diese Prophezeiung war durch zahlreiche parlamentarische Triumphe des Ministeriums und vor Allem durch den vom Schatzminister, Sonnino, am 10. Dezember abgestatteten Bericht über die Finanzlage des Staates Lügen gestraft worden. Mit einem Defizit von 168 Millionen schließt das Finanzjahr ab, auf dessen Ergebnisse die reformatorische Thätigkeit des Ministeriums noch keinen Einfluß haben konnte. Auch im laufenden Finanzjahr werden die Ausgaben um hundert Millionen größer sein als die Einnahmen. Aber im Jahre, das mit dem 1. Juli 1895 beginnt, wenn also das Ministerium Crispi anderthalb Jahre seines Amtes gewaltet hat, wird das Gleichgewicht des Budgets hergestellt sein. Daß ein Defizit von 168 Millionen allein durch Ersparnisse aus der Welt geschafft werden könnte, ohne die Staatsmaschine zu hemmen, wird Niemand erwartet haben. Man hätte zehn Prozent der gesammten Staatsausgaben streichen müssen. Daß es aber der Regierung mit dem Versprechen zu sparen, wo es nur immer möglich wäre, heiliger Ernst war, das hat es bewiesen. Nicht um weniger als 80 Millionen werden die Ausgaben des Jahres 1895/96 geringer sein als die des Jahres 1893/94. Mit 25 Prozent ist an diesen Ersparnissen das Kriegsministerium betheiligt. Italien ist die einzige Großmacht, die es gewagt hat, die Ausgaben für die Armee um eine namhafte Summe zu verringern. Mit rücksichtsloser Verachtung der unberechtigten Lokalinteressen haben die Minister aller Ressorts ihre Verwaltung vereinfacht. Ganze Schaaren von überflüssigen Beamten sind entlassen worden; und indem der Staatsschatz Millionen an früher vergeudeten Gehältern spart, wird zugleich

*) Vergl. Jahrgang XI, Nr. 18 und 20.

der komplizirte Instanzenzug jedes Verwaltungsaktes vereinfacht, und eine Menge von unnöthigen Schreibereien, die den Gang der Staatsgeschäfte nur hemmten, wird unterbleiben. Was es heißen will, eine so tief greifende Reform der Verwaltung in Italien durchzuführen, das kann nur der ermessen, der weiß, daß es fast keinen Beamten im Königreiche gibt, der nicht einen Gönner in Montecitorio hätte, und daß diejenigen Abgeordneten, die aus den Fenstern des Parlamentsgebäudes heraus am lautesten und eindringlichsten Ersparnisse begehren, von den Ministern insgeheim am stürmischsten Begünstigungen für ihre Wahlkreise verlangen. Durch diese Ersparnisse, die allerdings nur bis zur Höhe von 27 Millionen durchgesetzt sind, und bis zur Höhe von 53 Millionen noch der Genehmigung der parlamentarischen Körperschaften bedürfen, hat das Ministerium ohne Zweifel die Erwartungen des Volkes und seiner Vertreter übertroffen; aber, was kein Vorgänger Crispi's durchzusetzen vermochte, das erklären die Einen nachdem es verwirklicht ist, für die selbstverständliche Pflicht der Regierung, anstatt ihr Dank dafür zu wissen, und die Anderen empören sich darüber, daß gerade ihre und nicht ihrer lieben Nachbarn Interessen durch die „ministerielle Knauserei" betroffen werden. Mit größerem Recht übt die öffentliche Meinung Kritik an den neuen Steuern und Zöllen, welche den überwiegenden Theil des Defizits decken sollen: sie werden im Ganzen 96 Millionen bringen. Diese ungeheure Mehrbelastung eines Volkes, das sich in einer wirthschaftlichen Krisis befindet, beruht nicht auf einer organischen Steuerreform, sondern zum überwiegenden Theile auf Erhöhungen schon bestehender Steuern. Die gesundeste Idee seines Finanzprogrammes, die progressive Einkommensteuer, die der Ansatz zu einer Umgestaltung des ganzen italienischen Steuersystems hätte werden können, hat Sonnino auf das Drängen der Kammer fallen lassen.*) Den größeren Theil der neuen Steuern, eine Summe von 55 Millionen, zieht er aus der Besteuerung der vom Staate zu zahlenden oder von ihm garantirten Rente. Ein Schrei der Entrüstung ging bei der Ankündigung dieser Maßregel, die entweder als verschleierter Staatsbankerott oder als offenbarer Vertragsbruch betrachtet werden mußte, durch die ganze Welt. Und als wenn diese verzweifelte Kraftprobe auf den italienischen Kredit dem Ministerium und der Kammer noch nicht genügt hätte, wurde in letzter Stunde dem Finanzgesetz eine Bestimmung hinzugefügt, durch welche auch diejenigen italienischen Schuldner, die ihren Gläubigern versprochen hatten, jede zukünftige Besteuerung der von ihnen zu zahlenden Zinsen selbst zu tragen, ermächtigt wurden, die Steuererhöhung auf ihre Gläubiger abzuwälzen**) Trotz dieser Vergewaltigung der Gläubiger des italienischen Staats wurde der Kredit Italiens nicht erschüttert. Die Rente, die vor der Ankündigung der gewaltsamen Konversion in Berlin auf 73,70, in Paris auf 73,75, in Rom auf 85,25 gesunken war, stieg einige Tage nach derselben in Berlin auf 74,10, in Paris auf 73,85, in Rom auf 86,50 und sie oscillirt heute in Rom um 92, in Paris und Berlin um 86. Das Goldagio aber, das im Februar auf 15 Prozent gestiegen war, ist auf 6 Prozent gefallen. Weit davon entfernt, den Kredit des Landes zu erschüttern, hat das Finanzprogramm des Ministeriums Crispi ihn gekräftigt, offenbar nur deshalb, weil man der Energie dieses Ministeriums die endgültige Beseitigung des Defizits zugetraut hat, und weil man eine Zinsreduktion leichter erträgt, als die Furcht, daß die beständig wachsenden Unterbilanzen schließlich einen großen Theil des Kapitals verschlingen würden. Die restirenden 40 Millionen sollen durch Steuern und Zölle aufgebracht werden, die zum Theil noch eine schärfere Beurtheilung verdienten, als die Rentenbesteuerung überein gefunden hat. Aus dem Verkauf eines der unentbehrlichsten Nahrungsmittels, des Salzes, wird ein Mehrgewinn von acht Millionen gezogen; die Getreidezölle, deren Erhöhung im Finanzprogramm vom Februar durch den Verzicht des Staates auf seinen Antheil an den Kornsteuern der Gemeinden kompensirt worden war, werden, wenn auch um den geringen Betrag von 50 Cent. pro Doppelcentner erhöht; das Petroleum, das mit einem Zoll von 48 Lire pro Hektoliter belastet ist, und im Detail 65—100 Cent. pro Liter kostet, wird mit einer inländischen Fabrikationssteuer von 10 Lire belastet. Auf die bisher zollfreie rohe Baumwolle, dem Rohprodukt der zukunftsreichsten aller italienischen Industrien, wird ein Zoll von 3 Lire pro Centner gelegt; und die Streichhölzer, deren Fabrikation viele Tausende von Arbeitern beschäftigt, werden, mit einer Stempelsteuer belastet, die ihrem Werthe gleichkommt.*) Nur mit bedenklichem Kopfschütteln kann der Volkswirth die Motive lesen, mit denen der Finanzminister diese Maßregeln begründet. Da heißt es z. B. mit Bezug auf die Petroleumsteuer: „Die Produktion des nationalen Petroleums, die Dank dem starken Zoll von 48 Lire, der auf dem ausländischen Petroleum lastet, sich nicht nur so hoch entwickelt hat, daß sie eine Gefahr für den Staatsschatz bedeutet, sondern den Unternehmern reichlichen Gewinn bringt, kann ganz gut eine Fabrikationssteuer von 10 Lire vertragen, ohne daß ihr Leben gefährdet wird." Abgesehen davon, daß aus diesen Worten der rücksichtsloseste Fiskalismus spricht, der sich denken läßt, wird vom Petroleum hier gesprochen, als ob es ein Luxusgegenstand wäre; der Konsumenten wird in den Motiven mit keinem Worte gedacht. Der Zucker, der mit einem Zoll von 94 Lire pro Centner belastet ist, und in Italien etwa vier Mal soviel kostet, wie in Deutschland, wird zur Rechtfertigung eines Steueraufschlags von 5 Lire zu einem Leckerbissen für Gourmands gestempelt**). Der Zoll auf die rohe Baumwolle wird dadurch entschuldigt, daß die Baumwollenindustrie unter dem Schutze eines starken Zolles auf Baumwollenfabrikate ihre Produktion vervierfacht hat. Der fiskalische Zweck drängt alle anderen Erwägungen und Rücksichten soweit zurück, daß die natürliche Herabminderung des Schutzes, den der Staat dieser Industrie gewährt hat, gar nicht erwogen wird, sondern daß man es vorzieht, ihr Rohmaterial zu treffen. Der Staatsschatz erzielt auf diese Weise einen doppelten Gewinn: denn die Maßregel wird eine Erhöhung der Einfuhr von Baumwollenmanufakturen zur Folge haben, da sie die im Inlande erzeugte Waare vertheuert. Die bereits im Juli in Kraft getretene progressive Erhöhung der Erbschaftssteuer und die Verwandlung der lästigen, zur Defraudation reizenden Verkaufssteuer auf Spiritus in einen Zuschlag zur Spiritusfabrikationssteuer hat dagegen keinen Widerspruch von irgend einer Seite hervorgerufen. Um so mehr hat es die Interessentenkreise verletzt, daß die Erhebung von 18 Millionen der neuen Zölle und Abgaben wiederum durch königliches Dekret verordnet worden ist. Die Zündhölzerfabrikanten und die Baumwollenindustriellen haben mit Hinweis auf die Verfassung gegen diesen neuen Eingriff der Exekutivgewalt in die Sphäre der gesetzgebenden Organe

*) Vergl. meinen Artikel in Nr. 20 Jahrgang XI der „Nation".

**) Ueber diese staatliche Ermächtigung zum Bruch von Privatverträgen siehe den Artikel v. Bar in der „Nation" vom 6. Juli 1894. Die gewaltsame, dem Zweck der Klausel Antonelli — so heißt die Bestimmung nach ihrem Urheber — widersprechende Auslegung, die ihr Sonnino gab, ist bisher wirkungslos geblieben. Die Stadt Rom hat nur deshalb von der Klausel Antonelli keinen Gebrauch gemacht, weil sie die Regierung gezwungen hat, die Coupons der Obligationen voll auszuzahlen. Die Mittelmeerbahn hat zwar ebenfalls bezahlt, aber wohl nur, weil die auswärtigen Gläubiger auf Grund von in Deutschland gefällten Urtheilen ein Pfändungsrecht an ihren Waggons ausüben könnten. Neuerdings haben die sardinischen Bahnen beschlossen, die Steuererhöhung vom Coupon abzuziehen. Erst nach langem Widerstreben haben die sizilianischen Bahnen sich zur Erfüllung ihrer vertragsmäßigen Pflicht bereit erklärt. Aber keine von allen diesen juristischen Personen hat die Interpretation des Ministers anerkannt, und alle haben mit dem Vorbehalt bezahlt, daß die Klausel Antonelli, wie es Sonnino auch im Senat versprochen hatte, durch ein Gesetz aufgehoben würde.

*) Der Finanzminister bezeichnet die Steuer auf „Cerini" und Streichhölzer als eine gelinde. In Wirklichkeit wird sie den Preis der Waare verdoppeln. Denn die neue Steuer beträgt 1 Cent. für 50 Cerini. Man kaufte aber selbst im Detail 3 Schächteln Cerini à 100 Stück für 10 Cent.

**) „Es scheint opportun", so heißt es in den Motiven, „dem Staatsschatz eine größere Einnahme aus dem Zucker zuzuführen, dessen Verbrauch zum größten Theil ein wollüstiger (voluttuario) ist."

protestirt, und ihn für besonders ungesetzlich erklärt, weil ihm die Vertagung der Kammer auf dem Fuße folgte. So werden die wirthschaftlichen Bedenken gegen die Finanzmaßregeln der Regierung noch durch konstitutionelle Einwände gegen die Form ihrer Einführung unterstützt*). Daß die Regierung auf Grund des konstitutionellen Gewohnheitsrechts wenigstens die meisten ihrer Dekrete rechtfertigen kann, wird das Odium kaum vermindern, das sie durch die allzu häufige Anwendung einer Maßregel, die doch immer eine seltene Ausnahme bleiben sollte, auf sich ladet. Hat doch der so zahme Senat bei der Diskussion der Finanzmaßregeln im letzten Sommer mit einer ihm ungewohnten Entrüstung gegen diese fast zur Gewohnheit gewordene Verletzung der parlamentarischen Prärogative Einspruch erhoben.

Trotz allen diesen Mängeln der Finanzpolitik des Ministeriums Crispi ist der am 10. Dezember der Kammer abgestattete Bericht über die Finanzlage des Staates vom Parlamente mit offenbarer Genugthuung begrüßt worden. Ueber das erreichte Resultat vergaß man die anfechtbaren Mittel. Das große Defizit war beseitigt. Trotz der Benachtheiligung der Gläubiger war der Kredit des Staates gestiegen.

Die Regierung hatte endlich auch die große Wunde der italienischen Finanzen, an der alle ihre Vorgänger ohne Erfolg herumgequacksalbert hatten, durch einen energischen operativen Eingriff zur langsamen aber sicheren Heilung vorbereitet, indem sie die Mobilisirung der festgelegten Kapitalien der Emissionsbanken durch wohlüberdachte Verordnungen ermöglichte und das erschütterte Vertrauen zu diesen Instituten neu belebte.

In den letzten Monaten des ersten Semesters des laufenden Finanzjahres übertrafen auf fast allen Gebieten die Staatseinnahmen die von der Regierung selbst ausgesprochene Erwartung und auf manchen Gebieten die Ergebnisse des Vorjahres. Die Hoffnung schien berechtigt, daß die Regierung die voraussichtlichen Einnahmen nicht überschätzt hatte, daß durch die Ueberschüsse des zweiten Halbjahres der Fehlbetrag des ersten mindestens ausgeglichen werden würde. Nach langer Krisis belebten sich wieder der Unternehmungsgeist und die wirthschaftlichen Kräfte des Landes. Glücklicher und zukunftsfroher als seit langer Zeit schien das vielgeprüfte Land die Schwelle des neuen Jahres überschreiten zu dürfen. Da wurde durch den wohlvorbereiteten Racheakt eines verletzten Gegners die persönliche Unbescholtenheit des Ministerpräsidenten in Frage gestellt. Die herrliche Gelegenheit, durch einen ungeheuren Skandal die drohende Langeweile der bevorstehenden sachlichen Diskussionen von sich abwenden zu können, wollten die Einen nicht unbenutzt vorübergehen lassen, während die Anderen, weniger zahlreich, als aufrichtige Vertheidiger der Moral gegen die Regierung in die Schranken traten. Es war, als ob die Parole ausgegeben wäre:

Fiat justitia et pereat mundus.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Rom, Dezember 1894. E. Mühling.

*) Ich glaube nicht, daß die Einführung der Zölle auf administrativem Wege konstitutionell anfechtbar ist, auch nicht im Falle der Vertagung der Kammer oder ihrer Auflösung. Die Regierung kann sich dabei auf zahllose Präzedenzfälle stützen. Und die Gründe, durch welche die sogenannten Sperrdekrete entschuldigt werden, werden durch die Vertagung oder Auflösung der Kammer höchstens verstärkt. Anders verhält es sich mit der Stempelsteuer auf Streichhölzer. Für die Dekretirung einer inländischen Fabrikatssteuer kann die Regierung, wie der Finanzminister in den Motiven des Dekretes selbst eingesteht, keinen Präzedenzfall anführen. Und wenn er sie dadurch zu rechtfertigen sucht, daß die Streichhölzerproduktion in Voraussicht ihrer Besteuerung große Massen von Waaren auf den Markt werfen würde, so vergißt er, daß auch diese Massen, soweit sie nicht konsumirt sind, der Besteuerung nur durch Defraudation entgehen können, weil die Stempelsteuer auch bei Händlern und Privatleuten erhoben werden kann, sobald das Gesetz in Kraft treten würde. Zur administrativen Besteuerung der zum Konsum und nicht zur Spekulation gekauften Waare hat die Regierung aber ohne Zweifel kein Recht, sobald es diese Waare allein ist, die sich der Besteuerung entziehen kann.

Aus den sechziger Jahren.

Ludwig Pietsch hat seinen früheren von mir angezeigten Lebenserinnerungen („Nation“ Jahrgang X. Nr. 13) einen zweiten Band unter dem Titel: Erinnerungen aus den sechziger Jahren, zweiter Band von: „Wie ich Schriftsteller geworden bin“, folgen lassen,*) der die Zeit vom italienischen bis zum deutschen Kriege umfaßt. Dieselben Vorzüge, die ich dem ersten Bande nachrühmen durfte, eine anziehende Darstellung, eine scharfe Beobachtung, eine beispiellose Ausgiebigkeit des Gedächtnisses wiederholen sich auch hier. Allein während der erste Band sich mit einer trostlosen Zeit beschäftigt, hat dieser die große Zeit der Wiedergeburt Deutschlands zum Gegenstande und fesselt daran das Interesse in ganz anderer Weise.

Pietsch ist kein Politiker und hat es nie sein wollen. Er erzählt von der Sängerin Artot, von dem Dichter Turgenjeff, dem Maler Gustav Richter, dem Bildhauer Begas; der italienische Krieg, der Erbfolgestreit um Dänemark, die Auflösung des deutschen Bundes spielen nur gelegentlich mit hinein, weil sie damals die allgemeine Aufmerksamkeit fesselten. Der Verfasser, der zu den überzeugten Bismarck-Verehrern gehört, tadelt wiederholt im Vorübergehen die Blindheit des Publikums, das die Bedeutung des Mannes nicht sofort erfaßt habe. Nach dieser Seite hin bedarf seine Darstellung wohl der Ergänzung.

Es ist richtig, daß die liberale Partei, welche damals die öffentliche Meinung völlig beherrschte, die Ernennung Bismarck's zum Ministerpräsidenten mit einer gewissen Ironie und dem sicheren Vorgefühl aufnahm, daß seine Herrschaft nicht so viel Wochen dauern werde, wie sie thatsächlich Jahre gewährt hat. Aber hat man ein Recht, sie zu tadeln? In dem von Pietsch mit besonderer Liebe gezeichneten Kreise, der sich um Julian Schmidt versammelte, erschien als Gast gerade in den Tagen, als Bismarck das Ministerium übernahm, der Geschichtschreiber Ludwig Häusser und bestätigte aus den Erfahrungen heraus, die er als Bismarck's Kollege im Erfurter Parlament gemacht, daß er ihn als einen Mann kennen gelernt, der außer Stande sei, sich über den Gesichtskreis des Junkerthums zu erheben. Die Thätigkeit, die er als Bundestagsgesandter in Frankfurt entwickelt, schien kaum geeignet, seinen Gesichtskreis zu erweitern. In dieser Gesandtenkonferenz hatte man es nicht mit Fürsten, mit leitenden Staatsmännern, mit lebendigen Kräften zu thun, sondern mit Beamten, die den Beruf zu schreiben hatten. Er hatte mit dem österreichischen Bundestagsgesandten eine Differenz gehabt, und Georg von Vincke spottete in der Kammer darüber, daß wir es glücklich bis zu der „paritätischen Cigarre“ gebracht hätten. Darüber kam es an der „einsamen Pappel“ (die Pappel steht heute nicht mehr, und die Einsamkeit ist auch verschwunden, heute hat dort die Pferdebahn einen Halteplatz) zu einem Kugelwechsel, der unblutig verlief. Dann hörte man von der Frankfurter Thätigkeit Bismarck's über die wir heute durch Poschinger so ausgiebig unterrichtet sind, nichts mehr. Ueber seinen Gesandtschaftsposten in Petersburg, dann in Paris hörte man auch wenig; nur das wurde bekannt, daß er mit Napoleon III. mehrfache Unterhaltungen gehabt, bei denen sehr leicht der teichblütige Mann von dem verschlagenen Kaiser, dessen Weisheit für unergründlich galt, düpirt sein konnte.

Schwer lastete auf dem deutschen Volke die Erinnerung an den Waffenstillstand von Malmö, an den Tag von Olmütz; es war verzeihlich, wenn man die Befürchtung hegte, daß jede Politik des Junkerthums von vornherein verurtheilt sei, einen gleich kläglichen Ausgang zu nehmen. Die ersten Schritte Bismarck's, seine Kammerauflösung, seine Oktroyirung der Preßverordnung waren von Mißerfolgen begleitet. Was über die Unterhaltungen verlautete, die er in Privatkreisen

*) Berlin. 1894. F. Fontane.

führte, erregte den Eindruck, als ob er den Ernst der Lage nicht erkenne.

Es kam der Thronwechsel in Dänemark und der dänische Krieg und nun vollzog sich allmählich ein Umschwung. Es ist unrichtig, daß bei diesem Umschwung sich nur die altliberale Partei, aus welcher später die nationalliberale Partei hervorging, Bismarck genähert habe, während die Fortschrittspartei in ihrer alten Stellung verharrte. Männer wie Gustav Freytag und Eduard Simson klammerten sich an die angestammte Erbfolge des Augustenburgers, während Waldeck und vor allen Dingen Franz Ziegler die auswärtige Politik Bismarck's unterstützten. Der Ausspruch, den Ziegler kurz vor dem Kriege von 1866 in Breslau that, ist häufig angeführt worden, wenig bekannt aber ist die folgende Episode, die mit demselben in Verbindung steht. Vor Beginn der Versammlung fragte Ziegler den Polizeilieutenant, welcher den Auftrag hatte, die Versammlung zu überwachen: „Was haben Sie für Instruktionen?" Darauf war die Antwort: „Die Versammlung aufzulösen, sobald das leiseste Wort des Tadels über die Regierung gesagt wird." Diese Instruktion war ungesetzlich, aber sie würde nach den damaligen Verhältnissen zweifellos befolgt worden sein. Darauf erwiderte Ziegler: „Unter diesen Umständen könnte ich überhaupt nicht sprechen. Ich werde im Beginn meiner Rede die innere Politik der Regierung hart tadeln, dann aber so schnell wie möglich auf die auswärtige Lage übergehen. Stören Sie mich nicht, Sie werden ohne Tadel davonkommen!" So hat mir Ziegler den Verlauf selbst erzählt.

Die Zeit vom Ausbruch des dänischen Krieges bis zum Tage von Königgrätz war der Höhepunkt in Bismarck's Leben. Er stand einer verworrenen Lage gegenüber; er hatte keine Erfolge hinter sich, die Andern Vertrauen einflößen und ihm selbst Stärkung gewähren konnten; er hatte keine Partei, die ihm unbedingten Glauben schenken konnte. In jenen Tagen hat er erst sich selbst und den Umfang seiner Kraft kennen lernen. Jene Zeit war für ihn die schwerste, aber zugleich ohne Zweifel die schönste, denn er war nur in jener Zeit von einem siegreichen Humor erfüllt, der ihn über alle Schwierigkeiten hinweghob. Er sammelte mit Behagen alle Karikaturen und Spottgedichte, die auf ihn erschienen, ging selbst in die Läden, um sie einzukaufen und versicherte die Verkäufer, sie vor dem Staatsanwalt schützen zu wollen.

Später hat er wegen der unerheblichsten Angriffe Strafanträge gestellt; das erste Opfer war ein Rechtsanwalt Biedenweg in Stade, der in den Tagen des Kampfes zu seinen eifrigsten Anhängern gehört hatte. Mit der Zeit kehrte er zu den Liebhabereien seiner Jugend zurück und der Bismarck der letzten Jahre glich völlig dem Bismarck, der einst im Vereinigten Landtag und auf dem Erfurter Parlament durch seine geflügelten Worte Aufsehen erregt hatte.

Es ist noch eine andere Erinnerung aus jener Zeit, die mir bei Durchlesung des Buches besonders lebendig geworden ist. Es herrschte damals ein großes und freudiges Interesse an politischen Fragen. Man hatte allgemein das Gefühl, einer großen Zeit entgegen zu gehen oder schon in ihr zu leben. Es ist wunderbar, wie vollständig dieses Gefühl in Mißmuth umgeschlagen ist, in wie durchgreifender Weise sich die Empfindung der Ermüdung, der Abspannung geltend gemacht hat. Auf dem Schlachtfelde von Königgrätz ist für Berliner Frauen das Recht erkämpft worden, den Mann in die Bierstube zu begleiten. Bis dahin galt es als ein unverbrüchlicher Grundsatz, daß der Mann seine Frau in ein Gartenlokal oder in eine Konditorei mitnehmen konnte, aber die Bierstuben wurden von ihnen gemieden. In jener Zeit brachte jeder Tag Ereignisse, die am Abend durchsprochen werden mußten und an deren Erörterung sich die Frauen ebenso wie die Männer betheiligen wollten. Das öffentliche Leben Berlins nahm in jener Zeit einen veränderten Charakter an, der ihm seitdem geblieben ist.

Der festlichen Veranstaltungen des Künstlervereins gedenkt Pietsch mit besonderer Vorliebe und Niemand, der je denselben beigewohnt, wird ihrer ohne Sehnsucht gedenken. Hier war eine Fülle von Witz vereinigt, wie sie nicht leicht wieder in einem Raum sich vereinigen wird. Der Redakteur des Kladderadatsch Löwenstein und sein Zeichner Wilhelm Scholz waren unerschöpflich an den lustigsten Einfällen und hatten ein Publikum, wie es gleichfalls nicht oft gefunden wird. Seit Jahren sind alle Versuche gescheitert, die Leute von Geist und guter Laune zusammen zu halten; eine Stadt wird nicht ungestraft Weltstadt.

Allen, deren Erinnerungen an die geschilderte Zeit zurückreichen, ist das Buch zu empfehlen; sie werden Erinnerungen aufgefrischt finden, die im Großen und Kleinen uns einen bewegten Zustand der Gesellschaft wieder vor die Augen führen und werden in diesen Erinnerungen sich eine Stunde lang über das hinwegtäuschen, was die Gegenwart Unerfreuliches bringt.

Alexander Meyer.

Die Bibliothek Petrarca's.

Das Mittelalter kannte keine öffentlichen Bibliotheken. Der Gedanke solcher im Dienste der Allgemeinheit stehenden Büchersammlungen, welche heute zu den Fundamenten unserer Geistesarbeit geworden sind, hat, wie so viele der Ideen, auf welchen die moderne Kultur ruht, seinen frühesten Vertreter in jenem Manne gefunden, den man nicht mit Unrecht den ersten modernen Menschen genannt hat: in Francesco Petrarca.

Von Mailand aus, wo er seit 1353 als Gast der Visconti wohnte, sehnte sich Petrarca fort. Krieg umtobte und die Pest umschlich dort sein Haus (1361). Unter wechselnden Plänen richtete er schließlich seinen Blick auf Venedig, wo er, der Sechziger, eine ruhigere und sichere Wohnstätte zu finden hoffte. Für den Fall, daß ihm die Republik von San-Marco für den Rest seiner Tage eine Wohnung schenkte, bot er ihr 1362 das Erbe seiner Büchersammlung an. Und zwar unter der Bedingung, daß die Bücher nie verkauft und nicht verzettelt würden, sondern immer in einem besonderen Raume aufbewahrt blieben, geschützt gegen Feuer und Regen, „zum Genuß und Nutzen der Litteraten und Gebildeten der Stadt." Er gab dabei der Hoffnung Ausdruck, daß mit der Zeit auf Staatskosten neue Bücher hinzugefügt würden und daß auch Privatleute, seinem Beispiele folgend, durch letztwillige Verfügung die Bibliothek bedächten, so daß daraus eine große und berühmte Büchersammlung sich bilde, wie deren das Alterthum besessen habe und wie sie einem Staate zum großen Ruhme gereichen müssen. Wie stolz werde er darauf sein dürfen, den Grundstein zu einem solchen kostbaren Gute gelegt zu haben.

Der große Rath der Republik nahm am 4. September 1362 Petrarca's Anerbieten dankbar an, gewährte ihm lebenslängliche Wohnung in einem Palast der Riva degli Schiavoni und es wurden die Mittel zur Unterbringung der Bücher bewilligt.

Ungefähr fünf Jahre wohnte Petrarca in Venedig. Zu Ende 1367 siedelte er nach Padua über, mit dessen Herrscherfamilie, den Carrara, ihn Freundschaft verband. Und 1369 bezog er, mit seinen Büchern, sein neugebautes Heim im benachbarten Arquà in den euganeischen Hügeln, eine Villegiatur, welche am Ende seiner Laufbahn steht, wie diejenige von Vaucluse am Anfang derselben.

In Venedig vermißte Petrarca, der Naturfreund, die Reize einer ländlichen Umgebung. Unerquickliche wissenschaftliche Streitigkeiten traten zu anderen Unannehmlichkeiten, welche ihm den Aufenthalt in der Lagunenstadt verleideten. So schied er verstimmt; aber Venedig hielt ihm

seine Wohnung zur Verfügung und sie hat ihn vorübergehend auch später wieder beherbergt.

Im Jahre 1374 starb er zu Arquà: seine Freunde fanden ihn eines Morgens leblos an seinem Arbeitstisch, das Haupt auf dem Buche ruhend, über dessen Studium er für immer entschlafen war.

Venedig, mit welchem der Herrscher von Padua damals im Kriege lag, kam nicht in den Besitz der Bücher des verstorbenen Gelehrten. Einige Jahre blieben dieselben noch vereinigt. Dann zog Francesco da Carrara einen Theil an sich; der Rest wurde verkauft und zerstreute sich nach allen Richtungen.

1388 entriß der Tyrann von Mailand, Giangaleazzo Visconti, dem Carrara die Herrschaft über Padua und mit den Schätzen des Padovaner Palastes wanderten auch die von Carrara besessenen Bücher Petrarca's nach Pavia. Von hier kamen sie, ein Jahrhundert später, nach Frankreich, als Beute des siegreichen Feldzuges Ludwigs XII. (1499). Heute beherbergt sie die französische Nationalbibliothek.

25 Manuskripte der Pariser Sammlung sind heute als aus dem Besitze Petrarca's stammend erwiesen; 7 andere sind in der Vaticana erkannt; in Troyes, Padua, Florenz und Mailand ist je eines nachgewiesen und die Marciana zu Venedig, deren Grundstock von Rechtswegen der ganze Bücherschatz Petrarca's bilden sollte, scheint auch nur ein Stück desselben zu besitzen.

Hoffentlich gelingt es der Forschung, die Zahl der Entdeckungen hier noch erheblich zu vermehren, denn diese 37 Handschriften bilden nur einen kleinen Theil der Büchersammlung, die Petrarca bei seinem Tode hinterließ und deren Umfang wir annähernd aus den Angaben seiner Briefe und den Citaten seiner gelehrten Werke schätzen können.

Danach besaß er die lateinischen Dichter und Prosaiker, welche dem Mittelalter vertraut sind. Er kannte und besaß überdies Catull, während ihm eine direkte Kenntniß von Tibull und Lucrez abging. Er hatte von Cicero die Briefe an Atticus und Quintus, die er selbst einst entdeckt und deren Erhaltung wir ihm verdanken. Tacitus, an dessen Lektüre sein Freund Boccacio sich ergötzte, scheint ihm seltsamerweise fremd geblieben zu sein. An griechischen Büchern besaß er einzelne Werke des Plato und Aristoteles, den Homer und die Historiker Josephus und Euseb. Die Kirchenväter waren bei ihm reich, die zeitgenössischen lateinischen und vulgären Autoren nur spärlich vertreten. Erst in späteren Jahren kam er in den Besitz einer Divina Commedia und eines Decameron.

Petrarca hatte die Gewohnheit, seine Bücher mit Randbemerkungen zu versehen. Einzelnen derselben hat er intime Nachrichten über sein Leben anvertraut. Dies hat zu ihrer Wiedererkennung nach Jahrhunderten geführt und die Entdeckung zugleich zu einer besonders werthvollen gemacht.

Wir verdanken diesen Gewinn fast ganz Pierre de Nolhac, dem glücklichen Erforscher der Renaissancelitteratur, der von seinen Italienfahrten nicht nur gelehrte Bücher, sondern auch reizende Verse nach Hause bringt. Er ist Poet und Forscher zugleich, ohne daß der Dichter die Arbeit des Forschers auf Abwege lockte. Das Buch, in welchem de Nolhac seine Studien über Petrarca's Bibliothek niedergelegt hat*), ist eine Musterleistung ausdauernder und exakter Forschung und geschmackvoller Darstellung.

Petrarca hat während seiner langen litterarischen Laufbahn seine Schrift oft gewechselt. Den Zügen dieser unbeständigen Hand in den Manuskriptsammlungen Frankreichs und Italiens nachzugehen, war eine Arbeit, welche die Geduld und den Scharfsinn in gleicher Weise auf die Probe stellten. Sie hat reiche Früchte getragen.

Nun können wir unter de Nolhac's Führung Petrarca bei seinen täglichen Studien folgen. Wir können ihm über die Achsel sehen, wenn er Vergil liest, Cicero meditirt oder die Angaben der Geschichtschreiber vergleicht. Wir belauschen seine Selbstgespräche, sind Zeugen seiner Erregung, seines Glücks, seiner Niedergeschlagenheit im Verkehr mit seinen geliebten Freunden aus dem Alterthum oder bei der Lektüre der Briefe Abälard's und Heloisens. De Nolhac's Buch führt uns hinein in die denkwürdige Werkstätte, aus welcher die ersten Gedanken des Humanismus hervorgegangen sind und erleuchtet sie mit neuem Lichte.

Von den Manuskripten, die Petrarca zur Aufzeichnung persönlicher Erinnerungen dienten, sind vorzüglich die große Vergilhandschrift zu nennen, welche in der Ambrosiana zu Mailand aufbewahrt wird und eine Sammelhandschrift (2193) der Vaticana.

Dieser letzteren hat Petrarca in den Jahren 1348 bis 1369 eine Reihe von Erfahrungen anvertraut, welche er als Gärtner gemacht hat. Er gärtnerte mit Leidenschaft. Besonders waren es der Lorbeer, das Sinnbild seines Dichterruhms und seiner Liebe, und die Rebe, welchen seine Sorge galt. Am 26. November 1348 pflanzte er in seinem Gärtchen zu Parma Reben auf eine neue Art. Er ist während des Winters in großer Sorge um sein Unternehmen, widersprach dasselbe doch nicht nur den Gepflogenheiten des damaligen Weinbaues, sondern, was ihn besonders beunruhigte, auch den Vorschriften, welche Vergil in den Georgica gibt. Doch, fügt Petrarca hinzu, man muß etwas probiren. Dieses: Sed placet experiri, das dann auch wirklich durch den Erfolg des Versuches belohnt wurde, wie eine Notiz aus dem Frühjahr 1349 lehrt, ist, obwohl hier an unscheinbarer Stelle und in anspruchslosem Zusammenhang gesprochen, ein echtes Renaissancewort.

Placet experiri ist das Wort desjenigen, der sich das Recht herausnimmt, die Ueberlieferung an der Hand eigener Erfahrung zu prüfen; der sich gegen den Autoritätsglauben auflehnt. Wenn dieses placet experiri aus der harmlosen Beschäftigung des Gärtners heraustritt auf weitere Gebiete menschlicher Thätigkeit, so wird es die mittelalterliche auf dem Autoritätsglauben ruhende Lebensanschauung umgestalten. Das Wissen der neuen Zeit beruht auf dem experimentum.

In seinem theuren Vergilmanuskript hat Petrarca von 1348—72 diejenigen Todesfälle verzeichnet, die ihm besonders nahe gingen. So das Ende seines armen Sohnes Johannes (1361), „der wenige glückliche Tage in seinem Leben zählte“, weil ihn der Vater, ein schlechter Erzieher, verkannt und gequält hatte, und besonders den Tod seiner Laura (1348). Seine Liebe zu der schönen Avignoneserin war damals im Verglühen. Aber die Nachricht von ihrem Tode erschütterte ihn tief und auf diesem ersten Blatt seiner Vergilhandschrift, „das mir so oft unter die Augen zu kommen pflegt“, verzeichnet er den Entschluß, die Weltlust, da ihre stärkste Fessel nun für ihn gebrochen sei, zu fliehen und seine Gedanken mehr als bisher Gott zuzuwenden.

Diese Vergilhandschrift ist über und über von Marginalien bedeckt, welche aus den verschiedensten Epochen seines Lebens stammen. Es sind in ihnen eigentlich die Früchte seiner eifrigen Lektüre aufgehäuft; sie stellen eine Art Auszug seiner gesammten Bibliothek dar. Er hat denn auch das Buch, trotz des Gewichtes, als Laienbrevier auf seinen Reisen mit sich geführt.

Auch diese wissenschaftlichen Marginalien enthalten manches Autobiographische. Die Individualität des Lesers bricht in denselben durch. Es belebt sie der Anspruch auf persönliche Geltung. Findet Petrarca z. B. bei Plinius die Quelle der Sorgue (Vaucluse) erwähnt, so zeichnet er an den Rand des Manuskriptes eine Skizze des Ortes, der von 1337—53 sein Lieblingsaufenthalt war, und setzt unter das zierliche Bildchen die Worte: „Meine liebliche ennetbergische Einsiedelei.“ Das ist nicht die Art eines mittelalterlichen Lesers.

Petrarca lebte ganz in seiner Lektüre. Die Schriftsteller, deren Werke er las, die Männer, von denen ihm die alte Geschichte erzählte, wurden für ihn gegenwärtig; alle

*) Pétrarque et l'humanisme. Paris. Bouillon, 439 S.

haben sie sein persönlichstes Interesse, seine Liebe oder seinen Haß.

Wie liebt er diejenigen, welche die eigentlichen Führer seiner geistigen Arbeit sind: Cicero und Vergil. „Cicero, aus Deinen Schriften habe ich Deine Denkweise so kennen lernen, als ob ich mit Dir zusammen gelebt hätte.“ Seine Entdeckung eines Theiles der Briefe des Römers — die ad familiares hat Petrarca nicht gekannt — eröffneten ihm eine ganz andere Kenntniß des Mannes und seiner Zeit, als das Mittelalter sie besessen. Diese Briefe haben ihn in die Intimität der alten Römer eingeführt. Er denkt in der Ruhe seines Studirzimmers an Cicero wie an einen fernen Freund und schreibt ihm und den Andern Briefe, die er „aus der Welt der Lebenden“ datirt.

Wohl erfüllt ihn gelegentlich eine Aeußerung des heidnischen Römers mit Besorgniß, so daß er mit Randbemerkungen: cave, male dicis! abwehrt. Aber wie oft setzt er dagegen auch: elegantissime! magnifice! Bisweilen glaubt er von Cicero ganz christliche Worte zu hören, so daß er einmal ausruft: „Man möchte oft meinen, es spräche hier nicht ein heidnischer Philosoph, sondern ein Apostel!“

Aber an diesem bewunderten Cicero hat er in seinem vertrauten Umgang auch böse Schwächen entdeckt. Er resümirt sie in einem Brief von 1351, in welchem er sagt, daß dieser treffliche Konsul und Patriot charakterlos in der Freundschaft, zu grundlosem Zorn und auch in seinem Alter noch zu Streit und Gezänk geneigt gewesen sei. So legt er den Finger auf die wunde Stelle im Charakter Cicero's, welche unter der erbarmungslosen Sonde Mommsen's sich als ein förmliches Geschwür erweisen sollte. Zu diesem ersten Aufleuchten der modernen Kritik, von welchem uns Petrarca's berühmte und zahlreiche Briefe Zeugniß geben, liefern nun die von de Nolhac ausgebeuteten Marginalien lehrreiche Einzelbelege. Aber wie mittelalterlich ist dieser Kritiker Petrarca auch noch zugleich. Das zeigt namentlich sein Verhältniß zu Vergil.

Schon bei den Römern des III. und IV. Jahrhunderts war der Dichter Vergil nicht nur für die Grammatiker eine Musterbeispielsammlung des korrekten Ausdrucks geworden, sondern er galt den Gelehrten als großer Gelehrter und bald wurde seine Aeneis hauptsächlich als ein Buch der Weisheit aufgefaßt. Im V. Jahrhundert schrieb der christliche Grammatiker Fulgentius ein Werk über Vergil, in welchem das ganze Gedicht figürlich gedeutet erscheint als eine Allegorie des menschlichen Lebens. Im Banne dieser Auffassung steht das ganze Mittelalter und es ist nur eine Konsequenz derselben, wenn ein Vers der vierten Ekloge Vergil's später geradezu als eine Prophezeiung der Ankunft Christi gedeutet, der gelehrte Vergil den Propheten Christi angereiht und der Prophet in der Phantasie der Kleriker schließlich zum Zauberer wird.

Von dieser Auffassung hat Dante sich noch nicht völlig frei gemacht. Freilich ist Dante zu aufgeklärt, zu sehr Poet, um den Dichter Vergil in einem Hexenmeister aufgehen zu lassen. Aber eine so eigenartige und persönliche Schöpfung wie die Vergilfigur seiner Divina Commedia auch ist — sie ruht völlig auf mittelalterlichem Grunde. Vergil, der ihn durch zwei jenseitige Reiche geleitet, ist für Dante eine mit geheimnißvollen Kräften ausgestattete, übermenschliche Persönlichkeit, die zum christlichen Gott in einem besonderen Verhältniß steht. Dante's Vergil ist Dichter, aber auch Gelehrter und Prophet.

Petrarca glaubt nicht an den Propheten. Er verwirft jene Deutung der vierten Ekloge. Er ist aufgeklärter als seine Zeitgenossen. Aber im Uebrigen ist er noch völlig in der allegorischen Deutung der Verse Vergil's befangen. Hierin ist er nicht weiter als Dante. Einem jungen Freunde, der ihn um die Erklärung der Aeneis gebeten, setzt er in den letzten Jahren seines Lebens in einem langen Schreiben auseinander, wie Aeneas den tugendhaften Menschen darstelle, den der Sturm der Leidenschaften verschlagen; der im Walde der Versuchung sich verirrt habe — man meint die Allegorie der selva oscura zu hören, mit welcher Dante sein Gedicht einleitet. Aeneas' und Dido's Geschichte versinnbildlichen den Fall des Menschen in die Sünde des Fleisches u. s. f. Zu den Theorien dieses Briefes geben die Marginalien der Vergilhandschrift zu Mailand drastische Exempla. Wir finden da Petrarca z. B. bemüht, die Eklogen Vergil's figürlich zu deuten. Können wir einerseits uns eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren, wenn wir den Denker in einer so unfruchtbaren Haarspalterei sich verlieren sehen, so schmerzt uns andrerseits der Gedanke, daß der Dichter seine eigenen Eklogen nach diesem mißverstandenen Muster verfassen und so viele Dinge in dieselben hineingeheimnissen zu müssen glaubte, daß sie darüber uns fast unverständlich geworden sind.

Unmittelbar an jene Auseinandersetzung über den moralischen Sinn der Aeneis schließt Petrarca eine kritische Bemerkung, die ihn wieder weit über das Mittelalter hinaushebt. Er führt, etwas umständlich, den Beweis, daß die Geschichte von Aeneas und Dido eine Erfindung des Vergil sei, aber eine so schöne und kunstvolle, daß es einem leid schmerze, hier der historischen Wahrheit die Ehre geben zu müssen, die übrigens er zuerst gefunden habe und vorläufig auch noch allein vertheidige.

So sprossen in seinem Verhältniß zu Vergil Schößlinge moderner Kritik mitten im Wuste mittelalterlicher Gelehrsamkeit und widerspruchsvoll in seiner Mischung von Aufgeklärtheit und Autoritätsglaube erscheint hier wie überall dieser merkwürdige „erste moderne Mensch“. —

Zu den Büchern, welche Petrarca am meisten fesselten, gehörte Livius' römische Geschichte: die Geschichte der ruhmreichen Zeit seines eigenen Landes. Da geben die Randbemerkungen seiner Bewunderung für die Treue, die Standhaftigkeit der Römer und seiner Abneigung gegen diejenigen Ausdruck, welche dem römischen Namen Unehre machten. Des von Hannibal besiegten C. Terentius Varro gedenkt er mit dem Schmähwort: Asinus iste! und als er liest, daß T. Manlius Torquatus dem Besiegten von Cannae noch Lob spendet, schreibt er an den Rand: Und Du rühmst nun diesen Galgenstrick noch!“ Grimm ergreift ihn, wenn er bei der Lektüre des Livius daran denkt, daß dieses einst weltbeherrschende Rom jetzt vom Papste verlassen ist — der in Avignon residirt — und er schreibt: „Einst kamen die Fremden, sich Italien anzusehen; sie verachteten es nicht, wie unsere heutigen Päpste und Pharisäer.“ —

Mit Sympathie verfolgt er das Geschick Pierre Abälard's, in welchem sich ein Stück des Seinigen spiegelt. „Das hast Du gesagt, Petrus!“ heißt es da am Rande der Briefe der beiden Liebenden, oder: „Du handelst allerwege gar lieblich und verführerisch, Heloïse!“

Besonders sind es Petrarca's griechische Studien, auf welche durch die Entdeckungen de Nolhac's viel Licht fällt. Wir wußten aus Petrarca's Briefen, daß er bei einem kurzen Privatunterricht im Griechischen (1342) nicht über die Elemente hinausgekommen war und daß insbesondere seine Homerhandschrift für ihn ein Buch mit sieben Siegeln war. Nun ersehen wir aus seinen Randglossen zu der wörtlichen lateinischen Uebersetzung der Ilias und der Odyssee, die er im Verein mit Boccaccio hatte anfertigen lassen, daß thatsächlich seine Kenntniß des Griechischen (um 1367) sich auf die Buchstaben und ein Schock Vokabeln beschränkten, mit welchen er bescheidene etymologische Kombinationen vornimmt. Homer's Mythologie beschäftigt ihn sehr. Er quält sich mit absonderlichen allegorischen Deutungen. Bisweilen empört sich in ihm der christliche Leser, so daß er z. B. zu den Liebschaften des Zeus anmerkt: „Ein schöner Gott das!“ Seine direkte Kenntniß Plato's beschränkt sich auf den Timäus, dessen Uebersetzung er besitzt. Doch ist er auch durch die Lektüre des hl. Augustin mit Plato's Ideen vertraut geworden, so daß er diesen weit über Aristoteles setzt, der ihm als Führer der scholastischen Philosophie seiner Zeit zuwider war. Es ist nicht das kleinste Verdienst Petrarca's, gegen die herrschende Schulphilosophie sich aufgelehnt und mit seiner Bewunderung Plato's, so reich sie auch an Mißverständnissen ist, die mächtige Renaissance des Platonismus

er spätern Humanistenzeit eingeleitet zu haben. Wie sehr ist er hier, trotz seiner sehr bescheidenen griechischen Kenntnisse, Dante überlegen, der vom Griechenthum nur die armseligen mittelalterlichen Vorstellungen hat. Petrarca's erstauntem Blick enthüllt sich bereits durch den Schleier des Römerthums das Wunderland Hellas.

Petrarca war von Jugend an ein Bücherfreund. Er erzählt in einem seiner letzten Briefe, wie er als studiosus juris bereits eine kleine Bibliothek sich zusammengebracht hatte, in welcher Cicero den größten Raum einnahm. Der Vater, welcher sah, wie litterarische Allotria die juristischen Studien seines Sohnes hemmten, ließ seinen Zorn an dessen Büchern aus und jammernd mußte der junge Francesco es mitansehen, wie dieselben ins Feuer geworfen wurden. Auf sein Flehen rettete der Vater schließlich zwei bereits versengte Bände aus den Flammen, einen Cicero und einen Vergil, deren beschädigter Zustand später den Bibliophilen Petrarca nicht mehr befriedigen konnte.

Denn Petrarca war nicht nur ein gelehrter Büchersammler, sondern ein eigentlicher Bibliophile, der auf kunstvolle Ausstattung, auf schönen Einband, auf treffliches Material sah. Sendet er einem Freunde ein Buch, dessen Blätter etwas verschaffen sind, so entschuldigt er sich. Eine große Rolle spielt in seinem Leben die Sorge für gute Kopisten, die er selbst mühselig anlehrte und deren er in seinen späteren Jahren mehrere bei sich beschäftigte. Sie begleiteten ihn auf seinen Reisen: ein stolzes Geleite für einen einfachen Gelehrten! Seine Iliasübersetzung trägt von seiner Hand den Vermerk: „In meinem Hause geschrieben: zu Padua begonnen, zu Pavia beendigt; zu Mailand illustrirt und gebunden 1369."

So hat für uns die Figur des Bücherfreundes Petrarca neues Leben gewonnen in dem liebevollen Buche de Nolhac's, das jeden fesseln wird, der den Renaissancegedanken nachzugehen Lust hat. Placeat experiri.

Zürich, Dezember 1894. H. Mark.

Gedichte von W. Dietrich. Berlin. 1894. Wilhelm Hertz.

Die sonst gleitende Sprache und auch inhaltlich das Bestreben jedes Gedicht, auch das wehmüthigste, doch in einen harmonischen Schlußakkord ausklingen zu lassen, unterscheiden W. Dietrich von jenen modernen Lyrikern, die vor allem in scharfer Charakteristik ihre Aufgabe suchen und auch vor einer alle Dämme der Form brechenden Ausdrucksweise nicht zurückschrecken, ja, es sogar vorziehen, schroff, zackig, ungestüm und selbst brutal zu sein, um nur sicher durch und durch wahr zu erscheinen.

Indessen auch W. Dietrich ist in seinen vorwiegend elegischen Gedichten wahr; denn der leise träumerische Wiegegang seiner Verse entspricht ihrem Stimmungs- und Gedankengehalt. Kein wildes Drängen heißen Blutes, keine lodernde Brandfackel eines revolutionären Geistes forderte hier einen Sturm erregter Worte; Lieb' und Leid einer still in sich gekehrten Mannesnatur fanden in schlichten einfachen Strophen am besten den entsprechenden Ausdruck. „Liebe" und „Leid" sind auch wirklich die beiden ersten Abtheilungen des 100 Seiten starken Büchleins betitelt; dann folgen: „Nachklänge" — „Lose Blüthen" — „Lose Blätter" — „Ins Weite" — und den Schluß bilden ein paar Gedichte auf Calderon, dessen poetisches Schaffen unter anderm in folgender Stanze wunderhübsch charakterisirt ist:

„Es schwelgt auch er in jener Lebensfülle,
Die dort im Süden her vom Himmel weht,
Er schildert uns die reizende Idylle,
Die mit dem Degen meist zu Ende geht,
Die Pärchen, flüsternd in des Mantels Hülle,
Die Ritter, deren Lied am Fenster fleht,
Sein Spanien, das mit glühendem Gestade
Sich in zwei Welten streckt zum Wellenbade."

Kundige werden an dieser untadelig schönen ottava rima sofort erkennen, daß ihr Verfasser ein Dichter aus der Schule Geibel's, Heyse's ist. Dies zeigen nun auch die meist sehr kurzen, liedartigen Gedichte der vorhin genannten Abtheilungen. Unter ihnen schienen uns die unter „Leid" und „Nachklänge" gebotenen nicht nur durch ihre schwermüthige Klage, sondern auch dadurch anziehend und bemerkenswerth, daß der Dichter in ihnen auf zarte Weise mit den Schatten seiner dahingegangenen Lieben verkehrt. Dietrich scheint — ähnlich wie Max Haushofer in seinen „Geschichten aus dem Diesseits und Jenseits" — eine besonders rege Empfindung zu besitzen für die Wandnachbarschaft alles Lebendigen mit dem Tode. Von den Schatten seiner Lieben sagt er z. B.:

„Sie folgen unserm Liebesdrange,
Die uns das Schicksal früh geraubt.
Sie folgen uns mit leisem Gange,
Ihr Athemzug streift unser Haupt.

Doch wenn wir uns zu ihnen wenden,
Entflieht das kaum errung'ne Glück,
Denn sie entziehn sich unsern Händen
Und kehren in die Nacht zurück."

Leben und Tod sind so nahe beisammen „wie man vom Licht in Schatten tritt", — dieses Gefühl zieht sich durch eine ganze Reihe der leidvollen Lieder, tönt aber niemals aus in einem Verzweiflungsschrei; im Gegentheil macht ein ihm gut stehendes melancholisches Lächeln bei aller Trauer den Hauptreiz in der geistigen Physiognomie dieses Lyrikers aus.

Die aus der Naturbeobachtung geholten kleinen Gleichnisse werden von Dietrich oft sehr hübsch verwendet, z. B.:

„So wie das Bäumchen nach dem Regen,
Auch nur gestreift, schon Tropfen streut,
Der Schmerz beim leisesten Bewegen
In manchen Herzen sich erneut."

oder:

Stolz.

„Wenn man uns schmähte, weil man uns beneidet,
Darum bekümmre Dich nicht sehr.
Wie stolz das Segelboot die Fluth durchschneidet!
— Die kleinen Wellen schwatzen hinterher."

Auch in andern einzeiligen Gedichtchen tritt eine entschiedene Begabung fürs Epigramm zu Tage und ebenso muß man nicht glauben, daß man in dem Büchlein, das allerdings das Leben von der ernsten Seite nimmt, nicht auch auf Anläufe zu Humor und Witz stoße, so z. B. in dem Gedicht: „In dieser Zeit der schwarzen Fräcke" — oder in „Jeder möchte kräftig leben". Doch scheint uns in letzterem Gedicht „Der nasse Pudel" eine zwar gewollte, aber etwas zu grelle Dissonanz zu der so würdigen Sprache der vorangehenden Strophen — übrigens die einzige Dissonanz im ganzen Buche.

Wir haben hier noch bei weitem nicht alle Lieder hervorgehoben, die unsern vollen Beifall haben, allerdings auch die andern nicht, in denen uns irgend eine Kleinigkeit, z. B. ein altmodisches Bild oder eine zu abstrakte Wendung stört. Bei manchen mußten wir mit des Dichters eigenen Worten urtheilen:

„Wenn auch nicht um des Sinnes willen,
Es reißt der Klang uns mit sich fort."

Um letzterer Eigenschaft willen dürften vielleicht namentlich Komponisten auf dieses Büchlein aufmerksam gemacht werden, das als eine kleine zarte Dichtergabe sich darstellt.

J. V. W.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Vierter Band. Konstantin Kawelin's und Iwan Turgenjew's sozial-politischer Briefwechsel mit Alex. Iw. Herzen. Mit Beilagen und Erläuterungen herausgegeben von Prof. Michail Dragomanow. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Dr. B. Minzes. Stuttgart. 1894 Cotta.

Unter allen bisher erschienenen Bänden der werthvollen Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten (s. „Nation" Jahrg. XI. Nr. 51) ist der vorliegende vielleicht der bemerkenswertheste. Man braucht nur die Namen der drei Persönlichkeiten zu nennen, deren brieflicher Gedankenaustausch über sozial-politische Fragen uns kund gethan wird, um den Vorgeschmack einer überaus anziehenden und lehrreichen Lektüre zu erhalten. Iwan Turgenjew, der große Dichter, der Verfasser des „Tagebuches eines Jägers" und der „Väter und Söhne", Alexander Herzen, der große Publizist, der verehrte und gefürchtete Herausgeber der Glocke, Kawelin, der große Gelehrte, lange Jahre hindurch eine Zierde der juristischen Fakultäten der Universitäten Moskau und Petersburg, führen vertraute Zwiesprache über Vergangenheit und Zukunft, Leiden und Hoffnungen ihres Volkes, wobei die Frage der Bauernbefreiung unter Alexander II. und ihrer Folgen im Mittelpunkte der Diskussion steht. Das deutsche Publikum erhält auf diese Weise die Möglichkeit eines tiefen Einblicks in die Geschichte der russischen Geistesbewegung, namentlich während der sechziger Jahre unseres Jahrhunderts. Es lernt den hohen Idealismus einiger der edelsten Söhne des so lange gefesselten Volkes kennen, ihre Pläne für eine Fortbildung der begonnenen Reformen, ihre Uebereinstimmung in vielen wichtigen Fragen, aber auch ihre Meinungsverschiedenheiten in nicht minder bedeutenden. Während Herzen und Kawelin mit den Slavophilen dem russischen Volke eine Art von Messiasrolle unter den Nationen zuzuschreiben geneigt waren, ihrerseits aber über die Möglichkeit der Einführung einer repräsentativen Verfassung in Rußland hart aneinander geriethen, warnte Turgenjew vor der Aufstellung der Antithese „zwischen dem äußerlich schönen und innerlich häßlichen Westen und dem umgekehrt äußerlich häßlichen und nach innen schönen Osten" (S. 134). „Ich bin ein Europäer", schreibt er einmal, „ich liebe das Banner, unter welchem ich seit meiner Jugend stehe und glaube an dasselbe." (S. 138.)

Bisher war diese Korrespondenz, vermehrt durch die Briefe J. S. Aksakow's, des berühmten panslavistischen Schriftstellers, an Herzen und durch die Briefe Turgenjew's an den kleinrussischen Patrioten und Emigranten Professor Michail Dragomanow, der in den gelehrten Kreisen Westeuropas besonders wegen seiner folkloristischen Studien geschätzt wird, durch den zuletzt Genannten herausgegeben nur in russischer Sprache zugänglich. Die Censur verwehrte selbstverständlich dem Bändchen die Ueberschreitung der russischen Grenzen. Nichtrussischen Lesern aber blieb es unbekannt. Jetzt erst wird es in weiteren Kreisen gewürdigt und als eine historische Quelle ersten Ranges verwerthet werden können. Der Uebersetzer, Professor Boris Minzes, Kollege Dragomanow's an der jungen Hochschule von Sofia, den Lesern der „Nation" schon durch seine Verdeutschung von Pypin's Werk über die geistige Bewegung Rußlands im neunzehnten Jahrhundert bekannt (s. „Nation" XI. Nr. 31), hat alles gethan, um das Verständniß der Briefe zu erleichtern, wobei ihm Dragomanow's Vorarbeit trefflich zu statten gekommen ist. Zahlreiche Anmerkungen klären über einzelne Vorkommnisse und Personen, auf welche die Korrespondenten anspielen, zur Genüge auf. Im Vorwort wird man mit biographischen Notizen in Betreff der Briefschreiber sowie ausführlicher mit den Schicksalen des russischen Herausgebers bekannt gemacht, der als Politiker, ein Repräsentant der auf Turgenjew folgenden „Generation" der „Söhne" zu den „bescheidenen Reichstagsträumen" der „Väter" zurückgriff. In Anhängen erhält man Dragomanow's „Erinnerungen an seine Bekanntschaft mit Turgenjew", die Freunden des Dichters wohl zu manchen Einwürfen Veranlassung geben dürfte, Kawelin's Denkschrift über die Unruhen in der Petersburger Universität im Jahre 1861 u. a. m. Selten wird man auf Schiefheiten in der Uebersetzung stoßen (wie S. 89 „Zürne mir nicht für mein Schweigen" statt „wegen m. S.") oder auf Versehen, die sich vielleicht schon im Originale finden (wie S. 93, wo Borries statt Barris zu lesen wäre). Alles in allem genommen verdient die Arbeit des Uebersetzers Dank und Anerkennung.

A. St.

Ernst von Wolzogen: Fahnenflucht. Novelle. Berlin F. Fontane u. Cie. (Preis 1 Mark.)

In dieser vorzüglichen Novelle ist ein einfacher, schlichter ... so innig durchdrungen von der liebevollen Dichterpersönlichkeit Wolz... daß es schwer ist, den Kern der Erzählung mit anderen Worten ... Autor wiederzugeben. Es könnte bei solcher Rekapitulation ... artikel über Militarismus und Soldatenmißhandlungen heraus... oder eine Abhandlung über die Neigung der ursprünglichen mensch... Natur zum Bösen, oder eine Studie über den Einfluß des Hunger... die Moral. Und doch würde mit alledem etwas durchaus Fremd... Wolzogen's tendenzlose Geschichte hineingetragen. Dies aber keinesw... weil Wolzogen ein Anhänger der absoluten Objektivität geworden ... er ist im Grunde seines Wesens der Alte, der mit jedem neuen ... tiefer und ernster geworden ist; sein früheres burschikoses Lachen ... jetzt verwandelt in das milde Lächeln des Menschenkenners und Men... freundes, auf dessen Lippen das buddhistische Wort zu schweben ... Tat twam asi, das bist du!

„Fahnenflucht" ist die Geschichte zweier Häßlicher; aber über ... wird nicht wie bei Homer über Thersites, die Geißel der Verach... oder nur der Satire geschwungen; vielmehr zeigt uns der Dichter ... tief schürfender Psychologie in diesen Erbärmlichen an Geist und Kör... die alten menschlichen Grundtriebe, Liebe und Liebebedürftigkeit, ... und Unabhängigkeitssinn. „Fahnenflucht" erzählt von einem ... gischen Bauernburschen, der in seinem Berufe und seiner gewohnten ... gebung es wohl mit den anderen aufnehmen konnte, wenn er auch ... seinem Auftreten, besonders der holden Weiblichkeit gegenüber, ... Ungeschicktes an sich hatte. Aber immerhin war er ein Mensch, der ... gut mit den andern hätte mitlaufen können — trotz seiner krumm... Beine. Diese aber wurden sein Verhängniß, als er zum Militär ... gezogen wurde. Hier sollten sie von den schneidigen Vorgesetzten ... Hilfe roher Kameraden absolut gerade gebogen werden, damit der ... Recht beliebte Parademarsch durch ihn nicht ferner gestört würde. ... bald war die Kaserne für Quaritsch die Hölle. Auf diesem Grunde ... hebt sich die einfache Erzählung ab; aus winzigen Anfängen her... ohne es gewollt zu haben, wird Quaritsch zum Deserteur, zum Dieb ... schließlich zum Selbstmörder. Seine Kameraden haben ihm eine S... gestohlen, und als er's sich nicht gefallen lassen wollte, halbtodt ge... gelt. Er ist also krank gemeldet und muß, schon ziemlich herge... noch auf der Stube bleiben. Der schöne Sonntag lockt ihn trotz... hinaus, nur für ein paar Stunden. Bei einem Bauerntanz lernt er ... Mädchen kennen, häßlich, ältlich, verachtet. Die zwei Ausgestoß... werden zu einander gezogen in heißer Liebesnoth; von den and... verlacht, ergehen sie sich in einsamem Abendspaziergang; sie spielen ... uralten Spiele der jungen Liebe, Quaritsch und „Karline" ebenso ... wie Romeo und Julia, und ein Heuhaufen ist ihnen ebenso recht ... jenes Julias Schlafgemach. Darob ist es Nacht geworden, Quar... vermißt sein Seitengewehr, eine Rückkehr in die Kaserne, die er ... Urlaub verlassen, hätte jetzt schon schlimme Folgen, und schließlich ... berauscht von Bier und Liebe, soweit, überhaupt nicht mehr ... Jammerleben zurückkehren zu wollen. Und nun wo er, der krum... beinige Bauerntrottel, ein Einzelner, sich erhebt gegen die allmäch... Gewalt des Staates, kommt es Schlag auf Schlag: denn schwe... Strafe steht auf Desertation und es gilt das Aeußerste. Er brau... Civilkleider, Karline muß sie ihm stehlen, ihn hungert bald, ... stiehlt und raubt, er wird schließlich vom Gendarm verfolgt und ... hetzt: er springt in den Abgrund und zerschmettert sich seinen dumm... Schädel. Und Karline kommt wegen Diebstahls ins Gefängniß. ... Diese erschütternde Geschichte ist bis in die kleinsten Einzelheiten ... vorzüglich und ungezwungen motivirt; die Natürlichkeit der Dich... persönlichkeit vereinigt sich mit den reichen und vornehmen Mitteln sei... Kunst, um ein vom künstlerischen Standpunkt höchst erfreuliches ... hervorzubringen, dessen Stoff freilich so traurig und unbefriedigend ... wie die Verhältnisse, aus denen er erwachsen ist.

gl.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 15. Berlin, den 12. Januar 1895. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Es ereignet sich glücklicherweise auch jetzt noch nicht von acht zu acht Tagen immer etwas ganz Besonderes und Einschneidendes; es gibt kein großes Ereigniß aus der allerjüngsten Zeit, und doch braut sich etwas zusammen, das schließlich für Deutschland folgenschwer genug sein wird; dieses Etwas heißt: die öffentliche Stimmung.

Sie ist das Ergebniß von großen und kleinen Einflüssen; von einzelnen fest bestimmten und nachhaltigen Eindrücken und von unzähligen unbestimmten geistigen Luftzügen; das alles spielt mit einander, verwebt sich und treibt hin über die Lande, und langsam hüllt sich Deutschland wie in einfallende graue Nebel, die sich ausbreiten und ausweiten und düstere Stimmung und Unsicherheit und Unruhe überall hindringen. Es ist noch kein Ungewitter, dem man mit muthiger Stirn trotzen könnte; aber es sind die Vorboten des schlimmen Wetters, und die sind um so beunruhigender, weil man nicht den Steuermann sieht, der die Größe der Gefahr klar erkennt, und dem man die Kraft, sie zu beschwören, zutraut.

Solche Unsicherheit entsteht, wenn Niemand mehr weiß, was eigentlich zu gewärtigen ist; wenn nicht zwei Schritte in die Zukunft hinein sich klar überblicken lassen. Es gibt keine scheinbar noch so undenkbare politische Möglichkeit, die man nicht ernsthaft in Rechnung zu ziehen geneigt wäre, und wenn morgen das Ueberraschendste eintritt, wird es Leute geben, die gerade diese Wendung vorausgesagt haben. Das Vertrauen zu einer vorsichtigen, sachgemäßen Geschäftsgebahrung, sie sei von welchen Prinzipien immer bestimmt, ist verloren gegangen, und das Schlimmste, was einer Politik zustoßen kann, ist, daß ihr Kredit somit auf allen Seiten ins Wanken gekommen ist. Einen falschen Schritt, den man heute thut, kann man morgen zurückthun, und der Schaden ist dann oft nur gering; man ist wenigstens wieder auf dem richtigen Wege. Aber ein verlorener Kredit ist durch eine neue einzelne Handlung gar nicht wieder zu erwerben. Wie er nur verloren ging durch eine langsame, langsame Unterhöhlung, so kann er nur wieder gefestigt werden durch einen langsamen, langsamen Neuaufbau. Und das ist natürlich auch in Zukunft um so weniger zu erwarten, weil politische Wunder nicht geschehen, und weil gerade der organische Fehler der Vergangenheit das Fehlen solcher langsamen, vorsichtigen, konsequenten Arbeit gewesen ist.

In einer derartigen Verstrickung befindet sich im Augenblick Deutschland, und während man mit theatralisch-loyalen Gesten und mit unwirksamen Waffen gegen den Umsturz von Außen zu kämpfen sich anschickt, zeigen sich die bedenklichsten Anzeichen im Mittelpunkt der eigenen Position. Jene führenden politischen Männer aber, welche die genügende Klarheit des Blickes, die Energie und die Stellung besitzen, um rücksichtslos in vernehmbarer Nähe zu sagen: Kaiserliche Majestät, so dicht sind wir schon an die Klippen herangekommen — sie gibt es nicht oder scheint es nicht zu geben. Und ist eine Entwicklung aus solchen Ursachen erst einmal so weit gediehen, dann ist am Ende auch der reale Nutzen einer einzelnen Warnung schon recht zweifelhaft.

Wir sind ins Rutschen gekommen, und die Regierung zeigt keine Spur von jener Kraft, um die Bewegung aufzuhalten oder zielbewußt ihr eine voraus berechnete Richtung zu geben. Kommen wir zu einer Auflösung? Kommen wir zu Verfassungskonflikten? Welche Chancen hat der Staatsstreich, den die Reaktionäre verlangen? Oder laviren wir in Harmlosigkeit noch eine Zeit lang fort? Vielleicht das eine; vielleicht das andere; vielleicht das dritte; vielleicht das vierte. Wer weiß es? Aber eines ist sicher bei solcher allgemeinen Unsicherheit; wir treiben unaufhaltsam schon durch die Wirkung der öffentlichen Stimmung in immer größere politische Schwierigkeiten hinein und diese Schwierigkeiten werden plötzlich so drohende auf allen Seiten sein, daß sich mit oder ohne Absicht des Ministeriums auch diesmal das reaktionäre Säbelregiment als Hilfsmittel

aufdrängen wird, wie schon so oft in unbesonnenen Momenten selbstverschuldeter Regierungsbeängstigungen.

Cavour sagte mit treffender Schärfe, daß reaktionäre Katastrophen weit seltener der erklärliche Gegenstoß gegen einen revolutionären Ansturm auf eine Regierung sind als das Ergebniß der eigenen Bankerotterklärung einer Regierung im Innern. Sie sind kein Beweis für die Stärke revolutionärer Mächte, sondern für die Schwäche, Kurzsichtigkeit und Planlosigkeit der Regierung trotz all ihrer scheinbaren Stärke. Und hierin steckt die eigentliche Gefahr für das Land. Mit dem Säbel in der Hand kann jeder Esel regieren, sagte Cavour; freilich nur einige Zeit.

Und wie viel Wochen sind nun eigentlich verstrichen, seit Graf Caprivi das Feld räumte und seine resolute und vorsichtige Hand aufhörte, an der Staatsmaschine zu arbeiten und vieles zu verhindern, und seit er so manches mit seinem breiten braven Rücken nicht mehr verdeckt. Die Illusionen der Lobredner und Förderer der jüngsten Wendung sind etwas schnell — Ade.

Gibt es kein Zurück, so gibt es nur ein Vorwärts, und mit catonischer Beharrlichkeit wird für lange Zeit nichts zu sagen übrig bleiben, als daß die gesammte liberale Bevölkerung des Landes nichts besseres thun kann, wie sich politisch wehrhaft zu machen und sich zusammenzuschließen zur Abwehr abenteuerlicher Experimente, die mehr bedrohen, als der Gegensatz von Fraktionsnüancen werth ist.

Die ungarischen Schwierigkeiten sind noch immer nicht behoben und der Ausgang bleibt unsicher. Vorläufig experimentirt die Krone weiter, um ein liberales Kabinet zu finden, das von der bisherigen Majorität getragen wird, und doch anders und gemäßigter wie das alte Kabinet ist, und das darum der Krone genehmer sein würde. Dieses Experiment ist bisher nicht geglückt; und sollte es überhaupt mißlingen, so taucht die Möglichkeit eines Geschäftsministeriums auf, hierauf eine Auflösung des Parlaments und alsdann erbitterte Kämpfe um die künftige Machtstellung der Parteien.

. . .

Empor.

Leidenschaftlich und darum übertreibend griff Friedrich Engels im Jahre 1845, als er die Lage der arbeitenden Klassen in England beschrieb, das an, was er Bourgeoisie nannte. „Weiber zum Gebären unfähig gemacht, Kinder verkrüppelt, Männer geschwächt, Glieder gequetscht, ganze Generationen verdorben, mit Schwäche und Siechthum infizirt, und dies alles bloß um der Bourgeoisie den Beutel zu füllen.“ Mehr als zwei Menschenalter sind, seit jene bitteren Worte geschrieben wurden, dahin gegangen, eine Epoche sozialer Kämpfe und sozialer Fortschritte ist heraufgezogen, und die Lebensverhältnisse der Handarbeiter haben eine Entwicklung erfahren, die, soweit sie vom erwünschten Ziel auch noch entfernt sein mag, doch schon dahin gelangt ist, daß nicht einmal Friedrich Engels wagen würde, jene Anklage, die das Jahr 1845 traf, gegen das Jahr 1895 zu erheben.

Wir sind vorwärts gekommen. Es ist gerade in gewerbehygienischer Hinsicht besser als zuvor geworden. Eine Reihe von Einflüssen wirkten zusammen, um die Fabrikarbeit minder gesundheitsschädlich, die Lebenshaltung minder kümmerlich zu gestalten. Die Maschinen und Motoren werden heute mit allen erdenklichen Schutzvorrichtungen versehen, und der Unternehmer wählt diejenige Konstruktion, die den gefahrlosesten Betrieb verspricht, schon um in eine möglichst niedrige Gefahrenklasse eingeschätzt zu werden. Neue Fabriksäle werden groß und luftig ausgeführt. Exhaustoren saugen die Staubmassen in dem Augenblick ihrer Entstehung ab und befördern sie ins Freie. Sprengapparate durchfeuchten die trocken gewordene Luft. Betriebe, welche spezifische Krankheiten hervorzurufen pflegten, haben durch Veränderung in der Methode ihren Schrecken verloren. Es ist die Phosphornekrose, die früher unter den Arbeitern der Zündholzindustrie ihre furchtbare Ernte hielt, seltener und seltener geworden. In der Spiegelindustrie der Stadt Fürth wird in wachsendem Maße die Silberbelegung statt der Quecksilberbelegung angewendet, und in demselben Maße geht die Sterblichkeit der Spiegelbelegarbeiter zurück. In fortgeschrittenen chemischen Fabriken wird die Bereitung von Giften mehr und mehr der Menschenhand entzogen und der Maschine übertragen. Eisengeschirrarbeiter sind, seitdem das Email bleifrei hergestellt wird, weniger gefährdet als früher. Auf den meisten Schiffswerften wird der Bau der großen eisernen Schiffe auf den Hellingen noch ungeschützt im Freien ausgeführt; auf einigen norddeutschen Werften ist man indeß schon dazu übergegangen, die Hellinge mit großen fensterreichen Schuppen zu umgeben. Die bei den Schuhmachern früher sehr häufige als „Schusterbrust“ bekannte Deformität des Brustbeins ist in Folge der Entstehung von Leistenfabriken so gut wie verschwunden. Desgleichen ist die verschorene Maus der Tuchscheerer durch Maschinenarbeit beseitigt. Während nicht selten Kinder in geradezu unbarmherziger Weise zur Mitarbeit in Fabriken herangezogen wurden, sind sie heute so lange die Schulpflicht dauert, gänzlich davon ausgeschlossen. Genug, der Fortschritt ist unverkennbar. Einen allzu argen Mißbrauch der Menschenkraft duldet unsere Zeit nicht mehr.

Wo heute gegen die Volksgesundheit gefrevelt wird reagirt nicht nur die vereinigte Kraft der Arbeiter, sondern auch der Gesetzgeber eilt herbei, um Abhilfe zu bringen. Die öffentliche Meinung wendet im Zweifelsfall lieber dem Hinterhause als dem Vorderhause ihre Sympathieen zu. Die Malerei führt gern die düsteren Seiten des Lebens vor das Auge und weckt so das Mitleid mit menschlichem Elend. Auf den litterarischen Markt ergießt sich eine förmliche Hochfluth von Büchern und Broschüren, die alle das eine Problem abhandeln: Wie ist den Mühseligen und Beladenen ihre Bürde zu erleichtern?

In der ärztlichen Wissenschaft ist das Studium der Arbeiterkrankheiten zu einer besonderen Spezialität ausgebildet worden. Die Werke von Eulenburg, Hirt, Popper u. s. w. zeigen, mit welcher Genauigkeit jede einzelne durch die gewerbliche Beschäftigung hervorgerufene Störung des Organismus behandelt und Maßregeln zur Heilung wie zur Vorbeugung erörtert werden. Die Gewerbehygiene, als die Untersuchung des Berufs in seiner Bedeutung als Ursache von Erkrankungen, ist eine ganz neue Blüthe am Baum der Medizin. Der Keim dazu war freilich längst vorhanden, aber erst die soziale Wärme der Gegenwart hat ihn zum Treiben gebracht.

Neuerdings ist ein weiterer beachtenswerther Schritt auf diesem Gebiete geschehen. Gewerbeinspektoren, Statistiker, Männer der berufsgenossenschaftlichen Sphäre vereinigten sich mit einem Arzte, um ein „Handbuch der praktischen Gewerbehygiene“ zu veröffentlichen, welches nicht nur wissenschaftlichen Zwecken dienen, sondern auch dem Techniker ein Leitfaden sein soll.*) Der Herausgeber Dr. Albrecht hat damit eine Aufgabe übernommen, die es verdient, gestellt und gelöst zu werden. Dem Fabrikanten wie dem Aufsichtsbeamten wird hier eine eingehende Belehrung über alle einschlägigen Gegenstände und eine Fülle von Anregungen zur Einführung von Verbesserungen des Betriebs geboten. Oberstabsarzt Dr. Villaret-Spandau eröffnet das Werk mit einer Abhandlung über gesundheitschädigende Einflüsse beim Gewerbebetrieb, Gewerbeinspektor Oppermann-Arnsberg referirt über Bau und bauliche Einrichtungen von Fabriken und Werkstätten, Prof. K. Hartmann, Mitglied des Reichsversicherungsamtes, über Heizung und Lüftung der Arbeitsräume. Weitere Lieferungen werden folgen, um das ganze Werk zu einem erschöpfenden und grundlegenden zu gestalten.

*) Handbuch der praktischen Gewerbehygiene, herausgegeben von Dr. H. Albrecht, Verlag von Robert Oppenheim (Gustav Schmidt), Berlin 1894.

Wie bedeutungsvoll der hier behandelte Gegenstand ist, rt schon ein Blick auf die Kosten, welche gegenwärtig ch Erkrankungen und Betriebsunfälle verursacht werden. e sieben Arten der Krankenkassen, die das Gesetz vom Juni 1883 vorsieht, hatten im Jahre 1892 eine Ausgabe i zusammen 104 Millionen. Die Zahl der Mitglieder betrug Millionen. Für die Berufsgenossenschaften mit ihren 4 Millionen Mitglieder sind nach der kürzlich dem Reichs- . vorgelegten Zusammenstellung für 1893 im Ganzen s Millionen an effektiven Ausgaben erforderlich gewesen. s den Kosten der Invaliditätsversicherung ist ebenfalls e stattliche Anzahl von Millionen hierher zu rechnen. ibei sind die Verluste durch Ausfall an Arbeitsleistung ch gar nicht in Rechnung gezogen. Eine Einschränkung Fälle von Erkrankung, Verunglückung und Invalidität irde eine nicht unwesentliche Verringerung der allgemeinen kosten unserer nationalen Produktion darstellen.

Auf diese Einschränkung muß hingearbeitet werden. is erreichbar kleinste Maß von Betriebsgefahr ist das el, welches der Arzt in gleicher Weise wie der Volkswirth stellt. Von fundamentaler Wichtigkeit ist vor allem der straum und der Luftwechsel. Schlechte Zimmerluft schwächt Widerstandsfähigkeit gegen jede Art schädlicher Einflüsse. shalb ist dafür zu sorgen, daß der durch die Athmung brauchte Sauerstoff wieder ersetzt wird, wozu die natür- je Ventilation durch die Mauern der Gebäude allein nicht sreicht. Ganz besondere Aufmerksamkeit ist der Lüftung nn zuzuwenden, wenn Arbeitssäle elektrisch beleuchtet rden. Ueber das zu fordernde Mindestmaß des Luftraums hen die Ansichten freilich noch weit auseinander. Popper rlangt 15 cbm Luftraum für den Kopf in Arbeitsräumen, denen keine Entwicklung von Staub oder Gasen statt- idet. Dieselbe Forderung erhebt Hirt. Villaret kommt if Grund einer physiologischen Betrachtung zu der Ansicht, iß man in der Praxis für den Kopf 5—6 cbm Luftraum chnen könne, wenn die Zuführung weiterer 60 cbm reiner ift in der Stunde möglich sei, ohne daß Zugluft entstehe.

Nicht minder nützlich als die Informationen über die iftung sind diejenigen über die beste Methode der Staub- ıaugung, der Heizung, Beleuchtung, über Mauerwerk, ißböden, Bedachung, Feuersicherheit und dergleichen. Ueber le diese Fragen orientirt das genannte Werk.

Schon die Thatsache, daß solche Werke heut erscheinen id Anklang finden, ist eine beredte Zeugin dafür, wie weit ejenigen von der Wahrheit abirren, welche glauben, der leg, den die Entwicklung der Arbeiterverhältnisse nimmt, hre in einen gähnenden Abgrund. Hat die Großindustrie nfangs für das Schicksal der Millionen, die sie in ihren annkreis zog, nicht ausreichend gesorgt, so gelangt sie jetzt ehr und mehr zu der Einsicht, daß eine gut genährte und mitär geschützte Arbeiterschaft ihr selber werthvoller ist als ne schlecht gestellte und allen Gefahren schutzlos preis- gebene Arbeiterschaft. Nicht allein der Gesichtspunkt der umanität, sondern, was sicherer wirkt, die Rücksicht auf is eigene Interesse drängt die Leiter von Fabrikunter- ehmungen zu Reformen.

Immer wird es unerfüllte Wünsche geben, nie wird er Geist voller Befriedigung einziehen. Gleichwohl darf ian an der tröstlichen Vorstellung festhalten, daß sich, von er Warte des Kulturhistorikers betrachtet, die Gesellschaft uch in ihren unteren Schichtungen aufwärts bewegt und icht abwärts.

Hermann Pachnicke.

Das neue Reichstagshaus — ein Haus des deutschen Volkes?

Wer vom Parliament Square den Riesenbau des Westminster-Palastes betritt, in dem Oberhaus und Unterhaus tagen, gelangt, nachdem er das hohe Portal durchschritten, in St. Stephen's Hall, in die Vorhalle, in welcher an den Wänden die Marmorstandbilder berühmter englischer Parlamentarier und Staatsmänner früherer Jahrhunderte stehen. Voran John Hampden, der Führer der Unterhaus-Opposition gegen Karl den Ersten, der Vertreter der Lehre vom gesetzlichen Widerstande, dann der große Commoner William Pitt und sein Sohn, der jüngere Pitt, der mit 24 Jahren Premierminister wurde, aber auch seine berühmten Gegner Charles Fox und Edmund Burke. In der anschließenden Centralhalle finden sich, an der nach dem Oberhaus führenden Seite, die ersten beiden Bildsäulen englischer Staatsmänner der neuesten Zeit, des Liberalen Lord John Russel und des Konservativen Sir Stafford Northcote. Im Sitzungssaale der Peers sind dagegen in achtzehn Nischen die Standbilder der alten Barone aufgestellt, welche einst dem Könige Johann die Magna Charta, den ältesten Freiheitsbrief des englischen Volkes, abzwangen. Und wer dann wieder hinaus auf den Parlamentsplatz tritt und dort die Bronzestandbilder Lord Derby's und Lord Palmerston's, Sir Robert Peel's und Benjamin Disraeli's schaut, dem kann es nicht zweifelhaft sein, trotz alles heraldischen Aufputzes und aller zahllosen Statuen englischer Fürsten, die an dem Bau selbst angebracht sind, daß er hier an der Stelle steht, wo die Gesetzgeber einer großen Nation tagen, die gegenwärtige Vertretung des englischen Volkes ihren Sitz hat.

Das Palais Bourbon, das alte Grandseigneur-Schloß, das seit einem Jahrhundert zum Sitz parlamentarischer Körperschaften, jetzt der französischen Deputirtenkammer eingerichtet ist, zeigt im Giebelfeld des Portikus am Seinequai Frankreich als eine Frauengestalt zwischen den Figuren der Freiheit und der öffentlichen Ordnung. Vorn, hinter den Statuen der Athene und der Themis, erheben sich die Standbilder der älteren großen Staatsmänner Frankreichs, wie Sully und Colbert. Im Sitzungssaale finden sich wieder die Figuren der Freiheit und der öffentlichen Ordnung vor, daneben Verkörperungen der Vernunft, der Gerechtigkeit, der Klugheit und der Beredsamkeit. Ein anschließender Saal ist mit den Basreliefs des rächenden und des schützenden Gesetzes, mit den Statuen der großen Redner Mirabeau und Bailly, Casimir Périer und General Foy geschmückt; in einem anderen Saale ist gar die Entwicklung der französischen Gesetzgebung in Malereien dargestellt. Fast in übermäßiger Fülle bietet der künstlerische Schmuck überall den Hinweis dar auf den Zweck des Hauses, der Vertretung des französischen Volkes als Sitz ihrer Berathungen und Beschlüsse zu dienen.

An dem Beginn des Franzensrings schimmert dem vom Burgring Kommenden das in herrlichstem hellenischen Stile erbaute Meisterwerk Hansen's entgegen, der gewaltige, erst 1883 vollendete Reichsrathsbau, welcher dem Abgeordnetenhause wie dem Herrenhause Oesterreichs geräumige Unterkunft gewährt. Das Mittelgiebelfeld des Portikus ziert ein mächtiges Skulpturwerk: Kaiser Franz Joseph den Völkern der österreichischen Kronlande die Verfassung ertheilend. Die Statuen österreichischer Staatsmänner und Gesetzgeber ragen längs der Dachbrüstung empor, auf Verfassung und Gesetzgebung bezügliche Malereien schmücken die Sitzungssäle. Die Vertreter der Nationen diesseit der Leitha, welche unter dem habsburgischen Szepter vereinigt sind, haben hier eine Heimstätte gefunden, das läßt der gewaltige Bau in seinem Aeußeren wie in seinem Inneren unzweideutig erkennen.

Zwischen der hochragenden Siegessäule, welche die Erfolge der drei jüngsten glorreichen Feldzüge feiert, und dem

Brandenburger Thor, auf welchem der Wagen der Victoria an frühere Triumphe erinnert, erhebt sich seit Kurzem der gewaltige Monumentalbau, welcher dem deutschen Reichstage Aufnahme zu gewähren bestimmt ist. Dem Beschauer wird doch diese Bestimmung des Baues von vornherein in mächtigen künstlerischen Gebilden packend und allgemein verständlich entgegentreten? Ach nein, hier späht das Auge vergeblich auch nach dem kleinsten Anzeichen aus, daß in diesem Hause die Vertretung des deutschen Volkes ihren Sitz haben wird. An der Hauptfront nach dem Königsplatz prangt im Giebelfeld des Mittelbaues, sechs Meter hoch, das Wappenthier des Deutschen Reiches, der Reichsadler, zwei altgermanische Krieger, welche Nord- und Süddeutschland versinnbildlichen sollen, sind zu seinen Seiten aufgestellt, auf denen außerdem sitzende Figuren die unter dem Schutze der Wehrkraft blühenden Schöpfungen des Friedens verkörpern. Hinter den Säulenzwischenräumen sind auf zwei geschlossenen hohen Wandfeldern die Wappenschilder der Fürstenhäuser aller Bundesstaaten angebracht, auch nicht das kleinste Fürstenthümchen ist vergessen. Ueber dem Portikus steht in theatralischer Pose die Begas'sche Germania, von einem Krieger und einem Genius des Sieges geleitet, und weiter rückwärts und noch höher hinauf erhebt sich, in ihrer monotonen Vergoldung grell vom Sandstein der Façade abstechend, die Laterne, welche eine riesige Kaiserkrone, das Sinnbild höchster fürstlicher Autorität, krönt. Wer kann in all diesem Schmuck und Aufputz auch nur die Spur eines Hinweises auf die Bestimmung des Baues, ein Haus der deutschen Volksvertretung zu sein, entdecken?

Mit den drei anderen Seiten des Hauses ist es in dieser Hinsicht nicht um ein Haarbreit besser bestellt. In ihrer tadellosen Vollständigkeit finden sich die Wappen der deutschen Bundesfürsten auch an den Schmalseiten und an der nach der Sommerstraße gelegenen Rückseite des Hauses angebracht. Wohl schmücken die Portale an der Nord- und an der Südseite mächtige Figurengruppen, aber sie stellen nur die Kraft und die Wahrheit dar. Bleibt endlich noch die lange Ostseite, nach der Sommerstraße, übrig. Ihren bildnerischen Schmuck kann ich nicht treffender charakterisiren, als indem ich die Schilderung einer der ersten Fachzeitschriften wiedergebe:

„Am Mittelbau der Ostseite sind die Schlußsteine der äußeren Bogenöffnungen mit mittelalterlichen **Prachthelmen**, umgeben von ritterlichen **Waffen** und Laubwerk, geziert; die Gebälkköpfe über den Dreiviertelsäulen tragen **Trophäengruppen**. Ueber den seitlichen Bogenöffnungen der Ueberfahrt prangen auf der glatten, hohen Mauerfläche große **Wappenschilde** mit dem Reichsadler, denen **gepanzerte Ritter** trutzig zur Seite stehen."

Wer diese von einem begeisterten Bewunderer des Baues gegebene Schilderung liest, kann nichts anderes denken, als daß es sich um eine Kriegsakademie oder ein Waffenmuseum, allenfalls um einen Kaiserpalast oder um ein Reichskanzlerbüreau handelt. Niemand, der nicht aus anderer Quelle die eigentliche Bestimmung des Hauses kennt, würde die kühne Vermuthung aufzustellen wagen, daß hier der verfassungsmäßigen Vertretung einer freien Nation eine dauernde Stätte bereitet sei.

Und was die künstlerische Ausschmückung des Aeußeren des Baues voraus befürchten läßt, das bestätigen Architektur und ornamentaler Schmuck des Innern in vollem Maße. Wir treten durch das Hauptportal vom Königsplatz, das nach der Verwendung bei der Ceremonie der Schlußsteinlegung wie so manches andere Monumentalportal auf lange Zeit hinaus unbenutzt bleiben wird, in die berühmte Wandelhalle ein, die in einer Ausdehnung von nahezu hundert Metern auf dieser Seite den Bau fast seiner ganzen Länge nach durchzieht. In dem Mittelraum dieser Halle erreicht die Ornamentik des Reichstagshauses, so versichert uns eine technische Sonderschrift über den Bau,*) ihren Höhepunkt. Vier Nischen sind in dieser Rotunde hergerichtet und über ihren Simsen sind wunderbare Gebilde angebracht. „Das ist eine gestaltenreiche **Verkörperung der vier Herrscher**tugenden, die wie die vier Sätze einer Symphonie dem Thema Tapferkeit, Gerechtigkeit, Weisheit und Frie[…]liebe zu einer gewaltigen, ehrfurchterweckenden Einhe[…]sammenklingen." Nun wissen wir doch, was wir in […] Hause des deutschen Reichstags vor Allem zu suchen […] und wir werden auch nicht enttäuscht, wenn wir […] suchen. Am nördlichen und südlichen Ende der Wa[…]halle schauen von einer Galerie Medusenmasken […] auf uns herab und geheimnißvolle Fabelwesen aus […] Geschlecht der Sphinx lagern auf dem Rande der Bal[…]den. Wir schauen aus den Fenstern der Seitenhallen […] die beiden Höfe hinaus und erblicken an den in[…] Mauerwänden in riesigen Dimensionen die Wappe[…] vier deutschen Königshäuser, jenes Kleeblatt, das u[…] den mannigfaltigsten Verschiebungen und Verschnörkelu[…] nahezu überall im Hause begegnet.

Wir treten am Südende der Halle hinaus auf […] nach dem Brandenburger Thor gelegene Treppenhaus, […] in seiner Anlage und in seinem bildnerischen Schmuck […] aus das hervorragendste Treppenhaus des ganzen B[…] darstellt. Hier leuchtet uns aus einem riesigen Glasfe[…] in mittelalterlicher Gewandung wieder einmal Jung[…] Germania entgegen; gerade gegenüber aber mahnt […] nicht minder riesige Glasmalerei mit der üblichen Sa[…]lung der Wappenschilder aller Bundesfürsten, daß […] Deutsche Reich im Grunde doch nur ein Bund von […]undzwanzig Staaten ist. Auf der Höhe des Treppenha[…] führen zwei fast überreich mit ornamentalem Bildwerk […]sehene Thüren einerseits in die Wandelhalle, andererseit[…] den Vorsaal des Bundesraths. Wieder sehen wir die W[…]pen der Königreiche Preußen und Bayern, denen wieder […] Nordportal die Wappen Sachsens und Württembergs […]sprechen. Die vier Figuren der Eintracht und der Ge[…]tigkeit, der Stärke und der Staatsklugheit, welche eben[…] diese Thüren zieren, kann auch der deutsche Reichstag […] etwa als die besonderen Symbole seiner Thätigkeit in […]spruch nehmen; keinen Despoten hat es gegeben, dem […] auf seinen Befehl schmeichlerische Kunst die gleichen […]stalten bereitwillig um seinen Thron gestellt hätte. […] treten nunmehr in den Vorsaal des Bundesraths ein […] erblicken wiederum zwei Königswappen, denen im ge[…]überliegenden Vorsaale des Reichstagsvorstandes die be[…] anderen Königswappen entsprechen. Daß uns auf […] ganzen Wege allerlei Unthiere mit Kronen, Schnäbeln […] Krallen aus dem Bildwerk entgegengrinsen, sei nur […] Vollständigkeit halber erwähnt. Zum Schluß einen […] in den Sitzungssaal geworfen. In seiner genial […]worfenen, schmuckreichen Holzarchitektur gleicht er nach […] Urtheil Vieler eher dem Zuschauerraum eines Opernha[…] als dem Berathungssaal einer Volksvertretung. Ind[…] zieht sich doch wieder oberhalb der Tribünen eine R[…] von Wappen, diesmal von dreißig polychromen Wa[…]hin. Aber wo man in einem solchen Saale etwa kü[…]lerische Verkörperungen der politischen Freiheit und […] staatlichen Ordnung, der Beredsamkeit und der Vaterla[…]liebe suchen möchte, da schauen in naturalistischem […]karnat kokette Bajaderenfiguren auf die Reichstagsb[…] herab. An die Bestimmung des Saales mahnen zur […] nur zwei kleine Einzelheiten: die Lehne des Präside[…]stuhles ziert in mittelalterlich-naturalistischer Holzsku[…] eine splitternackte, üppige Frauenfigur die, wie es sc[…] die Unparteilichkeit versinnbildlichen soll, und die eben[…] in Holz geschnittenen Hammel an den Abstimmungsth[…] eine burleske und wenig geschmackvolle Verspottung […] meist nur bei Entscheidung wichtigster Fragen erfolge[…] Abstimmung durch Zählung.

Erinnert denn aber — diese Frage wird sich J[…] aufdrängen — in dem figuralen und dekorativen Sc[…] der diesen Bau in einer Fülle ziert, wie sie kaum […] anderer Profanbau in deutschen Landen aufweist, i[…] That nichts in würdiger Weise an die Bestimmung […] Baues zum Sitz der deutschen Volksvertretung? Di[…] sache, kurze Antwort kann nur lauten: Nichts, rein […] nichts. Herrschermacht und Herrschertugenden haben i[…]

*) Rapsilber, Das neue Reichstagshaus in Berlin.

annigfaltigsten Formen ausdrucksvolle Verkörperung erhalten, m kleinsten deutschen Fürsten ist davon ein vollgerüttelt laß gespendet worden. Längst ist von den deutschen ünzen die Formel „von Gottes Gnaden“ verschwunden; elchen Fürstenkopf auch die einzelne deutsche Gold- oder ilbermünze zeigen mag, sie gibt in der Umschrift nur glicht seinen fürstlichen Rang an, ohne des Ursprungs iner Herrschaft zu gedenken. An dem Nationalbau des utschen Reichstags feiert die veraltete Formel eine fröhliche uferstehung. In den Inschriften, welche — in häßlichen und aum lesbaren mittelalterlichen Initialen — sich unter dem ums des Hauses herumziehen, ist jedem Fürsten und Fürsthen sein „V. G. G.“ wieder zu Theil geworden. Und der eist, der sich in diesem kleinen Detail kundgibt, spricht us tausend Einzelheiten des Baues. Will man den rundcharakter seiner Architektur kurz bezeichnen, so kommen n ihr strotzende Kraft und monarchische Autorität zum usdruck. Der Gedanke, daß gerade dieses Gebäude in einer monumentalen Gestaltung wie in seinem bildnerischen Schmucke deutschen Geist und bürgerliche Freiheit zum Ausdruck bringen müsse, scheint dem Baumeister und seinen Berathern nie gekommen zu sein. Das herrliche Wort hland's, daß über Deutschland nur ein Kaiser herrschen önne, dessen Haupt mit einem Tropfen demokratischen Oeles gesalbt sei, hat längst Erfüllung gefunden; der Tropfen demokratischen Oeles im deutschen Kaiserthum ist das allgemeine Wahlrecht, das wiederum das Fundament des Reichstags bildet. Aber in dem Monumentalbau, der diesem selben Reichstage nunmehr als sein Haus errichtet ist, weht kein Hauch demokratischen Geistes.

Vielleicht meint mancher, daß dem gerügten Mangel doch unschwer abzuhelfen sei. Die künstlerische Ausschmückung des Innern ist ja noch gar nicht vollendet; noch harren weite Wand- und Deckenflächen der Malereien, noch ist an vielen Nischen und Säulen genügender Raum für die Aufstellung von Statuen frei gelassen. Sollte es denn nicht möglich sein, bei der Ausfüllung dieser Lücken nachzuholen, was versäumt ist, nachträglich noch jenen signralen und dekorativen Schmuck anzubringen, den die Parlamentshäuser anderer Nationen in beziehungsreicher Fülle aufweisen, der Ursprung, Wesen und Aufgaben einer Volksvertretung in künstlerischen Gebilden zu erläutern bestimmt ist? Eine solche Hoffnung würde eitel Selbsttäuschung sein. Ein Schmuck diesen Charakters paßt in diesen Monumentalbau ebenso wenig wie in eine katholische Kirche etwa die Aufstellung einer Germaniastatue am Hochaltar. Wenn man an den freien Wand- und Deckenflächen Malereien anbringen wollte, welche parlamentarische Würde und parlamentarische Arbeit in treffender Darstellung schilderten — der Geist solcher Kunstwerke würde in grellem Widerspruche stehen, zu dem Geiste, welcher diese Räume geschaffen und ihren Formen wie ihrem Zierrath seinen Stempel aufgeprägt hat. Was über die Pläne verlautet, welche zur Vollendung der inneren Ausschmückung bisher entworfen sind, beweist auch, daß dem leitenden Künstler nichts ferner liegt, als der Gedanke, sein einheitlich entworfenes und ausgeführtes Werk durch die Vermischung mit anderen, ihm durchaus fremden Elementen zu verunzieren. In der Holzarchitektur des Sitzungssaales sind noch zwei Nischen frei; sie sind bestimmt die Figuren der Milde und der Weisheit aufzunehmen, nichtssagende Figuren, wie sie an Dutzenden von Fürstendenkmälern geziemender Weise angebracht sind. Das Südportal und das Nordportal sollen mit Bildsäulen geschmückt werden. In dem durch seine dekorative Pracht ausgezeichneten Südportal, welches den Haupteingang für die Reichstagsabgeordneten und die Bundesrathsmitglieder bildet, sollen acht deutsche Kaiser, die hervorragendsten aus der Reihe von Karl dem Großen bis Maximilian den Ersten, Standbilder erhalten. In dem dekorativ einfach, fast schmucklos gehaltenen Nordportal, welches dem Publikum, Journalisten, Unterbeamten und Zeitungsjungen als Zugangspforte dient, sollen acht Standbilder deutscher Geistesheroen aufgestellt werden. Doch ist diese Angabe offenbar noch unverbürgt, da in einer technischen Schrift bereits mitgetheilt wird, daß dort vielmehr als Erzbilder acht Gestalten aus der deutschen Sage und aus der Zeit vor Karl dem Großen Aufstellung finden sollen. Ein solcher Schmuck würde auch mit dem Charakter des ganzen Baues und seiner übrigen Ausschmückung durchaus harmonieren, während doch Jedermann einsehen muß, daß zwischen all diesen Wappenschildern und Rittergestalten deutsche Geistesheroen nichts zu suchen haben. Bleiben noch die vier großen Nischen im Mittelraum der Wandelhalle auszufüllen. Ich schlage vor, daß in jede eine riesige Rittergestalt in klirrender Rüstung gestellt wird, welche das Wappenschild eines der vier Königreiche trägt. Wenn dann noch auf dem Schlußstein in der Mitte eine Statue der Germania gestellt wird, so würde damit die innere Ausschmückung in würdiger Symbolik und in harmonischem Zusammenklange ihren Abschluß erhalten.

Man zeihe mich nicht der Uebertreibung, man glaube nicht, daß ich in ästhetischer oder politischer Voreingenommenheit schaue und schreibe. Eine volle Rechtfertigung meiner Auffassung und meines Urtheils liefert mir eine der vornehmsten Fachzeitschriften Deutschlands, das in Berlin erscheinende „Centralblatt der Bauverwaltung“. Diese Zeitschrift hat in einer Reihe von Nummern eine eingehende baugeschichtliche Darstellung und eine von aufrichtiger künstlerischer Begeisterung durchwehte Schilderung des neuen Reichtagshauses gebracht. Aber auch der Verfasser dieser Aufsätze, Richard Streiter, macht sich in seiner enthusiastischen Verherrlichung selbst einmal den Einwand:

„Mancher wird vielleicht auszusetzen haben, daß Wallot als Schmuckmittel allzuoft die Abzeichen der Feudalherrschaft, wie Kronen, Scepter, Wappen, Adler u. s. w. angewandt habe, daß die eigentliche Bestimmung des Hauses, die gewählten Vertreter des Volkes in sich zu vereinigen, zu wenig zum Ausdruck gebracht sei. Der Einwand erscheint zunächst berechtigt.“

Trotzdem will Herr Streiter diesen Einwand nicht gelten lassen. Er beruft sich zunächst auf Hermann Lotze, der in seiner „Geschichte der Aesthetik in Deutschland“ die Ansicht ausgesprochen, die Kunst könne keine anpassenden Formen für politische Versammlungen erfinden, deren Bestand, Befugnisse und Geschäftskreise zweifelhaft seien, und deren Mitglieder, auf Zeit gewählt, heute dieses, morgen jenes Prinzip vertreten. Aus Eigenem fügt Herr Streiter dann noch hinzu:

„Bietet das jetzige parlamentarische Leben dem Künstler werthvolle Symbole zu einer treffenden, allgemein verständlichen bildnerischen Charakteristik? Es dürfte schwer sein, diese Frage zu bejahen. So hat sich Wallot vor zweifelhaften Allegorieen unserer künstlerisch gerade nicht anregenden parlamentarischen Verhältnisse absichtlich gehütet. Er hat sich damit begnügt, durch die alten Abzeichen der Herrscherwürde die Regierungsgewalt ganz allgemein, die gesetzgeberische Macht als Grundlage aller staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung im weitesten Sinne zum Ausdruck zu bringen. Er hat damit aber auch entschieden betont, daß wir in einem monarchischen Staate leben. Durch die zahlreichen Adler, durch die Wappen der Bundesstaaten, der deutschen Städte u. s. w. ist der Reichsgedanke an sich, die Einigung der deutschen Stämme verkörpert.“

Nun wissen wir es doch, weshalb wir am ganzen gewaltigen Bau auch nach der kleinsten Hindeutung auf seinen eigentlichen Zweck vergeblich gesucht haben. Und die Erklärung ist von fast verblüffender Einfachheit. Die völlige Nichtbeachtung des parlamentarischen Zweckes ist der Grundgedanke des Baues. Der Baumeister hat absichtlich ein Parlamentshaus hinstellen wollen, dem es in seiner künstlerischen Gestaltung nur Niemand anmerkt, daß es ein Parlamentshaus ist! Wenn Wallot in der That von dieser Grundanschauung geleitet war — und sein Werk bestätigt allerdings in allen seinen Theilen diese Annahme — so bleibt es schwer verständlich, wie er den Bau überhaupt hat übernehmen können. Steht es doch außer allem Zweifel, daß die Beschlüsse der beiden gesetzgebenden Faktoren, des Reichstags und des Bundesraths, durch welche der Plan des Baues genehmigt und die Mittel zu seiner Ausführung bewilligt wurden, dahin gingen, nicht daß für die Regierungsgewalt ganz allgemein ein Palast, sondern daß für die Vertretung des deutschen Volkes ein Monumentalbau errichtet werde, in

welchem zugleich die nationale Erhebung und Einigung zu würdigem künstlerischem Ausdruck gelange. Man sehe nun zu, was aus diesem Programm bei der thatsächlichen Ausführung des Baues und in seiner Interpretation durch eine Fachzeitschrift geworden ist. Wohl war es das gute Recht des Baumeisters, in der künstlerischen Gestaltung dieses Baues zu betonen, daß wir in einem monarchischen Staate leben, und auch von einem anderen Standpunkte aus ist bereitwillig zuzugeben, daß die Nichtberücksichtigung des monarchischen Elements eine empfindliche und nicht zu rechtfertigende Lücke gebildet hätte. Aber diesem unzweifelhaften Recht des Baumeisters stand doch auch die nicht minder unzweifelhafte Pflicht gegenüber in seinem Werke zum Ausdruck zu bringen, daß wir in einem Verfassungsstaate leben. So wie das Haus nunmehr geworden ist, wird uns freilich an hundert Stellen in aufdringlicher Darstellung zum Bewußtsein gebracht, daß wir nicht nur einen Landesvater, sondern sogar einundzwanzig Landesväter haben, aber abgesehen von der Thatsache, daß ein Sitzungssaal und die sonst nöthigen Arbeitsräume für ein Parlament vorhanden sind, verkündet uns nichts, daß wir auch einen Reichstag haben, daß dieser Reichstag mehr als irgend ein anderer verfassungsmäßiger Faktor die Einheit des neuen Nationalstaates repräsentirt und daß dieses Haus zu seinem Sitz errichtet worden ist. Die klar und zweckentsprechend gestellte Aufgabe hat somit — freilich nicht ohne Mitschuld der Reichstagsbaukommission — in den Händen des Künstlers eine willkürliche Umdeutung erfahren, für welche es schwer ist, den passenden schärfsten Ausdruck zu vermeiden.

Die ästhetischen Bedenken, welche gegen einen angemessenen künstlerischen Ausdruck der eigentlichen Bestimmung des Hauses in seinem Bau wie in seinem Schmuck geltend gemacht werden, können nicht schwer ins Gewicht fallen. Wenn ein Kunstphilosoph — und sei es auch der verehrens- und liebenswerthe Lotze — den Satz aufstellt, daß die Kunst dies oder jenes nicht könne, so ist damit noch keine unabänderliche Entscheidung festgestellt. Ueber Können hat der Künstler das letzte Wort zu sprechen. In jeder solchen Streitfrage fühle ich mich immer an die prächtige Satire Schiller's auf die Philosophen erinnert und ich meine auch in diesem Falle: Wenn nur ein schöpferisches Kunstgenie sich gefunden hätte, das in einem schönen und gewaltigen Werke das Ringen des deutschen Volkes nach nationaler Einheit und seinen Sieg auf dem Boden einer freien Verfassung zum künstlerischen Vorwurf genommen hätte — der Aesthetiker würde schon nicht gefehlt haben, der nachträglich auf das Scharfsinnigste den Beweis geführt, daß die Lösung des Problems erfolgen mußte und nur so erfolgen konnte. Komme man doch nicht mit dem Einwand, daß eine politische Versammlung heute dieses, morgen jenes Prinzip vertrete und somit nichts Geklärtes und Gefestigtes darbieten könne, das als ein geeigneter Gegenstand für künstlerische Verkörperung zu dienen vermöchte. Herrscht doch im menschlichen Kulturleben nur ein ewiges Ringen nach Klärung und Festigung, das alles Lebendige in der Gegenwart nicht zum Geklärten und Gefestigten werden läßt, nicht in wirthschaftlichen und politischen Verhältnissen, aber auch nicht in der Wissenschaft, nicht in der Kunst. Wenn heute ein genialer Maler bei einem großen Werke eine Figur der Poesie darzustellen hätte, er würde sie sicher ganz anders mit seines Geistes Auge schauen und mit seinem Pinsel schaffen, als Raphael in den Stanzen seine herrliche Gestalt der Poesie gebildet hat. Und so in der Skulptur, in der Architektur. Was thut denn der wahre Künstler anderes, als daß er den gewählten Vorwurf künstlerisch zu gestalten sucht nach dem Ideale seiner Zeit? War es nun nicht ein echt künstlerischer, vielleicht der schönste und höchste Vorwurf, die Theilnahme einer großen Nation an der Lenkung ihrer Geschicke durch frei gewählte Vertreter nach dem Ideale unserer Zeit in einem Monumentalbau architektonisch und plastisch zu verkörpern? Wenn Lotze mit der citirten Behauptung Recht hätte, so würde die Kunst fast nur für Ereignisse, Vorstellungen, Gefühle, welche historische Thatsachen geworden [...] die anpassenden Formen finden können, sie würde in [...] höchsten Aufgaben nur retrospektiv sein. Es ist deshalb [...] kein Zufall, daß man sich in diesem Fall gerade auf [...] beruft, denn Wallot's Kunst, wie sie sich im Reichstags-hause offenbart, zeigt im Wesentlichen einen retrospektiven, um nicht zu sagen reaktionären Charakter, sie schaut [...] allen ihren bezeichnenden Darstellungsmitteln rückwärts [...] eine Zeit deutsch-mystischer Stimmung, in eine Zeit „wunderbaren, romantisch phantastischen Zaubers, der uns aus [...] Ritterpoesie und den Mären der alten Volksbücher entgegenweht."*) Dem Kunstphilosophen aber, auf den man [...] beruft, dient es zur Entschuldigung, daß sein Ausspruch niedergeschrieben worden ist vor einem Vierteljahrhundert, geschrieben noch ehe aus den Wetterschlägen des größten und schönsten Krieges, den das deutsche Volk jemals geführt, sich die nationale Einheit und das sie vor Allem repräsentirende nationale Parlament erhob.

Schließlich bieten uns doch auch die großen Parlamentsbauten anderer Nationen einen unwiderleglichen Beweis dafür, daß anderwärts die Kunst muthig und erfolgreich an die Lösung des Problems gegangen, der eigentlichen Bestimmung des Hauses in den Formen des Baues [...] in dem bildnerischen Schmuck zu reichem, künstlerischem Ausdruck zu verhelfen. Bei keinem einzigen modernen Monumentalbau, der als Heim einer Volksvertretung entworfen und ausgeführt worden, hat sich der Baumeister der Erfüllung dieser ersten, naturgemäßen Pflicht entzogen. Selbst der in Straßburg neu erbaute Palast für den Landesausschuß der Reichslande Elsaß-Lothringen, die noch heute staatsrechtlich unter Diktatur stehen, ist mit den künstlerischen Symbolen [...] Bestimmung geschmückt. Nur dem deutschen Volke mu[...] man zu, es ruhig hinzunehmen, daß von dem Riesenbau, auf dessen Vollendung die Nation erwartungsvoll geblickt, jeder, auch der geringste künstlerische Hinweis auf die Bestimmung als Heim der deutschen Volksvertretung tendenziös ferngehalten wird. Mit welcher kleinlichen Aengstlichkeit diese Tendenz geübt worden ist, beweist u. a. der skulpturale Schmuck der vier Eckthürme. Nicht weniger als sechzehn Statuen sind auf ihren frei vorstehenden Säulen angebracht. Auf die Bestimmung des Baues könnte von ihnen alle[...] vielleicht die Figur der Staatskunst hinweisen, aber m[...] wird bei dem ganzen Charakter der Ausschmückung [...] thun, auch bei ihr doch hundertmal eher an Reichskanzler, Minister und Staatssekretäre als an frei gewählte Abgeordnete zu denken. Im Uebrigen repräsentiren diese Figuren die Wehrkraft zu Lande und zur See, Schule, Kirche, Kunst, Litteratur und die wirthschaftliche Thätigkeit der verschiedenen großen Erwerbsgruppen. Selbst Viehzucht und Bierbrauerei sind vertreten, aber für eine Gestalt der Gesetzgebung [...] der Verfassung, der bürgerlichen Freiheit oder der parlamentarischen Beredsamkeit war selbst im äußersten Winkel dieses Parlamentshauses kein Platz.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

M. Broemel.

Parlamentsbriefe.

IV.

Präsident von Levetzow hat die Sitzungen nach Ablauf der Ferien in besserer Laune wieder eröffnet, als er sie vor Weihnachten geschlossen hat. Von der „Levetzow-Krisis" über die man sich in der Weihnachtszeit unterhalten hat, ist in Reichstagskreisen nichts bekannt gewesen; die [...]

*) Die citirten Worte sind dem „Centralblatt der Bauverwaltung" entnommen.

Seite des Hauses hat ernstere Sorgen als die, einen Personenwechsel herbeizuführen, der in der Sache nichts ändern würde.

Zwei neue schöne Gesetzentwürfe sind eingegangen, einer, der den unlauteren Wettbewerb bekämpfen und einer, der der Gewerbefreiheit wieder einige Hindernisse bereiten soll. Wie die Umsturzvorlage variiren auch diese Gesetzentwürfe das Thema, daß man, um einige „Auswüchse“ zu beseitigen, sich nicht scheuen darf, in das gesunde Fleisch zu schneiden. Die einzelnen Bestimmungen beider Gesetze werden einer sehr genauen Prüfung zu unterziehen sein, sobald es ernsthaft zur Berathung derselben kommt; vorläufig absorbirt die Umsturzvorlage das gesammte Interesse des Landes, da sie dazu berufen erscheint, eine sehr ernste Wendung in der deutschen Geschichte herbeizuführen.

Wie bedeutungsvoll die Vorlage ist, geht am besten aus dem Umstand hervor, daß in drei Sitzungen, die vor und nach den Ferien stattgefunden haben, nicht mehr als vier Redner zu Worte gekommen sind. Ich nenne unter diesen Vieren zuerst Herrn Gröber, Mitglied der Centrumspartei, Württemberger, Richter, einen Mann von ungewöhnlicher dialektischer Begabung und pikanter Ausdrucksweise, dem demokratischen Flügel seiner Partei angehörend, nicht gewöhnt, das konfessionelle Gebiet häufig zu berühren, wenn er es aber thut, voll Eifer.

Herr Gröber bekannte sich als Gegner der Vorlage, er ließ aber erkennen, daß er vielleicht dafür zu haben sei, wenn sie weiter ginge. Ihm liegt weit mehr daran, die liberalen Professoren zu treffen, als die Sozialdemokraten, denn die liberalen Professoren sind es, die an der Sozialdemokratie schuldig sind. Er nannte als die eigentlichen Sünder, welche der Strafe würdig sind, einige Professoren der Naturwissenschaften, wie Häckel in Jena, dabei einen mißbilligenden Blick auf die „liberale“ Regierung in Weimar werfend, die einem solchen Manne die Lehrfreiheit gestatte; er nannte ferner einige Professoren der Philosophie, darunter einen hochgeschätzten Mitarbeiter dieser Zeitschrift, Herrn Theobald Ziegler.

Ich bekenne, daß ich kein Anhänger der überkühnen Hypothesen Häckel's bin, und ich stütze mich, da ich meiner eigenen Sachkenntniß nicht vertrauen darf, auf die Autorität eines anderen liberalen Professors, Rudolph Virchow's, eines Mannes, unter dessen Verdiensten ich das für das höchste halte, daß er stets bemüht gewesen ist, den Grenzstein unverrückt zu lassen,

„der Land der Wahrheit trennt von der Träume Land“.

Ich werfe mich daher nicht zum Vertheidiger der Sätze Häckel's auf, die dem Herrn Gröber so sehr mißfallen haben; aber ich meine, daß, wenn es ein Mittel gibt, die Irrthümer Häckel's zu widerlegen, die Wissenschaft allein diese Mittel liefern kann und daß es daher ein selbstmörderisches Beginnen ist, der Wissenschaft in den Arm zu fallen.

Was die angegriffenen Professoren der Philosophie betrifft, so haben sie sich bemüht, das Loth auszuwerfen, um zu ermitteln, wie tief dasselbe herabgelassen werden muß, um den Grund zu erreichen. Denkenden Männern liegt diese Aufgabe so ernst am Herzen, wie nur irgend Jemandem die Religion am Herzen liegen mag, und dieses Streben nach Erkenntniß der Wahrheit hat seine Märtyrer gehabt, so gut wie die Mysterien irgend einer Religion ihre Märtyrer gehabt haben. Wer dieses Streben nach Wahrheit unterbinden will, versündigt sich an demjenigen, was dem Menschen hoch und heilig ist, nicht minder als der, welcher das Bekenntniß eines Dogmas zu unterdrücken sucht. Herr Gröber hat mit seiner Rede ein warnendes Merkzeichen aufgerichtet, an welchem alle Anhänger der Umsturzvorlage prüfen mögen, ob sie sich nicht an einem Werke betheiligen, das in seinen Konsequenzen dahin führen muß, die Freiheit der Lehre und der Wissenschaft zu untergraben. Und man möge nicht glauben, daß wenn erst einmal die liberalen Professoren mundtodt gemacht sind, die evangelische Rechtgläubigkeit sich sicher fühlen darf. Zu den liberalen Professoren gehört ja auch Melanchthon, und Luther war nicht einmal so viel werth, wie ein liberaler Professor. Herr Gröber wünscht auch diejenigen zum Schweigen gebracht zu sehen, die in Gustav Adolph von Schweden einen Helden der Glaubensfreiheit erblicken. Ich nehme für mich gewiß nicht den Vorzug in Anspruch, über Gustav Adolph das letzte Wort sprechen zu dürfen; er gehört zu den Männern, deren Charakterbild in der Geschichte schwankt. Aber daß die Wahrheit über ihn gesagt werden darf, ist doch eine Nothwendigkeit.

Nach einem bekannten Worte in Goethes „Faust“ sind die Heiligen und die Ritter die wahren Stützen des Staates und wenn Herr Gröber sein Wort für die Heiligen eingelegt hatte, nahm sich Freiherr von Stumm der Ritter an. Die Sozialdemokratie muß unterdrückt werden und solle es tausend Thaler kosten. Daß sie mit diesem Gesetze unterdrückt werden kann, glaubt Freiherr von Stumm freilich selbst nicht, aber wenn es mit diesem Mittel nicht geht, kann man es ja mit anderen versuchen, zum Beispiel mit der Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts und der Expatriirung der sozialdemokratischen Führer. Der Zweck aber muß erreicht werden. Es gibt brave Leute, die nur ein überlegenes Lächeln für die Besorgnisse vor Reaktion und Staatsstreich haben. Herr von Stumm aber zeichnete das Bild des Staatsstreichs mit deutlichen Strichen an die Wand, und bei den bekannten Beziehungen, in denen er steht, ist nicht anzunehmen, daß er damit nur seine persönliche Anschauung ausgesprochen hat. Im Vorbeigehen sei bemerkt, daß Herr von Stumm eine staatsrettende That darin erblickt haben würde, wenn man die Aufführung von Hauptmann's „Webern“ verboten hätte. Ich persönlich sehe in Gerhart Hauptmann so wenig das Ideal eines Dichters, wie in Häckel das Ideal eines Forschers oder in Gustav Adolf das Ideal eines Politikers, allein Herr von Stumm möge einmal Schiller's „Räuber“ ansehen; die sind noch viel anarchistischer als Hauptmann's „Weber“.

Namens der Sozialdemokraten sprach Herr Auer in mehr als dreistündiger Rede und er hat die Zuhörerschaft gefesselt. Außer Bebel ist er unter den Sozialdemokraten der einzige, der stets sicher ist, das Ohr des Hauses zu finden. Er hat aus eigener Kraft sich ein Maß von Kenntnissen und eigenen Ueberzeugungen verschafft, er ist ein braver Mann, dem man es anmerkt, daß er von der Wahrheit dessen, was er sagt, überzeugt ist und er weiß stets die schickliche Form zu finden, um das was er denkt, vorzubringen. Ich halte die wirthschaftlichen Anschauungen des Herrn Auer genau für so verkehrt, wie die der Agrarier, Schutzzöllner und Zünftler, aber ich kann mir erklären, wie ein verständiger und braver Mann zu solchen Anschauungen gelangen kann. Wenn alle Welt davon überzeugt ist, daß der Staat die Macht und die Pflicht hat, den Nothleidenden zu helfen, dann muß man natürlich auf den Gedanken kommen, daß der Staat lieber den Vielen als den Wenigen, lieber den Armen als den Reichen helfen soll. Besonders glücklich war Herr Auer in der Ausführung, daß auch in der herrschenden Klasse sich Anschauungen verbreitet finden, denen man auf dem Wege der Umsturzvorlage entgegentreten möchte. Was Herr von Stumm darauf erwidert, daß die herrschende Klasse einen Uebelthäter aus ihrer Mitte ausstoße, ist offenkundig falsch. Weder ein General, der hinterrücks auf einen Wehrlosen schoß, noch ein Duellant, der seinen Gegner tödtete, der ihn an der Ausübung des Hazardspiels hindern wollte, sind von ihren Standesgenossen mit Ungunst angesehen worden.

Die Vertheidigung der Regierungsvorlage führte der Staatssekretär der Justiz, Herr Nieberding, ohne Zweifel einer der tüchtigsten Beamten im Reichsdienst, und wenn er mit seiner Vertheidigung keinen Erfolg hatte, so kann die Schuld nicht an ihm, sie muß an der Sache gelegen haben, die er zu vertheidigen hatte.

Der Entwurf wird an ein Kommission verwiesen werden. So wie er jetzt vorliegt, ist auch nicht ein einziger Satz in demselben, der angenommen werden könnte. Ob es gelingen wird, für einzelne berechtigte Gedanken eine annehmbare Form zu finden, ist zweifelhaft.

Proteus.

Italien an der Jahreswende.

II.

Im Januar des Jahres 1880 hielt Marco Minghetti vor dem konstitutionellen Verein in Neapel eine Rede, in der er die wohl begründete Anklage erhob, daß das italienische Parlament und die in jedem konstitutionellen Staate unvermeidliche Parteiregierung unbefugter Weise zum Schaden des Staatswohls einen verderblichen Einfluß auf die Verwaltung und die Rechtspflege gewonnen habe: „Ein wichtiges Problem", so sagte damals der Führer der historischen Rechten, „das des Nachdenkens jedes Patrioten würdig ist, ist dieses: Wie können die Verwaltungen des Staates und der anderen bürgerlichen Einrichtungen den politischen Einflüssen entzogen, wie kann der Bürger und der Beamte selbst vor der Uebermacht des Parlamentes geschützt werden? Ich glaube, daß man durch eifriges Studium dieses Problems, und unter Beachtung der Beispiele anderer Völker Gedanken finden kann, welche die Gesetzgebung bei uns einführen muß, um das ‚parlamentarische System vor der Korruption zu schützen'". Einige Abgeordnete waren der Ansicht, daß Minghetti durch diese Rede die Würde der Kammer verletzt habe, und brachten eine Motion ein, in der er aufgefordert wurde, durch Namen und Thatsachen seine Anklagen zu beweisen. Die Mehrheit lehnte diesen Antrag ab, obwohl Minghetti selbst im Eifer, die Wahrheit seiner Behauptungen nachzuweisen, ihn mit großer Beredsamkeit befürwortete. Die bei dieser Diskussion und in der Presse gegen ihn gerichteten Angriffe veranlaßten Minghetti, näher zu begründen und weiter auszuführen, was er in seiner Rede nur angedeutet hatte. Er schrieb das Buch: „I partiti politici e la ingerenza loro nella giustizia e nell' amministrazione." (Die politischen Parteien und ihre Einmischungen in die Justiz und in die Verwaltung.) In der Vorrede zu diesem Buche heißt es: „Eines weiß ich gewiß, daß, wenn dies Problem (auf welche Weise die Unparteilichkeit in der Justiz und in der Verwaltung unter einer Parteiregierung gesichert werden kann) nicht in befriedigender Weise gelöst wird, die modernen Verfassungen nicht dauernd und vor dem allgemeinen Haß zusammenbrechen werden, wie einst die absoluten Regierungen." Wie eine halb erfüllte Weissagung erscheint dieser Ausspruch im Lichte der Begebenheiten, die sich in diesen Wochen in Italien abgespielt haben. Weniger noch als in den anderen romanischen Ländern hat man in Italien die weisen Lehren und Warnungen von Minghetti's vortrefflichem Buche beachtet. Weit davon entfernt, die Mittel, die der Staatsmann und Gelehrte zur Lösung des verhängnißvollen Problems vorschlug, auch nur ernstlich zu erwägen, hat man die Einmischung des Parlamentes in die Verwaltung und in die Justiz ins Riesengroße wachsen lassen. Sie war die Urquelle all des Unheils, das aus dem Prozeß gegen die Leiter der Banca Romana erwachsen ist, sie trägt die Schuld daran, daß Italien die Gewichte dieses Prozesses, die seit zwei Jahren seine freie Bewegung auf allen Gebieten hemmen, auch mit ins neue Jahr hinüberträgt. Die Wunden, die durch die Uebergriffe des Parlamentes in Sphären, die seinem unmittelbaren Einfluß immer verschlossen bleiben sollten, geschlagen worden sind, sucht man in unerhörter Verblendung immer wieder durch neue Uebergriffe zu heilen, und erweiterte sie nur, und wenn Italiens Verfassung auch noch nicht dem allgemeinen Haß zum Opfer zu fallen droht, so ist doch das Parlament, wenn es auf dem betretenen Wege nicht umkehrt, — dafür sprechen hundert Anzeichen — der Gefahr ausgesetzt, die unpopulärste Körperschaft des Königreichs zu werden. Parlamente sind politische Versammlungen und als solche ihrer Natur nach nicht geeignet, über Strafthaten, Vergehungen oder moralische Defekte ihrer Mitglieder zu urtheilen. So oft sie selbst oder durch aus ihrem Schoße erwählte Kommission sich als Gerichtshof konstituiren, vergeuden sie nutzlos ihre Zeit. Die Anklage, die Untersuchung, die Verhandlung wird allen Gepflogenheiten moderner Prozesse zuwider an denselben Personen geführt, die das Urtheil fällen, und die natürlichen Folgen des Urtheils können nicht gezogen werden. Würde also selbst — woran das große Publikum schwer glauben wird — die Untersuchung und die Verhandlung unparteiisch geführt, so könnte, wenn ein verurtheilendes Erkenntniß erfolgte, das Vergehen keine Sühne finden. Deshalb war es schon ein großer Fehler, daß die Kammer nach den Enthüllungen Colajannis über die Verwahrlosung der Banca Romana eine parlamentarische Kommission einsetzte, um zu untersuchen, welche ihrer Mitglieder und in welchem Maße sie an den unsauberen Geschäften der Banca Romana betheiligt seien. Abgesehen davon, daß die Zeugenvernehmungen unter Ausschluß der Oeffentlichkeit stattfanden, daß die Kommission Niemanden zur Zeugnißablage zwingen konnte und daß sämmtliche Aussagen der Garantie entbehrten, die in Gerichtsverhandlungen der Eid gewährt, haben die an die Untersuchung geknüpften Urtheile der Kommission, die vorsichtig in die Form des Bedauerns gekleidet wurden, nicht den geringsten Erfolg gehabt. Im Allgemeinen bestätigten sie, was man sich seit Jahren in die Ohren flüsterte, und machten deshalb nicht einmal den Eindruck, den Ueberraschungen zu machen pflegen. Ein Abgeordneter, dessen Verhalten von der Kommission bedauert worden war, mußte allerdings den Stuhl des Ministerpräsidenten verlassen und auf seinen Sitz im Hause zurückkehren, aber ein anderer Abgeordneter, dessen Verhalten der parlamentarische Gerichtshof fast ebenso streng beurtheilt hatte, nahm den leer gewordenen Platz unter dem Jubel der Bevölkerung ein; ja es schien, als der König Crispi mit der Bildung eines Ministeriums betraute, ein langgehegter Wunsch von ganz Europa erfüllt zu sein; dessen Presse mit wenigen Ausnahmen ihn als den Einzigen bezeichnete, der der schweren Aufgabe, Italien zu regieren, in jenem gefährlichen Augenblicke gewachsen sei. Die anderen Abgeordneten, die aus der parlamentarischen Untersuchung nicht ohne Makel hervorgegangen waren, blieben unbehelligt an ihren Plätzen, obwohl ihre politischen Gegner es sich angelegen sein ließen, die belastenden Ergebnisse der Untersuchung in weiten Kreisen zu verbreiten. In den Wahlkreisen der „Bedauerten" wurde kein einziges Tadelsvotum beschlossen, aber vielen unter ihnen sprachen die Wähler von Neuem ihr Vertrauen aus. Läßt sich ein glänzenderer Mißerfolg eines Gerichtshofes denken? Seine Urtheile wurden nicht nur ignorirt, sondern ein von ihm belasteter Abgeordneter wurde wenige Wochen nach der Veröffentlichung desselben mit der höchsten Würde des Staates bekleidet. Und doch kann man der Kommission der Sieben weder Parteilichkeit noch Leichtfertigkeit vorwerfen. Gewissenhafter kann der unabhängigste Gerichtspräsident seine Pflicht nicht erfüllen, als sie es that. Nicht die Personen trifft die Schuld für die Wirkungslosigkeit ihrer Beschlüsse, sondern diese ist vielmehr die nothwendige Folge des ganzen verfehlten Verfahrens. Es liegt im Wesen der parlamentarischen Institutionen begründet, daß über die moralische Befähigung eines Abgeordneten zur Ausübung eines Mandats ganz allein seine Wähler zu entscheiden haben, und daß jedes Urtheil aus der Versammlung selbst praktische Erfolge nicht haben kann, wenn es der Entscheidung der Wähler widerspricht.

Das mühevolle Werk der Sieben, das im Namen der Sittlichkeit unternommen war, von dem man die moralische Reinigung der Volksvertretung erwartet hatte, hat nur be-

ätigt, was Jedermann ohnedies wußte, daß auch im ita- enischen Parlament (wie übrigens in den meisten Parla- enten) Abgeordnete sitzen, die unlautere Handlungen be- ingen haben und dennoch in der Ausübung ihres Mandats cht behindert werden können.

Hatte die parlamentarische Untersuchung sich als zweck- s erwiesen, so hat sie einen geradezu schädlichen Einfluß if den Gang des Prozesses gehabt, der sich gleichzeitig vor en Gerichten abspielte. Ohne Zweifel wäre das Urtheil r Behörden wie das der Geschworenen unbefangener ge- esen, wenn das umfangreiche Material, das jene Unter- ichung gezeitigt hatte, und das der Garantie eines geord- eten Gerichtsverfahrens entbehrte, nicht der bevorzugte egenstand der öffentlichen Diskussion gewesen wäre. So oar dieser Uebergriff des Parlaments in die Sphäre der Berichtsbehörden, unter welchem Gesichtspunkt man ihn auch etrachtet, ein großer Mißgriff.

Aber die Kammer ließ sich durch die jüngsten Ereig- iisse ebensowenig belehren, wie durch die theoretischen Aus- inanderſetzungen der eignen und der fremden Staatsrechts ehrer. Sobald ihr abermals die Gelegenheit geboten wurde, ich als Gerichtshof zu konstituiren, ergriff sie dieselbe mit gleicher Leichtfertigkeit wie ein Jahr zuvor, obwohl ein ein- ziger Abgeordneter sie zu seiner persönlichen Entlastung dazu uffforderte, obwohl die Anklage nur auf eines ihrer Mit- glieder, den Ministerpräsidenten, abzielte, obwohl sie die- selben Vergehungen betraf, über welche sich die Kommission der Sieben schon geäußert hatte, und die sie ein Jahr zuvor nicht hatte diskutiren wollen. Sie stand im Begriff, einen der elementarsten Grundsätze der Jurisprudenz: „non bis in idem“ zu verletzen, indem sie Anklagen diskutiren wollte, deren Diskussion sie nicht nur vor Jahresfrist abgelehnt hatte, sondern deren eingehende Kenntniß sie nicht verhin- dert hatte, dem Angeklagten zu wiederholten Malen mit großer Mehrheit ihr Vertrauen zu bezeugen, und obwohl es keinem Zweifel unterlag, daß der Ankläger das durch unlautere Mittel mit Vorbedacht erworbene Material auf den Tisch des Hauses legte, um sich an einem poli- tischen Gegner zu rächen. Alle diese Fehler wollte die italienische Kammer begehen, als sie am 15 Dezember beschloß, die Beschreibung des von Giolitti gekauften oder den Archiven der Ministerien rechtswidrig entnommenen Materials am folgenden Tage zu diskutiren. Kann man es dem Ministerpräsidenten verdenken, daß er, gestützt auf die Behauptungen vieler Staatsrechtslehrer, dieser Kammer nicht gestatten wollte, abermals über seine Ehrenhaftigkeit zu diskutiren, und seine Privatangelegenheiten öffentlich zu erörtern, ein Jahr nachdem der Versuch der moralischen Reinigung des Parlamentes so kläglich mißlungen war, in einem Augenblick, in dem sie noch weniger als sonst zu einer sachlichen Diskussion gestimmt war und ihre fieber- hafte Erregung mit Mühe verbarg? Kann man es ihm verdenken, daß er, um solche Diskussion zu verhindern, zu dem einzigen konstitutionellen Mittel greift, das ihm zu Gebote stand, zur Vertagung der Kammer und zu ihrer Auflösung, daß er durch eine ganz zwecklose Erörterung über persönliche Angelegenheiten nicht die gute Sache aufs Spiel setzen wollte, die er vertrat?

Es ist dabei vollkommen gleichgültig, ob die in den sogenannten Dokumenten, die Giolitti dem Kammerpräsi- denten übergeben hat, enthaltenen Thatsachen wahr sind oder nicht. Was Crispi zur Vertheidigung gegen die auf diese Thatsachen begründeten Beschuldigungen sagen konnte, das hatte er vor der Kommission der Sieben schon gesagt, und er mußte annehmen, daß entweder seine Vertheidigung als genügend betrachtet oder daß ihm für sein Vergehen Indemnität ertheilt worden sei. Die Krone, die Kammer, das Land hatte einen Strich durch alle die ihn etwa belastenden Thatsachen gemacht, die bekannt waren, als er wieder an die Spitze der Regierung trat.

Und aus den Dokumenten, die Giolitti gesammelt hat, erfährt man keine Thatsache, die zu jener Zeit nicht bekannt gewesen wäre. Es mag Länder geben, in denen ein Poli- tiker, der sich in beständiger Geldverlegenheit befindet oder der nur unter dem Verdacht steht, daß er sich für die Ver- leihung von Orden habe bezahlen lassen,*) unfähig wird, höhere Staatsämter zu bekleiden; in Italien ist das jeden- falls nicht der Fall, denn Crispi's Geldverlegenheiten waren allbekannt und jener Verdacht war von der ganzen Presse Europas erörtert worden, als Crispi unter dem Jubel des italienischen Volkes und dem Beifall des Auslandes an die Spitze der Regierung berufen wurde. Ich glaube nicht, daß es in ganz Italien einen Menschen gibt, in dessen Ach- tung Crispi heute tiefer steht, als vor einem Jahr. Und deshalb kann man nur über den furor moralis lächeln, der sich der Herzen in Montecitorio bemächtigt hat, der ver- raucht sein wird, bevor die Schwalben wiederkehren, der im Lande aber heute schon nur schwachen Widerhall findet. Deshalb war die Vertagung der Kammer, zu der die Ver- fassung Crispi berechtigte, auch nicht so gewagt, wie sie Vielen erschienen ist. Der Bericht an den König, der sie begründen soll, verschweigt allerdings gerade den Grund, der für die Maßregel entscheidend war. Sie war ein Akt der Selbstvertheidigung gegen gehässige und persönliche Angriffe. Aber die Selbstvertheidigung war berechtigt, weil sie zugleich eine Vertheidigung der Politik war, die mit dem Ministerium steht und fällt, und weil sie das Parlament vor einem jener Uebergriffe bewahrte, deren immerwährende Wieder- holung die parlamentarischen Institutionen allmählich untergraben muß.

Die parlamentarische Koalition, die sich auf Grund der Vertagung der Kammer im Parlamente gebildet hat, um den Sturz des Ministerpräsidenten herbeizuführen, be- weist am besten, daß diese Kammer zur Auflösung reif ist. Sie ist eine Verbindung gegen eine Person, sie ist keine Verbindung gegen eine Politik. Sie muß auseinander- fallen, sobald sich die Kammer darauf besinnt, daß sie eine politische Körperschaft ist, sobald sie von den Abwegen auf die sie gerathen ist, auf den rechten Weg zurückkehrt, auf dem allein sie im Organismus des Staates die ihrem Wesen entsprechenden Aufgaben lösen kann. Denn es gibt fast keine politische Frage, über welche die Führer dieser Koalition einig sein können. Parlamente sind nicht dazu da, über moralische Fragen zu entscheiden, das hat einer der Alliirten, der Marchese di Rudini, in dem Briefe an seine Wähler selbst gesagt; und er ist dennoch in eine parlamentarische Ver- bindung eingetreten, die gar nicht existiren könnte, wenn ihr Zweck nicht die Entscheidung über eine moralische Frage wäre. Wenn jene Worte des Führers der Rechten schon im Allgemeinen richtig sind, so sind sie es gewiß mit Bezug auf diese Kammer, die ihre Entstehung der maßlosesten Wahlbeeinflussung verdankt, und in der die Zahl derer so groß ist, die das Recht über moralische Fragen zu urtheilen, verwirkt haben. Wenn gerade diese Kammer nun schon zum zweiten Male von einem unwiderstehlichen Reinigungs- bedürfniß erfaßt wird, so macht sie den Eindruck einer Ver- sammlung, die den Vorwurf, unmoralische Männer an der Spitze der Regierung zu dulden, erwartet und ihm durch um so heftigeres Wüthen gegen die Immoralität zuvor- kommen will. Und man muß angesichts ihrer verzweifelten Geberden unwillkürlich an das französische Sprichwort denken: „Qui s'excuse, s'accuse.“

*) Die schwerste, immer wiederkehrende Beschuldigung, die gegen Crispi erhoben wird, ist die, daß er für die dem berüchtigten Cornelius Herz versprochene Verleihung des Großkordons des Mauritius- und Lazarusordens von Reinach, als dem Vertreter jenes politischen Speku- lanten 50 000 L. erhalten habe. Diese Behauptung ist nie bewiesen worden; und die Thatsachen, die darüber bekannt geworden sind, können sie nicht wahrscheinlich machen; denn Herz hat bekanntlich den Orden nie erhalten, und die 50 000 L. sind Crispi dennoch, als er nicht mehr Minister war, also keinen Einfluß auf Ordensverleihungen hatte, von Reinach wenige Tage vor dessen Selbstmorde übersandt worden. Auch die im Plico Giolitti enthaltene unter Verletzung des Briefgeheimnisses veröffentlichte Depesche des Bankiers Weill-Schott an Crispi beweist nur, daß dieser sich um die Rückgabe seines Briefwechsels mit Reinach be- mühte, macht aber angesichts der oben mitgetheilten Thatsachen den „Ordenshandel“ nicht wahrscheinlicher. Ob die im Besitze Cavallotti's befindlichen Urkunden wirklich, wie er in dem Briefe an seine Wähler behauptet, Crispi's Schuld unzweifelhaft machen, entzieht sich selbstver- ständlich meiner Beurtheilung.

Wenn ein liberaler, ehrlicher und objektiver Beobachter der Entwicklung, welche die italienischen Zustände im verflossenen Jahre genommen haben, vor die Wahl zwischen dieser Kammer und dem Ministerium Crispi gestellt wird, so muß er sich, meines Erachtens, für dieses entscheiden. Und es scheint so, als ob der König, der vor diese Wahl gestellt ist, sich in diesem Sinne entscheiden wird. Freilich steht ihm ein dritter Weg offen, auf den ihn auswärtige und inländische Rathgeber auch schon verwiesen haben. Er kann sie beide zum Teufel jagen, und die Neuwahlen unter einem anderen Ministerium oder wenigstens unter einem anderen Ministerpräsidenten vornehmen lassen. Für die Richtigkeit einer solchen Entscheidung lassen sich vom liberalem Standpunkte aus viele Gründe anführen. Crispi's Politik war in dem verflossenen Jahre nicht von liberalem, geschweige denn von demokratischem Geiste durchweht. Die Ausnahmegesetze wurden mit rücksichtslosester Strenge angewandt und haben ohne Zweifel viele Unschuldige geopfert. Durch sie wurde es der Regierung möglich, politische Verfolgungen ins Werk zu setzen, welche die auf Grund des Sozialistengesetzes in Deutschland veranstalteten weit hinter sich zurücklassen. Nach dem Entwurf der Regierung sollten auch die Personen, die früher einmal wegen irgendwelcher Vergehungen gegen die öffentliche Ordnung angeklagt, aber wegen Mangel an Beweisen freigesprochen worden waren, zu zwangsweisem Aufenthalt verurtheilt werden können. Diese Bestimmung reaktionären Verfolgungswahns, nach der ein freisprechendes Urtheil als erschwerender Umstand betrachtet werden sollte, ist durch die Kammer glücklicher Weise unterdrückt worden. — Nebenbei gesagt, ist es ein Zeichen dafür, daß die politische Welt von oben ganz anders aussieht als von unten, wenn ein Demokrat als Minister solchen Gesetzentwurf einbringen konnte. — Aber auch in der Form, in der sie aus den Berathungen der gesetzgebenden Körperschaften hervorgegangen sind, bieten diese Gesetze keine Garantie für die persönliche Freiheit. Eine aus zwei Gerichtsbeamten und aus drei Verwaltungsbeamten zusammengesetzte Kommission kann alle bereits wegen Vergehen gegen die öffentliche Ordnung bestraften Personen, sobald sie gefährlich erscheinen, aber auch solche unbestrafte Personen, die nach einer gewaltsamen Veränderung der Gesellschaftsordnung strebenden Verbindungen angehören, zu zwangsweisem Aufenthalt verurtheilen. Und gegen ihre Entscheidungen ist nur den letztgenannten die Appellation an den Minister des Innern gestattet. Die Kommission kann jede oppositionell gesinnte politische Verbindung für eine solche erklären, die auf die gewaltsame Aenderung der Gesellschaftsordnung abzielt, denn es gibt gegen ihre Ansichten kein Rechtsmittel. Das Gesetz bedeutet also, wenn es zu politischem Zwecke ausgebeutet wird, die Aufhebung der Koalitionsfreiheit. Die letzte Garantie, die es der persönlichen Freiheit noch gewährte, bestand in der Hoffnung darauf, daß die Beamten, die in der Provinzialkommission sitzen, dem Minister gegenüber eine gewisse Selbständigkeit bewahren würden. Diese Hoffnung ist gründlich zu Schanden geworden. In dem Brief, den Cavallotti an seine Wähler geschrieben hat, und der im Uebrigen ein politisches Pamphlet niedrigster Gehässigkeit ist, theilt er — und das ist das einzige Neue, was er enthält — auch ein Schreiben des Ministers des Innern an den Präfekten von Bologna mit, dessen Echtheit die offiziösen Blätter vergeblich abzuleugnen versucht haben. In diesem Schreiben wird dem Präfekten mitgetheilt, daß in Folge seines Berichtes der Justizminister bereits angewiesen worden sei, die beiden Gerichtsbeamten der Provinzialkommission von Bologna darüber zur Rede zu stellen, daß sie in der Zwangsaufenthalts-Kommission einige von den Sicherheitsbehörden denunzirte Personen freigesprochen hätten, daß aber der Regierungsrath, der dieser Kommission beigesessen habe, den schärfsten Tadel verdiene, weil er, anstatt in ihr nur die Ansichten der Regierung zu vertreten, den beiden Gerichtsbeamten nicht den geringsten Widerstand entgegengesetzt hätte. Wenn es wahr ist, daß die von dieser Kommission Freigesprochenen auf Grund eines Polizeiberichtes aus dem Jahre 1883 denunzirt worden waren, so erscheint [der] Brief geradezu ungeheuerlich. Aber wenn sich auch [die] Mittheilungen nicht bewahrheiten, ist er ein Beweis [da]für, daß in Italien jetzt die persönliche Freiheit der Bürger [keine] andere Bürgschaft hat als in Rußland. Wessen Nei[gung dem] Ministerpräsidenten nicht gefällt, den kann er vermittel[st der] Werkzeuge, die bei dem geringsten Widerstreben gerü[gt] und versetzt werden, nach einer Insel des mittelländ[ischen] Meeres oder auch nach Afrika transportiren lassen. [Der]selbe Justizminister, in dessen Auftrag eine Kommission [von] Senatoren einen Bericht verfaßt hat, in welchem [der] Verkehr zwischen der Exekutivgewalt und den Ge[richts]behörden während der Einleitung des Prozesses gegen [die] Leiter der Banca Romana streng gerügt wird,*) und der [auf] Grund dieses Berichtes gegen einige Gerichtsbeamten [das] Disziplinarverfahren eröffnet hat, der läßt sich zu einer [Be]einflussung von Richtern mißbrauchen, im Vergleich [zu] welcher der leise Druck der vom Palazzo Braschi aus [zur] Zeit Giolitti's auf Untersuchungsrichter und Staatsanw[älte] ausgeübt wurde, wie ein unschuldiges Regierungskun[ststück] erscheint. So hat Crispi's Regierung selbst gegen [die] Grundsätze gesündigt, deren Nichtbeachtung eine [der] Hauptquellen des Unheils ist, unter dem Italien le[idet]. Sie hat selbst dazu beigetragen, die Rechtsprech[ung] zu politischen Zwecken auszubeuten und das [Ver]trauen der Bevölkerung zum italienischen Ri[chter]stande zu erschüttern. Einer der begeistertsten [Vor]kämpfer demokratischer Gedanken hat — es läßt [sich] nicht leugnen — eine Periode der Reaktion in Italien [ein]geleitet. Solche Ueberlegungen könnten den König, — [zu]mal dessen persönliche Zuneigung zu Crispi, wie m[ir von] Leuten versichert wird, die es wissen können, nicht sehr g[roß] ist, — wohl veranlassen, den dritten oben bezeichneten [Weg] einzuschlagen. Aber es sprechen gegen diese Entscheid[ung] mehr Gründe als für sie. Die im ersten Theile meines Artikels erläuterten unzweifelhaften Verdienste Crispi's [und] seines Ministeriums um die Herstellung der Ruhe im [In]nern und die Besserung der Staatsfinanzen und die [Er]wägung, daß durch eine Ministerkrisis die mühevoll [er]zielten Erfolge wieder aufs Spiel gesetzt werden könn[ten], fallen wohl schwerer in die Wagschale als jene Bedenk[en]. Dazu kommt die Hoffnung, daß die reaktionären Aus[nahmegesetze], die am 31. Dezember dieses Jahres au[ßer] Kraft treten sollen, nicht wieder erneuert werden.

Sehr schwer ist es in diesem Augenblick, über [das] Resultat eventueller Neuwahlen etwas Bestimmtes vorau[s]zusagen. Wahrscheinlich ist es, daß die Regierung siegre[ich] aus ihnen hervorgeht. Dafür spricht die Geschichte [der] italienischen Wahlen. Es ist noch nicht vorgekommen, da[ß] die Regierung hier im Wahlkampfe unterlegen wäre. A[ber] es spricht auch die Gleichgültigkeit dafür, mit der die Be[]völkerung die Agitation beantwortet, die von den Allü[rten] gegen Crispi's Person ins Werk gesetzt worden ist. W[ie] wenig empfindlich das Volk für Fragen moralischer Nat[ur] ist, beweist die Ersatzwahl in Aversa. Aus ihr ging a[m] letzten Sonntag der Unterstaatssekretär Rosano, der durch den oben erwähnten Bericht der Senatoren und die Unter[]suchung über die Urkundenunterschlagung in der Banca Romana schwer belastet ist, und der sein Mandat niederlegt[e], um gegen die furchtbaren in der Presse gegen ihn erhobenen Anklagen an seine Wähler zu appelliren, mit großer Ma[]jorität hervor. Wie die Wahlen aber auch ausfallen mögen, sie werden an den Grundübeln, an denen [die] italienische Parteiregierung leidet — mit Betrübniß muß es jeder Freund Italiens eingestehen — wenig ändern. Seit jenes Buch von Minghetti erschienen [ist], haben die Wunden auf die er den Finger legte, die Gesund[]heit des ganzen Staatskörpers erschüttert. Von Jahr zu

*) Der Justizminister hat auf Grund der während des Prozesses gegen Tanlongo und Konsorten laut gewordenen Beschuldigungen gegen Gerichtsbeamte eine Kommission von Senatoren ernannt, um die Wahr[]heit dieser Beschuldigungen zu untersuchen. Der von der Kommission abgestattete Bericht wirft das ungünstigste Licht auf die an der Einleitung des Prozesses betheiligten Beamten.

Jahr ist die Beeinflussung der Verwaltung und der Justiz durch die politischen Parteien gewachsen. Und auch das Ministerium Crispi setzt ihr nur da energischen Widerstand entgegen, wo sie ihm schaden kann. Ein frommer, unerfüllter Wunsch wird es wohl bleiben, daß dies Land eine feste zielbewußte Regierung finden möge, die den bitteren Ernst der Worte begreift, mit denen Minghetti sein Buch schließt: „Die Dauer und Wirkung des parlamentarischen Systems hängen von seiner Verknüpfung mit Einrichtungen ab, welche die Justiz und die Verwaltung vor dem Einfluß der politischen Parteien bewahren.“

Rom, Januar. C. Mühling.

Ein Goethetagebuch.*)

In die stille Kanzlei der Goethe-Philologie ist ein wilder Geselle hineingestürmt. Und wo sich die Stimmen sonst nur leise flüsternd regen, läßt er mit kräftiger Lunge den ungenirtesten Sermon ertönen. Kraftgenialisch hingeflegelt, burschikos und derber Rücksichtslosigkeiten voll.

Der Dichter Otto Erich Hartleben will den Dichter aus dem Banne der Gelehrten zurückerobern, er will vor Allem den Dichter Goethe gegen seinen Editor, den Geheimrath Goethe, schützen, den Jungen gegen den Alten. — Der höchste Reiz Goethischer Lyrik liegt in dem Persönlichen, in dem Erlebten; jedes Gedicht ist nicht nur ein schöngeformtes Kunstwerk, es ist eine Herzensemanation, ein Wesensdokument. Gerade unserer Generation scheint solch Schaffen, das uns tief in eines Menschen Seele blicken läßt, das höchste und sein Genuß der reizvollste. Die „schöne Sprache“ und die „edle Formenpracht“ allein vermag uns wenig mehr zu locken. Im vorigen Jahrhundert dachte man anders, und Goethe selber, der individuellste Lyriker, empfand, als er der Marmorkühle der Antike Macht über sich gab und das „Allgemeinschöne“ zu seinem Kunstprinzip erhob, die allzu persönliche Marke vieler Gedichte des jungen Goethe als unkünstlerisch. Als er 1789 seine Werke bei Göschen herausgab, schrieb er an Herder die starren Worte: „er habe zur Verbindung so disparater Dinge gute Mittel gefunden, wie auch eine Art, die allzu individuellen und momentanen Stücke genießbar zu machen.“

Damals wurden nun die Wildlinge geglättet, die durch Erlebniß zusammengehörigen Lieder auseinandergerissen, damals wurden auch die abstrakten Rubriken geschaffen, die so erkühlend wirken, die kanzleihafte Aufschrift „Antiker Form sich nähernd“ und die faszikelmäßige „Inschriften, Denk- und Sendeblätter“, in denen schlecht vereint weiche Liebesreime von pompösen Fürsten- und Majestätsoden im prangenden geschwollenen Kurialstil sich erdrücken lassen müssen, wie Veilchen auf der Wiese, gebückt in sich und unbekannt. — Die Weimarer Ausgabe, die Sophien-Ausgabe, die als eine Testamentsvollziehung Goethesche Wünsche gedacht ist, binden viele Fesseln der Pietät, sie kann nicht umstoßen, was Goethe selbst gewollt.

Da mußte ein anderer kommen, der nach Niemand zu fragen hat, der sich seinen Goethe selbst so aufbaut, wie er ihn will und ihn erst dann zu seinen Heiligen setzt, sich und vielen zur Freude.

Das hat nun Hartleben gethan, er hat manche der älteren kräftigeren Lesarten wieder hergestellt; er hat, durch keine Rücksicht gebunden, manch fleischfrohes Erotikon abgedruckt; er hat, lediglich seinem Geschmack folgend — und sein Geschmack ist im Ganzen zu loben — aus der Lyrik ausgeschieden, was ihm nicht gefiel; er hat, und das ist das Reizvollste dieses eigenartigen Buches, uns das Schauspiel der Entwicklung unseres größten Lyriker gegeben: fortgefallen sind die blassen todten Kategorien, in die jene warmblütigen Gedichte, Kinder des heißen Lebens, eingeschachtelt wurden; die Gedichte sind, wie es Hirzel für die Schriften des jungen Goethe bis 1776 machte, chronologisch angeordnet.

Diskret, ein Muster für unbescheidene Kommentatoren, die neben der Anmerkung kaum den Text zu Worte kommen lassen, begleitet Hartleben die einzelnen Nummern mit knappen Hinweisen, mit Daten und Briefcitaten, immer nur eine Zeile, die sich unauffällig am Kopfende jeder Seite hinzieht.

So entsteht ein herrliches Goethetagebuch, wie wir es bis dahin noch nicht gehabt. Goethe's Leben spinnt sich vor uns in lyrischen Bekenntnissen ab, und manches Lied, was wir so gut zu kennen glaubten, gewinnt in dieser Gruppirung ein ganz neues Gesicht. —

* * *

Den Galanteriedegen an der Seite, etwas stutzerhaft, tändelnd mit Mädchen, Schmetterlingen und Reimen, ein kleiner Kaffeerenommist und doch voll unschuldiger Jugend, verliebte Launen unter lockigem Haar, wandelt der junge Goethe als Schäfer an der Pleiße. Und seine Leipziger Lyrik trägt wie er den Degen mit der Atlasschleife und einen Schäferstab im Wappen. Es ist sächsisch galante Erotik in sächsisch galanter Form. Die Liebesgötterchen des Olymps umflattern mit Rosenflügeln ihn und Käthchen Schönkopf; der Gott des Schlafes kommt als Helfer; Luna leuchtet und Zephyr säuselt. Und doch schon eigene und vorher nicht gehörte Klänge unter diesen von den vereidigten Anakreontikern lange abgespielten Tönen. Ein ganz neues, tiefempfundenes Naturgefühl spricht aus den Versen der „Nacht“:

> Schauer, der das Herze fühlen,
> Der die Seele schmelzen macht,
> Flüstert durch Gebüsch im Kühlen —

Dies die ursprüngliche Lesart, die Hartleben auch aufgenommen; Goethe selbst hat den unnachahmlichen Zauber des Nächtlichen, Ahnungs- und Geheimnißvollen, das im Walde, durch Gebüsch und Aeste raunt und flüstert, später ganz nüchtern abgeschwächt: „Wie ergötz ich mich im Kühlen Dieser schönen Sommernacht; O wie still ist hier zu fühlen, Was die Seele glücklich macht“ —

Auch das renommistische „Bulenküssen“, das Goethe als Leipziger Lovelace im Lob der „Unbeständigkeit“ rühmte und das dann in ein „Lippenküssen“ versittlicht wurde, finden wir hier wieder.

Auf den ersten Akt des Goetheschen Liebeslebens folgt der zweite, auf die markirte Leipziger Anakreontik die echte Sesenheimer Idylle. Was zeigen die lyrischen Früchte dieser Zeit für ein ganz anderes Gesicht. Fortgeblasen sind alle goldpapiernen Flitter, ganz einfache schlichte Volksliedtöne werden angeschlagen; Sesenheim gibt ihm neue Liebe, Straßburg und Herder neues Leben und neue Kunst. Wie ist sein Naturgefühl so stark und tief geworden, daß er die suggestiven mit ungeahnten Kunstmitteln reproduzirten nächtlichen Landschaftsbilder in „Willkomm und Abschied“ und das sonnige „Maifest“: „Wie herrlich leuchtet mir die Natur“ schaffen konnte. —

Jede neue Seite bringt nun neue Entwicklung.

Seltsam ist, wie in dieser Zeit — 1772 — eine der vielen Seelen Goethe's, deren Stunde aber noch nicht gekommen war, die erst viel später erwachen sollte, für Momente die Augen aufschlägt, um sie gleich wieder zu schließen — die antike Seele. Dieser hellseherische Zwischenzustand schuf den „Wanderer“. Man glaubt, der Goethe in der Campagna habe dieses Werk voll Edelplastik, voll Einfalt und Stille, wie eine hellenische Skulptur, voll erhabener Resignation geschrieben und nicht der ruhlose Wetzlarer Werther.

In einsamer Größe steht dies Gedicht — das Hartleben übrigens recht willkürlich datirt — an seiner Stelle; rings um seinen festgegründeten Marmorbau donnern und wettern mit entfesselter Kraft und elementarer Wucht die freien Rhythmen, die in der gleichen Zeit entstanden.

*) Goethe-Brevier. Goethe's Leben in seinen Gedichten. Herausgegeben von Otto Erich Hartleben. München. Karl Schüler.

Da ist der leidenschaftlich in Sturm und Regen hingesungene „Halbunsinn“ „wen Du nicht verlässest Genius“; der in majestätischer Fülle schwelgerisch sich ergießende Gesang Mahomeds; die unendliche Melodie des sehnsuchtsweichen „Ganymed“, in dem ein unnennbares Gefühl Wort und Fleisch geworden ist, wie nie zuvor; der titanentrotzige Prometheus; die dionysische, lebenstrunkene zugleich und untergangsfrohe Sturmode an Schwager Kronos. Wie machtvoll und stolz klang sie in der ersten Fassung mit dem Heldentodfinale aus:

„Töne, Schwager, ins Horn
Rasle den schallenden Trab,
Daß der Orkus vernähme, ein Fürst komme
Drunten von ihren Sitzen
Sich die Gewaltigen lüften.

Für die Werke hat es der Weimarer Goethe zierlich konziliianter abgerundet in: — — „Wir kommen, daß gleich an der Thüre der Wirth uns freundlich empfange“. Hartleben scheint leider die kräftigere Fassung entgangen zu sein; er hat die frühere, die zum Jahre 1774, der Sturm- und Drangzeit wenig paßt, hier abgedruckt.

Der Sturm- und Drangzeit entrangen sich neben den freien Rhythmen die Künstlerlieder, die Schöpferdrang und Naturandacht, das gährende Gewirr im schaffensträchtigen Künstlerherzen nüchterner bedächtiger Alltagsweisheit entgegensetzen — schließlich als höchstes die wirren Fetzen des „ewigen Juden“.

In ihrer bunten Mischung aus Derbheit, Cynismus, holzschnittmäßigen Spaß, weichster lyrischer Musik und lodernder heiliger Herzensindrunst geben sie die ganze reiche innere Welt des jungen Goethe den Erdenrest und sein Unsterbliches.

Der Faust beginnt nun auch in seinem Kopf zu brausen, so stehen hier als Weg- und Malsteine Mephistos Lied und die Lieder Gretchens. Auch sie würde man in dieser chronologischen Anordnung freilich lieber in der Fassung des „Urfaust“ sehen, der z. B. jugendlich-sinnlich Gretchen sagen läßt: „Mein Schoß! Gott, drängt sich nach ihm hin“, während der gereifte Goethe später setzte: „Mein Busen drängt sich nach ihm hin“, was auch ins Goethebrevier übergegangen ist.

Aus Titanismus und Stärke kommt die Lyrik wieder zu Weichheit und Liebe durch die Lillipassion. Nichts als Lilli und Liebe tönt es jetzt. Aber wie anders klingt es als die Friederikenliebe. Goethe ist wie in der Kunst, so auch in der Empfindung gewachsen, er hat die Wertherzeit durchlebt. In der Sesenheimer Idylle herrschen Flöten und Schalmeien immer noch vor, hier vibriren tiefe volle Geigentöne, und ein tiefes herzzersprengendes Weh strömt hier aus, wie es die frühere Liebeslyrik nicht gekannt. Dazwischen wieder Aufathmen und Stärken in der Natur mit frischer Nahrung, neuem Blut und abermaliges Versinken in die lieben Schmerzen: „Aug' mein Aug', was sinkst du nieder? Goldne Träume, kommt ihr wieder.“

Diese Stimmungen ungewissen Gefühldämmerns folgen ihm in die neue Heimath, nach Weimar (1775). „Dumpfheit“ ist in dieser Zeit sein Lieblingswort und zerrissene Unrast, die nicht weiß, wohin? und die vergebens fragt: warum? wozu? sein arg verwirrtes Wesen. Jetzt klagt er, von Unstäte gehetzt:

Ach ich bin des Treibens müde,
Was soll all die Qual und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust! —

Und er singt den „Gesang des dumpfen Lebens“ dem Schicksal, der hier in der intim persönlichen Fassung mitgetheilt ist, wie ihn Goethe an Lavater geschickt hat und nicht in der abgeschwächten stark gekürzten Form der „Werke“.

„Ich fühls: im Stillen werden wir zu neuen Szenen vorbereitet“: den kaum von der Lilliliebe Genesenen umstrickt die Lidaliebe. Die liebe Frau, Charlotte von Stein, tritt in seine Kreise, und sie wird — wie Goethe's Liebesleben mit seinen Frauengestalten wächst! — seine erste wirkliche große Passion. Goethe reift in dieser Liebe ... Jüngling zum Mann.

An dieser Stelle hätte das bedeutungsvollste ... dieses Liebesromans nicht fehlen dürfen, das ... Goethe'schen Unrast zur Friedensstätte und Immer... führte, der Brief an Frau von Stein: „Warum gabst ... uns die tiefen Blicke“ mit den aufathmenden Versen

Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf.

Neue freie Rhythmen entstehen in diesen Jahren ... sie haben nichts mit jenen wilden Dithyramben der Sturm- und Drangperiode zu thun. Goethe ist nicht stürmender Titane mehr, er ist selbst Olympier, er hat die „mäßigende ...“ funden, und abgeklärt und ruhevoll singt er den „Gesang der Geister über den Wassern“, er besingt das Göttliche: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“, und er ... vom Trotz zur schauernden Ehrfurcht in den Grenzen der Menschheit. Und dann hält er in „Ilmenau“ Gericht über sich selbst —.

Der Goethe von 1783 spricht zum Prometheus-Goethe von 1776: „Ich schwanke nicht, indem ich ... damme.“

Drei Jahre später ging er nach Italien. Selbst... mit dem Recht an sich selbst, streift er von sich ab, was ... auf dem als richtig erkannten Weg hemmen und ... konnte. Als ein ganz anderer kehrte er heim. Der ... Mensch in ihm war erwacht. Und die Liebe, der er sich hingibt, hat auch etwas antikes. Goethe hat jetzt ... und größere Interessen als die Frauen, er mag ... mit ihnen nicht verlieren. Auf die Liebe aber will er nicht verzichten. Was er sich wünscht, ist ein liebes ... Blut, das nichts zu fordern hat, nur zu gewähren. ... quälerischen Glück ohne Ruhe mit schmerzvollem ... von Herzen zu Herzen, geht er gewarnt weit aus dem ... und sucht ein ruhiges Glück voll heiterer Sinnlichkeit, ... es die Triumvirn Tibull, Catull, Properz genossen. Er ... es bei Christiane Vulpius und er besingt es in ... Metren, in den „römischen Elegien“.

Hartleben gibt sie, wie auch die venetianischen Epigramme häufig in den älteren Lesarten; er gibt au... zwei bisher unbekannt gebliebenen und nur in der ... Ausgabe im Apparat gedruckten von Schiller in den ... unterdrückten Nummern II und XVI. Warum ließ ... die beiden Parerga an den Gartengott entgehen? ... Epigramme hätten sich — da Hartleben nicht prüde ... auf das Kastrirsystem der anderen Ausgaben ... reicher durch Goethe's „Notizbuch von der schlesischen ... und durch den Philologischen Apparat ergänzen lassen.

In der Goethe'schen Kunst beginnt von nun ... Persönliche hinter dem Allgemeinen zurückzutreten, ... Zeit der Konzessionen und des subjektiven Selbst... folgt die Zeit der Objektivität, der Ruhe, der Betrachtung. Es ist der Goethe, wie ihn Lips gezeichnet, ... Jupiterkopf. Die Balladen vertreten charakteristisch ... Epoche im Goethebrevier. Und ganz vereinzelt ... ein so verrätherisches und persönlich beziehungsvolles ... wie „Amyntas“ da, das jedoch durch Form und ... der Gegenwart entrückt ist. Ein anderes, das im ... Gewand einhergeht und im allerseltsamsten Gemisch ... Bedenklichste, Verfänglichste und Sittlichste zugleich ... „das Tagebuch“ von 1810, hat Goethe dafür ... von den Werken ausgeschlossen; die Weimarer ... durfte es daher nicht bringen; es steht nur bei ... in der Nationallitteratur. Das Goethebrevier hat ... mit Recht nicht entgehen lassen. In seiner etwas ... hinwandelnden Oktavenform von Reimzwang ... ist es kein hohes dichterisches Kunstwerk, aber ein interessantes Goethedokument, das wir gerade ... ungern missen würden.

In der Folgezeit findet das Goethebrevier nicht viel, das ihm gefällt; seine Seiten sind dünn bestellt ...

lhen erst wieder, als der herrliche Goethe'sche Nachkommer st mit den goldenen Früchten des westöstlichen Diwans. ns der eigensten Schauspiele ists, wie Goethe im Alter, chdem er so lang im kühlen, weißen Antikensaal geweilt, ch einmal die vollen Töne seiner Jugend findet. Es ist, ob sein Herz, von der Jugend in Mariannen-Suleika's stalt berührt, jahrzehntealte Fesseln sprengt und jauchzt d singt, wie in Frühlingsstunden.

> „Ach, wer bringt die schönen Tage,
> Jene Tage der ersten Liebe,
> Ach, wer bringt nur eine Stunde
> Jener holden Zeit zurück."

Sie sind ihm zurückgebracht. Ein Gedicht, wie jenes ischig liebesselige:

> „Voll Locken kraus ein Haupt so rund! —
> Und darf ich dann in solchen reichen Haaren
> Mit vollen Händen hin und wieder fahren,
> Da fühl ich mich von Herzensgrund gesund" —

lte auch der junge Goethe nicht inniger bilden können. d ebenfalls nicht die köstlichen Paradiesreslieder, bei denen zudem mit jugendlichster Frische erfahrungsreiche Reife t. „Und da ist Goethe immer ruhig lächelnd und harmlos ein Kind, und weisheitsvoll wie ein Greis," sagt nrich Heine.

„Sing mir die Lieder an Suleika vor, denn weiter st dus doch im Paradies nicht bringen", diese Verse aus Jahre 1820 beschließen dies „Leben in Versen". n 1820 ab ist Goethe für Hartleben todt. Ich finde das bischen viel Subjektivität. Die lyrischen Partien des zweiten ist hätten wohl einen Platz verdient und die Marien-er Elegie ist als Denkmal einer späten letzten Liebe wohl Stelle werth.

Doch auch so ist kostbar genug das Bild, das Hartleben, thesühlend, hier gefügt. Und wenn dadurch der Menge r, die Goethe im Munde, nicht im Herzen tragen, eine Welt aufgeht, dann kann er getrost mit seinem Helden chen:

> „Und möchtet ihr ihm Beifall geben,
> So gebt ihn uns, die wir ihn frisch beleben." —

Felix Poppenberg.

Ein neues Ibsenräthsel.*)

Das neueste Schauspiel von Henrik Ibsen hat drei ; wenn es auf der Bühne aufgeführt sein wird und der jang bei den Schlußworten gefallen ist, werden die Zu-ner nach einer Darstellung, die der Schwierigkeit der abe gewachsen war, in einer seltsamen Stimmung zurück-sen sein.

Die Achtung vor der Größe früherer Leistungen Ibsen's; Anzahl aus geheimnißvoller Tiefe der Menschennatur öpfter Gedanken, welche an einzelnen Stellen des Stückes litzen; eine, vielleicht zwei Scenen von ergreifendem atischem Leben, und endlich für den Feinschmecker eine nik, bei der man bewundern kann, wie ein Rädchen haarscharfen Zähnen in das andere greift, und wie es ahlreiche solcher Rädchen gibt, daß die staunenerregende heit der Arbeit schließlich sogar um ihrer Feinheit willen irrend zu wirken beginnt, — das alles steht auf der Seite; — und auf der anderen Seite wird die Stim-g herabgezogen werden durch Dunkelheiten und neue kelheiten und räthselhafte Andeutungen, die im Fluge Bühnendarstellung nicht zu lösen sind, und so dicht legen sich schließlich über das ganze Stück diese Nebel, daß man zu fragen geneigt sein wird, verhüllen sie Abgründe menschlichen Denkens und Empfindens, die geheimnißvoll nicht wären, wenn sie in hellem Sonnenlicht dalägen, oder ging vielleicht in diesem Reiche der Kunst die schöpferische Sonne unter, die mit ihren Strahlen Klarheit und greif-bare Deutlichkeit überall hinträgt, und es bricht die Däm-merung des Alters an, die auch das Skurrile tiefdeutig um-spinnt; jenes Alter, das räthselhaft wird, weil es die Kraft zum Lösen der Räthsel nicht mehr besitzt.

Bei Ibsen, der aus dem nordischen Nebelland stammt, stellt sich das Bild einer Wanderung im Nebel immer wieder ein. Ein plötzlicher erfrischender Luftzug zerreißt den Schleier und eröffnet ein Bild voll Größe bald hier, bald dort; wie aus solchen Fragmenten ein Gesammtbild zu gestalten, müht sich die Phantasie, und das Auge gelockt von dem, was es klar erschaut, bohrt sich in die verhüllenden Nebel. Steckt hinter ihnen die tiefe Weisheit des Alters, oder verhüllen sie wohlthätig die Schwäche des Alters? Mit dieser quälenden Frage wird man voraussichtlich das Theater verlassen, und vielleicht wird man geneigt sein, die eine Frage zu bejahen und die andere nicht zu verneinen.

Klein Eyolf, der zu solchen Zweifeln Anlaß gibt, bleibt interessant, ohne deshalb als Ganzes künstlerisch genußvoll zu sein. Er hat seinen Platz unmittelbar neben der vor-angegangenen Schöpfung Ibsen's, dem Baumeister Solneß, aus dem auch einzelne bestrickende Laute ertönten, ohne daß es zuverlässig gelungen wäre, sie zu einer einheitlichen Melodie zu verbinden. Solneß und Eyolf gehören derselben herbstlichen Jahreszeit dichterischen Schaffens an, der Zeit, wenn die Früchte beginnen überreif zu werden, und wenn das Jahr abzusterben anfängt.

Auf der Bühne sind solche Stücke interessante Experi-mente von meist kurzem Leben; sie sind Experimente, denn in der lebensvollen Kunst muß die Form mit zwingender Deutlichkeit sprechen und in der Bühnenkunst, die in schnell entschwundenem flüchtigem Eindrucke vorüberzieht, vor Allem. In Eyolf gibt es nicht mehr die Kraft der Klarheit; aber das Stück verleitet die Ibsenliebhaber zum nachdenklichen Lesen und Wiederlesen und zum Grübeln und Wiedergrübeln.

Damit ist bezeichnet, aus welcher Art Boden dieses Stück hervorgewachsen ist, und welche Atmosphäre an Stimmung es umgibt. Die noch vorhandene leibhaftige plastische Kunst bleibt stark genug, um zu unsicherem Schürfen nach den versteckten gedanklichen Quellen zu reizen, die das Werk beleben und seinen Werth ausmachen; nach ihnen gräbt man bei zweifelhaftem, geheimnißreichem, stimmungsvollem Zwielicht in echter Schatzgräberstimmung; von der Hoffnung gestachelt, erfrischende Quellen zu entdecken, und von dem ironischen Verdacht, vorübergehend, immer wieder gequält — vielleicht Regenwürmer zu finden.

* * *

Klein Eyolf wird anziehend, wenn man das Stück nicht in erster Reihe als ein Bühnenwerk und nicht vor Allem als ein Kunstwerk, sondern als einen deutungsreichen Bei-trag zur Weltanschauung Ibsen's betrachtet, der freilich als Dramatiker zu sprechen gewohnt ist; bei dieser Auffassung gibt das Stück Winke, die über die letzten Gedanken Ibsen's Aufschlüsse zu ertheilen scheinen.

> „Denn einen Sinn muß es doch wohl haben. Das Leben, das Dasein, — das Schicksal, das kann doch nicht alles so ganz sinnlos sein . . . Am Ende geht Alles aufs Gerathewohl. Ist sich selbst überlassen, wie ein treibendes steuerloses Schiffswrack. Das ist schon möglich. Wenigstens scheint es so." . . .

In bitterer Verzweiflung spricht Allmers im Stücke diese Worte, nachdem sein einziges Kind, Klein Eyolf, im Meer ertrunken ist.

Welche Mächte bauen das Menschenschicksal auf? Der Zufall? Die Hand Gottes? Die Nothwendigkeit, die unerbittlich an die Schuld die Vergeltung knüpft von Geschlecht zu Ge-schlecht und selbst an jene Schuld, die nur eine Gedanken-

*) Henrik Ibsen: Klein Eyolf. Schauspiel in drei Aufzügen. 1895. S. Fischer.

schuld war und die sündigte aus falschem Edelsinn und Schwachheit und Leidenschaft? Diese Frage tönt immer wieder aus dem Stück heraus; und zu dieser Frage gehört eine Antwort: Wie soll das arme feinfühlige Menschenherz einen Sonnenstrahl Glück in dieser verwirrten Welt finden, in die unaufhörlich die drohenden Wolken einer Vergangenheit hineingetrieben werden, für die der Erdensohn halb verhaftet und an der er halb schuldlos ist.

„Laß sie ruhen — die dahin sind . . . ja, lassen wir sie ruhen. Aber die, die dahin sind — die lassen uns nicht ruhen . . . Weder bei Tag noch bei Nacht.“ . . .

Wenn man jeden lockenden Nebenweg vermeidet, vielleicht gibt es doch einen Faden, der durch das Ibsen'sche Labyrinth führt . . . .

Alfred Allmer's, der beim Tode seines Söhnchens so verzweiflungsvolle Worte spricht, hatte eine Zeit reinen Glücks genossen mit Asta, die neben ihm lebte als seine Stiefschwester. Elternlos waren beide; so hausten sie zusammen in edler, von keinem Begehren getrübter Liebe verbunden; ärmlich; er arbeitend und strebend als Stundenlehrer und Denker; sie sein lieblicher, keuscher Hausgeist.

„Es war doch eigentlich eine wunderschöne Zeit, Alfred, als wir zwei allein waren . . . War sie nicht wie ein einziger hochheiliger Feiertag von Anfang bis zu Ende . . .“

Es war die Zeit der paradiesischen Reinheit, und dieses paradiesische Leben schien immerwährende Dauer haben zu können, denn von allen Verhältnissen dieser Welt ist nur die Geschwisterliebe dem „Gesetze der Umwandlung“ nicht unterworfen. Diese Liebe fechtet die Zeit nicht an; sie bleibt, was sie war. In solcher reinen Atmosphäre schreibt der junge Gelehrte an einem Buch über die „menschliche Verantwortung.“

Gab es in diesem Paradiese keine Schlange? Arm sind beide. Allmer's wünschte für seine Schwester zu sorgen, und er wünscht freie Sorglosigkeit für sich, um an seinem Buche über die „menschliche Verantwortung“ schaffen zu können.

Rita, ein schönes Weib, kommt über seinen Lebensweg; sie ist voll sinnlicher bestrickender Kraft und reich; dem jungen Gelehrten schaudert fast vor dieser die Wirklichkeit fest ergreifenden, echt weiblich heißblütigen Frauennatur, und er nimmt sie doch zum Weibe aus Liebe zu Asta und zu seinem Buch, und das erwachte sinnliche Begehren spielte auch wohl eine Rolle. Er ist jetzt Gutsbesitzer und Schriftsteller, der vormals Stundenlehrer war, und für Asta ist gesorgt, und für Allmers auch, denn die „goldenen Berge“ seiner Frau gestatten ihm an seinem Buch zu schaffen, so viel er mag. Er, der eine Frau hat, welcher sein Herz nur halb gehört und nicht in ganz reinem Schlage, schreibt jetzt weiter an seinem Werke über die „menschliche Verantwortung“. Es ist Schicksalsironie. Darüber kichern die Dämonen, wenn es welche gibt.

Aus seinem Paradiese ist er herausgelockt.

Im Leben von Allmers ist ein erster Bruch! Sein Herz hängt noch immer an Asta und sein Herz hängt an seinem Werke, und sein Weib Rita heischt in Leidenschaft sein Herz für sich allein. Nach seinem Herz begehrt noch ein vierter. Klein Eyolf war der Ehe geschenkt worden.

Als er noch ganz klein war, und auf einem Tische lag und von Allmers behütet werden sollte, da war Rita gekommen und hatte den Mann feurig in ihre begehrenden Arme gelockt. Das unbewachte Kind stürzt vom Tische, und seitdem wankt es durch das Haus auf einer Krücke, und so oft die Krücke schallend aufstößt auf den Boden, bohrt sich der Schmerz in das weiche Gelehrtenherz von Allmers. Schmerz bereitet ihm sicher dieses Kind; und liebt er denn seine Eva die ihn aus dem Jugendparadiese entführte? Daß er Asta noch lieben, wie er möchte, und kann er mit hingebender Kraft an seinem „Buch über die menschliche Verantwortung“ schreiben unter der verwirrenden Predigt, die er aus allem, was ihn umgibt, heraushört. Warum hatte er doch Rita geheirathet? Und wie hatte das „Gesetz der Umwandlung“ doch das Licht, das von den „goldenen Bergen“ Rita's erstrahlen und die Menschenherzen erfreuen sollte, in häßliche Schatten verkehrt! Wie paßte sein Werk über die „menschliche Verantwortung“ zu seinen Erfahrungen, die ihm langsam aus seinem Leben aufzudämmern begannen?

Allmers wollte von Neuem festen Boden unter seinen Füßen fassen; so riß er sich los von seinem Familienleben mit den verwirrenden und sinnlich zu Boden ziehenden Eindrücken. Er ging hinauf in das Hochgebirge, um mit sich und seinen Gedanken allein zu sein und in der „großen Stille“ dort oben zu bewußter Klarheit gegenüber dem Leben zu gelangen.

Die „zwingende und lockende“ Gewalt der großen Natur, die Ibsen immer wieder in ihrer Macht auf den Menschen schildert, bewährte auch an Allmers ihre Kraft der Umwandlung. Er hatte in der Höhe zwischen den Bergriesen merkwürdige Empfindungen durchgemacht. Er berichtet sie seiner Frau:

„Es schien mir, als ob Ihr so weit, weit von mir fortgerückt wäret, sowohl Du als Eyolf. Und Asta auch. . . . Ich dachte gar nicht. Ich ging nur immerfort und schleppte mich vorwärts, die Abgründe entlang — und genaß die Todesempfindung mit all' ihrem Frieden und Wohlgefühl. . . . Gar keine Angst. Es war mir, als ginge ich und der Tod daher wie zwei gute Reisekameraden. . . . Die Nacht hob mich zum Entschlusse empor Und darauf hin kehrte ich um und geradewegs heim zu Eyolf.“

Als Allmers heimgekehrt ist, will er seinem Sohn nicht mehr ein „Schulmeister“ sein; er „will versuchen hineinzuleuchten in alle die reichen Möglichkeiten, die in seiner Kinderseele dämmern“. Er will ihm helfen, seine Wünsche in Einklang zu dringen mit dem, was er erreichen kann.

„All sein Dichten und Trachten — des armen Krüppels, der Soldat spielt — ist auf das gerichtet, was sein Leben lang für ihn unerreichbar ist. Ich aber werde das Glückgefühl wachrufen in seinem Gemüth.“

An seinem Buch über „Die menschliche Verantwortung“ will Allmers nicht mehr schreiben.

„Ich werde aber die menschliche Verantwortung durchführen — im Leben, mein ich?“

Ein schöner gewaltiger Entschluß, in der großen Einsamkeit gefaßt; kann ihn ein Erdenmensch ausführen? — Kann das ein Erdenmensch wie Allmers mit seiner Vergangenheit vollbringen? Und die Dämonen kichern wieder — wenn es welche gibt.

Rita, der ihr Mann nach der großen Reise zurückgegeben ist, streckt begehrender als je, ihre Arme nach ihm aus. Heißblütig, wie die leibhaftige Gegenwart, will sie ganz ihn haben, ganz allein. Was ist ihr seine große Aufgabe. Das prächtige Weib tritt leidenschaitlich vor ihn hin und bitter vorwurfsvoll sagt sie ihm, wie es im Volksliede heißt:

„Der Champagner war da, doch Du trankst ihn nicht!“

Begnügen soll sie sich mit dem, was von ihrem Manne seine Lebensaufgabe und Klein Eyolf übrig läßt.

„Dann wünsche ich, daß ich ihn nie geboren hätte.“

Das ist die eine schöne Scene, in der die fiebog sinnliche Welt des Weibes mit dem Pflichtbewußtsein des Mannes ringt; doch nicht abstrakt, sondern in zwei Menschen von Fleisch und Blut verkörpert.

Bei Ibsen sind Wünsche und Gedanken schon leibhaftige Thaten; so war es mit den Wünschen des Baumeister Solneß, so ist es mit den leidenschaftlich häßlichen Worten von Rita. Und wie die Dämonen jene Worte des Weibes gehört hatten, da kicherten sie wieder.

Und liebt denn Allmers wenigstens seinen Sohn Eyolf wirklich und wahrhaftig. Der Krüppel, den die sinnliche Gier des Vaters zum Krüppel gemacht hatte, ist ihm vor Allem ein stiller, ewiger Vorwurf; wenn er ihn sieht, sagt er:

O, Rita, — wie mir das Alles das Herz zernagt!

„Zernagt“ — da springt die Thür auf, und wieder ganz wie im Baumeister Solneß, wo bei dem Stichwort:

Umschwung kommt von der Jugend" Hilde Wangel ntritt, so jetzt die Rattenmamsell. Mit einem tiefen :e fragt der echt ibsen'sche Kobold:

„Mit allergnädigstem Verlaub — haben die Herrschaften irgend s Nagendes hier im Hause."

Man schickt sie fort, denn Ratten und Mäuse gibt es :; — aber gibt es darum nichts „Nagendes". Was e Rita von Eyolf gesagt? Was hatte Allmers von Eyolf gt?

In ihrem Boote wrickt die Rattenmamsell hinaus Meer, und Klein Eyolf starrt dem merkwürdigen un-ılichen Weib von der Landungsbrücke nach; er starrt ihr), bis er ihr nachgezogen wird hinein in den Fjord, in : er verschwindet, und nur die Krücke schwimmt oben, gräßliche Mahnung für die, die ihn zu einem Krüppel den ließen, der nicht schwimmen konnte.

Jetzt hat ja Rita, was sie wollte. Klein Eyolf ist ; und Allmers hört nicht mehr Klein Eyolf, dessen Worte das Herz „zernagen." Ihre Wünsche waren in Erfüllung angen; aber wie? —. Da konnten die Dämonen wieder :rn.

Droben im einsamen Gebirge, wo Allmers sich zur)ßze wähnte durchgerungen zu haben, da war ihm auch Tod wie ein Kamerad erschienen und darum glaubte die menschliche Verantwortung durchführen zu können Leben, zu dem auch der Tod gehört. Jetzt war der) erschienen und hatte seine unerbittliche Lehre von der :antwortung ertheilt. Konnte Allmers jetzt wenigstens iem großen Ziel getreu bleiben?

„Und als dann der — Kamerad daher kam und ihn — Eyolf — nahm — da graute mir vor ihm. Vor dem Ganzen. Vor alledem, was wir uns doch nicht aufzugeben getrauen. So erdengebunden) wir alle Beide, Rita.

Ja sie sind erdengebunden, die Menschen und diese enschen, und in ihrer Erdengebundenheit beginnen Rita) Allmers das Gesetz von der menschlichen Verantwor-ng dadurch ins Leben einzuführen, daß sie in ihrem hmerze sich gegenseitig haßerfüllt bis in die tiefsten :rzensfalten leuchten. Rita sagt zu Allmers mit scheuem ısdruck:

„Geh nur in dich und forsche nach Allem, was da drunten liegt und dahinter steckt."

Und Allmers sagte zu Rita, deren Blick er ausweicht:

„Du willst an etwas vorbei".

Wer hat die Schuld, daß in diesem Hause kein Glück :, und daß das Unglück immer düsterere Schatten in die eelen dieser Menschen wirft?

Sie rechnen sich vor in ihrem Unglück, wie ihre ɔerrath zu Stande kam; sie rechnen sich vor, wie Asta stets wischen ihnen gestanden hatte, die immer die reine ver-ɔrene Jugendzeit Allmers vor die Seele führt, und ihn von er Seite seiner Frau geistig fortlockt; sie rechnen sich vor, ɔie er sie zur Zweiflerin gemacht hatte; wie er ihr das ge aubt hatte, was er „leere Vorstellungen" nannte; und sie lagt, daß sie nun nichts mehr habe, worauf sie vertrauen önne; sie rechnen sich vor, wie Eyolf zum Krüppel wurde; ie rechnen sich vor, daß Beiden Eyolf stets nur wie ein Vorwurf gewesen war; es war keine rechte Ehe und sie waren nie rechte Eltern gewesen; in jeder wunden Stelle ihres Innern bohren sie; ihre geheimsten Fehler und ihre ge-heimsten Wünsche und Begehren zerren sie unbarmherzig einander nackt aus der Seele, und stets ergibt die Rechnung, die so glatt schien und in die sich zuerst nur ein winziger Fehler eingeschlichen hatte: Egoismus, Schwäche, Unwahr-haftigkeit, bis schließlich ein immer größerer Schuldposten sich aufhäufte. Es ist die alte Abrechnung zwischen Mann und Weib, zwischen Adam und Eva, als sie durch eine erste Schuld aus dem Paradiese getrieben waren; zwischen Macbeth und der Lady Macbeth, als ihr Begehren erfüllt und die Erfüllung erdrückende Schuld für Beide geworden ist; doch aus dem kraftstrotzenden Heroischen ins minutiös kränklich Moderne gewendet; und doch sind diese Szenen die wirklich ergreifenden des Stückes.

Mann und Weib grübeln, wie kam die Schuld in ihre Welt, wie Solneß grübelte, wie kam in sein Leben die Schuld? Auch nur durch eine ganz winzige Ritze hatte er sie in sein Dasein hineingelockt, und wie ein böser Wunsch dem Tode gewissermaßen den Weg zu den Kindern des Baumeister Solneß gewiesen hatte, so hier zu Klein Eyolf ein böser Gedanke. Hier zeigt sich neben zahlreichen feineren Verbindungsfäden wie von anderer Seite betrachtet und an anderen Menschentypen experimentell durchgedacht und daher schließlich mit anderem Ausgang, beide Stücke doch um denselben centralen Gedanken sich bewegen.*)

Rita und Allmers hören jetzt aus dem Weltgetriebe immer deutlicher heraus das Wort „Vergeltung":

„Denn alle Schuld rächt sich auf Erden".

Und Grausen erfaßt ihn, der die „menschliche Verant-wortung" im Leben durchführen will, vor dem Urtheil jener Verantwortung, das Vergeltung heißt; und Grausen erfaßt sie vor den äußersten Konsequenzen, die auch den Tod nicht scheuen dürften

„Denn hier, im Erdenleben, haben wir Lebenden
unsere Heimath"

So sagt sie, ganz wie er es eingestanden hatte, und ganz so wie Baumeister Solneß nicht vermocht hatte selbst so hoch zu steigen, wie er in Gedanken, gebaut hatte — und als er es versucht, da erhielt die Erde auch diesmal als Siegerin zerschmettert den Erdgeborenen wieder.

Mit ihren Schwächen gehören auch Allmers und Rita zusammen hin in den Staub und doch meinen sie, daß die Schuld sie unerbittlich auseinander treibt.

Wo fänden sie etwas, das ihnen noch wie Glück er-scheinen könnte. Die kleinen Auskunftsmittel der Alltags-menschen verfangen bei ihnen nicht. Doch ihm kommt ein Gedanke; er will zurück zu seinem Kinderparadies, in dem er gelebt hatte, vor dem ersten Sündenfall; er will zurück zu Asta. Aber in das verlorene Paradies führt kein Pfad zurück. Er hatte geglaubt, daß Asta seine Schwester sei und Geschwisterliebe ist dem Gesetze der Umwandlung nicht unterworfen. Täuschung. Asta war im Ehebruch geboren, und was Geschwisterliebe gewesen war, verwandelte sich, als beide klar sehen, in andere Empfindungen. So wirkt auch aus früherer Generation die Schuld noch fort, und Asta flieht in die Welt hinaus und raubt Allmers die letzte Paradieseshoffnung. Es gibt kein Zurück. So können die Dämonen wieder kichern.

Mann und Weib sinnen weiter, wie sie etwas finden könnten, um das Leben „auszufüllen". Sollen sie sich rächen an jenem herabgekommenen Geschlecht dort unten am Meeresufer, das keine Hand gerührt hatte, um Klein Eyolf zu retten; sollen sie alle die alten Hütten mit dem ver-lotterten Meeresgesindel niederbrennen; das wäre die Pflicht der Rache In Rita dämmert ein neuer Gedanke auf. In ihrem weiblichen Herzen geht eine Umwandlung vor sich wie eine „Auferstehung", „ein Uebergang zu einem höheren Dasein." Wäre es wirklich Pflicht, jene verderbte Menschen-kreatur dort unten noch in tiefere Verderbniß zu stoßen? Hätten sie Eyolf denn helfen sollen, sie, für die jene dort oben mit ihren „goldenen Bergen" nie ein freundliches Wort und nie eine gütige Handlung gehabt hatten? So hatten sie es bisher verstanden — das Gesetz von der menschlichen Verantwortung. Rita wollte es auf ihre Weise „weiter pro-biren", aber anders; sie wollte die verwahrlosten Kinder zu sich hinaufnehmen an Eyolf's statt und sie erziehen.

Einmal hatte Allmers drohend ausgerufen:

„Die Jungen, die sollen noch erfahren, wer unten am Strande der Herr ist."

Und das Schicksal hatte diese Worte gewendet, daß jetzt auch Allmers sich mit seiner Frau zusammenfand, um den Egoismus seines Ideenlebens, das sagte: „Denken, das um-faßt das beste, was in uns ist", und um den Egoismus ihres

*) Vergl. „Nation" Jahrgang X. Nr. 16. „Ibsen's Baumeister-Tragödie", besprochen von P. Nathan.

heißen Sinnenlebens, das sagte: „Ich kümmere mich nur um Dich, Dich Allmers allein in der ganzen Welt“ zu durchbrechen, und um so mit der Selbstlosigkeit und wahren menschlichen Verantwortung zu beginnen. Und auch mit der Wahrhaftigkeit gegen sich selbst. Denn ist es reine Liebe gegen ihre Mitmenschen, die sie zu solchem Handeln veranlaßt oder suchen sie nur nach einem Mittel, den Schmerz in der eigenen Brust zu lindern?

„Eines mußt Du Dir klar machen, Rita. Es ist nicht die Liebe, die Dich zu alledem treibt. —
Allerdings. Wenigstens jetzt noch nicht. —“

So wollen sie, Mann und Weib, denn gemeinsam arbeiten zum Segen ihrer Mitmenschen in der Tiefe voll Entsagung und Tüchtigkeit und sie wollen blicken zu den Gipfeln, zu den Sternen, zu der großen Stille.

Solneß hatte gesagt: Ein Luftschloß mit einer Grundmauer darunter; vom Gipfel des Luftschlosses war er herabgestürzt; sie, die Erdengebundenen, wollten mit ihren Füßen die Grundmauer nicht verlassen, auf der sie menschenfreundlich zu schaffen gedachten, und nur noch ihre Gedanken sollten zu den Sternen des Jenseits emporsteigen.

Das „Gesetz der Umwandlung“ und das „Gesetz der menschlichen Verantwortung“ hatten Rita und Allmers mit dämonischer Gewalt durch geheime Schuld und geheime Verirrungen immer vorwärts getrieben. Sein Jugendparadies voll keuscher Sündlosigkeit hatte Allmers verloren; seine Mannesjahre voll egoistischer Schuld und Verblendung lagen hinter ihm; er stand nach einer tiefe Wunden dringenden Erfahrung mit seinem Weibe an der Schwelle einer ernsten dritten Epoche, in der er hin und wieder wenigstens auf eine „Sonntagsruhe“ rechnete.

Wieder das Ibsen'sche dritte Reich.

* * *

Der Fjord spiegelt auf seiner Oberfläche den Himmel in Grau und Blau, die flüchtigen, wechselnden Wolkengebilde, die Sonne und das Gewitter, den milden Mondglanz und das nächtliche Düster getreulich wieder. „Auf der Oberfläche ist das so. Aber in der Tiefe — da läuft die starke Unterströmung“, und unaufhaltsam und unablässig treibt sie hinaus in das offene unendliche Weltmeer. Woher kam sie? Wohin geht sie? Wie das Menschenschicksal mit seinen zartesten trügerischen Spiegelungen auf der Oberfläche und seiner unerbittlichen tiefinnerlichen Unterströmung gleichfalls vorwärts getrieben wird, das schildert Ibsen. Wo setzt diese Unterströmung ein? Woher kommt sie? Wohin führt sie? Das sind gewiß geheimnißvolle Fragen; aber Ibsen's Art ist es nicht, sie mit freiem großem Blick in seiner Weise zu lösen. In seiner Natur liegt etwas, wie eine geheime koboldhafte Neigung zum Verstecken, und was er weiß, das trägt er in räthselhafte Andeutungen hinein, und gleichsam wieder in einer Scheu mit solchen geheimnißvollen Andeutungen, die an das Tiefste rühren und die in grellem Lichte der Bühnenlampe nur im Symbol erscheinen können, sich bloßgestellt zu haben, versteckt er diese Symbole von Neuem durch angefügte realistische triviale Trivialitäten des leibhaftigsten Lebens. Diese in die Geheimnisse bohrende Symbolik wird durch Realistik dieser Art nicht lebensvoll, sondern zwiespältig, grotesk und unverständlich, vor allem auf der Bühne Sublime, flüchtige Geister, die noch eben tiefsinnige Zwiesprache zu halten schienen, überraschen dadurch, daß sie den Chapeauclaque unter dem Arm hervorziehen und sehr menschlich in das Zimmer speien.

Der Ibsen'schen Kunst fehlte immer die große Linie, um so erstaunlicher war sie stets durch die Feinheit und oft durch seine Wahrheit ihrer Linien. Mit zunehmenden Jahren ist die Feinheit, die sich in Subtilitäten auflöst, gewachsen und gewachsen, als ob das kurzsichtiger werdende Auge in immer minutiösere Arbeit sich verloren hätte, und auch das realistisch greifbare Problem früherer Zeit wurde ersetzt durch Probleme reiner Spekulation; und diese immer schwerer entwirrende Welt wurde behangen mit Fetzen der höheren Realistik.

Ein organisches Kunstwerk, das frei sich entfaltet und klar zum Beschauer spricht, entstand so nicht; aber eine Maschinerie, mit Menschenkleidern behangen, in der die Mechanik der Kunst einen Mechaniker von noch immer bewundernswerthem Können verräth.

Mir scheint es, daß diese Räder und Rädchen in ausgeklügeltem Tiefsinn zusammengefügt wurden, um etwas zu demonstriren, was man in Helmholtzen's Zeitalter bezeichnen könnte als das Gesetz von der Umwerthung und Erhaltung der moralischen Kräfte in der Menschennatur; ein Beitrag zur Mechanik des Gewissens, seiner Schicksal gestaltenden Macht, seinem Arbeiten unter dem Drucke äußerer und innerer Kräfte, Kräfte, die sich von Generation zu Generation übertragen und denen jedes Invividuum neue hinzufügt und jeder Stoß der von dem Individuum unabhängig umgebenden Natur. Die arme Menschenkreatur unterworfen dem unerbittlichen Naturgesetz der **Umwandlung** für das Seiende und dem moralischen Gesetz der Verantwortung in der eigenen Brust. Wollen, Sollen und Müssen in ihren Konflikten von einem kalvinistisch-grüblerischen Geist betrachtet, der über den Wolken kaum noch mehr als „die große Stille“ erwartet. . . . .

Hegel behauptete angeblich, daß er einen Schüler gehabt habe, von dem er verstanden war, und der hätte ihn mißverstanden. Aus den mächtigen, festverschlossenen Zügen von Ibsen und von seinen in halber Ironie zusammengekniffenen Lippen wird man auch solche Aufklärung nicht einmal erhalten.

Sie kauen längst an dem schlimmen Bissen;
Wir spaßen, die wir's besser wissen.

P. Nathan.

Hans L'Arronge: Zwei Novellen. Berlin. 1895. Steinitz.

Ueber der zweiten Novelle befindet sich eine Leiste: ein Blumengewinde, in einem Reif auf einem Zweiglein sitzt ein munterer Vogel und flötet. Das ist zwar nicht sehr sinnvoll, aber die zierlichste Devise für einen jungen Fant von Dichter, der seinen ersten kecken Flug, leicht beherzt und ohne Bangen in die Welt wagt. Was wird? heißt die erste Novelle. Robert und Hertha sind Brautleute, sie sind sich gut, aber sie zanken sich beständig. Denn das Mädelchen in seinem verträumten kindischen Herzen fühlt schon ganz richtig, nur sich Rechenschaft geben, das ist nicht ihre Sache, klar zu denken ist so schwierig und gar darüber reden müssen ein Gräuel! Das Robertchen aber ist ein Held, sehr voll pathetischen Gefühlen und muß ihnen Luft machen in recht vielen und bedeutenden Worten — und das vermißt er an ihr! Und darum zanken sie sich, oder vielmehr sie zanken sich nicht einmal, aber er ist empfindlich und möchte um Verzeihung gebeten werden, und sie weiß nicht warum, und schließlich weint sie, und er weint, und der Dichter läuft als Bruder Paul von einem zum andern und tröstet, und zuletzt versöhnen sie sich mit einer sehr netten Wendung, auf einen Augenblick, sagt der Dichter. Diese große Kinderei auf einem deutlich empfundenen ernsten Hintergrund ist so keck in die Welt gesetzt, so selbständig, so dramatisch, das läuft auf seinen gesunden zwei Beinen herum, es ist eine Lust.

Der erste Wurf ist gelungen, der zweite — die Novelle Arbeit — weniger; das Problem wird nur gestreift, die Aufgabe mit dem Leichtsinn und der Unbeholfenheit der Jugend skizzenhaft abgethan. Aber wieder hat dieses furchtlos vertrauliche Umherhüpfen, diese fröhlich gelbschnäbelige Anfängerschaft einen eigenen Reiz, und wenn sich nur der junge Autor die Lehre zieht, daß in der Kunst das Skizziren selten am Platz ist und die großen Werke nicht mit Gesang und Gottvertrauen, sondern in arbeitsvollem Ringen geschaffen werden — wenn er sich mit ernsten Ansprüchen ins Gebet nehmen und vor einem gewissen edlen Ansatz von Frühbehagen auf der Hut sein will, so wird er gewiß die Hoffnungen erfüllen, die wir an dieses frische, frohselige Werkchen knüpfen geneigt sind.

S. B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). nnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim ige durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. rlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

In Paris ist auf eine Ministerkrisis unmittelbar eine äsidentschaftskrisis gefolgt.

Die Ministerkrisis war einer jener Zwischenfälle, wie sich so häufig im parlamentarischen Leben Frankreichs spielen. Ein Ministerium, das einige Zeit am Ruder ist, ht sich einer Opposition gegenüber, die aus den verschie- nsten Elementen zusammengesetzt, täglich an Zahl wächst; dererseits werden die Freunde des Ministeriums lauer d lauer, so daß ein Ministersturz dieser Art sich schon ochen vorher anzukündigen pflegt; es bleibt nur die Frage, ı welcher Gelegenheit das Ministerium fällt. Sind die hrenden Männer geschickt genug, so suchen sie nach einem lchen Anlaß zum Sturze, daß sie als die Verfechter einer ten Sache zu unterliegen scheinen; sie sichern sich damit e leichtere Rückkehr zur Macht.

Nach diesem Rezept handelte das Ministerium Dupuy; benutzte die Annahme einer Tagesordnung, welche eine urpation des Parlamentes gegenüber der höchsten richter- hen Gewalt bedeutete, um der Volksvertretung die Porte- uilles vor die Füße zu werfen. Dupuy und seine Kollegen ngen als Kämpfer für den alten englisch-montesquieuschen Grundsatz von der Dreitheilung der Gewalten im konstitutionell regierten Staate.

Die politische Lage Frankreichs war durch diese Ministerkrisis nicht schlimmer, als sie schon seit lange gewesen ist; es ist zwar richtig, daß der radikalste Radikalismus seit einiger Zeit immer rücksichtsloser schreit und immer vorurtheilsloser seine Angriffe gegen den Präsidenten der Republik selbst richtete, der als Staatsoberhaupt für alle jene Parteien, die auf dem Boden der republikanischen Verfassung stehen, unantastbar sein sollte. Casimir-Perier wurde von dieser äußersten Linken persönlich gehaßt; das war zunächst eine persönliche Unbequemlichkeit; es war zugleich politisch ein Nachtheil, denn es wäre besser gewesen, wenn auf dem Präsidentenstuhl ein Mann gesessen hätte, der, wenn nicht die Sympathie, so doch wenigstens die kühle, zurückhaltende Achtung auch seiner politischen Gegner genossen hätte.

Der reiche, für hochmüthig verschrieene Casimir-Perier mit seinen vornehmen Beziehungen zu Gegnern der Republik war dagegen den Radikalen verdächtig; und dieses reale Moment des Verdachtes benutzten die Revolutionäre, um seine Stellung zu untergraben, und um damit bewußt eine Umwälzung in ihrem eigenen Sinne vorzubereiten; so weit sie nicht blinde Instrumente oder bezahlte Agenten der reaktionären Umsturzparteien der Rechten gewesen sind und für diese arbeiten.

Die Stellung Casimir-Perier's war also keine leichte; das blutige Ende Carnot's stand am Beginn seiner Laufbahn und unaufhörlich flogen gegen seine eigene Brust vergiftete Pfeile.

Aber freilich, man beruft nicht Jemanden auf den Präsidentensitz der Republik, um ihm ein angenehmes Leben voll Glanz zu verschaffen. Die höchste Stelle in einem modernen Staate zu bekleiden, ist zwar eine Ehre; aber heute nichts weniger als eine mühelose Ehre, und die schweren Lasten, welche bei einer richtigen Erfassung der Aufgabe untrennbar mit ihr verknüpft sind, kann nur das Pflichtgefühl oder der Ehrgeiz erträglich machen. Weder die eine Eigenschaft noch die andere besaß Casimir-Perier in der nothwendigen Stärke, und so legte er die Präsidentenwürde in einem Augenblick nieder, wo seinen persönlichen Stimmungen und Empfindungen eine derartige Handlung entsprechen mochte doch nur diesen, während sein Rücktritt einer ausgesprochenen schweren Verletzung der Pflichten gegen das Vaterland und die Republik gleichkommt. Den Politiker Casimir-Perier zwang keine gebieterische Nothwendigkeit zu diesem äußersten, tief einschneidenden Schritt; für den Privatmenschen hat es wohl eine ganze Reihe menschlich begreiflicher Milderungsgründe gegeben. Damit ist aber das Urtheil über Casimir-Perier als öffentlichen Charakter gesprochen.

Dieses Urtheil kommt in der Presse der gesammten Welt fast einmüthig zum Ausdruck.

Ein reicher Mann, im Wohlleben aufgezogen, mit großer Familientradition, läßt sich herbei, in einem schweren Augenblick der Entwicklung seines Vaterlandes die höchste Staatswürde anzunehmen. In dieser Stellung wächst unaufhörlich bei ihm die Empfindung, daß er und seine Familie eigentlich weit bequemer und angenehmer leben könnte, wenn er die goldene Last des republikanischen Souveräns nicht trüge. Mit dem Pflichtgefühl eines reichen Parvenus, der an der Spitze eines gemeinnützigen Unternehmens steht, und der, als die Sache ihm Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten zu machen anfängt, sagt: Ich danke schön; wozu habe ich nöthig, mich aufregen und ärgern zu lassen; fällt mir nicht ein — aus solcher Stimmung heraus ruft Casimir-Perier seinen Landsleuten ein Ade zu und setzt damit auf den Leichenstein seiner öffentlichen Thätigkeit die Worte: Ich ziehe es vor, in ruhiger üppiger Annehmlichkeit mein Leben zu genießen, statt der höchsten Pflichten gegen mein Vaterland zu erfüllen. Das ist auch ein Lebensprinzip, freilich nicht das eines Mannes, der den Anschein zu erwecken verstanden hatte, als fessele ihn an das öffentliche Leben mehr als eine flüchtige Eitelkeit, die sogleich in dem Dornengesträuch ernsterer Schwierigkeiten hängen bleibt.

Casimir-Perier war für die Republik eine Enttäuschung.

Für ein großes Staatswesen sind Enttäuschungen dieser Art oft von bedenklicher Bedeutung. Aus einem Grunde unter allen Umständen. Die Bevölkerung beginnt an der Festigkeit der bestehenden Institutionen in dem Grade zu zweifeln, daß dieser Zweifel eine wachsende Gefahr zu werden beginnt, und den Abenteurern von rechts und links, den „legitimen" Prätendenten und den Prätendenten aus Ehrgeiz, denen mit und ohne Uniform schließlich der willkommene Dietrich werden kann, mit dem das Schloß der Verfassung gesprengt wird.

Für Frankreich scheint der letzte ernste Zwischenfall noch eine besondere symptomatische Bedeutung zu haben. Er ist ein neuer Beweis für das fehlende Pflichtgefühl in den heute herrschenden Kreisen.

Fast alle modernen Umwälzungen Frankreichs, die Umwälzung vom Königthum zur Republik, von der Republik zum Kaiserthum, vom bourbonischen zum orleanistischen Königthum, und wieder von diesem über die Republik zum Imperialismus, wurden eingeleitet durch stets wachsende Anzeichen moralischer Korruption und moralischer Kraftlosigkeit bei jenen, die das Land zu regieren hatten. Die regierende Kaste Frankreichs, heiße sie nun Republikaner, Imperialisten oder Royalisten, degenerirt nach kurzer Zeit im Genuß der Macht; der Besitz der Macht wird zum Genuß der Macht, und die Gier, die Macht und das Leben zu genießen, ertödtet in steigendem Maße das Pflichtgefühl, so daß jene Eigenschaften, welche Montesquieu die bürgerlichen Tugenden nennt, nach einiger Zeit bei jenen stärker zu finden sind, die verfolgt werden, und die von der Macht ausgeschlossen sind, als bei jenen, welche die Macht üben. Entnervt in Frankreich das Genießen der Macht, so kräftigt politisch das Streben nach Macht; und der Umsturz ist fertig, wenn schließlich das Gleichgewicht so stark verschoben ist, daß mit urplötzlichem Ansturm sich die ausgehungerten Elemente an Stelle der Uebersättigten stellen.

Nähern wir uns von Neuem diesem Zeitpunkte? Gewiß steht er nicht unmittelbar bevor; aber er wäre vielleicht nicht sehr fern, wenn es einen Erben gäbe, der mit einigem Recht das große Gut für sich in Anspruch zu nehmen berechtigt erschiene. Ein solcher Erbe ist nicht im Gesichtsfeld; aber man weiß nicht, wie schnell er sich finden kann.

Der neue Präsident, den die Republik nach zwei Wahlgängen ohne jeden ernsten Zwischenfall — ein wenig Skandal abgerechnet, erhalten hat, hat eine große Aufgabe zu erfüllen; ihm wird es obliegen, jene wachsenden Befürchtungen zu zerstreuen, als bedürfe es nur einer verwegenen Faust, um mit ziemlicher Aussicht auf Erfolg der Republik ans Leben zu gehen. Die Pflicht, die ihm zu erfüllen bleibt, ist keine leichte; aber gewiß keine unlö… denn ein energischer und umsichtiger Präsident wird … gerade die Unterstützung der großen Masse der Bevö… finden, weil diese bangt vor dem Chaos, das ein neuer … sturz bringen könnte.

Ob der neue Präsident Felix Faure, ein gem… Republikaner, der gegen den radikalen Brisson siegte, … geeignete Mann ist, den die Stunde verlangt, ist un… Politisch ist Faure, der aus der Schule Gambetta's he… ging, ein ziemlich unbekannter Werth; aber man … vielleicht auf seine Thatkraft rechnen, denn der jetzige … dent begann sein Leben als armer Gerbergeselle und … sich aus eigener Kraft bis zu dieser Höhe: ein Beispiel … die Fülle der Möglichkeiten, die sich den sozialdemokra… Anschauungen zum Trutze auch den Ärmeren in unserer … kratischen Zeit eröffnen.

International wird die abgeschlossene Präsidentsch… krisis dahin beurtheilt, daß durch sie für die nächste … Frankreich von Abenteuern völlig abgehalten werden … Ein Land, das in inneren Schwierigkeiten sich befindet, … zunächst auswärtige Verwicklungen gewiß vermeiden. … ein Land, dessen Institutionen so plötzlich ins Schw… kommen können, ist vor allem nicht bündnißfähig; … insbesondere liegt unter den heutigen Zeitumständen … gute Bürgschaft.

Für die Entwicklung der politischen Verhältnisse … Deutschland wird viel davon abhängen, welche Strömu… innerhalb der nationalliberalen Partei schließlich … Oberhand behalten; die einen wollen noch weiter nach r… unter den Lockungen des Herrn Minister Miquel, der die … queme Ueberzeugung offen zur Schau trägt: die Deutsch… wollen gar nicht liberal regiert sein; die anderen lockt … Erinnerung an eine große Vergangenheit zu jener Tradition … zurück, da die nationalliberale Partei von bestimmend… Macht für die politische Entwicklung Deutschlands gewesen …

Der Kampf der Nationalliberalen gegen den Gra… Caprivi, und als Mittel für diesen Kampf der Ruf na… irgend welchen geheimnißvollen Waffen gegen den U… sturz zeigte leider, welche Anschauungen damals sich in d… Vordergrund zu drängen gewußt hatten. Heute kommt a… die andere Richtung schon wieder vernehmlicher zu Wort … Sogar die „Nationalliberale Correspondenz" schreibt … Bezug auf die sogenannte Umsturzvorlage:

„Die Dinge auf die Spitze zu treiben, hat keine Partei ein Inter… Zu unsicher wäre der Ausgang neuer Wahlen im gegenwärtigen Aug… blick und keine Partei könnte dabei viel gewinnen!"

Nachdem man durch die Mithilfe zum Sturze des Gra… sen Caprivi die Entwicklung auf die Spitze getrieben hat, … jetzt einzulenken, das zeigt, mit welcher Sicherheit das Steu… der Partei geführt worden ist. Einem offenen Bekenntn… kommt es daher gleich, wenn die „Kölnische Zeitung" v… einem süddeutschen Liberalen sich unter der Ueberschr… „Süddeutsche Verstimmungen" das Folgende schreiben läß…

„Insbesondere wäre es klüger gewesen, wenn man den Gra… Caprivi, nachdem er die Mißgriffe seiner Lehrjahre eingesehen ha… nachhaltiger unterstützt hätte."

Das ist so richtig, daß man sich immer wieder fragen mu… warum erkannte die Partei nicht, welche günstigen Aussichten … sich gerade den gemäßigt liberalen Anschauungen bei de… Grafen Caprivi eröffneten. Es gibt dafür vor Allem eine Erklä… rung; Herr Miquel wußte diese günstigen Aussichten dur… noch günstigere zu verdrängen. Er suggerirte den Gedanke… daß nach dem Fortgang des Grafen Caprivi Platz für Herrn … von Bennigsen sein würde; das war die Vision, die a… dem nationalliberalen Parteitag Herr Hammacher über de… Champagnerglas erscheinen ließ. Graf Caprivi ging; He… Miquel hatte ihn nicht mehr neben sich; die Vision verflog … Herr von Bennigsen kam nicht, und die politischen Verhältnisse … wurden trauriger.

Die Vergangenheit bleibt natürlich unabänderlich … Vergangenheit; wie stark aber ist innerhalb der nationa… liberalen Partei, vor Allem im Lande, gerade durch die … jüngste Vergangenheit die Erkenntniß geworden, daß He… Miquel ein Führer ist, zu dessen Gefolgschaft zu gehören …

…risch wenig Freude bereitet. Für ein solches Selbstbe…en innerhalb der nationalliberalen Partei fehlt es …licherweise nicht völlig an Symptomen.

Am 13. Januar, Mittags, traf Fürst Hohenlohe …seinem Sohn bei dem Fürsten Bismarck in Fried…ruh ein, der neben sich auch seinen Sohn Herbert hatte. …st Hohenlohe verließ um 5 Uhr des nämlichen Tages …er Friedrichsruh. Die Preisfrage, die nunmehr in einem …l der Presse ausgegeben wird, lautet: Wie viel politische …heit nebst guten Lehren kann man wohlverpackt nach … Stunden, darunter eine Stunde Schlittenfahrt, heim…en? An der Lösung dieser schwierigen Frage wollen … uns nicht betheiligen. Für uns ist dieser Besuch der …eis einer knapp bemessenen Höflichkeit, die vielleicht für … Grafen Herbert von Neuem die Möglichkeit staatlicher …tellung eröffnet.

In Ungarn hat schließlich doch der Liberalismus gesiegt. …s Ministerium Wekerle ist zwar gegangen; aber an …e Stelle trat ein gleichfalls nur aus Liberalen gebildetes …nisterium Banffy. Auch ihm wird es nicht leicht sein, …itisch am Leben zu bleiben, denn die Gegner beginnen … Neuem ihre Arbeit; das neue Ministerium genießt je…h den einen Vortheil, nicht mit dem Mißtrauen der …ne rechnen zu müssen.

Italien ist in seinen afrikanischen Kolonien in …e Kämpfe verwickelt. Wir hoffen, daß es Sieger in diesen …sten Kämpfen bleiben wird, die von verschiedenen Seiten …hen. Eine solche Hoffnung bedeutet: neue kostspielige, …tige Lorbeeren für das unfruchtbare Phantom des kolonialen …ikanischen Ehrgeizes.

* * *

Ein weitsichtiger Finanzminister.

Herr Miquel ist auch in dem Sinne ein weitsichtiger …taatsmann, daß er das Nächstliegende schwer erkennt. …der kopirt er den Admiral Nelson in der Seeschlacht vor …openhagen, der bekanntlich die Zeichen, welche ihn auf…rderten, das Bombardement abzubrechen, geflissentlich …norirte, indem er das Fernrohr vor das erblindete Auge …elt? Herrn Miquel's finanzministerieller Ehrgeiz besteht …arin, uns im Reiche zu einigen neuen Steuern zu ver…elfen. Und da er den Reichsboten die Nothwendigkeit für …en neuen Aderlaß nicht recht plausibel machen kann, so …üssen die Defizits der einzelstaatlichen Haushaltungen …erhalten, um durch die Schmerzenschreie der Landtage die …hartherzigkeit des Reichstages zu erweichen. Vor Allem …ommt dabei natürlich Preußen in Betracht. Es ist der …preußischen Finanzverwaltung denn auch gelungen, ein …Defizit von 34 Millionen für das Finanzjahr 1895/96 …herauszurechnen und das Gemüth der preußischen Steuer…zahler durch die Aussicht auf neue spezifisch preußische Steuern zu verdüstern. Um diese Zeichnung in Grau aus…führen zu können, mußte jedoch die nächstliegende Finanz…maßregel, die Rentenkonversion, außer Betracht bleiben. Es ist charakteristisch, daß die Thronrede über eine solche Konversion kein Wort sagt, trotzdem die öffentliche Meinung seit Monaten sich mit dieser Frage auf das Ernstlichste be…schäftigt; und daß auch der preußische Finanzminister in seiner einleitenden Budgetrede von dieser Frage keinerlei Notiz genommen hat.

Inzwischen konvertirt alle Welt; und zwar ohne jede Ausnahme erfolgreich. Daß auch für Preußen und das Reich der Moment der Rentenkonversion gekommen sein dürfte, zeigt das beständige Steigen des Kurses der drei…prozentigen preußischen Konsols und der dreiprozentigen Reichsanleihen. Beide Papiere haben den Stand von 97 bereits überschritten. Der Parikurs würde bei eintretender Konversion der vierprozentigen und der dreieinhalbprozentigen Renten vermuthlich alsobald erreicht werden. Daß die Kon…vertirungsoperation erhebliche finanztechnische Schwierigkeiten böte, behauptet Niemand. Eine verhältnißmäßig geringe Konvertirungsprämie würde genügen, den Erfolg der Kon…version absolut sicher zu stellen. Selbst wenn man sich einst…weilen darauf beschränkte, die Konversion der vierprozentigen preußischen Konsols in dreiprozentige vorzunehmen, so würde die Zinsersparniß dreißig Millionen im Jahr übersteigen und von einem Defizit im preußischen Staatshaushalt könnte keine Rede mehr sein. Voraussichtlich wird das rechnungsmäßige Defizit des Voranschlags sich bei näherer Besichtigung aber auch noch soweit reduziren, daß für wich…tige und dringende Staatsbedürfnisse, speziell für eine Re…form des Lehrerbesoldungswesens, aus den bei der Konver…sion ersparten Zinsen eine Anzahl Millionen gewonnen werden könnten. Die Konversion rückt danach den Finanz…politikern so nahe vor das Gesicht, daß es in der That ein Kunststück ist, vorbeizusehen.

Man kann nicht eigentlich sagen, daß es sich bei dieser Konversion um eine politische Parteifrage handelt. Wenig…stens ist sie bisher in der öffentlichen Diskussion nicht als solche behandelt. Nichtsdestoweniger berührt das Haupt…argument, welches gegen die Konversion vorgebracht zu werden pflegt, die Grundprinzipien der liberalen Finanz- und Wirthschaftspolitik. Dies Hauptargument gipfelt in der Besorgniß, daß eine Reduktion des Zinsfußes der Renten die gegenwärtigen Besitzer vierprozentiger Konsols dazu ver…leiten werde, ihr Geld anderweitig, und zwar weniger sicher, vielleicht in ausländischen Werthpapieren, anzulegen. Ob das der Fall und in welchem Maße dies der Fall sein würde, ist im Voraus nicht zu sagen. Der Umstand, daß die dreiprozentige preußische Rente, trotz ihres dem Pari…kurse nahen Standes, in wachsendem Maße Käufer findet, läßt es zum mindesten fraglich erscheinen, ob die Konver…sion der vierprozentigen Rente in erheblichem Umfange den Anstoß zu gewagteren Neuanlagen — statt zur Acceptirung des niedriger verzinslichen Papiers — geben würde. Ver…muthlich würde, wie das sich unlängst bei der noch viel umfangreicheren Konversion der französischen viereinhalb…prozentigen Rente gezeigt hat, von dem Angebot der Rück…zahlung des baaren Geldes auch bei uns nicht stark Ge…brauch gemacht werden. Die gegenwärtigen Rentenbesitzer würden also die Zinsenreduktion suchen müssen zu ver…schmerzen. Daß dies für die Betroffenen unter Umständen recht hart sein kann, läßt sich nicht bestreiten. Aber das menschliche Mitleid, das man mit diesen Opfern haben darf, bietet keinen Rechtfertigungsgrund dafür, daß der Staat ohne rechtliche oder moralische Verpflichtung für seine Schulden höhere Zinsen zahlt. Was er zu viel bezahlt, schenkt er seinen Gläubigern. Und da der Staat alles, was er verschenkt, direkt oder indirekt nur den Taschen seiner Steuer…zahler entnehmen kann, so stellt sich die Frage so: liegt für die Steuerzahler des preußischen Staates ein Anlaß vor, den Gläubigern des Staates jährlich mehr als dreißig Millionen Mark zu schenken. Selbst wenn in erheblich höherem Maße, als dies meines Erachtens thatsächlich der Fall sein wird, die Gefahr bestände, daß die Gläubiger des Staates mit dem Gelde aus zurückgezahlten Renten sich in gefahrvolle Spekulationen und Anlagen einließen, so widerspricht es doch gesunden wirthschaftspolitischen Grundsätzen, durch Liebesgaben aus allgemeinen Mitteln die finanzielle Be…sonnenheit der gegenwärtigen Staatsgläubiger vor Ver…suchungen sicher zu stellen. Wohin würde man gerathen, wenn man diese kostspielige Form staatlicher Bemutterung noch zu all den anderen Begünstigungen von Sonder…interessen hinzufügen wollte.

Es ist in Deutschland allgemach zu einer Art Manie geworden, die klaren und einfachen Interessen der All…gemeinheit „aus höheren Erwägungen“ zu vernachlässigen. Das ist ja überhaupt das Wesen des Protektionismus. Um unsicherer Vortheile willen fügt man sichere Nachtheile zu. Bei Schutzzöllen, Exportprämien, Brannt…weinliebesgaben u. s. w. kann man ziemlich genau berechnen, was sie den Konsumenten und Steuerzahlern kosten, aber der wirthschaftliche Gewinn für die Produzenten, die dadurch be…günstigt werden sollen, ist höchst unsicher und oft rein imaginär.

Auch die reaktionäre Gewerbepolitik arbeitet nur mit dem sicheren Erfolge, daß sie die vorwärts Strebenden hindert und chikonirt; oder den Zurückbleibenden, denen man die Konkurrenz erleichtern will, nützt man in der Regel verzweifelt wenig.

Die Wirthschaftspolitik der Allgemeininteressen ist vor Allem eine Politik einfacher Mittel und Ziele. Zu diesen einfachen Zielen gehört auch, daß der Staat seine Schulden so billig kontrahirt, wie es ihm nach den Verhältnissen des Geldmarkts möglich ist. Daß der Staat dabei nicht wie ein kleiner Geschäftsmann verfahren darf, der auch die flüchtigen Konjunkturen des Moments wahrnimmt, ist selbstverständlich. Aber die Pflicht, seinen Steuerzahlern gegenüber als bonus ac diligens pater familias zu handeln, darf der Staat nicht aus den Augen lassen.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

V.

Die Debatte über die Umsturzvorlage hat im Ganzen fünf Tage weggenommen und ist schließlich Jedem ein bischen lang vorgekommen. Bei so wichtigen Gesetzen verlangt auch jede der kleinen Fraktionen das Recht, gehört zu werden, und zu den kleinen ist jetzt noch eine allerkleinste, der deutsche Bauernbund, gekommen, die nur drei Mitglieder hat, unter denen Herr Dr. Sigl ein recht tüchtiger Pritschmeister ist. Man kann in der That diesen „wilden Völkerschaften“, wie sie scherzweise genannt werden, die Redefreiheit nicht verschränken, aber da die Redner derselben niemals sachliche Gesichtspunkte haben, sondern für jede Rede ein Ceterum censeo besitzen, auf das sie immer wieder zurückkommen, so kann es nicht ausbleiben, daß die Debatten in der traurigsten Weise verflachen, und das ist im Interesse des Ansehens des Reichstags sehr zu bedauern.

Die Frage, welche die erste Lesung beantworten sollte, läßt sich dahin formuliren: Läßt es sich ermöglichen, jede Aeußerung, deren Ungehörigkeit von allen Seiten anerkannt wird und welche die Empfindungen verletzt, zu bestrafen, ohne dabei die berechtigte Redefreiheit zu unterdrücken? und sind die vorgeschlagenen Gesetzesbestimmungen in der That geeignet, in Zukunft solche Aeußerungen unmöglich zu machen, die heute als ungehörig empfunden werden? An dieses Thema haben sich vorzugsweise die beiden freisinnigen Redner gehalten und haben die Frage verneint.

Für die Bejahung traten, nachdem die Rede des Herrn Nieberding wirkungslos geblieben war, noch vier Regierungsmitglieder auf, der Reichskanzler selbst, der in einer feierlich verlesenen Erklärung sich auf die Versicherung beschränkte, daß die Regierung auf ihrem Standpunkte verharre; der Kriegsminister, der mit militärischer Derbheit, wegen welcher ich nicht mit ihm rechten will, einige sozialdemokratische Angriffe zurückwies, begreiflicher Weise, ohne zur Läuterung der juristischen Begriffe beizutragen; der Justizminister Schönstedt, der an erster Stelle hätte stehen sollen, bescheiden zurücktretend, und endlich Herr von Köller, der Triarier in dem Kampfe. Er gab eine Blüthenlese von bedauerlichen Redewendungen in sozialdemokratischen und anarchistischen Blättern, aber wenn nach ihm ein freisinniger Redner zu Worte gekommen wäre, so würde er bewiesen haben, daß der Gesetzentwurf ebenso wenig ausreichend ist, solchen Aeußerungen vorzubeugen, wie er etwaigen Dynamitanschlägen verwegener Gesellen, welche die Polizei verhüten muß, einen Riegel vorschieben kann. Herr von Bennigsen war redlich bemüht, die Kampfgenossenschaft der Herren von Stumm und Gröber von seinen Rockschößen abzuschütteln, allein er vermochte nicht klar zu machen, wie die Redefreiheit gewahrt werden soll, wenn jeder Mißbrauch dieser Freiheit unmöglich gem[acht] wird. Der Entwurf ist nun in der Kommission und die Prognose lautet einstweilen auf Ablehnung im Wesentlichen, zumal die Regierung es auch unterlassen hat, bei einer Berathung des Jesuitengesetzes sich die substantielle [...] des Centrums zu erwerben.

In Beantwortung einer bestellten Interpellation [...] Herr von Marschall Auskunft über die angeblichen Beeinträchtigungen deutscher Staatsbürger in centralamerikanischen Republiken. Es ergab sich, daß sämmtliche Beschwerdeführer nicht friedliche Pioniere des Handels, sondern frumbe Landsknechte waren, die nach Amerika gegangen sind, um dort weniger Handel als Händel zu suchen. Der eine war direkt in die Revolutionsarmee eingetreten, der andere hatte sich in einen jener wüsten Raufhändel eingelassen, die man Duelle zu nennen liebt, und gegen die man in anderen Staaten nicht so nachsichtig ist, wie in Deutschland; der dritte hatte freventlicher Weise das Haus eines revolutionären Generals durch Aufziehung der deutschen Flagge auf dasselbe zu decken versucht, und so der Reihe nach durch.

Herr von Marschall blieb auf der ganzen Linie Sieger. Der stark angefochtene Gesandte Preyer hat in der That Tadel verdient und wird abberufen werden, aber nicht, weil er deutsche Reichsangehörige zu schützen unterlassen hat, sondern weil er sich gar keine Mühe gegeben hat, die Deutschen von einem solchen Landsknechtstreiben, an welchem keine andere Nation sich betheiligt hat, zurückzuhalten.

Die Interpellation und ihre Beantwortung war [...] erwünscht, aber die Art, wie Herr Hasse, ein Nationalliberaler, aber mit starker Herüberneigung zur Fraktion Diedrich Hahn, die Interpellation begründet hat, verdient den schärfsten Tadel. Ein deutscher Gesandter soll jedem deutschen Reichsangehörigen seine Anwaltschaft und seinen Schutz zu Theil werden lassen, ohne vorher zu untersuchen, ob er Recht hat, denn er sei kein Richter. Deutschland soll die Republiken Süd- und Centralamerikas nicht als gleichberechtigte Staaten behandeln, sondern ihnen etwa mit denselben Pantomimen begegnen, mit denen Herr von Bronsart den Sozialdemokraten begegnet. Er erzählte gar anmuthig, [...] Herr Preyer einige Einladungen zu kostspieligen Diners mit einer Gegeneinladung zu einer einfachen Biersuite erwidert habe, und unterließ nicht hinzuzufügen, daß Herr Preyer eine Wirthshausrechnung zu bezahlen unterlassen habe. [...] Herr Ahlwardt das Haus mit ähnlichen Miseren unterhält, daran kann man sich gewöhnen; wenn es aber von einem Hospitanten einer Partei geschieht, die sich staatserhaltend nennt und Umsturzgesetze machen will, so ist das ein wenig stark. Die linke Seite beantragte Besprechung der Interpellation, um Herrn Hasse sofort zu antworten; bei schwach besetztem Hause stimmten indessen die Nationalliberalen einmüthig gegen den Antrag und schützten ihren Parteigenossen [...] gegen Verurtheilung auf handfester That.

Das alte Lied von der Noth des Handwerks wurde von Neuem gesungen, ohne daß eine einzige Note anders als früher gesetzt worden wäre. Die Regierung stellt sich jetzt auf den Standpunkt, daß sie von den erst zu schaffenden Handwerkerkammern Rath darüber erwarten will, was sie für Hebung des Handwerks thun kann. Sie hat damit ziemlich genau den Punkt getroffen, der in der Mitte zwischen zwei Stühlen liegt.

Von den Kommissionen arbeitet einstweilen die Budgetkommission fleißig. Sie hat Fälle an das Licht gezogen, in denen die Regierung Summen verausgabt hat, die im Etat nicht bewilligt waren, ohne daß ein plötzlich eingetretener Umstand sie berechtigt hätte, von der vorherigen Zustimmung des Reichstags sich zu dispensiren. Der Reichstag wird daher Schritte zu thun haben, um sein Budgetrecht zu wahren.

Der Landtag ist eröffnet worden und steht dem Anschein nach am Beginn einer nicht aufregenden Sitzung. Weder die Thronrede noch die Rede, mit welcher Herr Miquel das Budget einbrachte, enthielten irgend ein Wort, auf welches man nicht vorbereitet gewesen wäre. [...]

idget hat den zur Begründung der Reichsfinanzreform inschenswerthen Fehlbetrag von 34 Millionen, der mit :em Federstrich, durch Konversion der Staatsschuld, betigt werden könnte.

Proteus.

Kautschukparagraph und richterliche Unparteilichkeit.

Der größte Fehler, den ein Gesetz haben kann, besteht rin, daß es dem Richter die gerechte Anwendung seiner vrschriften erschwert; und diesen Vorwurf vor allem muß an der sogenannten Umsturzvorlage machen. Denn in ren wesentlichen Bestimmungen muthet sie dem Richter , aus Worten, die nur unbestimmt und höchst dehnbar id, die Absicht des Gesetzgebers zu errathen, und überläßt m, selbst zu finden, was Rechtens sei. Wäre der Verind ein unfehlbares Werkzeug, so könnte das hingehen.)er auch bei dem Höchstgebildeten steht er unter dem Einfluße des Gefühles. Niemand hat dies deutlicher in ein gitem gebracht als Schopenhauer, und dennoch ist in nen eigenen Lehren und seiner Lebensführung der praktische eleg für die Richtigkeit seiner Theorie enthalten.

Der Verstand ist wie eine Maschine, die uns sagt, as Wahrheit ist, und was wir zu thun haben, um es zu fahren. Aber von selbst bewegt sich diese Maschine nicht.)as sie in Bewegung setzt, ist das Streben nach Wahrheit, ıd dies Streben ist, man mag darüber sagen, was man ill, ein Empfindungsstreben.

Hier liegt der Grund des Uebels. Falls mit dem treben nach Wahrheit sich andere Empfindungsstreben verinden, können wir dadurch gehindert sein, die Maschine chtig zu gebrauchen.

Der Mensch ist erfüllt von einer Masse von Irrhümern. Aber es widerstrebt seinem Selbstgefühl, sich selbst es Irrthums zu zeihen, zumal wenn es ein lieber Irrum ist. Den sprechendsten Beweis hierfür liefert das ligiöse Bekenntniß. Obgleich ihm zugewiesen, als er selbst och kein Urtheil hatte, schenkt der Mensch doch den besten ründen gegen dasselbe kein Gehör.

Eine zweite Quelle des Irrthums ist das Streben, was Vorgestelltes als wahr oder die Wahrheit in einer estimmten Richtung zu finden. Es machen sich hier Wunsch nd Hoffnung geltend, und diese sind, mögen sie sich an ie idealsten Güter des Menschen haften oder an den geöhnlichen Eigennutz, gleich gefährlich. Geleitet von seinem mpfinden untersucht man dann sehr gründlich alles, was hm Befriedigung verspricht, aber nur oberflächlich, weil)iderwillig, die entgegenstehende Instanz.

Die einzige Gewähr gegen solche Gefahren liegt in er Fähigkeit der Selbstkritik —: daß man sich bewußt ist, aß die größte subjektive Gewißheit keinen Beweis für die Wahrheit bildet; und daß man im Stande ist, die Gründe einer Gewißheit vor sich selber aufzudecken. Das größte)indernIß aber ist die Selbstgewißheit — in modernster ʒaçon die Schneidigkeit. Und dennoch kann all den Vorıngenommenen das Zugeständniß nicht verwehrt werden,)aß sie in gleicher Weise bestrebt sind, die Wahrheit zu inden wie die übrigen; aber weil bei ihnen dies Streben ich verbindet mit Empfindungen, die sie vom richtigen Wege abführen, so vermögen sie nicht mehr zu leisten als Leute von geringerem Verstande.

Was nun den Richter betrifft, so sind die Gesetze von jeher davon ausgegangen, daß die Ernennung zu seinem Amte den Richter über das Niveau der Menschennatur nicht erhebt; und deshalb haben sie von jeher seine Unparteilichkeit durch zahlreiche Bestimmungen zu sichern gesucht. Er soll sich von Amtswegen seiner Thätigkeit enthalten in Sachen, in welchen er persönlich betheiligt ist oder seine Ehefrau oder Verwandte bis zu einem bestimmten Grade, oder in welchen er als Bevollmächtigter thätig gewesen ist oder als Polizeibeamter, oder als Beamter der Staatsanwaltschaft, oder in welchen er als Zeuge oder Sachverständiger vernommen ist u. s. w.; und außerdem kann er wegen Besorgniß der Befangenheit abgelehnt werden auf Darlegung von Gründen, die geeignet sind, Mißtrauen gegen seine Unparteilichkeit zu rechtfertigen.

Die Verstandesthätigkeit, bei welcher der Richter sich vor Parteilichkeit zu hüten hat, befaßt zweierlei: einmal die Erkenntniß des Sinnes des Gesetzes und dann die Subsumtion der Handlung unter das Gesetz; und demgemäß gesellt sich zu den Quellen der Parteilichkeit, die aus seinen persönlichen Beziehungen zur Sache entstehen können, noch eine ganz besondere: der Richter hat sich zu hüten vor seinem eigenen Gerechtigkeitssinn, vor seinem Gerechtigkeitsgefühle. Indem er sich weiß als einen, der die Gerechtigkeit auf Erden verwirklichen hilft, liegt es gar nahe, daß er sich selbst eine Ansicht bildet über das, was Recht sein soll, und mit seinem ganzen Rechtsgefühle bestrebt ist, das Gesetz demgemäß auszulegen. Dazu gesellt sich bei dem Strafrichter gar leicht noch die Quelle des Irrthums, daß er, so sehr er es zu verhüten sucht, einen Unschuldigen zu verurtheilen, es doch für seine Aufgabe hält, dem Strafgesetze Wirksamkeit zu verschaffen, indem er den Schuldigen finde, und daß er in diesem Bestreben, und zwar um so mehr, je strafbarer die Handlung ist, das übersieht, was für die Unschuld spricht.

Diese Gefahren treten besonders hervor bei Anwendung von Gesetzen, die durch ihren Gegenstand das Empfinden des Richters selbst in Anspruch nehmen — bei Gesetzen über religiöse und politische Bestrebungen.

Mit Bestrebungen der letzten Art beschäftigt sich die Umsturzvorlage.

Der Gesetzentwurf hat zwar seinen Worten nach keinen politischen Charakter. Aber die vorgeschlagenen Bestimmungen sind veranlaßt durch die sozialistischen Bestrebungen und haben, auch nach der Begründung des Entwurfs, sich zum Zweck gesetzt, ihnen entgegenzutreten. Materiell ist also das vorgeschlagene Gesetz ein Sozialistengesetz. Es sind demnach, wenn der Entwurf Gesetz wird, die Polizeibeamten und die Beamten der Staatsanwaltschaft verpflichtet, zum Gegenstande ihrer Recherchirung und ihrer Kontrolle vorwiegend die Reden und Schriften der Sozialisten zu machen, außerdem aber auch alle Reden und Schriften, von denen zu vermuthen ist, daß sie von sozialistischen Ideen beeinflußt sind; und wenn die Ermittlungen Aeußerungen ergeben haben, welche Merkmale sozialistischer Bestrebungen an sich tragen, so ist die Staatsanwaltschaft verpflichtet, verfolgend einzutreten.

Es wird so, wenn der Entwurf Gesetz wird, unausbleiblich sein, daß Personen, die der sozialistischen Bestrebungen verdächtig sind, von Richtern abgeurtheilt werden, welche antisozialistisch gesinnt, d. h. mit ihren Gefühlen bestrebt sind, dem Sozialismus entgegenzuwirken.

Die Aufgabe, die hiernach für den Gesetzgeber unerläßlich war, die Bestimmungen so zu treffen, daß einem antisozialistischen Empfinden des Richters ein so enger Spielraum wie möglich gelassen wurde, hat die Umsturzvorlage nicht erfüllt. Es wird dies weiter unten nachgewiesen.

II.

Was ist nun ein Kautschukparagraph? In welchem Verhältniß steht er zur richterlichen Unparteilichkeit?

Der Grundsatz der Unparteilichkeit beruht auf der Voraussetzung, daß die Rechtsnorm, die der Richter anzuwenden hat, gesetzlich bestimmt ist, und daß sich ihr Sinn durch Deduktion feststellen läßt und daß es demnach möglich ist, dem Richter auch wiederum durch Deduktion nachzuweisen, wenn er sich geirrt hat. Der Grundsatz der Unparteilichkeit beruht also auf dem Grundsatze, daß ein jeder das Recht haben soll, nur verurtheilt zu werden nach einer Norm, die das Gesetz ausgesprochen hat. Gegen diesen

Fundamentalgrundsatz objektiver Gerechtigkeit verstößt der Kautschukparagraph. Er stellt nämlich nicht selbst eine Rechtsnorm auf, ermächtigt vielmehr den Richter, eine solche selbst zu finden, und gibt ihm bloß einen oder mehrere Gesichtspunkte an, nach denen er sie finden soll, — in dem Gedanken, daß es schwierig sei, eine Norm hier im voraus schon aufzustellen, daß es sich vielmehr empfehle, solches dem Richter zu überlassen, der, wenn er den einzelnen Fall vor sich sehe, am besten dazu in der Lage sei. Es kann ja einem Kautschukparagraphen gegenüber weder von einer Parteilichkeit noch von einer Unparteilichkeit die Rede sein, weil es bei ihm keine Norm gibt, an die der Richter gesetzlich verpflichtet wäre, sich zu halten. Er macht hier selbst das Gesetz. Der Kautschukparagraph verstößt aber noch gegen einen anderen Fundamentalsatz der objektiven Gerechtigkeit, gegen den Satz, daß ein jeder in seinem Thun nur beurtheilt werden soll nach einer Rechtsnorm, die bereits bestand, als er die Handlung vornahm, nicht nach einer zukünftigen. Denn der Kautschukparagraph ermächtigt den Richter nicht nur, die Norm, welcher der Angeklagte unterworfen werden soll, selbst zu finden; er ermächtigt ihn auch, sie mit rückwirkender Kraft gegen den Angeklagten zur Anwendung zu bringen. Ist die Handlung von der Art, daß man sagen darf, ihre Strafbarkeit sei einem jeden ins Herz geschrieben, so könnte man solches für nicht so schlimm erachten, weil der Angeklagte sich seiner Schuld bewußt gewesen sei und er die Bestimmungen über das Strafmaß nicht gekannt zu haben brauche. Aber bei Handlungen, von deren Strafbarkeit man nur wissen kann, wenn man die Bestimmung kennt, die sie für strafbar erklärt, die Bestimmung erst zu treffen, wenn die Handlung vorgenommen ist, ist eine Ungerechtigkeit, für die es mildernde Rücksichten nicht gibt.

Bei dem Kautschukparagraphen ist demnach das Verhältniß des Richters zum Gesetze umgekehrt. Nicht das Gesetz spricht hier die Norm aus, sondern der Richter, und das Gesetz hat sie zu respektiren; und außerdem spricht er sie aus mit rückwirkender Kraft, was eine Abnormität ist, die der Gesetzgeber selbst sich im Strafrecht niemals und sonst nur höchst ausnahmsweise erlaubt.

Das Prototyp eines Kautschukparagraphen ist der „Grobenunfug-Paragraph" § 360, Ziffer 11 des Strafgesetzbuchs: „Wer ungebührlicher Weise ruhestörenden Lärm erregt oder wer groben Unfug verübt." Was ist ruhestörender Lärm? Wann ist er ungebührlicher Weise gemacht? und was ist grober Unfug?

Das Gesetz verlangt, daß der Richter diese Fragen nicht nach seinem Gefühle beantworte, auch nicht nach seinem Sprachgefühle, sondern nach einer Norm, die er selbst aufstellt.

Im Suchen nach einer solchen wird der Richter sich sagen, daß Lärm und Unfug nur wegen eines öffentlichen Interesses Gegenstand der Fürsorge des Gesetzes sein können, daß dies Interesse nicht anders gegeben sein kann als durch den Verkehr der Menschen untereinander, und daß es sich dabei nur handeln kann um das Privatinteresse auf der einen Seite derer, die Lärm und Unfug machen, welches ein berechtigtes sein kann, da nicht bloß Geschäfte, sondern auch Vergnügungen und Scherz ihre Berechtigung haben, auf der anderen Seite derer, die dadurch belästigt werden, und daß also hier ein Ausgleich zu treffen ist. Demgemäß hat der Richter hier durch seine Norm ganz wie ein Gesetzgeber zwischen dem Erlaubten und Unerlaubten die Grenze zu bestimmen, nur daß er die Norm, obgleich sie für alle Fälle gelten könnte, nur für diesen Fall erläßt und demnächst in einem anderen gleichen Fall anders befinden kann. So ist es denn sehr begreiflich, daß die allerheterogensten Dinge von den Gerichten für ruhestörenden Lärm und groben Unfug erklärt worden sind. Nach den Zusammenstellungen bei Oppenhoff und Olshausen z. B. für Unfug, schnelles Fahren außerhalb der Städte und Dörfer, öffentlich vorgenommene Handlungen gegen Sitte und Anstand — Wahrsagen — Ueberschreitung der Grenzen einer parlamentarischen Mißfallensbezeugung — demonstrativer Gebrauch sozialdemokratischer Abzeichen — Boykottiren — Abfassung eines das Vaterlandsgefühl tief verletzenden Zeitun… eines Artikels mit falschen Nachrichten.

Daß sie von ihrer Ermächtigung, di… finden, einen so verschiedenartigen Gebrauch … kann den Gerichten in keiner Weise zum Vor… Wenn der Gesetzgeber den Unfugparagraphen … wollte, und fünf Beamte den Auftrag hätten, je eine… wurf auszuarbeiten, so würden die Vorschläge, zu … sie gelangten, ohne Frage ganz verschiedenen Inhalts … Aber gerade eine so große Mannigfaltigkeit der mögl… Normirungen zeigt, eine wie große Rechtsunsicherhe… Kautschukparagraph in sich birgt und wie leicht selbs… gewissenhafteste Richter politischen und religiösen … bungen gegenüber in Handhabung eines solchen Paragra… irre gehen kann.

III.

Die Umsturzvorlage enthält nun theils Bestimm… die eine Norm aufstellen, sie aber so unbestimmt lassen, … sie alles dem richterlichen Ermessen anheim gibt und i… Frage nach der Unparteilichkeit der Boden entzogen … theils enthält sie wahre Kautschukparagraphen.

I. Zu den ersten Bestimmungen gehören folgende…

1. Die Bestimmung des § 111a bedroht mit … nicht nur den, welcher eine der dort erwähnten straf… Handlungen anpreist, sondern auch den, der eine als … darstellt.

Die Bestimmung des Paragraphen lehnt sich an das … zösische Recht an. Das Preßgesetz vom 9. September 1835 … gehoben durch Gesetz vom 6. März 1848 — bedrohte mit … toute apologie de faits qualifiés crimes et délits p… loi pénale —. Das letzte französische Preßgesetz … 29. Juli 1881 bedroht mit Strafe bloß die apologie … crimes de meurtre, de pillage, d'incendie ou du … de l'un des crimes prévus par l'art. 435 du Code p…

In Nachbildung der Bestimmungen dieser Gesetze … der das letzte Gesetz modifizirenden Bestimmungen der … setze vom 12. Dezember 1893 und 29. Juli 1894 ha… Vorlage den § 111a aufgestellt.

Was heißt nun: als erlaubt darstellen? Die … sischen Gesetze geben hierfür keinen Anhalt, da sie bloß … Anpreisen, Verherrlichen — apologer — bestrafen …

Ist es strafbar, wenn Einer sagt: Diebstahl … Hunger sollte von Rechtswegen nicht bestraft werden? … die Bestimmungen, die den Thatbestand jener Verbr… und Vergehen, die nicht als erlaubt bezeichnet werden … feststellen, sämmtlich solche, daß sie einem jeden als … erscheinen müssen? Gibt es nicht auch Strafgesetze, von … es wünschenswerth ist, daß sie geändert oder daß sie … gehoben werden? Und ist der Fortschritt in der Gesetzg… nicht zum guten Theile gerade dem Umstande zu dan… daß Beschwerden über Mängel und Ungerechtigkeit der … stehenden Gesetze laut und allgemein geworden sind? … wenn demnach eine Kritik der Gesetze jedenfalls nur … besonderen Umständen strafbar sein kann, wo liegt … Grenze? Die Motive schweigen darüber.

Sie sagen:

> Letzteres — nämlich das Darstellen als erlaub… geschieht häufig in der Weise, daß zwar die Ge… widrigkeit der Handlung nicht in Abrede ge… diese aber vom Standpunkte einer angeblich ger… Weltanschauung zu entschuldigen und zu beschöni… versucht wird.

Also das soll strafbar sein! — auch wenn man … That eines Freundes zu beschönigen sucht?

Der Entwurf fügt freilich hinzu, das „Verherrlich… und „Entschuldigen" der strafbaren Handlungen müsse … Umständen geschehen sein,

> welche Andere zu einem auflehnenden Verhal… gegenüber der Staatsgewalt hinzuleiten geeignet …

und gewiß will er gerade den Sozialisten und den sozial… Angehauchten Anspruch auf Innehaltung dieser Gr…

den. Aber darf man vertrauen, daß ihnen gegenüber der ·tisozialistische Richter durch sein Empfinden nicht gehin·rt sei, eine so feine Distinktion innezuhalten, nicht geneigt, ·e Umstände zu erblicken, wo sie nicht vorhanden sind?

2. Der § 126 soll nach der Vorlage, statt wie bisher:

> Wer durch Androhung eines gemeingefährlichen Verbrechens den öffentlichen Frieden stört, —

Zukunft lauten:

> Wer durch Androhung eines Verbrechens den öffentlichen Frieden stört.

Der öffentliche Friede, den der Paragraph im Auge ·t, ist nach der Rechtsprechung die innere Zuversicht nicht ·nes einzelnen, sondern einer Mehrheit von Personen, daß ·an durch die staatliche Rechtsordnung vor Verbrechen ge·jützt sei. Diese Zuversicht einer Mehrheit kann gewiß durch ·ndrohung eines gemeingefährlichen Verbrechens gestört ·erden. Aber wie ist solches möglich durch Androhung ·es nicht gemeingefährlichen Verbrechens? Die Motive ·den hier keinen Fingerzeig gegeben; der Richter wird also ·mächtigt, die Theorie, deren er bedarf, sich selbst nach ·nem Ermessen zu bilden.

3. Es hat immer als ein Fortschritt gegolten, daß die ·trafgesetze den strafbaren Willen erst mit dem Anfange der ·usführung beginnen lassen; und gewiß ist dies ein Fort·ritt — weil ein gefaßter Entschluß immer wieder auf·geben werden kann, und es im höchsten Grade schwierig ·, die Ernstlichkeit eines Willens, der nicht zur That fort·schritten ist, festzustellen.

Der Entwurf will hier, nach § 129, den Rückschritt ·m alten Rechte machen, indem danach schon die Verab·dung von Verbrechen strafbar sein soll; aber er würde ·rückkehren ohne die Schutzwehr, die im früheren Rechte ·r schriftliche Indizienbeweis gab, der erkennen ließ, wie ·r Richter die Ernstlichkeit des Willens festgestellt hatte. ·ird der Entwurf Gesetz, so darf der Richter die Ent·heidung hier ganz nach freier Ueberzeugung treffen; aber ·rade auf das, was die Ueberzeugung ausmacht, wirkt ganz ·orzugsweise das eigene Empfinden ein. Gegen einen Mann, ·elchem er Schlimmes zutraut, ist auch der Richter gar leicht ·berzeugt; und warum darf man einem Sozialisten nicht ·was Schlimmes zutrauen? Ist doch seine Lehre auf solches ·richtet!

4. Der § 130 des Entwurfs wiederholt im Abs. 1 ·hne Zusatz die Bestimmung des § 130 des Strafgesetzbuchs:

> Wer in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedene Klassen der Bevölkerung zu Gewaltthätigkeiten gegen einander öffentlich aufreizt u. s. w.

Von Bedeutung ist gleichwohl der Sinn, den die Vor·ge nach den Motiven dieser Bestimmung beigelegt wissen ·ill. Es heißt in der Motivirung:

> Die Rechtsprechung ist aber darin einig, daß die Vorschrift eine weiter reichende Bedeutung hat. Nach wiederholten Entscheidungen des Reichsgerichts fordert sie nicht, daß die Anreizung geeignet sei, Gewaltthätigkeiten alsbald hervorzurufen oder unmittelbar den Ausdruck von Gewaltthätigkeiten nahe zu bringen; es genügt vielmehr, wenn eine zu Gewaltthätigkeiten gegen andere Bevölkerungsklassen geneigte Stimmung erzeugt wird, die zu einem Ausbruche von Gewaltthätigkeiten bei einem sich bietenden günstigen Anlasse führen könne.

Die Vorlage kehrt hiermit zu dem Sinne zurück, den ·er Paragraph in der von dem Reichstage abgelehnten Fassung hatte:

> Wer — — verschiedene Klassen der Bevölkerung zu Feindseligkeiten aufzureizen sucht,

·ie gerade im Hindlick auf die bei dem Grobenunfug-Para·graphen gemachten Erfahrungen wegen ihrer Unbestimmtheit abgelehnt war (Stenogr. Bericht von 1870, Bd. I, S. 139), und gibt so dem richterlichen Ermessen den weitesten Spielraum.

Zur richtigen Würdigung des Paragraphen ist noch folgendes zu erwähnen. Seine Bestimmung ist aus dem französischen Recht entnommen, aus dem sie zuerst in den § 100 des preußischen Strafgesetzbuchs übergegangen war.

Ueber diesen Paragraphen, aus welchem unser § 130 gebildet ist, bemerken die dem Reichstage vorgelegten Motive zum Strafgesetzbuch:

> Die Bestimmung des Paragraphen ist keineswegs lediglich ein Erzeugniß heimischer Rechtsentwicklung, vielmehr eine Nachahmung zunächst der französischen Gesetzgebung.

Es enthielt nämlich schon das später aufgehobene französische Gesetz vom 25. März 1822 im Art. 10 die Bestimmung:

> Quiconque — — aura cherché à troubler la paix publique en excitant le mépris et la haine des citoyens contre une ou plusieurs classes.

Diese Bestimmung nahm das Dekret der provisorischen Regierung der Republik vom 11. August 1848 im Art. 7 wieder auf:

> Quiconque — — aura cherché — — mit der Modifikation: le mépris et la haine des citoyens de l'un contre les autres.

Auf dies Dekret hinweisend, sagen die Motive zum Strafgesetzbuche: dies Dekret ist das nächste Vorbild der preußischen Gesetzgebung geworden

5. Die Vorlage hat in § 131 in die Strafbestimmung des § 131 des Strafgesetzbuchs:

> Wer erdichtete oder entstellte Thatsachen, von denen er weiß, daß sie entstellt sind, öffentlich behauptet oder verbreitet, um Staatseinrichtungen — — verächtlich zu machen

hinter das Wort „weiß" die Bestimmung eingefügt: „oder den Umständen nach annehmen muß".

Diese Bestimmung ist nachgebildet einer Bestimmung des Strafgesetzbuchs über Hehlerei. Der § 259 des Strafgesetzbuchs bestimmt nämlich:

> Wer seines Vortheils wegen Sachen, von denen er weiß oder den Umständen nach annehmen muß, daß sie durch eine strafbare Handlung erlangt sind, verheimlicht, ankauft u. s. w.

Es ist nicht zweifelhaft, daß die Vorlage die Worte: „oder den Umständen nach annehmen muß" in keinem anderen Sinne verstanden wissen will, als in dem, welchen sie in dieser Strafbestimmung haben. Ueber die Bedeutung, die der § 259 ihnen hat zuschreiben wollen, ist aber die Doktrin sehr uneinig. Das Reichsgericht hat, wohl mit Recht, sich dahin ausgesprochen:

> Es handelt sich bei der Vorschrift des § 259 um ein Spezialgesetz, welches aus praktischen Gründen, wie sich die Motive des Entwurfs zum Strafgesetzbuch ausdrücken, bei der Hehlerei zwar nicht die Fahrlässigkeit im allgemeinen gesetzlichen Sinne, wohl aber eine culpa lata, den höchsten Grad, dem dolus in Beziehung auf Strafwürdigkeit gleichstellt und demgemäß dem erkennenden Richter die Abgabe einer richtigen Entscheidung in denjenigen Fällen erleichtert hat, in welchen die Grenze zwischen eventuellen dolus und äußerster Fahrlässigkeit vielfach schwer zu erkennen ist.

Ein gleiches also ebenfalls höchst weites Ermessen wird die Vorlage dem Richter den sozialistischen Bestrebungen gegenüber haben geben wollen, mittelst dessen das Richtige zu treffen ihm aber ihnen gegenüber schwieriger sein muß als gegenüber einem der Hehlerei Angeklagten, weil diesem meistens nachgewiesen werden kann, wie er die Sache erworben hat, demjenigen dagegen, der eine That·

sache behauptet oder verbreitet hat, in den meisten Fällen schwer nachzuweisen sein wird, welche Umstände ihm genügt haben, die Thatsache für wahr zu halten, und er es ja auch nicht zu sagen braucht.

Die Motive zum Strafgesetzbuch nehmen hier einen völlig anderen Standpunkt ein. Nachdem sie ausgeführt haben, daß die Kritik frei sein müsse, bemerken sie Seite 129:

> Anders verhält es sich aber mit der Behauptung von Thatsachen. Ueber die Wahrheit oder Unwahrheit derselben fehlt dem öffentlichen Urtheile in der Regel der Maßstab. Ihre Folgen sind kaum zu berechnen und selten durch einen Widerruf zu tilgen. Hiernach ergab sich die Einschränkung auf Angriffe verleumderischer Natur.

II. Kautschukparagraphen, nämlich Bestimmungen, welche den festgestellten Sinn eines solchen haben, enthält die Vorlage drei.

1. Was ist darunter zu verstehen, wenn die Vorlage in § 112 von Bestrebungen spricht, die auf den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staatsordnungen gerichtet sind, und im § 126 und § 129a von der Absicht, auf den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staatsordnung hinzuwirken? Was bedeutet gewaltsamer Umsturz einer Staatsordnung?

Es ist dies jedenfalls ein bildlicher Ausdruck; denn einen Regenten z. B. kann man wohl stürzen, auch vielleicht eine Regierung, aber eine Staatsordnung? Und gar umstürzen?

Der Ausdruck enthält also nichts von einer Norm.

Sucht man nach einer solchen im Anhalt an die Idee, die im Ausdruck liegt, indem man nach der Gewalt fragt, welche die Vorlage durch ihre Bestimmung verhüten will, so ist es wohl nicht zweifelhaft, daß mit dem Ausdruck bezeichnet werden soll eine gewaltsame Verwirklichung sozialistischer Bestrebungen, die dahin führen könne, daß die bestehende Staatsordnung umgestaltet werde; wobei bloß noch die Frage wäre: wie umgestaltet?

Mit dem so gewonnenen Begriffe hat man aber auch noch keine Norm, die auf einen konkreten Fall angewandt werden könnte; um eine solche zu erhalten, muß man nach Speziellerem suchen und fragen, was für Bestrebungen sind es, die das Streben einer gewaltsamen Verwirklichung in sich tragen und zwar einer Verwirklichung, die eine Aenderung der bestehenden Staatsordnung mit sich führt; indem solches von allen sozialistischen Bestrebungen nicht angenommen werden kann.

Hier lassen sich denn allerdings Normen aufstellen, namentlich wenn man die sozialistischen Bestrebungen näher kennt. Aber der Richter befindet sich bei Erfüllung solcher Aufgabe ganz in der Lage eines Gesetzgebers; er nimmt seine Direktive nicht nach irgend einem Rechtssatze, sondern nach der Zweckmäßigkeit, sich fragend, wie am besten und am sichersten eine gewaltsame Durchführung durch Verbot verhütet werden könne, so daß die verschiedensten Normen sich hier aufstellen lassen, die mehr oder minder zweckmäßig oder auch ganz unnöthig sein können.

Hiernach ist den §§ 112, 126, 199a der Charakter eines Kautschukparagraphen beizulegen.

2. Der § 126 der Vorlage bestimmt:

> Wer durch Androhung eines Verbrechens den öffentlichen Frieden stört,

und der § 130, Abs. 1:

> Wer in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedene Klassen der Bevölkerung zu Gewaltthätigkeiten gegen einander öffentlich anreizt,

und im Absatz 2:

> — — — in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise die Religion, die Monarchie, die Ehe, die Familie oder das Eigenthum durch beschimpfende Aeußerungen öffentlich angreift.

Diesen drei Bestimmungen gibt das Erforde... Störung des öffentlichen Friedens den Charakter ... Kautschukparagraphen.

Der Begriff der Störung des öffentlichen Frie... stammt nach dem früher Bemerkten aus dem franzö... Rechte.

Der Code pénal bedient sich des Ausdrucks „pa... publique" nur in der Ueberschrift des Kap. 3, Tit. 1 ... bezeichnet in der Sektion 5 desselben Kapitels die associa... de malfaiteurs als eine crime contre la paix publiq... er hat aber keine Bestimmung getroffen, wonach der Ri... zu entscheiden hätte, was Störung des öffentlichen Friede... sei. Die Möglichkeit, seine auf die öffentliche Ordnung b... züglichen gesetzlichen Bestimmungen zu ergänzen, war ... durch gegeben, daß das — noch jetzt geltende — Gesetz ... 22. September 1789 dem Präfekten das pouvoir regleme... taire verlieh, Verordnungen zu erlassen zur Aufrechterh... tung — au maintien de la salubrité, de la sûreté ... de la tranquillité publique.

Erst die französischen Preßgesetze haben dem Ri... die Feststellung des Begriffes der Störung des öffentl... Friedens anvertraut.

Wie ist nun der Begriff zu bestimmen? die französi... Praxis ist darüber nicht einig.

Der neueste Schriftsteller über das letzte französi... Preßgesetz vom 29. Juli 1881 Barbier, code expliqué ... la presse, 1887, I, S. 301 macht anderen Auffassun... gegenüber geltend, die Störung des öffentlichen Friede... sei nicht allein in einem trouble materiel zu erblicken, so... dern auch in einem trouble moral assez profond, po... impressionner gravement l'esprit public.

Nach Dalloz repertoire unter dem Worte „Presse... Nr. 539 hat der Kassationshof entschieden, daß das trouble ... la paix publique, welches nach dem damaligen Gesetz ... forderlich war für die Strafbarkeit des exciter le mép... ou la haine des citoyens, schon in diesem exciter ... enthalten sei.

Die deutsche Praxis erfordert nach Oppenhoff für ... § 126 als Requisit die oben schon erwähnte innere Zu... sicht einer Mehrheit, für den § 130 den äußeren Friede... der Allgemeinheit

Wie hat sich nun hier der deutsche Richter zu ... halten?

Er hat zunächst die Wahl zwischen den beiden ... fassungen zu treffen und dann sich darüber klar zu werde... welche Wirkungen eine Handlung entweder auf die tatsäch... Rechtssicherheit oder auf das Zutrauen in dieselbe habe... müsse, und in welchem Umfange sie erfolgt sein müsse... damit eine Störung des öffentlichen Friedens für eingetre... zu erachten sei; und bei der Frage nach der Gefährdung ... er weiter zu erwägen, ob die Gefahr eine nahe sein müs... oder eine entferntere genüge, wie z. B. die Möglichkeit feind... seliger Stimmungen; und für alle diese Fragen hat er ... leitend das öffentliche Interesse anzusehen. Er hat also ... hier ganz die Aufgabe eines Gesetzgebers und zwar ... sehr schwierige, da er nur nach schwankenden Gesichtspunkte... die Entscheidung treffen kann.

Daß man sich im Vaterlande des Begriffes über ... großen Bedenken, die es hat, dem Richter eine solche Mach... befugniß einzuräumen, keiner Täuschung hingibt, zeigen ... Verhandlungen über Art. 27 des erwähnten neuesten Pre... gesetzes, die Barbier mittheilt.

Schon im Entwurfe hatte der Artikel die je... Fassung, wonach eine fausse nouvelle nur strafbar ist:

> lorsqu'elle aura troublé la paix publique.

Bei der Verhandlung im Senate machte Jules Si... gegen diese Bestimmung geltend, es fehle ihr an der pr... cision suffisante: le trouble de la paix publique ... pouvant être defini.

Nachdem er zahlreiche Beispiele hierfür angeführt hatte... fährt er fort:

> Je dis que pour tout cela vous avez devant vou... la passion et que la passion interviendra dan... la décision qui sera prise.

Der Berichterstatter erwiderte: le trouble de la paix ublique est beaucoup plus profond und machte geltend, ß der Siegelbewahrer den Generalprokuratoren durch irkulare eröffnet habe: la loi ne définit pas le trouble; sera aux tribuneaux et à vous mêmes de l'apprécier ıus chaque espéce particulière.

Es mag hierbei bemerkt werden, daß die Kommission e Bestimmung der früheren Gesetze, wonach schon strafbar ar eine Aeußerung: qui sera de nature à troubler la aix publique zurückgewiesen hatte, um vom Gesetze den orwurf abzuwenden: de maintenir dans la loi un délit e tendance — in Einklang, womit Bardier über die üheren Gesetze bemerkt: la porte était ouverte aux plus étestables procés de tendance. — Endlich

3 wenn der Abs. 2 als Gegenstand des beschimpfenen Angriffs die Religion, die Monarchie u. s. w. bezeichnet, läßt sich freilich definiren, was Religion, Monarchie . s. w. ist, aber was ein Angriff auf Religion, Monarchie . s. w. sei, läßt sich nicht definiren; vielmehr bezeichnet as Wort einen ganz vagen, unklaren Begriff, der den ichter nöthigt, auch hier nach Normen zu suchen. Die estimmung des Abs. 2 ist demnach zwiefach ein Kautschukaragraph.

Was die vorstehenden Erörterungen geltend machen, ird nicht dadurch geboten, daß man zu der Pflichttreue, er Unabhängigkeit und dem gesunden Urtheil der deutschen erichte volles Vertrauen haben darf; denn es liegt auf inem ganz anderen Gebiete. Auf jene zweifellose Thatsache nd neulich die Gegner der Vorlage von Regierungsseite it dem Bemerken hingewiesen worden:

> Wenn Sie das Vertrauen zu unseren Gerichten nicht mehr haben, so müssen Sie das Gesetz ablehnen.

Aber läßt es an diesem Vertrauen fehlen, wer das esetz, wonach ein Richter wegen besorgter Befangenheit bgelehnt werden kann, für sich anruft, oder derjenige, der em Richter die Befugniß, das Strafgesetz zu erlassen, nachem die That geschehen ist, nicht gewähren will?

Die Forderung, daß ein jeder, der in die Lage kommen ann, sich gegen das Gesetz zu verfehlen, muß wissen können, as das Gesetz von ihm verlangt, erfüllt die Umsturzvorlage icht: der Sozialist und derjenige, der von Ideen bewegt ird, die ihn des Sozialismus verdächtig erscheinen lassen önnen, weiß, daß das Damoklesschwert über ihm schwebt, der er weiß nicht, wohin es fallen kann, und was er zu hun hat, um nicht getroffen zu werden — es sei denn, daß r schweige!

Carl Bulling.

Das neue Reichstagshaus — ein Haus des deutschen Volkes?

II.

Bei der künstlerischen Ausschmückung des deutschen Parlamentshauses konnte freilich nicht in Frage kommen, die bei den Parlamentsbauten anderer Nationen gelieferten Muster einfach schablonenmäßig nachzuahmen. Ist doch nicht zu verkennen, daß in der Architektur und Ausschmückung eines jeden dieser Bauten die nationalen und künstlerischen Besonderheiten des einzelnen Volkes zum Ausdruck gelangt sind. Keine andere Nation Europas kann wie die englische auf eine Jahrhunderte umfassende parlamentarische Vergangenheit zurückblicken, in der ein Reichsparlament in ununterbrochener Kontinuität rechtlich und thatsächlich bestanden hat; kein anderes europäisches Volk hat aber auch wie das englische in seinem öffentlichen Leben den praktischen Sinn, jenen common sense, bethätigt, der auch in der Politik vor Allem nach erreichbaren konkreten Zwecken strebt und der das eigentliche geistige Fundament eines Verfassungsstaates bildet. In glücklichster Weise haben diese beiden Besonderheiten in und am Westminster-Palast Ausdruck in den zahlreichen Standbildern hervorragender englischer Parlamentarier gefunden, welche gleichzeitig ebenso ruhmreiche historische Erinnerungen der Volksvertretung wie politische Ideen und patriotische Tugenden repräsentiren. In der Ausschmückung des Palais Bourbon spiegelt sich vor Allem die auf geistvolle Eingebungen und elegante Formen gerichtete Eigenart nationaler französischer Kunst wieder. Neben einer Fülle finnreicher Allegorieen, in welchen eine erfinderische Kunst die Beziehungen des Hauses zu seiner Bestimmung verkörpert hat, finden sich nur wenige Standbilder berühmter Parlamentarier vor; umfaßt doch auch das Verfassungsleben der französischen Nation wenig mehr als ein Jahrhundert. Für das Haus des österreichischen Reichsraths konnte kaum ein passenderer bildnerischer Schmuck gewählt werden, als das große Skulpturenwerk über dem Portikus, welches den Kaiser Franz Joseph, den Völkern seiner Kronlande die Verfassung ertheilend, darstellt, denn auf der Dynastie und der Verfassung beruht allein noch die staatliche Einheit der vielsprachigen Völkerschaften, welche Oesterreich ausmachen. So bilden denn in ihrer Gesammtheit diese Bauten eine treffende Widerlegung der oben besprochenen Theorie Lotze's, die leider beim Bau des deutschen Reichstagshauses auf das konsequenteste befolgt worden ist; überall hat die Kunst die Aufgabe erfaßt und mit mehr oder minder Gelingen gelöst, im Monumentalbau eines Parlamentsgebäudes seine Bestimmung entsprechend der Geschichte, der Eigenart und des gegenwärtigen Verfassungslebens in nationalem Geiste künstlerisch zur Darstellung zu bringen.

Und nur in der Geschichte, der Eigenart und der Reichsverfassung der deutschen Nation sollte nichts vorhanden sein, was deutschen Künstlern geeigneten Stoff für die Lösung einer Aufgabe geboten hätte, welche englische, französische und österreichische Künstler gelöst haben? In Hülle und Fülle liegt ein Stoff vor, wie ihn sich große Künstler nur wünschen können, welche nicht rückwärts schauend ihre Ideale in mittelalterlichen Domen suchen, sondern mit ihrer Zeit und mit ihrem Volke denken und fühlen.

In der „Nation" hat Ludwig Bamberger jüngst geschildert, wie er noch einmal die bescheidene Wandelhalle des alten Reichstagshauses durchschritten; von den Wänden ring umher schauten die Bilder volksthümlicher freisinniger Männer, die Bilder von Schiller, Uhland, Pfizer, Humboldt, Arndt, Stein, Scharnhorst, Mathy, Dahlmann, Fichte, mit ihren Kernsprüchen verziert, wehmüthig auf ihn herab. Das war, fügt er hinzu, der Schmuck im Geiste des Jahres 1870. Nun, das Jahr 1870 war doch auch das Jahr, in dem der Gedanke der nationalen Einheit und des deutschen Verfassungsstaates zur Vollendung reifte; der Geist des Jahres 1870 ist darum auch recht eigentlich der Geist, in welchem das neue Reichstagshaus gebaut und geschmückt werden mußte. Mir selbst ist noch in lebendiger Erinnerung das nationale Hochgefühl, welches mich durchdrang, als ich vor nunmehr zwanzig Jahren das alte Reichstagshaus zum ersten Male betrat, ich fühlte, ebenso wie Bamberger, das Wehen des deutschen Geistes, dem wir vor Allem verdanken, was wir als Nation sind, eines nationalen und freiheitlichen Geistes. Wie hoch auch die Verdienste der Staatskunst und der Kriegskunst anzuschlagen sind, der wir in letzter Linie die Errichtung des neuen Reiches verdanken, sie hatten zur Voraussetzung ihrer Erfolge die Entwicklung einer nationalen Gesinnung im Volke selbst. Die nationale Erhebung, deren geschickte und glückliche Benutzung zur Schaffung eines fest organisirten Volksheeres die nationale Unabhängigkeit schuf, war erst möglich geworden durch die etwa ein Jahrhundert umfassende Arbeit unserer Geistesheroen; dieser Arbeit ist es in erster Linie zu danken, daß im Denken und Fühlen der Nation der Geist des Haders und der Gegnerschaft, der unter der Herrschaft der unseligen Kleinstaaterei so üppig emporgewuchert, überwunden wurde; daß an die Stelle des Gefühls der Absonderung ein Gefühl der Zusammengehörig-

keit in den deutschen Stämmen Wurzel faßte und aufwuchs. Dieser geistigen Arbeit war in der alten Wandelhalle eine ergreifende Huldigung dargebracht, wenn sie auch nur in fast kindlicher Unbehilflichkeit und mit den allerbescheidensten Mitteln, die für den provisorischen Bau zur Verfügung standen, zum künstlerischen Ausdruck kam.

Es hätte sich doch ermöglichen lassen müssen, im neuen Reichstagshause diese Huldigung mit größerem künstlerischem Können und mit reicheren Mitteln zu erneuern — wofern nur die Leiter des Baus einen Hauch des in ihr sich aussprechenden Geistes verspürt hätten. Man hätte sich auch gar nicht auf die oben genannten Männer zu beschränken brauchen. In einer großen Halle würde man reichlichen Platz gefunden haben, um die Standbilder aufzustellen, einerseits der Helden der That, vor Allem der Organisatoren unserer Siege von 1813/15 und 1870/71, andererseits der Helden des Geistes, welche auch eine unentbehrliche Vorarbeit für diese Siege verrichtet haben. Wie hätte gerade an solche Stelle hingepaßt ein Scharnhorst, der durch Schaffung der allgemeinen Wehrpflicht ebenso Wehrkraft wie Pflichtgefühl der Nation gestärkt, ein Arndt, der zu einer Zeit, da allen den Fürstenhäusern, deren Wappenschilder an den Wänden des neuen Reichstagshauses hundertfältig prangen, Deutschland ein geographischer Begriff war, muthig hinaus rief: „Das ganze Deutschland soll es sein", der in den markigsten Tönen vom „Zorn der freien Rede" gesungen! Es hätte eine Halle werden können, welche in der künstlerischen Wiedergabe nationaler Eigenart sich St. Stephen's Hall in Westminster ebenbürtig an die Seite hätte stellen können.

Man hoffe nicht, daß bei der weiteren Ausschmückung des Innern des Baues, für welche noch mancherlei Raum freigelassen ist, diese oder eine ähnliche Idee doch noch verwirklicht werden könnte. In der Wandelhalle, an welche man zuerst denken könnte, ist thatsächlich geeigneter Raum zur Aufstellung einer größeren Zahl von Standbildern schwerlich vorhanden. Im Mittelraum der Halle sind nur vier Nischen zur Aufnahme von Statuen hergerichtet, und diese Plätze werden, dem Charakter der übrigen Ausschmückung entsprechend, bald für ganz andere Bildwerke vergeben sein. In den beiden Längsräumen der Halle lassen auf der einen Seite die Thüren zu den Lesesälen und Erfrischungsräumen, auf der anderen die nach den Höfen gehenden Fenster — diese Räume haben kein Oberlicht, — kaum passenden Platz zur Unterbringung von Standbildern. Aber selbst wenn der passende Platz darin schließlich gefunden werden sollte, so würde doch ein solcher oder ähnlicher Schmuck für den Raum nicht passen. Die Wandelhalle, wie alle Theile des Baues, ist aus einer künstlerischen Anschauung heraus geschaffen, welcher der Geist der Männer, an deren Worten sich die Deutschen in der Zeit kläglichster politischer Zerrissenheit zu thatkräftigem Nationalgefühl erhoben haben, durchaus fremd ist; und durchaus fremd würden die Standbilder eines Schiller und eines Humboldt in diese Halle schauen. Unter Medusenmasken und Sphinxungeheuer, unter die Abzeichen feudaler Herrscherwürde wird man vollends nicht die Ehrenbilder von Dichtern stellen wollen, denen das deutsche Volk ein „Der Gott, der Eisen wachsen ließ" und ein „Wenn heut ein Geist herniederstiege" verdankt.

Doch nicht nur die Standbilder großer Deutschen aus der Zeit der nationalen Erniedrigung und Erhebung würden für eine Ausschmückung des Baues in solchem Sinne am Platze gewesen sein. Auch mehr symbolischer Schmuck hätte mit Recht seine Stelle finden können. Allerdings sind noch eine Reihe von Wandflächen für die Anbringung von Malereien reservirt, und insbesondere im Sitzungssaale sollen noch Gemälde, welche die Begründung des Deutschen Reiches darstellen, angebracht werden. Aber dem Charakter des Monumentalbaues entspricht weit mehr ein skulpturaler Schmuck, wie denn auch die schöne und einheitliche Verbindung architektonischer Theile mit Werken der Bildhauerkunst an vielen Stellen einen Glanzpunkt bildet. Auch hierfür würde deutsche Eigenart wohl Stoffe haben liefern können, an deren Behandlung ein Künstler mit Begeisterung hätte geben können. Wer, der ihn gesehen, erinnert sich nicht noch des wunderbaren Frieses, mit dem Siemering's Meisterhand die Kolossalstatue der Germania geschmückt hatte, welche für den Einzug der siegreichen Heerführer und Truppen in die junge Reichshauptstadt am 16. Juni 1871 gegenüber dem Lustgarten errichtet war? Der Fries stellte das Aufgebot und den Auszug der Wehrpflichtigen zum Kriege dar und brachte nicht nur in charakteristischen Typen der verschiedenen Waffengattungen, sondern auch in den Gestalten der zurückbleibenden Greise, Frauen und Kinder die entschlossene und begeisterungsvolle Hingabe an das Vaterland zum vollendeten Ausdruck. Keiner Erklärung bedurfte das herrliche Bildwerk, es sprach eine allgemein verständliche, Allen zu Herzen dringende Sprache; der Gebildete [illegible] es mit dem vollen Bewußtsein des gewaltigen geschichtlichen Vorgangs und mit Bewunderung für den Meister, der Ungebildete mit klopfendem Herzen und patriotischem Stolz. Einem ähnlichen monumentalen Bildwerke hätte im Hause der deutschen Volksvertretung, die als das bedeutungsvollste Ergebniß aus den damaligen Kämpfen hervorgegangen, recht eigentlich eine hervorragende Stelle gebührt. Ein passendes Gegenstück hätte sich auch unschwer finden lassen: Germania sammelt die deutschen Stämme zur friedlichen Arbeit am Wohle des Vaterlandes. Hier konnten charakteristische Vertreter der deutschen Stämme dargestellt werden, deren Zusammenschluß denn doch noch in ganz anderem Sinne die nationale Einheit verbürgt, als der Bund der Fürsten; von einem echten Künstler erdacht und geschaffen würde auch ein solches Werk eine Allen verständliche und zu Herzen gehende Sprache geredet haben.

Alles dies ist nur die durchaus anspruchslose Idee eines Laien, der gegenüber dem im und am Reichstagsbau Geschaffenen sich nicht auf Kritik beschränken will. Wir dürfen doch aber zu den deutschen Künstlern das Vertrauen haben, daß sie mit ganz anderen künstlerischen Gedanken und Darstellungsmitteln ans Werk gegangen sein würden, wenn ihnen nur einmal statt der Schaffung von Adlern und Löwen, von Wappen und behelmten Köpfen eine Aufgabe gestellt worden wäre, die in dem Geiste moderner nationaler Kunst entworfen, in dem Siemering seinen Fries gebildet hatte.

Auch die Allegorie wäre nicht völlig auszuschließen gewesen, wenn man sich auch hätte davor hüten müssen, sie bis zur geistreichen Spielerei zu treiben. Aber auch hier bildet der Charakter der Kunst, die den ganzen Bau bestimmt hat, ein schier unübersteigliches Hinderniß. Wohl sind an verschiedenen Stellen Verkörperungen gewisser Herrschertugenden in Form weiblicher Figuren aufgestellt worden, sie fügen sich dem übrigen bildnerischen Schmuck passend an und einige unter ihnen sind von großer Schönheit. Aber sobald man in der Allegorie auch auf solche Gestalten übergehen wollte, welche die Aufgaben und die Thätigkeit eines Parlaments in charakteristischer Weise zu repräsentiren hätten, würde ein unerträglicher Kontrast gegen die übrigen vollendeten Bildwerke eintreten. Die sinnreiche und gedankenvolle Idee, welche im Palais Bourbon verwirklicht ist, in Basreliefs das schützende und das strafende Gesetz darzustellen, könnte in plastischer Ausführung einen sehr passenden Schmuck für den großen Sitzungssaal liefern; aber man blicke nur auf die beliebte Ausschmückung des Saales, seinen vergoldeten Zierrath, die bunten Wappenschilder deutscher Städte, die bedeutungslosen, zur Hälfte entblößten Frauengestalten, und man wird sich sogleich überzeugt fühlen, daß in diesen Rahmen solche gedankenschwere Bildwerke nie und nimmermehr hineinpassen würden.

Endlich wäre doch auch zu erwägen gewesen, ob bei der skulpturalen Ausschmückung des Heims einer Volksvertretung nicht der Männer zu gedenken sei, die in vergangenen Tagen selbst eine Zierde des Hauses gewesen. In England sieht man das als eine nationale Schuld der Dankbarkeit gegen solche Männer an, die an der Stätte ihrer einstigen Wirksamkeit zu entrichten ist. Vom modernen öffentlichen Leben scheint es untrennbar zu sein, daß in den Wahlkämpfen wie in den Parlamentsdebatten die Gegner

haft häufig etwas Scharfes und Persönliches, ja fast Gehässiges annimmt, und in England ist dies sicher nicht weniger als in Deutschland der Fall. Es liegt aber etwas Versöhnendes darin, daß in England diese mißbräuchliche Art des Kampfes verschwindet, wenn der Tod den Gegner zu einem stummen und wehrlosen Mann gemacht. Im Parlamentshause in Westminster ist deshalb das Andenken der verstorbenen großen Führer und Redner ohne Unterschied der Parteistellung geehrt worden. Und ebenso stehen in der Westminster-Abtei, jener Ruhmeshalle des britischen Volkes, dem kein Volk der Erde etwas Aehnliches an die Seite zu stellen hat, die marmornen Standbilder Lord Palmerston's und Lord Beaconsfield's einander gegenüber, jedes auf dem Sockel mit der kurzen und doch so vielsagenden Inschrift versehen: Erected by Parliament. Und wenn der greise William Gladstone die Augen für immer schließt, wird sein Standbild sich ihnen zweifellos zugesellen. Das britische Volk und seine Vertreter bekunden ihr Gefühl für das, was Billigkeit und Vernunft (just and reasonable) gebieten, auch darin, daß sie das dem Gemeinwohl im politischen Kampfe gewidmete Leben eines hervorragenden Mannes zu würdigen wissen ohne Rücksicht auf die politische Partei.

In Deutschland sind wir von der gleichen Billigkeit noch weit entfernt. Indessen ist doch bereits der erste Theil unseres jungen parlamentarischen Lebens zeitlich in solche Ferne gerückt, daß der Stoff eine wissenschaftliche Behandlung verträgt und die Personen wenigstens, welche seitdem aus diesem Leben geschieden, mit billigem und vernünftigem Urtheil gemessen werden können. Ein erfreuliches Anzeichen für einen Fortschritt auf diesem Gebiet zeigt sich in Heinrich von Sybel's Geschichte der Begründung des Deutschen Reiches. In dem vor Kurzem veröffentlichten sechsten Bande seines Werkes schließt er eine Besprechung der deutschen parlamentarischen Zustände in dem Jahrzehnt 1866 bis 1876 mit folgendem Urtheil ab:

„Was das Personal unserer Parlamente in dieser Epoche betrifft, so ergibt um so bestimmter die historische Betrachtung, daß die nächsten Jahre vor und nach dem französischen Kriege die klassische Höhe des parlamentarischen Wirkens in Deutschland bezeichnen, wie sie weder früher noch später erreicht worden ist. Jener ideale Zug hatte durch die lange fruchtlose Erstrebung der deutschen Einheit, dann durch den heftigen Kampf um Freiheit und Macht in der Konfliktezeit und endlich durch die Begeisterung über die begonnene Verwirklichung des nationalen Gedankens seine volle Entfaltung gefunden. Wie immer, dauerte die Begeisterung nicht gar lange, aber sie hatte ihre bleibende Frucht in vollem Maße getragen. In dem politisch thätigen Theile unserer Nation hatte sie eine Fülle der geistigen Kräfte geweckt und trotz alles Individualismus ihnen die Richtung auf patriotischen Gemeinsinn gegeben. Die unter solchen Eindrücken gewählten Versammlungen enthielten eine solche Menge hochgebildeter, scharfsinniger und beredter Männer, daß man beinahe zweifeln konnte, ob das Orchester nicht zu viele Solisten in sich schließe, hätten sie nicht ohne persönlichen Eigennutz und hitziges Sonderinteresse ihr ganzes Dasein dem Gesammtwohl des Staates und der Nation gewidmet. Ihre Beredsamkeit hielt eine glückliche Mitte zwischen der vor hundert Jahren in England angestrebten rednerischen Pracht eines Burke und Sheridan und der trockenen Dürre der rein geschäftlichen Erörterung in der späteren Zeit. Fast immer hatte man den Eindruck, sich in einer geistreichen, von idealem Streben getragenen Gesellschaft zu befinden. Die weiterhin im Kulturkampfe aufgewucherte Neigung zur persönlichen Invektive erschien nach dem Schlusse der Konfliktezeit nur in seltenen Fällen und fand geringen Beifall. Diese Vorzüge zeigten sich bei allen Parteien. Nur wenige der talentvollen Führer sind jetzt am Ausgange des Jahrhunderts noch unter den Lebenden, aber unvergessen, wenn nicht sämmtlich im ganzen Volke, so doch sicher in den Kreisen ihrer Gesinnungsgenossen sind die Namen der Konservativen Moltke, Blankenburg, Wagener, der Freikonservativen Bethusy-Huc und Friedenthal, der Nationalliberalen Twesten, Lasker, Schwerin-Putzar, der katholischen Gruppe Mallinkrodt, Windthorst, Peter Reichensperger, der Fortschrittsmänner Waldeck, Schulze-Delitzsch, Loewe-Calbe."

Hätte es sich nicht geziemt, im Schmuck des neuen Reichstagshauses dieses Urtheil des Historikers bildnerisch zu gestalten, der, obwohl in früherer Zeit selbst Politiker und an heißen parlamentarischen Kämpfen persönlich betheiligt, sich doch auf eine höhere Warte als die Zinne der Partei stellt und den im Grabe ruhenden Gegnern ebenfalls gerechte Würdigung zu Theil werden läßt? Die Standbilder oder Büsten solcher Männer, die lange die deutsche Volksvertretung geziert haben, würden auch eine der schönsten Zierden für das neue Parlamenthaus gewesen sein. In der Sybel'schen Liste, welche nur Verstorbene nennt, fehlt übrigens ein Name, der nicht vergessen werden sollte, der Name Forckenbeck's, des Nachfolgers Simson's auf dem Präsidentenstuhle. Und unter den Lebenden, denen dereinst die gleiche Ehrung gebührt, ist vor Allem er selbst zu nennen, Eduard Simson, einst Präsident des Frankfurter Parlaments und widerum erster Präsident des neuen Reichstags. Von derselben Partei, der diese beiden Männer angehörten, wären dann noch andere zu nennen, die in der von Sybel besprochenen Periode mit selbstloser Hingebung am Aufbau des deutschen Nationalstaates in hervorragendster Weise mitgearbeitet haben. In gleicher Weise würde man den Staatsmännern, welche, ohne Abgeordnete zu sein, neben Fürst Bismarck mit dem Reichstage an dem gemeinsamen Werke gearbeitet haben, vor allem Rudolf Delbrück, an dieser Stätte ein ehrendes Gedächtniß bereiten können.

Doch wohin verirren sich diese Betrachtungen? Die Phantasien über den Schmuck, der dem Hause einer Volksvertretung gebührte, können sich nicht härter an der rauhen Wirklichkeit stoßen, wie bei diesem Bau. Wenn die heutigen Reichstagsabgeordneten durch den für sie bestimmten Haupteingang des Südportals in ihr Haus gelangen, so treten nicht etwa die Büsten der hervorragendsten ihrer Vorgänger, denen die Geschichte ein unparteiisches Urtheil zu sprechen beginnt, mahnend und ermuthigend ihren Blicken entgegen. Sie schauen vor sich ein in prachtvollen Farben leuchtendes Glasfenster, auf dem um den Reichsadler die Wappen der deutschen Fürstenhäuser und freien Städten gruppirt sind. Fällt ihr Blick rückwärts, so sehen sie in nicht minder leuchtenden Farben die Gestalt der Germania in mittelalterlichem Gewande, zu deren Füßen allerlei Volk, ebenfalls in mittelalterlichen Trachten, wimmelt. Viele Beschauer meinen in diesen Figuren Repräsentanten der deutschen Stämme oder des deutschen Volkes entdecken zu können. Ein arger Irrthum! Was dieses Bild darstellt, mag mit den Worten der schon öfters citirten Schrift wiedergegeben werden:

„Allmutter Germania thront auf dem Festhügel, um sie herum der glänzende Reigen ihrer gekrönten Kinder in wonniger Eintracht und mit dem Gelöbniß: Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern! Frühlingsblüthen neigen sich herüber und hinten dehnen sich die deutschen Lande vom Fels zum Meer in jauchzendem Sonnenschein".

Hier feiert, wie man sieht, die Tendenz der Kunst, die diesen Bau errichtet, ihren höchsten Triumph. In farbenprächtigem Bilde stellt sie die Fürsten als die geborenen Vertreter des deutschen Volkes über die Hauptpforte, durch welche die gewählten Vertreter des deutschen Volkes in ihr Haus eintreten! Doch diese Tendenz begeht hier auch ihren schwersten Fehler, sie tastet ein Kleinod aus dem Dichtungsschatze der Nation an. Unter den „wonnig einträchtiglichen" Reigen der Fürsten hat sie den Spruch — der einzige deutsche Spruch im ganzen Hause! — gesetzt: Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern. Seitdem aus unseres Nationaldichters dramatischem Heldenliede von den Eidgenossen diese Worte in die Welt hinausgeklungen und zündend in deutsche Herzen geschlagen, haben wir Deutsche in diesem Verse den Sinn gefunden, den der Dichter mit der ganzen Gestaltung der unvergleichlichen Rütliscene hineingelegt hat: das Gelöbniß von Männern, die das Vertrauen ihrer Volksgenossen als Vertreter erkoren, sich in ihrer nationalen Eigenart gegen die Gewalt feudaler Fürstenherrschaft zu behaupten und ein freies Gemeinwesen zu begründen. Und die Geschichte hat diesen Sinn gerechtfertigt, die schweizerischen Eidgenossen haben sich der drohenden Gewaltherrschaft heldenhaft erwehrt und ihre freien Landsgemeinden begründet. Gerade im Lichte dieser Vergangenheit erschien Schiller mit diesem Ausspruch, wie mit dem ganzen Wilhelm Tell, dem deutschen Volke als ein Dichterprophet, der von künftigen Tagen nationaler Einheit und bürgerlicher Freiheit vorausschauend Kunde gab.

Als ein Haus der deutschen Fürsten ist dieser Monumentalbau erdacht und geschaffen, nicht als ein Haus

des deutschen Volkes und seiner Vertretung — das lehrt diese Ausschmückung der wichtigsten Eintrittshalle in überwältigender Klarheit. Und wie an dieser Stelle, so an hundert anderen Stellen. Der Stil und die Motive aller Dekoration athmen den einen Gedanken: Deutschlands Einheit und Macht beruhen in seinen Fürsten, die Volksvertretung ist ein nothwendiges Uebel, das einmal nicht mehr zu beseitigen ist, dem aber so wenig Geltung als möglich zugestanden werden darf. Wer wollte leugnen, daß diese Ansicht in gewissen Kreisen besteht? Der Parlamentarismus hat während des letzten Jahrzehnts in der öffentlichen Werthschätzung viel verloren. Aber das Reichstagshaus war doch die letzte Stelle, an welcher persönlichem Unmuth und politischer Unzufriedenheit Ausdruck gegeben werden durfte, denn der Bau ist nicht allein für diese und allenfalls noch für eine zweite Legislaturperiode, sondern für Jahrhunderte errichtet. Hier galt es gerade Mißstimmung und Kleinmuth des Tages zu überwinden, hier galt es Aufgabe und Thätigkeit einer Volksvertretung in idealer Auffassung zum Vorwurf künstlerischer Darstellung im Schmuck des Hauses zu wählen. Die Monumentalkunst konnte hier die höchste Wirkung, die in ihrem Bereich liegt, erzielen: mit den nur ihr eigenen Mitteln erhebend und mahnend zum Volke und seinen Vertretern zu sprechen.

Wie der Bau jetzt da steht, müssen Alle, welche die Hoffnung hegten, es werde sich am Königsplatz ein Reichstagshaus erheben, das in seiner monumentalen Architektur wie in seinem dekorativen Schmuck den endlichen Sieg des nationalen Gedankens und die Begründung des deutschen Verfassungsstaates künstlerisch gewaltig darstellen werde, sich mit tiefem Schmerze sagen: Diese Hoffnung ist getäuscht worden, trotz Aufwendung der größten materiellen Mittel und enormer künstlerischer Arbeit.

Die Frage, wer für dieses niederdrückende Ergebniß verantwortlich zu machen, ist an diesem Schluß unserer Betrachtungen nicht abzuweisen. Ein einheitlicher künstlerischer Geist spricht aus dem Bau in allen seinen Theilen und es ist der Geist seines Baumeisters — darüber kann kein Zweifel bestehen. Ein Schriftsteller, der es wissen muß, weil seine Schrift über das Reichstagshaus überall eine nicht zu verkennende Inspiration verräth, bezeugt es uns überdies ausdrücklich: „Das ganze Baudenkmal ist vom Größten bis zum Kleinsten mit Ausnahme, wo den Wünschen maßgebender Faktoren nachzugeben war, von der geistigen Persönlichkeit Wallat's erfüllt." Bleibt also nur die Frage übrig, wie die nächstbetheiligten Instanzen, die durch Gesetz gebildete Reichstagsbau-Kommission und die fortlaufend zum Mitrathen zugezogene preußische Akademie des Bauwesens sich dem Willen des Baumeisters derartig unterwerfen konnten, daß ein Parlamentshaus hingestellt wurde, bei dessen Ausschmückung auf das Peinlichste Alles vermieden worden ist, was auf die Bestimmung des Hauses hindeuten könnte. Doch was hilft es, nach denen zu fragen, die in letzter Instanz die Verantwortung zu tragen haben? Wie so häufig in Fragen staatlicher Thätigkeit, ist es eine überflüssige, völlige unergiebige Frage. Vielleicht wird der Reichstag auch einmal neugierig und erkundigt sich bei der Baukommission, ob denn wirklich jeder Schmuck des Hauses vermieden werden sollte, der eine Beziehung zu den Aufgaben und der Thätigkeit des Reichstages habe und ob man sich mit den beiden springenden Hammeln an den Abstimmungsthüren begnügen müsse. Vielleicht kommt der Reichstag sogar zu dem Beschluß, daß in seinem Hause doch noch an der einen oder anderen Stelle solcher Schmuck angebracht werden müsse. Es kann nichts mehr helfen, jeder solcher Schmuck würde nur als ein die Einheit dieses Baues störendes Element, als ein klägliches Flickwerk empfunden werden. Ueber die Köpfe der Gesammtheit der Abgeordneten hinweg ist die Entscheidung festgestellt, festgestellt für immer. Es ist am besten, man läßt resignirt den noch fehlenden Theil der Ausschmückung in dem Geiste des ganzen Baues ausführen.

Auf der Tafel über der nach dem Königsplatz gelegenen Säulenhalle ist die ursprünglich vorgeschlagene Inschrift „Dem deutschen Volke" nicht angebracht worden. Es ist gut, daß dem so ist, die Leser dieses Aufsatzes werden sich selbst sagen, warum. Auf diese Tafel gehört nur die einfache Inschrift: **Deutscher Reichstag.** Wenigstens kann dann Jedermann lesen, was er dem Bau im Schmuck der Wappen, Kronen und Trophäen sonst nimmermehr ansehen würde, daß er das Haus für die verfassungsmäßige Vertretung des deutschen Volkes ist.

M. Braemel.

Der israelitische Prophetismus.*)

Im freien deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. hat Professor Cornill aus Königsberg auf Grund der neuesten Resultate der alttestamentlichen Wissenschaft in fünf Vorträgen eine Darstellung des israelitischen Prophetismus gegeben, welche nun durch den Druck auch einem weiteren Kreise zugänglich gemacht worden ist. Diesem Büchlein stehe ich nicht als Sachkundiger, sondern — wie es seine Bestimmung will — als „gebildeter Laie", als dankbarer Leser gegenüber, wenn es mich freilich auch, als Beitrag zum Verständniß der Religion und ihrer historischen Entwicklung, wissenschaftlich aufs lebhafteste interessirt. Und ich setze ich denn auch ohne weiteres voraus, daß uns Cornill die wissenschaftlich gesicherten Resultate der alttestamentlichen Kritik und der israelitischen Geschichte, wie sie namentlich durch die kühnen und tiefdringenden Arbeiten von Wellhausen zu Tage gefördert worden sind, durchweg richtig wiedergibt und vermittelt. Diese haben das traditionelle Bild, das wir uns vom alten Testament und von der in ihm erzählten Geschichte des Volkes Israel zu machen pflegen, im Laufe der letzten 25 Jahre vollständig umgewandelt, geradezu auf den Kopf gestellt. Von Moses wissen wir so gut wie nichts; die von ihm gestiftete oder vielmehr durch ihn reformirte Volksreligion können wir nur mühsam und unvollständig rekonstruiren aus der Gestaltung des religiösen Bewußtseins der Israeliten, wie es uns beim Auftreten des Prophetismus ums Jahr 800 entgegentritt. Denn die sogenannten Bücher Mosis sind in ihrer heutigen Form, abgesehen von einigen eingesprengten älteren Stücken, jüngeren Datums: das fünfte, das Deuteronomium, ist ein Produkt der prophetischen Zeit, 621 unter dem König Josia zur Einleitung einer großen Kultusreform im Tempel „gefunden", die gesetzlichen Theile der vier ersten Bücher, die eigentliche Quelle für die frühere traditionelle Anschauung vom Mosaismus, sind noch späteren Ursprungs, ums Jahr 500 unter dem Einfluß der Gedanken Ezechiel's bei den Exulanten in Babylonien entstanden und 444 durch Esra und Nehemia für die nach Palästina zurückgekehrten Juden zum geltenden Gesetzbuch erhoben. So ist das mosaische Gesetz jünger als der Prophetismus, geradezu sein Produkt und sein Ergebniß: das Deuteronomium ist ein Versuch, die prophetischen Ideen durch äußere Mittel zu verwirklichen, und bedeutet somit eine Verinnerlichung der alten Volksreligion und zugleich eine Veräußerlichung eben dieser Ideen selbst; und noch viel äußerlicher war dann das Werk von 444: es hat das spezifische Judenthum mit seiner Ausschließlichkeit und selbstgerechten Gesetzlichkeit geschaffen, aber ihm eben damit auch die Kraft gegeben, dem Hellenismus zu widerstehen, und so bildet es die stachlichte Schale, durch welche der edle Kern des Prophetismus mit seinem religiösen Idealismus und Universalismus erhalten und in das Christenthum herüber gerettet worden ist.

Daß durch diese Auffassung die Vorstellung des ganzen jüdischen Alterthums im alten Testament zu einer sagenhaften wird, ist klar; und es klingt daher doch für uns Laien nicht mißverständlich, wenn Cornill ausdrücklich betont, daß er

*) Der israelitische Prophetismus. In fünf Vorträgen für gebildete Laien geschildert von Carl Heinrich Cornill, Professor der Theologie in Königsberg. Straßburg 1894. Karl J. Trübner.

ie **Ueberlieferungen** Israels über seine älteste Geschichte im esentlichen (sic!) für historisch halte". Muß er doch gleich nächsten Satze zugeben: „sie sind mit der Vorsicht und r **Kritik** aufzunehmen, wie alle Sagen, aber es liegt ihnen n **durchaus** historischer Kern zu Grunde, welchen unter dem n der Sage um sie gewobenen Zauberschleier heraus-erkennen und zu verstehen die Aufgabe des Historikers ". **Da** kommt also wieder einmal alles darauf an, was ir **unter** „wesentlich" und „unwesentlich" verstehen! Interſant **aber** ist es zu sehen, wie sich die Ueberzeugung von esem „im Wesentlichen" unhistorischen und sagenhaften harakter der alttestamentlichen Ueberlieferung in unserer eit **mehr** und mehr Bahn bricht, und wie man sich be-müht, **diese** wissenschaftliche Auffassung mit der dem alten estament auch im Christenthum angewiesenen autoritativen tellung in Einklang zu bringen — oder vielmehr: wie es icht **mehr** gelingen will, sie damit in Einklang zu erhalten. s ist **doch** symptomatisch, daß kürzlich in der überwiegend ositiv zusammengesetzten württembergischen Landessynode n **Antrag** auf Einführung einer Schulbibel angenommen urde, **die** vor allem mit dem alttestamentlichen Stoff auf-äumen soll; nicht bloß das sittlich-pädagogische, sondern uch **das** wissenschaftliche Gewissen der in diesen Anschauungen ufwachsenden jüngeren Geistlichkeit lehnt sich gegen jene Stellung **des** alten Testaments immer entschiedener auf: hier venigstens will man sich nicht mehr binden lassen und kann nan nicht länger mehr die Augen gegen die Resultate der Kritik verschließen. Daß freilich mit einer solchen Preis-gebung des ersten Theiles der „inspirirten" Schrift auch der Glaube an die historischen Partien des neuen Testaments rschüttert und Angesichts der Benützung der sogenannten Messianischen Weissagungen in demselben auch seine Werthung m Bewußtsein der Menschen eine andere werden muß, ist ür jeden klar, der Konsequenzen zu ziehen im Stande ist. Allein es ist merkwürdig, wie selten die Menschen in reli-giösen Dingen konsequent denken, und doch wieder ganz be-greiflich, wie langsam gerade auf diesem Gebiete Konsequenzen durchzudringen pflegen.

Natürlich bleibt nun von jenen kritischen Ergebnissen auch das Bild des israelitischen Prophetismus und dessen historischer und religiöser Werth nicht unberührt; nur ist hier nach beiden Seiten hin der scheinbare Verlust in Wahrheit ein Gewinn. In einer skeptischen Zeit wie der unsrigen wird im alten Sinne des Worts in der That „kein Prophet geehrt", d. h. wir vermögen uns weder von der Möglichkeit noch von dem Nutzen des „Vorhersagens" zu überzeugen. Um ein solches handelt es sich aber bei den alttestamentlichen Propheten auch gar nicht, und wo sie es einmal versuchen, da gibt ihnen der Erfolg meistentheils Unrecht; so hatte Jeremias für die Herrschaft der Chaldäer 70 Jahre vorausgesagt, aber schon 48 Jahre nach der Zerstörung Jerusalems hörte das babylonische Reich auf zu sein, und ein Jahr darauf gab Kyros den jüdischen Exulanten die Erlaubniß zur Heimkehr. Ein Prophet ist vielmehr der, der „die Fähigkeit hat, die zeitlichen Dinge unter ewigen Gesichtspunkten zu betrachten, der überall Gottes Walten erkennt und nun als die verkörperte Stimme Gottes seinen Zeitgenossen den Plan Gottes zu deuten und sie nach Gottes Willen zu lenken weiß." Was also die Propheten verkündigen, ist die religiöse Auffassung und Deutung der Geschicke ihres Volks — sub specie aeterni; was sie verlangen, das ist die sittlich-religiöse Erneuerung desselben; und was sie auf ihrem Höhepunkt erreichen, das ist die Idealisirung und Verinnerlichung der von Mose gestifteten Monolatrie, die nicht ohne weiteres identisch ist mit dem späteren Monotheismus, und das ist die Erweiterung der national sich abschließenden jüdischen Volksreligion zu einer universalistischen Weltreligion. Gerade darin aber liegt die Bedeutung des Prophetismus für die religiöse Entwicklung der Menschheit überhaupt: eine Reihe der feinsten und tiefsten Erlebnisse und Gedanken alles religiösen Bewußtseins sind von ihnen ausgesprochen und für alle Zeiten klassisch formulirt worden; daher sind auch ihre Schriften neben denen des neuen Testaments bleibend klassische Zeugnisse sowohl für den Religiösen, der sich an ihnen erbaut, als auch für den Religionsphilosophen, der aus ihnen und durch sie Religion begreifen will und begreifen lernt.

Dem schriftstellernden Prophetismus geht übrigens die Periode der illitteraten Propheten voran. Und hier ist Elia „der erste Prophet in größerem Stil, eine der gigantischsten Gestalten in dem ganzen alten Testament", der sich mit der Energie seines Gottesbewußtseins gegen jeden Synkretismus auflehnt und in ihm eine Beleidigung und Verhöhnung des eigenen Gottes sieht; daher tritt er Ahab entgegen, der wie Salomo wollte, daß in seiner Hauptstadt jeder nach seiner Façon selig werden könne und nach Cornill überhaupt einer der besten und kraftvollsten Herrscher Israels war, was mir allerdings Angesichts des an Naboth um seines Weinbergs willen verübten Justizmords doch etwas zu viel gesagt zu sein scheint. Wenn Elia seine Stimme dagegen erhob, so liegt darin zugleich auch etwas von demokratischer Opposition gegen das absolute Königthum, was überhaupt einer der charakteristischen Züge dieses jüdischen Prophetismus gewesen sein dürfte. Und nun folgen die schriftstellernden Propheten von Amos bis Daniel, d. h. vom Jahre 760 bis zum Jahre 164: gleich die beiden ersten, Amos und Hosea, typische Vertreter der ethischen und religiösen Reformgedanken und zugleich interessant durch die scharf ausgeprägte Gegensätzlichkeit ihrer Charaktere. Dann Jesaja, durch den die Prophetie machtvoll und bestimmend in die Schicksale des Reiches Juda eingriff und dasselbe sicher und zielbewußt auf die richtigen Bahnen lenkte; er zugleich auch der größte Klassiker Israels, von dessen Lippen „die Sprache Kanaans in strahlendem Glanze, in sieghafter Schöne erklang". Seinen Höhepunkt aber erreicht der Prophetismus in dem Augenblick, wo Juda untergeht, in Jeremia, der erkennt, daß ein frommes Herz und ein frommer Sinn alles ist, was Gott von den Menschen verlangt und der daher die Innerlichkeit der Religion am tiefsten, ihren Universalismus am kühnsten erfaßt und ausgesprochen hat; auch ist seine Persönlichkeit die psychologisch merkwürdigste, sein tragisches Geschick und sein Ringen um die Befreiung seines eigenen besseren Selbst von allem Gemeinen bringt ihn uns menschlich am nächsten. Mit dem Exil beginnt der Niedergang, seine Spuren zeigen sich vereinzelt schon in der großartigen „Theologie der Geschichte" bei Deuterojesaja, dem großen Unbekannten, der den Schluß unseres gegenwärtigen Buches Jesaja, Kap. 40—66, geschrieben hat. Erst in Joel freilich und Obadja erliegt aber dann die Prophetie dem verhängnißvollen Einfluß des durch Esra und Nehemia begründeten, selbstgerecht sich abschließenden Judenthums. Und doch kommt es auch dagegen noch einmal zu einem erfreulichen Protest. Im Buche Jona „tritt der israelitische Prophetismus vom Schauplatze ab als Sieger, und zwar als Sieger in dem schwersten Kampfe, dem gegen sich selbst, in ihm ist es dem israelitischen Prophetismus gelungen, wie Jeremia es an jener merkwürdigen Stelle ausdrückt: das Gemeine von sich auszuscheiden und sein besseres Selbst wiederzufinden". Hier wird am Schluß in schlichten und darum um so ergreifenderen Worten ausgesprochen, daß „Gott, eben als Schöpfer der ganzen Welt, auch zugleich der Gott und Vater der ganzen Welt sein müsse, dessen liebendem gütigem Vaterherzen alle Menschen gleich nahe stehen, für den es keinen Unterschied von Nation und Bekenntniß gibt, sondern nur Menschen, welche er nach seinem Ebenbild geschaffen hat"; und so gehört dieses „scheinbar so alberne Büchlein zu dem Tiefsten und Großartigsten, was jemals geschrieben worden ist". Ein Nachspiel zu dem Ganzen bildet endlich das Buch Daniel, das in der Zeit der Makkabäer, im Jahre 164 entstanden, noch einmal die reine Flamme des israelitischen Prophetismus aufleuchten läßt und sich inmitten des heißesten Ringens um die politische Existenz des Volkes von aller niedrigen, menschlich nationalen Hoffnung rein zu halten weiß. So weit das Büchlein Cornill's.

Es ist kein Tadel, wenn man bekennt, daß man von demselben mit mancher unbeantworteten Frage Abschied nimmt; in fünf Vorträgen, auf 177 Seiten können nicht alle Räthsel gelöst, nicht alle Bedenken beseitigt werden. So ist namentlich der Schluß etwas kurz abgebrochen: wie

es vom Prophetismus zur Apokalyptik weiter geht, davon zu reden hätte das Buch Daniel Anlaß geben können. Und wenn Cornill auf Seite 177 sagt: „die israelitische Prophetie ist die Maria, welche das Christenthum geboren hat", so denkt man vor Allem an die Messiasidee, welche diesen Uebergang vermittelt und in einer vom Prophetismus zurecht gemachten Schale das Neue vorbereitet hat; von ihr und ihrer Entwicklung hätte man deshalb nicht nur so gelegentlich, sondern mehr ausdrücklich und im Zusammenhang den Verfasser gerne reden hören; nun muß man sich die Geschichte dieses Gedankens mit Hilfe des Registers erst selber zusammensuchen. Daß es aber Cornill gelungen ist, nicht nur seine Frankfurter Hörer — das ist ja das Leichtere —, sondern auch uns, die nachträglichen Leser dieser Vorträge von Anfang bis zu Ende zu fesseln und die Besprechung von mehr als zwanzig litterarischen Produkten in chronologischer Reihenfolge zu einer spannenden Lektüre zu machen, das ist ein wirklich großes Verdienst, welches er sich erworben hat und welches ihm nicht nur religiös interessirte Laien, sondern auch die Religionswissenschaft danken wird; denn ihr hat er in diesem Stück bedeutsamster religiöser Entwicklung gewissermaßen fertig zubehauene Bausteine zur weiteren Benützung hingegeben. Und dankbar muß sie ihm auch für die gar nicht metaphysisch-dogmatische, sondern wesentlich historische und psychologische Behandlung seines Gegenstandes sein: sind das doch die beiden einzigen Gesichtspunkte, unter denen Religion wissenschaftlich und philosophisch betrachtet werden kann. Ein spezifisch Theologisches tritt nur ganz selten störend zu Tage, eher ab und zu einmal etwas Ueberschwängliches; aber durchweg spricht zu uns gebildeten Laien ein gebildeter Mann, dem auch moderne Analogien aus dem Gebiet der Geschichte, der Litteratur und der Musik sicher und leicht zu Gebot stehen. Und wenn er mit dem Worte schließt: „Durch seinen Prophetismus ist Israel der Prophet der Menschheit geworden: möchte das doch niemals übersehen und vergessen werden", so klingt auch diese Nutzanwendung und Mahnung heute durchaus modern und verständlich, und wirkt, wie der Geist des ganzen Büchleins, erfreulich, befreiend und überzeugend.

Straßburg i. E. Theobald Ziegler.

Hagars Sohn im Schiller-Theater.

Das Schiller-Theater besteht seit nahezu fünf Monaten und erfreut sich eines starken Zuspruchs aller derer, die für wenig Geld lachen oder weinen, erheben oder sich erheben wollen. In glückseliger Vorurtheilslosigkeit läßt die Direktion, wie alle anderen Geschäftstheater, Schiller mit Schönthan wechseln, und die Kritiker in der Tagespresse gerathen in eine Verlegenheit, so oft sie sich über diese Vorstellungen auszusprechen haben. Daß diese Vorstellungen billig sind, soll ihnen im Interesse der breiten Massen als Verdienst angerechnet werden, daß sie schlecht sind, ist bei dem billigen Preise selbstverständlich. Wer nun vermeint, daß die Losung „Billig und Schlecht" zum Volkswohl dientich sei, der kann leicht in die Lage kommen, in derselben Zeitungsnummer eine Räubervorstellung des Schillertheaters mildherzig anzupreisen, und eine Räubervorstellung im Deutschen Theater oder auf der Hofbühne mit so viel kritischen Bedenken zu versehen, daß jeder Unbefangene glauben muß, nirgend anders als im Schiller-Theater liege das gelobte Land der Schauspielkunst.

Das Messen mit zweierlei Maß, wie es während dieses Winters in fast allen Berliner Blättern geübt wird, scheint mir eine grobe Ungerechtigkeit zu sein. Im Kunsturtheil kann es nur einen einheitlichen Standpunkt geben. Ich kann in der Kunst nicht hüben um des billigen Preises willen dasselbe loben, was ich drüben, wo der Kassirer höhern Anspruch an meinen Geldbeutel macht, tadeln müßte. Schlechter Fusel wird dadurch, daß er billig ist, nicht weniger gemeingefährlich. Und schlechte Kunstübung ist für den Geschmack des Volkes schädlicher, als gar keine Kunstübung. Und wenn auch das Volk nicht allzu sehr darunter litte, so leidet sicherlich die Kunst. Wer heutzutage in größere Provinzstädte, wie Leipzig, Hamburg, Frankfurt a. M., oder in mittlere Residenzen, wie München und Dresden, kommt, sieht mit Schrecken, wie tief an allen diesen Orten das Niveau der Schauspielkunst gesunken ist. Während der letzten Jahre fand ich Gelegenheit im Münchener Hoftheater den „Talisman", im Leipziger Stadttheater den „Sommernachtstraum", im Hamburger Thaliatheater Lindau's „Erfolg", im Frankfurter Schauspielhause beim Gastspiel Sonnenthal's den père prodigues zu sehen, und sah überall Vorstellungen, die in Berlin kein kunstsinniges Publikum fänden. Die Direktoren entschuldigen sich damit, daß sie die jungen Talente in der Provinz nicht festhalten können. Die jungen Talente folgten früher oder später alle dem Zuge nach Berlin, wo sich dann noch oft genug als Unmanier herausstelle, was in Frankfurt für Eigenart gegolten habe.

Berlin ist in der That, wie sich's gebührt, zum Mittelpunkt aller deutschen Theaterinteressen geworden. Auch im vielgescholtenen königlichen Schauspielhause wird jetzt unvergleichlich besser gespielt als an irgend einem anderen deutschen Hofe. Ueberall zeigt sich, wenn auch nicht immer erfolgreich, ein Streben zur reinen Kunsthöhe. Dieses Streben darf nicht durch Interessen gestört werden, die abseits vom reinen Kunstziele liegen. Zu solchen Interessen gehört auch die wohlgemeinte und sehr menschenfreundliche Bemühung, die Kunstübung dem Volksanspruch und mehr dem Volksgeldbeutel bequemer anzupassen. Wenn nicht wenigstens in Berlin der höchste Anspruch allenthalben rücksichtslos aufrecht erhalten wird, so sinkt die Kunst im ganzen Lande, und mit der Kunst gleichmäßig sinkt dann auch der Kunstsinn des Volkes. Wer mit dem Billigkeitsprinzip des sogenannten Schillertheaters Kunstsinn und litterarische Bildung verbreiten will, gleicht dem Unglückseligen, der seinen kranken Magen mit täglichen Messerspitzen doppelkohlensauren Natrons heilen möchte. Für den Moment verschwindet das Sodbrennen; aber die Magenwände verkalken sich, die Folgen sind unübersehbar schlimm. Der mittelbare Einfluß einer großen Kunst ist dem Volke immer wohlthätiger als die unmittelbare Einwirkung einer Kunst, die sich dem Pöbel dienstbar macht. Dort zieht die Kunst empor, hier steigt sie herab.

Wie tief die billige Schauspielkunst des Schiller-Theaters herabzuziehen vermag, hat dieser Tage an seiner empfindlichen Haut ein sehr begabter Wiener Dichter erfahren müssen. Es ist J. J. David, den die Leser der „Nation" aus manchem vortrefflichen litterarischen Essay kennen. J. J. David ist Essayist, Kritiker, leider auch Jugenderzieher nicht aus Neigung, sondern aus Noth gewesen. In allen Fasern seiner Seele aber ist er ein Poet; eine volle leibensstarke Seele liegt in dem Bändchen lyrischer Gedichte, das er vor drei Jahren (Dresden Leipzig, H. Minden) hat erscheinen lassen. Aus diesen nicht glatten, aber noch weniger platten Versen tritt ein kämpfender Mensch hervor, der kein Glückskind ist. Früh verlor er den Vater. Bald starb die Mutter, noch derweil der Sohn fern war:

> Ich bin allein seit vielen Jahren,
> Und trag es klaglos, wie ich muß:
> Nur hätt' ich gerne doch erfahren,
> Wie lind auf früh ergrauten Haaren
> Liegt einer Mutter Abschiedskuß.

Eine Schwäche der beiden wichtigsten Sinnesorgane hemmt seinen Verkehr mit der Außenwelt:

> Allmächtiger! Du hast mir viel genommen,
> Du weißt allein, was Alles ich verlor;
> Mein Auge sieht die schöne Welt verschwommen,
> Und nur gedämpft, gedämpft und leise kommen
> Des Lebens Laute an mein krankes Ohr.
> Einst that mir's weh — und war zu meinem Frommen,
> Ich dank Dir's heute, schalt ich Dich zuvor —
> Du hast mir vielen Jammer, manches Grauen
> Erspart zu hören und erspart zu schauen . . .

Mit dem Elend eng vertraut, ist er so dennoch in dem
eraußtsein durch die Welt gezogen, daß sie schön sei. Das
gene Pech hat ihn doch nicht zur Schwarzseherei ver-
hrt. Die kargen Früchte, die ihm das Leben in den
choß warf, hat er gern' genossen. Ermuthigt durch manch
inen Kenner, wie Ludwig Speidel, Erich Schmidl, Anton
ettelheim, ist er an seinem Dichterberuf nicht irre ge-
orden, und unverdrossen wuchert er mit seinem Pfande, auch
ine daß es ein Glücksgut ist.

Ich weiß, mein Lied wird nie gesungen
Von jungen Stimmen hell im Chor;
Doch sagt's, vom Dämmern lind bezwungen
Vielleicht ein Träumer gern sich vor.
Ob Vieles zur Vollendung fehle,
Er hört, in Lauten trüb und bang,
Das Athmen einer müden Seele,
Die hort um Licht und Leben rang.

Es dunkelt. Und wenn lind und leise
So Form wie Farbe rings verschwimmt,
Erklingt in seiner Brust die Weise,
So dämmerfroh und unbestimmt.

In diesen Reimen liegt die treffendste und ausgiebigste elbstkritik der lyrischen Natur Davids. Dagegen ist die trophelie, die sich daran knüpft, doch wohl zu bescheiden:

Und wenn dann, tief in seinem Innern,
Ein Abglanz meines Leids ersteht,
Soll er des Dichters sich erinnern,
Deß Name längst im Wind verweht.

Daß J. J. Davids Name nicht sobald im Wind ver-
ehen wird, dafür dürften auch seine Erzählungen sorgen,
ie in mehreren Bändchen (gleichfalls Dresden-Leipzig, Heinr.
Minden) erschienen sind und unter denen der Erstling „Das
öferecht" noch immer den ersten Rang einnimmt, obwohl
ieser Roman noch unter den ländlichen Jugendeindrücken
es Dichters steht, während sich in späteren Werken die Beob-
chtungen niederschlagen, die der gereiftere Mann im Welt-
eiben der Großstadt Wien angestellt hat, und der kompli-
rte Organismus einer nervösen Gesellschaft seine Gestal-
ingskraft reizte.

In Wien, wo David seit anderthalb Jahrzehnten mitten
nter mancher Korruption ehrlich und kümmerlich um das
igliche Brot kämpft, überfiel ihn auch der Theaterteufel.
hn erfüllten die Vorstellungen des noch immer unvergleich-
chen Burgtheaters, er sah den Stern Anzengruber's steigen,
r sah so manchen Minderwerthigen, der erst durch Bühnen-
rfolge die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken ver-
ochte. Was Wunder, daß auch ihn die Form des Dramas
eizte. Als Gast des Bildhauers Heinrich Natter pflegte er
ine Sommererholung am Traunsee zu genießen, die histo-
ische Vergangenheit der Gmundener Gegend fing an, ihn
u beschäftigen, in den oberösterreichischen Bauernaufständen
u Anfang des dreißigjährigen Krieges hatte er den er-
ünschten dramatischen Stoff gefunden.

Im Stammbaum des Dichters kreuzt sich israelitisches
Blut mit katholischem Christenthum. Es ist wohl Erziehungs-
ache, daß ihm das alte Testament besonders nahe steht.
Wie er selbst einen alttestamentlichen Geschlechts- und Tauf-
namen trägt, so stand ihm schon im „Höferecht" der Kampf
wischen Kain und Abel vor Augen; jetzt im Drama be-
chäftigt ihn das Ismaelmotiv. Er nannte das Stück
„Hagar's Sohn". Abraham ist ein alter, reicher, weit
und breit im Lande mächtiger Großbauer, der sich einst
einer dienenden Hagar genähert hatte, weil seine alte Sarah
n jahrelangem, hilflosen Siechthum festlag. Hagar's Sohn
wächst auf dem Bauernhofe heran, wohl wissend, daß er das
ledige Kind der Dienstmagd ist, nicht wissend, daß er der
einzige Sohn des Bauern ist. Von der sterbenden Hagar
erfährt er endlich die Wahrheit. Nun schwillt im trotzigen
Gemüth des wüsten Bengels ein unversöhnlicher Haß gegen
den Vater, obwohl der Bauer ihn zum Großknecht macht
und ihm das Gut als Erbe in Sicht stellt. Dieser Haß,
der sich daheim nur in wilden Reden, bösen Blicken, all-
gemeinem Mißtrauen und unerhörter Flegelhaftigkeit Luft
machen konnte, findet endlich einen großen, seiner eigenen
Größe würdigen Anlaß. In den kirchlichen Kämpfen jener
Zeit ist der oberösterreichische Abraham ein Hauptanhänger
der evangelischen Sache. Als es ernst wird im Lande, sendet
er sein ganzes Gesinde vom Acker weg in die Schlacht.
Hagar's Sohn soll das Häuflein führen. Offenbar hofft
der Alte, daß sich das wilde Gebahren des Lümmels
zu einer großen Heldenthat läutern werde. Aber statt der
Heldenthat begeht der Junge einen Bubenstreich. Er ver-
räth die Sache der Seinen an den Feind. Ismael übt Rache
an Abraham, der ihn sammt der Mutter verstoßen hatte.

Das ist das psychologische Problem, das den Dichter
bewegt hat; doch es gelang ihm nicht, seine Lösung zu finden.
Aus einem verworrenen geschichtlichen Grunde erhebt sich ein
schwerfälliges Gebäude. Wir sind immer nur indirekte
Zeugen der Ereignisse. Berichte, Beichten und „olle Ka-
mellen" müssen uns den Augenschein ersetzen. Dadurch stumpft
sich von vornherein das Interesse ab, die Charaktere treten
wie eingewickelt vor uns hin. Der Plan des Dichters ist
nicht zur Ausführung gekommen. Aber der Plan leuchtet
doch so weit durch, daß eine gute Schauspielkunst die Cha-
raktere hätte entwickeln können. Der alte Bauer brauchte
nicht als eintöniger Pastor zu wirken, und auch beim Jungen
hätte das Recht auf Haß und Rache mehr in dem Wesen
hervortreten und in das Einerlei des ewigen „Raunzens"
Abwechselung bringen können. Statt dessen verfiel das
Stück im Schillertheater einer so kläglichen Interpretation,
daß zuletzt sogar dem dankbaren Fünfgroschen-Publikum der
Glaube an die Dichtung verloren ging, und man dem
Dichter grollte. Laienhaft verwechselte man das Stück mit
der Darstellung und ging in der Ueberzeugung auseinander,
der Mangel an Begabung liege nicht auf Seite des
Theaters, sondern auf Seite des Dichters.

Allerdings ist der Dichter schuldig, uns das nächste
Mal Besseres sehen zu lassen. Diesmal hat er vom ent-
blätterten Baume der einst so jugendgrünen Romantik einen
dürren Zweig gepflückt und, wie so viele andere Verspätete,
vergebens daran nach Keimen gesucht.

Paul Schlenther.

Theater.

Deutsches Theater: „Klein Eyolf". Schauspiel in 3 Aufzügen von Henrik Ibsen.

Die Aufführung von „Klein Eyolf" bekundete bis in
alle Einzelheiten spürendes Eingehen auf die Dichtung
seitens der Regie. Wenn die Vorstellung trotzdem wie ein
Versuch anmuthete, nicht wie eine Kunstleistung, so liegt
der Grund meiner Meinung nach in erster Linie in der
Duplizität sämmtlicher Charaktere.

Emanuel Reicher gestaltete den Alfred Allmers als
weltabgewandten Grübler und Denker. Er versuchte wohl
den eigenthümlichen naturmystischen, den geheimnißvoll
pantheistischen Zug herauszukehren. Allmers ist ein Ver-
wandter und doch auch wiederum ein Nichtverwandter der
Frau vom Meere und der Rosmer. „In unserer Familie",
sagt er, „ist etwas für sich. Immer hatten unsere Namen
helle Anfangsbuchstaben. Und die Verwandten, — alle
sind sie gleich arm. Und alle haben wir Augen von der-
selben Art. In meiner Familie pflegt man ja nicht alt zu
werden". Die Rosmers hatten ganz den Charakter des
Stückes Erde angenommen, das die Familie seit Menschen-
gedenken bewohnt hatte. Darum „haben die kleinen
Kinder hier auf dem Hofe nicht geschrien. Das liegt so in
der Familie. Und was noch sonderbarer ist — wenn sie
größer werden, lachen sie niemals. Lachen niemals, solange
sie leben". Und die Frau vom Meere war wie das Meer
geworden, an dessen Strande sie einsam lebte, auf das sie

hinausblickte, stundenlang. Die Allmers aber sind nicht mit einem Fleckchen Erde oder mit der See verwachsen. Wo haben sie gelebt?, man weiß es nicht. Aber — „wir sind auch mit Himmel und Meer ein wenig verwandt", sagt Allmers. Und — mit den Sternen. „Nach oben, — zu den Gipfeln hinauf. Zu den Sternen". Das Weben der Natur in den Allmers ist ein siderischer Zug, ein die Erde überwindendes Hinaussehnen in das All. Auch die Sterne können wohl Menschenherzen wandeln, wie das Meer — dieses Hinausleben in das Jenseits hat Reicher gestaltet. Aber das ist doch nur der eine Zug in Allmers Wesen. Er ist auch erdentsprossen, allzu erdentsprossen. Er ist nicht wie die Frau vom Meere ein Heide — „im Traume" lobt und preist er den, an den er selbst nicht glaubt. Auch muß er einräumen, „daß wir Lebenden hier im Erdenleben unsere Heimath haben", und die Sinnlichkeit hatte einst Macht über ihn gewonnen. Und diesen Zug in der Doppelphysiognomie Alfred Allmers ist Reicher schuldig geblieben.

Auch Frau Rita Allmers ist eine Doppelgestalt. Agnes Sorma faßte sie richtig als die Erdgeborene, Heißblütige, Leidenschaftliche; sie vermochte sie nur als solche nicht wahr und überzeugend zu gestalten. Ganz aber versagte ihr Spiel, als es darauf ankam, die andere Seite ihrer Wesenheit hervorzukehren, in der „die Kraft der Umwandlung" latent liegt.

Es ist in Ibsen's neuem Drama viel von dem Gesetz der Umwandlung die Rede, und der große Theil des Publikums, den die symbolische Dichtung mit ihrer rein psychologischen und novellistischen, nicht dramatischen, Spannung langweilte, empfand die ständige Wiederholung dieses Schlagwortes als etwas wohlthätig Erheiterndes. Es ist das Gesetz der Umwandlung, das auf einen Charakter wie den Alfred Allmers wirken muß, wie es auf die Natur selbst wirken muß. Daneben nun tritt am Ende der Dichtung die „Kraft der Umwandlung". Die Frau vom Meere verspürte diese Kraft, als es ihr gegeben wurde, selbständig und frei zu wählen. „In Freiheit und unter Verantwortung! — Hierin liegt — eine Kraft der Umwandlung." In „Klein Eyolf" aber ist das Entstehen dieser Kraft wie etwas Zufälliges und ist nur in den verborgenen Tiefen der Charaktere begründet. Bei der Aufführung nun fiel eine jede Motivirung des Umschwungs aus; der Schluß wirkte unverständlich.

Und unverstanden blieb schon vorher der Abschied Asta's von ihrem Stiefbruder, weil Martha Hachmann-Zipser allzusehr die ideale Seite in Asta's Charakter hervorgekehrt hatte. Sie trug nur das Gepräge von dem früheren idealen Zusammenleben mit dem Bruder, sie trug nur das Kleid jenes „einzigen hochheiligen Feiertags". In Asta aber besteht noch etwas anderes: „die moralischen Voraussetzungen für ihre Menschwerdung überhaupt", wie es in Rosmersholm einmal heißt. — In Wahrheit verstand es nur Eine, die Duplizität des Charakters in Erscheinung treten zu lassen: Frau Wildrandt-Baudius. Sie war eins in Locken und Abstoßen, Lieben und Hassen. Und die Poesie grotesk gruseligen Märchenspuks ruhte auf der Gestalt, die sie nachempfindend geschaffen.

Seltsam diese Duplizität der Charaktere, die eine genügende und wirksame Aufführung des Dramas wohl für immer unmöglich machen wird! Vielleicht ist es die skeptische Weisheit des Alters, die solche Duplizität fordert, weil sie in jedem Wesen Ich und Nicht-Ich, Sein und Nichtsein, verbunden sieht. Vielleicht zeugt sie auch nur von erlahmender Kraft. Wenn das Auge schwach wird, sieht es statt des einen weißen Lichtes das Gegeneinander und Durcheinander gelber, rother, grüner Streifen.

E. Heilborn.

Gust. Fagniez: Le Père Joseph et Richelieu (1577—1638). 2 Bde. Paris 1894.

Die allzu lang vernachlässigte Geschichte des Abschlusses der nationalen französischen Staatseinheit sowie des französischen Uebergewichtes nach außen unter der Leitung des Kardinals Richelieu wird jetzt von den Historikern jenseits der Vogesen mit verdoppeltem Eifer angebaut. Einen sehr hervorragenden Beitrag zur Kenntniß dieser Periode gibt Gustav Fagniez in seiner Geschichte des Pater Joseph, des vertrautesten Helfers des großen Kardinals. Bisher hatte man sich über den Charakter und die angeblich dunkle, ja verbrecherische Thätigkeit des Paters ein ganz abenteuerliches Bild gemacht, und zwar nach einer Schmähschrift eines gewissen Richard aus dem Jahre 1704. Fagniez, dessen Studien über die französische Geschichte des 17. Jahrhunderts ihm längst unter den Fachgenossen großes Ansehen erworben haben, berichtigt nun diese irrigen Anschauungen auf Grund der umfassendsten und eindringendsten Quellenforschung sowie einer höchst ausgebreiteten Kenntniß der einschlagenden Litteratur, auch der deutschen. Freilich, die Komposition des trefflichen und sehr belehrenden Werkes läßt manches zu wünschen übrig. Schon der Titel zeigt, daß es eigentlich einen doppelten Helden hat: Richelieu ebenso gut wie den Pater Joseph. Dadurch geht bereits jede Einheit verloren. Es kommt aber hinzu, daß der Autor die chronologische Zusammengehörigkeit der Thatsachen durchaus vernachlässigt und jede der aufstoßenden Fragen bis zu ihrem Abschlusse behandelt, so daß sich schließlich der Leser in der Zeitfolge gar nicht mehr zurecht findet. Es ist das allerdings eine leichtere Darstellungsweise, die auch jeden Punkt klarer erläutert — allein sie macht es unmöglich, sich eine Vorstellung von der inneren Entwicklung und dem äußeren Lebensgange des Paters Joseph zu bilden und reißt die einzelnen Kapitel ohne Zusammenhang auseinander. Auch verfällt das Werk in den Fehler so mancher moderner Biographien: es gibt zu viel von der allgemeinen Geschichte, um eine Lebensbeschreibung zu sein, und setzt sich doch willkürlich allzu enge Grenzen, um sich zu einer allgemeinen Geschichte zu erweitern; dabei läuft manches Unnöthige und schon Bekannte mit unter. Und da wir nun einmal beim Tadeln sind: weshalb fehlt bei einem Buche, das doch vielfach als Nachschlagebuch dienen soll, das alphabetische Personenregister. Es wäre solches um so nothwendiger, als das Inhaltsverzeichniß nicht bei den Kapitelanfängen die Seitenzahl nachweist.

Allein die Belehrung, die wir aus dem Werke schöpfen, ist mannigfach und bedeutend. Der wahre Charakter Richelieu's und seiner Regierung, seine religiösen und politischen Ueberzeugungen treten uns hier mit absoluter Klarheit entgegen. Zumal wird die Fabel von seiner konfessionellen Duldsamkeit, besonders den Hugenotten gegenüber, gründlich widerlegt. Auch in dem Verlangen nach dem linken Rheinufer und vorzüglich nach dem Besitze Straßburgs war er der wahre Vorläufer Ludwigs XIV. Weniger einverstanden sind wir mit der Schilderung des Paters Joseph selbst, der allzu gut fortkommt, und dessen intrigante Seite, die doch in den Thatsachen genügend hervortritt (vgl. II, 231 f., 244, 300), ebenso sehr vertuscht wird, wie, unter dem Schutze gelegentlicher schöner Phrasen, sein sehr reales Streben nach Eroberungen und Vorherrschaft für Frankreich. Der Verf. selber hätte sich chauvinistische Redensarten, wie: „der Einfluß Frankreichs in der Welt war stets an die Fortschritte einer allgemeinen Sache geknüpft, zu deren Vorkämpfer es sich gemacht hatte" (I 260), sparen können; jedes Blatt seines eigenen Werkes widerlegt sie.

Trotz einzelner Mängel aber ist das Buch, das mit großer Klarheit und vielem Verständniß von einem politisch denkenden Historiker geschrieben ist, nicht nur ein nützlicher Beitrag zur französischen Geschichte, sondern ein bleibendes Denkmal derselben.

—n —n.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 17. Berlin, den 26. Januar 1895. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der Antrag Kanitz ist bereits überboten. Die neueste Leistung ist der Vorschlag eines „staatlichen Brotmonopols", der in den Spalten der „Kreuz-Zeitung" aufgetaucht ist. Auch das Bäckereigewerbe wie der Getreidehandel muß verstaatlicht werden, damit der Staat in der Lage ist, das Räthsel aller Räthsel zu lösen; er wird alsdann den Agrariern hohe Getreidepreise zahlen und den Konsumenten billiges Brot liefern. Damit wird der Gipfel der bürgerlichen Zufriedenheit erklommen sein, denn es wird nur noch einen ganz kleinen Kreis Unzufriedener geben, nämlich die Getreidehändler und die Bäcker; über ihren Mißmuth aber kann sich der Staat im Hinblick auf den Vortheil der Millionen leicht hinwegsetzen.

Dieser Vorschlag verdient als detaillirter Plan nicht mehr Beachtung, wie die in unaufhörlicher Fruchtbarkeit täglich aufsprießenden Weltverbesserungspläne aller Art.

Da der Staat ein armer Teufel ist, der immer dem einen nur das geben kann, was er dem anderen genommen hat, so kommen alle Pläne solcher Art auf ein sehr einfaches Rechenexempel hinaus. Die Frage ist: Aus der Tasche welcher Bevölkerungskreise soll das Geld genommen werden, um das Getreide theuer zu bezahlen und das Brot aus diesem theuren Getreide billig zu verkaufen? Für den Staat heißt ein solches Gesetz: er befiehlt, daß es dieser Klasse von Bürgern schlechter ergehe, damit es jener Klasse von Bürgern besser ergehen kann. Sieht man von allen sonstigen Schwierigkeiten und Verwicklungen ab, so bleibt dies der Kernpunkt des neues Vorschlages in der „Kreuz-Zeitung", und der Vorschlag ist in diesem Kernpunkt von durchaus typischem Charakter.

Mit einem Worte ausgedrückt geht das Verlangen darauf hinaus, den modernen Staat zum Klassenstaat umzuschaffen; es wird die Befriedigung der Ansprüche bestimmter Klassen als höchster Staatsgrundsatz proklamirt. In Deutschland würde diese Klasse in erster Reihe die der Agrarier sein sollen. In der „Kreuz-Zeitung" selbst umschreibt man ein solches Verlangen der Junkerpartei mit den Worten:

„Denn sie verlangt nur, was jeder Erwerbsmann unbedingt benöthigt, die Sicherung ihrer Existenz."

Nur ein kleiner Unterschied besteht zwischen jedem Erwerbsmann und dem agrarischen Erwerbsmann nach dem Geschmack der „Kreuzzeitung". Der agrarische Erwerbsmann soll durch die Machtmittel des Staates in seiner Junkerexistenz gesichert werden; der andere Erwerbsmann sichert seine Existenz mit seinen eigenen Kräften und Mitteln; oder er unterliegt, wenn er das nicht vermag.

Eine Frage wird schwer abzuweisen sein: Wenn heute der Staat mit seiner politischen Macht den Schutz der agrarischen Junkerklasse in immer gesteigertem Maße dekretirt, warum soll alsdann anderen Klassen das Streben verwehrt sein, den Staat gleichfalls unter ihren Einfluß zu zwingen; und wenn der Staat zu Gunsten einer einzelnen Klasse die einseitige sozialistische Beraubung anderer Klassen vornimmt, warum ist dann nicht auch eine Beraubung zu Gunsten der Gesammtheit erlaubt? Diese wäre sogar aus dem Gesichtspunkt der Gerechtigkeit weit eher zu vertheidigen, und damit sind wir bei der Forderung der Arbeiter angelangt, nach der „Sicherung der Existenz" nicht einer einzelnen Klasse, sondern aller Staatsangehörigen; das nennt man ja gemeinhin den sozialdemokratischen Zukunftsstaat.

Bemerkenswerth ist es nun, daß sich diesen Folgerungen der Artikel der „Kreuzzeitung" keineswegs entzieht; in ihm ist vielmehr als große Weisheit eines „bedeutenden Sozialpolitikers der That" das Folgende zu lesen:

„Man entwickle aus dem Antrag Kanitz frischweg ein staatliches Getreide- und Brotmonopol. Das sozialistische Gespenst kann uns nachgerade nicht mehr schrecken. Es ist immer besser, wir wachsen allmählich in den Zukunftsstaat hinein, als daß er plötzlich und um-

stürzend über uns kommt. Darüber wird freilich das Manchesterthum mit seinem Doktrinarismus in neues Entsetzen gerathen. Allein was thut's?"

Oh, dieses Entsetzen thut gewiß nichts, und es dürfte nicht einmal vorhanden sein, denn bei der Betrachtung der politischen Erscheinungen in Deutschland konnte man schon seit längerer Zeit sich sowohl gegen mancherlei Entsetzen wie auch gegen manche Verwunderung abhärten. Allein etwas anderes bewirkt ein solcher Vorschlag in der That.

Immer in kurzen Zwischenräumen werden die großen nationalen Trompeten an die Lippen der nationalsten Männer angesetzt, und dann ertönt der gewaltige Sang vom Zusammenschluß aller staatserhaltenden Elemente gegen die furchtbare Gefahr der Sozialdemokraten, und es erschallt der Fluch gegen alle jene, welche sich diesem heeren Thun vorbehaltlos nicht anschließen wollen. Ja, zum Teufel auch; am Ende scheint dieser Kampf doch des Kampfes gar nicht werth; denn an einen Umsturz von heute auf morgen glauben nur noch die Trottel in der sozialdemokratischen Partei; und wenn wir schon einmal, wie in der „Kreuzzeitung" so schön prophezeit wird, in den „Zukunftsstaat" allmählich hineinwachsen müssen, nun dann ist es wahrhaftig den Sozialdemokraten nicht gar so sehr zu verargen, daß sie diesem Wachsthum durch die Gluth ihrer Agitation einige Treibhauswärme zum Zwecke schnellerer Entfaltung der neuen Staatsknospe zuführen.

Und solche Erörterungen, die den innersten Wesensgehalt der Sozialdemokratie bejahen, finden sich in jenen Blättern, die heißblütig Partei ergreifen für die Umsturzvorlage, welche doch schließlich aus dem Gedanken eingegeben ist, daß die sozialdemokratischen Lehren nicht nur in der Form ihrer Bethätigung, sondern auch in ihrem tiefsten Kern als verbrecherisch und menschenfeindlich bezeichnet werden müssen.

Tartuffe sagt:

Mais, madame, après tout, je ne suis pas un ange.

„Was thut's?" Darauf kann man der „Kreuzzeitung" schon die Antwort ertheilen. Blätter von so „konservativer" Gesinnung wie das Junkerorgan, spielen mit den Ideen eines Getreide- und Brotmonopols, um der Regierung auf irgend eine Weise ein neues Millionengeschenk für die Agrarier abzupressen; „das thut's" nach der einen Seite; und nach der anderen Seite „thut's", daß man Tausende an den Gedanken des allmählichen „Hineinwachsens" in den sozialistischen Zukunftsstaat gewöhnt. Und um das eine Wichtige für die eigene Kaste zu erreichen, kümmert man sich den Teufel um das zweite Verhängnißvolle für den Staat, und das Ganze heißt: Staatserhaltende Politik. Diesmal steckt das Räthsel in der Auflösung.

Männer aber, welche die eigentlichen geistigen Leiter einer Politik dieser Art sind, wie der Graf Kanitz und der Graf Mirbach, sollen unmittelbar mit einer Berufung in den preußischen Staatsrath begnadet werden. Das bringt einige Erleuchtung über unsere politischen Zustände, die nach dem letzten Kanzlerwechsel nationalliberalen Augen das erfreulichste Knospen zu versprechen schienen.

Nach längerer Krankheit ist 62 Jahre alt der Stadtrath außer Diensten Hugo Röstel gestorben. An politischen und gemeinnützigen Angelegenheiten hat er eifrig sich betheiligt und zwar stets in echt liberalem und echt humanem Sinne. Er war einer jener Charaktere, deren Weltanschauung in einem edlen, warm empfindenden Herzen wurzelte und denen daher auch der Liberalismus vor Allem politische Humanität und Gerechtigkeit bedeutete. Von diesem trefflichen Schlag besitzt Deutschland nicht allzuviele Exemplare; und die, welche vorhanden sind, ziehen es leider meist vor, in bescheidener Stille zu wirken, weil sie von den Widerwärtigkeiten und der Unfruchtbarkeit unserer auf offener Bühne sich abspielenden politischen Entwicklung abgestoßen werden; so verschwinden sie als fördernde Beispiele fast aus unserem öffentlichen Leben.

Der neue Präsident Frankreichs hatte mit der Bildu[ng] des Kabinets den Abgeordneten Bourgeois beauftragt. [...] Herr Bourgeois machte Anstrengungen über Anstreng[ungen] um ein Ministerium zu bilden. Jedoch vergeblich. [...] fängt daher schon wieder an in Frankreich nervös zu wer[den] und diese Nervosität sagt auch bereits unangenehme [...] dem vorgestern erwählten Oberhaupt der Nation.

In Griechenland ist endlich das Ministerium Trik[...] abgetreten, nachdem über den Staat der Bankerutt her[ein]gebrochen ist, und nachdem in der Bevölkerung sich bede[nk]liche Zeichen der Gährung bemerkbar machten. Die [...] erscheint so ernst, daß man selbst mit der Möglichkeit [...]stischer Schwierigkeiten zu rechnen beginnt.

In Bulgarien wachsen gleichfalls die Schwierigkeiten [...] den Prinzen Ferdinand, der damit die Süße genießen [...] von Stambulow befreit zu sein. Das Land steht vor [...] handelspolitischen Streitigkeiten mit Oesterreich-Ungarn, [...] Oesterreich-Ungarn dürfte nicht geneigt sein, den neuen [...]garischen Machthabern irgend wie das Leben zu erleichte[rn]. Bulgariens Lage ist aber sehr prekär ohne das Wohlwo[llen] des Donaureiches. Dazu der Zustand chronischer Umst[urz]gefahr in Serbien; das genügt, um dem Orient seinen [...] als politischer Hexenkessel zu wahren.

Lord Randolph Churchill ist 46 Jahre alt ge[stor]ben. Er war ein interessanter Typus des englisch[en] Aristokraten in unseren demokratischen Zeiten; bis [...] einem gewissen Grade Umsturzmann aus kapriziösem [...]geizigem Temperament und zugleich Konservativer [...] Familientradition. Der Widerstreit dieser Gegensätze [...] sein politisches Leben aus und gab seinem politisch[en] Streben den Charakter. Seine neumodischen Seitensprün[ge] entsetzten die Tories, und solche Seitensprünge sind es [...] auch wiederum, mit denen die konservativen Parteien [...] und mehr gezwungen sind, die demokratischen Mass[en] wenigstens vorübergehend zu fasciniren.

* * *

Quebracho.

Wenn die von dem Grafen Caprivi abgeschlossenen Handelsverträge uns nicht davor schützten, so würden [...] aller Voraussicht nach gegenwärtig einen protektionistische[n] Hexensabbath erleben, gegen den die Ausschreitungen [...] Jahre 1879 und 1887 das reine Kinderspiel wären. Selb[st] vor dem Antrag Kanitz schützt uns zur Hauptsache gegenwärtig nur noch der Umstand, daß kein Modus gefunden werden kann, um ihn ohne eine flagrante Verletzung [...] abgeschlossenen Handelsverträge in Wirksamkeit zu setze[n]. Das gesetzgeberische Gebiet, auf dem der Protektionismus sein Wesen treiben kann, ist eben durch die Handelsverträg[e] ganz wesentlich eingeschränkt, und man glaubt es [...] Führern des Protektionismus im Reichstage gern, daß [...] arg betrübt darüber sind, ihren schutzzöllnerischen Thatendrang durch die Caprivi'schen Handelsverträge so sehr eingeengt zu sehen.

Wessen wir uns vor ihnen zu versehen hätten, wenn sie frei wirthschaften könnten, das zeigte die Diskussion, [...] in dieser Woche im Reichstag sich über die Frage der Ein[...]führung eines Quebrachozolles entwickelte. Gerade wegen des symptomatischen Charakters dieser Debatte verdient dieselbe denn auch eine besondere Beleuchtung.

Das Quebrachoholz *), welches vorzugsweise aus Argentinien kommt, enthält einen Gerbstoff, dessen Verwendung in Deutschland von Jahr zu Jahr zunimmt. Begreiflicher[...]

*) Quebracho ist eine Korruption von Quiebra bacha, wörtlich Axtbrecher (von der Härte des Holzes).

ise. Denn seitdem die deutsche Lederindustrie durch die
wendung des sogenannten Extrakteurs diesen neuen Gerb-
ff richtig verwenden lernte, verbilligte sich das Gerb-
fahren um 30 bis 40 Prozent. Das Leder konnte somit
ch entsprechend billiger hergestellt werden. Dieses ver-
ligte Gerbverfahren hat nicht wenig dazu beigetragen,
nicht nur das amerikanische Leder vom deutschen
arkte zu verdrängen, sondern auch um die Exportfähigkeit
deutschen Leders beträchtlich zu erhöhen. Desgleichen
die Verbilligung des Leders all den zahlreichen deutschen
dustrieen, welche Leder als Fabrikationsmaterial zur
rwendung bringen, insofern zu gute gekommen, als auch
nun ihre Fabrikate relativ billiger herstellen konnten.
as Quebrachoholz hat durch seine den Fabrikationsprozeß
rbilligende Wirkung somit einen Erfolg gehabt, wie eine
ue Erfindung oder eine verbesserte Maschine.

Die wirthschaftliche Kulturentwicklung kommt in allen
sen Fällen dadurch zum Ausdruck, daß das schließliche
beitsprodukt billiger, d. h. wirthschaftlicher hergestellt
rden kann. Natürlich vollzieht sich ein solcher Entwick-
agsprozeß nicht ohne starke Reibung. Die Gerbereien,
lche sich nicht als genügend anpassungsfähig erwiesen,
itten eine Einbuße an ihrer Konkurrenzfähigkeit; des-
eichen fühlten sich die Produzenten von Eichenschälrinde
Deutschland durch die Verwendung jenes neuen Gerb-
aterials unangenehm berührt, und sie führen — mit mehr
er weniger Grund — die für sie unbefriedigenden Resul-
te ihrer Eichenschälwirthschaft auf das Eindringen des ar-
nlinischen Konkurrenten zurück.

Anstatt nun aber auch ihrerseits den Versuch zu
achen, durch Verbesserung des Betriebes und durch
höhung der Qualität ihrer Waare den Konkurrenz-
mpf aufzunehmen, haben sie das einfachere Mittel gewählt,
e politische Luft mit ihren Klagen zu erfüllen. Sie haben
amit denn auch insofern bereits Erfolg gehabt, als eine
nzahl einflußreicher Politiker sich zum Sprachrohr dieser
lagen in den Parlamenten gemacht hat. Die Herren
Stumm und Genossen — unter diesen Genossen befin-
n sich auch sehr einflußreiche Centrumsabgeordnete — ver-
ngen, daß ein Zoll auf Quebrachoholz — die antisemi-
schen Genossen sogar, daß ein Zoll von 10 Mark auf
0 Kilogramm — gelegt werde. Das wäre ein Zoll von weit
ber 100 Prozent des Werthes. Ob selbst dieser exorbitant
ohe Zoll die Lage der Eichenschälwaldinteressenten zu ver-
essern in der Lage ist, erscheint höchst zweifelhaft. Unzweifel-
ft dagegen ist bei Auferlegung dieses Zolles eine schwere
chädigung jener Gerbereien, deren Betrieb auf der Ver-
endung von Quebrachoholz beruht. Diese Gerbereien
ehren sich denn auch in Petitionen auf das heftigste gegen
e schwere Benachtheiligung, die ihnen zugedacht ist. Ob
s ihnen etwas helfen wird, steht dahin. Falls die Regierung
icht ein Einsehen hat und gegen den Zoll ihre Autorität
die Waagschale legt, dürfen die Quebrachoholzgerbe-
eien sich mit einiger Sicherheit darauf gefaßt machen, daß
r Betrieb zerstört oder wenigstens stark benachtheiligt wird.

Der Fall ist typisch für die modernste Form des Pro-
ktionismus. Früher pflegte man bei der Empfehlung von
chutzzöllen wohl noch darauf hinzuweisen, daß dieselben
um Zwecke der Erziehung eines Produktionszweiges zu
öherer Wirthschaftlichkeit auferlegt würden; — die Zeiten sind
ingst vorüber. Heute richten sich die Schutzzölle vornehm-
ch dahin, einen Produktionszweig, der wirthschaftlich an-
eren Konkurrenten vorausgeeilt ist, mit protektionistischen
Bleigewichten zu behängen, damit er in Zukunft auch
icht mehr zu leisten vermag, als die zurückgebliebenen
onkurrenten. Oder es handelt sich einfach darum, einem
estimmten Produktionszweige einen höheren Preis für seine
rodukte zu erzwingen. Bei all diesen protektionistischen
Manipulationen ist nur eins ganz sicher: die Schädigung
wirthschaftlich Fortgeschrittenerer und die Schädigung von
Konsumenten und Steuerzahlern. Diese Schädigung ist
egelmäßig weit größer, als der unmittelbare Nutzen, der
en begünstigten Produktionszweigen erwächst, und schon
us diesem Grunde erscheint diese Protektionspolitik —
auch ganz abgesehen von Gründen der Gerechtigkeit —
als verfehlt.

Was jedoch noch weit schlimmer wirkt, ist die in allen derartigen gesetzgeberischen Prozeduren zum Ausdruck kommende Tendenz, die natürlichen Fortschritte der wirthschaftlichen Entwicklung durch künstliche gesetzgeberische Mittel zu behindern. Wie sich der Protektionismus heute bei uns gestaltet hat, kann man sagen, daß der wesentlichste Unterschied zwischen diesem Protektionismus und unseren wirthschaftspolitischen Anschauungen darin zu suchen ist, daß der heutige Protektionismus die wirthschaftlich Schwachen durch Schwächung der wirthschaftlich Starken konkurrenzfähig machen will, während wir meinen, daß eine solche Konkurrenzfähigkeit nicht durch Schwächung der wirthschaftlich Starken, sondern durch Stärkung der wirthschaftlich Schwachen, durch Erhöhung der Leistungsfähigkeit der bisher minder Konkurrenzfähigen anzustreben sei.

Dieser selbe Grundunterschied tritt ja auch in der Gewerbepolitik zu Tage. Unsere reaktionären Gewerbepolitiker wollen dem Handwerk aufs Neue einen goldenen Boden dadurch verschaffen, daß sie diejenigen strebsamen Elemente, die aus der alten Gebundenheit des zünftlerischen Handwerks sich losgerungen haben, wieder in die Zunftschranken zurückzuführen streben, während wir das einzige Heil für das Handwerk darin erblicken, durch erhöhte Leistungen und Steigerung der Wirthschaftlichkeit des Handwerksbetriebes, speziell auch durch höhere fachgemäße Ausbildung, über den gegenwärtigen Stand der Leistungsfähigkeit hinauszuwachsen.

Die Schwäche unserer Position besteht darin, daß wir an die Klagenden mit der Anforderung herantreten: „Leistet mehr!", während unsere protektionistischen Gegner ihnen sagen: „Fordert mehr!" Und wer hörte nicht das Letztere lieber, als das Erstere?!

Im Fordern ist man denn auch recht munter. Die frühere Scheu vor der gesetzgeberischen Bettelei ist vollständig geschwunden, und es gilt schon fast als ein patriotisches Verdienst, „nothleidend" zu erscheinen. Mit solchen Forderungen wird in nächster Zeit der Reichstag in einem Umfange beschäftigt werden, wie man es sich bisher nicht hat träumen lassen. Was man von den Bemühungen der Nationalliberalen zur Erhöhung der Zuckerprämien hört, läßt darauf schließen, daß man mit der Bescheidenheit ein für alle Male aufräumen will. Und bei diesen Zuckerprämien handelt es sich bekanntermaßen um offene Subventionen, um direkte Baarzuschüsse aus allgemeinen Mitteln zu den Produktionskosten eines bestimmten Erwerbszweiges.

Es müßte wunderbar zugehen, wenn diese Prämienwirthschaft, sobald sie einen neuen großen Erfolg aufzuweisen hat, nicht Schule machen sollte. Solche direkten Prämien haben wenigstens das eine Gute, daß man genau weiß, was sie kosten. Es liegt nicht fern, beispielsweise den Eichenschälwaldbesitzern nach der Größe ihrer Produktion ebenfalls Zuschüsse aus allgemeinen Mitteln zu bewilligen. Der Effekt wäre ein viel sichererer, als die Preissteigerung, die man indirekt durch einen Quebrachoholzzoll herbeiführen will, und man schädigt dann wenigstens die Quebrachoholzgerbereien nicht in so unverantwortlicher Weise, wie das der Fall sein würde, wenn der Antrag der Herren v. Stumm und Genossen Gesetzeskraft erlangte.

Der Protektionismus hat bei uns eine Entwicklung genommen, die es nur logisch erscheinen läßt, wenn man jetzt offen dazu übergeht, jene Produktionszweige, die man begünstigen will, mit baarem Gelde zu unterstützen. Indem sich der Protektionismus so überschlägt, wird er hoffentlich eine Gesundung der wirthschaftspolitischen Anschauungen vorbereiten. Einstweilen befindet sich Deutschland dagegen wieder einmal im Stadium hochgradigen protektionistischen Fiebers.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

VI.

Eine Vorlage von ungewöhnlicher Wichtigkeit ist die Novelle zur Strafprozeßordnung. Bei Einbringung derselben hat die Regierung die besten Absichten gehabt. Sie hat Verbesserungen einführen wollen, sie hat Wünschen entsprechen wollen, die aus der Mitte des Reichstages mit Beharrlichkeit geäußert worden sind, dem Wunsche auf Wiedereinführung der Berufung und dem Wunsche auf die Entschädigung unschuldig Verurtheilter. Sie hat eigene Bedenken, die sie hegt, zurückgedrängt, um sich mit dem Reichstage in Einklang zu setzen. Freilich hat sie bei dieser Gelegenheit auch eine Zuthat einfließen lassen, die vom politischen Standpunkte aus sehr bedenklich ist; sie will den Einfluß des Justizministers auf die Zusammensetzung der einzelnen Kammern erhöhen; aber sie hat sich doch auch sofort bereit erklärt, diese Zuthat wieder fallen zu lassen, wenn im Uebrigen die Vorlage zu Stande kommt. Einen Spielball der politischen Parteien bildet die Vorlage nicht.

Aber trotz alledem hat die Vorlage so gut wie gar keine Aussicht zu Stande zu kommen. Trotz dem zweifellos obwaltenden Bedürfniß, trotz der besten Absichten der Regierung, trotz der Mühe, die man sich mit der Ausarbeitung der Einzelheiten gegeben hat, ist ein höchst unglückliches Werk zu Stande gekommen. Ich klage die Regierung nicht an; trüge diese die Schuld, so wäre ja die Möglichkeit gegeben, daß eine andere Regierung etwas Besseres schafft; allein die Vorlage gewährt einen betrübenden Einblick in die gesetzgeberische Unfähigkeit unserer Zeit. Während des zehnjährigen Zeitraumes von der Gründung des Norddeutschen Bundes bis zum Rücktritt Delbrück's hat das Reich eine Reihe glänzender gesetzgeberischer Thaten aufzuweisen; aber bei der Ausarbeitung der Strafprozeßordnung versagte die Kraft urplötzlich, dieses Gesetz, hervorgegangen aus einer Reihe von schlechten Kompromissen, erregte von Anfang an auf allen Seiten bedenkliches Kopfschütteln. Wir haben eine schlechte Strafprozeßordnung und wir haben nicht die Kraft, eine bessere an deren Stelle zu setzen.

Von den zahlreichen Bedenken, welche sich gegen die Novelle erheben lassen, will ich, da eine berufenere Feder das Weitere übernimmt, nur das Wichtigste hervorheben: es darf nun und nimmer zugegeben werden, daß ein Richterkollegium von drei Personen mit einer Mehrheit von zwei Stimmen gegen eine einen Menschen einer That schuldig spricht, die mit vieljährigem Zuchthaus bedroht ist. Von den Rednern, die sich ausführlich über die Vorlage geäußert haben, hat am Besten der Abgeordnete Schröder und nächst ihm der Abgeordnete von Buol die Punkte bezeichnet, auf welche es ankommt.

Ein Gesetz auf Abänderung des Zolltarifs ist eingebracht worden. Die einzelnen Bestimmungen desselben sind von ziemlich kleiner Art und das Gesammtgewicht der Vorlage ist nicht so bedeutend, daß man leicht begreift, wie um ihretwillen die Gesetzgebung in Thätigkeit gesetzt werden konnte. Die Diskussion drehte sich denn auch vorzugsweise um die Bestrebungen der Schutzzöllner, bei dieser Gelegenheit noch eine Reihe anderer Zollerhöhungen einzuschmuggeln. Mit erschreckender Deutlichkeit tritt das Bestreben hervor, der Industrie durch Vertheuerung wichtiger Hilfsstoffe schwere Schäden zuzufügen, um der Landwirthschaft kleine Vergünstigungen zu Theil werden zu lassen. Das Quebrachoholz, das in wenigen Jahren einen Umschwung im Gerbereibetriebe hervorgerufen hat, steht gegenüber den kleinen Eichenschälwaldungen, das Baumwollsaatöl gegenüber dem bischen Leinöl, der Jamaikahonig, der zum unmittelbaren Genusse kaum geeignet ist, sondern als Rohstoff der Kuchenbäckerei dient, soll bis zur Unerschwinglichkeit vertheuert werden, weil möglicher Weise unter seinem Namen Syrup in das Land geschwärzt werden kann. Der Antrag Graf Kanitz spukt wieder; er hat kürzlich das Abgeordnetenhaus unsicher gemacht, und man erkennt deutlich, daß der Annahme dieses Antrages nicht seine innere Wider-sinnigkeit entscheidend im Wege steht, sondern lediglich der Umstand, daß er durch die geltenden Handelsverträge zur Zeit unmöglich gemacht ist. Wir werden zehn Jahre lang häufig Gelegenheit haben, diese Handelsverträge zu segnen und den Mann, der ihre Annahme durchgesetzt hat.

Die Umsturzvorlage und die Verschärfung der Disziplinargewalt gegen Abgeordnete rücken in den Kommissionen nur langsam aus der Stelle und es läßt sich über die Aussichten nichts Neues sage. Das Centrum zeigte nicht die Lust, die Berathung durch Annahme eines diktatorischen Antrages in das Unübersehbare zu verschleppen, scheiterte aber mit diesem Bestreben, weil es nicht die einmüthige Unterstützung aller Freisinnigen fand, von denen vielmehr Einige darauf dringen, daß es zu einer klaren Entscheidung komme.

Die Generaldiskussion des Abgeordnetenhauses um das Budget drehte sich im Wesentlichen um die Punkte, die durch vorausgehende Erörterungen in der Presse festgelegt waren. Der Ministerpräsident Fürst Hohenlohe griff zum ersten Male mit einer frei gehaltenen Rede in die Diskussion ein und verspottete die Krisengerüchte, welche umlaufen, mit der Versicherung, daß das Ministerium in sich durchaus einig sei. Seines Spottes spottet freilich die Thatsache, daß Graf Caprivi zwei Tage vor seinem Sturze fester [illegible] als je; seines Spottes spottet die Thatsache, daß die Krisengerüchte nicht von den Gegnern des Ministeriums ausgehen, sondern von den Parteien, auf welche es sich stützen [illegible] und denen die Herren von Marschall, von Bötticher [illegible] von Berlepsch ein Dorn im Auge sind. Das Ministerium hat nur die Wahl, sich allen agrarischen Bestrebungen willenlos zu überlassen oder fest den Punkt zu bezeichnen, über welchen es sich nicht will hinwegreißen lassen. [illegible] sobald dieser Punkt einmal bezeichnet ist, wird er auch [illegible] Klippe werden, an welcher das Ministerium scheitert.

Herrn Miquel wurde die Unannehmlichkeit zugefügt, daß man ihn ernsthaft befragte, wie er sich zur Konversion der Staatsschulden stellt. Er wandte seine ganze Geschicklichkeit auf, um dieser Frage so gut wie möglich aus dem Wege zu gehen; man darf aber wohl mit Sicherheit annehmen, daß, wenn er erst seine übrigen Steuern in der Tasche hat, er es sich gefallen lassen wird, auch noch [illegible] dreißig bis vierzig Millionen jährlich hinzunehmen, die [illegible] aus einer solchen Konversionsmaßregel zufließen würde[illegible] Herrn Miquel fiel übrigens die von ihm mit Eleganz gelöste Aufgabe zu, an dem Reichstage zum Retter werden zu müssen gegen eine Rede, die Herr von Eynern in seiner gewöhnlichen Faschingslaune gegen denselben gerichtet [illegible] Herr von Eynern ist unzufrieden mit aller Welt, mit dem Reichstage und mit Herrn Miquel, mit den Freisinnigen und den Konservativen, mit dem Centrum, mit den Steuergesetzen, die zu Stande gekommen sind, und mit dem Schutzgesetze, das nicht zu Stande gekommen ist, mit dem Antrag Kanitz und mit den Handelsverträgen, welche die Annahme des Antrags Kanitz hindern; nur mit Einem ist er nicht [illegible] zufrieden, der ihm doch am meisten dazu Anlaß böte, [illegible] mit sich selbst.

Proteus.

Die projektirte Aenderung des deutsche[n] Strafprozesses.*)

Der dem Reichstage jetzt vorliegende Entwurf eine[s] Gesetzes betreffend Aenderungen und Ergänzungen des Ge-richtsverfassungsgesetzes und des Strafprozesses will zw[ei] von Vielen längst ersehnte Einrichtungen einführen. Erste[ns]

*) Zur Litteratur über den Entwurf sei hier hingewiesen [auf] folgende Spezialbroschüren: v. Bülow, Die Reform unserer Straf-rechtspflege, 1893; Stenglein, Wider die Berufung, 1894; Clodius, Gegen die Berufung im Strafverfahren; Auerbach, Zur Reform unser[er] [illegible]

will er in den Strafsachen mittlerer Ordnung, die vor den Strafkammern in erster Instanz erledigt werden, und gegen deren Urtheile nach der Strafprozeßordnung von 1877/79 nur die Revision wegen rechtlicher Verstöße an das Reichsgericht, nicht aber eine höhere Instanz auch wegen unrichtiger Beantwortung der *Beweisfrage* eintreten kann, die Berufung im vollen Umfange, also auch hinsichtlich der Beweisfrage *wieder* einführen, und zweitens will er entsprechend einem von der öffentlichen Meinung getragenen Beschlusse des Reichstages und dem in Oesterreich neuerdings gegebenen Beispiele folgend eine Entschädigung gewähren solchen Personen, die nach gänzlich oder theilweise erfolgter Strafvollstreckung im sogenannten Wiederaufnahmeverfahren nachträglich freigesprochen werden.

Diese Entschädigung, wie man sie nennt, unschuldig verurtheilter Personen hätte auch zum Gegenstande eines besonderen Gesetzes gemacht werden können. Nur eine Ergänzung, nicht eine Aenderung des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafprozeßordnung wäre nothwendig gewesen. Der Reichstag könnte die sämmtlichen übrigen jetzt projektirten Bestimmungen ablehnen und nur die auf jene Entschädigungen sich beziehenden annehmen, ohne daß unseres Erachtens dem Bundesrathe ein durchschlagender Grund zur Seite stände, nun seinerseits dem so herausgeschnittenen Gesetze demnächst die Zustimmung zu weigern. Diese Erwägung vorzunehmen, ist bei den Berathungen des Reichstages nicht bedeutungslos: die Alternative, entweder beides oder nichts, hätte hier wirklich gar keinen Sinn. Sollte sie gleichwohl wider Erwarten gestellt werden, so wäre die Frage, ob die Bestimmungen, die man *nicht* will, nicht einen zu hohen Preis für die in einem Punkte erstrebte Besserung ergeben würden.

Nun ist aber die an sich nicht nothwendige äußere Verkoppelung der jene Entschädigung betreffenden Bestimmungen auch innerlich in dem Entwurfe der verbündeten Regierungen dadurch hergestellt worden, daß die Voraussetzungen, unter denen künftig ein rechtskräftig Verurtheilter nachträglich in dem Wiederaufnahmeverfahren seine Freisprechung erreichen kann, sehr wesentlich erschwert werden sollen. Nach dem gegenwärtig geltenden § 399 Nr. 5 erreicht der Verurtheilte, abgesehen von den besonderen hier nicht in Betracht kommenden Fällen nachgewiesener Fälschungen, Meineide u. s. w., seine Freisprechung im Wiederaufnahmeverfahren, wenn neue (d. h. in dem früheren Verfahren nicht benutzte) Thatsachen oder Beweise beigebracht werden, die allein oder in Verbindung mit den früher erhobenen Beweisen die Freisprechung des Angeklagten oder in Anwendung eines milderen Strafgesetzes eine geringere Bestrafung zu begründen geeignet sind. Nach dem Entwurfe soll in Zukunft ein positiver Unschuldsbeweis, beziehungsweise der positive Beweis nöthig sein, daß eine Schuld nur nach Maßgabe einer auf mildere Bestrafung lautenden gesetzlichen Bestimmung vorliege.

Der Grund dieser in Aussicht genommenen sehr wesentlichen Beschränkung ist, daß einerseits frühere Beschlüsse des Reichstages die Entschädigung unschuldig Bestrafter als einen wirklichen *Rechtsanspruch* behandelt wissen wollten, was auch in dem neuen österreichischen Gesetze geschehen ist, und daß die Regierungen jetzt diesem, wie es in den Motiven heißt, „von weiten Kreisen der Bevölkerung getheilten Standpunkte“ sich anbequemt haben, daß aber anderenfalls angenommen wird, nach Lage der gegenwärtigen Gesetzgebung könne es auch Schuldigen gelingen, durch Benutzung veränderter Umstände (Tod, nachlassendes Gedächtniß der Zeugen u. s. w.) im Wiederaufnahmeverfahren nachträglich Freisprechung zu erlangen.

Man kann dies letztere zugeben. Aber liegt nicht schon in dem eventuell an die Freisprechung im Wiederaufnahmeverfahren sich knüpfenden Entschädigungsanspruche eine faktische, unseres Erachtens nicht einmal unbedenkliche Erschwerung nachträglicher Freisprechung? Es ist ganz unmöglich, bei freier Beweiswürdigung *der* richterlichen Erwägung völlig Eingang und Wirksamkeit zu versperren, welche bei einigermaßen zweifelhafter Sachlage fragt, ob denn der nachträglich Freizusprechende, wenn er doch schuldig sein sollte, auch noch mit einer grundlos erlangten Entschädigung bedacht werden solle.

Dann aber kommt in Betracht, daß die Geldentschädigung des nachträglich Freigesprochenen, so sehr sie einer Forderung idealer Gerechtigkeit entspricht und so sehr schon aus diesem Grunde ihre Einführung zu wünschen ist, dennoch eine Nebensache bleibt gegenüber der Möglichkeit, daß ein zu Unrecht Verurtheilter überhaupt die nachträgliche Freisprechung, die Freiheit, die Ehre wiedererlange. Die Geldentschädigung ist demnach wahrlich *zu theuer erkauft*, um den Preis *einer Erschwerung der Freisprechung*, um so mehr, da für im Gefängniß vertrauerte Jahre, für Lebensglück und Gesundheit, die einer irrenden Justiz zum Opfer gefallen sind, Geldentschädigung doch nur ein kärglicher Ersatz sein kann.

Endlich aber, wenn nur positiver Beweis der Unschuld die nachträgliche Freisprechung rechtfertigen soll, ist es dann nicht ein schreiendes Unrecht, dieselbe in einem Falle zu weigern, wo der gesammte Belastungsbeweis in sich zusammenstürzt, das Resultat also haarscharf betrachtet doch nur ein negatives ist? Ueberhaupt aber, wenn man es mit dem Begriffe des Unschuldbeweises streng nimmt, bleiben thatsächlich nur recht wenig dahin gehörende Fälle übrig: etwa der Fall, daß das angeblich begangene Verbrechen nachher sich als überhaupt nicht begangen herausstellt (z. B. es wird nachgewiesen, daß die angeblich getödtete Person noch lebt) oder daß das Verbrechen von einer *anderen* Person begangen ist.

Es ist auch nicht einzuwenden, daß etwa die geplante Wiedereinführung der Berufung jene Erschwerung der nachträglichen Freisprechung im Wiederaufnahmeverfahren rechtfertige; denn diejenigen Thatsachen und Beweismittel, welche die Wiederaufnahme des Strafverfahrens begründen, werden regelmäßig erst entdeckt, wenn die Berufungsfrist längst abgelaufen ist.

Ein Beispiel, daß andere Gesetzgebungen oder Gesetzesprojekte die Einführung der Entschädigung von einer Erschwerung des Wiederaufnahmeverfahrens abhängig gemacht hätten, ist in den Motiven *nicht* angeführt. In den 1890 von *Rintelen* und *Träger* dem deutschen Reichstage vorgelegten Gesetzentwürfen ist davon keine Rede.

Weit wichtiger als die Frage der Entschädigung unschuldig Verurtheilter oder selbst die in dem Entwurfe nicht behandelte Frage der Entschädigung solcher Personen, die schuldlos eine *Untersuchungshaft* zu erdulden hatten, ist die Frage der Wiedereinführung der Berufung. Es handelt sich hier darum, ein Unrecht der Strafjustiz zu verhüten; nicht darum, ein bereits zugefügtes Unrecht in nachhinkender und in vielen Beziehungen doch höchst ungenügender Weise wieder gut zu machen.

Die wesentlichen Gründe für die Wiedereinführung der Berufung sind:

1. Irren sei menschlich und daher eine mehrfache Prüfung in wichtigen Dingen erforderlich und üblich. (So ungefähr äußerte sich noch *Windthorst* in einer Reichstagsrede.) Nebenher wird dabei auch verwiesen auf die Zulassung der Berufung in den vor den Schöffengerichten verhandelten Sachen und sodann auf das Civilverfahren, welches nach der gegenwärtig geltenden Prozeßordnung eine Berufungsinstanz selbst für die geringfügigsten Sachen gewährt.

Strafverfahrens; *Mamroth*, Die Gefahren der neuen Novelle zum Gerichtsverfassungsgesetz u. s. w.; *Schövemann*, Betrachtungen über die Novelle zum Gerichtsverfassungsgesetze; *Goldenring*, Bemerkungen zu dem Entwurfe eines Gesetzes u. s. w.; *Beling*, Die Wiedereinführung der Berufung in Strafsachen; *Aschrott*, Die Reform des Strafverfahrens u. s. w.; *Köhne*, Der deutsche Strafprozeß und seine Reform; *Samter*, Aus schöffengerichtlicher Praxis. In den Nummern der „National-Zeitung“ vom 11.—17. Januar ((7, 20, 23, 27, 29, 35) hat *Binding* eine eingehende und im höchsten Grade der allgemeinen Beachtung zu empfehlende Kritik geliefert. — Ueber die Frage der *Berufung* vergleiche man noch aus *früherer Zeit* besonders den Aufsatz v. *Schwarze's* im Gerichtssaal 1883, S. 384 ff.

2. Wenn auch, sofern es sich um die Beweisfrage handle, die Berufungsrichter an sich nicht bessere Richter seien als die Richter erster Instanz, so hätten sie doch nur Kritik zu üben an einem bereits vorhandenen Urtheile; solche Kritik sei aber leichter als das Finden eines ersten Urtheils.

3. Erst die Entscheidung erster Instanz verschaffe häufig dem Angeklagten, namentlich den ungebildeteren Angeklagten, genügende Aufklärung darüber, was man ihm eigentlich zur Last lege und somit sei in diesen recht zahlreichen Fällen eine zweite Instanz zur Herbeischaffung der zur vollständigen Vertheidigung erforderlichen Beweismittel und Geltendmachung entlastender Thatsachen nöthig.

Die Motive des Entwurfs führen dann auch die, wie hervorgehoben wird, in vielen Kreisen bemerkbare Unzufriedenheit mit der Strafrechtspflege, insbesondere der Strafkammern auf den Mangel eines Berufungsverfahrens zurück.

Man kann jeden jener Gründe in gewissem Umfange anerkennen. Es fragt sich aber, ob sie nicht durch andere Gründe mehr als aufgewogen werden, welche die Einführung einer Berufungsinstanz widerrathen.

Prüfen wir die Sachen zunächst einmal von dem Gesichtspunkte aus, daß gesorgt werden soll für den Schutz vor ungerechten Verurtheilungen; denn die öffentliche Meinung dürfte ganz überwiegend gerade von diesem Gesichtspunkte aus ihre Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustande, ihren Wunsch nach einer Aenderung bezeugt haben.

Dem ersten jener drei Gründe läßt sich zunächst entgegensetzen, daß jede Theilung der Verantwortlichkeit für eine Entscheidung gerade dem Angeklagten gefährlich werden muß, und eine solche Theilung liegt in der Einführung einer zweiten Instanz. Es ist ganz natürlich, daß ein Richter in zweifelhaften Fällen zu einer Verurtheilung eher sich entschließt, wenn dem Angeklagten, falls er unschuldig ist, die Anrufung eines andern Gerichts freisteht, als wenn die Entscheidung unabänderlich ist, und wiederum wird die Verurtheilung in erster Instanz in zweifelhaften Fällen leicht ein schwerwiegendes Präjudiz für die Beurtheilung der Sache in der zweiten Instanz bilden.

Hier kann nicht einmal dann von einer in der Einführung der Berufung liegenden **unbedingten** Garantie zum Schutze der Unschuld gesprochen werden, wenn nur der in erster Instanz Verurtheilte gegen die Verurtheilung, nicht aber der Staatsanwalt gegen die Freisprechung selbständig die Berufung zu erheben berechtigt ist*). Wird aber die Berufung, wie der Entwurf will, auch dem Staatsanwalte gegen die Freisprechung gegeben, so ist, selbst wenn in zweiter Instanz nach dem Entwurfe der Angeklagte nur mit vier Stimmen gegen eine schuldig gesprochen werden kann, das Ergebniß möglich, daß von den acht überhaupt in Betracht kommenden Richtern eine Stimmengleichheit die Verurtheilung herbeiführt, nämlich dann, wenn die drei Richter der ersten Instanz einhellig für nichtschuldig sich erklärt hatten.

Nun mag vielleicht diese den Angeklagten ungünstige Chance weniger in Betracht kommen; gleichwohl ist, wenn eine mehrfache Prüfung schwieriger Sachen wirklich nützen und nicht vielmehr in vielen Fällen schaden soll, erforderlich, daß die zweite Prüfung eine **gründliche** sei und sachlich mindestens eben diejenigen Garantien besitze, welche der ersten Prüfung eignen, und hier bilden die Prinzipien der Mündlichkeit (Unmittelbarkeit der Beweisaufnahme vor dem erkennenden Gerichte) und der freien Beweiswürdigung der Zulassung einer zweiten Instanz über die Beweisfragen so gut wie unübersteigliche Hindernisse. Schon eine **wirkliche** Reproduktion der Verhandlung erster Instanz vor dem Berufungsgerichte ist unmöglich; die Sache ist nicht mehr dieselbe: die Zeugen stehen unter dem Eindrucke dessen, was die Verhandlungen sonst ergeben haben, und nicht selten haben sie auch Manches vergessen. Dann macht aber auch der Umstand sich geltend, daß die nochmalige Vernehmung aller in Betracht kommenden Personen sehr häufig geradezu enorme Kosten und Belästigungen verursacht, namentlich wenn die Berufung an ein entferntes Gericht geht, und so sind sämmtliche Gesetzgebungen, die in Strafsachen eine Berufung in Ansehung auch der Beweisfrage kennen, zu einer Konstruktion dieses Berufungsverfahrens gekommen, die mehr oder minder doch nur ein prinziploses Gemisch von Mündlichkeit und Schriftlichkeit darstellt. Dem Entwurf kann es daher nicht zum Tadel gereichen, daß in ihm jenes bisher nicht gelöste Problem ebenfalls eine befriedigende Lösung nicht gefunden hat.

Schon nach dieser einen durchschlagenden Erwägung fallen die sämmtlichen für die Berufung in einem mündlichen Verfahren vorgebrachten Gründe, mit Ausnahme der letzten, daß der Angeklagte oft erst durch das Urtheil erster Instanz genügend erfährt, um was es sich eigentlich handelt, und diese Aufklärung des Angeklagten kann man doch zweifellos in viel einfacherer Weise, z. B. dadurch beschaffen, daß im Verfahren der ersten Instanz die über die Eröffnung des Hauptverfahrens entscheidende Gerichtsabtheilung dem Beschuldigten in Person und nicht nur schriftlich Gegenstand der Beschuldigung und die ermittelten Verdachtsgründe mittheilt und ihn darauf aufmerksam macht, welche Strafe er möglicher Weise zu erwarten habe.

Die Analogie des Civilverfahrens*) will dabei wenig bedeuten, schon deshalb wenig, weil in den meisten Civilprozessen die Thatsachen, um welche es sich handelt, ganz anderer Art sind als die im Strafverfahren zu ermittelnden und weil in Civilrechtsstreitigkeiten **schriftliche** Beweismittel (Urkunden) eine ganz andere Rolle spielen als im Strafverfahren. Dazu kommt, daß Rechts- und Beweisfragen im Civilprozesse meist noch weit schwieriger zu trennen sind, und daß der gesammte Civilprozeß von der freien Disposition der Parteien beherrscht ist. Das Verfahren vor den Schöffengerichten aber ist eine Art summarischen Verfahrens, geeignet, für kleinere Strafsachen im Ganzen eine Art „**Versuchsstation**“, bei welcher man über mangelhafte Formen und Garantien eben deshalb hinweggeht, weil bei einem unrichtigen Spruche die Parteien ja die zweite Instanz anrufen können. Man darf eben deshalb die verhältnißmäßig große Ziffer der Berufungen und insbesondere der von Erfolg begleiteten Berufungen gegen Urtheile der Schöffengerichte als Beweisgrund für die Wiedereinführung der Berufung in Strafkammersachen nicht heranziehen.

In wichtigen Strafsachen aber die erste Instanz als **Versuchsstation** einzurichten, also den Schwerpunkt von der ersten in die zweite Instanz verschieben, kann nur als grober legislativer Fehler gelten; denn kaum Etwas setzt die Strafrechtspflege mehr in den Augen des Volkes herab, als widersprechende Urtheile der Strafgerichte über die Schuldfrage in derselben Strafsache. Es war daher ganz richtig, wenn früher die verbündeten Regierungen die von der Theorie ganz überwiegend vertheidigte und nach dem Beispiele der österreichischen Strafprozeßordnung von 1873 vorgenommene Beseitigung der Berufung in den Strafkammersachen als ein nicht aufzugebendes Vorgehen bezeichneten.

Völlig verfehlt aber dürfte — wenn es wenigstens ankommen soll auf einen verstärkten Schutz gegen ungerechtfertigte Verurtheilungen — ein Gesetz sein, welches, un-

*) Diese Beschränkung der Berufung ist gar nicht so unvernünftig, wie sie meistens dargestellt wird. Auch der frühere gemeine Strafprozeß kannte Rechtsmittel nur zu **Gunsten** des Verurtheilten, nicht Rechtsmittel auch zum Nachtheil Freigesprochener. Die moderne Strafprozeßordnung aber anlangend, so hat z. B. eine Autorität ersten Ranges, der verstorbene General-Staatsanwalt v. **Schwarze**, an sich ein entschiedener Gegner der Berufung, sich für jene Beschränkung der Berufung erklärt, wenn doch einmal eine Berufung bestehen solle, und nach der Strafprozeßordnung für das Königreich Sachsen von 1855 Art. 338 hat es eine **Berufung nur** zu Gunsten des Angeklagten gegeben, ohne daß daran die Strafjustiz im Königreich Sachsen zu Grunde gegangen wäre.

*) Uebrigens sei daran erinnert, daß man in England und den Vereinigten Staaten das, was man bei uns als Berufung bezeichnet, auch in Civilsachen nicht kennt und daß der 1871 vom preußischen Justizministerium veröffentlichte Entwurf einer deutschen Civilprozeßordnung in den vor den Landgerichten in erster Instanz verhandelten Sachen die Berufung bezüglich der Beweisfrage ausschließen wollte.

eine *zweite Instanz zu ermöglichen*, in beiden Instanzen eine *erhebliche* Anzahl der wichtigsten Garantien des Angeklagten *beseitigt*, und dies geschieht, wie so ziemlich *einstimmig* die bisher erschienenen sachmännischen Kritiken bezeugen, im neuen Gesetzentwurf in einem höchst bedenklichen Umfange. Wie die Schrift des Rechtsanwalts *Schönemann**) (Gera) bemerkt, „*ist der Entwurf sehr findig in dem Wegstreichen von Garantien*".

Es sollen, wie erwähnt, in Zukunft in den Strafkammersachen nur drei Richter nach Mehrheit entscheiden, eine in doppelter Beziehung die Rechtsprechung gefährdende Bestimmung. Erstens kann in einem nur aus drei Personen bestehenden Kollegium die Meinung eines Einzelnen und insbesondere die des Vorsitzenden leicht einen übermächtigen Einfluß gewinnen, namentlich wenn etwa einer der Richter noch ein weniger erfahrener Richter, ein jüngerer Hilfsrichter ist, und überhaupt besteht die Gefahr, daß in einem so kleinen Kollegium eine entschiedene Majorität sich zu schnell bildet, und daß die verschiedenen möglichen Gesichtspunkte überhaupt gar nicht geltend gemacht werden. Durch die Berufungsinstanz wird dieser Nachtheil deßhalb nicht ausgeglichen, weil das Urtheil erster Instanz bei vollkommen freier Beweiswürdigung immer ein erhebliches Präjudiz bildet.

Zweitens aber wird bei dieser geringen Anzahl von Richtern, von denen der eine als Vorsitzender, der andere als Referent die Akten gelesen haben wird, von vornherein die Majorität des Collegs unter dem Einfluß der *Akten* des Vorverfahrens gebracht, und da die Vorakten überwiegend Belastungsbeweise zu enthalten pflegen, so ist es klar, daß je mehr die Hauptverhandlung zu einem bloßen Nachspiele des Vorverfahrens herabsinkt, dies ganz besonders zum Nachtheile des Angeklagten erfolgen muß.

Und noch andere Vorschriften kommen hinzu, welche unvermerkt mit vollen Segeln wieder in das *Fahrwasser der alten Schriftlichkeit zurückführen*.

In dieser Beziehung ist zuerst zu beachten, daß die wohlerwogene Vorschrift aufgehoben wird, der zufolge mehr als zwei von denjenigen Richtern, die bei der Entscheidung über die Eröffnung des Hauptverfahrens mitgewirkt haben, an dem Hauptverfahren nicht Theil nehmen dürfen. Anklagekammer und entscheidende Strafkammer können also in Zukunft völlig identisch sein.

Wer nun auch mit den Motiven den guten Glauben hat, daß ein Richter, der für den Anklagebeschluß gestimmt hat, *deshalb* niemals in Beziehung auf das Endurtheil voreingenommen sei, wird doch zugestehen müssen, daß bei solcher Identität der auf die *Akten* Beschluß fassenden Anklagekammer mit der entscheidenden Strafkammer, das *Aktenergebniß* eine erhöhte, die mündliche Verhandlung eine erheblich verminderte Bedeutung erhält. Die Motive berufen sich darauf, daß die bisherige Vorschrift den Geschäftsgang namentlich bei den kleineren Landgerichten erschwert habe. Aber am Ende ist jede schützende Formvorschrift eine Erschwerung des Geschäftsganges, und von diesem Gesichtspunkte aus wäre eine Prozeßordnung und ein Gerichtsverfassungsgesetz so ziemlich ohne Inhalt das Ideal, dem wir zuzustreben hätten. Zum Schluß muß dann wieder die Berufungsinstanz herhalten: als wenn der Mangel einer wesentlichen Garantie gegen Voreingenommenheit in erster Instanz und ein verkehrtes Urtheil erster Instanz so gar nichts bedeuteten.

Des Weiteren aber erlangen die Vorakten ein völliges Uebergewicht über die mündliche Hauptverhandlung und wird die Hauptverhandlung thatsächlich zu einer bloßen Reproduktion des nicht-öffentlichen Verfahrens durch die geplante Vorschrift, daß künftig die Zeugen sofort bei ihrer *ersten Vernehmung* im Vorverfahren der Regel nach beeidigt werden sollen, was gegenwärtig nur in Ausnahmefällen geschehen durfte. So werden die *Zeugen* auf das *erste Protokoll festgenagelt* unter der Befürchtung, sonst wegen Meineids in Untersuchung zu kommen, und nun bedenke man, daß die Zeugenvernehmungen im Vorverfahren in *Abwesenheit der Parteien* also auch des *Angeklagten* erfolgen, während der Staatsanwalt, namentlich falls eine förmliche Voruntersuchung nicht geführt wird, allerdings eher in der Lage ist, trotz persönlicher Abwesenheit bei den Vernehmungen des Vorverfahrens die Interessen der Anklage geltend zu machen. Diese in der *Theorie* ganz überwiegend verworfene Vorschrift ist nichts anderes als ein Rückfall in das französische und das preußische Verfahren, wie es vor der deutschen Strafprozeßordnung bestand. Nachdem man das Wesen der Mündlichkeit besser erfaßt hatte, gelangten andere deutsche Prozeßgesetze gerade zu der entgegengesetzten Bestimmung, wie sie jetzt in der Strafprozeßordnung enthalten ist. Die Motive rechtfertigen die Rückwärts-Aenderung mit dem Hinweis darauf, daß in manchen Fällen die Zeugen im Vorverfahren mit der Wahrheit zurückhalten. Aber *ausnahmsweise* kann man sie ja beeidigen.

Verstoßen diese Aenderungen gegen das Prinzip der Mündlichkeit, so kommen nun Neuerungen, welche die *Parteirechte* und insbesondere die Rechte des Angeklagten empfindlich beeinträchtigen. § 199 der Strafprozeßordnung giebt dem Angeklagten das Recht, bei Empfang der Anklageschrift binnen einer vom Vorsitzenden des erkennenden Gerichts zu bestimmenden Frist eine förmliche Voruntersuchung oder die Vornahme einzelner Beweiserhebungen vor der Hauptverhandlung zu beantragen oder Einwendungen gegen die Eröffnung des Hauptverfahrens vorzubringen: über diese Anträge beschließt das Gericht. Diese Vorschrift soll gestrichen werden. Die Motive sagen, sie führe regelmäßig zur Verschleppung des Verfahrens und habe thatsächlich dem Angeklagten wenig genützt. Für die letztere Behauptung sind die Motive den Beweis schuldig geblieben. Aber zugegeben, daß sich die Sache so verhatte, sollte man nicht, wie schon von anderer Seite bemerkt ist, vielmehr suchen, die Vorschrift wirksam zu machen, da es doch auf der Hand liegt, daß ohne dieselbe, wenn keine in richterlicher Hand liegende Voruntersuchung, vielmehr nur ein sogenanntes Skrutinialverfahren unter ausschließlicher Direktive des Staatsanwaltes stattgefunden habe, die ganze Vorbereitung der Hauptverhandlung Gefahr läuft, eine einseitige den Angeklagten benachtheiligende Richtung zu nehmen? Und den indirekten Nutzen hat die bloße Existenz jener Vorschrift doch, daß nicht die richterliche Voruntersuchung in den Strafkammersachen allmählich de facto ganz verschwindet, zumal die so sehr beliebte *ausschließliche* Vorherrschaft des Skrutinialverfahrens in nicht ganz einfachen Sachen sehr erhebliche Nachtheile mit sich bringt, wie namentlich Landrichter *Aschrott* dies in einer so eben erschienenen Brochüre sehr gut geschildert hat; der Staatsanwalt wird doch daran erinnert, daß schon vor der Hauptverhandlung, in welcher die Hast der Abwicklung oft die Kritik des Vorverfahrens ausschließt, das Gericht hin und wieder mit der Kritik des Vorverfahrens sich eingehender befassen *kann*.

Im äußersten Maße *gefährlich* ist aber die beabsichtigte Aufhebung der gegenwärtig geltenden Vorschrift (Strafprozeßordnung § 244), welche verlangt, daß die Beweisaufnahme der Hauptverhandlung auf die sämmtlichen vorgeladenen Zeugen und Sachverständigen, sowie auf die anderen herbeigeschafften Beweismittel sich erstrecken *muß*. Nur in den Uebertretungsfällen und in den auf Privatklage erhobenen geringfügigeren Vergehensfällen kann jetzt das erkennende Gericht nach seinem Ermessen eine Beschränkung dieser von den Parteien angebotenen Beweisaufnahme eintreten lassen. Künftig soll dies schrankenlose Ermessen in *allen* Strafsachen gelten. Ist es nun an sich schon gefährlich, den Richter in *solcher* Weise zum *Herrn* der Beweisaufnahme zu machen und so den Prozeß gerade in dem entscheidenden Augenblick durch Beseitigung der Partei recht eigentlich wieder in einen Inquisitionsprozeß zu verwandeln, so berücksichtige man, daß zwei von den erkennenden Richtern die *Akten* genau kennen. Was enthalten diese Akten vorzugsweise? Nichts anderes als Be-

*) Betrachtungen S. 22.

lastungsbeweise. Der Eindruck dieser Beweise wird vielbeschäftigte durch eine lange Sitzung stark ermüdete Richter leicht zu der Ansicht führen, daß weitere Beweisaufnahmen doch nichts Erhebliches mehr ergeben und zu der von den Motiven des Entwurfs so schwer beklagten „Verschleppung" führen werden. Der Trost der zweiten Instanz kann aber hier dem Angeklagten nicht viel gelten; denn erstens soll jenes schrankenlose Ermessen auch in der Berufungsinstanz Platz greifen, und zweitens liegt ja in der Berufungsinstanz schon ein verurtheilendes Erkenntniß der ersten Instanz vor, welches den Richter präokkupiren kann, zumal die Sitzungsprotokolle erster Instanz, in denen häufig erst Entlastungszeugnisse vorkommen, jetzt meist über den Inhalt dieser letzteren Zeugnisse nichts enthalten und voraussichtlich auch bei dem besten Willen des Protokollführers und des Vorsitzenden über eine irreführende Dürftigkeit des Inhalts bezüglich der Zeugenaussagen schwerlich hinauskommen werden. Es dürfte sich fragen, ob die Aufhebung dieser einen Vorschrift nicht **alle** Garantien aufwiegt, die eine Berufung überhaupt geben kann. Natürlich **kann** unter Umständen mit der gegenwärtig gültigen Vorschrift Mißbrauch getrieben werden. Aber das ist kein Grund sie zu beseitigen, wenn ihre Befolgung **übergefährlich** ist!

Die bisherige Strafprozeßordnung (§ 211) kennt ein besonders rasches Verfahren vor dem Schöffengerichte ohne schriftlich erhobene Anklage und ohne vorherige richterliche Entscheidung über Eröffnung des Hauptverfahrens, aber nur wenn entweder der Beschuldigte sich freiwillig stellt oder in Folge einer vorläufigen Festnahme dem Gerichte vorgeführt oder nur wegen Uebertretung verfolgt wird. Es scheint nicht, daß davon sonderlich starker Gebrauch gemacht ist; denn erstens kann bei solchem — man verzeihe den Ausdruck — etwas tumultarischen Verfahren dem Verdächtigen leicht Unrecht geschehen; zweitens stören ex abrupto eingeschobene Verhandlungen die Geschäfte der Gerichte, und drittens ist es auch nicht gerade erfreulich oder nöthig, daß die staatliche Strafjustiz mit der Lynchjustiz an Schnelligkeit wetteifere. Hauptsächlich kommt jener Paragraph wohl zur Anwendung bei geringfügigen Strafverfolgungen gegen Vagabonden, Reisende oder Personen, die selbst eine besonders schnelle Erledigung der Sache bei eingestandener Schuld dringend wünschen. Im Uebrigen bildet der § 211 im Ganzen ein harmloses Paradestück der Prozeßordnung.

Der Entwurf, dem es, abgesehen von der Berufung, so sehr um Beschleunigung und um Vermeidung von Verschleppung zu thun ist, gibt jenem außerordentlichen Verfahren einen weiten Wirkungskreis. Es soll bei allen und jeden Strafsachen — mit Ausnahme nur der in erster Instanz vor dem Reichsgerichte und der vor den Schwurgerichten verhandelten — nach dem Ermessen der Staatsanwaltschaft Platz greifen können gegen Personen, die entweder auf frischer That betroffen, oder verfolgt und vorläufig festgenommen sind,*) oder in Beziehung auf welche die Voraussetzungen des bisherigen § 211 zutreffen. Sofort oder spätestens am zweiten Tage nach der Vorführung des Verdächtigen soll zur Aburtheilung geschritten werden, vorbehaltlich allerdings der Befugniß des Gerichts, die Verhandlung als nicht spruchreif zu vertagen oder — aber nur auf Antrag der Staatsanwaltschaft — eine Voruntersuchung zu beschließen. Nun ist es bekanntlich gar nicht so leicht, mit einiger Präzision zu entscheiden, ob wirklich Jemand auf frischer That betroffen ist; die Motive gehen aber guten Muthes mit einer extensiven Interpretation voran, indem sie sich, wie wir glauben, wenig passend auf Protokolle der Reichs-Justizkommission berufen, die nicht mit der Aburtheilung, sondern mit der lediglich provisorischen Maßregel der vorläufigen Festnahme eines Verdächtigen sich befassen. Es dürfte, wenn Staatsanwälte und Gerichte genügend auf die Intentionen des Gesetzgebers eingehen, so ziemlich gegen jeden Festgenommenen, auf welchen von vornherein ein Verdacht fiel und gegen den deshalb die Verfolgung als „unmittelbar (?) bei oder nach der That" „**unternommen**" betrachtet werden kann, das summarische Verfahren zulässig sein. Prof. **Binding** hat kürzlich („National-Zeitung" vom 14. Jan.) darauf aufmerksam gemacht, daß bei der so ausgedehnten Zuständigkeit der Strafkammern, Jemand in diesem Verfahren 15 Jahre Zuchthaus zudiktirt erhalten kann. Welchen Eindruck eine solche an Schnelligkeit von der Lynchjustiz wenig übertroffene Justiz in einem Kulturvolke hervorrufen könnte, wie dadurch das Vertrauen jedenfalls in der **ersten** Instanz erschüttert werden müßte, daß der ein Freiheitsverlust in Dauer eines halben Menschenalters so wenig Kopfzerbrechens zu verursachen schiene, das ist eine Erwägung, die in den Motiven **nicht** angestellt wird. Und nun denke man, daß bei der berühmten frischen That, welche ungefähr dieselbe Rolle spielen könnte, wie im Mittelalter das „Notorium", von dem alle Welt sprach und das doch Niemand zu definiren vermochte, — sehr häufig die ärgsten Verwechslungen vorkommen können. Jemand wird z. B. in den Strudel einer exzedirenden Menge ganz unverschuldet hineingerissen; ein Schutzmann packt ihn und behauptet optima fide, Jener habe mit einem Stein geworfen oder geschlagen;*) möglicher Weise hat er ja auch den Arm erhoben, aber es geschah in berechtigter Nothwehr. Der Verdächtigte wird verhaftet; er beruft sich auf das Zeugniß einer Frau, die einstweilen nicht ermittelt werden kann. Der Schutzmann bleibt bestimmt bei seiner Aussage, die er beeidigt. Ist da nicht Gefahr, daß, wenn das Gesetz jene Justiz im schnellsten Tempo anempfiehlt, das Gericht auf den Antrag des Staatsanwalts die Vertheidigung des Angeklagten für Verschleppung erklärt und ohne einige Tage zu warten, ob nicht Vertheidigungszeugen ermittelt werden können und andere entlastende Momente sich herausstellen, einen Unschuldigen verurtheilt? Außerdem pflegt selbst bei groben Excessen ein allzu hastiges Aburtheilen der gerechten Abwägung der Strafe wenig förderlich zu sein.

Will man ein schnelles Ausnahmeverfahren auch in nicht ganz geringfügigen Strafsachen, so muß man es von der **Zustimmung des Verdächtigen** abhängen lassen (wie dies in England der Fall ist) und ihm **zuvor** einen rechtsgelehrten Vertheidiger verschaffen.**)

Ebenso bedenklich ist sodann die weite Anwendung, welche der Entwurf dem **Verfahren in Abwesenheit** des Angeklagten geben will. Entsprechend den Forderungen der heutigen Theorie des Strafprozesses hat die Strafprozeßordnung die Möglichkeit einer Hauptverhandlung, bei welcher der Angeklagte nicht zugegen ist, in enge Grenzen eingeschlossen. Selbstverständlich kann das dem Staatsanwalt und dem Gerichte, wie den Zeugen und Sachverständigen in einigen Fällen, wenn der Angeklagte unerwarteter Weise ausbleibt, Unbequemlichkeiten verursachen; auch der Angeklagte mag zuweilen es vorziehen, zu Hause zu bleiben. Aber sind das Gründe, die das Gericht berechtigen sollten, auf eines der wichtigsten Momente bei der Beantwortung der Schuldfrage und bei Bemessung der Strafe, auf die Kenntniß der Persönlichkeit des Angeklagten und das, was dieser selbst auf die Anklage erwiedern kann, zu verzichten? Es läßt ja darüber sich streiten, ob nicht das Verfahren in Abwesenheit des Angeklagten in etwas weiterem Umfange stattfinden kann, als die gegenwärtige Strafprozeßordnung dies gestattet. Aber soweit wie der Entwurf wird man nicht gehen dürfen.

*) Außerdem noch in dem besonderen Falle des § 10 der Strafprozeßordnung.

*) Man vergleiche in dieser Zeitschrift: **Mamroth**, die Gefahren der neuen Novelle S. 10.

) Die Motive berufen sich freilich für die projektirte Ausdehnung des summarischen Verfahrens auf einen belgischen **Entwurf — man bemerke: nicht auf ein Gesetz — und auf die Aeußerung in einem darüber ergangenen Berichte einer Kommission des belgischen Abgeordnetenhauses. Aber eine haltlosere Phrase — man verzeihe den Ausdruck — als die aus diesem Berichte entnommene und S. 30 der Motive unseres Entwurfs wörtlich abgedruckte ist mir selten vorgekommen. (Vielleicht hat der Passus in dem Zusammenhange des belgischen Berichts einen bestimmteren in den Motiven des Entwurfs nicht erkennbaren Sinn.)

Für alle diese bedenklichen Kürzungen erster Instanz soll nun die zweite Instanz schadlos halten. Man möchte daher glauben, daß den Parteien und insbesondere den in erster Instanz Verurtheilten die Anrufung der zweiten Instanz ohne gefährdende Förmlichkeit offen stände, zumal das bis jetzt auch der Fall war bei der Berufung. Künftig wird aber abgesehen von der Einlegung eine besondere Rechtfertigung der Berufung durch Aufstellung bestimmter Beschwerdepunkte gefordert. Nicht mit einem Vertheidiger versehene Verurtheilte werden danach in vielen und vielleicht in besonders schreienden Fällen der Berufung und folgeweise auch der Revision verlustig gehen. Wie paßt das in ein Gesetz, nach welchem die Berufung als eine Panacee für alle Fehler und Mängel der ersten Instanz erscheinen soll?

Bis jetzt ist noch jedes Berufungsverfahren*) in einem auf das Prinzip der Mündlichkeit aufgebauten Strafprozeß in seiner praktischen Handhabung und Ausgestaltung abhängig gewesen entweder von dem Ermessen der Parteien oder auch des Gerichts und indirekt auch von äußeren Bedingungen, von denen in der Strafprozeßordnung nichts zu lesen ist, so namentlich von dem Umfange der Bezirke der Berufungsgerichte. Je umfangreicher diese Bezirke sind, und je kostspieliger daher die nochmalige Herbeischaffung der Zeugen insbesondere sich gestaltet, um so mehr wird aus nothgedrungenen Rücksichten der Sparsamkeit, aber auch aus der Erwägung, die Zeugen und Sachverständigen nicht zu sehr zu belästigen, die Verhandlung in zweiter Instanz in vielen Fällen zu einem Zerrbilde sich gestalten, das, weder mündlich noch schriftlich, im Ganzen und Großen zu einem Urtheilen auf vage Vermuthungen hin veranlaßt. Für weniger bemittelte Personen, die in erster Instanz verurtheilt sind, kann dabei die Frage entstehen, ob sie es wagen wollen, die Berufungsinstanz auf die Gefahr hin zu beschreiten, durch Verurtheilung in die Kosten, wenn das Urtheil der zweiten Instanz nicht völlig zu ihren Gunsten ausfällt, ökonomisch ruinirt zu werden. Soll also die Berufungsinstanz der Masse des Volkes und insbesondere dem jetzt ja so gern wirklich oder angeblich berücksichtigten „kleinen Mann“ nicht statt des Brotes einen Stein geben, so müssen die Bezirke der Berufungsinstanzen möglichst klein sein. Nach Binding's beachtenswerther, für die Kritik des Entwurfs angestellter Berechnung umfaßt durchschnittlich der Bezirk eines deutschen Oberlandesgerichts 357 Quadratmeilen; diese Bezirke konnten ja gerade mit Rücksicht auf die Beseitigung der Berufung in den Strafkammersachen so umfangreich bemessen werden. Nun will man sie trotz Wiedereinführung der Berufung in diesem Umfange belassen, während man andererseits gerechte Bedenken trägt, die Berufung an eine mit einer größeren Richterzahl besetzte Abtheilung der Landgerichte gehen zu lassen. Der Entwurf will in dieser Verlegenheit bei entfernteren Landgerichten (nach dem Ermessen der Landjustizverwaltungen) Berufungskammern errichten lassen, die ganz oder zum Theil aus zugereisten Richtern bestehen würden. Das ist eine Nachahmung der jetzt schon an einigen Orten wegen des allzu großen Umfanges mancher Landgerichte eingerichteten sog. detachirten Strafkammern. Reichsgerichtsrath v. Bülow bemerkt darüber: „Die Erfahrungen, die mit dieser Einrichtung gemacht sind, müssen als äußerst ungünstig bezeichnet werden; es herrscht hierüber innerhalb des Reichsgerichts keine Meinungsverschiedenheit; alle Senate sind hierin einstimmig.“ Ganz natürlich beeinflußt das Hotelleben mit seinen Störungen, der Mangel der eigenen Bibliothek und anderes in nachtheiliger Weise Arbeitskraft und Urtheil.

Bei Abfassung des Entwurfs konnten, wie schon der Plan der letztgenannten detachirten Berufungskammern zeigt, gewisse Mängel der projektirten Berufungsinstanz bei den Oberlandesgerichten nicht verborgen bleiben. Daher soll nun, um die Oberlandesgerichte zu entlasten, die Zuständigkeit der Schöffengerichte, die wahrlich schon sehr weit geht, noch erheblich ausgedehnt werden. Eine Durchsicht der §§ 27 und 75 des Art. I des Entwurfs kann darüber keinen Zweifel lassen, daß künftig der Schwerpunkt der gesammten Strafjustiz in erster Instanz sich bei den Schöffengerichten befinden wird, die in bunter Abwechslung über unterlassene Trottoirkehrung und in schwerwiegenden Vergehensfällen über Ehre und Ansehen der Angeklagten in einem und demselben recht summarischen Verfahren aburtheilen. Nun versichern ja die Motive zu unserer Beruhigung, während sie im Allgemeinen dem gegenwärtigen Ansehen der Strafjustiz ein nicht eben vortheilhaftes Zeugniß ausstellen, die Rechtsprechung der Schöffengerichte habe sich bewährt, und sie dürfen sich, was die Vorzüglichkeit der schöffengerichtlichen Strafjustiz betrifft, auch auf die Angaben von Richtern stützen, die als Vorsitzende der Schöffengerichte fungirt haben oder noch fungiren. Indeß diese Zeugnisse können aus naheliegenden Gründen nicht für völlig unparteiisch gelten. Unparteiisch und weniger freundlich ist die Statistik*) über die Zahl der schöffengerichtlichen Urtheile, welche in der Berufungsinstanz abgeändert oder aufgehoben sind, und wer die Zeitungen daraufhin mit einiger Aufmerksamkeit liest, kann sich in etwa Jahresfrist eine hübsche Blumenlese solcher Fälle zusammenstellen, in denen im schöffengerichtlichen Verfahren, wie nachher die Berufung vor dem Landgericht ergiebt, den Angeklagten bitteres Unrecht widerfahren ist. Und wie könnte es auch anders sein in einem Verfahren, in welchem z. B. die Staatsanwaltschaft nicht durch rechtskundige Personen vertreten zu sein braucht, und in welchem doch die gesammte Vorbereitung der Verhandlung fast ausschließlich in den Händen des Vertreters der Staatsanwaltschaft ruht, falls der Angeschuldigte sich nicht selbst besonders gut zu helfen weiß. An die Besetzung der Staatsanwaltschaft im schöffengerichtlichen Verfahren mit ausschließlich rechtskundigen Personen denkt indeß der Entwurf nicht.

Wird nun die Zuständigkeit der Schöffengerichte ausgedehnt, so soll die Zuständigkeit der jetzt wenigstens in Norddeutschland fast männiglich angefeindeten Schwurgerichte Einschränkungen erfahren. Für einige dieser Einschränkungen lassen sich Gründe anführen, wenn man es nicht gelten lassen will, daß gerade bei schwierigen Rechtsfragen in Strafsachen das Urtheil der Laien eine Bürgschaft bietet gegen übermäßige Finessen der Jurisprudenz; aber die Aburtheilung des Meineides, der Urkundenfälschung, der Fälle des § 176 des St.-G.-B.**) und verwandter Fälle, den Geschworenen absolut zu entziehen, ist in hohem Grade bedenklich und wenn bezüglich der Aburtheilung des Widerstandes gegen die Staatsgewalt das gleiche vorgeschlagen wird, so möchte man dabei etwas an politische Rücksichten und an die Umsturzvorlage erinnert werden. Die Schwurgerichte sollen übrigens nebenbei mit dem bemerkenswerthen Geschenke bedacht werden, welches in der Wiedereinführung eines auch über die Ergebnisse der Beweisaufnahme sich erstreckenden, jeder Kontrolle entrückten, Präsidial-Resumés besteht, während gegenwärtig nur eine Rechtsbelehrung der Geschworenen durch den Vorsitzenden erfolgt. In der Theorie ist man einig über die großen Gefahren jenes Resumés. Die Motive rechtfertigen die Wiedereinführung mit den Klagen der Gerichtsvorsitzenden über die zunehmende Zahl von Fehlsprüchen der Geschworenen, welche zum Theil darauf zurückzuführen seien, daß die Vorsitzenden gegenwärtig in dem Schlußvortrage auf die Erörterung der Rechtsfrage beschränkt seien. Sollten jene Klagen oder nicht zum guten Theile auf andere Mängel des schwurgerichtlichen Verfahrens zurückzuführen sein? Dasselbe ist, wie

*) In der Sitzung des Reichstags vom 18. Januar hat der Abgeordnete Kammergerichtsrath Schröder gegen die Wiedereinführung der Berufung mehrfache Bedenken erhoben und begründet und sehr richtig bemerkt, man könne nicht so ohne Weiteres in das Strafverfahren ein Stockwerk einschieben.

*) Man vergl. darunter Beling S. 7.

**) Man denke hier an den kürzlich in München vor dem Schwurgericht verhandelten Fall Czynski.

man behaupten darf, in der Strafprozeßordnung, da man ursprünglich ja das Schwurgericht ganz beseitigen wollte und die Beibehaltung nur durch die öffentliche Meinung, besonders der süddeutschen Lande, erzwungen wurde, mit erheblicher Ungunst behandelt worden, namentlich insofern alle Verbesserungsbestimmungen, wie solche im Königreich Sachsen seit 1868 bestanden haben und später in Oesterreich Eingang gefunden haben, von Grund aus verworfen wurden.*)

Eine viel besprochene Bestimmung des Entwurfs betrifft die Zusammensetzung der Kammern und Senate bei dem Gerichte. Nicht mehr nach dem gegenwärtigen Gesetze soll dieselbe für die Dauer der einzelnen Geschäftsjahre erfolgen durch ein Kollegium, das sogenannte Präsidium (bestehend aus: dem Präsidenten, der Direktion bezw. Senatspräsidenten und den ältesten Mitgliedern des Gerichts): man will vielmehr wieder zurückkehren zu dem Modus der Zusammensetzung durch die Landesjustizverwaltung; bei dem Reichsgerichte soll an Stelle des Präsidiums der Präsident treten. Es soll auf diese Weise vermieden werden, daß nach Maßgabe persönlicher Wünsche und Rücksichten gerade den Strafkammern und Strafsenaten weniger brauchbare Elemente zugewiesen werden. Nun hat man bisher geglaubt, ein Kollegium sei der Regel nach persönlichen Rücksichten weniger zugänglich als ein Einzelner; hier soll plötzlich das Umgekehrte gelten; denn meistens werden es doch der Bericht und der Vorschlag des Präsidenten, vielleicht auch die Aeußerung des Staatsanwalts sein, die dem Justizminister die Zusammensetzung der Gerichtsabtheilungen in die Feder diktiren. Das Argument des Entwurfs ist also wenig verständlich. Recht verständlich aber ist — und die öffentliche Meinung hat dies rasch ergriffen — welche Bedeutung die Aenderung jener gerade im Interesse der Unabhängigkeit der Justiz im Gerichtsverfassungsgesetze getroffenen Bestimmung haben könnte, wenn es in der Hand der Regierungen liegt, an Orten, wo häufiger politische Prozesse zur Verhandlung kommen, die Persönlichkeiten, aus denen die Strafgerichte gebildet werden sollen, nach ihrem Geschmack, wenn auch nicht für die einzelne Sache, so doch jährlich neu zusammenzusetzen. Und auch im Laufe des Geschäftsjahres können sich Gelegenheiten ergeben, die Zusammensetzung der Gerichtsabtheilungen zu ändern.

In dem Rahmen des vorliegenden Aufsatzes konnten und sollten nur die wichtigsten Bestimmungen des Gesetzentwurfes einer Kritik unterzogen werden. Die unwichtigeren mußten außer Betracht bleiben. Unter ihnen befinden sich einzelne, die als Verbesserungen betrachtet werden können; entschieden liegt eine Verbesserung vor, insofern der in der Praxis vielbesprochene § 380 der Strafprozeßordnung aufgehoben werden soll, welcher die Revision gegen die in der Berufungsinstanz erlassenen Urtheile der Landgerichte in prinzipwidriger Weise beschränkt. Auch ist anzuerkennen, daß eine bessere Motivirung der verurtheilenden Erkenntnisse (§ 266) und ein besserer Schutz der Parteien gegen mangelhafte Abfassung der Sitzungsprotokolle erstrebt wird.

Aber die Verbesserungen sind entweder zweifelhafter oder untergeordneter Art. Im Ganzen betrachtet erscheint der Entwurf als eine theilweise Wiederertstehung desjenigen prinziplosen Verfahrens, welches, aus verschiedenen Gesetzen mosaikartig zusammengesetzt, bis zur Einführung der Strafprozeßordnung in den alten preußischen Provinzen**) galt — theoretisch als ein starker Rückschritt zur Schriftlichkeit und indirekt auch zum rein inquisitorischen Verfahren. Im praktischen Erfolge vernichtet er das Parteirecht des Angeklagten fast völlig und gefährdet ihn durch überhastete von wesentlichen Formen befreite Vorbereitung der Hauptverhandlung, während er als Ersatz eine höchst problematisch gestaltete, in Folge der weiten Bezirke der Berufungsgerichte in der Praxis der völligen Verstümmelung und Verkümmerung ausgesetzte Berufungsinstanz bietet und zugleich die Zerbröckelung der festgefügten Gerichtsverfassung durch Einführung detachirter Berufungskammern und durch das Eingreifen der Landesjustizverwaltung in der Zusammensetzung der Strafgerichte anbahnt. Würde der Entwurf, so wie er vorliegt, Gesetz, so würde die deutsche Strafjustiz ein erheblich anderes Antlitz zeigen; man könnte mit Fug nicht sowohl von einer Novelle, als vielmehr von einer stark revidirten Strafprozeßordnung reden.

Der Entwurf will das Ansehen der deutschen Strafjustiz und das Vertrauen zu derselben wieder heben und insbesondere die Verurtheilung unschuldiger Personen verhüten. Gerade das Gegentheil würde er vermuthlich zur Folge haben. Wenn Reichsgerichtsrath Stenglein von einer Luca-fa-presto-Justiz spricht, die sich jetzt öfter an deutschen Gerichten in Folge namentlich ihrer Ueberbürdung geltend mache, so würde bei Annahme des Entwurfs das Presto sich in ein noch schlimmeres Prestissimo verwandeln. Andererseits könnte gerade bei Einführung der Berufung für Strafkammersachen eine eisenfeste Dreistigkeit und geriebene Pfiffigkeit die Strafprozesse in die Länge ziehen; man braucht nur bekannter gegen Antisemiten geführter Prozesse sich zu erinnern.

Unsere Strafprozeßordnung hat verschiedene recht erhebliche Mängel. Aber da, wo der wesentlich von der Strafverfolgung inspirirte Entwurf sie vorzugsweise findet, liegen sie gerade nicht, und sodann sollte man, wie namentlich die litterarischen Aeußerungen hervorragender Mitglieder des Reichsgerichts (v. Mittelstädt, v. Bülow, Stenglein) betonen, in erster Linie versuchen, eine sorgsamere Anwendung der bestehenden Vorschriften zu erreichen oder aber durch minder eingreifende, leicht einzufügende Bestimmungen zu helfen, z. B. durch die Bestimmung, daß, bevor der Beschluß über die Eröffnung des Hauptverfahrens erfolgt, der Beschuldigte über die von der Staatsanwaltschaft erhobene öffentliche Klage und über seine Vertheidigung persönlich vor der Anklagekammer zu hören sei. Trägt nicht auch, wie bemerkt, bei manchen Uebelständen einfach die Ueberbürdung einzelner Gerichte die Schuld?

Dann aber — last not least — kommt die Ausbildung der Juristen in Betracht.*) Sollte nicht, da gerade die meisten Klagen über die Strafjustiz aus Preußen erschallen, auch indirekt der Umstand einwirken, daß vorzugsweise die angehenden preußischen Juristen in Folge der preußischen Bestimmungen die verhältnißmäßig kürzeste Zeit auf den Universitäten zubringen und letztere zugleich reell — der Schein trügt oft — am wenigsten während der kurzen Zeit zu ihrer Ausbildung nützen, und ganz besonders wenig Gewicht legt man ja oft auf tüchtige Kenntnisse im Strafrecht und Strafprozesse. Was Wunder, wenn da eine mechanische, den einzelnen Fällen nicht gerecht werdende Praxis einreißt und eine „Verflachung der Beweiswürdigung", von der auch die Motive reden, sich geltend macht, gegen welche alle Gesetze nichts helfen. Freilich eine Menge der Strafsachen setzt zur Instruktion und Entscheidung nicht eben bedeutende Kenntnisse voraus. Aber eine schwierige Strafsache fordert behufs guter Erledigung andererseits weit mehr Scharfsinn und Kenntnisse — auch solche

*) Die oft erwähnten ungünstigen Ergebnisse des schwurgerichtlichen Verfahrens beruhen zum Theil darauf, daß die Kunst, Rechtsfragen in gemeinverständlicher Weise zu erörtern, in Deutschland unter den Juristen wenig verbreitet ist. Andererseits halten manche Gerichtsvorsitzende sich für berechtigt, jedes ihrer Ansicht nicht entsprechende Verdikt als groben Irrthum zu bezeichnen. Daß bei der abfälligen Beurtheilung der Schwurgerichte viele Vorurtheile mitwirken, deutete auch Abgeordneter Schröder (früher häufig Schwurgerichtspräsident) an.

**) Daß der Entwurf ein im spezifischen Sinne preußischer — sagen wir altpreußischer — sei, bemerkte Abg. v. Marquardsen im Reichstage.

*) In den letzten Jahren sind, wie hervorzuheben ist, in dem preußischen juristischen Prüfungswesen einige dankenswerthe Aenderungen getroffen und zugleich strebt die Unterrichtsverwaltung dahin, das juristische Studium nutzbringender zu gestalten. Aber die Früchte der Reformen können zur Zeit in der Praxis noch kaum hervortreten und außerdem wird der Ertrag wesentlich dadurch beeinträchtigt, daß die Kürze der Studienzeit der großen Mehrzahl nur einen sehr oberflächlichen Gebrauch der praktischen Uebungen gestattet und zugleich die Universitätslehrer hindert, durch Spezialvorlesungen dem juristischen Studium einen größeren Reiz und einen reicheren Ertrag zu verschaffen.

kenntnisse, die nicht auf dem Gebiete des Strafrechts im engeren Sinne liegen — als Civilsachen meist zu fordern pflegen, und manche an sich einfache Strafsachen können durch juristisch unrichtiges Anfassen gleich beim Beginn der Untersuchung in bösartiger Weise verfahren und verwirrt werden.

Nur wenn der angehende Jurist von Anfang an gewöhnt wird, sein Studium und seinen Lebensberuf ernst und hoch aufzufassen, wird er auch davor geschützt sein, später seinen Ruhm in einem „schneidigen Abthun", wozu gerade in Strafsachen die Versuchung näher liegt, oder in anderen Dingen zu suchen, auf welche der Abgeordnete Lenzmann in der Reichstagsverhandlung am 18 Januar hingewiesen hat. Wären solche Uebelstände schon in erheblichem Grade vorhanden, so könnte man darauf zum Theil auch das gegenwärtige Streben nach der Berufungsinstanz zurückführen; denn die Richter der Berufungsinstanz stehen in einem höheren Lebensalter, in welchem der Gedanke, z. B. bei jeder Gelegenheit thunlichst den Reserveoffizier zu zeigen, selbstverständlich verschwinden muß, und vielleicht waren auch, als sie jung waren, jene Einflüsse, von denen der Abgeordnete Lenzmann sprach, weniger stark.

Der Entwurf ist vom Reichstage an eine Kommission verwiesen. Vielleicht würde die Kommission gut thun, die von der Entschädigung unschuldig Verurtheilter handelnden Paragraphen auszusondern und zu einem besonderen Gesetze zu gestalten. Damit würde man voraussichtlich zum Ziele gelangen. Nicht in gleichem Grade wahrscheinlich ist, daß eine nach den augenblicklichen Parteiverhältnissen zusammengesetzte Kommission einen in den Grundzügen verfehlten*), in erster Linie doch von technisch-juristischen Erwägungen abhängenden Entwurf zu einem gelungenen Reformwerke umbilde.

Aber ungeachtet dieser juristisch-technischen Eigenschaft fordert der Entwurf Beachtung auch in weiteren Kreisen. Mittelbar ist seine politische Bedeutung, wie überhaupt die Gestaltung des Strafprozesses, wahrlich nicht gering. Was würde werden, wenn das Umsturzgesetz mit einer dem Entwurfe entsprechenden, nach Gefallen des Staatsanwalts gelegentlich im Prestissimo-Tempo arbeitenden Justiz in vollem Umfange eingeführt und „schneidig" gehandhabt würde?

L. v. Bar.

Erinnerungen eines Feuilletonisten.**)

„Wer sind denn im Frankreich des XVIII. Jahrhunderts die Schiedsrichter der Eleganz, die Hüter des Geschmackes? Im Grunde die Leute, die zugleich Mäcene und Medicäer des Zeitalters von Ludwig XV., sonst die Generalpächter genannt werden; so meint man in dem feinen Porträt eines Pâris Montmartel das Abbild jener allgewaltigen prunkhaften Welt, den Triumph der Finanz, wieder zu erkennen in der selbstsicheren und doch so heiteren Miene eines Ministers des Geldes."

Diese scharfen und wahren Worte der Goncourts kamen mir in den Sinn, als ich die Bildnisse des 40- und des 68jährigen Hanslick in seinen Denkwürdigkeiten, sozusagen den verkörperten Triumph der Presse, betrachtete. Fast seit einem halben Jahrhundert bethätigt sich der vielgepriesene, vielgescholtene und stets gelesene Mann als Wiener Musikreferent; bezaubernd wie eine Weltsoubrette vom Schlage der Patti, wenn er über graziöse Dinge, wie Straußische Walzer, graziöses, wahre Wunderwerke der litterarischen „Wiener Galanteriewaare", zum besten giebt; weit weniger gewinnend, durch unverwelkliche Bosheit, wenn es gilt, Lebensfeinden, wie Richard Wagner und nicht nur den Kleinen von den Seinen, das Dasein zu vergiften; für vieles Gute und Verdienstliche, das er im Laufe einer so ausnehmend langen, erfolg- und einflußreichen Wirksamkeit als „Schiedsrichter der Eleganz" und „Hüter des Geschmackes" geleistet, von jedem Unbefangenen herzlich bedankt; für manchen bedauerlichen und gefährlichen Mißbrauch seines Talentes nicht unbedingt persönlich haftbar zu machen. Schon vor zwanzig Jahren beschrieb einer der genauesten Kenner der Welt des schönen und des minder schönen Scheins, Eduard Devrient, den auf- und absteigenden Lebenslauf von mehr als einem kritischen Machthaber in dem Erfahrungssatze: „allerdings wurde die Theaterkritik in den geachteten Zeitungen hie und da von urtheilsfähigen Männern oft mit System ausgeübt, selten im richtigen Sinne; mit der Belehrung Front machend gegen das Publikum, seltener aber noch wurden die unparteiischen Standpunkte auf die Dauer behauptet und so dann der Einfluß auf den Künstlerstand verloren. Man sah die ehrenwerthesten Charaktere nicht Stich halten gegen die Verführung der journalistischen Stellung zu einem eitlen und hochmüthigen Absolutismus, der bei anfänglicher unbestechlicher Zurückgezogenheit bald Huldigungen und Ovationen annahm u. s. w. Die Summe von Erfahrungen zeigt, daß gegen die Versuchung der journalistischen Herrlichkeit kein Charakter sicher ist. Auch darum sollte die Theaterkritik nicht das tägliche Brot der Zeitungsleser sein, nur periodisch, bei Vorgängen, welche der höheren Urtheilskraft würdig sind, eintreten oder die Theaterkritiker sollten nach Holtei's Ausspruch abgesondert, wie die Scharfrichter, leben." Allein der ersten Forderung widerstreitet das Tagesbedürfniß, das Verlangen der urtheilslosen Mehrheit, sich lenken und tyrannisiren zu lassen, und der zweiten, der Zurückgezogenheit der Kunstrichter, setzt die Eitelkeit der meisten Künstler, der Geschäfts- oder der Parteigeist ein Ziel. Männerstolz vor Redaktionen gedeiht meist in umgekehrtem Verhältniß zu der Einbildung und dem Machtdünkel der Zeitungsgewaltigen unserer großstädtischen Weltblätter. Zeuge dessen die abenteuerlichen Geschichten, die Hanslick selbst von einem seiner ersten Chefs, dem Wiener Schüler von Emile de Girardin, August Zang, und dem Begründer des „Fremdenblatt", Gustav von Heine (I 231 ff.) erzählt. „Es gab hier eitle Zeitungspaschas, in deren Soireen die berühmtesten Künstler singen, spielen, deklamiren mußten. Thaten sie es nicht, so hatten sie sehr ungnädige Rezensionen zu erwarten. Die Kritiker schrieben häufig unter dem moralischen Druck der persönlichen Gunst oder Ungunst, womit ihr Prinzipal den betreffenden Künstler beehrte. Solchen Dingen war man bei Zang nicht ausgesetzt. Es fiel ihm nicht ein, für Künstler Soireen zu geben. Meines Wissens gab er überhaupt keine. Er war ganz Geschäft. Sein einziger Ehrgeiz, sein einziger Stolz war seine Zeitung, von deren Einfluß und Unentbehrlichkeit er eine großartige Vorstellung hatte: „es muß noch dahin kommen, daß die Königin von England ihre Thronrede als Inserat in die „Presse" giebt". Das war ein Scherz, aber ein charakteristischer: denn aus derselben Gesinnung stammte Zang's (von Hanslick selbstverständlich mit der Kabinetsfrage erledigtes) Begehr: er finde es nothwendig, daß alle Künstler, die in der „Presse" besprochen sein wollen, ihre Konzertanzeigen inseriren lassen. „Wer das nicht thut, über den wird nicht geschrieben; wir sind nicht da, um die Geschäfte dieser Leute zu machen". So grobe, handgreifliche Gemeinheiten werden meines Wissens in den führenden Wiener Blättern, wenigstens im Kunstleben, gewiß zu den Unmöglichkeiten gehören. Aber wehe den Selbständigen, die weder zu antichambriren, noch sich des eigenen Urtheils zu begeben gelernt haben; wehe dem Künstler oder Direktor, der die Ungnade des ersten Kritikers sich zugezogen; wehe dem Wahrhaftigen, der über den und jenen Unsterblichen des Weltblattes irgendwo die rauhe Wahrheit gesagt: er wird mit allen Wohlthaten der modernen Censur gesegnet. Erbärmlichkeiten, Kleinlichkeiten, die allerdings auch in kläglichen Fakultätsstreitigkeiten vieler bedeutender Gelehrter, im Hader unserer

*) Auch die Reden der Abg. Enneccerus und v. Marquardsen haben auf viele bedenkliche Bestimmungen des Entwurfs hingewiesen.

**) Eduard Hanslick: Aus meinem Leben. Berlin, 1.—3. Auflage. Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. Berlin. 1894.

Parlamentsfraktionen, im Mönchsgezänk und odium theologicum alter und neuer Zeit ihr Gegenstück finden: durchaus aber Dinge, die unbefangenes Urtheil nicht übersehen darf. Unser Wiener Zeitungswesen zeichnet sich seit den Tagen von August Zang und Max Friedländer durch Geschmack und tüchtige Arbeitsleistung aus; Adel des Charakters, Vorurtheilslosigkeit, Hochsinn, der den redlichen Widersacher durch Großmuth beschämt, wird dagegen bis zur Stunde häufiger gesucht, als gefunden werden. Mit solchem Maßstab gemessen, erscheint Hanslick, sonst sicherlich durch die Anmuth seiner Darstellung, seine Schlagfertigkeit, seine Plauderkunst ein Musterfeuilletonist, schwerlich als unschädliches Vorbild. Menschliche Fehlbarkeit, „der Muth zu irren", die Leidenschaft des Tageskampfes, das und manches mehr in Anschlag gebracht — mit und trotz alledem weist Hanslick's publizistische Lebensarbeit mehr als einen unentschuldbaren Posten in seinem kritischen Sündenregister auf: Gehässigkeiten, feindselige Angriffe, unzeitiges Reden und unzeitiges Schweigen, Irrthümer und Fehlgriffe, von denen in den durchaus anregenden und lesenswerthen Blättern von Hanslick's Denkwürdigkeiten wenig oder nichts zu merken ist, weil diese geschmack- und gehaltvollen Feuilletons „Aus meinem Leben" — nach dem eigenen Bekenntniß des Autors — keineswegs als erschöpfende Selbstbiographie sich geben. Nach den ersten, in der Deutschen Rundschau erschienenen Proben schrieb ihm Billroth:

„Es liegt in der Natur der Sache, daß, wenn man als „Lebender" über sich und über andere schreibt, man doch sehr unfrei ist. Man könnte manche Fesseln abwerfen, wenn man Memoiren schriebe, die erst später veröffentlicht werden. Man könnte dann sich selbst im Guten wie im Schlimmen freigeben, sein innerstes Innere preisgeben; dann gäbe es wohl schärfere Lichter und Schatten. Diese fehlen und müssen fehlen, wenn man lebend über seine Erlebnisse schreibt. Ich habe schon das Gleiche bei Hasner's Memoiren empfunden. Man sieht nur Lichtbilder, keine scharfen Konflikte des Selbstbiographen mit sich selbst, mit anderen, mit der Welt — kurz keine Schatten. Ich weiß wohl, daß es nicht anders sein kann; doch im Allgemeinen wirst Du mir Recht geben. Man möchte hier und da auch Differenzen, ein Himmelsakrament oder dgl., aber das geht eben nicht und so hat man die Empfindung: er sagt doch nicht alles! Vielleicht kommen später noch kräftigere Schatten. Du hast das Bild Deiner Lebenslandschaft mit blauem Himmel von oben angefangen zu malen; je naher Du dem Ende kommst, wird es wohl scharfschattiger werden."

So urtheilt, vollkommen zutreffend, der wohlwollendste Leser Hanslick's; das Idyll seiner Kindheit, ein sonniges Gegenstück zu den Selbstbiographien von Anton Springer und August Smetana, ein wahres Adagio smorzando, wirkt durchaus als Illustration der Thatsache, daß Eduard Hanslick sein Dasein buchstäblich einem Lotteriegewinnst, einem Treffer seines Vaters, dankte, der ohne diese Gunst Fortunas nicht die Möglichkeit gehabt hätte, das Mädchen seines Herzens heimzuführen. Aber den Abkömmling von böhmischen Bauern (väterlicherseits) spürt man nirgends in unseren Konfessionen; weit mehr den Nachkommen von witzigen, ihren Angehörigen gemüthlich warmergebenen Kindern der Prager Judenstadt, auf die, wenn wir nicht irren, mütterlicherseits Hanslick's Stammbaum zurückführt. Aus dieser Lückenhaftigkeit seiner Selbstbekenntnisse macht unser Autor auch kein Hehl:

Wohl hast Du Recht gehabt, Freund Billroth. „Er sagt nicht alles." Alles was ich hier erzähle, ist vollständig so erlebt und gefühlt, ist buchstäblich getreu. Aber nicht alles, was ich erlebt und empfunden habe, erzähle ich. Jede Seele hat ihr Privatkämmerlein, ihre alleinigen verschwiegensten Freuden und Leiden. Wir öffnen es höchstens einem alten, treuen Jugendfreund, niemals fremden Lesern. Es hat mir nicht gefehlt an beglückenden Momenten, die keinen Dritten interessiren, noch weniger an Tagen des Kummers und bitterer Verzagtheit, die mir allein gehören. Ich würde sie aber nicht preisgeben, wäre ich selbst eine bedeutende Persönlichkeit, die, wie Jean Jaques Rousseau, für ihre intimsten Heimlichkeiten das Interesse der ganzen Nation ansprechen durfte. Vorübergehende thörichte Herzensneigungen eines immergrünen Herzens und ähnliche Privatissima, — gehören die vor das Publikum? „Ja, für dergleichen," versichert mir ein Freund, „interessiren sich die Leute gerade am meisten." Wirklich? Nun, dann erst recht nicht. Noch weniger mag ich meine Leser an das Krankenlager und Todtenbett geliebter Personen führen. Wahrlich, an den Schatten, die Freund Billroth vermißt, hat es meiner Lebenslandschaft nicht gefehlt, wenn ich auch dankbar bekennen muß, daß der „blaue Himmel" überwog, sowohl in der Landschaft selbst, als in meinem Temperament.

Dies neidenswerthe Temperament, geschult, geschm… und verfeinert durch virtuose Uebung in der Kunst zu … und zu schreiben, ergötzt den unbefangenen Leser und … zähmt auch den widerwilligen in den meisten Kap… von Hanslick's Denkwürdigkeiten. Seine Schicksale … nicht sehr bedeutend. Als Sohn eines Prager B… bliothekars macht er die juridischen Studien durch … für den gebildeten Durchschnitts-Oesterreicher so … erläßlich scheinen, wie die theologischen für den Durch… schnitts-Schwaben; dann besteht er ein paar Leidensja… als kleiner Beamter im Finanz- und Unterric… ministerium, bis ihm die Schrift vom Musikal… Schönen, die wachsende Geltung seines ständigen Zeitu… referates, Gönner und Jugendfreunde die akademische … bahn eröffnen, auf der er sehr wenig geleistet hat. … eigentliche Kanzel stand „unter dem Strich", seine be… Schöpfungen blieben Feuilletons und seine allerbe… Feuilletons stehen in den zwei Bänden „Aus meinem Leben"… Ernst- und scherzhafte Eindrücke, Kleinbilder aus dem … und neuösterreichischen Familien-, Beamten-, Zeitungs- … Gesellschaftsleben; anekdotisch belebte Charakteristiken … großen und kleinen Leuten, Beamten, Würdenträgern … Kunstexcellenzen; Miniaturen von Brahms, Billroth, Joh… Strauß, Leo Thun, Johann Herbeck, A. W. Ambros; … bilder und Frauenporträts (Wilhelmine Klauß-Szarv… Desirée Artot, Marie Wilt, Adelina Patti); Begegnungen … Görgey, Verdi, Richard Wagner, Auerbach, Kronprinz Rud… Mascagni, König Oskar von Schweden — kurzum, … gewählte Proben aus dem Stammbuch eines vielerfahr… vielumworbenen Machthabers der Presse, Musterstücke … Meisters der feuilletonistischen Kleinkunst: die vollkom… Durchdringung von Stoff und Form sichert Hansl… Buch seinen voll verdienten Erfolg. Je strenger man mit … großen und kleinen Sünden des Kritikers ins Gericht … soll und muß, desto herzlicher und dankbarer hat man … Künstler zu loben, der — zumal in dem Klagen… Kapitel, in der Schilderung des Balles der „heiligen Bräu… im Elisabethinerinnenkloster, denen er zuerst als Walz… spieler, hernach als einziger tanzfähiger Hausgast ein … frohe Stunden bescheert — so Rundes fertig bringt … jedes Zeichen des Beifalls armselig wirkt nach dem Gen… den unser Autor uns bereitet.

Wien, Januar. A. Bettelheim.

Fritz Mauthner's „Kraft".

Es ist vielleicht gut, um dem Leser gleich von … herein ein Anschauungsbild von der Kühnheit des Gedank… und der Gestaltung des neuen Romans Mauthner's*) … geben, da zu beginnen, wo Mauthner aufhört. Man den… sich also — ein jeder aus seinem besonderen Bekanntenk… — ein schönes Ehepaar, das auf alle, die ihm näher tre… die innige Wärme echten Glückes ausstrahlt, beide voll … und Ernst und tapferer Wahrhaftigkeit, beide mit Hinge… sich den privaten und öffentlichen Aufgaben vom Geg… beglünstigter Menschen widmend; aus beider Augen … die Sonne des Selbstvertrauens und des Stolzes, keine S… von Geheimniß oder Verhaltenem oder Aengstlichkeit ist … ihnen zu bemerken. Man denke sich, dieses stattliche … lebe ein langes Menschenleben zusammen, so glücklich … Menschen nur immer bescheert sein mag, und untadelhaf… ihr Ruf bis zu beider Ende.

Dieser Mann, der Rechtsanwalt van Tenius, der … gutem Gewissen gelebt hat und gestorben ist, hat … Menschen todtgeschlagen und seine Frau weiß darum. … mehr: nach langem qualvollen Zögern, ob sie seinem Werbe…

*) Fritz Mauthner, Kraft. Roman. Zwei Bände. Dresden … Leipzig. Verlag von Heinrich Minden. 1894.

:hgeben soll, gibt diese That den Ausschlag: nunmehr, wo das weiß, ist er der Mann, dem sie sich mit Leib und ele hingibt und dem sie ihr theures Kind aus der ersten : mit zuversichtlicher Ruhe anvertrauen kann.

Diese ganz und gar ungewöhnliche Geschichte begegnet essen in dem Romane keineswegs absonderlichen, uner-ten Menschen; was wir vielmehr in dem Buche, das hin-zend geschrieben ist, mit plastischer Deutlichkeit gewahren, d freilich keine Dutzendmenschen, dafür sind sie zu vor-)m, aber doch handeln sie aus denselben Motiven wie wir dern, und die Absicht des Dichters ist nicht, uns ein hattenspiel von verzerrten und verrenkten Geschöpfen an Wand zu werfen, sondern mit ihm sagen wir, wenn wir Ende des Romans angelangt: Punktum; und es ist : so

Die überlieferte Moral, die sich seit Jahrtausenden für gewöhnlichen Hausgebrauch der Alltagsmenschen so leid-bewährt hat, läßt uns im Stiche, wenn wir besonderen, h nicht dagewesenen Verhältnissen gegenüberstehen. Un-lige Male haben es die Dichter dargestellt, wie die un-mherzige Moral mit dem steinernen Gesichte Menschen schlungen hat, die nicht mehr wußten, wo ein noch aus; authner stellt ein Menschenpaar dar, das die Kraft hat, hrzehnte hindurch glücklich nicht nur, sondern auch gut sein, obwohl vorher Unsagbares, Fürchterliches hat ge-:hen müssen.

Der Major von Offendorf ist bei Versuchen mit einer nen Pulvermischung entsetzlich zugerichtet worden; es fehlt m das linke Bein, ein Theil des rechten, der linke Arm, d das Gesicht ist gräßlich verwüstet. Dafür freilich ist n, außer seinem scharfen, bitter ironischen Geiste, eine öne Frau geblieben, die er wahnsinnig und hoffnungslos dt. Ihre treue Liebe zu ihm ist nicht so schnell begraben rden wie die todte Hälfte seines Leibes; aber langsam hat sich abgewendet von ihm und ihm nichts lassen können s achtungsvolle warme Freundschaft. Und heiße Liebe wacht in ihr zu ihrem Jugendfreund van Tenius, der sie dt und leidenschaftlich begehrt. Jahrelang entsagen sie; auch n Tenius ist der ehrliche Freund des Majors. Das Ein-ze, was sie sich gönnen, ist das trauliche Du und manch-al ein heimlicher Spaziergang oder eine Spazierfahrt. uf einer solchen Spazierfahrt werden sie gesehen und er-nnt von dem größten Lumpen in Berlin, dem Journalisten gon von Zerpen, wie er sich nannte, Egon Herr, wie sein gentlicher Name lautete.

Sofort verläßt Robert van Tenius den Wagen und ht diesem Erpressergenie — denn Erpressen ist der Beruf :ses Journalisten — entgegen.

Vorzüglich, mit wenigen Strichen charakterisirt Mauthner : nonchalante, geistreiche Frechheit dieses verkommenen lenschen. Van Tenius sieht sich vor die Entscheidung ge-llt, entweder durch eine ehrlose und widerliche Handlung s Schweigen dieses Kerls zu erkaufen, oder das zarteste, inste Verhältniß schamlos in die Oeffentlichkeit gezerrt und e edelste Frau rettungslos entehrt zu sehen. In dieser oth, wo er schon zuvor namenlos erregt ist, gibt ein eini-zes Wort des Zerpen über die Baronin den Ausschlag: sinnloser Wuth erschlägt van Tenius den Journalisten nd Erpresser Egon Herr, genannt von Zerpen.

Der Instinkt, der in seiner kraftvollen Natur lebt, sagt m sofort, trotzdem sein Zustand an wahnsinnige Bewußt-sigkeit grenzt, daß er, um weiter zu leben, die Nach-richungen auf falsche Spur lenken muß: er nimmt die hr des Erschlagenen; an einer einsamen Stelle der Straße ach Wilmersdorf wirft er sie in plötzlich erwachtem tet fort.

Der weitere Theil des Romans bringt ausführlich, it scharfer und höchst ergötzlicher Satire die Schilderung r natürlich verkehrten Maßnahmen der Behörden und der ereotypen Reporterberichte in der Tagespresse. Es darf icht unerwähnt bleiben, daß die von Mauthner geschilderten organge nach diesem „Mord im Grunewald" ganz auf-allend und überraschend an die Geschehnisse nach dem Mord der Helene Schweichel im Grunewald erinnern; das Buch ist aber geschrieben und gedruckt vor diesem Morde.

Die Behörde hat schließlich einen polnischen Arbeiter als den sicheren Mörder gefaßt; denn man hat die Uhr des Zerpen bei ihm gefunden und auch ein Instrument, das geeignet war für den Todtschlag. Van Tenius bemüht sich um seine Vertheidigung und erhält sie.

In der Zwischenzeit sind die Liebenden anscheinend ihrer Vereinigung nahe gekommen: der Baron von Offendorff hat sich getödtet, nachdem sich sein Zustand so verändert, daß Marianne, seine Frau, seinen Anblick nicht mehr er-tragen konnte. Aber der eifersüchtige Gatte zwingt auch nach seinem Tode noch seine Frau an seinen verstümmelten Körper und hält sie dem Geliebten fern. Er hat ihr das Versprechen abgenommen, daß keiner der modernen Schreiberseelen sein Nachfolger werden solle, der zweite Vater seines junkerstolzen, vornehmtapfern Söhnleins, sondern eine Kraftnatur, ein Adliger, nicht bloß an Herkunft, sondern an Geblüt. Er hat deutlich darauf hingewiesen, daß ihm der Rechtsanwalt als Vormund für den Kleinen recht ist, aber nicht als Vater. Das Versprechen, das Marianne dem Gemahl in fürchter-licher Stunde, wo die Sinnlichkeit mit lodernden Flammen aus seinem halben Körper herausschlagen wollte, gegeben hat, wäre sie im Stande nicht zu halten: sie hat es ge-geben ihm zu Liebe, sie könnte es brechen dem Geliebten zu Liebe. Aber sie selbst zweifelt und hat scheinbar Grund zu zweifeln, ob van Tenius der rechte Vater ist für ihr tapferes Kind, diese jungherrliche Kraftnatur, die nicht angekränkelt ist von moderner Schwäche und Verzärtelung. Eine furcht-bare Szene findet zwischen den Liebenden statt: sie ist bereit im Konflikt zwischen ihrer echten heißen Liebe zu ihm und der im Sinne des Verstorbenen fürsorglichen Mutterliebe sich ihm ganz hinzugeben; nur zum Vater ihres Kindes, zu ihrem Gatten kann sie ihn nicht machen. Da lehnt sich sein herber Stolz gewaltig auf: er gibt ihr den Laufpaß und ergibt sich der Verzweiflung und der Arbeit, seinen Klienten, der seiner eigenen That angeklagt ist, zu retten. Nur, wenn ihm das gelingt, will er weiterleben.

Glücklicherweise gelingt es ihm — das ist bis ins kleinste Detail hinein sehr gut dargestellt — die Unschuld des Polen beweisen zu können, ohne daß der Schuldige, er selbst, gefunden werden kann.

So naht die Gerichtsverhandlung. Die Baronin hat es gedrängt zu kommen und zuzuhören; sie weiß, wie sehr dieser Fall den Anwalt beschäftigt und sie will dabei sein, um, von ihm unbemerkt, den immer Geliebten zu sehen und zu hören. In langer Rede zerpflückt van Tenius den kunstvollen Organis-mus der staatsanwaltlichen Konstruktionskunst. Und schließ-lich, nachdem er dargelegt, warum der Pole nicht der Mörder sein kann, unternimmt er es, in verschwommenen Um-rissen den Geschworenen den wirklichen Thäter, wie er ihn sich vorstelle, zu zeichnen. Und er erzählt kurz, natürlich unter Verschleierung der verrätherischen Aeußerlichkeiten, die Geschichte jener Wagenfahrt und jenes Todtschlags, alles um sich vergessend, und traumverloren findet er die zartesten Worte für die Frau, die er als die Geliebte des „Mörders" annimmt: ihm schwebt Marianne vor, die er in weiter Ferne glauben muß.

Sie aber hört das alles und das Blut will ihr zu Eis erstarren, als sie klar und deutlich vernimmt, was außer ihr Niemand verstehen kann: ihr Geliebter hat um ihretwillen einen Menschen getödtet.

Einer Nacht bedarf es, damit sie sich fassen kann. Dann aber erkennt sie hell und leuchtend: wer das thun und wer so tapfer um sein Leben kämpfen konnte, der ist die Kraftnatur und das adlige Blut, das Offendorff von dem verlangte, der der Vater seines Kindes werden solle. Nun ist aller Zweifel hinweg: der einen Menschen tödtete um ihrer Ehre willen, der in hoffnungsloser Verzweiflung noch für sein Leben rang um ihrer Ehre willen, der immer der Geliebte ihres Herzens gewesen, der sollte ihr Mann sein und Vater ihrem Sohne. So können sie sich denn endlich vereinigen auf dem Boden des schrecklichen Geheim-

nisses, das außer ihnen beiden keinen Menschen sonst etwas angeht. Damit schließt der Roman. —

Ultramontane und orthodoxe Pfaffen haben natürlich in „Kraft“ sofort eine unchristliche, heidnische, unmoralische Tendenz gewittert. Das Buch hat indessen als echtes und bedeutendes Kunstwerk überhaupt keine Tendenz zum Inhalt, wohl aber zur Voraussetzung: daß eben der Normalleisten der herkömmlichen Moralanschauungen nicht für alle Fälle paßt. Von dieser Voraussetzung ausgehend, konnte Mauthner mit Wärme und Sympathie schildern, wie zwei Menschen diesmal nicht zu Grunde gehen an den von allen Seiten drohenden Hindernissen, sondern kräftig hinwegschreiten über alles, was sich ihnen in den Weg stellt, und wäre es auch der Leichnam eines Schurken. Das Privileg der Dichtung war es von jeher, die Schranken, die uns im Leben einengen, zu durchbrechen, und wenn es in den Dramen unserer Klassiker, die in allen Schulen gelesen werden, üblich ist, daß der Held über einem Berge von Leichen stehend am Schlusse als der siegreiche Triumphator erscheint, so wird es wohl auch in einem von hohem Ernst durchglühten modernen Romane dem Helden erlaubt sein, im Kampfe um Leben und Glück wenigstens einen Todten haben zu dürfen, auch wenn dieser Held diesmal keine rasselnde Rüstung, sondern nur die bürgerliche Gewandung eines Rechtsanwaltes trägt. In jenen Stücken der rasselnden Rüstungen freilich mußte gewöhnlich zum Schlusse der Held auch noch auf irgend welche Weise umgebracht werden, da er ja doch sühnen sollte, auf seinem Weg zur Höhe nicht ganz ohne Schuld geblieben zu sein. Wir danken es aber unserem Dichter herzlich, daß er mit dieser aristotelischen Tradition gebrochen hat, denn im Aesthetischen wenigstens, wenn schon nicht im Moralischen, gehört das absolut feststehende Verhältniß zwischen Schuld und Sühne gleich jenen rasselnden Rüstungen zum alten Eisen. Wir freuen uns der Kraft, mit der diese beiden Menschen sich ihr Glück geschaffen haben, auch wenn es den Tod eines erbärmlichen Menschen zur Voraussetzung hat, und wir freuen uns erst recht der Kraft, mit der Fritz Mauthner seine Gestalten mit sicherer Hand entworfen und ins Leben der Dichtung hineingestellt hat. Unsere Jungen mit ihren ewigen Studien und Ansätzen können hier etwas lernen: denn die Ganzheit des Entwurfs und der Ausführung sind ein besonderes Verdienst des Romans „Kraft“, der das Werk nicht eines großen Talentes nur, sondern einer Persönlichkeit ist.

G. Landauer.

Bildende Kunst.

(Die „Münchener 24“ und Anderes.)

Ohne Erschütterung, kühl bis ans Herz konnte man den Ereignissen des „Kunstwinters“ zusehen. Daß von den Mächtigen dieser Welt oft kleine Verdienste mit großen Medaillen geehrt werden, daß in der Zeit des Militarismus Akademiepotentaten zur Kasernendisziplin neigen, ist weder neu noch wunderbar, auch daß bei siebzigsten Geburtstagen die Lorbeeren wohlfeil sind, ist heute eine unbestrittene Thatsache: Aber wie August von Heyden, der alte aufrechte Herr, der, ein Verächter des Zopfes, eben kluge Gedanken über die Reform der Ausstellungsjury in einem besonderen Büchlein*) vorträgt, auf dem Pietsch-Bankett scharf und fein bemerkt hat, wird das Neue in der Kunst mehr durch Ablehnung und Tadel gefördert als durch Lob und Ehrengaben: In solchem Sinne darf auch L. P. den Lorbeerkranz von den Neuen und Neuesten mit Recht verlangen.

Während die Berliner Presse von diesen Dingen und von den üblichen Ausstellungen unserer Händler, die, wenn es hoch kam, irgend einer stärkeren oder schwächeren Kün[...] individualität zur Unterlage dienten, gebührend Noti[z ge]nommen, und lustig und lang die Glocken läutete, da A[nton] von Werner vom Vorsitz des „Vereins Berliner Künstler“ zurücktrat (als ob das allein im Stande sei, [die] hiesigen Kunstverhältnisse zu ändern) — ließ sie [sich] die Besprechung eines merkwürdigen Ereignisses [...] entgehen: In Dresden, wo ein Wörmann frischen Vor[stoß] gegen die Schulmeisterei der amtlichen Ankaufskommission [ge]wagt, wo Wilhelm von Seydlitz und Cornelius Gurlitt [durch] That und Wort einer freien Kunstanschauung dienen, — [da] hat man Gotthard Kuehl zum akademischen Lehrer beru[fen]. Was man, z. B. in Karlsruhe, bisher an Lehrkräften aus Mün[chen] holte, das beschränkte sich zumeist auf die historisch ge[...] dene Lier-Schule, der ältesten deutschen Freistätte von [Fon]tainebleau. Aber die Herren waren zu versöhnlich: An[statt] die Akademie zu bilden, ließen sie sich bilden von der A[ka]demie: Mit Kuehl gelangt zum ersten Male ein stark[er] Pionier der neueren Kunst in eine offizielle Stellung, [...] fest in sich ruhende Persönlichkeit, die Begabungen an [sich] zu fesseln vermag, und als Maler einer der geistreich[sten] Techniker ist, die es gegenwärtig gibt. Sein Name ist internation[al] und hat eine werbende Kraft: Alle französischen Ausstellungen, [die] während der letzten zehn Jahre nach Deutschland gekommen sind, haben wir ihm zu danken. So werden der Kunststadt Dresden nicht nur sein schöpferisches Genie und seine [er]zieherischen Anlagen, auch sein hohes organisatorisches Talent wird ihr zu gute kommen. Und Berlin? Bei uns werden Professuren für Marinemalerei begründet und kleine Münch[ener] maler, wie der Bayer Sailer, berufen.

In der Gesellschaft der „Münchener 24“, die sich [...] wieder bei Schulte vorstellt, hat dieser Gotthard Kuehl [...] eine ausschlaggebende Rolle gespielt. Ihm eignete län[gst] jener klare, lichtvolle Kolorismus, den die jüngeren Krä[fte] im wissenschaftlicheren Sinne Claude Monet's heute erstreb[en]. Mit Uhde und Liebermann vereint ihn der demokratis[che] Zug. Liebermann war es, der den Munkacsy-Schüler U[hde] wie den Fortuny-Schüler Kuehl ins Volk, in die primit[ive] Landschaft sandte. In Holland haben sie sich zu Vollnatur[alisten] ausgewachsen. Aber ebenso wie in Uhde ein geschichtlich[er] Trieb bestimmend blieb, ebenso wirkte in Kuehl die [...] muthige, leicht in die Sittenschilderung gleitende Weltl[ust] des Spaniers Fortuny fort, der seinem Vaterlande eine [mo]derne Kunst gegeben. Sein Naturalismus ist nicht roh und erdkräftig wie der Liebermann's — man bezeichnet [ihn] besser als virtuose Natürlichkeit. Ein lustiger Barockmensch und ein tüchtiger Niederdeutscher mischen sich in ihm. [Er] ist der geborene Verherrlicher leuchtend-farbiger Natur, [...] ihr naiver und keuscher Freund und Anbeter. Er sucht [die] malerischen Finessen aus der Natur heraus, und er [fin]det sie überall, auch in den primitivsten Landschaften, selbst [in] der grotesken Schiefwinkligkeit seestädtischer Vororte. [...] hat ein Künstler aus dem unruhigen, verfallenden Zick[zack] der Formen so klassisch-ruhige malerische Reize gehaben. [...] in dieser klaren Herrschaft über das flackernde unbeschränkte Spiel der Formen ruht sein Stil. Er malt die bunten schnörkeligen, hohen Kirchen der Spätrenaissance, und er [...] zu Hause bei den armen Fischer- und Schiffersleuten der deutschen Niederungen.

Bei Schulte sieht man eine Altarstudie aus der Münchener Damenstiftskirche und kleine Bilder aus dürftigen Lübecker Gassen. Diese knappe Sammlung ist überaus charakteristisch für den frischen, lebhaften Kuehl. Es gibt in Deutschland spottwenige Künstler, die wirklich wissen, was sie wollen, und sich vom Wirbelwinde der Anregungen nicht umwerfen lassen; Kuehl gehört zu ihnen. Auch hinter der winzigsten Leistung steht scharfumrissen seine Persönlichkeit, eine Persönlichkeit, der es nur in der Anschauung der Natur wohl ist. In seinen Gotteshäusern, die doch eine durchtriebene Kultur ausgebaut und geschmückt hat, liegt ein rührender Hauch naiver Frömmigkeit, wie ein Segen von oben; um den Prunk der Menschen spielt das silberne Tageslicht, das ungehemmt hereindringen darf, und in die erleuchtete Farbigkeit dringt ein seltsames Leben in die

*) Aug. von Heyden, Jury und Kunstausstellungen. Berlin, Fontane. 37. S. M. 0,50.

weihten Räume, selbst wenn bie Beter nicht versammelt d. So verklärt auch das enge, arme Leben des Schiffer- kes der lichtfrohe Tag, ber hereinbringt in die bumpfen uben oder durch bie schwer überhängenden Dächerreihen Gäßchen. In bieser feuchten Luft liegt viel Farbe, die der Sonne entbunden wird wie die Farbenbestände des asserspiegels, des Diamanten.

Die fortschreitende Verlebenbigung ber Farbe hat auf tz van Uhde's Technik wesentlich eingewirkt. Noch var s Jahren konnte er für einen der lichtvollsten Koloristen ten; dann kamen die Schotten, die Skandinavier, Besnarb d im Anschluß an sie jüngere beutsche Fardenkünstler, d man lobte an Uhbe fortan mehr die Empfindung, bie ftige Eigenart als die Malerei. Aber schan auf seinen ten Winterbilbern, z. B. auf der Rast Josephs unb arias, konnte man sehen, wie der Künstler in ben grauen ist seines schwermüthigen Lanbschaftsstudiums seinere dige Lichter führte. Der Schnee, der sonst etwas bleiern lag, begann in bläulichem Glanz zu flimmern. Es war Art der Schneemalerei, wie sie der Norweger Thaulow n bie Schweben Liljefars und Karl Johaunsson übten. ne ganz merkwürbige Verjüngung und Auffrischung seiner hnischen Qualitäten aber zeigt die letzte Arbeit, eine tucht nach Aegypten". Nie hat Uhde das Grün bes ubdaches ja frisch, beweglich, sa hoffnungsfroh, möchte n sagen, gemalt wie hier. Man wandert durch einen tschen Buckenwald, aufathmend in der würzigen Luft, das Herz schlägt langsam im geheimnißvallen Schweigen. an kommt an eine Lisière. Im Silderglanze tiegt die ese da, zwischen Wald und Hügel. Die Gegenb ist ngfräulich schlicht und reliefslos, am mäßig tiefen Hori- nt zieht das wellige grüne Land seine im Duft verschwin- nden Linien. In diese feierlich geschmückte Natur ist die uppe der flüchtigen Wanberer gesetzt, tief einschneidend: der g der Sehnsucht, den ber unmerklich verschwindenbe Tag er die Landschaft dreitet, finbet Wiederhall in ihnen. Scheu, ch nicht ängstlich verlassen sie eben den sicheren Schutz s Waldes: Uhde's entschiebenes Künstlertemperament in eine neue Epache getreten. Man wird mit ihr zu hnen haben.

Der Mater der ruhevollen deutschen Edene, Keller- eutlingen, ein herber, seine starke Empfindung nur mittel- r andeutender Künstler, beitzt weder die Lust, noch die eldstentäußerung, sich dem Zeitgeiste sa kräftig anzupassen e Uhbe. Er sucht, wie stets, mit Maß zwischen Fon- inebleau und Monet zu vermitteln. In dieser Ausstellung on vorwiegenb kotoristischen Begabungen, die durch die alerische Natur, hochempfindend schwärmen, ist er ein ent- ieden retardirendes Element. In so bewußter Stetig- t tiegt seine Poesie. Die schwere, satte Naturauffassung, r hartnäckige Verzicht auf alle virtuosen Lichter gestatten m, seiner Leidenschaft für die Melancholie, die Träumerei, e Müdigkeit des Naturlebens durchaus zu falgen. Die berfläche ist ihm wenig, der innere Geist ber Dinge mehr - währenb all' den jüngeren Kunstcharakteren die schöne ugenweibe, des Lebens farbiger Abglanz sehr viet bedeutet.

Benna Becker, nicht weniger poetisch veranlagt wie eller, malt die ätherische Helle florentinischer Landschaft, belinartig, in zart burchbrochenen Tönen Vietor Thomas freut sich an der bunten Heiterkeit sonniger Dorfidyllen; ter malt ein glückliches Thal, über das der Sonnen- ntergang einen funkelnben Schleier wirft; Christian andenberger, ein überaus feines und geschultes Talent richt im Entferntesten ein Experimentatar, wie die Kurz- chtigen behaupten, für die Kühnheit und Methode unver- nbare Dinge sinb) erblickt die Welt völlig aufgelöst in litzendes Fardenspiel, — auch die schäristen Körperlinien nd aur Flimmer: Ein Stückchen Wasserspiegel, von der Rittagssonne völlig freigelegt, ein schmaler Steg, auf bem n dem Bade entstiegener Knabe vam heißen Winde sich ocknen läßt, schützende Büsche: Man betrachte, welch ein ntzückendes Schauspiet des Lichtes eine naive Kraft aus so hlichter Natur hervor holt.

Weniger naiv sinb Fritz Wahle, Hans Barchardt, Fritz Alexander: Ihre Arbeit hat eine etwas litterarische Spitze; sie besitzen Erzählertalent und Lust zur Sittenschilberung, aber sie regeln ihre Neigungen doch durchaus nach maleri- schen Gesichtspunkten. Der espritvollste ist Wahle: Ueber- bies vermag er in seinen weiß-schwarzen Studien aus dem Salon, von der Straße noch immer weicher, heller und toniger zu wirken als ungezählte Palattenhelden. Borchardt, ein Schüler Uhde's in der Art, leichte, flockige Töne aufzusetzen und ein tüchtiger Techniker, erfüllt nach und nach seine formale Nüchternheit mit Leben und Gefühl, währenb Alexanber, ber, vom pariserischen Geiste leicht angeweht, seine bizarren Männ- lein und Weiblein à la Anders Zorn in breiten Flächen keck herunterstreicht, sich davan belehren müßte, daß auch seine größeren Vorbilder nicht immer der Gefahr entgangen sind, leer zu werden, wenn sie recht interessant erscheinen. Jedenfalls aber hat er heute schon ein geschärfteres artisti- sches Gewissen und einen gebildeteren Geschmack als Joseph Black, sein erster Anreger, von dessen Künstlerschaft nun Blatt auf Blatt fällt. Seit ber Geist Piglhein's van ihm gewichen, schwankt er ziellos hin unb her. Bald zu Len- bach, bald zu Samberger, bald zu dem Whistleradklatsch, mit dem einige Jungmünchener, z. B. Oppler, ad und zu bie unwissende Welt verblüffen. Man konnte var Jahr unb Taa sein Erstlingswerk, ben „verlarenen Sohn" loben unb boch die Schlingen ahnen, der sich dieser ursprünglichen Begadung öffneten. Und fartan hatte man oft Gelegenheit feitzustellen, daß Block's Art im Grunde bloß herzlose Ge- schicklichkeit sei; baß er als Parträtmaler nur dlendende Oberfläche gebe, keine Seele öffne; daß er als Novellist von einer erschrecklich banalen Umständlichkeit sei. Unb das kommt, weil Block niemals bie heilige, warme Ehrfurcht vor der Natur beiessen hat, ohne die es keinen bildenden Künstler gibt. Am Beginn seiner Laufbahn steht bas Wort eines Großen, der sich durch bie äußerlichen Qualitäten der Schilderung vam „vertorenen Sahn" nicht adhalten ließ, zu dem aufhorchenben Novizen zu sagen: „Junger Mann, malen Sie eine Citrone". Das war Jasef Israels, der alte Halländer. Block aber hat bis heute nicht gelernt, eine Citrone zu malen. Wer ein Bild präsentirt, wie dieses Damenporträt mit bem wächsernen Kopfe und dem rosa- orange-schwarzen Knallkotorismus, der ist ein Zwillings- bruber van Konrad Kiesel. Und er gehört nicht in eine Gesellschaft von Künstlern, die, erhellt vom Geiste der Natur, bescheiden am Werke sind, einen fardigen Stil zu begründen. Wo Reinholb Lepsius mit modernem Esprit und sicher durchgebildetem Geschmacke die Menschen unserer Zeit schildert ja wie sie sind, da ist für Black's Pseudamadernität kein Raum. Ein Gewand nach dem neuesten Schnitte macht edensawenig das Moderne, wie eine lässige, leichte Haltung die künstlerische Intimität ausmacht. Das ist edenso sehr Pose, wie die feierliche, pathetische Modellauffassung der älteren Porträtisten, die man überwunden zu haden glaudt. Ein Bildnißmaler wie Lepsius macht die Stimmungen unserer Menschen lebendig: Aber er rückt den Einzelnen über alles Individuelle hinaus in einen weiteren Welt- und Kultur- zusammenhang. So werden seine Modelle als Typen in eine fernere Zeit hinüber gelangen. Lepsius ist als Maler überaus charmant; die weichen farbigen Einzelheiten des Gewandes, der Einrichtung, der Geräthe sind wichtiger als man gewöhnlich glaudt. Nur eine gesteigerte und gesestete Kunst- kultur kann in ihnen ein so wesentlich artistisches Mittel finden. Die Madelle löst Lepsius nie aus ihren Intérieurs: Neben ihrem persönlichen Leben kommt ats Bedingung ihres Ich ein Stück der luft- unb lichterfüllten Welt, in der sie sehen und athmen, zum Vorschein. Das ist auch ein Verbienst Claude Monet's.

Julius Etias.

Erinnerungen eines Dorfgeistlichen. Ein Beitrag zur Geschichte der Leibeigenschaft und ihrer Aufhebung. Aus dem Russischen übertragen von M. von Oettingen. (I—VI und 204). Stuttgart. 1894. Verlag von Cotta.

Interessant ist das hier angezeigte Büchlein überall, wo man es anfaßt; nur zu interessant. Denn es enthält eine Reihe von schmerzlich ergreifenden Erzählungen, Bilder der Unwissenheit, der Rohheit, des Uebermuths, der Servilität, der Grausamkeit, der dumpfen Resignation, der mit kirchlichen Formen geschmückten Religions- und Gedankenlosigkeit, wie man sie, da sie dem wirklichen Leben eines europäischen und christlichen Volkes entnommen sind, nur mit Schmerz und Entrüstung betrachten kann. Der Mann, der diese Bilder zuerst in einer russischen Zeitschrift, in der „Russkaja Starina“, erscheinen ließ, hat selbst gesehen und erlebt, was er in einfacher Sprache, nach unserem Gefühl mit zu großer Gemüthsruhe, ohne merklichen Zorn noch Eifer, erzählt.

Er war der Sohn eines armen Popen, der mit 50 Rubel jährlichen Gehalts und dürftigen Nebeneinnahmen sein Weib und vier Kinder ärmlich ernährte. Als er acht Jahre alt war, im Jahre 1835, wurde er in eine kleine Stadt zur Schule gebracht und in eine äußerst unkomfortable Pension einquartirt. In der Schule unterrichteten zweierlei Lehrer: solche, die ihre Schüler vor, und solche, die sie nach dem Unterricht prügelten; beide aber thaten es so kräftig als nur möglich. Wie der arme Junge ungezüchtigt blieb und das Bischen, was da zu lernen war, sich aneignete, blieb für ihn selbst ein Geheimniß. Er machte sich sogar bei einem Examen, das ein Bischof in der Schule hielt, durch seine guten Antworten bemerklich und wurde, — was eine Ehre und eine Gunst war, — in die bischöfliche Schule aufgenommen, wo er zum Popen vollständig ausgebildet wurde. Da lernte er Philosophie, Medizin, Theologie; alles aus dürftigen Kompendien und auswendig. Unter seinen Mitschülern aber fühlte er sich noch unglücklicher als in seiner ersten Schule. Es waren unsäglich rohe und schmutzig unsittliche Burschen. Als er achtzehn Jahre alt war empfing er die heiligen Weihen und verheirathete sich mit einem sechzehnjährigen Mädchen von einfachster Bildung. Gleich darauf kam er als Pope in ein Dorf an der unteren Wolga, und fing mit drei Rubel und einem jährlichen Gehalt von ungefähr 140 Rubel seinen Haushalt an. Die jungen Eheleute hatten zur Wohnung Tag und Nacht, in einem Bauernhause nur eine Stube, und auch diese mußten sie theilen mit den alten Eltern des Miethsherrn. Als Pope und später als Erzpriester und Propst, — diese Stellung nimmt er, wenn er noch lebt, seit etwa 35 Jahren ein — lernte unser Verfasser die Welt, eigentlich Menschen aus vier verschiedenen Ständen, genauer kennen: Guts- und „Seelenbesitzer“, Regierungsbeamte, Bauern und Popen. Unter den Gutsbesitzern fand er Menschen von schrecklicher Herzlosigkeit und Grausamkeit, adelige Herren, die ihren Leibeigenen für das geringste Vergehen 25, 50, auch 500 Hiebe mit lächelnder Miene geben ließen. Sofort nach der Auspeitschung mußten die armen Menschen wieder ihren Dienst thun, munter aussehen, auf der Hausbühne auftreten, oder gar tanzen. Thaten sie es nicht, bekamen sie eine neue Auflage. Ein paar Frauen solcher Herren gaben ihren Dienerinnen außer den Hieben, die sie ihnen vom Kutscher oder einem anderen Manne auf den nackten Leib aufzählen ließen, mit dem Pantoffel mehrfache Ohrfeigen. Die Ehemänner dieser edlen Damen aber lebten mit den Weibern und Mädchen ihrer Güter, so wie der Hahn mit seinen Hennen. Die Regierungsbeamten, die unser Verfasser uns schildert, zeichnen sich alle durch drei Haupteigenschaften aus: Trägheit, Rohheit und Bestechlichkeit. Die Bauern sind schlau, fühlen ihr Elend sehr scharf und bitter, klagen auch darüber im Stillen unter sich, ertragen es aber mit erstaunlicher Resignation, mit einer widerlichen Servilität. Daß die Religion oder ein tieferes Nachdenken ihr Gemüth beruhige, ihnen Geduld und Hoffnung einflöße, sagt uns unser Dorfgeistlicher nicht. Ihren Trost scheinen sie eher in dem Branntwein zu finden, den sie in ungeheuren Quantitäten konsumiren. Die Popen aber müssen — und dieses Müssen scheint den Meisten eine süße Gewohnheit zu sein — mit den Bauern um die Wette trinken. Ein Pope, der nicht mit seinen Bauern trinkt, der nicht seine Kirchenältesten mit Branntwein reichlich bewirthet, gilt für hochmüthig und theilnahmlos, und stößt seine Pfarrkinder ab. Ueberhaupt muß der Pope, um in seiner Gemeinde einigen Einfluß auszuüben, Allen alles werden; also mit den Bauern möglichst bäuerlich verkehren, namentlich über Dünger und Viehzucht ordentlich mitsprechen können; mit dem Gutsherrn aber muß er möglichst fachkundig über Hunde, und mit der gnädigen Frau über Pariser und Wiener Moden sich unterhalten. Auch gilt es für ihn selbstverst… nicht bloß Einfluß, sondern auch sein tägliches Brot zu gewinnen … dies kann er sich nur erwerben, wenn er die Gunst der Leute, … von deren freiwilligen Gaben seine materielle Existenz abhängt … mit den 140 oder 150 Rubeln seines jährlichen Gehaltes kann … verheiratheter Mann, als Familienvater, nicht leben. Das Meiste … ihm ein seine Amtshandlungen, die Taufen, Trauungen, Beichten, … Gebete. Diese Handlungen kosten ihm viel Zeit und Mühe. Das … chen Geld, das er dafür einnimmt, muß er unter mancherlei Bel… und Demüthigungen einsammeln. Denn der Bauer ist auch gegen … Popen furchtbar knauserig, marktet und feilscht lieber als er gi… verkommen denn geistig und moralisch die allermeisten Popen, … Ihren Bischöfen aber, ihren Pröpsten und Inspektoren, geht es … besser, obwohl sie in einer weniger ländlichen Umgebung leben. … unser Verfasser, der gewiß unter diesen Herren zu den besten … macht in diesem Buche, überall wo seine Persönlichkeit hervortritt, … besonders günstigen Eindruck. Er ist ein ehrlicher Mann, kein … hat auch etwas gelernt, schreibt einen gesunden Stil, doch fehlt … offenbar jede tiefere wissenschaftliche Bildung, auch jede höhere Frö… keit. Des Gemeinen und Schlechten, des Abscheulichen hat er … gesehen, daß er es ohne Zorn ohne kräftigen Haß ansehen und er… kann. Er leidet allerdings unter der materiellen Noth unter der mora… Misère, die seine Standesgenossen und seine ganze Umgebung … belasten. Er glaubt, daß in den letzten Jahren ein Fortschritt … Besseren schon stattgefunden hat, und daß es nicht mehr so … geht wie in „der guten, alten Zeit“, da er noch jung war. Doch … räth er an manchen Stellen seines Buches, daß sein Glaube an … Fortschritt ziemlich schwach und unklar ist, und daß die Gegenwart … ihm nicht wesentlich besser erscheint als die Vergangenheit. … will er auch an einer erfreulichen Zukunft, an einer Reform des gei… Standes in seinem Vaterlande arbeiten, und am Schluße seiner … innerungen“ bringt er eine lange Reihe von Vorschlägen, welche … Organisation und das Leben der russischen Geistlichkeit betreffen“. … unserem Bedauern hat Herr von Oettingen, der Uebersetzer der … innerungen“, diese Vorschläge nicht wiedergegeben. Er glaubte, da… „für uns kaum von Interesse“ seien. Darin hat er sich wohl geirrt … den Absichten des Verfassers offenbar zuwider gehandelt. Jedenfalls … wünschen wir sehr ernstlich, daß die Erinnerungen sowohl als die … schläge unseres anonymen, aber in Rußland gewiß nicht unbekannten … Dorfgeistlichen an kompetenter Stelle, namentlich bei dem jungen, … hoffnungsreichen Auspizien seine Regierung beginnenden Zaren, … großes fruchtbringendes Interesse erwecken und reichlich beitragen mö… zu einer Neugestaltung des kirchlichen, auch des geistigen und sittli… Lebens in Rußland.

M. Schwalb.

Gustav Diercks: Geschichte Spaniens von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Bd. I. Berlin. 1895. Cronbach.

Der vielseitige Kulturhistoriker, der uns in jüngster Zeit mit den auch in diesen Blättern erwähnten lehrreichen Büchern über Marokko und die Vereinigten Staaten beschenkt hatte, gibt jetzt ein zusammenfassendes Bild der verwickelten und schwierigen Geschichte Spaniens. Dem ersten Bande, der uns bis in das 14. Jahrhundert führt, wird der zweite und letzte binnen Kurzem folgen. Mit bewundernswerthem Fleiße hat Diercks die unzähligen Quellen studirt, aus denen ihm sein reiches Material erfloß. In der Form stets gewandt und ansprechend, weiß er dem Leser das Verständniß der wichtigsten politischen Ereignisse, ihres ursächlichen Zusammenhanges und ihrer Wirkungen zu eröffnen und die oft trockenen und schwer zu bewältigenden Episoden des achthundertjährigen Kriegskampfes zwischen Christen und Mauren zugänglich zu machen. Der populäre Ton, in dem das Werk geschrieben ist, deutet darauf hin, daß es für die breiteren Schichten der wissensdurstigen Gesellschaft bestimmt ist, und in diesem Sinne füllt es geradezu eine Lücke der geschichtlichen Litteratur Deutschlands aus. Wir verweisen besonders auf die interessante Schilderung der Kultur im westgothischen Spanien sowie der inneren Gegensätze im spanischen Araberthum, die dessen Niederlage und schließlichen Untergang, trotz allen äußeren Glanzes und materieller Blüthe, herbeiführten. Dem Fachhistoriker empfiehlt sich das Werk als kurzgefaßtes und doch an Namen und Daten ebenso vollständiges wie zuverlässiges Nachschlagebuch.

—a.

Verantwortlicher Redakteur Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

. 18. Berlin, den 2. Februar 1895. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Zu seinem Geburtstag hat der Kaiser eine Reihe von Schenkungen gemacht. Die eine derselben bestimmt, daß die Siegesallee mit den Statuen sämmtlicher Regenten aus dem Hause Hohenzollern geschmückt werden soll, und jeder Regent wird zur Seite eine Gestalt erhalten, die als Mitarbeiter des Herrschers von charakteristischer Bedeutung für die Zeit gewesen ist. Das ist zunächst eine künstlerische Aufgabe, aber die wohl auch bestimmt ist, einem politischen Zwecke zu dienen.

Künstlerisch gehört, wie wir meinen, dieses Programm zu den unlösbaren Aufgaben der Bildhauerkunst; unlösbar insofern, als es unmöglich erscheint, zu einem erfreulichen Ergebniß zu gelangen.

Monumentale Denkmäler, die einen feineren Reiz ausüben sollen, müssen intim in ihre Umgebung hinein komponirt sein; sie müssen gerade zu dieser Umgebung gehören, und Umgebung und Denkmal haben sich gegenseitig zu bedingen. Davon kann in diesem Falle keine Rede sein; denn einige Dutzend Statuen zu beiden Seiten des Randes einer Straße können in der Einförmigkeit der Umgebung, — sie mögen selbst sein, wie sie wollen, gut oder schlecht, — nicht anders als langweilig und monoton wirken. Im besten Falle würde man also einige gute Statuen erhalten, die durch ihre Aufstellung und ihre Umgebung um jeden eigenartigen Reiz gebracht sind.

Aber wenn öffentliche Denkmäler bestimmt sind, nicht nur bildhauerisch gut oder schlecht zu sein, sondern wenn sie dem Beschauer auch etwas sagen sollen, dann wird gleichfalls aus diesem Grunde ein großer Theil jener Statuen ihre Wirkung verfehlen. Die Hohenzollerngeschichte weist freilich eine Reihe von Gestalten auf, die begründeter Weise in der Phantasie des Volkes haften geblieben sind; aber es gibt daneben andere Regenten, die nur derjenige deutlich vor der Seele hat, der die Unbequemlichkeit des Abiturientenexamens mit seinen Ansprüchen an die Detailkenntniß der brandenburgisch-preußischen Geschichte eben über sich ergehen lassen muß, oder der für den vaterländischen Zweig der Geschichte Fachmann ist. Die große Masse des Volks gehört glücklicher Weise weder zu der einen Kategorie noch gehört sie zur anderen. Die Mehrzahl der Spaziergänger in der Siegesallee wird daher, wenn jene Idee zur Ausführung gelangt, zwischen vergessenen und unseren Tagen gleichgültigen Männern einherwandern, an deren Sockel zu lesen ist, daß die unbekannte Gestalt im Panzer oder Hermelin einen bestimmten Namen getragen hat, Kurfürst oder König gewesen ist und zu einer bestimmten Zeit regiert hat.

Wird eine Statue, auch wenn sie an sich schön wäre, durch das regimentsweise Aufmarschiren ähnlicher Statuen zur Rechten und zur Linken und gegenüber in Monotonie erdrückt, so bleibt als einzige Wirkung dieser Kunstwerke übrig, daß sie ein kurz gefaßter Abriß der brandenburgisch-preußischen Geschichte in Marmor sind.

Es üben also jene Statuen im günstigsten Fall eine didaktisch patriotisch-politische Wirkung; aber auch sie erscheint mehr als problematisch.

Es ist gewiß zu begreifen, daß ein König es als seine Aufgabe erachtet, das monarchische Gefühl im Volke zu stärken; er will die Wurzeln gesund und triebkräftig erhalten, mit denen die bestehenden Staatseinrichtungen fest im Boden fußen. Aber je absichtsvoller und offenkundiger dieses Ziel verfolgt wird, um so größer die Gefahr es zu verfehlen; und wir finden, daß der Erfolg kein günstiger ist.

Man kann das Große neben das Kleine stellen.

Zu den Soldaten sagt der Kaiser; er verlange, daß sie im gegebenen Falle auf ihre Väter und Brüder schießen. Es sollte lieber nicht in Zweifel gezogen werden, daß der Soldat das thut, was sein Vorgesetzter befiehlt, und es

erscheint gefahrvoll, dem jungen Rekruten vor die Seele zu führen, welche tragischen Konflikte seine militärischen Verhältnisse im Gefolge haben können. Wenn man ihm sagt, selbst diese That mußt Du begehen, so rückt man überdies die Eventualität einer Revolution in absehbare Nähe. Aber eine Monarchie, die überhaupt mit der Revolution offen rechnet, schwächt sich schon allein durch solche Erörterungen. Selbstvertrauen stärkt; der Zweifel dagegen, der erwägt, ob nicht die äußersten Mittel der Selbstvertheidigung einmal nöthig sein werden, untergräbt die eigene Position, indem er offen mit der Stärke der Gegner und der eigenen geschwächten Kraft zu zählen beginnt.

In ganz die gleiche Linie gehört es dann, wenn man immer von Neuem mit Ausnahme- und Umsturzgesetzen herumzukuriren beginnt, die an sich zur Bekämpfung der realen Gefahren werthlos sind, und die gleichfalls nur dem Gegner das steigende Bewußtsein der eigenen Kraft geben und dazu die Erkenntniß, mit wie untauglichen und ungeeigneten Mitteln der Kampf gegen ihn durchgeführt werden soll.

Dieser Art der offenen Bekämpfung des Umsturzes entsprechen dann auch die Mittel, die Bevölkerung in ihrem monarchischen Bewußtsein zu festigen und sie gegen die Lehre des Umsturzes zu feien.

Von dem Geschichtsunterricht in den Schulen und von den offiziellen Reden bei Schul- und Universitätsakten bis zu den patriotischen Unterweisungen durch Statuen zieht sich dieses Bestreben hin, und wir meinen wiederum ohne günstiges Ergebniß. Und wir glauben, daß der Plan der Monarchengalerie in der Siegesallee für diesen mangelnden Erfolg von typischem Charakter ist.

In unserer kritischen Zeit gilt der Monarch als das, was er persönlich vorstellt, und die Monarchie nur soviel, wie sie in realer Nützlichkeit einem Volke bietet; auch ohne jede mystische Vergoldung kann sie einer Nation viel bieten. Aber darüber hinaus das Monarchenthum um des Monarchenthums willen zu verherrlichen, widerstrebt einer Generation, welche die heutige historische Bildung sich angeeignet hat, und die miterlebte, wie das Gottesgnadenthum der Hohenzollern das Gottesgnadenthum der Welfen und und andere Gottesgnadenthümer unerbittlich und mit Recht im Dienste der nationalen Entwicklung abthat. Und andererseits glaubt unsere Zeit nicht an eine Legende nach erweitertem Treitschke'schem Entwurf, die in monumentaler Verkörperung darstellt, wie sich Herrscher an Herrscher in Preußen folgerichtig anschloß, bis schließlich als Symbol der Einigung Deutschlands die Siegessäule als Schlußwahrzeichen aufragt. Ein solcher Versuch der Geschichtserzählung ruft nur die Kritik hervor.

Auf der einen Seite das beständige Spähen nach den Gefahren der Revolution, als stände sie wirklich dicht vor den Thoren, und auf der anderen Seite eine Auffassung des monarchischen Gedankens, als sei jeder Monarch gleichwerthig, weil er Monarch ist; denn etwas derartiges etwa würde die Fürstenversammlung in der Siegesallee erzählen.

Ist der Plan künstlerisch nicht glücklich nach unserer Ansicht, so ist er doch politisch charakteristisch, denn unsere Lage erklärt sich gerade zu einem wesentlichen Theil aus dieser Steigerung des Souveränetätsgefühls hier, aus dieser Sorge vor der Revolution dort, und aus dem Streben, gerade immer wieder durch die persönliche Bethätigung des Souveränetätsgefühls die Gefahren der Revolution zu mildern.

Man muß dem Kaiser Rathgeber wünschen, die ihn auf jegliche Gefahr hin darauf aufmerksam machen, welche Wirkungen bisher mit dieser Methode erzielt worden sind, die sich im Kleinen und Großen, bei Zeichen der Gnade wie der Ungnade, zeigt.

Frankreich hat wieder ein Ministerium, das natürlich auch nicht die unlösbare Aufgabe erfüllen kann, den Gemäßigten zu gefallen und den Radikalen nicht zu mißfallen. Das Kabinett Ribot theilt das allgemeine Schicksal französischer Kabinette, welche über eine feste Majorität nicht verfügen, und die daher gezwungen sind, aus verschiedenen Gruppen Ministerkandidaten zu entnehmen, um so zwar Niemanden zu befriedigen, aber doch auch keine starke Fraktion sogleich völlig feindlich zu stimmen. Nach [illegible] Rezept ist das Ministerium Ribot gebraut; es [illegible] nicht viele große Namen, aber doch einige interessante [illegible]sonen. Zu ihnen gehört der Handelsminister André [illegible] der von seiner Entsendung zu der internationalen Arbeiterschutzkonferenz her in Berlin gut bekannt ist. Er schrieb [illegible] Etude sur l'Allemagne politique, und er ist als Kenner Deutschlands jedenfalls ein vorurtheilsloser Beurtheiler unserer Zustände.

Gleichfalls gut bekannt auch in Deutschland ist [illegible] jetzige französische Justizminister Trarieux, welcher [illegible] Ausnahme allen interparlamentarischen Friedenskonferenzen beigewohnt hat und auf ihnen stets ein Wortführer [illegible] Franzosen gewesen ist. Daß in Frankreich ein Friedens[illegible] mit so ausgesprochenen Tendenzen Minister wird, ist [illegible]merkenswerth; daran zeigt sich, daß die Friedensidee [illegible]schirt. Man braucht sich deswegen Illusionen nicht hinzugeben; aber es bleibt doch zu verzeichnen, daß neben Van Ho[illegible] dem holländischen Minister, und Maggiorino Ferraris dem italienischen Postminister, damit der dritte [illegible] Vertreter jener Anschauungen, die auf den interparlamentarischen Konferenzen gepflegt werden, zu einem höh[illegible] Staatsamt gelangt ist.

In Frankreich ist Marschall Canrobert gestorben, [illegible] der Männer des Staatsstreiches und einer der Ruhmes[illegible] des zweiten napoleonischen Kaiserreichs.

Kaiser Wilhelm hat auch bei dieser Gelegenheit [illegible] Kondolenzschreiben nach Frankreich gerichtet. Eine poli[illegible] Wirkung wird es nicht haben, dazu sind diese Zeichen [illegible] Aufmerksamkeit einander zu häufig gefolgt, immer [illegible] Nachfolgende die Wirkung des Vorhergehenden herabdrückend.

In Rußland starb Minister Giers, der seit Gortschakoff die zarische Politik in friedlichen Bahnen erhalten [illegible] Darin steckt ein großes Verdienst, und dieses Verdienst [illegible] nicht aus dem Grunde geringer, weil dem Frieden aus manchen psychologischen Gründen auch Alexander III. geneigt [illegible] Dem verstorbenen Staatsmann bleibt der schöne Nachruhm, daß er diese beste Eigenschaft seines kaiserlichen Herrn [illegible]stützte, daß er die friedlichen Absichten jenes verwirklichen half und sich nicht dazu hergab, ein Werkzeug von Abenteurern und Panslavisten zu sein.

Bei dem Empfang von Deputationen hat der [illegible] es klar ausgesprochen, daß er nicht daran denke, dem [illegible] herrlichen Regiment zu entsagen. Hoffnungen, die [illegible] weit eilten, haben wir nie getheilt; aber auch der Absolutismus kann noch verschieden geartet sein, und es wird sich erst weiter zeigen müssen, ob wenigstens in diesen Grenzen das neue Regiment eine segensvollere Bahn verfolgt als das abgethane.

Eine Steuerfalle aus Zucker.

Den Zuckerinteressenten scheint es gelungen zu sein, den agrarischen Nothstand am raschesten für sich zu fruktifiziren. Es sind eben potente Männer, die etwas durchzusetzen wissen. Es gelang ihnen, sich die Unterstützung der Nationalliberalen zu sichern. Diese versicherten sich weiter der Unterstützung des Finanzministers Miquel und arbeiteten in emsiger Fühlung mit der preußischen Finanzverwaltung ein neues Prämiensystem aus, dem die Regierung „sympathisch gegenüber steht" und das nunmehr in aller Kürze im Reichstag zur gesetzgeberischen Behandlung kommen soll. Die „Nationalliberale Korrespondenz" zieht bereits den Schleier von dem Werke, das ohne alle Frage das Stärkste ist, was die Interessenpolitik in Deutschland bisher geleistet hat. Die Umrisse des Projekts sind die folgenden: Die bisherigen Prämien werden mehr als verdreifacht — von 1,25 auf 4 Mark per Doppelcentner erhöht. Die Verbrauchsabgabe wird um ein volles Drittel — von 18 auf 24 Mark per Doppelcentner — gesteigert. Außerdem soll eine Betriebsabgabe erhoben werden von

en Fabriken, die mehr als 20 000 Doppelcentner Zucker
oduziren, und zwar in progressiver Form, wachsend mit
e Produktion der Fabriken. Prüfen wir einmal die Wir-
ng dieses sinnreichen Plans an der Hand der Erntezahlen
s Jahres 1894/95. Nach diesen letzteren ist die Zuckerproduktion
eutschlands pro 1894/95 auf mindestens 1 800 000 Tonnen,
ich 18 Millionen Doppelcentner, zu schätzen. Daß von
esem Segen mehr als ein Drittel im Inlande konsumirt
rden sollte, ist unwahrscheinlich; bleiben somit zwei Drittel
den Export zur Verfügung. Bei einer Prämie von
Mark per Doppelcentner beziffert sich danach die gesammte
ämiensumme auf 12 × 4 = 48 Millionen Mark. Diese
Millionen Mark repräsentiren aber noch keineswegs die
nze Last, welche dem geduldigen deutschen Steuerzahler
d Zuckerkonsumenten zugemuthet wird. Es kommt hinzu
e in Folge der erhöhten Prämie ceteris paribus ein-
tende Preissteigerung des im Inlande konsumirten Zuckers.
kanntlich setzt sich der Inlandspreis für Zucker zusammen
s dem Weltmarktspreis plus Prämie. Die erhöhte
ämie erhöht deshalb, wenn alle übrigen preisbildenden
ktoren dieselben bleiben, auch entsprechend den Inland-
eis. Für die in unserer Rechnung dem Inlandskonsum
gewiesenen 6 Millionen Doppelcentner Zucker wirkt die
ämie von 4 Mark somit als künstliche Preissteigerung
der Höhe von 24 (6 × 4) Millionen Mark. Die beiden
sten zusammen ergeben die stattliche Summe von
+ 24 = 72 Millionen Mark: wohl verstanden in minimo
d für eine Ernte. Diese Summe kassiren die Zucker-
oduzenten zu einem Drittel — eben jene 24 Millionen
s dem Inlandskonsum — von den inländischen Zucker-
nsumenten direkt ein. Die Prämie in der Höhe von
Millionen dagegen soll der Fiskus so freundlich sein,
r die Zuckerexporteure von den inländischen Zuckerkonsu-
enten einzuziehen. Schaden soll der Fiskus dabei nicht
ben; deshalb schlägt man vor, daß die Verbrauchs-
gabe vom Zucker von 18 auf 24 Mark per Doppel-
ntner erhöht werde. Bei dem vorausgesetzten Konsum
n 6 Millionen Doppelcentnern ergäbe jene Erhöhung der
erbrauchsabgabe allerdings erst die Summe von 36 Mill.
ark. Nimmt man aber dazu das, was bei dem gegen-
ärtigen Prämiensatz die Zuckerprämien kosten, so erhält
an so ungefähr jene 48 Millionen, um welche die deutschen
ckeresser geschröpft werden sollen zu Gunsten des Exports
n deutschem Zucker; der Fiskus aber behält noch immer
e in dem Ertrage der neuen Betriebsabgabe liegende
eserve.

Nun aber weiter! Ich will einmal annehmen, die
aglichen 72 Millionen Mark werden geopfert. Was wird
e Folge sein? Entweder geht den anderen Zuckerexport-
ndern bei diesem Prämienwettrennen der Athem aus und
e werden von der staatlich gestärkten Konkurrenz der deut-
en Zuckerindustrie zurückgedrängt, oder sie suchen sich
rch weitere Preisreduktionen auf dem Weltmarkte zu be-
upten. Ohne Zweifel werden die österreichischen, fran-
sischen u. s. w. Zuckerexporteure ihre Regierungen be-
rmen, den Prämieneifer Deutschlands nachzuahmen. Es
— bei der allgemein grassirenden Prämienkrankheit —
chst wahrscheinlich, daß sie mit ihren Vorstellungen Er-
lg haben, und daß dann auch jene anderen Länder sich
cht lumpen lassen, ein ordentliches Stück Geld in die Hand
hmen und den eigenen Zucker mit erhöhten Prämien ins
usland abführen. Dort — auf dem Weltmarkte — wird
ch dann das erbauliche Schauspiel abspielen, daß die
uckerexporteure der Prämienländer die Prämien, die der
nlandskonsument hat aufbringen müssen, dazu benutzen,
ch weiter gegenseitig zu unterbieten und damit noch weiter
e Zuckerpreise zu werfen. Der Konsument des Weltmarkts
t dabei der tertius gaudens. Er bekommt den Zucker halb
eschenkt. Die Lieferanten der Zuckerexportländer sind in
er Lage, solche Geschenke zu machen, denn sie werden ja
r das, was sie im Auslande verschenken, im Inlande
urch Prämien entschädigt.

Es ist noch das geringere Uebel, wenn diese Preis-
eiberei auf dem Weltmarkte die Weltpreise so rasch
demoralisirt, daß die Zuckerproduktion der Prämienländer nicht angereizt wird, in Folge der künstlich durch Prämien gesteigerten Erträge, die Produktion noch weiter auszudehnen. Anderenfalls ist eine gewaltige Katastrophe ganz unvermeidlich. Verschlimmert wird die Krisis aber in jedem Falle durch gesteigerte Prämien. Diese Prämiensteigerung bildet schon an sich einen Anreiz zur Erweiterung der Produktion. Daneben aber zwingt die stärkere Steuerbelastung des inländischen Konsums diesen letzteren zum Rückgang. Die Wirkungen der Konsumverminderung und der Produktionssteigerung wirken somit kombinirt auf einen Rückgang der Zuckerpreise und damit auf eine Verschärfung der Zuckerkrise.

Das neue Prämienprojekt ist in der That ein Musterbeispiel dafür, wohin der protektionistische Wahnsinn schließlich führt.

Und nun vergegenwärtige man sich weiter, was geschehen wird, wenn dies System nach dem Grundsatz: Was dem Einen recht ist, ist dem Anderen billig: nach und nach auch auf andere Produktionszweige übertragen werden sollte.

Und doch, wer will behaupten, daß dieser Reichstag diese Vorlage ablehnen wird.

Th. Barth.

Nikolai Karlowitsch Giers.

Herr von Girs — so lautet die russische Schreibart und Aussprache — war der Sohn eines wohlhabenden Beamten, dessen Ahnherr, wie Disraeli einmal mit dem berühmten Asiatic mystery smile erzählte, dem alten und weitverbreiteten Geschlecht der Hirsche entsprossen sein soll. Durch die Verbindungen des mit der höheren Bureaukratie liirten Vaters in ein vornehmes Lyceum und, nach Absolvirung seiner Studien, in das Auswärtige Amt aufgenommen, ward er zunächst im orientalischen Dienst verwendet und fungirte successive in den hohen Schulen der aggressiven Intrigue zu Jassy, Bukarest, Konstantinopel und Teheran. Nach diesen angreifenden Posten zu seiner Erholung mit den harmloseren Legationen zu Stockholm und Bern betraut, ward er, ein kühler Fünfundfünfziger, am Vorabend des letzten orientalischen Krieges vorsorglich zum Unterstaatssekretär des hastigen Fürsten Gortschakoff gemacht. Das Fiasko des Fürsten bewog den Zaren, die geringe Arbeitsfreudigkeit Gortschakoff's diesen selbst, den ruhigen und fleißigen Mann an seiner Seite zu halten, bis der durch den Krieg beschleunigte Tod Alexanders II. den erfolglosen Minister entfernte und dem relativ bewährten Gehilfen seine Stelle gab.

Giers ist sein Leben lang ein ungemein brauchbarer Beamter gewesen. Ein besonnener Mann, der eine häufig unbesonnene Politik ohne Skrupel, aber auch ohne Leidenschaft vertrat, bot er denen, die ihn beschäftigten, die doppelte Garantie einer unbedingten Fügsamkeit bei jederlei Auftrag, verbunden mit ungewöhnlicher Umsicht in der Ausführung. Ohne selbst weitreichende Programme zu erfinden oder sich für die Programme Anderer besonders zu erhitzen, widmete er sich der Verwirklichung jedes gegebenen Befehls mit der Sorgfalt eines Technikers und gleichzeitig mit der Feinheit und Diskretion eines superioren Kopfes. Zu sehr Detailleur, um die Engrosgeschäfte zu lieben, war er dennoch an allen großen Entreprisen der letzten diplomatischen Generationen emsig betheiligt; niemals zu den Panslavisten zählend, hat er intensiv für sie gearbeitet, wo der Zar auf ihrer Seite stand. Er hat die von Ignatieff betriebene letzte Theilung der Türkei nicht angerathen, aber, als sie angeordnet war, unermüdlich gefördert, um sie später, als Rußland militärisch übel abschnitt, ebenso eifrig, wenn auch nicht ebenso wirksam, zu hemmen. Er hat Mr. Gladstone's Atrocity Policy weidlich gegen Disraeli ausgebeutet, und nachmals, als die Bulgarian

Atrocities von anderer Seite begangen wurden und die ungenirten Elemente Rußlands einen Fürsten durch Militärrevolte stürzen und einen anderen für vogelfrei erklären ließen, sich in eine meisterhafte Unbedeutendheit zu hüllen gewußt und in dieser billigen Drapirung ohne sensitives Embarras rüstig weitermitgetanzt. Er hat allerdings seinem Souverain die rednerische Annäherung an Frankreich, die uns für 1870 und 1878 bestrafen sollte, anfänglich entweder widerrathen oder um uns diese Annäherung unbedenklicher erscheinen zu lassen, mindestens derartige Nachrichten verbreitet; aber weder die Abmahnung, wenn sie geschehen ist, noch das lancirte Gerücht, wenn es die unterlassene Abmahnung ersetzen sollte, hat ihn gehindert, eine Politik weiter zu verschleißen, welche auf dem Hintergrund der polnischen Konzentrationen den russischen Generalstabschef zu militärischen Verabredungen nach Paris sandte, dem russischen Militärbevollmächtigten an der Statue Chanzy's eine ziemlich ausgewachsene Revancherede in den Mund legte und sich schließlich in den Kronstadter Demonstrationen fast komisch überschlug.

Und dennoch war seine Anwesenheit an der Sängerbrücke ein Glück für Rußland und eine Ehre für den Scharfsinn des Hofes, der ihn gewählt hat und so lange soutenirte. Giers war in der That der gegebene Mann der Situation. Unter einem Zaren, der uns unsere Erfolge und seines eigenen Landes Fehler nicht verzeihen, uns aber dennoch nur durch andere züchtigen lassen mochte, hatte die russische Diplomatie eine eigenthümliche Piece mit vertheilten Rollen zu spielen. Die französische Phantasie hatte oratorisch entflammt, durch ganze Anspielungen und halbe Verabredungen erregt zu werden; für die deutsche Wachsamkeit dagegen hatte man eine unumwölkte Stirn und die Trefflichkeit der geschäftlichen Beziehungen mit einer gewissen Art alter und selbstverständlicher Familiarität zu wahren. Nicht weniger war das russische Nationalgefühl, dem man die freiere Regung im Innern entzogen hatte, durch eine vage diplomatische und publizistische Befehdung Deutschlands angenehm zu beschäftigen, während die konkreten Beziehungen der Kanzleien in der korrektesten Regelmäßigkeit verbleiben mußten. Wer die furiosen Solos und Chöre in dem langen, endlich langweilig werdenden Kanon sang, haben wir an die fünfzehn Jahre reichlich erfahren; wer das Grundwerk der Fuge dabei in seinem stätigen Gange hielt und nach jedem jähigen Aufzischen in die beruhigenden Dominantenakkorde zurück dirigirte, wird uns bei Giers' Tode doppelt erinnerlich. Seine gesammte Carrière spricht dafür, daß er auch die gegentheilige Ordre mit kalter Virtuosität exekutirt haben würde; sein ganzer Charakter machte es wahrscheinlich, daß ihm der weniger verfängliche Auftrag lieber gewesen ist.

Eine gewisse säuerliche Beilage zu seiner Stellung wäre nicht in Jedermanns, am wenigsten in jedes Russen Geschmack gewesen. Zwar daß er sich seinem selbstherrlichen Souverän gegenüber zu eklipsiren hatte, war ihm in den vielen delikaten Situationen der letzten Periode nicht nur dienstlich, sondern auch persönlich völlig recht; aber daß er sich für seinen Theil in dem Stück, einen Theil für den sich nicht viele gleich geeignete Akteure gefunden hätten, von der Regie obenein dem allgemeinen Tadel preisgegeben sah, kann selbst der geheimsekretärlichen Seite seiner Natur keine übermäßige Genugthuung bereitet haben. Er mußte sich freilich sagen, daß, um seine Partie im Gesammtgang des Dramas desto effektvoller zu machen, das russische Publikum die Erlaubniß haben mußte, den scheinbaren trockenen Spielverderber auszupfeifen, während die Eingeweihten verständnißinnig applaudirten. Immerhin war es eine seltsame Demüthigung für einen Petersburger Minister, daß ihn lange Jahre hindurch Jedermann, ja jede Zeitung in seinem Lande ungestraft herunterreißen und für die verzögerte Kooperation mit Frankreich verantwortlich machen durfte, da ihm doch die Täuschung Frankreichs ebenso sehr wie seine Ermuthigung librettogemäß oblag. Der böse Giers! wie seine Landsleute ihn nannten, der arme! wie seine Kollegen manchmal von ihm redeten. Nicht einmal den St. Andreas bekam er vor seinem Jubiläum. Er war sowohl Hauptperson wie Prügelknabe in dem Stück, das andere für ihn dichteten, und, ein nüchterner, temperamentloser Mann, tröstete er sich mit ... Finessen der einen Partie für die Schmerzen der anderen.

Erst als das Spiel an der Ermüdung Rußlands ... Frankreichs zu Ende ging und keiner von beiden ... anderen die rechte Neigung und Kraft zum Handeln ... zutraute, schrieb ihm der Zar einen anerkennenden ... lichen Brief. Herr von Giers hatte nunmehr die ... faktion, sich durch eine halb ironische Accentuirung ... Loyalität für den verspäteten Lohn revanchiren zu dürfen ... gefiel sich fortan darin, bei jeder Gelegenheit zu ... er habe niemals in dem geringsten Detail eine andere ... gehabt als die seines Herrn. Selbst wenn er, wie ... kurzer Zeit einmal in einem deutschen Leser ... seine Friedfertigkeit immer aufs Neue proklamirte, ... einschränkend und nicht ohne eine leise lauernde ... hinzu, er komme übrigens gar nicht in Betracht und ... Friedfertigkeit sei nur die des Zaren. In anderen ... ments scheint er den Willen des Monarchen nicht für ... durchgreifend gehalten zu haben. Wenigstens wenn ... der Fremde reiste, sprach er sich immer verlegen über ... Judenverfolgungen aus, vermied dabei das Thema ... wegs und suchte nur die Person des Herrschers mög... davon zu trennen. Love's labour lost.

Er war ein Mann von hoher Statur, edler Adler... sinnendem Auge und mildem, fast schwachem Mund ... Kinn. Vielmehr ein englischer Gentleman in seiner ... geschlossenen Erscheinung als ein russischer Kavalier. ... Nachfolger und bisheriger Adjunkt, Herr von Schischkin, ... hört derselben Schule an.

..

Parlamentsbriefe.

VII.

Der neue Minister für die Landwirthschaft Herr ... Hammerstein-Loxten hat seine Antrittsrede gehalten. ... war ungewöhnlich lang, an sachlichem Inhalt reich ... verrieth eine beträchtliche parlamentarische Gewandtheit; ... alledem liegt ein Gegensatz zu dem früheren Minister Herrn von Heyden-Cadow. Dieser war im Grunde ein ... Ressortminister und wenn er sich zum Sprechen entschloß, zeigte er, daß er der Rede auch so weit mächtig war, als ... für einen Fachmann erforderlich ist; aber er entschloß ... ungern zum Sprechen und ließ sich nicht dazu bestimmen, über das nächste zur Berathung stehende Thema hinauszugehen und allgemeine Gesichtspunkte der Erörterung ... unterwerfen. In den Sitzungen des Staatsministeriums soll Herr von Heyden sehr schweigsam gewesen sein; ... hat der Ressortminister den Beweis zu führen, daß er ... über Gegenstände, die nicht zu seinem Ressort gehören, ... selbständiges Urtheil hat und daß Herr von Heyden ... Befähigung nicht nachzuweisen vermochte, scheint die ... anlassung zu seinem Rücktritt weit mehr gegeben zu haben als seine Anschauung über landwirthschaftliche Dinge. ... Herr von Heyden war durchaus ein Agrarier und Herr von Hammerstein ist gleichfalls einer.

Sein agrarisches Herz bewies er dadurch, daß er ... Schmälerung der Zuckerprämie auf das lebhafteste, ... man darf sagen, auf das rücksichtsloseste beklagte, denn ... ging so weit, ein Gesetz, für welches doch einige seiner gegenwärtigen Kollegen sich der Verantwortlichkeit ... entschlagen können, als ein sehr thörichtes zu bezeichnen und verhieß baldige Verbesserung des vermeintlich begangenen Fehlers. Wenn er trotz seiner gut agrarischen Gesinnungen manchen lebhaften Beifall von Seiten der Linken erntete, und manchen Widerspruch von Seiten der agrarischen Bänke erfuhr, so beweist das nur, wie übertrieben die Forderungen der Agrarier sind und zu welcher Selbstbescheidung sich die Gegner der Agrarier haben entschließen müssen. ... Beseitigung der Goldwährung und die Durchführung des Getreidemonopols will allerdings auch Herr von Hammer...

:in nicht schon für den nächsten Donnerstag in Aussicht :hmen. Daß er sich den Kanalbauten gegenüber freund- h stellte und ein gutes Wort für die Staffeltarife hatte, t an sich erfreulich, aber es ist nicht auf die Rechnung der eiteren Gesichtspunkte zu setzen, die er hat, sondern dient ır als ein Beweis dafür, daß die Interessen der ostelbischen unker mit denen der übrigen Landwirthe sich nicht durch- ıs decken.

Im Uebrigen bleibt nach der Antrittsrede des neuen linisters die Lage unverändert dieselbe wie sie vorher war. err von Hammerstein ist den agrarischen Forderungen vor :r Hand um einen wichtigen Schritt entgegengekommen. r wird sich nun entschließen müssen, diesem ersten Schritt ıehrere folgen zu lassen und seine Klugheit wird ihn höch- ens dazu veranlassen können, das Tempo dieser Schritte ıöglichst zu mäßigen oder er wird denselben Anfeindungen nterliegen, denen Graf Caprivi und Herr von Heyden er- :gen sind, und der Staat sieht sich schließlich nur vor die Wahl gestellt, sich den agrarischen Forderungen bedingungs- os zu fügen oder ihnen kräftig entgegenzutreten. Welche ieser beiden Möglichkeiten eintreten wird, vermag Niemand orherzusagen und darin ist der gegenwärtige Zustand ein einliches Provisorium.

Im Reichstage lenken die Verhandlungen zweier Kom- ıissionen, derjenigen für die Geschäftsordnung und der für ie Umsturzvorlage die Aufmerksamkeit auf sich. Die Geschäfts- ırdnungskommission hat sich bisher nicht darüber einigen önnen, dem Präsidenten erweiterte Disciplinarbefugnisse inzuräumen, und da Herr von Levetzow angedeutet hat, ıhne solche Befugnisse sein Amt nicht weiterführen zu können, o darf man von einer Präsidentenkrisis sprechen. Indessen rägt diese Krisis einen durchaus sanften und gemüthlichen Charakter, denn das Centrum zeigt sich bereit, dasjenige, was s in der Kommission abgelehnt hat, mit etwas veränderten Worten im Plenum demnächst zu bewilligen. Das möchte hingehen, denn diese Frage der Geschäftsordnung läßt sich in 'einer Weise zu einem Ereignisse ersten Ranges aufbauschen. Aebler ist es, daß auch bei Berathung der Umsturzvorlage as Centrum ein Entgegenkommen zeigt, welches über alle verständigen Grenzen hinausgeht. Der Paragraph, welcher on der Verherrlichung der Verbrechen handelt, hat eine Fassung erhalten, welche unter Umständen Veranlassung ieten kann, noch die Werke unserer klassischen Dichter vor den Strafrichter zu ziehen. Daß diese Besorgnisse nicht aus weiter Entfernung hergeholt sind, dafür will ich einen historischen Beleg anführen. Im Jahre 1858 hat das Kreisgericht zu Weimar den Redakteur einer Zeitung wegen Gotteslästerung ver- urtheilt, weil er einen Vers aus Goethe's zahmen Xenien abgedruckt hatte. Der verstorbene Staatsminister von Goethe hat also an dem Orte seiner amtlichen Wirksamkeit üble Er- fahrungen machen müssen. Der Vollständigkeit wegen will ich freilich hinzufügen, daß das Appellationsgericht in Jena in der Berufungsinstanz das verurtheilende Erkenntniß auf- gehoben hat, indem es scharfsinnig ausführte, daß die Läste- rung sich nicht gegen Gott, sondern gegen den Teufel rich- tete, der nicht zu den staatserhaltenden Mächten gerechnet wird; aber ob die Sachen immer so glücklich verlaufen werden, das weiß — der Teufel. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Umsturzvorlage, falls sie zu Stande kommt, in einer Form zu Stande kommen wird, welche doch nur den Ideen entspricht, welche die ultramontanen Redner Gröber und Spahn entwickelt haben.

Zwei Gesetzentwürfe, betreffend die Verhältnisse der Binnenschiffahrt und Flößerei sind nach erfolgter erster Lesung in eine Kommission verwiesen worden. Die Binnen- schiffer darf man ja wohl zu dem Mittelstande rechnen, für den jetzt ein so großer Eifer an den Tag gelegt wird, und da darf es denn billiger Weise als ein programmwidriger Seitensprung betrachtet werden, daß der Entwurf in einer großen Anzahl von Bestimmungen das Rechtsverhältniß des Schiffers zu Gunsten des Befrachters benachtheiligt. Dem nationalliberalen Abgeordneten Bassermann gebührt das Verdienst, in einer an Sachkenntniß reichen Rede den Ent- wurf gründlich beleuchtet zu haben. Die Verhandlungen wurden vor einem recht leeren Hause geführt und auch die neueste Novelle zur Gewerbeordnung und der Antrag auf Aufhebung des Diktaturparagraphen in Elsaß-Lothringen vermochten die Theilnahme nicht zu beleben. Ein elsässischer Abgeordneter, welcher sich der deutschen Reichspartei ange- schlossen hat, bezeugte, daß dieser Paragraph vollkommen entbehrlich geworden sei, und so erscheint das Pathos, mit welchem der Staatssekretär von Puttkamer, ein früherer nationalliberaler Abgeordneter, sich dafür einlegt, vollkom- men unverständlich.

Proteus.

Ein neues französisches Werk über den Krieg von 1870.*)

An einer Stelle, wo ich dergleichen nicht gesucht hätte, fand ich jüngst eine Aeußerung, welche man als den Schlüssel zu dem großen Wendepunkt in den Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland bezeichnen könnte. In einem Brief vom 17. Juni 1866 schreibt Prosper Mérimée an eine Freundin, die Prinzessin Julia Roccagiovine: „Ich habe eine Todesangst, daß Bismarck arg geschlagen werde und daß wir ihm werden zu Hilfe eilen müssen.“**)

Mérimée war, wie bekannt, der väterliche Freund der Kaiserin Eugenie, der Vertraute des Hofes, eingeweiht in alle Gedanken und Pläne dieses Getriebes. Es ist keine neue Entdeckung, daß die napoleonische Politik, als sie die preußische bei Einleitung des Krieges gegen Oesterreich ge- währen ließ, auf deren Niederlage rechnete und auf den Preis, den ihr eine nachfolgende Intervention eintragen sollte. Diesen Fehlschluß geben in dürren Worten die obigen leicht hingeworfenen Zeilen zu erkennen. Alles, was von da bis 1870 geschah, reiht sich, in gleicher Richtung irrend, daran an. Der herrschende Gedanke war immer, daß der Kaiser Deutschland etwas abgewinnen müsse, um sich auf dem Thron zu befestigen. Ganz gewiß ist die Kriegserklärung von 1870 nur hervorgegangen aus dem Bedürfniß, die Enttäuschung, die 1866 bereitet hatte, wieder gut zu machen; aber diese Revanche für Sadowa war selbst schon der zweite Ring in der Kette der Selbsttäuschungen, welche Sadowa herbeiführen halfen.

In dem vorliegenden Band gibt Chuquet einen ge- nauen und gedrängten Bericht über die Kriegsbegebenheiten mit der großen Klarheit und Unparteilichkeit, die wir aus seinem neunbändigen Werk über die deutschen und belgischen Kriege der ersten französischen Republik an ihm kennen ge- lernt haben. Der Abschluß des Verlaufs von fünfund- zwanzig Jahren, im nächsten Juli wird wohl noch eine Reihe von Arbeiten über die Feldzüge von 1870 dies- und jenseits zu Tage fördern. Auf eine Wiedergabe oder Kritik der vorliegenden Darstellung, soweit sie sich mit den Einzel- heiten der Kriegführung beschäftigt, einzugehen, ist nicht der Zweck gegenwärtiger Besprechung.

Dagegen ist es interessant, die Auffassung des Autors über die springenden Punkte der politischen Aktion kennen zu lernen.

Gleich das erste Wort sagt uns hier auch das letzte über den inneren Zusammenhang der Dinge. Das erste Kapitel beginnt folgendermaßen:

> Der Krieg zwischen Deutschen und Franzosen war unvermeidlich, und seit 1866 fühlten die mit einiger Scharfsichtigkeit begabten Leute, daß er beim geringsten Zwischenfall losbrechen werde. Preußen erdrückte Oester-

*) Arthur Chuquet. La Guerre 1870—1871. Paris. 1895 Léon Chailley.

**) Revue de Paris 15. Juli 1894.

reich, nahm Nassau, Kurhessen, Hannover, Frankfurt und die Elbherzogthümer an sich, organisirte den norddeutschen Bund, legte den süddeutschen Staaten Schutz- und Trutzbündnisse auf und behauptete stolz, seine Mission sei die Gründung der deutschen Einheit. Napoleon III. war gedemüthigt und düpirt. Er bekam nicht die Grenzberichtigungen und die Gebietserweiterungen, auf die ihm Bismarck Aussicht gemacht hatte, weder Mainz noch die bayerische Pfalz, noch Rheinhessen, noch die preußischen Distrikte an der Saar, noch Belgien oder Genf, noch Luxemburg.

Die geheime Geschichte, die sich um die spanische Thronkandidatur des Prinzen von Hohenzollern und um die Emser Depesche vom 13. Juli spinnt, ist neuerer Zeit wieder Gegenstand mancher Controverse gewesen und wird auch in Zukunft noch Anlaß zu verschiedener Auslegung, vielleicht sogar zu neuen Enthüllungen geben. Aber im Grunde verschwinden alle diese Einzelheiten vor der einen generellen Thatsache, daß, im Geiste der Franzosen, Preußens Sieg im Juli 1866 den Krieg für Frankreich zu einer unvermeidlichen Nothwendigkeit gemacht hatte. Ob nur der Selbsterhaltung der napoleonischen Herrschaft willen, oder auf alle Fälle wegen der Sicherheit Frankreichs gegen Deutschlands Uebergewicht, darüber werden Franzosen mit Deutschen sich nicht leicht auseinandersetzen. Uns genügt es festzustellen, daß die Idee der Nothwendigkeit dieses Krieges französischen Ursprungs ist. Und dies lesen wir auch hier bestätigt. Ich habe meinerseits nie einen Augenblick an der Richtigkeit dieser Auffassung gezweifelt und in der Zeit zwischen dem Juli 1866 und dem Juli 1870 gar vieles erlebt, was mich darin bestärkte. Wie so oft bei menschlichen Handlungen gab das Gefühl den Ausschlag; die Argumente wurden aufgeboten, um es zu rechtfertigen. Ein zweiter Punkt, in dem Chuquet mit meiner Ueberzeugung zusammentrifft, befaßt sich mit dem Theil der Verantwortlichkeit, welche Napoleon an dem Beschluß des kriegerischen Vergehens zu tragen hat. Je mehr man über diese Dinge erfährt, desto mehr stellt sich heraus, daß dem Kaiser be- Krieg von seiner Umgebung, die sich um Eugenie gruppirte, aufgedrängt worden ist, gegen seine Einsicht und gegen seinen Willen. Der Verfasser des vorliegenden Werkes spricht sich ganz in diesem Sinne aus, in dem er zugleich die Verblendung der Kriegslustigen schildert, welche von dem verwahrlosten Zustand der Armee und der Festungen nicht entfernt Ahnung hatten.

Gegenüber diesem ungestümen Parlaß und dem ihn fördernden Leichtsinn verschwindet auch die Wichtigkeit der ganzen Controverse über die Frage, ob die Fassung der Emser Depesche von Bismarck absichtlich darauf zugespitzt worden war, den Bruch unvermeidlich zu machen. Der Bruch ward in jener nächtlichen Berathung zu St. Cloud am 14. Juli gegen des Kaisers Neigung zu einer beschlossenen Sache gemacht, nachdem die Berathenden in Kenntniß des Telegramms anfänglich sich mit dem Kaiser für die friedliche Lösung geeinigt hatten. Aber dann folgte eine Umstimmung, während Napoleon sich auf einige Stunden zurückgezogen hatte, um zu ruhen. Als er wieder erschien, erlag er dem Ansturm der Gramont und Genossen, die sich in der Zwischenzeit wieder gesammelt und gegenseitig angefeuert hatten.*) Auch hatte man sich schon Monate vorher mit Viktor Emanuel, mit dem Erzherzog Albrecht und Beust über eine Offensivallianz verständigt und sich nur zu schnell besiegen lassen, um die guten Freunde bei der Bundestreue zu erhalten. Daher irrt sich auch der sonst unbefangene Chuquet, wenn er meint, das Ministerium sei in die Falle gegangen, die ihm Bismarck gelegt. — Endlich, wenn doch der Krieg im französischen Sinne wirklich unvermeidlich war, so war es zur Noth Deutschlands gutes Recht, den Moment zu nützen, der ihm am meisten zusagte.

Ein anderes Thema aus dem Kapitel der psychologischen Zusammenhänge dieses Krieges befaßt sich mit Be[…] Hier schließt sich Chuquet der in Frankreich herr[…] Meinung an, daß der Marschall in der That Verrath ge[…] habe. Nicht zwar geraden Wegs und mit bewußt verrä[…]rischer Absicht, aber doch der Sache nach. Er beschuldig[…] ihn, daß er absichtlich die ihm anvertraute Armee in [...] zurückgehalten habe, um als Vertreter der Kaiserin die Re[…]gierung des Landes in die Hand zu bekommen und in [...] Eigenschaft Frieden zu schließen. Er meint, Bazaine's [...]rechnung habe insbesondere sich darin charakterisirt, daß [...] glaubte, er werde sich in Metz länger halten können [...] die Republik in Paris. Wenn Paris von den Deu[…] eingenommen würde, ehe Metz kapitulirte, so würde [...] Bazaine, der Mann sein, mit dem Deutschland dann [...] unterhandeln und darum seine Regentschaft anzuerken[…] hätte. Dabei ist jedoch nicht zu übersehen, daß auch [...] der vorliegenden Darstellung Bazaine mit seiner Hal[…] durchaus nicht allein stand. Die meisten anderen Genera[…] in Metz, eigentlich alle bis auf zwei, hielten, auch nach[…] Sedan ihnen bekannt geworden, zur kaiserlichen Macht [...] wollten von Trochu und dem neuen Regiment in [...] nichts wissen. Auch waren sie, und mit Recht, der Ans[…] daß ein Versuch, durchzubrechen, mißlingen müsse.

Das merkwürdige Intermezzo des Versuches, welch[…] durch die Dazwischenkunft des abenteuerlichen Re[…] zu einem Schein von Ernst gelangte, wird von Chu[…] ausführlich behandelt. Schwerlich wären die Dinge an[…] verlaufen, auch wenn der ganze Zwischenfall ausgeblie[…] wäre; aber er ist charakteristisch für die erfinderische Me[…] Bismarck's, dem nichts und Niemand zu unbedeutend, [...] könnte sagen zu unwahrscheinlich vorkommt, wenn eine [...] so entfernte Möglichkeit, einen Vortheil für die augenb[…]liche Verkettung der Dinge daran zu knüpfen sich dar[…] läßt. Ein gänzlich unbekannter Mann, der sich Re[…] nennt, erscheint im Hauptquartier mit einer Mission, die [...] sich einzig und allein selbst gegeben hat, und macht sich [...] heischig, mit Bazaine zu verhandeln. Der Vorschlag [...] das ganze Wesen der Persönlichkeit machen einen etw[…] närrischen Eindruck. Aber wer weiß? Vielleicht kann [...] der kecken Phantasterei durch günstigen Zufall etwas [...] schießen, was die Klugheit rasch erfassend verwerthen ma[…] Und so hilft man dem Mann nach Metz hinein, und we[…] auch die Entsendung Bourbaki's zur Kaiserin Eugenie n[…] Chiselhurst, die sich daran schloß, mißlang, so hat vielle[…] doch der Zwischenfall dazu beigetragen, Bazaine in jen[…] hinterhaltigen Taktik zu ermuntern und schließlich [...] Untergang zu führen.

Auf den letzten Seiten des Buches zieht der Verf[…] das Fazit aus den militärischen Koeffizienten des ganz[…] Verlaufs des Krieges und kommt zu folgendem Endurt[…]

Der Krieg zerfällt in zwei Perioden, die kaiserli[…] und die republikanische. In der ersten Periode obliegen [...] Deutschen dank ihrer Artillerie, und ihre Kanonen üb[…]wältigen schließlich immer die der Franzosen. Auch dann [...] behielten sie die Oberhand, weil sie in der Mehrzahl wa[…] und den Gegner entschlossen anpackten. Die Franzosen [...] können sich nie zur Offensive entschließen; tapfer, hin[…] schwungvoll und muthig, bewaffnet mit einem Gewehr, [...] welches beinahe ebenso verheerend wirkt wie die deutschen [...] Kanonen, würden sie vielleicht trotz der Mängel ihrer Orga[…]nisation und ihrer Disziplin den Sieg errungen haben, [...] wenn ihre Generale kühner die Gelegenheit ergriffen hätten, [...] über den Feind herzufallen, wo er ihnen an Zahl glei[…] oder untergeordnet war. Die Deutschen hingegen übernehmen [...] immer die Rolle des Angriffs, sie liefern sogar ihre meisten [...] Schlachten ganz nach dem Zufall, verwegen, plump, und e[…] kommt vor, daß ihre Armee zum Schlagen kommt, nur um [...] die Avantgarde zu unterstützen; aber ihr Erfolg bleibt nie [...] aus. Ihre Generale sind kühn, rasch, halten zusammen [...] dank einem noblen Gefühl der Solidarität, und ihre Korps [...] erscheinen alle eins nach dem andern auf dem Schlachtfeld.

In der zweiten Periode ist das, was den Franzosen [...] am meisten fehlt, die Konzentration. Die Regierung der [...] nationalen Vertheidigung bleibt in Paris. In Tours und [...]

*) Das Letztere steht nicht in Chuquet, ist aber mir aus ganz sicherer Quelle bekannt.

rdeaux ist kein einziger Mann des Handwerks, welcher tig, unterrichtet, respektirt, das Kriegsministerium in eine e Hand nähme. Gambetta und Freycinet leiten die Ope- ionen; aber beide sind unerfahren, unfähig einen Gesammt- n zu diktiren und Einheit in die Leitung der militärischen nge zu bringen. Sie vermochten nicht ein Verständniß d Zusammenwirken zwischen den im Osten komman- enden Generalen herbeizuführen. Die Kräfte der Pro- zen wurden zerstreut und arbeiteten nie auf ein einziges l hin. Die Anstrengungen waren ungeheuer, und Frank- ch machte deren vielleicht mehr, als erforderlich war, um siegen; aber sie waren zerfahren und uneins, in keiner eise gleichzeitig, in keiner Weise zu einem entscheidenden lauf zusammengefaßt. Die Vertheidigung, schön und wundernswerth, hob den französischen Namen, den die ten Niederlagen herabgezogen hatten, wieder empor, aber sie rde ohne Methode geführt. In Wahrheit waren die ederlagen unvermeidlich; Soldaten improvisiren sich nicht, d ungeübte Massen konnten nicht wohl exerzirte Truppen, vielerprobt und stolz auf ihre Triumphe waren, besie- n. Im zweiten Theile des Feldzuges half es nichts, daß Mehrzahl auf Seiten der Franzosen war; wenn sie auch Quantität überwogen, so blieben sie doch durch die Qua- ät zurück. Vor allem fehlte ihnen der militärische Geist, h. der des Gehorsams und der Disziplin. Ohne Zweifel nen die Offiziere oft tapfer und heldenhaft; aber Gam- tta beklagte sich über ihre Unzulänglichkeit, ihre Mittelmäßig- t und ihre Schlaffheit. Sie lebten nicht mit dem Soldaten, sie eilten nicht seine Entbehrungen; sie ließen ihn unter dem Zelt lben und schlafen, während sie nach ihrem Behagen sich die Städte einquartirten. Sie hatten ihre Leute nicht ter der Hand, flößten ihnen nur Mißtrauen ein und ußten sie nicht fortzureißen. Während der ersten Periode s Krieges besaß Frankreich weder die Zahl noch die Orga- sation: das Empire hätte ihm beides geben können und llen. In der zweiten Periode besaß Frankreich wohl die hl, aber es hatte nicht die Organisation und konnte sie cht haben.

So endet das Buch. An Selbstkritik haben es die anzosen seit ihrer Niederlage nicht fehlen lassen, und eine r Bedingungen des Bessermachens haben sie sich damit sichert. Aber sie wissen doch auch aus der letzten Er- hrung, daß mehr als eine Bedingung erfüllt werden uß, um einen großen Krieg mit Erfolg zu führen, und, enn nicht alle Zeichen trügen, sind sie noch immer weit tfernt von dem Selbstvertrauen, mit dem sie sich vor nfundzwanzig Jahren berauschen ließen. Jenes Selbst- rtrauen, noch mehr als die politische Konstellation, war r Urgrund des Angriffs von 1870. Und daß es noch cht wiederhergestellt ist und sobald nicht wiederhergestellt erden wird, ist darum ein Glück für sie selbst wie für uns, h. für den Weltfrieden.

L. Bamberger.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Duellanten und Anarchisten.

Aus einer zukünftigen alten Chronik.

Dem Volke muß die Religion erhalten; dem Volke uß mehr Respekt vor den Gesetzen beigebracht werden lus diesen Gedanken erwuchs im Jahre des Heils 1895 ie Umsturzvorlage. Niemand plädirte lebhafter für ein olches Gesetz als der Freiherr von Stumm. In dem Kreuz- ug gegen Anarchisten, Sozialdemokraten und sonstige Rechtsverächter war er zugleich Prediger und Streiter; Peter von Amiens und Gottfried von Bouillon in einer Person. Im Kampfe gegen die Ungläubigen nun begab es sich, daß er an einen anderen streitbaren Gottesmann gerieth, den Professor Adolf Wagner. In der Hitze des Gefechts versetzte er auch diesem einige Schläge. Der Gelehrte, so fromm er war, handelte nicht nach dem Evangelium; der zornmüthige Mann ließ sich vielmehr zu einer beleidigenden Entgegnung fortreißen, die wiederum der Freiherr von Stumm nicht hinter den Spiegel zu stecken geneigt war. Und so geschah es, daß der Prophet der Umsturzvorlage und Ritter hoher Orden einen Königlichen Geh. Regierungsrath, Professor und Ritter nicht minder hoher Orden zum Zweikampf herausforderte Angesichts des Heeres der Ungläubigen, gegen die der Kreuzzug ob ihrer Mißachtung göttlicher und menschlicher Gesetze so nachdrücklich gepredigt war. Die beiden Stützen von Thron und Altar sorgten auch dafür, daß die Geschichte in den Zeitungen hübsch breitgetreten wurde, auf daß ein Jeder erkennen könne, welch ritterlicher Sinn in ihnen stecke. Zum Blutvergießen kam es nun glücklicher Weise nicht, denn jeder von Beiden hatte einen besonderen Ehrenkodex, und der Zufall wollte, daß in dem Ehrenkodex des Einen ein Paragraph stand, der in dem Ehrenkodex des Anderen fehlte. So mußte denn das Hälsebrechen unterbleiben und jeder konnte unverwundet wieder zur Bekämpfung des Umsturzes und der Rechtsverachtung zurückkehren. Man kann sich leicht denken, welche Wirkung diese Episode auf die Umstürzler hervorrief. Völlig unfähig, die tiefere Sittlichkeit dieser Vorgänge in ihren verhärteten Gemüthern zu erfassen, führten sie aufrührerische Reden aller Art. Sie meinten, die Herausforderung zum Zweikampf sei eine direkte Verletzung der bestehenden Rechtsordnung und obendrein eine Verletzung der Gebote jenes Gottes, den die Stützen von Thron und Altar so gern im Munde führen. Es scheine danach, als ob der Kampf gegen den Umsturz dadurch eingeleitet werden solle, daß man nachzuweisen beflissen sei, wie die Rechtsverachtung, der Sinn für eine gewaltthätige Durchbrechung der Rechtsordnung bereits die obersten Schichten der Gesellschaft ergriffen habe. Worin bestehe denn der Unterschied zwischen Duellanten und Anarchisten? Die Einen wie die Andern bekümmerten sich nicht um die bestehende Rechtsordnung. Die Einen wie die Andern stellten ihre subjektiven Anschauungen von dem, was anständig, ehrenhaft und „im Sinne einer höheren Moral“ geboten sei, der objektiven Rechtsordnung gegenüber und rechtfertigten so die Verletzung dieser Rechtsordnung. Der Anarchist suche diese Rechtsordnung mit einer Dynamitbombe zu durchbrechen, der Duellant schieße aus gezogenen Pistolen durch eben diese Rechtsordnung Kugeln. Der Vergleichspunkt sei die flagrante Mißachtung bestehender Gesetze mit der Motivirung, daß das subjektive Ermessen die Rechtsverletzung fordere.

In solcher Weise entblödete sich die Menge nicht, das Herrenrecht des Zweikampfes mit demselben Maße zu messen, wie die Ausschreitungen des gemeinen Volks. Man ging sogar soweit, gleiches Recht für Alle zu fordern. Natürlich nahm man daraus nur um so mehr Veranlassung, dem Volk einen tüchtigen Knebel in den Mund zu stecken, um ihm solche Marotten auszutreiben. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß der genannte Freiherr von Stumm dabei wieder einer der lautesten Rufer im Streit war: für Gottesfurcht und Rechtsgefühl.

Avaursius.

Religion und Humanität.

Die Religion erscheint in ihrer historischen Entwicklung und in ihrer öffentlichen Bethätigung an die Kirche gebunden, die Kirche klammert sich an den Bestand des Dogmas. Das überlieferte Bekenntniß aber setzt sich vielfach in Widerspruch mit Forderungen moderner Kultur. Daher ist es nicht zu verwundern, daß mit der Verwerfung des Dogmas nicht nur

die Kirche vernachlässigt, sondern oft genug die Religion selbst für entbehrlich gehalten wird.

Beruhte nun die Gleichgültigkeit, ja das Mißtrauen gegen die Religion, das, wie nicht zu bestreiten, weite Kreise ergriffen hat, nur auf dieser mangelhaften Unterscheidung zwischen Religion, Kirche und Dogma, so wäre es nicht zu verstehen, warum die antireligiöse Stimmung vielfach von solchen getheilt wird, die sich doch darüber klar sind, daß das religiöse Gefühl vom kirchlichen Bekenntniß unabhängig ist. Hier muß also eine Auffassung vorliegen, derzufolge Religion gegenüber den von der Menschheit anzustrebenden Idealen als etwas Nebensächliches, wenn nicht gar als etwas Gefährliches erscheint. Was könnte dies sein? Denkt man sich die Religion gereinigt von allen hierarchischen und dogmatischen Ansprüchen, was sollte wohl im religiösen Leben noch Bedenkliches liegen, das als Gegensatz oder als Schädigung der menschlichen Kulturbestrebungen gelten dürfte? Wenn man den Inbegriff der Ueberzeugungen und Bethätigungen, die zu einer vollen und harmonischen Entfaltung aller Kräfte in edler menschlicher Gemeinschaft gefordert werden, mit **Humanität** bezeichnet, so entsteht die Frage, welche Stellung soll die Religion zur Humanität einnehmen?

Da werden nun die Meinungen sich stark befehden. Auf der einen Seite wird man sagen, Religion kann in keiner Weise durch Humanität ersetzt werden; bedeutet Humanität die Beziehung auf das Ideal menschlicher Gemeinschaft, so weise eben Religion darauf hin, daß damit die Aufgabe des Menschen nicht erschöpft sei, daß es sich in ihr um die Gemeinschaft mit Gott handle; dieser gegenüber sei alles andere, wenn nicht unwesentlich, so doch jedenfalls untergeordnet. Auf der anderen Seite wird man entgegnen, dieser Anspruch der Religion sei gerade der Grund, weshalb sie befeindet werde. Was Humanität vom Menschen verlange, umfasse alles, was im Interesse der menschlichen Kultur für die Entwicklung in wirthschaftlicher und sittlicher, intellektueller und ästhetischer Hinsicht in Betracht käme, und alles, was darüber hinausgehe, ziehe den Menschen nur von seiner wahren Bestimmung in der menschlichen Gemeinschaft ab und sei daher vom Uebel. Demnach sei Religion dem modernen Menschen entbehrlich.

Die moderne Menschheit — der Kürze wegen mag dieses Schlagwort gestattet sein — verlangt Autonomie, d. h. sie verlangt, daß die Gesetzlichkeit ihrer Entwicklung aus der eigenen Vernunft, nicht aus einer fremden Autorität stamme. Diese Forderung ist seit der Renaissance die zweifellose Triebfeder der Kultur, und sie ist ein unbestreitbares Recht. Die deutsche Reformation hat in diesem Gedanken ihre Kraft. Sie hat daher auch anerkannt, daß die sozialen und sittlichen Aufgaben in dem Wesen und der Würde der Menschheit unabhängig von den religiösen Verbänden zu begründen sind. Aber die Theologie hat diesen Gedanken nicht ergriffen, um Inhalt und Form des religiösen Lebens nunmehr auf die Idee der Menschheit zu stützen, die sich in der sittlichen Persönlichkeit, in dem Menschen selbst als dem Vertreter der menschlichen Gemeinschaft und ihrer Ideale entfaltet. Sie hat es vielmehr vorgezogen, eine dogmatische Metaphysik zu schaffen und die Forderungen der Religion wieder aus jenseitigen Bestimmungen abzuleiten, statt aus dem persönlichen Leben eines vernünftigen sozialen Wesens. Die Folge davon ist, daß diese tiefste und innerste Kraft, aus welcher die Lebensfülle des Daseins sich erzeugt, ihre Ideale in dem Begriff der „freien Humanität" der kirchlichen Lehre gegenüber stellt. Wenn man aber die Religion in ihrem eigensten Wesen erfaßt, sollte nicht der historische Gegensatz zur Humanität zum Verschwinden gebracht werden? Sollte nicht das religiöse Leben, das persönliche Leben in Gott, zugleich das Leben in der Idee der Menschheit sein in dem Sinne, daß die Autonomie der Menschheit keinen Abbruch erleidet durch das Bewußtsein, welches unserem Gefühl sich als der Wille Gottes offenbart?

Religion ist der Menschheit unentbehrlich. Dem Gläubigen braucht man dies nicht erst zu sagen, aber gerade demjenigen, welcher von religiösen Erfahrungen sich [...] glaubt, läßt es sich klar darthun, daß ohne die [...] Grundlage die Kulturentwicklung der Menschheit [...] als ein sinnloses Naturspiel oder eine hoffnungslose [...] und daß ihre stolze Autonomie rettungslos an den [...] des Universums zerschellt.

Denn in eine doppelte Gesetzlichkeit findet sich [...] Mensch gestellt, in die des Seins und die des Sollens, [...] Erkenntniß und des Willens. Die Erkenntniß zeigt [...] alles Sein als ein nothwendig bedingtes, die Naturnothwendigkeit umfaßt mit Sonne und Erde auch die Menschheit und das Individuum, formt und zerreibt sie in dem eisernen Räderwerk. Aber für diesen in Raum und Zeit [...] gestaltenden Inhalt sind wir keine gleichgültigen Zuschauer, sondern alles dies und insbesondere eine immer [...] kehrende Gruppe von Zusammenhängen, die wir unter [...] nennen, hat für uns einen „Werth". Wir machen [...] Anspruch, daß etwas sein soll, anders sein soll, als [...] Erkenntniß des Wirklichen uns lehrt. Wir wissen theoretisch, daß die Dinge nicht anders sein können, als sie sind, [...] praktisch wollen wir doch, daß sie einem Gesetze gehorchen, welches Werthunterschiede in ihnen festsetzt. Und dieses [...] setz finden wir nur in uns selbst. Nirgends in der [...] ist ein Anlaß, das eine für werthvoller zu halten, als [...] andere; Werth als Wirklichkeit gibt es nur in der Bestimmung des Menschen, und gerade diese Bestimmung ist [...] jenige, dessen wir uns am gewissesten sind. Wir [...] wollende Wesen, das Gesetz dieses Wollens ist das, was [...] als Menschen kennzeichnet, und diese Gesetzgebung, die [...] selbst allein angehört, ist zugleich unbedingt, es ist un[...]lich, sich ihr zu entziehen; sie heißt das Sittengesetz. [...] Sittliche soll sein; daß es nicht sein sollte, ist eine un[...]ziehbare Vorstellung, aber daß es sein soll, hat nur [...] für wollende Wesen. Also ist im Sittengesetz eine R[...] von Willenseinheiten gesetzt, welche gänzlich unabhängig von der Natur besteht.

Das Gute soll sein, oder wenigstens es soll werden; das Seiende muß so beschaffen sein, daß die Verwirklichung des Guten, welche das Sittengesetz fordert, in ihm möglich ist. Wenn es nun aber nicht so ist? Wenn die N[...]wendigkeit des Naturgeschehens die Verwirklichung [...] Sittengesetzes ausschließt? Die kühle Ueberlegung b[...] vor diesem Gedanken nicht zurückzuscheuen. Angenommen, es wäre so. Dann sind zwei Fälle denkbar. Entweder das Naturgeschehen ist die einzige Realität, und wir täuschen uns über die Wirklichkeit unseres eigenen Ich als [...] Vernunftwesens; wir sind nur die zufälligen Konglomerate der Erscheinungen, und die Ueberzeugung ist hinfällig, [...] die Menschheit ein Selbstzweck sei, nämlich eben die [...] in welcher die Forderung des Sittengesetzes sich ver[...] Für die Erkenntniß ist dies kein Widerspruch, so tr[...] für das Gefühl ist; bekanntlich gibt es Naturalisten [...] Materialisten genug, die diese Folgerung ziehen. D[...] wäre auch der zweite Fall denkbar. Die Naturwissenschaft ist eine große Lüge; es gibt gar keine Naturnothwendigkeit, sondern das Geschehen der Dinge wird zu Gunsten [...] Sittengesetzes je nach Bedarf durch Wunder unterbrochen. Theoretisch kann man gegen diese Auskunft nur ein[...] daß sie die Erkenntniß aufhebt; aber die Erkenntniß [...] auch nicht mehr nothwendig, wenn das Wunder dafür [...] Dies ist die Lehre des Supernaturalismus; nur [...] gerade heutzutage wenig Anklang finden. Wer es [...] ernst nimmt mit dem Gedanken der Autonomie der [...]heit, der kann keine von beiden Alternativen zugeben. [...] das Naturgesetz wie das Sittengesetz sind beide [...] oder Formen der allgemeinen Gesetzlichkeit der [...] und gleichviel welche von beiden man aufgibt, man [...] damit immer die Selbständigkeit der Vernunft auf, [...] erniedrigt den Menschen entweder zum Naturwesen [...] zum Fetischdiener. Und es braucht auch keiner der [...] Schlüsse gezogen zu werden, aus dem einfachen Grunde, weil die Frage überhaupt durch die theoretische Erkenntniß nicht entschieden werden kann. Man darf es getrost [...] Metaphysik überlassen, hier einen dogmatischen [...]

en. Der Philosophie als Wissenschaft ist Genüge ge- ʒen, wenn sie nachgewiesen hat, daß wir an einer Grenze theoretischen Erkenntniß stehen, weil wir das Bewußt- bis auf seine letzten Grundformen analysirt haben; die rünglichen Thatsachen müssen als solche anerkannt den.

Die Sache selbst aber ist damit nicht zu Ende, son- t wir sehen nur, daß wir mit der theoretischen Erkennt- allein nicht auskommen. Wir sind nicht bloß denkende,) nicht bloß wollende Wesen, sondern wir sind zumal lende Wesen. Dies haben wir bis jetzt nicht beachtet, hier erst treffen wir die Lösung des Widerspruchs.

Für das Gefühl ist es unerträglich, daß zwischen dem n und dem Sollen eine unüberbrückbare Kluft bestehe. s den ganzen Werth unserer Existenz ausmacht, als iche Persönlichkeit das Gute zu wollen, das sollte ein es Hirngespinnst sein, weil der Erfolg unseres Wollens ch die Einrichtung der Welt vereitelt ist? Das mag mit) so viel Gründen plausibel gemacht werden, das Gefühl ört sich dagegen Und in unserem Gefühl erfassen wir Sein und das Sollen als vereinbar mit einander, wir len uns selbst als ein Wesen, welches sich dazu bestimmt, seinem Leben und durch sein Leben das Sollen zum n, das gewollte Gute zum Wirklichen zu machen. Ein hes Wesen, in welchem die Gesetzgebung der Vernunft als Einheit vollzieht, nennen wir eine Persönlichkeit, das lebendige Gefühl, in welchem wir dieser Einheit ʋiß werden und somit die Unendlichkeit der Welt- immung miterleben, nennen wir Religion.

Die Unentbehrlichkeit der Religion für die Menschheit t nun darin, daß wir auf keine andere Weise das Ver- uen in den fruchtbaren Gebrauch unserer persönlichen iheit gewinnen können, als in dem Glauben an eine acht, durch welche das Gute und das Wirkliche vereinbar d. Ein solcher Glaube kann wohl durch äußere Autorität erliefert sein, aber zur lebendigen Ueberzeugung kann er r durch eine innere Offenbarung, durch eine Aufnahme das Selbstgefühl werden. Nur als Gefühl kann Religion absolute Gewißheit mit sich führen, daß wir die Kraft ɔen, die Kluft zwischen Sein und Sollen zu schließen; und Gefühl allein erhebt auch diesen unbedingten Anspruch den Ausgleich. Erkenntniß und Sittlichkeit könnten ohne en solchen bestehen; aber die fühlende Menschheit bliebe stlos und elend, sie wäre unselig.

Die Erkenntniß lehrt uns Religion nicht verstehen, n für jene ist überhaupt das Gefühl nur eine subjektive cheinung; es würde uns aber auch nichts nutzen, wenn bloß theoretisch einsehen könnten, daß das Seinsollende rklich sein kann. Es handelt sich bei der Religion nicht um, diese Vereinbarkeit etwa im Denken anzuerkennen und begreifen, sondern es handelt sich darum, sie zu erleben das feste Vertrauen, daß das Sittengesetz durch uns ɔst in der Natur vollziehbar sei, es handelt sich um die versicht in die Macht des Guten. Ebensowenig begründet Wille für sich die Religion; das Sittengesetz ist eine alität an sich, eine Forderung, welche ohne alle Rücksicht Religion besteht, und der wir als sittliche Personen chleben müßten auch ohne alle Hoffnung, damit einen folg zu erreichen, lediglich um der eigenen Würde willen. t mit dem Gefühl der Gewißheit, daß wir unser Leben den Dienst einer ewigen Bestimmung stellen, tritt das igiöse Bewußtsein auf. Wir fühlen uns gegenüber einer acht, welche die ganze Unendlichkeit des Weltgeschehens einer uns unbegreiflichen Weise umfaßt, aber diese Macht ht uns nicht fremd gegenüber, sondern wir erleben sie als e Stimmung unseres eigenen Ich, als ein weihevolles ertrauen, daß wir in ihr geborgen sind. Allein in diesem fühl der Gottesgemeinschaft überwinden wir den Zwie- alt alles endlichen Wollens und Könnens.

Und gerade diese Thatsache, daß Religion Gefühl ist, d zwar Gefühl des Unendlichen, diese selbe Thatsache, elche Religion als den unentbehrlichen Untergrund der ntfaltung des Sittengesetzes zur menschlichen Kultur erweist, weil sie allein den Muth zu immer neuem Ringen aufrecht erhält, diese Thatsache ist es auch, welche die Gefahren in sich birgt, die Religion ihren Gegnern verdächtig erscheinen lassen. Allerdings, wenn Religion ihre Grenzen überschreitet, so führt sie alle jene Gefahren mit sich, welche der Ueberwucherung des Gefühls eigenthümlich sind, und dies in um so höherem Grade, als dem religiösen Gefühl eine Macht innewohnt, der gegenüber alles Irdische verblaßt.

In zwei Artikeln „Ueber Schwärmerei" und „Vom Gefühl" habe ich früher in der „Nation" auf jene Gefahren hingewiesen, welche der Kultur von Seiten einer Ueberschätzung des Gefühls drohen. Ich suchte dort nachzuweisen, daß das Gefühl zwar eine unersetzliche Bedingung der Kultur, aber kein Mittel zur Leitung der Kulturarbeit sei. Kultur ist Entwicklung der Menschheit unter Vernunftgesetzen; sie ist Arbeit in der Gemeinschaft sittlicher Persönlichkeiten. Dieses Ideal menschlicher Bethätigung will der Begriff der Humanität ausdrücken. Das Gefühl dagegen ist seiner subjektiven Natur nach gesetzlos und bedarf der Beschränkung durch die Vernunft. Da liegt in der That das Bedenken nahe, — und die Geschichte der Religionen beweist seine Berechtigung — daß Religion als Gefühl ihre Grenzen überschreitet und in der Form der Schwärmerei sich anmaßt, der Erkenntniß Vorschriften zu machen, oder die sittliche und soziale Arbeit zu mißachten zu Gunsten eines quietistischen Sich-Versenkens in den Gedanken des Unendlichen. Der Kulturaufgabe der Menschheit droht dann die Zerstörung durch den Wahn, daß die göttliche Bestimmung eine andere sei, als die Selbstbestimmung der Vernunft.

Demgegenüber zeigt nun eine vorurtheilsfreie Untersuchung, daß Religion innerhalb der Grenzen, in welchen sie ein unentbehrliches Gut der Menschheit ist, und aus denselben Gründen, welche sie unentbehrlich machen, gerade dieselben Forderungen als den Willen Gottes in unserem Gefühle offenbart, welche in der Idee einer autonomen Vernunft enthalten sind. Die Selbstbestimmung, in welcher das Wesen der sittlichen Person besteht, setzt voraus, daß wir in jedem Menschen diese Selbstbestimmung und den Menschen als Selbstzweck achten. Die sittliche Person kann somit gar nicht anders wirklich werden, als in der Gemeinschaft mit anderen sittlichen Personen; die Idee der Menschheit zu verwirklichen, das ist es eben, was als Aufgabe die Persönlichkeit von der bloßen Individualität unterscheidet; das Einzelwesen der Natur ist weder sittlich noch unsittlich; das Sittengesetz setzt die Gemeinschaft voraus. Bedeutet nun Religion das Gefühl der Gewißheit, daß wir als sittliche Persönlichkeit unserer Aufgabe gewachsen sind, weil wir uns nicht nur in dem, was wir sind, sondern vor allem in dem, was wir wollen, mit dem unendlichen Weltwillen eins fühlen, so muß dieses Gefühl zugleich mit der ganzen Menschheit uns zu einer Einheit verbinden. Das Gefühl erweitert sich zum Gemeinschaftsgefühl, und seine unverlierbare Subjektivität dient nunmehr allein dazu, die Ueberzeugung, daß die sittliche Persönlichkeit nur in der Arbeitsgemeinschaft der Menschheit sich verwirklichen kann, zu jener absoluten Gewißheit zu erheben, welche nur das Gefühl zu verleihen vermag. Damit erst vereintes Erkenntniß und Willen zu einer Lebensmacht, in welcher die Idee der Menschheit nicht bloß vorgestellt oder ersehnt wird, sondern als beherrschende Triebfeder des Verhaltens wirkt. Dann gewinnt die Religion jene ideale Form, in welcher sie die Menschen zu Brüdern macht, weil sie das gemeinsame Gefühl darstellt, daß wir alle als Organe des Weltwillens zu arbeiten haben an der Verwirklichung des Guten durch die Beherrschung der Natur. Und dann verbietet es sich von selbst, daß sie dieser Aufgabe der Vernunft durch Verachtung des Vernunftgesetzes entgegenwirke; sie beschränkt sich in dem Ideal, das die Humanität gebietet, aber sie vollendet die Humanität in dem Gefühle des Seelenfriedens, den das Vertrauen auf die unendliche Macht des Guten gewährt.

Die Veranlassung zu den vorstehenden Ausführungen gab mir eine im letzten Jahre erschienene Schrift von Paul Natorp „Religion innerhalb der Grenzen der Humani-

tät".*) Doch habe ich im Obigen keineswegs den Inhalt des Natorp'schen Buches dargestellt, sondern nur das Hauptresultat desselben zu den Begriffen der Kultur und der freien Persönlichkeit in Beziehung gebracht und an denselben zu bestätigen versucht. Der Leser, welcher das gedankenreiche Buch Natorp's selbst zur Hand nimmt, wird darin eine ungleich mannigfaltigere Erörterung der Beziehungen zwischen Religion und Humanität finden, als in der obigen Skizze. Natorp's Interesse ist vornehmlich auf die Frage gerichtet, welche der Nebentitel seiner Schrift „Ein Kapitel zur Grundlegung der Sozialpädagogik" andeutet. Er geht von dem Problem der Bildung, die er für die Gesammtheit der Arbeitenden fordert, aus und fragt, welche Bedeutung die Religion hierfür habe. Er prüft, inwieweit das Ideal, welches er unter „Religion innerhalb der Grenzen der Humanität" versteht, die Kontinuität mit der historischen Entwicklung der Religion wahre, und er überlegt, wie in der Gegenwart und Zukunft praktisch für dieses Ideal gewirkt werden könne. Sobald die religiöse Frage auf diese Weise direkt in das sozialpolitische Gebiet hineingerückt wird, werden ja die Ansichten über die Wege noch stärker auseinandergehen, als in Bezug auf das allgemeine Ziel. Jedenfalls ist es aber nothwendig, die soziale Bedeutung der Religion einer unbefangenen wissenschaftlichen Prüfung zu unterziehen; in dieser Hinsicht wird jeder aus dem Gedankenkreise Natorp's werthvolle Anregungen schöpfen.

Gotha. Kurd Laßwitz.

Aus unserem Citatenschatz.

An die Adresse des Herrn Unterstaatssekretärs von Rottenburg.

Der Ausspruch vom Zittern der Ochsen bei Entdeckung einer neuen Wahrheit stammt nicht von Kant, sondern von Ludwig Börne und steht im 7. Bande der Gesammelten Schriften (Hoffmann & Campe. 1862) Seite 181 als 258. Aphorisma. Der Ausspruch lautet wörtlich:

„Als Pythagoras seinen bekannten Lehrsatz entdeckte, brachte er den Göttern eine Hekatombe dar. Seitdem zittern die Ochsen, so oft eine neue Wahrheit an das Licht kommt."

Robert Louis Stevenson.

Im vorigen Jahrhundert stand irgendwo in Schottland ein vereinsamtes Wirthshaus. Ein alter Seemann, der sich Kapitän nennen ließ, in Wahrheit aber ein ganz verkommener Bursche war, fand darin eine Unterschlupfstätte. Bald jedoch hatten ihn seine Verfolger ausfindig gemacht. Der Schreck führte einen Schlaganfall und damit den Tod des alten Trunkenboldes herbei. Aber bevor noch die Verfolger, Piratengesindel, zu dem er selbst gehört hatte, seiner Hinterlassenschaft sich bemächtigen konnten, hatte der Wirthssohn, ein halbwüchsiger Bursche, die Papiere des Alten an sich gebracht. Unter diesen Papieren befand sich eine Karte der Schatzinsel, mit genauen Angaben, wo der Schatz vergraben lag.

Der Squire, sowie der Arzt des Distriktes rüsten ein Schiff aus, den Schatz zu heben. Dem Piratengesindel gelang es, sich als Bemannung für das Schiff anwerben zu lassen. Sie planten eine Meuterei, aber der Wirthssohn belauschte sie. Die Meuterer jedoch waren in der Ueberzahl und im Angesicht der Schatzinsel und auf ihr brachen die Kämpfe aus. Nach lang andauerndem Streiten, in dem namentlich der Wirthssohn die tollsten Abenteuer zu bestehen hatte, wurden die Piraten geschlagen. Die andern haben den Schatz und kehrten fröhlich heim.

Das ist eine Geschichte für Kinder, sollte man meinen, und noch dazu eine altverjährte Kindergeschichte. In Wahrheit macht sie den Inhalt von „Treasure Island" aus, des Romans, der für das klassische Werk der modernen englischen See- und Abenteurerlitteratur gilt. Und kürzlich, als der Verfasser des Buches Robert Louis Stevenson vierundvierzigjährig starb, schrieb die „Times", „sofern man bei irgend einem zeitgenössischen Schriftsteller voraussagen könne, werde Stevenson's Ruhm fortdauern."

Im schottischen Hochgebirge, auf der See, auf weltfernen Inseln spielen Stevenson's Romane. Aber das Landschaftliche hat er scheinbar gänzlich außer Acht gelassen. Landschaftliche Schilderungen fehlen bei ihm ganz. Ob die Scenerie, in der seine Romane sich abspielen, schön oder häßlich ist, das erfährt man nie. Und auch seine Personen fragen danach nicht. Stevenson hat eben auch den Weg verschmäht, die lyrische Methode, landschaftliche Eindrücke aus den Gemüthseindrücken seiner Menschen erstehen zu lassen. Für all das erzählt er viel zu thatsächlich und zu kindlich schlicht.

Stevenson ist ein großer Stilist. Seine fantastischen Abenteuer und Märchen hat er in sprödem, sachlichem, kernigem Stil geschrieben. In seiner Schreibart leben Swift und namentlich Defoe wieder auf. Er hat sich zum Theil seine eigenen Wörter gebildet, und seine Wortbildungen sind wie Steinklötze, die nur ganz obenhin behauen sind. hat Stevenson einen litterarischen Vagabunden aber stilistisch wollte er ein strenger Realist sein, und vor der jüngeren Generation hat er der Sprache gehend dialektische Färbung gegeben. Vor allem aber in seiner Schreibart ist Stevenson wahr. Er hat die seltene Fähigkeit, so zu berichten, daß man die Geschichte für thatsächlich nimmt. Er hat die Prägnanz und wieder die umständliche Breite des wahrhaftigen Berichterstatters. In Stevenson's Darstellungsform ist für das Landschaftliche scheinbar nicht Raum.

Der eigentliche Begründer der modernen englischen Landschaftsmalerei war William Turner. In einem Saal der Londoner Nationalgalerie sind ausschließlich Werke von seiner Hand, zumeist Seestücke, gesammelt. Verläßt man diesen Saal, so nimmt man einen intensiven farbigen Lichteindruck mit sich: darin beruht das Eigenthümliche und Zwingende in Turner's Kunst. Nicht anders bei Stevenson. Stevenson spricht von Bäumen nur, wenn ein Abenteuer dahinter steckt, von den kahlen schottischen Bergen nur, wenn sein David Balfour in einer Felshöhle versteckt liegt, von den Meereswellen nur, wenn ein Schiffbrüchiger das Land erschwimmt, höchstens wenn ein alter Seebär an den Strand geht, einmal wieder Seegeruch einzuathmen. Legt man aber ein Buch von Stevenson aus der Hand, dann hat man den Eindruck des heißen, glitzernden, blendenden Sonnenlichts: das ist das Eigenartige seiner Dichtung, das auch die meisten seiner englischen Kritiker herausgefühlt haben. Das Sonnenlicht glüht auf den exotischen Gewächsen seiner einsamen Inseln, es brütet auf den kahlen Felsen Schottlands, es glitzert auf Meereswellen, es vibrirt in der Luft. Die Welt liegt im Sonnenschein, und es ist doch kaum von Sonnenschein die Rede, ganz so, wie in vielen der alten Volksballaden. Die naive und deshalb zwingende landschaftliche Technik aller Balladen hat Stevenson nachgeahmt; in Wahrheit, die Volksballade ist, umgestaltet und unkenntlich, in seinen Romanen neu erstanden.

Robert Louis Stevenson ist im Jahre 1850

*) Freiburg i. B. und Leipzig, 1894. J. C. B. Mohr. 8°. VIII und 119 S.

;gh geboren. Er entstammte einer alten schottischen In-
ieurfamilie, und der Knabe sollte gleichfalls Ingenieur
rden. Aber er studirte Jura und wurde zur schottischen
r zugelassen. Praktizirt hat er niemals; er lebte aus-
ießlich seinem schriftstellerischen Berufe. Er hat seine
ilizistische Thätigkeit mit Reisebeschreibungen und kri-
hen Essays eröffnet und später erst wandte er sich dem
man zu. Er hat die vereinigten Staaten zweimal be-
ht, ging nach San Francisco, verlebte einen Winter in
Adirondacks und weilte längere Zeit auf Samoa. Er
r Zeit seines Lebens ein schwerkranker Mann.

Für das Alltagsleben und für den Menschen als
chen hatte Stevenson gar kein Interesse. Daß ein Mensch
ehrlichen, sei es im kleinlichen Ringen um die Existenz
erlich Schwerwiegendes und Eigenartiges erleben kann,
s wußte er nicht oder es kümmerte ihn nicht. Die Ge-
ilswelt, soweit sie rein innerlicher Natur ist, war ihm fast
nzlich verschlossen. An einem Laokoon ohne Schlangen
d ohne Gesichtsverzerrung wäre er ruhig vorübergegangen.
r das Abenteuerliche packte ihn, das Verwegene, das
afttrotzende. Deshalb trifft man in der langen Reihe
er Romane kaum eine Frauengestalt an, und wo er
snahmsweise eine Frau in den Mittelpunkt gerückt hat,
in Lutriona, der Fortsetzung von Kidnapped, da erlahmte
n selbst das Interesse. Deshalb sind auch seine Charak-
e trotz der Schärfe seines Blicks nur obenhin gezeichnet.
ine Psychologie, soweit man davon reden kann, ist die
es experimentirenden Magiers.

Stevenson hat die berühmte Geschichte von Dr. Jekyll
d Mr. Hyde erzählt. In der Brust des Menschen woh-
zwei Seelen — dem Dr. Jekyll ist es gelungen, die
den zu trennen und einer jeden den ihr zugehörenden
rper zu schaffen. Wenn der brave Dr. Jekyll seine
ktur getrunken hat, dann verwandelt er sich in sein an-
es Selbst, den Erzbösewicht Hyde, und begeht als solcher
dschlag und Schandthaten. Solch' fratzenhaft abenteuer-
es Ansehen gewannen psychologische Vorgänge, sobald sie
evenson's gewalthätige Phantasie beschäftigten. Mit diesem
rübergehen an dem rein Menschlichen ist Stevenson als
nstler denn auch gerichtet. Es ist wahr, das Vorbeitollen
dem Ernst des modernen Lebens hat bei ihm selbst
as ausgelassen Jungenhaftes, etwas Liebenswürdiges.
er Stevenson hat die englische Litteratur auf gefährliche
wege gelockt. Von dem abenteuerlich-romantischen in die
taltlose Nebelwelt der Mystik ist nur ein Schritt. Rider
ggard hat diesen letzten verhängnißvollen Schritt über
venson hinaus gethan.

Wer aber die Welt so im hellen Lichte übermüthigen
nnenscheins malen konnte, wie Stevenson es that, der
ßte auch selbst ein sonniges Gemüth haben.

Stevenson hat seinen ganz eigenen Humor. Er hat
heiße Verlangen des Kranken nach Gesundheit. Er
t die Kraft an, die das Leben und den Tod bezwingt.
nge Burschen mit offenen hellen Augen, mit keckem Muth
mit bereiter Faust, Schlingel, die nicht viel gelernt
en und nicht viel nachdenken, aber zugreifen, das sind
e Helden. Mit ihnen zieht er in die Welt hinaus, seine
nteuer zu bestehen. Renommistenpack und Piraten-
ndel, das ist die Gesellschaft, die er liebt. Leute, die die
ichte pflücken, wo sie sie finden, die nicht zaudern und
Leben ausgenießen, wie man den Becher hinunterstürzt,
sind's, in denen sein Humor Wurzel fassen kann:

„Fifteen men on the dead man's chest —
Yo-ho-ho, and a bottle of rum!
Drink and the devil had done for the rest —
Yo-ho-ho, and a bottle of rum!"

Es ist die Lustigkeit derer, die mit dem Tod Gevatter-
aft getrunken haben und die nicht wissen, was sie mit
er Kraft anfangen sollen, die ihn packt, und diese Lustig-
überwindet in Stevenson's Büchern die Nöthe der Welt.
il Stevenson an die übermüthige Kraft so unbedingt
ubt, darum glaubt er nicht an fortdauernden Regen und
an beständige Nebel, darum glaubt er nur an Sonnen-
schein:

„The world is so full of a number of things
I am sure we should all be as happy as kings."

Freilich, das ist ein Märchen. Und diesem glückseligen
unbekümmerten Märchenglauben hat Stevenson selbst eine
Grenze gesetzt: die Scheidelinie zwischen Gut und Böse. So
seltsam es mit seinem ganzen Wesen kontrastirt, Stevenson
ist Moralist. Wenn er einmal erzählt, daß die Engel im
Himmel die Fäuste in die Seiten stemmen vor Lachen, so-
bald sie auf die Erde hinabblicken, so ist das für seine
Weltanschauung nur halb zutreffend. Denn seine Engel
hören auf zu lachen, schütteln den Kopf und machen ein
höchst gravitätisches Gesicht, sobald etwas wirklich Schlechtes
geschieht. Stevenson's Humor ist dem Kipling'schen ver-
wandt, aber er steht ängstlich neben ihm wie ein Schul-
knabe neben einem Manne, und wie ein Blinder neben
einem Sehenden. Stevenson's Welt ist eben nur Märchen-
land; rührend, daß ein kranker Mann das Märchen von
der siegreichen Kraft erdichtet hat!

Stevenson ist kürzlich gestorben, aber ein großer Theil
seines Publikums, und zwar der bleibende, wird von seinem
Tod nichts wissen und nichts wissen wollen; denn es fragt
nicht nach dem Schicksal derer, die ihm seine Bücher schreiben,
und weiß nicht, was Sterben heißt — die Kinder. „Treasure
Island" und „Kidnapped" haben sich sogleich bei ihrem
Erscheinen die Kinderstuben in England erobert, ganz wie
die Werke der Männer, die Stevenson's litterarische Vor-
bilder waren, Scott und Defoe. Und wenn die Kinder
auch das Persönliche und Werthvolle in seinem Schaffen,
das Sonnige seiner Dichtung, kaum werden herausfühlen
können — ich meine, es ist das dennoch kein schlechter
Ruhm.

Ernst Heilborn.

Theater.

Neues Theater: „Das liebe Geld".

Fräulein Else Schadelsky, die ehemalige Schau-
spielerin, die durch eine Verwirrung der Lebensschicksale ihrer
Kunst entzogen worden ist, kann vom Theater nicht los.
Sie strebt zur Dramatikerin empor und hat schon so ziem-
lich jeden Weg versucht, auf dem andere zu Erfolgen kamen.
Zuerst griff sie hinein ins „volle Menschenleben" und suchte
einen „Zeitcharakter" zu packen, den sie auch recht glücklich
aus der Lebenserfahrung in die Kunstgestaltung umzusetzen
verstand; aber um den Charakter herum schrieb sie eine
schwache Komödie. Dann wandelte sie den Weg der harm-
losen Schwänke und, reif für die reifere Jugend, erschlossen
sich ihr sogar die Pforten der Berliner Hofbühne. Diesmal
hatte sie ihr Publikum richtig erkannt; es wäre sogar zu
dem ersehnten Kassenerfolge gekommen, wenn man auf der
Intendantur nicht allzu früh in dem pseudonymen Autor
eine Dame erkannt hätte, die offenbar für nicht hoffähig
genug gehalten wurde, um an der königlichen Theaterkasse die
Früchte ihres Eifers zu ernten. Darob fuhr in die tempe-
ramentvolle Volksgenossin russischer Nihilisten ein auf-
rührerischer Zorn; kaum hatte der Prinz Georg von Sachsen
seine philanthropischen Unteroffiziererlasse ausgegeben, so
erschien für das Publikum der Freien Volksbühnen ein
Stück, worin ein Unteroffizier seinen Rekruten mißhandelt
und von diesem dafür getödtet wird. Später änderte die
gewandte Dichterin den umstürzlerischen Schluß des
so wie so sehr kindischen Stücks und paßte ihn mehr den
deutschen Kriegervereinen an, die aber, wie es scheint, auch
nichts davon wissen wollen. Noch blieb ein Weg zum
Kassenerfolge übrig, der von Paris ausgehende Weg der

Salon-Ehebruchs-Komödie. Sie schuf eine Rolle für Sarah Bernhardt, ließ sie aber in Berlin von einer dilettirenden Ballkönigin spielen, die Stück sammt Rolle mit wuchtigen Füßen zertrat. Nun blieb noch ein letzter Weg, ein Weg freilich, der von jeher immer bloß wenige zum Ziele geführt hat, der Weg der realistischen Kleinmalerei, der Weg vom Vorderhaus ins Hinterhaus und wieder zurück.

Auf diesem Wege liegt „das liebe Geld". Frl. Schabelsky hat sich auch darin als ein Kind ihrer Zeit, als eine ganz moderne Erscheinung gezeigt, daß ihr bisher noch nichts so gut gelungen ist, wie die Darstellung des Zuständlichen in einer Familie, wo das Brot knapp ist und sittliche Gefahren zum Fenster hineingucken. Die ersten zwei Akte des „lieben Geldes" sind eine recht tüchtige Arbeit. Wir lernen einen Alten mit vier Töchtern kennen. Der Alte hat sein großes Vermögen im Spiel verloren, ist fast am Zuchthause vorbeigestreift und wird nun sammt den drei jüngsten Töchtern von der Aeltesten unterhalten. Obwohl er ihr Brot ißt und ihre Wohnung theilt, prozessirt er gegen seine Aelteste, weil ihr ein Bruder Geld hinterlassen hat. Im blinden Vertrauen auf den Gewinn dieses Prozesses fälscht er Wechsel und geräth nachmals hart ans Zuchthaus. Schon will seine Aelteste die Hand von ihm ziehen, aber sie läßt sich noch einmal erweichen. Um jedoch die betrügerische Schuld des Vaters einzulösen, muß sie selbst ihr Glück an der Börse versuchen; bei dieser Gelegenheit wird das anständige, arbeitsame Weib eine wilde Spekulantin, an der sich das Sprichwort bewährt: Glück im Spiel, Unglück in der Liebe.

Die drei jüngeren Töchter sind etwas formalistisch, aber nicht schlecht kontrastirt. Die eine strebt zur Demimonde hinab; die andere nimmt lieblos per Heirathsagentin einen Mann, der sie versorgen kann; die jüngste, nicht Geringste, liebt und kriegt nach der Theorie des Raumes in der kleinsten Hütte ihren einzig geliebten Heinz, und für die nächste Noth des zärtlichen Pärchens werden ja die Schlußnoten der ältesten Schwester sorgen. Nicht in der Charakteristik dieser Familie, die ein Zuschauer hinter mir als „angenehm" bezeichnete, tritt die Begabung der Verfasserin hervor, sondern in der Art, wie sie unter einander und mit dem auf Liebesabenteuer umherschnüffelnden Chambregarnisten aus der Haute volée in Verkehr gesetzt sind.

Der reale Eindruck hält zwei Akte lang vor. Dann weiß die Verfasserin nicht weiter. Zunächst vertreibt sie sich und uns die Zeit mit einer recht theaterhaften Schilderung des Treibens in einem Börsencafé, zieht uns so von ihrem Thema ab, und als wir uns wieder zurückfinden sollen im vierten Akt, sind wir plötzlich vor einen ganz andern Streitfall gestellt, vor einen höchst flach und schwatzhaft gelösten Konflikt zwischen idealen und materiellen Interessen, zwischen Herz und Geld. Der Charakter der Spekulantin hat keine Entwicklung, sondern einen Knacks erlebt. Die ersten beiden Akte sind Fragment geblieben. Das Stück ist nur ein halb gutes, also ein schlechtes Stück. Aber Fräulein Schabelsky hat zum ersten Mal auf ihre nächste Spende begierig gemacht, und das ist auch ein Erfolg.

Im Neuen Theater wurde von den Damen Sandow, Wagen, Gadri, den Herren Reusch und Aderer vorzüglich gespielt. Wenn andere nicht auf ihrem Posten waren, so lag das an der gemeinschädlichen Personalunion mit dem Residenztheater.

Paul Schlenther.

Zeitschrift für Sozial- und Wirthschaftsge[schichte], [heraus]gegeben von St. Bauer (Brünn) und L. M. [...] Weimar und Berlin. Verlag von E. Felber. [...] und 2. 1894 und 1895.

In dem Vorworte zum ersten Bande (1893) hatten die [Heraus]geber der Zeitschrift für Sozial- und Wirthschaftsgeschichte die [Hoffnung] ausgedrückt, daß ein Mittelpunkt wirthschafts- und sozialgesch[ichtlicher] Forschung geschaffen werde, in dem sich Historiker und Nationalökon[omen] in gemeinsamer Arbeit begegnen sollten. Soweit man dies be[i einem] so jungen Unternehmen erwarten kann, ist diese Hoffnung in Erfü[llung] gegangen dank der Mitarbeit nicht nur deutscher, sondern auch [...] und amerikanischer, französischer und italienischer Forscher. [...] und Lamprecht lieferten historische Beiträge, Brentano erörterte [in] zwei Aufsätzen, die eine lebhafte Polemik zur Folge hatten, das [...] Vorgehen Friedrich des Großen in Sachen des schlesischen Leinenge[werbes] und die Webernöthe, Andrews schrieb über die agrarische Gem[einde ...] Stadt in Neu-England, Cunningham über Londoner, Eulenb[urg ...] Wiener Zunftwesen, M. Rubin (Kopenhagen) über den dänischen [Staats]bankerott von 1813. Seit diesem Jahre erscheint die Zeitschri[ft als] Vierteljahresschrift und hat ihren Umfang etwas vergröße[rt. Das] Oktoberheft brachte einen Aufsatz von Inama-Sternegg über [...] währung im Deutschen Reiche während des Mittelalters; er schilde[rt die] Leiden des Goldgnldens zur Zeit der Zersplitterung des [...] und die vergeblichen Versuche der Kaiser, eine einheitliche Gold[währung] einzuführen, denen die Eßlinger Reichsmünzordnung von 1524 [...] Silbermünzen allein Währung im Reiche zuerkannte, ein Ende [...]. Die sehr sorgfältige Arbeit verbreitet interessantes Licht über [eine] jetzt wenig beachtete Episode des Münzwesens und enthält zugleich [einen] belehrenden Beitrag zu der jetzt auf der Tagesordnung stehenden [Frage] der Doppelwährung. Loserth schildert die Ausbreitung kommun[istischer] Wiedertäufergemeinden in Mähren im 16. und 17. Jahrhundert [...] ihrem „Haushoben" die Tuchmanufaktur zu hoher Blüthe [...]. K. v. Rohrscheidt behandelt in einem Aufsatze, der im zweiten [Heft zum] Abschlusse gelangt, die „Aufnahme der Gewerbefreiheit in [...]". Das zweite Heft enthält außerdem einen Aufsatz über die [...]schaften im römischen Reiche, einen anderen über die Einwanderung [aus]ländischer Handwerker nach England seit der Eroberung durch [die Nor]mannen. Außer größeren Aufsätzen bringt die Zeitschrift [...] Referate und jährlich einmal eine Gesammtübersicht über die [...]schaftliche Litteratur. Das Gebiet, das die Zeitschrift pflegt, [...] gerade in unserer Zeit für die Geschichtswissenschaft wie für die [...]ökonomie immer größere Bedeutung, und auch in breiteren [Kreisen] der Gebildeten begegnet es erhöhtem Interesse. Die bisherigen [...] berechtigen zu der Erwartung, daß die Zeitschrift nicht nur von [...] Parteien, sondern auch von „Schulen" und Gelehrtenk[reisen un]hängig ist.

Gaston Deschamps: La Grèce d'aujourd'hui. Paris, [...]

Ein Buch, das nach About's berühmten, von Witz [...] durchtränkten Blättern La Grèce contemporaine von der [...] Akademie gekrönt und rasch nacheinander viermal aufgelegt [...] sehr gut oder ungewöhnlich schlecht sein. Deschamps zieht [...] schlankweg vortrefflich zu sein. Ein erfahrener Archäolog[...] gewandter Tourist (dem wir das im gleichen Verlag erschienene [...]werk Sur les routes d'Asie zu danken haben), gewinnt uns [...] als anmuthiger Stilist, der Land und Leute, Hauptstadt [...] genau kennt und mit mildem Humor schildert. Volkstheater [...] der Politik, Delyannis und Trikupis, Philhellenismus und [...]mus, Ausblicke in die große Diplomatie und Genrebildchen [...] ergötzen in Deschamps reichem — auch lehrreichem — Bande. [...] launige Gesellschafter auch ein feiner Litterator und Kritiker, [...] Leser des „Temps", jeder Kenner seinen Buches: Les livres [...]

Briefkasten der Redaktion.

Dr. R. in B. Schönen Dank. Ihre Mittheilung ist, [...] dieser Nummer ersehen, benutzt.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

r. 19. Berlin, den 9. Februar 1895. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). onnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim ge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. lich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Die württembergischen Landtagswahlen ver-en ein lebhaftes Interesse aus mehr als einem Grunde. war die erste Gelegenheit für die mit dem allgemeinen nnrecht bewaffnete Wählerschaft eines deutschen Einzel-s, ihre Ansicht über den neuesten Kurs auszu-hen, und zugleich mußte es sich zeigen, ob die von der onalliberalen Partei in den württembergischen Wahl-of eingeschleppte agrarische Epidemie, mit ihrer durch niedrigen Fruchtpreise gesteigerten Ansteckungsgefahr, in n demokratisch stark durchgepflügten Gebiet politischen iden anzurichten vermochte. Die Wahl vom 1. Februar für 44 Wahlbezirke die definitive Entscheidung gebracht, rend in den übrigen 26 Wahlkreisen Stichwahlen statt-iden haben, deren Ergebnisse aber bis auf 4 oder 5 lkreise durch die Ziffern der ersten Wahl vorausbestimmt

So läßt sich schon heute mit aller Bestimmtheit nen, daß die Wahl der demokratischen Volkspartei l ungeahnt großen Erfolg, der nationalliberalen itschen Partei" und der ihr durch unvordenkliches ell verbundenen freikonservativen „Landespartei" eine erordentlich schwere Niederlage gebracht hat. Volkspartei, welche in den vorigen Landtag mit 8 Partei-liedern einzog, nahm in der ersten Wahl 17 Bezirke, ll mit starken Mehrheiten, vor allem für ihre Führer, sie steht noch in 19 zumeist sehr aussichtsreichen engeren Wahlen, ja daß sie auf etwa 30 Sitze rechnen kann. Es sind von der Volkspartei rund 100 000 Stimmen in die Urne gelegt worden. Die „deutsche Partei" unterlag mit allen Führern, und unter ihren 7 gewählten Abgeordneten sind 2, welche wegen ihres freisinnigen Programms die Unterstützung der Volkspartei erhalten hatten. Die „Landespartei" ist aufgerieben, sie rettete im ersten Wahlgang nur 1 Abgeordneten und wird in der Stichwahl ebenso wie die „deutsche Partei" höchstens auf weitere 5 kommen Deutsche und Landespartei erhielten rund 70 000 Stimmen. Das Centrum erhielt 65 000 Stimmen und setzte, wie erwartet, seine Kandidaten in den meisten der bisher durch katholische Abgeordnete vertretenen Bezirken durch; es verlor einen durchaus katholischen Bezirk an die Volkspartei, wird aber in der Stichwahl der Landespartei noch 1 oder 2 Mandate abnehmen, wonach sich die Zahl der durch das Centrum vertretenen Bezirke auf 17 oder 18 unter 70 Wahlkreisen stellen wird. Neben 1 bis 3 Mitgliedern der Sozialdemokratie (welche ca. 30 000 Stimmen insgesammt erreichte), die vermuthlich als Abgeordnete aus der Stichwahl hervorgehen werden, dürften noch einige wenige wildliberale Parteilose in den Landtag gelangen. Die Konservativen haben im ganzen Land nur 5000 Stimmen und kein Mandat erlangt. Zeigt schon diese Zusammenstellung den Mißerfolg der agrarischen Agitation, so erscheint die Niederlage bei einem Blick auf die hauptsächlich bedrohten Bezirke und deren starke demokratische Mehrheiten doppelt eklatant. Kein Zweifel, der Ansturm auf die Handelsvertragspolitik ist trotz der Treulosigkeit des größten Theiles ihrer ehemaligen nationalliberalen Freunde in Württemberg auf der ganzen Linie abgeschlagen. Ebenso hat die von der „deutschen Partei" vertheidigte Politik der kriminellen Umsturzbekämpfung durch das starke Wachsthum nicht bloß der demokratischen, sondern auch der sozialdemokratischen Stimmen von der württembergischen Wählerschaft ihr Urtheil gesprochen erhalten. Ueber die durch die Neuwahlen für Württemberg geschaffene innerpolitische Lage, über die Ursachen und Wirkungen des demokratischen Siegs hoffen wir nach den auf den 15. Februar anberaumten Stichwahlen eine besondere Besprechung veröffentlichen zu können.

Diesmal nicht auf Tivoli, sondern in der Tonhalle hat ein konservativer Parteitag stattgefunden, auf dem alle politischen Größen der „Kreuzzeitung" und der verwandten Richtungen vertreten waren. Herr Stöcker und Herr Diederich Hahn, Herr Freiherr von Hammerstein und Herr Jacobskötter, Herr Irmer und Herr Dr. Klasing nebst dem Herrn Prof. Wagner, der mit Herrn von Stumm in den Zeitungen einen Dialog über „Schießen" oder „Nicht Schießen" in diesen Tagen der Umsturzvorlage abgewandelt

hat. Bei solcher Präsenzliste, die noch durch mehr als ein Dutzend anderer ausgezeichneter Namen hätte vervollständigt werden können, durfte man erwarten, einiges über den tiefsten Gedankengehalt der nach dem Tivolitage „verjüngten“ konservativen Partei zu erfahren. Diese Hoffnung wurde nicht enttäuscht, und wenn man fast vier der Riesenspalten der „Kreuzzeitung“ mit hingebungsvoller Aufmerksamkeit durchgemustert hatte, so fischte man aus diesem Meere von Worten die folgenden großen politischen Gedanken heraus:

Herr Stöcker verlangt die korporative Gestaltung des Volkslebens auf christlicher Grundlage; wie das im Einzelnen zu geschehen habe, sagt er nicht; ob der heutige Parlamentarismus zu beseitigen sei, verschweigt er wohlweislich, und er verlangt dann Fortführung der Sozialreform. Wie, nach welcher Richtung, behält er gleichfalls im Schreine seines Busens zurück. Er freut sich hierauf, daß so lebhaft Handwerkerpolitik im Reichstage getrieben werde, um klug hinzuzusetzen, der Befähigungsnachweis allein thue es nicht. Was dann? Dies gibt er der Welt nicht bekannt. Er spricht von der Noth der Landwirthschaft und verschweigt das praktische Mittel zur Hebung dieser Noth; er weist auf ein sozialdemokratisches Pamphlet hin, in dem die Gottheit Christi geleugnet wird und ruft zum Schluß aus: „Thun das nur Sozialdemokraten? In welchen Schichten geschieht es nicht? Hier liegt die Noth! Da muß angefangen werden ...“ Worauf anhaltender, jubelnder Beifall erscholl.

Jetzt erhob sich Freiherr von Manteuffel-Crossen und sprach über den Kampf gegen den Liberalismus. Seine Rede gipfelte in den knappen Worten: „Unter der Führung eines Lasker schuf die nationalliberale Partei in den Jahren 1860 bis 1870 die politische Gesetzgebung, unter der Führung einer anderen Koryphäe gleichen Glaubens, Bamberger's, die finanziellen Maßnahmen, und als dritter schwebte über beiden — als Geist in den nationalliberalen Gewässern — der große Staatsmann Bennigsen!“ Da später bei einem Hoch auf den Fürsten Bismarck ein „Sturm der Begeisterung“ losbrach, wird man fast geneigt, in den Geschichtsbüchern nachzuschlagen, ob in jenen Jahren leitender Minister Bismarck oder vielleicht Lasker oder etwa Bamberger oder am Ende Bennigsen gewesen ist. Mit immer noch etwas geringerer Heftigkeit wie der Nationalliberalen, die das Schulgesetz zu Falle bringen halfen, wird alsdann der Freisinnigen gedacht und darauf auf das antisemitische Programm hingewiesen, über das Freiherr von Manteuffel das salomonische Wort spricht: „Denn es ist dies das kräftigste Kampfesmittel gegen den Fortschritt.“ Im Besitze des Mittels für den Rückschritt erschallt wiederum aus der Versammlung „anhaltender stürmischer Beifall. — Erheben.“

Nunmehr besteigt Rechtsanwalt Klasing die Tribüne und verlangt Aufhebung der Judenemanzipation, worauf derselbe akute Zustand die Versammlung von Neuem befällt, nämlich „lebhafter anhaltender Beifall und Erheben von den Sitzen“.

Die großen Reden sind damit beendet, und an sie schließt sich eine Besprechung derselben; aus der Besprechung sind bahnbrechende Gedanken von gleicher Tragweite nicht anzuführen; aber auch die jetzt folgenden Reden, die meist so etwas wie trockne Toaste auf die verschiedensten schönen Dinge bedeuten, ernten „Beifall“, „lebhaften Beifall“, „Begeisterung“ und verwandte erfreuliche Gemüthsbethätigungen.

Die nationalliberale „Kölnische Zeitung“ ist so unhöflich, die Versammlung als eine von „Volksverführern“ zu bezeichnen, vielleicht darum, weil bei ruhigem Hinsehen man auch nicht den kleinsten politischen Gedanken erblicken kann, der wie ein ernst zu nehmendes Heilmittel aussieht. Immerhin muß man zugeben, daß diese in pompöse Worte gekleidete politische Leere nach dem Bericht der „Kreuzzeitung“ auf die Hörer außerordentlich anregend gewirkt zu haben scheint. Jede Partei hat natürlich ihre Liebhabereien.

Zwischen Tivoli und der Tonhalle besteht nur ein einziger Unterschied. Auf Tivoli ließ man Ahlwardt mit Begeisterung hochleben; in der Tonhalle deutete man mit einiger Aengstlichkeit an, daß man zwischen Antisemiten und Antisemiten zu unterscheiden wisse. Das begreift sich, denn die antisemitische Reichstagsfraktion, die in anmuthvoller Abwechslung sich trennt und zusammenschließt, zusammenschließt und trennt, war gerade in diesen Tagen wieder bei dem Trennungsmanöver angelangt und hatte Herrn Ahlwardt und Herrn Böckel ausgeschlossen, weil bei Herrn Ahlwardt „pekuniäre Interessen vorherrschend sind“ und weil er „bei jeder Gelegenheit sich mit der Wahrheit in direkten Widerspruch gesetzt hat“. Natürlich haben bereits Ahlwardt und Böckel derselben verbindlichen Melodie erwidert. Da nun mit der antisemitischen Reichstagsfraktion die Kreuzzeitungsleute heute intim stehen, so ließen sie in der Tonhalle begreiflicherweise nicht Herrn Ahlwardt, sondern andere begeistert hochleben. Bei einer neuen Parteiversammlung ist bereits vielleicht bereits eine neue Wandlung erfolgt nach dem Grundsatz: Man schlägt sich, man verträgt sich; aber es bleiben immer dieselben ausgezeichneten Kämpfer — gegen den Fortschritt, wie Herr von Manteuffel sagt.

Von der Gruppe dieser antisemitischen Männer bis Drumont ist ein winziger Schritt; was auf deutsch Liebermann von Sonnenberg und Ahlwardt heißt, heißt zu französisch Drumont; zu Rochefort ist der Weg alsdann größer, man bleibt freilich auf derselben gradlinigen Straße, aber sie führt doch stärker empor zur Höhe hervorragender schriftstellerischer Geschicklichkeit.

Zu den politischen Liebhabereien der Franzosen gehört es, Leute, die man Feinde der Gesellschaft nennt, heute über die Grenzen des Vaterlandes zu jagen, morgen sie zu amnestiren. Solche Verurtheilungen nebst damit verknüpfter romantischer Flucht sind sehr wirksam, die Notorietät der Betroffenen zu fördern; die Amnestie leistet dann denselben Dienst noch einmal; so daß das Ergebniß dieser zwiefachen Maßregel darin besteht, den Verfolgten in seinem Kampf gegen seine Verfolger in hohem Grade zu stärken. Vielleicht gelangen die Franzosen einmal dahin, den Kampf dadurch zu vereinfachen, daß sie mit den politischen Prozessen sparsamer sind, um so der Unbequemlichkeit zu entgehen, Männer, die sie als Märtyrer und als populäre Helden aufwachsen ließen, amnestirt in das Vaterland zurückzurufen, obgleich sie heute sind, was sie zur Zeit ihrer Flucht vor den Staatsgesetzen auch gewesen sind.

Präsident Faure hat nach seiner Erwählung eine Amnestie nach alter Uebung auch für Rochefort und Drumont gewährt. Drumont, der kleinere Schreier, kehrte zurück, begeistert angeschrieen von nur einem paar Hundert Pariser Maulhelden; Rochefort aber hielt einen Einzug in Paris, wie ein geliebter Herrscher oder ein großer siegreicher Feldherr oder ein Wohlthäter seines Volkes. Das ist charakteristisch.

Rochefort wurde groß unter Napoleon III.; damals begann das erste Heft seiner „Lanterne“, auf deren Titelblatt zu lesen war in 280 000 Exemplaren in Paris verkauft, mit folgender programmatischen Erklärung voll geistreicher malitiöser Gewandtheit:

„Man hat mir vorgeworfen, ich sei ein erklärter Feind der gegenwärtigen Regierung. Diese Behauptung ist aber völlig unbegründet, vielmehr bin ich mit Haut und Haaren Bonapartist. Indeß muß es mir wohl verstattet sein, mir meinen Helden in der Dynastie auszuwählen. Unter den Legitimisten geben die Einen Ludwig XVIII, die Andern Ludwig XVI den Vorzug, noch Andere übertragen ihre Sympathie auf Karl X. Als Bonapartist ziehe ich nun Napoleon II vor; dazu habe ich das Recht.

Ich will sogar nicht verhehlen, daß ich ihn für das Ideal eines Herrschers halte. Niemand wird in Abrede stellen, daß er auf dem Throne gesessen hat, da sein Nachfolger Napoleon III. heißt. Welche Regierung! lieber Leser, welche Regierung! Nicht eine Steuer, nicht ein unnützer Krieg mit den damit verbundenen Zuschlagssteuern; keine jener fernen Expeditionen, wo man 600 Millionen verausgabt, um 15 Francs zu reklamiren; keine ungeheure Civilliste; keine Minister, die je sechs Stellen, jede zu 100 000 Francs, bekleiden; das ist ein Monarch ganz nach meinem Sinne. Ja, Napoleon II., dich liebe und verehre ich über alles! Wer wird nun wohl noch behaupten wollen, ich sei kein Bonapartist.“

Wirkungsvolle Niederträchtigkeiten dieser Art hat Rochefort immer wieder und immer von Neuem zu fabriziren gewußt. Das politische Fenstereinwerfen hat er mit Virtuosität und Grazie sein Lebtag vollführt; aber nicht die Spur eines fruchtbaren politischen Gedankens oder gar einer

ren politischen That findet sich in seiner Wirksamkeit. Er ar so urtheilslos, sogar eine Säule Boulanger's zu sein, ıb zugleich ist er der Held jenes Radikalismus, dessen Gennungstüchtigkeit sich schließlich in dem Prinzip zusammenßt, man muß jeder Regierung, weil sie Regierung ist, die auſt unter die Nase halten. Solche ziellose Frechheit erregt nn zugleich das Staunen jener ängstlich feigen „Bourgeosie", : immer eine geheime Freude daran hat, wenn ein anderer das den Koth zieht, wovor, als dem Mächtigen, man selbst devot n Rücken beugt, und nimmt man an hinzu jene blasirten aumen, die aus Bewußtsein oder Instinkt verpfefferte Gerichte it haut goût einer gesunden Kost vorziehen, so hat man jene assen beisammen, die einem politischen Charlatan wie Rochect einen königlichen Empfang in Paris bereiten: der arakteristische und auch politisch bemerkenswerthe Einzug ıes Mannes, der nie etwas anderes that, als: il cherchait succès du scandale.

Die kleineren Rochefort's mit geringerem Talent fehlen ch uns leider nicht.

Das englische Parlament ist mit einer Thronrede ernet worden, die noch weniger enthält, als selbst nichtssagende ronreden zu enthalten pflegen. Es herrscht daher in hlreichen englischen Blättern das Gefühl vor, als sei das zige Ministerium seiner Aufgabe nicht gewachsen; es fehlt m Prestige, und die Wirkung ist, daß die Extremen sich cht länger im Zaum halten lassen und erklärt haben, eutern zu wollen. Das müßte das Kabinet an den Rand s Abgrundes bringen, und man draut deshalb an zend einem Zugeständniß an die Radikalsten.

* * *

Eine Maschinensteuer.

Zucker ist Zucker, Branntwein ist Branntwein, das ist ne veraltete nationalökonomische Theorie! — erklärte jüngst ı preußischen Abgeordnetenhause der Finanzminister r. Miquel. Zur Erläuterung dieses etwas paradox ngenden Ausspruchs bemerkte er, der Zucker und der ranntwein, der in kleineren Fabriken mit größeren Generalıkosten, mit mangelhafteren Maschinen u. s. w. theurer oduzirt werde, sei zwar Zucker und Branntwein, ihn aber eich zu besteuern mit demjenigen Produkt, welches aus ner größeren Fabrik komme, heiße den Großen privileren zum Nachtheil des Kleinen; bei der Besteuerung müsse an also berücksichtigen, woher der Zucker und woher der ranntwein komme. Herr Miquel schien sich auf diese hese etwas zu gute zu thun, denn er bat die Mitglieder s Abgeordnetenhauses dringend, dieser Frage durch eigenes achdenken nachzugehen.

Allerdings lohnt es sich, dem freilich etwas aphoristisch ngeworfenen Gedanken nachzugehen. Dabei ist denn zuichst zu konstatiren, daß derselbe Mann, der nicht selten eine unklare Materie durch scharfsinnige Erörterung larheit gebracht hat, in diesem Falle mit demselben Scharfın einen klaren Sachverhalt in Unklarheit verhüllt hat. ıckersteuer und Branntweinsteuer sind Verbrauchsɔgaben. Der Steuerpflichtige ist nicht der Zuckerfabrikant ıd nicht der Branntweinbrenner, auch weder der Zucker ɔch der Branntwein, sondern der Verbrauch, im einzelnen alle der Konsument. Die Erhebung einer Abgabe in gend einem Stadium der Fabrikation ist also nur eine ethode der Besteuerung, der Fabrikant, der die Steuer rauslagt, um sie im Preise seines Produkts erstattet zu halten, ist nur der Mittelsmann zwischen Steuerverwaltung ıd Verbraucher.

Niemand wird bestreiten, daß auch die Produktion ırch die Form, den Maßstab der Verbrauchsbesteuerung npfindlich berührt werden kann. Die Geschichte der Steuern efert lehrreiche Beispiele dafür, wie durch eine verkehrte Besteuerung in einer Industrie der Großbetrieb zum Verderben des Kleinbetriebs (z. B. in der Branntweinbrennerei Englands) begünstigt oder eine Art der Fabrikation allen anderen Arten überlegen gemacht werden kann. In Preußen ist z. B. durch die Erhebung der Branntweinsteuer als Materialsteuer die Kartoffelbrennerei vor der Kornbrennerei begünstigt, in den östlichen Landestheilen eine kaum vorhandene Industrie über Gebühr groß gezogen und in den westlichen Landestheilen eine blühende Industrie heruntergebracht worden. Die Bemessung der Steuer nach dem Maischraum hatte zur Folge, daß diejenigen Brennereien, welche durch verbesserte Einrichtungen aus dem gegebenen, versteuerbaren Maischraum ein größeres Quantum Alkohol gewinnen konnten als minder gut eingerichtete Brennereien, einen großen Vorsprung erreichten. Die Gleichheit des Steuersatzes barg eine Ungleichheit der Steuerbelastung in sich. In dieser Hinsicht ist aber längst Abhilfe geschaffen worden. Auch nach dem Gesetz von 1887 bildet der Rauminhalt der Maischbottiche den Maßstab für die Erhebung einer besonderen Materialsteuer von den landwirthschaftlichen Brennereien, aber diese Abgabe wird in den kleineren Anlagen mit einem viel geringeren Betrage erhoben als in den größeren Anlagen. In manchen Fällen mag die damit gewählte Schablone den thatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechen. Im Ganzen aber suchen diese gesetzlichen Bestimmungen dem Grundgedanken gerecht zu werden, daß gerade durch die ungleiche Bemessung des Maßstabes eine annähernd gleiche Steuerbelastung des Produkts anzustreben ist.

Beim Zucker hat die Erhebung der früheren Materialsteuer ebenfalls große Ungleichheiten in der Besteuerung zur Folge gehabt. Eine Fabrik, welche 15 Centner Rüben zur Herstellung eines Centners Rohzucker zu verwenden hatte, mußte doch ebenso 80 Pf. Steuer für den Centner Rüben entrichten, wie eine Fabrik, welche durch vervollkommnete Einrichtungen oder durch Verarbeitung einer zuckerreicheren Rübe schon aus 10 Centnern Rüben einen Centner Rohzucker erzielte. Die Steuerbelastung für den produzirten Zucker stellte sich demnach in solchem Falle bei der weniger leistungsfähigen, in der Regel kleineren Fabrik auf das anderthalbfache der Belastung, welche das Erzeugniß des leistungsfähigeren, meist größeren Etablissements zu tragen hatte. Um dieser handgreiflichen Ungleichheit willen ist die Materialsteuer denn auch schließlich trotz mannigfacher Vorzüge gefallen; nach dem Gesetz vom 31. Mai 1891 wird nur noch eine Fabrikatsteuer von Rübenzucker erhoben. Nunmehr unterliegt jeder Doppelcentner Rübenzucker, der in den freien Verkehr gelangt, der gleichen Verbrauchsabgabe von 18 Mark und nur dieser Abgabe, gleichviel ob er in einer kleinen oder in einer großen Fabrik produzirt, gleichviel ob zu seiner Herstellung 12 oder nur 8 Doppelcentner Rüben verwendet worden sind. Die im Gesetz vorgesehene Stundung der Steuerentrichtung schließt auch aus, daß etwa das kapitalkräftigere Unternehmen vor dem kapitalärmeren Unternehmen doch in der Steuerbelastung noch einen kleinen Vorsprung gewinnen könnte. Kurz, soweit in menschlichen Dingen Gleichheit überhaupt erreichbar, ist sie thatsächlich in der Besteuerung des Rübenzuckers bei uns erreicht worden. Die entschiedensten Befürworter und Förderer der Reform, des Uebergangs von der ungleich wirkenden Materialsteuer zu der gleichen Verbrauchsabgabe vom Fabrikat sind diejenigen gewesen, welche noch heute, wie sie es immer gethan, die Anschauung vertreten: Zucker ist Zucker.

Inzwischen ist bereits ein Vorschlag zur Verwirklichung des Miquel'schen Gedankens aufgetaucht: der, zwar im Reichstage noch nicht eingebrachte, aber schon der Oeffentlichkeit übergebene Antrag des Reichstagsabgeordneten Professor Paasche auf Einführung einer besonderen Betriebssteuer, welche neben der Verbrauchsabgabe von der Zuckerproduktion erhoben werden soll. Befreit von dieser Extrasteuer sollen nur diejenigen Fabriken bleiben, welche im Betriebsjahre weniger als 20000 Doppelcentner Zucker erzeugen. In den übrigen Fabriken soll für die ersten über jenes Quantum erzeugten 5000 Doppelcentner eine Betriebs-

abgabe in Höhe von 10 Pf. pro Doppelcentner erhoben werden; die nächstfolgenden 5000 Doppelcentner sollen mit 20 Pf. pro Doppelcentner belastet werden, und in weiter geführter progressiver Skala soll die größere Produktion bis zum Betrage der Ausfuhrprämie stärker von dieser Sonderabgabe getroffen werden. Die neue Abgabe soll also recht eigentlich eine Besteuerung des Großbetriebes darstellen. Da aber die Größe des Betriebes dabei auch nur als Maßstab der technischen Leistungsfähigkeit angesehen wird, so ist in Wahrheit eine Besteuerung des technischen Fortschrittes beabsichtigt, es soll eine Maschinensteuer eingeführt werden. Je mehr eine Fabrik in ihren Einrichtungen hinter dem erreichten Stande technischer und wirthschaftlicher Vervollkommnung zurückgeblieben ist, um so schonender soll sie bei der Besteuerung behandelt werden; je mehr ein Unternehmer durch Intelligenz und Kapitalsaufwendung seine Fabrik in die Höhe gebracht hat, um so schärfer soll sein Betrieb mit einer Extrasteuer getroffen werden, und jeder Fortschritt in technischer und wirthschaftlicher Hinsicht, der mit einer Steigerung der Produktion verbunden ist, soll durch immer steigende Erhöhung der Steuer erschwert oder im Grunde unmöglich gemacht werden. Der Antrag reiht sich demnach würdig den mannigfaltigen gesetzgeberischen Vorschlägen an, welche auf anderen Gebieten eine Prämie auf die Erhaltung eines zurückgebliebenen unwirthschaftlichen Betriebes und eine Strafe auf jeden Fortschritt zu einem entwickelteren und wirthschaftlicheren Betrieb setzen wollen.

Welcher fruchtbaren Vermehrung ein solcher Gedanke fähig ist, liegt auf der Hand. Zunächst soll er auch bei der Abänderung des Branntweinsteuergesetzes benutzt werden. Es liegt aber gar kein Grund vor, weshalb seine Verwendung auf solche Erzeugnisse beschränkt bleiben sollte, welche wie Zucker und Branntwein einer Verbrauchssteuer unterworfen sind. Um auf dem nächstliegenden Gebiet zu bleiben, so ist z. B. der Mäster von Ochsen, der die Rückstände einer eigenen Brennerei oder Zuckerfabrik verwenden kann, durch Ausnutzung der Vortheile maschinellen und industriellen Betriebes in der Konkurrenz besser gestellt, als der Landwirth, welcher seine Ochsen ohne solche Hilfsmittel zu mästen hat. Wird der Grundsatz „Zucker ist Zucker“ zum alten Eisen geworfen, so kann doch auch nicht mehr die Anschauung aufrecht erhalten: „Ochse ist Ochse“. Eine angemessene, mit der Größe der Produktion steigende Mästungsabgabe, welche nach dem verwendeten Futter verschieden zu bemessen ist, würde auch hier den Schwachen und Zurückgebliebenen gegen den Starken und Vorgeschrittenen wirksam schützen können. Für eine solche Steuer würde man die beiden guten Eigenschaften geltend machen können, welche man der geplanten Betriebssteuer nachrühmt: Erstens, daß sie die wirthschaftlichen Ungleichheiten zwischen Großbetrieb und Kleinbetrieb ausgleichen, zweitens, daß sie der Reichskasse eine Einnahme liefern würde. Und wie auf landwirthschaftlichem, so auf industriellem Gebiet. Kaum in einem anderen Industriezweige hat sich im letzten Jahrzehnt der Großbetrieb dem Kleinbetrieb so sehr überlegen gezeigt, wie in der Weberei. Welche dankbare Aufgabe würde der neuen Steuerpolitik hier erwachsen, durch eine geeignete Stuhlabgabe die Handweberei gegenüber der mechanischen Weberei lebensfähig zu erhalten! Die großen, mit maschinellen Einrichtungen aller Art versehenen Schuhfabriken machen den Hunderttausenden kleiner Schuhmachermeister das Leben herzlich sauer; eine entsprechende Schuh- und Stiefelabgabe würde diesen wichtigen Theil des Mittelstandes vor der Aufsaugung durch die Großindustrie bewahren können. Ja, wenn man sich die Sache recht überlegt, müßte es sogar möglich sein, ein gutes Theil der Entwicklung zum Großbetriebe, welche die letzten Jahrzehnte in vielen Industrien herbeigeführt haben, durch eine in starker Progression aufgestellte Betriebssteuer wieder rückgängig zu machen. Wer könnte überhaupt zweifeln, daß, wenn zur Zeit der ersten Einführung der Dampfmaschine bei uns nur der richtige Finanzminister und der richtige Professor der Nationalökonomie die Entscheidung in Händen gehabt hätten, die verderbliche artung der Gewerbthätigkeit zum Großbetriebe hätte hintenangehalten werden können, daß die große unseres Volkes weder von den eitlen Genüssen Civilisation noch von den revolutionären Ideen der Sozialdemokratie etwas wissen würde?

Man wende nicht ein, daß die Sache ja gar arg gemeint sei, daß man nur in einer bestimmten dustrie die kleinen Betriebe vor der Unterdrückung großen Betriebe schützen wolle. Aus den Vorschlägen Antrages Paasche hat man berechnet, daß danach vorhandenen Zuckerfabriken nur 83 von der neuen steuer verschont bleiben würden; 254 Fabriken würden Extrasteuer bis zu 21 Pf. für den Doppelcentner zu haben, bei 51 Fabriken würde diese Steuer bis auf bei zwei weiteren bis auf 95 Pf. und bei den drei Fabriken noch höher steigen. Nun berücksichtige man mal, daß gegenwärtig der Preis für steuerfreien auf dem Weltmarkte 19—20 Mark für den Doppelcentner beträgt. Eine Betriebssteuer von 1 Mark für den centner würde somit eine Steuer von 5 Proz. vom und wahrscheinlich eine Steuer von 25 bis 30 Proz. Bruttogewinn ausmachen. Es unterliegt gar keinem daß dadurch der Entstehung großer Unternehmungen Riegel vorgeschoben, der technischen Verbesserung der kation, die durch Anwendung im Großen bedingt ist, sehbare Zeit ein Ende gemacht werden könnte. Und wie Zuckerindustrie, so könnte auch in anderen Industrien gleiche Ziel erreicht werden, wenn man nur im Hinblick den hohen Werth dieses Zieles mit der erforderlichen sichtslosigkeit vorginge. Erklärlich ist es unter diesen ständen, daß selbst den Zuckerindustriellen vor diesen schaftsbeweisen eigener Art bange wird. Zwar werden soweit ihre Meinung sich bisher in der Fachpresse gesprochen, die Erhöhung der Ausfuhrprämie von 1,25 auf 4 Mk. für den Doppelcentner, welche der Antrag vorschlägt, freudig acceptiren; sie wollen auch die Erhöhung der Verbrauchsabgabe von 18 auf 24 Mk. für den centner, durch welche die Mittel für die Bestreitung höheren Prämie beschafft werden sollen, hinnehmen. bei dem in demselben Antrage enthaltenen Vorschlage Betriebssteuer werden auch sie stutzig und erbitten zeit für weitere Prüfung.

Aber — diese Frage liegt nahe — wenn mit dem danken einer Betriebssteuer nichts anzufangen ist, denn von Staatswegen geschehen, um die kleineren im Konkurrenzkampfe gegen die größeren Betriebe fähig zu erhalten? Wenn man auf diese Frage wortet, daß der Staat weder den Beruf noch die habe, durch seine Machtmittel in gerechter und Weise eine Grenzregulirung zwischen Kleinbetrieb und betrieb vorzunehmen, so wird man dabei heute lich mehr Verständniß finden, als noch vor einigen der Fall gewesen sein würde. Auch die Wider haben doch allmählich gelernt, daß das Abstractum nichts kann und nichts thut, daß die Lösung aller welche dem Staat zugeschoben werden, von den abhängt, welche den Staat und vor Allem die Staats ausmachen. Wer könnte heute noch im Ernst das trauen haben, daß der Bundesrath, in dem die verschiedenen Anschauungen der einzelstaatlichen Regierungen zum druck kommen, oder der Reichstag, der durch die Spaltung in Parteien und Interessengruppen ein schlimmsten Zerfahrenheit bietet, im Stande sei, mittels Steuergesetzgebung jedem einzelnen Gewerbe seine lung in Klein- oder Großbetrieben zum Nutzen der meinheit vorzuschreiben?

Nein, naturgemäß lenkt sich heute der Blick — das ist eine erfreuliche Wirkung unerfreulicher Verhältnisse — von dem, was die Staatseinmischung lirend hemmen soll, auf das, was das Leben selbst waltend schafft. Es mag bei oberflächlicher Betrachtung Manchem plausibel klingen, daß in unabwendbarer wicklung in allen Produktionszweigen der Kleinbetrieb

ßbetrieb aufgezehrt werde. Aber wenn irgendwo, so
ährt sich in diesem Falle das treffende Bastiat'sche Wort,
dem was man in wirthschaftlichen Dingen sieht und
man nicht sieht. Sind im modernen wirthschaftlichen
n Tendenzen vorhanden, welche auf den Großbetrieb
rängen, so fehlt es doch auch nicht an Tendenzen, welche
Kleinbetrieb zu Gute kommen und ihm in Verbindung
den Vorzügen, die ihm zu allen Zeiten eigen ge-
n sind, wirthschaftlicher Sparsamkeit und persönlicher
nerksamkeit, eine gedeihliche Fortdauer verbürgen. Eine
tang hat z. B. die Erfindung von Maschinen für den
ßbetrieb vorgeherrscht; erfolgreich tritt seit einiger Zeit
Herstellung von Maschinen für den Kleinbetrieb ihr zur
e. Und die Schaffung eines einzigen, leicht verwendbaren
billig lieferbaren Motors für das Kleingewerbe bedeutet
die wirthschaftliche Erhaltung des Kleinbetriebes hundert
l mehr als ein Dutzend kräftiger Steuergesetze nach
Rezept Miquel-Paasche. Selbst wenn im Laufe der
die Fabrikation einzelner Massenartikel nahezu aus-
eßlich dem Großbetriebe anheimfallen sollte, so kommen
steigender Kultur doch wieder andere Bedarfsartikel auf,
deren Herstellung auch der Kleinbetrieb wieder in lohnen-
Weise theilnehmen kann. Auf landwirthschaftlichem
biet hat z. B. der Kartoffelbau in den letzten Jahrzehnten
eminente Entwicklung durchgemacht. Mit Recht konnte
gst ein Fachmann von hervorragendster Bedeutung er-
en: Die Kartoffel, welche wir heute bauen, ist gar nicht
r die Frucht, welche vor dreihundert Jahren Francis
ake von Amerika nach Europa gebracht hat. In ihren
rakteristischen Eigenschaften ist sie allmählich jedem Ver-
ndungszwecke genau angepaßt worden: als Eßkartoffel, als
tterkartoffel, als Frühkartoffel, für die Brennereien,
die Stärkefabrikation u. s. w. Und von jeder
er Art kann der kleine Landwirth, seinem Be-
be entsprechend, ebenso gut Nutzen ziehen, wie der größere
dwirth. Er braucht nicht um die Beschaffung der
ngung zu sorgen, der Bezug passender künstlicher Düng-
tel steht ihm ebenso leicht und, wenn er den Weg ge-
senschaftlicher Beschaffung wählt, ebenso billig zur Ver-
ung, wie dem größeren Landwirth. Wenn er die Milch-
thschaft pflegen will, so wird er sich ohne Mühe als
eb einer Molkereigenossenschaft die Vortheile des Groß-
riebes sichern können. Kurz eine Fülle frischen, gedeih-
en Lebens hat sich auch im landwirthschaftlichen Klein-
riebe entwickelt und wird sich weiter entwickeln, das Beste
u hat aber gerade die drängende Konkurrenz des Groß-
riebes gethan. Wie armselig nimmt sich dieser Entwick-
g gegenüber die Tendenz einer Gesetzgebung aus, welche
h den Plänen, die am grünen Tische oder im Saale eines
laments entworfen werden, das gesammte wirthschaft-
e Leben eines großen Volkes zurechtschneiden will! Mit
echt sucht diese Tendenz auch sich in den Mantel einer
nderen Wissenschaftlichkeit zu hüllen. Wie auf allen an-
n Gebieten menschlichen Wissens gibt es auch in der
wirthschaft nur eine Methode wissenschaftlicher Er-
ntniß: das Streben, den Zusammenhang zwischen Ursache
Wirkung zu erforschen und, soweit möglich, die gesetz-
ßige Wiederkehr dieses Zusammenhangs festzustellen.
n kann als Staatssozialist ebenso wissenschaftlich ver-
en, wie als Manchestermann; aber Jeder verfährt un-
senschaftlich, weil einseitig, der nicht zu berücksichtigen sucht,
man sieht und was man nicht sieht.

Von unbefangener wissenschaftlicher Erkenntniß und
unparteiischer Beobachtung des praktischen Lebens ist
ch ein weiter Schritt zur Steuer- und Wirthschafts-
ik, welche ja nicht nur durch volkswirthschaftliche Er-
ungen, sondern auch durch finanzielle, politische und
le Rücksichten, oft genug durch mächtig gewordene
erinteressen bestimmt wird. Welche argen Wider-
che unter dem Einflusse aller oder mehrerer dieser
oren in der Steuer- und Wirthschaftspolitik, die uns
als neueste Wissenschaft vorgeführt wird, vorhanden
lehren am besten die Getreidezölle. Wenn 1000 Hektar
Brotkorn bestellbarer Ackerfläche im Besitze von 1000
kleinen Landwirthen sind, von denen also der Einzelne nur $^1/_2$ bis $1^1/_2$ Hektar besitzen mag, so wird der Getreidezoll kaum einem unter ihnen wirklichen Vortheil bringen. Die Meisten werden kaum über den eigenen Bedarf hinausproduziren; sie können demnach nichts verkaufen oder wenn sie das eigene Produkt verkaufen, so werden sie zu ihrem und ihrer Familie Unterhalt wieder Mehl und Brot kaufen und dafür die durch den Zoll erhöhten Preise zahlen müssen. Viele werden einen wirklichen Nachtheil erleiden und nur Wenige, wenn überhaupt irgend welche, werden einen kleinen Vortheil erzielen. Ganz anders ist das Ergebniß, wenn die 1000 Hektar in der Hand **eines** Besitzers sind. Setzt man — eine sehr hohe Annahme — hier von dem Gesammtertrag für den Bedarf der eigenen Wirthschaft den Ertrag von 200 Hektaren ab, so bleibt der Ertrag von 800 Hektaren zum Verkauf übrig. Mit dieser Verkaufsmenge erhält aber der Besitzer, je nachdem er Weizen oder Roggen baut und je nachdem die Ernte ausfällt, gegenüber den Weltmarktpreisen durch den Zoll eine Begünstigung von 20 000 bis 45 000 Mark! Wie kann man angesichts solcher durch die gegenwärtige Steuer- und Wirthschaftspolitik geschaffenen Mißverhältnisse noch mit großen Worten von dem Schutz der Kleinen gegen die Großen, von der „Erhaltung des Mittelstandes" sprechen, wenn man durch die Besteuerung etwa 100 kleineren oder höchstenfalls einigen hundert kleineren und mittleren Zuckerfabriken einen Vorsprung vor ihren größeren Konkurrenten verschaffen will? Nicht minder grell tritt der damit gekennzeichnete Widerspruch bei den Begünstigungen hervor, welche auf Kosten der Steuerzahler der Brennerei und der Zuckerindustrie zugewandt sind und noch zugewandt werden sollen; überall ist die besondere Begünstigung der Großen und Größten die unabwendbare Folge. Die gegenwärtige Wirthschaftspolitik kann sich über solche Widersprüche nur äußerlich und auch nur durch die Taktik forthelfen, daß sie die vorherrschende Begünstigung der Großen im Dunkel läßt und die gelegentlich versuchte Begünstigung der Kleinen in das allerglänzendste Licht setzt, sie führt praktisch zu der Lehre von dem, was man sehen lassen soll und was man nicht sehen lassen soll.

Billigere Produktion ist recht eigentlich das Ziel wirthschaftlicher Kulturarbeit, an der, unter dem Antrieb der Konkurrenz, unablässig fleißige Hände, kluge Köpfe, unternehmende Charaktere thätig sind. Denn sie allein ermöglicht es, in immer steigendem Maße die geschaffenen wirthschaftlichen Güter in den Bereich immer weiterer Bevölkerungskreise zu bringen. Dieser Aufgabe der wirthschaftlichen Produktion läuft die jetzt aufgestellte Steuertheorie schnurstracks zuwider, und daran kann es auch nichts ändern, wenn der findigste Finanzminister und der gelehrteste Professor sie für die neueste Wissenschaft erklären.

M. Broemel.

Parlamentsbriefe.

VIII.

Während der Landtag in die Spezialberathung des Budgets eingetreten ist und sie ohne besondere Zwischenfälle fördert, ist der Reichstag noch nicht dazu gekommen. Wiederholt war schon ein bestimmter Tag dafür in Aussicht genommen, aber bevor der Tag herankam, trat ein Zwischenfall ein, der die Absicht vereitelte. Die Diskussion selbst über Fragen dritten Ranges nimmt zwei volle Tage ein. Man muß der Wahrheit gemäß gestehen, daß es nicht persönliche Redelust ist, welche die Debatten so ausdehnt, sondern das Bedürfniß der Fraktionen, sich zu Worte zu bringen. Auch die kleinste Fraktion wünscht der Welt Rechenschaft darüber

zu geben, wie sie zu dieser oder jener Frage steht. Die erste Lesung der Gewerbeordnungsnovelle, die nicht gerade erschütternde Bestimmungen enthält, hat zwei Tage in Anspruch genommen und am Schlusse klagte ein Mitglied der aus drei Personen bestehenden Fraktion der bayerischen Bauernbündler, daß ihm durch einen Schlußantrag das Wort entzogen sei; solche Erfahrungen können zur Betheiligung an den Sitzungen nicht ermuthigen. Freilich hat auch die Aussicht, inhaltlose Reden mitanhören zu müssen, gleichfalls nichts Ermuthigendes. Den Berichterstattern scheinen die Reden, welche gehalten werden, zu viel zu sein, denn ihre Berichte geben häufig nur ein höchst unvollständiges Bild der Verhandlungen. So wenig wie die Plenarverhandlungen schreiten die Verhandlungen der Kommissionen fort. Die Berathungen der Geschäftsordnungskommission über die Verstärkung der Disziplinargewalt des Präsidenten liefen in ein todtes Rennen aus, in welchem sämmtliche Anträge, zum Theil mit Stimmengleichheit, abgelehnt wurden, und die Entscheidung des Plenums hängt danach von Zufälligkeiten ab. Die Kommission für die Umsturzvorlage hat noch nicht die Hälfte ihrer Aufgabe erledigt, und soweit sie Entscheidungen getroffen hat, sind auch diese noch nicht über alle Wechselfälle erhaben.

Unter diesen Umständen ist nicht abzusehen, wann der Reichstag seine Aufgaben erledigt haben wird. Man könnte daran denken, durch mechanische Mittel, wie gewaltsame Abkürzung der Debatten, zu helfen; man wird auch vielleicht daran denken. Aber solche mechanischen Mittel können nichts helfen. Die bestehenden Zustände legen Zeugniß dafür ab, daß Niemand mit vollem Herzen bei irgend einer Sache ist; die meisten der von der Regierung eingegangenen Vorlagen tragen den Stempel: Ut aliquid fecisse videamur. Diejenigen, welche prophezeit haben, daß mit dem Sturze des Grafen Caprivi ein thatkräftigerer Geist in die Regierung einziehen würde, sehen ihre Erwartungen wenigstens bisher nicht erfüllt. In einer Flugschrift, die vor Kurzem erschienen ist, wird der Vorschlag gemacht, einen „parlamentarischen Gottesfrieden“ zu verkündigen; alle gesetzgeberischen Arbeiten sollen auf zehn Jahre ruhen. Freilich beschließen kann man so etwas nicht. Aber vielleicht kommt es durch die Gewalt der Thatsachen von selbst dahin. Und wenn es dahin käme, wäre es das Uebelste nicht; denn wenn einmal der Geist wirklicher Thatkraft in die Regierung einzieht, wird es nur der Geist der Reaktion sein.

Ich greife aus den verschiedenen Gegenständen, welche im Laufe der Woche vorgelegen haben, denjenigen heraus, der mir am interessantesten erscheint. Herr Hitze vom Centrum fragt an, wie es mit der Schaffung von Arbeiterkammern stehe; diese Einrichtungen seien schlechthin unentbehrlich, wenn die vor fünf Jahren vom Kaiser angeregte Sozialreform nicht gänzlich zum Einschlafen kommen solle. Der Reichskanzler giebt darauf eine Erklärung ab, welche erst durch eine zusätzliche Erläuterung des Ministers von Berlepsch einige Farbe erhält, und aus den Aeußerungen der beiden Minister ist Folgendes zu entnehmen. Die Regierung hält heute wie vor fünf Jahren die Schaffung von Arbeiterkammern für ein sehr nützliches Werk, aber sie fürchtet, daß, wenn sie jetzt damit vorgeht, sie auf die politischen Bestrebungen der Sozialdemokratie Oberwasser liefern würde. Daß die Schaffung von Landwirthschaftskammern Oberwasser auf die politischen Bestrebungen der Agrarier und daß die Schaffung von Handwerkerkammern Oberwasser auf die politischen Bestrebungen der Zünftler liefern wird, beunruhigt die Regierung weit weniger.

Wie wir grundsätzlich über diese Fragen denken, wissen die Leser der „Nation“ längst. Wir fordern für wirthschaftliche Bestrebungen volle Vereinsfreiheit und für alle wirthschaftlichen Bestrebungen die gleiche Vereinsfreiheit. Wir mißbilligen im Allgemeinen die Organisation wirthschaftlicher Bestrebungen von oben her. Will man den organisirten Interessenvertretungen Korporationsrechte verleihen, so mag man das thun; ich ereifere mich weder dafür noch dagegen. Aber man verleihe dann diese Korporationsrechte auf Grund allgemeiner Normativbestimmungen, und nicht auf Grund der vom Gesetzgeber oder von der Behörde im einzelnen ... geübten Willkür.

Und noch ein anderes ist bei dieser Gelegenheit zu ... denken. Die Regierung möge vermeiden, ihr Interesse ... ihre Fürsorge für irgend eine bestimmte Berufsklasse ... sprechen. Sie wird immer die Erfahrung machen, ... man ihr antwortet, ihre Fürsorge sei nicht weit genug ... gangen. Sagt sie der Landwirthschaft ihren Schutz ... werden die Landwirthe finden, daß sie mit ihren Schutz... regeln nicht weit genug gegangen sei, und sagt sie den ... beitern ihren Schutz zu, so werden die Arbeiter ... sprechende Klage erheben. In dieser Beziehung ist ... rufsstand wie der andere. Die Regierung hat den ... wirthen die Rentengüter und den Arbeitern das ... schutzgesetz gegeben; man mag das — vorbehaltlich ... Kritik im Einzelnen — billigen. Aber die Regierung ... es nicht damit motiviren sollen, daß sie in dem einen ... der Landwirthschaft und im anderen Falle den Ar... helfen will, sondern sie hätte es einfach damit ... sollen, daß sie das gemeine Wohl fördern will. ... interessen kann eine Regierung nur fördern, wenn sie ... Einzelinteressen benachtheiligt, und das kann sie nicht, ... eine Ungerechtigkeit zu begehen und Ungerechtigkeiten ... sie nicht begehen. Wir haben von jeher den Satz ... daß es nicht die Aufgabe der Regierung sei, Interessen... politik zu treiben. Man hat uns nicht geglaubt; man ... unsere Theorie falsch, öde gescholten. Die Erfahrung ... bestätigt; man ist auf einen Weg gekommen, auf ... man schließlich nicht weiter kann, und vor der Organis... von Arbeiterkammern stutzt man schon jetzt. Stultus ... magister eventus.

Der Antrag, daß alle Glieder des Deutschen ... eine auf Wahl beruhende Volksvertretung haben ... ist wiedergekehrt und von dem gegenwärtig einzigen ... ralen Abgeordneten aus Mecklenburg, Dr. Bachnicke ... eingehender und wirksamer Weise begründet ... Praktische Bedeutung hat dieser Antrag nur für Meck... burg, weil dieser Staat allein einer solchen Verfassung ... behrt. Der Mecklenburgische Bevollmächtigte hat ... mit einer schroffen Ablehnung geantwortet und ausge... daß Mecklenburg der wahre Musterstaat sei, während ... übrigen Staaten dem Elend des Parlamentarismus ... fallen seien. Im Anschluß an diese Rede und an ... selbe in das Breite ziehende Rede des Abgeordneten ... Buchka brachte die Rechte den Antrag auf Uebergang ... einfachen Tagesordnung ein. Das bedeutet nicht ... materielle Ablehnung des Antrages in schroffster ... sondern zugleich gewaltsame Abschneidung über diese ... Frage, während man im Uebrigen dem Redestrom ... Lauf läßt.

Zu einer Gewaltthätigkeit mag man sich entschließen, ... wenn man die Gewalt in Händen hat. Das war ... nicht der Fall; denn um eine Debatte abzuschneiden, ... man eines beschlußfähigen Hauses und an diesem fehlte ... Von der Maßregel, eine Auszählung des Hauses ... zuführen, um sich einer Vergewaltigung zu widersetzen, ... man in den letzten Jahren viel seltener Gebrauch ge... als früher. Im vorliegenden Falle war diese ... unerläßlich; denn es handelte sich nicht allein um ... Gewaltthätigkeit, sondern auch um einen Mißbrauch ... Vertrauens. Von den Antragstellern hatten zwei ... Platz in der Rednerliste, der ihnen gebührte, unter ... Voraussetzung verzichtet, bald darauf zum Worte zu ge... und nun sollte ihnen das Wort gänzlich entzogen ... Vorläufig ist es noch nicht dahin gekommen, daß der ... lamentarische Gottesackerfrieden“ sich auf die mecklenburgische Verfassungsfrage erstreckt hat.

Proteus.

Die Aussichten der Umsturzvorlage.

Es scheint fast, daß die Umsturzvorlage nicht einmal Kommissionsberathung lebendig überstehen wird. Bisher ie Kommission trotz emsiger Arbeit noch nicht über die ersten Paragraphen (§§ 111, 111a, 112) hinausge- men und das Resultat der Beschlußfassungen ist ein es, daß Niemand an die Aufrechterhaltung dieser Be- sse in der zweiten Lesung — falls es überhaupt zu solchen kommen sollte — glaubt. Die schwersten ne des Anstoßes aber liegen noch ganz unangerührt Wege.

Daß die Vorlage keine Fassung erhalten wird, die es nur einem einzigen Mitgliede der Linken — von der sinnigen Vereinigung bis zur Sozialdemokratie — mög- nachen wird, für die Vorlage zu stimmen, steht schon heute t wie fest. Man kann sich nach dem Verlauf der bisherigen mmissionsverhandlungen nicht mehr darüber täuschen, die parlamentarischen Freunde der Vorlage es auf ein s Sozialistengesetz abgesehen haben, das nur deshalb die eren Formen des allgemeinen Rechts trägt, weil man offenes Ausnahmegesetz nicht glaubt durchdringen zu en. Nun ist ein verkapptes Ausnahmegesetz noch viel mmer als ein offenes, da es seiner ganzen Natur nach elastischer, unklarer, zweideutiger zu sein pflegt. Das dienst der bisherigen Kommissionsberathungen ist es, Zweideutigkeit in ein immer helleres Licht gesetzt zu en. An dieser Zweideutigkeit, sobald dieselbe erst einmal teren Kreisen zum Bewußtsein gekommen ist, wird die lage vermuthlich zu Grunde gehen, und die Verbün- n Regierungen werden sich dann vor die Frage ellt sehen, ob sie einen Schritt weiter auf der tionären Bahn vorrücken und ein offenes Sozialisten- z vorlegen wollen oder ob sie es riskiren können, die Niederlage einfach zu quittiren. Wegen dieser sturzvorlage wird es schwerlich zur Auflösung des Reichs- kommen. Für einen Wahlkampf hat dieselbe nicht g Farbe der Entschließung.

Für das Schicksal der gegenwärtigen Vorlage fällt so- l in der Kommission wie im Plenum das Centrum ent- dend ins Gewicht. Die beiden konservativen Parteien auch die große Mehrheit der Nationalliberalen sind nur bereit, die Regierungsvorlage, wie sie geht und anzunehmen; sie werden auch vor beträchtlichen Ver- fungen, die ihre Spitze gegen die Sozialdemokratie en, nicht zurückschrecken. Das Centrum dagegen ist sich ußt, daß es der großen Mehrheit seiner Wähler diese lage nicht bieten kann. Ohne einschneidende Aenderun- ist der Entwurf für das Centrum nicht annehmbar. diese Aenderungen so zu formuliren, daß man die e Partei nicht gar zu sehr vor den Kopf stößt und doch den Konservativen die Annahme noch weiter wünschens- h erscheinen läßt: das ist die schwierige Aufgabe der folger Windthorst's. Selbst für den alten Fuchs Windt- wäre es ein schweres Stück diplomatischer Arbeit ge- n, solche Schwierigkeiten zu überwinden. Heute, wo einer einheitlichen Leitung des Centrums keine Rede sein , erscheint die Lösung der Aufgabe höchst unwahrschein- Die Neigung, eine günstige politische Konstellation ch zu Gunsten des Centrums auszunützen, ist ohne el bei den Centrumsführern vorhanden. Aber wie das achen ist, ohne die Partei vor den Wählern gründlich mpromittiren: das ist die Frage. Auch darf man nicht ehen, daß in jeder Fraktion, und auch in der Centrums- on, die Zahl der Mitglieder nicht gering ist, welche Dinge rein sachlich zu beurtheilen wünschen, und deren uß in demselben Maße wächst, wie die Parteitaktiker den von ihnen einzuschlagenden Weg im Unklaren sind. Es ist deshalb auch gewiß falsch, wenn man davon t, das Centrum sei entschlossen, die Umsturzvorlage im ntlichen anzunehmen, wenn ihm auf anderen Gebieten essionen gemacht würden. Man verwechselt dabei unbestimmte Neigungen Einzelner mit festen Plänen der Partei. Das Centrum ist seit Windthorst's Tode überhaupt schwer manövrirfähig geworden. Das tritt Vorlagen, wie der Umsturzvorlage, gegenüber um so deutlicher zu Tage, als im Centrum zunächst alle Standpunkte, von der unbedingten Ablehnung bis zur bedingungslosen Annahme, vertreten sind.

Im Allgemeinen ist deshalb die Gefahr, daß mit Hilfe des Centrums etwas zu Stande kommt, nicht allzu groß. Was die Kommissionsverhandlungen insbesondere anlangt, so wird die erste Lesung — das hat der bisherige Verlauf schon klargestellt — nur die Bedeutung einer Rekognoszirung der verschiedenen Parteianschauungen und einer Klarstellung der gefährlichen Bedeutung des Entwurfs erlangen. Sollte wider Erwarten in der Kommission die Vorlage in irgend einer Form eine Mehrheit finden, so kann das nur in der Weise geschehen, daß sich das Centrum mit den Konservativen zwischen der ersten und zweiten Lesung hinter den Kulissen über eine Fassung verständigt, für die beide Parteien einzutreten entschlossen sind. Auf die Nationalliberalen werden die Konservativen dabei schwerlich Rücksicht nehmen. Die Nationalliberalen werden mitlaufen dürfen, aber man wird keinen ihrer Wünsche, der etwa mit Wünschen des Centrums kollidiren sollte, respektiren.

Th. Barth.

Monsieur Emil Ollivier*).

Dieses Mal hatte ich mir, ich gestehe es offen, eine etwas sonderbare Weihnachtslektüre gewählt. Der Zufall hatte mir dabei allerdings mitgespielt, daß mir Emil Ollivier's neues Werk in die Hände kam. Einer Freundin der französischen Memoiren- und Geschichtsliteratur wollte ich das Werk zum Lesen übergeben. Die sagte aber ganz decidirt: „Ich habe den Herrn niemals leiden mögen, und nun sieben Bände dieser Geschichten über ein Ministerium, das nicht acht Monate bestanden hat, zu lesen, nein, das geht über meine Kräfte! Wenn Sie sich das zutrauen, so erzählen Sie mir wohl, was Sie Bemerkenswerthes darin gefunden haben." Das klang nicht sehr ermuthigend, und ich beschloß, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Doch nicht nur „die Bücher haben ihre Fata", sondern auch die, welche sie lesen. Ich griff eines Tages in einem unbewachten Augenblicke nach dem gelben Bändchen und schlug S. 225 auf. Da sah ich denn gleich in der fünften Zeile, daß der Duc von Hesse électorale, der einst mein Landesvater gewesen war, im Jahre 1830 in Folge des reveil des peuples auf und davon gelaufen sei, und einige Zeilen weiter entdeckte ich neben Anderem den deputé Carle Welcher, der ein deutsches Parlament verlangt habe. Ein Buch, in dem solche schönen Sachen sich finden, mußt du doch lesen, sagte ich mir, und begann es, zunächst allerdings etwas in der Diagonale, zu studiren. Da stieß ich wiederholt auf den Zollverein prussien, entdeckte neben Strauß einen Theologen Böhr, „der die subjektive Inspiration des Individuums der objektiven Autorität der Kirche substituirt habe," fand, daß Lamartine der Dichter des 19. Jahrhunderts sei,**) erfuhr die Thatsache, daß Giuseppe Mazzini auf seiner Flucht aus Italien einst in Marseille bei dem Herrn Demostene Ollivier, padre del noto Emilio, wie es in einer Anmerkung S. 257 heißt, ein Jahr sich verborgen gehalten habe u. s. w., u. s. w. Dem Werke eines Mannes von solcher Notorietät konnte ich

*) Émile Ollivier, L'empire liberal. Études, récits, souvenirs. Tome premier. Du principe des nationalités. Paris, Garnier frères.

**) Man muß wissen, daß Herr E. Ollivier der Nachfolger Lamartines in der französischen Akademie ist.

mich nicht länger entziehen. Das weit ausgespannte Netz, in dessen Maschen der dua des Kurfürstenthums Hessen, der Zollverein, der Ketzer Böhr und Carle Welcher u. s. w., u. s. w. hängen geblieben waren, um als werthvolle Beutestücke in einer Geschichte des liberalen Kaiserreichs zu paradiren, in seiner ganzen Ausdehnung, aus der Tiefe hervorzuziehen, erschien mir als eine immer lockendere Aufgabe, das Gefundene aber einem größeren Leserkreise vorzuführen, dazu gab eine ganz andere Beobachtung, die sich bei der Lektüre des Buches mir aufdrängen mußte, den Ausschlag.

Herr Emil Ollivier, der liberale Minister Kaiser Napoleons III., der zwar den Krieg mit Deutschland 1870 „leichten Herzens auf sich nehmen zu können erklärte", muß doch auch ernst genommen werden. Eine symptomatische Bedeutung hat er wenigstens. Wenn professionsmäßige Possenreißer und Pamphletisten die Franzosen mit ihren Erzählungen und Berichten über Deutschland in ihrer Weise unterhalten, so zuckt man darüber mitleidig die Achseln. Sie bilden einmal leider einen Bestandtheil der französischen Nation, der das friedliche Zusammenleben mit ihr wohl unangenehm machen, aber im Grunde doch nicht stören kann. Wenn aber ein Mann wie Emil Ollivier ein Buch schreibt, das von Arroganz, Hochmuth, Unwahrhaftigkeit und Leichtfertigkeit in Behauptungen aller Art gegen Deutschland geradezu starrt, und zugleich den schlimmsten Eigenschaften des französischen Volkscharakters schmeichelt, so kann man dazu nicht schweigen und muß auf diese Gesinnung und Stimmung aufmerksam machen. Man braucht wahrhaftig nicht vom Teutonismus erfüllt zu sein und das deutsche Volk für ein „Herrenvolk" zu halten, um es doch als seine Pflicht anzusehen, auf solche litterarischen Erscheinungen hinzuweisen, wie dies Ollivier's Buch eine ist. Die Geschicke, die Renan über sein Volk hat heraufziehen sehen, müssen sich erfüllen, wenn Männer, die durch ihre Vergangenheit immerhin den Anspruch erheben können, ernsthaft genommen zu werden, nicht aufhören es zu verhetzen. Wer aber den Frieden will, der hat nicht nur zum Kriege zu rüsten, sondern zunächst auf diese Störenfriede überall aufmerksam zu machen und sie zurückzuweisen. Ich kenne die Wirkung nicht, die das Buch Ollivier's in Frankreich selbst ausgeübt hat. Denn daß der „Figaro" und die „Revue des deux mondes" ganze Abschnitte aus ihm veröffentlicht haben, beweist zu wenig. Der „Figaro" ist seit Fr. Magnard's Tod schon etwas herabgekommen und die große „Revue" ist in ihrer Gesammthaltung so bedenklich ins Schwanken gerathen, daß man sie kaum noch wie früher als einen Gradmesser für die Stimmung der französischen Geisteselite ansehen kann. Oder ist diese jetzt etwa auf das Niveau Emil Ollivier's herabgesunken? Jedenfalls will ich mich zur Beurtheilung des Mannes nicht auf seinen Standpunkt herabdrücken lassen und in Ausdrücken über Frankreich sprechen, wie er z. B. S. 99 über Preußen, la véritable nation de proie, die Frankreich organiquement ennemie sei, redet. Davor wird mich schon die Erinnerung bewahren, daß ich ursprünglich einer Dame über ihn habe referiren sollen.

Herr Emil Ollivier fühlt sich am Ende seines Lebens verpflichtet, sein vielgeliebtes Vaterland vor der Nachwelt von dem Flecken zu reinigen, als ob es (durch den Krieg von 1870) „das Elend, das Mißtrauen, den Haß, die Barbarei entfesselt habe; er will beweisen, daß Frankreich 1870 nicht aggressiver verfahren sei als 1792 und 1806, daß es damals wie in anderen Fällen seine Unabhängigkeit vertheidigt, und nicht die Anderer angegriffen habe. Das Motiv, diesen Beweis anzutreten, sei ein persönlich ganz uninteressirtes. Denn hätten die französischen Feldherren 1870 gesiegt, so sei er ein großer Mann geworden; jetzt, da sie geschlagen seien, woran er doch keine Schuld trage, gelte er als ein unfähiger Mensch. Die Welt urtheile einmal nach dem Ausgange und er habe nicht die Prätention sich diesem allgemeinen Geschicke zu entziehen. Da seine Ehre nicht angegriffen sei, und er sie auch für ganz intakt halte, so sei jede Zustimmung Anderer auch für ihn ganz unnütz. (S. 2—3.)

Wir haben natürlich keine Ahnung davon, was un[...] Autor im Verlaufe seiner „Studien, Erzählungen und Erinne[...]rungen" zu seiner persönlichen Rechtfertigung vorbring[...] wird, weil er das Wort gesprochen hat: „Wir wissen, [...] wir damit (der Kriegserklärung) eine große Verantwortun[...] auf uns genommen haben, wir tragen sie mit leichtem Herzen". Nur so viel wird man schon aus den wenige[...] eben angezogenen Sätzen des ausgedehnten Vorwortes [...] als eine Art Präludium dem großen Hymnus zur Gl[...]kation Frankreichs vorausgeschickt ist, mit voller Wahrsche[...]lichkeit erschließen dürfen, daß es auch hierbei nicht gen[...] mit der Wahrheit genommen werden wird. Nur das m[...] man zugeben, daß Herr Ollivier es sich nicht der Mühe [...] verdrießen lassen, seinen Beweis nach seiner Meinung [...] gründlich als möglich zu führen. Um seine Behauptun[...] daß Frankreich 1870 nur seine Unabhängigkeit habe [...]theidigen und die keines Anderen habe antasten wollen, [...] erhärten, holt er weit, sehr weit aus. Der mir vorliegend[...] nahezu 500 Seiten umfassende Band der Geschichte des li[...]ralen Kaiserreiches gibt in vierzehn Kapiteln einen Ueb[...]blick der auswärtigen französischen Politik von dem de[...]tiven Sturze des ersten Kaiserreiches an bis zum Untergan[...] der Julimonarchie im Jahre 1848. Aus der Art, wie [...] der Stoff gruppirt wird, kann man schon sehen, worauf [...] Autor hinaus will. Noch deutlicher tritt das freilich [...] der Auswahl der besonders ausführlich behandelten Geg[...]stände und der Art hervor, wie er seinen Lesern die Gesich[...]punkte, nach denen sie urtheilen sollen, plausibel zu mach[...] sucht. Die These, die er durchführen will, bedarf allerdin[...] einer ausführlichen und weit ausgreifenden Begründun[...] Denn sie läuft auf nichts Geringeres hinaus, als daß [...] Frankreich das Prinzip der Nationalitäten in das europäi[...] Staatsrecht eingeführt sei, und das zwar nicht erst [...] den Kaiser Napoleon III., sondern nach und nach schon [...] 1815, ja durch die französische Revolution und den er[...] Kaiser von Frankreich. Und die Einführung dieses Prinz[...] sei nicht etwa erfolgt aus selbstsüchtigen, national-fran[...]sischen Interessen, sondern aus allgemeiner Menschenl[...] aus einem civilisatorischen Triebe. „Denn Frankreich [...] unmöglich ohne Ideal leben". Natürlich steht diese [...]wicklung im schärfsten Gegensatze zu der Deutschlands, „[...] das Prinzip des Egoismus dem der Nationalitäten entge[...]gestellt wurde". Anknüpfend an ein bekanntes Wort [...] Fürsten Bismarck, daß für die Politik aller Großstaaten [...] eigenen Interessen maßgebend seien, eifert Herr Olli[...] gegen die deutsche Geschichtschreibung, die sich dieses „[...] zu eigen gemacht habe. Auf die Frage, die H. von Sy[...] gelegentlich einmal in seinem Werke über die Gründung [...] Deutschen Reichs aufgeworfen hat: Welche Großmacht [...] sich von anderen Motiven leiten als von ihren eigen[...] Interessen? erhält er von Herrn Ollivier die ganz [...] Antwort: La France, Monsieur. (S. 491.) Um diese [...]gesichts der ganzen neueren Geschichte Frankreichs un[...]geheuerliche Behauptung mit einigem Schein von Beweis[...] selbst gläubigen französischen Lesern ausstatten zu können, muß Herr Ollivier natürlich eine Anzahl Dinge, die [...] Gegentheil seiner Behauptung schlagend erhärten, als Aus[...]nahme von der Regel hinstellen. Einzelne Prozeduren [...] Roi Soleil gegen Deutschland bedauert er wohl sogar [...]legentlich. Ja die Revolution, „durch die Siege auf die Bah[...] der Eroberung geführt, verkannte das Prinzip, das [...] gestellt hatte". Aber nach dem Frieden kam man [...] zurück. Im Uebrigen ist Alles in Ordnung verlaufen. [...] ist auch nicht ganz zu leugnen, daß es noch in [...] Jahrhundert einige französische Staatsmänner gegeben [...] die anderen Ansichten in Betreff der Nationalitäten [...]huldigt haben, als sie die französische Nation getheilt [...] Kaum über zwei der nach dem allgemeinen Urtheile [...]tendsten französischen Diplomaten und Politiker [...] Jahrhunderts hat daher Jemand in solcher Weise den [...] gebrochen wie Ollivier über Talleyrand und Thiers. [...] ist der Verräther von allen wahrhaft französischen [...]essen par excellence. Nicht einmal auf dem [...]greffe hat der Mann seinem Vaterlande genützt.

nur geschädigt um des schnöden Mammons willen, r in seine nie zu füllenden Taschen wanderte. Lady ennerhassett hätte für ihren Talleyrand allerdings etwas i Herrn Ollivier in die Schule gehen dürfen. Merkwürdig es aber doch, daß während eine deutsche Frau dem eifter der französischen Diplomatie gerade als Patrioten recht zu werden sucht, ein Franzose denselben in jeder eise verlästert. Und nicht viel besser als Talleyrand er- gt es bei Herrn Ollivier, dem vielleicht treuesten Vertreter traditionellen Politik Frankreichs, Thiers. Er hat nur ie Politik der Fanfaronade" getrieben, nur sich, und ht sein Vaterland geliebt.

Wird man aus dieser Verlästerung eines in seiner eise treuesten französischen Patrioten schon einen Schluß auf Darstellung der Politik dieses Mannes ziehen dürfen, lche Herr Ollivier dem Auftreten desselben im Jahre 1870 Theil werden lassen wird, so lassen sich auch schon für dere Partieen dieses Werkes aus dem hier Gebotenen die undlinien erkennen. Am deutlichsten tritt das bei Be- ndlung des Verhältnisses von Frankreich und Spanien vor, um von den deutschen Dingen zu schweigen.

Zweimal hat Frankreich seit 1815 in die spanischen schicke sich bestimmend eingemischt: durch die Expedition 1823 und durch die sogenannten spanischen Heirathen 46). Beide Vorgänge beurtheilt Herr Ollivier sehr ver- eden. Die Expedition von 1823 wird als die Ausgeburt des raroyalistischen Bourbonismus verdammt, dagegen die nischen Heirathen als eine Nothwendigkeit im französischen teresse verherrlicht. „Für die konstante Tradition in der litik Frankreichs Spanien gegenüber" werden alle mög- en Eideshelfer citirt. Selbst Thiers wird nicht verschmäht. orin besteht nun diese Politik? Mit deutlichen Worten gesagt: der Abhängigkeit Spaniens von Frankreich. Man kann das h so formuliren, wie es 1839 Thiers that: „Es ist das Be- ürfniß Frankreichs der Freundschaft Spaniens sicher zu sein; ist das Fundament aller Politik." Wenn nun aber das nische Volk einmal der Freundschaft Frankreichs, d. h seiner hängigkeit müde ist und dem folgen möchte, was es für en Vortheil hält? Was wird dann aus dem Prinzip Nationalitäten, aus der von Frankreich stets geübten dsichtnahme auf das Selbstbestimmungsrecht seiner Nach- n? Daß die Spanier eine Nation bilden, das kann doch st Herr Ollivier nicht in Abrede stellen. Er weiß sich zu helfen. Man sieht schon den teuflischen Plan Bis- rck's, durch den er 1870 die Spanier verleitete, gegen ihr hres Interesse zu handeln und einen deutschen Prinzen ihren Königsthron zu berufen, deutlich heraufziehen. n mußte natürlich Frankreich schon im wohlverstandenen eresse der spanischen Nation, die Frankreich so theuer ist, alle Weise zu verhindern bestrebt sein. Einstweilen be- ht er sich aber auch, die für die traditionelle Politik nkreichs so heikle Nationalitätenfrage von einem höheren, emeinen Gesichtspunkte aus unschädlich zu machen: er das Nationalitätsprinzip anders, als man das ge- hin zu thun pflegt. Das Prinzip der Nationalitäten ndet sich nach ihm nicht auf gemeinschaftliche Abstam- ng und Sprache. Sonst hätte ja auch die französische ion immerhin noch einige verwandschaftlichen Be- ungen mit der deutschen. Herr Ollivier, der Süd- zose, ginge am Ende auf einen westgothischen Stamm- r zurück. Das darf natürlich nicht sein. Daher weiß r Ollivier nichts davon, daß in Frankreich einmat Norden her Franken, und im Süden Burgunder und tgothen eingewandert sind. Denn an der Stelle, er die Zusammensetzung der französischen Nation schil- und bis auf Phönizier und Jonier zurückgreifen zu sen glaubt, ist von der Einwirkung germanischer Völker die Bildung des französischen Volkes nicht mit Einer e die Rede. Ich will die Stelle als ganz charakte- ich für diesen Geschichtschreiber im Wortlaute hierher n, da man es sonst vielleicht nicht glauben würde. hdem die Zusammensetzung des englischen Volkes Michelet angegeben ist, heißt es: „De même les Français en majorité immense sont des Celtes avec peu d'éléments romains; jusque dans la portion la plus méridionale, au-dessous de la surface romaine, persiste le fond autochtone modifié par la culture phénicienne et ionienne." S. 95 Haben die Franzosen nun nicht die geringste Rassenverwandtschaft mit den Deutschen, so be- steht auch keine Gemeinschaft der politischen Bestrebungen zwischen den Völkern der sog. lateinischen Rasse. Den Ita- lienern, den Spaniern, den Franzosen en vertu de la race. Rassengemeinschaft als Grundlage einer Nation ansehen, das heißt ihr eine barbarische Basis geben. Auch die Sprache bildet kein ausschlaggebendes Merkmal für den nationalen Staat, ebensowenig als die natürlichen, geographischen Grenzen. Eine Nation ist nach Herrn Ollivier „eine Ge- sammtheit (universalité) von Menschen, welche in Folge einer alten, einmal angenommenen Gewohnheit oder in Kraft ihres ausgesprochenen Willens unter einem Gesetze leben." (S. 170.) Man sieht, Herr Ollivier macht es sich sehr leicht mit der Erklärung der Bildung nationaler Staats- wesen. Wie eine Gesammtheit von Menschen dazu kommt, sich unter ein Gesetz zusammenzuschließen, verräth er uns eben nicht. Es ist auch gut, daß er sich wenigstens nicht auf historische Darlegungen der Bildungsgeschichte der jetzt einmal bestehenden Staaten einläßt. Es kommen noch den vorliegenden Proben dabei wunderbare, aber darum noch nicht richtige neue historische Aufschlüsse zum Vorschein. So behauptet er auf Grund einer Ansprache eines französischen Bischofs an die Bewohner der 1552 von Frankreich annek- tirten deutschen Bisthümer von Metz, Toul und Verdun, diese neugebackenen Franzosen seien durch das suffrage uni- versel zu französischen Bürgern gemacht und dem alten Joch entzogen worden. (S. 165.) Und wie es mit der Freiheit des Anschlusses eines Volkstheiles an einen anderen Staat stehen würde, sieht man aus der Behauptung, daß alle Rheinländer 1830 nur auf ein Signal von Paris gewartet hätten, um sich an Frankreich anzuschließen. Derselbe Pferdefuß blickt noch an mehr als einer anderen Stelle her- vor. Ja man gewahrt, wie der Freund des Selbstbestim- mungsrechtes der Völker unter den politischen Eindrücken des Moments, in dem er schreibt, steht. Herr Ollivier ver- herrlicht mit Joseph de Maistre das russische Volk. Versteht man das von diesem hierarchischen Absolutisten, so will es doch für den Minister des liberalen Kaiserreichs trotz „der demokratischen Omnipotenz des kommunalen Mir" nicht recht passen. Aber wenn man an Rußland den Sund und die Dardanellen auslieferte, diese beiden Luft- wege, durch die es athmet, würde es dann nicht Frankreich seine verlorenen Grenzen und eine Vergrößerung seines Ge- bietes bis Mainz, Köln und Antwerpen gestatten? Kein Grund würde für Rußland vorliegen, Frankreich diese Ver- größerung zu mißgönnen und umgekehrt. (S. 117.)

Doch ich breche ab mit dieser Blumenlese aus einem Werke, das ein französischer Staatsmann zur Vertheidigung seiner in schwerer Zeit verhängnißvollen Theilnahme an den wichtigsten Entscheidungen mit der Prätention, ganz ernsthaft genommen zu werden, zu schreiben begonnen hat. Ich brauche wohl kaum zu wiederholen, daß wir nicht nöthig haben, ihm wegen des von ihm zur Sache Gebotenen hierin zu Willen zu sein. Wir werden die folgenden Bände seiner Etudes ungelesen lassen dürfen, wenn sie nicht bisher ganz unbekanntes, authentisches Material zur Geschichte der großen Krisis von 1870 bei- bringen. Einstweilen dürfen wir aber auch das bestimmt bezweifeln.

O. Hartwig.

Fascination.

Zwei merkwürdige Büchelchen sind soeben erschienen, beide gleich „suggestiven“ Inhalts und auch äußerlich in der gleichen schwefelgelben Gewandung, beide zum Theil auch Werke desselben Verfassers, der allerdings bei dem einen nur als Viertels-Verfasser betheiligt erscheint. Es sind die beiden Schriften: „Der Prozeß Czynski“. Thatbestand desselben und Gutachten über Willensbeschränkung durch hypnotisch-suggestiven Einfluß, abgegeben an dem oberbayerischen Schwurgericht zu München von Prof. Dr. Grashey in München, Prof. Dr. Hirt in Breslau, Dr. Freiherr von Schrenck-Notzing in München und Prof. Dr. Preyer in Wiesbaden — und „ein merkwürdiger Fall von Fascination“ von Prof. Dr. Preyer.

Ueber das erstere Schriftchen wäre recht viel zu sagen, wie über den Prozeß Czynski überhaupt, der, soviel auch schon darüber gesagt und geschrieben worden ist, der Betrachtung immer noch neue Seiten und eine geradezu unerschöpfliche Nachlese bietet. Hier haben wir es vorzugsweise mit der Rolle zu thun, die die „Wissenschaft“ oder vielmehr ihre offizielle Vertretung in der Angelegenheit gespielt hat; und wir können nicht umhin, diese Rolle im Großen und Ganzen als eine nicht allzu rühmliche und jedenfalls wenig dankbare zu bezeichnen. Freilich nicht durch die Schuld der „Wissenschaft“ oder ihrer zufälligen Vertreter. Bei den abgegebenen Gutachten handelte es sich ausschließlich um den ersten Anklagepunkt — daß nämlich „C. die Baronin Z. durch Hypnotismus und Suggestion in einen Zustand der Willenlosigkeit versetzt habe, in welchem sie ohne eigenen freien Willen seinem Willen unterworfen ward, und daß er dieselbe in diesem Zustand geschlechtlich mißbrauchte“. (Verbrechen gegen die Sittlichkeit nach § 176. 2 des Reichsstrafgesetzbuches). Um diesen allerdings wichtigsten Anklagepunkt zu begründen und durchzubringen, hatte die Staatsanwaltschaft eine Anzahl von „Sachverständigen“ vorspannen zu müssen geglaubt — ein ganz merkwürdiges Viergespann, oder vielmehr ursprünglich ein Fünfgespann, wovon aber der eine Mitgänger (es war ein „Fuchs“!) gleich am ersten Tage sich losmachte und auf eigene Faust durchging. Unter den Vieren, die blieben, war ein Psychiater ein Physiologe, ein Nervenarzt und ein Hypnotiseur pur sang! Man kann sich denken, daß die Sache nicht besonders gut ablief, daß die Vier mehr auseinander als zusammen zogen, und daß es bei den vier hinter einander abgegebenen ärztlichen Gutachten an großen und kleinen Differenzen nicht fehlte. Ich hege sogar im Stillen die Vermuthung, daß den Herren Geschworenen, die diese vier Gutachten der Reihe nach über sich ergehen lassen mußten, dabei etwas wirr und mit Erlaubniß zu sagen „dämlig“ im Kopfe geworden sein mag, und daß sich, nachdem der Eine ihnen dieselbe Sache in Schwarz, der Zweite in Weiß, der Dritte in Hellgrau und der Vierte in Dunkelgrau vorgemalt hatte, wohl vorübergehend eine Art von intellektueller und moralischer Farbenblindheit bei ihnen geltend gemacht hat. Sie mögen außerdem mit Recht oder Unrecht gefunden haben, daß der eine oder andere Sachverständige ihnen mehr Schnurren, Anekdoten und Wunderkurgeschichten eigener Mache, als ernsthafte Wissenschaft verabreichte, mehr auf seine eigene Glorifikation als auf ihre Belehrung bedacht war und sich hier und da von dem durchschnittsüblichen bon sens ihrer Meinung nach mehr als billig entfernte. Anders als aus diesem nach und nach in den Münchener Geschworenengemüthern aufkeimenden Mißtrauen gegen diese ganze offizielle „Sachverständigkeit“ ist wenigstens der Ausgang der Sache nur schwer verständlich. Denn obgleich wenigstens alle vier Gutachten in dem einen Punkte übereinstimmen, daß, wie es an einer Stelle ausgedrückt wird, „ohne die seitens der Angeklagten vorgenommenen hypnotischen Manipulationen und Suggestionen es überhaupt zu so intimen Beziehungen und zu [...] Scheinehe nicht gekommen wäre“ — obgleich [...] gerade dieser Punkt der Anklage wissenschaftlich so [...] stand“ wie nur möglich — so verhielten sich die [...] Geschworenen doch hierin gänzlich ablehnend und über[...] sich nicht der Führung der „Sachverständigen“, sondern [...] sehr geschickt vorgehenden Vertheidigung, indem sie [...] ersten und wichtigsten Anklagepunkt schlankweg [...] neinten!

Damit hatten sie mehr gethan, als sie selbst [...] Abgestumpftheit und Müdigkeit von vier langen [...] lagen sich vermuthlich klar machen konnten: nämlich [...] bloß den Hypnotiseur und Magnetiseur, Doktor der [...] Akademie und Professor von eigener Gnade, Ceslaw [...] Czynski von der Anklage des Sittlichkeitsverbrechens [...] lastet, sondern mit der Anklage zugleich den Hypnoti[...] selbst aus dem Felde geschlagen — sein schon triumph[...] angekündigtes Eindringen in die Gerichtssäle abgewehrt [...] die für die unbefleckte Reinheit ihrer alteh[rwürdigen] „Begriffe“ zitternde Jurisprudenz vor der Schmach be[...] mit dem hypnotischen Verbrechen, der „hypnotischen W[illen]losigkeit“ zu paktiren, oder gar das hypnotische [...]ment als einen bei der Rechtsprechung zu berücksichtigen[den] Faktor an- und aufnehmen zu müssen.

Freilich auf wie lange? Bis zum nächsten [...] oder bis zur nächsten Niederlage, d. h. bis zum näch[sten] so oder entgegengesetzt lautenden Geschworenen-Wahr[spruch]. Die Sache wird sich schon einmal in gleicher oder ähn[licher] Form wiederholen. Denn Schwindler à la Czynski [...] ihrem „fascinirenden“ Blick und verführerischen [...] haben wir auch ohne den allerdings so besonders wirk[samen] polnischen Accent leider in den Metropolen unserer [...] rühmten deutschen Intelligenz mehr als genug — [...] schwachsinnige Gänse, die zu ihren Opfern förmlich [...] destinirt sind, leider erst recht und gerade in den hö[...] und „besten“ Schichten unserer Gesellschaft. — Jeder [...] maßen bewanderte Nervenarzt dürfte dafür aus seinen [Er]fahrungen überreiches Material liefern können; da ihm [...] Diskretion die Zunge bindet, so ist es zur Aufklärung [...] größeren Publikums ganz gut, wenn diesem ein [...] Czynski die Augen öffnet, und noch besser, wenn [...] hervorragender Gelehrter, der ausnahmsweise zugleich so guter Seelen- und Frauenkenner ist, wie Preyer, [...] erwähnten Schriftchen über „Fascination“ das Wort [...] um an einem besonders schlagenden und einleuchtenden [Bei]spiele nicht bloß den romanhaft genug anmuthenden [...]bestand zu entrollen, sondern auch das wunderliche [...] paar dieses modernen Ehe- und Seelendramas vor [...] Augen experimental-wissenschaftlich zu vivisecciren.

Was heißt „Fascination?“ Wißbegierigen [...] die die so fesselnde Preyer'sche Schrift lesen sollten, [...] anzurathen, sich bei Freunden (höchstens bei ihren [...]männern, falls diese ein klassisches Gymnasium durch[ge]macht haben) nach der Ableitung und ursprünglichen Bede[utung] des Wortes zu erkundigen. Sie mögen sich mit der [Be]deutung begnügen, daß darunter etwas wie „Bezauberung“ oder „Verzauberung“ verstanden wird, daß der [...] und Namengeber des modernen Hypnotismus, der [...] Braid, auch den Ausdruck „Fascination“ zuerst wieder vorgeholt und dabei an die Wirkung des Schlangen[blicks] auf kleine Vögel und an entsprechende Vorgänge [...] Menschen angeknüpft hat, um insbesondere den [...] einer vorherrschenden Idee auf körperliche [...]keiten („Monoideismus“) dabei zu betonen. [...] hat bereits in älteren Versuchen, die in seinen [...]gezeichneten Vorlesungen über den Hypno[tismus] (1890) zum Theil abgedruckt sind, sich [...] viel mit den Zuständen der sogenannten Schreckstarre [...] „Kataplexie“, wie er es nannte, beschäftigt. Es [...] dahin die mehr oder weniger bekannten und merkwür[digen] Erscheinungen aus der Thierwelt, wie der schon aus dem [...]zehnten Jahrhundert stammende berühmte Kircher'sche [Ver]such (das „experimentum mirabile“) am Huhn, das [...] gefesselt auf den Tisch gelegt, angeblich einen vor [...]

genen Kreidestrich unverwandt anstarre und auch nach ung der Fessel nicht davon fliege. Dieser Versuch rde von dem berühmten Physiologen (dem Erfinder des lkopfspiegels) Czermak und später von Preyer selbst wie- holt und in mannigfacher Weise abgeändert, wobei sich ohl die anfängliche Fesselung wie auch der Kreidestrich gänzlich überflüssig herausstellten. Der Versuch gelingt h im Dunkeln, und mit blinden Hühnern, und ist nur Wirkung des Erschreckens bei dem plötzlichen Ergreifen Thiere anzusehen, wodurch sie nach den ersten vergeb- en Fluchtversuchen in einen völlig willenlosen, be- gungslosen Zustand gerathen. Aehnliches läßt sich igens nicht bloß bei Hühnern, die rein zufällig die ersten suchsobjekte gewesen zu sein scheinen, sondern noch bei vielen anderen Zwei-, Vier- und Mehrfüßlern demon- en; ich erinnere nur an das sogenannte Magnetisiren Krebse, worüber ebenfalls Czermak hübsche Untersuchungen estellt hat. In dieses Gebiet fällt nun auch der mythische iliskenblick und versteinernde Gorgonenblick, das, was diesen Dingen von altersher in der Volks- hauung namentlich der Südländer entspricht, die Wirkungen „bösen Blickes“ des „malocchio“ der gettatori, en deren Tücke man sich bekanntlich noch heutzutage in lien und anderwärts durch Amulette, die dem alten inus mehr oder weniger ähnlich sind, zu schützen bemüht

Preyer macht mit Recht darauf aufmerksam, daß an schon selbst für Gesunde die Wirkung eines ungewöhn- lange auf sie gerichteten Blickes unangenehm ist, und , während ein zweijähriges Kind minutenlang ein auf gerichtetes Augenpaar anstarren kann, der erwachsene nich nur schwer im gewöhnlichen Leben ebensolange einem Fixirenden fest ins Auge zu sehen vermag. Die Wir- des festen Ansehens auf Thiere (z. B. bellende Hunde) ekannt. Wilde Pferde sollen nach beglaubigten Zeug- n durch Anstarren allein gebändigt und zur völligen egungslosigkeit gebracht werden können. Bei allen n Dingen handelt es sich — und das ist wichtig — t um eigentliche Hypnose (von Einschläfern ist keine e), sondern um die davon ganz verschiedenen Erscheinun- der Schreckstarre, um eine durch den Blick, durch das arren künstlich herbeigeführte Willen- und Handlungs- keit; die eben eine bei dazu prädisponirten Thieren Menschen vorkommende Form der Verzauberung, der cination ist.

Vorbereitende Betrachtungen dieser Art, so fernab sie den verwickelten menschlichen und gesellschaftlichen Ver- nissen zu liegen scheinen, geben uns dennoch den sichersten ndpunkt für die psychologische Auffassung und Würdi- der Vorgänge, mit denen uns Preyer in seiner Geschichts- hlung eines „merkwürdigen Falles von Fascination“ nnt macht. Das arme, verschrockene, schreckstarre, nach nglichen Fluchtversuchen willens- und bewegungslos arrende Huhn in dem altehrwürdigen Kircher'schen erimentum mirabile, wir finden es wie aus einer ischen Thierfabel ins modern-menschliche übertragen in er's Frau Ellida und ihrem Verhalten gegen Pander, „in erster Linie durch sein Starren auf sein Opfer ein- te, indem er es, wie die Klapperschlange den Colibri, reckte und dadurch die Willenskraft und Einsicht ein- nkte“. In diesem Zustande vermochte er dann sie mit immer und immer wieder in fast schwachsinniger Ein- gkeit vorgebrachten Behauptung, er werde sich ihretwegen ringen, vollständig zu beherrschen — sie ganz in den n dieser einen Vorstellung zu versetzen oder, nach dem erwähnten Braid'schen Ausdruck, zu monoideisiren. ewirkte dies, „indem er ihr durch seinen gebieterischen , durch stundenlanges Einreden, auch durch gleich- iges, anhaltendes Streicheln der Hände und Schläfen, Küssen der Stirn und durch Auflegen der Hände auf Schultern, die Ueberlegung einschränkte, ohne sie ein- hläfern, ohne sie jemals in eine Lethargie zu etzen und ohne ihr Erinnerungsvermögen oder Bewußtsein aufzuheben.“ — Es handelt sich also — und das ist festzuhalten — gerade wie in dem Czynski'schen Falle bei der Baronin Z., durchaus nur um Fascination mittelst im wachen Zustande geübter Suggestionen, nicht um eigentliche Hypnose.

Es muß staunenerregend und zunächst geradezu un- glaublich erscheinen, daß ein so armseliger Wicht, wie dieser Pander, ein beschränkter, nur im Phrasendreschen großer, eingebildeter Hohlkopf einen so „dämonischen“ Einfluß ge- winnen konnte gegenüber einer Frau, die uns mit allen den körperlichen und seelischen Vorzügen ausgeschmückt geschildert wird, wie sie ihr Preyer in vielleicht etwas zu freigebigem Enthusiasmus zuschreibt, die in streng religiösen und sitt- lichen Anschauungen aufgewachsen war, keine sündlichen Regungen kannte, deren Dasein sich in harmonisch geregelten äußeren Verhältnissen abspielte, die in glücklicher Ehe mit einem nach Neigung gewählten Manne lebte, glückliche Mutter war, nach ihrer eigenen Bezeichnung „mit ihrem Mann und Kinde ganz wunschlos glücklich“; und die zu alledem noch gegen ihren späteren Verführer (der natür- lich, wie immer in solchen Fällen, der Busenfreund ihres Mannes war) von der ersten Begegnung an eine instinktive, nur allzu berechtigte Abneigung hegte. Und doch geschah dieses Unerhörte! — und Preyer hat durch eine wohl- gelungene Seelenanalyse verstanden, uns die Möglichkeit, daß es geschehen konnte, eben einer solchen Frau Ellida ge- schehen konnte, einigermaßen begreiflich zu machen. Ich will nicht leugnen, daß noch manche Lücken des Verständ- nisses bleiben, daß einzelne Vorgänge der versuchten psycho- logischen Erklärung fast aufs Aeußerste widerstreben, andere nur ziemlich gewaltsam damit in Einklang zu bringen sind: aber in diesem verwickelten Gewebe wirrer und oft scheinbar zusammenhangloser und motivloser seelischer Impulse müssen wir schon zufrieden sein, wenigstens einige als Einschlag dienende Fäden zu erhaschen. In sehr feiner Weise macht nun Preyer darauf aufmerksam, wie gerade die seelische Ver- anlagung und vortreffliche Erziehung Frau Ellida's, wie überhaupt gerade die guten aber etwas weltfremden Seiten ihres Wesens ihr unter den gegebenen Umständen nothwen- dig verhängnißvoll werden mußten. Daß sie nicht ein ein- ziges Mal im Laufe von fünf Jahren auf den Gedanken gerieth, Pander könne das sein, was er wirklich war, ein Heuchler, ein berechnender Egoist, dabei zugleich ein leerer, gedankenarmer Phraseur, daß sie ihn mit einem Worte „stets ernst nahm“ — das war nicht nur ihr Unglück, sondern war nach ihrem Wesen, den ihr beigebrachten Anschauun- gen, auch nach der Vorgeschichte ihrer Bekanntschaft für sie geradezu unvermeidlich. Die ihr so gefährliche Leicht- gläubigkeit wurde von früher Jugend auf geradezu in ihr groß gezogen, da sie fast nur mit Menschen zusammen- kam, die die Wahrheit sagten, da sie also im Grunde die Lüge gar nicht kennen lernte und bis zu ihrer sehr früh ge- schlossenen Vermählung jeder Gelegenheit enttäuscht zu werden, Welt- und Männerkenntniß zu erwerben, vollstän- dig ermangelte. Dennoch warnte sie ein unbestimmtes Etwas gerade vor Pander, der sie schon bei der ersten Be- gegnung in sehr auffälliger Weise mit weit aufgerissenen Augen unverwandt angestarrt und dadurch ihr Mißfallen erregt hatte: aber da Pander der beste Freund ihres als unfehlbar vergötterten Mannes war, da dieser mit der typischen beneidenswerthen Unwissenheit der Ehemänner:

„car les maris ne savent jamais rien“

sie zur Ablegung ihres Mißtrauens und zum intimen Ver- kehr mit dem Pander'schen Ehepaar geradezu „trainirte“, so ist auch das, was weiter geschah, nur als naturgemäßes Ergebniß dieser eigenartigen Verkettung, als unabwendbares Verhängniß zu betrachten, wobei jedenfalls diejenige die am wenigsten Schuldige war, die unter der Wucht dieses Verhängnisses am schwersten gebüßt hat.

Drücken wir es etwas trivialer aus: Frau Ellida, so wie sie uns geschildert wird, war „zu gut“, zu arglos und harmlos, zu wehrlos und widerstandslos gegen das Schlechte oder auch nur Zweideutige, dem sie sich mit einem Male unvorbereitet und ungewarnt gegenüber gestellt sah. Sie war gänzlich unmodern erzogen, in ihrem Denken und Fühlen auffallend unweltlich, gar nicht nach dem

Maßstabe jenes reizenden großstädtischen Erziehungsproduktes unserer „höheren Tochter“. Eine solche, eine aufgeklärte Jöhre aus dem Berliner Thiergartenviertel etwa hätte niemals in die Gefahr kommen können, der Frau Ellida erlag; sie hätte vermuthlich gleich damit angefangen, womit Frau Ellida leider erst viel zu spät, nach den erlösenden Gegenexperimenten Preyer's, und auf dessen Geheiß endigte; nämlich dem sie mit dem „Basiliskenblick“ anstarrenden Fascinator einfach ins Gesicht zu lachen. Das von vornherein zu thun, war Niemand weniger befähigt als Frau Ellida, die, wie Preyer hervorhebt, in der ihr gewordenen strengen mütterlichen Zucht, schon von den ersten Erziehungsversuchen an, die Gewalt eines befehlend und verweisend fest auf sie gerichteten Blickes als Erziehungs- und Korrektionsmittel von früh auf erprobt und sich dieser Gewalt stets widerstandslos gefügt hatte; die auch noch lange nach ihrer Vermählung „ein Kind in Frauenkleidern war“, die ihrem Manne und ihrer Mutter die Gedanken an den Augen absah und stets blindlings vertraute.

In der an Bourget's coeur de femme erinnernden Seelenanalyse dieses liebenswürdigen, aber mehr nach der Gemüths- als nach der Verstandesseite gravitirenden Frauencharakters und seiner Beziehungen zur Außenwelt werden wir Preyer bereitwillig folgen, und wir werden auch der warmherzigen Beredsamkeit, womit er — ein nicht nur rührungbeflissener, sondern selbst gerührter Sachwalter — die Sache seiner Klienten verficht, unsere Sympathie nicht versagen. Gern geben wir zu, daß vom Standpunkte einer höheren vollkommenen Gerechtigkeit angesehen sie als nichtschuldig, oder doch als die Mindestschuldige unter den vier Menschen erscheinen mag, über die sie vermöge der Eigenheit ihres Wesens durch ihr Thun und Dulden so viel Unheil heraufführte. Aber die menschliche Gerechtigkeit kann und darf nicht „vollkommen“, sie darf und will nur zeitlich und örtlich begrenzten menschlichen Anschauungen und Bedürfnissen leidlich angepaßt sein. Und so geht denn Preyer viel zu weit, wir vermögen ihm nicht mehr zu folgen, wenn er in Frau Ellida, der wegen Ehebruchs Geschiedenen, auch das Opfer eines bedauerlichen Rechtsirrthums erblickt, wenn er sie nicht nur menschlich, sondern auch juristisch zu rehabilitiren bemüht, ja wenn sein ganzes Buch eigentlich nur diesem Zwecke gewidmet ist; und wenn er in der Verfolgung dieses Zieles seinerseits zum Ankläger wird gegen die Richter, die Frau Ellida des Ehebruchs und der schweren Beleidigung ihres Gatten für schuldig erkannten und (auf Grund der Artikel 229 und 231 des Code) verurtheilten Preyer beruft sich darauf, daß der „Ehebruch“ nicht festgestellt, ja daß er thatsächlich gar nicht begangen worden sei, da das physische Delikt des Ehebruchs (das, was die Baronin Z. im Czynski-Prozeß ibsenirend „das Traurige“ nennt) weder vorher noch nachher wirklich verübt sei; daß Frau Ellida „in diesem einen wichtigen Punkte rein dastehe, ihre Frauenehre unversehrt sei“. Ganz abgesehen von den Bedenken, die skeptisch angehauchte Gemüther dieser Behauptung entgegenbringen mögen, ist doch auch zu sagen, daß Preyer diesem angeblich wichtigsten Punkte eine Wichtigkeit beilegt, die er nach Lage der Sache gar nicht mehr hatte; in den Augen des unbefangenen Beurtheilers schwerlich noch haben durfte. Nachdem Frau Ellida für Pander so viel gethan hatte, daß ihr zu thun nur eben dieses Einzige noch übrig blieb, nachdem sie ihm zu Liebe ihren Gatten zu hassen erklärt hatte, ihm nach Berchtesgaden und Antwerpen gefolgt war, mit ihm sich eben jetzt zur Zeit der Ehescheidungsklage auf dem Lloyddampfer unterwegs nach Madagaskar befand: nach und bei alledem durfte der professionelle Richter wirklich mit Fug und Recht den Ehebruch als konsummirt ansehen, ohne sich um den fehlenden oder vorhandenen Punkt auf dem I noch besonders zu kümmern. Wenn Preyer sagt „was in einem gequälten Frauenherzen vor sich ging, kümmerte den Richter nicht“ —: nun, dieses gequälte Frauenherz schlug eben damals auf Madagaskar an der Seite seines Verführers, und daß es mit diesem nur Mühe und Arbeit des Sammelns und später des Reinigens und Instandsetzens von Vogelbälgen und Insekten, aber sonst nichts theilte, daß … Verhältniß damals und noch später nach der geschieden… Civiltrauung nie anders als „schwesterlich“ gewesen … konnte gewiß der Richter nicht ahnen, und Frau Ellida … schwer als glaubhaft erweisen. Befreiend wirkt diese … raschende Verkündung übrigens nicht, eher in gewissem … abstoßend: wir empfangen den widerwärtigen Eindruck, … hier auf beiden Seiten etwas wie ein sexueller Defekt … liegen müsse. Bei so gemischter Empfindung können … freilich unsere Heldin, die nach Preyer „den Eindr… einer Jungfrau macht und doch einen neunjährigen … hat“, nicht mehr ganz in der gewünschten madonnenh… Verklärung erblicken; dafür ist sie uns allzusehr nicht … das bedauernswerthe Opfer der Fascination, sondern … zugleich die Jahre hindurch civilehelich verbundene Eh… frau ihres armseligen Scheinmannes und „Fascinators“.

Albert Eulenburg

Der Roman einer Kleinstadt am Genfer See.

Der Meinung, daß man den Roman: Les Ro… blanches von Edouard Rod, der soeben in Buchfo… erschienen ist, lesen müsse, bin ich keineswegs. Ich bi… ja auch nicht aus der Fassung, wenn ich auf Leute … welche sogar den alten „Vicar of Wakefield“ nicht … haben; nur glaube ich allerdings, daß solche sich ein hüb… Vergnügen haben entgehen lassen.

Etwas Aehnliches hat es nun mit den „Ro… blanches“ auf sich. Der meistens in Paris lebende … folgreiche Genfer Schriftsteller Rod hat in früheren Roma… z. B. in dem von der französischen Akademie preisgekrö… „Le Sens de la vie“, in „Le Silence“ und in … „Michel Teissier“ zum Theil viel tiefere, wichtigere … bleme der Gegenwart behandelt, als dies in seinem ne… Buche geschieht. Doch ist dieses wohl das abgerund… Kunstwerk, das man seiner fleißigen Feder zu danke… und jedenfalls liest es sich überaus angenehm.

Die Abrundung sowohl wie dieses Vergnügen … man bei der Lektüre empfindet, scheint mir nun wese… am Gegenstand zu liegen. Rod hat in den „Roches bland… eine Herzensgeschichte empfindsamen Charakters in eine … gebung hineinversetzt, die trotz allen schlimmen Eigenh… der hier gezeichneten Kleinstädter, doch ihres idyllischen … nicht entbehrt. Wir gehen in der Phantasie an dem … Ufer des Lemansees spazieren, an dem einst in der „Nou… Héloise“ Rousseau seine von thränenreichen schönen … leiden bewegten Gestalten wandeln ließ. Zwar nicht … Clarens sind wir bei Rod. Er dürfte Morges im … gehabt haben unter der kleinen Stadt, der er im Ro… den Namen Bielle gegeben hat. Aber — mag was im… für eines der vielen waadtländischen Städtchen am Gen… see gemeint sein, die Hauptsache ist, daß eine liebliche … Scenerie da ist, auf der die Geschichte von dem kurzen … traum der beiden sympathischen Menschen sich zuträgt … zwischen den alten Thorbogen und den Kastanien… des einstigen Stadtwalds der blaue Seespiegel hervorsch… daß das Landgut „Les tilleuls“, wo die gefühlvolle … de Bussens neben einem despotischen Gatten leere Tag… bringt, von blühenden Glycinen umwachsen ist, die … früh im Jahre den Zauber des nahenden Somm… verkünden. Vom Duft der Ferne umwoben grüßt im … westen des Städtchens der langgestreckte Höhenz…

*) Bei F. Payot in Lausanne, vorher in der „Revue des … Mondes.“

…na, im Süden aber schimmern die Alpen vom jenseitigen …eufer herüber. Und über dem Allen der gute weiche …mmel jener bevorzugten Gegend!

Diese zauberische Landschaft genießt man, ohne daß …h der Verfasser es etwa darauf angelegt hätte, in idyllischen …ilderungen zu schwelgen; sie macht sich wie von selber …tend. Dem Autor war etwas ganz anderes die Haupt…je, ein sogar anti-idyllisches Motiv. Er wollte zeigen, … nirgends weniger als in einer solchen Kleinstadt die …nschen den Muth ihrer Leidenschaft haben. Daß in einem …chen Neste, wo keiner eine rechte Lebensaufgabe hat, jeder …er ungebührlich sich um die Angelegenheiten des Neben…nschen kümmert, wo Neugier, Neid, Enge des geistigen …rizonts, ängstliche Moralheuchelei, Verleumdungssucht und …hadenfreude üppig wuchern, großes freies Athmen und …abhängiges Handeln unmöglich seien, — das nicht ohne …sheit darzustellen, war eine der Absichten des Dichters. …ht ohne Bosheit — sagen wir; — denn Rod hat wohl, … fast jeder schweizerische Schriftsteller, in seiner Jugend …ter solcher Beschränktheit kleinstädtischer Verhältnisse ge…entlich gelitten. Es war etwas Vergeltung, etwas von …chterrache mit im Spiel, als er diese waadtländischen …ldwyler zeichnete.

„Die Besorgniß: qu'est ce qu'on en va dire ist nur … sehr gerechtfertigt durch die eigenthümlichen Sitten dieser …nen Orte, wo einige hundert Müßige, denen jene Be…äftigungen fehlen, die in großen Städten die Zeit aus…len, sich geradezu darauf angewiesen sehen, Einer den Andern …szuspioniren.“ (S. 155.)

Jener waadtländischen Kleinstadt ist jedoch nicht nur …ser Zug eigenthümlich, den sie mit den kleinen Städten … ganzen Welt gemein hat; hier kommt noch der beson…s streng sittenrichterische Geist des wälschen Protestan…mus hinzu, der in seinen Wurzeln auf den puritanischen …natismus eines Calvin und anderer französischer Refor…taren zurückgeht. Diese prüde Scheinheiligkeit einmal …barmherzig an den Pranger zu stellen, machte dem talent…llen Dichter ein sichtliches Vergnügen und war ein im …aissen Sinne verdienstliches Unternehmen. Auch ist es …d sehr gut gelungen, indem er diese Allianz kleinbürger…her Beschränktheit und finsterer Frömmelei über die uns…npathischen Personen des Romans, über die Vertreter des …türlichen Anrechts des Menschen an Glück, triumphiren …ß. Man kann eine Macht, die man bekämpft, durch nichts …rhaßter und verächtlicher machen, als indem man zeigt, …e sie die Guten unterdrückt und die Befreiung der Mensch…it verhindert.

Nach Vielle ist neben dem alten Pfarrherrn, der dort …on seit lange residirt, ein junger Pfarrer gewählt worden, … aus dem Bauernstand der Umgegend hervorgegangener …al veranlagter Mensch, der in hohem Grade die Gabe …türlicher Beredsamkeit besitzt und dies zwar hauptsächlich, …eil er ein reiches tiefes Gemüthsleben hat und es ihn …ängt, zum Volke zu sprechen als ein Sohn des Volkes. …n dem vorzüglichen Anfangskapitel des Romans wird der …nzug dieses neuen Pfarrers geschildert, wie die Leute des …tädtchens besonders Anstoß nehmen an dem dürftigen …ausrath, der auf einem einzigen Leiterwagen Platz hatte, …d an der bäurischen alten Mutter des Pastors. Zugleich …fährt man, welche Feindschaften, welche Familienintriguen …n Orte bestehen und einige kleinbürgerliche Typen, unter …nen auch ein auf den Freigeist sich hinausspielender sar…stischer Apotheker, treten auf. In der ersten Predigt gewinnt …un der neue Pfarrer die Bewunderung der Gemeinde durch …in oratorisches Feuer; aber er gewann auch, was er nicht …ichte. Madame de Bussens, die im Anfang der dreißig …ehende, noch jugendschöne Gutsherrin von „Les Tilleuls“ …örte zum ersten Mal in ihrem Leben die Stimme leben…igen Gefühls, wahrer lauterer Männlichkeit zu ihrem Herzen …ingen. Verschmachtend neben ihrem Gatten, der nichts ist …ls kalte Korrektheit, der sein ganzes Leben nur auf die …eputation vor den Leuten eingerichtet hat, ahnt sie in …iesem jungen Geistlichen einen Befreier. Er hat in ihrem Hause einen Empfehlungsbrief abzugeben, macht einen ersten Besuch, wird zu Tisch eingeladen und von Anfang an fühlen sich die Beiden, als ob sie nur aufeinander gewartet hätten, so vertraut grüßen sich alsobald ihre Seelen. Ein Vorfall bringt sie einander noch näher. In Vielle ist eine Anstalt für arme verwaiste Mädchen unter dem Protektorat eines Frauenkomitee's und der beiden Ortsgeistlichen. Auch Madame de Bussens gehört diesem Komitee an. Unter den Mädchen ist eine, Rose, ein halbes Geschöpf mit aschblondem weichem Seidenhaar, ihr besonderer Liebling. Doch eben an diesem ihrem Liebling wird eine schreckliche Entdeckung gemacht. Ein junger Mann im Städtchen hat mit ihr ein heimliches Verhältniß angefangen und sie verführt. Der Skandal scheint dem frommen Damenkomitee himmelschreiend, ebenso dem alten Ortspfarrer. Sofortige Austreibung der schönen Sünderin wird beschlossen. Man ist noch um so aufgebrachter, als sie, vor das Komitee citirt, den Namen des Verführers nicht nennen will. Für den noblen Charakterzug, der in dieser Weigerung des gefallenen Engels liegt, hat Niemand Sinn als Madame de Bussens und der junge Pfarrer. Letzterer wagt zu Gunsten des Mädchens zu sprechen. Umsonst. Rose wird sofort vor die Pforte der Anstalt gestellt. Da nimmt Madame de Bussens sie in ihrem Wagen auf und weist ihr im eigenen Hause ein bescheidenes Asyl an, zum ersten Mal in ihrer Ehe dem despotischen Sinn des Gatten, der die Sünderin nicht dulden will, den Widerstand eines Charakters entgegensetzend.

Es ist nun ein feiner dichterischer Zug in Rod's Roman, daß Madame de Bussens, die niemals in ihrem Leben noch Liebe kannte, an dem Verhalten ihrer Schutzbefohlenen das Wesen und die Macht dieser Leidenschaft zu ahnen beginnt. Zu ihrem Erstaunen bemerkt sie nämlich, daß Rose sich keineswegs unglücklich fühlt und nicht im Stande ist, ihren Fehltritt zu bereuen; sie gibt auch treuherzig zu, ihr Liebhaber habe ihr keineswegs etwa die Ehe versprochen und sie hierdurch seinen Wünschen geneigt gemacht. Was sie geschehen ließ, wollte sie selbst.

Es ist weder möglich noch nothwendig, hier den einzelnen Phasen in der Entwicklung der Herzensbeziehungen zwischen Madame de Bussens und dem jungen Pfarrer weiter zu folgen. Zweimal treffen sich die Beiden in einem einsamen Wäldchen, das an das Landgut „Les Tilleuls“ stößt; ihre erste Begegnung daselbst war eine zufällige gewesen, das zweite Mal suchten sie einander dort. In jenem Wäldchen stehen dicht beisammen zwei weiße Felsen von menschenähnlicher Gestalt. Die Sage sieht in ihnen zwei Liebende aus der Romantik des Mittelalters. Der Ritter war Mönch, das Fräulein Nonne geworden, da unüberwindliche Hindernisse ihrer Verbindung sich entgegengesetzt hatten. Aber auch die geistlichen Gelübde hatten ihre Liebe nicht tödten können. An dieser einsamen Stelle waren sie einst zusammengetroffen, doch hatte der Himmel, der nicht dulden wollte, daß sie zu Fall kämen, sie versteinert, bevor sie gesündigt hatten.

Dasselbe nun wiederholt sich mit den beiden Liebenden des modernen Romans. Die kleinstädtische Spionage hat ausgemittelt, daß zwischen Madame de Bussens und dem jungen Pfarrer nicht alles in Ordnung sei. Ein anonymes Billet hat Herrn von Bussens gewarnt. Er findet bei den weißen Felsen eine Nadel mit einem kleinen Saphir, die seiner Frau gehört. Sie gesteht ihm sofort freimüthig, daß sie dort mit dem Freunde zusammengetroffen sei. Er fordert von ihr, daß sie auf einige Monate in einen Badeort verreise; denn sie ganz freizugeben, daran denkt er nicht von fern. „Was würden die Leute sagen!“ Nur kein Skandal. Und sie unterwirft sich. Auch sie hat doch zu viel von den Anschauungen der kleinlichen Welt um sie her in sich aufgenommen, als daß sie den Muth hätte, dem Klatsch zu trotzen und sich scheiden zu lassen von dem ungeliebten Manne. So reist sie ab, ohne den Freund auch nur benachrichtigt zu haben. Und an einer an eben diesem Tage eröffneten Gartenbauausstellung begrüßt Mr. de Bussens

den jungen Pfarrer vor vielen Leuten mit besonderer Höflichkeit, um jeden Verdacht im Keim zu tödten. Auch der Pfarrer unterwirft sich dem ehernen Zwang dieser Gesellschaft. Damit ist auch die Perspektive in die Zukunft eröffnet. Wenn zu Anfang Winter Madame de Bussens zurückgekehrt sein wird, wird sie wieder, wie vor ihrer Bekanntschaft mit dem jungen Geistlichen, ihr eintöniges Leben im Hause des Gatten beginnen und man wird dies Pflichterfüllung nennen und sie wird allmählich erkalten, erstarren und versteinern in solcher Pflichterfüllung. Ebenso wird es ihrem Freunde ergehen, der durch seinen Beruf noch ganz besonders auf solches Entsagen hingewiesen ist. „Dieu m'enverra la paix." Aber dieser Friede wird ein lebloser sein. Die roches blanches haben nun einen symbolischen Sinn bekommen.

Das ist, in großen Hauptzügen, die Herzensgeschichte dieses Rod'schen Romans einer Kleinstadt am Genfersee. Welche zum Theil grotesk komischen, zum Theil liebenswürdigen und rührenden Nebengestalten um die Hauptpersonen herum sich gruppiren, das mag nachsehen, wer durch diese Anzeige Lust bekommen hat, dieses unter anderm auch durch schöne Klarheit des Stils sich auszeichnende Buch selbst zu lesen.

Bern. J. V. Widmann.

Theater.

Lessingtheater „Thielemanns". Lustspiel in 4 Akten von Hans Olden.

„Meine Damen und Herren, seine Majestät der Witz soll leben", so heißt es in Sodoms Ende. Aber es ist durchaus nicht wahr, daß der Witz unserer Gesellschaft Natur und Wahrheit und Moral vertritt, nur für viele unserer Schriftsteller trifft es leider zu. Auch für Hans Olden, dessen neues Lustspiel „Thielemanns" wieder ein sehr witziges Stück ist. Das Witzigste daran war freilich, daß dem Berliner Publikum ein Witz es zu Fall brachte, nämlich der Lösungswitz. Denn in seiner Flachheit machte dieser Witz die Flachheit der Charakterzeichnung, in seiner Unwahrscheinlichkeit die Unwahrscheinlichkeit des Ganzen und die künstlerische Leichtherzigkeit des Verfassers allzu augenfällig. Dank bemerkenswerther theatralischer Geschicklichkeit hatte Olden mit den drei ersten Akten Erfolg; im vierten deckte er die Karten auf und spielte fröhlich Null ouvert.

Der Lösungswitz ist der, daß Suse Thielemann, nachdem sie sich mit dem Sohn eines Kommerzienraths auf Wunsch Mama Thielemanns verlobt, nachdem sie dem Plan ihrer Mutter, sich auf Helgoland heimlich trauen zu lassen, energisch widerstanden, selbigen Plan nun doch ausführt, trotzdem und weil ihr Verlobter verarmt ist. Hatte man vorher einen Augenblick mit dem Kommerzienrath geglaubt, daß sie ein „nobler kleiner Mensch" sei, so gingen einem wohl oder übel die Augen darüber auf, daß sie nur ein recht unreifer, verspäteter Backfisch.

„Thielemanns" — schon der Name des Stückes weist auf „realistische Kleinmalerei des Milieus." Daß aber Milieuschilderung nur werthvoll, wenn sie die Genesis der Charaktere erklärt, das vergißt man heute nur allzu gern. Thielemanns sind die bekannten Silberkarpfen im Goldfischteich der guten Gesellschaft; die Töchter sollen Goldfische heirathen. Alexander Thielemann, der Vater, ist Reklamenzeichner, komischer Alter und ein Bruder Leichtsinn — damit ist die Charakterzeichnung erschöpft. Seine Frau ist Selbstherrscherin aller Thielemanns. Sie verlobt ihr Kind gegen seine Neigung, sie stiftet den Schwiegersohn an, sich gegen den Willen seines Vaters und heimlich trauen zu lassen, will ihrem Kinde, nachdem der erste Schachzug mißglückt, sogleich eine zweite Verlobung an den Finger stecken — warum? Die Charakteristik der Frau gibt auf diese Fragen nicht genügende Antwort. Trotzdem sich auch vom Verwandte der Thielemanns in jüngster Zeit auf unseren Bühnen häuslich niedergelassen haben, kannte Olden diese Leute nicht genügend, um in ihrem Heim drei lange Akte hindurch Fuß zu fassen.

Der zweite Akt spielte beim Geheimen Kommerzienrath Faßbender; es gilt ihn für die Braut seines Sohnes — sie ist die dritte ihres Zeichens — zu gewinnen. Und in diesem zweiten Akt ist eine Scene, die für das Stück vieles gut machte, für den Verfasser Schlimmes beinahe verschlimmerte. Denn es ist schlechter Ruhm, poetische Motive mit ausgeklügelten Theatereinfällen zu verrühren.

In einer kleinen schlesischen Stadt gibt's Hasen im Ueberfluß, sie kosten nichts. Große Hasenjagden werden ringsum auf dem Lande veranstaltet. In Berlin werden die Cylinder wieder modern. Die Konjunktur für Hasenfelle ist günstig, darum sagt der alte Faßbender seinem fünfzehnjährigen Jungen, dem nachmaligen Kommerzienrath: geh, mach' dich selbständig, nütze die Konjunktur aus. Der Junge thut das und macht sich mit einem Bündel Hasenfelle auf den Weg. Der Morgen ist kalt, die Straße einsam, er sieht den Thurm seiner Vaterstadt hinter sich, und ihm wird klamm ums Herz; recht klamm. Da kommt noch ein Junge wie er die Straße entlang, trägt auch ein Bündel auf dem Rücken, es sind auch Hasenfelle drin, er will auch nach Berlin. Und da schließen die beiden ihre Geschäftsverbindung, und die dauert fort, nachdem beide längst Inhaber großer Firmen geworden sind. Das alles erzählt der Kommerzienrath seinem Diener ten —: und dann macht er infolge dieser Geschäftsverbindung Bankrott. Ich denke, das ist ein ganz echtes und poetisches Lustspielmotiv. Es ist wie andere lebenskräftige Keime Hans Olden in seinem heißen Bemühen witzig zu sein vertrocknet.

Guthery gab in der Rolle des Kommerzienraths schlankweg sich selbst. Er hatte wohl ein Recht dazu, denn trotz des feinen Motivs ist auch dieser Charakter Schablone. Auch Marie Meyer setzte ihr großes schauspielerisches Talent vergeblich ein, die Frau Thielemann lebendig zu gestalten. Sicherlich war es nicht Schuld der Aufführung, wenn Oldens Stück in Prag großen Erfolg hatte und in Berlin nicht; es spricht das höchstens für die Urtheilsfähigkeit des Berliner Publikums.

Und vielleicht dient gerade Olden's Stück dazu, dem Publikum über etwas anderes die Augen zu öffnen. Die Wahl des Milieus thut's wirklich nicht! Unsere Bühnen stehen heute unter dem Banne eines moralisch knochenlosen, geld- und erfolghungrigen Kleinleutethums, und die Dichter steigen Hintertreppen. Allzu gutherzige Kritik nennt das prinzipiell Eindringen in den Volksgeist, Streben nach vollsaitiger Charakteristik und belobt es als künstlerischen Ernst — es ist wohl nur Modesache. Und es ist keine glückliche Mode. Es führt dazu, soziale Ueberlegenheit mit der künstlerischen Distanz zu verwechseln, in der ein wahrer Künstler seine Menschen sieht und appellirt an den Pharisäertrieb im Publikum. Das Milieu ist das beste, das der Künstler jeweilig ergreift. Nietzsche hat jawohl einmal gesagt: wo du nicht lieben kannst, sollst du vorübergehen. Für die Kunst ganz richtig! Denn der echte Künstler kann überall lieben. Ihre Majestät die Liebe, die ...

Ernst Heilborn.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

…den Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). …nnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim …ge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. …ch (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost- vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Die Berliner Studentenschaft hat zu Ehren der Pro…ren Wagner und Schmoller einen Kommers abgehalten, …dem eine Reihe charakteristischer Worte gefallen sind. …galt Stellung zu nehmen gegen die Angriffe, welche Freiherr von Stumm im Reichstage gegen die Pro…ren jener ökonomischen Schule gerichtet hatte, die ihm …: paßt, weil sie die Lehre vom Gottesgnadenthum des …rnehmerstandes nicht vertritt.

Herr von Treitschke, dem immer einige „Bombenkar…nworte" zur Verfügung stehen, rief aus: „Wenn ein Millionär komme und sich unterstehe, geradezu …ahrheiten über deutsche Professoren vor der gesammten …ion zu verkünden, so könne man nur derb und ehrlich …vorten: Schuster bleib bei deinem Leisten. Es sei … etwas anderes an der Börse zu spekuliren, als sich …Wissenschaft zu widmen." Und Professor Schmoller …f jenen Kreisen, deren Repräsentant Herr von Stumm ist, vor, daß ihr „Geist noch vielfach jenes Tropfens demokratischen Oeles, von dem Uhland sprach, entbehre", und daß sie gewissen „Ideen der Gleichberechtigung — zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern — noch immer die Anerkennung versagen". Die Rede lief schließlich aus in die Worte: „Energischen Protest müsse man erheben, wenn gewisse Fabrikanten die Professoren herabdrücken wollen zu einem Appendix ihrer Patronage."

In der That, die Universitäten sind nicht dazu da, um Musteruntergebene nach dem Schema des Herrn von Stumm zu erziehen; die civilisirte Menschheit weist den Hochschulen noch einige andere Aufgaben zu. Daß den Professoren das Bewußtsein dieser Thatsache klar vor der Seele steht, ist gut; und daß mit dem Bewußtsein dieser Thatsache zahlreichen Professoren ein Maß des Selbstgefühls kommt, welches klein nicht genannt werden kann, ist eine alt beobachtete Erscheinung.

Herr von Treitschke sprach mit einiger Verachtung von jenen Leuten, die an der Börse spekuliren, und zu denen gehört nicht einmal Herr von Stumm. Solche Leute sind unter Umständen große Flachköpfe und sehr überflüssige Mitglieder des Kaufmannsstandes; sie verfügen dagegen auch zuweilen über eine sehr hohe Intelligenz, und sie können dann ganz unentbehrliche Räder in unserem Wirthschaftsleben sein. Ganz ebenso steht es mit den Professoren, von denen es einige, nicht gerade seltene Exemplare geben soll, deren Lebensaufgabe darin besteht, mit Würde die Gedanken anderer zu denken oder mit Anmaßung abstruse eigene Gedanken vorzutragen. Wir schlagen daher bescheidentlich vor, auch die Professoren als Menschen zu betrachten und demgemäß zuzugestehen, daß es unter ihnen Individuen von gewaltigen sittlichen und intellektuellen Fähigkeiten und andere von kümmerlichster Begabung und recht kümmerlicher Charakterverfassung gibt. Die Professoren so in Bausch und Bogen zu kanonisiren und für Geschöpfe höherer Art zu erklären, dafür liegt ein Anlaß in einer Zeit gewiß nicht vor, deren Wesensinhalt vor allem auch darin zum Ausdruck kommt, daß man die Stände in ihrer Rangstufe, ihrem Ansehen und ihrem Gewicht nicht mehr auf einander folgend numerirt, sondern daß man nur noch den individuellen Menschen abschätzt, sei er nun ein Drechslergeselle gewesen oder selbst ein Professor mitsammt der Geheimenrathswürde.

Das Professorenthum, weil es den Professorentitel führt, erscheint uns durchaus nicht heilig und ehrfurchtgebietend und unantastbar; aber heilig und ehrfurchtgebietend und unantastbar ist die Wissenschaft; das heißt, das ernste und sachliche Streben, den Kreis der menschlichen Erkenntniß zu erweitern; und dieses Streben, werde es nun an den Universitäten oder außerhalb derselben gepflegt und bethätigt,

soll zwar nicht vor der Kritik, aber vor jeder Unterdrückung, von welcher Seite immer sie komme, geschützt sein; vor der Unterdrückung durch die Kirche wie durch den Staat, durch das Geldprotzenthum der Schlotbarone wie durch die reaktionär-pietistischen Verdummungsliebhabereien des Krautjunkerthums. Wie fehlbar und allzu menschlich auch die Vertreter der Wissenschaft sein können, die Wissenschaft selbst, die unerschöpfliche Segenspenderin für das Menschengeschlecht, wird das Leben um so reicher befruchten können, je freier ihr Pfad ist; und je freier und allen sichtbar sie ihre Straße zieht, um so größer ist auch die Hoffnung, daß die Kritik sich kraftvoll genug ihr in den Weg stellen wird, so oft die Wissenschaft droht, auf gefährliche Abwege zu gerathen.

In ganz anderem Bilde erschien die Wissenschaft dem jetzigen Rektor der Berliner Universität, dem Professor Pfleiderer, der auf eben jenem Kommerse unserer Studentenschaft die stattliche, klangreiche Eröffnungsrede gehalten hat. Freilich kann man seinen Standpunkt durchaus als klassisch bezeichnen, insofern nämlich, als seine Rede dem Gedankenkreis entspricht, der auch den trefflichen Aristophanes angezogen hat; ja etwa jener Gedankenkreis in den unsterblichen Vögeln; und diese Vögel gehören zum klassischen Repertoire.

Von der Heiligkeit der Wissenschaft ist natürlich auch Herr Professor Pfleiderer überzeugt und so heilig ist ihm diese Heiligkeit, daß sie nichts besser thun kann, als den Umgang mit dem praktischen Leben zu meiden.

„Gewiß, die wirkliche Wissenschaft des gelehrten Forschers, die sich in den vornehmen Höhen des theoretischen Gedankens bewegt, kann für die Gesellschaft nie gefährlich werden" . . . aber jene, welche als Dilettanten solche Gedanken „aus der ruhigen Atmosphäre des wissenschaftlichen Hörsaales in die bewegte Arena der praktischen Politik herabziehen und dabei durch desto kühnere Phraseologie zu ersetzen pflegen, was ihnen an gründlichem Wissen und Verstehen abgeht, das sind die schlimmsten Feinde der Freiheit der Wissenschaft."

Eine Lanze für die Dilettanten und den Dilettantismus zu brechen, ist keine verlockende Aufgabe; aber wie soll denn nun die Verbindung zwischen Wissenschaft und Leben hergestellt werden? Liest man mit Genauigkeit die Rede des Herrn Pfleiderer, so stößt man auf folgenden gehaltvollen Ausspruch:

„Der Schritt von der theoretischen Wissenschaft zur praktischen Agitation ist immer mißlich."

Und schließlich gelangt man aus jener Rede zu der Anschauung, daß die Studenten gut thun, theoretisch zu arbeiten und zu turnen, auch zu singen; sollte es dann allmählich dem einen oder dem andern geglückt sein, Professor zu werden, so ist es auch ihm vergönnt, sich in der „vornehmen Höhe des theoretischen Gedenkens" seine für die Gesellschaft gänzlich ungefährliche gelehrte Motion zu verschaffen.

Mit dem Chorführer in den „Vögeln" könnte man fragen:

Sag' an, wie soll der Name der neuen Stadt denn sein? . . .
. . . . — Nun er sei
Aus hohen Wolken und Meteoreswandelbahn,
So ein Nest der Urwelt . . . .
Etwa — Wolkenkukuksheim? . . . .
Juchhe, Juchhe!
Wie schön, wie sinnreich hast du den Namen ausgedacht!

In diesem Wolkenkukuksheim, das zwischen Himmel und Erde schwebt, leben alsdann die Universitätsvögel unabhängig von den Menschen und Göttern, stolz gegen König Stumm und gegen das ungewaschene Volk und lassen verkünden:

Vernehmt allzumal:
Sämmtlichen Göttern ist
Durch unsere Stadt zu gehn
Hiermit ganz verpönt!
Ebenso die Sterblichen nicht
Dürfen von der Erde hinauf
Senden hier durch die Luft
Bratenopferduft!

Ob nicht die Wissenschaft auf die Gefahr hin vorübergehend mißdeutet und entstellt zu werden, doch noch eine andere Aufgabe hat als die, hinter wohlverw… Wänden beleuchtet vom Studierlämpchen zwischen … und Tintenfaß zum Gedankensport einiger Professor… dienen.

Die denkwürdige Rede des Herrn Professor Pf… voll hohen Selbstgefühls gegen den Dilettantismus … die dankbare Anregung dazu bieten, von dem praktische… lettantismus jener zu sprechen, die heute voll Weish… Anlage eines Universitäts-Wolkenkukuksheims empfehlen.

Die Schicksale und der Inhalt eines verlorn… genen Briefes haben in den letzten Tagen die öffentl… Aufmerksamkeit beschäftigt. Herr v. Plötz verlor im … tag jenen Brief, der dann in einer sozialdemokratischen … abgedruckt, das Licht der Welt wieder erblickte.

Bemerkenswerth bleibt, daß man aus diesem … ersehen kann, wie die Drähte laufen, von den Führern … Bundes der Landwirthe über Herrn von Manteuffe… Führer der Kreuzzeitungskonservativen, bis in das … sterium des Innern zu Herrn von Köller, und die … tigten haben die Hoffnung, daß über solche Drähte … ein Oberpräsident, der Graf Stolberg, stürzen könnte. … Klarstellung bringt keine Ueberraschung, sondern nur … Bestätigung.

Der Vorgang hat nun noch einige lustige … erscheinungen gehabt.

Nachdem Herr v. d. Groeben in dem von ihm abge… verschlossenen Brief gegen den Grafen Stolberg … hatte, leistet er demselben Grafen Stolberg demüthig eine … tiche Abbitte, als der geheime Brief aufgehört hatte, … zu bleiben. Es muß für eine Wählerschaft angenehm … solche charaktervollen Mannesseelen zu politischen … zu haben.

Nicht minder erwähnenswerth ist die tiefe Sittl… mit der die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" den … bespricht. Sie widmet zwar dem Briefe, der in … Blättern zu lesen war, und der in den Reichstagsverh… lungen zur Sprache kam, einen Leitartikel, fügt dann … hinzu, indem sie das Busentuch keusch bis unter die … spitze zieht:

„Es nimmt selbst „die „Kreuz-Zeitung" keinen Anstand, … des Herrn v. d. Groeben in ihrer heutigen Morgennummer … vollen Wortlaut mitzutheilen. Wir glauben, was uns selbst … gleichwohl dem Beispiel der „Kreuz-Zeitung" nicht folgen zu soll… erst ein noch zweifelloseres Maß von Publizität des Inhalts … abwarten zu müssen, ehe wir uns für berechtigt halten, uns … Inhalt zu beschäftigen".

Diese Höhe zarter Empfindsamkeit erinnert … russische Prinzessin, die ein lustiges Leben hinter sich … und nach Alter und Vermögen ganz lustig weiter … in ihrer sarmatischen Provinzialeinsamkeit aber streng … hielt, daß die Hoffräulein züchtig den Kopf zur Seite … wenn Hunde vorbei liefen, denn die gehören zwar … nicht zu den ganz unbekannten Erscheinungen, aber … doch so unanständig, keine andere Garderobe als … zu tragen. Gleichviel bei welcher Gelegenheit die … Sitten auch in Uebung kommen sollen, es ist kulturh… interessant, wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" … zart auf politischen Anstand hält.

Die Japaner haben sich jetzt auch der Befestigun… von Wei-Hai-Wei bemächtigt, und obgleich die Lage … Chinesen somit immer trostloser wird, hat man doch … Peking die bereits entsandten Friedensunterhändler … Neuem zurückberufen. Man führt den Krieg weiter, … chinesischen Regierungskreise zu schwach und energielos … Frieden zu schließen; damit wird dieser Kampf zu … traurigen Menschenschlächterei aus Feigheit des Pekinger…

Der Vizekanitz.

Am 13. und 14. April 1894 wurde im Reichstag über Antrag des Grafen Kanitz, „betreffend den Ein- und kauf des zum Verbrauch im Zollgebiet bestimmten aus- ländischen Getreides für Rechnung des Reichs“ verhandelt. gen Schluß der Debatten nahm Herr von Bennigsen das ort, um den Antrag in einer stattlichen und wuchtigen de zu bekämpfen. Er begann mit der Erklärung, daß er die Gesammtheit seiner Freunde den Antrag dem Ge- mwohl für verderblich erachteten, und setzte hinzu, beim en Auftauchen dieses Vorschlags hätten böse Spötter ver- itet, derselbe sei nur ein schlechter Scherz, welcher den nservativen aufgeladen würde; leider habe sich die Sache Ernst herausgestellt. Im letzten Theile seiner Rede ach er die, seitdem unter die „geflügelten“ aufgenomme- , Worte:

> „Bis an diese Höhe, ich möchte sagen, der Gemeingefährlichkeit, hat noch keine einzige der (agrarischen) Forderungen herangereicht.“ (Lebhafter Beifall links und in der Mitte.)

rauf folgte noch eine Mahnung, das Gefährliche solcher ilationsweise zu beherzigen und „einer Handvoll von motikern“ die Führung zu entwinden. Nach einigen in nselben Sinn gehaltenen und nicht nur von links, son- n auch von der Mitte der Versammlung eifrigst mit fall begleiteten Wendungen schloß der Redner damit, daß die bevorstehende Ablehnung Seitens einer großen Mehr- des Reichstags als die Zurückweisung wüster Agitation ein Glück erklärte.

Die Erinnerung an diesen Vorgang drängt sich ganz ürlich auf in dem Augenblick, wo an die Stelle des An- gs Kanitz notorischer Weise der Antrag Friedberg, von rdorff, Lieber, von Mirbach getreten ist. Weil der An- g auf das Getreidemonopol doch jetzt noch nicht ganz viel Aussicht bei der Regierung und im Hause zeigt, als eine Weile nach dem Sturz des Ministeriums Caprivi en Urhebern geschienen hatte, haben dieselben zum Ersatz Antrag auf Einberufung einer internationalen Währungs- ferenz eingeschoben. Gegen die Folgerichtigkeit dieser bstitution ist nichts einzuwenden. In allen hauptsäch- en Eigenschaften, die Herr von Bennigsen dem Antrag Kanitz hgerühmt hat, kann sich der Antrag Friedberg und Genossen rost dem ersteren an die Seite stellen, wenn schon Herr Bennigsen ihn nun auch selbst mit unterschrieben hat. Ja, n kann sogar ruhig sagen, daß, wenn der Antrag Fried- g diejenigen Ergebnisse zeitigen sollte, welche seinen Ur- ern vorschweben, er an Gemeinschädlichkeit den Antrag nitz wohl überbieten würde. Das Getreidemonopol nte im ersten Hungerjahr wieder abgeschafft werden. e man aus künstlich geschaffenen Währungswirren her- kommen kann, ist eines der schwersten Probleme der ktischen Finanzpolitik. Die gegenwärtige Lage der Ver- gten Staaten liefert dazu einen der sprechendsten Belege. h darin überbietet der Währungsantrag den Monopol- rag, daß der letztere auf einem graden, einfachen Weg seinen eck erreicht, während der andre von dunklen Vorstellun- ausgeht, deren Ziel zwar mehr Unheil stiften, aber die on geknüpften Hoffnungen ohne Zweifel enttäuschen rde. Wenn doch gewissen Kategorien von Landwirthen ch ein Geldopfer auf Kosten der Gesammtheit beigesprun- werden soll, ist es noch besser, durch sicher wirkende e Preise die Mittel zur Auszahlung der verlangten llionen jedes Jahr einzukassiren, als durch wüste Ver- rung und Entwerthung des gesammten Geldbestandes en lediglich Aussicht auf ein Fischen im Trüben zu er- en.

Die logischen Vorzüge des Antrags Kanitz bereiten aber rdings demselben ein Hinderniß, während die logischen ler des Antrags Friedberg letzterem einen Vorsprung en. Wenn der Antrag Kanitz vom Reichstag angenommen und von der Regierung gutgeheißen würde, so könnte und müßte er sofort zur Ausführung gebracht werden. Wenn der Antrag Friedberg, was beim Erscheinen dieser Nummer wohl schon geschehen ist, mit Mehrheit im Reichstag angenommen und, von der Regierung gutgeheißen wird, so bleiben bis zu dem Umsturz unserer Währungsverfassung noch eine lange Reihe von gewaltigen Schwierigkeiten zu überwinden, deren endliche Lösung höchst unwahrscheinlich ist.

Aus diesem Grunde ist es doch gut, daß vorerst an Stelle des Antrags Kanitz der Antrag Friedberg eingebracht worden ist. An Leichtherzigkeit und mittelbarer Gemeingefährlichkeit überbietet er zwar den von Kanitz, aber an unmittelbarer Ausführbarkeit steht er hinter ihm zurück. Sein nächstes Unheil kann er nur durch die Unsicherheit stiften, die er im Inland in alle großen und kleinen Geschäfts- und Vermögensangelegenheiten hinein zu tragen und im Auslande über die wirthschaftlichen Grundlagen Deutschlands zu verbreiten geeignet ist. Dem Antrag Kanitz hat, wie heute die Dinge im Reiche liegen, vielleicht nur das Hinderniß der abgeschlossenen Handelsverträge im Wege gestanden. Die ernsthaften Erwägungen, deren ihn verschiedene Autoritäten der jetzigen Reichsregierung und die offiziöse Presse würdig befunden, lassen dem Gedanken Raum, daß er vielleicht sonst seiner Verwirklichung schon näher gerückt wäre. Jedenfalls — wie hoch hat er sich bereits über das Niveau erhoben, daß ihm Herr von Bennigsen damals anwies! Er meinte, die Ablehnung mit imposanter Mehrheit würde ein Glück sein, weil sie den Antrag und seine Erfinder in ihr verhängnißvolles Nichts hinabstürzen müßte. Der Antrag Kanitz wurde mit 159 Stimmen gegen 46 abgelehnt. Hat es ihm und seinen Anhängern geschadet? Wenn er heute wieder eingebracht würde, hätte er wohl von vornherein etwa hundert Unterschriften, und darunter wohl ein Dutzend aus der nationalliberalen Fraktion. Herr von Bennigsen hatte sich auf den Nachweis der Absurdität durch die erste Abstimmung verlassen. Welch eine Illusion! Den substituirten Antrag unterstützte er bereits in eigener Person.

Als Graf Caprivi, um dem Ansturm gegen die Handelsverträge ein Opfer zu schlachten, sich auf die Silberkommission einließ, wurde ihm das von unserer Seite als eine nutzlose Konzession verdacht, einfach aus dem Grunde, weil es bei der Agitation der Silberleute sich doch um Gründe gar nicht handelt, und jede Belehrung hoffnungslos ist. Als nun die Enquete mit allen erdenklichen Hilfsmitteln gründlich durchgeführt war, meinten doch sogar viele Anhänger der Goldwährung, die Sache sei immerhin so übel nicht gewesen. Die Sanguinischsten redeten davon, daß die Silberleute siegreich widerlegt worden seien. Die Unparteiischen, an ihrer Spitze der Reichsschatzsekretär Graf Posadowsky, glaubten wenigstens feststellen zu müssen, daß die Schwierigkeit der richtigen Antwort auf die Frage nicht entfernt gelöst sei. So viel ist jedenfalls gewiß: von den 202 Mitgliedern des Reichstags, welche den neuesten Antrag unterschrieben haben, steht es nur von den Herren v. Kardorff und Leuschner, den Mitgliedern der Kommission, außer Zweifel, daß sie die Protokolle gelesen haben. Wie viele sonst von den 202? Ja, ob sämmtliche vier Antragsteller? Auch hier wäre vielleicht eine interessante Enquête anzustellen. Aber sie würde uns höchstens beweisen, was nicht mehr bewiesen zu werden braucht, daß Aberglaube stärker ist, als alle menschliche Vernunft mit ihren Gründen; und der in den ländlichen Kreisen erfolgreich verbreitete Aberglaube an das Allheilmittel der Doppelwährung ist es doch, das der Mehrzahl der Vertreter im Hinblick auf ihre Wähler zum Unterschreiben die Hand führt.

Was haben wir nicht alles an sogenannten Gründen an uns vorüberziehen sehen! Im Anfang der siebziger Jahre sagte ein mächtiger, bekannter Silberfreund der Börse, Deutschland mit seiner passiven Handelsbilanz werde das Gold nicht festhalten können. Dann kam die berühmte Weisheit von der kurzen Decke, auf welcher der Name des großen Kanzlers selbst prangte. Sie ward im Triumphe durch alle Welten getragen und dient vielleicht manchem noch heut zur Unterlage seiner Stellung, obwohl sie in-

zwischen beinah zu lang geworden ist. Als vor anderthalb Jahren die Silberprägung in Indien eingestellt wurde, prophezeiten ansehnliche Fachgelehrte, nun werde das Gold nach Asien gehen, und als Amerika die Shermanbill abschaffte, prophezeiten sie, das Gold werde aus Europa nach Amerika abfließen. Der Entschluß zur Einsetzung der Silberkommission kam gerade unter dem Druck dieser Prophezeiungen zur Reife, wie Graf Posadowsky in der ersten Sitzung selbst erklärte. Und was ist seitdem geschehen? Asien hat fortwährend Gold nach Europa geschickt und Amerika sendet dessen mehr und mehr. Aber ist es nicht mit allen sogenannten Gründen das nämliche? Was ist nicht alles der Reihe nach als das Heilmittel für agrarische Noth verlangt und erlangt worden? Zuerst ein kleiner Getreidezoll, dann ein größerer, dann der möglichst große, dann Branntweinsteuerprivileg, dann Zuckerprämie. Und ist der Durst auch nur um einen einzigen Tropfen gestillt? Alles, als wäre nichts geschehen! Natürlich wächst mit der Erfolglosigkeit der Glaube an Wunderkuren. Wenn das Getreidemonopol und die Doppelwährung bewilligt würden, wäre es auch, wie vorher; es würden neue dunkle Erklärungen für das Uebel und neue geheimnißvolle Rezepte hervorgesucht. Auch die ärztliche Kurpfuscherei hat nicht umsonst einen goldenen Boden und ihre größte Gemeinde in der Aristokratie.

Als die Reichsregierung vor Jahresfrist die Enquete anordnete, ging sie von dem Standpunkt aus, es sei immerhin wünschenswerth, daß der Silberpreis gehoben werden könnte, und sie wollte zunächst ermitteln, ob es dazu einen gangbaren Weg gäbe?

Wenn die Regierung seit Schluß der Enquete diesen Weg nicht entdeckt hat, was wird aus dem Antrag? Offenbar will man ihr den ersten Schritt leicht machen, indem man ihr vorstellt: du brauchst ja gar keine Gedanken zu haben, du sollst nur die Nationen zusammenrufen, das Uebrige wird sich finden. Offenbar hat man diese Taktik auch eingeschlagen, um möglichst viel Unterschriften herbeizulocken. „Was kann da sein!" sagt der Berliner. Cela n'engage à rien, sagt der Franzose. Man hört ordentlich, wie der Einpeitscher zum Kollegen, der selbst seine Unkenntniß in der Sache entgegenhält, freundlich sagt: das kann ja nicht schaden, es soll ja nur ein Versuch sein, eine Verständigung herbeizuführen; wie und womit? das ist Sache der künftigen Kongreßmänner. — Der Antrag Kanitz steuerte auf den Bruch der abgeschlossenen internationalen Verträge los. Der Vizekanitz schwärmt für Verbrüderung der Nationen. Unter Kameraden ist alles egal.

Fürst Bismarck, der nie lebhaft für die Goldwährung eintrat, aber den Ernst dieser Dinge nicht verkennen mochte, hat sich nie dazu bereden lassen, auch nur einen Finger zu rühren für die Berufung einer Konferenz, und das einzige Mal, daß er einer fremden Einladung folgte, 1881, hat er seinen Vertretern wiederholt aufs strengste eingeschärft, die Hauptaktion den anderen Nationen zu überlassen und nur ganz unbedeutende Zugeständnisse als möglich in Aussicht zu stellen. Schon damals, 1881, trug er ihnen auf, zu erklären: Deutschland befinde sich im vorgerückten Stadium seiner Münzreform verhältnißmäßig viel wohler als alle anderen Staaten. Er wollte nicht der Narr sein, die Schmerzen Amerikas, Frankreichs, selbst Angloindiens zu heilen. Und das geschah alles vor vierzehn Jahren, als unsere Goldwährung kaum über die ersten Schwierigkeiten hinaus war, als die Goldproduktion der Welt anfing, bedrohliche Zeichen des Rückgangs aufzuweisen. Damals, als Fürst Bismarck der Pariser Konferenz kaum einige kleine Konzessionen machen wollte, weil wir mit unserer Goldwährung über den Berg seien, damals lagen in der Reichsbank wenige hundert Millionen Gold, manchmal weniger als Silber. Und heute lagern deren achthundert Millionen darin, eine Deckung, auf die das goldreichste Land, Frankreich, vor etlichen Jahren noch stolz war, und die noch heute die Bank von England, obgleich sie über Goldplethora klagt, nicht in ihren Kellern hat. Rechnet man die 80 Millionen der Landesbanken und die 120 des Juliusthurms hinzu, so haben wir eine Milliarde in Gold im Verwahr, und daneben von dem, was reichlich im ganzen Land umläuft, wenigstens noch anderthalbmal so viel.

Freilich, die Sophistik ist nie verlegen: ehemals hieß es, wir haben zu wenig Gold. Jetzt heißt es: das ist eben das Unglück! Die Geschäfte gehen schlecht, weil kein Geld da ist; es ist kein Geld da, weil alles Gold eingesperrt ist. Aber der arme Gefangene möchte doch so gerne heraus. In der Reichsbank liegen zur Zeit hundert Millionen Deckung mehr, als sie Noten im Umlauf hat. Sie könnte dreimal so viel ausgeben, wenn nur Leute da wären, welche Geld brauchen könnten, natürlich solche, welche die Absicht und die Fähigkeit bieten, es wieder zu geben. Sonst fehlt es an Liebhabern bekanntlich nicht.

In solcher Lage soll nun urbi et orbi verkündet werden: Deutschlands Währungszustände liegen im Argen, d. h. sein Geschäftsgang verdient das äußerste Mißtrauen im Inland und Ausland. Dies ist die Proklamation, welche durch Annahme des neuesten Währungsantrags zunächst erlassen wird. Eine weitergehende Wirkung ist [illegible] von vorerst nicht zu erwarten.

Aber der wahre Grund für die Nothwendigkeit der ganzen Umwälzung soll ja nicht mehr im Mangel an Gold und an Geld, sondern in den niedrigen Getreidepreisen liegen. Wenn irgend etwas in der Silberenquete nachgewiesen worden, so ist es gerade dies. Auch außerhalb der Kommission hat z. B. der angesehenste aller Bimetallisten, der ehemalige holländische Minister Pierson, noch jüngst in einer scharfsinnigen und gründlichen Abhandlung die Lehre von dem Zusammenhang der niedrigen Preise mit der Silberentwerthung zurückgewiesen. Und die Klagen wegen der Konkurrenz richten sich ja jetzt vornehmlich gegen ein Land, das überhaupt nicht mit entwerthetem Silber, sondern mit noch viel stärker entwerthetem Papier rechnet. Konsequenterweise müßte der Antrag Friedberg und Konsorten dahin amendirt werden: die verbündeten Regierungen aufzufordern, eine Konferenz zwecks Hebung aller Papierwährungen einzuberufen.

Die letzte internationale Währungskonferenz fand im Herbst 1892 in Brüssel statt. Sie vertagte sich am 17. Dezember desselben Jahres auf den 30. Mai 1893. Aber seitdem hat man nichts mehr von ihr gehört noch gesehen. Sie war auf Ansuchen der Vereinigten Staaten zusammengetreten. Bei der Eröffnung fragte man die amerikanischen Delegirten nach ihren Vorschlägen. Vorschläge hätten sie nicht mitgebracht, war die Antwort; aber sie bäten um einige Tage Aufschub, um sich darauf zu besinnen. Und sie besinnen sich noch immer.

Jetzt sollen die verbündeten Regierungen des Deutschen Reiches diese beneidenswerthe Rolle auf sich nehmen. Zu der lohnenden Aufgabe, Deutschlands in glänzender Ordnung befindliche Geldzustände vor der Welt für erschüttert zu erklären, sollen sie auch die Rolle auf sich nehmen, sich lächerlich zu machen. Man kann gespannt darauf sein, wie sich die Organe der Reichsregierung dem Antrag gegenüber zu den Einzelheiten äußern werden, ob sie von dessen Urhebern ein Programm erbitten, oder selbst eins vorlegen werden, und wie sie im einen oder im anderen Fall beispielsweise über die eine kleine Frage denken, ob das Silber wieder von seinem jetzigen Preis von [illegible] 80 Mark auf den ehemaligen von 180 „gehoben" werden soll, eine der kleinen Ecken, um die bei der „Lösung" der Währungsfragen nun einmal nicht herumzukommen ist.

Man könnte auch gespannt sein auf die Haltung, welche die Vertreter von Handel und Industrie in Deutschland zu dieser zwar skurrilen aber immerhin gemeinschädlichen neuen Agitation zu nehmen gedenken. Aller dings, weder der erste Antrag Kanitz noch sein jetziger Stellvertreter wären überhaupt möglich gewesen, wenn nicht die meisten unserer hervorragenden großen Kaufleute und Industriellen, im Gegensatz zu ihrer persönlichen und geschäftlichen Tüchtigkeit, sich in politischen Dingen von der agrarisch-aristokratischen Bewegung zu schwächlicher Subalternität hätten herabdrücken lassen.

L. Bamberger.

Parlamentsbriefe.

IX.

In dem Haushalt des preußischen Staates nimmt der bschnitt von den Eisenbahnen bei weitem den bedeutendsten oum ein. Seit der Verstaatlichung der Eisenbahnen sind e Einnahmen und Ausgaben aus diesem Verwaltungs-zeige so erheblich gestiegen, daß alle übrigen Verwaltungs-zeige daneben als minder wichtig erscheinen. Und gerade r Titel von den Eisenbahnen erweist sich als so undurch-hlig und allen Abänderungsvorschlägen durch die Volks-rtretung gegenüber so spröde, daß alle Verhandlungen rüber sich nur als bloße Unterhaltungen darstellen. elchen Gewinn die Eisenbahnverwaltung in einem be-mmten Jahr abgeworfen hat, erfährt man selbst nach gelegter Rechnung nicht, denn der wichtigste Posten, der rschleiß an den Bauten, Maschinen und sonstigem Material von keinem Rechnungsbeamten mit Klarheit zu erfassen. einem kaufmännischen Unternehmen sorgt der tüchtige ufmann durch nachhaltige Abschreibungen für die olidität seiner künftigen Bilanzen; die preußische enbahnverwaltung, das größte kaufmännische Unter-hmen im Deutschen Reiche und wahrscheinlich f der Erde, kennt den Begriff der Abschreibung, e Vermögensbilanz nicht. Es ist daher unmöglich, sich ch nur annähernd ein Bild davon zu machen, wie seine ntabilität etwa nach zehn Jahren beschaffen sein wird. ne gut geleitete Privateisenbahn sorgt dafür, alljährlich rch einige klug erwogene Tarifermäßigungen neuen Ver-r heranzuziehen und so ihre Rentabilität zu erhöhen; hne Hast, ohne Rast" müßte ihr Wahlspruch sein. Still-nd und übereiltes Vorgehen betrachtet sie als gleich ver-blich. Der preußische Minister der Eisenbahnen hat zu em langsamen Verschreiten nicht die Mittel. Fortschritte, e er anordnet — und die Staffeltarife, die einige Zeit in ltung waren, mußten als ein solcher Fortschritt bezeichnet rden — benachtheiligen stets einzelne Interessenten, während andere begünstigen, und die benachtheiligten Interessenten ach n ihren politischen Einfluß geltend, um den Fortschritt eder rückgängig zu machen. Nun kommt hinzu, daß eine änderte Organisation der Verwaltung, über deren Noth-ndigkeit und Nützlichkeit ein Urtheil nicht leicht zu fällen die Aufstellung des Budgets noch undurchsichtiger ge-cht hat, als sie früher gewesen ist. Man wird darnach greifen, daß alle parlamentarischen Berathungen über ein ches Budget mit Unfruchtbarkeit geschlagen sein müssen. r Eisenbahnminister wird zu Ermäßigungen gedrängt, r jede konkrete Ermäßigung, zu welcher er sich entschließt, d ihm durch Tadel verleidet und schließlich wird er zur cknahme derselben gezwungen. Bitter enttäuscht sind alle jenigen, welche von der Verstaatlichung der Eisenbahnen ßere Berücksichtigung der Wünsche des Verkehrs auf ige Tarife erhofft hatten, als sie von den „eigennützigen" vateisenbahnen zu erwarten seien, und sie vermögen nicht hr ihre Enttäuschung zu verbergen. Ein Ausweg aus verzweifelten Zustande, in welchen man gerathen ist, aber vorläufig nicht abzusehen.

Herr Miquel hat im Jahre 1891 eine Abänderung der kommensteuer durchgesetzt, durch welche ihm größere Er-ge zuflossen. Als Gegenleistung bewilligte er eine Ver-berung der Staatseinnahmen aus den Realsteuern. ischen jener Erhöhung und dieser Ermäßigung ist aber Zeitraum von drei Jahren verflossen, innerhalb deren Sümmchen von 100 Millionen angesammelt war, und r die Verwendung dieses Sümmchens war die gesetzliche timmung vorbehalten. Herr Miquel hat nun die ein-ste und darum schönste Lösung dieser Frage gefunden; es Sümmchen von hundert Millionen soll unter dem nen „Verstärkung der Betriebsfonds" in die preußischen atskassen fließen. Herr Miquel ist ein unübertroffener ister in der Kunst, baares Geld in die Kassen fließen zu lassen; stände der Vorrang dieser Kunst eben so unbestritten da, wie die Meisterschaft des Herrn Miquel in ihrer Hand-habung, so wäre er der erste Finanzminister der Welt. Inzwischen hat er seine Meisterschaft von Neuem dadurch bekundet, daß er eine Reform des Stempeltarifs vorgeschlagen hat, durch welche der Staatskasse von Neuem erhebliche Mehreinnahmen in Aussicht gestellt werden. Daß der Verkehr dadurch mehr belastet wird, darf ein Anhänger des Herrn Miquel nicht allzu schwer nehmen; wenn man auf so kleinliche Umstände Rücksicht nehmen wollte, so würden alle Reformen des Herrn Miquel unmöglich werden, und Reformen müssen sein.

Herr Justizminister Schönstedt, über dessen politische Haltung man bei seinem Amtsantritt im Ungewissen war, hat inzwischen auf einer Seite volles Vertrauen erworben, nämlich das Vertrauen der „Kreuz-Zeitung". Sie bescheinigt ihm seine völlige Zugehörigkeit zur konservativen Partei und zieht ihn darum den früheren Ministern vor. Sie meint damit wohl die Justizminister von Schelling, von Friedberg und Leonhardt; vor dem Grafen von Lippe hält sie mit ihrer Vergleichung wohl still; denn einen besseren Justizminister als den Grafen Lippe wird sie sich wohl nicht vorstellen können. Um die Umsturzvorlage durchzusetzen, fordert Herr Schönstedt Vertrauen zu dem deutschen Richterstand und dieses Vertrauen wird sich ja wohl noch wesentlich erhöhen, wenn man weiß, daß der deutsche Richterstand einen so vortrefflichen Chef hat.

Außer Herrn Schönstedt gibt es noch einen Minister, zu welchem die „Kreuz-Zeitung" volles Zutrauen hat und haben darf, und das ist Herr von Köller. In einem verlorenen und von dem Finder indiskret veröffentlichten Briefe ist dieses Vertrauen in sehr rührender Weise zum Ausdruck gekommen. In dem Wahlkreise Oletzko-Lyck stehen einander drei agrarische Kandidaten gegenüber, Herr Seydel, der vor Jahren einmal freisinnig war, seit langer Zeit aber unter die Liebesgabenvertheidiger übergegangen ist, der Oberpräsident Graf Stolberg und ein Dritter, der noch gefunden werden soll, aber gefunden werden muß, weil jene beiden noch nicht agrarisch genug sind. Herr Seydel ist in Beziehung auf die Getreidezölle nicht ebenso zuverlässig, wie in Beziehung auf die Branntweinsteuern, und Graf Stolberg hat für die Handelsverträge gestimmt.

Nun haben die zielbewußten Erzagrarier die Hoffnung ausgesprochen, Herr Minister von Köller werde die Hand dazu bieten, seinen eigenen Vertrauensmann, den Oberpräsidenten der Provinz durch Wahlmanöver zu beseitigen. Wie sich Herr von Köller dazu stellen wird, wie er sich insbesondere jetzt dazu stellen wird, nachdem die auf ihn gesetzten Hoffnungen aller Welt kund geworden sind, weiß man noch nicht. Mathildens Herz hat Niemand noch ergründet, doch große Seelen dulden still.

Ein bimetallistischer Antrag ist wieder eingegangen. Das ist etwas Altes; neu ist diesmal nur, daß eine Mehrheit dafür im Reichstage gesichert wurde. Der Sohn des Reichskanzlers hat den Antrag mit unterschrieben. Daß der Reichskanzler seinem eigenen Fleisch und Blut keine rauh abweisende Antwort ertheilen wird, darf wohl angenommen werden. Daß die Regierung ihren bisherigen festen Standpunkt aber einfach aufgeben und sich von den bimetallistischen Abenteurern ins Schlepptau nehmen lassen wird, darf immer noch mit einigem Grund bezweifelt werden.

Da der Antrag zur Verhandlung im Reichstage gelangt, während diese Nummer ausgegeben wird, so werden unsere Leser über die Haltung der Regierung nicht lange im Unklaren bleiben.

Den traurigen Unfall des Dampfers Elbe hat Herr von Stumm, in diesem Falle in schönster Harmonie mit den Sozialdemokraten, benutzt, um eine Kontrolle des Schiffsbaus durch den Staat zu fordern, den Einzelstaat oder das Reich. Der Staat oder das Reich würde repräsentirt sein durch einen untergeordneten Beamten, der ungefähr das Gehalt eines Fabrikinspektors hat. Einen Mann, der wirklich befähigt wäre, eine solche Kontrolle auszuüben,

möchte man immerhin mit dem höchsten Gehalt ausstatten, das irgend einem Geheimrath zugebilligt wird; er würde im wirklichen Leben noch immer Gelegenheit haben, durch schöpferische Thätigkeit bei Weitem mehr zu verdienen.

Proteus.

Zusammenstöße auf See.

Das erschütternde Ereigniß des Untergangs der „Elbe", welchem mehr als dreihundert Menschenleben zum Opfer gefallen sind, regt aufs Neue die Fragen an:

Sind Kollisionen überhaupt vermeidbar oder wenigstens auf eine sehr viel geringere Zahl als bisher zu reduziren?

Sind ferner im Falle einer unabwendbaren Katastrophe nicht Vorrichtungen zu schaffen, um die kollidirten beschädigten Schiffe solange über Wasser zu erhalten, bis seitens des Kommandanten und der Offiziere die nöthigen Schritte zur Rettung der ihnen anvertrauten Menschenleben gethan werden können?

Sind endlich bei einer eintretenden Katastrophe genügende und passende Rettungsapparate an Bord, um sämmtlichen Passagieren und der Bemannung Gelegenheit zu geben, sich mittels dieser retten zu können?

Schreiber dieser Zeilen, der 20 Jahre Seemann war und Jahre lang das Kommando eines Transatlantischen Postdampfers führte, glaubt die beiden ersten Fragen in bedingter Weise bejahen, die dritte dagegen verneinen zu müssen.

Schon zur Zeit der Katastrophe des Zusammenstoßes unserer Kriegsschiffe „Kaiser Wilhelm" und „Großer Kurfürst", bei welcher das letztere Schiff mit der annähernd ganzen Besatzung verloren ging, veröffentlichte der Verfasser dieser Zeilen in der „Hamburger Börsenhalle" eine Serie von Artikeln „Zur Verhütung von Kollisionen auf See".

Die darin gemachten Vorschläge wurden vom derzeitigen Reichskanzler der technischen Kommission für Seeschiffahrt zur Prüfung überwiesen und in den hauptsächlichsten Punkten als geeignet angesehen, um eventuell in unserer Kriegsmarine adoptirt zu werden.

Ich möchte nun die von mir s. Z. vorgeschlagenen Schutzmaßregeln in erweiterter Form zur öffentlichen Diskussion stellen:

I.

Bei den in den letzten Jahrzehnten so rapide anwachsenden Dimensionen der Schiffskörper hat man sich bemüht, Schiffe mit möglichst vielen wasserdichten Abtheilungen zu konstruiren. (Am Vollkommensten ist dies bei den Kriegsschiffen durch das Cellularsystem erzielt, welches jedoch bei Handelsschiffen, die für große Laderäume konstruirt werden, nicht anwendbar ist.) Dadurch bezweckt man das durch Auflaufen an einen Felsen, oder durch Kollision herbeigeführte Eindringen des Wassers auf möglichst kleine Räume zu beschränken, um die Schwimmfähigkeit des Schiffskörpers möglichst wenig zu beeinträchtigen.

Diese wasserdichten Abtheilungen werden hergestellt:

1. durch zwei circa 4—5 Fuß von einander entfernte Schiffsböden, welche beim Auflaufen an einen Felsen oder Meeresboden vorzügliche Dienste leisten, denn selbst wenn der untere Schiffsboden theilweise aufgerissen sein sollte, verhindert der darüber befindliche obere wasserdichte Boden ein Eindringen des Wassers in den Schiffskörper; und

2. durch die Errichtung zahlreicher vertikaler wasserdichter Querschotten, die, vom Bug und Stern des Schiffes bis zum Maschinen- und Kesselraum reichend, je nach Länge des Schiffes 10—14 wasserdichte Räume schaffen.

Nur der Mitteltheil des Schiffes, in welchem sich Maschinen und Kessel befinden, die je nach der Größe des Dampfers $1/6$—$1/4$ des ganzen Schiffsraumes beanspruchen kann, um das Fungiren der Maschine sowohl als auch die Funktionen des Maschinenpersonals nicht zu beeinträchtigen, nicht mit diesen Querschotten versehen werden; bei den in neuester Zeit erbauten Passagierdampfern, welche separat fungirende Maschinen und Schrauben besitzen, ist allerdings durch die Errichtung eines die ganzen Maschinen- und Kesselräume in zwei Hälften theilenden Längsschotts weitere wasserdichte Abtheilungen geschaffen worden. Wird ein Dampfer nun vorne oder hinten vom Mitteltheil an einer durch die Querschotten abgetheilten Stelle getroffen und durch den Stoß leck gemacht, so füllt sich durch die dort befindlichen wasserdichten Querschotten nur ein verhältnißmäßig kleiner Raum des Schiffskörpers und gestattet, wie es sich in der Praxis bei vielen Kollisionen gezeigt hat, ohne besondere Gefahr einen Nothhafen anzulaufen.

Wird dagegen ein Dampfer, besonders wenn solcher nicht wie beim Doppel-Maschinen und Schraubensystem mit einem wasserdichten Längsschotte versehen ist, durch Kollision mittschiffs getroffen, so strömen in die dort befindlichen großen Räume in kurzer Zeit solche enorme Wassermassen, daß die Kesselfeuer verlöschen, die Maschinen und hauptsächlich die großen Dampfpumpen außer Betrieb gesetzt werden, das Schiff in Folge der eindringenden Wassermassen tiefer und tiefer sinkt, und durch die Inaktivität der Maschinen und Pumpen in kurzer Zeit ein den Wellen hilflos preisgegebenes Wrack wird. Es gilt also vor Allem diesen vitalsten Theil des Schiffskörpers gegen Kollision möglichst widerstandsfähig zu machen. Bei Kriegsschiffen werden die vitalsten Theile, besonders Maschinen- und Kesselräume, durch besondere Panzerung geschützt. Dasselbe Prinzip müßte, wenn auch mit anderen Mitteln, bei unseren Handelsdampfern angewandt werden.

Die Seitenwände unserer Handelsdampfer bestehen je nach der Größe derselben aus $3^1/_2$—4 Centimeter starken Stahlplatten, bieten also bei einer Kollision, wo der Bug eines anderen Schiffes dieselben in einem Winkel von 25—90 Grad trifft, nur sehr geringen Widerstand. Diesem elementaren Uebelstande abzuhelfen, müßten die Seitenwände bis zu den an Maschine und Kesselraum reichenden Querschotten, also der ganze mittlere Theil des Dampfers doppelwandig konstruirt werden, und zwar derartig, daß zwischen der äußeren und inneren Wandung ein Zwischenraum von etwa 80—100 Centimeter geschaffen wird. Dieser Zwischenraum müßte mit einem möglichst elastischen fibrösen Material (am besten mit festgestampfter Baumwolle) ausgefüllt werden. Diese Doppelwandung hätte sich von dem Deckniveau bis 5 Fuß unter der Wasserlinie zu erstrecken, unterhalb dieser Linie ist durch Zusammenstoß (ausgenommen durch den Sporn eines Rammschiffes) nichts zu befürchten. Bei einer etwaigen Kollision würde die äußere Wandung wohl durchbrochen, der Stoß aber durch die elastische Zwischenfüllung so abgeschwächt werden, daß die innere Wandung zweifellos intakt bleiben und das Eindringen größerer Wassermassen in den inneren Schiffsraum verhindern würde.

Ich halte rohe, festgepreßte Baumwolle für das beste Füllungsmaterial, selbst ein Geschützprojektil kann, wie es sich z. B. in dem Kriege der amerikanischen Unionstaaten gezeigt hat, eine festgepreßte meterstarke Baumwollenwand nur schwer durchschlagen.

II.

Die meisten Kollisionen finden während der Nachtstunden oder bei nebligem unklaren Wetter in der Nord- und Ostsee sowie im Englischen Kanal statt. Wenn man bedenkt, welch' ungeheure Anzahl von Schiffen sich in diesen engen Gewässern zusammendrängt, mit welcher

...chwindigkeit sich zwei unserer modernen Dampfer mit je ... Knoten, also in Wirklichkeit 30 Knoten pro Stunde, ein-... er nähern, wie gering die Distanz ist, welche man, auch ... bewaffnetem Auge, bei undurchsichtigem Wetter oder ...ller Nacht sehen kann, so ist es erklärlich, daß in der ...en Zeit, in welcher sich zwei gegeneinander steuernde ...iffe sichten, die bei unklarem nebligen Wetter nur Mi-...en beträgt, kaum eine Möglichkeit vorhanden ist, die ...igen Kommandos zu geben und die Evolutionen aus-...en zu können, um eine Kollision zu verhüten. Der ...nafte Fehler im Kommando oder Zeitverlust in der ...führung eines richtig ertheilten Kommandos kann ... leicht die Gefahr einer Kollision herbeiführen. ...müßte deshalb die Schaffung eines internationalen, ... maritimen Staaten umfassenden Gesetzes ange-...t werden, laut dessen sämmtliche Schiffsführer bei ...erer Strafe verpflichtet wären, die Fahrgeschwindigkeit in ... Gewässern, besonders bei Nacht oder nebligem ...toren Wetter, auf 7 Knoten pro Stunde zu reduziren. ...ch die hierbei erzielte Geschwindigkeitsverminderung würde ...em wachthabenden Ausguckmann und dem befehlenden ...ier ermöglicht, die Position und den Kurs eines ent-...ntkommenden Schiffes genau zu bestimmen, demgemäß ...lusweichungsdispositionen ruhig und besonnen zu treffen ... die Ausführung derselben selbst übernehmen zu können.

Auch das Stoppen und Rückwärtsgehen der Maschine ...de durch diese Geschwindigkeitsverminderung bedeutend ...chtert werden.

So lange aber dieses Gesetz nicht eine für Alle gleich ...ende Pflicht schafft, kann man es dem einzelnen Führer ... allzu schwer zur Last legen, wenn er seine Reise so ...ll wie möglich zu absolviren sucht, um nicht hinter den ...gen seiner eigenen und fremder Kompagnien im Re-...mee seiner Tüchtigkeit zurückzustehen.

Ich bin fest überzeugt, daß alle Kapitäne ein solches, ... gleichmäßig bindendes Gesetz genau befolgen würden, ...hnen hierdurch ihre Verantwortlichkeit bedeutend er-...ert und die Reise nur um 12—15 Stunden verlängert ...en würde.

Mit demselben Recht, nach welchem es einem ...motivführer zur Pflicht gemacht wird, bei Kreuzungs-...ten der Bahnen und in der Nähe der Stationen, wo ...viele Züge treffen, langsamer zu fahren, muß es den ...ffsführern bei solchen nautischen Kreuzungspunkten, wie ...nglische Kanal, Nordsee 2c. zur Pflicht gemacht werden, ...Nacht oder unklarem Wetter ihre Geschwindigkeit nicht ... 7—8 Knoten pro Stunde zu erhöhen.

Eine Kontrolle hierüber ist durch das Schiffs- und ...hinenjournal leicht zu schaffen. Wenn auch durch ... Maßnahme nicht alle Kollisionen verhindert werden ...en, da Stupidität, Nachlässigkeit und Eigensinn noch ...n letzten Augenblick die besten Dispositionen vereiteln, ...n ich doch fest überzeugt, daß sich dieselben ganz erheb-...vermindern würden.

Die deutsche Regierung könnte sich ein Verdienst er-...n, wenn sie sich mit den Regierungen der haupt-...chsten maritimen Staaten in Verbindung setzen wollte, ...in solches internationales Gesetz zu schaffen, welches ... von allen Nationen vom Standpunkt der Humanität ...gern acceptirt werden würde. Auch unsere großen Assе-...kompagnien, welchen durch diese Unglücksfälle solche ...e Verluste entstehen, müßten es sich angelegen sein ..., für die Schaffung eines solchen Gesetzes mitzuwirken.

III.

Auf den meisten unserer großen Dampfer ist der Ge-...h des elektrischen Lichts schon seit Jahren zur Beleuch-... der inneren Schiffsräume, sowie des sogenannten ...n Topplichtes, eins der drei vorgeschriebenen Signal-..., eingeführt. Die kleineren Dampfer und Segelschiffe ... gewöhnlich nur mit Petroleum gespeiste, oft schlecht brennende Signallaternen. Da die Erzeugung des elek-trischen Lichts auf Dampfern durch die vorhandene reich-liche Dampfkraft zum Betrieb einer Dynamomaschine sehr leicht und mit geringen Kosten verbunden ist, müßte das Führen eines solchen elektrischen Lichts bei allen Dampfern, besonders aber bei Passagierdampfern, gesetzlich bestimmt werden. Durch diese Maßnahme würde das gegenseitige Sichten der Schiffe bedeutend erleichtert. Vor allen Dingen sollten unsere großen Oceandampfer sich bei Nacht oder un-klarer Witterung eines starken elektrischen Scheinwerfers bedienen.

Der Lichtkreis, den ein elektrischer Scheinwerfer selbst bei nebligem Wetter erzeugt, ist immerhin noch so bedeu-tend, daß es einem Gegensegler, auch bei größter Nach-lässigkeit, kaum möglich wäre, denselben zu übersehen.

IV.

In Bezug auf die Apparate zur Lebensrettung bei Schiffbrüchen und Kollisionen glaube ich, daß dieselben einer bedeutenden Verbesserung und Erweiterung fähig sind:

1. dadurch, daß das bestehende bisher gebräuchliche Material leichter verwendbar gemacht werden, und 2. da-durch, daß weiteres einfacher zu handhabendes Material zur Verfügung bereit sein müßte.

Das bisher gebräuchliche Material besteht aus so-genannten Lifeböten, die ja an und für sich die besten und praktischsten Mittel zur Rettung bei Schiffbrüchen und Kollisionen sind. Meistentheils werden dieselben der Sicher-heit halber innerhalb des Schiffsbords geschwungen, auf hölzerne Untertagen gesetzt, mit Tauen stark befestigt, und mit einem Dach von Segeltuch zum Abhalten der bei hohem Seegang etwa hineinschlagenden Wellen versehen.

Die Erfahrung hat mit wenigen rühmlichen Aus-nahmen gezeigt, wie zeitraubend die Vorbereitungen zum Klarmachen und Außerbordschwingen der Böte, besonders in dunklen Nächten und stürmischem Wetter sind. Außerdem ist es auch schwierig, bei dem im Fall einer Kollision herr-schenden Wirrwarr der Passagiere, bei dem Heulen des aus den Sicherheitsventilen ausströmenden Dampfes, die erforderlichen Kommandos der Mannschaft ver-ständlich zu machen. Die Operation des Außerbord-schwingens und Klarmachens der Böte ist unter solchen Umständen durchaus keine leicht ausführbare, und oft gehen hierdurch die kostbaren Minuten, die zur Erhaltung der Menschenleben hingereicht hätten, nutzlos verloren.

Diesem Uebelstande könnte leicht abgeholfen werden, wenn der Kapitän, so lange er sich in engen Fahrwassern, wie im Englischen Kanal, der Nord- und Ostsee befindet, wo die Gefahr der Kollision am häufigsten ist, die Böte klar-machen und außerbordschwingen läßt, wo dieselben immer-hin genügend befestigt werden können. Bei einem etwaigen Unglücksfall können dann die Böte augenblicklich bis zum Niveau des Decks herabgelassen werden, die zur Bedienung nothwendige Mannschaft, die hilflosen Frauen und Kinder dort ungefährdet einsteigen und die weitere Komplettirung des Botes, nachdem sich dasselbe im Wasser befindet, mit verhältnißmäßig großer Ruhe und Umsicht geschehen.

Ein Gesetz könnte es dem Kapitän eines Passagiere führenden Dampfers zur absoluten Pflicht machen, seine Boote beim Passiren des Englischen Kanals, der Nordsee, sowie aller stark frequentirten Gewässer in dieser Weise klar, d. h. gebrauchsbereit zu halten, und bin ich fest überzeugt, daß dadurch bei etwaigen Unglücksfällen die meisten der an Bord befindlichen Personen gerettet werden könnten.

Auf den Dampfern der Royal Mail Steamship Comp. besteht diese Einrichtung schon seit vielen Jahren. Bei der Strandung des dieser Kompagnie gehörigen Dampfers „Boyne“ bei Ushant im Jahre 1879 wurden durch die Klarhaltung der Boote die sämmtlichen Passagiere und die Besatzung dieses Dampfers in erstaunlich kurzer Zeit geborgen.

Aber auch im günstigsten Falle sind oft nicht Boote

genug zur Aufnahme aller an Bord befindlichen Personen vorhanden, oder einige Boote werden bei der Kollision zerschmettert, oder erleiden anderweitig solche Beschädigungen, um sie untauglich zu machen.

Auch diesem Uebelstande könnte dadurch abgeholfen werden, daß die Dampfer eine Anzahl Flöße an Bord führten, die durch ihre einfache Konstruktion weder kostspielig noch platzraubend wären.

Eine Anzahl aus 6 Fuß langen, 6 Zoll Durchmesser haltenden, durch eiserne Bolzen verbundenen Rundhölzern bestehende Flöße, welche leicht unter die Gestelle, auf denen die Boote an Deck ruhen, placirt werden könnten, würde bei Strandungen und Kollisionen ein wirksames Nebenhilfsmittel zur Rettung der Schiffbrüchigen gewähren.

Behufs größerer Tragfähigkeit könnten die Rundhölzer an der unteren Seite mit einer dicken Schicht Kork belegt, außerdem könnten eine Anzahl eiserner Ringe, an denen sich Taue zum Selbstbefestigen befinden, darauf angebracht sein.

Das Zuwasserbringen eines solchen Flosses ist in wenigen Minuten geschehen und könnten sich Viele, besonders von der Mannschaft (falls die Boote nicht ausreichen), diesen Flößen, welche absolut sicher sind, anvertrauen. Die Flöße, eventuell von den Booten ins Schlepptau genommen, würden in wenigen Stunden von den vielen sich in engen Gewässern befindlichen Schiffen gesichtet und die darauf befindlichen Personen aufgenommen werden. Durch die Aussicht auf ein solches, noch im letzten Augenblick disponibles sicheres Hilfsmittel würde der Andrang zu den Booten vermindert und Jedem die Möglichkeit zur Erhaltung seines Lebens geboten werden. Der beste Beweis für das Praktische dieser Methode ist die Rettung des braven Kapitäns der „Pommerania“, der sich mittelst zweier lose herumtreibender Holztrümmer 10 Stunden über Wasser erhielt, bis Rettung kam. Wie viel leichter könnte das durch solche Flöße geschehen.

Unsere großen Dampferkompagnien, die ja stets bemüht sind, bestmöglichst für die Sicherheit der ihnen anvertrauten Menschenleben zu sorgen, werden vielleicht diese Andeutungen und Rathschläge erwägen und möglichst adoptiren, um bei etwaigen unvermeidlichen Katastrophen Alles gethan zu haben, um Verluste an Menschenleben zu verhindern.

B. Arnstaedt.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Dulce est pro patria contribuere.

Ist es schon süß, fürs Vaterland zu sterben, wie viel süßer ist es, fürs Vaterland zu steuern. Es müßte ein dialektischer Hochgenuß sein, Herrn Miquel einmal klipp und klar diese These vertheidigen zu hören. Er würde uns überzeugend nachweisen, wie eng Gut und Blut zusammengehören; wie das Opfer des Blutes in der Süßigkeit des Todes nur momentan zur menschlichen Empfindung kommt, während die Opfer des Gutes in einem langen Leben nachempfunden und häufig wiederholt werden können. Die Lustempfindung, dem Vaterlande durch Steuern zu dienen, ist somit eine viel länger nachwirkende und deshalb der kurzen Süßigkeit, fürs Vaterland zu sterben, bei Weitem vorzuziehen.

Das Alles, mit freudiger Genugthuung vorgetragen, würde seine Wirkung gewiß nicht verfehlen. Der höchste Triumph der Dialektik aber ließe sich mit einer derartigen Beweisführung erreichen, wenn es sich darum handelt, der Volksvertretung die Erhöhung einer Zuckersteuer „im nationalen Interesse“ mundgerecht zu machen. Denn ist es schon süß, fürs Vaterland zu steuern, — wie süß muß es erst sein, solche Süßigkeit beim Genusse füh[...] empfinden. Und wie läßt sich dabei der [...] Fiskus in das rechte Licht stellen. Er will [...] Steuern einkassiren, aber er will sie nicht behal[ten ...] Fiskus. Er will sie weitergeben an brave Zuck[er...] die sich seit Jahren an hohe Dividenden ge[wöhnt] haben, daß es eine grausame Härte wäre, woll[te ...] nicht behilflich sein, in schwierigen Zeiten aus [...] Mitteln den status quo aufrecht zu erhalten. [Und ...] Herzensgüte gegenüber wagt sich eine nörgelnde Opp[osition] hervor wegen der lumpigen 72 Millionen Mark, [die] alljährlich für einen so wohlthätigen Zweck aus[zuge...] deutschen Zuckeresser angehalten werden sollen.

Aber glücklicher Weise hat das Ausland zu der [...]heit unserer Gesetzgeber ein wohl begründetes Zutra[uen]. Es glaubt fest daran, daß der Antrag Paasche in [...] einer Form, bei der eine Erhöhung der Zuckerprämien [ge]währleistet ist, Gesetz werden wird, und es hat daher [...] Ankündigung des Antrags Paasche bereits mit einer [...] Baisse begrüßt. Man erkennt klar, daß die Wirkung erh[öhter] Zuckerprämien das Angebot von Zucker auf dem [Welt]markte steigern und damit auch die Preise drücken [...] With anybody doing all this for us it is not [...] our business to quarrel — as consumers! So he[ißt es] in Czarnikow's Weekly Price Current (Nummer [vom] 7. Februar) mit der kaltblütigen Offenheit eines Engländ[ers], der noch nicht an das Hexeneinmaleins des Protektionism[us] glaubt, sondern nach wie vor in der veralteten Vorstel[lung] lebt, daß auch in der Volkswirthschaft der gesunde Men[schen]verstand nicht ganz zu entbehren ist.

Uebrigens kann Herr Paasche stolz darauf [sein], wie hoch seine gesetzgeberische Idee auf den Zuckermarkt [be]werthet ist. Ein Spekulant, der auf diese Idee hin [...] gefixt hätte, würde ein kleines Vermögen haben verdi[enen] können. So wurden, z. B. für Märztermine, auf dem [Lon]doner Markt notirt per Centner Zucker: am 17. Ja[nuar] 8 sh $10^1/_2$ d. Der Preis stieg bis zum 29. Januar lang[sam] bis auf $9^1/_2$ sh. An diesem Tage platzte der Antrag Pa[asche] und sofort setzte der Preisrückgang ein, der bis zum 2. [Fe]bruar rund $^1/_2$ sh erreichte. Da der Antrag Paasche beabsichtigt, die Lage der deutschen Zuckerexporteure zu [ver]bessern, so darf man dem Antragsteller gewiß zu dieser unmi[ttel]baren Wirkung seines Antrags gratuliren. Es ist nicht un[inter]essant, zu verfolgen, wie in den Londoner kommerziellen [Fach]blättern diese plötzliche Wirkung zum Ausdruck ge[bracht] wird. So heißt es z. B. im „Public Ledger“ vom 2. Febr[uar]: „Im ersten Theil der Woche herrschte ein fester Ton vor, der zu einer weiteren Preissteigerung von 3 bis 4 [d] führte, was eine Erholung von dem niedrigsten Preisstan[d] um 9 d bis 1 sh bedeutet. Unmittelbar darauf wurde [der] Markt matt, hauptsächlich mit Rücksicht auf die Möglich[keit], daß die deutsche Regierung die Zuckerindustrie durch er[höhte] Ausfuhrprämien unterstützen könne, which would result [in] a continued excessive production.“

Es geht doch nichts über die Weisheit des Protek[...]tionismus.

Junius.

Aus unserem Citatenschatz.

Der Umsturzkommission ins Stammbuch.

„Der Rechtstrieb zielt auf die Verwirklichung [der] einfachen und nicht weiter zerlegbaren Idee des Re[chts]geistes: die Idee des Gerechten. Sie ist wie die [Idee des] Wahren, Guten oder Schönen nur mit sich selbst [vergleich]bar und trägt in sich selbst ihren Werth. Darum [ist der] oberste Zweck aller einzelnen Rechtsnormen die [Verwirk]lichung der Gerechtigkeit, das Recht im Ganzen aber [...]

virklichte Gerechtigkeit zunächst sich selbst Zweck. Freilich s, wie alles Menschliche, nicht ausschließlich Selbstzweck, ern gleichzeitig Mittel für andere Zwecke. Es tritt in Dienst aller anderen Funktionen des gesellschaftlichen ns und dient im Bunde mit ihnen dem großen Kultur- eß der Weltgeschichte. Allein um seinen Beruf zu llen, muß es vor Allem sich selbst treu bleiben sich seiner eigenen Idee gemäß entfalten und leben. Wird es zum bloßen Mittel herabgesetzt, d die Idee des Gerechten in den Begriff des zlichen aufgelöst und die äußere Zweckmäßigkeit einziger Maßstab der Rechtssätze anerkannt, so d ein so entwerthetes Recht bald auch als tel sich untauglich erweisen und seine Kultur- gabe nicht mehr lösen"*).

*) „. . . . . Die Neigung zu Kampfgesetzen, Augenblicksgesetzen, ahmegesetzen, Opportunitätsgesetzen birgt in sich einen zersetzenden, bloß rechtsfeindlichen, sondern auch kulturfeindlichen Trieb."

Otto Gierke,

Deutsches Privatrecht. I. Band. Leipzig 1895. S. 120, 121.

cob Moleschott's Lebenserinnerungen.*)

Was Moleschott in seiner Wissenschaft, der Physiologie, itet hat und bedeutet, weiß ich nicht; zu den Pfadfindern führenden Geistern derselben gehört er jedenfalls nicht. ist er als einer der Vertreter des Materialismus be- t: sein „Kreislauf des Lebens" war neben Büchner's ft und Stoff das Hauptwerk jener unkritischen Natur- osophie der fünfziger Jahre, welche durch den Darwi- nus einerseits, durch die Wiederbelebung des Kantischen izismus andererseits in dieser Fassung und Gestalt wissen- tlich längst schon überwunden und überholt ist. Am 20. Mai ist Moleschott zu Rom gestorben, und ein Jahr dar- erschienen seine Lebenserinnerungen, soweit er sie nieder- rieben hat, d. h. von den Kindheitsjahren im Eltern- zu Herzogenbusch in Holland bis herein in seinen Züricher nthalt, der 1861 mit seiner Uebersiedlung nach Italien gte. Sie lehren uns den Menschen Moleschott kennen, von ihm soll daher hier auch hauptsächlich die Rede Freilich führt das Buch den Titel „Für meine Freunde"; st aber im Buchhandel Jedermann zugänglich und daher auch von einem besprochen werden, der wie Moleschott nicht persönlich gekannt hat.

Und ich thue das gerne — aus einem allgemeinen und einem besonderen Grunde. Mir ist jede Selbstbiographie hologisch höchst merkwürdig, vor allem auch darum, weil mir nicht, jedenfalls noch nicht, vorstellen kann, wie ein ich so intensiv sich mit sich selbst beschäftigen mag, und ich immer neugierig bin, wie weit er dabei der gefähr- n Klippe eitler Selbstbespiegelung und Selbsterhöhung kommt oder entgeht. Ich weiß, man kann ihr ganz ehen, das hat mich die Autobiographie Ludwig Richter's rt; aber man kann dieser Versuchung auch erliegen und m Dämon wahre Hekatomben darbringen, das zeigt . die Selbstbiographie Bluntschli's, der gelegentlich die ntlichen Orden zusammenstellt, die er erhalten hat, und sämmtlichen Akademien und Gesellschaften aufzählt, n Ehrenmitglied er geworden ist. Eine andere Ein- ung selbstverfaßter Lebensbeschreibungen gibt Moleschott der ersten Seite seines Buches und erregt damit als- große Erwartungen, wenn er die beiden Gruppen h Jean Jacques Rousseau und durch Goethe als ihre Haupt- reter kennzeichnet. Gewiß ist hiermit ein ganz prinzipieller rschied angedeutet; nur schade, daß ihn Moleschott in seiner Tiefe und wahren Bedeutung nicht erfaßt hat, sondern ihn vielmehr recht äußerlich so formulirt: „auf Rousseau paßt, daß er groß geworden, trotzdem ihn die Verhältnisse daran zu hindern schienen, auf Goethe, daß seine glücklichen Anlagen durch die glücklichsten Loose verherrlicht wurden." Dann bleibt ihm freilich nichts anderes übrig, als bescheiden eine dritte Klasse von Menschen aufzustellen, denen „ererbtes Talent, Erziehung, Schule, Umgang und Lebenswandel alle Gunst des Schicksals darboten und von denen man fragen könnte, warum, trotz dem Vortheil so vieler zusammen- wirkenden Einflüsse, nichts Größeres aus ihnen geworden ist"; zu diesen rechnet er sich selbst. Freilich könnte man in solcher Bescheidenheit gelegentlich etwas wie die Löcher im Mantel des Antisthenes erkennen wollen, wenn nicht die liebenswürdige Art Moleschott's im Verlaufe des Buchs solche kritische Schärfe vollständig entwaffnete und wenn nicht die rührende Dankbarkeit, die sich schon in dem Motto ausspricht:

Ich binde Freud und Leid zum Denkmal,
Mein ganzes Leben
Ist Dankes Quell,

die Absicht jener Gruppirung sozusagen moralisch recht- fertigte.

Und eben diese Dankbarkeit und dankbare Zufrieden- heit, die nun wirklich das ganze Buch durchzieht, ist es, was mich an dieser Biographie speziell anmuthet und an- zieht, der reine und feine, der wahrhaft ideale Sinn dieses sich hier selbst schildernden Mannes. Es gibt immer noch Thörichte und Böswillige genug, die zwischen dem Materia- lismus der Weltanschauung und dem Materialismus der Lebensführung nicht unterscheiden. Moleschott war ein materialistischer Metaphysiker und daneben ein Idealist in mehr als einer Beziehung; in dieser Synthese steckt jedesmal wieder ein Protest gegen jene Verwechslung, eine Mahnung zur ἐποχή, zu toleranter und bescheidener Beurtheilung. Gerade weil ich kein Materialist bin, verdrießt mich solche bornirte Splitterrichterei, und freue ich mich, wenn sie wieder einmal durch ein flagrantes Beispiel gründlich ad absurdum geführt wird. So wissen sich z. B. die Humanisten, d. h. die Ver- treter des altklassischen Unterrichts so gerne etwas mit ihrer idealistischen Geistesrichtung, und daneben nimmt trotz alles gymnasialen Unterrichts der Materialismus des Herzens und der Sitte gerade auch unter unseren sogenannten Ge- bildeten immer mehr überhand. Da ist uns ein Wort- führer der materialistischen Naturanschauung höchst will- kommen, der sich nicht genug thun kann in Lob und Dank für seine in Cleve verbrachten Gymnasialjahre und der sein Urtheil über diese Schule mit den bedeutsamen Worten schließt:

„Und hier fällt wie eine reife Frucht vom Baum die trostreiche Bemerkung, die kein gekröntes Haupt, kein nachträglicher Aerger eines wenig erfolgreichen Schülers, kein Nützlichkeitskrämer zu nichte machen kann, daß man in einer solchen Schule Latein und Griechisch lernt, nicht im Sinne einer elenden Wortklauberei oder bloß mechanischer Verstandes- bildung, sondern vielmehr als ein Element der Bildung, das den Geist der alten Helden, ihre Dichter und Weisen trug, jenen Geist, den alle, die ihn begriffen, alle, die seiner habhaft geworden, als die höchste geistige Wohlthat preisen, die dem bildungsstrebenden Menschen be- schieden ist."

Mehr als bescheiden aber, fast wie die Aeußerung eines reuigen Sünderchristen klingt es, wenn er über einen Auf- satz, in dem er die Art der Ernennung von Professoren in Holland getadelt hatte, sagt: „Sollte ich in jenem Aufsatz gegen Einzelne härter gewesen sein als billig war, so stehe ich nicht an, deshalb demüthig (sic!) um Verzeihung zu bitten." Mir persönlich läge solcher jugendlichen Polemik gegenüber das heidnische Pilatuswort: quod scripsi scripsi! allerdings näher.

Doch kehren wir zu dem Buch im ganzen zurück. Was demselben seinen besonderen Reiz gibt, das ist der Wechsel von Land und Leuten: die Kindheit und ersten Berufsjahre verbrachte Moleschott in Holland, die Schul- zeit am deutschen Niederrhein in Cleve, Heidelberg war der Wohnort des Jünglings, wo er die schönsten Jahre seines

*) Für meine Freunde. Lebenserinnerungen von Jac. Moleschott. oth in Gießen. 1894. 326 S.

Lebens erst als Student, dann noch einmal als angehender Dozent verbrachte, und endlich verlebt er die kräftigsten Mannesjahre in Zürich; schade, daß der lange italienische Lebensabschnitt von 1861—1893 fehlt, das Bild wäre dadurch noch viel reicher und bunter geworden. Moleschott war von Geburt Holländer, zu Herzogenbusch geboren; aber in Holland „wußte er keine Bahn zu finden", und so suchte er seinen Wirkungskreis außerhalb dieses seines Geburtslandes; denn sein Vaterland, meint er, habe der Mensch da, „wo es ihm gestattet ist gedeihlich zu arbeiten, wo der äußere Beruf mit dem inneren übereinstimmt, wo es ihm am breitesten gewährt ist, sein Bächlein in den allgemeinen Bildungsstrom hinüberzuleiten." In der Schweiz war er zu kurz, um hier in dieser Weise Wurzel zu fassen, wenn er auch die gemessene Freiheit ihrer Bürger und die unermeßliche Schönheit ihrer Natur mit guten Worten gebührend anerkennt. Und so ist er in dem von ihm geschilderten Theil seines Lebens aus einem Holländer der Geburt zu einem Deutschen der Wahl und der Bildung geworden. Denn dort, zu Hause, in Utrecht war es ihm auf die Dauer nicht mehr wohl: er „hatte sich zu sehr an den Flügelschlag des deutschen Geistes gewöhnt, hatte sich zu gern in Strömungen deutscher Litteratur und deutscher Weltweisheit gebadet, als daß ihm bei aller Vorzüglichkeit der Menschen, die ihn mit ihrem Wohlwollen oder ihrer Bekämpfung beehrten, nicht etwas gefehlt hätte." Aber da er schon 1856 — nicht freiwillig — Deutschland den Rücken wenden mußte, so hat er dann freilich für dessen spätere politische Entwicklung kein Verständniß mehr gewinnen, das rechte Wort nicht finden können: der alte Achtundvierziger, der Freund der Züricher Flüchtlinge in den fünfziger Jahren redet selbst fast mit der Bitterkeit und Ungerechtigkeit eines Exulanten vom neuen Deutschen Reich. Und zum Theil ist er an dieser Stimmung direkt selber Schuld: im Ueberschwang des 48er Sturmes und Dranges hatte er damals geschrieben: „Kein Preußen, kein Oesterreich, kein Schleswig, kein Holland! sondern Deutschland! das ist die einzige Lösung, von welcher Niederland sein Heil zu erwarten hat." Später erkannte er die Thorheit dieses Pangermanismus und widerruft ihn feierlich, aber in so herben Worten, daß es nun fast so aussieht, als ob das Deutsche Reich in seiner politischen Entwicklung verantwortlich wäre für Moleschott's Illusion und Enttäuschung.

Die Jugend Moleschott's war eine überaus glückliche. Ein warmes weiches Elternhaus voll Liebe, ein gebildeter Vater, eine treffliche Erziehung und daneben das eigene dankbare und zufriedene Gemüth des begabten Knaben: so fühlt sich Jacob überall wohl, sogar in der Erziehungsanstalt zu Boxtel, wo er Hunger leiden muß vor Spärlichkeit und Ekel. Ganz besonders gut aber erging es ihm, wie schon gesagt, in Cleve; die Schule war vortrefflich, das Haus des Direktors, bei dem er Aufnahme gefunden, gebildet und anregend in hohem Maß, und auch außerhalb desselben fehlte es dem aufgeweckten Knaben nicht an freundlicher Ansprache und feinem geselligen Verkehr. Auch das Abiturientenexamen verlief glimpflich, obwohl der Prüfungskommissar dem schon damals freidenkenden Jüngling nicht wohlgesinnt schien. Dieser Schulrath war Landfermann, und es ist doch nicht ohne Werth für das Bild dieses bedeutenden Mannes, daß er sich Moleschott gegenüber nicht frei von Intoleranz, nicht ganz gerecht gezeigt hat. Als ich die 1890 erschienenen Erinnerungen aus Landfermann's Leben las, hatte ich allerdings im Stillen schon den Eindruck, als ob eine fanatische Ader in dem sonst so trefflichen Mann verborgen gewesen sein könnte; und so widerspricht die Erzählung Moleschott's von seinem Examen dem dort gezeichneten Bilde doch nicht, sie macht nur die Züge etwas schärfer, die Schatten etwas deutlicher.

Die Studienzeit in Heidelberg bildet eigentlich mit der dortigen Thätigkeit des Privatdozenten zusammen ein Ganzes, obgleich die beiden Perioden durch die paar Jahre ärztlicher Praxis in Utrecht unterbrochen wurden. Zweimal führen uns also Moleschott's Lebenserinnerungen in die unvergleichliche Musenstadt am Neckar, gerade die Hälfte des Buches ist diesem zweimaligen Heidelberger Aufenthalt gewidmet. Und beide gleichen sich; denn sie schilder[n vor] allem das Leben eines fleißigster Arbeit sich leidenscha[ftlich] hingebenden jungen Mannes. Schon den Studente[n be]schäftigen ausschließlich geistige Interessen. Gleich in [den] ersten Tagen fand er im „Faulen Pelz" „den Unter[schied] zwischen den biertrinkenden, tabakrauchenden Jüngl[ingen] und den kannegießernden Philistern so geringfügig, daß [seine] Neugierde am Kneipenleben deutscher Studenten ein für [alle]mal befriedigt war"; und so gelobte er sich, seine A[bend]stunden hinfort anders zu verbringen. Und da ist es auch [für] den Nichtfachmann erfreulich, sich von Moleschott so leb[endig] und anschaulich über den Stand seiner Wissenschaft, [über] seine Lehrer, unter denen Henle obenan steht, und [über] seine eigenen Arbeiten und ersten schriftstellerischen [Ver]suche berichten zu lassen. Aber es war nicht im[mer] nur die Arbeit des Faches, obgleich dieses stets [im] Vordergrund seines Interesses blieb. In seiner Brust wo[hnten] zwei Seelen: lieber sterben als auf das Studium der [Me]dizin verzichten, ja! Aber daneben mochte er darum [der] Weltweisheit nicht ganz entsagen; schien es ihm doch, als [ob] die Natur des Menschen selbst ihn recht eigentlich auf [sie] hinwiese. Versöhnung aber brachte ihm der Gedanke, daß [jede] Stunde, die er der Weltweisheit widme, sein Ergründe[n der] Medizin vertiefen müsse, daß jeder Tag, an dem er [der] Naturwissenschaft oblag, der Weltweisheit Grund und Bo[den] erobere." So liegt hier die Wurzel seiner materialistischen [Welt]anschauung: gerade in ihr fand er die gesuchte Einheit zwi[schen] seinen naturwissenschaftlichen und philosophischen Inter[essen]. Zuerst freilich trat ihm die Philosophie in der Gestalt [des] damals eben vom Herrscherthrone herabsteigenden He[gel]thums entgegen, und so suchte er denn auf einer Reise [in] Württemberg die dortigen Vertreter der Hegel'schen Sch[ule], Strauß und Vischer, und in Heilbronn Märklin auf, in dessen einfach gastlichem Hause es ihm am besten [gefiel]. Aber noch bedeutsamer war für ihn bei seinem zw[eiten] Heidelberger Aufenthalt die persönliche Bekanntschaf[t mit] Feuerbach, die dessen Freund Christian Kapp zunächs[t ver]mittelt haben dürfte. Schon in Utrecht hatte er Feuerb[achs] Wesen des Christenthums studirt, in Heidelberg wurde [ihm] dessen Abweichung von Hegel klar und gingen die anthropologischen und sensualistischen Anschauungen des [...]gischen Denkers sozusagen in Fleisch und Blut über. [...] das sozialistische Element in Moleschott's Schriften [ist] auf Feuerbach's Einfluß zurückzuführen. Aber auch [die] Einwirkung Moleschott's auf Feuerbach ist nicht zu [ver]kennen; schon W. Bolin hat in seinem werthvollen [...] über Ludwig Feuerbach darauf hingewiesen. Hat doch [...] in einer Rezension von Moleschott's „Lehre der Nahr[ungs]mittel" das übel berufene Wort gesprochen: „Der Me[nsch] ist, was er ißt!" Die vielen, deren ganzes Wissen um F[euer]bach in diesem Citat besteht, wissen natürlich nicht, [daß] dieser darin zunächst nur den Inhalt des Moleschott'[schen] Buches zusammengefaßt hat, und noch weniger, daß [er sich] ausdrücklich von Moleschott unterschied, wenn er sagt: [„Der] Materialismus ist für mich die Grundlage des Gebä[udes] des menschlichen Wesens und Wissens; aber er ist für [mich] nicht, was er für den Physiologen, den Naturforsch[er im] engeren Sinne, z. B. für Moleschott ist, und zwar [noth]wendig von ihrem Standpunkte und Berufe aus ist, [das] Gebäude selbst." Dieser Unterschied scheint freilich Mole[schott] selbst auch nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein.

Noch bedeutsamer aber war für diesen die Freund[schaft] mit Hermann Hettner, welche ebenfalls zunächst „im Na[men] Feuerbach's" geschlossen worden war. Diesem Freund[e hat] Moleschott alsbald nach dessen Tode im Jahre 1882 in [dem] liebenswürdigen Büchlein „Hermann Hettner's Morge[n...]" ein biographisches Denkmal gesetzt, worin jene gemein[samen] in Heidelberg verlebten Jugendjahre bereits ausführlich [ge]schildert sind, so daß es nun nicht an mancherlei Wied[er]holungen fehlt. Von ihrem Verhältniß urtheilt Moleschott gewiß richtig so: „während Hettner dem Studium der [...] und ich der Naturwissenschaft ergeben war, fühlten w[ir uns] sogleich als Schößlinge einer gemeinsamen Wurzel, [...] welche wir die allgemeine Wissenschaft, die Weltw[eisheit ...]

innten; dies ging von Anfang an so weit, daß wir tief on durchdrungen waren, daß wir uns ebenso sehr durch Gegenstand unseres Hauptstudiums ergänzten, wie wir in der Richtung unseres Denkens begegneten". Von persönlichen Verkehr der beiden Freunde aber, einer en und vollen Männerfreundschaft, gibt nur die aus- tiche Schilderung in den beiden Moleschott'schen Schriften er das rechte Bild.

Neben Feuerbach und Hettner treten aber noch allerlei utende und bekannte Gestalten in diesen Heidelberger ren in Beziehungen zu Moleschott, so unter den älteren Historiker Schlosser und Gervinus, der ihn mehr durch e Litteraturgeschichte als durch seine politische Thätig- anzog. Hierin standen ihm Ludwig Bamberger die Männer der süddeutschen Volkspartei, Strecker in inz, Tafel in Stuttgart und andere näher. Auch mit tfried Keller wurde er schon in Heidelberg bekannt, um n in Zürich die Beziehungen mit ihm weiter zu pflegen. r gerade hier ist es interessant zu sehen, wie die Augen- seindrücke oft so ganz anders lauten, als solche vom t der Zeitenferne und späteren Vertiefungen ver- ten und bereicherten Reminiscenzen. Recht kühl und aftisch schreibt nämlich Keller unter dem 11. Dezember) an Johanna Kapp:

„Bei Hettner's habe ich letzthin schlechte Geschäfte gemacht. Ich traf schott's dort. Herr Moleschott las einen Abschnitt aus einem diäte- n Werke vor, das er schreibt, das Kapitel über Hunger und Durst. am darauf hinaus, daß man sterben müsse, wenn man nicht mehr ınd trinke, was mich sehr frappirte. Allerlei häßliche physiologische rücke trug er, um die Pille zu vergolden, mit einer Sorte von n Pathos vor, welche mir, trotz meines Elends, einen abscheulichen Krampf verursachte, was mir fast übel bekam."

Zu nennen ist endlich auch noch Moleschott's Lieblings- ftsteller, nach dem er griff, wenn er selbst Goethe „nicht r genießen konnte"; dann fand er noch Erbauung und nnilung bei Georg Forster, dessen Bekanntschaft er offen- Gervinus verdankte: wie dieser „dem deutschen Volk die gen für jenen Weltgesandten der Bildung und Freiheit ete", so hat demselben auch Moleschott zu seinem hundert- rigen Geburtstag (25. November 1854) in seinem Buch org Forster, der Naturforscher des Volks", ein lebens- diges, wenn auch in seinem ehrlichen Enthusiasmus von seitigkeit nicht freies Denkmal gesetzt; übrigens war auch wieder der wahre Mittelsmann Feuerbach, dessen Ge- ken er vielfach schon bei diesem Naturforscher des vorigen rhunderts vorausgedacht zu finden glaubte.

Das Beste aber, was ihm der zweite Heidelberger enthalt brachte, war seine Frau, die älteste Tochter des nzer Volksmanns Strecker, um deren Willen er ein eres Band, wie es scheint, etwas brüsk zerriß; bei ihr er eine Quelle reinster Liebe und volles geistiges Ver- dniß, das Glück seines Lebens gefunden. Und eine ere Gefährtin war ihm bald dringend nöthig. Denn Sturm der Reaktion verschonte natürlich den Mann t, der nicht nur durch seine laut und unverhüllt vorgetragene erialistische Weltanschauung den Altären bedrohlich zu den schien, sondern der auch unter dem Einfluß Feuer-)'s in seiner Lehre der Nahrungsmittel für das Volk isse naheliegende sozialistische Konsequenzen zog und da- ch nun auch den Thronen gefährlich zu werden drohte. eichnend ist, was ihm Alexander von Humboldt darüber ribt:

„Als ein halber Amerikaner möchte ich fast mit Ihnen hadern n der Ueberstrenge, mit der Sie die Kartoffeln behandeln. Dem e würde ich nicht gern gesagt wissen, was in § 62 steht. Man muß - den betrüben, dem man nichts Besseres darbieten kann."

Die badische Regierung aber griff zu oder ließ viel- r durch den Rektor eingreifen, der ihm am 26. Juli 4, kurz nachdem Kuno Fischer die venia legendi ent- en worden war, bedeutete: „falls er fortfahre, durch Schrift Wort die Jugend zu verderben, d. h. unsittlich und ol zu lehren," oder wie man heute sagen würde: den sturz zu predigen, würde die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, zurückgenommen werden. Das ließ sich Moleschott — mit Recht — nicht gefallen, und so erklärte er sofort dem Ministerium, daß er auf seine Lehrthätigkeit verzichte „an einer Hochschule, an der die Lehrfreiheit nur dem Namen nach bestehe". Unter diesen Umständen werden wir es begreiflich finden, daß sich Moleschott mit Genugthuung und Stolz, gewissermaßen zum Zeugniß gegen solche Unbill, wiederholt auf Alexander v. Humboldt beruft und zwei anerkennende Dankbriefe desselben für zugesandte Schriften zum Abdruck bringt; sie sind auch an sich nicht uninteressant. Und ebenso werden wir es Angesichts des bereitwilligen Eingehens von Rektor und Senat auf die Wünsche einer reaktionären Regierung begreifen, daß er über Kollegen und Universitätsverhältnisse nicht eben günstig urtheilt; überdies hatte er, wie er sagt, „immer eine leise Scheu vor der Innung, vor dem geschlossenen Kreise, vor der Kaste und Spießgesellschaft", weshalb er sich auch in Zürich in seinem Verkehr nicht vorzugsweise den Professoren der Hochschule anschloß. Denn bald nach dem Heidelberger Chok kam nun der Ruf nach Zürich, der ihn seiner geliebten Lehrthätigkeit zurückgab.

Von diesem Züricher Aufenthalt handelt der letzte Abschnitt des Buchs, etwas kurz abgebrochen, wie ja dieser Aufenthalt selbst nur ein kurzer war; schon 1861 siedelte er nach Turin über und fand dann erst hier in Italien wieder eine neue, die dritte Heimath. Immerhin wirken seine Zürcher Beziehungen zu Semper, für den er durch den Umgang mit Hettner wohl vorbereitet war, erfreulich, wogegen uns die Freundschaft mit Georg Herwegh, der sich damals längst schon selber überlebt hatte, weit weniger enthusiastisch stimmen wird als den Erzähler selbst. Auch das Urtheil über Gottfried Keller, derselbe habe als Dichter sein Bestes in den lyrischen Ergüssen seiner Jugend gegeben, zeigt nur, wie entfremdet Moleschott in Italien schließlich dem deutschen Geistesleben geworden war. Daß er es gewesen, auf dessen Bemerkung hin Keller den prosaischen Schluß der ersten Ausgabe von Romeo und Julia auf dem Dorfe geändert, beziehungsweise weggelassen habe, ist jedenfalls zu viel gesagt; denn gerade daran hat, wie Bächtold in dem eben erschienenen zweiten Band von Gottfried Keller's Leben zeigt, dieser stets festgehalten, „daß die Geschichte sich thatsächlich ereignet habe, weil nur dadurch die Arbeit sich rechtfertige"; und just das hatte ihm Moleschott, wie er so belustigend naiv sagt, „verwiesen". Eben dort bei Keller finden wir auch ein echt akademisches Geschichtchen, wie Moleschott den Philologen Köchly kränkt und ärgert, weil er Vischer im Senat „par excellence als berühmten Mann hinstellte". Dieser „Universitätsklatsch" fehlt bei Moleschott, der dafür erzählt, wie der witzige Orientalist Hitzig Köchly einmal im Senat schlagfertig abtrumpfte.

Noch vor dem Ende des Züricher Aufenthalts brechen, wie schon gesagt, die Moleschott'schen Lebenserinnerungen ab, doch verspricht die Herausgeberin, seine jüngste Tochter Elsa, später einen besonderen Band nachfolgen zu lassen, der, mit Briefen ihres Vaters und Notizen, ein Bild seines Lebens in Italien darstellen solle. Man wird sich darauf freuen dürfen, wenn es ihr gelingt, aus dem vorhandenen Material ein ebenso lebenswarmes Bild zu gewinnen wie das von Moleschott selbst über die erste Hälfte seines Lebens entworfene. Und erfreulich wie die Züge des inneren Menschen und wie der gute Geist, in dem er sein Leben gelebt und hingenommen hat, wirken auf den Beschauer auch die Züge des Gesichtes, das umrahmt von silberweißen Haaren und Bart auf der ersten Seite so stattlich, so behaglich und zufrieden sich ausnimmt.

Straßburg i. E. Theobald Ziegler.

Ein Lyriker.

Mit verfeinerteren Organen und schärferen Sinnen umfassen und empfinden wir Modernen die Natur. Für gewisse Farbenreize, auf die frühere Generationen nicht reagirten, die für sie gar nicht vorhanden waren, sind wir tief empfänglich. Unsere moderne Landschaftsmalerei, die am liebsten auf die Staffage ganz verzichtet und nur begehrt, durch einen Naturausschnitt eine Stimmung zu geben nach dem Satze: „le paysage est un état d'âme" beweist es. Die Farbe ist suggestiven Zaubers voll, ärmer sind die, die nur mit Worten den Reichthum unseres Naturgefühls in all' seinen blühenden Variationen erschöpfen wollen. Gerade die Sensitivsten, die der besonderen Gefühlsgenüsse fähig sind, resigniren, das alles in Worte umzusetzen, dafür die Klangwerthe zu finden. Das Beste geht ja auf dem Weg aus dem Innern zum Papier verloren und um so drückender fühlt man die müde Ohnmacht. Ein junger Dichter, Georg Hirschfeld, hat dieser entsagungsvollen Erkenntniß in einer seiner Novellen Ausdruck gegeben. Ein Künstler, dessen Geist umnachtet ist, empfängt den Besuch eines Freundes. Sie sitzen unten in der Weinlaube am Wasser, drüben sind die blauen Berge und darauf die Wälder. Und der Wahnsinnige erzählt von seiner Arbeit, seinem Schaffen; der andere fragt, welche Mittel zur Wiedergabe er denn habe, da lacht der leise überlegen: „Wiedergabe? Wiedergabe? Ich sehe und höre zugleich. Ist denn nicht beides eins? Man muß nur nicht singen, nicht wiedergeben wollen. Gieb's auf — Du erreichst nichts. Folge mir. Thu nichts, sage nichts — hör und sieh! Das ist schön. Da kommt man nicht in Versuchung und kränkt die Natur nicht. Wer genießt, schafft."

Die stille Gemeinde der Empfindenden ist groß, nur klein aber die Zahl der Gestalter und Verdichter, denen ein Gott gab zu sagen und die für die andern, die man recht eigentlich die Stummen des Himmels nennen könnte, die lösenden Worte finden. Den besten unter ihnen gesellt sich mit seinen neuen Gedichten, „Zwischen zwei Nächten" Gustav Falke, zu.*) Er hat nicht nur die Gabe intensivsten Erfassens, sondern auch die, das Erfaßte mit voller Wirkungsstärke zu reproduziren. Bei ihm geht nicht der leiseste Hauch verloren. Er hält das Flüchtige, Verschwebende fest und bannt es in Worte. Seine Sprache ist das gleiche Instrument, das die andern spielen; er hat sich keine Neubildungen und Umformungen ersonnen; aber, wie er es behandelt, das macht die Wirkung.

Er weiß, daß ein einfaches Abschreiben der Wirklichkeit, ein Schildern des Nebeneinander, kein Bild vor die Augen zaubert, auch wenn noch so viel Farben genannt werden. Er schildert nach einander, in jeder Strophe wird ein Eindruck gegeben, immer mit äußerst glücklich getroffenen Worten, die Assoziationen wecken und sichtbar machen. —

Ein Beispiel wirkt am deutlichsten:

Das Mohnfeld.

Es war einmal, ich weiß nicht wann
Und weiß nicht wo. Vielleicht ein Traum
Ich trat aus einem schwarzen Tann
An einen stillen Wiesensaum.

Und auf der stillen Wiese stand
Rings Mohn bei Mohn und unbewegt,
Und war bis an den fernsten Rand
Der rothe Teppich hingelegt.

Und auf dem rothen Teppich lag,
Von tausend Blumen angeblickt,
Ein schöner müder Sommertag
Im ersten Schlummer eingenickt.

Ein Hase kam im Sprung. Erschreckt
Hat er sich tief ins Kraut geduckt,
Bis an die Löffel zugedeckt,
Nur einer hat herausgeguckt.

Kein Hauch. Kein Laut. Ein Vogelflug
Bewegte kaum die Abendluft.
Ich sah kaum wie der Flügel schlug,
Ein schwarzer Strich im Dämmerduft.

Es war einmal, ich weiß nicht wo.
Ein Traum vielleicht. Lang ist es her.
Ich seh nur noch, und immer so,
Das stille, rothe Blumenmeer.

*) Stuttgart 1894. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Hier sieht man alles, und mit dem Naturbild, ... wir nun selbst vor uns schauen, empfangen wir ... die Stimmung, die in ihm liegt. Es ist, als ob ein ... dunn athmosphärisch aus dieser Landschaft zu uns ... sich schwingt, uns umweht, daß wir tief hineintauchen. ... ist die Stimmung der Sommerabendstille, wo die Na... den Athem anzuhalten scheint, wo über alles, wie ... Dornröschenmärchen, ein tiefer Schlaf reglos schwer ... Beschreiben läßt sich diese Stimmung so wenig, ... andere; das kann auch der Dichter nicht; er kann nicht ... fühlswerthe durch Wortwerthe vollgültig ersetzen. Er ... aber, wenn er schöpfungskräftig genug ist, etwas ande... er kann die adäquate Stimmung in uns wecken; sie ... gewisse Bilder in uns hervorrufen.

Das athemlose Gefühl der schlummertiefen Stille ... empfangen wir nicht durch die Versicherung: „Kein Hauch, Kein Laut", sondern durch die gelungene Impression ... weit, weithin sich ziehenden Feldes voll rothen Mohn, ... als unendlicher Teppich mit seiner einen Farbe unser ... müdet, daß wir uns lang und träge hinstrecken möch... Alles ruht ja, der Sommertag — eine glückliche Personifikation — ist ja selber müde unter den Blumen einge... Das Gefühl des Schweigens wird durch den Kontrast ... stärkt. Der Hase kommt im Sprung, aber der Zauber ... sich auch auf ihn und tief duckt er sich ins Kraut. Alle ... wegung gibt nach, die Umrisse verschwimmen, der Vogelflug bewegt kaum die Abendluft, Schweigen, Schweigen. Ein modernes Gegenstück zu Goethe's „Ueber allen Gipfeln ist Ruh", interessant durch den charakteristischen Unterschied. Bei Goethe in knappen Umrissen das Landschaftliche ... dann als Hauptsache der ewigkeitstiefe Ausklang: „... nur balde ruhest Du auch". Der moderne Dichter ... überträgt nicht, gleichsam kommentirend, die Landschaftsstimmung auf die Seelenstimmung und gibt nicht ... Uebertragung Ausdruck. Er überläßt es wie der ... seinen Genießern, sich den Gefühlsinhalt aus dem ... selbst herauszulesen. Er sorgt nur dafür, daß das ... reich und farbenvoll wird. Darum begnügt er sich ... mit den Umrissen, sondern vertieft sich liebevoll ins ...

Um Stimmungen zu erwecken, bedient sich Falke ... immer nur der Mittel die die Natur ihm bietet, er ... sich häufig Symbole und kräftig plastisch wirkende Personifikationen, die etwa den symbolischen Gestalten auf ... Landschaften des Henri Martin gleichen. Da liegt aber ... abstrakte, wohl gar philosophische Absicht vor, immer ... um eines handelt es sich, sichtbar zu machen; Unsagbares, nur Fühlbares in eine Anschauung umzusetzen. So ... er für die strahlendhelle, lebensfrohe sorg- und bürd... Siegerlust eines Sommertages das lebendige Symbol:

— — —

Da kam aus Osten, hügelab,
Trug keinen Hut, und keinen Stab,
Und führte keinen Ranzen mit,
Der Tag in leichtem Wanderschritt.
Auf seine helle Stirne fiel
Ein frei Gelock, des Windes Spiel.
Kein Kleid umgab der Glieder Pracht,
Nackt schritt er, wie ihn Gott erdacht.
Nur eine Sonnenblume hielt
Er in der Linken. Hoch gestielt,
Der goldne Sternkelch scheitelnah
Ihm schwankend über die Schulter sah.

So ging er strahlend grade ...
Und über ihn zog mit Gesumm
Ein Schwarm von weißen ... mit.
Er wuchs, wie er das Feld ... schritt.
Und stand zuletzt am Horizont
Ein Riese, flammend übersonnt.
Um ihn, wie leichte Wölkchen ...
Die Vögel aus, Schwan ... Schwan.
Und aus dem weißen ...
Grüßte die gelbe Blume ...

In dem ganzen Gedicht wird nirgends von einer ... mnug gesprochen, der Dichter hält sich selbst sorgsam ... er gibt nur das Bild: nun wirke Du!

Auch des düstern Kolorits ist Falke mächtig und ... stücke gibt er so suggestiv als leuchtende Sommer...

Ganz eigenste Nachtstimmung kann man ... wenn man allein auf finsterm Waldweg geht. ... alles anders wirkt, als am Tage, wie unsere Sinne ... sind und mehr spüren und fühlen, gerad wie die ... der Blinden. Wie alles, das Wehen in den Bäumen ...

Geräusche der Nacht sich zu phantastischen Gestalten verdichten. Ich bin einmal um Mitternacht am Achensee entlang vom Seehof zur Scholastika gegangen. Ein schweres Gewitter tobte, der See schlug wild ans Ufer, rings alles schwarz, und über mir Wehen, Sausen und Rauschen in den Zweigen, aber man sieht die Zweige nicht, man hört nur die unheimlichen pfeifenden Töne. In diesen Sturm hinein seltsam märchenhaft von oben herab harmonisches Geläut, die Glocken des Viehs, das die Nacht im Wald und auf den Abhängen zubringt. Wie kann man solche Stimmung reproduziren, wieder nicht dadurch, daß man sie versucht zu schildern, sondern daß man ein erregendes, Vorstellungen schaffendes Bild gibt. So malt Falke, mit lebendigster Personifikation, wie die Nacht am Wegsaum sitzt, neben ihr stehen Tod und Traum mit Geraune und Heimlichthun. Und das geheimnißvolle Sausen und Wehen in der Nacht, das eben nur dadurch unheimlich wirkt, weil man nur hört und nicht sieht, malen dann mit Anschauungskraft die Verse: „Ein Wind springt hinterm Wald hervor, erhascht ein Wort mit halbem Ohr und ängstet feldein auf erschrockenen Schuhen".

Falke's Sprache und Bilder zu studiren, gewährt eigenen Reiz. Er hat eine Treffsicherheit des malenden Ausdrucks, die erstaunlich wirkt. Jedes seiner Bilder ist nicht nur lebendig, es ist auch lebenschaffend; es erweckt vertraute Anschauungen, es zaubert in Sekundenschnelle ganze Scenerien vor unseres Geistes Auge. Um Frühlingserwachen und Eisbefreiung zu malen, dient das machtvolle Bild: ein schlaferwachter Riese dehnt und schüttelt sich der Fluß und reckt triefend über beide Ufer seine Arme, und nun das Linde des Lenzes nach dem Sturmgesang: „Blauer Duft auf Feld und Wiese, Weiches Wehen wie ein Kuß".

Die tiefsten und zärtlichsten Worte findet Falke aber für die heilige Stille, für das große Schweigen und das süße Selbstvergessen. Da führt er uns über dunkle Schwellen in wipfelhohe Gartenhallen. Verträumte Blumen stehen; windverwehte letzte Geigentöne sterben in der Ferne. Der Frieden wandelt auf Sammtsandalen und die Einsamkeit auf schwarzen Steigen:

Kommst du, dir dein Glück zu holen,
Eine stille Stunde lang? —
Heimlich huscht auf leisen Sohlen
Ein verirrter Flötenklang.

Wem dieser Garten zu eichendorffisch anmuthet, für den hat er einen anderen bereit, den Garten des Schweigens, eine Todteninsellandschaft, zu dem „sacht hinab des Lebens Schattenhänge" ein Meister steigt, um seinen späten Kranz zu finden. Ein stiller Pförtner wartet seiner:

„Eine Fackel trägt der. Stummes Grüßen.
Salve. Sie verknistert ihm zu Füßen.

Offne Pforte. Seliges Gehege.
Hohe Wipfel, ernst und streng am Wege.
Dunklen Laubes leises, weiches Fächeln.
Lorbeer. — Seine Stirne sonnt ein Lächeln."

* * *

Gustav Falke ist souveräner Beherrscher der Form. Er baut schalkhaft tändelnde Oktaven und tummelt sich in Byron'schen Reimspielen und Reimscherzen. Schade nur, daß sich hier der graziösen Form nicht immer der graziöse Gedanke eint, Geistessprühen ist ihm nicht gegeben. Glücklicher ist er, wenn er vom Witz läßt und dem Humor sein Recht gibt.

Dieser Humor hat Klinger'sche Tiefe. Gleich diesem stellte er in überlegenem grotesken Phantasiespiel in einem früheren Gedicht den Gevatter Tod als Radfahrer dar, der die staubige Chaussee daherradelt.

Und ein anderes Bild, der Radirnadel werth, gibt eine plastische Siziliane dieser Sammlung:

Der mißvergnügte Tod

„Ich mag nicht mehr. Wozu die Arme heben?
Kaum wend' ich mich, füllt neue Saat die Lücken."
Er warf die Sense hin und sich daneben.
Nun, Leben, kannst du deine Blumen pflücken.
Die Schlange schläft. Das war ein muntres Streben.
Sie trampelten auf ihr im Hochentzücken,
Millionen Füße. „Wollt ihr Achtung geben,"
Schrie er, und tausend lagen auf dem Rücken.

Das Werk Falke's zeigt der Saiten viele und sie alle geben guten Klang. Auf den ziemlich dürren Baum unserer modernen Lyrik hat er ein blühendes Reis gepfropft.

Felix Poppenberg.

Theater.

Deutsches Theater: „Der Mann im Schatten". Schwank in 4 Akten von Carlot Reuling.

Mit ein Bischen Humor betrachtet, sieht sich die Welt gleich ganz anders an. Mit ein Bischen Humor steht der Mann, der durch ein leidiges Mißgeschick dazu verurtheilt ist, ewig und immer in den Schatten gestellt zu werden, ruhig da, streckt und reckt sich und blinzelt ins Sonnenlicht, das anderen zu Theil wird, und hat an dem goldigen Glänzen seine still lächelnde Freude.

E. T. A. Hoffmann, der das Leben kannte, dem aber ein grotesker Humor alle Gesichter zu Fratzen verzerrte, hat einmal das Märchen von „Klein Zaches" erzählt. Klein Zaches ist ein häßlicher, boshafter Wechselbalg, aber alles, was andere Gutes und Schönes thun, das wird ihm zugeschrieben. In Carlot Reuling's Schwank ist Klein Zaches ein wohlbeleibter und hochgeachteter Rentner mit Embonpoint und steifem Nacken geworden, eine lustige, dabei ganz lebensfähige Karikatur. Dem Mann gelingt alles. Er hat eine reiche Frau geheirathet, der Reichthum wächst. Er thut, als ob er fürs Gemeinwohl wirkte, seine Mitbürger verehren ihn. Er ist eitel, seine Eitelkeit streut den Leuten Sand in die Augen. Und wenn er eine Rede hält, für die der Mann im Schatten einmal Prügel bekommen hat, dann macht er Karriere.

Die Reden macht dem beliebten Redner nämlich sein Privatsekretär, der Mann im Schatten. Das Kompagniegeschäft mit dieser fidelen Schlemihlnatur bewährt sich trefflich, bis eines schönen Tages, d. h. im ersten Akt, der Rentner und frühere Maurermeister seinem stillen Sozius vorwirft, Hand und Mitgift seines Töchterleins zu begehren. Das läßt sich der nicht sagen und geht. Der Rentner, der eine Festrede zu halten hat, sucht ihn auf und bittet und beschwört ihn, und da, im letzten Augenblick, schiebt der im Schatten ihm, dem Königstreuen und Loyalen, eine sozialistische Rede unter. Der Rentner wird sozialdemokratischer Abgeordneter, und während er zum Volk spricht, steht der andere neben ihm im Schatten, streckt und reckt sich vergnügt, und soufflirt ihm seine Rede.

Der Weg zur politischen Satire lag offen. Reuling hat klug daran gethan, ihn nicht zu beschreiten. Er hat sich damit begnügt, mit lustigem Studentenhumor das übermüthige Treiben auf der „Bude" des Litteraten im zweiten Akt, und dann mit etwas konventionellen Mitteln das Stiftungsfest eines Handwerkervereins mit der verhängnißvollen Festrede im dritten Akt zu zeichnen. Und wo ihm die Kraft zur Charakteristik versagte, hat er mit kecken Strichen eine lustige Karikatur hingestellt. Reuling hat sich den übermüthigen und doch auch muthigen Humor junger Jahre in die Kunst hinübergerettet, und so ist sein Mann im Schatten eine heitere, liebenswürdige Schwankdichtung geworden. Ein Schwank, dem eigentlich sogar ein Lustspiel zu Grunde liegt.

Und die kleinen Humorteufelchen sind von der Bühne hinabgeklettert in den Zuschauerraum und haben dem Stück einen vollen und herzlichen Erfolg bereitet, trotzdem die Darstellung ungleichmäßig war. Die beiden Helden freilich, der griesgrämige Glückspilz und der fröhliche Schlemihl wurden von Hermann Müller und Josef Jarno mit ganz verschiedenen Mitteln gleich glücklich gestaltet.

Von diesem erfolgreichen dramatischen Erstlingswerk des jungen Hessendarmstädters auf künftiger Thaten Ruhm zu schließen, scheint mir verfrüht. Die Grenzen seines Könnens machten sich doch mancher Orten allzu fühlbar. Daß er aber den litterarischen Schattenphilistern ein Schnippchen geschlagen und treuherzig bekannt hat: wir sehen lustiges helles Sonnenlicht in der Welt und freuen uns seiner, auch wenn es nicht im Stande ist, uns die Braten gar zu kochen, — das wird ihm selbst am allerwenigsten verloren sein.

Ernst Heilborn.

Neues Theater: „Liebe von heut'“ von Robert Misch.

Im Neuen Theater wird jetzt der Versuch gemacht, auf das Publikum der Volkstheaterstücke eine Anziehungskraft auszuüben. Diesem Geschmack entspricht das Stück „Liebe von heut'“, von Robert Misch. Der Assessor von der politischen Polizei, der die Tochter des streikenden Arbeiters sitzen läßt, obwohl er ihr die Ehe versprochen und die Ehre geraubt hat, die reich gewordene Höferfrau mit der Tochter, die hoch hinaus will, Anklänge an den Musikus Miller und seine Luise, zum Schluß moralische Demüthigung der Missethäter, und im Hintergrunde der brave Mann aus dem Volke, der das verführte und verlassene Mädchen an seine breite Brust ziehen wird — aus diesen nicht ganz neuen Bestandtheilen setzt sich auch das neue Stück wieder zusammen. Die Seelenkunde darin ist äußerst schwach, aber es ist ganz geschickt und bis in die Mitte hinein auch sorgfältig gearbeitet. Jedenfalls ist der Verfasser zu beglückwünschen, daß er von dem öden Moserplunder den Weg zu kräftigen volksthümlichen Effekten gefunden hat. Er ist dadurch nicht litterarischer geworden, aber er erfüllt nun einen Zweck, der gelten kann.

Paul Schlenther.

Fr. Ratzel, Völkerkunde. Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage. 28 Lieferungen oder 2 Bände mit 1200 Abbildungen im Text, 6 Karten und 56 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitten. Leipzig. Wien. Bibliographisches Institut. 1894.

Naturvölker sind kulturarme Völker. Es können Völker von jeder Rasse, von jedem Grade natürlicher Ausstattung entweder noch nicht zur Kultur fortgeschritten oder in der Kultur zurückgegangen sein. Die alten Deutschen und Gallier traten der römischen Kultur verhältnißmäßig nicht minder kulturarm gegenüber, als uns die Kaffern oder Polynesier, und manches, was sich heute zum Kulturvolk der Russen zählt, war zur Zeit Peters des Großen noch ein reines Naturvolk. (S. 17.) Damit verträgt es sich vollkommen, wenn sich bei den einzelnen Rassen sehr erhebliche Unterschiede der Beanlagung konstatiren lassen, aber es wäre ein völlig ungerechtes (übrigens von einsichtigen Forschern, wie z. B. von Peschel gerügtes) Dogma, wenn man den Negern als solchen jede Bildungsfähigkeit absprechen wollte. Man kann gerade mit Ratzel die Einführung der sogenannten niederen Rassen in die Kulturkreise der höheren und die Niederwerfung der Schranken, die dieser Einführung einst entgegengethürmt wurden, als eines der interessantesten völkerpsychologischen Experimente bezeichnen, das eben für die Lösung mancher sehr wichtiger ethnologischer Probleme von äußerster Tragweite werden wird.

Indem wir (sagt Ratzel) von Kulturstufen, von hoher und niederer Kultur, von Halbkultur sprechen und Kultur- und Naturvölker einander gegenüberstellen, legen wir an die verschiedenen Kulturen der Erde einen Maßstab an, den wir von der Kulturhöhe hernehmen, die wir selbst erreicht haben. Unsere Kultur ist uns die Kultur. Nehmen wir an, daß in der That die höchste und reichste Entfaltung dieses ... bei uns zu finden sei, so muß es uns für das Verständniß der ... selbst am wichtigsten erscheinen, die Entfaltung dieser Blüthe bis ... Keime zurück zu verfolgen. Wir werden unseren Zweck, einen ... in das Wesen der Kultur zu gewinnen, nur dann erreichen, wenn ... die treibende Kraft verstehen, welche aus den ersten kleinen ... Alles das entwickelt hat, was man kurzweg Kultur nennt. ... Deshalb hat die Völkerkunde auch die doppelte Aufgabe, sowohl ... geographische als auch die geschichtliche Entwicklung der Menschheit ... die der weltbewegenden Ideale, welche in sehr abweichender Weise ... Prozeß beeinflußt haben, zu verfolgen und in diesem letzten, ... Sinne berührt sie sich mit den Zielen einer umfassenden Kulturgeschichte, welche über alle räumlichen und zeitlichen Schranken hinweg das ... thum der Ideen im Menschengeschlecht unserer Betrachtung erschließt, ... erdbeherrschender Standpunkt (mit dem Verfasser zu sprechen), ... Geschichte der Verbreitung der Kultur durch die ganze Menschheit ... überschauen will. Je weiter der forschende Blick in die Tiefen der ... geschichtlichen und der außergeschichtlichen Völker dringt, um so ... wird er in allen Kulturkreisen und auf allen Kulturstufen ... derselben einzigen Kultur begegnen, die sich vor langer Zeit, ... Bedingungen zur Entwicklung zahlreicher besonderer Kulturcentren ... nicht gegeben waren, von Volk zu Volk über die Erde mittheilte. ... wird sie im engen Zusammenhange erblicken mit der Menschheit ... heute, die all ihr Neues und Großes nur aus jener gemeinsamen Grundlage heraus geschaffen hat, von der sich auch noch manches Stück ... verändert in ihrem Besitz befindet. Die Zeit ist nicht mehr fern, ... man keine Weltgeschichte schreiben wird, ohne die Völker zu berücksichtigen, die man bisher als ungeschichtlich betrachtete, weil sie keine geschriebenen oder in Stein gemeißelten Nachrichten hinterlassen hat. Geschichte ... Handlung. Wie wenig bedeutet daneben das Schreiben oder ... schreiben, wie ganz nebensächlich ist neben der That des Wirkens ... Schaffens das Wort ihrer Beschreibung! Die Völkerkunde will auch ... zu gerechterer Auffassung den Weg zeigen. Dieser Lichtseite ... leider eine ebenso düstere Kehrseite, es ist, um ein kurzes Wort ... brauchen, die Pathologie der Weltgeschichte. Nicht nur der verhängnißvolle Zusammenstoß höherer und niederer Kulturstufen, der, ... bemerkt, für die überlegene europäische Civilisation sehr wenig ... haft ist, der rettungslose (physische wie psychische) Untergang, ... Naturvölker verfallen sind, es gehört auch in dies leidvolle Kapitel ... Selbstzerstörung schwächerer Rassen, sowohl durch verheerende ... und Krankheiten, als auch durch Verwüstung des Menschenlebens ... Kriege, durch Menschenopfer und Kannibalismus; die ... Geringschätzung des Menschenlebens spielt dabei nach allen ... die größte Rolle, wie umgekehrt ein gewisses Wachsthum in der ... kerung eine Gewähr für eine steigende Kultur ist. Für den ... Erdtheil ist es bezeichnend, daß die Küste nur Zersetzungs- und ... lingsprodukte aufweist, während das Werthvollste sich im ... Centrum birgt. Doch wir gerathen unversehens in eine Detail... wir wollen deshalb lieber zum Schluß ganz summarisch den Inhalt ... vortrefflichen, durch reichen Bilderschmuck ausgezeichneten und ... populäre Darstellung auf die weitesten Schichten der gebildeten Gesellschaft berechneten Werkes angeben. Nach den Grundzügen der ... kunde (Aufgabe derselben, Entstehung und Ausbreitung der Kultur, ... Religion, Wissenschaft und Kunst, Staat u. s. w.) wird zunächst ... pacifisch-amerikanische Völkerkreis geschildert (Oceanier, Australier, ... layen und Madagassen, Amerikaner und Hyperboräer, Arktiker ... dann die hellen Stämme Afrikas (Buschmänner, Hottentotten und ... völker). Der zweite Band enthält (resp. wird enthalten) die Neger... (Süd- und Ost-, die Inner- und die Westafrikaner) und als letzten, ... die allgemeine Werthschätzung interessantesten Theil der Kulturvölker ... afrikanischen und asiatischen Kulturvölker, schließlich die Westasiaten — Kaukasusvölker — und Europäer). Wir dürfen wohl die Hoffnung ... sprechen, daß sich diese jetzt in zweiter Auflage erscheinende ... liche Leistung, in der Gründlichkeit und Gediegenheit vereinigt ... lichtvoller Behandlung des Stoffs, als Nationalwerk bei uns ... und einen bleibenden Platz in unserer Litteratur, auch weit ... Grenzen fachgenossischer Theilnehmer hinaus, findet.

T. I.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

. 21. Berlin, den 23. Februar 1895. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten).
onnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim
ge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk.
lich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-
vereins bei Versendung unter Kreuzband 10 Mark jährlich (4 Mark viertel-
jährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge
nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann,
Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Die Zeiten werden politisch bitter ernst, und das Be-
ßtsein dieser Thatsache erfaßt auch jene nationalliberalen
eise, die bisher ein Interesse daran hatten, die Beseiti-
ng des Grafen Caprivi als eine heilsame Wendung aus-
geben. Wie lange ist es her, daß der neueste Umschwung
getreten ist? Ende Oktober wurde Fürst Hohenlohe be-
fen und gegen Ende Februar nach knappen vier Monaten
ginnen die Ereignisse mit einer Deutlichkeit zu sprechen,
e sich auch harthörigen Ohren vernehmbar macht.

In der ersten November-Nummer schrieben wir das
lgende:

„Was wir in einiger Zeit erwarten, ist bei dem jetzigen ministe-
llen Personenbestand eine wachsende Zerfahrenheit der Politik, das
ere Agiren und das noch freiere Intriguiren der verschiedensten poli-
hen Kräfte gegen einander, wiederkehrende Krisen und unruhigeres
hwanken des Staatsschiffes und somit Anlaß zu häufigeren und über-
chenden Interventionen des Kaisers. Wenn die bürgerlichen Parteien
nicht sehr klug, sehr besonnen, sehr energisch und möglichst geschlossen sich bethätigen, dann steht ein stärkeres und stärkeres Hinübergleiten in agrarisches Fahrwasser bevor und als schließlicher Ausgang der von der „Kreuzzeitung" lange ersehnte, für Deutschland verhängnißvolle Staatsrettungsversuch durch den Säbel des Junkerthums."

Diese Entwicklung ist glücklicherweise noch nicht zum verderblichen Abschluß gelangt, aber ein gutes Stück auf der damals angezeigten Bahn sind wir doch in wenigen Monaten schon vorwärts gekommen.

Mit der Verfolgung eines Abgeordneten durch den Staatsanwalt führte sich der neueste Kurs ein. Dieses Vorgehen, das wie ein vorbedachter Schlag gegen den Parlamentarismus erschien, hat dann zunächst keine anderen Folgen gehabt, als daß das Staatsschiff vorübergehend in beunruhigenderes Schwanken gerathen war. Das immer stärkere Hinübergleiten in agrarisches Fahrwasser folgt jetzt. Aber wiederum ist es das Charakteristische, daß die Regierung nicht zielbewußt leitend vorangeht, sondern geschoben wird und ohne eigene Festigkeit in ihrem tastendem Schwanken weder die Begehrlichkeit der einen zu zügeln, noch die Beunruhigung der anderen zu beschwichtigen vermag. Ein neues gefahrvolleres Schwanken des Staatsschiffes tritt damit ein; das ist die Festigkeit des neuesten Kurses.

Fürst Hohenlohe erklärt, daß die Regierung erwägen werde, ob sich etwas im Sinne der Bimetallisten werde thun lassen. Daß mit diesem Zugeständniß eine Beschwichtigung der bimetallistischen Agitation, ein Vertrösten auf die Unparteilichkeit der Regierung und ihren guten Willen beabsichtigt war, kann man annehmen; aber in der Politik kommt es für die Wirkung nicht darauf an, welchen Sinn man in die eigenen Worte hineinlegt, sondern welcher Sinn herausgehört wird. Und die Wirkung der Erklärung des Fürsten Hohenlohe tritt ganz deutlich hervor. Nicht vertrauensvoll bescheidet sich die bimetallistische Agitation; sie schleppt vielmehr demagogisch dieses schwierigste Problem durch die Volksversammlungen und die Presse, um, wie Graf Mirbach andeutete, durch eine eifrige Agitation von der Regierung schließlich völlige Willfährigkeit zu erzwingen.

In einem offiziösen Artikel wehrt sich die „Norddeutsche Allgemeinen Zeitung" dagegen, daß man die Erklärung des Reichskanzlers als eine „Kapitulation" der Regierung und als einen „Triumph der Reaktion" betrachte. Bei einiger politischer Voraussicht hätte man wissen müssen, daß stärker als offiziöse papierene Erklärungen die Macht des unmittelbaren Eindrucks spricht; und die Wirkung dieses unmittelbaren Eindruckes, die heute bereits eine politische Gewalt ist und die ihr starkes Gewicht für die weitere Entwicklung haben wird, ist in der That die, daß man auf der einen Seite mit demselben Recht von einem „Sieg der Reaktion"

spricht, wie auf der andern Seite siegeszuversichtlich, wenn nicht von einer „Kapitulation der Regierung", so doch von einem ersten Schritt zur Kapitulation.

Genau so ausgeschlagen ist in ihrer Wirkung die Audienz, welche der Kaiser dem Präsidium des Bundes der Landwirthe ertheilt hat. Der Kaiser tadelte scharf die „sensationelle Agitation" des Bundes der Landwirthe und sagt dann:

„An dem heutigen Tage jedoch haben Sie, gleich wie Meine Ostpreußen, dieses Vergehen wieder gut gemacht."

Der Tag war nicht zu Ende, und es verdient einer eingehenderen Betrachtung, wie der Bund der Landwirthe sein bisheriges „sensationelles" Vorgehen noch am nämlichen Tage wieder gut zu machen geneigt war.

Am nämlichen Montag hielt der Bund der Landwirthe seine Generalversammlung ab, in welcher der Vorsitzende Herr von Plötz in augenscheinlicher Pointirung gegen die kaiserlichen Aeußerungen, und zwar nach dem Bericht des Organs des Bundes der Landwirthe, der „Deutschen Tages-Zeitung", das Folgende sagte:

„Wir sind dieselben geblieben und werden es bleiben; nicht einen Zoll weichen wir zurück. . . . Nicht ein Titelchen geben wir auf; im Gegentheil, wir haben unsere Forderungen erheblich ausgedehnt."

Und welche Kleinigkeiten verlangt man:

Neue Begünstigungen für die Zucker- und Spiritusindustrie, Durchführung des Antrages Kanitz auf Verstaatlichung des Getreidehandels mit hohen Durchschnittspreisen, Durchführung der Doppelwährung, Ermäßigung der Hypothekenzinsen, Wollzoll und endlich Abwälzung der Lasten, die aus dem Alters- und Invaliditätsgesetz entstehen, damit, wie Herr von Plötz sich ausdrückte: „nicht der Arbeitgeber die ganze Last zu tragen habe." Thut er das?

Diese Vorschläge wurden dann noch ergänzt durch das Verlangen des Abgeordneten von Frege nach „Kampfzöllen und Kündigung der Meistbegünstigungsverträge gegenüber der nordamerikanischen und argentinischen Konkurrenz", und in Bezug auf die abgeschlossenen Handelsverträge bediente sich Freiherr von Wangenheim der Frage:

„Ist es besser, daß das Volk zu Grunde geht, oder daß der Fürst einen Vertrag bricht? Nur ein Thor kann darüber im Zweifel sein."

Zum Humor der Sache gehört es, daß, während wir uns gegen das Ausland absperren sollen, der Abgeordnete Lutz gleichzeitig verlangt:

„Die Wiedereröffnung der Grenzen unserer westlichen Nachbarländer für die Einfuhr des Schlachtviehes (besonders von Schafen), um den zeitweiligen Ueberschüssen, welche der deutsche Konsum nicht aufbrauchen kann, eine Ableitung zu gewähren."

Natürlich wird man dazu bereit sein, beispielsweise in Frankreich, denn schon jetzt erklärt Frankreich bei der Ankündigung einer Begünstigung der deutschen Zuckerindustrie, daß es in diesem Falle seine scharfen Gegenmaßregeln unmittelbar treffen werde. Aber alle diese Forderungen machen ja keinen Anspruch darauf, logisch zu sein oder durchführbar; sie sind nichts als der Ausdruck maßloser, skrupelloser und schließlich auch gedankenloser Begehrlichkeit.

Solche Begehrlichkeit, die sich durch agrarische und Währungsexperimente vermißt, die Masse der Bevölkerung dem Junkerthum tributpflichtig zu machen, die uns in gefahrvolle Schwierigkeiten mit dem Auslande hineinzutreiben, keinen Anstoß nehmen würde, und die die Lasten der sozialen Gesetzgebung von den eigenen Schultern abwälzen will, war mit drei besonderen Ingredienzien angerührt: Mit Judenhaß; man nennt jede entgegenstehende Ansicht verjudet; mit Versicherungen der Vaterlandsliebe; man docirte einfach, das Junkerthum ist das Vaterland; mit Betheuerungen unerschütterlicher Loyalität gegen den Monarchen: man sagte von jener Politik, die unter Leitung des Kaiser Wilhelm II. durchgeführt worden ist:

„Die Spiritusindustrie ist todt. Und die Zuckerindustrie wird ebenfalls bald zu den Leichen zählen (Zustimmung). Geht das so weiter, so muß eine allgemeine Entvölkerung des platten Landes eintreten. Und auf dem jetzt bebauten Boden werden dann Kiefern stehen und Hase sich gute Nacht sagen. Geht es so weiter, so könn[…] trost Deutschland in eine russische und französische Hälfte theilen […] Kriegssoll wird Deutschland ohne einen Kanonenschuß bez[…] (Lebhafter Beifall.)

Das verkündete Freiherr von Wangenheim am […] jenes Tages, an dessen Morgen der Kaiser vor [sens]ationellen Agitationen gewarnt hatte.

Die Audienz des Bundes der Landwirthe vor dem Kaiser, bei welcher die Regierung durch zwei Minister vertreten war, hat also nur eine einzige Wirkung gehabt; sie hat […] den Bund der Landwirthe zu bescheideneren Forderungen herabgestimmt; sie hat auch nicht die demagogische Form […] einflußt, in welchem der Bund der Landwirthe seine Forderungen geltend macht; aber sie erregt nach außen hin vor […] Massen den Anschein, daß jetzt auch der Kaiser mit dem Bunde der Landwirthe geht, und ein neues Anschwellen der agrar[ischen] Demagogie wird somit auch die Folge jener Audienz […] Vorstandes der Bündler beim Kaiser sein, die unter […] antwortung des Ministeriums stattgefunden hat.

Eine solche Wirkung wird nur verstärkt durch […] Mittel, mit denen ein offiziöser Artikel der „Norddeut[schen] Allgemeinen Zeitung" Mäßigung zu predigen sucht; […] heißt:

„Der Bund der Landwirthe übt sein Recht und erfüllt seine […] wenn er auf Uebelstände, unter denen die Landwirthschaft leidet, […] und Mittel und Wege, wie nach seiner Meinung die Nothlage der […] wirthschaft am Besten behoben werden kann, an die Hand gibt. […] Regieren aber, die Berücksichtigung aller Gesichtspunkte, auch der […] hochbedeutsamen anderen Interessen, als der der Landwirthschaft […] stellen, und das Fällen der Entscheidung, das sich u. a. in dem […] von Verträgen vollzieht, ist Sache des von berufenen Dienern des […] Kaisers. Es finden sich in den gestern auf der Generalversammlung […] Bundes gehaltenen Reden Partieen, die das Mißverständniß erm[…] daß man nach dieser Seite Zuständigkeiten, auf die man keinen […] hat und die sich in bester Hand befinden, gleichsam im Sturme […] reißen will. . . . . Es wäre zu wünschen, daß solche Unklarheiten, […] denen den Gegnern neue wuchtige Waffen in die Hand gegeben […] Freunden Verlegenheiten bereitet werden, in Zukunft vermieden […]

„Mißverständnisse" als Bezeichnung dessen, was […] Generalversammlung vor sich gegangen ist! Ein solcher […] druck, der die Schwäche der Regierung im hellsten Licht […] gibt jenen Agrariern Recht, die da mit einem Bilde, […] nach dem Stalle riecht, behaupten: Man reite die Regierung nur mit spanischen Sporen; immer einen Viertelzoll […] den Stachel im Fleisch, dann wird man sie schon dahin kommen, wohin man will. Wenigstens hält man sich […] an diese Methode.

Noch ein Zug aus der Bundesversammlung ist […] zutragen. Herrn Dr. Diederich Hahn war die Aufgabe […] fallen, den Agrariern die Grüße des Fürsten Bismarck […] übermitteln, der dem Bunde zudem seinen Segen zu […] Hauptthaten verkünden ließ, vorausgesetzt, daß man […] Uebermittler der Botschaft glauben darf, der freilich un[…] bar von einem Besuch des Fürsten Bismarck zurück[…] war. Dr. Diederich Hahn, der Herausgeschmissene der [natio]nalliberalen Partei, der Besucher des Fürsten Bismarck […] der Vermittler zwischen dem Bund und dem Fürsten, — […] das ist charakteristisch und wohl eindrucksvoll für die [Natio]nalliberalen.

Nach nicht vier Monaten ist die Wirkung […] neuesten politischen Entwicklung die, daß die führende [natio]nalliberale Presse, so unwillkommen ihr dies ist, sich […] wohl gezwungen sieht, aus der Richtung der Regierungs[…] politik abzulenken. Die „Kölnische Zeitung" predigt […] schärfsten Worten gegen die agrarische Demagogie und […] dem Versuche, Deutschland dem ostelbischen Junkerthum […] werfen zu wollen; die „Nationalzeitung" tritt der neuen […] in der Währungspolitik unbedingt entgegen, und selbst […] „Hannoversche Kurier", der am Wohnort des Herrn […] Bennigsen das Licht der Welt erblickt, schreibt:

„Herr von Ploetz meint: „wir sind nicht mehr verschied[en] […] dem; aber wir sind dieselben geblieben; die Regierungsvertreter […] und anders geworden" . . . . Es ist ja begreiflich, wenn man […] gierungskreisen gegen das Zugeständniß sträubt, daß durch […] „über den Rahmen des Zulässigen hinausgehende" Opposition […] bedeutender Erfolg erzielt worden ist; aber an der Thatsache […]

t rütteln und nicht mäkeln, und ebensowenig wird man verhindern ıen, daß diese Wendung der Dinge und die hier gemachte Erfahrung wesentlichem, wenn auch nicht von heilsamen Einfluß auf die ſtaltung unseres ganzen politischen Lebens werden muß. Es dies allgemeine Bedenken, die mit den Zielen des Bundes der Land- ıbe zunächst nichts zu thun haben. Sie müssen aber noch verstärkt den, wenn dadurch Erwartungen erregt werden, die schließlich doch t erfüllt werden können, wie die Hoffnungen auf den Antrag Kanitz : auf eine Erschütterung unserer Währung."

Und während in eine solche Stellung sich die führenden tionalliberalen Blätter gedrängt sehen, verhilft die national- erale Partei des Reichstags dem Währungsantrag zum ege, und während die nationalliberale Presse jetzt selbst on die reaktionären Gefahren vorauszusehen beginnt, bemüht die Partei um die Durchdringung eines Umsturzgesetzes, ien schwankende, dehnbare Bestimmungen ganz dazu ge- ıffen sind, jede freie Regung in Deutschland zu ersticken, nn erst der Geist der „Kreuzzeitung" die Regierung in h größere Abhängigkeit gebannt haben wird.

Seit dem Anfang der sechziger Jahre hat sich unsere ıere Politik nicht mehr so großen Gefahren gegenüber unden wie jetzt. Die Wahlen in Württemberg sind ein ıgniß der herrschenden Stimmung im Süden, und diese Stim- ıng erhält ihre richtige Auslegung, wenn man eine schmale oschüre liest, die nicht wenig dazu beigetragen hat, den Sieg entschiedenen Liberalismus bei den württembergischen ıhlen zu entscheiden. „Fürstenaussprüche" heißt das Buch, d „dem lieben deutschen Michel" ist es gewidmet.*) In ihm rd die Politik der neuesten Zeit Schritt für Schritt ver- gt und die Schlußfolgerung, die später durch die Wahlen tätigt wurde, lautet:

„Ich glaube dargelegt zu haben, warin in der Hauptsache die hohe ßstimmung und Unzufriedenheit des Volkes ihren Ursprung hat . . . woher es kommt, daß die Freude am Reiche im Schwinden ist, daß Einheitsgedanken und dem Einheitsbewußtsein Gefahren drohen, die t zu halten eine unabweisbare Aufgabe und Pflicht eines jeden deut- n Mannes ist . . . Und wer noch daran zweifeln sollte, daß diese ßstimmung in Süddeutschland einen hohen Grad erreicht hat . . . mit ch großem Widerwillen man in Württemberg, Bayern dem herrsch- ıtigen, reaktionären Berliner Treiben zusieht, der komme nach Süd- ıschland sehe, höre, und es wird ihm wie Schuppen von den Augen en . . . Der Dünkel und protzenhafte Geist, wie er sich nach norddeutscher ıkerschablone in der Reichshauptstadt ausspricht, steht in direktem zensatz zu dem einfachen, schlichten, geraden Charakter und der beschei- en Gesinnung des gesammten süddeutschen Volkes."

Und hegt die norddeutsche Bevölkerung andere Empfin- ngen gegenüber dem Junkerthum?

Soll sowohl das Bürgerthum, wie vor Allem auch das utsche Reich vor den schwersten Gefahren geschützt wer- ı, dann wird sich der Philister die Zipfelmütze von den ren reißen müssen; und lernt nicht heute der Liberalis- ıs sich zusammenzuschließen, um den gemeinsamen Kampf meinsam zu führen, und findet er nicht heute die Unter- ßung der Bevölkerung, bevor wir in die Abenteuer hin- gerathen sind, dann wird erst das politische Unheil uns dieser Klugheit zu erziehen haben.

Freilich gibt es noch immer Leute, in deren Kopf sich deutschen Verhältnisse etwas anders spiegeln; da hat der Verein Berliner Künstler" an den Kaiser ein Schreiben richtet, um für das kaiserliche Interesse an der bildenden ınst zu danken. Ein solcher Schritt an sich ist begreiflich. eser Dank wird nun aber unter anderen in folgenden ngefügten Sätzen abgestattet:

„Die jetzt und früher von Eurer Kaiserlichen und Königlichen ıjestät der darstellenden Kunst gebotenen hohen Aufgaben lassen uns empfunden und dankbar erkennen, wie Eurer Kaiserlichen und König- en Majestät landesväterliche Huld keinen Zweig der Bestrebungen erhöchstdero treuer Unterthanen außer Acht lässet, alle Kräfte zu ge- blicher Thätigkeit aufzurufen für ihr edles Recht achtet und damit in Herzen aller Unterthanen Euer Majestät Gedächtniß fest begründet. . . . rer Kaiserlichen und Königlichen Majestät gestattet sich der Verein rliner Künstler als Vertreter der Berliner Künstlerschaft allerunter- ınigst den Ausdruck unwandelbarer Dankbarkeit für die von Eurer ajestät der bildenden Kunst erwiesenen Gunstbezeugungen ehrfurchts- ll zu Füßen zu legen, und bittet Eure Majestät zugleich, die Ver- ſerung genehmigen zu wollen, daß alle berufenen Künstler mit Einsatz er ganzen Kraft bemüht sein werden, den durch Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät huldvolle Entschließungen gegebenen Anregun- gen nachzukommen, die den hohen Sinn und die glänzende Kunstliebe ihres Urhebers wiederstrahlen."

Man wird zu konstatiren sich geneigtest erlauben dür- fen, daß der Geschmack dieses auserwählten Ergusses eines in den ältesten, bewährtesten und anmuthigsten Formen wohl bewanderten Sprachkünstlers ersten Ranges unmittel- bar an den erlauchten Herrn von Hofmannswaldau erinnert, aber man darf gleichwohl unterthänigst hinzufügen, daß die Berliner Künstlerschaft aus ökonomischer Rücksicht zu be- dauern ist, wenn dero Vertreter mit den ersterbenden Dankes- worten gar allzusehr verschwenderisch umgeht, da es wirkungs- voller sein dürfte, seltener zu ersterben.

Die Griechen, welche ein freies Künstlervolk waren, nannten die Gunstbezeugungen, welche die Perser ihrem Großkönig erwiesen, „Anhündeln", und die Perser waren keine Künstler, sondern Barbaren. Wer ihrem Sittenkodex Geschmack abgewinnt, wird sich nicht wundern dürfen, auch einmal auf großköniglich persische Manier vom Throne herab behandelt zu werden. Daß die Gesammtheit der Berliner Künstler mit solcher ihnen zugewiesenen Stellung einver- standen ist, bezweifeln wir durchaus.

Erzherzog Albrecht von Oesterreich ist gestorben; er galt für einen trefflichen und tapferen Offizier, dessen Verlust in dem uns verbündeten Nachbarlande schmerzlich empfun- den wird.

* * *

*) Stuttgart, Robert Lutz, 1895.

Agrarische Prätorianer.

Die Rolle, die im alten kaiserlichen Rom die Präto- rianer spielten, möchte im kaiserlichen Deutschland der Bund der Landwirthe spielen. Herr von Ploetz als praefectus praetorio hat in diesen Tagen über die agrarischen Präto- rianer wieder Heerschau abgehalten und nicht unterlassen, die Ergebenheit seines Heerbanns dem Kaiser gegenüber stark zu unterstreichen. Man gerirt sich als die monarchische Kerntruppe — wie es auch die römischen Prätorianer thaten. Man überschlägt sich vor Loyalität, — wie ein antiker Prätorianer. Aber man deutet auch an, daß diese Loyalität ihre Grenze findet — an dem Interesse der Prä- torianer. Die Regierung des Kaisers, sie sei gelobt und gepriesen — wenn sie thut, was die Prätorianer wollen. Aber wehe ihr, wenn sie kein Verständniß für die Interessen der agrarischen Prätorianer zeigt. Die Regierung handelt dann direkt gegen das Interesse der Krone; denn sie setzt diese der Gefahr aus, die Unterstützung der Prätorianer ein- zubüßen. Eben deshalb muß „im monarchischen Interesse" jede Regierung gestürzt werden, die sich mit dem Bunde der Landwirthe in Widerspruch setzt. Vestigia terrent! Man nehme sich eine Lehre an dem Schicksal des Kanzlers Caprivi und merke hübsch auf, wenn der Bund der Landwirthe Wünsche äußert.

Der Bund zählt zwar noch nicht 200 000 Mitglieder und die sind zum großen Theil unter nicht gerade sanftem Zwange gepreßt worden. Aber auch die römischen Prätorianer waren nicht sehr zahlreich und haben doch das Reich oft genug un- umschränkt regiert. Es kommt nur darauf an, den nöthigen Terrorismus auszuüben. Und darin haben es die Herren allmählich bis zur Virtuosität gebracht. Es gehört zum esprit de corps, recht laut zu schreien und über die Noth der Landwirthschaft zu klagen. Ein Grundbesitzer, der sich untersteht, zufrieden zu sein, wird als blackleg geächtet, wie ein Streikbrecher und schlechter Kerl. So wird der allgemeine Nothstand konstatirt. Mit diesem Nothstand, den „jeder anerkennt", geht man dann der Regierung zu Leibe. Helft uns oder ihr seid Feinde der Landwirthschaft! so schreit man den Ministern entgegen, auch denen, die gestern noch

in den konservativen Reihen saßen, die aber zögern, das Unmögliche zu versprechen. Die Regierung wagt schüchtern anzudeuten, daß sie nicht einfach als Exekutivbehörde des Bundes der Landwirthe fungiren könne. Gleich heißt es: hic niger est! Die Regierung muß purifizirt werden. Jener Kanzler, dieser Staatssekretär, die ganze alte Schule der Geheimräthe, sie haben kein Verständniß für die Noth der Landwirthschaft. Fort mit ihnen! Neue Männer, weg mit den alten Bedenken! Wir sind zu Allem zu haben: für Kriegsschiffe, Umsturzgesetze und die Tabakfabrikatsteuer, vorausgesetzt, daß man unsere kleinen Wünsche erfüllt. Und die sind ja bescheiden. Man braucht nur die Goldwährung abzuschaffen, den Antrag Kanitz anzunehmen, die Zuckerprämien zu verdreifachen, die Branntweinsteuer auf eine neue Prämienbasis zu stellen. Wie viel mag das kosten? Sagen wir eine halbe Milliarde jährlich neben dem in seinen Folgen unabschätzbaren Währungswirrwarr! Was will das aber heißen, wenn man sich dagegen das Wohlwollen und die Loyalität der agrarischen Prätorianer sichern kann. Darf man sich wundern, wenn die Reichsregierung und die preußische Regierung solchen Lockungen gegenüber schwach werden? Allerdings so recht herzhaft stimmt man noch nicht in den Ruf: Der Staat, das ist der Bund der Landwirthe! ein. Man hat sich noch immer nicht ganz von jener alterthümlichen Anschauung frei machen können, daß es etwas wie allgemeine Interessen gebe, deren natürlicher Anwalt eigennützigen Sonderinteressen gegenüber die Regierung sei, aber man zeigt wenigstens so viel diplomatische Elastizität und staatsmännische Anpassungsfähigkeit, daß die Prätorianer einstweilen keinen Anlaß finden, enttäuscht zu sein. Nur eine gewisse Ungeduld zeigt sich dennoch bereits in ihren Reihen. Thaten wollen sie sehen, nicht länger bloß Worte hören. Und da hat man denn im Schooße der Regierung geglaubt, das Billigste sei noch, eine internationale Münzkonferenz zu versprechen. Das dauert lange und braucht zu nichts zu führen. Inzwischen entgeht man vielleicht dem Antrag Kanitz. Welch eine Verkennung des Wesens der Prätorianer!

„Du machst nur hungriger, je mehr Du gibst!"

Jede derartige Konzession bestärkt den Bund der Landwirthe in dem Glauben, daß es eine Schändlichkeit sei, den nothleidenden Agrariern die Ersparnisse des Volks vorzuenthalten. Sie beanspruchen die Steuern des Volks für sich, wie die römischen Prätorianer ihren Sold verlangten: als ein wohl erworbenes Recht; wohl erworben durch den Nothstand, den sie doch deutlich genug proklamirt haben. Wir verkaufen unsere Produkte unter den Herstellungskosten; folglich müßt Ihr Anderen zuschießen! Ein Hundsfott, wer heute noch fragt, ob es wahr ist! Ein Feind der Landwirthschaft, wer bestreitet, daß die nothleidenden Agrarier einen gerechten Anspruch auf anderer Leute Taschen haben!

Und das deutsche Bürgerthum? Wehrt es sich seiner Haut? Zeigt es Entschlossenheit, auch nur den unverschämtesten Anforderungen der Prätorianer nachdrücklich entgegenzutreten? Die Quiriten der römischen Kaiserzeit können nicht geduldiger dem Moment entgegen geharrt haben, wo ihnen das Fell über die Ohren gezogen wurde, als das verehrliche deutsche „Bürgerthum in Stadt und Land". Dasselbe hat ja allerdings wichtigeres zu thun. Es muß Jubiläen feiern, sich zum Karneval rüsten, Orden und Titel hübsch in Ordnung halten, Skat spielen und Kegel schieben. Die Paar liberalen Männer, die naiv genug sind, sich noch mit Politik zu beschäftigen, mögen sehen, wie sie fertig werden. Schließlich wird es ja auch wohl so schlimm nicht werden!

Kann man sich wundern, daß die preußischen Junker ein solches Bürgerthum mit hochmüthiger Verachtung behandeln?

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

X.

Nun hat dieses Jahr auch seine Währungsdebatte ge-
habt, aber sie ist anders verlaufen, als in früheren Jahren.
Um vollständig zu begreifen, wie die Dinge heute liegen,
muß man sich einmal in die Erinnerung zurückrufen, wie
sie früher gelegen haben.

Am 10. und 11. Februar 1886 fand im Reichstage eine große Währungsdebatte statt, die sich schon einige Tage früher im Abgeordnetenhause angesponnen hatte. Im Abgeordnetenhause hatte Herr Dr. Arendt befürwortet, Deutschland möge einen internationalen Münzvertrag auf der Grundlage abschließen, wie sie Herr Cernuschi damals gezeichnet hatte. Der Finanzminister von Scholz gab darauf eine Antwort, die an Deutlichkeit schlechthin gar nichts zu wünschen übrig ließ; er sagte, daß er glauben würde, sich eines Landesverraths schuldig zu machen, wenn er eine Vertragsschließung auf solcher Grundlage empfähle.

Darüber ergrimmte Herr von Kardorff im Reichstage an einem Tage, wo Herr von Scholz zufällig nicht im Hause war, richtete er gegen denselben die heftigsten Angriffe. Er las eine Reihe von Stellen aus Reden und Schriften des Herrn Bamberger vor und stellte denselben Stellen aus Reden des Herrn von Scholz gegenüber und suchte auf diese Weise den Nachweis zu führen, daß Herr von Scholz ohne eigenes Urtheil zur Sache sei und gedankenlos die Aeußerungen des Herrn Bamberger nachplappere. Das war am 10. Februar; am folgenden Tage erschien Herr von Scholz im Hause, um den ihm aufgedrungenen Kampf aufzunehmen. Er hob hervor, daß er sich schwer von wichtigen Geschäften losgerissen habe, aber die Angelegenheit sei zu wichtig, als daß er auf die Angriffe des Herrn von Kardorff schweigen könne.

Er schilderte nun, in welcher Weise Herr von Kardorff bestrebt sei, den Kampf auf das persönliche Gebiet hinüberzuspielen. Er erzählte dem staunenden Hause, daß Herr von Kardorff vor einiger Zeit an den Fürsten Bismarck einen Brief gerichtet habe, in welchem es hieß, „die Camphausen und Delbrück seien zwar gegangen, aber der Geist Bambergers sei noch immer im Reichsschatzamte mächtig." Der Satz konnte sich nur auf Herrn von Scholz beziehen, denn dieser war zur Zeit, als der Brief geschrieben wurde, Reichsschatzsekretär, während er inzwischen das preußische Finanzportefeuille übernommen hatte. Herr von Scholz fügte hinzu, Fürst Bismarck stehe zu thurmhoch, als daß er dieser Art von persönlichen Angriffen irgend ein Gewicht beilegen könne.

Herr von Kardorff behauptete zunächst, er habe einen solchen Brief nicht geschrieben; als Herr von Scholz jene Behauptung mit Entschiedenheit wiederholte, brauchte er die vorsichtige Wendung, er erinnere sich nicht, einen solchen Brief geschrieben zu haben. Nun ergriff Herr von Scholz noch einmal das Wort und erklärte, der Brief sei vorhanden und ihm selber von dem Fürsten Bismarck zur geschäftlichen Behandlung überwiesen worden. Jedermann erkannte, daß der Brief in einem Aktenstück enthalten war, welches vor Herrn von Scholz lag, und daß er denselben verlesen würde, wenn Existenz und Inhalt desselben weiter bestritten werden sollte. Herr von Kardorff ließ es auf dieses experimentum crucis nicht ankommen und schwieg.

Nun ging Herr von Scholz auf die Sache selbst ein und erklärt, der Ausdruck, daß in dem Abschlusse eines internationalen Münzvertrages ein Landesverrath enthalten sein würde, sei allerdings stark, aber trotzdem müsse er ihn wiederholen. Der Tag endigte mit einer schweren Niederlage des Herrn von Kardorff.

Ich habe Herrn von Scholz, so lange er im Amte war, häufig hart bekämpft und ich muß gestehen, daß ich heute Reue darüber empfinde, seinen Werth nicht lebhafter anerkannt zu haben, denn ein Vergleich zwischen dem 11. Februar 1886 und dem 16. Februar 1895 ergibt, daß Staatsmänner seiner Art heute nicht mehr im Amte sind. Herr von Scholz gehörte zu den unbedingtesten Anhängern

s Fürsten Bismarck und hat dies dadurch bekräftigt, daß sein Amt niederlegte, als Fürst Bismarck gehen mußte. : wußte sehr wohl, daß Fürst Bismarck nicht zu den erzeugten Anhängern der Goldwährung gehörte, aber er elt sich für verpflichtet, in dieser wichtigen Frage seine erlegene Sachkenntniß auch dem Fürsten Bismarck gegen- er zum schärfsten Ausdruck zu bringen und einer Er- ütterung des Währungssystems nicht durch Schweigen orschub zu leisten.

Und nun vergleiche man mit diesem Hergang die Er- gnisse, die sich am 15. und 16. Februar d. J. abgespielt ben. Die persönlichen Angriffe fehlten auch diesmal ht. Allerdings brauchten sie weder gegen den preußischen nanzminister noch gegen den Reichsschatzsekretär gerichtet werden. Aber man konnte sich das Opfer in einer deren Sphäre aussuchen. Die Geheimenräthe sind noch ht so willig gemacht, wie die leitenden Staatsmänner, d so ließ sich denn Herr von Kardorff dazu hinreißen, Behauptung vorzubringen, daß die Geheimenräthe wäh- d der Debatte spöttische Gesichter gezogen hätten. Wider- gen läßt sich eine solche Behauptung nicht, aber beweisen zt sie sich auch nicht. Das Gesicht, welches irgend ein heimrath während einer Debatte, in die er selbst nicht ngegriffen hat, gemacht hat, wird außer dem Herrn von rdorff Niemand beobachtet haben und kein Momentphoto- aph hat es festgehalten. Läge aber auch eine solche omentphotographie vor, so gibt es heute keinen Lavater hr, der aus den Gesichtszügen eines Mannes seine Ge- nken zu deuten vermag. Bisher ist es Sitte gewesen, daß Minister, dessen Mitarbeiter in dieser Weise angegriffen rden, sich ihrer in warmer Weise angenommen hat; der af Posadowsky hat sich dieser Pflicht nicht gerade ent- gen, aber er hat sie in so lauer Weise erfüllt, daß die metallisten sich der Hoffnung hingeben dürfen, ihre fort- setzte Minirarbeit werde von Erfolg begleitet sein und das zernat in Währungssachen einem der Ihrigen, dessen Sach- nntniß keine Schwierigkeiten verursacht, anvertraut werden.

So viel über das formelle Verhalten der Regierung; n über ihre materiellen Erklärungen einige Worte. Fürst hentlohe hat eine Erklärung verlesen, von der er ver- erte, sie sei sehr sorgfältig vorbereitet worden. Sie war rz und hätte, ohne daß der Gedankeninhalt darunter litt, ch kürzer sein können. Die Regierung will erwägen, ob ch etwas erwogen werden kann. Wenn eine solche Er- rung abgegeben worden wäre zur Beantwortung der age, ob künstlicher Honig von natürlichem durch den larisationsapparat oder durch chemische Reagentien unter- ieden werden kann, so wäre eine solche Erklärung als hgemäß zu begrüßen, denn es handelte sich dann um e Frage, die in der That neu ist, und über welche emand verpflichtet sein kann, schon eine selbstbe- ündete Ueberzeugung zu haben. Daß aber über die Wäh- ngsfrage, über welche nunmehr seit fünfzehn Jahren die tigsten Kämpfe geführt werden, die Regierung sich keinen amm von festen Ansichten gebildet hat, darf um so mehr erraschen, als an die Stelle des Grafen Caprivi, dem man ne angebliche Unentschlossenheit so oft vorgeworfen hat, n ein Staatsmann getreten ist, von dem versichert wird, er rde eine zielbewußte Politik verfolgen. Graf Posadowsky, r dem neuesten Kurse mit derselben Hingebung und der- ben Befähigung dient, mit welcher er dem neuen gedient t, fügte hinzu, daß die Bestrebungen auf Aenderung seres Münzgesetzes eine solche Stärke erlangt hätten, daß dermann sich wundern würde, wenn die Regierung gar n Entgegenkommen an den Tag legen wolle. Ganz recht; an muß den Kindern etwas zu Gefallen thun, damit sie h ruhig verhalten.

Auch über die Stellung der Parteien ist noch einiges sagen. Windthorst ist ohne Zweifel ein sehr kluger Mann wesen und hat die Befähigung gehabt, sich auch in solche emata einzuarbeiten, die ihm von Hause aus fern lagen. Beziehung auf die Währungsfrage hat er seine Klug- it dadurch bewährt, daß er die Gefahren, mit denen sie rknüpft ist, und seine Unzulänglichkeit, eine Lösung zu finden, klar einsah und seine Partei von jedem unbedachten Schritte zurückhielt. Herr Lieber ist in die Frage mit sehr leichten Füßen hineingetänzelt. Die Nationalliberalen hatten sich bisher gehütet, die bimetallistischen Bestrebungen irgendwie zu unterstützen. Jetzt haben sie, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, unter denen vor allen Herr Siegle (Stuttgart) aber nicht Herr von Bennigsen zu nennen ist, den Antrag der Herren Graf Mirbach und von Kardorff mit unterschrieben. Einerseits fehlt ihnen diesmal die Kraft der Herren Büsing und Oechelhäuser und andererseits ist nicht zu verkennen, daß Herr Miquel seinen Einfluß geltend gemacht hat, um auch hier seine Vorliebe für die Agrarier zu bekunden.

Seit dem 16. Februar muß das Münzgesetz vom Jahre 1873 für erschüttert gelten. Die vereinigten Kräfte aller Parteien werden zwar nicht ausreichen, etwas Brauch- bares an seine Stelle zu setzen; allein sie können ausreichen, um das Bestehende zu zerstören und damit einen Zustand gefährlicher Unsicherheit hervorzurufen.

Gegenüber diesem folgenschweren Vorgange lohnt es sich kaum, auf die übrigen Ereignisse der Woche einzugehen. Die Bestrebungen, den Mecklenburgern zu einer konstitu- tionellen Verfassung zu verhelfen, sind gescheitert, weil die Konservativen Mecklenburg für ein Musterland erklärten und das Centrum Kompetenzbedenken geltend machte. Der mecklenburgische Bundesrathsbevollmächtigte Herr von Oertzen trat mit so unkonstitutioneller Derbheit auf, daß der Prä- sident sich veranlaßt sah, ihm eine sehr empfindliche Rüge zu ertheilen; er hat so an seiner Stelle Material beigebracht sowohl für die Nothwendigkeit, die Disziplinargewalt des Präsidenten zu verschärfen, als für die Umsturzvorlage.

Die Tabaksteuervorlage ist zur ersten Lesung gelangt. Sie hat nur Aussicht, angenommen zu werden, wenn min- destens die Hälfte des Centrums „ihr Herz entdeckt“. Nie- mand weiß bis jetzt, ob das der Fall sein wird, das Centrum selbst am wenigsten.

Im Abgeordnetenhause wurde das neue Stempelgesetz des Herrn Miquel unter die Lupe genommen und es stellte sich dabei heraus, daß es an Genialität alle seine früheren Leistungen übertrifft.

Proteus.

Die württembergische Landtagswahl.

Die Landtagswahl vom Februar 1895 hat die demo- kratischen Erwartungen erfüllt und übertroffen. Die Stich- wahlen folgten demselben Zuge wie die Hauptwahl und verschärften die Niederlage der bisherigen Kartell- und Mehr- heitsparteien. Die Ziffern sprechen eine beredte Sprache. Mit 30 Stimmen war die nationalliberale „deutsche Partei“ und mit 18 die freikonservative „Landespartei“ in den Hafen des vorigen Landtags eingesegelt: aus den Wogen des Wahlkampfes rettete jene nur 9, diese nur 5 Fahrzeuge, von denen mehr als eines Havarie erlitten hat. Nur 14 Wahlbezirke unter 70 sind dem Kurs der alten Landtags- politik treu geblieben. Der Vortheil dieses politischen Um- schwungs kam zumeist der demokratischen Volkspartei zu Gute, die von den 9 Mandaten, welche ihr die bald nach dem Septennatskampf stattfindende Wahl 1888/89 zugeführt hatte, mit einem Schlag auf 31 Sitze gestiegen und zur stärksten und einheitlichsten Fraktion des Landtags geworden ist. Daneben hat das junge Centrum, welches mit einer beinahe kulturkampfsüchtigen Heißblütigkeit ins Zeug ge- gangen ist, 18 Mandate erhalten und damit im wesentlichen diejenige Zahl erreicht, die sich künftig nicht vermehren, sondern höchstens vermindern kann. Die Konservativen haben, mit Hilfe der deutschen Partei, 1 Kandidaten und auch diesen nur durch Stichwahl in den Landtag gebracht, der den konfessionellen Dialog mit dem Centrum so lebhaft und erfolgreich führen wird, wie jener Rabbi, der den Mönch zu bekehren suchte. Hundert Prozent stärker als die „ein- stimmige“ Fraktion der Konservativen wird die Sozial-

demokratie vertreten sein, welche in der Stichwahl 2 Vertreter erhielt, von denen der eine sich in der Stuttgarter Gemeindevertretung als besonnen und reformfreundlich erwiesen hat; 4 Parteilose, von denen der eine nach rechts, die drei anderen eher nach links graviliren, schließen den Reigen der 70 Nichtprivilegirten. Die Ziffern ergeben, daß die Volkspartei mit den beiden Abgeordneten der Arbeiterpartei aus der Wahl so stark hervorgegangen ist, wie Landespartei, deutsche Partei, Konservative und Centrum zusammengenommen. Diese Ziffern werden von den 23 Privilegirten — von denen einer sich prinzipiell weigert, seinen Sitz in der zweiten Kammer einzunehmen, während von den anderen 2 auf die Seite des Centrums und 20 auf die Seite der Regierung fallen, — bei den Abstimmungen verschoben; aber politisch und moralisch ist in jenem Verhältniß der demokratische Erfolg klar und ziffermäßig ausgedrückt.

Uebrigens liegen auch für die Abstimmungen über die Hauptreformen die Ziffern trotz der Privilegirten unerwartet günstig. Denn für die Verfassungsrevision, welche auf die Beseitigung der Privilegirten abzielt und welche eine Zweidrittelmehrheit erfordert, haben sich in ihren Programmen 65 Abgeordnete verpflichtet und der Regierung ist damit die Einrede oder die Ausrede des Mangels der Zweidrittelmajorität von den Wählern erfolgreich entwunden; für die übrigen Hauptreformen sollte es nach den Programmerklärungen der Abgeordneten nicht allzu schwer sein, die der Volkspartei zur absoluten Mehrheit auch über die Privilegirten fehlenden Stimmen zu erhalten. Jedenfalls stößt eine Reformfeindlichkeit der Regierung auf eine sehr starke und entschiedene Minderheit und eine Regierung, die entschlossen wäre, eine volksthümliche und gut liberale Politik zu machen, besitzt im neuen Landtag eine dauerhafte Mehrheit. Ob das Ministerium Mittnacht geneigt und geeignet ist, eine solche Politik zu machen, darüber gehen die Meinungen weit aus einander. Die konstitutionelle Konsequenz der außerordentlichen Mißerfolge seiner Anhänger wird das Ministerium nicht ziehen und wäre es nur, um zu beweisen, daß auch Württemberg nur unter die scheinkonstitutionellen Staaten zu rechnen ist. Das wird vermuthlich noch eine Zeitlang gehen und der konfessionelle Eindruck des Centrums in das Gebiet der politischen Parteien wird auch bei uns der Taktik des Laviren einigen Vorschub leisten. Aber auf die Dauer wird man sich den Konsequenzen der politischen Situation nicht entziehen können und die Mittel dilatorischer Taktik und unkonstitutioneller Regierungsweisheit werden in einem Lande, in welchem die Mehrzahl der Bürger hinter die politischen Kulissen schaut, keine soliden Erfolge erzielen. Mit kleinen und halben Maßregeln wird man das getrübte Vertrauensverhältniß zwischen Regierung und Bevölkerung nicht herstellen können, das hat für alle politischen Kreise jener gescheiterte Versuch einer Stückreform der Verfassung bewiesen, über welche ich im letzten Mai in diesen Blättern berichtet habe. In jenen Ausführungen war der Regierung nachgesagt oder vorausgesagt, „daß dank ihrer Politik der Halbheiten die Parteien, auf welche sie dieselbe gestützt habe, morsch und verbraucht zerfallen werden", und es war sichere Hoffnung ausgesprochen, daß die Verfassungsdebatte „bei den nächsten Wahlen ein Echo wecken werde, das einer Verurtheilung der inneren Politik zum Verwechseln ähnlich sehen werde". Das Echo war so laut, daß es Niemand überhören konnte.

Im Uebrigen würde man dem Ministerium Mittnacht Unrecht thun, wenn man die Lage ausschließlich auf sein Schuldkonto setzen würde; der Löwenantheil fällt auf das Departement des Innern, das unter Minister Schmidt eine Reihe erschütternder Fehler begangen hat; den Ministerpräsidenten trifft hierbei nur eine culpa in eligendo et custodiendo. Aber auch das Justizdepartement hat durch eine Anzahl verkehrter Akte zu der Gesammtstimmung beigetragen und die Haltung des Kultusministeriums in Vertretung der Volksschulreformen war auch nicht besonders vertrauenerweckend. Das Kriegsministerium endlich ist durch die Mitwirkung an jener Militärkonventions... belastet, welche das Ministerium selbst für staatsrechtlich ... bindlich erklären mußte. Nimmt man dazu den real... Geist, der wie die weiße Frau in Berlin umgeht, — so ... im Wesentlichen die Ingredienzien, welche die würt... gische Wählerschaft beeinflußt haben. Es ist dies ... verstehen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die ö... liche Meinung hier kompakter und weniger zer... als anderswo, sie bildet eine solide Macht und sie ... bloß mit einem Tropfen demokratischen Oeles gesalbt ...

Ueber die Mittel der Arbeit und die Organi... durch welche die demokratische Partei einen festen ... es nach dieser Landtagswahl und den beiden letzten Rei... tagswahlen scheint, dauernden Einfluß auf die Bevölk... gewonnen hat, ist vielleicht später das eine oder andere ... berichten. Für heute möge nur noch auf einige Erschei... des ziemlich heißen Wahlkampfs hingewiesen werden. ... rechtsstehenden Gegner der Volkspartei hängten sich ... großen Anzahl von Bezirken an den Rettungsgürt... agrarischen Phrase. Sie sind Mann für Mann i... Tiefe versunken. Am schärfsten spitzte sich der Kampf ... den Bezirken Hall und Heidenheim. Hier stand der Oek... Bantleon, der Feind des russischen Handelsvertrags, ... Hähnle, den Anhänger der Vertragspolitik: Hähnle ... mit 4400 gegen 2200 Stimmen. In Oehringen richte... der Sturm gegen den Bauern Hartmann, der es ... genommen hatte, im Reichstag als Landwirth den ru... Handelsvertrag zu vertheidigen: Hartmann schlug ... Gegner mit nahezu 1000 Stimmen. Auch sonst deck... ein Dutzend mehr oder weniger verschämter Agrar... Wahlstatt. Die Volkspartei hat den Rechenschaftsb... über ihre Handelsvertragspolitik dem Lande abgeleg... glänzend Decharge erhalten.

Der Antisemitismus wagte es nirgends, den würt... bergischen Wählern eine Kandidatur zu bieten. Der „... nach Links" manifestirte sich in einer Reihe von Er... nungen. In dem Bezirk Waiblingen stimmten ... Stichwahl die Konservativen entgegen ihrer Wahlparole ... den Demokraten und nicht für den Deutschparteiler. ... Aalen verhalfen die Deutschparteiler dem Sozialdemok... gegen den Centrumsmann zu einer glänzenden Min... die nur um 13 Stimmen hinter dem Sieger zurück... und in den großen Städten folgte die freisinnige Bür... schaft mit unerwarteter Einmüthigkeit der Meinung ... Führer, daß zwei Sozialdemokraten im Landtag für ... politische Situation heilsamer seien als eine Abschwä... der deutschparteilichen Niederlage.

Morgen beginnt der neue Landtag. Man wir... warten müssen, wie weit die Regierung der neuen Stim... des Landes Rechnung trägt. Jedenfalls ist zu hoffen ... die Präsidentenwahl und eine Adreßdebatte dieser Stim... klaren Ausdruck verschaffen werden.*)

Stuttgart, 19. Februar 1895.

Konrad Haußmann.

Belgien und der Kongostaat.

Am 12. Februar unterbreitete unsere Regierung ... Parlament einen Gesetzentwurf, auf Grund dessen Bel... den unabhängigen Kongostaat, dessen Souverain Leopo... ist, annektiren soll. Für unser Land ist das ein Akt ... höchster Bedeutung und für die anderen Nationen ... damit eine kolonialpolitische Episode von hohem Interesse ... vorläufigen Abschluß, wenn, woran nicht zu zweifeln, die ... unserer Regierung zum Gesetz wird. An dieser Stelle ... nicht in der einen oder anderen Richtung Partei ... werden; ich will nur versuchen, einen Ueberblick über ... gesammten Verhältnisse des Kongostaates zu geben ... zwar so genau und unparteiisch, wie nur möglich.

*) Zum Präsidenten ist inzwischen der Abgeordnete Payer ... worden; auch dieser Akt charakterisirt in erfreulicher Weise ... Situation im Hause.

I.

Die Geschichte des Kongostaates zählt noch nicht Jahre: von 1876 bis 1895; aber es sind inhaltsvolle re, wie man sehen wird. Läßt man den prinzipiellen it vollständig aus dem Spiel, so muß man doch zu- n, daß das von Leopold II. in Afrika unternommene k mit einer bewundernswerthen Thatkraft verfolgt den ist, vor Allem, wenn man die zu überwindenden wierigkeiten in Rechnung stellt. Kein Kolonialstaat, der dem Kongounternehmen in Vergleich gestellt werden , hat in seinen ersten zwanzig Jahren jenen Grad von wicklung erreicht, den die Schöpfung des Königs von zien schon heute aufweist.

Auf den 12. September 1876 fällt der Geburtstag des gostaates, wenigstens thatsächlich, wenn auch nicht von htswegen. An diesem Tage versammelte sich zu Brüssel r dem Vorsitz des Königs Leopold eine geographische ferenz, die sich aus politischen und wissenschaftlichen abilitäten verschiedener Länder zusammensetzte. Der Vor- ıde machte den Vorschlag,

„die Mittel zu studiren, die angewendet werden sollten, um das Banner der Civilisation endgültig auf dem Boden Centralafrikas aufzupflanzen".

Aus dieser Konferenz ging die Association inter- ionale pour l'exploration et la civilisation de l'Afrique trale hervor, welcher der König von Belgien präsidirte, welche Sektionen der verschiedenen Nationalitäten um- e.

Diese Vereinigung steckte sich zwei Ziele. Die Er- hung jener Gebiete, die im Osten und Westen durch Ozean, im Süden durch den Zambese, im Norden den Sudan und Aegypten begrenzt sind; und anderer- die Errichtung wissenschaftlicher und humanitärer tionen zu dem Zwecke, den Forschungsreisenden und der ölkerung der Umgegend von Nutzen zu sein.

Wie sollte dieses Programm zuerst in Angriff genom- werden? Welche Operationsbasis sollte man wählen? König von Belgien bezeichnete zwei Ausgangspunkte: zibar und die Kongomündung. Im Jahre 1877 sprach die Association für Zanzibar aus und schickte dorthin Expedition mit dem Auftrag, eine Station am Ufer des ganykasees zu gründen. So geschah es. Am 12 August 1878 det der Lieutenant Cambier den ersten Posten zu Karema Tanganykasee. Die Association besaß ihn bis zu ihrer lösung. Seit 1885 gehört er den Pères algériens. hrend dieser sieben Jahre hat das Werk der Association n Nutzen gehabt; es unterstützte die Reisenden und suchte Völker der Umgegend intellektuell und moralisch zu heben; wenn Leute dieses Unternehmen untergeordneter erscheint, so erklärt sich das nur im Hinblick auf Bedeutung, welche die von Westen ausgehenden Expe- nen schließlich hatten, und die am Ende zur unmittel- n Gründung des Kongostaates führten.

Am 16. August 1877 erreichte Stanley, nachdem er ka durchquert und dem bis dahin den Europäern unbe- nten Lauf des Kongo von Nyangwé gefolgt war, die ndung des großen Flusses bei Banana. Das war eine euchtung, als Stanley die Einzelheiten seiner Reise be- nt gab, als er den Bericht von Gegenden gab, die nie Weißer betreten hatte, und als er erzählte von jenem eheuren Flußsystem, das dem Kongo zuströmt. Der iende nannte damals diese Wasserläufe „die große Han- straße Centralafrikas", und er sagte damals in einem phetischen Brief an die „Times", „diese mächtige Wasser- se wird mit der Zeit zu einer politischen Frage werden".

Leopold II. faßte sogleich den Plan von Westen her Werk der internationalen Assoziation fortzusetzen, das st von Osten her in Angriff genommen worden war. begründete im Jahre 1878 ein Komitee zum Studium oberen Kongo, das Stanley mit einer neuen Forschungs- beauftragte. Allein das Ziel des Komitees war schon mehr das nämliche wie das der Assoziation. Es be- absichtigte nicht nur allein zu forschen und zu civilisiren, sondern auch Handel zu treiben.

Von 1879 bis 1885 dehnt sich die Periode der ersten großen Expeditionen aus, die den Kongo und seine Zuflüsse erforschten, an günstigen Orten Stationen errichteten, mit den heimischen Fürsten Verträge abschlossen und mit der afrikanischen Bevölkerung Handelsbeziehungen anknüpften. Hier seien nur kurz erwähnt Stanley's Expedition bis zu den Stanleyfällen 1879—1883, die der Offiziere Hanssens und Coquilhat auf dem Kuilu Niadi und dem oberen Kongo 1882—1889, des Hauptmann Wißmann, des Kapitän de Macar und des Dr. Wolf auf dem Cassai und dem Sankuru 1884—1887 u. s. w.

Während in Afrika die Durchforschung des Kongo- beckens vor sich ging, vollzog sich in Europa die Gründung des unabhängigen Kongostaates. Diese Gründung war die direkte Folge des Zusammentretens des Komitees für das Studium des oberen Kongo. Uebrigens war dieses End- ziel seit 1879 von König Leopold bezeichnet worden. Die Instruktionen, die damals Stanley gegeben wurden, er- wähnen die Gründung eines mächtigen Föderativstaates von Negern, dessen Chef vom König der Belgier ernannt, in Europa residiren sollte. Im Jahre 1882 machte dann das Studien-Komitee der Association internationale du Congo Platz. Allein um zur Errichtung eines unabhängigen Staates zu gelangen, war es nöthig mit jenen europäischen Mächten in Verhandlung zu treten, die im Gebiete des Kongostaates Niederlassungen hatten; die Association mußte ihr Okkupations- und Schutzrecht in jenen Gegenden, die sie erforschte, feststellen. Zu einer langen und schwierigen diplo- matischen Kampagne wurde dies durchgesetzt. Im Laufe des Jahres 1884 erkannten zuerst die Vereinigten Staaten (am 22. April), dann Frankreich am 24. April und Deutsch- land am 8. November die Association als souveräne Macht an unter der Voraussetzung, daß der Handel auf dem Ge- biete der Association für alle Nationen frei sei. Am 26. Juni desselben Jahres setzte es die Assoziation mit Unterstützung Frankreichs und Deutschlands durch, daß ein englisch-portu- giesischer Vertrag am 26. Februar gekündigt wurde, der für den zu bildenden abhängigen Staat verhängnißvoll ge- worden wäre, weil er Portugal die Besitzergreifung der beiden Ufer des unteren Kongo zugestand, und so der Asso- ciation jeden Zugang zum Meere absperrte.

Die Entscheidung nahte mit der Berliner internatio- nalen Konferenz unter Vorsitz des Fürsten Bismarck, welche die Aufgabe hatte, die afrikanischen Verhältnisse zu regeln. Auf dieser Konferenz schlossen die belgischen Vertreter, der Baron Lambermont, der Comte Van der Straeten-Ponthoz und der technische Beirath Banning weitere Verträge nach dem Vorbilde jener, die mit den Vereinigten Staaten, Frank- reich und Deutschland bestanden. Bis zum 23. Februar 1885 war der Kongostaat anerkannt worden von England, Italien, Oesterreich, Holland, Spanien, Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark, der Türkei und Belgien.

Am 26. Februar bestätigten die auf der Berliner Konferenz vertretenen Mächte die einzelnen Uebereinkommen dadurch, daß jene Akte der Generalakte angehängt wurden. So hatten sich jene Keime, die seit 1876 vom König der Belgier ausgestreut worden waren, nun entwickelt zum un- abhängigen Kongostaat, dessen Gründung damit juristisch an- erkannt war.

Der Vertrag von 1885, der in der Geschichte der Diplo- matie und des internationalen Rechtes eine neue Aera be- zeichnet, bestimmt im Wesentlichen die Neutralität des ins Leben getretenen unabhängigen Kongostaates; er proklamirt die vollständige Freiheit der Schiffahrt und des Handels im gesammten Kongobecken; er weist dem gegründeten Staat die Aufgabe zu, mit allen Mitteln für die Abschaffung des Sklavenhandels zu wirken, und er bestimmt, daß territoriale Grenzstreitigkeiten mit den Nachbarstaaten auf dem Wege friedlicher Verständigung oder des Schiedsspruches beigelegt werden sollten.

Es erübrigte noch, dem neuen Staat ein Oberhaupt zu geben. Am 16. April 1885 beauftragte Leopold II. seine

Minister gemäß dem von den europäischen Vertretern allgemein ausgedrückten Wunsche bei dem belgischen Parlament die Genehmigung dazu einzuholen, daß der König von Belgien gleichzeitig Souverän des unabhängigen Kongostaates werde. Der König schrieb an seine Minister:

„Zwischen Belgien und dem neuen Staat wird nur eine Personalunion bestehen. Diese Personalunion wird für das Land vortheilhaft sein, ohne ihm in irgend einem Falle Lasten aufzuerlegen."

Das war das erste Mal, daß die belgischen Kammern sich mit der Kongofrage zu beschäftigen hatten. Sie willfahrteten dem Wunsche des Königs, die Kammer mit 124 Stimmen, gegen ein Nein und eine Stimmenthaltung; der Senat mit 68 Stimmen gegen ein Nein. Am 1. August benachrichtigte der König die Mächte davon, daß er formell die afrikanische Souveränetät übernommen habe; damals waren kaum 9 Jahre vergangen, seit die internationale geographische Konferenz in Brüssel zusammengetreten war.

Allein die Grenzen des Kongostaates waren noch nicht endgiltig festgelegt. Die geographischen Voraussetzungen, die jenen Verträgen zu Grunde lagen, waren sehr schwankend und bald gelangte man zu wichtigen Entdeckungen, die die ursprünglichen Grenzen abändern sollten. Sie haben den Umfang des Staates, der eine Ausdehnung von 2252780 Quadratkilometern hat, nicht wesentlich verändert, aber sie zwangen doch zu häufig dornenvollen Auseinandersetzungen zwischen Portugal, Frankreich und dem Kongostaat und sie zwangen den letzteren, wichtige Territorien zu opfern. Mit Portugal konnte man durch gegenseitige Konzessionen zu einem Ausgleich zu gelangen. Anders mit Frankreich. Am 29. April 1887 mußte der Kongostaat das ganze Gebiet westlich vom Ubangi bis zum 17. Längengrade abtreten, ein Gebiet, das der Vertrag von 1884/85 dem Kongostaat zugewiesen hatte.

Im Jahre 1894 — das ist die Geschichte von gestern — mußte der Kongostaat Frankreich neue Konzessionen machen. Er verzichtete auf die Vortheile, die England ihm eben erst durch pachtweise Ueberlassung der immensen Region der Bahr-el-Ghazal, zwischen dem Nil- und dem Kongobecken, eingeräumt hatte. Er mußte sich statt dessen mit einer weit weniger vortheilhaften Grenzregulirung in der Gegend des Ubangi begnügen.

Während so die Grenzen seines afrikanischen Reiches — nicht ohne Opfer — festgestellt wurden, vergaßen Leopold II. und seine Mitarbeiter nicht den ursprünglichen Zweck der europäischen Civilisationsarbeit in Afrika: Die Unterdrückung der Sklaverei und des Negerhandels. Artikel 6 der Berliner Akte des Jahres 1885 hatte das Prinzip dieser Emanzipationsarbeit festgestellt; aber noch fehlte es an den praktischen Mitteln, um das Prinzip zur Ausführung zu bringen.

In Verfolg der Antisklaverei-Kampagne des Kardinals Lavigerie, welcher als Sprachrohr Leo's XIII. auftrat, schlug der König den Mächten vor, in Brüssel zu einer internationalen Konferenz zusammenzutreten, welche alle nothwendigen Maßnahmen für die Abschaffung des Negerhandels und der Sklaverei treffen sollte. Die Brüsseler Konferenz tagte länger als 6 Monate unter dem Vorsitz des Barons Lambermont. Sie hielt jede territoriale und politische Frage aus ihrem Programm fern, um sich ausschließlich jenem humanitären Werke widmen zu können.

Am 2. Juli 1890 kam die Generalakte zustande, in der die wirksamsten Mittel zur Bekämpfung der Sklaverei und des Negerhandels niedergelegt waren. Es liegt außerhalb unserer Aufgabe, im Einzelnen den Inhalt dieses bemerkenswerthen Dokuments wiederzugeben, dessen 100 Artikel einen feiner Art bewunderungswürdigen internationalen und humanitären Koder bilden.

Jene Konferenz schuf zugleich eine neue finanzielle Situation für den Kongostaat. Unter den Ländern, welchen die Konferenz die Sorge übertrug, die Dispositionen der Akte zur Ausführung zu bringen, figurirte an erster Stelle der unabhängige Staat, welcher das ganze Centralafrika beherrschte, demgegenüber machte der König dara… merksam, daß er den Kampf gegen die Sklaverei … geringen Mitteln, die zu seiner Verfügung stande… wirksam unternehmen könnte.

Die Berliner Konferenz des Jahres 1885 hatt… lich den Kongostaat nur autorisirt, Ausfuhrzölle zu … Die Delegirten des Kongostaates auf der Konfer… 1890 verlangten deshalb die Modifikation dieser … Ihre Vorstellungen fanden Gehör, und die Mächte … mehr oder weniger Bereitwilligkeit die Generalakte … zirten, bewilligten dem Kongostaat einstimmig das … in Zukunft auch Eingangszölle in der Höhe von … zent von dem Werthe der eingeführten Waaren zu e…

Auf diese Weise konsolidirte der Kongostaat fin… zielles Regiment, das bis dahin nur sehr prekär … war. Seit der Zeit konnte er seine Organisation … ausbilden und gleichzeitig energisch gegen die Sklaver… vorgehen. Länger als 30 Jahre hindurch hatten … von Arabern die Nachbargegenden des Tanganikase… wüstet, indem sie die kräftige Bevölkerung in die … schleppten, Elfenbein raubten und die geplünderten … schaften verbrannten. Es war um so nothwendiger … diesen Feind zu Felde zu ziehen, als sich derselbe … walt den Fortschritten der Weißen widersetzte. Im … 1892 war eine belgische Handelsexpedition bei … am oberen Kongo massakrirt worden. Das gab den … zu dem bemerkenswerthen siegreichen Feldzuge des … 1893. Während im Nordosten der Kommandant van … koven, einer der energischsten Forscher Afrikas, die … zurückwarf, die sich an dem oberen Lauf des Uelle fes… halten, operirten andere Offiziere: Dahnis, Chaltin, … Fivé, am Lomami und oberen Kongo und vertrieben … einer Reihe geschickt ausgeführter Manöver die Araber … ihren wichtigsten Positionen. Gegenwärtig sind die … jäger, die früher geradezu die Herren weiter Terri… waren, beinahe völlig aus der Domäne des Kongo… vertrieben. Von der Geschichte wird dieser Staat das … dienst in Anspruch nehmen können, durch seine … Offensive gegen die Araber rasch und energisch das … gramm der Brüsseler Konferenz zur Ausführung ge… zu haben.

Dies ist in großen Zügen die Geschichte des Kon… staates von seinen bescheidenen Anfängen bis heute … bleiben jetzt noch die immer enger gewordenen Bezieh… zu schildern, welche seit einigen Jahren den Kongo… Belgien verknüpften und zuletzt zur Umformung des … hängigen Kongostaates in eine abhängige belgische K… führen mußten.

Vier Jahre nach dem Beschlusse des belgischen … ments, in welchem dem Könige Leopold II. die Gene… gung ertheilt war, mit seiner europäischen Krone die … ränität des Kongostaates zu verbinden, wurde … Kammern ein Gesetzentwurf vorgelegt, der die Regi… ermächtigte, sich mit 10 Millionen Franks an der … von Aktien zum Zweck des Baues einer Eisenbahn … Matadi nach Leopoldsville zu betheiligen. Der … entwurf wurde am 29. Juli 1889 angenommen … waren die finanziellen Interessen Belgiens direkt mit … Kongowerke verknüpft.

Einige Tage später, am 2. August, setzte Leopold … ein Testament auf, dessen Inhalt jedoch erst im Jahre … bekannt wurde. In diesem Dokumente vermachte er Bel… alle seine Souveränitätsrechte an dem afrikanischen … sowie auch alle Güter und Vortheile, die mit dieser … ränität verknüpft waren. Ein Jahr verstrich. Die … wicklung des Kongostaates litt weiter an dem Mangel … genügenden Hilfsmitteln; trotz der beträchtlichen Summ… — 40 Millionen, so sagt man —, die durch seinen Sou… Leopold II. dem Staate nach und nach zur Verfügung … stellt waren, blieb die finanzielle Lage eine schwierige … galt also, neue Existenzmittel zu beschaffen.

Während der Kongostaat nun von der Antisklav… konferenz des Jahres 1890 die Erlaubniß erlangte, Eing…

e zu erheben, ersuchte er Belgien zugleich um ein Dar-
n von 25 Millionen. Die belgische Regierung theilte
ch den damaligen Ministerpräsidenten Beernaert dem
stamente den Inhalt des erwähnten königlichen Testa-
ntes mit und erhielt von den Kammern die geforderte
mme; 5 Millionen wurden sofort ausgeschüttet, die
igen 20 Millionen sollten in 10 Jahresraten von je
Millionen Franks bezahlt werden. Zur Unterstützung des
ojektes hatte der Minister einen Brief des Königs ver-
n, der folgende wichtige Sätze enthielt:

„Bis zum Tage meines Todes werde ich fortfahren,
er afrikanisches Werk zu leiten und zu stützen. Sollte
aber dem Lande oder gefallen, engere Bande mit
nen Besitzungen am Kongo zu knüpfen, so würde ich
t zögern, dieselben zu seiner Verfügung zu stellen. Ich
de glücklich sein, bereits zu meinen Lebzeiten Belgien in
vollen Genuß jener Besitzungen zu setzen."

Gleichzeitig wurde eine Konvention zwischen Belgien
dem Kongostaate abgeschlossen, in der stipulirt war,
; Belgien nach Verlauf jener 10 Jahre, also im Jahre 1900,
Wahl haben solle zwischen der Rückforderung der ge-
jenen 25 Millionen und der Uebernahme des Kongo-
ates als Kolonie. Auch das wurde vom Parlamente ab-
tirt. Nur eine einzige Stimme erhob sich gegen das
ojekt in der Kammer, und drei Senatoren enthielten sich
Abstimmung.

Ein neuer und entscheidender Schritt war damit auf
n Wege der Annexion vollzogen, der Weg schien indessen
h durch ein konstitutionelles Hinderniß verlegt.

Der Artikel 1 der belgischen Konstitution, wie sie im
hre 1831 erlassen war, spricht von der Theilung Belgiens
9 Provinzen; er sah die Annexion einer Kolonie nicht
r. Um jede Zweideutigkeit aus der Welt zu schaffen,
derte die Regierung deshalb die Modifikation des Artikels 1
rch einen Zusatz, der folgendermaßen lautete: „Die Kolo-
n, die überseeischen Besitzungen oder Protektorate, welche
lgien erwerben sollte, werden durch spezielle Gesetze regirt.
ropäische Truppen, die für die Vertheidigung dieser Terri-
ien bestimmt werden, können nur durch Anwerbungen
eiwilliger rekrutirt werden." Damit war die Möglichkeit
r zum Ausdrucke gebracht, daß Belgien eine Kolonie be-
en könne. Trotz der Opposition einiger Abgeordneten der
ßersten Linken votirte die Kammer diese neue Redaktion
r Verfassung mit 115 Stimmen gegen 6 und 1 Stimm-
thaltung am 13. Juli 1893, und der Senat folgte ihrem
eispiel am 2. August mit 67 Stimmen gegen 4 und 1 Stimm-
thaltung.

Nun war der Weg völlig frei. Nach der Konvention
n 1890 hätte Belgien bis zum Jahre 1900 warten können,
vor es sich entschloß, ob es den Kongostaat übernehmen
olle. Aber die Ereignisse überstürzten sich. Die finanzielle
ge des Kongostaates verbesserte sich nicht, trotz der belgi-
en Subsidien; im Gegentheil, sie verschlimmerte sich in
olge der Ausgaben, die der Krieg gegen die Araber und
e Ausdehnung der Verwaltung hervorriefen. Eine rasche
ösung erschien deshalb nöthig.

Unter dem 9. Januar 1895 wurde deshalb eine neue
onvention zwischen Belgien und dem Kongostaat abge-
hlossen, in der Leopold II, als Souverän des afrikanischen
eiches, seine Besitzungen am Kongo an Belgien als Kolonie
btrat. Am 5. Februar unterzeichnete Belgien eine weitere
onvention mit Frankreich. 1884 hatte die Gesellschaft des
ongo Frankreich das Vorkaufsrecht eingeräumt für den
all, daß sie einmal gezwungen werden sollte, ihre Be-
tzungen zu veräußern; 1887 hatte Frankreich dem Kongo-
aate erklärt, daß es von diesem Rechte keinen Gebrauch
achen werde, falls der unabhängige Kongostaat seine
erritorien an Belgien abtreten sollte. Die jüngst abge-
hlossene Konvention hat den Vertrag von 1887 bestätigt.
rankreich widersetzt sich der Uebertragung der Besitzungen
m Kongo auf Belgien nicht; als Gegenleistung verpflichtet
ich Belgien, niemals umsonst seine neue Kolonie ganz
der theilweise an irgend Jemand abzutreten, und erkennt
Frankreich ein Vorzugsrecht zu für den Fall, daß es theil-
weise oder ganz seine kongolesischen Besitzungen gegen Ent-
gelt einmal abtreten will. Am 12. Februar endlich hat
die belgische Regierung auf dem Büreau der Repräsentanten-
kammer den Gesetzentwurf deponirt, der die Konvention vom
9. Januar ratifizirt.

Seit 1876 haben Klarblickende diesen schließlichen Aus-
gang vorausgesagt; das Geschenk, welches Belgien jetzt offi-
ziell gemacht ist, gehörte ihm in Wirklichkeit schon lange.
Welchen Werth hat dieses Geschenk? Mit anderen Worten:
Welches ist die politische und ökonomische Lage des Kongo-
staates? Wir wollen versuchen, das in einem zweiten Artikel
klarzulegen.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Brüssel. Léon Leclère.

Sollen die Wissenschaften umkehren?

Aus Paris, der einstigen Hauptstadt der Intelligenz,
wo im vorigen Jahrhundert Diderot, Voltaire und Condorcet
die Fahne der religiösen Aufklärung erhoben und noch vor
wenigen Jahren Ernest Renan und H. Taine als ihre wür-
digen Erben wirkten, erscholl vor Kurzem der salbungsvolle
Ruf zur Bekehrung. Im ersten Januarheft der „Revue
des deux Mondes" sprach deren gegenwärtiger Leiter, der
Litterarhistoriker Ferdinand Brunetière das Wort vom „Ban-
kerott der Wissenschaft" aus; nicht aus sich selbst heraus,
wie er sagte, sondern er sprach es nur nach. Es muß also
schon ein Weilchen in Paris im Umlauf sein. Vielleicht war
dem empfänglichen Schriftsteller das nicht übel geformte
Schlagwort auch aus jenem anderen Anlaß in den Sinn
gekommen, der überhaupt seine Veröffentlichung hervorrief,
betitelt: „Nach einem Besuch im Vatikan". Am 27. Novem-
ber vorigen Jahres hatte er die hohe Ehre, von Papst Leo XIII.
in Privataudienz empfangen zu werden und hocherbaut, aber
auch in schweren Zweifeln an dem bisherigen geistigen Be-
sitz, kehrte Herr Brunetière von dem römischen Damaskusgang
zurück. Mit würdigem Ernst und in der Sprache eines
Mannes von reicher, wenn auch nicht gleichmäßig tiefer
Bildung, klagt er die Wissenschaft an, daß sie in den wesent-
lichsten Fragen, nämlich denen nach dem Ursprung des
Menschen, den Gesetzen seines Handelns und seinem künfti-
gen Schicksal, die Erwartungen der Menschheit getäuscht
habe und darum predigt er die Rückkehr zur Religion und,
bezwungen von der Weisheit und Milde des weltklugen
Greises auf dem Stuhle Petri, geradezu die Einkehr zum
Katholizismus.

Brunetière erklärt, nicht Leos eigene Worte, sondern
Betrachtungen, zu denen sie ihn anregten, wiederzugeben;
aber, da inzwischen auch ein anderer Franzose, der soziali-
stische Abgeordnete Vigne d'Arton, Vertreter des Departe-
ments l'Herault, den Papst über jenes Gespräch ausgeholt
und darüber einen Bericht veröffentlicht hat, für den wenig-
stens die innere Wahrscheinlichkeit spricht, so hat man einen
gewissen Anhalt sowohl für das, was der Papst gesagt haben
kann, als auch für das, was man in Brunetière's Aus-
führungen als den Niederschlag der heutigen Anschauungen in
gewissen gebildeten Kreisen Frankreichs ansehen darf. Herrn
Vigne gegenüber soll der Papst erklärt haben: „Brunetière
hat, wie man mir berichtet, vortreffliche Folgerungen aus
einigen meiner Worte gezogen. Das Wort vom Bankerott
der Wissenschaft glaube ich nicht so ausgesprochen zu haben.
Ich habe sagen wollen, daß die Anstrengungen der Gelehrten,
die Schöpfung der Welt naturwissenschaftlich zu erklären,
das, was sie die Genesis der Welt und des Lebens nennen,
vergeblich geblieben sind, daß man sich vergeblich abgemüht
hat und mühen wird (wir folgen hier der Uebersetzung in
einem Pariser Berichte des Berliner Tageblattes vom 8. Fe-
bruar Abends) durch Ueberlegung und Berechnung das

Problem unseres Ursprungs und Geschicks zu lösen, daß die Wissenschaft nicht die Religion im Leben der Menschen und im Leben der Völker ersetzen kann. Was ich ferner habe sagen wollen, ist, daß der Abgrund, den Einige zwischen der Religion und der Wissenschaft gegraben haben, nicht existirt, daß die Wissenschaft mit der Religion gehen kann und muß und daß die Entdeckungen und Fortschritte der Einen nur die Glorifikation der Anderen sein können. „Enarrant Dei gloriam coeli et terrae'". Während der letzte Satz durchaus der hergebrachten Pastoraltheologie entspricht, können die ersten Sätze vollkommen als die Gedanken eines gebildeten und nachdenklichen Priesters, der in sich keinen Konflikt zwischen Glauben und Wissen bestehen lassen möchte, angesehen werden. Ist auch ihre Echtheit noch nicht sichergestellt, so könnte Papst Leo XIII. doch so gesprochen haben, diese Gedanken gereichen einem Papste nicht zur Unehre und erscheinen uns bündiger und offenherziger als die in Frömmelei auslaufende Skepsis Brunetière's.

Seine Anklage richtet sich ebenso gegen die historischen wie gegen die Naturwissenschaften. Die technischen Errungenschaften der letzteren, die reichen thatsächlichen Ermittelungen der ersteren erkennt er an; aber, was sei das Alles werth? Weder was wir sind, noch woher wir kommen und wohin wir gehen, hatte die Biologie ergründet. Darwinismus und Haeckelismus haben uns darin nicht viel weiter gebracht. Hat uns nicht Renan in seiner begeisterten Abhandlung über die Zukunft der Wissenschaft versprochen, daß sie allein dem Menschen das Mittel geben werde, sein Schicksal zu verbessern, und hat er nicht das Programm aufgestellt, „die Menschheit wissenschaftlich zu organisiren?" Das sind, ruft Brunetière, die Versprechungen, von denen man sagt, daß die Wissenschaft bankerott gemacht habe. Die Sprachwissenschaft hat, wie er darlegt, trotz vergleichender Sprachforschung und der Entzifferung der Hieroglyphen den Ursprung der Sprache nicht ergründet, die Geschichtswissenschaft hat „das Gesetz der Geschichte" nicht aufzufinden vermocht und der Religionswissenschaft ist es trotz der neueren Kenntniß alter Religionen, trotz Indologie und moderner Bibelkritik weder gelungen, den Beweis des gemeinsamen Ursprungs des Buddhismus und des Christenthums zu erbringen, noch das Ansehen der Bibel zu erschüttern! Vor Allem aber — und das soll offenbar die wesentlichste Anklage sein — hätten uns die Wissenschaften noch keine befriedigende Grundlegung der Sittengesetze geben können und, wenn irgend etwas, so müsse dies uns bestimmen, zur Religion als Fundament der Moral zurückzukehren. Der Pferdefuß schaut noch am ehesten aus der letzten Forderung heraus; denn Herr Brunetière erblickt nicht nur in der Religion überhaupt die wahre Grundlage der Moral, sondern im Katholizismus, weil hier nicht bloß Religion, sondern eine Autorität vorhanden sei, welche über die Gewissen von 200 Millionen Menschen gebiete. Dies ist allerdings ein Grund, der mit Wissenschaft wenig zu thun hat, sondern es ist die nackte Moral der Staatsraison, und man könnte diesen Punkt, ungeachtet der Wichtigkeit, die ihm der neueste Gegner der Wissenschaft beilegt, vollständig zur Seite lassen, wenn ihm nicht eine Bedeutung für sich selbst zukäme. Ernster sind die übrigen Anwürfe gegen die Wissenschaft zu behandeln.

Aber es kann hier nicht darauf ankommen, auf beschränktem Raume einen Streit auszutragen, der mindestens so alt ist, wie die Anklage, die 399 v. Chr. dem Sokrates den Tod brachte: „daß er die Götter, welche der Staat annimmt, nicht gelten läßt, sondern neue dämonische Wesen einführt und daß er Unrecht thut, indem er die Jugend verdirbt", den Streit zwischen Glauben und Forschen. Für uns handelt es sich bloß darum, die Form zu beleuchten, in welcher die Streitfrage heute aufgeworfen wird und die Geistesströmung zu kennzeichnen, aus welcher sie heute hervorgeht. Stellen wir uns einen Augenblick ganz auf Brunetière's Standpunkt; übersehen wir, daß die Naturwissenschaften seit einem halben Jahrhundert die Oberfläche der civilisirten Erde gänzlich umgestaltet, die Daseinsbedingungen ihrer Bevölkerung, trotz alles dessen, was der Sozialismus über das Elend der arbeitenden Klasse vorb... früher ungeahntem Grade verbessern, so kön... zugeben, daß weder die Naturwissenschaften, noch die Ge... wissenschaften die Antwort auf die Fragen des Herrn Br... tière gegeben haben. Ja, ihr Defizit ist noch viel gr... und dies gilt gerade von der gefeierten Naturwissensch...

Diese hat nicht nur den Ursprung des Menschen ... nicht ergründet, sondern auch nicht das Entstehen der e... Empfindung und des ersten Lebewesens. Was die Me... betrifft, die sich in diesem Jahrhundert der größten F... schritte rühmen darf, so vermag sie, obschon es ihr gelu... ist, die frühesten krankhaften Veränderungen der Zellen ... menschlichen Körpers wahrzunehmen, doch nur ein... wenigen die Ursache anzugeben, noch auch vermag ... Krankheiten, deren ganzen Verlauf sicher erkannt zu ... ein Triumph der heutigen Diagnostik ist, zu sagen, ... die Krankheiten gerade diesen vorgeschriebenen Ve... nehmen. Wohin wir gehen, unser Schicksal nach dem ... freilich wissen wir viel genauer, als Herr Brunetière ge... lassen will. Hier erübrigt nur, ihm zu Hamlet's Be... tung über Yorick's Schädel und den erfahrungsmäß... Auskünften des Todtengräbers den entsprechenden Komm... tar durch die moderne Verwesungschemie zu geben, ... dem er erfahren wird, daß unter Mithilfe der verschiedener niedrigen Organismen die verwickelten organischen Ver... bindungen, woraus der lebende Körper bestand, nach dem ... hören von Herzschlag und Athmung in immer einfach... Verbindungen und schließlich in die Elemente zerfal... Hier fehlt bei den neuesten, wie bei den alten Gegnern ... Wissenschaft nicht die Auskunft, sondern bloß die Gew... heit oder der Muth, sie von der Wissenschaft entgeg... zunehmen und es tritt an die Stelle der Kritik die ... nach Geschmack und Stimmung. Zugegeben, die Darwin'... Lehre, aus einer jahrzehntelangen, sorgfältigen Ordnung ... Prüfung der Thatsachen geschöpft, ist nichts als eine Annah... eine neue Form, Thatsachenreihen anders als bisher zu ... trachten. Tausende sind aber von der Annahme, daß ... vollkommeneren Lebewesen erst in ungeheuren Zeiträum... aus minder vollkommenen durch Erhaltung der nützl... Organe und der kräftigeren Arten entstanden, mehr ... friedigt, als von der Schöpfungsgeschichte der Bibel ... Brunetière erkennt in der ersteren keine Antwort au... Frage woher wir stammen, an, aber die Darstellung ... Bibel ist ihm eine erschöpfende Auskunft. Doch er ... Ernste nicht behaupten, eine wirkliche Lösung gegeben ... haben; die Frage dürfte in der gleichen Form, wie ... sie aufwarf, bestehen bleiben:

Der Mensch, wo ist er her?
Zu schlecht für einen Gott, zu gut fürs Ungefähr

Die Bedenken endlich, welche Brunetière gegen ... vergleichende Religionswissenschaft erhebt, sind so ... daß es schwer hält, sie ernst zu nehmen. Soll jene ... ihre Thätigkeit einstellen oder ihren Werth verlieren, ... vereinzelte Hypothesen, von denen ihr Kern nicht ... wird, unbestätigt bleiben? Soll die Geschichtsfor... aufhören, weil sich nicht im Handumdrehen „das" Ge... der Geschichte finden läßt? Sollte nicht vielmehr ein ... von Bildung auf den Gedanken kommen, daß, wenn er ... gewisse Fragen keine Antwort erhält, die Schuld an ... falschen Fragestellung liege oder daran, daß er sich über ... Wesen der Wissenschaften, die er anklagt, im Ir... befinde?

II.

Brunetière's Vorwurf gegen die Geschichte richte... hauptsächlich gegen Taine und dessen Versuch, die ge... tichen Wissenschaften an die Naturwissenschaft „anzul... Aber Taine's Methode, die Geschichte induktiv zu beha... sein Bestreben, erst aus einer Häufung und genauen ... ungeheurer Thatsachenreihen Schlüsse zu ziehen, denen ... die Gewißheit von Naturgesetzen zukommen sollte, ... ihrem Kern richtig, wenn auch die geschichtlichen Tha...

) ihre Mannigfaltigkeit ihrer Natur nach immer nur äsſe von annähernder Sicherheit zulassen werden. Selbst Bevölkerung eines Negerdorfs, ja die einzelnen Be- ier einer Thiergemeinde haben ihr Individuelles und en sich nicht als ebenso gleichförmige Masse betrachten ı, wie die Theilchen einer bestimmten Flüssigkeitsmenge; mit dieser Einschränkung behält auch für die Geschichte nduktive Methode neben der vergleichend kritischen ihren h und gesetzmäßige Zusammenhänge sind mit ihr sicher eher zu erkennen, als ohne sie. Die Volkswirthschaft, ihrem Inhalt wie der Methode nach eine Art Verbin- sglied zwischen der geschichtlichen und naturwissen- tlichen Erforschung der Gesellschaft bildet, ist der beste eis für den Werth der induktiven Methode in einer esswissenschaft.

Die Klagen des französischen Kritikers sind indeß nicht ich, sondern als kulturgeschichtliche Thatsache von Be- ung. Im Leben des Einzelnen und der Völker sowohl in der Geschichte der Wissenschaft wechseln Perioden haltloser Zuversicht auf die Leistungen des menschlichen tes mit solchen des Kleinmuths und dunklem Tasten phantastischen Zusammenhängen. Eine der ältesten oden der ersteren Art fand ihren Ausdruck in dem ihmten Worte des Archimedes: *Δός μοι ποῦ στῶ.* mir einen Ort, wo ich stehen kann und ich hebe die e aus den Angeln! Brauchen wir an die Aufeinanderfolge totelischer Klarheit und des Neuplatonismus, des mysti- n Dante'schen Weltbildes und des Kopernikanischen tems, des Rationalismus und Kritizismus des vorigen rhunderts, der durch die Hegel'sche Abstraktion, die elling'sche Naturphilosophie und die Romantik abgelöst rde, zu erinnern? Den Gegensatz zu dieser bildete die auf gefolgte Zeit der exakten Naturwissenschaft und der lteroberung durch die Thaten eines Gauß und Wilhelm ber, Faraday und Gay-Lussac, Helmholtz, v. Siemens) Du Bois-Reymond. Den Uebergang zu ihnen hatten r Männer vollzogen, die entweder noch zum Theil in alten Anschauungen befangen waren, wie Johannes üller und Liebig oder die sich bereits davon zu befreien onnen hatten, wie Alexander von Humboldt. Und heute ehen wir, wie sich der ausgezeichnete französische Chemiker rthelot in einer Abhandlung „Die Wissenschaft und die oral" (Revue de Paris, 1. Februar 1895), der Antwort die Angriffe Brunetières, ausdrückt, wiederum einen fensiven Rückschlag des Mystizismus gegen die Wissen- aft". Er beanspruche, „ihr durch rednerische Argumente ederum die Herrschaft der Welt zu entreißen, die er ver- , nachdem er sie so lange durch Eisen und Feuer be- uptete."

Diese Thatsache beschäftigt auch die bewährten Führer deutschen Forschung. Schon vor zwei Jahren erhob dolf Virchow in seiner Rektoratsrede die Warnung vor n Mystizismus in der Wissenschaft und im Grunde hat nil Du Bois-Reymond in der „Leibnizsitzung" der rliner Akademie vom 28. Juni v. J. mit seiner Rede leber Neo-Vitalismus" (Deutsche Rundschau, Dezember 1894) s Gleiche gethan.

Ganz besonders muß diese Rede, als die ernsteste ahnung, welche eines der wenigen noch lebenden Häupter r großen physikalischen Schule der Physiologie gegen die neuerung der Lehre von der Lebenskraft durch im Uebri- n sehr verdiente und gründliche Forscher erhebt, beachtet d beherzigt werden. Gerade weil die wechselnde Geltung, elche die Annahme einer besonderen Lebenskraft zur Er- ärung der Lebenserscheinungen genossen hat, einen Grad- esser für die Herrschaft besonnenen Forschens in der ueren Geschichte der Geister bildet, ist ein näheres Ein- hen auf diese bedeutsame Kundgebung des berühmten hysiologen und ältesten Schülers von Johannes Müller boten. Es ist ein merkwürdiges Zeichen für die periodische Wiederkehr gewisser Ideen, daß die Lehre oder wie immer och die Mehrheit der naturwissenschaftlich Denkenden sie nennt, die Irrlehre von der Lebenskraft eben jetzt ein hundertjähriges Jubiläum feiert.

Im Jahrgang 1795 von Schiller's Horen veröffentlichte Alexander von Humboldt die später in seine „Ansichten der Natur" aufgenommene Allegorie, „Die Lebenskraft oder der rhodische Genius", in der er dem sterbenden Philosophen Epicharmus jene Lehre als die prophetische Deutung des räthselhaften Gemäldes vom rhodischen Genius in den Mund legte.

„In der todten, anorganischen Materie," so ließ er den Seher sagen, „ist träge Ruhe, so lange die Bande der Verwandtschaft nicht gelöst werden, so lange ein dritter Stoff nicht eindringt, um sich den vorigen beizugesellen. Aber auch auf diese Störung folgt dann wieder unfruchtbare Ruhe. Anders ist die Mischung derselben Stoffe im Thier- und Pflanzenkörper. Hier tritt die Lebenskraft gebieterisch in ihre Rechte ein; sie kümmert sich nicht um die demokratische Freundschaft und Feindschaft der Atome; sie vereinigt Stoffe, die in der unbelebten Natur sich ewig fliehen, und trennt, was in dieser sich unaufhaltsam sucht. Tretet näher um mich her, meine Schüler, und erkennet den rhodischen Genius, in dem Ausdruck seiner jugendlichen Stärke, im Schmetterling auf seiner Schulter, im Herrscherblick seines Auges das Symbol der Lebenskraft, wie sie jeden Keim der organischen Schöpfung beseelt."

Aber schon zwei Jahre später hatte Humboldt eine klarere Auffassung gewonnen. In der Erläuterung zu jenem Aufsatz bemerkt er später:

„Nachdenken und fortgesetzte Studien haben meinen früheren Glauben an eigene sogenannte Lebenskräfte tief erschüttert. Im Jahre 1797, am Schluß meiner Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser, nebst Vermuthungen über den chemischen Prozeß des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt, habe ich bereits erklärt, daß ich das Vorhandensein jener eigenen Lebenskräfte keineswegs für erwiesen halte. Ich nenne seitdem nicht mehr eigene Kräfte, was vielleicht nur durch das Zusammenwirken der einzelnen längst bekannten Stoffe und ihrer materiellen Kräfte bewirkt wird. — Belebt nenne ich denjenigen Stoff, „dessen willkürlich getrennte Theile nach der Trennung, unter den vorigen äußeren Verhältnissen, ihren Mischungszustand ändern". Diese Definition ist bloß der Ausdruck einer Thatsache. Das Gleichgewicht der Elemente erhält sich in der belebten Natur dadurch, daß sie Theile eines Ganzen sind."

Diese Gedanken geben uns ein ehrwürdiges Bild von dem inneren Ringen des universellsten Naturforschers mit den schwierigsten Problemen. Du Bois-Reymond wiederum gibt eine fesselnde Uebersicht des Weges, den die Lehre von der Lebenskraft in den Köpfen der Forscher von Descartes und Leibnitz im 17., bis zu Stahl im 18. und Johannes Müller im 19. Jahrhundert zurückgelegt hat. Dieser große Lehrer von Helmholtz, du Bois-Reymond und Virchow hatte sich selbst noch nicht von der Lebenskraftlehre, dem Vitalismus losmachen können, aber durch seine eigenen physiologischen Entdeckungen und seine Methode seine Schüler in den Stand gesetzt, das Joch dieser mystischen Lehre abzuwerfen. Mit feiner Ironie kennzeichnet du Bois diese räthselhafte, vielgestaltige Kraft.

„Einen bestimmten Sitz im Körper hat sie nicht; sie ist überall zugegen und wirkt auf keinen bestimmten Punkt. Sie bemächtigt sich der eingeführten Nahrungsmittel, belebt die belebungsfähige Materie, die dadurch selber Sitz der Lebenskraft wird und stößt die Materie wieder von sich, welche aufgehört hat, für Lebenszwecke tauglich zu sein. Wozu dieser Stoffwechsel diene, bleibt unerklärt. Wie dem auch sei, im Weizenkorn aus der Mumienhand, wie im vertrockneten Räderthier, im Scheintod wie in der Narkose ist die Lebenskraft latent; im Tode verschwindet sie spurlos, den physischen und chemischen Kräften das Feld räumend, da dann der Graus der Fäulniß Platz greift, dem während des Lebens nur sie wehrte. Bei der Zeugung aber, was das Merkwürdigste ist, geht sie auf den Keim des neuen Geschöpfes über, ohne daß die Erzeuger etwas davon einbüßen und, da die Abkömmlinge eine ins Unendliche divergirende Reihe bilden, ist sie also ohne Schwächung in unendlich viele gleichwerthige Theile theilbar."

Mit Recht hält du Bois-Reymond dem entgegen, daß unter einer solchen Kraft, der alle Räthsel der Natur offen liegen, sich gar nichts denken lasse und daß man mit Helmholtz vor Allem die Natur sich als begreiflich vorstellen müsse, da es sonst keinen Sinn hätte, sie erforschen zu wollen. Wir wollen nicht sagen, daß die Art, wie er selbst in der jüngsten Rede und in seinen Vorlesungen die Antwort formulirt, die Frage nach dem Leben löst; aber sie gibt eine den Verstand befriedigende Anschauungsform. Der wahre Unterschied zwischen belebten und leblosen Gebilden besteht nach du Bois darin, „daß in den Krystallen

oder den todten Körpern überhaupt die Materie in statischem Gleichgewichte, sei es nun stabil, indifferent oder labil, in den Lebewesen in dynamischem Gleichgewichte sich befindet", mit anderen Worten, daß einander dort Massen, hier in steter Bewegung befindliche Theilchen das Gleichgewicht halten. Die letzteren sind dem Zustand in der gedachten Querscheide eines Flusses zu vergleichen, wo in einem Augendlick ebenso viel Wasser zufließt, als abströmt. Da in den Lebewesen die Materie in fortwährendem Wechsel begriffen ist, sie in jedem Augenblick zum Theil aus anderer Substanz bestehen, so sei die Bilanz nur im idealen Fall gleich Null, thatsächlich immer entweder positiv oder negativ. Dies sei der allgemeinste Ausdruck des Stoffwechsels, der den Vitalisten stets unüberwindliche Schwierigkeit bot. Durch das große Prinzip der Erhaltung der Kraft werde es verständlich, wie Wärme und Muskelarbeit, Wimperbewegung bestimmter Gewebszellen und elektrische Strömung im Thiere nur durch Umwandlung potentieller in kinetische, ruhender in bewegte Energie entstehen können und wie sich, bei der unendlich geringen Wahrscheinlichkeit einer der Null gleichen Bilanz auch die zeitliche Dauer der Lebewesen daraus ergebe.

III.

Ob nun aber durch diese Auffassung unser Wissensdrang endgiltig befriedigt wird oder nicht, so ist so viel gewiß, daß die bisherigen Erfolge der Naturwissenschaft mit keinen anderen, als der Annahme der bisher beobachteten sogenannten Kräfte der Physik und Chemie erreicht worden sind. Die Annahme der Lebenskraft lief, so lange sie im Schwange war, und läuft auch heute noch nebenher, wie das fünfte Rad am Wagen; für die Beobachtung ist sie gänzlich gleichgiltig. Auch die neueren Forscher, die ihr wieder das Wort reden und gegen welche Du Bois-Reymond sich wendet, der Würzburger Patholog und ältere Schüler Virchow's, Rindfleisch, der Biologe Driesch, der Professor der physiologischen Chemie in Basel, Bunge, bringen bloß die Behauptung vor, daß in den lebenden Zellen andere Kräfte als außerhalb thätig seien, aber einen anderen Beweis als den augenfälligen Unterschied zwischen lebenden und leblosen Wesen bringen sie nicht bei. Einer ganz anderen Gruppe gehört der Freiburger Zoologe Weismann an, der seine Lehre von der Kontinuität des Keimplasmas der der Darwin'schen Lehre von der Vererbung erworbener Eigenschaften entgegengestellt hat. Auch hier stellt sich Du Bois-Reymond auf die Darwin'sche Seite, weil hier die Möglichkeit gegeben ist, sich über die Entstehung der Arten eine befriedigendere Rechenschaft abzulegen, als durch die Annahme plötzlicher Schöpfungsakte, deren Ergebnisse der Schöpfer nach bestimmten Zwischenräumen vernichtet haben sollte, um andere an ihre Stelle zu setzen.

Sieht man näher zu, so bestehen zwischen Darwin und Weißmann keine unversöhnbaren Gegensätze. Man darf nur beide Annahmen nicht als feststehende Wahrheiten, sondern bloß als Hilfsmittel der Betrachtung, als Methoden des Studiums auffassen, deren jede ihre eigenartigen Ergebnisse auf besonderem Gebiete liefert, deren jede aber auch ihre natürlichen Lücken aufweist. Auch die neuen Vitalisten thun nichts anderes, als Worte für noch unklare Begriffe zu suchen. Man kann diesen „Neo-Vitalismus" bis auf Virchow's frühe Arbeiten zurückführen. In seiner Abhandlung über „die Einheitsbestrebungen in der Medizin" (1849) agt er:

„Mechanik und Leben sind nicht identisch, sondern Leben ist nur eine besondere Art der Mechanik und zwar die allerkomplizierteste Form derselben. — Der Stoff, der Träger des Lebens, ist nichts besonderes, sondern nur die Bewegung des Stoffes, das Leben selbst ist es. Nicht der Stoff, der Körper, der Leib ist das Einheitliche, sondern nur die immanente, mitgetheilte und sich mittheilende Bewegung, welche die Bedingungen für den Ablauf der mechanischen Lebensvorgänge schafft."

Sind schon hier streng mechanistische und vitalistische Auffassung nicht scharf gesondert, so ist dies noch mehr in der Anmerkung dazu der Fall. Dort (S. 28 der Gesammelten Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medizin) schließt Virchow zwar aus der eigenen Betrachtun[g] die Lebenskraft nicht wohl als eine besondere einfa[che] neben den anderen Naturkräften anzusehen sei, sond[ern] die Resultate mehrerer anderen, zusammenwirkender K[räfte], aber er fügt hinzu, daß „kein Grund vorhanden sei, de[n Aus]druck der Lebenskraft nicht zu gebrauchen; man m[üsse] nur erinnern, daß, daß damit nicht eine primitive u[r]sache, sondern zusammengesetzte mechanische Kraft be[zeichnet] werden müsse".

Dem in der Anschauung und Beschreibung bio[logischer] Formen so hervorragenden Manne steht für die Dar[stellung] mechanischer Begriffe anscheinend nicht die gleiche K[raft] zu Gebote. Auch auf ihn trifft unseres Erachtens [die Be]merkung Du Bois-Reymond's zu, daß der Grundfe[hler der] Lebenskraftlehre die falsche Auffassung des Begriffes Kr[aft sei].

„Die Kraft, sagt Du Bois-Reymond, ist nichts Wirklic[hes, wie] der Vitalismus es sich denkt, nicht ein mit dem materiellen Su[bstrat zu]sammengefügtes, die Materie, wie sie unseren Sinnen ersch[eint, lebendig] machendes Wesen, welches auch von der Materie getrennt [gedacht werden] kann. Sie ist nichts, als eine zur scheinbaren Befriedigung [unseres] Kausalbedürfnisses eingebildete Ursache von Veränder[ungen], welche selber das einzig Wirkliche sind, das wir wahrnehmen. [Sie ist,] wie schon Newton es sagt, nichts als ein mathematisch[er Be]griff."

Nichts anderes hat auch Helmholtz mit dem Aus[spruch] sagen wollen: die Kraft ist das erkannte Gesetz.

Damit steht allerdings die Erfahrungswissensch[aft an] der Grenze ihrer Leistung, die sie aber noch lange n[icht er]reicht hat. Sie erklärt sich damit jedoch nicht bankerott; die Forderungen, die sie nicht befriedigt, hat sie niem[als zu] erfüllen versprochen. Wenn trotz alledem die mystische [Rich]tung in der Wissenschaft fortbesteht, so kommt dies [daher], daß die reine Verstandesthätigkeit, auf welcher die w[issen]schaftliche Methode und zwar in jedweder Wissensch[aft be]ruht, in unserem Bewußtsein von Empfindungen und [Ge]müthszuständen nicht zu trennen ist. Wie wir nach [Helm]holtz für das Causalitätsgesetz keine andere Bürgschaft [haben] als den Erfolg, so auch für die logische Verstandes[thätigkeit] überhaupt. Ihr Erfolg aber wird von den Gemüts[mo]menten, welche der einzelne Forscher oder ganze Gesch[lechter] von Forschern in ihre Verstandesoperationen einmeng[en, be]einträchtigt. Diese Einmischung wird durch ein Minder [an] Kritik, welche rasch vorstürmende Forscher mit verm[ein]tlich sicheren Ergebnissen der Beobachtung und Fo[rschung] verbinden, begünstigt und herausgefordert; so entstand[en] die zu weitgehenden Schlüsse Haeckel's aus der Darwi[n'schen] Lehre, deren Lücken Darwin selbst sehr wohl kann[te, der] Rückschlag der Weißmann'schen Lehre und vielleich[t auch] die Bedenken der neuen Vitalisten.

Aehnlich verhält es sich in den Geisteswissensch[aften]. Hier sind die elementarsten Thatsachen, die ersten [Vorstel]lungen beim Kinde und Naturmenschen, die ersten [Ge]bewegungen schon äußerst verwickelte Vorgänge, so daß ... bei der gewissenhaftesten Induktion schon den Grund... Fehlerquellen anhaften müssen. Darum können und ... wir aber nicht die Forschung selbst aufgeben und a[n ihre] Stelle ahnende Voraussagen setzen, die doch auch nic[hts] anderes als unvollkommene Schlüsse aus Erfahrung ... Wir besitzen nun einmal kein anderes Werkzeug als ... Verstand; wir müssen uns nur bewußt sein, daß wir ... das Studium dieses Werkzeugs nur mit seinen ... Mängeln betreiben können und dadurch sind die ... für die Erklärung der Materie und des Bewußtseins ... Sollen wir darum, weil wir durch den verstandesm[äßigen] Gebrauch unserer Fähigkeiten zur Ordnung unserer ... — denn dies ist Wissenschaft — nicht Alles erfahr... erkennen können, uns in die Arme einer Beratheri... Religion oder der Kirche flüchten, die uns noch viel ... Gewißheit bieten kann? Wohlverstanden, Gewißheit ... jektiver Sinn, der Uebereinstimmung unserer Urtheile ... den Erscheinungen.

Die Welt der subjektiven Gewißheit über die letzten ge, der Versuche, unser Gefühl über die Grenzen mög- 1 Erkennens hinaus zu beruhigen, mag immer der zion überlassen bleiben. Ihr Gebiet kann keine Wissen- : antasten. Nur in diesem Sinne ist ihr Nebenein- wirken möglich, welches ein aufgeklärter Papst wie XIII. verlangt: Enarrant dei gloriam coeli et terrae. ben, dessen Gefühl es fordert, verkünden in diesem e nicht nur die Himmel die Ehre Gottes, sondern das auch die Kunst, vor deren Schöpfungen die Wissenschaft nur als staunende Handlangerin dasteht.

Wie Newton und Johannes Müller strenggläubige ner waren, so mag auch ferner mancher exakte Forscher „menschlichen Hange zur Personifizirung unbekannter sachen“ folgend, aus dem Laboratorium treten und der heit, deren Dasein in seinem Gefühle wurzelt, huldigen. das Erkennen aber wird die mythische Phantasie und physische Spekulation das Auge und den Verstand des achters niemals ersetzen. Hier sollen Helmholtzens e zur unverrückbaren Richtschnur dienen: „Wir, Stäub- auf der Fläche unseres Planeten, der selbst kaum ein Sandkorn im unendlichen Raum des Weltalls zu nennen ir, das jüngste Geschlecht unter den Lebenden der Erde, geologischer Zeitrechnung kaum der Wiege entstiegen, im Stadium des Lernens, kaum halb erzogen, mündig ochen aus gegenseitiger Rücksicht und doch schon durch kräftigeren Antrieb des Causalgesetzes über alle unsere eschöpfe hinausgewachsen und sie im Kampf um das in bezwingend, haben wahrlich Grund genug, stolz zu daß es uns gegeben ist, ‚die unbegreiflich hohen Werke‘ reuer Arbeit langsam verstehen zu lernen, und wir hen uns nicht im Mindesten beschämt zu fühlen, wenn nicht gleich im ersten Ansturm eines Ikarusfluges zt“.

Emil Schiff.

Frau Eliza Wille geb. Sloman.

Es wird wohl fortan so bleiben, daß, wer von Eliza spricht oder über sie schreibt, alsobald hinzusetzt: „die ndin Richard Wagner's“. Und Ausländern, dem er „Figaro“ z. B., der um Neujahr über diese edle he Frau einen litterarischen Artikel brachte, werden s jedenfalls nicht verübeln dürfen, wenn sie in Frau nur die einstige Hausfrau auf Marienfeld am hsee erblicken, wo Wagner in der kritischen Periode Lebens Freundschaft, Verständniß und Ermuthigung In Deutschland aber wird, — so hoffen wir — all- ich die Einsicht zum Durchbruch gelangen, daß diese Dezember 1893 verstorbene Frau auch um ihrer selbst n ein ehrendes Gedächtniß bei den Besten der Nation nt. Denn sie hat — außer ihrer kleinen Schrift über Beziehungen zu Wagner — Bücher hinterlassen, von namentlich eines, der Roman „Olaf“ wenigstens der hen Frauenwelt nicht fremd bleiben sollte.

Was nun zunächst ihr Wagnerbüchlein*) betrifft, so s allerdings eine Gabe von ganz besonderem Reiz. in Wagner's Aufenthalt bei Herrn und Frau Wille auf dem Landgut Marienfeld bei Meilen fällt große entscheidende Wendung in Wagner's Geschick. icklungen der widerwärtigsten Art hatten damals seinen sgang gehemmt, so daß die eiserne Arbeitskraft, das en und Schaffen seines energischen, kühnen Geistes, auch nur zeitweilig und vorübergehend, zu erlahmen e. Es war im April 1864. Am Vorabend einer Reise, r damals anzutreten hatte, sagte Wagner zu Frau mit feierlichem Ernst: „Freundin, Sie kennen den Umfang meiner Leiden nicht, nicht die Tiefe des Elends, das vor mir liegt.“ Einen Augenblick erschreckten diese Worte Frau Wille. Dann aber kam plötzlich über sie eine seltsame Zuversicht, etwas wie die Gabe der Weissagung, die nach dem Glauben der alten Germanen vornehmlich edelen Frauen verliehen ist. Und sie brach in die Worte aus: „Nein, nicht eine Tiefe des Elends liegt vor Ihnen! Es wird sich etwas ereignen! Was? Das weiß ich nicht; aber es wird gut sein, anders, als Sie meinen. Haben Sie doch Geduld, es wird zum Glücke führen.“

Zwei Tage später erschien der Privatsekretär des Königs von Bayern, Herr von Pfistemeister, in Marienfeld, um mit vertraulichem Auftrag des Königs den zu suchen, der inzwischen nach Stuttgart gefahren war. Denselben Abend reiste er Wagner nach. Und nun geschah „das unerhörte Wunder“, wie Wagner selbst es nennt. „Ein königlicher Jüngling, fast noch ein Fremdling in der Wirklichkeit des Lebens, unbekannt mit Regentensorgen, Verantwortung und öffentlicher Pflicht, hatte in schöner Idealität sich berufen gefühlt, die Bahn frei zu machen, die diesen hochstrebenden Geist zum Ziele führen sollte.“ Dies die Worte Frau Wille's, in der Einleitung zum Wagnerbüchlein.

Richard Wagner, zu dessen hervorragendsten Tugenden die Dankbarkeit sonst nicht gehörte, konnte diesmal doch nicht vergessen, was vor der entscheidenden schicksalsvollen Stunde die Freundin ihm gewesen war. „Theuere, liebe, verehrte Freundin!“ schrieb er ihr am 26. Mai 1864 aus Stuttgart, „die schrecklichen Geburtswehen meines Glückes hatte ich bei Ihnen zu überstehen und Sie waren mir Geburtshelferin ... Blitzartig durchzuckte es mich, daß nun der Vorhang plötzlich sich hebe und ein wundervolles Stück sich mir zeigen müßte. Ihnen war es auch so, deutlich sprachen Sie es aus. Gestehen Sie, wir beide waren wie gottbegeistert.“

Wir wollen uns, was das Wagnerbüchlein der Frau Wille betrifft, auf diese kurzen Andeutungen beschränken indem wir voraussetzen, die seiner Zeit schon in der Monatsschrift: „Deutsche Rundschau“ mitgetheilten Briefe und Berichte über Wagner's Beziehungen zu Marienfeld seien allgemein bekannt; das Büchlein ist nun auch ins Englische und Französische übersetzt worden, auch eine italienische Uebertragung wird vorbereitet.

Hier kommt es uns darauf an, das Eigenlicht der Frau zu zeigen, der man nicht ganz gerecht wird, wenn man sie nur als Planeten im großen Sternbild des Meisters von Bayreuth ansieht.

Sie persönlich kennen zu lernen, blieb dem Schreiber dieser Zeilen leider versagt, da sein Weg ihn zufällig nie nach Marienfeld führte. Andere Zeitgenossen, in Menge, fanden den Weg dorthin. In diesem gastlichen Hause hat verkehrt, was seit Anfang der fünfziger Jahre an berühmten und bedeutenden Menschen in Zürich lebte. Dort gingen aus und ein Herwegh, Gottfried Keller, Kinkel, Liszt, Mommsen, Heinrich Simon, Ruge, Venedey, der auch in seiner Kleidertracht altdeutsche Professor Ettmüller und zahllose andere Notabilitäten. So spricht auch der greise Friedrich Pecht im zweiten Bande seiner kürzlich herausgegebenen Memoiren („Aus meiner Zeit“) mit besonderer Liebe von den Bewohnern des herrlichen Landsitzes, wo man auf der südlichen Veranda des Hauses gewöhnlich das alte Wille'sche Ehepaar nach Tisch wie Philemon und Baucis unter Weingehängen beim Kaffee sitzend traf und wo jetzt „nur der 84jährige Wille als einsamer Greis noch lebt“. Schalten wir hier ein, daß dem greisen Dr. Wille zu Neujahr die Freude eines Briefchens seines Nachbars am Zürichsee, des Dichters Konrad Ferdinand Meyer zu Theil wurde, der seit seiner Rückkehr aus der Nervenheilanstalt sich allerdings gegen Jedermann abschließt, aber einem so guten alten Freunde gegenüber doch eine Ausnahme machte.

Frau Eliza Wille war vom Vater her Engländerin, eine Tochter des ersten Hamburger Rheders Sloman, dem das Englische noch Muttersprache war. Ihre eigene Mutter jedoch war eine Deutsche, die, als Sloman in der Franzosenzeit aus Hamburg war ausgewiesen worden, die schweren

*) Fünfzehn Briefe von Richard Wagner, nebst Erinnerungen und Erläuterungen von Eliza Wille geb. Sloman. (Berlin, Gebr. Paetel. 1894.)

Jahre hindurch, die er in Holstein lebte, ihm mit starkem Herzen und lautrem Gemüth zur Seite stand. Nach 1815 wieder in Hamburg, erblühte die Familie zu Wohlstand. Das junge Mädchen aber wuchs auf „im Nachhall der Gefühle, welche den Befreiungskrieg Deutschlands groß gemacht haben", und ihr däuchte später, „etwas Enthusiastisches habe schon im ersten dunklen Bewußtsein" ihrer Kinderjahre gelegen. Schöne verständnißvolle Pflege der Musik im Hause mit bedeutenden Aufführungen, welche Rhomberg leitete, gab dem idealistischen Hang weitere starke Impulse. Streiter für geistige und politische Freiheit waren im Hause Sloman wohl angesehen. Daher kam es wohl, daß Dr. François Wille, der als Journalist schon damals für ein lebensstarkes, einiges Deutschland wirkte, — wenn auch zunächst in revolutionirendem Sinne gegen die reaktionären Regierungen, — dem jungen Mädchen im Lichte eines Ulrich Hutten erschien und, nach längerem Werben, ihr Herz und ihre Hand gewann. Diesem Manne nun folgte sie — nach 1849 — in die Schweiz. „Habe ich mein Lebenlang für Demokratie und freie Verfassung gewirkt", sagt Wille, „so muß ich doch wohl jetzt dahin gehen, wo ich sehe und erlebe, wie das, was ich gewollt habe, sich in der Ausübung darstellt." Eigentlich stammte Dr. Wille aus der Schweiz und zwar aus dem Kanton Neuchâtel, doch war seine Mutter eine Hamburgerin gewesen, und er selbst hatte auf deutschen Universitäten studirt, unter anderm in Göttingen, wo er mit Heinrich Heine intim wurde. Jetzt zog es die junge ausgewanderte Familie doch vor, nicht in der französischen, sondern in der deutschen Schweiz sich niederzulassen. Marienfeld war eben zu kaufen, eine starke Stunde nur von Zürich, wo „der Strom lebensvoller Bildung und deutscher Wissenschaft floß". „Etwas erhöht auf einer Terrasse, von Wiesen und Weinbergen auf sanft ansteigenden Höhen umgeben, liegt inmitten des Gartens das schlichte Haus, das in seiner Bauart eine gewisse altväterische Würde bekundet und seinen Patrizierursprung verräth. Zwei alte Nußbäume und eine hohe stolze Platane stehen auf dem Hofe, der die Einfahrt zur Freitreppe bildet . . . Vom Garten und Haus blickt man über den See, über das schöne bebaute Gelände des jenseitigen Ufers, wo eine Ortschaft sich an die andere reiht. Die herrliche Bergkette der Glarner Alpen zieht sich gegen Süden in die Ferne. Als ich zum ersten Male diese Schneegipfel rosig leuchten sah im Glanz der Abendsonne und die Glocken am ersten Sonntage mit ihren feierlichen Stimmen über den See hertönten und meine Knaben vor meinen Augen im Garten spielten, fühlte ich mich wie mit sanfter Gewalt zu der neuen Heimath hingezogen." (S. 34 in „Fünfzehn Briefe" u. s. w.)

In dieser idyllischen Umgebung hat von da an Frau Eliza Wille als echte deutsche Hausfrau gewaltet, — mit welcher weitgehenden Gastlichkeit, ist bereits angedeutet worden. Hier aber, obwohl hundertfältig in Anspruch genommen von den Pflichten, welche die Bewirthschaftung eines großen ländlichen Heimwesens der Hausmutter auferlegt, fand sie auch Zeit und Lust, die Bücher zu schreiben, welche sie, außer ihren Erinnerungen an Wagner, der Nachwelt hinterlassen hat. Es sind — mit Uebergehung früherer Jugendwerke — die Romane: Felicitas (Leipzig, Brockhaus 1850), Johannes Olaf (Leipzig, Brockhaus 1871) und Stillleben in bewegter Zeit (Leipzig, Brockhaus 1878). Nur von einem dieser Werke, dem dreibändigen Roman „Johannes Olaf" soll hier noch die Rede sein.

Die Nichtbeachtung dieses Romans seitens der Zeitgenossen erklären wir uns hauptsächlich aus der Jahreszahl seines Erscheinens. Im Jahre 1871, als der Frühling endlich den Frieden und die allmähliche Heimkehr der Krieger brachte, hatte das neue Deutsche Reich anderes zu thun, als mit dem dreibändigen Roman einer in der Schweiz lebenden Dame sich zu beschäftigen. In Poesie und überhaupt in Druckschriften hatte nur das Geltung, was zu der großen Gegenwart in unmittelbarer Beziehung stand.

Und doch hätte gerade damals dieses Buch tausend und tausend Herzen Weihestunden bereiten können. Wir denken an jene Mütter, Frauen und Schwestern, deren Söhne, Gatten und Brüder entweder gar nicht oder mit dem Keim des Todes in der Brust zurückkehrten. Wenn Seelenleiden, die aus solchem Schicksal ihren Ursprung nehmen, überhaupt durch Werke der Poesie können gemildert werden, so war der Roman: „Johannes Olaf" ganz besonders geeignet, Trost zu verbreiten. Denn sein Wesen ist ein gemüthserhebender ernster Idealismus, der den Leser befreit, indem er ihn aus allem kleinlichen Tagesleben vor die ewigen großen Fragen der Menschheit führt. Man darf dabei nicht an jenen wohlfeilen Idealismus denken, dessen Hauptelemente eine bequem optimistische Weltanschauung und konventionelle Religiosität sind. Frau Wille's Idealismus ist die reife Frucht jahrelanger Geistesarbeit. Ueber das Traurige und Schreckliche im Leben sucht die Verfasserin weder sich selbst noch den Leser hinwegzutäuschen. Aber es hat sich in ihr der Glaube befestigt, daß im Besiegen egoistischer Regungen und darin, daß man den Blick stets aufs Ganze richtet, dem Menschen die Fähigkeit verliehen ist, das Leben zu überwinden. „Den Tapfern sind glückliche und unglückliche Geschicke wie rechte und linke Hand; er bedient sich beider" — diesen lichen Ausspruch der heiligen Katharina von Siena hat Frau Wille charakteristischer Weise ihrem Roman als Motto vorangestellt. Lebenstapferkeit will sie lehren, freilich ist dieselbe, so wie sie ihren Helden durch volle Geschicke führt, darauf begründet, daß man vom Leben nicht zu viel für sich allein begehre, daß man im Stande sei, sich alles des Schönen, Großen und Guten, das in der Welt begibt, herzlich zu freuen, auch wenn es das eigenes Loos nicht verbessert, sogar Opfer von uns langt. Dieser Roman ist also ein Buch abgeklärter weisheit; tiefe, das Gemüth beschwichtigende Ruhe ihm aus. Klein scheint uns alles ehrsüchtige Streben, alles athemlose Rennen und Jagen nicht nur nach ellem Gewinn, nein! auch das nach Ehre und Auszeichnung vor den Menschen. Der Friede, den eine idyllische schaft mit ihren sanft geschwungenen Hügeln, ihren Wäldern dem Herzen gibt, quillt aus diesem Buche; spürt ihm die glückliche Natur an, inmitten deren schrieben wurde.

Dabei aber ist es durchaus nicht arm an Handlung, ja von höchst spannenden und aufregenden Begebenheiten. Wir wollen sie nicht nacherzählen, nur andeuten, den Helden, Johannes Olaf, den Sohn einer armen lehrerswittwe auf der friesischen Insel Föhr von Knaben- und Jünglingsjahren an zu begleiten haben ein überaus bewegtes und sogar von Blutschuld bleibendes Leben. Zeitereignisse wie der große Brand Hamburg und der erste mißglückte kriegerische Schleswig-Holstein den Dänen zu entreißen, greifen Schicksale der Hauptpersonen ein. Von besonders Kraft der Verfasserin zeugen ihre Schilderungen der Strandbevölkerung auf den Halliginseln. Hier unter anderen auch einen ehemaligen Seeräuber Schmuggler mit einer packenden Anschaulichkeit die an Sealfield's beste Figuren erinnert. Kein würde überhaupt, — wenn der Name der Verfasserin auf dem Buche stände, — auf weibliche Autorschaft ja besonders auch da nicht, wo sie die große Leidenschaft ihres Helden, sein erstes volles charakterisirt und so völlig versteht, was den Weibe führt. Freilich wird man in dieser keinen Zug jener lüsternen Kleinmalerei finden, modernen Naturalisten als für solche Stoffe halten; hierzu würde sich die Feder dieser edeln Frau nicht hergegeben haben. Aber man dergleichen und erfährt, wenn man es nicht daß ein echt erotisches Motiv ohne Schaden Darstellung erträgt. Im zweiten Bande steht Handlung zu lange still; wir denken an Olaf's im Grafenschloß an der italienischen Riviera. auch die plastische Kraft der Ausführung nicht bar, die namentlich im ersten Buch des ersten

derung jener Springfluth, in welcher Olaf's Mutter
Tod findet, so ergreifend macht. Jene in den Umrissen
s unbestimmte Zeichnung älterer Romantiker, wie wir
B. besonders aus Eichendorff's Romanen und Novellen
n, ist an Stelle der realistischen Schilderung getreten.
re jedoch kommt dann im dritten Bande wieder zu
n vollen Rechte, wo wir bald in England, bald in
deutschland uns befinden, also auf einem Boden, den
Verfasserin vom Vater und von der Mutter her und
ß ihren eigenen Jugendeindrücken ihren Heimathboden
en durfte.

Niemals jedoch erlahmt — auch in jener angedeuteten,
) schwächeren Partie nicht — die Kraft der Verfasserin
rer Behandlung jener Probleme, deren Diskussion dem
nan seine geistige Füllung gibt. In der Person eines
en Goerde, eines hochbegabten, aber kalten, glatten
und Weltmannes — man könnte an Gentz denken,
t an Metternich, — ist ein guter Gegensatz gewonnen
em noch von hoffnungsreichen Menschheitsidealen be-
:en jungen Helden. Die Unterhaltungen dieser Beiden,
jan durch sie der Roman zuweilen zu lange in seinem
hlerischen Verlaufe unterbrochen wird, werden vielleicht
Leserinnen, gewiß aber von keinem Manne über-
igen werden, da sie von Geist und Lebensweisheit
zen. Hat in solchen Dialogen die Verfasserin männliche
sche Schärfe gezeigt, so überläßt sie sich da, wo ihr Held
gentlich seinen eigenen Gedanken nachhängt, einem
nen lyrischen Schwung, der uns verräth, mit welchem
zensantheil dieses Buch geschrieben wurde. Hier nur
e solche Stelle (aus dem 3. Bande, S. 104):

„Was soll die Klage und das Trauern? Du Geist, der du, ein-
lassen in der Menschen Brust, nach Freiheit lechzest, Jahrtausende
Webstuhl der Naturgebilde webst und immer wieder zerfaserst, wirst
ie fertig? Hast du keine Ruhe und kein Ziel? Wann breiten wir
Schwingen aus und lassen uns nieder, wo die Götter jubeln im
der Freude? Wann fassen wir den Sturm und die Blitze zu-
nen und sagen: ich bin stark wie ihr! Wann wandeln wir wie die
se und werden nicht müde, wann leben wir und sind schön und
ich wie das Licht?“

„Fahr auf, in mir, mein Herz, mit stärkerem Schlage, walle auf,
Blut! Ueberall sind wir eingeklemmt und gefangen, unser Weg
durch Staub und Schmutz, wir sind bepackt und müssen Lasten
n. Wie der Tagelöhner, der sich nach Ruhe sehnt am Abend, so
ıt der Mensch an das Ziel der Reise an. Nun rege dich, mein
trage mich und sie heraus aus Elend und Verwesung.“

Es ist etwas wie Gralsmusik in diesen und ähnlichen
cten der Freundin Richard Wagner's. Und so durch-
l den ganzen Roman der starke freie Flügelschlag einer
le, die sich hoch über alles Gemeine erhob. Darum
nen wir dieses Buch vor allem edeln Frauen. Ein Buch
Modegeschmack der Zeit ist es ja durchaus nicht, auch
eswegs frei von einzelnen Kompositionsfehlern; man
manches in der Handlung und in den Mitteln der
stellung immerhin „veraltet“ schelten. Nur vergesse man
t, daß ein Buch so wenig als ein Mensch seine Bedeu-
g aus absoluter Fehlerlosigkeit gewinnt, sondern daraus,
vir — im Buche wie im Menschen — eine Persönlich-
entdecken, die uns etwas zu sagen hat und uns den
druck zuverlässiger Treue macht. Das ist nun in Frau
le's Roman: „Johannes Olaf“ in hohem Grade der
. Gern tritt man daher in ihre eigenartige Welt, läßt
gern von ihr erfüllen mit dem Glauben an edles,
nes Menschenthum und zieht die Erbauung des Gemüthes,
he sie gewährt, der bloßen Unterhaltung vor, die aller-
s in der neuesten Belletristik leichter gefunden wird.
:igens dürfte die heutige Generation beim Lesen dieses
zes nicht ohne Beschämung erkennen, wie sehr unsere
dephilosophie mit der Lehre von rücksichtslosen Geltend-
zen der eigenen Kraft, mit ihrer Anbetung der brutalen
rke, abgefallen ist von den höheren, schöneren Idealen
echten Humanismus, den unsere klassischen Dichter ehrten
lehrten und der auch diesen Roman noch mit vollen
rden durchströmt.

Bern. J. V. Widmann.

Zeitschriften.

Die amerikanische Währungskonfusion.

(The North American Review.)

Wohin ein Land — selbst bei der höchsten Kreditwürdigkeit — durch gesetzgeberische Nachgiebigkeit gegen die bimetallistische Experimentirkunst gelangen kann, dafür legen die Vereinigten Staaten von Amerika jetzt ein sehr lehrreiches Zeugniß ab. Die Entwicklung der Dinge jenseits des Atlantischen Ozeans verdient unsere Aufmerksamkeit um so mehr, als es ja den Anschein gewinnt, daß auch Deutschland von den Agrariern in allerlei ernste bimetallistische Abenteuer verwickelt werden wird. Die deutsche Reichsregierung scheint den festen Halt in dieser Frage bereits verloren zu haben. Es könnte gerade deshalb nicht schaden, wenn unser Reichskanzler und der Herr Schatzsekretär einmal die Februar-Nummer der „North American Review“ durchsehen wollten, um zu erkennen, was es heißt, in Währungsfragen drauf los zu experimentiren. In der erwähnten Newyorker Monatsschrift sind dem „financial muddle“ drei Artikel gewidmet. Der Ackerbauminister J. Sterling Morton, der Vorsitzende des committee on banking and currency im Repräsentantenhause William M. Springer und der Präsident der Chase National Bank in Newyork Henry W. Cannon lassen sich in der brennenden Frage vernehmen. Alle drei sind Anhänger einer gesunden Währung und alle drei kommen übereinstimmend zu dem Schluß, daß von einer Gesundung der amerikanischen Währungsverhältnisse nur unter der Voraussetzung die Rede sein kann, daß jeder Zweifel daran schwindet, daß die Vereinigten Staaten gewillt sind, alle ihre Verpflichtungen auf Wunsch in Gold einzulösen. In dem Augenblicke, wo es bei aller Welt wieder feststeht, daß die Vereinigten Staaten keinen ihrer Gläubiger mit Silber abspeisen werden, ist auch die amerikanische Finanzkrisis vorbei, und die Union kann zu den billigsten Bedingungen jede Anleihe machen. Heute dagegen ist das Mißtrauen, die bimetallistischen Silberfreunde könnten es einmal durchsetzen, daß in den Fällen, in denen die Union als Schuldnerin nicht ausdrücklich in Gold zu zahlen sich verpflichtet hat, sondern „in coin“ — d. h. unter Umständen auch in Silberdollars — bezahlen kann, die Zahlungen in Silber geleistet werden, bereits groß genug, um eine Risikoprämie bei den Anleihen mit der Verpflichtung der Rückzahlung „in coin“ zu bedingen. Die neueste Rothschild-Morgan-Anleihe hätte ganz wesentlich billiger abgeschlossen werden können, wenn der amerikanische Kongreß sich dazu verstanden hätte, seine Zustimmung zu der Klausel „rückzahlbar in Gold“ zu geben. Mit der Rückzahlbarkeit in coin statt in gold ist natürlich nicht gesagt, daß Zinsen und Kapital bei dieser neuen Anleihe nicht in Gold geleistet werden. Man würde die Vereinigten Staaten in eine Krisis stürzen, gegen welche die Krisis der beiden letzten Jahre das reine Kinderspiel war, wenn die Unionsregierung dazu übergehen würde, allenthalben da, wo sie in Silber zahlen kann, auch gegen den Wunsch ihrer Gläubiger, in Silber zu zahlen. Aber trotzdem bleibt die entfernte Möglichkeit bestehen und sie genügt, das vorsichtigste Kapital zurückzuschrecken. Der letzte Londoner „Economist“ stellt den englischen Kapitalisten jene entfernte Möglichkeit bereits sehr nüchtern und klar vor die Augen.

Unter solchen Umständen gewinnen die Ausführungen der angesehenen „North American Review“ erhöhtes Interesse. „Gold is to-day the sole money of full debt-paying power among the principal civilized nations“, so schließt Mr. Cannon seinen Artikel. Er bringt damit zum Ausdruck, daß er die Aufrechterhaltung der Goldzahlungen für schlechterdings nöthig hält, wenn die Vereinigten Staaten ihren Platz unter den civilisirten Nationen behaupten wollen. Aber werden sie es können? Man vergegenwärtige sich die springenden Punkte der heutigen Finanzlage.

In den ersten Jahrzehnten der amerikanischen Republik herrschte ein so gesundes Mißtrauen gegen jede Art von Papiergeld, daß erst in den schwierigen Zeiten des Bürgerkrieges die Papiergeldpresse in Thätigkeit trat; 1862 wurde zum ersten Male von den Vereinigten Staaten Papiergeld ausgegeben, das die Stelle der bisherigen gesetzlichen Zahlungsmittel vertrat. Nach und nach stieg die Summe dieser legal-tender notes, der sogenannten greenbacks, auf 449 479 222 Dollars. Diese Summe wurde im Jahre 1878 auf 346 681 016 Dollars reduzirt und ist seit der Zeit auf der gleichen Höhe geblieben. Im Jahre 1878 trat die sogenannte Bland Bill in Kraft. Unter dieser Akte wurden bis zum Jahre 1890 insgesammt 422 426 749 Silberdollars ausgeprägt. Da von diesen Silberdollars aber nur ein kleiner Theil thatsächlich in den

Verkehr zu bringen war, so gab man für den Rest Silbercertifikate aus. Nach Mr. Cannon sind von diesen Silbercertifikaten gegenwärtig im Verkehr 336 924 504 Dollars. Im Jahre 1890 wurde die Bland Akte zum Theil durch die Sherman Akte ersetzt, wonach das Schatzamt allmonatlich $4\frac{1}{2}$ Mill. Unzen Silber gegen Ausgabe von Schatznoten (treasury notes) anzukaufen hatte. Die Sherman Akte wurde zwar Ende 1893 wieder aufgehoben; aber inzwischen waren 150 823 000 Dollars Schatznoten ausgegeben, um Silberbarren dafür zu kaufen. Diese drei großen Posten: greenbacks, silver certificates und treasury notes: repräsentiren zusammen eine Summe von 834 429 251 Dollars, die, bei Licht besehen, nichts anderes darstellt, als Papiergeld der Union. Sobald die Finanzverwaltung der Vereinigten Staaten es geschehen läßt, daß ein ernsthaftes Disagio gegen Gold bei diesem Papiergeld eintritt, so ist auch die Möglichkeit gegeben, daß dies Papiergeld allmählich bis auf den Silberwerth der Silberdollars sinkt. Solange dagegen dies Papiergeld auf der Werthhöhe der Golddollars gehalten werden kann, bleibt nur das Mißtrauen, daß es einmal anders kommen könnte, zu überwinden.

Dies Mißtrauen verleitet seit einiger Zeit vorsichtige Leute, Schatznoten zu präsentiren und sich baares Gold dafür zu erbitten. So etwas aber wirkt ansteckend. Das Schatzamt in Washington sieht deshalb seit einigen Monaten den Goldvorrath, den es unter den Händen hat, schmelzen, wie Butter vor der Sonne. Man hat sich bereits einmal durch die Ausgabe verzinslicher Bonds Gold schaffen müssen, um nicht eines schönen Tages ganz auf dem Trocknen zu sitzen. Aber der Prozeß der Goldentziehung hat sich fortgesetzt. Nunmehr hat man eine weitere Anleihe abgeschlossen, um das Danaidenfaß aufs Neue mit Gold zu füllen. Auch damit aber wird man schwerlich weit kommen, so lange nicht das Uebel an der Wurzel angefaßt wird. Und das würde den Vereinigten Staaten bei ihrem starken Kredit nicht allzu schwer fallen, wenn man nur endlich einmal mit den Quacksalbereien der Währungsschwindler definitiv aufräumen wollte. Man braucht nur das Papiergeld, — das eigentliche und das uneigentliche — das von der Union ausgegeben ist, durch Verwandlung in zinstragende Bonds um einige hundert Millionen Dollars zu vermindern, so wird vermuthlich das allgemeine Vertrauen rasch wieder hergestellt sein und die Fontanelle am Staatsschatz, aus der gegenwärtig das Gold beständig abfließt, wäre gestopft.

Eine definitive Heilung ist allerdings nur von einem resoluten Uebergang zur einfachen Goldwährung zu erwarten, bei der die Silberdollars nur als Scheidemünze figuriren würden. T. B.

Wilhelm Weigand: Sommer. Neue Gedichte. — **Der Vater.** Drama in einem Akt. Verlag von Hermann Lukaschik G. Franz'sche Hofbuchhandlung. München. 1894.

Die hier vorliegenden Bücher Wilhelm Weigand's, der vor einigen Jahren in weiteren Kreisen durch eine feinsinnige psychologische Studie über Friedrich Nietzsche bekannt geworden ist, leiden beide an dem nämlichen Mißstand: der Dichter Weigand versteht nicht zu runden und abzuschließen. Der Denker, der einem ruhig-gefesteten, überlegten und manchmal auch geistig überlegenen Manne wohlwollend gegenübersteht, erkennt durch Verstandesüberlegung meist, was der Lyriker hat sagen wollen; der einfache Leser vermißt fast allerwärts in den Gedichten die Klarheit und allgemeine Verständlichkeit. Und woran es den Gedichten am meisten gebricht, an einem Abschluß, der sich mit zwingender Gewalt aus dem gesammten Stoff ergibt, das fehlt dem kurzathmigen Drama erst recht. Der „Vater" ist der Reichsfreiherr von Badenhausen, der zu Beginn des einaktigen Stückes ein edles Pferd tödtet, das an einer unheilbaren Krankheit leidet; angeblich dem Pferde zu Liebe, damit es nicht unnöthig leide; in Wahrheit aber dem Autor zu Gefallen, damit er uns auf möglichst bequeme Weise seinen Helden darstellen kann. Es ist aber ein jämmerliches Gefühl für den Leser, wenn er mit aufdringlicher Deutlichkeit hinter den Drahtpuppen die dirigirende Hand des schlecht charakterisirenden Dramatikers gewahrt. Kaum zwanzig Minuten nachher erschießt der Freiherr nämlich sein eigenes kleines Kind und sich selbst: das Kind ist — gleich dem Pferde — unheilbar siech, und der Freiherr findet die Ursache der Krankheit — des Kindes ... Pferdes — in seinem eigenen wilden Jugendleben und dem ... fahren. Weigand hat durchaus nicht die dichterische Kraft, ... kurzen Akte die Charaktere seiner Gestalten und ihrer Handlungen ... haft zu machen. Auch die Nebenfiguren sind matte ... Schablonen.

Aus den Gedichten übrigens geht gleichfalls hervor, ... an der Fähigkeit fehlt, sein Gedachtes zu schauen und ... formen, daß es nicht mehr bloß sein Eigenthum, sondern ... unmittelbar greifbar ist. Eines der besten Gedichte zum ... Tingeltangel" schildert mit pathetischer Satire das Publikum ... Münchener Tingeltangels, wo ein „grellgeschminktes Frauen... Dutzend Malen die Weise wiederholt: „Man lebt ja nur ein einzig ... Dieser Text des Liedes führt den träumenden Dichter plötzlich in ... stille Einsamkeit"; er sieht vor dem inneren Auge ein Bild ... halb Böcklin, halb Makart, das den tieferen Sinn des frechen ... wiedergibt. Noch auf dem Heimweg erfüllt ihn feierliche ... „Doch tief in meines Herzens Grund — Klang nach das ... leise Qual: — Man lebt ja nur ein einzig Mal!" Unglaublich ... und trivial ist es nun, wenn das Gedicht auf einmal abbricht ... Worten, die uns gar nichts sagen:

„Da grüßt mich, leuchtend wie ein Stern,
Der Lampe Licht durch Dämmer fern."

Die Lampe bedeutet für Weigand vielleicht irgend etwas Besonderes und Stimmungsvolles; in uns aber löst sie kein ... bild der Art los, und wir erfahren nur, daß er zu Hause ... und wünschen ihm, wohl zu schlafen. Dieses Beispiel ist typisch ... meisten Gedichte der Sammlung: hübsche Stellen, Andeutungen, ... Interesse erwecken, aber dann immer wieder Gleichgültiges, ... Unverständliches. Es ist bedauerlich, daß ein durchaus geistreicher ... der uns in der That etwas zu sagen hat, in diesen Gedichten ... (und erst recht in dem ganz verunglückten Drama) die zünden... nicht finden kann, die uns zu willenlosen Hörern im rhythmischen ... seiner Verse machen sollte. Denn sowie die unwillige ... Ueberlegung einsetzt, hört die Poesie auf und die Prosa beginnt ... fängt leider auf der ersten Seite dieser Sammlung an und hört ... der letzten auf; die Poesie gibt nur sporadische Gastrollen.

Briefkasten der Redaktion.

Cl. Lub. in Berlin. Freundlichen Dank für Ihren ... Uns war übrigens die Stelle in Adam Smith nicht unbekannt.

Druckfehler-Berichtigung.

In dem Artikel über „Zusammenstöße auf See" in der ... Nummer muß es heißen:

1. auf S. 281 Sp. I Z. 25:
überwachen statt übernehmen;
2. auf S. 281 Sp. I Z. 9
20 Fuß langen statt 6 Fuß langen.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, ... Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir ... eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße ...

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

ieden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). nnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim ge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. lich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Die politisch Blinden beginnen allmählich zu sehen, und politisch Tauben beginnen allmählich zu hören.

Monate hindurch im vergangenen Sommer und Herbst igten wir, daß Deutschlands ruhiger Entwicklung und Liberalismus kein verhängnißvollerer Streich gespielt den könne, als wenn das Bürgerthum mit eigenen nden die Stellung des Grafen Caprivi untergrabe. Wie Verhältnisse in Deutschland gegenwärtig liegen, war Graf rivi die beste erreichbare Bürgschaft für eine langsame tändige Entwicklung. Herrn Miquel gelang es jedoch, Junkerthum aus der nationalliberalen Partei die higen Hilfstruppen zuzuführen; Graf Caprivi fiel, und te ist nach kurzen vier Monaten das Bürgerthum gengen, unter einer weit ungünstigeren Regierungsstellation gegen das reaktionäre Agrarierthum und e Bundesgenossen den Kampf aufzunehmen, den es im chluß an den Reichskanzler Grafen Caprivi zu führen, itisch nicht genügend umsichtig gewesen ist.

Rechthaberische und wohlgefällige Rekriminationen in Politik sind Thorheit; aber nüchterne Erkenntniß der gangenheit ist Weisheit, und einen Gewinn erhoffen wir von der bösen Lehre, die den Liberalen ertheilt worden ist; sie werden jetzt ausreichend den Herrn preußischen Finanzminister Dr. Miquel kennen, der mit so erfinderischer Geschicklichkeit die Bahn frei machen half für die heutigen Zustände, bei denen Herr von Bennigsen nicht Staatsminister ist, wohl aber Herr von Köller.

Dieses Liebesdienstes bedurfte es leider, um den Nationalliberalen die Augen zu öffnen über ihren ehemaligen ausgezeichneten Führer, der es bis zum Minister glücklich gebracht hat, und der jetzt ein wohlgelittener Pfadsucher ist, um den Kreuzzeitungspolitikern hin zu ihren Idealen einen gangbaren Weg zu zeigen, den sie selbst zu finden wohl den guten Willen, aber seltener die nöthige Intelligenz besitzen. Auch das ist eine Lebensaufgabe für Jemanden, der einmal neben Männern wie dem Freiherrn von Stauffenberg und anderen dieses Schlages gekämpft hat.

In unseren Idien-Tagen könnte man an Herrn Miquel das Gesetz der politischen „Umwandlung" studiren, und doch ist Herr Miquel immer derselbe geblieben. Mit einer Anerkennung dieser Art wird man nicht zurückhalten dürfen, und wir sind überzeugt, daß die Kreuzzeitungspartei stets so klug gewesen ist, an Herrn Miquel diesen eigenartigen Vorzug zu kennen, und es ist wohl sicher, daß heute die Nationalliberalen sich zu gleicher Klugheit bereits durchgerungen haben. Herr Miquel genießt das für einen Politiker unter Umständen unbequeme Glück, daß er zu den Größen, deren innerstes Wesen unbekannt ist, nicht mehr gehört; seine Größe besitzt nach ihrer Art und nach ihren Dimensionen heute glücklicherweise völlige Notorietät, und mit dieser Notorietät beginnt Klarheit in die deutschen politischen Verhältnisse zu kommen. Herr von Köller, dessen politische Individualität sich in erfreulicher Zweifellosigkeit völlig überblicken läßt, verbreitet durch sein persönliches Auftreten hinlänglich diese Klarheit selbst; sie über Herrn Miquel zu gewinnen, dazu bedurfte es für das deutsche Bürgerthum leider komplizirterer Vorgänge.

Das Ende dieses Prozesses faßt die „Kölnische Ztg." in bemerkenswerthen Artikeln zusammen. Das große nationalliberale Blatt urtheilt über das politische Ende des Grafen Caprivi so, wie wir stets geurtheilt haben, und es läßt dann zutreffend einfließen:

> „Wir sind zu der Annahme berechtigt, daß ein ähnlicher Feldzug ostelbischer Methode nunmehr dem Fürsten Hohenlohe bevorsteht."

Nur eine kleine Aenderung ist eingetreten; der handelnde Nebenmann des Herrn Miquel heißt nicht mehr Eulenburg, sondern Köller; das ist höchstens ein Unterschied in der äußeren Hülle; die eine verhält sich zur anderen: etwa wie kräftiger, von Liebhabern wohl geschätzter Schweinsledereinband

zum zarteren, etwas parfümirten Maroquin. Für den Inhalt des Buches hat das keine Bedeutung.

Hat sich die Lage des Bürgerthums der neuen Konstellation gegenüber in jeder Beziehung verschlechtert, so doch in einer nicht; die Gefahren werden deutlicher erkannt durch die klare Größe, in der sie sich jetzt zeigen.

Es ist wahrscheinlich, daß es auch heute noch in der Regierung Elemente gibt, welche die Bahn der „Kreuzzeitung" freiwillig zu wandeln keine überwältigende Neigung besitzen; aber wie Graf Caprivi zum Theil aus dem Grunde scheiterte, weil er nicht rücksichtslos genug der Feind seiner Feinde war, so vollzieht sich jetzt wiederum ein ähnliches Schauspiel; man sucht nämlich die reaktionäre Partei mit Mitteln zu zähmen, die nur geeignet sind, sie auffässiger und verwegener zu machen.

Das reaktionäre Junkerthum ist bereit, die Unkosten loyaler und patriotischer Phrasen auf sich zu nehmen; andere Unkosten im Interesse des Staates zu tragen, lehnt es dagegen mit Vorliebe ab; das Junkerthum bedankt sich auch für alle Belehrung und für alle gütige Aufklärung; was es will, ist ganz einfach dieses: es will sozial genußvoll leben, und da sich das mit den eigenen Mitteln vielfach nicht durchführen läßt, so sollen die Mittel der anderen Bevölkerungsschichten hierzu herangezogen werden; und es will ferner die im Staate und in der Armee einflußreichen und angenehmen Stellen behalten, erstens weil sie angenehm sind, und zweitens weil sie um ihres Einflusses willen immer von Neuem den nöthigen Einfluß zu neuen Beutezügen gewähren.

Daß dieses der Kernpunkt der reaktionären Junkerpolitik ist, darüber äußern sich die naiven Freunde jener Richtung ganz offen. Ein konservativer Redner faßte in einer Berliner Versammlung seiner Partei das zu befolgende Programm in die Worte von erfrischender Realistik zusammen:

„Ohne Kanitz keine Kähne."

Was aus der poesievollen Allitteration in unsere geliebte Prosa übersetzt, also etwa lautet: Zum Kuckuk die Frage, ob Deutschland zur See genügend geschützt ist; darüber lassen wir überhaupt erst mit uns sprechen, wenn zuvor der Antrag Kanitz für eine gute Kanalisation gesorgt hat, durch die aus fremdem Beutel die Zwanzigmarkstücke in unsere Taschen fließen.

Solche Anschauungen haben natürlich propagandistische Kraft, und es kann nicht überraschen, daß aus der Versammlung des Bundes der Landwirthe und aus so schönen Allitterationsprogrammen die der Kreuzzeitungspartei so nahe stehenden Zünftler gleich staatserhaltende Lehren ziehen; auf der Delegirtenversammlung der Berliner Innungen kamen diese Ansichten in folgender klassischer Weise zum Ausdruck:

„Die ideale Politik möge der Teufel holen; die Brotpolitik muß die Losung sein."

Und wie tritt nun die Regierung Leuten gegenüber, die natürlich im Gegensatz zum mamonistischen Kapitalismus — vor Allem dem jüdischen — einfach sagen: Enrichissons-nous? Die Regierung thut das in folgender Weise:

Man führt diese Leute zum Kaiser in feierlicher Audienz, und darauf sagt man diesen Leuten: Meine Herren, wir werden eine Währungskonferenz berufen, auf der sich von Neuem so und so viele Delegirte die werthen Köpfe zerbrechen werden über ihre Ansprüche, die nach gesundem Urtheil nicht zu erfüllen sind; und außerdem werden wir für den 12. März, Vormittags 10 Uhr, den Staatsrath laden, damit auch der nach allen Seiten hin klarstellt, ob nicht vielleicht der Antrag Kanitz, den alle ruhig urtheilenden Leute für eine Ungeheuerlichkeit halten, gleichwohl als weniger ungeheuerlich betrachtet werden kann.

Die Junker und ihr Anhang erwidern darauf: Eine Audienz bei Sr. Majestät ist uns sehr angenehm; aber wir bitten nicht zu vergessen, daß wir Geld haben wollen; eine Währungskonferenz ist uns außerordentlich lieb, aber wir müssen nachdrücklich darauf hinweisen, daß wir nicht Belehrung haben wollen, sondern Geld; wir sind auch damit einverstanden, daß der Staatsrath über den Antrag Kanitz und andere interessante Dinge beräth; jedoch müssen wir zugleich mit fühlbarem Ernst betonen, daß wir zu praktisch sind, um für Berathungen irgend welche Begeisterung zu empfinden etwa im Hinblick auf die zu zuförderden schönen Wahrheiten; was wir wollen, ist nicht Wahrheit, sondern Geld. Die „Kreuz-Zeitung" drückt wohl auch so aus: Wir wollen Thaten sehen; wobei Thaten in diesem Falle so viel bedeuten: wie Geld.

Es ist naiv anzunehmen, daß Leute, die mit ... Zielen Politik verfolgen, vor irgend welchen guten ... nungen und Belehrungen seitens dieses oder jenes ... nisters Halt machen werden, und es ist ebenso ... glauben, daß diese Leute kaiserlichen Worten zugänglich ..., weil sie mit loyalen Phrasen als einem billigen Eintritt ... für angenehme Stellungen zahlen.

Am Abend nach der Kaiseraudienz fand die ... sammlung im Feenpalast statt, und die Mahnungen, ... der Kaiser auf dem Festmahl der Brandenburger ... sprochen hat, werden natürlich ebenso wirkungsvoll sein.

Diesen Parteien imponirt nicht eine Mahnung, sondern Kraft; eine Kraft, die sich ihnen im allgemeinen Staatsinteresse ganz ebenso rücksichtslos entgegenstellt, wie sie ... rücksichtslos ihr Sonderinteresse verfolgen, das die Bevölkerung korrumpiren und das Reich tief zerklüften muß; ... je weniger Veranlassung die Bevölkerung hat, auf die ... gische Abwehr seitens einer Regierung zu rechnen, in deren ... sich Herr Miquel, Herr von Köller und Herr von Hamm... befindet, um so dringlicher wird die Pflicht, für die ... Deutschlands aus eigener Kraft Vorsorge zu treffen.

Der Aufgaben sind mannigfache; aber im Aug... ist es eine der naheliegendsten, daß das sogenannte U... gesetz hinweggefegt wird; denn wie sich die Verhältniss... gestalten, um zu kämpfen und um sich zu vertheidigen, ... muß man wenigstens die Hände frei behalten; jene ... graphen werden aber in der Hand eines Herrn von Kö... der sich zu rechter Zeit und mit rechtem Geschick deco... sehr geeignet sein, um alle unbequemen Bestrebungen ... Möglichkeit zu fesseln. Dieses Gesetz, das politisch ... kulturell eine Bedrohung ist, sollte auch von der Natio... liberalen Partei verworfen werden, nachdem in jenen ... gleichfalls jeder Optimismus hat schwinden müssen.

Heute sind es nicht mehr allein die Politiker, die eine ... fahr in diesem Gesetz erblicken; auch die Künstler und ... lehrten beginnen sich zu rühren; aus den Universitäten ... den Akademien setzt sich die Gegenagitation in ... gung, und man darf es vielleicht als ein nicht unwi... Anzeichen betrachten, daß an einem Orte, wo so viel ... liebe für die Umsturzgesetzgebung sich gezeigt hatte, daß ... der „Nationalzeitung" gegen die heraufziehende geistige ... drückung und die kulturfeindliche Anmaßung des Banaus... thums Ernst von Wildenbruch mit Worten von markiger Kraft sich auflehnt. Kommt diese Bewegung mit besonnener Kraft zur vollen Entfesselung, wozu ein Jeder das Seinige beizutragen hat, so wird sie auf die Dauer auch unwiderstehlich sein.

Die Erörterungen über die Währungsfrage haben natürlich schon auf das Ausland hinübergegriffen. Der „Temps", das ministerielle Blatt Frankreichs, erklärt, daß die französische Regierung so höflich sein werde, an ... Besprechungen theilzunehmen; aber Niemand werde Frankreich zumuthen können, daß es sich noch weiter mit Silber belaste, ehe nicht die anderen Staaten silbernen Ballast in solcher Masse eingenommen haben werden, wie er ... heute unbeweglich im französischen Staatsschiff liegt:

„Mais personne ne peut demander à la France d'accep... de l'argent, avant que celles des puissances qui en ont ... moins qu'elle se soient mises dans une situation équivalente."

Frankreich wird also auf einer Konferenz erklären, daß es sein Mißfallen nicht erregen wird, wenn andere Staaten sich mit Silber belasten wollen.

In England erklärte der Kanzler des Schatzes Sir lliam Harcourt ohne Widerspruch zu finden, daß auch gland nicht so unhöflich sei, sich von einer Konferenz aus-chließen, und er fügte dann hinzu:

„Er hoffe nichts, was er gesagt habe, werde irgend ein Land zu Glauben veranlassen, daß irgend eine Aenderung in den Grundlagen englischen Währung in Aussicht sei“.

Und da die Vereinigten Staaten bis über den Hals Silber bereits sitzen, so wird auf der bevorstehenden ihrungskonferenz sich folgende Situation schöner Nächsten-ie ergeben:

Jeder wird so uneigennützig sein, dem andern an-nzugeben, für die Chimäre des Bimetallismus ein Opfer bringen. Wir können nicht weiter, sagen die Amerikaner; te, gehen sie voran, bis sie so tief im Sumpfe stecken, e wir selbst, sagen die Franzosen; wir sind bereit, n Allen wohlwollend zuzusehen, sagen die Engländer; d uns Deutschen fällt die ehrenvolle Aufgabe zu, dieses autiche Zwiegespräch zu leiten und vielleicht, weil wir es i wenigsten nöthig haben, den ersten abenteuernden hritt zu thun.

Haben die Agrarier uns bis hierher gebracht, so muß n wenigsten eine energische Gegenagitation schützende imme aufzuweisen beginnen.

China denkt jetzt ernstlich an Frieden; man unterhandelt n Neuem. Ob mit Erfolg, läßt sich noch nicht über-ken; und erst mit den Unterhandlungen wird dieser Einzel-nflikt zwischen Japan und China einen internationalen jarakter auch für die europäischen Mächte erhalten; durch e erheblichen Machtverschiebungen im Osten werden vor tem die Interessen Englands und Rußlands berührt.

* * *

Die Ehre gerettet!

Das Schlimmste, die zunächst drohende Gefahr, ist nstweilen beseitigt. Die sachkundigen und gewissenhaften ertreter des großen wirthschaftlichen Getriebes haben die utsche Nation durch rasches Einschreiten vor einer Be-hämung gerettet.

Es war ein glücklicher Zufall, daß der deutsche Handels-ag auf den 22. d. Mts. einberufen war, und daß der Antrag uf Einberufung einer internationalen Währungskonferenz iit seinen Reden, seiner Abstimmung und der ihn be-ünstigenden wunderlichen Haltung der Reichsregierung enige Tage vor diesem Termin auch die Gutgläubigsten nd Ruheliebendsten aus ihrem Schlaf aufweckte.

So viel Versäumtes zu beklagen ist, man muß dem Handelstag Glück wünschen, daß er im entscheidenden Augen-lick die richtige Entschlossenheit und den richtigen Ausdruck efunden hat. Im vorigen Jahre zu gleicher Zeit bereits var eine abwehrende Demonstration von vielen Mitgliedern egehrt worden. Aber nimmer fehlende Bedenken, verbrämt nit „Wenn und Aber“, die immer zu haben sind, hatten azu geführt, daß der Gegenstand von der Tages-rdnung abgesetzt wurde. Man braucht dem damaligen Beschluß nicht die Verantwortlichkeit für das neuerdings Geschehene in die Schuhe zu schieben. Es wäre nicht minder o gekommen, daß der Kanzler, welcher die Handelsverträge zu Stande gebracht und welcher die grenzenlose Frivolität eines bimetallistischen Ansturmes auf Deutschlands feste Münzverfassung zu durchschauen gelernt hatte, eines Mor-gens entlassen und durch einen Nachfolger ersetzt worden wäre, der zwar mit vollem Recht für einen wohlmeinenden Ehren-mann gilt, dessen Amtsantritt aber den Heißspornen der Agrarier als das Signal erschien, nunmehr einen groß-artigen Beutezug durch das Gebiet der deutschen Gesetz-gebung zu organisiren, ein Plan, der bis jetzt als nur zu wohl berechnet sich herausgestellt hat. Der neue Reichs-kanzler ist, nach Allem, was man aus seiner Vergangenheit auf seine Gegenwart schließen kann, nicht der Mann, zu diesem Beutezug Halali zu blasen. Aber es ist nicht zu leugnen, daß die ihm zur Verfügung stehende Widerstands-kraft nicht auszureichen scheint, um dessen siegreiches Vorgehen aufzuhalten. Wenn die Dinge so liegen, darf man immer-hin vermuthen, ein thatkräftigeres Auftreten des deutschen Handelstages vor der neuesten Wendung hätte dahin wirken können, den der Vorsicht gewiß nicht abgeneigten obersten Staatsmann des Reichs auf die Gefahren einer vieldeutigen Erklärung in dieser so empfindlichen Materie aufmerksam zu machen. Allem Anschein nach ist er mit einer Art Un-schuld an die Sache herangetreten, die ihm hätte benommen werden können; denn man darf annehmen, daß er in Sachen der Währung mehr Werth auf den Ausspruch des gesammten Handels- und Gewerbestandes gelegt haben würde, als auf die Sachverständigkeit der zweiundvierzig Prozent ländlicher Bevölkerung, deren Ansicht über den Nutzen der Doppel-währung neuerdings bedeutenden Eindruck auf den Reichs-schatzsekretär gemacht zu haben scheint, zweiundvierzig Prozent, Weiber und Kinder mit eingerechnet, die gewiß ebenso urtheilsfähig in der Sache sind, wie ihre Gatten und Väter. Auch das vom Reichsschatzsekretär vorgeführte Argument, daß ein nennenswerther Bruchtheil des Gewerbestandes wegen des Exportes nach den Silberländern zum Bime-talismus bekehrt sei, hätte nicht aufkommen können, wenn vor Jahresfrist eine Manifestation des Handelstages im Sinne der diesmaligen ergangen wäre.

Doch was geschehen ist, ist geschehen; und da es für den Moment den Anschein gewonnen hat, als hätte bittere Erfahrung dem Handels- und Gewerbestand die Augen ge-öffnet, so muß man sich des neuen Erwachens freuen und damit die Hoffnung verbinden, daß nicht abermalige Er-schlaffung folgen werde.

Des deutschen Handelstages Ausschuß setzte am Vor-abend der Plenarversammlung die Währungsfrage als ersten Gegenstand auf seine Tagesordnung; mit vollstem Recht, denn keine, auch noch so wichtige, kann sich jetzt ent-fernt mit dieser messen. Und die Plenarversammlung, be-stehend aus den zahlreichen Vertretern von hundertundvier Körperschaften des Handels und der Industrie — unter denen als die bedeutendsten genannt seien: Aachen, Augs-burg, Berlin, Bremen, Breslau, Crefeld, Danzig, Düssel-dorf, Elberfeld, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Königsberg, Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Stettin, Stuttgart, beschloß den folgenden Antrag ihres Ausschusses anzunehmen:

„Der Ausschuß des Deutschen Handelstages bedauert auf das Lebhafteste, daß der im Reichstage zur An-nahme gelangte Antrag Friedberg, Graf Mirbach und Ge-nossen, noch mehr aber die im Antrage selbst nicht ausgesprochene, in den Debatten indessen zu Tage getretene Tendenz desselben eine tiefgehende Beunruhigung für Handel und Verkehr hervorgerufen und im Auslande die Vorstellung hat aufkommen lassen, als ob Deutschland eine Aenderung seiner Währung beabsichtige. Wenngleich der Herr Reichs-kanzler in der von ihm verlesenen Erklärung ausdrücklich betont hat, daß die Reichsregierung durch die eventuell in Aussicht genommenen Verhandlungen über Maßregeln zur Hebung des Silberpreises der deutschen Währung nicht präjudiziren wolle, so hielt der Ausschuß es dennoch für unbedingt geboten, zu erklären,

> daß der Deutsche Handelstag unverändert an seinem Plenarbeschluß vom 12. März 1886 festhält, wonach an der deutschen Goldwährung nicht gerüttelt werden darf; der Ausschuß würde hierin eine fun-damentale Schädigung des gesammten deutschen Wirthschaftslebens erblicken, gegen welche nicht laut und entschieden genug Protest erhoben werden kann.

Der Ausschuß beauftragt das Präsidium, baldthunlichst eine neue Plenarversammlung des Deutschen Handelstages einzuberufen, in welcher die Währungsfrage mit besonderem Hinblick auf die gegenwärtige Sachlage zur Verhandlung gelangen soll."

Dieser Beschluß wurde einstimmig gefaßt. Berichte in den Blättern sagen: gegen eine Stimme. Bei näherer Erkundigung über diese Angabe lautet die Aufklärung dahin, daß bei der Abstimmung sich allerdings eine Hand gegen den Antrag erhaben habe, daß diese Hand aber alsbald unter der Heiterkeit der Versammlung wieder in den Schaaß ihres Eigenthümers, und daß sogleich darauf dieser selbst mit ihr aus dem Schaaß der Versammlung verschwunden sei, ohne daß bis jetzt hätte festgestellt werden können, wem diese Hand und der dazu gehörige Kopf angehöre.

Mit diesem in alle Welt verbreiteten Pronunziamento der dazu am meisten berufenen Stände ist das Dringendste geschehen, daß der Schatten, den die Reichstagsverhandlungen auf die Intelligenz der deutschen Nation geworfen hatten, für die Wissenden zum mindesten, im In- und Ausland weggewischt ist.

Man braucht sich wenigstens nicht mehr zu schämen vor urtheilsfähigen Zeitgenossen, welche die grenzenlose Verirrung zu würdigen wissen, die darin läge, daß Deutschland die Mithilfe der Nationen gegen seine Münzverfassung anriefe, während nicht eine einzige von allen so wenig Ursache hat, die Beschwerden des unaufhaltsamen Uebergangs, der sich in dieser Region vollzieht, mit einer Operation auf Leben und Tod zu kuriren. Der erste Wortführer der Bimetallisten im Reichstag, der die Güte hatte, in wohlwollenden Ausdrücken meiner zu gedenken (ich genieße, nachdem ich ausgeschieden, schon die Freuden der Abgeschiedenen), erinnerte triumphirend daran, daß ich schon vor langen Jahren das Unternehmen, unsere Goldwährung wieder abzuschaffen, für einen Abderitenstreich erklärt hätte, und er meinte ohne Zweifel: darüber dächte ich wohl jetzt anders. Ich bin jedoch mehr als jemals dieser Ansicht, höchstens könnte ich an Stelle der Abderiten die „Vandalen" setzen. Derselbe Redner zitirte auch aus späterer Zeit, dem Jahre 1892, meinen Ausspruch, der Bimetallismus sei todt. Auch daran bin ich nicht im geringsten irre geworden. Der Bimetallismus ist todt, aber freilich die Bimetallisten sind es nicht. Das habe ich auch niemals erwartet. Sie sind bei uns lebendiger als je, und da sie so stark geworden, können sie am Deutschen Reich mit dem todten Bimetallismus so erfolgreich experimentiren, daß sie es zwar nicht umbringen, — dazu ist es zu stark — aber gründlich schädigen.

Darüber, daß die Doppelwährungsgläubigen bei uns nicht todt sind, habe ich mich nie einen Augenblick getäuscht. Seit Jahren ward ich nicht müde, den einflußreichen Herren der kommerziellen Welt zu predigen: an dem Tag, an welchem eine Regierung eine bimetallistische Abstimmung im Reichstag haben will, kann sie sie binnen fünf Minuten haben; nur in der Regierung ist die Sicherheit vor leichtgläubigem und leichtsinnigem Draufgehen. Das lag ja für jeden in unseren parlamentarischen Zuständen heimischen offen zu Tage. Alle Schattirungen der Konservativen und Freikonservativen, mit ganz vereinzelten Ausnahmen, nebst dem ganzen Centrum, waren seit Jahr und Tag auf diesen Ton gestimmt, gerade wie sie für die Wiederbelebung der Zünfte sind. Nur der Uebergang der Nationalliberalen in ihrer großen Mehrzahl ist neu. Die Erklärung dieses Räthsels ist aber nicht auf monetärem, sondern auf psychologischem Gebiet zu suchen, und für diese Untersuchung ist hier kein Raum.

Aber wenn man den Herren diese Gefahr vor Augen rückte und sie aufforderte, sich zu wehren, so meinten sie: das würde doch Niemand wagen, die in zwanzig Jahren über alle Erwartung glücklich durchgeführte Lösung einer der großartigsten Aufgaben des Staatswohls im Handumdrehen unter dem Drucke chimärischer Vorstellungen wieder preiszugeben. „Sie werden es nicht wagen!" Du liebe Zeit! wehe uns, wenn Alles am Leibe des Deutsch[en] geschähe, was agrarische Mehrheiten zu wagen ber[eit] hätten. Es ist ja menschlich zu verstehen, daß ruh[ig] nünftige Leute von der Unvernunft eines Beginn[ens] durchdrungen sind, daß sie ihre Nebenmenschen be[...] ihnen als baarer Unsinn erscheint, nicht für fähig h[alten]. Aber diese vernünftige Beschränktheit kommt eben [...] daß unsere betriebsamen Stände sich immer mehr de[r] entfremdet haben und immer mehr in Unkenntni[ß] Apathie versunken sind gegenüber den wichtigsten vol[...] Symptomen. Wenn dann plötzlich ein Donnerwetter [...] bricht, und der ganze Ernst der Gefahr sich aufthu[t], erschrecken sie unwillig, um — wer weiß wie bald — nach einiger Zeit wieder sich einzulullen mit dem [...] Refrain: „Man wird es nicht wagen".

Nun, diesmal ist doch das Wagniß um ein schö[n] weiter gediehen. Denn wir haben es nicht mehr mit R[eichs]tagsmehrheiten zu thun, sondern mit der Reichsregie[rung]. Das ist das Neue und das Schlimme. Zwar ist die [...]luft der Ruhebedürftigen auch jetzt schon wieder mi[t] besänftigenden Tränklein zur Stelle. Der Reichstag h[at] nur beschlossen, die Regierungen zur Veranlassung einer nationalen Münzkonferenz einzuladen, und der gute R[eichs]kanzler hat freundlichst hinzugesetzt, das präjudizire [...] unserer bestehenden Währung gar nicht.

So harmlos ist auch das schon nicht. Denn [...] hat eine deutsche Regierung sich dazu herbeigelassen nur entfernt an etwas der Art zu denken, zu Zeiten das noch weniger unverzeihlich gewesen wäre.

Doch das Bedenklichste liegt noch anderwärts, [...] in den Erklärungen und in der Haltung des Staatssek[retärs] des Reichsschatzamtes, Grafen v. Posadowsky, in der [...]denden Sitzung, am zweiten Tag der Währungsdeb[atte], 16. Februar. Mir scheint, dieser weitaus wichtigsten E[...] ist bis jetzt lange nicht die verdiente Aufmerksamkeit zu[theil] geworden. Auch der Handelstag in seinem dankensw[erthen] Beschluß hat nur den Antrag und die Erklärung des R[eichs]kanzlers erwähnt.

Der Staatssekretär des Reichsschatzamtes ist be[...]rufene Vertreter der Gesammtregierung in der Währ[ungs]angelegenheit. Seine Haltung muß als die maßgeb[ende] angesehen werden. Auch ist er viel näher als der K[anzler] auf die Sache eingegangen. Und da haben wir es e[rlebt], daß zum ersten Mal, seitdem das Reich besteht [...] offizieller Vertreter die Richtigkeit der in den J[ahren] 1871 und 1873 beschlossenen und bis auf den heu[tigen] Tag durchgeführten Münzreform in Frage gestellt [hat]. Etwas Aehnliches war nie geschehen, und daher kon[nten] bis jetzt mit einigem Recht die Vertreter von H[andel] und Gewerbe sich bei dem Gedanken beruhigen, wenn [auch] parlamentarische Mehrheiten Schädliches beschließen w[ürden], die Reichsregierung werde nimmer darauf eingehen. [Das] ließ sich nach beinah fünfundzwanzigjähriger gleichmä[ßiger] Haltung erwarten. Auch unter Fürst Bismarck war de[...] niemals abgewichen worden. Selbst bei den leidenscha[ftlich] bewegten Szenen, welche die Sistirung der Silberve[rkäufe] im Juni 1879 hervorrief, hat sich der damalige K[anzler] nicht einen Augenblick dazu verleiten lassen, das Fund[ament] der Währung durch seine Anzweiflung zu erschüttern. [...] einmal den Satz von der kurzen Decke hat er selbst [...] gesprochen, der Minister v. Scholz hat ihn nur als vo[n ...] herrührend erwähnt. Und er bedeutete nie, daß die Mü[nz]reform ein Fehler gewesen, sondern nur die Frage nac[h ...] Hinderniß, das ihr möglicher Weise entgegenstehen [...]. Aber vollends gegenüber dem Ausland, gegenüber [den] Staaten, mit denen es zu Verhandlungen kommen k[ann], die Richtigkeit des eigenen Gesetzes in Frage zu stellen [...] kannte Fürst Bismarck sich niemals beikommen lassen. [...] peinlich hat er seinen Vertretern im Ausland dar[in] strengste Vorsicht eingeschärft! Er war viel zu viel [Staats]mann, um, selbst wenn er die eigene Position für [...] gehalten hätte, ihr eine solche Blöße zu geben. [...] viel weniger war damals noch unsere Währung [...] als heute, wo Graf Posadowsky sie vor dem Aus[land ...]

t. Ob der Schatzsekretär diese Anklage in der Form des ifels oder der schlichten Behauptung vorgetragen, ist von unt untergeordneter Bedeutung. Einen solchen Zweifel an Richtigkeit und Widerstandsfähigkeit seines Landesgeldes ein Minister vor dem In- und Ausland nur aus- ;hen, wenn er im Stillen den Stab über dasselbe gebrochen und entschlossen ist, es zu beseitigen. So lange er sich lber nicht klar ist, muß er seine Zweifel in den Schrein :s eigenen Busens verschließen. Parlamentarier und ettanten können sich Monologe über Sein oder Nichtsein atten, verantwortliche Minister sind zu solchen offen- igen Meditationen nicht berufen. Auch wenn er nicht anz und garunverdientwäre, wie eres ist, wäre der Zweifel, Graf Posadowsky an unsere gesetzliche Münzverfassung :ftet hat, ein schwerer Mißgriff gewesen.

Mit seinen Worten, der Reichskanzler hätte doch nicht Antwort auf den Antrag erklären dürfen: „unsere Wäh- g ist zu Recht eingeführt“, hat er für alle Draußen- enden einfach der Ansicht gehuldigt, unsere Währung sei Unrecht eingeführt; und die, welche in der Sitzung waren, ichten, daß Ton und Haltung der ganzen Rede denselben druck hervorbringen mußten. Wie anders hat sich der lische Schatzkanzler jeden im Unterhause gezeigt!

Dieses Auftreten erscheint um so bedenklicher, wenn n die jüngste Vorgeschichte der Sache in Betracht zieht. Ende 1893 das Reich die Silberkommission berief, wurde en Aufgabe eng darauf beschränkt, Mittel zur Hebung Silberpreises zu entdecken. Von einer Anzweiflung der izen Grundlage war mit keinem Wort die Rede. Ganz gleichen Geiste waren die Eröffnungs- und die Schluß- e des Grafen Posadowsky in der Kommission gehalten,) noch als vor Kurzem, im November, die „Nordd. Allg. :tung“ die wohlfeile Ausgabe der Protokolle dem Publi- n ankündigte, geschah es mit der offiziösen Empfehlung, ß man sich daraus belehren möge, wie schwierig das ganze oblem sei.

Beim Studium der Protokolle drängt sich die gleiche hlußfolgerung auf. Sicherlich wird keinem Leser der Ein- ıck bleiben, die Verhandlungen hätten den Vorsitzenden dem Schluß hingedrängt, daß unsere Münzgesetzgebung ıe verfehlte sei. Ein angesehener ausländischer Gelehrter, ofessor J. d'Aulnis de Bourouill in Utrecht, veröffent- hte vor Kurzem einen Bericht über unsere Protokolle*). ım Schluß sagt er: sein Eindruck sei, daß durch diese ıquete die Aussichten des Bimetallismus nicht gebessert en; er belegt seine Auffassung mit Stellen aus den Re- més des Reichsschatzsekretärs. Es war gewiß des letzteren ıfgabe, bei seinem Vorsitz in der Silberkommission strenge ıparteilichkeit walten zu lassen, und Niemand hat offener ıerkannt als ich, wie sehr ihm das gelungen. Aber ich ıß doch hinzusetzen: wenn er damals schon so ungünstig ıer die Goldwährung dachte, wie es aus seiner Rede vom 5. Februar durchzublicken scheint, so hat er eine ungeheure elbstbeherrschung ausgeübt, und in der Kunst, seine Ge- ınken zu verbergen, war der selige Talleyrand nur ein ınd gegen ihn.

Haben aber seine Zweifel neue Nahrung erst seit dem ıuni vorigen Jahres bekommen, so ist die Erklärung nicht ·icht. Das Einzige, was noch nicht in der Kommission er- rtert wurde, sind die paar Worte, welche der französische Minister Ribot in der Kammer vom 4. Februar zum Besten egeben. Es ist in der That bis jetzt noch nicht dagewesen, oß einige von einem Minister des Auslandes in die Dis- ussion geworfene Worte einen so mächtigen Eindruck auf ie deutsche Reichsregierung gemacht hätten, wie das aus en sich darauf stützenden Wendungen unseres Schatz- ekretärs sich abspiegelt. Herr Ribot ist ein sehr respektabler Mann, dem man ein nach französischem Maßstab möglichst onges Regiment wünschen kann. Aber als Nationalökonom oder gar als Kenner in Währungssachen hat ihn bis jetzt ıoch Niemand gekannt. Er hat einfach seine Angel nach seinen Agrariern ausgeworfen. Und nun soll er auf einmal im Handumdrehen eine Autorität für das Deutsche Reich werden. Ja, es wird uns vom Grafen Posadowsky zu Gemüth geführt, daß dieser französische Minister die Schuld am Niedergang des Silbers der deutschen Münzreform zuschiebe. Wenn wir uns von dergleichen hätten erschüttern lassen wollen, wäre es längst um uns geschehen. Um auf solche Stimmen zu hören, dazu brauchte man freilich keine Reichskommission einzusetzen. Ich könnte vom Grafen Posadowsky fordern, daß er mir „meine Legionen“ wieder gebe, meine Zeit aus 19 Sitzungen von 21, die ich mitgemacht. Aber ich bin nicht so unbillig. Ich wußte im voraus, daß es verlorene Zeit und Mühe war, pro lana Capri — vi könnte man sagen, nur weil der Kanzler einmal im Kampfe für die Handelsverträge diesen Bissen hingeworfen hatte.

Alle diejenigen, welche ein Interesse haben, daß Deutschland auf seine Kosten ihre Silberschmerzen heile, reiben sich jetzt im Stillen die Hände. Vielleicht kommt uns Eines dabei zu Statten. Die deutsche Politik und Diplomatie ist seit der Gründung des Reiches in den Ruf großer Klugheit gekommen. Wenn sie etwas scheinbar Dummes thut, werden ihre zahlreichen Gegner glauben, es müsse eine große Schlauheit dahinter stecken, und sie sollen überlistet werden. Es wäre unpatriotisch, ihnen diese Meinung zu benehmen.

L. Bamberger.

*) Separatabdruck aus dem holländischen „Economist“, datirt Dezember 1894.

Parlamentsbriefe.

XI.

Die Budgetberathung im Abgeordnetenhause ist bereits über jene Abschnitte hinausgekommen, bei denen Centrum und Polen ihre Wünsche auf Berücksichtigung ihrer Interessen zu erkennen geben. Ertheilung polnischen Sprachunterrichts, Befreiung des Ordenswesens von jeder Fessel, Parität bei Besetzung der höheren Verwaltungsämter, das sind die Punkte, über welche in jedem Jahre das wiederholt wird, was im vorigen Jahre schon gesagt worden ist. Daß wir in diesem Augenblicke einen katholischen Reichskanzler und einen katholischen Justizminister haben, daß das erledigte Oberpräsidium von Schlesien ohne Anstand in die Hände eines Katholiken gelegt worden ist, beweist, daß wir die Parität in derjenigen Form haben, in der sie allein möglich ist, nämlich in der Form, daß man bei Besetzung eines Amtes nicht nach der Konfession des Kandidaten, falls er sich im Uebrigen geeignet erweist, fragt. Das genügt aber dem Centrum nicht. Es verlangt, daß unter Umständen ein ungeeigneter Katholik einem geeigneten Protestanten vorgezogen wird, falls nur auf diesem Wege eine mechanische Gleichheit erzielt werden kann.

Selbstverständlich ist es bei dieser Gelegenheit zu einigen Zusammenstößen zwischen dem Centrum und den Ministern gekommen; desto rührender hat sich Einmüthigkeit herausgestellt, als gelegentlich die neuere Litteratur und das Theater berührt wurden. Die Führer des Centrums behaupteten, die ganze neuere Litteratur sei verwerflich und Herr von Köller schlug mit einem treuherzigen: „Top! sehr richtig!“ ein. Es ist mir unzweifelhaft, daß ein großer Theil des Centrums heute bereit sein würde, die Censur wieder einzuführen, vorausgesetzt, daß man die Handhabung dieser Censur in die Hände der Mönchsorden legen würde. Am geeignetsten natürlich wären die Jesuiten; indessen würde man sich auch schon zufrieden stellen, wenn den Dominikanern ihr altes Recht wiedergegeben würde. Die Anträge, welche Herr Rintelen in der Umsturzkommission gestellt hat, sind lehrreich genug.

Herr von Köller steht auf einem nahe angrenzenden Boden. Er möchte das Urtheil der lutherischen Orthodoxie

dafür maßgebend sein lassen, was gedruckt werden darf und was nicht. Durch das Wehgeschrei des Hamburger Hauptpastors Götze ließ sich der Rath von Leipzig im Jahre 1774 bestimmen, Werther's Leiden auf das Verzeichniß der verbotenen Bücher zu setzen, und noch immer werden Bücher geschrieben, in denen der Selbstmord aus Liebesgram mit einem poetischen Schimmer umgeben wird. Eine Schandschrift dieser Art, Gottfried Keller's „Romeo und Julie auf dem Dorfe", ist dem Herrn Minister, wenn auch auf seltsamen Umwegen, bekannt geworden. Ich möchte die Gelegenheit benutzen, Herrn von Köller auf Anzengruber's „Doppelselbstmord" hinzuweisen, wo dasselbe Thema, freilich weniger tragisch, aber kaum moralischer abgehandelt wird. Die gesunde Kost, welche dem Volke in der Novelle „Hannchen und die Küchlein", oder im „tugendhaften Edelknaben" dargeboten wird, diese Kost, durch welche allein eine tugendhafte und patriotische Nachkommenschaft groß gezogen werden kann, wird verschmäht.

Besonders peinlich ist es dem Herrn von Köller, daß das revolutionäre Oberverwaltungsgericht die Darstellung von Gerhart Hauptmann's „Webern" wenigstens für Berlin und Breslau freigegeben hat: von Treuenbritzen und Schöppenstedt wird das Unheil vielleicht noch durch die Wachsamkeit der Polizei abgewendet werden können. Graf Eulenburg ließ einst rücksichtslos den Stettiner Polizeipräsidenten fallen, weil dieser die Aufführung von Augier's „Fourchambault" verboten hatte, und erklärte ihm rund heraus, das Verbot sei ein Mißgriff gewesen; vor ähnlichen Kränkungen zartfühlender Polizeibeamten werden wir in Zukunft geschützt sein.

Das Auftreten des Herrn von Köller hat einige Blätter, die seine Berufung einst mit der Hoffnung begleitet hatten, er werde der Mann sein, um den sich eine verständige Mittelpartei sammeln könne, zu der Klage veranlaßt, sie hätten sich in ihm getäuscht. Dieser Klage kann ich mich nicht anschließen. Ich mache dem Herrn von Köller den Vorwurf nicht, daß er mir Veranlassung gegeben, mich zu täuschen. „Hab ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln", sagt Schiller. Seitdem Herr von Köller vor vierzehn Jahren im Reichstage zum ersten Male auftrat, liegt sein Kern, der Kreis seiner Gedanken und Empfindungen so offen vor Aller Augen, daß es mir unbegreiflich ist, wie Jemand von ihm Anderes hat erwarten können, als was er wirklich geleistet hat.

Die Tabaksteuer ist an eine Kommission verwiesen worden und die Hoffnung, daß sie dort begraben bleiben wird, steht auf schwachen Füßen. Sie hat Aussicht, zum Gesetz erhoben zu werden, vorausgesetzt nur, daß sie tüchtig weiter verschlechtert wird. Das Interesse, dem Pfälzer Tabak weiteren Absatz zu verschaffen, ist stärker als das Interesse, das Volk vor neuen Steuern zu bewahren, und der Hinweis darauf, daß die einseitige Benachtheiligung des amerikanischen Tabaks den Tabak seines Vorzugs entkleidet, ein besonders steuerkräftiger Artikel zu sein, stößt auf taube Ohren. An dieselbe Kommission ist auch der Gesetzentwurf über die Finanzverhältnisse des Reichs verwiesen worden, dem auch das Schicksal beschieden ist, nur dann auf Annahme rechnen zu dürfen, wenn er zuvor weitere Verschlechterungen erfahren hat. Im Uebrigen mag man sich diesem Entwurf gegenüber sehr kühl verhalten; er ist eine lex imperfecta, ein Gesetz, zu dessen Durchführung die Handhabe fehlt. Er ist nichts weiter als eine Richtschnur, die sich der Reichstag für sein zukünftiges gesetzgeberisches Verhalten selbst geben will, und die er befolgen oder außer Acht lassen mag, je nachdem es ihm beliebt.

Zur Berathung im Plenum ist die Zollnovelle reif geworden, welche aus der Kommission fast ebenso schlecht wieder herausgekommen ist, wie sie hineingegangen ist, und die sich nun noch von weiteren Verschlechterungsversuchen bedroht sieht. Der Kampfzollparagraph soll durch eine Bestimmung verstärkt werden, welche dem Bundesrath die Ermächtigung giebt, auch ohne Zustimmung des Reichstags zollfreie Artikel mit einem Zolle solchen Ländern gegenüber zu belegen, mit denen wir uns im Zollkriege befinden. Und hinsichtlich des Quebrachoholzes wird ein ernster Schlag gegeben, die Befriedigung des Bedarfs an Schuhzeug durch Vertheuerung zu erschweren.

Der Antrag Paasche auf Verdreifachung der Zuckerprämien, von dessen horrenden Bestimmungen in diesen Blättern bereits ausgiebig die Rede gewesen ist, liegt nun auch formell vor. Er hat ungefähr so viel Unterschriften gefunden, wie der kürzlich verhandelte Antrag auf Zerrüttung unserer Währung. Die tollsten Dinge scheinen in diesem Reichstage ganz besonderen Anklang zu finden.

Proteus.

Wie in Sachsen die Religion geschützt wird.

Als ein Vorzug der sogenannten Umsturzvorlage vor dem aufgegebenen Sozialistengesetz ist hervorgehoben worden, daß jene sich im Rahmen der allgemeinen Gesetzgebung bewege, während dieses ein Ausnahmegesetz gewesen sei. Zweifler haben den Werth dieses Vorzuges im Hinblick auf das Anklagevorrecht der Staatsanwaltschaften nicht allzu hoch veranschlagt, und die Meinung vertreten, daß wenn ein Gesetz dem Wesen nach Ausnahmegesetz sei, man vorziehen möge, es als solches auch zu benennen, weil die Ungleichheit des Rechts in dem Inhalt, nicht in dem Namen des Gesetze begründet sei.

Die Nothwendigkeit der neuen Vorlage folgert aus dem gesteigerten Bedürfniß, den Grundlagen der „Staats- und Gesellschaftsordnung" Schutz zuzuführen. Von den vorhandenen Schutzmitteln soll keins aufgegeben werden, auch die geschützten Einrichtungen will man nicht vermindern; im Gegentheil sollen sowohl die Schutzvorrichtungen wie die Schutzgebiete vermehrt und verstärkt werden.

Daß eine in letzter Zeit hervorgetretene Steigerung gefährlicher Angriffe dazu Veranlassung gegeben, ist nicht geradezu behauptet; der Hinweis auf die Möglichkeit einer solchen Steigerung im Hinblick auf die allgemeine Lage der Dinge wird für ausreichend erachtet. Aber für ausgemacht gilt, daß dieser als Wahrscheinlichkeit gedachten Möglichkeit gegenüber die bestehende Gesetzgebung nicht ausreichen würde. Darin liegt zugleich die Behauptung, daß das bestehende Gesetz überall, wo es hat angewendet werden können, auch angewandt worden ist, und daß diese Anwendung — weil ein Ausnahmegesetz nicht in Frage kommt — auch eine gleichmäßige gewesen ist.

Nach beiden Richtungen hin ist ein kürzlich von dem königl. sächsischen Justizministerium entschiedener Fall geeignet, Bedenken zu erwecken.

Zu den Staatsgrundlagen, welche geschützt sind und noch mehr geschützt werden sollen, gehört die Religion. Der § 166 des bestehenden Strafgesetzbuchs schützt nicht bloß die christlichen Kirchen, sondern auch jede andere mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebiets bestehende Religionsgesellschaft. Der neue § 130 des Entwurfs will einen weiteren Schutz der Religion im Allgemeinen angedeihen lassen, welchen freilich ein dazu gestellter Antrag auf das Christenthum einschränken möchte. An dem schon bestehenden Schutz, der auch das Judenthum umfaßt, will auch dieser Antrag nichts ändern.

Das Judenthum ist in neuerer Zeit Angriffen von wachsender Heftigkeit ausgesetzt gewesen. Man könnte versucht sein zu glauben, daß gerade hier das Bedürfniß stärkerer Schutzwehren zuerst empfunden sei; indessen sind sie von der betheiligten Seite nicht begehrt worden. Vielleicht darum nicht, weil man überzeugt ist, daß bei richtiger Anwendung der bestehende gesetzliche Schutz ausreicht, und ohne diese Anwendung auch der neu hinzugefügte lediglich auf dem Papier stehen würde.

Der in Dresden entschiedene Fall aber liegt folgendermaßen:

In ihrer am 17. Juli v. Js. ausgegebenen Nummer feutlichte die in Dresden erscheinende „Deutsche Wacht" Aufsatz unter der Ueberschrift „Religionsgemeinschaft internationale Betrügergesellschaft?" In demselben erholt sie die Behauptungen eines von Theodor Fritsch reiteten Flugblattes, laut dessen den Juden nach den christen ihres Schulchan Aruch Verbrechen jeder Art, esondere Mord und Betrug erlaubt und selbst geboten sollen, und fügt auch wörtlich den Schlußsatz des Fluges hinzu, welcher lautet:

> „Ich bestreite hiernach den Juden, die diese Gesetze befolgen, das Recht, sich eine Religionsgemeinschaft zu nennen, und nenne sie eine international verschworene Betrügergesellschaft".

Das Blatt begleitet diese Auslassungen mit weitläufigen ien Bemerkungen, aus welchen hervorgeht, daß es den ulchan Aruch" als ein jüdisches Religionsbuch ansieht, „bis zur Führung des Gegenbeweises" annimmt, daß ie von Fritsch behaupteten Lehren wirklich enthält.

Auf Grund dieses Aufsatzes wurde wegen Beschimpfung Judenthums und zugleich wegen Beleidigung am Juli v. Js. Strafantrag bei der königlichen Staatsanschaft in Dresden gestellt. Am 20. August erhielt der agsteller den wörtlich also lautenden Bescheid des atsanwalts vom 7. August:

„Nach Ansicht der Staatsanwaltschaft ist der Thatbestand des Veris aus § 166 des Str.-G.-B. in dem zur Anzeige gebrachten Fall gegeben. So weit das Vergehen aus § 185 des Str.-G.-B. in Frage mangelt es an dem der Uebernahme der Strafverfolgung seitens Staatsanwaltschaft rechtfertigendem öffentlichem Interesse. Es wird Einschreiten nach beiden Richtungen hin abgelehnt".

Mit Betonung des Umstandes, daß dieser Bescheid nfalls in seinem ersten Theile die nach § 169 St.-Pr.-O. geschriebene Anwendung vermissen ließ, erhob der Ansteller am 22. August Beschwerde bei der Generalatsanwaltschaft zu Dresden. Der Erfolg war ein 27. August erlassener, am 10. September ausgestellter, tlich wie folgt lautender Bescheid:

„Der von dem Schriftsteller J. F. in Berlin gegen den staatsanlichen Beschluß vom 7. August 1894 erhobenen Beschwerde kann Folge gegeben werden; es ist vielmehr dem angefochtenen Beschlusse treten".

Die weitere Beschwerde an das königlich sächsische tizministerium ist am 17. September abgelassen. Sie rde, weil bis dahin ein Bescheid nicht ergangen war, am Dezember in Erinnerung gebracht. Darauf erging am Januar d. Js. folgender Bescheid:

„Auf Ihre für den Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen abens hier eingereichten Eingaben vom 17. September und 14. Deer 1894 wird Ihnen eröffnet, daß das unterzeichnete Justizminium nach Herbeiziehung und Prüfung der einschlagenden Akten keine anlassung gefunden hat, die strafrechtliche Verfolgung des von Ihnen Beleidigung und der Religionsbeschimpfung beschuldigten Redakteurs Deutschen Wacht, Emil Huhle hier, zu verfügen.

Der Strafverfolgung Huhle's steht in beiderlei Richtungen das enken entgegen, daß nach dem Wortlaut des von Ihnen zum Gegend einer Anzeige gemachten Aufsatzes in Nr. 198 der Deutschen Wacht 17. Juli 1894 davon ausgegangen werden kann, daß nicht gegen Juden und gegen die jüdische Religion überhaupt Beleidigungen und mahungen haben ausgesprochen werden sollen, sondern daß sich die n enthaltenen Vorwürfe nur gegen diejenigen Juden, die den in dem satz bezeichneten, den Gesetzen und den guten Sitten zuwiderlaufenden ndsätzen huldigen, haben richten, und daß auch die jüdische Religion für den Fall, daß von ihr derartige Grundsätze als Richtschnur für Bekenner aufgedeckt worden wären, hat angegriffen werden sollen; aber die jüdische Religion die hervorgehobenen Sätze als Richtur aufgestellt oder anerkannt habe, ist von Ihnen selbst nicht bewiet worden.

Unter diesen Umständen würde eine Strafverfolgung voraussichtnicht zu einer Verurtheilung führen und es ist daher ihre Ablehnung chtfertigt".

Damit ist diese Sache erledigt. Denn der Umstand, das königliche Justizministerium zur gründlichen „Herziehung und Prüfung der Akten" einen mehr als viermatlichen Zeitraum gebraucht hat, hat die Folge herbeiührt, daß inzwischen die Verjährung der am 17. Juli begangenen That nach Vorschrift des Preßgesetzes eingetreten ist.

Das allgemeine Rechtsbewußtsein aber kann sich mit diesem Ausgange schwerlich befriedigt erklären. Im Gegentheil drängt sich der Zweifel auf, ob der Ausgang derselbe gewesen sein würde, wenn die geschmähte Religion nicht eben das Judenthum und wenn die beleidigten Personen nicht Juden gewesen wären.

Weder nach dem Flugblatt, noch nach dem dasselbe wiedergebenden Zeitungsaufsatz kann ein Bedenken dagegen aufkommen, daß die Verfasser den von ihnen behaupteten Inhalt des Schulchan-Aruch als eine jüdische Glaubenslehre hinstellen, gegen welche sie den Beweis der Unrichtigkeit in einer Weise fordern, welche die vorweg genommene Behauptung enthielt, daß er niemals werde gelingen können. Sie sehen diese Lehren als für die ganze Judenschaft verbindlich an, und nehmen keinen Anstand, die in der Ueberschrift enthaltene Frage, ob Religionsgemeinschaft oder internationale Betrügergesellschaft, in dem letzteren Sinne zu beantworten. Damit ist die gesammte jüdische Religionsgesellschaft als eine Betrügergesellschaft, die jüdische Lehre als eine Verbrechen schändlichster Art predigende Lehre bezeichnet, Dinge, welche den Thatbestand des § 166 Str. Ges. Buch unzweifelhaft erfüllen.

Die dagegen hervorgehobenen Bedenken entbehren jeder Begründung. Zugegeben kann werden, daß in dem Fritschschen Satze, „Ich bestreite den Juden, die diese Gesetze befolgen, das Recht, sich eine Religionsgesellschaft zu nennen" rein nach dem Satzbau der von dem Justizministerium entdeckte Doppelsinn gefunden werden kann, wonach die Worte „den Juden" in dem Sinne von „denjenigen Juden" verstanden, und die übrigen Juden ausgenommen werden. Nach dem Zusammenhange des gesammten Artikels ist freilich diese Auslegung unmöglich, und ich bezweifle, daß ein Vertheidiger gewagt haben würde, auf diese Auslegung seine Vertheidigung zu stützen. Indessen an und für sich kann es wohlthuend sein, auch einmal die Anklagebehörde auf den Spuren der Vertheidigung zu sehen, wenn sie sich darauf auch — der Ungewohntheit wegen — nicht mit erwünschter Sicherheit bewegen mag. Die Auslegung mag also trotz ihrer Gewagtheit zugegeben werden. Dann bleibt immer übrig, daß ein völlig unbestimmt gelassener, jedenfalls bedeutender Theil der in Deutschland lebenden Juden als eine Betrügergesellschaft gekennzeichnet wird. Ein äußeres Merkmal zur Unterscheidung der guten und der bösen Juden wird vom Verfasser nicht angegeben. Getroffen werden müssen auch trotz der angeblichen Unterscheidung alle Juden. Wenn man von den Einrichtungen eines Landes behaupten wollte, daß sie den Behörden gestatteten, das Recht zu beugen und daß davon seitens der Behörden vielfach Gebrauch gemacht werde, so würde man sich gegen den Vorwurf der Beleidigung dieser Behörden schwerlich damit schützen können, daß man nur diejenigen gemeint habe, die wirklich das Recht beugten. Und doch ist es gerade das, was das sächsische Justizministerium von den Beschwerdeführern verlangt. Nur unter der Bedingung soll die jüdische Religion beschimpft sein, daß sie wirklich Unsittlichkeiten und Verbrechen predige. Und das Ministerium vermißt die Behauptung der Beschwerdeführer, daß diese Bedingung bei der jüdischen Religion zutreffe. Soll das bedeuten, daß das Ministerium eingeschritten sein würde zu Gunsten des Judenthums, wenn die Behauptungen des Zeitungsartikels sich als wahr erwiesen hätten? Oder wären sie dann eben der Wahrheit wegen für straflos erachtet worden?

Der Rechtssatz des § 186 St.-G.-B. hat damit seine volle Umkehrung erfahren. Derjenige, gegen den ein Vorwurf erhoben wird, muß nach anerkannten sächsischen Rechtslehren zunächst erweisen, daß der Vorwurf begründet ist. Führt er den Nachweis nicht, so geht ihn die Sache nichts an, und er wird abgewiesen; führt er den Nachweis, so ist er mit Recht getroffen und wird ebenfalls abgewiesen.

Allgemeiner Rechtszustand kann das nicht sein. Als besonderer Rechtszustand der Juden ist er nicht geeignet,

Achtung vor Gesetz und Recht zu stärken. Bevor man aber neue Gesetze schafft, muß den alten zu ihrer Geltung verholfen werden. Und wenn sich zeigt, daß diese alten Gesetze, sobald politische Erwägungen sich geltend machen, in Gefahr kommen, ungleich angewendet zu werden, und damit die Beschaffenheit der Ausnahmegesetze anzunehmen, so ist diese Gefahr bei den neuen Gesetzesvorschlägen in weit gesteigertem Grade vorhanden. Ein politisches Gesetz wird immer ein Ausnahmegesetz sein, so lange die Gewähr für die gleichmäßige Anwendung nicht gegeben werden kann, vor allen Dingen so lange, wie das Anklagevorrecht der Staatsanwaltschaft besteht.

A. Munckel.

Der verbesserte Kanitz.

Beständen keine Tarifverträge, die das Deutsche Reich an einer Erhöhung der Getreidezölle hinderten, so wäre auch nie von jenem verzwickten Vorschlage die Rede gewesen, der gegenwärtig als Antrag Kanitz die Phantasie der Agrarier so lebhaft beschäftigt. Der Antrag Kanitz will nur auf einem Umwege das erreichen, was sich in den nächsten zehn Jahren in Form einer einfachen Zollerhöhung — eben wegen der mit Oesterreich-Ungarn, Rußland, Rumänien 2c. abgeschlossenen Verträge — nicht erreichen läßt. Aber dieser Antrag Kanitz war bisher noch so mangelhaft formulirt, daß schon ein sehr weites Gewissen dazu gehörte, um darin nicht ebenfalls einen — wenn auch nicht offenen, so doch verkappten — Vertragsbruch zu finden. Zu einem solchen Vertragsbruch wird sich keine anständige Regierung hergeben. Es war deshalb begreiflich, daß findige Köpfe auf die Suche gingen, um dasselbe Ziel auf einem völkerrechtlich einwandsfreien Wege zu erreichen. Ein solcher Vorschlag liegt jetzt vor, und man muß zugestehen, daß derselbe nicht nur den Vertragseinwand völlig ausschließt, sondern auch die gesetzgeberische Absicht des ursprünglichen Antrags Kanitz in einer viel klareren und wirksameren Weise erreicht.

Fest im Auge geblieben ist das Ziel, den Preis des inländischen Getreides auf einer bestimmten Mindesthöhe zu halten. Als diese Mindesthöhe ist der Preisdurchschnitt der Periode 1850 bis 1890 gewählt, was für Weizen einen Preis von 204, für Roggen einen Preis von 160 Mark auf die Tonne bedeutet.

Der neue Vorschlag geht nun von dem richtigen Gedanken aus, daß jede Preissteigerung des Brotgetreides wie eine einfache Kopfsteuer wirkt, da jeder Einwohner Deutschlands, mit Ausnahme der Säuglinge, Brotesser ist. Nur ist diese indirekte Kopfsteuer keine ganz gleichmäßige, da ja die Aermeren absolut mehr Brot essen, als die Wohlhabenderen, deren Nahrung in höherem Maße aus anderen theureren Genußmitteln besteht. Eine einfache Kopfsteuer wirkt deshalb gegenüber einer Getreide- oder Brotsteuer ohne Zweifel gerechter und drückt die Aermeren weniger.

Das neue Projekt sieht deshalb eine Kopfsteuer vor, die — da man die Säuglinge und alle Kinder im ersten Lebensjahre frei lassen will — von rund 50 Mill. Deutschen männlichen und weiblichen Geschlechts zu erheben wäre, und zwar in der Form, daß jeder Haushaltungsvorstand die Kopfsteuer für alle Mitglieder des Haushalts — Frau, Kinder, Dienstboten 2c. — zu entrichten hat. Besteht also z. B. ein Haushalt aus Mann, Frau, drei Kindern und einem Dienstmädchen, so würden sechs Kopftheile zu entrichten sein. Desgleichen würde jeder Arbeitgeber, der Arbeitern neben einem gewissen Geldlohn auch Brot oder Brotgetreide liefert, die Kopfsteuer für die so entlohnten Arbeiter zu entrichten haben. Es ist vorbehalten, später die Kopfsteuer für Kinder zu ermäßigen und entsprechend die Kopfsteuer für Erwachsene zu erhöhen; einstweilen aber rechnet man der Einfachheit wegen mit rund 50 Millionen gleicher Kopfsteuerquoten.

Wie hoch soll nun die Kopfsteuerquote berechnet [...] Man muß dabei im Auge behalten, daß die Kopfsteuer nur den Ersatz für die zur Zeit nicht durchführbare [...] zollerhöhung darstellt, nicht als fiskalische Ma[...] gedacht ist, und den inländischen Getreidepro[...] auch nur soweit zu Gute kommen soll, als es erf[...] ist, um die Differenz zwischen den wirklichen inlän[...] Getreidepreisen und den Kanitz'schen Normalpreisen [...] Mk. 204 und Mk. 160 per Tonne auszugleichen.

Die Gesammtsumme des mittelst jener Kopfsteuer [...] zubringenden läßt sich danach unschwer ermitteln, [...] festgestellt ist, wie viel inländisches Brotgetreide in De[...] land durchschnittlich konsumirt wird und wie hoch die [...] lichen Marktpreise sind.

Der Jahreskonsum Deutschlands an inländ[...] Weizen und Roggen ist zu beziffern auf rund 7½ Mi[...] nen Tonnen. Davon entfallen etwa ⅓ auf Weizen [...] Spelz) und ⅔ auf Roggen.

Bei dem Kanitz'schen Normalpreise von 204 Mk. [...] Weizen und 160 Mk. für Roggen würde der inländ[...] Jahreskonsum von inländischem Brotgetreide also [...] Aufwand erheischen von

2½ Mill. × 204 = 510 Mill. Mk. für Weizen.
5 Mill. × 160 = 800 Mill. Mk. für Roggen.

Die Kopfsteuer nun würde mit dem Steigen [...] Fallen der Getreidepreise gleichfalls steigen und fallen [...] ganz verschwinden, sobald die Kanitz'schen Normal[...] überschritten werden. Wenn danach, wie z. B. gegenw[...] der Preis für Weizen auf etwa 134 Mk. und der Preis [...] Roggen auf 115 Mk. sinkt, so würde die Gesammt[...] der aufzubringenden Kopfsteuer folgendermaßen erm[...] werden:

Preisdifferenz bei Weizen zwischen 204 und 134 = M[...] Diese Summe auf den Jahreskonsum von 2½ Mill. [...] nen übertragen: ergibt 175 Mill. Mark. Dazu Preisd[...] renz bei Roggen in Höhe von (160—115) 45 Mk. D[...] Summe übertragen auf den Jahreskonsum von Roggen [...] Höhe von 5 Mill. Tonnen, ergibt weitere 225 Mill. [...] Das macht zusammen 400 Mill. Mk. Ob die deutsch[...] Brotgetreidekonsumenten diese 400 Mill. Mk. in der F[...] von höheren Getreidepreisen oder in der Form einer K[...] steuer zahlen, kommt im Effekt ganz auf dasselbe hin[...] In beiden Fällen bleibt der Aufwand aller Konsumen[...] zusammen der gleiche, und stellt sich auf 800 + 510 = [...] Mill. Mk.

Hat man aber erst einmal die gesammte Kopfsteuer[...] last ermittelt, so ist die Berechnung der einzelnen K[...] steuerquote sehr einfach. Man hat nur die Gesammt[...] mit der Zahl der Kopfsteuerpflichtigen zu dividiren.

Beträgt also die Gesammtlast 400 Mill. Mk. [...] würden auf jeden der 50 Mill. Kopfsteuerpflichtigen 8 M[...] entfallen. Eine Familie von 5 Köpfen würde [...] 5 × 8 = 40 Mk. Kopfsteuer zu entrichten haben, sobald [...] Preisstand von Weizen und Roggen auf das gegenwärt[...] Niveau gefallen ist.

Ziehen die Preise an, so vermindert sich entsprechend die Kopfsteuer, bis sie bei Mk. 204 für Weizen und Mk. [...] für Roggen ganz aufhört.

Um die Höhe der Kopfsteuer den Getreidepreisen mög[...] lichst rasch anzupassen, ist in Aussicht genommen, daß die Preise für Lokowaare und Lieferungsqualität an der Berli[...] ner Börse maßgebend sein sollen, und zwar jedesmal die Durchschnittspreise eines Kalendervierteljahres. Diese Durch[...] schnittspreise sollen der Kopfsteuer des nächsten Vierteljahrs (die Kopfsteuer ist vierteljährlich zu erheben) zu Grunde gelegt werde.

Auf diese Weise hofft man zu bewirken, daß der Auf[...] wand für Brot- und Kopfsteuer zusammen stets auf der[...] selben Höhe bleiben — so lange an der Berliner B[...] Weizen nicht über Mk. 204 und Roggen nicht über Mk. [...] steigt.

Wie denkt man sich nun die Vertheilung des Ertrages Kopfsteuer an die Getreideproduzenten? Hier ist man einen sinnreichen Einfall gekommen. Ebenso wie die reidezölle, indem sie künstlich den Preis für inländisches reide steigern, damit den Ertrag der Grundrente steigern steigern sollen, so empfiehlt sich auch bei der Vertheig des Ertrages der Kopfsteuer, einfach den Besitz des ers, auf dem Weizen und Roggen gebaut wird, zu Grunde legen.

Das neue Projekt sieht ein Verfahren vor, das dem der Berechnung des Spirituskontingents angewandten nlich ist. Es will für jede einzelne landwirthschaftliche sitzung die im Durchschnitt der letzten 5 Jahre mit eizen oder Roggen bebauten Flächen feststellen. Diese chnung würde für das ganze Deutsche Reich eine Genmtfläche von rund 8 Mill. Hektaren ergeben, auf denen eizen oder Roggen gebaut wird. Der Ertrag der Kopfuer würde nun einfach auf diese 8 Mill. Hektaren zur rtheilung gelangen. Ist der Ertrag also 400 Mill. groß, würden auf jedes ha 50 Mark entfallen. Wer also rchschnittlich 10 Hektare mit Weizen oder Roggen bellt, der erhielte 500 Mk., wer 100 ha bestellt, der erelte 5000 Mk. ausbezahlt und so fort. Allerdings würden betreffenden Nutznießer die Kopfsteuer für ihren Hausnd ebenso zu bezahlen haben, wie jeder Nichtlandwirth, orin ein feiner Zug ausgleichender Gerechtigkeit zu ercken ist.

Man muß zugestehen, daß dies System eine Reihe ng wesentlicher Verbesserungen gegenüber dem ursprünghen Antrage Kanitz enthält.

Zunächst ist aus den Handelsverträgen gegen dies ystem schlechterdings kein Einwand herzuleiten. Ferner ist e projektirte Kopfsteuer gerechter, und für die Aermeren eniger drückend, als die Kanitz'sche künstliche Preissteigerung s Brotgetreides. Sodann aber fallen alle Einwände die an aus dem sozialistischen Charakter des Kanitz'schen mportmonopols hergeleitet hat. Es treten auch nicht jene efgreifenden Störungen des Getreidehandels ein, die zu hweren Bedenken Anlaß gaben. Vielmehr bleibt alles im ebrigen ganz ungestört, nur die Wirkung niederer Brottreidepreise ist paralysirt und das Ziel, dem inländischen etreideproduzenten einen Mindestertrag zu sichern, ist in ner Exaktheit gelöst, wie das auf keine andere Weise sonst öglich ist.

Dabei ist wohl zu beachten, wie bei diesem Vertheingsmodus die Gerechtigkeit noch in ganz anderer Weise ewahrt ist, als bei den Getreidezöllen. Wer heute unter hohen etreidezöllen eine Mißernte erleidet oder weniger fruchtaren Acker bewirthschaftet, hat von den Getreidezöllen wenig ber nichts einzubekommen. Die in Aussicht genommene ertheilung des Ertrags der Kopfsteuer nach Maßgabe der um Getreidebau herangezogenen Fläche kommt in gleichem Naße dem schlechten wie dem guten Acker und dem, der ine Mißernte erlitten hat, ebenso wie dem, der eine große Ernte gemacht hat, zu Gute. Die Befürworter dieses neuen Kanitz'schen Antrags halten es für sicher, daß sie für diesen erbesserten Antrag den Staatsrath gewinnen und eine Mehreit im Reichstage erlangen.

Ist das Projekt im Reiche zur Durchführung gelangt, o beabsichtigen die Agrarier im preußischen Abgeordnetenause die Bildung eines Fonds aus Staatsmitteln anzuegen, aus dem nothleidenden Landwirthen Vorschüsse auf die demnächst aus der Kopfsteuer zur Ausschüttung gelangenden Beträge gegen mäßigen Diskont geleistet werden. Diesem Fonds denkt man den Namen Miquelfonds zu geben, während die Kopfsteuer, aus der die Erträge fließen, natürlich als Kanitz'sche Kopfsteuer auf die Nachwelt kommen wird.

Das deutsche Volk, das sich schon so vieles hat geduldig bieten lassen, wird vielleicht auch bei solchem Experiment bereit sein, als corpus vile zu dienen.

Th. Barth.

Theater und Umsturz.

Wie Schiller's braver Tell, der später durch den Zwang äußerer Verhältnisse ein umstürzender Attentäter wurde, so lebte auch unser deutsches Theater im Allgemeinen „still und harmlos“. Man nährte sich mit Vorliebe von den tantièmefreien Klassikern, zu denen glücklicherweise auch Shakespeare zu rechnen ist, man freute sich über den heiteren Beifall, den unlitterarische Spaßmacher beim großen Publikum fanden, man verhielt sich äußerst zugeknöpft gegenüber allen Bestrebungen, ein Problem oder einen Konflikt der gegenwärtigen Lebenskämpfe anders als in geistreichen theoretischen Deduktionen à la Dumas auf die Bühne zu bringen. Allmählich begann eine schablonenhafte Schauspielkunst das lebendige Interesse am großen Schaffen vergangner Zeiten abzustumpfen; hier und dort wurde ein schüchterner Versuch gemacht, durch scenische Mittel oder durch eine frischere Erfassung poetischer Naturelle das Ueberlieferte modernen Empfindungen näher zu bringen. Es gelang wirklich, eine oder die andere Tragödie auf ihre alten Tage zum „Zugstück“ zu stempeln. Das große Publikum aber ging nach wie vor von dem Wunsche aus, im Theater lachen zu können. Und schon in diesem Wunsche liegt ein schwieriges soziales Problem. Je stärker die Anforderungen sind, die der Tag mit seinen Mühen und Arbeiten, seinem Aerger und seinen Aengsten an das moderne Nervensystem stellt, mit desto schwächeren Sinnen, mit desto schlafferer Empfangsfähigkeit kommt der Geschäftsmann, der Richter, der Beamte, der Lehrer Abends ins Theater. Er will dort seine Nerven beruhigen, seine Sinne durch heitere Bilder beleben; alle geistigen Organe sind ermüdet, Verstand, Vernunft, Ueberlegung wollen ruhen. Auch das Gefühl darf nicht zu stark in Anspruch genommen werden. Denn Gemüthsbewegungen wirken wiederum auf die Nerven. Am rathsamsten ist daher ein kräftiges Gelächter oder für fortgeschrittenere Naturen ein leichter Sinnenkitzel. So wird begreiflich, daß der Arzt seinen abgearbeiteten und spät gesättigten Neurastheniker während des Verdauungsfiebers nicht in Hauptmann's „Weber“ schickt, sondern in Skowronnek's „Halali“ oder, sofern die Gattin nichts dawider hat, zu „Fernands Ehekontrakt“, wenn nicht gar zu den fünf Barrisons und ähnlichen Tingeltangelfreuden, an denen ehrbare Parlamentarier allerdings ebensoviel Anstoß nehmen, wie an Hauptmann's „Webern“.

Kein Zweifel, daß diese Kur zuträglich ist; Herr Skowronnek oder das jüngste Fräulein Barrison, das um ein Haar Gräfin geworden wäre, haben um ihrer hygienischen Verdienste Willen alle Anwartschaft auf den Sanitätsrathtitel.

Mit diesem Erholungsbedürfniß des Publikums hat sogar die Theaterkritik zu rechnen. Warum soll sie den Herren Adolf Ernst und Emil Thomas ihre Geschäftskreise stören, wenn sich bei ihnen so und so viel geplagte Zeitgenossen krank und wieder gesund lachen dürfen. Und da unsere höhern Theater, wenn sie ihre feineren Kunstaufgaben lösen wollen, gute Geschäfte machen müssen, so ist vom taktischen Standpunkt nicht viel dagegen einzuwenden, daß auch sie dem Massenvergnügen ihren Zoll entrichten. Sogar der Hofbühne des deutschen Kaisers könnte man ihre Skowronneckereien gern nachsehen, wenn sie daneben noch andere Beziehungen zur modernen Produktion aufrecht erhielte. Schlimm wird eine solche Spekulation auf das Massenvergnügen erst dann, wenn diese höhern Bühnen vergessen, daß sie nicht bloß Kuranstalten, sondern auch noch Kunstanstalten sind, die ohne Rücksicht auf Nerven, Neigungen, Intelligenzen der Masse den Zwecken ihrer Kunst dienen, wie ein Tempel den Zwecken seiner Gottheit dient. Eine Kunstentwicklung steht gewiß nicht außer Zusammenhang mit den Bedürfnissen des Volkes, aber ihr Wachsthum gedeiht nur in der Freiheit und darf gewaltsam weder vom Willen eines Machthabers noch von den Trieben der Menge beherrscht werden. Das große Wort, „Was Du ererbt von

Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen", hat eine ganz besondere Gültigkeit in seiner Anwendung auf das Kunstleben. Unter dem Eindruck einer großen Dichterzeit ist unser Jahrhundert herangewachsen und alt geworden. Jede neue Generation hat aus der Hand der älteren den Faden übernommen und damit die Pflicht, ihn fortzuspinnen. Das Andenken unserer großen Alten wird nur solange bestehen, als sich die Kunst, die sie übten, nach Gesetzen, welche in ihr selbst liegen, ungehemmt durch äußeren Einfluß weiter entwickeln darf. In dieser Kunstentwicklung hat auch das Theater seine Mission zu erfüllen. Seine Mission besteht, das sollten vor Allen die subventionirten Hofbühnen bedenken, hauptsächlich in der Darstellung dessen, was der Genius der Zeit aus seinen besten Köpfen herausschafft. In diesem höchsten Sinne war eine Kunstanstalt das Mannheimer Nationaltheater, als es den Muth hatte, zum ersten Mal das revolutionäre Erstlingswerk eines jungen Karlschülers aufzuführen; elf Jahrzehnte später in Berlin ein Schillertheater mit denselben „Räubern" zu eröffnen, ist kein litterarisches oder dramatisches Verdienst mehr. Eine Kunstanstalt war das Magdeburger Stadttheater, als es sich entschloß, Lessing's Nathan den Weisen ein Vierteljahrhundert nach seiner Entstehung der Bühne einzuverleiben. Eine Kunstanstalt leitete der Hamburger Theaterdirektor Schmidt, als er trotz trübsten Weimarer Erfahrungen es wagte, Kleist's zerbrochenen Krug für die Bühne zu retten. Eine Kunstanstalt war das königliche Schauspielhaus in Berlin, das Hofburgtheater in Wien, als sie Dichtern wie Ibsen und Hauptmann ihre Thür öffneten.

Eine Kunstanstalt zu werden oder zu bleiben, wird allen Bühnen im Deutschen Reiche überaus schwer sein, sobald die „Umsturzvorlage" Gesetz werden sollte. Von allen Kunstgebieten wird keines so schwer dadurch gefährdet, wie gerade das Theater. Was für alle gilt, gilt für das Theater im gesteigerten Grade, weil durch die belebte und bewegte körperliche Darstellung auf der Bühne der Vergleich mit wirklichen Vorkommnissen viel sinnfälliger hervortritt, als beim stillen Lesen oder bei der Betrachtung eines stummen, in seiner Situation beharrenden Bildwerks. Wer Franz Moors Brandreden gegen Gesetz und Ordnung liest oder wer diesen Lotterbuben mit seinen teuflischen Gebärden abgebildet sieht, wird nicht im Entferntesten so tief davon aufgeregt werden, als wenn er auf der Bühne einen guten Schauspieler in der Aktion wahrnimmt. In dem § 111a kommt ein Wort vor, das in unserer Sprache das Lebenselement alles Dramatischen ausdrückt. Es heißt: wer gewisse Vergehen als erlaubt *darstellt*, auf den finden gewisse Strafvorschriften Anwendung. Sicher ist es nur ein Zufall, daß gerade in diesem Zusammenhang von einer *Darstellung* gesprochen hat, und keiner der Gesetzgeber wird dabei an Bühnendarstellung gedacht haben. Aber die Sprache ist so logisch, daß solche verschiedenen Bedeutungen und Anwendungen ein und desselben Wortes fast immer in einem stillen logischen Zusammenhange stehen. Und soviel ist gewiß, keine Bühne kann ihre Pflichten gegen die dramatische Litteratur erfüllen, ohne daß auf ihr wöchentlich ein oder einige Male sträfliche Vergehen als erlaubt dargestellt werden. Mit jedem Wachsen der Leidenschaft wächst die Gefahr des Verbrechens. Und wenn der Richter das Verbrechen, oft auch schon den Willen zum Verbrechen straft, so hat der Dichter im gleichen Fall eine wesentlich andere Aufgabe, die allerdings nicht darin besteht, etwas Unerlaubtes als erlaubt darzustellen, wohl aber eine That aus ihren seelischen Motiven zu erklären und also auch zu entschuldigen. Diese Aufgabe, eine der höchsten des Dichters, vollends des Dramatikers, wird zwar nicht im Texte des Paragraphen selbst, wohl aber in seiner ausführlichen Begründung ziemlich klar dem Staatsanwalt ans Herz gelegt. Denn es heißt: daß strafbare Handlungen gerühmt oder als erlaubt dargestellt werden, „geschieht häufig in der Weise, daß zwar die Gesetzwidrigkeit der Handlung nicht in Abrede gestellt, diese aber vom Standpunkt einer angeblich gerechteren Weltanschauung zu *entschuldigen* oder zu *beschönigen* versucht wird." Auf diesem Standpunkt einer „angeblich" gerechteren Weltanschauung steht zuweilen im Kriminalprozeß der Vertheidiger des Angeklagten. Auf diesem selben Standpunkt steht immer der Dichter, sofern er aus der menschlichen Seele tragische Konflikte loslöst. Der Begründer der Umsturzvorlage, der vom Theater gar nicht spricht, hat, wie er selbst beruhigend hervorhebt, dabei an öffentliche Reden und an Preßerzeugnisse gedacht. In seinem Beschwichtigungsversuche geht er so weit, zu versichern, daß das Anpreisen und die Rechtfertigung von strafbaren Handlungen nicht allgemein unter das Gesetz gestellt werden, sondern nur insofern, als es sich um Verbrechen und um solche Vergehen handelt, die unmittelbar und in besonders bedenklicher Form gegen die Staatsgewalt sich richten oder die das Gefühl der Sicherheit in der Bevölkerung am ehesten gefährden. Davon aber steht nichts im Paragraphen selber, und schon aus dieser Entschuldigung blinzelt das Geständniß hervor, es könnte unter Umständen dieser Paragraph sich auch anders deuten lassen.

Seine Anwendbarkeit auf dramatische Konflikte ist aber für denjenigen zweifellos, der die Geschichte unserer Theaterzensur verfolgt hat. In Ibsen's „Gespenstern" spricht Helene Alving, die unglückliche Mutter, die ihr Unglück bis dahin so heldenstark getragen hat, den Gedanken aus, daß von Gesetz und Ordnung alles Unglück in der Welt herrühre. Nicht ohne Grund hat man vermuthet, daß das polizeiliche Verbot der Gespenster viel weniger auf die pathologische Erscheinung des Paralytikers, als vielmehr auf diese und einige ähnliche Aussprüche zurückzuführen sei. Die Polizei rechnete mit der mangelhaften ästhetischen Erziehung des Publikums, welches die Meinungsäußerung einer Person im Stück als Meinungsäußerung des Dichters auffaßt, nicht bedenkt, daß Ibsen im Schmuck seiner Orden und Ehrenzeichen als ein höchst korrekter Staatsbürger einhergeht, während seine Helene Alving unter dem Druck einer fürchterlichen Gemüthserschütterung momentan gar wohl auf einen solchen Umsturzeinfall kommen kann. Von diesem Gedankengang des polizeilichen Zensors, der meist ein Assessor ist, dürfte sich der Gedankengang des Staatsanwalts, der meist erst kürzlich ein Assessor war, nicht wesentlich unterscheiden. Dieser würde zu demselben Schluß gelangen, wie Jener. Wo bisher der Zensor einen Dichter nur mundtodt machen konnte, würde nach dem Umsturzgesetz der Staatsanwalt gegen denselben Dichter anklägerisch einschreiten. Wie jener, so würde auch dieser den Dichter für die Vergehungen seiner erdichteten Menschen verantwortlich machen. Und je menschlicher diese Menschen handeln und leiden, desto größer wächst dem Dichter die Gefahr. Wenn es schon vorgekommen ist, daß man wegen des Inhalts einer Zeitung den Korrektor und den Schriftsetzer zur Verantwortung gezogen hat, so wäre es nur folgerichtig, den Schauspieler auch mitverantwortlich zu machen, der einer Lästerung seinen Mund, einer That seine Hand leiht, und auch den Souffleur, der ihm das Gräßliche eingeflüstert hat. Ein zorniger Seitenblick der Obrigkeit träfe auch noch den Kulissensteher, der nicht rechtzeitig, ehe solche Greuel sich abspielen konnten, den Vorhang heruntergelassen hat.

In der Begründung des § 111a werden allerlei Verbrechen aufgezählt, von denen es nicht erlaubt sei, sie als erlaubt darzustellen. Jedes dieser Verbrechen ist von großen Dramatikern vom Standpunkt einer gerechteren Weltanschauung „entschuldigt" oder „beschönigt" worden, und je mehr die Kunst als eine Beschönigung des Lebens aufgefaßt wird, desto bedenklicher sind die Folgen. Beim „gewaltsamen Widerstand gegen Beamte" könnte man an die Szene zwischen Carlos und Alba denken; bei der „gewaltsamen Röthigung" an die Drohung Ferdinands gegen seinen Vater (… so erzähle ich der Residenz, eine Geschichte, wie man Präsident wird), bei der „öffentlichen Zusammenrottung" an den Rütlibund, beim „Landfriedensbruch" an die Räuber; die „Zerstörung von Bauwerken, Verkehrs- und Sicherheitsanstalten" an Zwing-Uri.

Trotzdem werden Schiller und die anderen Größen der Vergangenheit durch solche Paragraphen so wenig getroffen, wie unsere Schönthane. Jene schützt ihr geheiligtes Ansehen, diese ihr heilloser Spekulationssinn. Allenfalls kann die Berliner Censur heute einem Spekulanten verbieten, „die Kindermörderin", von Goethes

…ogenossen Heinrich Leopold Wagner aufzuführen, aber …nter dem Umsturzgesetz wird kein Polizeiminister es … die Kindesmörderin Gretchen von der Bühne zu

…oethe, Schiller, Lessing, Shakespeare gehören schon zu …zur „bestehenden Staatsordnung“, als daß ein Staats… …t es riskiren sollte, diese Götterbilder umzustürzen. …das befürchtet, übertreibt. Andererseits wird die …e Schönthan-Kadelburg mit ihren auf dem Berliner …ater begünstigten strebsamen Jüngern mehr denn je …erpicht sein, dem Publikum das zu bereiten, was der …rr von Heereman dieser Tage im preußischen Abge…enhause „eine harmlose Unterhaltung“ genannt hat. …Gruppe der Harmlosen darf sich über ein solches Ge…zar freuen, denn es schafft ihnen auf den Theatern …onkurrenz vom Halse, die schon anfing, unbequem …rden. Daß der geniale Komiker Georg Engels auf … Gastreisen nicht bloß den Herrn Senator spielt, …n auch den Kollegen Crampton, muß den Harmlosen … bedauerlich sein, denn wie bald könnten die Charakter…ien dem Publikum von Hannover, Königsberg und …gart den Geschmack an Requisitenspäßen verderben. …wenn der kecke Odenwälder Carlot Reuling drollige …ige einer politischen Satire auf die Bühne bringt, was …ann aus den „Goldfischen“ werden? Es wäre dem… eine höchst ehrenwerthe Opferwilligkeit, wenn diese …tosen gleichfalls den Reichstag bitten wollten, die …rzvorlage abzulehnen. Gefährlich und höchst harmvoll … ein solches Gesetz nur denen, die nach dem Beispiel …r Klassiker und derer, die es zu sein verdienten …olle Menschenleben hineingreifen, um es da zu packen, …s interessant ist.

…Goethe's Egmont würde, gefeit durch die Tradition, …hofbühne statthaft bleiben. Uebel aber könnte es der …n eines modernen Dramas ergehen, die dem Klärchen …, „öffentlich“, wie es in der Begründung heißt, „vor …Menschenmenge zur Begehung einer strafbaren Hand… aufforderte“. Klärchen, in der Absicht, einen Staats…genen, einen des Hochverrathes Angeklagten aus sei… Kerker zu befreien, schaart die Bürger um sich her und … ihnen aufrührerisch zu:

„Die freche Tyrannei, die es wagt ihn zu fesseln, zuckt schon den …ihn zu ermorden. . . . Kommt! wir wollen uns theilen; mit …em Lauf von Quartier zu Quartier rufen wir die Bürger heraus. …eder greife zu seinen alten Waffen. Auf dem Markte treffen wir …ieder und unser Strom reißt einen jeden mit sich fort. Die Feinde …sich umringt und überschwemmt, und sind unterdrückt. . . . Könnt' …mein Athem doch entzünden! Könnt' ich an meinen Busen drückend …rwärmen und beleben! Kommt! In eurer Mitte will ich gehen! …ine Fahne wehrlos ein edles Heer von Kriegern wehend anführt, …ll mein Geist vor euren Häuptern flammen, und Liebe und Muth …hwankende zerstreute Volk zu einem fürchterlichen Heer vereinigen.“

Das ist Sturm! Das ist Umsturz. Klärchen ist keine …fährlichere Revolutionärin, als jene schlesische Webers… Luise Hilse, deren Betragen die wenigsten Landboten …en, die meisten aber mißbilligen. Klärchen würde für … Aufrührung der Volksmenge zu Herzog Alba's Zeiten …ft worden sein. Unter dem Umsturzgesetz käme sie, da …ch zwar um die „Aufforderung“ zu einem Verbrechen …elt, die Aufforderung aber bei den ängstlichen Gentern …e Erfolg“ geblieben ist, mit einer Gefängnißstrafe bis …rei Jahren weg. Und wenn der Dichter für ihre Aufführ… verantwortlich gemacht würde, wie Ibsen für seine …enster, Hauptmann für seine Weber, so käme auch er …Loch, da er Klärchens Handlungsweise nicht nur „ent…digt“, sondern durch die Kraft der Sprache, die Tiefe …Charakteristik, die Gewalt der dramatischen Aktion sie so … verherrlicht, daß wir uns für das verbrecherische …chen begeistern könnten.

Der preußische Minister des Innern der vor dem …ister Karl August's von Weimar schon aus Grün… der Kollegialität und Loyalität eine gewisse Hoch…ung nicht wird vermeiden können, käme allerdings …r in tragische Konflikte. In einer denkwürdigen … vor den preußischen Abgeordneten, hat er am 21. Februar (laut Stenogramm des deutschen Reichsanzeigers) also versetzt:

„Ich bin der Ansicht, daß die Theater im Laufe der letzten Jahrzehnte, das was sie sein sollten — eine Bildungsstätte zur Förderung von Sitte, eine Stätte zur Förderung historischer Erinnerungen, zur Förderung alles Guten und Edlen — schon lange nicht mehr sind.“

Vor diesem Kunstideal und Kunsturtheil kann Goethe's Egmont schwerlich standhalten. Zwar gehen, ziemlich treu nach der Wirklichkeit, zwei geschichtliche Helden durch das Drama; der kluge Oranien, den Goethe das zweischneidige Wort sprechen läßt: „Die Könige thun nichts Niedriges,“ ist gewiß eine historische Erinnerung, voll des Guten und Edlen. Nur wenig Staatsmänner könnten sich, wie er, zu dem Gefühl erheben: „Einen Verlorenen beweinen ist auch männlich.“ Zwar hat Oranien wegen seines „Betragens bei dem neuen Aufruhr des Pöbels“ die Gunst der Regentin verscherzt, aber daß Fürstengunst schwankend ist, weiß auch der preußische Minister des Innern. Die andere historische Größe ist Alba. An ihm das Gute und Edle ausfindig zu machen, ist Gesinnungssache. Er schickt Geheimpolizisten umher, er erblickt in den Freigesinnten Leute, die „die Majestät des Königs“, in den Andersgläubigen Leute, die „das Heiligthum der Religion schänden“ oder, wie man heute sagen würde, „beschimpfen“. In dem großen Gespräche, das er mit Egmont führt, könnte er Wort für Wort als Verfechter der Umsturzvorlage gelten. Alba ist gewiß nach dem Herzen des preußischen Ministers für innere Angelegenheiten: ein Förderer alles Guten und Edlen. Hinwiederum würde manche Gegenbemerkung Egmont's unseren heutigen Machthabern so wenig gefallen, wie sie Alba gefiel, der ihn köpfen ließ; und nun gar des Grafen sein Verhältniß zu Klärchen — wer wollte behaupten, daß darin eine „Förderung der Sitte“ läge?

Trotzdem wird „Egmont“, da er nun einmal von Goethe ist, unbehelligt weiter über unsere Bühnen schreiten, aber wenn der heutige Kurs in seiner „unentwegten Entwicklung“ (ein geschmackvolles Wort aus der geschmackvollen Berliner Künstleradresse) fortschreitet, wehe dann dem jungen Dichter, der etwas Aehnliches wagen sollte, weh' etwa Gerhart Hauptmann, der eben jetzt still und eifrig an seinem „Florian Geyer“, auch einer historischen Erinnerung, schafft! Gottfried Keller's „Romeo und Julia auf dem Dorf“ bleibt unbeanstandet, weil diese herrliche Novelle schon klassisch geworden ist. Wenn aber Jemand dasselbe Werk plagiirt und im Volke verbreitet, so ruft vor versammeltem deutschem Reichstage der preußische Minister des Innern über die „Glorifizirung des Selbstmordes nach dem Genuß“, entrüstet aus: „Auch das ist Lektüre!“ Was einer Novelle verübelt wird, gäbe beim Theaterstück noch ärgeren Anstoß.

Wer die neuen Paragraphen der Umsturzvorlage liest, wird vielleicht im Vertrauen auf unseren Richterstand nichts Verfängliches darin entdecken. Wie sie von ihren Erfindern verstanden sind, zeigt klarer die Begründung, beweisen zur Evidenz die Parlamentsreden, die vom Ministertisch und auf der rechten Seite des Hauses gehalten sind.

Am 10. Januar konnte im Reichstag Herr v. Bennigsen noch bestreiten, daß man mit dem Entwurf die wissenschaftliche, historische, selbst die schärfste Kritik ausschließen will über Grundlagen unserer Kultur, wie Religion, Monarchie, Eigenthum, Ehe, Familie. Es erschien Herrn v. Bennigsen „selbstverständlich“, daß auch unter dem Umsturzgesetz sogar der schärfste Angriff gegen die einzelnen Formen, die diese Kulturinstitute in historischer Zeit gewonnen haben, noch statthaft sein werde. Daß dieses dem preußischen Minister des Innern nicht so selbstverständlich, oder, wie er sich modischer ausdrücken würde, so „selbstredend“ erscheint, hat er am 20. Februar im preußischen Abgeordnetenhause bewiesen, als er seine Ansichten über das moderne Drama zum Besten gab und dem Oberverwaltungsgerichte wegen Freilassung der „Weber“ Vorwürfe machte.

Ueber die Rede äußert sich das vornehmste Pariser Blatt, der „Temps“, wie folgt:

Un discours comme celui où, M. de Koeller, a attaqué le tribunal administratif suprême pour avoir autorisé la représentation des Tisserande, cette forte et sobre pièce dont Paris a pu se faire une idée et où le socialisme et la grève ne sont que des moment absolument légitimes de l'action dramatique. un tel discours ne peut que donner un nouvel élan à cette croisade defensive. Les poètes eux-mêmes — s'il en est — vont se sentir solidaires de ces libertés publiques dont les beaux esprits dédaigneux font si volontiers fi en temps de calme et de paix.

Der Minister erblickt in der modernen Dramatik das Bestreben, „auf die Unmoralität — auf die Genußsucht und Vergnügungssucht des Volkes zu spekuliren und derartige Sachen, wie die Theater, in den Dienst dieser unedlen Eigenschaft zu stellen“. Für diese wörtlich dem Stenogramm des „Reichsanzeigers“ entnommene Aeußerung lohnte ihn die Rechte und das Centrum mit Beifall; offenbar aber dachten alle diese Beifallspender dabei keineswegs an die „Weber“, die nicht eben auf „Genußsucht“ und „Vergnügungssucht“ des Volkes spekuliren, sondern an die Boulevardpossen des Residenztheaters und an die fünf Barrisons, die volksvertretenden Strohwittwern genauer bekannt zu sein scheinen, als Hauptmann's „Weber“. Der Minister des Innern aber dachte dabei an die „Weber“ und sah voraus, „daß man ja wieder natürlich Angriffe darauf in hohem Maße in der Richtung machen wird, die Kultur sollte zurückgeschraubt werden“. Der Minister war ein guter Prophet. Die Angriffe sind nicht ausgeblieben. Und wenn er sich eingestandenermaßen aus den Angriffen in der Presse und im Parlamente nichts macht, so braucht er sich aus den Angriffen nachkommender Kulturhistoriker erst recht nichts zu machen, denn er wird ihre lachende Kritik nicht mehr erleben. Für uns, die heutigen, ist zu lachender Kritik noch keine Zeit. Nicht im Geringsten verwöhnt durch unsere polizeiliche Theatercensur, sehen wir uns weit über alle Theatercensur hinaus geführt, sobald der Minister glaubt, „für Religion, Sitte, Ordnung und Anstand im Lande dadurch wieder Boden zu schaffen“ und den Elementen, die das untergraben wollen, auf das allerenergischste dadurch entgegenzutreten, daß er ein dramatisches Kunstwerk unterdrückt.

Sofern der gegenwärtige Minister des Innern hinter der Vorlage steht, ist diese Vorlage gegen Litteratur und Kunst, vornehmlich gegen das Theater gerichtet. Herr v. Köller hat das ehrlicher Weise zugestanden. Auch für ihn entscheidet im Kunstwerk nicht die künstlerische Gestaltung, sondern die Wahl des Stoffes. Damit ist allen Tragödien der Krieg erklärt; denn es gibt kaum einen modernen menschlichen Konflikt, der nicht in irgend welcher näheren oder ferneren Beziehung stände zu den Instituten der Religion, der Monarchie, des Eigenthums, der Ehe oder der Familie, die alle durch § 130 der Umsturzvorlage vor beschimpfenden, öffentlich gemachten Aeußerungen geschützt werden sollen.

Aber nicht nur dem wilden und wirren Ernst der Tragödie könnte es schlecht ergehen, sondern auch dem frischfrech-fröhlichen Spott einer modernen Komödie. Der preußische Minister des Innern, dieser genaue Kenner Gerhart Hauptmann's, kennt gewiß auch dessen Diebskomödie „Den Biberpelz“. In diesem Stück spielt ein strebsamer Amtsvorsteher, Herr von Wehrhahn, die gewichtigste Rolle. Wenn dieser einsichtsvolle Mann, statt einem unschwer zu entdeckenden Diebstahl nachzuspüren, bei harmlosen Leuten auf Demagogenriecherei ausgeht, so wirft er sich stolz in die Brust und spricht zu seinem agent provocateur:

„Ich sage Ihnen, mein lieber Motes, so'n Posten wird Einem schwer gemacht. Wenn man nicht wüßte, für was man hier steht, da könnte man manchmal die Büchse ins Korn werfen. So aber heißt es Papier aushalten. Was ist es denn schließlich, für das man kämpft? Die höchsten Güter der Nation?“

Offenbar hat der preußische Minister des Innern andeuten wollen, daß er sich auch aus dem Gelächter eines solchen Satirikers nichts machen würde, daß er, ein Edelmann, Pamphlete niedrig hängt, er, der zwei Jahre nach Erscheinen jener Diebskomödie, am 21. Februar im Landtage rief:

„Wie lange sollen wir denn noch zusehen, daß in der ... lichsten Weise alle die heiligsten Güter der Nation, die ... Volke wirklich noch heilig sind, herabgewürdigt und in den ... zogen werden?“

Diese wehrhahnisirende Wendung — das ... Ministers Rache sein — bezieht sich exemplarisch auf ... Hauptmann's „Weber“, wo nichts anderes in schimpf... Weise (§ 130 sagt: „durch beschimpfende Aeußerun... herabgezogen wird, als ein harter Fabrikant und eine ... Dorfgendarmerie aus den vierziger Jahren. Doch ... Es geschieht noch mehr. Hungrige Arbeiter greife... Eigenthum ihres Brotherrn an und kämpfen gegen eine ... pagnie Soldaten; in einer armseligen Familie gibt ... uneheliches Enkelkind, und wenn in der einen Bettla... gottgläubig gebetet wird, so wird doch auch in der ... freventlich geflucht. Grund genug für Herrn v. Köller ... seine untergebenen Behörden, den Dichter dieser Tragödie ... § 130 anzuklagen, weil er in einer den öffentlichen ... gefährdenden Weise die Religion, die Monarchie, die Ehe ... Familie oder das Eigenthum durch beschimpfende ... rungen öffentlich anpreise.

Paul Schlenther.

Belgien und der Kongostaat.

(Schluß.)

Seit zehn Jahren, das heißt seit seiner Geburt ... sich der unabhängige Kongostaat eine ziemlich vollstän... politische Organisation geschaffen und andererseits ... eine immerhin bemerkenswerthe ökonomische Entwick... durchgemacht. Läßt man den Streit über den Nutzen ... kanischer Kolonialpolitik überhaupt außer Ansatz, so ... man zugeben, daß der Kongostaat eine bedeutendere ... wicklung aufweist, als sonst irgend eine andere der ... afrikanischen Kolonien europäischer Länder.

Diese Wirkung ist als Folge der politischen Orga... sation des unabhängigen Staates zu betrachten. Er be... thatsächlich keine offizielle Verfassung; freilich tritt an ... Stelle in gewissem Sinne die Generalakte der Berlin... Konferenz von 1885. Denn die Gesetze, Bestimmungen, ... ordnungen des Souveräns und seines Vertreters ... gegen die Festsetzungen dieser Akte nicht verstoßen.

Die höchste Gewalt wird ungetheilt ausgeübt ... dem Souverän, dem König der Belgier; unter seiner ... gibt es in Brüssel eine Central- und in Afrika eine ... regierung. Zuerst 1885, dann neuorganisirt 1891 und 18... werden die verschiedenen Geschäftszweige der Centrale ... leitet von einem einzigen Staatssekretär, der von ... Souverän die Befehle empfängt und ihm die zu lösende... Fragen unterbreitet. Der Staatssekretär, noch heute ... seit 10 Jahren, Edmond Van Eetvelde, hat unter sich ... Generalsekretäre; diese Beamte stehen an der Spitze ... drei Abtheilungen, der auswärtigen Angelegenheiten, ... Finanzen und der Abtheilung des Inneren. Der erste ... sich zu beschäftigen mit den Beziehungen zu den auswär... gen Staaten, mit der Civilstandsgesetzgebung, dem Handel, ... der Post, dem Kultus und der Justiz; der zweite ... Steuern, den Agrar- und Münzfragen; der dritte und ... weitem einflußreichste verwaltet das Territorium, leitet ... Volksaufklärung, die militärischen Angelegenheiten, ... Marine, das Transportwesen und die Intendantur.

Nach zwei Jahren des Herumtastens ist im ... 1887 die Lokalregierung eingesetzt worden; seitdem ... wiederholentliche Umformungen. An der Spitze steht ... Generalgouverneur, der Vertreter des Souveräns und ...

ralregierung in Brüssel. Dieses Amt bekleidet im nblick ein Offizier der belgischen Armee, der Major is, der seit wenigen Tagen wieder in Europa weilt. Gouverneur, dessen Sitz Boma ist, hat einen Vize-erneur zur Seite, einen Generalsekretär, drei Sekretäre die Finanzen, für die Justiz und die Marine, Inspek-ı sowie Exekutivkomitees und Beamte mit nur berathen- Stimme.

Das ungeheure Territorium des Staates vom Atlan-en Ocean bis zum Tanganyka-See ist in vier Bezirke eilt — Banana, Boma, Matadi und die Katarakte; der e Kongo umfaßt acht Kreise — Stanley-Pool, Koango, ai, Aequator, Ubangi-Uelle, Aruwimi-Uelle, Stanley-s, Lualaba. Endlich bilden, die den Tanganyka-See ebenden Länder eine besondere Administrations-Einheit. der Spitze der Distrikte stehen Kommissare, die der werneur ernennt, und denen eine große Macht, weit-nde Initiative und schwere Verantwortung obliegt. einzelnen Gegenden werden mit offizieller Macht auch einheimischen Negerfürsten bekleidet, und die alsdann Kommissären untergeordnet sind, denen sie in der Er-ung ihrer Aufgaben zu helfen haben. Der Staat schützt e einheimischen Häuptlinge, aber er verlangt andererseits wieder Leistungen an Menschen und Naturalien.

Den Kommissaren, die vor allem die Verwaltung zu en haben, stehen an einzelnen Orten Residenten zur te, denen in höherem Grade die diplomatischen Aufgaben iegen. Sie sind der Person einflußreicher Häuptlinge ıchirt und überwachen diese. Seit der Niederwerfung der iber sind am oberen Kongo diese Beamte überflüssig ge-rden. Dagegen sind neuerdings Residenten bei den uptlingen des Gebietes in Uelle eingesetzt worden.

Der unabhängige Staat besitzt eine öffentliche Macht, en Rekrutirung durch ein Dekret aus dem Jahre 1891 igesetzt worden ist. Die Mannschaften sind zum Theil eiwillige, zum Theil entstammen sie einer Aushebung. e letztere findet unter Zustimmung der Häuptlinge statt d soweit möglich durch Auslosung. Die jüngsten ldaten zählen 14 Jahre, die ältesten 30; die Dauer des enstes beträgt fünf Jahre. Der normale effektive Bestand ne die europäischen Truppen beträgt 3024 Mann. Einge-rene und Fremde, Sanzibariten, Sudanesen u. s. w., die t dem Albinigewehr bewaffnet sind und die in acht Kom-gnien nebst den Kanonen über die ganze Oberfläche des taates vertheilt sind. Der Oberbefehlshaber residirt in oma mit der Lehrkompagnie; außerdem gibt es noch am eren Kongo drei Feldlager zur Ausbildung.

Die richterliche Organisation des Staates ist um-ssend. Zunächst gibt es ein Tribunal erster Instanz am iteren Kongo. Dieser Gerichtshof urtheilt die Verbrechen nd Vergehen seines Distriktes ab, sowie die Civil- und ondelsstreitigkeiten des ganzen Staatsgebietes; Landrichter, e diesem Tribunal attachirt sind, haben ihren Sitz in Matadi, Leopoldville und Lukungu an den Katarakten. erner gibt es Kriegsgerichte am niederen Kongo zur Be-rafung von Vergehen und Verbrechen, die von den ffizieren, den Unteroffizieren und den Soldaten der ewaffneten Macht begangen worden sind. Am beren Kongo haben die Kriegsgerichte richterliche Befugniß sowohl über die Militär- wie über die Civilbevölkerung. Gegen die Entscheidung dieser Gerichte ibt es keine Appellation außer seitens der europäischen Civilbevölkerung. Die Appellation an den Gerichtshof erster Instanz von den lokalen und den Kriegsgerichten geht an en Appellhof in Boma, der die Kriminal-, Civil- und Handelssachen in zweiter Instanz aburtheilt, sowie die Ur-theile der Kriegsgerichte, insofern die Angeklagten europäische Civilpersonen sind. Endlich gibt es noch eine höchste Instanz mit dem Sitz in Brüssel, die gleichzeitig als Staatsrath ungirt; sie urtheilt in zweiter Instanz, nachdem der Gerichts-hof in Boma bereits gesprochen hat, vorausgesetzt, daß das Streitobjekt mindestens einen Werth von 25 000 Francs besitzt; er urtheilt sodann über die Strafthaten, welche die richterlichen Beamten des Kongostaates begangen haben. Als Staatsrath ertheilt er in dem Falle seinen Rath, daß der König denselben einholt.

Der unabhängige Staat besitzt natürlich auch Gesetz-bücher. Das Strafgesetzbuch vom Jahre 1886 bestimmt gemäß der Verbrechen und Vergehen: die Todesstrafe, Straf-dienstbarkeit, Buße, Konfiskation; das Civil- und Handels-gesetzbuch vom Jahre 1888 beruht auf den belgischen Ge-setzen. Es gibt sogar Kenner, welche behaupten, daß diese Abhängigkeit zu groß sei. Der Rechtsstand der Ausländer ist durch Bestimmungen aus dem Jahre 1892 über die Nationalität und die Naturalisation geregelt worden.

Die Einrichtungen für die Finanzen des Staates ent-behren noch des festen Rahmens und der festen Grundlage und gerade hierin ist eines der wichtigsten Motive zu sehen für den Wunsch nach Annektion durch Belgien. Die Einnahmen sind wesentlich geringer als die Ausgaben. Die Einnahmen entstammen aus den Ueberschüssen der Staatsdomänen, die ein ungeheures Gebiet an flachem Land und vor allem an Wäldern umfassen. Sie fließen sodann aus den Auszangszöllen, welche die Berliner Konferenz festsetzte, und aus den Eingangszöllen, welche die Brüsseler Konferenz 1890 zugestand, aus den Transport-gebühren für Waaren und Reisende mittelst der Schiffe des Staates auf dem Flußnetz; endlich entstammen sie direkten Auflagen, die von den Einzelnen erhoben werden, ent-sprechend der Größe ihrer Boutichkeiten, der Zahl ihrer Ange-stellten und Arbeiter, sowie der Schiffe, die ihm gehören. Es ist sodann hinzuzuziehen eine Ertragsgebühr für Lände-reien, welche von Weißen erworben worden sind, und die Sporteln der Justiz und der Verwaltung. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als müßten diese zahlreichen Steuern dem Staate eine hinreichende Einnahme sichern, allein das ist ein Irrthum. Die staatlichen Domänen werfen 950 000 Frcs. ab; die Zölle 922 000 Frcs.; die Auf-lage auf die Eingeborenen 237 000 Frcs.; das Transport-wesen wirft 125 000 Frcs. ab und die direkten Auflagen kaum 50 000 Frcs., so daß die gesammten Staatseinnahmen sich auf etwa 2 540 000 Frcs belaufen. Die Ausgaben sind weit beträchtlicher. Das Departement des Innern erfordert 4 900 000 Frcs.; davon mehr als 2 000 000 für die öffent-liche Macht; die Finanzverwaltung erfordert 376 000 Frcs. und die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten 176 000 Frcs.; mithin in Summa 5 440 000 Frcs. Ausgaben. Das Defizit im Jahre 1893 betrug also 2 900 000 Frcs. und es hat sich, wie verlautet, 1894 noch vermehrt; es wurde ge-deckt durch die Jahresbeisteuer von 2 Millionen seitens Belgiens und durch einen Zuschuß von 900 000 Frcs, den König Leopold II. gewährt hat.

Unter diesen Umständen begreift man das Bestreben des Kongostaates, aus seiner jetzigen Lage herauszukommen. Seine Ausgaben steigen von Jahr zu Jahr in natürlichem Wachsthum, während die Einnahmen fast stationär bleiben und jedenfalls sich nicht in hinreichendem Maße vermehren, um das Defizit zu decken. Andererseits können auch die Opfer, welche König Leopold bringt, nicht unbegrenzt bleiben. Aus diesen finanziellen Gründen ging das Verlangen nach Annektion hervor. Nach Lage der Verhältnisse wäre nur Belgien im Stande, den afrikanischen Staat aus seinen Schwierigkeiten zu befreien, entweder durch Erhöhung des Zuschusses oder durch einfache und klare Annektirung des Kongo? Die Regierungen beider Staaten haben sich, wie man weiß, für das zweite Mittel ausgesprochen. . . .

* * *

Wir versuchten darzustellen die politischen Verhältnisse des Kongostaates; versuchen wir darzulegen, was der Kongo ökonomisch werth ist.

Aus den Berichten aller Forschungsreisenden ergeben sich zwei Folgerungen. Einerseits die Thäler des Kongo und seiner Zuflüsse, ein Wassernetz von 15 000 schiffbaren Kilo-

metern, zieht sich durch fruchtbare Gegenden, die wenig angebaut sind und die folglich in ungeheurer Ausdehnung für die Ausbeutung durch den Ackerbau geeignet sind. Die Ergebnisse des Bodens, die vorläufig meist wild wachsen, sind zahlreich und könnten unter Umständen in großen Massen ausgeführt werden, nämlich von dem Zeitpunkte an wenn Centralafrika sie in ebenso großen Massen liefert, wie andere Aequatorialgegenden, etwa Brasilien; dahin gehört Kautschuk, Tabak, Baumwolle, Zuckerrohr, Erdnuß.

Andererseits ist der Eingeborene, soweit dies die bisherigen Beobachtungen ergeben haben, nicht der Arbeit feindlich, wenn er zu derselben durch Bezahlung ermuntert wird. Er könnte also mit arbeiten, um die natürlichen Reichthümer, die der Boden des Kongostaates hervorbringt, nutzbar zu machen. Und der Eingeborene wird auch leicht und in steigendem Maße nach dem Urtheil der Reisenden zum Abnehmer europäischer Industrieprodukte werden; von Messern, Kattunen, Pulver, Schmucksächelchen &c.

Ausbeutung der Bodenschätze des Kongo, Umbildung des Negers zum Arbeiter, Konsumenten und Produzenten, das ist der theoretische Plan, der möglicherweise einmal in der Zukunft, vielleicht in einer sehr fernen Zukunft zur Verwirklichung gelangen kann. Vielleicht!

Im Vergleich mit diesen glänzenden Zukunftsplänen ist die augenblickliche ökonomische Lage des Kongostaates sehr bescheiden: gleichwohl ist sie nicht ganz bedeutungslos. Man kann eine Entwicklung des Handels nicht leugnen. Im Jahre 1886 betrug der Werth der Ausfuhr 1 633 000 Francs; im Jahre 1889 schon 4 297 000 Francs, im Jahre 1892 endlich 5 487 000 Francs und der Import beziffert sich in dem zuletzt genannten Jahre auf etwa 6 Millionen, das ist eine Gesammtsumme der Handelsbewegung von 11 bis 12 Millionen, ungerechnet den Werth der Waaren, die von jenseits der Grenzen des Staates herstammend, nur den Kongo als Straße benutzten.

Was den Handel zwischen Belgien und dem unabhängigen Staat anbelangt, so hat er zugenommen in den letzten drei Jahren. Aus dem Kongostaat kommt heute noch vor Allem Elfenbein, Palmöl und Palmnüsse. Im Jahre 1892 erhielt Belgien Produkte dieser Art im Gewicht von 7 935 000 Kilogramm, 1893 schon 10 075 000 und 1894 endlich 9 714 000 Kilogramm. In diesem letzten Jahr hat Belgien die gesammte Produktion dieser drei Handelsartikel aufgenommen und dementsprechend ist Antwerpen einer der großen Handelsplätze des europäischen Festlandes für Elfenbein geworden.

Die Ausfuhr Belgiens nach dem Kongo tritt dagegen zurück: sie erreicht nur 45 Prozent des Werthes der Waaren, die im Kongogebiet ausgeschifft werden.

Die steigende Tendenz im Export von Waaren aus dem Kongobecken, die sich seit einigen Jahren bemerkbar macht, hat ihren Ursprung in der Errichtung belgischer Handelsgesellschaften, die an Zahl zu wachsen beginnen; seit 1887 sind zehn und mehr Gesellschaften gegründet worden. Ihr Aktienkapital beträgt gegen 14 Millionen Francs; ihr Sitz ist fast ohne Ausnahme Brüssel; eine der Straßen unserer Hauptstadt ist beinahe völlig von ihnen besetzt, und es ist ein recht eigenartiger Anblick an Festtagen, die Häuser dieser großstädtischen Straße geschmückt zu sehen mit der blauen Fahne, die den goldenen Stern führt, das Wahrzeichen des unabhängigen Kongostaates. Diese Gesellschaften verfrachteten nach dem Kongo seit ihrer Gründung 68 000 Tonnen Waaren, davon 15 000 Tonnen im Jahre 1894.

Unter diesen Gesellschaften nimmt den ersten Rang die Kongoeisenbahn ein, denn von dem Gelingen ihres Werkes hängt vor Allem die ganze weitere ökonomische Entwicklung des Kongo ab. „Ohne die Eisenbahn", sagte Stanley vor 15 Jahren, „hat der Kongo überhaupt keinen Werth". Erklärlicherweise, denn der Kongo geht zwischen Stanley-Pool und Matadi, vom Hochplateau zum Meere, in 32 Wasserfällen herab, gigantischen Stufen, die sich in einer Länge von 380 Kilometern hindehnen. Sie sind ein Hin[...] das die Schiffahrt durchaus nicht überschreiten kann [...] Folge, die sich aus diesem natürlichen Hemmniß ergi[...] klar. Um nach der Küste die Produkte des oberen [...] zu bringen, müssen sie in Leopoldville ausgeschifft und [...] auf Menschenrücken bis Matadi gebracht werden.

Dieser primitive Verkehr verursacht große Unbe[...]lichkeiten: Aufenthalte, die durch die Umladung ver[...] werden, schwierige Rekrutirung der Träger, Langsamke[...] höhere Kosten des Karawanentransportes, öftere Ha[...] und Verlust zahlreicher Waaren. Seit seiner ersten [...] erfaßte Stanley die Idee einer Eisenbahn bis in die G[...] der Katarakte; nur eine solche Eisenbahn — das wa[...] gleich klar — konnte den Export der Produkte des ä[...]torialen Afrika entwickeln, indem dieselbe die Kosten, [...] die Dauer der Transporte, und das Risiko jeglich[...] verminderte. Im Jahre 1887 wurde die Konstruktion [...] Eisenbahn von Matadi nach Stanleypool beschlossen [...] war die Trace festgestellt, die Ingenieure schätzten die [...]gaben für die 400 Kilometer lange Linie damals [...] 25 Millionen Frcs. an Konstruktionskosten und 1 200 000 [...] an jährlichen Betriebskosten. Das nothwendige Ka[...] wurde 1890 subskribirt, und zwar zeichnete Belgien 10 Mi[...]nen und das Publikum 15 Millionen. Der unabhän[...] Kongostaat bewilligte seinerseits alles Terrain, welches [...] die Herstellung der Bahn nothwendig war, und ver[...] der Kompagnie außerdem die Abtretung von 1500 He[...] für jedes Kilometer in Betrieb gesetzter Bahn. Die [...]weite sollte 0,75 Meter betragen, und 30 Bahnhöfe [...] Haltestellen waren vorgesehen. Die Geschwindigkeit [...] Züge war auf 18 Kilometer in der Stunde festg[...] 24 Stunden würden also genügen für den Uebergang [...] niederen zum hohen Kongo; heute brauchen die Kara[...] dazu 15 bis 20 Tage. Man sieht, die Differenz ist [...]trächtlich.

Wie es häufig geschieht, erwiesen sich die Annah[...] der Ingenieure als zu optimistisch; die Arbeiten der e[...] Sektion, die Fieber, die durchweg sehr schwierige Re[...]rung der Arbeiter, haben die Herstellung des Werkes [...] kostspieliger gemacht und weit langsamer von Statten g[...] lassen, als man es von vornherein annahm. Die Ba[...] jetzt erst in einer Länge von 85 Kilometern im Betriebe, [...] schwierigste Theil ist jedoch vollendet; es ist wahrschein[...] daß am Ende des Jahres 1895 135 Kilometer fertigge[...] sein werden, und daß in 5 bis 6 Jahren die Lokomo[...] den Bahnhof von Ndolo, nahe bei Leopoldville, ein[...] wird. Damit würden die beiden schiffbaren Theile [...] Kongo, die ausreichend mit Transportmitteln versehen [...] verbunden sein. Auf dem Flußnetze des Kongo verk[...] thatsächlich schon mehr als 40 Schiffe, die theils dem St[...] theils Kompagnien oder Missionen gehören. Welch [...]deutender Fortschritt in wenigen Jahren erreicht ist, [...] man daraus ersehen, daß die ganze Flottille des Kongo 18[...] nur aus 3 Schiffen bestand.*)

Sowohl über die Thatsachen, die im Vorstehenden [...]getheilt sind, als auch über die allgemeine Situation [...] Kongostaates in internationaler, politischer und ökonomi[...] Beziehung, hat sich in Belgien zwischen den Anhängern [...] Gegnern der Annexion jetzt eine lebhafte Auseinanderse[...] in Rede und Schrift entwickelt, die von Tag zu [...] größeren Umfang annimmt, und zwar nicht nur in Br[...] sondern auch in den Provinzen. Die Gegner der Anne[...] heben hervor, daß das Klima am Kongo für Europäer [...]hängnißvoll sei, wie die zahlreichen Todesfälle [...] daß unter diesen Umständen der Kongostaat niemals [...] Belgien Auswanderungskolonie werden könne; daß die [...]wicklung des Handels zwischen Belgien und dem K[...]

*) Wer nähere Angaben über den Kongo in ökonomischer, [...]rischer und politischer Beziehung wünscht, dem glauben wir [...] des Buches „Le Congo. Par M. A. Chapaux", bei Rozez in [...] erschienen, empfehlen zu sollen. Das Buch gibt ein [...] Resumé über die reiche Litteratur, die in Belgien über [...] publizirt ist.

eine Hypothese sei; daß die Reichthümer des kongolesi- t Bodens problematisch wären; daß der von Natur schon e und bedürfnißlose Neger nie ein thätiger Produzent, ein ernsthafter Konsument europäischer Waaren sein de; daß, selbst wenn sich am Kongo eine beträchtliche hschaftliche Thätigkeit entwickeln solle, Belgien gar nicht ig habe, den Kongostaat zu annektiren, um an seinem del theilzunehmen, da die Berliner Akte die Handels- eit in dem Kongobecken proklamirt habe; daß endlich Annexion des Kongo für Belgien internationale Schwie- eiten hervorrufe und unter Umständen Frankreich gegen- : eine unbequeme Lage schaffen werde, da Frankreich 1 nicht bloß in Europa, sondern auch in Afrika Belgiens ittelbarer Nachbar sein würde; kurz, daß die Annexion Belgien eine sehr böse Sache sei, eine kostspielige Unter- nung ohne hinreichende Vortheile.

Auf diese Einwendungen antworten die Anhänger der iexion, daß die Akklimatisation der Weißen am Kongo dings schwierig, aber keineswegs unmöglich sei, wenig- s im gewissen Gegenden und bei gewissen Vorsichts- regeln, und daß übrigens der Kongo auch gar keine -wanderungskolonie sein solle, sondern eine Handels- und ntagenkolonie, wie das englische und niederländische In- t; daß die kommerziellen Resultate, die schon jetzt erreicht n, darauf schließen lassen, daß nach Fertigstellung der ndbahn ein reiches Feld der wirthschaftlichen Ausbeutung glossen werden würde; daß alle Forscher den Boden- hthum, die Fähigkeiten des Negers, zu produziren und konsumiren, sobald er nur erst einmal darauf hingewiesen bezeugen; daß trotz der Klausel der Handelsfreiheit mit herheit angenommen werden könne, daß die Macht, die Kongo die politische Souveränität ausübe, daselbst auch e ökonomische Präponderanz gewinnen werde; daß die ernationalen Schwierigkeiten jetzt geregelt seien, daß keine enzstreitigkeiten mehr in Aussicht ständen, und daß die utralität des Kongostaates seine Sicherheit garantire, erlei, ob der Staat in den Händen Belgiens sich befinde r unabhängig dastehe.

Die Anhänger der Annexion fügen hinzu, daß Belgien t seiner zahlreichen industriellen Bevölkerung, seiner die iere Konsumtion weit übersteigenden industriellen Pro- ktion neue Absatzgebiete nöthig habe, und daß, da Belgien ielben nicht in Europa finden könne, wo die Zoll- rieren mehr und mehr sich erhöhen, das Land nicht ndern dürfe, solche Absatzgebiete in Besitz zu nehmen, wie ihm in Afrika geboten würden. Nach der Meinung ser Freunde der Annexion darf die Annexion umso- niger von der Hand gewiesen werden, als bei ihrer Ab- nung ein Werk, das von Belgiern und für Belgier ge- affen ist, damit dem Untergange geweiht werde. Neben r kommerziellen Frage sei danach auch eine nationale renfrage mit im Spiele.

Ich glaube damit in unparteiischer Weise die großen ige der Polemik dargelegt zu haben, die in diesem Augen- ick sich entsponnen hat. Wie wird diese Kampagne digen? Die öffentliche Meinung scheint zu zaudern und h eher feindlich als günstig dem Annexionsprojekt gegen- erzustellen. Würdigt dieselbe nicht genügend alle Seiten eser Frage? Ist das belgische Temperament zu bedächtig er zu furchtsam Unternehmungen gegenüber von so großer agweite und so unabsehbaren Folgen? Meines Erachtens von all diesem etwas mit im Spiele. Aber ich habe hier ine psychologische Studie zu schreiben und beende deshalb eine Betrachtungen mit der Konstatirung, daß seit der erfassungsrevision keine wichtigere Fragen unseren Gesetz- bern unterbreitet ist. Die Lösung dieser Frage mag aus- llen wie sie will — vermuthlich wird die Annexion be- glossen werden —, die öffentliche Diskussion wird mit dem otum des Parlaments ihr Ende nicht erreicht haben. Die ebernahme des Kongostaates wird nicht bloß für die wirth- haftliche Lage Belgiens, sondern auch für die politische ituation ihre Konsequenzen haben. Die Sozialisten ins- esondere rechnen als Gegner der Annexion darauf, daß, wenn dieselbe beschlossen wird, die Zahl ihrer Anhänger wachsen wird infolge der allgemeinen Unzufriedenheit. Die Zukunft wird erweisen, wer Recht hat.

Brüssel. Léon Leclère.

Theater.

Schauspielhaus: König Ottokars Glück und Ende. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Franz Grillparzer.

Mit der Aufführung von Grillparzer's „König Ottokars Glück und Ende“ hat das Schauspielhaus eine längst fällige Schuld abgetragen.

Zwei Jahre hatte das Drama in den Büreaus der österreichischen Censur herumgelegen. Dann, durch einen Zufall, wurde es der Kaiserin vorgelesen und durch ihre Vermittlung von der Censur freigegeben. Der Erfolg war ein eigenartiger: am ersten Tage gleich wurden von dem Buch über 600 Exemplare verkauft; die Aufführung wurde mit Interesse, doch kühl, aufgenommen.

„Es müßten sich dramatische Stoffe die Fülle finden, wenn man die menschlichen Leidenschaften und Fehler der Reihe nach durchginge. Der Neid, Judas. — Uebermuth und sein Fall, König Ottokar,“ so hat Grillparzer, ein wenig philiströs, 1819 in sein Tagebuch notirt.

König Ottokar von Böhmen war einer der Großen des Interegnums im dreizehnten Jahrhundert. Als das Reich sich in Rudolf, Grafen von Habsburg, einen Kaiser gab, unterwarf er, der selbst Prätendent gewesen war, sich nicht. Es kam zum Krieg, und Rudolf zwang ihn, die Lehnsherrlichkeit des Reiches anzuerkennen; eine zweite Empörung büßte Ottokar mit dem Leben: er fiel in der Entscheidungsschlacht. Der Gegensatz der beiden Fürstencharaktere, Ottokar, ein eigenwilliger Despot, und Rudolf, ein treubesorgter Landesvater, wurde das dramatisch Triebkräftige des Stoffes. Aus diesem Gegensatz heraus beleuchtete Grillparzer die Geschehnisse und, als ein Individualist, zerbrach er die tönernen Formen der geschichtlichen Büsten und schuf, wieder aus dem Gegensatz heraus, zwei ganz individuelle Physiognomien: Ottokar, ein Sohn des Glücks, übermüthig und wild, genial und launisch, grausam, ein Kind; und Rudolf, der Mann der soliden Arbeit, kleinlich und alltäglich, aber fest, tapfer, treu.

Mit dem eisernen Griff, der Schiller in der Komposition eigen, preßte Grillparzer in den ersten beiden Akten die Geschehnisse zusammen. In einem großen Gesammtauftritt, der mit der Reichstagsscene im Demetrius verglichen werden darf, gab er die Geschehnisse und Erfolge langer Jahre, das Glück des Ottokar in einem Bilde. Auf ein Kissen wird Krone neben Krone niedergelegt und der Schatten der deutschen Kaiserkrone fällt auf die anderen Kronen. Und im Vollbesitz des Glücks gibt Ottokar seinem Glück den Abschied. Er läßt seine Ehe mit seiner Gattin Margarethe lösen. Und in Margarethe hat Grillparzer Ottokars Glück symbolisirt: Rudolf führt sie von dannen, und vor seinem Ende weint Ottokar an ihrem Sarge, und todt liegt er dann neben der Todten.

„Der arme alte König, er nahm eine junge Frau.“ Ottokars zweite Gemahlin, Kunigunde, tödtet sein Glück. Seine Hoffnungen auf die deutsche Kaiserkrone zerschlagen sich, in seinem Uebermuth sagt er Rudolf die Fehde an und gleichzeitig entfremdet er sich Kunigunde. „Es war ein schöner Page;“ Zawisch von Rosenberg gewinnt mit einem Lied das Herz der Königin, und im Refrain, wie es Grillparzer eigen, tönt der zweite Akt mit der Eingangsstrophe seines Liedes aus.

„Das Letzte der historischen Tragödie ist Gottes Werk; ein Wirkliches: die Existenz. Wie in der Natur sich höchst selten Ursache und Wirkung wechselseitig ganz decken, so ist, in der Behandlung eine gewisse Inkongruenz beider durchblicken zu lassen, vielleicht die höchste Aufgabe, die ein Dichter sich stellen kann", so schrieb Grillparzer in Bezug auf „König Ottokars Glück und Ende". Und wirklich, diese Inkongruenz besteht. Das Unglück wandelt und bereichert Ottokars Charakter. Er wird milde, und sein Trotzen wird zum Theil ein Zagen. Er wird ein Grübler, und es ist psychologisch wunderbar fein, wenn der blutige König darüber nachsinnt, daß Eltern sich ängstigen, wenn sich ihr Kind in den Finger geschnitten hat. So faßt er auch nicht selbst mehr den Entschluß, sich zum zweiten Mal gegen Rudolf zu empören. Wie Gräfin Terzky Wallenstein, so zwingt seine treulose Gemahlin ihm die That auf. Und dann zwingt die That ihn.

Und mit der inneren Inkongruenz die formelle! Der Bau der drei letzten Akte zu dem der ersten ist wie ein gothisches Dach auf romanischem Grundbau. Die Shakespear'sche Form tritt an die Stelle der Schiller'schen: kurze Szenen, mit Ortswechsel vielfach, für je eine Phase der Entwicklung. Die entscheidenden Momente werden alle auf der Bühne vorgeführt: wie Ottokar bestimmt wird, mit Rudolf zu unterhandeln; die Zusammenkunft, die Annahme der Lehen und der Kniefall; Ottokar gedemüthigt und gebrochen; die zweite Empörung und die Entwicklungsstadien, die er im letzten Entscheidungskampf durchzumachen hat, bis hin zu seinem Tode auf dem Schlachtfeld. Und das alles in der Wirkung tief innerlich. Aber es ist unzweifelhaft, daß die beabsichtigte Inkongruenz der Charakteristik, daß namentlich die Verschiedenheit der Komposition die Bühnenwirkung beeinträchtigen muß. Dennoch fragt man sich, weshalb die reiche, große Dichtung bei ihrer Erstaufführung keinen zwingenden, vollen Erfolg gehabt hat.

„König Ottokar's Glück und Ende" wurde im Februar 1825 zum ersten Male auf dem Wiener Burgtheater aufgeführt. Es war die Zeit Metternich's, und es war noch unvergessen, daß die großdeutsche Idee unter Joseph II. Bankrott, man könnte sagen, betrügerischen Bankrott gemacht hatte. Es war die Zeit, in der die böhmische partikularistische Agitation einsetzte. Das Drama aber schien die großdeutsche Idee zu verherrlichen und rief die Erinnerung an Böhmens Niedergang wach. Was die Politik berührt, das ist der Politik verfallen: die Regierung und die partikularistischen Elemente konnten dem Drama keinerlei Sympathien entgegenbringen. Es war auch die Zeit des schriftstellerischen Wirkens Börne's und Heine's. Die liberalen Kreise nahmen Anstoß an der Verherrlichung des Gottesgnadenthums und des Treudienerseins. Grillparzer ging allzu eigene Wege.

Heute aber hat die Dichtung das alles überlebt und sie ist in ihrer psychologischen Feinheit, in der realistischen Echtheit ihrer Charakterzeichnung ganz jung geblieben. Und bei der Aufführung des Dramas im Schauspielhause war ernstes Mühen der Regie bis in jede Kleinigkeit erkennlich. Durch Vermeidung des Dekorationswechsels war die Wirkung des ersten Aktes glücklich gesteigert und in Hinblick auf die Bühnenwirkung war gut daran gethan, im letzten Akt die treulose Königin nicht mehr in Rudolf's Lager auftreten zu lassen. Und auch die Darsteller thaten ihr Bestes, ohne freilich den reichen und weichen Stimmungsgehalt der Dichtung ganz zur Geltung kommen zu lassen. Matkowsky war als Ottokar in den ersten Akten durchaus überzeugend; leider vertiefte er den Charakter nachher nicht, sondern wurde im Leid mehr und mehr konventionell.

König Ottokars Glück und Ende ist für die Berliner Bühnen auferstanden, und doch bleibt es fraglich, ob die Dichtung sich dauernd auf dem Repertoire erhalten wird. Grillparzer hat die historische Tragödie in Moll ... und es berührt das Publikum noch immer ... wenn Dramahelden nichts als schlichte Mensche... Menschen mit verzärtelt weichem Herzen. Die letz... halten nicht, was die ersten versprochen, und das ... die Bühne schlimm, auch wenn sie in Wahrheit meh... als versprochen. Wohl aber wird die Dichtung von ... Zeit immer wiederkehren — es gibt Stücke, die ... Publikum erziehen.

Ernst Heilborn.

Laura Marholm: Wir Frauen und unsere Dichter. ... der Wiener Mode. Wien und Leipzig 1896.

Auf dem Titelblatt der Bücher dieser vom Verlag der „... Mode" herausgegebenen Sammlung befindet sich ein von Frau... emporgehobener Spiegel mit der Inschrift „Dem Schönen". ... Schönen, noch besser: der Schönen, das war auch sonst die ... Inschrift der Spiegel, in denen sich die Leserinnen der „Wiener ... und anderer nützlicher und nothwendiger Journale dieser Art ... trachten pflegen. Um so anerkennenswerther ist es, daß das ... von dem uns Laura Marholm in dem ersten dieser Bücher ... geistreichen, wenn auch manchmal zu gewaltsam konstruirenden ... zählt, nichts von dieser banalen Modeschönheit an sich hat, und ... nend ist es immerhin, daß in einem zunächst für Modedamen bei... Buche einer der ersten Sätze in schlagender Kürze lautet: ... „Das Weib hat angefangen zu fragen: wer bin ich? nicht: wer ... ich?" Von diesem Gesichtspunkt des aus dem Innern der Frauen selbst emporschießenden Dranges nach Befreiung, der zum herkömm... Emanzipationswesen sehr oft in starkem Widerspruch steht, ... Frau Marholm in immer origineller Weise Dichternaturen, ... arbeiten an diesem Werke der Entfesselung, wenn auch in ... entgegengesetztesten Weise: Gottfried Keller, der, „indem er ... Unbewußte ihrer Persönlichkeit blicken ließ, das Persönlichkeitsbew... in ihnen wachrief", Paul Heyse, „im ganzen Zeitalter der einzige ... der das Weib durchaus hochhielt", Henrik Ibsen, der, wie die ... treffend darthut, auch in Deutschland für gar manche Frauen ... dung nicht bloß in ihrem inneren Leben hervorrief, Björnson, ... Frau Marholm das treffende Wort sagt, daß alle seine Dichtungen ... tiefste Wurzel in einem heimlichen Kompromiß zwischen dem ... schen und dem Sinnlichen gehabt haben", Tolstoj, „der gute Mensch ... dem bösen Gewissen", und schließlich Strindberg, dem wohl kaum ... wenn sie auch immer nach von etwelcher Bewunderung überzuck... so derbe Wahrheiten gesagt worden sind, wie von dieser Frau, ... andern die Frage aufwirft: „Es ist eine sehr gemeine Sorte ... für die allein er den psychologischen Blick hat, oder ist er nur ... Weib, das voll geheimer wüthender Abneigung gegen den Mann ... der es besitzt, in Berührung gekommen?"

In einem Schlußkapitel wird schließlich die entartete Frau ... sie sich darstellt in den letzten Büchern Maupassant's, bei Bourget ... Huysmans, geschildert.

Laura Marholm besitzt entschieden die seltene Kunst, geistreich ... Geistreiche zu reden. Ein Mangel ist es, daß ihr die Kraft ... abzugehen scheint, sachlich und in schlichter Plastik uns das ... Vorzuführenden aus seiner Dichtung heraus erstehen zu lassen. ... drum herum, zu wenig aus dem Meister heraus; zum Charakteri... bedarf es der Unterordnung, und dazu ist sie vielleicht zu klug.

E.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte ... Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden ... eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80

Verantwortlicher Redakteur Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

eden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). nnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim ge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. ich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Graf Stolberg, der Oberpräsident von Ostpreußen, von seinem Posten zurückgetreten. Das ist kein großes reigniß; aber die Verwicklungen, welche diesen Rücktritt herbeigeführt haben, sind charakteristisch im höchsten rade.

Zur Zeit der Königsberger Kaisertage des vergangenen ahres verfeindete sich Graf Stolberg mit den Agrariern nd dem Bund der Landwirthe. Er war für den russischen andelsvertrag; er war gegen die faktiöse Opposition der stelbischen Junker; er vertrat die Politik des Grafen Caprivi, und er stellte sich neben seinen Kaiser. Der Bund r Landwirthe und die Junker haben ihm das nicht verziehen. Als kürzlich die Wahl in Oletzko-Lyck stattfand, ekämpfte der Bund der Landwirthe den Herrn Oberpräsidenten mit aller Kraft; damals kam der interessante Brief des Herrn von der Gröben-Arenstein zum Vorschein, der Herrn von Manteuffel, den Führer der Konservativen im Parlament, um die Intervention des Ministers Köller gegen den Oberpräsidenten anflehte. Als dieser Brief in der Oeffentlichkeit war, bat Herr von der Gröben-Arenstein sogleich den Oberpräsidenten demüthig um Verzeihung, und der Oberpräsident wurde mit gewaltiger Majorität zum Reichstage gewählt. Dieser gewählte Oberpräsident war freilich nicht mehr der Oberpräsident der Königsberger Tage. Wenige Monate sind Zeit genug, um sich politisch zu entwickeln, und der Herr Oberpräsident Graf Stolberg war jedenfalls der Ansicht, daß seine Entwicklung in der zweckmäßigsten Richtung vor sich gegangen war, wenn er jetzt nicht mehr zur Caprivi'schen Politik, wie damals in Königsberg, sich bekannte, sondern uneingeschränkt zum Tivoliprogramm der Konservativen und zum Antrag Kanitz, wie dies den neuen Verhältnissen zu entsprechen schien, wo die Führer des Bundes von zwei Ministern dem Kaiser zugeführt wurden und dann am Abend die Versammlung im Feenpalast abhielten.

Herr von der Gröben-Arenstein wiederum war überzeugt, daß der Bund der Landwirthe in Herrn von Köller eine Stütze selbst gegen jenen Oberpräsidenten haben werde, der doch einmal so antijunkerlich gewesen war, mit dem Kaiser und dem Grafen Caprivi zu gehen, und der bestraft werden mußte, weil er nicht von jeher die Weisheit des Tivoliprogramms und des Antrages Kanitz begriffen hatte.

Wir sind durchaus der Ansicht, daß Graf Stolberg mit aller gebotenen Vorsicht gehandelt hat, um den rechten Weg nicht zu verfehlen. Wir sind auch durchaus überzeugt, daß Herr von der Gröben-Arenstein die allerbesten Gründe gehabt hat, um als sicher voraus zu setzen, daß Herr von Köller die zum Tivoliprogramm zu spät bekehrten Konservativen mit ministerieller Ungnade bestrafen werde. Als politischen Rechenmeistern wollen wir weder dem einen noch dem andern irgend wie zu nahe treten. Allein was sind heute die schönsten politischen Berechnungen und die schönsten politischen Entwürfe.

Herr von Köller scheidet den Grafen Stolberg zwar ab, aber nicht weil er zu spät sich zum Tivoliprogramm bekehrt hat, sondern weil er es immer noch zu früh gethan hat — so wenigstens berichten die Zeitungen.

Das mußte eine Ueberraschung sein für den wohlberathenen Herrn von der Gröben-Arenstein, und eine Ueberraschung für den wohl informirten Herrn Oberpräsidenten Grafen Stolberg; und warum nicht auch für den wohl orientirten Herrn Minister von Köller, den Vertrauensmann des Herrn von Manteuffel und des Bundes der Landwirthe.

Beständig ist heute allein der Wechsel.

Wir bitten, das Auge einmal zu richten auf folgende Entwicklung einer wohl vorbedachten Politik:

Graf Caprivi unterliegt im Kampfe gegen die Agrarier; — Graf Stolberg bekehrt sich zur Politik der siegreichen Agrarier.

Herr von Köller und Herr von Hammerstein, die Minister, führen den Bund der Landwirthe beim Kaiser ein. — Graf Stolberg verkündet laut, daß er auf das Tivoliprogramm und den Antrag Kanitz schwöre.

Herr von der Gröben-Arenstein weist seinen Gönner, den Herrn Minister von Köller darauf hin, wie mit so spät bekehrten Freunden zu verfahren sei.

Die Regierung verbeugt sich tief vor den Agrariern in der Währungsfrage.

Die Regierung verbeugt sich zum zweiten Male tief vor den Agrariern und hält den Antrag Kanitz für so erwägenswerth, daß sie dieses Elaborat dem Staatsrath zur Begutachtung vorlegt nebst einem weiteren stattlichen Programm agrarischer Forderungen.

Die Frage scheint nur zu sein, befindet sich in der vordersten Reihe der Bewegung Herr von der Gröben-Arenstein oder der immerhin etwas verspätet eingetroffene Herr Graf von Stolberg?

Und der Schluß des Aktes:

Graf Stolberg wird entlassen, weil er sich für den Antrag Kanitz nebst dem agrarischen Wunschzettel ausgesprochen hat, für welche die Regierung soviel Sympathie bekundet, daß sie zur Berathung dieser Gegenstände den Staatsrath berufen hat.

Es gibt Pferde, die schließlich überhaupt nicht mehr zu reiten sind. Der Reiter, der sie zu leiten hatte, zog bald den rechten Zügel, bald den linken Zügel an; bald gibt er den linken Sporn, bald den rechten Sporn; bald den rechten Schenkel, bald den linken Schenkel; bald schlug er mit der Reitpeitsche dahin, bald dorthin. Pferde werden auf diese Weise vollständig ruinirt und manchmal der Reiter durch das Durchgehen des Pferdes auch. Für Völker paßt dieses Bild nicht vollkommen. Es wäre zwar unrichtig zu sagen, daß ein Regieren nach solcher Methode zweckmäßig sei; allein ein Volk ist heutzutage glücklicherweise nicht mehr ein Gaul ohne eigenen Willen, nur dazu da, wie der Zufall es will, von einem guten Reiter gut geritten und von einem schlechten Reiter gänzlich verfehlt behandelt zu werden. Ein modernes Volk kann sein eigenes Schicksal stark beeinflussen, und daß diese Pflicht dem deutschen Volke heute durch die Verhältnisse besonders gebieterisch auferlegt ist, wird auf allen Seiten immer klarer erkannt. Nach dieser Einsicht handelt rücksichtslos die Rechte, nach dieser Einsicht muß auch die Linke handeln.

Ob der Wind heute in die Segel der Agrarier bläst, ob Herr von Köller heute als ein Protektor des Bundes der Landwirthe erscheint und morgen einen Oberpräsidenten, der sich zum Bunde der Landwirthe bekehrt hat, entläßt, — wer wollte auf solchen politischen Flugsand Pläne für die Zukunft Deutschlands bauen. Für das liberale Bürgerthum kann es zur Zeit nur eine Aufgabe geben. Es hat sich zu organisiren; es hat sich um gemeinsame Anschauungen wieder zu sammeln, und sein Wollen hat so kraftvoll hervorzutreten, daß mit dieser Macht gerechnet werden muß und nicht mehr ausschließlich mit politischen Zwischenfällen, die von heute auf morgen die originellsten Wandlungen aufzeigen.

Täuscht nicht Alles, so vollzieht sich schon eine solche Entwicklung in der Haltung der Bevölkerung gegenüber dem Umsturzgesetz. Hinter der nationalliberalen Partei steht die gemäßigt liberale und die aufgeklärte Bevölkerung in dieser Frage schon nicht mehr, und es erscheint nur noch als eine Frage der Zeit, wann die nationalliberale Partei sich zu jenem Standpunkte wird zurücktreten müssen, der von der gebildeten Bevölkerung mit allem Nachdruck festgehalten wird.

Jene Petition, die wir auf dem Umschlag der vorigen Nummer zum Abdruck brachten und die diesmal mit vermehrten Unterschriften wiederum von uns veröffentlicht ... erscheint typisch für die Entwicklung. Da haben sich ... zusammengefunden, die man liberal gewiß nicht im ... politischer Sortirungskünstler nennen kann; sie sind ... nicht liberal im Gegensatz zu konservativ, wohl aber ... Gegensatz zu illiberal; und diese Unterschriften, die ... kaum unterbrochene Kette europäischer Berühmtheiten ... an einander schließen, sind gegeben, um zu demonstriren für die Freiheit unserer Kulturentwicklung und gegen ... Umsturzgesetz in seinem innersten geistigen Gehalt. Eine ... allen Verfolgungen, vor allen Einschüchterungen und ... allen Bedrohungen sicher gestellte geistige Freiheit ... wir bewahren, das sagen Menzel und Mommsen, ... und Virchow, Fontane und Pettenkofer und Heyse ... Gildemeister und Brahms und wie sie alle heißen, ... Dichter, Gelehrte, Maler, Musiker, Künstler, Schriftsteller, deren kulturelles Gewicht für Deutschland man nicht ... einer hochmüthigen Handbewegung bei Seite schieben ...

Und wenn sich diese Männer, so verschieden sie sind ... gemeinsamem Boden zusammenfinden, so ist es der Boden, ... die liberale Weltanschauung eroberte; jene liberale Weltanschauung, die mehr bedeutet als ein Fraktionsprogramm von gestern und ein Fraktionsprogramm von übermorgen, die ja oft höhnisch als Schnee vom vergangenen Jahr ... klärt wird, und die sich doch als jenes feste Fundament ... Zeit stets erneut erweist, auf dem sich immer wieder ... modernen Kulturmenschen, die bewußten Liberalen und ... unbewußten Liberalen zusammenfinden müssen, insofern ... moderne Kulturmenschen sind.

Freiheit der Forschung, Freiheit der Kritik, Freiheit der künstlerischen Bethätigung, Freiheit des Denkens ... Empfindens, Freiheit der Religionsübung hat der Liberalismus in die Welt eingeführt, der den Reaktionären ... Greuel ist, und dessen Verschwinden als unabwendbar erklärt wird, und der immer von Neuem wieder zeigt, ... er trotz allem der kraftvolle unentbehrliche Lebensboden ... serer Zeit selbst ist.

Noch eins hat der Liberalismus der Welt gegeben ... den Begriff gleichmäßiger Gerechtigkeit gegen alle Staatsbürger, und damit in innigster Verbindung stehend: ... Unantastbarkeit des Richterstandes.

Wir wußten, daß unmittelbar nach der Entscheidung des Oberverwaltungsgerichtes über die „Weber“ in ... Kreisen eine Aeußerung von einflußreichster Seite ... wurde, die folgendermaßen gelautet haben sollte: ... solches Gericht kann man nicht gebrauchen; sofort müsse ... Mann an der Spitze beseitigt werden. Allein Richter ... unabsetzbar, so lange sie sich nicht gegen die Gesetze ... gehen; darauf hinzuweisen, soll man sich gezwungen ... haben. Nicht verwunderlich für uns war alsdann ... Angriff des Herrn von Köller auf das Oberverwaltungsgericht; und nicht verwunderlich wäre des Wirklichen ... heimenrath Persius, des Präsidenten des Oberverwaltungsgerichtes, Rücktritt, der jetzt gemeldet und bestritten wird. ... englischer Richter würde sich natürlich nie veranlaßt fühlen, ... solchen Umständen sein Amt niederzulegen, wenn es ... haupt denkbar wäre, daß ihm eine ähnliche Situation ... wird. Ein preußischer Beamter ist dagegen nicht ... gerade in den höchsten Stellen zunächst Beamter und ... erst ein Richter, dem das Gesetz die stolze Unabsetzbarkeit gewährleistet hat. Hoffentlich harrt aber Herr Persius ... diesem starken Bollwerk ruhig aus.

Wir finden jedenfalls; auch diese Möglichkeiten ... sich zur rechten Zeit.

Die Frage ist ganz deutlich: Soll man nach all ... Erfahrungen der letzten Monate der Regierung ein ... geben, wie das Umsturzgesetz?

Wir hoffen, die Petitionen, die auf diese Frage ... unzweideutige Antwort geben, werden sich mehren ... mehren; und den Versammlungen in Stettin, in ... in Nürnberg und Würzburg, die zum Theil sogar von ... liberalen geleitet waren, werden andere Versammlungen folgen, die gleich klar sprechen.

Man braucht noch nicht stolz zu werden, wenn man genüber jener Regierung, die jetzt Deutschland besitzt, Recht hält; es ist nicht gerade schwer:

Hier zwei neue Beiträge zur Frage, welchen Verlauf r zu berufenden Währungskonferenz vorauszusagen ist:

Der „Temps", das Blatt der französischen Regierung, reibt über die Haltung des englischen Schatzsekretärs in r Währungsfrage:

„Natürlich der Schatzkanzler wehrt sich nicht gegen die Berufung er neuen internationalen Münzkonferenz. . . .

„Que des pays comme la France, l'Allemagne et les Etats-is s'entendent entre eux pour maintenir la valeur de l'argent, us pourrons ne pas nous associer à leur entente, mais nous n'y ;ous pas d'objections". Grand merci de la complaisance" jt der „Temps" und fügt hinzu:

„C'est le cas ou jamais de redire, avec une légère variante, mot célèbre: Frappez les premiers, messieurs les Anglais."

Die New-Yorker „Nation" macht denselben Vorschlag. ie räth dem Präsidenten Cleveland ab, eine Konferenz zu erufen, nachdem drei von den Vereinigten Staaten de-ifene Konferenzen in Rauch aufgegangen sind und „ge-luschlos aus dem Gesichtsfeld entschwanden"; aber an einer onferenz, die von anderen berufen ist, wolle man sich be-eiligen, und so lautet der freundliche Schluß:

„If the Powers of Europe want to take silver into their urrencies again, we shall be very glad to supply them with l they need."

Ist es denn unumgänglich nöthig für Männer, die ohe Staatsämter bekleiden, daß sie eine solche Entwicklung icht voraussehen, die vorauszusehen mehr als leicht ist. lnd will man denn noch immer unbedingt eine ernste Diplo-matenkonferenz berufen, deren einladendes Programm sich n die Worte zusammenfassen ließe: „Es wird ein Dummer esucht, der mit bimetallistischen Experimenten voranzugehen ereit ist." Alle Welt hätt erwartungsvoll Ausschau nach ieser erfreulichen Gestalt.

Da sich der Antisemit Herr Leuß in das Zuchthaus urückgezogen hat, kam es in seinem Wahlkreise Eschwege-Schmalkalden zur Neuwahl. Das Ergebniß ist zunächst ine Stichwahl zwischen dem Pfarrer Iskraut, einem Cha-akter wie Stöcker, und dem Sozialdemokraten Huhn. Der Kandidat der freisinnigen Volkspartei, Herr Professor Stengel, hat unter diesen Umständen die einzig mögliche Parole in voller Offenheit ausgegeben: Wahl für Huhn. Herr Huhn ist einem Iskraut gegenüber das bei weitem kleinere Uebel; an eine solche Auffassung müssen sich die bürgerlichen Parteien gewöhnen; denn der Umsturz, den die Sozialdemokratie anstrebt, steht in weiter Ferne; der Umsturz aber auf geistigem und wirthschaftlichem und rechtlichem Gebiete, den die Iskraut und Stöcker und Manteuffel wollen, steht heute und morgen und übermorgen vor der Thüre.

Alle Staaten werden zur Eröffnung des Nordostseekanals Schiffe entsenden; auch Frankreich. Die Einladung Deutschlands war ein Akt der Höflichkeit, der nicht umgangen werden konnte, wenn internationale Feste bei dieser Gelegenheil überhaupt stattfinden sollten; die Annahme der Einladung ist gleichfalls ein Akt der Höflichkeit, der sich auch nicht umgehen ließ. In den Augen der französischen Chauvinisten — und man muß hinzufügen, ihr Häuflein ist im Augenblick klein — verstößt aber internationale Höflichkeit, die mit Deutschland ausgetauscht wird, gegen jenen Patriotismus, den man Frankreich schuldet. Zur Beruhigung dieser Geschmacksrichtung ist die Nachricht verbreitet worden, die französischen Schiffe seien in Kiel, um gemeinsam mit Rußland nicht ein internationales Fest zu feiern, sondern gegen den Dreibund politisch auf dem Feste zu demonstriren. Das ist eine Politik für den Verstand des Herrn Chauvin; wir sind unbesorgt, daß die russische Staatskanzlei gleich tiefsinnige Politik nicht treiben wird.

In einem Journalistenduell um eine Nichtigkeit ist Harry Alis, einer der hervorragenden Redakteure des „Journal des Débats", getödtet worden. Auch unsere Leser kannten diesen begabten Mann aus manchem werthvollen Beitrag; ein neuer tragischer Zeuge für die Narrheit des Zweikampfes.

In Rußland hat Fürst Lobanow die Stelle des Herrn von Giers eingenommen; auch er hat den Ruf eines vorsichtigen, verständigen Politikers.

Ismael Pascha ist gestorben, der bei den Festen zur Eröffnung des Suezkanals der Gastgeber allen civilisirten Staaten war, und der, als er im Gefühle seiner Macht und seiner Stellung eine Politik der Selbständigkeit verfolgte, den Thron verlor. Ismael Pascha galt für einen begabten, weitblickenden Politiker; aber wie Rom einst die unbedeutenden wie die hervorragenden Gestalten, die sich an der Peripherie seines Machtgebietes zeigten, zu Fall brachte, so üben jetzt solche tragische Wirkung die europäischen Staaten.

* * *

Im Zeichen der Umsturzvorlage.

Es ist allmählich nicht unwahrscheinlich geworden, daß mit Hilfe des Centrums die sogenannte Umsturzvorlage die Kommission und demnach auch das Plenum des Reichstags passiren wird. Allerdings der die Zeitungspresse erheblich interessirende, das Verächtlichmachen von Staatseinrichtungen und Anordnungen der Obrigkeit betreffende neue § 131*) ist abgelehnt, und ein paar Ecken und Kanten stehen zwar noch im Wege, z. B. die Duellfrage im § 111a; aber mit etwas gutem Willen werden die Herren des Centrums, sich mit der ihnen eigenen Würde und mit dem ganzen Geschick, das die kirchlichen Diplomaten auszuzeichnen pflegt, in kleinen Dingen fügen, wenn sie damit dem großen Ziele näher zu kommen hoffen, die deutsche Nation der Art geistig zu knebeln, daß auch die abtrünnigen Theile wieder mehr für die Segnungen des Katholizismus empfänglich werden, mindestens aber eine störende Kritik des Ultramontanismus für alle Zeiten ausgeschlossen wird.

Unter diesen Umständen ist es vielleicht zweckmäßig, den gesammten Inhalt der Vorlage, deren Einzelheiten in der „Nation" schon früher in Betracht gezogen wurden, noch einmal kurz zu resümiren. Vielleicht daß das größere Publikum ein wenig mehr Kenntniß und Interesse an Demjenigen nimmt, was ja „dem deutschen Volke" gewidmet werden soll.

Die Vorlage faßt — von Nebenbestimmungen abgesehen — in sich drei Bestandtheile. Ein Theil will die öffentliche Verherrlichung oder Anpreisung einer Reihe strafbarer Handlungen bestrafen. Ueber eine derartige Bestimmung, welche auch in anderen Staaten Gesetz ist, läßt sich reden. Indeß darf sie nicht dahin angewendet werden, die Kunst und namentlich die Dichtung, welche in dem Kampfe des Edlen gegen die positive Ordnung einen der erhabensten Stoffe stets gefunden hat, die freie historische Forschung, überhaupt das freie Urtheil, welches eben des Fortschrittes der Menschheit wegen auch dem positiven Gesetz gegenüber gelten muß, zu hindern. Eine vorsichtige Fassung, welche verhütet, daß das neue Gesetz in dieser Hinsicht nicht zu einer schweren Fessel werde, ist daher nöthig, nöthiger bei uns, als bei manchen anderen Völkern, da wir nun einmal zur Pedanterie neigen, ferner jedes Strafgesetz herkömmlicher Weise bei uns bis

*) Die projektirte Fassung würde — das erklärt die Sache — auch eine etwaige Kritik von Regierungsmaßregeln und Gesetzen, die dem Centrum nicht gefallen, äußerst erschwert haben. Für die Fesselung der Presse sans phrase (durch den neuen § 131) sind übrigens auch nur zwei Ultrakonservative eingetreten.

zur irgend möglichen Grenze extensio gedeutet werden kann, und leider manche Urtheile von einem tiefen Riß zwischen Strafrechtspflege und Rechtsbewußtsein des Volkes Kunde geben. Ein von liberaler Seite gemachter Verbesserungsanschlag verlangte daher zur Anwendung der Strafbestimmung die Feststellung, daß der Angeklagte in der Absicht gehandelt habe, zur Vornahme der fraglichen strafbaren Handlungen anzureizen. Dieser Vorschlag ist von dem Vertreter der verbündeten Regierungen als **unannehmbar** bezeichnet, als wenn die Feststellung solcher Absicht, falls sie vorhanden ist, bei der heutzutage geltenden freien Beweiswürdigung so enorme Schwierigkeiten bereiten würde! Die Mehrheit der Kommission hat dann auf eine andere Fassung sich geeinigt, welche sachlich in nichts von der Regierungsvorlage sich unterscheidet. Wird diese Bestimmung Gesetz, so wird deutsche Geschichtswissenschaft und Kunst künftig recht zart und zimperlich der Untersuchung und Darstellung aller großen Konflikte aus dem Wege zu gehen haben und auf die Frage des großen Dichters

„Woher nehmt Ihr denn aber das große gewaltige Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?"

die Antwort schuldig bleiben.

Ein zweiter Bestandtheil will das **allgemeine Publikum** schützen vor dem Einflusse **öffentlicher** Angriffe, welche durch Wort und Schrift auf Religion, Monarchie, Ehe, Familie und Eigenthum, oder auch Staatseinrichtungen und Anordnungen erfolgen können. Würde es Gesetz, so würde selbst die rein wissenschaftliche Kritik der äußersten Gefahr ausgesetzt sein. Will man doch, wie von verschiedenen Seiten in den Reichstagsverhandlungen offen erklärt wurde, gerade auch der bösen Wissenschaft an den Leib, aus welcher die Umsturzparteien die Waffen für ihre Angriffe zu einem nicht unbeträchtlichen Theile beziehen. Die Regierung **beabsichtigt** freilich nicht, die Wissenschaft zu knebeln; aber natürlich Gerechtigkeit muß sein, und diese werden die Gerichte besorgen, selbstverständlich nach **ihrer** der Gerichte Auffassung, und diese wird sich finden.

Ein dritter Theil der Vorlage endlich möchte das Militär hermetisch abschließen von dem Einflusse der **Umsturzparteien**, und hier fällt mehr noch nach der von der Mehrheit der Kommission beliebten Fassung, als nach der ursprünglichen Fassung des betreffenden Paragraphen auch der **Privatverkehr** im Wirthshause, bei zufälliger Begegnung, ja in der Familie unter scharfe Strafen mit höchst unbestimmtem Thatbestande, und dabei ist zu bedenken, daß diejenigen Militärpersonen, um welche es sich hier wesentlich handelt, nicht einen abgeschlossenen Stand bilden, vielmehr nur zeitweilig dem Heere angehören und **periodisch in das bürgerliche Leben zurücktreten.** Hingeworfene Bemerkungen, mißverstandene Scherzworte können zwei Jahre Gefängniß bringen, und da es sich meist nur um Worte handeln wird, die bleibende Spuren nicht hinterlassen, so ist der Bruder, der Vater eines Militärs, wenn er mit diesem einige Worte gewechselt, ja nur in Gegenwart desselben einige Worte gesprochen hat, der nichtswürdigsten Denunziation ausgesetzt: ein Meineid oder leichtsinniger Eid eines Lumpen kann, anders wie bei solchen Verbrechen, die einen bestimmten **greifbaren** Thatbestand voraussetzen, die Pforten des Gefängnisses hinter ihm schließen lassen — vorausgesetzt, daß er zu den **verdächtigen** Personen gehört. Diese letztere Voraussetzung findet sich freilich nicht im Gesetze; sie ist aber für die praktische Anwendung unentbehrlich; denn gegen unverdächtige, der bestehenden Ordnung notarischermaßen ergebene Personen können jene Denunziationen, jene etwa versuchten Falscheide selbstverständlich nichts ausrichten, während sie den Verdächtigen centnerschwerer belasten.

Es ist also dem **praktischen Erfolge** nach dieser Theil des Gesetzes ein Gesetz gegen die **Verdächtigen.***)

*) In der französischen Revolutionszeit spielten ja auch die Maßregeln gegen die „Suspects" eine bedeutende Rolle.

Einstweilen sind das nur die Sozialdemokraten; ... der Zeit können es aber auch Angehörige anderer ... werden: das hängt ja nur von der Zeitströmung ab ... auch die Richter, — die ebenfalls nur Menschen sind — ... immer sich entziehen können. Was sagte doch einst ... rühmter Staatsmann über die Verantwortlichkeit des ... trums bei dem bekannten Attentate **Kullmann's**?

Wenn wir aber das Gesetz als ein Gesetz gegen ... **Verdächtigen** und gegen die **Freiheit der** Mein... **äußerung**, selbst der Wissenschaft und Forschung, charakt... siren dürfen, wird es auch gestattet sein, es mit ... **Revolutionsgesetzen** zu vergleichen, d. h. mit Ges... die von Revolutionären erlassen wurden, die zur ... gelangt und in dieser gegen jegliche Gegenregung ... Volksseele sich zu erhalten veranlaßt waren.

Man übersetze ins Deutsche*) und **vergleiche** dam... einigen Bestimmungen der Umsturzvorlage:

Loi concernant le Tribunal révolutionnaire ... Prairial, l'an deuxième de la République françai... et indivisible.**)

La **Convention nationale**, après **avoir** ... le rapport du comité de salut public, décrète . . .

Art. IV. Le tribunal révolutionnaire est ins... pour punir les ennemis du peuple.

V. Les ennemis du peuple sont ceux qui ... chent à anéantir la liberté publique, soit par la ... soit par la ruse.

VI. Sont réputés ennemis du peuple ceux ... auront provoqué le rétablissement de la royau... cherché à **avilir** („herabwürdigen") ou à dissoudre ... **Convention** nationale et le gouvernement révolution... naire et républicain . . . .

Ceux qui auront **trompé le peuple** ou les re... sentants du peuple, pour les induire à des démar... contraires aux intérêts de la liberté . . .

Ceux qui auront répandu de fausses nouvelles ... diviser ou pour troubler le peuple.

Ceux qui auront cherché à égarer l'opinion ... empêcher l'instruction***) du peuple, à dépraver les m...

*) Wir geben nachstehend eine deutsche Uebersetzung der ... geführten französischen Gesetzesbestimmungen:

Gesetz betreffend das Revolutionstribunal vom 22. Prairial ... zweiten Jahres der einigen und untheilbaren französischen Republik.

Der Nationalkonvent beschließt auf den Bericht des Wohlfahrts... Ausschusses (wie folgt): . . .

Art. IV. Das Revolutionstribunal ist eingesetzt um die ... des Volkes zur Bestrafung zu bringen.

V. Feinde des Volkes sind Diejenigen, welche die öffentl... Freiheit durch Gewalt oder List zu vernichten (umzustürzen) suchen.

VI. Als Feinde des Volkes gelten Diejenigen, welche zur ... herstellung des Königthums anreizen oder den Nationalkonvent ... revolutionäre Regierung herabzuwürdigen oder aufzulösen (um... suchen (unternehmen) . . . . (ferner) Diejenigen, welche das Volk oder die ... treter des Volkes zu täuschen unternehmen, um sie zu Schritten zu ... leiten, welche den Interessen der Freiheit zuwider laufen. . .

Diejenigen, welche falsche Nachrichten verbreiten, um Spaltung ... im Volke hervorzubringen oder um das Volk zu beunruhigen.

Diejenigen, welche suchen (es unternehmen) die (öffentliche) ... nung irre zu leiten und die Aufklärung des Volkes zu hindern, ... Sitten zu verschlechtern und das öffentliche Gewissen zu verderben ... die Stärke und Reinheit der revolutionären und republikanischen ... sätze zu schädigen oder deren Fortschritte zu hindern durch ... tionäre oder hinterlistige Schriften oder durch Anschläge andere...

Gesetz vom 25. Brumaire des dritten Jahres der französ... einigen und untheilbaren Republik.

Titel I. Sektion III. Mitschuldige der Emigranten.

IX. Als Mitschuldige der Emigranten gelten Diejenigen, ... überführt werden,

1. die feindlichen Anschläge der Emigranten gefördert zu haben.

4. zur Auswanderung angereizt und die Auswanderung ... Bürgern, durch Verführung, Versprechungen oder Hingabe von ... bewirkt zu haben.

**) Der Zeitpunkt, an welchem dieses Gesetz erlassen wurde, ... zeichnet die Schreckenszeit der französischen Revolution.

***) Unter „Instruction" ist hier die Aufklärung des Volkes ... die Vortheile des damaligen Regiments zu verstehen.

orrompre la conscience publique et altérer l'énergie la pureté des principes révolutionnaires et ublicains ou en arrêter le progrès, soit par des ts contrerévolutionnaires ou insidieux ou par tout e machination.*)

Ferner: Loi (du 25. Brumaire, l'an troisième de République française, une et indivisible) concernant émigrés.

Titre Premier, section III. Complices des émi-s.

IX. Sont réputés complices des émigrés qui seront vaincus d'avoir . . . .

1° Favorisé les projets hostiles des émigrés . . .

4° D'avoir provoqué à l'émigration et fait émigrer s citoyens par séduction, promesses ou sommes nnées.**)

Freilich die französische Revolutionsgesetzgebung***) erirte in solchen Gesetzen mit der Todesstrafe. Die neue rlage verwendet natürlich nur Freiheitsstrafen; aber sie mmt doch bis zu Strafen von drei Jahren Gefängniß, und sehr leicht bei Personen, die man einmal auf Grund cher Paragraphen verurtheilt, eine sogenannte Realkon-rrenz (Wiederholung derartiger Aeußerungen und Ge-räche, festgestellt werden kann, so wird man auf Grund s neuen Gesetzes nach Maßgabe des § 76 des Strafgesetz-ichs bis zu 10 Jahren Gefängniß gelangen können.†) as Ergebniß, welches die Vorlage, wenn ernstlich ange-endet, haben würde, könnte kein anderes sein als die nterdrückung jedes freien die bestehenden Zustände öffent-ch kritisirenden Wortes, die öffentliche Heuchelei, die eselung von Kunst††) und Wissenschaft, kurz die eistige Entmannung des deutschen Volkes, und oneben im Privatverkehre die Spionage, das Denun-iontenthum, der Meineid, sei es um einen Anderen in trafe zu bringen, sei es um einen Freund, einen Verwand-en vor Strafe zu schützen; und endlich die Erregung allge-einen Hasses und Mißtrauens gegen die Gerichte, die ge-wungen wären, solche gesetzliche Bestimmungen zu hand-aben, natürlich ohne dabei die von dieser und jener Seite ehegten Erwartungen zu befriedigen.

Ein Kulturstaat, der eine freie öffentliche Diskussion estattet, braucht heut zu Tage Jesuiten und verwandte Orden nicht zu fürchten. Aber eine durch Knebelgesetze eistig entnervte Nation eignet sich trefflich dazu, Jesuiten-zögling zu werden, und eine eigenthümliche Fügung ist es, daß parallel mit den Verhandlungen der sogenannten Um-sturzvorlage gerade der sogenannte Jesuitenantrag des Centrums verhandelt und im Reichstage angenommen ist.

Indeß könnte die Sache auch anders kommen. Eine allzu feine Berechnung, ein allzu feines und dabei zugleich gewagtes Berechnen kann bösartige Täuschungen im po-litischen Leben herbeiführen. Die nationalliberale Partei hat zu Anfang, alsbald nach der Ermordung des Präsi-denten Carnot durch einen Fanatiker — deren es übrigens bekanntlich auch in der katholischen Kirche gegeben hat — wie keine andere Partei den Erlaß neuer Gesetze zum Schutze der Ordnung verlangt und damit den Sturz des Grafen Caprivi erreicht, dem sie es nicht verzeihen konnte, daß er nach dem Willen des Kaisers der Nachfolger des Fürsten Bismarck zu sein wagte. Sie hat damit zugleich die Herr-schaft des Centrums in unvergleichlicher Weise gefördert, sie, dieselbe Partei, deren Feldgeschrei einst der berühmte, aber vom Fürsten Bismarck nicht eben ruhmvoll beendigte, völlig verfehlte Kulturkampf war.

Und wie Parteien können auch Regierungen sich täuschen. Auch die Parteien und Personen könnten sich bösartig täuschen, welche der Hoffnung leben, im Deutschen Reiche wieder eine absolute Monarchie herzustellen, und diese dann in die Arme protestantischer Bigotterie oder der alleinseligmachenden Kirche zu treiben, oder aber für die Zwecke bestimmter privilegirter Klassen auszunutzen. Was eine Waffe für sie sein kann, kann auch gegen sie wirken; die zu scharfe Ladung wird dem Schützen selbst ver-derblich, und schließlich kommt es darauf an, wer der Hand-habe sich im gegebenen Momente bemächtigt. Eine auf die Spitze getriebene Steuerinquisition z. B. würde trefflich einem hereinbrechenden Umsturze zu statten kommen, vor Allem aber ein Gesetz wie das Umsturzgesetz selbst. Man brauchte ja nur an Stelle der Ausdrücke „Monarchie u. s. w." Ausdrücke wie „sozialdemokratische Republik u. s. w." zu setzen. Auch die französische Schreckensherrschaft verstand, wie Taine gezeigt hat, die Rüstkammer der alten absoluten französischen Monarchie trefflich zu nutzen. Noch sind wir glücklicher Weise ziemlich weit vom Umsturze entfernt und noch haben wir ihn nicht eigentlich zu fürchten. Aber Gesetze wie die Umsturzvorlage könnten ihn recht wirksam vorbereiten. Gesetze wie die Umsturzvorlage beruhen auf einer Ueberspannung des Staatsgedankes, auf einer Ueber-spannung der Autorität, welche Alles nach ihrem Willen und nach ihrer, natürlich besten, Einsicht zu leiten und zu überwachen unternimmt. Und auf einer Ueberspannung des Staatsgedankens nur nach einer anderen Richtung beruhen auch die Forderungen der Sozialdemokraten, der Agrarier und aller der anderen neuen Parteien, welche mit nicht eben sanftem Nothschrei an die Pforten der Gesetzgebung pochen. Nichts aber ist schlimmer, wie Taine in einer meisterhaften Schilderung der Entstehung des französischen Schreckens-regiments bemerkt, als wenn eine einzige Idee ungebildeter oder halbgebildeter Flachköpfe ausschließlich sich bemächtigt. Und doch waren damals die Forderungen, die unter der Devise „Liberté, Fraternité, Égalité" erhoben wurden, in ihrem Ursprunge idealer, als die heute erhobenen, die einen deutlich egoistischen Charakter tragen.

Zum Schluß sei noch des Antrags des Mitgliedes des Centrums Rintelen gedacht. Dieser Antrag besagt:

> „Mit Geldstrafe bis zu 600 Mark oder mit Gefängniß bis zu zwei Jahren wird bestraft, wer öffentlich oder vor Mehreren oder durch Druck, Schrift oder Bild den Glauben an Gott oder die Unsterblichkeit der Seele oder den religiösen oder sittlichen Charakter der Ehe oder der Familie angreift".

Nach dieser Bestimmung müßte unzweifelhaft auch ge-straft werden, wer in einer Privatgesellschaft — Gespräche unter vier Augen scheinen gnädigst, ebenso wie Selbstgespräche, vorausgesetzt, daß nicht zufällig zwei andere Personen sie hören, straffrei gelassen zu werden — z. B. die persönliche Fortdauer nach dem Tode in Abrede nimmt. Das ist die Wiedereinführung der Ketzerinquisition in optima

*) Der letzte Passus läßt es unklar, ob auch bloße Privatgespräche getroffen werden sollen. Wie bemerkt, will die gegenwärtige Vorlage, was die Verbreitung wirklich oder vermeintlich umstürzlerischer Gesin-nungen unter dem Militär betrifft, auch Privatgespräche treffen.

**) Der Thatbestand dieser Nr. 4 ist immerhin noch weit bestimm-ter, greifbarer, als der Thatbestand des vorletzten Absatzes des § 112 der Vorlage. Nicht derjenige soll bestraft werden, der die Emigration eines Andern zu provoziren unternommen hat, vielmehr nur der, dem dies wirklich gelungen ist, und es scheint nach dem Wortlaut des französischen Revolutionsgesetzes auch nicht jedes Privatgespräch ge-troffen werden zu sollen, welches die Emigration einer Person zur Folge haben kann. Die deutsche Praxis kann für solche weite Anwendung des Gesetzes die Theorie des sogenannten Dolus eventualis ver-wenden.

***) Das nach dem Ende der Schreckenszeit unter dem Direktorium erlassene Gesetz vom 27 germinal de l'an IV will nur diejenigen strafen, die par leurs discours ou par leurs écrits imprimés soit distribués soit affichés pro-voquent la dissolution de la Représentation nationale ou celle du directoire exécutif .... ou le rétablissement de la royauté, ... ou de tout autre gouvernement que celui établi par la constitution de l'an III. Privatunterhaltungen waren also nach diesem Gesetze nicht verfolgbar.

†) Die auch im Entwurfe vorkommende Zuchthausstrafe ist hier außer Betracht geblieben, weil sie an den erschwerenden Umstand der beabsichtigten Förderung eines anderweit geplanten bestimmten Ver-brechens geknüpft ist.

††) Die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses in der letzten Woche zeigen bereits deutlich, wohin wir jetzt und wohin wir künftig mit der Umsturzvorlage steuern.

forma — nur daß man vorläufig sie noch den bürgerlichen Gerichten überlassen und einstweilen von der Ernennung eines Großinquisitors Abstand nehmen will.

Der genannte Abgeordnete gehört zur Partei des Centrums. Das ist dieselbe Partei, welche auf den Buchstaben sich stützte, als von der Nothwendigkeit einer Verfassungsreform in den beiden Staaten Mecklenburg die Rede war; da mußte die Selbständigkeit dieser Staaten absolut gewahrt bleiben. Wenn es sich aber um die Segnungen des Ultramontanismus handelt, dann können die Bestimmungen der Verfassung des Großstaates Preußen getrost hinweggerissen werden, oder meint die Centrumspartei etwa, daß jener Gesetzesvorschlag nicht eine Aufhebung der Art. 12 und 20 der preußischen Verfassungsurkunde:

„Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses wird gewährleistet“

und

„Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei“

enthalten würde?

Der Vertreter der verbündeten Regierungen hat sich jenem Antrage gegenüber zwar ablehnend erklärt. Aber daß solcher Antrag am Ende des XIX. Jahrhunderts in einer Kommission des deutschen Reichstags überhaupt ernsthafter Weise gebracht werden konnte, das allein wirft ein wahrhaft grelles Schlaglicht auf die Gefahr, mit welcher die Freiheit des Denkens und Forschens bei uns bedroht wird. Und endlich sollte doch das gebildete Bürgerthum merken, wie nahe die Klippen und Untiefen sind, mit denen ein Druck des Steuers das deutsche Staatsschiff in Berührung bringen kann.

L. v. Bar.

Parlamentsbriefe.

XII.

Der Reichstag hat die Berathung des Marineetats in zweiter Lesung erledigt und fast alle Forderungen der Regierung, namentlich den Bau von vier Kreuzern, bewilligt. Die Regierung hatte ihre Forderungen mit besonderer Lebhaftigkeit vertheidigt; der Reichskanzler war persönlich zur Stelle, um diligentiam zu prästiren und hielt auch eine kurze Ansprache, deren Inhalt freilich noch kürzer war als der Umfang. Der Staatssekretär des Auswärtigen ließ es sich aber angelegen sein, in einer sorgfältigen und des Eindrucks nicht entbehrenden Weise darzuthun, daß die Entwicklung unserer Marine zurückgegangen sei und daß es zur Hebung des deutschen Ansehens unerläßlich sei, sie zu stärken.

Ich muß hier einer Thatsache gedenken, die in den Tageszeitungen meistens verdunkelt worden ist. Die Mitglieder der freisinnigen Vereinigung haben einmüthig für die Bewilligung von drei Kreuzern gestimmt. Der heftige Vorwurf, den die „Kölnische Zeitung“ namentlich gegen die Mitglieder für Bremen und Lübeck gerichtet hat, als hätten sie Alles abgelehnt, ist also unbegründet. Dagegen haben fast alle Mitglieder der freisinnigen Vereinigung gegen die Bewilligung des vierten, eines Panzerschiffes, gestimmt. Die Bewilligung von drei Schiffen in einem Jahre ist immerhin eine so erhebliche Leistung, daß kein Anlaß zu sittlicher Entrüstung vorliegt, wenn man die Bewilligung des vierten zurückstellt. Außerdem aber lagen technische Gründe vor, um die Zweckmäßigkeit des Typs, der für dasselbe vorgeschlagen war, zu bezweifeln, und in dieser Beziehung haben allerdings die Abgeordneten für Bremen und Lübeck im Kreise ihrer Freunde die stärksten Zweifel geäußert.

Jedenfalls hat die freisinnige Vereinigung ihre Entscheidung lediglich nach sachlichen Gründen und ohne jeden politischen Seitenblick abgegeben. Von der konservativen Partei kann man dasselbe nicht sagen. Herr Graf [illegible] sprach für die Bewilligung, aber in einem Tone, aus dem man schließen konnte, daß es ihm nicht unangenehm sein werde, wenn die Regierung durch Ablehnung einen Denkzettel erhalte. Und von seinen Parteigenossen enthielten sich zehn unter Führung des Herrn von Ploetz „für [illegible] Lesung“ der Abstimmung, weil sie abwarten wollen, ob sie zur dritten Lesung die Regierung für die Agrarier [illegible] kleine Geschenke, welche die Freundschaft erhalten, [illegible] hoben wird. Und dieser Art, die Politik zu behandeln, steht die Regierung mit wohlwollender Neutralität gegenüber.

Die Berathung des Militäretats brachte als ein Intermezzo eine Verhandlung über einen Antrag Liebknecht, das schweizerische Milizsystem für Deutschland einzuführen, sowie die üblichen Beschwerden über Soldatenmißhandlungen, Duell- und Raufaffairen. Der Kriegsminister blieb seiner Gewohnheit treu, derartige Dinge als hors d'oeuvre zu behandeln, und wir würden uns mit seiner Tonart eher befreunden können, wenn er nur mehr Ernst dort an den Tag legte, wo eine Reform dringend geboten ist, bei Verbesserung der Militärstrafprozeßordnung.

Der Schwerinstag brachte eine Antisemitendebatte ärgsten Stils und der Präsidialkunst des Herrn von Levetzow gelang es, die Sache so zu wenden, daß hintereinander die Herren von Langen, Dr. Paul Förster und Ahlwardt zum Wort kamen und der letztere die Debatte abschloß. Es entspricht nicht meinen Gepflogenheiten, den rauhen Hauch meiner Rede über solche Kavaliere gehen zu lassen und ich lasse mich auf die merita causae nicht ein. Nur eine Erinnerung kann ich nicht unterdrücken. So lange Herr von Forckenbeck Präsident des Hauses war, hielt er an dem leitenden Grundsatz fest, daß es schlechthin unerlaubt sei, die Privatverhältnisse eines Mitgliedes des Hauses zum Gegenstand einer Besprechung zu machen und er griff bei solchen Gelegenheiten mit eiserner Hand ein. Herrn Ahlwardt war es vergönnt, sich darüber zu verbreiten, bis zu welcher Klasse ein Mitglied die Schule besucht, wo es zum Doktor promovirt sei und welche Beschäftigungen es getrieben habe. In solchen Exkursen hat das, was man die Verschlechterung des Tons im Hause nennt, seine Wurzeln. Welcher Widerspruch liegt doch darin, daß man nach Mitteln ausspäht, die Disziplinargewalt des Präsidenten zu verschärfen und dabei die vorhandenen Disziplinarmittel nicht gebraucht. Daß aus der Rede des Herrn Ahlwardt gerade diejenigen Stellen, welche am kräftigsten den Ton der Keller'schen Festsäle athmen, von der Rechten mit beifälligem Murmeln und Kichern begleitet werden, ist zur Steuer der historischen Wahrheit, aber nicht pro gloria et patria zu erwähnen.

Das Abgeordnetenhaus brachte die Berathung des Kultusetats zum Abschluß und nahm dann den Bergetat in Angriff. Herr von Eynern, der stets den originellen Gedanken hat, dasjenige zu verwischen, was Andere vor ihm besser gesagt haben, nahm die Angriffe des Herrn von Stumm gegen die Kathedersozialisten auf. Kein Blatt ist wohl besser gegen den Verdacht gesichert, Sympathien für den Kathedersozialismus zu haben, als die „Nation“, aber das muß ich offen sagen: wenn ich nur die Wahl habe zwischen akademischen Lehrern, die den etwas verschwommenen Sozialismus des Herrn Wagner vortragen und solchen, welche die sehr klare Fabrikphilosophie des Herrn von Stumm vortragen, so greife ich mit Begierde nach Herrn Wagner. Die Erwiderung des Kultusministers, daß er nur nach der wissenschaftlichen Qualifikation der anzustellenden Professoren und nicht nach dem Inhalt ihrer Lehren zu fragen habe, ist theoretisch unanfechtbar; ob sie durch die eigene Praxis des Ministers bestätigt wird, wäre einer Untersuchung werth.

Herr Dr. Arendt, welcher der Meinung ist, daß ein bischen bimetallistische Debatte der Seligkeit niemals schaden kann, brachte die Silberfrage mehrmals zur Besprechung und erhielt von Herrn Bueck kräftige Erwiderungen. Herr Bueck war im Jahre 1879 ein Förderer der schutzzöllnerischen Bewegung und schied aus diesem Grunde aus der Fortschrittspartei aus. Mit Vergnügen dürfen wir feststellen,

er sich bis über eine gewisse Grenze nicht hat hinreißen en und daß namentlich sein Eintreten für die Gold- hrung stets von klaren Gedanken und guten Kenntnissen agen ist und sich vortheilhaft abhebt von dem Verhalten er Parteigenossen im Reichstage, die dem Antrage der ren Graf Mirbach und Kardorff ihre Unterschriften ge- en haben. Auch für die günstigen Wirkungen des öster- hisch n und russischen Handelsvertrages hat er mit Ge- flichkeit eine Lanze gebrochen.

Von dem Hauptkriegsschauplatze, der Kommission für Umsturzvorlage, ist eine entscheidende Handlung nicht zu den. Aber von Tage zu Tage zeigt sich mehr, daß in Bevölkerung die uns drohende Gefahr immer klarer nnt wird, und daß der Presse und den parlamentarischen ktionen, welche sich für dieses verfehlte Gesetz mit über- em Eifer in das Zeug gelegt haben, der Anhang zu vinden droht.

Proteus.

önnen Bismarck's politische Gegner sich der geplanten Feier seines achtzigjährigen Geburtstages betheiligen?

Die Feier des achtzigjährigen Geburtstages des ürsten Bismarck trägt ohne Zweifel ein politisches Ge- äge. Die Frage, ob politische Gegner, die während r ganzen letzten Periode des Bismarck'schen Regiments in ftiger Opposition zu ihm standen, trotzdem an den ge- anten Huldigungen sich betheiligen können, ohne ihre gene politische Vergangenheit in ein falsches Licht zu rücken, verschiedentlich aufgeworfen. Zur Beurtheilung dieser rage möchte ich an das Verhalten des großen englischen edners und Staatsmannes Charles James Fox bei Ge- genheit von William Pitt's Tode erinnern. Pitt's poli- sche Freunde hatten im Unterhause eine Resolution eantragt, die dem verstorbenen Premierminister, dem excellent statesman" die Anerkennung des Parlaments usdrücken sollte. Fox, bekanntlich einer der edel- üthigsten und hochherzigsten Politiker, die es in ngland je gegeben hat, unterzog sich der peinlichen Auf- abe, die Resolution Namens seiner politischen Anhänger u bekämpfen. Diese seine am 27. Januar 1806 gehaltene ede ist ein Muster charaktervoller Würde. Fox anerkennt ereitwillig die mannigfachen Verdienste und hohen Eigen- chaften des Mannes, der zwanzig Jahre als Premier- minister England regiert hatte. Aber, so führt er weiter us: in my opinion he was the sole, certainly the chief upporter of a system, which I had early been taught o consider as a bad one (meines Erachtens war er der einzige, sicherlich war er der Hauptträger eines Systems, as ich frühe gelernt hatte, als ein schlechtes anzusehen). Und dann fügte Fox die Worte hinzu: Thinking thus, it cannot he expected that I should so far forget my public duty and the principles which I have uniformly professed, as to subscribe to the condemnation of these principles by agreeing to the motion now before the House (Bei diesen meinen Anschauungen kann man nicht erwarten, daß ich so sehr meine öffentliche Pflicht und die Grundsätze, die ich beständig bekannt habe, vergessen sollte, um durch Zustimmung zu der beantragten Motion die Verurtheilung meiner eigenen Grundsätze zu unter- schreiben). Lord Rosebery, der gegenwärtige Premierminister Englands, hat ein kleines Buch über William Pitt ge- schrieben, in dem er auch auf Fox' Haltung bei dieser Ge- legenheit zu sprechen kommt und dieselbe mit der Bemer- kung rechtfertigt: Fox could not stultify himself hy paying honour to Pitt as an „excellent statesman." Lord Rosebery meint, Niemand werde Fox wegen dieser seiner Rede tadeln können, er wirft nur die Frage auf, ob es nicht weniger peinlich und noch würdiger gewesen wäre, wenn Fox mit seinen Freunden sich einfach der Abstimmung enthalten hätte.

William Pitt war, als Fox seine Rede hielt, todt und Fürst Bismarck lebt; er lebt nicht als einfacher Privat- mann, sondern noch immer als ein politischer Faktor, der die öffentliche Meinung beeinflußt und beeinflussen will, und zwar in einer Richtung beeinflussen will, die — wie der kürzlich dem Bunde der Landwirthe ertheilte Segen an- deutet — durchaus mit jener Richtung zusammenfällt, wegen deren seine freisinnigen Gegner ihn zwölf Jahre hin- durch auf das Lebhafteste bekämpft haben.

Unter solcher Umständen würde die Betheiligung an den geplanten Huldigungen unsererseits den Anschein erwecken, als ob die frühere langjährige Opposition gegen das Bis- marck'sche Regierungssystem heute von uns nicht mehr als vollberechtigt angesehen würde, während die politische Misère der Gegenwart uns recht eigentlich als eine späte Frucht jenes Regierungssystems erscheint.

Wir wollen die Feiernden nicht stören, auch nicht durch Kritik, aber wir können an den demonstrativen Huldigungen nicht theilnehmen; wir können, um mit Lord Rosebery zu sprechen, not stultify ourselves by paying honour to Bismarck.

Th. Barth.

Jugenderinnerungen.

Als im deutschen Reichstage einmal über Werth und Unwerth der Kolonialpolitik gesprochen wurde, sagte Herr von Kardorff, die deutschen Kolonien böten allen denjenigen Raum, die von abenteuerlichem Drange beseelt wären, und es sei immer besser, daß Jemand diesem Abenteurerdrang in Afrika Luft mache, als daß er in Deutschland dumme Streiche begehe, wie sie Herr Bamberger durch seine Be- theiligung an der pfälzischen Revolution begangen. Bei dieser Erinnerung lächelte Bamberger behaglich, obwohl der Hieb, der gegen ihn geführt wurde, eigentlich ein Sauhieb war, und obwohl die Erinnerung nicht ganz unbedenklich war. Denn über seinem Haupte schwebt noch immer ein kriegsgerichtliches Todesurtheil, von dem nicht bekannt ge- worden ist, daß es durch eine Amnestie in bester Form aus der Welt geschafft sei, so daß es gleich einem alten Sicht- wechsel noch immer aus dem Portefeuille hervorgeholt werden kann.

Augenscheinlich schämte sich Bamberger seiner dummen Streiche aus der Jugendzeit nicht, und zum Beweise, daß er sich ihrer nicht zu schämen braucht, hat er die Zeugnisse darüber dem Publikum vorgelegt. Es ist ein neuer Band seiner gesammelten Schriften erschienen, der als der dritte bezeichnet ist*) und politische Schriften von 1848 bis 1868 enthält. In demselben befinden sich die ersten Leitartikel, die Bamberger in dem „Völkerfrühling" vom März bis Mai 1848 geschrieben hat und über die ich mit der kurzen Bemerkung hinweggehen will, daß sie ein anschauliches Bild von der Stimmung entwickeln, in welcher sich die politisch denkende Jugend jener Tage befand.

Es folgen sodann „Erlebnisse aus der Pfälzer Er- hebung", die schon im Juli 1849 als Flugschrift erschienen, und in denen der Verfasser die Absicht an den Tag legte, „uns bis aufs Kleinste klar zu machen, an welchen Män- geln und Fehlern wir zu Grunde gegangen sind", daß heißt, woran der pfälzische und der badische Aufstand gescheitert seien. Heute liegt es vielleicht näher, zu untersuchen, wie

*) Berlin bei Rosenbaum und Hart.

es zugegangen ist, daß ein solcher Aufstand immerhin einen solchen Erfolg erzielen und die Veranlassung dieten konnte, daß dem Prinzen von Preußen, dem nachmaligen Kaiser Wilhelm, am Weinberge zu Potsdam ein Triumphbogen errichtet wurde, wie er sonst nur Siegern in gewaltigen Schlachten zu Theil wird. Und die Antwort lautet dahin, daß in den dreiunddreißig Jahren des alten Bundestags das Staatswesen in den deutschen Klein- und Mittelstaaten verrottet war, daß wir nur den Schein, aber nicht das Wesen eines Staates hatten.

Das nächste Stück führt den Titel: „Juchhe nach Italia!“ Zehn Jahre lang hatte Bamberger im Auslande als Flüchtling fern von jeder Betheiligung an Politik gelebt; da drückt ihm die Bewegung, welche der italienische Krieg hervorrief, und der thörichte Wunsch vieler Liberalen, Deutschland möchte an Oesterreichs Seite Italien knechten und Napoleon niederschlagen, von Neuem die Feder in die Hand. Ich habe die Schrift seiner Zeit nicht gelesen und sie erst jetzt kennen gelernt, und muß sagen, daß sie eines der zornmüthigsten und glühendsten Erzeugnisse der politischen Polemik ist. Man muß sich an die ersten Namen der deutschen Litteratur, an einen Luther und Fichte wenden, um gleich leidenschaftliche Ergüsse zu finden.

Man möchte sich die Frage vorlegen, ob eine solche Leidenschaft am Platze gewesen ist. Dem Anschein nach nicht, denn als die Schrift auf dem Büchermarkte erschien, war das Feuer bereits gestillt. Der Friede von Villafranka war geschlossen, und Alle, welche gehofft hatten, als deutsche Soldaten in Italien Lorbeeren zu erwerben, gingen stille nach Hause. Die Schrift hat nichts dazu beigetragen, den Kampfeifer zu stillen, denn die Veranlassung des Kampfes war hinweggefallen.

Und dennoch war die Schrift nothwendig, und der beste Beweis für ihre Nothwendigkeit liegt darin, daß sie zu spät auf dem Büchermarkte erscheinen mußte; der angeblich unpatriotische Inhalt hatte sie gehindert, einen Verleger zu finden. Die Zeit des italienischen Krieges liegt heut in nebelgrauer Ferne hinter uns. Die Zahl derjenigen ist nicht groß, die noch aus eigener Erinnerung Zeugniß dafür ablegen können, welcher Hexensabbath damals unter den deutschen Liberalen ausgebrochen war. Preußen sollte Italien bekämpfen, weil die Oesterreicher deutsche Brüder waren, und weil an Italiens Seite der Erbfeind Napoleon focht. In Süddeutschland war Niemand seiner gesunden Glieder sicher, der einer anderen Ansicht Ausdruck gegeben hätte. In Preußen selbst war die Stimmung etwas überlegter. Daß Preußen Oesterreich helfen und Napoleon niederschlagen müsse, hielt man auch hier für zweifellos, aber Oesterreich sollte etwas dagegen leisten. Es sollte Preußen einen größeren Einfluß in Deutschland gewähren. Oesterreich ist vielleicht gerade dadurch zum beschleunigten Abschlusse des Friedens bewogen worden, weil es diese Freunde fürchtete und lieber die Lombardei als seine Präsidialmachtstellung in Deutschland opfern wollte.

Heute ist über die ganze Frage nicht mehr ernsthaft zu reden. Die preußische Politik hätte ein Verbrechen begangen, wenn sie Oesterreich unterstützt, und ein noch größeres Verbrechen, wenn sie sich selbst in Oesterreichs Niederlage verwickelt hätte. Alle Gründe, welche Bamberger den Juchherufern damals entgegenhielt, werden heute von Jedermann unterschrieben werden, aber mit Vergnügen wird man finden, mit welcher Klarheit und Vollständigkeit er diese Gründe damals, als sie hart bestritten waren, zusammengefaßt hat.

Es folgt „Des Michael Pro Schriftenwechsel mit Thomas Contra“. Wie man von Goethe sagt, daß er in seinen Dichtwerken sich selbst in verschiedene Personen zerlegt habe, daß er zugleich Tasso und Antonio, zugleich Egmont und Oranien, zugleich Faust und Mephisto sei, so hat auch Bamberger hier die Erwägungen, die er mit sich selbst anstellte, in zwei Rollen vertheilt. Thomas Contra ist der Bamberger, der an der pfälzischen Erhebung theilgenommen hatte, und Michael Pro ist der Bamberger, der den Entschluß gefaßt hatte, sich den politischen Geschicken Deutschlands von Neuem auf der neuen Grundlage zu widmen, welche durch die neue Aera gewonnen war. Michael Pro behält das letzte Wort; der Gerechtigkeit zu Liebe ist Thomas Contra mit der größeren Fülle von [illegible] ausgestaltet worden.

Von den Anschauungen aus, die Michael Pro gewonnen, konnte Bamberger sich nach Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges nur auf die Seite Preußens, Bismarck's, des norddeutschen Bundes stellen. Der Begründung dieses Standpunktes gelten die letzten Abschnitte des Buches, unter denen der umfangreichste der „Monsieur de Bismarck“ ist, der in französischer Sprache und in einer französischen Monatsschrift veröffentlicht wurde. „Hurrahschreier und Erfolganbeter“ wurden in der gesinnungstüchtigen Presse alle diejenigen genannt, die die neuen Zustände als unwiderruflich acceptirten. Wie einst der Kurfürst von Hessen es ignorirte, daß sieben Jahre lang sein Land sich unter französischer Verwaltung und Gesetzgebung befunden hatte, und die Ereignisse dieser sieben Jahre als nicht geschehen behandelte, so wollten die gesinnungstüchtigen Demokraten die Schlacht von Sadowa als nicht geschlagen behandeln. Bamberger wies das Thörichte dieser Auffassung nach, aber von den Hurrahschreiern hat er sich fern gehalten. Ueber die Person des Fürsten Bismarck hat er sich niemals Illusionen gemacht und die späteren Wandlungen, die seit dem Rücktritt Delbrück's eintraten, haben ihn nicht überraschen können. Fürst Bismarck sieht sich seit fünfundzwanzig Jahren fast ausschließlich zwei Kategorien von Personen gegenüber, solchen, die, weil ihm große Dinge gelangen, nicht glauben wollen, daß er schwere Fehler gemacht, und solchen, die, weil er schwere Fehler begangen habe, nicht glauben wollen, daß er ein Mann von einer das gewöhnliche Menschenmaß überragenden Größe ist. Klein ist die Anzahl derjenigen, die den Willen und die Fähigkeit haben, seine Verdienste und seine Fehler gerecht gegen einander abzuwägen und diesen Wenigen kann es nicht entgehen, daß seine Verdienste und seine Fehler in der Naturanlage des Mannes ihre gemeinsame Quelle haben.

Die deutsche Geschichte ist nicht leicht zu verstehen. Viele, die heute leben, haben kein Verständniß für den Gedankenkreis, in welchem sich ihre Väter vor dreißig und vierzig Jahren bewegten. Zu dem „Juchhe nach Italia“ bildet die demokratische Begeisterung für den angestammten Augustenburger ein Gegenstück. Bamberger konnte das, was er als junger Mann geschrieben, unverändert dem heutigen Leser vorlegen. Ob von seinen damaligen Gegnern einer dieselbe Probe bestehen kann, bezweifle ich. So wird es denen, die sich in die Geschichte jener Zeit orientiren wollen, von Nutzen sein, neben der Stimme des Michael Pro auch die skeptischen Töne des Thomas Contra kennen zu lernen.

Alexander Meyer.

Zu Theodor von Bernhardi's „Tagebuchblättern“.

Der neue, vierte Band von den Memoiren Bernhardi's, der sich über die Jahre 1860—63 erstreckt, bringt uns die Aufzeichnungen bis zur Uebernahme der Leitung der Geschicke Preußens und damit Deutschlands durch Herrn Otto von Bismarck. Die sogenannte neue Aera wird uns hier geschildert und das Uebergangsministerium von der Heydt unter dem Präsidium des Prinzen Hohenlohe-Ingelfingen in seinem kurzen unsicheren Bestande vorgeführt.

Es ist schon so viel über die „Tagebuchblätter“ Bernhardi's geschrieben worden und auch diese Blätter haben wiederholt Veranlassung gehabt auf sie zurückzukommen,

iß wir hier wohl nicht nöthig haben, ausführlicher auf re Anlage, ihren hohen Werth und den politischen Standunkt ihres Aufzeichners zurückzukommen. Wie es aber i einem werthvollen litterarischen Werke stets der Fall in wird, bieten diese Memoiren immer von Neuem Verulassung, sowohl auf sie im Einzelnen einzugehen als auch as Fazit ihrer Gesammtwirkung auf den Leser zu ziehen. ch stehe nicht an, dasselbe auch im Betreff dieses Bandes ls ein recht bedeutendes zu bezeichnen, nicht nur wegen er zuverlässigen Aufschlüsse, die sie uns über eine hoffnungs-, ber nicht ergebnißreiche Periode unserer Geschichte bieten, ls vielmehr wegen des Einblicks, den sie uns in die Art nd Weise gestatten, wie bei uns Geschichte gemacht worden st und noch fortwährend gemacht wird. Denn mögen auch ie politischen Zustände Deutschlands seit 1863 einen och so großen Wechsel erfahren haben, die in Deutschland, und ganz besonders in Preußen, Ausschlag gebenden politischen Faktoren sind doch ihrem inneren Wesen nach dieselben geblieben, und die Methoden, nach denen diese Faktoren operiren, noch genau dieselben, die schon vor einem Menschenalter angewendet wurden. Daß wir das jetzt wissen, ist eben das große Verdienst Bernhardi's. Denn kaum sind wir über die innerste Natur der politischen Vorgänge auf dem Gebiete der preußisch-deutschen Geschichte so genau unterrichtet, wie durch seine Aufzeichnungen über die der sogenannten neuen Aera. Nicht als ob wir dieselben hier alle einzeln vorerzählt bekämen, oder die äußere Erscheinungen derselben uns klar vor Augen geführt würden. Nicht im Entferntesten. So finden wir hier z. B. kaum eine Andeutung von den Aeußerlichkeiten, die sich bei der Königskrönung Wilhelms I. in Königsberg abspielten. Dafür erhalten wir, d. h. die, welchen es wirklich darauf ankommt, in die Genesis der äußeren Vorgänge einzubringen, Aufschlüsse über Aufschlüsse über die Zustände, in dem Schoße des Ministeriums der neuen Aera selbst und über die Machinationen seiner Gegner. Die einen sind, historisch betrachtet, so werthvoll wie die anderen. Für praktische Politiker aber sind die Mittheilungen über die Mittel und Wege, deren sich die Kreuzzeitungspartei damals bediente, um die altliberalen Berather der Krone aus ihren Aemtern zu verdrängen, beziehungsweise denselben das Vertrauen des Königs zu entziehen, selbst heutigen Tages noch nicht ohne Werth, wo wir doch nur gelegentlich wie durch einen Thürspalt in das Netz von Intriguen hineinblicken, mit denen die nicht mehr kleine und jetzt um so mächtiger gewordene Partei ihre eigensten Interessen als die der Krone und der Nation mit raffinirter Geschicklichkeit auszuspielen und zu fördern versteht.

Unwiderleglich beweisen die Aufzeichnungen Bernhardi's zunöchst eine seltene politische Beschränktheit und Unschuld der Minister der neuen Aera immer wieder von Neuem. Es war kein hervorragender Kopf unter ihnen, und deshalb keine Einheit des Ministeriums vorhanden. Ueber einzelne wichtige Fragen bestand wohl im Großen und Ganzen Uebereinstimmung unter ihnen. Diese wurde ihnen aber durch einen höheren Willen auferlegt. So bei der Militärvorlage. Darüber hinaus ging aber nur in den seltensten Fällen die Einigkeit. Vielmehr trieb jeder Minister in seinem Ressort nur seine eigenste persönliche Politik. Nicht allein, daß er sich nicht darum bekümmerte, ob seine Maßnahmen den Zielen, die jede Regierung, wenn sie eben Eine Regierung überhaupt noch sein will, verfolgen muß, entsprechend sei oder nicht, einzelne der Minister hemmten durch ihr Vorgehen geradezu ihre eigene Aktionsfähigkeit nicht minder als die der Gesammtregierung. In dieser Beziehung war der Graf Schwerin allerdings der schlimmste. Es werden von ihm die geradezu unglaublichsten Beispiele von mißverstandenem Edelmuthe gegen seine politischen Feinde, aber auch von Eigensinn und Beschränktheit in unseren Aufzeichnungen erzählt. Die Ungesetzlichkeiten und Gewaltthätigkeiten, welche sich zahlreiche Verwaltungsorgane während der fünfziger Jahre gegen Jedermann, der nicht zur Kreuzzeitungspartei gehörte, hatten zu Schulden kommen lassen, hatten besonders dazu beigetragen, das Ministerium Westphalen-Raumer verhaßt zu machen. Hatte doch der König Wilhelm selbst unter den Kleist-Retzow, Peters, Lindenberg u. s. w. zu leiden gehabt. Waren nun auch die schlimmsten Träger des Systems, namentlich soweit sie mit dem Träger der Krone in Konflikt gekommen waren, aus ihren Aemtern entfernt worden, so behaupteten sich doch noch zahlreiche, nicht bessere Elemente in hohen und niedrigen Aemtern, die dem Ministerium der neuen Aera auf alle Weise entgegen wirkten. Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten, Landräthe 2c. waren vor allem ausgesprochene Gegner des neuen Ministers des Innern, dessen Leitung der Geschäfte sie nur als eine Art Intermezzo ansahen. Sie handelten vielfach den Intentionen des neuen Ministeriums geradezu zuwider, im besten Falle ließen sie die Reskripte als nicht ergangen auf sich beruhen. Statt nun gegen diese Beamten vorzugehen und Gehorsam von ihnen zu verlangen, geschah Nichts von der Art, oder doch nur so wenig, daß die öffentliche Meinung sich in ihren Erwartungen ganz getäuscht sah. Und Schwerin that nichts, weil er nichts thun konnte, sondern er selbst verhinderte geradezu, daß Etwas in dieser Richtung geschah. Wenn ihn einer seiner Kollegen oder sonst ein politischer Freund auf dies Verhalten solcher renitenten Beamten aufmerksam machte und ihm begreiflich zu machen suchte, daß sein und der Regierung Ansehen unter dieser seiner Passivität nur leiden müsse, wurde er dem Mahner gegenüber grob, sah solche Hinweise als persönliche Beleidigungen an und hielt nun um so eigensinniger an dem betreffenden Beamten fest. Er rühmte sich z. B. fast, daß nicht die Krone, sondern er den damals sehr verhaßten und persönlich wenig geachteten Polizeipräsidenten Berlins, von Zedlitz, halte. Fragt man sich demnach, was wohl den persönlich tapferen und auch sonst einsichtigen Mann zu solch verkehrtem Vorgehen habe bewegen können, so gibt uns auch hierauf Bernhardi die Antwort. Schwerin wollte konsequent sein und sich in keiner Weise nachsagen lassen, er treibe es gerade so wie sein Amtsvorgänger, der Beamte wegen ihrer politischen Gesinnung gemaßregelt habe. Daß die Beamten ihm Gehorsam schuldig seien, lag ihm weniger am Herzen, als daß die Intaktheit seiner persönlichen Ueberzeugungstreue irgendwie angezweifelt werden könne.

Um keinen Grad besser als der Minister des Innern war der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Freiherr von Schleinitz. Nur lag der Grund der Schwäche bei diesem geschmeidigen Diplomaten ganz an einer anderen Stelle als bei dem Grafen Schwerin. War dieser in seiner Weise starrsinnig und keinem fremden Rathe zugänglich, so war Schleinitz willenlos und bebte ängstlich vor jedem energischen Auftreten zurück. Die politischen Niederlagen, die Preußen unter Friedrich Wilhelm IV. überall erfahren hatte, waren dem neuen Herrscher überaus schmerzlich gewesen. Bei aller Pietät, die er dem Andenken seines verstorbenen Bruders häufig in allzu reichem Maße wahrte, war er doch von dem Gefühle auf das Tiefste durchdrungen, daß Etwas, und nichts Geringes geschehen müsse, um die Ehre und Machtstellung des preußischen Staates vor den Augen der Welt zu repariren. Um diese Wiederaufrichtung des preußischen Ansehens zu ermöglichen, glaubt er vor Allem das Instrument verbessern zu müssen, durch das im dringenden Falle dieses allein geschehen könne. Für den König Wilhelm war die Armeereform nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Aber aus der Politik seines auswärtigen Ministers war das schlechterdings nicht zu entnehmen. Abgesehen davon, daß von seinen hohen Untergebenen, den Botschaftern und Gesandten an fremden Höfen, ziemlich stark Politik auf eigene Faust gemacht wurde, schwankten seine eigenen politischen Kombinationen ganz unentschieden bald hierhin, bald dorthin. Selbst in Fragen, zu deren Lösung kein großes Aufgebot von militärischen Machtmitteln nöthig gewesen wäre, wie z. B. der kurhessischen, konnte er zu keinem Entschlusse kommen. Alle Möglichkeiten der schlimmsten Art traten vor die Seele des unentschlossenen Diplomaten, der immer froh war, wenn Jemand ihm eine neue Lösung der Schwierigkeit nahe brachte, weil ihm dadurch ein Vorwand

geboten wurde, sich die Sache von Neuem zu überlegen und schließlich immer Nichts zu thun. Hierzu liefert Bernhardi mehr als ein drastisches Beispiel. Die Minister, welche vor dem Hause der Abgeordneten die großen Mehrforderungen für die Armeereform zu vertheidigen hatten, sowie alle die Freunde der neuen Aera, welche sich einen hellen Blick für die wirkliche Lage der Dinge gewahrt hatten, sahen es ganz wohl ein, daß die Thatenlosigkeit von Schleinitz und der unverbesserliche Eigensinn Schwerins die anfänglich ganz unvergleichliche Lage des Ministeriums rasch ruiniren müsse. Im persönlichen Verkehr sprachen das die Vertrauten auch untereinander ganz unverholen aus. Die Zeugnisse dafür liegen in unseren Aufzeichnungen aufgehäuft vor und ihre nicht geringste Bedeutung besteht eben darin, daß man aus ihnen ersieht, wie trotz klarster Einsicht in die Lage der Dinge, doch nicht das Nöthigste geschah, und warum eben das Nöthigste nicht geschah.

Dieser Zerfahrenheit und Willenlosigkeit der Regierung gegenüber muß man das Vorgehen der reaktionären Gegner der neuen Aera, die bei dem Anbruche derselben fast zerschmettert am Boden lagen, mit einer gewissen Bewunderung betrachten. Die Herren Edwin von Manteuffel und von Roon sollten die Kreuzzeitungsleute vor Allem ehren, alle Uebrigen aber deren Mittel, die zum Ziele führten, studiren, nicht um sie nachzuahmen, sondern unter Umständen sie einmal besser paralysiren zu können.

Als Friedrich Wilhelm IV. in einem hellen Augenblicke seiner Erkrankung die Namen der Männer vernahm, die sein Bruder nach Uebernahme der Regentschaft mit der Führung der Geschäfte betraut hatte, sprach er sich sehr herb über dieselben aus. Da er aber auf seine Frage, ob denn auch Edwin (Manteuffel), der Chef des Militärkabinets, entlassen sei, eine verneinende Antwort erhalten hatte, tröstete er sich und meinte, dann könne noch alles gut werden. Und Manteuffel hat die auf ihn gesetzte Hoffnung seines königlichen Freundes nicht getäuscht. Er wußte vor allem den König Wilhelm zu behandeln. Da er wohl einsah, daß sein neuer Herr nicht für die von ihm bisher vertretene Politik zu haben war, so machte er es sich zum Grundsatze, mit ihm gar kein Wort über allgemeine politische Fragen zu sprechen. Wiederholt berief er sich nach Bernhardi darauf, daß er es Jahre lang so gehalten habe. Um so größer wurde und blieb dagegen sein Einfluß in den militärischen Dingen. Diesen nutzte nun der schlaue und im Hofdienst groß gewordene militärische Diplomat um so ausgiebiger und wirkungsvoller aus. Nicht nur daß er auf alle die Gedanken und Pläne seines Kriegsherrn in der Militärreformfrage einging, — was ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden kann —, er steigerte dieselben nur immer mehr und wußte es so einzurichten, daß, wenn im Abgeordnetenhause sich die Neigung zeigte, in ein Einverständniß mit dem Ministerium zu kommen, diese sofort durch eine Neuforderung von Seiten der Militärverwaltung im Keime erstickt wurde und der Konflikt zwischen der Krone und dem Abgeordnetenhause unvermeidlich wurde (s. z. B. Bernhardi IV. 184). Als ein Mittel zur Erreichung dieses Zweckes ist auch die Berufung des Herrn von Roon zum Kriegsminister an die Stelle des liberaleren Generals von Bonin anzusehen. Herr von Roon ist so recht als Keil in das altliberale Ministerium von dem Chef des Militärkabinets getrieben worden, um es auseinander zu sprengen. H. von Sybel, der als Historiker seine eigenen früheren Ansichten als Landtagsabgeordneter sehr stark reformirt hat, charakterisirt Herrn von Roon in seinem großen Geschichtswerke doch noch als einen „Mann von bedeutendem Talent, gründlicher Bildung, leidenschaftlicher Energie und hochstrebendem Ehrgeiz". (Theil II. 376). Obwohl er vor seinem Eintritte in das Ministerium einen eigenen Plan zur Militärreform ausgearbeitet hatte, der von dem amtlichen weit abwich, stellte er sich jetzt „seinem Kriegsherrn unbedingt zur Verfügung." Soll auch ihm das nicht verargt werden, so waren doch die Mittel, die er einschlug, um durchzudringen, nicht immer sehr von dem christlichen Geiste durchdrungen, den er sonst so gern zur Schau trug. Daß er für seine Person sich zu einem Staatsstreiche entschlossen Bernhardi selbst gegenüber aussprach (IV. S. 157), soll ihm nicht einmal so hoch angerechnet werden, daß er aber noch als Mitglied des liberalen Ministeriums durch brüskes, herausforderndes Reden in der Kammer diesem Schwierigkeiten machte, nachher aber versicherte, er habe sich gar nichts Schlimmes dabei gedacht, das zeigt ihn ganz auf der Höhe der ihm von Manteuffel gestellten Aufgabe.

Diese und ähnliche Dinge erfährt man durch die Aufzeichnungen Bernhardi's auf ganz authentische Weise. Sie legen die Mittel bloß, durch die man einen König, der noch nach der Entlassung des Ministeriums Auerswald so kategorisch erklärt hatte, „er werde nie ein Kreuzzeitungsministerium berufen" (IV. 264), dahin brachte, sich doch solches gefallen zu lassen. Auch die selbstbewußtesten Fürsten werden gar oft mehr geschoben, als sie selbst schieben. Wenn sie im einzelnen Falle ihren Willen auch durchzusetzen im Stande sind, so wird ihnen die ganze Richtung ihres Handelns doch von Faktoren aufgedrängt, deren Herr sie zu sein glauben, es aber doch nicht sind. Auch König Wilhelm I. konnte seinen Ueberzeugungen gegen Männer, die er sonst hochschätzte, einen kräftigen Ausdruck geben, wenn sie seinen Plänen entgegentraten. Bernhardi erzählt ein Beispiel davon, wie er gegen einen ostpreußischen Junker und angesehenen General vorging. Der General von der Gröben war nach Berlin gekommen, um im Herrenhause gegen die geplante Grundsteuerregulirung zu stimmen. Bei seiner Meldung bei dem Könige sprach der die Erwartung aus, der General werde für das Gesetz stimmen. „Da verfiel der General in den Ton eines Herrnhuter Predigers: „er habe Nächte lang in tiefster Zerknirschung im Gebet mit dem Herrn gerungen", um zu erfahren, in welchem Sinne er stimmen solle; „die Stimme von oben" habe ihm aber geboten, gegen das Gesetz zu stimmen. Darauf hat ihn der König heftig angefahren: er erwarte von den Offizieren seiner Armee, daß sie für ein Gesetz stimmen, das die Interessen der Armee so nahe berührt. — Gröben war entlassen; — früher schon war er für denselben Tag zur Tafel eingeladen worden — da schickt ihm der König den Flügeladjutanten vom Tage in das Vorzimmer nach und ließ ihm sagen, das Diner finde nicht statt. Gröben ist denselben Abend wieder abgereist. So lange der König höflich gegen die Junker war, waren sie sich insolent. Er hat nun endlich den Rath befolgt und ist grob geworden gegen sie: nun werden sie zahm und thun seinen Willen". So erzählt Bernhardi IV. 123. Daß derselbe König aber noch in seinem hohen Alter den Führer der Kreuzzeitungspartei, den Herrn von Kleist-Retzow, der ihn einst in Koblenz überwacht hatte, doch noch zur Excellenz machte, daß darf man wohl als einen Zug seiner persönlichen Güte und Milde ansehen, aber zugleich auch als einen Beweis davon, daß ein Niemals in der Politik ein Fehler ist.

....

Bernhard Baumeister.

Das Gastspiel Bernhard Baumeister's im Neuen Theater hat beim Berliner Publikum keine allzu große Beachtung gefunden. Das ist erfreulich, sofern es sich um ein Gastspiel, bedauerlich, sofern es sich um Bernhard Baumeister handelt. Daß man heute im Unterschiede von früherer Zeit ein Zusammenspiel gleichartiger Kräfte höher schätzt als einen Riesen unter Zwergen, ist ein Fortschritt der Kunst, eine Abkehr von jenen virtuosenhaften Bestrebungen, die nur das hohle Marktschreierische herausbrachten. Nun aber tritt ein Schauspieler, an dem keine Faser seines Körpers und seiner Seele virtuos ist,

m ihm fremdartigen Ensemble auf, und ohne aus diesem ngelhaften Ensemble, dessen Werth in anderen Aufgaben t, irgendwie hervorstechen zu wollen, übt er die tiefste ernsteste Wirkung. Man genießt diesen Falstaff, diesen ul Werner, diesen Erbförster wie ein Porträt von Albrecht rer. So wenig dem Holzschuherbildniß gegenüber der nsch aufkommt, diesen Mann inmitten einer bewegten ellschaft auf einem Gruppenbilde zu sehen, so gleichgültig den Einem die deplacirten Mitglieder des Neuen Theaters, nothgedrungen da sein müssen, um dem großen Gaste Wort und die Gebärde zu reichen. Am stärksten trat e Porträtwirkung beim Falstaff hervor, wo durch eine verschämte Bühnenbearbeitung das Doppeldrama kurz klein geschlagen war, und nur die eine Gestalt in akespeare'scher Größe und Ganzheit dastand. Am meisten schwand diese Porträtwirkung bei Paul Werner, wo die nbürtige Franciska der Frau Niemann-Raabe ihrem achtmeister gegenübertrat. Das Streben nach einem gleichtigen Zusammenspiel geht auf unseren Berliner Bühnen schon so weit, daß man es mit einer bloßen Nivellirungseit glaubt gethan zu haben. Auf daß ja Niemand rvorrage, bleibt jeder mit dem Kopf unter dem Wasser. kommt damit etwas Blasses, Mattes und Seichtes in sere Vorstellungen. Gegenüber diesem falschen Grundsatz nnte die Erscheinung Bernhard Baumeister's wie ein egen wirken. Darum wäre eine Wiederkehr dieses Gastes wünschen, der uns ein nächstes Mal auch als Calderon's ichter von Zalamea und als Goethe's Götz kommen möge. n beiden Gestalten findet er nicht seines Gleichen.

Bernhard Baumeister wurde Ende der zwanziger ahre in Posen geboren. Als ganz kleiner Knade von kam er nach Berlin. Als er jetzt in dem Theater m Schiffbauerdamm auftrat, soll er sich mit Rührung aran erinnert haben, wie es dieser selbe Schiffbauerdamm war, wo er vor sechzig Jahren, mit Holzpantinen ngethan, in den Grünkramladen lief, um für seine Mutter inzukaufen. Wie so manches andere große norddeutsche Schauspielertalent, ist auch Baumeister der Berliner Hofbühne entgangen. Sein künstlerisches Heimathland wurde as Wiener Burgtheater, dem er nun schon seit 43 Jahren ngehört. Er zählt dort zu derjenigen Generation, die noch außen hin durch die Namen Sonnenthal, Charlotte Wolter und Lewinsky bezeichnet wird, zu denen, deren risches Blut einst Heinrich Laube herbeirief, um damit die Macht der erbgesessenen und gealterten Größen zu brechen, zu denen, die nun selber alt geworden sind und des Nachwuchses bedürfen. Bei Baumeister macht sich das Alter reilich nur in einer empfindlichen Schwäche des Gedächtnisses bemerkbar. Aehnlich seinem Altersgenossen und brüderlichen Kameraden Ludwig Gabillon, dem anderen Hünen des Burgtheaters, lernt er seine Texte schwer und schlecht. Ein heimlicher Rapport mit dem Souffleur raubt ihm zeitweilig die Freiheit der Stimmung. Aber etwas lässig in diesem Punkt ist er, ebenso wie Gabillon, wohl immer gewesen. Sonst steht dieser hohe Sechziger mit seinen breiten Schultern, seinem mächtigen Brustkasten, der alle Gefühle beherbergt, so fest, so stark, so aufrecht da, wie nur irgend ein Mann in der Vollkraft der Jahre. Die Stimme, trotz den vier Wiener Decennien unverkennbar märkisch in Tonfall und Tonfärbung, dröhnt ohne eigentlichen Wohlklang, aber voller Mark und Nachdruck, und hat in Augenblicken gewaltiger Seelenerregung etwas vom Fistelschrei eines gequälten Raubthiers.

Der Kopf mit der herausspringenden Adlernase, den langen schmalen, in der Erregung wie schmollenden Lippen könnte einem Bildhauer als Modell zum großen Kurfürsten dienen. Bei aller Machtfülle der Erscheinung liegt nichts Brutales und auch nichts Gigantisches in dieser Gestalt. Das unterscheidet Baumeister von Albert Niemann. Der schwere Körper bewegt sich mit einer gewissen Grazie, die sich vorsichtig in den Hüften wiegt und eine Art zarter Scheu zeigt, so fest aufzutreten, wie die Füße es wohl vermöchten. Diese fast ein wenig an Manier streifenden Eigenthümlichkeiten geben dem Wachtmeister Paul Werner das Zeugniß, daß er im Verkehr mit seinem Major feinere Sitten gelernt hat, als sonst Wachtmeister pflegen. Das Kommißartige weicht zurück, die liebenswürdige Menschennatur dringt hervor. Auch Falstaff erhält auf diese Weise das Gepräge seiner ritterlichen Herkunft; wer gesunken ist, hat einmal auf der Höhe gestanden; das erweist sich klar aus Baumeister's Darstellung. Am wenigsten kommt diese ritterliche und weltmännische Anmuth, bei der die glättende Schule des Burgtheaters gewirkt hat, dem Erbförster zu statten; Baumeister hat sie hier auch nach Kräften zu verleugnen gewußt. Der veredelten Geste und Haltung entspricht zuweilen, auch das ist Burgtheaterstil, eine geschmückte Hebung der Rede; wo der Schauspieler nicht stark genug empfindet, klingt, z. B. als der Erbförster im 1. Akt zu Robert Stein von „seiner Marie“ spricht, ein äußerliches Pathos vor. Aber alle diese kleinen Mängel, die in Wien kaum als Mängel empfunden werden, bestätigen durch ihren Gegensatz nur die elementaren Gewalten, die in dieser Menschennatur schlummern und mit unfehlbarer Sicherheit des Gefühls überall da hervorbrechen, wo sie an Ort und Stelle sind. Baumeister verzichtet auf den geschickten Aufbau einer wohlgegliederten Rede, er verschmäht es, hier Tonlichter, dort Wortfackeln anzuzünden; von Schiller's Versen hat man ihn ziemlich fern gehalten; sogar der Musikus Miller soll ihm nicht durchweg gelungen sein. Ein Meister der Rhetorik war er nie. Laube, für den die Deklamation das Wesentlichste auf dem Theater war, hat ihn daher nie nach Verdienst gewürdigt. Er erkannte zwar sein gefälliges Herz und seine gute Laune an, aber er warf ihm eine „Neigung zum Aphoristischen“ vor. Er kürze wunderlich ab, wo er sich ausbreiten solle. Ausbreitung ist Baumeister's Sache auch jetzt noch nicht. Während langer Vorgänge kann er, die Arme in leichter Rundung etwas vorgestreckt, den Oberkörper schwach nach vorn geneigt, mit ziemlich gleichgültigem Gesichtsausdruck dastehen und das naturgetreue Bild eines Menschen geben, dem man es nicht anmerkt, was in ihm vorgeht. Ganze dichterische Prachtperioden vermögen nicht, ihn aus seinem scheinbaren Gleichmuth zu bringen. Oft aber genügt ein einziges Wort, um wie einen Vulkan diese Menschenbrust zu öffnen, und wir sehen dann in einen Aufruhr seelischer Elemente. Als dem Erbförster seine Marie in bängster Stunde zum letzten Mal um den Hals fällt, hat der Erbförster zu sagen: „Freilich! Freilich! Dummes Ding“; der Dichter schreibt vor, er habe sie immer abzuwehren, fast wild, weil er sich der Weichheit kaum mehr erwehren könne. Dieses „Freilich! Freilich! Dummes Ding“ ist, mit Laube zu reden, aphoristische Kunst; das ist etwas für Baumeister's Genie. In solchen Momenten bricht sein naives Gefühl hervor und überwältigt mit seiner schlichten Wahrheitsmacht alle schönen Reden. Dieser naive Schauspieler ist dann ein weit tieferer Psycholog als der gescheite Dramaturgus Heinrich Laube, der es als Burgtheaterdirektor nie gewagt hat, Baumeister auf solche Proben zu stellen, und ihn geflissentlich auf dem Niveau der „kopfschüttelnden“ Liebhaber und heiteren Lebemänner hielt. Laube's Nachfolger, Dingelstedt, hatte erst recht keinen Sinn für diese urwüchsige Seelengröße; die Folge war, daß Baumeister, der sich in der Kunst vernachlässigt sah, nun auch sein Leben vernachlässigte und auch im Leben ein leichtes Talent zum Falstaff verrieth. So näherte er sich bereits den Sechzigern, als Adolf Wilbrandt ihm den Richter von Zalamea anvertraute. Das war sein großer Tag. Seitdem ist er nicht der vielseitigste, nicht der gewandteste, nicht der geistvollste, nicht der beredteste, wohl aber der naturkräftigste und herzoffenbarendste Schauspieler, der lebt. Auch der Löwe hat nicht die Gelenkigkeit des Luchses, nicht die Schlauheit des Fuchses, nicht die Verschlagenheit des Tigers, nicht die Drolligkeit des Chimpansen, und doch ist er König der Thiere. Bernhard Baumeister ist der Löwe. Und er ist ein Löwe, der seine Mähne zu schütteln weiß. Ohne Tragöde zu sein, quillt ihm aus dem Gemüth die tragische Rechthaberei des Erbförsters, ohne Komiker zu sein, quillt ihm aus demselben Gemüth der geistreiche Humor, die über-

müthige Komödianterei Falstaff's wie die sonnenhelle Laune des Wachtmeisters Werner.

Wo Bernhard Baumeister steht, steht für die Kunst ein Wegweiser von den Künsten zurück in die Natur.

Paul Schlenther.

Eine neue Makrobiotik.*)

Ein in seiner Weise unvergleichliches Werk, welches ohne viele Umstände, ohne erklärendes Vorwort, aber salonfähig und gentlemanlike angethan, mit einem leichten Ansatz von selbstverständlichem Embonpoint, jovial hereintritt und gleich in den ersten fünf Minuten alle Herzen gewinnt! Das will was heißen! Es trägt das Siegel seiner Mission mit glänzender Behaglichkeit schon auf der Stirne, indeß ein schalkisches, philosophisches Lächeln die Mundwinkel schwellt; Weisheit und Erfahrung sprüht aus den Augen. Das Buch ist eine sehr geschmackvolle Arbeit, welche mit lobenswerther Heiterkeit die fachwissenschaftliche Mühe des Studiums vergessen läßt und nur praktische Resultate verkündet. So ist denn die Lektüre empfehlenswerth und heilsam nicht allein für wirkliche und künftige Gourmets, sondern auch als untrügliches und bildendes Mittel für alle, die dergleichen werden wollen; ein Durst und Hunger reizender, idealer, kulinarischer Genuß auch für minderbemittelte, doch ahnungsvoll gläubige, hoffende Seelen und Gemüther.

Ausgehend von streng-historischer Empirie geben die Autoren die „Resultate ihres gemeinsamen Forschens und Denkens — „eines Mannes Kraft wäre für das unabsehbare Gebiet kaum ausreichend. Wie die Beiden sich in die Fächer getheilt, ob der Eine bloß die Fluida und der Andere bloß die festen Substanzen analysirte, ist zwar nicht ersichtlich, in Summa aber völlig irrelevant, da man ja auch mit Schauspielen und Komödien in Compagnie einander in die Hände arbeitet.

In der humoristischen Verquickung diametraler Verschiedenheiten leistet das Buch ganz außergewöhnliches. Wir greifen auf gut Glück, gemäß Goethe's Hausregel hinein: überall erweist es sich als packend, lehrreich und interessant. Man glaubt bisweilen wirklich den schalkischen Ton zu hören, welchen der sel. „Herr von Miris“ in seiner lustigen „Naturgeschichte“ anzuschlagen beliebte.**) So heißt es beispielsweise über die Ananas, nachdem von ihrer geographischen Wanderung berichtet ist: „Ananasschnitten roh mit Zucker zu einem Glas Rothwein oder Ananasbowle mit Champagner, sind einer kleinen Todsünde werth, wenn man sie durchaus nicht billiger haben kann.“ Der Apfel ist „die Frucht des ‚Wirthes Wundermild‘ (vergl. Uhland's Gedichte), der sicher zu den bejahrtesten Hoteliers in Europa und insbesondere in Deutschland gehört, da schon die Asen in Walhalla Aepfel speisten“. Bei den Kartoffeln — die Gelehrten streiten immer noch über die Quantität des Wortes, ob Kartŏffel oder Kārtōffĕl zu accentuiren sei — werden wir belehrt, daß dieselben schon in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts durch die Spanier nach Südeuropa und erst 1584 durch Walter Raleigh nach Irland kamen, der besagtes Knollengewächs, welches er aber nic[ht aus] Amerika mitgebracht hatte, auf seinem Landgut [...] anbaute. Er kannte die Pflanze so wenig, daß er die g[rünen] Beeren für den eßbaren Theil hielt und ergrimmt üb[er den] niederträchtigen Geschmack derselben schon die Ausr[ottung] sämmtlicher Stauden befohlen hatte, als der Zufall ih[n] rechtzeitig über seinen Irrthum belehrte. „Der vielge[nannte] Sir Francis Drake steht in gar keiner Beziehung zur [Ein]führung des Erdapfels (Grundbīēra schwäbisch), ob[wohl] das Städtchen Offenburg in Baden ihm 1853 diese[s ver]meintlichen Verdienstes wegen ein hübsches Denkm[al er]richtete“ — also ein Gegenstück zu dem in Freibu[rg als] Monument stehenden Berthold Schwarz, dem Erfinde[r des] längst vor ihm schon bekannten Pulvers! Die schöne[n von] Ludwig Richter so hübsch illustrirten Verse des w[ackeren] Claudius zum Lobe der Kartoffel hätten hier wo[hl Er]wähnung verdient! — Die Definition der betref[fenden] Artikel in unwillkürlicher Allitteration ist ausgezeichne[t] durch prägnanteste Kürze, z. B. heißt es unter K „Ka[lb] das Kind der Kuh“. Was hier über Knödel, Krebs [...] gesagt wird, sind Worte, die, um mit dem lustigen [...] Tieck zu sprechen, „der gemeine Hause goldene n[ennen] würde“. Von klassischem Verständniß und ausdauer[ndem] Quellenstudium zeigen die oinologischen Expektorat[ionen] und Dithyramben über Markgräfler, Markobrunner, [Mar]sala, Meneścher Ausbruch, Moselwein, Muskateller, [...]steiner, item über Oesterreichs Weine (mit Einschluß [des] „Heurigen“) und die schöne Blüthenlese des Rheing[aues]. Wahrlich: dem also „Beseligten erschließt sich ein [...] Organ, das sich dem Unkundigen und Nüchternen n[icht be]schreiben läßt“. Und dann erst noch die Essays über Mayon[naise] (richtiger Mahonnaise, weil die Komposition zu Ehr[en der] Eroberung der Veste Mahon auf Minorca 1756 de[...] wurde), Meerkohl („ein Vetter des Rettigs“) und [...] Im letztgenannten Artikel aber irren die Herren Ver[fasser], wenn sie den Meth in Oesterreich und Deutschland für [eine] Mythe erklären mit dem besonderen Beisatze „[in] München soll sich noch eine Meth-Kneipe befind[en]. „Gekneipt“ wird derselbe freilich nicht, aber die großar[tigen] Etablissements von Ebenböck, Finsterwalder und An[...] in welchen beispielsweise der altherkömmliche „Schönber[ger] Stärke-Trunk“ alljährlich am sog. „weißen Sonntag“ [abge]halten wird, verzeichnen einen hübschen Konsum. [...]wer mag mit einer patriotischen Polemik gegen so [...]würdige Autoren den Magen verstauchen, wo es [...] Nudeln, Olla potrida, Paprika, Pasteten und Pfauen [...]delt. Das curriculum vitae der Letzteren, das he[...] Herkommen und frühere Stellung in der Weltge[schichte] werden gewissenhaft erwogen, obwohl die Rezepte [des] mittelhochdeutschen Kochbuches unseren heutigen Ko[...]lern keine Garantie für Genießbarkeit bieten. Weiter[e In]struktionen über Pfeffer (die Petersilie der Tropen), [...]men und die ganze reiche Familie der Pilze und Sch[...] (Kaiser Claudius wurde durch seine Gattin Agr[ippina] mittelst eines verzuckerten Prachtexemplars verg[iftet]), Pudding, Reis, Rettig, Rhabarber, Rindfleisch, Ro[...] (der „König der Käse“), Rosen-Rosinen, Eidebe[...] Rum folgen im raschen Fluge, auch die Pomeran[ze ist] nicht vergessen, das Résumé darüber lautet in wohl[...] der Kürze: „Die Pomeranze ist ein äußerst brauch[bares] Geschöpf und man schätzt daher trotz des rustikalen An[...] sogar die menschliche Varietät, die sogenannte „Land[pome]ranze“ — wenn sie nur Geld hat.“ Gleich erfreulich [...] immer erbaulich klingen die weisen Rathschläge und B[...]rungen über das Saccharin, die jüngste zuckersurrogat[...] Errungenschaft der Neuzeit, über Safran und Sago, [über] das ganze Meer der Suppen, über Schildkröten [und] Schnecken (sie sind zwar der Erdengüter höchstes n[icht], doch aber zur Erregung angenehmer Empfindungen geei[gnet]), über Schneehühner, Schweine, Seezungen und Sprotte[n]; selbstverständlich bilden die Abschnitte über die natü[rliche] und künstliche Fischzucht wahre Glanzpartien des B[uches] — nebst der weiteren Zugabe von Senfen, Spar[gel], Salaten und Saucen. Bei der Taube „sind Speck [...]

*) Appetit-Lexikon. Ein alphabetisches Hand- und Nachschlagebuch über alle Speisen und Getränke. Zugleich Ergänzung eines jeden Kochbuches. Herausgegeben von Robert Habs und L. Rosner. Zweite, den modernen Anforderungen entsprechend umgearbeitete Auflage. Wien 1894 bei Carl Gerold's Sohn.

**) Anmerk.: „Herr von Miris“ ist bekanntlich Franz Bonn, welcher als Präsident der fürstl. Thurn- und Taxis'schen Domänenkammer am 7. Juli 1894 zu Regensburg aus dem Leben schied. Unter seinen zahlreichen, meist humoristischen Schriften befindet sich auch eine entsprechend illustrirte „Lustige Naturgeschichte“ (oder Zoologia comica), item eine mit gleicher Manier behandelte „Botanik“ und „Mineralogie“, welche bisher in acht Auflagen mit mehr als 120 000 Exemplaren ihre Probehaltigkeit gründlich bewährten. München. Verlag von Braun und Schneider.

…tenbutter mindestens ebenso unentbehrlich, wie bei einer …auspieterin die Schminke und das Lampenlicht". In …ticher Tonart geht es über Thee, Tintenfisch, Tischkarten, …nille, Wachholder, Wachteln, Waffeln, Wein, Wurst, …ker, Zwiebel und Wasser. Dieses ist „von allen unent…rlichen Dingen das allerunentbehrlichste, so daß man es …n Besten der Menschheit erfinden müßte, wenns nicht …ou vorhanden wäre. Zahlreiche Versuche haben ergeben, … der Mensch sich nöthigen Falls ohne Weib, ohne Geld, …ne Champagner, ohne Brot und sogar ohne Verstand …chs Leben schlagen kann, ohne Wasser aber ist noch …nem gelungen … Es steht fortwährend auf dem Posten, … bei unvernünftiger Ueberheizung des innern Menschen …ttetit der Transpiration Abkühlung zu schaffen, es ist …abläffig für die Wegführung der verbrauchten Stoffe aus …n Körper bemüht, kurzum es ist zu allen möglichen …ngen gut und unentbehrlich, so unentbehrlich, daß die …hendste Schönheit binnen kurzer Frist unabwendbar zur …ernen Mumie eintrocknen müßte, wenn sie ihrem Leib … täglichen Bedarf von 2—3 Kilo Wasser vorenthalten …llte — nicht zu gedenken der zahlreichen Müller, die ohne …asser gänzlich auf dem Trocknen sitzen, sowie der armen …erbrauer und Weinhändler, die ohne Wasser unausbleib… Bankrott machen würden. Das Wasser, das „silberne …ß", wie man es zum Unterschied vom Wein nennt, hat …n jeher, von Pindar bis Wiet, begeisterte Lobredner ge…nden, keinen geistvollern aber als Brillat-Savarin, der da …t: Das Wasser ist das einzige Getränk, das den Durst …rklich stillt — deshalb kann man auch immer nur eine …inge Menge davon trinken." — So geht es in heiterem …plauder durch das ganze Buch. Wer möchte nicht in so …genehmer Aussicht ein Stündchen darinnen blättern, lesen …d träumen! Wer in so angenehmer Weise unser Leben …schönert und demgemäß auch verlängert, verdient gewiß …seren herzhaften Dank.

München. H. Holland.

Theater.

Lessingtheater. „Das Examen". Lustspiel in 5 Akten von Heinrich Lee.

„Den kategorischen Imperativus fand, das weiß ein …des Kind, Immanuel Kant." Heinrich Lee hat sich leider …rch die Fülle dieses Wissens dazu verführen lassen, Im…anuel Kant zum Helden seines Lustspiels „Das Examen" … machen.

Sitzt da Immanuel Kant mit ein paar Statisten zu …sch und philosophirt darüber, daß er die Reissuppe lieber …it Citronen esse. Kommt ein sächsisches Professorentöchter…en, das Christel, hereingeschneit, ihm zu hofiren, damit er …ren Schatz, den Kandidaten Cuntius, durchs Examen lasse. …er gute, dumme Kant beißt an und verliebt sich sträflich; … königsbergert und sie sächselt im Duett. Das Christel …rzankt sich mit ihrem Schatz und ist nun für den Kant …u haben. Der braucht den Kandidaten nur durchs Examen …llen zu lassen. Der Cuntius aber packt den Kant bei …inem höchsteigenen kategorischen Imperativ, und Kunz und …ant bestehen beide ihr Examen. Wie es sich für ein Lust…iel schickt, schließt alles gut: Kunz kriegt die Christel und …ant einen Fackelzug. Das „Gaudeamus igitur" ertönt …m Schluß — ja, wenn einem Lee das nur nicht gar so …hwer gemacht hätte!

Die Sonne ist im Untergehen, und draußen zirpt ein …eimchen. Dem Kant ist das Herze schwer, er sieht zu den …ternen auf und philosophirt. Und da gibt er das Tiefste …us seines Sängers Philosophie: im Vergleich zu euch …ternen sind wir Menschen doch nur Staubkörner, sagt er. …icht ganz so selbständig sind freilich die heiteren Partien des …Stückes. Der Dichter Lee hat Kortüm's Jobsiade verdünnt. Die lustigen Scenen beim Examen und die Figur eines verbummelten Bierstudenten gehören leider dem vortrefflichen, derben, alten Kortüm nach dem Recht der Priorität an. — Die Aufführung im Lessingtheater stand nicht ganz, doch ziemlich, auf der Höhe der Dichtung.

Immanuel Kant eine Lustspielfigur? Das klingt wie ein Widerspruch in sich, und Lee hat scheinbar den Beweis dafür geliefert. Und doch, man könnte Lee's Gedanken gegen Lee vertheidigen. Die Natur hatte Kant das Quantum Philistrosität beigegeben, dessen manches Genie benöthigt, um das zur Arbeit erforderliche Gleichgewicht zu finden. Tagtäglich ging er zur selben Stunde denselben Weg, nur einmal in seinem Leben versäumte er die Zeit, als er Rousseau's Emile gelesen. Er war der echte, rechte Königsberger Pfahlbürger und ein linkischer, ängstlicher Mann in seinem Aeußern. Er denke vieles mit der allerklarsten Ueberzeugung, was er niemals den Muth haben werde zu sagen, hat er einmal an Mendelssohn geschrieben. Als „Sr. Königlichen Majestät getreuester Unterthan" hat er sich einmal verpflichtet, sich fernerhin aller religiösen Dinge gänzlich zu enthalten, und dann, als er die Kunde vom Ausbruch der französischen Revolution erhielt, traten ihm Freudenthränen in die Augen. Aeußerlich war Kant, der revolutionärste aller Denker, nur ein ängstlicher Philister, und ein paar beinah charakteristische Züge hat Lee, wie ein Anekdotenerzähler, nicht als Künstler verwerthet. Aus diesem ergreifend närrischen Zwiespalt aber ließe sich ganz dramatisch der Lustspielcharakter gestatten. Man denke nur eine Kontrastfigur, eine jener wohlfeilen Naturen genialen Exterieurs: die Kantnatur würde in einem Wettbewerb um jede Auszeichnung des Staates oder der Gesellschaft dem andern immer unterliegen müssen. Und das wäre Komödie. Denn es ist ein Blatt aus dem Komödienbuch dieser Welt, daß das Aufgeputzte, Eitle, Leere zeitlich stets den Sieg davonträgt.

Beweis: der Erfolg von Lee's Lustspiel „Das Examen".

Ernst Heilborn.

E. W. Middendorf: Peru. Beobachtungen und Studien über das Land und seine Bewohner während eines 25jährigen Aufenthaltes. II. Band: Das Küstenland von Peru. Berlin. 1894. Robert Oppenheim (Gustav Schmidt).

Alexander Jonin: Durch Südamerika. Reise- und kulturhistorische Bilder. I. Band: Die Pampa-Länder. Autorisirte und vom Autor bis auf die neueste Zeit vervollständigte Ausgabe des russischen Originales. Uebersetzt von M. v. Pezold. Berlin. 1895. Verlag von Siegfried Cronbach.

Diese beiden Werke, welche wir schon des äußerlichen Grundes halber zusammenfassen zu dürfen glauben, weil beide über Südamerika handeln, haben auch sonst mancherlei gemeinsames. In beiden tritt das eigentlich geographische Element neben der völkerbeschreibenden und zeitgeschichtlichen Darstellung in den Hintergrund. In beiden kommt jedoch auch ein reiches Maß von an Ort und Stelle gesammelten Erfahrungen zum Ausdrucke, so daß ihre Lektüre allen jenen, die sich für einen in rascher Entwicklung begriffenen Erdtheil interessiren, empfohlen werden darf.

Middendorf's „Peru" ist den Lesern der „Nation" bereits durch unseren über den ersten Band erstatteten Bericht bekannt geworden. In der hier vorliegenden, umfangreichen Fortsetzung, welche das Vorland der Anden zum Gegenstande hat, verfährt der Verfasser wesentlich nach denselben Grundsätzen, wie früher. Die einzelnen Städte und größeren Orte werden uns in allen Einzelheiten vorgeführt, wobei eine Reihe guter Illustrationen eine werthvolle Unterstützung bietet, und es wird ebenso auf die volkswirthschaftlichen Besonderheiten der gerade besprochenen Gegend wie auch auf deren Geschichte großes Gewicht gelegt. So kann man sich insbesondere über die zahlreichen Ruinen und Trüm-

werkstätten, welche an eine glücklichere vorspanische Zeit dieses gesegneten Landstriches erinnern, vortrefflich orientiren, und da der Verfasser auf dem Gebiete der südamerikanisch-indianischen Linguistik bekanntlich eine Autorität ist, so war er auch in der Lage, uns über das Volksleben der Urbewohner, soweit sich deren Eigenart unter dem neuspanischen Firniß noch unterscheiden läßt, zutreffende Mittheilungen zu machen. Die trübselige neueste Geschichte des Freistaates kennt der Verfasser wohl auch genauer als irgend ein europäischer Schriftsteller, da er dieselbe in allen ihren Hauptphasen ja mit durchlebt hat; so erfahren wir auch jetzt wieder manches über die Kehrseite jener chilenischen Siege, welche man in Europa bewunderte, und welche ja auch nach Herrn Middendorf's Zeugniß die Tapferkeit und das taktische Geschick der Sieger scharf genug gegenüber der peruanischen Indolenz hervortreten ließen, während freilich entsetzliche Züge von Grausamkeit und Rohheit uns verschwiegen geblieben sind. Es liegt kein Grund vor, an der Objektivität der manch grauenhafte Einzelheit namhaft machenden Schilderung zu zweifeln.

Für Nationalökonomen ist der Abschnitt über die Chinchainseln und deren doch nicht so ganz unerschöpfliche Guanoschätze lesenswerth; auch der Naturhistoriker findet in dem einleitenden Kapitel, welches sich selbst als „Allgemeine Uebersicht“ bezeichnet, einzelne für ihn wichtige Nachrichten. Dagegen fehlt leider eine zusammenhängende Skizze über Bodengestalt und Bodenzusammensetzung, und darin muß bei einem geographischen Werk ein entschiedener Mangel erkannt werden, da ja auch das innere Leben der Völker und deren historisches Werden nur dann richtig aufgefaßt werden kann, wenn man beides mit der umgebenden Natur in Verbindung zu bringen vermag. Es ist freilich ein Punkt, dessen Bedeutung erst die neuere Erdkunde erschlossen hat, und so dürfen wir uns nicht wundern, daß noch in gar vielen Büchern das eigentlich geographische Moment, um es mit einem Worte kurz zu kennzeichnen, sich mit einer viel zu untergeordneten Stellung begnügen muß.

Es gilt dies also auch, und zwar in noch höherem Grade, von dem Jonin'schen Werke, welches ja allerdings bestimmungsgemäß den Charakter einer Reisebeschreibung tragen soll. Herr Jonin weiß gut zu beobachten und frisch zu erzählen, immer natürlich vorausgesetzt, daß es sich um das Treiben von Menschen handelt, denn die unorganische Natur hat ihn offenbar nicht gefesselt, und die vielen anregenden Fragen, welche uns die physikalische Geographie der Pampas vorlegt, scheinen keinen Reiz für ihn gehabt zu haben. Aber volkswirthschaftliche und kolonisatorische Probleme beschäftigen ihn lebhaft, und was er darüber sagt, verräth in der Regel ein gesundes Urtheil. Als Russe ist der Verfasser kein Freund des Liberalismus, sondern er fühlt sich entschieden zu den Diktatorennaturen, zu einem Rosas und Lopez, hingezogen; auch eine recht achtbare antisemitische Leistung läuft (S. 619 ff.) gelegentlich mit unter. Schon daraus erhellt, daß ein starkes Stück Subjektivismus der ganzen Darstellung beigemischt ist, allein das gereicht derselben insofern nicht zum Nachtheile, als dadurch die Antheilnahme des Lesers an dem, was ihm mitgetheilt wird, fortwährend sich aufs Neue belebt. Kurz, man wird den starken Band nicht als Evangelium strenger Wahrheit zu betrachten haben und im Einzelfalle sich kritischer Prüfung der einzelnen Angaben keineswegs überhoben halten dürfen,*) aber ebensowenig kann man Herrn Jonin abstreiten, daß er uns über Südbrasilien, Argentinien, Uruguay und Paraguay, über die politischen Wirren und Kämpfe dieser Länder, über das Volksleben der Gauchos, über die großartigen Fortschritte der Städte und gar vieles andere eine vielseitige Belehrung vermittelt. Man sieht sich häufig veranlaßt, dem Verfasser zu widersprechen, aber man findet ihn niemals langweilig. — Die deutsche Bearbeitung liest sich im Allgemeinen gut, doch ließe sich an Einzelheiten manches aussetzen. So hat unsere Sprache für die Bewohner der österreichischen Adriaküste die Bezeichnung „Dalmatiner“ gebildet, während hier konsequent von „Dalmatiern“ zu lesen ist.

München. S. Günther.

*) Wenn einmal davon die Rede ist, man wisse nicht, weshalb der „La Plata“ gerade diesen Namen erhalten habe, so hätte ja einfaches Nachschlagen in Egli's fundamentalem Werke Nomina Geographica, Leipzig 1893, S. 728) ausgereicht, um den Grund in Erfahrung zu bringen.

Emaux et camées par Théophile Gautier avec [illegible] Aquarelles par Henri Caruchet. Paris. Charpentier ([illegible] polychrome).

Ueber Gautier's Kunst ist nicht mehr zu hadern; die [illegible] Edmond Scherer, fertigen ihn als den gedankenleersten aller [illegible] Poeten ab; billigeres Urtheil würdigt ihn als ebenbürtigen [illegible] der Maler und Steinschneider seiner Zeit. Farben- und [illegible] eignet ihm, wie wenigen: l'art robuste, so singt er, [illegible] durant, seul a l'éternité, le buste survit à la cité etc. [illegible] Versen verheißt er dieselbe Reiche und Kaisergeschlechter [illegible] Widerstandskraft, wie goldenen und ehernen, sorgsam geprägten [illegible] münzen. Von Venedig führt uns seine Phantasie nach [illegible] dem modernsten Paris; mit gleicher Virtuosität besingt er schöne [illegible] und charakteristische Verbrecherhände. Doch von dem und [illegible] hier nicht die Rede sein: nur von der erstaunlichen Leistung [illegible] druckes der Pariser Verlagshändler, die ein solches mit 110 [illegible] besonderer Art herausstaffirtes Prunkbuch als 8½-Frankband [illegible] Welt senden.

—n.

Sohar, Talmud und Antisemiten. Von Dr. Adolf Rothen[illegible] (91 Seiten). Berlin. Neufeld und Henius.

Nicht für Köche, sondern für Gäste hat Dr. Rothenbücher ein, trotz einiger Mängel, gesundes und erquickliches Mahl bereitet [illegible] geistige Speise, die er uns darbietet, wird allerdings nicht [illegible] sprüchen und Wünschen der Feinschmecker, wohl aber den [illegible] nissen manches Hungernden genügen. Denn so viel ein [illegible] Laie über die Entstehung und den Inhalt des Sohars [illegible] braucht und wünscht — erfährt er hier durch Herrn Rothenbücher Vermittelung von zuverlässigen, autoritativen Lehrern, nämlich Professor Tholuck und von Dr. Joël. Von Professor Tholuck [illegible] Herr Rothenbücher in beträchtlichem Umfang gut übersetzte [illegible] Stücke des Sohars mit und von Dr. Joël gibt er uns in [illegible] zu kurzen Auszuge eine Darstellung der Soharischen Lehre. [illegible] sachen gehen aus diesem die erste Hälfte der angezeigten Broschüre [illegible] machenden Theile hervor: erstens, daß der Sohar weder das [illegible] liche Lob seiner pietätvollen Verehrer, noch die Verdächtigungen [illegible] Schmähungen seiner antisemitischen Verleumder verdient. [illegible] wie Dr. Rothenbücher sagt, ein „harmloses“ und veraltetes Buch [illegible] enthält er — und dies ist das Zweite, das hier erwähnt werden [illegible] ziemlich viele und in religionsgeschichtlicher Beziehung recht [illegible] „christliche Anklänge“, d. h. manche Lehren und Denkmethoden, [illegible] stark an einige Züge des paulinischen und des späteren Christenthums erinnern. So z. B. die Lehren von der Weltschöpfung durch [illegible] liche Wort, von dem vorirdischen Leben und dem sühnenden [illegible] Messias, und die ganze Art der Bibelerklärung. Schwerlich [illegible] Eigenthümlichkeiten daraus zu erklären, daß der Verfasser des [illegible] im XIII. Jahrhundert mit oder ohne Bewußtsein kirchliche [illegible] sich aufgenommen hätte; eher weisen sie auf gemeinsame Quellen [illegible] aus welchen er und vor ihm die Urheber der christlichen Theologie [illegible] schöpft haben.

Uebrigens ist das, was Herr Rothenbücher durch Tholuck [illegible] Joël über den Sohar, und durch eine von 200 deutschen Rabbinern [illegible] Jahre 1893 veröffentlichte Bekenntnißschrift über die Moral des [illegible] muds seinen Lesern hier gibt, nur so zu sagen eine Vorspeise, [illegible] Appetit für die folgenden Schüsseln zu reizen bestimmt ist. Die [illegible] gerichte, die er auftischt, sind eine sehr scharfe, aber durch [illegible] digte Thatsachen unterstützte Charakteristik einiger gelehrten Stimmführer des Antisemitismus, namentlich der Herren Brimann, Ecker und [illegible] dann eine beredte und mit sehr starken Gründen ausgerüstete [illegible] weisung der von den Antisemiten gegen die Juden erhobenen Anklagen [illegible] besonders eine schlagende Widerlegung dessen, was mit Angaben [illegible] schlechten oder gefälschten Statistik von einem „jüdischen Verbrecherthum“ gefabelt wird, und schließlich einige praktische Vorschläge zu [illegible] Christenheit sowohl als den Juden Nutzen und Segen bringenden [illegible] der Judenfrage. In diesem letzten Kapitel liegt offenbar die [illegible] Büchlein veranlassende, beherrschende und gestaltende einheitliche [illegible] Wer sie aber merkt, wird, wenn er nicht schon im Voraus [illegible] stimmt ist, für den Verfasser und für seine leider immer noch [illegible] Gabe dankbar gestimmt werden.

M. Schwalb.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

. 24. Berlin, den 16. März 1895. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). …annementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim …ugs durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. …rlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Die Leser der „Nation",

…ren Abonnement mit dem 31. März abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei …r Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation",
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Die engere Versammlung des Staatsraths, die mit einer Ansprache des Kaisers eröffnet worden ist, beräth schon einige Tage und hält Sitzungen ab, die mit ihrer weit über den Normalarbeitstag hinausgehenden Dauer von dem Eifer der Betheiligten Zeugniß ablegen können.

Der Kaiser, der in den Sitzungen zugleich den Vorsitz führt, enttäuschte durch seine einleitende Ansprache die Führer des Bundes der Landwirthe. Wahrscheinlich hatten diese erwartet, daß der Kaiser von Deutschland und der König von Preußen vor Allem ein Vollstrecker der Beschlüsse sein werde, welche so erleuchtete Versammlungen wie die auf Tivoli und im Feenpalast zu fassen für gut befunden hatten. Ganz so weit sind wir noch nicht.

In der Rede des Kaisers findet sich vielmehr die Wendung, daß die Berathungen sich auf Ziele richten sollen, „welche ohne Verletzung anderer berechtigter Interessen und unter Achtung bestehender Vertragsverhältnisse den auf der Landwirthschaft lastenden Druck thunlichst zu beseitigen geeignet sind." Diese sachgemäßen Worte würden unter normalen Verhältnissen als völlig selbstverständlich, die Aufmerksamkeit nicht besonders auf sich lenken.

Das Charakteristische unserer Lage besteht aber darin, daß das Selbstverständliche längst aufgehört hat, für den Bund der Landwirthe selbstverständlich zu sein, und daß man die Ohren spitzt, wenn der Monarch erklärt, internationale Verträge, die er selbst geschlossen hat, sollen nicht wortbrüchig zerrissen werden, und es könne auch nicht verlangt werden, daß nur ein einziges Interesse des modernen deutschen Kulturstaates in Berücksichtigung gezogen werde, nämlich das agrarische und sonst überhaupt keines. Daß solches politisches Einmaleins noch einigermaßen in Geltung bei uns ist, empört den Bund der Landwirthe; daß das agrarische Hexeneinmaleins des Bundes der Landwirthe noch nicht obligatorisch zur offiziellen Rechnungsmethode erhoben worden ist, beglückt bescheidene Gemüther.

Diese Thatsache bezeichnet den Punkt, wo das Staatsschiff sich im Augenblick befindet; in nächster Nähe der agrarischen Untiefe, und daß die Steuermänner im Ministerium nicht völlig den agrarischen Kurs halten, erzeugt bereits eine Empfindung, die man als angenehme Ueberraschung bezeichnen könnte; denn heute würde man auch nicht völlig erstaunt sein, wenn die Regierung ihre politische Führerrolle dadurch zum Ausdruck brächte, daß sie noch

bereitwilliger als bisher sich vom Bunde der Landwirthe die Wege vorzeichnen ließe.

Der Bund der Landwirthe und die Kreuzzeitungspartei denken unter solchen Umständen keineswegs daran, vertrauensvoll ihre Wünsche vor der Einsicht des Staatsrathes zurückzustellen. Was der Staatsrath zu Gunsten des reaktionären Agrarierthums beschließt, und es ist schon bisher nicht wenig auf dem Gebiet der Zucker- und Spiritusbesteuerung, das wird man annehmen, und es wird als eine Ermunterung wirken, um auch das andere zu verlangen, was er etwa versagen sollte.

Als Zeichen dieser Auffassung ist beim Reichstag der Antrag Kanitz, bedeckt mit konservativen Unterschriften, gerade in dem Augenblick eingebracht worden, da der Staatsrath über den nämlichen Antrag Kanitz beräth. Die Kreuzzeitungsroyalisten verfolgen also trotz Staatsrath und trotz der kaiserlichen Aeußerungen über die Vorschläge des Grafen Kanitz genau so unbeirrt ihren eigenen politischen Weg, wie den ihren andere politische Parteien, von denen sie sich also in diesem Punkt nicht unterscheiden, sondern nur dadurch, daß sie auf Grund ihrer nicht vorhandenen mythischen Loyalität mit bestem Erfolge alle zugänglichen guten Plätze in der Armee und Verwaltung beanspruchen und erhalten.

Wenn für die Einbringung des Antrages Kanitz der jetzige Zeitpunkt, da der Staatsrath tagt, gewählt worden ist, und kein anderer Zeitpunkt, so liegt in diesem Umstand eine ganz unverkennbare politische Demonstration.

Die Kreuzzeitungsleute sagen von Neuem: Wortgefechte und Beschlüsse des Staatsrathes sind uns jedenfalls dann gänzlich gleichgültig, wenn sie nicht unseren Wünschen entsprechen, und da wir auch nur die Vermuthung hegen, daß der Antrag Kanitz von jener Körperschaft, die unter dem Vorsitz des Kaisers tagt, abgelehnt werden könnte, so wollen wir sogleich zeigen, was uns ein solcher Beschluß werth ist. Bringen wir daher jetzt den Antrag Kanitz erst recht ein; vielleicht ist das zweckmäßig zur Einschüchterung des Staatsrathes; vielleicht wagt man alsdann nicht den Antrag Kanitz abzulehnen, und jedenfalls zeigen wir dadurch, daß mit uns Ergebenen der Krone nicht zu spaßen ist; solche Lehre ist stets gut, denn sollte die jetzige Regierung uns auch vielleicht den Antrag Kanitz nicht zugestehen, so wird sie doch um so geneigter sein, auf allen anderen Gebieten nachzugeben, wenn wir so kräftig mit der Faust auf den Tisch schlagen. Kurz bleiben wir unserer Tradition treu und tyrannisiren wir als ergebene Diener des Monarchen, diesen und seine Minister, wie es sich in so hohem und für Preußen so verhängnißvollem Grade unter Friedrich Wilhelm IV. bewährt hat, und wie es unter Wilhelm I. im Militärkonflikt wenigstens vorübergehend gelungen ist.

Wer die Geschichte des modernen preußischen Junkerthums seit jener Zeit kennt, da die Marwitz und andere märkische Edelste der Nation nach dem Zusammenbruche des Vaterlandes gegen jedes Opfer im allgemeinen Interesse als einer „jakobinischen" Zumuthung protestirten, der wird den heutigen Standpunkt der Nachkommen jener zu würdigen wissen, und er wird sich Illusionen darüber nicht hingeben, was wohlmeinendes Zureden und gute Argumente in diesen Kreisen vermögen.

In unserer Regierung ist dagegen die gleiche Einsicht zweifellos nicht vorhanden, oder wenn sie bei einzelnen Trägern der Regierung vorhanden sein sollte, so verschafft sie sich jedenfalls nur selten Geltung. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" bringt vielmehr über die agrarische Frage einen neuen Artikel, der die Besucher des Feen-Palastes davon überzeugen wird, wie angemessen die von ihnen verfolgte Politik ist. Wenn dieser Artikel als ein Programm für die Beschlüsse des Staatsrathes zu betrachten wäre, so würde das verheißungsvoll sein; denn in dem offiziösen Blatte heißt es, „daß der Landwirthschaft Hilfe gebracht werden muß und daß zu diesem Zweck auch vor Opfern der Gesammtheit nicht zurückgeschreckt werden darf"; das heißt wohlverstanden vor neuen Opfern neben den bestehenden Opfern an Getreidezöllen, Branntweinliebesgabe und anderen Angebinden.

Wenn sich bei so ermunterndem Zuspruch die Agr… gleichwohl vor Allem auf sich selbst und auf ihre politi… Rücksichtslosigkeit verlassen, so sollte die Masse der Be… kerung, die nicht den Vorzug hat zum Junkerthum zu… hören, aus dieser Thatsache eine Lehre ziehen. Wo die Re… gierung dem Junkerthum die Grenze ziehen wird, ist … unberechenbar; und jedenfalls wird das allgemeine Sta… interesse hoffnungslos geopfert werden, wenn nicht … starke organisirte öffentliche Meinung vorhanden ist, … zur Besinnung im entscheidenden Augenblick durch den … weckt: Bis hierhin und nicht weiter.

In Frankreich hat man die Erfahrung gemacht, … es bedeutet, wenn das rücksichtslose agrarische Interesse … der Gesetzgebung bemächtigt, und dort leidet die Nation … nur materiell und nicht auch ideell unter einer solchen … herrschaft, denn dort bedeutet Agrarierherrschaft nicht … bei uns zugleich politische Reaktion auf allen Gebi… Der französischen ökonomischen Entwicklung hat es freilich … schwersten Wunden geschlagen, daß das Méline'sche Schutz… system zur Macht gelangt ist, und die Bevölkerung … ginnt sich jetzt gegen diese Segnungen aufzubäumen.

Auf einem Banquet du commerce extérieur, des … Paris abgehalten und von einer großen Anzahl her… ragender Politiker, Nationalökonomen und Industrieller … sucht war, machte man der jetzigen französischen Wirthschafts… politik den Prozeß.

M. Lourdelet, président de la chambre des … gociants commissionaires et de commerce extérie… wies in der einleitenden Rede darauf hin, daß das … nomische Regime des Jahres 1892 den französischen Ex… um 400 Millionen herabgedrückt hat, und er fügte dem… mäß hinzu:

„Nous sommes partisans convaincus de la conclusion … traités de commerce qui donneront la stabilité et la sûreté … lendemain … Par le protectionnisme la France s'appau… Il n'y a qu'une politique par laquelle nous pourrons sortir … protectionnisme: C'est la politique des traités de commerce … la base de la réciprocité."

Man ist nicht auseinander gegangen, nachdem m… diese Wahrheiten ausgesprochen hatte.

„Nous aurions dû suivre l'exemple de M. Méline et … sorts.

Nous aurions dû, comme eux, réunir nos forces en un … faisceau.

.. Il faut donc faire une vaste union des industriels … des commerçants français."

Das beschließt man zu thun, und diesen Beschluß be… grüßt der „Temps" mit einem Artikel unter der Ueber… schrift: „Le réveil du monde commercial".

Herr Méline ist politisch neben Herrn von Ploetz immer noch ein maßvoller und aufgeklärter Mann; zieht man außerdem in Betracht, daß in Frankreich die Politik der Handelsverträge erst zu erobern, daß sie bei uns dagegen dank dem Grafen Caprivi zu vertheidigen ist, so hat man alle Unterschiede der französischen und unserer Lage bei einander. Gleichwohl ist die Situation so verwandt, daß man wünschen könnte, ein deutscher Lourdelet hielte eine gleiche Rede, wie der französische es gethan hat, denn auch bei uns besteht die ernsteste Gefahr, daß die von dem Junkerthum für ihre privaten Zwecke organisirten agrarischen Massen jedwedes anderes Interesse und das allgemeine Staatsinter… esse mit Füßen treten werden, und darum kann man mit einer Variante in Namen wörtlich wiederholen, was auf dem Pariser Bankett gesagt worden ist:

„Wir sollten dem Beispiel des Herrn von Ploetz und seiner Genossen folgen; wir sollten, wie sie, unsere Kräfte zu einem einzigen Bunde der Industriellen und des Kauf… mannsstandes zusammenfassen".

An Stelle des Grafen Stolberg ist zum Oberpräsidenten von Ostpreußen Graf Wilhelm Bismarck ernannt worden. Die "wohlgesinnten" Zeitungen deuten an, daß diese Ernennung als eine Aufmerksamkeit des Kaisers gegen den Fürsten Bismarck zu betrachten sei bei dem Herannahen von dessen achtzigstem Geburtstag. Man könnte der Auffassung, daß Oberpräsidentenposten als Geburtstagsfreund… lichkeiten Verwendung finden, eine ernstere Beachtung …

[...]ken, **wenn** man nicht zugeben müßte, daß am Ende [...]f **Wilhelm** Bismarck noch ebenso hoch wie Graf Stol[...]t **zu taxiren** sei.

Die **Kammersitzung** läßt sich in Württemberg gut an. [...] **freimüthiger** Weise fand die Thronrede ihre Beantwor[...]g **und mit** klugem Wohlwollen wurde die Antwort der [...]mmer **vom** König aufgenommen.

In **Württemberg**, wo der entschiedene Liberalismus [...] **wieder eine** Macht ist, bahnt sich eine Entwicklung an, [...] **nicht allein** Bedeutung für das Land selbst hat. Ge[...]gt **es dort dem** Liberalismus, seinen Einfluß festzuhalten, [...]wird **das** vorbildliche Bedeutung für die Bevölkerung in [...]nz **Deutschland** haben, und durch die württembergischen [...]rtreter **im** Bundesrath wird es möglich sein, unmittelbar [...]h **auf die** Reichsregierung zu wirken. Es ist klar, daß [...]ter **solchen** Umständen unsere Wünsche und Sympathien [...]onders **rege** für die energischen und erfolgreichen Politiker [...] **schönen** Schwabenlande sind.

* * *

Vom Rahnstädter Reformverein.

Wer des Plattdeutschen mächtig ist, der kennt auch die [...]nkwürdigen Verhandlungen im Rahnstädter Reformverein, [...]on denen Fritz Reuter uns eine so anschauliche Darstellung [...]geben hat. Es stand in jener Sitzung die Frage auf der [...]agesordnung: „Woher sik de Armaut in de Welt stammt, [...]n worüm sei noch ümmer darin begäng' is," und die [...]Meinungen gingen begreiflicher Weise darüber auseinander. [...]Der „Entspekter" Bräsig schoß schließlich den Vogel ab mit [...]er Erklärung, „die große Armuth kommt von der großen [...]Powerteh her".

In den Rahnstädter Reformvereinen von heute würde ein Redner mit einer solchen Erklärung Glück haben. Das [...]rste beste Mitglied vom Bunde der Landwirthe würde ihm [...]nachweisen, daß er auf einem ganz veralteten Standpunkte [...]tehe, daß die große Armuth keineswegs von der großen [...]Powerteh, sondern vielmehr von dem großen Ueberfluß her[...]führe. Dem entsprechend betet man denn heutigen Tages [...]auch nicht mehr um die Abwendung, sondern um die Her[...]beiführung einer allgemeinen Theuerung. Die billigen [...]Preise ruiniren das Land; um jeden Preis muß eine Theue[...]rung geschafft werden: das ist der Refrain aller agrarischen [...]Nothstandsklagen. Und die Regierung ist bereits so ein[...]geschüchtert, daß sie den Segen einer Theuerung gar nicht mehr zu bestreiten wagt und bloß um Entschuldigung bittet, daß sie noch immer den rechten Weg zu der stürmisch verlangten Theuerung nicht gefunden habe.

Derartige Entschuldigungen werden jedoch mit Murren aufgenommen. Man will endlich Thaten sehen. Wozu ist eine Regierung da, wenn sie uns nicht einmal eine Theuerung schaffen kann: so tönt es immer heftiger aus dem Lager des Bundes der Landwirthe; und Niemand kann vorhersagen, wohin dieser Fanatismus der Vertheuerer die Regierungen noch reißen wird. Das wirthschaftliche Einmaleins gilt längs nicht mehr, wenigstens nicht in der Gesetzgebung. Fair is foul and foul is fair.

Und dabei suchen die agrarischen Rattenfänger ihrer Gefolgschaft auch noch weiszumachen, es liege im allgemeinen Interesse, wenn alles theuer sei.

Aber was heißt „theuer"; was heißt „billig"? Die Begriffe bekommen einen Inhalt erst durch Vergleichung. Spricht man von dem billigen Preise einer Waare, z. B. von billigem Getreide, so vergleicht man eine gewisse Menge dieser Waare mit einer gewissen Menge Geldes. Die Waare erscheint billiger, wenn ich weniger, sie erscheint theurer, wenn ich mehr Geld opfern muß, um in den Besitz der Waare zu gelangen. Dieses Theurer- oder Billigerwerden hat jedoch nur eine scheinbare Bedeutung, wenn alle anderen Werthe in gleichem Maße davon ergriffen werden. Anders liegt die Sache dagegen, wenn nur einzelne Werthe im Preise steigen oder fallen. Dann erst tritt eine reale Werthverschiebung ein. Jede wirkliche Verbilligung ist eine solche Werthverschiebung, und zwar zu Ungunsten der verbilligten Werthe. Es ist deshalb verständlich, wenn die Verbilligung von denen, welche die verbilligten Werthe an den Markt bringen, in der Regel unangenehm empfunden wird. Weil aber die Verbilligung nur eine Werthverschiebung darstellt, so müssen andere wirthschaftliche Faktoren von der Verbilligung genau so viel profitiren, wie die Ersteren Nachtheil haben. Wer sind nun diese Anderen? Man sagt uns, daß in den letzten beiden Jahrzehnten nahezu Alles billiger geworden sei; eben daraus folgern die Bimetallisten eine allgemeine Kalamität. Die Verallgemeinerung jener Behauptung ist sehr anfechtbar. Gewiß aber ist eine große Anzahl der wichtigsten Bedarfsartikel im Preise gesunken, und auch der Zinsfatz ist gewichen. Nur der wichtigste Artikel ist anerkanntermaßen nicht im Preise gesunken, sondern gestiegen, nämlich die menschliche Arbeitskraft. Jede Verbilligung jedes anderen Werthes ist deshalb der menschlichen Arbeitskraft, soweit dieselbe im wirthschaftlichen Produktionsprozeß verwandt wird, zu Gute gekommen. Mit anderen Worten: die von den Agrariern, Bimetallisten u. s. w. beklagte Verbilligung hat es ermöglicht, daß für ein gegebenes Quantum menschlicher Arbeit heute mehr Güter erworben werden können, als früher. Zum Theil liegt das daran, daß die menschliche Arbeitskraft — in Folge zahlreicher Erfindungen und beständiger technischer Verbesserungen — produktiver geworden ist, zum geringeren Theil auch daran, daß der Antheil der Arbeiter — diese im weitesten Sinne genommen — an den Arbeitsprodukten im Laufe der Zeiten im Verhältniß zu dem Antheile der Arbeitgeber gesteigert ist.

Die Vertheuerungspolitik der Schutzzöllner, Agrarier, Bimetallisten ist deshalb ihrem innersten Wesen nach den vitalsten Interessen der Arbeiter entgegengesetzt. Den gewaltigen Entwicklungsprozeß der Verbilligung künstlich aufhalten, heißt somit die Lebensinteressen der Arbeiter verletzen. Alle Maßnahmen des Staats zur Herbeiführung einer künstlichen Theuerung charakterisiren sich als eine ungerechte Parteinahme zu Gunsten von Besitzenden und zu Ungunsten von Arbeitern.

Allerdings sind die Vollblutagrarier nicht um eine Ausrede verlegen. Verhelft uns — so sagen sie — nur erst einmal zu reichlicheren Einnahmen, dann werden auch für Euch eine bessere Arbeitsgelegenheit und höhere Löhne nicht ausbleiben. Hat der Bauer Geld, so hat es die ganze Welt. Aehnliche Theorien trug im Rahnstädter Reformverein der Rittergutsbesitzer Pomuchelskopp vor. Bräsig's durchschlagende Antwort darauf wird ewig denkwürdig bleiben: „Rindfleisch und Plummen, sie smeken sehr gut, aber die Tagelöhners kriegen's man nich."

* * * *

Parlamentsbriefe.

XIII.

Der Schwerinstag brachte in dieser Woche dem Reichstage die Verhandlung über den Antrag des Abgeordneten v. Heyl, den Handelsvertrag mit Argentinien zu kündigen. Unter den Anträgen, mit welchen der Reichstag sich am Mittwoch zu beschäftigen pflegt, sind ja viele ausschweifend genug, und die vorige Woche hatte in dem antisemitischen Antrag dafür einen sprechenden Beleg beigebracht. Aber das Gute haben ja die meisten dieser Anträge, daß sie das Deutsche Reich allein berühren und unsere Verhältnisse zum

Auslande nicht berühren. „Es bleibt ja in der Familie," lautet ein Berliner Trostwort. Dieser argentinische Antrag bleibt nicht in der Familie; er berührt die Interessen unseres wirthschaftlichen Verkehrs mit einem ausländischen Staate auf das Peinlichste.

Gleichviel welches das endgültige Schicksal dieses an eine Kommission verwiesenen Antrags sein mag, er wird nothwendiger Weise in Argentinien eine erhebliche Verbitterung gegen Deutschland hervorrufen und den dortigen Politikern Veranlassung bieten, darüber nachzudenken, auf welche Weise sie dem Deutschen Reiche einen Tort anthun können. Das ist der dauernde Nachtheil davon, daß dieser Antrag überhaupt eingebracht ist, und daß er, nachdem seine Einbringung einmal erfolgt war, so lange in der Schwebe gehalten wird.

Argentinien ist nicht besser regiert als irgend ein anderer südamerikanischer Staat, allein es ist ein Land, das reiche Hilfsquellen hat und den europäischen Staaten ein günstiges Absatzgebiet bietet. Der deutsche Handel hat es seit achtzig Jahren verstanden, in Südamerika, unbekümmert um alle politischen Wandlungen, die dort vorgehen, ein ergiebiges Arbeitsfeld zu finden, und dadurch der deutschen Ausfuhrindustrie einen erheblichen Absatz zu sichern.

Argentinien hat hohe Zölle, höhere als sie nach unseren volkswirthschaftlichen Grundsätzen zu rechtfertigen sind. Allein die deutsche Ausfuhrindustrie hat diese Zölle überwunden und niemals darüber laute Klage geführt, weil die Industrie aller Staaten die gleichen Zollsätze zu tragen hatte und Deutschland sich anderen Staaten gegenüber nicht benachtheiligt sah. Nicht die leiseste Spur einer gegen Deutschland gerichteten Feindseligkeit ist in der argentinischen Politik jemals hervorgetreten.

Wenn nun in Deutschland der Antrag gestellt wird, Argentinien ungünstiger zu behandeln als andere Staaten, so schließt dies den Antrag in sich, Argentinien zu veranlassen, Deutschland ungünstiger zu behandeln als andere Staaten. Argentinien wird dann seine Industrieprodukte aus anderen Staaten als aus Deutschland beziehen; es wird freilich auch seinen Weizen nach anderen Staaten als nach Deutschland absetzen, aber Deutschland wird den Weizen, den es vordem aus Argentinien bezogen hat, aus anderen ausländischen Staaten annehmen müssen. Alle Gründe, welche für die Kündigung des Handelsvertrages mit Argentinien vorgebracht werden, decken sich ungefähr mit denjenigen, die Fichte für die Schöpfung seines geschlossenen Handelsstaates vorgebracht hat. Den Argentiniern wird es als ein Frevel vorgerückt, daß sie überhaupt Weizen bauen, daß bei ihnen das Quebrachoholz gedeiht, daß sie sogar anfangen, Industrie zu treiben.

Es wäre sehr nothwendig gewesen, daß die Regierung von Anfang an über den Antrag des Herrn von Heyl ein kräftiges Wörtlein gesprochen hätte, allein der Bundesrathstisch blieb am ersten Tage leer. Man erklärte dies damit, daß gleichzeitig eine Sitzung des Staatsraths stattfand. Denn neben den Reichstag und den Landtag ist seit einigen Tagen diese dritte parlamentarische Körperschaft getreten, deren Machtstellung freilich auf den schwächsten Grundlagen beruht, deren Beschlüsse aber trotzdem voraussichtlich sehr bedeutungsvoll werden. Da die Verhandlungen geheim gehalten sind, so wird nicht eine Kritik der Verhandlungen, sondern nur eine solche der endgültig verkündeten Beschlüsse möglich sein. Am zweiten Tage der Verhandlungen über den Antrag Heyl trat dann der Staatssekretär von Marschall mit einer oppositionellen Erklärung heraus, die sachlich an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig ließ. Aber mit Vernunftgründen ist unseren Agrariern schon längst nicht mehr beizukommen. Die Verweisung an eine Kommission erfolgte mit Zweidrittelmehrheit.

Die Budgetverhandlungen erstreckten sich über den Rest des Militäretats und über den Postetat. Die Ausgaben für die Kommandantur in Altona wurden genehmigt, obwohl das Kriegsministerium diese Ausgabe im vergangenen Jahr im offenkundigen Gegensatz zu den Beschlüssen des Reichstags geleistet hatte. Große Aufregung rief ein Antrag des Herrn Schädler hervor, die Naturalverpflegung der Soldaten in einem Umfange zu verbessern, welche eine jährliche Mehrausgabe von acht und einer halben Million Mark zur Folge haben müßte. Wenn auch für den Antrag viele gute Gründe sprechen, so war er doch bei der jetzigen Finanzlage sehr unerwartet, und er ist durch einen Beschluß erledigt worden, welcher vorläufig weitere Erwägungen vorbehalten lassen soll.

In den Budgetverhandlungen des Abgeordnetenhauses kam die Obstruktionspolitik der Rechten, die im Reichstag bei dem Marineetat sich geltend machte, bei den Bewilligungen für Kanäle zum Ausdruck. Die Rechte stimmte gegen die Verbreiterung des Oderspreekanals, für welche in diesem Jahre eine Million angesetzt war. Man kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß diese Sparsamkeitspolitik der Konservativen bei einer früheren und passenderen Gelegenheit in die Erscheinung getreten wäre; daß die hundert Millionen, welche zur Durchführung des polnischen Ansiedelungsgesetzes verwendet worden sind, nicht den Erfolg gehabt haben, das polnische Element zurückzudrängen, muß auch in diesem Jahre konstatirt werden.

Proteus

Der Umsturz der Umsturzvorlage.

Als wir vor fünf Wochen in diesen Blättern die „Aussichten der Umsturzvorlage" erörterten, wies ich darauf hin, die erste Lesung in der Kommission werde „nur die Bedeutung einer Rekognoscirung der verschiedenen Parteianschauungen und einer Klarstellung der gefährlichen Bedeutung des Entwurfs erlangen". Diese Annahme ist durch den Verlauf der Dinge gerechtfertigt worden. Vor Allem ist die „Klarlegung der gefährlichen Bedeutung des Entwurfs" noch über Erwarten gelungen. Die Opposition hat dazu das Ihrige beigetragen; das Hauptverdienst gebührt jedoch dem Centrum und den Konservativen, die des Herzens Gelüste so wenig zu zähmen verstanden, daß sogar die Nationalliberalen und Freikonservativen, die bisherigen Hauptstützen des Regierungsentwurfs, mit Schrecken inne wurden, welche Schlange sie am Busen genährt hatten. Besonders die Verhandlungen zu § 130 mit den Anträgen Rintelen und Graf Roon waren in dieser Beziehung von erfreulicher Wirkung. Diese Verhandlungen gossen obendrein Oel in das Feuer der außerparlamentarischen Kritik. Professoren, Schriftsteller und Künstler wurden mobil und es entstand allmählich jene Stimmung, bei der alle noch Unentschiedenen das Schiff verlassen und sich auf das oppositionelle Ufer retten. Speziell die Nationalliberalen, ursprünglich die lautesten Rufer im Streit, haben recht kalte Füße bekommen. Gar mancher von ihnen steht heute der Umsturzkampagne so sympathetisch gegenüber wie jener Held bei „König Karls Meerfahrt", von dem uns Uhland berichtet:

„Da sprach der schlimme Ganelon,
Er sprach es nur verstohlen,
Wär' ich mit guter Art davon,
Möcht' Euch der Teufel holen."

Bisher ist der Kreuzzug gegen die Umstürzler für diejenigen, die getroffen werden sollten, die Sozialdemokraten, jedenfalls am glücklichsten verlaufen. Die sogenannten Ordnungsparteien liegen sich in den Haaren, die Umsturzvorlage ist ein Trümmerfeld und die Sozialdemokratie sieht mit untergeschlagenen Armen den Bemühungen zu, die nur mehr darauf gerichtet werden, aus den Ruinen der Vorlage ein neues Zwing-Uri für Umstürzler und solche, die des Umsturz-dolus verdächtig sind, zu errichten.

Leicht wird das nicht sein. Von den positiven Kommissnsbeschlüssen der ersten Lesung ist kaum ein einziger für n Neubau verwendbar. Ferner steht es fest, daß nichts Stande kommen wird, an dem das Centrum Anstoß nmt; und das Centrum nimmt gerade an dem Anstoß, s Konservative und Nationalliberale am meisten schätzen, mlich an dem nur leicht verdeckten Charakter der Umrzvorlage als Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie. as Centrum hat demgemäß in der ersten Lesung der ommission sich auch konsequent bemüht die Vorlage nach öglichkeit von dem Ausnahmebacillus zu desinfiziren und rch die Heranziehung aller Vertreter freier Kritik eine meinrechttiche Basis für das Prinzip zu schaffen: mitgengen, mitgehangen!

Diesen prinzipiellen Standpunkt zu verlassen, wird für s Centrum recht schwer sein. Dagegen ist es wohl mögh, daß die Konservativen dem Centrum weit genug entgen kommen, um ein Kompromiß, und zwar im Wesenthen auf der Grundlage der Centrums-Anschauungen, zum bschluß zu bringen. Um solches Kompromiß vorzubereiten, ben die Betheiligten bis zum nächsten Mittwoch Bedenkit erbeten. Kommt dies Kompromiß nicht hinter den uliffen zu Stande, so wird die zweite Lesung in der Komission ein heiteres Schauspiet bieten.

Th. Barth.

leber Standpunkte und Fortschritte in der Bakteriologie.

I.

Im letzten Jahrzehnt hat sich die sogenannte Bakteriogie die Stellung eines der populärsten Zweige am Baume er naturwissenschafttichen Erkenntnisse erworben. Schtagorte wie „Reinkultur“ gehören ebensogut wie die Worte Kampf ums Dasein“ oder „Erhaltung der Energie“ zu den aturwissenschaftlichen Redewendungen, die sich im allgeneinen Sprachgebrauche Bürgerrecht erworben haben

Die Bakterien gehören der niedrigststehenden Gruppe es Pflanzenreiches an und würden an sich wohl kaum nehr allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben ats etwa Atgen, Schteim- oder Schimmelpilze, wenn nicht noch etwas ganz anderes hinzukäme. Dieses Besandere tiegt darin, aß gerade Organismen aus der Klasse der Bakterien in Beziehungen zu den Fragen der Urzeugung, Fäulniß, Gährung und Seuchenentstehung gebracht wurden. Wichtigste Fragen der Biologie und Pathologie, der Naturwissenschaften und Medizin waren es atso, welche die Aufmerksamkeit auf die Bakterien lenkten, und diese Fragen werden andererseits mit Berücksichtigung der Bakterien nicht erschöpft, weil auch Kleinlebewesen aus anderen Gruppen des Pflanzen-, aber auch des Thierreiches derartige Beziehungen haben. Man müßte atso eigentlich von Mikrobiotogie reden und damit ein ungeheures Gebiet andeuten, welches erst in den Anfängen der Forschung steht. Wenn man fortfährt in diesem Gebiete den Bakterien einen ersten Platz zu wahren, so geschieht es aus dem schon angegebenen Grunde, daß man die Bakterien zuerst an den wichtigsten biologischen Vorgängen betheiligt fand, und dann auch, weil die Methoden der Forschung an den Bakterien entwickelt wurden, so daß wir bis jetzt bei dieser Gruppe von Mikrobien das zuverlässigste Materiat besitzen.

Bei diesen Untersuchungen mußten auch die Formen der Bakterien beachtet werden. Hierbei waren es besonders die Fragen nach dem Bau dieser angebtich niedrigsten Lebewesen und nach der Beständigkeit oder Veränderlichkeit der Formen, welche ein allgemeines Interesse bieten.

Die einfachsten, nur mikroskopisch erkennbaren kleinsten Lebewesen nennen wir Zellen, und aus solchen Zellen bitden sich und setzen sich auch die größeren und höheren Lebewesen zusammen. Gemeinsam ist allen Zellen eine, Protoplasma genannte Substanz, welche ein schleimartiges, festweiches Klümpchen bildet, das aus kleinsten Körnchen einer eiweißartigen Substanz besteht, die in einer gleichförmigen, strukturlosen eiweißartigen Substanz eingebettet sind. Diese Elementarkörnchen oder Granuta nach Altmann gruppiren sich oft faser- oder netzartig oder nach Bütschli nimmt das Protoplasma eine schaumartige „Wabenstruktur“ an. Das ideale Lebensetement würde nach Altmann das Körnchen sein und eine Zelle würde in einfachster Form eine Kolonie von solchen Elementarkörnchen als wahren organischen Elementen darstellen. Thatsächlich ist die Zelle die niedrigste und einfachste Form des wirklichen Lebens, ein wirklicher Elementarorganismus nach Brücke oder ein Lebensheerd nach Virchow, indem wir Vermehrung und Fortpflanzung ats die auffallendsten Lebensäußerungen stets in dieser Form der Zellen vor sich gehend finden und bis jetzt die Zellen bildenden Elementarkörnchen nur in einem beschränkteren Sinne mit Lebenseigenschaften begabt erkennen. Zellen, welche nur aus Protoplasma bestehen, d. h. als Formbestandtheile nur Körnchen oder aus denselben gebitdete Fäden, Netze oder Waben enthalten, sollen nun die einfachsten sein, und aus ihnen sollen sich die höheren Zellformen entwickelt haben. Die einzige derartige Zelle nur aus Protoplasma wollte man eine Zeit lang in dem Haeckel'schen Urschleim des Meeres gefunden haben, doch ist dessen Existenz nicht bestätigt worden. Die sicher bekannten Zellen zeigen noch weitere Formentwicklungen und zwar die thierischen Zellen sämmtlich, die pflanzlichen fast alle im Innern einen Kern. Nur einige niedrigste Pflanzenzellen scheinen kernlos zu sein. Viele Zellen, besonders die Pflanzenzellen, bilden nach außen eine derbere Umhüllungshaut oder Membran. Viete Zellen enthalten auch sogenannte Vacuolen oder mit Flüssigkeit gefüllte scheinbare oder auch wirkliche Hohträume. Viete Zellen enthatten auch neben den Protoptasmakörnchen noch andere, meist körnige Einschtüsse, die man als Paraplasma oder Deutoptasma bezeichnet.

Diese Einschlüsse stellen bereits primitive Organe dar. Der Kern scheint bei der Theilung und Fortpflanzung der Zellen besonders betheiligt zu sein; die Membran ist theils Schutzorgan, theits steht sie im Dienste der Fortpflanzung, insofern sie die Größe der Zellen begrenzt, theils modifizirt sie die Ernährung; das Paraplasma stellt Nahrungsmaterial, Reserve- oder Umbildungs- oder Ausscheidungsstoffe dar; die Vacuolen dienen der Verdauung und Vertheilung der Nährstoffe, während das Protoplasma im engeren Sinne die Ernährung und Athmung besorgt. Das Protoplasma hat außerdem die Fähigkeit der Contractilität und damit der Ortsveränderung.

Während Ehrenberg die Bakterien für sehr komplizirte Infusionsthierchen gehalten hatte, hat man sie später für sehr einfache pflanzliche Organismen gehatten und schrieb ihnen nur Protoplasma und eine Membran zu. Jetzt stehen wir in der Mitte dieser Ansichten. Die Bakterien bestehen aus einem feinkörnigen, nur bei den kleinsten Formen scheinbar gleichmäßigem Protoptasma, wetches sich nach A. Fischer Reagentien gegenüber wie Pflanzenprotoplasma verhält und in dem bisweilen paraplastische Körner von fettähnlichem oder stärkeähnlichem Inhalte oder Schwefelkörner beobachtet sind. Bisweilen sieht man auch Vacuoten. Am längsten und sichersten bekannt ist die Membran. Dieselbe besteht meist aus einem physikatisch veränderten Protoplasma, d. h. sie ist eiweißartiger Natur, wie bei Thierzellen, während einige Arten auch eine celluloseähnliche Membran besitzen wie Pflanzenzellen. Schon vor vielen Jahren habe ich darauf hingewiesen, daß sich bei der Theilung der Bakterienzellen bisweiten eine ganz merkwürdige Anordnung der durch Färbung kenntlich gemachten Körner vollzieht, ähnlich wie bei der Theilung der Kernfäden von Zellen; hierzu kommt weiter, daß die Färbungen des Bakterieninhaltes vielfach an Kern- und nicht an Protoplasmafärbungen erinnern. Bütschli faßt ganz bestimmt den ganzen centralen Theil der Bakterienzelle als Kern auf,

so daß die kleinen Bakterien eigentlich kaum einen Protoplasmaraum enthalten und fast ganz aus dem Kern bestehen würden, während man wenigstens in der Regel die Anwesenheit von mikroskopisch kernähnlich sich verhaltenden Körnern, also morphologisch noch unentwickelte Kerne findet. Die Bakterienzelle ist also sicher nicht so einfach, wie man sich einfachste Zellen vorstellen darf, und man kann sie nur als die niedrigste Zellform ansprechen, welche sicher den Pflanzen zugezählt werden muß, was Perty und F. Cohn zuerst erkannt haben. Da man aber Zellformen kennt, deren Zurechnung zum Pflanzen- oder Thierreich ganz unsicher ist, so haben wir in den Bakterien nicht die niedrigste mögliche Zellform vor uns.

Von Formeigenthümlichkeiten habe ich noch kurz die Geißeln und Sporen zu erwähnen. Die membranlosen Zellen haben die Fähigkeit, das Protoplasma in sogenannten Scheinfüßen ganz beliebig auszusenden, während man im engeren Sinne von Geißeln spricht, wenn solche Protoplasmafäden aus vorgebildeten Oeffnungen membranhaltiger Zellen vorgestreckt werden oder Zusammenhang mit dem Zellinhalte zeigen. Bei den Bakterien nun haben sich die von Ehrenberg entdeckten Geißeln als Anhänge der Membran erwiesen, deren Inhalt mit dem Bakterienprotoplasma in noch nicht genau ermittelteter Weise zusammenhängt; die Geißeln der Bakterien scheinen wirklich Bewegungsorgane zu sein. Durch die Geißelbildungen nähern sich die Bakterien den Monaden und Flagellaten, die den Thieren zugezählt werden.

Man kennt bei den Bakterien zwei verschiedene Arten der Sporenbildung. Die eine besteht darin, daß sich ein Glied, meist am Ende, wie eine Gonidie abschnürt oder irgend eine Zelle die Arterhaltung übernimmt; man nennt diese Glieder- oder Arthrosporen. Bei anderen Arten bilden sich aus einem mehr oder weniger großen Theile des Protoplasmas unter Verdichtung desselben im Innern sogenannte Endosporen. Die von Perty 1852 entdeckte Arterhaltung durch Sporen schließt sich an die Fortpflanzung durch Theilung als Sonderfall an. Die Endo-Sporen einiger Bakterien sind die widerstandsfähigsten organischen Gebilde, welche man bis jetzt kennt. Eine der endogenen ähnliche Sporenbildung ist nur noch bei einigen Flagellaten in sogenannten Cysten beobachtet, während die Gonidien oder Arthrosporen auf Verwandtschaft mit den Spaltalgen hinweisen. F. Cohn, Zopf, de Bary und Hueppe haben versucht, mit diesen Ermittelungen die Systematik der Bakterien etwas genauer zu entwickeln. Unter der Annahme einer Urzeugung von Lebewesen auf unserem Planeten müssen die ersten Lebewesen Organismen gewesen sein, deren Stoffwechsel mehr noch Art von Pflanzen als von Thieren möglich war, Holophyten, an die sich erst die Saprophyten anschließen konnten, und da ist es nun interessant, daß außer später zu erwähnenden physiologischen Ermittelungen auch die Formen der gonidienbildenden oder arthrosporen Bakterien eine fortlaufende Differenzirung oder Entwicklung von den einfachsten Bakterienformen und Arten zu den Cyanophyceen unter den Spaltalgen erkennen lassen, welche letzteren als ein nicht weiter entwickelter Zweig im Pflanzenreiche aufgefaßt werden können. Durch die endosporen Arten und die Geißelbildungen ergeben sich jedoch auch, aber weniger klar, stammesgeschichtliche Beziehungen der pflanzlichen Bakterien zu einer den Thieren zugezählten Gruppe, den Flagellaten. Auch physiologisch zeigt sich vielfach eine solche Doppelbeziehung, welche sich in fast gleich leichter Fähigkeit des Aufbaues von organischer Substanz als auch des Abbaues derselben ausspricht.

Die Bakterien selbst können in Gattungen und Arten getrennt werden, während früher einige Beobachter eine ganz schrankenlose Veränderlichkeit nach Form und Wirkung angenommen hatten. Es gibt dabei Arten, die verhältnißmäßig wenige Formen durchlaufen, während andere vielgestaltig sind. Davon unabhängig ist die Erscheinung, daß die einzelnen Formen bald ziemlich beständig sind, öfters jedoch nach den sich ändernden Außenbedingungen etwas wechseln. Die früher angeführten starren Formarten, wie sie außer den älteren Beobachtern auch Cohn, Schr… und Koch angenommen hatten, haben sich nicht … halten lassen. Die Anpassungsfähigkeit der Bakterien … bei Wechsel der Ernährungsbedingungen ist zwar nicht so … kenlos, wie es Naegeli und Billroth angenommen hatten … sie ist beträchtlich größer als man es früher mit dem … griffe konstanter Arten für vereinbar gehalten hatte.

Die einzelnen Formen der Bakterien, wie Ku… Spindeln, Stäbchen, Keulen, Schrauben, können fr… sich vorkommen oder sie verbinden sich in mannig… Weise zu Wuchsformen von Ketten, Fäden, Haufen, … die für die einzelnen Gattungen oder Arten verschieden … so daß solche Formen bald besonders charakteristische … merkmale, bald nur Durchgangsstadien darstellen. Die … zeichnung der Gattungen und Arten erfolgt nach auffallen… oder zuerst bekannt gewordenen Formen, z. B. Mikrok… Bazillen. Solche ursprünglich nur für einzelne Formen … brauchte Namen sind allmählich Gattungsnamen gew… und die derzeit bekannten Arten sind zum Theil noch … Formarten, zum Theil aber wirkliche Arten.

Werden die einzelnen Formen dadurch zus… gehalten, daß die äußere Membran aufquillt und … die Einzelzellen einhüllt, so entstehen Kapselbildungen … weiter sogenannte Schleimkolonien oder Zoogl… und Kahm- oder Bakterienhäutchen. Die Form … Art der Ausbildung derselben schwankt nach den chemi… und physikalischen Ernährungsbedingungen, ist jedoch … gleichen Bedingungen stets annähernd so gleich, daß … die Formeigenthümlichkeiten der Kolonien zur Erkenn… der Bakterienarten vortheilhaft verwenden kann. Es ist … große Verdienst von Koch, Methoden der Reinkultur … schaffen zu haben, mit denen solche aus einzelnen Kei… hervorgegangenen isolirten Kolonien leicht nach Beli… herangezüchtet und rein von anderen Keimen geh… werden können. Züchtet man solche Reinkulturen … stets gleichen Bedingungen weiter, so entsprechen sie … nach Form und Wirkung einem ganz bestimmtem Stadi… Aber dies ist keine wirkliche Beständigkeit und diese Gle… artigkeit hängt nicht von der Artkonstanz der Bakter… sondern vom Gleichbleiben der Bedingungen ab. Aend… man diese Bedingungen, so ändern sich auch … Bakterien nach Form und Wirkung.

Die Beständigkeit, welche man mit der Koch'… Methodik sicher stellte, war keine echte Artkonstanz, sond… die von Standortvarietäten. Wie ein Auswanderer in … neuen Heimath bald Sitten und Gebräuche seines Vaterlan… streng wahrt, bald sie aber schnell aufgibt, so halten einzel… Bakterienarten bei Aenderung der Existenzbedingungen bald … ihre ursprüngliche Eigenschaft fester, bald weniger fest. … können durch die Reinkulturen bei den Bakterien … Experimentalbeweise für die Richtigkeit des von L. von Bu… und am schärfsten von M. Wagner erkannten Gesetzes be… bringen, nach dem die Trennung von Artgenossen, wie … bei Isolirung in Reinkulturen vorliegt, bei neuen Beding… gungen zur Bildung neuer Arten führt.

Der komplizirte Bau der Bakterien und Infusions… thierchen, den Ehrenberg angegeben hatte, sollte nach … Meinung gegen die Urzeugung sprechen. Wenn wir die … Ehrenberg'sche Auffassung vom Baue der Bakterien auch … mehr annehmen können, so ist doch immerhin das, … wir wissen, ausreichend, um die Idee, daß Bakterien durch … Urzeugung entstehen können, zurückzuweisen. Dazu sind … die Bakterienzellen bereits zu komplizirt und von dem … Idealbilde einer Zelle schon zu entfernt. Auch die Experi… mente zu Gunsten einer Urzeugung aus anorganischem … oder leblosem Material überhaupt sind stets mißglückt. Das … einzige, was man weiß, ist, daß bestimmte körnige Proto… plasmaelemente das Leben der Zelle überdauern können. … Besonders gehören hierher die Wirkungen der sogenannten … Fermente oder Enzyme. Die Verdauungsfermente sind ur… sprünglich gar nichts anderes, als ausgestoßenes Zellproto… plasma und erscheinen oft als eine Art Zellschmiere. Auch … von Bakterien kennt man nur solche Wirkungen als unab… hängig vom Leben der sie bildenden Zellen. Diese …

ntwirkungen machen aber nur einen ganz beschränkten
il der Lebenserscheinungen aus und die Bildung solcher,
Zellen überlebenden und von ihnen bis zu einem ge-
sen Grade unabhängigen Fermente ist stets abhängig von
Integrität der Zellen, welche allein das Leben durch
tiune Erbfolge weiter führen. Die Fermente sind durch
e von den sie bildenden Zellen unabhängige Thätigkeit
wissermaßen „aktives“ Eiweiß, eine Art Zwischenstufe
ischen todtem Ernährungseiweiß und lebenden Zellen.
ne andere durch die Bakteriologie erkannte Fähigkeit vom
iven Eiweiß besteht darin, daß dasselbe Bakterien tödtet
d Bakteriengifte in ihrer Wirksamkeit beeinflußt. Diese
higkeit der Aktivität wird erreicht durch das Leben der
llen, aber sie ist davon etwas unabhängig, kann die
utterzelle überleben und durch Zusätze von Chloroform,
rbolsäure, Kresol oder durch sorgfältiges Trocknen einige
it erhalten werden, während Hitze, Belichtung, Fäulniß
aufhebt. Es ist nun interessant, daß man nach Scholl
ie durch Hitze beseitigte Aktivität des Eiweiß theilweise
n chemisch wieder herstellen und so den Unterschied zwischen
dtem und lebendem, zwischen passivem und aktivem Ei-
eiß wieder aufheben kann. Aber die Urzeugung bleibt mit
lebem bis jetzt nur eine, allerdings unumgängliche Hypo-
ese. Der Versuch von Liebig, Thomson und Helmholtz,
s Leben auf unserem Planeten von anderen Weltkörpern
rstammen zu lassen, umgeht die Frage nur und macht
e noch unklarer.

(Ein weiterer Artikel folgt.)

Prag. Ferdinand Hueppe.

Frauenseelen.

Die modernen Frauen streben, wenn sie Geist haben, icht mehr wie die Charitinnen Tassos nach Geziemlichkeit nd Sitte, sondern wetteifernd mit dem Mann, nach Frei- eit und Selbständigkeit. Sie wollen die engen Schranken res Geschlechts durchbrechen; sie wollen nicht mehr beim anz des Lebens auf den Stühlen längs der langweiligen Mauer sitzen und harren, bis man sie holt und glücklich nacht; sie wollen sich mit ihren Fähigkeiten ein eigenes Glück schaffen; stolz auf eigenen Füßen stehen. Ruhm und Lorbeer zu erringen; die eigene Persönlichkeit zu be- haupten scheint ihnen lockender als sie zu opfern in den Schauern der Hingabe. Da kommt Laura Marholm, eine luge moderne Frau, voll Selbständigkeit und starkem männ- ichem Geist, und erklärt ihren Mitschwestern, alles, um as ihr da kämpft, kann euch doch nicht das Frauenglück, as der Frau allein vom Manne kommt, ersetzen.*) Und sie sagt das nicht bloß, sondern sie bringt sich auch Eides- helferinnen mit. Sie führt uns in eine Galerie moderner Frauengestalten; Frauen, die mit höchsten geistigen Eigen- schaften begabt die höchsten äußeren Ehren erlangten, die in der Arena der Geisteskämpfe die Männer weit hinter sich gelassen haben; gepriesene und gefeierte Frauen und dabei tief unglückliche Frauen. Denn ihr inneres Leben krankte unter der Spaltung zwischen dem Verstand und dem Ge- fühlsleben. Sie alle hatten den Schritt aus der Frauen- natur herausgethan und wanderten nun ihr Lebelang in der Fremde und Niemand las aus ihren Zügen den stummen Wunsch: o fänd ich doch den Weg zurück. . . .

Bei den Vertreterinnen der Frauenfrage scheint dies „Buch der Frau“ stark verstimmend gewirkt zu haben. Mit Unrecht, die Kämpfe um das Frauenrecht und ihre Erfolge werden durch dies Buch nicht weiter gestört werden. Alle jene Kämpfe drehen sich um Aeußerlichkeiten des Lebens; Laura Marholm aber führt uns auf ein ganz anderes Terrain, in das innerste Leben, und sie zieht mit unerbitt- licher Indiskretion von den verborgenen Winkeln der weib- lichen Seele die Schleier. Stark einseitig sieht sie zwar da- bei; psychologisch hält sie sich, wie auch stilistisch nicht von dick unterstrichenen Uebertreibungen frei; die Art ihrer Seelendeutung, alles auf das Geschlechtliche zurückzuführen, grenzt bisweilen an die Manie und auch dies neue Buch lehrt wieder: „es ist ihr ewig Weh' und Ach so tausendfach aus einem Punkte zu kuriren“. Aber wenn man ver- ständig zu scheiden weiß, dann kommt aus diesem Buch voll zuckender Bekenntnisse, das interessante Temperamente durch ein interessantes Temperament gesehen zeigt, eine Fülle reizvoller psychologischer Genüsse.

* * *

Von den sechs Frauengestalten des Buches treten uns drei besonders markant entgegen: Marie Baschkirtzew, die Malerin; Anne Charlotte Leffler, die Dichterin; Sonja Kowalewska, die Gelehrte. Alle drei haben die höchsten äußeren Ehrgeizziele erreicht, die Bilder der Malerin hängen im Musée du Luxemburg in der Abtheilung für die vom Staat angekauften Werke; die Dichterin hat es zu europäi- scher Berühmtheit gebracht; die Gelehrte ist Professor in Stockholm geworden und hat von der Pariser Akademie den Prix Borodin zuertheilt bekommen. Und aller drei Leben war für sie als Frauen ein verfehltes; sie haben schwer daran gelitten und den Lorbeerkranz als Dornenkrone ge- tragen in bitterer Einsicht:

„Was er gibt sind leere Schatten,
Was er nimmt, es ist so viel.“

Die rührendste Gestalt der Drei ist Marie Baschkirtzew mit ihren weiten sehnsüchtigen Augen und den leidenschaftlichen Lippen in dem ovalen Kinderköpfchen. Ihr inneres Leben, wie sie es selbst bald in koketter Pose, bald in Verzweif- lungsstammeln geschrieben, ist die „Tragödie des jungen Mädchens“.

Des jungen Mädchens, das von Frauen auferzogen in einer Tantenpädagogik, alles ahnt, aber nichts weiß; das, weil man ihm ängstlich die Erkenntniß der Realität vor- enthält, sich in phantastische Zukunftsträume vom großen Leben und von der großen Liebe einspinnt und beim ersten wirklichen Anprall gegen das wirkliche Leben eine furcht- bare Enttäuschung erlebt. In ihrer Seele ist ein Warten und ein Sehnen, ein weitender Drang; aber was in ihr vorgeht, das versteht sie nicht, sie lebt in dumpfem Dämmern. Als nun der erste Mann kommt, der etwas dem phantasti- schen Bild ihrer Träume gleicht, sie lachend küßt, dann aber lachend davon geht, weil er sie nicht heirathen mag und gleichzeitig zu vorsichtig ist, sich und sie mehr zu kompro- mittiren, da steht sie starr mit weitgeöffneten Augen da. Etwas Neues ist in ihr geweckt worden, aber nur halb; nun schweigt es wieder und lebendig ist nur in ihr das dunkle Gefühl einer unsühnbaren Schmach. Ein Mann hat sie geküßt und sie dann verlassen, wo sind ihre Träume von Prinzen- und Märchenglück, ist das die Liebe? Siebzehn- jährig schrieb sie in ihr Tagebuch: „Wann werde ich endlich wissen, was diese Liebe ist, von der man so viel spricht?“ Und die Desillusionirte fügte später hinzu: „Tiefer Ekel vor mir selbst. Ich hasse alles, was ich thue, sage, schreibe. Ich verabscheue mich, weil ich nicht eine meiner Erwartungen gerechtfertigt habe. Ich habe mich getäuscht.“ — Und ein- same neugierig-sinnliche Mädchenstunden vor dem Spiegel verrathen die Zeilen: „Mein Körper wie der einer antiken Göttin, meine allzu spanischen Hüften, mein kleiner vollendet geformter Busen, meine Füße, meine Hände, mein Kinder- kopf. A quoi bon? wenn mich keiner liebt.“

Nach dem ersten Schritt in die Welt jener Gefühle, die sie sich so anders gedacht, kommt bei der Hyperempfind- lichen gleich der Rückschlag; die Welt- und Lebenshungrige wird zur nonnenhaften Einsiedlerin. Sie stürzt sich in die Arbeit, sie nimmt die Malerei jetzt ernst mit eisernem Fleiß auf und absolvirt in zwei Jahren das Pensum von sieben, aber ihr Körper wird dabei zerrüttet, ihr Brustleiden nimmt

*) Das Buch der Frau. Leipzig und Paris. 1895. Albert Langen.

zu. Die eigentliche Qual und Tragik ihres Lebens beginnt, als sie die Lehrzeit beendet. Die Technik hat sie meisterhaft bewältigt, da es aber an eigenes Schaffen geht, da steht sie mit langenden Armen vor einem trockenen Quell. Woraus will sie schöpfen, um zu gestalten. In ihrem Innern ist es wüst und leer. Sie hat nichts erlebt und erfahren. Die großen Durchrüttelungen und Erschütterungen fehlen ihrer Seele. Durch Bastien Lepage fand sie endlich das, was ihr Produziren beflügelte, ihr Naturgefühl, und in dem Kultus dieses Mannes, der damals schon todeskrank und müde war, erstrebte sie krampfhaft und heißhungrig Ausfüllung ihres Inneren, Befriedigung ihres Anschmiegungs- und Anbetungsbedürfnisses. Stumm und resignirt, weltüberdrüssig, ohne die Welt kennen gelernt zu haben, starb sie dann, erst vierundzwanzigjährig.

Einen ganz anderen Typus stellt Sonja Kowalewska dar, die Gelehrte. Marie Baschkirtzew war ein Opfer ihrer Erziehung, sie wäre so gern Weib geworden, sie hat sich nicht freiwillig aus dem Paradies, in dem die Frauen ihr großes Glück und ihr großes Unglück finden, verbannt. Sonja dagegen gehört zu jener Generation, die, im Hochmuth gegen die Natur und ihre Forderungen, glauben ungestraft ihren eigenen Weg gehen zu können und gefeit zu sein gegen das, was die anderen schwach macht. In ihrer frühen Mädchenjugend kannte sie nur einen Trieb, Lernen. Sie und ihre Genossinnen verachteten tief die anderen, die ihre Zeit mit Tändeleien vertrödelten oder gar eine Liebesheirath schlossen. Da sie alle nach Freiheit und freiem Studium strebten, dies aber nur fern vom Hause erlangen konnten, wurde es gang und gäbe, eine Scheinehe zu schließen. Man suchte sich einen Genossen, der bei den Eltern anhielt; die Heirath wurde vollzogen; man reiste auf eine ausländische Universität. Jeder ging seine eigenen Studienwege und die Verabredung, die Ehe nur als Schein gelten zu lassen, wurde mit peinlichster Strenge gewahrt. Durch die einseitige Anstrengung des Gehirns, durch die fieberhafte Lernthätigkeit wurden alle anderen Regungen vollkommen niedergehalten. Sonja lebte nur spannend konzentrirt in ihren mathematischen Problemen. Als sie aber ihre Ehrgeizziele erreicht hatte und sich Ruhe gönnte, da erwachte in dieser trägen Muße das bis dahin zurückgedämmte weibliche Leben in ihr. Wie eine Rache der Natur scheint es, wenn man in den Aufzeichnungen der Anne Charlotte Leffler, die ihrer Freundin Lebensgang geschrieben,*) klar liest, wie Sonja in vorgerückteren Jahren nun alle die psychischen Kinderkrankheiten nachholend durchmachen muß, die andere in der Periode vor dem zwanzigsten Lebensjahre überwunden haben: versiegenes Schwärmen, phantastische Liebeswünsche und Träume. Ein unheilvoller Zwiespalt kommt von jetzt ab in ihr Dasein. Sie schwankt zerrissen zwischen Verstandes- und Gefühlsleben und das eine nimmt ihr vom anderen das beste. Am tragischsten ist es, wie diese Frau nun für ihr eigenthümliches Unglück nicht einmal Verständniß finden konnte. Die Menschen sahen überhaupt nicht mehr in ihr das Weib, sondern nur die Berühmtheit, den Professor, den Prix Borodin. Daß hinter diesen Ruhmesgewändern ein zuckendes Frauenherz blutete, das glaubte man nicht, das schien auch ganz unfaßbar. Dies Mißverhältniß wurde ihr großes Elend. Als endlich der Mann kam, der ihr der rechte schien, verliebte sie sich in ihn aber nicht mit der Leidenschaft der reifen Frau, die sie doch war, sondern mit der hilflosen bebenden Zagheit des jungen Mädchens. Ihr Gefühlsleben, spät erwacht, war ja eben um so viel jünger als sie selbst. Er aber, ein gereifter Weltmann, voll Respekt vor der berühmten Frau und voll Bewunderung, fand in der Art ihrer Neigung, die so wenig zu ihr paßte, etwas Fatales, Peinliches und Unbequemes. Und Sonja mußte sich, enttäuscht und verbittert, wieder in sich selbst zurückziehen. Verärgert durch Lebenskleinlichkeiten und todestraurig ist sie bald darauf einsam gestorben.

*) Sonja Kowalewsky, was ich mit ihr zusammen erlebt habe und was sie mir über sich selbst mitgetheilt hat, von A. Charl. Leffler. Leipzig. Reclam.

Weniger komplizirt stellt sich das Bild von der Charlotte Leffler dar; der nüchternen, klaren und ... Schwedin; der Frauenrechtlerin, die aufrecht und ... ihr Geschlecht kämpfte. Aus ihren Büchern aber, ... Stück „die Elfe", aus den Novellen „Weiblichkeit ... Erotik" spricht ein bekennendes Eingestehen: „des Weibes Seele ist die Liebe." Das Leben bejahte ihr jedoch ... läufig diesen Satz nicht. Sie lebte wie geknebelt in ... schwedischen Enge. Und als die Liebe nicht zu ihr kam, ging sie in das Lager der weiblichen Kritik. Die ... schwindet aus ihren Büchern, eine bitterscharfe Zunge ... dafür hier über die Männer ab; wägt die Geschlechter ... einander ab, hebt das Panier der Frauenrechte und ... ihren Schwestern: „verachte den Mann".

Da flammte plötzlich alles, was sie an Gefühlsüberschuß in sich aufgespeichert hatte, was sie selbst vor ... verleugnete, mächtig auf. Auf Reisen hatte sie den Herzog von Cajanello kennen gelernt. Sie heiratheten sich ... nun wurde sie mit vierzig Jahren Weib, sie erlebte ... Glück der Mutterschaft und alle, die sie sahen, fanden ... verjüngt, „weicher, weiblicher, glücklicher".

Die Herzogin von Cajanello bildet zu den beiden anderen Frauen, die nur negatives Schicksal darstellen, ... positive Gegenstück; sie ist recht eigentlich die Probe auf's Exempel. Die anderen lebten in der Erwartung und ... ben, ohne Erfüllung zu finden, unglücklich unter dem ... Lorbeer auf ihrer Stirn; sie lebte genau wie sie und ... an den gleichen Leiden, nur ihrem Temperament ... sprechend nicht so schwer; aber die Leiden verschwanden, da sie den Mann und mit ihm die Erfüllung fand. ... das Glück, das der berühmten Frau nicht ward, ward ... der liebenden und der geliebten Frau. Daß dies ... Glück so schnell durch den Tod geendet wurde, gibt ... Charlotten einen tragischen Reiz. Neben den Hauptakteuren hat das Buch drei Nebenfiguren. Frau Amalie Sch... mit den „Wäscherinfäusten", die in robust behaglicher ... lebte, gesund, ein Weib aus ganzem Guß, auch in dem ... geschminkten, unangekränkelten Naturalismus ihres Schaffens, gehört meiner Meinung nicht eigentlich in dieses Buch ... Stiefkinder des Geschlechts. Und die psychologische Ausbeute, die Frau Marholm aus der Lektüre der „Keynotes" ... Mrs. Egerton schöpft, ist sehr fein, steht aber dem eigentlichen Thema des Buches ferner. Wie ein zusammenfassender ... der Chorus aber, der noch einmal all das proklamirt, ... an Einzelerfahrungen aus dem Leben und den Schriften ... armen Ruhm- und Ehrenreichen gesammelt ist, klingt ... erkenntnißvolle Aufsatz über Eleonore Duse. Laura Marholm ruft sie als klassische Zeugin auf, Zeugniß über ... Weibes Wesen abzulegen. Sie singt nicht der großen Schauspielerin Lobeshymnen, sondern sie betrachtet mit ... Wißbegier der Psychologie die seelische Enthüllung ... weiblichen Innern, die sich aus dem Spiel dieser Menschendarstellerin ergibt. Sie ist für sie das Versuchsobjekt, dessen inneres Leben man wie durch eine Glasscheibe ... kennen kann, und was sie da nicht sieht, bestätigt alle ... Behauptungen. Eleonore Duse spielt das Wesen des Weibes, und dieses Wesen ist die Liebe. Sie spielt jenes Schmachten nach Inhalt, jenes Erwartungsvolle, Erfüllungsersehnende und Erfüllungsselige, was das Weib zum Weibe macht. Sie stellt alle die Regungen und Gefühle in ihren Frauencharakteristiken in den Vordergrund, die bei jenen Gestalten der Marholmgalerie theils gewaltsam unterdrückt, theils verkümmert, theils zu spät und anormal erwacht waren: alle die Regungen, durch die den Frauen ihre großen reifenden inneren Erlebnisse kommen, ... Frauenglück und auch ihr Frauenunglück, jenes Frauenunglück, das voll herber Lust ist und zehnmal seliger als das inhaltlose dürre trostlose Verschmachten, in dem Sonja Kowalewska gestorben ist.

Felix Poppenberg.

Carbid.

Dreißig Jahre etwa sind es her, daß in dem La- torium Friedrich Wöhler's, des Forschers, welcher sicherer Hand die Brücke von der anorganischen zur nischen Chemie schlug, eine chemische Verbindung aus le und metollischem Calcium dargestellt wurde, welche h bald darauf im Präparatenschrank der Chemiker t, wo die alten Schachteln stehen," — „in staubigen erben alter Töpfe" ihren zeitigen Ruheplatz fand. diesen Tagen ist die fast vergessene Substanz unter Flagge Carbid über das große Wasser zu uns zurück- hrt, aber nicht wie ehedem als interessantes Specimen lgreicher chemischer Synthese, sondern, unter der Ein- kung moderner Technik, zu einem Massenprodukt heraus- ildet, das, so scheint es, auf vielen Gebieten der chemischen ustrie eine revolutionäre Rolle zu spielen berufen ist.

Das von Wöhler zuerst dargestellte Calciumcarbid nicht die einzige Vecbindung dieser Art geblieben. Man im Laufe der Zeit noch andere Carbide, d. h. Verbin- gen von Kohle und Metoll oder Metalloid wie das miniumcarbid, Bariumcarbid, Strontiumcarbid, Boro- id und Siliciumcarbid*) kennen gelernt. Das Cal- mcarbid hat man jedoch in der Technik kurzweg als rbid bezeichnet, da es unter den bekannten Carbiden Weitem das größte Interesse beansprucht.

Wie bereits erwähnt, ist das Calciumcarbid schon ge bekannt, die Herstellung war jedoch eine ziem- kostspielige, insbesondere durch das von Wöhler be- zte Ausgangsmaterial, das damals schwer herstellbare, d auch jetzt noch verhältnißmäßig theure metallische Cal- m. Aus diesem äußerlichen Grunde unterblieb eine hnische Verwendung des Calciumcarbids.

Durch die in den letzten Jahren ausgeführten ver- nstvollen Arbeiten von Moissan, der sich eines sogenannten ktrischen Reverderirofens zur Erzeugung sehr hoher Tempe- turen bei seinen Versuchen bediente, ist zunächst ein neuer eg gezeigt worden, Corbide dorzustellen, und dem Ameri- ner Willson ist es schließlich gelungen, aus billigstem hmaterial — Kohle und Kalk oder Kreide — im Cowles- en elektrischen Ofen Calciumcarbid zu einem außerordent- h niedrigen Preise herzustellen.

Das Calciumcarbid, eine dunkelgraue, steinartige Sub- nz, welche aus dem elektrischen Ofen in Stangen ge- ssen hervorgeht, hat nun — und darin liegt seine heoor- gende Bedeutung — die Eigenschaft, sich, wenn es mit osser übergossen wird, zu zersetzen, und als Zersetzungs- odukt ein brennbares Gas, das Acetylen, zu liefern, d wenn man von der Bedeutung des Carbids spricht, so eint man eigentlich immer nur sein Zersetzungsprodukt, s Acetylen.

Man hat also, wie man sieht, vor Allem mit sehr ligen und leicht erreichbaren Rohmaterialien zu thun: ohle, Kreide, das sind die Substanzen, aus denen mit Hilfe äftiger elektrischer Ströme, welche unter Umständen auch och der lebendigen Kraft bewegten Wassers entnommen erden, das Carbid und weiterhin unter der zersetzenden inwirkung des Wassers das Acetylen hervorgeht.

Der chemische Vorgang ist höchst einfach, so daß uch jeder Laie ihn ohne Weiteres verstehen kann: der ge- wöhnliche Kalk, bestehend aus Calcium und Sauerstoff, ver- ndet sich bei der hohen Temperatur mit Kohle zu Kohlen- offcalcium, d. i. Carbid, während der Sauerstoff die Kohle u Kohlenoxydgas oxydirt, welches entweicht. — Das Carbid Kohlenstoffcalcium) setzt sich wiederum mit Wasser in der Weise um, daß der Wasserstoff des Wassers sich mit dem Kohlenstoff des Carbids zu Acetylen (C_2H_2) verbindet, während der Sauerstoff des Wassers mit dem Calcium Calciumoxyd, d. h. gewöhnlichen Kalk bildet.

*) Das Siliciumcarbid zeichnet sich durch eine Härte aus, welche nur von der des Diamanten übertroffen wird, und dient unter dem Namen Carborund zum Schleifen und Poliren an Stelle von Naxos- schmirgel.

Das Acetylen zeichnet sich vor Allem durch seine hervorragende Leuchtkraft aus. Beträgt die Lichtintensität des gewöhnlichen Steinkohlengases etwa 16 Normalkerzen, — was ungefähr der Helligkeit einer gewöhnlichen elektrischen Glühlampe entspricht — so ergibt sich die des Acetylengases zu etwa 250 Normalkerzen! Wegen seines hohen Kohlenstoffgehaltes ist das Acetylengas für sich allein kaum zur Beleuchtung zu benutzen, da es auf den gewöhnlichen Brennern mit russender Flamme brennt. Man mischt daher zweckmäßig Acetylen entweder mit Luft oder mit gewöhnlichem Leuchtgas. Letzteres dürfte wohl die nächste Anwendung des Acetylens sein. Schon seit jeher ist es das Bestreben der Gastechniker gewesen, die Leuchtkraft des Gases durch Zumischen von gewissen Kohlenwasserstoffen zu steigern, oder wie der technische Ausdruck lautet, das Gas zu carburiren. Das Acetylen ist hierzu besonders geeignet, und wenn es wohl auch für sich allein auf eigens dazu konstruirten Brennern ohne zu russen der Beleuchtung dienen kann, so ist angesichts der nun einmal bestehenden Leuchtgasfabriken eine vollständige Verdrängung derselben durch Acetylengasfabriken vor der Hand doch nicht anzunehmen. Man stelle sich jedoch einmal im Gegensatz zu den jetzt bestehenden komplizirten Einrichtungen der Gasfabriken, welche auch nur besonders gute Gaskohle zur Erzeugung von Leuchtgas benutzen können, eine Fabrik zur Erzeugung von Acetylen vor: mit einigen Behältern, in welchen das Carbid mit Wasser übergossen wird, und einigen Gasometern, welche das Gas zeitweise aufzunehmen bestimmt sind, ist die Einrichtung einer solchen Acetylenfabrik im Großen Ganzen fertig. Und das Carbid selbst — nun das kann irgendwo erzeugt werden, wo die Natur Wasserkräfte disponibel hat, um sie mit Hilfe von Dynamomaschinen in Elektrizität zu verwandeln. Und schlechteste Kohle und gewöhnlicher Kalk oder Kreide genügen, um Carbid zu erzeugen.

Liegt nicht etwas wie Ironie darin, daß dieselbe Kraft — die Elektrizität — welche bisher der Gasbeleuchtung „den alten Rang, den Raum ihr streitig macht," jetzt dazu beitragen muß, der Gasbeleuchtungstechnik zu neuen Siegen zu verhelfen! Angesichts der leichten „Dosirborkeit" des Carbids — es lassen sich Stangen und Stücke von bestimmten Dimensionen herstellen, aus welchen eine bestimmte Menge Gas erhalten werden kann — wird die Erfindung der transportablen Acetylenlampe, welche ihr Leuchtgas selbst erzeugt, wohl nicht lange auf sich warten lassen. Wir brauchen dann nur Wasser auf die Lampe zu gießen.

Acetylen besitzt übrigens einen höchst unangenehmen Geruch, und das bedeutet ein Lob, denn durch diese Eigenschaft wird das Gas, welches giftig ist, beim unbeabsichtigten Ausströmen schnell seine Gegenwart verrathen. Bereits Ende der sechziger Jahre haben Bistrow und Liebreich nachgewiesen, daß das Acetylen Vergiftungen herbeiführen kann, indem es sich mit dem Hämoglobin des Blutes verbindet. Auch stark explosive Verbindungen geht das Acetylen ein, besonders mit Kupfer, wie Berthelot gefunden hat. Aber diese wenig erwünschten Eigenschaften kommen auch in gewissem Grade unserem gewöhnlichen Leuchtgas zu, das ja neben dem giftigen Kohlenoxyd auch Acetylen als normalen, wenn auch quantitativ geringen Bestandtheil enthält.

Für den Chemiker ist die Bedeutung des Acetylens mit seiner Verwendbarkeit als Leuchtgas nicht abgeschlossen. Für ihn bietet die Thatsache, daß Acetylen jetzt in beliebigen Mengen zu billigem Preise herstellbar ist, weitere höchst interessante Aussichtspunkte. Acetylen ist ein außerordentlich reaktionsfähiger Körper. Durch Anlagerung von Wasserstoff und Verbindung mit Schwefelsäure kann Alkohol und weiterhin Essigsäure daraus erzeugt werden. Der Chemiker Dr. Frank hat eine interessante Berechnung aufgestellt, um zu zeigen, wie sich die Herstellung von Alkohol aus Acetylen zu unserer heimischen Spiritusproduktion aus Kartoffeln stellen könnte.

Nach ihm erhält man aus 1000 kg Carbid 406 kg Acetylen, aus denen 718,6 kg absoluten Alkohols gewonnen werden können, während eine mittelgute Ernte per Hektar

12 000 kg Kartoffeln mit einem Ertrag von 695,8 kg Spiritus ergeben. Ohne Weiteres beweisen diese Zahlen noch nichts, und sollen es auch natürlich nicht, da, wenn auch der Preis von 1000 kg Carbid zu 70 bis 80 Mark als feststehend angenommen werden kann, und die theoretische Ausbeute an Acetylen aus 1000 kg Carbid etwa 400 kg beträgt, doch über die Kosten für Gewinnung des Alkohols aus dem Acetylen noch keine zahlenmäßigen, praktischen Versuchen entnommene Angaben vorliegen. Auf der anderen Seite kommen, wie Frank betont, ja auch noch zahlreiche andere wirthschaftliche Momente, wie Bodenreinigung und Futterproduktion mit in Betracht. Hier wird die Erfahrung das letzte Wort zu sprechen haben, ehe sich politische und nationalökonomische Folgerungen an die Frage: ob landwirthschaftliche, ob chemische Produktion von Alkohol, knüpfen lassen. Eine ganze Reihe organischer Substanzen, bis zu solchen, die schließlich der Ernährung dienen können, lassen sich direkt aus dem jetzt leicht darstellbaren Acetylen aufbauen. Das Acetylen bildet sozusagen den Schlüssel, mit welchem der Chemiker ein großes Gebiet der organischen Synthese zu erschließen vermag. Nicht daß ihm dies Gebiet bisher eine terra incognita gewesen wäre. Der Eintritt nur war ihm verfagt.

Das Carbid hat jetzt die Bahn freigelegt, und was die Technik der Wissenschaft hiermit geleistet hat, wird dereinst sicher von letzterer mit Zins und Zinseszins der ersteren zurückgegeben werden.

Hugo Michaelis.

Der Wechsel aufs Jenseits.

Vor ein paar Jahrzehnten war es. Ein junger französischer Schriftsteller bot einem Redakteur ein Manuskript an. „Worüber?" fragte der Redakteur. Der junge Autor sagte „Ueber Gott." Da lächelte der Redakteur und meinte: „Pardon; Dieu — n'a pas d'actualité." Heut aber schreibt W. H. Riehl in seinem neuesten Buche, die Religion sei wieder „ein sehr aktuelles Tagesinteresse" geworden. Und wirklich, zum mindesten die irdischen Heerschaaren des lieben Gottes sind wieder ganz aktuell geworden.

Es ist ein in geistiger Armuth selig zu preisendes Buch, das W. H. Riehl unter dem Titel „Religiöse Studien eines Weltkindes"*) veröffentlicht hat. Wäre es nur die Niederschrift eines religiösen Selbstbekenntnisses, man könnte dem Buche gut sein. Denn wie ein stilles, weltentrücktes Zimmerchen thut sich die Gedankenwelt des Autors auf. Urväterhausrath steckt darin, und an den Wänden hängen in verblaßten Rahmen Stahlstiche aus der biblischen Geschichte. Ein „Sorgenstuhl" ist an das Fenster gerückt und durch die weißen Gardinchen fällt der Sonnenschein auf die Blumen auf dem Fensterbrett. Draußen aber unter dem Fenster ist ein Kehrichthaufen. Da liegt der Feuerbach und der Darwin und die ganze moderne Naturwissenschaft. Und doch! Hätte Ludwig Feuerbach eines Beweises mehr dafür bedurft, daß alle Religion aus dem „Wunsche" entstanden, er hätte ihn in Riehl's neuem Buche gefunden. Denn Riehl macht gar nicht Hehl daraus: sein Gott ist um der menschlichen Unsterblichkeit willen da.

Die „Religiösen Studien" sind eben nicht nur eine Bekenntnißschrift. Riehl war und ist zwar der vornehmste, aber auch der konsequenteste Journalist der reaktionären Partei. Der mittelalterliche Staat ist ihm der Idealstaat, und wenn er sich, ein trauernd phantastischer Liebhaber der todten Zeit, die mittelalterliche Stadt mit ihren Zünften und Gilden wieder aufbaut, so darf auch der gothische Dom nicht fehlen. Und in dem Glockenläuten seines Domes glaubt er die Panazäe für die Leiden aller Zeiten, vornehmlich unserer Zeit mit gefunden zu haben. Das Rezept, das er, der ein Arzt des Volkes zu sein glaubt, der kranken Gesellschaft aufgeschrieben hat, ist ein Wechsel aufs Jenseits.

*) J. G. Cotta Nachfolger, Stuttgart.

Der mittelalterliche Staat, meint Riehl, wär ... den Glauben an eine Unsterblichkeit undenkbar ... Ohne den Glauben hätte die menschliche Gesellsch... mals mit weniger Menschenblut in ihrer Küche aus... müssen, und nur in diesem Glauben konnten die M... das Joch, das auf ihrem Nacken lag, tragen. Nun ... Leiden unserer Zeit im Vergleich zu denen des Mitte... nur darum schmerzhafter, weil dieser Glaube fehlt ... uns also Noth thut, das ist der Wechsel aufs Jenseits.

Ein Hindu der dienenden Klasse ist mit seinem ... zufrieden, weil er glaubt, daß Brahma ihn aus ... Füßen, die Herrschenden aber aus seinen edleren K... theilen geschaffen habe. Der Hindu ist also, mein... „buchstäblich in seinem Gott zufrieden". Und eben... es der „einfältige alte Bauer". Der sagt sich, seinem ... sei es nicht besser gegangen, „also" habe auch er le... recht darauf, daß es ihm besser gehe. Der sozial... Arbeiter aber sei unzufrieden, weil er von diesem Leben ... lange, was ihm für das Jenseits aufgespart sei. ... bringe den Arbeiter dazu, wie es der Bauer thut, den ... Wechsel neu zu acceptiren, man überführe ihn, daß ... gleichheit und Noth huldvolle Nothwendigkeit" sind, ... wird er „die höchste soziale Tugend", die Ergebu... Gottes Willen lernen. Sache der Kirche nun ist es ... Wechsel immer wieder geschickt zu präsentiren.

In dem Wechsel aufs Jenseits stellt Riehl nur ... theoretisch — was praktisch durchaus besteht — die ... bindung von Religion und Parteipolitik her. Der ... Gott wird Ehrenmitglied der Partei; seine irdischen ... schaaren treten in den Parteidienst ein und sorgen, da... dem alten Glauben die „patriarchalischen" Zustände ... kehren mögen.

Man sollte meinen, daß in unserer Zeit ein ... wie Riehl das himmlische Jerusalem bereits auf Erden ... erbaut sehen müßte, daß er auf Rosen und Passionsb... wandelte. Und dem ist doch nicht so! Um Theol... studiren, hat Riehl in seiner Jugend die Universität ... und er ist dann doch nicht Pfarrer geworden. „Nicht ... ich zu oppositionell gewesen wäre", schreibt er in ... neuen Buche, „weil ich zu friedfertig war." Riehl m... das ganze Volk in seinen Dom hineinführen zu ... aber er möchte doch auch, daß Gewissensfreiheit und ... freiheit auf den Stufen des Altars säßen.

Die Partei mag mit dem Wechsel aufs Jenseits g... Geschäfte gemacht haben, die Kirche ist durch die Verb... bung mit der Partei vollends versteinert. Und das ... und beklagt auch Riehl. Er will, daß das Parteibekenntniß ... auch ein Glaubensbekenntniß sei, aber er beklagt es, ... nun das Glaubensbekenntniß ein Parteibekenntniß geworden ... ist. Das ist ja das seltsame Bild, das unsere Zeit ... bietet: nur die reaktionären Parteien sind mit der Kirche ... wachsen und fast sie allein sind in ihr vertreten, und di... Parteien haben in ihrem Unverstande die Mauern der Orth... doxie um die Kirche gethürmt. Gemächlich setzt man ... den Pfarrer, der zu ehrlich ist, das Apostalikum zu verle... vor die Kirchenthür, und der kirchliche Zwang greift ... die Schule über. Die Kirche ist eine Festung geworden, ... ihre Geschosse weit hinaus sendet in das Land, und lei... sind heut die außerhalb Stehenden oft zu gleichgültig, ... zu wehren.

Die Religion könnte frei sein, die Kirche ist der Zwang ... und doch ist die Religion nur in und mit der Kirche „politisch ... wirksam zu machen. Noch ist jede religiöse Strömung ... der Kirche vereist, und selbst das revolutionäre Lutherthum ... hat sich in wenigen Jahren in das Gallert der lutherisch... Orthodoxie verwandelt, nachdem es zur herrschenden Kirche ... geworden war. Riehl aber glaubt an eine Kirche, die ... Fleisch gewordene Religion bedeuten soll, und er glaubt ... die bestehende Kirche für sein Ideal reif machen zu können ... Darum vertraut er der Kirche nicht nur die Mission an, ... Wechsel aufs Jenseits cirkuliren zu lassen, er vertraut ... auch sein Herz an. Und so wird er, der ein Mann ... Friedens sein will, und vielleicht auch ist, thatsächlich ... die Kirche zu einem Friedensfeinde.

Und dieser Widerspruch geht durch Riehl's gesammte uktion; denn er rechnet nicht mit den bestehenden Verhält- n. Er sieht die alte deutsche Stadt im Abendsonnenschein, Bild des Friedens. Enge Gassen, in denen ein enges Glück it, unfreie, bescheidene Menschen, denen die Unfreiheit aus- nliche Zufriedenheit bedeutet. Und er überläßt es seiner ei, hinzugehen und mit diesem Bilde des Friedens ernfang zu treiben und die Revolution der Reaktion zu en. Ganz wie er es der Kirche überläßt, mit dem piel aufs Jenseits, dessen Acceptant doch Friedefürst t, jedem Fortschritt die Flügel zu beschneiden, Gewissens- eit und Lehrfreiheit in ein Kirchthurmverließ ein- rkern.

Die Religion ist in der Kirche vereist und versteinert. hl aber, der eben das tief schmerzlich empfindet, liebt auch wieder den stolzen Bau seines gothischen Domes, Krone seiner mittelalterlichen Stadt, zu sehr, allzusehr, sich von ihm lossagen zu können. Es träumt sich ja üß beim Klange der Glocken von Welterlösung durch seitsfreuden.

Riehl's Religion ist in die Kirche gebannt und ver- iert in ihr, mag sie wollen oder nicht. . . . Es gibt ein nes Märchen von Friedrich Hebbel „Der Rubin": Ein igling hat einen Rubin gefunden, der ihm das köstlichste itzthum auf Erden zu sein dünkt. Ein jeder aber trachtet ach, ihm den Stein zu entreißen, und auch der Sultan ehrt ihn für sich. Da, inmitten der Verfolgungen, wirft Jüngling rasch entschlossen den Stein von sich, in einen iß. Und damit ist der Zauber gebrochen! Erlöst steht vordem in den Stein gebannte, Königstochter neben Jüngling und spricht: „dadurch, daß du den Rubin, du bisher wie alle früheren Besitzer, nur zu starrsinnig gehalten hattest, freiwillig und aus eigenem Antriebe von warfst, ward meine Entzauberung vollbracht. . . ."

Ernst Heilborn.

Zeitschriften.

Ueber den Einfluß fremder Litteraturen.

(„Revue de Paris".)

André Hallays, den die deutschen Leser des „Journal des Débats" einen vorurtheilslosen und feinsinnigen Beurtheiler fremder Kulturen nen, faßt in der „Revue de Paris" seine Anschauungen über die itige Wechselwirkung zwischen den europäischen Nationen zusammen. se Darlegungen, die litterarisch trefflich erwogen sind, haben gleich- ig ihre bemerkenswerthe politische Färbung, obgleich von der litik in landläufigem Sinne nicht ein Wort in jenem Artikel ge- ochen wird. Aber wer in weitherziger und weitblickender Weise der ltur das Wort redet, wirkt dadurch auch politisch, denn er tritt zugleich em engherzigen Standpunkt des nationalen Chauvinismus entgegen, r es so gut in Frankreich wie bei uns in Deutschland gibt. Und weil dré Hallays diese Wirkung mit Bewußtsein anstrebt, verdient er eben viel Beachtung bei uns wie bei seinen Landsleuten.

André Hallays erinnert die Franzosen daran, wie eine Kultur sich fbaut und wie auch die französische Kultur sich aufgebaut hat; er ildert, wie aus allen Himmelsgegenden, seit Europa sich an dem Lichte riechenlands und Roms zu erwärmen begann, unzählige geistige Luft- ge immer neue geistige Keime in die Länder herüber und hinüber ugen. Eine nationale Kultur ist daher nicht das Gewächs nationaler bsonderung und nationaler Engherzigkeit, sondern das Produkt einer genthümlichen nationalen Verarbeitung aller jener Elemente geistiger ntwicklung, fremder und eigener, die einer Nation zugänglich und er- ichbar sind. Alle Kulturen sind so entstanden, die griechische, die aus leinasien und Aegypten befruchtet worden ist, wie jene Kulturen, die äter auf die Weltbühne getreten sind.

Daß die Unwissenheit an diese Thatsachen erinnert wird, ist gut und ets nothwendig.

Hallays zeigt alsdann, daß heute in Frankreich diese Be- ruchtung durch fremde Kulturen neue charakteristische Züge aufweist. s sind nicht mehr einige wenige Künstler und einige wenige Gebildete, die der Einwirkung von jenseits der Grenze zugänglich sind; dieser Kreis hat sich außerordentlich erweitert. Die Kenntniß fremder Sprachen hat sich ausgebreitet und man begann den zugestutzten und arrangirten Uebersetzungen zu entsagen. In engster Anlehnung an das Original läßt man jetzt den Franzosen, der nicht die fremden Sprachen liest, den Autor von jenseits der Grenzen unmittelbar genießen. So sind die fremden Litteraturen heute nicht mehr für die Bevölkerung „exotische Kuriositäten", sondern auch das Ausland vermag unmittelbar auf das geistige Leben der großen Masse der gebildeten Franzosen einzuwirken. Diese Wendung ist neu und bedeutungsvoll.

Sie ist schon manchem französischen Litteraturhistoriker aufgefallen, und manch einer hat sie mit Bedauern verzeichnet in der Furcht, daß das, was man als esprit français bezeichnet, durch diese Einwirkungen erstickt werden könnte. Bei seinem Standpunkt theilt Hallays solche Furcht natürlich nicht; denn was man so landläufig dort als esprit français aber bei uns als „deutsche Innigkeit in der Kunst" bezeichnet, ist natürlich auch nur das Ergebniß des Zusammenströmens von Kulturelementen, die sich in ihrer Wanderung an Grenzlinien und an Schlagbäume nie gekehrt haben. „Die Ideen ziehen durch viele Gehirne hindurch, die weder eine Ahnung von ihrem Werth, noch von ihrer Fruchtbarkeit haben, bis sie entdeckt und erneuert von Genie werden. Gemäß den Einflüssen ihrer Umgebung, gemäß den Neigungen ihrer Rasse, gemäß den Gesetzen ihres Temperaments, sind es diese Genies alsdann, die alte schon hundertmal gehörte Themen wieder umformen. Es ist also vergeblich, den Ursprung der Ideen zu suchen. Die Denker und Künstler sind alle solidarisch. Eines nur bedürfen solche menschliche Schöpfungen; der Bearbeiter muß eigene Empfindung dem Werke verliehen haben; das ist alsdann sein individueller Charakter." Mit diesen Worten fertigt Hallays jene ab, welche die nationale Seele kurzsichtig vor jeder Berührung mit der übrigen Welt bewahren möchten, wie auch jene chauvinistischen Rechenmeister, die aus nationaler Eigenliebe immer herauszurechnen vermögen, daß jeder Ton, der irgendwo einmal draußen angeschlagen worden ist, doch schließlich am Ende aller Enden auf einheimische Künstler in seiner Urentstehung zurückzuführen sei.

Die nationalen Kulturen Europas sind längst europäische Kulturen geworden; das entscheidende liegt allein darin, daß dieser Prozeß, der sich Jahrhunderte hindurch langsam und mit großen Unterbrechungen abgespielt hat, heute in rapider Entwicklung begriffen ist; inniger und inniger wird die Berührung der Nationen und trotzdem wächst auch scheinbar unablässig der Haß der Nationen gegen einander, während doch der Unterschied der Rassen, der Sitten, der Interessen sich mildert. Woher dieser Zwiespalt?

„Ich glaube, daß bisher der intellektuelle Austausch zwischen der Elite verschiedener Nationen fast ohne Wirkung für diese selbst gewesen ist. Nur dem Philosophen und dem Künstler wurde damit das Gefühl der internationalen Solidarität gegeben. Allein diese Empfindung, die uns vor der Barbarei retten wird, wird weiter und immer weiter um sich greifen, je mehr sich in jeder Nation die Kenntniß fremder Sprachen und Litteraturen ausbreitet. Und so sollten wir weit davon entfernt sein, uns darüber zu entsetzen, wenn Ausländer in Frankreich gelesen und bewundert werden; wir sollten vielmehr uns darüber freuen."

Solche Gesinnungen eines Franzosen verdienen in Deutschland Beachtung, auch darum, weil wir von dieser Vorurtheilslosigkeit gleichfalls lernen können.

P. N.

Vorträge und Aufsätze von August Kluckhohn, weiland auch a. o. Professor in Göttingen. Herausgegeben von K. Th. Heigel und Ad. Wiede. München und Leipzig, Verlag von R. Oldenbourg. 1894.

Das mit einem Vorwort C. Th. Heigel's versehene Buch enthält eine Reihe geschichtlicher Aufsätze aus dem Nachlaß des verstorbenen Historikers, die auch für den Laien eine Fülle des Interessanten bieten. Die erste Abtheilung gibt uns eine lebensvolle Darstellung von Persönlichkeiten, die in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts an der Wiedererhebung Preußens gearbeitet haben. Mit Wärme, aber frei von der Einseitigkeit eines übertriebenen Patriotismus, wird uns das Lebensbild der Königin Luise entrollt, welche in ihrer Weise die Ursachen des tiefen Sturzes begriff und in diesem Sinne auf den König einwirkte. In einem Brief, den sie im Jahre 1809 an ihren Vater richtet, bekennt sie selbst: „Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen mußte, wie

es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt." Und von dem gehaßten Franzosenkaiser schreibt sie in richtiger geschichtlicher Würdigung der Dinge: „Es wäre Lästerung zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben." In den darauf folgenden Aufsätzen über Stein, Scharnhorst, Blücher, Gneisenau und Klausewitz wird uns in lebhaften Zügen die schwere Arbeit vorgeführt, welche nothwendig war, um den preußischen Staat wieder mit neuer Kraft zu beleben. Von besonderem Interesse für unsere Zeit ist hierbei die Schilderung der Stein'schen Bestrebungen, welcher „allen Spekulationen abhold" an das historisch Gewordene anknüpfend die Grundlagen zu dem modernen Preußen legte. „Durch Theilnahme an den Kommunal- und Nationalangelegenheiten, durch freie Thätigkeit im freien Staate, soll das Volk sittlich und politisch erzogen, sollen alle Kräfte geweckt und fruchtbar gemacht werden im Dienste des Vaterlandes." Gewerbefreiheit, Freiheit des Gütererwerbes, freiheitliche Ausgestaltung der Gemeindeverfassung, das sind die Hebel, die Stein ansetzen will, um den Staat wieder zu neuer Kraft zu erheben, eine wohlthätige Mahnung für unsere heutigen Konservativen, deren Patriotismus mit solcher Vorliebe auf jene Zeit hinzuweisen pflegt, die aber gerade auf diesen Gebieten so sehr die Stein'schen Ideen verleugnen. In einem lehrreichen Kontrast zu dem Ideal, das man heut von einem schneidigen Offizier sich vorzustellen gewöhnt ist, steht auch das Bild Scharnhorst's, das uns der Verfasser gibt. „Sein nachlässiger Gang, bei etwas vorgebeugter Körperhaltung, er schlenderte sogar unsoldatisch einher, seine bedächtig langsame Rede, seine Geringschätzung aller Aeußerlichkeiten, erinnerte mehr an den Gelehrten, den Professor in Uniform, als an die stramme Art preußischer Offiziere."

Von selbständigerer Bedeutung ist das Ergebniß der Forschungen, das uns Kluckhohn in der zweiten Abtheilung der Aufsätze über das bayerische Kulturleben im vorigen Jahrhundert, insbesondere über die damalige verderbliche Wirksamkeit der Jesuiten auf dem Gebiete des Erziehungswesens, sowie über die Reformbestrebungen Ickstadt's, über die Illuminaten und über die Aufklärung in Bayern unter Carl Theodor gibt. Gestützt auf archivalische Studien in den Handschriften der Hof- und Staatsbibliothek sowie des Archivkonservatoriums zu München entrollt der Verfasser ein Bild der kulturfeindlichen Herrschaft des Jesuitismus zu jener Zeit in Bayern, dem es zeitweise gelungen war, auch auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens zur Herrschaft zu gelangen und die studirende Jugend von aller ketzerischen, geistigen Nahrung streng abzuschließen. Die Schilderung von dem mechanischen Gedächtnißkram, auf welchen diese Erziehungsmethode das Hauptgewicht legte, während sie die heidnischen Schriftsteller fast vollständig von den humanistischen Studien ausschloß, die geistige Bevormundung, welche soweit ging, daß die Erben selbst bestraft wurden, wenn man im Nachlaß des Erblassers verbotene Bücher vorfand, erscheint uns heut kaum noch glaublich. Gegen diese geistliche Knechtschaft eröffnete der Freiherr von Ickstadt, dessen hohe Verdienste um das Unterrichtswesen des 18. Jahrhunderts uns vorgeführt werden, einen muthigen Kampf. Trotz der heftigen Anfeindungen seitens der Jesuiten gelang es ihm als Direktor der Universität Ingolstadt, den Kurfürsten auf seine Seite zu ziehen und ihn davon zu überzeugen, daß „nicht durch die Wissenschaft die christkatholische Religion in Gefahr komme, daß vielmehr die Wissenschaften das sicherste Mittel wider den Unglauben und die ketzerischen Trennungen seien". Als im Jahre 1773 der Jesuitenorden durch ein Breve des Papstes Clemens XIV aufgehoben wurde und es Ickstadt gelungen war, den Kurfürsten zu bewegen, daß das Vermögen des Ordens zu Unterrichtszwecken verwendet wurde, entwickelte der 70jährige Greis noch eine bewunderungswürdige Thätigkeit. Er kann als der erste Verfechter des Realschulwesens angesehen werden, indem er zu jener Zeit bereits die stärkere Pflege der Naturwissenschaften und Mathematik beim Unterricht angestrebt wissen wollte. — In einem interessanten historischen Verhältniß zum Jesuitismus wird uns vom Verfasser der Orden der Illuminaten vorgeführt, dessen Gründer, Weishaupt, bei den Jesuiten erzogen war und welcher nach dem Vorbild seiner Erzieher eine Organisation schuf, die den Kampf für die Aufklärung zu führen berufen sein sollte.

Die dritte Abtheilung der Aufsätze bringt anziehende Schilderungen des Lebens und Wirkens bedeutender Historiker unserer Zeit, deren eigenartige Persönlichkeiten von besonderem Interesse dadurch ... daß sie niemals durch ihre Studien in der Vergangenheit das ... für die Geschichte der Gegenwart verloren haben. Besonders ... Ludwig Häusser, daß die Geschichte ihren höchsten Werth ... die Verbindung mit dem Leben erhalte. Schon in einem im ... in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten ... scheidet der große Geschichtsschreiber zwischen den Historikern ... und den noch immer fehlenden aber doch dünn gesäten ... Lebens. Letztere hätten die Bestimmung, die Nation für die ... Gegenwart zu erziehen. Durch seine politische Thätigkeit bezeugte ... auch, daß es ihm ernst damit war, das Resultat seiner ... Studien für sein Volk zu verwerthen, und als der Minister ... Jahre 1870 (drei Jahre nach dem Tode Häusser's) der badischen ... den Bündnißvertrag von Versailles vorlegte, gedachte er in ... mit Recht der Manen Häusser's, der wie kein Anderer, zumal ... deutschland, die Herzen der Jugend patriotisch erwärmt habe — ... Schilderung Ranke's hebt der Verfasser besonders hervor, wie ... wissenhafte Forscher zugleich den künstlerischen Beruf des Historikers ... iont habe. „Die Aufgabe des Historikers," schreibt Ranke ... schichte der Päpste, „ist zugleich Kunst und Wissenschaft. ... Forderungen der Kritik und Gelehrsamkeit so gut zu erfüllen, ... eine philosophische Arbeit, aber zugleich soll sie dem gebildeten ... denselben Genuß gewähren, wie die gelungenste litterarische ... bringung." Ein Aufsatz über Georg Waitz, den berühmten ... deutschen Verfassungsgeschichte und Erinnerungen an Julius ... der in selbstloser Hingabe die Kraft seines Lebens der Sichtung ... öffentlichung der alten Reichstagsakten gewidmet, bilden den ... Buches. Dasselbe wird allen denjenigen, die sich für die Kultur... der neueren Zeit interessiren, viel des Anregenden und Belehrenden ...

E. Friedemann

Ordre des avocats à la Cour d'appel de Bruxelles. Re... professionelles. Rapport de la commission du con... l'ordre. Brüssel. 1894. Emile Bruylant.

Seit Oktober 1893 wird in Belgien ernsthaft an der ... tion des Anwaltstandes gearbeitet. Die von dem Vorstande der ... Anwaltskammer erforderten Gutachten und Vorschläge sind ... fünf der angesehendsten Advokaten gebildeten Kommission zur ... unterbreitet worden. Aus dem uns vorliegenden Kommissions... greifen wir nur diejenigen Stellen heraus, welche sich auf den ... Advokaten La Fontaine, die Advokatur den Frauen zugänglich zu ... beziehen (S. 23, 39 ff.). Die Kommission hat diesen Antrag ... Stimmen gegen zwei angenommen. Sie hält die von den Gegnern ... führten Gründe, die Ausübung der Advokatur sei mit der sozialen ... welche die Vorsehung den Frauen zuertheilt habe, unvereinbar, ... genüge nicht in geistiger Beziehung den Anforderungen, welche ... Advokaten gestellt werden, nicht für stichhaltig. Es heißt dann ... „Die Kommission hält es für durchaus unlogisch, den Frauen einerseits ... Erlangung der akademischen Würden zu ermöglichen, wie dies ... Gesetz vom 10. April 1890 geschehen ist, ihnen andererseits aber den ... zu den Berufen zu verschließen, zu welchen sie für befähigt erklärt ... wird behauptet, daß, wenn man die Frauen zur Anwaltschaft ... alle Frauen Rechtswissenschaft studiren würden. Dies ist aber ... thum Es gibt Frauen, welche viel geeigneter sind, den Anwalt... auszuüben, als manche Männer. Die Frauenbewegung, welche ... allmähliche Emanzipation der Frauen bezielt, welche die Frauen ... einer oft ungerechten, bisweilen verhaßten Vormundschaft zu ... trachtet, muß von Männern ermuthigt werden, die sich ... Vorurtheile bestimmen lassen, neue Ideen zu bekämpfen. Diese ... gung wird zweifellos, nachdem sie sich von einigen Uebertreibungen ... gemacht haben wird, eine der großen Bewegungen des zwanzigsten ... hunderts werden. Die Frau hat ihren Platz in der Familie? ... diejenigen, welche keine Familie haben? Sind sie klug, thätig, ... so müssen wir sie für den Beruf geeignet erklären, für welchen ... Bestimmung in sich fühlen: die Gesellschaft hat nicht das Recht, ... hindern."

Wir müssen hinzufügen, daß diese mannhaften Worte ... Brüsseler Anwaltschaft keinen Widerhall gefunden haben. Die ... versammlung der Brüsseler Advokaten hat den Beschluß ihrer Kommission ... gemißbilligt.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

den Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). nnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim r durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. h (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

n Abonnement mit dem 31. März abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht

Es ist nie ganz leicht gewesen, zu wissen, ob ein Artikel jenen Zeitungen, die der Regierung weißes Papier zur fügung stellen, offiziösen Ursprungs gewesen ist oder iger erhabener Geburt und nur dem Kopfe eines Jour- sten entstammend. Die offiziöse Presse gehört zu jener ourage großer Herren, deren Dienstleistungen besonders iem darum sind, weil die Dienenden darauf dressirt den, heute durch ein wohlwollendes Klopfen auf die ulter in voller Oeffentlichkeit belobigt zu werden und gen in barscher Kälte zu hören: Sie, mein Herr, Sie ' ich nicht, He! He!

Noch weit schwieriger ist es aber, heute zu ahnen, welche Leistung offiziöser Abstammung ist, welche nicht; welche von der Regierung stammt, welche aus den Redaktionen; denn damit etwas von der Regierung stamme, muß es so etwas geben, was man als Regierung bezeichnen kann.

Nun sind wir zweifellos genau mit so vielen Ministern gesegnet, wie Portefeuilles innerhalb der Regierung zur Verfügung stehen; auch die Besetzung der anderen hohen Staatsämter läßt nicht das geringste zu wünschen übrig, natürlich in Bezug auf die Ausfüllung der durch Zeit und Umstände entstandenen Lücken. Allein wenn das Wort Regierung auch gleichzeitig ein Kollegium bedeutet, das einheitlich nach vorgezeichnetem Plan die ministeriellen Geschäfte erledigt, dann wird man im Hinblick auf die Erfahrungen, die wir gemacht haben, in seinem Urtheil wohl zwischen zwei Annahmen wählen können. Vielleicht neigt der eine zu der Ueberzeugung, wir seien so glücklich, sogar mehr als eine Regierung zu besitzen, und zwar insofern, als diese Minister nach diesem Plane regieren und jene Minister nach jenem Plane; vielleicht behaupten aber auch andere, wir besäßen eigentlich gar keine Regierung, insofern nämlich nach einem Plane überhaupt nicht regiert wird; denn das Staatsschiff bediene sich jener angenehmen Art der Fortbewegung, daß es heute sich von einem Windstoß aus dieser Himmelsrichtung treiben läßt und morgen von einem Windstoß aus der entgegengesetzten Himmelsrichtung. Will man gerecht entscheiden, so wird man zuzugeben geneigt sein, daß die eine Behauptung erweislich so zutreffend ist, wie die andere, und daß beide Behauptungen eigentlich so ziemlich dasselbe besagen über jenes ersehnte „zielbewußte Regiment“, dem Graf Caprivi zum Heile Deutschlands Platz machen mußte.

Heute eine Ermunterung für die Agrarier; morgen eine kalte Douche auf ihren hoffnungsfreudigen, gut frisirten Schädel; übermorgen wieder eine Douche und einen Tag später eine erneute warme Aufmunterung. Bei so abwechslungsreicher Politik muß ein Minister schon ein anerkennenswerth gutes Gedächtniß haben, um sich deutlich zu erinnern, was seine „Regierung“ vor acht Tagen gewollt hat; ein armer Offiziöser aber, der über dieses Wollen erst aus zweitem und drittem Munde unterrichtet wird, kommt

augenscheinlich in die Gefahr, nur noch politisch Blindekuh zu spielen. Er greift mit verbundenen Augen hierhin und dorthin, um vielleicht im falschen Augenblick gerade den Falschen zu packen und den Richtigen laufen zu lassen. Will man also die Offiziösen für die Regierung und die Regierung für die Offiziösen verantwortlich machen, so zwingen die heutigen Verhältnisse aus Gerechtigkeit dazu, sehr milde zu urtheilen, denn die Regierung kann natürlich die Offiziösen nicht über ihre Absichten unterrichten, bevor sie solche Absichten hat; und auch der vorzüglichste Offiziöse kann erklärlicherweise nur jene Gedanken errathen, die gedacht worden sind.

Ist unter solchen Umständen das Metier des Offiziösen heute schwieriger als je, so besteht doch in einem und zwar in einem besonders charakteristischen Punkte eine sichtbare und erfreuliche Fühlung zwischen Regierung und offiziöser Presse; beide bemühen sich nämlich gemeinsam dem agrarischen Junkerthum klar zu machen, daß die Regierung eigentlich genau so agrarisch und genau so junkerlich gesinnt sei wie das agrarische Junkerthum selbst; und wenn die Junker zur Regierung sagen: la bourse ou la vie, so sei solche Anrede zwar ein wenig rauh, aber doch auch von herzstärkender ländlicher Kraft und vor Allem am Ende aller Enden vollständig berechtigt. Käme man nicht alsogleich jener völlig zu billigenden Aufforderung nach, so liege es eigentlich nur daran, daß man einen fatalen kleinen Knopf an der Tasche nicht gar so schnell aufbekomme. Man kann sagen, Regierung und offiziöse Presse verwenden im Augenblick ein ungewöhnliches Maß von Intelligenz darauf, um zu zeigen, wie bereit man ist, den Staatsknopf zu öffnen, und wie gerechtfertigt nur ein klein wenig Geduld sei, um den niederträchtigen widerspenstigen kleinen Knopf langsam aufzubekommen, den man doch nicht einfach abreißen dürfe. In der Unterstützung dieser Regierungspolitik herrscht Konsequenz auch bei der offiziösen Presse.

Den interessanten, völlig klassischen Typus eines Artikels nach diesem Zuschnitt produzirt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ bei Besprechung der Erörterungen im Reichstag über die Kündigung des Handelsvertrages mit Argentinien.

Herr von Marschall hatte mit sehr guten Gründen, aber doch mit vorsichtigster Schonung jeder agrarischen Empfindlichkeit vor einem handelspolitischem Bruche mit Argentinien gewarnt. Diese milde Ablehnung ist aber noch nicht milde genug gewesen, und so entschließt sich die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ dazu, den Agrariern klar zu machen, daß die Regierung ja eigentlich auch in diesem Punkte genau so denke wie die Agrarier; das offiziöse Blatt eröffnet in dieser Beziehung folgende weite Perspektive:

„Es ist auf die Nothwendigkeit hingewiesen, den amerikanischen Weizen vom deutschen Markt fernzuhalten, und die Kündigung des argentinischen Handelsvertrages als der erste Schritt nach diesem Ziel hin bezeichnet. Der Antrag soll den Ausgangspunkt für eine weitere Kündigung von Handelsverträgen mit den amerikanischen Staaten bilden, kurz eine große handelspolitische Aktion inauguriren. Ist diese Auffassung zutreffend, so würde uns wieder nicht verständlich sein, worin der scharfe und prinzipielle Gegensatz, in welchem man sich mit dem bezeichneten Ziel zur Politik der Regierung zu befinden glaubt oder sich zu befinden den Anschein erweckt, bestehen soll. Wir könnten uns sehr wohl denken, daß unsere Regierung genau nach demselben Endziel hinstrebt und daß sie lediglich der Ansicht ist, daß die Ausführung des Antrages v. Heyl uns auf dem Wege nach diesem Ziel auch nicht im geringsten fördert, sondern nur vermeidbaren Schaden anstiften würde. Dann würde der „Gegensatz“ also wieder auf den Bereich einer reinen Opportunitätsfrage zusammengedrückt sein.“

Ist das die Ansicht der Regierung schon heute? Wahrscheinlich nicht; aber wenn man die Agrarier mit diesen Mitteln beschwichtigender Aufmunterung behandelt, dann wird die Regierung bald einem Druck ausgesetzt sein, daß sie solche Absichten morgen hegen muß. Unmöglich ist Nichts. Wir rutschen abwärts, und warum sollten wir nur in der Währungsfrage rutschen? Und warum rutschten wir? Weil die Agrarier sich zu einer Macht organisirt haben, und wann kommt der Augenblick, wo die bürgerlichen Parteien unter so drohenden Anzeichen dem Beispiel jener folgen?

In den Zeitungen ist ein Streit darüber ent…
ob Fürst Bismarck ein Antisemit gewesen sei oder …
Die einen produziren ein vollgültiges Zeugniß, au…
hervorgeht, daß er kein Antisemit gewesen ist, und …
duzirt auch die „Kreuz-Zeitung“ ein ebenso vollg…
Zeugniß, aus dem hervorgeht, daß Fürst Bismarck
unzweifelhaft über die antisemitische Bewegung und
Herrn Stöcker insbesondere seine Freude dokumentirt h…
eins dieser widersprechenden Zeugnisse darum als …
würdig zu betrachten? Gewiß nicht.

Fürst Bismarck war ein Freund von Ferdinand …
und bekämpfte dann die Sozialdemokraten bis aufs …
Fürst Bismarck bekämpfte das Centrum bis aufs Me…
sagte den Altkatholiken in einer berühmten Zwiesprache …
gehört eigentlich das gesammte katholische Kirchengut. …
Bismarck ließ die Altkatholiken hilflos zu Boden fallen …
sagte dem Centrum, die Kulturkampfgesetzgebung …
Stuck- und Maurerputz gewesen; Fürst Bismarck drü…
Nationalliberalen an die Wand, daß sie quietschten, …
sie wieder groß als Gegengewicht gegen die Kreuzze…
partei und die Ultramontanen. Warum sollte er …
Herrn von Hammerstein und Herrn Stöcker die Ueberze…
erregt haben, daß er ein Antisemit sei, und warum …
nicht den verstorbenen Herrn von Bleichröder umar…
Herrn Behrend, seinem Geschäftsfreund, gesagt haben …
nicht Antisemit.

Fürst Bismarck verfolgte seine Ziele heute auf …
und morgen auf einem andern Wege; schade nur, …
Anschauungen, die er wechselnd für seine Pläne au…
in Menschen von Fleisch und Blut stecken, und …
Werkzeuge, die er schliff und dann verwarf, Partei…
Leidenschaften geworden waren, die einmal ins Leben …
nicht wieder auf Befehl verschwanden, um erst au…
von Neuem zu erstehen. Hier vor Allem gilt die me…
phelische Satzung: Beim ersten bist du Herr, beim …
bist du Knecht. Und aus dieser Entwicklung gerade …
sich auch so mancher Zug unserer heutigen Misere.

In Schmalkalden-Eschwege ist der antisemitische …
Iskraut gegen den Sozialdemokraten gewählt worden …
Zahlen ergeben deutlich genug, daß der glänzende S…
Iskraut zum Theil durch Unterstützung freisinniger Stimm…
beigeführt worden ist, obgleich der Kandidat der Volk…
gegen eine solche Schwenkung seiner Anhänger sich mi…
Entschiedenheit ausgesprochen hatte. Ein Ausgang …
Art ist aufrichtig zu bedauern, denn während ein …
demokratischer Abgeordneter mehr oder weniger für …
politische Entwicklung überhaupt keine naheliegend…
fahr bedeutet, bedroht ein reaktionärer Wühler …
Pfarrer Iskraut unmittelbar die gesunde Entwick…
Deutschland; er verstärkt jene Gefahren, die …
Kreuzzeitungsgruppe uns unmittelbar vor die Thür …
sind. Nach dieser Richtung hin die Anschauun…
Bevölkerung zu klären, ist eine dringende Pflicht.

Zwei Politiker des Centrums sind gestorben. De…
ordnete von Schalscha und Herr von Schorlemer-Alst …
von Schorlemer-Alst war ein politischer Reaktionär …
ein Ultramontaner, und seiner Abstammung nach …
Junker; aber ein Junker von jener Art, wie sie im …
der Landwirthe das große Wort führen. war …
Er vertrat politische Ideale, die wir bekämpfen, …
vertrat doch nicht vor Allem das Interesse des Geldbeutels …
Standesgenossen, und darum war er eine politische …
er wurde gehoben, weil er für Ideen kämpfte und …
nie auf jenes tiefste Niveau herabgedrückt, von …
das eigene egoistische Interesse und das der …
höchste und einzige Idee erscheint.

Auch Prof. Ernst Rudo ist gestorben, der …
Zeitschrift Beiträge zugewendet hat. Er war ein Man…
außerordentlicher, fast beispielloser Herzensgüte, und …
von beispielloser Hilfsbereitschaft, für jeden, der sich …
wandte. Dieser persönlich so bescheidene und gütige …
hatte nur einen Stolz, es war der, daß er zugleich …

er akademischen Lehrthätigkeit ein unabhängiger Richter . Von der stolzen Aufgabe des Richters hatte er die ste Vorstellung; eine so hohe und so überfeine, daß er sich nals entschloß, seine freisinnigen Anschauungen entsprechend en Fähigkeiten in politischer Wirksamkeit zu bethätigen, auch der fernsten Möglichkeit aus dem Wege zu gehen, h eine schroffe Parteistellung in öffentlichen Fragen die terliche Vorurtheilslosigkeit zu alteriren. Und dieser Mann seinen humanen Eigenschaften und seinem Fleiß wurde leich zu einem Bahnbrecher; er ist der erste jüdische Stadt- ter gewesen, der in Preußen eine Anstellung gefun- hat.

In Madrid übten am militärischen Geiste der spanischen nee einige Zeitungen Kritik. Die kritisirten Militärs zogen auf vor die Redaktionen, prügelten die Redakteure und rümmerten heldenhaft die Utensilien; also ein Fall Kirch- wirklich großen Stils, der denn auch dazu geführt hat, Ministerium zu stürzen und eine Art Militärdiktatur Madrid ins Leben zu rufen. Dieser Vorgang bietet Elemente, um Gegenwart und Vergangenheit in einem entlichen Zug zu charakterisiren. Es ist der Kampf des rlebten Faustrechtes, das überhaupt keine Schranken an- nnt, mit der freien Kritik, die keine anderen Schranken rkennt, als das moderne Gesetz.

* * *

Politik und Wirthschaft.

Als im Jahre 1880 ein namhafter Bruchtheil, darunte. ige der Führer und Begründer, aus der nationalliberalen aktion des Reichstags ausschied — der Zufall improvisirte : sie den Namen der Secession — ward von beiden Seiten erkannt, daß die Ursache des Bruches wesentlich in der einungsverschiedenheit über eine Hauptfrage gegeben sei. amlich: wie weit der Gegensatz wirthschaftlicher Auffassung . Zusammengehen in politisch geschlossener Reihe möglich che. Während der vorausgegangenen zwei Jahre hatten die Zweifel immer wieder und immer stärker eingestellt. dlich wurde sich der eine Theil der Unversöhnlichkeit der egensätze so sonnenklar bewußt, daß er die Trennung als vermeidlich vollzog. Man hatte sich den Entschluß nicht cht gemacht, und die Nachtheile, die er bei dem unseligen utschen Hang zur Zersplitterung haben mußte, wurden ht übersehen. Aber, alles wohl erwogen, siegte die Ein- ht von der Unvermeidlichkeit der Scheidung. Ich über- hm es damals, den Betrachtungen, die zu dem Entschluß führt und die sich für die Zukunft daran knüpften, in gehender Weise Ausdruck zu geben. Es geschah ohne liche Animosität, ohne Vorwürfe, mit dem offenen Zu- ständniß, daß erst nach Jahren die künftige Entwicklung r Dinge die Antwort über die Richtigkeit des Verfahrens en könne. Zum Wahrzeichen dieser gelassenen Auffassung te ich damals der Schrift, die ich unter dem Titel „Die cession"*) veröffentlichte, das Motto voran: „Geh Du htwärts, laß mich linkwärts gehen".

Wer vor beinah einem halben Säkulum in die Politik gezogen ist, wird schwerlich von dem Ehrgeiz besessen sein, h nie geirrt zu haben. Aber wenn ich über Einen Punkt it mir vom ersten Moment bis auf den heutigen Tag im inen geblieben bin, so ist es der, um den es sich damals ndelte. Wenn jemals die Zeit eine Voraussicht als richtig nktionirt hat, so diesmal.

Ich versetze mich in die Lage, daß ich jüngst bei der erhandlung über die Kündigung des argentinischen Han- lsvertrags noch als Mitglied der nationalliberalen Frak- on auf meinem Platz im Reichstag gesessen hätte. Die edankenevolution ist zwar, wie ich gestehen will, nicht gerade eine leichte Aufgabe; aber was man ein Dutzend Jahre mitgemacht hat, läßt sich am Ende auf dem Wege der Fiktion doch einigermaßen wieder suggeriren. Und nun hätte sich jene Szene abgespielt zwischen einem Redner meiner, der nationalliberalen Partei, und dem Staats- sekretär des Auswärtigen, eine Szene, welche nach dem steno- graphischen Bericht sich schon schroff genug ausnimmt, nach dem Zeugniß der Anwesenden aber einen Zusammenstoß der wildesten Heftigkeit darbot, bei dem die Ultras der Rechten dem Redner mit den ungeberdigsten Wuthausbrüchen Satz für Satz sekundirten und einmal so maßlos, daß der Prä- sident zur Ruhe mahnend einschreiten mußte. Um was aber drehte sich der Kampf? Der Minister vertheidigte die Politik der Handelsverträge, die vor weniger als zwei Jahren von der großen Mehrheit des Reichstags als eine rettende That im Interesse des gemeinen Wohls durch- gefochten worden war, für welche der Kaiser seine energische Für- sprache eingesetzt hatte, zu deren Gunsten — und das fällt bei diesem Gegensatz am meisten ins Gewicht — der große Bürgerstand von Gesammtdeutschland in äußerster An- strengung, mit selten dagewesener Ermannung und Ein- stimmigkeit seine Kräfte aufgeboten hatte.

Es ist doch kein Geheimniß, daß der gegen Argentinien gerichtete Antrag nur das dünne Ende des Hebels bedeutet, welcher zum Umsturz der gesammten Handelsverträge die erste Bresche legen soll. Bereits sucht man von derselben Seite auch als eine notorische Weisheit zu verbreiten, daß überhaupt diese Handelsverträge ein grober Fehler gewesen und ein Gegenstand allgemeiner Enttäuschung seien. Und von wem gehen alle diese Angriffe aus, wer hat in der Sitzung vom 14. März den Redner mit Wuthbeifall ermun- tert, daß er den — nach Caprivi's Abgang noch stehen gebliebenen — Repräsentanten der Vertragspolitik als den Vertheidiger der größten Thorheiten zu verschreien — wenigstens versuchte? — Die Rechte, man kann wohl sagen: die äußerste Rechte!

Blickt man zurück, wie diese Gegensätze sich seit fünf- zehn Jahren immer mehr entwickelt und verschärft haben, bedenkt man, wie immer mehr, ganz besonders aber seit dem Fall Caprivi's, zunächst in Preußen und eben dadurch im Reich eine Kastenherrschaft zu politischer und ökonomi- scher Beschlagnahme der Gesetzgebung sich hervordrängt, so muß man doch sich blind machen, um nicht zu sehen, daß die Gesammtheit der politischen Existenzfragen hier zur Ent- scheidung steht. Von einem Gegensatz einfach zwischen Frei- handel und Schutzzoll kann ohnehin schon längst nicht mehr die Rede sein. In den zwei großen Angelegenheiten der Handelsverträge und der Goldwährung steht die ganze Industrie ohne Rücksicht auf Zollsysteme mit der Gesammt- heit des Bürgerthums auf derselben Seite. Was auf der anderen Seite steht, nennt sich zwar agrarisch, ist aber in Wirklichkeit die reaktionärste aristokratische Partei, welche nach der s. Z. vom Fürsten Bismarck ausgegebenen Parole den Bruder Bauer zum Vorspanne nimmt. Daß das so kommen müsse, ja, daß es nach Fürst Bismarck's Absichten so kommen sollte, als er bereits im Jahre 1875/76 nach der Enthüllung des Herrn v. Heydebrand und v. d. Lasa in das Programm einer neu sich bildenden deutsch-konservativen Partei eingeweiht wurde, dies hatten die Urheber der Secession vorausgesehen. Es sei gestattet, aus jener im Jahre 1880 verfaßten Schrift ein Zeugniß dafür anzuführen. Hier heißt es u. A.: „Das Bürgerthum, der Mittelstand ist in der Welt kaum seit hundert Jahren eine Macht geworden. Es muß sich erst noch zeigen, ob eine Gesammtheit, die ihrer Natur nach auf die individuelle Bethätigung fried- lichster Kräfte angewiesen ist, sich dazu eignet, dauernd im Besitz ihrer Machtstellung zu bleiben; ob die Vertheidigungs- werkzeuge, welche ihr zum Sieg über den Feudalismus ver- halfen, stark genug sind, um zu widerstehen, wenn der kaum zurückgedrängte alte Feind im Bunde mit einem neuen zum Sturm anrückt; es muß sich erst noch zeigen, ob das Bürgerthum seinem Beruf gewachsen ist, die friedliche Ent- wicklung der humanen Kultur zu schirmen gegenüber ge- waltsamen Angriffen, welche die Weltbeglückung nach alten über-

*) 1881 bei Springer, Berlin.

lebten und zugleich nach neuen phantastischen Ideen in Angriff nehmen. Soweit es dem mitten in der Zeit Stehenden möglich ist, deren Strom und Richtung zu beurtheilen, ist das recht eigentlich das A und O, um welches sich die Geschicke der Gegenwart drehen, zumal in Deutschland. Nicht um etliche Mark Zoll auf Eisen oder Baumwolle handelt es sich in dem Streit um die wirthschaftlichen Prinzipien, sondern um Leben oder Tod auf dem Felde der freien, friedlichen, modernen Entwicklung. Aber ein und derselbe Faden spinnt sich von dem kleinen Streit um die Mark Zoll in fortlaufendem, untrennbarem Zusammenhang bis zur entscheidenden Antwort auf jene große Lebensfrage fort. Wer das nicht aus der logischen Verkettung der Ideen zu entnehmen vermag, der entnehme es aus ihrer geschichtlichen Verkettung. Wer sich die Dinge ernst genug ansehen will, um ihre innerste Wesenheit zu erkennen, wird nicht mehr zu dem wunderlichen Schluß gelangen, daß in einer und derselben politischen Partei heute noch wie ehemals Raum sei für die entgegengesetzten wirthschaftlichen Auffassungen." Heute sind es nicht mehr lediglich die einzelnen Maßnahmen, ja, es ist nicht einmal lediglich die Tendenz der Vorschläge, nein, es ist der ganze Geist des Vorgehens, welcher charakterisirt, daß der Kampf von feudaler Seite gegen den Geist der Neuzeit mit Erbitterung und Ingrimm geführt wird. Es giebt typische Figuren im Reichs- und Landtag für die Personifikation dieses Geistes, welche man gar nicht bei Namen zu nennen braucht, um sie näher zu bezeichnen. Diese waren es, welche mit höhnischen Zurufen den nationalliberalen Redner gegen den die Handelsverträge vertheidigenden Minister anfeuerten. Jener half ihnen so flott ihrem Herzen Luft machen, welches auf die ganze Gesellschaft des bürgerlichen Betriebes überhaupt als eine niedrige, an der Landwirthschaft zehrende Schmarotzerpflanze herabsieht. Nennt doch das blaue Blut, wenn es unter sich ist, den preußischen Handelsminister bekanntlich schon den „Schacherminister". Gewiß, es giebt verschiedene Arten von Konservativen. Wie anders lautet noch z. B. das Urtheil eines von ihnen, der sicherlich nicht modern angekränkelt war. Heinrich Leo, der Hallenser, schrieb vor sechzig Jahren: „Handel und Bildung, also Ueberlegenheit in pekuniärer und geistiger Hinsicht, sind die Mutter Erde, welche die bedrohte Nation nur fest unter ihren Füßen zu fühlen braucht, bei deren Besitz sie sich nur behaupten muß, um getrost die größten Heeresmassen verlachen zu können, die wohl einen einzelnen Sieg erfechten, oder auf kurze Zeit zu Boden schlagen, nie aber ganz besiegen können, so lange jener goldene Bach des Handels immer von Neuem erfrischende Wellen herantreibt" (Geschichte der italienischen Staaten II, 114). Wenn Herr von Marschall solch ein Wort dem Herrn von Heyl entgegengehalten hätte, das Hohngelächter der treuen Rechten hätte ich hören mögen. Dem wüthenden Ansturm gegen die Börse liegt derselbe Instinkt von Haß und Verachtung wider das gesammte Geschäftsleben zu Grunde. Die paar Bankerotte, Unterschlagungen und Diebstähle, welche ein halbes Dutzend Schwindler und Gauner ins Zuchthaus führten, mußten den lange ersehnten Vorwand liefern, um die Institution der Börse, ohne welche heutzutage der ganze Staat mit seinen Armeen und seiner riesenhaften Produktion, einschließlich der von Weizen und Roggen, nicht denkbar ist, als eine schädliche und verdächtige Erfindung der polizeilichen Ueberwachung bedürftig, hinzustellen. Schon damals war die nationalliberale Partei schwach genug, diesem aristokratischen Rachegefühl zu sekundiren und sich nachschleppen zu lassen, nur um der Gefahr aus dem Wege zu gehen, daß man sie beim ländlichen Wähler, dem berühmten Bruder Bauer, wegen ihres heimlichen Umgangs mit der Börse denunzire. Noch krasser hat sich das jüngst gezeigt, als sie bis auf fünf oder sechs ehrenvolle Ausnahmen unglaublicher Weise den Antrag auf eine Währungskonferenz mit unterzeichnete. In diesen Tagen traf ich mit zwei ehemaligen wackeren Kollegen, einem Fortschrittsmann und einem aus der nationalliberalen Partei, zusammen, der sich gleich mir zur Ruhe gesetzt hat. „Nun", fragte jener, „was sagen Sie zu Ihrem Bennigsen, der den bimetallistischen Antrag mitunter[illegible] hat und sogar in absentia?" „Ach," erwiderte [illegible] geredete, „das war doch nicht unser Bennigsen, ich [illegible] an, es giebt deren zwei." — „Ja freilich", replizirte [illegible] Andere, „es giebt deren zwei, sie stecken nur leider [illegible] Hemde."

Attaken, wie diese von Seiten der Agrarier, gegen [illegible] Währung, gegen die Handelsverträge, auf Monopol[illegible] des ausländischen oder des gesammten Getreidehandels [illegible] Schädigungen großer Industrie- und Handelszweige [illegible] brachozoll) sind ihrer Wirkung nach viel zu problem[illegible] um zu so rücksichtslosem Dreinschlagen einen zureichenden Grund zu liefern. Alle Beweisführungen, wie bei [illegible] währung, wie bei Ausschluß Argentiniens die Ge[illegible] preise, wie bei Ausschluß eines Gerbestoffs die [illegible] der Eichenrinde sich gestalten mögen, sind augen[illegible] viel zu sehr auf künstliche Schrauben gestellt, um [illegible] im Geiste ihrer Urheber, so gewaltsame Eingriffe [illegible] Bestehende zu rechtfertigen. Erklärlich wird das Vorgehen [illegible] die Animosität oder Frivolität, mit welcher die Angreifer [illegible] Gegenstand ihres Angriffs behandeln.

Wenn man erwägt, wie jetzt in ganz Deutsch[illegible] Handel und Gewerbe in die höchste Aufregung ver[illegible] werden durch derartige Angriffe auf ihre wichtig[illegible] Lebensinteressen, wenn man sich erinnert, daß die Gründ[illegible] und das erste glorreiche Jahrzehnt des neuen Reichs [illegible] diese Stände als die Träger der Volksvertretung und Stützen der Reichsregierung in die vordersten Reihen [illegible] rufen hatte; und wenn man jetzt erlebt, wie sie sich [illegible] aufraffen, um nicht feindlich niedergetreten zu werden [illegible] braucht man sich nicht mehr die Frage zu stellen, ob [illegible] mand ernstlich glauben könne, es sei für die einander [illegible] bekämpfenden Gegensätze Platz im Rahmen einer und [illegible] selben Fraktion.

Auch im Centrum hat sich unter dem Gestirn der [illegible] eine aristokratische Schattirung gezeigt; aber die Kirche [illegible] einen besseren Magen als die bürgerlichen Parteien, [illegible] niemals haben diese Gegensätze im Centrum zu so [illegible] lösen Szenen im Reichstage geführt. Gerade die natio[illegible] liberale Partei hat aber in diesen Kämpfen eine ganz [illegible] sondere, von der nicht mehr groß zu nennenden [illegible] ihrer Parlamentarier unabhängige, Bedeutung. Man [illegible] daß unsere Regierung im Reich sich nicht nach Mehrheits[illegible] beschlüssen richtet. So sehr das konstitutionell un[illegible] ist, à quelque chose malheur est bon. Selbst die heutige [illegible] gierung ist noch immer aufgeklärter als die Mehrheit des Reichs[illegible] tags und bildet eine Schranke gegen maßlosen Rückschritt. [illegible] oft hat nun der Reichstag gute und schlechte Beschlüsse mit [illegible] heit gefaßt. Die Reichsregierung hat nie bei Ablehnung [illegible] entschuldigt, daß sie die Mehrheit unberücksichtigt [illegible] Zum erstenmal bei dem Währungsantrag hat sie [illegible] daß sie einem solchen Umstand Rechnung tragen [illegible] Und das kommt wahrscheinlich daher, daß die Mehrheit [illegible] Nationalliberalen den Antrag indossirt hatte. In [illegible] ganz eigens der Kompetenz von Handel und Indu[illegible] unterstellten Fragen, betrachtet man sie, alter Ueberlieferung [illegible] entsprechend, als den korrekten Ausdruck der zuständigen [illegible] Kreise. Und darum sind gerade die älteren, noch [illegible] maßen mit ihrem historischen Ursprung zusammenhängenden Elemente der nationalliberalen Partei darauf angewiesen [illegible] darüber nachzudenken, in welchen schreienden Gegensatz [illegible] Bestandtheile ihres Verbandes zu den ihnen nächststehenden Berufskreisen gerathen sind.

Die letzten Wahlen in Württemberg enthalten [illegible] nicht zu übersehenden Fingerzeig. Einen sehr wirksamen Bundesgenossen gegen die Konservativen und Nationalliberalen hatte die demokratische Partei an der neubelebten Antipathie gegen die preußische Junkerherrschaft, welche [illegible] oben begünstigt, zum so und so vielsten Male eine [illegible] des allgemeinen Niedergangs über Deutschland herauf[illegible] beschwören scheint. Von unbefangenen Augenzeugen [illegible] berichtet, daß das Beispiel der Schwaben für Bayern [illegible] Baden nicht verloren ist. Soll denn immer und immer

er die Warnung recht behalten, daß der Kampf des gerthums für ein freies und einiges Deutschland sein erbliches Hinderniß in der Umgebung des preußischen igsthrones finde?

L. Bamberger.

Freiherr von Roggenbach,

geb. den 23. März 1825.

„Wie soll ich einstmals für dies Land Regierungsmänner finden, da ja doch seit 1866 kaum ein Einzelner sein juristisches Examen abgelegt hat, der einen anderen Gott anbetete als: — den Erfolg!"

Mündliche Aeußerung weiland Kaiser Friedrichs III. aus den achtziger Jahren.

Den siebzigsten Geburtstag eines werthen Freundes herzlichen Worten zu begrüßen, einer solchen Aufforde- wird sich Niemand entziehen wollen. Auch möchte l zu keiner Zeit der Blick auf unbedingt und selbstlos rländische Charaktere wohlthuender und aufrichtender en, als in diesen Tagen ebenso wissensfreier wie issenloser Demagogie seitens ganzer Klassen, welche für die Führerschaft in deutschen Landen als Recht und als stück in Anspruch nehmen.

Die Leser dieser Zeitschrift lassen sich vielleicht gern dem Werden des Mannes erzählen*), der in selten er Reife von den Besten seiner Zeit als Gleicher be- htel und behandelt wurde. Entsprossen ist er dem streng holischen, bis ins Unendliche verschwägerten, sich sehr un- ängig fühlenden Landadel der ehemaligen österreichischen westecke Deutschlands. Die Familienbesitzungen liegen der Umgegend Schopfheims. Sein Vater, im öster- ischen Kriegsdienst aufgewachsen, kommandirte längere re ein badisches Reiterregiment in Mannheim. Durch e Mutter, eine geborene Reichsgräfin von Walderdorff, er mit einem gleichnamigen Erzbischof von Freiburg mit einem nassauischen Staatsminister nahe verwandt. h dünkt, das Schicksal wird kaum wirksamere Mittel nen, um seinen Lieblingen neben kerngesundem Körper hoher geistiger Befähigung recht früh einen in des ens Drange brauchbaren Charakter einzuhämmern, als n solch ein Menschenkind, unter Leuten aufwachsend, die achtet und liebt, sich frühe davon überzeugt, daß es, so jagen, mit jedem Pulsschlage, mit jedem Blutstropfen anders hinaus will als seine Umgebung. So stelle ich Franz von Roggenbach's Jugend vor. Die Studien- in Heidelberg brachte dann die Erlösung. Schlosser d in ihm nicht bloß ein für weltumspannende Ausblicke htes Verständniß sondern einen starken nationalen Hang ein Etwas, was ihm noch selten oder nie vor Augen reten war: — den festen und klaren Entschluß, eine be- ßt ausgebildete Persönlichkeit ausschließlich in den Dienst Nation zu stellen. Wie ein Gärtner hegte und pflegte alte Herr die seltene Pflanze; von Allem, was er in gen Jahren an Erfahrung und Urtheil erworben hatte, er Roggenbach das Beste. Ich weiß von seinem dienjahre zu Berlin nichts zu erzählen; aber bald her tritt er als Jüngster in den Kreis der Häußer, Mohl, Gervinus u. s. w., denen er weder durch die nzende Begabung für das gesprochene oder das ge- iebene Wort, noch auch durch systematische Gelehrsamkeit nbürtig gewesen sein mag, — wohl aber schon damals ch Kenntniß der Staatengeschichte, nüchternes Urtheil, viel Mutterwitz, einen unerschöpflichen Reichthum an geistigen Hilfsmitteln und männliches Vertrauen in die deutsche Zukunft Bewunderung einflößte.

So gelangte der eben Dreiundzwanzigjährige 1848 nach Frankfurt a/M., ein rothwangiger Jüngling, etwas in sich gekehrt und keinem seine Meinung aufdrängend, dabei aber mittheilsam, so oft Jemand sein allezeit eigenartiges, an Ueberraschungen reiches Gespräch aufsuchte. Als die provisorische Centralgewalt errichtet wurde, erhielt er, von allen Seiten empfohlen, leicht eine Stellung als Freiwilliger im Auswärtigen Amte. An allem einzelnen das geschah, fand zwar sein heiter-kritischer Kopf wenig zu loben. Allein das war für ihn, statt eines Einschläferungsmittels wie bei anderen, ein Sporn zu unermüdlicher Arbeit. „In einer großen Zeit so leben, daß man ganz davon durchdrungen wird, das ist's, was die wenigsten können", sagte er mir, als die Lebenswege uns in jenen Tagen zusammenführten. Bis ans Ende hat er dort ausgehalten an der oft nichtigen, oft wahrhaft dornigen Arbeit. Sich mit irgend einer Partei oder Gruppe ganz eins zu fühlen, war ihm versagt. Wie das in menschlicher Natur nun einmal liegt, überließ sich bald ziemlich jeder in Frankfurt, jeder in Berlin, auch unter den besten und vaterländisch gesinnten, irgend einer Einzelströmung, die den einen in das Gespinnst der Grundrechte, den anderen etwa in die Vereidigung des Heeres, alle aber von der thatsächlichen Reichsgründung ablenkte. Ich genoß damals mit ihm einer so innigen Vertraulichkeit, wie sie überhaupt nur denkbar ist. Und so mag man denn mein Zeugniß als vollgültig annehmen, daß er um die Zeit schon, von der hier die Rede ist, im Sommer 1848 zu der Ueberzeugung gelangt war: — alle deutsche Einheit sei so lange undurchführbar und ein Traum, bis sich die österreichische Weltmacht staatsrechtlich außerhalb Deutschlands befände. Jedermann weiß — und ich für mein Theil habe nie in des Fürsten Bismarck Leben irgend eine Geistesthat höher gestellt — daß dem Bundesgesandten der Jahre 1851 bis 1859 dieser Leitsatz preußisch-deutscher Politik früh aufging und von Tag zu Tag bestimmtere Formen annahm. Aber der um 10 Jahre ältere Otto von Bismarck stand 1848, so viel wir wissen, festgewurzelt in der Grundlehre, daß Preußen In omnibus sicut Austria zu gehen habe. Er mußte erst, so zu sagen, am eigenen Leibe erfahren, wie der todte, aber galvanisirte Bundestag in seiner großen Mehrheit kaum etwas anderes als eine ständige Verschwörung gegen Preußen darstellte. Im Sommer 1848 hingegen war die Vorherrschaft Oesterreichs in Frankfurt ein so bequemes wie selbstverständliches Dogma — und Roggenbach's Familientradition wies ausschließlich auf Oesterreich.

Mit dem „Gothaer" und gar mit dem „Erfurter" Versuch sich zu befreunden, wollte Roggenbach nach dem Zusammenbruch der ephemeren Centralgewalt nicht gelingen. Mit einem „Und dennoch!" im Herzen verließ er Frankfurt, um die unausbleibliche Jammerzeit dem Studium der Staatenpolitik und dem Verkehr mit möglichst vielen selbstständigen Politikern zu widmen. Den Tuilerienhof unter Napoleon III. oder die leitenden Kräfte des damaligen England mögen wenige Privatleute so intim kennen gelernt haben, wie er. In diesen Jahren der Umschau wandte ihm der Großherzog Friedrich von Baden sein besonderes Vertrauen zu. Berlin sah den nach wie vor überzeugten Kleindeutschen, der „trotzdem und alledem" nicht verzweifeln wollte, häufig in seinen Mauern. In Bonn knüpfte Roggenbach Beziehungen zu zwei deutschen Fürsten an, mit deren historischen Schicksalen er später in vielfacher Weise verflochten werden sollte: — Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen und Erbprinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg. Der nachherige Kronprinz studirte, „durch seiner Sitten Lindigkeit" ein leuchtendes Vorbild und in der That von Hoch und Niedrig auf den Händen getragen, unter der strengen aber gerechten Leitung des Obersten Fischer. Der Prinz von Augustenburg war mit seinem jüngeren Bruder Christian ein Gegenstand der allgemeinsten Sympathie — ein vorzeitig in die strengste Zucht des Lebens genommener ernster Mann. Den offenen Brief Christians IX., welcher ja die

*) Wer sich weiter zu unterrichten wünscht, findet reiche Ausbeute der „Nation" vom 17. November 1888 und in einer gleichfalls „Franz Roggenbach" betitelten Skizze in Berthold Auerbach's Volkskalender das Jahr 1898. Beide Artikel waren leider anonym.

geöffnete Pandorabüchse des mittleren Jahrhunderts werden sollte, hat dieser zu so Großem geborene Prinz mitten unter seinen juristischen Kollegien erlebt. Roggenbach wurde auch ein intimer Freund des damals auf längere Zeit nach Bonn übergesiedelten geistreichen und hochgebildeten Fürsten Hermann zu Wied.

Es vergingen Jahre, bevor sich ihm ein zwingender Anlaß zum Eintritt in die Politik des Tages bot. Nur einem solchen zu gehorchen, war er entschlossen, und man muß sagen: — er hat den Augenblick gut gewählt! Die Regentschaft in Preußen hatte bereits seit Jahresfrist die Segel des deutschen Schiffes mit neuen Hoffnungen geschwellt, als Roggenbach eines Tages zu Karlsruhe in das Zimmer des leitenden Ministers von Meysenbug mit den Worten trat: — „ich komme mit der Absicht, Sie zu stürzen.“ Baron Meysenbug hatte geglaubt, das von einer katholischen Mehrheit bewohnte Baden nicht dauerhafter ins österreichische Fahrwasser lenken zu können, als wenn er mit dem heiligen Stuhle ein Konkordat schlösse. Ein boshaftes Geschick hatte es so gefügt, daß die Schlacht von Solferino am 24. Juni 1859 genau vier Tage vor Unterzeichnung dieses hochverrätherischen Konkordates geschlagen worden war. Scharfsinnig hatte man die Verfassung des Landes dahin gedeutet, daß der Landtag sich dazu nicht zu äußern brauche. Und hier setzte Roggenbach an. In einer Reihe von Zeitungsartikeln brandmarkte er das verfassungswidrige Schriftstück. Dem zart gewissenhaften Großherzog benahm er jeden Zweifel, daß die Ratifikation vorenthalten werden dürfe und müsse. Mit Hülfe seiner bewährten rede- und federkundigen Freunde fachte er einen so mächtigen Brand im Lande an, daß die Berufung eines liberalen Kabinets Stabel-Lamey beinahe selbstverständlich wurde. Ein vertrauter Mittelsmann der Krone gegenüber hielt er sich bis zum Mai 1861 aus dessen Reihen heraus. Die wohlfeilen Scherze über den „ungeschulten Beamten“ verstummten bald; denn der Eindruck, welchen in Baden und in Deutschland Roggenbach's Eintritt hervorrief, war ein ungeheurer. Gleich seine ersten Aeußerungen machten es Jedem klar, daß ein volksthümliches, zwischen dem Fürsten und dem Minister wohl erwogenes Programm vorlag; man konnte sich versichert halten, daß, soweit Badens Macht und Beispiel reichten, die Kräfte der Finsterniß, wo ihnen irgend beizukommen war, von dorther unablässig verfolgt werden würden. Feriatur bellus quotidie. Nicht wieder durfte die deutsche Ehre bloßgestellt werden. Die Forderung einer deutschen Centralgewalt auf parlamentarischer Grundlage durfte nicht länger ein „Beiseits“ der politischen Schaubühne bleiben, sie mußte aus vollem Brustton verkündet werden.

Wir erleben's ja in den allerjüngsten Tagen wieder, wie eine ganze Nation aufathmet, weil ein deutscher Fürst den deutlich in den Wahlen ausgesprochenen Willen des Volkes willig als Thatsache anerkennt und den Vorsatz kund gibt, all das Einzelne, was in jener stummen Stimmabgabe gemeint war, ehrlich zu prüfen und nach gewonnener Ueberzeugung zu vollführen.

Die Mitwirkung Roggenbach's als badischer Minister, in selbstgewählter, äußerlich geringerer, thatsächlich leitender Stellung, dauerte vom Mai 1861 bis Oktober 1865. Es wird genügen, auf zwei bis drei Ereignisse dieser Zeit erinnernd hinzudeuten, um dann etwas genauer zu prüfen, weshalb er, vom Vertrauen des Fürsten, der Kammer und des Volkes getragen, dennoch seiner auch im Innern wohlthätigen Arbeit entsagt haben mag. Keine nationale Hauptforderung, die er nicht vor seinen Wählern, nicht im Landtage, nicht dem Bundestage gegenüber (durch den Mund des neuernannten Gesandten R. v. Mohl), nicht in amtlichen Rundschreiben an die Bundesfürsten verfochten hätte. Als der Bundestag eine Delegirtenversammlung der deutschen Landtage sich zuzugesellen beschloß, so stimmte Baden mit Preußen dagegen. Es ist in Aller Erinnerung, wie auf dem „Fürstentage“ des Jahres 1863, dem der König von Preußen mit Recht fern blieb, der Großherzog von Baden die winzige Minderheit gegen das österreichische Bundesreform- (oder richtiger Verschlechterungs-) [illegible] unter größten Anfeindungen leitete. Herr von [illegible] den ein Artikel der „Karlsruher Zeitung“ vom [illegible] 1862 sehr verstimmt hatte, wonach der preußischen [illegible] flikts-) Regierung die Fähigkeit zur Führung [illegible] großen Ziele der politischen Wiedergeburt Deutschlands [illegible] zusprechen sei, ließ dem Freiherrn von Roggenbach [illegible] Verhalten Badens beim Fürstentage den lebhaftesten [illegible] aussprechen.

Rückwärts schauend ist man ja versucht zu glauben, daß Baden im Jahre 1866 vor dem unliebsamen [illegible] auf österreichischer Seite gegen Preußen zu fechten [illegible] bewahrt werden können, wenn Roggenbach über [illegible] 19. Oktober 1865 hinaus Minister geblieben wäre. [illegible] Großherzog machte aus seiner Betroffenheit kein Hehl. [illegible] Erklärungen Roggenbach's über seinen Rücktritt [illegible] Kammer wurden von Bluntschli und anderen treuen [illegible] den mit ungläubigem Lächeln aufgenommen. Ein [illegible] schwebt über dem Vorgange. Es wird nöthig sein, [illegible] wenig Worten auf die Politik der Wiener Hofburg und [illegible] Verbündeten um die Zeit hinzuweisen. Mit einem [illegible] reichischen Heere vereint, hatten preußische Truppen [illegible] Schleswig-Holsteinsche Land für Deutschland gewonnen [illegible] sich vorläufig in die Verwaltung getheilt. Roggenbach [illegible] dem Rechte des durch Baden anerkannten und am [illegible] vertretenen Herzogs Friedrich von Augustenburg über[illegible] wandte alle seine Beredsamkeit auf, um Herrn von [illegible] zur Einsetzung dieses Thronbewerbers, dessen Ansprüche [illegible] auch Preußen bei den Londoner Konferenzen einmal [illegible] fochten hatte, zu bewegen. Es ist bekannt, daß [illegible] sich immer mehr von dem Gedanken, einen neuen [illegible] staat „im Nacken unseres Preußen“ zu errichten, [illegible] wandte. Lieber an Dänemark, als an Herzog [illegible] Aber in Preußen einverleiben, — der Gedanke schien [illegible] einen Krieg wider den Mitbesitzer werth zu sein. Noch [illegible] die badische Regierung nicht nach. War denn die preu[illegible] Hegemonie in Deutschland, welche aus dieser Krisis [illegible] gehen mußte, nicht dadurch und ohne Schwertstreich [illegible] winnen, daß alle Staaten, welche bisher beim [illegible] die Sache des Augustenburger Herzogs verfochten [illegible] derselben unter Leitung Preußens zum Sieg verh[illegible] Doch auf der einen Seite blieb Bismarck, allerdings [illegible] mit dem festen Ausblick auf Erreichung der Führer[illegible] Deutschland, zum Krieg entschlossen, — und auf der [illegible] gewann unter den deutschen Regierungen eine An[illegible] Boden, welche uns heutzutage nur seltsam berühren [illegible] Man zog vor, die Annexionsgelüste Preußens sich [illegible] bis zum Kriegsentschluß erhitzen zu lassen, um durch [illegible] Krieg Preußen zu zerschmettern! Die Fäden [illegible] superklugen Gespinnstes hatte Wien in Händen [illegible] vervielfältigte sie um so eifriger, als der Kaiser [illegible] Abneigung König Wilhelms gegen einen Krieg [illegible] dem Erzhause und so mancher verwandten und [illegible] beten Dynastie aus bester Quelle und genau kannte. [illegible] weder der Krieg brach trotz dieser Abneigung [illegible] dann ging Preußen in Trümmer. Was [illegible] Oder er unterblieb, dann war Preußen hinreichend [illegible] gedemüthigt, und die großdeutsche wie die Augustenburger [illegible] Politik blieb obenauf. Der badische Gesandte in Wien, [illegible] Edelsheim, für den (wie das bei Gesandten oft und [illegible] der Fall ist) der österreichische Gedankengang etwas [illegible] führerisches besaß, unterrichtete seinen Chef auf das [illegible] gehendste. Vor den Letzteren richtete sich ein [illegible] drohend auf. Sollte er Preußen entgegentreten, dem [illegible] eventuelle Einrichtung eines Deutschen Reiches und [illegible] die Führerstelle wünschte? Oder sollte er dem Rechte [illegible] Friedrich's untreu werden und zugleich Baden in [illegible] zu einer verderblichen Isolirung verhelfen? Denn [illegible] auf der Hand, daß beim Ausbruch desselben und [illegible] preußischen Waffen definitive Siege erfochten hätten [illegible] Roggenbach übrigens, wie ich bezeugen kann, voll[illegible] überzeugt war), Baden von dorther auf keine mili[illegible] Hilfe rechnen durfte. Ungefähr so wird sich's mit [illegible] Rücktritt am 19. Oktober 1865 verhalten haben.

it gewordener Brief an Bismarck, am 1. Juli 1866,
vor Königgrätz, zur Post gegeben, sprach nur in männ-
hingebungsvollen Worten aus, was seine Seele seit
nn des Feldzuges bewegt hatte. Herr von Edelsheim,
seiner Statt zur Leitung des Badischen Auswärtigen
es berufen, ward in die erlösende Katastrophe des
en deutschen Bürgerkrieges hineingezogen.
Nur ein zweites Mal hat Roggenbach in amtlicher
lung für die nationale Idee thätig sein dürfen, indem
t Bismarck ihm 1871 die Neubegründung der altde-
nten Universität Straßburg übertrug. Es genügt da-
auszusagen, daß er die Aufgabe nach aller Welt Urtheil
üglich erfüllte. Deutschland hat ein Recht sich zu be-
en, daß ein so bewährtes staatsmännisches Talent all die
ce seither unbenutzt bleiben mußte.
Dies führt unmittelbar zur Frage über das Verhältniß
Fürsten Bismarck zu dem eigenartigen politischen Cha-
r Roggenbach's. Es ist mir einmal erzählt worden,
auf die an den Ersteren gerichtete Frage eines deutschen
renden Herren während der siebziger Jahre: Wen er
einem Nachfolger ausersehen habe, die Antwort erfolgte:
lürlich Herrn von Roggenbach". Mit oder ohne sar-
schen Nebenton gesprochen, klingen mir die berichteten
rte als echt. Kein Lobredner des ersten Reichskanzlers
glaube ich, jemals von ihm ausgesagt, daß er einen
enbuhler ruhig an seiner Seite geduldet hätte. Es drängt
mir die Erinnerung an ein Mittagessen zu Halle i. J.
8 auf, das ein damals sehr junger Theilnehmer mir
er ausführlich geschildert hat. Einer oder beide Gerlach's,
ffl-Pilsach und andere Häupter der noch jungen Kreuz-
ungspartei waren mit Professor Heinrich Leo (wie ich
ibe, um seinen Tisch) vereinigt. Als sich ihr Gespräch
das emporleuchtende Gestirn Bismarck lenkte, erhob der
ssichtige Professor seine Stimme zur prophetischen War-
g: — sie möchten aber nur ja der Meinung nicht sein,
Otto von Bismarck je einen Zweiten neben sich werde
kommen lassen. Ich glaube, daß diese Leidenschaft den
en Reichskanzler mehr als einmal blind gegen sein
nes Interesse gemacht hat. So, um nur einen Fall zu
ähnen, im Arnimprozesse, worin er doch m. E. in den
entlichsten Punkten Recht, der Botschafter Unrecht hatte.
keinem Falle hat wohl die Leidenschaftlichkeit dieser
mmung böfere Folgen für seinen Ruhm bei Mit- und
hwelt gehabt, als nach den Geffkenschen Veröffent-
ungen aus dem Tagebuch Kaiser Friedrich's III. Ich
ge die Behauptung, daß, wenn der Kanzler die Selbst-
errschung besessen hätte, nur vierzehn Tage die öffentliche
inung über den Inhalt jener Tagebuchauszüge sich zur
he setzen zu lassen, seinem politischen Urtheil während
Kriegsjahre gegenüber der heldenhaften Begeisterung
Kronprinzen Recht gegeben worden wäre. Was der
htverantwortliche hohe Herr sich zu denken und zu fordern
totten durfte, blieb dem von schwerer Verantwortung
hezu erdrückten Minister so lange versagt, bis ihm mit
ler Sicherheit der rechte Moment gekommen schien.
Anstatt diese Klärung des öffentlichen Urtheils abzu-
rten, mußte er in lauter und lästerlicher Fehde wider den
abenen Todten aufstehen, mußte er neben Geffken noch
ggenbach, Robert Morier, den im Grabe ruhenden ge-
uen Ernst von Stockmar und, wenn ich nicht irre, auch
en weiteren Vertrauten des Kronprinzen, den ehemaligen
inister von Stosch, auf das heftigste verfolgen. Il y a
s juges à Leipsic. Und so kann man jetzt mit Gleich-
uth der Herbsttage 1888 gedenken, denen aus der Geschichte
seres Landes wenige Beispiele politischer Zerstörungswuth
i die Seite gestellt werden können. Auf die Frage des
nterjuchungsrichters (!), wann der Baron von Roggenbach
reit sein würde, seine Korrespondenz zur amtlichen Prüfung
szuliefern, hatte Roggenbach kurz erwidert, man möge in
nem Hause bei Schopfheim suchen und nehmen, was man
olle. Dies geschah denn auch am 7. November — einige
tunden, beiläufig gesagt, bevor Roggenbach sich in Berlin
i meinen Familientisch setzte —, wobei denn noch das
ngewohnte sich ereignet haben soll, daß ein Schlosser geholt

werden mußte, um Haus und Schubläden und Schränke zu öffnen.

Unthätig ist der also zur Seite geschobene Staatsmann darum doch nicht geblieben. Denn selten mag es eine Persönlichkeit gegeben haben, der Menschen in schwieriger Lage so rücksichtslos ihr Herz öffnen, eines unbestochenen Urtheils und zugleich eines milden Eingehens, des klügsten, um gute Einfälle nie verlegenen Rathes jederzeit sicher. So ist denn der freie, die Abgeschlossenheit suchende Mann an unzähligen Orten der getreue Freund, bei dem man allzeit die gleiche Gesinnung vorfindet, ein unnachsichtiger Verfolger alles geschminkten Wesens, jeder wahrhaftigen Menschlichkeit voller Achtung begegnend. So lebt er in rüstiger Frische, ein Gegenstand unserer Verehrung, noch ganz der Nämliche, den vor etwa vierzig Jahren der treffliche Künstler Sohn (der Aeltere) auf die Leinwand malte. Wie ihm in geweihten Augenblicken gelang, die Volksseele mächtig anzuregen, so ist sein Gespräch eindringlich, eine gereifte Ueberzeugung wiederstrahlend, in allewege der Art, daß man es nicht vergißt. Nichts kann schlichter sein, als sein Briefstil. Ich denke ein Stückchen herzusetzen und durch den Abdruck des Briefschlusses einen Auftrag zu erledigen, der ein paar Monate auf mir gelastet hat. Den Gruß darin möge sich Jeder, dem er gilt, und insbesondere die Leser dieses Blattes für sich herauslesen. „Ich gehöre," so schrieb Roggenbach um die Mitte Januar, „einer Generation an, welche der Ueberzeugung war, daß gute Institutionen nicht gleichgültig für die Völker sind, um einen geordneten Fortgang ihrer Geschicke gegen Thorheit und Irrthum von Massen und Einzelnen sicher zu stellen. Nicht minder hielten wir dafür, daß das alte Kaiserreich deutscher Nation wesentlich dadurch zu Grunde ging, daß es den drei Kaiserdynastieen, der sächsischen, fränkischen und schwäbischen, nicht gelungen war, sich in einem selbstbewußten nationalen House of Commons einen Rückhalt gegen den Partikularismus der Territorialherren zu schaffen. Heut zu Tage wird der Reichstag à la baisse gespielt. Zum Theil besorgt er das auch selbst durch die Subservienz der Kartellparteien an alle exorbitanten Sprünge der Bismarck-Aera und an die wechselnden Impulse der kranken Nerven des vielfach gewaltigen und groß angelegten Mannes. — Ob dahinter irgend ein Atom politischer weitsichtiger Weisheit steckt, kann bezweifelt werden." Und zum Schluß: „Auch den seltenen Freunden, — rari nantes in gurgite vasto des politischen Schlammes, — welche in Reinheit des Charakters und mit ungetrübtem Blick in die Zukunft ausharren, meinen Gruß!" —

Möge der also Grüßende dem Vaterland und allem Guten auf dieser Erde noch lange erhalten bleiben.

G. v. Bunsen.

„Ohne unserer Reichswährung zu präjudiziren".

Das Interessanteste, was über die Verhandlungen des inzwischen geschlossenen preußischen Staatsrathes veröffentlicht worden ist, besteht in einer Berichtigung des „Reichsanzeigers". Der „Reichsanzeiger" hatte den Beschluß des Staatsrathes in der Währungsfrage mitgetheilt. Diese Resolution schließt sich im Wesentlichen der Erklärung an, welche der Reichskanzler vor Kurzem im Reichstage — bei Gelegenheit der Berathung des bimetallistischen Antrages auf Einberufung einer internationalen Münzkonferenz — abgegeben hatte.

In dieser Erklärung des Kanzlers fanden sich die Worte: „ohne unserer Reichswährung zu präjudiziren". Das konnte nur so verstanden werden — und ist auch im Auslande so verstanden worden — als ob man deutscherseits wohl zu internationalen Berathungen, aber nicht zu solchen Beschlüssen geneigt sei, welche unsere bestehende deutsche Reichsgoldwährung ernstlich in Frage

stellen würden. Jene fünf Worte hatten deshalb in diesem Zusammenhange eine besondere Wichtigkeit, und es erschien begreiflich, daß der Staatsrath, indem er mit seinem Beschluß die Erklärung des Reichskanzlers gleichsam kontrasignirte, diese Worte ebenfalls mitaufgenommen habe.

Nun aber berichtigt der „Reichsanzeiger“, daß der Staatsrath die Worte: „ohne unserer Reichswährung zu präjudiziren“, ausdrücklich ausgeschaltet hat. Das kann nur so verstanden werden, daß die Mehrheit des Staatsrathes — und, wie man hört, soll es eine ganz beträchtliche Mehrheit gewesen sein — bereit ist, die gegenwärtig bestehende deutsche Reichswährung auf dem Altare einer internationalen Münzverbrüderung zu opfern.

Es leuchtet ein, daß damit der bimetallistischen Agitation ein neuer Impuls gegeben ist. Man wird sich im Inlande, wie im Auslande, bemühen, diese Berichtigung des „Reichsanzeigers“ als eine formelle Verurtheilung unserer gesetzlich bestehenden Währung darzustellen. Und gerade der Umstand, daß der Beschluß des Staatsrathes zunächst in einer anderen Fassung publizirt und dann ausdrücklich berichtigt worden ist, muß dazu beitragen, die Streichung der Worte: „ohne unserer Reichswährung zu präjudiziren“, als besonders bedeutungsvoll erscheinen zu lassen. Damit ist unsere Goldwährung gewiß noch nicht ernstlich erschüttert; aber man unterschätze nicht die Macht des Absurden gerade in unserer Zeit! Es ist in Wahrheit ein volkswirthschaftliches Narrenschiff, auf dem wir uns gegenwärtig befinden, und Niemand kann vorhersagen, auf welche Klippen dasselbe demnächst auflaufen wird.

Um wenigsten die ärgsten Tollheiten abzuwenden, sollten deshalb die Nächstbetheiligten ernsthaft ihre Stimme erheben! Der deutsche Handelstag ist bereits mit einem nachdrücklichen Protest gegen die Erschütterung unserer Goldwährung vorgegangen, und die Kaufmannschaft in Hamburg ist ihr am 13. März in wirksamer Weise gefolgt. Die Versammlung eines „Ehrbaren Kaufmanns“ in Hamburg gestaltete sich zu einer kommerziellen Notablenversammlung, in welcher mit erfreulichem Nachdruck das strikte Verlangen an die Reichsregierung gestellt wurde, sich von den ihr zugemutheten bimetallistischen Abenteuern fernzuhalten. Wenn die Reichsregierung nicht völlig verblendet ist, so müssen derartige ernste Warnungen, die von dem bedeutendsten Seehandelsplatze des europäischen Kontinents ausgehen, doch noch etwas mehr Eindruck machen, als die sachverständigen Aeußerungen der landwirthschaftlichen Vereine von Posemuckel, Schrimm und Schroda. Für die übrigen großen kaufmännischen Korporationen des Landes erwächst aber die Pflicht, den Warnungen Hamburgs zu sekundiren. In unserer Zeit agrarisch-bimetallistischer Demagogie ist das Schweigen derjenigen, welche unsere Währung intakt erhalten wollen, geradezu ein politisches Verbrechen. Je rücksichtsloser und energischer Industrie und Handel bei dieser Gelegenheit für die gesunde Vernunft eintreten, um so eher werden sie Ruhe haben vor der Wiederholung ähnlicher abenteuerlicher Experimente.

Ich benutze diese Gelegenheit, um zugleich auf eine soeben erschienene Broschüre: „Gegen den Währungsumsturz“ (von Dr. Karl Helfferich: Berlin, im Verlage von Leonhard Simion) hinzuweisen.

Die kleine mit einem Vorwort von Ludwig Bamberger versehene Schrift gibt zunächst eine übersichtliche kurze Darstellung der Geschichte unserer Goldwährung und weist darin u. a. nach, daß seit dem Jahre 1873 unsere Goldwährung noch niemals in einer so gesunden Lage sich befunden habe, wie gegenwärtig. Am Anfang der achtziger Jahre konnte man mit einem Schein von Recht wenigstens von einer Goldknappheit in Europa und von der Möglichkeit reden, daß die Goldwährung auf die Dauer nicht zu erhalten wäre. Die Goldzufuhren nahmen rapide ab, „im Jahre 1880 wurde Europa nicht nur kein Gold aus Amerika zugeführt, sondern Amerika und Indien entzogen der übrigen Welt außer dem ganzen Ertrage ihrer Produktion in diesem Jahre noch über 29 000 kg Gold aus ihrem Bestande, ebenso im Jahre 1881 die noch größere Summe von 70 000 kg.“

Diese Verhältnisse hielten unsere Bimetallisten keineswegs für vorübergehend. Herr Dr. Arendt malte in einem offenen Briefe damals das Gespenst an die daß die „dauernde Versorgung Europas mit Brot“ in Frage gestellt sei, wenn man nicht die von ihm lenen bimetallistischen Rezepte zur Anwendung Heute soll bekanntlich derselbe Bimetallismus unsere rier vor der „Versorgung mit Brot“ aus dem schützen. Was aber die Goldknappheit anlangt, so dieselbe in das gerade Gegentheil verwandelt, und der Goldabfluß aus Europa nach Amerika hat völlig gehört, an seine Stelle ist ein erheblicher Goldabfluß Amerika nach Europa getreten. Herr Dr. Helfferich sich ein Verdienst erworben, indem er diese zahlenmäßig völlig klargestellt hat.

Aus dem übrigen Inhalte seiner beachtenswerthen Schrift will ich hier nur noch ein Argument hervorheben, das mit einer eingewurzelten Vorstellung aufräumt. Bimetallisten behaupten vor allem, daß die Silberländer Export agrarischer Produkte wegen ihrer unterwerthigen Valuta einen Vorsprung hätten, der es ihnen ermögliche, Getreide und andere landwirthschaftliche Erzeugnisse minimalen Preisen auf den europäischen Markt zu und so die Preise generell zu drücken. Helfferich macht richtig darauf aufmerksam, daß, selbst wenn man die talistische Theorie einer aus unterwerthigen Valuten gehenden thatsächlichen Exportprämie anerkennen wolle, die Kehrseite der Medaille stets übersehen werde. jene Länder, welche diese angebliche Exportprämie sind durchweg für ihre gesammte wirthschaftliche Entwicklung vornehmlich auf europäisches Kapital angewiesen. können ohne europäisches Kapital wirthschaftlich nicht nügend aufgeschlossen werden. Zur Herstellung von bahnen, Häfen und dergleichen ist fremdes Kapital in Linie erforderlich; dieses fremde Kapital aber wird nichts mehr zurückgestoßen, als durch die Aussicht auf sinkende Valuta. Helfferich nennt deshalb die Silberentwerthung nicht ohne Glück einen „Schutzzoll gegen Kapital der Goldwährungsländer, einen Schutzzoll, nachtheiliger für die gesammte wirthschaftliche Entwicklung der Silberländer gar nicht ersonnen werden könnte“. entfernt, daß eine unterwerthige Valuta geeignet wäre, Konkurrenzfähigkeit jener überseeischen Länder zu erhalten, erscheint sie vielmehr als ein Haupthinderniß für die Entwicklung ihrer Konkurrenzfähigkeit.

Helfferich's kleine Schrift ist auch im Uebrigen werthvoller Beitrag zur Bekämpfung bimetallistischer lehren. Man sollte den Mitgliedern des preußischen Staatsraths, die „der bestehenden Reichswährung präjudiziren wollen, je ein Exemplar dieser Broschüre zur Verfügung stellen. An alle diejenigen aber, die es angeht, wir nochmals die dringende Aufforderung richten, deshalb die Hände in den Schoß zu legen, weil der sturz unserer Goldwährung ihnen gar zu absurd erscheint. In der Währungsfrage spielt, wie in der kirchlichen Dogmatik, das „credo quia absurdum“ keine Rolle.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XIV.

Das Abgeordnetenhaus hat in diesem Jahre die rathung des Staatshaushalts sehr zeitig zu Ende so daß nur eine übermäßige Verzögerung des Herrenhauses die Schuld tragen könnte, wenn auch diesmal wieder Abschluß des Werkes sich bis in das neue Etatsjahr verzögern sollte. Das Herrenhaus verlangt, daß ihm geräumige Frist gelassen werde, um sich über die Frage

heiden, ob es das Budget annehmen oder verweigern . In diesem Jahre ist ihm ein voller halber Monat ssen, um sich über diese Frage schlüssig zu machen, über n Beantwortung doch von vornherein kein Zweifel be- ; man wird nun sehen, ob es diese Frist benutzen , um einen besonders gründlichen Kommissionsbericht uarbeiten. Den Eifer, mit welchem das Abgeordneten- s an seine Arbeit gegangen ist, hat das Herrenhaus : nachgeahmt. Während es in früheren Jahren häufig ge darüber geführt hat, daß ihm nicht von Anbeginn Session an genügender Arbeitsstoff zugeführt werde, ist diesmal frühzeitig ein Gesetzentwurf zugegangen, dessen digung sehr wünschenswerth wäre. Er betrifft die Ver- dung der Kleinbahnen. Bisher ist ein Kommissions- ht darüber nicht veröffentlicht, und da das Herrenhaus h neugierige Reporter wenig belästigt wird, weiß man , wie weit die Sache gediehen ist; das Abgeordnetenhaus idet sich nun seinerseits in der Lage, Ferientage machen nüssen.

Wie seit einer langen Reihe von Jahren ist dem Land- auch diesmal eine Sekundärbahnvorlage vorgelegt den. Daß eine solche Vorlage angenommen wird, ist so selbstverständlich, wie daß bei dieser Gelegenheit eine ungemessene Zahl von neuen Wünschen laut). Neu ist, daß der Eisenbahnminister rund heraus irt, daß diese Neubauten kleiner Nebenlinien zur Er- ung der Rentabilität des Gesammtnetzes nichts beitrügen. ist auch, daß der Minister Klage darüber führte, daß private Unternehmungsgeist von dem Kleinbahngesetze t hinreichenden Gebrauch mache und daß darum die ierung noch mehrere Millionen für die Herstellung von nbahnen beanspruche. Tiefer kann der wirthschaftliche ernehmungsgeist nicht sinken, als wenn die Nächst- eiligten aufhören, für das Wegewesen zu sorgen. Die trige Erscheinung ist eine nothwendige Folge davon, daß uns seit langen Jahren unablässig darauf hingewirkt den ist, die wirthschaftliche Thätigkeit des Staates aus- hnen und den Unternehmungsgeist des Einzelnen nieder halten.

Als ein Zeichen der Zeit, welches keiner weiteren Er- terung bedarf, ist ein Antrag des Herrn von Mendel-Stein- zu erwähnen, nach welchem die Staatsregierung den dlichen Kreditgenossenschaften ein Darlehn von 20 Mil- ien zum Zinsfuß von 2½ Proz. zur Verfügung stellen . Darlehn dieser Art pflegen sich leicht in Geschenke zu vandeln und solche Forderungen werden in einem Zeit- kt gestellt, wo die angebliche Finanznoth des Staats zu ungeheuerlichsten Steuerforderungen Anlaß gibt.

Der Präsident des Abgeordnetenhauses wird den Fürsten marck im Auftrage des Hauses zu seinem achtzigsten burtstage beglückwünschen. Ein darauf gerichteter Antrag mit so vielen Unterschriften bedeckt, daß seine Annahme tem Zweifel unterliegt. Im Reichstage hat sich eine hrheit bisher nicht aufbringen lassen. Es steht noch t fest, ob die ehemaligen Kartellparteien den Versuch chen wollen, die Zustimmung zur Gratulation unter dem ucke einer öffentlichen Auseinandersetzung im Plenum Reichstags zu erzwingen. Der Erfolg eines solchen suchs dürfte den Erwartungen der Antragsteller schwer- entsprechen. Denn selbst unter denen, die — wie das B. bei den Mitgliedern der Freisinnigen Vereinigung Fall war — eine Beglückwünschung in den Formen Gratulation bei Bismarck's siebzigstem Geburtstage te weiteres zugelassen hätten, würde ein solches Vorgehen stoß erregen. Die ganze Angelegenheit bekäme dadurch h einen veränderten Charakter. Es handelt sich dann ht mehr um einen Akt politischer Courtoisie, sondern ge- ssermaßen um ein parlamentarisches Plebiszit, bei dem Stellungnahme zu der Gesammtpolitik des Fürsten smarck, die heute noch fortgesponnen wird, nicht außer tracht bleiben kann.

Der Reichstag hat in dreitägiger Debatte den Etat der hutzgebiete, wie die Kolonien amtlich genannt werden, er- igt. Die Sozialdemokratie brachte eine Menge von Be- schwerden über Grausamkeiten vor, die von deutschen Beamten verübt worden seien, und welche die Regierung als nicht hinreichend unter Beweis gestellt a limine ab- wies. Es ist ja nicht in Abrede zu stellen, daß die Sozial- demokraten in Beziehung auf Anklagen gegen die Regie- rung zuweilen von einer unverantwortlichen Leichtgläubig- keit sind; die Behauptung des Herrn Bebel, daß in Afrika ein Kalk gefunden ward, der an Werth dem besten deutschen Cement zu vergleichen sei, trug einen verdienten Heiterkeits- erfolg davon. Es kommt indessen nicht darauf an, ob diese oder jene einzelne, zuweilen haarsträubende Thatsache wahr sei, sondern darauf, ob die Verwaltung der Kolonien über- haupt in die rechten Hände gelegt sei, und daß in dieser Be- ziehung die bedauerlichsten Mißgriffe vorgekommen sind, haben die Fälle Leist und Wehlau so überzeugend dargelegt, daß die Regierung nicht in hautainer Haltung die Möglich- keit der Wiederholung bestreiten sollte.

Wir haben an den Männern, welche die einzelnen Kolonien verwalten, bisher sehr wenig Freude erlebt. Bald waren es Offiziere, die an Handel und Verkehr weniger Freude hatten, als an einer ritterlichen Fehde, und die, da sich die Rolle des Götz von Berlichingen heute nicht mehr in Deutschland spielen läßt, ein Feld für diese Rolle in Afrika suchten; bald waren es steifleinene Bureaukraten, welche es für das Ziel des Strebens hielten, die preußische Kanzlei- und Botenordnung nach Afrika zu übertragen. Daß es die Aufgabe des Kolonialbeamtenthums sei, dem deutschen Kaufmann ein Feld zu bereiten, auf welchem er seiner Aufgabe, friedliche Verkehrsbeziehungen zu pflegen, nachgehen kann, daran hat kaum Einer gedacht. Der deutsche Kaufmann, der überhaupt Neigung hat, eine kolo- niale Thätigkeit zu entfalten, wird häufig in Kolonien, die unter fremdem Schutze stehen, sich wohler fühlen, als unter der Verwaltung der Herren von Wißmann, von Soden oder von Schele, ganz abgesehen von solchen Herren, die wegen Mißbrauchs ihrer Gewalt abberufen und vor den Disziplinar- hof gestellt werden mußten.

Wir haben wenig Vertrauen zu den Leitern unserer Kolonien, daß sie zur Hebung des wirthschaftlichen Verkehrs beitragen werden und wir haben ebenso wenig Vertrauen zu dem Leiter unserer Kolonialabtheilung, daß er die rich- tigen Männer herauszufinden weiß, die diese Aufgabe lösen können. Bevor Herr Dr. Kayser Leiter der Kolonial- abtheilung wurde, war die hervorragendste politische Leistung, die von ihm bekannt wurde, die, daß er jenes Protokoll mit dem Polizeikommissarius Wohlgemuth aufnahm, in dem dieser bewies, daß er mit der Aufforderung: „Wühlen Sie munter darauf los!“ nur ethische Zwecke verfolgt habe. Es gehörte ein großes Talent dazu, ein solches Protokoll zu Stande zu bringen, allein dieses große Talent scheint sich etwas einseitig entwickelt zu haben. Herr Dr. Kayser wird ein sehr begabter Jurist sein, aber dafür, daß er für die Verkehrsbeziehungen Interesse und Verständniß habe, hat er bisher keinen durchschlagenden Beweis geliefert, weder in den von ihm ausgearbeiteten Schriftstücken, noch in der mündlichen Diskussion, die er im Reichstag geführt hat. Das Vertrauen in eine gedeihliche Entwicklung unserer Kolonien ist unter seiner Verwaltung, selbst bei den Kolo- nialschwärmern nicht gestiegen.

Die zweite Lesung der Umsturzvorlage ist auf weitere acht Tage hinausgeschoben worden. Ob das bedeutet, daß das Centrum sich mit den Konservativen über neue Vor- schläge einigen will, oder ob es bedeutet, daß eine solche Einigung sich als unmöglich erweist, wissen wir nicht. Ueber den Fall der Vorlage zu triumphiren, ist noch zu früh. Begründeter dagegen erscheint die Hoffnung, daß die Tabaksteuervorlage als gefallen zu betrachten ist. Der grundlegende Paragraph wurde in der Kommission mit so erheblicher Majorität abgelehnt, das es aussichtslos er- scheint, ihn zu neuem Leben zu erwecken. Ob jedoch nicht irgend eine protektionistische Monstrosität aus den Kommissions- berathungen hervorgeht, — wer will das vorhersagen.

Proteus.

Die gerichtliche Vertheidigung in den Schlingen des § 111a.

Erst allmählich entdeckt die öffentliche Meinung alle jene Schlingen, welche die Umsturzvorlage jeder geistigen Thätigkeit gelegt hat. Auf eine der schlimmsten Gefahren ist bisher, so viel wir bemerkt haben, noch nicht in der Presse hingewiesen worden. Sie berührt das Verhältniß der Vertheidiger vor Gericht. Da Centrum und Konservative sich in der Kommission noch eine weitere Bedenkzeit von 8 Tagen bis zum Eintritt in die zweite Lesung erbeten haben, so kommen die nachstehenden Bedenken auch noch rechtzeitig, um in der Kommission gewürdigt werden zu können.

Nach der „abgeschwächten" Fassung des § 111a, in der derselbe aus der Kommissionsberathung hervorgegangen ist, wird mit Gefängniß bis zu 3 Jahren bestraft, wer öffentlich vor einer Menschenmenge Handlungen, welche den Thatbestand eines Verbrechens oder eines der einzeln aufgeführten Vergehen*) bilden, „in einer Weise oder unter Umständen anpreist oder als erlaubt darstellt, die geeignet sind, Andere zur Begehung solcher strafbaren Handlungen anzuregen".

Hiernach ist zur Strafbarkeit bei demjenigen, der die strafbare Handlung anpreist oder als erlaubt darstellt, nur das Bewußtsein gefordert, daß seine Ausführungen den Erfolg haben können, Andere zu ähnlichen Handlungen anzuregen, nicht aber die Absicht, diesen Erfolg hervorzurufen. Ein Antrag des Abgeordneten Barth, als strafbaren Dolus diese Absicht für erforderlich zu erklären, ist von der Reichstagskommission abgelehnt, nachdem die Regierung betont hatte, daß die Annahme des Antrags das Gesetz für sie werthlos mache. Zur Anwendung des Gesetzes soll es also nicht darauf ankommen, in welcher Absicht die Ausführungen über strafbare Handlungen gemacht werden. Auch wenn sie zu löblichen oder als berechtigt anerkannten oder selbst zu gesetzlich vorgeschriebenen Zwecken erfolgen, ist die Strafbarkeit nicht ausgeschlossen. Eine Schutzbestimmung, welche analog dem bei Beleidigungen anwendbaren § 193 R.-Str.-G.-B. Aeußerungen zur Ausführung oder Vertheidigung von Rechten oder zur Wahrnehmung von berechtigten Interessen für straffrei erklärt, ist im Gesetze nicht enthalten.

Dabei ist durch die dem Gesetzentwurf beigegebenen Motive in anerkennungswerther Weise klargestellt, was „Anpreisen oder als erlaubt darstellen" im Sinne des Gesetzes bedeutet. Das Strafgesetz soll auch Aeußerungen treffen, welche die Gesetzwidrigkeit der Handlung nicht in Abrede stellen, diese aber zu entschuldigen oder zu beschönigen versuchen, gleichviel ob sie sich auf die Verherrlichung und Vertheidigung schon verübter Straftaten oder auf die Anpreisung etwa möglicher verbrecherischer Handlungen beziehen; zur Vermeidung künftiger Zweifel stellt dies die Begründung des Gesetzes schon jetzt fest. Alle Aeußerungen, durch welche verübte Straftaten vertheidigt werden, indem deren Gesetzwidrigkeit bestritten oder eine Entschuldigung für dieselben vorgebracht wird, sollen unter den neuen § 111a, ohne daß für den Vertheidiger im Strafverfahren eine Ausnahme geschaffen ist. Auch er muß also seine Worte vorsichtig abwägen, wenn er nicht sein Plaidoyer mit Gefängniß bis zu 3 Jahren büßen will. Denn auch alle übrigen Erfordernisse des 111a liegen bei der Vertheidigung im Strafverfahren vor. Die „Oeffentlichkeit" der Gerichtsverhandlung, die „Menschenmenge", die bei allen größeren Prozessen sich im Zuhörerraum drängt, und schließlich das „Bewußtsein" des Vertheidigers, daß unter den Zuhörern wohl auch Freunde des Angeklagten sich befinden mögen, die diesem an Sinnesart verwandt, durch das Pl[aidoyer] zu gleichen Vergehen angeregt werden können.

Diese Konsequenz des Gesetzes ist eine Ungeheuer[lich]keit. Denn der Vertheidiger kann seine hohe Pflicht [nicht] erfüllen und die ihm vom Gesetz zugetheilte Aufgabe [nicht] lösen, wenn er darauf verzichten muß, die Gesetzwidr[igkeit] der That in Abrede zu stellen, oder auch den Thäter zu [ent]schuldigen.

Die Aufgabe der Vertheidigung besteht darin, zur [Er]mittlung der Wahrheit im Strafverfahren beizutragen, [aller]dings nur in der Richtung auf den Nachweis der [Nicht]schuld oder der geringeren Strafbarkeit des Angeklagten. Für die Nichtschuld kann geltend gemacht werden, daß [der] Angeklagte der zur Anklage stehenden That nicht über[führt] ist — oder daß die begangene That nicht unter ein [be]stimmtes oder nicht unter irgend ein Strafgesetz fällt, [mit] andern Worten, daß die Gesetzwidrigkeit der That a[b]rede gestellt wird. Dieser letztere Fall ist vorliegend [von] Bedeutung. Denn wenn der Vertheidiger ausführt, [daß] eine That nicht gesetzwidrig ist, so stellt er sie gleich[zeitig] als erlaubt dar. Nicht immer stimmen nun die An[sichten] des Vertheidigers und des Gerichts über das, was [gesetz]widrig und das, was erlaubt ist, überein. Auch die [Ge]richte selbst weichen ja vielfach in der rechtlichen Auffa[ssung] von einander ab. Dabei sind gerade bei den im § 11[1a] angeführten Vergehungen oft auch politisch recht [be]... Fragen zu entscheiden, z. B. ob ein Beamter in [recht]mäßiger Ausübung seines Amtes, oder unter Ueberschr[eitung] seiner Amtsbefugnisse gehandelt hat, ob die Nöthigung [eines] Beamten zu einer Amtshandlung stattgefunden [hat] u. s. w. u. s. w. Wenn nun der Vertheidiger die [Hand]lungen seines Klienten als gesetzlich erlaubt darstellt, [und] das ergehende Gerichtsurtheil spricht demnächst aus, [daß die] „als erlaubt dargestellte" That ein strafbares Verbre[chen ist,] so hat der Vertheidiger für sich selbst die Strafe des § [111a] R.-Str.-G.-B. verwirkt. Denn es ist auch nicht [zur] Anwendung des § 111a erforderlich, daß die „als er[laubt] dargestellte" verbrecherische Handlung bereits durch [Urtheil] als solche kenntlich gemacht ist. Der Rechtsirrthum [ent]schuldigt bekanntlich nicht. Auch der Vertheidiger, der [von] der Richtigkeit seiner Darlegung, daß die von ihm [ver]theidigte That gesetzlich erlaubt sei, überzeugt ist, ist [bei] — wenn nur das erkennende Gericht anderer Ansicht [ist] — dem Staatsanwalt verfallen. Sein „Rechtsirrthum" [kann] Straffreiheit nicht begründen. § 111a verlangt zur [Straf]barkeit überhaupt nicht, daß derjenige, der die verbr[echerische] Handlung anpreist oder als erlaubt darstellt, gewußt [hat,] daß die Handlung unter ein positives Strafgesetz [fällt.] Damit würde eine jede Vertheidigung, welche die [Nicht]schuld des Angeklagten aus rechtlichen Gesich[tspunkten] herleitet, bei Verbrechen und bei den im § 111a [aufge]führten Vergehen die Gefahr strafrechtlicher Verfolgung [nach] sich ziehen.

Und nicht geringere Gefahr wäre für den Vert[heidiger] vorhanden, der sich bemüht, für seinen Klienten auch eine geringere Strafe durch Anführung zu seinen [Gunsten] sprechender Umstände zu erwirken. Es ist das Recht der Vertheidigung, auf diese mildernden Um[stände] hinzuweisen. Sie sind es, die den Zusammenhang [zwischen] dem Denken und Empfinden des Verbrechers und [den Anschauun]gen der sittlichen Menschheit herstellen. Wie viele [Ver]brechen erscheinen in einem andern, milderen Lichte, [wenn] die Beweggründe des Thäters, wenn die äußeren [Verhält]nisse, aus denen heraus die That entsprungen und [unter] denen sie zur Ausführung gelangt ist, klargestellt [werden,] als wenn lediglich der traurige Erfolg der Missethat für [die] Beurtheilung maßgebend ist!

Und dies Recht, die verbrecherische That nach [Mög]lichkeit zu entschuldigen und milde zu erklären, würde [dem] Vertheidiger bei zahlreichen Delikten entzogen werden. [Es] würde künftig nicht gestattet sein, zu Gunsten der [...] die aus Noth gehandelt, ein Wort der Beschönigung [oder] der Entschuldigung anzuführen, der Vertheidiger [würde ver]hindert sein, für die vielleicht aus edelen Motiven

*) Widerstand gegen die Staatsgewalt, Vergehen gegen die öffentliche Ordnung, Gotteslästerung, Diebstahl, Erpressung, Beschädigung öffentlicher Telegraphen u. ähnl., sowie Duelle und Ehebruch.

ngene Leidenschaft, die sich zu einem Verbrechen hin-n ließ, auf „mildernde Umstände" zu plädiren — igstens mit warmen, überzeugungsvollen zu den Herzen Hörer gehenden Worten — auf daß nicht die Möglich-entstehe, daß Dieser oder Jener im Zuhörerraum zu hen Thaten „angeregt" wird.

Soll demgegenüber die Gefahr geringer erscheinen, weil eicht die Erwartung begründet ist, daß der „Takt" der en Staatsanwälte eine „unzweckmäßige" Anwendung Gesetzes verhüten wird, so daß nur in „geeigneten" en es zu einer Anklage kommen wird? Gewiß nicht! hieße nichts anderes, als darauf hoffen, daß die Gerech-it, die blind ihres Amtes walten soll, zu einer Dienerin Staatsraison, der wöchentlich wechselnden Zweckmäßig-werde. Würde der § 111a, falls er Gesetz wird, folge-angewandt und durchgeführt werden, dann würde diese tzesbestimmung sicherlich nach kurzer Spanne Zeit wieder tigt werden, der Schaden wäre also wenigstens zeitlich enzt. Ein Strafgesetz aber, das nach Gründen politischer ckmäßigkeit gebraucht oder nicht gebraucht werden soll, utet eine völlige Negation der Grundlagen des Rechts-es. Oder nimmt man an, daß das Gesetz überhaupt t auf die Vertheidiger zur Anwendung gebracht werden ? Das ist vielleicht für die nächste Zukunft denkbar. nand wird aber für alle Zeiten gewährleisten können, nicht eine Regierung der Versuchung erliegen wird, un-neme Reden im Gerichtssaal mit Hilfe des § 111a zu en und für die Zukunft zu hindern.

Man muß vielmehr damit rechnen, daß, wenn der wurf Gesetz wird, dann auch das Gesetz in seinem zen Umfang angewandt werden muß und angewandt den kann. Die Schädigung aber, welche damit der Ver-digung zugefügt würde, würde deren Bedeutung für geordnete Rechtspflege vernichten. Der Vertheidiger Angeklagten muß das Recht haben, unbeengt durch afandrohungen, angethan mit dem Rüstzeug seiner senschaft, nach bestem Wissen und Gewissen im gegebenen le die Handlung des Angeklagten als nicht gesetzwidrig, erlaubt darzustellen; Recht und Pflicht des Vertheidigers es, die That seines Klienten zu entschuldigen und zu be-nigen, wenn nach menschlichem Empfinden zur Ent-tdigung und Beschönigung irgend etwas vorgebracht den kann. Jede Schädigung der Vertheidigung ist eine ädigung der Rechtspflege in einer ihrer wichtigsten ndlagen.

Im Interesse nicht nur der Vertheidigung im Straf-fahren, sondern der Rechtspflege selbst müssen wir deshalb Beseitigung des § 111a oder die Aufnahme eines Zu-es zu demselben beanspruchen, wonach das Gesetz auf Ausführungen, welche zum Zweck der Vertheidigung eines geklagten vor den zuständigen Behörden gemacht werden, e Anwendung findet.

Max Meschelsohn.

„Ramassez ce cochon!"

Im soeben erschienenen vierten Bande seiner Bismarck-ographie*) liefert der Verfasser Dr. Hans Blum einen lätigenden Beitrag zu der alten Wahrnehmung, daß dem hruhm eines großen Mannes die unbedingten Be-underer, die ihn am liebsten zum Halbgotte machen chten, gefährlicher sind als seine aufrichtigen grundsätz-hen Gegner.

Herr Dr. Blum erzählt nämlich — bei Erwähnung r Verhandlungen zwischen Bismarck und Gambetta im Januar 1871 — daß damals das Leben Gambetta's und das Schicksal „dieser einen und untheilbaren Republik" an einem bloßen Augenzucken Bismarck's gehangen habe. Denn damals sei — das habe Bismarck selbst dem Verfasser am 31. Oktober 1892 in Varzin erzählt — ein bekannter Bonapartist (Dr. Blum vermuthet: der aus Wilhelmshöhe abgesandte Unterhändler Napoleons Duparc) zu Bismarck gekommen und habe ungefähr folgende Rede geführt: er sei entschlossen, nach Bordeaux zu reisen und dort Gambetta mit dem Revolver niederzuschießen; dann werde er an den Knopf drücken und den Dienern befehlen: Ramassez ce cochon! (Schafft das Schwein hinaus) und hierauf den Besitz der Regierung ergreifen für den Kaiser. Er brauche nur sechs Leute, die so dächten wie er, um unter dem ersten Schrecken die Macht zu ergreifen. Dr. Blum läßt Bismarck wörtlich weiter sagen: „Ich glaube, daß der Mann Recht hatte. Wir ließen uns aber doch auf das Abenteuer nicht ein. Denn jede Monarchie in Frankreich ist in Hinsicht des Friedens für Deutschland gefährlicher als die Republik. Die Monarchie findet leichter Bündnisse mit monarchischen Staaten, namentlich mit Rußland, und besitzt in sich selbst mehr kriegerischen Explosionsstoff". Die ganze Anekdote beschließt Dr. Blum mit der geschmacklosen Bemerkung: „Bismarck hätte also eigentlich an Herrn Gambetta die Lebensrettungsmedaille verdient".

Es ist nicht uninteressant zu bemerken, wie durch diese Erzählung Fürst Bismarck von seinem panegyrischen Biographen in aller Naivetät auf die Stufe jener rücksichtslos gewaltthätigen Staatsmänner des machiavellistischen Ideals gestellt wird. Nicht die leiseste Andeutung findet statt, daß Bismarck als Christ, als moderner Mensch, der die Waffen mittelalterlicher Barbarei verschmäht, dieses Abenteuer vermieden hätte. Es wird ihm ohne Weiteres zugetraut, daß er gleich einem der völlig ruchlosen kleinen Städtetyrannen im alten Italien „mit einem Augenzucken" die Mordbande auf den Gegner würde losgelassen haben, wenn nicht die allianzfähigere französische Monarchie ihm unbequemer gewesen wäre als die damalige Republik. Bismarck eventuell mit Attentatwaffen eines monarchischen Anarchismus verbündet — wahrhaftig ein Kompliment zweifelhafter Güte für den greisen Staatsmann am Ende des neunzehnten Jahrhunderts!

Es macht aber auch dem Scharfsinn des Herrn Dr. Blum wenig Ehre, nicht eingesehen zu haben, daß — wenn diese Anekdote überhaupt eine wahre Basis hat — Bismarck, auch abgesehen von seiner christlichen Gesinnung und modernen Gesittung, sich schon deßhalb mit dem Unterhändler nicht einlassen konnte, weil ja, wie aus den wenigen angeführten Worten klar hervorgeht, dieser Mensch ein bramarbasirender Prahlhans war. Jenes „ramassez ce cochon" sagt doch jedem verständigen Leser genug. Und wenn Fürst Bismarck die Freundlichkeit hatte, dem Herrn Dr. Hans Blum bei einer Tasse schwarzen Kaffees am 31. Oktober 1892 diese Geschichte mit einer gewissen Wichtigkeit zu erzählen, so beweist das doch nur, daß Bismarck wie Sultan Saladin gut erzählte Geschichten schlecht erzählten vorzieht und daher selber, wenn er aus dem Schatze seiner Erinnerungen erzählt, hierin das Beispiel gibt. Aber so ein im Fieber zuhörender „Eckermann" nimmt Alles furchtbar ernsthaft und kommt vor lauter Gehirnstenographie nicht dazu, den Humor des Augenblicks zu genießen. Wir glauben, Dr. Blum hätte am 31. Oktober 1892 mehr auf „das Augenzucken Bismarck's" achten müssen oder auch mehr feine Verehrung für den Fürsten zu Rathe ziehen sollen, dann würde er die Behauptung, daß im Januar 1871 Bismarck mit „einem Augenzucken" Gambetta's Leben gerettet habe, nicht niedergeschrieben haben.

Bern. J. V. Widmann.

*) Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das tsche Volk von Dr. Hans Blum (München, C. H. Beck, 1895).

Ueber Standpunkte und Fortschritte in der Bakteriologie.

II.

Auch von einer anderen Seite nähern wir uns dem Verständnisse des Eiweißaufbaues und auch hier waren bakteriologische Studien grundlegend. Indirekt dürften auch diese Ergebnisse das theoretische Postulat einer Urzeugung stützen, indem sie die Grenzen zwischen Thier und Pflanze, zwischen Organischem und Anorganischem weiter verwischen.

Bei Annahme der Kant-Laplace'schen Theorie über die Entstehung der Erde müssen sich die ersten Lebewesen in Bezug auf Sauerstoffgehalt der Luft, Licht und Temperatur unter Bedingungen entwickelt haben, welche von den derzeit herrschenden Existenzbedingungen der Lebewesen stark abweichen. Die Atmosphäre muß sauerstoffärmer, lichtärmer und höher temperirt gewesen sein. Es ist nun interessant, daß sich gerade unter den Bakterien Arten finden, welche ohne Sauerstoff, ohne Licht und bei so hoher Temperatur leben können, wie dies von keiner anderen Gruppe von Lebewesen bekannt ist.

Daß Mikrobien oder Kleinlebewesen ohne freie Luft leben können, ist wohl die wunderbarste Beobachtung, die wir dem Genie Pasteur's verdanken. Bei diesem Leben ohne Luft oder ohne Luftsauerstoff, ohne diese „Lebensspeise“, wird der Sauerstoff chemischen Verbindungen entnommen, welche dadurch eine Zersetzung und Umlagerung ihrer Bestandtheile erfahren. Pasteur beobachtete diese Erscheinung der Anaërobiose zuerst bei Gährungen und knüpfte damit wieder an eine schon einigen Alchymisten bekannte Erscheinung an, welche eine fermentatio clausa beschrieben hatten. Stets handelt es sich dabei um Zerlegungen sehr labiler Körper, die unter dem auslösenden Einflusse der von den Gährungserregern übertragenen Bewegungen erfolgen.

Bei dem Aufbau der Körpersubstanz von Lebewesen können wir einige Gruppen von Erscheinungen unterscheiden: die Polymerisationen, bei denen gewissermaßen eine Vervielfältigung einer einfacheren Verbindung vorliegt; die Synthesen, bei denen sich verschiedenartige einfachere Verbindungen zu einer zusammengesetzten vereinigen; die Anhydritbildungen, bei denen ein Körper unter Wasseraustritt entsteht; die Reduktionen durch Austritt von Sauerstoff. Die Zerlegungen der organischen Körper in und durch Lebewesen erfolgt durch Lösungen der Polymerisationen; durch Analyse oder Spaltung der synthetischen Körper; durch Hydratation oder Zerlegen unter Wassereintritt und durch Sauerstoffeintritt oder Oxydation.

Bei Abwesenheit von Sauerstoff können keine Oxydationen erfolgen und deshalb muß die Energiemenge eine andere sein. Wenn z. B. 1000 g Traubenzucker zu Kohlensäure und Wasser oxydirt werden, liefern sie 3939 Wärmeeinheiten oder Calorien, wenn sie jedoch in Buttersäure, Wasserstoff und Kohlensäure gespalten werden, nur 414 Calorien. Zum Effekte von 3939 Calorien bedarf man bei voller Verbrennung mit Sauerstoff 1000 g, bei obiger Spaltung ohne Sauerstoff 9514,5 g Zucker. Der Zutritt von reinem Luftsauerstoff erleichtert demnach wohl das Leben, aber er ist nicht dazu nothwendig, da die nöthige Energie auch ohne Oxydation beschafft werden kann. Sowie man einmal diese Frage vom energischen Gesichtspunkte betrachtet, sieht man sofort, daß sich das Leben nach allgemeinen energischen Faktoren vollzieht, daß es keine besondere Lebenskraft geben kann. Ob sich das Leben ohne Sauerstoff vollziehen kann, hängt nun davon ab, daß geeignete und genügend leicht spaltbare chemische Sauerstoffquellen zugegen sind. Diese sind aber für die einzelnen Mikrobien sehr verschieden. Während Pasteur den Zucker, Naegeli auch das Pepton, ich selbst genuine Eiweißkörper als geeignet erkannt hatten, ist es mir auch gelungen, geeignete anorganische Sauerstoffquellen zu finden und damit das Problem noch etwas mehr zu vertiefen. Das Leben ohne Sauerstoff hat den Erfolg, daß das organische Material, welches zerlegt wird, keine weitgehenden Veränderungen erleidet, daß aber zur Erreichung der erforderlichen Energiemenge verhältnißmäßig viel Material oberflächlich zerlegt werden muß. Darin liegt der mechanische oder dynamische Grund dafür, daß bei den Gährungs- und Fäulnißvorgängen eine geringe Fermentmenge die Bildung von viel Alkohol oder Buttersäure oder Milchsäure veranlassen kann, daß Eingriffe von Parasiten im lebenden Körper aus dem Körpereiweiß heftige Gifte entstehen lassen. Kleine Ursachen können große Wirkungen auslösen.

Bei Sauerstoffzutritt werden solche unter dem Einflusse von anaëroben Bakterien gebildete Spaltungskörper durch luftlebige Mikrobien weiter zerlegt und oxydirt und dadurch beseitigt, also auch unschädlich gemacht; aus Alkohol entsteht z. B. Essigsäure und weiter Kohlensäure, die [illegible] artigen Gifte werden in harmlose Körper gespalten und verbrannt.

Als Anpassung an die Formen, in denen Sauerstoff geboten sein kann, finden wir unter den Mikrobien reine Anaërobien und das Gegentheil, die reine Aërobiose mit Leben nur mit freiem Luftsauerstoff und dazwischen [illegible] die meisten Arten, welche je nach dem Nährmaterial [illegible] mit als ohne freien Sauerstoff leben können, die man als gelegentliche Anaërobien oder gelegentliche Aërobien bezeichnet.

Die Anpassung an das Licht ist sehr verschieden entwickelt. Während die meisten Arten bei Lichtausschluß [illegible] werden andere dadurch in eine Art Schlaf versenkt, aus dem Zufuhr von Licht nach Engelmann sie in auffallender Weise weckt, so daß dieser Forscher eine besonders auffallende Art geradezu als bacterium photometricum bezeichnet. Viele Bakterien werden durch das direkte Sonnenlicht vernichtet. Luft und Licht sind demnach leistungsfähige hygienische Faktoren.

Auch die Anpassungen an die Temperatur sind [illegible] merkwürdig.

Nach Untersuchungen von Forster und Fischer giebt es im Meere und im Erdboden Bakterien, welche sich bei [illegible] Grad vermehren, und Zopf beobachtete, daß eine Art [illegible] flachen Wasser sogar Sporen bildete, als dasselbe sich [illegible] mit Eis bedeckte. Die meisten Erd- und Wasserbakterien wachsen am besten bei circa 20°, die krankheitserregenden bei der Bluttemperatur von circa 37°. Doch beobachtete Globig im Erdboden Arten, welche als Anpassung an die hohe Temperatur der oberflächlichen Bodenstellen durch direkte Sonnenbestrahlung zwischen 15 bis 68° und andere, die nur zwischen 54 bis 64° wuchsen, also bei Temperaturen, bei denen sich das Eiweiß meist schon verändert, und van Tieghem beobachtete eine Art, die sogar noch bei 74° wuchs und Sporen bildete und erst bei 77° sich nicht mehr vermehrte. So hohe Temperaturen vermögen nicht einmal die an den Sinterbildungen in heißen Quellen betheiligten Spalt- und Kieselalgen zu ertragen.

Auch die Tödtungstemperaturen schwanken ganz außerordentlich. Während nach Duclaux bei einigen Arten sogar die vegetativen Zellen 90 bis 100° ertragen, verfallen die meisten Arten schon bei 42 bis 45° in eine Art Wärmestarre und werden bei Temperaturen über 55° ebenso wie andere Protoplasten getödtet. Die Sporen der widerstandsfähigsten Arten werden durch siedendes Wasser und ungespannten Dampf erst nach 6 Stunden, im gespannten Dampf von 110 bis 120° erst nach einer halben Stunde vernichtet.

Ebenso schwankt die Widerstandsfähigkeit gegen Austrocknen und gegen chemische Körper ganz außerordentlich und bei den letzteren wurde die Beobachtung gemacht, daß dieselben Mittel, welche in bestimmten Konzentrationen die Bakterien tödten, in etwas geringeren Mengen die physiologischen Wirkungen und oft auch die Entwicklungsfähigkeit und Sporenbildung herabsetzen, in noch geringeren Mengen gerade umgekehrt die physiologischen Wirkungen und das Wachsthum über die Norm anregen.

Bis vor wenigen Jahren galt es als ein unerschütterter
z der Biologie, daß nur die Blatgrün oder Chlorophyll
tenden Pflanzen im Stande sind, Kohlensäure zu zerlegen,
vei sie Sauerstoff frei machen, den Kohlenstoff jedoch zum
bau von Zellstoff, Stärke oder Zucker verwenden. Die
rgie zu diesem Aufbau liefert die Sonnenstrahlung. Die
ttgrün freien Pflanzen und alle Thiere sollten außer
nd sein, Kohlensäure zu assimiliren. Die Assimilirung
Kohlensäure geht so vor sich, daß aus Wasser und
ilensäure sich Formaldehyd bildet, welches aus einem
m Kohlenstoff, zwei Atomen Wasserstoff und einem Atom
uerstoff besteht. Durch Polymerisation entsteht aus
maldehyd Zucker und zwar erhält man durch Multiplika-
t dieser Aldehydformel mit 6 die empirische Formel von
aubenzucker und Löw ist es bei Ausgang von Formaldehyd
n vor E. Fischer's Aufsehen erregenden Synthesen der
hlenhydrate gelungen, den ersten Formose (Acrose) ge-
nnten Zucker aus seinen Elementen aufzubauen. Der
ganischen Chemie ist bereits die Synthese von Poly-
chariden wie Maltose und Dextrin aus Traubenzucker, ferner
von Glycosiden gelungen, d. h. von komplizirten Ver-
bindungen von Zucker mit anderen, stickstoffhaltigen organi-
n Körpern. Durch Verbindung der Synthese von Kohle-
draten mit Ammoniak gelangt man ebenfalls nach Löw zu
er Formel, welche der empirischen Zusammensetzung von
tem Eiweiß genügt, und Scholl ist es in einem Falle
ungen, todtem Eiweiß die Aktivität wieder zu verleihen,
lche gerade das lebende Körpereiweiß auszeichnet. Auch
dere Versuche der künstlichen Herstellung von Eiweiß
ben neuerdings viel versprechende Anfänge ergeben.

Diese Versuche werden nun in wichtiger Weise durch
rsuche über die Ernährung und Deckung des Energie-
darfes von Bakterien ergänzt. Während blatgrünfreie
llen von Thieren und Pflanzen nach der landläufigen
rstellung sich nur von organischen Substanzen im Wege
s analytischen Stoffwechsels ernähren sollen, hatte Du-
:din schon 1841 ermittelt, daß Bakterien ihre Leibes-
bstanz aus oxalsaurem Ammoniak aufbauen können. Ein
olekel Oxalsäure enthält aber die Elemente zu einem
olekel Formaldehyd, während Ammoniak den Stickstoff
n Aufbau liefert.

Wenn man Ammoniak als Stickstoffquelle
sitzt, so sollte man erwarten, daß auch alle an-
ren chemischen Körper, welche Formaldehyd vorge-
bet enthalten oder dasselbe durch einfache Umlage-
ng von Atomen bilden können, auch als Material zur
ynthese von Kohlehydraten oder der stickstoffreien
uppe von Eiweiß dienen können. Die Erfahrung hat
s nun in der That in weiten Grenzen bestätigt. So hat schon
ast Pasteur Weinsäure, welche das Material zu drei
olekeln Formaldehyd enthält, verwerthet; auch von Bern-
insäure und Apfelsäure gilt ähnliches. Reelsen und ich
ben dasselbe von Milchsäure, deren empirische Formel
t 2 multiplizirt die Formel von Traubenzucker gibt,
d ich konnte schließlich eine ganz einfache Lösung mit
lchsaurem Ammoniak angeben, in der die Bakterien der
enannten blauen Milch synthetisch denselben blauen
rbstoff bilden, der in Milch analytisch gebildet wird.
ch Uschinsky bilden die Cholerabakterien und Diphtherie-
illen in einer ähnlichen Lösung auch synthetisch Gifte.
t ähnlicher Weise kann bisweilen auch der fertige Zucker
derartige Synthesen eintreten.

Ganz ähnlich ist es, wenn ein chemischer Körper nach
iner Zusammensetzung bereits die Elemente zum Form-
dehyd und Ammoniak enthält. So ist z. B. Asparagin
s Amid der Amidobernsteinsäure und enthält als solches
tickstoff, der in ähnlicher Weise wie der von Ammoniak
rwerthet werden kann, und außerdem das Material zu
ei Molekeln Formaldehyd. Es wurde nun von Reelsen,
Loegeti und mir ermittelt, daß Asparagin eines der besten
ittel zur Ernährung von Bakterien ist, die daraus orga-
ische Farben und, wie kürzlich Uschinsky genauer feststellte,
uch eiweißartige Gifte bilden können. Der Nährwerth des
sparagins ist so groß, daß selbst einige Warmblüter wie
Rinder Asparagin in gewissen Grenzen als Sparmittel für Eiweiß verwerthen können, während beim Menschen Leim der niedrigste derartige Körper ist.

Auffallend blieb nur, daß das niedrigste Glied, welches unmittelbar Formaldehyd liefert, die Ameisensäure zur Ernährung von Bakterien in Verbindung mit Ammoniak ungeeignet schien, bis es vor kurzer Zeit Löw gelang, auch diese Lücke auszufüllen.

Man könnte hiernach annehmen, daß Formaldehyd die unterste Grenze bezeichnet, bei der blattgrünfreie Organismen organische Substanz aufbauen könne, daß aber zur Assimilation von Kohlensäure in Verbindung mit Ammoniak nur das Blattgrün oder Chlorophyll geeignet ist. Aber auch diese Schranke besteht nicht. Einer meiner Schüler, Heraeus, machte zuerst die von ihm aber nicht sofort verstandene Beobachtung, daß sich auch Bakterien bisweilen durch kohlensaures Ammoniak ernähren lassen. Als ich die Sache wieder aufnahm, gelang es mir, den Zusammenhang zu finden. Diese Fähigkeit kommt nämlich nur den nitrificirenden Mikrobien zu, welche Ammoniak zu salpetriger und Salpetersäure oxydiren. Ich ermittelte, daß gerade diese Verbrennung die Energie zur Synthese und Assimilirung der Kohlensäure liefert und daß sich dieselbe durch Formaldehyd vollzieht. In Folge dieser ganz anders gearteten Energiegewinnung ist dieser Vorgang unabhängig vom Lichte, ja er vollzieht sich im Dunkeln sogar besser. Daraus erkennt man aber, wie ich sofort weiter schloß, daß die Assimilirung von Kohlensäure eine Protoplasmathätigkeit ist und daß sich die Chlorophyllfunktion als eine Anpassung an das Lichtleben aus einfachen Vorstufen entwickelt hat. Hiermit in Einklang steht die Ermittelung von Pringsheim, daß das Chlorophyll nur ein physikalischer Schutzapparat des assimilirenden Zellprotoplasmas gegen zu starke Sonnenstrahlung ist, die eben schließlich jedes ungeschützte Protoplasma tödtet. Das letztere ist später durch die Bakteriologie in großer Ausdehnung ermittelt worden. Daß schließlich alle Energie der Erde von der Sonne stammt, hat mit der Entwicklung der einzelnen Anpassungserscheinungen nichts zu thun; das erste Leben auf der Erde muß bei der Dunsthülle derselben ohne direkte Insolation vor sich gegangen sein und erst später konnte es sich mit der direkten Sonnenstrahlung abfinden. Weiter steht damit in Einklang die Ermittelung von Engelmann, daß es außer dem Blattgrün auch andersfarbige Chromophylle bei niedersten Pflanzen gibt, die genau ihrer physikalischen Adsorptionskraft entsprechend zur Assimilation von Kohlensäure geeignet sind. Das Chlorophyll wurde nun als das geeignetste Chromophyll quantitativ durch Anpassung und Auslese begünstigt. In diesen von Pringsheim, Engelmann und mir ermittelten Thatsachen und Anschauungen liegt eine grundsätzliche Erweiterung der Pflanzenphysiologie.

Die Thatsache, daß nitrificirende Bakterien kohlensaures Ammoniak zur Assimilation verwenden können, wurde zwei Jahre später von dem russischen Forscher Winogradsky bestätigt, in wichtigen Einzelheiten ergänzt, während er den chemischen Vorgang der Synthese in gröbster Weise verkannte. Frankland jr. und Löw haben dagegen nach dieser Beziehung wahrscheinlich eine Berichtigung meiner ersten Auffassung gebracht. Diese Entdeckung hat noch eine weitere interessante Folge. Die französischen Forscher Schlösing und Müntz hatten es schon früher wahrscheinlich gemacht, daß sich Mikrobien an der Verwitterung der Felsen betheiligen. Da aber chlorophyllfreie Mikrobien Kohlensäure, die unter diesen Umständen allein als Kohlenstoffquelle in Betracht kommen konnte, nicht assimiliren sollten, nahmen sie als derartige Quelle — Alkohol an und bemühten sich zu zeigen, daß Alkohol ein ungemein weit verbreitetes Produkt sei und überall auf der Erde vorkomme. Die Sache war fremd und so geistreich, daß sogar ernsthafte deutsche Zeitschriften sie ihren Lesern schleunigst berichteten und den Spott jeder gesunden Kritik gar nicht merkten. Die an der Verwitterung der Felsen betheiligten Mikrobien vermögen gerade so wie

die im Boden und den Zwischendecken unserer Wohnungen Salpeter bildenden Bakterien auch kohlensaures Ammoniak zu assimiliren. Erst mehrere Jahre, nachdem die Sache durch mich in Deutschland bekannt war, entschlossen sich Schlösing und Müntz auf die Arbeit von Winogrodsky hin ihre Ansicht zu ändern. Daß es aber außer der Sonnenstrahlung und der Oxydation von Ammoniak noch andere Energiequellen zur Ermöglichung von organischen Synthesen gibt, hat Winogrodsky ermittelt. Er fand, daß die Eisenbakterien, Crenothrix und Leptothrix ochracea, welche die gefürchtete „Wasserkalamität“, die z. B. früher einmal in der Berliner Leitung vom Tegeler See bestand, bewirken, ihre Energie durch Oxydation von Eisenoxydulverbindungen zu Eisenoxyd gewinnen können. Ferner können die Schwefelbakterien, Beggiatoa, durch Verbrennung von Schwefelwasserstoff und von Schwefelkörnern zu Schwefelsäure ihre Energie gewinnen. In diesen Fällen reicht jedoch kohlensaures Ammoniak zur Synthese nicht aus, so daß wir physiologisch bereits eine höhere Stufe vor uns haben, doch dürften sich vielleicht nach Engelmann unter den oft prachtvoll purpurroth gefärbten Beggiatoen Uebergangsglieder finden.

Blachstein hat ermittelt, daß auch bei den Bakterien die übrigen anorganischen Salze oft von größter Bedeutung sind, und die richtige Wahl derselben mit darüber entscheidet, ob krankheitserregende Bakterien ihre Giftigkeit behalten. Kühne und noch genauer Proskauer gelang es dann sogar, die Tuberkelbacillen zur Vegetation zu bringen, wenn sie, bei Glycerin oder Stärke als Grundlage den Nährkörpern noch Asparagin oder milchsaures, weinsaures, apfelsaures und selbst oxalsaures Ammoniak oder bei einer anderen Kohlenstoffquelle sogar andere Stickstoffsalze nahmen.

Die Fähigkeit, je nach dem Nährmaterial die Körpersubstanz und mit ihr für die einzelnen Arten besonders charakteristische organische Farben oder Gährungsprodukte oder Gifte fast gleich leicht analytisch und synthetisch darzustellen, ist bei den Bakterien so auffallend vorhanden, wie wir es bei anderen Lebewesen bis jetzt nicht kennen, so daß sie physiologisch mehr als morphologisch eine Art Zwischenstufe zwischen Thier und Pflanzen darstellen. Wir wissen ja allerdings, daß jede Thier- und Pflanzenzelle sowohl analytisch als synthetisch arbeitet und daß der früher angenommene schroffe Unterschied, nach dem die Thiere Oxydations-, die Pflanzen Reduktionsmechanismen sein sollen, in dieser Weise nicht zutrifft, aber immerhin sind die Differenzirungen beträchtlich.

Aber auch bei den Bakterien machen sich schon Differenzirungen bemerkbar. Wenn auch einzelne Arten ebenso leicht synthetisch wie analytisch zu arbeiten scheinen, sind andere Arten mehr an diese, andere mehr an jene Arbeitsweise angepaßt. Bei der Zerlegung der abgestorbenen organischen Substanz, die sich in Form der Fäulniß und Verwesung als Zwischenglied im Kreislauf von Thier und Pflanze eingeschoben findet, vermögen einzelne Arten besser die komplizirten Verbindungen zu zerlegen, während andere die Endprodukte verarbeiten.

Nach den Ermittelungen von Heraeus, Hueppe und Winogradsky stehen in letzter Hinsicht die nitrificirenden Bakterien am tiefsten, ihnen schließen sich die Eisen- und Schwefelbakterien an. Durch die schönen Untersuchungen von Hellriegel und Willfahrt wissen wir, daß wir in den Wurzelknöllchen von Leguminosen und einigen anderen Pflanzen Bakterien zu sehen haben, die mit den Pflanzen eine innige Verbindung, eine Symbiose eingegangen sind, mit Hilfe deren diese Pflanzen befähigt werden, den Stickstoff der Atmosphäre zur Eiweißsynthese zu verwenden, während ihr Blattgrün ihnen die synthetische Verwerthung der Kohlensäure der Atmosphäre gestattet. In der Verwerthung dieser Entdeckung ist einer der schönsten Fortschritte der Landwirthschaft zu erblicken. Ohne eine solche direkte bakterielle Hilfe müßte zur Existenz der Pflanze dem Boden der Stickstoff in Form von Salpeter künstlich zugeführt werden oder aber es müßte durch Dünger reichlich organische Substanz zugeführt werden, aus der sich durch bakterielle Zerlegung Ammoniak bilden kann und dieses Ammoniak müßte erst im Boden durch nitrificirende Bakterien zu Salpeter werden.

Wird organische Substanz zerlegt, so betheiligen meist mehrere Arten von Mikrobien daran denn einige Arten gemeinsam und gleichzeitig wirken dies ist eine Art Symbiose. Ein wirkliches Zusammen findet sich bei den Kefirkörnern, einer Symbiose Bakterien und Hefen. Dann folgen andere Arten, die weiteren Prozesse geeigneter sind; ein solches Artenfolgen nennt man Metabiose. Die Endglieder, Anfängen und dem Ende der Zerlegung am besten paßt sind, treten dann oft in einen gewissen Gegensatz Antagonismus. Ein solcher Gegensatz besteht also außerhalb in der Zerlegung des organischen Materials den Erregern des Anfangsstadiums der Eiweißfäulniß den synthetisch arbeitenden nitrificirenden Bakterien auch oft zwischen krankheitserregenden und fäulnißerregenden Bakterien. Ein anderer Gegensatz besteht zwischen der welche bei Luftzutritt und denen, die bei Luftabschluß leben, worauf Pasteur schon längst hingewiesen hat.

Wenn Zellulose unter Wasser bei Luftabschluß Bakterien zerlegt wird, so kann sich Essigsäure, Butter Kohlensäure, aber auch Kohlenwasserstoff, Sumpfgas Kohle bilden, so daß man in diesen bakteriellen den Beginn der Kohlenbildung zu sehen hat bakterielle Beziehungen von van Tieghem auch Kohlen mikroskopisch wahrscheinlich gemacht wurden.

Bei der Zerlegung von Eiweiß bilden sich Körper chemisch selbst noch als Eiweiß gedeutet werden die heftige Gifte sind. Gerade durch solche Gifte die Wirkung der meisten krankheitserregenden Bakterien Stande. Giftige Eiweißkörper wurden zuerst von Mitchell und E. T. Reichert im Schlangengifte, von und Stillmark in Pflanzen nachgewiesen, auch die des Blutserums vom Aal war durch Mosso Diese Beobachtungen, die allem widersprechen, von solchen Nährstoffen, wie es die Eiweißkörper nehmen durfte, wurden anfangs wenig beachtet oder von Brieger als grobe chemische Irrthümer Nencki und später, aber viel eingehender Brieger nämlich gelungen, aus Faulflüssigkeiten und Bakterienkulturen chemisch definirbare organische Basen welche giftig wirkten und als die wahren Bakteriengifte aufgefaßt wurden. Diese Gifte sind sehr interessant sie zum Theil vielleicht als Leichengifte oder wirken und gerichtsärztlich in Betracht kommen können sie sind es nicht, denen die eigentliche Giftwirkung der Bakterien zuzuschreiben ist. Christmas und Hankin zuerst, daß auch bei der Kultur von krankheitserregenden Bakterien eiweißartige Gifte entstehen, welche die symptome der betreffenden Krankheiten hervorrufen. ders bei Diphtherie, Tetanus und Cholera wurden Gifte ermittelt.

Von den ältesten Beobachtern über Infusionsthierchen, zu denen lange Zeit auch die Bakterien gerechnet von denen ich nur Leeuwenhoek, O. F. Müller, von Nußworm, Ehrenberg und Dujordin anführen zu Ferdinand Cohn, Josef Schröter und Robert Koch es stets Forscher, welche eine strenge Konstanz Formen und Arten unter den Bakterien annahmen. Diese Beobachter bestimmten die Gattungen und außerdem direkt nach den Formen und kamen so zu Formgattungen und Formarten, deren einzelne Formen gleich sein sollten. Wurden in dieser Idee bei Ernährungsbedingungen anderer Formen beobachtet, wurden diese nur auf das Eindringen der Keime Arten zurückgeführt. Traten außerdem andere auf, so galt dies erst recht als ein Beweis fremde Keime sich eingeschlichen hatten. Reine Formen reine Wirkungen sollten sich stets decken. In diesem hatte F. Cohn die Bakterien nach ihren Wirkungen farbstoffbildende oder chromogene, gährungserregende oder zymogene und krankheitserregende pathogene Arten eingetheilt und so durch

he Merkmale ein weiteres Eintheilungsprinzip für seine narten besonders dort gewonnen, wo die Formen wegen r Kleinheit keine weitere Unterscheidung gestatteten.

Indem man so zunächst das Unterscheidende scharf onte, erkannte man, daß es unter den Bakterien so gut unter Spaltalgen oder Pilzen verschiedene Gattungen Arten gibt. Diese Ermittelungen bildeten, unterstützt h eine sorgfältige von J. Schröter begonnene, von Klebs besonders von R. Koch genial weiter gebildete Methodik, vorzüglichste Grundlage für alle weiteren For- ingen. Die Ermittelungen von J. Schröter und Hueppe r die Pigmentbakterien, von Pasteur, F. Cohn, Fitz, claux und Hueppe über die Gährungs- und Fäulniß- zesse, von Davaine, Pasteur, R. Koch, Gaffky und Löffler r krankheitserregende Bakterien, haben die unerschütter- : Grundlage der modernen Bakteriologie gelegt. Anfangs m man an, daß bei jeder typischen Gährung und In- onskrankheit ein einziger Mikroorganismus ursächlich be- ligt sei. Aber schon Mitscherlich hatte entdeckt, daß die en der Ober- und Untergährung verschieden sind, ich fand m, daß es nicht eine Art, sondern eine ganze Reihe von kterienarten gibt, welche aus Zucker Milchsäure bilden und liches wurde später für alle anderen Zersetzungen ermittelt. : Art des Zuckers ist so bestimmend über das, was geschieht, man sich auch vom bakteriologischen Gesichtspunkte aus- cken könnte, daß jeder Milchsäureerreger bestimmt Zucker bevorzugen scheint. Auch bei der Oxydation des ohols zu Essigsäure hat Hansen neben dem von Kützing später von Pasteur entdeckten Erreger noch einen dritten gestellt.

Diese Ermittlungen wurden in Pasteur's Hand sogar sgang zu Vorstellungen, die später die Ansichten über die sammensetzung der chemischen Körper ganz umgestalten lten. Pasteur fand nämlich bei solchen Gährungen neben htsdrehender aktiver Weinsäure die sogen. aktive Linkswein- ure; diese beiden Säuren vereinigen sich zu der optisch in- iven Traubensäure. Pasteur entdeckte den Grund in dem mmetrischen Bau des chemischen Molekels und daraus twickelten Le Bel und van't Hoff die Theorie des asym- etrischen Kohlenstoffatoms und die moderne ereochemie. Die Zerlegung inaktiver Substanzen rch Gährung und dadurch die Herstellung der tisch aktiven Componenten hat sich trotz aller Fort- ritte der Synthese als eine wichtige und schnelle Methode der organischen Chemie Bürgerrecht erworben und noch halten. Schardinger entdeckte auf diese Weise die Links- ilchsäure, welche vorher nie auf chemischem Wege er- tten worden war und deren Existenz man nur aus dem ekanntsein der inaktiven Milchsäure und der aktiven Rechts- itchsäure vermuthete. In dieser Beziehung ist es weiter sehr achtenswerth, das Bakterien, Hefen und Pilze bei der Ein- irkung auf inaktive Körper eine ganz scharfe Auswahl effen. Wenn Hefen oder der gemeine grüne Pinselschimmel f Traubensäure, also auf eine Mischung von Rechts- und nksweinsäure einwirken, verbrauchen sie die Rechtswein- ure, die linksdrehende Modifikation bleibt übrig; ähnlich : es bei Methylpropylcarbinol und Leucin. Wenn dieser chimmel auf inaktiven Amylalkohol oder Mandelsäure rkt, so wird dagegen die linksdrehende Modifikation ver- raucht, die rechtsdrehende bleibt übrig, während isolirt ver- breicht, auch diese, in der Mischung oder inaktiven Form icht angegriffenen Körper zur Ernährung des Schimmels ienen können und dabei verbrannt werden.

Sowohl der rechtsdrehende Traubenzucker als der links- rehende Fruchtzucker werden durch Hefen in Alkoholgährung ersetzt; in einer Mischung beider, wie sie im Invertzucker es Honigs vorliegt, wird dagegen der Traubenzucker ver- ohren, der linksdrehende Zucker bleibt unvergohren. Ebenso it es bei einem Gemisch der rechtsdrehenden, aus Milch- ucker gewonnenen Galactose mit Fruchtzucker und zwar rotzdem isolirt der Fruchtzucker durch die meisten Hefen eichter angegriffen wird als die Galactose. Bei der Gährung macht sich demnach zunächst die geometrische Anordnung der Atome im Molekel deutlich als entscheidend bemerkbar.

Behufs Gewinnung dieser Konstitution des Molekels erfolgt aber auch im dynamischen Sinne ein verschieden großer Aufwand von Energie zur stärkeren oder schwächeren Verbindung der Atome, die also entsprechend auch wieder umgekehrt schwerer oder leichter gelöst werden kann. Wenn man nun zwei Zuckerarten gleicher Gruppe und gleicher empirischer Zusammensetzung, z. B. sechswerthige Zucker oder Hexosen, betrachtet und unter diesen Aldehydzucker oder Aldosen verwerthet, wie es z. B. Traubenzucker und Galactose sind, so hat der labiler aufgebaute Traubenzucker nach Stohmann einen größeren Energiegehalt als die stabilere Galactose, und bedarf demnach zur Zerlegung einer geringeren Energie- zufuhr als letztere. Der Traubenzucker ist aber durch Hefen leichter vergährbar als die Galactose, so daß auch im dynamischen Sinne eine Auswahl erfolgt, die ebenfalls im Molekel vorgesehen ist. Auch bei sogenannten Keton- zuckern oder Ketosen findet sich dies; nach Stohmann hat unter den hierher gehörigen Hexosen der labilere Fruchtzucker einen größeren Energiegehalt als die stabilere Sorbinose. Der erstere ist leicht vergährbar, die letztere fast gar nicht.

Die berühmten Untersuchungen von E. Fischer über die sogenannte Konstitution oder geometrische Atomgruppirung der Zuckermolekel bedürfen einer Ergänzung durch die be- sonders von Stohmann ermittelten dynamischen oder Energieverhältnisse derselben Molekel, aber auch durch die biologischen Ermittelungen, wie sie zuerst Pasteur gebracht hat. Mit Kenntniß von je zwei dieser Gruppen vermochte ich schon früher die andere Gruppe für einen Fall anzugeben, ehe die Sache direkt ermittelt war. Ich führe dies nur an, um zu zeigen, wie der exakt arbeitende Biologe an Schärfe der Vorhersage, prinzipiell wenigstens, nicht schlechter dasteht als der Physiker oder Astronom. Sein Denken ist ebenso gut ein mathematisches, nur ist das Material meist zur unmittelbaren mathematischen Zeichensprache zu komplizirt. Aber die prinzipielle Feststellung einer solchen Möglichkeit ist das, was uns die Beruhigung über die Art unseres Arbeitens gibt. Wir brauchen uns durch den Hochmuth, der oft in einer einseitigen mathematischen Formelsprache liegt, nicht mehr imponiren zu lassen, als wirklich an der Sache ist. Es gibt auch eine Mathematik, ohne deren übliche Zeichen, und umgekehrt haben schon weiter sehende Physiker, wie R. Mayer, Helmholtz, E. Mach, erkannt, daß auch die physikalische Beobachtung eine zum Verständnisse unentbehr- liche physiologische Seite hat, so daß wir in der monistischen Erkenntnißtheorie ein einigendes Band besitzen nicht nur zwischen alten Naturwissenschaften, sondern auch zwischen Naturwissenschaften und den sogenannten Geisteswissen- schaften.

(Schluß folgt.)

Prag. Ferdinand Hueppe.

Theater.

Deutsches Theater: „Drohnen“, Schauspiel in 4 Akten von Rudolph Stratz.

Neues Theater: „Haus der Träumer“, Lustspiel in 3 Akten von Hermann Faber.

Fluchentsprossen und selbst eine Gestalt des Fluches, so ist sie in einer der ältesten Urkunden des Menschen- geschlechts gezeichnet. Feigherzig und grausam wich sie den Starken und Mächtigen aus, der begehrliche Blick ihrer grünen Augen suchte die Armen und Wehrlosen. Den Last- trägern grub sie die scharfen Krallen in den Nacken und neben den Sklaven ging sie als Treiber einher, den Stachel in der dürren Hand. Es gab Zeiten, in denen ihre Be- rührung Schande bedeutete, und doch hat ihr endgültiger Triumph sie selbst in einen Segen gewandelt: die Arbeit.

Schon ihr Name erzählt ein Kapitel aus der Kulturgeschichte. In den höfisch-höflichen Zeiten des Mittelalters bedeutete Arbeit „Noth, Beschwerde, Leid“, und die sorgsamen Thorwächter der Burgen und Grafenschlösser hatten ein wachsames Auge, daß der entehrende Gast nicht die Zugbrücke überschritte. Als Julian Schmidt zur rechten Zeit, gerade als das Bürgerthum sich emanzipirte und die Arbeit adelte, die Worte schrieb: „der Roman — nicht der Roman allein — soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit“, da wurde er, und noch dazu von den größten Künstlern seiner Zeit beschränkten Philisterthums bezichtigt. Aber man verstand ihn nicht. Es kam ihm nicht darauf an, banale Predigt zu predigen, er wollte auf den liebenswerthen, den echten Kern unter dem buntschillernden Aeußern moderner Menschen deuten. Und darin hat er Recht behalten.

Heute mahnen die Ergebnisse der letzten Theaterwoche des wackeren „Grenzboten“ und seines Wortes zu gedenken. Rudolph Stratz und Hermann Faber haben beide den rechten Ton, der Widerhall zu wecken vermag, vor Allem deshalb nicht getroffen, weil sie seitab vom modernen Arbeitsmarkt den Arbeitsunfähigen nachgegangen sind. Die Nüsse waren vergoldet, aber sie hatten keinen Kern.

Rudolph Stratz hat in all seinen Romanen und Schauspielen die Kreise der klirrenden Müßiggänger, der Sportsmänner und Lebeleute aufgesucht, bei denen das Wort Arbeit seinen mittelalterlichen Klang voll bewahrt hat. Er hat auch in seinen „Drohnen“ die Stimmung dieser Leute getroffen. Er weiß die Atmosphäre von Patschouli, Cigarettenrauch, Stallgeruch, verwelkten Veilchen und abgestandenem Sekt, die von ihnen ausgeht und auf ihre Nerven drückt, zu bannen. In dieser Atmosphäre entwickelt sich dann, wie ein Schlinggewächs in der Sumpfluft, der Ehrenkodex; die Langeweile und der Ekel steigen auf; auch ein leiser Hauch von Humor ist zu spüren: diesen Leuten gilt die Welt nichts, wie sie der Welt nichts gelten. Sie haben die Philosophie der übersättigten Mägen.

An einem klaren Herbsttage wird die Drohnenschlacht geschlagen. Die Arbeitsbienen fallen über die Drohnen her und erstechen sie mit ihrem Stachel. Diese Drohnenschlacht fällt in den fünften Akt von Stratz' vieraktigem Schauspiel. Wenn der Vorhang zum letzten Mal fällt, prophezeit sich die selteste der Drohnen, Graf Greiff, den kommenden Gerichtstag, geht aber vor der Hand hin, durch die Heirath mit einer Millionärin den seit seiner Geburt fälligen Lebenswechsel noch einmal zu prolongiren. Zur Drohnenschlacht selbst fehlt es an Arbeitsbienen.

Franz Graf Greiff hat die Frau eines gewissen Witt verführt. Witt ist Erbe eines großen Vermögens und als solcher Mitglied des fashionablen Klubs, dem Greiff angehört. Stratz' Stück ist eigentlich nur ein Schachspiel auf Tod und Leben zwischen diesen beiden Kavalieren, die von Emanuel Reicher und Hermann Nissen ganz lebenswahr dargestellt wurden. Witt hat über den Verkehr Greiff's mit seiner Frau Verdacht geschöpft und eröffnet das Spiel: es wird gejeut und Witt besteht auf sofortiger Zahlung der Ehrenschulden. Damit steht Greiff, der nicht zahlen kann, vor der Nothwendigkeit, sich das Leben zu nehmen. Aber der zweite Zug Greiff's rettet ihn: die Schulden sollen getilgt sein, wenn Greiff sich von Witt's Frau für immer verabschieden will. Greiff thut das, aber Witt erfährt, daß es zu spät, daß seine Frau ihm die Treue bereits gebrochen hat. Er vernichtet die Schuldscheine nicht; er will Greiff zwingen, sich das Leben zu nehmen. Der aber nimmt lieber die erste beste Millionärin und bezahlt seine Ehrenschulden.

Dies Schachspiel auf Tod und Leben bedingt starke Spannung, die freilich rein äußerlicher Natur ist, es bedingt auch eine eigenartige Komposition. Nach der breiten Exposition des ersten Aktes, bestehen die folgenden im Wesentlichen aus einer großen Scene. Jeder Zug ein Akt. Im zweiten Akt, in dem Greiff dem Tode entgegensieht, ein eigenartiges Stimmungselement zur Geltung, in dem sich die Situation zu wiederholen scheint, sich in Ironie auf. Aber Ironie und Stimmung in der Atmosphäre, die von den Personen ausgeh frei die Flügel regen; und wenn die Hauptcharakter Ausnahme der treulosen Frau, richtig und scharf sind — diese Mensch'n haben nichts zu sagen. die welken Blätter im blühenden Kranz; Stratz seinen Kranz ausschließlich aus welken Blättern Er hat dabei viel theatralisches Geschick bewiesen: aber doch die Beete aufsuchen müssen, in denen es und sprießt. Auch in der Kunst ist es gleichgültig, Wind durch die todten Blätter fährt oder nicht. danach?

„Ich sag es dir: ein Kerl, der spekulirt, ist Thier auf dürrer Haide, von einem bösen Geist herumgeführt, und rings umher liegt schöne, grüne Auch Hermann Faber hat sich mit seinem „Hans Träumer“ auf dürres Erdreich begeben. Sein Träumer ein Kerl, der spekulirt.

Hermann Faber, den das Berliner Publikum seinen früheren Dramen „Der freie Wille“ und „Lüge“ kennen gelernt hätte, ist immer stillen idealen Naturen nachgegangen, deren Idealismus mit den plumpen Forderungen der Welt in Konflikt geräth hat er im „Freien Willen“ einen Journalisten hart Grenzen der Tragik herangeführt, und in der „Lüge“ einen Bildhauer tragisch enden lassen. Diesmal hat er die Linien verschoben: Hans der Träumer ist ein Schriftsteller, aber sein Idealismus ist Spekulation dürr und unfruchtbar, und Hermann Faber selbst seinen Träumer allzu sehr gelacht.

Dr. Hans Leuthold träumt von Lösung der Frage, von Volksbeglückung und von einer neuen Er plant ein großes Volksschauspielhaus. Eine Schauspielerin nistet sich in seinem Hause ein: sie gräbt den Frieden seiner Ehe und verführt ihn in schaft mit einem Theateragenten, ein Theater zu Die Erfahrungen als Theaterdirektor kuriren ihn seinem Idealismus; er findet die Liebe zu seiner Frau

Auch Hans der Träumer ist ein welkes Blatt, der Wind spielt. Aber ihm zur Seite steht seine Frau kleine tüchtige Hausfrau, und an ihr bewahrheitet sich das Wort von der Arbeit. Mit dieser Gestalt wurzelt auf fruchtbarem Boden, und das künstlerisch Echte Stück ist mit ihr verwachsen. Sie fühlt, wie ihr Mann entfremdet wird, und er sagt's ihr auch. Sie warnt thörichtem Spekuliren und Pläneschmieden: siehst du, Ehe war auch so eine Idee, für die du dich einmal hast; und jetzt willst du doch nichts mehr von ihr

In gewissem Sinne bedeutet Faber's Lustspiel einen Fortschritt über seine früheren Arbeiten hinaus. Charakteristik der Nebenpersonen, mit alleiniger der Schauspielerin, weist schärfere Zeichnung der Physiognomien auf. Deshalb wirkten die beiden letzten günstiger auf das Publikum als der erste, weil erst die glücklich erfaßten Charaktere aus der Theater die Handlung eingriffen. Auch die Aufführung nach dem ersten Aufzug.

Rudolf Stratz und Hermann Faber sind beide schuldig geblieben; aber das, was sie gaben, daß sie mehr hätten geben können, wenn sie an Thüren angeklopft hätten. Nur darum verlohnt es so sehr, das Volk bei der Arbeit aufzusuchen, weil dann zumeist ihr Festkleid trägt, wenn der Mensch Arbeitskittel an hat.

Ernst Heilborn

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

r. 26. Berlin, den 30. März 1895. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

leden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). -nnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim -ge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. -lich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

-en Abonnement mit dem 31. März abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Die Ovationen zum achtzigsten Geburtstag des Fürsten -marck haben begonnen, und sie sind leider nicht vorüber-gangen ohne Mißklang; dieses „Leider“ ist auszusprechen für -enigen, welche den Fürsten Bismarck laut feiern wollten, dieses „Leider“ ist auszusprechen für jene anderen, die bei -r Anerkennung für jenen genialen Mann, der das solange heiß -hnte einige Deutschland schaffen half, doch in diesem -en Manne auch jenen finden, der nach liberaler Anschauung über die inneren deutschen Verhältnisse schwere Gefahren gebracht hat, und der diese Gefahren noch beständig steigert durch ein aktives Eingreifen in die Politik, das ihm natürlich so gut zusteht, wie jedem anderen deutschen Reichsbürger.

Es ist in gewissem Sinne ein Tribut an die Größe des ersten Reichskanzlers, wenn freisinnige Männer auch heute diese Gefahren noch für so erheblich hielten, daß sie sich trotz allem Danke für die Gründung des Reiches unter Mithilfe des Fürsten Bismarck nicht zu Ovationen entschlossen, die immerhin unter Umständen geeignet sein konnten, die Schwere der von demselben Fürsten Bismarck drohenden Gefahren zu verschleiern. Die Entwicklung der deutschen politischen Verhältnisse konnte solche Erwägungen sehr wohl nahelegen.

In der freisinnigen Presse bestand ein Unterschied der Auffassung denn auch nur insofern, als die einen solche Gefahren für bedrohlicher, die anderen für weniger bedrohlich hielten, und so wogen die freisinnigen Zeitungen gegen einander: Einiger Deutschlands und Leiter der inneren deutschen Politik, und sie zogen endlich in Rechnung, welche weiteren politischen Folgen die Betheiligung bei Ovationen oder die Ablehnung einer Betheiligung haben würde. War das Facit dieser Rechnung nicht überall dasselbe, so stimmen in einem Punkte doch alle freisinnigen Zeitungen überein: Man wünschte mit Recht, alles zu vermeiden, was jenen die Freude hätte stören können, welche den Fürsten Bismarck mit ungetheiltem Herzen und auf eigene Hand zu feiern bereit waren. Wenn dieses Ziel gleichwohl nicht erreicht worden ist, so liegt dies daran, daß Politiker erklärlicherweise den Parteipolitiker nie ganz ausziehen. Und so geschah, was sich nur dann hätte vermeiden lassen, wenn man auf allen Seiten gleichmäßig bereit gewesen wäre, Empfindungen und Erwägungen, die einmal vorhanden sind, stillschweigend zu respektiren, ohne den Versuch zu machen, sie gegenseitig zu vergewaltigen, — weder nach der einen noch nach der andern Seite.

Nachdem von dieser Linie abgewichen war, folgten eine Reihe von weiteren Zwischenfällen. Einer dieser Zwischenfälle wurde durch eine Depesche des Kaisers an den Fürsten

Bismarck herbeigeführt, in welcher der Monarch seine „tiefste Entrüstung" über den Standpunkt der Majorität des Reichstags in der Frage der Geburtstagsovation ausspricht.

Der Kaiser liebt es, starke Ausdrücke zu gebrauchen; daran sind wir in Deutschland gewöhnt; aber selbst bei dieser Gewöhnung erscheint dieser starke Ausdruck doch etwas ungewöhnlich stark gegenüber der Volksvertretung des Deutschen Reiches, und lag es nicht nahe, vorauszusehen, daß gerade eine Depesche mit solchem Ausdruck besonders geeignet sein würde, um daran zu erinnern, welche Schriftstücke vor wenig Jahren die kaiserlich deutsche Regierung nach Wien gesandt hatte, um dort jede offizielle Ovation für den nämlichen Fürsten Bismarck nach Möglichkeit zu verhindern. Heute ist der Zeitpunkt gekommen, um es auszusprechen, daß gerade der Kaiser eine solche Benachrichtigung nach Wien gegen den Willen des Grafen Caprivi gewünscht hatte. Gewiß hat auch ein Kaiser das gute Recht, seine Ansichten zu reformiren. Diese Depesche bringt dann freilich erneut zum Ausdruck, mit welcher Energie ein solcher Umschwung der Anschauungsweise sich beim Kaiser vollzieht, nämlich von der Verhinderung jeder Ehrung des Fürsten Bismarck bis zur „tiefsten Entrüstung" über die Ablehnung einer Ehrung für den nämlichen Mann, der heute der deutschen Nation mit seinen Vorzügen und Fehlern als derselbe, wie damals erscheint.

Welches wird die Folge einer solchen Depesche sein, mußte sich die Presse fragen? Zwar ist die Depesche, welche der Gegenzeichnung entbehrt, nur eine Privatäußerung des Kaisers, aber sollte eine derartige Privatäußerung von dieser Seite, vor der Oeffentlichkeit gethan, nicht auch ihre politischen Folgen haben? Man fragte sich, folgt einem solchen Ausspruch über die Majorität des Reichstages die Auflösung? Die offiziösen Blätter beeilten sich zu erklären, daß eine solche Absicht von der Regierung nicht gehegt werde. Die Blätter der Konservativen, wie der Nationalliberalen beeilten sich dieser Aeußerung hinzuzufügen, daß politisch eine Auflösung des Reichstages in jetzigem Augenblick ein verhängnißvolles Experiment für Deutschland sein werde, und weder den Konservativen noch den Nationalliberalen erwünscht sein könne. Nur ein einziges Blatt sprach der Auflösung das Wort; nämlich das Organ des Fürsten Bismarck, die „Berliner Neuesten Nachrichten" Erfolgt nun eine Auflösung oder erfolgt sie nicht? Wird jene Aeußerung des Monarchen in der Depesche unmittelbare politische Konsequenzen haben aber ein Schuß sein, der alle Welt alarmirte, worauf alle Welt dann wieder nach Hause gehen kann. Als charakteristisch dafür, mit welchen Spekulationen man sich trägt, mag angeführt werden, daß die „Hannoversche Post" allen Ernstes „nach besten Informationen" versichert, es werde eine Auflösung des Reichstages erfolgen und zwar gerade am 1. April, dem Geburtstage des Fürsten Bismarck durch eine Allerhöchste Botschaft: — gewissermaßen als Geburtstagsgeschenk eine Auflösung jenes Reichstages, dessen Majorität sich noch heute zu jenem Standpunkt bekennt, den die Regierung des Kaisers einnahm, als Fürst Bismarck entlassen wurde.

In Friedrichsruh sind inzwischen zur Gratulation die Vertreter des preußischen Abgeordnetenhauses und des Herrenhauses gewesen, außerdem zahlreiche Mitglieder des Reichstages, sodann der Kaiser und andere Fürstlichkeiten und endlich der Reichskanzler Fürst Hohenlohe als Vertreter der preußischen Reichsregierung und des Bundesrathes.

Einzelne der Ovationen und der Reden, welche bei dieser Gelegenheit gehalten worden sind, weisen charakteristische Züge auf. So sagte der Kaiser:

„Nicht an den großen Staatsmann, sondern an den Offizier richten sich heute meine heißen Wünsche."

Und dementsprechend war die Veranstaltung für den Fürsten Bismarck eine ein militärische. Man erwog, ist auf das „heute" in der kaiserlichen Rede das entscheidende Gewicht zu legen; und folgt auf diese militärische Auszeichnung nach weiteres? Der Fürst Bismarck bekleidet zwar auch einen sehr hohen militärischen Rang, aber nicht weil er ein bedeutender Militär gewesen ist, sonde[...] militärisch ehren wollte für das, was er a[...] Nichtmilitär geleistet hat.

Eine andere Rede des Kaisers enthielt al[...] Worte: daß Blut und Eisen dasjenige Mittel sei,

„welches nie versagt und in der Hand von [...] und Fürsten, wenn es noth thut, auch nach inne[...] Vaterland den Zusammenhalt bewahren wird."

Dieser Hinweis auf den Bürgerkrieg ist bem[...] werth um so mehr, weil sich aus der Geschichte le[...] weisen läßt, wie oft jenes „Blut und Eisen" versagt [...] dem der Kaiser eine nie versagende Kraft beimißt

Die Antwort des Fürsten Bismarck enthält [...] zeichnenden Wendungen mehrere. Er sagte:

„Ich bin über 48 hinweggekommen mit einer intensiveren [...] lichkeit an das königliche Haus, als ich vielleicht in meiner [...] Unwissenheit vor 48 auch nur gedacht hätte: begeistert und [...] Ich bin in der Richtung geblieben, so lange meine Thätigkeit [...] wurde."

Man kann es dem Fürsten Bismarck von [...] Standpunkt aus gewiß nicht verübeln, daß er [...] wunde Stelle seiner Entlassung gerade in Gegenw[...] Kaisers rührte, und die Richtung seines Streben[...] ein bezeichnendes „solange" begrenzte. In [...] Bahn liegt es, wenn Fürst Bismarck in seinem [...] spruch direkt des Kaisers überhaupt nur zweima[...] kurz gedenkt, indem er ihm zu Beginn für die [...] seinen Dank sagt, und indem er ihm am Schl[...] Hoch ausbringt; aber dieses Hoch galt nicht dem [...] als alleinigem Oberhaupt ganz Deutschlands, sonder[...] deutschen Stammesfürsten, zu denen als König von [...] auch der Kaiser gehört.

Fürst Bismarck spricht nichts ohne wohlerwog[...] sicht, und die politische Tendenz seiner Ausführunge[...] noch verstärkt durch ähnliche Bemerkungen, die er [...] Vertretern des Parlamentes machte.

Auch dort wies er für die Zukunft Deutschland[...] vor Allem auf den Kaiser und auf die Hohenzollern[...] hin, sondern auf die Gesammtheit der Dynastien und [...] den einzelnen Dynastien auf die Einzellandtage; die [...] Dynastien und Einzellandtage sollen auf die Reich[...] drücken und es ist gewiß nicht bedeutungslo[...] zur Exemplifizirung Fürst Bismarck anführte, [...] beispielsweise der preußische Landtag sich zu diesem [...] den preußischen Minister der auswärtigen Angeleg[...] vornehmen; das ist der Herr von Marschall, den [...] markspresse als den „Staatsanwalt" zu bezeichn[...] und der an die Stelle des Grafen Herbert Bis[...] treten ist.

Der politische Gehalt der Reden des Fürsten [...] zielt augenscheinlich dahin, die partikularen Fürst[...] über dem Kaiser als solchem zu einer stärkeren Anth[...] an der Reichspolitik zu veranlassen und ebenso die [...] landtage gegenüber dem Reichstag. Und gewiß ha[...] Bismarck in dem Punkte Recht, daß, je schwerer [...] die Bahnen der kaiserlichen Politik sind, um so [...] wird schließlich auch der Bundesrath zu einer neue[...] geren Stellung gelangen, gleichgültig, ob eine solche [...] lung als erwünscht oder unerwünscht zu betrachten [...]

Die Friedensverhandlungen zwischen Ja[...] China haben eine bedauerliche Unterbrechung [...] der chinesische Unterhändler ist von einem fanatischen [...] meuchlings verwundet worden; diese Verwundung [...] Verhandlungen für den Augenblick unmöglich; [...] anfall eines irregeleiteten fanatischen Nationali[...] aber auch der Verbitterung zwischen Japan und [...] Nahrung zuführen.

Die Gratulations-Krisis.

Es kommt gelegentlich vor, daß bei ungeschicktem ieren mit Luftfeuerwerk ein Schadenfeuer ausbricht. solcher Vergleich liegt nahe, wenn man die jüngsten nisse der deutschen Politik sich im Zusammenhange genwärtigt. Wie war es möglich, daß die Frage, ob Bismarck zum achtzigsten Geburtstage beglückwünscht en solle, zu einer Haupt- und Staatsaktion des chen Reichstags sich entwickeln konnte? Fernerstehende, en seltsamen Vorgang vornehmlich oder ausschließlich Gemüthsstandpunkte aus beurtheilten, waren begreif- Weise rasch bei der Hand, eine Reichstagsmehrheit zu mmen, die einem so genialen Manne, wie dem Fürsten marck, dessen Verdienste um die Begründung des Deut- Reichs verkennen zu wollen lächerlich wäre, einen rtstagsglückwunsch versagte, wie er manchem viel erem beim Eintritt in das neunte Jahrzehnt des Lebens Widerspruch zu Theil geworden ist. Man hat in Haltung des Reichstags einen Mangel an National- l, einen Akt kleinlicher politischer Rancune und eine genswerthe Rohheit des Empfindens gesucht und ge- en. Im Gegensatz dazu hat es auch nicht an Stimmen lt, die in dem Beschlusse des Reichstags eine politische enthat glaubten feiern zu sollen. Die eine wie die re Auffassung verkennt die Ursachen, die zu dem nega- Votum des Reichstags geführt haben. Ich glaube, die Zahl der Abgeordneten, welche mit Behagen gegen Antrag des Präsidenten von Levetzow gestimmt haben, mal gewesen ist. Den Schein der Gehässigkeit auf zu laden, gehört nicht zu den Annehmlichkeiten des ichen Lebens; und im vorliegenden Falle konnte zudem , der mit Nein stimmte, im Voraus sicher sein, der all- inen Entrüstung als schuldvolles Opfer bezeichnet zu en.

Unter solchen Umständen gehörte schon ein ungewöhn- s Maß von Ungeschicklichkeit dazu, die Sache so zu hren, daß ein Höflichkeitsakt nach und nach zur Be- ung eines politischen Pronunciamentos wurde. Daß Ungeschicklichkeit ursprünglich auf beiden Seiten ziemlich h groß war, wird sich schwerlich bestreiten lassen. Ins- dere die Centrumspartei hätte durch ein geschickteres Ver- en im Seniorenkonvent den Zwiespalt im ersten Keim ken können. Später glaubten die früheren Kartellpar- die Konjunktur politisch ausnützen zu können. Den ern wurde der Rückzug nach Kräften erschwert und ßlich hoffte man, die Renitenten unter dem Joche der entlichen Abstimmung hindurch zum Gratulationsplatz en zu können. Für diejenigen Gegner der Bismarck- Politik, welche von vornherein sich bereit gezeigt en, an der geplanten Gratulation als einer in ihren en politisch unverbindlichen Handlung sich zu betheiligen, selbst dann noch die Möglichkeit, zuzustimmen, ohne verstanden zu werden. Für die Uebrigen dagegen er- s nunmehr das Dilemma: ablehnen und damit den eren Schein kleinlicher Gehässigkeit hervorrufen — annehmen und damit den Eindruck erwecken, als ob von den alten Kartellparteien gestützte Bismarck'sche tik einen gleichsam posthumen Triumph davongetragen .

Unter dieser Konstellation kam es zur Abstimmung. konservative Reichstagspräsident Herr von Levetzow e sein Amt nieder, der nationalliberale Vicepräsident r Bürklin folgte seinem Beispiel und der Kaiser sandte r dem unmittelbaren Eindrucke der Abstimmung des chstags ein Telegramm nach Friedrichsruh, worin er er „tiefsten Entrüstung“ Ausdruck gab. Die politischen tive der Reichstagsmehrheit scheinen dabei von dem er verkannt zu sein. Bei eingehender Prüfung wird finden, daß die Meinung des so abfällig kritisirten chlusses im Wesentlichen auf eine Billigung jener Politik hinausläuft, welche vor fünf Jahren die Entlassung des Fürsten Bismarck aus seinem Amte als ein Gebot staatlicher Nothwendigkeit erkannte.

Schon allein deswegen mußte es auch unwahrscheinlich klingen, daß dieser Beschluß von den verantwortlichen Rathgebern der Krone als ein geeigneter Anlaß zu einer Reichstagsauflösung betrachtet werden würde.

Je mehr die alten Kartellparteien beflissen waren, der Haltung der Reichstagsmehrheit den politischen Boden zu entziehen und die ganze Angelegenheit zu einer nationalen Gefühlssache zu machen, um so stärker mußten die Bedenken der verantwortlichen Regierungsmänner sein, aus diesem Anlaß die Konsequenz einer Reichstagsauflösung zu ziehen. Eine bloße Gefühlswallung bietet in Wahlkämpfen keinen genügenden Rückhalt. *Mit* ihr kann man kämpfen, aber es muß daneben auch noch etwas sein, *um das* man kämpft. In welche groteske Lage wäre die Reichsregierung aber erst gekommen, wenn sie durch die Auflösung des Reichstags die Wahlparole: Für oder gegen Bismarck! in die Massen geworfen hätte. Die Wahl wäre damit in aller Form zu einem nachträglichen Plebiscit über die vor fünf Jahren vollzogene Entlassung Bismarck's geworden. Dazu kam, daß die gegenwärtige Regierung — auch abgesehen von der Schwierigkeit, eine passende Wahlparole zu finden — keine einzige politische Partei besaß, auf welche sie sich bei einer Auflösung *aus diesem Anlaß* mit Nachdruck hätte stützen können. Mit den Nationalliberalen allein kann sie keine Politik machen; rückhaltlos mit den Konservativen zu gehen, hieße andererseits sich den ausschweifendsten agrarischen Forderungen unterwerfen, speziell jenen Forderungen, die noch soeben in den Berathungen des Staatsraths unter dem Vorsitz und der Billigung des Kaisers als unverträglich mit dem Allgemeinwohl erkannt sind. Es wäre danach nur daran zu denken gewesen, den früheren Kartellgedanken wieder zu beleben, wie er im Reichstage von 1887 bis 1890 mächtig war. Aber dieser Wiedererweckung widerstreben die konservativen Agrarier auf das Entschiedenste. Sie wollen ihre agrarischen Ansprüche nicht so weit mäßigen, daß eine Kartellverbindung mit den Nationalliberalen möglich wird. Ihr Herz zieht sie zu den Klerikalen, bei denen sie für reaktionäre Schulpläne wie für jede andere Reaktion auf geistigem Gebiete bestimmt auf Gegenliebe rechnen können, und die auch in wirthschaftlichen Dingen sich noch eher zu dem agrarisch zünftlerisch-bimetallistischen Glaubensbekenntniß bekehren lassen, als die Nationalliberalen, die im besten Falle nur oberflächlich bekehrte Ketzer bleiben.

Unter solchen Umständen war es politisch unklug von den ehemaligen Kartellparteien, die Dinge bei der Gratulationskrisis auf die Spitze zu treiben. Auf den Rausch, in dem es ab irato zur dramatischen Niederlegung des Präsidiums kam, ist denn auch rasch eine starke Ernüchterung gefolgt. Sehr richtig hat die „Nationalzeitung“ hervorgehoben, daß wenn man nicht entschlossen war, das Centrum matt zu setzen, die Herbeiführung der Präsidialkrisis ein „schwerer Mißgriff“ gewesen sei. In der That steht schon heute fest, daß dieser „schwere Mißgriff“ begangen ist. Man hat die politischen Folgen einer dramatischen Gefühlsaufwallung verkannt und sich mit Eleganz zwischen zwei Stühle gesetzt. Am wenigsten befriedigend ist die neu geschaffene Lage für die Nationalliberalen, denn das Centrum, gegen das sich ihre Empörung vornehmlich richtete, sieht seine politische Stellung, und zwar nicht bloß durch Uebernahme des Präsidiums im Reichstage, nicht verschlechtert, sondern sogar verbessert. Die Regierung wird noch mehr, als bisher schon, mit dem Centrum rechnen, und das Centrum wird, nachdem es — eigentlich gegen seinen Willen — in einer Formfrage der Regierung eine Verlegenheit bereitet hat, jetzt voraussichtlich um so eifriger beflissen sein, das Geschehene durch „gute Arbeit“ — so lautet das ausgegebene Stichwort — vergessen zu machen. Es wird sich vermuthlich schon bei der Umsturzvorlage zeigen, worin diese „gute Arbeit“ besteht. In dieser Entwicklung der Dinge liegt ein diabolischer Humor für den Zuschauer; für den Politiker

aber eine neue Warnung, den trivialen Satz nie aus den Augen zu lassen: quidquid agis, prudenter agas et respice finem.

Th. Barth.

Der Episkopat und die Christlich-Sozialen in Oesterreich.

Im Oktober des vorigen Jahres weilte ein hochgestellter österreichischer Diplomat auf kurzem Urlaub in Wien. In seiner früheren amtlichen Stellung waren wir mit ihm häufig in Berührung getreten, und so führte auch sein damaliger Aufenthalt in der österreichischen Reichshauptstadt zu einer neuerlichen Begegnung mit dem Staatsmanne, der sich des höchsten Vertrauens seines Kaisers erfreut und über alle Strömungen in den maßgebendsten Kreisen auf das genaueste unterrichtet zu sein pflegt. Das Gespräch drehte sich lange um die Verhältnisse in Ungarn, wo — für jeden aufmerksamen Beobachter deutlich erkennbar — die Dinge schon damals einer neuen Krise zutrieben und der Sturz des Kabinets Wekerle vorbereitet ward. Plötzlich unterbrach der Diplomat, der sich sonst wenig mit inneren österreichischen Fragen zu beschäftigen pflegt, die Erörterung der ungarischen Angelegenheiten mit der überraschenden Bemerkung: „Aber bei Ihnen in Oesterreich stehen die Dinge wahrhaftig nicht besser! Was soll denn aus dieser christlich-sozialen Bewegung werden? Sie zerstört ja jede Autorität und ist so schlimm, wenn nicht noch schlimmer und gefährlicher, als die Sozialdemokratie. Diese Bewegung flößt an entscheidendster Stelle die ernstesten Besorgnisse ein, und es ist die höchste Zeit, daß man ihr ernstlich zu Leibe geht." Unser Diplomat war über die Stimmungen an höchster Stelle genau unterrichtet; wenige Wochen später und der Unterrichtsminister Madeyski konstatirte in offener Parlamentssitzung in seinem Duell mit Monsignore Scheicher, dem Führer der Christlich-Sozialen und insbesondere der christlich-sozialen Kapläne, daß in der letzten Zeit der zersetzende Geist der Auflehnung gegen die Autorität in der katholischen Geistlichkeit eifrig gesäet worden sei; und wieder einige Wochen später trat der Kardinal-Fürsterzbischof von Prag, Graf Schönborn, die Reise nach Rom an, um im Auftrage der österreichischen Regierung und des Episkopates den Beistand des heiligen Stuhles gegen die christlich-sozialen Umstürzler zu erbitten.

Es hat in Oesterreich lange gedauert, bis Regierung und Episkopat sich zu dieser Erleuchtung aufschwangen. Es gab eine Zeit, in welcher diese beiden mächtigen Faktoren die christlich-sozialen Antisemiten hätschelten und auf jede erdenkliche Weise förderten. Die Bischöfe sahen anfangs in den Christlich-Sozialen nur einen Theil der klerikalen Partei und sie erhofften eine Erweiterung und Vertiefung des kirchlichen Einflusses von der Wirksamkeit einer Fraktion, welche an agitatorischer Kraft der eigentlich klerikalen Partei sich überlegen erwies und der streitenden Kirche Bevölkerungsschichten zuzuführen versprach, auf welche die Kirche bis dahin einen nennenswerthen Einfluß nicht zu erringen vermocht hatte. Für die Regierung aber, oder genauer gesprochen für den Grafen Taaffe war die christlich-soziale Partei ein willkommenes Werkzeug gegen die liberale Partei. Graf Taaffe hatte wahrgenommen, daß die Agitationen der deutschnationalen Antisemiten vom Schlage Schönerer's eine große Wirkung auf gewisse Schichten des Kleinbürgerthums gemacht hatten. Aber mit Schönerer und seinen schwarz-weiß-rothen Antisemiten konnte der k. k. österreichische Ministerpräsident unmöglich gemeinsame Sache machen. Weitaus geeigneter zu einem meuchlerischen Rückenangriff auf die deutsch-liberale Partei, welche dem Grafen Taaffe die gefährlichsten Kämpfe lieferte, waren die schwarz-gelben Antisemiten, die Christlich-Sozialen. So zogen die christlich-sozialen Antisemiten unter der Patronanz des Grafen Ta[...] in das öffentliche Leben Oesterreichs ein. Sie waren [...] schneidigste Truppe des Grafen Taaffe im Kampf gegen die Liberalen, dazu bestimmt, der liberalen Partei [...] sammt Niederösterreich und jene Landeshauptstadt zu [...] reißen, die liberal wählten. Die Radaupolitiker [...] die liberalen Wählerversammlungen, für ihre Herren [...] schienen die Konfiskationsparagraphen nicht zu [...] die Polizeikommissäre wurden von plötzlicher Taubheit be[...] fallen, wenn Lueger aufforderte, die Juden todtzu[...] und der Mechaniker Schneider, der österreichische Ahlw[...] den Vorschlag entwickelte, auf Juden ein Schußgeld [...] setzen. So lange Graf Taaffe am Ruder war, fand [...] christlich-sozialen Lager begeisterte Anhänger; selbst als [...] Taaffe nach der Vernichtung der Altczechen genöthigt [...] Fühlung mit der Linken zu suchen, dauerte die Freundschaft mit den Antisemiten fort.

Den Bischöfen wurde es bei der naturgemäßen [...] wicklung der Dinge schon früher ungemüthlich. Den [...] lich-sozialen Führern waren die Erfolge zu Kopfe ge[...] sie wollten mit ihrer Partei nicht mehr die Vorposten [...] der streitenden Kirche bilden, sie beanspruchten für [...] Führung der klerikalen Partei. Wenn die Kirchen[...] sich auf den von der christlich-sozialen Partei ausgeschrie[...] Katholikenlagen nicht zahlreich genug einfanden, [...] sprach Dr. Lueger oder Prinz Alois Liechtenstein [...] tosendem Beifall den Tadel gegen die Bischöfe aus. [...] kamen die Erscheinungen in Ungarn und ihre Rück[...] in Oesterreich. Der kirchenpolitische Konflikt in Ung[...] der sich aus dem sogenannten Wegtaufenstreit entw[...] war von dem niederen Klerus gegen den Willen [...] Bischöfe heraufbeschworen worden. Die Stellung [...] katholischen Kirche in Ungarn war auf dem ungar[...] Staatsrecht basirt und die ungarischen Kirchen[...] vergalten die ausgezeichnete Position, die ihnen der [...] garische Staat einräumte, durch eine kluge, vorsichtige [...] national-patriotische Haltung. Das war eine alte Tradition des ungarischen Hochklerus und nur die Kampfeslust [...] der plötzlich entfachte Fanatismus des niederen Klerus, [...] bei den Bischöfen Steiner und Schopper eine Stütze [...] in den letzten Lebensjahren des Primas Simor durch [...] Vermittelung der Umgebung des Fürstprimas direkte Fühlung mit Rom erhielt und an dem Bischof Stroßmayer, [...] grimmigen Feinde Ungarns und dem intimen Freunde [...] Jesuitenordens, einen mächtigen Fürsprecher beim [...] gewann, wurde der ungarische Episkopat in den kirchen[...] schen Kampf hineingetrieben. Graf Albin Csaky, der [...] ungarische Kultusminister, hat seinen staatsmännischen Scharfblick erwiesen, als er vor fast einem Lustrum auf [...] innere Revolution hinwies, die in der Kirche Platz [...] griffen hatte.

Derartige Erscheinungen mußten die österreichischen Bischöfe stutzig machen, wenn diese auch naturgemäß [...] Kampf der Kirche gegen die Bestrebungen des Staates [...] ihren wärmsten Sympathien begleiteten. Die Wirkungen der christlich-sozialen Bewegung zeigten sich ja auch [...] in Oesterreich. Man hatte dem niederen Klerus die [...] nahme an der antisemitischen Hetze gestattet, man hatte [...] selbe als verdienstlich bezeichnet; reiche Geldmittel [...] der Agitation zur Verfügung gestellt worden, die Verdienste einzelner Kapläne fanden Anerkennung und Belohnung. So berauschten sich die Pfarrer und Kapläne an ihren Erfolgen und sie fanden bald mehr Gefallen an dem [...] tischen Kampfe als an der Verwaltung des [...] Amtes. Nicht jeder konnte aber zur Befriedigung [...] ehrgeizigen Bestrebungen gelangen und mancher, dem [...] Bischofsstab als Ziel seiner Wünsche vorschwebte, sah sich [...] seinen Hoffnungen getäuscht. Die materielle Lage des [...] deren Klerus ist zudem eine klägliche; der „Bettel[...]", wie Monsignore Scheicher sich ausdrückte, den er [...] war der mächtigste Impuls zum Kampfe gegen das [...] kapital und gegen die Juden, aber auch zum Neid und [...] Mißgunst gegen den Episkopat. Man gründete ein Organ für den niederen Klerus, und eine Rubrik desselben [...]

boshaften Angriffen gegen die glänzend dotirten Bischöfe gegen ihre Günstlinge. Die Bischöfe fanden nicht zur en Zeit die Energie, einzuschreiten, sie ließen den Dingen Lauf und begnügten sich damit, ihren Gegensatz zu christlich-sozialen Bewegung zu markiren Nachdem auf Linzer allgemeinen Katholikentage im Jahre 1893 die tlich-soziale Fraktion sich als übermächtig erwiesen hatte, de durch den Einfluß der Bischöfe der für das Vorjahr Aussicht genommene Katholikentag abgesagt und der eröstereichische Katholikentag wurde gegen den Willen Oberhirten einberufen. Erst als der Rassenantisemitis in den Köpfen der Kapläne die bedenklichsten Ver ungen anzurichten begann und sich im niederen Klerus ſendenz bemerkbar machte, das ganze alte Testament über b zu werfen, ward man sich der Gefahr klar, welche die tlich-soziale Bewegung für die Kirche und ihre Dogmen . Der Episkopat aber hatte den richtigen Zeitpunkt lumt, um seine eigene Autorität zur Geltung zu bringen, nun wandte man sich nach Rom, um sich durch die orität des heiligen Vaters zu decken.

Ihre theilweise Erklärung findet die zögernde, un lüssige Haltung der österreichischen Bischöfe in der That- e, daß der österreichische Episkopat kein einheitlicher, ge offener Körper ist. Die polnischen Bischöfe, die mit dem onalen Leben ihres Volkes enger verknüpft sind, lassen von anderen Gesichtspunkten leiten, als ihre Amts- ber in Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg und ol; den Bischöfen in Steiermark, Kärnthen und Krain wieder das slovenische Element besondere Rücksichten und jene im Küstenlande und Dalmatien müssen mit Kampfe zwischen Italienern und Südslaven rechnen. christlich-soziale Bewegung hat vorwiegend ihren in Niederösterreich, von wo sie den Versuch machte, en den Willen des Bischofs Doppelbauer von Linz nach eröstereich einzubringen. Der Geist der Auflehnung r hat sich auch in den benachbarten Diözesen eingenistet sich selbst in Böhmen fühlbar gemacht. Die christlich- ale Partei ist auch durchaus nicht wählerisch mit ihren ionzen. Sie verbündet sich mit den Jungczechen, den vunderern des orthodoxen Rußland, sie reicht ihre Hand protestantischen Slovaken in Nordungarn und sie ent- det ihre Agenten zu den orthodoxen Rumänen in Ost- garn und in Siebenbürgen. Ihre Alliirten sind die retiker, und vor solchen Allianzen schrecken die Bischöfe ück. Aber diese Häretiker sind die Feinde der gegen- rtigen Staatsordnung in Oesterreich und zugleich die Feinde Dreibundes. Die Feinde des Dreibundes aber sind die eunde des Kardinal Rampolla. Diese Thatsache erklärt so nches Räthsel in der Haltung, welche der Vatican in dem nflikte der österreichischen Regierung und der österreichischen schöfe mit den Christlich-Sozialen einnimmt. Freilich s größte Räthsel findet damit keine Lösung. Es ist be- ämend, daß eine österreichische Regierung sich nach Rom rbet, um mit einer Partei fertig zu werden, deren Ziele b Bestrebungen sie als gefährlich, deren Allianzen sie als atsverrätherisch erkennt.

Wien, im März. G. Steinbach.

Parlamentsbriefe.

XV.

Das war eine aufgeregte Woche! Der Reichstag hat abgelehnt, dem Fürsten Bismarck einen Glückwunsch zu inem achtzigsten Geburtstag zu senden. Der Präsident m Levetzow hat in Folge dessen sein Amt niedergelegt; n Centrumsmann steht zum ersten Male an der Spitze s Reichstags; das Centrum ist auch noch durch einen izepräsidenten im Reichstagsvorstand betheiligt und die frei- nnige Partei hat, obwohl an Zahl geringer als je, die Stellung des ersten Vizepräsidenten inne. Der Kaiser hat einer Kritik über den Beschluß des Reichstags einen sehr herben Ausdruck gegeben, und die zahlreichen Huldigungs- fahrten, die nach Friedrichsruh unternommen wurden, haben einen noch lebhafteren Charakter angenommen, als unter allen Umständen der Fall gewesen sein würde.

Es ist nicht zu leugnen, daß auf Seiten der rechten Seite sich das Bestreben geltend gemacht hat, die Geburts- tagsfeier des Fürsten Bismarck zu einer politischen Demon- stration aufzubauschen, die nicht der Person des thaten- reichen Greises und seinen unbestrittenen Verdiensten, son- dern seinem ganzen vielfach bestrittenen System gelten und das Gespann: „Bimetallismus und Antisemitismus“ vor den Staatswagen bringen sollte. Wäre das nicht der Fall gewesen, so wäre eine Glückwunschadresse ganz in derselben geräuschlosen Weise beschlossen worden, wie vor zehn Jahren.

Man kann darüber verschiedener Ansicht sein, ob nicht dem Adreßstreit jede politische Spitze abgebrochen wäre, wenn Centrum und Freisinn sich von vornherein in leidenschafts- loser Weise dafür ausgesprochen hätten, dem Fürsten Bis- marck eine von politischer Färbung freie Höflichkeitsadresse zugehen zu lassen. Auch darüber kann man verschiedener Ansicht sein, ob dem agrarischen Bestreben, die gemäßigteren Mitglieder der Regierung von ihren Plätzen zu verdrängen, entgegengewirkt oder Vorschub geleistet worden ist. Die Leser der „Nation“ werden es begreifen, wenn ich mich über das Pro und Contra nicht auslasse, weil die Streitfrage nicht auf dem Gebiete der Logik, sondern auf dem der Empfindungen liegt. Die freisinnige Bevölkerung im Lande ist augenscheinlich ebenso getheilt, wie sie es im Reichstage war. Das kaiserliche Telegramm an den Fürsten Bismarck kam eben zur rechten Zeit, um manchen lebhaften Gefühls- ausbrüchen einen Dämpfer aufzusetzen.

Die nächste Folge des vom Reichstage gefaßten Be- schlusses war die, daß Herr von Levetzow das Präsidium niederlegte und der nationalliberale Vizepräsident Bürklin folgte ihm; somit war der Gesammtvorstand neu zu besetzen. Konservative und Nationalliberale erklärten, im Präsidium nicht ferner vertreten sein zu wollen, ja an der Neuwahl des Präsidiums keinen Antheil nehmen zu können. Da der Reichstag ein Präsidium haben muß, fiel der Majorität die Aufgabe zu, dasselbe aus ihren Reihen zu bilden. Sie ent- schied sich dahin, daß dem Centrum der erste und dritte Platz, der freisinnigen Volkspartei der zweite zufallen solle. Die Sozialdemokraten haben es unterlassen, einen Anspruch geltend zu machen.

Der Zustand, daß ein konservativer Mann das Prä- sidium im Reichstage führt, hat seit sechzehn Jahren ge- dauert, seit dem Tage, wo Forckenbeck nach einer lebhaft erregten Parteiversammlung, die im zoologischen Garten abgehalten wurde, von seinem Amte zurücktrat, und man muß sagen, daß dieser Zustand von Anfang an ein un- natürlicher war. Es ist unnatürlich, daß in einer Volks- vertretung, welche in viele Fraktionen zersplittert ist, einer extremen Fraktion die höchste Würde zufällt.

Das Centrum war diejenige Partei, welche nicht allein relativ am stärksten vertreten war, sondern auch fast regel- mäßig den Ausschlag gab und noch heute gibt. Man mag von mehr als einem Standpunkt aus bedauern, daß dem so ist, aber da dem einmal so ist, gebot die parlamentarische Logik, daß das Centrum den Präsidentenstuhl besetzt. Und wenn es ihn nicht besetzt hat, so lag das ausschließlich in seinem eigenen Willen; es hat auf dieses Recht verzichten oder wie man sich besser ausdrückt, sich dieser Last entschlagen wollen. Es muß sie nun übernehmen, und voraussichtlich werden die Präsidialgeschäfte ebenso gut geführt werden, wie sie bisher geführt worden sind.

Die Aufregung, welche der Präsidialwechsel hervor- gerufen hat, hat sich sehr schnell gelegt. In der ersten Stunde sprach man von einer Reichstagsauflösung; man spricht jetzt nicht mehr davon. Käme es jetzt zu einer Neuwahl, so würde in den Wahlversammlungen sehr wenig von der Bismarckadresse und sehr viel von der Umsturzvorlage und der Tabaksteuer die Rede sein. In beiden Beziehungen

steht die Sache der Regierung sehr schlecht. Die Tabaksteuer ist in der Kommission vollständig gefallen und die zweite Lesung der Umsturzvorlage beginnt unter Auspizien, welche die Vollendung des Werkes als eine ungewöhnlich schwierige Aufgabe erscheinen läßt. So lange dieser Agitationsstoff in der Luft liegt, würden von jeder Neuwahl nur Sozialdemokraten und Antisemiten den Vortheil haben.

Es kann auch nicht die Rede davon sein, daß die Regierung mit dem Centrum in Folge der Stellung, welche es zur Bismarckadresse eingenommen hat, bricht. Von einem solchen Bruche könnte nur dann die Rede sein, wenn die Regierung entschlossen wäre, sich entweder ausschließlich auf die konservative Partei oder ausschließlich auf die liberale Partei zu stützen. Auf beide zusammen sich zu stützen macht ihr der Umstand unmöglich, daß die Konservativen in ihren Ansprüchen immer begehrlicher werden; so begehrlich, daß selbst der preußische Minister für Landwirthschaft im Abgeordnetenhause mit „Entrüstung" den Antrag Kanitz zurückweisen mußte. Der Augenblick, wo die Regierung sich mit liberalen Anschauungen befreundet, liegt augenscheinlich noch in sehr weiter Ferne, und der Augenblick, wo sie der Doppelwährung und dem Antrage Kanitz zustimmt, jedenfalls nicht in nächster Nähe. So muß denn doch die Hexe, das heißt das Centrum heran, um der Regierung zu den wechselnden Majoritäten zu verhelfen, deren sie bedarf.

Die Agrarier sind freilich trotzdem siegesgewiß oder stellen sich wenigstens so. Ihr nächstes Ziel ist, alle diejenigen Männer zu beseitigen, von denen sie annehmen, daß sie ihren Wünschen besonders entgegenstehen. Und als einer der schlimmsten gilt ihnen in diesem Augenblicke der Reichsbankpräsident Koch, der im Staatsrath auf Grund seiner reichen Sachkenntniß für die Aufrechterhaltung der Goldwährung eingetreten ist. Gegen ihn haben die Herren Graf Mirbach und von Kardorff einige sehr spitze — um nicht ein schlimmeres Adjektiv zu gebrauchen — Pfeile gerichtet, von denen sie erwarteten, daß sie die Entlassung desselben zur Folge haben würden.

Der Erfolg war ein sehr unerwarteter. Herr Koch ist ein Mann, der im politischen Leben noch niemals besonders hervorgetreten ist, der sich vielmehr darauf beschränkt, seines wichtigen Amts mit Treue und Umsicht zu walten. Es gibt wohl kaum einen Menschen, der mit Bestimmtheit sagen könnte, ob Herr Koch überhaupt eine politische Parteistellung hat und welche. So oft er im Reichstage als Reichskommissarius aufgetreten ist, hat er es mit der größten Bescheidenheit und Zurückhaltung gethan. Er schien es darauf anzulegen, seine Person hinter seinem Amte verschwinden zu lassen. Seine Angreifer glaubten ein leichtes Spiel zu haben, wenn sie ihn zur Zielscheibe nahmen. Und nun war es sehr ergötzlich, wie dieser sonst so stille Mann sehr fest auf seine Angreifer einhieb und ihren muthwilligen Angriffen entgegentrat. Sein sonst schwaches Organ wurde plötzlich deutlich vernehmbar, weil eine athemlose Stille eintrat. Und als er geschlossen hatte, mochten die Herren Graf Mirbach und von Kardorff wohl denken: dieses war ein dies ater.

Ein neues Branntweinsteuergesetz ist eingegangen. Nach der Versicherung der Regierung soll es nicht mehr Geld eindringen, sondern nur die Last anderweit vertheilen. Es hält die Grundlagen des Gesetzes von 1884 fest und führt nur in Einzelheiten Modifikationen ein. Wir haben jenes Gesetz mit Entschiedenheit bekämpft; wir halten die Grundlagen desselben für durchaus verkehrt. Jedes Gesetz, welches den doppelten Zweck verfolgt, der Staatskasse mehr Geld einzubringen und den Steuerpflichtigen auf die Beine zu helfen, trägt einen inneren Zwiespalt in sich. Es kann nicht verbessert, sondern höchstens noch weiter verschlechtert werden. Diesmal ist die Melassebrennerei dazu ausersehen, die Kosten zu tragen und mit der Melassebrennerei leidet selbstverständlich auch die Zuckerfabrikation. Die Zuckerfabrikation ist zwar ein liebes Kind der Regierung, aber die Kartoffelbrennerei ein noch lieberes.

Die Frage der Zinskonversion für die Papiere, ... $3\frac{1}{2}$ und 4 Prozent verzinst werden, wurde angeregt ... und Herr Miquel im Landtage, Herr Graf Posadowsky ... Reichstage zeigten sich mit überraschendem Eifer als Geg... dieser Maßregel. Die Frage dürfe nicht allein vom ... ziellen Standpunkte aus beurtheilt werden, sondern es ... andere Interessen dabei in das Spiel. Natürlich wird ... der bisher 4 Prozent bezogen hat, unangenehm bei... wenn er in Zukunft nur 3 Prozent haben soll. Aber ... vierprozentigen Papiere sollen sich glaubhaftem Berichte zufolge recht häufig in den Tresors solcher Leute be... die man nicht ohne Weiteres den nothleidenden Klassen ... rechnen kann.

Proteus

Georg von Gizycki.

Ein philosophisches Charakterbild.

Man kann oft sagen hören: „Es gibt keine Phi... sophen mehr in unserer Zeit. Die Philosophie ist ein ge... lehrtes Handwerk geworden, wie andere Zweige der For... mit dem Innerlichsten im Menschen, mit seinem Chara... seiner Persönlichkeit hat sie nichts zu thun. Darum ... ihr geringer Einfluß. Leben, in einem Geiste gelebt, ... einem Gusse geformt, ist beredter und überzeugender ... alle Lehre." Wer wollte leugnen, daß es unter den... welche in unseren Jahrhunderten den ehrwürdigen Na... des Philosophen beanspruchen, Viele gibt, welche sich e... gut mit Käfersammeln und Urkundenregistern be... könnten? Aber neben ihnen fehlt es doch keineswegs ... solchen, denen die Philosophie nicht in erster Linie als ... Form der Gelehrsamkeit, sondern als die Verkündigung ... inneren Menschen, als eine Botschaft höherer edlerer Le... gestaltung gilt. Zu ihnen gehörte ohne Zweifel der ... 3. März 1895 im 44. Jahre verstorbene außerordentl... Professor der Berliner Universität, Dr. Georg von Gi... — unter der jüngeren, eben zu geistiger Macht und Füh... aufstrebenden Generation der deutschen Philosophen ... der merkwürdigsten Charakterköpfe. Seine Stellung in ... wissenschaftlichen Entwicklung der Disziplin läßt sich ... leicht am treffendsten bezeichnen, wenn man darauf hin... daß er einer der rührigsten Vermittler zwischen der deut... Philosophie der Gegenwart und den empiristischen Richtun... des anglo-amerikanischen Denkens gewesen ist und daß ... Thätigkeit vorwiegend der Ethik zu Gute kam. ... hatte sich der englische Gedanke, durch die Nachwirkung ... lativer Tendenzen in Deutschland lange zurückgedrängt, ... früher von einer anderen Seite her mit elementarer Ge... Bahn gebrochen, vermöge der Begeisterung, mit wel... wenigstens von einem Theile der Naturforscher Darw... umwälzende Theorien aufgenommen wurden. Aber ... Philosophie verhielt sich spröde; „Widerlegungen" des Dar... winismus waren an der Tagesordnung und eben darum ... es bezeichnend für Gizycki, daß seine erste Veröffentlichung ... „Die philosophischen Konsequenzen der Lamarck-Darwin'schen Entwicklungslehre" aus dem Jahre 1876, mitten in ... Streit eingreifend, jene Lehre nicht wie so viele andere ... Schriften wegen ihrer „zerstörerischen" Konsequenzen bek... sondern ihre Bedeutung für den Aufbau einer einheitlichen ... Weltanschauung und für das Verständniß auch des ... lich-geistigen Werdens hervorhob. Zugleich aber ... Gizycki frühzeitig mit Klarheit den Gedanken erfaßt ... haben, daß die evolutionistische Philosophie, indem sie ... der alten „Stützen" der Menschheit beseitigte, um so ... der eine Neubegründung der Ethik und des ... Idealismus fordere und daß diese Neubegründung ... Ethik sich an eine umfassende Revision des Besitzstandes ... Disziplin, und zwar ihrer empiristischen Richtungen, ... bahnen habe. Es war natürlich, daß er sich auch damit ...

England gewiesen sah, und so entstanden die beiden ioaraphien: „Die Philosophie Shaftesbury's" und „Die k David Hume's in ihrer geschichtlichen Stellung." Sie be-nen den Beginn der nachher in großem Umfange aufge-mmenen Studien zur Geschichte der Ethik, welche für die erne Rekonstruktion dieser Wissenschaft so wichtig ge-)en sind. Der Gegensatz dieser beiden englischen Denker ihrer Richtungen, von Gizycki mit tiefem Verständniß zt, bot ihm die Grundzüge seiner eigenen ethischen zipienlehre. Diese ruht auf der ganz bestimmten Unter-dung und innigen Wechselwirkung zweier Prinzipien, he aller sittlichen Beurtheilung zu Grunde liegen: die 'sicht auf den Sozialwerth von Handlungen und Eigen-ten, und die Rücksicht auf die Motive des Handelnden auf seinen Charakter. Die Beziehung des sittlichen eils auf den Sozialwerth oder auf das Wohl einer schlichen Gemeinschaft war die unverlierbare Ausbeute, he Gizycki aus seinem Studium Hume's, Bentham's, 's, Bain's gewonnen hatte. Schon die Abhandlung über ie's Ethik enthält eine warme und lichtvolle Darstellung Utilitarismus und seine spätere systematische Behandlung Ethik ist in der eindringlichsten Weise bemüht zu zeigen, in dem Wohlfahrtsprinzip die Grundlage für das tische Verständniß der sittlichen Regeln und der Maßstab den Werth alles praktischen Verhaltens gewonnen sei. zweite Prinzip, welches man auch das Gewissens-zip nennen kann, vertieft die Würdigung der sozialen zen. Es ergänzt das, was der Mensch thut, durch den k auf das, was er innerlich ist; es lehrt die Reinheit r Gesinnung schätzen, die Weite und Selbstlosigkeit seiner tive.

So selbstverständlich diese Dinge scheinen mögen — es viel Mühe gekostet, sie aus dem Thatsachenkomplex der oläufigen ethischen Beurtheilung und aus einem Gewirre Schulmeinungen herauszuanalysiren. Und es muß wenigstens daran erinnert werden, um Gizycki's Stellung der neueren wissenschaftlichen Ethik zu bezeichnen. Seine ichten waren im Jahre 1883 soweit gereift, daß er sich der von dem Berliner Freidenkerverein „Lessing" ausge-iedenen Preisbewerbung für eine volksthümliche Dar-ung der Ethik betheiligen konnte. Seine „Grundzüge Moralphilosophie" erhielten den Preis. Aber sehr bald ügte ihm diese bei beschränkter Zeit etwas tumultuarisch lgte Niederschrift seiner Gedanken nicht mehr. Der itige Absatz der Preisschrift förderte den Plan einer ndlichen Umgestaltung, welche er selbst einmal als das ntliche Werk seines Lebens bezeichnet hat. Die im re 1889 veröffentlichte „Moralphilosophie" enthält die nitive Fassung der Ethik Gizycki's; aber weit mehr als : seine Weltanschauung. Die Schrift ist ein Glaubens-nntniß. Mit unerschrockenem Wahrheitsmuthe unter-mt sie den Bau der humanen Ethik, welchen ihre grund-nden Kapitel aufgeführt haben, völlig freizulegen, indem die theologischen Zuthaten der landläufigen Ethik als rflüssig gewordene Gerüste abträgt. An Stelle des anthro-ogischen Gottesbegriffes und seiner Hilfsvorstellungen, der sönlichen Unsterblichkeit, der indeterministischen Willens-heit, tritt der Begriff der Natur, angeschaut im Lichte Entwicklungsgedankens, welcher uns die sittlichen Ideen Menschheit selbst nur als die höchste Potenzirung der gemeinen Naturgesetzlichkeit und den Zusammenhang aller nerationen unter einander als das wahre Leben des istes verstehen lehrt. Man kann in Beziehung auf manche öglichkeiten, welche von Gizycki ausgeschlossen worden sind, ders denken als er, und wird doch die Wärme, das zarte fühl und die volksthümliche Schlichtheit anerkennen müssen, t welcher hier der Monismus moderner Evolutionsphilo-hie auch dem Ungelehrten vorgetragen, in seiner einfachen öße und Konsequenz entwickelt, und die Ethik der Huma-tät, indem dieselbe zu den Grundgedanken der heutigen issenschaft in Beziehung tritt, zu einer Weltanschauung, einer Religion, wenn man diesen metaphorischen Gebrauch s Ausdrucks gestatten will, erweitert wird. Darin lag ch das Neue für Deutschland, wo die Kritik der Theologie sowie die Anbahnung positivistischer Denkweise seit Strauß und Feuerbach, und wiederum durch Eugen Dühring und Albert Dulk, wohl fertige Thatsache war, aber die Konse-quenzen für das praktische Leben nur unzureichend gezogen wurden. Wäre die Erkenntniß, daß jedem Schritt der Emanzipation von der theologischen Weltansicht ein Aufbau ethischer Ueberzeugungen im Volke entsprechen müsse, vor dreißig Jahren Gemeingut der Gebildeten gewesen — das geistige Leben Deutschlands hätte vielleicht eine andere Richtung genommen. Damals — vor der Proklamirung der Infallibilität und des Kulturkampfes — hat die deutsche Philosophie die „goldene Stunde" verpaßt; heute soll in schwerem, und bis jetzt kaum aussichtsvollem Kampfe zurück-erobert werden, was damals die fast mühelose Frucht ge-reifter Entwicklung hätte sein können.

Was die Klärung von Gizycki's Ueberzeugungen und insbesondere die Form ihrer Aussprache mächtig fördert, war die Bekanntschaft mit jener Gruppe von amerikanischen Denkern, welche es unternahmen, die Begriffe der humanen Ethik in selbständigen Gemeinden zum Gegenstande volks-thümlicher Unterweisung und rednerischer Darlegung zu machen: Felix Adler, William Salter, Stanton Coit. Schon im Jahre 1885 erschien unter Leitung Gizycki's eine deutsche Bearbeitung von Salter's „Religion der Moral", welcher später die Uebersetzungen von Salter's „Moralischen Reden", von Coit's „Die ethische Bewegung in der Religion" und von Adler's „Moralunterricht der Kinder" folgten. Das enge geistige Band zwischen diesen Schriften und Gizycki's Ideen ist unverkennbar. Wenn jene, gemäß ihres intimen Ver-kehrs mit einer Gemeinde, den größeren Schwung der Be-redsamkeit voraus haben, so ist andererseits die philo-sophische Technik des deutschen Professors ein nicht zu ver-achtendes Rüstzeug. Nirgends hat Gizycki seinen Mittler-beruf zwischen deutschem und englischem Denken verdienst-voller geübt, als indem er dem deutschen Publikum diese Schriften zugänglich macht. In dieser Ueberzeugung hatte ich der „Religion der Moral" die wärmste Begrüßung in deutschen Zeitschriften zu Theil werden lassen; von diesem Zeitpunkte datiren auch unsere persönlichen Beziehungen und ein Briefwechsel, welcher bis zum Tode Gizycki's fort-gedauert hat. Die zunächst in einem engen Kreise gewon-nene Einigkeit über theoretische und praktische Aufgaben der Ethik sollte in einer internationalen Zeitschrift ihren Aus-druck finden, welche auch im Herbste 1890 ins Leben trat, freilich nach einem engeren Plane als ursprünglich beab-sichtigt war. Das gleichzeitige Erscheinen einer englischen und einer deutschen Ausgabe des „International Journal of Ethics" erwies sich als unausführbar; die Wirkung des englischen Journals auf Deutschland als gering; die Mit-arbeit deutscher Gelehrter blieb spärlich und vereinzelt. Die Kosten des Journals (in jedem Sinne) werden von Amerika und von England bestritten, welches seinen alten Ruhm auf dem Gebiete der Moralphilosophie alljährlich durch treff-liche Arbeiten mehrt und festigt.

Das Interesse und die rege Arbeitskraft, welche Gizycki diesem Plan zugewandt hatte, und wobei auch der unge-wöhnliche Reichthum seiner litterarischen Beziehungen zu Tage trat, wurden bald nach einer anderen Seite hin in Anspruch genommen, welche mehr greifbare Ergebnisse zu versprechen schien. Die tiefgehende Erregung, welche der preußische Schulgesetzentwurf vom Jahre 1892 hervorge-rufen hatte, die energische Absage an die Möglichkeit einer konfessionslosen Ethik, welche vom Regierungstische aus er-folgt war, reiften den Entschluß, für die Ueberzeugungen, auf denen die ganze wissenschaftliche Ethik ruht, ein größeres Forum zu suchen, und die so vielfach irre geleitete öffentliche Meinung für sie zu gewinnen. So erfolgte im Oktober 1892 die Gründung der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, welcher fortan Gizycki seine ganze Liebe und alle Zeit, welche der akademische Beruf übrig ließ, hingab. Sicherlich ist er ihr intellektueller Urheber, wenn auch zur Ausführung des Gedankens noch andere Kräfte gehörten, welche die seinige ergänzten. In der äußeren Vertretung der Gesellschaft trat er bescheiden in den Hintergrund; seine körperliche Gebrech-

lichkeit verwehrte ihm die beständige Berührung mit dem öffentlichen Leben, den Besuch und die Leitung von großen Versammlungen. Aber um so eifriger gedachte er litterarisch die Zwecke der Bewegung zu fördern — unter voller Wahrung seiner Selbständigkeit, aber in ihrem Geiste thätig. Diesem Gedanken entsprang das Unternehmen der Wochenschrift „Ethische Kultur“. Sie sollte werden, was das „International Journal“ seiner Natur nach nicht sein konnte, ein Hilfsmittel volksthümlicher Belehrung und freier Diskussion auf ethischem Gebiete. Mit großer Energie und unermüdlicher Arbeitslust hat Gizycki auch diese Aufgabe angefaßt. Aber die Schwierigkeiten waren groß. Viele von denen, deren Mitarbeit das Blatt nicht entbehren konnte, wenn es eine führende Stellung gewinnen sollte, hielten sich zurück. Die Begeisterung für eine große Sache hatte bei der Gründung das Wort geführt, und ihren kräftigen Nachklang wird man in dem Inhalt der beiden vorliegenden Jahrgänge nicht vermissen. Aber es finden sich auch fremde Gäste, die kein hochzeitlich Kleid anhaben, Kinder der Noth und des Augenblicks, und jene Begeisterung selbst erscheint bisweilen so gelenkt, daß Viele von denen nicht zu folgen vermochten, welche den ethischen Grundgedanken freudig zu dem ihrigen gemacht hatten. Immer entschiedener war im Laufe der Jahre der Einfluß geworden, welchen auf Gizycki's Ueberzeugungen der Sozialismus ausübte. In seinen Briefen läßt sich das Eindringen dieses Elements Schritt um Schritt verfolgen. Eine kenntliche Linie führt von der begeisterten Anerkennung dessen, was er der Lektüre der Arbeiterzeitungen für seine ethische Entwicklung verdanke, zu dem Versuch einer streng logischen Ableitung der sozialistischen Rechtsordnung aus dem Prinzip der größtmöglichen Wohlfahrt für die größte Zahl, worauf er die ethischen Normen gegründet hatte, bis zu liebevoller Uebersetzung und Vertheidigung von Bellamy's Utopie „Looking Backwards“ und der prinzipiellen Anerkennung des Erfurter Programms, als alle wesentlichen Forderungen der Sozialethik enthaltend.

Nie gab es einen Sozialisten reineren Herzens. Das Bekenntniß dieses politischen Programms war für ihn der Ausfluß unbegrenzter Menschenfreundlichkeit. Die Härten des Daseinskampfes in der bestehenden Gesellschaftsordnung schnitten ihm in die Seele. Die allgemeine Gleichheit war das Ideal seiner Güte. Dem konsequenten Verzicht auf alle jenseitigen Hilfen, welchen er fordere, stellte er den Glauben an die Realisirbarkeit eines unbedingten sozialen Gleichgewichts und einer allgemeinen Wohlfahrt auf Erden gegenüber. Für ihn gab es keine inneren Unmöglichkeiten der sozialistischen Weltordnung, sondern nur Schwierigkeiten welche sich ihrer Einführung und ihrem vorläufigen Bestande entgegenstellten: der mangelnde Gemeinsinn, die Beschränktheit der Klasseninteressen, die ungenügende altruistische Erziehung. Die Ueberwindung dieser Schwierigkeiten war ihm Sache der ethischen Kultur, sozusagen ihre innere Mission, neben den zum Sozialismus hindrängenden äußeren Faktoren politischer und ökonomischer Art. In einer absolut solidarischen Gesellschaft mit einem diesem Zustande vollkommen angepaßten Menschenmaterial sah er das letzte Ziel der sozialen Entwicklung — und dies Ziel schien ihm nicht in unerreichbarer Ferne.

Auf das Schärfste sind damit die Punkte bezeichnet, welche Gizycki und seine Zeitschrift mit der ethischen Bewegung, wie diese sich allenthalben entwickelt hat, verbanden und zugleich von ihr trennten. Daß ethische Kultur der Individuen und Reform der sozialen Zustände einander wechselseitig fordere und bedingen: dies ist die allgemeine Ueberzeugung, welche die ethischen Gesellschaften ins Leben gerufen hat, und ihnen die Richtung ihrer Thätigkeit vorschreibt; daß der Begriff der ethischen Kultur eine sozialistische Rechtsordnung fordere und seine Verwirklichung nur auf deren Boden möglich sei: dies ist die individuelle Meinung einer Gruppe, welche Niemand mit größerer Wärme vertrat als Gizycki, und diese Meinung hat der Wochenschrift ihr bestimmtes Gepräge gegeben — bei dem redlichsten Streben des Herausgebers alle Richtungen in ihr zu Wort kommen zu lassen. Gizycki selbst war tolerant — aus Gr... was ihn nicht hinderte von Herzen einseitig zu ... fehlte ihm die Fähigkeit der Synthese von Gegensätze... dialektische Geist, der über dem Widerspruch der ... höhere Einheit ahnt. So stand er der Theologie gege... so der spekulativen Philosophie; so dem großen G... des Individualismus und Kollektivismus. Er hörte ... Gegner ruhig seine Meinung ab; ja er suchte ihn — ... ihn zu widerlegen; er selbst blieb, der er war. Hier ... seine Vorzüge; hier liegen auch die Grenzen seiner Beg... Er war auf deutschem Boden der reinste Vertreter ... Typus, den England schon 50 Jahre früher gesehen ... „The old Benthamite“ nannte er sich selber gern in ... Briefen. Man kann sich in vielem von seinen Mein... entfernen; aber man kann nur wünschen, daß ein so ... Maß von intellektueller Ehrlichkeit, selbstloser Hingabe ... ideale Ziele und begeistertem Glauben an die Zukunft ... Menschheit, recht allgemein werden möge. Wenn ... Kultur in dem Sinne, wie das stille und innerlich ... bewegte Leben dieses Mannes sie verkündet, Gem... wird, dann dürfte es, auch ohne Sozialismus, ... Völker wohl bestellt sein.

Prag. Fr. Jod.

Aus dem Leben König Karls von Rumänien.*)

Das Bukarester Hoftagebuch, welches, durch ... respondenz des Königs Karl ergänzt, die Grundla... also betitelten Schrift bildet, ist eine der merkwür... Erscheinungen der heutigen politischen Litteratur. Ein ... der im lebendigen Vollgenuß seiner verantwortliche... delikaten Stellung die Beweggründe seines Handel... freimüthig zu publiziren gewillt und in der Lage ist, ... in keiner Periode häufig gewesen sein. Am seltenste... natürlich in modernen Zeiten, die den Herrscher vor ... neue und schwierige Aufgaben stellen, deren Erfassun... allen sorgenvolle Stunden bereitet und deren Richter... von uns Nichtkönigen so gerne mit Schlagwörter... Königen so leicht und so häufig rathsam mit Sch... gedeckt wird. „Mit deutschen Augen“ schreibt ... damalige preußische Kronprinz am 28 Mai 187... Fürst Karl, „sieht man voll Sorge nach Dir hin. ... Angelegenheiten scheinen schlecht zu stehen, wa... mit der bewegten Zeit in Verbindung gebracht ... die heuer manchem Fürsten Kopfzerbrechen verur... Das Bewußtsein, dem öffentlichen Wohl selbstlos ... mit sorgfältiger Erwägung zu dienen, hat König Karl ... allein über die besonderen Hindernisse seiner Bahn hin... geholfen, sondern auch den schönen Muth gegeben, die ... und Wege seines Erfolges in dieser Schrift theilwei... zulegen.

Das über die inneren Angelegenheiten Gesag... excerpiren, wäre unter diesen Umständen besonders inter... lagen uns Kultur, Temperament und Politik der R... nicht gleichmäßig fern. Ueberdies sind die dortigen ... mentarischen Kämpfe mit der äußeren Politik des ... die unsere eigene nicht wenig affizirt hat, innig verb... An dieser Stelle liegt für uns das Schwergewicht des ... Als Rußland in den sechziger Jahren von Oesterreich ... Frankreich verhindert wurde, die Moldau und Wal... die es lange den Türken zu entreißen gesucht, ... absolutistischen Herrschaft zu unterwerfen, ... es ihr als next best thing eine ultradem... Selbständigkeit, welche das aus Barbarei, Desp... und fanariotischer Intrigue eben auftauchende Volk in ... Konsolidirung hemmen und für spätere Aufsaugung ...

*) Zweiter Band. Stuttgart 1894, J. G. Cotta'sche Buch...

n sollte. Es war dieselbe Politik, welche Bulgarien r analogen Umständen etwas später die Dondukoff-akoff'sche Verfassung, ein von der orthodoxen Geistlich-eit zu leitendes Bauernparlament und von russischen ieren zu kommandirende Armee gewährte. Daß der i in beiden Ländern bislang gescheitert ist, verdanken sie, eben von dem Widerstand der anderen Mächte, wesent-der Zähigkeit ihrer deutschen Fürsten, welche, kleine ärische und administrative Kerne organisirend, ihre ten — wenn auch nicht in beiden Fällen sich selbst — Wühlen und Stoßen der nordischen Agenten gewachsen ten. Der Kampf, den König Karl in dieser Richtung nt, tritt theils in seinen eigenen Mittheilungen, theils n Briefen seines Vaters auf das unverhohlenste hervor. äßt er z. B. Anfang 1870 dem österreichischen Premier en Andrassy durch seinen Pariser Gesandten Herrn Strat , daß Rußland seine militärische Basis gegen die Türkei umänien suche und demnach alle gegen ihn, den Fürsten gerichteten Anschläge unterstütze, seitdem es sich überzeugt , daß er nur rumänische, nicht russische Politik treiben . Die rumänische Verfassung gestatte jede Art von utionärer Propaganda, und so sicher der Fürst seiner re sei, so könnte der Vorschub, den Rußland den anarchi-Bestrebungen in Rumänien leiste doch gefährliche en haben. Graf Andrassy gab diese Ausführungen zu, an die Beseitigung ihrer Gründe zu gehen. Die Mo-einer Reserve wurden einige Monate nachher klar genug. demselben Sommer wurde Rumänien, wie aus einem im „Figaro" veröffentlichten Briefe des Herzogs von nont an Herrn von Beust hervorgeht, nur deshalb russisch oder russisch-österreichisch, weil Rußland den nblick für gekommen hielt, mehr zu wollen. Frankreich ge-te damals Rußland und Oesterreich Rumänien zu nehmen, Oesterreich ihm gegen uns beistehen und Rußland dies hindern wollte. Rußland ging indeß nicht darauf ein, ern bedrohte vielmehr Oesterreich (wie Graf Nigra vor Wochen in der „Revue Suisse" drucken ließ) mit einem enangriff, sobald es sich an dem Kriege gegen uns be-igte. Rußlands orientalische Pläne waren 1870, wie und 1862, eine der wesentlichsten Grundlagen und erungen unserer eigenen Operation.

Bereits den türkischen Krieg von 1876 planend, wollte russische Hof Oesterreich, dessen Einspruch er 1854 so er gebüßt, 1870 nicht wieder durch unsere etwaige Nieder-soweit erstarken lassen, daß es ihm noch einmal mit ammtdeutschland hinter sich im Orient entgegentreten te. So deckte Rußland gegen Oesterreich unseren en, während wir in der Front mit Frankreich kämpften, erhielt Rumänien selbständig, um es einige Jahre zuerst zur Parteinahme gegen die Türken zu zwingen, her aber, da Rumänien sich im Kriege besser bewährt als Rußland, nicht mit Bulgarien zugleich inkorporiren theilen zu können, wie es beabsichtigte, sondern im mtheil in gestärkter Independenz belassen zu müssen. er Erfolg, der den rumänischen Fürsten zum König le, hat nicht nur die äußere Lage des Landes, son-auch die Festigkeit seiner Regierung gegenüber den den Einflüssen im Innern ungemein erhöht und ist die s der nachfolgenden stätigeren Entwicklung geworden. Souverän, der 1870 vor den fremden Agenten ab-en gewollt, wurde 1876 durch die selbstgeschaffene Orga-tion ein bedeutsamer Faktor in der Weltgeschichte.

Ehe wir zu einigen weiteren Mittheilungen des König-n Buches über den für Rumänien und Europa kritischen ntkrieg übergehen, bleibt eine außerordentliche Ent-ung über 1870 zu notiren. Nachdem andere Kandidaten elehnt hatten, entstand bekanntlich im spanischen Gouverne-t und Parlament der Gedanke einen katholischen Hohen-ern zum König zu wählen. Aber der Erbprinz Leopold te die riskante Krone ab, trotzdem sein Vater und Fürst marck — der erste allmählich, der zweite sofort — sich r erwärmten. König Wilhelm überließ die Sache seinen llichen Verwandten und verhielt sich bis zu der endlichen nahme seitens des Erbprinzen skeptisch. Fürst Bismarck, der, wie wir aus den Busch'schen Aufzeichnungen wissen, den französischen Angriff damals bereits für bevorstehend hielt, wollte sich des Glücksfalls bedienen, um Napoleon durch die Etablirung einer deutschen Dynastie in Spanien entweder zur Aufgabe seines kriegerischen Vorhabens oder wenigstens zwischen zwei Feuer zu bringen. Damit dies geschehen konnte, mußte die Wahl vollzogen oder nahezu vollzogen sein, ehe Frankreich, das die Einleitungen aus Rücksicht auf die spanische Reizbarkeit nur vorsichtig gemiß-billigt hatte, formell protestiren konnte. Die Wahrung des Geheimnisses, welche hierzu unumgänglich war, wurde indeß durch einen Zwischenfall unterbrochen, der, wenn er zufällig passirte, zu den bedeutendsten untoward events der Welt-geschichte zählt, und, falls er absichtlich veranlaßt war, eine der größten glück- und unglückbringendsten Verräthereien der Geschichte ist. Die Cortes waren in ordentlicher Session versammelt und sollten sofort, nachdem Don Salazar, der spanische Unterhändler, mit dem Annahmebrief des Erb-prinzen aus Deutschland zurückgekehrt war, zur Wahl schreiten. Eine Depesche aus Berlin unterrichtete den Regenten General Prim von der bevorstehenden Ankunft Don Salazar's, wurde aber in der wichtigen Datumzahl so unrichtig dechiffrirt, daß man die Cortes schloß und, als der Irrthum sich herausstellte, zu einer außerordentlichen Tagung „für die Königswahl" neu berief. So protestirte denn Frankreich, ehe die Wahl auf der Tagesordnung der Cortes stand; so empfing Spanien weder einen deutschen König, noch hielt der Hidalgo sich durch das fremde Verbot seiner großen Idee in diesem Stadium für beleidigt; und so entbrannte der Krieg und wir hatten ihn allein aus-zufechten. Alle Umsicht und Gewandtheit des Fürsten Bismarck war an einem Madrider Dechiffreur gescheitert! Die Sache gehört unter die cosas de Espana. Für den unbefangenen Leser wird es schwer verständlich sein, daß der sonstige Inhalt der Depesche nicht die irrige Datum-dechiffrirung sofort berichtigte oder den Fehler wenigstens wahrscheinlich genug machte, um vor der Auflösung der Cortes noch eine Anfrage in Berlin thun, oder auch, wo alles auf dem Spiele stand, um eine beschleunigte Rückkehr Salazar's ersuchen zu lassen. An dieser Stelle der Geschichte wird wohl mehr geschehen sein, als der sehr spanische Regent seiner Zeit nach Sigmaringen meldete.

Ein anderer Punkt, der in den Memoiren König Karl's nur gestreift, durch den neuen obenerwähnten Artikel des Grafen Nigra aber klar gestellt und durch eine längst bekannte Note des Grafen Beust vom 20. Juli 1870 be-stätigt wird, betrifft Rußlands entscheidende Erklärung zu unseren Gunsten in demselben Sommer 1870. Als Alexander II. den Kaiser Franz Joseph Mitte Juli wissen ließ, daß er eine österreichische Invasion Deutschlands durch eine russische Oesterreichs beantworten würde, fügte er ausdrücklich hinzu und annoncirte dies auch in Rom, daß er gegen eine italienische Koope-ration mit Frankreich nichts einzuwenden habe. Nur habe Oester-reich die mit Italien schwebenden Bündnißverhandlungen abzubrechen, wenn es sich nicht seinem Einschreiten aus-setzen wolle. Man beachte die Gradation des russischen Eingriffs. Oesterreich, das sich seinen Eintritt in Deutsch-land nicht wieder erkämpfen sollte, um Rußland nicht noch einmal mit der gesammten germanischen Macht im Osten zu opponiren, wurde die Gelegenheit uns in die Flanke zu fallen beraubt; Italien, dessen Machtstellung Rußland zu-nächst relativ indifferent war, erhielt die Erlaubniß durch Tyrol, wie aus den Gramont'schen Papieren hervorgeht, auf München zu rücken. Viktor Emanuel, der ganz bereit dazu war, wenn ihm Rom ausgeliefert würde, rührte schließlich keinen Finger, da Napoleon die Beschützung des Papstes, die gleichzeitig eine Beherrschung war, nicht auf-geben mochte; aber nur diesem Umstand und vor allem unseren raschen Siegen haben wir es zu danken, daß der italienische Theil des Projektes unversucht auf dem Papiere stehen blieb. Die selbstverständlich interessirte Handlungsweise Rußlands in dieser Krise wird durch nichts schlagender belegt, als durch diese neuen Confidenzen über das sorgfältig diffe-renzirte Maß seiner Intervention in Wien und Rom. Es

ließe sich auch, wie die internationalen Verhältnisse liegen, wenig dagegen einwenden, würden nicht die uns seit 1878 gewidmeten russischen Anfeindungen mit unserer angeblich ungenügenden Haltung auf dem Berliner Kongreß begründet. Wir sollen Rußland 1878 im Stich gelassen haben, obschon es 1870 für uns an den Säbel schlug. Man sieht nun, wie es sich damit verhielt. Selbst wenn wir den kleinen Unterschied nicht in Anschlag bringen wollen, daß wir 1870 von Anfang an siegten, und nach Feldmarschall Moltke's Zeugniß (Brief an seine Frau vom Oktober 1870, Land und Meer, November 1891) sehr bald in der Lage waren, Oesterreich und Frankreich gemeinsam die Spitze zu bieten, während 1878, wenn wir Rußland helfen wollten, seine Schlachten bei der damaligen Erschöpfung seiner Armee von uns, nicht von ihm hätten geschlagen werden müssen — selbst wenn wir von alledem absehen, so ist nunmehr definitiv erwiesen, was allerdings ohnedem unzweifelhaft gewesen war, daß Rußland im eigenen, nicht in unserem Interesse uns 1870 gegen Oesterreich zu sekundiren suchte. Es lohnt der Mühe, sich in diesem Zusammenhang zu erinnern, daß Rußland, als es England auf dem Berliner Kongreß nicht mehr militärisch entgegenzutreten gewagt und auch unsere Hilfe nicht erhalten hatte, sich teste Bismarck mit dem Vorschlag eines gemeinsamen Rachekrieges gegen uns an Frankreich wandte, und daß sogar Gambetta — wie seine Mittheilungen an Madame Adam in der „Revue Bleue“ indiciren — diese Proposition bei der damaligen Schwächung der russischen Armee nicht annehmen wollte.

Von der Lage des Fürsten Karl in jenen Tagen kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß während Frankreich ihn an Rußland und Oesterreich zu verkaufen und nachher, als Rußland nicht mochte, zu einem österreichischen Bündniß gegen Rußland zu drängen suchte, die naiven lateinischen Sympathien seiner Opposition auf einer französischen Stimmungsallianz bestanden, der Fürst aber seinerseits von Napoleons bevorstehendem Untergang überzeugt war und überdies mit ganzer Empfindung der alten Heimath sympathisirte. Welch ein Imbroglio von fahriger Diplomatie, ignorantem Rassenfuror und weiser dynastischer Reserve. „Es drängt mich“, schrieb der Fürst am 19. Juli an König Wilhelm, „fern von der alten theueren Heimath auf einem schwierigen Posten, wo jede Gefühlsäußerung untersagt ist, Euere Majestät zu versichern, daß ich mit Herz und Gemüth mich den Treuen anschließe, denen es vergönnt ist, ihrem Könige auf ruhmvollem Pfad zu folgen. Euere Majestät können keinen Augenblick an meinen Gesinnungen zweifeln, wenn ich auch gezwungen bin, einem lateinischen Volke gegenüber, dessen Sympathien leicht zu den Stammesverwandten hinneigen, mir strenge Zurückhaltung aufzuerlegen. Meine Gefühle werden stets da sein, wo das schwarzweiße Banner weht. Gott stärke das tapfere Heer!“ Zu seinem Vater äußerte er sich gleichzeitig deutlicher: „Die Opposition hat den Antrag eingebracht zu erklären, daß die Sympathien Rumäniens stets mit der lateinischen Rasse sein werden. Diese ewig aufgewärmte Redensart fängt an höchst abgeschmackt zu werden, da die lateinische Rasse selbst recht getheilte Gefühle hegt. Siehe Spanien, siehe Italien. Uebrigens werden die deutschen Fahnen überall siegen.“ Zu den Passagen des ungewöhnlichen Buches, welche der Opposition Stoff zu lebhaften Einwendungen geliefert haben, gehört, wie man leicht verstehen kann, auch diese.

Als Deutschland neu erstanden und Oesterreich endgültig ausgeschlossen war, ging Rußland daran, die Früchte zu pflücken, die es von der Förderung dieser Wandlungen für sich im Orient erwartete. Schon bei dem ersten Uebertritt bosnischer Flüchtlinge auf montenegrinisches Gebiet im Frühjahr 1875 war es Herrn Sturdza, dem rumänischen Agenten in Serbien, bekannt, daß es sich um einen von Rußland organisirten Aufstand handle. Daß der russische Botschafter in Konstantinopel seine Konsuln zur Abmahnung der Bosniaken aufforderte, täuschte um so weniger, als der österreichische, auf dessen Anregung der russische handelte, seine eigene Regierung nicht verhindern konnte, für die Aufständischen in Kroatien und Dalmatien werben und sammeln zu ... Das schon in diesen Anfängen erkennbare Zusammen... Rußlands und Oesterreichs führte bekanntlich im folgen... Jahre zu dem Reichsstädter Vertrage, in welchem Oester... Rußland erlaubte, die Bulgarei anzugreifen und ... Oesterreich gestattete Bosnien und Herzogewina ... nehmen. Die russische Haltung in den Jahren 186... 1870 hatte sich gelohnt: Oesterreich, des deutschen ... beraubt, trat nicht mehr für die Erhaltung der Türkei ... sondern bethätigte sich an ihrer Zertrümmerung. ... serbische Regierung war von Anbeginn ins Einverständ... zogen, schürte das Feuer, welches sie zu ersticken ... legte schon im September 1875 ihrer Kammer zwei ... würfe vor, von denen der eine Frieden, der andere Krieg ... mirte. Beide wurden zusammen votirt, der eine ... zur Mittheilung an England und die Türkei, der ... geheim wohl zur Präsentation in Wien und St. Peters... Zur besseren Verdeckung des eingeleiteten Spieles ... Rußland und Oesterreich in Konstantinopel vor ... ließen die Aufständischen ein selbständiges Bosnien unter ... europäischen Prinzen verlangen und hielten eifrig ... konferenzen mit England und der Türkei zur Entw... einer friedlichen Lösung ab. Mittlerweile entwickelte ... Kampf und Metzelei, die von den Telegrammen ... übertrieben wurden. Nachdem der nächste Zweck, ... lung der englischen Regierung durch das öffentliche ... mit den Leiden der Rajah, erreicht war, avancirte ... land unter dem Schutzdach andauernder friedlicher ... lungen allmählich zum offiziösen Krieg durch Ent... von Soldaten außer Uniform (die Oesterreich du... und danach zum offiziellen mit uniformirten ... schaften, die direkt transportirt wurden. Das ganze ... und seine allmähliche Ausführung lassen sich an der ... des vorher Bekannten durch die wichtigsten Aufzeich... unseres Buches fast vollständig verfolgen. Der ... durchschaute die Vorgänge durchaus, hielt sich völlig ... und erwartete die Kollision, um im Augenblick ihres Ein... den möglichsten Vortheil zu ziehen. Wie dies gesch... uns hoffentlich ein folgender Band lehren, da der ... wärtige mit Ende 1875 schließt.

So lichtvolle und authentische Konfidenzen ... egenwart können wir nicht genug empfangen. Der ... Autor, der das Buch allerdings nicht geschrieben, ... dacht und gehandelt hat, erscheint darin als ein umsich... geschickter und wohlwollender Staatsmann, dessen ... tung durch die sachliche Anspruchslosigkeit seiner ... lungen nur um so erkennbarer wird. Rumänien hat ... gehabt und es endlich dankbar eingesehen.

Ueber Standpunkte und Fortschritte in der Bakteriologie.

(Schluß.)

Auch praktisch sind diese bakteriologischen ... lungen von Einfluß gewesen. Wie die Gährungs... durch die Forschungen von Pasteur und Hansen über ... Ausbau erfuhren, haben die grundlegenden Ar... von Duclaux und Hueppe über die Zersetzungen ... Milch und Käse einen vollständigen Umschwung ... Molkereigewerbe angebahnt. Die daneben ... gehenden Verbesserungen durch Einführung der Sepa... der besseren Stallhaltung und Fütterung brauche ... anzudeuten, um mich gegen den Vorwurf einer ... Auffassung zu schützen.

Am bekanntesten ist die Sterilisirung der ... Bis zu meiner Arbeit galt es als feststehend, ... Milch mit den üblichen Temperaturen nicht sterilisiren ...

ermittelte, daß und unter welchen Bedingungen man h unterhalb der Siedetemperatur sterilisiren kann — nennt dieses Verfahren, dessen Anwendbarkeit auf Milch eur als unmöglich erklärt hatte und um dessen Ausitung sich auch Tyndall verdient gemacht hat, Pasteuri-; weiter stellte ich fest, wann Milch bei Siedetemperatur frei gemacht werden kann und daß man zu wirklicher sportfähiger Dauermilch die Temperatur von 120° nöthig oder das Kondensiren wählen muß. Nachdem Soxhlet kurz vor Erscheinen meiner Arbeit noch die von einigen ustriellen beobachtete günstige Beeinflussung der Milch z Pasteurisiren auf die nachträgliche Abkühlung derselben ckgeführt hatte, hat er auf Grund meiner Feststellungen r die ganz unter seinem Namen gehende Behandlung isirter Kindermilch eingeführt, die thatsächlich nichts er als eine industrielle Verwerthung meiner Ermittlungen die ich Jedem freigestellt hatte.

Naegeli hatte wie vor ihm schon Pasteur beobachtet, sterilisirte Milch nachher nicht sauer, sondern gerade ekehrt alkalisch wird und hatte angenommen, daß dabei Säureerreger durch die Hitze modificirt und umgezüchtet den. Ich konnte feststellen, daß die Säurebildner durch Hitze vernichtet werden, daß aber daneben in der ch widerstandsfähige Sporen von anderen Bakten vorkommen, welche der Hitze widerstehen, her auskeimen und dabei die Milch alkalisch bitter machen. Die Bakterienarten, welche hierbei Betracht kommen, wurden später noch von Löffler, gmann, Krüger, Flügge erforscht, und Flügge und ich ttelten, daß einige dieser Bakterien außerdem te bilden können.

Bei der Milchsäuregährung, um die sich meine Schüler ll und Grotenfelt, später noch Weigmann, Krüger, n, Kaiser verdient machten, stellte zuerst Grotenfelt ge r fest, daß einige Milchsäureerreger in Milch und erlösungen einen feinen aromatischen Geruch veranlassen. hatte den deutschen milchwirthschaftlichen Verein darauf ewiesen, daß die Milchwirthe solche reinkultivirten en von Milchsäurebakterien überall dort zur ierung des Pasteurisirten Rahms verwerthen ten, wo man Butter aus saurem Rahm macht, überall nördlich des Main der Fall ist. Grotenfelt in Finnland diese Rahmsäuerung eingeführt, Weigmann sie in Holstein empfohlen, Storm und Bøggild haben n Dänemark mit solchem Erfolge eingeführt, daß Butter solchem Rahm in den letzten Jahren dort überall die n und meisten Preise errungen hat. In Deutschland, das Verfahren von meinem Laboratorium ausgegangen ist man in der Verwerthung der Sache noch weit zuwaran zum Theil der Umstand Schuld trägt, daß die chwirthe die Sache nicht energisch genug selbst förderten, ern zu einseitig nach Staatsunterstützung riefen. Wie wendig aber ein energisches Aufraffen der Landwirthe oder ohne Staatsunterstützung ist, ergibt sich aus der gen Lage der Butterfrage. Der Ersatz der Butter durch nstbutter", die eigentlich Margarine sein sollte und aus derfett hergestellt werden müßte, hat aus dem einfachen nde die Frage nicht lösen können, weil gutes Rinderselbst theuer ist, weil deshalb ausnahmslos in der rgarinefabrikation ein oft ekelhafter theilweiser Ersatz h andere Fette platzgegriffen hat und weil deshalb sächlich die Margarine überall weit über ihren Werth hlt wird und kein billiger Ersatz für Butter ist. Andererwird die Butter in den kleinen Wirthschaften oft so schlecht mit so ungenügender Reinlichkeit behandelt, daß es m Indifferentismus der Produzenten gegenüber immerbegreiflich ist, wenn die Konsumenten oft die stets eitlich präparirte Margarine vorziehen.

Auch am Reifen des Käses sind Bakterien betheiligt, das Reifen, d. h. die Umwandlung des Käsestoffes und Bildung aromatischer Körper bewirken, aber auch solche, che „Krankheiten" des Käses, d. h. eine schlechte Reifung Giftbildung bewirken können. Diese Studien wurden nders von Vaughan, von Freudenreich, Adametz gefördert, und, wenn man von der Verwendung von „Edelpilz" d. h. einer Varietät des grünen Pinselschimmels bei Roquefort und Gorgonzola absieht, so hat Weigmann, mit angeregt und theilweise durch mich unterstützt, zuerst reine Massenkulturen von Bakterien zur Erzeugung eines vorzüglichen, wiederholt preisgekrönten Edamer Käses verwendet.

In diesen Fällen handelte es sich stets darum, eine bestimmte Art von Bakterien zu gewinnen und die Konstanz dieser Art zur Erzeugung ganz bestimmter Produkte zu benutzen. Man könnte also denken, die Konstanz der Farben oder Gährung oder Krankheit erregenden Bakterien sei eine vollkommene und die Art der Bakterien sei die wahre Ursache der Wirkung.

Die Sache ist aber doch etwas anders. Perty, Billroth, Naegeli haben bereits die Artkonstanz der Bakterien verneint und Billroth führte alle krankheitserregenden Bakterien auf eine, Kokkobakteria septika genannte Art zurück, während Naegeli Form und Wirkung der Bakterien schrankenlos in einander übergehen lassen wollte. Zuerst gelang es nun Buchner, die Milzbrandbazillen so zu behandeln, daß dieselben keine Krankheit mehr bewirkten, sondern sich wie einfache Fäulnißbakterien verhielten, was er allerdings nicht ganz richtig deutete und als Umwandlung der Milzbrandbazillen in Heubazillen auffaßte. Dann beobachtete Pasteur, daß die Bakterien der Hühnercholera ihre Fähigkeit, Krankheit zu erregen, einbüßen können. Aehnliches wurde später für die meisten Krankheitserreger ermittelt. Fitz stellte dasselbe zuerst für Bakterien der Buttersäuregährung fest, und ich ermittelte mit Scholl und Grotenfelt dasselbe für die Milchsäureerreger, während Schottelius und Schall es für Pigmentbakterien sicher stellten.

Die Fähigkeit der Bakterien, bei ihrem Wachsthum auf todten Substraten oder in lebenden Organismen Farben, Gährungsprodukte, Gifte zu bilden oder Krankheit zu veranlassen, ist thatsächlich wandelbar. Diese Fähigkeit kann abnehmen, aber sie kann auch unter Umständen zunehmen.

Die Bakterien stehen bei und zur Deckung ihres Nährungs- und Energiebedarfs in einem Abhängigkeitsverhältnisse von den Ernährungsbedingungen. Bleiben diese gleich, so bleibt auch die Wirkung der Bakterien eine gleiche. Aendern sich die Existenzbedingungen, so kann dreierlei passiren. Entweder die Bakterien passen sich nicht an und sterben ab, oder sie bilden Dauerformen, welche die Art bis zum Eintritt besserer Verhältnisse erhalten, oder sie ändern sich nach Form und Wirkung und passen sich damit den neuen Verhältnissen an. Die Bedingungen, unter denen die Bakterien leben, entscheiden darüber, ob dieselben veränderlich oder unveränderlich sind. Die Arten der Farben, Gährungen und Krankheiten erregenden Bakterien sind damit thatsächlich nicht als Arten im naturhistorischen Sinne, sondern als Ernährungsmodifikationen ermittelt. Das ist so ziemlich das Gegentheil der Vorstellungen, welche in vorsichtiger Weise Ferdinand Cohn und Schröter, in schroffer Weise R. Koch darlegten. Nach letzterer Auffassung würde der an sich konstante Bazillus die „Ursache" der typischen oder spezifischen Gährung oder Seuche sein und er allein würde das Gleichbleiben der Wirkungen ergeben.

In Wirklichkeit paßt sich der Bazillus den Bedingungen an und bleibt gleich, so lange diese gleich bleiben, ändert sich aber, wenn diese sich ändern. Welche Bedeutung das hat, gibt vielleicht folgende Ueberlegung. Wenn Jemand eine Bakterienkrankheit bekommt, z. B. Tuberkulose so kann man nach Koch nur den Tuberkelbazillus beschuldigen. Gerade das hat in den Augen der urtheilslosen Menge, aber auch vieler bequemer Aerzte die Bakteriologie so populär gemacht. Man brauchte sich nicht mehr um die eigenen Fehler und Sünden zu bekümmern. Kam etwas, so war man moralisch gedeckt und im Vollbewußtsein des eigenen Werthes wies man so auf die Bakterien, wie vorher auf die Erkältung. Jetzt müssen wir diesen Wahn und Selbstlug zerstören mit dem Hinweise darauf, daß die Bakterien nur Gährungen erregen,

wenn sie unter geeigneten Bedingungen gährfähige Substanzen treffen, nur Krankheit und Seuche erregen, wenn sie eine Krankheitsanlage vorfinden, die wir als Sünden Anderer durch Erbschaft oder durch eigenes und fremdes Verschulden besitzen. Wo keine Anlage zur Seuche vorhanden ist, kann uns der Bazillus höchst gleichgültig sein. Wir haben kein Recht mehr länger auf die schlechten Bakterien zu schimpfen, sondern müssen uns selbst ins Gebet nehmen und bessern.

Es ist nicht damit gethan, daß man sich — das nöthige Kleingeld vorausgesetzt — elf Monate im Jahre unvernünftig benimmt, dann zu einem medizinischen Tetzel geht und sich als Ablaß eine vierwöchentliche Badereise verschreiben läßt. Für die Mehrzahl der Menschen ist es richtiger, wenn sie durch eine verständige Lebensweise sich in eine Verfassung bringen, daß ihnen die Bakterien nichts anhaben können. Das ist in kurzen Worten der praktische Sinn der bakteriologischen Ermittelungen über Koch hinaus. Weniger bequem, aber naturwissenschaftlich richtiger!

Die Bakterien passen sich bei Aenderung der Bedingungen auch der Form nach an die Verhältnisse an. So bilden sich beim Strahlenpilz die charakteristischen Formen nur im thierischen Organismus; so sind z. B. die sogenannten Tuberkelbazillen gar keine Bazillen im Sinne der Systematik der Bakterien, sondern eine parasitische Wuchsform einer vielgestaltigen Pilzart. In dieser Beziehung wurde nun festgestellt, daß es Arten der Bakterien gibt, die einen kleinen Formenkreis durchlaufen, während andere Arten viele Formen in ihrem Entwicklungsgange zeigen, worüber besonders Untersuchungen von Zopf und Winogradsky Aufklärung gebracht haben. In der ersten Zeit wurde die Vielgestaltigkeit der Arten mit der Veränderlichkeit der einzelnen Form meist durcheinandergeworfen; eine Verirrung, der ich schon vor vielen Jahren ein Ende machte, indem ich zeigte, daß vielgestaltige Arten verhältnißmäßig formbeständig, und daß umgekehrt die Formen einfacher Arten sehr veränderlich sein können. Wenn man nun künstlich die Wirkungen der Bakterien beeinflußt, z. B. wenn man krankheitserregende Bakterien so abschwächt, daß sie auf Thiere weniger oder nicht mehr von Einfluß sind, so kann die Form sich dabei im Sinne einer Entartung ändern und die Art wirkt nicht nur mangelhafter, sondern sie wächst auch schlechter. Aber man kann die „spezifische" Wirkung herabsetzen, indem die Formen dabei kräftig bleiben oder sogar kräftiger wachsen. In diesen Fällen haben sich die Krankheitserreger der Fäulniß angepaßt und sind einfache Saprophyten geworden. Die Fähigkeit der Bakterien, Farben, Gährungen, Gifte zu bilden und Seuchen zu erregen, erweist sich bei genauerem Forschen als ein Anpassungsverhältniß und diese Thatsache gestattet, die so überaus verwickelte Frage der Ursachen der Seuchen naturwissenschaftlich zu betrachten, während die Koch'sche Auffassung von der Artkonstanz der „spezifischen" krankheitserregenden Bakterien von vornherein auf eine naturwissenschaftliche Darlegung verzichtet. Mit Aufgeben des durch die thatsächlichen Ermittelungen der letzten zehn Jahre widerlegten Standpunktes von Koch ist die Bakteriologie von dem naturhistorischen zu dem naturwissenschaftlichen Standpunkte übergegangen und fortgeschritten.

Prag. Ferdinand Hueppe.

Pan.

Hoch oben im Norden eine kleine Jägerhütte am Saum des Waldes. Den Rand des Horizontes begrenzt ein Wirrwarr von Inseln und Holmen und Scheren; ein Stück vom Meer; und blauende Felsgipfel, weit wie die Sehnsucht. Aber hinter der Hütte der tiefe, der dichte Wald voll geheimnißvollen Rauschens, voll nordischer Mär… Balladen . . .

Der Wald blüht und spricht in dem Tage… Jägers, das Knut Hamsun unter dem Titel „Pan" ge…schrieben hat.*) Mit der Geschichte, die hier erzählt… hat er wenig zu thun, aber er bannt, wie eine … bolische Formel, den ganzen Stimmungsgehalt, der … liegt. All das geheimnißvolle Weben der Natur, … borgene Leben, das sich nur dem Sonntagskind … die Sprache der Vögel und das Flüstern der Zweige … lichkeit und Frühlingsfieber, all das, was dem alten … gotte heilig ist. Diese Naturbilder voll inniger … keit und heißen Umfassungsdrang sind der köstliche … halt dieses Buches, das Jens Peter Jacobsens … Pfade wandelt, aber mit männlicheren energischeren …

Ein Buch ohne bewegte äußere Handlung, voll … lichkeit, voll Gefühlsreichthum, voll Lyrik; voll träum… Dämmerung, ohne Weichlichkeit, denn auch über die … Träume liegt würziger Waldduft. Und der Waldduft … stark und voll in unser Zimmer, wenn wir von … lesen und eingelullt und eingesponnen werden … dieser atmosphärischen Suggestion ziehen nun Bilder … uns vorüber, die den Studien Liljefor's an Gegenwart … und packendem Erfassen gleichen.

* * *

In der Hütte am Waldesrand hoch oben im W… haust ein Jäger, eine verträumte, versonnene Nar… Einsamkeitsmensch, der sich von den anderen zurückg… hat. Er schießt die Hasen, die Birkhühner, die Schne… und die Seevögel. Und jeden Tag saugt er sich neue … aus der engen und doch reichen Welt, in der er lebt… rudert hinaus auf den Holm, draußen vor dem Hafen. … sind lilafarbene Blumen mit langen Stengeln, die … ans Knie reichen; er watet in wundersamen Gew… Himbeerbüschen, groben Strandgras. Die Vögel der … schreien und fliegen über ihn. Das Meer schäumt … und umschließt ihn von allen Seiten, wie in einer … armung. Und was er alles auf den Feldern sieht! … verfolgt die Spur des Schneehuhns im Schnee und … Flugbahn nach dem Abdruck der Flügel. An jedem … blatt, an jedem Grashalm und jedem Zweig findet er … zu genießen für sein offenes Herz. Und mit Werther… Naturseligkeit begrüßt er Vögel, Bäume, Steine, … Ameisen mit Namen und seine Phantasie fliegt bis … brütenden Zwergfalken hoch oben in den Bergen.

Es ist Wintersausgang. Von den schwarzen … wänden rieselt das Wasser. Thomas Glahn kommt … der Jagd zurück, die Jagdbeute hängt ihm über der Sch… Aesop, sein Hund, läuft losgekoppelt neben ihm. Der … liegt in Abendstille. Der Himmel ist offen und … glänzt in Lila und Gold. Das Eis schmilzt, alles … dert sich, Tag für Tag zeigt andere Bilder und Th… Glahn lauscht auf den Frühling.

Und der Frühling kommt. Der Wald leuchtet … Drosseln schreien, der Wind trägt befruchtend Blüthen… von Zweig zu Zweig. Dann werden die Nächte hell … es flüstert und schwirrt im Wald von Nachtfaltern … Vögeln. Eine süße, beklemmende Unruhe bebt durch … Natur, die Unruhe des Frühlings.

Und der Frühling kommt auch zu Thomas Gl… In seinem Blut pocht es, wie von leichtfüßigen Sch… und es rollt schneller durch die Adern. Des Waldes … mung geht durch seine Sinne. Das ganze ahnungs… sehnsuchtsgesponnte Leben um ihn, zieht ihn in seinen … Er schläft die Nächte nicht mehr, er geht wie im Traum … und alte Liebeslieder werden ihm lebendig, von … Iselin, die zu dem Jäger in den Wald geht, sich … Schuhriemen binden zu lassen. Doch nach einer … noch ist der Schuhriemen nicht gebunden, aber ihr …

*) Autorisirte Uebersetzung von M. v. Borch. Paris und … Albert Langen, 1895.

amint und ihre Augen schwimmen wie in Verzückung. nd dann geht sie und kommt nicht wieder und geht zum ächsten Jäger …

Thomas Glahn wirbt nicht lange. Wenn ein hübsches irtenmädchen an seiner Hütte vorbeikommt, dann ruft er e herein und läßt sie niedersitzen. Sobald geht sie nicht ieder fort und der Wald singt ihnen ein Liebeslied.

Neben den Schäferspielen aber gibt es eine Tragödie. ie spielt zwischen Thomas Glahn, dem Naturmenschen mit inem vollen und echten Empfinden, mit seinen elementaren eidenschaften, und einem kleinen Mädchen, das es mehr nter den Ohren hat, als man vermuthet. Das ist dvarda, die Tochter des Großkaufmanns unten in der tadt an der Küste. Ein verzogenes junges Geschöpf mit ner abenteuerlichen Phantasie, voll Drang in die Weite nd voll Kleinemädchenträume von einem Prinzen, der sie nmal fortführen wird übers Meer und ihr seine Schätze u Füßen legen. Der Sonderling da oben in der Hütte, er so für sich lebt, von dem man nichts weiß, als daß er hemaliger Offizier ist, reizt ihre Vorstellung. Als sie ihn seiner Jägertracht gesehen hat, gefällt er ihr; sein Auge nit dem heißen Blick, der auf sie wirkt, wie der eines hieres, verletzend und bannend zugleich, regt ihre Sinnlicheit auf. Thomas Glahn verfällt ihr.

Nun folgt eine Variation jener Liebesgeschichte, deren Grundmotiv Maupassant endgültig in „Notre coeur“ aufezeichnet hat.

Den Mann voll unverbrauchter Empfindung ergreift ine Leidenschaft mit ganzer Stärke, er fühlt sie ungetheilt; as Weib hat tausend kleine Nichtigkeiten nebenbei, auf ie es nicht verzichten will. Edvarda muß Gesellschaften rrangiren, Thomas sitzt in qualvoller Erwartung in seiner Hütte, sie kommt nicht. Dann muß er gar selbst ihre Feste nitmachen. Des großen Verkehrs ist er entwöhnt, allerlei esellschaftliche Ungeschicklichkeiten passiren ihm. Edoarda ieht ihn verächtlich an und kränkt ihn mit verletzenden Worten. Vor den Leuten behandelt sie ihn miserabel, es st, als ob sie sich seiner schämt. Sie liebt ihn eigentlich nur, wenn sie allein sind und bald genug wirft sie ihn weg. Meisterhaft ist geschildert, wie dem starken Mann von der leinen Person das Herzblut ausgesaugt wird, wie die qualvolle Liebe in ihrer ätzenden Mischung aus quälender Leidenschaft, qualvollster Eifersucht, und tiefsten tödtlichen Kränkungen durch böse Worte der Geliebten, tiefe Risse in sein Inneres graben. Armselig und elend wird ihm; sein Stolz st dahin; er verglüht sein Leben.

André Mariolle aus „Notre coeur“, der seine mondäne Geliebte mit tiefer ungetheilter Leidenschaft liebt, von ihr ber für diesen Reichthum an Gefühl nur Brocken erhält, die von ihrem Tisch fallen, findet in seinem zerrissenen Zustand Erquickung durch die Liebe eines einfachen Mädchens, das nur Zärtlichkeit für ihn ist, das nichts anderes sieht als ihn, in ihm aufgeht. Und so lebt in diesem Menschenherzen, das vielseitiger ist als die Alltagspsychologen, die nichts erlebt haben, glauben, eine Doppelliebe. Die schmerzvoll quälerische zu der Weltdame, und die heiter beglückende zu dem Naturkinde, dessen tiefe volle Neigung seine kranke Seele kosend hätschelnd umschmeichelt wie mit weichen Kissen.

Solche Doppelliebe kommt auch über Thomas Glahn. Da ist Eva, die Tochter des Schmiede. Sie trägt ein schneeweißes Tuch über dem dunklen Haar und wenn der Jäger sie ansieht, erröthet sie tief, sie blüht in Jugend und ihre Augen sind gut. Sie liebt ihn, und ist nur Liebe und gibt alles, ohne zu geizen, ohne zu rechnen, einen tiefen vollen Trunk. Und der Verschmachtete trinkt dürstend in langen Zügen. Diese Liebe thut Thomas Glahn wohl, sie rührt ihn und stimmt ihn weich, und wenn Eva nicht bei ihm ist, dann sehnt er sich nach ihr, daneben aber bohrt die andere Schmerzenspassion weiter tiefe Leidensbahnen in seine Seele. Dann empfindet er ein schmerzliches Vergnügen mit Eva von Edvaba, der Schlimmen, zu sprechen. Er schmäht sie und schilt sie, wenn aber Eva ihm Recht gibt, dann wird er heftig.

Wie das alles endet? Ganz schlicht, ohne Pathos. Eva stirbt vom herabstürzenden Fels, zerschmettert durch Glahn's Schuld. Edwarda wird sich wohl mit dem fremden Baron verloben, den der Vater von seiner Reise mitgebracht hat. Thomas Glahn verläßt seine Hütte, er sagt Edvarda Adieu und sie macht ihm höflichst den höflichsten Knix, dann fährt er ab. Die Sommerliebe ist zu Ende.

Was weiter aus dem sonderbaren Kauz geworden, erzählt eine seltsame Nachschrift. Er fing ein wildes abenteuerliches Leben an, er ging nach Indien, jagte Löwen und Tiger und trieb es wüst. Er trank und berauschte sich in Alkohol, in Gefahren, mit den Weibern.

Er besaß immer noch jenen versengenden Thierblick, der die Frauen so toll machte.

Von einem eifersüchtigen Rivalen, den er bis aufs Blut gereizt, ist er einmal auf der Jagd erschossen worden.

* * *

Ein merkwürdiges Buch, gegen das sich, wenn man es gelesen, leise Zweifel regen. Die Gestalten stehen wohl nicht so klar vor uns, als wir es möchten; nur wie durch einen Nebel- und Duftschleier sehen wir sie; wir wollen sie greifen und sie zerrinnen uns unter den Händen, wir wollen den Maßstab forschender Kritik an sie legen, sie inquiriren, da flüstern wieder die Stimmen des Waldes um uns, es blüht und duftet, schön Iselin kommt geschritten und Eva und Edoarda, sie schlingen einen Schattentanz um uns, und wir sind verzaubert, wie im Märchen, als träumten wir auf Elvershöh. Und es ist so schön zu träumen.

Knut Hamsun erzwingt diesen suggestiven Bann durch seine Schilderungskunst. Es ist balladeske Einfachheit in seiner Malerei, aber jedes Wort sitzt. Er gebietet für seine landschaftlichen Studien über einen Reichthum an Farben und eine Musik der Sprache, die berückt. Und, was sehr wesentlich ist, er macht keinen Wort- und Bilderaufwand, er prägt keine neue Formen, die Mittel seiner Sprache sind dieselben wie die der anderen, aber wie sie komponirt sind, das macht es. Frau von Borch's feinfühlige Uebersetzung läßt das merken.

Stark wirksam ist auch das lyrische Element. Da finden sich Gedichte in Prosa voll Klangreiz und wiegendem Rhythmus, voll gedämpfter Stimmung, wie in einem Dämmerzustand zwischen Schlaf und Wachen ausgesonnen. Das sind die Geschichten, die Thomas Glahn in Frühlingstagen in den Sinn kommen, von Iselin, die den jungen Dundas liebte und Svend Herlussen und Stamer den Priester. Voll träumerischer Sinnlichkeit und unheimlicher Lockung wie das alte Lied von Erlkönigs Tochter, vom Helden Vonved, von Axel Thordson und schön Walborg aus den Kämpeviser.

Und darin liegt vielleicht der eigene Reiz des Buches, daß in ihm mit seiner scharf erfaßten modernen Beobachtungs- und Schilderungskunst, mit seiner sachlichen Psychologie ein leiser feiner Ton vibrirend durchklingt, ein Ton der alten Skaldenharfe.

Felix Poppenberg.

Bodin: Eine Studie über den Begriff der Souverainetät. Von Dr. E. Hancke, Gerichtsassessor in Breslau. Breslau. 1894. Verlag von Wilhelm Köbner.

Eine der geistvollsten Reden Lassalle's handelt von dem Verhältniß zwischen Souverainetät und Verfassung. Dieselbe wurde im Jahre 1862 in Berlin gehalten und fußt auf dem für das Privatrecht in seinem „System der erworbenen Rechte“ des Näheren ausgeführten Gedanken des historischen Werdens alles Rechtes. Nicht die Verfassung, deduzirt Lassalle, gibt dem Souverain die Macht, sondern die thatsächlichen Machtverhältnisse führen zur Niederschreibung der dementsprechenden Verfassung, und werden dadurch aus bloß thatsächlichen Verhältnissen zu

rechtlichen Einrichtungen. Gesetzt den Fall, die Gesetze seien untergegangen und man machte nun ein neues Verfassungsgesetz, in dem man dem Souverain die Stellung nicht gönnen wollte, die er bisher inne hatte, so würde, führte der Redner aus, der Souverain einfach sagen: „Die Gesetze mögen untergegangen sein, aber thatsächlich gehorcht mir die Armee und marschirt auf meinen Befehl, thatsächlich geben auf meine Ordre die Kommandanten der Zeughäuser und der Kasernen die Kanonen heraus, und die Artillerie rückt damit in die Straße, und auf diese thatsächliche Macht gestützt, leide ich nicht, daß Ihr mir eine andere Stellung macht, als ich will.“ — „Sie sehen, meine Herren,“ schloß Lassalle, „ein König, dem das Heer gehorcht und die Kanonen — das ist ein Stück Verfassung! Verfassungsfragen sind also ursprünglich nicht Rechtsfragen, sondern Machtfragen; die wirkliche Verfassung eines Landes existirt nur in den reellen, thatsächlichen Machtverhältnissen, die in einem Lande bestehen; geschriebene Verfassungen sind nur dann von Werth und Dauer, wenn sie der genaue Ausdruck der wirklichen, in der Gesellschaft bestehenden Machtverhältnisse sind.“ Diese Deduktionen, die nur mißverständliche Auslegung zu der Lehre stempelte, Macht solle vor Recht gehen, finden eine interessante Bestätigung bei der rückblickenden Betrachtung auf die Entwicklung aller staatsrechtlichen Begriffe, insbesondere auf die Entwicklung der Souverainetät selbst. Nicht theoretisch ist der Rahmen für Rechte und Pflichten des Souverains geschaffen worden, sondern auf Grund der thatsächlichen Machtverhältnisse und der realen Gestaltung der Dinge hat er sich entwickelt, und wenn es einer machtvollen Persönlichkeit gelang, die Befugnisse der eigenen Souverainetät gegenüber dem für dieselbe bisher theoretisch gezogenen Rahmen thatsächlich zu erweitern und zu verstärken, dann kam hinterher die Theorie und erweiterte den Begriff der Souverainetät, sei es, daß sie neue Merkmale für den Begriff aufstellte, oder alten Merkmalen eine neue Interpretation gab.

Deshalb kämpft die historische Beurtheilung und Darstellung gerade dieses Staatsrechtsbegriffs mit den größten Schwierigkeiten, und muß um so mehr Anerkennung der oben citirten Abhandlung gezollt werden, die in musterhaft anschaulicher und übersichtlicher Weise, weit über den Rahmen einer durch ihren Titel versprochenen Studie über ein einzelnes Buch hinaus, nach dem Ausdruck des Altmeisters der Rechtsgeschichte, Laband, „den Charakter eines werthvollen Beitrages zur Dogmengeschichte des deutschen Staatsrechts gewinnt und ein Gegenstück zu der mustergültigen Monographie Gierke's über Johannes Althusius bildet“.

Der Ausgangspunkt der Abhandlung ist die im Jahre 1576 erschienene Schrift des damaligen Staatsanwalts Jean Bodin „Les six livres de la république“. In dem heftigen litterarischen Streit zwischen den Monarchomachen, die die Souverainetät im Staate bei dem Volke suchten, ihren Gegnern, den Vertretern der Fürstensouverainetät und den Anhängern einer vermittelnden Meinung von der majestas personalis der Fürsten und der majestas realis des Volkes ergriff Bodin energisch das Wort zur Verfechtung der Fürstensouverainetät und baute sich einen Begriff derselben von unbedingt absolutistischer Färbung auf, den er definirt als „die höchste, dauernde, eigene, von den Gesetzen entbundene Gewalt über die Unterthanen“. Die „höchste Gewalt“ — denn der Souverain befiehlt allen Anderen und erkennt über sich Niemanden an als Gott; die „dauernde Gewalt“ — denn sie endigt nur aus Gründen, die in seiner Person liegen, der zeitweilige Regent ist nicht Souverain; aus „eigenem Recht“ — das will heißen, der Souverain übt die Gewalt nicht aus als ein übertragenes Amt, sondern als ein aus seiner souverainen Person fließendes Recht, und nicht eine Beschränkung, sondern, wie Hancke mit einem die historischen Gesichtspunkte hübsch zusammenfassenden Worte sagt, gewissermaßen „der metaphysische Ausdruck für das Eigenthum des Herrschers an der Souverainetät“ war es, wenn auf diesem Boden der Begriff des Gottesgnadenthums erwuchs. Die „Entbundenheit vom Gesetze“ endlich nimmt Bodin zwar in seine Definition auf, macht aber selbst den Gegnern dieses von jeher am meisten bekämpften Satzes absoluter Souverainetätslehre die Konzession, dem Souverain wenigstens die ethische Verbindlichkeit zur Innehaltung seiner Gesetze aufzuerlegen. Caesari cum omnia liceat, propter hoc minus licet.

Mit der Erörterung dieser einzelnen Begriffsmerkmale und der scharfsinnigen Verfolgung derselben bis in ihre feinsten Konsequenzen und überdies einer interessanten Beleuchtung der Konstruktion, die Bodin für die Beschränkbarkeit und Theilbarkeit des Souverainetätsbegriffs ver-suchte, der erste Abschnitt der Hancke'schen Schrift gewidmet, so be[…] sich der zweite Theil mit der Frage, welche Gestalt die einzelnen Sou-verainetätsrechte vom Gesichtspunkte der Bodin'schen Theorie aus […] winnen, und wie ihre historische Gestaltung sich mit den von Je[…] aufgestellten Begriffsmerkmalen verträgt. Mit außerordentlichem F[…] hat der Verfasser den Extrakt einer großen Litteratur hierfür zusam-getragen, in sehr klarer und lichtvoller Darstellung hat er die [...] streitenden Stimmen und Anschauungen zu sichten verstanden, und we[…] wir manchmal wünschten, die Folgerungen gezogen zu sehen, die [...] den entwickelten Begriffen für moderne Verhältnisse und aktuelle Er[eig-]nisse hergeleitet werden können, so müssen wir doch zugestehen, daß [der] Verfasser zielbewußt nur den Charakter seiner Schrift als eines [...] wissenschaftlichen, rein historischen Essays gewahrt hat, wenn er [der] naheliegenden Versuchung, aktueller zu werden, widerstand. Er hält [sich] überhaupt scheinbar von eigener Kritik der vorgetragenen Anschauungen fern, aber dadurch, daß er das Für und Wider übersichtlich zu grup[piren] und neben die theoretischen Begriffsbestimmungen deren Bethätigungen und Widerlegungen durch die reale Entwicklung der Dinge zu [...]weiß, wird diese seine objektive Darstellung doch von selbst — ich [...] noch einmal Laband — zu einer vernichtenden Kritik der Bodin'schen Lehre und ihres Kernpunktes: der Idee einer absoluten Fürstensouverainetät. Und damit gewinnt sie Bedeutung auch über den engeren, fachwissen-schaftlichen Kreis hinaus. Dort füllt sie eine fühlbare Lücke aus [...] wird zu den zuverlässigsten Bausteinen gezählt werden dürfen, aus [...] sich das hohe Gebäude der Staatsrechtsgeschichte zusammensetzt, [...] auch dem modernen Politiker, der begriffen hat, daß das Gewordene [...] Besten aus dem Gewesenen zu verstehen ist, wird die Schrift [...] eine Fülle anregender Gedanken, eine große Reihe neuer Gesichtspunkte und eine reiche Zahl belehrender Aufklärungen bescheeren.

Breslau. Ernst Mamrath.

Deutsche und Franzosen. Biographische Gänge, Aufsätze und [Vor-]träge von **Anton Bettelheim**. — Wien. Pest. Leipzig. [...] A. Hartleben's Verlag.

Eine Kritik der Kritik schreiben? Ach nein; nur wie man [...] Freunden sagt: ich habe das und das gesehen, seht es euch an[...] so möchte ich den Lesern der „Nation“ sagen: lest diese kritischen Ar[beiten] von Anton Bettelheim; ihr werdet in dem Bande manches wiederfinden, was euch schon aus der „Nation“ bekannt ist, hier aber erweitert [...] das Einzelne zu einem Gesammtbilde, und man bereut es nicht, sich [...] hinein versenkt zu haben.

Eine Reihe von Schriftstellerporträts aus Deutsch-Oesterreich, [aus] der deutschen Schweiz, aus Schwaben und Frankreich sind in dem B[ande] vereinigt. Ueberall machen sich bewunderungswürdige litterarhistorische und litterarische Kenntnisse geltend. Der Vergleich, das wirksamste Werkzeug des Kritikers, wird überall mit großer Sachkenntniß [...] und sondernd verwendet. Im Mittelpunkt aber steht in jedem der Essays das biographische Interesse, und ein sicherer, gründlicher Psycho[loge] hält sich Bettelheim von allen modernen hyperpsychologischen und [...] sensitiven Spielereien fern. Als Mensch dem Menschen in die Au[gen] zu blicken und in seiner Seele zu lesen, darauf kommt's ihm an. [...] treuherzig bittet er in diesen Essays den einen oder den andern [...] Meister: geh', schenk uns eine Autobiographie.

Eine Kritik der Kritik zu schreiben, liegt mir fern, mir persönlich aber hat der Aufsatz über Stauffer-Bern am besten gefallen. Und [...] ist gerade dieser Aufsatz thatsächlich vielleicht am ehesten anzu[...] Aber das Bestreben, gemachtes Geniales von wahrhaft Genialem [...] sondern, gespielten Leidenschaften echte Gefühle entgegenzustellen, [...] Beweisführung, daß man nur dann wahrer Künstler sein kann, [wenn] man ganz Mensch ist — das alles nimmt für Bettelheim's eigene Per-sönlichkeit ein, mit der er bescheiden stets zurückhält. Trotz aller Beschei-denheit aber gewinnt man aus diesem Buche doch ein höchst [...]würdiges Bild von seinem Verfasser. Und ich kann mir denken, [daß] mancher Leser sagt, wenn er diese Essaysammlung aus der Hand [legt:] die Porträtirten haben mich alle sehr interessirt; aber den Porträtisten Anton Bettelheim, hab' ich lieb gewonnen.

E. [illegible]

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

r. 27. Berlin, den 6. April 1895. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). onnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim ge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. lich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost- vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der Geburtstag des Fürsten Bismarck ist vorüber, und Hochfluth der Ovationen zum Geburtstag desgleichen; ich werden noch auf Wochen vereinzelt Deputationen sich Friedrichsruh einstellen, die aus Rücksicht auf das Alter zu Feiernden die Last der Gratulationsanstrengungen t allzusehr in den Tagen um den 1. April herum er- n wollten.

Es wäre ganz falsch, die Vorgänge, die sich in Fried- sruh abgespielt haben, verkleinern und sie in ihrer Be- ung herabsetzen zu wollen. In spontaner Aufwallung em Fürsten Bismarck ein Tribut der Dankbarkeit dar- acht worden, wie ein Sterblicher ihn größer wohl kaum je jongen hat, und wenige der Größten werden nur in licher Weise gefeiert worden sein. Ein echtes Gefühl zweifellos bei Hunderttausenden am 1. April zum Aus- k; denn Fürst Bismarck kann heute weder Aemter noch rden noch Orden vertheilen; er kann auch jene nicht strafen, ich aus seinem Bannkreis fernhalten. Die bleibende Melodie , welche die Ovationen durchtönte, war ganz über- gend die: Wir feiern den Einiger Deutschlands. nn bei der inneren Misere des Augenblicks und bei Misere der letzten anderthalb Dezennien die Gefühle wieder einmal einen Krystallisationspunkt finden in der Erinnerung daran, was wir werthvolles besitzen, und was unsere Väter so schmerzlich vermißten, so ist das gewiß keine üble Wirkung; und wenn Fürst Bismarck der studentischen Jugend an das Herz legte, vor allem an Einem festzuhalten, an der errungenen Einheit, so kann auch dieser ausgestreute Samen dem deutschen Vaterland einmal zu Gute kommen. Die Ovationen für den Einiger waren auch Ovationen für die Einheit, und das ist ein Gut, das allen heilig ist.

In den Ovationen kam noch eine Empfindung zum Ausdruck, die unserer Zeit nicht zur Unehre gereicht. Man feierte bis zum Ueberschwang; aber die Huldigung galt einem heute amtlosen Mann, der alles sich selbst verdankt, auch jenen Einfluß, den er jetzt noch zu üben im Stande ist. Wenn aus dem unbekannten Junker Otto von Bismarck jener Mann geworden ist, an dem Hunderte und Hunderte als die Repräsentanten von Tausenden und Tausenden in Friedrichsruh vorüberzogen, so ist das eine Wirkung dessen, was der Schädel des Fürsten Bismarck birgt. Gewiß ist die kritiklose Heroenverehrung für ein Volk ein durchaus nicht ungefährliches Gift; allein sie ist immer noch besser als die devote Verehrung für einen Titel oder für eine Krone, die unter Umständen auch auf dem Haupte eines eingebildeten Narren sitzen kann. Ein Tribut an die Genialität eines selbstgemachten Mannes und mag diese Genialität auch tiefe Schatten aufweisen, ist ein Beweis, wenn nicht von der bewußten, so von der unbewußten demokratischen Empfindung unserer Zeit. Die Masse der Besucher von Friedrichsruh brachte nicht der soldatischen Uniform des Fürsten Bismarck eine Huldigung dar, sondern seiner Persönlichkeit, die etwas bedeutet, während die Generalobersten-Abzeichen für diesen Mann gar nichts bedeuten.

Das Alles wird man ohne jede Verkniffenheit, schlank und frei, aussprechen können, auch dann, wenn man in gleicher Deutlichkeit die Gefahren sieht, welche jene Ovationen nur zu leicht im Gefolge haben dürften.

Man kann am ehesten noch absehen von den kleinen Vortheilen, welche einzelne Personen und einzelne Parteien für sich bei dieser Gelegenheit politisch zu ergattern suchen; der Gewinn wird am Ende unmittelbar kein so großer sein, und wenn charakteristischer Weise gerade kein anderer als der besoldete antisemitische Wanderredner Herr Liebermann von Sonnenberg das Hoch der Abgeordneten in Friedrichsruh ausbrachte, und wenn gerade kein Anderer als der komische Bismarckimpresario, Herr Diederich Hahn, dem feierlichen Kommers in Berlin präsidirte, so werden solche Erscheinungen wohl nur jenen unbequem erscheinen, die zu den unbedingten Verehrern des Fürsten Bismarck gehören.

Allein über einen anderen Punkt kann man mit gleich leichtem Herzen nicht hinweggehen; mag immerhin der Enthusiasmus der letzten Wochen ganz überwiegend dem Einiger Deutschlands gegolten haben, die Wirkung wird keine andere sein, als die, daß das Ansehen dieses Mannes in seiner Totalität neuerdings einen außerordentlichen Machtzuwachs erlangt hat. Bevölkerungsmassen lassen sich auf Subtilitäten nicht ein, und der entfesselte Enthusiasmus ist wohl geneigt, über jede verständige Grenze hinweg zu fluthen, aber er ist durchaus nicht geneigt, mit kritischer Reserve die verschiedenen Epochen im Leben des Helden und die verschiedenen Seiten in dessen Wesen zu sondern. Herab von dem hohen Piedestal, auf das man den Einiger Deutschlands gestellt hat, wird auch der konservative Agrarier Bismarck, der bittere Gegner des modernen Liberalismus, sprechen, der stets rücksichtslos und mit allen Mitteln ungebundener Genialität jede Chance des Kampfes ausgenutzt hat. Der Rausch des Festjubels darf über diese Thatsache nicht hinwegtäuschen, die sich nur allzu schnell fühlbar machen wird und nicht zum Vortheil des Liberalismus, der von sich glaubt, daß er die Stimmung für die Einigung Deutschlands vorbereitet hat, der in der großen Zeit des deutschen Aufschwungs seine Ideen das politische Leben leiten und befruchten sah, und der die ruhige Fortentwicklung des begründeten Reiches nur dann für gesichert hält, wenn antireaktionäre Anschauungen auch im Staatsleben jenen Einfluß erlangen, den ihnen die heutige Kultur zuweist. Es ist daher nicht kleinliche persönliche Rancüne, welche den Festjubel zwar mit innerem Verständniß, aber zugleich auch mit besorgtem Auge betrachtet; Fürst Bismarck, dessen politische Größe auch darauf beruht, daß er gar nicht sentimental ist, wird zweifellos die Sentimentalität seiner Bewunderer, die als deutsche Bewunderer doppelt sentimental sind, für seine Ziele verwerthen. Dieser zweite Akt wird sehr bald beginnen, und die Ziele des Fürsten Bismarck sind leider seit Jahrzehnten nicht die des Liberalismus gewesen.

Aus dem Dilemma jener gegen einander wirkenden Thatsachen, die hier darzulegen versucht worden sind, gingen die unerfreulichen Erscheinungen bei den Berathungen über die Ehrungen für den Fürsten Bismarck hervor; die Folgen dieses Dilemmas werden sich auch noch eine Zeit lang für unsere Politik geltend machen. Nach unserer Meinung wird der Liberalismus am schnellsten und ungefährlichsten über diese schiefe Situation hinwegkommen, die naturnothwendig aus den historisch gewordenen Verhältnissen herauswuchs, je vorurtheilsloser er die Licht- und Schattenseiten der Sachlage gegeneinander stellt. Je objektiver der Liberalismus ist, um so zweckmäßiger arbeitet er einer Rückkehr verständiger und ruhiger Beurtheilung vor; eine leidenschaftliche Einseitigkeit, in die er sich verrennt, wird gerade auch das Feuer seiner Gegner anblasen.

Die Versuche der Bimetallisten, unsere Goldwährung zu erschüttern, die schwache Haltung der Reichsregierung gegenüber den abenteuerlichen Bestrebungen auf Herbeiführung einer internationalen Währungsverbrüderung, das erkennbare Hinneigen des Finanzministers Miquel zu bimetallistischen Experimenten und ähnliche bedrohliche Erscheinungen haben wenigstens die eine erfreuliche Wirkung gehabt, eine Gegenbewegung hervorzurufen, deren Stärke mit jedem Tage zunimmt. Auf den geharnischten Protest des „Ehrbaren Kaufmanns" in Hamburg gegen jegliches Experimentiren mit unserer Währung ist eine gleich einmüthige und entschiedene Kundgebung des Kaufmannskonvents in Bremen gefolgt. Wieder einen Tag später hat eine nicht minder bedeutsame Kundgebung in Frankfurt a. M. stattgefunden, die von sämmtlichen Handelskammern der Provinz Hessen-Nassau und des Großherzogthums Hessen veranlaßt war. Am gleichen Tage fand in Breslau zu gleichem Zwecke auf Einladung der dortigen Handelskammer eine Versammlung schlesischer Gewerbtreibender statt; und so fort. In allen bei diesen Anlässen gefaßten Resolutionen tritt die deutlichste Abneigung zu Tage, unsere bestehende Goldwährung durch bimetallistische Quacksalbereien irgendwie gefährden zu lassen.

Der deutsche Handelstag, der am ... zusammentrat, hat dieser Empfindung e... druck gegeben, indem er folgenden Beschl...

„Der Deutsche Handelstag bestätigt nach wiede... gehender Berathung in den Kreisen des deutschen Hand... bereits am 12. März 1886 und 22. Februar 1895 abge... wonach die erwerbthätigen Kreise des Handels und der ... jeder Erschütterung unserer wohlgeordneten deutschen Gold... fundamentale Schädigung des gesammten deutschen Wirth... erblicken müssen. Der Deutsche Handelstag vertraut ... vom Fürsten Reichskanzler in der Reichstagssitzung vom ... d. J. abgegebene Erklärung, wonach die Regierung kei... lungen in Aussicht nimmt, durch welche den Grundlagen der Reichswährung präjudizirt würde".

Es entspricht nur der allgemeinen Stimmung, ... unter diesen Umständen ein „Verein zum ... der deutschen Goldwährung" gebildet hat. D... ist am 3. April im Kaiserhof zu Berlin unter de... des Geheimen Kommerzienraths Frentzel in einer ... lung, an der zahlreiche notable Kaufleute und ... aus allen Theilen Deutschlands theilnahmen, ins ... rufen worden. Vorläufig ist die Leitung des Vereins d... Reichstagsabgeordneten Siegle (Stuttgart), Dr. Bamberger (Berlin) und Professor Huber (Stuttg... tragen. Der Staatsminister Delbrück, unter ... zwei Decennien unsere Goldwährung in die deut... gebung eingeführt wurde, hat das Ehrenpräsidium ... eins übernommen. Der weitere geschäftsführende ... wird in Kürze mit einem allgemeinen Aufruf zum ... sich an das große Publikum wenden. Der Verein ... Wort und Schrift aufklärend wirken und den bim... Agitationen auf jede Weise entgegenarbeiten.

Die rasche Gründung dieses Vereins, der u... günstigsten Auspicien ins Leben tritt, zeigt, daß ... und Handel die ernsten Gefahren würdigen lernen, ... unsere ganze Volkswirthschaft sich seitens der agrar... tallistischen Demagogie bedroht sieht.

Bei den Wiener Gemeinderathswahlen ... Antisemiten so große Erfolge errungen, daß die ... liberale Majorität auf wenige Stimmen zusa... schmolzen ist; und auch in dieser Majorität gibt ... unzuverlässige Elemente, so daß es fast aussichtslos ... das Regiment in der bisherigen Weise weiter füh... wollen. Was nun? Als das Uebelste erschiene ... mit den Antisemiten paktiren zu wollen; das ... das Uebel zu einem chronischen machen, di... der Ausbreitung und Ansteckung erhöhen und jede ... Genesung in das ganz Ungewisse hinausschieben. ... die Antisemiten durch die gewissenlosesten Wahlver... gen sich fast bis zur Majorität hinausgeschwin... mögen nun die Verführer den Versuch machen, sich ... Verführten auseinanderzusetzen. Je schneller sie hie... nöthigt werden, um so früher kann die unhaltbare S... dadurch beseitigt werden, daß die Sieger von ihrem ... Anhang verdientermaßen wieder im Stich gelassen ...

Das arme Spanien blutet von Neuem aus ... Wunde. Wieder ist ein Aufstand in Kuba ausgeb... der sehr ernster Natur zu sein scheint, und der ... außerordentlichem Grade die Kräfte Spaniens ... wird.

Zwischen Japan und China ist glücklich ein ... Stillstand zu Stande gekommen; damit ist wenigsten... Blutvergießen zunächst Einhalt gethan und auch der ... Friede wird wohl nicht auf sich warten lassen; dem ... bleibt China übrig; doch nur der Friede ober ein... lose Vermehrung seiner bisherigen Niederlagen.

Umsturzvorlage in der Kommissionsfassung.

Die Leser der „Nation“ werden durch das Endresultat … Kommissionsberathungen schwerlich überrascht worden … Wir schrieben bereits vor zwei Monaten (Nummer … 9. Februar):

„Sollte in der Kommission die Vorlage in irgend einer Form … Mehrheit finden, so kann das nur in der Weise geschehen, daß sich … Centrum mit den Konservativen zwischen der ersten und zweiten … g hinter den Kulissen über eine Fassung verständigt, für die beide … ien einzutreten entschlossen sind. Auf die Nationalliberalen werden … onservativen dabei schwerlich Rücksicht nehmen. Die National… ien werden mitlaufen dürfen, aber man wird keinen ihrer Wünsche, … wa mit Wünschen des Centrums kollidiren sollte, respektiren.“

Diese Voraussage ist fast buchstäblich eingetroffen. Die …te Lesung in der Kommission vollzog sich nach den …alen der Centrumspartei, die sich in ihren reaktionären …ühungen mit den Konservativen bald verständigte; und … Nationalliberalen wurden so rücksichtslos behandelt, daß … ursprünglich die eifrigsten Vorkämpfer der Umsturz…age, bei der Schlußabstimmung in der Kommission mit … Freisinnigen und Sozialdemokraten gegen dies ganze …etz stimmten. Worin besteht nun der wesentlichste Unter…d zwischen der Regierungsvorlage und der Kommissions…ung? Die Antwort ist ziemlich leicht zu geben: Das …rt „Umsturz“ ist aus der Vorlage ausgemerzt! Wo …mer in der Vorlage — wie in den §§ 112, 126, 129a — … dem „gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staats…nung“ die Rede war, ist dieser Ausdruck fallen gelassen; … Centrumspartei hat sich aber bemüht, den gesetzgeberischen …danken der Vorlage unter Umgehung jener ominösen …rte durch anderweitige Formulirungen zur Geltung zu …ngen. Es ist ihr das so gut gelungen, daß die ver…ndeten Regierungen die bezüglichen neuen Wortfassungen …nehmen können, ohne sich sachlich etwas zu vergeben. …gesehen von dieser mehr formalen Aenderung ist nur in …em wichtigen Punkte die Regierungsvorlage völlig ab…ehnt, nämlich betreffs der vorgeschlagenen Aenderung … § 131 St. G. B. Die Verächtlichmachung von …aatseinrichtungen oder Anordnungen der Obrigkeit durch …ichtete oder entstellte Thatsachen soll auch in Zukunft …r strafbar sein, wenn der Thäter wußte, daß die That…hen erdichtet oder entstellt waren; nicht jedoch schon dann, …nn — was die Regierungsvorlage vorschlug — der Thäter …es den Umständen nach annehmen mußte.

Diese letztere Verschärfung des bestehenden Rechts wird …raussichtlich auch im Plenum des Reichstags nicht von …euem beantragt werden.

Damit ist die Reihe der wesentlichen „Verbesserungen“ …s Regierungsentwurfs aber auch geschlossen.

Die sonstigen Aenderungen der Vorlage sind entweder …erheblicher Natur oder geradezu Verschlimmerungen der …orlage.

Insbesondere sind die §§ 111a und 130 der Vorlage, …n denen die öffentliche Meinung am heftigsten Anstoß ge…ommen hat, aus der Kommission schlechter hervorgegangen, …s sie hineinkamen.

Diese beiden Kernpunkte der ganzen Vorlage haben … der Kommissionsfassung folgende Gestalt bekommen: …er § 111a der Vorlage ist dem § 111 des Strafgesetzbuchs …nverleibt worden. Nach der Regierungsvorlage bedrohte …er neue § 111a denjenigen, der öffentlich in Rede oder …chrift ein Verbrechen oder ein Vergehen bestimmter Kate…orien anpreisen oder als erlaubt darstellen würde, …it Gefängniß bis zu 3 Jahren. — Nach der Kommis…onsfassung tritt dieselbe Strafe oder Geldstrafe bis zu …600 Mark dann ein, wenn Jemand auf dieselbe Weise zu …inem Verbrechen oder gewissen Vergehen dadurch an…reizt, daß er eine solche Handlung anpreist oder …echtfertigt. Die „Vergehen“ der Vorlage decken sich nicht …urchweg mit den „Vergehen“ der Kommissionsbeschlüsse. Insbesondere wichtig ist in dieser Beziehung die Verschärfung des Paragraphen durch Aufnahme der Vergehen des Ehebruchs und der Gotteslästerung (§ 166). Von beiden Vergehen sah die Vorlage in ihrem § 111a ab. Hinzu kommt, daß der § 166 St. G. B. durch fernere Kommissionsbeschlüsse wesentlich erweitert ist, wonach in Zukunft bereits beschimpfende Angriffe auf den Glauben an Gott oder das Christenthum strafbar sein sollen.

Nun spielen bekanntlich in der Litteratur Ehebruch und Gotteslästerung keine geringe Rolle. Der Redner, Schriftsteller, Dichter, Philosoph hüte sich also in Zukunft vor so gefährlichen Fragen, denn wenn er derartige Vergehen anpreist oder rechtfertigt, so läuft er unmittelbar Gefahr, vor den Strafrichter geschleppt zu werden. Der Umstand, daß es in der Vorlage hieß: wer anpreist oder als erlaubt darstellt: während es nach den Kommissionsbeschlüssen heißt: wer dadurch anreizt, daß er anpreist oder rechtfertigt, begründet keinen erheblichen Unterschied. Sicher liegt in dieser Fassung der Kommissionsbeschlüsse keine Milderung; eher könnte man darin eine weitere Verschärfung erblicken, denn die Kommissionsfassung provocirt die Deutung, daß in jeder Anpreisung oder Rechtfertigung bereits eine strafbare Anreizung zu erblicken sei, eine Frage, die in der Regierungsvorlage offen gelassen war. Der § 111a der Regierungsvorlage ist deshalb ohne Zweifel durch die Kommissionsbeschlüsse zu § 111 in verschlimmerter Form zu neuem Leben erweckt.

Mit dem § 130 der Regierungsvorlage steht es nicht anders. Der Regierungsentwurf schlug eine Erweiterung des § 130 St. G. B. dahin vor, daß mit Geldstrafe bis zu 600 Mark oder Gefängniß bis zu 2 Jahren auch derjenige zu bestrafen sei, der „in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise die Religion, die Monarchie, die Ehe, die Familie oder das Eigenthum durch beschimpfende Äußerungen öffentlich angreift“. Dieser Vorschlag ist durch die Kommissionsbeschlüsse zu §§ 130, 131 und 166 voll gedeckt; betreffs der Angriffe auf die Religion gehen die Vorschläge der Kommission, sowohl in Ansehung des Strafbegriffs als auch der Strafhöhe (Gefängniß bis zu 3 Jahren) sogar noch beträchtlich über die Regierungsvorschläge hinaus.

Nur betreffs der Angriffe auf die Monarchie hat sich die Mehrheit der Kommission genau an den Regierungsentwurf gehalten, die bezügliche Bestimmung jedoch aus formalen Gründen nicht in dem § 130 belassen, sondern in den § 131 verlegt.

Ehe, Familie und Eigenthum sind dagegen in § 130 geblieben, doch hat die Kommission noch einen in seiner Bedeutung etwas dunklen Zusatz beigefügt. Danach tritt die Strafverfolgung erst ein, wenn Ehe, Familie oder Eigenthum als Grundlage der Gesellschaftsordnung angegriffen werden. Sobald sich ein Richter findet, der beschimpfende Angriffe auf die Ehe oder das Eigenthum als solche erkennt, die nicht gegen eine Grundlage der Gesellschaftsordnung gerichtet sind, so ist der Angeklagte freizusprechen. Es wird eine hübsche Doktorarbeit geben, sich einmal einen derartigen Fall zu konstruiren.

Eine böse Verschärfung des Regierungsentwurfs liegt jedoch in der Behandlung der Angriffe auf die Religion durch die Kommissionsbeschlüsse zu § 166. Während der Entwurf in § 130 mit Geldstrafe bis 600 Mark oder Gefängniß bis zu 2 Jahren denjenigen bedroht, der durch beschimpfende Aeußerungen öffentlich die Religion angreift, ist in den Amendements der Kommission zu § 166 aus der Religion der Glaube an Gott oder das Christenthum und aus der Geld- oder Gefängnißstrafe eine erhöhte Gefängnißstrafe — bis zu 3 Jahren — geworden.

Ferner ist auch der bestehende § 166 noch dadurch erweitert, daß in Zukunft bei der Gotteslästerung zur Strafbarkeit nicht mehr das Erregen von Aergerniß erforderlich ist, und daß ferner nicht bloß die Beschimpfungen kirchlicher Einrichtungen oder kirchlicher Gebräuche, sondern auch die Beschimpfungen kirchlicher Lehren unter Strafe gestellt werden.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß durch diese Kommissionsbeschlüsse zu § 166 die Beschränkung der freien Kritik gegenüber der Religion, wie sie bereits der Regierungsentwurf in § 130 vorsah, noch ganz erheblich verstärkt ist. Zu dieser Einschränkung der Diskussionsfreiheit aller Staatsbürger steht in einem charakteristischen Gegensatz die gleichzeitig vom Centrum in der Kommission durchgesetzte Aufhebung des § 130a des St.-G.-B., des sogenannten Kanzelparagraphen. Also neben weiterer Beschränkung der Kritik kirchlicher Lehren die Befreiung der Kirche von den Fesseln, die im bestehenden Recht der kirchlichen Kritik staatlicher Angelegenheiten angelegt sind. In der That ein hübsches Stück ultramontaner Vorurtheilslosigkeit!

Angesichts dieser Kommissionsthaten — von den Beschlüssen zu § 184 und § 184b sehe ich dabei einstweilen ganz ab — haben die Freunde freier Forschung noch weit mehr Veranlassung, als bereits in der Regierungsvorlage vorlag, um in eine lebhafte Protestbewegung einzutreten. Trotz der klerikal-konservativen Verbrüderung liegt die Sache noch keineswegs hoffnungslos. Die parlamentarische Opposition wird beim Wiederzusammentritt des Reichstags dem Machwerk der Kommission jeden nach der Geschäftsordnung zulässigen Widerstand leisten. An schwachen Stellen fehlt es nicht und auch der Centrumspartei ist nicht ganz wohl bei ihrer Leistung. Selten gab es deshalb eine Gelegenheit, wo die öffentliche Meinung durch kräftige Kundgebungen das mit Reaktionsgut schlimmster Art beladene Schiff nach vor dem Hafen zum Scheitern bringen kann, wie im vorliegenden Falle. Jetzt ist es Zeit, sich zu rühren; wer schweigt, stimmt zu.

Th. Barth.

Märkische Agrarier vor zweihundert Jahren.

Es gibt Leute, die sich über die Begehrlichkeit unserer ostelbischen Großgrundbesitzer wundern, solche als etwas ganz Neues, Unerhörtes betrachten und verurtheilen. Der Unwille der Braven wird sich einigermaßen mildern, wenn sie erfahren, daß die rücksichtslose Anmaßung, auf Kosten des arbeitsamen Bürgers leben zu wollen, ein altes Erbtheil, eine berechtigte Eigenthümlichkeit unserer Junker ist. Freilich das Raubritterthum und Stegreifleben, wo sie diesen schönen Grundsatz in schrankenlosester Weise verwirklichen konnten, hatten ihnen die Hohenzollern unmöglich gemacht; allein Gesinnung und Wille waren auch vor zweihundert Jahren dieselben geblieben, und sind es im Grunde noch heute. —

Wir befinden uns im Jahre 1642, nach dem Regierungsantritte des Großen Kurfürsten. An der Seite des Kaisers hatte dessen Vater, Georg Wilhelm, die Schweden bekämpft; aber die österreichische Bundesgenossenschaft hatte sich nur in höchst unerfreulichen Besuchen der raublustigen kaiserlichen Truppen in der Kurmark bethätigt. Die kurfürstlichen Regimenter hatten sich aus Mangel an Sold großentheils verlaufen, und die Schweden plünderten, mordeten und brandschatzten nach Gefallen in den unglücklichen brandenburgischen Landen. Der junge Herrscher hatte dem entsetzlichen Elende nur abhelfen können, indem er mit den Schweden Waffenstillstand schloß; allein dieser war ihm, im Juli 1641, lediglich gegen die Zusage starken jährlichen Tributs von dem siegreichen Gegner gewährt worden.

Die löblichen Stände der Kurmark sollten nun hierfür wie für die Erhaltung einer kleinen kurfürstlichen Streitmacht die nöthigen Gelder bewilligen. Dabei zeigte sich dann der Patriotismus und die Opferfreudigkeit der märkischen Ritterschaft in glänzendstem Lichte. Sie wollte die Zwangslage, in der sich der junge Herrscher befand, ausnutzen, um den größten Theil der Steuern von sich ab- und den Städten aufzuwälzen und um die Herabsetzung ja der mög- lichst vollständigen Erlaß der eigenen, privaten Schuldverpflich- tungen zu erlangen. Trotz stets wiederholter eindringlicher Betheuerungen der Treue und des Gehorsams scheute sie sich auch nicht, dem gerecht denkenden Fürsten ihren Willen aufzunöthigen. Ganz wie heute; nur zu der Forderung eines Minimalpreises für Getreide hatten sich die Herren noch nicht aufgeschwungen, weil sie dessen nicht bedurften.

Die in Folgendem berührten Thatsachen sind dem zehnten Bande der offiziellen Sammlung von „Urkunden und Aktenstücken zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg“ sowie der Mylius'schen ... schen Gesetzsammlung entnommen.

Die direkten Steuern waren bisher derart vertheilt worden, daß für Landeszwecke, für die die Ritterschaft wenigstens theoretisch noch zum Lehnsdienste verpflichtet war, dieselbe ein, die landesherrlichen Städte aber zwei Drittel entrichten mußten, während für die vom Reiche gestellten Anforderungen, wo die Dienstpflicht des Adels nicht in Betracht kam, dieser die volle Hälfte zu bezahlen hatte. Der letztere Modus war in früheren Zeiten nur ... Türkensteuer praktisch geworden. Offenbar aber war der vom Kaiser gebotene Kampf gegen die Schweden gleichfalls eine Reichssache. Wirklich hatte der Adel, der niemals ... diesem Kriege aufgeboten worden, zehn Jahre lang, ... 1628 bis 1638, die Schwedensteuer ohne Anstand zur Hälfte aufgebracht. Als jedoch 1638 Kurfürst Georg Wilhelm nach Preußen entwichen war, drängte die Ritterschaft den Statthalter in Brandenburg, den Grafen Adam Schwarzenberg, so lange, bis der selbstsüchtige, auf eigenen Vortheil bedachte Mann ihre Quotisation auf ein Drittel herabsetzte. Die Städte, die in kläglichster Verfassung waren, halb zerstört, verarmt, siebenzig Prozent ihrer Bewohnerschaft beraubt, protestirten nach Kräften gegen eine willkürliche Belastung, die ihren völligen Untergang zur Folge haben mußte. Es half ihnen nichts. Jahr für Jahr preßte die militärische Exekution die blutigen Pfennige ihrer Armuth ab.

Der gerechte und landesväterliche Sinn Friedrich Wilhelms erkannte die Unbilligkeit und Verderblichkeit dieses Zustandes an. Er berief die Stände auf das Frühjahr 1643 ein, um den Adel zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Die Städte schilderten ihre Lage als geradezu verzweifelt. Allein in der Mittel- und Uckermark ... schuldeten sie dreizehn Tonnen Goldes an Kapital und ... gleiche an aufgelaufenen Zinsen: ebenso viel wie ihr ... maliges Hab und Gut überhaupt werth sei. Sie zählten zusammen nur noch 2000 Bürger, die meistentheils des lieben Brotes ermangelten. Die Ritterschaft dagegen, ... abgesehen vom hohen Adel, besitze zahlreiche Mediatorte, ... zum Theil blühender seien, als die Immediatstädte. ... verlangten gleiche Theilung der direkten Abgaben, da ... Schweden- und die Franzosensteuer offenbar der früheren Türkensteuer entsprächen.

Die Ritterschaft erkannte die Nothlage der Städte ... „So seind auch“, sagt sie am 16. April 1643, „die meisten Städte verwüstet, ausgeplündert und theils abgebrannt, ... daß die ganze Last etlichen wenigen Orten allein zuwachsen muß“; auch diese seien mit Bankerott bedroht. Nichtsdestoweniger bestand sie auf dem Buchstaben der Ueberlieferung, daß sie ausschließlich für eine Türkensteuer zur halben, ... aber nur zur Drittelquote verpflichtet sei.

Vergebens führten die Städte an, daß sie schon ... die Entscheidung des Kammergerichts angerufen, der ... jedoch sich solcher immer entzogen habe; vergebens erboten sie sich zur Zahlung von 56 vom Hundert; vergebens flehten sie, neben der Billigkeit, mit beweglichen Worten die Menschlichkeit ihrer Gegner an. Trotz aller Bemühungen auch des Kurfürsten, die Ritterschaft zum Nachgeben zu veranlassen, blieb sie hartnäckig, so daß der Entwurf des Landtagsabschiedes, vom 20. Juni 1643, den Städten ... volle zwei Drittel der Steuer auferlegte. In ihrer Verzweiflung wandten sie sich an den Herrscher, indem sie ...

haten, daß ohne Aenderung dieser Veranlagung ihr :rgang gewiß sei, unter dem ja das ganze Land und eßlich auch die Ritterschaft leiden müsse. Da traf der fürst aus eigener Machtvollkommenheit einen Vergleich, freilich für die Städte noch mager genug ausfiel: diese zten 59, der Adel 41 vom Hundert der direkten Steuern ichten. Und so ist es dann fast unverändert zwei Jahrderte hindurch geblieben.

Die Junker aber waren nicht damit zufrieden, die uptlast der staatlichen Abgaben auf die Bürger abgezt zu haben. Die Ritterschaft verlangte auch, im März 3, Erlaß ihrer sämmtlichen, seit dem Jahre 1627 nicht ihlten Schuldzinsen, Herabsetzung der in den nächsten Jahren fälligen auf die Hälfte, und für die Rückung von Kapitalien ein Moratorium von sechs Jahren. nig kümmerte sie es, daß damit die öffentlichen Institute, Beamten, Wittwen und Waisen sowie die sonstigen ubiger, meist städtische Bürger, in ihrer Existenz bedroht :en. Die Städte protestirten, indem sie anführten, die oatschulden des Adels seien meist in friedlichen Zeiten ı Ankauf und zur Verbesserung der Güter sowie zur stattung der jüngeren Kinder kontrahirt, auch bisher gutem Willen meist die Zinsen gezahlt worden. Sie ugen vor, den Verschuldeten in anderer Weise möglichst helfen, selbst durch ein dreijähriges Moratorium, aber ıt grundsätzlich die Gläubiger zu Gunsten meist reicherer uldner zu berauben. Die altmärkische und prignitzer terschaft selber — eine Art Helldorf'scher Fraktion — ernte amtlich die Berechtigung des städtischen Standıkts an.

Aber die Mehrheit des Adels ging in ihrem Raubem noch weiter. Einer von dessen beliebtesten Auschsen war die Gewohnheit, die städtischen Gläubiger mit ligationen zahlungsunfähiger Kommunen, die man in Kriegszeiten zu Spottpreisen erhalten konnte, zu belen. So trieben die Herren alle noch besitzenden Bürger den Bankerott. Endlich verlangte die Ritterschaft — ichfalls gegen den Protest der Städte — Aufhebung ımtlicher gerichtlicher Subhastationen von Grund und den.

Es war offenbar reine Heuchelei, wenn sie nicht geradezu schaffung aller Grundschulden forderte. Thatsächlich liefen e Begehren auf das gleiche hinaus.

Das Kammergericht, dessen Meinung der Kurfürst holte, sprach sich, obwohl es zahlreiche adlige Mitglieder hlte, auf das schärfste gegen die Ansprüche der Ritteraft aus. Unter solchen Umständen, sagte es am 9. April 43, könnten ja alle Kontrakte durchlöchert werden. Die ublica utilitas erfordert, daß Jedem das Seine gelassen erde. Und ist das Begehren nicht wenig ungereimt und ntra omnia jura, daß auch diejenigen, so die Zinsen aeteritis annis gezahlet, mögen Macht haben, die Hälfte m Künftigen zu decurriren und innezuhalten". Die läubiger haben unter den schlechten Zeiten nicht weniger chaden gelitten, als die Schuldner; sie müssen ebenso gut leuern entrichten und sind oft ärmer und dürftiger, als ese. „Sollen sie nun ihrer Zinsen entrathen, würden multiplici onere gravirt, ihr ehrlicher Name würde riclitiren und manchen die Lebensmittel gar entgehen. ingegen der Schuldner nicht wenig sein, die gleichwohl emlich ihrer Güter genossen, sich und die Ihrigen davon nterhalten, keine große Noth gelitten, sondern guten Nutzen :habt".

Demgemäß entschied der Kurfürst, den wir auch hier enso viel Einsicht wie Billigkeitsgefühl entfalten sehen. r gewährte lediglich für wirklich Zahlungsunfähige ein Moratorium von zwei Jahren und wies die sonstigen orderungen der Ritterschaft sämmtlich zurück.

Allein die Junker waren schon damals nicht leicht abuschrecken und dabei vortrefflich diszipliniert. Sie ließen egen ihre gemäßigten Standesgenossen aus Altmark und Prignitz alle Mittel der Familienverbindungen, gemeinsamen Interessen und Ehrbegriffe spielen und brachten sie damit ur löblichen Unterwerfung. Die ritterschaftliche Partei war wieder geeinigt, als sie dem Herrscher eine Art von Ultimatum stellte: Erlaß der Zinsen für die sechs letzten, besonders harten und opfervollen Jahre; Reduktion der Zinsen auf zwei Drittel für die folgenden drei Jahre; und für den gleichen Zeitraum ein allgemeines Moratorium.

Auf den guten Willen des Adels vielfach angewiesen, mußte Friedrich Wilhelm dessen Forderungen einigermaßen Rechnung tragen. So entschied er endgültig am 18. April 1643: Das allgemeine Moratorium für Rückzahlung von Kapitalien ist in der That auf drei Jahre zugestanden. Von den schon verfallenen Zinsen soll die Hälfte überhaupt erlassen sein, von der anderen Hälfte je sechs Prozent des Kapitals in jedem der folgenden drei Jahre entrichtet werden; während eben dieser Zeit muß man an neuen Zinsen vier vom Hundert des Kapitals zahlen. Ausgenommen waren jedoch arme Gläubiger, Beamte, Gesinde sowie Kirchen und wohlthätige Anstalten, deren Rechtsansprüche in vollem Umfange zu befriedigen waren.

In der Schuld- wie in der Quotisationsfrage hatte so der märkische Adel dem Herrscher die Erfüllung wenn nicht der Gesammtheit, so doch eines beträchtlichen Theiles seiner eigennützigen und unbilligen Forderungen abgetrotzt. Natürlich waren die Herren auch damit noch unzufrieden und bestürmten den Kurfürsten während der nächsten Jahre mit dem Verlangen weiterer Zugeständnisse auf Kosten der Bürger. Er wies sie ab. Nur das Moratorium, das er doch selber als eine denegata vel protracta justitia bezeichnete, die „arme und nothdürftige Leute ganz hilflos mache" (Mylius, VI, I, 391. 396), mußte er allmählich bis zum Jahre 1651 verlängern.

Es versteht sich von selbst, daß die Steuerquote des Adels von diesem nicht aus eigener Tasche, sondern aus der seiner Bauern und unterthänigen Bürger entrichtet wurde. Die Krone ward dieser zärtlichen Sorgfalt der Junker für den Bauernstand aufgesetzt, als der Adel sich der Militär- und Steuermacht des Herrschers für immer unterwarf und dafür im großen Landtagsrezeß vom 26. Juli 1653 die weitestgehenden Zugeständnisse gegenüber den unteren Ständen erlangte. Da hieß es im Artikel 22: Das Bauernlegen ist gestattet. In der Regel soll es gegen angemessene Entschädigung des Vertriebenen stattfinden, unentgeltlich aber bei einem schweren und großen Vergehen. Freilich sollte ein solches durch gerichtliches Verfahren festgestellt werden; allein da das Gericht dem Edelmann gehörte und „muthwillige Klagen" der Bauern gegen Strafen bei den landesherrlichen Behörden mit beliebiger Gefängnißstrafe bedroht waren, so mochte offenbar der Gutsherr seine Bauern ohne Entschädigung von Haus und Hof jagen, wann es ihm beliebte. Dagegen können die Bauern ihren Aufenthaltsort ohne seine Zustimmung nicht wechseln, ohne diese nicht heirathen, noch einen anderweiten Beruf erwählen sind ihm auch zu Diensten jeder Art verpflichtet. Die Leibeigenschaft soll nämlich an allen Orten, wo sie schon bestehe, aufrecht erhalten werden. Die Bestimmung darüber, ob dies der Fall, war aber wiederum Sache des Gutsherrn, denn Klagen von Bauern über Rechtsungültigkeit der Leibeigenschaft waren mit so vielen Bedingungen umgeben, daß sie praktisch unmöglich wurden.

So sorgten die adligen Großgrundbesitzer für die Interessen des Bauernstandes, dessen geborene Vertreter sie bekanntlich sind. Niemals haben sie freiwillig auf die Unterdrückung und Ausbeutung der Bauern, auf die Uebervortheilung der Bürger im Staatsleben verzichtet; erst der Degen des Revolutionskindes Napoleon hat die preußischen Staatslenker genöthigt, den Junkern gegen deren heftiges Widerstreben eine etwas gerechtere soziale und ökonomische Stellung anzuweisen.

Wann wird das preußische Volk, wann werden die preußischen Bauern für Gegenwart und Zukunft die Nutzanwendung aus den Lehren der Vergangenheit ziehen?

Freilich erfährt man von diesen nichts im offiziellen Geschichtsunterricht unserer Schulen.

M. Philippson.

Parlamentsbriefe.

XVI.

Es sind nur zwei Tage, über welche der gegenwärtige Reichstagsbericht sich erstreckt, denn der Reichstag hat das Bedürfniß gehabt, frühzeitig in die Ferien zu gehen, aber diese zwei Tage haben einen bemerkenswerthen Inhalt. Die Kommission für die Umsturzvorlage hat einen Gesetzentwurf, der dem Plenum vorgelegt werden soll, kurzer Hand in zweiter Lesung nach dem Herzen des Centrums zu Stande gebracht, und der Antrag Kanitz ist nicht schlank abgelehnt, sondern mit Hilfe des Centrums und der Mehrheit der Nationalliberalen an eine Kommission verwiesen worden.

An was sich doch der Mensch gewöhnen lernt! Man denke sich für einen Augenblick in den Zeitraum zurück, in welchem das Reichsstrafgesetzbuch berathen wurde und in welchem unter Lasker's Führung alle kautschukartigen Bestimmungen beseitigt wurden. Wenn Jemand damals vorausverkündigt hätte, daß ein Vierteljahrhundert später die Regierung einen solchen Entwurf vorlegen würde, wie den, der gegenwärtig den Reichstag beschäftigt, so hätte man ihm den Vorwurf gemacht, daß er Nachrichten verbreite, von denen er den Umständen nach annehmen mußte, daß sie falsch seien. Und wer hinzugefügt hätte, daß ein solcher Entwurf nicht einfach abgelehnt, sondern verschlimmert werden würde, daß bei dieser Frage die Centrumspartei den Ausschlag geben werde, diese Partei, die sich bis dahin zur führenden Partei aufgeschwungen habe und im Besitze des Präsidiums sei, man hätte sich mit Achselzucken von einem solchen falschen Propheten abgewandt.

Der Entwurf der Regierung wollte den Staat schützen gegen Gedanken, deren Verbreitung zur Verübung von gewaltsamen Angriffen auf den Staat Veranlassung geben kann. Das Centrum hat das Programm etwas verändert. Vor allen Dingen soll die Kirche mit allen ihren Lehren und Einrichtungen geschützt werden, denn nach der Auffassung des Centrums ist die Kirche — und eine andere Kirche, als die katholische kennt es in diesem Sinne nicht — die Religion. Das Wort „Umsturz" enthält die Umsturzvorlage, wie sie sich heute gestaltet hat, nicht, aber dafür ist von Angriffen auf den Glauben und die Moral desto mehr die Rede.

Für das Plenum ist noch ein Paragraph in Aussicht genommen worden, der den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele unter besonderen Schutz stellt. Von jeher hat der intolerante Mensch gesagt: „Wer nicht an meinen Gott glaubt, glaubt überhaupt an keinen Gott und wer nicht die Moralvorschriften befolgt, die ich für die richtigen halte, hat überhaupt keine Moral." Man lese das Buch des Jesuiten Baumgartner über Goethe und man wird mit Entsetzen die Bemerkung machen, welch tief verderbter Mensch Goethe gewesen, und die Richter, welche in den Anschauungen dieses Jesuiten groß geworden sind, werden nach diesen Anschauungen erkennen, und wenn sie auch vielleicht Goethe aus besonderen Rücksichten verschonen, doch Paul Heyse um so sicherer verurtheilen.

Wird nun die Umsturzvorlage zu Stande kommen? Nach dem Parlamentshandbuch von 1893 zählen die konservative Partei, die deutsche Reichspartei und das Centrum mit den Polen zusammen 213 Mitglieder; dogegen zählen die nationalliberale Partei, die freisinnigen Parteien, die Sozialdemokraten und die soziale Reformpartei zusammen 151 Mitglieder. Das ergibt eine Majorität von prima facie 62 Stimmen. Inzwischen haben sich einige Parteiverschiebungen zugetragen und die Stimmen der circa 30 Wilden, die getheilt sind, sind nicht in Betracht gezogen worden. Es müssen danach aus der Zahl der rechtsstehenden Parteien schon einige 30 Mitglieder auf die Seite der linksstehenden Parteien übergehen, um das Gesetz zu Falle zu bringen. Die Nationalliberalen werden sich wohl oder übel entschließen müssen, gegen das Gesetz in forma producta zu stimmen, obwohl ihre Hauptorgane noch imme[illegible] sichern, daß sich eine gesetzliche Formulirung müsse [illegible] lassen, welche ihre Gedanken verschont, dagegen die Ged[illegible] ihrer Gegner unter das Messer liefert. Da sie selbst [illegible] diese Formulirung zu finden außer Stande sind, so [illegible] sie sich zuletzt darin ergeben, daß auch andere eine [illegible] Formulirung nicht finden können oder wollen und [illegible] zur Opposition abschwenken, um einen Sturm zu be[illegible] den sie selbst entfesselt haben. Nur wird ihre Zahl [illegible] nicht ausreichen.

Die Regierung findet in der Vorlage, wie sie [illegible] liegt, ein Pentagramm, das ihr Pein macht. Das Cen[illegible] hat sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, im B[illegible] gehen den Kanzelparagraphen aufzuheben, das er[illegible] dukt des Kulturkampfes, und an der Entstehung [illegible] Kanzelparagraphen hat der jetzige Reichskanzler ein[illegible] starken Antheil, daß er persönlich ein großes Opfer [illegible] würde, zu seiner Aufhebung mitzuwirken. Die Komm[illegible] hat dagegen jene Bestimmung, die dem Duellunfu[illegible] gegentreten sollte, in zweiter Lesung wieder be[illegible] Manche einflußreiche Kreise sehen in dem Duell nicht [illegible] brechen, nicht eine Immoralität, sondern eine Gru[illegible] unserer Staats- und Gesellschaftsordnung. Es hät[illegible] eigener weltgeschichtlicher Humor darin gelegen, wenn [illegible] Duellunfug, der so viel Schaden gestiftet hat, zuletzt [illegible] dazu dienen sollte, das Entstehen eines sehr sch[illegible] Gesetzentwurfes zu hindern. Aber für solchen Hum[illegible] das Centrum keinen Sinn. Es ließ deshalb in [illegible] Lesung fallen, was es in erster Lesung warm befür[illegible] hatte.

Der Antrag Kanitz hat in diesen Tagen drei [illegible] gebende Körperschaften beschäftigt, das Herrenhaus [illegible] Abgeordnetenhaus und den Reichstag. Die Regierun[illegible] ihre Stellung zu demselben so genau gezeichnet, bei [illegible] ohne schwere Einbuße an ihrer Reputation nicht mehr [illegible] zurück kann, und man muß es dem Herrn von Ham[illegible] stein-Loxten zum Ruhme nachsagen, daß er, der als A[illegible] in das Ministerium berufen wurde, seine ablehnende H[illegible] in der schroffsten Weise begründete. Man konnte erwa[illegible] daß der Antrag nun im Reichstage einfach abgelehnt [illegible] Das Centrum beschloß es anders. Es hat dem Füsten Bis[illegible] die Kunst abgelernt, solche Fragen, die im Stande [illegible] eine gewisse Gährung hervorzurufen, möglichst [illegible] offen zu erhalten. Es stellte einen Antrag auf Komm[illegible] berathung, und die Nationalliberalen, Herr von Benn[illegible] an der Spitze, stimmten in ihrer Mehrheit für den [illegible] trag, wie auch dieselbe Partei, denselben Herrn an [illegible] Spitze, fast einstimmig für den bimetallistischen An[illegible] stimmte.

Man überblicke einmal die letzten Thaten des Centru[illegible] bei der Frage, ob dem Fürsten Bismarck ein Glückw[illegible] übersandt werden solle, in offenem Gegensatz zu der Re[illegible] rung und den Konservativen; bei der Berathung über [illegible] Umsturzvorlage im Einklange mit den Konservativen, [illegible] sich seiner Leitung stumm und willenlos überließen und [illegible] wesentlichen Einklang mit der Regierung; bei dem Antr[illegible] Kanitz im Einklang mit den Konservativen, aber im Gegen[illegible] satze zur Regierung. Um das Schema zu vervollständigen, werden sie gelegentlich auch mit der Regierung gegen [illegible] Konservativen stimmen. Und in allen Positionen sind [illegible] siegreich geblieben.

Zur Berathung im Plenum fertig liegen außer [illegible] Umsturzvorlage noch die Gesetze über die Binnenschiff[illegible] die Flößerei und die Zollvorlage. Das Durchgehen [illegible] letzteren ist gesichert, wenn es auch über die einzelnen Be[illegible] stimmungen harte Kämpfe setzen wird. Die beiden Sch[illegible] fahrtsgesetze werden ohne Anstoß das Plenum passiren [illegible] geben zu wesentlichen Bedenken keinen Anlaß. Die Um[illegible] sturzvorlage wird Satz für Satz zu tiefgehenden Erörterungen führen und es wird eine Aufgabe für jeden liberal denken[illegible] Mann im Lande sein, die Abgeordneten, die dagegen arbeiten, zu unterstützen.

Proteus.

ule, Körpererziehung und Wissenschaft.

Der menschliche Geist hat in seinem Wahrheitsdrange
Verlangen, auch die scheinbar festesten Erkenntnisse
er von Neuem zu überprüfen; nicht nur in geschicht-
und naturwissenschaftlichen Dingen, sondern auch in
Linie in Fragen der Staatsverwaltung und Volks-
schaft. So galt in der zweiten Hälfte unseres Jahr-
erts als eine ganz ausgemachte Sache die Lehre von
Nothwendigkeit der allgemeinen Volksschule. Nur die-
en Parteien, die in dem Rufe stehen, aus religiösen
nden das Volk in engen geistigen Banden halten zu
n, erschienen bisher als Gegner der allgemeinen Volks-
und des Schulzwangs. Neuerdings aber sind diesen
er in einem Lager erstanden, wo man sie nicht er-
en sollte, nämlich im Lager der ärztlichen Wissenschaft.
ge Gegner aber beanspruchen die höchste Beachtung;
die Medizinalstatistiker, Hygieniker und praktischen
e, welche, ohne blind für die Wohlthaten der Schule
in, ihre Bedenken gegen die Gefahren, die aus ihr ent-
n, erheben, stehen über dem Verdacht, die Kultur der
er verschlechtern zu wollen. Ihre Warnungen vor den
ttenseiten der Schule gehen vielmehr gerade von dem
eben aus, dem Volke die höchste Stufe der Ausbildung,
der körperlichen sowohl als der geistigen, erreichbar zu
en. Wenn es auch jetzt bloß unsere Absicht ist, eine
mmte Seite dieser Frage zu behandeln, so können wir
och nicht umgehen, auf ihren allgemeinen Stand kurz
uweisen.

Man weiß, daß von der Ueberbürdung in den modernen
ulen bereits eine ganze Litteratur handelt und gegen
haben die Schulverwaltungen in den letzten Jahren
manches gethan. Aber damit sind die Schädigungen
Gesundheit durch die Schule keineswegs von der Tages-
ung abgesetzt. Die Angelegenheit ist durch den be-
nten Vortrag des Stockholmer Hygienikers Axel Key
r die Pubertätsentwicklung und deren Verhältniß zu
Krankheitserscheinungen der Schuljugend" auf dem
nationalen medizinischen Kongreß von Berlin 1890
rdings in Fluß gekommen. Jener Vortrag war nur
Auszug aus den von Burgerstein in Wien ins Deutsche
tragenen „Schulhygienischen Untersuchungen" desselben Ver-
rs, welche seitdem das grundlegende Werk auf diesem Gebiete
orden sind. Aber schon aus diesen auszüglichen Darlegungen,
sich auf sorgfältige Arbeiten von Hertel und Pastor
lling-Hansen in Kopenhagen, Kotelmann in Hamburg,
Key und anderen stützten, ging hervor, daß das Längen-
hsthum und die Gewichtszunahme der Kinder weit er-
icher in den Sommermonaten, besonders in der schul-
en Zeit sind als in den Wintermonaten und daß mit
Beginn des Schulbesuchs für alle Kinder, abgesehen
der Gefährdung durch Infektionskrankheiten, eine Zeit
ehmender Schädigungen der Gesundheit, Kurzsichtigkeit,
ichsucht, Verkrümmungen des Rückgrates, Kopfschmerz
anderer nervöser Störungen beginnt. Im ersten
re, in dem die Anstrengung noch gering ist und der Reiz
Neuheit auf die Kinder wirkt, sind sie noch verhältniß-
ßig gesund; von da ab nimmt die Kränklichkeit in stei-
dem Maße zu. Die schwedische Schulkommission fand
11 000 untersuchten Kindern im Durchschnitt 44,9 Proz.
end (einschließlich der Kurzsichtigen). Wenn auch hieraus
t zu ersehen ist, wie groß die Ziffer der Kränklichkeit
denselben Kindern ohne Schulbesuch gewesen wäre, so
der Einfluß der Schule hier unbedingt wesentlich
antwortlich zu machen, wenn man berücksichtigt, daß, wie
nfalls Key feststellte, bei schulbesuchenden Kindern,
bei wir hier auch die Realschulen und Gymnasien mit-
reisen, das wichtigste Erholungsmittel, der Schlaf, im
rchschnitt auf sieben Stunden und weniger herabgesetzt ist,
hrend sie naturgemäß neun bis zehn Stunden Schlafes
ürfen würden. In einem sehr lesenswerthen Schriftchen
eber geistige Arbeit", Jena, Gustav Fischer 1894, hat der
Professor der Irrenheilkunde in Heidelberg, Emil Kräpelin, auf Grund eigener Untersuchungen und solcher von zwei Lehrern, Burgerstein in Wien und Höpfner in Berlin, die geistige Anstrengung der Kinder in der Schule behandelt. Die genannten Lehrer maßen die Zeit, welche sämmtliche Kinder einer Schule für bestimmte einfache Aufgaben brauchten, Burgerstein wählte Rechenaufgaben, Höpfner Diktate; der erstere legte Ruhepausen nach je zehn Minuten ein. Die Beobachtungen ergaben überraschende Uebereinstimmung unter einander und mit anderen Erfahrungen. Es zeigte sich zwar eine beträchtliche Zunahme der Arbeitsleistung, die Menge der gerechneten Zahlen stieg bei Burgerstein im letzten Abschnitt gegenüber dem ersten um 40 Prozent, aber es fand sich zugleich, daß an diesem Fortschritte nicht alle Schüler gleichmäßig theilnahmen, sondern daß an 43 Prozent der Schüler gegen den Schluß der Schulstunde ein Sinken der Arbeitsleistung erkennen ließen. Ein großer Theil der ungefähr 12jährigen Kinder vermag in völlig ausgeruhtem Zustande eine 40 Minuten andauernde, durch drei Pausen unterbrochene, ganz einfache Rechenarbeit nicht ohne Auftreten von Ermüdungserscheinungen durchzuführen. Bei einem mehrstündigen Unterricht, meint Kräpelin, befinden sich die Kinder, abgesehen vom Anfang der ersten Stunde, in einer fortdauernden „Ermüdungsnarkose", welche sie unfähig mache, ihre natürlichen Kräfte zur Erfassung des Lehrstoffes auszunutzen. Doch gesteht Kräpelin selbst, dies Bild sei insofern zu düster gemalt, als die gütige Natur der heranwachsenden Jugend ein werthvolles Sicherheitsventil gegeben habe, nämlich die Unaufmerksamkeit; es ergibt sich daraus die seltsame Folgerung, daß langweilige Lehrer für die Jugend eine Wohlthat sind, natürlich nur dann, wenn sie mit anregenden abwechseln.

Es ist bekannt, daß man diesen Uebelständen durch verschiedene Mittel zu begegnen sucht, besonders durch Vermehrung der Schulpausen, Verringerung der häuslichen Arbeitslast der Schulkinder und zweckmäßigere Anordnung des Lehrstoffes, was Alles nur auf Vermehrung der Erholungszeit hinausläuft. Ein zweites, wichtigeres Mittel, um die geistige Leistungsfähigkeit der Jugend zu erhöhen, ist die verbesserte körperliche Ausbildung und aus diesem Grunde, abgesehen von dem Hinblick auf die künftige militärische Aufgabe der männlichen Jugend, ist das Turnen ein pflichtmäßiger Schulgegenstand geworden. Gerade zu einer Zeit aber, da das deutsche Turnen eine hohe Entwicklungsstufe erreicht hat, erwächst gegen die in Deutschland, aber auch in anderen Ländern, wie in Italien und Frankreich nach deutschem Vorbild eingeführte Art der Schulturnerei ein wissenschaftlicher Gegner, der sehr ernst genommen werden muß. Der leitende Physiologe an der Turiner Universität, Professor Angelo Mosso, hat in seiner sehr inhaltreichen Schrift: „Die körperliche Erziehung der Jugend", übersetzt von Johanna Glinzer (Leipzig und Hamburg bei Leopold Voß 1894), diese Frage aus höheren Gesichtspunkten behandelt. Er kommt in einer gemeinverständlichen, aber auf strengster wissenschaftlicher Grundlage ruhenden Darstellung zu Ergebnissen, welche gegen unser übliches Schulturnen die ernstesten Bedenken wachrufen müssen. Mosso besitzt wie wenige die Berechtigung, in diesen Dingen mitzusprechen. Schüler eines der bedeutendsten deutschen Physiologen, Ludwigs in Leipzig, verbindet Mosso südliche Lebhaftigkeit und Frische mit deutscher Gründlichkeit. Mit seinen Forschungen über die Beeinflussung des Blutumlaufs durch die Thätigkeit des Gehirns und über die Wechselbeziehungen zwischen geistiger Arbeit und körperlicher Leistungsfähigkeit hat er, außer werthvollen Untersuchungsmethoden, die er erfand, auch Grundlagen für eine zuverlässige Beurtheilung der Ansprüche geliefert, welche ohne Schädigung des Körpers an die geistige Thätigkeit gestellt werden können. In seinen anziehenden Büchern über „Die Furcht" und über die „Ermüdung", beide in guten deutschen Uebersetzungen bei Hirzel in Leipzig (1889 und 1892) erschienen, hat Mosso, ein Meister populär-wissenschaftlicher Darstellung, den Kern seiner Forschungsergebnisse dem großen Publikum mitgetheilt. Sein jüngstes Buch ist auch

nur als ein Ableger des Werkes über die Ermüdung anzusehen, dem wir noch einmal eine besondere Betrachtung widmen möchten.

II.

Mosso versteht es in vortrefflicher Weise, die Leser über trockene und scheinbar uninteressante Dinge hinwegzuführen. Er legt es immer nur darauf an, einige wenige, aber wichtige naturwissenschaftliche Ergebnisse eindringlich darzulegen. Auf diese bereitet er den Leser langsam durch geschichtliche Rückblicke, malerische Schilderungen oder sozialpolitische Betrachtungen vor, bis man unvermerkt für seine Richtung gewonnen ist und gespannt seinen eigentlichen fachmäßigen Darlegungen folgt. So hat er in seinem jüngsten Buche sich als Endziel gesetzt, für alle diejenigen Leibesübungen, welche den ganzen Körper in zweckmäßiger Weise beschäftigen und zugleich die Sinne üben, Anhänger zu gewinnen im Gegensatze zu der einseitigen Uebung einzelner Muskelgruppen, wie sie in pedantischer Weise das deutsche Turnen zum Gegenstande hat. Zu diesem Ende führt er uns bis ins Alterthum, beruft sich auf die geringe Schätzung der eigentlichen Athleten bei den Alten im Gegensatz zu den Kämpfern der olympischen Spiele und weist auf den berühmten Arzt Galenus hin, der in seinem Buche über die Krankheiten der Athleten sage, daß in der großen Entwicklung, welche man den Muskeln durch fortgesetzte Uebung gebe, kein Zeichen von Gesundheit zu erblicken sei. Unser Autor führt uns in das frische Geistesleben der Renaissance und deren gleichmäßige Fürsorge für Geist und Körper. Wir lernen durch ihn bis ins Einzelne die Darstellungen von Schriftstellern der italienischen Renaissance über die Körperspiele jener Zeit kennen, die ganz ebenso wie ihre bildende Kunst, ihre Anlehnung an das klassische Alterthum suchten; so einen der ältesten, Vittorino da Feltre, geb. 1378, den Giovanni Francesco Gonzaga, Herzog von Mantua, zum Erzieher seiner Kinder machte und der seine Zöglinge nicht nur in den Wissenschaften unterrichtete, sondern sie auch täglich im Reiten, Speerwerfen, Ringen und in der guten Führung des Schwertes unterwies, sie Kriegspiele aufführen ließ und Hitze und Staub ertragen lehrte. In das eigentliche Cinquecento fallen Matteo Vegio mit seinem Buch über die Knabenerziehung, Paolo Cortese durch sein Buch „De Cardinalatu“ an Papst Julius den Zweiten, welches in einem Kapitel „De regimine sanitatis“ die damaligen Kampfspiele und im Besonderen das von Niccola d'Este eingeführte Hohlballspiel (pallone) schildert. Nach den Schriften von Scaino (1555) und Bardi beschreibt Mosso die von den vornehmsten Jünglingen und in Gegenwart regierender Fürsten aufgeführten Fußballwettspiele, welche in Florenz und Padua stattfanden und den Fürstenhof von Ferrara, der für Italiener und Deutsche für immer mit dichterischem Glanze umgeben ist, lehrt er uns auch als eine Stätte kennen, auf der die Körperspiele die eifrigste Pflege erfuhren. „In dem sogenannten Rathsaale (del consiglio), dessen Wände mit Damast und gewirkten Bildern geziert waren, befinden sich noch wohlerhalten die staunenerregenden Gemälde der Brüder Dossi, welche Spiele und Leibesübungen griechischen und lateinischen Ursprungs darstellen. Unter diesen Schildereien fallen ins Auge das Ballonspiel, das Reif- und Diskuswerfen, die Uebungen mit den Hanteln, das Schwimmen, der pyrrhische Tanz (griechische Schwerttanz) und in der Wölbung der Decke das Wettfahren mit der Biga und noch andere Ballspiele.“

Als die Erben dieser allgemeinen Körperübungen sieht Mosso die modernen Engländer an; ja er scheint darin, daß Harvey, der Entdecker des Blutkreislaufs, als er 1555 in Padua studirte und Zeuge jener Spiele war, einen gewissen Anhaltspunkt dafür zu finden, daß die Italiener hierin thatsächlich die Lehrmeister der Engländer waren. Die Proben, welche Mosso aus italienischen Darstellungen über das giuoco del calcio, das Fußballspiel, ausführt, weisen mit dem modernen englischen Fußballspiel in der That manche Aehnlichkeit auf. Mosso ist in diesem Punkt indeß nicht so einseitig, bestimmte Spiele zu bevorz[ugen], er umfaßt die ganze körperliche Erziehung der E[ngländer] von heute mit gleicher Liebe. Begeistert schildert [er die] Ruder- und Wettlaufkämpfe der Universitäten Ox[ford und] Cambridge, das Cricket- und Lawn-Tennisspiel un[d vor] Allem die Freigebigkeit, mit welcher die Leiter der eng[lischen] Colleges ihren Schülern viele Stunden zum Tummeln [im] Freien und ganze Tage zum Ausfechten der Heraus[forde]rungen auf körperliche Kampfspiele gewähren. Die [zu]gleich auf einer freien, vom Staat unabhängigen Sch[ulver]fassung beruhenden Erziehung der Engländer schreibt M[osso die] große Energie und Unternehmungslust ihrer Jugend zu, [während] er in Deutschland und Italien die überhand nehmende [Willens]schwäche und den Mangel an Ursprünglichkeit als [das Re]sultat „der fortgesetzten Ueberlastung ansieht, welche [die] umfangreichen Programme der Schulen im Gefolge [haben]. Auf dem Kontinent, sagt Mosso ferner, haben wir [die Be]griffe verdauen und verschlingen verwechselt; wir [füllen] die Knaben den ganzen Tag mit Dingen, die sie nicht [mit] ihrer Nahrung verwerthen können und rauben ihnen [die] Zeit, die zur Entwicklung ihres Körpers und zum [Aus]ruhen ihres Gehirns von höchstem Werthe ist.“

Erst nachdem er den Leser mit der alten italien[ischen] und der modernen englischen Körpererziehung bekannt [ge]macht hat, legt Mosso seine physiologisch begründete Kri[tik des] modernen, besonders des deutschen Geräthetunens [dar]. Ehe wir hierauf eingehen, wollen wir noch diejen[igen Art] geordneter Körperübung erwähnen, welche zwischen [der] freien englischen und der sorgsam ausgedachten de[utschen] Geräthetunerei in der Mitte steht, der schwedischen G[ym]nastik. Es sei dabei sogleich erwähnt, daß Mosso nicht [nur] in erster Linie für die englischen Leibesübungen erklärt, [in] zweiter Reihe aber selbst der schwedischen Gymnastik [vor] dem deutschen Turnen den Vorzug gibt. Das dürfte [die]jenigen besonders befremden, welche wissen, daß ein[er der] bedeutendsten deutschen Physiologen, Du Bois-Reymond, nicht nur in früheren Jahren sich in lebhaften Streit[schriften] aufs Wärmste für das deutsche Turnen eingesetzt, [sondern] dieses auch in neuerer Zeit entschieden vertheidigt hat, [nament]lich in seiner auch als besondere Schrift (Berlin, der [Hirsch]wald) erschienenen Rede von 1881 „über die Ue[bung]“ (Reden, zweite Folge. 1887, S. 404 bis 448). [Es] scheint uns, daß die Widersprüche zwischen dem älter[en und] dem jüngeren Forscher gar so tiefgreifend nicht sind, [und daß] gerade so wie Du Bois-Reymond schon damals die [in dieses] Gebiet einschlagenden Untersuchungen von Zuntz über [die] Veränderungen des Blutes im arbeitenden Muskel [berück]sichtigte, er sich auch der Würdigung der neueren Mosso['schen] Einwände, die übrigens nicht gegen ihn gerichtet sind, [nicht] entziehen würde und daß sie im Grunde genommen [ja] dasselbe wollen. Diejenige schwedische Gymnastik, [welche] Du Bois-Reymond nicht als Ersatz des Turnens [gelten] lassen will, die er aber zu Heilzwecken zuläßt, ist nicht [die]jenige, welche Mosso befürwortet, sondern die sogenannte Widerstandsgymnastik, bei welcher die einzelnen Mu[skeln] und Muskelgruppen durch einen abstufbaren, willkür[lichen] Widerstand einer zweiten Person zu langsam ge[steigerter] Thätigkeit gezwungen werden. Mosso schätzt zwar [auch] diese Form der Gymnastik, die übrigens in Schweden [eben]falls vorwiegend zu Heilzwecken ausgeübt wird, [aber er] hat in erster Linie die schwedische Schulgymnastik im [Auge] und er bevorzugt sie vor der deutschen deshalb, weil [er die] Geräthe, welche sie verwendet, für physiologisch gerechtfertigt hält. Dem deutschen Barren und Reck, bei denen [die] Hauptarbeit auf die Arme entfällt, welche genöthigt [sind,] allein die Last des ganzen Körpers zu heben und [zu] schwingen, stellt Mosso die schwedische Kletterleiter und [vor] Allem den schwedischen Wandapparat gegenüber, bei [welchem] die Füße eine Stütze nach unten finden und so den [Armen] beim Heben der Körperlast eine wesentliche Hilfe ge[währen].

Die Ermittlungen Mosso's, sowie anderer Phy[siologen], darunter Zuntz und Kronecker, über die mechani[schen und] chemischen Vorgänge in den Muskeln und im Ge[sammt]organismus arbeitender Menschen und Thiere haben

n allgemein wissenschaftlichen Werth, daß sie die Be- ıng derartiger Untersuchungen aus der Enge des Labo- iums ins praktische Leben hinaustragen und daß durch ie disherigen Kenntnisse van der allgemeinen Physialagie Muskeln destätigt und zum Theil derichtigt werden. Muskeln sind die eigentlichen Organe für mechanische itsleistungen des thierischen Körpers, indem sie durch Elastizität Lasten zu heben vermögen. Für jeden ein- n Muskel ist aber diese Leistung begrenzt, er kann nur eestimmtes Höchstgewicht im gesunden Zustande heben, seine Höchstleistung nennt man die Kraft des Muskels. einer gewissen Zahl von Zusammenziehungen ist sie öpft, sie nimmt ad, was man die Ermüdung des kels nennt. Die Kraft des Muskels ist abhängig oon n Querschnitt, also von seiner Dicke, nämlich der Zahl zugleich nedeneinander thätigen Muskelfasern. Der er- tete sowohl wie der mit einem Gewicht belastete Muskel n sich schwerer zusammen als der unermüdete und der lastete. So viel sagt uns die allgemeine Lehre von den keln. Wir wußlen auch disher, doß die Ermüdung aus der mmlung von Sloffwechselprodukten im Muskel, die sich er mit Sauerstoffoerdrauch, Verbrennung, einhergehenden it des Muskels dilden, entsteht, jawie andererseits, daß Grenze der Ermüddarkeit des Muskels sich durch Uebung usrücken läßt. Das Wesen der Uebung ist im Grunde nicht erkannt; wir wissen bloß, daß durch sie die ungsfähigkeit der Muskeln nichl nur, sondern auch der ven, der Sinnesorgane, ja sagar der Drüsenapparate dis einer bestimmten Grenze sich steigern läßt. Bei den skeln bewirkt Uebung unzweifelhaft eine Zunahme des rschnitts und steigert so die Arbeitskraft der Muskeln. aus müßte nun der unbedingte Nutzen des deutschen wie Mosso es mit adfälliger Kennzeichnung nennt, des tischen Turnens, gefalgerl werden. Auf die Dickenzu- ne der Muskulatur hat es auch die von dem Deutschen dow neuerdings entwickelte Form der Hausgymnastik sehen, welche oor einiger Zeit in diesen Blättern be- hen wurde.

Gegen diese Turnerei bestehen aber doch gewichtige nken, eben diejenigen, welche Mosso geltend macht. Ermüdung gidl sich dekanntlich auch dem Gefühl zu uen, sie ist ein Wächter gegen Ueberanstrengung. Nun Mosso: „Das deutsche Turnen geht darauf aus, die rengung auf einzelne Muskelgruppen zu lokalisiren, einen schwerwiegenden Fehler bedeutet. Die all- eine Ermüdung, wie sie bei Spielen, Marschiren, Ru- , beim Ringen und Schwimmen erreicht wird, ist that- ich dem Organismus zulräglicher und in physiologischer icht die wahre Ermüdung, an welche wir uns gewöhnen en, wenn wir kräftig werden wollen. Wer am Barren, en Schaukelringen, am Reck geturnt hal, weiß, daß er erher wie zerschlagen ist, daß er Stechen oder Schmerzen verschiedenen Muskeln empfunden hat". Ganz desan- richtet Masso seine Angriffe gegen den Barren. Nie- s kommen, sagt er, im Leben Bewegungen vor, wie die Barren üdlichen. An keinem Orte, dei keiner Gelegen- finden wir zwei Stützpunkte, zwischen die wir uns zu gen haben, um mit gekrümmten Armen oder auf- nimt das Gewicht des Körpers zu tragen und dort aiugungen, Drehungen und Purzelbäume auszuführen. achtet man die Gruppe Knaden, die am Barren zu turnen so findet man gleich mehrere dazwischen, die nicht ihr ıes Körpergewicht mit ausgestreckten Armen und auf- em Kopf zu tragen im Stande sind. Eine kurze Weile rstehen sie, dann fangen sie an zu zitlern und, weil Kraft zu Ende geht, heben sich die Schullern. Die öchsten Schüler heben schon nach wenigen Minuten den nbogen und lassen, weil sie so mit weniger Anstrengung Gewicht des Körpers tragen, die Vorderarme auf dem ren ruhen. — Den gewichtigsten Einwand gegen diese des Turnens dildet aber die Thatsache, daß Herz und skeln sich keineswegs in gleichem Maße durch Uebung ken. Mosso hat die allmählige Steigerung der Muskel- t der Arme durch Hantelübungen seiner Freunde Dr. Aducco und Dr. Manca festgestellt, aber er ist der Meinung, daß damit doch nicht die Fähigkeit zu großen allgemeinen Arbeitsleistungen gewonnen ist. Er hat als Militärarzt beabachlet, daß die muskulösesten Menschen keineswegs immer den Strapozen des Saldalenlebens am meisten gewachsen sind und er beruft sich auf den von Prof. Birch-Hirschfeld gelieferten Nachweis, daß dei Athleten durch das Vorwiegen des Muskelsystems alle anderen Or- gane des Körpers in einem Zustande der Spannung er- halten werden und daß diese, weil sie die Muskeln zu er- nähren und für ihre Bewegkraft zu sorgen haben, leichl er- müden und für Krankheiten leichter empfänglich sind. Man liest übrigens nicht selten von Athleten, welche früh- zeilig der Schwindsucht ader anderen inneren Leiden erliegen und wir selbst haden Fälle beobachlet, in denen an Herz- üderarbeitung erkraukte Athleten sehr schnell zu vollkommen unbrauchbaren Siechen herunterkamen. Diesen Uedelstand verkannte übrigens auch du Bois-Reymond nichl. Er be- merkt in der Rede über die Uebung: „Das die Wirkung der Uedung auf die Muskeln eine unmitleldare und ört- liche sei, nicht durch günstigen Einfluß der körperlichen An- strengung auf den Gesammtarganismus vermiltelt werde, bedarf nicht des Beweises. Schon die Griechen tadellen das Mißverhältniß, dis zu welchem Faustkämpfer allein ihre Arme, Wellläufer ihre Beine allein ausbildeten, wozu un- sere Klopffechter und Ballettänzer ein Seitenstück liefern. Unter Umständen tritl der örtliche Erfolg der Uedung sogar verderblich für das Ganze auf, wenn es nämlich der Herz- muskel ist, der wegen übermäßiger Widerstände in dem einen oder anderen Kreislauf hypertrophirt". Endlich ist noch die ebenfalls durch Versuche Mosso's erwiesene Thatsache zu derücksichligen, daß die Muskeln auch dei geistiger Arbeit ermüden.

III.

Indem also Mosso dem deulschen Turnen vorwirft, daß es den Körper nur für größlmögliche Kraftproben geschickl mache, dem Menschen aber nicht die Fähigkeit verschaffe, anhaltend und stetig bei einer Arbeit auszuharren, wird er dem gegenüber zum Anwalt derjenigen Leibesübungen, welche entweder mil der gewöhnlichen Lebensweise zusammen- hängen oder seine gesammle Leistungsfähigkeit erhöhen können. Rudern, Bergsteigen, Schwimmen, Reiten würden hierher gehören; unseres Erachtens auch der entzückendste Sporl der kälteren Klimate, den Mosso wohl nur darum nicht erwähnl, weil er ihn nicht aus eigener Uebung kennen dürfte, das Schlittschuhlaufen. Dagegen widmet er mil Recht ein besonderes Kapitel der körperlichen Erziehung der Jugend für die militärischen Strapazen, welche die allge- meine Wehrpflichl der modernen männlichen Jugend aufer- legt. Mosso verwirft zwar jede Soldatenspielerei als Er- ziehungsmittel, oerlangt aber frühes Trainiren der Jugend für Märsche. Auch dieser Punkt hat sein allgemein wissen- schaftliches Interesse, seitdem Versuche im physiologischen Institut oon Professor Kronecker in Bern ergeden haden, daß bei gesteigerter Uedung im Bergsteigen (die Versuche wurden am Berner Münsterthurm unternommen) Ersparnisse im Stoffverdrauch eintreten und Versuche von Professor Zuntz in Berlin deraiesen haben, daß Soldaten dei mäßiger Belastung, dis zu 22 Kilogramm auch nach längeren Märschen Slörungen im Stoffwechsel mit Leichtigkeit überwinden, was bei mittlerer Belastung (27 Kilo) nur noch nothdürftig der Fall ist, während schwere Belastung, bis zu 31 Kila, bald schädigend in die Körperfunktionen eingriff und auch nach längerer Uebungszeil nur eine geringe Abnahme der Schädigungen demerkbar war. —

Mag sich gegen Mosso's Krilik unserer körperlichen Erziehung auch manches im Einzelnen einwenden lassen — dies dürfle sich doch daraus ergeben, daß unsere Jugend in Hinsicht auf körperliche wie auf geistige Arbeit anstatt der pädagogischen Schadlone dem Wächterauge des physiologisch geschulten Arztes unlerstellt werden sollte, getreu der Mahnung Peter Frank's, des Vaters der Schulhygiene, mit

welcher Axel Key seinen Vortrag auf dem Berliner Kongresse schloß:

„Schonet ihrer Faser noch, — schont ihrer Geisteskräfte,
Verschwendet nicht im Kind des künftigen Mannes Säfte“.

Emil Schiff.

J. Allgeyer: Anselm Feuerbach.*)

Der Bestand an brauchbaren Werken über Kunst und Künstler des 19. Jahrhunderts ist so gering, daß eine gute Arbeit auf diesem Gebiet als verdienstliche That zu begrüßen ist. Solch eine verdienstliche That muß Allgeyer's Buch über Anselm Feuerbach genannt werden. Denn sein Werk hat so zahlreiche und unanfechtbare Vorzüge, der Gesammteindruck, den er erzielt, ist so anschaulich und wahr, daß die Bedenken, die sich hie und da gegen seine Darstellung nicht unterdrücken lassen, kaum ernstlich ins Gewicht fallen.

Bevor ich von diesen Vorzügen spreche, möchte ich dem Verfasser nachrühmen, daß er eine Reihe von Dingen vermieden hat, auf welche die Mehrzahl der Kunstschriftsteller nicht glaubt verzichten zu können. Er treibt keinen Mißbrauch mit ästhetischen Begriffen, die, wenn sie schon ins Treffen geführt werden, wenigstens jedesmal neu und präzis definirt werden sollten, denen klare und einwandfreie Definition aber nach dem fast allgemein üblichen, deduktiven Schema überhaupt unmöglich ist, und erfolgreich erst möglich sein wird, wenn psychische und physiologische Erfahrungen in ganz anderem Umfange vorliegen, als es bis heut der Fall ist. Er unterläßt ferner alle psychologischen Konstruktionen, weil er weiß, daß bei einem so komplizirten Dinge, wie es die Künstlerseele ist, eine mathematische Methode resultatlos bleibt, weil er weiß, daß aus den unzähligen Strömungen und Gegenströmungen, die dem Individuum selbst oft nicht klar ins Bewußtsein treten, auch dem eindringlichsten und liebevollsten Beobachter doch nur ein ganz geringer Bruchtheil zu erhaschen gelingt. Es finden sich bei ihm nicht jene vagen Vermuthungen, jener zwecklosen Hypothesen, die meist dem falschen des Historikers unwürdigen Stolz entspringen, der sich zu gestehen schämt: ich weiß nicht. Es finden sich keine Sätze, aus denen er für das Schicksal des Künstlers naturnothwendige Folgerungen ableitet, aus denen er den Schluß zieht so oder so mußte es unbedingt kommen. Er erzählt vielmehr schlicht und einfach so kam es; eine angenehme Nüchternheit ist zu verspüren und sie verdient angesichts der Ueberschwänglichkeit, deren in neuerer Zeit viele Schriftsteller sich befleißigen, besonders hervorgehoben zu werden. Auch die Neugierigen befriedigt der Verfasser nicht, denen die Künstlerbiographie Gelegenheit ist pikante Enthüllungen über den großen Mann zu erfahren, weil sie meinen dem Künstler näher getreten zu sein, wenn sie allerlei Notizen über sein intimes Privatleben gesammelt haben. Wo er intimes Detail gibt, bleibt er immer im Rahmen seiner Aufgabe den Entwicklungsgang verständlich zu machen. Und auch jenen pflichtet Allgeyer nicht bei, welche versichern die Künstlerbiographie sei unentbehrlich zum Verständniß der Kunstwerke. Wie falsch diese Ansicht ist, beweist unser Verhältniß zur antiken Plastik, deren Schöpfer uns zum großen Theil sogar dem Namen nach unbekannt sind. Es herrscht eben vielfach eine falsche Auffassung über den Begriff der künstlerischen Individualität. Diese steigt nur empor aus der Gesammtheit ihrer künstlerischen Leistungen.

Sobald die Kunstwerke erst zu begreifen sind durch andere Lebensäußerungen ihrer Urheber, entsteht der Verdacht, dem Werke wohne eine außerkünstlerische Tendenz inne. Und gerade bei Feuerbach ist das vollständig ausgeschlossen, ist niemals etwas anderes beabsichtigt, als das rein Künstlerische. Vielmehr besteht der wahre Sinn der Biographie in der Aufklärung über die Wurzeln, aus denen die Persönlichkeit erwuchs, über ihren Zusammenhang mit Vor- und Mitwelt, über die Anregungen und Einflüsse, die Macht über sie gewannen, über das Auftreten und Ausreifen der Pläne, über die ihr eigenthümliche Art des Studiums und der Arbeit, über die Hemmungen und Irrthümer, die sie beengten, bis sie sich selbst fand und was sie von allen Anderen absondert.

Eine gefährliche Klippe hatte Allgeyer zu umschiffen. Denn er schilderte den Freund, mit dem er lange Jahre stürmischer Hoffnungen und grausamer Enttäuschungen durchlebt, dem er eine treue Liebe über den Tod hinaus bewahrt hatte. Aber bei aller Liebe hat er nirgend die Grenze überschritten, sich niemals zur Uebertreibung hinreißen lassen, die Widerspruch herausfordern mußte. Sachlich und kühl mit echt historischem Sinn hat er sein Thema behandelt und so dem Freunde den besten Dienst erwiesen.

Und ebenso glücklich wie dem Menschen gegenüber ist sein Verhalten zu den Werken. Ein ruhiges Abwägen, keine metaphysischen Grübeleien, sondern ein sinnenfrohes Erfassen der Intention, ein feinfühliges Verstehen der künstlerischen Leistungen, die ihm meist vom ersten Entwurf bis zur Vollendung vertraut waren.

Den Hauptreiz dieses Buches macht eben, daß ein gutes Stück Selbsterlebtes dahinter steckt und eine empfindende Künstlernatur. Darum ist auch alles Thatsächliche, was gegeben wird, absolut verläßig und unanfechtbar, eine Eigenschaft, die sich nicht allen über moderne Maler erschienenen Schriften nachsagen läßt. Nur das Selbsterlebte ermöglicht mit einem einzigen Wort eine Situation zu kennzeichnen und in dem ihr eigenthümlichen Lichte erscheinen zu lassen. Darum wird es immer die beste Quelle sein. Aber auch die anderen Hilfsmittel, die Allgeyer zur Verfügung standen, waren aus erster Hand, wirklich urkundliche Dokumente. Sie ermächtigten ihn, den Stimmungen eines so feurigen, oft zügellosen Temperamentes zu folgen.

Der Verfasser behandelt ausführlich das Milieu, dem Feuerbach entstammt. Charaktervolle, vornehme Menschen treten auf, wahrhafte Geistesaristokraten, die einer hohen Auffassung des Lebens huldigen, die ihre ganze Persönlichkeit für die Ueberzeugung einsetzen. Zumal das Elternhaus durchweht ein hochsinniger Geist, eine eminent künstlerische Atmosphäre. Da herrscht die antike Welt in ihrer Größe und Herbheit, Poesie und Plastik finden am Herd geweihte Stätte. Da kommen die großen Meister der Renaissance zum Wort und es gibt kein Zugeständniß an die banale Kunst des Tages. In solcher Umgebung, wie sie nur wenigen Künstlern zu Theil geworden, wächst Feuerbach auf. Dergestalt sind die Jugendeindrücke, die tief in seiner Seele Wurzel schlagen, die ihn nie verlassen sein Leben lang, die ihn davor bewahren, Genüge zu finden in dem leicht zu Erreichenden, in dem Trivialen, das ihm so oft auf seinem Wege entgegentrat. Dazu gab ihm das Elternhaus noch das Beispiel unermüdlichen Fleißes, gab ihm die weise Lehre mit, daß nie rastende Arbeit nur zum Erfolg führen könne. Diese zwei Dinge: Begeisterung für echte Kunst und eisernen Fleiß nahm er mit von daheim und bewahrte sie durch alle Phasen seiner Entwicklung hindurch bis in den Tod. Sie waren ihm ein künstlerisches Erbe und halfen ihm stets über die Misere des Lebens hinweg.

Lückenlos wird sodann der Studiengang Feuerbachs aufgedeckt in seinem äußerlichen Verlauf und in seinen seelischen Prozessen. Die Lehrzeit in Düsseldorf, der Aufenthalt in Antwerpen und Paris wird erläutert in wichtigen Einzelheiten durch charakteristische Briefstellen und persönliche Erinnerungen. Die unzähligen Eindrücke, die auf den Jüngling einstürmten, die er aufnahm oder voll Bewußtsein verwarf, die Stimmungen, die ihn überkamen, die Frische, mit der er, dank einer im Elternhaus erworbenen vornehmen Bildung, allen neuen Erscheinungen entgegentrat. Das erste Auftreten von Plänen wird nachgewiesen, denen seine künstlerische Gestaltungskraft noch nicht

*) C. C. Buchner. Bamberg. 1894.

:e, die aber unvergessen in ihm ruhten bis sie später, r die Technik seiner Kunst voll beherrschte, zur Gestaltung n. Diese technische Meisterschaft erarbeitete er sich in s. Dort erlernte er alles, was handwerksmäßig überhaupt lernen ist und konnte so, als er endlich nach Italien das heißt, als er der Feuerbach wurde, den die Kunstge- ite kennt, ohne Rücksicht auf technische Schwierigkeiten seine ume in Wirklichkeit umsetzen. Diese ganze Zeit seines ffens wird voll beleuchtet. Vom blitzartigen Auftauchen Idee, von dem Anregung gebenden, frischen Naturein- durch die mühevolle auf immer größerer Klarheit zende Arbeit hindurch bis zum Anlegen der letzten Hand en wir viele seine Werke verfolgen. Und es wird um arer, daß er Niemals vom gedanklichen ausging, son- immer ein Form- oder Farbproblem ihm vorschwebte nach materischem Ausdruck rang. Aber auch der fort- rende, nie unterbrochene Zusammenhang Feuerbach's mit Natur wird gebührend betont, sein treues aufopferungs- es Studium. Mit peinlicher Sorgfalt bereitete er seine er vor, konnte sich nie genug thun in der Arbeit vor Modell. Die außerordentliche Kenntniß des mensch- n Körpers, die er sich so aneignete, ermöglichte es ihm Stil zu finden, der ihn charakterisirt, ohne je ins Leere Starre zu verfallen. Naturstudium und enthusiastische pfänglichkeit für die stille Größe der alten Meister sind Elemente von Feuerbach's Kunst. Diese Erkenntniß hat nicht erst herauszudeuteln; Feuerbach spricht sich selbst genug darüber aus. Denn er war sich so klar über was er war und das, was er wollte, und hatte in minenter Weise das Wort in seiner Gewalt, wie nur ige Künstler vor und nach ihm. Diese Fähigkeit hat häufig den Vorwurf der Selbstüberhebung eingetragen. zu mit Unrecht, denn es war nur jene Selbstschätzung, jeder Künstler haben muß, um wirklich schaffen zu nen. Und nun, nachdem sein Lebenswerk übersehbar liegt, nachdem der Streit des Tages verstummt, und parteilose Würdigung an seine Stelle getreten ist, thet uns sein Urtheil über sich selbst nicht mehr wie An- ßung an, vielmehr wie eine wahr gewordene Prophe- ung.

Er hatte es Noth an sich selbst zu glauben, denn er te mehr als genug zu leiden unter harter Noth, Neid Verständnißlosigkeit. Für die Verbitterung, die im ermächtniß" so häufig zum Ausdruck kommt, findet sich in geyer's Buch mehr als ausreichende Erklärung. Mit hl ist die Misere seines Lebens aufgedeckt worden, ist der ßen und kleinen Nadelstiche, die ihn trafen, Erwähnung han. Denn es kann nur nützen, wenn an einem solchen ispiel gezeigt wird, mit was für unwürdigen Dingen ein her Künstler in Deutschland zu kämpfen hat und es eugt den elastischen und widerstandsfähigen Geist Feuer- ch's. Es bezeugt aber auch, daß dieses große Talent wohl ch größeres hätte leisten können, wenn es vom Wohl- llen seiner Nation getragen worden wäre. So wurde ne Lebenskraft vor der Zeit aufgezehrt, ohne ihren ganzen ichthum erschöpft zu haben.

Die Persönlichkeit in ihrer Vielstrahligkeit zu schildern Allgeyer gelungen, in gleichem Maße wie die Würdi- ng der künstlerischen Werke. Viele Lücken in der Kennt- s von Feuerbach's Leben hat er ausgefüllt. Und auch nn er die kunstgeschichtliche Bedeutung Feuerbach's dahin äzisirt, ihn einen der die Entwicklungsreihe der Renaissance schließenden Meister zu nennen, dürfte er auf allgemeine stimmung zu rechnen haben.

Erwünscht wäre es gewesen, wenn der Verfasser die lgemeinen europäischen Kulturströmungen mehr berücksich- gt hätte, wenn die Praeraphaeliten und Gustav Moreau streift wären. Nicht als ob eine direkte Wechselbeziehung wischen ihnen und Feuerbach nachzuweisen ist, sondern eit es immerhin von Interesse bleibt zu beobachten, wie erwandte Ideen gleichzeitig und wie es scheint unabhängig on einander geboren werden, wie zu Zeiten immer gewisse timmungen gleichsam in der Luft liegen und von mehreren ndividuen empfunden werden, die unter einander keine Be- ziehung zu haben scheinen. So hätte sich noch ein breiterer Hintergrund ergeben für Feuerbach's Wollen, das ein Protest war einerseits gegen die Kornelianische Handwerksverachtung, andererseits gegen den sentimentalen und pseudohistorischen Düsseldorfer Kleinkram.

Und doch hatte Feuerbach's Phantasie entgegen Allgeyer's Meinung viel Nahrung aus der Düsseldorfer Luft gezogen, aus der sogenannten Romantik, deren charak- teristisches Merkmal das Suchen der Motive in litterarischen Quellen bildet. Nur zeigte er eben, daß ein echter Künstler nicht seinem Stoff unterliegt, sondern ihn in den Rahmen seiner Kunst zwingt.

Ob es nöthig war, Feuerbach gegen die Vorwürfe, er sei „ein schwermüthiger Geist“ und er sei „kein Deutscher“, zu vertheidigen, ist zu bezweifeln. Auch in weiteren Kreisen ist zum Glück heute die Anschauung von künstlerischen Dingen eine so ernste geworden, daß der Vorwurf der Schwermuth gegen einen Künstler allgemein als ein kind- licher empfunden wird. Und der Angriff gegen den „nicht- deutschen“ Feuerbach dürfte kaum mehr wiederkehren. Er stammt aus der Zeit nach 1870, da man von dem Auf- blühen des Deutschen Reiches einen großartigen Aufschwung deutscher Kunst erhoffte in unklaren und längst als falsch er- kannten Begriffen.

Ueberwunden ist auch die malerische Sturm- und Drangperiode und es sind Dinge errungen worden, die des Kampfes werth sind. Die Würdigung Feuerbach's, die vom jungen Naturalismus ein wenig gelitten hatte, ist wieder zur Geltung gekommen. Und der Biograph Feuer- bach's brauchte seinen Meister nicht auf Kosten der modernen Kunst zu rühmen, zumal Feuerbach selbst die gesunden Be- strebungen, die schließlich übrig geblieben, sicher freudig an- erkannt hätte. Heute, da der Kampf ruht, steht Feuerbach's Bedeutung bei Allen fest.

Und darum wird gerade heute dieses Buch einen willigen und verständnißvollen Kreis finden. Um so mehr als auch für die Zukunft neues Material kaum noch zu erwarten ist, da Feuerbach keine intimen Freunde hatte, deren Memoiren über ihn Erhebliches bringen könnten, und da bisher ungekannte Briefe von ihm nur vereinzelt auf- tauchen dürften.

München. Benno Becker.

Der Fall Brentano.

Frau Wahrheit will Niemand herbergen. Heute, wie in den Tagen des Hans Sachs, trifft sie auf ihrem Lebens- wege muthwillige Verkennung und böswillige Mißhandlung. Und wer sich vorzeitig oder, was auf dasselbe hinauskommt, unzeitig zu ihrem Ritter aufwirft, darf Schelte und Beulen nicht scheuen. Und doch vermag Niemand Frau Wahrheit aus der Welt zu schaffen und doch fehlt es Frau Wahrheit niemals an Zeugen, die freilich oft mit ihrem Lebensglück „das kurze Siegesfest zwischen den beiden langen Zeit- räumen“ bezahlen, „wo die Wahrheit als paradox ver- dammt und als trivial gering geschätzt wird“. Einträgliche Martyrien gibt's zur Stunde so wenig, als sonst irgendwann und wenn wir's auch so herrlich weit gebracht, daß Glau- benskriege und Ketzergerichte als überwundene Dinge gelten, so beweist doch der Fall Schrempf in Württemberg, wie der Fall Brentano in Oesterreich, daß die herrschenden Gewalten auch ohne Scheiterhaufen und Folterkammern unabhängige Bekenner der Gewissensfreiheit aus Amt und Würden zu treiben wissen. Beide Male haben die von ihrer Berufs- kanzel Verjagten einer freien Kanzel sich bemächtigt; beide Male das gesprochene durch das geschriebene und gedruckte Wort ersetzt; beide Male durch ihre bedeutende Persönlichkeit Achtung und Antheil geweckt.

Franz Brentano's Schicksale berichtet eine (aus Artikeln der „Neuen freien Presse“ erwachsene) Schrift

„Meine letzten Wünsche für Oesterreich.*) Weit über den unmittelbaren Anlaß, die persönlichen Erlebnisse von Franz Brentano herausgreifend, künden diese in edler Prosa gehaltenen, durch Schlichtheit des Vortrages und Schärfe der Beweisführung gleicherweise ausgezeichneten Bekenntnisse ein bemerkenswerthes Stück österreichischer Zeitgeschichte. Franz Brentano that sich schon in jungen Jahren als Aristoteles-Forscher dermaßen hervor, daß Trendelenburg dazumal daran dachte, ihn nach Berlin zu berufen. Allein die strengkatholischen Ueberlieferungen des Elternhauses hatten den Jüngling — den Neffen von Klemens, den Bruder von Lujo Brentano — in das Kloster geführt. Die Kirche hoffte in ihm eine Leuchte zu gewinnen. Als Philosoph schaarte er in Würzburg einen begeisterten Hörerkreis um sich. Der Priester wurde zum bayerischen Universitätsprofessor ernannt: eine glänzende akademische und kirchliche Laufbahn öffnete sich vor ihm. Da regten sich immer unabweislicher Gewissensbedenken in dem bedeutenden Manne. Er schied aus seinem Orden, später sogar aus dem Katholizismus aus, legte seine Professur in Bayern nieder und lebte das Leben eines forschenden Privatgelehrten, bis, Mitte der Siebzigerjahre, das Ministerium Auersperg, mit auf Anregung von Professor Lott, in ihm den rechten Mann für die Neubelebung der Philosophie erkannte. Der damalige Unterrichtsminister Stremayr berief Franz Brentano nach Wien, der durch ein dankbares nach Hunderten zählendes Auditorium diese Wahl glänzend rechtfertigte. Die folgenden Ereignisse mag Brentano selbst erzählen:

„Sechs bis sieben Jahre hatte ich so unter jährlich steigender Theilnahme gewirkt, da drohte plötzlich eine Störung. Ich hatte mich verlobt. Infolge der Uneinigkeit der Juristen über die Deutungen einiger Bestimmungen des im Geiste der Toleranz wesentlich reformirten österreichischen Civilrechtes erschienen, wenn ich als Oestreicher die Ehe schlösse, gewisse Chikanen, ja größere Widerwärtigkeiten nicht ausgeschlossen. Und so trat mir der Gedanke nahe, mit meinem alten Heimathsrechte auch den sicheren Schutz der Ehe, die ich einzugehen im Begriffe war, neu zu erwerben.

Aber das Unterrichtsministerium vermeinte in meinem Scheiden eine schwere Schädigung der Interessen der Universität zu erkennen. Sowohl der scheidende Unterrichtsminister, als der mit der damals gerade beginnenden Aera Taaffe neu eintretende äußerte mir darum, ich möge, um jene Schwierigkeiten unbekümmert, nur einfach den Ehebschluß vollziehen. Aber da ich gewisse Garantien verlangte, wurden sie mir verweigert. Das Ministerium Taaffe stellte sich nach einigem Zögern auf den Standpunkt, daß zur Gültigkeit meiner Ehe die Auswanderung, also die Niederlegung der Professur nothwendig sei. Trotzdem wiederholte mir Baron Conrad, ich sei an der Universität schlechthin unentbehrlich. Und daraufhin habe ich nun gethan, was vielleicht mehr als alles Frühere einen Anspruch auf Dankbarkeit von seiten der Regierung begründete, ich bot an, mich sofort neu als Dozent zu habilitiren. Die Fakultät und die Regierung griffen den Gedanken auf, und der Akt wurde sofort von Sr. Majestät ratifizirt. So nahm ich als Privatdozent die Vorlesungen auf, die ich noch als ordentlicher Professor angekündigt. Und, obwohl von allen Rigorosen und andern Examinen und jedem direkten Einfluß auf die Vertretung meiner Interessen in den Fakultätssitzungen ausgeschlossen, brachte ich es nach etlichen Jahren dahin, daß die Frequenz meiner Vorlesungen wieder die alte Höhe erreichte, ja in den letzten Jahren die Zahl der Inskribirten die höchsten als Professor erreichten Inskriptionsziffern noch merklich überstieg.**) Solche, man darf wohl sagen, gute Dienste weihte ich nun als Privatdozent vierzehn weitere Jahre der Universität und der Regierung. Natürlich that ich es in der unzweifelhaften und auch geradezu ausgesprochenen Ueberzeugung, daß neue um die Universität erworbene Verdienste einen neuen Anspruch auf die Verleihung einer Professur begründen würden. (Andrernfalls wäre ja meine Aufopferung ein in gewisser Weise geradezu selbstmörderischer Akt gewesen.) Die Fakultät zog auch die logische Konsequenz aus dem ersten Schritte, indem sie nach einer Frist, die sie für entsprechend hielt, mich einstimmig und unico loco zum ordentlichen Professor vorschlug. Minister Conrad gab der Fakultät auf ihren Antrag keinerlei Bescheid; mir persönlich erklärte er aber, daß er noch etwas zu früh komme. Er halte für nöthig, daß infolge einer Verlängerung der Sedisvakanz die Diskontinuität deutlicher hervortrete. Sowohl mir als der Fakultät war die Verzögerung sehr unangenehm. Mein Ausschluß bei Rigorosen und anderen wichtigen Vorkommnissen machte sich empfindlich fühlbar. Eines nur gab einen gewissen Trost: ‚Je länger das Ministerium die Sache hinauszieht', sagten mir die Kollegen, ‚um so unmöglicher wird es sein, daß man Ihnen in unbilliger Weise die Neuverleihung der so lange faktisch erfolgreich verwalteten Professur verweigert.' Aber sieh da! Es ist ... gekommen. Nachdem ich vierzehn Jahre lang, die ganze ... Ministeriums Taaffe hindurch, bei dem regelmäßig sich ... einstimmigen Vorschlage der Fakultät, jedesmal mit Aussicht ... baldigen Versprechungen hingehalten worden war, schien Baron ... schließlich doch zu der Ueberzeugung gelangt, daß er endlich ... meine Sache thun müsse. Da aber fiel Taaffe und Gautsch ... und meinte, in der Schnelligkeit nichts anderes mehr thun zu ... als mit der Erklärung, welche der Sache günstige Absicht er ... selbe seinem Nachfolger aufs angelegentlichste zu empfehlen. ... wie ich durch einen sehr verläßlichen Gewährsmann weiß, ... geschehen. Und nun trat ich auch selbst an Herrn v. Madeyski ... Ich fand ihn wesentlich unterrichtet. Da ich aber die, wie ... selbstverständliche Bemerkung machte, die durch langjährige Dienste ... einem Ministerium erworbenen Ansprüche könnten doch wohl ... Wechsel der Ministerien nicht erlöschen, erwiderte er mir zu ... fremden, daß er ‚diese Ansicht nicht zu theilen vermöge'. Diese ... rung erschien mir bedeutungsvoller, als alle Versicherungen ... haftesten Wunsches, meine Angelegenheit im günstigen Sinne ... zu können. Und so konnte ich in sein Ansinnen, mich mit ... maligen dilatorischen Behandlung der Frage zufrieden zu ... möglich willigen. Kurze Zeit darauf ließ mir der Herr Minister ... einen hochgestellten Mann offiziell mittheilen, er könne mir die ... nicht verleihen. Um aber zu zeigen, wie lebhaft er danach ... meine schätzbare Kraft der Universität zu erhalten, so lasse er ... genden Antrag machen: Ich habe einmal die Gründung eines ... logischen Instituts angeregt. Diesen Gedanken wolle er, ... sonst nicht geschehen wäre, um mich zu ehren, jetzt in Ausführung ... gen und mir die Direktion des Instituts übertragen. Demnächst ... ein Sektionschef darüber mit mir verhandeln. Dann bekam ... längste Zeit nichts weiter von der Sache zu hören. Endlich ... eine Karte, mit der mich ein Sektionschef ins Ministerium ... was wurde mir da eröffnet? Daß der Minister entschlossen ... meiner Wiederernennung Umgang zu nehmen, wurde mir, ... erwartet, getreulich wiederholt, nur noch mit der Bemerkung ... würden keine angegeben. Auch den für eine zu errichtende ... liche Professur der Philosophie von der Fakultät primo loco ... geschlagenen Professor Marty in Prag, hieß es dann weiter, ... Minister nicht nach Wien berufen, und auch hierüber werde ... rungen nicht eingegangen. (Marty gegenüber hatte der Minister ... Entschluß damit motivirt, daß er seine Thätigkeit an der Prager ... versität sehr hochschätze, daß aber Wien als Sitz des apostolischen ... besondere Rücksichten erheische.)*) Hillebrand dagegen (einer meiner ... geren Schüler) werde zum Extraordinarius ernannt werden. ... der Sektionschef auf das Projekt des psychologischen Instituts. ... meinen Sie denn mit diesem Institute?' ‚Ja, das müssen ... nur sofort erklären, daß wir nicht über große Mittel verfügen. ... dem, ich habe eben erwähnt, daß Hillebrand Extraordinarius ... wird. Sie werden einfacher Dozent sein. Nun geht es doch ... den Dozenten über den Extraordinarius zu stellen. Man ... Hillebrand die Leitung des Institutes übergeben, und der Herr ... bietet Ihnen an, neben ihm zu fungiren.' Dies und der ganze ... Gesprächs (selbst das war charakteristisch, daß der Beamte ... ‚Herr Doktor' und nicht, wie es allgemein und auch im Ministerium ... immer üblich gewesen, und wie ich, und wäre es nur auf Grund ... einst in Bayern innegehabten Professur, mich noch heute nennen ... als Professor anredete) zeigte mir zur Genüge, daß man mich ... und moralisch zum Abschiede von der Universität nöthigen wolle. ... so antwortete ich denn auch mit einer vielleicht nicht ganz ... fertigten Entrüstung: ‚Sagen Sie dem Herrn Minister, daß ich ... gewordenen Antrag schlechterdings unannehmbar finde. Was Se. Ex... mir anbieten zu dürfen glaubt, steht zu dem, was ich nach dem ... vielleicht jedes Billigdenkenden zu beanspruchen hätte, in einem ... Mißverhältnisse, daß es scheinen könnte, als wolle man zu dem Schaden, den man mir angethan, auch noch den Spott hinzufügen.' — Das ... nach zwanzigjährigen treu geleisteten Diensten, und nachdem ich ... Jahre der besten Manneskraft unentgeltlich dem österreichischen ... aufgeopfert, der Dank vom Minoritenplatze!"

Und wie sich Brentano als der vornehmste, ... lässigste Chronist seiner Leidensgeschichte bewährt, bleibt ... zugleich der überlegenste Dialektiker seines Falles. ... österreichische Gesetzgebung hat 1870 das Konkordat als ... loschen bezeichnet. Die Bürgerminister hatten schon ... die Noth-Civil-Ehe durchgesetzt und — in einer aller... nichts weniger als mustergültig abgefaßten — Novelle ... Härten des bürgerlichen Gesetzbuches getilgt. Die ... Rechtslehrer, im Lager der Liberalen (Glaser und ... wie im Kreise der Konservativen (Maaßen), hatten ... erklärt, daß der Staat, der neuerdings dem Priester ... aus seinem Orden, ja sogar aus der katholischen Kirche ... zutreten, doch nimmermehr an dem (früher durch das ... gerliche Gesetzbuch ausgesprochene) Ehehinderniß des ... lichen Ordensgelübdes festhalten könne. Dennoch aber ...

*) Stuttgart. 1895. Cotta.

**) In den beiden letzten Jahren erreichte sie in der praktischen Philosophie, bei welchem für die Juristen obligaten Kolleg meine Vorlesungen mit denen von Hofrath Zimmermann und Professor Vogt zu konkurriren hatten, die Höhe von beiläufig 400.

*) Marty, mit Karl Stumpf, Brentano's bedeutendster Schüler, ein geborner Schweizer, gleichfalls ursprünglich katholischer Priester, vor seiner Berufung nach Prag aus seinem Orden geschieden.

et seit Jahren und Jahren der österreichische oberste ¬ıtshof in striktem Gegensatz zu den Lehrmeinungen der nten großen Juristen: „um eines traurigen Paralo- ıs willen", so bemerkt Brentano leider nur zu wahr Vorwort seiner Schrift, „sind nun schon eine ganze , vielleicht glücklicher Ehen — von ehemaligen katho- ı Priestern, die rechtsgültig aus ihrem Orden en — und einzelne nach mehr als zwölfjährigem ıd gesetzwidrig zerstört worden". Brentano es sich angelegen sein lassen, in rein sachlichen, ıenden Darlegungen nachzuweisen, daß diese Judikate obersten Gerichtshofes schon nach dem Geist und Wort- der geltenden Gesetze vollkommen unhaltbar sind. gend deckt er den Widersinn der österreichischen Praxis ıem Geistlichen von staatswegen den Austritt aus dem nd der katholischen Kirche zu gestatten, trotzdem aber Eingehung selbst einer Nothcivilehe für alle Zeiten glich zu machen. Nur ist die Stimme Bren- ; sowenig als zuvor das Votum von Unger Maaßen im Stande, die Hofräthe in den Senaten obersten Gerichtshofes zu überstimmen. Die ige und ungenaue Formulirung der „liberalen" Novelle österreichischen Ehegesetze vom Jahre 1868 hat u. a. dem sogenannten Ehehinderniß des Katholizismus : Fortbauer ermöglicht: „wenn auch nur Ein Theil zur Zeit der geschlossenen Ehe der katholischen Religion han war, ist das Band der Ehe unauflöslich." Hun- von Staatsbürgern Cisleithaniens haben in Folge : versucht, auf ungarischem Boden zu erreichen, was ıeimath ihnen verwehrte: z. B. Joseph Lewinsky und nn Strauß. Allein trotz aller Vorsichtsmaßregeln sind sogenannten „Siebenbürgischen Ehen" (über die Privatdozent Advokat Dr. Wilhelm Fuchs ein lehrreiches veröffentlicht hat) vielfach gefährdet. Und polemische e (wie Anzengruber's „Hand und Herz", O. F. Berg's :t an den Reichsrath") haben an diesen Mißständen weniger bessern können, als die einmüthigen Forde- ·n unserer Praktiker und Theoretiker nach einer durch- nben Reform des österreichischen Eherechtes.

Ich bewundere Brentano's Zuversicht, der meint, der :e Gerichtshof werde (wie in anderen Fällen) auch in ro·essen nach einer jahrzehntelangen „konstanten falschen :s muthig und gesetzestreu mit ihr brechen" und ich auch — angesichts der „Zurückstellung" aller Kult- u in der Koalition — wenig Hoffnung auf eine bal- Revision des Eherechtes durch das österreichische Parla- . Je unwiderleglicher Brentano's Argumente sind, beharrlicher werden sie vom Schlendrian ignorirt :n; je strenger unser Denker alle Widersprüche und lligkeiten der österreichischen Judikatur in Ehesachen igt, desto melancholischer muß ihm der Kenner unserer inde, wie sein S. 76 citirter Briefsteller, entgegenhalten, mehr als einmal geltendes Recht sein könne, was un- g und was unlogisch sei". Wie in den ersten Siebziger- n die Moral, steht zur Stunde Weisheit, Gerechtigkeit Menschenglück nicht auf der Tagesordnung unserer :nden Parteien.

Hat Brentano deshalb vergebens gesprochen? hat er, einer Ueberzeugung so viel Opfer gebracht, umsonst ein ʼiel gegeben? wird er, den Halbheit und Unzuverlässig- ınderthalb Jahrzehnte lang in Oesterreich nur die Lasten ıkademischen Berufes tragen ließ, um ihn plötzlich brutal uszuärgern, über Nacht vergessen, von Strebern und chwichtigungs-Hofräthen" aus der Geschichte unseres ıer Lebens gestrichen werden können? Jede dieser ıen wäre rundweg zu verneinen, auch wenn uns Bren- nichts anderes hinterlassen hätte als die historische nde: „Meine letzten Wünsche für Oesterreich."

Den Gemüthsadel des Mannes, seinen Charakter kenn- net der in einer Replik auf eine gehässige Polemik im alen „Vaterland" vorkommende Satz: „man hat Döllinger eworfen, daß er, was er als schon reifer Mann ver- ıigt, später bekämpft habe. Will man vielleicht mir es Vorwurfe machen, daß ich die in den Kindergebeten und im Unterrichte des Hofmeisters aufgenommenen Ansichten später revidirte? Dann muß man es auch Saulus übelnehmen, daß er, in der Pharisäer Lehre erwachsen, als Christ und Apostel endigte." Seine Wahrhaftigkeit offenbart ein Satz seines gleichzeitig erschienenen Vortrages „Die vier Phasen der Philosophie und ihr augenblicklicher Stand": „Mehr als einmal begegnete es mir, daß Gelehrte, vor denen ich mein — vielfach ketzerisches — Urtheil über Kant aussprach, ausriefen: „„Ach wie freue ich mich, das von Ihnen zu hören. Es ist vollkommen auch meine Ueberzeugung. Aber man darf sie nicht aussprechen."" Eine solche Menschenfurcht kenne ich nicht. Vielmehr halte ich es für wissenschaftliche Pflicht, in einer für die Mitwelt so wichtigen Frage seine wahre Meinung offen zu bekennen." Seine Bedeutung als Forscher, Anreger und Jugendbildner wird selbst von seinen ultramontanen Widersachern nicht bestritten, die Schwierigkeit, an seiner Statt einen nicht ganz unwürdigen, geschweige ebenbürtigen oder überlegenen Philosophen von selbständigem Geist und mannhaftem Charakter zu berufen, in der Fakultät so unumwunden zugestanden, wie im Ministerium. Und dennoch läßt man Franz Brentano aus Oesterreich fortziehen; dennoch findet keine Partei im Reichsrath Muth und Anlaß, diese seine (auch für die künftige Gestaltung des philosophischen Unterrichts so belangreichen) „Letzten Wünsche für Oesterreich" zur Sprache zu bringen und daran als ersten, selbstverständlichen Wunsch das Begehren nach Genugthuung für den um Oesterreich so hochverdienten, so unverdient gekränkten Mann zu knüpfen. Brentano hat keine andere Vergeltung geübt, als daß er uns mit weisen, wahrhaftigen Worten „die Blicke recht ins Innere kehrte", mit milder Warnung auf tiefsitzende, doch mit dem rechten Willen wohl heilbare Schäden unserer Gesetzgebung und Unterrichtsverwaltung hinwies. Solcher Rath kann eine Weile überhört, solche That für den Augenblick verdunkelt werden. Zum Schluß ziehen die Sterne doch wieder am Himmelsbogen empor, wenn es nur erst — nach dem traurigen, von Rokitansky nachgesprochenem Wort Carlyles — genug finster geworden.

Wien, Ende März. A. Bettelheim.

Theater.

Deutsches Theater: Pastor Brose. Schauspiel in 4 Akten von Adolph L'Arronge. — Berliner Theater: Der Hexenkessel. Schauspiel in 3 Akten von Georg Engel.

Die Weltgeschichte ist nicht das Weltgericht; im Gegentheil. Und die Litteraturgeschichte ist nicht ein ästhetisches Forum, das mühsam Epigramme schmiedet, um sie als vernichtende Blitze zu schleudern. Ihr Spruch ist immer milde, weil sie den Künstler sieht, wie er aus seinem Boden erwachsen ist, wie der Sonnenschein und die Winde seiner Zeit sein Werden beeinflußt haben; weil sie ihn in der Gesammtheit seines Schaffens erfaßt. Wenn ein Mann, der sich so nachhaltige Verdienste um das deutsche Theater erworben hat, wie Adolph L'Arronge, ein verfehltes Stück schreibt, dann muß es frei stehen, von bloß ästhetischer Kritik an ein litterargeschichtliches Forum zu appelliren.

Die Litteraturgeschichte konstatirt: Adolph L'Arronge's Volksstücke sind in den siebziger Jahren fast ganz gleichzeitig mit denen Anzengruber's erschienen. Damit soll nicht etwa ein Vergleich zwischen den beiden angebahnt werden; das wäre geschmacklos. Aber die Litteratur war allzu litterarisch geworden, und die Kreise des Publikums erweiterten sich nach unten: es bestand ein Bedürfniß nach einfacher schmackhafter Alltagskost. Und dem kam auch L'Arronge nach. Er wußte wenig komplizirte Charaktere schlicht und treuherzig zu erfassen, entwickelte sie in fast epischer Breite und war deshalb leicht verständlich; er nahm das Publikum wie ein großes Kind, lockte ihm die Thränen der Rührung und des Lachens in schnellem Wechsel aus

den erstaunten Augen, und griff die Fälle heraus, in denen er mit einfacher, hausväterlicher Moral das Rechte treffen konnte. Und in gewissem Sinne war seine Aufgabe die schwerere: Anzengruber fand eine nicht zu verachtende litterarische Tradition vor; L'Arronge mußte ganz aus sich heraus Neues schoffen.

Und ähnlich ist die Stellung, die L'Arronge in der Geschichte des Theaters einnimmt. Die meisten Männer, deren Namen die Theatergeschichte rühmend verzeichnet, die Immermann, Tieck und Dingelstedt waren mehr oder weniger litterarische Gourmés, die das Theater zu feinsinnigen und geistreichen Experimenten nutzten. L'Arronge hat seine Bühne gewiß nicht in ein Volkstheater umgewandelt; aber in der vielseitigen unparteiischen Wahl des Repertoires, in dem gleichmäßigen Abwägen von Darstellung und Inszenirung zu dem Wesen und Charakter der Stücke, in dem ganz unpersönlichen und objektiven Stimmungsgehalt, den er den Aufführungen gab, in alle dem war er im besten Sinne volksthümlich.

In seinem litterarischen Schaffen ist L'Arronge schon lange dem volksthümlichen Ideal untreu geworden. Aber sein neues Schauspiel „Pastor Brose" weist doch wieder in den Nebenfiguren die Rudimente des Volksstücks auf. Der Dorfschmied hat einen Sohn, und der hat mit Unterstützung Pastor Brase's studiren können. Das Zusammenleben des ungebildeten Vaters mit dem gebildeten Sohn, ihr ganz kameradschaftliches Verhältniß, der burschikose Ton ihres Umgangs, das ist mit breitem Pinsel humorvoll hingemalt. Diese Nebenszenen gehören zu den besten des Stücks; aber auch sie zeigen, daß L'Arronge der Entwicklung des modernen Empfindungslebens nicht gefolgt ist. Der Sohn will seiner Braut die Liebe zu seinem Vater ins Herz pflanzen, wie er sie selbst fühlt, und er thut das in Gegenwart des Vaters; L'Arronge will da ergreifen und rühren, und da beleidigt er. Wir stecken uns unsere Gefühle nicht mehr als Dekoration an den Frack, und der Arbeiter steckt sie sich ebensowenig, oder weniger noch, an seine Bluse. Eine der sympatischsten Eigenschaften moderner Menschen, die verschlossene Keuschheit ihres Gefühllebens, L'Arronge hat sie in zwei gedehnten Szenen ärgerlich verletzt. Er hot das letzte Wort, das man unausgesprochen läßt, ausgesprochen. „Wo still ein Herz voll Liebe glüht, o rühret, rühret nicht daran!"

Pastor Brose ist ein frommer und deshalb ein human denkender Mann. In seinem Himmel ist auch für Andersgläubige Platz. Er hat eine Frau geheirathet, die seine geistigen Interessen nicht zu theilen vermag; er leidet darunter, aber er läßt die Frau nicht darunter leiden. Sein Sohn hot sich aus Spekulation mit einem Mädchen verlobt das er nicht liebt, und als er erfahren, daß sie in Wirklichkeit arm ist, hat er sie sitzen lassen. Pastor Brose nun will ihn zwingen, das Mädchen doch zu heirathen. Warum? Das wird nicht völlig klar. Pastor Brose ist eben ein verzeichneter Charakter. Und der Apfel ist nicht weit vom Stamm gefallen! In dem Sohn, der ein Mädchen nur des Geldes halber nehmen will und verläßt, der dann einer Baronesse den Hof macht und für die Agrarier wühlt, hat L'Arronge den Typus des modernen theologischen Strebers zeichnen wollen; aber er hat den Typus, der in Wirklichkeit leider existirt, nicht getroffen. In dem Charakter dieses Sohnes kehren gewisse Eigenschaften periodisch wie in einem Dezimalbruch die gleichen Zahlen immer wieder, aber sie ergeben doch nicht ein endgültiges Resultat. Damit war L'Arronge's neues Schauspiel als Kunstwerk gerichtet.

Die Handlung lag nach dem ersten Akte offen do: die verlassene Braut des Sohnes kommt mit einem Brief ihres Oheims in das Pfarrhaus. Aber sie liebt nicht ihren Verlobten, sondern den jungen Ingenieur, den Sohn des Schmiedes, der sie gleichfalls liebt. Eine Weiterentwicklung war damit ausgeschlossen, es handelte sich nur um äußere Arrangements. Die drei folgenden Akte brachten in breiter Entwicklung den Fortgang der Liebesgeschichte, die Erlebnisse des jungen Brase im Hause eines Barons, un... erneuten Antrag, den er seiner verlassenen Braut ... weil er erfahren, daß sie dennoch Geld hat. Die ... waren reichlich mit politischen Anspielungen gewürz... liche wie äußerliche Spannung aber fehlten ganz ... Kunst ist freilich erlaubt was gefällt, und Anzengruber, in seinem „Brave Leute vom Grund" gleichfalls auf ... nung ganz verzichtet. An L'Arronge aber hat sich ... Mangel gerächt. Sein neues Schauspiel war dadurch ... auch als Theaterstück gerichtet.

Trotz theilweise glänzender Darstellung! Die ... Kräfte des Deutschen Theaters waren aufgeboten, ... versagten nur Hermann Müller und Josef Jarno als ... Vater und Sohn, und Paula Worm als verlassene ... Hermann Müller freilich, an dem Berlin einen ... Schauspieler gewonnen hat, trug daran ebensowenig ... wie Jarno. Ihre Rollen waren wohl nicht zu ... Und mit gesunden Beinen geschickt zu hinken, das ist doch ein Kunststück, nicht mehr Kunst.

Die schriftstellerische Entwicklung, die Adolph L'Arronge durchgemacht hat, ist keine glückliche gewesen. Er ... warmherzige Charakterzeichnung von „Mein Leopold" ... wieder erreicht. Aber litterargeschichtlich ist diese Entwicklung vollauf erklärlich. Die Kunst, die er pflegte, war ... andere als seine flachsköpfige Jugendliebe, daß die ... wendigerweise in seinem Herzen hinter die andere ... treten mußte. So war es nur eine Folge der Verhältnisse, daß er sein Ziel außerhalb der Grenzen seines ... suchte; wenn er es deshalb nicht fand — menschlich ... solches Streben sympathisch berühren.

Im Berliner Theater ist der „Hexenkessel" von ... Engel zur Aufführung gelangt. Es ist ein etwas ... Stück, das lauten Beifall fand. Es gleicht ein wenig ... „natürlichen" Wasserfällen in Großstädten: man weiß ... recht, wo die treibende Kraft herkommt.

Nach der mehr als zweifelhaften Irrfahrt eines ... Romans ist Engel in seinem Schauspiel zu der ... zurückgekehrt, die er in seinem „Hungerdorf" gestaltet. Und er hat mit seinem Problem einen glücklichen Griff ... than. Ein Offizier hat den Auftrag erhalten, den „Hexenkessel" mit seinem Regiment zu stürmen. Er weiß, daß ... für ihn und die Seinen den sicheren Tod bedeutet. ... Nacht hat er noch zu leben, und in dieser einen Nacht ... ihn das Lebensgefühl ganz hin. Er verliebt sich ... Pflegetochter seines Quartierwirths und kostet diese ... voll aus. Zu Tode verwundet wird er aus der ... zurückgetragen, und sterbend wird er dem Mädchen getraut.

Diese Vorgänge sind in das Jahr 1806 kurz vor der Schlacht bei Saalfeld verlegt. Alles ist Bewegung ... Handlung. Der Pflegevater des jungen Mädchens ... Revolutionär und konspirirt; ein patriotischer Pianist ... das Mädchen liebt, will ihn verhaften lassen; ein ... wird gefangen eingebracht und begnadigt; Trommeln ... erschallen und Signale tönen durch die Luft. Das alles ... Engel in drei knappe Akte zusammengepreßt, und ... wirksames, nicht unsympathisches Theaterstück ... zimmert. Und die Aufführung ließ alle Vorzüge des ... voll zur Geltung kommen.

Der Hexenkessel ist ein lautes Stück und doch ... Verfasser zimperlich auf Zehenspitzen über die Bühne ... gangen. Er hat die seelischen Konflikte nicht fest angepackt, sondern nur leise gestreichelt. In den Momenten, in denen seine Personen ihr Inneres hätten zeigen müssen, ist er ... scheu ausgewichen. Darum sind sie blutlos geblieben, ... darum fehlt seinem Drama die treibende Kraft. Engel ... klug allzuviel unausgesprochen gelassen.

L'Arronge hat sich suchend verirrt; Engel ist ... gegangen, weil er nicht einmal gesucht hat.

Ernst Heilborn

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Berlin, den 13. April 1895. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

den Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). ...nementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim ...e durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. ...ch (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Des Charfreitages wegen gelangt diese Nummer einen Tag früher zur Ausgabe.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Graf Mirbach hat den Mitgliedern des preußischen ...renhauses den letzten Ausgang einer wissenswerthen ...erngeschichte erzählt; es ist freilich keine ostpreußische ...erngeschichte, sondern eine phrygische, und Phrygien liegt ...germaßen entfernt von Sorquitten; aber auch in Sor...tten kennt man mit erfreulicher klassischer Bildung die verwickelten Gelegenheiten stets so gut zu verwerthende ...orie vom gordischen Knoten.

Die Historie dieses Knotens beginnt mit einem Bauern, ...König wurde und endet mit einem König, der ein Welt... gründete. Gordios, mit dem die Erzählung beginnt, ...ein Bauer von zwei Ochsengespannen in Phrygien; was ... jetzt so etwa mittlerer bäuerlicher Besitzer nennen würde. ...saß auf seinem Ochsenwagen, als phrygische Politiker ...erkamen, die gerade über die unglücklichen Partei...hältnisse einen Orakelspruch eingeholt hatten; heute in ...ern aufgeklärten Zeiten holt man sich in diesem Falle ...hs in einer Sitzung des Staatsraths bei verschlossenen ...iren. Jener sollte König werden nach dem Orakelpruch, den ...Politiker auf dem Wege zum Zeusheiligthum auf einem ...senwagen treffen würden; so wurde Gordios König; und ...bdem er König geworden war, weihte er den Ochsenwagen nebst dem Joch und der Deichsel den Göttern und verknüpfte die Theile seines Viehgespannes mit einem so künstlichen Knoten untereinander, daß Niemand den Knoten lösen konnte; wer es aber doch vermochte, der sollte die Anwartschaft haben, König von Asien zu werden. Wie das Alexander aus Macedonien mit gutem Witz und einiger Muskelkraft gethan hat, ist nicht ganz unbekannt.

Das ist augenscheinlich eine erfreulich-agrarische Geschichte in ihrem Anfang; das Ende ist dagegen unter Umständen weniger agrarierfreundlich zu deuten. Denn die Bauernschlauheit des alten Gordios wurde spielend zunichte gemacht von jenem macedonischen Griechen, der nicht von einem Ochsenwagen auf einen Königsthron stieg, wie das so ganz nach dem Herzen jedes Mitgliedes vom phrygischen Bunde der Landwirthe hat sein müssen, sondern der durch seinen Hauslehrer Aristoteles, dem damaligen Hinzpeter, eine feine Erziehung genossen hatte; wir würden es eine klassische Bildung nennen.

Jener macedonische Alexander, der den gordischen Knoten zerhieb, war gewiß kein Mann nach dem Herzen des Herrn Grafen auf Sorquitten. Alexander stellte sich freilich an die Spitze seiner macedonischen Junker und Bauernbengels; aber nicht um sich von ihnen eine engherzige Butter- und Käsepolitik im Interesse von drei Gebirgsthälern mit Meiereibetrieb vorschreiben zu lassen, sondern um ihre gesunden Muskeln zu gebrauchen für eine Politik, die zu den Höhen einer Weltkultur emporgeführt hat. Was er that, entspräche etwa dem, daß ein preußischer König, seine ostelbischen Junker, die Pommern, und Ostpreußen und Westpreußen in strenger staatlicher Zucht benutzte, um unserer Zeit einen Ruck vorwärts auf dem Wege internationaler Kultur zu geben; statt sich von ihnen nach Möglichkeit ausnutzen zu lassen, um der Zeit einen Ruck zurück in die Unkultur zu versetzen. Einen Alexander von Preußen in Anlehnung an das echte Original mit der gebotenen zeitlichen Umformung haben wir leider noch nicht gehabt; wiewohl wir ihn brauchen könnten, denn das Problem liegt da; es lautet: ein immer noch kräftiges Feudalgeschlecht für die Kultur nutzbringend zu gebrauchen, statt es gegen die Kultur in verderblicher Weise und schließlich zu eigenem Verderben der Feudalen gewähren zu lassen.

Graf Mirbach hat augenscheinlich an einen anderen Alexander gedacht, an jenen Alexander, der sich der höheren Jugend in angenehmen Geschichten aus dem klassischen Alterthum darzustellen pflegt. Das war ein sehr hübscher Junge, der außerordentliche Erfolge in der Welt gehabt hat; man weiß nicht recht warum; der gut ritt und gut schwamm und große Feldschlachten gewann, und großes

Interesse für die fernsten Länder hatte; pompöse Aufzüge vor sich veranstalten ließ; der sehr plötzlich war, wie der fatale Zwischenfall mit seinem Busenfreund bewies, und der vor allem außerordentlich schneidig sein konnte, wie er das unter anderem am gordischen Knoten bethätigt hat; kurz ein Primaner- oder wohl richtiger Tertianerideal. Ein preußischer Alexander von dieser verführerischen Art wurde im preußischen Herrenhaus vom Grafen Mirbach herbeigewünscht, um die Reichsverfassung mit dem Schwert munter zu zerfetzen und um dann die große Kulturthat zu begehen, daß an die Stelle der vernichteten Verfassung eine andere Verfassung gesetzt werde, die den staatsmännischen Anschauungen des Grafen Mirbach und seiner Freunde mit gleich patriarchalischer Geisteskonstitution entspräche.

Dieser Vorschlag zur revolutionären Beseitigung der bestehenden Reichsverfassung wurde zunächst in der erleuchteten ersten preußischen Kammer mit lebhaftem Bravo auf der Rechten aufgenommen, und auch Graf Frankenberg, der nicht zur äußersten Rechten gehört, aber darum doch nicht schlechter als diese ist, fand desgleichen, daß nach dieser Richtung hin etwas geschehen müsse. Fort mit der Reichsverfassung und her mit einem ostelbischen Alexander, der freilich weniger griechische als moskovitisch-russische Züge tragen müßte.

Eines ist zweifellos; jene Politik, auf welche die Konservativen hindrängen, und die sie zu erheblichen Theilen schon durchgesetzt haben, ist die Politik einer kleinen Kaste, einer um so kleineren Kaste, da die angebliche Protektion des Bauern und des Handwerkers nur ein an sich nichtiger und bedeutungsloser Aufputz der Bewegung ist; die Masse der ländlichen Bevölkerung und der antisemitische Kleinbürgerstand dürfen sich als Treiber bei der Jagd betheiligen, die großen Stücke der Jagdbeute gehören jedoch dem Jagdleiter, den Junkern. Diesen Junkern in ihren alten festen Stellungen, mit ihren starken Nerven und ihrer hungrigen Begehrlichkeit ist heute schon das zur Nachgiebigkeit stets geneigte, politisch sentimentale deutsche Bürgerthum kaum gewachsen. Läßt man die Rückenlehne dieses Bürgerthums, die Arbeiterbevölkerung politisch noch einmal verschwinden, so glauben die Junker für einige Zeit ihrer Sache wieder sicher sein zu können. Vielleicht nicht mit Unrecht; und die Junker rechnen dabei auf die politische Kurzsichtigkeit der bequemen und ängstlichen und friedlich gesinnten und der hochmüthigen und protzenhaften bürgerlichen Mastbürger, vom Philister bis zum Schlotbaron. Ihnen Allen ist die Sozialdemokratie eine politische Unbequemlichkeit und Allen von dieser Sorte erscheint sie als eine gefährliche Drohung für die Zukunft. Also befreien wir uns von dieser Drohung auf die Weise, wie stets die politische Kurzsichtigkeit sich aus üblen Lagen zu befreien pflegte; treffen wir eine Veranstaltung, auf daß man die Sozialdemokratie nicht mehr als politischen Machtfaktor sieht, und bilden wir uns alsdann ein, die Sozialdemokratie sei nicht mehr vorhanden. Für eine solche Rechnung findet man leider auch außerhalb der konservativen Partei Verständniß; freilich nur für die Konservativen ist solche Rechnung zweckmäßig.

Die weitblickenderen Politiker unter den Konservativen denken dabei freilich nicht an Erfolge gegen die Sozialdemokratie; denen gegenüber vertraut man auf die guten Flinten; aber wenn man die Arbeitermassen vorübergehend — denn für lange wäre es ausgeschlossen — aus dem politischen Spiele herausnähme, so hätte der liberale Gegner eben so viele Trümpfe verloren, gegen den Antrag Kanitz, gegen den Bimetallismus, gegen das ganze System agrarisch-konservativer Beutepolitik — und darauf — darauf vor Allem kommt es an.

Es könnte kurzsichtiger bürgerlicher Bequemlichkeit verlockend erscheinen, alle Vortheile der großen modernen Evolution seit 1789 für sich konserviren zu wollen, und doch des störenden Drängens der Arbeitermassen ledig zu werden. Diese Kurzsichtigkeit wäre die gefährlichste Illusion; die Bourgeoisie, die sich nicht von den Junkern die Haut über die Ohren ziehen lassen will, muß erkennen, daß sich nur unter dem gemeinsamen politischen Widerstande von Bürgerthum und Arbeitermassen das moderne Leben in Deutschla[nd] den schwersten Eingriffen bewahren läßt; und au[ch] nicht immer. Wer in der Verfassung diese Basis er[…] erschüttert den gesammten modernen Bau und bring[t] nur jene sozialistisch-demokratische Ecke zu Falle, [die …] vielleicht mißfällt

Das Wahlrecht gewährt die Möglichkeit wirkungs[…] politischer Meinungsäußerung und seine Beschränkung [ist] der Reaktion der zweckmäßigste Dienst; nur als [eine] werthvolle Abschlagszahlung kann jede anders geart[ete Be]schränkung der legitimen freien Meinungsäußerung be[…] werden; eine solche Abschlagszahlung ist das sogen[annte] Umsturzgesetz.

Diese Erkenntniß bricht sich jetzt machtvoll Bah[n und] wirft damit ein helles Licht auf den traurigen Weg, [den die] Nationalliberalen unter der segensvollen Führung de[s …] Miquel, siegesgewiß über den gestürzten Grafen C[…] hinwegschreitend, seit dem Hochsommer des verga[ngenen] Jahres zurückgelegt haben.

Die Opposition gegen das Umsturzgesetz läßt sich […] engen Rahmen einzelner Fraktionen schon längst nich[t …] spannen; sie ist bereits zu einer Opposition der K[…] elemente Deutschlands gegen jenen Entwurf geworden. [Den] deutlichsten Beweis dieser Thatsache liefert eine [Er…] gegen die Vorlage, die an diesem Donnerstag dem Rei[chstag] überreicht wird, und die als Unterzeichner eine Verei[nigung] von wissenschaftlichen und künstlerischen Berühmtheiten [auf]weist, wie wohl schwerlich jemals sie gemeinsam […]tenten einem Parlamente gegenübergetreten sind. [E…] gegen fünfhundert Professoren und Künstler, [dar…] Männer wie Freytag und Menzel, der Kanzler des O[rdens] pour le mérite, dann Mommsen, dann die M[ediziner] Pettenkofer, Esmarch, Kußmaul und Virchow; dan[n die Ju]risten wie Binding, Bar, Pernice, Regelsberger, Seuf[fert, …] die juristisch-technische Seite der Frage völlig beherrschen [… Theo]logen wie Siegfried in Jena und Fricke in Leipzig [und …] Alle, Alle, die an dem meißeln, was einer Zeit ihren ge[…] Charakter verleiht.

Kann eine solche Manifestation ganz ohne [Wirkung] bleiben?

Wer wollte so verwegen sein, zu behaupten, da[ß …] Namen und solche Warnung auf preußische Konse[rvative] vom Schlage der „Kreuzzeitung" Eindruck machen [… ,] und wer kann voraussehen, was auf die jetzige Reg[ierung] überhaupt Eindruck macht und welchen Eindruck es [… .] Aber auf die Bevölkerung müssen solche Bannerträge[r …] Einfluß ausüben, und die Bevölkerung hätte nun [… ,] eine Fluth von Versammlungen dem Reichstage [und den] einzelnen Abgeordneten zu zeigen, was man will. [Das ist] der Weg, der den schließlichen Erfolg noch ganz we[sentlich] unterstützen könnte.

In Asien hat England und Rußland wieder [… ,] ein Abkommen über die Grenzverhältnisse abgeschlossen. [Es] gibt den Kartographen Arbeit und den Diploma[ten in] London so lange Befriedigung, bis ein russisches K[…] detachement die gezogene Grenze von Neuem verletzt, […] russische Truppen hierauf dem Beispiel folgen und [die] Verhandlungen von Neuem beginnen, die bis auf W[eiteres] zu ähnlichen Ergebnissen wie diesmal führen werden; [mit] anderen Worten: Rußland nähert sich Indien, und En[gland] wehrt diese Annäherung tapfer von Fußbreit zu F[ußbreit] mit diplomatischen Noten ab.

Es scheint, daß der Friede zwischen China [und] Japan vor der Thüre steht, und es scheint ferne[r, daß] Japan so klug ist, seine Interessen mit dem aller K[ultur]staaten auf das engste handelspolitisch zu verk[nüpfen.] Japan will China für den Handel öffnen; aber f[ür den] Handel der Welt; indem sich Japan so zum Vor[kämpfer] der civilisirten Erde macht, stärkt es seine eigene S[tellung] außerordentlich.

Wo liegt die Schuld?

)ie Umsturzvorlage hat in jüngster Zeit schon manchen steller in die politischen Schranken gerufen, der das ze Lied" der Politik bis dahin sorgfältig zu vermeiden Dichterische Entrüstung ist dabei ausgiebig zu gekommen. Jetzt hat auch Conrad Telmann, von us, einen Protest*) ergehen lassen, der um deswillen re Beachtung verdient, weil in dieser Schrift der schonungslos in die eigentliche Wunde gelegt ist. Verfasser begnügt sich nicht damit, gegen Geistes- haft und ultramontanen Uebermuth zu donnern und liche neuen Musen zum Schutze der Gedankenfreiheit .fen. Er sieht vielmehr in der Umsturzvorlage sehr nur ein Symptom einer schweren konstitutionellen heit, die man bezeichnen könnte als **politische Ent- ng des deutschen Bürgerthums.** Man glaubt eutschen Bürgerthum heute Alles bieten zu können, s aus Angst vor der Sozialdemokratie und in Demuth iber den „Edelsten der Nation" seine gerechten An- e an die politische Führung im Volke preisgegeben nd in kleinlicher Schlauheit nur seinen privaten Ge- n nachgegangen ist, wo es seine verdammte Pflicht Schuldigkeit gewesen wäre, den öffentlichen Pflichten, ildung und Besitz auferlegen, durch nachdrückliches ten für Freiheit und Humanität nachzukommen. Der schaden unserer gegenwärtigen öffentlichen Zustände unverzeihliche Schwäche jenes auf Banketten bis zum rutz gepriesenen „liberalen Bürgerthums in Stadt Land," das nur noch selten über gute Vorsätze und nhafte" Worte hinauskommt.

Auch über die Genesis dieser politischen Willensschwäche sich Telmann gut unterrichtet.

„Vor Bismarck — so führt er an einer Stelle seiner Broschüre · hat das Bürgerthum sich kritiklos gebeugt und gebückt, weil seine e mächtig für ihn redeten und er mit dem ganzen Schwergewicht großen Persönlichkeit Alles um sich her erdrückte. So durfte er unvergeßlichen Ruhmesthaten auf dem Gebiete der auswärtigen , ohne je ernstlichen Widerstand zu finden, durch fortgesetzte schwere n im Innern fast wieder wettmachen, und konnte vor allem dem lich selbständigen Gedanken den Todesstoß versetzen. Blindlings ute man auf ihn, ohne zu bedenken, daß er sich keine Helfer und lger, sondern nur Werkzeuge und Bedienten erzog. In der neuen die seinem Sturz gefolgt ist, hat das Bürgerthum, nun schon in bedingte Heeresfolge eingewöhnt, gegenüber dem jungen Monarchen der von vornherein persönlich auf allen Gebieten eingriff und Willen unzweideutig zur Kenntniß und zur Geltung brachte, sich seiner Selbständigkeit und seiner Eigenmeinung begeben. Was das Genie und der historische Ruhm, hat hier die Macht der ton zu Wege gebracht. Und das, trotzdem diesem selben Bürger- fortwährend der Adel als die einzige Stütze des Throns — die htlich gewordene, notorische — vorgehalten wird, trotzdem die nden Prätensionen dieser privilegirten Klasse, wie hoch sie sich auch gen, von welchen Ausfällen und Drohungen sie auch begleitet sein , immer mit nachsichtigem Auge angesehen werden."

Diese Unterthänigkeit hätte die Widerstandskraft des chen Bürgerthums wohl noch nicht in so beschämender e gebrochen, wenn — auch das hebt Telmann zu- nd hervor — nicht die Angst vor dem rothen Gespenst gekommen wäre. Wird doch der gewaltsame Umsturz bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung ganz haft als ein angeblicher — wenn auch nicht offener, och geheimer — Programmpunkt der sozialdemokratischen ei behandelt und damit dem braven Bürger das Gruseln bracht! Angeblich soll gerade dieser „gewaltsame Um- " durch die Umsturzvorlage vereitelt werden; der Schutz „heiligsten Güter der Nation", als da sind Monarchie, tesglauben, Ehe, Familie und Eigenthum, ist nur eine hilaktische Maßregel, um zu verhindern, daß die Neigung gewaltsamen Umsturz sich entwickelt. Es müßte lehr- sein, einmal eine Untersuchung darüber anzustellen, welchem Verhältniß der Schaden steht, der durch die undegründete Furcht vor dem Umsturz in der Entwicklung der Völker angerichtet ist, gegenüber dem Schaden, den die Folgen des wirklich eingetretenen Umsturzes herbeigeführt haben. In Deutschland ist diese Furcht, die beste Bundes- genossin jeder Reaktion, um so weniger entschuldbar, als die Deutschen auch nicht das geringste Talent zur gewalt- samen Revolution haben. Man kennt die Anekdote von jenen Empörern, die von der einen Seite des Neckar die Revolution auf die andere tragen wollten, aber dabei die Besonnenheit so sehr bewahrten, daß ein Jeglicher beim Sturm über die Brücke zunächst den reglementsmäßigen Kreuzer Brückengeld entrichtete. Auch unsere moderne Sozial- demokratie denkt an nichts weniger, als an einen gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staatsordnung. Ihr Bestreben richtet sich ernsthaft nur darauf, den Antheil der Lohnarbeiter an den Produkten der nationalen Arbeit und an politischem Einfluß auf gesetzlichem Wege zu erweitern. Der spezifische Sozialismus — mit der Utopie der Verwandlung alles Privatkapitals in Kollektiveigenthum — tritt dabei immer mehr in den Hintergrund. Die Aufgabe gerade des liberalen Bürgerthums müßte es sein, in diesem politischen Eman- zipationskampf der Arbeiter die berechtigten Arbeiterforde- rungen vorurtheilslos anzuerkennen, dadurch den utopischen sozialdemokratischen Ideen die Spitze abzubrechen und so jene Kluft allmählich wieder zu beseitigen, die durch das Sozialistengesetz und die planmäßige Verhetzung des Bürger- thums mit der Arbeiterschaft aufgerissen ist. Statt dessen hat ein Theil des deutschen Bürgerthums die Umsturzvor- lage, solange sie als ein Knebel für die Sozial- demokratie erschien, freudig begrüßt. Erst als das Centrum auf den pfiffigen Gedanken kam, die Maschen des Gesetzes so eng zu machen, daß darin nicht bloß sozialdemokratische Agitatoren, sondern auch nationalliberale Professoren ge- fangen werden können, verlor man den Geschmack an diesem Gesetz. Und doch ist das noch die beste Seite der Kom- missionsfassung, daß die besondere Spitze gegen die Sozial- demokratie nach Möglichkeit aus der Vorlage entfernt ist.

Wenn man nunmehr das Centrum als den eigentlichen Uebelthäter an den Pranger zu stellen sucht, so verschiebt man die Schuldfrage. Das Centrum ist von Natur reak- tionär. Die demokratischen Redensarten, mit denen ein Theil des Centrums seine Kundgebungen verbrämt, können darüber nicht hinwegtäuschen. Auch sind Reaktion und Demo- kratie an sich noch keine nothwendige Gegensätze. Demokratische Reaktionäre sind sogar die allergefährlichsten, denn sie suchen den Volkswillen in den Dienst der Reaktion zu stellen. Vom Centrum mußte man deshalb erwarten, daß es die durch die Umsturzvorlage gebotene Gelegenheit, der geistigen Freiheit auf gesetzgeberischem Wege Eins zu versetzen, be- nutzen werde. Daß aber Nationalliberale das Holz zu dem Scheiterhaufen, auf dem sie jetzt mit verbrannt werden sollen, herbeischleppen halfen, das erscheint kaum begreiflich.

Und doch könnte die gemachte Erfahrung zum politi- schen Segen werden, wenn das liberale Bürgerthum ent- schlossen wäre, unter Verzicht auf wechselseitige Rekrimina- tionen, nunmehr wenigstens mit Energie gegen die Umsturz- vorlage zu Felde zu ziehen. Eine wirkliche Regeneration des Liberalismus kann allerdings erst dann eintreten, wenn es dem deutschen Bürgerthum klar geworden sein wird, daß die Umsturzvorlage kein rollenwidriger Seitensprung ist, sondern durchaus in die politische Situation hineinpaßt. Das Umsturzgesetz und der Antrag Kanitz sind Kinder **eines** Geistes. Man nimmt ebensowenig Anstand, die geistige wie die wirthschaftliche Freiheit des Volkes zu verkümmern, um einer Minderheit künstlich die Herrschaft zu erhalten, die ihr kraft eigener Verdienste schon längst nicht mehr gebührt.

Erst wenn der innere Zusammenhang der wirthschaft- lichen und der politischen Reaktion klar erkannt ist, wenn das Bürgerthum es einsehen lernt, daß es der Reaktion heute ebenso Vorschub leistet, wenn es für einen Quebracho- zoll eintritt, wie wenn es sich auf eine Beschränkung des Kolportagebuchhandels einläßt oder eine Hetze gegen das allgemeine Wahlrecht mitmacht, kann man eine wirkliche Besserung erhoffen.

*) Conrad Telmann: Wo liegt die Schuld? Berlin 1895. sche Schriftsteller-Genossenschaft.

Daß ohne eine gründliche Regeneration des liberalen Bürgerthums die politische Entwicklung unseres Vaterlandes bedenklich gefährdet erscheint, erkennen bereits Halbblinde. Aber die Einsicht allein genügt nicht; es muß auch der Wille hinzukommen; wo aber ein Wille ist, ist auch ein Weg.

Th. Barth.

Aus dem Haushaltsbuch des Reiches.

Die Kommission verhält sich zum Plenum des Parlaments wie das Kompendium zum Folianten, wie Fleischextrakt zum Fleisch. In der Kommission wird sachlich, kurz und verbindlich verhandelt, im Plenum agitatorisch, breit und feindlich. Als einmal ein Neuling in einer Kommission die bekannten allgemeinen Redewendungen gegen die Sozialdemokratie vortragen wollte, fiel ihm ein bei allen Parteien wohlgelittener Sozialdemokrat mit der Bemerkung ins Wort: „So was sagen wir uns doch nur im Plenum." Eine behagliche, verständnißinnige Heiterkeit spielte darob auf aller Mienen. Begreiflich wie diese Heiterkeit ist auch der Stoßseufzer, den im verflossenen Winter ein durch Kommissionsarbeiten stark in Anspruch genommener Ressortchef vernehmen ließ: er wollte verschiedene tausend Mark in die Armenkasse zahlen, wenn er nur in der Kommission und nicht auch im Plenum thätig zu sein brauchte. So angenehm ist die Temperatur im kleinen Berathungszimmer, so rauh im großen Sitzungssaal.

Die charakteristischen Vorzüge der kommissionellen Verhandlungen treten am augenfälligsten in der Budgetkommission hervor. In ihr sitzen die Führer der Fraktionen und neben ihnen — freilich nicht ausnahmslos — die geübteren Fraktionsarbeiter. Daß alles und jedes Ueberflüssige vermieden wird, kann man zwar auch von dieser Elitekommission nicht behaupten. Bisweilen ließe sich sogar hier noch eine größere Selbstbeschränkung üben: man brauchte über bestimmte Gegenstände allgemeinerer Art, über die nicht beschlossen, sondern nur geredet werden soll, sich lediglich Auskünfte von der Verwaltung auszubitten und könnte die materielle Behandlung für die breitere Oeffentlichkeit aufsparen. Doch die Knappheit und Gedrungenheit der Rede bildet immerhin die Regel. Und sie muß die Regel bilden. Sonst gibt es einen Anfang ohne Ende.

An der Budgetkommission wandeln fast alle Ressortvertretungen vorüber. Der ganze Organismus der Verwaltung entfaltet sich hier. Der Kriegsminister von Preußen und, wenn es sein muß, auch seine Kollegen aus Sachsen und Württemberg — Bayern verrechnet sich seine Quote selbst —, die Staatssekretäre des Marineamts, der Post, des Reichsamts des Innern, des Auswärtigen Amts, des Reichsjustizamts, der Präsident des Reichseisenbahnamts, die Spitzen der Verwaltung der elsaß-lothringischen Eisenbahnen und ihnen sich gleichmäßig zugesellend der Reichsschatzsekretär mit seinem Unterstaatssekretär, sie alle erscheinen. Sie erläutern ihre Spezialforderungen und sind gern bereit, auf jede Frage, die nicht allzu unbequem ist, Antwort zu geben. Ihr Entgegenkommen ist groß; — wäre es minder groß, so liefen sie nämlich Gefahr, ihre Forderungen nicht bewilligt zu erhalten. Selbst die Militärverwaltung wird, weil sie die meistfordernde ist, gesprächig. Allerdings ist's eine Gesprächigkeit mit Vorbehalten. Die Militärs betrachten das parlamentarische Terrain wie ein Manöverfeld; ihre Taktik besteht darin, immer gerade genug, doch nie zu viel zu sagen.

Der Etat ist der finanzielle Niederschlag der gesammten Staatsthätigkeit. Diese Thätigkeit und die durch sie bedingten Kosten in ein richtiges Verhältniß zu den verfügbaren Mitteln zu setzen, Ausgaben und Einnahmen ins Gleichgewicht zu bringen, das ist die Aufgabe der Finanzverwaltung, und das ist der Triumph der Finanzkunst. Im Reich ist die Kunst des Balancirens nun freilich so schwer nicht; denn das Reich kennt eigentlich kein Defizit. Soweit der Gesammtbetrag der Ausgaben den der Einnahmen [illegible] gelangt noch immer der Artikel 70 der Verfassungs[illegible] Anwendung, wonach Beiträge der einzelnen Bundes[illegible] Maßgabe ihrer Bevölkerung zu erheben sind. Die [illegible] kularumlagen sind als eine vorübergehende Einrich[illegible] dacht; denn die Verfassung knüpft ihr Fortbestehen [illegible] Klausel: „so lange Reichssteuern nicht eingeführ[illegible] Reichssteuern sind inzwischen eingeführt, aber die [illegible] sind geblieben. Sie wurden sogar noch fester verank[illegible] dem man sie mit Ueberweisungen in Beziehung [illegible] aus dem Ertrage der Zölle und der Tabaksteuer, [illegible] Ertrage der Verbrauchsabgabe für Branntwein [illegible] Zuschlags dazu, sowie aus dem Ertrage der Reichs[illegible] abgaben fließen. Wünschenswerth erscheint eine Ausg[illegible] beider Posten im Etat, nicht wünschenswerth dagegen [illegible] Spannung zwischen beiden in der Art, daß die Matri[illegible] beiträge sich höher als die Ueberweisungen stellen. [illegible] Wirklichkeit bleibt indeß hinter den Wünschen oft zurück [illegible] die Einzelstaaten müssen es, bis eine anderweite [illegible] gefunden ist, verschmerzen, wenn das Reich gelegen[illegible] ihre Geldtöpfe greift.

Für das Finanzjahr, welches mit dem in mancher Hinsicht interessant gewordenen 1. April begonnen [illegible] von dem Reichsschatzamt ein Mehr an Matrikularbei[illegible] von etwa $33^1/_2$ Millionen veranschlagt worden. Das Reichsschatzamt hatte die Rechnung ohne den Reichstag [illegible] macht. Als der Haushaltsplan in der Budgetkom[illegible] durchberathen war, da mußte Excellenz Aschenborn [illegible] gebniß verkünden, daß nur noch etwa $6^1/_2$ Millionen [illegible] 27 Millionen hatten sich also verflüchtigt. Auf de[illegible] betrag von $33^1/_2$ Millionen war die Tabakfabrikatsteuer [illegible] gebaut. Mit dem Fundament fällt das Gebäude.

Der Rechenstift der Kommission führt eben [illegible] zu anderen Resultaten als der der Verwaltung. [illegible] wollte in der Schätzung der Einnahmen zwar nicht [illegible] feste Regel aufgeben, aber man suchte doch der Wirk[illegible] so nahe wie möglich zu rücken, und brachte deshalb [illegible] dere Umstände, die auf Mehreinnahmen schließen [illegible] mit in Anschlag. So wurde der Titel des Postetats, [illegible] die Porto- und Telegraphengebühren enthält, von [illegible] Millionen auf 259 Millionen heraufgesetzt. Der Steigerungs[illegible] durchschnitt dieser Einnahmen betrug in den letzten [illegible] Jahren 4,63 Proz., und nichts deutet an, daß die ste[illegible] Tendenz im laufenden Jahre eine Unterbrechung er[illegible] werde. Bei den Zöllen und Verbrauchsteuern fanden [illegible] falls Veränderungen statt. Die Einnahmen aus [illegible] Titeln wurden bisher nach dreijährigem Durchschn[illegible] gestellt, so daß z. B. für das Jahr 1895/96 die Jahre 1[illegible] 1892/93 und 1893/94 maßgebend wären, über welche [illegible] schlossene Rechnungen vorliegen. Diesmal kam [illegible] Verwaltung dem Reichstag schon auf halbem Weg[illegible] gegen und nahm die letzten 24 Monate einschließ[illegible] Augusts vorigen Jahres zum Ausgangspunkt der Rech[illegible] Nur bei den Getreidezöllen, die den Wechselfällen der [illegible] unterworfen sind, behielt sie die dreijährige Fraktur [illegible] Prinzipiell fand dies Verfahren in der Kommission [illegible] gung. Vereinzelt wünschte man allerdings, daß [illegible] zwischen bekannt gewordenen Monatsausweise bis [illegible] lich Januar oder Februar dieses Jahres schon [illegible] sichtigt würden. Einem solchen Verlangen trat [illegible] Mehrheit mit dem Hinweis auf die Rechte des Bundes[illegible] entgegen: der Bundesrath treffe seine Entscheidungen [illegible] die größere oder geringere Dringlichkeit der Positionen [illegible] Grund der Uebersicht über die Finanzlage, die im [illegible] des Vorjahres möglich sei, und er würde viell[illegible] anderen Entschlüssen kommen, wenn er den Stand [illegible] Dinge Ende Februar dieses Jahres vor Augen hätte. [illegible] beließ es in dieser Erwägung bei dem Durchschn[illegible] letzten 24 Monate bis August und erhöhte den Ertrag [illegible] Zöllen nur mit Rücksicht darauf, daß 1896 ein Sch[illegible] ist um die Einnahme eines Tages, nämlich um [illegible] Mark. Der Schalttag ist seit 1867 nicht berücksich[illegible] worden; diesmal zog man ihn in Rechnung. Viellei[illegible] auch noch der voraussichtliche Mehrertrag der [illegible]

lle eingestellt werden können, der auf 2,4 Millionen ɪen Fall veranschlagt wird, daß der Zoll auf Baumamenöl nicht prohibitiv wirkt. Doch nach altem Brauch en Gesetze, die noch nicht verabschiedet sind, im Etat berücksichtigt.

Auch bei der Zuckersteuer gibt der Etat die zweijährige tion bis Ende August. Ihr Ertrag war im vorigen sjahr um 5 Millionen höher veranschlagt worden, und steinnahme hat die erhöhte Solleinnahme noch um als 4 Millionen übertroffen. Auch die diesjährigen ikationsverhältnisse lassen einen höheren Ertrag erwarten. Preis für Zucker ist gegen das Vorjahr ungefähr im ältniß von 3:2 gefallen. Mit sinkendem Preis aber t der Verbrauch zu steigen. Im Allgemeinen zeigt sich allmähliche, aber stetige Verbrauchszunahme — im hschnitt der Etatsjahre 1891/92 bis 1893/94 kommen ... Kilogramm inländischen Zuckers auf den Kopf der lkerung —, die bei dem starken Preisfall ein rascheres po annehmen dürfte. Außerdem ist die Produktion gen. Nun wird allerdings der Zucker erst steuerpflichtig, ı er die steuerfreie Niederlage verläßt, die Steueraltung kommt also nicht immer im nächsten Jahr Inkasso; auch ist die Höhe der Verbrauchszunahme her. Immerhin erschien bei so viel Steigerungsmotiven Erhöhung des Regierungsanschlags von 77 Millionen nicht, wie von einem Mitglied der Linken für zulässig rt wurde, auf 100, aber doch auf 80 Millionen sehr gerechtfertigt.

Die Stempelabgaben für Werthpapiere, Kaufgeschäfte Lotterieloose sind durch das Gesetz vom 27. April 1894 oppelt, zum gewissen Theil verdreifacht worden. Man darüber, ob mit der Verdoppelung des Steuersatzes eine Verdoppelung des Steuerertrages eintreten oder as Börsengeschäft in einen Rückgang gerathen würde, ɟer die auf die Steuer gesetzten Hoffnungen vernichtet. ist die Probe gemacht und sie hat den Pessimisten Recht gegeben. Was insbesondere die Kauf- und igen Anschaffungsgeschäfte betrifft, so hat die Stempelbe, die $^{2}/_{10}$ vom Tausend für Werthpapiere, $^{4}/_{10}$ vom end für Waaren beträgt, im Durchschnitt der Monate bis Februar ein Plus von 109 Prozent, also mehr das Doppelte geliefert. Die Kommission glaubte sich alb berechtigt, statt 13,8 Millionen hier 17 einzusetzen. im Rufe besonderer Etatskenntniß stehendes Mitglied Opposition, das früher geäußert hatte, man könne sich r ärgeren Täuschung hingeben, als wenn man erwarte, die Steuer den doppelten Ertrag abwerfe, meinte jetzt r eine Erhöhung des Ansatzes auf 19 Millionen rechtgen zu können, weil ja „alles beweise, daß die Börsener zu einer Verdoppelung des Ertrages führe". — Die nahmen aus der Stempelabgabe für Loose von Privaterien wurde um 411 000 Mark heraufgesetzt.

Doch nicht nur durch Heraufsetzung der Einnahmen, ɪern auch durch Herabsetzung der Ausgaben wurde die stigere Gestaltung des Etatsbildes erzielt. Manche von Mehrforderungen der Verwaltung konnten freilich nicht er Hand abgewiesen werden; denn die wachsenden Gesteund wechselnden Bedürfnisse erheischen gebieterisch Berücksigung. Wer wollte beispielsweise leugnen, daß der Zuftskrieg mit ganz anderen Raum- und Zeitverhältnissen zu nen hat als der Krieg in der Vergangenheit? Die Anspunkte, welche dem Gefechtsleiter bisher der Pulverıpf bot, fallen bei rauchschwachem Pulver nahezu fort, und ıit entfällt die Möglichkeit, sich aus eigener Beobachtung, ın auch nur in großen Zügen, ein Bild vom Stande Gange der Schlacht zu machen. Die Führer müssen halb andere für sich sehen lassen, und sie haben dafür ge zu tragen, daß ihnen das Gesehene rasch gemeldet die daraufhin gefaßten Beschlüsse den Unterführern und ıppen rasch übermittelt werden. Das jetzige Meldeɪonal genügt für diese Zwecke nicht. Die Heeresverwalg verlangt besondere Meldereiterdetachements. Wer kann ihr versagen? Für die Korpsbekleidungsämter wird eine mehrung des Personals gewünscht, da der Geschäftsbetrieb derselben eine größere Ausdehnung gewonnen hat. Diese Aemter übernehmen, insbesondere nachdem die Zahl der Oekonomiehandwerker herabgesetzt ist, mehr und mehr direkt die Anfertigung von Bekleidungsstücken für die Truppen. Also muß das erforderliche Personal bewilligt werden. Ebenso sind die Geschäfte bei den Intendanturen gestiegen. Die Intendanturbeamten haben außer anderen höchst wichtigen Obliegenheiten auch den Schriftwechsel mit dem Rechnungshof zu führen. Am Rechnungswesen darf aber am allerwenigsten gespart werden. Auch große Uebungsplätze sind nothwendig. Das neue Gewehr hat eine größere Tragfähigkeit, und wenn beim Manöver auch nicht scharf geschossen wird, so hat man doch die entsprechenden Abstände innezuhalten. Für fünf Armeekorps haben wir jetzt große Uebungsplätze, aber auch die übrigen Korps marschiren an den Reichstag heran und verlangen für ihre Uebungen ausgedehntere Gelände, die sich übrigens theilweise durch die Ersparniß an Flurentschädigungen bezahlt machen.

Wie zu Lande, so zu Wasser. Auch die Küstenvertheidigung legt Opfer auf, denen man sich unmöglich entziehen kann. Jedes Schiff hat seine Lebensdauer; ist sie um, so muß es ersetzt werden. Diesmal forderte das Marineamt einen Panzerkreuzer und drei kleine Kreuzer. Der Panzerkreuzer „Ersatz Leipzig" hat vom Kreuzer allerdings wohl nur den Namen. Der Sache nach ist er ein Panzerschiff. Er soll nach einem neuen, noch unerprobten Typus gebaut werden, und deshalb ist die Gefahr, daß hier technisch ein falscher Schritt geschieht, nicht gering. Doch auch wer gegen diesen Panzerkreuzer Bedenken hatte, durfte sich nicht der Nothwendigkeit verschließen, die kleinen Kreuzer zu bewilligen. Die alten Kreuzer, zu deren Ersatz diese gefordert werden, sind dienstunfähig, ausgefahren, aufgebraucht, zum Theil noch auf Segelkraft angewiesen. Das bestreitet Niemand. Die Aufgaben, denen die Kreuzer dienen sollen, bleiben bestehen. Das bestreitet auch Niemand. Also müssen neue Kreuzer gebaut werden.

Das Reichsamt des Innern sieht seine Forderungen ebenfalls zumeist bewilligt. Die zweite Rate zur Errichtung eines Reiterstandbildes für Kaiser Wilhelm I. wurde nicht beanstandet, nachdem man erfahren, daß die gesammten Kosten den in Aussicht genommenen Betrag von 4 Millionen nicht überschreiten sollen. Die Ausführung des Denkmals hat man dem Kaiser überlassen. Einige Künstler — vielleicht nur einer — sind am Werke, einen neuen Entwurf auszuarbeiten, der hoffentlich in höherem Maße als der alte Anklang findet. Zur Ausschmückung des neuen Reichstagsgebäudes mit Bildwerken wurden 132 000 Mark für dieses Jahr ausgeworfen. Die Erläuterungen bemerken mit der ganzen Nüchternheit des Amtsstils hierzu: „Es handelt sich darum, für die große Halle vier weitere Figuren zu beschaffen." Außer den „vier Figuren" sollen aber auch „acht Standbilder" hergestellt werden. Ein fertiger künstlerischer Plan, das wissen wir aus dem Munde des Herrn von Boetticher, liegt noch nicht vor. Aber wir zweifeln nicht: es werden irgend welche alte Regenten, in Stein gehauen oder in Bronze gegossen, die Hallen zieren. Man soll es ja nicht fühlen, nicht schauen, daß jener prunkvolle Bau am Königsplatz das Reichstagshaus ist. Mögen die Parlamentshäuser des Auslands Ursprung, Wesen und Werth der Volksvertretung in künstlerischen Gebilden zum Ausdruck bringen, — im deutschen Parlamentsgebäude genügt der springende Hammel an zwei Saalthüren als parlamentarisches Sinnbild und im Uebrigen bedecken sich die Wandflächen, die noch des Malers harren, mit Schilderungen aus der Dynastengeschichte und füllen sich die Nischen, die noch leer sind, mit Dynastenstatuen. Monarchische Autorität, nicht bürgerliche Freiheit, nicht parlamentarische Arbeit, nicht parlamentarische Würde stellt der bildnerische Schmuck des Reichstagshauses dar.

Leider ging auch der Kolonialetat, so beladen von Reichszuschüssen er ist, fast ganz glatt durchs Ziel. Für Südwestafrika, Ostafrika und Kamerun wurden zusammen an offenen Zuschüssen 6 Millionen hergegeben. Dazu treten als solche Zuwendungen, die im Etat nicht besonders

ersichtlich gemacht sind, noch Beträge in Höhe von, gelinde gerechnet, einer Million. Diese Opfer bleiben in absehbarer Zeit erforderlich; vielleicht erhöhen sie sich noch. Fragt man nach dem Nutzen, den ein Kostenaufwand doch in der Regel bringen soll, so wird mit überlegenem Lächeln die Gegenfrage aufgeworfen: Wie kann die Kolonisation schon in zehn Jahren Nutzen bringen? Möglicherweise wiederholt sich diese Wechselrede nach abermals zehn Jahren, und die Kolonialpolitik lebt weiter von Hoffnungen und von Reichszuschüssen. Ein Traum ist indeß durch die gewonnenen Erfahrungen schon zerstört, der Traum vom afrikanischen Neudeutschland, welches demnächst alle die überschüssigen Kräfte der alten Heimath wie eine neue Mutter aufnehmen sollte. Der Zerstörer ist der Leiter der Kolonialabtheilung selbst. Herr Kayser hat es ausgesprochen: Die Ansiedlung von Kleinbesitzern ist zunächst ausgeschlossen „Wohl einzelne Gebiete sind besiedlungsfähig, doch vorausgehen müssen sorgfältige Forschungen über Klima, Bodenbeschaffenheit, Anbaufähigkeit, sowie die Herstellung einer bequemen Verbindung mit der Küste". Es genügt nicht, das Auge an der tropischen Ueppigkeit des Pflanzenwuchses zu weiden; man muß probiren, was dort an Nahrungspflanzen wächst und wie sich das Klima erträgt. Vorläufig ist unser tropisches Gebiet nur für Plantagenbau geeignet. Große Gesellschaften mit großen Kapitalien könnten etwas ausrichten, kleine Leute nicht.

Einzelne Ressorts haben sich indeß auch erhebliche Abstriche gefallen lassen müssen. Der Heeresverwaltung sind Kasernen, Dienstgebäude u. s. w. verweigert worden, der Marineverwaltung Torpedoböte. So kam es, daß trotz der gesteigerten Ansprüche der Verwaltung die Spannung zwischen Matrikularbeiträgen und Ueberweisungen sich bis auf 6½ Millionen verlor. Dieser Erfolg ist um so erfreulicher, als in neuester Zeit möglichst viel Ausgaben, die sonst im Extraordinarium erschienen, auf das Ordinarium übernommen, also nicht durch Anleihen, sondern aus laufenden Mitteln gedeckt werden. Eine feste Grenze zwischen beiden läßt sich schwer ziehen. Das Extraordinarium wälzt die Gegenwartssorgen der Zukunft zu. Hierin nicht zu weit zu gehen, haben wir allen Anlaß. Die Reichsschuld ist schon zu stark gestiegen, als daß man sie gelassen weiter steigern dürfte. Eine gewisse Willkür bei der Zuweisung an den ordentlichen oder außerordentlichen Etat ist nicht zu vermeiden; aber im Zweifelsfalle erscheint es wohl gerathener, die Ausgabe in den ordentlichen Etat einzustellen, als sie auf die Anleihe zu schieben. Dieser Richtschnur folgend, läßt man im Extraordinarium neuerdings fast nur noch laufende Raten und wenig erste Raten mehr erscheinen.

Wäre der vom Reichskanzler vorgelegte Gesetzentwurf über die Finanzreform schon in Kraft, so würde die Sorge um ein Anschwellen der Matrikularbeiträge schwinden. Denn dann kämen Matrikularbeiträge nur in einer Höhe zur Anschreibung, welche diejenige der Ueberweisungen nicht übersteigt. Der Entwurf birgt mancherlei Untiefen und verlangt deshalb, auch wenn man mit seinem Grundgedanken übereinstimmt, eine sehr vorsichtige Behandlung. Doch mit dem Einwand, daß die Matrikularbeiträge um ihres hohen konstitutionellen Werthes in unveränderter Gestalt aufrecht erhalten werden müßten, vernichtet man ihn nicht. Wie gering der konstitutionelle Werth der Matrikularbeiträge ist, zeigt am besten die Behandlungsweise, die der Reichstag ihnen angedeihen läßt. Zunächst erscheint zu Beginn der Session im Hauptetat eine vorläufige Uebersicht über dieselben. Es wird indeß hinzugefügt, daß „die spezielle Berechnung und Repartition in der einstweilen vorzubehaltenden Anlage XIX erfolgen" werde. Nun kommt gegen Ende der Kommissionsberathung Anlage XIX. Die Position „Matrikularbeiträge" wird aufgerufen. Niemand meldet sich zum Wort. Der Vorsitzende der Kommission erklärt — ich fixire diese Worte: — „Ist nichts zu erinnern, weil die Sache rein kalkulatorisch ist. Werde es umrechnen lassen". Nachher verhandelt das Plenum diesen Etatstheil. Der Präsident des Plenums begnügt sich mit dem einen einzigen Wort: „Bewilligt". Zwei Mon[ate] über die Ausgaben diskutirt und nicht eine ganze [...] über die Matrikularbeiträge. Und eine Einrichtung, [die so] behandelt wird, soll ein Palladium des Parlamentarismus sein? Wahrscheinlich scheitert die Finanzreform, doch der Klippe der Matrikularbeiträge brauchte sie [...] nicht zu scheitern.

In der Hauptsache hat das Plenum die Beschlüsse seiner Budgetkommission ratifizirt und dadurch dem [Reichs]schatzamt die Stützen für eine neue Steuer entzogen. [...] die diesjährige Etatsberathung lieferte den Beweis, [daß der] Etat eine wächserne Nase hat. Man kann sie drehen [...] vermag aus den Tausenden von Ziffern ein lichtes, [...]liches Bild zu gestalten und ein trübes, düsteres Bild [...] eben ist das Gefährliche. Es verführt die Regierung [und] die Opposition dazu, ihre Gestaltungskraft daran [zu] proben. Die Regierung kann leicht, wenn sie eine [neue] Steuer durchsetzen will, grau in grau malen, um [das] dringende Bedürfniß nach Mehreinnahmen zu erweisen; sie kann, wenn sie eine Mehrausgabe durchsetzen will, in rosa malen, um das Vorhandensein hinreichender [Mittel] zu erweisen. Umgekehrt läßt die Opposition Wolken [auf]ziehen, wenn sie eine Mehrausgabe bekämpfen will, [und] sie läßt die Sonne durch die Wolken brechen, wenn [sie] eine neue Steuer bekämpfen will. Beide Theile klagen [ein]ander dann der tendenziösen Etatsaufstellung an, und [beide] haben Recht. Eine solide Finanzgebahrung geht den [Mittel]weg. Sie hält sich in der Schätzung der Einnahmen [an] sichere Ziffern der Vergangenheit und nicht an unsichere [Kon]junkturen der Zukunft, an feste Grundsätze und nicht an Muthmaßungen, und sie weicht von der erprobten [...] nur in Fällen ab, wo ganz besondere Umstände dies [recht]fertigen. Bei der Prüfung der Ausgaben wägt sie das [Be]dürfniß der Verwaltung sorgsam gegen die Steuerkraft [des] Landes ab.

Zehlendorf, Anfang April.

Hermann Pachnicke

Wilbrandt's Osterinsel.

Ein Zerrbild von Nietzsche!, so hieß es, als [...] Wilbrandt's neuer Roman „Die Osterinsel"*) zuerst [in] einer Zeitschrift veröffentlicht wurde. Ob und wie [...] Gestalt Nietzsche's Wilbrandt vorschwebte, als er [...] Helmuth Adler schuf, das weiß ich nicht; aber er [...] plastisch und lebensvoll, er schuf Menschen und [...] Dichtung. Wenn er das Zerrbild einer wirklichen [Persön]lichkeit gab, that er es wohl, weil die Seele des Künstlers nicht eine photographische Kamera ist; und wenn [die Ge]danken eines anderen in seinem gedankentiefen Werk [ver]zerrt erscheinen, so sind sie es, wie ein Weizenkorn [...] wird, wenn es in die Erde fällt, um Wurzeln zu schlagen. [...] Gedanken anderer sind an sich immer todt: sie müssen [in] jeder Persönlichkeit zersetzt werden, um in jeder neu [...] werden. „Kein Glauben aus Glauben, ungeprüft, doch [...] Suchens nährende Wonne", so hat es Wilbrandt selbst [ein]mal ausgedrückt.

Auf der Osterinsel ruht es wie eine große [...] Aber Wilbrandt selbst ist nur in langsamer Entwicklung der geworden, der er ist. Er hat Jahrelang in den [...] der politischen Tagesschriftsteller gekämpft und er hat [...]lang nach flimmernden Theatersternen gegriffen. Er [...] selbst seinen „Dornenweg" gegangen. Darum ist die [...] die auf seinen letzten Romanen ruht und die er jüngst [...] der Bühne zu bannen suchte, nicht die Stille eines [...]lichen Studirzimmers; sie ist wie Waldesstille. Seine [Ge]danken sind wie die Gedanken eines Wanderers, der [...]

*) Stuttgart 1895. J. G. Cotta.

m Sommer auf das feuchte Gras des Waldes streckt; ist, als löste sich seine Persönlichkeit von ihm los, als e sie in das bewußtlose All unter, als würde er eins dem Moos, mit der Erde, mit den Pflanzen. Und ist ihm wieder als wäre das All kein stilles, todtes; rubt Kräfte zu hören, die sich regen, der Boden scheint beiten, ihm ist, als würde sein Selbst in den ewigen eprozeß verstrickt. Und so ist es mit der großen Stille ildbrandt's Weltanschauung: es ist das Sicheinsfühlen er Natur, aber diese Natur schläft nicht, sie arbeitet, wird. Darum ist Wildbrandt immer wieder zu dem ne der Seelenwanderung zurückgekehrt, weil er sich fühlte mit der Natur; und darum hat er in seinen Werken immer einen Werdeprozeß gegeben, weil er r Entwicklung das wahrhaft Seiende erblickt. Wenn seinem neuen Roman wirklich Nietzsche's Persönlichkeit beschäftigt hat, so kam es ihm doch nur darauf an, das en eines solchen Selbst zu ergründen; und wenn er nken aufnahm, haben sie einen ganz persönlichen ß durchmachen müssen; aus einer Philosophie des und des Nichtseins wäre eine Philosophie des ens geworden.

Die Osterinsel ist die östlichste Insel Ozeaniens. Sie einsam im stillen Ozean, ihr Klima ist milde und ihre ation üppig. Auf ihr soll der philosophische Traum uth Adler's verwirklicht werden: aus dem Affenmenschen, dem Menschen der heutigen Kultur soll sich dort der rmensch, der Uebermensch entwickeln. Die Menschheit en Menschen überwinden, wie sie den Affen überwand. ngelt ist das immer geschehen; die großen Männer der issance haben es gethan. Aber die Menschheit selbst mer wieder zum Herdenvieh, zum zweckmäßig denkenden, inen bauenden Thier herabgesunken. Auf der Osternun soll sich eine Gemeinschaft solcher zusammenzen, die an sich arbeiten wollen, die bereit sind, mit Kräften danach zu streben, sich hinaufzuentwickeln. sollen sich mit Gewalt durchsetzen und sollen Herrenl hegen. Sie sollen die blasse Entsagungstheorie überen, und dionysisch mit allen Fasern an dieser Erde en und alle ihre Kräfte in sich aufsaugen.

Die Osterinsel wird zu dem Magnetberg, von dem das deutsche Volksbuch erzählt. Je mehr sich das Schiff nähert, desto toller wird die Fahrt; angesichts des s fliegen die Nägel und eisernen Klammern aus den en, und das Schiff versinkt. Je mehr sich Helmuth in Gedanken seinem Ziele nähert, desto unstäter n seine Gedanken; er verfällt dem Größenwohnsinn, t in seiner Herrenmoral beinahe einen Todtschlag, und donn in Verzweiflung unter.

Wildbrandt hot, als er seinen Helmuth Adler schuf, den umgekehrten Weg eingeschlagen, den ein Künstler geht: er hat zu den Gedanken und dem Wollen den akter geformt. Aber der Charakter ist dennoch ganz wahr geworden. Adler ist eine Kraftnatur, körperlich eifstig. Er hat das Leben in seinen besten Früchten gen, er war glücklich. Hinter ihm liegt die melancholische gtheit des Schopenhauerthums, aber hinter ihm liegt sein Glück. Bei stiller Todtenwacht bei der Leiche Frau entsteht ihm seine Philosophie. Diese Frau war hrer Art ein vollkommener Mensch, und ganz schlicht die Tochter von ihr: „sie hatte Glück und war Glück.“ großen Theil ist Adler's Philosophie ein Dithyrambus ie Todte; die Menschheit soll werden wie sie war. Aber Wahnsinn des Schmerzes ist Geburtshelfer der neuen nken gewesen, und dieser Wahnsinn verläßt ihn nicht. Er zieht engere und enge Kreise um ihn bis er ihn llt. Einem echten Freunde wird der Laufpaß gegeben, einen falschen Freund, seinen Neffen, nimmt Adler bei uf. Der verkauft sich an die Sozialisten, und nutzt Negative der Adler'schen Philosophie zu sozialistischen eden aus. Es kommt zu packenden, dramatischen Szenen ie Osterinsel versinkt in den Fluthen.

Die Osterinsel ist wie der Gral in der alten Sage Dichtung. Die Ritter ziehen aus, das heilige Gefäß zu suchen. Sie bestehen Kämpfe und Gefahren, aber sie finden es nicht. Wenn es ihnen zu Theil wird, dann ersteht es zuerst in ihrem eigenen Innern. Die Osterinsel und die Philosopheme, die auf ihr Verwirklichung suchten, sind untergegangen. Das Schiff, das ihr zustreben sollte, ist noch im Hafen gescheitert. Aber es entsteht eine neue Osterinsel rein geistiger Art. Zwei Menschen, die zu den ganz intimen Gestalten Wildbrandt'scher Kunst gehören, schließen einen Bund mit einander; sie wollen sich fürs Leben angehören, und in ihrem Innern soll die geistige Osterinsel erstehen.

Die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts hat, und das ist eines ihrer Hauptmerkmale, ihre Grenzen nach unten hin erweitert, sie hat die Poesie des „Unpoetischen“ entdeckt. Sie hat da eingegriffen, wo die holländischen Maler aufhörten, aber sie hat sie nach anderer Richtung hin fortgesetzt. Es ist keineswegs nur die Freude am Charakteristischen, was sie geleitet hat: sie hat zuerst Menschen ins Auge geblickt, denen eigentlich charakteristische Züge ganz zu fehlen scheinen, Leute des Mittelschlags, die sich in Nichts hervorthun und die es ängstlich zu vermeiden suchen, daß man ihnen ins Auge sieht, zum Theil, weil sie selbst überzeugt sind, daß sie nichts Bemerkenswerthes in ihrem Innern bergen; die Kunst aber hat die stille, bescheidene Poesie solcher Seelen entdeckt. Und sie ist den Situationen nachgegangen, die das linkische Benehmen solcher Naturen herbeiführt, und hat sie nicht komisch ausgebeutet, wie es die Holländer wohl gethan hätten, sondern hat das eigenthümlich Rührende, den stillen Zauber des gemeinhin Uncharakteristischen heraus empfunden. Die Malerei ist vorangegangen. Adolf Wilbrandt hat zuerst in seinem sonst ganz verfehlten Lustspiel „die Maler“ in Else „dem sächlichen Wesen“ eine solche Gestalt geschaffen, und er ist seit seinem „Hermann Ifinger“ unbeirrt auf diesem Wege weitergegangen; er hat das Innerlichste, Beste seiner eigenen Kunst so gefunden. Zwei solche Naturen sind es denn auch, in denen die Osterinsel geistig ersteht.

Helmuth Adler liegt schwer erkrankt auf dem Bette. Sein verstoßener, junger Freund, der Arzt Karl Schweitzer, hat ihn zum Schlafen gebracht. Leise verläßt Schweitzer das Schlafzimmer; in dem Vorraum trifft er auf Adler's Tochter Malwine, die er seit langem liebt. Und da kommt es zum ersten Mal zu einer Aussprache zwischen den beiden, und diese Aussprache ist fast ganz stumm. Während des aber steht Schweitzer da — auf seinen Strümpfen; die Stiefel hält er vorsorglich auf seinem Arm. Und diese Situation ist für die beiden Gestalten selbst ganz charakteristisch. Er ist ein blonder Riese mit einem Herzen, wie ein Kind. Mit Malwines kleiner Schwester spielt er „Onkel Löwe“; dann kriecht er auf allen Vieren und brüllt; oder sie ist seine „Schubkarre“. Ihm ist es ganz natürlich mit dem Kinde so herumzutollen, und es gehört zu dem Schönsten, was Wildbrandt geschrieben, wenn er sie so beim Herumtollen ganz unmerklich erzieht. Auch er ist eine Kraftnatur, aber eine ganz naive, er weiß nicht, wie es in seinem Innern aussieht, er beschäftigt sich nie mit sich selbst. Seine Gedanken suchen das Weite, sie schweifen am Horizont der Menschheit. Er ist ein Gedankenschwärmer, wie Wildbrandt sie liebt. Und sie ist ein Bäumchen, auch voll gesunder Kraft, aber das Bäumchen konnte in seinem Erdreich nicht recht gedeihen. Immer wurde ihr die Mutter vorgehalten, die ganz Grazie und dabei ganz natürlich war, und es wurde ihr gesagt, so mußt du es auch machen. Und dadurch ist sie ängstlich geworden und sogar unwahr. Aber in dem Gefühl des Verfehlten ihrer Existenz und in der Echtheit ihrer Bescheidenheit liegt auch die Kraft der Entwicklung. Als Schweitzer endlich in ungelenken Worten wirklich um sie anhält, da sagt sie: „ich brauche keine Fürsorge, kein Mitleid“. Und nachher als sie sich doch gefunden haben: „nicht wahr, es ist wirklich nicht Mitleid? Mich verfolgte seit Wochen die Angst: alles ist nur Mitleid.“

Die Osterinsel wird den beiden zum Symbol. Die verstorbene Mutter, die Glück war, wird nun auch Glück für die Tochter. Das Phantastische und das Uebermensch-

liche fällt von der Philosophie ab. Wie Adler sie von einer rein menschlichen Natur abstrahirt hatte, so entsteht sie den beiden wieder vermenschlicht, im Bilde der Todten. Ein jeder ist eine Menge, sagen sie sich; eine Menge von Eigenschaften, Trieben, Stärken, Schwächen. In dieser Menge soll er sich eine Aristokratie begründen, er soll in sich die Auslese machen vom Tüchtigsten, Besten, vom — Menschlichsten. Freilich, es ist nicht viel, was da von den ursprünglichen Gedanken übrig geblieben ist. Sie sind in der Tragik des Buches geläutert worden, und nur ganz Weniges hat Wildrandt als der eigenen Natur adäquat empfunden. Und auch dies Wenige ist verwandelt: statt des Uebermenschenthums schlichtes Menschenthum, statt des brutalen Seinwollens, still innerliches und bescheidenes Werden.

Künstlerisch steht die Osterinsel ganz auf der Höhe Wildrandt'schen Schaffens, dicht neben seinem Hermann Ifinger. Die Menschen wachsen sich aus innerhalb der Grenzen ihrer Charaktere, und Zeitgedanken wandeln sich in Ewigkeitsgedanken. Das Lied vom steten Werden, das jeder Frühling neu singt, ist die Grundmelodie, die durch das ganze Buch klingt. Da muß man es vergessen können, wenn an den Zweigen hier und da noch Winterlaub hängt.

Ernst Heilborn.

Italienische Volkslieder.

Nicht Jedem ist es vergönnt, auf den Bergen bei Pistoja, bei Siena, Bagni di Lucca aus dem Munde des Volkes jene Improvisationen zu vernehmen, die uns im bestrickenden Wohllaut der Sprache zeigen, wie leicht Wort und Reim sich aneinander fügen, wie stark der Sinn für Poesie noch im italienischen Volke ist. Aber selbst die Sammlungen der Volkslieder dringen selten über die Alpen. Aus den „Canti popolari toscani" des Abbate Tigri sind die bekanntesten vielleicht die aus Paul Heyse's Antologia oder aus seinen trefflichen Uebersetzungen. Unter diesen Umständen dürften wir wohl eine „Blumenlese"[*] mit Freuden begrüßen, die mit Fleiß und Geschick aus [illegible] Einzelsammlungen und [illegible] das Charakteristische gewählt hat. Jedem [illegible] ist eine kurze Einleitung vorangestellt über Art und Sitte der Gegend [illegible] begleitende [illegible]. Dazu sind fünfzig [illegible] beigefügt [illegible] nicht [illegible] haben [illegible] denn auch [illegible] Die Armuth und das [illegible] und [illegible] sie [illegible] der „die [illegible] zu haben, [illegible] oder der, „welcher sie in den Mund [illegible]".

Der [illegible] mit in diesen einfachen [illegible] melancholischen Weisen mancher Anklang finden an die [illegible] [illegible]

[illegible]

dell'Impero", heimgesucht wurde; am wunderlich[illegible] vielleicht aus den Sette Comuni, unweit des [illegible] und Brentathals, das sogenannte Cimbrische, gleich [illegible] schwachen Nachhall aus den Zeiten der Völkerwan[derung]. Es ist eine Canzonetta sacra:

> Darnaach viartausong Jahr — az bar Adam hat gaveh [illegible]
> ist kemmet af disa belt — dar ünzar libe Gatt.
> Ear (er) af dar belte kommete — un steet vor hörtan [illegible]
> büarlenten (geboren) von Maria — zo rairenche [illegible]
> (bereichern den [illegible])

Trotz allem Einfluß gelehrter Kunst hat das [illegible] sich seine Eigenart bewahrt, und es möchte schwer [zu ent]scheiden sein, ob die in den verschiedensten Dialekten [wieder]kehrenden Rispetti — von respektvollem Gruß an [illegible] abgeleitet — in Sizilien oder in Toskana — den Ausgangspunkten der poetischen Litteratur — [zuerst ge]sungen wurden. Wie einst die Troubadours ihre [illegible]lischen Gesänge — noch zu Dante's Zeit — durch [illegible] erklingen ließen, dann die Cantatori die Piazza, so [illegible] die Liedesklänge der Rispetti, Stornelli, Vilote [illegible] zu Ort, fast wie singende Vöglein. Wer kann [illegible] das Entstehen und Wiedergeben zwischen Kunst- und [Volks]poesie aufs Genauste feststellen? Wem steigt nicht [illegible] schönen tieftraurigen toskanischen Rispetto eine [Erinne]rung auf:

> Se tu sapessi ancor quanta l'è doglia
> Il ricordarsi del tempo passato!
> Quando ci penso tremo piu che foglia,
> A quel che l'ero a quel che son tornato
> Quando ci penso piu che foglia tremo
> A quel che son toranto a quel che l'ero.

Klingen diese Verse nicht an die wohlbekannte[n] Dante's an:

> Nessun maggior dolore — Che ricordarsi —
> del tempo felice nella miseria?

> Ach wüßtest Du, wie schwer zu tragen hat,
> Wer sich erinnert an vergangne Zeit!
> Denk' ich daran, so zittr' ich wie ein Blatt,
> An das, was einst ich war und was ich heut'
> Mehr zittr' ich wie die Blätter an den Zweigen,
> Denk ich was heut mir blieb, was einst mir eigen.

Polliziano schreibt an Lorenzo di Medici:

. . . „Wir lesen auf dem ganzen Wege gewisse Reisen[illegible] Marienlanzenen auf welche mir besonders phantastisch [illegible] pendente erschienen . . . sowohl in der Nacht als selbst im [illegible]

Und mancher Nachhall derselben findet sich [illegible] seinen Rispetti, im köstlichen: „Ben venga Mag[gio] El gonfalon selvaggio", — das wildgewachsene [illegible] oder der Maibaum, den junge Mädchen umhertrugen [illegible] Nachrichten zeigen die Wechselwirkung zwischen [Volks- und] Kunstpoesie.

Wie in Uhland's Volksliedersammlung nie[der-] und oberdeutsche Lesarten des gleichen Gesanges, [so finden] wir Wohlbekanntes auch in Italien durch die ver[schiedenen] Dialekte. Nur mit dem Unterschied, daß das deut[sche Volks]lied nach mannigfachen Wandlungen größtent[heils ins] Hochdeutsche übertragen und zum Gemeingut [illegible] geworden ist, während in Italien jeder Dialekt [illegible] thum behält. Das reizende sizilianische: La [illegible] quanna si scumpagna, heißt in Toskana:

> La [illegible] compagna
> [illegible]
> [illegible] si bagna
> [illegible] torbidosa
> [illegible] si accompagna
> [illegible] si posa
> [illegible] si percuote il petto,
> [illegible] oh che tormento

> [illegible] Genossin
> [illegible] leben nun,
> [illegible] verbrochen
> [illegible] andres [illegible]
> [illegible] entschlafen,
> [illegible] ruhn:
> [illegible] Flügel an
> [illegible] meine Seen!

auf Sizilianisch:

Fannu la pace principi a signuri
E nui pirchi nui nun l'avemu a fari? etc.

nisch:

Fanno la pace principi a signori
Così la posson far due amatori etc.

Den Frieden schließen Fürsten, schließen Herrn,
Do läg es doch Verliebten auch nicht fern.

Das anmuthige Venezianische: „Oh Dio del ciel che xè la mia" u. s. w. lautet fast wörtlich dem Toska- n gleich:

O Dio del ciel che pena è la mia
Aver la lingua e non poter palare!
Passo davanti alla ragazza mia
La vedo e non la posso salutare!
E la saluto con la mente e il cuore.
Giacchè la lingua mia parlar non puole;
La saluto col cuore e colla mente.
Giacchè la lingua mia non puol dir niente.

O Gott im Himmel, welche harte Pein:
Die Zunge haben und kein Wörtchen sagen,
Der Liebsten nahe und doch ferne sein,
Sie sehen und sie nicht zu grüßen wagen!
Und grüß ich mit dem Herzen, dem Verstand,
Ist meine Zunge doch wie festgebannt,
Mit dem Verstand, dem Herzen grüß ich sie,
Und dennoch sagt es meine Zunge nie.

r diesem, in allen Dialekten wie bei allen Völkern verwandten Singen und Sagen von Liebes Leid und finden wir auch eigenartigere Töne angeschlagen, dem kter der Gegend, der Beschäftigung, der Neigung des angemessen. So wiegt im Piemontesischen mehr der vor zum Erzählen abenteuerlicher Geschichten. Viel- haben sich hier die Erinnerungen an die Romane und sagen am längsten erhalten, welche neben dem proven- en Gesang, in der lingua d'Oil herüberwanderten nach talien, wie die Rolandslieder und andere. Auch jetzt dort, „fern von den Städten, in einsamen Dörfern, auf n" — wie Nigra berichtet — „ein Ereigniß, das die tasie erregt hat, in Verse gebracht, einer Melodie an- t, dann von Ort zu Ort gesungen". Daher überwiegen Piemontesischen die Canzoni storiche, romanzesche, nd Stornelli, Strambotti, als Liebesgruß und Ant- seltener hier erklingen. Da haben wir unter den ie": Vendetta per amore, La madre resuscitata — iederauferstandene — La monaca sposa — die Nonne Braut, — worin der Liebende es fertig bringt der Ge- n, die man soeben hinter seinem Rücken ins Kloster cht, heimlich den Ring an den Finger zu stecken, f ein Mönch rasch die Trauung vollzieht. Dann ert la madre del soldato über den bösen Napoleon, r den Sohn nach Rußland geschleppt hat; Un' Eroina ihren Gemahl, der eine Art Blaubart zu sein scheint, t es ihrem Bruder und geht dann nach Rom zur e. Die schwermüthige Melodie, der Text der „Donna barda", erscheinen, nach Cesare Correnti's Ansicht, wie eine düstere Erinnerung an die schreckliche Rosa- e.

Aus Venedig ist, neben Melodien zur Vilota und nata, die Weise aufgenommen, in welcher die Gondoliere rsten Gesang aus Tasso's befreitem Jerusalem sangen. e hat ihn noch vernommen, aber schon im Jahre 1842 t Berti, man bekomme ihn nur noch von wenigen olieren zu hören. Die melancholische Weise zu: „Canto e pietose, il capitano", erhält durch die Triolen eine hümliche Modulation, fast dem Wellenschaukeln ver- bar. Charakteristisch für das Leben und Treiben auf Wasser, auf den Lagunen sind eine Menge anmuthiger r Lieder:

In mèzo al mare ghe zè un palo fitto,
In su chel palo vogio 'ndarghe (andare) a stare
Co' serà 'l tempo de pagar l'afito,
Vôgio volare via come un cocale (gabbiano)
Co' serà 'l tempo l' afito pagare
Via come un cocal vôgio svolare!

Mitten im Meere steht ein sichrer Pfahl
Auf diesem Pfahle will ich fürder leben,
Rückt für die Miethe näher das Quartal,
Will ich der Möwe gleich die Flügel heben.
Und ist es zum Bezahlen an der Zeit,
Fort will ich fliegen wie die Möwe weit.

Oder:

L'amor del marinèr no dura un' ora
Per tutto dove va, lu 'l se inamora;
E se l'amor del marinèr durasse
No ghe sarava (sarebbe) amor che ghe impatasse (gli uguagliasse).

Nicht eine Stunde bleibt der Seemann treu,
Wohin er geht, verliebt er sich aufs Neu,
Könnt' seine Liebe Dauer je erreichen,
So wär' ihr keine andre zu vergleichen.

Der Gesang über die falsche Sirene wiederholt sich im Venezianischen, wie im Sizilianischen:

In mezzo al mar ghe canta la sirena
Che la indormenzare i barcaroli
La fa voltar le barche sotto l'acqua
Quando la canta come inamorata;
La fa voltar la barcha sôto e sôra
Quando la canta bén la traditora. (Venezianisch.)

A menzu mari oci sta la sirena. (Sizilianisch.)

Dort mitten in dem Meer singt die Sirene
Sie lullt den Schiffer ein mit ihrem Lied,
Das durch den Zauber seiner Liebestöne
Gar bald das Schifflein in die Tiefe zieht.
Sie dreht das Boot, sie wendet's her und hin
Mit schönen Klängen, die Verrätherin.

Höchst eigenartig ist der Gesang der Pfahlschläger, der Batti-pali, mit dem sie das Eintreiben der Pfähle ins Wasser, auf denen die Häuser ruhen, begleiten. Ohne diesen Gesang könnten sie, wie sie behaupten, ihr schweres Gewerbe gar nicht betreiben. (Pullè).

Issèlo in alto, eh! eh! E poi lassèlo, ah! eh! Na le caverne, ah! eh! Dove nol vede, ah! eh!	Fin al capèlo, eh! eh! Andare abasso, eh! eh! Orende oscure, eh! eh! Nè sol, nè luna, eh! eh! etc etc.
Hebe ihn hoch, Eh! Eh! Und dann laß ihn nieder, Eh! Eh! In die tiefen Höhlen, Eh! Eh! Wo er nichts sieht, Eh! Eh!	Hoch bis zur Spitze, Eh! Eh! Hinab in die Tiefe, Eh! Eh! Die grauenvoll finstern, Eh! Eh! Weder Sonne noch Mond, Eh! Eh! ꝛc. ꝛc.

Traurig, monoton dazu die Melodie, lang ausgedehnt der letzte Ton oder Schrei. Weiterhin singen sie den Ruhm von Venedig, bitten Gott um Kraft und Hilfe und enden mit dem Avemaria.

Eigenartig muthet es an, wenn wir auf Venezianisch lesen:

Luce (luca) la luna in mez (mezzo) al mar.
O mamma mia mi voi marida (maritar).

Hell glänzt überm Meer des Mondes Schein,
O Mutter bald möcht ich verheirathet sein.

Neu ist solcher Wunsch nicht, denn aus dem Jahre 1282 finden wir in einem der Notarbücher aus Bologna, die eine reiche Fundgrube geworden sind, die folgenden Verse:

„Mamma lo temp 'è venuto
Ch'eo mi voria maritare.

Mutter nun ist die Zeit gekommen,
Da ich gerne verheirathet wär . . . .

In dem ersten wird die Tochter mit der Mutter nicht einig über den zu wählenden Gatten, in Bologna will Letztere überhaupt noch nicht darauf eingehen; immerhin besteht zwischen diesen Documenti d'amore für den Zeitraum von 600 Jahren noch große Uebereinstimmung.

Wandern wir nach Korsika, so erzählen uns die Lieder, „Voceri" genannt, von Blutrache, Todtenklagen, eigenthümlichen Sitten; der z. B., daß die Frauen im Hause nicht am gleichen Tisch mit den fremden Gästen, nicht einmal in

demselben Zimmer essen dürfen. Verse und Melodien haben einen überaus ernsten, melancholischen Charakter.

„Eju (Jo) filova la mia rocca
Quando intesu un gran rummore:
Era un colpu di fucile
Che m'intrunò ddu (nel) lo còre.
Parse ch'unu mi dicissi:
Corri u to' fratellu mòre!

Spinnend saß ich an dem Rocken
Als ich großes Lärmen hörte:
S'ist ein Flintenschuß gewesen,
Der mir ganz das Herz verstörte.
Schiens doch, als ob Jemand sagte:
Fort! Dein Bruder ist erschlagen.

In ihrer Verzweiflung beschließt sie dann, sich als Mann zu kleiden, das blutige Hemd als Pfand an sich zu nehmen, denn: Keiner sei mehr da, der sich den Bart wachsen ließe bis er Vendetta geübt habe; Ilario sei todt, die Mutter dem Tode nahe, darum:

D'una razza cusì granda
Lasci sòla una surèlla
Senza cugini carnali
Povera, orfana, zitella . . . .
Ma per tà is to bindetta (vendetta)
Stà sigùru, vaste euch 'ella.

Eine Schwester blieb vom großen
Stamme nur, von so viel Lieben,
Ohne Vettern, Waise ist sie,
Arm und unvermählt geblieben . . . . .
Doch auch sie genügt, sei ruhig,
Die Vendetta auszuüben.

Dazu die eigenartige Melodie, die Anfangs fast das Schnurren des Spinnrades anzudeuten scheint.

Und nun das sonnig-frohe Neapel! „L'autore d'e ccanzone è Cupindo, puveta (Cupido, poeta) e cantatore da un munnu (mondò) di secoli fa"; . . . . Cupindo eva Napulitano" . . . .

„Der Verfasser der Lieder ist Cupindo, Dichter und Sänger seit einer Welt — einer Unendlichkeit — von Jahrhunderten; . . . . Cupindo war ein Neapolitaner". So versicherte eine Frau in Neapel, als man sie fragte, wo sie all' die Lieder her hätten, die sie bei der Weinlese, beim Hacken, Jäten, Eseltreiben, Lastentragen, kurz überall singen, der Jahreszeit, dem Ort, den Umständen angemessen. Wo aber sollte man zu wählen anfangen, da eben der Dichter „Cupindo" das Liebesthema auch hier nur in seiner alten Weise variirt und wir bekannten Anklängen an toskanische, umbrische, venezianische Rispetti und Stornelli begegnen. Originell sind dagegen die Wiegenlieder (Ninna Nanna) die wir freilich auch in allen anderen Provinzen antreffen, in denen aber hier, wie überhaupt im südlichen Italien, Maria, Joseph, die heilige Anna eine besonders große Rolle spielen; oft werden förmliche Familienszenen aus ihrem Leben geschildert. Dann finden wir einen melancholischen Erntegesang, beim Mähen und Binden zu singen, aus den Abruzzen, eine besonders klagende Weise aus Noto (Sizilien), die in langgezogenen Tönen den Gesang der Nachtigall nachzuahmen scheint. Eigenthümlich sind in Sizilien die religiösen Passionsgesänge und die ergreifenden Lieder der Carcerati der Gefangenen.

Matri, ca (che) chiancirei (piangeraste) ura (ora) pri (per) ura
Tuttu ddu (il) latti chi dàstivu a mia
Vui siti morta 'ntra 'na sepoltura
'mmenzu li guai lassastivu (voi lasciaste) a mia
Ora 'un (non) mi (vi) cci addisiu (desidero) manco (nommeu) p'run ura
Cà notti e jornu (giorno) sempri chiancirai!
La vostra armuzza (anima) po' priari ognura
Ca Gesù Cristu allibirassi (mi liberasse) a mia.

Beweinen würdest du zu jeder Stunde
Die Milch, o Mutter, die du mir gegeben,
Du liegst begraben jetzt im tiefsten Grunde,
Und mich ließt du im Elend hier am Leben
Jetzt wünscht' ich dich nicht her, für keine Stunde,
Denn Tag und Nacht würd' es nur Thränen geben!
Doch deine Seele bete jede Stunde,
Daß Christus mag der meinen Freiheit geben.

Auch aus Kalabrien sind Kerkergesänge in die S[...] lung aufgenommen. In Sizilien werden außer C[...] Barkarolen, Ritornellen (ciuri-fiuri), Blumen genann[...] meist mit dem Namen einer Blume beginnend, noch [...] Arietten gesungen, etwa der „Canto nobile", zu [...] die Texte fast alle von Giovanni Meli herrühren. [...] Gregorovius verdanken wir eine Uebersetzung seiner [...] Hier finden wir die Anklänge an Theokrit, wie an [...] nicht minder in den unübertrefflich schönen, [...] Rispetti und Stornelli toscani, für uns auch leicht[...] ständlich, ist doch die Sprache Dante's, Petrarca's [...] lienische Nationalsprache geworden. Gar zu verl[...] wäre es, noch Einige der reizvollsten anzuführen, ab[...] suche nur selbst in der Fiorita und wird sobald nicht [...] werden. Um von den letzten schwachen Spuren [...] griechenlands eine Probe zu geben, mag noc[...] Serenata aus der Terra d'Otranto Platz finden.

Teio 'na veveraggio ne mu cami,
(Voglio che tu mi faccia un regalo)
giacca ti mò 'minè i cardia cammèni:
(giacchè mi rimase il cuore arso [dite]
me rìai ce tremàsso sa calàmi
(ho freddo e tremo come canna)
ce mu votà i ciofàli san anèmi:
(e mi gira la testa come arcolaio)
Tuo veveraggio su jurèo ivo,
(Questo regalo ti cerco io)
na su stunnisi c'ivò nà se do.
(che tu ti avegli ed io ti vegga)

Corig[liano]

Nur ein Geschenk will ich sollst du mir geben,
Da mir um dich das ganze Herz entbrannt:
Ich friere, wie ein Schilfrohr muß ich beben,
Mein Kopf wird wie ein Rad herumgewandt:
Nur um das Eine sprech ich jetzt dich an,
Daß du erwachst und ich dich sehen kann.

Straßburg. Bettina Jacobson.

Ein amerikanischer Ethiker.

In dem klassischen Lande kirchlicher Sekten habe[n] vor etwa zehn Jahren „Gesellschaften für moralische K[...] gebildet, welche sowohl durch ihren völlig antikirch[...] Charakter und durch ihre tiefen sittlichen Ideen, als [...] durch den Einfluß, den sie bisher auf Europa, insbe[...] auf Deutschland gehabt haben, in hohem Grade bemerk[...] werth erscheinen. Der Begründer dieser in allen gr[...] Städten Nordamerikas bereits zahlreiche Anhänger zähl[...] Vereine ist der Prediger William Salter in Chicago[...] interessante und ungewöhnliche Persönlichkeit. Salter [...] als das Ziel seiner Bestrebungen den Satz hin: „in [...] hängigkeit von den religiösen Dogmen der Vergang[...] der Sache des Guten zu dienen". Er steht ganz au[...] der christlichen Kirchen, welche heute in Amerika eine [...] ordentliche Macht, nicht zwar über die Gemüther, wo[...] über das Geldspind der kirchlich Gläubigen besitzen; — [...] Rechtgläubigkeit gehört jetzt zum guten Ton der „hö[...] Gesellschaft im Lande des Dollars. Unser Reformat[or] sucht eine moralische Wiedergeburt seiner Landsleut[e] [...] er das Werk aufnimmt, welches die großen Landes[...] bisher zumeist ungethan gelassen haben. Er hat daher [...] die ganze Union ein Netz von Vereinen gegründet, [...] durch Hunderte seiner Apostel und Schüler halten [...] und eine Bewegung hervorgerufen, welche jetzt schon [...] bestehenden Kirchen bedeutenden Abbruch thun. Neben [...] lehrung und sittlicher Erhebung ist Armen- und Kra[nken]pflege unter den Mitgliedern organisirt, wobei den [...] ein großes Maß von Thätigkeit eingeräumt ist. Aber [...] sehen wir den Segen eines freien Landes. Noch [...] hat einer der einflußreichen amerikanischen Kirche[n...]

:wagt, gegen diese gefährliche Konkurrenz den Staat zu zu rufen. Auch hier — wie auf wirthschaftlichem Ge- — gilt die freie und ungehemmte Bethätigung der : des Einzelnen. . . .

Offenbar handelt es sich hier um eine religiöse Reform- gung, welche im Grunde doch wiederum keine religiöse da es Salter wesentlich darauf anzukommen scheint, nur aus der für die heutige Gesellschaft geltenden ıl alle mythischen, legendarischen und halbhistorischen ente auszuscheiden, sondern sie auch auf den Empfin- en des Gemüths und der wissenschaftlichen Ueber- ıngen des Geistes neu aufzubauen. Er hofft daraus re und edlere sittliche Wirkungen für den Einzelnen für die ganze Gesellschaft zu erzielen. Aber wer die ichte unserer an die philosophische Wirksamkeit Ludwig rbach's sich anlehnenden, in den vierziger und fünfziger en blühenden „Freien Gemeinden" kennt, wird in dem ıdgedanken Salter's nichts Neues finden. Auch hier bekanntlich das Bestreben dahin, unter Elimination Historisch-Dogmatischen auf rein anthropologischer s eine Ethik aufzurichten, von welcher man sich nach- zere sittliche und soziale Wirkungen versprach, als von Herrschaft der bisherigen mit angeblichen Thatsachen ichtlich operirenden Konfessionen.

Aber warum ist die große Bewegung der Sintenis, ı, Wislicenus, Kirchoff, Baltzer u. A. gescheitert? Ge- ılich hat man den Einwurf zur Hand, daß jede in em Stile geplante religiöse Reformation, welche auf Massen wirken soll, des mystischen transcendenten Ele- s nicht entbehren darf, und daß Feuerbach's Anthropolo- us mit seinen „kahlen" Naturgesetzen diesem tiefsten ischen Bedürfnisse der menschlichen Seele nichts geboten . . . Wohl! Aber das ist die Hauptursache des Fiaskos : groß angelegten Reformbewegung doch nicht allein ge- n. Vielmehr war es noch der vereinigte Druck, die Koati- der staatlichen Reaktion und der kirchlichen Orthodoxie, jene junge Bewegung unterlag. Ueberdies fehlte n deutschen freigemeindlichen Predigern, meist gedrückten :rn konsistorialer Unfehlbarkeit, der große soziale und ıtorische Zug, der das Auftreten Salter's und seiner ınde charakterisirt.

Vor mir liegt ein stattlicher Band: „Die Religion Moral"*) betitelt, eine der neuesten Publikationen des müdlichen Reformators. Es sind dies Vorträge, welche ı der „Gesellschaft für ethische Kultur" in Chicago, dis- dem Centrum der Bewegung, gehalten hat, und die der lich verstorbene Berliner Prof. Georg von Gizycki, Anhänger Salter's und Mitbegründer der „Gesellschaft ethische Kultur" in Berlin so vortrefflich ins Deutsche :tragen hat, daß sie sich wie ein gut geschriebenes deut- · Buch lesen. Salter ist aber auch ein interessanter, ınkenreicher Schriftsteller, ein Mann von Geist, der zu besten Stilisten seines Landes gehört —, er steht in ug auf Weite des geistigen Horizonts und fesselnder Dar- ung kaum Emerson nach. Er hat nichts vom trockenen, rakten Ethiker, nichts vom salbungsreichen, langweiligen ralisten: ist er ein völlig modern empfindender Schrift- er, dem selbst seine hohe Moralphilosophie nicht gestattet, : Zuhörer und Leser zu langweilen. — In der That egt er sich durchweg auf den Höhen ethischer Betrach- z; aber wo er, wie in den sozialpolitischen Erörterungen — · über die Lohn- und Wohnungsverhältnisse der Kohlen- Eisenarbeiter in Pittsburg und anderen industriellen tren der Union — in das volkswirthschaftliche Detail ıbsteigt, da fühlt man wohl heraus, daß er hier nicht eigener Anschauung und Erfahrung, sondern aus frem- Quellen schöpft. Doch sind solche sozialpolitische Ex- e nur selten. Der größte Theil der hier vereinigten Vorträge hat religionsphilosophische und ethische Fragen ı Gegenstande. Indeß gibt die fortwährende Bezugnahme die heutigen kirchlichen, sozialen und sittlichen Zustände Gesellschaft dem abstrakten und weltfernen Gegenstande etwas sehr Naheliegendes und Vertrautes. Wie hätte Salter auch hoffen können, sich bei seinen philosophischen Problemen im Allgemeinen so abgeneigten Landsleuten Gehör zu verschaffen? Man zeige mir einen Amerikaner, der, wenn er nicht etwa ein starrer Hochkirchlicher ist, für den solche Fragen schon in der Bibel gelöst sind, eine spontane Neigung für Probleme mitbringt, wie die hier behandelten: Was ist eine moralische Handlung? Gibt es in der moralischen Welt Gesetze, die es an Allgemeingültigkeit und Unumstößlichkeit mit den Naturgesetzen aufnehmen? Welche innere zwingende Macht liegt den Geboten der heutigen Moral zu Grunde? Und weist dieses zwingende Element auf eine höhere, transcendente, transplanetarische oder gar transmundane Sphäre hinaus? Oder sind diese Moralgesetze konventionelle, aus sozialen Zweckmäßigkeitsgründen hervorgegangene Bestimmungen, die im Laufe der Jahrtausende staatlichen Lebens eine unumstößliche Autorität erlangt haben? Und von den ethischen steigt er zu den religionsphilosophischen Problemen auf: Was ist das psychologische Wesen der Religion? Liegt ihren wechselnden historischen Formen etwas objektiv Wahres zu Grunde? Was war der sittliche und gesellschaftliche Erfolg ihrer einst und noch jetzt so mächtigen Institutionen? Darf die sittliche Zukunft der Menschheit sich auf legendarische und zweifelhaft historische Ereignisse stützen?

Salter hat sich einen möglichst weiten Begriff von Religion gebildet. Jede menschliche Gefühlsteigerung, in die das Individuum ganz aufgeht, enthält Elemente der Religion: die ihr Kind innig umschlingende Mutter, der in sein Werk vertiefte Künstler, jeder wahrhaft empfundene ästhetische Genuß, jede bedeutende seelische Erregung (die „laetitia" im spinozistischem Sinne) ist religiös —, quantitativ verschieden allerdings je nach der Höhe, Erhabenheit und Tiefe des Gegenstandes, der in uns diese Gefühlssteigerung erzeugt. Nun ist aber die wohlverstandene Moral, weil sie mit der tiefsten Natur der Seele und der innersten Natur der Dinge zusammenhängt, diese Quelle, aus welcher die höchsten Seelenerregungen fließen. Folglich ist die Moral die Basis aller wahrhaften Religion, nicht umgekehrt, wie es Jahrtausende hindurch die mythologischen Konfessionen bis auf die Gegenwart herab behauptet haben. Und darin glaubt Salter mit allen großen ethischen Systemen — mit Plato, dem die Idee des Guten „Gott" ist, mit der Stoa, mit Spinoza und Kant — übereinzustimmen. Die Unabhängigkeit aller Moral, die sich ihm fast mit dem Gesetze der Gerechtigkeit deckt (hier wieder in Uebereinstimmung mit Plato, dem die δικαιοσύνη die schwerste aber auch die höchste und der Inbegriff aller Tugenden ist) geht so weit, daß, wenn auch kein „Gott" wäre, wie das Wort gewöhnlich verstanden wird, das innerlich Zwingende des Moralgesetzes nicht aufhören würde, denn es gehört zur Natur der Seele. „Ja wahrhaftiger noch als das Gesetz der Schwerkraft, sagt er, zur Natur der Körperwelt gehört, macht das Moralgesetz das Wesen aller empfindenden Wesen aus. Ich kann mir vorstellen, daß es ein anderes Gesetz geben könnte als dieses, nach welchem die Weltkörper sich im Verhältniß ihrer Massen und im umgekehrten Verhältnisse des Quadrats ihrer Entfernungen von einander anziehen und sich um einander bewegen. Aber für vernunftbegabte Wesen kann es kein anderes Gesetz als das der Gerechtigkeit geben."

In Bezug aber auf die schwierige Frage des Verhältnisses des physischen Welt- und des moralischen Sittengesetzes weist Salter alle versuchten Parallelen ab, welche die gesellschaftlichen Anziehungs- und Abstoßungskräfte mit der kosmischen Attraktion und Repulsion der Naturstoffe verglichen haben. Das sind metaphysische Träume, welche keine haltbare Basis für eine wahrhafte Sozialethik geben. Diese ist nur in dem physisch-psychischen Triebleben der Menschen zu suchen, die der Natur desselben gerecht wird. Indem der Mensch aber in seinem Verhalten dieser entspricht, erfüllt er auch ein allgemeines und — sein eigenes Weltgesetz: denn „Wie die Fluten des Ozeans pochen, in Antwort auf der fernen Himmelskörper Puls, so schlägt das menschliche Herz im innersten Gleichklang mit der Bewegung des Weltalls."

*) Leipzig. W. Friedrich.

Ein großer Theil der Salter'schen Vorträge ist der christlichen Dogmatik und Moral gewidmet. Der philosophisch gebildete deutsche Leser wird allerdings aus diesen Kapiteln mit Verwunderung entnehmen, daß hier Dinge als neu vorgetragen werden, welche längst der großen religionsphilosophischen Strömung in Deutschland während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts angehören. Wer die Werke Schleiermacher's, Christian Ferdinand Baur's und seiner Tübinger dogmen- und bibelkritischen Schule, die Schriften Bruno Bauer's und David Strauß' kennt, dem hat der amerikanische Prediger in Bezug auf die Kritik der Evangelien nicht viel Neues zu sagen. Salter hat — er gesteht es offen ein — die Ergebnisse deutscher Forschung mit Verständniß benutzt, was seinem Buche durchaus nicht das Verdienstliche nimmt, da er es wesentlich für seine in den Fesseln kirchlich-dogmatischer Gebundenheit noch liegenden Landsleute bestimmt hat. — Was insbesondere die Moral Jesu betrifft, so ist er ebenso gut ein Apologet als ein Kritiker derselben. Er nimmt sie allerdings in Schutz gegen ihre angebliche Lohnsüchtigkeit, gegen den Vorwurf eines Mangels an feinerem Ehr- und Persönlichkeitsgefühl, sowie an wirthschaftlichem Selbsterhaltungstriebe; auch den Vorwurf weist er zurück, daß Jesus keinen Sinn für Familienleben gezeigt habe. wie Sakja-muni und Mohammed, obgleich er den jetzt so beliebten Parallelen zwischen buddhistischer und christlicher Moral und ihrer Vergleichung mit Bezug auf Reinheit und Erhabenheit ihrer Lehren nicht alle Berechtigung absprechen möchte. Aber wenn er dem passiven Quietismus Buddha's nicht das Wort reden will, so noch weniger dem unstaatlichen Charakter der christlichen Moral. Er beklagt den allgemein anerkannten Mangel an Offenheit und Ehrlichkeit des Intellekts auf Seiten derjenigen, welche die Diener und Verkünder der historischen Konfessionen sind und er setzt ihnen die Forscherehrlichkeit, die Unerschrockenheit und Selbstlosigkeit der Männer der Wissenschaft entgegen. Er prüft die Aussprüche Jesu, der Apostel und der Kirchenväter über den Staat und die Gerechtigkeit und findet hierbei, daß, wenn man den Evangelien sowie den Schriften des Tertullian, Cyprian und Augustinus die entsprechenden Aussprüche der antiken Philosophen, der römischen Kaiser und Rechtsgelehrten entgegenhält, diese letzteren eine viel höhere und würdigere Auffassung vom Staate und seinen Aufgaben haben, als jene mit ihrem stereotypen und ermüdenden Hinweis auf den Himmel, was wohl vielfach nichts als ein Ausweg war, um heiklen Fragen der Politik auszuweichen. Salter frägt, ob wir irgendwo in den Evangelien und Kirchenvätern einen Satz finden, wie in den „Betrachtungen" des philosophischen Kaisers Marc Aurel, daß es zum Begriff eines freien Staates gehöre, daß alle Bürger gleich seien und daß er es für seine Aufgabe halte, ein Königthum zu verwirklichen, welches es sich zur ersten Pflicht macht, die Freiheit der Bürger zu schützen (Medit. I, 14). Oder wenn ein berühmter römischer Jurist lehrte: So weit das Naturrecht in Betracht komme, sind alle Menschen gleich. Oder, nach dem Naturrecht sind alle Menschen frei geboren und dergl. Wo findet man einen ähnlichen Ausspruch von moderner politischer Anwendbarkeit im Evangelium oder in den Kirchenvätern?

Trotz alledem aber möchte Salter als das Ziel aller religiösen Entwicklung den christlichen Ausdruck „Reich Gottes" beibehalten wissen, den er mit der universalen Tendenz der christlichen Religion in engen Zusammenhang bringt. Aber er entkleidet das Wort seines ursprünglichen mystisch-transcendenten Sinnes und überträgt es so ins Moderne, daß er ihm einen idealen Sinn unterlegt. Der moderne Mensch, meint er, bei aller seiner Hingebung an das gegebene Staatsganze dürfe doch nicht ganz in das augenblicklich Gegebene aufgehen. Mitten im Kampfe der Gegenwart müsse er innerlich, d. h. in Gesinnung und Seele einer anderen höheren Ordnung der Dinge, als die ist, welche ihn umgibt, angehören. Aber diese ist keine mystische, sondern eine solche, zu deren Verwirklichung er selbst beitragen kann, zur Realisirung des Menschheitsganzen als des einheitlichen sittlichen Organismus, wie ihn die beiden größten Ethiker, Fichte und Schleiermacher, und [...] gesinnter Naturforscher Alexander von Humboldt (K[...] Einleitung) genannt haben. Doch geben wir Salt[er] das Wort: „Vielleicht können wir es eine Verbr[...] nennen, da hierdurch die Idee der Vergesellschaftung [...] gemeinsamen höheren Interesses, eines gemeinsame[n] [...] einer gemeinsamen Freude höchst wirkungsvoll und [...] wegend in uns erregt wird. Es ist eine Sehn[sucht] [...] uns nach Verbrüderung. Wir werden von dem [...] Ziel der nationalen Selbstkultur, die jetzt meh[r] [...] ist, alle Köpfe und Gemüther erfüllt, noch wenig[er] [...] friedigt, wie unsere Vorfahren vor zweihundert Jahr[en] [...] dem Ideal des religiösen Seelenheils und unsere V[...] einem Jahrhundert von dem schöngeistig-ästhetische[n] [...] einer individuellen Glückseligkeit durch den einsame[n] [...] des Schönen. Das sind heute überwundene Stadien [...] geistigen Lebens. In unseren tiefen Augenblicken [...] wir hinauszugehen aus unserem Selbst und uns [...] zu erheben und zu fühlen, daß wir Theile eines gr[...] gemeinsamen Ganzen sind und daß wir in demselbe[n] [...] als eine bloß private Mission haben. Das indiv[...] Wohl und Glück, nach welchen wir naturgemäß ve[...] wollen wir nicht nur für uns selbst gewinnen, sonder[n] [...] wünschen, daß es komme in Folge unserer Weltbez[...] als eine Art von Gabe, Dank und Segen des [...] Ganzen. Und wenn das Gesetz für mich das Ge[...] Alle ist. wenn die Fluth und Freude des universelle[n] [...] mich durchfließen und ich weiß, daß es nicht länger [...] arme. endliche und gebrechliche Selbst ist, welche[s] [...] sondern das ewige Welt-Selbst, was in mir lebt [...] unendliche Welt-Zweck, der mich vorwärts führt, [...] lasse mich von dieser großen Empfindung tragen: [...] ich Religion". Wen erinnert dieser Hymnus au[...] nicht an unseren Schleiermacher, als er noch un[...] Einflusse Platon's und Spinoza's, die „Reden über [...]ligion" und die „Monologe" schrieb? Ganz dieselbe [...]siastische Hingabe an die Idee des Universums, ganz [...] inbrünstige Verlangen, sich von diesem Allheits[...] durchdringen und sich durch ihn zur höheren sittliche[n] [...]läutern zu lassen.

Aber Salter ist nicht bloß Religionsreformer, [...] auch Sozialethiker sein. Er spricht viel von den „so[...] Problemen, von den sozialpolitischen „Aufgaben" seine[r] Ethik. Man würde indeß in dem unaufhaltsamen [...] dieser rhetorischen Ergüsse völlig vergeblich nach eine[m] [...]baren sozialpolitischen Vorschlag suchen, der über [...]strakteste Allgemeinheit sich erhöbe. So viel wir sehe[n] [...] ein Gegner der sozialistischen Utopien, aber seine [...]meinten philanthropischen Ideen enthalten, bei aller [...] des Herzens, bei aller prophetischen Kraft des Wor[...] der sie hier vorgetragen sind, inhaltlich doch wenig [...] was nicht schon von europäischen Schriftstellern [...]tung, nur etwas nüchterner und präziser, gesagt word[en] [...] Seine Empfehlung der Produktiv-Assoziationen mit G[...]betheiligung, ferner eines umfassenden Arbeiterschu[tzes] [...] dergl. hat nicht mehr den Reiz der Neuheit. . . .

Nichtsdestoweniger hat der hohe Prophetenton, [...] er diese Dinge vorträgt, nichts Gemachtes, weil ma[n] [...] daß er aus einem edlen Sinne und einem vollen [...] kommt. Salter gehört zu den ideal angelegten Natur[en] [...] Schlage Raph Waldo Emerson's, die von Zeit zu Z[eit] [...] der großen transatlantischen Republik auftreten, um [...] leidenschaftlicher Erwerbsjagd begriffenen Landsleute [...] und mahnend auf die Forderungen eines edleren und [...]loseren Lebensideals hinzuweisen. Es ist ein er[...] Zeichen für das Vorhandensein eines guten Kerns [...] Natur des Amerikaners, daß solche Stimmen nicht [...] verhallen: Salter's ethisch-religiöse Schriften gehören [...] den gelesensten in der amerikanischen Union. Für D[eutsch]land aber haben William Salter's Schriften noch ei[n] [...]besonderes Interesse. Unser großes philosophisches [...] liegt längst hinter uns. Von dem Reichthum und [...] der humanitären Ideen, die hier durch das reaktionä[re] [...]hundert entstellt, verstümmelt und zerstört sind, hat [...]

der Ozeans ein Bruchtheil zu einer neuen ethisch-reli- -sozialen Lebensanschauung herauskrystallisirt, welche jetzt iesenstädte der großen Republik zu erleuchten beginnt, auch ihr Licht auf die alte deutsche Heimath wieder ckstrahlt.

Moritz Brasch.

Alphonse Daudet: La petite Paroisse.

Ist man alt und liest Romane, so findet man darin oppeltes Vergnügen. Einmal hat man die Erregung der Geschichte, die erzählt wird, und dann die Anregung der Art, wie diese Geschichte erzählt wird. Bei jungen n ist der Eindruck einfacher. Sie hören nur das Echo eigenen Leidenschaften, und sobald sie das Buch schließen, sie wieder bei sich selbst. Haben sie einen Augenblick Leben Anderer gelebt, so geschah es, weil es dem ihrigen ; und wenig liegt ihnen daran sich klar zu machen, auf je Weise man sie gerührt hat. Der Roman ist ihnen Spiegel, der sie entzückt, weil sie sich selbst darin wieder- n, und den sie zerbrechen, wenn er ihr eigens Bild nicht ckwirft. Der alte Leser ist weniger mit sich selbst be- tigt. Ist seine Lektüre beendigt, so lebt er noch einige mit den Persönlichkeiten weiter, die ihm gefallen haben. en seine Eindrücke lebhaft oder schwach, günstig oder ge? Er zählt sie auf, er klassifizirt sie, und geht dann zu dem über, der sie hervorgerufen hat, zu dem Autor. zergliedert sein Talent und studirt es. Heißt aber der r Alphonse Daudet, so unterhält man sich längere Zeit ihm. Hat Daudet in diesem Werk sein gewöhnliches n' entfaltet? Ist dieser unvergleichliche Schriftsteller ein r seines Schmerzes geworden und schreibt er bereits mit nder Hand? Keiner dieser Mängel ist sichtbar; weder in rfindung noch in der Ausführung zeigen sich die Spuren Schwäche des Alters. Ich will versuchen das zu be- den, indem ich damit beginne, die dramatische Geschichte rzählen, die genügt, den jungen Leser zu ergreifen, und n ich dann die Kunst darlege, mit der die Erzählung grt ist, jene Kunst, an der alte Leser, wie ich einer bin, esonderes Behagen haben.

Richard Fenigan, ein großer Jäger und ein großer er in der Seine und Oise, hat ein armes Findelkind irathet. Seine Eltern hatten sich in Draveil nieder- ssen. Madame Fenigan verliert frühzeitig ihren Gatten, Notar, der sich von den Geschäften zurückgezogen hatte. alle liebenden Mütter kann sie für ihren Sohn sich ein Glück denken, das sie ihm selbst verschafft hat. verheirathet ihn mit einer Waise, die in einem Kloster Nachbarschaft aufgezogen ist. Hübsch und reizend flößt a ihrem Gatten eine rasende Leidenschaft ein. Ihre viegermutter glaubt in ihr alle aus Unterwerfung und nntlichkeit hervorgehenden Garantien des Glücks, für sie drei, zu finden. Alle ihre Hoffnungen würden sich auch irklicht haben, wenn in der Nachbarschaft des Land- es, in dem sie leben, sich nicht das Schloß Grosbourg ben hätte, Eigenthum des Generals und Herzogs von ntara, der mit einer reichen Jüdin verheirathet ist. leich von der Gicht geplagt, ist der Herzog immer noch unempfänglich für weibliche Reize, die er von ferne, von m Lehnstuhl aus, bewundert. Er hat einen Sohn mit besseren Gesundheit, die dieser dem Dienste der bösesten enschaften weiht. Charlexis ist der Name dieses Sohnes, zehn Jahre sein Alter. In seinen Briefen, welche die ihlung unterbrechen und die uns Daudet mittheilt, er- en wir, daß er es auf keine andere Laufbahn abgesehen als auf die Karriere der Liebe, und daß er sich wenig die militärische Schule kümmert, die er nach dem Willen s Vaters durchmachen soll. Während der General und n Frau abwesend sind, verführt Charlexis seine junge barin Lydia. Da er am Wassersport Gefallen findet, so het er eine Yacht und entführt eines schönen Tages Lydia Fenigan, die ihn am Bord der Yacht „Blau-Weiß-Roth“ Gesellschaft leistet. Welch ein Schlag für Richard! Er ist untröstlich. Vergeblich sucht ihn der Pater Merivet, der Gründer der kleinen Pfarrkirche, welche dem Roman seinen Titel gegeben hat, zu beruhigen. Welche Bewandtniß hat es mit dieser Kirche? Der Gründer derselben erzählt uns selbst deren Entstehung, indem er Richard zu trösten sucht. Auch er ist die Beute der Eifersucht gewesen, auch er hat das Weib tödten wollen, das ihn täuschte, aber er ist von der Gnade berührt worden und hat ihr verziehen; zum Andenken daran hat er an der Straße nach Corbeil eine kleine Kirche errichtet. Richard antwortet ihm mit bösem Lachen, daß seine Erzählung nur beweise, wie im Verrathen und Lügen alle Weiber einander gleich seien, daß aber unter den Männern sich nicht viele von seiner Güte und Nachsicht finden würden.

Charlexis ist als Verführer auch unbeständig; er erzählt uns selbst, daß sein Honigmond von kurzer Dauer war. Bald wird er seiner Geliebten untreu und verbannt die arme Lydia nach der Bretagne, wo sie vergeblich der Yacht und ihres Verführers Charlexis, des Vaters ihres Kindes, harrt. Niemand läßt sich blicken. Endlich jedoch naht ihr Hilfe. Aber von wem? Man wird es nicht leicht errathen. Von ihrer Schwiegermutter! Sie ist in jener Kapelle, die der alte Merivet errichten ließ, ebenfalls von der Gnade berührt worden. Während sie in der kleinen Kirche niedergekniet war und mit halblauter Stimme das: Vergieb uns unsere Schulden, wie wir vergeben unseren Schuldigern: gebetet hatte, waren ihren Augen Thränen entflossen, eine innere Erleuchtung war eingetreten, sie hatte ihr eigenes Unrecht erkannt und sich gelobt, das Glück ihres Sohnes wieder herzustellen. Bisher hatte sie versucht, ihren Sohn sein ungetreues Weib vergessen zu machen. Sie hatte zu dem Zweck sogar eine junge und hübsche Nichte an sich gezogen, die er früher einmal hatte heirathen sollen, die er in seinem Unglück aber weder als Geliebte noch als Gattin sich denken kann.

Nachdem Madame Fenigan ihren frommen Entschluß einmal gefaßt hat, geht sie sofort daran, ihre Schwiegertochter aufzusuchen. Sie kommt ihr zu Hilfe, beerdigt das Kind des Verführers Charlexis und kehrt, fünf Wochen, nachdem sie ihn verlassen hatte, eines Novembermorgens zu ihrem Sohne zurück. Es scheint, daß alles gut geht und die Ehegatten sich wieder vereinigen werden. Man trifft alle Vorbereitungen für die Wiedervereinigung der Ehegatten, aber im Augenblick, wo das Paar ins Ehegemach treten will, wird Richard in der Erinnerung an das Vergangene von einer schrecklichen Erregung befallen. Er verliert den Kopf und flieht nach Algier, wo er Sammlung und Vergessen sucht. Endlich glaubt er die Vergangenheit überwunden zu haben. Er kehrt in der Begleitung Merivets, der ihn in Algier aufgesucht hatte, über Marseille zurück. Eilig strebt er der Heimath zu. Da will es das Schicksal, daß gerade in derselben Zeit Charlexis todt am Waldesrande gefunden wird. Wer ist der Mörder? Es liegt nahe, Richard dafür zu halten. Oder ist es Lydia, die sich an dem Verführer rächen oder sein ewiges Schweigen herbeiführen wollte? Der Untersuchungsrichter, obgleich ein Verwandter Richards, läßt diesen arretiren. Alles scheint sich der Wiedervereinigung der Gatten entgegenzustellen. Da liefert sich der wahre Schuldige selbst aus. Charlexis Mörder ist ein alter Forstwächter, der die Ehre seines Kindes gerächt hat. Der große Herr hatte, während er in einer Nachbarstadt in Garnison lag, ein kleines Dienstmädchen, mehr verdorben als hübsch, seiner Aufmerksamkeit gewürdigt. Die Kleine hatte ihm rasch ein Stelldichein bewilligt, und das war in so grausamer Weise gestört worden. Die Schuld ist sonnenklar und Richard kann mit seiner Frau ein neues glückliches Leben beginnen. Alles erscheint geklärt — bis auf Lydias Geburt. Wie? wenn sich nun eines schönen Tages herausstellen sollte, daß Lydia die Tochter eines Königs ist? Würde ihr Glück ihr dann nicht doch allzu kleinbürgerlich erscheinen?

Wer weiß, ob sie der Größenwahn nicht heimsuchen

würde? In dieser, wie in jeder anderen Beziehung können wir freilich völlig ruhig sein. Ein armer Alter, der gerade zu der Zeit, da Lydia gefunden wurde, in der Gegend anwesend war, stirbt während dieser Vorgänge und erzählt vor seinem Tode, daß Lydia seine Nichte sei, das Kind fahrender Leute, die es hatte weiter ziehen lassen, um bei dem Kinde bleiben zu können. Gerade aus diesem Grunde hatte man ihn auch so oft überrascht, wie er längs der Mauer des Klosters entlang irrte oder sich auf das Gitter lehnt, das die Besitzung des Uzelles umschloß. Er wachte über seine Nichte. Richard's Geschichte und die von Lydia können also enden wie die Feenmärchen: sie waren sehr glücklich und sie hatten viele Kinder, für Mme. Fenigan dieselbe Zukunft unter Zufügung weniger Buchstaben: sie hatte viele Enkelkinder.

Erscheint meinen Lesern diese Inhaltsangabe interessant? Wenn nicht, so liegt das daran, daß sie schlecht gelungen ist, denn ich bin bereit zu schwören, daß dieser Roman neben anderen Vorzügen jenen Besitz, amüsant zu sein, man liest ihn mit solchem Eifer, daß man Bedauern empfindet, wenn man zum Ende gelangt ist. Erzeugt dagegen meine Inhaltsangabe einen Eindruck, wie ich ihn beabsichtigt habe, so gebührt alles Lob Alphonse Daudet, der mit so viel Kunst und so viel Talent zu erzählen weiß. Ich möchte hierfür einige Beweise liefern und die Empfindungen jenes gealterten Lesers mittheilen, von dem ich zu Beginn meiner Ausführungen sprach.

Die Chronologie braucht nicht die Herrin der Romanschriftsteller zu sein, und so hat Daudet zur Eröffnung seines Werkes ein besonders pittoreskes und wichtiges Ereigniß benutzt.

Es ist Sommer, die Stunde für den Fischfang, elf Uhr, und Richard besteigt sein Boot, das auf der Seine liegt. Er hält die Leine in der Hand und da hört man, wie die Hausglocke rasend geläutet wird. Es ist zu zeitig, als daß dies schon der Ruf zum Frühstück sein könnte. Auf dieses wiederholte Läuten entschließt sich Richard zu antworten. Er gibt das Fischen auf; er geht zurück nach Hause. Auf seinem Wege begegnet er einigen weniger wichtigen Personen, mit denen wir so ungezwungen bekannt werden, Merivet und die petite Paroisse werden uns vorgestellt, deren Geschichte wir später erfahren werden. Schließlich sind wir in Uzelles und wir erfahren mit Richard zugleich, daß seine Frau geflohen ist; Mm. Fenigan theilt uns das mit.

„Deine Frau ist davon, mein Kind, und das ist die einzige Freude, die sie uns jemals gemacht hat," sagt sie brutal, fast triumphirend, zu ihrem Sohn.

Diese Szene ist trefflich erdacht, schon wenige Seiten genügen, um die Personen des Dramas lebensvoll hinzustellen.

Wie sollte man die Gestalt des Prinzen Charlexis, die ihre Besonderheiten hat, uns nahe bringen. Ihn von verschiedenen Seiten zu portrátiren, wäre schwerlich das Richtige gewesen, diesen jungen Helden von achtzehn Jahren, der von den Studien nichts wissen will und nichts von der militärischen Laufbahn; der nichts will als das Weib und die Liebe. Was thut Daudet? Er öffnet einen Brief des Prinzen und theilt uns den Inhalt mit. Jener Brief ist zufällig an einen vertrauten Freund gerichtet und er zeigt uns den Schreiber in voller Gestalt; von Geburt korrumpirt, geistreich, liebenswürdig, verführerisch; dieser junge Mann glaubt an nichts, und er kann sich nicht vorstellen, daß ein Prinz in dieser Welt anderes zu thun haben könnte, als sich zu amüsiren, soviel er kann. Diese Korrespondenz deren Geheimniß wir verletzen, kommt uns gerade im rechten Augenblick vor die Augen und wir schöpfen aus ihr alle nothwendigen Angaben, um den Briefschreiber richtig beurtheilen zu können. Daudet braucht kein Wort selbst zu sprechen, und das ist ihm gewiß angenehm, denn er hätte mit moralisirender Strenge sich äußern müssen. Auch die Szene, welche die Bekehrung von Mme. Fenigan schildert, ist musterhaft. Es gehörte ein ungewöhnliches Talent dazu, um eine so völlige Umkehr möglich und wahrscheinlich zu machen. Die Charaktere ändern sich in dieser Welt nicht leicht, vor allem nicht, wenn die Menschen nicht … sind und wenn sie gut nicht sind.

Alle Krisen in dem Empfindungsleben der Person… ziehen sich in Szenen von solch' packender Kraft. Der … Roman der Thatsachen mit seiner Fülle an Handlun… Interesse. Jeder bleibt auf seinem Platze, Verfa… sonen und Leser.

Daudet lebt zu sehr mit unserer Zeit, als daß … die Ideen unserer Tage annehmen sollte. Er ist … denen, die sie beeinflussen und die sie theilen. Und … wir denn in der „Petite Paroisse," wie er in leb… Form die neuen Theorien über den Ehebruch vorträ… sind in die Praxis übertragen. Früher, selbst … einigen Jahren, wurde die Gestalt des Gatten auf dem … oder im Roman stets einem Niederträchtigen oder … Dummkopf zugewiesen. Die George Sand wandte … Beredtsamkeit auf, um die unveräußerlichen Rech… Leidenschaft zu vertheidigen, und der Gatte, welch… Rechte beschränken wollte, wurde der Lächerlichkeit … Tode überantwortet. In einer natürlichen Reaktion … man später „dem Schuldigen" wenigstens mildernde Um… Ganz allmählich ist der Gatte denn interessant … er erhielt einige der Eigenschaften des Liebhabers … eines schönen Tages wurde er der Held des Schluß… er öffnete die Arme, sein Weib stürzte sich in seine … Arme und mit einem Kuß auf die Stirn sagte er … verzeihe Dir. Ich habe weder die Zeit noch den … Platz, um die schwierige Frage zu erörtern, ob die … die Sitten ändern oder ob die Sitten es sind, welch… Romane anders gestalten. Ich beschränke mich dara… Thatsache festzustellen und ich finde in dieser Thatsa… neuen Grund, Daudet zu bewundern um der Kunst … mit der er uns die drei Gestalten zeigt, mit der … Antheil nehmen läßt an ihren Leidenschaften, mit der … bestimmt, uns über den Tod von Charlexis ebenso … wie über die Wiederversöhnung von Richard und … Sie beginnen das Leben von Neuem und dieses Mal … sie gute Aussichten auf eine glückliche Zukunft … denn sie kennen alle Grausamkeiten des Unglücks … Grund aus. Mutter Fenigan wird die Ehe ihres … nicht stören; sie hat Alles vergessen, selbst jenes … das sie verübt hat. Ein neues Leben wird ihne… nur Freuden bringen; das ist eine Lösung für die Optim… Die Pessimisten freilich können auch für ihren Stan… einiges anführen. Einwürfe fehlen ihnen nicht, … das zukünftige Glück dieser Menschen in Zweifel … wollen. Ist es wahrscheinlich, daß Menschen sich so … Aendert man jemals im reiferen Alter seinen Chara… Kann der Mensch, wie er zu sein pflegt, für imme… zeihen? Verflüchtigen sich in Nichts unterdrückte … schaften? Wird Richard in unserem Falle nicht, … seine Frau mit einem Offizier der nächsten Garnis… lanterien tauschen sieht, in ihr Ohr den Namen „Char… flüstern! Und dieser Name wird leicht in seinem Ge… niß wieder auftauchen; und welche Erinnerungen … bei ihr wachrufen? Die Zeit macht nicht immer weiser, … leicht wird sie an das Schlußdrama vergessen und sich … die schönen Tage des Beginns in Gedanken zurückru… Fahrt auf dem Mittelmeer, die Sonne und den … Himmel dort! Und wenn sie Gewissensbisse hat! … Frauen, die glauben, daß die beste Art, sie zu zerstreu… ist, von Neuem das alte Spiel zu beginnen. … hat man auch einen zweiten Geliebten. Es gibt nur … dessen Schicksal endgültig und gerecht geregelt ersch… jungen Prinzen, der hienieden die Vergeltung seiner … gefunden hat. Freilich auch über seine Grabschrift … Optimisten und Pessimisten noch in Streit gerathen. … ihre Diskussion zu einem Ergebniß nicht führen, … ich doch einen Punkt, über den man gleichwohl … Verständigung gelangen wird; und das ist der: … Daudet besitzt noch sein ungewöhnliches Talent … Petite Paroisse" beweist es von Neuem.

Paris. Arthur Baign…

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

m Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). onnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

n der „Kreuz-Zeitung" ist in gesperrtem Druck t:

Die konservative Partei hatte von vornherein der „Umsturz- kein besonderes, erhebliches Gewicht beigemessen, von der Auf- ausgehend, daß der Kampf gegen den Umsturz durch Straf- ngen allein niemals in wirksamer Weise geführt werden könne."

er Parteitag der Deutsch-Konservativen Bayerns in rg ging noch einen Schritt weiter und nahm ein- eine Resolution gegen die „Umsturzvorlage" an.

ie Nebenmänner der Kreuzzeitungsleute, die Frei- tiven, beginnen gleichfalls verdüsternde Nebelflecke „Umsturzvorlage" zu entdecken. Die „Post", das der Partei, wagt sich mit Vorbehalten heraus und et diesen und jenen Punkt, der zu ernsten Bedenken geben könnte; und dabei muß man sich erinnern, e drei freikonservativen Vertreter in der Kommission h waren, der Vorlage ihre jetzige Gestalt zu geben, ß sie schließlich für die Vorlage in jener Gestalt, die e hat, gestimmt haben.

nd wiederum die Nebenmänner der Freikonservativen ks, die Nationalliberalen, haben jetzt jede fromme Scheu abgeworfen und blasen mit einer Entrüstung, die sich beständig steigert, gegen den Entwurf Sturm. Zuerst waren es nur wenige Blätter, ihnen voran die „Kölnische Zeitung", welche sagten: Wir danken schön für diese Fangeisen, die ganz dazu eingerichtet sind, wahllos Sozialdemokraten und nicht Sozialdemokraten abzuschlachten. Damals gab es noch nationalliberale Blätter, die von oben herab die Bewegung gegen die Umsturzvorlage als lächerliche Exaltationen einiger unberufener oder irregeführter Menschen bezeichneten. Dieses Lied verstummte bald; zuerst offerirten vereinsamt einzelne Versammlungen und Körperschaften gegen die Haltung der Partei; dann folgten ganze Landestheile, wie Baden und heute fallen nicht mehr jene wenigen nationalliberalen Blätter auf, die das Umsturzgesetz von Anbeginn an mißbilligten, sondern man beginnt sich einigermaßen vergeblich nach solchen Blättern der Partei umzusehen, die für den Entwurf noch zustimmende Worte haben.

Daß die Kreuzzeitungspartei ihre Haltung wesentlich verändert hat, kann man nicht behaupten.

Daß die nationalliberale Partei dagegen die Verhältnisse heute durchaus anders als noch vor Wochen, und ganz anders als vor Monaten betrachtet, ist unzweifelhaft.

Meminisse juvabit

Der Parteitag der Nationalliberalen in Frankfurt am Main hatte eben stattgefunden. Herr Miquel, der auf diesem Parteitag natürlich nicht anwesend war, hatte die Freude, daß seine politischen Inspirationen daselbst die größten Triumphe feierten. Es muß etwas gegen die Sozialdemokraten geschehen, aber etwas ganz Großes, und dieses ganz Große, das wir uns zu verlangen erlauben, hat Graf Caprivi zu ersinnen.

Die Kreuzzeitungspartei urtheilte damals weit nüchterner.

Ein kleines Umsturzgesetz ja; warum nicht etwas mehr Schutzmann und Strafgesetzbuch zur Ueberwachung der politischen Bestrebungen wie zur Fesselung der modernen Wissenschaft und Kunst. So etwas nimmt man immer mit in den Kauf, aber ohne jeden Enthusiasmus; denn die Hauptsache bleibt der „Kampf im positiven Sinn" „mit durchgreifenderer Sozialreform" und einen durchgreifenden Charakter kann man dem Antrag Kanitz und dem Verlangen nach Doppelwährung nicht absprechen.

„Der Kampf für Religion, Sitte und Ordnung", das heißt für eine „Religion, Sitte und Ordnung" welche die Orthodoxie diktirt, — dieses Streben führte die Kreuzzeitungspartei mit dem Centrum zusammen, denn ob protestantische, ob katholische Orthodoxie, der Berührungspunkte gegen das moderne Geistesleben bleiben genug; aus diesem Zusammenarbeiten ging die Umsturzvorlage hervor in der Gestalt, die sie heute hat, und das war logisch, und wie zu Anbeginn

ist die „Kreuzzeitung" hiermit nicht unzufrieden; sie war damals nicht enthusiasmirt, sie ist es heute nicht; und sie leiht ihre Kräfte nur unter dem Vorbehalt, daß als wirkungsvollstes Mittel des Kampfes gegen die Sozialdemokratie die Bereicherung des Junkerthums angesehen werden müsse.

Brachte der Widerwille gegen modernes Geistesleben Centrum und Kreuzzeitungsinteressenten zunächst näher aneinander, so scheint unter Patronage der Regierung nunmehr eine weitere Verständigung zwischen beiden Parteien erfolgt zu sein.

Die Jesuiten freilich sollen nicht wieder nach Deutschland hinein als Gegengabe für die Fügsamkeit des Centrums. Das Centrum wird innerlich der Regierung für diese Weigerung verbunden sein; denn jene Jesuiten, welche die Kurie braucht, sind ohne Ordenskleid längst in Deutschland, so daß der Kampf sich eigentlich nur noch darum dreht, ob die jesuitische Ordenstracht in Deutschland ohne Anfechtung öffentlich spazieren geführt werden darf. Diese Kleiderfrage gibt dem Centrum den angenehmen Vorwand, das Habit des Ignatius Loyola, das bei uns nicht getragen werden darf, noch ferner und immer von Neuem als Pressionsmittel gegen die Regierung zu benutzen, um andere wirklich werthvolle Konzessionen zu erlangen, und die Regierung verwerthet den Kampf gegen diesen Hut und diesen Rock wiederum, um zu erweisen, wie stark, wie kühn und wie fest sie ist. Mehr kann man von einem schwarzen Rock und einem schwarzen dreikrämpigen Hut in der That zum Nutzen einer Regierung und einer Partei nicht verlangen.

Die realen Konzessionen sollen, wie offiziöse Zeitungen andeuten, auf sozialpolitischem Gebiete liegen; man weiß nichts näheres; aber ohne näheres zu wissen, kennt man doch die Früchte dieser ultramontanen sozialpolitischen Beete: zünftlerische Experimente Reglementirung von Handel und Wandel; es ist die Geistesrichtung direkter Feindschaft gegen das moderne Erwerbsleben oder der völligen Unvertrautheit mit den Erfordernissen desselben; das Alles entspricht durchaus dem Geschmacke der „Kreuz-Zeitung". Und wenn das Centrum nicht dem Antrag Kanitz zustimmt und nicht die Goldwährung sogleich beseitigen will, so gibt es doch wahrscheinlich auch auf diesen Gebieten Verständigungspunkte in mittlerer Lage; es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Betheiligten sie entdecken, und es ist nicht undenkbar, daß die Regierung sich alsdann dieser Entdeckung freuen wird.

Eine solche Konstellation ist den Kreuzzeitungsleuten und dem Centrum nicht unbehaglich.

Eine solche Konstellation behagt den Nationalliberalen durchaus nicht, denen nur die Wahl bleibt, die unschmackhaften Gerichte mit aufzutragen, die andere gekocht haben, oder gegen den ganzen Gesetzgebungsschmauß sich zu empören, nachdem man das Feuer in der Küche selbst angezündet, das Hauptgericht verlangt und die Kochtöpfe zurecht gerückt hatte.

Diese Empörung kommt den einen Nationalliberalen aus dem Herzen, den anderen aus dem Verstand. Die einen haben den Kampf gegen den Grafen Caprivi und für Umsturzgesetze nur widerwillig und mit bösen Ahnungen mitgemacht; sie bedauern nur eines, ihren Widerwillen damals nicht nachdrücklicher zum Ausdruck gebracht zu haben; die andern haben diese Kämpfe durchaus nicht widerwillig mitgemacht, und sie beeilen sich, jetzt wenigstens abzuschwenken.

Eine solche Evolution ist für eine Partei nie angenehm. Wem verdankt man diese Annehmlichkeit? Es ist die Miquel'sche Suppe, welche die nationalliberale Partei jetzt auszuessen hat, und daß er sie eingebrockt hat, wird zweckmäßig sein, jetzt und für die Zukunft in der Erinnerung festzuhalten.

Die Gesammtheit der nationalliberalen Partei hat sich schließlich einheitlich gegen das Umsturzgesetz zusammengefunden, unter der Angabe, die von Freikonservativen zuerst glücklich ausgesprochen wurde, daß der Gesetzentwurf „klerikalisirt" worden sei. Das ist richtig; aber was bedeutet das bischen Klerikalismus, das nachträglich hinzugekommen ist, gegen das Quantum von Reaktion, das der Entwurf von Anfang an enthielt. Und diese Thatsache darf nicht verdunkelt werden; denn nicht darauf allein kommt es an, daß in den Plenar-

verhandlungen des Reichstages nur die
aus dem Gesetzentwurf entfernt werden, je
der ganze Bau, so wie er ist, wieder abge
will die öffentliche Meinung.

Jene Petitionen, welche von Hunderten un
ten von Künstlern und Schriftstellern und
unserer Hochschulen unterzeichnet worden sind,
anderen Petitionen, welche sich mit Tausenden und
den von Unterschriften aus allen Ständen bede
richteten sich gar nicht gegen die Vorlage, wie sie
Kommission verschlechtert, „klerikalisirt" herausgeko
sondern sie richteten sich schon gegen jene „unverschlech
gierungsvorlage, wie sie in die Kommission zu Anb
eingegangen ist. Die öffentliche Meinung des au
Deutschland sagt nicht allein: Fort mit der kler
Vorlage; sondern sie sagt: Fort auch mit allen j
stimmungen der Regierungsvorlage, die in verderbli
die politische und geistige Entwicklung Deutschlands e
Diese Thatsache darf nicht verdunkelt werden, damit
einer falschen Stelle die Bewegung zum Halten gebra

Ist heute die Hoffnung vorhanden, daß j
tage nicht zum Gesetz werde, so ist dieser Umschw
der Empörung der öffentlichen Meinung zu verdan
hat die widerstrebenden Parteien zum vorsichtigen
oder zur Umkehr gezwungen; die Freikonservati
Einlenken, die Nationalliberalen zur Umkehr.
Gelegenheit von Neuem zeigte sich, was das Bü
kann, wenn es will. Die Möglichkeit des sch
Sieges ist jetzt gegeben; aber der Sieg wird n
errungen werden, wenn mit steigender Zähigkeit
steigendem Nachdruck die Bevölkerung auch fern
Willen zum Ausdruck bringt — zur Danachachtung
Regierung und für die schwankenden Parteien.

Man wird zufrieden sein müssen, wenn die
vorlage endgültig zu Falle kommt; aber es wäre
nur folgerichtig, wenn die Bewegung gegen diese e
setzesvorlage sich umsetzte in einen Kampf gegen
tion überhaupt, und wenn damit ein Erwachen des Liber
herbeigeführt würde. Die Umsturzvorlage ist nur ein
an der klerikal-reaktionären Kette; man hat noc
Halseisen bereit für das religiöse, das geistige, das
und das wirthschaftliche Leben, und daß ein St
Kette, welche Kreuzzeitung und Centrum gemeinsam
wollen, bei den Transaktionen über das Umsturzge
bar wurde, ist ein Extragewinn; der Anblick so
Mahnung für das deutsche Volk sein.

Als Legitimation für die Kreuzzeitungsleute, den
gegen die schlechten Sitten Anderer aufnehmen zu
kann der Fall Kotze gelten.

In den Kreisen des Berliner Hofes, die zu den
Stützen der „Kreuzzeitung" gehören, werden Photo
und Briefe von niederträchtiger Obscönität verbreit
Verbreiter kann nach allen Indicien nur eine hochgestellt
sein, — ein ausgezeichnetes Zeugniß für diese Gesell

Herr von Kotze wird auf Grund des Militär
fahrens darauf als verdächtig verhaftet, eingesperrt,
theilt, herausgelassen und schließlich endgültig freige
ohne daß man weiß, weshalb das eine, warum das
— ein ausgezeichnetes Zeugniß für die Vortrefflich
Militärstrafverfahrens, an dem mit zäher Festi
Kreuzzeitungspartei hängt.

Der freigesprochene Herr von Kotze ist abe
den Spruch des Militärgerichtes noch nicht rehabi
muß sich mit einer Anzahl Gegner oder doch mi
Gegner schießen; wer dieser Gegner sein soll, das w
gelost; studentisch würde man sagen ausgeknobelt.
Ausknobelung für einen Kampf auf Leben und Tod m
Feinfühligkeit dieser Kreise alle Ehre.

Herr von Kotze schießt sich darauf mit Herrn v
auf Leben und Tod zwischen Charfreitag und Oster
jener für Christen religiös weihevollsten Zeit des Jahr
sprechendes Zeugniß für den religiösen Sinn dieser
Herr von Kotze wird verwundet; und alle die
aus der unmittelbaren Umgebung des Hofes, w

liere und hochstehende Hofbeamte, sind überzeugt davon, ie allen Pflichten der Ehre, der Moralität und des Anstandes entsprochen haben, und daß sie daher nur › berechtigter sind als die bekannten wahren Stützen Thron und Altar weiter in angenehmer Stellung zu :en und dem Umsturz der guten Sitten — bei anderen ten zu treten.

Das ist eine Anschauung. Eine andere Anschauung ist nicht in gleich exquisiten Kreisen, aber darum um so neiner verbreitet, und die lautet, daß in jener Sphäre, n Thron umgibt, sich bei der vorliegenden Gelegen- uch nicht ein Schimmer von dem gezeigt hat, was man liches Pflichtbewußtsein zu nennen pflegt. Diese Hof- leben kavaliermäßig und fragen den Teufel danach, : Wirkungen ihre Handlungen auf die Oeffentlichkeit, andere auf die öffentliche Moral haben können. Qu'est- e cela nous regarde. Für die Gesellschaft da draußen, s der höfischen Mauern und außerhalb der Kasinos er adeligen Klubs macht man eben Umsturzgesetze.

Italien und schwerer der südwestliche Theil von rreich sind von Erdbeben heimgesucht worden. Die htungen vor Allem in Laibach sind groß, und leider :t auch der Verlust von Menschenleben zu beklagen.

Die Folkelingswahlen in Dänemark haben der : und den Sozialdemokraten einen entscheidenden Sieg ht; damit dürfte jene Politik ihrem Abschluß sich , die nach dem Rücktritt des Ministers Estrup ein- und sich auf einer Verständigung der Gemäßigten der Rechten aufbaute. Es bleibt für Dänemarks nentarisches Leben jetzt die Wahl zwischen einem Konflikt oder einer Politik entschiedenen freisinnigen drittes.

Der Frieden zwischen Japan und China ist geschlossen, nauen Friedensbedingungen kennt man noch nicht; doch man, daß Korea unabhängig bleibt, und daß Japan albinsel Liao-Tong erhält; damit wird Korea von Ja- mklammert und geräth also ganz in die japanische Instsphäre; außerdem erhält Japan Formosa und hat rch eine Position gegenüber der Küste von Südchina; Kriegsentschädigung, Herabsetzung der Eingangszölle Oeffnung weiterer chinesischer Häfen vervollständigen Forderungen.

Die Forderungen sind klug für die weitere Entwicklung lt und doch auch maßvoll.

Die europäischen Staaten beginnen ein jeder für sich lspolitisch und politisch die Bilanz dieser Ver- ungen aufzustellen; und es gibt Staaten, denen diese Gestaltung der Dinge nicht gefällt.

Deutschland befindet sich in der glücklichen Lage, s sich die großen diplomatischen Stiefel nicht anzu- braucht, um bei etwaigen weiteren internationalen ndlungen voranzugehen. Alles, was Deutschland im zu verlangen hat, ist, daß es nicht schlechter gestellt , als die anderen Kulturstaaten, und jede Lösung, mit England, Rußland, Frankreich und die Vereinigten en einverstanden sind, ist auch für uns annehmbar.

Um so vorurtheilsloser können wir uns daher der r Thatsache dieses Sieges freuen, deren letzte wirth- iche und politische Folgen sich nicht absehen lassen. Der Sieg Japans ist ein Sieg der Kultur und noch am des 19. Jahrhunderts wurde das letzte Riesenreich zer- tert, das sich durch Mauern von der europäischen r abgesperrte. Die Vorbedingungen sind jetzt geschaffen, die europäische Kultur frei über die Erde fluthen kann, einen anderen Hemmungen beengt, als jene, welche :grenzte Gebiete die Unwirthlichkeit der tropischen und olaren Natur errichtet hat.

Der Friede von Shimonoseki wird ein Markstein in Entwicklung der Menschheit sein. Welttheile zu ent- gibt es nicht mehr; aber eine Welt, die chinesische, 'r gelben Race, bleibt noch zu erschließen.

* * *

Zuckerkonsum und Zuckerkrisis.

Im Getriebe der Weltwirthschaft treten häufig Pro- duktionskrisen ein, welche darin sich äußern, daß dem An- gebot von Waaren eine Zeitlang nicht die entsprechende Nachfrage begegnet, dem zu Folge der Preis der betreffen- den gewerblichen Erzeugnisse kaum noch einen Gewinn bringt, ja sogar bisweilen unter das Niveau der Gestehungs- kosten sinkt. Derartige Geschäftskrisen, von denen diejenigen Erwerbsgenossen am schwersten betroffen werden, welche unter relativ ungünstigen Bedingungen produziren und denen nicht genügende Mittel zu Gebote stehen, um die schlechte Zeit zu überdauern, pflegen am Raschesten vorüber- zugehen, wenn in Folge des Sinkens der Preise der Konsum sich hebt, so daß die Produktion selbst eine Einschränkung nicht zu erfahren braucht.

Staatliche Maßnahmen zur Hebung von Produktions- krisen sollten deshalb Alles vermeiden, was die Entwicklung des Konsums aufzuhalten geeignet ist.

Diese Warnung erscheint besonders angezeigt angesichts der Bestrebungen, die gegenwärtig bei uns darauf gerichtet sind, der Ueberproduktion von Zucker durch Maßregeln zu begegnen, die auf eine künstliche Steigerung der Zuckerpreise und damit auf eine relative Schwächung des inländischen Zuckerkonsums hinauslaufen.

Unter dem Einfluß der letzten in allen zuckerproduziren- den Ländern qualitativ und quantitativ ungemein günstigen Rübenernte ist zur Zeit eine beträchtliche Ueberproduktion an Zucker zu konstatiren. Wir hegen auch keineswegs die Erwartung, daß die gegenwärtig ungünstige Marktlage des Zuckers sich rasch ändern werde, betrachten es vielmehr als sicher, daß ihre Folgen sich zunächst in einer Herabsetzung des Rübenpreises und weiterhin in einer Einschränkung der Produktion zum Nachtheil des Rübenanbaus geltend machen werden, wenn dem übermäßigen Angebot des Zuckers nicht ein erweitertes Absatzgebiet erschlossen wird. Dies erweiterte Absatzgebiet suchen wir aber weniger in fremden Ländern als im eigenen Lande. Dasselbe wurde uns bisher nur unter Anwendung einer verkehrten Steuer- und Wirthschafts- politik durch hohe Besteuerung des Inlandskonsums (18 Mark pro 100 Kilogramm) und Gewährung hoher Staatsprämien auf den ausgeführten Zucker verschlossen gehalten, so daß es dahin gekommen ist, daß zur Zeit der Zucker im Inlande für den Konsumenten mehr als doppelt so theuer ist als in England.

Unter solchen Umständen darf man sich nicht wundern, daß in dem auf den Zuckerimport angewiesenen England der jährliche Verbrauch an Zucker pro Kopf der Bevölkerung die Höhe von 35 Kilo und damit wahrscheinlich noch nicht das höchste Maß erreicht hat, während er in Deutschland nur 10 Kilo beträgt. Für diesen so auffälligen Unterschied läßt sich schwerlich ein bedeutsamerer Erklärungsgrund aus- findig machen, als das Preisverhältniß, ja daß mit aller Sicherheit daraus geschlossen werden darf, daß eine ge- nügende Verbilligung des Zuckerpreises den inländischen Verbrauch schnell und beträchtlich auch bei uns in die Höhe bringen würde.

Hic Rhodus, hic salta! Man kultivire den inlän- dischen Zuckerverbrauch, indem man Zucker den weitesten Kreisen leichter zugänglich macht, dann wird man weniger nöthig haben den größten Theil der Produktion nach dem Ausland zu verschleudern.

Von der im Jahre 1893/94 im Deutschen Reiche er- zeugten Zuckermenge von rund 13 Millionen Doppelcentnern — wir sehen von der abnormen, noch um etwa 5 Millionen Doppelcentner größeren Produktion des Jahres 1894/95 hier zunächst ab — entfielen nur 5 Millionen auf den inlän- dischen Verbrauch, der Schwerpunkt des Absatzes liegt also in der Ausfuhr. Es bedürfte nur einer Steigerung des Inlandsverbrauchs auf 20—25 Kilo pro Kopf, was zwar nicht mit einem Schlage geschehen aber unter gewissen Vor- aussetzungen sich schnell genug vollziehen dürfte, so würde die gegenwärtige normale Gesammtproduktion nahezu vergriffen werden. Stiege aber der Konsum allmählich auf 35 Kilo pro

Kopf, wie gegenwärtig in England und bliebe die Ausfuhr auch nur auf einem Umfange von 7—800 000 Doppelcentnern, so würde die Produktion noch stark ausgedehnt werden können, die Anbaufläche, welche jetzt rund 400 000 Hektare umfaßt, um mehr als die Hälfte steigen und auch die Zahl der Zuckerfabriken (im Jahre 1894: 405) entsprechend erhöht werden müssen.

Die Vortheile des Zuckerrübenbaues für die Landwirthschaft sowohl vermöge der Rentabilität an sich als auch wegen der Bodenverbesserung und der nützlichen Verwendung der Abfälle und Nachprodukte zur Viehfütterung sind als bekannt vorauszusetzen*). Daher erscheint die möglichste Ausdehnung des Zuckerrübenbaues, für welchen Klima, Bodenbeschaffenheit und Arbeiterverhältnisse Deutschlands vornehmlich geeignet sind, als ein erstrebenswerthes nationales Ziel von großer Bedeutung.

Daß bei entsprechender Düngung auch auf leichterem, wenn auch nicht auf ganz leichtem Sandboden die Zuckerrübe gedeiht und lohnende Erträge liefert, ist durch Versuche erwiesen, doch würde die Nähe einer Zuckerfabrik für den bequemen Absatz der Rüben und die Erlangung der Fabrikabfälle die Voraussetzung für den Uebergang vieler Wirthschaften zum Rübenbau bilden und zu diesem Zweck die Anlage genossenschaftlicher Zuckerfabriken sich empfehlen.

Daß die zur Voraussetzung einer weiteren Steigerungsfähigkeit der Zuckerproduktion in Aussicht genommene Erhöhung des inländischen Zuckerverbrauchs keine Utopie ist, lehrt die Statistik des Verbrauchs in denjenigen Ländern, welche ohne eigene steuerliche Belastung Dank der Prämienwirthschaft der exportirenden Länder in freigebiger Weise mit billigem Zucker versorgt werden, während in unseren Landen der Verbrauch desselben unter der Wirkung einer hohen Steuer erheblich zurückgeblieben ist.

Manche Bedenken, welche früher wohl gegen die Begünstigung des Zuckerkonsums geltend gemacht worden sind, lassen sich leicht widerlegen. Man pflegte vor Zeiten den Genuß von Zucker und gezuckerten Speisen als Näscherei zu betrachten und legte dem Zucker ganz besonders zur Last, daß er die Zähne und den Magen verderbe und deshalb möglichst einzuschränken sei. Dies sind jedoch grundlose durch die Ergebnisse wissenschaftlicher Erfahrung vollständig widerlegte Annahmen. Man hat erkannt, daß ein reichlicher Zuckerverzehr von 100—250 Gramm täglich nicht nur für Gesunde, sondern auch für Kranke, namentlich Magenleidende, zuträglich und äußerst nahrhaft sei.**)

Nach der von Justus v. Liebig aufgestellten Ernährungslehre hat die Nahrungsaufnahme den Zweck einerseits den organischen Aufbau des Körpers zu bewerkstelligen und zu erhalten, andererseits die bei der chemischen Zersetzung der Nährstoffe sich entwickelnde Wärme in Lebensenergie umzusetzen, und entspricht dem menschlichen Organismus eine Zusammensetzung des Nahrungsbedarfs aus 16 Proz. Eiweiß, 8 Proz. Fett und 76 Proz. Kohlenhydrat. Die eingenommenen Speisen mit Ausnahme der im Eiweiß enthaltenen Stickstoffverbindungen und der unverdaulichen Bestandtheile gelangen als Zucker in die Säftemasse. Dieser bildet also so zu sagen das Lebenselixir, der Körper verbraucht davon täglich 500—600 Gramm.

*) Ein hervorragender Sachverständiger J. C. Ersbein, Dr. phil. Königlich Preußischer Oekonomierath, gibt in seiner Schrift „Der Zuckerrübenbau" (Stuttgart 1895, Verlag Eugen Ulmer) den Nettoertrag beim Rübenpreise von 2 Mark pro 100 Kilogramm nach Abrechnung aller Ausgaben für Düngung, Saatgut, Bestellung und Ernte, einschließlich der Transportkosten zur Fabrik oder zur Bahnstation, sowie des Bodenzinses (Pachtgeldes) von 100 Mark auf 162—254 Mark pro Hektar an. Hiernach würde beispielsweise bei einem durchschnittlichen Reinertrage von 200 Mark pro Hektar ein Gut mit 300 Hektaren Ackerland, wovon wechselweise 75 Hektare mit Zuckerrüben bestellt sind, daraus allein einen jährlichen Reinertrag von 15 000 Mark erzielen, nicht gerechnet den mittelbaren Vortheil aus der durch den Rübenbau bewirkten Bodenverbesserung, zufolge deren das Gut auf der übrigen Bodenfläche mindestens ebensoviel an Getreide und Futtergewächsen erzeugt wie ohne Rübenbau auf der ganzen Ackerfläche.

**) Es wird hierüber des Näheren auf zwei Publikationen: „Studien über den Zucker als Nahrungs- und Heilmittel", von Henri Reichberg. Jena 1889 bei H. Costenobel und Berlin 1893 bei Herrn. Brieger Bezug genommen.

Was man Verdauung nennt ist nach Johanne[s] ... die Umwandlung des größten Theils der eingen... Nahrung, soweit sie nicht bereits daraus besteht, ... lich der mehlhaltigen Stoffe in Zucker, eine Arbe[it] ... die Verdauungsorgane zu leisten haben, und die ... wissen Kraftaufwand in Anspruch nimmt.

Bei direkter reichlicher Verwendung des Zuck[ers] ... also neben dem Wohlgeschmack ein Theil der Verda[uungs]arbeit in die Zuckerfabrik verlegt und dem Organism[us] ... spart. Zur Erzeugung des Sättigungsgefühls, ... darin besteht, daß man die Mühe der Verdauun[g] ... spürt, und in Rücksicht auf den Geschmack an der Ma[nnig]faltigkeit der Speisen erscheint es angemessen, ... Theil der einer zweckmäßigen Ernährung dienenden Ko[hlen]hydrate als Zucker zu verzehren. Es bleiben aber ... man 20 Proz. der Gesammtnahrung direkt als Zuc[ker] ... sich nimmt, noch 80 Proz. für die Verdauungsarbe[it] ... zur Befriedigung des Sättigungsbedürfnisses übr[ig] ... einem Gehalt des nach mittlerem Durchschnitt erford[erlichen] täglichen Nahrungsbedarfs von 100 Gramm Eiweiß, 5... Fett und 475 Gramm Kohlenhydrat würden 125 Gram[m] ... den Zucker entfallen und 350 Gramm der übrigen Ko[hlen]hydrate für Brot, Kartoffeln und Gemüse übrig ... Es würde also selbstredend zur Vermeidung von Ueber[näh]rung und übermäßigem Fettansatz das Quantum, das ... an Zucker zu sich nimmt, von den übrigen Speisen ... abgezogen werden. Bei der meist dürftig genährten ... Bevölkerung würde eine tägliche Zugabe von ¼ Pf[und] ... zur täglichen Nahrung für die Stärkung und Erhaltun[g der] Kräfte sich von großem Nutzen erweisen, auch jedenfa[lls] ... Vieles dienlicher sein, als der Genuß des um dasselbe ... (5—6 Pf.) erhältlichen Branntweins.

Man pflegt auch dem Biere unverdienterweise ... besondere Nährkraft beizumessen. Dasselbe wird in ma[nchen] Gegenden in so großen Mengen (4—5 Liter pro Tag ... einem Manne) verzehrt, daß ein großer Theil des verdi[enten] Lohnes darin aufgeht. Welche Unwirthschaftlichkeit ... liegt, abgesehen von der keineswegs kräftigenden, ... trägmachenden und gesundheitswidrigen Wirkung ... mäßigen Biergenusses, geht daraus hervor, daß die ... rende Substanz in 1 Liter = 1000 Gramm gewöhn[lichen] Lagerbiers, welcher mit 30 Pf. bezahlt wird, höc[hstens] 6 Proz. = 60 Gramm Zuckerstoff ausmacht, während ... für dasselbe Geld schon beim jetzigen Preise mehr als ... besten Hartzucker mit dem 8—9fachen Nährstoff kaufe[n] ...

Ist auch bei den herrschenden Gewohnheiten ... darauf zu rechnen, daß eine Einschränkung des Bran[nt]... und Biergenusses zu Gunsten des Zuckerverbrauchs ... bald eintreten würde, so steht doch zu erwarten, daß ... dem Einfluß wachsender Einsicht, wozu Belehrung ... autoritärer Seite viel beitragen könnte, diese Gewohn[heit] ... breiter Volksschichten sich bessern und auch hieraus ein[e Zu]nahme des Zuckerverbrauchs hervorgehen würde.**)

*) Die Ernährung des Menschen, Seite 295.

**) Man führt die Arbeitskraft und Ausdauer der ... sehr häufig auf die Art ihrer Ernährung zurück; dabei spielt ... lich auch der reichliche Zuckergenuß eine Rolle.

Hier sei auch noch folgendes angeführt. In seinen „Reise ... erzählt Gude, daß ihn sein Wirth für den anstrengenden Ritt ... Prärie mit etwas gedörrtem Fleisch und gezuckertem Mais ... gerüstet habe. Ebenso nehmen die Gemsjäger in der Schweiz ... beschwerliches Tagewerk nur Zucker und Speck als Nahrung ...

Ein älterer amerikanischer Schriftsteller sagt: „Zucker ... die größte Menge Nahrung in der geringsten Menge Substanz ... in kürzerer Zeit verzehrt werden, als andere umfangreichere ... nährende Speisen. Außerdem leiden seine nährenden Eigenschaften ... durch die Zeit noch durch die Witterung, er wird daher als ... von den Indianern auf ihren Streifereien allen anderen Lebensmitteln vorgezogen."

Ein anderer Schriftsteller berichtet: „Der Saft des Zuckerrohrs ist so heilsam und nahrhaft, daß das Trinken desselben jedem ... Gesundheit und Kräfte verschafft. Der magere und kranke ... stark und gesund, sobald die Zuckerernte beginnt, trotzdem er ... arbeiten muß."

Ferner wird von einem Reisenden in Indien berichtet, ... Stillung des bei schwerer Ruderarbeit entstehenden Heißhungers ... Belebung der Kräfte ein Stück Zucker wunderbare Wirkung ... dies Mittel nicht auch bei jeder schweren Arbeit sich bewähren!

Bir gestatteten uns den Hinweis auf die physiologische
irthschaftliche Bedeutung des Zuckers für die Volks-
ıng, um damit die Steigerungsfähigkeit seines Ver-
s und die in Aussicht zu nehmende Vermehrung der
roduktion und des Rübenbaues zu begründen und
htend zu machen. Die Erreichung des Ziels wird
von der gänzlichen oder wenigstens theilweisen Auf-
der bestehenden hohen Verbrauchssteuer von 18 Mark
)0 Kilo unter gleichzeitiger Abstandnahme von jeder
prämie abhängig zu machen sein.

Der gänzliche Erlaß der Zuckersteuer würde gegen-
dem Reiche einen jährlichen Einnahmeausfall von
000 Mark verursachen. Wir würden demnach aus
rörterten Gesichtspunkt zur Beseitigung einer auf der
en Bevölkerung vornehmlich lastenden indirekten Ab-
rinzipiell für gänzliche Aufhebung der Zuckerkonsum-
plädiren und zur Deckung des Ausfalls allenfalls
rhöhung der Branntweinsteuer empfehlen. Eventuell
eine Ermäßigung der Steuer auf 10 Mark pro 100 Kilo
zunächst einen Einnahmeausfall von 37 000 000 Mark
ten, dieser Ausfall aber durch gesteigerten Zucker-
uch binnen Kurzem nicht nur wieder eingebracht,
n vermuthlich überholt werden.

Wir halten den bezeichneten Weg für den einzig ratio-
, um im Interesse aller an der Zuckererzeugung direkt
indirekt betheiligten Gewerbe zu einer fortgesetzten ge-
chen Entwicklung und Blüthe derselben zu gelangen.

Die andere von einseitigen und kurzsichtigen Interessen
te Richtung, welche der im Reichstag eingebrachte An-
Paasche erstrebt: durch Gewährung hoher Exportprämien
Erhöhung der inländischen Verbrauchssteuer den Er-
zu heben, halten wir, abgesehen von ihrer Gemein-
ichkeit, schon aus dem Grunde für verfehlt, weil da-
die anderen Zucker exportirenden Länder zu gleichen
wo möglich noch extravaganteren Maßnahmen heraus-
dert werden. Die deutsche Produktion würde also
rlich dabei gewinnen, dagegen die geplante Erhöhung
Verbrauchssteuer nur dazu angethan sein, den Inlands-
m zu verringern, um damit zu einer Produktions-
ränkung zum Nachtheil des Rübenbaues zu führen.

Andererseits steht zu erwarten, daß mit dem Aufgeben
Exportprämie in Deutschland unter gleichzeitiger Er-
igung der inländischen Verbrauchsabgabe auch die anderen
Zuckerexport betheiligten Länder darin nachfolgen werden
daß man auf diesem natur- und vernunftgemäßen
e zu gesunden Produktions- und Absatzverhältnissen
agen wird.

R. P.

rläufiges über den Börsengesetzentwurf.

Im Allgemeinen gilt es als eine Schande und minde-
s als etwas Tadelnswerthes, über Dinge zu sprechen,
denen man nichts versteht. Die Börse macht hiervon
Ausnahme; über die Börse zu sprechen, ist man um so
r befugt, je weniger man davon versteht. Denn diese
offenheit gilt als ein Zeichen von Engelsreinheit. Wenn
Reichstage ein Abgeordneter einen Fehler in einer land-
thschaftlichen Frage macht, beispielsweise Rapssaat in
Erbstoppel bringt, so wird sich das ganze Haus er-
en und in ein Wehegeschrei darüber ausbrechen, daß nicht
in dieser Abgeordnete, sondern die ganze Partei, zu
cher er gehört, und die ganze Presse, die ihn unterstützt,
landwirthschaftlichen Dingen von einer geradezu schmach-
len Unwissenheit sei, denn sonst würde man wissen, daß
Rsaat stets die erste Frucht in der Fruchtfolge ist. Wenn
jegen ein Abgeordneter über eine die Börse betreffende
gelegenheit eine recht alberne Behauptung aufgestellt hat,
kann das nur ein Gegenstand des Triumphes für ihn
werden. Er wird widerlegt werden und hierauf sich mit
den stolzen Worten erheben: „Ich gebe meinen Irrthum
gern zu, denn ich bin mit den Geschäften der Börse nicht
so vertraut, wie mein Herr Vorredner.“ Ein mächtiges
„Bravo“ erschallt durch den Saal. Ein braver Mann, der
von der Börse Nichts versteht. Mit seinem Gegner aber
kann es nicht richtig sein; der weiß, wo Bartel den Most
holt. Was für Börsengeschäfte mag der nicht auf dem Ge-
wissen haben!

Der Börsengesetzentwurf, welcher jetzt dem Bundesrath
vorliegt, ist von sehr braven Männern gemacht worden. Es
hält schwer, auf die Einzelheiten desselben einzugehen, und
es wird sich später dafür die Zeit finden, wenn es dringend
geworden ist, sich darüber auszusprechen. Heute sollen nur
einige vorläufige Bemerkungen gemacht werden.

Ich habe Gelegenheit gehabt, den Börsenverkehr an
drei verschiedenen Orten genauer zu beobachten, in Bremen,
in Breslau und in Berlin, und ich muß sagen, daß der
Verkehr dieser drei Institute und die ganze Organisation
derselben so verschieden gestellt ist, daß ich es für völlig
unbegreiflich halte, wie man diese drei Börsen unter ein
gemeinsames Gesetz bringen will. In Bremen ist die Börse
nichts als ein großer Saal, der zu gewissen Stunden
Jedermann offen steht, und in welchem sich zu diesen
Stunden mehrere hundert Personen einfinden. Jeder mit
dem Wunsche, dort im Zeitraum von einer halben Stunde
eine Anzahl von Personen zu sprechen, die aufzusuchen er
andernfalls ein paar Tage verbringen müßte. Es finden
sich vorzugsweise dort Kaufleute ein, aber auch Rechtsan-
wälte, Aerzte, Privatpersonen aller Art, die hoffen, dort
einen Bekannten zu treffen, der ganze Apparat, mit welchem
die Berliner Börse umgeben ist, eine Börsenordnung, ein
Börsenkommissariat, ein Börsenschiedsgericht, eine Sachver-
ständigen-Kommission, ein amtlicher Kurszettel fehlt völlig.
Die Breslauer Börse ist allerdings der Berliner Börse nach-
gebildet, aber der quantitative Unterschied zwischen beiden
ist so erheblich, daß er in einen qualitativen umschlägt.
So viel ich weiß, sind die Unterschiede zwischen den übrigen
Börsen, über die ich nicht genauer unterrichtet bin, nicht
geringer als die zwischen den dreien, die ich angeführt habe.
Ich halte es für unmöglich, ein Börsengesetz zu schaffen,
das nicht dem Verkehr an der einen oder anderen Börse
Gewalt anthut.

In einem Punkt freilich gleichen sich alle Börsen; sie
spiegeln den Verkehr wieder, wie er sich in der Stadt oder
dem Landestheile, wo sie abgehalten werden, gestaltet.
Darum muß die Börse einen anderen Charakter tragen in
einer Seestadt wie in einem Bankhauptplatz und wiederum
einen anderen in einer mittelgroßen Provinzialstadt, die
ihren Hauptverkehr nach Orten hat, in denen Bergbau oder
Hüttenbetrieb stattfindet.

In der Börse sammelt sich der Verkehr; die Börse ist
ein Markt. Vom Markte sind wir alle abhängig; wir
mögen uns unserer Abhängigkeit bewußt sein oder nicht.
Wir kaufen nicht leicht das kleinste Stück Waare, ohne daß
der Rohstoff, aus dem sie hergestellt wird, oder ein Hilfsstoff,
der bei ihrer Erzeugung mitgewirkt hat, eine Börse passirt
hat und ohne daß die Wechsel, welche über diese Roh- und
Hilfsstoffe ausgestellt sind, durch die Hände der Börse ge-
gangen sind.

Die Börse spiegelt den ganzen Verkehr wieder, den
rechtschaffenen wie den unsoliden. Es gibt an der Börse
Lumpen und Gauner, wie man sie überall im Leben trifft
und wahrscheinlich sind sie an der Börse in keinem höheren
Prozentsatze vertreten wie irgendwo sonst. Von einem ein-
zelnen Schurkenstreich, der sich an der Börse zugetragen,
spricht Jedermann, von den Tausenden von Geschäften, die
dort alltäglich zu beiderseitiger Zufriedenheit abgewickelt
werden und das Getriebe des Verkehrs in regelmäßigem
Gange erhalten, spricht Niemand, weil sie sich von selbst
verstehen. Ein Raubmord, der in Berlin begangen wird,
beschäftigt nicht allein die Residenz, sondern die Presse des
ganzen Deutschen Reiches und zuweilen des Auslandes;

von tausend Akten hilfsbereiter und opferwilliger Menschenliebe, die sich täglich vollziehen, spricht Niemand. Wenn Jemand aus dem Dutzend von Raubmorden, die in Berlin vorkommen, den Schluß ziehen wollte, Berlin sei ein Mördernest, schlimmer als Dahomay, so wäre das genau so weise, als wenn Jemand aus den verdrießlichen Geschäften, die an der Börse vorkommen, schließen wollte, die Börse sei eine Räuberhöhle.

Der Vorwurf, den man der Börse am häufigsten macht und der gleichzeitig der abgeschmackteste von allen ist, ist der, daß die Börse willkürlich die Preise treibe und werfe, zum Vortheil einiger wenigen, zum Schaden des überwiegenden Theils der Bevölkerung. Bald treibt danach die Börse Brotwucher, bald drückt sie die Preise aller Dinge unter die Entstehungskosten herab.

Allerdings kommen an der Börse zuweilen, jetzt viel seltener als früher, sogenannte Aufschwänzungen vor und werden, wenn sie vorkommen, von allen einsichtigen Leuten streng getadelt. Solche Schwänzen wirken nur auf wenige Tage, nur auf einen beschränkten Raum und setzen niemals das große Publikum in Nachtheil, sondern einen kleinen Kreis von Personen, der in Terminspreisen spekulirt, lassen aber regelmäßig den effektiven Preis ganz unberührt. In der Mehrzahl der Fälle schlagen solche Schwänzen zum Nachtheil der Abenteurer aus, die sie in das Werk gesetzt haben. Man kann über solche Fälle mit Stillschweigen hinweggehen, wenn man die Thätigkeit, welche die Börse im Großen ausübt, erläutern will.

Die Börse schafft keine Preisschwankungen, sondern sie zieht die Preisschwankungen, welche sich im Verkehr vollziehen, an das Tageslicht und mildert sie. Die Preise schafft der Verkehr durch Angebot und Nachfrage. Wer genöthigt ist, heute eine bestimmte Sache zu verkaufen, um sich Geld zu verschaffen und sich nur einem einzigen Käufer gegenüber sieht, befindet sich in einer ungünstigen Lage und muß mit dem Preise zufrieden sein, den ihm dieser Käufer bietet. Wer heute eine Sache kaufen muß, weil sie ihm unentbehrlich ist, und sich nur einem einzigen Verkäufer gegenüber sieht, ist in einer ungünstigen Lage und muß sich zu dem Preise entschließen, den dieser Käufer fordert. Der Handel, der Marktverkehr sorgen dafür, daß in jedem Augenblick das gesammte Angebot gegen die gesammte Nachfrage in die Schranken tritt.

In jeder Sekunde treten Ereignisse ein, welche auf Angebot und Nachfrage und somit auf den Preis einwirken. In einer Gegend hat ein Hagelschlag den Getreidefeldern Schaden zugefügt; in einer anderen Gegend hat sich das Getreide, das zurückzubleiben schien, erholt. In einem Orte hat ein Speicherbrand großen Schaden zugefügt; in einem anderen Orte sind Schiffe mit reichlichen Zufuhren gelandet. Jedes dieser Ereignisse kann an Ort und Stelle zeitweise eine Aenderung in den Preisen hervorrufen. Indem alle diese Nachrichten an der Börse zusammenfließen, kompensiren sie sich zum großen Theil und die Preisschwankungen werden auf das möglichst geringe Maß beschränkt. Eine Steigerung des Preises um ein achtel Prozent lockt neue Verkäufer auf den Markt, eine Senkung um eben so viel zieht neue Käufer herbei. Dadurch, daß Angebot und Nachfrage in ununterbrochener Wechselwirkung bleiben, werden die Preise soweit gleichmäßig erhalten, als es die Natur der Sache irgendwie gestattet.

Die Börse beutet den bürgerlichen Verkehr nicht aus, sondern leistet ihm die erheblichsten Dienste und ist ihm schlechtweg unentbehrlich. Wird der Börsenverkehr in schädlicher Weise unterbunden, so wird der Verkehr in den erwerbsthätigen Kreisen zurückgehen und in vielen Fällen wird man sich über die Ursachen nicht klar werden. Wir leugnen nicht, daß mit dem Börsentreiben hin und wieder Uebelstände verbunden sind. Einigen derselben wird man entgegentreten können, anderen nicht. Man schont ein nützliches Thier, wenn es auch ausnahmsweise Schaden anrichtet.

Man macht es der Börse zum Vorwurf, daß sie dazu beigetragen habe, das deutsche Land mit vielen auswärtigen Werthpapieren überschüttet zu haben, an denen [illegible] Kapital verloren gegangen sind. Man kann [illegible] weisen, daß es eine Zeit gegeben hat, in welcher [illegible] durch seine Theilnahme an auswärtigen Emiss[illegible] hohem Grade bereichert worden ist, vorzugsweise [illegible] Anleihen der nordamerikanischen Union, zu einer [illegible] Zeit auch durch die italienischen. Aber man überschä[illegible] beiden Fällen den Antheil, den die Börse daran geha[illegible] Dasjenige Publikum, welches Begehr nach hochverz[illegible] Papieren hat, wird seinen Begehr stets zu befriedigen [illegible]

In den letzten Jahrzehnten sind im Deutschen [illegible] große Banken entstanden und ununterbrochen [illegible] Das ist ein naturgemäßer Vorgang. Allein zu [illegible] ist, daß neben solchen großen Banken ein Stamm [illegible] solider Bankiers bestehe, die mit ihrer Kun[illegible] Fühlung behalten und sie gut berathen. Während unsere Wirthschaftspolitik die Tendenz zur Schau träg[illegible] Mittelstand zu beschützen, haben die Maßregeln, die gegen die Börse ergriffen hat, gerade die kleinen B[illegible] dezimirt. So sehen wir denn dem Börsengesetzentw[illegible] wir bisher noch nicht in seiner endgültigen Gestalt [illegible] wir ohne seine Motive kennen, mit Besorgnissen ent[illegible]

Alexander Me[illegible]

Christian Gottfried Ehrenberg.

Geboren zu Delitsch 19. April 1795, gestorben zu [illegible] 27. Juni 1876.

I.

Denjenigen Personen des heute lebenden Gesch[illegible] die in den Fünfziger und Sechziger Jahren ihr[illegible] Schulbildung erhielten — weiter geht unsere eige[illegible] innerung nicht zurück — dürften drei Worte gemein[illegible] der Erinnerung haften geblieben sein: Ehrenberg, [illegible]sorien, Mikroskop. Wenn in der neuesten Zeit da[illegible]kroskop eine immer steigende Bedeutung in der Erk[illegible] des Lebendigen gewonnen und in den letzten Jahr[illegible] durch die Bakterienkunde auch die Lehre von den U[illegible] vieler Krankheiten eine neue Gestalt erhalten hat, so [illegible] dabei sicher viele gebildete Laien die Frage aufge[illegible] in welchem Verhältniß dieser Gang der Wissensch[illegible] jenem Ehrenberg stand, von dem sie in der Jugend a[illegible] Schulbank erzählen hörten. In der That muß dieser [illegible] Forscher als der Urheber der neueren Mikroskopie [illegible] werden, doch müßte man ihn, um auch den Zwischeng[illegible] gerecht zu sein, nicht ihren Vater, sondern ihren Urgro[illegible] nennen. Unsere heutige Kenntniß davon, als [illegible] größte Triumphe immer noch die Auffindung [illegible] Eitererreger und des Tuberkelbazillus dasteht, [illegible] zurück auf Pasteur's und Hansen's Untersuch[illegible] der Gährungspilze, welche Lister zur antiseptischen [illegible]behandlung anregten, auf Ferdinand Cohn's, De [illegible] und anderer Studien über die kleinsten Pflanzenwesen, [illegible] Koch's berühmte Entdeckung folgte.

Das Verdienst, zuerst den Gedanken vom [illegible]sammenhang lebender Organismen mit Infekt[illegible]krankheiten auf Grund der im Jahre 18[illegible] Bassi in einem Pilz gefundenen Ursache der [illegible]dine, der Krankheit der Seidenraupen, 1840, ausge[illegible] zu haben, gebührt dem Anatomen Jakob Henle. [illegible] fundamentale Entdeckung auf dem Gebiete der [illegible] neueren Pilzkunde hatte schon 1818 der 23 jährige [illegible] der Medizin, Christian Gottfried Ehrenberg, in seine[illegible]tation: „Silvae mycologica Berolinenses" der [illegible] medizinischen Fakultät übergeben. Er beschrieb dar[illegible] bloß an sechzig von ihm neuentdeckte Pilzarten, [illegible] er lieferte auch den für alle Zeit bedeutsamen [illegible] daß die Pilze nicht, wie man bis dahin annahm, [illegible]

ugung" aus Moder, Unrat und faulenden Stoffen
hen, sondern sich, wie andere Lebewesen, durch Sprossung
Keimung fortpflanzen. Zwei Jahre später brachte
berg weitere thatsächliche Belege für seine Behauptung
hm bleibt das Verdienst, die abstrakte Lehre von der
gung für die Botanik beseitigt zu haben. Der aus-
hnete Würzburger Botaniker Julius Sachs sagt darüber
ner „Geschichte der Botanik" (München 1875):

„Schon 1729 hatte Micheli (geb. Florenz 1679) die Sporen zahl-
Pilze gesammelt, sie ausgesäet und nicht nur Mycelien, sondern
ruchtkörper gewonnen; Jacob Christian Scheffer hatte schon 1768
liche in Bayern wachsende Schwämme sehr gut abgebildet und
len die Sporen nicht verabsäumt; trotzdem konnten am Anfang
Jahrhunderts Rudolphi und Link die Keimung der Pilzsporen
r, während sich Persoon 1818 damit begnügte, einige Pilze aus
, andere durch Urzeugung entstehen zu lassen. Seit 1820 trat
schiedene Besserung der Ansichten über die Pilze ein, wozu eine
rliche Arbeit Ehrenberg's (de mycetogenesi in der Leopoldina)
ich beitrug, indem er dort nicht nur alles Bekannte über Natur
ortpflanzung der Pilze zusammenstellte, sondern auch eigene Beob-
gen über Natur und Fortpflanzung der Pilze, Sporen und ihre
ng machte, vor Allem aber den ersten Fall von Sexualität bei
Schimmelpilz, die Konjugation der Zweige von einem Syzygites,
d."

Link, jener noch widerstrebende Lehrer Ehrenberg's, war
uch, der dessen Doktorschrift in seinen, Link's Jahr-
rn empfahl. Aber die Form, in der es geschah, war
nach Ehrenberg's Sinne.
Bescheidenheit, gepaart mit einem ruhigen, festen
stbewußtsein, kennzeichneten die Persönlichkeit Ehren-
s, dessen hundertster Geburtstag eben wiederkehrt. Er
mit einiger Unruhe sich über die mehr als eine Woche
egezogene Genehmigung seiner Doktorarbeit in einem
an seinen ungeduldigen Vater geäußert, während der
ag offenbar gerade durch den Werth der Schrift bedingt
„Anderen", schreibt er, „gab er (der Dekan) sie immer
dritten Tag wieder. Ist meine zu schlecht? Ist sie zu
oder warum liest er sie so emsig und bis aufs tz?"
als der Vater, trotz der Mittheilung über das Er-
en der Doktordissertation des Sohnes im Buchhandel
die Anzeige Link's nicht die rechte Freude äußerte, weil
in Ehrenberg's Vaterstadt, Delitzsch in Sachsen, „aus
n Inhalt nicht recht klug wurde," da schreibt der junge
or mit rechtem Entdeckerstolz: „Daß man in Delitzsch
e Dissertation nicht versteht, ist natürlich, weil, was ich
ahren sammelte, auch Jahre bedarf, um von Männern
Fache verstanden zu werden. Selbst Professor Link
es nicht weit taxiren, wenn ich ihm nicht selbst den
üssel dazu in die Hand gebe. Er hat deshalb seine
ndigung meiner Schrift sehr kurz und nicht bestimmt
t, so daß ich lieber sähe, er hätte es ganz unterlassen."

II.

Wenn wir bei Ehrenberg's wissenschaftlichem Erstling
er verweilten, so geschah es um dessen grundsätzlicher
utung willen, nicht um in gleicher Weise auf den
nsgang des großen Gelehrten einzugehen. Wer sich für
n interessirt, dem sei neben der älteren Schrift von
nberg's Schwiegersohn, dem trefflichen Botaniker von
stein, die anziehend geschriebene Biographie empfohlen,
vor wenigen Wochen, eben zur bevorstehenden Centenar-
, ein anderer Verwandter Ehrenberg's, Dr. Max Laue*),
ffentlichte und der auch unsere Darstellung im Wesent-
n folgt; sie zeichnet sich überdies durch sorgfältige
raturnachweise und ein vollständiges Verzeichniß der
zahlreichen Schriften Ehrenberg's aus und hat den
zug, mit wohlthuender Pietät volle Unparteilichkeit zu
inen. Ehrenberg war der Enkel eines Müllers und der
n eines Mannes, der, durch den frühen Tod des Vaters
der beabsichtigten geistlichen Laufbahn gehindert, als
retär eines Superintendenten in Delitzsch durch klugen
chäftssinn und glückliche Heirath sich in jenem Städtchen,
hes später in Folge der kriegerischen Ereignisse mit der
gen Provinz Sachsen an Preußen fiel, zu Ansehen
und einem gewissen Wohlstand gelangte. Unser Natur-
forscher war der älteste von drei Söhnen, die sich
übrigens alle durch einen gewissen Wandertrieb auszeich-
neten und von denen der eine, Karl, später sich auch nicht
ohne Glück während seiner Thätigkeit als Konsul in den
Antillen, als Naturforscher versuchte. Mit vierzehn Jahren
kam Gottfried als Alumnus auf die berühmte Schule von
Schulpforta, wo er eine gediegene, ihm später sehr zu Nutzen
kommende Ausbildung in den alten Sprachen und im
Zeichnen erhielt, für seinen in ihm schon vom Vater ge-
weckten Natursinn aber nur wenig Förderung fand. Dieser
war in seinen Knabenjahren auch durch einen Kantor
Cramer aus Landsberg bei Halle, der ihn die Aufzucht von
Raupen lehrte und von Pastor Roller gepflegt worden, der
Ehrenberg's botanischer Lehrmeister ward und sich von
dem jungen Ehrenberg auf seinen Streifzügen begleiten
ließ. Es ist dies der durch Wilhelm von Kügelgen's
„Jugenderinnerungen eines alten Mannes" bekannt ge-
wordene Pastor und gerne hätten wir von Laue's sonst
sehr dankenswerther Schrift mehr über diesen Mann er-
fahren, der offenbar den Grund zu der umfangreichen biolo-
gischen Bildung Ehrenberg's gelegt hat; denn in Schul-
pforta, der ehrwürdigen Stätte des Klassizismus, fand
Ehrenberg so wenig Aufmunterung, daß er, als er eines
Tages, um eine Pflanze im Garten der Anstalt zu be-
stimmen, sich Linné's Systema plantarum aus der Bibliothek
erbat, diese Erlaubniß nur mühsam erhielt und erst, als er
die auch den Lehrern unbekannte Pflanze als die schöne
Orchidee Cypripedium calceolus, den Frauenschuh, be-
stimmte, nunmehr für seine Lieblingsstudien freiere Hand
erhielt.

Im Jahre 1815 bezog er die Universität Leipzig, zu-
nächst um, sehr gegen seine Neigung, auf des Vaters Wunsch
Theologie zu studiren, welches Studium er 1817 aufgab,
nachdem er den Vater durch eine Probepredigt überzeugt
hatte, daß er nicht aus Faulheit ein anderes Studium, das
der Medizin, wähle. Von den Lehrern wirkten auf ihn der
Anatom Rosenmüller und der Naturhistoriker Schwägrichen,
von den Studirenden trat ihm besonders der später als
Anatom und Physiolog so hervorragende Eduard Heinrich
Weber näher. Im Herbst 1817 ging er nach Berlin, theils
weil er sich dort ein befriedigenderes Studium der Natur-
wissenschaften versprach, theils um seiner Dienstpflicht zu
genügen, da er ja durch den Wiener Kongreß Preuße ge-
worden war. Die preußische Hauptstadt blieb denn auch,
abgesehen von Ehrenberg's Forschungsreisen, sein ganzes
ferneres Leben hindurch der Sitz seiner wissenschaftlichen
Thätigkeit. Das Jahr 1820 brachte das große äußere Er-
eigniß seines Lebens, die afrikanische Reise, die ihm euro-
päischen Ruhm verschaffte, noch lange bevor er diejenigen Ent-
deckungen machte, die seinen Namen wissenschaftlich verewigt
haben. Am 15. Juni 1820 trat er, von der Akademie der
Wissenschaften empfohlen, unterstützt und mit Aufträgen
versehen, mit seinem um ein Jahr jüngeren Freunde und
Studiengenossen Wilhelm Hemprich aus Glatz, die berühmte
Reise an, zunächst als von der Akademie erkorener natur-
wissenschaftlicher Begleiter des Generals von Minutoli, der
als Erzieher des Prinzen Karl von Preußen, bei dessen
erreichter Volljährigkeit eine archäologische Reise nach
Aegypten unternahm. Diese Reise war, trotzdem, wie Laue
mit Recht klagt, daß die wenigsten neueren Afrikaforscher
ihrer erwähnen, — obschon von Ehrenberg's Reisebericht nicht
nur der historische Anfang, ein Heft von 162 Seiten er-
schienen und das großartig geplante Tafelwerk darüber, die
berühmten „Symbolae physicae" nur ein Torso geblieben
ist, von dem nur ein kleiner Theil veröffentlicht wurde, eine
der glänzendsten, in ihren Ergebnissen noch heute werth-
vollen Unternehmungen. Sie ist zugleich ein imposantes
Zeugniß dafür, was schlichter deutscher Gelehrtenfleiß, un-
beugsame Energie und solides Wissen, auf sich allein ange-
wiesen, hier in der Gestalt der beiden Forscher Ehrenberg
und Hemprich und schließlich Ehrenberg's allein, zu leisten
vermochten.

Nachdem die erste, noch unter Führung Minutolis

*) Bei Julius Springer in Berlin.

unternommene Expedition in die libysche Wüste, das Cyrenaica der Alten, und vorbei an der Tempelstätte des Jupiter Ammon, noch im Jahre 1820 hatte abgebrochen werden müssen und der führende preußische General den Rückzug angetreten hatte, blieben die beiden Reisenden in Afrika. Ungeachtet der damaligen orientalischen Wirren, es war die Zeit der hellenischen Erhebung und des Vizekönigthums Mehemed Alis — trotz herrschender Pest und allerlei Widerwärtigkeiten, worunter im weiteren Verlauf nicht die kleinste war, daß die ihnen von der Akademie gesandten Gelder und Briefe eine Zeit lang von dem preußischen Konsul Brandenburg in Triest unterschlagen wurden, setzten die beiden jungen Gelehrten unerschrocken das begonnene Unternehmen, Aegypten und das angrenzende Gebiet naturwissenschaftlich zu durchforschen, bis zum Jahre 1825 fort. Erst als Ehrenberg's Herzensfreund Hemprich am 30 Juni 1825 in der Gegend von Massauah dem Tropenfieber erlag, entschloß sich Ehrenberg zur Rückkehr. Aber er hatte in den fünf Jahren mit verhältnißmäßig bescheidenen Mitteln und in einer Zeit, welche die Verkehrsmittel des Dampfes im Orientverkehr noch nicht kannte, ein ungeheures Gebiet wissenschaftlich durchgearbeitet; außer der libyschen Wüste, über deren geologische Beschaffenheit sich sein erster Vortrag in der Akademie der Wissenschaften nach seiner Rückkehr verbreitete, war er nilaufwärts über Dongola hinaus bis Ambukol, nahe dem vierten Katarakt, gekommen; er erforschte den Sinai und Palästina botanisch und zoologisch, seine werthvollsten Forschungen machte er aber als einer der bedeutendsten Vorgänger Häckel's, an den niederen Seethieren, den Korallen, Schwämmen und Quallen, vor allem aber an der mikroskopischen Tiefseefauna des rothen Meeres.

Es ist erstaunlich, wie reich die wissenschaftliche Ausbeute dieser von den größten äußeren Hindernissen heimgesuchten Reise gewesen ist. Wiederholt gerieth Ehrenberg in arge Bedrängniß. Einmal in Beni Suef, an der Grenze von Unter- und Oberägypten, kam er sogar unter die Beschuldigung des Kindermordes, als er Kindern für das Einfangen von Eidechsen und Insekten Glasperlen und andere kleine Geschenke anbot und beim Verschwinden zweier Kinder sich das Gerücht verbreitete, der fremde Arzt fange die Kinder ein und bereite aus ihnen Zaubermittel. Eine Untersuchung wurde sogar eingeleitet, aber der Dragoman des Bey stellte die Unschuld des Reisenden fest, die vermißten Kinder wurden friedlich spielend aufgefunden und der Bey ließ verkünden, Jeder, der dem fremden Arzte noch so etwas nachsage, werde ins Wasser geworfen. Auch manche andere Schwierigkeiten erhoben sich und ohne die Hilfe des österreichischen Konsuls Champion, des südischen in Mehemet Alis Diensten stehenden Arztes Dr. Koronago aus Triest, besonders aber des aufgeklärten Gouverneurs von Dongola, Abdin Bey, welcher die beiden Reisenden in den verschiedensten Angelegenheiten zu Rathe zog, aber ihre Forschungen auch auf das Freigebigste unterstützte, wäre die gelehrte Mission Ehrenberg's wohl viel weniger glücklich abgelaufen. Immerhin hat er neben dem diplomatischen Geschick seines Freundes Hemprich der eigenen Umsicht, Besonnenheit und Thatkraft das Meiste zu verdanken. Es gelang ihm, den Berliner Sammlungen eine so große Menge von Objekten des Thier- und Pflanzenreichs, wie kaum ein einzelner Forscher nach ihm einzusenden, so daß er Alexander von Humboldt's höchstes Staunen erregte; diese Bereicherung der Sammlungen wurde durch die hervorragende Fertigkeit Ehrenberg's im Zeichnen, die ihm ermöglichte, Großes und Kleines, zumal rasch verderbende Gegenstände, sofort mit Bleistift und farbigem Griffel festzuhalten, sowie durch seine umfassende Sachkenntniß zugleich zu einer Bereicherung der Wissenschaft. Er fühlte sich nie als oberflächlicher Reisender, sondern immer als beobachtender Naturforscher. Manches Unbekannte aus den Gebieten der höheren Organismen [illegible] er ans Licht, so fand er die von Jahrtausenden [illegible] berühmte Arzneipflanze den [illegible]baum. Aber das bedeutendste Ergebniß waren seine in Afrika und Asien angestellten mikroskopischen Forschungen. Sie betrafen das ungeheure Gebiet der niedersten [illegible] besonders der Infusorien, deren Erforschung Ehren[illegible] Weltruf begründen sollte.

III.

Entdeckt hatte diese Organismen, welche den [illegible] Stufen der Thierwelt angehören, schon Leeuwenhoek [illegible] und sie erhielten ihren Namen daher, weil sie sich [illegible] rigen Aufgüssen auf faule oder verwesende Stoffe [illegible] und man glaubte, daß sie durch Urzeugung, ohne [illegible] eben nur durch solchen Aufguß entstünden. Noch [illegible] orientalischen Reise ermittelte Ehrenberg, der später [illegible] breitung organischer Keime in der Luft bewohnter [illegible] pflanzter Gegenden nachwies, daß in reiner Luft über [illegible] lich unfruchtbarem Boden keine Infusorienkeime leben [illegible] untersuchte in zahlreichen Proben den Thau der [illegible] Wüste unter dem Mikroskop und fand in keinem [illegible] Thautropfen organische Keime. Damit lieferte er [illegible] Thierreich die Ergänzung der von ihm als Student [illegible] niederste Pflanzenwelt festgestellte Wahrheit, daß e[illegible] Leben ohne Keime gebe. Dies und die Erkenntniß [illegible] Gewässer der afrikanischen Meere neben den europä[illegible] Infusorien auch selbständige Arten aufweisen und [illegible] etwa ein Drittel der bekannten Gesammtzahl aus[illegible] waren auf diesem Felde die wichtigsten, auch für die [illegible] Forschung ausschlaggebenden Resultate der afrika[illegible] Reise, mit denen er sich als junges Mitglied 18[illegible] Akademie der Wissenschaften einführte.

Zur Orientirung über den Werth [illegible] Studien für die Vertiefung des allgemeinen [illegible] wissens sei in Kürze Folgendes bemerkt. [illegible] der untersten Stufe der Organisation schwank[illegible] Unterscheidung zwischen Thier und Pflanze, [illegible] selbst die Unterscheidungsmittel der Beweglichkeit [illegible] Gestalt und der Fortpflanzung im Stich [illegible] Schließlich entscheidet ein gewisser Grad [illegible] licher Thätigkeit und die Art der Nahrungsaufn[illegible] auch bei zweifelhaften Organismen für den [illegible] Charakter. Das niedrigste Gebilde dieser Reihe [illegible] unseren heutigen Anschauungen die Amöbe, eine [illegible] Zelle, welche durch das Ausstrecken und Einziehen von [illegible] sätzen ihre Nahrung aufnimmt und auf äußere Reize [illegible] verändert. Sie ist das unterste der Urthiere, der Pro[illegible] welche Anfänge einer Sonderung und Gestaltung zeigen [illegible] Fortsätze behalten bei nächst höheren Formen einen [illegible] regelmäßigen Charakter, sie umgeben als ein Strahlenkr[illegible] gallertartigen Leibeskern und führen so zur Bezeichn[illegible] Wurzelfüßer, Rhizopoden. Auf einer höheren Stufe [illegible] die lebende, schlüpfrige Substanz in eine äußere und [illegible] Schicht, die in sich noch das Protoplasma einschließ[illegible] diesem durch ihre Poren die Nahrung zuführen. Die [illegible] Schicht wird vielfach eine starre Absonderung [illegible] schützender Panzer von den mannigfaltigsten, [illegible] Formen, besonders der Strahlinge, so daß man [illegible] Ernstes empfohlen hat, Ernst Haeckel's Prachtwerk [illegible] Strahlinge, die Radiolarien, in Kunstgewerbeschulen [illegible] schaffen und so zur Erfindung schöner Muster an[illegible] Immer weiter entwickelt sich der Formenreichthum [illegible] weiterer Sonderung: wiederum auf einer höheren Stufe [illegible] sich jene Panzer der Urthierchen in einzelne Kammern [illegible] daß schneckenähnliche Gebilde entstehen, die Foramin[illegible] Kammerlinge. Als die wichtigste höhere Stufe [illegible] die neuere Forschung durch die Entdeckungen [illegible] Hertwig's und anderer die Entwicklung einer Leibes[illegible] der Gastrula, erkannt, da von ihr aus erst sich die [illegible] der Verdauungsorgane, Blutgefäße und Nerven in [illegible] Stufenfolge entwickeln. Auf einer Zwischenstufe [illegible] Bildung der Gastrula, stehen aber nach der neueren [illegible] die Infusorien. Sie stehen über den Amöben und [illegible] gen, indem sie eine von einem Wimperkranze [illegible] Mundöffnung, die zugleich zur Bewegung und zur [illegible] führung dient, besitzen. Sie haben auch schon eine [illegible] fängere Fortpflanzungsart, indem sie sich nicht nur [illegible]

e Sprossung, sondern vielfach schon durch geformte Keime Eiblasen vermehren. Aber sie haben keine Ausbildung erer Organe, der Mund führt zu keinem Darmkanal, ern er führt die Nahrung einfach der das Innere aus- enden Zellmasse zu, von der sie aufgesogen wird und eine konstante kleine Blase im Innern, die wie ein Aus- dungsorgan zu wirken scheint, deutet auf den Uebergang höheren Formen hin.

In dieser andeutenden, für den Laien bestimmten ersicht sind wir weit über die Resultate und Lehren enberg's hinausgegangen oder vielmehr die neuere ssenschaft hat seine weitgehenden Deutungen vielfach ein- hränkt. Die Größe seiner Leistung erstreckt sich nach i Richtungen. Zunächst war er der größte Entdecker im ch der kleinsten, thierischen Organismen und einer der auesten Beobachter. Viele Hunderte neuer Arten hat er deckt, beschrieben und in Ordnungen und Klassen einge- t; er hat auch alle sorgfältigst aufgezeichnet und die iften in vorzüglichen, das feinste Detail darstellenden pfern in seinen zahlreichen Akademieschriften und seinem en Hauptwerk über die Infusorien, 1838, veröffentlicht. in zweites Hauptverdienst, dasjenige zugleich, was am isten auch in der Laienwelt sein Ansehen hob, war die tdeckung, daß zahlreiche Gesteine aus Resten unzähliger fusorien zusammengesetzt sind und er erschreckte die rliner 1841 nicht wenig durch die Mittheilung, daß ein oßer Theil des Bodens der preußischen Hauptstadt auf fusorienboden stehe und, da gleichzeitig einige Hausein- rze erfolgt waren; so besorgte man, die Thierchen könnten Ende die Residenz auf ihrem Rücken davon tragen. Die n Ehrenberg gebotene Beruhigung, daß die Bewegung r eine unendlich langsame sei, dürfte auch wissenschaftlich zureichend gewesen sein, da es sich hier wohl durchwegs r um todtes Material handeln kann. Immerhin bleibt e Entdeckung Ehrenberg's von dem organischen Ursprung sgedehnter Theile der Erdrinde für die Geschichte der rde von der höchsten Tragweite und wir begreifen , wenn der große englische Geologe Lyell, für ne heute allgemein angenommene Lehre, daß die rde ihre heutige Gestalt durch Jahrzehntausende nges Fortwirken noch heute vorhandener Ursachen halten hat, in Ehrenberg's Entdeckungen eine Stütze h, wenn er auch nicht verhehlte, daß, was Ehren- erg für Infusorien hielt, vielfach Pflanzen sein mochten. ach Ehrenberg's Entdeckung besteht unter Anderem der iliner Polierstein, der sogenannte Trippel, aus unzähligen lchen Organismen. Der Biliner Trippel enthält auf den ubikzoll 41 000 Millionen Individuen von Gallonella istans oder etwa 187 Millionen auf den Gran. Ueberdies wiesen sich die Kammern vieler Foraminiferin, jener Orga- ismen, die wir vorhin als Kammerlinge bezeichneten, ob- hon selbst mikroskopisch klein, oft mit Tausenden wohler- altener organischer Körper gefüllt. Lyell führt bei dieser rwähnung Byron's Wort an: „Der Staub, den wir mit üßen treten, war einst lebendig!" und doch gebe dieser usspruch nur eine schwache Vorstellung von den wirklichen Wundern der Natur.

Unablässig, bis zu seinem Lebensende, wo ihn en halberblindeten Achtzigjährigen, seine Tochter Klara n seinen Arbeiten unterstützte, verfolgte und be- eicherte Ehrenberg diese Entdeckungen von „der unsicht- baren Organisation in der Richtung des kleinsten Raumes". Vom Ural und den Steppen Sibiriens, wohin er 1829 mit dem Mineralogen Gustav Rose, Alexander von Humboldt begleitete, von den Küsten Schwedens und den Kreidefelsen Englands, von den versandenden Mündungen der Ströme wie von den Gletscherböden des Monte Rosa brachte er Proben jener mikroskopischen Wesen mit. Wir könnten sein umfassendes Wirken nicht besser schildern als es sein Nach- folger im Sekretariat der Akademie, Emil du Bois-Reymond, in der Ansprache that, mit der er den gefeierten Gelehrten 1868 zum 50jährigen Doktorjubiläum beglückwünschte:

„Eine Bereicherung der menschlichen Anschauung, wie sie so plötz- lich nur selten, seit der ersten Anwendung der Vergrößerungsgläser durch Malpighi und Swammerdam, Haake und Leeuwenhoek nicht da war, entspringt Ihren Arbeiten. Sie werden gleichsam der William Herschel des Mikroskops. Wie vor seinem Blick die unbestimmte leuchtende Ma- terie der Milchstraße und der Nebelflecke zu unzähligen Makrokosmen sich auflöste, so weisen Sie überall, vom Wiesentümpel bis zum Firn des Hochgebirges, von den Höhen des Luftkreises bis zu den Tiefen des See- grundes, unzählige, dem bloßen Auge unsichtbare und doch nach mehr oder minder verwickelt organisirte, vielgestaltige Mikrokosmen nach. Mit tiefer Gelehrsamkeit, die den Zögling jener Pflanzstätte klassischer Studien an der Saale verräth, decken Sie die Rolle auf, welche in geschichtlichen Zeiten mikroskopische Organismen, hier in den leichten Gewölbesteinen der Hagia Sophia, dort als um Rache schreiende Blutflecke auf Hostien gespielt haben. Endlich, indem Sie Vorkommen und Bedeutung solcher Organismen, selbst in vorgeschichtlichen geologischen Zeiträumen darthun, ja ganze Felsarten zu deren fossilen Ueberresten auflösen, werden Sie auch sogleich der Cuvier des Infusorienreiches, dessen Linné Sie erst eben waren. Die Lehre von der Urzeugung, der Sie durch die Entdeckung der Fortpflanzung des Schimmels früher schon ein Boll- werk raubten, vertrieben Sie nun abermals aus einer Ihrer Ver- schanzungen".

Die Namen weniger Forscher waren auf der Höhe ihres Wirkens so in Aller Munde, wie derjenige Ehren- berg's. Von Hoch und niedrig wurde er in seinem Labora- torium aufgesucht, um die Wunder unter dem Mikroskop zu erklären; der wortkarge Friedrich Wilhelm III. ließ ihn zu diesem Zwecke von Humboldt nach der Pfaueninsel brin- gen, Goethe beglückwünschte ihn noch kurz vor dem Tode zu seinen Erfolgen. Humboldt, auf dessen Empfehlung ihn das Institut de France, ihn einem heimischen Bewerber vor- ziehend, zum Mitglied wählte, nannte ihn den ersten Zoolo- gen der Gegenwart. Auf den englischen Naturforscherversamm- gen in Newcastle 1838 und in Oxford 1847 wurde Ehren- berg als eine Größe ersten Ranges gefeiert und 1847 in Cambridge vom Prinzgemahl Albert unter drolligen Neben- umständen zum Ehrendoktor promovirt. Er schreibt darüber an seine Frau:

„Wie ich in Oxford in den Reisekleidern zur Oeffentlichkeit gezogen wurde, so ging es mir noch wunderbarer in Cambridge. Ich war ohne Koffer dahingereist mit drei Kragen, einem weißen Halstuch und dem Orden pour le mérite in der Tasche, übrigens im Frack. Ehe ich aber hinkam, zerriß ich mir die Stiefeln so, daß sie klafften und ich wollte daher sogleich ein Paar neue kaufen. Ich war mit Leverrier, wir sprachen beide nicht verständlich genug englisch und hatten daher Zeit- verlust uns zurechtzufinden. Mein Platz war — o, welch' ein Schreck! fast dicht neben der Königin auf der Plattform neben dem Thron. Ich verbarg meine Schwächen, so gut ich konnte. Da wurde mir plötzlich ein schwarzer Priester- oder Doktormantel umgehängt, ehe noch die Königin da war und ich erfuhr, daß ich sogleich vom Prinzen Albert zum Master of arts von Cambridge ernannt werden solle. So ge- schah es denn auch."

In einem Briefe an Stockmar erwähnt denn auch die Königin den deutschen Gelehrten unter den so geehrten mit den Worten: „Professor Ehrenberg — very odd and very German looking."

Und doch, trotz jener Werthschätzung bei Gelehrten und Laien, ist Ehrenberg's Ansehen bei der nächsten Gene- ration nach ihm nicht unwesentlich zurückgegangen; nicht ganz mit Recht, wie wir meinen, aber doch erklärlicher Weise. Zunächst gehörte Ehrenberg zu der langsam aus- sterbenden Klasse polyhistorer Gelehrten, die, es sei mit allem Respekt vor dem Akademiker gesagt, für die verschiedensten Dinge ein gewisses feuilletonistisches Interesse bewahren. Mit einer vorzüglichen Kenntniß der Alten ausgestattet, richtete er seinen Blick auch auf Dinge außerhalb seines engeren Faches. Er, der später das Wunder der blutigen Hostien erklärte, suchte auf der Sinaihalbinsel auch nach der Erklärung des Mannawunders, die er in der harzigen Aussonderung eines arabischen Tamariskenstrauches, welche eine Schildlausart verursacht, und die von den Beduinen heute noch als Honig genossen und Tarfa genannt wird, zu entdecken glaubte. Er nannte dies Thierchen, das er auch in einem Gedichte besang, coccus manniparus. Spätere Forscher bestritten übrigens diese Deutung und sahen eine nahrhafte, auf den Felsen Arabiens vorkommende Flechtenart, Sphaerothallia escu- lenta, für das richtige Manna an. Seine Forschungen über die Affen Aegyptens führten ihn zu merkwürdigen Studien an den altägyptischen Denkmälern und er brachte in einer

originellen Schrift den hundsköpfigen Affen in eine enge Beziehung zur Affen- und Mondanbetung der alten Aegypter und zum Kultus des Thot und Sphinx, indem er auf eine originelle, dem seitlich abstehenden Haar dieser Pavianart nachgebildete Frisur der heutigen Aethiopier hinwies und sogar die Vermuthung nahelegte, daß der sich seitlich ausbreitende Kopfschmuck der Sphinze auch nichts Anderes als ein stilisirtes Pavianskopfhaar sein dürfte.

Aber auch wirkliche Schwächen trugen dazu bei, Ehrenberg's Autorität zu erschüttern. Er legte den Infusorien — sein Buch ist ja betitelt: Die Infusorien als vollkommene Organismen" — eine viel höhere Organisation bei, als ihnen zukömmt, er schrieb ihnen, wenigstens manchen Arten, Magen und Darm, Blutgefäße und Nerven zu. Vor Allem aber hielt er sich von späteren theoretischen Fortschritten ängstlich fern. Daß er die Darwin'sche Lehre nicht annahm, wiewohl er Darwin's Beobachtungen hohen Werth beimaß, war sein volles Recht als selbständiger Forscher und er begegnete sich in dieser Skepsis mit einigen der größten Biologen, so mit Karl Ernst von Baer und Rudolf Virchow. Aber Ehrenberg scheint sogar die Zellenlehre, welche von Schwann, Schleiden, Virchow für die ganze Lebewelt fest begründet wurde, nicht angenommen zu haben, wenigstens kommt er in seinen Beschreibungen ganz ohne sie aus. Es ist daher begreiflich, wenn er zuletzt etwas vereinsamt erschien. Die mikroskopische Methodik aber, die er sich selbst mit Geschick und Scharfsinn schuf und als deren Erzeugnisse nicht nur seine Schriften, sondern seine Tausende von Präparaten dastehen, die sich im Besitz des Berliner Museums für Naturkunde befinden, hat ihm zwar großartige Leistungen ermöglicht, aber für das Studium der Nachlebenden wird sie schwer verwerthbar sein. Durch die Freundlichkeit eines der Museumsbeamten, Herrn Dr. Weltner, war es uns vergönnt, einen Blick in diese Sammlungen zu thun, welche in etwa einem halben Dutzend Schränken mit peinlichster Genauigkeit und Ordnungsliebe von Ehrenberg und seiner Tochter geordnet, verzeichnet und katalogisirt sind, aber die Gegenstände in den Präparaten, die auf linienbreiten Streifchen von Marienglas, in Kanadabalsam auf runden Glimmerplättchen eingebettet, vor uns lagen, konnten wir auch mit Hilfe des sachkundigen Führers, kaum erkennen. So war Ehrenberg, der mehr als vierzig Jahre mit demselben Mikroskop von Pistor und Schiek in Berlin, übrigens einem trefflichen Instrument, welches 1892 auch auf der Columbischen Ausstellung in Chicago zu sehen war, arbeitete, in vieler Hinsicht auf einem verlassenen Standpunkt stehen geblieben. Dennoch glauben wir, daß seine meisterhaften Arbeiten, die trotz mancher irrigen Deutung, durch ihre genaue Beschreibung des thatsächlich Beobachteten ihren dauernden Werth behalten, von der heutigen Generation eine höhere Schätzung verdienen und daß bei glücklicher Bearbeitung vielleicht sogar noch aus seiner nachgelassenen Sammlung, die jetzt unbeachtet in der Ecke steht, Nutzen für die Wissenschaft erwachsen könnte. Man vergesse nicht, daß die heutige Bakteriologie auch auf seinen Schultern steht und es war ein prophetisches Wort, welches Du Bois-Reymond in der von uns erwähnten Jubiläumsrede 1868 zu Ehrenberg sprach: „Sollte der Heilkunde der Nachweis des belebten Kontagiums und dadurch eine erfolgreichere Bekämpfung der Seuchen je gelingen, Sie würden es sein, der auch zu diesem großen Ziele eine wichtige Strecke der Bahn geebnet hätte". Wenige Jahre nachher und die Wundkrankheiten hatten ihre Schrecken verloren. Darum sei die Nachwelt stets des Mannes eingedenk, dessen Leben und Schaffen am Besten durch den Wahlspruch auf seiner Doktorarbeit und auf seinem Denkmal bezeichnet wird:

„Der Welten Kleines auch ist wunderbar und groß
Und aus dem Kleinen bauen sich die Welten."

Emil Schiff.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Kleinstaatliche Agrarier.

Wir blicken in das Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, in das Land der Goethe und Schiller, der Herder und Liszt, der liberalen Theologie, in das Land, das zeitig als Hort von Kunst und Wissenschaft gilt und Lehrern und Beamten seiner Universität die bescheidenen Gehälter zahlt. „Es ist ein deutscher Mythus", hat einst der klassische Schilderer der Kleinstaaterei, Karl Braun, gesagt, „daß der Kleinstaat nicht nur der „Hort der Freiheit", sondern auch der Sitz der Kultur, die Pflegestätte der Kunst und Wissenschaft." Was das Land Weimar angeht, so kann man, wenn man nicht ungerecht sein will, von einem Mythus in dieser Beziehung allerdings nicht sprechen. Eine gute Tradition wird dort hochgehalten. Nur steht leider der Wille oft im Mißverhältniß zu den thatsächlichen Leistungen.

Bei der diesjährigen Etatsberathung erhoben, nach beliebten Mustern auch die weimarischen Agrarier ihre Stimme, um über die Noth der armen Landwirthe zu klagen.

Wenn die Finanzlage so bleibt, meinte ein Herr Wurmb, ein Hauptrufer im Streit: „dann wird der Landtag sich nicht darauf beschränken dürfen, bei Prüfung der Ausgaben die Zuschüsse an die Schulen zu streichen. Da wird man ganz andere Abstriche vornehmen müssen. Die Aufwendungen für Kunst und Wissenschaft werden zuerst wegfallen. Der Beamtenetat müßte ganz wesentlich eingeschränkt werden; es wird voraussichtlich nöthig werden, die Gehälter (über die „Höhe" der Gehälter ist schon oben gesprochen) herabzusetzen, um die Staatsausgaben mit den traurigen Verhältnissen im Lande in Einklang zu bringen. Nur wenn der Noth der landwirthschaftlichen Bevölkerung und damit des ganzen Landes abgeholfen wird, werden wir Mittel haben, auch für die Pflege idealer Güter Sorge zu tragen."

Das sind also die Ansichten weimarischer Agrarier über Kunst und Wissenschaft. Beiläufig bemerkt, ist noch in der Universitätsstadt Jena, die ja angeblich so frei und vorurtheilslos denkt, wie keine andere Stadt, von der Stadtverordnetenversammlung der Beschluß gefaßt worden, eine Straße, „Judengraben", wegen ihres anstößigen Namens umzutaufen. Wir sprechen von Jena, nicht von Neustettin.

Was nun wieder die Agrarier betrifft, so haben sie es durchgesetzt, daß der weimarische Landtag — wohl als der einzige deutsche Landtag — dem Antrag Kanitz, mittelbar wenigstens, seine Zustimmung gegeben hat.

Mitte März hat jener Abgeordnete von Wurmb einen Antrag eingebracht, „in Anerkennung der dringenden Nothlage der Landwirthschaft und des gewerblichen Mittelstandes an großherzogliche Staatsregierung das Ersuchen zu richten, die von Reichswegen zu treffenden Maßregeln zur Linderung dieses Nothstandes, sei es auf Grund des Antrags Kanitz, sei es auf andere geeignet erscheinende Weise, mit allen Kräften zu fördern."

Dieser Antrag, der von der Minderheit gerade wegen der ausdrücklichen Erwähnung des Antrags Kanitz bekämpft wurde, ist mit 18 gegen 10 Stimmen angenommen worden. Die ostelbischen Agrarier haben alle Veranlassung, sich den „liberalen" Westen zum Muster zu nehmen.

Borussus.

Die Wiener Gemeindewahlen.

Für den Liberalismus in Wien und in Oesterreich wird 1. April d. J. für lange Zeit ein dies nefastus bleiben. diesem Tage hat die liberale Partei in Wien bei den hlen aus dem zweiten Wahlkörper die Herrschaft in der chshauptstadt thatsächlich verloren. Man kann nicht en, daß die Antisemiten auch bereits formell die Herrschaft r die Wiener Gemeindeverwaltung errungen haben, thatlich aber besitzt die liberale Partei jenes numerische ergewicht in der Gemeindevertretung nicht mehr, welches ungestörten Fortführung der Geschäfte erforderlich wäre. e Majorität von zehn Stimmen wäre an sich eine schwäche Arbeitsmajorität; aber selbst über eine solche Mehrheit fügt die liberale Partei nicht mehr. Unter den 74 Geinderäthen, welche nicht zur antisemitischen Partei zählen, inden sich unverläßliche Elemente, welche mit Dr. Lueger ettiren und je eher je lieber aus dem gegenwärtigen stande der Ungewißheit herauskommen möchten. Der eg, welchen die Antisemiten am 1. April bei den Wiener meindewahlen erfochten haben, ist aber ein Ereigniß, sen politische Bedeutung über das Weichbild der Reichsuptstadt hinausreicht; er wird für die Gemeindewahlen manchen Landeshauptstädten und in zahlreichen anderen ädten beispielbildend sein und er ist symptomatisch für die hsten Landtags- und Reichsrathswahlen.

Es würde den Raum dieser Zeilen weit überschreiten, llten wir in eine Untersuchung eingehen, wie die Dinge zu diesem Punkte gelangt sind. Drei Thatsachen stehen t. Die eine ist, daß es durch anderthalb Jahrzehnte das ausgesetzte Bemühen der Regierung des Grafen Taaffe r, Wien den Liberalen zu entwinden. Graf Taaffe terstützte zu diesem Behufe die Wiener Bezirksdemokraten, se sonderbare Spezies des Demokratenthums, die er in ien vorfand. Er unterstützte auch die Volkspartei, in lche sich diese Demokraten verwandelten und dem schlauen geliteller saßen damals selbst Männer wie Fischhof und alterskirchen gar grimmig auf. Und als die Führer der zirksdemokratie und der Volkspartei, die Lueger und ßmann ihre jüngste — wohl nicht die letzte — Häutung llzogen und sich in Antisemiten verwandelten, da wurde en von Regierungswegen noch reichere und vielseitigere nterstützung zu Theil. Herr Lueger hatte stets alle Ursache, n Grafen Taaffe als großen Staatsmann zu feiern und m die Ruhmespauke zu schlagen.

Die zweite Thatsache ist die, daß durch die Vereinigung r Vororte mit Wien die antisemitische Partei eine namite Stärkung erfuhr. Die Ausdehnung der Linienverzehngssteuer auf die einbezogenen Vororte mußte viele Intersen verletzen, viele Unzufriedene schaffen, und der Zufluchtst für die Unzufriedenen und Mißvergnügten ist überall das tisemitische Lager. Das Wort eines Wiener Abgeordneten t auch hier seine Geltung: „Der Antisemitismus ist der ozialismus der dummen Kerle von Wien."

Die dritte Thatsache ist endlich die Halbschlächtigkeit s Liberalismus. Der Liberalismus hat in Oesterreich ngst den Boden seiner Prinzipien verlassen, er ist mit dem ntisemitismus in Konkurrenz getreten, er hat die zu auriger Berühmtheit gelangte Firma: „Zuerst und Comp." ablirt. Planten die Reaktionäre Anträge zur Einengung r freien wirthschaftlichen Bewegung, dann suchten ihnen e Liberalen gewiß den Rang abzulaufen. Verlangten die ntisemiten Beschränkungen des Hausirhandels, dann kamen nen die Liberalen gewiß mit einer derartigen Forderung uvor. Agrarische Velleitäten, wie beispielsweise das bendere Bauernerbrecht, fanden in hervorragenden liberalen ührern begeisterte Anhänger und das Strafgesetzuch, welches die deutsche Umsturzvorlage bereits skomptirt hatte, ehe diese überhaupt noch das Licht der Welt erblickt hatte, wurde von unseren Liberalen als eine roße fortschrittliche That gefeiert. Durch diese ihre Haltung hat die liberale Partei große Bevölkerungskreise sich vollständig entfremdet, und als sich gar in derselben ganz unzweifelhafte Symptome eines gewissen Krypto-Antisemitismus bemerkbar machten, ließ wenigstens in Wien ein Theil der jüdischen Wählerschaft die Sache des Liberalismus fallen und zog sich zurück. Den Liberalismus in Oesterreich haben eben nicht seine Gegner ruinirt, sondern die Liberalen selbst.

So war der Boden bereits vorbereitet vor den letzten Gemeindewahlen, den Ausschlag bei diesen gaben die Lehrer und die Beamten. Die jüngere Generation der Lehrer kennt die schlimme Lage der Lehrerschaft nicht mehr, aus welcher diese durch die liberale Partei befreit wurde. Sie weiß nichts mehr davon, daß der Lehrer einstens der um Hungerlohn arbeitende Bediente des Pfarrers war, der um die Gunst der Pfarrersköchin betteln mußte. Sie weiß nicht, das vor weniger als einem Vierteljahrhundert der Lehrer auf dem Lande Me nerdienste verrichten mußte, um seinen kargen Gehalt durch einen Gulden aufzubessern, daß er ein Paria war, der vom letzten Bauer verächtlich behandelt wurde. Der größere Theil der Wiener Lehrerschaft ist trotz der ganz anständigen Bezüge und der reichlichen Gelegenheit zu Nebenverdienst mit seiner Lage unzufrieden und steht daher im Lager des Antisemitismus. Fürst Alois Liechtenstein hat zwar, ehe er Antisemitenhäuptling wurde, mit seinem Schulantrag der ganzen modernen Schule das Lebenslicht ausblasen und die Lehrer in ihre einstige Stellung zurückschleudern wollen; allein die Logik war ja nie die starke Seite des Antisemitismus und so nehmen die Lehrer auch keinen Anstand, der Fahne des Prinzen Liechtenstein und jener Schönerer's zu folgen.

Die bedenklichste Erscheinung aber ist die Haltung der Beamten. Die niedere Beamtenschaft, die Post-, Telegraphen-, Steuer- und Kanzleibeamtenschaft der 11. und 10. Rangklasse, zum Theil selbst der 9. Rangklasse ist zum weitaus überwiegenden Theile in das antisemitische Lager übergegangen. Im Schoße dieser Beamtenschaft hat sich die Unzufriedenheit eingenistet und diese kommt zum Ausdruck, indem diese Beamten sich an die Seite der Antisemiten stellen, indem namentlich die jüngeren Beamten bei den letzten Gemeindewahlen offen, in Uniform Agitatorendienste leisteten. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Stellung dieser Beamten keine glänzende ist, obwohl gerade in den letzten Jahren theils durch Zulagen, theils durch Verbesserung der Avancementsverhältnisse Wesentliches geschehen ist, um ihre Lage günstiger zu gestalten. Allein andererseits läßt sich nicht leugnen, daß die Wünsche und Erwartungen, welche diese Beamten hegen, von keiner Regierung befriedigt werden können und in argem Mißverhältnisse stehen zu ihrer Vorbildung und zu ihren Leistungen. Es ist ja auch nicht zu übersehen, daß es seit Decennien von der Regierung stillschweigend geduldet wird, wenn ein großer Theil von Beamten in seinen freien Stunden, die um 2 oder 3 Uhr Nachmittags beginnen, einen Nebenverdienst sucht, der in Wien unschwer zu finden ist. Diese Beamten haben in dem entscheidenden zweiten Wahlkörper den Ausschlag zu Gunsten der Antisemiten gegeben und sie haben sich damit in offenen Gegensatz zur Regierung und ihrem Programm gestellt. Das Kabinet Windischgrätz hat erklärt, daß es sich auf die gemäßigten staatserhaltenden Parteien stützen wolle und es hat die antisemitische Partei als eine radikale, als eine Umsturzpartei aus der Koalition von vornherein ausgeschlossen. An die Seite dieser Umsturzpartei stellen sich die Beamten, welche damit gegen die Regierung frondiren. Darin liegt die große politische Bedeutung der Wiener Gemeindewahlen, die weit über den momentanen Sieg der Antisemiten hinausreicht. **Die heutige österreichische Regierung hält ihre Beamtenschaft nicht mehr in ihrer Hand.** In die Beamtenschaft, welche ehedem ein fester Pfeiler dieses vielgestaltigen, von nationalen, sozialen und konfessionellen Kämpfen leider zerrissenen Staates war, die im Vereine mit der Armee die Einheit und das Dauernde im Wechsel darstellte, ist ein Moment der Auflehnung, ein Ferment der Auflösung hineingetragen worden, und das ist eine Erscheinung

der bedauerlichsten Art, welche an den leitenden Stellen die ernsteste Erwägung hervorrufen sollte.

Was in Wien geschehen wird, weiß zur Stunde Niemand. Daß die Regierung sich zu einer That aufraffen wird, um die Reichshauptstadt dem Terrorismus der Vorstadt-Kleone zu entreißen, glaubt Niemand; und ebenso ist der Glaube entschwunden, daß die liberale Partei in Wien die Energie und die Kraft finden könnte, um eine große Wahlkampagne, wie sie eine Auflösung des Wiener Gemeinderathes nach sich ziehen müßte, siegreich zu bestehen. Die lieberale Partei in Oesterreich ist alt und schwach geworden und ihre Führer haben durch fortwährende Kompromisse sich und ihre Prinzipien kompromittirt. Joseph Unger, Oesterreichs größter Jurist, einer der wenigen Staatsmänner und einer der geistvollsten Menschen, die wir besitzen, schrieb kürzlich: „Wenn man lange lebt, überlebt man viele; man muß nur trachten, sich nicht selbst zu überleben". Plener, Chlumetzky, und die von ihnen geführte liberale Partei haben dieses Wort nie beherzigt. Ihr ganzes Streben war darauf gerichtet, sich selbst zu überleben, und das ist ihnen nur allzu sehr gelungen.

Wien, Mitte April. Gustav Steinbach

Gabriele von Bülow.

Ein Lebensbild, das ohne künstlerische Komposition mosaikartig aus Familienpapieren, insbesondere Briefen der nächsten Angehörigen, zusammengesetzt ist, und das trotz seines stattlichen Umfanges — der Band geht über ein halbes Tausend Seiten hinaus — in wenigen Jahren ohne lärmende Reklame fünf Auflagen*) erlebt, muß ungewöhnliche Reize haben, die es verlohnt aufzudecken.

Diese Reize liegen nicht eigentlich in den äußeren Begebenheiten. Zwar bieten auch die Lebensschicksale Gabrielens von Bülow manche interessante Seite. In Berlin 1802 geboren, verlebt sie ihre erste Kindheit in Rom inmitten jener geistvollen Geselligkeit, die das Haus des preußischen Gesandten Wilhelm von Humboldt im Anfange dieses Jahrhunderts zu einem Anziehungspunkte der ewigen Stadt machte. Die geistige Atmosphäre des elterlichen Hauses in Rom blieb selbst auf das Kind nicht ohne Einfluß und noch als Greisin erinnert sich die Großmutter in einem Briefe an eine in Italien reisende Enkelin mit Entzücken der sonnigen Tage ihrer ersten Jugend.

Gabrielens Mutter gibt von der Dreijährigen eine begeisterte Schilderung: „Ihr Gesicht ist Alles, was man Schönes denken kann. Große blaue Augen mit langen schwarzen Augenwimpern, den lieblichsten Mund und auf dem linken Backen ein tiefes Grübchen. Dazu ist sie, so klein sie auch ist, auf das Allervollkommenste proportionirt und hat die niedlichsten Hände und Füßchen, die man sehen kann." Dabei ist das zierliche Persönchen von einer alle Welt entzückenden Lustigkeit. Nichts kann anziehender sein, als die Briefe Wilhelms von Humboldt über das Treiben seiner Kinder. „Gabriele" — so schreibt er einmal — „ist ein unendlich lebhaftes und selbständiges Ding; sie ist wie ein kleiner Löwe im Kasten, und wenn man sie ruft, dreht sie sich erst zehnmal im Kreis herum, ehe sie kommt." Wie malerisch ist ferner die Szene in Marino, einem kleinen Orte unweit Albano, woselbst „der kleine Löwe" zur Zeit der Weinlese Weinbäder nimmt. „Auf einem Stühlchen sitzt sie im gährenden Most, um sich die hohen Wände der Tonne, über sich Italiens blauen Himmel. Hin und wieder neigt sich das braune freundliche Gesicht eines halbn[…] Winzers, der mit den Füßen die Weintrauben aus[…] über den Rand der Tonne, und er reicht der Kleine[n …] fangenen Weintrauben hinab in ihr seltsames Bad[…]" Als Gabriele sieben Jahre alt war, wurde sie von G[…] Schick in Rom zusammen mit ihrer wenig älteren Sch[wester] Adelheid gemalt. Das reizende Gemälde bildet noch [heute] eine Hauptzierde des Tegeler Schlosses. Aber nicht [nur] Maler, auch Bildhauer waren von dem graziösen K[inde] begeistert. So heißt es in einem Briefe der Mutter [aus] jener Zeit: „Gestern war Canova bei mir, er blieb [ganz] entzückt vor Gabrielen stehen und ging mit dem […] Chapeaubas-Federhut immer rings um sie herum, [ver]sichernd, solche Arme, solchen Nacken habe er noch bei [keinem] sterblichen Kinde gesehen. Ich versichere Dir, es war [zum] Todtlachen. Er konnte nicht begreifen, wie Rauch [und] Thorwaldsen nicht schon versucht hätten, eine Kinder[figur] nach ihr zu machen. Er war durchaus ganz außer sich."

Es paßt zu diesem Bilde, daß Gabriele es schlech[ter]dings ablehnte, etwas Anderes als Italienisch zu sprechen. Wenn beim Essen Deutsch gesprochen wurde, so zog sie sich sofort unter den Tisch zurück, wo sie als „Wilde unter [dem] Palmbaum", wie die Geschwister sie nannten, schweigend verharrte, bis andere, weniger barbarische, Laute an [ihr] Ohr drangen.

Diese Abneigung gegen das Deutsche gab sich [aller]dings, als die Eltern 1810 wieder nach Deutschland [über]siedelten und die frühreifen Kinder — die Schwester Adel[heid] heirathete bereits mit vierzehn Jahren den Major [von] Hedemann — in Wien, Berlin, Frankfurt eine deutsche [Er]ziehung genossen. Die italienische Grazie aber blieb. S[elbst] der alte Blücher, der von der Vierzehnjährigen in Karls[bad] begrüßt wurde, ist von „dem Romantischen" in ihr [be]zaubert. Er droht: „Die Kleene zu entführen; meine [Frau] ist so so alleene, da gäb es doch was Niedliches im Hause. [Die] schwarzen Ogen muß sie aber helle waschen, das ist [mein] Befehl."

Im Jahre 1816, in welchem Jahre Wilhelm von Hum[boldt] Preußen beim Bundestage vertrat, verlobt sich [die] vierzehnjährige Gabriele mit Heinrich von Bülow, [einem] Sprossen eines mecklenburgischen Adelsgeschlechts, der in [den] diplomatischen Dienst Preußens eingetreten war und [unter] Humboldt zuerst in Frankfurt, dann in London arbeitete. Während er mit dem künftigen Schwiegervater nach London ging, wandte sich Frau von Humboldt mit der jungen Braut wieder nach Italien, um dort die nächsten Ja[hre] ihrer Gesundheit und der Kunst zu leben. Gabrielens Mutter stellt sich in dem Briefwechsel als eine in jeder [Be]ziehung vornehme Frau dar. Keine ihrer Töchter scheint [ihr] geistig völlig ebenbürtig gewesen zu sein. Ihr Kunst[]verständniß erweckt selbst Goethe's Bewunderung. [Vor] Allem liebte sie die große italienische Malerei. [In] Ekstase spricht sie z. B. von der „Grablegung Christi" [im] Palazzo Borghese: „Die Grablegung ist das himmlischste Bild, das es gibt, die Krone aller Kompositionen, [die] Blüthe von Raphael's heiliger Kunst. . . . Ich gehe [so] oft ich kann, nach dem Palast Borghese, aber wenn ich [noch] Anderes sehen will, muß ich in das Zimmer, wo die Grab[]legung hängt, zuletzt gehen, denn sonst kann ich nichts mehr sehen. In der Zeit der römischen Republik war das Bild, das Original, einen Tag, einen einzigen, um schnell Geld zu haben, um 2000 Scudi feil! Und hätte man lebenslang Wasser trinken und Brot essen müssen, so hätte ich's gekauft, das weiß ich."

Gabrielens Verlobung war zwar geheim gehalten, aber Liebe und Husten lassen sich nicht verbergen, wie ein italieni[]sches Sprichwort sagt, und so war es für alle Betheiligten eine Erlösung, als nach fünfjährigem Brautstand endlich in Berlin die Heirath stattfinden konnte. Bülow war inzwischen als vortragender Rath in das Auswärtige Amt berufen und Wilhelm von Humboldt mit Beginn des Jahres 1820 aus dem Staats[]dienst geschieden. Es ist bekannt, mit welchem Behagen der philosophische Staatsmann die Aussicht begrüßte, nicht so[]fort vom Ministersessel ins Grab sinken zu müssen, sondern

*) Gabriele von Bülow, Tochter Wilhelm von Humboldt's. Aus den Familienpapieren Wilhelm von Humboldt's und seiner Kinder 1791–1887. Fünfte Auflage. Berlin. 1895. Ernst Siegfried Mittler und Sohn.

Jahre der Muße für wissenschaftliche Arbeiten vor sich ehen. Gabriele schreibt unter dem frischen Eindruck der ıstentlassung an Ihren Verlobten nach London: „Der er ist liebenswürdiger denn je und froh, in der lang ehrten Freiheit sich nach seinem Gefallen beschäftigen zu ıen. Er ordnet seine Bücher und ist nur insofern müßig, er uns mehr Zeit schenkt beim Frühstück, Mittag und ıd, wo er uns dann aber in stetem Lachen erhält mit n witzigen Einfällen.“ Gestürzte Minister sind in der el nicht zum Lachen aufgelegt, aber Humboldt behielt Heiterkeit des Weisen bis zur Stunde des Todes.

Was uns über Wilhelm von Humboldt in dem vor- enden Lebensbilde mitgetheilt wird, bildet in jedem Be- ;t den werthvollsten Theil des Buches. Wir erfahren Menge charakteristischer Züge. Aus Paris schreibt im i 1828 Frau von Humboldt an ihre Tochter: „Als wir ern hier ausstiegen — die Sachen waren bei Weitem nicht aus dem ferrier genommen — war auch schon a Ampère (der berühmte Physiker) da, mit Humboldt Salon etablirt, und die Herren redeten über Grammatik Südseesprachen. Ich machte der Sache ein Ende, indem hineinging und Humboldt sagte, der Postillon stände da. père und der Vater kamen wie aus einer anderen Welt sich und Ampère fiel es nun ein, daß wir in demselben- ment angekommen wären.“

Aber Wilhelm von Humboldt wurde nie zum trockenen ehrten. Phantasie, Verstand und Herz standen bei ihm schönsten Gleichgewicht. Als sich seine dem Tode nahe u eines Tages nach dem Geplauder ihrer Enkelkinder ıt, gibt er ihr statt flacher Tröstungen die Uebersetzung s Verses aus der Talmudischen Sprache: „Der nur et süß den Ton der Flöte oder der Zimbel, der nie das chwätz der Kinder gehört.“

Diese Zartheit des Herzens bewährte Humboldt auch nden gegenüber.

Als er eines Tages hört, wie durch einen Miethwagen, ihn abholen soll, ein Kind, die Tochter eines armen lzhackers, übergefahren sei, fährt er sofort nach dem uſe der armen Leute, steigt trotz seiner eigenen Gebrech- keit drei Treppen hinauf und verweilt über eine Stunde in n Zimmer des verletzten Kindes, um sich von dessen Zu- ıde und der Verpflegung zu überzeugen und es seinem enen Arzte in die Kur zu geben.

Der gelehrte Erforscher der Kawisprache läßt sich an- erseits die Mühe nicht verdrießen, genaue Anweisungen er die Geschenke zu geben, die er einem achtjährigen kelkinde zu dessen Geburtstage zugedacht hat. Die Kleine l ein größeres Geschenk und sieben Kleinigkeiten, „die er hübsch sind und dem lieben Kinde Spaß machen“, 'ommen. „Da die acht Geschenke — so schreibt er weiter ihre acht Jahre vorstellen sollen, so wäre es hübsch, nn eines immer größer als das andere wäre. Es sind s schwierige Aufgaben, aber die Lösung wird Euch schon ingen.“

Dabei finden sich auch in Humboldt's Familienbriefen mer wieder allgemeinere Betrachtungen, die ein feines ıstiges Gepräge tragen. So findet er „das Geheimniß s höheren ehelichen Glücks darin, daß man es versteht, ıander gegenseitig die innere Freiheit des Gemüths zu ;olten und zu beleben, und sich gerade dadurch immer ger an einander anschließt“.

Ueber die Befriedigung beim litterarischen Schaffen richt sich Humboldt anläßlich der Herausgabe seines iefwechsels mit Schiller so aus: „Das Arbeiten an diesen iefen hat auch mir große Freude gemacht und das chreiben über Schiller und Goethe. Es ist sehr wahr, daß len tiefer und feiner fühlenden Menschen etwas in der eele liegt, das mit allem Wahren und Schönen verwandt und lebendig wird, wenn das Gleichartige es berührt. as in den besseren und edleren Menschen zu treffen, ist e eigentliche Freude beim gelingenden Schreiben.“

Wie treffend ist auch die gelegentliche Bemerkung: „daß viel weniger darauf ankomme, welche Schicksale und Lagen der Mensch habe, als darauf, daß er jede wahrhaft in sein inneres und äußeres Leben verwebe“.

Humboldt wurde später in den Staatsrath berufen und mit dem Schwarzen Adler ausgezeichnet. Auch darüber urtheilt er sehr philosophisch: „Selbst der Orden hat mich gefreut, erstlich weil die gute Mutter schon immer einen Be- trieb darauf hatte, daß ich diesen bekäme, und dann eben darum, weil es allem möglichen Ehrgeiz ein Ende macht, da ich nun, was in meinem Kreise liegt, erreicht habe“.

Der Tod des weisen und guten Mannes war seines Lebens würdig. In seinem Arbeitszimmer zu Tegel starb der Achtundsechzigjährige. Die Venus von Melos hatte er sich in sein Zimmer bringen lassen. Er merkte, daß die Uhr des Lebens ablief, aber meinte: „ich sterbe jetzt noch nicht, ich kann noch bis in die Haare der Venus sehen“. Und endlich nahm er Abschied aus diesem Leben mit den Worten an seine Kinder: „Gedenket meiner nicht in Trauer, sondern in Heiterkeit“.

Mit Wilhelm von Humboldt's Tode nimmt das Inter- esse an den Aufzeichnungen beträchtlich ab.

Gabriele von Bülow ging 1827 mit ihrem Manne als „Gesandtenweib“ nach London. Sie folgt der inter- essanten Entwicklung der englischen Politik aus nächster Nähe, schließt mit der Königin Adelheid, der Gemahlin Wilhelms IV. eine intime Freundschaft, schwärmt für die Polen, haßt Talleyrand und findet am englischen Leben immer mehr Geschmack. Eine Reihe von Kindern wird ge- boren, sie kehrt nach Tegel zurück, bleibt Jahre lang ge- trennt von ihrem Gatten, kann sich dann endlich wieder mit ihm vereinigen, erlebt noch, wie ihr Mann Minister des Auswärtigen wird, und sieht den geliebten Gatten schließ- lich in geistiger Umnachtung enden. Dann beginnt eine lange Wittwenzeit, in der sie als weibliches Oberhaupt eines weitverzweigten Geschlechts Familienglück und Familien- leid in mannigfachster Weise kennen lernt. Als Schloß- herrin in Tegel verbringt sie in geistiger und körperlicher Rüstigkeit ihre letzten Tage. Am 18. Mai 1883, bei der Enthüllung der Denkmäler Wilhelms und Alexanders von Humboldt, erlebte die Greisin als Hauptvertreterin der Humboldt'schen Familie noch einmal einen schönen öffent- lichen Ehrentag. „Sie brachte einen Lorbeerkranz an das Denkmal ihres großen Vaters, und ging dann, geführt vom Kronprinzen, zu dem des Onkels unter brausenden Rufen der Volksmenge“.

Zwischen ihrem Manne und Alexander von Humboldt wurde Gabriele von Bülow vier Jahre später in Tegel zur letzten Ruhe bestattet.

Th. Barth.

Christi Verurtheilung.*)

Nachdem die protestantische Bibelkritik die Widersprüche in den überlieferten Darstellungen der Verhaftung, Verhörung und Hinrichtung Christi sattsam erwiesen, ist von jüdischer Seite ein theoretischer Nachtrag zu diesen kritischen Erörte- rungen erschienen. Auf Grund des jüdischen Gesetzes, wie es zu Christi Zeiten stand, wird hierin der Beweis an- getreten, daß der Heiland selbst von seinen schlimmsten priesterlichen Gegnern eines todeswürdigen Vergehens weder angeklagt noch überführt worden sein könne.

Die Gotteslästerung, welche Christus nach Matthäus, Markus und Lukas dadurch begangen haben soll, daß er sich Gottes Sohn genannt, wird, wie bekannt, von Johannes nicht erwähnt und von Lukas und Johannes mit keiner Nachricht von einer jüdischen Verurtheilung begleitet. Diese wäre, wie wir jetzt erfahren, in der That unmöglich gewesen,

*) Jesus von Nazareth. Von Dr. Hamburger, Oberlandesrabbiner zu Strelitz. Berlin 1895. Gergonne & Co.

da nach dem erhaltenen talmudischen Gesetz*) die einzige kapitale Gotteslästerung in dem von Verwünschungen begleiteten Aussprechen des Jehovahnamens bestand, deren Christus niemals geziehen wurde, die von einem Menschen vollzogene Selbstproklamirung zum Gott aber, die Christus mißverständlich hätte nachgesagt werden können, nach demselben Codex, ausdrücklich straflos bleiben sollte, da die Menschlichkeit aller Menschen zu offenbar sei, um ihre Leugnung sühnebedürftig zu machen.**) Ueberdies habe Christus durch die Rezitirung des jüdischen Glaubensbekenntnisses (Markus 12, 29, 30) Gott als den einen und einigen seiner Vorfahren anerkannt, und sich somit von jeder Voraussetzung befreit, daß er Gott geflucht oder sich Gott oder Gottessohn in antijüdischer Weise genannt haben könne.

Wenn somit eine Anklage auf Gotteslästerung überhaupt nicht begründet werden konnte, so stimmen auch die überlieferten Nachrichten über die Führung des Prozesses nicht mit den Erfordernissen des talmudischen Kodex überein. Eine solche Anklage konnte nur vor das vollzählige, aus 72 Köpfen bestehende Synhedrion, welches die oberste Religions- und Rechtsbehörde war, gebracht werden;***) konnte nur in der Tempelhalle und am Tage verhandelt werden;†) konnte erst am folgenden Tage††) zu einer Verurtheilung und nach drei weiteren Tagen, in denen Gegengründe anzumelden waren, zur Publikation der Verurtheilung führen. Obenein konnte, selbst wenn eine wirkliche Gotteslästerung nach der oben gegebenen, aber in diesem Falle ausgeschlossenen Definition vorlag, eine Verurtheilung nicht ausgesprochen und eine Anklage nicht einmal erhoben werden, wenn nicht von Zeugen beschworen wurde, daß der Denunzirte sein angebliches Verbrechen begangen hatte, trotzdem er dreimal von ihnen davor gewarnt worden war. Die Ausdehnung der letzteren Bestimmung auf andere Kapitalverbrechen hatte bekanntlich zur thatsächlichen Abschaffung der Todesstrafe bei den Juden geführt, und zwar um so wirksamer, als die ausgesprochene von den Zeugen vollzogen werden mußte. Schließlich durfte überhaupt Niemand auf sein bloßes Eingeständniß ohne Zeugenaussage zum Tode verurtheilt werden, da man Melancholie und Selbstmordneigung für möglich hielt†††). Alle hier angegebenen Erfordernisse der Anklage, Prozessirung und Verurtheilung fehlen nicht allein in den Evangeliennachrichten, sondern werden von ihnen unmöglich gemacht. Eines, und zwar das wichtigste, wird von dem Evangelium Johannes 11, 48 bestätigt, obschon Matth. 26, 64 im Widerspruch mit Johannes und den jüdischen Bestimmungen das Gegentheil sagt. Nach Johannes fordert Kaifas den Tod Christi von den versammelten Priestern nicht, weil er der Ansicht ist, Christus verdiene denselben, sondern nur als Weissagung und um die Schrift zu erfüllen; nach Matthäus hielten die Priester ihn gemeinsam der Gotteslästerung für selbstüberwiesen und todeswürdig.

Die Evangeliennachrichten könnten auch nicht auf den Aussagen gegenwärtiger Personen beruhen, falls ein jüdisches ordentliches Gerichtsverfahren, welches ihre Voraussetzung bildet, stattgefunden hätte. Denn die Richter verhandelten bei der Anklage auf Gotteslästerung allein, damit dieselbe nicht öffentlich wiederholt werde.§) Der Angeklagte wurde erst, nachdem er außerhalb des Gerichtes vor Rechtskundigen seine Aussage abgegeben, vor das Tribunal geführt.

Wie schwer selbst eine geringere Bestrafung für dissentirende Glaubensmeinungen war, lehrt Apostelgesch. 5, 34—40. Ein leitender Schriftgelehrter und Synhedrist, Rabbi Gamaliel, nimmt dort die nach Christi Tod Christum weiter predigenden Apostel vor Rath und Volk mit der Begründung in Schutz, daß sich gegen geistige Ueberzeugungen nicht mit Gewalt ankämpfen lasse: „ist was sie sagen Menschenrath, so wird es untergehen, ist's aber aus Gott, so könnt ihr es nicht dämpfen.“ Diese Liberalität entsprach der vom Tal… ausdrücklich gewährleisteten Lehr- und Redefreiheit, die, … sie auch die Thora zur Voraussetzung hatte, dennoch … Interpretation einen so weiten Raum gestattete, daß … orthodoxe Größe für Petrus und Paulus, die Jesum … verkündeten, eintreten und damit eine ernstere Bestra… selbst nach neutestamentlichen Berichten verhindern …

Dies ist kein befremdlicher Vorgang, sondern … nur was zu erwarten stand. War es doch eine Grund… der vom jüdischen Staat gewährleisteten Lehr- und Re… freiheit, daß der dissentirende Lehrer, der die Ausle… und Bestimmungen der obersten Religions- und Rech… behörde mit oder zu Gottes Gebot in den fünf Büch… Mose nicht stimmend fand, das Wort ergreifen, nach … eigenen Urtheile lehren und Vorträge zur Begründ… seiner abweichenden Meinung vor allem Volke halten d… Der dissentirende Lehrer war eine so gewöhnliche und … verständliche Erscheinung in dem unabhängig denkend… Gott allein sich kritiklos unterordnendem Volke, daß er … technischem Namen belegt der Gegenstand einer Reihe … besonderen Bestimmungen ward. Erst wenn er gegen … Aussprüche des Synhedrions handelte, machte er sich … Uebertretung schuldig; so lange er nur dagegen lehrte, … er straflos. Als Jesus das Obergericht der schmählich… Vernachlässigung seiner Pflichten beschuldigte, ließ man … gewähren; sobald er die Händler und Wechsler, die für … Bedürfnisse des Opferdienstes in einer Vorhalle des Tem… amtlich untergebracht waren, verjagte, war eine Handl… und damit ein auffälliges Delikt geschaffen.*)

Daß an diese Handlung anknüpfend der Hohepri… Kaifas, ein von den Juden als Römling und Gewalt… verachteter Mann, sich Christi zu entledigen und seine … haftung zu unterstützen gesucht hat, scheint sich aus … Talmudberichte**) folgern zu lassen. Nach Joh. 11, … sagen sich Kaifas und sein priesterlicher Anh… daß die fortgesetzte Predigt Christi, der eben als Kö… der Juden in Jerusalem begrüßt worden ist, ihnen … letzten Reste der jüdischen kommunalen und … giösen Unabhängigkeit kosten werde. Seit 700 Jah… fünfsiebentel ihrer Bevölkerung durch die Assyrer beraub… seit 500 Jahren mit einem winzigen Rest wieder in … alten Heimath angesiedelt, der seit 200 Jahren in ein… Verzweiflungskampf mit Macedoniern und Römern blu… wie ihn nur der Todesmuth des tiefsten Glaubens einge… konnte — in einem solchen Volke lag es für Inhaber … letzten Selbständigkeitsrechte nahe, einer weiteren Auflehnu… gegen die Uebermacht zuwider zu sein. Je mehr die Röm… sich damals noch auf dem Mittelweg von halbeinheimische… Vasallenherrschern einlassen wollten, um nur den unaufhö… lichen Aufständen zu entgehen, desto leichter mußten Prie… und Patriarchen ihnen zu Diensten sein. Wie wenig d… Entfernung Christi den fortgesetzten religiös-politische… Widerstand zu unterbrechen vermochte, lehrt freilich die … Jahre später von den Römern nöthig befundene Zerstörung … Jerusalems und die Zerstreuung des besiegten Volkes, dessen letzte Ueberbleibsel 60 Jahre später noch einmal endgülti… niedergeschlagen werden mußten; aber für Kaifas war e… um so natürlicher, die Politik seiner Zeit zu machen, als … damit ein, wenn auch nach orthodoxer Auffassung nicht … todeswürdiges, so doch ernstes religiöses Vergehen verfolgte.

Einmal in römischen Händen, denen er sich in Wüste und Versteck so lange zu entziehen gewußt hatte, war Christi Schicksal nur allzu gewiß. Da die jüdische Messias… hoffnung sowohl die politische als die religiöse Auferstehung der Nation in sich schloß und beide Auffassungen, selbst wo sie zuerst wie in Jesus Fall sorgfältig gesondert auftraten, sich leicht vermischten, so pflegten die Römer die Messiasse, die von Zeit zu Zeit erschienen, als Aufrührer hinzurichten. Wir wissen aus der Heiligen Schrift selbst von den Messiassen Judas und Theudas, die kurz vor Christus vom Prokurator …

*) Mischna Sanhedrin VII, 5.
**) Sanhedrin S. 61b.
***) Gemara Sanhedrin S. 86b.
†) Sifre zu 5 Mos 152. Raschi Sanhedrin S. 41a.
††) Mischna Sanhedrin IV, 1. Gemara das. S. 32.
†††) Maimanides h. Sanhedrin 18, 6.
§) Tosephta Sanhedrin X, 11.

*) S. Hamburger, Realencyklopädie zu Bibel und Talmud, … Synhedrion und Obergericht.
**) Sanhedrin, § 106b.

is hingerichtet wurden*); auf einen anderen wurde vom urator Felix gefahndet und, da er entkam, metzelte man n Anhang nieder; ein vierter, Bar Kochba, der sich wie s zum König von Jerusalem ausrufen ließ, unterlag noch Jahre nach Christus einem Feldherrn des Kaiser Hadrian. ſt nicht schwer, sich in die Stimmung des wegen seiner te schließlich abberufenen Pontius Pilatus zu versetzen. Jesus zu Ostern in Jerusalem unter dem Volksruf: egnet sei, der da kommt im Namen des Herrn, ein ig von Israel" eingezogen war. Das Kreuz mit der Vergehen angebenden Inschrift — dem sogenannten lus — „König der Juden" war flugs errichtet. Die ier, die die Juden zu Hunderten, in Christi Jugend ial zu Tausenden neben einander, kreuzigten, wenn sie, sich immerwährend wiederholte, die Bildsäulen und wtafeln der Kaiser von ihren heiligen Orten entfernten, iten einem möglichen jüdischen gottgewollten König enüber keine Schonung. Ihr Gott und König war der ser. Jener Tiberius, unter dessen Regierung sie Christum zigten, ließ sich in dem Judäa benachbarten Cypern n Tempel errichten mit der Inschrift: „Dem großen te Tiberius, dem Sohn des großen Gottes Augustus."

Als Petrus und Paulus sich nachmals nach Rom beien und dort unter den Römern selbst Anhänger geinen, ward schließlich, was ursprünglich ein politischer derstand gewesen war, zum religiösen. Beide Apostel en in der Neronischen Christenverfolgung, die die heidhen Götter, welche jede Mehrheit ertrugen, vor der Erung durch einen einzigen exklusiven Judengott beschützen te. An diesem Punkt angelangt, konstruirten sich die mer die Bewegung allerdings als gottes- oder vielmehr terlästerlich in ihrem eigenen Sinne und tödteten rechts d links. „Ich der Kaiser Diokletian", proklamirte ein terer Herrscher dreihundert Jahr nach Christus, „befehle inem gesammten Reiche und allen, die unter meinem Ge- e leben, sowohl Heerführern als Kriegern, Landbehnern und den in meine Gewalt gegebenen Menschen er Art, es nicht zu dulden, daß in ihrer Gegenwart der me Jesus ausgesprochen werde, sondern vielmehr die itter zu ehren und ihnen Weihrauch und Opfer darzungen." Die jüdische Reformation, den Römern nur litisch bedenklich, solange sie bloß jüdisch war, hatte sich n gegen Jupiter und Genossen gewendet und sollte erückt werden. Wenige Jahre darauf war sie Staatsligion.

Paul Säemann.

*) Apostelgesch. 5, 36 bestätigt durch Josephus, Antiq. 20. 5, 1; 20, 8, 6; Bell. Jud. 2, 13, 5; Sueton Vita Vesp. 4, Vita Claudii 25.

Theater.

Lessing-Theater „Das Urtheil der Welt". Schauspiel in 3 Aufzügen von Fedor v. Zobeltitz.

Jahrzehnte sind vergangen, seit Alexandre Dumas das tichwort von der seconde virginité par l'amour gefunen und Emile Augier ihm das andere von der nostalgie e la boue lachend zurückgab. Jetzt hat Fedor von Zobelz in seinem neuen Schauspiel „das Urtheil der Welt" die roße Umwandlung in den Anschauungen und in dem eben einer Gefallenen durch eine Heirath ohne Liebe gehehen lassen. Das ist neu.

Der Kommerzienrath Denhardt hat eine Choristin geeirathet. Nicht weil er sie wahrhaft liebte, nur, weil sie ür ihn nicht billiger zu haben war. Sie liebte einen ndern. Seit der Heirath aber ist sie eine ehrbare Frau eworden, wie sie selbst seltsamerweise mehrfach versichert. Und nun kehrt sich das Urtheil der Welt gegen sie. Nach neunjähriger Ehe fällt es dem Kommerzienrath ein, in die hohen Beamten- und Adelskreise Einlaß zu begehren, und da wird ihm diese Frau, die er nicht liebt und die ihn nicht liebt, die aber jetzt eine ehrbare Frau ist, zum Hinderniß. Das ist der Konflikt.

Und diesen Konflikt hat Zobeltitz durch zwei mit der Fabel eng verbundene Nebenhandlungen verschärft. Die junge Schwester der Frau lebt in ihrem Hause mit ihr zusammen. Der Sohn einer Exzellenz liebt sie, aber er darf sie nur heirathen, wenn sie sich für immer von der Schwester trennt. Und sie thut das. Und dann taucht gleich im ersten Akt der Mann, den die Frau als kleine Choristin geliebt hat, wieder auf. Er war verschollen; um ihr einen Schmuck zu kaufen, hat er damals einen Wechsel gefälscht. Gleich ihr ist er ein Verfehmter. Er wird trotzdem auf ihre Empfehlung hin Sekretär bei dem Kommerzienrath, und in dem Augenblick, wo der sich von ihr scheiden lassen will, bietet er ihr an, mit ihm zusammen nach Amerika zu flüchten.

Unter dem Hochdruck dieser dreifachen Spannung, die sich in jedem der drei knappen, klaren Akte erneuert, ist es Zobeltitz gelungen, ein Theaterstück zu schreiben, das dank der theilweise guten Aufführung dem Publikum gefiel. Aber hinter diesem mehr oder minder gleichgültigen Theaterstück stand, wie bei Plato die lebendigen Ideen hinter der schattenhaften Wirklichkeit, ein echtes Drama, das Zobeltitz ungeschrieben ließ. Das Drama, das aus seiner Idee rein, ohne theatralische Vergewaltigung resultirt hätte.

Das Wort Dumas' von der seconde virginité par l'amour war doch nur ein sentimentaler Bühneneinfall. Daß aber streng geregelte Verhältnisse, wie sie jede beliebige Eheschließung mit sich führen kann, daß die nüchterne Atmosphäre eines geordneten Haushalts eine gefallene Frau zu retten und ihr jede Lust zu einem Rückfall in das Laster zu nehmen vermögen, das ist sehr wahrscheinlich.

Guy de Maupassant hat einmal die Geschichte einer kleinen Advokatenfrau aus der Provinz erzählt, die für ihr Leben gern nur einmal das Laster der Großstadt kennen lernen möchte, das ihr in ihren Romanen so verlockend geschildert wird. Sie kommt nach Paris und lernt das Laster kennen. Und dann schließt die Erzählung mit den Worten, die die Frau spricht: „ah! ich hatte mir das Laster amüsanter gedacht." Wie dem auch sei, als Broterwerb ist das Laster jedenfalls nicht amüsant; im Gegentheil. Die kleine Choristin, die Frau Kommerzienrath geworden, wird nicht selten eine ehrbare Frau werden und nur geringes Heimweh nach dem Schmutz verspüren. Und wenn, wie in Zobeltitz' Schauspiel sich das Urtheil der Welt später gegen sie kehrt, wenn ihr Gatte sich von ihr scheiden läßt — was dann? Nicht selten wird sie das Geld, das ihr Mann ihr aussetzt, nehmen und ein stilles Plätzchen aufsuchen. Sie wird irgendwo ein Zimmer miethen und jeden Morgen zur gleichen Stunde aufstehen; sie wird ihren Kanarienvogel füttern, ihren Resedatopf begießen und ihre Einkäufe machen; sie wird pünktlich Mittag essen, dann ein wenig schlafen, dann spazieren gehen und pünktlich ihr Bett aufsuchen; mit einem Wort, sie wird unter Umständen mit philiströser Ordnungsseligkeit Kultus treiben.

Oder aber die andere Möglichkeit: sie ist doch noch eine leidenschaftliche, begehrende Natur. Der Mann, der sie geliebt hat und immer noch liebt, kehrt wieder. Sie wird mit ihm auf und davon gehen.

Es ist schwer zu sagen, welche von beiden Möglichkeiten für Zobeltitz die gebotene gewesen wäre. Er hat den Charakter der Frau ganz im Dunkel gelassen und hat sie nur mit einer Dosis Sentimentalität ausgestattet, die Nuscha Butze in wenig sympathischer Weise herausarbeitete. Er hat auch zwischen beiden Möglichkeiten hin- und hertavirt. Die Frau spricht davon, sich das Leben zu nehmen und möchte dann auch wieder mit dem Mann ihres Herzens entfliehen. Im letzten Augenblick besinnt sie sich aber anders und — was aus ihr eigentlich wird, erfährt man nicht. Im Grunde thut die Frau nichts, als ganz passiv und selbstbestimmungslos — dem Urtheil der Welt zu gehorchen.

Und doch hat Zobeltitz in seinem Drama gerade gegen

das Urtheil der Welt polemisirt! Da ist der frühere Liebhaber der Frau, den das Urtheil der Welt um einer Jugendthorheit halber verfehmt; da ist ein Lieutenant, der das Urtheil der Welt nicht achtet und Redakteur wird; ein Geheimer Kommerzienrath, der die Frau allen zum Trotz in Schutz nimmt. Und doch scheint das Urtheil der Welt im Herzen der Heldin zu siegen, denn innerliche Motive müßten eine andere Lösung herbeiführen. Das ist das Seltsame: nur die Poesie ist logisch. Theatralische Rechenkünste ergeben nie ein klares Resultat.

Das Drama aber von der Frau, der die bürgerliche Ordnung zur Rettung wird, gegen die sich die bürgerliche Ordnung dann wendet und die darum im Fetischismus der Aeußerlichkeiten der Ordnung versteinern muß — dies Drama ist ungeschrieben geblieben.

Ernst Heilborn.

Zeitschriften.

Biographische Blätter. Vierteljahrsschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Unter ständiger Mitwirkung von Mich. Bernays, F. v. Bezold, A. Brandt, Aug. Fournier, L. Geiger, K. Glossy, E. Guglia, S. Günther, O. Lorenz, K. v. Lützow, Jak. Minor, Friedr. Ratzel, Erich Schmidt, Ant. E. Schönbach u. A. herausgegeben von Anton Bettelheim. Berlin, 1895. Ernst Hofmann & Co. gr. 8°. Abonnementspreis 12 Mark jährlich.

Deutschlands periodische Litteratur, bereits eine erhebliche Zahl von Spezialzeitschriften umfassend, hat durch die überschriftlich angegebene eine ebenso rühmliche wie anerkennenswerthe Bereicherung erfahren. Durch die Aufgabe selbst, die bisher nur beiläufig in den vorhandenen Organen ihre Berücksichtigung gefunden, bietet die gesonderte Pflege der Biographie einen Vortheil, der sich im Laufe der Zeit als überaus schätzbar erweisen wird; noch mehr aber muß die Art, wie dieser Forschungszweig hier in Angriff genommen wird, dem neuen Unternehmen einen dauernden Platz unter den im Dienste der Geschichte stehenden Publikationen sichern. In Wettbewerb mit diesen tritt das neue Organ ohne besonders kundgegebenes Programm; es ersetzt dieses durch die dargebotenen Leistungen, die in beredtestem Maße dafür einstehen. Ganz allgemein orientirt eine kurze Angabe auf dem Umschlage über die beim Material eingehaltene Disposition, die schon im vorliegenden Hefte vollauf zur Anwendung gelangt. Es handelt sich hier um die Biographie auf der Höhe künstlerischer und wissenschaftlicher Darstellung zugleich, womit natürlich nicht eine bisher etwa übersehene Behandlungsweise zu ihrem Rechte kommt, sondern als einzige Richtschnur erhoben wird, und daraufhin darf das Vorhaben die fördernde Theilnahme der gebildeten Lesewelt mit gutem Fug beanspruchen.

An größeren Abhandlungen zur Theorie der lebensgeschichtlichen Darstellung bringt das Heft zuvörderst deren drei. Ihre Reihe eröffnet ein Artikel von Alfred Dove über Ranke's Verhältniß zur Biographie, ein vortrefflicher Ueberblick der vielen historischen Porträts, die der Altmeister deutscher Geschichtschreibung, je nach Beschaffenheit seiner Werke, verschieden an Form und Charakter zu zeichnen Gelegenheit gehabt. Ein lehrreicher Essay von Ludw. Stein zur Methodenlehre der Biographik erläutert dieselbe an einer eingehenden Besprechung von Theodor Gomperz' im Erscheinen begriffenen „Griechischen Denkern", wogegen Ant. E. Schönbach in einer Erörterung über den biographischen Gehalt des altdeutschen Minnegesanges uns gleichsam einen Einblick in das glückliche Verfahren gibt, das sich ihm bei seiner bekannten Schilderung vom Leben und Wirken Walthers von der Vogelweide als brauchbar bewährt hat. Aus dem Gebiete der eigentlichen Biographie erhalten wir: Mich. Bernay's sinnvolle Rede bei der Enthüllungsfeier des Scheffel-Denkmals in Karlsruhe; von Karl v. Lützow ein liebevolles Bild des Malers Anselm Feuerbach, anläßlich der neulich erschienenen Biographie aus der Feder seines Freundes Jul. Allgeyer; von G. F. Knapp ein Gedenkwort über den kürzlich verstorbenen Göttinger Nationalökonomen Georg Hanssen, und von Max Haushofer einen herzlichen Nachruf an den Anfang des Jahres einem segensvollen Wirken allzu früh entrissenen Direktor der Münchener technischen Hochschule, Karl v. Haushofer. Ein Lebensbild aus älterer Zeit entwirft Friedr. Ratzel in seiner ... vollen Darstellung des Forschungsreisenden und Botanikers ... Rauwolf aus Augsburg, während Karl Glossy der ... Thätigkeit des lange nicht gebührend gewürdigten Josef Schr... aus den Tagen der nachjosephinischen Reaktion in Oesterreich ... Aus dem dortigen Geistesleben der Gegenwart wird uns P. K. ... mit einem liebenswürdigen Schreiben vorgeführt, worin er ... Autobiographien ausspricht, und von R. M. Werner wird das ... fende Geschick eines Namenlosen geschildert, als Probe kultur... beachtenswerther Erscheinungen aus dem Bereich redlichen ... um die höchsten Lebensgüter, zu deren Erringen guter Wille ... ausreicht, wenn eine gewisse Gunst der Umstände versagt ... Plane der Zeitschrift liegt auch die Mittheilung biographisch ... Briefschaften, und von solchen enthält sie einen Brief Grillparzer... Paul Heyse und vier Briefe des Philologen Aug. Böckh an ... v. Humboldt, von dem ein Bildniß dem Heft als Zierde ... ist. Schließlich bringt das Heft noch verschiedene Bücherbesprechungen ... kürzere vorläufige Anzeigen von der Hand des Herausgebers ... überaus werthvolle Uebersicht biographischer Litteratur, sowie ... Mittheilungen von biographischem Interesse.

Bei der Fülle des Gebotenen ist dieses, trefflich an sich ... dafür geworbenen Federn, mit Einsicht ausgewählt und geordnet ... kann dem gediegenen Unternehmen nur Glück wünschen und ... aus dem vielseitigen Interesse, das ihm seitens der dabei ... Autoren zugewendet worden, auch auf ein entsprechendes ... kommen des Publikums vorausschließen. Gern möchte man ... gedehnte Verbreitung der Zeitschrift auch in gebildeten Kreisen ... Deutschlands und Oesterreichs versprechen. Mit Verwendung der ... nannten lateinischen Lettern bei einer vernünftigen ungekünstelten ... schreibung des Deutschen, hat der Verlag von sich aus ein ... Hinderniß beseitigt, das deutschen Büchern durch die zopfige ... schrift und die neuerlich aufgekommene noch zopfigere Schreibart ... kamerlicher Initiative die Sympathie des gebildeten Auslands ... vorenthalten hat.

Helsingfors. Wilh. Bolin.

Glückliche Reisen. Von Ludwig Hevesi. Stuttgart. Ad. Bonz & Co.

Ein gar anmuthiges Büchlein hat uns der Wiener Feuilletonist ... wiederum beschert. Von seinen allerliebsten Reiseplaudereien ist ... die vierte Sammlung, anregend und unterhaltend wie die vorhergehenden ... Sie verbreitet sich über nicht weniger als zehn verschiedene Länder ... wie immer zumeist solchen Orten und Erscheinungen gewidmet, die ... im Rayon der gewöhnlichen Rundreisefahrten liegen. Aus den ... landen erhalten wir charakteristische Kulturbilder, aus Belgien ... Beobachtungen aus dem Badeleben. Skandinavien ist durch ... Naturgemälde aus Norwegen und durch sinnig erzählte Erlebnisse ... Schweden vertreten, Frankreich durch Berichte aus der Bretagne ... Corniche, woran sich Nacherzähltes aus dem Orient anreiht ... Oesterreichischen hat der Autor sich in Gegenden umgesehen, wo ... alle Welt hinkommt, und es doch manches Gedenkens- und Beachtens... werthe gibt. Besondere Freude werden dem Leser aber die Schilderungen aus dem Bereich der konventionellen Reiserouten gewähren ... namentlich die beiden Humoresken vom Lago Maggiore und ... lichen Erinnerungen aus der Schweiz. Hier erst, wo die eigene ... schauung hinzukommt, läßt sich das eminente Darstellungstalent des ... Autors vollauf würdigen. Es ist dies nicht minder der Fall bei ... anderen, höchst eigenthümlichen Plaudereien, den jüdischen ... Frankfurt a. M. und den am Lido betreffend und die glänzende Schilderung eines mittelalterlichen Baudenkmals in der Bretagne, deren ... gedacht wurde. Die Kunst der Vergegenwärtigung ist hier mit ... Sicherheit gehandhabt, wie sie nur einer ungemein empfänglichen ... durch reiche Kenntnisse ausgebildeten Phantasie vergönnt ist ... deutlichen Begriff dieser Begabung gewährt ferner das farbenreiche Gemälde aus der Krim, das, nur nach Berichten und aufmerksam ... Zeichnungen hergestellt, mit der Unmittelbarkeit wirklich geschauter ... sich darbietet. Dem hübschen Buch kann die verdiente Nachfrage ... ausbleiben, und wie seine Vorgänger eignet es sich namentlich ... Wiederlesen, also zum Besitz, um es je nach Bedarf und Stimmung jederzeit zur Hand nehmen zu können. —l—m—s

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

…en Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). …nementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim … durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. … (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Deutschland, Frankreich, Rußland haben in Tokio ge…insam erklären lassen, daß sie die Bedingungen, welche … den Festsetzungen von Shimonoseki niedergelegt sind, …en eigenen Interessen für abträglich erachten; die drei …ächte verlangen daher eine Revision des Friedensver…ges zwischen Japan und China.

Man versteht die Haltung Rußlands. Rußland, das … Asien eine erobernde Macht ist, wurde von den Ereig…ssen überrascht; die sibirische Bahn ist nicht fertig; die Vor…reitungen Rußlands am stillen Ozean waren nicht soweit …diehen, um ein militärisches Zugreifen im fernen Osten …on heute als ganz unbedenklich erscheinen zu lassen. Da …at Japan auf; es schlägt China zu Boden und beraubt Ruß…nd durch den Friedensvertrag zunächst der Hoffnung einer …usbreitung an der Küste nach Süden. Korea geräth nicht …ter russischen, sondern unter japanischen Einfluß und süd…ch von Korea an der Küste setzt sich das aufstrebende Japan …st, das Rußland für die Zukunft ernste Hindernisse in den …eg zu legen droht. Das sind Gründe genug, um mit dem Frieden von Shimonoseki unzufrieden zu sein, und um zu verlangen, daß jene Festsetzungen abgeändert werden.

Daß Frankreich für ein solches Vorgehen gleichfalls zu haben sein würde, war vorauszusehen. Für die französische Politik gibt es einen festen Punkt: den engen Anschluß an Rußland aus Besorgniß vor einem möglichen Angriff von Seiten Deutschlands in Europa und aus Hoffnung auf einen möglichen gemeinsamen russisch-französischen Kampf gegen Deutschland, der eine Revanche für 1870 bringen soll. Ob diese Politik klug ist, soll hier nicht untersucht werden; allein sie ist vorhanden, und ihr Vorhandensein macht es natürlich, daß Frankreich auch diesmal sich durchaus den russischen Wünschen dienstbar gemacht hat.

Für Frankreich mochte noch eine Erwägung hinzukommen, die zugleich der sentimentalen Russenfreundschaft in diesem Falle eine gewisse real-politische Bedeutung gibt.

Die Japaner in Formosa können als Rivalen Frankreichs auf den südchinesischen Besitz betrachtet werden; hatte die französische Politik in Hinterindien bisher nur mit China, unter Umständen mit England zu rechnen, so tritt jetzt auch Japan hinzu. Diese faßbaren Erwägungen, die sich einerseits aus Frankreichs traditioneller europäischer Politik und andererseits als Folgen seines hinterindischen Kolonialbesitzes ergeben, sind hinlänglich geeignet, das Verständniß dafür zu liefern, daß Rußland wie die französische Republik eine Abänderung des Friedens von Simonoseki gemeinsam verlangen.

England, obgleich es einige Punkte in Ostasien bereits inne hat, hält die jetzt eingetretenen Machtverschiebungen für seine Besitzungen nicht für gefährlich und glaubt sich auch nicht gezwungen, im Interesse seines Handels, der im Osten in erster Reihe steht, zu interveniren; es hat sich daher den Schritten in Tokio nicht angeschlossen.

Und Deutschland?

Deutschland hat territoriale Interessen in Ostasien überhaupt nicht; es ist also noch weniger in jenen Gegenden engagirt als England; es hat nur und ganz ausschließlich für seinen Handel zu sorgen; in diesem Punkte müßte es also folgerichtig mit England gemeinsam marschiren.

Man könnte sich nun denken, daß Deutschland der Ansicht ist, die Engländer sorgen nicht genügend für die Interessen ihres eigenen Handels. Wahrscheinlich ist eine solche Annahme nicht, denn auf diesem Gebiet könnte vielleicht eine englische Regierung irren; aber die öffentliche Meinung des Vereinigten Königreiches irrt sich in diesem Punkte am allerwenigsten und sie hat gesprochen für die Politik der Nichtintervention. Sie konnte nicht anders sprechen, wie sie gethan hat, da Japan den freien handelspolitischen Wettbewerb allen Mächten in China zugesteht.

Darüber hinaus könnte man nur eines verlangen, daß nämlich der japanische Sieger, der China eben in blutigen Kämpfen erschlossen hat, handelspolitisch sich selbst eine schlechtere Stellung anweist, als den unbetheiligten Zuschauern der Schlachten; eine solche Absurdität ist natürlich nirgends beansprucht worden.

Und so ergibt sich denn, daß Deutschland, welches in Ostasien nur seinen Handel zu schützen hat, direkte handelspolitische Einwände gegen den Frieden gar nicht macht und gar nicht machen kann, sondern wie Rußland, das seinen guten Grund dazu hat, und wie Frankreich, das schon weniger gerechten Grund dazu hat, nun selbst ohne jeden naheliegenden Grund erklärt, auch wir werden nicht dulden, daß Japan sich auf dem asiatischen Festland festsetzt. Wir Deutsche haben zwar nur handelspolitische Interessen in jenen Gegenden; aber es beliebt uns so vorzugehen wie jene Mächte, die nicht nur handelspolitisch, sondern zugleich rein politisch dort interessirt sind.

Diese Haltung kann eine Reihe von Möglichkeiten im Gefolge haben.

Vielleicht gelingt es uns im Verein mit Rußland und Frankreich, den japanischen Sieger wieder vom Festland herunterzudrängen. Rußland und Frankreich werden damit politisch sehr zufrieden sein; auch handelspolitisch wird die Lage Japans dadurch unter Umständen etwas verschlechtert, denn es ist vielleicht bequemer, auf dem Festlande für China Fabrikale herzustellen, als sie erst über See zu importiren. Möglicherweise profitirt hiervon auch der deutsche Handel; aber bei solchem Ausgang ist uns der Haß Japans sicher, und dieser Haß wird sich auch in handelspolitische Feindschaft umsetzen, und da Rußland und Frankreich sich mit ihrer Macht immer noch in relativ gefahrdrohender Nähe von Japan befinden, so wird der japanische Haß gegen diese beiden Länder sich eine vorsichtige Zurückhaltung auferlegen müssen, um desto rücksichtsloser sich gegen das ferne Deutschland zu äußern.

Für ganz imaginäre handelspolitische Vortheile in dem neu aufzuschließenden China ziehen wir uns die handelspolitische und politische Feindschaft des kulturell erschlossenen Japan zu. Wir vor allem werden die Prügelknaben für Rußland und Frankreich sein, und den Gewinn handelspolitisch hat das unbetheiligte England und die Vereinigten Staaten und politisch Frankreich und Rußland.

Weit wahrscheinlicher ist aber ein anderer Ausgang.

Rußland soll schon jetzt in Peking erklärt haben, daß die neuen Grenzverhältnisse das Zarenreich dazu drängen, territoriale Kompensationen in der Mantschurei zu verlangen; vielleicht benutzt Frankreich gleichfalls die Gelegenheit, seine Hilfe für das himmlische Reich dadurch zu bethätigen, daß es einige Fetzen chinesischen Gebietes an sich reißt; und mit Japan dürfte man schließlich nach einigem Hin- und Herschachern zu dem Ergebniß kommen, daß der Sieger solchen Kompensationen seinen Segen gibt und seine eigenen Forderungen etwas herabsetzt, ohne doch ganz vom Festland zu weichen. Dann sind wir Frankreich und Rußland behilflich gewesen, sich territorial zu bereichern, und für uns ist gar nichts erreicht, als daß sowohl Chinesen wie Japaner uns als einen unbetheiligten Dritten betrachten, der den Sieger um die Früchte des Sieges bringen hilft und der zugleich dem Besiegten einige weitere Verluste an Land und Leuten unter seiner Assistenz zufügen läßt. Mit diesem wahrscheinlichsten Ausgang werden wir gleich beliebt uns in Japan wie in China machen zum Vortheil der — unbetheiligten Konkurrenten.

Ist schon dieser Schluß der naheliegendste, so gibt es doch auch noch eine dritte Möglichkeit. Internationale Interventionen beginnen meist mit papierenen Noten und endigen zuweilen mit dem Donner von Breitseiten; manchmal hängt es nur von einem unglücklichen Zufall ab, ob nicht zur unrechten Zeit eine Kanone losgeht; das burleske Verhängniß solcher Entwicklung braucht man nicht auszumalen.

Fest steht, wir haben nicht dieselben Interessen im Osten wie Rußland und Frankreich, und augenscheinlich können wir nicht dieselben Vortheile aus einer glücklichen Intervention ziehen wie diese beiden Reiche. Wir beg[…] also gemeinsam mit Frankreich und Rußland ein [...] nicht ungefährliches Spiel, bei dem wir uns ebenso [...] wie jene, und bei dem wir im besten Falle auch [...] politisch nichts zu gewinnen haben, und überdies [...] uns der Gefahr aus, daß Rußland aus alter Ranc[üne], Frankreich in Erinnerung an alte Wunden uns mög[licher]weise bei irgend einer Biegung des Weges allein im [...] stecken lassen.

England hält sich fern von den Abenteuern einer [Inter]vention mit seinen nicht zu überblickenden Folgen; [Eng]land ladet sich weder die Feindschaft Japans noch Chinas [...] und es ist ganz unwahrscheinlich, daß England [...] der letzten Regelung der aufgetauchten Fragen sein [Inter]esse sollte wahren können. Alle diese Vortheile [...] auch Deutschland bei gleicher vorsichtiger Zurückh[altung] genießen, und sicher könnten Deutschland und Engla[nd ge]meinsam jede Verschiebung verhindern, die Japan [...] wie es scheint, die Rußland und Frankreich vor allem [...] seitiger Weise herauszuschlagen versuchen.

Sentimentale Freundschaft für England braucht [...] von Deutschland nicht zu verlangen, und sentime[ntaler] Enthusiasmus, der sich auf die Politik überträgt, [...] auch Niemand für Japan. Wir haben nur deutsche [Inter]essen zu vertreten; aber wir vermögen nicht zu sehen, [...] deutschen Interessen uns zu jener Politik zwingen, [...] verfolgen.

Die Idee, Frankreichs Freundschaft auf dem [...] weg über Japan erlangen zu wollen, erscheint wie [...] lächerliche Phantastik. So wohlfeil dürfte Elsaß-Loth[ringen] schwerlich sein; und die andere Idee, ein aufstre[bendes] Kulturvolk, wie die Japaner, bleibend vom internati[onalen] Wettbewerb auszuschließen, ist nicht weniger phanta[stisch].

Die „Daily News“, ein Blatt des englischen „Krä[mer]volkes“ sagt im Hinblick auf solche Krähwinkelpolitiker:

„Lancashire mag es Herzbeschwerden verursachen, daß die J[apaner] in China Baumwollfabriken gründen dürfen. Solchen Verände[rungen] muß man sich nicht entgegenstemmen, wenn sie in der Natur der [...] liegen. Man muß sie nur zum Guten zu wenden suchen, und [...] unser Volk stets verstanden. Die Hauptsache ist, daß wir unseren [Unter]nehmungsgeist bewahren. Wir haben kein Interesse, Japans bere[chtigtem] Streben entgegen zu treten und die Fehler Chinas auf uns zu [...] Keine Nation darf hoffen, lange ihr Glück auf die Schwäche der [Kon]kurrenten zu bauen . . . .

Es liegt wirklich etwas Erhebendes in dem Gedanken, daß [...] jetzt dem Unternehmungsgeist des Menschengeschlechts offen steht. [...] sind Königreiche in Afrika gegen China? Nichts als eigene Dum[mheit] oder Fehlgriffe können uns den Rang, welchen wir im ostasiati[schen] Handel einnehmen, streitig machen.“

Auch uns können nur eigene Dummheit oder ei[gene] Fehlgriffe von unserem Rang im ostasiatischen Handel [...] drücken; — ganz wie es die gesunden Gedanken jenes englis[chen] Blattes ausdrücken.

Was treibt uns also in eine solche falsche Posit[ion]? Faßbare Argumente bekommt man nirgends zu hören [...] zu lesen; höchstens statt aller Erklärung in einigen [...] deutschen Blättern großsprecherische patriotische Redensa[rten] und im Auslande, vor Allem bei unseren Freunden in Oe[ster]reich, schüttelt man ohne Verständniß mit einiger Besorg[niß] den Kopf, denn jeder internationale Fehlgriff Deutschlands hat natürlich auch auf den Dreibund seine stärkere [...] schwächere Rückwirkung.

Wir gingen auf diese Dinge in voller Ausführlichkeit ein, weil wir fürchten, daß wir jetzt auch auf dem Gebiet der auswärtigen Politik uns vor einem entscheidenden Wende[]punkt befinden.

Mangelnde Voraussicht und mangelnde Konse[quenz] machen sich in der inneren Politik Deutschlands seit [...] fühlbar; uns scheint, daß dieser Dilettantismus jetzt [...] auf die auswärtige Politik überspringt, wo er noch [...] schlimme Folgen zeitigen kann; und solche Entwicklung, [...] traurig sie ist, war ja vorauszusehen.

Auch mit diesen Fragen wird daher die öffentliche Meinung sich jetzt sorgsam zu beschäftigen haben, [...] wir nicht in Deutschland zu einer Wendung gelangen, [...]

ch in Frankreich mit dem mexikanischen Feldzug Napo- s III. angebahnt hat. Das mexikanische Abenteuer unsere ostasiatische Politik sind gewiß nicht unmittelbar ergleich zu stellen; aber zu vergleichen sind die un- Phantastik und der großsprecherische Patriotismus, sich damals und heute für ein nebelhaftes Ziel einsetz- das groß erscheint, weil es dem politischen Kanne- r in märchenhafter Ferne liegt! Der Weg zu diesem zeigt sich jedoch bei ruhigem Zusehen mit Gefahren t, ohne daß man reale Vortheile erblicken könnte, die entsprechendes Wagen rechtfertigen würden.

Nach Berlin wird am 5. Mai eine Versammlung berufen en, die, aus dem ganzen Reiche beschickt, nochmals gegen lmsturzvorlage protestiren soll. Der Prinz von Schönaich- olath, einer der allergemäßigsten Liberalen, hat die An- ng zu solcher Versammlung gegeben; der Vorsteher der liner Stadtverordnetenversammlung, Herr Langerhans, ein r Fortschrittsmann, steht gemeinsam mit dem Oberbürger- ster Zelle und dem Bürgermeister Kirschner an der Spitze Komitees zur Ausführung der Idee.

Um der Bewegung, die dem Protest gegen die sturzvorlage diesen nachdrücklichsten Ausdruck geben , die nöthige gesteigerte Lebendigkeit einzuhauchen, r nur nöthig, das zu thun, was der Oberpräsident der ovinz Brandenburg gethan hat. Nachdem eine ganze ihe von Städten bereits gegen das Umsturzgesetz protestirt ten, weil seine Einführung auch die wirthschaftliche Ent- klung großstädtischer Industrien schädigen würde, so ist t der Berliner Stadtverwaltung ein gleicher Beschluß boten worden. Ein solches Verbot zeigt, wie wenig frei Meinungsäußerung bei uns in Preußen auch ohne nsturzgesetz ist.

Die Versammlungen gegen die Umsturzvorlage sind cht mehr zu zählen; nur auf eine mag hingewiesen werden, f die Delegirtenversammlung der Freisinnigen Schleswig- olsteins in Neumünster, die aus allen Theilen der Provinz ngewöhnlich zahlreich besucht war; dort wurde eine Resolu- on gefaßt, die den Zusammenhang der wirthschaftlichen it der politischen Reaktion treffend klar stellte, und dort rach Professor Hähnel, der langjährige Führer der alten ortschrittspartei, die Worte:

„Wenn es nicht gelingt, das deutsche Bürgerthum zurückzuführen f eine ideale Bahn und dieses zersetzte und zerfetzte Bürgerthum unter lgemeinen Gesichtspunkten zu vereinigen, dann bilden Gesetze, wie die utige Umsturzvorlage eine stetige Gefahr.

Aber wenn ich die zersetzende Tendenz der Interessenpolitik unserer it beklage, so kann ich dabei den Liberalismus insbesondere nicht über- hen. Auch hier haben wir die Zersetzung; und wer die Einheit predigt, ird verlacht. Kleine Einzelfragen drängen sich in den Vordergrund und herrschen das Leben der Partei, der große Zusammenhang aber wird wenig wie möglich betont. Dadurch stößt man die Leute ab, über elche man das Anathem ausspricht, weil sie in nebensächlichen Dingen nderer Meinung sind. Wenn die alte Lehre, daß Einigkeit stark macht, icht Anerkennung findet, wenn wir nicht danach forschen, ob es nicht ne allgemeine Grundlage gibt, auf der wir zusammenfügen können, as in Einzelfragen auseinandergeht, dann ist die deutsche Bürgerschaft ne sicher vor Ausnahmegesetzen, und wenn ein solches heute verworfen ird, so kann es übermorgen schon in verschärfter Form eingebracht erden."

In Neumünster lohnte „brausender Beifall" diese Aus- führungen. Sollte nicht für solche Worte allmählich in ganz Deutschland unter den Liberalen das Verständniß wachsen?

Man muß zugeben, daß ein langsames Erwachen er- folgt; der Kampf gegen die Umsturzvorlage ist ein Symptom; der Bund zur Vertheidigung der Goldwährung ist ein zweites Symptom; dazu kommt jetzt ein drittes; in Mannheim hat sich in einer großen, aus ganz Deutschland beschickten Versammlung ein Verein zur Wahrung der Interessen des Getreidehandels konstituirt, um den Gefahren des Antrages Kanitz entgegenzutreten. Das alles sind Bewegungen des in seiner geistigen und materiellen Existenz bedrohten modernen Bürgerthums; und endlich einmal wird auch der Tag kommen, wo alle solche vereinzelte Vorstöße geson- derter Interessengruppen sich zusammenschließen werden zu einem gemeinsamen wirkungsvollen Vorstoß des gesammten Bürgerthums unter der Fahne des Liberalismus, die alle zu einigen bestimmt ist.

Das Widerspiel jener liberalen Versammlungen ist ein Kongreß der Innungsmeister in Halle; sie haben vielerlei verlangt, aber eigentlich doch nur eines. Sie forderten Be- seitigung der Konsumvereine und Beseitigung oder Beschrän- kung des großindustriellen Maschinenbetriebs; und was nicht sonst noch. Das, was sie begehren und heischen, ist schließlich die eine Kleinigkeit: Zurückschrauben und Festhalten der Kulturentwicklung auf einem Standpunkt, der den Interessen und der Bequemlichkeit einiger rückständiger Handwerksmeister entspricht. Solche Narrheit ist in Deutschland möglich; sie wird Ernst genommen; um die politische Gunst solcher Kon- ventikel buhlen große Parteien, und diesen frechen und thörichten Eigennutz bekleidet man dann mit der patriotisch- altväterisch-bürgerlichen Etiquette: Mittelstandspolitik; es ist in Wahrheit die Politik der Zurückgebliebenen.

Zwischen Schweden und Norwegen wächst beständig der Zwiespalt, so daß man heute bereits in Stockholm mit bewaffneter Auseinandersetzung droht. Der Anlaß schien ein kleiner. Norwegen wollte ein eigenes Konsulatswesen; Schweden mit dem König an der Spitze verweigerte diese Forderung. Ist dies der reale Anstoß zur Krise, so ist der Untergrund des Konflikts doch ein ernsterer.

Schweden ist aristokratisch, junkerlich, schutzzöllnerisch regiert; Norwegen hat eine demokratisch-freihändlerisch-bäuerliche Volksvertretung. In Norwegen bedeutet die Volks- vertretung Alles; Schweden neigt zu einem Scheinkon- stitutionalismus oder wenigstens zu einem Konstitutiona- lismus am Gängelband der Aristokratie. Norwegen will auf seiner Bahn weiter; das wollen die herrschenden Klassen in Schweden verhindern, weil sie die schließliche Rückwirkung der demokratisch norwegischen Verhältnisse auf Schweden fürchten. Nicht vorwärts soll Norwegen auf seiner bisherigen Bahn, sondern möglichst zurück.

Diese tiefer liegenden Gegensätze sind es, die bei kleinem äußeren Anlaß zu einem ernsten Zusammenstoß geführt haben.

Wir hoffen noch auf einen solchen friedlichen Ausgleich, der zugleich dem zähen und gesunden norwegischen Volk sein Recht freier Fortentwicklung gewährleistet.

* * *

Wird die Umsturzvorlage Gesetz werden?

Diejenigen befinden sich in einem starken Irrthum, die da glauben, die Gefahr, daß die Umsturzvorlage Gesetz werde, sei vorüber, nachdem die Vorlage klerikalisirt und die oppositionelle Stimmung der gebildeten Kreise in ganz Deutschland so klar erkennbar geworden sei. Man hat noch immer eine viel zu gute Meinung von der konservativ-klerikalen Mehrheit des Reichstags und man unterschätzt die Macht des Absurden wie die Anpassungsfähigkeit der maß- gebenden Kreise an diese gegenwärtig herrschende politische Macht. Aber in der Kommissionsfassung kann das Ding doch nicht Gesetz werden! ruft man entsetzt aus. Allerdings ist dieser Ausgang nicht wahrscheinlich. Genau so, wie die Vorlage aus der Kommission hervorgegangen ist, wird der Reichs- tag im Plenum wol nicht beschließen. Aber das Centrum besteht auch gar nicht auf seinen Kommissionsschein. Man kann allerlei aufgeben, das Gesetz bleibt immer noch recht brauchbar für ultramontane und konservative Reaktionäre. Da ist z. B. der Kanzelparagraph. Das Centrum hat in der Kommission die Beseitigung desselben durchgesetzt. Das ist vermuthlich den verbündeten Regierungen unbequem; nicht minder den Konservativen. Praktische Bedeutung hat der Paragraph andererseits herzlich wenig. Das Centrum kann deshalb ohne erhebliche Unkosten entgegenkommend

sein. Man wird deshalb voraussichtlich unter der Hand versichern, daß daran das Antiumsturzwerk nicht scheitern solle. Konservative und Nationalliberale werden dann einen „großen Sieg“ gegen den Ultramontanismus erfechten dürfen und dem großen Publikum wird man begreiflich zu machen suchen, daß die klerikalisirte Vorlage wieder entklerikalisirt sei. Noch gegen einen andern Spotzen sind verschiedentlich Kanonen aufgefahren. Das Centrum hat nämlich aus § 111a (jetzt 111) der Regierungsvorlage die §§ 113 und 114 beseitigt, so daß die Glorifikation des Widerstandes gegen die Staatsgewalt wie bisher straffrei bleiben würde, während die Regierung die Aufnahme jener Vergehen in den Glorifikationsparagraphen lebhaft wünscht. Auch dieser Punkt ist praktisch von so geringer Bedeutung, daß das Centrum gewiß staatsmännische Nachgiebigkeit üben wird. Damit haben — neben der Regierung — speziell die Nationalliberalen ein Zugeständniß, von dem sie sagen können, daß es dem Centrum „abgetrotzt“ sei.

Auch sonst wird die Centrumspartei in Nebendingen mit sich reden lassen, schon um den verbündeten Regierungen zu zeigen, wie manchen Stich sie im politischen Spiel mit dem Centrumstrumpf machen können. Nur die Worte Umsturz, Umsturzbestrebungen, Umsturzpartei werden die Centrumsleute beflissen sein, aus dem Texte des Gesetzes fern zu halten. Sie müssen ihren Wählern gegenüber den Schein aufrecht erhalten, daß sie für keinerlei Bestimmungen zu haben sind, die nach Ausnahmegesetzen riechen. Das sind sie ihrer Kulturkampf-Vergangenheit schuldig. Daneben ist diese Haltung nicht bloß ehrenvoll, sondern auch für die taktische Position des Centrums sehr vortheilhaft. Man verlangt Rechtsgleichheit, ebenso wie es die entschieden liberalen Parteien thun; nur mit dem Unterschiede, daß während die Liberalen Diskussionsfreiheit für Alle verlangen, die Ultramontanen Diskussionsbeschränkung für Alle, für sozialdemokratische Agitatoren wie für liberale Professoren, erstreben. Denen gegenüber, die — wie das bei den Nationalliberalen bisher der Fall war — Willens sind, die sozialistische Kritik einzuengen, die Professorenkritik aber unbehelligt zu lassen, ist der Centrumsstandpunkt ja auch dialektisch sehr wohl vertretbar. Erklärt man einmal gewisse Begriffskategorien für „tabu“, so ist es ein logischer Widersinn, die viel ungefährlichere rohe Kritik unter Strafe zu stellen, die in das Wesen der Sache eindringende wissenschaftliche Kritik dagegen frei zu lassen. Von dieser dialektisch leicht zu vertheidigenden Position aus wird das Centrum die Vertheidigung seiner Amendements zu den §§ 130, 166 u. s. w. führen und damit den nationalliberalen Entrüstungskanonendonner unschwer zum Schweigen bringen. Der sympathischen — wenn auch vielleicht nicht gerade demonstrativen — Mitwirkung der Konservativen darf das Centrum dabei sich versichert halten. Daß aber die Regierung um die freie wissenschaftliche Forschung ihr Blut verspritzen werde, ist ebenfalls nicht gerade wahrscheinlich. Die politische Konstellation ist deshalb keineswegs derartig, daß die Umsturzvorlage bereits als gescheitert angesehen werden könnte. Der Liberalismus hat vielmehr den allerdringendsten Anlaß, die Agitation gegen die Vorlage so kräftig wie nur irgend möglich fortzuführen.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XVII.

Der Reichstag findet bei seinem Wiederzusammentritt genau dieselbe Lage vor, die er verlassen hat, als er auseinanderging. Die Frage, ob die Umsturzvorlage in irgend einer Form Gesetz werden wird, beherrscht ausschließlich die Gemüther und macht sie gegen alle anderen Fragen gleichgültig, so daß selbst der Ausgang des Handels zwischen China und Japan in Deutschland weniger Aufregung hervorgerufen hat, als in anderen Theilen der Welt. [...] halb der Ferienzeit hatten sich Gerüchte verbreitet, [...] gleichwie es bei dem Schulgesetz der Fall gewesen, [...] entscheidenden Regionen ein Umschlag der Stimmung [...] getreten sei, und als ob man es nicht ungern sehen [...] wenn die Debatte wie das Hornberger Schießen [...] falle. Von anderer Seite wird das bestritten; [...] das erbauliche Schauspiel, daß Offiziöse wider [...] kämpfen. Als ein übles Vorzeichen muß es [...] werden, daß dem Magistrat und den Stadtverordneten [...] Berlin ein Verbot zugegangen ist, eine Petition [...] Umsturzgesetz zu berathen, obwohl diese Petition [...] politischen Gesichtspunkten absieht und lediglich [...] gung der Erwerbsinteressen hervorzieht.

Das Gesetz, wie es aus den Händen der Re[...] hervorgegangen war, ist vornehmlich ein Ausnahme[...] wider die Sozialdemokratie; das Gesetz, wie es [...] Händen des Centrums hervorgegangen ist, ist vor[...] ein Ausnahmegesetz gegen die freie Forschung, [...] mit den Ergebnissen des positiven Dogmas in [...] kommt. Den Ultramontanen wäre es erwünscht, [...] Naturwissenschaft nichts über die Erschaffung der [...] des Menschen lehren dürfte, was mit den Bericht[...] Bibel in Widerspruch steht; wenn die Theologie ge[...] würde, auf jeden Versuch zu verzichten, die dunkle[...] die zwischen dem apostolischen Zeitalter und der Fe[...] des biblischen Kanons und der heutigen Glaubens[...] flossen ist, aufzuklären. Der von dem Professor Har[...] glänzender Weise geführte Nachweis, daß das, [...] heute Christenthum nennen, nur ein Kompromiß [...] dem Christenthum Christi und der hellenistischen [...] auffassung ist, ist höchst gefährlich und muß unter[...] werden. Der Philosophie soll es untersagt sein, [...] Spekulationen über den Gottesbegriff zu ergehen; die [...] Auffassung vom Dasein Gottes, wie sie ein so hochge[...] und scharfsinniger Mann wie der Geheime Oberju[...] Rintelen hat, kann aller Welt für ewige Zeiten ge[...] Daß das von ultramontanen Geistern so stark be[...] Gesetz wenigstens von ultramontanen Richtern in [...] montanem Geiste ausgelegt werden würde, ist unzwei[...]

Ohne Zweifel würde es der Regierung am [...] sein, wenn das Plenum die Penelopearbeit ausführte, [...] Gesetzentwurf aus der Kommissionsfassung wiederum [...] Regierungsfassung zurückzuführen. Wenn das unter[...] stimmung des Centrums gelingt, so steht das Zu[...] kommen des Gesetzes außer Zweifel. Wenn es aber [...] gelingt, und die Regierung sich vor die Alternative [...] sieht, anzunehmen was ihm das Centrum bietet, oder [...] leeren Händen abzuziehen, was wird sie thun? Ich [...] es nicht und ich zweifle, ob es Jemanden gibt, der es [...]

Bisher hat sich der Satz noch bewährt, daß Cen[...] Trumpf ist. Das zeigte sich auch bei der Zollnovelle, [...] in den letzten Tagen das Plenum beschäftigt hat. [...] Regierung will den Zoll auf solchen Honig erhöhen, [...] dem sie nicht sicher ist, ob er wirklich Honig oder [...] vielmehr eine flüssige Zuckerlösung ist. Ein Mitglied [...] Centrums stellt mit einer Begründung, die unmöglich [...] haft genommen werden kann, den Antrag, allen Honig [...] solchen, der unzweifelhaft reiner Bienenhonig ist, höher [...] besteuern, und die Regierung läßt sich das schweigend [...] fallen. Eine Dresdener Firma hat sich der schönen Aufga[be] [...] unterzogen, einen echten Honig aus bloßem Zucker [...] stellen, und dieses Bestreben wird unterstützt — im In[ter]esse der heimischen Imkerei. Und in ähnlicher Weise [...] das Centrum den Ausschlag — natürlich stets im prote[ktio]nistisch-reaktionärem Sinne — bei der Frage der Erh[öhung] des Zolls auf Baumwollsamenöl u. s. w.

Im Abgeordnetenhause haben zwei gute Gesetze [...] der Tagesordnung gestanden. Das eine will verhindern, [...] daß deutsches Vermögen, welches im Auslande [...] Preußen der Kommunalbesteuerung unterworfen [...] staatlichen Einkommensteuer unterliegt es ohnehin. [...] Vorschlag wird bekämpft, weil dadurch ein Anreiz gegeben [...] werden könne, inländisches Kapital im Auslande anzulegen.

egt ein Anreiz vor, daß wohlhabende Leute Deutsch-anz und gar verlassen.

in anderer Gesetzentwurf will die Verpfändung der hnen regeln. Von konservativer Seite wird der Ein-erhoben, daß dadurch das Großkapital veranlaßt könne, sich in spekulativer Weise mit dem Bau von hnen zu befassen. Die geistreichen Herren, welche Einwand erhoben haben, wünschen wahrscheinlich, daß sitzlose Proletariat Kleinbahnen baue.

Proteus.

Minister Napoleons III.: Victor Duruy.

(† 25. November 1894).

Die Zeit ist noch nicht gekommen, eine in die Tiefe ngende Geschichte des zweiten napoleonischen Kaiser-zu schreiben. Zum Theil fehlt es noch an der nöthigen nlung und Sichtung des Stoffes: ein Geschäft, das mehr Geduld und Geschick erfordert als die Aufdeckung natischer Ränke oder die Schilderung kriegerischer nphe und Niederlagen. Zum Theil fehlt es noch an öthigen Ruhe für die Beurtheilung der Dinge und nen, obwohl bald fünfundzwanzig Jahre seit dem e jenes Herrscherthumes verflossen sind, das sich mit Staatsstreich eingeführt hatte. Soviel aber wird man schon sagen dürfen: wenn sich einmal die genauere z zwischen unheilvollen und nutzbringenden Folgen Regierung Napoleons III. für das innere Leben des ösischen Volkes ziehen läßt, wird das Ministerium y einen Hauptposten auf dieser zweiten Seite abgeben. Nekraloge, die Duruy's Gedenken gewidmet sind, haben vollauf anerkannt: „Das Ministerium Duruy", ließ sich iel Monod in einem schönen Nachruf der „Revue rique" vernehmen, ist der Ausgangspunkt aller Fort-te und aller Reformen, die seit drei Jahrzehnten in rem öffentlichen Unterrichtswesen vorgekommen sind." st Lavisse, der Duruy als getreuer Sekretär sehr nahe , hat ihm in zwei meisterhaft geschriebenen, an ur-lichen Mittheilungen sehr reichen Artikeln der „Revue aris" den Zoll seiner Bewunderung dargebracht und zusammenfassende Urtheil gefällt: „Monsieur Duruy der einzige populäre Minister des zweiten Kaiserreiches." st daß er Renan seiner Lehrthätigkeit am Collège de nce nicht erhalten konnte, hat seiner Popularität auf die er keinen Eintrag gethan.

Fragt man nach den Gründen dieses volksthümlichen es, so wird man es schon nicht für gleichgültig halten, es Duruy gelang, sich ohne männliche und weibliche lektion durch Arbeit und Genie von unten herauf zu em hohen Amte durchzuringen. Die demokratische ellschaft, wie sie aus der Revolution hervorgegangen, war h unter dem zweiten Kaiserreich sehr empfänglich für eine he Huldigung gegenüber dem Gleichheitsbegriff. Dieser erliche Minister erschien als ein rechtes Kind des Volkes. ne Vorfahren waren seit den Zeiten Colbert's in der be-rühmten Manufaktur der Gobelins angestellt gewesen. h Victor Duruy sollte in die Geheimnisse der väter-en Kunstfertigkeit eingeweiht werden. Aber eine ent-edene Neigung führte ihn den gelehrten Studien zu. An n Tage, da er noch nicht ganz neunzehn Jahre alt, seine fung als Baccalaureus bestand, brach die Julirevolution s. Er reihte sich in die von seinem Vater geführte Kom-gnie der Nationalgarde ein, ohne jedoch zu einem thätigen theil am Kampf zu gelangen. In der Uniform des tionalgardisten stellte er sich danach zur Abfassung der nftlichen Arbeiten, die ihm den Eingang in die Ecole rmale eröffneten. Hier empfing er besonders von Michelet stärkste Anregung. Er blieb auch später mit diesem ver-ehrten Meister in inniger Verbindung und suchte in den verschiedenen Lehrerstellen, die er einnahm, ihm nachzustreben. Von der Würde seines Berufes hatte er den höchsten Be-griff. Er sah es als eine heilige Aufgabe an, den Herzen der Jugend den Kultus der Humanität einzupflanzen. Von einer staunenswerthen Belesenheit, wohlvertraut mit den edelsten Geistesschöpfungen alter und neuer Zeit, bemühte er sich, seine Zöglinge über die Schranken von Vorurtheilen zu erheben, die sich so leicht unter hochtönenden Namen zu verbergen wissen. Lange Jahre mußte er sich mit sehr knappem Einkommen bescheiden, obwohl im Collège Henri IV. selbst zwei Söhne Louis Philipp's, die Herzöge von Aumale und von Monpensier, zu seinen Füßen saßen. Auch die Revolution von 1848 warf ihn nicht aus der gewohnten Bahn selbstgenügsamen Daseins heraus. Ein überzeugter Liberaler, aber frei von schwärmerischen Illusionen, war er nicht der Mann, durch Gutheißung utopischer Pläne aus seiner poli-tischen Meinung Kapital für sich herauszuschlagen. Noch weniger schien ihm, der bei den Plebisciten nach dem Staats-streich mit Nein gestimmt hatte, die Errichtung des Kaiser-reichs eine glänzende Zukunft bieten zu können. Er sah sich genöthigt, um eine heranwachsende Familie zu erhalten, historische und geographische Handbücher herauszugeben, die sich durch Form und Inhalt auszeichneten und den bedeu-tendsten Einfluß auf Tausende von jugendlichen Lesern übten. Dabei gab er durch seinen Freisinn gelegentlich klerikalem Zelotismus Anstoß. Später wandte er sich größeren ge-lehrten Arbeiten zu, aus denen sein Hauptwerk, die römische Geschichte, erwuchs.

Die Anfänge dieses hier nicht zu beurtheilenden Werkes erregten die Aufmerksamkeit Napoleons III., der gerade be-gann sich mit dem „Leben Cäsars" zu beschäftigen. Der Marschall Randon, 1859 Napoleons Kriegsminister, ein alter Schüler Duruy's, vermittelte seine persönliche Bekannt-schaft mit dem schriftstellernden Bewohner der Tuilerien. Napoleon war mit der ersten Unterhaltung nicht unzufrieden, obwohl sich der wenig hofmännische Lehrer, fortgerissen durch das Gespräch, einige verfängliche Aeußerungen über den antiken Cäsarismus hatte entschlüpfen lassen. Bald danach, als die römische Frage brennend wurde, legte der damalige Unterrichtsminister M. Rouland dem Kaiser eine geschicht-liche Denkschrift über den Kirchenstaat vor, mit deren Ab-fassung er Duruy betraut hatte. Sie wurde zwar durch die Ereignisse überholt und durfte nur als anonyme Privat-arbeit erscheinen. Aber der Kaiser behielt den Verfasser in gutem Andenken. Duruy wurde 1861 zum Maître de Con-férences an der Ecole normale und zum Inspektor der Akademie von Paris, das Jahr darauf zum Generalinspektor und zum Geschichtsprofessor an der polytechnischen Schule ernannt. Es schien, als wenn seine Fähigkeiten mit seinem größeren Wirkungskreise wüchsen. Aber noch stand er nicht auf dem Gipfel. Der Kaiser, der ihn als litterarischen Gehilfen an sich zu ziehen wußte, lernte seine Talente immer mehr schätzen. Duruy befand sich im Sommer 1863 eben auf einer seiner Inspektionsreisen, als er durch ein Tele-gramm seine Ernennung zum Unterrichtsminister erfuhr. Napoleon hatte bei der allgemeinen damals beliebten Ver-änderung des Ministeriums mit richtigem Blick in dem Lehrer und Gelehrten, dessen Name hinter so vielen anderen zurücktrat, der nie eine politische Rolle gespielt, den besten Verwalter eines der wichtigsten hohen Staatsämter heraus-gefunden.

Will man den Zustand des öffentlichen Unterrichts-wesens in Frankreich, wie Duruy es antraf, in Kürze kenn-zeichnen, so kann man nichts besseres thun, als sich in der Hauptsache an die starken Worte von Ernest Lavisse halten:

„Im Primarunterricht seit dem Gesetz von 1833 kein bedeutender Fortschritt. Das Programm fast das gleiche: Lesen, Schreiben, Rechnen und als Ergänzung des Katechismus die heilige Geschichte. Viele länd-liche Ortschaften ohne jede Schule und Tausende von Gemeinden ohne Mädchenschulen. Eine große Zahl von Kindern der Möglichkeit des Unterrichts beraubt, weil ihn nur eine gewisse Zahl kostenlos genießen durfte, andere gezwungen, die Unterrichtszeit abzukürzen, auf die Gefahr hin, nichts rechtes zu lernen. Bei der jährlichen Aushebung mehr als siebenundzwanzig Prozent, die durchaus nichts von Lesen und Schreiben

wußten. Elende Lage der Lehrer, noch elendere der Lehrerinnen, aus deren Zahl mehr als 5000 keine 500 Francs Jahreseinnahme hatten. Manche hatte nur 75 Francs Gehalt, allen fehlte der Anspruch auf Pension. Von den Lehrern war keiner sicher, im Falle der Pensionirung einen Franc für den Tag zu erhalten. — Der Sekundarunterricht von der vierten Klasse an gespalten nach naturwissenschaftlichen und philologischen Fächern, wobei Natur- und Geisteswissenschaft gleich sehr zu kurz kam. Der Geschichtsunterricht war beargwöhnt und machte an der Schwelle der Neuzeit Halt. Die Philosophie, im Allgemeinen geächtet, war auf Logik beschränkt ... Kein Zusammenhang zwischen Schule und Leben. — Der höhere Unterricht zerschnitten nach den vier Fakultäten, die einander fremd waren, ohne gemeinsames Band. Die medizinischen und Rechtsschulen auf Lehre der Anwendung einer Kunst und auf Handhabung einer Art von Scholastik angewiesen. Die philosophischen Fakultäten, ohne Studenten, mit einem zusammengewürfelten Auditorium, vor dem im besten Fall populäre Vorträge in geistreicher oder beredter Form gehalten wurden, statt deren oft genug Deklamationen und Witzeleien zu hören waren. In den naturwissenschaftlichen Fakultäten gleichfalls Mangel an regelrechten Studirenden und Neigung zum Popularisiren, keine oder leere Laboratorien, überall unglaubliche Armuth an Instrumenten und Büchern. Der Rektor von Straßburg klagte über das Elend der philosophischen Fakultät, die über einen Jahreskredit von ganzen 100 Francs verfügte. Claude Bernard im Collège de France schämte sich, fremde Besucher, die sein großer Name anzog, in den kümmerlichen Speicher zu führen, in dem er arbeitete. Ueberall unwürdige Baulichkeiten. Nirgendwo eine wissenschaftliche Organisation. Bewundernswerthe, aber seltene Anstrengungen Einzelner, die sich isolirt sahen. Bei der Masse vorherrschende Gleichgültigkeit und Schlaffheit."

Duruy stellte dies alles dem Kaiser und der Nation durch eine große Enquête, die er anordnete, vor Augen. Er ließ zugleich Denkschriften auf Denkschriften über den Zustand des Unterrichtswesens im Ausland abfassen. Aus dem Vergleiche, namentlich auch mit deutschen Einrichtungen, sollte man die Nutzanwendung ziehen. Zugleich machte er sich ans Werk, energisch und umsichtig, immer das Mögliche im Auge. Er war durch seinen Kollegen, den Finanzminister, hinter dem, wie auch sonst wohl, der Kriegsminister stand, aufs äußerste in den Mitteln beschränkt. Aber er wußte durch die erstaunlichsten Künste, durch Sparsamkeit, Ueberredung und Appell an den Opfersinn von Gemeinden, Generalräthen und Privaten Unglaubliches zu leisten. Er war kein steifer Büreaukrat, der sich nur auf Befehlen und Reglementiren verstanden hätte. Er fuhr in seiner Gewohnheit des „Inspizirens" fort, erschien plötzlich in der Klasse eines Lyceums, kostete in der Küche die Suppe, die auf den Tisch der Internen kommen sollte, um vielleicht gleich darauf einer Preisvertheilung, einer Vorlesung in einer Gesellschaft von Technikern, einer feierlichen Sitzung der Sorbonne anzuwohnen. Sein Eifer galt dem Größten wie dem Kleinsten. Als er die Soldaten im Hofe seines Ministeriums müßig umherschlendern sah, richtete er in der Wache eine kleine Bibliothek ein, für die er die Bücher ausgesucht hatte. Einem anderen hätte man das Vordrängen persönlicher Einwirkung verübelt. Ihm sah man es nach, weil jeder fühlte, daß es ihm nur auf die Sache ankam. Der ganze Lehrerstand fühlte sich durch einen Minister gehoben, der die Ausbreitung von Unterricht und Bildung als hehrste Aufgabe des Staates betrachtete. „An dem Tage", erklärte er, „da man das allgemeine Stimmrecht in die Verfassung aufgenommen und dem Volke die Souveränität gegeben hat, in einer Zeit des freien Wettbewerbes, der Maschinenwirksamkeit, der Diskussion der sozialen Probleme im Kreise der Arbeiter hat man die Pflicht, Belehrung und Verständniß der arbeitenden Klassen auf alle Weise zu erweitern." „Machen wir die Wissenschaft modisch", war eines seiner Lieblingsworte, „und lassen wir eine möglichst große Anzahl an ihren Ergebnissen theilnehmen." In dem klassischen Lande der Centralisation rief er einmal aus: „Die Regierung des Kaisers wünscht, daß Paris nicht das intellektuelle Leben Frankreichs einschließe", und ein anderes Mal gab er der Hoffnung Ausdruck, „in den Provinzen einige jener Universitäten wieder aufleben zu sehen, die dem alten Frankreich so viel Ruhm verliehen hatten."

In magnis et voluisse sat est. Auf vieles, was der Minister erstrebte, mußte er verzichten. Nicht weniges aber gelang ihm, und wo ihm Halt geboten ward, blieb der Anstoß, den er gab, für die Zukunft nicht verloren. Dem Primarunterricht kamen u. a. die Gründung von 2000 Dorfschulen, von 8000 Mädchenunterrichtsanstalten,
Erwachsene, Anlage von Bibliotheken zu statten.
halte der Lehrer wurden aufgebessert. Der Studien
die Ausbildung der Lehrer wurde erweitert. Aber die
Reform, die Duruy plante, die Einführung des
torischen und unentgeltlichen Volksunterrichtes,
Duruy war ohne Zweifel überzeugt von der Wahrhe
der preußische Schulmeister bei Sadowa gesiegt habe
war nicht seine Schuld, wenn die kaiserliche Regierung
bester persönlicher Absichten des Kaisers selbst, sich
jene Wahrheit verschloß. Erst der Republik blieb es
halten, Duruy's Plan im Wesentlichen auszuführen.

Im Sekundarunterricht wurde die Spaltung von
wissenschaftlicher und philologischer Vorbildung bei
neuere Geschichte in den Unterrichtsplan der Lyceen
führt, daneben ein sogenannter Spezialunterricht
modernen Sprachen, den Elementen der Gewerbe
Handelsgeographie u. s. w. geschaffen. Ein Lehrer
zur Heranbildung von Lehrern für diesen Spezialunt
wurde in Cluny gegründet. Dem Gesang- und
unterricht ward in allen Sekundaranstalten ein Platz
räumt, der ihm bis dahin gefehlt hatte. Für die
Jugend sollte durch Einrichtung öffentlicher Lehrgä
legenheit zur Fortbildung geboten werden. — Um
sein, den höheren Unterricht Frankreichs umzugestalten,
Duruy länger Minister bleiben und über ganz andere
verfügen müssen. Daß dennoch auch auf diesem Felde
Wirken nicht fruchtlos war, ersieht man aus der
Schilderung des urtheilsfähigsten Kenners, Louis Liard

Vor allem wird hier die Bedeutung der
pratique des Hautes Etudes" ins rechte Licht gestellt,
Blüthe bekannt ist. „Keine Einrichtung, sagt Liard,
mehr als sie zum Fortschritt der Wissenschaften und
Methoden beigetragen. Keine hat so wie sie den
schaftlichen Ruf Frankreichs im Auslande zu verbreiten
wußt."

Sechs Jahre konnte sich Duruy auf seinem Posten
haupten. Dann wurde er (Juli 1869), bei der Aende
des Ministeriums, welche auf die Bildung der parla
tarischen Mittelpartei der „116" folgte, vom Kaiser
lassen. Im Grunde war es ein Opfer, das vor der
öffnung des Konzils dem Klerikalismus gebracht
Geistliche Würdenträger hatten schon längst den Krieg
den Minister eröffnet. Sie sahen in ihm einen Gönner
Bestrebungen, die, wie man heute in Deutschland
würde, auf „den Umsturz" gerichtet waren. Sie
darauf, daß diese gefährlichen Bestrebungen in der
d. h. in der Freiheit des Forschens und Lehrens,
würden. „In Sachen des Unterrichtes ließ sich Dupanloup,
der Bischof von Orleans, einmal vernehmen, sind alle
von Meinungsfreiheit verderbliche Sophismen." Der
war in einem an den Bischof gerichteten Breve noch
licher. Er war empört darüber, daß Duruy „durch
und unerhörte Maßregeln Pläne der Gottlosigkeit
und die letzte Hand an den schon begonnenen Ruin
sozialen Ordnung lege". Vor allem sollten gewisse
fessoren der Medizin getroffen werden, weil sie sich
hätten, das Gift des „Atheismus" und des „Materialis-
mus" auszustreuen. Auch die Lehrer, welche „die
baren Theorien des Positivismus und Pantheismus
künden", bekamen ihr Theil. Dem Senat ging eine
zu, die vom Staate eine sorgfältigere Ueberwachung
höheren Unterrichtswesens forderte.

In der Debatte, die darüber 1868 geführt wurde,
sich Monseigneur de Bonnechose, der Kardinal-Erzbischof
Bordeaux, als Führer der modernen Dunkelmänner
Auf der Gegenseite war Sainte-Beuve der einzige,
Befürwortern eines neuen Inquisitionsgerichtes nach
heimleuchtete. Er wünschte einen Molière herbei,
heuchlerische Gesellschaft zu geißeln". Was er „von der
heit der Sitten und der Feigheit der Meinungen"

*) Vergl. dessen Buch „L'enseignement supérieur en
1789—1893." T. II. Paris. Armand Colin. 1894.

ilerischen Gesellschaft" sagte, die immer ihre inbrünstige für Moral und Rechtsordnung im Munde führte, paßt tis mutandis auf viele sogenannte Hauptstützen von t und Altar in anderen Ländern und zu anderen Zeiten. Als hatte Duruy noch das Feld behauptet. Aber wieder-anderweitige Angriffe, für welche es nie an Stoff erschütterten seine Stellung. Napoleon schmerzte es, ein von Lavisse mitgetheilter Brief des Kaisers zeigt, von diesem Minister zu trennen. Aber er gab ihm tholisch zu bedenken: „Die Politik hat kein Herz." Und Politik, wenn man nicht sagen will, die Politik der rin, rieth ihm, es mit dem Klerus nicht zu verderben. Ins Privatleben zurückgekehrt, nahm Duruy sofort gelehrten Arbeiten wieder auf. Dann kam die furcht-Katastrophe des Kaiserreiches, dem er zum Besten des es selbstlos gedient hatte. Während der Belagerung Paris stand er mit seinen sechzig Jahren wieder in der onalgarde. Auch in den Tagen tiefsten Leides, das sein rland, das ihn persönlich durch schwere Verluste in seiner ilie betraf, verzweifelte er nicht. Sein Lebensabend war ickt, und die Gewißheit, nicht umsonst gewirkt zu haben, te nicht den kleinsten Theil dieses Glückes aus.

Zürich. Alfred Stern.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Zur Nothlage der Landwirthschaft in Thüringen.

In der vorigen Nummer der „Nation" ist auf das gehen der Agrarier des Weimarer Landtags aufmerksam nacht worden. Sollte es in „Sax-Weimar" sowiet anders en als in „Sax-Gotha", wie man in Thüringen sagt? Ein verdächtiges Zeugniß kann beigebracht werden, daß von em agrarischen Nothstande in dem Herzogthume Gotha nigstens, und wohl auch anderwärts, nicht die Rede kann.

In diesem Jahre (1895) ist ein Buch eines Pfarrers rman Gebhardt in Molschleben in 3. Auflage erschienen, ien Verfasser ein recht gebildeter, seit einem Menschen-er auf dem Lande lebender, streng gläubiger Geistlicher der ein Herz für das Landvolk hat, es genau kennt und, iel ein Nichtthüringer urtheilen kann, es objektiv in seinen htern und Tugenden schildert. Der Titel des Buches, s wir allen Freunden unseres Bauernstandes dringend m Studium empfehlen möchten, lautet: Zur bäuerlichen laubens- und Sittenlehre. Von einem thüringischen ndpfarrer. In ihm heißt es nun auf S. 185:

„Von den jungen Frauen und Mädchen des reichen id mittleren Bauernstandes gilt jetzt weit mehr, was ulich ein Beamter aus der Stadt bei einem Volksfeste igte: „Wenn man städtische Toiletten sehen will, so muß an jetzt auf das Dorf gehen". Als vor etlichen Jahren nem mir bekannten vornehmen Städter von den schönen ilbersachen erzählt wurde, welche ein Pfarrer von den Mitgliedern seiner Gemeinde zum Geschenk erhalten hatte, ächelte er ungläubig: „Aber von Silbersachen wissen doch ie Bauern nichts". Staunen würde dieser Städter, wenn er ähe, wie viel Silber und Gold, wie theure Stoffe, was für Schmuck, alles ganz echt und ganz modern, auf großen Hoch-eiten, auf „internationalen" Bällen, auf Vogelschießen und ei so manchen anderen Gelegenheiten zur Schau getragen vird".

Saxo-Borussus.

Eine moderne Heiligengeschichte.*)

Im Anfange des vorigen Jahres verbreitete sich in Deutschland die Nachricht, daß in Frankreich eine wissenschaftlich gehaltene Biographie des h. Franz von Assisi großes Aufsehen errege, und rasch eine Auflage des ziemlich umfangreichen Werkes der anderen folge. In der That hat das Buch, das der protestantische Geistliche Paul Sabatier dem größten und liebenswürdigsten Heiligen der mittelalterlichen Kirche gewidmet hat, einen litterarischen Erfolg gehabt, wie kaum je eine wissenschaftliche kirchenhistorische Monographie sich eines solchen hat rühmen können. Es sind in Jahresfrist wenigstens zwölf Originalausgaben des Buches nöthig geworden, eine gute deutsche Uebersetzung desselben ist von Frau M. L. vor Kurzem bei G. Reimer in Berlin erschienen, und gewiß wird auch in England und Italien das Werk seine Uebersetzer gefunden haben oder noch finden. Graf Tolstoi hat eine Ausgabe in russischer Sprache veranstaltet. Augenblicklich weilt sein Verfasser in Rom, wo er, nachdem er im vorigen Jahre sein Pfarramt in St. Cierge-la-Serre (Ardèche) aus Gesundheitsrücksichten aufgegeben hat, eine neue Ausgabe des Werkes vorbereitet, das ihn mit einem Schlage zu einem berühmten Schriftsteller gemacht hat.

Was ist es nun, was dieser theologischen Monographie einen solchen seltenen Erfolg geschaffen hat? Oder ist es auch etwa nur so eine litterarische Eintagsfliege, wie wir sie in Deutschland in den letzten Jahren mehrfach haben aufsteigen sehen, und die nur bei der „intellektuellen Anarchie" unserer Tage einen sensationellen Succes davon getragen haben, um in desto dunklere Nacht sofort wieder zu verschwinden? Gewiß nicht. Wäre unsere Zeit antihierarchischer gestimmt, als sie es leider in der That ist, so könnte man wohl glauben, der Umstand, daß die römische Kurie sich beeilt hat, das Buch auf ihren Index zu setzen, habe ihm zahlreiche Leser zugeführt. Oder hat etwa der ausgesprochen protestantische Charakter des Werkes ihm einen kleinen, aber darum um so lauteren Kreis von Bewunderern und Anpreisern verschafft? Nichts von alle dem. Der Autor gehört auf keinen Fall zu den strenggläubigen Nachfolgern Calvin's und Beza's. Er zeigt sich vielmehr von deutscher Theologie stark beeinflußt und hat sein Buch in einer wehmüthig ausklingenden Dedikation ungenannten Straßburger Freunden gewidmet, denen er in den Jahren 1885—91 nahe getreten sein wird, als er als Vikar an der Straßburger französischen Gemeinde wirkte. Wäre er aber nicht von starrer Calvinistischer Dogmatik von Haus aus abstoßend beeinflußt worden — er ist als Sohn eines protestantischen Geistlichen am 3. August 1858 in St. Michel de Chabrillanoux geboren — so würde er schwerlich den Satz geschrieben haben: „Die Reformation hat nur vermocht, die Autorität des Priesters durch die der Bibel zu ersetzen, somit nur einen Wechsel der Dynastie vollzogen."**) Denn diese beiden Dynastien unterscheiden sich doch wesentlich, wenn es überhaupt angeht, ein Buch mit einer Dynastie oder einem Ordo zu parallelisiren. Die freiere Stellung, welche Sabatier zu seiner Kirche und zur gesammten christlichen Orthodoxie einnimmt, verräth sich an anderen Stellen noch weit direkter. Da, wo er über die Stigmata, d. h. die Wundenmale, die der h. Franz nach dem Vorbilde Christi an seinem Leibe getragen haben soll, handelt, sagt er ganz bestimmt heraus: „Wunder, in dem Sinne von Unterbrechung oder Verkehrung der Naturgesetze oder der Intervention der ersten Ursache in bestimmten Einzelfällen, gebe ich nicht zu", und führt dann aus, der Grund dieses seines Unglaubens sei ein religiöser. „Wunder seien unmoralisch, denn die Gleichheit aller Menschen vor Gott sei eine Forderung des religiösen Gewissens, das Wunder, dieser freundliche Zeitvertreib Gottes, stelle ihn aber auf eine Stufe mit den launischen Tyrannen der Erde. Das

*) Paul Sabatier, Vie de Saint François d'Assisi. Paris. Fischbacher.

**) Ich citire der Kürze halber nach der deutschen Uebersetzung.

sind arge Ketzereien. Aber wenn der h. Vater alle Bücher, in denen derartige häretische Ansichten ausgesprochen werden, auf seinen Index setzen wollte, dann würde dieser bald einen Umfang annehmen, der die nach Gewinnung der geistigen Weltherrschaft wieder so eifrig ausgehende katholische Kirche, wenigstens vorläufig, doch noch in allzu heftigem Widerspruch mit der zeitgenössischen Litteratur befindlich verrathen würde. Nein, das Buch Sabatier's ist um ganz anderer Eigenschaften willen unter die Zahl der den Gläubigen verbotenen Werke gesetzt worden.

Selbstverständlich war für die Aufnahme des Sabatier'schen Buches in den Index der verbotenen Schriften der Erfolg desselben in erster Linie entscheidend. Dasselbe hätte die schlimmsten Ketzereien enthalten dürfen, man wäre an dem Elaborate des calvinistischen Dorfpastors aus der Ardèche vornehm vorübergegangen, ohne sich nur den Schein zu geben, daß man es bemerkt habe, wenn nicht die mit der Ueberwachung der geistigen Strömungen der Zeit amtlich und nichtamtlich beschäftigten Hüter der alleinseligmachenden Kirche gefunden hätten, daß das Buch schon auf weite Kreise verführerisch gewirkt habe und gerade jetzt gefährlich sei, weil es bestimmte, augenblicklich vielfach angewandte Lockmittel der streitenden Kirche in einem sehr eklatanten Falle in ein bedenkliches Licht stelle und dadurch ihre Wirksamkeit hemme.

Man weiß ja, wie Leo XIII. einen guten Theil der Erfolge, die er dem Papstthume und der römischen Kirche errungen hat, dem weitverbreiteten Glauben verdankt, daß allein die Kirche die unfehlbare Panacee gegen die sozialdemokratische Krankheit der Zeit dispensire. Wie dieser Glaube entstanden ist und wie er sich Angesichts der Thatsache, daß in fast ausschließlich katholischen Ländern wie Belgien, Spanien, Italien, Frankreich, die wirthschaftlich so unendlich verschieden sind, der Anarchismus und Sozialismus am Stärksten verbreitet sind, noch behaupten kann, ist hier nicht weiter auszuführen. Nur die Thatsache soll konstatirt werden, daß die katholische Propaganda allüberall die Rückkehr zu friedlicheren sozialen Zuständen von der Wiederaufrichtung ihres kirchlichen Ideals, das ja im Mittelalter angeblich nahezu verwirklicht war, abhängig macht, und daß die geistlosen Nachtreter der katholischen Hierarchie unter den Protestanten, noch weit unhistorischer und abgeschmackter als diese, die Rettung vor der drohenden Sündfluth in der Wiederaufrichtung der klapperdürren Orthodoxie des 16. und 17. Jahrhunderts erblicken. Wenn es nun ferner unzweifelhaft ist, daß es in der katholischen wie protestantischen Kirche eine wahrlich nicht unbedeutende Anzahl unklarer, unsicherer Geister giebt, die zwischen dem altväterlichen, traditionell ihnen überkommenen Kirchenglauben und den Resultaten der modernen Wissenschaft hin und her schwankend, die Neigung haben, sich an die einmal bestehenden kirchlichen Institutionen als die einzigen äußeren Träger einer ihrem innersten Prinzip nach menschenfreundlichen und menschenwürdigen Lebens- und Weltauffassung anzuschließen und für ihre Person die allerdings schwer zu verdauenden Dogmen auf sich beruhen zu lassen, so wird man begreiflich finden, daß die streitende Hierarchie auf die Gewinnung dieser Kreise großen Werth legen und jede Störung in solchem Beginnen sie besonders in den Harnisch bringen muß. Das thut aber das Sabatier'sche Buch in seiner Weise im stärksten Maße. Nicht als ob das Buch eine direkte oder indirekte Tendenz gegen die römische Kirche zur Schau trüge oder nur verriethe. Nichts könnte eine falschere Vorstellung von dem Buche machen, als wenn man ihm diese Tendenzen andichten wollte. Das Buch ist ganz streng wissenschaftlich gehalten. Es geht nach allen Regeln der historischen Kritik vor und baut sich auf einer sehr soliden, alles urkundliche Material herbeiziehenden Untersuchung der Quellen des Lebens des h. Franz auf. Sein Verfasser bringt dem h. Franz eine solche Fülle von sympathischer Theilnahme und Begeisterung entgegen, wie das einem modernen Menschen nur möglich ist. Da findet man keine Spur von jener rationalistischen Beschränktheit, welche alle historischen Erscheinungen nach einem für alle Zeiten festgelegten Maßstabe der Vernünftigkeit und mäßigkeit des Handelns mißt, für die tiefinnerliche wandtschaft religiöser und poetischer Lebensauffassung keinen Sinn hat, oder gar die treibenden Kräfte Frömmigkeit für eitele Täuschungen hält. Eher könnte Herrn Sabatier vorwerfen, er gehe in seiner Sympathie den „Poverello" von Assisi und seine doch auch schränkte Frömmigkeit zu weit. Die Frage, ob die liche Gesellschaft ihrer Aufgabe auch nur annähernd könne, ob auf einem fortgeschritteneren Standpunkte der Entwicklung Verkörperungen der Frömmigkeit möglich, wenn das Vorbild des h. Franz für sie durchgehend gebend sein sollte, scheint sich der Verfasser gar nicht gelegt zu haben. Wenigstens verräth sein Buch nichts von. Im Grunde hat ja auch eine streng historische stellung gar nicht nöthig, solche Fragen aufzuwerfen; wenig die Frömmigkeit des Kaufmannssohnes aus als engelhaft zu verherrlichen, wie diese als eine „kannibalische hafte" zu charakterisiren, wie das noch in einem in L. T. von Spittler's Werken geschieht. Wenn er vergegenwärtigt, wie sie war, wie sie sich von den Zu ihrer Zeit abhebt und sie als ein Produkt individueller gabung und lokal und zeitlich bestimmter Verhältnisse nahe bringt, so hat er seine Aufgabe vollkommen Und das ist hier geschehen.

Vor Allem, so scheint es, hat Herr Sabatier den ton vorzüglich getroffen. Das war an sich allerdings seiner offenbar bedeutenden schriftstellerischen Begabung allzu schwer. Ist doch die schöne umbrische Landschaft der Heilige entstammt, noch im Wesentlichen wie vor siebenhundert Jahren und das Landleben ihrer wohner noch heutigen Tags nicht allzu verschieden von mittelalterlichen. Die Eisenbahn saust freilich durch Chiana, aber Fabriken sind hier noch nicht entstanden. Reichthum der Städte ist gegen das Mittelalter hier sichtlich zurückgegangen, die Pflege der Künste, die einen ihrer wichtigsten Ausgangspunkte gefunden hatte, gar bedeutend gesunken. Die Kapelle der Portiuncula ein Maler des nebelreichen deutschen Nordens ausgem und die neue Grabgruft der heiligen Chiara, der Freun unseres Heiligen, haben französische Edelleute zum grö Theile herstellen lassen. Wer aber, wie der Schreiber Zeilen, der feierlichen Translokation der Gebeine der heil Chiara in ihre neue Grabkapelle in Assisi beigewohnt das zu diesem Feste von nah und fern aus Umbrien her geführte Volk sich betrachtet hat, wird sich der Thatsache nicht haben verschließen können, daß der Gesichtstypus Umbrer noch ganz unverändert derselbe ist, wie wenigstens Perugino auf seinen nun auch schon vierhund Jahre alten Bildern fixirt hat. In manchem schönen chen mit den mandelförmigen Augen, denen ein weit fallendes Oberlid und die langen weichen Wimpern besonders sanften Ausdruck verleihen, könnte man glauben ein Modell der frommen Frauengestalten des Meisters umbrischen Schule und seines größten Schülers vor sich sehen. Und welche Charakterköpfe sah man unter den Kutten trägern in der Prozession, die das Haupt würdevoll demüthig halb gesenkt, und doch die fremden Zuschauer schlau ins Auge fassend, einherschritten. Sabatier, der längere Zeit und wiederholt in Umbrien aufgehalten auch für die landschaftliche Schönheit des Landes ein offenes Auge verräth, hat die Szenerie, in der der Heilige aufge wachsen, anschaulich und treu wiedergegeben.

Hat er auch mit gleicher Sicherheit seine Zeit und ihre geistigen und sittlichen Strömungen uns wieder lebendig gemacht? Das ist allerdings nur nach einer, wenn auch nach der für diesen Zweck wichtigsten Seite hin geschehen. Von den politischen Zuständen Umbriens überhaupt und Assisis insbesondere um die Wende des 13. Jahrhunderts erfahren wir nur gelegentlich etwas. Und doch wäre eine Darlegung derselben für das Verständniß des Emporkommens des heiligen Franz und seiner Jünger von Bedeutung gewesen. Vor Allem hätte das soziale Leben jener Zeit einer eingehenderen Skizzirung bedurft. An dem

...ung, den der Handel und das Handwerk, namentlich der Weberei und Färberei, in Mittelitalien im 12. und ...Jahrhundert genommen, hatte auch Umbrien seinen ...eil gehabt. Greifen diese Verhältnisse doch auch in das ...r des heiligen Franz ganz direkt und bestimmend ein. ... kam es, daß sein Vater, Pietro Bernardone, in dem ...rischen Bergstädtchen, das noch nicht die Stadt ...großen Heiligen war, ein wohlhabender Handelsherr ...orden war, der die Messen Frankreichs besuchte und sich ... dort eine Frau mitgebracht hatte, seinen Sohn von ...ester Jugend an französisch lernen, und sich dessen ...ntasie mit den Abenteuern der Chansons de geste erfüllen ...

Hierüber gibt Herr Sabatier nach unserer Meinung ...wenig. Als einem Theologen von Haus aus lag es ihm ...ich näher, ein Gemälde der kirchlichen Zustände des an...nden 13. Jahrhunderts ausführlicher zu entwerfen. Das ...er gethan, und dieses Gemälde ist im Großen und ...nzen recht gelungen und richtig gezeichnet. Vollständig ...s freilich nicht. Vollständigkeit lag aber auch außerhalb ... Rahmens einer Biographie des heiligen Franz. Das ...iftstellerische Geschick, mit dem dieses Gemälde entworfen ... verdient vor allem Anerkennung. Man kann auch nicht ...n, daß es irgendwie tendenziös gefärbt sei. Im Gegen...l, nur der französische Autor verleugnet sich auch hierbei ...t. Wenn er z. B. mit Recht hervorhebt, daß ein Haupt... aller ganz Italien überströmenden Ketzereien in der ...t, da das Papstthum unter Innocenz III. kirchenpolitisch ... Welt beherrschte wie nie zuvor und nachher, Mailand ...r, die Stadt, welche, gleichzeitig politisch betrachtet, seit ...len Jahrzehnten sich als die festeste Stütze der Kurie ...) als die schlimmste Feindin des deutschen Kaiserthums ...währt hatte, so hätte es doch nahe gelegen, auf diesen ...eren Widerspruch in der Stellung des Papstthums zu ...ailand aufmerksam zu machen. Aber dem französischen ...storiker, der die deutsche Herrschaft in Italien ganz ein...ig auffaßt, liegt das ganz fern. Und doch erklärt gerade ... Rücksichtnahme auf die politische Seite aller Fragen, ...lcher die Päpste sich nicht entziehen konnten, die groß...ige Ausbreitung der Ketzereien in Italien im 13. Jahr...ndert zunächst. Als die Päpste die Kaiser niedergeworfen ...tten, ging es dann freilich auch an die Ketzer. Die beiden ...uen Mönchsorden leisteten der Kirche hierbei die besten ...ienste, die Franziskaner zunächst mehr positiv, indem sie ...s christliche Volksleben durch Beispiel und Predigt er...uerten, die Dominikaner durch die von ihnen geleitete ...nquisition. Denn daß der „Katharismus", eine der ...chenfeindlichsten Sekten des Mittelalters, ohne gewaltsame ...nterdrückung und besonders ohne Inquisition aus Italien ...rschwunden sei, wie Sabatier sagt, ist einfach unrichtig. ...iese Behauptung ist bei seiner Kenntniß der in Betracht ...mmenden Verhältnisse sogar schwer begreiflich.

Hat unser Autor die kirchlichen Zustände Italiens im ...nfange des 13. Jahrhunderts nicht zu dunkel gemalt, so ...uß seine Schilderung derselben den heutigen Freunden und ...ürsprechern der Papstkirche doch um so unangenehmer sein. ...a bleibt da die gerühmte Glaubenseinheit und Glaubens...eudigkeit der mittelalterlichen Kirche, wenn die Ketzer so ...hlreich und einflußreich waren, daß sie den Fortbestand ...er hierarchischen Ordnung aufs Schwerste bedrohten, und ...enn ganz häretische Dogmen wieder auflebten, die man ...it fast einem Jahrtausend gänzlich niedergeschlagen zu ...aben glaubte? Und muß es nicht modernen Kirchen...ännern ganz unangenehm in die Ohren klingen, wenn in ...inem vielgelesenen Buche historisch ausgeführt wird, daß ...chon drei Jahrhunderte vor dem Ausbruch der deutschen ...Reformation der Zustand der Kirche unter den romanischen ...Nationen ein derartiger war, daß dieselbe nicht durch die ...Hierarchie, sondern durch eine aus dem Schooße des Volkes ...ich erhebende Reaktion gegen die veräußerlichten kirchlichen ...Institutionen, durch ein Rückgreifen auf Motive und Zu...stände des Urchristenthums vor dem Untergange gerettet ...worden ist?

Die Untersuchungen Sabatier's müssen aber noch aus ...ganz anderen Gründen der kirchlichen Orthodoxie höchst unangenehm sein. Zunächst aus einem mehr theoretischen. In diesem Punkte dürfen die Darlegungen Sabatier's sogar auf Beachtung von Seiten aller religionswissenschaftlichen Forscher Anspruch erheben.

Finden auf allen Gebieten des geschichtlichen Lebens die siegreich gebliebenen Mächte vor den niedergeschlagenen ihre Geschichtschreiber, so ist dies bekanntlich auf dem religionsgeschichtlichen vor Allem der Fall. Die von der siegreichen Orthodoxie niedergeworfenen Sektirer werden nicht nur nach Kräften mit Feuer und Schwert verfolgt, sondern auch die litterarischen Denkmäler, in denen ihre Irrlehren auseinandergesetzt waren, so weit als möglich vernichtet und entstellt. Aber darauf beschränkt man sich nicht. Neben den Verunglimpfungen der Führer der ketzerischen Parteien und ihrer Lehren — man denke doch nur an das, was jetzt noch katholische Historiker sich über Luther's Lebensende zu schreiben nicht entblöden! — schreitet die Verherrlichung der eigenen Vorkämpfer einher! Das heißt, wohl gemerkt, die Verherrlichung ihrer Führer, wie sie ihnen in dem Lichte ihres Sieges erscheinen, meist in unhistorischer Beleuchtung, nicht wie sie in der Wahrheit gewesen sind. Da werden nicht nur persönliche Fehler und Irrthümer vertuscht und abgeleugnet, es entstehen ganz andere Menschen vor uns, wie sie eben die obsiegende Partei von ihrem Standpunkte aus allein brauchen kann. Absichtliche und unabsichtliche Entstellung des Thatbestandes laufen hier in „frommem Betruge" zusammen und durcheinander; es werden Thatsachen und Gestalten produzirt, deren ursprünglichen Charakter man kaum wiedererkennen kann. Und wenn nun gar Zwistigkeiten in einer solchen zur Macht gewordenen Partei ausbrechen, dann pflegen sich die einzelnen Schattirungen derselben gar häufig untereinander mit noch grimmigerem Hasse zu verfolgen als sie je ehemals ihre Gegner haßten. Dann entbrennt ein Kampf um die richtige Auffassung der Person und ihrer ursprüngliche, echte Lehre, von der die ganze Bewegung ausgegangen ist. Eine jede der mit einander hadernden Parteien beansprucht dann die allein wahre Fortsetzerin und Schülerin des Meisters zu sein und entwirft nun Bilder von diesem, die tendenziös gefärbt und entstellt die Züge der späteren Entwicklung schon dem Urbilde anheften. Gerade die religiös Leidenschaftlichen leisten in der Entstellung des objektiven Thatbestandes in dieser Richtung das Stärkste.

Es ist nicht eins der geringsten Verdienste Sabatier's, dieses an der Geschichte des heiligen Franz unumstößlich nachgewiesen zu haben. Mehrere Umstände kommen ihm hierbei so zu statten, daß das selbst kirchlich befangenen Augen klar werden muß. Wir besitzen einmal über das Leben und die Entwicklung des menschenfreundlichsten und liebenswürdigsten Heiligen der mittelalterlichen Kirche, so manche dunkle Stellen es auch haben mag, doch eine so große Anzahl originaler, glaubwürdiger Mittheilungen, wie kaum über einen anderen seiner Geistesverwandten. Dazu kommt, daß der Streit über seine Lehre und Stiftung so früh, ja noch bei seinen Lebenszeiten entbrannte, so daß wir dessen Ausgangspunkt noch klar vor uns sehen und wir vollkommen durchschauen können, wie es zu den erbitterten Händeln und den Ausbrüchen fanatischen Hasses unter den Genossen und Nachfolgern des heiligen Mannes kommen mußte, dessen Liebe zu aller von Gott geschaffenen Kreatur sich nicht nur auf die Menschen und die Thiere, sondern sogar auf die personifizirten Elementarmächte erstreckte. Die wunderbar idealistische, hier und da fast pantheistisch angehauchte Frömmigkeit und Gottesverehrung des Heiligen war für diese rauhe Welt zu hoch gespannt, als daß sie nicht bald hätte springen und dann nach den jeder religiösen Bewegung so gefährlichen Gesetzen der kontrastirenden Rückwirkungen in ihr Gegentheil hätte umschlagen sollen. Von der anderen Seite erkennen wir aber auch, wie diese geistige und soziale Bewegung, die innerhalb der hierarchisch erstarrten Kirche von dem frommen, gottbegnadeten Laien von Assisi ausging und die Herzen des italienischen Volkes im Sturme eroberte, ja rasch über die Halbinsel nach allen Seiten hinausfluthete, gewiegten und ernsten Kirchenmännern, die sich auf

die Dinge dieser Welt und die Leitung ihrer Geschicke häufig besser verstehen, als die weltlichen Fürsten und die sonst gerühmtesten Staatsmänner, ihren Zwecken überaus förderliche Elemente in ihrem Schoße einzuschließen scheinen mußte, welche sie nur aus der sie umkleidenden Hülle herauszuarbeiten und für ihre Zwecke einzufangen und praktisch auszunutzen verstehen mußten. An diesem Punkte tritt die Differenz, in welcher die Auffassung der innersten Natur des heiligen Franz und der ursprünglichen Tendenz seiner Schöpfung, wie sie uns Sabatier vorträgt, zu der von der katholischen Kirche rezipirten steht, am deutlichsten hervor. Mit eindringendem Scharfsinne und echt historischem Feingefühle, wie es nur die Sympathie für die innersten Lebenselemente seines Helden einem Biographen eingeben und allein umfassende religionsgeschichtliche Kenntnisse wissenschaftlich ausbilden kann, hat Sabatier in seiner Kritik der ältesten biographischen Denkmäler, welche wir über das Leben des Heiligen besitzen, also an den beiden Biographien des Thomas von Celano, des heiligen Bonaventura u. s. w. gezeigt, daß selbst diese schon ganz unter dem Einflusse der Entwicklung entstanden sind, welche der Orden des heiligen Franz unter dem dirigirenden Einflusse von Kirchenmännern nahm, die ganz anderen Geistes waren als der poetische, menschenfreundliche Heilige des sonnigen Umbriens. Ebenso klar als diese kritische Analyse der Quellen des Lebens des heiligen Franz ist aber auch die Schilderung der inneren Entwicklung des Heiligen selbst, die uns Sabatier dann in ausführlicher, farbenreicher Darstellung, mit seinen psychologischen Bemerkungen und religiösen Reflexionen durchsetzt, aufbaut. In manchen dieser für uns etwas zu gesucht klingenden Aperçus glaubt man einen modernen geistreichen Prediger zu hören, wie wir ihn in Deutschland allerdings nicht aufzuweisen haben dürften. Besitzen wir doch auch keinen Polemiker unter unseren streitbaren Schriftstellern, der an Feinheit des religiös-sittlichen Empfindens und glänzender Gabe der Darstellung dem unvergleichlichen Pascal nahe käme.

Selbstverständlich hat es Sabatier verschmäht, die rohen, geschmacklosen Auswüchse der Franziskanerlitteratur, die mit der sittlichen Entartung des Ordens gleichen Schritt hielten, für seine Zwecke auch nur aushülfsweise zu verwerthen. Dagegen hat er auf manche Quellen, die bisher als unglaubwürdig und phantastisch neben den mehr oder weniger offiziellen älteren Biographien des Heiligen bei Seite geschoben waren, und die, wie z. B. die sogenannten Fioretti, ganz den echten mittelalterlichen poetischen Geist des Ordensgründers bewahrt haben, wieder zu Ehren gebracht. Als das Ergebniß dieser Forschungen und als das Produkt seiner rekonstruirenden und künstlerisch nachschaffenden Gestaltungskraft hat uns Sabatier ein Bild des Heiligen entworfen, dem wir die äußere und innere Richtigkeit nicht nur nicht werden abstreiten können, sondern das uns, soweit wir ganz anders empfindenden Menschen eine solche Gestalt zu erfassen und uns innerlich zu assimiliren vermögen, als lebensvoll konzipirt und künstlerisch ausgeführt erscheinen muß.

Das was unserem Autor so mit Aufbietung aller Kunst gelungen ist, läßt sich aber hier nicht auch nur annähernd reproduziren. Und wenn es möglich wäre, das Bild en miniature nur einigermaßen getreu hier wiederzugeben, welcher Leser wollte sich dann die Mühe geben, dasselbe mit der immerhin nöthigen Lupe zu untersuchen? Wir müssen daher alle die, welche sich für eine solche, wahrlich hochinteressante, köstliche Gestalt, wie die des heiligen Franz ist, interessiren, auf das Original selbst verweisen und glauben nur noch auf eins aufmerksam machen zu sollen, was uns das Lebensbild dieses Buches wieder recht deutlich lehrt: der schwärmerische, phantasievolle, die christlichen Tugenden der Liebe und der Barmherzigkeit nicht nur predigende, sondern selbst bis zur äußersten Entsagung übende Laie aus Assisi, der neues Leben in die erstarrte Kirchlichkeit gebracht und Frieden und Segen überall hin verbreitet hat, was ist er unter den Händen derer geworden, die sich seiner bemächtigten, ihn und seine Lehre gegen seinen Willen mit List und schlauer Gewalt disciplinirten und in den Dienst der Hierarchie brachten? Der Stifter eines Bettel[…] der allerdings unter allerlei Schwankungen und [...] Kämpfen der streitbaren Hierarchie die Fundam[…] Macht im Volksleben neu befestigt und ihr zu neue[…] entfaltung verholfen hat.

Ein neuerer deutscher Kunsthistoriker hat die [...] der Kunst der Renaissance in Verbindung gebrach[t …] Leben und Wirken des umbrischen Heiligen, und [...] hat in einem Hymnus desselben den adäquateste[n …] moderner Frömmigkeit gefunden. Zieht man einig[e …] stellerische Uebertreibungen hierbei ab, so liegt die[sen Be-] hauptungen etwas Wahres zu Grunde. Bei alle[r …] würfigkeit unter die Befehle und Gebote der Kirche [...] der Seele des Heiligen ein heller Funke von jener [...] gewißheit, die ihn in Konflikt mit der Autorität der [...] hätte bringen können, unter anderen Verhältnissen [...] bracht hätte. Aber die Kirche hatte noch eine solche [...] über die Seele dieses Mannes, daß er noch weniger als [...] zu einer Auflehnung im Prinzip gegen sie sich hin[...] raffen können. Nur eine Erneuerung und Wiederher[stellung] des urchristlichen Lebens und Geistes, eine wahre Nach[folge] Christi und seiner Apostel innerhalb der mittelalter[lichen] hierarchischen Institutionen hielt er für nothwendig [...] sie, so viel an ihm lag, für sich durchgeführt.

Aber was ist und hat diese Kirche aus den [Nach-] folgern des heiligen Franz gemacht? Und was [...] allein aus einer solchen Disciplinirung der inneren [...] Frömmigkeit und Poesie hervorgehen?

Gregorovius erzählt einmal, wie er auf den [Trüm-] mern des Palastes des Kaisers Tiberius auf Capri [...] in seinen Gedanken nach Jerusalem hinüber geflogen [...] und den einsamen, sich und den Menschen ver[...] Herrscher dieser Welt, jenem Verkündiger und Märtyr[er …] neuen Liebe und eines neuen Reiches Gottes auf [...] gegenüber gestellt habe, und fährt dann fort: „Da trat [...] urplötzlich die historische Erscheinung jener idealen Re[...] entgegen, in Gestalt des schmutzigen Franziskanerter[...] und fast wich ich vor dem Manne zurück: ein alter [...] mit langem weißem Bart, in schwarzer Kutte, einem Kl[...] fuß, hinkend, häßlich mit habgierigen Augen. Da wa[r …] mir, als sähe ich Tiberius als Mephistopheles vor mir [...] mit satyrischem Lachen hörte ich ihn sagen: „das i[st …] Geschichte des Christenthums.““

Die Chemie hat gelehrt, die feinsten Aromen [...] Blumen zu extrahiren und unverändert weiter zu [ver-] breiten. Es ist bis jetzt noch keiner Kirche und [...] Hierarchie gelungen, die zartesten und höchsten [Schwin-] gungen der menschlichen Seele, in denen sie das Beru[...] ihres individuellen Daseins zu dem Urgrunde alles [...] aushaucht, auch nur annähernd rein zu bewahren, nicht [zu] vergröbern und zu verderben, nicht in die schreien[den] Dissonanzen mit sich und der fortschreitenden Kultur [zu] bringen.

...

Bernays' kleine Schriften.

Michael Bernays, der als Erster deutsche Literatur- geschichte vom Universitätskatheder gelehrt, hat soeben [den] ersten Band seiner „Schriften zur Kritik und Literatur- geschichte*) herausgegeben. Er bringt vier Aufsätze aus [der] Goethe-Schillerwelt, von denen zwei ungedruckt sind.

Die zwei neuen Arbeiten, die sich in üppiger [...] mation um Goethe's „Mahomed“ krystallisirt haben, [...] bei dem Leser bewundernden Zweifel, zweifelnde Bewun- derung wecken. Eine Fülle seltenster Gelehrsamkeit ist [...] mit verschwenderischer Hand königlich ausgestreut; ein [...]

*) Stuttgart. Goeschen.

…er Herrscher greift in Truhen und Kästen litte-
…er Raritäten des In- und Auslandes voll, und wer
…ege steht und den goldenen Regen fallen sieht, fühlt
…rm und beugt sich bewundernd. Allergrößten Re-
…muß die Sicherheit einflößen, mit der Bernays auf
… Pfaden der Weltlitteratur dahinschreitet, mit der sich
… verblüffenden Belesenheit zur rechten Zeit stets die
…n Parallelen und die entlegensten Beziehungen ein-
…. Man empfindet diesem Reichthum gegenüber, den
…u mustern gleich Gelegenheit finden werden, schwerer
… je das eigene Ignoramus; ein peinliches, ja undank-
… Geschäft wird's, als Schüler an einem solchen Meister
…tteln. Doch ein Vorwurf, und ich halte ihn für einen
…ren, kann diesem Buche nicht erspart werden, es ist
… das Buch eines künstlerisch schaffenden Gelehrten, es
…r das Buch eines Gelehrten. Das ist vor allem im
…esse der Wissenschaft, die es vorträgt, zu beklagen, denn
…ird dadurch für den weiteren Kreis der Genießenden
…iner chinesischen Mauer umzogen. Die zwei Aufsätze,
…ie es sich hier vor allem handelt, sind nämlich keine
… geschlossenen, organisch erwachsenen Arbeiten, wie wir
… den „Kleinen Schriften, Charakteristiken und Studien“
…er Forscher finden. Es sind monströse Krystallisationen,
…eich zusammengewürfelt und ihnen Kennwort und
… zu geben, wäre Verlegenheit. Der Verfasser nennt in
…cht dessen selbst die ersten „Bemerkungen zu einigen
…st bekannt gemachten Briefen an Goethe“ und den
…en überschreibt er weitherzig „Der französische und der
…che Mahomed“ ohne sich an das Thema streng gebunden
…alten. Man empfängt den Eindruck eines Mannes,
… sich in seine prächtige Bibliothek eine kleine Schaar
…ger und Freunde eingeladen hat, mit ihnen gemein-
…tlich plaudert und von einem beliebig zu bestimmenden
…na ausgehend, tausend und eine litterarhistorische Miscelle
…esten gibt: eine litterarische Reise um den „Mahomed“.
…e Aufsätze sind eben im Grunde nur voluminöse Lese-
…tkomplexionen. Des Buches wissenschaftliche Bedeutung,
… Lehrwerth wird dadurch nicht geschädigt, um so schwerer
…r sein schriftstellerischer.

In ein germanistisches Stammbuch, voll ernster und
…erer Weisheit, hat ein jüngerer Forscher über wissen-
…ttliche Arbeit das nachdenkliche Wort geschrieben: „Beim
…mmeln ist das schwerste das Wegwerfen“. Das Wort
…nir bei Bernays eingefallen. Die Entsagung, irgend
…n Fund, irgend eine weiter ausblickende Bemerkung,
…alletstelle oder dergleichen zu Gunsten der runden Kom-
…tion zu unterdrücken, besitzt er nicht. Er kann nichts,
…s ihm gerade einfällt, für sich behalten. So quellen diese
…eiten auf; alle Zettelkästen werden geleert; nichts bei
…te gelegt. Die Hochflut der Gelehrsamkeit reißt alle
…mme der künstlerischen Form ein und begräbt den Leser
…er ihrer Wucht. Er wird verstimmt, da er sich nicht
…nmäßig genug geführt sieht; er geht nicht an sicherer
…nd; er fühlt sich von einem zerrendem Arm bald links,
…d rechts vom Wege abgeschleppt, bald in diese, bald in
…e litterarische Herberge. Und sind die Stationen endlich
…e passirt, weiß er nicht mehr viel von all der Fülle, die
…gesehen und gehört hat.

Die Art dieser Zickzackwege illustriren einige Beispiele.
…e mögen aber zugleich den Wissensreichthum des Ver-
…sers, der hier leider schlecht verwaltet erscheint, achtung-
…ietend zeigen.

Bernays will über Goethe's verinnerlichende Behand-
…ng der äußerlichen Voltairesprache im Mahomed reden.
… erwähnt vorher, daß auch die Franzosen an Voltaire's
…ktion Anstoß genommen hätten, z. B. La Harpe. La
…rpe ist ihm zu interessant, um gleich über ihn zur Tages-
…dnung überzugehen und er fängt an, freilich anregend
…nug, ausführlich über seine Werke und ihre Schicksale zu
…ndeln, über seine kritische Thätigkeit, über sein Verhältniß
…r Revolution. Die Erwähnung der Revolution führt
… einem Intermezzo über die durch sie veranlaßten Neu-
…ldungen in der französischen Sprache und löst sofort
…ch das Bedürfniß aus, bei der günstigen Gelegenheit
gleich andere Revolutionsschriftsteller zu erledigen. Und erst nach vierzig Seiten kehren wir etwas athemlos in Goethe's Arbeitszimmer zurück und verfolgen seine Arbeit am Drama Voltaire's weiter. —

Bernays will vom französischen und deutschen Mahomed sprechen. Er beginnt mit dem Schopenhauercitat über den Schlußvers des Stückes. Schopenhauer's Verhältniß zu Voltaire wird betrachtet, vor allen die Verschiedenheit ihrer Lebensauffassung, die sich besonders in ihren stark kontrastirenden Aeußerungen über die in Askese selige Madame Guyon zeigt. Madame Guyon veranlaßt gleich assoziirend einen ausführlichen Traktat über ihre Litteratur. Diese Episoden sind jede für sich bedeutend und belehrend; die Technik ihrer mosaikartigen Komposition aber ist bedenklich. Im engen Raume stoßen sich die Sachen.

Bernays spricht einmal von Chateaubriands „nach allen Richtungen hin ausschweifender Belesenheit“ und dieses Wort scheint ihn selbst zu treffen. Diese Belesenheit ist bewußt und gibt sich mit rethorischem Effekt. Sie citirt Beziehungsstellen aus Büchern, „wo keiner der litterarhistorischen Fachgenossen sie suchen möchte“. Sie konstatirt, mit der Hoffnung, daß die anderen gleichzeitig dasselbe gemerkt haben, setzt dann aber zugleich als Trumpf einen neuen ganz verblüffenden Fund darauf mit der triumphirenden Frage, ob sie wohl das auch zugleich gewahr geworden sind.

* * *

In Bernays' Buch wird mehr konstatirt als charakterisirt. Es ist ein schön „Raritätenkasten“, in dem seltene Beobachtungen und interessante Funde, die abseits gelegen haben, deponirt werden.

Da sind allerlei aparte Entdeckungen zu finden. Bernays verzeichnet, daß das Schopenhauer'sche Mahomedcitat: „Die Welt ist für Tyrannen, lebe du!“ mit dem der Philosoph Voltaire als Zeugen für seine eigene Anschauung vom Wesen des Trauerspiels aufrief, gar nicht von Voltaire stammt, sondern Goethische Umprägung ist.

Bernays weist interessant die inneren und äußeren Gründe für die Anwendung gewisser Bilder in Goethe's Briefen nach, vor allen jener Wendung von 1828, das Scott'sche Napoléonbuch sei ihm zu einem „goldenen Netz“ geworden, womit er die „Schattenbilder seines vergangenen Lebens aus den letheischen Fluthen mit reichem Zuge herausfischen“ könne. Das ist eine Anspielung auf das Gemälde der Unterwelt, mit dem Polygnot die linke Seite der Lesche zu Delphi schmückte und dies Bild, mit dem sich Goethe selbst schon 1804 beschäftigt hatte, kam ihm damals durch einen Aufsatz seines Hauskunsthistorikers Heinrich Meyer von Neuem in Erinnerung. In Scott's Schriften weiß Bernays ausgezeichnet Bescheid und er entdeckt die Kuriosität, daß Scott bei seiner Beschäftigung mit Callot-Hoffmann einmal in einer Stelle aus dem „Majorat“ („mich den Verliebten, der wie ein Ofen seufzt, mit Jammerlied auf seiner Liebsten Braue“) das von Schlegel verdeutschte Shakespearecitat (aus as You like it) nicht erkannt hat und es in ein sehr unshakespearsches Englisch zurückübersetzt hat. —

Bernays mustert die wohl kaum allgemein gekannte Untersuchung Fichte's „Ueber den Begriff des wahren Krieges“ (1815) und findet eine überraschende Uebereinstimmung in der Anschauung Napoleons mit Hippolyte Taine.

Bernays illustrirt mit instruktiven Belegstellen die Geschichte der Wörter sensibilité, und sensible: ihr hohes Ansehen vor der Revolution und ihr tiefer Fall in den Tagen, da man sich unter dem Messer Robespierre's und Marat's befand und ihr Geltungswerth im Munde der Jakobiner Schmach und Scham wurde.

Bernays beruft einen Concursus creditorum über Voltaire und zeigt amüsant, wie er entlehnt und parodistisch entstellt hat. —

Ein litterarhistorisches Museum voll interessanter Nummern!

* * *

Von Lesefrüchten umrankt, von ineinander geschachtelten Episoden und Intermezzis eingeschlossen, finden sich aber doch in Bernays' Buch drei Charakteristiken, die der Verfasser leider durch seine launische Komposition selbst in den Schatten gestellt hat; die jedoch, vorsichtig aus der Umschlingung losgelöst und aus der Umwucherung frei gemacht, kleine Musterstücke sind.

Das ist die Charakteristik Voltaire's; die Charakteristik Goethe's als Umwerther Voltaire'scher Werthe in der Mahomedbearbeitung; und die Charakteristik der klassischen Dramensprache der Franzosen.

Lichtvoll und scharf wird Voltaire's Bedeutung für seine Zeit entwickelt, der Grundmangel seiner Tragik aufgedeckt und der Ersatz gefunden, den er dafür bietet: Sinnfälligkeit, bunte Ingredienzen, Reizmittel, Effekte für die Wesenlosigkeit und todte Einförmigkeit seiner Figuren. Klar und überzeugend wird dann der Grund für seine Wirkung auf die Zeitgenossen dahin formulirt, daß er in den Vorträgen, die seine Figuren unkünstlerisch genug halten, den Ideen, Fragen und Zweifeln des Jahrhunderts die Zunge löst. Dem Publikum ist Wahrheit und Lehre damals wichtiger als Dichtung und so lauscht es gespannt den langathmigen Bühnenexkursen über Staatenwahl und Menschenbeglückung durch die Aufklärung; über das Verderbliche der Vorurtheile und über das Heil der Vernunftherrschaft. Hier ist das Vorspiel der encyklopädistischen Erkenntniß, und die Menge griff heißhungrig nach dem neuen Evangelium. Voltaire's Dramen sind Zeugnisse zur Vorgeschichte der Revolution in ihrer Tendenz gegen die Kirche, gegen die religiösen Ingredienzen im Staatsleben, wenn auch ihr Verfechter den völligen Umsturz des Bestehenden weder gewünscht noch überhaupt erwartet hat.

Sehr ergiebig ist die Betrachtung, wie Goethe den Mahomed von Voltaire auf seine Bühne bringt. Bernays läßt uns in die Werkstätte beider Dichter schauen, in ihre Anschauungs- und ihre Formenwelt. Wir gewinnen Persönlichkeitserkenntniß, wenn wir sehen, wie der Bearbeiter Bestandtheile, die für ihn unorganische, fremde Tropfen sind, ausscheidet; wie er an Stellen, die ihm arm erscheinen, aus eigenen Mitteln beisteuert. Vor allem ist es interessant, zu verfolgen, wie Goethe das Drama des französischen Dichters „hinaufdichtet", es künstlerisch vornehmer modelt, es mit Trieben einer edleren Kunst propft. Besonders gilt — Bernays' Resultate hier kurz zu resumiren — diese Okulirarbeit der Sprache. Der rhetorische Schwulst der Voltaireschen Rede wird von Goethe abgedämpft; das äußere, breit Phrasirte verinnerlicht und vertieft. Die geschwollenen Tautalogien werden leise abgestimmt. Die tragischen Prunkworte, die gemachten Bilder, die dem spielenden Geist des Autors entstammen, nicht der Empfindung seiner Figuren, in die gebührenden Grenzen zurückgewiesen. An die Stelle steifen Stelzenschrittes tritt echter Empfindungslaut aus Goethe's eigener Fülle, sicher und frei, ohne sklavischen Uebersetzungszwang neben dem Original hinwandelnd. So, wenn die Voltaireverse:

> O superstition! tes rigueurs inflexibles
> Privent d'humanité les coeurs, les plus sensibles,

die unsäglich dürren, durch vollen und menschlichen Goetheklang ersetzt werden:

> „Ach in des Aberglaubens festen Banden
> Verliert dein schönes Herz die Menschlichkeit.
> Wie jede Knechtschaft raubt auch diese dir
> Den freien Blick, das Würdige zu schätzen."

Und nicht nur der Sprache gilt diese Veredelung, auch die Charakteristik ist in der Umarbeitung feiner und künstlerischer geworden. Bernays zeigt an gut gewählten Beispielen, wie Goethe in der Behandlung eines jeden Charakters Einklang und Einheit der von ihm angeschlagenen Stimmung wahrt.

Bernays ist ein feiner Charakteristiker dichterischer Diktion und Form, das zeigt sich in der geistvollsten Episode des Buches, der Musterung der klassischen Dramensprache der Franzosen in ihren Epochen. Eine bis- lehrende Wanderung, auf deren interessanteste Punkte rekapitulirend hinzuweisen, mir Referentenpflicht ein-

Bernays spricht von der Weltherrschaft der fran- sischen Tragödie, zu der sie seit den Tagen Richelieu's rufen schien, eine Begleiterin der aufsteigenden Mon- Im siècle de Louis XIV. empfing die tragische Spr- ihr Gesetz, das im Wesentlichen höfische Prägung war. Gleichmaß des Tones, ein Stil bildete sich, der durchaus als Läuterung wohlthätig wirkte, doch dald zum Regelzwang erstarrt. An Corneille verfolg- das. Frisch und beweglich, unbefangen frei, von Druck beschwert, tummelt sich die Sprache in dessen J- dramen, die man für diese Beobachtungen in ihren Fassungen aufsuchen muß, da sie später nach den Ge- des neuen Geschmacks „gereinigt" wurden. Der Cid dann schon dem spitzspürenden Urtheil der Akademie Richelieu's Gebot folgend, darüber zu Gericht saß wurde mit pedantischer Wortklauberei jedes Bild auf Goldwage gelegt, so daß z. B. über den Vers: „Ses sur son front ont gravé ses exploits" das prov- Volum gefällt wurde: „Runzeln bezeichnen die Jahre sie graben keine Thaten ein." Trotzdem konnte der der Kraft dieser Sprache nicht gewonnen werden. Als Racine kam, war nicht mehr gegen den Stachel des Kunst- und Hofstils zu löken. Schmerzensreiche Erk- für den Dichter, der sich an der frischen, auch von Alltäglichkeit zurückschreckenden Bildersprache Homer- daut, und recht einsehen konnte, was durch den neuen und Hofstil seiner eigenen Sprache versagt war. Die Feinheiten sind wahrhafte Schwachheiten, sagt er.

Wie er trotzdem aus dieser arg gebundenen Re- nur erreichbaren Reize herauszuschöpfen verstand, Bernays fein. Racine machte aus der Noth eine T- Das Harmonische, Gemessene, das man diktatorisch Sprache von außen her aufoktroyiren wollte, suchte der Sprache selbst auf und er fand es. Die Vornehm- und die zierliche Anmuth ist jetzt nicht mehr äußerer sondern sie erscheint organisch und nothwendig. Dabei zielet er nicht auf Kraft, nur daß er sich ihrer bedient, nicht brutal, sondern mit sorgsam weiser Abwäg- leiser Vorbereitung, ableitender, doch nicht abschwäch- Kompensirung durch die Nebenglieder.

Mit Racine war für diese Sprache der Gipfel Leistungsfähigkeit erreicht. Sklavische Nachahmung die Reihe, statt Vornehmheit Verziertheit, statt Schwächlichkeit. Abschreckendes Beispiel eines Racine- treters ohne Kunst ist Campistron. Dabei geberdet schulmeisterliche Kritik immer terroristischer und versch- die dichterische Sprache immer mehr. Damals machte Motte den Versuch, den Vers durch die Prosa zu er- und der nächste Schritt war, daß d'Alembert (1750) Vertreter einer bildungstolzen, aber kunstmüden Zeit ächtlich von der Höhe mathematischer Weisheit her- Poesie als ein Spielzeug für die Kinder erklärte. Die nun gab die günstigste Vorbedingung für Voltaire durch seine Beweglichkeit, seine Fruchtbarkeit, seine seitigkeit allen etwas zu bringen wußte. Einen neuen gischen Stil zu schaffen, war er freilich nicht im Stande die Menschen aber, die damals im Theater Zerstreuung Erregung suchten, begehrten gar nicht danach. Voltaire begnügt sich also mit der überkommenen Sprache, ihm der vor allem bewunderte Racine vererbt hat. daß sie häufig unter seinen Händen, die keine neuen säen konnten, dürrer, abstrakter und rethorischer wird. er verfügt auch über die Fähigkeit, für Momente Wärme zu erzwingen; mit advokatorischem Geschick er in den Stoff, den ihm das Tagesinteresse bietet und seinen Personen pointirte und empfindungsreiche manchmal voll erhitzender Beredsamkeit aus dem gehen, die beim Publikum immer den richtigen Resonanz- boden fanden. Mahomed's flammende Aufstachelung zum Vatermorde wirkte, vom Schauspieler Lekain ge- erschütternd. Dieser Wirkung Grund und Wesen,

mit die litterarische und soziale Bedeutung Voltaire's hat La Harpe in einem knappen und schlagenden Wort charakterisirt: „Man glaubt Predigten der Ligue in schönen Versen zu vernehmen."

* *

So beschaffen sind die reifsten Früchte dieses ersten Bernays-Bandes, deren Genuß für die hindernißreiche und saure Wanderung durch Dickicht und Dorn den strebend sich Bemühenden entschädigt.

Felix Poppenberg.

Dora Hitz.

Die Bilder von Dora Hitz sind Farbendichtungen und zwar nicht nur die frei erfundenen, sondern auch ihre Porträts. Ihr Farbensinn hat sich unter französischem Einfluß entwickelt. Sie war Schülerin von Carrière und ist noch jetzt, obwohl seit einigen Jahren in Berlin, Mitglied der Pariser Künstlergemeinschaft des Champs de Mars, jener Secession, welche diesen Sommer an unserer Berliner Ausstellung sich betheiligen und unserer Künstlerin im Kampfe für ihre Anschauungsweise zu Hilfe kommen wird.

Auf eine Zeit, wo die Maler zu wenig Maler waren, ist eine solche gefolgt, wo die Fortgeschrittenen es ausschließlich sind und sich nur für die malerischen Eigenschaften der Dinge interessiren. Dora Hitz gehört zu diesen Fortgeschrittenen, aber sie verfährt nicht, wie manche Anderen, die sich über die Langweiligkeit ihres Modells damit trösten, daß sie von der Farbe des Haares und der Haut ausgehend, sich ein Farbenproblem stellen, das sie rein technisch lösen, ohne sich um die arme Seele, die sie in dieses Problem einsperren, weiter zu kümmern. Dazu ist Dora Hitz eine zu gewissenhafte Künstlerin, und ihre Empfindung für die einheitliche Wirkung eines Kunstwerks ist zu sehr ausgebildet, als daß sie nicht ihre eigentliche Aufgabe, die Darstellung einer Persönlichkeit, als Ausgangspunkt und Kern immer behalten sollte. Zwar wirken ihre Bilder vor Allem als Farbenharmonien, aber in diesen Harmonien klingt doch leise und intim eine seine unmittelbare Empfindung der dargestellten Persönlichkeit mit. Ihre Farbe ist eine weiche, lebendige, beseelte. Wie das Nervenleben des Menschen, so gibt sie auch die Luft, die ihn umfängt und von seiner Lebenswärme erfüllt ist, wieder.

Die Malerei hat erst in den letzten Jahrzehnten gelernt, den Einfluß des leisen Spiels der Luft auf die Erscheinung der Dinge mehr zu beachten, sie verdankt diesen Fortschritt einer subtileren Auffassung der Lichterscheinungen und es geht damit eine feinere Entwicklung des Farbensinnes Hand in Hand. Die Luft löst die Schärfe der Umrisse und die Festigkeit der Form leise auf. Die Nichtmaler sehen diesen Einfluß noch zu wenig und die Maler in ihrer Entdeckerfreude vielleicht zu viel.

Die Freude ist berechtigt, denn für die malerische Wirkung hat sich die Luft sehr brauchbar erwiesen. Wer sich in ein solches Porträt von Dora Hitz wie das der Frau v. S., hineingesehen hat, bei dem die Luft den ganzen Raum der Leinwand erfüllt, alle Töne weich verbindet und belebt und so viel zu der einheitlichen zusammenhängenden Wirkung der ganzen Komposition beiträgt, der wird doch einen ganz eigenen malerischen Reiz empfinden.

Auf der anderen Seite verführt der Einfluß der Luft leicht zu verschwimmender Weichheit. Auch Dora Hitz zeigt eine Abneigung dagegen, die Härten, die doch ebenfalls in der Natur sind, zu sehen und wiederzugeben. Vielleicht verträgt sich die grobe, körperliche Wirklichkeit nicht mit den feinen Farbenharmonien und sie opfert diese Art Wirklichkeit, die manch geringerer Künstler besser erreicht, dem Farbenreiz.

Dafür zeichnet sie sich durch eine sehr einheitliche Wirkung aus. Zu den Malern, die alle Theile gleich ausführen und die Aufmerksamkeit nach allen Seiten abziehen, steht sie im direkten Gegensatz, aber auch zu Lenbach, der nur den Kopf und zwar den geistigen Ausdruck des Kopfes darstellt und die Figur meist im Dunkel läßt, bei ihr nimmt der Grad der Ausführung stufenweise ab, sie hat einen bestimmten Sehpunkt, auf den der Blick gerichtet ist und nach dem sich die Wirkung der ganzen Komposition zusammenzieht. Die Umgebung, die Kleider des Modells sind ihr der Farben wegen wichtig, aber sie werden doch untergeordnet behandelt. Ihr Streben geht dahin, daß das Bild möglichst ohne Rest in der malerischen Wirkung aufgeht. Was nicht in den unmittelbaren Eindruck hineingeht, wird geopfert. Auch die Haltung der Personen ist nach dem unmittelbaren Eindruck empfunden.

Ihre Porträtkunst zeigt am besten das Bild der Frau v. S. Die Farbenstimmung, durch die Luft ausgebreitet, zieht sich aus dem ganzen Raume um die Person zusammen zu einer einheitlichen Wirkung, die von ihr auszugehen scheint. In dem feurigen Roth des Kleides, in dem weichen Violett des pelzbesetzten Mantels, in der etwas gelblichen Farbe der Haut bei blitzendweißen Zähnen und dunklen Augen und Haaren, ja noch in den Blumen des Vorhangs und der Tapete steckt etwas von dem Wesen dieser Frau, das sich unserer Sinne bemächtigt. Dazu der momentane Eindruck ihrer Haltung, der wiegende Gang, der seitwärts geneigte Kopf, der so seltsam verzagene, räthselhaft lächelnde Mund, der fesselnde Blick unter den etwas gesenkten Lidern und, last not least, die üppige Hand, die über der bloßen Brust sich in den Pelzbesatz des Mantels eingräbt. Man fühlt sie fast, diese Hand! So weich und duftig ist diese Frau gemalt, daß sie kaum noch körperlich, sondern fast wie eine Erscheinung uns entgegentritt. Zu solcher großen Weichheit hat die Malerin wohl die karessirende, einschmeichelnde Natur des Modells verführt.

Bei Frau Kekulé ist Farbe und Haltung übereinstimmend kälter, auch fester gemalt, da sie als eine mehr abgeschlossene Natur erscheint und die Künstlerin ihre Malweise dem Modell anpaßt. Hier geht das Streben nach einheitlicher Wirkung so weit, daß sich die Komposition fast nur auf Töne derselben Farbe, Grün, beschränkt. Die Haltung ist ruhig, aber die Art, wie die Dame auf der Kante des Sophas sitzt, den rechten Arm auf das Polster aufstützt, den langen Oberkörper gerade hält, wie uns der Kopf mit dem spitzen Mund und den großen Augen liebenswürdig ansieht, ist momentan empfunden.

Noch weiter geht Dora Hitz in dem Bestreben, das ganze Bild nach der dargestellten Persönlichkeit zu gestalten, in dem Pastell, in dem sie eine eckige lange Mädchengestalt in eine Bibliothekecke gezwängt hat und schon durch den Raum wie durch die Haltung, besonders der Hand, die das Kinn hält, Eckigkeit und Herbheit als Grundton empfinden läßt, aber doch ist dieser Grundton diskret behandelt, so daß auch die Feinheit und Nachdenklichkeit des Modells zur Geltung kommt, ja in der Erinnerung als der intimere Ton obsiegt.

Sensible Frauennaturen, die sich gut nervös empfinden lassen und deren Wesen sich in einer feinen Farbenstimmung wiedergeben läßt, wird die Künstlerin mit Vorliebe malen.

Von ihren frei erfundenen Bildern sind bei uns diejenigen am bekanntesten, welche Mutter und Kind darstellen. Die Mutter steht oder sitzt, das Kind umfangend, im Freien, von der Luft zart umflossen, zwischen Blättern und Sonnenschein, und indem die Künstlerin sich an einer ähnlichen Aufgabe wieder und wieder versucht, rundet sie die Komposition mehr und mehr ab. Diese Frauen mögen Mütter sein, aber sie haben doch etwas Mädchenhaft-herbes behalten und fassen das Kind ein klein wenig zaghaft an. Das Anschmiegen des Kindes im Schlaf habe ich nie

rührender dargestellt gesehen als in dem Bild von 1892 „Sleep, baby, sleep“.

Auch das Blumen- und Pflanzenleben empfindet Dora Hitz sehr unmittelbar. Ein Mädchen, das mit feinen Händen den Flieder so zart anfaßt, wie jene Mütter ihre Kinder, war jüngst bei Schulte ausgestellt. Auf dem letzten Bild, das soeben für den Pariser Salon vollendet ist, sehen wir das Waldesweben und den Waldesschatten, der sich zu einer dämmrigen Gestalt mit blassen großen Augen verdichtet. Zwischen gerade aufschießenden Sträuchern steht nackt ein Mädchen, schlank und biegsam wie eine Gerte, mit dem Ellbogen gegen einen dünnen Baumstamm gelehnt, die eine Hand am Nacken, die andere über der Brust zum Hals erhoben. Alles ist grün, auch die nackte Gestalt in den Waldesschatten gehüllt, im Flimmern der Luft verschwimmend, nur hier und da leuchtet das von weit her durchfickernde Licht, das doch Alles mit seinem Leben erfüllt. Die Kraft des Bildes beruht in dem Natur- und noch mehr in dem Schönheitsgefühl, mit dem das Leben und Weben von Luft, Licht und Blättern dargestellt ist. Dies Leben und Weben wirkt geradezu ergreifend.

Dora Hitz ist eine Künstlerin, eine ganze Persönlichkeit, die, nachdem sie bei den Franzosen Technik und Geschmack entwickelt hat, ihre eigenen Wege geht. So sehr ihr die Naturwahrheit der Lichterscheinungen am Herzen liegt, die Harmonie doch noch mehr. Der Farbenreiz ist ihr die Hauptsache. Daher braucht es zum Verständniß ihrer Kunst einer malerischen Veranlagung, wie bei der Musik einer musikalischen, was nicht Jedermanns Sache ist.

W. Dietrich.

Zeitschriften.

Eine sozialdemokratische Denkschrift.

(„Preußische Jahrbücher“.)

Die Redaktion der „Preußischen Jahrbücher“ macht zum Abdruck dieser Denkschrift eine Vorbemerkung, in der es heißt, daß, wie dem „Vorwärts“, so diesmal der Zeitschrift des Prof. Delbrück ein neckischer Kobold ein Aktenstück auf den Tisch gebracht hat, dessen Autor unschwer zu erkennen sei. Datirt ist die Denkschrift aus München und ihrem Inhalt nach soll sie den Gedankengang eines sozialdemokratischen Führers wiedergeben, der über die Zukunft seiner eigenen Partei sich und seinen Freunden Rechenschaft ablegt.

Dieser Rechenschaftsbericht enthält viele Wahrheiten, die nüchterne sozialdemokratische Köpfe wohl denken, wenn sie sie auch weder niederzuschreiben noch zu sagen pflegen. Mag die Veröffentlichung der „Preußischen Jahrbücher“ daher nicht aus einer sozialdemokratischen Feder stammen, sie könnte recht wohl von dieser niedergeschrieben sein. Ein geschickter Gedankenleser hat hier seine Beobachtungen niedergelegt und die lauten im Wesentlichen folgendermaßen:

Die Frage ist, was hat die Sozialdemokratie von der Zukunft zu erwarten? Kann man auf eine Revolution, auf den Erfolg von Straßenkämpfen hoffen? Gewiß nicht. Das Heer marschirt, und die modernen Waffen machen jeden Widerstand so gut wie unmöglich; vielleicht dürfte man einige Erwartungen für die älteren Jahrgänge, für die Landwehrleute hegen; aber sie sind nur im Falle eines Krieges in großer Zahl unter den Fahnen; und daß der nächste Krieg zugleich ein Kampf gegen Rußland sein wird, scheint sicher; gegen Rußland wird aber auch die Sozialdemokratie marschiren. Die Meinung greift daher auch immer weiter um sich, daß die Waffe der Sozialdemokratie das allgemeine Stimmrecht werde sein müssen und nur sein könne. Die großen Erfolge bei den Wahlen scheinen diesen Weg zu weisen; aber [illegible] sind doch weniger zukunftverheißend, als es scheinen [illegible] zelnen werden darauf die Wahlergebnisse durchgegangen [illegible] die Zahl der sicheren Wahlkreise für die Sozialdemokratie [illegible] als elf sind; dann kommen eine Anzahl von Wahlkreisen, in de[illegible] nur mit ganz schwacher Majorität gesiegt und im Uebrigen zers[illegible] sich die Stimmen. Ein Umschlag ist unter diesen Umständen le[illegible] lich; ein geschickteres Operiren der bürgerlichen Parteien k[illegible] Sozialdemokraten zahlreiche Wahlkreise wieder entreißen.

An einem Wahlkreis wird eingehender die Richtigkeit [illegible] schauungen demonstrirt. Elberfeld-Barmen ist eine der ältesten [illegible] burgen der Sozialdemokratie; sie kann als Typus für den Sitz [illegible] Großindustrie gelten und doch erhielt die Sozialdemokratie [illegible] Hauptwahl 1893 nur 19 005 Stimmen, während alle anderen [illegible] zusammengenommen 21 803 Stimmen erhielten. Wenn das [illegible] Wahlkreis möglich ist, dessen angehäufte Arbeitermassen die So[illegible] kratie ununterbrochen seit Jahren bearbeitet hat, was ist dann [illegible] gemeinen zu erwarten.

Es erscheint also kaum aussichtsvoll, daß die Sozialde[illegible] über eine verhältnißmäßig immerhin nur kleine Anzahl Ma[illegible] Reichstage hinauswächst; tritt aber einmal ein Stillstand oder [illegible] gang ein, so wächst die Gefahr, daß die Stimmung überha[illegible] schlägt, und dem rapiden Aufschwung der Zerfall folgt, wie [illegible] Chartisten in England. Es gäbe eine Möglichkeit, eine solch[illegible] wicklung zu verhindern. Die sozialdemokratische Arbeiterschaft [illegible] stärkt werden einerseits durch den Bauernstand, andererseits d[illegible] Kreise der Intelligenz. Nach einer Richtung bessern [illegible] die Hoffnungen. Die Intelligenz fühlt sich wie die [illegible] demokratie durch das Umsturzgesetz bedroht; das Um[illegible] das diese Wendung vorbereitet hat, kann aber logischerweise [illegible] Anfang weiterer reaktionärer Maßregeln sein. Die zweite Etap[illegible] die Aufhebung des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts. Einen politischen Raub wird man damit nicht nur an den soz[illegible] kratischen Arbeitern begehen, sondern an Tausenden, die bishe[illegible] Sozialdemokraten waren. Eine ultramontan-reaktionäre Herrsch[illegible] Deutschland würde mithin der schroffsten Opposition gewaltige Ma[illegible] Kämpfer zuführen, und wenn das eingeschränkte Wahlrecht die [illegible] demokratie vor der Gefahr bewahrt, allmählich zum Sättigung[illegible] ihrer Kraft zu gelangen und dann durch Muthlosigkeit zum [illegible] schritt und Verfall, so bringt andererseits die Abschaffung [illegible] heutigen Wahlrechtes der Sozialdemokratie nicht nur den Gew[illegible] Mitkämpfer, sondern die Zahl dieser Anhänger, die nicht mehr [illegible] Wahlrecht kontrollirt werden kann, wird in der Phantasie, de[illegible] Spielraum hat, noch über die Wirklichkeit hinaus fabelhaft wach[illegible] einer Partei, welcher die Zukunft zu gehören scheint, stimmen im[illegible] Massen zu. Wenn die Verhältnisse so präparirt sind, dann [illegible] könnte der Tag der Sozialdemokratie einmal anbrechen.

In diesen Ausführungen ist eine zweifellos richtig. Die [illegible] demokratie lebt vor Allem von den Fehlern ihrer Gegner; ein [illegible] Fehler ist das Umsturzgesetz und der verhängnißvollste Fehle[illegible] natürlich die Beseitigung des Reichstagswahlrechts. Aber leider [illegible] heute die Hoffnungen dessen nicht schlecht, der darauf rechnet, daß di[illegible] gierenden Kreise Fehler auf Fehler begehen werden.

P. N.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manu[illegible] Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu [illegible] eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße [illegible]

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

…den Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). …nnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim …ge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. …ch (3¾ Mk. vierteljährlich), für die anderen Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Warum haben wir uns im Verein mit Rußland und …nkreich feindselig den Japanern in den Weg gestellt? …t weitere Tage sind für die Erörterung dieser Frage ins …d gegangen, und wenn man mit aller Sorgfalt nach …n Argumenten ausschaut, die jene vorbringen, welche …e Politik für ausgezeichnet halten, so fischt man die …ende Anzahl von Gründen und Erwägungen aus dem …ungsmeer hervor.

Jene, welche die Haltung unserer Regierung zustimmen, …gen sich auf die großen Gesichtspunkte der allgemeinen …itik zu berufen, wenn man die Fadenscheinigkeit ihrer …umente in Bezug auf die Handelspolitik nachweist, und …n man für die allgemeine Politik das Gleiche darthut, so …en sie mit klugem Augenzwinkern auf die Handelspolitik. Diese Vermischung ist vom Uebel; trennen wir.

Also: „unsere Handelsinteressen verlangten solches Vor…en."

Die englische und die amerikanische Presse, welcher auf …em Gebiet eine feine Beurtheilungskraft nicht fehlt, hat …e Woche Zeit zur Ueberlegung gehabt und bleibt noch …er dabei: Die englischen und amerikanischen Handels…essen verlangen ein Einschreiten nicht. Man kann hinzufügen: So weit man auch herumhört, die ausgezeichneten Kenner der ostasiatischen Verhältnisse bei uns in Deutschland sind genau derselben Ansicht. Als ein Ausdruck dieser Anschauungen ist eine Zuschrift an die „Weser-Zeitung" zu betrachten, die ein kompetenter Bremer Kaufmann veröffentlicht hat. In diesen trefflichen und vorsichtig sachlichen Ausführungen ist zu lesen:

„Welche Nachtheile können für den deutschen Handel daraus erwachsen, daß Japan die bekannten Friedensbedingungen erwirkte? Absolut keine! Andererseits kann dem deutschen Handel keinerlei Vortheil in China selbst erwachsen, noch kann uns chinesischerseits Freundschaft entgegengebracht werden, denn durch Befürwortung unserer Regierung wird Rußland im Norden Chinas und Frankreich im Süden desselben eine umfassende territoriale Vergrößerung einheimsen. Glaubt man indessen, daß Japan durch seine Industrie unseren Handel mit Ostasien und ganz speziell mit China beeinträchtigen könnte? Ganz gewiß nicht! Gerade das Gegentheil ist der Fall, denn dadurch, daß alle an Japan zugestandenen kommerziellen Vortheile auch für die europäischen Großmächte, ebenso wie für Amerika, durch die mit China abgeschlossenen Handelsverträge gültig sind, fehlt jeder Anhaltspunkt zu derartigen Besorgnissen. Sämmtlichen Handelsverträgen liegt die Klausel ‚der meistbegünstigten Nation' zu Grunde, so daß Deutschland ipso jure dasselbe Recht in allen Theilen wie allen anderen Vertragsstaaten zusteht."

Dann heißt es übergehend auf die Wirkungen des Friedens von Shimonoseki im Hinblick auf den Welthandel:

„Beschränkung der Likin taxes, in Verbindung mit mehreren neu zu öffnenden Häfen, ist gleichbedeutend mit einer ungeahnten Entwicklung des Handels, und man überschätzt die Leistungsfähigkeit Japans für eine lange, lange Zeit in sehr bedenklicher Weise, wenn angenommen wird, daß seine bestehenden und noch zu errichtenden Fabriken jemals im Stande wären, außer dem eigenen Bedarf das große immens bevölkerte China auch nur annähernd zu versorgen zu können. . . . Durch nichts könnten unsere Handelsinteressen mehr geschützt und besser befördert werden, als durch das von Japan Erreichte, weil es uns in gleichem Maßstabe zu Gute kommt, aber gefährdet werden sie durch antijapanische Strömungen, welche vielleicht durch die Politik geboten, aber auf Kosten des Handels wirken müssen."

Und wer kann über eine solche Politik der Deutschen lachen?

„England schafft sich bedeutende Vortheile zu unserem großen Schaden, und es wird unter Umständen eine lange Zeit vergehen, dasjenige wieder zu gewinnen, was wir jetzt von uns stoßen."

Das ist von einem Praktiker vertreten fast genau derselbe Standpunkt, den wir in der vorigen Nummer eingenommen haben, und wenn unsere Informationen zutreffend sind, so denkt man nicht nur in Bremen so, sondern man hegt ganz entsprechende Ansichten in den anderen Seestädten und überall im Kreise gebildeter Kaufleute; und diese Männer dürften etwas von der Sache verstehen und ihr Urtheil ist vielfach geschärft durch das Interesse des eigenen Geldbeutels.

Die Befürchtungen jener Kreise, die unmittelbar an

dem ostasiatischen Handel betheiligt sind, erscheinen aber leider nur zu begründet.

Aus Tokio liegt ein Telegramm vor, welches über den Eindruck der Intervention der drei Mächte berichtet; jene Depesche vom 26. April lautet:

„Die hierher telegraphirte Nachricht, betreffend die Haltung der Mächte gegenüber dem Vertrage von Shimonoseki erregt bei den japanischen Staatsmänneen keine ernsten Besorgnisse. Die Bardehalle Rußlands, Deutschlands und Frankreichs sind gesondert überreicht worden. Man hebt hervor, daß die Vereinigten Staaten, Oesterreich und Italien keine Einwendungen erhoben haben wenngleich ihre Interessen in dem vorliegenden Falle nicht geringer sind als die Deutschlands und Frankreichs.

Die Haltung Deutschlands ist es, die die größte Erregung hervorgerufen hat.

Japan versteht nicht, daß Deutschland, welches behilflich gewesen ist, die japanische Armee zu dem zu machen was sie ist, heute das Land um die Frucht seiner Siege dringen will.

Alle Welt hier hat Zutrauen zu dem gesunden Sinn und den guten Absichten Englands und der Vereinigten Staaten“.

Diese Depesche zeigt jenen Umschwung der Stimmung in Japan, den wir voraussahen, und als deren Folge wir Deutschland die Rolle des Prügelknaben für Rußland leider glaubten prophezeien zu müssen.

Nun ist es ganz unzweifelhaft, daß Handel und Industrie solche Schläge geduldig tragen müssen, wenn überwiegende politische Interessen der Gesammtheit Deutschlands das verlangen.

Wie steht es mit den allgemeinen politischen Interessen?

Zu den politischen Fechterkunststücken gehört es, daß man die Eroberungen Japans in China mit der Eroberung von Elsaß-Lothringen durch Deutschland in Parallele stellt, und alsdann mit allem Scharfsinn die Zulässigkeit dieser Parallele bestreitet, oder die Zulässigkeit derselben beweist. So lesen wir in einer wohlerwogenen Darlegung der „National-Zeitung“, der große Unterschied bei unseren Eroberungen und den japanischen bestehe darin, daß Japan an Land weit mehr Quadratmeilen verlangt als wir verlangt haben. Wenn dieses Argument dazu beitragen soll, als Rechtfertigung für unsere Haltung im deutsch-französischen Krieg zu dienen, so hat die Amme in Marryat's Midshipman Easy jedenfalls vollkommen recht. Die sagte auch, als man mit einiger Entrüstung ihr vorhielt, daß sie ein uneheliches Kind habe: Aber es ist nur ein ganz kleines.

Von einem politisch-realistischen Standpunkt aus würde man sagen: Hätte auch Japan weit weniger verlangt, als wir genommen haben, gleichwohl müßten wir solcher Eroberung entgegentreten, wenn es unsere wohlerwogenen Interessen verlangen, und mag Japan noch so viel Territorium annektiren, wir sollten trotz aller übel angebrachten historischen Parallelen uns nicht einmischen, wenn nicht reale Interessen uns dazu zwingen.

Das Interesse, das wir für Frankreichs Freundschaft hegen können, ist dabei längst in Rauch aufgegangen. Natürlich; es gibt in Frankreich selbst nur ein einziges einflußreiches Blatt, das die Politik der eigenen Regierung resolut vertritt, und dies ist das offiziöse Blatt eben jenes Ministeriums, das diese Politik durchsetzen will: der „Temps“. Eine solche Stütze in der öffentlichen Meinung ist kaum eine; alle anderen Blätter sind kühl, zurückhaltend, abwartend und gegen die Kooperation von Rußland, Frankreich, Deutschland mißtrauisch, ängstlich oder höhnisch.

Also in Frankreich haben wir keine Eroberungen gemacht.

Vielleicht in Rußland?

Vorläufig gewiß; aber für wie lange?

Wir haben augenscheinlich Rußland als der wirklich territorial interessirten Macht einen Dienst erwiesen; dieser Dienst hat aber wahrscheinlich nur dann eine reale Bedeutung, wenn ihm weitere Dienste und zwar von ganz anderer Art folgen; solche, die nicht von Papier sind.

Die Reklamationen der drei Mächte sind in Tokio abgegeben worden; welche Wirkung sie dort ausüben, hängt von einer einzigen Erwägung der japanischen Staatsmänner ab. Sie werden sich fragen: Was folgt auf diese Schriftstücke? Ist Rußland bereit, hinter seinem Memorandum und zu Unterstützung Kanonen, und zwar geladene, aufzu... Die Interessen Rußlands sind vielleicht groß genug, eine solche Möglichkeit denkbar erscheinen zu lassen. Rußland ist im Augenblick in Ostasien noch nicht ge... gerüstet, und es wäre nicht undenkbar, daß die ... in Erinnerung an den russisch-türkischen Krieg die Kühn... besäßen, mit dem ostasiatischen Rußland allein den Ka... aufzunehmen. Ob sie es thun, wird von der weitere... wägung abhängen: Ist Frankreich und ist selbst Deutsch... geneigt, mit geladenen Kanonen gleichfalls aufzutreten. Frank... reich sitzt in Madagaskar fest und Frankreich könnte ... liche Ueberraschungen in Afrika erleben, wenn es sich ... Ostasien bände. Nichts verräth, daß für ein derartiges Aben... die öffentliche Meinung in Frankreich auch nur die ge... Neigung hat. Und Deutschland? Wofür sollten ... kämpfen? Für Handelsinteressen, die nicht in Frage komme... oder vielleicht für russische Interessen, die freilich in ... kommen.

Noch eine Figur ist im Spiel: China. Wird Japan ... Peking durchsetzen, daß dort der Frieden ratifizirt wird ... daß dadurch die japanische Stellung eine weitere Fe... erlangt? Auch in dieser Beziehung erscheinen die japan... Aussichten nicht gerade übel. China ist vor Allem ... bedürftig; die Dynastie müßte bei einer Fortsetzung ... Krieges die baldige Eroberung von Peking fürchten ... schwerlich haben nach alten und neueren Erfahrungen ... Chinesen besonderes Zutrauen zu der Uneigennützigkeit ... zösischer und russischer Hilfe.

Es ist ja gleichwohl noch denkbar, daß uns das Glück ... Hilfe kommt, wo die besonnene Voraussicht uns fehlte, ... verwickelten Lage kann dadurch ein Ende bereitet werden ... Japan zu einiger Nachgiebigkeit sich bereit finden läßt. ... wenn man ohne Illusionen die Lage betrachtet, dann ... fast so aus, als seien die japanischen Staatsmänner der A... daß die Archive in Tokio geeignet seien, um die Sch... stücke der drei europäischen Mächte ohne Belästigung ... ihrem Aktschränken aufnehmen zu können. Diese ... benen Papiere sind weder gefährlich noch Schmer... regend; man registrirt sie, Alles bleibt beim Alten und ... sagt der Koalition: Tirez les premiers, Messieurs.

Was macht dann die Koalition?

Daß Deutschland sich in ein wahnsinniges Aben... stürzt, halten wir für ausgeschlossen, und ist ... Annahme richtig, dann ist das Ende der Koalition in ... Augenblick da, wo sie anfangen sollte, reale Bedeutung ... erlangen.

Dies wird auch der Augenblick sein eines ... nicht unbedenklichen Umschwunges der Empfindungen in ... land. In Rußland wird hierauf genau wieder jene ... mung Platz greifen, wie nach dem Berliner Kongreß. Man wird in Deutschland die Macht zu erblicken glauben, die Rußland die Pforte zu Abenteuern unter Ermunterung ... aufthun ließ, um das Zarenreich in der Stunde der Ge... preiszugeben; und eine Politik, die so ausgelegt wird, ... sei sie ein feiner Zug uns Rußland zu verbinden, ... also unmittelbar dazu umschlagen, die russische ... schaft gegen uns erneut anzufachen.

Wir in Deutschland haben alle Veranlassung mit Ruß... land in bester Nachbarschaft zu leben, und wir haben gar ... Veranlassung einseitig Japan gegen Rußland zu stützen. ... Rußland mit Japan anbinden: Wir haben keinen Beru... zwischen zu treten; will Rußland in Frieden mit Japan ... leben: Wir haben keine Veranlassung, es gegen das siegreiche Inselreich zu hetzen, denn die Wucht der asiatischen ... nisse ist, ohne daß wir durch Intriguen eine akute Krise ... sachen, doch in jedem Falle stark genug, um eine dem ... päischen Frieden dienliche militärische Ableitung Rußlands nach dem äußersten Osten zu bewirken. Wir können also ... land ohne jeden Hintergedanken frei gewähren lassen ... seinem Interesse in jeder Richtung; aber eines können ... nicht trotz rückhaltlosester guter Gesinnung gegen das ... reich; deutsches Blut an der japanisch-chinesischen Küste ...

icht für Rußlands Interessen vergießen, und wir können auch nicht für russische Interessen in jenen entlegenen nden festrennen — das wird die öffentliche Meinung eutschland nicht zugeben.

Unklarheit und Unklugheit haben uns einen ersten tt thun lassen, der besser unterblieben wäre. Dem iltnisse Deutschlands zu Japan, wie dem uns noch wolleren politischen Verhältniß zu Rußland kann man ch vor Allem jetzt einen Dienst erweisen, daß alle ionen über weitere verhängnißvollere Folgen dieses ersten ttes zerstört werden. Die Zerstörung solcher falschen ellungen wird in Japan dazu führen, normale Empfindun- ür uns dort wieder aufkommen zu lassen, und die Zerstö- der entsprechenden falschen Vorstellungen in Rußland die erregte öffentliche Meinung im Zarenreich vor Ent- jungen bewahren, die auch zu unserem Nachtheil aus- zen müßten. Je schneller die öffentliche Meinung in schland nach diesen zwei Richtungen hin Klarheit schafft, so besser für unsere internationalen Beziehungen, die mäßig sich zu trüben und zu verwirren drohen, durch sionen, die sich die Japaner von unserer Feindschaft en, und durch Illusionen der Russen über das mögliche unserer freundschaftlichen Aufopferung, ein Maß das öffentliche Meinung einzuhalten nie zugeben wird.

Nach den Nationalliberalen sind jetzt auch die Frei- ervativen mit der Erklärung hervorgetreten, daß für sie Umsturzgesetz unannehmbar sei; das sogenannte kleri- irte durchaus und von der ursprünglichen Regierungs- age alles bis auf einige wenige Paragraphen, die sich eicht nach freikonservativer Ansicht retten lassen.

Nur die öffentliche Meinung hat diesen Umschwung en Gesinnungen der Mittelparteien des Reichstags er- ngen; das ist ein Erfolg, aber gleichwohl wäre es falsch, im schon jetzt abzurüsten und den Sieg, der noch nicht chten ist, zu feiern. Es sollte nicht allein darauf ankommen, die Umsturzvorlage begraben wird, sondern sie muß so aben werden, daß auch nicht an ihre Auferstehung er einmal zu denken ist. Und je beharrlicher die öffent- Meinung auf ihrem einmal eingeschlagenen Weg fort- itet, um so sicherer ist sie zugleich, eine nach weit tigere Wirkung zu erzieten.

Es ist nicht allein die Regierung, der eine Lehre er- lt werden muß; auch die Parteien im Reichstage müssen gen werden; vor allem muß Theilen der nationalliberalen tei im Parlament immer eindrucksvoller von ihren eigenen hlern vor die Augen geführt werden, daß sie nicht un- raft sich weiter und weiter von der Bahn eines gesunden ralismus entfernen dürfen.

Fürst Bismarck hatte uns in ungesunden, zersetzten teiverhältnissen zurückgelassen; daß die Gesundung aus Fraktionen selbst hervorgeht, hat sich leider bisher nicht igt. Die Gesundung, die uns zu einer großen liberalen tei wieder zurückführt, muß aus den Wählermassen hervor- n, und es scheint, daß die Bewegung hierfür einsetzt; es ren sich die Zeichen.

Auf dem Umschlag der „Nation“ veröffentlichen wir eine forderung, dem Verein zum Schutze der deutschen dwährung beizutreten. Schon bisher sind Unterschriften neuen Unternehmen überraschend schnell zugeströmt, n für eine weitgreifende Thätigkeit müssen immer weitere se herantreten, und wir erwarten zuversichtlich, daß dies hehen wird.

Der Verein ist entstanden bei jener ersten Schwenkung der hsregierung, die sich in dem Zugeständniß an die Bime- sten äußerte, eine internationale Währungskonferenz be- n zu wollen. Schon gegen diese Konzession ist der ein ein Protest; denn die Goldwährung, dieses Funda- t unseres wirthschaftlichen Lebens, soll nicht ein disku- es Problem, sondern eine bleibende unangreifbare In- tion sein, zu der das Vertrauen auch nicht einen Augen- k erschüttert werden darf. Je lauter die öffentliche nung auch bei dieser Frage spricht, um so beruhigter den wir in die Zukunft sehen können.

Im ungarischen Parlament hat sich eine Scene abge- spielt, die namentlich für uns in Deutschland eindrucksvoll sein kann. Der Ministerpräsident Banffy erklärte, daß die Einmischung des päpstlichen Nuntius in die innere ungarische Politik mit aller Entschiedenheit von der Regierung zurück- gewiesen worden sei, und daß auch Graf Kalnoki, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten der Gesammt- monarchie, diesen Protest nach Rom weitergegeben habe. Vielleicht ständen wir in Deutschland heute nicht vor der Gefahr eines klerikalen Umsturzgesetzes, das zum Ausdruck bringt: Ultramontan ist Trumpf, wenn nicht Fürst Bismarck — anders handelnd wie der Minister Banffy — den Papst als Schiedsrichter und als Verbündeten im Kampfe um das Septennat benutzt hätte.

In Griechenland haben die Kammerwahlen statt- gefunden; das jetzige Ministerium unterlag schmählich, und Delyannis fällt die Macht zu. Wird er halten, was er vor den Wahlen versprach: Ordnung des Staatshaushaltes und Bezahlung der Schulden. Vom Versprechen zum Halten ist überall, und namentlich in Griechenland, ein weiter Weg.

Der erste Mai, der gefürchtete „Weltfeiertag“ der Arbeiter, ist in Harmlosigkeit verlaufen. Ein wenig Lärm gab es fast nur noch in Leitartikeln, und solchen Lärm er- trägt am Ende selbst die furchtsamste Philisterseele. Wie viele Jahre sind es doch her, daß exaltirte Arbeiter und ge- ängstete Bourgeois gleichmäßig an diesem Tage Ungeheures erwarteten und daß die kühl Urtheilenden einen einigermaßen schweren Stand hatten!

* * *

Der argentinische Währungsweizen.*)

Früher war's Indien, jetzt ist's Argentinien; und ist es auch mit der argentinischen Herrlichkeit vorbei, dann findet sich schon ein neues agrarisches Schreckgespenst. darüber können wir uns trösten. Früher erdrückte die indische Kon- kurrenz unsere Landwirthschaft, jetzt thut's die argentinische; und Schuld an der ganzen Kalamität ist? — natürlich unsere Währungspolitik! Gerechtere sagen: die Währungswirren, indem sie dabei die Schuld unserer Währungspolitik an den Währungswirren zum wenigsten nicht als völlig erwiesen annehmen. Zwar auch unsere Handelspolitik — die tolle Caprivi'sche Handelspolitik, der Handelsverträge lieber waren als Zollkriege — auch die kann uns gestohlen werden! Darum Kündigung des argentinischen Handelsvertrages! Die Thür ins Schloß vor dem billigen argentinischen Getreide!

Das wird nichts nützen, erklärt Freiherr von Marschall; auf den Weltmarkt kommt es doch und drückt den Welt- marktpreis, und von dem Weltmarktpreis können wir uns nun einmal nicht emanzipiren. Wir Männer der Handels- politik sind übrigens gänzlich unschuldig an der ganzen Geschichte. Der argentinische Weizen ist „Währungs- weizen“. Was können da handelspolitische Mittel ver- fangen?

Also auch der landwirthschaftliche Aufschwung Argen- tiniens kommt der unseligen unterwerthigen Valuta aufs Kerbholz. Ein neuer Beweis für die Nothwendigkeit des Bimetallismus! Argentinien hat zwar gar keine Silber- währung, die durch den Bimetallismus gehoben werden könnte, sondern nur Papier. Macht aber nichts! einem rechten Bimetallisten fechten solche Kleinigkeiten nicht an. Die Goldwährung ist doch an allem schuld und der inter-

*) Das statistische Material ist dem kürzlich erschienenen Werke: „Die Finanzen Argentiniens“ von Otto Schmitz (Leipzig. Duncker und Humblot), entnommen.

nationale Bimetallismus ist und bleibt trotz alledem das einzige und das unfehlbare Heilmittel. Das arme Argentinien kam ja nur deshalb zur Papierwährung, weil es die Goldwährung einführen wollte, und es kann sich trotz des besten Willens nur deshalb nicht aus der Papierwirthschaft herausarbeiten, weil es kein Gold findet. Gold ist nicht genug da für Argentinien, aber Silber gibt's ja massenhaft. Der Bimetallismus macht das Silber wieder satanfähig, und nur ganz fanatische Goldwährungsleute können daran zweifeln, daß dann Argentinien mit tausend Freuden seine Baarzahlungen in dem wieder auf den Thron gehobenen Silber erfüllen wird. Geschieht das aber, dann verschwindet die argentinische Valutadifferenz, mit ihr die argentinische Weizenkonkurrenz, und die deutsche Landwirthschaft, mit ihr das ganze deutsche Vaterland, sind vor dem sicheren Untergang gerettet. Da soll nun ein fühlender Mensch nicht Bimetallist werden!

Aber es gibt schlechte Menschen auf dieser Welt, Menschen, die so mißtrauisch sind, daß sie nicht einmal alles glauben, was ihnen ein bimetallistischer Agitator mit denkbar größter Bestimmtheit versichert. Solche Leute sind die größten Feinde einer gedeihlichen Entwicklung der Menschheit und insbesondere des endgültigen Erfolges des Bimetallismus. Ihre verwerfliche Zweifelsucht geht in unserem Falle so weit, daß sie sich die Mühe nehmen, die Entwicklung der argentinischen Währungsverhältnisse direkt aus dem Quellenmaterial anstatt aus bimetallistischen Reden und Schriften zu studiren, und daß sie auch außerhalb der Währungsverhältnisse nach Ursachen für den Aufschwung der argentinischen Landwirthschaft suchen.

Sind wir einmal schlecht genug, uns unter diese Leute zu begeben! Es lohnt sich wirklich der Mühe, denn wir werden dabei einige sehr interessante Entdeckungen machen.

Prüfen wir zuerst, wann und wie Argentinien zur Papierwährung kam, ob wirklich die böse Goldwährung etwa die Schuld trägt.

Merkwürdig! Da zeigt sich dem erstaunten Blick, daß das „alte Silberland" Argentinien, wie es die Bimetallisten mit Vorliebe nennen, bereits im Jahre 1826 der Papierwährung verfallen ist. Der Grund liegt für den unbefangenen Beobachter auf der Hand. Das Land gerieth aus einem innern und auswärtigen Krieg in den andern. Als General Roca im Jahre 1886 die Präsidentschaft niederlegte, konnte er sich rühmen, daß unter seiner Amtsführung Argentinien zum ersten Mal einen Frieden von sechsjähriger Dauer erlebt habe. Die fortwährenden Kriege zerrütteten natürlich die Staatsfinanzen; um diesen aufzuhelfen, wurden Noten ausgegeben, im Jahr 1829 nur 290 000 Pesos (der Peso etwa gleich einem Dollar); 1863 waren schon 340 Millionen, 1881 nicht weniger als 882 Millionen Pesos in Cirkulation. Dementsprechend stieg das Agio fortwährend. Der mittlere Goldkurs, welcher im Jahre 1826 bereits 188 Proz. betragen hatte, stieg unter starken Schwankungen auf mehr als 3000 Proz. Ende der siebenziger und Anfang der achtziger Jahre. So beschaffen waren die Währungsverhältnisse im „alten Silberland" Argentinien, als es, durch das schlechte Beispiel Europas verführt, zur Goldwährung überging. Unter der im Jahr 1881 eingeführten Goldwährung gelang, allerdings durch eine Herabsetzung des umlaufenden Papiergeldes auf den 24. Theil seines Nennwerthes, die Beseitigung des Agios, und zwei Jahre hindurch, 1883 und 1884, stand der argentinische Peso (jetzt genau gleich dem französischen Fünffrankenstück) auf Pari.

Von diesem Moment an, von der Herstellung der effektiven Goldwährung, nahm das Land einen ungeahnten Aufschwung in wirthschaftlicher Beziehung. Das europäische Kapital, welches bisher augenscheinlich durch die unsicheren Valutaverhältnisse fern gehalten worden war, wandte sich den argentinischen Unternehmungen zu. Der argentinischen Regierung gelang es, für öffentliche Arbeiten im Interesse der wirthschaftlichen Entwicklung des Landes Anleihen auf Anleihen aufzunehmen. Privatgesellschaften mit europäischem Kapital bildeten sich zu dem gleichen Zweck. Großartige Hafenanlagen und eine riesige Ausdehnung des Eisenbahnnetzes wurden dadurch ermöglicht. Während in dem Jahrzehnt von 1873 bis 1883 das Eisenbahnnetz im Jahres-durchschnitt nur um etwa 200 Kilometer ausgedehnt wurde, stellt sich der durchschnittliche Zuwachs für das folgende Jahrzehnt auf mehr als 1000 Kilometer. So wurden die Grundlagen zu dem wirthschaftlichen Aufschwung Argentiniens gerade in der ersten Hälfte der achtziger Jahre, in den Jahren der vollwerthigen argentinischen Valuta, gelegt. Allerdings führte der durch die schlechten Währungsverhältnisse, wie sie bis zur Einführung der Goldwährung herrschten, lange Zeit aufgehaltene und deshalb durch die Ordnung der Währungsverhältnisse und eine für argentinische Begriffe lange Friedenszeit um so plötzlicher und unvermittelter hervorbrechende Aufschwung des Landes bald zur Ueberspannung der Kräfte und zur Ueberspekulation. Begünstigt wurde diese Entwicklung durch das außerordentlich laxe argentinische Bankgesetz, welches zur Gründung von Notenbanken und zur unmäßigen Ausgabe von Banknoten geradezu herausforderte. In dem einzigen Jahre ... wurden 43 neue Kreditinstitute gegründet — in einem Land von nicht einmal 4 Millionen Einwohnern! Die Regierung selbst war weit über ihre finanziellen Kräfte hinausgegangen. Bald zeigte es sich, daß sie nicht im Stande war, die Zinsen der riesigen und nicht sofort rentirenden Anleihen zu bezahlen; um sich aus der Klemme zu helfen, gab sie nach altem Muster Papiergeld in immer steigenden Beträgen aus. Das führte, verbunden mit der durch die Ueberspekulation mit Nothwendigkeit herbeigeführten Krisis, dem Zusammenbruch einer Reihe von Notenbanken, abermals zur Papierwährung. Im Jahre 1894 betrug der mittlere Goldkurs 358 Proz. Das ist zwar viel, aber immer noch nicht so viel, wie die 3220 Proz. im Jahre 1879.

So stellt sich die Geschichte der argentinischen Währungsverhältnisse dar. Die Bimetallisten erzählen sie allerdings etwas anders. In seinem „Leitfaden" schreibt Arendt:

„Argentinien, ein altes Silberland, folgte dem europäischen Beispiel, führte die Goldwährung ein, machte Goldschulden, bis ein Krach kam, und zu einer Goldagiowirthschaft führte (250—300 Proz.), welche die Ueberschwemmung Europas mit argentinischen Erzeugnissen herbeiführte."

Diese Art der Geschichtschreibung ist ebenso wohlklingend für bimetallistische Ohren, wie bezeichnend für die bimetallistische Agitationsmethode. Das „alte Silberland" mit einem Goldagio von 3000 Proz. reiht sich würdig ... andere Requisiten der bimetallistischen Rüstkammer an.

Nachdem wir die argentinische Währungsgeschichte gegenüber der bimetallistischen Legende klar gestellt haben, ist im Grunde genommen alles Weitere überflüssig. Warum soll das neuerliche Agio von 300 Proz. Wirkungen haben, welche das Agio von 3000 Proz. vor 15 Jahren nicht gehabt hat. Es gelten doch heute noch dieselben wirthschaftlichen Gesetze wie anno dazumal! Warum sollen jetzt die 300 Proz. Agio eine „Ueberschwemmung" Europas mit argentinischen Erzeugnissen, besonders mit Weizen herbeiführen, während bei 3000 Proz. Niemand etwas von einer solchen Ueberschwemmung bemerkte? Die Unterwerthigkeit der argentinischen Valuta hätte doch damals, als der Peso zehnmal so unterwerthig war, wie heute, den Export von „Währungsweizen" in noch viel höherem Grade verursachen müssen. Ein Blick auf die argentinische Statistik gibt uns folgende Belehrung:

Der durchschnittliche Goldkurs der Jahre 1876 bis 1882 war über 2900 Proz. Die durchschnittliche Mehrausfuhr von Weizen pro Jahr in demselben Zeitraum betrug noch nicht einmal 40 Tonnen. Ueber die weitere Entwicklung geben die folgenden Zahlen Aufschlüsse:

Jahre	Mehrausfuhr von Weizen (1000 kg)	Mittlerer Goldkurs	Jahre	Mehrausfuhr von Weizen (1000 kg)	[illegible]
1883	60 754	pari	1889	19 755	[illegible]
1884	108 499	pari	+ 1890	327 844	[illegible]
1885	78 477	137	+ 1891	395 435	[illegible]
1886	37 861	139	1892	470 105	[illegible]
1887	237 823	135	+ 1893	1 008 000	[illegible]
1888	178 840	148			

Da zeigt sich zunächst, daß in den beiden Jahren 1883) 1884, in welchen die argentinische Valuta auf Pari stand, gentinien zum ersten Mal eine nennenswerthe Mehrsfuhr von Getreide zu verzeichnen hatte, während in den hren 1881 und 1882 bei einem Goldkurs von 3,055 und 36 Proz., eine Mehreinfuhr von Getreide im Betrag von 416 und 11321 Tonnen zu verzeichnen gewesen war. o gerade die Jahre der starken Unterwerthigkeit der argenischen Valuta hatten eine Mehreinfuhr, die Jahre ihrer llwerthigkeit eine Mehrausfuhr von Getreide, das Bild gerade umgekehrt wie in der bimetallistischen Theorie.

Weiter zeigt ein Blick auf die obige Tabelle, daß unter ı 11 Jahren von 1883 bis 1893 nur in drei Fällen ein sammentreffen gesteigerter Weizenausfuhr mit gesteigertem oldagio zu konstatiren ist (die betreffenden Jahre sind t + bezeichnet). Von diesen drei Fällen kommt einer gen der augenfälligen Diskrepanz zwischen den beiden ewegungen nicht in Betracht. Der mittlere Goldkurs stieg n 329 Proz. im Jahre 1892 auf 330 im Jahre 1893. iese minimale Verschlechterung der argentinischen Valuta n $^1/_{330}$ kann doch unmöglich eine Steigerung der Weizenısfuhr auf mehr als das doppelte, von 470000 auf über Million Tonnen veranlaßt haben. Obwohl zuzugeben ist, ıß die Wirkung der Valutadifferenzen auf die Getreideısfuhr nur eine von vielen ist, und daß sie deshalb durch rsachen, welche in der entgegengesetzten Richtung wirken, erdunkelt werden kann, so geht doch aus der Tabelle zur videnz hervor, daß die Wirkung der Valutadifferenzen, enn überhaupt vorhanden, nur eine verschwindend geringe :in kann, daß vielmehr andere, unvergleichlich mächtige lrsachen dem Aufschwung der argentinischen Landwirthschaft u Grunde liegen müssen.

Eine Betrachtung der speziellen Verhältnisse der argeninischen Landwirthschaft wird uns das bestätigen.

Die Gesammtoberfläche Argentiniens beträgt etwa 290 Millionen Hektar. Darüber, welcher Theil davon zum Getreidebau geeignet ist, gehen die Schätzungen weit auseinander. Die höchste Schätzung nimmt 96 Millionen Hektar an. Die niedrigste Schätzung ist die des schweizerischen Gesandten in Argentinien, Herrn Rodé, nach welcher sich etwa 25 Millionen Hektar zum Getreidebau gut eignen. Nichtsdestoweniger war der argentinische Ackerbau bis in die Mitte der siebenziger Jahre derartig unbedeutend, daß er den eigenen Bedarf des Landes nicht zu decken vermochte, sondern durch Getreideeinfuhr, hauptsächlich aus Nordamerika, ergänzt werden mußte. Schuld daran war in erster Linie der Mangel an Verkehrsmitteln und an Arbeitskräften. Der Eisenbahnbau machte erst von den siebenziger Jahren ab größere Fortschritte, um sich von 1883 ab kolossal zu entwickeln. Erst dadurch wurde das Land dem Körnerbau erschlossen, während vorher nur Viehzucht mit Erfolg betrieben werden konnte. Parallel mit der riesigen Ausdehnung des Eisenbahnnetzes in den letzten zwölf Jahren hat sich der Getreidebau und die Getreideausfuhr Argentiniens ganz enorm gesteigert. Nichtsdestoweniger sind jetzt noch nicht einmal 4 Millionen Hektar Land in Kultur genommen, und davon dient nur etwa die Hälfte dem Körnerbau. Das ist nur ein verschwindender Bruchtheil der ganzen sich zum Getreidebau eignenden Fläche. Viele Millionen Hektare liegen noch brach. Und was für ein Boden das ist! Eine dicke Humusschicht von 0,80 bis 2,50 Meter macht auf lange Jahre hinaus jede Düngung überflüssig. Und wie billig dieser Boden erworben werden kann! In der Mehrzahl der Provinzen ist der Preis für ausgezeichneten Boden in günstiger Lage nicht höher als 25 Golddollar = 100 Mark für den Hektar, also kaum doppelt soviel wie bei uns der Pachtzins für die gleiche Bodenfläche.

Nur der mangelnden Transportgelegenheit ist es zuzuschreiben, daß dieser vorzügliche Boden so lange Zeit dem Anbau vorbehalten blieb, und den traurigen argentinischen Währungsverhältnissen vor dem Uebergang zur Goldwährung ist es zuzuschreiben, daß die Transportgelegenheiten nicht entfernt hinreichend geschaffen werden konnten. Bis zum Jahre 1882 waren in den 25 Jahren des argentinischen Eisenbahnbaues (1857 wurde die erste Linie eröffnet) nur 2666 Kilometer in Betrieb gesetzt worden. In den folgenden 11 Jahren kamen mehr als 11000 Kilometer hinzu, so daß Ende 1893 die Streckenlänge der argentinischen Bahnen 13961 Kilometer betrug. Gerade der Uebergang zur Goldwährung und die Aufnahme der Baarzahlungen Anfang der achtziger Jahre hat es unzweifelhaft Argentinien ermöglicht, die zu diesen gewaltigen Bauten nothwendigen Kapitalien aufzubringen, wenn auch der Umstand darüber täuschen könnte, daß der größte Theil dieser Bahnen erst in Betrieb gesetzt werden konnte, als die argentinische Valuta bereits wieder unterwerthig geworden war. Aber was ist natürlicher, als daß eine Bahn erst Jahre nach der Aufnahme des zu ihrer Erbauung nothwendigen Kapitals in Betrieb gesetzt werden kann!

Gerade den Jahren seiner vollwerthigen Valuta hat also Argentinien in hervorragender Weise die Ausdehnung seines Eisenbahnnetzes und damit seiner wirthschaftlichen, vor allem seinen landwirthschaftlichen Aufschwung zu verdanken, und nicht der heutigen Unterwerthigkeit seiner Valuta. Im Gegentheil! Die unterwerthige Valuta wird über kurz oder lang ganz andere Wirkungen zeitigen; sie wird sich als einen bedeutenden Hemmschuh für die weitere Entwicklung der argentinischen Landwirthschaft herausstellen. Das europäische Kapital hat sich in Folge der unsicheren argentinischen Währungs- und Finanzverhältnisse von Argentinien abgewendet, und damit sind diesem Lande die Mittel für die weitere Entwicklung seiner Hilfsquellen wesentlich beschränkt. Wie nothwendig eine solche weitere Entwicklung wäre, davon gibt folgende Schilderung ein Bild:

„Es sind vielfache Klagen erhoben worden, daß einige Gesellschaften nicht genügend rollendes Material zur Bewältigung der Ernte haben. Auch der Mangel an ausreichenden Lagerhäusern auf den Stationen im Innern des Landes macht sich fühlbar. Ungeheure Mengen von Getreide, die längs des Bahngleises aufgeschüttet werden und aller Unbill der Witterung ausgesetzt sind, gehen auf diese Weise den Ansiedlern verloren."*)

Aber der Aufbringung des für Verbesserungen nothwendigen Kapitals setzen die zerrütteten Währungsverhältnisse große Schwierigkeiten entgegen, und an den Neubau von Eisenbahnen ist unter den obwaltenden Verhältnissen überhaupt kaum zu denken.

Für jeden, der sehen will und sehen kann, ist also kein Zweifel möglich, daß nicht die Unterwerthigkeit der argentinischen Valuta den starken argentinischen Getreideexport hervorgerufen hat, sondern die Aufschließung des Landes durch Eisenbahnen; daß ferner der Eisenbahnbau seine Grundlagen in den Jahren der sicheren argentinischen Währungsverhältnisse hat, und daß er durch die jetzigen Währungswirren über kurz oder lang ins Stocken gerathen wird.

Wir sind aber außerdem im Stande, bezüglich Argentiniens die bimetallistische Theorie von der Exportprämie, welche durch die unterwerthige Valuta verschafft wird, an der Wurzel zu fassen. Die ganze Theorie fußt doch darauf, daß die Produktionskosten, besonders die Arbeitslöhne in dem Geld der unterwerthigen Valuta ausgedrückt, gleich bleiben, während der Werth des Geldes der Goldwährungsländer, an welche die Produkte abgesetzt werden, in das unterwerthige Geld umgerechnet, sich erhöht.

Diese Theorie hat eine gewisse Berechtigung, wenn es sich um alte Kulturländer handelt, wie z. B. um Indien. Dort hat für den eingeborenen Indier die Rupie ihren herkömmlichen Werth, welcher durch das Sinken ihres Goldwerthes nicht sofort verändert wird. Anders liegen die Dinge in neuen Ländern und gerade in Argentinien. Hier sind es nicht Eingeborene, welche die Landarbeit besorgen und mit dem bisher üblichen Lohn zufrieden sind, sondern Europäer, welche herüber kommen, um sich Geld zu verdienen. Speziell über Argentinien lesen wir, daß vor der

*) Schmitz a. a. O., S. 75.

letzten Krisis italienische Arbeiter in Massen zur Erntezeit nach Argentinien gekommen, und nach der Ernte mit hübschen Ersparnissen nach Europa zurückgekehrt sind, obwohl sie Hin- und Rückfahrt selbst zu bezahlen hatten. Ende der 80er Jahre wurden in Argentinien trotz eines Goldkurses von 150 Prozent an die landwirthschaftlichen Arbeiter Tagelöhne gezahlt, mit welchen sich unsere deutschen nicht entfernt messen können, Tagelöhne von 2,50 Mark, welche sich zur Erntezeit manchmal auf 8 und 12 Mark steigerten. Gegenwärtig sind die Arbeitslöhne allerdings stark gedrückt, aber nicht in Folge der Unterwerthigkeit der Valuta, sondern in Folge der allgemeinen wirthschaftlichen Krisis. Immerhin beträgt der normale Tagelohn etwa 1,50 Mark, und in der Erntezeit steigt er aufs doppelte. Man nehme zur Vergleichung die Ergebnisse der vor zwei Jahren vom Verein für Sozialpolitik angestellten Untersuchung über die ländlichen Arbeiterverhältnisse in Deutschland zur Hand, und man wird finden, daß Argentinien trotz unterwerthiger Valuta höhere Arbeitslöhne zahlt als unsere östlichen Provinzen.

Den zweiten bedeutenden Bruchtheil der Kosten, welchen der Erlös für den argentinischen Weizen bringen muß, bildet die Eisenbahnfracht bis zur Küste. Auch die Eisenbahnfracht wird durch das Sinken der argentinischen Valuta nicht berührt; die argentinischen Bahnen lassen sich nämlich ihre Frachten nicht in Papiergeld, sondern in Gold bezahlen.

Die Hauptmomente der Preisbildung bleiben also in Argentinien unbeeinflußt von den Valutaschwankungen. Die ganze Theorie von unterwerthiger Valuta und Exportprämien erscheint daher diesem Lande gegenüber unangebracht.

Man mag die Sache drehen, wie man will, für den Bimetallismus springt nichts dabei heraus, höchstens dann, wenn man die Sache verdreht. In richtiger Erkenntniß dieses Umstandes handeln denn auch unsere bimetallistischen Agitatoren, wie die citirte Arendt'sche Auslassung über Argentiniens Währungsgeschichte zeigt. Argentinien ist für den Durchschnittseuropäer ein so wildfremdes Land, daß man mit einem etwas weiten Gewissen viel riskiren kann. Der Bauer glaubt dem Agitator alles, was er nicht besser weiß, um so lieber, je schrecklicher es sich für ihn anhört. Aber nicht nur der Bauer ist auf Argentinien hineingefallen, sondern auch Leute, welche durch ihre Stellung und Sachkenntniß im Allgemeinen vor solchem Mißgeschick bewahrt sind. Das Land ist von der agrarisch-bimetallistischen Agitation zu plötzlich in den Vordergrund des Interesses gedrängt, als daß seine Verhältnisse hätten hinreichend bekannt sein können. Das hat die besagte Agitation bisher mit wahrer Wonne und großem Lärm ausgenutzt. Aber hoffen wir, daß sich das Sprichwort von den kurzen Beinen auch diesmal bewahrheiten wird!

Karl Helfferich.

Gustav Freytag an den Dichter der „Weber“ über die Umsturzvorlage.

Gustav Freytag, der eben die Augen geschlossen, wurde von Gerhart Hauptmann aufgefordert, jene — in unserer Zeitschrift öfter erwähnte — Petition gegen die ursprüngliche Umsturzvorlage zu unterzeichnen, die sich vor Allem gegen die Fesselung der wissenschaftlichen und künstlerischen Produktion wendet. Gustav Freytag, der ein Stück bester deutscher Vergangenheit in Kunst und auch Politik repräsentirte, gab seine Unterschrift und fügte der unterschriebenen Petition einen Brief bei.

Die Freundlichkeit des Herrn Hauptmann ermöglicht es uns, dieses Schreiben zu veröffentlichen, das noch aus zwei besonderen Gründen unser Interesse gewinnt.

Wie zahlreiche Zuschriften von den hervorragendsten Männern Deutschlands es uns beweisen haben, so spricht auch Gustav Freytag es aus, daß diese Petition in ih... vorsichtigen zurückhaltenden Gedankengange der ... öffentlichen Stimmung kaum genügend entsprach. Aber ... Gustav Freytag erkannte, daß gerade diese maßvolle ... Linie zweckmäßig sein werde, um von rechts und ... Hunderte der geachtetsten Künstler und Universitäts... zu einem gemeinsamen Protest zusammenzuführen, ... von solchem Gewicht durch die unterzeichneten Namen ... selten in die Erscheinung getreten ist.

Gustav Freytag unterzeichnete aber nicht allein ... Petition, sondern er fügte auch freundschaftliche Worte ... den Dichter der „Weber“ hinzu; und darin liegt ein ... Protest. Man wußte freilich bereits aus einer veröffent... lichten Kritik, wie Gustav Freytag über Gerhart Hauptmann dachte; das Schreiben, das wir abdrucken, bezeugt ... Neuem, wie weit jene Richtung, die uns das Umsturz... aufzudrängen gedenkt, von den Quellen deutscher B... und Kultur abgekommen ist. Bei den Debatten über ... Gesetz erschien Hauptmann im Spiegel des Banausen... als der Typus jener modernen Sudler, die unter dem ... mantel künstlerischen Schaffens aus der Unterwühlung ... Gesellschaft ein Geschäft machen. Für einen wie ... Künstler Gustav Freytag den Dichter der „Weber“ hielt, ... aus dem Schreiben deutlich hervor. Und Gustav Fr... verstand von deutscher Dichtung doch etwas, trotz der ... ministeriellen Einsicht des Herrn von Köller.

Der Brief lautet:

Wiesbaden, 27. Febr. 95

Sehr verehrter Herr.

Die Bitte, welche Ihre Güte mir sandte, habe ich ... unterschrieben und lege das unterschriebene Exemplar bei.

Der Unwille und die Besorgniß sind hier so allgemein ... so heftig, daß die gemessene Sprache der Eingabe der Stim... kaum genügen wird. Doch ist die vorsichtige Haltung richtig ... war Vieles zusammengekommen, die Gemüther aufzuregen.

Ihnen aber, dem Landsmann und Collegen, danke ich ... Herzen für Ihren Brief und daß Sie die Besorgung der ... schrift auf sich genommen haben. Es ist hübsch, daß die ... Fäden eines persönlichen Verhältnisses zwischen uns durch ... same Sorge um deutsches Geistesleben gesponnen werden. ... mögen mir glauben, daß ich warmen Antheil an Ihrem Sch... nehme, und die Entfaltung Ihrer Dichterkraft mit guten ... nungen begleite. Mögen Ihre Verhältnisse Ihnen in einer ... die mit zornigen Gegensätzen erfüllt ist, die Freude des Gestalt... und ein fröhliches Dichterherz gewähren.

In herzlicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Gustav Freytag.

Parlamentsbriefe.

XVIII.

Multa, non multum! kann man von den Parlaments-Verhandlungen der letzten Woche sagen. Das erfreulichste parlamentarische Ereigniß vollzog sich in der Tabaksteuer-Kommission, in der nunmehr alle Fabrikatsteuerpläne ... lich begraben sind. Friede ihrer Asche! — Das Plenum des Reichstags hat sich im bunten Durcheinander mit den Rechtsverhältnissen der Binnenschiffahrt und Flößerei, mit dem Quebrachozoll und der Branntweinsteuer-Novelle, mit frommen Wünschen auf Verbesserung des Vereins- und Versammlungsrechts in Deutschland, mit Petitionen und quibusdam aliis befaßt. — Das preußische Abgeordnetenhaus arbeitet ...

Intervallen. Aber wenn es zu Worte kommt, so muß bedauern, daß die Zwischenpausen nicht länger waren. Viertel der Zeit werden gegenwärtig vom Interessenten- el absorbirt. Die Volksvertretung feuert die Regierung doch ja nur bei inländischen — speziell agrarischen — duzenten zu kaufen, auch wenn sie theurer kauft; wenn der Eisenbahnminister erklärt, er bezahle der wellen schon 10—15 Prozent theurer, blos um den in- dischen Forstbesitzern entgegenzukommen, so wird das als ungenügende Abschlagszahlung angesehen, statt nach- lich zurückgewiesen zu werden. Auch in den verant- tlichen Verwaltungsressorts scheint das Gefühl dafür vächer zu werden, daß der Staat nicht dazu da ist, um chenke zu vertheilen. Wenn die Eisenbahnverwaltung r die Kriegsverwaltung oder irgend ein anderer Zweig Verwaltung der Einzelstaaten und des Reichs beim Be- von Holz oder Getreide oder sonstigen Bedarfsartikeln em inländischen Produzenten einen Preis bewilligt, der um Prozent höher ist, als es nach der allgemeinen Marktlage echtfertigt erscheint, so ist das pur et simple ein Geschenk s allgemeinen Mitteln in der Höhe des Mehrpreises an betreffenden Lieferanten. Und wenn man sich erst ein- l auf dieser schiefen Ebene der Geschenkepolitik befindet, kann man leicht folgern: da ein Preisaufschlag von 10 Prozent Gunsten der einen Gruppe von Lieferanten zulässig , warum nicht auch zu Gunsten einer anderen Gruppe? id warum blos 10 Prozent, weshalb nicht unter Umstän- n 50 oder 100 Prozent? Und aus der Begünstigung der ländischen Lieferanten wird dann gar zu leicht die günstigung des Lieferanten; und damit ist man mitten der schönsten Korruption. Wenn irgendwo, so sollte auf m Gebiete der Verwaltungspraxis das principiis obsta lten. Sonst kommt man allgemach zur vollständigen inkgelderwirthschaft.

Bei der Branntweinsteuernovelle tritt die Verschroben- it unserer ganzen gegenwärtigen Wirthschaftspolitik eben- lls mit vollendeter Deutlichkeit hervor. Wir haben eine onsumsteuer auf Spiritus, d. h. eine Steuer, die von den onsumenten zu bezahlen ist. Von dieser Konsumsteuer ißt man alljährlich etwa 40 Millionen Mark — die be- ichtigte Liebesgabe — abfließen an eine Anzahl privile- irter Schnapsbrenner. Unter den so Begünstigten gibt es der wieder verschiedene Grade. Dem Herzen des Fiskus m nächsten stehen die sogenannten landwirthschaftlichen rennereien, die Kartoffeln brennen und die Rückstände auf em eigenen Gute verfüttern. Wer dagegen Kartoffeln rennt und die Rückstände nicht im eigenen landwirthschaft- ichen Betriebe verwerthet, sondern an andere landwirth- haftliche Betriebe abgibt, der ist des staatlichen Wohl- vollens schon weniger würdig. Wer sich aber unterstehst, us Melasse Spiritus zu erzeugen, der ist ein schlechter Kert und muß durch Extrabrennsteuern davon abgehalten verden, den Schooßkindern des Staats, den landwirthschaft- ichen Kartoffeldrennereien, Konkurrenz zu machen. Das lingt schon beinahe nach der Chronik von Schilda. Aber s kommt noch viel besser. Neben der Verbrauchsabgabe esteht noch eine Maischraumsteuer, also eine Steuer vom Rohmaterial neben einer Steuer vom Fabrikat. Weshalb? Weil die Steuer vom Rohmaterial geringer ist als die Rückvergütung bei der Ausfuhr des Fabrikats. Die Diffe- renz beträgt etwa 3—4 Mark per Hektoliter Spiritus. Das heißt: es besteht eine verschleierte Ausfuhrprämie. Nun könnte man — das wäre bereits schlimm genug —, wie es bei unserer Zuckersteuerreform geschah, die verschleierte Prämie in eine offene verwandeln. Die Branntweinsteuer- novelle aber läßt die verschleierte Prämie bestehen und pfropft noch eine offene Prämie von 6 Mark darauf. Da- bei ist aber noch obendrein so ziemlich alle Welt einig, daß trotz dieser gesteigerten Prämien der Export nicht wesentlich wachsen kann.

So ist unter der kombinirten Arbeit unserer findigen Büreaukratie und unserer unerschrockenen Schnapsbrenner allgemach ein Branntweinbesteuerungssystem entstanden, das wie ein wirrer Knäuel aussieht. Aber wie kann man eine rationelle Steuergesetzgebung erwarten, wenn man eine Regierung hat, die sich wie ein Rohr im Winde der Inter- essenpolitik hin und her bewegt.

Der gegenwärtige Schatzsekretär Graf von Posadowsky will gewiß das Beste, aber er steckt bedauerlicher Weise tief in den Vorurtheilen der Agrarier, so daß er gelegentlich selbst den abgedroschensten agrarischen Redensarten und den schlimmsten agrarischen Uebertreibungen zum Opfer fällt. Das trat bei der Diskussion über die Branntwein- steuernovelle einmal wieder drastisch zu Tage. Bekannt- lich gehört es zu den ständigen Behauptungen unserer Voll- blutagrarier, in England sei die Landwirthschaft todt, und besonders der Getreidebau mausetodt. Natürlich, wenn die deutschen Agrarier bei einem Zoll von 35 Mark per Tonne schon klagen, sie könnten nicht einmal die Produktionskosten herauswirthschaften, wie kann dann England, das keinen Getreidezoll hat, noch Weizen bauen! Das muß ja un- möglich sein. Dem entsprechend verglich denn auch der Herr Schatzsekretär die englische Landwirthschaft mit einem Kirch- hof und erklärte wörtlich in der Reichstagssitzung vom 27. April: „Es ist leider wahr, daß eben in weiten Theilen der Land- wirthschaft Englands die Ruhe eines Kirchhofs herrscht (Sehr richtig rechts!) . . . Das weiß jeder, der die Verhält- nisse der englischen Landwirthschaft wirklich kennt. (Sehr richtig rechts!)" — Unter den „weiten Theilen" der engli- schen Landwirthschaft hat Graf von Posadowsky ohne Zweifel vor Allem den Körnerbau verstanden. Sehen wir uns nun einmal den Kirchhof etwas näher an. Großbritannien — zieht man England allein heran, so liegt die Sache für unsere Beweisführung noch günstiger — ist rund 88 000 eng- lische Quadratmeilen groß, Deutschland rund 208 000 eng- lische Quadratmeilen. Das Verhältniß von 88 zu 208 ent- spricht fast genau dem Verhältniß vom acre zum hectar (1 hectar = 2,47 acres), so daß man bei der Vergleichung der unter Kultur befindlichen Flächen, ohne eine Seite stark zu benachtheiligen, die Zahl der Hektare in Deutschland und die Zahl der acres in Großbritannien als äquivalent behandeln kann. Nun ergibt sich, daß in Großbritannien im Jahre 1894 und in Deutschland im Jahre 1893 (für 1894 liegen mir die genauen Zahlen noch nicht vor) bebaut wurden:

Mit Weizen:	1 927 962 acres	resp.	2 045 000 hectar,
„ Gerste:	2 095 771	„	1 627 000 „
„ Hafer:	3 253 401	„	3 906 000 „

Man ersieht daraus, daß im Verhältniß zur räum- lichen Ausdehnung der beiden Länder die für den Anbau von Weizen, Gerste und Hafer herangezogene Fläche in Großbritannien fast genau ebenso groß ist, wie in Deutschland. Würde man die durchschnittlichen Ernteergebnisse in Vergleich stellen, so würde sich ergeben, daß thatsächlich in Groß- britannien verhältnißmäßig mehr Weizen, Gerste und Hafer produzirt wird, als in Deutschland. Besonders inter- essant ist dabei, daß in Großbritannien im Jahre 1894, gegenüber 1893, bei jenen Getreidearten die Anbaufläche auch absolut gewachsen ist, und zwar bei Weizen von 1 897 524 acres in 1893 auf 1 927 962 in 1894, bei Hafer von 3 171 756 acres auf 3 253 401, bei Gerste von 2 075 097 auf 2 095 771. Die Anbaufläche sämmtlicher corn crops zu- sammen wuchs von 7 655 739 in 1893 auf 7 854 974 in 1894, also um rund 200 000 acres in einem Jahre. Neben- bei bemerkt ist in derselben Zeit die Anbaufläche der green crops (Bohnen, Erbsen, Kartoffeln &c.) von 3 286 906 auf 3 300 769 acres gewachsen.

Diese Entwicklung nennt der Herr Staatssekretär Graf von Posadowsky die „Ruhe eines Kirchhofs" und die agrarische Rechte ruft dabei „sehr richtig"! Ich habe mir, offen gestanden, die Ruhe eines Kirchhofs immer etwas anders vorgestellt. In Wirklichkeit liegt die Sache so, daß die englischen Großgrundbesitzer allerdings unter der ausländi- schen Getreidekonkurrenz auf das Schwerste gelitten haben und noch leiden; ihre Rente ist stark gesunken. Aber Land- wirthschaft wird auch getrieben, wenn die Rente sinkt. Und

wenn sie nur tief genug sinkt und die Pachtpreise sich entsprechend ermäßigen, so können — wie das angezogene Beispiel lehrt — selbst englische Landwirthe, obwohl sie keinerlei Schutzzoll genießen, unter Umständen veranlaßt werden, den Körnerbau auszudehnen, statt ihn einzuschränken. Das weiß — um mit dem Grafen von Posadowsky zu reden — „jeder, der die Verhältnisse der englischen Landwirthschaft wirklich kennt."

Proteus.

Der neuere spanische Roman.

Die Litteratur eines Volkes, insbesondere die volksthümliche Litteratur, kann nur vollständig und richtig aus einer genauen Kenntniß des Volkes selbst dargestellt werden. Diese Kenntniß ist aber nur sehr mangelhaft aus Büchern zu erwerben, und auch der flüchtige Besucher wird uns sicher kein genaues Bild entwerfen können. Eine Geschichte des spanischen Romans, der vielleicht mehr wie alle anderen modernen Romane im Volke wurzelt, könnte nur von einem Spanier geschrieben werden, leider hat sich aber noch Niemand dort gefunden, der diese wichtige und schwierige Aufgabe unternommen hätte; wenn Leopoldo Alas, der vortreffliche Kritiker, uns diese Geschichte geben würde, welchen Dienst würde er seinem Vaterlande und der ganzen litterarischen Welt erweisen! Es ist das unsterbliche Verdienst Taine's gezeigt zu haben, daß die Litteratur eines Volkes nicht allein aus den schriftlichen Denkmalen derselben begriffen werden kann, und in seiner englischen Litteraturgeschichte hat er ein Vorbild gegeben, wie es gemacht werden sollte; freilich ist sein Werk nicht vollkommen und der schwächste Theil desselben, der die Litteratur der Gegenwart behandelt, zeigt, daß ihm die genaue Kenntniß des lebenden englischen Volkes doch abgeht. Aus allem diesem folgt, daß ich, der ich nur die litterarischen Quellen kenne, auch nur eine litterarische Zusammenstellung geben kann, die nicht vermag, den Gegenstand ganz in sein richtiges Licht zu stellen und erschöpfend zu behandeln.

Mit dem Roman steht gegenwärtig Spanien ganz sicher mit an der Spitze der neueren Litteraturentwicklung. Es ist das nicht zum ersten Male. Es hat schon eine Zeit gegeben, in welcher der spanische Roman die europäische Litteratur beherrschte. Es wird nothwendig sein auf diese alten Zeiten wenigstens mit ein paar ganz kurzen Worten zurückzukommen, denn die Litteratur der Gegenwart ist sonst kaum ganz zu verstehen.

Die Romane des 16. und 17. Jahrhunderts stehen ja überall in einer gewissen Verbindung mit den neuesten Erscheinungen. Für England ist das in jüngster Zeit von Jusserand und Walther Raleigh ganz schlagend nachgewiesen worden. Wir finden dort eine Entwicklung von dem alten Erzähler Thomas Nash an bis Defoe, Smollet und Fielding, bis Dickens und Thakeray, eine Entwicklung, die an keiner Stelle vollständig abreißt, und auch in Frankreich, ist, obwohl dieser Zusammenhang noch nicht hinreichend dargestellt wurde, derselbe unzweifelhaft vorhanden. Läßt sich nicht die dialektische Entwicklung der Liebe, wie sie sich schon in den alten Romanen von der Astrée und Mlle. de Scudéry ab bis Madame de Lafayette findet, in gewissem Sinne in der psychologischen Dialektik Bourget's wieder erkennen, von dessen Damen Gaston Deschamps die hübsche Bemerkung gemacht hat: „qu'elles ont le coeur si compliqué et l'esprit si simple?" Ist der Roman comique nicht reichlich so naturalistisch wie Zola und die Gauloiserie eines Theils der neueren Litteratur ist noch viel älteren Ursprungs.

Ebenso ist es in Spanien. Der alte spanische Roman hat seine Wurzeln im Volke; er ist naturalistisch in der besten Bedeutung gewesen und gerade hierin liegt auch der Hauptwerth der gegenwärtigen spanischen Litteratur. [illegible] Erwähnung der älteren Litteratur ist es ja natürlich Don Quijote, der zuerst in den Sinn kömmt, aber er ist nur ein Werk unter sehr vielen. Schon der erste [illegible] roman der Amadis hat bei allen europäischen Völkern [illegible] sehr starke Wirkung hervorgerufen, in französischer [illegible] deutscher Sprache. Und er hat bis in das vorige Jahrhundert die bevorzugte Lektüre, besonders der vornehmen Kreise, gebildet.

Er ist nun zwar nach den neuesten Forschungen [illegible] wahrscheinlich nicht in Spanien, sondern in Portugal [illegible] standen, allein er hat sich von Spanien aus in alle [illegible] raturen verbreitet; das Buch hat noch heutigen Tages [illegible] merkwürdige Reize und ich will gestehen, daß ich es kürzlich mit dem größten Vergnügen durchgelesen habe. Die berühmte Tragikomödie von Calisto und Meliboea [illegible] unter dem Namen der Celestina bekannter. Sie ist [illegible] dramatischer Form geschrieben und zwar in einer ganz [illegible] geheuerlichen — sie hat 20 Akte, die aber nicht für [illegible] Bühne bestimmt waren; es ist eine dialogisirte Novelle und es ist nun recht merkwürdig, daß diese Form [illegible] heutigen Tages von Galdos nachgeahmt wurde. Frankreich, England und Deutschland haben auch die Celestina sehr bald nach ihrem Erscheinen in Uebersetzungen kennen gelernt und die Hauptfigur der Kupplerin findet sich [illegible] diesem Vorbild in allen Litteraturen.

Die allergrößte Wirkung hat aber wohl der sog. [illegible] reskeroman der Spanier gehabt, der Schelmen- oder [illegible] budenroman. Er beginnt mit dem berühmten Lazarillo [illegible] Tormes, dessen Autor heute noch unbekannt ist, der [illegible] erschien. Die Zahl dieser Romane ist außerordentlich [illegible] und ich muß mich begnügen, nur noch den Guzman [illegible] Alfarache von M. Aleman zu erwähnen, den uns [illegible] gute Aegidius Albertinus in einer unendlich langweiligen Bearbeitung vermittelt hat. Die große Wirkung dieser [illegible] mane auf die auswärtige Litteratur will ich nur an [illegible] berühmten Beispielen zeigen. Bei uns ist der Simplicissimus aus denselben herausgewachsen und in Frankreich [illegible] Gil Blas von Lesage. und dieser hat den spanischen [illegible] so gut getroffen, daß bis in dieses Jahrhundert noch [illegible] lebhafter Streit bestand, ob Gil Blas nicht von einem [illegible] bekannten Spanier geschrieben und von Lesage nur übersetzt worden sei.

Ueber die Verbreitung des Don Quijote, der ja [illegible] das nach der Bibel verbreitetste Buch gilt, brauche ich nicht weiter zu sagen, aber seine Wirkung auf die fremden Litteraturen war merkwürdigerweise geringer als die der anderen spanischen Romane.

Die erzählende Litteratur des 17. Jahrhunderts [illegible] noch eine ganze Menge nicht unbedeutender Namen [illegible] aber es würde zwecklos sein, sie hier aufzuzählen — [illegible] erzählende Litteratur hat noch das ganze 18. Jahrhundert beherrscht, — die alten Romane und Novellen sind in großer Anzahl immer neu gedruckt worden und zwar augenscheinlich zur Volkslektüre, nicht viel besser als die Volksbücher, die bei uns in Reutlingen „Gedruckt in diesem Jahr" herauskamen. Im 18. Jahrhundert ist nur ein einziges merkwürdiges Buch erschienen, der satirische Roman des Jesuitenpaters P. Isla, D. Gerandio de Campazes, zum ersten Male gedruckt 1758. Dieses Buch ist eine Nachahmung des Don Quijote, es beschäftigt sich aber nicht mit den Ritterromanen, sondern mit der Geistlichkeit und stellt die Unwissenheit und geschmacklose Art des Predigens der Klosterbrüder der Bettelorden in außerordentlich witziger Weise dar. Es ist, was Komposition betrifft, eine wahre Ungeheuerlichkeit, kulturhistorisch aber außerordentlich interessant. Der Haß der anderen Orden gegen die Jesuiten, der bei ihrer Vertreibung zu Tage trat, ist wesentlich durch dieses Buch hervorgerufen worden.

Sonst war das 18. Jahrhundert und die erste Hälfte des 19., was den Roman betrifft, eine Zeit trostloser Oede. Von den dreißiger Jahren ab war der spanische Roman eine Nachahmung mittelmäßiger französischer Romane; [illegible]

hatte einen nicht unbedeutenden Nachfolger in Wenzeslaus Ayguals de Izco gefunden und der histo- · Roman, wie er durch Walter Scott Mode wurde, mehr nach dem unmittelbaren Vorbild Alexander ıas hat in D. Manuel Fernandez y Gonzalez einen bemerkenswerthen Vertreter; er ist ein Schriftsteller von Kraft der Darstellung und von noch größerer Frucht- :it, aber sein nachlässiger Stil, sein Haschen nach groben 'ten machen ihn doch mehr für Leihbibliotheken als für Litteraturgeschichte werthvoll.

Eine epochemachende Wendung zum bessern ist aber durch das Auftreten einer berühmten Frau, der Doña tia Böhl de Faber eingetreten, die unter dem Namen ıan Caballero schrieb und auch allein unter diesem be- ıt geworden ist. Sie hat mit einem Schlage die Novela dem Konventionellen und der bloßen Nachahmung be- und sie wieder auf die natürliche Volksbasis gestellt. hat ihre Erzählungen „Novetas de costumbres“, Sitten- ıerungen genannt. Wenn es nur Sittenschilderungen ſen wären, würden wir uns hier nicht damit zu be- tigen haben; Fernan Caballero war aber ganz un- ſelhaft eine sehr bedeutende, ja man kann sagen eine Dichterin; sie hat diese Sittenschilderungen in das ich der Kunst emporgehoben. Freilich zeigt sie noch gewisse Unsicherheit in der Wahl der Mittel, und ihre position ist nicht immer zu loben, allein die Schärfe der :akteristik, die Meisterhaftigkeit und Natürlichkeit der ıche, die große Kunst der dramatisch gesteigerten Er- ıng machen sie zu einer sehr bemerkenswerthen Erschei- ;. Ich brauche nicht auf ihre einzelnen Schriften einzugehen, ıeselben in zwei Uebersetzungen, von denen die eine von ke ganz ausgezeichnet ist, in Deutschland die größte ·reitung gefunden haben. Wer La Gaviota und Cle- cia gelesen hat, wird sie von ihrer besten Seite kennen; nimmt an, daß sie in letzterem Roman die Ge- de ihrer zwei ersten nicht gerade glücklichen Ehen ılt hat.

Fernan Caballero war eine überzeugte und kampfes- hige Katholikin; dies tritt in allen ihren Erzählungen ʒage und hat auch sicherlich zur Verbreitung derselben Deutschland beigetragen. In einigen wenigen überwiegt lehrhafte Tendenz die künstlerischen Intentionen so stark, sie recht unerfreulich sind, wie z. B. in Elia, es wäre sehr falsch, ihre Erzählungen mit den durchgängig unter- oneten sogenannten Tendenzromanen in eine Reihe zu :n. Sie hat der Entwicklung des spanischen Romans :t die Wege gewiesen, auf denen er groß geworden ist. hat ihm gezeigt, welche Schätze in der Darstellung des ns des spanischen Volkes zu heben sind, was ein ge- ·er Naturalismus oder Realismus ist — ich gebrauche : Worte als gleichwerthig. — Es ist ein Aberglaube, der Naturalismus eine Erfindung der Neuzeit und ins- ·ndere der neueren französischen sei, man hatte ihn nur ʒ vergessen und außer Acht gelassen. Zola selbst sagt in m Briefe an Flaubert: Je me moque comme vous de not „naturalisme“ et cependant je le répéterai parce l faut un baptême aux choses pour que le public croye neuves.

Und so finden sich auch in der französischen, englischen · vor allem in der alten spanischen Litteratur die natura- ıchen Vorgänger in einer Fülle und einer „Natürlichkeit“, nichts zu wünschen übrig lassen. Aber der gesunde uralismus ist nicht ein solcher, der nur alle beliebigen ıenstände oder Vorkommnisse des täglichen Lebens malt r photographirt, sondern der, was er sieht und darstellt, dichterischer Höhe erhebt. Der Dichter der „naturaleza“, Alas sagt, bildet sie nicht allein ab, sondern fühlt sie innen heraus. Wäre die Darstellung nur eine äußer- ·e, so könnte sie ja unter Umständen ein Kunststück, ʒt ein sehr schweres Kunststück sein, ein Kunstwerk d sie aber sicher nicht.

Die Zahl der Romanschriftsteller in Spanien ist sehr ß, wenn auch der Umfang dieser Litteratur nicht den der englischen oder französischen erreicht. Ich werde diese Besprechung aber nur auf die hervorragendsten beschränken, obwohl noch mancher andere wie Martinez Barrionuevo, Enrique Gaspar, José Matheu, José Ortiga Munilla, Jacinto Octario Picón, José de Castro, Salvador Rueda, Leopoldo Alas, und von Verstorbenen D. José Selgas, Antonio de Trueba, Miquel de los Santos Aloarez einer näheren Betrachtung werth wären. Von den grob-realistischen Neueren, die den neuesten Franzosen folgen, ist am besten zu schweigen. L. Alas nennt mit vollem Recht J. M. de Pereda und B. Perez Galdos, die beiden Säulen des Herkules der spanischen Novela; ihnen schließen sich würdig an: D. Juan Valera, Alarcón, Doña Emilia Pardo Bazan, Armando Palacio Valdés und wenigstens mit einem Werke der P. Luis Coloma.

Diese ganze glänzende Entwicklung beginnt mit den sechziger Jahren und es ist kaum ein Zufall, daß sie ziemlich genau an das Ende der Königin Isabella anknüpft. So wenig erfreulich die politischen Verhältnisse seitdem gewesen und sein mögen, so ist doch sicher, daß die freiere, wenn auch rauhe Luft das gesunde Wachsthum einer neuen Litteratur außerordentlich begünstigte.

Eine zuverlässige Geschichte der neueren spanischen Litteratur gibt es nicht; die von Hubbard ist veraltet und nach der vernichtenden Kritik von Revilla auch nicht vertrauenswürdig, die Geschichte der Litteratur des XIX. Jahrhunderts des Augustiners Blanca Garcia ist zwar einigermaßen vollständig, aber die Urtheile sind befangen, schief und geschmacklos. Ein kritisches Journal gibt es nicht, die großen Revuen bringen nur dann und wann nicht sehr bedeutende Besprechungen, sonst ist die Kritik in den Feuilletons der Tageszeitungen zerstreut, die uns wenig zugänglich sind, und steht sehr stark unter der Herrschaft der Kameraderie. Spanien besitzt allerdings zwei sehr bedeutende Kritiker, Leopoldo Alas und D. M. Menendez de Pelayo. Alas ist scharf, aber immer treffend; aus seinen in verschiedenen Sammlungen vereinigten Schriften habe ich die reichste Belehrung geschöpft und ihn ausnahmslos höchst zuverlässig gefunden; Menendez ist der beste gelehrte Kenner der älteren Litteratur und zugleich ein geschmackvoller Schriftsteller; Doña Emilia Pardo Bazan hat in ihrem, leider nicht mehr erscheinenden Nuevo Teatro critico auch viel gutes gebracht, man ist aber im Wesentlichen auf die eigenen Nachforschungen angewiesen, die es dann leider nothwendig machen, auch recht viel Non Valeurs lesen zu müssen.

Don Pedro A. de Alarcón ist nicht mehr unter den Lebenden. Vor wenigen Jahren ist er nach langem Leiden gestorben. Die Krankheit hat die ganze Richtung seines Schaffens verändert, die alte, sonnige Heiterkeit ist einem schweren, tiefsinnigen, frommen Ernste gewichen und die letzten Jahre war er ganz verstummt.

Alarcón war vor Allem ein großer Künstler; seine Sprache ist in seinen besten Werken ein fein ciselirtes Werkzeug und alles ist in seinen bessern Erzählungen auf das feinste ausgearbeitet und auf den künstlerischen Effekt berechnet. Daher ist auch die Zahl seiner Werke nicht groß. In dem „Sombrero de tres picos“, deutsch unter dem Titel: „Der Dreispitz“ gut übersetzt, hat er ein Meisterwerk gestaltet, das zweifellos als eine der Perlen der spanischen Litteratur bleiben wird. Niemand hat Cervantes, in seiner besten Art, nicht nur nachgeahmt, sondern auch erreicht wie er; wenn die Erzählung unter den Novelas ejemplares stehen würde, hätte man sie sicher für eine der besten erachtet. Sie ist ein Prachtstück des altspanischen Humors; aber wie kein anderer in dieser Art ihn erreicht hat, steht sie auch einzig unter seinen Werken. Et niño de la bola, deutsch unter dem Titel Marco Venegas übersetzt, kommt ihr einigermaßen nahe; die Schilderung des Volkslebens ist meisterhaft und der Held mit großer Lebenswahrheit gezeichnet; die Komposition hat aber nicht diese wundervolle Einheit und Geschlossenheit der kleineren Novela.

Alarcón's umfangreicher Roman: El Escandalo (Der

Skandal) ist in einem ganz anderen Geiste geschrieben; er fällt in seine zweite, fromme Periode. Er ist eine Illustration des Bibelspruchs: Wehe dem, durch den das Aergerniß in die Welt kommt, und zeigt uns die Folgen dieses Aergernisses in der ergreifendsten Weise. Er beginnt mit einer Generalbeichte, die der junge Held einem Jesuiten ablegt, ein merkwürdiges, aber sehr geschicktes Mittel der Exposition. Die streng katholische Gesinnung des Autors und sein moralischer Zweck treten aber nirgends so vordringlich zu Tage, daß sie den künstlerischen Genuß stören. Die Wirkung des Buchs ist eine sehr starke, und ich wundere mich, daß noch Niemand daran gedacht hat, es zu übersetzen.

Mit den Romanen, von denen ich nur: La Prodiga noch erwähnen will, ist aber Alarcón's künstlerische Bedeutung erschöpft. Seine Novelas cortas gehören, soweit sie nationalspanische Dinge behandeln, zu den besten ihrer Art, und seine Reiseschilderungen vornehmlich in Spanien sind ebenso anschaulich als glänzend geschrieben; die Erzählung einer Reise in das Alpujarragebirge bei Granada, in welche er die Erzählung des Aufstandes der Moriscos verflochten hat, ist besonders hervorzuheben. Er hat uns auch den marokkanischen Krieg, etwas überschwänglich, doch höchst anschaulich erzählt, und besonders die Schilderung von Land und Leuten gehört sicher zum Besten dieser Litteratur.

Don Juan Valera, jetzt Botschafter in Wien, ist weitaus der älteste dieser ganzen Gruppe, und die Anfänge seiner schriftstellerischen Thätigkeit fallen wahrscheinlich etwas vor den Eintritt der ganzen neuen Entwicklung — ich sage wahrscheinlich, denn bei dem Mangel aller zuverlässigen bibliographischen Angaben ist es schwer hier etwas bestimmt festzustellen.

Valera ist mit seiner Erzählung: „Pepita Jimenez" schnell berühmt geworden, und dies mit vollem Recht. Die Fabel des kleinen Buchs ist einfach genug — ein junger angehender Geistlicher verliebt sich nach und nach in eine junge, auch etwas mystisch angelegte Wittwe, sagt seinem Stande Valet und heirathet sie. Das vollzieht sich nun fast ohne äußere Begebenheiten, lediglich durch die psychologische Entwicklung der beiden Hauptcharaktere. Aber mit welcher Feinheit und Kunst ist diese geschildert, wie glücklich ist die mystische Litteratur benutzt und ihre Einwirkung auf junge, unverdorbene Gemüther dargelegt! Valera ist trotz des Anscheins des behaglichen Plauderns sparsam mit jedem Worte; er wendet Alles an, was zur Erreichung seines künstlerischen Zwecks nothwendig ist, aber nichts darüber. Und dieses ist auch in allen seinen späteren Werken sein Hauptvorzug. Wir haben keine Jugendwerke von ihm, er hat sich nach bewegtem politischen Leben erst in reiferem Alter der Novelle zugewendet, und so ist es auch der gereifte, überlegene, liebenswürdige Weltmann, der zu uns spricht. Seine Geschichten muthen an, als ob sie von einem solchen mit einem leichten, skeptischen Lächeln am Kamin erzählt würden, in einem leichten Konversationston, und doch ist hier die Natur, anscheinend spielend, zur höchsten Kunst geworden.

Valera ist Andalusier und alle seine Erzählungen sind nach Andalusien verlegt — er kennt Land und Leute in- und auswendig und liebenswürdiger erscheinen sie bei keinem. In den „Ilusiones del Doctor Faustino" erzählt er uns mit wehmüthigem Humor den Schiffbruch aller Illusionen eines jungen, verarmten Grundherrn; das Buch ist trotz seines prägnanten Lokalkolorits doch typisch für die Entwicklung der heutigen Jugend. Selbst diese seine längste Erzählung umfaßt nur 2 kleine Bändchen — in allen anderen: El comendador Mendoza, Doña Luz, Pasarse de listo (vielleicht: Zu gescheit sein) hat er sich auf den kleinsten Umfang beschränkt. Alle diese Geschichten zeigen die gleichen Vorzüge, manchmal nur, wie in Doña Luz wirkt die übergroße Einfachheit der Erzählung etwas nüchtern. Daß Valera auch noch jetzt im Vollbesitz seiner Kraft ist, hat er erst vor ganz kurzer Zeit in dem reizenden Mährchen: La Buena fama (der gute Ruf) in der Revue España moderna gezeigt, das sich seinen früheren kleinen Mährchen anschließt.

Der Jesuit P. Luis Coloma gehörte in jener ... der besten Madrider Gesellschaft an, die er auch ... würdig scharfen Augen beobachtet hat. Noch ... Jahren trat er in die Gesellschaft Jesu ein. ... Caballero persönlich in die Litteratur eingeführt, ... Reihe frommer kleiner Erzählungen und Sittenschilderungen geschrieben, die theilweise recht hübsch sind, ... ahnen lassen, welche unerbittliche Schärfe und ... Darstellung ihm zu Gebote stehen. Sein ... „Pequeñeces" (Kleinigkeiten) ist auch wie eine ... geschlagen; über kein neueres Buch ist so viel ... worden — diese Gelegenheitsschriften bilden schon ... Bibliothek. Aber es hatte auch noch Niemand gew... vollendeter Rücksichtslosigkeit die vornehme Gesellschaft ... schildern. Die unglaubliche Schärfe seiner Charakter... die anscheinende Porträtähnlichkeit seiner Figuren ... lich Veranlassung gegeben nach den Originalen ... und sie angeblich auch zu finden, obwohl der Au... Bezugnahme auf bestimmte Personen leugnet. Er ... aber nicht eine in unbestimmter Zeit lebende Gesell... geschildert, sondern die Hofgesellschaft zur Zeit ... Amadeo's und der alfonsistischen Anfänge; natürlich ... der arme König nicht sehr freundlich behandelt, ... weniger die vornehme Gesellschaft, die ihn boykott... Weltdamen, die Peterspfennige sammeln und fromme ... arrangiren kommen sehr schlecht weg, und die ... des Wohlthätigkeitsbazars und seiner Vorbereitungen ... zum Glanzpunkt des Buchs. Weniger gelungen ... etwas sensationsmäßig gehaltene Hineinspielen der ... maurer. Daß die Heldin zuletzt, fast durch übernat... Eingriff sich bekehrt, ist für den gewöhnlichen ... erstaunlich — die Schilderung ihrer ersten Periode ... wahr, und der Autor hat uns auch keine Regun... Seele gezeigt, an die die Bekehrung anknüpfen könn... ist unmöglich bei dieser Schilderung der vornehmen ... schaft nicht an die Romane Gyp's zu denken, die ... weise, wenn auch frivole Meisterwerke sind — für ... eines Jesuiten eine allerdings erstaunliche Parallele.

Seit diesem Meisterwerk hat der P. Coloma ... paar fromme Erzählungen geschrieben, und es ist ... nicht uninteressant, mit der neuesten seiner Erzählungen ... kanntschaft zu machen. Sie führt den Titel: „Por un ... („Durch eine Laus) und die Geschichte ist nun ... Eine Dame in der Provinz hat eine eitle Tochter, ... sehr weltlich und von schlechtem Charakter geschildert; ... und sie hat eine entfernte Verwandte, die ein Tugendmu... voll Frömmigkeit ist, bei sich aufgenommen. Nun ... ein junger liebenswürdiger vornehmer Mann ... Städtchen, der natürlich von Jesuiten erzogen ist, und ... bei dieser Dame Besuch. Die Verwandte ist nicht ... wesend, weil sie in der Kirche bei der Kommunion ... kommt aber während der junge Mann noch anwe... und hat in der Kirche eine alte Frau, die ohnmächtig ... worden ist, in ihren Armen aufgefangen und bei ... Gelegenheit ist ihr eine Laus irgendwo sitzen geb... von ihrer unfreundlichen Cousine wird diese Laus ... der junge tugendhafte Mann nimmt aber die Laus ... er sie sieht, wickelt sie in ein Papier und steckt sie ... Portemonnaie ein, und die Geschichte geht damit ... er das junge tugendhafte Mädchen heirathet ... Hochzeitsschmuck, in der herrlichsten Weise gefaßt, ... der Mitte die Laus.

(Zwei weitere Artikel folgen.)

F. v. Stauffenberg

Eine Osterwanderung im Elsaß.

)ie Deutschen sind in Sprachsachen das sachlichste er Welt. Elsaß-Lothringen haben sie zurückerobert; aber „der Elsaß" oder „das Elsaß" sagen wollen, r werden sie sich sicher in Ewigkeit nicht einigen. lles Vierteljahrhundert hat daran nichts geändert.

n Elsaß selbst hat dieses Vierteljahrhundert an den chen Verhältnissen zum Glück sehr viel geändert. lem in Straßburg. Der Schreiber dieser Zeilen kam ·, vor 25 Jahren, noch sehr jung, zum ersten Mal Straßburg und erinnert sich, daß die Stadt einen ıs fremden und welschen Eindruck auf ihn gemacht Heute wird die Stadt den Deutschen bei jedem Schritt anheimeln. Die Waschkähne auf der Iller und hie a ein französisches Barett auf einem alemannischen ienjungenkopf sind so ziemlich das Einzige, was noch ınkreich erinnert.

lm deutschesten sind natürlich — wenige Ausnahmen chnet — die Wirthshäuser. Ich aß im Bratwurst- zu Abend, und außer der deutschen Sprache „im- :" mir hier noch ein anderer Ausdruck des Deutsch- . In dem Saal aßen viele Offiziere und Einjährige, ı oft ein Offizier den Raum betrat, schnellte es von Seiten derartig schnurstracks in die Höhe, als ob der tende auf den Knopf eines geheimnißvollen Uhrwerks n wäre. Mir lief dabei jedes Mal ein patriotischer ber den Rücken hinunter; ich dachte:

„Lieb Vaterland magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein."

Jedenfalls ist Straßburg ebenso deutsch wie Metz heute ranzösisch ist. In Metz kann man die Beobachtung n, daß nicht die Deutschen die Franzosen germani- sondern daß umgekehrt die Deutschen zu halben oder ı Franzosen werden. Die Franzosen haben selber mit großem Selbstbewußtsein auf diese Thatsache hin- sen. Die Deutschen sind eben eine sehr — dozile n.

Meine Osterwanderung ging von Molsheim im Unter- aus und endete in Thann an der südöstlichen Ecke des s; sie ging, im Großen und Ganzen, so weit die elsässer geht. Die Vogesen, für die Touristen sonst die Haupt- ließ ich zwar nicht links, aber rechts liegen. Mir es wie dem Riesenfräulein des benachbarten Neideck; nd unten so viel zappeliges und krappeliges, das mir viel interessanter vorkam als alle Felsen und Burgen den Bergen, wo ohnedies die Riesenfräulein längst :storben sind.

Wenn einer ein Land durchwandert und studirt, so das Ergebniß seiner Beobachtungen nicht nur nach : Persönlichkeit, sondern auch nach seinem Herkommen erschiedenes sein. Denn alle Beobachtung ist, ob wir dessen bewußt werden oder nicht, mehr oder weniger leichung. Wer aus Baden kommt, wird Elsaß mit ren Augen ansehen, als wer aus Hinterpommern oder reußen kommt. Der letztere wird viele Züge als spe-) elsässisch auffassen, die doch nur süddeutsch sind. Im :meinen kann man sagen, daß ein tieferer Blick dazu rt, das mit dem Heimischen Uebereinstimmende, als das n Verschiedene heraus zusehen.

Das Uebereinstimmenste zwischen Elsaß und dem gegen- liegenden alemannischen Baden ist die Sprache. Der lekt ist beiderseits fast aufs Haar derselbe. Er schien nur im Munde der Elsässer, wenigstens innerhalb des gerstandes, weicher und geschmeidiger, was bei Organen, ich schon seit mehreren Generationen her im französisch chen geübt haben, leicht erklärlich fällt. Und wie man erseits dieselbe Sprache spricht, so singt man auch die- en Lieder. In Egisheim traf ich es, wie am Abend die zen Leute des Ortes, Burschen und Mädchen, vor dem :fe lustwandelten, genau wie in Schwaben; sie sangen zuerst „Preisend mit viel schönen Reden" und dann „Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten".

Neben dieser Uebereinstimmung in der Hauptsache gibt es aber Verschiedenheiten genug. Schon in der äußeren Physiognomie weichen Baden und Elsaß weit von einander ab. Und zwar hat dieser abweichende landschaftliche Charakter mancherlei Ursachen. Eine davon ist die Verschiedenheit der Bodenkultur. Elsaß hat wohl zehnmal soviel Weinbau als Baden und macht deshalb am Gebirge hin einen weniger frischen, man könnte sagen einen weniger deutschen Eindruck; es nimmt sich heißer, südlicher aus. Und so machen auch die begrenzenden Gebirge der beiden Länder, der Schwarzwald einerseits und die Vogesen andererseits, einen verschiedenartigen landschaftlichen Eindruck. Ueber dem einen Gebirge geht die Sonne auf, über dem andern geht sie unter. Die Beleuchtungs- und Farbenwirkungen sind deshalb drüben ganz andere als hüben. Ein Sonnenuntergang in Elsaß muß das deutsche Auge aufs Höchste überraschen. Ich habe einen besonders schönen Fall beobachtet. Der Himmel erschien hell blaugrün. Lange Wolkenstreifen spielten zwischen dem hellsten Orange und dem dunkelsten Purpur, und die Berge darunter standen in einem so starken violetten Lichtschein, wie man ihn nur in Italien für möglich halten würde. In Baden sind solche Farben undenkbar. Wenn die Sonne über dem Schwarzwald aufgeht, so wird fast immer das ganze Gebirge in ein einförmiges grau-getöntes Silberlicht getaucht erscheinen. Das ist deutscher Luftton.

Natürlich bedingt auch die Gestalt der menschlichen Wohnorte die Physiognomie der Landschaft. Die elsässer Orte erscheinen viel zusammengepackter und geschlossener als die badischen. Sie sehen alle viel mehr nach Städten aus, wenigstens die am Gebirge hin.

Im Innern der Orte muß einem, der aus Baden oder Württemberg kommt, Eines vor Allem auffallen: die viel geringere Anzahl von Wirthshäusern. Orte, die in Baden wenigstens ein Dutzend aufwiesen, haben in Elsaß deren kaum drei oder vier. Langherausgestreckte, verlockende Wirthshausschilder sieht man hier vollends fast gar nicht. Und dem Aeußern entspricht das Innere. Während sonst in Süddeutschland besonders aber im alemannischen Baden, die Wirthsstuben die volle Behäbigkeit und Behaglichkeit einer besseren Familienstube aufweisen, sehen diese elsässer Kneipen sehr kahl und ungemüthlich aus. An langen, sehr schmalen Tischen stehen meistens nur Schrannen oder lehnenlose Hockerstühle. Das Ganze lädt kaum zum behaglichen Verweilen ein.

Man sieht hier deutlich den französischen Einfluß. Jedermann baut Wein und hat ihn im Keller. Und wenn auch die Elsässer, wie sie selber versichern, ebenso mannbare Trinker sind wie ihre anderen deutschen Brüder, so sind sie doch viel weniger Wirthshaushocker. Das Beste trinkt der Mann zu Haus. Im Wirthshaus trinkt er nur, gleichsam im Vorübergehen, ein Glas Bier oder einen kleinen Liqueur. Es ist dies französische Art, die man offenbar, wie alles französische, für vornehmer empfunden hat, als die ursprünglich eigene. Ich traf auf meiner langen Wanderung nur einmal eine gemüthliche Wirthhausgesellschaft beisammen, in der Krone zu Dambach.

Dambach ist einer der ersten Weinorte im Elsaß; die Weinkultur ist daselbst fortgeschrittener als irgendwo. Und die Krone ist ein altehrwürdiges, vornehmes Haus von ungeheurem Umfang, mit ganz monumentalem Treppenaufgang. Ich kam von Oberehnheim her, wo ich dem Landeskind Thomas Murner zu Ehren, der mir in manchen Stücken lieber ist als der Doktor Martin Luther, einen Schoppen rothen Ottrotter getrunken; aber ich hatte so manche Kirche und Kapelle unterwegs besucht, zuletzt die Sebastianskapelle auf dem Berg vor Dambach, wo ein großes Schnitzwerk zu sehen ist, und nirgendswo wird man bekanntlich durstiger als in den Kirchen. Ich beschloß also, an der stattlichen Krone zu Dambach nicht vorüberzugehen. In der großen saalartigen Stube, die diesmal die deutsche

Wirthshausbehädigkeit nicht entbehrte, saß der Wirth mit verschiedenen Ortsgästen beim Kaffee. Er erhob sich bei meinem Eintritt sofort, grüßte mich französisch, lud mich aber auf gut alemannisch ein, an dem Tisch der Herren Platz zu nehmen.

Der Gruß ist durch ganz Elsaß immer französisch, am ausschließlichsten bei solchen Leuten, die nicht französisch können. Man muß sich hüten, daraus falsche Schlüsse zu ziehen. Es ist nichts mehr und nichts weniger als eine ganz gedankenlose Gewohnheit der Leute, die ja auch in Baden und der Pfalz schon Sitte war. Der Elsässer ist eben gerade darin recht ein Deutscher, daß ihn das Fremde vornehmer dünkt als das Eigene, und daß er den Deutschen deutsch zu grüßen für unhöflich hielte. Also nicht zum Trotz grüßen sie französisch, wie man zu glauben versucht sein könnte, sondern um einen erst recht zu ehren.

Und nicht nur dem Franzosen gegenüber fehlt es dem Elsässer an richtigem Selbstbewußtsein; er ist heute einem gewissen Deutschthum gegenüber in derselben Lage. Der junge Elsässer, der sich um die deutsche Sprache bemüht, verfährt nicht wie der gebildete Schwabe und Bayer: er entwickelt die reinere und gewandtere Umgangssprache nicht aus seinem angeborenen Dialekt heraus; er lernt einfach norddeutsch und nennt närrischer Weise seine eigene Sprache „platt".

Ich komme zu meinen „Hämmeln" zurück, zu meinen Tischgenossen in der Krone zu Dambach, die aber nichts weniger als schafsmäßig aussahen.

Sie sprachen übrigens Politik, und sie zogen mich, obwohl ich mich dagegen wehrte, auf die liebenswürdigste Weise mit hinein. Sie äußerten sich durchweg maßvoll und billig. Daß sie durch ihre Zugehörigkeit zu Deutschland nichts verloren hätten, betonten sie selber, und als einer hinzusetzte: „aber au nix g'wonne", lächelte er dazu spitzbübisch, als ob er sein „nix" selber nicht allzu wörtlich nähme.

Ich machte darauf aufmerksam, welchen unberechenbaren Aufschwung gerade diese Gegend nehmen müßte, wenn die Weinausfuhr nach dem Reiche in dem Maße zunehme wie seither, indem ich behauptete, daß das Land bei einer wirklich rationellen Kultur wohl den sechsfachen Betrag liefern könnte. „Ja", meinte einer, „wenn man den Wein machte wie die Pfälzer, aus Zucker und Wasser." Und von der Ausfuhr brauchte ich auch nicht mit so großen Worten zu reden, werde doch den Elsässern im eigenen Lande von ‚dene Kaibe Pfälzer' Konkurrenz gemacht." Doch ein Anderer meinte: Das sei so schlimm nicht. Die Elsässer seien nicht so dumm. Auch die Schwaben kauften von Jahr zu Jahr mehr im Elsaß „Nur die Preuße suffe lieber Zuckerwasser als Wi."

Verschiedenes, was die Herren auf dem Herzen hatten, kam nach und nach heraus. Eine große Ungerechtigkeit nannten sie den Diktaturparagraphen. Er sei für Elsaß ganz gewiß nicht nöthig. Einer meinte, nicht ohne Ironie: Die Elsässer deutsch zu machen, das werde doch keine so große Kunst sein. Sie seien es ja alle Zeit schon gewesen. Jedenfalls hätten sie viel Anlage dazu; sonst hätten sie nicht durch zwei Jahrhunderte französischer Herrschaft unversehrt ihre deutsche Sprache bewahrt. „Wenn Ihr Pfälzer", rief mir einer zu, „an unserer Stelle gewesen wäret, Ihr wäret inwendig und auswendig zu Franzosen geworden."

Ich mußte dem Mann leider heimlich recht geben.

Auch die innere Politik kam zur Sprache. Frankreich sei eben ein freieres Land. Doch dem widersprach der Kronenwirth: Damit sei es gar nicht so weit her. Das Anarchistengesetz enthielte ja unerhörte Paragraphen. Und damals wäre kein Schrei der Entrüstung durch Frankreich gegangen, wie wir das jetzt in Deutschland erlebten der Umsturzvorlage gegenüber, die allem Anscheine nach nicht durchginge. „Das walte Gott", rief ich, und die Herren lächelten.

Und da haben wir uns nun, der voraufgegangenen Bemerkung zum Trotz, recht lang und behaglich im Wirthshaus aufgehalten. Machen wir es also umge… guten Christen, und wenden uns endlich vom … zur Kirche. Es lohnt sich hier zu Land.

Wir treffen hier auf einen neuen Unterschied … Baden und Elsaß. Baden hat hundertmal so viel … und schönere Wirthshäuser als Elsaß, aber Elsaß … viel alte Kirchen, die alle ganz hervorragende K… sind. Man muß im Elsaß wandern, um zu … die Franzosen alles auf dem rechten Rhein… haben. Doch die Thatsache der Kriegsverheerungen … allein den berührten Unterschied zwischen Baden … Elsaß war von vornherein viel reicher. Es besaß … Jahrhunderte eine viel höher entwickelte Kultur … Man braucht nur Colmar und Freiburg mit … vergleichen. Beide waren, bürgerlich betrachtet, … bedeutend; aber Colmar besaß vom 15. ins 16 Jah… eine blühende Kunstschule, Freiburg bezog sein… aus Colmar.

Die kirchlichen Architekturdenkmäler des … bis in die frühesten Jahrhunderte zurück. Der … romanische Dom steht in Rosheim. Er ist, … äußerlich, von überraschender Größe und Schönheit … weiß nicht, was man daran mehr bewundern soll … heit und Sinnigkeit seiner skulpturalen oder den … und die Feinheit seiner rein konstruktiven Ornamente.

Von Rosheim machte ich einen Abstecher … münster, dem uralten und berühmten, auch mit der … sage eng verknüpften Benediktinerkloster. Hier … längst die finstere romanische Architektur dem Renai… Platz gemacht. Der aufgeklärteste katholische … auch den lichtesten und modernsten kirchlichen Stil … angewandt und ausgebildet. Zuvorgethan haben … nur noch die Jesuiten, die ja nicht weniger … schon durch den militärischen Geist, der sie be… hoffe, daß die deutschen Fürsten bald einsehen … die Jesuiten im neuen Deutschen Reiche nach… zeitgemäß sind. Friedrich der Große hat ja ähnlich …

Die bedeutendsten gothischen Denkmäler … findet man, von Straßburg abgesehen, in Sch… Colmar, Rufach und Thann. Schlettstadt und Col… sitzen jedes eine ganze Anzahl beträchtlicher … dieses Stieles und in dem kleinen Rufach ver… der Kirche wohl ein Dutzend Renaissancebauten … wunderung. Dieses Nest ist ein Nürnberg im … Besonders könnten die Architekten hier lernen, wie … Schönheit in der Einfachheit ausdrückt.

Das Schönste hatte ich mir bis zuletzt aufge… Theobaldskirche zu Thann. Größere und gewaltigere … Münster gibt es viele; aber etwas reizenderes … muthigeres, das bei aller Zierlichkeit groß ist, … seinen Grenzen reicheres und in seiner Art voll… kann man sich nicht leicht denken.

Als ich von Thann nach Mülhausen fuhr … eine kleine Eisenbahnscene, die auch im übrigen … Reich nicht leicht denkbar ist, besonders nicht in den … lischen Provinzen Preußens. Ein schon ältlicher … Priester und eine hübsche Frauensperson in den … Jahren stiegen zusammen mit mir in eine Wagen…

Ehe ich weiter erzähle, ein Wort über den … Priester des Elsasses im Allgemeinen. Er ist … französischste Erscheinung, die einem im Elsaß … Er trägt nicht nur bis ins kleinste die französische … man hört ihn auch in der Oeffentlichkeit nur … sprechen. Daran scheint mir aber die deutsche … Hauptschuld zu tragen, die an der Straßburger … zwar eine protestantische, aber keine katholische … errichtet hat und sich um die Erziehung des … Klerus allem Anschein nach gar nicht kümmert. … Fehlern, die die deutsch-reichsländische Politik … tung schon begangen haben, scheint mir dieser …

Mein priesterlicher Nachbar zwischen Thann und … hausen sprach einstweilen weder deutsch noch französisch … saß still, mit gefalteten Händen, wie im Gebet.

te den Ausdruck der völligen Ergebung in den
Gottes. Er hätte gar nicht priesterlicher aussehen
Aber das Aeußere kann täuschen. Der Frieden
:ele mußte doch nicht ganz ungetrübt sein. Denn
gleiterin, die ihm halbwegs den Rücken kehrte und
es Stumpfnäschen und ein höchst geärgertes Gesicht
ıster hinauswandte, erweckte die Vermuthung, daß
kurz zuvor gezankt hatte.

ıge saßen sie so in stummem Trutzen. Einmal aber
sich der Priester aus seiner tiefen Ruhe auf. Er
ıs der umgehängten Ledertasche ein schweres Porte-
hervor und aus dem Portemonnaie eine Geldrolle,
r Erzürnten hinhob. Diese machte einen abwehrenden
d warf ihm einen Blick zu, über den jeder andere
Priester erschrocken wäre. Der Mann in der Sutane
te ganz ruhig die Geldrolle in das Portemonnaie
s Portemonnaie in die Ledertasche. Dann saß er
ruhig wie zuvor. Nicht der leiseste Zug in seinem
verrieth eine innere Unruhe, oder auch nur ein
ken, ein Ueberlegen. Doch nach einer Weile griff
neuem in seine Tasche. Und nun zog er mit dem
och ein zweites dickes Portemonnaie heraus. Diesem
ı er ein Zwanzigmarkstück und bot es der erzürnten
ı. Als sie sich nicht rührte, legte er es ihr ruhig
Schoß. Hier ließ sie es eine Zeit lang liegen, bis
einer Bewegung zu Boden zu fallen drohte. Da
e es, stopfte es in ein winzig kleines Geldbeutelchen
ckte dieses in die Tasche. Gesprochen wurde zu all
cht ein Wort. In Mülhausen stiegen sie vor mir
:r Priester half der Dame höflichst einige Gepäck-
us dem Wagen nehmen, dann gingen sie mit leichtem
n verschiedener Richtung auseinander.

on allen elsässischen Städten ist Mülhausen am
französisch geblieben. Das gemeine Volk spricht
uch hier deutsch; es kann eben nichts anderes. Aber
rnehmen hört man überall französisch sprechen. In
ıchläden liegt lauter französische Litteratur. Dies
ıber auch in anderen Städten des Deutschen Reiches
der weniger der Fall zu sein, und also brauchen wir
ı Mülhausen nicht übermäßig darüber zu wundern
ı entrüsten. Ueberhaupt könnten die Elsässer den
:n Vaterlandspredigern gar oft erwidern, daß sie nur
ilen vor ihrer eigenen Thüre kehren sollen.

Mannheim. Benna Rüttenauer.

Rudolf Weyr.

Keine Kunst ist in Oesterreich so durchaus heimath-
igt, wie die Plastik. Denn sie ist eine katholische
; der Schmuck der Kirchen mit Heiligen und mit
bildchen der göttlichen Personen leiht ihr immer neue
villkommene Aufgaben. So ist sie denn beispielsweise
rol geradezu national. Sie wird in dem bequemsten
elegensten Material, in Holz, handwerksmäßig geübt;
überlegene Begabung wird sich aber auch hier zu be-
en wissen, und so fand man denn, als das Land für
unstforschung entdeckt ward, in entlegenen Dorfkirchen
nt Meisterstücke der Holzbildnerei. Genannt werden
Meraner Pendel; neuerdings hat sich Hermann Klotz
ien auf diesem Gebiete einen großen Ruf gemacht.
die Anfänge Heinrich Natter's, der sich mit dem
zer Zwingli, dem Innsbrucker Hofer auf Berg Isel
: Rang unter den Bildnern in jener Zeit erstritten,
: hier.

Die kunstmäßige Plastik aber lag in Wien lange im
ı. Nicht als hätte es jemals an Begabungen dafür
ngelt. Man muß überall und sorgfältig Umschau
n, ehe man einem stärkeren und ursprünglicherem
Können begegnen wird, als Rafael Donner es besaß. Aufträge fehlten; erst mit der Stadterweiterung kamen sie. Auch da nicht ohne den Nachtheil, daß es im Grunde einen einzigen Besteller gab, dessen Bedürfnisse, dessen Geschmack nun unbedingt entschieden — den Staat. Eine Anleitung und Unterweisung gab's nicht. Die Akademie beharrte in ihrer steifleinenen Antike. Erst mit dem Auftreten einer glänzenden Lehrkraft in Cäsar ward's besser. Er selber fand nichts Rechtes zu thun; höchstens in der mustergültigen Ausstattung der österreichischen Münzen spürt man seinen Geist. Aber er befruchtete und unterwies Er brach mit dem Klassizismus; er deutete auf die Franzosen, überhaupt auf die Modernen hin. So hat er denn auf alle Einfluß geübt, auf den genialischen Porträtisten Tilgner, auf Tautenhayn wie Kundmann; zunächst und am längsten auf den Mann dessen wir uns heute gern berühmen, auf den wienerischsten unter unseren ausgereiften Meistern, auf Rudolf Weyr.

Er ist ein Wiener und zwar aus jener Gegend, wo dies sinnenfrohe, lebendige und bewegliche Geschlecht am echtesten aufwächst und gedeiht: dem Lerchenfeld. Aus den untersten Schichten des Volkes entstammt er und seine Jugend hat Bilder und Eindrücke empfangen, so gräßlich, daß sie jeden Anderen für immer mit Grauen verfolgen müßten, nur diesen Menschen von unverwüstlicher Lebenslust und Lebensfreude nicht. Ihm war Cäsar nicht nur der Meister, er war ihm ein stets hilfsbereiter Freund, der ihm über schlimme Fährlichkeiten hinweghalf. Und seinen Einfluß meint man in Einem äußerlich noch heute nachweisen zu können: in der Vorliebe Weyr's für das Relief, so begreiflich beim Jünger des Stempelschneiders und Medailleurs. Freilich ist hier noch zweierlei zu veranschlagen: einmal der Zwang — er machte eben auch, was man von ihm begehrte, und erfüllte es dann nur mit seiner ganzen Persönlichkeit. Sodann der starke malerische Zug in ihm, der ihn lange zwischen beiden Künsten schwanken, sich dann auf dem Grenzgebiete Beider am wohlsten fühlen ließ. Hier kam ihm alles entgegen: seine eminente Technik, die sich Schwierigkeiten aufsucht aus dem Gefühle, sie mühelos lösen zu können, seine quellende Phantasie, seine unsägliche Formenfröhlichkeit. Eine Zahl sei angeführt, die beredt ist: der Mann, der im 48. Lebensjahre steht, hat bis heute 300 Zwickel gemacht! Und nicht einer darunter ist handwerksmäßig, nicht einmal hat er sich noch wiederholt. Er liebt den Raum, den er zu füllen wie zu beleben weiß. Und seine Kunst fühlt sich durch keine Aufgabe gedrückt, die man ihm stellen mag: er weiß, sie kommt schon durch sich zu ihrem Rechte und zur Geltung. So besitzt ein reicher Kunstfreund einen kostbaren florentiner Rahmen und wünscht von ihm ein Relief, das ihn hübsch und gefällig fülle. Innerhalb weniger Stunden entsteht aus diesem Anlasse eine seiner liebenswürdigsten Kompositionen: „Mädchen, Amor die Flügel beschneidend.“ Es hat, beim Erwachen, das lose Bübchen im Bette gefunden und knipst ihm die Schwingen weg — wohl damit es nicht wiederum fortflattere. Der lockere Junge duldet mit wehleidiger Ergebenheit. Das Ganze ist wienerisch bis zum Antiken. Der Künstler aber wird sich dabei des Sinnes jenes Ausspruchs bewußt: alle Kunst muß einem Zwecke dienen.

Zuerst ward er viel genannt anläßlich des Huldigungsfestzuges, den die Stadt Wien dem Kaiserpaare zur silbernen Hochzeit gestiftet. Aehnliches hat man vordem wie nachher oft versucht; nie mehr in solcher Schönheit gesehen. Denn keine Reihe der Jahre kann das Erinnern dieses einzigen Bildes demjenigen tilgen, der es miterlebt. Die ganze Stadt war dienstbar dem Genius Eines, der sich nicht genug thun konnte in Farben und Gestaltungen: Hans Makart's, eines echten Kunstmenschen, wie man sie seit der Renaissance nicht oft erlebt. Sein Stern erblich mählig: seine Bilder zerbröckeln und über ein Kurzes wird nichts mehr von ihm zeugen, wenn nicht die Bouquets, die seinen Namen tragen und die hohe Blüthe des Wiener Kunstgewerbes in seinen Tagen, das überall unter dem Banne seines Geschmackes stand, und das nun auch schon im Niedersteigen erscheint. Damals dienten ihm Alle willig: Weyr

ordnete eine der schönsten Gruppen: den Jagdzug. Dann kam seine zweite Etappe: der Bacchantenfries am neuen Burgtheater. Als er ausgestellt ward, da äußerte ein „Kenner", das sei ein „Wandelbogen" — sie würden sagen: ein Neuruppiner Kunstwerk. Man urtheilt heute anders. Es ist eine unsägliche Bewegtheit in der ganzen Arbeit; ein Triumphzug des Lebens zieht jauchzend und in Freudigkeit vorüber; es ist selbstherrlich geworden im Dienste des Gottes, der jede Lust entbindet und dem man nicht anders huldigen darf, nur im Jubel des Herzens und mit dem Getöne rauschender Musik. Vielleicht der vornehmste Schmuck des neuen Burgtheaters ist dieser Fries, der leider nur so himmelhoch hängt, daß ihn auch das beste Auge unbewaffnet nicht in seiner ganzen Schönheit, in seinem ganzen Reichthum an feinen und sinnvollen Einzelzügen wahrnehmen kann. Von da ab wußte man, was man an Rudolf Weyr habe: da man ihn nicht mehr bestreiten konnte, so fand man rasch ein Schlagwort, ihn im gewissen Sinne unschädlich zu machen. Man ließ ihn im Relief gelten, leugnete aber seine Fähigkeit, ganz losgelöst vom Hintergrunde, vollkommen im Raume zu arbeiten. Und so war es ihm dann bis heute nicht vergönnt, ein Denkmal zu schaffen, den letzten höchsten Ehrgeiz eines Bildhauers befriedigt zu sehen. An fast allen wichtigeren Wettbewerben der letzten Jahre that er mit, mit einer heillosen Regelmäßigkeit bekam er den zweiten Preis und nur durch ein Kompromiß, daß man Kundmann das Monument, ihm die Reliefs übertrug, konnte er sich beim Grillparzermonument bethätigen. Die Hauptfigur, ziemlich grämelnd und unglücklich in ihrer langweiligen Seßhaftigkeit, wird dem Staatshämorrhoidarius Grillparzer gerechter, als dem Dichter; die Flügel, welche das Bildwerk umgeben, wirken wie eine monumentale spanische Wand, — nicht sehr erhebend. Die Reliefs aber sind ganz außerordentlich.

Es sind ihrer sechs und sie deuten so ziemlich den Gedankeninhalt der Dramen Grillparzer's aus, die des Fortlebens am gewissensten, des allgemeinen Verständnisses am sichersten sind. Immer und mit einer Ausnahme ergreifen sie mit sicherem Interesse den Augenblick, der zugleich den plastischen wie den seelischen Höhepunkt des Dramas bezeichnet. „Die Ahnfrau" erscheint entschwebend Jaromier, dem die Häscher auf den Fersen sind, am Sarge Bertha's. Es ist was Geisterhaftes, die Schauer des Uebersinnlichen sind im Ganzen. Melitta nimmt Abschied von Sappho; während Phaon schon mahnend an ihre Hand rührt, schmiegt sie sich zum letzten Male an den Busen der großen Freundin, der die Züge der besten Sappho, die wir mindestens uns denken können, dem sie noch aus der Zeit ihrer vollen Kraft her vertraut ist, der Wolter geliehen sind. Und wohl gebührt der Künstlerin nach ihren Verdiensten um seine Wiederauferstehung ein Platz am Denkmale des Dichters. Ottokar kniet im Zelte des König Rudolf und Zawisch von Rosenberg zeigt den Böhmen das beschämende Schauspiel. Der Gedemüthigte will aufraumeln; vor ihm aber steht der Beherrscher Deutschlands mit jener Feierlichkeit, das Reichsschwert in der Hand, und selbst mit jener Festigkeit, die nur aus der innersten Ueberzeugung von einer Berufung fließen können und also zwingen. Hier hätte man vielleicht lieber die Szene auf dem nächtigen Hradschin gesehen, das dräuende Gemäuer der Daliborka, des ältesten Theiles der Prager Burg im Hintergrunde, wo sich Ottokars Geschick eigentlich vollzieht, wenn ihm die ungetreue Gattin, da er „blutend heimkam aus der Schlacht" von ihrem Buhlen „Gift statt Balsam" in die Wunden goß. Medeas Kinder wenden sich grausend vor der Schrecklichen, die sich wieder in den dunklen Schleier von Kolchis gehüllt, und flüchten sich zu Kreusen, so unbewußt das Gräßliche heraufbeschwörend, das sich an ihnen und Allen vollziehen soll. Rustan träumte, er sieht sich vor dem Könige von Samarkand knieend; ihnen zu Füßen die Schlange, die kaum gefällt wurde, während der Mann vom Felsen schattenhaft verschwindet. Der Weiße und der Schwarze halten zu Häupten wie zu Füßen des Bettes die Wacht. Der Priesterin von Sestos aber schwemmen die Wellen den Leichnam des Geliebten vor den Thurm, der ihre sündige Vereinigung ge-sehen hat. Beide Gestalten blühen in schöner, ... Fülle und Hero ist fein wie Grillparzer's Lieblich... gerathen ihm nämlich seine Frauen gerne etwas ... mit allzu langen Hälsen. Hier ist Würde und ... Anmuth selbst im höchsten Schmerz.

Nur ein Wiener konnte sich so mit Grillparzer... durchdringen, der dann doch nur dem Wiener vo... zu Herzen spricht. Man muß gewohnt sein, ... und schmeichlerische Luft zu athmen, die dem Dichter ... wie dem Bildner vor die Schläfe gespielt. Sch... naiven Hingabe an die Sinnlichkeit und an alle ... Sinne steckt ein verwandtes Element zwischen die... und der Antike. Es ist hier noch mehr Ganzheit i... Belange; nimmer sich quälen und grübeln. Nur ... Grillparzer überhaupt möglich.

Im Prater unten hat er seine Werkstatt, in ei... beiden Pavillons, die noch von der Weltausstellu... stehen geblieben. Dorten arbeitet und schafft er ... Ihm gegenüber, jenseits des Trabrennplatzes, ragt ... form der Rotunde; in seine Fenster aber sehen ihm ... und es ist eine schöne Stille um ihn und seine Sch... er gilt nämlich für einen ganz ausgezeichneten Lehr... jede Eigenart schont, und einige der besten aus de... geren Geschlechte, so Scherpe, dem wir ein sehr ... Grabdenkmal für Anzengruber danken oder Vogel, ... am Raimunddenkmal thätig ist, sind ihm für ihre ... und auch sonst für manche Förderung verbunden. ... nun entstehen im Augenblicke zwei sehr bedeutende ... Ein Grabdenkmal für eine patrizische Familie Triest... Ewigkeit, eine riesenhafte, verschleierte Frauengestalt ... den Eingang der Gruft; mit großer abwehrender ... weist sie jeden von hinnen und man könnte sie auch ... Todesgeheimniß deuten, umringelte nicht die sym... Schlange ihre Füße. Das andere aber ist oder ... wird wohl das stärkste, was diese mächtige Begabung ... geboten. Es ist ein Brunnen, bestimmt für den ... der Hofburg, für eine Wandnische des Michaeler... In übermenschlichen Maßen versinnlicht er die Herr... zur See. Im Bug eines Schiffes steht eine schöne ... Frauengestalt. Ein junger Seedämon will das Fa... erklimmen, sie stürzen; schon aber sinkt er häuptlings ... Tiefe. Ein Seeungeheuer klimmt glotzäugig aufwärts ... Lärmen aber scheucht den Meergott aus seiner Ruh... hebt das mächtige Haupt mit dem greisen Gelocke und ... langen Bart; der Mund mit dem einen Raffzahn ... grollend, bald verwundert über das Unziemliche ... Frechheit eines solchen Benehmens in seinem eigen... diete geöffnet. Die Rechte hält das Ruder, das ... seiner Gewalt und strafft sich schon zum vernichtend... Schlage. Schöne Ruhe in der Hauptgestalt; sich rüste... Bewegung; leidenschaftlicher, doch schon im Beginne ... schlagener Ansturm: das Alles zusammen liegt in ... Gruppe, die ihm mehr Mühen verursacht hat, als ... übrigen Werke zusammen. Alles stand im ersten ... nahezu; nur die Frauenfigur ward schematisch und ... immer wieder zusammengerissen, umgemodelt und neu ... gebaut werden, ehe sie ihm also nach Wunsch gerieth: ... lich und groß, wie man sich eben eine geborene Herr... denken mag. Dazu baut sich die Komposition ... glücklich und in großen Linien auf. Schon wird das ... in Laaser Marmor — das offizielle Gestein Niederöster... das durch seine Härte dem Bildhauer manche Schwierig... bereitet — ausgeführt und wird in Kürze vollendet ... Es muß wirken, und mochte jene Einschränkung für ... Begabung vordem einmal vielleicht eine innere Berechti... gung haben — heute gilt sie sicherlich nicht mehr. ... sich rastlos entwickelt. Und das Gegenstück zu ... Brunnen: Die Herrschaft zu Lande, das Hellmer ... wird einen immerhin schweren Stand haben, soll es ... haupten. Wir wollens hoffen: wer empfinge nicht ... für seine Vaterstadt zwei Schmuck- und Prunkstücke, ... sich eigentlich nach gemeiner Erfahrung nur eines ... dürfte?

as aber den letzten und den besten, leider neuerdings
n seltensten Reiz eines Kunstwerkes ausmacht, das
aus Weyr's Sachen: eine ganze, tüchtige Natur, die
ag lebt und ihn in ihrer Kunst lebt. Die sich müht,
r die Arbeit Bedürfniß ist und die sucht, weil es ihr
enügen kann, das zu machen, was andere so oder
so schon auch gemacht haben. Er hat den sicheren
erer, die darum nicht leicht fehlgreifen, weil sie ihre
ausgeprobt haben und ihrer gewiß sind. Er denkt
ır nicht während der Arbeit, denn da kömmt bei ihm
here allein zu Worte: das Gestalten. Und er ist
so ein geborener Plastiker, wie es geborene Fabulisten
Der Stoff, den andere suchen müssen, quillt ihnen
s zu: Alles setzt sich ihnen ins richtige Verhältniß
r Phantasie, wenn man sonst rücken und wenden
ehe man dem Erlebniß oder dem Gesehenen sein
, das man festhalten sollte, abgewinnt. Die Mühsal
chens kennen sie nicht und kaum die des Formens.
sich manche gute Kraft abmüdet und verzehrt, davon
sie nichts; der Zweifel nagt sie nicht und sie finden
chtige. Denn in ihnen schläft das Maß der Dinge.
ber freuen uns des frischen Bornes, der in solchen
n sprudelt, wie eines seltenen und köstlichen, das
u gute kommt und das man kaum zur Genüge schätzen
Rechte Sonnentage, rechte Sonnenmenschen sind
dünn gesäet und gar kostbar gewesen.

Wien. J. J. David.

Theater.

Theater: Die Lästerschule. Lustspiel in 5 Akten von Richard Brinsley Sheridan.

Die Menschen wandeln sich und bleiben dieselben,
liegt die Unsterblichkeit und stete Verjüngungsfähig-
er Kunst beschlossen. Tartüffe stirbt. Es kommt die
in der ein frömmelndes Augenverdrehen und ein ge-
zes Hinknien nur noch lächerlich wirkt. Gut bürger-
Moral, tüchtige und brave Lebensführung heißt die
rung einer neuen Zeit, und — Tartüffe ist wieder
ig. Er trägt einen anderen Rock. Joseph Surface
mt sich anders als Tartüffe und Dusterer's Gebahren
ganz anderes als das der beiden. Und doch hat in
dan's Surface das achtzehnte wie in Anzengruber's
rer das neunzehnte Jahrhundert die ihm eigenthüm-
Tartüffegestalt gefunden. Tartüffe kann nicht sterben.
erschiedenen Inkarnationen der Gestalt können neben-
der stehen und ohne sich zu beeinträchtigen, neben-
der, wie Brüder leben. Das Berliner Theater hat deshalb
aran gethan, mit Aufführung von Sheridan's Läster-
nun auch den Tartüffe des achtzehnten Jahrhunderts
r auf die Bühne zu stellen.

Das achtzehnte Jahrhundert war das kluge Jahr-
ert der Aufklärung und der Popularphilosophie. Die
rität der dogmatischen Kirche wurde gebrochen, ein
r Luftzug wehte in die Häuser des Bürgerthums.
nde verließen das Schiff der Kirche, um sich in die
Wellen zu stürzen: sie griffen vorerst nach dem
immgürtel volksthümlicher Ethik. Joseph Surface ist
mehr der blasse Kirchgänger und Gebetlispeler; der
gleim selbstloser Ethik trieft von seinen Lippen. Er
t Sentenzen. Er ist ein Hüter bürgerlicher Sittsam-
Er sucht seines alten Vormunds junge Frau zu ver-
n und er girrt das Täubchen mit moralischen Sprüch-
und Auseinandersetzungen. Er macht einem jungen
chen den Hof und er verbrämt seine Liebeserklärung
sentenzenreicher Weisheit. In der „Lästerschule" ist er
tüchtige, moralische Kraft und verarmte Verwandte
t er mit der wohlklingenden Münze philosophischer
tung. Er ist der unmoralische Moralist.

England hat schwerere moralische Revolutionen durchzumachen gehabt als irgend ein anderes Land. Auf die erstickende Herrschaft des Puritanerthums und seine Treibhausschwüle folgte die Reaktion mit elementarer Wucht. Die Sinnlichkeit, lange zurückgedrängt, brach überfluthend alle Dämme. Die Unmoralität des englischen Lustspiels der Wycherley und Congreve findet in der Weltlitteratur kaum ihres Gleichen. Tugend hieß Lüge und Laster bedeutete Wahrheit; so rächte sich die Verlogenheit des Puritanerthums. Und wieder folgte die Reaktion. Es kam die Zeit der moralischen Wochenschriften, des bürgerlichen Trauerspiels, der Sittenromane, die Zeit Sheridan's. Aber diesmal wirkte die Moral nicht mehr lähmend, sie führte zum Spüren nach Charakteristischem. Viel philiströs Kleinbürgerliches, aber auch viel Freude am rein Menschlichen und Lust am Knorrigen, Derben! Das Moralisiren hatte nichts ängstliches mehr: ein Moralist wie Sheridan konnte über den unmoralischen Moralisten herzlich und ungetrübt lachen.

Das Leben mit vollen Zügen genießen — warum nicht? Nur wahr sein, darauf kam es ihm an. Josef Surface hat einen Bruder, und das ist ein verkommener Gesell. Er hat sein Vermögen verpraßt, er ist Wucherern in die Hände gefallen und er praßt weiter. Er sitzt mit seinen Trinkkumpanen zusammen, der Champagner perlt, und jedes neue Glas findet seinen zwingenden Grund. Er hat die väterliche Bibliothek verkauft und er verauktionirt seine Ahnengalerie. Er ist ein verkommener Gesell, aber er hat sich eins gesund erhalten, sein Herz. Er hat sich sein dummes weiches Kinderherz bewahrt, und darum führt er die Braut heim. Eine still ängstliche, weiße Mädchenblume steht zwischen den beiden Brüdern.

Tartüffe kann nicht sterben. Die Menschen in Sheridan's Lustspiel waren menschlich so wahr gezeichnet, daß sie lebendig geblieben sind — die Handlung der Komödie muthet heute ein wenig altfränkisch an. Ein reicher Onkel des Bruderpaares, ein prächtiger alter Herr, kommt aus Indien zurück. Er beschließt seine Neffen auf die Probe zu stellen. Er geht als ein verarmter Verwandter zu Tartüffe, als Wucherer zu dem Bruder. Und er findet sie, wie sie sind. Ein Wandschirm schließlich dient dazu, Tartüffe vollends zu demaskiren. Aber dieser Wandschirm! Cumberland hat gesagt, wenn Aristoteles ein ganzes Kapitel gegen Wandschirme geschrieben hätte, er würde doch den Wandschirm in Sheridan's Lästerschule nicht missen mögen. In der tollen Laune und lebensprühenden Schalkheit der Auftritte wird es beinahe selbstverständlich, daß dieser Wandschirm als tückisches Objekt mitagirt. Ueberall sprudelndes Leben und übersprudelnder Witz! Ganze Feuerwerke von Witz puffen auf, wenn sich die Lästerschule versammelt, die Creme der feinen Gesellschaft, die Damen und Herrn mit den spitzen verleumderischen Zungen, die eine Art Chorus bilden und von denen doch jeder einzelne mit Hogarthschem Stift individuell gezeichnet ist. Sheridan ist ein Geistesverwandter Beaumarchais: mit bitterem Lachen konnte er sich alle Bitterniß hinweglachen, in übermüthiger Laune starb sein Zürnen. Als wäre sie in einer gesteigert lustigen Stimmung hingeschrieben, so nimmt sich seine Lästerschule aus. Macaulay, der Bedächtige, schüttelte den Kopf dazu: so witzig sind die Menschen in ihrer Gesammtheit nicht in Wirklichkeit, wie die Personen dieses Lustspiels. Shakespeare hätte das anders gemacht.

Sheridan's Lästerschule wurde zum ersten Mal im Jahre 1777 im Drury-Lane Theater aufgeführt. Im Jahre 1769 hatte Garrick das große Shakespearejubiläum in Stratford veranstaltet, von dem die Wiedererweckung Shakespeare's für England datirt.

Es ist Shakespearischer Geist, in dem Sheridan seine Lästerschule geschrieben hat! Die Komposition ist ganz shakespearisch: nur der innere Entwicklungsgang ist für den Bau bestimmend gewesen. Deshalb kurze Szenen und häufiger Ortswechsel innerhalb der Akte; andererseits schneidet der Aktschluß einmal die am gleichen Ort fortgehende Handlung entzwei. Und was mehr als die Form, die Menschenauf-

fassung zeugt von der Wiedererweckung Shakespearischen Geistes. Die Personen sind nicht nur Träger irgend einer Eigenschaft; sie sind psychisch reich entwickelte Organismen. Sheridan hatte die Widersprüche im menschlichen Herzen nur allzu sehr kennen gelernt — am eigenen Herzen.

Die Geschichte seines Lebens war so glänzend und so melancholisch, hat Walter Scott einmal gesagt. Eine Liebesleidenschaft, Entführung, heimliche Trauung in Frankreich, Rückkehr, Duell, so setzt diese Geschichte ein. Es folgt die Zeit der Theatertriumphe, der Uebernahme des Drury-Lane Theaters und dann die Zeit der großen parlamentarischen Erfolge. Richard Brinsley Sheridan wurde Mitglied des Unterhauses, Unterstaatssekretär, Schatzmeister der Marine. Als Fox einmal gefragt wurde, welches die beste Parlamentsrede sei, deren er sich entsinne, da nannte er die Rede Sheridan's gegen Hastings. Und doch! Sheridan hat sich wohl sein Herz rein erhalten, nicht aber seine Hände. Er ging unter in Noth, Sorgen und Elend. An seinem Sterbebett erschien noch ein Beamter, ihn zu verhaften. Der Tod erwies sich ihm als besserer Freund als das Leben.

Der Mensch Sheridan —? Es gibt eine kleine Geschichte in Lord Byron's Tagebuch: in einer Gesellschaft hatte man über Litteratur gesprochen, und Lord Byron hatte gesagt, alles was Sheridan gethan oder was er sich vorgenommen habe, das sei ‚par excellence' gemacht, es sei in seiner Gattung stets das Beste gewesen. „Jemand erzählte das Sheridan am Tage darauf, und als er es hörte — brach er in Thränen aus. Poor Brinsley!" . .

Sheridan hat seinen guten Namen überlebt, und nun hat doch wieder sein guter Name ihn überlebt.

Vivos voco! Hans Meery hat sich der Aufgabe unterzogen, die Lästerschule für die moderne Bühne zu bearbeiten und zu übersetzen; es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß eine gründliche Bearbeitung dem Stück heut Noth thut. Hans Meery's Bearbeitung aber war eine Vergewaltigung. Er hat — das klingt wie Verleumdung — den Ortswechsel innerhalb der Akte beseitigt! Er hat damit erreicht, daß im ersten Akt — er hat die Szenen einfach umgestellt — zwei Szenen dicht nebeneinander kamen, die sich so direkt widersprechen, daß die lästernde Gesellschaft nicht mehr eine Art Chorus bildete, sondern ein ganzer Akt nur Lästerszenen enthielt, daß der Schlußakt ganz unverständlich wurde und daß die dramatische Entwicklung und mit ihr die Spannung aufgehoben war. Hans Meery's Bearbeitung war pietätlos; sie war, das gilt jawohl als Steigerung, ungeschickt.

Und die Aufführung war dieser Bearbeitung würdig. Arthur Wehrlin schien als Joseph Surface nicht zu ahnen, welche Aufgaben der Charakter an ihn stellte; es war nicht einer, der dem menschlichen Gehalt dieser Komödie gerecht geworden wäre. Der ganze Ton der Aufführung entsprach nicht dem Stimmungsgehalt der Dichtung. Man hat im Berliner Theater Sheridan's Lästerschule auferwecken wollen, man hat sie todtgeschlagen. „Poor Brinsley!" Mortuos plango.

Ernst Heilborn.

Eine Zuschrift an die Redaktion der „Nation".

Malerische Wirkung des Lichtes.

Seit längerer Zeit quäle ich mich bei der Lektüre moderner Kunstschriftsteller und will einmal der gepreßten Seele Luft machen; vielleicht geht es anderen ebenso wie mir.

Ich ginge gerne mit der Zeit und wende mich an die litterarischen Interpreten, wenn ich in modernen Bildern so oft Farbe und Licht finde, „die es gar nicht gibt", wie der Entspekter Bräsig sagt. Aber auch dieser Born der Belehrung bleibt mir Armem verschlo[ssen] ... verstehe meist nicht, was die geistvollen Männer sagen; und sch... da ich den Sinn ihrer Worte nicht entdecken kann — muß ich ... führungen „sinnig" finden. Denn das ist, entsprechend der E... von lucus, die Bezeichnung für das Sinnlose — in höflicher ...

Aber die Kiesel, die ich irrthümlich so lange für Nüsse ... und durchaus aufzuknacken versucht hatte, werden doch gewöhn... nicht für inhaltvolle Nüsse ausgegeben. Der Irrthum fiel ganz ... Last. Meist sind es dithyrambisch-allegorische Redensarten ... naiv, in ihnen wirklichen Inhalt zu vermuthen. Das habe ich ... eingesehen.

Desto größer war meine Freude, als ich in der „Nation" (... pg. 433) einige Bemerkungen über den malerischen Einfluß ... fand. Ich will sie wiederholen:

„Die Malerei hat erst in den letzten Jahrzehnten gelernt, ... fluß des leisen Spiels der Luft auf die Erscheinung der Dinge ... beachten; sie verdankt diesen Fortschritt einer subtileren Auffa[ssung] ... Lichterscheinungen und es geht damit eine feinere Entwicklung des ... sinnes Hand in Hand. Die Luft löst die Schärfe der Umrisse ... Festigkeit der Form leise auf. Die Nichtmaler sehen diesen Einfluß ... zu wenig und die Maler in ihrer Entdeckerfreude vielleicht zu ...

Gott sei Dank, da weiß man doch wie und wo. Darüber ... man reden. Es ist eine ehrliche Behauptung, wenn auch viell[eicht] ... falsche. Die Frage ist doch physikalisch diskutirbar und tritt ... Nebel der Phraseologie heraus. Man kann untersuchen, ob dieser ... fluß der Luft wirklich besteht oder nicht. Versuchen wir's.

Die Lichtstrahlen, welche vom Objekte ausgehend mein ... treffen, gehen durch die Luft, und Eigenschaften dieses Mediums ... darum die Qualität meines Gesichtsbildes, die Schärfe der Contou[ren] ... die Farbe mit bestimmen. Das ist unzweifelhaft. Gehen zwisch[en] ... und dem Objekte Luftströmungen von verschiedener Brechungs... vom Boden auf — wie dann, wenn man über eine sonnige Fläche ... blickt — so entsteht das bekannte Erzittern des Umrisses betr... Gegenstände. — Die Luft ist auch nie rein; sie ist in höherem ... ringerem Grade ein „trübes Mittel". Wenn sie mit den Flüssig[keits]- tröpfchen des Nebels erfüllt ist, oder mit Staub, oder mit den Thei[lchen] des Tabakqualms, dann liegt sie wie ein Schleier vor dem Objekt, ... die Umrisse und dämpft die Farbe. Auch wenn eine große Masse ... Luft zwischen dem Objekt und meinem Auge von der Sonne durch... ist, reflektiren die immer vorhandenen festen Theilchen darin das ... licht, und diese Menge diffusen Lichtes liegt als „Sonnennebel" vor ... Gegenstande, dessen Bild darin verschwimmt. All das ist richtig.

Aber die angeführte Stelle soll die Eigenthümlichkeit von ... porträts erklären, die ich zwar nicht kenne, die aber doch wohl ... über einen Dampfkessel hinweg, noch in einer Tabagie gemalt sind ... Zimmer und auf die Distanz (Dicke der Luftschicht), in welcher ... trät gemalt und betrachtet wird, kommt absolut nichts zur Geltung ... all den eben konzedirten Wirkungen der Luft. Da legt sich ... geringste Duft der Morgenröthe um die gemeine Deutlichkeit der ... Wenn der Maler trotzdem die Contour abstumpft, die Farbe ... harmonisirt, so thut er das nicht, weil er es so sieht, sondern weil ... so malen und sehen lassen will. Ob er damit Recht hat, ist eine ... andere Frage, die hier nicht diskutirt wird. Ich bestreite nur, ... dem Bilde, das ein gesundes Auge von einem menschlichen Antl[itz] ... ruhig beleuchteten Zimmer erhält, die geringste Spur der beschr... Lichtwirkung vorhanden ist. Malen mag das der Künstler, es behau[pten] darf der Kunstschriftsteller nicht.

Wien. J. B.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, ... Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden ... eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37. Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

den Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). nnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim e durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. h (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Im Kaiserhof zu Berlin waren aus ganz Deutschland erbürgermeister, Bürgermeister, Stadträthe und Stadtordnete zusammengekommen, um einen gemeinsamen otest gegen die Umsturzvorlage zu beschließen; und lreiche Gemeinwesen, welche keine Vertreter entsandt ten, erklärten zu diesem Schritt schriftlich ihre Zunmung. Es war eine stattliche Versammlung zusammenommen, und stattlich vor allem an Bedeutung sind e Schichten der Bevölkerung, die durch Deputirte oder rch Zustimmungsadressen ihr Nein der Umsturzvorlage tgegenzusetzen wünschten.

Bei dieser Gelegenheit sind eine Anzahl guter Reden galten worden; in diesen Reden wurden die Gründe, lche so gebieterisch eine Ablehnung der Umsturzvorlage rlangen, übersichtlich noch einmal zusammengefaßt. Aber n Ende machten die Hauptbedeutung dieses Tages weder die gehaltenen Reden noch die vorgebrachten Gründe aus. Wer über diese Vorlage hätte neues sagen wollen, wäre gezwungen gewesen, falsches zu sagen; denn seit Monaten sind die Gefahren, die dieser Gesetzentwurf birgt, so gründlich und so allseitig durchgesprochen worden, daß die Kunst nur darin bestehen konnte, knapp, geschmackvoll und eindringlich das letzte Ergebniß der voraufgegangenen umfassenden Erörterungen zu ziehen. Nach dieser Richtung ist die Bedeutung dieses Städtetages nicht hinausgegangen über den Erfolg zahlreicher anderer glücklich verlaufener Versammlungen, in welchen der gleiche Gegenstand öffentlich behandelt worden ist. Wir wollen auch nicht den Hauptnachdruck darauf legen, daß gerade Männer in städtischen Aemtern sich zusammengefunden hatten. Das Charakteristische dieser Zusammenkunft sehen wir darin, daß bei dieser Gelegenheit wieder einmal die engen Bande des Fraktionswesens gesprengt worden sind. Ein gemeinsames Interesse hatte es gefügt, daß die Idee der Versammlung von dem Prinzen Schönaich-Carolath ausging, der zu den Liberalen von ganz gemäßigter Schattirung gehört, und die Idee ist verwirklicht worden von dem Berliner Stadtverordnetenvorsteher Langerhans, der einer der alten Kämpen der Fortschrittspartei ist. Alle politischen Nüancen, die dazwischen liegen, waren vertreten, und es war eine Verkörperung der so geschaffenen Lage, daß bei dem Bankett neben Rudolf Virchow der Prinz von Schönaich-Carolath saß.

Bei den Tischreden wurden die Konsequenzen der politischen Situation erörtert, die ein einzelnes Ereigniß diesmal geschaffen hatte. Ist es einmal möglich gewesen, die Liberalen verschiedener Richtungen zu gemeinsamer Abwehr zusammen zu fassen, warum sollte es nicht häufiger möglich sein? Und hat sich gezeigt, daß jede einzelne liberale Richtung zu schwach ist, um in entscheidender Weise das Staatsleben zu beeinflussen, warum sollte es nicht eine Möglichkeit geben, die vorhandenen Kräfte zu einer Kooperation neben einander zu führen, statt sie kämpfend zur Freude der reaktionären Gegner gegen einander zu hetzen. Solch' eine Kooperation wäre verderblich nur in einem Falle, wenn sie gleichbedeutend sein müßte mit einer politischen Verwaschenheit, die schließlich jeder gesunden und kräftigen Grundfarbe entbehrt.

Politische Ideen reifen meist nur langsam ihrer Verwirklichung entgegen. Alte Vorurtheile und alte häufig gerechtfertigte Bedenken müssen überwunden werden. Das geschieht nicht von heute bis übermorgen. Aber diese Hemmungen, die vorhanden sind, und deren reale Bedeutung nicht unterschätzt werden darf, können nur dann beseitigt werden, wenn man die Möglichkeit der Beseitigung öffentlich zu diskutiren

beginnt; wenn aus den Verhältnissen heraus sich die Erwägung immer wieder aufdrängt, daß eine politische Aenderung der bisherigen Kampfesweise für die Zukunft des Liberalismus nützlich sein würde. In das Stadium der allmählichen öffentlichen Befreundung mit solchen Gedanken treten wir jetzt langsam; es ist ein Vorstadium, das von der Reife der Frucht vielleicht noch weit entfernt sich befindet; wie weit, das wird wahrscheinlich in höherem Grade vom Uebermuth der Reaktion als vom guten Willen einzelner wohlmeinender Liberaler abhängen; solche Evolutionen werden gewöhnlich ausgeführt unter dem Feuer des Feindes, in der Noth des Augenblicks, durch den Druck der Wählermassen. Aber auch das Vorstadium muß einmal überwunden werden, damit wenn die Verhältnisse es gebieten, die Geister sich bereits daran gewöhnt haben, auf jenen Punkt zu schauen, der eine Neuorientirung ermöglichen würde.

Bei den ersten Versuchen solcher Art halten wir im Augenblick, und nach dem Währungsantrag, der unsere gesammte nationale Wirthschaft gefährdet, nach dem Antrag Kanitz, der den gesammten Getreidehandel bedroht, und die beide einen Zusammenschluß der Bevölkerung auf breiter Basis herbeiführten, verdanken wir eine gleiche Wendung jetzt der Umsturzvorlage, die unsere geistige und politische Entwicklung in spanische Stiefel einzuschnüren versucht.

Wer hat diese spanischen Stiefel bestellt? Sieht man heute die Zeitungen von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken durch, so findet man nur noch Expektorationen, in denen versichert wird, daß weder die Konservativen noch die Nationalliberalen und eigentlich auch kaum das Centrum sich als uneingeschränkte Freunde und Befürworter dieses Gesetzentwurfes oder der zu Grunde liegenden Ideen zu bekennen bereit sind; und langsam wird es ganz mythisch, wie dieser Gesetzentwurf entstanden ist, wie er zuerst hoffnungsvolle Anerkennung neben kleineren Ausstellung hat finden können, wie es dann möglich war, daß er überhaupt die Kommission lebendig passirte, um schließlich einer fast allgemeinen Abkehr und Verachtung anheim zu fallen. Armer Gesetzentwurf. Schade! werden die Nationalliberalen sagen, daß es nicht wenigstens für solche Gesetzentwürfe eine bindende Bestimmung gibt, die lautet: La recherche de la paternité est interdite.

Auch in diesem Fall hat sich gezeigt, daß einzelne Fraktionen des Parlaments den Willen der Bevölkerung nicht ungetrübt wiederspiegeln; in der Nation vollziehen sich Wandlungen, die sehr bemerkenswerth sind, und deren Beachtung die Wähler erst nachdrücklich von einzelnen Parteien des Parlaments erzwingen mußten; Theilen der nationalliberalen Fraktion vor Allem kam erst mit diesem Zwange die wachsende politische Erleuchtung in dieser Frage.

Auch ohne Umsturzgesetz soll der Privatdozent Dr. Arons, der an der Berliner Universität als Physiker wirkt, seiner Lehrthätigkeit verlustig gehen. Gegen seine Führung als Privatdozent liegen nicht die geringsten Bedenken vor; es ist nicht die Behauptung aufgestellt worden, daß Dr. Arons die Physik der Newton und Helmholtz durch eine sozialdemokratische Physik umstürzlerisch ersetzen wolle; auch gegen seine sittlichen Qualitäten wird nichts bemerkt; aber weil seine politischen Anschauungen sozialdemokratische sind, und weil er von dem Recht Gebrauch macht, das jeder Staatsbürger besitzt, innerhalb der gesetzlichen Schranken seine politischen Anschauungen zu vertreten, aus diesem Grunde soll er nicht geeignet sein als Privatdozent die Physik an der Berliner Universität zu lehren.

Man kann zugeben, daß die Sozialdemokratie unserem Staate heute am schroffsten gegenübersteht; aber es hat Zeiten gegeben, wo andere Parteien sich in ebenso schroffer Opposition befanden; solche Zeiten können wiederkehren, und dann würde nach Analogie dessen, was dem Dr. Arons zustoßen soll, der jeweilige Minister bestimmen können, ob ein tadelloser Lehrer des Chinesischen oder der Botanik zugleich als Politiker Demokrat sein dürfte oder nicht. Und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" würde hierauf wiederum in der angenehmen Lage sein, nachweisen zu müssen, daß es ebenso unvereinbar ist, Physik zu lehren und Sozialdemokrat zu sein; wie Botanik zu lehren bei demokratischen Gesinnungen. Mit einem Wort, das Ministerium nimmt sich das Recht, für die Lehrberechtigung an der Universität nicht nur die wissenschaftliche Befähigung und eine tadellose Lebensführung zu fordern, es verlangt überdies politische Anschauungen, deren Qualitäten vorzuschreiben es sich vorbehält; das heißt die Lehrer der Universität unter der politischen Zuchtruthe des Ministers. Gegen solche Auffassung wehren sich auf Grund der bestehenden Statuten die Universitätslehrer mit Recht, denn dann müßte jene Bestimmung der Verfassung: Die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei, durch die Worte ergänzt werden, insoweit es dem jeweiligen Minister aus politischen Erwägungen nicht zweckmäßig erscheint, einem Lehrer der Wissenschaft an der Universität den Mund zu stopfen.

Man rührt also in diesem Falle die tiefeingreifende Frage von der Freiheit der Wissenschaft an; um was zu erreichen?

Herr Arons hat nach unseren Informationen, die wir für recht gute halten können, bisher in der sozialdemokratischen Partei eine überaus bescheidene Rolle gespielt; bescheiden und doch beargwöhnt, wie dies das Schicksal der „Studirten" in der Partei nicht selten ist, und dann um so eher, wenn solch ein geistiger „Arbeiter" sich zugleich im Ruse gesicherten Reichthums befindet. Die Wirksamkeit Herrn Arons innerhalb der Sozialdemokratie beschränkte sich darauf, erfolglos gegen die Parteileitung einige kleine oppositionelle Vorstöße unternommen zu haben. Dieser Mann, der auf wissenschaftlichem Gebiet ein tüchtiger Arbeiter sein soll, ist als Politiker in der Partei also ein recht kleines und unansehnliches Licht, dem es bisher nicht gelungen war, die Augen auf sich zu ziehen.

Da Herr Arons ein reicher Mann ist, so wird er im Nothfall auch ohne Universität ganz gut wissenschaftlich weiter arbeiten können; aber er wird der Regierung die Förderung verdanken, daß er nach seiner etwaigen Maßregelung als Märtyrer zu gesteigertem Einfluß in der Partei gelangt. Die preußische Regierung hat einen Märtyrer mehr geschaffen, der nur ganz schmerzlos einen Titel zu opfern brauchte, um alsdann in seiner Eigenschaft als Verfolgter und Gemaßregelter seine agitatorischen Fähigkeiten für die Sozialdemokratie vervielfacht einsetzen zu können.

O unergründliche politische Weisheit der preußischen Regierung zur erleuchteten Zeit des Herrn von Köller!

Carl Vogt ist in Genf, achtundsiebenzig Jahre alt, gestorben; er war ein Mann von ungewöhnlicher Begabung, ein bedeutender Naturforscher, der seiner Zeit auch politisch und als ein feines feuilletonistisches Talent bis in die jüngste Zeit litterarisch eine reiche Thätigkeit entfaltet hat. Wir hoffen, daß aus berufener Feder sein Bild in diesen Blättern gezeichnet werden wird.

China hat den Frieden von Shimonoseki ratifizirt, und Japan hat sich bereit erklärt, auf die Halbinsel von Liao-Tong nebst Port Arthur zu verzichten. Japan verläßt also wieder das asiatische Festland. Wann? — das wird bisher nicht mitgetheilt; man weiß aber an der englischen Okkupation Aegyptens wie lange die Erfüllung solcher Versprechungen dauern kann; ob gleiche Möglichkeiten hier noch im Hintergrunde schlummern, wissen wir nicht.

Deutschland kann jedenfalls zufrieden sein, daß es zunächst und damit, wie wir hoffen, für immer, durch die Nachgiebigkeit Japans aus einer Situation befreit wurde, die uns entweder in kriegerische Verwicklungen im Osten stürzen mußte, oder die bei einem schließlichen Zurückweichen Deutschlands die bittersten Empfindungen in Rußland angefacht haben würde. Wir hatten uns auf ein gefährliches Spiel eingelassen, bei dem wir handelspolitisch jedenfalls durch die japanische Verstimmung schlecht abschneiden mußten, und bei dem wir politisch nur in einem Falle mit heiler Haut davon kommen

…iten: wenn nämlich Japan nachgab; und konnte man …uf in jedem Falle zuversichtlich rechnen; schwerlich.

Es wird zur Rechtfertigung der Haltung unserer Re…ung ein Argument vorgeführt, das von prinzipieller …eutung ist. Man sagt: es wäre für Deutschland be…lich gewesen, die russisch-französische Freundschaft sich im …en Osten zu einer faktischen Waffenbrüderschaft aus…hsen zu lassen. Nun behauptet man zwar in Paris …er den sogenannten Eingeweihten, daß sich Frankreich … das Abenteuer nur eingelassen habe, weil Deutschland …angegangen sei, und weil Frankreich durch ein Zurück…en nicht völlig der eingebildeten oder realen Vortheile von …onstadt und Toulon habe verlustig gehen wollen. Diese …sion mag auf ihre Richtigkeit unerörtert bleiben; aber … welche Situation kommt Deutschland, wenn es sich um … Wette mit Frankreich für nichts und wieder nichts …ßland zur Verfügung stellt; bei dieser Gratis…vährung von schweren und gefährlichen Diensten …rd der leichtfertigste Gewährer doch schließlich den …rsprung haben, und Rußland braucht nur Deutschland …gen Frankreich und Frankreich gegen Deutschland auszu…elen, um durchzusetzen, was es will.

Wir wünschen gewiß die besten Beziehungen mit …ußland zu unterhalten, aber die Ebene, auf die wir …t solcher Politik kommen, erscheint uns schief; wir …ufen auf diese Weise Gefahr, für russische Interessen in …utige Abenteuer hineinzurutschen, und. da wir doch einmal …i diesem Wetteifer mit Frankreich Halt machen müssen, … ist es besser, wir machen ihn sogleich, und vielleicht ist die …rwartung nicht ganz falsch, daß, wenn wir nicht Frankreich …nterbieten, auch die Franzosen sich besinnen, ehe sie rein …ssische Interessen unbesehens mit französischem Blute durch…fechten bereit sind.

Die österreichisch-ungarische Politik ist in wachsende …chwierigkeiten gerathen. Unmittelbar nachdem der …ngarische Minister Banffy seine Erklärung im …arlament gegen den Nuntius Agliardi abgegeben hatte, …eröffentlichte die offiziöse politische Korrespondenz in Wien …nen Artikel, in dem Graf Kalnoky dem ungari…chen Minister das Recht zu derartigen Erklärungen …estritt. Darauf stellten Kalnoky wie das ungarische Mi…isterium dem Monarchen ihre Portefeuilles zur Verfügung. …er Kaiser wünschte jedoch einen Ausgleich. Es wurde …estgestellt, daß Banffy zu seinen Ausführungen im Parla…nent berechtigt gewesen war; er selbst erwies es durch Vor…esung von Aktenstücken im ungarischen Reichstag und anderer…eits erhielt Kalnoky ein kaiserliches Handschreiben, das ihn …es Vertrauens der Krone versichert. Natürlich ist dadurch …er Konflikt nur verkleistert. Die Stellung Kalnoky's in den Delegationen ist erschüttert und andererseits sind die Ungarn unzufrieden, daß dem gemeinsamen Minister der auswärtigen Angelegenheiten das Vertrauen der Krone öffentlich ausge…sprochen wurde, nicht aber den ungarischen Kabinetschef.

Aber auch in Oesterreich drohte eine Krisis auszu…brechen. Die ultramontanen Mitglieder jener Koalition, die das Ministerium stützt, interpellirten wegen des Zwischen…falles zu Gunsten der vatikanischen Politik; im Falle der Erörterung drohten die Liberalen mit entschiedener Wah…rung ihres Standpunktes; das wäre also das Ende der Koalition, und damit der Anfang einer Regierungskrisis in Oesterreich gewesen; sie wurde noch gerade vermieden, indem der österreichische Ministerpräsident durch eine Erklärung, welche auch die Liberalen acceptirten, die Erörterung der Inter…pellation ablehnte. Daß schließlich auch der Nuntius Agliardi nicht in Wien bleiben kann, ist gleichfalls klar.

Dieses ganze gefährliche Geflecht von Krisen und Verwicklungen ist die Wirkung der heimtückischen Intriguen der Ultramontanen gegen den Liberalismus in Ungarn vor Allem, aber dann auch gegen den österreichischen Liberalis…mus. In diesen Erfahrungen liegt für uns eine Lehre.

* * *

Zum Jubiläum der Eroberung Roms.

Am 20. September dieses Jahres werden 25 Jahre verflossen sein, seitdem sich Italien das unsterbliche Verdienst erwarb, die unnatürlichste Staatenbildung Europas zu vernichten. Als die Truppen Victor Emanuels durch die Bresche der Porta Pia in die ewige Stadt nach kurzem und unblutigem Kampf einzogen, da ging ein Jubelruf durch das liberale Europa. Denn es war durch diese Eroberung nicht nur das Gebäude der italienischen Einheit vollendet, es war eine civilisatorische That vollzogen worden. Mit den Italienern zog der moderne Staatsgedanke ein in die Hochburg des Mittelalters. Und gerade die katholischen Mächte Europas. die damals vierzehntägige Republik, die um ihre Existenz rang, und das orthodoxe Oesterreich, ja sogar das von einem klerikalen Ministerium regierte Belgien beeilten sich, den König zur Erfüllung dieser letzten Hoffnung seines erstarkten Volkes zu beglückwünschen, und Rom als die Hauptstadt Italiens anzuerkennen. So sicher waren sie, daß die Vernichtung der weltlichen Herrschaft das moralische Ansehen des Papstthums und die großen Aufgaben der katholischen Kirche nicht beeinträchtigen würde. Was so fromme Katholiken, wie der heilige Bernhard und die heilige Katharina, den Päpsten vor Jahrhunderten gepredigt, was so starke Geister wie Petrarca und Dante besungen und begründet halten, daß die Macht der katholischen Kirche und ihres Oberhauptes durch den weltlichen Besitz nicht gestärkt, sondern geschwächt würde, das hatte deutlicher als alle seine Vorgänger das letzte Jahrhundert der Menschheit bewiesen, an dessen Anfang ein Papst um seines weltlichen Besitzes willen in die Gefangenschaft geführt, in dessen Mitte ein Papst um seines weltlichen Besitzes willen vom empörten Volke verjagt und durch fremde Waffen wieder zurückgeführt wurde. Es gab nicht mehr viel Leute in Europa, die Angesichts der Beweiskraft der Weltgeschichte durch die Eroberung Roms die katholische Kirche bedroht glaubten, und die deshalb aus Gewissensbedenken ein Staatswesen aufrechterhalten wollten, das sie mit Lamartine für die Vereinigung aller Mängel aller Staatsformen in einem einzigen Regierungssystem hielten. So bringt uns denn dieses Jahr das Jubiläum eines geschichtlichen Vorganges, der von Bedeutung für die ganze civilisirte Welt ist. Der 20. September ist einer von den wenigen Gedenktagen, die nicht ein Volk, sondern die Familie der Völker gemeinsam feiern könnte. Aber in dem verflossenen Vierteljahrhundert ist mehr als ein Reif auf die Frühlingssaat gefallen, die in dem großen Kampfe des Jahres 1870 gesät worden ist. Und eines der betrübendsten Symptome für den Rückgang des Liberalismus in Europa ist es, daß eine gemeinsame Feier dieses bedeutungsvollen Gedenktages unmöglich erscheint. Bedürfte es noch eines Beweises dafür, daß die Macht der klerikalen Einflüsse unabhängig ist von dem weltlichen Besitze der Päpste, so hätten ihn wohl die Vorgänge der jüngsten Zeit erbracht. Es weht durch Europa ein Hauch klerikalen Geistes, der zum Sturmwind werden wird, wenn man ihm freies Spiel läßt. Wenn man die religiösen Aufgaben der katholischen Kirche zu unterstützen glaubte, als man die unnatürliche Verbindung von geistlicher und weltlicher Macht auflöste, so hat man doch zugleich der Hoffnung gelebt, daß man dadurch den klerikalen Machtgelüsten, die mit der Religion nichts gemein haben, und soeben auf dem vatikanischen Konzil eine Orgie gefeiert hatten, einen gewaltigen Damm entgegenthürmte. Nicht einmal das ist gelungen. Der Damm ist durchbrochen worden; auch die Verwirklichung gar vieler kulturfeindlicher Gedanken des Syllabus scheint möglich zu sein, ohne daß der Papst Soldaten und Unterthanen hat. Der Augenblick, in welchem der Geist des Mittelalters, den man im Jahre 1870 in den Vatikan einsperrte, in den deutschen Reichstag seinen Einzug hält, in welchem aus der Vertretung des Volkes, in dem die Reformation geboren wurde, der Antrag gestellt werden konnte, daß man um seines Glaubens willen ganz wie in den Zeiten Philipps II. wieder ins Gefängniß ge-

worfen werden könne, der Augenblick ist nicht gut gewählt für eine Völkerfeier am Gedenktage der Vernichtung jenes Staates, dessen Lebensbedingung die Unfreiheit der Gewissen war.

So wird denn Italien allein das Fest begehen, zu dem es die anderen Völker hätte zu Gast laden sollen. Schon bereiten Vereine, Gemeinden, Provinzen und die Regierung selbst sich auf den Gedenktag vor. Auf dem Gianicolo soll am 20. September das Denkmal Garibaldi's in der Nähe der Stelle enthüllt werden, an der er die römische Republik gegen die französische todesmuthig, aber erfolglos vertheidigt hat. Es wird ein Reiterdenkmal von ungeheuren Dimensionen werden. Vor dem noch im Bau begriffenen Justizpalast soll das Denkmal Cavour's am gleichen Tage enthüllt werden. Die Archäologen der ganzen Welt sollen an die Wiege ihrer Wissenschaft zu einem Kongresse geladen werden, Volksfeste und Ausstellungen sollen in der Villa Borghese stattfinden, und die Bürgermeister Italiens sollen zu den Festlichkeiten in der Hauptstadt zusammenkommen, damit alle Welt sehe, daß dieses Fest ein nationales Ereigniß sei. Mit großen Worten wird das alles angekündigt; Komitees bilden sich zur Vorbereitung und tagen in Prachtlokalen; aber die Parteien liegen schon jetzt im Streite über die Bedeutung des Festes; den Radikalen und Republikanern ist es zu dynastisch, die Klerikalen halten sich selbstverständlich fern, und von den Gemäßigten liebäugeln die Einen mit dem Vatikan, die Anderen warnen vor Verschwendung. Schließlich wird es am Nöthigsten fehlen, und die Wirklichkeit wird weit hinter den großen Plänen zurückbleiben. Das Denkmal Cavour's, wenn es wirklich enthüllt werden sollte, wird auf dem trümmerbesäten, wüsten Platz hinter dem unvollendeten Justizpalast zwischen Bauschuppen und Bretterbuden ein Symbol für die häßliche Unfertigkeit von Zuständen sein, zu denen der größte Staatsmann Italiens die Pläne entworfen und den Grund gelegt hat. Und wenn man betrachtet, wie das Riesenhaus bei der Peterskirche jetzt von fast allen Parteien belagert wird, wie um die Stimmen der Katholiken geworben wird, die aus dem Vatikan die Wahlvorschriften empfingen, wie einflußreiche Patrioten, die ihr ganzes Leben dem Kampf gegen den Klerikalismus gewidmet haben, die große Macht, die sie siegreich bekämpften, umbuhlen, dann will es scheinen, als ob auch in Italien ein reaktionärer und klerikaler Geist wieder lebendig würde. Von diesen Freunden des Klerus gehen freilich auch die, welche nicht nur aus Gründen der Opportunität, sondern von ihren religiösen Empfindungen getrieben, Nachgiebigkeit gegen den Vatikan predigen, nicht so weit, daß sie auch nur einen Quadratmeter italienischen Bodens abtreten wollten. Aber viele von ihnen wünschen die Wiedereinführung von Gedanken in das italienische Staatskirchenrecht, die man zugleich mit der Vernichtung der weltlichen Macht für immer abgethan zu haben glaubte. Deshalb werden die Feste dieses Jahres, wenn sie der Stimmung der einflußreichsten Personen entsprechen sollen, einen viel bescheideneren Charakter haben, als das große Ereigniß erheischt, zu dessen Gedächtniß sie gefeiert werden. Sie werden einen nationalen Charakter haben; sie werden der Vollendung der Einheit gelten, aber sie werden die weltgeschichtliche, die civilisatorische Bedeutung des Tages verleugnen.

Als die Italiener im Jahre 1870 die Trikolore auf den Thurm des Kapitols pflanzten, da gab es viele, welche die große Schonung schmerzlich empfanden, mit der man die Mißregierung vieler Jahrhunderte beseitigte. Damals gab Giosuè Carducci diesen Stimmungen Ausdruck, indem er den „Gang der Italia auf's Kapitol" durch die beißendste politische Satyre verhöhnte, die in Italien seit Giusti geschrieben worden war. Heute ist kein Carducci mehr da, der die Geißel des Hohnes schwingt, und feierlich daran erinnert, daß Italien vor einem Vierteljahrhundert nicht nur sich selbst, sondern den heiligen Ideen des Liberalismus für die Menschheit einen Dienst geleistet hat. Und wenn am 20. September oben auf dem Gianicolo die Hülle vom Denkmal des Volkshelden fällt, dann wird sein greiser Waffengefährte, der doch nur dem Kampf für die Ju[...] seiner Jugend den Einfluß verdankt, den er im A[...] nießt, vielleicht einen entschuldigenden Blick hinüber [...] Peterskuppel werfen.

Rom, im Mai. E. Mühling

Parlamentsbriefe.

XIX.

Der Reichstag steht heute nach halbjährigem [...] sammensein vor der großen Aufgabe, die ihm für [...] Session gestellt ist, vor der Umsturzvorlage, und [...] beschlußfähig geworden, was seit vielen Wochen nicht [...] Fall war. Ehe er in die Berathung der Umsturzv[...] eintrat, hat er noch zwei Wahlprüfungen erledigt und [...] Folge dessen zwei Mitglieder aus dem Hause ausgeschl[...]. Die beiden Fälle haben mehr Aufsehen erregt, als gew[...]lich bei Wahlprüfungen der Fall zu sein pflegt, und [...] dürfen daher der Erwähnung.

Für Herrn von Dziembowski, der trotz seines polni[...] Namens ein guter Deutscher ist, hatten ein Landrath [...] ein Landrathsamtsverweser einen Wahlaufruf unter [...]fügung ihres Amtscharakters unterschrieben und dam[...] Wahlbeeinflussung ausgeübt, welche der Reichstag von [...] für unzulässig gehalten hat. Dieser Wahlaufruf war [...] so verwerflicher, als er den Nationalitätenhaß aufrief [...] von den Wählern verlangte, sie sollten unter keinen [...]ständen für einen Polen stimmen. Entweder betrachtet [...] die preußischen Staatsbürger polnischer Zunge als [...] berechtigte Angehörige des Deutschen Reiches, dann hat [...] Landrath das Recht, gegen ihre Wahl zu eifern. Oder [...] macht Ernst mit der Auffassung, daß die Polen eine [...] und feindselige Rasse sind, dann ist es eine Grausam[...] von dem Landrath, seinen Kreiseingesessenen polni[...] Zunge die Wahl eines Deutschen zuzumuthen. Versetze [...] mich in die Lage eines Wählers im Kreise Bomst, so [...] ich sagen, daß ich Herrn von Dziembowski, einen liebe[...]würdigen und wohlmeinenden Herrn, gegen einen [...] gern unterstützt hätte, daß ich aber bei einer Stich[...] zwischen einem Polen und einem Genossen des [...] Ahlwardt es für Pflicht gehalten haben würde, den [...] zu unterstützen, um das Deutschthum vor dem Schick[...] bewahren, durch einen Mann vertreten zu sein, der [...] nicht würdig ist. Daß die Nationalliberalen die [...] Kraft aufwendeten, um diese unhaltbare Wahl zu [...] gehört zu den Unbegreiflichkeiten, die ihnen schwer verg[...] werden können.

Anders steht es mit der Wahl des Herrn Bött[...]. Dieselbe ist beanstandet worden auf Grund einer Re[...]frage, die verschieden beantwortet werden kann. Das [...]gesetz enthält eine dunkle und mit dem Wahlreglement [...] vereinbare Stelle, und keine juristische Gelehrsamkeit [...] im Stande sein, die Zweifel zu lösen. Man muß entwe[...] das Wahlgesetz oder das Wahlreglement ändern, um [...] in Einklang zu bringen. Die Nationalliberalen waren [...] ihrem guten Recht, wenn sie die Wahl des Herrn Dr. Bö[...] vertheidigten. Sie haben aber diese Vertheidigung [...]lassen in dem Augenblicke, wo die Gelegenheit dazu gege[...] war. Herr von Marquardsen, der sprechen wollte, hat [...] nicht zum Worte gemeldet. Mit einem so gelehrten H[...] muß man auch in gelehrten Wendungen sprechen, er [...] nach dem Ausdrucke des römischen Rechts, gehandelt [...] Jemand, qui haud recte et uti oportet, se defendit. [...] hat auch unterlassen, sofort nach dem Schluß der Deba[...] zu erklären, daß er seine Wortmeldung aus Versehen [...]lassen habe, und um die Gefälligkeit zu bitten, die Deba[...] noch einmal zu eröffnen. Statt dessen erbitterte er [...] Anzweifelung der Beschlußfähigkeit des Hauses, und [...] drei Tage später um die Gefälligkeit bat, hat man sie [...]

...eigert. Daß das Haus die Pflichten der Gefälligkeit ...tzt hat, bedauere ich; daß es die Pflichten der Gerechtig... verletzt hat, bestreite ich. Abgesehen von der Rechtsfrage, ...elcher ich auf Seiten der Nationalliberalen stehe, steht ... die Wahl des Dr. Böttcher auf gebrechlichen Füßen. ...hat sehr wenig Stimmen über die absolute Majorität ...lten, und ohne die Akten in der Kommission noch ein... einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen, war es ...t möglich, die Gültigkeit der Wahl auszusprechen.

Die Umsturzvorlage hatte am Dienstag noch recht gün... Aussichten; es schwebten Verhandlungen zwischen den ...servativen und dem Centrum, die auf einen Ausgleich ...elten; vom Dienstag auf Mittwoch sind diese Verhand...ngen gescheitert und die Vorlage gilt jetzt für verloren. Die ...servativen und Freikonservativen betheuern, man müsse ein Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokraten zurück...men; das Centrum will von seinem Standpunkt nicht ...ssen, die übrigen Parteien sind gegen das ganze Gesetz ... die Regierung hat bereits einen Ton wehmüthiger Ent...ng angeschlagen. Möglicher Weise kommen die drei ...itärparagraphen zu Stande; im Uebrigen aber scheint die ...ahr aufgeschoben bis zur nächsten Session, wo die Sache ...rscheinlich in anderer Form wiederkehren wird. Das ...auerliche an dem ganzen Vorgang ist, daß eine unge...te Aufregung hervorgerufen ist pro nihilo; und daß ...e Aufregung möglicher Weise wiederkehren wird, ist noch ...merlicher.

Die Antisemiten haben eine lärmende Interpellation ...gebracht wegen der Steigerung der Petroleumpreise. Was ...verlangen, wird aus ihren Aeußerungen nicht klar. Ent...er müßte die Regierung neue Petroleumquellen aus der ...e stampfen, was seine Schwierigkeiten haben wird, da ... neue Reichskanzler nicht so große Stiefeln trägt, wie ...e beiden Vorgänger, oder sie müßte ein Gesetz erlassen, ...ches die Ringbildungen in Amerika verbietet und zu ...em Zwecke müßte sie sich zuvor mit Uncle Sam auf ...n recht guten Fuß stellen. Der Präsident hätte übrigens ... korrekter Handhabung der Geschäftsordnung diesem un...higen Lärm vorbeugen können.

Die Kommission, an welche der Antrag des Freiherrn ... Heyl über Kündigung des Handelsvertrages mit Ar...tinien verwiesen ist, hat beschlossen, diesen Vertrag zu ...digen. Unsere Regierung wird diesen Beschluß in den ...pierkorb werfen, aber vielleicht kommt die argentinische ...gierung unseren Schutzzöllnern freundlich zu Hilfe, indem ... die Kündigung vornimmt.

Die Kommission über den Antrag Kanitz arbeitet mit ...ßer Gründlichkeit; vor der Hand hat sie mit geringer ...ajorität eine agrarische Resolution verworfen, welche den ...ß ausspricht, daß gleichmäßige Preise der Beweglichkeit ... Preise vorzuziehen seien. Wenn man sich vergegenwärtigt, ... hoch die Preise für Eisen, Kupfer, Baumwolle, Soda ... hundert Jahren gestanden haben, wird man den ganzen ...ffinn dieses Satzes ermessen. Es werden aus dieser ...mmission noch gar manche Neuigkeiten vermeldet werden ...nen, ehe der Kern des Antrages Kanitz ausgegraben ist.

Das Abgeordnetenhaus genießt otium cum dignitate, ... deutsch: Ferien mit Diäten. Anscheinend soll der Ab...luß der Stempelvorlage abgewartet werden. Inzwischen ...t es stets heidenmäßig viel Geld für agrarische Zwecke ...rig. Zwanzig Millionen sollen verwendet werden, um ...n agrarischen Kreditgenossenschaften zu Hilfe zu kommen. ...r die Verbesserung der Verpflegungsstationen soll mehr ...ld ausgegeben werden. Im Hintergrunde steht eine ...umme von hundert Millionen, die ausgegeben werden soll, ...n neue bäuerliche Stellen zu schaffen und bankerotte Groß...unddbesitzer über Wasser zu halten, und das Alles in einer ...it, wo über Finanznoth geklagt und die Tabaksindustrie ...ermüdlich mit Steuerprojekten belästigt wird, die sich dann ...ts als unausführbar erweisen.

Proteus.

Gustav Freytag als Kulturhistoriker.

Wer die Nachrufe und Erinnerungsartikel, die in diesen Tagen dem dahingeschiedenen großen und guten Manne gewidmet werden, mit kritischerem Blick durchsieht, wird leicht die Empfindung haben, daß man neben dem Dichter Freytag dem Historiker Freytag nicht in dem Maße gerecht wird, wie es zur völligen Würdigung der Bedeutung dieses reichen und harmonischen Geistes erforderlich ist. Vergessen ist der Verfasser der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ gewiß nicht. Es gehört zu den wenigen erfreulichen Erscheinungen auf dem deutschen Büchermarkt, daß das Publikum nicht nur einem so gräßlichen Buche wie dem „Rembrandt als Erzieher“ in kurzer Zeit zu vierzig und mehr Auflagen verhalf, um es dann schleunigst zu vergessen, sondern daß es auch ein Buch wie Freytags „Bilder“ immer aufs neue kauft, um es wie ein Hausbuch zu lesen. Aber es wird sich selten bewußt, daß es damit das wichtige Werk eines ganz hervorragenden Gelehrten erwirbt, freilich eines Gelehrten, dessen glückliche Art es verstand, in der Form der Darstellung den Gelehrten ganz zurücktreten zu lassen und nur den liebenswerthen Schriftsteller zu zeigen. Es war durchaus Freytags Absicht, ein Hausbuch zu geben: aber die vollendete Durchführung dieser Absicht läßt nicht nur das große Publikum, sondern leider auch die zünftigen Gelehrten gar zu häufig verkennen, daß dieses Buch auch in der Geschichte der deutschen Wissenschaft eine bedeutende Stellung einnimmt.

Keineswegs will ich damit der Form des Buches auch nur den leisesten Vorwurf machen. Es wird immer als ein erfreulicher Gewinn angesehen werden müssen, wenn der gebildete Deutsche so mühelos so ausgezeichnete litterarische Kost erhält. Und nicht minder erfreulich ist, daß unser Publikum das Werk wirklich gern liest. Freilich dem Ungeschmack des „gebildeten“ Banausen sagt es nicht zu. Ich hörte vor längerer Zeit ein kluges junges Mädchen ihrem Tischnachbar, einem Privatdozenten der Naturwissenschaften, von der Lektüre der „Bilder“ begeistert sprechen und sah es förmlich erschrecken, wie dieser Jünger der Wissenschaft — der junge Mann ist heute Professor — ihr überlegen erwiderte: „Wie kann man so langweiliges Zeug lesen!“ Noch denkt glücklicher Weise der größte Theil unseres litterarischen Publikums nicht so. Und Freytag hat nicht nur durch die „Journalisten“ und „Soll und Haben“, sondern auch durch die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ seine feste Stelle im Herzen des deutschen Volkes.

Aber ich möchte, wie gesagt, auch seine Bedeutung für die Wissenschaft mehr gewürdigt wissen, so wenig er auch selbst auf sein Verdienst in dieser Beziehung pochte. Indessen verdankt ihm die Kulturgeschichte in der That eine ganz außerordentliche Förderung. Sein Blick hat auf diesem Gebiete ganze große wichtige Theile überhaupt erst entdeckt. Ich werde davon noch zu sprechen haben.

Ursprünglich hatte Freytag bekanntlich überhaupt sich den gelehrten Beruf erwählt. Aber er war Philologe, nicht Historiker. Indessen fand er an Textkritik und Interpretation, wie sie namentlich die klassischen Philologen betrieben, schon als Student wenig Geschmack „Bald wandelte ich auf Seitenwegen. Ambrosch begann gerade als junger Professor seine Vorlesungen über Privatalterthümer und antike Kunst, ihn hörte ich gern und ihm verdanke ich nicht wenig.“ Ein anderer Lehrer, der sehr seine Richtung bestimmte, war dann Hoffmann von Fallersleben. „Durch ihn wurde ich in das weite Gebiet der germanischen Alterthümer eingeführt.“ Nicht ohne Einfluß auf Freytags spätere Neigung war wohl auch ein Studiengenosse, Adalbert Kuhn. „Neben seinem Sanskrit las er auch Schriftwerke des deutschen Mittelalters, er sammelte schon damals eifrig die kleinen Ueberlieferungen unseres Volks: Sagen, Märchen und Gebräuche.“ Immerhin blieb doch Freytag in erster Linie Philologe. Lachmann war ihm ein geehrter Lehrer. Unter seinem Dekanate wurde Freytag denn auch promovirt und die Dissertation (De initiis scenicae poesis apud Germanos) zeigt wieder seine Neigung für die Alterthumskunde. Rein litterarhistorisch

ist aber seine Habilitationsschrift über die Dichterin Hroswith und das Fach, für das er sich als Privatdozent in Breslau habilitirte, war „Deutsche Sprache und Litteratur".

Bald zeigte sich indeß seine Neigung zur Kulturgeschichte stärker. Er begann für sich selbst auf diesem Gebiet zu sammeln, excerpirte die Monumenta Germaniae und trug, wie er berichtet, „vorzugsweise kulturgeschichtliche Notizen zusammen".

Diese Neigung führte denn schließlich zu dem jähen Ende seiner akademischen Laufbahn. Der Grund, warum er seine Vorlesungen einstellte, war bekanntlich „die Weigerung der Fakultät, ihm eine beabsichtigte Vorlesung über deutsche Kulturgeschichte zu gestatten". Der Beschluß der Fakultät ist blamabel, wie manches, was deutsche Fakultäten beschlossen haben. Er hat auch zunächst — freilich kam dazu die immer stärkere Lust zu dichterischem Schaffen — die gelehrte Thätigkeit Freytags in den Hintergrund gedrängt, denn das Verweigern war ihm „ärgerlich". Aber er hat doch den Gewinn, den die deutsche Wissenschaft von dem durch die üblichen Fakultätsintriguen damals unterdrückten jungen Gelehrten noch haben sollte, nicht verhindern können. „Was ich etwa von den Zuständen aus deutscher Vergangenheit den Zuhörern hätte berichten können, das mitzutheilen habe ich mir später mit reicherem Wissen doch nicht versagt, wenn auch in anderer Form".

Diese „andere Form" war nun freilich mit durch die Aufgabe des Gelehrtenberufs veranlaßt. Nicht für das Publikum einer gelehrten Zeitschrift, sondern für den weiten Leserkreis einer Wochenschrift begann nach einer Reihe von Jahren Freytag kulturgeschichtliche Bilder mitzutheilen, „soweit die Grenzboten dergleichen vertragen konnten".

Aus der Erweiterung dieser Schilderungen erwuchs dann bekanntlich das 1859 erschienene Buch „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", die die Jahrhunderte der Reformation und des dreißigjährigen Krieges sich zum Vorwurf nahmen. Bis in unser Jahrhundert gingen dann die 1862 erschienenen „Neuen Bilder". Und erst 1867 erschienen die Bilder „aus dem Mittelalter"; und nun wurde das Ganze zu einem einheitlichen Werk verbunden. Auch hier war, wie schon betont, die Rücksichtnahme auf die Gesammtheit der Gebildeten maßgebend. Die Bilder sollten „ein Hausbuch gebildeter Familien abgeben können". — —

Die Skizzirung dieser äußeren Entwicklung besagt zunächst wenig. Insbesondere bedürfte es genaueren Nachweises, welche Umstände die kulturgeschichtliche Neigung Freytags erweckten, förderten und begünstigten. Aber über das Entstehen solcher Neigung vermag sich in der Regel der Einzelne selbst nicht Rechenschaft zu geben. Und so gibt auch Freytag darüber keinen Aufschluß. Er spricht einmal von seinen „geschichtlichen Liebhabereien". Es zog ihn also zu diesen Studien und er hatte seine Freude daran. Wir haben es mit einer Anlage, einem angeborenen Sinn dafür zu thun. Und weiter: „Immer hatte mich das Leben des Volkes, welches unter seiner politischen Geschichte in dunkler, unablässiger Strömung dahinfluthet, besonders angezogen, die Zustände, Leiden und Freuden der Millionen kleiner Leute." Auf diese Art der geschichtlichen Auffassung und Beobachtung ist zweifellos die Anlage auch von wesentlichstem Einfluß, aber hier kommen die Verhältnisse der Familie, der Umgebung, in der der Einzelne aufgewachsen ist, insbesondere auch die Zeitverhältnisse und Zeitströmungen doch auch sehr in Betracht. Freytag wurzelt tief mit allen Fasern im Bürgerthum, und andererseits ist ihm aus der Jugend her für das gemüthliche Empfinden der Menschen, für das Leben und Dasein in Haus und Familie ein empfänglicher Sinn tief eingeprägt.

Dazu kamen die Einflüsse der Zeit. Die Romantik hatte doch ihre sehr günstigen Folgen. Auf das vergangene „Volksthum" war in ganz anderer Weise der Blick gelenkt als vordem. Arnim und Brentano hatten die Volkslieder der Deutschen gesammelt, Görres auf die „Volksbücher", aber weiter auch auf die kleine Volkslitteratur, die Arznei- und Traumbücher, die Praktiken u. s. w. hingewiesen, die Brüder Grimm die Märchen und Sagen herausgegeben und andererseits kräftig auf dem Gebiet [illegible] germanischen Alterthümer, des Rechts und der Mythologie gearbeitet. Die Grimms wie Uhland hatten [illegible] eine wirklich wissenschaftliche Anschauung in diese Strömung hineingebracht und die Dilettanten zurückgedrängt. Die Grimms, insbesondere Jakob, hatten unter andern auch das Interesse Hoffmanns von Fallersleben [illegible] den klassischen Studien auf die deutsche Sprach- und Alterthumskunde hingelenkt, und Hoffmann war es wieder, [illegible] wie wir schon gesehen haben, den jungen Freytag in [illegible] Richtung ganz wesentlich beeinflußte. Uebrigens finde [illegible] auch die Neigung Hoffmanns, aus alten Drucken und Handschriften allerlei für die deutsche Litteratur- und Kulturgeschichte zu sammeln, bei Freytag wieder. Er erzählt, [illegible] er für die Kulturgeschichte „schon in Breslau allerlei [illegible] den Chronisten des Mittelalters eingesammelt" habe [illegible] legte sich auch eine Sammlung alter Flugschriften an [illegible] brachte viel von dem zusammen, „was einst in Reimen [illegible] Prosa der Erheiterung und Belehrung und den [illegible] interessen des Volkes gedient hatte". „Ich verdanke [illegible] Büchlein", sagt Freytag, „allerlei Kenntniß von Zuständen im Volk, Sitte und Brauch, die man in größeren [illegible] der vornehmen Litteratur vergebens sucht."

Haben wir so auf die Strömung in der [illegible] Wissenschaft hingewiesen, die Freytag's Sinn für die [illegible] Kulturgeschichte zweifellos nur beeinflußte und förderte, dürfen wir auch nicht vergessen, daß die politische Anschauung der Zeit eine solche Richtung [illegible] unterstützte. Die demokratischen und liberalen Ideen [illegible] meines Erachtens überhaupt unzweifelhaft dazu beigetragen, daß man in neuerer Zeit neben der Geschichte der Staaten und Kriege auch die Geschichte des Volkslebens, [illegible] geistigen, sittlichen und materiellen Kultur in den Vordergrund stellte. Der Kampf, den das Bürgerthum um [illegible] kennung seiner politischen Rechte führte, lenkte auch die [illegible] merksamkeit auf die Vergangenheit dieses Bürgerthums [illegible] der Fürstenhaß jener Tage beförderte die Abneigung [illegible] die rein politische Kabinets- und Kriegsgeschichte.

Freytag war ein energischer Vorkämpfer des Bürgerthums und ist es zu unserer Freude immer geblieben. [illegible] liberale Politiker aber hängt mit dem Kulturhistoriker Freytag zusammen.

Ich versage es mir, die allgemeinen und speziellen Einflüsse, die ich für die stärkere Betonung rein kulturgeschichtlichen Sinnes überhaupt und bei Freytag im besonderen [illegible] wichtig erachte, weiter auszuführen und will nur kurz [illegible] charakteristische Züge der Thätigkeit Freytag's auf dem Gebiet zu veranschaulichen suchen.

Nicht ohne Bedeutung ist es, daß Freytag von [illegible] Litteraturgeschichte her auf die Kulturgeschichte [illegible] führt wurde. So läßt sich erklären, daß das geistige, [illegible] gemüthliche und sittliche Leben weit mehr im Vordergrund steht, als das wirthschaftliche. Es ist das [illegible] bei dem Erscheinen der Bilder bemerkt worden. Karl Braun, der bekannte Schilderer der Kleinstaaten hat in der [illegible] schen Vierteljahresschrift von 1868 die Freytag'schen Bilder rezensirt und einen Abschnitt daraus unter demselben [illegible] den dieser Versuch trägt: „Gustav Freytag als Kulturhistoriker" in den Bildern aus der deutschen Kleinstaaten nochmals abdrucken lassen. Es heißt darin:

„Allerdings sind in Freytag's ‚Bildern aus der deutschen Vergangenheit' auch die wirthschaftlichen Zustände des betreffenden [illegible] alters stets berührt, in der Regel richtig aufgefaßt und mit [illegible] um das Bild zu vervollständigen und demselben das richtige [illegible] geben. Allein wir hätten gewünscht, daß sie, wenigstens bei [illegible] Schilderungen und in gewissen Perioden, mehr Hauptbestandtheil [illegible] Tableaus und weniger Staffage wären. Denn gerade diese Bilder [illegible] der Geschichte der wirthschaftlichen Kultur würden wesentlich [illegible] getragen haben, unsere Blicke zu schärfen für die Vergangenheit und [illegible] der letzteren praktische Rathschläge für die Gegenwart und die [illegible] Zukunft zu abstrahiren."

Gerade heute, wo die Wirthschaftsgeschichte große Fortschritte gemacht hat und die Kulturgeschichte wesentlich [illegible] wirthschaftlichen Gesichtspunkten aus angesehen wird, kann [illegible]

…'s Worte nicht für unberechtigt halten. Aber ich … doch, daß die höheren Aufgaben des Kulturhistorikers …er Seite liegen, die gerade Freytag vortrefflich zum …uck gebracht hat. Nur ihr Zusammenhang mit der …chaftlichen Entwickelung muß jetzt stärker betont wer… …ls es Freytag damals betonen konnte.

Das Beste und Trefflichste hat Freytag nun insbeson… für die Geschichte des deutschen Gemüths gegeben. …llen nicht die Verdienste und Beobachtungen anderer …r treffliche Wachsmuth z. B. ist zu Unrecht vergessen …erkannt werden: aber so wie Freytag hat es keiner …nden, in das Gemüthsleben der Vergangenheit zu …en. Das war es, was ihm vorschwebte „ein Bild zu … von fast zweitausendjähriger Entwickelung unserer …seele.“ Ihm schienen die bisherigen Geschichtswerke … über die großen Vorgänge des Mittelalters keine …gende Erklärung zu geben, „denn es blieb bei allen …gten von Thatsachen unklar, welche treibende Kraft in … Zuständen und in dem Gemüth des Volkes dies Große …laßt hatte“. Und charakteristisch ist der Satz: „Schon …einer Jugend hatte ich mich zuweilen mit diesen Räth… beschäftigt.“

Dieses Dringen in die Volksseele macht das Buch in … Linie zu einem so hervorragendem Werk. Freytag … die dem Kulturhistoriker absolut nothwendige …fühligkeit und Beobachtungsgabe in höchstem Grade. …onnte er zuerst in größerem Maßstabe uns das geben, …uf es meines Erachtens am meisten ankommt, die …lderung des Menschen, des deutschen Menschen in … Vergangenheit.

„Alle kulturgeschichtlichen Werke,“ führt er einmal aus, …che die ungeheuere Masse des Stoffes in systematischer …heilung zu bewältigen versuchen, entgehen schwer dem …lstand langweilig zu werden, und gleichen in ihrer …lderung alter Sitten, Gebräuchen, Lebensgewohnheiten …eilen großen Trödelbuden mit alten Kleidern, zu denen … Menschen fehlen, die einst damit bekleidet waren. In … Bildern ist die entgegengesetzte Methode gewählt. Es …, wo es immer möglich war, einzelne Menschen aus …r Zeit herauf geholt, welche sich selbst dem Leser werth …machen suchen, und der Verfasser beschränkt sich darauf, …eiden von der Seite auf ihre Tracht, ihr Gebahren und …en hin zu weisen. Vielleicht lernt der Leser auf diesem …ge am meisten von dem Charakter der alten Zeit …en.“ Ganz gewiß! daß der Mensch so in den Mittel…kt der ganzen Schilderung gestellt wird, ist der größte …inn des Buches.

Aber zu dieser Menschenschilderung gehört, wenn sie …rakteristisch sein soll, ein großartiger Sinn für das …pische. Freytag besaß ihn in höchstem Maße. Er selbst …te als Aufgabe seiner „Bilder“ hin, „bei den Schicksalen … Einzelnen das für ihre Zeit Gemeingültige herauszu…en“, und es ist ihm hervorragend gelungen. Und dieser …n ist ihm so eingewurzelt, daß wir ihn auch überall …t bei ihm hervortreten sehen. In diesem Sinne ist z. B. … Biographie Karl Mathy's gehalten; denn die Erzählung …er Erlebnisse sollte zeigen, „wie sich an einem einzelnen …nn der große Bildungsprozeß der letzten vierzig Jahre …lzog“; in diesem Sinne sind seine eigenen Erinnerungen …alten, denn den Antheil des Lesers will er dadurch vor …em gewinnen, „daß, was hier erzählt wird, in der Haupt…he dem Leben und Bildungsgang von vielen Tausenden …iner Zeitgenossen sehr ähnlich sieht“. „Es war ein Haus…lt, wie es viele tausende in Deutschland gab, und es …ren Menschen darin, welche vielen tausend anderen ihrer …it sehr ähnlich sahen. Es war auch ein Kinderleben, wie … in der Hauptsache allen Zeitgenossen verlief, deren Wachs…um von liebenden Erziehern behütet wurde.“ So waren …ch die „Ahnen“ gedacht, und wenn Publikus die Nase …mpft, daß der jüngste Nachkomme der alten Recken …ournalist wird, so versteht er eben den tiefen historischen …nn nicht. „Er folgt nur dem Zuge der Zeit.“ Und so …t Freytag auch die Art des Herrschers in seinem Buch „Der …ronprinz und die deutsche Kaiserkrone“ nicht anders als die des Einzelnen auf. „Denn wie verschieden die Natur, Anlage und Charakter der einzelnen Herrscher sei, jeder stellt in seinem Wesen vieles von dem eigenthümlichen Inhalt der Jahre dar, aus welchen er in frischer Jugend Eindrücke, Ansichten, Bildung am reichlichsten erhielt.“

Um bei solcher Anlage wirklich gediegenes zu leisten, dazu gehört endlich noch eins — Forschungseifer, angestrengte Arbeit und gelehrte Gründlichkeit. Der Laie weiß bei den „Bildern“ wahrhaftig nicht, und auch mancher Gelehrte ahnt es nicht, wie viel ungeheuer sorgfältige und gründliche Arbeit dahinter steckt. Der Gelehrte braucht nicht immer schlechtes Deutsch zu schreiben und mit dem gelehrten Apparat zu prunken: er kann ein „Hausbuch“ schreiben und doch ein gründlicher Gelehrter sein. „Es war keine schwere und es war eine behagliche Arbeit“, meint Freytag, „doch leichtsinnig wurde sie nicht gemacht.“ Nein, es ist wirklich ein Produkt fleißigsten Quellenstudiums und gründlicher Gelehrsamkeit, das hat jeder Forscher auf diesem Gebiet oftmals erfahren, wenn er in einem ruhigen einfachen Urtheil, in einer anscheinenden Zuthat staunend die Summe einer Reihe von Quellenergebnissen bemerken mußte.

So meine ich denn, daß der Kulturhistoriker Freytag in unserem Bewußtsein nicht hinter dem Dichter zurückstehen darf, und ich meine, daß in jener Richtung sogar die wesentlichste Bedeutung Freytag's liegt.

Zu bedauern ist nur, daß seine Art, die Dinge anzugreifen und anzusehen, so wenig Schule gemacht hat. Es sind wirklich — so schrieb er mir erst im November vorigen Jahres — „auf diesem Gebiet noch viele Eroberungen zu machen“.

Jena. Georg Steinhausen.

Die Ursachen der jüngsten Schwankungen des Petroleumpreises.

Die Frage, auf welche Ursachen die starken Preisschwankungen auf dem Petroleummarkt, wie sie sich speziell im Monat April d. J. vollzogen, zurückzuführen sind, hat die öffentliche Meinung in Deutschland, wie auch in anderen Ländern ungewöhnlich lebhaft beschäftigt. Bei uns hat die Erscheinung sogar zu einer Interpellation im Reichstage geführt. Die Antisemiten glaubten, die Indignation der Hausfrauen über die plötzliche Vertheuerung des Petroleumkonsums sofort politisch fruktifiziren zu sollen. Sie richteten deshalb mit Unterstützung einer Anzahl konservativer Abgeordneter an die verbündeten Regierungen die feierliche Anfrage, welche Maßregeln dieselben zu ergreifen gedächten, „um die Ausbeutung, von welcher das gesammte deutsche Volk durch die künstliche Preistreiberei des Petroleums augenblicklich betroffen sei, zu beseitigen“. Schon aus der Formulirung dieser Interpellation ging hervor, von welchem naiven Standpunkte aus die Interpellanten den wirthschaftlichen Vorgang auf dem Petroleummarkte betrachteten, und die ungewöhnlich flache und eigentlich völlig inhaltlose Begründung der Interpellation konnte diesen Eindruck nur verstärken. Charakteristisch bei dieser Interpellation war obendrein der Umstand, daß dieselbe von einer politischen Gruppe ausging, die sich mit einem gewissen Feuereifer bei allen künstlichen Preistreibereien seitens der Gesetzgebung betheiligen; denn was ist ein Schutzzoll auf Brotgetreide oder Speck oder Schmalz u. s. w., oder der famose Antrag Kanitz anders, als eine künstliche Preistreiberei im Wege der Gesetzgebung?! — Man kann dabei zugleich mit ungleich größerem Rechte als bei den jüngsten Preisfluktuationen auf dem Petroleummarkte von einer „Ausbeutung“ reden, „von welcher das gesammte deutsche Volk betroffen wird“.

Diese im Wege der Gesetzgebung erfolgende Ausbeutung, bei der Millionen von Konsumenten durch künstliche

Steigerung des Preises unentbehrlicher Nahrungsmittel zu Gunsten einer einzelnen Klasse von Produzenten benachtheiligt werden, ist auch um deswillen viel nachtheiliger für das Konsumenteninteresse, weil es sich dabei um eine künstliche Preistreiberei mit dauerndem Effekt handelt, während die künstlichen Preistreibereien, die sich ohne Einwirkung der Gesetzgebung vollziehen, nur kurze Beine zu haben pflegen. Das hat sich bei den jüngsten Schwankungen der Petroleumpreise ebenfalls gezeigt, — ganz abgesehen davon, ob man mit Fug und Recht hierbei von „künstlichen“ Preistreibereien sprechen kann.

In der Vorstellung der antisemitischen Interpellanten erschien die plötzliche Steigerung der Petroleumpreise allerdings als die Folge einer kapitalistischen Verschwörung schlimmster Art, bei der die Standard Oil Company in Amerika die Führung haben sollte, während natürlich das internationale Judenthum als der eigentliche Schuldige bezeichnet wurde.

Nun bin ich gewiß der Letzte, der die großen amerikanischen Geschäftsleute für Gemüthsmenschen hält. Auch auf den Petroleumkönig John D. Rockefeller, den Leiter der Standard Oil Company, würde dieses Epitheton gewiß nicht zutreffen. Er ist zwar ein sehr frommer Mann — kein Jude, sondern ein Baptist — und eifriger Kirchgänger, aber wer mit ihm auf der Basis des Bibelspruches: „Liebe Deinen Nächsten, wie dich selbst!“ Geschäfte abschließen wollte, der könnte recht unangenehme Erfahrungen machen. Dieser Petroleumkrösus, der — nebenbei bemerkt — ein beträchtlich höheres Einkommen bezieht als der Kaiser von Deutschland, ist aber zugleich ein ungewöhnlich kluger Geschäftsmann, der sich in geschäftlichen Dingen vor allem von dem Grundsatze leiten läßt, nicht die Henne zu schlachten, die ihm goldene Eier legt. Indem er darauf bedacht war, der von ihm geleiteten Standard Oil Company ein thatsächliches Monopol zu verschaffen, hat er doch gleichzeitig fortdauernd eine Politik der Mäßigung befolgt, von dem richtigen Grundsatze ausgehend, daß solche faktischen Monopole nur aufrecht zu erhalten sind, wenn man den Bogen nicht überspannt und die Interessen der Konsumenten nach Möglichkeit schont.

Unter der Herrschaft der Standard Oil Company ist denn auch der Preis des Petroleums fast beständig zurückgegangen, und diese Politik ist auch nicht aufgegeben worden, als bei uns die „Deutsch-amerikanische Petroleumgesellschaft“ gegründet wurde, die zu der Standard Oil Company in eine Art Kompagnieverhältniß trat und damit — wenigstens soweit das amerikanische Petroleum in Frage kam — den Petroleumhandel in Deutschland nahezu völlig in seine Hand brachte.

Ein paar Preisvergleichungen werden das deutlich machen. Im Jahre 1884 kostete Petroleum an der Bremer Börse — unter den dortigen Lieferungsbedingungen, die inzwischen nicht verändert sind — 7,70 Mark per Centner; im Jahre 1890 — dem Jahre der Gründung der Deutsch-amerikanischen Petroleumgesellschaft — betrug der Durchschnittspreis 6,65 Mark und er ist seit der Zeit nahezu fortdauernd gefallen, bis er im vorigen Jahre auf einen Durchschnitt von 4,85 Mark zurückging. Man erkennt daraus, daß die Standard Oil Company und die mit ihr verbündete Deutsch-amerikanische Petroleumgesellschaft es Jahre hindurch für ihr Interesse erachteten, die Preise des Petroleums niedrig zu halten. Daß sie dabei keine schlechten Geschäfte gemacht haben, geht schon daraus hervor, daß die Standard Oit Company nie unter 12 Proz. Dividende, aber auch — wenn wir recht unterrichtet sind — nie mehr als 12 Proz. gegeben hat, während die geschäftlichen Resultate der Deutsch-amerikanischen Petroleumgesellschaft es ermöglichten, noch beträchtlich höhere Dividenden in jedem Jahre zu bezahlen.

Diese Vergangenheit schließt an sich noch nicht aus, daß die Standard Oil Company in diesem Jahre zu der Ueberzeugung gelangt sein konnte, es liege mehr in ihrem Interesse, eine starke Preissteigerung zu provoziren. Nur wäre es in diesem Falle kaum zu verstehen gewesen, weshalb eine solche plötzliche Preissteigerung auf künstlichem Wege gerade in einer Jahreszeit hervorgerufen [...] in der der Konsum von Petroleum regelmäßig im [...] Abnehmen ist. Auch scheint es nicht gerade wahrscheinlich, daß ein so smarter Geschäftsmann, wie John D. Rockefeller, eine Geschäftspolitik, die er Jahrelang mit so glänzendem Erfolge durchgeführt hatte, plötzlich über den Haufen werfen sollte, um einen einmaligen großen Schnitt zu machen, [...] mochte er für den Moment auch sehr gewinnbringend [...] doch in gar keinem Verhältniß zu dem Schaden stand, [...] ihm aus der Erschütterung des Vertrauens seiner [...] ganzen Welt verstreuten Abnehmer erwachsen mußte.

Die Preisentwicklung, wie sie sich in diesem [...] vollzogen hat, deutet auch durchaus nicht darauf [...] ein solcher plötzlicher Ueberfall geplant war. Anfang [...] nuar d. J. stand der Petroleumpreis an der Bremer [...] auf 5,80 Mark per Zentner, Ende Januar auf 5,[...] Ende Februar auf 5,60 Mark, Ende März auf 6,[...] am 10. April war der Preis bereits auf 10,50 Mark [...] stiegen und am 17., 18. und 19. April hatte er die [...] malhöhe von 13 Mark erklommen. Seitdem aber [...] Preis fast ebenso rapide wieder heruntergegangen. [...] am 4. Mai bereits wieder 7,60 Mark (Brief) und [...] gestern, am 8. Mai in Bremen mit 7,— Mark notirt.

Eine solche Preisentwicklung wäre, wenn [...] künstliche Machinationen zurückgeführt werden [...] schwer verständlich. Hätte die Standard Oil Company [...] plötzliche Hausse von langer Hand vorbereitet, oder [...] was anfänglich geargwöhnt wurde, mit den russischen [...] troleum-Produzenten eine Preiskoalition vereinbart, so [...] sie darauf Bedacht genommen haben, durch [...] Terminabschlüsse in den Tagen der kolossalen Preissteigerung ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen. Das ist [...] augenscheinlich nicht geschehen, vielmehr scheint der [...] Verlauf im wesentlichen auf folgende Weise erklärt [...] zu müssen.

Infolge des beständigen Sinkens der Petroleumpreise ist der Verbrauch stark gestiegen. Um sich von der Expansionsfähigkeit dieses Konsums bei billigen Preisen [...] Vorstellung zu machen, vergegenwärtige man sich, daß [...] Deutschland — bei einer künstlichen Preisvertheuerung [...] des Zolles um 3,75 Mark per Centner — etwa 16 kg [...] Kopf der Bevölkerung kommen; in den Vereinigten Staaten dagegen, wo das Petroleum zoll- und steuerfrei ist, [...] in Belgien, das ebenfalls keinen Petroleumzoll kennt, 38 [...] und in Holland, das den geringen Petroleumzoll von 50 [...] (= etwa 93 Pfennige) per 100 kg hat, 26 kg. [...] infolge der billigen Preise gewachsenen Konsum hat [...] ersichtlich in letzter Zeit die Produktion von Rohöl [...] Schritt gehalten; die billigen Preise des raffinirten Petroleums haben auch, zumal in dem letzten harten, [...] bohrungen sehr erschwerenden Winter wenig dazu ermuntert, das Bohren nach Petroleum an weniger günstigen Stellen fortzusetzen. So ist nach und nach das Mißverhältniß zwischen Produktion und Konsum immer größer geworden. Ohne Zweifel hat die Standard Oil Company diesen [...] verhalt schon seit geraumer Zeit kommen sehen, [...] scheint jedoch gehofft zu haben, dem großen [...] kum diesen Zustand verbergen zu können, in [...] Erwartung, daß inzwischen die Produktion sich [...] heben würde. Mittlerweile ist sie jedoch auch [...] deutschen Geschäftsfreunden gegenüber mit dem Angebot [...] Petroleum zurückhaltender geworden. Diese haben [...] ebenfalls wieder ihren Abnehmern gegenüber sich [...] gezeigt, und plötzlich war das panikartige Gefühl [...] man befinde sich vor einer Petroleumknappheit, [...] ernsten Besorgnissen Anlaß gebe. Die Preise zogen [...] langsam an, um dann — wie stets bei solchen Gelegenheiten — plötzlich sprungweise unter der von allen [...] verstärkten Nachfrage emporzuschnellen. Unter diesen [...] triebenen Vorstellungen stieg der Preis bis auf 13 Mark, dann kam die Besonnenheit langsam zurück, und die Standard Oil Company eben so wie die Deutsch-amerikanische Petroleumgesellschaft, suchten durch mäßige Angebote [...]

wieder nach Möglichkeit zu beruhigen. Auf diese
erklärt sich am ungezwungensten das sprungweise Steigen
allen der Petroleumpreise.
Es ist mir unter diesen Umständen sehr zweifelhaft,
in gerade in diesem Falle von einer künstlichen Preis-
ei seitens der großen monopolistisch organisirten Ge-
isten reden kann. Derartige wirthschaftliche Vorgänge
a regelmäßig sehr komplizirter Natur, und man darf
ußer Acht lassen, daß der Marktpreis nicht nur her-
gt aus dem Verhältniß zwischen Produktion und Kon-
on, sondern auch aus den Vorstellungen — richtigen
falschen —, welche sich das betheiligte Publikum von
Verhältniß macht. Ich glaube jedoch, in diesem
hat man die Standard Oil Company in einem falschen
cht gehabt.
Das hat selbstverständlich an sich nichts mit der Frage
irthschaftlichen Gefährlichkeit solcher großen monopolistisch
isirten Gesellschaften zu thun. Die bedenkliche Seite
Trusts, Ringe und sonstigen kommerziellen Preiskoalitio-
erkenne ich in keiner Weise, und gerade wir Freihändler
ja von jeher die entschiedensten Gegner dieser Gebilde
sen. Das darf uns aber nicht blind machen gegen-
den thatsächlichen Verhältnissen. Man kann die Aus-
ie unseres wirthschaftlichen Lebens nur dann wirksam
mpfen, wenn man den Ursachen der Preisbildung auf
freien Markte vorurtheilsfrei gegenübersteht. Vor allen
en aber hüte man sich vor dem Köhlerglauben, daß
en Erscheinungen gegenüber der Staat, die Gesetzgebung
s Wirksames thun kann. Gerade die Entwicklung dieser
oleumkrisis zeigt recht deutlich die Heilkraft der Natur
er Volkswirthschaft und die Schwierigkeit, bei solchen
Krisen auch nur rechtzeitig dahinterzukommen, wie die-
n entstanden sind. Der Verlauf der Dinge in diesem
e enthält eine neue Warnung, an dem komplizirten
hschaftlichen Organismus nicht in voreiliger Weise
tzgeberisch herumzuquacksalbern.

Theodor Barth.

Der neuere spanische Roman.

II.

Doña Emilia Pardo Bazan ist ein Kind Galiciens
d hat auch in der Schilderung ihrer Heimath, deren Litte-
ur und Bewohner außerordentlich Verdienstliches ge-
tet. Sie hat gezeigt, welche Schätze noch durch liebevolle,
sdauernde Beschäftigung selbst in der abgelegensten
ovinz zu heben sind. Doña Emilia hat sich aber auch
ederholt mit der Theorie des Romans befaßt; sie hat den
aniern die Kenntniß Tolstoj's und der neueren Russen
rmittelt, sie hat in einem Buch über den naturalistischen
oman Zola und seine Theorien dargestellt. Einige Jahre
t sie auch ein kritisches Journal das Nuevo teatro critico
nach ihrem großen Landsmann Feijoó benannt — her-
sgegeben, das sie unglaublicher Weise von der ersten bis
r letzten Zeile selbst geschrieben hat. Ihre litterarischen
theile sind zwar manchmal sehr wohlwollend, aber großen-
eils wohl erwogen und richtig.

Unter ihren Romanen stehen die, welche sich in ihrer
licischen Heimath bewegen, in erster Reihe. La Tribuna,
e Geschichte einer Cigarrenarbeiterin, ist eine vorzügliche,
greifende Erzählung aus dem Arbeiterleben; die Schilde-
ung der föderalistisch-republikanischen Bewegung ist höchst
elungen und anschaulich. Ihre beiden großen Romane
os Pazos de Ulloa und La Matre Naturaleza (die Fort-
tzung des ersten) schildern uns das Leben des galicischen
Grundherrn, wie es in aller seiner Wildheit und Kraft noch
eute von aller Kultur unberührt zu bestehen scheint, mit
unvergleichlicher Treue. Die Liebe unter zwei Geschwistern,
ie sich nicht als solche kennen, ist ein recht heikles Problem,

doch ist es mit großem Geschick so behandelt, daß selbst das
empfindlichste Gemüth sich nicht verletzt fühlen kann. Diese
Romane erinnern an die berühmten Bauerngeschichten
George Sand's und stehen sicher nicht hinter denselben zu-
rück. Auch die beiden Romane Una Cristiana und La
prueba (Die Erprobung) hängen zusammen — vortrefflich
so lange sie galicisches Leben schildern, schwächer mit der
Verlegung des Schauplatzes. Die Schilderung der Auf-
opferung einer jungen Frau, die einen nicht geliebten Mann
in einer ekelhaften Krankheit mit hingebendster Sorgfalt
pflegt, ist mehr erbaulich als erfreulich und künstlerisch; in
der Schilderung dieser Krankheit ist sie etwas zu treu den
Spuren Zola's gefolgt. Dagegen ist z. B. Un viaje de
novios, die Erzählung der wundersamen Abenteuer eines
jungen Paares auf der Hochzeitsreise ein ebenso unterhalten-
des, als reizend geschriebenes Buch. Der erste Theil ihres
neuen Romans ist in diesen Blättern ausführlich besprochen
worden; ich kann das ausgesprochene Lob aber nicht be-
stätigen; eine sehr starke Neigung, die Charakterschilderung
bis zur Karrikatur zu steigern, wozu sich schon die Ansätze
in den früheren Romanen finden, tritt immer stärker
hervor.

Doña Emilia ist aber rückhaltslos zu bewundern in
ihren kleineren Erzählungen, die in der España moderna,
in ihrem Teatro critico ist erschienen, und jetzt zum Theil
von ihr gesammelt sind. Fast immer interessant, kurz und
packend erzählt, gehören sie nicht nur zum besten was Doña
Emilia geleistet, sie wird auch sicher in Spanien von
Niemand erreicht. Sie sind fast alle dem Volksleben ent-
nommen, von der größten Einfachheit, einzelne vollendete
Kunstwerke.

Auch die Erzählungen: El cime de Vilamorta — die
Geschichte eines verunglückten poetischen Genies in einer
kleinen Landstadt — La dama joven, (Die junge Dame),
Insolacion (Sonnenstich) Muriña (etwa Spleen) sind
großentheils vortrefflich; La piedra angular (Der Grund-
stein), das sich mit dem Problem der Todesstrafe beschäftigt,
wird am besten mit Stillschweigen übergangen.

Armando Palacio Valdés war früher nicht nur ein
geachteter Kritiker, er hat auch eine recht gute theoretische
Studie über den Roman geschrieben — glücklicherweise hat
er sich aber wenig hiervon beeinflussen lassen und ist bis in
die letzte Zeit den Eingebungen seines frischen natürlichen
Talents gefolgt — sein neuester Roman: El Origen des
Pensamiento (Der Ursprung des Denkens) ist aber ein un-
erfreuliches Produkt theoretischen Grübelns; er sucht den ver-
wüstenden Einfluß der neuesten Wissenschaft auf zwei theils
verschrobene, theils ungebildete Menschen zu zeigen, und hat
damit ein Werk erzeugt, das sich kühn neben Flaubert's
Bouvard et Pecuchet, das einen ähnlichen Stoff behandelt,
und eines der unerquicklichsten und langweiligsten Bücher
ist, stellen kann. Man würde aber sehr unrecht thun,
Valdés nur nach seinem letzten Werk zu beurtheilen. Schon
in seinen ersten Erzählungen: El señorito Octavio und
Idilio de un enfermo zeigt er ein großes Talent zu rea-
listischen Schilderungen; letzteres erzählt die Geschichte eines
Neuraithenikers, der sich auf dem Lande, zuletzt mit sehr
bukolischen, ergötzlich geschichteten Liebschaften zu kuriren
sucht.

Valdés ist ebenfalls ein Kind Asturiens und die Dar-
stellungen aus seiner Heimath sind vortrefflich. José be-
wegt sich unter den Fischern der Küste, Marta y Maria ist
ein ergreifendes Familiengemälde, das uns die Einwirkung
der karlistischen Bewegung mit großer Anschaulichkeit schildert.

Den größeren Roman hat er zuerst mit Riverita und
Maximina versucht, zwei zusammenhängende Erzählungen,
die zwar etwas zu breit angelegt, aber doch in hohem
Grade fesselnd sind. Die Geschichte der jungen kleinen Frau
in Maximina und ihres frühen Todes ist höchst ergreifend.
Daß der große amerikanische Novellist Howells sie zu
den besten Romanen der Gegenwart gerechnet, ist ihr
höchstes Lob.

Sein bestes Buch ist aber unstreitig La Hermana
San Sulpicio (Die Schwester S. Sulpicio), eine Geschichte

von wahrhaft sonniger Heiterkeit. Ein junger Galizier trifft mit zwei barmherzigen Schwestern, einer älteren und einer Novizin, in einem kleinen andalusischen Bade zusammen, verliebt sich in die Novizin, und gewinnt sie auch, nach den verschiedensten Abenteuern aus ihrem Kloster in Sevilla. Ein Prachtstück ist die Schilderung des jungen Mädchens — diese Lebhaftigkeit, das ganze reizende pikante Wesen, und doch dabei die Mädchenhaftigkeit der Andalusierin hat noch Niemand so treu und so reizend geschildert. Und welche Heiterkeit liegt in der Schilderung der unbefangenen, gastfreundlichen Geselligkeit Sevillas, wie sie sich Abends in den offenen Höfen der Häuser entwickelt! Ich kenne wenig Bücher, die sich mit solchem Vergnügen von der ersten bis zur letzten Zeile durchlesen lassen.

In El cuarto Poder (die vierte Macht) wird uns die Wirksamkeit der Presse in allen ihren Ausartungen in einer kleinen Seestadt des Nordens dargestellt, ein lebendiges, nicht immer erfreuliches Bild.

Ein Versuch von Valdés, die vornehme Gesellschaft in Madrid zu schildern, den er in dem großen Roman La Espuma (Der Schaum) machte, ist von dieser Gesellschaft schroff zurückgewiesen worden; man hat Valdés vorgeworfen, er kenne die Gesellschaft, die er schildern wolle, gar nicht. Ich weiß nicht, ob das richtig ist; nach dem Roman des P. Coloma, der diese Gesellschaft gewiß kennt, erscheinen die Schilderungen in La Espuma nicht übertrieben. Dem sei aber wie es mag, der Roman als solcher ist ganz vortrefflich, durchgehends interessant und sehr gut geschrieben.

Valdés scheint sich in den letzten Jahren stark mit philosophischen Studien beschäftigt zu haben, was seinen letzten Büchern auch eine eigenthümliche Färbung gibt.

La Fe (Der Glaube) ist die Geschichte eines jungen Geistlichen, der durch das Studium der deutschen Philosophie den Glauben verloren hat; er wird durch die Intrigue einer Betschwester, die sich in ihn verliebt hat, ganz unschuldig in einen Prozeß wegen Entführung verwickelt und auch verurtheilt. In diesem Unglück, im Gefängniß, gewinnt er nun den Glauben wieder. Das ist nun vortrefflich dargestellt, man bekömmt aber etwas den Eindruck, daß die Begebenheiten zu dem bestimmten Zweck arrangirt sind.

El Maestrante (unübersetzbar, es ist der Vorstand irgend einer adeligen Vereinigung) ist ein zwar mit großer Kunst und Lebenswahrheit geschriebenes Buch, gehört aber zu den peinlichsten Lektüren, die ich kenne. Die Frau des Maestrante weiß ein von ihr mit einem jungen Manne der Stadt im Ehebruch erzeugtes Kind, als ein angenommenes in ihr Haus zu bringen; das Verhältniß löst sich aber, der Geliebte will sich verheirathen und das Opfer ist nun das arme Kind, das von der leidenschaftlichen Mutter in der raffinirtesten Weise zu Tode gequält wird. Alles mit der ergreifendsten Lebenswahrheit dargestellt, aber eben deswegen um so peinlicher.

J. M. de Pereda ist der eigentlichste Nachfolger Fernan Caballero's. Er steht auf ihren Schultern, aber er ist bedeutend größer wie sie. Er hat wie Fernan Caballero mit kleinen Schilderungen und Novellen angefangen, die in Wahrheit und Frische der Darstellung kaum übertroffen werden können; auf sie folgten erst seine größeren Romane. Er ist allerdings ein Schriftsteller, der kaum außerhalb Spaniens auf eine starke Popularität rechnen kann; ich halte es für unmöglich, irgend ein Buch von Pereda zu übersetzen. Ein großer Theil seiner Bücher ist im asturischen Dialekt geschrieben, weil viel in ihnen gesprochen wird, er ist aber auch so exquisit spanisch, daß er in jedem anderen Gewande den Hauptreiz verlieren würde. Der berühmte Kritiker Alas macht über ihn einmal die treffende Bemerkung: Pereda ist wie der Schah von Persien, er trägt immer ein Stück heimischen Erdbodens mit sich herum. Er mag seine Novellen verlegen wohin er will, er bleibt immer der Sohn der asturischen Erde und die Schilderung der asturischen Erde ist seine Hauptkunst. Er ist der Dichter und der genaueste Kenner des asturischen Volkes, seiner Sprache und seiner Denkweise, sowohl des Volkes, das in den herrlichen Wäldern dort lebt, als des Fischer- und Schiffervolkes von Santander und der Küste; keine Zeile von ihm, die nicht aus der Seele dieses Volkes geschrieben wäre; bei ihm finden wir die lebendigste Schilderung des asturischen Waldes und der Berge, des Meeres mit allen seinen Schrecken und seinen erhebenden Bildern.

René Bazin hat ihn kürzlich aufgesucht und in der Revue des deux mondes (1. März) eine lebendige Schilderung von ihm entworfen. Merkwürdiger Weise will er von Pereda gehört haben, daß die von ihm geschilderten Sitten und die malerische Sprechweise des Volkes nur Erinnerungen seiner Jugend seien, die in der Gegenwart allmählich verschwinden.

Pereda, der jetzt im 63. Jahre steht, ist streng konservativ und katholisch, und diese Gesinnung durchdringt alle seine Werke. Glücklicherweise hat er sich aber vom eigentlichen Tendenzroman wieder abgewendet. „De tal palo tal astillo" (etwa: Wie der Balken so der Span) und D. Gonzalez de la Gonzalera sind die zwei hervorragendsten Beispiele dieser Richtung mit allen ihren Fehlern — die Gegner werden grau in schwarz gemalt, und auf die Gesinnungsgenossen fällt ein verklärendes Licht.

Trotzdem ist Pereda der Freund des liberalen Galdos, und dieser hat dieser litterarischen Freundschaft das schönste Denkmal in seiner Einleitung zu Pereda's El sabor de la tierruca (wörtlich: Der Geruch der Scholle) gestiftet.

In dieser Einleitung macht er mit vollem Recht aufmerksam, daß Pereda der erste war, der die spanische Sprache aus den akademischen und konventionellen Fesseln befreit hat. Ist ja noch Fernan Caballero selbst theilweise in demselben befangen. Der Zwiespalt zwischen der Sprech- und Schreibweise war in Spanien so stark, wie er noch bei uns ist, und Pereda war der erste, der den Muth hatte, die Sprache des gewöhnlichen Lebens zu sprechen, ein Weg, auf dem ihm Galdos mit noch größerem Glück gefolgt ist. Wie weit ist aber diese Rückkehr zur Volkssprache von der Nachbildung des Französischen entfernt, in dem sich ein Theil der neuesten Litteratur gefällt!

Unter seinen Romanen stehen: Sotileza und La Puchera (nur mit Pot-au-feu treffend zu übersetzen) obenan. Beide bewegen sich unter den Fischern und Schiffern der Küste. In Sotileza steht ein wunderbar gezeichneter Mädchencharakter im Vordergrunde, La Puchera ist eine ergreifende Darstellung des Kampfes armer Fischer um das tägliche Brot. Die Schilderung des reichen Geizhalses kann sich kühn an die Seite der berühmtesten Muster stellen.

Pedro Sanchez ist die treueste Schilderung des modernen politischen Lebens Spaniens — freilich vom konservativen Gesichtspunkte aus, doch tritt dieser nirgends übermäßig hervor und behindert weder die Wahrheit noch die Lebendigkeit und Kunst der Darstellung.

Al primer vuelo (Beim ersten Ausflug) hat in Spanien nicht ungetheilten Beifall gefunden — man fand die Erzählung zu lang und zu einfach. Einfach ist sie allerdings, es ist die Geschichte eines jungen reichen Mädchens, das mit ihrem Vater ihren ersten Ausflug in ein bei einer kleinen Hafenstadt gelegenes Schloß macht, und sich in den Sohn des Apothekers verliebt, der leidenschaftlich Jachtsport treibt, durch welchen auch die Liebenden glücklich vereinigt werden. Es geschieht nicht viel aufregendes — aber wie lebendig ist die Gesellschaft der kleinen Stadt geschildert und wie reizend ist die einfache Liebesgeschichte! Sein Versuch in dem Roman La Montálvez, die vornehme Gesellschaft Madrids zu schildern, ist dagegen wenig geglückt.

Um Pereda ganz und von seiner besten Seite zu kennen, wäre allerdings ein näheres Eingehen auf seine kleineren Schilderungen und Erzählungen nothwendig, sie würde aber aus dem Rahmen meiner Aufgabe fallen — in ihnen finden sich vor Allem die bewunderungswürdigen Schilderungen von asturischem Land und Leuten. Auch in seinem neuesten Roman: Peñas arriba (Felsen aufwärts!), der das Verhältniß des asturischen Grundherrn zu seinen Bauern behandelt, ist die Schilderung von Land und Leuten die Hauptsache

Erzählung ist von der ursprünglichsten Einfachheit. t ohne tiefe Rührung liest man in der kurzen Vorrede:

„Im letzten Drittel des Manuskripts dieses Buchs steht Kreuz und ein Datum zwischen zwei Worten — für die öhnliche Neugierde der Menschen haben diese rothen hen wenig Werth — und doch weiß Gott und ich, daß dem kleinen Raume, den sie ausfüllen, der Abgrund ß hat, der meine Vergangenheit von der Gegenwart nt. Gott weiß es, mit welchem Aufwand von Willens- t ich den Rand des Abgrunds gewonnen habe, um in reinen und friedlichen Gefilden der Kunst eine Zuflucht en die Stürme des bedrängten Gemüths zu suchen . . . halb ich diese Dinge der kleinen und edlen Schaar wohl- lender Leser darlege, die mich treu bei meiner armen eit so viele Jahre begleitet hat“.

In diesen Zeilen liegt der ganze Pereda.

(Schluß folgt.)

München. F. v. Stauffenberg.

Höhlenforschung.

Vor nicht sehr langer Zeit erregten ein paar junge, ghalsige Leute in Steiermark das Interesse weiter Kreise ch den tollkühnen Versuch, bei Hochwasser in das Innere es tief ins Gebirge sich hinein ziehenden Hohlraumes zudringen. Sie selbst bezeichneten sich als „Höhlen- scher“, während man ihnen von unterrichteter Seite diesen men mit gutem Rechte streitig machte. Immerhin wurde durch das Augenmerk Vieler darauf gelenkt, daß es eine kliche Höhlenforschung gibt, die als ein Zweig der all- neinen Erdkunde allerdings die volle Hochachtung eines en beanspruchen darf, dem die Ergründung der Räthsel Unterwelt nicht gleichgültig ist. Was früher bloß ge- entlich und mehr sportmäßig betrieben wurde, das ist jetzt e ernste Sache geworden, und von Seiten der beiden fach- ndigsten Männer auf diesem Gebiete, des Franzosen artel und des Oesterreichers F. Kraus liegen inhalts- were Veröffentlichungen*) vor, deren Studium uns zeigt, e ungemein viele Fragen hier berührt werden, wie viele ne Probleme aber auch, sobald nur erst einmal ein ge- sser Wissensstand erreicht war, ganz von selbst hervor- ten und Lösung heischten. Die von Martel ins Leben rufene „Société spélaeologique“ wird kaum darüber zu gen haben, daß es ihren Mitgliedern irgend an Arbeits- ff gebreche.

Die geologischen Anschauungen des Griechenthums tten vielfach, wenn dieser Name gestattet ist, einen spe- ologischen Charakter, und das ist kein Wunder, wenn man denkt, daß nahezu das ganze europäische Griechenland ein rkarstetes Gebiet ist, durchzogen von Rissen und Klüften, welchen man das Wasser spurlos sich verlieren sieht. ie „Katavothren“, die gewaltigen Röhrensysteme, welche m flüssigen Elemente den Zugang zu tieferen, unbekannten orizonten eröffnen, waren allseitig bekannt; und wenn man raufhin zwischen weit entlegenen Wasserläufen Zusammen- inge konstruirte, die zum Theile uns Modernen etwas enteuerlich erscheinen, so müssen wir es doch wohl be- eiflich finden, daß ein denkendes und mit lebhafter Phan- sie begabtes Volk aus dem, was sich ihm täglich vor ugen stellte, Schlußfolgerungen zog, die nicht immer mit er Wahrheit übereinstimmte. Das Mittelalter verall- emeinerte mit der Kritiklosigkeit, welche viele sonst berühmte chriftsteller unvortheilhaft auszeichnet, die griechische Höhlen- eorie ins ungemessene; der ganze Erdkörper galt sozusagen als ein ungeheurer Schwamm, und daß das Meerwasser sich in Spalten verliere und die Quellen speise, war Jahrhunderte lang die durchgängige Vorstellung. Es genügte die Nachricht, daß in irgend einem Gewässer Krokodile entdeckt worden seien, um in jenem einen Arm des Nils zu erblicken, und daß der Zug der Flüsse auch unterhalb des Meeres keine Unterbrechung erleide, verstand sich ganz von selbst. Während man also das Erdmeer als eine Aneinanderreihung unzähliger, zusammenhängender Höhlungen sich dachte, vergaß man ganz die Untersuchung derjenigen Höhlen, welche von der Oberfläche aus zugänglich sind, und nur selten wagte es Jemand, dem herrschenden Aberglauben zu trotzen und das Innere solcher Räume wirklich in Augenschein zu nehmen. Dies wurde erst anders, als nach dem dreißigjährigen Kriege ein neues Leben, zumal auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, in Europa zu pulsiren begann.

Der „Mundus subterraneus“ des gelehrten Jesuiten Athanasius Kircher (Amsterdam 1678) und die „Protogaea“ unseres großen Polyhistors Leibniz (Göttingen 1698) enthalten bereits mehrfache Berichte über geglückte Höhlenwanderungen, und es waren insbesondere die Tropfsteinbildungen gewisser Grotten, welche den damals in die Mode kommenden Spekulationen über die Weltschöpfung wie auch über das Alter der Erde Material liefern mußten. Baron Valvasor, dessen „Ehre des Herzogthums Krain“ (Laibach 1689) eine für jene Zeit musterhafte Landeskunde darstellt, machte sein Publikum mit den merkwürdigen, vielverzweigten und durch prachtvolle Stalaktiten geschmückten Höhlen bekannt, an denen das adriatische Küstengebiet Oesterreichs so reich ist, wie denn auch jetzt noch die Grotten von Adelsberg, Corgnale und St. Kanzian als das klassische Territorium der zielbewußten Höhlenforschung anerkannt werden müssen. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts verschob sich der wissenschaftliche Gesichtspunkt einigermaßen, unter welchem man die Höhlen betrachtete, denn jetzt war die Paläontologie, die Lehre von den untergegangenen oder „vorsintfluthlichen“ Lebewesen, eine wichtige Disciplin geworden, und durch die Arbeiten von Rosenmüller, Esper, Goldfus, Cuvier war bekannt geworden, daß namentlich die Höhlen im Frankenjura mit ganzen Schichten von Knochenresten ausgefüllt sind. Die Petrefaktenkunde hat seitdem die Höhlen nicht aus dem Auge verloren, und neuerdings ist ihr die Vorgeschichte als ein hochwichtiger Bestandtheil der Anthropologie zur Seite getreten. Boucher de Perthes wies nach, daß in den Ablagerungen nordfranzösischer Flüsse und in deren Uferhöhlungen, untermischt mit menschlichen Gebeinen, die eigenthümlichen Artefakte sich finden, welche theilweise auch im Schlamme von Binnenseen, nahe den Ueberbleibseln alter Pfahlbauten, angetroffen worden waren, und nunmehr warf sich die junge prähistorische Forschung mit allem Eifer auf die Höhlenkunde, um zu den bereits bekannten Thatsachen noch immer neue zu ermitteln und die Urgeschichte der Menschheit ganz ebenso in Perioden abzutheilen, wie dies für die Erdgeschichte bereits in so hohem Grade gelungen war. Als ein hervorragendes litterarisches Denkmal dieser anthropologischen Höhlenforschung darf das bekannte Werk des Engländers Boyd Dawkins gelten. Es sei gleich noch bemerkt, daß auch die Geschichte im eigentlichen Sinne an den Stätten, in denen sich nicht selten Menschen unter außergewöhnlichen Umständen aufgehalten haben, nicht achtlos vorübergehen darf. In einem sehr anregenden Aufsatze aus der Feder des vielseitigen Kraus, welchen vor Kurzem die „Wiener Zeitung“ brachte, sind die „Legendenhöhlen“ in ihrer Bedeutung für Sagengeschichte und Volkskunde gewürdigt worden.

Nicht bloß jedoch die Biologie einer weit zurückliegenden Vergangenheit, sondern auch diejenige der Gegenwart hat mit den Höhlen und deren Insassen zu rechnen. Es ist ziemlich genau ein Jahrhundert her, daß die Naturforscher aus der „Flora subterranea Freibergensis“ des jugendlichen Bergmannes A. v. Humboldt zu ihrem Staunen ersehen mußten, daß auch unter gänzlichem Abschlusse vom Tageslichte eine reich entwickelte Pflanzenwelt existiren

*) Martel, Les abimes. Paris. 1892. Kraus, Höhlenkunde. Wien. 1894.

könne. Nicht minder geben auch die Grottenthiere viel zu denken, wenn man sie vom Standpunkte der Descendenzlehre in ihrer Eigenart erfaßt. Da lebt in gewissen Karsthöhlen jener sonderbare Molch, den man Olm oder Proteus anguineus nennt, und an dem man noch deutlich die Rudimente eines Sehorganes wahrnimmt, das aber gänzlich verkümmert ist — ein klarer Beleg dafür, daß unter den so gänzlich veränderten Umständen, in welche die Art vor Zeiten einmal versetzt ward, das Auge seine Dienste einstellen mußte und nach und nach seiner ursprünglichen Bestimmung verlustig ging. Von den mancherlei Geheimnissen der in den Höhlen ihr Wesen treibenden Thierwelt haben wir hier nur eines der auffälligsten herausgegriffen.

Die physikalische Geographie hat natürlich in erster Linie die Frage zu stellen, wie denn die Höhlen entstanden sind. Man hat sich sehr davor zu hüten, auf diese Frage eine schematische Antwort zu geben, denn die Natur arbeitet nicht nach einer Schablone, und es kann die Bildungsursache für Grotten, welche einander äußerlich sehr ähnlich sehen, gleichwohl eine verschiedene gewesen sein. Indessen ist doch immer die Erosionskraft des fließenden Wassers als das einflußreichste Moment zu erachten. Dasselbe entfernt theils durch seine mechanische Stoßkraft, theils auch auf chemischem Wege die weniger widerstandsfähigen Felsmassen; Salz, Gips, Anhydrit sind z. B. Stoffe, welche am Aufbau der Erdrinde einen nicht unerheblichen Antheil haben, dem einträufelnden Regenwasser aber keinen nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen vermögen. Daneben können jedoch interne Hohlräume auch ein tektonisches Gepräge besitzen, d. h. bei den Bewegungen innerhalb der Erdkruste, welche wir als eine Folge der Raumverminderung der sich immer mehr abkühlenden Erdkugel aufzufassen haben, mag es sich wohl ereignen, daß die bewegten Massen noch vor der Berührung zum Stillstand kamen und so einen freien Raum zwischen sich ließen. Bei ungleicher Verwitterungsfähigkeit der Bestandtheile des nämlichen Gebirges muß sich gleichfalls, wenn die leichter zerstörbare Partie dem Zahne der Zeit zum Opfer gefallen ist, eine Höhle herausbilden; so sind z. B. die „Zwerglöcher“ auf der böhmischen Seite des Erzgebirges entstanden anzunehmen. Es kann ferner eine Gesteinsmasse auf eine Unterlage so fallen, daß zwischen ihrer Unterseite und der Erdoberfläche keine direkte Berührung eintritt, und die dadurch zu Stande gebrachte Kammer ist nunmehr eine Naturhöhle geworden. Endlich ist auch die Erosion des mit allen möglichen Prallkörpern beladenen Windes ganz wohl im Stande, aus einer heterogen zusammengesetzten Felswand durch Wegbeizen der mürberen Gesteine zuerst Gallerien und endlich wirkliche Höhlen herauszumodelliren. Pechuël-Lösche hat diese Erscheinung in Südafrika, J. Walther hat sie in großem Umfange in Arizona und Neu-Mexiko kennen gelernt, und von Kraus erfahren wir, daß solche Nischenbildung auch an den das obere Ennsthal einschließenden Wänden konstatirt werden könne.

Den Höhlenforscher beschäftigt weiterhin die Prüfung der zahlreichen hydrographischen Fragen, welche in einem Höhlengebiete ganz von selbst auftauchen. Da hat sich eine selbstständige subterrane Schiffahrtsweise ausgebildet, und muthige Männer, denen es nicht um die Befriedigung eines vorübergehenden Gelüstes, sondern um die Entschleierung der Mysterien der Tiefe zu thun war, haben mit sinnreich eingerichteten Booten die unsichtbaren Wasseradern der französischen „Causses“ und der krainischen Grottenbezirke auf große Entfernungen befahren. So gelang es, auf direktem Wege die Verbindungen zwischen weit entfernten Höhlen und die Einerleiheit gewisser durch unterirdische Laufstrecken scheinbar getrennter Flüsse aufzuzeigen, wie denn, um nur ein sprechendes Beispiel anzuführen, der Poik benannte Bach später wieder als Unz an die Oberfläche tritt, von neuem versinkt und zuletzt als Laibachfluß oberirdisch weiterströmt. Die Wunder des Zirknitzer Sees, den schon die Römer als Rarität ersten Ranges anstaunten, hat man genau ergründet, indem man die „Sauglöcher“ aufdeckte, durch welche zeitweise das Seewasser sich großentheils entleert, während in einer anderen Jahreszeit, wenn sich die einsickernde[n] ... rischen Wasser im durchlöcherten Fels aufstauen, ... aus den „Speilöchern“ hervorsprudeln und nicht ... eigentliche Wanne des Sees erfüllen, sondern auch ... umliegende Gelände überschwemmen. Die Kun[st] ... manches thun, um den Zu- und Ablauf des ... seinen Kreislauf vollziehenden Wassers zu reguliren, ... tionsgefahren zu verringern und versumpftes Terr[ain] ... Kultur zurückzugewinnen. Jene Methode der ... färbung, deren ein früherer Artikel der „Nation“ Erw[ähnung] that, hat dabei natürlich auch ihre guten Dienste ...

Unterirdische Räume können auf sehr manni[gfache] Weise ganz oder theilweise verstopft werden. Ein ... seltener Fall ist der, daß die Decke einer Höhle in ... sammenbricht; an der Außenseite gewahrt man ... solches geschehen, eine mehr oder weniger tiefe Einse[nkung] ... eine „Doline“, während das Trümmergestein die ... selbst oder einen ihrer Zugänge ausfüllt. Gewiß ... solche Dolinen, die jedem Karstwanderer unvergeßlich ... und die landschaftliche Perspektive der Steinwüste ... lich bestimmen, auch auf andere Art, etwa durch die ... nagende Kraft der Atmosphärilien, entstehen, aller ... Regel ist doch der Einbruch des Deckenstückes einer ... anzusehen. So tritt denn auch die Höhlenkunde ... Berührung mit der Lehre von den Erdbeben, und ... einem doppelten Sinne. Eine stattgehabte Erderschütter[ung] kann leicht den Höhlenbestand einer heimgesuchten ... verändert, hier einen Hohlraum zugeschüttet, dort viel[leicht] den Anlaß zum Aufklaffen einer Bodenspalte, die später ... Höhle wird, geboten haben; andererseits zählt man ... Erdstöße zu den Einsturzbeben, indem eben eine so ... liche und plötzliche Veränderung des inneren Zustande[s] ... ohne Rückwirkung auf die Oberfläche bleiben kann. ... läufig bemerkt, ist jedoch bei Einsturzbeben der Sch[ütter]bezirk immer nur ein enge umschriedener, und bei ... strophen, die — wie diejenige der diesjährigen Osterwo[che] ... ihre unheilvolle Macht einen weiten Erdraum ... lassen, kann man mit fast absoluter Sicherheit ... rechnen, daß ein „Dislokationsbeben“, d. h. eine weitgeh[ende] Verschiebung im Gleichgewichte der die Erdrinde zusam[men]setzenden Gesteinschichten, in Mitte liege. —

Wir haben hier die Ziele und einstweiligen Ergeb[nisse] der Höhlenkunde nur in groben Zügen zu skizziren ... gar manche interessante Aufgabe ward gar nicht ... wie z. B. die Lehre von den Eishöhlen und Kaltluft... die wieder für sich durch E. Fugger und B. Schwalbe ... einer abgeschlossenen Theildisziplin der Erdphysik erho[ben] worden ist. Wenn man erwägt, wie kurze Zeit erst ... systematisch und planmäßig den praktischen Dienst ... Höhlenforschung einzurichten und die Gesammtheit der ... schlägigen wissenschaftlichen Fragen ins Auge zu fassen ... lernt hat, so wird man dem, was menschliche Thatkraft ... her geleistet, die vollste Anerkennung gewiß nicht ... können. Und die Gewähr ist geboten, daß es bei den ... viel versprechenden Anfängen sein Bewenden nicht ... werde.

München. S. Günther.

Musik.

(Königliches Opernhaus: „Der Evangelimann“. Musikalisches Schauspiel in zwei ... Dichtung und Musik von Wilhelm Kienzl.)

Durch Jahrhunderte, seit dem Beginn der neueren ... haben sich Kirche und Theater in deutschen Landen als ... tiche Kräfte gegenüber gestanden und noch heute empfinde[t] das Volk in der Gegenüberstellung dieser beiden Kultur... mächte einen fast unversöhnlichen Gegensatz. Für ... Kreise der Gebildeten aber hat seit geraumer Zeit ... Widerstreit beider Erscheinungen an Schärfe und Bedeutung verloren. Die zunehmende Schwächung des konfessionelle[n] ...

ogmatismus und die namentlich durch Richard Wagner's ebensarbeit bewirkte Veredelung unserer Bühne halfen ielen über den alten Zwiespalt hinweg und als im Jahre 882 auf dem Bayreuther Festspielhügel zum ersten Mal er Gral enthüllt und das Mysterium des Parsifaldramas offenbart wurde, da bekannten sich Kunstbegeisterte wie ottgläubige von dem religiösen Schauspiel erbaut. Die ratsglocken, die seitdem Jahr für Jahr Gläubige aller Beenntnisse nach Monsalvat geleiten, haben mit ihrem Weihegruß aber auch im deutschen Musikerwald manchen Widerall geweckt und zur Zeit läutet und schallt es aus diesem aine, als ob darin eine ganze Menge „verlorener Kirchen" erborgen lägen. Es tönt wunderbar voll und fromm von Beilem, wer aber feine Ohren hat, der hört es wohl, daß anche der Glocken einen Sprung hat. Dabei kommt inem ehrlichen Sinne denn leicht ein Mißtrauen gegen die anze Bimmelei.

Ich bekenne, von solchem Mißtrauen nicht ganz frei ewesen zu sein, als ich zuerst von Wilhelm Kienzl's „Evangelimann" vernahm, nun aber, da ich seinem Tone, er gleich dem eines kleinen, hellen Frühmettenglöckleins em tiefen vollen Grotsgeläute antwortet, gelauscht habe, will ich gerne gestehen, daß ich eine erfreuliche Enttäuschung rfahren habe. Kienzl's Werk ist aus wahrhaftiger Herzensrömmigkeit geschaffen und aus der Grundstimmung seines musikalischen Schauspiels weht uns der Hauch des echten deutschen Volksgeistes an. Dafür zeugt auch die Andacht und Liebe, mit der die naiven Hörer dem Spiele folgten. Wenn vor schärferen Augen und feineren Ohren diese Wirkung nicht Bestand hatte, so liegt der Grund dafür nicht in der Natur und dem Kern der Sache, sondern in Eigenheiten und Mängeln der poetischen und musikalischen Ausführung.

Goethe hat im Hinblick auf die mystisch-religiösen Dramen der Romantiker einmal geklagt:

> Wo ist einer, der dich quälet
> Mit der Last, die wir getragen?
> Wenn es an Gestalten fehlet,
> Ist ein Kreuz geschwind geschlagen.

Dieser Spruch trifft auch auf Kienzl's „Evangelimann" zu. Aus dem lebenswahren Stoff, der herzenswarmen Grundstimmung lebendige Gestalten zu schaffen, blieb der Kraft und dem Geschick des Textdichlers Kienzl versagt, dem Tondichter Kienzl aber quillt der Strom melodischer Erfindung nicht reich und voll genug, um mit den Eindrücken einer schmiegsamen und beredten Tonsprache der Empfindung des Hörers all das zu bieten, was die Kunst des Dichters seiner Anschauung schuldig blieb. Demgemäß war denn auch die stoffliche Wirkung des Stückes viel stärker als die künstlerische, die überdem dadurch beeinträchtigt wird, daß Kienzl durch scenische und musikalische Kontrasteffekte zu ersetzen suchte, was seinem Drama an Lebensfülle und Mannigfaltigkeit, an flüssiger Entwicklung und Steigerung fehlt. Auf diese Weise bemächtigte sich der Geist theatralisch-veristischer Unkunst des im Sinne reiner und hoher Kunst empfangenen Werkes und verursachte jene Zwiespältigkeit in Form, Art und Ausdruck, die der gebildete Geschmack als Stillosigkeit tadelt, eine tiefere Kunstauffassung wenn auch mit Unrecht, als Zeugniß innerer Unwahrheit beargwöhnt.

Ein Beispiel zur Erklärung; es findet sich im ersten Theil des zweiten Aktes, den man mit Recht allgemein als den künstlerischen Höhepunkt des Ganzen bezeichnet hat. Matthias Freudhofer, den sein eifersüchtiger Bruder vor dreißig Jahren um Ehre und Glück brachte und der nach langer Kerkerhaft und einem traurigen Bettlerleben in der Thätigkeit eines „Evangelimannes", d. h. eines in den Wiener Gassen und Höfen herumziehenden Legendensängers und Bibelspruchlesers die Ergebung in sein Schicksal gefunden hat, ist mit der erschütternden Erzählung seiner Leiden zu Ende. Der Hörer steht ganz im Banne dieses mit furchtbarster Eindringlichkeit und in einer an Tannhäuser's Romfahrt gemahnenden Ausdrucksweise geschilderten Lebensberichtes, als aus der Tiefe des Orchesters eine in spießbürgerlicher Behäbigkeit sich wiegende Sechsachteltaktweise Lortzing'schen Zuschnittes sich vernehmen läßt, die bestimmt ist, das Mitleiden der zuhörenden Magdalena zum Ausdruck zu bringen, in ihrer geschwätzigen Nichtigkeit aber nur dazu dient, den Eindruck der Schicksalsgröße und Hoheit, den die Erzählung des Evangelimannes macht, in alltäglicher Gefühlsduselei aufzulösen. In seiner flachen Empfindsamkeit noch schlimmer, aber, da es außerhalb der Handlung steht, nicht so störend, ist das Lied der Magdalena, „O schöne Jugendtage", mit dem Kienzl den Manen Franz Abts und Viktor Neßlers einen Tribut zahlt, den er ihnen besser schuldig geblieben wäre.

Ganz im Gegensatz zu der Seichtigkeit dieser „Nummer" und zu dem bald trockenen, bald schwülstigen Tone des großen Liebesduetts im ersten Akt steht die Frische und natürliche Derbheit, mit der Kienzl ein ländlich-kleinbürgerliches Kegelvergnügen dargestellt hat, das als erheiternde Episode dem ersten Akte eingefügt ist. Noch erfreulicher aber als in dieser die lyrisch-religiöse Grundstimmung des Ganzen doch störenden Scene gibt sich die musikalische Begabung Kienzl's in dem sinnigen Auftritt zu erkennen, der uns den Evangelimann in seinem Dunstkreis und seiner Thätigkeit zeigt. Die anmuthige, liebevolle Schilderung des Treibens auf einem alten Wiener Hofe, die schlichte Weise des Evangelimannes und sein herzlicher Verkehr mit den Kindern, all' das zeugt von natürlichem Empfinden und einer innerhalb der mittleren Stimmungssphäre aller Ausdrucksmittel mächtigen Kunst des Musikers. Nicht ganz so treffend und erschöpfend zeigt sich die musikalische Erfindung Kienzl's in der letzten Scene des Schauspiels, wo der arme Evangelimann aus dem Munde des in Leibes- und Seelenqual hinsterbenden verrätherischen Bruders das Bekenntniß der alten Schuld vernimmt und im Gewähren herzlicher Verzeihung sein geläutertes Christen- und Menschenthum bekundet. Gewiß, die Musik ist hier ganz Gebärde und Ausdruck, aber der Ausdruck reicht nicht an die Größe der Situation hinan.

Gegen die dramaturgische Unbeholfenheit und musikalische Trockenheit des ersten Aktes aber erscheint der wirkungsvolle logische Aufbau und das heiß pulsirende Leben dieser Scene wie eine Vorahnung künftiger Meisterschaft. Ob der reichbegabte, in den besten Schaffensjahren stehende Künstler diese höchste Stufe der Wirksamkeit und des Ruhmes je erreichen wird, hängt vor allem davon ab, ob es ihm gelingt, seine Gestaltungskraft noch wesentlich zu steigern. Der Textdichter Kienzl müßte lernen, eine dramatische Handlung straffer und und folgerichtiger durchzuführen, der Musiker Kienzl aber hätte vor allem darauf zu achten, daß sein Charakterisirungsvermögen sich schärfe und stähle. Im losen Aufbau der Handlung und in der breiten Unbestimmtheit der meisten musikalischen Themen verräth der „Evangelimann" eine künstlerische Lässigkeit, die der Dichterkomponist überwinden muß, soll er sicher und erfolgreich dem Ziele zuschreiten, das sein reines, hohes Streben sich gesteckt hat. Ich vertraue, daß er es erreichen wird und daß er uns einmal ein wahrhaft deutsches, schlichtes und volksthümliches „musikalisches Schauspiel" bescheeren wird.

Inzwischen sei die deutsche Bühne der Ehrenpflicht gemahnt, dem ernstlichen Versuche, der ihr im „Evangelimann" entgegentritt, die gebührende Beachtung zu schenken. Freunde wird das Werk Kienzl's überall finden. Denen aber, die sich den Kopf zerbrechen, ob die beifällige Aufnahme der ersten Aufführung am 4. d. M. sich zum dauernden Erfolg gestalten werde, sei zur Beherzigung Goethe's Sprüchlein zugerufen:

> Hier hilft nun weiter kein Bemühn!
> Sind's Rosen, nun, sie werden blühn.

Heinrich Welti.

Licht und Luft in modernen Bildern.

Der Einsender des Briefes — in der letzten Nummer — über die „Malerische Wirkung des Lichts“ bestreitet meine Behauptung, daß die Luft „die Schärfe der Umrisse und die Festigkeit der Form leise auflöst“.

In seiner Entgegnung führt er aus, daß durch Luftströmungen z. B. über einer sonnigen Fläche „das Erzittern des Umrisses betrachteter Gegenstände“ entsteht, oder bei unreiner Luft eine Art Schleier, oder bei relativ reiner Luft in größerer Entfernung Sonnennebel indem „die immer vorhandenen festen Theilchen in der Luft das Sonnenlicht reflektiren“. Dann fährt er fort: „Im Zimmer und auf die Distanz (Dicke der Luftschicht), in welcher ein Porträt gemalt und betrachtet wird, kommt absolut nichts zur Geltung von all den eben konzedirten Wirkungen der Luft. Da legt sich nicht der geringste Duft der Morgenröthe um die gemeine Deutlichkeit der Dinge.“ Ich habe zwar mit Bezug auf Porträts von „Erzittern“ der Umrisse, von „Schleiern“, „Nebeln“ oder „Duft der Morgenröthe“ nirgends gesprochen. Nur bei einem Freilichtbild, welches das Waldesweben darstellt, habe ich das Flimmern der Luft erwähnt. Doch will es mir scheinen, als ob solche Lichtwirkungen, wie J. B. sie beschreibt, auch im Zimmer stattfinden und in geringer Entfernung wahrgenommen werden können. Wenn die Sonne hineinscheint, können sonnige Flächen auf dem Boden entstehen und darüber die Luft erzittern, der Staub kann sich in Bewegung setzen und die Luft verschleiern, Lichtstreifen, vollkommene Balken können sich bilden, in denen wir die Stäubchen tanzen sehen. In feinerer Weise ist das Spiel der Luft im durchsonnten Zimmer schon häufig dargestellt; auch im Porträt; von hervorragenden erinnere ich an eins von Uhde und an das von Reinhold Lepsius, das in diesem Winter bei Schulte ausgestellt war. Der Maler kann ja auch ein Fenster oder die Thür nach dem Garten öffnen, wie es auf dem in der jetzigen Berliner Ausstellung befindlichen Familienbild von Besnard geschehen ist, dann hat er Freiluft und Zimmerluft zu gleicher Zeit.

Im Allgemeinen wird den Porträtmaler im Zimmer mehr eine gedämpfte Beleuchtung interessiren, bei welcher die Umrisse weicher, die Farbenübergänge feiner als in dem früher beliebten vollen Nordlicht des Atelierfensters sind, so daß wir die Luft wahrzunehmen glauben. Sie ist ja da, auch im Zimmer, eine stoffliche, mehr oder weniger trübe, leichtbewegliche, lichtempfindliche Masse, und bei gedämpftem Licht können wir glauben, zu sehen, daß sie sich weich um die Gegenstände legt und dem milderen Lichte Widerstand entgegensetzt. Es kommt uns ja nur auf den subjektiven Eindruck, nicht auf die physikalische Erklärung an. Wichtig ist vor Allem, daß gewisse Künstler eine feinere Auffassung der Lichterscheinungen erreichen, und daß wir hier und da ein Bild finden, bei dem wir ausrufen: Da ist Luft darin. Wie sie hineingekommen, ist nicht leicht zu sagen, doch ein Mittel, uns diese Empfindung zu geben, ist die richtige, bei verschiedener Entfernung verschiedene Weichheit der Umrisse und die Feinheit der Farbenübergänge. Auf dem oben erwähnten Gruppenbild von Besnard finden wir die Mitglieder einer Familie im Zimmer vertheilt und bei ruhiger, klarer Luft doch eine verschiedenartige Schärfe der Umrisse.

Von befreundeter Seite werde ich darauf aufmerksam gemacht, daß in Georg Hirth's „Aufgaben der Kunstphysiologie“,*) in dem Aufsatz über das „Augenmaß für farbige Unterbrechungen“ sich einige vortreffliche Bemerkungen zu unserem Gegenstand befinden, die ich anführen möchte. Er bemerkt, daß Objekte, welche an sich keine scharfen Kanten haben, „selbst bei günstigster Beleuchtung und Betrachtung aus nächster Nähe keine klare Bildgröße geben können. Oft haben wir solche unklare Bilder neben klaren in ein und demselben Gesichtsfelde; für den fein unterscheidenden, künstlerisch sehenden Beobachter bildet dieses Nebeneinander sogar die Regel, in der Landschaft sowohl wie im Hause, — es sind eben die Erscheinungen der sogenannten ‚Luftperspektive‘ neben denjenigen der sogenannten ‚Linearperspektive‘, Ausdrücke, die, wie ich zugebe, sehr dehnbar sind und für den Einen sehr viel, für den Anderen nichts bedeuten. Es gibt ja Menschen, die gewisse feine Trübungen und Uebergänge in der Beleuchtung nicht sehen, selbst wenn man sie mit der Nase darauf stößt, — ich möchte sie nüancenblind nennen — und andere, die fast von Meter zu Meter Entfernung die feinsten Unterschiede der Lichtzerstreuung nicht nur erkennen, sondern geradezu fühlen. Es kommt eben alles auf die ‚Organisation‘ angeborener Begabung an. Je geübter das Auge im Unterscheiden unscharfer, nach ihrer Größe nicht oder schwer bestimmbarer Lichterscheinungen ist, desto mehr wird der malende Besitzer desselben sich mit der Darstellung jener Erscheinungen abmühen.“

Daß manche Künstler, bewußt oder unbewußt, ihrer Empfindung folgend, die Luft mehr als wir sie in der Natur wahrnehmen, sichtbar machen, ja sogar „nebelhaft harmonisiren“, will ich nicht leugnen; zu ihnen gehört ein so bedeutender Meister wie Carrière.

Bilder von subtilerer Auffassung der Lichterscheinungen leiden natürlich viel mehr durch die Barbarei der großen Ausstellungen als härtere von indifferenter Beleuchtung; sie sind empfindlicher für [illegible] Licht und feindliche Farben in ihrer Umgebung, können leichter „tot gehängt“ werden, wie der Ausdruck lautet. Das Porträt von Dora Hitz in der diesjährigen Berliner Ausstellung hat z. B. einen Platz bekommen, an dem kein Strahl des Lichts darauf fällt, in einem Raum, in dem nichts Verwandtes zu erblicken ist. Die Berliner Künstler von feinerer Farbenempfindung hätten einen Saal für sich erkämpfen sollen, um selbst ihre Bilder würdig zu hängen.

W. Dietrich.

Wolfgang Kirchbach: Des Sonnenreiches Untergang. Ein Kulturdrama in fünf Aufzügen. Dresden und Leipzig. 1892. E. Pierson's Verlag. (Preis Mark 1,50.)

Kirchbach will in einem der „vereinfachten Gleichnisse des Lebens, welche die Vergangenheit so reichlich bietet“, — wie es in dem Vorwort heißt —, nämlich in der Darstellung der Eroberung Perus durch Pizarro's Abenteurerschaar, Herz und Gemüth erschüttern. Dieser Stoff, die Vernichtung uralter Kultur durch die Barbaren einer fremden Kultur, wäre auch wohl geeignet gewesen, diese Wirkung auf uns hervorzubringen, und wo es auf die Berechnung des überliegenden Verstandes ankommt, hat Kirchbach, der ein kluger Mann ist, Erfreuliches geleistet. Gut ist vor allem die eine Scene, wie beim ersten Zusammentreffen der Inkas mit den Spaniern, die allerdings in der uralten schlechten Theatermanier schon vorher in dem Fluch eines entthronten Inkas nebst allen schrecklichen Begleiterscheinungen angekündigt wird, der goldgierige Pizarro den Priester vorschiebt, der nun mit mächtigem Schwunge das christliche Glaubensbekenntniß deklamirt, dem sofort der Inka sein Bekenntniß des Sonnendienstes entgegensetzt; der Inka findet den Christenglauben des katholischen Priesters „sehr seltsam“, und ihm selbst erwidert der Priester: „Entsetzlich ist Dein Aberglauben, König!“ Diese Scene, die sogar bühnenwirksam wäre, ist aber nur eine Oase in einer Wüste ohne Erhebung; denn die Figuren in dem „Gleichniß“ sind nur Allegorieen und Schemen; es gebricht durchaus an Individualisirung und Gestaltungskraft. Die Spanier sind sammt und sonders Repräsentanten der Goldgier und nur auf diesen einen Ton gestimmt; im Charakter unterscheiden sie sich nur darin, daß der eine den dreifachen, der andere erst den vierfachen Verrath nicht mehr mitmacht. Und ebenso sind die Peruaner mehr Abstraktionen der Geschichtskonstruktion als lebendige Menschen. Auch die Sprache ist oft schwunglos und trocken. Man höre z. B. die folgende Stelle, die die kommunistische Staatsverfassung des Inkareiches illustriren soll:

> „Hochheil'ger Herr, ich komme zu vermelden,
> Was die Provinz bedarf, in der du weilst.
> Fünftausend Greise wurden jüngst entlassen
> Wie diese Schnurenschriften melden, um
> Von jeder Arbeit frei, auf Staatsunkosten
> Nahrung und Unterhalt im Ruhestand
> Zu finden. Alle wurden fünfzig Jahre alt.
> Die allgemeine Arbeitspflicht demnach
> Erheischt fünftausend neue Arbeitskräfte,
> Der Nachwuchs junger Männer aber zählt
> Nur zu dreitausend, wie hier steht verrechnet.“

Das klingt in jedem Fall nicht wie geschaute Poesie, sondern wie Nüchternheit, fast sogar wie eine Parodie auf einen sozialdemokratischen Zukunftsstaat — mit dem Inka an der Spitze.

*) München und Leipzig. G. Hirth's Kunstverlag. 1891. S. 218.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

…den Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). …nnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim …e durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. …ch (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Nachdem die Vorlage des Umsturzgesetzes im Reichs…e vernichtet worden ist, beschäftigt sich die Presse vor Allem … der Frage, was nunmehr zu geschehen habe.

Einen Rath hat die Regierung von keiner Seite er…ten. Niemand, er gehöre welcher Parteirichtung immer… an, hat ihr im Ernst empfohlen, den Reichstag aufzu…en, und nach den Erörterungen der offiziösen Presse scheint … daß auch die maßgebenden Kreise an diesen Ausweg …ht denken. Solche Enthaltsamkeit ist für die Regierung …e für die Parteien charakteristisch.

Es befindet sich im jetzigen Augenblick unser politisches …den in solcher Zersetzung, daß kein Mensch auch nur mit …iger Sicherheit vorauszusehen vermöchte, welche Physio…nomie ein neuer Reichstag tragen würde; und da keine …artei die zuversichtliche Hoffnung hegt, wesentlich gestärkt …s einem Wahlkampf hervorzugehen, haben weder die …raktionen noch die Regierung die Neigung, eine Auflösung … empfehlen.

In konservativen Zeitungen findet sich dagegen eine …ndere Empfehlung; man verlangt einen Staatsstreich. Daß …lche Gesinnungen in reaktionären Kreisen gehegt werden, …t bekannt genug; daß solche Gesinnungen aber auch rück…altlos ausgesprochen werden, ist der Sache des Liberalis…mus dienlich. Die Bevölkerung erfährt damit aus dem …Munde der Betheiligten selbst, was sie zu erwarten hat; …olch ein offenes Geständniß ist wirkungsvoller als ein verwickelter Indicienbeweis. Und in der That, nichts ist nothwendiger, als daß sich die Bevölkerung über einen Punkt keiner Täuschung hingibt. Ist schon das Umsturzgesetz gefallen, so sind doch jene Anschauungen nicht beseitigt, die leider diesen Gesetzentwurf mit Gewalt und Berechnung der Caprivi'schen Regierung abgerungen haben.

Diese Gesinnungen werden von Neuem hervortreten, und diese Gesinnungen werden von Neuem verlangen, daß nach ihrem Diktat die Gesetzgebung gehandhabt werden soll. In solcher Entwicklung liegt Logik, denn die reaktionäre Junkerpolitik wird sich auch auf wirthschaftlichem Gebiet am Ende nicht ohne Bruch und Aenderung der Verfassung durchführen lassen. Man kann nicht für einen kleinen und engen Kreis die Masse der Bevölkerung wirthschaftlich frohnden lassen, und doch jener ganzen Masse der Bevölkerung das Recht der Kritik und den Einfluß durch den Stimmzettel lassen. Man kann nicht gegen das Interesse der Millionen die Goldwährung ändern, den Antrag Kanitz durchführen, die Liebesgaben vervielfachen und erhöhen, und doch denselben Millionen die Waffen gewähren, um sich gegen diese Vergewaltigungen zu wehren. Wer die wirthschaftliche Ungerechtigkeit will, muß auch die politische Ungerechtigkeit zur Vertheidigung jener wollen; und wenn das jetzige Umsturzgesetz auch in den reaktionären Kreisen nur laue Unterstützung gefunden hat, so geschah dies allein aus dem Grunde, weil die Vorlage zu wenig bot. Die „Kreuz-Zeitung“ und die „Schlesische Zeitung“ können somit durch Vorschläge nicht überraschen, die darauf abzielen, die Verfassung kurzer Hand zu brechen, oder gegen die Opposition mit der vollen Schärfe des Polizeidespotismus vorzugehen. Der Fall der Umsturzvorlage bedeutet somit nicht das Ende der Krisis, sondern nur einen einzelnen Sieg im Verlaufe einer schweren Entwicklung.

Ein solcher Sieg am Beginn eines Feldzuges hat seinen bedeutungsvollen moralischen Werth; es ist sehr gut, daß die Bevölkerung die Macht kennen lernt, über die sie verfügt; und wir sind auch der Ansicht, daß die Verfassung freilich sich leicht in einem mit Dinte geschriebenen Leitartikel beseitigen läßt; aber recht schwer in der realen Wirklichkeit. Herr von Bismarck führte ein solches Wagestück schließlich in Preußen nur durch, weil er neben sich einen Moltke hatte. Wir haben heute keinen Bismarck; wir haben sicherlich auch keinen Moltke, und die deutschen Verhältnisse sind weit verwickelter und weit schwerer zu beherrschen als die damaligen preußischen. Sind die Schwierigkeiten für den Angreifer mithin gewachsen, so haben die Angreifer selbst nur eines gezeigt: daß sie freilich über brutale und frivole Führer verfügen, über geniale aber gewiß nicht; und die eine Reihe von Eigenschaften allein genügt schwerlich. So sind denn freilich Gefahren vorhanden; aber auch die Mittel

der Abwehr, wenn man sie zu benutzen versteht, sind so übel nicht.

Die politischen Vorgänge der neuesten Zeit sind überdies einem entschiedenen Liberalismus dadurch zu Hilfe gekommen, daß sich der Bevölkerung mehr und mehr die Parteien im klaren Lichte zeigen. Ueber das reaktionäre Junkerthum ist ein Irrthum nicht möglich; und auch die Gefahren für die geistige Kultur, die das Centrum heraufbeschwören würde, sind deutlich wieder in Erinnerung gebracht worden. Nur eine Partei sucht sich nach wie vor in schwankendem Zwielicht zu halten — die Nationalliberalen.

Mit einem Hinweis, der nicht mißzuverstehen war, deutete Fürst Hohenlohe im Reichstage an, daß die Nationalliberalen recht eigentlich diejenigen gewesen seien, welche das Umsturzgesetz verlangt hatten, um dann schließlich, als die Vorlage eingebracht war, sich als völlig unvermögend zu erweisen, die Regierung vor einer schweren Niederlage zu bewahren. Dem Grafen Caprivi hatten wir zur Zeit einen solchen Mißerfolg vorausgesagt; sein Nachfolger hat ihn geerntet. So war das Schicksal der Regierung beschaffen; und was haben die Nationalliberalen mit dieser Politik für sich selbst erreicht?

Sie können für sich den Erfolg in Anspruch nehmen, wesentlich auch durch ihre Diskreditirung den Grafen Caprivi beseitigt zu haben. Ist die heutige Regierung stark? Ist die heutige Regierung zielbewußt? Ist Herr von Köller eine Gestalt, an der noch andere Parteien als die Sozialdemokraten Freude haben können? Nicht einmal die Junker haben an ihm Wohlgefallen. Das Urtheil über die politische Zweckmäßigkeit, dem Grafen Caprivi das Leben erschwert zu haben, ist durch die Verhältnisse also völlig klar gesprochen worden.

Auch alle anderen politischen Hoffnungen der Nationalliberalen haben sich nicht verwirklicht, nicht die stillen und nicht die offen bekannten. Herr von Bennigsen, der bei gutem Wein als der berufene Retter Deutschlands verkündet worden war, blieb Oberpräsident und wurde nicht Minister. Das alte Kartell, an dem man vor dem Caprivi'schen Sturz und unmittelbar nach dem Sturz gearbeitet hatte, war eine Illusion; wohl aber waren Centrum und Kreuzzeitungskonservative geneigt und geschickt, das politische Geschäft gemeinsam zu betreiben, und die Nationalliberalen sahen sich in den Berathungen über die Umsturzvorlage vollständig isolirt und hatten schließlich zeitweilig die Fühlung mit der Bevölkerung und mit ihren eigenen Wählern gänzlich verloren.

Man muß daran erinnern, wie die Lage noch im Februar dieses Jahres war. Damals trat die Opposition zuerst in der Bevölkerung reger zu Tage, und am 16. Februar schrieb die „Nationalzeitung“:

„Angesichts“ des ganzen Verlaufs dieser Berathungen „macht sich doppelt komisch, was man von radikaler Seite als Ersatz für den beharrlich ausbleibenden „Sturm“ der Entrüstung paradiren läßt. In Gotha haben vier gewiß sehr achtungswerthe Herren die Aufforderung zu einer Erklärung gegen die Vorlage erlassen, und in einem Halleschen Blatte schreibt der Romanschriftsteller Wilhelm Jensen einen pathetischen Artikel gegen sie. . . Die Kundgebungen aber sind so verschwindend spärlich und von so geringem Gewicht, daß sie eher wie eine Abschwächung als wie eine Verstärkung des Widerspruchs wirken, der im Reichstag geleistet wird.“

Die Kundgebungen blieben nicht verschwindend spärlich und blieben nicht von geringem Gewicht, und alle diese Kundgebungen richteten sich nicht gegen die Fassung der Kommissionsberathungen, sondern gegen die ursprüngliche Regierungsvorlage, und so stark wurde der Druck der öffentlichen Meinung gegen diese Regierungsvorlage, daß die nationalliberale Fraktion des Reichstags die sogenannte „Klerikalisirung“ in der Kommission benutzte, um ihre Mithilfe bei einem gesetzgeberischen Vergehen zu versagen, das die Bevölkerung verwarf in der Herrichtung der Regierung wie in der Herrichtung der Kommission.

In die Regierung war die nationalliberale Partei nicht hineingelangt; mit der jetzigen Regierung zufrieden kann sie nicht sein; auf eine Verständigung mit den Konservativen hatten diese nicht das geringste Gewicht gelegt; für die Verwirklichung des alten Kartellgedankens hatte sich nicht der Schimmer einer Hoffnung gezeigt; der Stellung zum Centrum sei ganz geschwiegen; und schließlich mit Mühe und unter Zögern rettete man sich zu einem Standpunkt, wie ihn die öffentliche Meinung verlangte, trotz diesen Erfahrungen, propagiren nationalliberale Blätter von Neuem den alten Kartellgedanken und verlangen von Neuem ein neues Umsturzgesetz.

Mit wem zusammen will man es durchsetzen? Mit der Kreuzzeitungspartei, die heute allein die Konservativen repräsentirt, und die stets nur den Bund mit dem Centrum gesucht hat? Oder mit dem Centrum, das den Sitz der ... vor Allem in der Freiheit der Wissenschaft erblickt, während Herr von Bennigsen bei der Berathung der Umsturzvorlage im Plenum am 10. Januar erklärt hat:

„Ein Professor der Philosophie und der Naturwissenschaften ... in seinen Untersuchungen und in den Ergebnissen derselben durch ... vorausgesetzte Lehre, durch keinen ihm auferlegten Lehrsatz irgendwie ... geschränkt werden. Das ist eine absolute Forderung der Wissenschaft und ihrer nothwendigen Freiheit . . .“

Solche Fragen sind heute nicht aufzuwerfen ... Rekriminationen. Ihre Beantwortung bringt die schlagende Entscheidung darüber, ob die Nationalliberalen ... gescheiterten Versuch eines Anschlusses nach Rechts ... mals anstreben, oder ob die Elemente der Partei, die ... fähig sind, den festen Anschluß an den Liberalismus ... suchen wollen. Das betrifft die Fraktion im Parlament. Ueber die Meinung in der Bevölkerung könnten die nationalliberalen Parteiführer durch die Bewegung gegen ... Umsturzgesetz und durch fast ein halbes Dutzend Wahlen, Schmalkalden, Rinteln, Eisenach, Weimar, Köln be... sein. Man kann nicht Mitglied des Bundes der Landwirthe sein und einer liberalen Partei angehören; man kann ... sich auf die Großindustrie stützen und unsere Währung ... Zweifel ziehen; man kann nicht ein Kartell mit den Konservativen ins Auge fassen und von der unbedingt nothwendigen Freiheit der Wissenschaft sprechen. Wie die Gegenwart zeigt, kann man es zwar; aber für lange kann man es ... nicht mehr.

Der Gedanke einer Cooperation aller jener Liberalen, welche diesen Namen verdienen, wurde mit größtem Nachdruck und wiederholentlich ausgesprochen auf der Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen, die ... allem aus Mittel- und Norddeutschland gut besucht, am vergangenen Sonnabend und Sonntag in Berlin zusammengetreten war. Mit frischem Geiste wurden sachlich und ... uns scheint, sachkundig eine Reihe brennender politischer Fragen in freisinnigem Geiste erörtert; insbesondere die Handwerkerfrage, die Schulfrage, die Frage der Noth der ... wirthschaft, die Währungsfrage, und die allgemeine politische Lage in breiter Debatte, und an diesen Debatten und ... raten nahmen auch die alten Zierden der Partei, ... Bamberger und Theodor Mommsen, in kraftvolle Geistes... samkeit, theil.

In dieser Zeitschrift ist so oft zu diesen Fragen Stellung genommen worden, daß unsere Leser mit der Tendenz ... Darlegungen auf der Generalversammlung nicht vertraut ... macht zu werden brauchen; der Werth dieser Debatten lag ... den Details, auf die einzugehen, hier nicht der Ort ist. ... scheint uns aber, daß fruchtbare politische Arbeit aus ... dort ausgestreuten Anregungen sich entwickeln kann.

Für bedeutungsvoller noch als den Standpunkt ... diesen Einzelfragen halten wir die grundlegende Auffassung, von der aus die politische Gesammtlage betrachtet wurde. Ein Gedanke kam vor Allem wiederholt zum Durchbruch. Der Einfluß des Liberalismus bei uns in den Parlamenten ist zu Grunde gegangen dadurch, daß bald die Grenzen ... die liberale Bethätigung zu eng, bald so weit gesteckt ... den, um am Ende nur noch völlige Verwaschenheit ... umschließen. Damit sind wir zu dem traurigen Zustand des heutigen Tages gelangt, wo eine kraftlose Regierung, die das Staatsinteresse zu wahren nicht stark ..., einem Liberalismus gegenübersteht, der in seiner durch ... seitige Zerfleischung herbeigeführten Schwächung ebenso ... im Stande ist, das Staatsinteresse genügend zu vertheidigen. Muß das so bleiben? Ob die Fraktionen ...

nicht. die Bevölkerung hat ein Interesse daran, daß m Zustand ein Ende gemacht wird, und die Bevölke- ı. die sich den Teufel um Fraktionsrivalitäten scheert, auch diesem Zustand über kurz oder lang ein Ende jen, um damit dem liberalen Bürgerthum wider zu dem gebührenden Einfluß im Staatsleben zu verhelfen.

Daß solche Gedanken ohne Engherzigkeit und doch mit aler Bestimmtheit, vorurtheilslos gegen andere bestehende ale Richtungen und ohne den kleinlichen Versuch der pelfängerei für das eigene Netz auf jener General- immlung zum Ausdruck gekommen sind, erachten wir das erfreulichste und als ein Zukunft verheißendes Er- iß der Verhandlungen. An diesem Pflock muß die Ent- lung schließlich ihre Fäden wieder anknüpfen.

In Wien haben die Spitzen der liberalen Stadtverwaltung Aemter niedergelegt; sie hatten die Majorität nicht mehr er sich, und Herr Lueger ist heute zweiter Bürgermeister wird in wenig Tagen erster Bürgermeister der öster- ischen Kaiserstadt sein, und seine Umgebung wird be- en aus Leuten, die hier bei uns Stöcker, Liebermann Sonnenberg und Ahlwardt heißen.

Daß der Antisemitismus damit in Wien zu Macht Einfluß gelangt ist, erscheint uns wichtig nur als leiterscheinung. Das Entscheidende ist, daß Catilinarier demagogisch-bigotte Reaktionäre das Steuer dort in Hand haben; sie können große Verwüstungen an- ten, und ihr Regiment wird auch auf die Koalition, die t politisch die Geschäfte in Oesterreich führt, zurückwirken. scheint der Augenblick zu kommen, wo die Liberalen in Oester- von Neuem in die Opposition gehen, die siegreich durch- ühren, ihnen leider bisher jene zähe Energie gefehlt hat, che ihre Schwesternation, die Ungarn, in so hohem Grade zeichnet.

Was die politische Thatkraft der Ungarn vermag, hat von neuem in Rückwirkung auf die allgemeinen öster- hisch-ungarischen Staatsverhältnisse gezeigt. Die Gegen- zwischen dem Grafen Kalnoky und dem ungarischen binet haben dazu geführt, daß der gemeinsame Minister auswärtigen Angelegenheiten seine Demission einreichte, daß der Kaiser diese Demission annahm, obgleich er unmittelbar zuvor und zwar nach dem Konflikt mit nffy den Grafen öffentlich seines Vertrauens ver- ert hatte. Nachfolger des Grafen Kalnoky wurde Graf luchowsky, der wie jener für einen vorsichtigen Diplo- ten und eine Stütze des Dreibundes gilt.

* * *

Zum Börsengesetze.

I.

Mehr als drei Jahre hat das Reichskanzleramt ge- zucht, bis es den im Monat November 1891 von den rteien der Konservativen, der Nationalliberalen und des ntrums „noch im Laufe der gegenwärtigen Session" ver- ngten Gesetzentwurf gegen die angeblichen Mißbräuche des itgeschäftes an der Börse dem Bundesrathe vorgelegt hat. ie Bankeratte mehrerer großer Bankhäuser, welche damals umentlich wegen der begleitenden Nebenumstände die fentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatten, fielen mit n höchsten Getreidepreisen zusammen, die seit Jahrzehnten zahlt worden waren und jedem Unbefangenen die Noth- endigkeit der Aufhebung oder wenigstens der Ermäßigung r deutschen Lebensmittelzölle vor Augen legten. Es ent- rach den Anschauungen der Agrarier, in dieser Preisge- altung die Wirkung künstlicher und ungerechtfertigter Be- nflussung des Getreideterminhandels zu erblicken, und nicht enige Mitglieder der als Antwort auf jene Anträge be- sfenen Börsen-Enquetekommission haben sich in letzterer blich Mühe gegeben, ihre vorgefaßte Meinung zur Geltung u bringen. Aber während sie dem entsprechend von deren Berathungen ursprünglich eine Erschwerung hauptsächlich des Zeitgeschäftes „in den für die Volksernährung wichtigen Artikeln" erhofft hatten, ließ sich jener Gesichtspunkt weder innerhalb der Enquete noch bei der Ausarbeitung des Ge- setzentwurfs festhalten, welcher im Gegentheil vorzugsweise auf die Effektenbörse zugeschnitten worden ist.

Nun erfreuen sich allerdings beide — die Effektenbörse wie die Produktenbörse — der gleichen Abneigung der Agrarier und wenn diese Gesinnung in gedämpfter Form in dem Gesetzentwurfe wiederkehrt, wer wird sich darüber bei unseren heutigen politischen Verhältnissen wundern? Man muß es schon als einen Gewinn betrachten, daß nicht die extremsten in der Kommission geäußerten Ansichten in Ge- setzesparagraphen umgeformt worden sind und daß man die Börse nicht als eine mit der Volkswohlfahrt im Widerspruch stehende Organisation behandelt.

Nach den Anklagen, welche s. Z. gegen die Börsen ge- schleudert wurden, hätte man glauben sollen, daß diese nur nach dem Belieben einiger weniger Personen sich bilden, sich ganz eigenmächtig Gesetze geben und ihre Angelegen- heiten je nach Liebhaberei und Laune regeln können. Aber schon heute unterstehen die Börsen in den meisten deutschen Ländern der Aufsicht der lokalen Handelskammern, die ihrer- seits wieder in Preußen dem Handelsminister untergeordnet sind. In dieser Beschränkung haben allerdings die Börsen über ihren Geschäftsgang und die Zulassung ihrer Mitglieder selbständige Bestimmungen getroffen und man muß blind sein, will man die große Bedeutung leugnen, die Dank der ihnen bisher eingeräumten bedingten Unabhängigkeit für unser wirthschaftliches Leben gewonnen haben. Die Börse ist ein Markt, aber von dem offenen Markte unterscheidet sie sich dadurch, daß sie durch Feststellung von Regeln und Ge- bräuchen Schutz gegen Streitigkeiten im Abschluß von Ge- schäften gewährt; daß sie den Handel vereinfacht, indem sie die jedesmalige Verabredung wegen Beschaffenheit der Waare, Lieferung und Zahlungsweise entbehrlich macht; daß ihre Einrichtungen dadurch wesentlich dem kleinen Händler gegenüber dem großen kapitalkräftigen Gegenkontrahenten zu gute kommen, welcher sonst nur zu leicht seine wirth- schaftliche Stärke an dem Schwachen erproben würde. Der freie Verkehr ohne Kontrale muß sich naturgemäß durchaus unregelmäßig entwickeln; er ist, was Eigenschaft und Preis- bildung der gehandelten Waaren anlangt, dem Zufall und der Willkür anheimgegeben und er hat deßhalb vom volks- wirthschaftlichen Standpunkte aus einen viel geringeren Werth als der Börsenverkehr. Zu beurtheilen, was diesem frammt, auf welche Gebiete er sich ausdehnen, in welcher Weise er seinen Anordnungen Geltung verschaffen, wie er sich vor Störungen schützen und Verfehlungen dagegen ahnden will, das sollte man füglich der Sachkenntniß der daran unmittelbar Betheiligten überlassen, die doch an der gedeihlichen Entwicklung der Börsenverhältnisse das größte Interesse haben und welche, wie die Erfahrung allenthalben zeigt, Manns genug sind, in ihren Kreisen Ordnung zu halten und unwürdige Elemente auszuschließen. Anders denkt der Gesetzgeber: im Ganzen enthält der Entwurf 74 Paragraphen und nicht weniger als 20 davon, also mehr als ein Viertel, enthalten Bestimmungen über ein aus Mit- gliedern der Handelskammern zu bildendes Ehrengericht, dem die Disziplinargewalt über Börse und Börsenbesucher zuge- wiesen wird.

Schon in der Enquetekommission war ein solches an- geregt, indessen verworfen worden; der Gesetzentwurf hat es wieder aufgenommen. Aber dieses Ehrengericht ist eigen- thümlicher Art; seine Aufgabe besteht darin, „Börsenbesucher zur Verantwortung zu ziehen, welche im Zusammenhange mit ihrer Thätigkeit an der Börse sich unehrenhafte Hand- lungen zu Schulden kommen lassen". Jedoch wird die Ent- scheidung, ob und wann es zu diesem Behufe in Funktion treten soll, nicht ihm allein überlassen: hierzu ist ihm ein Staatskommissar zur Seite gesetzt, zu dessen Kenntniß alle Handlungen, welche zu einem Einschreiten des Gerichts Ver- anlassung geben, zu bringen sind und der das Recht hat, die Einleitung von Untersuchungen und deren öffentliche

Führung zu verlangen, allen Verhandlungen beizuwohnen, Fragen und Anträge zu stellen, Beweise beizubringen, die Aufhebung des Verfahrens von seiner Zustimmung abhängig zu machen und gegen die Entscheidung des Ehrengerichts Berufung einzulegen. Was bleibt Angesichts dieser Befugnisse dem Ehrengerichte von seiner Selbständigkeit noch übrig? In jeder Phase erscheint es nicht etwa über dem Staatskommissar stehend oder ihm gleichberechtigt, sondern ihm geradezu untergeben. Der Staatskommissar befiehlt und das Ehrengericht gehorcht. Ein schärferes Mißtrauen in die Unparteilichkeit und Unbefangenheit eines Gerichtshofes, als hier ausgesprochen wird, kann kaum gedacht werden. Und dabei soll dieser Gerichtshof aus den mit dem Ehrenamte von Handelskammermitgliedern betrauten angesehensten und würdigsten Angehörigen des Kaufmannsstandes gebildet werden, von denen man ohne Weiteres wird behaupten können, daß sie jede strafbare Handlung ebenso streng verurtheilen werden, als irgend ein Regierungskommissar. Wie verletzend und kränkend muß ihnen das Gefühl sein, unter der Kontrole eines mit den Eigenschaften eines Staatsanwaltes ausgerüsteten Dritten zu stehen und zwar eines Mannes, dessen Verständniß der praktischen Börsenthätigkeit und der kaufmännischen Denkungsart jedenfalls viel geringer ist, als das ihrige, und der in Folge dessen zu dessen Beurtheilung viel weniger befähigt ist als sie! Wer möchte es jenen Männern verargen, wenn sie unter dem Drucke dieser Empfindung ihre Mitwirkung an dem Ehrengerichte versagen und lieber auf ihre Thätigkeit innerhalb der Handelskammern verzichten? Aber auch die ganze Idee des Ehrengerichts erscheint verfehlt. Wohl bestehen solche schon für die Berufszweige der Offiziere und Anwälte. Indessen hat bereits der Bericht der Enquetekommission auf die Unterschiede zwischen diesen und dem vorgeschlagenen Börsen-Ehrengerichte hingewiesen. Die ersteren urtheilen über Personen ab, die ein gleiches öffentliches Amt bekleiden, einen gleichartigen Bildungsgang durchmachen, sich auf mehr oder weniger gleichem sozialen Niveau befinden, ihrem Berufe mit gleich idealen Anschauungen gegenüberstehen und bei denen sich ein gewisser selbstverständlicher Ehrenkodex ausgebildet hat. Wie anders an der Börse, wo Elemente verschiedenartigster Bildungsgrade und sozialer Stellung nur örtlich und nur für Stunden zusammenkommen, zu dem alleinigen Zwecke, ihr Brod zu erwerben, und von denen nur verlangt wird, daß sie es auf ehrliche und anständige Weise erwerben! Ein Börsendisziplinarhof sollte sich ausschließlich auf die in den Börsenräumen vorkommenden Ruhestörungen und Ausschreitungen beschränken, aber dazu bedarf es nicht eines Ehrengerichts. Und was ist unter den seiner Ahndung unterworfenen unehrenhaften Handlungen der Börsenbesucher zu verstehen, die zwar mit deren Thätigkeit an der Börse zusammenhängen, aber außerhalb der Börse begangen werden? Der Gesetzentwurf schweigt sich darüber aus, desto redseliger war dagegen der Bericht der Enquetekommission, welcher als solche unter vielen anderen z. B. auch die Anwendung von Geschäftsbedingungen, die gegen den kaufmännischen Anstand verstoßen, und die Anreizung zu Börsenspekulationen durch Reklamen in den Zeitungen bezeichnete. Ist aber der Begriff kaufmännischen Anstandes ein feststehender und genau umgrenzter? Keineswegs, sondern ein ganz elastischer und von der individuellen Ansicht des Beurtheilers abhängiger. Schon deshalb ist ein der Börse fremder Staatskommissar zur Entscheidung hierüber ganz ungeeignet. Und nun gar die Heranziehung von Zeitungsreklamen! Sehen sich hierzu nicht die größten Waarenhändler veranlaßt, um der fieberhaft thätigen Konkurrenz zu begegnen? Warum soll dadurch von diesen der kaufmännische Anstand nicht verletzt werden, dagegen von den Bankfirmen und den Geldwechslern? Es ist auch ganz falsch, zu glauben, daß man Börsenbesucher sein müsse, um Börsenaufträge zu vermitteln oder durch Reklamen zu Börsenspekulationen zu verleiten. Haben nicht Berliner Gerichtsverhandlungen vor Jahresfrist gezeigt, daß die größten Börsenreklamen von einem Manne ausgingen, dem der Zutritt zur Börse gar-

nicht gestattet war? Er konnte trotzdem d
Reklamen gewonnenen Aufträge durch Mitgl
ausführen lassen, ohne jemals den Fuß in den
zu setzen. Personen, welche sich im Zustande de
unfähigkeit befinden, sind vom Besuch der Bö
ständlich ausgeschlossen. Aber solange sie unter de
und Mäklern Vermittler finden, sind sie nach w
der Lage, die größten Börsengeschäfte zu machen.
es nur Sache der Vermittler, sich zu fragen, wie
ihre Haut für den insolventen Auftraggeber zu
tragen wollen. Will man aber mit jenen Bestim
die Börse von allen zweifelhaften Besuchern befreien
zum Sammelplatz nur unbedingt zuverlässiger Person
den lassen, so wird man diese Absicht doch nicht verw
können. Nach wie vor wird sich jeder Kontrahent im
verkehre — wie in jedem Waarenverkehre — die Fra
der Vertrauenswürdigkeit seiner Gegenpartei vorlegen
Nichts würde für das Ansehen des Gesetzgebers u
Ehrengerichts gefährlicher sein, als wenn sie den
hervorrufen wollten, daß die Börse dank ihrer Wirk
nur von unantastbaren Ehrenmännern bevölkert wä
einer Prüfung ihrer Zuverlässigkeit nicht mehr bedürfe
wenn das Publikum sich früher oder später vom
theile überzeugen sollte. Und ist bei Bestrafung ve
gehen gegen den kaufmännischen Anstand nicht zu be
daß eine Drohung hiermit auch die Ehrenhaftest
Handelsstandes in die Gefahr bringt, entweder Geg
frivolen Denunziantenthums oder mehr oder wen
folgreicher Erpressungsversuche zu werden? Sow
Börsenbesucher die allgemein geltenden Strafgesetze
kann er diesen ohnedem nicht entzogen werden; es is
nicht einzusehen, warum daneben noch ein und das
Staatskommissar unterstelltes Ehrengericht eine zwe
klage erheben und aburtheilen soll.

Die Thätigkeit des Staatskommissars ist aber
auf die Theilnahme an dem Ehrengerichte beschränk
soll „als Organ der Landesregierung von den Vorg
an der Börse fortlaufend Kenntniß nehmen, über etw
vortretende Mißstände berichten und Vorschläge zu
Beseitigung machen". Fast möchte man Angesichts
Vorschrift, deren Mangel die deutschen Börsen bis
nicht empfunden haben, glauben, daß die Börsen
der Schauplatz wilder Szenen und turbulenter Au
tung seien. Indessen sind nach einer der Enquetekom
vorgelegten Nachweisung in den vier Jahren 1889 bis
einschließlich im Ganzen 97 Personen wegen Thätlich
Widersetzung u. s. w. aus den sechs Börsen zu B
Frankfurt a. M., Hamburg, Köln, Magdeburg und M
ausgeschlossen worden. In dieser Zeit wurden die gen
Börsen täglich von zusammen 10 200 Personen, i
Jahren demnach von 40 800 Personen besucht, jed
im Jahre auf 400 Tagesbesucher noch nicht ein
Disziplinareinschreitung nothwendig war. Zu der
urtheilung wird es wahrlich der Mithilfe des Staatskom
nicht bedürfen! In unserem Nachbarstaate Oester
jene Institution schon seit langem eingeführt. A
welchem Erfolge? Niemand wird behaupten wolle
der Börsenkommissar — wie er dort heißt — vermoc
in Wien oder Pesth mustergiltigere Einrichtungen
uns zu schaffen; das Börsenpublikum ist dort kein gew
als in Berlin oder Frankfurt; die Uebertreibungen
kulationshandel und die darauf folgenden unverm
Rückschläge vollziehen sich in Oesterreich leichter un
mittelter als in Deutschland: haben doch wieder
Finanzminister der beiden Reichshälften von den
mentstribünen herab das Uebermaß der Bet
großer Bevölkerungsschichten an dem Börsengesch
geißelt und ihm durch Vertheuerung des Zinsfußes
Bankinstituten dargeliehenen Regierungsgelder Einhalt
versucht. In frischer Erinnerung ist noch, wie vo
zwei Jahren eine angebliche Aeußerung des Kaiser
Josef an die Mitglieder der Reichsrathsdelegation
die besorgnißerregende politische Situation an der
Börse kolportirt wurde und die Kurse sofort um

...terwarf: dem Staatskommissar ist es nicht gelungen, Verbreitung jenes falschen Gerüchtes zu verhindern, noch nur seine Entstehung ausfindig zu machen. Keine ...s ist in den letzten Jahrzehnten von so weittragenden ...n begleitet gewesen, hat solche Verwüstungen im Ver...en des Landes angerichtet, als diejenige der Wiener ...e vom Jahre 1873: der Staatskommissar konnte ihr keinen ...nt entgegensetzen, obgleich er dort „von den Vorgängen ...der Börse fortlaufend Kenntniß nimmt". Wenn es ...lich gewesen wäre, die Börse von Polizeiwegen zu dis...niren, so hätte Oesterreich die besten Früchte zeitigen ...sen. Schon im Jahre 1810 verbot Finanzminister Graf ...lis bei Strafe der Ausweisung von der Wiener Börse, ...Kurs der Staatspapiere „mit lauter Stimme auszu...n oder selbst nur sich über die künftige Wendung des ...es zu äußern": nichts destoweniger war der Preis der ...rozentigen Staatsanleihe sechs Monate später in Folge ...Zinsreduktion von 86 Prozent auf 28 herabgestürzt. ...) vierzig Jahren glaubte man, die in den Stürmen ...Revolutionsjahres 1848 eingetretene abermalige Zer...ung der österreichischen Finanzen durch Wiederauf...ung jenes Dekrets der Außenwelt zu verbergen; das Silber...' war damals auf 32 Prozent gestiegen: den Tag nach ...Publikation der Verordnung schnellte es auf 43 Prozent ...uf. Auch als in der That die polizeiliche Ausweisung ...: Börsenbesucher stattfand, welche zu dauerndem Auf...alte in Wien nicht berechtigt waren, hielt sich das Agio ...seiner Höhe und verringerte sich erst später allmählich ...der Besserung der staatlichen Verhältnisse des Kaiser...s. Nun, wenn Oesterreichs Börsenpolizei einen Mißg... nach dem andern zu verzeichnen hat, ist dies wirklich ...nd für uns in Deutschland, in seine Fußstapfen zu ...n? Auch die Enquete-Kommission hat an die Er...ung des Regierungskommissars als Ueberwachungs...n der Börse nicht gedacht; ihm haben erst die Verfasser ...Gesetzentwurfs zu dieser Stellung verhalfen, eine Stel..., welche mit der Selbständigkeit und Selbstverantwortung ...Börse in schreiendem Widerspruch steht und ein durch ...ts gerechtfertigtes Mißtrauen den bisherigen Aufsichts...rden, d. h. den Handelskammern zeigt, die doch aus ...hervorragendsten Vertretern des Handelsstandes zu...mengesetzt sind. Ob sich die Letzteren leichten Herzens ...it abfinden werden, muß billig Zweifel erregen.

Und sollte es in der That für die Börse ein Gewinn ..., wenn sie in Folge jener Vorschriften auf die Mit...eitung ihrer besten Mitglieder an ihrer Selbstverwaltung ...ichten müßte und dafür einen Staatskommissar ein...schen würde? Diese Frage aufwerfen, heißt auch schon beantworten.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

F. Thorwart.

Erinnerungen an Gustav Freytag.

Es war ein sehr liebenswürdiger Mann, den sie in ...ebleben begraben haben, einer der es verstand, Weisheit ...d Güte mit freundlichem Scherz zu predigen. Wenn ...n ihn über die menschlichen Verhältnisse reden hörte, so ...nte man wirklich nur das altväterische Wort ‚weise' da... gebrauchen. Und er redete gerne, denn er kannte Alles ...d verstand die Leute auszufragen. Er wußte wie der ...uster seine Stiefel macht und wie der Feldherr seinen ...dzugsplan entwirft, was den Gelehrten aufregt und den ...ndmann drückt. Auch für die Eigenheiten und Schwächen ...es jeden Standes hatte er ein mildes Lächeln, für Alle, ... ihm näher traten, ein warmes weiches Mitgefühl. ...einliche Eitelkeit und Unaufrichtigkeit behandelte er mit ...iger Verachtung, wo ihm Anmaßung und Begehrlichkeit ...sonders lästig wurde, wie im preußischen Junkerstand, fand er wohl ein scharfes Wort, allein er ließ ihn gelten wie Alles, was sich mit Energie und Rührigkeit behauptete. Wenn Einer sich über die Thorheiten der Menschen ereiferte, sagte er mitleidig: Ach, Sie gutes Kind!

Selten ist einem Menschen so viel Vertrauen geschenkt: die Höchstgestellten fragten ihn um Rath und arme gedrückte Seelen in irgend einem Winkel Deutschlands klagten ihm ihre Nöthe. Die Wenigsten ahnten wohl, wie schwere Bedrängnisse er in sich selbst zu überwinden hatte, während er mit immer gleicher Klarheit des Geistes und Ruhe des Urtheils die fremden Anforderungen und die eigenen künstlerischen Aufgaben erfüllte. Was ihm selbst über Alles weghalf, war die Arbeit, das rastlose Lernen und Schaffen. Er war ein Gelehrter, aber ohne die treibende Unruhe des Forschers, denn Alles, was er erkundete, gestaltete sich zu klaren freundlichen Bildern und ein Zug nach dem andern fügte sich in die lebendige Vorstellung, die er sich und Anderen von dem Wesen und der Geschichte des deutschen Volkes zu sichern suchte. Darin sah er die große Aufgabe seines Lebens. Er hat ja auch lange Jahre als Journalist auf die Schicksale seines Volkes unmittelbar einzuwirken gesucht — und er war bis an sein Ende stolz darauf, Journalist zu sein. Allein er war kein Politiker. In den Revolutionsjahren ist ihm als Preußen der richtige Standpunkt von vornherein gegeben gewesen und unter der Reaktion hat er den Liberalismus tapfer vertheidigt, denn er war ein innerlich und äußerlich freier Mann. Die ganze religiöse und gesellschaftliche Verbildung, welche die meisten Deutschen als Erbschaft der Jahrhunderte mit sich herumschleppen, hatte er vollständig abgestreift. Er war auch frei von jeder Verkrüppelung in Amt und Dienst, da er durch Erbschaft und eigene Arbeit unabhängig war, unabhängig auch vom Gelde. Denn er war ein guter Haushalter, aber als ihm eine große Zeitung für einen Roman eine damals unerhörte Summe bot, lehnte er ohne Besinnen ab, weil er es für unrecht hielt, die künstlerische Wirkung einer Dichtung in Feuilletonabsätzen zu verzetteln, und als ein von ihm sehr verehrter Führer der Nationalliberalen sich in den Dienst einer großen Bank stellte, die ihm mit Hunderttausenden lohnte, war er tiefbetrübt, weil er meinte, daß dieser Mann fernerhin für eine Vertrauensstellung im öffentlichen Leben unmöglich geworden sei.

Freytag war durch seine Unabhängigkeit allerdings befähigt, ein Lehrer des Volkes zu sein und er hat auch ohne Zweifel viel dazu beigetragen die politische Anschauung des deutschen Bürgerthums zu bilden. Die eigenthümliche Gestaltung des Nationalgefühls nach 1848 ist von ihm mitgeprägt worden. Zur Zeit des jungen Deutschland hatte ihn die französirende Strömung mitgenommen und noch im Alter las er George Sand's Consuelo in liebevoller Erinnerung. Später schämte er sich ein wenig dieser Entwicklungsphase: er sagte mit Vorliebe: „Wir Norddeutsche", obgleich er doch ein echter Mitteldeutscher war. Aber niemals hat er den albernen Nationalhochmuth gebilligt, der seit dem französischen Kriege aufgekommen ist. Für die Schwächen seiner lieben Deutschen hatte er ein scharfes Auge, auch auf künstlerischem Gebiet. Da war es besonders der kleinliche Zug in der Art des Arbeitens, den er tadelte, was er das „Basteln" nannte. Vor der gutmüthigen oder trägen Fügsamkeit, mit welcher der Deutsche Anmaßung und Verkehrtheit der Gebietenden über sich ergehen läßt, hatte er nicht die geringste Achtung und, so stolz er auf sein Preußen war, sprach er doch schon in den siebziger Jahren mit Verachtung von der „verratteten preußischen Büreaukratie". Aufmerksam verfolgte er jede Lebensregung des Volkes in den öffentlichen Angelegenheiten, aber den Uebergang vom Lehren zum Handeln hat er nicht gefunden. Sein erstes Auftreten im Reichstag verunglückte. Er selbst meinte, daß die einsame Jugendzeit bei einem wunderlichen Onkel ihn zum Verkehr mit Menschen ungeschickt gemacht habe. Und das ist richtig, daß ihm ein ungezwungenes, sicheres Auftreten unter Fremden nicht gegeben war. Er hatte sich eine eigene Ausdrucksweise zurecht gemacht. Wenn er sich recht behaglich und wohl fühlte, sprach er ganz wie

Conrad Bolz, als er älter wurde, mehr im Ton des Hausbesitzers Hummel. Aber das that er nur in ganz vertraulicher Umgebung. Sonst war er im Ausdruck gemessen, förmlich und etwas lehrhaft. Die Kunst, sein Wesen in Wort und Geberde frei und würdig zu entfalten, sah er bei Romanen mit Bewunderung, bei Deutschen, wie bei Kaiser Friedrich, mit Mißtrauen. Aber die Hauptsache war etwas Anderes. Ihm fehlte der feste, leidenschaftliche Wille zum unmittelbaren Eingreifen. Er hatte eine tiefe Abneigung gegen die innere Politik Bismarcks, als aber die Sezession ernstlich zur Abwehr schritt, war er unglücklich, daß ihm seine schöne nationalliberale Partei zerstört würde. Zornige Opposition führte er am liebsten auf irgend einen wunden Punkt in der Seele zurück und von Bismarck meinte er, daß er beim Spiel um das Reich gute menschliche Eigenschaften eingebüßt habe.

Er hat einmal einen seltsamen Satz geschrieben: „Wie jede Art von Herzenswärme birgt diese gemüthvolle Ergebenheit eine Gefahr.“ Also die Wärme des Gefühls, die Andern Sicherheit und Freudigkeit des Handelns gibt, schien ihm gefährlich. Jener Satz steht in der Schrift: Der Kronprinz und die Deutsche Kaiserkrone. Als Charakterstudie ist sie ein gutes Beispiel für die Art, wie der Künstler sich die Menschen klar zu machen suchte, und es stehen goldene Worte darin über Fürst und Volk. Die Veröffentlichung war nicht zu billigen. Noch zitterte der Schmerz über das tragische Schicksal des Fürsten und die getäuschten Hoffnungen in der Seele des Volkes, noch brannte die Erbitterung über die Angriffe auf die Frau am Krankenlager ihres Mannes und die Verunglimpfung, die dem Andenken des Kaisers über dem frischen Grabe zugefügt war. Da mußte diese kritisch zergliedernde Studie, welche alle kleinen Beobachtungen des vertraulichen Verkehrs rücksichtslos benutzte, einen peinlichen Eindruck machen, zumal sie nicht einmal das überzeugende Gepräge der inneren Wahrheit trug. Freytag glaubte auch diesmal eine Pflicht zu erfüllen, aber er hätte die Schrift wohl nicht veröffentlicht, wenn er gegen „jede Art von Herzenswärme“ weniger mißtrauisch gewesen wäre. Uebrigens spürte man in der Schrift den Einfluß von mancherlei Redereien, die dem Dichter zugetragen waren, namentlich vom Coburger Hofe.

Man hat an dem Verkehr des Dichters mit dem Herzog Ernst Anstoß genommen und doch war es ein schönes menschliches Verhältniß. Die beiden Leute waren als gute Freunde zusammen alt geworden, vereint durch die Erinnerung an eine hoffnungs- und begeisterungsvolle Zeit. Der Herzog war ein sehr gescheuter Mann und konnte bezaubernd liebenswürdig sein. Er nahm lebhaften Antheil an allen Ideen, die die Zeit bewegten. Es waren nicht immer seine eigenen Gedanken und Erlebnisse, von denen er berichtete, aber er wußte prächtig zu erzählen und er glaubte Alles, was er sagte. Er hatte eine merkwürdige Anziehungskraft für zweifelhafte Charaktere und bevorzugte sie in dauerndem Verkehr, aber er hatte Verständniß für anständige Gesinnung und schätzte sie, auch wenn sie ihm unbequem wurde. „Es ist merkwürdig“, sagte er, „Freytag kennt die Menschen und hat sie doch gern!“ — Als der liberale Journalist vor der preußischen Polizei in Gotha Zuflucht suchte, machte er ihn zu seinem Hofrath und Hofvorleser. Später hätte er ihn gerne geadelt, aber Freytag hielt es nicht für schicklich. Der Verkehr mit allerlei Fürstlichkeiten auf den waldumrauschten Schlössern war dem Dichter ebenso lehrreich und angenehm wie in früheren Jahren der mit Schauspielern und Schauspielerinnen. Er hatte bei Hof und im Theater seine Freude an der guten Form, in der sich etwas Wichtiges abzuspielen scheint. Schließlich darf man nicht vergessen, daß bei Freytag's persönlichen Verhältnissen immer zwei Menschen in ihm mitzureden hatten, der eine war ein strenger ehrenfester Preuße, der andere ein leichtlebiger Schlesier. Sie lebten zusammen wie Anton Wolfarth und Herr von Fink, sie spotteten und entrüsteten sich über einander und am Ende haben sie sich doch ganz gut vertragen. Der Schlesier fühlte sich heimisch bei den gutherzigen, anspruchslosen und fröhlichen Thüringern und achtete die freie feine Bildung, die in Schule, Kirche und Geselligkeit ... Klassen der Bevölkerung sich geltend machte. So ... er lange Zeit zwischen Leipzig und Siebleben, bis ... milde Luft des Westens nach Wiesbaden lockte. In ... fand er die vornehmen Geschäftsleute und Gelehr... ihm sein Ideal eines liberalen Bürgerthums verw... dort hatte er ja auch die drei großen Philologen ... gelernt, Mommsen, Haupt und Jahn, auf deren Freu... und Anerkennung er zu jeder Zeit besonderen Werth ... Im Sommer saß er in Siebleben, die meiste Zeit ... kleinen Gartenhäuschen, wo er keinen andern Lau... als das Zwitschern der Vögel in den Bäumen ... hin und wieder das Rollen eines Wagens ... Landstraße. Da arbeitete er diktirend seine Dichtungen ... das Manuskript wurde dann noch einmal kritisch ... genommen. Bei dieser Arbeit setzte er seine ganze ... ein und legte den Hauptnachdruck darauf, daß jeder ... naturwahr, womöglich der Wirklichkeit entnommen ... Namentlich stellte er diese Forderung an jede Be... und Schilderung. Grade bei ihm war diese Strenge ... würdig, da er, von Jugend auf ungewöhnlich kurzsichtig, ... hältnißmäßig wenig Eindrücke zu sammeln im Stande ... Dafür war sein Gedächtniß um so treuer. So schilder... einmal eine Waldwiese im Mondschein mit überzeugen... Wahrheit, wie er sie vor vielen Jahren ein einziges Mal ... sehen hatte. In Folge dieser Kurzsichtigkeit war denn ... sein Verhältniß zur bildenden Kunst ein bescheidenes ... achtete in ihr eine Kraft, deren Wirkungen er begriff, ... er sie auch selbst nicht erprobte. Fühlte er sich doch ... schaffender Künstler. Ueber seine eigene Kunst hatte er ... nachgedacht und ließ sich von Kritik nicht anfechten, ... er war ganz frei von jeder Schriftstellereitelkeit. Ein... Dilettanten, dem er ein unmögliches Drama zerpflückt ... sagte er: „Sie können Etwas, was ich nicht kann. ... können die Menschen sprechen lassen.“ Das klingt sel... bei einem anerkannten Dramatiker, aber er hatte ... Seine Figuren sprechen alle wie Gustav Freytag. Uebri... störte ihn dies Bewußtsein bei seiner Arbeit nicht. ... liche Schwierigkeit machte ihm nur der letzte Band ... Ahnen, den er zweimal umgearbeitet hat. Es waren äu... Verhältnisse, die so schwer auf ihm lasteten, daß sie ... weniger starken Geiste jede Arbeit unmöglich gemacht hä... In den guten Zeiten aber saß er nach der Arbeit ... seiner Linde oder im oberen Zimmer der „guten Sch... am liebsten bei einem Glase Burgunder und einer ... Cigarre. Da kamen die Freunde von nah und fern ... redeten klug von Politik und Litteratur, besonders zah... waren, die über Politik redeten. Und allen spende... Theilnahme und Belehrung, unerschöpflich in lustigen ... schichten und Erfindungen, sich erfreuend an dem ... Schicksal seines Volkes, das er mit heraufgeführt, und ... den Erinnerungen eines schönen reichen Menschenlebens.

C. Aldenhoven.

Parlamentsbriefe.

XX.

Heute vor acht Tagen war es nicht möglich, eine Kon... versation über irgend einen anderen Gegenstand zu begin... als über die Umsturzvorlage. Heute muß man sich ... schuldigen, wenn man über eine solche alte Kamelle ... die Umsturzvorlage, noch irgend ein Wort verliert. ... gehört, um mit Droysen zu sprechen, der historischen ... gangenheit an; es scheint fast, als ob Sonne, Mond ... Sterne einen ganz anderen Lauf eingeschlagen haben, ... die Umsturzvorlage zu Grabe gegangen ist. Dem parla... tarischen Chronisten liegt die Pflicht ob, von den Ereig... der letzten Woche zu sprechen, und so kann ich mich ... sprechung von dem Untergange der Umsturzvorlage ... entziehen, aber ich will es mit Maßen thun.

Die Verhandlung vom Sonnabend, den 11. Mai, hat : Tagespresse nicht diejenige Würdigung erfahren, die rdient, und so will ich das Versäumte nachholen. Am ig, den 10. Mai wurde die erste Klausel, der Artikel 111, ehnt und in dem Augenblicke wußte männiglich, daß anze Gesetz gefallen sei; die Verhandlung vom Sonn- galt äußerlich und dem Schein nach einer Erörterung er, ob man nun noch die zweite Klausel, den Artikel 112 nmen wolle. Thatsächlich aber drehte sich die Ver- ung um einen ganz anderen Punkt. Das Centrum e wissen, wie denn diese plötzliche Wendung eingetreten In der Kommission hatte eine Einigung stattgefunden. conservativen hatten den Centrumsanträgen zugestimmt, 'ationalliberalen hatten passive Assistenz geleistet; die rung hatte keinen Einspruch erhoben. Es schien, als inigkeit vorhanden sei. Was in aller Welt war vor- en, diese Einigkeit zu zerstören?

Die Konservativen zogen sich leicht aus der Sache s; sie hatten den Centrumsanträgen nur zugestimmt, die Regierung mit denselben einverstanden war; heute sie, daß die Regierung damit nicht einverstanden sei, so zogen sie ihre Zustimmung zurück. Die Regierungs- nissarien hatten eine schwierige Stellung. Zwei hohe ite, der Reichsjustizsekretär Nieberding und der General- eur der Armee Ittenbach beriefen sich darauf, daß sie Centrumsanträgen widersprochen hätten, aber sie hatten 1 Widerspruch allerlei bedenkliche Zusätze beigefügt, , sie erkannten in den Centrumsanträgen ein gewisses egenkommen. Daß ein Regierungskommissarius niemals d einem Amendement seine ausdrückliche Zustimmung ilen darf, ist allgemein bekannt; er hat niemals die imation, von der Regierungsvorlage einen Finger breit weichen. Aber der Ton, in dem ein Regierungskommis- s einem Amendement widerspricht, ist entscheidend. Hält asselbe für annehmbar, so sagt er mit der Attitude, je der Graf Brandenberg auf dem Leipziger Platze ein- nt! „Niemals niemals, niemals.“ Läßt er sich auf solche dungen ein, wie sie Herr Ittenbach und Herr Nieberding ucht haben, so hat das ungefähr die Bedeutung, als ein junges Mädchen einem seiner Courmacher sagt: rechen Sie mit meiner Mutter!“

Ich bin weit entfernt davon, den Herren Nieberding Ittenbach einen Strick drehen zu wollen; ein Regierungs- nissarius, der keine ausreichenden Instruktionen hat, ist hilfloseste Geschöpf auf Gottes Erdboden. Und die Re- ungskommissarien hatten keine ausreichenden Instruk- en. Die Regierung hatte nicht rechtzeitig wahrgenommen, die ursprüngliche Vorlage vom Centrum „klerikalisirt“ de, und sie hatte nicht rechtzeitig ihre Kommissarien n instruirt, sich dieser Klerikalisirung zu widersetzen.

Ueber Herrn von Köller hat sich bei seiner Berufung das Ministerium Niemand getäuscht, der seine Thätigkeit Reichstagsabgeordneter verfolgt hatte. Trotz der ausge- neten litterarischen Kenntnisse, die ihn in den Stand setzten, Schwächen von Gottfried Keller's Novellen und Freiligrath's ichten aufzuweisen, fehlt ihm die Begabung, die Sachen so iehen, wie sie sind; er hatte nicht die Absicht durchschaut, he das Centrum hegte, seine Vorstellungen über Ordnung Recht dem der Regierungsvorlage zu substituiren, und er nnte zu spät die Sachlage. Er war beim Beginn der handlungen von großer Munterkeit erfüllt und wurde Laufe der Debatte ein stiller Mann. Herr Justizminister önstedt ist als Jurist Herrn von Köller überlegen, an tsmännischer Begabung kommt er ihm kaum gleich. Er ein etwas cholerischer Herr, der durch eine ihm mißfällige ßerung leicht zu einer Erwiderung hingerissen wird und er nicht bedenkt, daß jedes Wort, das er spricht, von wiß- ierigen Journalisten gehört und von gewissenhaften Steno- phen niedergeschrieben wird. Er rühmte am Donnerstag klaren Blick des Centrums und verurtheilte den ganzen lturkampf, und versicherte am Freitag, es widerstrebe en Empfindungen, sich um die Gunst des Centrums zu üben. Der Fürst Hohenlohe ist ein sehr kluger Herr, wohl das ganze Unheil hat kommen sehen, aber er ist nicht schlagfertig genug, um in die Debatte einzugreifen. Als die Vorlage gefallen war, erinnerte seine Haltung stark an die Verse des Struwwelpeter:

> Und die Mutter blicket stumm
> An dem ganzen Tisch herum.

Es fehlt der Regierung an geschlossener Haltung und alle die, welche an dem Sturze des Grafen Caprivi mit- gearbeitet haben, weil es ihm an Entschlossenheit und der von ihm geleiteten Regierung an Einigkeit gefehlt habe, mögen sich jetzt die Frage vorlegen: „Franziska! bin ich denn nun glücklich?“

Am Sonnabend fiel das Umsturzgesetz und am Montag folgte ihm die Tabaksvorlage. Herr Graf Posadowsky be- klagte sich über das Massengrab, das man den Regierungs- vorlagen bereite; indessen Todte zu begraben ist Christen- pflicht und gehört zu den sieben Werken der Barmherzig- keit, welche die heilige Elisabeth auf sich nahm.

Der Reichstag ist müde und hat ein Recht müde zu sein. Die Auszählung zur Prüfung seiner Beschlußfähigkeit steht täglich auf der Tagesordnung, und ob er noch im Stande sein wird, den Zuckerfabrikanten zu Hülfe zu kommen, indem er die Herabsetzung ihrer Prämien um 25 Pfennig für den Doppelzentner vereitelt, und den Spiritusfabrikanten zu Hülfe zu kommen, indem er ein verworrenes Gesetz noch verworrener macht, steht dahin.

Das Abgeordnetenhaus, das seine Diäten noch einen vollen Monat beziehen wird, ist damit beschäftigt, den Grund- besitzern, welchen die Grundsteuer erlassen ist, auch jetzt noch die Entschädigung zu erlassen, die sie einst als Prämie da- für bekommen, daß sie überhaupt Grundsteuer bezahlten. Im Abgeordnetenhause kommen recht interessante Zwischen- fälle vor, welche die berichterstattende Tagespresse böswillig übergeht. Ein Mitglied, Herr Landrath Hansen in Tondern, hatte auf einen in durchaus parlamentarischen Formen ge- haltenen Angriff eines Gegners damit geantwortet, daß er auf die Worte verwies, welche der Hauptmann im Götz von Berlichingen spricht. Literaturgeschichte schwach! Nicht der Hauptmann, sondern Götz von Berlichingen selbst spricht die Worte, welche nach Herzog Karl Augusts witziger Be- merkung bei den Schusterjungen in Weimar populär ge- worden sind. Wenn ein Sozialdemokrat im Reichstag sich diese Hinweisung erlaubt hätte, würde man über die zu- nehmende Verrohung geklagt und die Geschäftsordnung verschärft haben. Aber ein konservativer Landrath im Land- tage, das ist etwas Anderes!

Proteus.

Barras' Memoiren.

Paul Barras war nicht der einzige Sproß des alten französischen Adels, der sich in den Strudeln der großen französischen Revolution über Wasser hielt, aber keiner seiner alten Standesgenossen stieg Angesichts der unersättlichen Guillotine der Schreckenszeit auf der revolutionären Glücks- leiter so hoch, wie der Vicomte de Barras. Bevor ihn Bonaparte's rücksichtsloses Genie von dieser Leiter herabstieß, konnte Robespierre's Ueberwinder sich geraume Zeit hindurch rühmen, der mächtigste Mann Frankreichs zu sein. Von moralischen Skrupeln war Barras Zeit seines Lebens nie geplagt. Ein vornehmer Offizier des ancien régime, den in der Jugend die Abenteuerlust nach Indien getrieben, die Sittenlosigkeit der Zeit früh verdorben, der Ehrgeiz später ohne Bedenken zu den Jakobinern geführt hatte, war Barras ganz der Mann der frivolen Grundsatzlosigkeit und der guten Manieren, wie er besonders gut in die Zeit paßte, die der Robespierre'schen Schreckensherrschaft folgte. Er hatte ohne Bedenken für den Tod Ludwig Capet's gestimmt, er hatte Robespierre aufs Schaffot geliefert, er hatte am 13. Vendemiaire die Gegenrevolution zusammenkartätschen

lassen, aber er blieb doch eigentlich nur der politische Lebemann, für den die Aufregung des Spiels neben dem materiellen Gewinn mehr bedeutete, als ein hohes Ziel des Ehrgeizes. Während er als Diktator im Luxembourg seiner Favoritmaitresse Madame Tallien die glänzendsten Feste gab, entfiel ihm der Herrscherstab, und der kleine schwarzhaarige Korse, dem Barras' Protektion die ersten Schritte auf der Bahn des Ruhms so wesentlich erleichtert hatte, betrat sporenklirrend die weltgeschichtliche Bühne am Arme der graziösen Kreolin, die vor Zeiten — damals nannten ihre galanten Freunde sie noch nicht Josephine, sondern Rose — glücklich gewesen war, wenn Barras' Sultanslaune ihr das Taschentuch zuwarf.

Das Alles ist gewiß erstaunlich genug, um darüber interessante Memoiren zu schreiben; und es erscheint begreiflich, daß die litterarisch-politische Welt mit Spannung der Veröffentlichung solcher Memoiren entgegensah.

Daß Paul Barras Lebenserinnerungen hinterlassen hatte, als er im Jahre 1829 aus dem Leben schied, wußte man. Man wußte auch, daß die Beschlagnahme der Barras'schen Papiere bei dessen Tode Herrn Rousselin de Saint Albin nicht verhindert hatte, die Redaktion der Memoiren zu vollenden. Wenn sie auch unter dem Julikönigthum und dann unter dem zweiten Kaiserreich noch nicht publizirt wurden, so durfte man annehmen, daß ihr Inhalt ebensowenig den Orleans wie den Napoleoniden bequem war. Weshalb sie nach dem Sturze Napoleons III. nicht erschienen, war nicht recht erkennbar. Jetzt gibt uns George Duruy, der Herausgeber der „Memoiren von Paul Barras" eine Erklärung, die der Leser in der Einleitung zu den soeben erschienenen beiden ersten Bänden des Memoirenwerkes*) nachlesen mag.

Vor allen anderen Büchern haben die Memoiren historischer Persönlichkeiten ihre Schicksale. Hier hat der Zufall nun obendrein gewollt, daß der schließliche Herausgeber ein begeisterter Bekenner der napoleonischen Legende ist, die in Barras' Lebenserinnerungen auf das Schnödeste angegriffen wird. George Duruy introducirt denn auch Barras wie eine Art Giftmischer. „Dieser Mann, dessen Memoiren ich herausgebe — so etwa heißt es in der Vorrede — ist höchst unglaubwürdig; er ist boshaft, verläumderisch, von niedriger Gesinnung. Ich warne den Leser, ihm Glauben zu schenken; mit einem Worte: es ist Gift, das ich der Welt darreiche; aber da ich es von vornherein ankündige, daß es Gift ist, so habe ich meine Seele salvirt, und nun prüft selber!" Eine solche Vorrede ist ungewöhnlich; sie klingt Vertrauen erweckend, indem sie Vertrauen zerstört; aber sie erweckt zugleich Mißtrauen, ob denn dies ein wenig aufdringlich angekündigte Mißtrauen auch wirklich so begründet ist, wie es dem Parteigänger des in den Memoiren gar zu irdisch dargestellten Helden Napoleon gerechtfertigt erscheint. Nun ist dies Memoirenwerk ganz gewiß keine reine Quelle historischer Erkenntniß. Zudem sind die Memoiren, wenngleich theilweise auf Notaten beruhend, die zur Zeit der mitgetheilten Begebenheiten gemacht wurden, doch im Ganzen erst verfaßt, als Barras bereits zwei Jahrzehnte politisch depossedirt war. Trotzdem ist dem Falschen ohne Zweifel auch manches Wahre beigemischt, speziell in den Schattenpartien des Gemäldes. Barras hatte die menschliche Gemeinheit, die Kriecherei und den Uebermuth der Emporkömmlinge, die Gewissenlosigkeit der Streber, den Hochmuth der Glückspilze, die Hybris der Macht und die sklavische Unterwürfigkeit so gründlich kennen gelernt, daß er wohl einen scharfen Blick für das Nichtswürdige in der Politik besitzen konnte. Es gewährt ihm nun ersichtlich Befriedigung, den Mann, der seinen Zeitgenossen so riesengroß erschien, nach Möglichkeit zu verkleinern. Barras verweilt mit einem gewissen Behagen bei dem Bonaparte, der vor

*) Das Werk ist am 15. Mai gleichzeitig mit den in Paris, London und Newyork erschienenen französischen und englischen Ausgaben in einer autorisirten deutschen Uebersetzung veröffentlicht worden durch die deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart. Die beiden Bände gehen bis zum 18. Fructidor 1797.

Toulon mit demüthiger Geberde der
kommissars Ricord den Hof macht, i
Fächer aufhebt, ihr, wenn sie ausreitet,
bügel hält, sie auf ihren Spaziergängen
der Hand begleitet und immer „so thut,
es könne ihr etwas zustoßen." Von de
Zügen, die den späteren Weltbeherrscher
heroischer Attitude zeigen, wimmeln die Me
schlecht kommen Napoleons Geschwister weg,
weibliche Theil der Familie. Aus dem Leb
Kaiserin Josephine gibt Barras Details, die
Roman des jüngeren Crébillon stehen könnt
Auswahl ihrer Liebhaber, da „gilt kein Stand,
sie stand — nach Barras — sogar über den
der Hautfarbe. Der Gipfelpunkt der Scham
erklommen, als die Braut Napoleons ihren F
in dessen Kabinet mit allen Schmeichelkünsten
bestürmt, ihrem Verlobten das Oberkommand
nischen Armee zu verschaffen. Barras beschreibt
bei der Bonaparte im Vorzimmer wartet, mit
Ausführlichkeit.

„Sie sprach mit überströmender Zärtlichkeit, die sie
mich empfunden zu haben vorgab und der die geplante Verb
nicht entsagen ließe. Sie schloß mich in ihre Arme, warf m
liebe sie nicht mehr, wiederholte mir, ich sei, was sie am
der Welt geliebt hatte, und wovon sie sich nicht losreißen kö
sie die Frau des kleinen Generals würde... Ich war fast
Josephs der Potiphar gegenüber. Ich würde indessen lügen,
behaupten wollte, so grausam gewesen zu sein, wie der junge
des Pharao."

Ein Gegenstück zu dieser aufopfernden Handlu
die Erzählung: „Wie Talleyrand Minister des
tigen wurde." Hier spielt Madame de Staël die
ersten Liebhaberin; jedoch das Kabinet wird ni
Boudoir. Die Bittstellerin war nur geistig verf
und so erklärt denn Barras mit dem Tone des
mannes: „Niemals bin ich, wenn es sich um e
artiges handelte, aus einer ähnlichen Versuchung
diger und reiner hervorgegangen." Die Scene
übrigens so köstlich, wie es nur wahre Geschichten
pflegen. Frau von Staël kommt eines Tages in
Aufregung zu ihrem Freunde Barras, der damals
flußreichste Mitglied des Direktoriums war, wirft
einen Stuhl und ruft mit einer von Schluchzen
brochenen Stimme:

„Wissen Sie, was er mir gesagt, und was er mir s
wiederholt hat?" — „Wer denn, um was handelt es sich?" —
mein Freund", wiederholte sie, mir noch stärker die Hände drü
wie eine Epileptische die Augen verdrehend, „o mein Gott,
Ihnen von unserem armen Freunde Talleyrand. Wissen Sie,
soeben passirt ist?" — „Was denn?" — „Ich habe ihn soeben
vielleicht befindet er sich schon nicht mehr unter den Lebende
mir gesagt, er werde sich in die Seine stürzen, wenn Sie ihn
Minister des Auswärtigen machten. Er hat Alles in Allem
10 Louisd'or."

Und während sich oben bei Barras diese
Scene abspielt, sitzt unten der Todeskandidat in ein
schlossenen Wagen, um abzuwarten, wie die
laufen wird.

Barras haßt Talleyrand, er verweilt deshalb m
haftem Spott bei der Erinnerung dieses Vorfalls.

„Eine Frau, die bei mir in epileptische Krämpfe verfäll
einen ihr befreundeten Mann nicht zum Minister machen
dieser Freund, ein Abbé, ein ruinirter ehemaliger Bischof, dro
Wasser zu gehen, wenn er nicht Minister der Republik, Agent
fünf Königsmördern zusammengesetzten Direktoriums wird;
diesem Melodrama eine Mischung von finsterem Ernst und
haftigkeit, an die ich heute mit ihren Einzelheiten kaum
kann, ohne nur noch toller zu lachen."

Talleyrand's und der Frau von Staël Ausdau
bekanntlich schließlich mit Erfolg gekrönt und
wurde Minister. Als Benjamin Constant dem
der sich gerade im Theater befindet, die Freude
bringt, fällt ihm Talleyrand um den Hals, verläß
das Schauspiel und fährt mit Benjamin Constant zu

ch zu bedanken. Während der Fahrt zum Luxembourg so versichert uns Barras, bringt der große Diplomat r wieder die Worte vor: „Wir haben die Stelle; da man sich ja ein großes Vermögen machen, ein immenses ögen, ein großes Vermögen, ein immenses Ver-r!"

Man sieht, Barras hat es nicht darauf angelegt, ein lisches Rührstück zu schreiben. Wahrscheinlich karrikirt endrein; aber in der Karrikatur erkennt man doch deut-die bekannten Grundzüge jener historischen Figuren. eicht darf man Barras' Memoiren mehr Glauben ken, wo sie von Persönlichkeiten sprechen, die den ge-tlichen Namen des Verfassers nicht so stark überschattet n, wie das bei Napoleon und Talleyrand der Fall war. Schilderungen, die Barras z. B. von Marat, Danton, spierre, Fouquier-Tinville, Fouché gibt, machen den ruck, als ob sie im Großen und Ganzen Wahrheit elten.

Marat hatte — nach Barras — eine frappante äußere lichkeit mit Bonaparte.

„Ich hatte Marat oft auf den Bänken des Konvents gesehen und früher; ich konnte mich aber nur insoweit von ihm angezogen n, als es bei seinen Gewaltthätigkeiten und seinen Aufreizungen zum vergießen möglich war; sein System als Publizist will ich nicht ver-igen, aber das teuflische Ungeheuer, das man aus ihm gemacht hat wohl noch machen wird, vermag ich durchaus nicht in ihm zu .... Marat war Republikaner, glühender, leidenschaftlicher Repu-ner; seine Leidenschaft kannte keine Grenzen; die leiseste Andeutung, gegen die Prinzipien von Freiheit und Gleichheit gerichtet, genügte für die schlimmsten Verdächtigungen; sonst im gesellschaftlichen Ver-gutmüthig und als Mann von Bildung geschätzt. Wenn er den der Republik erlebte, sagte er, so würde er sich zurückziehen und nur n litterarischen Studien leben, und ihm konnte man glauben, was gte. Er war nicht wie der Andere (Bonaparte), der vor und auch nach dem 18. Brumaire sagte, er habe kein anderes Verlangen, als nach Malmaison zurückzuziehen, Mathematik zu treiben und höchstens densrichter dort zu werden. Marat kannte kein Bedenken, keine Rück-sobald es sich um das Wahl der Republik handelte oder um das, er dafür hielt. Auf der Tribüne wie in der Presse griff er den n Freund an oder vertheidigte den Todfeind, je nachdem er einen freiheitsfeindlich oder -freundlich hielt. So erklärt sich sein Verhalten n Robespierre, Danton und alle seine Kollegen im Konvent; oft be-te er sich übrigens in Sprüngen und erlaubte sich allerlei Unarten Seltsamkeiten, selbst dann, wenn er sich edel und großmüthig te. — Marat gab den Armen alles, was er besaß; er war insolvent, er starb; alles, was ihm seine Schriften und Zeitungen, die einen eheuren Absatz fanden, eingetragen, ging in Wohlthaten auf. Es ist er zu fassen, wie derselbe Mann, zeitweilig so gut und mitleidig, rte sprechen und schreiben konnte, die Mit- und Nachwelt schaudern hten."

Am meisten Sorgfalt ist in den Memoiren auf die arakteristik Robespierre's verwandt. Das eigenthümliche esen dieses Mannes, das Geheimniß seines Einflusses und r plötzliche Sturz vom tarpejischen Felsen werden uns greiflicher. Wie Barras zwischen Marat und Bonaparte, will er auch zwischen Robespierre und Talleyrand eine erraschende physische Aehnlichkeit bemerkt haben.

„Robespierre war zu einer wahrhaften Diktatur gelangt durch nen Ruf der Unbestechlichkeit und der politischen Unveränder-keit: immer dieselbe Sprache, dieselbe Manier, dasselbe Kostüm. ets gepudert, auch dann, als Puder verpönt war, stets ernst-ft, grämlich; wie er sich bei den Generalstaaten gezeigt, so er nach und nach ganz von selbst, vielleicht ohne sein Wollen, zu er Alleinherrschaft gelangt, vor der alles zitterte; ihn selber erschreckte weilen seine Allmacht, die er nicht lassen mochte, nicht mehr zu lassen agte .... Robespierre, Sieger über alle seine persönlichen Feinde, die als Feinde der Republik hinzustellen verstand, bildete gewissermaßen e höchste Instanz im Konvent, an die jeder sich wandte, der eine An-age fürchtete; man fühlte sich sicher, sobald man von Robespierre nicht r schuldig gehalten wurde. .... Die Furcht vor Robespierre war so oß, daß ein Mitglied des Konvents, sich vom Diktator beobachtet ähnend, als er nachdenklich die Stirn auf die Hand stützte, schnell die and wegzog mit den Worten: ‚Er glaubt sonst, ich denke an twas'."

Robespierre bewirkte manches durch seine revolutionäre Beredsamkeit, aber doch noch mehr durch die Gewohnheit, llen Vorstellungen ein eisiges Schweigen entgegen zu etzen.

„Solches Schweigen bei einem Manne, der das Szepter des Todes n der Hand trägt, hat für die Phantasie mehr Schreckendes, als laute Drohungen."

Und wie erklärt sich der plötzliche Fall dieses Mannes, dessen Machtstellung so unerschütterlich zu sein schien? Barras hat die dramatischen Vorgänge am 9. Thermidor höchst anschaulich geschildert. Es kam der Tag, an dem Robespierre's Gegner nicht mehr daran zweifeln konnten: „Entweder fallen unsere Köpfe oder der seine muß fallen!" Einer solchen Alternative gegenüber fand Barras die Entschlossenheit der Verzweiflung; und der Erfolg begünstigte ihn. Barras hatte mancherlei soldatische Eigenschaften, die Robespierre abgingen.

„Mit Militär wußte er nicht umzugehen, nicht auf dasselbe zu wirken, er hatte nichts Soldatisches, nicht die Gehorsam erzwingende Geste des Kommandirenden."

Barras benutzte den Moment des Schwankens, der Unentschlossenheit unter Robespierre's Anhängern; Robespierre wird als außerhalb der Gesetze stehend erklärt, und der schreckliche Fouquier-Tinville tritt als öffentlicher Ankläger auf. Die gerichtliche Prozedur ließ an Schnelligkeit nichts zu wünschen übrig.

„Ich — so schreibt Barras — wandte mich mit lauter Stimme, kalt und befehlend im Ton an Fouquier mit den Worten: ‚Bürger Fouquier, der Nationalkonvent hat mich beauftragt, seine Befehle zur Ausführung zu bringen; ich befehle Ihnen daher, ohne Verzug Ihre Pflicht zu thun. Der Patriotismus verlangt die sofortige Hinrichtung der Schuldigen.' — Fouquier ließ es sich gesagt sein; er steigt in sein Parket, legt seinen kleinen Mantel an, setzt seinen aufgestülpten Hut à la Henri IV. auf, ruft die Richter, gibt ihnen das fatale Losungswort gegen Robespierre, Couthon, Saint Just und die ganze abscheuliche Bande mit derselben Entschiedenheit wie am Tage vorher für und im Namen Robespierre's und besorgt alle Formalitäten wie alltäglich in größter Eile. In weniger als einer halben Stunde hatten die Verurtheilten, wie die Richter sagten, ‚ihre Toilette gemacht, ihre Stiefel geschmiert' und konnten ihrem Schicksal entgegengehen."

Eins, zwei, drei geht es dann mit den Verurtheilten zum Revolutionsplatz.

„Dem Beispiel Fouquier's folgte der Scharfrichter Samson, indem er unterwürfig mit der Frage herantrat: ‚Wohin soll man ihre Leichen bringen, Bürger?' ‚Man werfe sie in das Grab der Capet!' sagte ich mit einem Anfluge von Humor, ‚Ludwig XVI. war mehr werth, als sie. Da hat Robespierre noch etwas vom Königthum, es scheint, er hatte Geschmack daran'."

Mit Robespierre's Sturz beginnt Barras der einflußreichste Mann Frankreichs zu werden. Wir erfahren aus seinen Aufzeichnungen, wie es im Direktorium zuging. Von den Eifersüchteleien zwischen Barras, Rewbell und Carnot, von den Intriguen der Generale unter einander und gegen die Regierung, von der Skrupellosigkeit der Regierungsmaßnahmen — man scheute unter anderem nicht davor zurück, englische Banknoten nachzumachen und vierhundert Galeerensklaven an der englischen Küste auszusetzen —, von der Finanznoth und dem Raubsystem, von dem ganzen Gemisch von Edelmuth und Ruchlosigkeit, Aufopferungsfähigkeit und schamlosem Eigennutz, geben Barras' Denkwürdigkeiten ein recht anschauliches Bild: Bonaparte, der „gestiefelte Kater", wie ihn eine der leichtsinnigen Freundinnen des Direktors Barras nennt, tritt mehr und mehr in den Vordergrund. Obgleich Barras nicht müde wird, den sittlichen Nihilismus des korsischen Condottiere an tausend kleinen Zügen zu demonstriren, so erkennt man trotzdem, wie das Direktorium — trotz Carnot und Barras — immer mehr unter das Joch des genialen Mannes geräth. Barras merkt, welche Schlange er an seinem Busen nährt, aber wie fascinirt wendet er dem Unermüdlichen immer wieder seine Protektion zu. Als aber Bonaparte erst einmal im Sattel sitzt und in Italien von Sieg zu Sieg schreitet, da verwandelt sich der Beschützte mit überraschender Schnelligkeit in den Herrn, der rücksichtslos an sein Schwert schlägt und schon frühzeitig auf den Moment lauert, um die Erbschaft des Direktoriums anzutreten.

Der zweite Band der Memoiren geht nur bis zum Herbst 1797, der interessanteste Theil steht also noch aus.

Immerhin bietet auch das bisher Veröffentlichte — so sehr es angezeigt erscheint, nur mit argwöhnischer Kritik an dasselbe heranzutreten — so viel Interessantes, daß man den folgenden Bänden mit gesteigerten Erwartungen entgegensehen darf.

Th. Barth.

Der neuere spanische Roman.

(Schluß.)

Benito Perez Galdos ist im Jahre 1845 zu Las Palmas auf den Canarischen Inseln geboren, steht also jetzt im Alter von 50 Jahren. Im Jahre 1863 kam er nach Madrid und hat sich, nachdem er seine Studien vollendet, der Presse gewidmet, in der er eine hervorragende Stellung eingenommen hat; gegenwärtig ist er liberaler Abgeordneter im spanischen Kongreß; seine Eigenschaft als Abgeordneter gibt ihm Gelegenheit, höchst wenig schmeichelhafte Bilder von Spaniens Politikern in seinen Romanen zu entwerfen.

Menendez y Pelayo, der streng katholische Gelehrte, sagte bei der Aufnahme von Galdos in die spanische Akademie: „Geister, mit einer solchen Energie begabt, gleichgültig, durch welche Kanäle sie dieselben geleitet haben, besitzen in ihrer eigenen, ursprünglichen Kraft einen aristokratischen Rechtstitel, der ihnen die Achtung aller erzwingt."

Diese ursprüngliche, vornehme Energie, die unbeirrt auf das Ziel geht, ist auch seine bezeichnendste Eigenschaft. Er verschmäht hierbei scheinbar kein Mittel, aber wie vorsichtig ist er bei näherer Betrachtung in der Wahl derselben! Nie vergißt er die vornehme Höhe der Kunst, und wie versteht er alles zu ihr emporzuheben. Hier liegt auch der große Unterschied der Spanier von einem Theil der modernen Franzosen; die Spanier sind, wie alle romanischen Völker, von unserer Prüderie sehr weit entfernt; sie behandeln natürliche Gegenstände natürlich — im Don Quijote sind Beispiele genug dafür zu finden — aber nie sinken sie zu diesem Wühlen im physischen und moralischen Schmutz herab, wie es jetzt zum Roman „Fin du siècle" zu gehören scheint. Wenn man von auswärtigen Einflüssen auf Galdos sprechen kann, so ist es der Einfluß von Dickens, der vielleicht am stärksten hervortritt. „Ein spanischer Kritiker nennt ihn Español alla Inglese und man kann das in einzelnen Theilen seiner Romane auch verfolgen; insbesondere hat er gerade so wie Dickens eine gewisse Neigung zu excentrischen Charakteren. Die neueren Franzosen haben keinen Einfluß auf ihn gehabt und er ist mit Pereda sicher der unfranzösischste aller neueren Schriftsteller. Galdos ist in hervorragender Weise Madrileño, er ist der eigentliche Dichter des Madrider Volkes. Dieses Volk in allen seinen Theilen, von der höheren Bourgeoisie bis zu den untersten und zweifelhaftesten Klassen stellt er in einer Mannigfaltigkeit dar, die zum Erstaunen ist. In diesem Volke beruht seine Kraft und daraus erklärt sich auch seine Popularität, die viel größer ist, als die eines anderen spanischen Schriftstellers.

Seine Sprache ist entfernt von allem Konventionellen; sie ist natürlich, er verwendet alle Schätze der volksthümlichen Sprache, und damit hängt die außerordentliche Stärke des Dialogs zusammen, der in seinen Novellen eine so große Rolle spielt; sie sind in dieser Richtung von einer ganz unerreichbaren Lebendigkeit. Ebenso groß ist die Kunst der Erzählung, vielleicht nicht ganz so groß die Kunst der Komposition. Die Erzählung ist klar, dramatisch gesteigert; er tritt niemals als Autor erklärend dazwischen; alle Charaktere und alle Situationen müssen sich in sich selbst darlegen. Und doch, wie viele religiöse, soziale und sittliche Probleme hat er in seinem Romane nicht bloß gestreift, sondern ausführlich behandelt! Alas sagt in dieser Richtung sehr richtig von ihm: „Die Tiefe seiner Bücher können oder wollen viele nicht erkennen, weil der Autor sie nicht mit technischen Ausdrücken der Aesthetik oder Soziologie oder irgend einer Kathederweisheit darlegt und ebensowenig mit philosophischen, sentimentalen oder deklamatorischen oder auf die große Menge berechneten Redensarten."

Mit vollem Recht betont Alas auch die Religiosität von Galdos. René Bazin hält ihn für einen Voltairianer, nachdem er, wie er selbst sagt, zwei bis drei Bände auf der Eisenbahn und auf dem Schiff gelesen! Nichts kann schiefer sein! Gewiß ist Galdos kein Katholik im Sinne der modernen, ultramontanen Entwicklung; wer die … Guerra geschrieben, die herrliche Darstellung des … jungen Jesuiten in Leon Roch und noch vieles andere, … das religiöse Problem ganz anders tief erfaßt, als … die sich als die offiziellen Vertheidiger der Religion … glauben. Selbst in seinen ersten Tendenzromanen … er weder gegen Religion noch Katholizismus, sondern … übertriebene priesterliche Herrschsucht und Einmischung … die Familie.

Mit Beschreibungen ist er sehr sparsam; sie … sich nicht hervor, wie sie z. B. bei Balzac und … bei Bourget einen so großen Raum einnehmen. Er … sich freilich Ausnahmen hiervon, dann ist die Beschreibung … aber immer nur das nothwendige Mittel zum … So z. B. die Beschreibung von Toledo in Angel Guerra … sie durchzieht den 2. und 3. Band des Romans … von seltener Anschaulichkeit und Genauigkeit — aber … Roman entwickelt sich im Schatten der großen Kathedrale … und ist ganz von ihrem Geiste durchdrungen, mit … keinem anderen Mittel wäre dem Leser diese düstere … mung zu erwecken! In demselben Roman findet … die Beschreibung des Haushaltes eines geistlichen … der mit seiner Schwester allein lebt, seiner Schwester … von der peinlichsten Ordnung ist. Dieser geistliche … halt ist nun bis in die kleinsten Details beschrieben … Beschreibung erinnert an die Meisterleistung … Keller's in den „Drei gerechten Kammmachern"); aber … gehört auch zur Geschichte. Der Charakter des geistlichen … Herrn würde nicht verstanden werden, wenn man … wüßte, in welcher Umgebung er sich bewegt und … gewachsen ist.

Die Mannigfaltigkeit der Charaktere ist … unerreicht. Den Vorwurf der Verwirrung, der ihm … worden ist, halte ich für ganz unbegründet. Die Charaktere … sind immer übersichtlich geordnet, alle dem Haupt… untergeordnet und man könnte sagen, es könnte … fehlen, ohne eine Lücke zu hinterlassen. Ich hatte vor, … Darstellung der hauptsächlichsten Charaktere zu geben; … bei dem nochmaligen Durchlesen aller Romane ist mir … klar geworden, daß der Reichthum ein so außerordentlicher … ist, daß dies ganz unmöglich erscheint.

Die Werke Galdos' sind, obwohl er noch nicht … alt ist, sehr zahlreich; er hat bis jetzt schon 54 Bände … schrieben, und erreicht also auch an Fruchtbarkeit die … neueren Romanschriftsteller.

Seine Romane lassen sich in drei Gruppen, in … historischen Romane, Tendenzromane und naturalistischen Romane, ordnen. Die historischen Romane … er im Jahre 1867 mit 22 Jahren begonnen. Der erste, … die Fontana de oro — ein Café und Klubhaus der … katen zur Zeit König Ferdinand des VII. — er erzählt … Vorgeschichte der großen Reaktion, ein Gegenstand, den … in den „Episodios nacionales" später ausführlicher … stellte. Auf die Fontana de oro folgte El Audaz, der … traurigen letzten Jahre Karls des IV. schildert und … die große historische Sammlung der Episodios nacionales … in 20 Bänden.

Sie umfassen die spanische Geschichte von der Schlacht … bei Trafalgar bis zur Reaktionsepoche unter Ferdinand … den VII. im Jahre 1824. Das allgemeine Urtheil … kompetentesten Kenner in Spanien, ich erwähne nur … nero Romanos, der die Geschichte jener Zeiten … und wohl am besten kennt, geht dahin, daß es kaum … einem Geschichtswerke ein so klares und farbenreiches … dieser Zeitperiode gibt, als in diesem Roman … wird. Als er sie geschrieben, haben noch eine ganze … von Personen gelebt, welche diese Ereignisse mit… und er konnte aus ihren Erzählungen noch viel … Die Franzosen behaupten natürlich, daß diese Romane … eine Nachahmung Erkman-Chatrian's seien; es … daß dieser ihm die Idee gegeben, eine Zeitperiode in … zelnen, zusammenhängenden Romanen zu behandeln … hiemit ist nach meiner Meinung auch die Aehnlichkeit …

Galdos hat eine ganz andere Gestaltungskraft als das trockenen Franzosen. Die einzelnen Romane, r ja nicht ausführlich besprochen werden können, sind rth verschieden; einzelne sind schwächer, und man daß sie nur zur Ausfüllung einer Lücke dienen; alle, n Franzosenkrieg, insbesondere die Guerillakämpfe dar- insbesondere die über alles Lob erhabene Belagerung erona, dann die Erzählung der politischen Wirren Intriguen unter Ferdinand dem VII. gehören zum was der historische Roman hervorgebracht und die und Reife des jugendlichen Autors sind bewunderungs-

Die Tendenzromane von Galdos haben den Fehler Tendenzromane. Doña Perfecta wird von vielen für estes Werk gehalten; ich bin nicht dieser Meinung. Es rt das versumpfte Leben in einer kleinen spanischen nzialstadt, die vollständig unter der Herrschaft der ichkeit steht, die nichts aufkommen läßt, was sich ihrem asse entzieht, und gewiß ist das alles vollendet geschil- aber das geistliche Element ist doch ausnahmslos in rz gemalt und die anderen Personen, besonders der theld sind ganz farblos; nur einige volksmäßige Figuren plastisch hervor. Man hat die stramme Komposition Ramans gerühmt, wir wissen aber aus seinem eigenen ndniß, daß er das Buch stückweise für ein Feuilleton rieben und selbst nicht gewußt hat, wie er es jedesmal tzen sollte. Aber die Vorliebe gewisser Kreise für die lerikale Tendenz ist so groß, daß sie das ästhetische eil trübt — hat ein französischer Kritiker doch einmal uptet, daß die späteren Romane von Galdos, in denen Tendenz zurücktritt, alles Interesse verloren hätten.

Sein zweiter Roman Gloria hat zwei sehr ungleiche le. Der erste gehört sicher zum besten, was Galdos rieben; selten ist wohl der Charakter eines jungen Mäd- s ja meisterhaft geschildert worden; dieser etwas herbe, sich abgeschlossene und doch unendlich liebenswürdige ralter Gloria's ist in seltener Vollendung dargestellt; wie schwer sind diese Mädchencharaktere! in der Regel t man sie uns banal oder absonderlich. Eine einzige ur ist auch der kindlich fromme Bischof der Onkel ria's. Der zweite Theil mit seinem Kampfe zwischen scher und katholischer Unduldsamkeit ist mir immer unerfreulich erschienen und es war mir eine wahre uhigung, in einem Briefe von Galdos an Alas zu lesen, er es auch als einen Fehler betrachtet, sich, von unden veranlaßt, zu dieser Weiterführung herbeigelassen haben.

La familia de Leon Roch, der dritte der Tendenz- nane, erzählt die Geschichte eines jungen hochgebildeten nnes, der ein wunderschönes Mädchen aus einer ganz kommenen vornehmen Familie heirathet, die ihm dann t übertriebener Frömmigkeit das Leben verbittert, sich zu em tragischen Tode führt, und ihn rettungslos unglück-) macht. Der Zweck des Romans ist, den unheilvollen nfluß der geistlichen „Direkteurs" auf das Familienleben schildern, und dies ist auch zweifellos in hervorragender eite gelungen; aber die Farben sind sehr stark aufgetragen, d sowohl die Hauptheldin, mit dem Gemisch von Fröm- igkeit und Sinnlichkeit, wie der italienische Beichtvater d zwar meisterhaft charakterisirt, aber recht unerfreulich. s fehlt auch hier das Gegenstück der wahren Frömmigkeit d man erhält nur ein einseitiges Bild.

Eine Zwischenstellung nehmen die zwei kürzeren Er- hlungen Marianela und El amigo Manso (Freund Manso) n, die, nebenbei gesagt, zur ersten Lektüre und zur Ein- hrung in die Werke Galdos' am geeignetsten sind.

Marianela ist die rührende Geschichte eines armen Mädchens, der Tochter einer verkommenen, zu Grunde ge- angenen Mutter, die einem jungen Blinden, dem Sohn nes größeren Grundbesitzers, zur Führerin und Begleitung ient. Sie hat eine tiefe, natürliche, poetische Empfindung nd das Verhältniß zu dem gleichgestimmten Blinden ist benso wahr als rührend geschildert. Er glaubt, daß sie nach ihrem inneren Empfinden und ihrer einschmeichelnden Stimme auch schön sei, die arme Marianela ist aber nicht nur ungewöhnlich klein, sondern auch häßlich. Der Blinde wird operirt, verliebt sich in eine schöne Cousine, die ihm zuerst in die Augen fällt, und Marianela, die jetzt ängstlich jeder Begegnung mit ihm ausweicht, vermag den Abscheu, den ihr erster Anblick in ihrem Freunde erweckt, nicht zu über- leben. Marianela ist nun sicher keine Mignon, aber ein tiefempfundener, eigenartiger Charakter, den Galdos un- übertrefflich dargestellt.

Der Freund Manso ist Professor der Philosophie und erzählt seine Geschichte selbst mit wehmüthiger Selbstironie; die halb pedantische, halb humoristische Sprache, ist sehr verschieden von dem gewöhnlichen Stile Galdos' und charak- terisirt schon allein den Erzähler besser als alle Schilde- rungen. Die Geschichte ist sehr einfach — er bringt ein junges Mädchen, die Nichte einer schwindelhaften Tante, als Erzieherin in das Haus seines Bruders, verliebt sich in sie, muß aber den Schmerz erleben, daß sie seinen jungen Schüler vorzieht. Gewiß kein neuer Vorwurf! Aber mit welcher Kunst ist hier die allmähliche Entstehung der Liebe, die langsame, aber zuletzt sichere Enttäuschung geschildert! Die Zahl der handelnden Personen ist nicht groß, aber wie lebenswahr treten sie uns entgegen! Der in Amerika reich gewordene Bruder mit seiner kreolischen Familie, die reiche Metzgerin, deren Sohn Manso in die Geheimnisse der Philosophie einweiht, die unvergleichliche, heruntergekommene Tante mit ihren unerschöpflichen Schwindeleien — man kann hier schon den Reichthum in den späteren Romanen ahnen.

Man muß nun nicht glauben, daß mit den Romanen der dritten Gruppe eine Fundamentaländerung in der Schreibweise eingetreten ist — die Vorzüge des Stils und die lebendige Charakteristik finden sich schon in den früheren Romanen, hier wird aber der Reichthum an verschiedenen Charakteren unendlich größer und die ausgesprochene anti- klerikale Tendenz tritt ganz zurück.

La Desheredada (Die Enterbte) ist der Roman des Schwindels, der uns in den verschiedensten Erscheinungen vorgeführt wird. Es ist die Geschichte eines jungen Mädchens, das von einem verrückten Vater in dem Glauben erzogen wird, sie sei die ausgesetzte Tochter eines vornehmen Hauses. Die Schilderung, welche Verwüstungen dieser Schwindel, an den sie selbst glaubt, und zuletzt nach den stärksten Enttäuschungen sich selbst überredet zu glauben, im Charakter und Verhalten des jungen Mädchens an- richtet, bis sie zuletzt in der äußersten Verkommenheit unter- geht, ist der Hauptvorwurf des Romans, und mit welch er- schütternder Wahrheit sind die einzelnen Phasen dieser Ent- wicklung geschildert! Und nun gruppirt sich um sie eine ganze Gesellschaft der verschiedensten Schwindelexistenzen, der Vater Schneider, der im Irrenhaus endet, der Onkel, ein pensionirter Kammerdiener, der wegen seines würdigen Aussehens Herr Kanonikus titulirt wird, bis er endlich selbst glaubt Kanonikus zu sein, die herabgekommene Familie, die mit allen möglichen kleinen Schwindeleien den Schein der Wohlhabenheit erwecken will, der politische und soziale Schwindel in der den vornehmen Kreisen angehörigen Fa- milie der Peces; den Gegensatz bilden die Tante Trödlerin und der einfache Arbeiter, der der Heldin Hand und Herz anbietet. Ein Prachtstück des Romans ist die Schilderung des Madrider Straßenjungen, in dessen Spiele und Unge- zogenheiten wir eingeweiht werden, und dessen Entwicklung zum Verbrecher mit erschreckender Wahrheit geschildert wird. Ueberhaupt ist die Schilderung der Knaben in allen Varietäten eine der stärksten Seiten von Galdos; wenige Schriftsteller haben sich so in die Seele des Kindes zu ver- senken gewußt.

Es ist nicht möglich alle Romane von Galdos aus- führlich zu besprechen, ohne die Grenzen dieses Artikels weit zu überschreiten, ich erwähne daher von den nächsten Romanen nur kurz El Doctor Centeno, der an Marianela anknüpfend, die Irrjahrten eines armen Jungen erzählt,

der absolut Doktor werden will und „La de Bringas“ (Frau von Bringas) die köstliche Schilderung der unteren und oberen Hofgesellschaft zu Zeiten Königin Isabelas.

Lo Prohibido (Das Verbotene) ist die Tragikomödie des Egoismus — die Geschichte eines reichen Junggesellen, der immer das haben will, was er nicht haben kann, und wenn er es hat, verschmäht. Er macht nach einander seinen drei verheiratheten Kousinen den Hof, bis er zuletzt Geld und Gesundheit verliert und als bejammernswerther Paralytiker endet. Der Roman ist ein wahres Muster, wie man bestimmte moralische Wahrheiten predigen kann, ohne je einen Augenblick in aufdringliche Lehrhaftigkeit zu verfallen. Besseres als die Schilderung des jungen Offiziers, seiner Frau und seines wundersamen Haushalts hat Galdos nicht geschrieben.

Tormento (das mit Dr. Centeno und La de Bringas zusammenhängt) gehört zu dem Erschütterndsten, was Galdos geschrieben. Ein armes, schönes Mädchen geräth durch einen halb unbewußten Fehltritt unter die Herrschaft eines deklassirten Priesters. Auf der einen Seite die im Grunde ihres Herzens edle, aber willensschwache Schönheit, die in unsäglicher Weise alle qualvollen Folgen ihres Fehltritts zu büßen hat, auf der anderen der überkräftige estremadurische Bauernsohn mit eiserner Energie, den der unglückliche Zwang der Verhältnisse in den geistlichen Stand verschlagen, eine Natur, die zwei Jahrhunderte früher unter den Konquistadores geglänzt hätte, aber jetzt im Kampf mit der Gesellschaft untergeht — zwei Naturen, deren Zusammenstoß nothwendig für die schwächere verhängnißvoll werden mußte, wie sind sie geschildert, und mit welcher Kunst ist hier trotz des heiklen Gegenstandes, trotz der realistischsten Darstellung, alles Anstößige vermieden!

Mian ist die Geschichte des „cesante“, des Beamten, der in Folge politischen Wechsels oder aus Ersparungsrücksichten seine Stelle verloren und jetzt unter den stärksten Entbehrungen, mit immer getäuschten Hoffnungen, mühsam den alten Schein aufrecht hält, bis er endlich verzweifelt in den Tod geht. Ein unendlich trauriges Buch, trotz des theilweisen komischen Charakters des täglichen Kampfes mit den Misèren des Lebens.

Tristana ist die bedenklichste Geschichte, die Galdos geschrieben. Ein alter Don Juan nimmt die Tochter eines verstorbenen Freundes aus Mitleid zu sich, tritt aber bald mit dem ganz unschuldigen Mädchen, das keine Ahnung von seiner entwürdigenden Stellung hat, in ein sehr unlauteres Verhältniß. Eine Liebesaffaire, die sie mit einem jungen Mann anspinnt, gibt Gelegenheit zu einer Anzahl Liebesbriefen, die nach meiner Meinung zu dem entzückendsten gehören, was man lesen kann. Die Entwicklung des Romans hat Galdos aber in einer sehr schwachen Stunde geschrieben. Der erste Theil, insbesondere die meisterhafte Charakteristik des alten Herrn, berechtigt zu den höchsten Erwartungen, denen aber der Schluß keineswegs entspricht.

Die beiden Meisterwerke von Galdos sind seine großen Romane: Fortunata y Jacinta in 4 Bänden und Angel Guerra in 3 Bänden.

Der großen Anlage entsprechend ist auch die Erzählung hier viel umfassender, voll Incidentien und nicht von der Einfachheit wie in den andern Werken. Eine auszugsweise Wiedergabe derselben würde zu weit führen und auch dem Leser kaum ein richtiges Bild geben; ich kenne auch nichts langweiligeres als einen Romanauszug. Zugleich ist die Zahl der auftretenden Personen so groß, daß sich auch hier nur eine sparsame Auswahl treffen läßt.

Fortunata y Jacinta ist die Tragödie, die wir ja leider täglich erleben, der Kampf zwischen der legitimen Frau und der illegitimen Geliebten. Der einzige Sohn eines sehr reichen Bürgerhauses heirathet halb aus Liebe, halb durch seine Mutter veranlaßt seine Cousine Jacinta. Die Ehe bleibt kinderlos. Der junge Mann, wie man zu sagen pflegt: ein liebenswürdiger, netter Mensch, ist in seiner typischen Unbedeutenheit ganz meisterhaft geschildert.

An und für sich würde er das nicht verdienen, abe
der Repräsentant einer Sorte von Menschen, wie
leider zu zahlreich vorkommen, und ihre verhäng
Rolle in der sozialen Entwicklung spielen. Er hat
vor seiner Ehe ein Verhältniß mit Fortunata, eine
deren Schilderung den Glanzpunkt des Romans b
maja ist unübersetzbar, es ist das stramme, ele
kleidete, und vor allem mit einem unübertrefflichen
werk begabte Mädchen aus dem Volke, wie es sich
Lebenslagen findet, Arbeiterin, Verkäuferin, auc
besonderen Beruf, häufig mit etwas zweifelter
von der uns Fortunata ein lebhaftes Beispiel gib
Verhältniß mit ihr spinnt sich, mit verschiedenen
brechungen bis zu ihrem Tode fort, den sie sich
ristisch genug dadurch zuzieht, daß sie im Wochenbe
steht und eine Rivalin durchprügelt. Der Roman
sich zu seiner größeren Hälfte in der fragwürdigen
sellschaft — in welcher Fülle und mit welcher
werden uns nun die einzelnen Personen geschildert u
geführt! Die bunte Gesellschaft einer großen Mieth
das Kloster der gefallenen Mädchen mit seinen
frauen und Bewohnerinnen, dann wieder die mittlen
deren Vertreter sich um die alte respektable Geldve
Doña Lupe und ihre drei wundersamen Neffen gru
dann wieder die Cirkel und Vertreter der höhern
männischen Bourgeoisie. Ein farbenreicheres Bild de
tigen Madrid in allen seinen Aspekten läßt sich
denken. Ich will hier nur noch die „Fundadora“ (
derin) Doña Guillermina hervorheben, die wohlt
Dame par excellence, die Asyle und Waisenhäuser
und zusammenbettelt, letzteres mit unübertroffener
schicklichkeit und Beharrlichkeit, aber auch ohne jede
den gefallenen Mädchen beisteht; ein Kabinetsstück
Assistenz beim Empfang der Sterbsakramente durch e
bedenkliches Exemplar dieser Gattung. Zur Lektüre
junge Mädchen eignet sich nun das Buch, wie man
kaum, aber doch ist hier ein Beispiel gegeben, wie
derartige Dinge mit rücksichtsloser Natürlichkeit behan
kann, ohne jemals den Schmutz auch nur zu berühren,
viele als das Haupterforderniß dieser Schilderungen
trachten.

Wenn nun Fortunata vielleicht mit einiger Vor
geschildert ist, so scheint mir die Kunst in der Schilder
der jungen Frau, Jacinta, doch noch größer, da die Sch
rigkeit hier auch viel größer war. Während Fortunata
Menge hervorstechender, höchst charakteristischer Eigen
hat (wie wirkt allein bei ihr schon die prägnante
sprache!) — ist Jacinta fast farblos, gewissermaßen die
Durchschnittsfrau der bürgerlichen Klassen, die nur ein
Gedanken beharrlich verfolgt — eines der Kinder
Mannes zu sich zu nehmen. Aber mit welcher Virtuo
ist dieses Bild, fast weiß in weiß, plastisch herausgearbe
Schon bei der Hochzeitsreise der Neuvermählten, deren
disches Geplauder uns in liebenswürdigster Weise reprodu
wird, gewinnt sie unsere Sympathie, und mit der fort
tenden Erzählung tritt sie uns immer näher. Das
ist ja abgesehen vom Tode Fortunata's nicht sehr drama
— Jacinta erhält das Kind ihres Mannes und
Gatten leben entfremdet und innerlich getrennt weiter
aber das ist so der Lauf der Welt!

In Angel Guerra ist Galdos wieder auf das relig
Problem zurückgekommen, aber in wesentlich anderer
und vielleicht auch mit etwas anderer Gesinnung:
Spur mehr von der früheren, etwas äußerlichen, anti
kalen Tendenz, der Konflikt ist in das Innere verlegt
mit erschütterndem Ernste behandelt. Angel Guerra
rauher Charakter, von fast ungebändigter Willenskraft,
ist mit seiner streng religiösen Mutter, nach dem frühen
seiner Frau zerfallen, und lebt nur in sozialistischen,
schen Ideen als eifriger Anhänger der revolutionären
Die fortschreitende Herzkrankheit seiner Mutter veranl
ihn zur Rückkehr ins elterliche Haus, obwohl er mit
der Tochter einer sehr absonderlichen Familie, auf
später kommen werde, zusammenlebt. Eine kleine

der früheren Ehe, welche die Mutter erziehen läßt, ihn wieder an das Haus und führt auch zur Lösung erhältnisses mit Dolce. Dieses frühreife Kind, mit phantastischem, altklugen Geplauder ist unübertrefflich stellt. Die große Unterredung der Mutter, deren Herz eit jede Aufregung tödtlich zu machen droht, mit dem e gehört zu den ergreifendsten Schilderungen — beide sich zurück, aber endlich bricht die Bitterkeit der er und der Trotz des Sohnes durch alle Schranken und od der Mutter ist die Folge. Er lebt nun in seinem mit der Tochter und deren Erzieherin Léré. Diese un einer der interessantesten Charaktere, die Galdos eschildert. Eine tiefe, zweifellose Religiosität auf dem sten Fundament fest gegründet, die keinen Augenblick Banken kommt, und ihr Ziel — — den Eintritt in einen rankenpflege geweihten Orden — nie aus den Augen rt und trotz aller Hindernisse durchsetzt; ich glaube daß ein ähnlicher Charakter je so menschlich nahe nd und begreiflich, so liebenswürdig dargestellt wurde. st ihre merkwürdige Eigenheit — die unwillkürliche Be ung ihrer Pupillen — das Tanzen derselben — berührt im Anfange als willkürlich erfunden; man lernt bald, ehr es zu der ganzen Person gehört.

Guerra lernt sie in täglichem Umgang schätzen und ren; aus dieser Verehrung wird bald die heftigste nschaft. Léré läßt sich aber von ihrem Lebensziele abwendig machen und tritt als Novize in einen n in Toledo. Hiermit verlegte sich der Schauplatz des ten, größeren Theils des Romans nach Toledo. Das ählige Entstehen des religiösen Empfindens in Guerra, n Anwachsen, bis es den ganzen Menschen beherrscht, furchtbaren Kämpfe, die er mit seiner ungebändigten r zu bestehen hat, sind mit großer Wahrheit in der er endsten Weise dargestellt. Da Léré unerschüttert in n Vorsatze bleibt, wendet sich endlich sein ganzes Sinnen eine großartige Verwirklichung der christlichen Caritas, der die alten sozialistischen Ideen sich in der merk digsten Weise mit den katholischen verbinden. Ein großes, Unglücklichen offen stehendes Asyl wird begonnen und rra entschließt sich, zuletzt Priester zu werden. Aber wir en noch den Schiffbruch aller dieser idealistischen Pläne Guerra wird von Strolchen, die er in das Asyl aufge men, und die zu der Verwandtschaft seiner früheren ebten gehören, ermordet und so wird ihm die herbste täuschung — das nothwendige Mißlingen seiner Idee art. Es ist kaum zu zweifeln, daß Tolstoy'sche Ideen mitgewirkt haben, aber man darf nicht vergessen, daß sich in katholischer Atmosphäre anders entwickeln. Und Atmosphäre nimmt uns im zweiten Theile des Romans iderstehlich gefangen — nicht nur innerlich, auch die erliche Schilderung wirkt zu dem gleichen Zweck. Wir n in Léré die selbstloseste und aufopferungsfreudigste mmigkeit, wir lernen alle Schattirungen des Klerus von edo auf das genaueste kennen — und hier findet sich e Spur mehr von der tendenziösen Schwarzmalerei der heren Romane; alle diese geistlichen Gestalten, selbst mit n kleinen Schwächen, treten uns menschlich so nahe, und scheiden in den meisten Fällen mit Verehrung von en. Dann aber die äußere Schilderung von Toledo, von ich schon gesprochen habe! Mit welch vollendeter Kunst setzt sie uns in die Atmosphäre, in der sich der Roman egt! Es würde viel zu weit führen, aus der großen lle von Gestalten hier einzelne herauszuheben — von geistlichen Herrn herab bis zu den Strolchen des Asyls, n der vornehmen Gesellschaft Toledos bis zu den Land ten und Arbeitern, wie lebenswahr sind alle diese Per ien uns vorgeführt! Ich will nur die wundersame Fa lie der Babels hervorheben, Existenzen, wie sie außer anien in Europa kaum möglich sind. Der Vater, der as an den Mr. Micawber im Copperfield erinnert, der ichen Schwindel und Elend, dann wieder in höherer amtenstellung sich bewegt, die Mutter, die von der ncaster'schen Königsfamilie abzustammen behauptet, die hne, die alle Stufen vom Schwindel bis zum Verbrechen durchlaufen, die nicht unsympathische Dolce, die frühere Geliebte Guerra's, der Bruder, der alte, gewöhnlich betrunkene Seekapitän, welches Leben herrscht in allen diesen Figuren.

Galdos hat die Höhe von Angel Guerra in den späteren Romanen nicht ganz erreicht. Der neueste, der sich mit den verschiedenen Lebensphasen des Wucherers Torquemada beschäftigt, ist noch nicht vollendet. Der zweite Theil ist in diesen Blättern schon ausführlich besprochen worden, und ich behalte mir vor, auf das Ganze nach der Vollendung zurückzukommen.

Auch die in dramatischer Form geschriebenen Novellen, und die mit ihnen zusammenhängende Incognita, werden besser auf eine Besprechung Galdos' als Dramatiker zurückgestellt, da er sie alle in Bühnenstücke umgearbeitet hat.

Es sind dies: La loca de la casa (d. h. die Phantasie, wie im Französischen: La folle du logis) und Realidad. Eigenthümlich ist der letzteren Novelle der interessante Versuch, den inneren Gedankengang eines Menschen mit möglichster Naturwahrheit wiederzugeben, was sich vom gewöhnlichen Monolog, der immer etwas Gemachtes und Conventionelles hat, sehr weit entfernt; ebenso hat Galdos hier Erscheinungen eingeführt, die natürlich nichts spiritistisches haben, sondern gewissermaßen eine Projicirung des inneren Bildes nach außen sind; das ist sehr geschickt gemacht, aber ich zweifle, ob es ein ganz glücklicher Gedanke war — der Leser wird, wenigstens am Anfange, kaum wissen, wie er die Sache auffassen soll.

Indem ich die Betrachtung der Werke von Galdos hier schließe, fühle ich erst, wie schwer es ist, dem Leser ein vollkommen deutliches Bild dieser Werke zu erwecken; vielleicht habe ich zu viel mit bloßen Behauptungen gearbeitet, und mancher mag auch meinen Enthusiasmus etwas übertrieben finden. Was letzteres betrifft, so kann ich nur sagen, daß er bei mir nach der wiederholten Lektüre sämmtlicher Romane wesentlich verstärkt wurde — und wie wenig Romane vertragen die zweite Lektüre! Meine Absicht war hauptsächlich, die Leser auf dieses wenig bekannte Gebiet aufmerksam zu machen, und ihnen den Wunsch zu erwecken, es genauer kennen zu lernen. Das kann aber nur in der Ursprache geschehen; wenn man eine Uebersetzung die verkehrte Seite einer Tapete genannt hat, so ist dies für Uebersetzungen aus dem Spanischen doppelt wahr — und wie werden Romanübersetzungen bei uns bezahlt und gemacht! Freilich fehlt uns Deutschen noch ein gutes Wörterbuch — alle vorhandenen sind für die neuere Litteratur und ihre vielen Idiotismen unbrauchbar. Wenn es doch der trefflichen Henriette Michaelis gefallen wollte, endlich uns ein spanisches Wörterbuch zu bescheeren, das ihrem portugiesischen sicher ebenbürtig wäre; dieses hat mich bei der Lektüre der schwierigsten neuen und alten Schriftsteller auch nicht ein einziges Mal im Stich gelassen, und es drängt mich, mit dem obigen Wunsche diesen Tribut der Dankbarkeit hier abzutragen.

München. F. v. Stauffenberg.

Theater.

Verein „Freie Bühne" (Deutsches Theater): „Die Mütter." Drama in 4 Akten von Georg Hirschfeld.

Wir kommen als kleine Philosophen auf die Welt, sehen uns die Dinge um uns her mit offenen Augen bedächtig an und sprechen, sofern wir überhaupt zu sprechen geruhen, von uns selbst kühl sachlich in der dritten Person. Erst nachdem wir sehr oft mit den kleinen Händen forschend nach der Sonne gegriffen haben, ohne doch ganz hinreichen zu können, machen wir langsam staunend die Entdeckung unseres eigenen Ichs. Dann aber beginnt auch sogleich die

Welt um dies kleine neue Ich herum zu tanzen; sie war solange wie zwecklos da, nun hat sie ihren Mittelpunkt gefunden. Es kommt die Zeit, in der wir alle lyrische Dichter sind, ganz gleich, ob wir Verse machen oder nicht, und diese Zeit währt sehr lange. Es wachen soviel Hoffnungen dunkeläugig auf, die wollen gepflegt und von uns großgezogen werden; scheue Fragen tauchen in uns auf, die warten auf unsere Antwort. Wohl sehen wir auch neugierig forschend in die wirkliche Welt hinaus, aber doch nur soweit, als wir vom Thron unserer jungen Majestät aus blicken können. Unsere Jugendzeit ist unsere Ichzeit. Es muß ein Sterben folgen und ein Werden bis uns ein Weltbild erstehe in sachlich kühler Beleuchtung. Freilich, selbst auch dann nur unser Bild von der Welt!

Der Verein „Freie Bühne" hat ein vieraktiges Drama „Die Mütter" von Georg Hirschfeld, einem 22jährigen jungen Dichter zur Aufführung gebracht, der offenbar noch ganz in den Schranken seiner Ichzeit befangen ist, und dieses Drama hat trotzdem starken Erfolg gefunden, der innerlicher Natur war. Dabei hat die treffliche Aufführung, bei der Emanuel Reicher, Elsa Lehmann, Ferdinande Schmittlein und Auguste Wildbrandt-Baudius künstlerisch ganz Ueberzeugendes gaben, nur in zweiter Linie dazu beigetragen; der starke und innerliche Erfolg galt dem kraftvollen und sympathischen Können des jungen Dichters.

Nach Technik und Wollen ist Georg Hirschfeld ein überzeugter Realist. Er hat in seinem Drama einen Familienkonflikt aufgegriffen, wie fast alle unsere jüngeren Realisten in ihren ersten Dramen gethan. Und das ist charakteristisch; Familienkonflikte sind die einfachsten und durchsichtigsten, aber auch die brutalsten aller Konflikte. Und wie Gerhart Hauptmann in seinem „Friedensfest" hat auch Hirschfeld seinen Konflikt auf die innere Aehnlichkeit der Familienglieder basirt. Trotziger Freiheitsdrang und ein rauhes ungezügeltes Kraftbewußtsein ist den Freys allen eigen. Der Sohn Robert hat sich zum Musiker berufen gewähnt und der Vater hat ihn in ein Komptoir gesteckt. Der Junge hat sich an ein Fabrikmädchen gehängt und da sind die Charaktere an einander gerathen, und der Sohn ist verstoßen worden. Der Vater ist gestorben; nur aus einer Zeitungsnachricht hat es der Sohn erfahren. Da schreibt er nach zweijähriger Trennung seiner Schwester einen Brief; dieser Brief bringt das Drama in Gang. Die beiden widerstrebenden Motive, Sehnsucht nach Haus und das Nichtlassenwollen von dem Mädchen sind gleich in dem Brief angedeutet.

Die Komposition ist eine ganz einfache. In den beiden ersten Akten haben die Träger der Handlung die Konflikte in sich allein auszukämpfen, in den beiden letzten wirken die Persönlichkeiten auf einander. Mutter und Tochter sind zu Freunden aufs Land gezogen. Die Tochter vertraut dem Freunde, der dann ihr Freund fürs Leben wird, das Briefgeheimniß an, und er entschließt, den Bruder aufzusuchen. Die Mutter ist es, die im ersten Akt den Konflikt in voller Schwere in sich durchzuringen hat; im zweiten Akt der Sohn und das Mädchen, mit dem er lebt und das für ihn arbeitet. In dem Sohn siegt die Sehnsucht nach seinem Heim, so weit wenigstens, daß er zu seiner Mutter geht; das Mädchen, eine starke Natur, will ihn sich erhalten; sie folgt ihm, in dem Glauben, ihn zurückhalten zu können; sie kann ihm sagen, daß sie sein Kind unter dem Herzen trägt. Der Sohn wird durch Schwester und Mutter wiedergewonnen, das ist der dritte Akt. Das Mädchen erfährt von der Tochter, daß sie Robert nicht glücklich macht, daß er im Begriff ist zu Grunde zu gehen und sie wird umgestimmt. Sie nimmt von ihm Abschied, um seinem Kinde Mutter zu sein. Nicht doch; nahe bei dem Hause nimmt sie sich das Leben.

Eine scheue, schämige Innerlichkeit gibt diesen dramatischen Vorgängen eine ganz eigene, rein subjektive Stimmung. Es ist der junge Dichter, der darin sein … gibt. Die schwere Kunst, durch die Wortkargheit … Menschen ein volles reiches Gefühlsleben durchschimmern … lassen, Georg Hirschfeld besitzt sie in hohem Maß … leicht gerade deshalb, weil ihm das eigene Herz … Sonne ist, um die sich die Erde dreht. Es ist ja ein … leiden, daß wir so reich, so reich zu sein wähnen, und … Niemand finden, der sich von unserm Reichthum … lassen will. In der Liebesscene des dritten Akts, in der … Tochter den Gefährten fürs Leben findet, und mehr … der andern Scene desselben Akts, in der Mutter und … sich wieder zum ersten Mal gegenüberstehen und beide … gutes Wort finden und beide doch in diesem Augenblick … Liebe sind — da mögen junge Leiden zum stillen Lied … worden sein.

Und innerlich selbsterlebt ist offenbar ein T… inneren Konflikte im Herzen des jungen Helden. Me… das; für schmerzende Gefühle ist ein fremder Träger … Behälter gesucht worden. Quälender als das Heimweh … die Kindesliebe bohren und nagen die Zweifel am e… künstlerischen Können in dem Helden. Das Mä… arbeitet für ihn und seinen hohen Beruf, und sein Kü… thum ist imaginär. Er weiß das innerlich, und sein … ist nur Trotzen. Diese Stimmungen der Selbstaufgabe … des gänzlichen Zweifelns an der eigenen Kraft, der … Widerstreit zwischen Wollen und Können, der keinem Kü… wohl überhaupt keinem strebenden Menschen erspart … das ist auch der Angelpunkt, um den sich die inneren … schehnisse in Hirschfeld's kürzlich veröffentlichter Erzä… „Dämon Kleist" drehen. Hier wie dort scheint der … zum künstlerischen Gestalten von ganz persönlichen … nissen ausgegangen zu sein. Und nicht ein Arzt, … gleichsam ein Kranker erzählt die Geschichte seiner Leide…

Die Charaktere des Dramas sind mit großer … scher Treue gezeichnet. Auch die Charakterzeichnung … dem Drama seinen starken Erfolg, und in der Th… zeugt von suchender und scharfer Beobachtungsgabe. … diese Gabe der Beobachtung ist noch eine momentane, … rein empirische. Es sind einzelne Fäden, die hin u… laufen; noch nirgends ein Ansatz, wie sich die Fäd… einem Gewebe vereinen werden.

Die Hauptschuld daran, daß der Sohn aus dem … hause gestoßen wurde, trug sein Onkel. Im erste… widersetzt sich dieser Onkel denn auch mit allen Kräfte… Rückkehr des Verlorenen; im dritten Akt, als der Sohn … kehrt, sieht er ruhig zu, ohne ihm irgend etwas … Weg zu legen. — Die Mutter hatte in ihrem Herzen … Sohn nie aufgegeben; sie ist eine ganz starke Natur, … sie hat sich ihre Liebe nicht verkümmern lassen. Wie … sie sich ihrem Manne, der noch dazu ein leichtsinniger … war, nicht wirksam entgegengestellt? — Auch das Mä… ist eine starke Natur; allen Anfeindungen zum Trotz … still und ruhig für den Geliebten gearbeitet. Warum … sie in den Tod? Aeußerlich zwingt sie nichts; im … theil, die Familie würde sie wohl sogar bei sich aufnehmen. … Und innerlich? Sie hat ihren Geliebten verloren, aber … denkt daran, daß er ihr in ihrem Kinde erhalten bleibt … wird. Und doch kann sie nicht weiterleben? — Das … sind nicht Zufälligkeiten, auch nicht einmal Fehler … liegt zur Zeit die scharfe Grenze des Könnens von … Hirschfeld: das Drama als Ganzes ergiebt ein schiefes … brüchiges Weltbild. Es fehlt die Weltanschauung. … Hirschfeld ist eben noch ganz in dem Ringen, Hoffen … Zagen seiner Ichzeit befangen.

Auch die Jugendzeit hat ihr Lied, aber es … lyrisches Lied. Der Lyriker in Georg Hirschfeld hat … Dramatiker die Herzen erobert.

Ernst Heilborn.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

:den Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). .nnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim ze durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. :ch (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Als einer der großen Vorzüge monarchischer Institu-:nen wird stets gepriesen, daß ein erbliches Oberhaupt gefestigter Stellung vor allem in der Lage sei, unab-:ngig von den wechselnden Einflüssen des Tages auf große :ele mit Konsequenz in langsamem oder schnellerem Vorrücken, :er unbeirrt loszugehen. Es ist richtig, die Monarchie :nn diese Vortheile bieten, während eine allein von dem :olkswillen abhängige Regierung auch abhängig von allen :nellen Schwankungen dieses Volkswillens ist. Wenn nun :e Monarchie einem Staate Nutzen solcher Art gerade in augen-:illigster Weise spenden kann, und wenn gerade die Befrie-:gung dieses Anspruches es ist, welche die innere Lebens-:rechtigung monarchischer Einrichtungen vor Allem ver-:eutlicht, so ist es nur folgerichtig, daß Monarchien den :hwersten Stoß immer dadurch erleiden, wenn sie, statt :iese Aufgabe zu erfüllen, in dieser Richtung völlig ver-:igen. Dann bietet die Monarchie alle jene Nachtheile, :elche in einer Beschränkung des Volkswillens liegen, und :e häuft diese Nachtheile dadurch, daß sie beständige Schwankungen aufweist, die an sich gleich bedenklich wie bei absoluter Volkssouveränetät, in diesem Falle um so unerträglicher erscheinen, weil sie auf den Willen eines einzelnen Menschen zurückgeführt werden, und demgemäß auf diesen einzelnen Menschen das Mißbehagen einer ganzen Nation lenken. Das ist eine Wahrheit, die bis heute immer von Neuem bestätigt worden ist, seit den englischen Tagen, da moderne Volkssouveränetät und moderne monarchische Institutionen zuerst im Kampfe gegen einander geboren worden sind. Und wenn man die Reihe der Herrscher überblickt, in deren Regierungszeit schwere innere Krisen fallen, immer stößt man dann auf Charaktere, denen — so verschieden sie sonst waren, — die Konsequenz des Handelns fehlte.

Die Demokratie ist ein leichter gebautes Schiff, das unter Umständen dem Anprall des Sturmes und der Wogen von außen weniger gut Stand hält, und das bei schlechter Steuerung möglicherweise schnell einmal auffährt, aber das auch bei leichterem Bemühen durch eine neue Hand leichter wieder abkommt. Eine Monarchie ist ein schweres, starkes Kriegsschiff, wenn das schlecht gesteuert wird, rennt es ganz sicher auf, und wenn es aufläuft, reißt es sich mit seiner Wucht kein kleines Leck; und es wieder freizubekommen und in ruhigeres Fahrwasser, gehört zu den recht schwierigen Aufgaben.

Nach mancherlei Schwankungen ist man sich in Deutschland, ganz unabhängig von der politischen Parteistellung, nunmehr über einen Punkt klar. Zu Anfang freilich neigte die Waage bald nach dieser Seite bald nach jener Seite. Man gewahrte in der Politik überraschende Improvisationen, die, wenn sie glücklich waren, von den einen als geniale Blitze bezeichnet wurden, und die, wenn sie unglücklich waren, allgemeines Kopfschütteln erregten; aber neben diesen Improvisationen des Monarchen entwickelte sich doch die Politik meist mit Vorsicht und mit einer gewissen Stetigkeit. So war es unter dem Fürsten Bismarck; so war es unter dem Grafen Caprivi. Seit dem Abgang des Grafen Caprivi aber zeigt sich, daß es eine Stetigkeit überhaupt nicht mehr giebt, sondern nur noch Improvisationen sogar in der ministeriellen Sphäre. Wenn das deutsche Schiff gesteuert wird, erhält es doch jedenfalls alle Tage einen anderen Kurs, um bald hier bald dort aufzulaufen, und aus dem Laviren ist kein Herauskommen mehr. Ein gutes halbes Jahr hat Klarheit geschaffen, wenngleich es keine erfreuliche Klarheit ist.

Blickt man jenes halbe Jahr zurück, so ergiebt sich, daß die neuen Männer vor Allem sich zwei großen Aufgaben gegenüber befanden, die Graf Caprivi nach seinem verständigen und vorsichtigen Programm zu lösen verhindert worden war. Wie sollte der Staat gegenüber der sozial-

demokratischen Gefahr seine Stellung wählen? und welche Stellung hatte er zu halten gegenüber der agrarischen Gefahr?

Nachdem das Umsturzgesetz abgelehnt ist, bleibt die eine Frage so fragwürdig wie bisher, und die andere Frage ist ebenso wenig gelöst; aber auch eine Lösung ist nicht einmal angebahnt. Den Agrariern sind zwar ein Paar Bissen im Zucker- und Spiritussteuergesetz hingeworfen worden; aber in Betreff des Antrages Kanitz und in der Währungsfrage will ihnen die Regierung nicht ganz zu Willen sein, und so ist denn der Moment schon da, wo sich die Wege des Fürsten Hohenlohe von den Agrariern genau so trennen, wie sich die Wege des Grafen Caprivi von ihnen getrennt haben. Und wenn Fürst Hohenlohe bisher von jener Seite mit weniger heftigem Haß verfolgt worden ist, als Graf Caprivi, so verdankte dieser die größere Erbitterung, weil seine Festigkeit Furcht erregte, und jener die zartere Schonung, weil bei ihm schwächliche Nachgiebigkeit von den Agrariern vorausgesetzt wird. Was hat Deutschland für einen Nutzen von diesem Wandel?

Mit neuen Experimenten ist versucht worden, zwischen dem agrarischem Egoismus und dem Staatsinteresse einen Ausgleich zu finden; aber diesen Ausgleich gibt es nicht, da die Frage allein so steht, ob das Staatsinteresse unter dem agrarischen Interesse oder ob schließlich dieses unter jenes gebeugt werden soll. Um die Agrarier zu bändigen, denen Herr Miquel mit den Augen Muth zuzwinckert und denen Herr v. Köller seine derbe Handfestigkeit zur Verfügung stellt, dazu scheint es dem Fürsten Hohenlohe augenscheinlich an kraftvollem Willen zu fehlen, und um sich ihnen zu unterwerfen, dazu fehlt es ihm ebenso augenscheinlich an junkerlicher Frivolität. Was also nun? Und was nun gegenüber der Sozialdemokratie?

In einem, wie es scheint, offiziösen Artikel behandelt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", das sozialdemokratische Problem. An Revolution, Revolten, Emeuten und anderen blutig dramatischen Spektakel glaubt in absehbarer Zeit das Blatt nicht; die Sozialdemokratie ist zu klug, um nicht die Festigkeit der heutigen Staatsordnung zu erkennen und

„ihr Interesse an dieser Zurückhaltung ist so evident, daß selbst etwa ein schärferes Anfassen der Führer oder sonstige Maßnahmen, an denen sich unter Umständen eine Desperado-Stimmung entzündet, die Mine wie wir glauben, nicht zum Explodiren bringen würde."

Das ist eine bezeichnende Aeußerung im Hinblick auf jene, die eine Heilung des Uebels durch Feuer und Schwert im Straßenkampf empfehlen, und es ist eine verständige Aeußerung, die zum Theile lange genug verpönt war, und die schließlich in immer weiteren Kreisen Glück zu machen beginnt. Ist aber die sozialdemokratische Frage nicht mit dem Bajonett zu lösen, was soll man dann ihr gegenüber thun? Statt eines Mittels bietet die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" eine Phrase.

„Es gibt kein Nebeneinander von einer kraftvollen Regierung und einer revolutionären Bewegung, die auf den Umsturz des Staates und der Gesellschaftsordnung hinsteuert; die Regierung paktirt nicht mit einem solchen Gegner, sondern wirft ihn nieder."

Das ist eine heroische Wendung, die auf die Phantasie eines Sekondelieutenants jedenfalls ihren Reiz ausüben wird; und die den Reiz des räthselvollen jedenfalls bietet, denn man wird fragen: Wie wirft man denn nun eigentlich diese Bewegung nieder? Mit einer kraftvoll angestrichenen, aber hohlen Phrase gewiß nicht.

Eines steht fest; die Sozialdemokratie in Deutschland hat sich seit ihren Anfängen entwickelt; sie hat an Zahl der Anhänger sehr erheblich zugenommen; sie hat an Neigung zu unbedachtsamer Gewaltthätigkeit sehr erhebliche Einbuße erlitten. Der Versuch, durch das Sozialistengesetz die Bewegung von Außen zum Stillstand zu bringen, ist gänzlich mißglückt; aber wie sich die Partei zweifellos in sich selbst bisher umgebildet hat, so wird sie auch weiter sich umbilden. Nach welcher Richtung? Es gibt Andeutungen dafür: die Bewegung, die Vollmar einleitete; die Bewegung, welche … Gewerkschaften unter Legien ausging, bieten solche … tungen. Man braucht auf diese schwachen Keime … überschwänglichen Hoffnungen zu setzen; doch … jedenfalls, daß diese schwachen Keime jedesmal … vorwagen, wenn man die Sozialdemokratie … läßt; und daß sie jedesmal vernichtet sind, … Neuem die plumpe Polizeifaust sich zu erheben … Ist es so schwer, hieraus eine Folgerung zu ziehen?

Eben so wenig wie Begeisterung kann … lutionäre Stimmungen für lange Jahre einpökeln … Stimmungen verfliegen am Ende, wenn ihnen … Nahrung zugeführt wird, und die Massen wenden … praktischen Aufgaben zu. Also es hilft nichts, es … dem „Muth der Kaltblütigkeit", der freilich auch … die Machtmittel des Staates, die heute jeder … gewachsen sind, intakt erhalten muß.

Für die Lösung einer solchen Aufgabe könn… Monarchie besonders geeignet erscheinen, — wenn … besäße, was die eigenartigste Essenz ihres Wesens … sollte: Stabilität, Folgerichtigkeit, Beharrlichkeit. … Aber es darf nur ein Schuß in einem Nachbarlande … gehen und alle diese Eigenschaften ergreifen bei … Hasenpanier. Man bedenke, welchen unberechenbaren … wicklungen unter diesen Umständen unsere staatliche … stände durch die That eines gemeinen Verbrechers … Narren, oder eines von catilinarischen Parteien … Spitzels ausgesetzt sein können. Solche Thaten pflegen … ruhige Denken stets aus der Bahn zu werfen, … haben jede feste Bahn überhaupt schon verloren.

Ist es ein Abschnitt, wenn eine Politik ganz … Sumpfe steckt, so sind wir jetzt zu solch einem … jedenfalls gelangt. Ein Blick zurück und ein Blick … wärts auf Möglichkeiten, die wirklich nicht sehr … geholt sind, beweist, welche großen Ansprüche die … Lage an das deutsche Bürgerthum stellt, und auf diese … sprüche muß immer von Neuem hingewiesen werden … deutsche Bürgerthum muß sich selbst schulen zu einer … die ein gemeinsames Vorgehen ermöglicht, und es … erziehen zu einer Stetigkeit der politischen Anschauungen … die Regierung nicht besitzt, und zu einer Kaltblütigkeit … die Regierung auch nicht besitzt. Das ist nichts … aber die Nothwendigkeit hierfür ist, wie sich von … Tag mehr herausstellt, auch keine kleine.

Mit welcher Kaltblütigkeit, mit welcher Stetigkeit … mit welcher Disziplin verfolgen die Agrarier ihre Ziele … können den Liberalen in dieser Beziehung als ein … dienen. Vom Größten bis zum Kleinsten setzen … mit derselben Kraft ein; handele es sich nun … Bimetallismus, der unser ganzes wirthschaftliches … umzustürzen droht, oder um die Errichtung einer … für Schulze-Delitzsch, und wäre auch nur auf weitem … wege solche Denkmalsfrage zu einer politischen Demonstration … zu stempeln. Ganz gleich, diese Leute geben freiwillig … nicht eine Handbreit Bodens, nicht einmal … Bodens frei.

In dieser Beziehung ist ein Artikel der „Kreuzzeitung" … gegen die Aufstellung eines Schulze-Delitzschdenkmals … Berlin charakteristisch genug. Schulze-Delitzsch war … liberaler Oppositionsmann, folglich verdient er kein … mal, und erhält er doch ein Denkmal, so terrorisirt … „Berliner Fortschrittsring" durch solchen Beschluß … scheinlich große Theile der Bürgerschaft in der Hauptstadt … Daß Schulze-Delitzsch eine Genossenschaftsbewegung … und ausgebaut hat, die einen segensvollen … nicht nur durch Deutschland, sondern durch alle … staaten gemacht hat, ist ganz gleichgiltig. Er … Gegner der Kreuzzeitungspolitik, folglich darf er … herrlicht werden, wie auf anderen Gebieten Dichter … Heine nicht verherrlicht werden dürfen, wie Schiller … Goethe nicht verherrlicht werden sollten, weil auch … schauungen augenscheinlich der Weltanschauung der … zeitung" einigermaßen entgegengesetzt sind.

Mit äußerster Zähigkeit hat eine verschwindende An- Junker in Deutschland immer wieder, sobald ein er mühevoll aufgestoßen war, durch das freies Licht reie Luft eindringen könnten, es zuzumauern oder ab- rren oder zu verengen versucht; nicht ein Stein nicht ein Steinchen durfte von den alten Mauern ohne of abgetragen werden. Wäre die Masse des Bürgerthums robern so beharrlich, wie jene Wenigen im Abwehren ewesen, Deutschland hätte heute eine andere Phy- omie; allein das Bürgerthum lernt zu langsam das ische Metier, das politische Wollen und Durchsetzen, m das Junkerthum sich seit Jahrhunderten geübt hat.

Es scheint, daß in England sich eine politische Krisis ereitet: die Nachwahlen sind dem Kabinet nicht günstig sen; die eigenen Anhänger sind zum Theil in voller nheit mit dem Ministerium, unzufrieden und Enthusias- haben die heutigen Minister bei Niemandem erregt. Rosebery, der mit einer schwankenden Gesundheit zu pfen hat, bringt das Ministerium langsam vor eine Situa- , aus der, wie es scheint, nur noch eine Auflösung des laments einen Ausweg bietet, und es mag recht ifelhaft sein, ob die jetzige Majorität dann wieder- en würde.

Zwischen Japan, China, Rußland wird immer noch handelt; aber diese Verhandlungen vollziehen sich unter m Schleier, und diese Verdunkelung der Lage erzeugt eine isse Beunruhigung. Zu klaren Ergebnissen ist man enfalls noch nicht gelangt, und so mag man sich auch mer noch mit einiger Besorgniß fragen: Hat Deutschland bereits völlig wieder aus der russisch-japanischen Schlinge ausgezogen?

Spanien blutet von Neuem an seiner alten cubanischen unde. Rebellen haben sich auf der Insel erhoben, und es rd mit wechselnden Erfolgen und jedenfalls bisher ohne tscheidende Siege für die spanische Regierung gekämpft. Wohin reaktionäres Regiment ein Land bringen kann, gt Spanien. Die Schäden jahrhundertelanger Miß- rthschaft sind nicht zu beseitigen und haben ein Reich, s eine gewaltige Großmacht war, so heruntergedrückt, daß kaum mit zusammengelaufenen Rebellenschaaren fertig erden kann.

* * *

Absurdität ist Trumpf.

Noch nie, solange wir in Deutschland ein parlamenta- isches Leben haben, ging der wirthschaftspolitische Flug so iedrig über der Erde hin, wie gegenwärtig. Es gibt nur och zwei Ziele, um die ernsthaft gestritten wird: die Be- inderung fortgeschrittener Konkurrenten und die künstliche Preissteigerung. Es gilt als Staatsweisheit, mechanische Vorrichtungen auszuklügeln, die in der Volkswirthschaft den echnischen, wissenschaftlichen, kaufmännischen Fortschritt nach Möglichkeit neutralisiren. Wenn heute ein Erfinder er- schiene, der Zucker oder Schnaps oder gar Mehl der Natur auf direkterem und wesentlich wohlfeilerem Wege abge- wänne, unsere Junker würden einen solchen Menschen ohne Zweifel als Vaterlandsverräther behandeln. Mich wundert überhaupt, daß noch Niemand auf den Gedanken verfallen ist, ein Umsturzgesetz gegen alle diejenigen zu formuliren, die den Umsturz der bestehenden Konkurrenzverhältnisse durch Ermäßigung der Produktionskosten anstreben. In diesem Bestreben ist doch nach dem Credo der Zünftler, Agrarier und Bimetallisten die Quelle alles Uebels zu suchen. Da man sich bisher noch nicht zu der Konsequenz durchgerungen hat, diese Quelle einfach zu verstopfen, so sucht man wenigstens die wichtigste Wirkung jedes wirthschaftlichen Fortschritts, die Verbilligung der menschlichen Lebensbedürfnisse, gesetzgeberisch zu paralysiren, indem man die Preise künstlich steigert. Von dieser künstlichen Preissteigerung wird heute in unseren Parlamenten mit einer Inbrunst gesprochen, wie sonst nur von den rettenden Thaten eines Messias. Den Zuckerpreis, den Spirituspreis, den Getreidepreis, den Silberpreis zu „heben,“ gilt als ein Ziel der höchsten Staatskunst. Nur über die Mittel zur Erreichung dieses Ziels zerbricht man sich die Köpfe; daß das Ziel selbst im höchsten Grade erstrebenswerth sei, darin ist die Mehrheit in unseren Parlamenten einig. Wer lange genug lebt, wird vielleicht noch in der Wandelhalle des Reichstags die Standbilder des Grafen Kanitz und des Dr. Arendt bewundern können. Dem „Heber des Brotpreises“ und dem „Heber des Silberpreises“ das dankbare Vaterland!

Das Interessanteste bei dieser wirthschaftspolitischen Epidemie ist der Umstand, daß kaum mehr als die Kenntniß des Einmaleins dazu gehört, um zu begreifen, daß eine künstliche Preissteigerung im Wege der Gesetzgebung schlechterdings undenkbar ist, ohne daß der Eine mindestens so viel einbüßt, wie der Andere gewinnt, und daß ein erheblicher Gewinn für die gesetzgeberisch Begünstigten nur dann zu Tage treten kann, wenn die Lukrirenden an Zahl möglichst klein und die Geschädigten an Zahl möglichst groß sind. Einen Protektionismus zu Gunsten der Vielen hat es nie gegeben und wird es nie geben. Protektionismus ist seiner inneren Natur nach nur möglich, wenn die Massen geschädigt und kleinere Kreise bevorzugt werden. Der Schutz der Massen beruht auf der striktesten Gerechtigkeit, aber nicht auf Begünstigung. Eben deshalb ist es auch eine sonderbare Verirrung, wenn das allgemeine Wahlrecht auf protektionistische Abwege geräth. Aber das Absurde ist eben Trumpf. Nirgends zeigt sich das deutlicher, als anläßlich der bimetallistischen Bewegung. In Preußen haben jetzt beide Kammern ihren Segen zur Veranstaltung einer internationalen Konferenz gegeben, auf der — allerdings nicht ohne England — der internationale Bimetallismus zurechtgezimmert werden soll. Und das Angesichts der Thatsache, daß in ganz Deutschland die wirthschaftlichen Kreise, denen auf Grund ihres Berufes eine besondere Sachkunde in Währungsfragen innewohnt, mit seltener Einmüthigkeit jedes währungspolitische Abenteuer von sich weisen und die strenge Aufrechterhaltung der bestehenden Goldwährung verlangen. Der deutsche Handelstag hat diesen Standpunkt in einer einstimmigen Kundgebung eingenommen; die bedeutendsten deutschen Handelskammern sind ihm in besonderen Kundgebungen gefolgt. Man kann in der That sagen, daß — von einigen Querköpfen abgesehen — die gesammte Industrie und der gesammte Handel in Deutschland von dem Bimetallismus nichts wissen wollen. Dazu kommt, daß die ganze Arbeiterschaft, soweit dieselbe von der Sozialdemokratie beeinflußt ist, in dieser Frage mit jenen Kreisen, in denen der Agrarier vorzugsweise die Vertreter des Kapitalismus sieht, einträchtig zusammenmarschirt, natürlich nicht aus Herzensneigung zu den Kapitalisten, sondern aus dem Grunde, weil man begriffen hat, daß eine Zertrümmerung der bestehenden Goldwährung für niemanden nachtheiliger sein würde, als gerade für die Arbeiter. Und was steht diesen wirthschaftlichen Kräften gegenüber? Die „Erdweisheit“ von Sorquitten und Posemuckel, die konfuse Vorstellung agrarischer Kreise, daß beim Umsturz der bestehenden Währung Preise für landwirthschaftliche Produkte gehoben und Schulden verringert werden würden. Und vor dieser Absurdität, die sich ja unbestrittenermaßen in weiten agrarischen Kreisen festgesetzt hat und ihren Terrorismus speziell auch auf das Centrum ausübt, soll die Reichsregierung kapituliren. Der Reichskanzler Fürst Hohenlohe scheint ein Gefühl dafür zu haben, daß Deutschland von allen Ländern der Welt am wenigsten Anlaß hat, den bimetallistischen Reigen zu eröffnen. Aber er glaubt, mit den dilatorischen Mitteln der Diplomatie sich aus der Affaire ziehen zu können. Darin wird er sich aber täuschen. Die bimetallistischen Agrarier bleiben ihm auf den Hacken und werden ihn unfehlbar in die Blamage einer internationalen Währungskonferenz

hineintreiben, wenn er die gegenwärtige schwankende Haltung beibehält. Der Reichskanzler hat den denkbar besten Sachverständigen in dem Reichsbankpräsidenten Koch neben sich; er hat auch im Reichstage eine Mehrheit hinter sich, wenn er die unglückliche Konferenzidee resolut fallen läßt. Die Nationalliberalen würden sämmtlich, das Centrum zur größeren Hälfte durchaus damit zufrieden sein, wenn nichts geschieht, sobald nur die Regierung durch eine feste Stellungnahme den schwankenden Elementen im Reichstage die Verantwortung abnimmt. Die Mehrheit für den Antrag auf Berufung einer internationalen Währungskonferenz kam ja überhaupt nur dadurch zu Stande, daß die Reichsregierung nicht mit Entschiedenheit für die bestehende Goldwährung eintrat.

Die Möglichkeit für den Reichskanzler, sich aus der falsch gewählten Position wieder zurückzuziehen, ist noch immer vorhanden. Noch hat niemand ein auch nur einigermaßen annehmbares Programm für die geplante Konferenz aufzustellen gewußt. Die früheren Pläne der Herren Arendt und Schrant u. s. w. sind schlechterdings nicht ernst zu nehmen. Zum zweiten Male der boshaften Welt das Schauspiel einer Brüsseler Konferenz zu liefern, und um einen großen grünen Tisch die Währungsdiplomaten der ganzen Welt in der Hoffnung zu versammeln, daß vielleicht während des Sitzens irgend Einem irgend Etwas einfällt, kann man andererseits der Reichsregierung doch nicht zumuthen. Der Reichskanzler braucht also nur die Entschlossenheit zu haben, anzuerkennen, daß ihm ebenso wenig etwas Gescheidtes eingefallen sei, wie allen denen, die vor ihm eine internationale Währungskonferenz einberufen haben oder einberufen wollten. Einerlei jedoch, ob er sich von den Agrariern weiterschieben oder wieder festen Fuß fassen wird, jedenfalls ist es für die Freunde der bestehenden Goldwährung Zeit, mobil zu machen. Der Verein zum Schutze der deutschen Goldwährung ist jetzt organisirt. Es wird ihm weder an Mitteln noch an Mitgliedern fehlen. Ihm liegt vornehmlich die Aufgabe ob, in Deutschland jene educational campaign zu führen, die jetzt auch in England und in den Vereinigten Staaten energischer in Angriff genommen wird. Zwar haben die Bimetallisten unter ihren Karten den hohen Trumpf der Absurdität, aber das Spiel ist deswegen von ihnen noch lange nicht gewonnen.

Th. Barth.

Zum Börsengesetze.

II.

In dem Berichte, in welchem die Börsen-Enquetekommission das Ergebniß ihrer Erhebungen zusammengefaßt hat, nimmt die Erörterung über das Zeit-Spekulationsgeschäft, den Terminhandel, einen breiten Raum ein, und man muß es dem Verfasser zum Ruhme nachsagen, daß er dessen Freunde und Feinde in gleich unparteiischer Weise zu Worte kommen läßt. Allerdings scheinen die letzteren die Mehrheit in der Kommission gebildet zu haben, so daß sie eine Reihe gesetzlicher Erschwerungen desselben in Vorschlag brachten, von denen die hauptsächlichste — die Eintragung derjenigen Personen, welche die rechtliche Fähigkeit zum Abschluß von Börsentermingeschäften erlangen wollen, in das oft besprochene Register — z. B. nicht nur die heftigste Gegnerschaft innerhalb der Produktenbörsen fand, sondern auch zweien ihrer ursprünglichen Befürworter den Sitz im Aeltestenkollegium der Berliner Kaufmannschaft kostete. Aber die Kommission hatte das Register nur für den Waarenhandel gefordert; sie lehnte es ab, die gleiche Bestimmung für Termingeschäfte in Effekten zu treffen, da bei diesen die Verhältnisse wesentlich anders als bei dem ersteren lägen, und sie fügte die vorsichtigen Worte hinzu, daß es sich nicht mit Sicherheit übersehen lasse, ob jene ganz neue Einrichtung sich in jeder Beziehung in der Brau[…] währen werde. Von dieser Blässe des Gedankens […] Bearbeiter des Gesetzentwurfs als konsequenter Mann […] angekränkelt: für ihn gibt es zwischen Börsentermingeschäften in Waaren und in Effekten keinen Unterschied, und er […] dert für Jeden, der den Zeithandel, sei es links oder […] pflegt die Eintragung in das Register.

Uebersieht man die in der Kommission entwickelten Gründe der Vertheidiger des letzteren, so sollte man […] glauben, daß diese bisher zum Theile auf dem Monde […] in idyllischer Unkenntniß des täglichen Geschäftsverkehrs und der Lehren der Wissenschaft gelebt haben. Allen […] meinsam ist die Anschauung, daß die Spekulation im […] Falle ein nothwendiges Uebel sei und der Staat die […] habe, sie auf einen möglichst engen Kreis von Interessenten zu beschränken. Aber was heißt: „Spekulation“? […] anderes als — um mit dem Kommissionsberichte zu sprechen — „diejenige geistige Thätigkeit, welche aus der Erfahrung […] Vergangenheit und aus der Beobachtung der Gegenwart einen Schluß auf die Zukunft zieht und auf Grund […] wirthschaftliche Handlungen vornimmt.“ Die Spekulation ist es, welche jederzeit die angebotene Waare aufnimmt, […] verlangte abgibt und dadurch die sonst unvermeidlichen großen Preisverschiedungen nach oben und nach unten […] hindert, deren Unterschied an den einzelnen Börsen der […] vielmehr bis auf ein Minimum ausgleicht. Und […] Teminhandel hat gelegentlich der Berathung des Börsensteuergesetzes selbst ein Führer des Centrums, Herr von […] zugestanden, „daß die solidesten Geschäfte in landwirthschaftlichen Artikeln, welche an der Börse gemacht werden, Zeitgeschäfte sind“ —, ein Wort, das in ganz gleicher […] auch von der Effektenbörse gilt.

Indessen ist, während man die Daseinsberechtigung der berufsmäßigen Spekulation — wenn auch ungern — anerkennt, in der Kommission gleichzeitig hervorgehoben worden, daß neben jener auf dem Terminmarkte auch […] Privatpublikum Zeitgeschäfte erheblichen Umfangs eing[…] und der aus diesen erzielte Gewinn nicht als ihm gebührende Entschädigung für ernste Geistesarbeit anzusehen sei. […] den Beamten und den Offizier, den Landwirth, den Handwerker und den kleinen Gewerbtreibenden vom Spekulationsmarkte fern zu halten, um unmöglich zu machen, „daß […] Volksschullehrer und der Hausknecht dem großen Kaufmann das Risiko seiner Operationen abnehmen“, deshalb […] das Börsenregister gutgeheißen. Nun ist es ja zweifellos, daß auch Angehörige des großen Publikums Spekulationsgeschäfte ausführen lassen; ihre Anzahl dürfte jedoch […] so bedeutend sein, um daraus auf die Betheiligung breiter Bevölkerungsschichten am Börsenhandel zu schließen, […] dieser Zweifel wird noch verstärkt, wenn wir sehen, […] so oft hiervon die Rede ist, man stets nur vereinzelte Beispiele zu nennen weiß. Es ist auch falsch, zu glauben, […] die Börse an der Thätigkeit dieser Elemente überhaupt […] Interesse habe. Die Spekulation bedarf kapitalkräftiger […] geschäftskundiger Kontrahenten, nicht aber gelegentlicher „Mitläufer“, die den Eintagsfliegen gleich heute kommen und morgen verschwinden. Gewiß hat es in allen großen Spekulationsperioden, von den Zeiten des englischen Bubble (Seifenblasen)-Taumels, des holländischen Blumenzwiebelschwindels und John Law's Agiotage in der Rue Quincampoix in Paris bis zum heutigen Tage Hausknechte und Köchinnen gegeben, welche der Spekulation Opfer gebracht haben und auch in Zukunft noch bringen werden: aber […] Börse wird nur mit lauter Heiterkeit die Behauptung […] nehmen, daß diese auf die Entwicklung des täglichen […] mäßigen Geschäftes von irgend welchem Einflusse […] Und doch verlangt man nur jener fremden Personen wegen die Einführung des Börsenregisters, dem auch die […] werthesten Kaufleute, der Bankier und der Waarenhändler unterworfen werden sollen. Zwar will man durch […] Register nur die Personen aus den Kreisen des Privatpublikums abschrecken, welche fürchten müssen, daß ihre Achtung durch die Eintragung in den Augen ihrer […] genossen eine Einbuße erleiden würde. Es sei nothwendig-

nan gesagt — die Geschäfte der dem Kaufmannsstande angehörigen Personen unter die Kontrolle der öffent- r Meinung zu stellen; denn dann erst sei anzunehmen, sie sich von der Betheiligung an Spielgeschäften fern- n und lediglich solche Geschäfte machen werden, die Standpunkte der Moral durchaus zulässige wären. zu erwarten steht, daß durch die Eintragung die Kredit- digkeit der in dem Register veröffentlichten Namen den leiden werde, so hofft man, daß mit Rücksicht auf n Kredit, auf den Stand und die Meinung ihrer Familien reiche Personen, ja ganze soziale Kategorien auf die lnahme an den Spekulationsgeschäften und damit auf Eintragung verzichten werden.

Aber die in der Kommission selbst geäußerte Bezeichnung Registers als einer „Spielerliste", welche eine „ab- ckende Wirkung" ausüben soll, um „die Scham" des kulanten wachzurufen, zeigt deutlich, daß man damit : nur die außerhalb des Kaufmannsstandes stehenden onen treffen wollte und daß man es hierbei trotz aller sicherung des Gegentheils nicht mit dem Ausflusse eines tsgedankens, sondern mit einer Maßregel polizeilichen rakters zu thun hat. Man beabsichtigt, dem Termin- dler ganz allgemein einen Makel anzuhängen, um ihn der urtheilslosen Menge gleichsam in Verruf zu bringen. r zutreffend hat ein Mitglied der Kommission und zu- ch Mitglied des höchsten deutschen Gerichtshofes in zig vom Börsenregister gesagt, „es sei nichts anderes, wenn man verlange, daß ‚wer termingeschäftsfähig den wolle, einige Stunden während einer bestimmten : auf offenem Markte ein Schild an der Stirn mit der schrift: Ich bin ein Spekulant! tragen müsse."

Will man nur die unberufenen Spekulanten von Börse fern halten und glaubt man, dies zu erreichen, em man sie zwingt, sich öffentlich zu ihren Geschäften zu ennen, so sollte man logischer Weise die befürwortete oskriptionsliste lediglich auf jene Personen beschränken, nal die Angehörigen des Kaufmannsstandes sich schon edem in das Handelsregister eintragen lassen müssen. is geschieht aber jetzt? Auch die Enquetekommission hat ihrer überwiegenden Mehrheit betont, daß das Termin- chäft für den Großhandel ganz unentbehrlich, sowie eine rchaus berechtigte Form des Verkehrs, und geeignet sei, Größe der Preisschwankungen zu vermindern. Wird s aber selbst von den Gegnern des Spekulationsgeschäfts zegeben, so kann doch nicht die Rede davon sein, die- igen in der öffentlichen Meinung ächten zu wollen, lche ihren Beruf darin finden, den Mangel der einen Zeit- riode und des einen Landes durch den Ueberschuß der an- ren auszugleichen. Nichts destoweniger will man ihr ehr- hes, jede Kritik vertragendes und legitimes Gewerbe, ihre f angestrengter und mühereicher Arbeit beruhende Thätig- t mit dem wagehalsigen Leichtsinn einiger thörichter und tzachteter Hazardspieler auf eine Stufe stellen und sie thigen, ihre Namen zugleich mit deren Namen veröffent- hen zu lassen. War es der Enquetekommission in der That it der Anerkennung der hohen leider häufig zu sehr unter- häkten Wichtigkeit des Terminhandels für unsere Volks- ohlfahrt und unsere Volksernährung Ernst, so durfte sie is Börsenregister in seiner vorgeschlagenen Form nicht gut- ißen, der Verfasser des Gesetzentwurfs durfte aber noch eniger jenen ab irato stammenden Gedanken zu dem inigen machen. Das würde bedeuten, den fruchtbaren hattenspendenden Baum umhauen, um die daran empor- etternde Schmarotzerpflanze zu vernichten!

Es ist aber auch ein Irrthum, wenn man annimmt, iß nur die berufsmäßigen Spekulanten an dem Zeit- eschäfte interessirt seien. Der Landwirth will sich für seine och nicht verkaufsreife Ernte und die Nebenprodukte seiner Birthschaft die höheren Preise der kommenden Monate chern; der Gewerbetreibende, der sein Rohmaterial aus em Ausland bezieht, muß den Cours für seine Zahlung in ie Berechnung der Anschaffungskosten einbeziehen; der kleine Müller kauft Getreide auf eine spätere Zeit, in welcher er- ahrungsgemäß seine Mühle nicht von anderer Seite be- schäftigt wird; der Privatmann will ein erst später fälliges Kapital im Voraus auf den Rückzahlungstermin anlegen: sie Alle werden für ihre Zwecke und zwar für ihre durchaus einwandsfreien Zwecke das Zeitgeschäft benützen. Sie werden aber sämmtlich lebhafte Verwahrung dagegen einlegen, wenn man den Glauben erwecken wollte, daß ihre Handlungen nicht mehr werth seien, als diejenigen eines Ehrvergessenen, der in der Hoffnung mühelosen Gewinnes sein und seiner Familie Vermögen sei es an der Börse, sei es in Monte Carlo auf eine Karte setzt. Es tritt aber außerdem der Umstand hinzu, daß an der Effektenbörse Kauf und Verkauf gerade derjenigen Papiere, welche am meisten gehandelt werden, der Bank-, Eisenbahn-, Bergwerks- und Schiffahrtsaktien viel weniger gegen Kasse als vielmehr vorzugsweise auf Zeit geschieht und das Termingeschäft darin weitaus regelmäßiger und zuverlässiger als der Komptanthandel ist, daß aus diesem Grunde ein ganz erheblicher Prozentsatz aller darin vermittelten Geschäfte lediglich Anlagegeschäfte im besten Sinne des Wortes sind. Ebensowenig ist die Spekulation an das Zeitgeschäft gebunden: an der größten Spekulationsbörse der Welt, in New-York, werden alle Geschäfte gegen Kasse abgeschlossen, so daß man dort den Terminhandel gar nicht kennt. Aber trotzdem tritt man in New-York thatsächlich in die Spekulation ein, indem der Käufer der Waare sich das zu deren Zahlung nöthige Geld von einem Tage zum andern borgt, daß der Verkäufer die zur Ablieferung benöthigte Waare gegen Hingabe von Geld sich von einem Dritten leihweise beschafft. Beeinflussen naturgemäß die letzteren Geschäfte den Zinsfuß nach unten, so bewegen sich andererseits die für die ersteren Zwecke bewilligten Zinssätze an lebhaften Tagen manchmal auf einer für deutsche Begriffe ganz unglaublichen Höhe: sie betragen nicht selten bis zu 1/16, 1/8, ja 1/4 Prozent für den Tag, also 22, 45 bis 90 Prozent für das Jahr. Und welche Umsätze dieses spekulative Kassageschäft dort erreicht, kann man aus den täglichen Börsenberichten ersehen, welche die Stückzahl und die Beträge der gehandelten Werthpapiere verzeichnen. In der Geschichte der Handelskrisen ist der „Black Friday" noch unvergessen, jener 23. September 1869, an welchem an der New-Yorker Börse das Goldagio innerhalb weniger Stunden von 143 auf 165 Prozent hinaufgeschnellt und ebenso rasch wieder heruntergeworfen wurde und zwar nur vermittelst des Kassehandels! Auch an der Wiener Effektenbörse geschah bis vor wenig Jahren, bevor man der leichteren technischen Behandlung wegen zu den Monatsabschlüssen überging, die Abwickelung aller Geschäfte von drei zu drei Tagen und auch dort mußte der Spekulant seinen Nutzen in den Zinsen für das anzuleihende und hinauszugebende Geld suchen.

Und ist es im Waarenhandel anders? An der Londoner Getreidebörse spielt das Zeitgeschäft gar keine Rolle, ebenso wie wir in Deutschland für einzelne wichtige landwirthschaftliche Produkte, z. B. Gerste, einen Terminhandel nicht besitzen. Nichtsdestoweniger vollziehen sich in diesen Waaren dort wie hier die heftigsten Preisschwankungen. Die kühnsten Spekulationen des letzten Jahrzehnts beruhen durchweg auf dem Prinzip der Aufhäufung von gegen baares Geld angekauften Vorräthen und Einsperrung der Waaren, das Zeitgeschäft hatte damit gar nichts zu thun: die Hamburger Kaffeeschwänze 1889, der Pariser Kupferring des gleichen Jahres, der Baumwollcorner Liverpools 1888, die Rübölhausse in Paris u. s. s. Bei diesen Operationen sind die größten Vermögen verloren gegangen, hat mehr als ein Theilnehmer durch Selbstmord geendet — aber der Terminhandel kam dabei nicht in Betracht. Es hat daher augenscheinlich gar keinen Sinn, dem kleinen Zeitspekulanten die Einzeichnung in ein Börsenregister zur Pflicht zu machen, wenn die Unternehmer von noch viel umfangreicheren und ebenso gefährlichen Kassespekulationen von diesem Odium befreit bleiben sollen.

Welche Wirkung wird aber das Register haben, wenn es trotz aller entgegenstehenden Gründe doch eingeführt werden wird? Die Waarenhändler, die Bankiers und die Mäkler werden selbstverständlich ihres Lebensunterhaltes

wegen zur Eintragung gezwungen sein. Aber auch in diesen Krisen gibt es feinfühlige Naturen, die, bevor sie durch die Spekulationsliste an den Pranger gestellt sein wollen, lieber auf die Fortsetzung ihrer Geschäfte verzichten werden. Damit wird man die besseren Elemente von der Mitarbeit auf dem Spekulationsmarkte verdrängen und diesen für weniger empfindsame und in ihrem geschäftlichen Gebahren auch weniger wählerischen Personen freimachen, welche sich für die Eintragung in das Register nach anderer Richtung hin zu entschädigen wissen werden. Dies wird ihnen zudem um so leichter sein, je mehr die Konkurrenz durch den Registerzwang zusammenschrumpfen wird. Denn — und dies kann nicht oft genug wiederholt werden — je kleiner der Kreis der Interessenten auf dem Kasse- oder Spekulationsmarkte ist, desto willkürlicher wird sich das Geschäft entwickeln, desto rascher, heftiger und unvermittelter werden die Preisschwankungen sein. Wer also von der ausgleichenden Thätigkeit der Spekulation auf dem Markte überzeugt ist, muß schon um dessenwillen das Register verwerfen. Die aber außerhalb der Börse stehenden Privatpersonen werden sich entweder im Bewußtsein ihres guten Gewissens zur Eintragung entschließen — und dann gleicht die ganze Maßregel einem Schlage in das Wasser, oder sie werden sich in Zukunft der Vermittlung eines eingetragenen Händlers oder Mäklers bedienen und mit deren Hülfe ihre Spekulationen weiter betreiben. Das macht ihnen etwas mehr Unkosten, aber was bedeuten diese für sie, wenn sie nur ihren Zweck erreichen! So wird die Spekulationsliste in Wirklichkeit diejenigen Elemente umfassen, deren spekulative Thätigkeit von allen Verständigen als wirthschaftlich nützlich, ja nothwendig und unentbehrlich anerkannt wird, sie wird ohne Einfluß auf diejenigen bleiben, gegen welche sie ersonnen wurde.

Und dies Alles, weil man vom Zeithandel einige wenige Offiziere und Beamte ausschließen will, die jedenfalls in den Berathungen der Enquete-Kommission eine viel größere Rolle gespielt haben als jemals zuvor auf den Produkten- und Effektenbörsen.

Wie leicht ist es aber den Privatpersonen, wenn man ihnen das Termingeschäft an den deutschen Börsen verleiden will, dieses im Auslande zu pflegen. Die Londoner und Pariser Bankhäuser unterhalten schon heute in den größeren deutschen Städten ihre Agenten, um Aufträge zu sammeln, und diese werden auch Dank der Leichtigkeit der Vermittelung von Jahr zu Jahr in steigendem Maße ertheilt. Die Einrichtung des Spekulationsregisters wird das ihrige dazu beitragen, die Zahl der Kunden der Börsen von London und Paris noch wesentlich zu vermehren — zum Nachtheil unseres Landes, welchem dadurch Arbeit und Kapital entzogen wird.

Und kann man endlich die Privatpersonen, wenn man ihnen auch die Börsen versperrt, verhindern, auf anderen Gebieten ihrer spekulativen Neigung die Zügel schießen zu lassen? Jeder Tag zeigt uns von Neuem, daß z. B. das Grundstück- und Bauterrain-Spekulationsgeschäft sehr häufig von Elementen betrieben wird, denen alle Vorbedingungen zur Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten fehlen. Sollen auch diese Geschäfte von hoher obrigkeitlicher Bewilligung abhängig gemacht werden? Und soll die Bethätigung der freien Willensmeinung den Bürgern des Deutschen Reiches schon heute nur noch mit polizeilicher Genehmigung stattfinden dürfen, noch bevor der sozialistische Zukunftsstaat uns ohne Unterschied zu Insassen seiner Zwangsanstalten gemacht haben wird?

(Ein Schlußartikel folgt.)

F. Thorwart.

Parlamentsbriefe.

XXI.

Der preußische Landtag wird über Gebühr lange zusammengehalten, weil der Finanzminister auf die Erledigung seines neuen Stempelgesetzes lüstern ist und die Berathung desselben in der Kommission nur langsame Fortschritte macht. Da für nothwendige und nützliche Arbeit keine Gelegenheit geboten ist, so erscheint es verzeihlich, wenn der Landtag sich dem Angenehmen zuwendet; und so haben wir sowohl Herrenhaus als Abgeordnetenhaus ihre Währungsdebatte gehabt. Die Beschlüsse, welche sie faßten, weichen von denjenigen des Reichstags erheblich ab. Sie richten sich ausgesprochenermaßen auf das Ziel der Herstellung einer internationalen Doppelwährung. Im Herrenhause mahnte der Reichskanzler sanft davon ab, aber man hörte nicht auf ihn. Im Abgeordnetenhause mahnte Herr Miquel gleichfalls davon ab, aber er machte dabei ein Gesicht wie Cäsar, als man ihm die Königskrone anbot; „mich dünkt, er hätte sie sehr gern genommen“, sagt Casca von ihm.

Im Herrenhause führte Herr Graf Mirbach, im Abgeordnetenhause Herr Dr. Arendt, welcher beiläufig erklärte, er habe die Mission, der Unwissenheit in der Währungsfrage ein Ende zu machen, das Wort. Beide wählten den Reichsbankpräsidenten Herrn Dr. Koch zur Zielscheibe. Es liegt klar vor Augen, daß die bimetallistische Partei in erster Linie auf den Sturz dieses Mannes abgesehen hat. Man deutete an, daß er sich von den Instruktionen des Reichskanzlers entferne. Als Mitglied des Herrenhauses ist er freilich verpflichtet, nach seiner innersten Ueberzeugung und nicht nach den Instruktionen des Reichskanzlers zu sprechen. Vorläufig aber steht die Haltung des Reichskanzlers noch nicht mit den Ueberzeugungen des Reichsbankpräsidenten in Widerspruch. Denn der Reichskanzler hat bisher nicht Partei genommen, sondern eine übel angebrachte Unparteilichkeit proklamirt. Herr Dr. Arendt hatte die Unverfrorenheit, Herrn Dr. Koch vorzuwerfen, es fehle ihm, da er zuerst nur als Justitiarius in das Reichsbankdirektorium berufen, an den nothwendigen wirthschaftlichen Kenntnissen. Man hat nur nöthig, Koch's „Vorträge und Aufsätze, hauptsächlich aus dem Handels- und Wechselrecht“ in die Hand zu nehmen, um zu erkennen, daß Herr Dr. Koch, wenn er auch ein tüchtiger Jurist ist, doch von jeher von dem Streben beseelt gewesen ist, durch die juristische Schale zu dem wirthschaftlichen Kern der Dinge vorzudringen, und man braucht nur das Urtheil der Handelswelt einzuholen, um zu erfahren, daß er seine Stellung in vorzüglicherer Weise ausfüllt, als es seinen Vorgängern, den Herren von Dechend und von Lamprecht, gelungen ist. An der Haltung des Herrn Koch darf man aufrichtige Freude haben. Er weicht von dem Wege sachlicher Erörterung nicht um einen Schritt weit ab, weist persönliche Angriffe kurz und bündig zurück und vergibt seinen sachlichen Ueberzeugungen nicht das Geringste. Er hat sich den Helden und nicht wie Herr Miquel den Odysseus, zu dem Helden ausersehen, dem er nachwandelt. Für einen großen Theil unserer neuesten Staatsmänner ist freilich nicht Odysseus, sondern dessen Nachtreter Herr Miquel der Held geworden,

> Dem sie die Wege zum Olymp hinauf
> Sich nacharbeiten.

Im Abgeordnetenhause war es vor Allen Herr Broemel, der die Sache der Goldwährung vertrat.

Der zweite Leckerbissen, den sich der Landtag in seiner glücklichen Zeit der Muße ausersehen, war eine Kulturkampfsdebatte. Das Centrum verlangt die Wiederherstellung der aufgehobenen Artikel 15, 16 und 18 der preußischen Verfassung. Eine eingehende Diskussion vermochte es indessen nicht zu provoziren. Die Regierung verhielt sich schweigend und die übrigen Parteien gaben mit Ausnahme der Polen kurze ablehnende Erklärungen ab. Das Centrum vermochte nur anzukündigen, daß es Jahr für Jahr

r Antrage wiederkommen werde. Die Gründe, aus die übrigen Parteien sich in dem ablehnenden Stand-e zusammenfanden, waren natürlich für die verschie-Parteien verschieden. Für unsere Freunde gab die gung den Ausschlag, daß die drei aufgehobenen Artikel etwa die gleiche Gewissensfreiheit für Alle verkündigen, m der evangelischen wie der katholischen Kirche eine egirte Stellung einräumen.

Während der Landtag voraussichtlich noch den Juni rch zusammenbleiben wird, wird im Reichstage zum aus geblasen. Es sind noch einige dringliche An-enheiten zu erledigen. Zu dem Staatshaushalt sind Nachträge eingegangen; ein Gesetz wider den Sklaven-hat allgemeinen Beifall gefunden; für Westafrika sollen Schutztruppen in anderer Weise organisirt werden. Das meine Interesse aber konzentrirte sich auf zwei von den :n Mitteln, durch welche der Noth der Landwirthschaft holfen werden soll. Natürlich handelt es sich um r und Branntwein. Die Vorlage hinsichtlich des rs ist eine außerordentlich einfache. Die offene Aus-prämie, welche nach dem Gesetze von 1891 im laufenden e um eine Kleinigkeit herabgesetzt werden sollte, soll doch bis auf Weiteres in der bisherigen Höhe bei-lten werden. Diese Entwicklung kann nicht überraschen; abredungen durch welche sich die Gesetzgebung für einen ren Zeitpunkt bindet, werden fast niemals inne gehalten; Gesetzgeber wird weise handeln, wenn er sich in jedem enblicke darauf beschränkt, zu sagen, was „now“ ge-en soll. Hinsichtlich der Branntweinsteuer dagegen de ein außerordentlich verzwickter Gesetzentwurf vor-it. Ich möchte bezweifeln, daß es im ganzen deutschen he zehn Menschen gibt, welche, ohne das Buch einzu-1, lediglich aus dem Kopfe, sagen können, was im ein-en Falle hinsichtlich der Besteuerung des Branntweins itens ist. Die Novelle strotzt von Distinktionen, Aus-medestimmungen und gestaffelten Tarifen. Das jetzt ende Recht ist schlecht, die Regierungsvorlage ist schlechter die Kommissionsbeschlüsse sind am schlechtesten. Nie-1d vermag vorherzusehen, ob das Resultat, welches aus Beschlüssen des Reichstages hervorgehen wird, nicht am chlechtesten ist.

Der Schatzsekretär Graf Posadowsky wurde im Scherz Werthers Lotte verglichen, von welcher es im Roman it:

„Sie hielt ein schwarzes Brod und schnitt ihren Kleinen ngs herum jedem sein Stück Brod nach Proportion eines Alters und Appetits ab, gab's jedem mit solcher freundlichkeit und jedes ruft so ungekünstelt sein: Danke!“

Herr Graf Posadowsky erwiderte mit ungekünstelter undlichkeit, daß er sich diesen „Vergleich aus Schiller's en“ gern gefallen lasse und sich nur wünsche, jeder In-nie ihren Bratschnitt eben so zumessen zu können. Das len die Sozialdemokraten auch; der Unterschied ist nur, ; die Sozialdemokraten jedem ein gleiches Stück Brot hneiden wollen, und Graf Posadowsky jedem ein ver-edenes. Da es sich hier um Erwachsene handelt, und it wie in Lottens Vaterhause um Kinder, die sich wie Orgelpfeifen von einander unterscheiden, so sind die zialdemokraten wohl konsequenter.

In der Kommission gab es einen wüthenden Interessen-mpf, bei welchem die Melassebrenner, die keinen Sollici-or im Reichstage halten, schwer gekränkt wurden, und welchem die Süddeutschen des Centrums, die Niemanden ten, der sie zum Frühaufstehen ermahnt, die Gebote der ahheit außer Augen setzten. Ohne Weiteres wurde ein endement angenommen, wonach es gestattet sein soll, erzeit den Spiritus unter Erlangung aller Liebesgaben d Prämien auf ein steuerfreies Lager zu geben — ein hrer Hochgenuß für die Spiritusjobber, die dadurch die acht in die Hände bekommen, die Terminspreise nach en Interessen zu „reguliren“. Diese Bestimmung ist zwar im Plenum wieder beseitigt, da den „staatserhaltenden“ Parteien die Augen darüber aufgegangen sind, was sie an-gerichtet haben. Aber daß dieser Beschluß jemals gefaßt werden konnte, bleibt ein charakteristisches Wahrzeichen für die Sachkenntniß der Kommission und für diejenige der Regierungsvertreter, welche gegen einen solchen Antrag nichts einzuwenden hatten.

Als die Kommission mit ihrer unglücklichen Arbeit zu Ende war, rief man die Interessenten herbei, die von dieser Arbeit den Vortheil haben sollten. Viermal hatten sie sich durch Auszählung des Hauses daran mahnen lassen, ihrer Pflicht gemäß zu erscheinen. Sie mochten denken, daß es eine saure Arbeit ist, Geld geschenkt zu bekommen, wenn man sich die Mühe geben muß, es selbst in die Tasche zu stecken.

Proteus.

Wien und Pest.

Die große Doppelkrise, welche durch zwei Wochen Oesterreich-Ungarn bedrohte, hat ihren Abschluß gefunden. Baron Desider Banffy, seit fünf Monaten ungarischer Ministerpräsident, ist auf seinem Platze verblieben, dem Grafen Gustav Kalnoky, welcher durch vierzehn Jahre lang die Leitung des auswärtigen Amtes und den Vorsitz im gemein-samen Ministerrathe gehabt hat, ist die erbetene Entlassung aus dem Amte zu Theil geworden. Der Verlauf dieser Krise hat sich vor der Oeffentlichkeit abgespielt und es ist fast überflüssig, auf die Details einzugehen. Die Krise zerfiel in vier Abschnitte. Sie wurde eingeleitet durch die Abkanzelung des Baron Banffy in der „Politischen Corre-spondenz“; es ist nie geläugnet worden, daß die verhäng-nißvolle Publikation aus der Feder des Grafen Kalnoky herrührte. Dann kamen die erste Demission des Grafen Kalnoky, die Satisfaktionsforderung des Baron Banffy und der Ausgleich, der auf Befehl des Kaisers zwischen den beiden Parteien abgeschlossen wurde, und als Ergebnis dieses Kompromisses die Verlesung der Note des Grafen Kalnoky an den Baron Banffy über die Reise des Nuntius in offener Parlamentssitzung. Die Veröffentlichung dieser Note wurde nicht vom ungarischen Ministerpräsidenten ge-fordert, sondern vom Grafen Kalnoky selbst, und Baron Banffy acceptirte natürlich mit Vergnügen eine Lösung, die er nicht vorzuschlagen gewagt hätte, obwohl gerade auf diesem Wege das Meritum seiner Erklärungen über die Aufführungen des Monsignore Agliardi vollständig gerecht-fertigt werden mußte. Merkwürdiger Weise hatte Graf Kalnoky die gleichen Hoffnungen an die Veröffentlichung der Note geknüpft, indem er das Schwergewicht auf die diplomatischen Ausführungen über das Verhältniß zur Kurie und über die Stellung des Nuntius gelegt hatte. Als aber Graf Banffy die Note des Grafen Kalnoky im ungarischen Reichstage verlesen hatte, da dachte Niemand an diese fein ciselirten diplomatischen Wendungen und Jedermann hielt sich an das harte Urtheil, das Graf Kalnoky über den Nuntius gefällt hatte und die Demarche in Rom, welche der Minister des Aeußern dem Baron Banffy angeboten hatte. Graf Kalnoky konnte sich in der Berech-nung der Wirkung dieser Veröffentlichung getäuscht haben, in der Beurtheilung ihrer thatsächlichen Wirkung konnte er sich um so weniger täuschen, als die klerikale Presse nun auf ihn ebenso ungeschlachte und giftige Angriffe richtete, wie gegen den Baron Banffy. Es besteht guter Grund zu der Annahme, daß Graf Kalnoky sich in dieser Lage veranlaßt fühlte, eine Kräftigung seiner Stellung bei der Krone zu suchen und daß er zu diesem Behufe die Erlassung und Verlautbarung des kaiserlichen Handschreibens erwirkte, durch welches sein Demissionsgesuch abgelehnt und ihm das Vertrauen der Krone ausgedrückt wurde. Für diese An-nahme spricht — von anderen positiven Momenten ab-gesehen — schon der Umstand, daß es nicht Uebung ist, der-

artige Demissionsgesuche durch a. h. Handschreiben zu erledigen; vielmehr erfolgt die Erledigung durch eine a. h. Resolution, deren Veröffentlichung in solchem Falle ausgeschlossen scheint. Kaum war die Nachricht von dem kaiserlichen Handschreiben an den Grafen Kalnoky nach Budapest gelangt, als die günstige Stimmung, welche daselbst durch die Verlesung der Note des Grafen Kalnoky geschaffen worden war, plötzlich umschlug. Der Sturm tobte nicht etwa in den Oppositionsparteien, sondern in der liberalen Partei, welche das Handschreiben an Kalnoky als Demonstration für diesen und gegen den ungarischen Ministerpräsidenten auslegte, und Baron Banffy mußte zugeben, daß dieses Handschreiben ein in dem getroffenen Ausgleich nicht vorgesehenes Novum sei, welches die Vereinbarung aus den Angeln hebe. Wollte Banffy nicht von der liberalen Partei selbst, die entschlossen war, nöthigenfalls in die Opposition zu gehen, fortgefegt werden, dann mußte er einen entschiedenen Entschluß fassen. Als Baron Banffy zum zweiten Mal nach Wien reiste, kam er zwar nicht in die Lage ein aut-aut zu stellen; thatsächlich stand aber die Frage nicht bloß: Kalnoky oder Banffy, sondern sie lautete: Kalnoky oder eine unabsehbare Parteikrise in Ungarn.

Darin liegt auch das Geheimniß der Lösung. Denn gerne hat sich der Kaiser von seinem ersten Rathgeber nicht getrennt, welcher durch vierzehn Jahre mit unbestreitbarem Erfolge die äußere Politik geleitet hat. Die Nöthigung hierzu lag in den ungarischen Parteiverhältnissen. Das Kabinet Banffy ist das letzte, welches die liberale Partei Ungarns wenigstens heute beizustellen vermag. Man kann in der Folge auf Wekerle oder Szilágyi zurückgreifen — namentlich der Letztere hat sich durch seine wahrhaft imponirende Art, die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses zu leiten, nach oben gewaltigen Respekt erworben —, man kann in der Zukunft einen Mann der starken Hand an die Spitze der Regierung stellen, der allmählig die Majorität nach seinem Willen umwandelt; im gegenwärtigen Augenblicke standen die Dinge so, daß es unmöglich war, ein neues Kabinet aus der Mitte der liberalen Partei zu bilden und daß die Partei selbst genöthigt gewesen wäre, in die Opposition zu gehen, falls das geschädigte Ansehen Ungarns nicht eine eklatante Genugthuung erhalten hätte. Man hätte vielleicht dann auf den Grafen Apponyi und den Grafen Julius Szapary greifen können. Dem ersten hätte man aber vor Allem ein Uebermaß an nationalen Konzessionen machen müssen, den Grafen Szapary aber will seit seiner geradezu kläglichen und unehrlichen Haltung in den kirchenpolitischen Fragen Niemand in ganz Ungarn, als die trostlose kleine Koterie, die er in seiner Fraktion vereinigt. Man hätte den Reichstag auflösen, Neuwahlen ausschreiben, ganz Ungarn in Zerrüttung und Verwirrung stürzen müssen, während doch das Ergebniß mit mathematischer Gewißheit voraus zu berechnen war. Apponyi sowohl als Szapary wären geschlagen aus den Wahlen zurückgekehrt, sie hätten eine Majorität gegen sich gehabt, bestehend aus der liberalen Partei und der äußersten Linken. Der Reichstagskrise wäre sofort eine neue Regierungskrise gefolgt. Darum konnte die große Krise nicht anders enden, als mit dem Verbleiben Banffys und dem Rücktritte Kalnokys.

Einer unserer hervorragendsten Staatsmänner hat die nun abgeschlossene Krise sofort nach dem Erscheinen des Communiqués in der „Politischen Korrespondenz“ als ein Duell auf Portefeuilles zwischen dem Grafen Kalnoky und dem Baron Banffy bezeichnet. Der Verlauf hat gezeigt, wie richtig diese Charakteristik war. Leider ist damit das Wesen dieser Krise nicht erschöpft. Gewollt oder nicht gewollt ist damit der alte Gegensatz zwischen Wien und Budapest wieder aufgerollt worden. Dieser Gegensatz hat Jahrhunderte hindurch die ungarische Geschichte beherrscht, er hat zu den erbittertsten und blutigsten Kämpfen geführt, bis es endlich der Weisheit Franz Deak's, dem Genie des Grafen Julius Andrassy und dem dringenden Wunsche des Kaisers Franz Josef gelang, in dem Ausgleiche vom Jahre 1867 die Formel zu finden, durch welche Ungarns staatliche Existenz gesichert und ein dauernder Friede geschaffen werden konnte. Die kardinale Grundlage dieses ... schlusses war aber, daß Ungarn durch eine eigene ... nale Regierung, nicht aber durch eine fremde ... regiert werden sollte. Das ist der Punkt, ... das ungarische Volk am empfindlichsten ist, welchen ... einem Mißtrauen bewacht, wie es nur die ... einer trauervollen Vergangenheit erzeugen. Und ... schwachen Punkte der nationalen Empfindlichkeit ... Kalnoky mit rauher Hand unbedacht gerührt. Die ... der „Politischen Correspondenz“ war eine Verletzung ... Beleidigung nicht des Barons Banffy, sondern des ... rischen Ministerpräsidenten und damit eine Verletzung ... Beleidigung Ungarns selbst; sie war ein Versuch ... sehen des ungarischen Ministerpräsidenten herab... denselben als ein untergeordnetes Organ unter die ... und die Zucht des Ministers des Aeußeren, als des ... ministers der Monarchie zu stellen. Das war es, ... Ungarn sich in erster Reihe auflehnte.

Graf Kalnoky hat aber zugleich den Versuch ... dem ungarischen Ministerpräsidenten das Recht der ... nahme auf die Führung der äußeren Angelegenheiten ... bestreiten mit der Motivirung, daß er bei einer solchen ... flußnahme die Verantwortlichkeit für die ... Leitung der äußeren Politik nicht tragen ... Damit hat sich aber Graf Kalnoky in einen ... Widerspruch mit der ungarischen Verfassung ... denn gerade das Ausgleichsgesetz (§ 8 G. A. XII ...) garantirt dem ungarischen Ministerpräsidenten diese ... nahme und stellt die Forderung auf, daß die äußere ... „im Einverständnisse mit den Ministerien beider Theile ... mit deren Zustimmung“ geleitet werde. Franz Deak ... sich der Tragweite und der Bedeutung dieser Forderung ... wohl bewußt; er wollte damit im verfassungsmäßigen ... den Riegel vorschieben gegen eine Politik der Abenteuer ... Revanchekriege und der Eroberungskriege. Wie weise ... voraussichtig diese Bestimmung war, hat sich bereits ... Jahre nach dem Ausgleich gezeigt. Gestützt auf das ... gesetz kann Graf Andrassy die Fäden zerreißen, welche ... Jahre 1870 gesponnen wurden, und sein mächtiges ... erheben gegen die Aktionspläne des Grafen Beust. Es ... nicht weise vom Grafen Kalnoky, diese beiden Fragen ... seinem Abgange aufzurollen, sie sind eine ... Erbschaft, die er dem Reiche und seinem Nach... hinterläßt und es steht zu befürchten, daß sich ... in der Folge neue Kämpfe und Krisen entzünden. ... Dingen der nationalen Empfindlichkeit und des Verfassungs... rechts versteht man in Ungarn keinen Scherz und ... rum wäre es klug gewesen, das quieta non movere ... hier zu beherzigen. Wäre ein ungarischer Staatsmann ... Nachfolger des Grafen Kalnoky geworden, dann wäre ... diesem leicht geworden, die Erregung und das Mißtrauen ... in Ungarn zu besänftigen. Graf Kalnoky scheint aber ... Interesse seiner Person und seiner persönlichen Politik ... darauf gelegt zu haben, nicht durch einen ungarischen ... mann abgelöst zu werden, sondern durch einen Diplomaten ... dessen politische Richtung der seinigen möglichst nahe ... Die Krise ist mit seinem Abgang beseitigt, aber ... hat er in reichem Maße hinterlassen.

Während diese Krise sich abspielte, berieth das ... reichische Abgeordnetenhaus die Steuerreform. Mit ... Worte wurde des großen Ereignisses gedacht. ... war neugierig, von der Regierungsbank eine Aufklärung ... hören und die Regierung hatte für das österreichische ... lament nicht einmal die Courtoisie, dasselbe von dem ... in der Leitung der äußeren Angelegenheiten zu verständigen. Das österreichische Parlament schläft sanft im ... Koalition.

Wien, 21. Mai. Gustav Steinbach.

Bilder aus der Toscana.

I.

Pistoja.

Die Vollmondnacht des 9. Mai brachte Italien nach [illegible]eihe unerwünschter naßkalter Tage warmes sonniges [illegible]. In jener Nacht fuhr ich von Bologna durch die [illegible]hten des Apennin nach Pistoja und wurde daselbst [illegible]öflichen Wirth des „Albergo Giovone“ mit der Be[illegible]ng begrüßt, daß ich das Wetter meines Kaisers mit[illegible]. Um den artigen Toskaner nicht zu kränken durch [illegible]ewußtsein eines mißlungenen Kompliments, ließ ich [illegible]agge meines schweizerischen Republikanerthums un[illegible]et. Es machte sich dies um so leichter, als mich kein [illegible]h aufforderte, meinen Namen und meine Herkunft an[illegible]en. Dies aus gutem Grunde: ich war zur Zeit der [illegible]e Fremde in der schönen Stadt, wo zwar nicht das [illegible]r, aber doch die Pistole soll erfunden worden sein. [illegible] ich also ein Delikt beging, oder das Opfer eines [illegible] wurde, so war in beiden Fällen nicht schwer zu er[illegible]n, welchen Fremdling in Pistoja's Thoren die Sache [illegible]. Ich fühlte mich auch wirklich sofort unter dem [illegible]lichen Schutz der ganzen Bevölkerung und ging in [illegible] Bewußtsein noch bis nach Mitternacht einsam [illegible]ren. Ohne den Vollmond freilich, der schon auf der [illegible] mir so herrlich geleuchtet, so phantastische Salvator [illegible]andschaften im Vorüberfliegen des „lampo“ (Blitzuges) [illegible]gt hatte, wäre es mir bald verleidet, diese stillen [illegible]zen zu durchstreifen. Denn Pistoja — eifersüchtig auf [illegible] Pistolenerfindung — verhält sich gegen fremde Erfin[illegible]en spröde. Nicht einmal zum Gas ist die Stadt von [illegible]0 Einwohnern vorgedrungen, geschweige zur luce [illegible]rica; Petrollaternen erhellen nothdürftig die Gassen [illegible] in einer kleinen Kneipe zum „Cristoforo Colombo“, die [illegible] später Mitternachtstunde allein noch offen war, ver[illegible]te mich der Wirth, der mir einen aus dem eigenen [illegible]erg gewonnenen Wermuthwein vorsetzte, die Väter der [illegible]t dächten ernstlich daran, die Straßenbeleuchtung auf [illegible]hälfte Laternen zu beschränken, da das Petrol plötzlich [illegible]rg aufgeschlagen habe. Als ich daraufhin äußerte, die [illegible]t sollte, mit Ueberhupfen der Gasperiode, gleich in die [illegible]Edison'schen Lichtes hineinspringen, da der nahe, wasser[illegible]e Apennin gewiß genug motorische Kraft liefere, hielt [illegible]nich für einen das Terrain sondirenden fremden In[illegible]eur und schüttete nun sein Herz aus über den traurigen [illegible]nd der städtischen Finanzen und wie die reichen Leute [illegible] Börsen so fest zugeschlossen hielten und es gewiß nicht [illegible]r komme, bis . . . . . . Ich erinner'e mich bei diesen [illegible]änglichen Reden zu rechter Zeit, daß Catilina 62 v. Chr. [illegible] bei Pistoja, dem alten Pistoria, in furchtbarer Schlacht [illegible]llen war, ließ mich vom Schicksal dieses Verschwörers [illegible]nen, trank also meinen Wermuth rasch aus und stapfte [illegible]ch die enge krumme Via Catilina meinem „Hotel [illegible]an“ zu. Hier legte ich mich zu Bett mit der Empfin[illegible]ng. Pistoja — „Klein-Florenz“ —, das mir doch bei [illegible]em früheren Besuche so gut gefallen hatte, sei eigentlich [illegible] arg heruntergekommenes Nest. Aber — man muß die [illegible]nge in der Toscana nicht bloß bei Petrol und Mond[illegible]in, man muß sie auch in der toscanischen Sonne sehn.

Und das war mir am folgenden Vormittag auf's schönste [illegible]chieden. Natürlich galt mein erster Ausgang dem großen [illegible]atze, wo Dom, Campanile, Baptisterium, Palazzo Pretorio [illegible]d Palazzo del Commune ein stilles architektonisches [illegible]uintett aufführen, das nun schon Jahrhunderte dauert. [illegible]er ist nichts, was Einen aus der Illusion der Vergangen[illegible]it herausrisse. Schon in den Zeiten Cino's, Fortiguerra's [illegible]d anderer berühmter Pistojesen standen diese Bauten in [illegible]fter Harmonie und dieselbe Sonne erglänzte auf der [illegible]lten, schwarz und weiß gestreiften Marmorfassade des [illegible]ms und ebenso stolz und kühn wie heute strebte der Glockenthurm, einst torre del Podestà genannt, zum tiefblauen Himmel hinan und grüßte hinüber zu den grünen Bergen, die von drei Seiten so freundlich in die Stadt schauen. Der Palazzo Pretorio ist noch heute Sitz des Gerichtshofes. Freilich, nicht mehr unten in der malerischen Pfeilerhalle mit den zahllosen gemalten Wappen der einstigen Podesta's und der Gemeinden und Zünfte Pistoja's versammelt sich das Gericht. Jener steinerne Tisch links vom Eingang des Hofes mit den erhöhten Sitzreihen der Richter dient jetzt Leuten vom Lande, die auf Eröffnung der oben im Saale stattfindenden Gerichtssitzung warten, statt eines Vorzimmers; aber noch entziffert man längs der Mauer eine lateinische Inschrift, die versichert, dieser Ort hasse, liebe, bestrafe, schütze und ehre das Unrecht, die Gesetze, das Verbrechen, das Recht und die Guten. (Hic locus odit, amat, punit, conservat, honorat nequitiam, leges, crimina, jura, probos.) Als ich mir die Inschrift notirte, war sogleich einer der herumlungernden Gaffer neben mir und fühlte sich in seinem patriotischen Stolze verpflichtet, mich darauf aufmerksam zu machen, wie hübsch es sei, daß das Zeitwort und das dazugehörige Substantiv nicht beisammen ständen, so daß man, wenn man es mit der ordentlichen Reihefolge nicht genau nehme, auch zu einem recht satirischen Sinne gelangen könne. Es war ein etwa dreißigjähriges Individuum in schäbigem Kamisol, das diese Bemerkung nicht unterdrücken konnte. Anfangs dachte ich, ich hätte es mit einem Fremdenführer oder einem Bettler, der sich einschmeicheln wollte, zu thun. Auf letztere trifft man allerdings in Pistoja, doch sind sie nicht schlimm. Jener aber wollte nur einem Fremden zeigen, daß er nicht auf den Kopf gefallen sei. Die natürliche Lust des Sprechens ist bei allen Italienern so groß; und in der Toscana lohnt sich's, zuzuhören. Gestern im Waggon von Bologna hierher führten drei Herren ein regelrechtes Redetournier auf über die juristische Frage, ob, wenn Einer von ihnen ein in seiner Mechanik verdorbenes, nicht mehr schließendes Waggonfenster bei dem Versuch, es doch zu schließen, zerbrechen würde, ihm rechtlich zugemuthet werden dürfe, das Fenster zu bezahlen. Der Eine sagte Nein, die zwei Andern Ja; aber das war kein eigensinniger Disput, sondern eine in oratorischer Weise geführte glänzende Konversation, welche die Angelegenheit drei Viertelstunden lang von allen Seiten beleuchtete.

Wo das Volk in so reiner Mundart spricht, wie im Toskanischen, läßt man sich übrigens auch einen wortreichen Bettler eher gefallen als sonst. Ich war zu dem Ospedale del Ceppo gelangt mit seinem in der Kunstgeschichte berühmten, bemalten Friese von den drei della Robbia (1525 bis 1535). Während ich mir die in buntglasirten Tonreliefs ausgeführten vier Tugenden und sieben Werke der Barmherzigkeit, zum Theil recht realististische Spitalscenen, behaglich anschaute und neuerdings einprägte, fing's plötzlich mir zur Seite zu reden an, nicht zu jammern, auch nicht zu schnattern, sondern in bescheidener Weise zu erzählen. Eine alte dicke Frau hatte sich herangemacht und gab mir einen gedrängten Abriß ihrer Biographie. Sie sei eigentlich Sorrentinerin, habe hierher geheirathet, besitze nur die fernen Verwandten ihres längst verstorbenen Mannes und es gehe ihr, namentlich nach dem letzten harten Winter, nicht gut. Das kam alles ohne Uebertreibung in gescheidten Worten heraus. Immer wartete ich, die Alte würde etwa auch an mein Beschauen der sieben Werke der Barmherzigkeit anknüpfen und die Anspielung wagen, ein Werk der Barmherzigkeit zu thun, sei immer noch mehr werth, als alle sieben anzustarren; aber die doppelte Achtung, einmal vor dem Fremden und dann besonders vor dem alten Kunstwerk, das man erniedrigen würde, wenn man es zur eigenen Misere in Beziehung setzte, verbietet den taktvollen Italienern dergleichen gar zu anzügliche Winke.

Ich will hier nicht von den interessanten Kirchen S. Andrea, S. Francesco al Prato u. s. w. sprechen, die ich in jenen Vormittagsstunden in guter Muße besah; ihre Kunstschätze sind in jedem Reisehandbuche verzeichnet. Lieber noch ein Wort über die Straßen der Stadt und über das sie belebende Volk.

Wem es Freude macht, mitten in einer italienischen Stadt hübsche Gärtchen, schöne Bäume anzutreffen, die, zusammen mit dem graziösen Loggienstil dortiger Architektur so reizende Bilder abgeben, der gehe in Pistoja durch die Via delle Pappe und die Via del Carmine, auch durch die von den vornehmen Leuten bewohnte Via abbi pazienza („Habe-Geduld“-Straße). Nicht eigentlich Paläste sind es, auch nicht große Gärten, die man dort antrifft; aber so ein hoher Magnolien- oder Kamelienbaum hinter einem stilvollen, schmiedeeisernen Hofgitter oder eine Pergola aus Schlingrosen, eine von Weinlaub umrankte freie Bogenreihe als Abschluß einer Balustrade — das trägt alles viel dazu bei, einer ganzen Straße etwas liebenswürdig heiteres zu geben.

Liebenswürdige Heiterkeit ist auch ein hervorstechender Charakterzug der Pistojesen selbst. Namentlich bemerkt man ihn, wenn man dem niederen Volke bei der Arbeit zusieht. Die Handwerker haben es hier aber auch besonders gut. Ich kam durch Straßen, wo auf der beschatteten Seite vor jedem Hause Tische und Stühle standen und Meister und Gesellen in aller Oeffentlichkeit ihrer Hantirung oblagen. Hier hockten auf niederen Stabellen ein Schuster und seine Lehrlinge, gleich daneben, beinahe mit dem Arm zu erlangen, saß eine Schneiderin mit ihren Mädchen, dann kam ein Sattler, der soeben große Ochsenhäute zerschnitt, weiter ein Anstreicher, der die frisch bemalten eisernen Bettgestelle und Waschtischchen auf die im Sonnenglanz brütende andere Straßenseite zum Trocknen hinübertrug. Und so ging's weiter durch die ganze lange Straße. Wie in der Schweiz an Schützenfesten die Besucher Abends in der großen Festhütte sitzen und wohl auch von Tisch zu Tisch ziehen und einander zurufen, so war hier eine ganze Bevölkerung bei der Arbeit vereint und ebenfalls guter Dinge. Denn bei noch so fleißigem Hämmern und Klopfen und Schneiden und Nähen hatte man doch Zeit, sich über den vorüberstelzenden forestiere ein Scherzwort oder auch nur einen Blick zuzuwerfen, oder es raste eines jener zweiräderigen Fuhrwerke mit einem der bekannten kleinen toskanischen Ponny's bespannt durch die Straße, oder der Limonade- und Sorbettiverkäufer rollte seinen beweglichen Schänktisch vor sich her und man muß nicht glauben, daß er hier keine Geschäfte machte. Für die begehrte Labung hat sogar ein Schusterjunge seinen Soldo vorräthig. Nun kann man mir freilich einwenden, dieses fast ideal schöne Handwerkerleben im Freien daure jedenfalls nicht das ganze Jahr, da auch Pistoja seinen Winter und rauhe Regentage habe. Um so besser — möchte ich darauf antworten; denn um so mehr wird es also genossen, wenn der erste sonnige Maitag gekommen ist und man nun auf eine unabsehbar lange Reihe kommender schöner Sommertage blicken kann.

Bei meinem Umherschlendern gelangte ich auch auf den großen Gemüsemarkt. Schon die dazu führende, durch ständige Buden verengte Straße, über die querhin an einigen Stellen Zelttücher gespannt sind, ist interessant durch das in ihr sich drängende Gewühl des Volkes. Der Markt selbst aber in der reichen Auswahl von Früchten, Gemüsen, Federvieh, Seefischen aus Liverno u. dergl. wäre einer weit größeren Stadt würdig. Und der Sinn für Schmuck und Zier des Lebens hat hier zu Lande sogar die Buden der Fleischer veredelt. Prächtige blühende Azaleenstöcke verbergen zum Theil die blutigen Fleischstücke und einem mit geschlossenen Augen dahängenden Kalbskopfe waren weiße Philadelphusblüthen zierlich hinter die Ohren gesteckt worden. Daß Semmeln auch im Toskanischen „Semeli“ heißen, erfuhr ich hier in einem Bäckerladen beiläufig.

Erwähnung verdient das wahrhaft luxuriöse Pflaster dieser Provinzialstadt; es besteht, wie übrigens überall im Toskanischen, aus schönen Fliesen von pietra serena, so daß auch die dünnsten Sohlen einer Dame nirgends durch einen scharfen Stein auf die Probe gestellt werden. Und wie die erwähnten kleinen Kaleschen mit den Liliputanerpferdchen auf diesem Pflaster so leicht dahinrollen! Die Zügelführung der kutschirenden Insassen ist freilich eine ganz unsinnige, indem das Pferdchen von Sekunde zu … zu kleineren oder größeren Schwenkungen veranla… je nach der augenblicklich wechselnden Laune des … Wagenlenkers. Wer kleine Fische beobachtet hat … von Moment zu Moment durch einen Schlag der Sch… flosse den Kurs ändern und mit unheimlicher Sch… aneinander vorüberschießen, der kann sich von … Renommage abstellenden Zickzackfahrten toskanischer … und Kutscher eine Vorstellung machen. Die … werden natürlich durch diese unnöthige Zügelreißere… bührlich hergenommen; andererseits aber kann der … auch einen hübschen Brauch notiren. Bei längeren … und namentlich bei den Lastfuhrwerken sind den … und Eseln meistens Körbe vorgebunden, die entwe… Heu oder jetzt — im Mai — mit der frischen roth… Lucerna angefüllt sind, so daß das Zugthier nicht … wenn es Rast hat, sondern auch unterwegs imme… zwischen die Zähne bekommen kann.

Das kleine Pistoja hat bei der Kirche S. … al Prato einen großartigen Festplatz, eine grasbe… Rotonde von so gewaltigem Umfang, daß hier (von … her am Jakobstage) jährlich große Pferderennen … gehalten werden. Den Hintergrund des Platzes … drei amphitheatralisch angelegte, steinerne Sitzreihen … Zuschauer ein; in der Mitte der Rotonde springen … künste. Den Abschluß des Platzes bildet ein kleiner … den der erste Napoleon — wozu der immer Zeit ha… mit Bäumen bepflanzen ließ, die jetzt eine Hauptzier… Platzes bilden und den kleinen nachgemachten antiken … fast verdecken, den er ebenfalls aufführen ließ. Vo… Jahren, ebenfalls im Mai, stand ich auf diesem … Mitten einer festlich erregten Menge, durch die sich ei… licher Zug von Männervereinen mit Bannern in … Farben und mit mehreren Musikbanden hinbewegte. … gilt das Fest?“ wandte ich mich fragend an den … stehenden. Es war ein hübscher junger Mann. „Mein … sagte er, indem er seine runden schwarzen Augen wie nach … Gedanken suchend, an der Fassade von S. Francesc… zieren ließ, „mein Gott! 's ist eben ein Fest. Wisse… so ein Fest! Vereine . . . nun ja! è una festa, … Musik! Lei vede, è una bella festa.“ Ich dankt… lächelnd für die genaue Auskunft und schob mich … Menge weiter, bis ich auf einen alten, feingekleidete… samen Bürger traf, der mir jedenfalls trefflich … geben konnte. Auf meine Frage starrte er verdutzt … mir in die Augen, dann auf den Festzug und … „Hm! Si, si, ein schönes Fest. Alle Vereine der … Sie sehen! Und drei Festmusiken und mehr als … Fahnen.“ Das war seine Antwort und mehr nicht … herauszubringen. Und doch wehten an den Fahnen … Trauerschleifen, die auf ein bestimmtes Ereigniß oder au… sondere Persönlichkeit deuteten. Ich fragte mich durch … dichteste Gewühl bei Leuten herum mit weißen und … schwarzen Bärten, bei Bauern und Bürgern, bei … Geistlichen, bei reichen Herren und Tagelöhnern. … wußten, was ich ohnehin sah, daß es — ein Fest … einziger Herr, ein dicker Fünfziger, konnte beifügen, … einem Verstorbenen, der schon seit langer, seit so lange… gestorben sei, daß man unmöglich wissen könne, was … wesen sei, oder was er gethan habe. Genug! er wurde gefeiert … waren guter Dinge, man blies in die Trompeten, man … Fahnen flattern, die alten Herren gingen in schwarzen … mit blauweißen Bandstreifen, Turnvereine zeigten … hübschen Gestalten in kleidsamen Tricots und schauten … den Fenstern der schönen Pistojeserinnen empor. … mützen und das Blech der großen Bombardons glänzten … Sonnenschein. Damit war jede echte Pistojeserseele … vergnügt und nur solche Bären von jenseits der … konnten so unangenehm pedantisch darauf halten, … fahren, wer eigentlich die Veranlassung des Festes …

Als ich schon längst jede Hoffnung aufgegeben … diese lustige Trauerfeier zu ergründen, kam ich … Kirche San Andrea gegenüber, mit einem Präfekt… ins Gespräch. Von ihm erfuhr ich endlich, man …

damals 60 Jahren verstorbenen tragischen Dichter Beti, der in schlechten Zeiten ein guter italienischer Patriot sen sei. Eigentlich gehöre er als Bürger Cartana an habe Pistoja weiter keine Ehren erwiesen, als daß er iner Vorstadt Pistojas sich umbrachte, als ihm der ngsale des Lebens zu viel wurden. Da aber Cartana vor einiger Zeit gefeiert habe, seien die pistojesischen r., Schützen-, Gesang- und Bicyclevereine eifersüchtig orden und hätten beschlossen, Benedetti ebenfalls festlich begehen. Und in gewissem Sinne hat er doch oja eine Ehre angethan, wenigstens wenn er mit einer Pistole erschossen hat. Um die tagszeit aßen dann im Gasthafe zum „Globo“ dem Hôtel „Japan“ gegenüber — die Honoraen der festfeiernden Vereine wohl gegen hundert ien, zu Ehren des tragischen Dichters und Selbstmörders lucullisches Mahl, das ihnen in der großen Orangenzota dieses Gasthofs aufgetragen wurde. So viel ich rerken konnte — mein Zimmer ging auf den Garten ab — störte niemand die stille Festwehmuth der anderen Toasten. Alle saßen sie mit feinen, klugen Gesichtern die wohlbesetzten Tische, unterhielten sich in gemüthen Gesprächen, tranken mäßig Wein und gaben mir von r taktvollen Anstand der Männerwelt Pistoja's den besten griff.

Das war, wie gesagt, vor neun Jahren gewesen, an em Sonntage. Diesmal, am gewöhnlichen Werktage, d ich die Stadt still und alle Welt an der Arbeit. Wie die den gut geführten Gasthöfe bei so geringem Fremdenverkehr stehen können, erscheint räthselhaft; doch sollen im ühsommer und dann wieder bei der Rückkehr im Herbst te italienische Familien, die sich in die Badeorte in der ihe Pistojas begeben, in dieser Stadt manchmal mehrere ge zubringen. Jedenfalls hält sich der brave Wirth im iapone“ nicht etwa schadlos dadurch, daß er dem seltenen ressiere ungeheure Preise verrechnete. Ich hatte einen dschen kleinen Salon im ersten Stock für diese Nacht negehabt und speiste vor der Weiterfahrt (nach Monsummano) eine Collazione, die aus einer vortrefflichen, auf dem ast gebratenen Kotelette und aus Spargeln bestand, dazu is Fiasko mit Chianti; für alles das zahlte ich nicht ganz Lire. Zieht man noch in Betracht, daß in solchen Gasthöfen kleinerer italienischer Städte kein Portier, keine Zimmermädchen mit Ansprüchen auf Trinkgelder sich blicken lassen, an einzig und allein dem bei Tisch bedienenden Aufwärter eine Kleinigkeit zu geben hat, so wird man gestehen müssen, daß der Aufenthalt in einer so heitern, liebenswürdigen Landstadt auch in ökonomischer Hinsicht seine ganz angenehme Seite hat. Wie anders lauteten die Berichte, wenn man in diesem Mai mit Reisenden zusammentraf, die aus dem überfüllten Venedig kamen, wo selbst für sehr viel Geld ein ordentliches Logis schwer zu finden war!

J. V. Widmann.

Verwaltungs-Hygiene.

Daß Verwaltungsbeamte, insbesondere auch die in der Selbstverwaltung thätigen Mitglieder städtischer Behörden über hygienische Maßregeln entscheiden müssen, kommt oft genug vor. Es kann daher als ein nützliches Unternehmen anerkannt werden, für solche, nicht medizinisch vorgebildete Leser ein Buch zu schreiben, das ihnen die Ergebnisse der Forschung in zuverlässiger und knapper Form darbietet und zugleich durch Sammlung der gesetzlichen oder auf dem Verordnungswege erlassenen Bestimmungen das Material an die Hand gibt, nach welchem sie sich in ihrem Handeln zu richten haben. Das hat der Verfasser eines kurzen, uns vorliegenden Handbuchs,*) ein in Fachkreisen nicht unbekannter Medizinalbeamter versucht. Im Allgemeinen können wir uns mit dem, was der Verfasser bietet, wohl einverstanden erklären, wenn wir auch an Einzelheiten, sowie an der Form, in der er es bietet, manches auszusetzen haben.

Im Vordergrunde aller hygienischen Betrachtungen steht heutzutage die Lehre von den Infektionskrankheiten und ihrer Verhütung oder wenigstens Einschränkung. Und das mit Recht. Dank den großen Fortschritten in der Erkenntniß der Lebensbedingungen jener kleinsten Lebewesen, welche in vielen Fällen als die Ursachen der Erkrankungen wirken, können wir mit wirklich wirksamen Maßregeln vorgehen und mit Hoffnung auf Erfolg den Kampf gegen diese Krankheitserreger aufnehmen. Erst seitdem wir die Natur und Lebensweise der Kommabazillen welche die Cholera, oder der Tuberkelbazillen, welche die Tuberkulose erzeugen, erkannt haben, können wir an Maßregeln denken, welche die Vernichtung jener Keime bezwecken, ehe sie sich zerstreut, massenhaft vermehrt und damit unserer Einwirkung entzogen haben. Als die Cholera ihre ersten verheerenden Züge durch Europa antrat, glaubte man noch sie durch Räucherungen, durch Anzünden großer Feuer auf der Straße und ähnliche Maßregeln bekämpfen zu können. Aehnliches geschah ja noch in den letzten Jahren in Marseille, Neapel und an anderen Orten. Nun wissen wir aber durch Koch, daß die Choleramikroben von den Kranken mit den Dejektionen entleert werden, und daß sie in diesen oder an der Wäsche, den Kleidern u. s. w., an denen sie haften, sicher vernichtet werden können. Aehnlich ist es mit den Tuberkelbazillen, welche von den Kranken meistens mit dem aus den Lungen kommenden Auswurf entleert werden. Daß Koch diesen Nachweis für zwei so verheerende Krankheiten geführt hat, genügt, seinen Namen unsterblich zu machen, und ihn für alle Zeiten unter die Wohlthäter der Menschheit einzureihen. An diese wichtigen Entdeckungen haben sich aber unzählige andere angereiht, so die genauere Kenntniß der Wundkrankheiten und die Methoden zu ihrer Verhütung und Bekämpfung, welche von Semmelweiß und Lister begonnen, erst durch die methodische Forschung auf der Grundlage der neueren Bakteriologie ihre vollkommene Ausbildung erlangen konnte, und viele anderen. Und wenn auch manches, was auf diesem Boden gewachsen ist, der kritischen Sichtung gegenüber nicht Stand zu halten vermögen sollte, die gut gesicherten Erfolge sind doch zahlreich genug, um es zu rechtfertigen, daß in der heutigen Hygiene die Bakteriologie einen sehr breiten Raum einnimmt.

Auch unser Verfasser beginnt seine Auseinandersetzungen mit Belehrungen über Infektionskrankheiten, welche in großen Zügen die bakteriologischen Forschungen und was aus ihnen für die Verhütung derselben gefolgert werden kann, darlegt. Die Maßregeln, welche die Abtödtung und Vernichtung der Infektionskeime bezwecken, faßt man bekanntlich unter dem Namen der Desinfektion zusammen. Man kann chemische und thermische Desinfektion unterscheiden, da die lebenden Infektionskeime (in der weit überwiegenden Mehrzahl der Krankheiten sind es Bakterien, in einzelnen Fällen andere Lebewesen, zum Beispiel die sogenannten Plasmodien der Malaria) entweder durch Hitze oder durch gewisse chemische Mittel sicher getödtet werden können, wenn man es nur richtig angreift. Unter diesen letzteren stellt Verfasser das Sublimat mit Recht oben an, doch ist die von ihm empfohlene Lösung von 1 : 10 000 wohl zu schwach, um sichere Wirkung zu gewährleisten. Daß die Giftigkeit solcher Lösungen große Vorsicht bei ihrer Verwendung erheischt, liegt auf der Hand. Es ist daher

*) Verwaltungs-Hygiene. Ein Handbuch der öffentlichen Gesundheitspflege für Verwaltungsbeamte. Von Dr. A. Pfeiffer, Regierungs- und Medizinalrath in Wiesbaden. Berlin. 1895. J. J. Heine's Verlag. — Leider ist das Buch durch den nicht gerade musterhaften Stil, dessen schwerfällige, sich oft bandwurmartig sich in die Länge ziehenden Perioden höchst ermüdend wirken, entstellt. Auch hätte der Verfasser gut gethan, bei der Durchsicht so häßliche Druckfehler wie empyrisch, Abfauchung, emminent und ähnliche, welche öfter wiederkehren, zu beseitigen.

nothwendig, überall besondere Desinfektoren auszubilden, welche die Desinfektion unter sachkundiger Leitung auszuführen haben. Für die Desinfektion von Betten, Polstermöbeln u. dergl., welche nicht auf chemischem Wege erfolgen kann, dienen die Dampfdesinfektionsapparate. Dieselben sind jetzt soweit vervollkommnet, daß die Anschaffung eines solchen Apparates für jede Stadt oder für Kommunalverbände empfohlen werden kann.

Es leuchtet aber ein, daß es niemals gelingen wird, alle Krankheitskeime unmittelbar nach dem Verlassen des kranken Körpers zu vernichten, und daß sie sich um so mehr unserer Einwirkung entziehen, je weiter sie sich zerstreut und verbreitet haben. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß viele von ihnen in den Boden und von da in das Trinkwasser, andere direkt ins Wasser der Flüsse, Seen und Teiche, wieder andere in Milch, in die Luft u. s. w. gerathen, daß viele von ihnen auf diesen verschlungenen Wegen zu Grunde gehen, andere aber sich vermehren und nun um so mehr Gelegenheit finden, wieder in Menschen einzuwandern und neue Krankheiten zu erzeugen. Da Boden und Wasser hierbei eine wesentliche Rolle spielen, wenigstens für die Verbreitung der Cholera, des Typhus und wahrscheinlich auch noch einiger anderer Infektionskrankheiten, so bilden Sorge für die Reinhaltung des Bodens und gute Wasserzufuhr mit die wichtigsten Theile der öffentlichen Gesundheitspflege. Was unser Verfasser hierzu sagt, ist nicht durchweg zu unterschreiben. Er verkennt zu sehr, daß die Thatsachen, welche v. Pettenkofer und Buhl über den Zusammenhang von Boden und Grundwasser mit der Häufigkeit der Krankheitsfälle aufgefunden haben, unabhängig von den, heute allerdings überholten theoretischen Spekulationen Pettenkofer's bestehen bleiben und spricht mit Unrecht von „in der Anlage verfehlten statistischen Aufmachungen“. Es ist nicht allzu schwer, auch theoretisch jene statistisch unanfechtbaren Thatsachen über den Zusammenhang von Typhushäufigkeit und Fallen des Grundwassers mit den Thatsachen der modernen Bakteriologie zu vereinigen.*) Der Verfasser legt m. E. auf die Nothwendigkeit der Reinhaltung des Bodens nicht den Nachdruck, welcher ihr gebührt. Gerade die sichtbarsten Erfolge, welche wir in Verbesserung der sanitären Zustände wirklich erzielt haben, sind in erster Linie der Verbesserung des Bodens durch die in vielen Orten durchgeführte Kanalisirung zuzuschreiden; und wenn die Ansichten Pfeiffer's über Abtrittsgruben und doppelte Kanalisirung Verbreitung fänden, so wäre das ein entschiedener Rückschritt gegen die gegenwärtig glücklicher Weise durchgedrungene Erkenntniß.

Auch was der Verfasser über die Ventilation, Schulen, Beleuchtung derselben u. s. w. sagt, ist nicht immer treffend, aber doch so unklar ausgedrückt, daß es dem Zweck des Buches, Belehrung von nicht medizinisch Vorgebildeten, nicht genügt. Zeichnen, Schreiben, Lesen und Handarbeitsunterricht bei künstlicher Beleuchtung will er ganz ausschließen. Das mag bei Elementarschulen angehen, aber wo bleiben die Fortbildungsschulen? Ueber die Anforderungen an künstliche Beleuchtung gibt er keine Auskunft, die als Richtschnur bei ihrer Einrichtung dienen könnte. Wenn er ferner „strengste Geschlechtertrennung aus pädagogischen und sittlichen (!) Gründen unbedingt und zwar auch schon für die kleinsten der Schulkinder“ für nothwendig erklärt, so muß dem entschieden widersprochen werden. Warum sollte bei uns etwas gefährlich sein, was in Nordamerika ohne Nachtheil möglich ist?

Es ist ja leider bei der Kritik eines Buches nicht zu vermeiden, daß durch Hervorhebung dessen, was man zu tadeln hat, der Gesammteindruck zu Ungunsten des kritisirten Buches verschoben wird. An dem, was mit allgemein anerkannten Sätzen übereinstimmt, geht man eben, als an etwas Selbstverständlichem, vorüber. Aber in Anbetracht des Umstandes, daß das Buch für Leser aus den Kreisen der Nichtärzte bestimmt ist, kann ich nicht umhin, mein Bedauern auszudrücken über den zum mindesten unwürdigen Ton, in welchem Verfasser an manchen Stellen (z. B. S. 101 und S. 145) von den Aerzten spricht, denen nach seiner Meinung viele den Bestimmungen der Sanitätsbehörden „einen wenigstens passiven Widerstand entgegenzusetzen bestrebt sind“. Was über den Einfluß der Zwangsversicherung und der Krankenkassen auf den ärztlichen Stand gesagt ist, enthält viel Wahres, hat aber mit dem Gegenstande des Buches nichts zu thun.

Die Eintheilung in einen allgemeinen, einen theo und einen praktischen Theil hat zur Folge, daß manches, was zusammengehört, getrennt und anderes doppelt und dreifach gesagt worden ist. In dem letzteren praktischen Theil wird der Verwaltungsbeamte vieles finden, was ihm bei seiner amtlichen Thätigkeit von Nutzen ist. Wenn er aber beim Studium des Buches Lust bekommen sollte, sich über das ganze Gebiet gründlicher zu unterrichten, so würde eines der vorhandenen ausführ Lehrbücher des Faches den Vortheil einer mehr kritischen und wissenschaftlich abgeklärteren Belehrung bieten. Trotz alledem kann das Buch, da es wegen seiner mehr Aussicht bietet, gelesen zu werden, von Nutzen sein. Vielleicht hat dann der Verfasser bei einer Neubearbeitung Gelegenheit, die Mängel, die ihm noch anhaften, auszumerzen.

Erlangen. J. Rosenthal.

*) Vergl. z. B. Vorlesungen über öffentliche und private Gesundheitspflege von J. Rosenthal. 2. Auflage. S. 502 ff.

Ein holländisches Seldwyla.

„Ich schildere Zustände und Sitten, nicht individuelle Menschen.“ Das ist ein unmodernes Wort, und doch hat ein holländischer Schriftsteller der jungen Generation mit diesem Kennwort die Gunst des englischen Publikums erobert. Doch wird Maarten Maartens jetzt, da er mit seinem Gottes Narr*) zum ersten Mal vor das deutsche Publikum tritt, seine stille Gemeinde finden. Es ist ein modernes Wort, aber Koopstad ist darauf erbaut.

Koopstad ist ein Seldwyla. Es ist eine Stadt der Geldgier, der Sippenwirthschaft und des gesellschaftlichen Narrentreibens. Koopstad liegt eine Stunde weit mit der Eisenbahn von Amsterdam, sagt Maarten Maartens. Koopstad ist die Welt, sagt Maartens ein ander Mal.

Die satirische Dichtung hat nur beschränkte Geltung. Man braucht nur die Namen bekannter Satiriker, die Liscow und Rabener und Lichtenberg, Rabelais, Swift zu nennen, um sich zu vergegenwärtigen, daß die satirische Dichtung nicht selten der Blüthezeit der Dichtung voraufging. Der Satiriker gleicht ein wenig dem Manne, der hinter dem Pflug hergeht und die Erde aufreißt; nach ihm kommt der Säemann und lange nach dem erst der Schnitter. Das wesenhaft Künstlerische, die künstlerische Liebe kann auf satirischem Boden nicht recht Wurzel fassen. Sie wird von der Satire zerrieben, wie die Satire sich selbst zernützt. Swift endete damit, die Geschichte von den edlen Pferden zu erzählen, auf denen der Mensch den Eindruck eines widrigen Affen macht, und Byron riß schließlich höhnend den Altar nieder, den er selbst gebaut und vor dem einzig er in wahrer Andacht gekniet hatte, den Altar der Dichtkunst. Die Satire hat ihr gutes Recht, Himmel und Erde einzuäschern; wer wäre vor ihren Schlägen sicher? In der modernen Kunst aber kann die Satire doch höchstens die Untermelodie abgeben; sie darf die komplizirte Tonfolge flüchtiger Empfindungen nicht übertönen; sie muß der Stimmung, die sie begleitet, entsprechen. Die Satire muß in der modernen Kunst ihre eigene Stimmung haben.

*) Berlin, Köln, Leipzig 1895. Albert Ahn.

Maarten Maartens ist ein Satiriker, und Koopstad ist oderne Großstadt mit den Augen eines Satirikers ge- Es ist eine fromme Stadt, und wer etwa in ihren ern das Geld nicht anbeten wollte, würde als Atheist den werden. Der Handel blüht. Wenn der halb- ene Erbe der großen Theefirma, die Kaapstads Stolz ine fraglichen Geldoperationen vornimmt, dann lächelt lte Chinese auf dem Bilde über seinem Schreibtisch, der jeher Schutzgott und Handelsmarke des Hauses war, befriedigt auf ihn nieder. Koopstad vergrößert sich seines Handels von Jahr zu Jahr, und die Neubauten en aus dem Boden empor. Die Häuser sind feucht, „es ist so spaßig die lieben Kleinen wie die Frösche den Teppich kriechen zu sehen, oder zu entdecken, daß Kleinste all die hübschen Schwammpilze aufgegessen hat, eben dem Speiseschrank wuchsen.“ Die Frauen führen oopstad das Regiment, und mancher energische Beamte die erste selbständige That in seinem Hause, wenn er . Mancher thut auch das den Wünschen seiner Haus- nicht zuwider. In Koopstad ist man mit den Leuten, iber einem stehen, zum mindesten weitläufig verwandt. Koopstad gibt man Gesellschaften, um zu imponiren. z Koopstad ist eine große Treibjagd: die ledigen Frauen n nach Männern, die Männer nach Geld. Und doch die Einwohner von Koopstad nicht etwa gallige Karika- ı; es sind nur „reizbare oder phantasielose Menschen, materialistische und doch tiefnervöse Naturen.“ Koopstad ine ganz moderne Stadt, aber sie treibt Handel und Häuser, sie gibt Gesellschaften und spekulirt an der ie, damit es augenfällig werde, daß sie auf Sumpfboden ut ist.

Maartens ist nicht ein naiver Künstler Wie das ma das Licht, so zersetzt ihm die Reflektion die Charak- und die Geschehnisse. Wenn die Menschen in seinen hern ein paar Worte gesprochen haben, dann folgt die ektion. Dann setzt sich Maartens neben sie, wie der : neben seine Patienten, blickt ihnen prüfend ins Auge, hlt ihren Puls und schüttelt bedenklich den Kopf. Und Reflektion ist bei Maartens mehr die eines Denkers als s Dichters. Wenn er reflektirt, vergißt er die Individ- ulität des Einzelnen, die ihm als Künstler am nächsten en müßte, und sieht in der Einzelerscheinung das Symptom eine Epidemie, die in Koopstad ausgebrochen ist, die ole Verheerungen anrichten wird und soziale Ursachen . Aber Maarten Maartens ist ein Denker, der nie tri- l wird, am wenigsten dann, wenn er über Trivialitäten icht. Das ist das Eigenthümliche seiner künstlerischen rsönlichkeit, daß die Reflektion ihm die Bilder zersetzt, z die buntfarbige Welt sich ihm in eine Summe ab- kten und verallgemeinernden Denkens auflöst, und daß s so Gedachte sich ihm in Bilder zurückverwandelt. aartens denkt und spricht in Bildern. Wenn er die Koop- der Szepterträgerin in ihrer nervösen Rastlosigkeit charak- isiren will, dann sagt er: „sie kannte keinen Halb- lummer. Man hätte denken können, daß sie mit bereits geknöpften Schuhen aufwache“. Und wenn er über Eltern- be reflektirt, sieht er sie im Gleichniß: „alle Eltern sind ichter, und die Kinder sind ihre Gedichte, aber nur wenige ute lesen gern die Gedichte anderer, am wenigsten die ichter selbst.“ Wie es bei allen großen Satirikern der ll gewesen, weckt auch bei Maartens die satirische Reflek- on die produktive Phantasie. Und Maartens hat vielfach gar die Technik des Satirikers: er weist auf die Unwahr- heinlichkeit eines Geschehnisses hin, bevor er es eintreten ßt. Und diese satirische Technik zerstört auch ihm stellen- eise, und namentlich in den Hauptpersonen, die Charakte- istik. „Ich schildere nicht individuelle Menschen“. Der atiriker rächt sich am Charakteristiker.

Wenn man Maarten Maartens' eigenes Bild be- achtet — er sieht nicht eben wie ein Satiriker aus. Er at die feinen Züge eines Weltmanns, bei dem es nicht gar verwunderlich erscheint, daß er drei Sprachen, Holländisch, nglisch, Deutsch gleich vollkommen handhabt, daß er in ber seinen ganz eigenthümlichen Stil zum Ausdruck bringt. Seine Augenbrauen sind gewölbt; er hat stille Augen, die nach innen zu blicken scheinen.

In Koapstad jagen die ledigen Frauen den Männern nach, und Maartens hat die verzweifelten Anstrengungen einer solchen ältlichen Jägerin geschildert. Aber er hat von ihr gesagt: „arme, müde Kämpferin, wenn sie nicht Mitleid verdiente, wem sollten wir es gewähren?“ Und in einem anderen Roman: „A Question of Taste“*) hat Maartens diese Jagd nach einem Junggesellen zum Thema der gesammten Erzählung gemacht. Es ist ein armes Mädchen, das sich mit allen Mitteln erlaubter Koketterie und unerlaubter Berechnung an den Mann zu bringen sucht, weil sie sich in ihrem Elternhause gar so unglücklich fühlt. Im entscheidenden Augenblick aber gibt sie die Jagd auf; sie fühlt etwas wie Liebe, und da schämt sie sich ihrer selbst. Und Maartens, der Satiriker, hat die Leiden eines Grafen bei Hofe geschildert. Aber er hat wiederum hinzugefügt: „er kannte nur seine eigene kleine Welt. Keinem von uns geht es anders. Und wenn dir diese Welt recht klein erscheint, wer weiß?, vielleicht erscheint sie dir so, weil du so tief unter ihr stehst.“ Die Satire hat bei Maartens in der That ihre ganz eigenthümliche Stimmung: es ist ein Ton tiefen Mitleids, der in ihr mitklingt. Es ist Satire aus Mitleid. Wenn Maartens in den Straßen von Koapstad an den hohen feuchten Miethskasernen und den todten Prunkbauten der Geldaristokratie vorübergeht, dann geböte ihm sein Mitleid, bei den blassen nervösen Menschen hinter den Fensterscheiben einzukehren; sein Herz zieht ihn wo anders hin, und darum geht er lachend vorüber.

Maarten Maartens' erster Roman: „The Sin of Joost Avelingh“**) war eine bewegte, wenn auch verinnerlichte Kriminalgeschichte. Er schloß mit einer Idylle: die beiden Menschen, die sich lieb haben, ziehen sich in ein stilles Häuschen zurück. Nur das reiche silberne Theegeschirr erinnert sie noch an früheren Glanz und Reichthum. Die Stimme in seinem Innern führt Maartens immer in stilles idyllisches Bereich; er ist nicht minder Idylliker als Satiriker; er ist vielleicht das eine um des andern willen. Auch Kaapstad hat seine einsamen Landhäuser vor den Thoren mit grünen Gärten und warmem Sonnenschein. Und in einem dieser Landhäuser ist es ganz einsam und ganz still; ein blinder und tauber Mann bewohnt es, ein Idiot, „Gottes Narr“. „Sondern was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden mache“, lautet das Motto vor Maartens' Roman.

Elias Lossell ist der Erbe des größten Handelshauses in Kaapstad, er ist der reichste Mann der geldgierigen Stadt. Als er noch ein Kind war, hat ihm sein Stiefbruder einmal einen Blumentopf vom Balkon aus auf den Kopf geworfen; da ist er zuerst taub geworden und dann erblindet. Die Außenwelt ist ihm verschlossen, er ist ein Idiot. Seine beiden Stiefbrüder führen die Firma für ihn, der eine der Brüder vergreift sich an seinem Vermögen, er betrügt ihn. Elias nimmt von all dem nichts wahr. Und als der andere Bruder, der ihn als Kind seiner Sinne beraubt hat, ein schweres Verbrechen begeht, da nimmt er die Sühne auf sich. Sein Leben ist ganz verinnerlicht — nicht vergeistigt, er ist ja ein Idiot. Die einfachsten Gedanken, die die Menschheit vor Jahrtausenden gedacht hat, muß er aus sich wieder denken. Aber eigentlich begreift er nur einen Gedanken, aber ein Gefühl: die Liebe zu den Menschen. Darin geht er ganz auf; sie ist das Einzige, was er hat. Seinen Reichthum möchte er den Armen schenken, und dann auch das noch, woran er selbst Freude hat, seine Blumen. Wie die Grundfarbe des Himmels ein lichtes Blau, so, sagt Maartens, ist seiner Seele unveränderliches Licht die Liebe. Eine ganz fromme und ganz naive Liebe, mit der er die anderen und Gott und — sich selbst liebt. „Und weißt du, Elias“, sagt er zu sich selbst, „dich habe ich auch lieb. Ich liebe dich sehr. Ich bin froh, daß du immer da bist, damit ich dich lieben und mit dir sprechen und an dich denken

*) The English Library.
**) Tauchnitz Edition.

kann" . . . Das ist die Idylle von Kaapstad. Die Idylle eines Satirikers zum Preise reinen Menschenthums, — Gottes.

Maartens ist eine tief religiöse Natur. Aber seine Religiosität ist frei von allem konfessionellen. Sein Gott ist wirklich ein Gott des Friedens, und doch ist er nicht nur des müden Friedens halber da. Maartens ist Satiriker und weiß sich als solcher auch im Kampfe des Lebens zu gefallen. Seine Seele gleicht nicht den Seelchen, die sich die Flügel verbrannt haben, und deshalb meinen, daß sie um ein Licht flattern, und dieses Licht dann Gott nennen. Sein Sehnen nach Gott ist ein Sehnen nach Innerlichkeit, Selbsteinkehr ist ihm Gottesdienst. Maarten Maartens verinnerlicht die holländische Dichtung. Auch in den Niederlanden hatte sich in den letzten Jahrzehnten die Litteratur im Naturalismus verjüngt. Maarten Maartens bezeichnet die Reaktion gegen den Naturalismus. Was er gibt, ist seelische Tiefe der Empfindung und eine reiche und komplizirte Persönlichkeit; was ihm fehlt, ist plastische Gestaltungskraft.

Der Gottes Narr sagt: „ich habe oft darüber nachgedacht, ob Gott manchen Menschen die Augen nimmt, damit sie besser singen — nämlich in ihrem Herzen, mein' ich". Daß die Leute in Kaapstad nicht in ihrem Herzen singen können, das ist es, was Maartens zum Satiriker macht, was ihn in die Einsamkeit treibt und ihn das Beste seiner Kunst in den Frieden der Idylle flüchten heißt. Im Herzen singen können, ist es nicht wirklich das, was ihnen vor allem Noth thut — den Leuten von Kaapstad?

Ernst Heilbarn.

Die jesuitischen Schriftsteller der Gegenwart in Deutschland. Von Friedrich Nippold. Leipzig. Friedeich Jansa. 1895.

Obgleich diese Broschüre einen durch seine Aktualität anziehenden Titel und den Namen eines hochgeschätzten Verfassers trägt, ist es leider doch sehr wahrscheinlich, daß nur Wenige die 80 Seiten ihres Inhalts von Anfang bis zu Ende lesen werden. Sie gleicht eben zu sehr — wie manche andere sonst werthvolle Gabe unserer Universitätsprofessoren — jenen Leckerbissen, die Geaatter Storch einst Meister Reineke in einer langhalsigen Flasche ouftischte. Schmackhaft schienen und rochen sie, waren aber für den ärgerlichen Gast unerreichbar. Doch kann der unterzeichnete Rezensent mit gutem Gewissen erklären, daß er nach seiner — nicht allen Rezensenten eigenen — Gewohnheit, ehe er diese Zeilen geschrieben, alle Blätter, worauf sie sich beziehen, aufmerksam gelesen hat. Mit Nutzen hat er Solches gethan, und werden es hoffentlich noch Andere thun, Rezensenten und Leser. Denn hier werden uns einige in liberalen Kreisen zu wenig bekannte und noch weniger beachtete, aber doch sehr denkwürdige und wichtige Thatsachen, wenn auch leider in sehr skizzenhafter Darstellung, vorgeführt, Thatsachen, die Jeder genau kennen sollte, der über die noch nicht erledigte Jesuitenfrage, und andere mit dieser zusammenhängende Fragen, eine Meinung haben, und an dem Kampfe der „aufeinander platzenden Geister", sei es als Kämpfer, aber auch nur als verständiger Zuschauer, theilnehmen will.

Professor Nippold zeigt hier seinen Lesern — außer Anderem, mehr Nebensächlichem, — daß die Zahl der Jesuiten, der eigentlichen, dem Orden förmlich angehörigen, in Deutschland nicht, wie man oft hört und liest, „ein paar Dutzend", sondern ungefähr ein Tausend beträgt; daß unter ihnen ungefähr neunzig als Schriftsteller eine energische und wirksame Thätigkeit entwickeln; daß diese Schriftsteller nicht bloß theologische oder religiöse Schriften für die Zöglinge kirchlicher Lehranstalten und für „die Stillen im Lande" bestimmte Traktate auf den Büchermarkt schicken, sondern Werke der verschiedensten Art und jeden Umfangs, Werke, in welchen sie nichts Geringeres erstreben, als eine radikale und vollständige Umbildung aller, ja aller, Wissenschaften und die Schöpfung einer neuen, spezifisch katholischen Litteratur; daß sie die Geschichte, im weitesten Sinne des Wortes, d. h. die Geschichte des staatlichen Lebens, der Kultur, der Wissenschaften, der Litteratur, der Religion, die Naturkunde, die Philosophie, die Philologie, die Pädagogik, kurz: alle Provinzen des geistigen ... den Dogmen der heiligen Kirche und den Beschlüssen des ... Papstes unterwerfen wollen; daß einige unter den diese hoch... strebenden Schriftstellern durch ihre Gelehrsamkeit, ihren Fleiß ... verkennbares Talent ein ernstes Lob verdienen und noch mehr ... halten, auch in protestantischen Kreisen, als sie verdienen; daß ... des Jesuitenordens durch geistige und auch durch weltliche ... geltend macht in den verschiedensten Schichten unseres Volkes ... Adel, sogar unter „Verwandten des kaiserlichen Hauses", unter den ... Juristen, Aerzten, Geschäftsleuten, sozialdemokratischen ...

Wahrlich — das ist der Schluß, den man aus den urkundlichen Mittheilungen Nippold's ziehen muß — nicht Hannibal, wohl aber das römische Heer steht vor unseren Thoren, und wenn es nicht zurück... wird, wird es im Laufe der nächsten Zeit immer weiter vordringen ... gute alte Zeit, da die heilige Inquisition mit Hülfe des weltlichen ... mit Folter, Feuer und Schwert, die Einheit des Glaubens und ... Lehre aufrecht hielt, da Fürsten und Könige Vasallen des Papstes ... von ihm auf den Thron erhoben oder vom Throne gestürzt ... kannten, diese gute alte Zeit wird, obwohl einige der von Herrn ... uns vorgeführten Schriftsteller sie unumwunden loben und ... zurückwünschen, aus dem Grabe der Vergangenheit nicht ... Goethe und Darwin werden, trotz aller Schmähungen, die ihnen ... jesuitischen Gelehrten widerfahren sind, ihr Ansehen nicht ganz ... Auch ihre ärgsten Feinde würden ihnen wahrscheinlich, auch ... gelänge sie vom Throne zu stürzen, etwas wie ein Fürstenbad ... gönnen, von dem aus sie möglicherweise — und für länger als ... Tage — wieder zur Herrschaft gelangen könnten. Wenn aber ... zerschmetternde Siege der Gesellschaft Jesu und solche Niederlagen ... den Kindern der modernen Welt, nicht bevorstehen, so gilt es ... Alle, denen die Sache der Freiheit, der politischen, der wissenschaftlichen ... der religiösen Freiheit am Herzen liegt, für Alle, die sich selbst ... Welt das erhalten wollen, was wir als die sicheren Errungenschaften ... drei letzten Jahrhunderte betrachten, den Kampf gegen den Jesuitismus ... mit neuer Energie aufnehmen und beharrlich fortführen. Selbstverständlich nicht durch Polizeimaßregeln — solche würden wir, auch ... uns zu Gebote ständen, als zweckwidrig und unwürdig verschmähen ... wohl aber durch die rückhaltlose Bethätigung unserer Ueberzeugung ... und dadurch, daß wir auf dem Schlachtfelde als willkommene ... genossen Diejenigen alle begrüßen, die mit uns, gleichviel unter ... Standarte, gleichviel auch mit welchen Waffen, wenn es nur ... sind, dem gemeinsamen Feinde entgegentreten wollen. Herr ... scheint in betreff der Bundesgenossen, die er sich wünscht, allzu ... fast könnte man sagen: etwas zimpferlich zu sein. Er ruft ... so muß man leider glauben, eigentlich nur zweierlei Leute: die ... gläubigen Protestanten, Männer des Evangelischen Bundes ... Gustav-Adolf-Vereins, Bekenner des „Evangeliums Jesu" — d... vieldeutigen und oft gar jesuitisch gedeuteten Programms — ... antivatikanischen Altkatholiken. Gott behüte uns vor der Geringschätzung ... wackeren Männer irgendwie gering zu schätzen! Gewiß aber ... und werden auch — die sogenannten Ungläubigen, die Konfessionslosen ... die religiös Indifferenten, sogar manche sogenannte Atheisten ... Kriege, den wir gegen die Jesuiten und ihre Helfer zu führen ... unschätzbare Dienste leisten. Lehrt doch die Geschichte früherer ... neuester Zeit, daß diese Truppen alle sich recht tapfer und mit ... Erfolg schlagen, ja daß ohne sie die Jesuiten und ihre ... Genossen schon längst einen vollständigen Sieg errungen hätten ... Kinder dieser Welt sind eben oft, — dies wird am wenigsten ... Nippold leugnen — klüger — (und auch tapferer) als die ... des Lichtes".

M. Schwalb.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, ... Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu ... eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

35. Berlin, den 1. Juni 1895. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

en Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). nementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim durch die Post (inkl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der Verein zur Förderung der Handelsfreiheit, Ende der siebziger Jahre zur Vertheidigung einer frei-lichen Handels- und Wirthschaftspolitik ins Leben ge-n wurde und während der Zeit seines Bestehens die ndsätze der Handelsfreiheit, speziell auch in der Presse, s nachdrücklich vertreten hat, hielt in diesem Jahre seine eralversammlung zum ersten Male als Wanderversamm-g ab, und zwar am 24. und 25. Mai in ttin. Der sehr anregende Verlauf dieser Versamm-g, welcher Ludwig Bamberger in erfreulicher Frische sidirte, hat aufs Neue den Beweis geliefert, daß nur eines Anstoßes bedarf, um die Sympathien für freie thschaftliche Prizipien zur lebhafteren Bethätigung zu ngen. Neben Dr. Bamberger trugen in Stettin die ren Otto Kühnemann und Dr. Alexander Meyer durch erate wesentlich zum Gelingen bei. Die aus er Reihe größerer und kleinerer Seestädte und verschiedenen bedeutenderen Handelsplätzen des Binnenlandes erschienenen Theilnehmer haben ohne Ausnahme mit der lebhaftesten Befriedigung jener Versammlung beigewohnt. Der Verein wird derartige Wanderversammlungen in Zukunft öfter veranstalten.

Wir haben unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. schon einigemal ein starkes Anfluthen des öffentlichen Geistes gehabt. Das Schulgesetz in Preußen, das Umsturzgesetz im Reiche haben Bewegungen von nicht geringer Stärke entfesselt. Und doch wurden in beiden Fällen nur verhältnißmäßig kleine Kreise der Nation in Erregung versetzt; überwiegend der Kreis der Gebildeten; beim Umsturzgesetz freilich auch die Sozialdemokratie; allein mit der Einschränkung fanden sich die aufgeklärten Gegner der Sozialdemokratie und die Sozialdemokraten selbst zusammen, daß zwar beide dasselbe wollten, — die Beseitigung der Umsturzvorlage — daß aber beide auch des tiefen Gegensatzes sich bewußt blieben, der sie trennt. Man wollte das Umsturzgesetz in liberalen Kreisen zu Falle bringen, aber nicht um der sozialdemokratischen Propaganda die Bahn frei zu machen, sondern weil man voraussah, daß dieses Gesetz jener Propaganda doch keinen Abbruch thun, sondern ihr Vorschub leisten werde. Ein solcher innerer Gegensatz hinderte nicht das gemeinsame Vorgehen auf ein nämliches Ziel; aber es gab dieser Gemeinsamkeit doch eine disharmonische Färbung.

In der Währungsfrage fällt auch ein solcher Zwiespalt gänzlich fort; für das Parlament mag das bedeutungslos sein, da dort allein die Zahl der Stimmen, — mögen sie kommen woher sie wollen, — das Schicksal einer Vorlage schließlich entscheidet. Für die Agitation im Lande ist es nicht gleichgültig. In der Währungsfrage gibt es keinen Punkt, der es der Arbeiterbevölkerung zum Bewußtsein bringen müßte, daß ihre Interessen doch andere wie die der Nichtsozialisten gegenüber dem Bimetallismus seien; und genau so stehen bei diesem Problem die bürgerlichen Parteien den Sozialisten gegenüber. Für die Agitation und ihre Wirkung aber hat es etwas zu bedeuten, ob zwei Ströme freilich in derselben Richtung, aber getrennt sich ergießen, oder ob sie sich vereinigen können und dann gemeinsam in einem Bette dahinfluthen. Hat eine Bewegung in der Bevölkerung erst eine gewisse Stärke erreicht, so hat sie die Tendenz, immer stärker und stärker zu werden und immer unwiderstehlicher, weil dann auch die riesige Masse der Lauen, der Feigen, der Gleichgültigen und der Gedankenlosen mit fortgerissen wird

Die Währungsfrage bietet alle nothwendigen Voraussetzungen, um eine solche Entwicklung als wahrscheinlich voraussehen zu lassen.

Es würde diesmal nicht allein der kleinere Kreis der gebildeteren Elemente innerhalb der bürgerlichen Bevölkerung sein, der wie beim Schulgesetz und bei der Umsturzvorlage von seinen politischen Rechten einen ausgiebigen Gebrauch zu machen sich gezwungen sähe. Es würde die Gesammtheit der Besitzenden in die Schranken treten; sie alle würden ganz genau wissen, daß sie in steigendem Maße zu verlieren hätten und zwar nicht allein bei Einführung des Bimetallismus, sondern schon durch die Beunruhigung in Folge von Experimenten und ernsten Verhandlungen, die den Schein erregen, als zielten sie unter Umständen auf eine Einführung der Doppelwährung hin. Wir könnten uns nicht leicht eine Regierung denken, die einem Ansturm widerstehen würde, der zugleich von den Millionen der Handarbeiter und von den Millionen der Besitzenden, von den Arbeitnehmern, den Arbeitgebern und den Kapitalisten ausgeführt wird.

Die Regierung hat sich in die Niederlage der Umsturzkampagne hineinhetzen lassen; und wo waren schließlich die Kräfte, welche die Regierung zu schützen vermocht hätten? Und was repräsentiren denn die Bimetallisten bei Lichte besehen schließlich für eine Stärke? Eine Anzahl Charlatans, die durch allerlei Kunstgriffe darüber die Regierung zu täuschen versuchen, daß sie nichts hinter sich haben, als verführte, unaufgeklärte Massen, die wahrscheinlich nicht einmal so zahlreich sind, wie man annimmt, und die jedenfalls eine größere politische Aktionskraft bei einem ernsten Zusammenstoß nicht besitzen.

Auch diese mißbrauchten ländlichen Massen werden nicht zusammenhalten; die Weisheit der bimetallistischen Lehren wird ihnen in dem Augenblick bereits klar sein, wenn sie ihre Ersparnisse in Staatspapieren, in Kommunalpapieren, in Pfandbriefen, in Sparkasseneinlagen, in Hypothekarforderungen ernstlicher gefährdet sehen werden würden.

Wo bliebe dann selbst nur jene Schaar, der heute die Regierung Konzessionen zu machen nicht abgeneigt scheint.

Gegen eine solche Entwicklung wären alle bisherigen Bewegungen ein leises, harmloses, wohlmeinendes Abrathen; und auch die Folgen wären ganz andere. Ein zurückgezogenes Umsturz- und Schulgesetz läßt nach der Zurückziehung materiell die Verhältnisse, wie sie waren; jede ernstere Furcht vor dem Bimetallismus wird aber großen Kreisen der Bevölkerung finanziell schwere Wunden schlagen, die lange schmerzen werden und die nie, wenn sie selbst wieder vernarben, eine nicht kleine Erbitterung bleibend bei jenen Millionen zurück lassen, die geschädigt worden sind.

Wenn solche Möglichkeiten heute näher gerückt worden sind, so ist vor Allen die Regierung daran Schuld, und wenn die Zeichen des Unwillens sich mehren, so ist das nicht verwunderlich, denn Niemand weiß, wo die beunruhigende Schwäche der Regierung Halt machen wird.

Der Handelstag und zahlreiche Handelskammern haben gesprochen; der Verein deutscher Banken hat sich vernehmen lassen, den bisherigen Warnungen eine neue hinzugefügt.

Aber auch die Einzelstaaten beginnen vorzugehen. In der württembergischen Abgeordnetenkammer ist zuerst die Schraube angesetzt worden, um auf die Vertreter des Bundesraths zu drücken, damit diese ihr Veto gegen Währungsexperimente einlegen; andere Partikularstaaten werden zu folgen haben, um die Aktion des preußischen Abgeordnetenhauses und des preußischen Herrenhauses zu paralysiren. Und andererseits liegt jetzt auch eine bündige Erklärung des englischen Schatzkanzlers Harcourt vor, der unzweideutig in einem Schreiben an die Londoner Großkaufleute erklärte:

> „Die gegenwärtige Regierung wird bei jeder Erörterung der Währungsfrage, zu der sie eingeladen wird, keinen Zweifel über ihre Absicht lassen, allein zur Goldwährung zu halten."

Freilich, sagen die Bimetallisten, die jetzige englische Regierung wird nicht mehr lange am Ruder sein, und der konservative Balfour ist unser Mann; das letztere ist nicht unrichtig. Aber falsch wäre es, zu behaupten, daß Balfour als Bimetallist auch der Mann der Gesammtheit der englischen Konservativen und der Unionisten sei ... gewiß nicht.

Für Deutschland aber wird es jedenfalls ... sein, dem wirthschaftlichen Verstande des Auslandes ... ganz allein zu vertrauen, sondern Vertrauen vor Allem ... eigene Kraft zu setzen.

Ueber die Stimmung der großen Masse der ... ist kein Zweifel; alle jene Elemente, welche in irgend ... Beziehung zu Handel und Wandel stehen, beginnen ... organisiren. Da wird es Zeit, daß auch die Kommunal... behörden von der größten Stadt Deutschlands ... kleinsten sich mit dieser Frage ernst zu beschäftigen ... sie ist mit den rein kommunalen Angelegenheiten ... Engste verknüpft, und zwar nicht nur dadurch, daß ... der städtischen Bevölkerung ein eminentes Interesse ... Währungsfrage hat; sondern noch weit direkter.

Die städtischen Behörden werden als ... unmittelbar in den Währungsstreit mit hinein... werden durch die Erschütterung der städtischen ... Die Rückwirkung von Währungsexperimenten ... Anleihe-, Steuer- und Gehaltsverhältnisse; die ... die sich für das städtische Sparkassenwesen, für ... als Hypothekenbesitzer ergeben, müssen erwogen werden ... diese Prüfung ausfällt, ist uns nicht zweifelhaft ... muß die so gewonnene Einsicht, bevor wir dem ... noch näher kommen, mit klarem Nachdruck öffentlich ... kompetenten Stellen zur Geltung gebracht werden.

Wenn wir vor Gefahren dieser Art stehen, welche ... benden Kräften verdanken wir eine solche Entwicklung ... allem und in erster Reihe dem preußischen Junker...

Als ein hervorragender Typus dieses Junkerthums ... der **Freiherr von Hammerstein**, der Leiter der „... zeitung", zu betrachten; hervorragend, weil er die ... schaften des Junkerthums in schärfster Ausprägung ... stellt, hervorragend auch durch seine unleugbare ... Geschicklichkeit, auf die gestützt er und er vornehm... heutigen Konservativen jenen Charakter aufgeprägt ... sie zur Zeit haben.

Ueber diesen Freiherrn von Hammerstein ... „Kleine Presse" in Frankfurt vor jetzt fast zwei ... Mittheilungen der allergravirendsten Art veröffentlicht ... Herr von Hammerstein selbst als „niederträchtige ... nerische" Angriffe und als „Verleumdungen" bezeichnet ... Gleichwohl hat Herr von Hammerstein während ... Monate nicht die Zeit gefunden, jene „Verleumdungen" ... richtlich fest zu nageln, obgleich er sogleich verkündete ... daß er solches thun werde. Erst ganz neuerdings ... Herr von Hammerstein sich zu einer Klage zu entschließen ... freilich auch noch mit Zügen nach rechts und links ... erneut den Verdacht aufkeimen lassen, daß diese ... in irgend einer Sackgasse ein stilles Grab finden soll...

Dafür, daß dies nicht geschehen wird, ist gesorgt ... fühlt Herr von Hammerstein keine Lust zu gerichtlicher ... stellung, so muß im Interesse der öffentlichen Moral ... wendigerweise Klarheit durch jene geschaffen werden ... der Chefredakteur der „Kreuzzeitung" die Ausstreuung ... „Verleumdungen" vorgeworfen hat. Sie würden ... Klage gegen Herrn von Hammerstein nachzuweisen ... daß ihre Behauptungen keine „Verleumdungen" waren ... sie sind hierzu, soweit wir wissen, auch durchaus entschlossen ... Also die Oeffentlichkeit wird jedenfalls erfahren, ob ... von Hammerstein ein auf das Schwerste unschuldig ... leumdeter ist, oder ob er nicht unschuldig bloßgestellt ... wurde, sondern auf das Schwerste belastet ist. Die Alternative ... lautet augenscheinlich in ihren letzten Konsequenzen ... weis der Schuldlosigkeit oder schimpfliches Ende ... fängniß.

Die öffentliche Moral, von der mit Vorliebe die ... servativen sprechen, hat in der That ein Interesse daran ... unser politisches Leben freigehalten wird von Verleumdungen ... aber auch freigehalten wird von Persönlichkeiten, die ... schmetternde Wahrheiten, weil sie unbequem sind ... leumdungen nennen. Nachdem solche geistigen Rebel...

n sind, müssen sie im Interesse der Gesundung unserer ischen Verhältnisse unbedingt zerstreut werden.

Wir wollen auf Einzelheiten vorläufig nicht eingehen, ch das Beweismaterial, auf das sich die Ausführungen Kleinen Presse" stützen, in Berlin bruchstückweise in n Kreisen bekannt genug ist und, soweit wir wissen, ll in gleicher Weise beurtheilt wird.

Der Vorsteher der Berliner Stadtverordnetenversamm- Dr. Langerhans hat seinen 75jährigen Geburtstag gefeiert hat von seinen Berliner Mitbürgern Ehrungen mancherlei empfangen. Langerhans ist eine jener Berliner Ge- en von charakteristischem Gepräge, die ein langes Leben urch zäh und uneigennützig der Freisinnigen Partei in Parlamenten und in der heimischen Kommunalverwaltung nt haben; er ist ein sympathischer Repräsentant des tgetreuen liberalen Bürgerthums.

In Italien haben die Wahlen stattgefunden, und sie haben Regierung eine Mehrheit von mehr als hundert Stimmen acht. Dies ist ein Sieg für Crispi, auf dessen Namen sächlich die Wahlschlacht geschlagen worden ist. Daß einen Namen gewählt wird, ist schon an sich nicht ischenswerth, und nie weiß man, wie schnell eine Partei illt, die nur durch einen Namen zusammengehalten d. Es wäre daher voreilig, aus jener Zahl allzu schnelle lüsse für das Schicksal des künftigen Parlaments und des gen Ministeriums zu ziehen.

Es gibt jetzt eine Insel, die sich Republik Formosa nt. Auf die republikanische Staatsform werden die ost- itischen Inselbewohner wohl keinen Werth legen; die oklamirung der Republik heißt nur: Die Insulaner wollen Japan nicht unterwerfen. Das ist eine neue Komplikation.

Auch über die Regelung der Streitpunkte zwischen ßland und Japan hört man nichts. Wie viele Gefahren t im Osten noch schlummern, weiß man nicht; in sie sich chmals hineinziehen zu lassen, hat Deutschland gar keine rantassung. Um so einflußreicher wird unsere Stellung, wenn r, statt bei den vorbereitenden Stadien uns zu engagiren, t unsere Stimme gemäß unseren klar umschriebenen Inter- en bei der letzten endgültigen Regelung erheben.

In Washington ist der Staatssekretär Gresham ge- rben. Derselbe hat seinem Lande als General, Richter d Staatsmann werthvolle Dienste geleistet. Er war von er bemerkenswerthen Unabhängigkeit des Geistes Partei- rurtheilen gegenüber. Der Fall steht unseres Wissens in r politischen Geschichte der Vereinigten Staaten einzig da, ß ein Staatsmann, der unter einem republikanischen Prä- enten (Arthur) Schatzsekretär war, später unter einem mokratischen Präsidenten (Cleveland) Staatssekretär wurde. resham trat bei der letzten Präsidentschaftswahl offen für leveland ein, ohne daß er formell aus der republikanischen artei ausgetreten war. Es machte nicht geringes Aufsehen, ls dann Cleveland diesem „Renegaten" — allen Traditionen r Beutepolitiker zum Trotz — das wichtigste Portefeuille seinem Kabinet anvertraute. Gresham verfeindete sich äter auch mit den Jingos, den amerikanischen Chauvinisten, r welche seine auswärtige Politik nicht lärmend genug und lzu gerecht war. Deutschland hat in Gresham einen warmen reund verloren. Er schätzte die Deutschen — insbesondere uch die Deutschamerikaner — sehr hoch. Der Schreiber ieser Zeilen war Ohrenzeuge, wie Gresham in einer Unter- edung mit dem Präsidenten Cleveland das deutsche Element n den Vereinigten Staaten als den werthvollsten Bestand- heil aller Eingewanderten mit der größten Wärme heraus- trich. Bei der Frage der differentiellen Zuckerzölle stellte ich Gresham auch ohne Umschweife auf den Standpunkt, daß Deutschlands Protest gegen die differentielle Behand- lung rechtlich begründet sei und demselben deshalb durch Beseitigung der Differenzirung Genüge zu geschehen habe.

* * *

Die letzte Reichstagsbilanz.

Most bills are bad, therefore kill as many as you can: Die meisten Gesetzentwürfe sind schlecht, deshalb bringe möglichst viele um. Diese Regel des amerikanischen Parlamentarismus hat auch der deutsche Reichstag in der abgelaufenen Session befolgt, und dafür ist ihm die Bevölkerung Dank schuldig. Zu bedauern ist nur, daß nicht noch einige weitere Gesetzentwürfe, wie die Branntweinsteuernovelle und das Zuckersteuer-Nothgesetz, dem Untergange geweiht wurden. Wir sind eben glücklich dahin gekommen, daß der Reichstag zur Zeit nicht als Gesetzgeber, sondern als Gesetzhinderer sich Verdienste um das allgemeine Wohl erwirbt. Unter solchen Umständen wird sogar die Passivität des Reichskanzlers zur Tugend. Besser wäre es allerdings, wenn wir einen Reichskanzler hätten, welcher der Agrardemagogie energisch entgegenträte, wie das Graf Caprivi für seine staatsmännische Aufgabe hielt. Wäre eine solche Energie rechtzeitig zur Anwendung gelangt, so kam es weder zu einer Kommissionsberathung über den Antrag Kanitz noch zu einer Kommissionsberathung über den Antrag Heyl, betreffend die Kündigung des Handelsvertrags mit Argentinien. Auch die unkluge Resolution des Reichstags, in der eine internationale Währungskonferenz gewünscht wird, hätte nie eine Mehrheit bekommen, wenn die Reichsregierung klipp und klar erklärt hätte, daß sie an der bestehenden Goldwährung festhalte und nicht geneigt sei, sich an bimetallistischen Quacksalbereien zu betheiligen. Aber zu einem solchen aktiven Widerstande gegen die Agrarier rafft man sich nicht auf; man beschränkt sich auf einen passiven Widerstand und befolgt die Devise: Kommt Zeit, kommt Rath! Wie weit man mit diesem dilatorischen Verfahren kommen wird, muß die Zukunft lehren. Daß der preußische Junker auf diese Weise nicht zu zähmen ist, konnte Fürst Hohenlohe bereits erfahren. Auch ihm gegenüber wird es bald heißen: se soumettre ou se démettre. Mit kleinen Portionen ist der große Appetit der Agrarier nicht zu stillen. Darüber ließ ja auch der Epilog des Grafen Kanitz im Reichstage keinen Zweifel. In diesem Epilog lag politischer Humor. Er klang wie die Klage eines Hungrigen, der sich selbst bei einem wohlhabenden Freunde zu Gast einlädt, seine Lieblingsspeisen benennt, dann auch ein opulentes Menu vorgelegt bekommt, um schließlich vom Tische aufzustehen, nachdem er bloß ein paar Stückchen Zucker und einen Schnaps erhalten hat.

Die Stimmung, die bei solcher Behandlung hervorgerufen wird, pflegt gerade keine wohlwollende zu sein. Der Reichskanzler mag immerhin den Zusammenstoß mit den Agrariern verzögern, aber es bleibt ihm doch keine andere Wahl, als entweder die allgemeinen Interessen den Interessen des preußischen Junkerthums zu opfern oder den Versuch zu machen, die Wege des Grafen Caprivi zu wandeln. Fehlt es ihm für die erstere Alternative an der erforderlichen Schwäche und für die zweite Alternative an der erforderlichen Kraft, so wird er die nächste Reichstagssession sicher nicht überstehen.

Daß die Reichsregierung seit dem Abgange des Grafen Caprivi an Prestige gewonnen hätte, behaupten nicht einmal die erbittertsten Gegner des vorigen Reichskanzlers. In Preußen und Deutschland kann nur mit den preußischen Junkern oder gegen die preußischen Junker regiert werden. Das hatte Graf Caprivi vollauf eingesehen. Seine gewissenhafte Ueberzeugung machte es ihm zur Pflicht, den Kampf gegen die Junker aufzunehmen: im Interesse der Allgemeinheit und im Interesse der Krone. Er hätte den Kampf auch siegreich bestanden, wenn die Krone ihn nicht plötzlich fallen gelassen hätte. Heute, nach sechs Monaten, ist es sonnenklar, daß eine gründliche Auseinandersetzung mit dem Junkerthum schlechterdings nicht zu umgehen ist.

Soweit die praktische Politik in Frage kommt, erscheint das halbbankerotte Junkerthum, das krampfhaft eine soziale und politische Position aufrecht erhalten will, die ihm nach seinen Verdiensten um den Staat schon längst nicht mehr

gebührt, ungleich gefährlicher als die Sozialdemokratie. Sinkende Klassen sind stets gefährlicher, als aufwärts strebende Massen.

Die Liquidation des Feudalismus ist bei uns noch nicht durchgeführt. Die Verzögerung dieser Liquidation ist ein gewaltiger politischer Fehler.

Die heutige Regierungsweisheit macht hauptsächlich deshalb einen so unzulänglichen Eindruck, weil man sich immer aufs Neue abquält, Existenzen aufrecht zu erhalten, deren wirthschaftliche Wurzeln im Absterben begriffen sind. Die Parlamente sind allgemach zu agrarischen Kliniken geworden, in denen unkundige Aerzte an unheilbaren Krankheiten herumdoktern. Das möchte noch hingehen, wenn bei dieser Kurpfuscherei nicht auch die Gesunden in Mitleidenschaft gezogen würden.

Kein Wunder, daß in immer weiteren Kreisen die Meinung durchbricht: most bills are bad, therefore kill as many as you can.

Th. Barth.

Zum Börsengesetze.

III.

Der Geist des Mißtrauens gegen die Börse und der staatlichen Bevormundungssucht, von welchem der Börsengesetzentwurf durchtränkt ist, kehrt — fast möchte man sagen: selbstverständlich — in den Vorschriften über die Zulassung von Werthpapieren zum Börsenhandel wieder. Der gesunde Menschenverstand urtheilt bekanntlich, daß, wer ein ganzes Leben hindurch seine Arbeit einem bestimmten Gegenstande widmet, auch am besten Bescheid über diesen wissen wird, und so haben dementsprechend bisher die Börsenvorstände Anordnungen über die Zulassung getroffen. Sie stellten die Erfordernisse der zu veröffentlichenden Prospekte mit einer Fülle von Einzelheiten fest und überließen dem Publikum zu entscheiden, ob ihm die bekannt gegebenen Thatsachen zum Erwerbe der angebotenen Papiere genügend erschienen oder nicht. Aber für solch veraltete Anschauungen fehlt den heutigen Gesetzgebern das Verständniß, nach deren Meinung die heilige Staatsgewalt schützend und rächend hinter jedem einzelnen Erdgeborenen stehen muß. Deshalb sollen in Zukunft die Haftung der Emissionsfirmen aus den Prospekten verschärft und zur Genehmigung der Emissionen besondere „Zulassungsbehörden" gebildet werden. Außerdem wird bezüglich deren Zusammensetzung gefordert, daß von ihren Mitgliedern mindestens der dritte Theil aus Personen bestehe, welche den gewerbsmäßigen Börsenhandel nicht betreiben, wobei man an Großindustrielle und „Männer der Wissenschaft, insbesondere hervorragende Nationalökonomen" gedacht hat.

Wie in den anderen Abschnitten des Entwurfs, so wird auch hier die Börse als ein Institut angesehen, dessen Ziel auf die Ausbeutung des Publikums gerichtet ist und dem gegenüber es nothwendig sei, eine Vertretung der Interessen des letzteren zu schaffen. Aber wie wenig kennen diejenigen, die so denken, die Grundsätze, von welchen sich die Börse bei ihrer Emissionsthätigkeit leiten läßt! Jedermann wird es im höchsten Maße unwahrscheinlich finden, daß ein verständiger Kaufmann um eines einmaligen Vortheils willen absichtlich seiner Kundschaft für gutes Geld schlechte Waare liefert und dadurch den Fortbestand seines Geschäfts in Frage stellt. Und doch traut man dies dem Bankier ohne Weiteres zu, den man für die Kapitalverluste, welche das Publikum bei einigen Papieren erlitten hat, verantwortlich machen will. Wie vollziehen sich indessen diese Operationen in Wahrheit? Fast ohne Ausnahme hat der Bankier die Papiere, welche er in den Handel bringt, vorher für seine eigene Rechnung fest gekauft und für dieses sein Eigenthum sucht er nunmehr Abnehmer. Er läuft natürlich auch Gefahr, daß solche aus irgend welcher Veranlassung ausbleiben, und schon allein dieser Umstand muß ihn zur größten Vorsicht mahnen sowie ihn hindern, daß er seinerseits mit Bewußtsein ein schlechtes Effekt übernimmt, das ihm selbst später erhebliche Verluste bereiten kann. Jedoch ist auch nach bewirktem Verkaufe seine Aufgabe nicht beendet. Da er eine Emission nicht nur ein einziges Mal machen sondern sie bei der nächstgünstigen Gelegenheit wiederholen will, so wird er darum besorgt sein, daß das Publikum auch später von Neuem gerne bei ihm als Käufer auftreten wird. Er muß deshalb bei dem Kurse der von ihm herausgebrachten Papiere eine nicht kurze Zeit lang gleichsam Schildwache stehen und die Stücke, welche bis dahin wieder an den Markt kommen, anderweitig Abnehmer jedoch nicht finden, für seine Rechnung zurückkaufen. So waren manche Bankiers in den Jahren des begonnenen wirthschaftlichen Niedergangs gezwungen, sehr erhebliche Beträge früher von ihnen emittirter Papiere zurückzunehmen, wobei der ehemalige Nutzen sich in sein Gegentheil verwandelte. Sie sahen sich hierzu genöthigt, um nicht ihren Emissionskredit zu gefährden, ein Kredit, dessen Aufrechterhaltung für jedes Emissionshaus geradezu eine Lebensfrage ist. Diese Sorge des Bankiers um seine geschäftliche Ehre bietet jedenfalls dem Publikum größere Gewähr für den inneren Werth der ihm angebotenen Papiere, als jede Zusammensetzung der geplanten Zulassungsbehörden.

Es ist auch falsch, zu glauben, daß die Börse den Handel in zweifelhaften und im Kurse niedrig stehenden Papieren bevorzuge. Immer wird sich dieser nur vereinzelt und innerhalb engbegrenzter Kreise vollziehen, während das regelmäßige und täglich sich erneuernde Geschäft in den großen, werthvollen und schweren Papieren es ist, welches der Börse ihren Verdienst bringt. Jeder Makler wird aus seinen Büchern den Nachweis liefern können, wie klein, und zwar aus Gründen, welche auf der Hand liegen, zum Beispiel die Umsätze in griechischen Anleihen verglichen mit unseren deutschen Renten, in türkischen Loosen verglichen mit den Antheilen der Diskontogesellschaft sind, und dies trotzdem die ersteren einen größeren internationalen Markt haben als letztere. Eine Börse, welche nur auf zinslose Schuldverschreibungen bankerotter Staaten und Gesellschaften angewiesen wäre, müßte im Laufe der Zeit gleichfalls verarmen.

Wenn man aus durchaus unberechtigtem Mißtrauen gegen die Gewissenhaftigkeit der Bankiers, welche Mitglieder der heutigen Emissionsbehörden sind, den Eintritt von außerhalb der Börse stehenden Personen in letztere fordert, so vergißt man, daß jede Handelskammer schon jetzt solche in ihrer Mitte zählt. Aber sollten die zu berufenden Männer, wer es auch sein mag, gänzlich über jede menschliche Schwäche und Neigung erhaben sein? In der Enquetekommission wurde mitgetheilt, daß das Reichskanzleramt sich bei dem ersten Berliner Bankinstitute für die Uebernahme einer Anleihe Argentiniens, deren Erlös wesentlich der deutschen Industrie zu Gute kommen sollte, noch zu einer Zeit verwandte, als sich die dortigen Verhältnisse schon zu verschlechtern drohten. Die Diskontogesellschaft lehnte das Geschäft ab. Würden die etwa in der Zulassungsstelle Sitz und Stimme führenden Großindustriellen der Anleihe ebenso kühl gegenübergestanden haben, als der Bankier, der in erster Linie nach der Sicherheit und nur in zweiter nach der Verwendung der Anleihe fragt? Noch weniger kann die Aussicht imponiren, Männer der Wissenschaft in den Emissionsbehörden zu finden. Sollen diese hier ihre in der trauten Gelehrtenstube gesammelten Kenntnisse verwerthen? Bis jetzt war man nicht der Meinung, daß solch theoretische Studien die Praxis des Geschäftslebens ersetzen können. Oder wird verlangt, daß sie zur Beurtheilung fremdländischer Anleihen Land und Leute an Ort und Stelle kennen gelernt haben? Dann werden beispielsweise alle im Interesse unserer Kolonien aufzunehmenden Schuldverschreibungen bei denjenigen, welche die Durchquerung des dunkelsten Erdtheils fast als Sport betreiben, jedenfalls eine viel liebevollere Beurtheilung erfahren, als bei dem Bankier, der die Kulturentwicklung

h-Afrikas nur nach den vorliegenden Erfolgen ab-

Als Aufgabe der zukünftigen Zulassungsstellen hatte
nquetekommission bezeichnet, „dafür zu sorgen, daß das
kum über alle zur Beurtheilung der zu emittirenden
papiere nothwendigen thatsächlichen und rechtlichen
ltnisse soweit als möglich informirt wird“. Weniger
indessen auch die bisherigen Emissionsbehörden nicht
gt und dazu würde es der Mitwirkung hervorragender
ialökonomen schließlich wohl nicht bedürfen. Anderer-
ann wiederum der Zulassungsstelle ein Mehreres nicht
uthet werden, da sie nicht in der Lage ist, in eine
ielle Untersuchung der den Emissionen zu Grunde
den Sicherheiten einzutreten. Man kann dem Publi-
einen größeren und besseren Dienst erweisen, als in-
man ihm immer von Neuem einschärft, daß es nach
or seine eigene Sache sein muß, selbst die Augen auf-
chen und zu entscheiden, wie es sein Vermögen anlegen
daß es für seine hierauf gerichteten Handlungen selbst
erantwortung zu tragen hat. Wenn man nunmehr
ulassungsstellen mit Personen erweitert, welche der
nicht angehören, um dadurch eine Vertretung der
essen des Publikums zu schaffen: muß alsdann bei diesem
der Glaube erweckt werden, daß es in Zukunft der
en Prüfung entrathen könne?

So belastet man die Emissionsbehörde mit einer
lischen Verantwortlichkeit, welche sie gar nicht tragen
und ebenso wenig tragen soll, die aber auf den Schöpfer
Institution, also den Gesetzgeber selbst, zurückfallen wird,
d einmal eine Schädigung des kaufenden Publikums
ein unter dem neuen Gesetze ausgegebenes Papier ein-
wird. Und ist dieser Fall ausgeschlossen? Gewiß
, mag man die Emission mit noch soviel Schutzmaß-
n umgeben, die Haftpflicht des emittirenden Bankiers
so scharf greifen. Niemals wird man Veränderungen
Konjunktur und Verschlechterung der Verhältnisse des
ldners verhindern können; so gut der Einzelkaufmann
n Wechselfällen ausgesetzt ist, so gut sind es die Aktien-
lschaften und selbst die Staaten. Kein Prospekt kann
r als die zur Zeit seiner Einreichung bestehenden Ver-
nisse zur Kenntniß der Leser bringen; für die späteren
gnisse kann eine Haftung des Emissionshauses nicht ge-
ert werden. Gerade bezüglich der argentinischen, griechi-
und portugiesischen Anleihen, dieser Schmerzenskinder
deutschen Kapitals, ist schon mehrfach darauf aufmerk-
gemacht worden, daß die darin erlittenen Verluste nicht
durch unrichtige oder mangelhafte Angaben in den
spekten entstanden sondern die Folge der seit der Emission
getretenen veränderten Umstände und des Leichtsinns oder
Untreue des Darlehensnehmers sind. In Argentinien
eine maßlose Vermehrung der Umlaufsmittel zuerst wohl
kurze Periode geschäftlicher Blüthe, dann aber — was
auch unsere deutschen Münzverschlechterer merken sollten —
allgemeine Krisis und schließlich den Bankerott hervor-
ufen. Portugal verblutete sich an das Bedürfniß weitaus
rsteigenden Eisenbahn- und Hafenbauten, wozu noch die
ockung seines Handelsverkehrs mit seinem hauptsächlichen
satzgebiete, dem Tochterlande Brasilien, trat. Griechen-
d leidet an der Großmannsucht, in der orientalischen
litik eine ausschlaggebende Rolle zu spielen, und ist zur
friedigung seiner Geldbedürfnisse nicht vor dem Bruch
sdrücklich eingegangener Verpflichtungen zurückgeschreckt.
er will behaupten, daß die Emissionshäuser solchen Treu-
uch hätten voraussehen müssen? Und daneben wird nur
sehr vergessen, welch große Gewinne Deutschland anderer-
ts in langen Jahrzehnten aus fremdländischen Anleihen
der Vereinigten Staaten Nordamerikas, Oesterreichs,
ngarns u. s. f. — erzielt hat, Gewinne, welche die heutigen
erluste um ein Vielfaches überragen. „Die Zugänglichkeit
r deutschen Börsenplätze für diese (ausländischen) Papiere
t wesentlich zu der Erstarkung unseres Kapitalmarktes
igetragen und damit die Ansammlung und Heranziehung
on Kapitalien, die Befruchtung des deutschen Unterneh-
ungsgeistes und den Kredit der deutschen Staaten in nicht
zu unterschätzendem Maße gefördert“ — so sagt ein gewiß unverdächtiger Zeuge, nämlich der Motivenbericht des Börsensteuergesetzes von 1885, und diese Worte gelten wie damals so auch heute.

Es ist daher im höchsten Maße bedauerlich, daß die Enquetekommission das angebliche Mißtrauen des Publikums gegen die Emissionsbehörden in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung „erklärlich und entschuldbar“ genannt hat. Auch die von ihr vorgeschlagene und von dem Verfasser des Gesetzentwurfs aufgenommene Zulassungsstelle wird gelegentlich dem gleichen und nur noch verstärkten Vorwurfe nicht entgehen. Das Publikum wird, wenn Vertreter seiner Interessen von der Regierung berufen werden, die Mahnung des Kommissionsberichts nicht begreifen und die Erinnerung daran nur zu bald verlieren, daß ihm trotzdem „die Prüfung und die Verantwortlichkeit dafür, ob es eine Anlage in den einzuführenden Effekten für vortheilhaft erachtet, allein überlassen werde“. Man verweist auf die mittleren und kleinen Vermögen, welche durch jene Anleihen geschädigt worden seien: wäre es da nicht hundertmal zweckmäßiger, für bessere volkswirthschaftliche Durchbildung unserer Bevölkerung zu sorgen und ihr den alten Satz immer wieder einprägen zu lassen, daß hohe Zinsen und unbedingte Sicherheit nicht mit einander vereinbar seien? Daß Papiere, welche das darin angelegte Kapital mit acht und zehn Prozent verzinsen, an Werth den dreiprozentigen deutschen Reichsanleihen gleichstehen, können nur Schwachsinnige und Kinder glauben. Aber die Gesetzvorlage zwingt uns zur Annahme, daß die Regierung unsere ganze Nation nur nach diesen zwei Kategorien beurtheilt.

Der Voreingenommenheit des Entwurfs — um noch einen Abschnitt desselben zu berühren — gegen Börse, Börsenhändler und Bankiers entspricht es, wenn diese im geschäftlichen Verkehre mit ihren Auftraggebern deren Willkür preisgegeben werden sollen. Die zum Schutze der letzteren ersonnenen Maßregeln müssen in jedem Unbefangenen die Empfindung wachrufen, daß der Börsenhändler und der Bankier bisher ausschließlich von der Ausbeutung ihrer Kunden gelebt haben und gewohnt gewesen seien, sich auf deren Kosten zu bereichern. Wir versagen es uns, hier im Einzelnen auf die Rechte einzugehen, welche dem Auftraggeber in Zukunft eingeräumt werden sollen, schon aus dem Grunde, weil sie praktisch gar nicht durchführbar sind und kein Kommissionär unter ihrer Herrschaft sein Geschäft weiter betreiben kann, will er nicht daraus eine unerschöpfliche Quelle von Streitigkeiten, Prozessen, Chikanen und Denunziationen erwachsen sehen. Aber für die Auffassung, welche der Gesetzgeber von dem Verhältnisse hat, in dem die Börsenhändler und Bankiers zu ihren Auftraggebern stehen, sind jene Bestimmungen überaus charakteristisch, Bestimmungen, welche in dem Zweifel gipfeln, ob der Bankier und der Börsenhändler überhaupt zu den ehrlichen Menschen gezählt werden dürfen.

Bei der gegenwärtigen Zeitströmung liegt leider die Befürchtung nur zu nahe, daß die geplante Unterstellung der Börse unter Staatsaufsicht zur Thatsache werden wird. Aber ebensowenig es bis zum heutigen Tage gelungen ist, von einem Obstbaume, der in freier Natur wächst und gedeiht, durch seine Verpflanzung in ein Glashaus bessere und reichere Früchte zu erzielen, so wenig wird man die wirthschaftliche Bedeutung der Börse für unser gesammtes Erwerbsleben erhöhen können, wenn man sie ihrer Selbstständigkeit beraubt und sie ihrer Selbstverantwortlichkeit dadurch entkleidet. Jeder darauf gerichtete Versuch muß im Gegentheile die schädigendsten Folgen nach allen Seiten hin mit sich führen, denn auch hier heißt es, daß kein Gängelband den Segen der Freiheit ersetzen kann.

Frankfurt a. M. F. Thorwart.

Erinnerungen an Karl Vogt.

Es war im Herbst 1847, als ich Karl Vogt kennen lernte. Ich war damals ein junger Privatdozent an der medizinischen Fakultät in Berlin, aber voll von naturwissenschaftlichem Eifer; ich machte meine erste größere wissenschaftliche Reise, suchte alte Freunde auf, und freute mich, neue Einrichtungen und Forscher zu sehen. In Gießen war Liebig und sein berühmtes Laboratorium, das erste seiner Art in Deutschland. Da war auch Bardeleben, der erst später seine anatomische Prosectur mit einem Lehrstuhl der Chirurgie vertauschte. Wir kannten uns von früher her und er führte mich in seinen Freundeskreis ein. Darin befand sich auch Vogt, der erst vor einem halben Jahre von der Riviera und seinen Studien über Meerthiere abberufen war, um Zoologie zu lehren. Er hatte vorher Jahre lang mit Louis Agassiz in Neuchatel und in den Alpen gearbeitet, hatte fossile und lebende Fische studirt, Gletscher und Gebirgsformationen untersucht, war dann längere Zeit am Jardin des plantes in Paris beschäftigt gewesen, und galt nicht bloß als ein hervorragender Naturforscher, sondern auch als geistreicher und populärer Schriftsteller. Seine Unterhaltung war voll von sprühendem Witz, und vor seiner scharfen Beobachtung fand nichts Bestand, was nicht ganz sicher begründet war.

Als ein geborener Gießener hatte er den freudigsten Empfang gefunden. Das halbe Jahr hatte genügt, um ihn zum allgemeinen Liebling zu machen; selbst in den Kreisen der Damen war er ein gern gesehener Gast. Ich traf ihn mit einem großen Oelgemälde beschäftigt. Dasselbe stellte die aufsteigende Reihe der Seethiere in einer Gruppirung vor, welche dem berühmten Gemälde von der Transsubstantiation nachgeahmt war. In dem vielbewunderten Buche „Ozean und Mittelmeer" ist eine Kopie davon veröffentlicht; sie erregte in strenggläubigen Gemüthern ein Gefühl des Schreckens. Obwohl die Lehre von der Descendenz noch nicht ausgebildet war, athmete doch alles in dem Buche Darwinischen Geist. Die Aufregung der Leser kümmerte den jungen Zoologen nicht im Geringsten; im Gegentheil, er hatte auf sie gerechnet und er empfand eine tiefe Befriedigung darüber, daß manche stille Seele aus ihrer Ruhe aufgeschreckt worden war. Seine mündlichen Erläuterungen über den Inhalt seiner Darstellung wurden dabei häufig unterbrochen durch das laute fröhliche Lachen, das er bis in seine späten Jahre nicht verlernt hat.

Die beiden Hauptrichtungen, welche er sein Leben hindurch verfolgt hat, waren damals schon voll in ihm ausgebildet. Einerseits die streng wissenschaftliche, welche ihn in seinen Untersuchungen leitete und in deren Verfolgung durch die Litteratur hindurch er einen staunenswerthen Reichthum an positiven Kenntnissen sammelte. Andererseits die kritische, durch welche er jede Schwäche seiner Vorgänger, besonders seiner Gegner, zu erspähen wußte, und welche ihn zu einem der schärfsten und gefährlichsten Widersacher des Aberglaubens und des Dogmatismus werden ließ. Leser und Hörer wurden bald mit Bewunderung, bald mit Schrecken erfüllt, beidemal zu seiner großen Genugthuung, denn aus dem Gemisch beider Gefühle erwuchs der tiefe und nachhaltige Eindruck, welchen er schon damals hervorbrachte.

Aber die Zeit war für eine volle Durchführung solcher Arbeiten wenig angethan. In Mitteleuropa breitete sich eine tiefgreifende Gährung aus, welche in der allgemeinen Unzufriedenheit mit den politischen Zuständen wurzelte. Mit der Proklamation der Republik in Paris (24. Februar 1848) begann die lange Kette der Umwälzungen, welche auch Deutschland zu erfahren hatte und welche namentlich im Westen schnell eine ernste Gestalt annahmen. In Gießen bildete sich eine bewaffnete Bürgergarde und Vogt wurde ihr Oberst. Dann entsandte man ihn nach Frankfurt zum Vorparlament und bald nachher erschien er als gewählter Abgeordneter in dem Nationalparlament.

Es ist allgemein bekannt, wie schnell der [Pro-]fessor der Zoologie eine hervorragende Stell[ung in dem]selben gewann. Seine Beredsamkeit und die S[chärfe seines] Urtheils wurden auch von den Gegnern anerkan[nt. Im] Widerstreit der Parteien gelang es aber auch [ihm nicht,] einen entscheidenden Einfluß auf den Gang der [Ereignisse] auszuüben. Mit einer Beharrlichkeit, welche sein[er] Ueberzeugung entsprang, hielt er zur äußersten Linken [aus;] die einzige Anerkennung, die ihm zu Theil wurde, [beschränkte] sich darauf, daß das Rumpfparlament, in dem er [geblieben] war, ihn in Stuttgart zu einem der drei Reichsre[genten] wählte, denen die weitere Leitung der Angelegenheiten [anver]traut wurde.

Der gleichsam testamentarische Auftrag, den er [hier] erhielt, war unausführbar. Die Reichsregenten mußte[n das] Exil aufsuchen und auch Vogt fand erst in der Schwei[z eine] sichere Zuflucht. Seine Kollegen trugen sich noch [lange] Zeit mit Gedanken eines positiven Eingreifens in [die] öffentlichen Angelegenheiten; er war unbefangen genu[g, die] Nutzlosigkeit eines solchen Beginnens zu erkennen. Er [sagte] mir damals resignirt: „Rechnen Sie mich zum alten Eise[n."] Daher wandte er sich sofort wieder wissenschaftlichen Arbe[iten] zu, die er übrigens auch während seines Frankfurter Aufent[halts] nicht ganz unterbrochen hatte.

Er ging zunächst nach Bern, wo schon sein Vater, [der] Schwager der Gebrüder Follén, der in die politische Be[wegung] der dreißiger Jahre verwickelt gewesen war, [nach] der Enthebung von seinem Gießener Lehramt, eine [Pro]fessur erhalten hatte. Dann nahm er seine Studien [in] Nizza wieder auf, als deren, für das große Publikum [zu]gängliches Ergebniß die 1851 erschienenen „Untersuchungen über Thierstaaten" genannt werden müssen, eine höchst [be]deutende, wenngleich durch eingestreute Bemerkungen [über] menschliche Einrichtungen vielfach verletzende Arbeit, [deren] thatsächlicher Inhalt durch spätere Forscher in ausgedehn[tem] Maße bestätigt worden ist. Ihr folgten im Jahre 1852 [die] „Bilder aus dem Thierleben".

In demselben Jahre erhielt er die Professur für Geo[-]logie in Genf, wo er durch die Hilfe seines Freundes, [des] damals allmächtigen James Fazy, auch in eine, freilich [sehr] verengte politische Thätigkeit zurückkehrte. 1854 erschien [sein] Lehrbuch der Geologie und Petrefaktenkunde, wozu [ihm] französische Schriften zum Vorbilde gedient hatten; [es] lieferte den Beweis, wie sehr er für eine umfassende [Dar]stellung dieses Gebietes vorbereitet war. Später wurde [ihm] auch die Professur der Zoologie und die Direktion [der] Sammlungen zu Theil. Er übte in der neubegründeten Universität einen starken Einfluß. Hier entstand seine be[-]rühmte Streitschrift gegen Rudolf Wagner, der er den Titel „Köhlerglaube und Wissenschaft" beilegte und in [der] er die von seinem Gegner aufgestellte Lehre von der „doppel[-]ten Buchführung" auf das Schärfste geißelte. Der Dualismus in der Auffassung von dem Wesen des Menschen ist dadurch nicht beseitigt worden, aber in der naturwissenschaftlichen Welt ist seitdem kein namhafter Forscher mehr aufgetreten, der einen prinzipiellen Gegensatz zwischen dem Seelenleben der Menschen und der Thiere vertheidigt hätte. Für [ihn] selbst, der in seinen vorausgegangenen Arbeiten die Psycho[-]logie der Thiere durch zahlreiche Belege ausgebaut hatte, blieb keine Wahl übrig. Aber auch die nachfolgenden Forscher, welche auf experimentellem Wege tiefer und tiefer in die Mechanik der Gehirnthätigkeit und in die Analyse des Gehirnbaues eindrangen, haben den Dualismus als eine für die Wissenschaft nutzlose Formel bei Seite gelassen und damit der Kritik des Genfer Zoologen Recht gegeben.

1859 erschien die Epoche machende Schrift von Charles Darwin (Origin of species), welche die Aufmerksamkeit so[-]wohl des gelehrten, als des ungelehrten Publikums von der metaphysischen Betrachtung der organischen Welt auf die unmittelbare Beobachtung ihrer Entwicklung zurücklenkte. Der Gedanke von dem materiellen Zusammenhange aller Lebewesen war nicht neu. Hervorragende Gelehrte hatten ihn mit großem Erfolge und mit Aufbietung eines reichen Materials an thatsächlichem Wissen ausgestaltet. Aber ihr

ode hatte stets eine mehr spekulative Form behalten. nds war dies ja scharf hervorgetreten, als in Deutsch- wo man von der ganz aus deutschem Geiste geschaffenen hologie aus zu einer geschlossenen Lehre gelangt war, e in der sogenannten naturhistorischen Schule ihre Ver- ng fand. Einer der Meister dieser Schule, der berühmte hatte nach mancherlei widrigen Schicksalen gleichfalls r Schweiz eine Zuflucht gefunden. So schien dort alles ereitet, um eine neue Anschauung von der einheitlichen idlage alles Lebens aufzunehmen. Aber die damalige rwissenschaftliche Jugend in Deutschland war durch die hrung zahlreicher Verirrungen in dem spekulativen Ausbau ehre tief erschüttert. Die gewaltigen Fortschritte, welche Physik und Chemie gemacht hatten, drängten vielmehr einer Betrachtung auch der organischen Welt im ie dieser Wissenschaften. Schnell gelangte man dazu, Zellenbildung als eine Art der Krystallisation anzusehen die eigentliche Forschung nicht so sehr auf den Zu- menhang der Lebewesen im Sinne der Erbfolge, als die Bedingungen für das Entstehen neuer Zellen organischen Bildungsstoffen und unter den physikalischen ingungen ihrer Umgebungen, des sogenannten Milieu, richten. Die naturhistorische Schule wurde fast verpönt, :nfalls war sie ohne Kredit.

Das hauptsächliche Verdienst Darwin's lag darin, daß durch unumstößliche Beweise, zumeist aus der praktischen ahrung der Domestikation, der Thier- und Pflanzenzucht, Umgestaltung einer Art in eine andere kennen lehrte d so den wirklichen Hergang der Entstehung neuer Arten, s Transformismus (der Metaplasie), zur Anschauung achte. Mit großer Vorsicht und Zurückhaltung beschränkte seine Darstellung vorerst auf das kleinere Gebiet der Arten. er die Versuchung, von der Art (species) auf die Gattung enus) überzugreifen und die thatsächliche Einzelanschauung induktiver Weise zu einer allgemeinen Doktrin auszu- lden, war so groß, daß alsbald zahlreiche Jünger ihr er- gen und daß sich unter dem Namen der Darwinisten eine ets zunehmende Zahl von Nachfolgern erhob, von denen iele den Naturhistorikern in spekulativem Eifer nicht nach- anden. Darwin selbst wurde durch sie allmählich aus iner Zurückhaltung herausgedrängt; obwohl er niemals lle Konsequenzen des Darwinismus anerkannt hat, so :hlte denselben — wie man annahm — doch keineswegs ie stille Billigung des Meisters.

Vogt wurde alsbald unter den Darwinisten einer der :ifrigsten. Nicht mit Unrecht gilt er als der eigentliche Vertreter der sogenannten Affentheorie. War der Mensch entstanden, wie man von den anderen Lebewesen glaubte, durch die Umgestaltung einer früheren Art oder Gattung, so boten sich die Affen als die nächsten Anwärter dar. Hatte doch schon seit Galen die Menschenähnlichkeit der Affen so sehr im Vordergrunde der Lehre gestanden, daß man die Anatomie des Menschen auf die Zerlegung des Affenkörpers begründet hatte, ja daß die Anatomie des Menschen genau ge- nommen durch fast anderthalb Jahrtausende nichts anderes gewesen war, als eine angewendete Affenanatomie. Vogt nahm diese Vergleichung auf. Indem er sich unter den Menschen umschaute, haftete sein Blick auf einer, un- zweifelhaft von Menschen gezeugten Art von Individuen, für welche die Gebirgsthäler der Alpen in den vom Cretinis- mus heimgesuchten Gegenden häufige Beispiele bieten. Man hatte solche Individuen ihrer mangelhaften Kopf-, bezw. Schädelbildung wegen Mikrocephalen genannt. Vogt ging einen Schritt weiter und nannte sie Affenmenschen. In einer vorzüglichen, mit größter Sorgfalt und Hingebung durchgeführten Arbeit, welche 1866 erschienen ist, legte er die Ergebnisse seiner Untersuchungen vor. Soweit seine Darstellung die wirklichen anatomischen Verhältnisse betrifft, wird sie stets ein werthvoller Beitrag zur Kenntniß mensch- licher Abweichung bleiben. Aber sie scheiterte an der Klippe der Spekulation, da, wo es sich darum handelte, eine Er- klärung für die Abweichung zu finden. Unter dem Druck der darwinistischen Doktrin glaubte Vogt, die Erklärung darin zu finden, daß im Laufe der Generationen frühere Typen der Bildung wieder zum Vorschein kommen, welche durch die fortschreitende Entwicklung des Genus, gleichviel ob durch Kultur oder durch sonstige Einflüsse des milieu, ver- schwunden waren. Die Mikrocephalie war für ihn nur eine der Erscheinungen, welche man unter dem Namen des Atavismus, des Rückschlages, zusammenfaßt. Diese Er- klärung mußte jedoch von den Anatomen und Pathologen zu- rückgewiesen werden. Es hat sich kein Affe gefunden, der in Wirklichkeit mit den Mikrocephalen übereinstimmt, weder im Schädel, noch im Gehirn. Die Mikrocephalie ist eine ganz eigenartige (sui generis) Abweichung, die nicht als eine natürliche, sondern als eine krankhafte zu betrachten ist, so gut wie der Cretinismus überhaupt, den man lange vor Darwin auch für eine atavistische Wiederholung eines ursprünglichen ethnologischen Typus ausgegeben hatte.

Indeß die Ernüchterung ist erst allmählich eingetreten. Vogt fand jedoch, als er noch in voller atavistischer Doktrin schwelgte, ein anderes Gebiet, welches eine Fülle von Neuigkeiten darbot und welches auf die Geschichte des Menschen in der Urzeit ein helles Licht verbreitete. Es war das Gebiet, welches man seitdem die Prähistorie genannt hat. Kurz hintereinander folgten sich die Entdeckung geologischer Gegenstände, welche als Manufakte des Menschen erkannt wurden, aus der Zeit des Diluviums, also aus einer Zeit der Erdbildung, in der nach der geltenden Lehrmeinung der Mensch noch gar nicht existirt hatte, und die Entdeckung der Pfahlbauten, welche die Wege der vorgeschichtlichen Kultur unmittelbar zur Anschauung brachte. In Frankreich Boucher de Perthes, in der Schweiz Ferd. Keller erzwangen die volle Anerkennung auch der widerwilligsten Kritiker. Eine allgemeine Bewegung zur Auffindung ähnlicher Objekte ergriff ganz Europa und Amerika. Internationale prähisto- rische Kongresse wurden abgehalten, um die Funde der ver- schiedenen Länder an Ort und Stelle zu mustern und die gegenseitigen Erfahrungen auszutauschen. Das war die Gelegenheit, wo auch ich mit Vogt wieder zusammentraf (Bologna, Brüssel) und wo wir endlich in gemeinsamem Handeln eine praktische Leistung von nachhaltigem Erfolge hervorbringen konnten.

Ich meine die Gründung der anthropologischen Gesell- schaften in Deutschland. Vogt hatte in wirkungsvoller Weise vorgearbeitet. Er war durch ganz Deutschland und ver- schiedene Nachbarländer als Wanderlehrer umhergezogen, um die neu gewonnenen Thatsachen auch dem größeren Publi- kum vorzutragen. Eine Masse vortrefflich ausgewählter und selbst ausgeführter Wandillustrationen diente ihm als Vor- lagen. Seine lebendige, klare und geistreiche Darstellung, seine von reicher Erfahrung und warmer Begeisterung getragene Beredsamkeit sicherten ihm überall die Theilnahme und den Beifall der Hörer. So sahen und hörten wir ihn auch in Berlin im Anfange der sechziger Jahre, zu einer Zeit, wo von dem alten Reichsregenten der Fluch der Verbannung genommen war. 1863 erschienen seine „Vorlesungen über den Menschen“; sie wurden der Ausgangspunkt für eine üppige, alle Zweige der Presse überfluthende Litteratur.

Im Herbst 1869 trafen wir uns auf dem prähistorischen Kongreß in Kopenhagen. Das nordische Museum enthielt alle diejenigen Schätze aus vorgeschichtlicher Zeit, welche zwei Generationen sorgsamer und genauer Forscher zusammen- gebracht hatten. Da lagen die Funde aus den Kjökkenmöd- dinger (Küchenabfallshaufen) und von entblößten Stellen der Seeküste neben zahlreichen Schädeln aus der Stein- und Bronzezeit und neben dem endlosen Material aus Stein, Metall, Thon u. s. w. aus den Gräbern von Jahrtausenden wohl geordnet neben einander. Nirgends sonst war die Chrono- logie der ungeschriebenen Geschichte der Menschheit so über- sichtlich und in so zuverlässigen Beweisstücken zusammengestellt. Voll von Bewunderung kehrten wir zurück, zugleich mit Trauer erfüllt, daß in Deutschland, trotz der Fülle prähisto- rischer Fundstätten, von denen man schon damals wußte, ein namenloses Chaos herrschte, höchstens unterbrochen durch un- fruchtbare und willkürliche Träumereien über geschichtliche Völ- ker, welche die vorgeschichtlichen Werke vollbracht haben sollten.

In diesen Gedanken begegneten wir uns wenige

Wachen später auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Innsbruck. Hier gewannen unsere Wünsche eine feste Gestalt. Zum ersten Mal wurde eine anthropologische Sektion gebildet, und hier geschah es, unter stetem Treiben von Vogt, daß ein Aufruf erlassen wurde, der zur Bildung einer deutschen anthropologischen Gesellschaft und zugleich zur Gründung von Ortsvereinen aufforderte. Der Aufruf hatte eine überraschende Wirkung. Noch in demselben Jahre wurde die Berliner Gesellschaft gegründet, im Anfange des nächsten die Wiener und die Münchener; im Frühjahr fand die konstituirende Versammlung der deutschen Gesellschaft zu Mainz statt. Die 25 jährigen Jubiläen sind im Laufe der letzten Monate gefeiert worden und überall ist des großen und bahnbrechenden Verdienstes von Karl Vogt mit herzlichem Dank gedacht worden. Die Berliner Gesellschaft, deren Ehrenmitglied er war, konnte sich noch eines Glückwunschschreibens von ihm erfreuen.

Jetzt gehört er der Geschichte an und sie wird nicht zögern, das Urtheil über ihn zu sprechen. Vor ihrem Richterstuhl werden die Parteien sehr verschiedene Anträge formuliren. Der ernste Forscher wird anders beurtheilt werden sollen, als der lustige Spötter, dem die Theologen so häufig Gelegenheit zu Angriffen boten. Der Mann der Wissenschaft wird andere Freunde haben, als der politische Kämpfer, dem der äußerste Radikalismus mundgerecht war. Was wird das Gesammturtheil sein? Die Menschen wollen Erfolge sehen, um Lorbeeren darzubringen. Nur selten vermag der Besiegte ihre Theilnahme an sich zu fesseln.

So ist es Vogt in der Politik ergangen. Er hat fliehen müssen fast in demselben Augenblick, da er zum Reichsregenten erwählt war. Ungleich anderen Flüchtlingen, hat er niemals versucht, aus seiner und des deutschen Parlaments Niederlage Kapital zu schlagen. Ohne Zögern ist er zu der Arbeit zurückgekehrt, aus welcher die Revolution ihn aufgescheucht hatte. In demselben Lande, in dem er seine ruhmvolle Arbeit auf den Bahnen der Wissenschaft begonnen hatte, trat er als einfacher Bürger in die Reihen der liberalen Partei ein. Aber es gelang ihm nicht, die volle Anerkennung seiner neuen Mitbürger zu gewinnen. Sie vergaßen es ihm nicht, daß er kein Schweizer von Geburt war. Wüßten wir es nicht aus seinen eigenen Briefen, daß man nicht aufhörte, in ihm den Fremden zu sehen, so würde man es aus der geringen Theilnahme erkennen, welche sein Leichenbegängniß in der Stadt, der er mehr als 40 Jahre in den verschiedensten Stellungen gedient hatte, gefunden hat. Der Nativismus trug den Sieg über die Dankbarkeit davon. Er, der aufgehört hatte, ein deutscher Bürger zu sein, hat es nicht erlangt, daß er als ein Schweizer, oder sagen wir lieber, daß er als ein Genfer hochgehalten wurde.

Auch seine wissenschaftliche Stellung ist nicht voll gewürdigt worden. Es würde eine lange Aufzählung immer neuer und trefflicher Werke nöthig sein, um auch nur das zu nennen, was er seit seiner Berufung nach Genf veröffentlicht hat. Für ihn hat es, so lange seine Gesundheit fest war, keine Pause in der litterarischen Thätigkeit gegeben. Hätte er nichts weiter gethan, als dieses, so würde er stets als ein hervorragender Schriftsteller gegolten haben. Aber man vergaß ihm seine Affentheorie nicht. Sie erschien der Menge als eine Niederlage, die keine Vergebung verdiente. Und doch war es nicht diese Theorie, welche seine Stellung in der Wissenschaft angreifbar gemacht hatte, sondern nur der Versuch, diese Theorie durch die Geschichte der Mikrocephalie zu stützen und den Atavismus gleichsam durch Autopsie zu erhärten. Wie viele andere Naturforscher haben sich derselben Theorie zugewandt, ohne den Glauben an ihre Bedeutung zu gefährden! Ist nicht Darwin selbst mehr und mehr auf diese Seite getreten? Und doch hat das dankbare England seine Leiche in der Ruhmeshalle von Westminster beigesetzt! Aber er hat die Orthodoxie geschont, während Vogt bis zu seinem Ende derselbe Ketzer geblieben ist, der er von Anfang an gewesen war. Das sollte ihm nicht vergessen werden.

Wir in Deutschland konnten nicht die Aufgabe übernehmen, in retrospektiver Beleuchtung die geschei… nungen des Politikers oder die Mißgriffe des … einer herben Kritik zu unterziehen. Waren mit de… dung des Deutschen Reiches auch bei Weitem ni… die Wünsche erfüllt, welche wir auf dieselbe … hatten, so war doch die Form gewonnen, welche … nationalen Entwicklung ihre nächsten Wege … zeichnete, und Niemand dürfte es bezweifeln, daß … Frankfurter Parlament auf lange hin die Richtung … stellt hat, in welcher sich die politische Thätigkeit zu be… hatte. Und in der Wissenschaft hat Vogt Alles, was … ihm mangelhaft war, dadurch ausgeglichen, daß e… prähistorischen Forschung den Boden geebnet und in … weiten Kreise volksthümlicher Mitarbeit geleitet hat. … Jubiläen unserer anthropologischen Gesellschaften haben … Namen des Mannes, der als einer der ersten Apo… neue Lehre verbreitete, in die Erinnerung der Gegenwart … der Nachwelt zurückgeführt. Wo alle untreu wurden, blieben wir ihm treu.

Hier mag es gestattet sein, des einzigen Mannes … Schweiz zu gedenken, der ihm durch alle Wandlungen des … Geschicks Freundschaft bewahrt hat. Schon im Jahre … als Vogt sich nach Neuchatel zu Agassiz begab, kam … Begleitung von Desor. Auch dieser herrliche Mann … in Deutschland geboren, in der Kolonie Friedrichsdorf … Homburg vor der Höhe; auch er hatte in der Schweiz … Zuflucht gefunden, und er wurde nun ein eifriger … arbeiter in dem Triumvirat, welches durch methodische … obachtung die Gletscherbewegung feststellte und dadurch … Lehre von der Eiszeit vorbereitete. Nach mancherlei we… vollen Schicksalen in beiden Kontinenten kehrte er … Neuchatel zurück und wurde später ein wohlhab… und einflußreicher Bürger. In dem Hochthale … Combe Varin im Jura gründete er ein bescheidenes … wesen, das bald der Sammelpunkt für alle Freunde … Naturforschung und der freien Auffassung von der … wurde. In der Allee schöner Laubbäume, welche zu je… Hause führte, trug jeder Stamm den Namen eines … Besucher. Hier lebte auch die Erinnerung an die ge… same Jugendarbeit in alter Stärke fort; hier fand Vogt … allen Zeiten weisen Rath und materielle Hilfe. Er … dem viel beklagten Freunde in seiner kleinen Schrift … „Ed. Desor. Lebensbild eines Naturforschers" ein dauerndes … Gedächtniß gesichert. In der That, einen treueren Freund … hatte er nicht. Diese eine Freundschaft wog viele Freund… schaften auf.

Es wird einmal die Zeit kommen, wo diese be… würdige Periode sine ira et studio dargestellt werden wird. Denn sie ist von so eingreifender Bedeutung für die Entwicklung nicht bloß der wissenschaftlichen Forschung, sondern auch de… öffentlichen Geistes gewesen, daß ihre Kenntniß für jeden noth… wendig ist, der diese Entwicklungsstufe verstehen will. Dann w… auch Carl Vogt in seinem innern Wesen, das durch manch… äußere Zuthat mehr als gut ist, verschleiert war, voll gewürdigt werden; dann wird man erkennen, welches ernste Streben … nach Wahrheit, welche Ausdauer und welcher Scharfsinn … der Erforschung der Natur und namentlich des Lebens diesem … seltenen Manne eigen waren.

Rud. Virchow.

Bilder aus der Toscana.

II.

Badeleben in Monsummano.

Die heiße Tropfsteinhöhle von Monsummano be… Pistoja ist in Deutschland keineswegs unbekannt. Nicht … nur wird sie in allen Reisehandbüchern für Italien erwähnt, sondern es haben auch deutsche Professoren, Gräfe (im „Dresdner Journal" 1881), Carl Vogt (in der „N. fr. Presse",

»ch andere medizinische Autoritäten und Naturforscher ›er dieses merkwürdige natürliche Schwitzbad ausführ- rnehmen lassen. In Italien steht die Grotte „Giusti", . nach dem ursprünglichen Grundbesitzer, dem Cavaliere nik Giusti, heißt, in höchstem Ansehen, seitdem hier ten Helden Garibaldi seine bei Aspermonte empfangene e sich schloß. Auch Kossuth ist in der Grotte von ımmano von schweren rheumatischen Leiden geheilt n. Die Namen dieser beiden berühmten Besucher en daher auf kleinen Marmortafeln rechts und links Eingang zur Höhle.

In allen den mir zu Gesicht gekommenen Schriften sich aber sehr wenig über das eigentliche Badeleben lonsummano und über die nähere Umgebung des rtes gesagt. Da ich dieses Badeleben nun aus eigener rung kennen lernte, indem ich hier die Folgen eines lohrkatarrhs auszukuriren suchle, will ich mich hierüber ;ächlich verbreiten, muß aber doch für Leser, welche dieser einzigartigen Grotte noch gar nichts wissen sollten, . Angaben vorausschicken.

Eine halbe Eisenbahnstunde von Pistoja entfernt liegt Station Pieve bi Nievole, wo man immer Fuhrwerke : findet, die zur Grotte Giusti fahren. Die Fahrt :t eine starke halde Stunde, geht durch den stattlichen en Monsummano und dann an den Fuß des öden steinberges gleichen Namens, wo, umgeben von freund- n Olivenpflanzungen, Weinbergen und von Gärten, schon zu Anfang Mai in vollem Rosenflor stehen, das gestreckte Badeetablissement liegt. Die Tropfsteinhöhle bet sich im Berge dicht hinter dem Hotel und ist mit rem durch Gänge verbunden, so daß man sich des gens vom Bette aus im Badekostüm sofort in die tte begeben kann.

Diese Höhle wurde 1849 von Steinbrucharbeitern ent- . Die Arbeiter hatten einen mächtigen Block heraus- ·belt; Steine, die in die entstandene Oeffnung zurück- ten, schienen in einer gewissen Tiefe in Wasser zu fallen. Neugier war geweckt; ein beherzter Mann ließ sich in Tiefe hinab. Als er, mit Schweiß bedeckt, zurückkehrte, nte er sich nicht genug thun im Preisen der Naturwunder, er gesehen hatte. Der ganze Berg da drinnen scheine l zu sein, wenigstens erstrecke sich ein Höhlengang tiefer, es räthlich sei, ihm zu folgen. Denn eine furchtbare ze herrsche da drin und ein See heißen Wassers liege wärts zur Linken.

Dieser erste Bericht stellt sich als nicht zu überschwäng- ; heraus. Andere Besucher, die, mit Fackeln reichlich sgerüstet, in den Berg eindrangen, bestätigten, daß sie e Höhle von herrlichster Stalaktitenbildung angetroffen b das Ende des Höhlenganges nicht erreicht hätten. Es ıg hier gleich bemerkt werden, daß auch bis heute die öhle nicht vollständig erforscht ist. Es besteht z. B. kein oeifel, daß sie eine gewisse Ventilation besitzt, eine stetige ıfterneuerung, indem trotz den heißen Dämpfen, welche n beiden großen und tiefen Teichen entsteigen, man auch i stundenlangem Aufenthalt im Innern keine Athmungs- eläftigung empfindet und die Lichter, mit denen die Höhle ıd ihre Gänge beleuchtet sind, schön hell brennen; wo aber e Kamine, welche diese angenehme Lufterneuerung be- irken, sich durch das Gestein ziehen, vermag Niemand :nau zu sagen.

Die Regierung — damals noch Leopold II. — nahm ſenntniß von der Entdeckung und der Großherzog selbst esuchte den Ort. Als nun um dieselbe Zeit ein armer Bursche aus dem nahen Montecatini, ein gewisser Giovanni Benedetti, der schon seit Jahren von furchtbaren Schulter- und Armrheumatismen gequält und hiedurch arbeitsunfähig war, aus Neugier eines Tages die Grotte detreten und, von ihrer Großartigkeit überwältigt, eine Stunde darin ver- weilt hatte, fand sich, daß beim Austritt alle seine Schmerzen in Arm und Schulter verschwunden waren. Dieser schier wunderbaren Heilung folgten sofort ein paar andere. Der intelligente Arzt der Gemeinde begann zu merken, welche Schatzkammer der Natur sich hier erschlossen hatte; zum Glück lag sie auf dem Gebiet der ausgezeichneten Familie Giusti, — derselben, welcher der 1850 verstorbene Dichter Giuseppe Giusti angehörte; — es hatte keine Schwierigkeit, Personen von solcher Bildung und Aufgeklärtheit zu über- zeugen, daß sie gewissermaßen verpflichtet seien, hier eine Heilanstalt zu errichten. So wurde denn 1852 die Höhle im Innern auf geeignete Weise zugänglicher gemacht und neben ihrem Eingang eine Badehotel erstellt, das mit der Zeit eine Vergrößerung erfuhr, immerhin aber auch jetzt mehr als 50 bis 60 Badegäste nicht wohl beherbergen könnte. Die jetzigen Eigenthümer, drei junge Herren Babbini, mütterlicherseits von der Familie Giusti stammend, leiten das Etablissement mit Umsicht und Takt; doch kann man sich dem Eindruck nicht ganz verschließen, daß ein deutscher oder schweizerischer Besitzer aus einem so einzigartigen Naturwunder von solcher Heilkraft bei gehörigem Unter- nehmungsgeist viel mehr machen würde. Dieser Berg voll heißer Dämpfe, ein tepidarium, das seinesgleichen in der ganzen Welt nicht hat, könnte z. B. auch ein Wintersana- torium ersten Ranges abgeben, wenn die nöthigen Bauten hierfür hergestellt würden. Auch fällt auf, daß England von der Grotte Monsummano bis jetzt gar nicht Notiz ge- nommen hat. Als echte Nobili thun die Eigenthümer offenbar so viel wie nichts für Reklame. Monsummano ist folglich „Albioninfrei"; Deutsche, Schweizer, hie und da ein Russe, sind außer den Italienern, die aber erst in den Monaten Juni bis September die Bäder besuchen, die einzigen Bade- gäste.

Der Verlauf eines normalen Badetages ist ungefähr folgender. Etwas nach 7 Uhr Morgens erscheint der statt- liche Oberkellner Giuseppe mit dem Frühstück, das man, als Kurpatient, am besten im Bette einnimmt. Bei der gewaltigen Breite des Bettes hat es keine Schwierigkeit, einen Theil des nächtlichen Lagers als flachen Tisch zu be- nutzen. Das Frühstück darf jedoch kein kopioses sein, eine Tasse Kaffee oder Thee mit ein Paar englischen Zwiebacks, (die in Florenz gebacken sind und Savoia heißen), ist alles. Denn man soll die Grotte zwar nicht nüchtern, aber noch weniger satt betreten. Gegen acht Uhr ist es Zeit, sich auf den Weg zu machen. Wir beschuhen also den Fuß mit Ledersandalen und schlüpfen in das weiße Leinengewand, das jeden Morgen vor unsrer Thür bereit liegt. Als ich es zum ersten Mal anlegte, erinnerte ich mich, daß früher unter den Bourbonen in Neapel die zum Tode Verurtheilten in eine ähnliche Tracht, die denkbar einfachste, gesteckt wurden und mußte mir gestehen, wie furchtbar raffinirt dergleichen ausgedacht ist, um die letzte Energie eines sol- chen Unglücklichen zu brechen. Das bischen nackte Mensch- lichkeit in einem leinenen Kittel und in schlurfenden San- dalen — man kommt sich merkwürdig reduzirt vor, während man in diesem Aufzug die Korridore durchwandert, wo, aus andern Thüren tretend, ähnliche Gestalten sich anschließen. Die Geräumigkeit der aus drei Abtheilungen bestehenden Grotte, ihre relative Dunkelheit — von ungefähr 60 Stearin- lichtern erhellt —, endlich die Art der Verhüllung der Badenden gestattet, daß Herren und Damen gleichzeitig in der Grotte sich aufhalten können, ohne einander im minde- sten zu geniren.

Wir gelangen nun über eine Stiege zu dem durch doppelte Thüren gegen die äußere Luft wohlverwahrten Grotteneingang. Hier nimmt uns ein alter Badewärter in Empfang, der in seinem weißen Gewande jeden Augenblick im Priesterchor der „Aida" auftreten könnte. Unter seiner Führung betreten wir den heißen, engen, dunkeln Gang. Uns zu Häupten phantastische Stalaktitenbildungen, röth- lichbraune Trauben, eigenthümliche Zapfen des von Wasser leise übersickerten Kalkgesteins; zu Füßen die dunkle heiße Flut, aus welcher die nicht sichtbar werdenden Dämpfe emporsteigen. So oft ich diese 247 Meter lange Höhlen- wanderung zurücklegte, — jedesmal war ich neuerdings gefangen von dem Zauber, den sie auf mich ausübte. Dieses stygische dunkle Gewässer, das vor Jahren eine Barke verschlang, die nie mehr zum Vorschein kam, diese bergwerk-

artigen Höhlengänge, die schwarzen Schatten hinter den vorspringenden, abenteuerlichen Formen der Steinbildungen, die Lichtreflexe an den feuchten Wänden, die hohen Bogen an den Orten, wo die Grotte sich erweitert, die Kammern von ungleicher Temperatur, die sie darbietet, und nun, durch alles dies, in erstaunlicher Hitze das stumme Wandern der weißen Gestalten, die wie Schatten der Unterwelt dahinziehen, — das waren Eindrücke, die auch durch häufige Wiederholung sich nicht abschwächten.

Was die Kammern von ungleicher Temperatur betrifft, so sind es ihrer drei und es versteht sich von selbst, daß zu ihren Namen Dante's Gedicht herhalten mußte. Nur liegt hier das Paradiso, — der verhältnißmäßig kühlste Ort, — im Anfang der Wanderung mit 27,5 Centigrades. Dann folgt das Purgatorio mit etwas höherer Temperatur, endlich, als hinterste Höhlenkammer, das Inferno mit 35 Centigrades.

Hier, im Inferno, brachte ich jeden Morgen ungefähr ein Stündchen zu; schon nach zehn Minuten perlte der Schweiß. Aber es war damit keine unangenehme Empfindung verbunden. In römisch-irischen Bädern, wo man nur Hitzestrahlen ausgesetzt ist, werden Einem die Augen leicht trocken und brennend. Hier, wo der Hitze natürlicher Wasserdunst sich verbindet, den man übrigens nicht als eigentlichen Dampf zu sehen bekommt, fehlt jene Empfindung des Ausgetrocknetwerdens. Und doch wird man thatsächlich ausgetrocknet. Fünf Bäder genügen, um im Körpergewicht eine Abnahme um drei Kilo herbeizuführen. Damit ist nun freilich auch gesagt, daß nur sehr robuste Naturen dieser Bäder sich wochenlang ohne Unterbrechung bedienen dürfen, schwächere müssen nach je 4—5 Tagen einen Tag pausiren.

Meistens saß ich allein in der durch einen hölzernen Kronleuchter matt erhellten Höhle, manchmal gesellte sich der alte Badewärter zu mir und ließ sich gern allerlei erzählen von fremden Ländern, ob wirklich in der Schweiz ewiger Winter herrsche und die Leute es ohne König und Nobili auszuhalten wüßten und ob die Engländer Christen seien. Er machte zu allem hübsche, gescheite Anmerkungen, es war mir ein neuer Beweis für die Thatsache, daß es hier zu Lande den einfachen Leuten im Volke wohl an Schulbildung, gewiß aber nicht an Geist und Urtheil gebricht.

War nun meine Schwitzzeit abgelaufen, was sich an einer großen Uhr im Inferno ablesen ließ, so wurde ich die in die Gegend des Paradiso zurückgeführt, dort meiner leichten Hülle entledigt, abgerieben, in ein mächtiges Leintuch eingewickelt, das auch den Kopf verhüllte und herauf noch mit zwei rauhhaarigen, dicken, wollenen Decken umwunden. In diesem Aufzug, als ein bärtiges bambino und als recht unbehilflicher Popanz, verließ ich die Grotte und wurde von einem andern Badediener in mein Zimmer geleitet, dort ins Bett gelegt, zugedeckt und einem fernern halbstündigen Schwitzen überlassen. Dann erst durfte ich definitiv aufstehen und mich anziehen. Darüber war es meistens zehn Uhr Vormittags geworden. Um diese Zeit wurde das zweite Frühstück eingenommen, eine angenehme aus drei Gängen bestehende Mahlzeit mit Wein. Das Pranzo, die Hauptmahlzeit, erfolgte um $5^1/_2$ Uhr Abends. Der Koch machte seine Sache immer vortrefflich, indem er auf geschickte Weise gewisse Speisen der französisch-internationalen Table d'hôte mit jenen feinen Gerichten zu kombiniren wußte, welche der italienischen Küche bei allen Kennern einen so guten Ruf eingetragen haben.

Die Güte dieser Mahlzeiten muß um so mehr hervorgehoben werden, als das Badehotel außer den Tafelfreuden seinen Gästen sonst nicht sehr viel bietet. Ein Lawn-Tennis z. B. ist nicht vorhanden, dafür aber auch keine englische Gesellschaft, keine englische Kirche mit Harmonium; auch keine deutsche oder sonstige Kegelbahn. Dafür — Ruhe, Ruhe und noch einmal Ruhe und eine freundliche nächste Umgebung, die, wenn man nur ein wenig in die Höhe steigen mag, sofort in eine großartige Landschaft sich umsetzt.

Vor dem langgestreckten Badegebäude zie[…] anlagen mit Laubgängen (Pergola) sich hin, [...] im Mai von allen Arten blühender Rosen du[…] die weißen Blüthen eines gewaltigen Akaz[…] streuten sich und ihren süßen Duft über […] Weiße Schlingrosen — hier spanische genannt — w[…] in die Wipfel der schwarzen Cypressen geklettert. […] Baum ist überhaupt häufig in der toskanischen La[…] und veredelt manches am Bergeshang liegende […] gehöfte zur Böcklin'schen Villa. In den Feldern […] der Oelbaum vor, ganze Hügelabhänge um das […] Badehotel sind mit seinen silbergrauen Wipfeln bedeckt […] zwischen wird Wein gezogen. Andere Aecker wo[…] Korn oder von dem prächtigen Futterkraut Lucerne […] hier zu Lande so große, dunkelrothe Blüthendolden […] Die Landschaft war überhaupt vor Mitte Mai voll […] voll Duft und voll Wärme. Wer Naturfreund i[…] sich daher in diesem toskanischen Badeorte gewiß nich[t] […] weilen, da ihm jeder Schritt neue Schönheiten enthüll[t] […] liebte es, in einen Weinberg zu treten, der sich nach […] westen an den Garten des Hotels schließt. Schon v[…] konnte ich die sanften Wellenlinien der Berge erschau[en] […] sich gegen Lucca hinziehen; sie bilden im Verein m[it] […] Bergen von Serra-Valle und dem im Norden […] steigenden Apennin eine Art großer Bucht, in welc[her] […] bis Florenz, Pisa, Livorno sich erstreckende Ebene […] Diese Ebene nimmt manchmal schon am Tag in der […] eine so dunkelblaue Färbung an, daß man glauben […] sie selbst sei das Meer, an das sie im Westen grenzt. […] Mittag durch die von Wärme zitternde Luft ins weite […] zu schauen, war mir ein hoher Genuß. Am Abend […] alles in tiefviolette Färbung über. Nachts aber, da […] und sprühte die Luft von Myriaden schwebender Phos[phor]- […] funken, indem die leuchtenden Johanniswürmchen in […] sich nicht begnügen, bloß im Grase zu liegen, sondern […] lich schwärmen mit einem blitzartig schießenden Flug […] scharfen Ecken. Die Erde schien ein zweiter, tausend[…] reicherer Sternenhimmel zu sein und dieses leuchte[nde] Leben, das aus der schwarzen Finsterniß hervordrang, […] Freude des Daseins, hatte nicht bloß für die Augen e[…] Bezauberndes, sondern auch etwas Rührendes für He[rzen] […] die in den Mitgeschöpfen sich selbst und das Göttliche […] finden wissen.

Wer nun vollends Spaziergänge mit einiger Steig[ung] nicht zu scheuen braucht, dem bieten sich vom Bade[…] aus namentlich zwei höchst anziehende Punkte dar, […] denen jeder in weniger als einer Stunde sich erreichen […] Das eine Ziel ist der Gipfel des Monsummanoberges […] in dem die Höhle liegt. Seine dem Thal zugewan[dte] Vorderseite sieht kahl und grau aus, ist aber in der […] wenn man auf ihr emporklimmt, nicht so pflanzenarm, […] man von weitem denkt. Außer den Wachholderbüschen […] zu Anfang Mai schon Beeren halten, gedeihen hier […] Menge starkriechender Kräuter wie Thymian, Arthe[misia] absynthiaca, Anis u. s. w., und strömen in der be[…] Abendsonne einen betäubenden Duft aus. Indem nun […] lose Eidechsen zwischen diesen Pflanzenbüscheln und […] Kalkgestein hin und her schlüpfen, zuweilen auch ein […] reife Erdbeeren den Wanderer erquicken, ist man fortwä[hrend] von kleinen Eindrücken in Anspruch genommen und […] sich auf dem Gipfel, ehe man es nur erwartet hatte. […] führt aber auch ein recht bequemer, durch eine Sch[…] zwischen zwei Hügel gehender Weg nach Monsummano […] Hier mag wohl in den etruskischen Zeiten das eigentl[iche] Monsummano gestanden haben, da die Etrusker durch[…] auf die Berge bauten, indem sie die Fieberluft der dam[als] noch wenig kultivirten Ebene fürchteten. Die Ringmau[ern] jedoch, welche jetzt auf dem Bergesgipfel eine Kirche […] ein Paar Häuschen einschließen und allerdings einen […] stattlichen Umfang aufweisen, sind mittelalterlichen Ursprungs. Ich traf es an einem Sonntag Abend, daß dort oben […] Fest des örtlichen Kirchenheiligen war abgehalten w[orden]. Noch wimmelte der Berg von frohen Leuten, die sich […] aus allen umliegenden Dörfern zusammengefunden […]

gewiß schon in den alten heidnischen Zeiten war auch ›as religiöse Fest mehr nur der Vorwand zu einem ichein auf dem lustigen Gipfel, der die toskanische bis ans Meer beherrscht und auf der anderen Seite ht gewährt nach den theilweise noch beschneiten Höhen pennins und den welligen sanften Berglinien gegen . Auf allen diesen Bergen und Hügeln liegen Schlösser, alterliche Festungen, oder Kirchen, Klöster, auch ganze jaften, Montecatini alto, Serra-Valle, Montevettolini vie sie sonst heißen mögen. Der Blick über alle diese rchkeit, in so viele schattendunkle Thäler und Schluchten ı, zu so manchem weiß leuchtenden Kastell hinüber und in die weite, fruchtbare Ebene, in der der Abend seine violetten Schleier spann, läßt sich nicht schildern. Und so reizvoll war in diesem Augenblick des zu Ende iden Festes unsere eigene Bergeshöh. In der offen nden Kirche brannten am Hochaltar noch alle die langen hskerzen und strahlten in die dämmrige Luft hinaus. Paar Eselskarren, welche Vorräthe heraufgebracht en, wurden mit den leeren Chiantiflaschen und den nbleibseln von Käsen und Brotlaiden beladen. Im Gras zwischen den Ginsterbüschen saß noch manches junge chen, Hand in Hand geschlungen, während der grau- ige Padre einem fiasco auf den Grund zu kommen te. Ich war mit einem verwegen blickenden hübschen schen aus Montecatini ins Gespräch gekommen und e jenes bekannte Sprichwort erwähnt, das als schönstes lienisch das von römischem Munde gesprochene Toskanisch ichnet. Plötzlich zu einem stattlichen Mädchen sich gend, das an seiner Seite saß, zog er sie an sich, küßte heiß auf den Mund und sagte dann: „Ecco! lingua cana in bocca Romana!“ indem er nachher erklärend fügte, seine Armida sei eine Römerin und er, natürlich, Toskaner. Es war ein bischen keck, daß sich ein junger rsche gegenüber einem älteren Forestiere einen solchen aß gestattete; aber hier auf der Bergeshöhe und am hluß eines heißen Festtages durfte man es mit der- ichen nicht so genau nehmen. Sonst sind die Landleute r voll Respekt vor jedem guten Rock. Man wird nicht ß als Signore, sondern als „Signoria“ (ungefähr: „Eure rrlichkeit“) gegrüßt. Die Landleute haben hier übrigens weniger niedergedrücktes Aussehen als in manchen an- ren Gegenden Italiens. Der gute Ertrag eines so außer- dentlich fruchtbaren Landes scheint ihnen selbst doch auch gut zu kommen. Der Menschenschlag ist ein schöner. erade an jener Prozession auf den Monsummanoberg tten sich reizende Bauernmädchen betheiligt. Eine Tracht ie im Römischen trugen sie zwar nicht; aber auch in den mlichen Kleidchen, denen nur das meist gelbseidene chultertuch aufhalf, sahen viele doch ungemein lieblich aus. o begegnete mir, noch bevor ich den Gipfel erreicht hatte, in vom Feste bereits heimkehrendes Pärchen, der Bursche ielleicht achtzehn, das Mädchen etwa fünfzehn Jahre. Sie amen, Hand in Hand, bergab gelaufen und überließen sich anz ihrem jungen Liebesglück und ihrer harmlosen Fröh- ichkeit, da sie des Begegnenden noch nicht waren gewahr eworden. Etwas liebreizenderes als diese halben Kinder onnte man sich nicht denken; sie schienen mir die holde Verkörperung der beiden Liebenden im Hirtengedicht des Longus. Und auch den Ausdruck „kuhaugig“, den Homer oft seinen Göttinnen gibt, versteht man vor solchen Mädchen- gesichtern, denen keine Schulbildung die erste Evafrische, den Thau des Paradieses, abgewischt hat, und die daher mit ihren großen, stillen Thieraugen so unbeschreiblich unschuldig und vertrauensvoll in eine Welt blicken, die ihnen so neu und unbegreiflich ist, wie sie es für Eva am ersten Schöpfungs- morgen war.

Auf dem links vom Badeorte sich erhebenden Hügel liegt der überaus malerische Burgflecken Montevettolini. Außer der Kirche gibt ihm besonders ein an den steilen Ab- grund hinausgebauter stattlicher Palast der Medici — heute eine Besitzung der Borghese in Rom — ein so imposantes Ansehen. Ein junger Waffenschmied — Luca Trinci heißt der wackere — zeigte mir die kleinen Merkwürdigkeiten des Ortes und zuletzt seine eigene Werkstatt, in welcher vor ihm Vater, Großvater u. s. w. demselben Handwerk obgelegen haben. Außer Waffen schmiedet er namentlich auch jene prächtigen eisernen Verzierungen für die Portièren statt- licher Paläste, fabelhafte Greife und dergl. In einer Zeit der Herrschaft des Gußeisens ist es ein besonderes Vergnügen, solche Gegenstände unter geschickten Händen mit der Feile und dem Hammer entstehen zu sehen und mit Stolz versicherte mich der in seinem Beruf glückliche junge Meister, daß er aus diesem seinem Bergnest sogar nach Florenz und in die Museen zuweilen Arbeiten liefere. Auf dem Rückwege hörte ich in den Weinbergen von Männer- stimmen ein melancholisches Lied. Es war das Lied Caserio's. Der Mörder Carnot's ist zum Helden eines Volksliedes ge- worden, ohne daß diejenigen, welche es singen, sich schlechthin als Anarchisten bekennen möchten. Aber er war ein Sohn des armen Volkes, in dessen Mitte seine Mutter noch lebte; und seine That, die immerhin nicht einem gemeinen egoisti- schen Beweggrunde, sondern einer — wenn auch irre ge- leiteten — Idealität entsprang, hat er mit dem Tode gesühnt. So mag denn wohl das Volk von ihm singen. Ich habe übrigens Aussicht, die Worte des Caserioliedes aufgeschrieben zu erhalten und werde sie vielleicht später einmal in diesem Blatte mittheilen können.

Einmal während meines Aufenthalts fand im Flecken Monsummano eine Theatervorstellung statt. Eine Theater- gesellschaft aus Pistoja spielte neben anderen Kleinigkeiten den dramatisch spannenden, leidenschaftlichen Einakter: La Vipera von Ferdinando Martini und auf den Theaterzetteln hieß es: L'autore assisterà alla Rappresentazione. Das war auch wirklich der Fall; denn der Senator Martini, ein sehr geschätzter Dichter des modernen Italiens, hat bei Monsummano seine Villa. Er ist auch wieder Wahlkandidat für die Kammerwahlen am nächsten Sonntag (diese Zeilen wurden in Monsummano am 20. Mai geschrieben). Viel- leicht sollte die Ovation, die ihm die Vorstellung seines Dramas bei seinen Mitbürgern eintrug, sie auch für die Wahl günstig beeinflußen. Dreimal wurde Herr Martini, ein schon in den Sechzigen stehender stattlicher Herr, vor den Vorhang herausgejubelt. Dieser Vorhang oder telone ist übrigens reizend bemalt, so daß er einer großen Stadt nicht unwürdig wäre und das ganze kleine teatro Giuseppe Giusti — hier heißt alles nach dem berühmtesten Manne des Landes — ist mit seinen beiden Logenreihen ein nied- licher, eleganter Bau, wie man ihn in einem solchen Markt- flecken nicht erwarten würde.

In anderen Dingen merkt man hingegen sehr, daß man auf dem Lande ist. Zwischen Monsummano und dem Badehotel gibt es weder Telegraphen noch telephonische Verbindung. Die Briefe werden von einem alten, gemüth- lich schwatzenden Briefträger zweimal im Tage nach dem Badehotel gebracht. Cigarettentabak war im Flecken nicht aufzutreiben, obwohl ich nur italienischen Regietabak be- gehrte; man ließ ihn mir dann kommen, was sechs Tage dauerte. Dagegen ist das in der Nähe von Montecatini gebraute Bier gar nicht übel. Es wird in Halbfläschchen zu 25 Cts. verschänkt und findet sich schon wenige Schritte vom Badehotel vor in einem Alberga „Fortuna“. Es sind näm- lich in der Nähe der Grotte noch mehrere bescheidenere Wirthshäuser entstanden, in denen man auch ganz ordentlich verpflegt sein mag. Von diesen ist die „Fortuna“ das größte und für die Kurgäste anziehend besonders durch die hübsche, feine und kluge Wirthstochter, Signorina Corinna, ein etwa sechzehnjähriges blondes Mädchen, das allerliebst zu plaudern weiß und übrigens mit ausgezeichneten Personen, z. B. mit dem Botschafter Graf Nigra in Korrespondenz steht.

Am 18 Mai wurde Abends 9 Uhr in der ganzen Toscana und so auch in Monsummano eine heftige Erd- erschütterung wahrgenommen. Ein junges Ehepaar aus Costaricca, das zur Kur nach Europa gereist ist, fand zwar in diesem Erdstoß nur eine Art Gruß aus der überseeischen Heimath, wo, ihnen zufolge, Erdbeben so wohlfeil sind wie Brombeeren; wir andern hatten an dem terremoto gerade genug. Am leidesten aber that den Kurgästen, daß es van

einem erheblichen Sinken der Temperatur begleitet war. Die heißen Grottebäder verlangen, daß auch die Luft im Freien und in den Zimmern eine völlig sommerwarme sei. Da nun der Mai doch auch in der olivenreichen Toscana keine Garantie gewährt gegen gelegentliche starke Abkühlungen, kann man es eigentlich nur billigen, daß die Italiener ihre Kur erst im Juni beginnen.

J. V. Widmann.

Das Deutschthum in Elsaß-Lothringen 1870—1895.

Unter diesem Titel*) ist kürzlich wiederum eine Schrift erschienen, die sich mit den reichsländischen Verhältnissen befaßt, und welche, wie Alles, was über Elsaß-Lothringen geschrieben wird, in weiten Kreisen Interesse zu erwecken hoffen darf. Derartige Schriften sind keine Seltenheit. Sie kehren von Zeit zu Zeit wieder, wenngleich sie natürlich heute lange nicht mehr so häufig sind, wie in den ersten zehn Jahren nach der Wiedervereinigung Elsaß-Lothringens mit dem Reiche. Die letztvorhergegangene waren die „Briefe des Amtsrichters E. Kühn über Elsaß-Lothringen," die im Jahre 1892 erschienen sind. Von diesen unterscheidet sich die vorliegende Schrift vortheilhaft dadurch, daß sie das Wünschenswerthe von dem Erreichbaren trennt, und deshalb nicht zu den pessimistischen Schlüssen kommt, wie E. Kühn. Die neueste Schrift freut sich konstatiren zu können, daß das Deutschthum seit der Annexion in Elsaß-Lothringen merklich staunenswerthe Fortschritte gemacht habe, und unstreitig einer schönen Zukunft entgegengehe. Wenn trotzdem auch erhebliche Schatten dem Bilde nicht fehlen, so hat dies seinen Grund in der Natur der Dinge. Man muß sich aber bei der Betrachtung der elsaß-lothringischen Verhältnisse immer streng den Unterschied zwischen demjenigen, was man wirklich erwarten darf, und demjenigen, was man seinem persönlichen Gefühl nach gerne sehen möchte, vor Augen halten. Es ist selbstverständlich, daß ein Land, das sich fast zwei Jahrhunderte lang unter französischer Herrschaft befand, und welches von jeher so sehr französischem Einfluß ausgesetzt war, nicht schon in 20 Jahren wieder völlig deutsch werden konnte.

Der Verfasser beginnt seine Ausführungen mit einer Betrachtung der Geschichte des Elsasses und Lothringens. Es ist bekannt, daß diese Gebiete eine völlig getrennte Geschichte haben. Ihre Zusammenfassung als Elsaß-Lothringen datirt erst aus allerjüngster Zeit, von dem Gesetz vom 9. Juni 1871 betr. die Vereinigung von Elsaß und Lothringen mit dem Deutschen Reiche. Von hervorragenderem Interesse ist die Behandlung der zwei Jahrhunderte, während deren Elsaß-Lothringen in französischem Besitz war. Das ganze erste Jahrhundert hatte für die Französirung des Landes fast gar keine Bedeutung. Die Franzosen haben sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nicht sonderlich viel Mühe gegeben, das Elsaß zu französiren. Auf einen innerlichen Anschluß der Bewohner an Frankreich legten sie keinen großen Werth. Der Kern der elsässischen Bildung, gleich wie das Schul- und Universitätswesen, die Presse und der Buchhandel, waren zur Zeit, als Goethe in Straßburg studirte, noch deutsch, und dieser sagte selbst, daß er in Straßburg „allen Franzosenthums ledig geworden sei." Den Umschwung brachte die französische Revolution und die darauf folgende Napoleonische Aera. Die Verwaltung und die Rechtspflege wurden mit der des übrigen Frankreich verschmolzen, die Zolllinie wurde von den Vogesen an den Rhein verlegt, das Land in Departements eingetheilt, die Verfassung der Stadt Straßburg fiel, die Universität wurde in eine französische Akademie umgewandelt. Nachdem die Schrecken der Revolution vorbei war, begeisterte sich das elsässische Volk lebhaft für die freiheitlichen Ideen und dadurch machte das Franzosenthum, das als Träger der „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" erschien große Fortschritte im Lande. Es kam hinzu, daß die Siegeszüge Napoleons die innerliche Vereinigung der militärisch gut veranlagten Elsässer stark begünstigten.

Der Sprachenfrage hat aber erst Napoleon III. besondere Aufmerksamkeit zugewandt, wobei er gerade bei denjenigen Elementen den hartnäckigsten Widerstand fand, welche sich jetzt wiederum der Germanisation in den Weg legen. Sowohl die katholische, wie die protestantische Geistlichkeit hielten am Deutschen fest, weil dieses die Sprache des Volkes war, und sie nur mit dieser auf das Volk einwirken konnten. In Straßburg ist in der protestantischen Thomaskirche 1867 zum ersten Male französisch gepredigt worden. Aehnliche Beweismittel für die Thatsache, daß noch kurz vor dem Kriege gerade diejenigen Elemente, welche nachher dem Deutschthum auf das heftigste entgegentraten, die deutsche Sprache begünstigten, lassen sich aus den vom Verfasser angeführten noch zahlreiche erbringen. Es sei hier nur auf die Thatsache hingewiesen, daß bei Gelegenheit eines kurz vor dem Kriege in Mülhausen stattgefundenen Strikes die Mülhauser Industriellen sich mit einem in deutscher Sprache abgefaßten Aufruf an ihre Arbeiter wandten.

Auf die gleiche Stufe gehört auch der Umstand, daß diejenigen, welche sich heute am schroffsten ablehnend gegen alles Deutsche verhalten, zum großen Theile gar nicht alteingesessenen einheimischen Familien stammen, sondern häufig Abkömmlinge rein deutscher, badischer, württembergischer und pfälzischer Familien sind. Natürlich wurden die Namen dann etwas französirt, aus Gockel wurde Goguel, aus Hagenauer Hagnenauer, aus Stiefvater Stieffatre gemacht. Ueberhaupt sind die Namen der Elsässer fast ausnahmslos deutschen Ursprungs. Es war gewiß charakteristisch, daß 1874 im Namen der elsässischen und lothringischen Abgeordneten im Reichstage ein Protestler mit dem Namen „Teutsch" den Protest gegen die Vereinigung Elsaß-Lothringens mit Deutschland aussprach. Der Redakteur einer elsässischen Zeitung, die regelmäßig alle Ernennungen und Beförderungen von Elsässern in Frankreich brachte, äußerte einmal auf die Frage, ob er denn alle Elsässer in Frankreich mit Namen kenne: „O nein, das ist gar nicht nöthig, wir nehmen aus den Listen nur die deutschen Namen heraus, dann sind wir ungefähr sicher, daß wir alle Elsässer haben".

Bei der Betrachtung der deutschen Verwaltungsperiode hat der Verfasser die Zeit des Oberpräsidenten von Möller mit wenigen Worten abgemacht. Eine eingehendere Würdigung hätte diese Zeit, welche jedenfalls die schwierigste war, in einem Werke, das mit den ersten Anfängen der deutschen Stämme in Elsaß und Lothringen beginnt, sehr wohl verdient. Der Oberpräsident von Möller hat die ihm obliegende Aufgabe, den innerlichen Anschluß des Reichslandes an das Reich herbeizuführen, mit großem Geschick in die Wege geleitet. Wenn er dabei manchmal etwas scharf zugriff, und namentlich den ultramontanen Bestrebungen streng auf die Finger sah, so entsprach dies damals nicht nur der allgemeinen im Reiche herrschenden Kirchenpolitik, sondern auch der Natur der nach dem eben beendeten Kriege gegebenen Sachlage. Als der erste Statthalter Frhr. von Manteuffel die Augen geschlossen hatte, und die Reichstagswahlen des Jahres 1887 einen unerwarteten Triumph des Protestlerthums brachten — damals wurden im Reichslande lauter Protestler gewählt und unterlag in Straßburg der deutschgesinnte Dr. Petri dem Abgeordneten Kablé, was der Verfasser übersehen hat; Petri wurde erst Reichstagsabgeordneter bei der durch den Tod Kablé's nothwendig gewordenen Nachwahl — da wurde die Richtigkeit des Möller'schen Vorgehens allgemein anerkannt. Im Jahre 1887 griff man

*) Rückblicke und Betrachtungen von einem Deutschnationalen. Leipzig Fr. Wilh. Grunow 1895. 299 S.

iel einschneidenderen Maßregeln, als in den ersten 10
·n der deutschen Verwaltung.
Ueber die Vorgeschichte der Statthalterschaft im Reichs-
bringt die vorliegende Schrift nichts Neues. In
Richtung liegt noch manches unklar, besonders hin-
ch des Einflusses, welchen der Wunsch, den Frhr.
Manteuffel von Berlin entfernt zu sehen, auf die
ßliche Entscheidung ausgeübt hat. Manteuffel trat,
bekannt ist, sofort nach dem Betreten des reichsländischen
·ns in direkten Gegensatz zur Politik seines Vorgängers.
am, wie er sich ausdrückte, um als Bräutigam um
z-Lothringen zu werden, wie der Doge von Venedig
mit dem Meere vermählte. Nicht die Versöhnungspolitik,
ze Manteuffel im Reichslande inaugurirte, darf man
zum Vorwurf machen, nicht sein Prinzip, welches dar-
hinauslief „Wunden zu heilen, Gefühle zu schonen,“
adelnswerth, sondern die Einseitigkeit und in gewissem
ie die Ungerechtigkeit seines Systems. Manteuffel dul-
nicht, daß die Beamten die bestehenden Gesetze gegen
elsaß-lothringischen Notabeln streng zur Anwendung
hten, das ist zu bemängeln und dafür hat er, wie zu
arten war, bei Niemandem Dank geerntet. Dabei war
der erste Statthalter des Reichslandes ein ungemein
reicher Mann mit stark ausgeprägter Abneigung gegen
Büreaukratie. Hierin ging er viel zu weit. Indem er
e Verwaltungsorgane zu Gunsten einzelner Persönlichkeiten
gesetzt desavouirte, setzte er das Ansehen derselben, und
it dasjenige seiner eigenen Regierung herab, und das
ßte in einem Lande, das erst seit kurzer Zeit mit Deutsch-
d wieder vereinigt war, doppelt schädlich wirken.

Auch Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst hat als Statt-
ter des Reichslandes im wesentlichen eine Versöhnungs-
itik befolgt. Wenn Ereignisse, wie die Reichstagswahlen
1887, ihn zu einer entgegengesetzten Politik zwangen,
that er dies, wie er häufig offen bekannte, widerwillig.
der aber muß man dem Verfasser darin beipflichten, daß
Notabelnwirthschaft auch unter seiner Regierung nicht
lständig beseitigt worden ist, wenn auch solche eklatante
lle, wie sie sich unter Manteuffel wiederholt ereigneten,
ter nicht wieder vorgekommen sind. Es mag schwierig
, mit diesen Zuständen endgültig aufzuräumen ohne
e große Umwälzung, aber wünschenswerth wäre es ent-
eden, daß es geschähe. Dieser Mißstand ward nicht am
nigsten von zahlreichen Elsässern beklagt. Als der Paß-
ang bestand, äußerte mancher Elsässer, er könne die Ein-
ßrung desselben vom deutschen Standpunkt aus sehr wohl
greifen, aber man müsse dann auch die strikte Durchfüh-
ng desselben verlangen; er sei empört darüber, daß der
nzösische Bruder des Fabrikanten A. oder der Vetter des
ndesausschußabgeordneten B. ruhig weiter in's Land
mmen dürften, während dies Andern, die nicht gefährlicher
en als jene, verboten bleibe. Und auch in den letzten
ahren konnte man die Beobachtung machen, daß das noch
stehende Recht des Paßzwanges gegen die Angehörigen
n Notabeln vielfach weniger streng angewandt wird, als
gen Andere, welche z. B. mit den ersteren zusammen die
eiche militärische Schule besuchen, aber keinen Notabeln
am Vetter haben. Dies ruft bei der Recht und Gerechtigkeit
ebenden elsässischen Bevölkerung begründeten Unwillen her-
or, und es ist auch politisch wenig klug, weil die Notabeln
nmer eine mehr als unzuverlässige Stütze des Deutschthums
ilden. Man braucht nicht so weit zu gehen, wie der Ver-
asser, welcher sämmtliche Notabeln und besonders den
rößten Theil der Landesausschußabgeordneten als stille
Protestler bezeichnet, aber man wird doch zugeben müssen,
aß diese Kreise von der Französirung viel stärker betroffen
vurden, als das gewöhnliche Volk, und daß es mithin
iel schwerer ist, sie der deutschen Sache zu gewinnen. Daß
von den Notabeln viele den Wunsch hegen, wieder Franzosen
u werden, ist unzweifelhaft. Nicht minder steht aber fest,
daß die Zahl derjenigen sehr gering ist, welche die Verwirk-
lichung ihres Wunsches selbst auf die Gefahr eines Krieges
hin wünschen. Denn die Schrecknisse des letzten Krieges
stehen bei der elsaß-lothringischen Bevölkerung noch in
lebhafter Erinnerung. Auch weiß dieselbe sehr wohl, daß, wenn es wieder einmal zu einem deutsch-französischen Kriege kommen sollte, das Reichsland schwerer davon betroffen würde, als irgend ein andrer Theil des deutschen Reichs oder Frankreichs.

Im Uebrigen befolgte Fürst Hohenlohe eine nicht so interessante Politik, wie Manteuffel, welcher bei jeder Gelegenheit die Welt mit einer geistreichen Rede überraschte, aber eine wirkungsvollere Politik, deren Grundsatz war: Ruhe und Geduld haben, kein Zuvielregieren; sich mehr der ruhigen Beobachtung der Pflanze hingeben, als dem Bedürfniß, daran zu modeln und zu schneiden. Dieses Prinzip beherrscht auch, soweit bis jetzt zu erkennen ist, die Politik seines Nachfolgers, des gegenwärtigen Statthalters.

Nach den beiden ersten Statthaltern widmet der Verfasser allein dem früheren Unterstaatssekretär, jetzigen preußischen Minister von Köller, einige Seiten seines Buches. Es ist nicht ersichtlich, warum gerade Herr von Köller in dieser Weise vor den anderen leitenden Personen bevorzugt wird, welche entschieden erhebliche Verdienste um die Verwaltung des Reichslandes und die Verbreitung deutscher Anschauungen im Lande aufzuweisen haben. Es scheint, als ob dies der neuen Gemeindeordnung zuzuschreiben ist, welche seitens des Herrn von Köller dem Landesausschusse vorgelegt und von demselben angenommen worden ist. Diese Gemeindeordnung stellt, wie nicht zu verkennen ist, einen bedeutenden Fortschritt gegenüber den bisher geltenden Bestimmungen des französischen Kommunalrechts dar. Denn letzteres kennt eine eigentliche Selbstverwaltung nicht, und diese will die Gemeindeordnung den Gemeinden in einem gewissen Maße gewähren. Thatsache ist es auch, daß Herr von Köller ursprünglich mit großem Eifer für eine Reform der Verwaltung eintrat, bei welcher er aber das Hauptgewicht auf die Reform der Kreisverfassung legte, während die liberalere Gemeindeordnung nach allgemeiner Ansicht nur dazu dienen sollte, die Kreisordnung im Landesausschusse durchzubringen. Damals wurden aber beide Entwürfe, welche von Herrn von Köller für ein untheilbares Ganzes erklärt worden waren, vom Landesausschuß zurückgewiesen. Inwieweit nun die wiederholte Einbringung der Gemeindeordnung für sich allein dem Willen des damaligen Unterstaatssekretärs von Köller entsprungen ist, und ob nicht andere maßgebende Faktoren hierbei das entscheidende Wort gesprochen haben, ist zum mindesten sehr zweifelhaft. Jedenfalls hat der Verfasser Recht, wenn er sagt, beliebt wäre Herr von Köller im Reichslande nicht gewesen. Dies bezieht sich aber nicht nur, wie der Verfasser anzunehmen scheint, auf die eingeborene, sondern auch auf die eingewanderte Bevölkerung, Privatleute sowohl wie Beamte. Herr von Köller unternahm es, in der elsaß-lothringischen Verwaltung ein System einzuführen, welches den früher in derselben herrschenden Anschauungen und dem süddeutschen Charakter überhaupt völlig fremd war. Hierauf bezogen sich folgende Worte, welche Dr. Petri einst im Landesausschusse unter allgemeinem Beifall aussprach: „Das Beamtenthum soll nicht außer dem Volke, noch weniger über dem Volke stehen . . . Ich konstatire mit hoher Befriedigung, daß an diesem Prinzip festgehalten wird in der Justizverwaltung, und hege den Wunsch, daß auch in der Verwaltung im engeren Sinn dasselbe streng durchgeführt werde. Bei den Verwaltungsbeamten ebenso wie bei den Justizbeamten kommt es nicht darauf an, ob der Betreffende Reservelieutenant oder ehemaliger Offizier ist, noch viel weniger darauf, welchen Namen er trägt, oder welches Familienwappen er aufweist, sondern es kommt einzig und allein darauf an, ob der Betreffende fleißig und tüchtig ist, ob er Land und Leute kennt, und ob er Sympathien besitzt für das Land und seine Bevölkerung.“ Herr von Köller hinterließ bei seinem Scheiden im Reichsland wenig Sympathien. Bei dieser Gelegenheit haben sich einige Blätter sehr deutlich hierüber ausgesprochen, und die andern schwiegen sich nicht weniger deutlich aus. Wenn der Verfasser schließlich der Ansicht ist, daß Herr von Köller als Minister des Innern in Preußen nicht der Reaktionär sein werde, wie er vielfach

dargestellt werde, so würde er diesen Satz wohl schwerlich niedergeschrieben haben, wenn er die Auslassungen des jetzigen preußischen Ministers über das Oberverwaltungsgericht und die Umsturzvorlage schon gekannt hätte.

Die Parteiverhältnisse befinden sich im Reichsland jetzt sozusagen auf dem todten Punkt. Die alten Parteien der Protestler und Autonomisten haben sich überlebt, sie sind verschwunden und neue Parteibildungen nach deutschem Muster ringen um ihre Existenz. Von den deutschen Parteien war die rührigste, die sozialdemokratische, zuerst am Platze. Sie verstand es ebenso wie die klerikale Partei, das nationale Prinzip möglichst in den Hintergrund zu drängen, und daher in den alten Teichen der Protestler manchen guten Fang zu thun. So gelang es z. B. den Sozialdemokraten 1893, mit Hilfe der ehemaligen Protestler das Straßburger Reichstagsmandat zu erobern. Immerhin ist aber nicht zu leugnen, daß die sozialdemokratischen Tendenzen als solche im Reichslande, besonders in den industriellen Kreisen des Oberelsasses, sich immer weiter verbreiten. Die Unterdrückung der Elsaß-Lothringischen Volkszeitung, die in Mülhausen erschien, hat der sozialdemokratischen Sache Eintrag nicht gethan, wie sich bei den nächsten Reichstagswahlen vermuthlich herausstellen dürfte. Gegen einen Anschluß an das deutsche Centrum sträuben sich die deutschfeindlichen Elemente der Geistlichkeit noch immer, wenngleich hervorragende katholische Notable sich im Sinne eines solchen Anschlusses ausgesprochen haben. Am schwierigsten liegt die Sache für den Liberalismus trotz der entschieden liberalen Gesinnung der maßgebenden elsässischen Kreise. Es mag dies zum Theil den vielfachen Spaltungen, in die der deutsche Liberalismus zerfällt, zuzuschreiben sein, zum Theil trägt aber hieran auch die Gleichgültigkeit Schuld, welche die für den Liberalismus in Betracht kommenden Elemente zur Zeit noch der Politik entgegenbringen. Wenn einzelne Parteien des Reichstages im Besitze einiger elsaß-lothringischer Wahlkreise sind, so braucht nicht betont zu werden, daß dies reine Zufallsgewinne sind. Denn die betreffenden Abgeordneten wurden gewählt, nicht weil sie dieser oder jener Partei angehören, sondern weil sie im Kreise angesehen waren, und sie sind erst nachher den betreffenden Parteien beigetreten. Das mangelnde politische Leben verschuldet es auch, daß die elsaß-lothringische Presse im Allgemeinen so wenig gedeiht. Außer der „Straßburger Post“ dürfte kein reichsländisches Blatt außerhalb der elsaß-lothringischen Grenzpfähle bekannt sein. Dazu kommt aber, daß die im Reichslande noch in Kraft stehende alte französische Preßgesetzgebung eine gedeihliche Entwicklung der Preßzustände wenig begünstigt.

Dies führt uns auf die Ausnahmegesetzgebung. Es existirt in Elsaß-Lothringen eine große Anzahl von alten französischen Gesetzesbestimmungen, welche gut beseitigt werden könnten. Mit Recht wünscht der Verfasser, daß sich die Regierung in absehbarer Zeit dazu entschließen möge, alle Ausnahmegesetze im Reichslande zu beseitigen. Es wäre dies von großem Nutzen für die Germanisation des Landes. Denn nur durch den engen Anschluß der inneren reichsländischen Politik an das politische Leben Altdeutschlands könnte eine Brücke geworfen werden über die Kluft, die bisher die Elsässer von ihren altdeutschen Brüdern trennt. In Elsaß-Lothringen würde sich die Spaltung der Geister nach Parteien schon vollziehen, wenn nicht die geltenden Gesetze die Aeußerungen des politischen Lebens einigermaßen erstickten. Die Bildung von Vereinen und Parteien ist mit unzähligen Schwierigkeiten verknüpft, das Versammlungsrecht ist nicht frei, die Sitzungen der Gemeinderäthe sind nicht öffentlich, das Preßwesen unterliegt zahlreichen lästigen Beschränkungen u. s. w. Auch die gegenwärtige Zusammensetzung des Landesausschusses ist nicht geeignet, die politische Stagnation in Bewegung zu setzen. Von den 58 Mitgliedern des Landesausschusses werden 34 von den 3 Bezirkstagen, 4 von den Stadtvertretungen von Straßburg, Mülhausen, Metz und Colmar und die übrigen von den 20 Landkreisen gewählt. Die Letzteren werden von den Gemeinderäthen gewählt, welche ihrerseits wieder zum Zweck der Abgeordnetenwahl Wahlmänner erküren. Ein [...]teres Wahlsystem ist kaum zu denken. Kein einzi[...] ausschußabgeordneter wird als solcher von der Bev[...] gewählt. Die Folge hiervon ist, daß die Bevölkerung [...] Wahlen irgend ein Interesse nicht entgegenbr[...] Strömung, welche auf Abänderung dieses Wahl[...] richtet ist, nimmt denn auch im Reichslande [...] von Jahr zu Jahr erheblich zu.

Das Kapitel über die „Question d'Alsace“ h[...] der Verfasser sparen können. Eine elsaß-lothringische [...] gibt es für uns nicht, eine Erörterung derjenigen [...]schen Projekte, die in den Köpfen einiger unserer [...] Nachbarn spuken, ist zwecklos und überflüssig. [...] wäre es zu wünschen gewesen, daß er den Ein[...] Universität Straßburg auf die Entwicklung des D[...]thums in Elsaß-Lothringen etwas ausführlicher [...] hätte. Dies erscheint namentlich mit Rücksicht [...] heftigen Angriffe am Platze, welche schon wieder[...] deutsch-chauvinistischer Seite gegen die Existenz [...]versität geschleudert worden sind. Man hat behau[...] das Bestehen der Straßburger Universität, da es den [...] Elsässern Gelegenheit gebe, ihren ganzen Studien[...] ihrer Heimath durchzumachen, es verhindere, die[...]linge in eine genügende Berührung mit deutsche[...] und Geiste zu bringen; es wäre besser gewesen, die [...] Lothringer zu veranlassen, ihre Studien auf ein[...] deutschen Universität zu machen. Diesen Angriffe[...] aber jegliche Berechtigung, denn sie verkennen von G[...] den Einfluß, welchen die auf der Universität vorge[...] deutsche Wissenschaft von selbst auf den jugendliche[...] ausübt. Wäre die Universität Straßburg nicht ge[...] worden, so würden zahlreiche Elsässer diesem Einfluß [...]lich entzogen worden sein. Im Uebrigen war es eine [...]pflicht für das neue Reich, nach der Eroberung Stra[...] die alte Hochschule, welche Jahrhunderte lang ein Ho[...] Deutschthums war, wieder aufzurichten.

Jedem, der sich über Elsaß-Lothringens Verhä[...] orientiren will, kann die Lektüre der vorliegenden [...] nur empfohlen werden. Dieselbe ist geeignet, m[...] Vorurtheil zu zerstören, und die Hoffnung auf eine [...] Entwicklung des Deutschthums im Reichslande zu [...]

A. Nöldeke

Theater.

Lessingtheater „Drei“. Drama in 3 Aufzügen von Max Dreyer.
Deutsches Theater. „Zwei Wittwer“. Schauspiel in 2 Scenen aus dem D[...]
G. Edmann.

Es geht ein Sehnen nach Verinnerlichung durch [...]ratur und Kunst.

Jerome K. Jerome hat einmal gescherzt, die [...] sollten eine Gesellschaft zur Unterstützung von Verbre[...] gründen, die wären die einzigen, die noch etwas „Handlung“ in das moderne Leben brächten; ohne sie passirte [...]dings gar nichts mehr. Es liegt etwas Wahres darin; [...] Leben ist arm an äußerer Handlung. Wenn Leiden[...] uns innerlich packt und schüttelt, dann ballen wir [...] hin die Faust in der Tasche, aber wir greifen weder [...] Dolch noch zu Gift. Arm an Handlung sind auch [...] Dramen geworden, aber die Armuth hat die Kunst [...] schwerlich innerlich gemacht. Ich glaube es sind die [...] von Barbizon gewesen, mit dem Rauschen ihrer Baum[...] und dem spielenden Sonnenlicht auf ihren Eichen[...] mit den schilfumsäumten Weihern, in denen sich unterge[...] die Sonne spiegelt; oder die Fjorde Norwegens [...] Dämmerstunde, wenn leise Nebel in der Luft liegen; [...]

iatte Gilin des Thiergartens bei Kopenhagen. Frei- was ist Natur? Die Wälder sind dieselben, ob ein ist sie mit der Botanisirtrommel durchstreift und philiströs Schönheiten registrirt, oder ob ein Werther sich in das os wirft und in dem Spielen der Käfer die Allmacht des öpfers bewundert. Aber es ist als hätte die Natur den ischen unserer Zeit das Lied gesungen, das sie in ihrem zen still geahnt und gesucht, als hätten sie das Lied des nen Herzens erst verstanden, nachdem die Natur es ihnen derholt. Hätte es eines Beweises mehr bedurft, daß ein men nach Verinnerlichung durch die Litteratur geht, die en Neuaufführungen der letzten Woche hätten ihn er- ht.

Es war ein eigener Zufall: beide Dramen, das des Deutschen .x Dreyer „Drei" und das des Dänen G. Esmann „Zwei ttwer" behandeln beide den gleichen Konflikt, die Folgen men Zusammenlebens dreier Menschen: Mann, Frau, und des Mannes. Beide Autoren haben verschiedene otive aus diesem gleichen Stoff ganz innerlich und eigen- ig gestaltet. In gewissem Sinne ergänzen sich beide chtungen, in anderem stimmen sie überein.

Es ist ein alter Stoff. Man hat ihn zu Intriguen, berraschungen, Duell- und Sühneszenen ausgenutzt; das ir die Zeit, als im Drama noch vor Allem die Handlung tl. Man hat die Leidenschaft in ihrem Entstehen, Auf- dern in ihrer — Berechtigung dargestellt; das war die Zeit s deklamatorischen Dramas der Leidenschaftsemanzipation. reyer ist eigene Wege gegangen; er hat ein Motiv ver- hiter Schuld in den Stoff verwebt. In dem Augenblick, dem der Dreibund sein Verbrüderungsfest feiert, wird der atte daran erinnert, daß er einmal einen solchen Dreibund itweiht, die Frau eines Freundes verführt hat. Argwohn id Eifersucht bemächtigen sich seiner. Und dann lebt sich eser Charakter, den Oskar Sauer sehr überzeugend dar- ellte, in seiner innerlichen Zerrissenheit mit all seinen Kon- quenzen aus. Er ist ein Schwächling, und er spricht auernd von seiner Kraft und vertraut ihr; er ist ein Zweifler, nd hofft beständig; er ist ein Nervöser, der seine Nervosität i anderen sucht; ein Liebender, dessen Lieben marklos ist. ;n der Charakteristik dieser Gestalt vor Allem bewährt reyer sein Künstlerthum.

Dreyer hat ein eminent logisches Drama geschrieben. Die psychologische Entwicklung ist ganz zwingend. Der Mann kann in seiner Schwächlichkeit den Argwohn nicht in ich niederkämpfen, und so sagt er seiner Frau, daß er sie eargwöhne. Er verliert damit ihr Vertrauen. Sie fängt n die beiden Männer zu vergleichen, und der mehr Ge- ichtete wird der mehr Geliebte. Sie bekennt dem Freunde hre Leidenschaft, er weist sie in die Schranken treuer Schwesterliebe zurück, und ein jeder hat fortan seinen Weg rinsam zu gehen. In drei kurzen Akten mit langen Dialog- zenen hat Dreyer diese Entwicklung gegeben. Mit einer Fülle psychologischen Details hat er seine Ciselirarbeit ge- schaffen, und nur an zwei Stellen hat ihn sein Scharfblick im Stich gelassen. Der Schluß ist wortreich, roh nach- empfunden, und in der Szene, in der die Frau ihre Liebe zu ihrem Gatten einbüßt, hat Dreyer mit Unrecht das Wort mit dem Gefühl identifizirt. Eine Frau, die ihr Vertrauen verliert, sagt nicht, „ich verliere mein Vertrauen". Sonst aber ist Dreyer eher der anderen Klippe gefährlich nahe ge- kommen, durch ein allzu feines psychologisches Seziren die Innerlichkeit der Stimmung zu trüben. Auch das psycho- logische Detail kann in seiner Nacktheit unpoetisch wirken und schließlich den Eindruck hervorrufen, als blicke man in geöffnete Uhren. Bei aller Innerlichkeit hat Dreyer dadurch stellenweise an Stimmungsgehalt eingebüßt. Es ist ein dramaturgisch tiefsinniges Wort, das Otto Ludwig einmal gesprochen: „je gerader die Linie, desto mehr Biegungen muß der Dialog machen."

Insofern ergänzt der Eindruck, den Esmann's Drama hervorruft, den des Dreyer'schen, als Esmann mit Ausschei- dung alles äußeren wie inneren Details nur die Stimmung gewollt hat. Man glaubt am Kamin zu sitzen und zu träumen, während der Vorhang über diesem stillen Drama auf- und niedergeht. Es sind nur zwei Szenen: in der ersten nöthigt der Mann den Freund in sein Zimmer — Emanuel Reicher und Josef Jarno waren die Darsteller — und man ahnt aus dem kurzen Dialog, der meisterhaft die Stimmung der beiden wiedergibt, was zwischen dem Freund und der Frau vorgefallen. Die Szene schließt mit der Nachricht, daß die Frau verunglückt ist. Wenn sich der Vorhang wie- der aufthut, kehren die beiden Wittwer von der Beerdigung zurück. Wieder nur Stimmungsmalerei in abgetönten Kon- trasten. Selbst die Charakteristik der verstorbenen Frau wird nur in der Stimmung gegeben, die sie etwa hervorrief, wenn man sie nach längerer Abwesenheit wiedersah. Alles leis verschleiert, wie die Luft an Sommerabenden verschleiert auf dem grünen Dänemark liegt. Vielleicht zu weich, zu traumhaft für die Bühne: während das Dreyer'sche Drama das Publikum fortriß, blieb es Esmann's Stimmungsbild gegenüber kühl.

In einem aber sind sich beide Dramen, und nicht nur diese beiden Dramen, gleich: sie suchen den Menschen in seiner Schwäche. Dreyer's Drama ist auch ein Eifersuchts- drama, aber es ist ein längst vertrockneter Stamm, den das Feuer ergreift, nicht etwa wie im Othello ein saftstrotzender Baum, den die Flamme zischend einäschert: ein kranker Zweifler, nicht eine gesunde, gläubige Natur; die Leidenschaft wird klein in diesen kleinen Herzen. Und ebenso sind es Stimmungen passiv schwächlichen Geschehen- und Sich- treibenlassens, die Esmann's Drama leise ruft. Und ebenso ist es leider in vielen unserer besten modernen Dichtungen überhaupt.

Den Theaterabend zu füllen, wurde im Lessingtheater ein Einakter von Klara Ziegler, der Tragödin, gegeben, der wie ein Bonmot, noch dazu ein geistloses, von vorgestern wirkte. Im Deutschen Theater gelangte Molières Einge- bildeter Kranker zur Aufführung. Den guten Leistungen Hermann Müller's, Ferdinande Schmittlein's und Gertrud Müller's stand eine Reihe mittelmäßiger Leistungen gegenüber, daß man für das Ensemble des Deutschen Theaters ernstlich besorgt sein muß.

— Unsere Zeit lebt so ganz sich selbst, und wir sind uns unserer Subjektivität so stolz, oder auch so schmerzlich be- wußt, und doch drängt sich die Frage immer wieder auf, wie das objektive Urtheil der Nachwelt über unsere Kunst einmal lauten wird. Ist dieses Sehnen nach Innerlichkeit ein Zeichen frisch sich regender Kräfte, oder ist dieses Suchen und Darstellen der Schwächen in den Menschen Zeugniß dafür, daß unsere Kunst müde, altersschwach?

Oder ist es gerade ein Beweis von Kraft, daß jede Schwäche sich so schmerzlich fühlbar macht? Man möchte es glauben und man kann es doch nicht glauben.

Ernst Heilborn.

Zeitschriften.

Albert Sorel über H. Taine.

(„Biographische Blätter".)

Das zweite Heft der neuen, von Anton Bettelheim herausgegebenen Zeitschrift „Biographische Blätter" bringt dem deutschen Publikum mit der Uebersetzung der Antrittsrede, welche der ausgezeichnete französische Historiker Alb. Sorel am 7. Februar in der Akademie über seinen Vorgänger Hippolyte Taine gehalten hat, eine sehr dankenswerthe Gabe. Es ist kein einfaches Probestück akademischer Rhetorik, sondern eine liebevolle und im Ganzen treffende Kennzeichnung des Lehrers durch einen bedeutenden Schüler. Jener Lehrer aber war der universellste Schriftsteller des modernen Frankreich, von tiefgehendem Einfluß auf die Kulturbewegung dieses Landes in unserem Jahrhundert, in Deutschland mehr genannt, als wirklich gekannt und richtig gewürdigt. Aus diesem

Grunde könnte die Uebersetzung der Sorel'schen Gedenkrede, welche uns der Herausgeber in einem besonderen Abdruck zugänglich machte, manchen Nutzen stiften und bei uns zu eifrigerem Studium Taine's anregen. Sorel hat mit großem Scharfblick die bezeichnenden Vorzüge dieses hervorragenden Denkers festgehalten. Wer nur einzelne Theile der großen geschichts-philosophischen Darstellung Taine's über die Ursprünge des modernen Frankreich kennt, wird geneigt sein, sie als ein Muster streng induktiver Methode aufzufassen, in welchem der Verfasser aus einem ungeheuren Material von Thatsachen langsam zu besonderen Schlüssen aufsteigt. Dies und die Erklärung der großen geschichtlichen Vorgänge aus der Umgebung, den natürlichen und geistigen Einflüssen, die auf ein Volk oder seine Theile im Ganzen wirken, gelten ja als die Kennzeichen Taine'scher Geschichtschreibung, aus der das abgebrauchte Schlagwort vom „milieu“ schon zum Kleingeld der gewöhnlichsten Flachköpfe geworden ist. Von Sorel aber erfahren wir, und durch Taine's eigene Worte, daß merkwürdiger Weise der zur Abstraktion neigende Zug französischen Geistes von Anfang an auch für Taine beherrschend war; allerdings scheint er in einem steten Ringen zwischen diesem gebieterischen Zuge und der sorgfältigen Einzelforschung, wie seine Wahrheitsliebe sie erforderte, gearbeitet zu haben. „In seiner Methode,“ sagt Sorel von Taine, „liegt die geistige Einheit und Herrlichkeit seines Lebenswerkes beschlossen. Sie wirkt in ihm, noch bevor er sie kennt, und seine nachmalige Darstellung derselben ist nur die Zergliederung der naturgemäßigen Thätigkeit seines eigenen Geistes. „Jeder,“ so hat er selbst gesagt, „schreibt der Wissenschaft die Gewohnheiten seiner Denkweise vor.“ „Meine Geistesart ist französisch und lateinisch: Eingliederung der Ideen in regelrechte Klassen, gepaart mit dem steten Aufsteigen der Naturforscher von Reihe zu Reihe.““

Schon um dieser, von Taine selbst bestätigten Charakteristik allein willen erscheint uns die Gedächtnißrede Sorel's von Werth. Die Methode und Anordnung ist in der That bei Taine von überraschender Gleichförmigkeit in der „Geschichte der englischen Litteratur“, wie in den „Origines de la France contemporaine“ und seinem großen philosophischen Werk: „De l'intelligence“, in welchem er sich ebenso von dem Geiste der modernen englischen Rationalisten, wie der Naturforschung unseres Jahrhunderts und der von ihr genährten deutschen Erfahrungsphilosophen, Helmholtz, Wundt, Fechner, Lotze getränkt zeigt. Leider kommt dieses Werk, wie überhaupt die Philosophie Taine's ebenso wie in anderen uns bekannt gewordenen Nachrufen auch bei Sorel zu kurz. Er nennt jenes Buch zwar Taine's durchdachtestes und vielleicht vollendetstes Werk, aber mit dieser Bemerkung über das bedeutende Buch, dessen Titel er übrigens nicht ganz richtig als „Traité de l'intelligence“ statt „De l'intelligence“ anführt, findet er sich ab; kaum, daß er gelegentlich einen Satz daraus, ohne das Buch selbst zu bezeichnen, anführt. Doch soll uns dieser beiläufige Einwand nicht hindern, den Werth der Denkrede als Ganzes anzuerkennen, die, wie schon bemerkt, Taines geistiges Charakterbild zutreffend gezeichnet und durch neue Züge ergänzt hat, wenn sie auch hauptsächlich auf dessen historischen, künstlerischen und litterarischen Lehren fußt. Mit großer Unbefangenheit schildert Sorel Taine's historische Darstellungsweise, die wissenschaftlich und künstlerisch zugleich sein will und auch von dieser Seite den geistvollen Mann in einem steten Kampfe mit sich zeigt. „Seit zehn Jahren“, berichtet Taine 1862, „war mein Grundgedanke der: man muß den Menschen malen in der Art der Künstler und zugleich konstruiren in der Art der Denker; die Idee ist richtig, sie bringt mächtige Wirkungen hervor, ich danke ihr meine Erfolge, aber sie zerstückt das Gehirn. Ich bin im Kampf zwischen zwei Richtungen, der ‚früheren und der heutigen‘.“ Das, wofür sich Taine entschied, nennt Sorel denn auch sehr zutreffend: „farbige Klassifikation“.

Als Geschichtsschreiber steht Sorel seinem großen Lehrer, dessen Stil wir zuweilen in ihm wiederzufinden meinen, mit liebevoller Unbefangenheit gegenüber. Er verhehlt nicht seine abweichende Ansicht von Taine's unheimlich düsterer Auffassung der Schreckenszeit, die Taine zu sehr vom pathologischen Gesichtspunkt angesehen habe. „Er beschäftigt sich nicht mit dem, was die Franzosen während dieser Krise leben ließ; er beunruhigt sich nur über das, was sie hätte tödten können.“ „Er schreibt nicht die Geschichte der französischen Revolution, er gibt die geistige Krankengeschichte der Franzosen während der Revolution“. „Mitunter glaubt man sich vor das Revolutionstribunal am Morgen nach den Proskriptionen versetzt. Taine leitet das Verfahren ein, [illegible] Zeugen und Parteien, richtet und verdammt immer.“ Dies [illegible] nahe verleiten, ungerecht gegen Taine zu werden. Wer aber [illegible] zentrirte Schilderung der August- und Septembermorde vor [illegible] Augen hat, wer sieht, wie die menschliche Bestie hier bis [illegible] Kannibalen herabsank, wird ihm kaum Unrecht geben, zumal, [illegible] bedenkt, daß Taine sich für die spärlichen Züge von Menschlichkeit, [illegible] dem großen Blutbad noch auftauchen, nicht blind zeigt und [illegible] gleicher Schärfe die Ausartung der Adelsherrschaft vor 1789, [illegible] napoleonischen Despotismus zeichnete. Aber, physisch kurzsichtig, [illegible] an dem Mangel kurzsichtiger Maler, wie z. B. Majetko, [illegible] historische Gestalten mit verblüffender Genauigkeit für den [illegible] Beschauer in Massen neben einander stellen, ohne für die [illegible] kung aus der Ferne sorgen zu können. Wer sich zu Taine's [illegible] als Betrachter aus der Entfernung stellt, wird auch ihre [illegible] Züge gewahren, ohne durch das reiche Detail gestört zu werden [illegible] Sorel, der diesen Gesichtspunkt nicht geltend macht, werden [illegible] durch die Schilderung der vornehmen und echt humanen Persönlichkeit Taine's entschädigt.

E. Sch[illegible]

Zwischenfruchtbau auf leichtem Boden. Von Schultz-Lupitz. [illegible] Gebrüder Unger. 1895.

Diese Schrift bildet das siebente Heft der Arbeiten der [illegible] landwirthschaftlichen Gesellschaft und seine eingehende Besprechung [illegible] außerhalb des Rahmens dieser Zeitschrift liegen. Eine kurze Erwähnung aber wird hier sehr an ihrem Platze sein. Der Verfasser arbeitet [illegible] vierzig Jahren auf demselben Gute und hat gute Erfolge erzielt [illegible] hat es mit verschiedenen Systemen unter ungleichem Erfolge versucht [illegible] gibt jetzt Rechenschaft über seine Thätigkeit. Seit zehn Jahren [illegible] er das System des „Zwischenfruchtbaues“ und hat Veranlassung [illegible] demselben zufrieden zu sein. Unter Zwischenfruchtbau versteht [illegible] Einschaltung solcher Blattfrüchte, die man als bodenbereichernde [illegible] gewächse bezeichnet, zwischen zwei Hauptfrüchte, so daß der [illegible] zwischen der Aberntung einer Hauptfrucht und dem Eintritt des [illegible] der Zwischenfrucht zum Wachsthum zugewiesen wird. Die Belehrungen, die er zum Besten seiner Standesgenossen veröffentlicht, gehen sehr [illegible] Einzelheiten. Für uns ergibt sich daraus ein wichtiges Ergebniß [illegible] gibt Mittel, die Landwirthschaft zu heben, wenn man derselben [illegible] viel Intelligenz, Fleiß und Unternehmungslust zuwendet, wie [illegible] Industrieller oder ein Kaufmann für Pflicht gegen sich selbst hält. [illegible] ist einmal das Wort gefallen: das größte Verdienst um die Menschheit erwirbt sich der, welcher bewirkt, daß zwei Weizenähren dort wachsen, wo bisher nur eine wachsen wollte. Mit einer gewissen [illegible] hat der Verfasser dies geleistet. Der Name des Herrn Schultz-Lupitz [illegible] unseren Lesern nicht unbekannt sein. Er ist als Mitglied der freikonservativen Partei parlamentarisch thätig, hat sich eifrig bemüht, der [illegible] gung mit Kalisalzen Eingang zu verschaffen und hat wegen seiner Verdienste um die Landwirthschaft das Diplom als Ehrendoktor erhalten. Seine Schrift verdient die aufmerksamste Beachtung von Seiten der Landwirthe und namentlich derjenigen, welche auf leichtem Boden wirthschaften.

A. N.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, [illegible] Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden [illegible] eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

eden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). nnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim ge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. ich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der ehemalige preußische Justizminister Friedberg ist hochbetagt, im 83. Lebensjahre, gestorben. Ueber die hervorragende intellektuelle Begabung des Mannes ist alle Welt einig. Ein geborener Jude, nicht einmal reich, ohne Konnexionen, der im büreaukratisch organisirten, von Junkern beherrschten Staate Preußen mit rastlosem Fleiß und nie ermüdender Elastizität die Beamtenleiter Sprosse für Sprosse emporklimmt, kann kein gewöhnlicher Mensch sein. Friedberg war vor Allem eins, er war **brauchbar**; ein Beamter, der sich in allen Stellungen, die er bekleidete, dadurch unentbehrlich zu machen suchte, daß er den Löwenantheil der Arbeit, auch der unbequemen Arbeit, an sich riß. Solche rastlosen Arbeiter üben in allen Ressorts, in der Kanzlei wie im Kabinet des Königs, einen großen Einfluß aus. Aber Friedberg war doch mehr, als das Gros dieser Unersetzlichen. Sein beweglicher Geist war empfänglich für die fortschrittlichen Strömungen der Zeit, und als im Jahrzehnt von 1866—1876 der Liberalismus in der preußisch-deutschen Gesetzgebung vorübergehend zu größerem Einflusse gelangte, stellte Friedberg mit Ueberzeugung seine große administrative und gesetzgeberische Begabung in den Dienst dieser Richtung. Er wäre ohne Zweifel auch lieber in einem liberalen als in einem reaktionären Kabinet Justizminister gewesen; aber er war dialektisch so sehr geschult, daß er **jeder** politischen Richtung eine befriedigende Seite abzugewinnen wußte. Es wäre ungerecht, ihn charakterlos zu nennen, seine Anpassungsfähigkeit aber war ungewöhnlich groß; er war gewiß wohlmeinend und er wünschte, gerecht zu sein, aber er liebte es nicht, für seine bessere Ueberzeugung seinen Einfluß aufs Spiel zu setzen. Dem Kronprinzen und späteren Kaiser Friedrich war er aufrichtig ergeben, und doch sagten ihm weder sein Gefühl noch seine Klugheit, daß er die Veröffentlichung des Immediatberichts im September 1888 mit seiner sofortigen Demission beantworten mußte. Dieser Immediatbericht war von einem — im Staatsanzeiger veröffentlichten — Schreiben des Fürsten Bismarck an den Justizminister begleitet, in welchem dieser letztere auf Grund jenes Immediatberichts aufgefordert wurde: „Die Staatsanwaltschaft zur Einleitung des Strafverfahrens gegen die Publikation der Deutschen Rundschau und deren Urheber anzuweisen." Da Friedberg über die Echtheit des kronprinzlichen Tagebuchs nicht im Zweifel sein konnte, so war es eine unbegreifliche Schwäche, daß der Justizminister, dessen ministerielle Tage so wie so bereits gezählt waren, der Aufforderung des Fürsten Bismark nachkam, anstatt die Gelegenheit zu ergreifen, sich einen glänzenden Abgang zu verschaffen. Die Wahl war in diesem Falle so leicht; und dennoch verpaßte Friedberg den Moment, wo er mit allen Ehren abgehen konnte, um nach wenigen Wochen, mit dem Odium der Einleitung des Geffcken-Prozesses behaftet, ruhmlos zu fallen. Der Vorgang zeigte, wo die Klugheit des Mannes ihre Grenze fand; nämlich da, wo die politische Entschlossenheit beginnt.

An politischer Entschlossenheit fehlt es einem allerdings auch im Uebrigen völlig anders gearteten Manne, der seit Wochen die öffentliche Meinung lebhaft beschäftigt, dem Hauptredakteur der „Kreuzzeitung", dem Reichs- und Landtagsabgeordneten **Freiherrn von Hammerstein** gewiß nicht. Der Mann ist in keiner beneidenswerthen Position. Es sind die ehrenrührigsten Dinge gegen ihn öffentlich in der Presse behauptet, aber er ist von einer heroischen Langsamkeit in der gerichtlichen Verfolgung seiner Gegner. Ob es zu dem schon öfter angekündigten Verleumdungsprozeß gegen die Frankfurter „Kleine Presse" kommt, steht noch immer nicht völlig fest. Inzwischen ziehen die Mitredakteure der „Kreuzzeitung" es vor, das Lokal, in dem Herr von Hammerstein die oberste Herrschaft führt, zu verlassen. Der Reichstagsabgeordnete Kropatscheck hat zum 1. Juli seine Stellung bei der „Kreuzzeitung" ge-

kündigt. Wer weiß, ob nicht Herr von Hammerstein dies für eine hinreichende „Purifikation“ hält und sich im Uebrigen mit dem Bewußtsein tröstet, daß es die Welt liebt, das Strahlende zu schwärzen. In diesem Falle wird dann wohl nichts übrig bleiben, als daß die „Kleine Presse“ den Spieß umdreht und Herrn von Hammerstein, der sie der Verleumdung geziehen hat, wegen dieser Beleidigung vor's Gericht fordert, um so den Beweis der Wahrheit ihrer Behauptungen gegen Herrn von Hammerstein zu führen. Wie schade übrigens, daß diese Angelegenheit nicht im Wege einiger Duelle zu regeln ist. Es wäre gerade bei diesem Anlaß ebenso sinnreich wie bequem, die „Ehre“ dadurch wieder „herzustellen“, daß man seinen Gegner umbringt.

In Wien hat der politische Zersetzungsprozeß zwei wichtige Theile des staatlichen Organismus gleichzeitig ergriffen. Die Unfähigkeit, eine Wahlreform durchzusetzen, die auch nur den bescheidensten Hoffnungen der Arbeiter entspricht, droht die parlamentarische Koalition, auf der das gegenwärtige Ministerium beruht, zu sprengen, und — was schlimmer ist — kompromittirt von Woche zu Woche die Deutschliberalen stärker. Es scheint Oesterreich zu gehen, wie es Belgien gegangen ist. Man wird solange über kleine Wahlzugeständnisse feilschen, bis das allgemeine Wahlrecht sich mit der Kraft einer Naturgewalt durchsetzt. — Auch die Umwälzung in der Wiener Stadtverwaltung zeigt, daß die alte Regierungsmethode sich überlebt hat. Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los!

In Italien steht nach den Wahlen die Politik ungefähr wieder genau auf dem alten Fleck. Crispi hat eine große Mehrheit, aber er kann nicht viel damit anfangen. Die radikale Gegnerschaft unter Cavallotti's Führung rüstet sich zu einem parlamentarischen Feldzuge, der an Erbitterung wahrscheinlich alle früheren übertreffen wird.

Aus England und den Vereinigten Staaten von Amerika liegen verschiedene bemerkenswerthe antidimetallistische Kundgebungen vor. Der englische Schatzkanzler Sir William Harcourt hat in einem viel kommentirten Briefe sich klipp und klar dahin ausgesprochen, daß England unter keinen Umständen seine Goldwährung aufgeben dürfe, die übrigen Nationen möchten beschließen, was sie wollen. Aus den Vereinigten Staaten aber verlautet, daß in Ohio eine republikanische und in Kentucky eine demokratische Versammlung, auf denen einerseits der Senator Sherman und andererseits der Schatzsekretär Carlisle den Währungsschwindlern kräftig entgegentraten, sich auf das Deutlichste für sound money erklärt haben. Auch sonst berichtet man aus Amerika, daß mit dem Wiederaufleben der Geschäfte die bimetallistische Agitation sichtbar an Zugkraft verloren habe.

Der Orden pour le mérite, dessen Verleihung der Ernennung zum Mitgliede einer wissenschaftlichen oder künstlerischen Akademie etwa gleichzuachten ist, hat einige unbequeme Zurückweisungen erfahren. Der verdiente französische Gelehrte Pasteur, der sondirt wurde, ob er den Orden annehmen würde, hat aus sogenannten „patriotischen“ Gründen abgelehnt; ein etwas billiger und gerade deshalb nicht eben geschmackvoller „Patriotismus“. Es ist eine gerechte Strafe, daß Pasteur dafür von chauvinistischen Landsleuten angefeiert wird. Gerechtfertigter erscheinen die Gründe, die Herbert Spencer zur Ablehnung veranlaßt haben. Er hat bisher seine Brust von allen Orden freigehalten und möchte undekorirt seine Tage beschließen. Bei Spencer darf man annehmen, daß diese Ablehnung nicht bloß eine andere Form der Eitelkeit ist. Carlyle machte bekanntlich zu Gunsten des Ordens pour le mérite eine Ausnahme von seiner Ordensfeindseligkeit.

In Formosa ist von japanischen Landungstruppen die improvisirte Republik rasch über den Haufen geworfen. Auch bei dieser Gelegenheit hat Japan seine Ueberlegenheit über seine ostasiatischen Rivalen in bemerkenswerther Weise kundgethan.

* * *

Eine internationale Huldigung vor Verkehrsfreiheit.

Was Gott zusammengefügt hat, das soll der nicht scheiden. Wollte man diesen Bibelspruch nehmen — was von Dunkelmännern oft genug ist —, so müßten vor Allen die künstlichen auf den Index der verbotenen Kulturwerke gesetzt Man könnte auch noch viel weiter gehen. Alle liche Kultur beruht in letzter Linie auf einem dessen, was Gott zusammengefügt hat, und auf sammenfügen dessen, was Gott getrennt hat. Ob sachste Werkzeug gefertigt, ob ein rohes Block Bäumen des Urwaldes zusammengefügt, ob eine stadt erbaut, ob zwei Erdtheile durch den Suezkanal ob eine Brücke über den Mississippi geschlagen wird — solche wie überhaupt jegliche menschliche Arbeit, wirthschaftlichen Zweck verfolgt, läuft auf ein Zusammenfügen hinaus, oder — um das höhere zu nennen — auf Bewegung. So wie man Physik nach und nach gelernt hat, Schall und Elektrizität nur als verschiedene Bewegungserscheinungen anzusehen, so wird voraussichtlich auch eine Nationalökonomie in der Zukunft klarer als heute Bewegung auch das alles beherrschende, Werthe Grundprinzip der Weltwirthschaft erkennen.

Erst dann wird man zugleich die ganze Kul keit einer Politik verstehen, die darauf abzielt, wirthschaftliche Bewegung zu hemmen, den Güter zu erschweren, die Cirkulation der Arbeitsprodukte langsamen. Zum Glück ist jedoch die logische der schwächste Theil der Politik, und dieselben applaudiren, wenn der Hausirer gesetzgeberisch chikanirt ein Zollkrieg mit Argentinien beschlossen wird, hissen Flaggen, wenn der Gotthardtunnel eingeweiht oder Nordostseekanal eröffnet und so der Verkehrsfreiheit neue Gasse geschaffen wird.

Eigentlich müßten doch die Schiffe aller protektion Länder, die sich in den nächsten Tagen so zahlreich Kieler Bucht versammeln werden, halbmast flaggen, die neue Wasserverbindung zwischen Nord- und Ost Verkehr übergeben wird. Sie dient doch in erster Linie internationalen Waarenaustausch, dem die Kanitze und jenseits des Ozeans gesetzgeberisch jedes denkbare derniß in den Weg rollen.

Allerdings ist die neue Wasserstraße nicht nur Handel, sondern auch der Kriegsflotte gewidmet, und unproduktive Zweck mag in den Augen manches Daniel den Makel, der Verkehrsfreiheit zu dienen, mildern. Aber bei den glanzvollen Einweihungs keiten, die bevorstehen, muß doch der Kriegszweck treten. Ebensowenig, wie man zur Einweihung einer waltigen Strandbatterie die Hauptkulturvölker des balls einladen würde, könnte man sie als Zeugen ziehen, um ihnen zu demonstriren, wie man sich feindlichen Absichten gegenüber zu schützen weiß.

Die Abgesandten der Völker und ihre mit schlünden armirten Panzerschiffe kommen in der einem eminenten Friedensfest nach Kiel. Mit schiffen huldigt man einem Kulturwerk des Friedens; trotz der offiziellen Handelsfeindseligkeit feiert man öffnung einer neuen internationalen Handelsstraße. ihrer selbst, und wissen nicht wie! Wir Andern, wir der Handelsfreiheit, wir haben gut jubeln! Wir jede Bresche, die in chinesische Mauern gelegt wird, Freuden. Wenn ein neuer Kanal die Nordsee mit der see verbindet, so erblicken wir darin geradezu einen fortschritt, wie wenn ein Sundzoll fällt.

Man kann sich heute nur noch schwer vorstellen, es möglich war, daß der Sundzoll Jahrhunderte

allen Handelsflotten der Welt geduldig bezahlt wurde. r Sundzoll war kein Entgelt für eine Leistung Däne-s. Ja Dänemark beherrschte nicht einmal beide Ufer undes; und doch entrichteten Jahraus Jahrein deutsche, che, englische, holländische, französische, ja selbst schwe- Schiffe am Zollhause von Helsingoer 1 Prozent und vom Werthe ihrer Ladungen an Zoll und ließen sich eine Durchsuchung gefallen. Dänemark aber strich die ahmen aus diesem Zoll ganz ruhig ein, wie der Raub- des Mittelalters sein Wegegeld von dem friedlichen mann nahm, der seine Burg passirte. Und das dauerte, schon erwähnt, Jahrhunderte, ganz nach den Worten Mephistopheles: „Es erben sich Gesetz und Rechte wie ewige Krankheit fort." Endlich erklärten eines schönen s die Vereinigten Staaten von Amerika: Dieser dzoll sei ein Unfug, sie würden ihn nicht mehr bezahlen. it war der Bann gebrochen. Dänemark gab klein bei, aber klug genug, sich den allen Rechtsmißbrauch noch eßlich ablösen zu lassen. Nach langen Konferenzen kam 14 März 1857 zu Kopenhagen ein Vertrag zu Stande, der nemark eine Ablösungssumme von 31½ Millionen Reichs-thalern einbrachte, zu welcher Summe u. A. England s, Rußland 9¾, Preußen 4½ Millionen beitrugen. ch ein Unterschied zwischen dieser Konferenz der see-enden Nationen in Kopenhagen und der devorstehenden ammenkunft derselben Nationen in Kiel. Das eine Mal delte es sich darum, sich von einer mit Kosten und Zeit-wand verknüpften künstlichen Fessel zu befreien, das ere Mal wird der Verkehrswelt eine neue Straße über-en, welche die natürlichen Fährnisse und Unkosten der iffahrt beträchtlich zu vermindern geeignet ist.

In diesem Gegensatz tritt zugleich der außerorbent-e Fortschritt zu Tage, den die Welt — trotz alles pro-ionistischen Widersinns — dennoch auch auf dem Gebiete Verkehrsfreiheit in den letzten vierzig Jahren zu ver-hnen hat.

Noch eine andere Gedankenverbindung stellt sich willkürlich ein. Wie der Nordostseekanal jetzt fertig ge-llt ist, erscheint er als ein Werk des neuen Deutschen ichs, aus Reichsmitteln geschaffen und von Staatswegen rgestellt. Die meisten künstlichen Wasserstraßen von ähn-her Bedeutung aus neuerer Zeit — der Suezkanal, der nal von Liverpool nach Manchester u. s. w. — verdanken n privaten Unternehmungsgeist ihr Entstehen. Bedeutet s Eintreten des Reichs bei dem Nordostseekanal den Mangel Unternehmungsgeist in Deutschland? Es wäre kein mpliment für uns Deutsche, wenn das zuträfe. Aber es fft nicht zu. Wir wissen, daß die strategische Bedeutung r neuen Wasserstraße für den Entschluß, aus Mitteln des eichs und Preußens den Kanal zu bauen, entscheidend ar. Aber vorher hat es an Anläufen, den Kanal aus rivatmitteln herzustellen, durchaus nicht gefehlt.

Mir liegt eine „Denkschrift über den großen Nord-eutschen Kanal zwischen Brunsbüttler Koog an der Elbe nd dem Kieler Hafen" aus dem Jahre 1864 vor, in der it einer durch die späteren Ereignisse vollauf gerecht-rtigten Voraussicht das Projekt — im Wesentlichen so, ie es jetzt vollendet ist — begründet und zur Ausführung urch eine Aktiengesellschaft empfohlen wird. Das Komitee r den Kanalbau, welches jene Denkschrift unter dem 5. Dezember 1864 der Oeffentlichkeit übergab, bestand aus Männern, die zum Theil — wie z. B. der damalige Vor-itzende Professor G. Karsten und der Herausgeber der „Kieler Zeitung" Dr. W. Ahlmann — noch heute im öffent-ichen Leben stehen. Sie können mit Fug und Recht auch hrerseits ein gewisses Verdienst dafür in Anspruch nehmen, aß das Werk schließlich gelungen ist. Wie viele Wand-lungen pflegt nicht eine Idee durchzumachen, bis sie schließ-lich zur That wird; und das Verdienst, eine gesunde Idee lebendig erhalten zu haben, ist wahrlich nicht gering.

Schließlich ist es mit der Idee der Verkehrsfreiheit ja dieselbe Sache. Auch während die grundsätzlichen Bekenner dieser Idee äußerlich zurückgedrängt erscheinen, müssen die grundsätzlichen Gegner derselben doch jener Idee huldigen, sie mögen wollen oder nicht. Davon legen auch die groß-artigen Vorbereitungen zur Eröffnung des Nordostseekanals ein beredtes Zeugniß ab.

Th. Barth.

Thomas Carlyle.

Thomas Carlyle ist weiten Schichten deutscher Leser und Lerner nicht unbekannt. Man kennt und verehrt ihn als großen Schriftsteller, als Biographen Schiller's, als Freund und Apostel Goethe's, als Vermittler deutschen Geistes in England, als Geschichtsschreiber Friedrich des Großen und der französischen Revolution, besonders aber als Schöpfer der barock-genialen Kleiderphilosophie „Sartor Resartus". Seine Gedanken über Heroenverehrung sind durch tausend Kanäle uns zugeflossen und haben dazu bei-getragen, in kümmerlichen und unselbständigen Gemüthern den Kultus der Sache einigermaßen zu untergraben. Seine grimmige Verurtheilung moderner Staatseinrichtungen, des modernen Wirthschaftslebens vor Allem, sein aus leiden-schaftlichem Interesse für das öffentliche Leben leidenschaft-lich gefärbtes Mahnwort fanden auch bei uns Gehör, das um so williger geschenkt wurde, als die 1870 für die deutsche Sache bezeugte Sympathie die längst gehegte Vorstellung bestärkte, daß seine Denk- und Anschauungsweise der unsrigen nahe verwandt sei, und was sich aus der mächtigen Gährung seines Innern zum Urtheil, zum Postulat, zum Ideal empor-ringe, auf unseren heimathlichen Boden verpflanzt, auch hier die Entwicklung befördern könne. Aber für die An-nahme, daß Thomas Carlyle auf das deutsche Geistesleben der Gegenwart einen irgendwie bestimmenden Einfluß geübt hat, fehlt meines Wissens der Beweis, obwohl bei Hermann Grimm von Carlyle des Rühmens kein Maß war, die Philosophiegeschichten, die Darstellungen der Ge-schichte der Ethik ihm einen Paragraphen widmeten, und selbst so besonnene Denker wie Dilthey die Weltanschauung Carlyle's als lebensvoll priesen: ein Lob, welches das ab-straktionsfeindliche gegenwärtige Geschlecht doch besonders zu schätzen weiß.

An Arbeiten, die das Urtheil zu leiten vermögen, ist nun kein Mangel. Wir nennen nur H. Taine's Studie über den englischen Idealismus (1864) und John Morley's meisterhaften Essay über Th. Carlyle (1870). Aber von berufenen deutschen Schriftstellern hat erst von Schulze-Gaevernitz*) den Versuch gemacht, die „systemlose Fülle" Carlyle'scher Gedanken in systematischen Zusammenhang zu bringen und gangbare Pfade zu legen durch den Wald Carlyle'scher Stilexcentrizitäten. Die Arbeit des Gelehrten war um so erwünschter, als Carlyle's litterarische Thätigkeit sich über ein halbes Jahrhundert ausdehnte und sich in zahlreichen Kritiken, Essays, Flugschriften neben dem Sartor Resartus und den historischen Hauptschriften auseinanderfal-tete. Was sie bietet, macht es in der That beträchtlich leichter, hinter dem Symbolischen der Ausdrucksweise das Logische zu finden. Da außerdem soeben der erste Theil einer von der Verlagsfirma Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen veranstalteten Sammlung der sozialpolitischen Schriften von Thomas Carlyle erschienen ist, die E. Pfannkuche vor-züglich ins Deutsche übertragen und Prof. P. Hensel ein-geleitet und kommentirt hat, so ermangelt das deutsche Publikum nicht mehr der Mittel, sich mit den Anschauungen und dem Geiste des britischen Denkers vertraut zu machen.

Carlyle's Weltanschauung führt nicht durch eine Reihe vielgliedriger Vermittelungen zu wenigen Sätzen, welche dem irdischen Wanderer im Erkennen und Handeln als Leitsterne voranleuchten. Er liebt diese Vermittelungen nicht. Er behandelt die Probleme vielmehr wie feindliche

*) Th. Carlyle. Von Dr. G. von Schulze-Gaevernitz. Berlin, Verlag von Ernst Hofmann & Co.

Gewalten, wie „Schicksalsmächte, denen im Kampfe um Leben und Tod die Seele abzutrotzen ist, nicht wie Aufgaben, welche der von Affekten gereinigte Sinn in geduldiger Arbeit zu meistern sucht. Daher wird seine Lebensauffassung geboren im Protest gegen die Doktrin des achtzehnten Jahrhunderts, gegen die Aufklärung der Encyklopädisten, mit der er, mündig geworden, sich abzufinden hat. Diese Doktrin bezeichnet er als Benthamismus. Sie ist die englische Ausgabe der französischen Aufklärung, ihre Vertreter, die Häupter der Schule, sind hier Jeremias Bentham und der ältere Mill. David Ricardo läßt sich ihnen gut beigesellen, da er den nüchternen Geist der Analyse, der jene beseelte, ja nur auf ein spezielles Gebiet, das wirthschaftliche, überträgt. Unter Benthamismus versteht Carlyle nun Folgendes: Das positive Wohlfahrtsprinzip des größtmöglichen Glückes für die größtmögliche Menge; die antitheologische, natürlich-sinnliche Auffassung der Welt als einer Vielheit von Thatsachen, deren Beziehungen durch die Vernunft zu erfassen und deren Ordnung, soweit sie von menschlicher Willensthätigkeit abhängt, durch die Vernunft herbeizuführen ist; die Emanzipation von allen Fesseln der Tradition in Wissenschaft, im Staats- und Gesellschaftsleben; den Kampf gegen überkommene Einrichtungen und ihre Anpassung an gegenwärtige Bedürfnisse; die Auflösung aller Gemeinschaftsbeziehungen in solche rein geschäftlicher Natur und, in Folge dessen, die Entbindung des Individuums von allen sozialen Rücksichten auf die Gemeinschaftsbedürfnisse, soweit Nützlichkeitserwägungen sie nicht einengen; die Konstituirung des Laissez faire im Wirthschaftsleben; die Auffassung des Staates als einer Anstalt zum Schutze des Rechts und des Eigenthums; den Drang nach politischer und Rechtsgleichheit; das Streben nach der Souveränität des Volkes und, als Begleiterscheinung, die Unterdrückung des Rechtes der großen Persönlichkeit auf Herrschaft, des Rechtes des Dutzendmenschen beherrscht zu werden: kurz all das, was im Zuge dieser Anschauungen und dieser Bestrebungen liegt. Die Stellung des Einzelnen zum Universum und zur Gesellschaft hat sich grundsätzlich geändert, und Carlyle illustrirt diese folgenschwere Veränderung in Welt- und Lebensauffassung durch ihren Kontrast zu der im Mittelalter üblichen. Dieses Mittelalter ist nun ganz und gar nicht der chaotische Steinbruch gewesen, als welchen die rationalistische Geschichtsschreibung es darstellt, vielmehr ist die große Thatsache dieser Periode „Glaube und neben dem Glauben Treue. Auf jenem baut sich die Kirche des Mittelalters auf, Treue dagegen war die Grundlage des Staates“. Für den mittelalterlichen Menschen, und sei er der größte, wie Dante, weisen alle Gedanken in das Jenseits, ruhen alle Bewerthungen auf einem geoffenbarten Kanon sittlicher Normen, bildet der Glaube an ihrer Endgültigkeit den Mittelpunkt seines Denkens und Handelns: eine Thatsache von höchster praktischer Wichtigkeit. Meinung und Thätigkeit, sagt Carlyle, hatten sich noch nicht entzweit, sondern die erstere erzeugte die letztere oder versuchte sie zu erzeugen, ebenso wie der Stempel seinen Abdruck bewirkt, so lange das Wachs noch nicht hart geworden ist. Entsprechend dieser inneren Geistes- und Gemüthsverfassung, den inneren Formen der Gesellschaft, sind denn auch ihre äußeren Formen. Die Gesellschaftspyramide erhebt sich in scharfen Umrissen und Absätzen, die Fugen greifen verschlußdicht in einander, die Trage- und Stützbalken tragen ihre Lasten sicher und willig, und jedes Kleinste fühlt und empfindet sich als Theil des Ganzen. Der Kitt zum ganzen Bau ist vor allem die Glaubensseligkeit: sie macht aus der Gesellschaftshierarchie, nicht nur von außen gesehen, dazu ist das Ferment zu innerlich, einen Kosmos. Der Einzelne wird in autoritativ gegebene Lebenswege (v. Schulze-Gaevernitz, S. 89) hineingeboren, er verrichtet auf ihnen loyal seine Arbeit, er fühlt sich, muß man annehmen, beglückt in der Beschränkung, hat sich nicht, wie der moderne Mensch, zur Bescheidung und Entsagung durchzuringen. Aber zugleich war die bestehende Gesellschaftsgliederung der Ausdruck wirklicher Machtverhältnisse. Die Rangstufe, die der Einzelne einnahm, entsprach seiner Leistungsfähigkeit und dem Werthe derselben für die Gesellschaft. Die ... kratische Gliederung stieg nach Stufen des Besser... wärts, und umgekehrt war, wer die Macht be... Bessere, Kräftigere, Weisere. Es regierte, wer zum ... kraft besserer, natürlicher Ausrüstung berufen wa... tapfersten Männer, die, wie nicht genug wiederh... kann, im Ganzen genommen auch die weisesten ... und in jeder Hinsicht besten sind, waren hier ... anerkennenswerthen Grade von Genauigkeit gewählt ... und jeder saß auf seinem Stück Land, welches ihm ... oder geschenkt war, damit er es regiere“. Das ... der mittelalterlichen Feudalaristokratie war aber kein ... haftes Reißen um die Beute, sondern ein kräftiges ... „Durch vielen und hitzigen Kampf stoben die ... geschlagenen Unwirklichkeiten hinweg und hinter... schlichte Wirklichkeit und Thatsache: Du bist stärker ... klüger als ich, Du bist Herrscher, ich Unterhan“. Das ... spiegelte getreulich diese erstarrten Machtverhältnisse ... Aber wie trug der Knecht das Minimum von Mach... sitz und Geltung, das im Feudalsystem ihm vorbeh... war? Carlyle's Antwort beleuchtet aufs hellste seine ... fassung von Mittelalter und Neuzeit: „Gurth, der ge... Leibeigene Cedrics, des Sachsen, ist bemitleidet ... Gurth, mit dem metallenen Halsbande und Cedric's Sch... hütend, ist allerdings nicht das, was ich ein Muster ... licher Glückseligkeit nennen möchte. Aber dennoch ... ein Gurth, der den Himmel über sich, die freie ... das schattige Gebüsch um sich und in sich wenigstens ... Gewißheit eines Abendbrotes und einer geselligen ... hat, Gurth scheint mir glücklich im Vergleich mit ... Arbeiter von Lancashire und Buckinghamshire in ... Zeit, der nicht der geborene Sklave irgend Jemandes ... Gurth's metallenes Halsband kränkte ihn keineswegs. ... Cedric verdiente sein Herr zu sein. Die Sch... gehörten Cedric, aber auch Gurth bekam seinen kleinen ... theil davon. Gurth genoß die unaussprechliche Befriedig... sich, wenn auch auf rohe Halsbandmanier, doch auf ... lösliche Weise an seine Mitmenschen gefesselt zu ... Er hatte Vorgesetzte, Gleichgestellte, Untergebene. — ... ist längst „emanzipirt“. Er besitzt, was wir Freiheit ne... Die Freiheit, sagt man mir, sei etwas Göttliches. ... Freiheit ist gerade nicht göttlich, wenn sie die Freiheit ... zu verhungern“. Gegen dieses Bild des glücklichen M... alters läßt sich sicher manches einwenden. Einmal ... schon in der Blüthezeit dieser Epoche, im dreizehnten ... hundert, wo nach Hegel Theologie und Philosophie ... eins gegolten haben, die Lehre von der zweifachen ... heit auf. Wenn erst der denkende Geist allerhand Aus... Spitzfindigkeiten und Distinktionen sucht, um sich vor ... erstickenden Umarmung durch die Kirchenlehre zu ... wenn die Denker unter den Gläubigen sich des Gegensatz... zwischen Vernunft und Ueberlieferung bewußt waren ... allen beruhigenden Versicherungen gegen die Kirchen... waltigen, wenn schon um das Jahr 1201 der berüh... Dialektiker Simon von Tournay mit Blasphemie... gegen das Christenthum sich öffentlich hervorwagen konnte ... die Lehre von den drei Betrügern (Moses, Jesus, Muhamm... wie ein unheimliches Gespenst durch das ganze Mittel... alter schleicht: so läßt sich mit einiger Sicherheit ... schließen, daß die vielgerühmte Glaubenseinheit des Mittel... alters nicht dem verklärtem Bilde Josephs de Maistre ... oder auch Carlyle's entsprach. Aber im Allgemeinen ... die Darstellung hingehen. Noch war das gebrochene ... wußtsein die Ausnahme, das Vorrecht hervorragender In... dividuen. Doch ist es erlaubt, schon hier anzunehmen, ... die Masse der Menschen „im Jenseits fußte“ nicht wie die ... Helden des Glaubens, wie Luther etwa, von dem es Carlyle ... behauptet; sondern wie der Unmündige an dem ... vorrath von Vormündern, Eltern und Erziehern hängt, ... dem die Leitmotive seines Handelns herkommen und ... mechanisch in ihm wirksam werden. Für die Ordnung, ... Sicherheit und Ruhe der Gesellschaft ist das gewiß ein ... segneter Zustand; aber ihn sittlich schön nennen, ... er nicht der Regsamkeit des freien Vernunftgebrauchs ...

n **verdankt**, sondern dem Verzichte darauf, ist eine von
bedenklichen Gewohnheiten Carlyle's, durch die er zu
e, wie Hensel gegenüber nachdrücklich zu bemerken ist,
nen unüberbrückbaren Gegensatz tritt. Aber nicht zu
allein, sondern auch zu Goethe und dem deutschen
ophischen Idealismus. Taine und von Schulze-Gaever-
betonen merkwürdigerweise den Zusammenhang ins-
dere mit Goethe. Hensel zeigt sich zwar frei von diesem
Carlyle's Goethe-Verehrung beeinflußten Vorurtheil,
lt jedoch in die gleich falsche Vorstellung, als ob
le's Geschichtsauffassung im Wesentlichen mit der Fichte's
mmenfalle. Es ist aber wichtig hervorzuheben, daß
je's Art, Menschen und Dinge zu sehen und unsere
tsaufgabe zu deuten, Carlyle im Grunde stets fremd
und daß auch Fichte verwandt scheinenden Zielen
bte auf Wegen, die zu betreten Carlyle mit aller Macht
th.

Das wird deutlich sichtbar, wenn wir dem schottischen
er bis zu dem Punkte folgen, wo aus der Betrachtung
Vergangenheit die Mittel sich ergeben sollen, um die
ssen von Unrath" zu beseitigen, welche die Gesellschaft
tigen. Die kritische Epoche trat ein, als das logische
das sittliche Gewissen nicht mehr erlaubten, an Dinge
glauben, die unwahr erschienen. Hier setzt der Pro-
ntismus ein. Es ist der „erste Schlag ehrlicher Zer-
ung gegen ein altes Ding, das falsch und götzenhaft
orden war". Als Kern des Protestantismus, wie er in
Sache steckte und aus dem herangereiften Zeitbewußt-
mächtig hervorbrach, jenem Zeitbewußtsein, daß durch
Renaissance befruchtet, durch die Entheiligung des katho-
en Klerus ernüchtert, durch die Ausdehnung des histo-
en, des geographischen und des astronomischen Gesichts-
es unermeßlich erweitert worden war, betrachten wir in der
el die Erneuerung des religiösen Bewußtseins. Es läßt
daher mit gutem Recht sagen, daß der Protestantismus
ächst ein Protest war nicht gegen den Glauben, sondern
en den Unglauben. Das ist zunächst auch der Stand-
kt Carlyle's, der für die Helden der Reformation, für
her und Calvin, die tiefste Verehrung empfand. Worin
Uebrigen die religiöse Erneuerung bestand, weiß jeder:
stellt die Religion in Gegensatz zur Kirche, und geht
ück zu derjenigen Verjüngung, welche sie zu Anfang
erer Zeitrechnung in Form des Urchristenthums erfahren
. In der Gestalt nun, in welcher sie im 16. Jahrhundert
das Herz des Volkes eindrang, haftet ihr allerdings noch
nche scholastische Schlacke an. Allein der positive Satz
Protestantismus, der Glaube macht selig, seine scharfe
ntrastirung zum katholischen Glauben an die Werkheilig-
t verweisen auch das simpelste Gemüth auf den persön-
hen Verkehr mit seinem Daseinsgrund. Es ist von hier
s nur ein kleiner Schritt zu derjenigen Emanzipation des
istes, zu derjenigen Verselbständigung des Gewissens, zu
nem solchen Maß spontaner Bethätigung der eigenen
enkkraft, daß für eine immer größere Masse von Menschen
r Mittler nothwendig ausgeschaltet werden mußte, der
ch der Lehre der Kirche und dem Herkommen gemäß die
rücke schlug zu Gott als dem Uebersinnlichen, welches den
hatsachen der Erfahrung zum Grunde lag. Die Bedin-
ungslosigkeit, die Luther und besonders Calvin für ihren
eläuterten und gereinigten Glauben in Anspruch nahmen,
erwehrte so das Lebensprinzip ihrer Neugründungen ihnen
nzuräumen, wie es als Seele der ganzen geistigen Entwick-
ung schon im 15. Jahrhundert zu erkennen war, als die
irchenkonzile um die Erneuerung des religiösen Bewuß-
eins auf dem unmöglichen Wege einer Wiederherstellung
es Papalsystems und der Ueberwindung der antihierarchischen
Strömung bemüht waren.

Was hieraus folgt, hat Carlyle theils eingesehen,
theils übersehen, und über die Gegenstrebigkeit, die Unver-
einbarkeit der Folgerungen aus den im Einzelnen unauf-
hörlich durcheinander gewürfelten Ahnungen des genialen
Sehers und Irrthümern des Verächters der sonst üblichen
wissenschaftlichen Methoden kann selbst die geschickteste
Gruppirung seiner Gedanken nicht hinwegtäuschen, was

Prof. Jodl (in seiner Geschichte der neueren Ethik) und besonders scharf John Morley hervorheben. Er sieht richtig, daß die Reformation die große Wurzel ist, aus welcher die ganze folgende europäische Geschichte, die politische sowohl wie die intellektuelle, hervorgewachsen ist. Denn es ist einer seiner Leitsätze, daß das Intellektuelle sich im Sozialen verkörpert, und da im Ausgang des Mittelaltes die innere Form der Gesellschaft, eben das Intellektuelle, ihrer äußeren Form nicht mehr entsprach, so hatten die führenden Geister des Zeitalters der Reformation zunächst die negative Aufgabe, durch Kritik der überlieferten Glaubens- und Denkformen wie der Institutionen, denen ihre Pflege anheimfiel, den Panzer zu zertrümmern, der Geist und Gemüth des auf eine neue Bewußtseinsstufe gehobenen Menschen einengt. Die ganze folgende Entwicklung zeigt aber, daß mit dem Protestantismus kein System in die Welt kam, das an Geschlossenheit seiner Ideen und Universalität seiner Geltung es irgendwie mit dem Katholizismus aufnehmen konnte. Der Protestantismus war am Ende überhaupt kein materielles System, sondern ein Formalprinzip; das will sagen: er brachte eine neue Art auf, den alten und ewigen Zielen menschlicher Bemühungen entgegenzuarbeiten, eine neue Art, Welt und Dinge zu sehen, eine neue Art, die ewig brütenden und brodelnden Gemüthskräfte an die unerfüllte Aufgabe zu wenden. Auch zeigt das Wort Freiheit, das mit dem Protestantismus so sehr in Mode kam, den formalen Charakter der Bewegung, die von universellen aber verjährten Satzungen entbindend, den Geist in eine individualistische Richtung drängt, die gegenüber dem Massenglauben des Mittelalters, seinem Aberglauben und Angstglauben, erst die Weihe der Sittlichkeit erhält, wie wir sie verstehen. Darum bleibt Carlyle's Vorliebe für das Mittelalter nicht bloß für die oberflächliche Betrachtung, wie von Schulze-Gaevernitz etwas leichthin sagt, ein Widerspruch zu seiner Beurtheilung der Reformation und zu seiner Verurtheilung der folgenden Zeit, und in diesen bedauernswerthen Widerspruch bleibt er befangen, weil er ganz und gar im Gegensatz zu Fichte den Fortschritt der Zeit nicht von dem Maße abhängig macht, in welchem der freie Vernunftgebrauch individuelles Gut wird. In diesem Lichte gesehen ist die Uebereinstimmung von Meinung und Thätigkeit im Mittelalter gar keine so hohe Tugend, und der Glanz, den unser Denker über diese positive Epoche ausstreut, gar nicht beneidenswerth. In diesem Lichte gesehen ist aber auch die „geistige Anarchie", für die A. Comte den Protestantismus verantwortlich macht, sehr wohl die Folge, nur nicht die verderbliche, sondern die segenbringende Folge desselben gewesen. Die Emanzipation des Individuums von Sekten- und Körperschaftsmeinungen wird allerdings für das schöne Bild verhängnißvoll, aber sie ist die Vorbedingung zu einer höheren Stufe sittlicher Ordnung, die an Werth das sogenannte Positive der mittelalterlichen Glaubenszeit übersteigt. Diese Emanzipation des Individuums wird als bleibendes positives Gut festzuhalten sein, weil jeder Versuch, sie zu Gunsten eines Minoritätsideals rückgängig zu machen, gescheitert ist und scheitern wird. Carlyle selbst sagt: Freilich, viele Nichtigkeiten, die sich protestantisch nennen, sind todt. Aber Protestantismus selbst, so viel ich weiß, ist nicht todt; er hat in diesen Tagen seinen Goethe und seinen Napoleon hervorgebracht, die deutsche Litteratur und die französische Revolution, recht bedeutende Lebenszeichen. Ja, im Grunde was ist anders am Leben heute als Protestantismus? Allein die inhaltliche Unvereinbarkeit der Folgen, die hier aus einem Prinzip (nicht System!) abgeleitet werden, zeigt schlagend, daß das Charakteristische an den Reformationsbestrebungen nicht der Rest eines lebendigen positiven Glaubensinhalts war, sondern die Begründung des Rechts, die eigene Persönlichkeit zur Geltung zu bringen, sowie des Rechts auf freien Vernunftgebrauch. Macht man also die Bezeichnung einer geschichtlichen Periode als positive von dem Vorhandensein einer positiven Lebensanschauung, welche Gemeingut des ganzen Volkes ist, abhängig, so verdient das Zeitalter der Reformation diese Bezeichnung

so wenig wie das achtzehnte oder neunzehnte Jahrhundert. Das aber thut Carlyle. Die Gegenüberstellung des Mittelalters und der Neuzeit hat dazu dienen sollen, zu zeigen, daß der Normalzustand der Gesellschaft erreicht ist, wenn ihre inneren und äußeren Formen einander zugeordnet sind, einander entsprechen wie im Mittelalter. Carlyle hat konstatiren müssen, daß beide auseinander gerathen sind, und er thut es, wie jeder weiß, mit dantesker Phantasie, mit fast brutaler Rücksichtslosigkeit gegen die Ueberzeugungen und Meinungen des Tages. Kirche und Rechtswesen sind zerfallen, von „unendlicher Heuchelei" zerfressen, nicht Wahrheit herrscht, sondern ein Amalgam von Wahrheit und Falschheit, und wo immer Menschen einander etwas mitzutheilen haben, im Parlament und auf der Kanzel, folgen sie dieser Gewohnheit. Ein feines Gift der Lüge durchdringt die Gesellschaft. Sie handelt, trotz aller Humanitätsfaselei auf der einen Seite, wegen der Entgeistung der Kirche andererseits, aus rein egoistischen Motiven, sie fußt ganz im Diesseits. Nützlichkeitserwägungen aber führen nach Carlyle nothwendig immer zu einer individualistischen Motivationsweise und vermögen der weltlichen Autorität sowie den Beziehungen der Ueber- und Unterordnung keinen Halt zu gewähren, indem die Kontraktverhältnisse, die an Stelle der früheren sittlichen Beziehungen der Menschen zu einander getreten sind, „von den Interessenten gekündigt werden können, die in ihnen ihre Rechnung nicht mehr finden (Hensel)". Der Mensch wird so zum kalkulirenden Gesellschaftsatom, wird antisozial.

Wie ist der durch diese falsche Lebensauffassung, welche die Loslösung des Individuums von der früher ungetheilten Substanz des Volkes verschuldet, herbeigeführten sittlichen und wirthschaftlichen Anarchie zu steuern? Der verklärte Rückblick auf das Mittelalter zeigt, worauf Carlyle hinaus will. Der Glaube ist der Gesellschaft zu ihrem Bestande nothwendig; Glaube und Jenseitigkeitsvorstellungen. Der Mensch, der diesen Glauben hat, weiß, warum und woran er arbeitet. Er hat nicht die benthamischen Ideale der Vervollkommnung der Rasse oder des größten Glückes für die größte Menge; das sind Diesseitigkeitsvorstellungen, die zum öden Radikalismus und Materialismus unserer Tage geführt haben; nein, er ist, wenn er im Mittelalter lebt, das durch altruistische, soziale Motivationsweise beherrschte Geschöpf, das mit der Aufopferung, die der Glaube erzeugt, das Papalsystem und das Feudalsystem tragen hilft; er würde, wenn er in der Neuzeit lebte, die gleichen Wunder verrichten, nur ins Neuzeitliche übertragen.... Doch der Leser wird ungeduldig. Er will endlich wissen, wie sich Carlyle diesen neuzeitlichen Glauben vorstellt. Er weiß, daß es der Benthamismus nicht sein kann, da eine soziale Lebensauffassung durch ihn nicht zu begründen ist. Er weiß, daß es der freie Vernunftgebrauch ebenso wenig sein kann, der aus dem Prinzip des Protestantismus folgt, den Fichte empfiehlt, und den Carlyle arg verhöhnt. Er muß wissen, daß es der Glaube in alt- oder neuhebräischen Kleidern auch nicht sein darf, so wenig wie der Glaube an Thor. Was dann? „Ach," sagte Carlyle zu einem amerikanischen Freunde, „es ist traurig und schrecklich, fast eine ganze Generation von Männern und Frauen, die alle gebildet sein wollen, so stockblind herumlaufen und keinen Gott in der Welt finden zu sehen. Ich vermuthe, es ist eine Reaktion gegen die Herrschaft der Lüge und hohlen Phrase, die da zu glauben vorgibt, was sie in der That nicht glaubt. Und dies ist das Resultat: Alle Dinge vom Froschlaich; ein Evangelium des Schmutzes die Tagesordnung! Je älter ich werde, desto klarer, voller und tiefer wird mir der Satz im Katechismus, den ich lernte, als ich ein Kind war: „Was ist das Endziel des Menschen?" ‚Gott zu verherrlichen und sich Seiner zu freuen auf ewig.'" Das sprach Carlyle, als er am Rande der Ewigkeit stand, nach einem im Kampfe gegen die Aufklärerei und den Konfessionalismus vollbrachten Leben. Es wird nun nicht mehr überraschen, daß er über Darwin's „Ursprung der Arten" urtheilte: Mir zeigte das Buch die launenhafte Dummheit des Menschengeschlechts; ich konnte niemals auch nur eine Seite davon lesen oder den geringsten Gedanken daran [illegible] den. Man sieht, wie wenig Carlyle zu Goethe's [illegible] gehörte, und daß die Philosophie Kant's, Fichte's [illegible] mit nichts Spezifischem in Carlyle's Glauben steht, [illegible] nur in ihrer allgemeinen platonisch-spiritualistischen [illegible] die sich aus der Lektüre der Bücher des Alten und [illegible] Testaments oder Platon's ebenso gut herleiten läßt. [illegible] daran faßbar ist, die religiöse Grundstimmung, [illegible] ehrung gegen den unbegriffenen Daseinsgrund, [illegible] aus, um dem Begriff des Glaubens materiellen [illegible] geben, aber Carlyle machte sich die Folgerung [illegible] eigen, die Goethe daraus zog: zu wissen, wo das [illegible] der Welt anfängt, und sich dann innerhalb der Gren[illegible] Begreiflichen zu halten. Wohl schilt er die Meta[illegible] ihrer Sucht, das ewig Unbekannte zu enträthseln, [illegible] Krankheit, und wird gegen ihren ‚jargon' ausfäl[illegible] à la Rousseau. Andererseits aber sagt er, als er [illegible] Biographie seines Freundes Sterling von dessen [illegible] spricht, Geistlicher zu werden, von den alten [illegible] Sternen, daß sie untergegangen seien, und weiter [illegible] diejenigen, die uns einreden wollen, sie spendeten noch [illegible] Licht und Leben oder seien die einzig möglichen. [illegible] erwartet er keinen Segen von dem, was man so gen[illegible] Wissenschaft nennt, und spottet ihrer Arbeit in der [illegible] provinz der Reform während der ersten Hälfte des [illegible] hunderts. John Morley bemerkt sehr richtig, [illegible] Sterling's Kritik an Teufelsdröckh habe dessen Schöpfer [illegible] harte aber heilsame Wahrheit gesagt: Selber des [illegible] ermangelnd, heftet sich seine grimmige Unzufriede[illegible] Alles, was schwach, verderbt und unvollkommen um [illegible] und anstatt ruhig und stetig mit allen denen mitzu[illegible] die sich bemühen, die höchsten Gedanken als Heilm[illegible] die schlimmsten Uebel anzuwenden, hält er sich [illegible] wilder Isolirung abseits.

Wenn daher Klarheit in die Voraussetzungen und [illegible] fordernisse des modernen Lebens zur Ausrüstung eines [illegible] den Geistes gehört, so besitzt sie Carlyle nicht. Sein [illegible] trauen in die Fruchtbarkeit wissenschaftlicher Methoden [illegible] ihrer Anwendung auf die sozialen Fragen, sein Verke[illegible] der Nothwendigkeit ganz besonderer Umsicht und Gen[illegible] keit und geduldiger Prüfung und Sichtung auf diesem [illegible] biete macht ihn mehr als viele der von ihm verhö[illegible] Forscher zum Irreleiter und Verführer. Wir brauchen [illegible] Morley, Licht mehr als Hitze; wir brauchen intellektu[illegible] Gewandtheit, Vertrauen auf die Vernunft, Empfänglichkeit für neue Ideen. Aber führt nicht die Weigerung, den [illegible] stand geduldig und systematisch zu gebrauchen und wi[illegible] schaftliche Wahrheit zu suchen, sowie das Schwelgen im [illegible] fühl zu „schmutziger Unwahrhaftigkeit des Herzens"? [illegible] hat nicht Carlyle durch die Sprunghaftigkeit seiner Met[illegible] dazu beigetragen, sie zu vertiefen? Das klingt stark [illegible] aber angesichts seiner Gesellschaftstheorie mehr noch [illegible] gegenüber seiner Theorie des Glaubens berechtigt. Jene [illegible] steht in der Vorschrift, dem Helden der Zeit blindlings [illegible] folgen. Er formt und modelt die Zeit. Er gehört [illegible] eines Naturgesetzes, an die Spitze der Gesellschaftsherrsch[illegible] und dem Herdenmenschen bleibt nur Gehorsam und Bewun[illegible] derung gegen ihn übrig. Was darin wahr ist und aus [illegible] psychologischen Eigenthümlichkeit des Menschen folgt, be[illegible] keiner Erläuterung. Aber im Uebrigen hat Carlyle [illegible] anzugeben versäumt, durch welche Methoden man den Hel[illegible] der Zeit, den zum Herrschen Berufenen, erkennt; auch ble[illegible] unklar, ob dieser Held der Weiseste oder der Stärkste [illegible] Tapferste ist. Und wurzelten Carlyle's Helden Friedrich der Große und Napoleon auch etwa im Jenseits? Ein [illegible] Theil Carlyle'scher Heldenverehrung stammt aus [illegible] scher Kraftgenialität, die zu seiner Glaubenstheorie wenig stimmt.

Berlin. S. Saenger

Die Wiener Gemeindekrise.

Der Wiener Gemeinderath ist aufgelöst, im Wiener hause waltet an Stelle des freigewählten Bürgermeisters Regierungskommissär seines Amtes. Das Ereigniß hat ngs einen starken Eindruck gemacht, weil es über- end kam, weil Niemand der Koalitionsregierung einen aschen und kräftigen Entschluß zutraute. Wie es kam, der Ministerrath sich plötzlich zu so ungeahnter Energie eschwungen hat, ob die Regierung der leidigen Wiener ge und dem Dilemma, einer eventuellen Wahl des Anti- tenhäuptlings Lueger die Bestätigung zu ertheilen oder versagen, für einige Monate entgehen wollte, oder ob an Wiener Gemeinderathe die Strafe dafür vollzogen wer- sollte, daß die k. k. Polizeidirektion in Wien am Abende Bürgermeisterwahl dem süßen antisemitischen Janhagel enüber das liebenswürdigste Wohlwollen geübt, die testen Straßenscenen geduldet und der Mißhandlung raler Gemeinderäthe und Abgeordneter mit höflichem jeln assistirt hatte, mag heute dahingestellt bleiben. nmehr hat man sich über das Aufsehen erregende Er- niß bereits einigermaßen beruhigt und dem aufgelösten neinderathe weint Niemand eine Thräne nach. Seit ren konnte ja keine Sitzung dieses Gemeinderathes abge- ten werden, ohne daß sich die pöbelhaftesten Scenen ab- pielt hätten, und seit den letzten Ergänzungswahlen war Wiener Gemeinderath ein aktionsunfähiger Körper ge- rden, welcher, wenn es sich um Angelegenheiten handelte, deren Erledigung eine qualifizirte Mehrheit erforderlich zu keinem Beschlusse gelangen konnte. Es gab über- upt keine bestimmte Majorität, ein halbes Dutzend Wilde" bildete das Zünglein an der Waage und für die angriffnahme der großen Kommunalfragen wollte keine r Parteien die Verantwortung tragen. Das waren ja ch die Gründe, welche den Bürgermeister Dr. Grübl zur ederlegung seines Amtes bestimmten: eine liberale Majo- ät stand ihm nicht zur Seite und von der Gnade der atisemiten wollte er nicht sein Dasein fristen.

Nunmehr ist im Wiener Rathhause Ruhe eingekehrt nd es wird im Kreise der besonnenen Bürgerschaft ange- hm und dankbar empfunden werden, wenn durch einige Monate hindurch geräuschlos und ohne die bereits zu einer Wiener Spezialität gewordenen Radauscenen verwaltet wird. m Herbst, vielleicht Ende September oder Mitte Oktober erden die Neuwahlen stattfinden. Was sie bringen werden? Kaum Gutes und Tröstliches. Die liberale Partei kann lücklich sein, wenn sie in der Stärke, die sie nach den Ver- usten bei den Ergänzungswahlen behielt, aus den allge- neinen Wahlen zurückkehrt; erfahrene Männer der Ver- hältnisse stellen ihr sogar einen weiteren Verlust von 10—15 Gemeinderathsstellen in Aussicht. Würde sich diese düstere Prophezeiung bewahrheiten, dann würden die Antisemiten über die sichere Majorität verfügen, aus ihrer Mitte würde der nächste Bürgermeister hervorgehen und ihnen würde für eine Reihe von Jahren die Herrschaft über die Reichshaupt- stadt Wien zufallen, die zum Objekt für die antisemitischen Regierungs- und Verwaltungsversuche würde.

Wie die Dinge auf diesen Punkt kommen konnten, das haben wir vor wenigen Wochen an dieser Stelle eingehend ausgeführt. Das Krebsgeschwür, das Graf Taaffe vorsätzlich züchtete, hat die gegenwärtige Re- gierung in Folge ihrer Indolenz und Kraftlosigkeit weiter fressen lassen. Die Hauptschuld trifft aber die liberale Partei, und das, was sich in Wien vollzieht, ist nur die weithin sichtbare Konsequenz des Zersetzungsprozesses, welcher die liberale Partei erfaßt hat. Nicht der Liberalismus, wohl aber die Partei hat vollständig ihren Kredit verloren, welche sich in Oesterreich die liberale nennt. Diese Partei, die einst die Staatsgrundgesetze, die Schulgesetze und die kirchenpolitischen Gesetze schuf, welche den Kampf gegen das Konkordat siegreich bestanden hat, welche Potocki und Hohenwart zum Sturze brachte, ist alt, lendenlahm und marastisch geworden. Sie hat es nicht verstanden, ihre Kräfte durch einen jungen, begabten Nachwuchs aufzufrischen, ihr mangelte jedes organisatorische Talent und ihr ging die Fähigkeit ab, sich mit den unteren Volksschichten in Fühlung zu erhalten, um dieselben zu lenken und zu leiten. Ihr hochmüthiges Motto lautete: odi profanum vulgus et arceo! War sie aber unfähig, die öffentliche Meinung in den Wählerkreisen zu beherrschen, so wurde sie andererseits zum dienstwilligen Knecht der Strömungen, die sich in den Kreisen der sogenannten Fünfguldenmänner geltend machten. Die reaktionäre Gewerbegesetzgebung mit dem Befähigungs- nachweis fand bei ihr keinen kräftigen Widerstand, das bäuer- liche Landeserbrecht kam mit ihrer Unterstützung zu Stande, die Unterbindung des freien Verkehrs fand in der liberalen Partei fast ebenso begeisterte Anhänger, wie im Klub des Grafen Hohenwart, Schutzzöllnerei und sogar Getreidezölle fanden auf der Linken enthusiastische Vertheidiger. Aus der liberalen Partei wurde eine Partei der Kompromisse, und an ihr ist in Erfüllung gegangen das Wort des greisen Balthasar Horváth, des Justizministers im Kabinet Andrassy: „Ein Kompromiß zwischen gegensätzlichen Prinzipien ist nichts anderes als die Kompromittirung jenes Prinzips, dem man zum Siege verhelfen möchte." Die deutsch-liberale Partei in Oesterreich hat das liberale Prinzip kompromittirt; das ist die traurige Wahrheit. Eine solche Partei war reif für die Koalition mit dem Hohenwartklub, und seit sie diese Koalition eingegangen ist, war ihr Niedergang ein rapider. Nun liegt jene Spottgeburt vor, die sich eine Wahlreform nennt. Nicht nur die Arbeiter, denen durch diese Wahl- reform eine blutige Verhöhnung zugefügt wird, alle freiheit- lich denkenden Kreise weisen diese Wahlreform mit Ent- rüstung und Verachtung zurück. Noch wäre der liberalen Partei die Möglichkeit gegeben, mit Würde und Anstand zu sterben: sie brauchte nur das Wahlreformproblem als ungelöst zu erklären und aus der Koalition auszutreten. Wir fürchten aber, sie wird es vorziehen, unter Verleug- nung ihrer Prinzipien noch einige Monate länger ein kläg- liches Dasein zu führen, um in dem Zusammenbruche der Koalition jämmerlich zu Grunde zu gehen.

Unter solchen Auspizien werden sich die neuen Ge- meindewahlen in Wien vollziehen und daraus ergeben sich von selbst die Erwartungen, die man hegen darf. Oester- reich geht trüben Tagen entgegen, um so trüberen, als die Reihe der Verwicklungen auch in Ungarn noch nicht zu Ende ist. Vielleicht führt die gegenwärtige Krise dazu, den deutsch-böhmischen Einfluß zu brechen, der auf die Geschicke der liberalen Partei und Oesterreichs selbst einen so ominösen Einfluß geübt hat. Immer klarer ringt sich die Erkenntniß durch, daß es in Oesterreich nur Eine naturgemäße Koalition geben kann: die zwischen Deutschen und Czechen. Das ist die Richtung, nach der eine gesunde Parteibildung zu streben hat und nur wenn diese sich vollzogen hat, ist die Heilung der krankhaften Zustände in Wien zu gewärtigen.

Wien 6. Juni. Gustav Steinbach.

Bilder aus der Toscana.

III.

Lucca.

Abseits und unberührt vom großen Fremdenstrome, der alljährlich nach Italien hineinfluthet, liegt die einstige herzogliche Residenz Lucca, jetzt eine Provinzialhauptstadt der Toscana von etwa 20000 Einwohnern. Sie ist ein entzückender Ort mit wundervollen Denkmälern der Kunst und in paradiesischer Gegend; ihr Name würde wie Siena, wie Perugia im Munde aller Italienfahrer sein, gingen nicht die großen Eisenbahnlinien westlich und östlich in anderer Richtung vorbei. Das mag nun ein Schaden sein

für die Wirthe in Lucca und für alle Geschäfte, die vom Fremdenverkehr leben. Aber, wer nun doch nach Lucca kommt und Sinn hat für einen Ort, der noch sein eigenes Gepräge treu und unverfälscht bewahrt hat, wird diese Abgelegenheit Luccas segnen und sich mit Behagen dem milden Zauber dieser köstlichen alten Stadt hingeben.

Mit Schnellzügen gelangt man nicht hierher. Und auch das ist in der Ordnung. Wer möchte durch einen Garten mit dem Blitzzug rasen? Am liebsten ginge man zu Fuß, was aber selbst bei bedecktem Himmel gegen Ende Mai hier zu Lande nicht mehr räthlich ist. Auch die Italiener lassen sich darauf nicht ein; höchstens daß sie auf der Bicyclette kurze Distanzen durchfliegen.

Ich fuhr also im gemächlichen Bummelzuge von Monsummano (Linie: Pistoja—Pisa) nach Lucca. Zur Rechten der Bahn waren fortwährend malerische Höhenzüge mit vorspringenden kühnen Bergkegeln, auf denen ganze Ortschaften, wie Montecatini alto, oder alte Schlösser, Kirchen, Klöster und Landhäuser liegen. Die Thalmulde ist ein Wald von Oliven, Weingärten und reich bebauten Feldern, alles jetzt in der üppigen Fülle des Frühsommers und freundlich belebt durch die zahllosen Gehöfte und Dörfer. Volle Romantik ist namentlich über die Gegend von Pescia ausgegossen; es beschreiben wollen, wäre vermessen. Man empfindet diese Landschaft, in der die Natur und Kultur des Menschen sich zu schönster Harmonie vereinigt haben, diese dunklen Berge mit ihren Kastellen und diese blühenden Gärten wie eines jener Gedichte Eichendorff's, in denen er den Süden träumte. Selbst die Prosa eines Bahnhofs ist übersponnen mit kletternden Rosen und die Oleander, die bei uns in Kübeln stehen, sind hier in den Boden gepflanzte, starkstämmige Bäume. Es that mir leid, daß ein politischer Wühlhuber, ein Student aus Pisa, mich häufig durch seine Reden von der Betrachtung der Landschaft abzog. Schließlich aber interessirte er mich doch, als er mir erzählte, er sei — bei seinen 21 Jahren — schon zweimal im Gefängniß gewesen und eine Zeit lang in Rom internirt und polizeilich überwacht. Unsere Studenten sind in der Regel nur „überwacht", wenn sie eine Nacht lang gekneipt haben. Dieser junge hübsche Kerl reiste als sozialdemokratischer Oppositionsmann im Lande herum (am 22. Mai, vier Tage vor den Wahlen in die Kammer). Mit seinen Ansichten ging er mir, dem Unbekannten gegenüber, so frei heraus, weil er sofort den Fremden erkannt hatte und wir allein in unserer Waggonabtheilung waren; auch hatte ich kein Hehl daraus gemacht, daß mir die untersten Volksklassen in Italien besonders achtenswerth sind, während in den oberen Zehntausend — richtiger: in den oberen zehnmal Zehntausend — Italiens Fäulniß steckt. Unser Abschied in Lucca — er fuhr weiter nach Spezzia — war ein recht herzlicher.

Und nun dieses Lucca! Schon vom Bahnhof aus sah ich, da es eben die Zeit des Korso war, die Bevölkerung auf der Stadtwallpromenade sich ergehen. Dieser Spaziergang auf den Wällen ist Luccas besonderer Stolz. Statt, wie andere Städte thaten, ihre alten Befestigungen zu schleifen, unterhielten die Lucchesen die ihrigen, bepflanzten aber diese unnützen Bastionen, diese „bombenfesten" Kasematten und Mauern mit den herrlichsten Bäumen, legten breite Fahrwege, besondere Pfade für die Fußgänger, zahllose steinerne Bänke an; prächtige Kaffeehäuser entstanden, Monumente wurden errichtet und so legte sich um die ganze Stadt herum ein unvergleichlicher Korso. An Sonn- und Festtagen namentlich ist hier das Stelldichein der ganzen Bevölkerung. Das erlebte ich folgenden Tages, am Himmelfahrtsfest. Alt und Jung, Vornehm und Gering genoß hier den Abend des Feiertages. Alleen sind durchweg angelegt, auf einzelnen Bastionen aber eigentliche Parkpartien von gewaltigen Buchen, Eichen, Eichen, Ulmen, Linden und darunter hohes Gras. Nun hat man von dieser hohen Promenade einerseits die Einsicht in die niedriger liegenden Straßen der Stadt mit allen ihren vielen Thürmen, andererseits den Blick in die offene reiche Landschaft, um die sich ein Kranz naher Berge und Hügel legt, auf letzteren alte Schlösser einstiger berühmter Stadttyrannen wie Uguccione und Castruccio Castracani (beide im Anfang des 14. … hunderts). Selbst die antike Römerzeit ist südlich … Stadt vertreten durch einen großartigen Aquaedukt, … seinesgleichen sonst nur in der römischen Kampag… Dies alles genießt der Spaziergänger auf den … Luccas, auch den Blick auf jene hohen Berge nach … von denen es in Dante's Gedicht heißt, sie seien … die Pisaner Lucca nicht sehen könnten; denn es … Zeit, da der Blick der Pisaner ein gefährlicher … Eroberung bedeutete.

Ich stieg im Albergo Universo ab, neben der … grande (auch Napoleone geheißen). Es gehörte … gemüthlichen Charakter der Stadt, daß ich auch im … haus alles so fand, wie es Einem etwa vor dreißig … in Augsburg geboten wurde, nur natürlich mit Ueber… ins pompösere Italienisch. Ein hohes, spiegelreiches … zimmer mit dem ganzen Olymp an der Decke und … Wänden wurde mir angewiesen; das breite Himmelbe… gelbseidenen gesteppten Prachtdecken und vier … Säulen, das Kamin mit den nachgeahmten antiken … die Lampe, die mir am Abend hereingetragen wurde … den ungenügenden Stearinlichtern anderer Hotels — … athmete Behaglichkeit und den etwas verblichenen … jener kurzen napoleonischen und etwas längern bourbo… Zeit, in welchen die Bäder von Lucca das Stelldichen… vornehmen Welt ganz Europas waren. Ein … hieran besitzt unsere Litteratur in Heine's Reisebildern. … ist es bezeichnend, wie wenig Heine von Lucca selbst … nimmt. Lyriker durch und durch hatte er nur für … eigensten individuellen Empfindungen Interesse und … seinen damaligen litterarischen Streit mit Platen. … Kammerdiener des Herrn Gumpelino, der die künstlem… Versmaße Platen's mit Kreide auf dem Fußboden … rechnet, ist sammt seiner Herrschaft in die bagni di L… versetzt, die übrigens ein paar Stunden weit auf… den Bergen liegen.

Der noch am ersten Abend unternommene Spa… gang überraschte mich bei jeder Straßenecke mit einer K… ich übertreibe nicht. Lucca besaß einst ungefähr 500 K… von denen jetzt noch, laut Versicherung meines Wirthes, „in attività" sein sollen. Das Beispiel im Kirchenbauen … zwar zu den herrlichsten, großartigsten Bauwerken habe… uralten Zeiten fürstliche Männer und Frauen deut… Stammes gegeben. So ist San Michele mit seiner mär… haften Fassade, in welcher antike heidnische Tem… eine große Rolle spielen, von Teutprandus und seine… mahlin Gumpranda um 764 gegründet worden, die … schiffige wundervolle Basilika S. Frediano von den … bardischen Königen Bertharic und Gunibert zu Ehren … frommen Irländers Frigidianus, der im 6. Jahrhund… Bischof von Lucca war. Etwas jünger ist der … (S. Martino), den Ansaldis Badagis (der spätere … Alexander II.) im 11. Jahrhundert erbaute. Welchen Ge… diese drei größten kirchlichen Bauwerke gewähren, läß… nicht beschreiben. In der Basilika San Frediano sind … namentlich die wohl berechneten, reinen Verhältnisse, … wie eine sanfte Symphonie den Geist in eine ruhige, … geglichene Stimmung versetzen. Die äußersten Längs… der fünfgliederigen Säulenhalle sind zwar theilweise … Kapellen verwandelt worden, aber man spürt doch die … sprüngliche Ordnung durch. Und eine dieser Kapellen … hält schöne alten Fresken von Amico Aspertini, einem Schü… Francesco Francia's. Außen, an der Fassade, zeigt S… Frediano eine Himmelfahrt Christi in uralter Mosaik … Goldgrund in jenem byzantinischen Stil, den in Italien … Kirchen Ravennas am schönsten repräsentiren.

Ganz in der Nähe dieser Kirche besitzt Lucca … höchst merkwürdigen Ueberrest aus der römischen Kaiserzeit, ein antikes Amphitheater, in dessen Bogenreihen … Wohnungen hineingebaut wurden, die alle im Kreise … die alte Arena herumliegen, welche ihrerseits in einen … Markt verwandelt wurde. Geht man von außen um … mächtigen Gebäudekomplex herum, so unterscheidet man … sehr deutlich die gewaltigen altrömischen Mauern von …

rnen Einpflasterung der Häuser. Man hat ein kleineres seum vor sich, das die festen Fundamente und äußeren ern zu Wohnungen nach heutigem Zuschnitt lieferte. einst die Logen und Galerien waren, sind die Stuben meist ärmlichen Bevölkerung dieses Quartiers und in Arena unten, auf die ihre Fenster und ihre Thüren t, tost das Gewühl des Fleisch- und Gemüsemarktes. Bogenreihen von je 54 Arkaden sind noch sichtbar; Inschrift auf Marmor dankt dem weisen Herzog, welcher n Bau, der dem Amphitheater Veronas wohl am ähnen war, in billige Wohnungen des Volks verwandelte. Den Dom besuchte ich am Himmelfahrtsfeste um elf Uhr mittags, indem eine „messa cantata“, dem Festtag zu n, aufgeführt wurde. Ein Violinspieler, dem ich auf Weg zum Dom begegnete, versicherte mich enthusiastisch, werde „un vero concerto matinale“, eine eigentliche inée absetzen; man führe die schönsten Partien aus zwei sen älterer „maëstri“ aus Lucca auf, nämlich von hele Pucini und von Magi. Das frohe kirchliche Fest angle jubelnde, jauchzende Musik. Dieser Art war, was zu hören bekam. Dem Stil nach mögen die beiden genten Komponisten den zwanziger und dreißiger Jahren eres Jahrhunderts angehören. Ihre Musik schwelgte in odischer Schönheit bis zur Weichlichkeit, war aber doch feurig und hinreißend. Sopran und Alt wurden natürvon Knabenstimmen gesungen; im Ganzen deckte das h besetzte Orchester den kleinen Chor etwas zu sehr, besers, wenn in großen Kraftstellen auch das prächtige ie Orgelwerk einsetzte. Aber im Ganzen war diese musikaje Messe ein hoher Genuß, den das weihevoll schöne Innere Doms zu unvergeßlichen Augenblicken seligster Stimmng steigerte. Die ursprünglich romanische Kirche ist nlich im 14. Jahrhundert im Innern in gothischem Stil euert worden und erhielt unter anderm in der Höhe über rundbogigen Pfeilerarkaden eine spitzbogige Triforienerie mit hohen Fenstern und reichem schlankem Stabwerk, s in Verbindung mit den leuchtenden Glasgemälden der tenfenster eine bezaubernde Wirkung hervorbringt. Draußen ten die Sonne; so war auch der Dom hell und an den eilern oder auf dem Fußboden spielte der violette, blaue, the Abglanz der gemalten Scheiben. Dazu diese frohe, ilirende Himmelfahrtsmusik und eine heitere Menge, die der schönen Messe erfreute, auch des Pomps, den der zbischof und sein Generalstab am Altar entfalteten. Wie müthlich man dergleichen hier auffaßt, zeigt der Umstand, ß mehrere Personen ihre Hündchen mitgebracht hatten. nem alten Herrn lag sein treues, weißhaariges Wachtelndchen mit blinzenden Augen im Schoß, während er selbst t wenig eingenickt war; ein größerer Jagdhund schien die nzeltreppe zu hüten, Niemand nahm daran Anstoß. Man t in solchem Dom anderes zu sehen; überall Kunstschätze er sonstige Merkwürdigkeiten. So hing über dem Stuhl, o ich der Musik lauschte, an langem Spieß ein Roßschweif, ne Türkenkriegtrophäe, die ein tapferer Lucchese unter aiser Karl VI. irgendwo in Ungarn erbeutet und hierher stiftet hatte; nahe dabei steht auch eine kleine achteckige avelle, ein Tempelchen im Tempel, 1484 von dem hiesigen leister Civitali errichtet als Sanktuarium eines vom eiligen Nikodemus in Cedernholz gefertigten treuen Ablldes des Kreuzes Christi. Als im Jahre 1836 die guten ucchesen, die mit Recht so gerne leben wollen, sich vor der holera fürchteten, stifteten sie vor dieses Tempelchen einen euchter aus massivem Gold, 24 Pfund schwer. Ob er geolfen hat, oder das gute Trinkwasser, das ihnen Marie ouise von Bourbon 1832 bescheerte (und das sie mit einer hönen Statue der Stifterin auf piazza grande verdankt aben), oder ob die auffallende Reinlichkeit der Stadt sie ewahrte, vermochte ich nicht in Erfahrung zu bringen. Uebrigens weiß man in Lucca auch dem Tode noch die reundliche Seite abzugewinnen; man sehe sich z. B. im Dom den Sarkophag der Ilaria del Carretto († 1405) an; wie lieblich liegt die jugendliche Dame als schön polirtes Marmorbildniß des Jacopo della Quercia auf dem Deckel, unter dem ihre Asche gesammelt ist. In der Kapelle daneben ist eines der göttlichsten Bilder Fra Bartolomeo's: die thronende Madonna mit Heiligen, zu Füßen ein musizierendes Engelsbübchen, das vermöge der wunderbaren Grazie seiner Haltung in allen Kunstgeschichten gerühmt wird.

Fra Bartolomeo ist auch der Meister, der in der Pinakothek Lucca's die erste Stelle einnimmt, da er mit zweien seiner herrlichsten Werke, der Madonna della Misericordia und einem Gott Vater mit h. Magdalena und h. Katharina von Siena, darin vertreten ist. Beinahe wäre ich darum gekommen, diese Bilder und die übrige reiche Gemäldesammlung zu sehen; baulicher Reparaturen wegen war sie nämlich über diese Maitage geschlossen. Es war einer der Fälle, wo Selbsthilfe am Platze ist. Ich beobachtete einen der aus- und eingehenden Arbeiter, der sich am Thürschloß (im einstigen herzoglichen Palaste) eines kleinen Geheimnisses bediente. Als er weg war, probirte ich daran herum, bis die Pforte sich aufthat. Und nun gelangte ich bald in die stillen, einsamen Säle, in denen ich nach Herzenslust mich umsehen konnte, da nur einer davon, glücklicher Weise nicht der wichtigste, sich in Reparatur befand. Außer Fra Bartolomeo, gegen dessen Farbenglanz und zarte Lasuren (z. B. der duftige Schleier der Magdalena) alle andern Gemälde der Gallerie nicht aufkommen, sind Andrea del Sarto, Sodoma, Bronzino, Guido Reni, Botticelli und andere große italienische Meister gut vertreten. Große Freude hatte ich an einem „Triumph Davids“ von Rutilio Manetti, indem der Künstler auf diesem Gemälde offenbar seinem Drange, schöne, fröhliche, blumenbekränzte Mädchen zu malen, so recht von Herzen Genüge that. Davids Rückkehr mit dem Haupt des erlegten Goliath war ihm nur der erwünschte Anlaß, in denjenigen reizenden Gestalten zu schwelgen, die seine mehr idyllisch als heroisch veranlagte Phantasie erfüllten. Konnte auf diese Weise auch nicht das Höchste erreicht werden, so entstand doch ein entzückendes, farbenreiches Bild voll Lebensfreude. Interessant ist endlich diese Galerie durch die vielen Porträte von Mitgliedern der Familie Medici und zwar in jedem Alter; ein Jünglingsporträt des Giuliano Medici (von Pontormo) zeigt einen besonders feinen Typus, bei dem man an gelehrte Studien, eine zarte Herzensneigung, aber nicht an künftige kriegerische Thaten denkt und sich vorstellt, daß ein so beschaffener junger Mann leichter das Opfer als der Held eines geschichtlichen Ereignisses werden konnte.

In den Reisebüchern findet sich keine Andeutung über eine prächtige Privatgalerie, die der Marchese Mansi in seinem Palast besitzt und vor Fremden keineswegs verschließt. Freilich ist sie am reichsten an denjenigen Werken, die man in Italien am wenigsten sucht, an Gemälden der Niederländer, die italienischer Geschmack vielleicht nur um des Kontrastes willen zur eigenen idealistischen Kunst so hoch schätzt. Indessen dürfen sich die großen Niederländer selbst da, wo sie auf idealistischem Gebiet mit den Italienern in Wettbewerb treten, neben diesen wohl sehen lassen. So hat die Galerie Mansi eine recht holdselige Madonna von Van Dyk; von Rembrandt findet sich ein Bild vor, das der Galeriediener einfach als „Karavane“ bezeichnete. Es mag immerhin, nach damaligem Brauch, ein biblisches Motiv zu Grunde liegen, eine erste Ankunft in Kanaan oder dergleichen; Menschen, Thiere, Landschaft — diese jedoch gemüthlich niederdeutsch — alles ist wundervoll. Von andern Niederländern sind die Breughel reich vertreten und C. J. Van der Laenen (1641) mit köstlichen Scenen aus der damaligen vornehmen Welt Hollands, wo unter anderm eine Gruppe Croquet spielender Damen und Herren auffällt. Ein Rubens, ein Velasquez, etwa sechs Poussins vermehren den internationalen Charakter dieser auf vier Säle vertheilten Sammlung. Von Italienern sind die wichtigsten Domenichino (h. Agathe), Francia (Madonna), Guido Reni (S. Andrea) und Zuccheri mit einem sehr lebhaften jüngsten Gericht, auf welchem die aus den Gräbern sich emporarbeitenden Skelette höchst wirksam zwischen die in blühender Fleischlichkeit wiedererstandenen Menschen gemischt sind.

Wie schön und interessant nun alle diese Bilder sein mögen, man freut sich doch auch wieder, aus einem solchen

Palast hinaus in die Straße zu treten, wo sich, ebenfalls angesichts oder zu Füßen der herrlichsten Kunstdenkmäler ein fröhliches Volk lebhaft und doch ohne fiebrige Hast hintreibt. Ich denke namentlich an die Piazza San Michele. Den Platz beherrscht natürlich die uralte Kirche dieses Namens, jene überreiche, hoch emporragende Marmorfassade, auf deren Giebel der riesenhafte Erzengel mit ehernen Flügeln thront. Man mag sich ihr gegenüber an ein Tischchen vor dem Kaffeehause setzen. Treibt hoch oben am blauen Himmel ein frischer Seewind — Lucca ist ja nicht mehr weit vom Meer — die weißen Wolkenlämmer über das gewaltige Bauwerk hin, so scheint es vor unserm Blick zu steigen, sich gleichsam in den Himmel empor zu bäumen. Will nun unser Auge ausruhen, so heftet es sich rechts auf eine offene Loggienhalle unterm Palazzo Pretorio; sie erinnert ein wenig an die Loggia dei Lanzi in Florenz. In ihr gewahrt man eine Bronzestatue, die den berühmten Bildhauer Lucca's Matteo Civitali (1435—1501) darstellen soll und ein neues Werk (1893) des Bildhauers A. Fazzi ist. Der alte Meister sitzt in edler Haltung, den Hammer in der Rechten, ein Werk gleichsam prüfend. Da ein Werk von Civitali, eine Madonnenstatue, an der Ecke der Fassade von S. Michele prangt, ist dieser Gedanke ein besonders glücklicher. Es ist überhaupt erfreulich, sich immer wieder zu überzeugen, mit welchem Geschmack die Italiener ihre Statuen und Büsten anzubringen und aufzustellen wissen. So steht z. B. auf dem südlichen Theil der erwähnten prächtigen Wallpromenade von Lucca in einem Hain hochstämmiger alter Buchen eine Büste Mazzini's auf ziemlich hoher Säule; es sind hierbei alle Verhältnisse der räumlichen Umgebung, des Sockels zum Säulenschaft, der Säule zur Büste selbst so fein und weise erwogen worden, daß dieses verhältnißmäßig sehr einfache Denkmal einen bedeutenden und durchaus harmonischen Eindruck hervorbringt. Auf solche wohlthuenden Eindrücke trifft man aber überall in der ganzen Stadt. Da ist z. B. beim Domplatz ein gewaltiges marmornes Springbrunnenbecken, das ringsum mit zahllosen Löwenmasken besetzt ist, von denen jede einen Wasserstrahl in eine zweite ringsum laufende Einschalung abgibt, was überaus graziös aussieht. Freundliche Gärten mit großen, dunkelblättrigen Magnolienbäumen und mit über die Mauerbalustraden hängenden Schlingrosen erhöhen noch die Lieblichkeit der Umgebung des Domplatzes. Dann — wie schon erwähnt — auf Schritt und Tritt immer wieder Kirchen mit theilweise sehr stilvollen Portalen, wie z. B. S. Giovanni, S. Alessandro und zahllose andere, dazwischen Paläste der Nobili, einige im alten Florentinerstil, auch Gebäude geistlicher Kongregationen, deren monotone Litaneien oft mitten in den Tageslärm der Gasse hinausdringen. Mönche, besonders Franziskaner, gehören zum Straßenbild Luccas; immer tauchen ihre gelben Kutten von Zeit zu Zeit irgendwo auf. Welche Richtung man übrigens einschlagen möge, zuletzt gelangt man immer in die Anlagen der Festungswälle. Zu ihnen leitete mich auch mein letzter Abendspaziergang in Lucca. Es war 18 Uhr, d. h. 6 Uhr Nachmittags; ein Gewitterregen war kurz vorher niedergegangen, schon aber strahlte wieder die Sonne, so daß man sich gern in den Schutz der Schatten spendenden uralten Ulmen und Silberpappeln begab. Plaudernd, lachend erging sich gemächlich Reich und Arm. Hier lautet der E-laut wie I. Nicht mit Si, mit Sè wird bejaht, es klingt besonders im tiefen Alt der Frauen eigen. Zwischen den Stämmen der Parkbäume glitzerte das weite Land, dieses lachende, mit tausend Häusern, Dörfern, Kirchlein, Thürmen, Schlössern besäte Thal, das von den herrlichsten Bergformen eingefaßt ist, aus deren Grün wieder Ortschaften und Villen herausleuchten. Da war auch wieder die alte römische Wasserleitung, die vielleicht schon stand, als hier Julius Cäsar, Pompejus und Crassus im Jahre 60 v. Chr. sich über die Verwaltung des römischen Reiches auf fernere fünf Jahre einigten. Dann waren die Gothen, die Longobarden gekommen, später die Parteikämpfe der Welfen und Ghibellinen, Dante's Freund Ugoccione della Faggiuola herrschte, wie in Pisa, so auch in Lucca, und Dante [...] Gast. Von 1369 an war Lucca eine Republik bis [...] poleon (1799). In mehr als 400 Jahren relativ[...] konnte dieses Gemeinwesen emporblühen und je[...] Sinn sich entwickeln, der seine Bürger auszeichne[...] heute sind sie von ausgemachter „cortesia“, von ei[...] wissen vornehmen Dienstbereitschaft gegenüber Fremde[...] auch unter sich selbst, aber mit starkem Hang zur Be[...] keit. Wer der Ansicht sein sollte, die Italiener ve[...] sich nicht auf Gemüthlichkeit, der bringe ein paar [...] Lucca zu. Ich habe selten eine Stadt so ungern ve[...] wie diese, da ich in ihr, von der ersten Stunde an [...] wie ein Heimathsgefühl gewonnen hatte.

J. V. Widmann.

Christiaan Huygens.

Gestorben am 8. Juni 1695.

In den zweihundert Jahren, die seit dem To[...] Christiaan Huygens verflossen sind, hat die Natur[...] schaft bewundernswerthe Fortschritte gemacht. Die [...] mittel der mathematischen Analyse sind in glücklich[...] ausgebildet und vertieft, die Beobachtungskunst ver[...] das empirische Material ins Ungeheure erweitert [...] Es wurden nicht nur neue Erscheinungsgebiete der For[...] eröffnet, sondern man hat auch neue Zusammen[...] zwischen solchen entdeckt und die Begriffe gewonnen[...] Wechselwirkung der Naturvorgänge in übersichtlichen Ge[...] darzustellen. Trotz alledem darf man kühn behaupten, [...] den Grundprinzipien, deren die Physik — im we[...] Sinne — bedarf, um den Zusammenhang der Erschein[...] methodisch denkbar zu machen, seit Huygens kein neues [...] zugefügt worden ist. Selbst die große naturwissenscha[...] That unseres Jahrhunderts, der Satz von der Erhal[...] der Energie, ist nicht ein solches neues Erkenntnißpr[...] sondern die Uebertragung des Gesetzes, das Huygens i[...] mechanische Wechselwirkung zu Grunde gelegt hatte, a[...] übrigen Gebiete der Physik; gewiß ein genialer Ge[...] vom höchsten Werthe für die Erweiterung unseres W[...] aber kein neues Grundprinzip, auf welches der Unter[...] des gesetzlichen Naturgeschehens von den übrigen m[...] lichen Erlebnissen sich stützt. Die Entdeckung dieser [...] mentalen Gesetze, in welchen das Geschehen in Raum [...] Zeit gegründet ist, hat Huygens abgeschlossen als [...] Vollender der Gedanken Galilei's. Und es sind, wenn [...] von den Begriffen absieht, die aus der griechischen [...] sophie übernommen wurden, solche neue Prinzipien [...] haupt nur von diesen beiden Männern geschaffen wo[...] Neben Galilei dürfte kein anderer ebenbürtiger Geist [...] den Begründern der neueren Naturwissenschaft mit [...] Recht zu nennen sein als Huygens.

Gewiß wird jedem bei dieser Behauptung der Ein[...] auf der Zunge schweben: „Und Isaac Newton?“ Eben [...] große Zeitgenosse von Huygens ist in Folge des eigent[...] lichen Entwicklungsprozesses, den die intellektuelle Ku[...] und speziell die mathematische Naturwissenschaft in [...] folgenden Jahrhundert nahm, die Ursache, daß Huy[...] Verdienst in den Hintergrund trat und sein Name [...] dunkelt wurde. Wer möchte Newton's Bedeutung schmä[...] wollen? Wer möchte überhaupt Thaten des Geistes [...] Genien des Gedankens gegen einander abschätzen, als w[...] sie Waaren, die man auf die Wage legt? Aber jedem [...] Seine! Und Huygens ist es nicht in zureichendem M[...] geworden.

Sein Lebenslauf bietet keine Ereignisse von besonder[...] Merkwürdigkeit. Christiaan wurde am 14. April 162[...] Haag geboren. Er war der zweite Sohn des [...] von Zelem und Zuylichem, Constantyn Huygens, [...]

ies von regem wissenschaftlichen und künstlerischen
sse, der in der holländischen Litteraturgeschichte mit
ng genannt wird. Die hohe Bildung, die gesellschaft-
Stellung und die reichen Mittel des Vaters verschafften
Sohne eine sorgfältige Erziehung und gestatteten ihm
, ganz seinen wissenschaftlichen Neigungen zu leben.
änglich durch juristische Studien gebildet, begann er
schon frühzeitig der Mathematik und Mechanik seine
ung hauptsächlich zuzuwenden und in diesem Felde die
erksamkeit der gelehrten Zeitgenossen auf sich zu ziehen.
Arbeiten von Descartes und Galilei gaben seiner wissen-
lichen Thätigkeit Grundlage und Richtung. Seine
ge bewirkten, daß er 1663 zum Mitglied der Royal
ety ernannt und drei Jahre später, erst 37 Jahr alt,
Mitglied in die neu errichtete Akademie der Wissen-
ten nach Paris berufen wurde. Diese hohe Ehren-
ung, mit der ein Jahresgehalt und Wohnung im könig-
n Bibliotheksgebäude verbunden war, hätte ihn wohl
ein ganzes Leben befriedigen können. Dennoch behielt
e nur fünfzehn Jahre bei, um sich dann, trotz der Be-
mungen des Königs ihn zu halten, in seine Vaterstadt
g zurückzuziehen (1681), wo er noch vierzehn Jahre in
tbarer Geistesarbeit lebte und im Alter von 67 Jahren
b, am 8. Juni 1695. Der Aufenthalt in Paris hatte
Huygens wohl die Bedeutung, im Mittelpunkt des
enschaftlichen Lebens zu stehen, im Uebrigen aber wenig
eludes. Er war eine einsame Natur, der die Zurück-
genheit verlockender war als die Geselligkeit, ganz seiner
eit lebend, unverheirathet wie die meisten großen Ge-
ten jener Zeit. Seine Gesundheit war nie sehr kräftig,
Klima von Paris sagte ihm nicht zu; aber auch das
tige Klima begann ihm unerträglich zu werden. Frank-
h vertrieb seine besten und unabhängigsten Geister. Die
folgungen der Protestanten begannen, die später in der
hebung des Edikts von Nantes gipfelten. Huygens war
otestant; zwar sicherte man ihm als Ausländer volle Un-
hängigkeit der Religionsübung zu, aber ihn empörte die
ßhandlung der Glaubensgenossen, und er ging in sein
terland zurück, das vor ihm schon Descartes und Spinoza
Freiheit des Denkens gewährleistet hatte.

Es gibt kaum ein Gebiet der experimentirenden und
athematischen Naturwissenschaft, an dessen so schneller und
erraschender Förderung in jener Zeit Huygens nicht mit
folg thätig gewesen wäre. Er verbesserte das Barometer
nd die Luftpumpe, er stellte im Anschluß daran zusammen
it Papin Versuche an, die diesen später zur Erfindung der
ampfmaschine führten, er betheiligte sich bei der Bestim-
ung der Schallgeschwindigkeit und zahllosen anderen Unter-
chungen. Seine gewaltigste Geistesthat wurde die Schöpfung
r Wellentheorie des Lichts, seine populärste die Erfindung
r Pendeluhr. Was ihn aber weit über die Zahl der be-
utenden Entdecker hinaushebt und unter die wenigen
ahnbrechenden Genien des Gedankens einreiht, das ist die
iefe der theoretischen Begründung seiner Arbeiten. Seine
uffassung vom Wesen des Naturgesetzes bildet die Wurzel,
us der seine Entdeckungen herauswachsen, um in der Auf-
ndung des Prinzips der Wechselwirkung der Körper zu
ipfeln.

Der erste Ruhm des jungen Huygens knüpft sich an
ine astronomische Entdeckung. Das Schleifen von Glas-
insen war eine vielfach von Gelehrten betriebene Beschäfti-
gung, an der sich auch Huygens mit seinem älteren Bruder
betheiligte. Die Absicht war, diese Glaslinsen zur Verbesse-
rung der Fernröhre zu verwerthen. Dies gelang Huygens
in sehr befriedigender Weise. Mit seinem neuen zehnfüßigen
Fernrohr entdeckte er am 25. März 1655 den größten der
Monde des Saturn — es ist der sechste der jetzt bekannten
Saturnmonde — und bestimmte seine Umlaufszeit. Eine
weitere Vervollkommnung seines Fernrohrs gestattete ihm
dann in den nächsten Jahren, das seltsame Geheimniß auf-
zulösen, das den Saturn umgab. Bereits Galilei hatte
nach der Erfindung seines Fernrohrs bemerkt, daß der Saturn
ein höchst wunderliches, von den übrigen Planeten abwei-
chendes Verhalten zeigte. Es schien in seinem unvollkommenen
Instrumente, als ob der alte Saturnus auf beiden Seiten
von zwei Gefährten gestützt werde, so daß Galilei denselben
als dreifachen Stern bezeichnete. Nach einigen Jahren war
jedoch das Phänomen verschwunden. Später beobachteten
dann andere Astronomen, Gassendi, Riccioli, Grimaldi mit
ihren verbesserten Apparaten, daß der Planet gleichsam mit
zwei Henkeln versehen sei. Erst Huygens war im Stande,
nunmehr die unerklärliche Erscheinung zu enträthseln. Er
erkannte, daß sie in einem Ringe bestehe, der den Saturn
frei schwebend umgebe und je nach der Stellung, welche er
zur Erde einnehme, ihr mehr seine Oeffnung oder seine
schmale Seite zuwende und damit den Gestaltwechsel des
Saturn bedinge.

Noch bevor Huygens diese Entdeckung veröffentlichte,
hatte er die wichtige Erfindung gemacht, das Pendel
mit der Uhr zu verbinden, und dieselbe in den Ge-
neralstaaten patentiren lassen (1657). Die damaligen durch
Gewichte getriebenen Räderuhren hatten meist die ihnen von
dem deutschen Uhrmacher von Wiek gegebene Einrichtung.
Der Ablauf des Gewichtes wurde dadurch gehemmt und der
Gang der Uhr somit einigermaßen regulirt, daß die Zähne
eines Rades das sogenannte Echappement, ein in horizon-
taler Ebene drehbares Kreuz, abwechselnd nach der einen
oder der anderen Seite stoßen mußten. Da aber die Schwin-
gungen dieses Horizontalpendels keineswegs gleich lange Zeiten
in Anspruch nahmen, so war der Gang der Uhr ziemlich
unregelmäßig; man wandte deshalb Räderuhren meist nur
als Thurmuhren an, während die Astronomen zu ihren
Messungen sich der Sand- oder Wasseruhren bedienten. Nun
hatte bereits Galilei den Gedanken gehabt, das Pendel als
Zeitmesser zu verwenden, da er entdeckt hatte, daß bei nicht
zu großen Ausschlägen eine Schwingung des Pendels genau
dieselbe Zeit dauere wie jede andere, während diese Dauer
sich durch die Länge des Pendels reguliren ließ. Aber er
hatte nicht den Weg gefunden, das Pendel mit einem Zähl-
werk zu verbinden und längere Zeit in Gang zu erhalten.
Diese Aufgabe löste Huygens, indem er umgekehrt die Uhr
mit dem Pendel in Verbindung setzte, so daß das Gewicht
der Uhr das Pendel in Bewegung erhielt, während der Ab-
lauf des Gewichts durch die völlig regelmäßigen Schwin-
gungen des Pendels gehemmt wurde. Dazu bedurfte es nur
der Umwandlung der vertikalen Achse des Echappements in
eine horizontal liegende, und der Ersetzung des horizontal
liegenden Kreuzes durch das vertikal herabhängende Pendel.
Die Vorrichtung selbst war, nachdem sie einmal erfunden
worden, eine so einfache, daß sie leicht an jeder vorhandenen
Räderuhr angebracht werden konnte. Viele ältere Uhren
wurden in dieser Weise in Pendeluhren umgewandelt, so
auch die im 16. Jahrhundert von Jvost Byrgi verfertigte auf
der Kasseler Sternwarte befindliche Uhr. Man hat daher
geglaubt, Byrgi die Erfindung der Pendeluhr zuschreiben
zu müssen, was aber nicht weniger bedeuten würde, als daß
dieser schon vor Galilei den Isochronismus des Pendels
gekannt hätte. Vielmehr ist sicher, daß diese Uhr im Jahre
1676 eine gründliche Reparatur erfahren und jedenfalls erst
bei dieser Gelegenheit das Pendel erhalten hat.

Da Genauigkeit der Zeitmessung eine Grund-
bedingung naturwissenschaftlicher Forschung ist, so liegt auf
der Hand, von welch außerordentlicher Wichtigkeit die Er-
findung der Pendeluhr war. Nur waren diese Uhren leider
nicht ohne Störung ihres Ganges transportirbar. Dies
aber war das Hauptinteresse der seefahrenden Nationen.
Die Bestimmung der geographischen Länge war gesichert,
sobald es gelang, auf dem Schiffe eine Uhr mitzunehmen,
welche genau die Zeit anzeigte und beibehielt, die am Aus-
gangspunkt oder einem anderen Ort von bekannter Länge
herrschte. Auch dies Problem löste Huygens (1674), indem
er für die Taschenuhren das Pendel durch eine Spiralfeder,
die „Unruh“, ersetzte, welche ebenfalls in gleichen Zeiten
gleichviel Schwingungen ausführte und dadurch den Gang
der Uhr regulirte.

Die Wichtigkeit dieser technischen Erfindungen trat aber
weit zurück gegenüber der theoretischen Bedeutung, welche
das Studium des Pendels und der schwingenden Bewe-

gungen durch Huygens für die Grundlegung der Mechanik überhaupt gewann.

Das Pendel erhält seine Bewegung dadurch, daß die am Faden des Pendels aufgehängte Kugel nach der Erde zu fällt; diese Wirkung der Schwerkraft kann jedoch nicht voll zur Geltung kommen, da die Kugel durch den Faden gezwungen ist, sich auf einem Kreise zu bewegen. Die Pendelbewegung ist ein Fallen auf einem Kreisbogen; der Faden wird durch die Kugel gespannt erhalten. Wie groß ist diese Spannung, die der Faden erleidet? Huygens untersuchte dies und fand dadurch nichts geringeres als das Gesetz der Centrifugalkraft, wodurch er die Abnahme der Schwere am Aequator und die Abplattung der Erde zu erklären vermochte.

Das Pendel ist aber nicht ein sogenanntes mathematisches, ein schwerer Punkt an einem gewichtslosen Faden, eine Abstraktion von der Wirklichkeit, für welche das Galileische Gesetz streng gilt; sondern es ist ein schwerer Körper, und die Frage ist, wie groß ist die Schwingungsdauer eines beliebigen gegebenen Körpers, der um eine feste Axe schwingt. Einen solchen Körper nennt man ein zusammengesetztes oder physisches Pendel, und es gilt die von den zeitgenössischen Gelehrten vergebens untersuchte Frage zu lösen: Welche Länge muß ein mathematisches Pendel haben, damit es dieselbe Schwingungsdauer besitzt, wie ein gegebenes physisches? Man kann ein physisches Pendel betrachten als ein Bündel von unendlich vielen mathematischen Pendeln; jedes Atom des Körpers bildet für sich ein Pendel. Je kürzer nun ein Pendel ist, d. h. je näher sich das Atom an der Axe befindet, um so kürzer ist seine Schwingungsdauer. Da aber die einzelnen Pendel alle mit einander zu dem festen Körper verbunden sind, so müssen sich ihre Schwingungszeiten unter einander ausgleichen, das physische Pendel wird langsamer schwingen als seine oberen, und schneller, als seine unteren Theile für sich schwingen würden. Huygens gelang es, den Punkt anzugeben, dessen Schwingungsdauer durch die übrigen weder verzögert noch beschleunigt wird, der also in seiner Bewegung den ganzen Körper vertreten kann, den sogenannten Schwingungsmittelpunkt. Die Lösung dieser Aufgabe ist für die Geschichte der mathematischen Naturwissenschaft von ähnlicher Bedeutung, wie die Auffindung der Gesetze der Bewegung durch Galilei. Denn sie gelang Huygens dadurch, daß er für die Wechselwirkung sich bewegender Massen das Grundprinzip einführte, welches die gegenseitige Ausgleichung verschiedener Geschwindigkeiten beherrscht; wir nennen es heute den Satz von der Erhaltung der Energie.

Huygens erkannte dies fundamentale Naturgesetz, indem er von dem Gedanken ausging: Beim Pendel kann der Schwerpunkt von selbst nie höher aufsteigen, als er vorher gefallen ist. Der Satz erscheint selbstverständlich, und Huygens sagt selbst, daß er eigentlich nichts anderes bedeute, als die Thatsache, daß die Körper nicht nach oben fallen. Aber es gehörte das Genie eines Huygens dazu, um aus dieser einfachen Wahrheit herauszulesen, was darin steckt. Erstens nämlich, daß es kein Perpetuum mobile gibt. Und zweitens, daß überall, wo durch bewegte Körper keine andere Arbeit geleistet wird, als wiederum Bewegung, daß alsdann die Summe der Produkte aus den bewegten Massen und den Quadraten ihrer Geschwindigkeiten bei allen Bewegungsänderungen dieselbe bleiben muß. Dadurch konnte Huygens zugleich die Gesetzes des Stoßes der Körper angeben.

Mit diesem Satze hatte Huygens das Grundprinzip für die Bewegung der Materie überhaupt entdeckt. Denn für ihn gab es in der Natur gar keine anderen Veränderungen, als den Wechsel der Lage und Geschwindigkeit der im Raume sich bewegenden Atome. Sein Gesetz galt also für alle Naturerscheinungen. Wenn die Körper zur Erde fallen, so geschieht es, weil sie von den Atomen des Aethers Geschwindigkeit übertragen erhalten; und wenn sie beim Wurf in die Höhe verzögert werden, so geschieht es, weil sie Geschwindigkeit an den Aether abgeben. Wenn irgendwo Bewegung verschwindet oder erscheint, so ist sie nicht verloren oder neu erschaffen, sondern sie ist nur von den Massen der sichtbaren Körper auf die Atome (oder umgeke… tragen. Dies ist die mechanische Naturauffassung … 17. Jahrhundert zu Huygens' Zeit bereits herrsch… er die wissenschaftliche Begründung gab, indem er … setz der Bewegungsübertragung formulirte.

Damit entkräftete Huygens den Einwurf, der … gegen die Atomistik erhob, indem er meinte: Wen… Veränderungen auf dem gegenseitigen Stoße unverän… Atome beruhten, so müßten diese ihre Bewegung ver… büßen, oder sie müßten selbst elastisch sein, und dan… sie nicht unveränderlich. Nach Huygens aber wi… vorausgesetzt, daß die Atome ihre Bewegung … Stoße beibehalten, weil sie elastisch sind, sondern … weil die Erhaltung der Bewegung ein Naturgesetz … wegen sich die Atome so, wie wir es an elastischen … beobachten. Die Wirkung beim Stoße beruht nicht … Elastizität, sondern die Elastizität auf einem all… Gesetze der Wechselwirkung.

Galilei betrachtete beim Fall wie beim Pendel … Bewegung überhaupt, nur den einzelnen bewegten … und erkannte das Gesetz dieser Veränderung. Huygens … trachtete das Zusammen, die Wechselwirkung der … und stellte für diese das Prinzip auf, nach welchem … schwindigkeiten sich übertragen. Das war seine bahnbre… That über Galilei hinaus.

Auf Grund seiner Theorie der Materie konnte … es unternehmen, drei der wichtigsten Erscheinungen … Physik zu erklären: Das Licht, die Schwerkraft, die Coh… Seine Theorie des Lichts beherrscht heute die Wissens… seine Theorie der Schwere ist nicht fortgebildet worde… Theorie der Cohäsion hat er selbst nicht vollendet … seinen Briefen an Leibniz müssen wir schließen, daß … für die Lehre von der Cohäsion über einen neuen Ge… verfügte, den er noch nicht mittheilen wollte; inzw… überraschte ihn der Tod, und es hat sich bis jetzt in … nachgelassenen Manuskripten darüber nichts gefunden.

Die Theorie des Lichts und der Schwere sind es, … in denen seine Verdienste durch die Autorität Newtons … rückgedrängt wurden.

Nach Huygens besteht die Fortpflanzung des Lichtes … einer Wellenbewegung des Aethers, der den Weltraum … die Poren aller Körper erfüllt, so daß die Schwin… seiner Atome sich von Theilchen zu Theilchen fort… können. Er leitete daraus sowohl die geradlinige … pflanzung als die Spiegelung und Brechung der Licht… ab, und er vermochte, was keine andere Theorie ohne … wahrscheinliche Hypothesen konnte, aufs natürlichste die … erst entdeckte Erscheinung der Doppelbrechung in den Kry… des Kalkspats zu erklären. Die Theorie der Farben … Huygens von seiner Untersuchung aus, weil es ihm … noch an einer festen experimentellen Grundlage zu … schien. Darin nun war ihm Newton überlegen, der … Zerlegung des weißen Lichtes durch das Prisma in far… Strahlen nachwies. Daher glaubte Newton trotz der gr… Vorzüge der Huygens'schen Wellentheorie bei seiner Emissions… theorie stehen bleiben zu müssen, indem er lehrte, daß … Fortpflanzung des Lichtes auf der Hervorschleuderung klei… Theilchen aus den leuchtenden Körpern beruhe. Freilich … es schwer zu verstehen, woher die kolossale Geschwindigkeit … derselben stammen sollte, die man am Lichte wahrnahm … gab eine Entscheidung zwischen beiden Theorien. War … Newton'sche richtig, so mußte sich das Licht in den … dichteren Mitteln langsamer fortpflanzen, als in den dünneren, … im Glase z. B. langsamer als in der Luft; hatte Huygens … Recht, so mußte es umgekehrt sein. Damals konnte … der Versuch darüber nicht entscheiden. Später zeigte es … daß die Huygens'sche Undulationstheorie allein den Beob… achtungen entsprach, und daß es außerdem eine Reihe … scheinungen gab, die nur durch sie erklärbar waren. Aller… dings bedurfte sie hierzu der Vervollkommnung, daß die Schwin… gungen der Theilchen nicht longitudinal wie beim Schall … das hatte Huygens angenommen — sondern transversal … bei den Wasserwellen erfolgen. Aber dieser Sieg der Huygens…

n Theorie fand erst im 19. Jahrhundert statt; erst dann i Huygens zu seinem Rechte.

In der Erklärung der Gravitation hat Huygens den eg bis jetzt noch nicht errungen; doch ist es keineswegs sgeschlossen, daß eine spätere Zukunft auch hierin die wtonische Anschauung fallen läßt. Indessen war es gerade von Newton eingeführte Lehre, daß die Wechselwirkung Körper auf anziehenden Kräften beruht, die von Theiln zu Theilchen durch den leeren Raum wirken, wodurch erhaupt auf lange hinaus das Ansehen der von Huygens rtretenen Theorie gebrochen wurde. Das Newton'sche :avitationsgesetz, wonach die Massen der Körper sich umkehrt proportional dem Quadrate der Entfernung anzogen, ıgte die Bewegung der Sterne wie den Fall der irdischen örper derselben Kraft unterworfen. Das war in der That ıe so großartige Entdeckung, daß man sich nicht wundern rf, wenn in Folge derselben sich die Anschauung einrgerte, daß solche fernwirkende Kräfte die Wechselwirkung ischen den Körpern beherrschen.*) Erst neuerdings, zumal ıchdem die Fernwirkung der elektrischen Kräfte in den gsten Zusammenhang mit der Wellentheorie des Aethers treten ist, geräth die Frage wieder in Fluß, ob es nicht ıch für die Schwerkraft ein übertragendes Mittel gebe. uygens hatte nachzuweisen versucht, daß die Schwere durch en Druck hervorgerufen werde, welchen die um die Erde eisenden Aetherströme auf die Körper ausüben. Diese ypothese reicht nun wohl in dieser Gestalt nicht aus. mmerhin muß uns die Geschichte der Theorie des Lichtes orsichtig in der Erwägung machen, ob nicht auch in dieser rage einst Huygens über Newton triumphirt. Vor hundert ahren war ja fast kein Physiker im Zweifel, daß Huygens ehre vom Licht ein Phantasma sei, und heute ist die Vellenlänge der ausgesandten Lichtart das sicherste Mittel, ie Anwesenheit eines Stoffes zu erkennen.

Gleichviel, wie in der Zukunft die Theorien der Naturrscheinungen sich gestalten mögen, soviel ist sicher, daß die nechanische Theorie der Materie des siebzehnten Jahrhunderts um ersten Male in der Geschichte der Menschheit zeigte, vas Natur und Naturerkenntniß bedeute und wie sie mögich sei; und dieser Theorie die wissenschaftliche Grundlage egeben zu haben, ist der Ruhm, der mit dem Namen Christiaan Huygens verknüpft bleibt.

Gotha. Kurd Laßwitz.

*) Vergl. „Nation“, Jahrg. II Nr. 42, III Nr. 12, V Nr. 23, 24, VII Nr. 33 die Aufsätze des Verf. über Descartes, Gassendi, Galilei, Newton.

„Zur Musik“.

Jahr und Tag sind vergangen seit Philipp Spitta, von den vornehmsten Vertretern der Wissenschaft und Kunst begleitet, zur letzten Ruhestätte gebracht wurde. Ewiger Friede hat ihn umfangen. In der musikalischen Welt aber dauert der Kampf um seine Lebensarbeit fort und hat zu Zeiten auch einen Streit über seine Bedeutung und den Werth seiner Errungenschaft entfacht, der ein unbefangenes Urtheil über den Begründer der akademischen Musikwissenschaft außerordentlich erschwert. Während die philosophische Fakultät der Berliner Universität den Lehrstuhl, den Spitta seiner Wissenschaft errungen, schon ins dritte Semester unbesetzt läßt und damit die Unersetzlichkeit des Verstorbenen gleichsam amtlich dokumentirt, zeigen sich ehrliche Gegner und weniger ehrliche alte Feinde eifrig bemüht, die Säule seines Ruhmes zu stürzen.

Die meisten und heftigsten ihrer Angriffe richten sich gegen Spitta's Thätigkeit als Herausgeber älterer Musikwerke. Der Philolog Spitta, der erst im reifen Mannesalter vom Schulfach zur Musikwissenschaft überging, ist den „gelernten Musikanten“ verdächtig und sie mutzen ihm gern jedes Versehen auf und stempeln seine Irrthümer und Lässigkeitssünden zu Kapitalverbrechen. Die reichlichste Gelegenheit dazu bot Spitta's Haltung in der Frage der „Lukaspassion“, die er als ein Jugendwerk J. S. Bach's bezeichnete, während andere Bachkenner und Musiktheoretiker diese Annahme entrüstet zurückweisen zu müssen glauben, weil die Partitur Unrichtigkeiten, Unfertiges und Unbeholfenes im Tonsatz aufweist, dessen sich der hochpreisliche Thomaskantor niemals hätte schuldig machen können. So richtig und gewichtig die Einwendungen der Gegner im Einzelnen sind, vermag doch ihre Beweisführung nur denjenigen völlig zu überzeugen, der geneigt ist, von vornherein an die Unfehlbarkeit des heiligen Bach zu glauben. Diese Neigung aber dürfte leicht der Wissenschaft noch gefährlicher werden als die Versehen und Schnitzer, die man in den musik-philologischen Arbeiten Spitta's hat finden können und die den Werth und das Verdienst dieser Arbeiten, unter denen namentlich die große Ausgabe der Tonwerke Heinrich Schütz's (1585—1672) von hervorragender Bedeutung ist, beträchtlich nicht schmälern können.

Viel größere und allgemeinere Anerkennung als dem Musikphilologen ist überall dem Musikhistoriker Spitta zu Theil geworden. Sein großes zweibändiges Werk über J. S. Bach gilt mit Recht als ein standard work der musikgeschichtlichen Litteratur und auch seine kleinen Schriften, der Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeit seit dem Abschluß des Bachbuches, sind vorwiegend günstig aufgenommen worden. In der That verdienen die beiden stattlichen Bände „Zur Musik“ und „Musikgeschichtliche Aufsätze“*) durch die Fülle und Mannigfaltigkeit ihrer Darbietungen den Beifall auch vollauf. Es sind kleine Schatzkammern musikgeschichtlichen Wissens, aus denen man über die verschiedensten Gebiete und Zeiten der Musikentwicklung Belehrung empfängt. Ergebnisse eines reichen Wissens und reiflichen Nachdenkens sind da niedergelegt und Anregungen aller Art ergeben sich für den fachmännisch vorgebildeten Leser aus den Gedankengängen Spitta's.

Anregungen vor allem auch zu häufigem Widerspruch. Namentlich Spitta's ästhetische Lehrmeinungen werden bei allen, die durch die Schule der neuen, zeitgenössischen Kunst gegangen sind, starkes Befremden erregen. Sie muthen an wie die Ueberbleibsel einer vergangenen Kunst- und Geistesepoche und erscheinen trotz ihrer persönlichen Fassung im Gedankengewebe des Schriftstellers mehr als überkommene Größen denn als Ausdruck und Ergebniß seiner eigenen Anschauungen. Gibt es doch Stellen, wie z. B. am Schluß des Aufsatzes vom „Mittleramte der Poesie“, wo sichtlich nur die Zaghaftigkeit der Folgerungen Spitta verhindert hat, den Standpunkt der neueren Kunstanschauung zu erreichen.

Vorsicht, eine Behutsamkeit, die an Aengstlichkeit grenzt, ist überhaupt eines der wesentlichsten Merkmale des Musikschriftstellers Spitta. Nach den Manieren der vornehmen Welt liebt er es, immer leise und bloß andeutend zu sprechen. Seine Vorlieben bekennt er nur schüchtern und über das, was ihm antipathisch ist, geht er mit weisem Schweigen hinweg. Das erweckt den Schein einer Objektivität, die Spitta, ihm zu Ehren seis gesagt, gar nicht besaß. Er suchte sich als Kunstrichter immer ins juste-milieu zu stellen, seiner geistigen Herkunft und künstlerischen Liebe nach aber gehört er zur Rechten. Zum juste-milieu drängte ihn freilich auch seine ganze geistige Beschaffenheit, in der Bildung und Reflexion viel stärker entwickelt waren als Individualität und Künstlernatur. So erklärt es sich, daß er allzeit zu belehren, ins Einzelne aufklärend zu wirken vermag, während seinen Schriften insgemein die starke Wirkung allerpersönlichster Geisteserzeugnisse versagt bleibt. Ihm fehlte die Ueberzeugungskraft der großen Natur, die alle Bildungselemente in sich bewältigt hat, es fehlte ihm die Künstlerart, den Blick alleweg auf das Ganze gerichtet zu halten und darin das Einzelne zu begreifen und

*) Berlin. 1892 und 1894. Verlag von Gebrüder Paetel.

begreifbar zu machen. Darum war er auch als Musikschriftsteller in höherem Maße gelehrter Kommentator und geistreicher Glossator als Darsteller und Schilderer. Manche seiner kleineren Aufsätze machen den Eindruck einer langen Folge feiner Randbemerkungen, die wohl den Kenner zu fesseln vermögen, für den Laien aber nicht leicht verständlich und überzeugend sind.

Dieser von Spitta jedenfalls nicht beabsichtigte Eindruck — sind doch die Aufsätze „Zur Musik“ nach des Verfassers eigenem Geständniß auf die Theilnahme weiterer Kreise angelegt — wird wesentlich verstärkt durch die Sonderart der Schreibweise, die in ihrer gleichförmigen Wohlanständigkeit, ihrer sauberen Nüchternheit und Schwunglosigkeit oft eintönig und ermüdend wirkt.

Das Ziel künftiger Musikschriftstellerei, „mit der Schärfe einer Analyse, die alle Bestandtheile des Kunstwerkes und deren Beziehungen aufdeckt, die poetische Synthese zu vereinigen, die es lebendig wandelnd dem innern Auge vorüberführt“, scheint mir Spitta, der es so genau bezeichnete, in den kleinen Schriften nur selten erreicht zu haben. Trotzdem aber werden alle, die die Geschichte der Tonkunst mit Theilnahme verfolgen, wieder und wieder zu den stattlichen Bänden greifen müssen, denn ob er Schütz und Bach, ob er Weber und Brahms behandelt, ob er in litterarhistorischer Weise dem Ursprung der Jessondafabel nachgeht oder in kurzen Zügen die Entwicklung des deutschen Männergesangs verfolgt, ob er bewegte Lebensschicksale erzählt wie die Spontini's oder ein altes Hausliederbuch wie Sperontes' „Singende Muse an der Pleisse“ untersucht, Spitta fördert immer soviel des Wissenswerthen an Thatsachen und Gedanken zu Tage, daß Keiner unbelehrt und ungefördert sein Werk aus der Hand legt. Ja selbst für weitere Kreise möchte, unbeschadet aller Ausstellungen, ein Buch wie der erste, unter dem Titel „Zur Musik“ erschienene Band der kleinen Schriften wohl zu empfehlen sein, da es alles in alles genommen sicherlich als die beste Sammlung musikgeschichtlicher Essays gelten darf, die seit den „bunten Blättern“ von A. W. Ambros auf dem deutschen Büchermarkt erschien.

Heinrich Welti.

Journal des Goncourt. Band VIII. Charpentier. 1895.

Edmond de Goncourt gewährt uns Einblick in seine Tagebuchblätter aus den Jahren 1889—91. Gegen den Untertitel — Mémoires de la vie littéraire — wären manche Einwendungen zu erheben: die natürlichen, allzu natürlichen Erinnerungen, die unser Autor (im Juli 1889 gelegentlich der danse du ventre) an seine afrikanischen galanten Abenteuer zum besten giebt, sind alles eher, als „litterarisch“. Auch die anderen, schon bei der Anzeige der früheren Bände*) vermerkten Schwächen Goncourt's, seine krankhafte Eitelkeit, seine bei einem Meister dieser Bedeutung doppelt bedauerliche Empfindlichkeit gegen die Ausfälle der kleinsten Scribler, seine Selbstverherrlichung als Dramatiker und anderes minder Erfreuliche wird am besten mit Schweigen übergangen. Glücklicherweise hat Goncourt in diesen Bekenntnissen kundigen kritischen Lesern noch Anderes, Erwägenswerthes zu bieten. Im April 1889 schreibt er einen Satz, den wir Freunde biographischer und autobiographischer Betrachtung mit besonderem Antheil aufnehmen: J'en suis là maintenant: c'est qu'un livre comme le second volume de la Correspondance de Flaubert m'amuse plus à lire qu'un roman, qu'un livre d'imagination. Das Wort ist nicht beiläufig hingeworfen: es stimmt zu Goncourt's Gedanken über die Zukunft der Litteratur: der Roman, die sieghafteste Kunstform des letzten halben Jahrhunderts, hat seines Erachtens neuen Gestaltungen zu weichen; zunächst [illegible] 1891) Eines Sinnes mit Paul Hervieu: „Enfin le roman [illegible] est appelé à faire plus l'histoire des choses qui se passe[illegible] la cervelle que des choses qui se passent dans le c[illegible] Naturalismus, so wiederholt er immer wieder, hat seine [illegible] Aufgaben erfüllt. Unwiderleglich ist auch, was er von den [illegible] sagt, die neue Wege suchen: „in den litterarischen Tages[illegible] man noch nicht ausgesprochen, was ich in meiner Rede be[illegible] hüllung von Flaubert's Grabdenkmal betont habe (Seite 151 [illegible] das große Talent in der Litteratur darin bestände, auf [illegible] Wesen zu schaffen, die in dem Gedächtniß der Welt sich ebenso [illegible] wie von Gott geschaffene, leibhaftig auf Erden wandelnde [illegible] durch solche Schöpfungen werden alte und neue Bücher unsterbl[illegible] mögen unsere Decadenten, Symbolisten und die anderen „[illegible] tönende Laute (des sonorités) in ihren Heftchen zum Besten [illegible] niemals aber, au grand jamais, haben sie Wesen, lebens[illegible] schöpfe, und wären die auch nur zweiten, dritten Ranges zu [illegible] bracht.“ Eine Wahrheit von elementarer Selbstverständlichkeit, [illegible] nur für die litterarischen Gaukler an der Seine, sondern wohl [illegible] mehr als ein Kaffeehauskränzchen an der Spree, wie an der [illegible] Geltung hat. Anekdotisch bemerkenswerth sind Goncourt's Mitthei[illegible] über die Familie Daudet, Zola, Octave Mirbeau (dessen aben[illegible] Lebenslauf pag. 69 ff. einem pikarischen Romane gleicht), [illegible] u. s. w. Die schon aus dem Malerroman Manette Salomon [illegible] Abneigung Goncourt's gegen die Juden kommt wiederholt zum [illegible] druck. Ibsen und Turgenjew werden scharf mitgenommen. [illegible] lang sind auch seine Gespräche mit Daudet über das Jenseits. [illegible] beirrt durch die mystischen Regungen der Jüngsten bekennt sich [illegible] court zum Glauben à l'anéantissement complet de l'indi[illegible] Angesichts solcher Stimmungen ist es doppelt achtenswerth, daß [illegible] Künstler bis ans Ende seiner Arbeit lebt: am Neujahrstag 1890 [illegible] seinen neuen Kalender hervor, blättert ihn bedächtig durch in dem [illegible] danken, „daß 365 Tage eine geraume Lebenszeit bedeuten. Und er [illegible] bei jedem Monat nach einem Zeichen, ob das der Monat, in dem [illegible] kränkelnder Alter seines Schlages sterben muß“. Doch hat die [illegible] zur Genugthuung aller Freunde französischer Kunst, getrogen. Ed[illegible] de Goncourt waren seither fünf neue Lebensjahre und kürzlich die [illegible] digungen der berufensten Kameraden beschieden. Möge er mit all [illegible] großen Gaben und läßlichen Schwächen noch manches Jahr sein [illegible] und Lebensbuch weiter führen.

—m

*) „Nation“ 1886—1888/89.

Unsere Gewißheit von der Außenwelt. Von Dr. Johannes [illegible] Heilbronn, Sulzer 1894.

Der Verfasser, Professor der Philosophie in Greifswald, mach[illegible] dieser Schrift den Versuch, die schwierigste Frage der Metaphysik vor [illegible] „Gebildeten unserer Zeit“ gemeinverständlich darzustellen; der Umstand, daß die Schrift schon in dritter Auflage erschienen ist, liefert den Beweis, daß er ein Publikum auch außerhalb der Fachkreise gefunden hat. [illegible] wir Etwas von der Außenwelt, können wie von ihr Etwas wissen [illegible] können wir auch nur mit Bestimmtheit feststellen, daß überhaupt eine Außenwelt existirt, die dem Ich, unserer Seele, gegenübersteht. [illegible] Gegenwart ist der Aufwerfung solcher Fragen, geschweige der Vertiefung in dieselben weniger geneigt, als die Zeit vor einem Jahrhundert. [illegible] schrieb und sprach man vor hundert Jahren nicht von dem acht[illegible] Normalarbeitstag und von der Hebung der Getreidepreise. Aber [illegible] Frage, welche die Menschheit einmal aufgeworfen hat, glimmt, wenn [illegible] aus dem Kreise der gesellschaftlichen Unterhaltung verbannt ist, [illegible] unter der Asche fort. Philosophiren hat seine Zeit und die Dinge [illegible] behandeln hat auch seine Zeit.

Die Antwort, welche der Verfasser auf die aufgeworfene Frage ertheilt, geht dahin, daß wir unseres eigenen Ichs, unserer Seele, [illegible] gewisser sind, als der Außenwelt, daß wir von uns selbst Nichts [illegible] und Nichts erfahren können, wenn wir nicht zugleich von der Außenwelt wüßten und erführen. Mir scheinen seine Ausführungen überzeugend; zur Parteifrage möchte ich sie freilich nicht machen.

A. N.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

…en Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). …nementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim … durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. …h (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Eine „homogene" Regierung voll „Festigkeit", die von …enen verlangt worden war, welche die Stellung des Grafen Caprivi untergraben haben, besitzen wir gewiß nicht. Ein …leitender Geist, der die Politik des Reiches und die Politik Preußens seinen Stempel aufzudrücken vermöchte, ist nicht vorhanden, und jeder Minister geht eigenen Zielen nach, die von denen seiner Kollegen häufig sehr verschieden sind, und manchmal auch sehr verschieden von denen, die er noch vorgestern verfolgt hatte. Unter solchen offenkundigen Zuständen ist es naturgemäß, daß die Gerüchte von Ministerveränderungen überhaupt nicht mehr verstummen. Heute ist es Herr von Köller, für den Herr von Lucanus als Charon den Kahn zur Ueberfahrt in die stillen Gefilde des Privatlebens angeblich bereit hält; morgen wird Herrn Bosse, oder Herrn von Berlepsch, und übermorgen Herrn von Bötticher oder Herrn von Marschall oder dem Reichskanzler das nämliche Schicksal vorausgesagt. Warum gerade dieser Minister eines schnellen Todes sterben soll und jener nicht, läßt sich nur durch die Gegenfrage beantworten, warum sollte es just umgekehrt sein. Wo so vieles gänzlich unberechenbar ist, fangen sachliche politische Gründe und Erwägungen an, ihre vorausberechnende Kraft zu verlieren; und dieser Erkenntniß entspricht es, daß die öffentliche Meinung aufhört überhaupt noch ernstlich Vermerk von den neu auftauchenden Nachrichten über die angebliche Erschütterung der Stellung eines Ministers zu nehmen. Wenn das Charakteristische eines ganzen Systems zielloses Wanken und Schwanken ist, wer frägt dann noch danach, ob ein einzelner Ministersessel zusammenzubrechen droht! Niemand kümmert sich denn auch ernstlich darum, in wie weit jene Gerüchte zutreffend sind, die wiederum in den letzten Tagen, diesen oder jenen Minister nur noch ein politisches Dasein bis nach den Festlichkeiten für den Nord-Ostseekanal voraussagten.

Zustände dieser Art sind traurig; und Zustände dieser Art erfahren ihre entsprechende Beleuchtung durch Nachrichten, wie die, daß der Finanzminister Herr Miquel im Begriffe war, dem Fürsten Bismarck eine Visite zu machen, und durch die andere Nachricht, daß der Kriegsminister Herr Bronsart von Schellendorf thatsächlich beim Fürsten Bismarck gewesen ist zu einer Zeit, wo ein Besuch um ein paar Stunden früher oder später abgestattet, Herrn Miquel oder Herrn von Schellendorf den Genuß hätte verschaffen können, zu hören, wie der nämliche Fürst Bismarck Kollegen des Herrn Miquel und des Herrn von Schellendorf als Kleber, Streber und Drohnen in einer Rede an die Bündler bezeichnet hat. In solchen Thatsachen spiegelt sich die Einigkeit des Ministeriums.

Uns hat die Rede des Fürsten Bismarck nicht im Geringsten überrascht, um so mehr und unangenehmer jene Kreise, die lange genug zu den ständigen Bewunderern des Fürsten Bismarck gehört haben.

Die freikonservative „Post" äußert sich über die Bismarck'sche Rede so:

„Fragt man sich, was ihm an der Politik der Gegenwart nicht gefällt, so gibt die Rede nach der sachlichen Seite keinen sicheren Aufschluß."

Das ist richtig; nur kann man hinzufügen: Gibt es denn überhaupt einen einzigen „sachlichen" politischen Rathschlag, den Fürst Bismarck seit seinem Scheiden aus dem Amte jenen ertheilt hat, die darauf Werth legten, aus diesem Bronnen zu schöpfen?

Die „Post" fügt hinzu, daß es sich in der Rede des Fürsten mehr um „Personenfragen" handelt.

„Gut Wetter auf dem Gebiet der inneren Politik bedeutet das nicht.“

Wir glauben dasselbe.

Der streng konservative „Reichsbote“ schreibt in Bezug auf die Worte, welche Fürst Bismarck über die Regierung sagte: „Wir trauten unseren Augen nicht“, und das Blatt fügt hinzu, daß wohl außer in „demokratischen und sozialdemokratischen Kreisen noch nie ein so starkes Wort gefallen“ ist. Der Artikel des Blattes, in dem, wie anzuerkennen ist, meist eine sachliche konservative Politik getrieben wird, schließt mit den Worten:

„Gott behüte uns vor einer einseitigen Interessenpolitik und davor, daß man im Volk sich daran gewöhnt, die Regierung als Drohnen anzusehen, die nichts leisten als hohe Gehälter konsumiren. Das zu sagen, drängt uns unser Gewissen.“

Die nationalliberale „Kölnische Zeitung“ endlich warnt in gleichem Tone vor einer weiteren Aufstachelung der Interessen, und sie schließt ihrerseits ihre Ausführungen mit den Worten:

„Mit tiefem Bedauern haben wir diese Rede des Fürsten Bismarck verzeichnet; aus strengem Gerechtigkeitsgefühl, aus der Empfindung der Pflichten, welche eine ruhmreiche Vergangenheit ihrem Träger auferlegt, ist sie nicht hervorgegangen.“

Wir brauchen über diese Rede des Fürsten Bismarck nicht entsetzt zu sein, denn sie entspricht vollkommen der Mischung von Eigenschaften, die wir bei dem früheren Reichskanzler seit jeher vorausgesetzt haben. Er hat Ziele, und er hat seine Ziele häufig mit Genialität verfolgt; aber „strenges Gerechtigkeitsgefühl“ und „Pflichten einer ruhmreichen Vergangenheit“ betrachtete Fürst Bismarck stets als ideologische Bagage, mit der sich ein Politiker nicht belasten soll. Das Ziel aber, welches Fürst Bismarck seit seinem Rücktritt verfolgt, ist deutlich nur in einem Punkt: Seinen Nachfolgern, sie heißen, wie sie wollen, das Leben so schwer als möglich zu machen und sich zu diesem Zwecke aller und jeder Mittel zu bedienen und vor allem jener, die am wirkungsvollsten sind. Da die Agitationen des Bundes der Landwirthe nun eine wuchtige Waffe sind, so gibt Fürst Bismarck, der selbst ein Agrarier ist, dieser Waffe die Richtung auf die Regierung, und damit tritt die Konstellation ein, daß der erste Reichskanzler im Bunde mit dem agrarischen Junkerthum jetzt auch gegen die heutige Regierung in einer Weise Sturm läuft, daß selbst konservativen und nationalliberalen Blättern vor solch einer staatserhaltenden Politik Angst und Bange wird.

Hatte nicht die jetzige Regierung das durchführen wollen, woran Graf Caprivi angeblich gescheitert war? Nämlich: Gute Beziehungen zum Fürsten Bismarck, Beruhigung der agrarischen Leidenschaften, ein einheitliches Regiment, das stark ist. Jetzt hat die „einheitliche“ Regierung die Quittung in der Rede des Fürsten Bismarck vor den Agrariern, die Herr Miquel und Herr Bronsart von Schellendorf noch gerade vorher gehört haben.

Vielleicht werden die Lehren allmählich so nachdrücklich, daß schließlich auch einmal in Deutschland wieder eine Regierung ans Ruder kommt, die genügende politische Einsicht und genügenden psychologischen Scharfblick besitzt, um nicht zu verkennen, daß Fürst Bismarck und die Agrarier sich weder durch Weinflaschen, Kürasse und kleinere Liebesgaben zähmen lassen, sondern daß sie nur durch völlige Unterwerfung der Regierung zu befriedigen sind; und daß eine Regierung, die solche völlige Unterwerfung nicht will und nicht durchführen kann, am besten thut, mit rücksichtsloser Kraft und ohne jede Konzession das allgemeine Staatsinteresse und nur dieses als die souveräne Macht der Politik zu stabiliren.

Freilich eine Regierung, wie wir sie jetzt haben, mit Herrn Miquel reisegerüstet auf dem Wege nach Friedrichsruh, dokumentirt „ihre Festigkeit und Homogenität“ in anderer Weise.

Es sind die gleichen Symptome, nur lokalisirt auf ein abgegrenztes Gebiet, die sich in der Entwicklung darbieten, welche bei uns die Währungsfrage nimmt.

Daß Herr Miquel die Bimetallisten nicht entmuthigt, ist bekannt; daß andere Mitglieder der Regierung an der Goldwährung festzuhalten wünschen, ist eb[illegible] Aus solcher „Homogenität“ der Kräfte entste[illegible] Erklärung der Regierung im Reichstag, welche [illegible] allseitig beruhigen sollte, und welche die Agitation [illegible] von Hoffnungen oder Befürchtungen, auf allen Se[illegible] fesselt. Auch in dieser Frage sind der Reichsregier[ung die] Zügel längst entglitten, und nachdem die reaktionären [...]schen Kammern, die Regierung überlaufend, für den B[imeta]llismus eingetreten sind, hat dementsprechend die [illegible] württembergische Abgeordnetenkammer durch den Mun[d des] Abgeordneten Friedrich Haußmann mit allem Nachdr[uck den] entgegengesetzten Standpunkt mit zweidrittel Mehrheit [an]genommen und, was gleich wichtig ist, der Finanzmi[nister] Herr v. Riecke gab Namens des Kabinets die fo[lgende] überaus bedeutsame Erklärung ab:

„Von der Ueberzeugung geleitet, daß eine gesicherte Währung [eine] der Grundbedingungen für die gesunde Volkswirthschaft bildet, [in] Würdigung der nicht zu bestreitenden Thatsachen, daß das Deutsche [Reich] eine solche besitzt, ferner in der gerechten Besorgniß, daß jeder Ve[rsuch] hieran zu rütteln, die empfindlichsten Umwälzungen in den [wirthschaft]lichen und finanziellen Verhältnissen hervorrufen könnte, endlich [in Er]wägung, daß keiner der zur Hebung des Silberwerths unter Fe[sthaltung] der Goldwährung gemachten Vorschläge als zum Ziele führend be[zeichnet] werden können, ist das Staatsministerium der Ansicht, da[ß das] Deutsche Reich die Initiative zu einer Münzkonferenz behufs [internatio]naler Regelung der Währungsfrage nicht ergreifen sollte, und da[ß] dem Beschluß des Reichstags keine Folge zu geben sei.“ Der Fi[nanzminister] versicherte, daß die württembergische Regierung im Bundesrat [gegen] die Berufung einer internationalen Währungskonferenz stimmen [illegible]

Je schwächer die Centralregierung, um so nothwe[ndiger] natürlich eine starke öffentliche Meinung, die das sa[gt, was] sie will, und die sich die Organe schafft, um ihren W[illen] zum Ausdruck zu bringen. Im Verein zum Schutze [der] deutschen Goldwährung, der jede Kräftigung verdien[t, ist] jetzt ein solches Organ erstanden und eine der ersten [Thaten] dieser stattlichen Vereinigung ist es gewesen, daß sie [...] ihrerseits in einer knappen und eindrucksvollen „Vorstell[ung] an den Reichskanzler alle jene Gründe zusammenfaßt, [die] gegen ein Rütteln an der Goldwährung und gegen die [Be]rufung einer internationalen Währungskonferenz sprech[en].

Aber ein solcher Verein kann nur sagen, was nöthig [ist], was geschehen soll, was nicht geschehen soll. Den erfo[rder]lichen Nachdruck muß schließlich die öffentliche Mein[ung] liefern, und es gibt noch mehr Volksvertretungen in Deut[sch]land als nur die württembergische, die fähig wären, [dem] Verhängniß in die Speichen zu fallen und, was wi[r] schon einmal sagten, auch die kommunalen Vertretungen [dürfen] bei diesen Erörterungen nicht stumm bleiben.

Ueber die Vorkommnisse in Mariaberg, die durch [den] Prozeß Mellage enthüllt worden sind, lautet das Ur[theil] einstimmig; wenige ultramontane Blätter, welche [in] verblendetem Parteifanatismus sich dem allseitigen empö[rten] menschlichen Empfinden verschließen, bilden verschwindende Ausnahmen. Und wenn einzelne dieser Blätter sogar [...] oder andeuten, daß auch in Anstalten, die nicht von Orden[s]brüdern geleitet werden, ähnliche Zustände herrschen [...], kann man nur erwidern: „Liefert die Beweise, und [Ihr] werdet Euch um die Humanität verdient machen, [und] Ihr werdet in gleicher Weise aufrichtige Anerkennung [und] Dank zu ernten haben, wie sie Herrn Mellage zu Thei[l ge]worden ist.“ Bis dahin wird man aber derartige Behaup[tungen] für erbärmliche Beschönigungen halten.

Der Prozeß hat zwei Thatsachen enthüllt: Katholische Geistliche, die aus irgend welchen Gründen unbequem waren, wurden ihrer Freiheit in Mariaberg widerrechtlich beraubt, und Kranke, die in Mariaberg untergebracht worden sind, fanden eine klägliche, gänzlich unzureichende ärztliche Behandlung, und sie erfuhren überdies die schimpf[lichsten] Mißhandlungen von dem nicht-ärztlichen Personal.

Daß der Katholizismus solche Elemente stets unschäd[lich] zu machen gesucht hat, die er aus irgend welchen Gründen glaubte beargwöhnen oder fürchten zu müssen, [ist] eine historische Thatsache, die Niemanden überraschen [wird]. Die Ueberraschung beginnt erst bei der Wahrnehmung, [daß] solches auch in einem modernen Staat, und zwar in Deut[schland] [...]

), möglich gewesen ist. Und ferner: daß in einem katho- ien Kloster Kranke entsetzlich schlecht behandelt werden, eine Mißwirthschaft, welche gewiß auch das tiefe Be- ern der verantwortlichen vorgesetzten katholischen Kirchen- örden erregen wird; daß eine solche Mißwirthschaft : von den staatlichen Ueberwachungsorganen in Deutsch-) jahrelang übersehen und daher geduldet werden nte, erschien bisher unglaublich.

Für uns treten daher auch die internen Fragen des holizismus völlig in den Hintergrund. Um sie zu er- ern, dazu brauchen wir den jetzigen Fall nicht; über den :holizismus bietet die Geschichte genügende Lehren, auch daß der Staat und die Gesellschaft am besten thun, nicht Sittenrichter irgend eine andere religiöse Anschauung der thotischen entgegenzustellen. Dagegen ist zu verlangen, z die Gesetze, wie sie sind, allen Bürgern gegenüber gleich- ßig und in gleicher Strenge zur Ausführung gelangen. ine Katholikenhetze; wir haben Hetzen genug; aber gleiche atliche Strenge und Gerechtigkeit allen.

Von diesem Standpunkt aus muß man sagen, daß jere viel gerühmte preußische Behördenorganisation voll- ndig versagt hat, und es ist ganz unrichtig zu behaupten, ß dies nur darum geschah, weil ihr die nöthigen Macht- ttel bisher nicht zu Gebote gestanden hätten; diese Macht- ttel sind vorhanden, denn durch einen Federstrich des inisters ist Mariaberg heut geschlossen worden, nach- m gegen den Widerstand der Behörden, insbesondere : Staatsanwaltschaft, endlich die unerhörten Zustände diesem Kloster durch einen kühnen Mann aufgedeckt orden waren. Das Recht und die Pflicht zur Ueber- chung sind früher mithin durchaus vernachlässigt orden von jenem preußisch-konservativen Verwaltungs-)parat, der vom Regierungspräsidenten bis zum Feld- iter abwärts um jeder politisch-oppositionellen Lumperei egen in fieberische Thätigkeit zu verfallen pflegt.

Wenn ein offiziöser Artikel der „Norddeutschen Allge- einen Zeitung“ jetzt die Schuld auf die vorgesetzte kirchliche ehörde des Klosters leise abzuwälzen sucht, so wird die fentliche Meinung sich auf solche Abwege nicht locken lassen. ie katholischen Geistlichen von Mariaberg mögen ihren :beren und moralisch ihren Gläubigen verantwortlich sein; em deutschen und preußischen Staatsbürger ist aber seine legierung dafür verantwortlich, daß nicht im Landesgebiet ustände herrschen, die den Gesetzen und jeder Sittlichkeit)ohn sprechen.

In diese Wunde ist der Finger zu legen; und diese iternde Wunde, die nur im Gegensatz zur Staats- nwaltschaft mit Hilfe der vielgeschmähten Presse aus- ebrannt worden ist, sie hat sich entwickelt zu einer Zeit, wo ein konservativer Minister dem anderen folgt, und vo vom Oberpräsidenten abwärts bis zum Regierungs- ;sessor die Zugehörigkeit zur Kreuzzeitungs-Partei die beste Empfehlung ist und immer war.

In Berlin ist ein Luther-Denkmal enthüllt und der Stadt durch den Vorsitzenden des Denkmalkomitees, den frei- innigen Abgeordneten Herrn Kammergerichtsrath Schröder übergeben worden. Unserer Stadt ist dieses Monument ein Wahrzeichen für jenen Luther'schen Ausspruch, der auch bei der Enthüllung erwähnt worden ist: „Das heißt geistliche Freiheit, wenn die Gewissen frei bleiben“.

In Paris hat eine große Debatte über die internatio- nale Politik der Republik stattgefunden; eine Debatte groß an Umfang, groß durch die Erregung und die Kommentare, welche sie hervorgerufen hat, klein durch ihre sachliche Bedeutung, niedrig an geistigem Gehalt. Nicht ein einziger großer politischer Gesichtspunkt kam in der Debatte zur Geltung; man begnügte sich mit Gemeinplätzen, und Schaum- schlägereien, wie solchen: „La France désire la revanche mais elle veut la paix;“ das ist das bekannte Pfund Fleisch Shylock's aus dem lebenden Körper herausgeschnitten aber ohne einen Tropfen Blut zu vergießen; aber man hat eine Ablehnung der Kieler Einladung verlangt mit der Motivi- rung: „La France vous remercie, mais elle ne peut accepter à cause de deuil;“ nämlich der elsaß-lothringischen Trauer wegen. Auch das ist „art de bien dire“, die politisch aber bei uns nur lächerlich erscheint. Es gehört zu den großen Farcen, daraus eine politische Frage zu machen, ob ein paar französische Schiffe in Kiel ankern werden oder nicht. Was bei dieser Farce nicht Farce ist, bildet einen Bodensatz gewöhnlicher Intrique; es handelt sich darum, mit chauvinistischen Redensarten wieder einmal ein Ministerium zu stürzen.

In den Ausführungen der französischen Minister, die bei dieser Gelegenheit von Neuem an den Rock- schößen Rußlands baumelten, ist nur ein Wort bemerkens- werth; neben dem Worte „entente“ als Bezeichnung für die Beziehungen zum Zarenreiche findet sich auch noch das Wort „alliance“. Auch dieses Wort kann uns kalt lassen; ob eine geschriebene Allianz besteht, ob nicht, ist gleichgültig, denn nur die Allianzen sind etwas werth, die auch ungeschrieben Bedeutung haben, und wir bezweifelten nie, daß, wenn die Kosacken gegen Berlin reiten, die französischen Kanonen losgehen würden, und daß, wenn die Ulanen gegen Paris reiten, unter Umständen sich auch die russischen Heeres- massen in Bewegung setzen werden. Mit diesen Möglich- keiten haben wir in Deutschland stets gerechnet; daher haben wir kein Verständniß für die Exaltation, welche das Wort „alliance“ in Frankreich hervorgerufen hat.

Um die nöthige „patriotische“ Stimmung für jene Kammerdebatten hervorzurufen, hatte die Pariser Presse — nur wenige Journale, wie der „Temps“ und das „Journal des Débats“ machten eine Ausnahme — gleich- zeitig gegen Theodor Mommsen und E. du Bois-Reymond einen ganzen Haufen alter und neuer Lügen zusammen- getragen. Auch in unserer „nationalen“ Presse fanden sich Organe, die sich nicht für zu gut hielten, diese Lügen weiter in den Kurs zu setzen. So hieß es beispielsweise in der „Kreuzzeitung“:

[Von der Académie.] Der „Münch. Allgem. Ztg.“ wird aus Paris geschrieben: Der gestrige Beschluß der „Académie des inscriptions et belles-lettres“, welche nach geheimer Berathung Theodor Mommsen zu ihrem korrespondirenden Mitgliede an Stelle von Sir Henry Rawlinson ernannte wird von dem „Matin“ als ein Zeichen der Zeit, die zum Vergessen und zur Versöhnlichkeit geneigt sei, besprochen. Das Blatt bringt seinen Lesern in Erinnerung, daß Mommsen eine Pension von Napoleon III. bezog, und dennoch einer der deutschen Gelehrten war, welche im Jahre 1870 in einer Adresse an den König von Preußen das unglückliche Frankreich schmähten. Es fügt hinzu noch weniger als dieses in der Siegesfreude ausgestoßene Vae victis! sei es zu entschuldigen, daß Mommsen, der dem gefallenen Kaiser zu Danke verpflichtet war, dann noch geringschätzig von den „Halbwelt-Salons“ der Tuilerien sprach. Das hatte man noch vor sechs Jahren nicht vergessen, als Renan den deutschen Geschichtsschreiber als Kandidaten für die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften vorschlug. Vielleicht hätten die Gelehrten ihm schon Absolution ertheilt, aber das Gerücht von der Kandidatur war in die Presse gedrungen, und diese verhinderte durch ihre Proteste die Wahl. Statt Mommsen erhielt ein anderer Deutscher, der Alterthumsforscher Curtius, den Vorzug. Der „Matin“ geht auch mit Dubois-Reymond scharf ins Gericht und erzählt von diesem, er habe zu Paul Bert, der ihm wegen seiner franzosenfeindlichen Kundgebung Vorwürfe machte, gesagt: „Ich würde auf den Knieen von der Madeleine bis zur Bastille rutschen, wenn ich dadurch meine bösen Worte auslöschen könnte.“ Sollte das etwa auch das Gefühl Mommsen's sein? fragt das Blatt, das gern annehmen möchte, dem sei wirklich so.

Unsere Leser finden in dieser Nummer einen Artikel Mommsen's, in dem er sein Verhältniß zu den Franzosen vor und nach dem Kriege mit einer Deutlichkeit klarlegt, die es selbst den gewiegtesten Verleumdern schwer machen wird, ihm gegenüber ihr Handwerk mit dem alten Material weiter zu treiben. Professor E. du Bois-Reymond hat uns gleichfalls autorisirt, die absurden Geschichten, die über ihn bei dieser und bei ähnlichen früheren Gelegenheiten in Umlauf gesetzt sind, als schlechterdings aus der Luft gegriffen zu bezeichnen.

„Ich habe — so schreibt er uns — Herrn Paul Bert nur ein einziges Mal gesehen und gesprochen. Es war in der feierlichen Eröffnungssitzung des elektrischen Kongresses in Paris 1881. Ich wurde Paul Bert vorgestellt. Er stand mit dem Rücken gegen eine Wand gelehnt, sah mich kaum an oder kehrte sich sogar ab und sagte höhnisch: Beaucoup d'honneur! beaucoup d'honneur! Natürlich kehrte ich ihm den Rücken und habe ihn, wie gesagt, nie wieder gesprochen. — Die

Geschichte geht aber jetzt weiter. Aus dem „Matin“ theilt mir das Schandblatt „Courrier de la Presse“ einen Ausschnitt folgenden Inhalts mit, der von einem Berliner Korrespondenten herrührt: l'anecdote en question nous a été racontée par le regretté Georges Pembat, professeur au Muséum d'histoire naturelle qui la tenait de la bouche de Paul Bert. Nous avons donc toutes les raisons de la croire exacte et de donner, en matière de veracité, la préférence aux deux savants français sur Monsieur du Bois-Reymond“. Also nun läuft es darauf hinaus, daß ich gelogen habe. Das Gesindel wird auch wohl nicht aufhören, die Lüge zu wiederholen, ich hätte gesagt, ich schäme mich meines französischen Namens; ich hätte das zu Boden gestreckte Frankreich insultirt, da ich doch die Kriegsrede am 3. August, dem Tage vor der Schlacht bei Weißenburg, gehalten habe; ich sei ein Franzose, da ich doch Schweizer Bürger bin, und was des gehässigen Zeuges mehr ist.“

Herr du Bois-Reymond meint am Schlusse seines Briefes: „Ich glaube, es ist das Beste, die Dinge auf sich beruhen zu lassen, da es nach fünfundzwanzigjähriger Erfahrung nicht gelingt, einen besseren Zustand herbeizuführen“. Wir würden ihm durchaus Recht geben, wenn es sich bei Theodor Mommsen und E. du Bois-Reymond nicht um zwei Gelehrte von Weltruf handelte, deren guter Name gewissermaßen ein internationaler Besitz ist.

In Oesterreich droht die Koalition zusammen zu brechen; die Deutschen sind es müde, sich düpiren zu lassen, und sie thäten wohl, es so zu machen wie ihr Gegner: Rücksichtslos müssen sie ihre Forderungen zur Geltung dringen, die schließlich auch die Forderungen österreichischer Staatseinheit sind.

* * *

Streber, Kleber und Drohnen.

Motto:
Ich bin des trocknen Tons nun satt!

Was für Stümper sind doch die Sozialdemokraten im Vergleich mit dem Fürsten Bismarck, sobald es sich um die Erregung politischer Unzufriedenheit handelt. Schon als Kanzler im Amte feuerte Fürst Bismarck gelegentlich eine einzelne Klasse der Bevölkerung an, recht laut zu schreien, um so einen verstärkten Einfluß auf die Gesetzgebung zu gewinnen. Seine „Bauernbriefe“ waren die richtigen Vorläufer der Agitationsmethode des Bundes der Landwirthe. Aber der Staatsmann im Amte züchtete den Unzufriedenheitsbazillus zum Zwecke einer bestimmten politischen Verwendung. Die agrarische Unzufriedenheit wurde in den Dienst jener agrarischen Interessenpolitik gestellt, die der Kanzler verfolgen wollte; wehe dem aber, der es wagte, eine politische Unzufriedenheit zu produziren, die in die Pläne des Fürsten Bismarck nicht paßte. Ein Ausnahmegesetz für solche Frevler! Immerhin — so gewagt die planmäßige Erregung von Unzufriedenheit zum Zwecke der Erreichung positiver politischer Ziele auch ist — es war doch die Hand eines verantwortlichen Arztes, die das gefährliche Medikament dispensirte. Der Arzt, der das Mittel gab, konnte wenigstens glauben, durch geschickte Dosirung und eventuelle Anwendung von Gegengiften die schlimmsten Wirkungen zu vermeiden. Wesentlich anders aber liegt die Sache, wenn der Arzt die Praxis aufgegeben hat und dennoch das giftige Mittel — gleichsam zum Hausgebrauch — anpreist.

In dieser Rolle gefiel sich Fürst Bismarck, als er vor wenigen Tagen eine Huldigungsdeputation des Bundes der Landwirthe empfing und derselben gegenüber die denkbar einseitigste agrarische Interessenpolitik als der politischen Weisheit letzten Schluß befürwortete.

„Anders lesen Schüler den Horaz, anders Hugo Grotius.“ Es ist ein Unterschied, ob Fürst Bismarck für das Programm des Bundes der Landwirthe eintritt, oder ob Herr von Ploetz das thut. Es ist ein Unterschied, ob ein obskurer Sozialdemokrat das ganze heutige Regierungssystem in Bausch und Bogen verurtheilt, oder ob Fürst Bismarck urbi et orbi verkündet: „Wir müssen zusammenhalten gegen die Drohnen, die uns regieren, aber nichts produziren als die Gesetze, und das reicht nicht.“ Wenn Fürst Bismarck die Regierung charakterisirt, gewissermaßen als den bösen Feind, gegen den der einsichtige Bürger mit allen Kräften sich zu wehren habe, so diskreditirt er damit nicht bloß die zeitigen Vertreter der Regierung, sondern den ganzen Regierungsorganismus. Die Regierenden sind Drohnen, die Regierten sind Arbeitsdienen: kann es eine abfälligere Kritik unserer monarchischen Staatseinrichtungen geben? Hat die Sozialdemokratie nicht Recht, wenn sie eine Staats- und Gesellschaftsordnung, unter der ein solcher Dualismus sich ausbilden konnte, als durch und durch verrottet grundsätzlich bekämpft? Und Fürst Bismarck muß es wissen, wie es in der Regierung aussieht, denn er war durch dreißig Jahre der allmächtige Leiter dieser Regierung; und wenn er trotz seiner grimmigen Abneigung gegen die Drohnen es nicht hat verhindern können, daß den Drohnen die Regierung zugefallen ist, so muß das monarchische Staatswesen wirklich unheilbar krank sein. Und dabei ist — wenn man dem Fürsten Bismarck glauben darf, und ihm nicht zu glauben, ist bekanntlich eine nationale Schändlichkeit — die Sorte Drohnen, die uns regiert, nicht einmal die beste. Streber und Kleber sind die Oberdrohnen. Da wir Freisinnigen niemals in der Lage gewesen sind, an der Regierung des Staates uns unmittelbar zu betheiligen, so können wir die Kritik des Fürsten Bismarck mit der Objektivität von nicht direkt Betheiligten auf uns wirken lassen. Fürst Bismarck ist ein ausgezeichneter Erzähler, der seine Geschichten höchst anschaulich vorzutragen weiß. Man sieht ihn leibhaftig vor sich, den jungen Landrath, wie er sich von den biederen Landleuten wählen läßt, um dann im Parlament zu Berlin auf dem Altare des Ehrgeizes die gediegenen Grundsätze der agrarischen Interessenpolitik preiszugeben: denn „sein ganzes Interesse liegt in der Ebnung seines Weges, in der Verfolgung seiner Karriere“. Das ist der Streber. Und hat der Streber eine strebsame Frau, dann ist die Sache noch schlimmer. „Bei ihrem Bedürfniß, in Berlin zu wohnen und dort gesellschaftlich eine Rolle zu spielen und eine Stellung zu gewinnen, würde ich — meint der erfahrene Altkanzler — den Mann auch nicht wählen.“ Nachher, wenn der Streber wirklich Minister wird, so „wächst er fest“. „Dann entstehen die Kleber als Minister, von denen nicht zu erwarten ist, daß sie irgend welche landwirthschaftlichen Interessen mit Energie bei ihren Kollegen vertreten.“

Es muß den Fürsten Bismarck eine große Ueberwindung gekostet haben, dies Urtheil von sich zu geben. Denn wie er im Allgemeinen das Verhältniß eines ehemaligen Ministers zu seinen Nachfolgern und früheren Kollegen auffaßt, das hat er in der Sitzung des Herrenhauses vom 17. Februar 1881 in einem Wortgefecht mit dem ausgeschiedenen Minister Camphausen in folgenden Worten dargethan: „Ich hoffe, daß, wenn ich jemals in die Lage komme, unter Ihnen zu sitzen und mir gegenüber meine Nachfolger und früheren Kollegen zu haben, ein günstiges Geschick mich davor bewahren werde, daß ich in die Versuchung gerathe, meinen Kollegen oder Nachfolgern, deren schwierige Arbeiten ich aus Erfahrung kenne und lange mitgemacht habe, meinerseits die Geschäfte zu erschweren.“

Und weshalb Räuber und Mörder, weshalb Streber, Kleber und Drohnen? Weil wir in Deutschland noch nicht genug Interessenpolitik treiben. Weil die Regierung noch immer Bedenken trägt, nach den Diktaten des Bundes der Landwirthe eine neue Einkommens- und Vermögensvertheilung vorzunehmen. Wenn irgend etwas dem Deutschen Reiche zum Unheil zu werden droht, so ist es die Verwandelung der politischen Parteien in wirthschaftliche Interessengenossenschaften. Die von dem Fürsten Bismarck angepriesene Interessenvertretung bedeutet nichts anderes, als die Ausbeutung der politischen Macht zu Gunsten jener Interessen, die den jeweiligen Inhabern der Macht besonders am Herzen liegen. Daß es sich dabei immer nur um die Begünstigung kleiner Kreise handeln kann, liegt auf der Hand, denn da diese geniale Interessenpolitik es immer

eine mechanische Einkommens- und Vermögensverschie-ng abgesehen hat, so lohnt sie gar nicht der Mühe, wenn Zahl der Geschädigten klein und die Zahl der Begünstigten ß ist. Der Trank wird dann zu dünn. Jede Interessen-itik bedeutet eine Vertretung von Minoritätsinteressen. entspricht den Interessen der Agitation, aber nicht der rklichkeit, wenn die Agrarier von einer Vertretung der teressen der gesammten Landwirthschaft reden; und es ist nke Demagogie, wenn man verspricht, den Kreis der zu tegirenden Sonderinteressen über das gesammte Gebiet Produktion ausdehnen zu wollen, denn Interessenpolitik eutet — ihrem inneren Wesen nach — bloß eine Benach-iligung der Schwächeren. Und das soll das politische eal der Zukunft sein? Wer die Interessen seines Ge-rbes am nachdrücklichsten vertritt, der ist der größte aatsmann? Und damit er an der Stange bleibt, müssen ie Privatinteressen mit den Interessen des von ihm ver-tenen Gewerbes verbunden bleiben? Ein Kanzler ohne und Halm ist verdächtig die Interessen der Allgemein-t über die landwirthschaftlichen Interessen zu stellen, des-lb taugt er nicht zum obersten Berather der Krone. Er lte auch keine festen Bezüge haben, er sollte auf Tantieme stellt sein, wie der Verwaltungsrath einer Aktiengesellschaft.

Ist das die staatliche Moral fin de siècle oder die aubrittermoral des Mittelalters?

Th. Barth.

In eigener Sache.

Nicht gern nimmt man in persönlichen Dingen vor r Oeffentlichkeit das Wort. Indeß immer ist dies nicht ı vermeiden, und ich halte unter den obwaltenden Umständen angezeigt dies zu thun. Die von der Pariser Akademie mir urch die Ernennung zu ihrem auswärtigen Mitglied er-iesene Ehrung hat die französische oder vielmehr Pariser resse zu einem Ausdruch des Patriotismus veranlaßt, wo-on mir die Belege in Artikeln wie es scheint so ziemlich ämmtlicher dort erscheinender Tageblätter vorliegen. In iesem Charivari selbst mir Gehör zu verschaffen, würde ver-ebliche Mühe sein; und ich kann es auch nur richtig finden, aß meine dortigen zahlreichen und werthen Freunde dies benso wenig versuchen. Nous avons une presse immonde, chreibt man mir, und so weiter. Wir wissen das auch, ind unser Urtheil über Menschen und Dinge in Frank-eich wird nicht bestimmt durch die Pariser Journale. Hat doch der Walfisch seine Laus'; die Franzosen können ne korrumpirte Presse ihrer Hauptstadt verachten und rtragen und wir sie verachten und regelmäßig sie igno-iren. Aber so weit es sich um verfälschte oder gefälschte Thatsachen handelt, wird es mir wohl gestattet sein, ein ür allemal die Dinge richtig zu stellen, alte öfter widerlegte und neu hinzugekommene Unwahrheiten hier zusammenfassend. Einige deutsche Blätter — allerdings, so viel mir bekannt, nur die „Münchener Allgemeine Zeitung“ und die „Kreuz-zeitung“ — haben den französischen Kollegen Sekundanten-dienst geleistet und jene Artikel in abgeschwächter Form wiedergegeben. Auch außerhalb Deutschland habe ich zahl-reiche Beziehungen, denen in dieser Beleuchtung vorgeführt zu werden, mir nicht gleichgültig sein kann.

Es wird vielfach behauptet, daß ich bei den Caesar-Studien Napoleons III. betheiligt gewesen sei. Eine der-artige Mitwirkung ist mir allerdings in mündlichen Ver-handlungen nahe gelegt worden; ich bin darauf nicht ein-gegangen und habe eine förmliche Aufforderung dazu ver-hindert. Ein Kaiser kann ja zugleich Schriftsteller sein; die Grenzen aber zwischen dem Autor und dem Imperator sind schwer zu ziehen und die litterarische Beihilfe behält in diesem Falle immer einen bedenklichen Charakter. Ich habe f.r die Schriftstellerei des Kaisers nie einen Federzug ge-than und noch weniger in seinem Auftrag und auf seine Kosten Reisen ausgeführt.

Es wird weiter behauptet, daß ich zu den deutschen Gelehrten gehört habe, die den Kaiser in unwürdiger Weise flattirt hätten. Der Kaiser hat mir nicht bloß gesellschaft-liche Höflichkeiten erwiesen, sondern, trotz jener thatsäch-lichen Ablehnung, mir die Vergünstigung gewährt, jede Handschrift der Pariser Bibliothek ohne offizielle Vermitte-lung direkt erbitten zu dürfen, was mir bei meinen Arbeiten von wesentlichem Nutzen gewesen ist. Darauf habe ich ihm gedankt; in welcher Weise dies geschehen ist, zeigt mein Schreiben an ihn, das nach seinem Sturz gefunden und mit den übrigen Papieren aus den Tuilerien veröffentlicht worden ist. Als mir nach dem Kriege der gleiche Vorwurf in Deutschland gemacht ward, habe ich ihn beantwortet durch Einrückung der deutschen Uebersetzung dieses Schreibens in die „Preußischen Jahrbücher“.

Es wird behauptet, daß ich vom Kaiser Napoleon eine Pension bezogen habe. Ich habe niemals weder aus einer französischen Staatskasse noch aus der kaiserlichen Privat-schatulle Geld empfangen. Als der Kaiser die Werke Bor-ghesis herausgab und zu diesem Behuf die Correkturbogen verschiedenen Gelehrten zur Durchsicht und Adnotirung mit-theilen ließ, habe ich mich unter diesen Gelehrten befunden und die Arbeit gethan, das Honorar aber, welches dafür angeboten ward, abgelehnt. Von der eigenen Regierung hätte ich es selbstverständlich angenommen; von einer aus-wärtigen Regierung sich bezahlen zu lassen, ist der Miß-deutung ausgesetzt und gefährlich.

Daß ich im August 1870 als in Italien die Wage schwankte zwischen dem Anschluß an Deutschland oder an Frankreich, veranlaßt worden bin, in einem gedruckten Auf-ruf an die Italiener sie von dem letzteren abzumahnen, ist bekannt. Leichten Herzens ist dies nicht geschehen. Sowohl bei der Leitung des akademischen Inschriftenunternehmens wie durch vielfältige und enge persönliche Verhältnisse waren meine Beziehungen zu den Pariser Kreisen mir von hohem Werth, und ich wußte schon damals sehr genau, was ich mit diesem Schritt aufgab, kann es auch dem Franzosen keineswegs verdenken, daß er einen solchen Angriff schwerer empfindet und vergißt als die Kugel aus dem Zündnadel-gewehr. Aber was kam im August 1870 auf die In-schriftenarbeit und auf internationale Freundschaft an? Ich bin nicht naiv genug, um mir einzureden, daß jener Zei-tungsartikel irgend eine Wirkung auf die Geschicke des Krieges ausgeübt habe; aber wie der einzelne Soldat seinen Schuß abgibt, ohne zu fragen, ob er überflüssig sei, so thut in solchen Zeiten ein jeder, was ihm im Dienst des eigenen Landes zu thun räthlich scheint, ohne nach den weiteren Folgen zu fragen.

Es wird behauptet, daß ich während der Belagerung von Paris an einer Berliner Petition an Feldmarschall Moltke um Eröffnung des Bombardements mich betheiligt oder auch sie veranlaßt habe. Ich weiß nicht, ob dem Feldmarschall jemals ein solcher unerbetener Rath von Berlin aus ertheilt worden ist; was mich betrifft, ist die Erzählung nicht bloß verfälscht, sondern vollständig falsch.

Es wird behauptet, daß nach dem Kriege ich im Namen unserer Akademie mich an die Pariser gewendet habe mit der Anfrage, ob sie das Inschriftenwerk auch ferner zu unterstützen beabsichtige. Dies ist ebenfalls eine Fälschung, schon darum, weil die Kosten dieses Werkes durchaus von unserer Akademie bestritten worden sind und keine aus-wärtige Subvention jemals dafür stattgefunden hat. Aller-dings sollten die Inschriften des französischen Herrschafts-gebietes von einem Mitglied der französischen Akademie, dem verstorbenen Herrn Renier in Verbindung mit deut-schen Gelehrten bearbeitet werden. Daß nach dem Kriege dieses Zusammenarbeiten in Wegfall kommen mußte, lag auf der Hand; indeß war es unumgänglich, an Herrn Renier die Frage zu richten, ob er die Arbeiten so, wie sie an-gelegt waren, fortzuführen gedenke. Diese Frage habe ich gestellt und als sie verneint ward, die Arbeiten durch deutsche Gelehrte ohne französische Mitwirkung ausführen lassen.

Endlich pflegt behauptet zu werden, daß ich nach dem Kriege die französische Nation insultirt habe. Durch ein

langes litterarisches Leben hindurch habe ich es mir stets zum Gesetz gemacht, in wissenschaftlichen Fragen nur mit den Personen mich auseinanderzusetzen und die Applikation der Fehler, die ja jede Nation hat, auf den einzelnen Schriftsteller zu vermeiden; sie verletzt eben die Besten, die von diesen Nationalfehlern sich befreit haben, und ist häufig ungerecht und immer schädlich. Was mit jenem Vorwurf gemeint ist, wenn dabei überhaupt an eine bestimmte Thatsache gedacht wird, bekenne ich, nicht zu wissen. Ein einziges Mal, in der Vorrede zu dem 1873 erschienenem dritten Bande der Inschriftensammlung habe ich mich öffentlich ausgesprochen über die schwere Schädigung, welche der deutsch-französische Krieg den wissenschaftlichen Arbeiten zugefügt hat: orbe terrarum interim convulso nationibusque divulsis plerique eorum quorum munificentia et amicitia prima potissimum hujus syllogae pars nitet, ex amicis hostes facti sunt, ex hostibus inimici. Gewiß habe ich, wie jeder Deutsche, mich unserer großen Erfolge gefreut und neben diesen verschwinden alle mit denselben verknüpften Unannehmlichkeiten und Schädigungen. Aber wenige sind in der Lage gewesen, das schwere Unglück des dauernden nationalen Konflikts tiefer zu empfinden als ich. Bei der ehren- und dornenvollen Aufgabe, welche mir durch die Leitung des akademischen Inschriftenwerkes erwuchs, habe ich es als ein besonderes Glück empfunden, daß dieses Unternehmen, welches der Sache nach von der gesammten Gelehrtenwelt ausgeführt werden mußte und bei dem die sogenannten Herausgeber nicht viel mehr sind als der Redakteur bei dem Journal, in hervorragender Weise geeignet war, die internationalen litterarischen Beziehungen zu beleben und zu festigen, und in fünfzehnjähriger Arbeit habe ich den Segen und die Freuden solchen Zusammenwirkens erfahren. Die Haltung Frankreichs ist in dieser Hinsicht von so entscheidender Bedeutung, daß damals der Bruch zwischen den beiden Nationen dem Begraben solcher Hoffnungen nahe kam. Das hat auch ertragen werden müssen; — jetzt bessern sich die Dinge —; aber von dem Jubel darüber bin ich stets weit entfernt gewesen, und von dem schweren sittlichen Vorwurf des Hohnes gegen die Besiegten weiß ich mich völlig frei.

Theodor Mommsen.

Hans Viktor von Unruh.

Ein General aus altadligem Geschlecht, der in den Freiheitskriegen mit Auszeichnung gedient hat, widerräth seinem Sohne, welcher der Familientradition folgend Offizier werden will, diese Laufbahn einzuschlagen, die in einem voraussichtlich (und die Voraussicht ist eingetroffen) langen Frieden nicht lohnend sein werde. Der junge Mann folgt diesem Rath und widmet sich dem Baufach. Er macht ein so glänzendes Examen, daß Schinkel ihn sofort zu sich als Hilfsarbeiter in das Ministerium ziehen will; diese Aussicht lockt ihn für einen Augenblick, aber schnell besinnt er sich und erklärt, daß es für ihn größeren Reiz habe, nützliche Wasserbauten auszuführen, als schöne Pläne für Prachtgebäude zu zeichnen, von denen er nicht weiß, ob sie zur Ausführung kommen werden. Er tritt in den Staatsdienst ein, verläßt ihn aber sehr früh, um in dem bürgerlichen Erwerbsleben einen ausgedehnten Thätigkeitskreis zu finden. Er thut diesen Schritt vor dem Jahre 1848, also zu einer Zeit, wo der Beamtenstand noch als eine durch Weisheit bevorzugte Kaste galt. Er baute die ersten Eisenbahnen in Preußen, die ersten großen Eisenbahnbrücken, richtet Gasanstalten ein, ward der Leiter einer großen Maschinenfabrik und gelangte durch seine Thätigkeit bei nie angezweifelter Redlichkeit zu solidem Wohlstand.

Ein solcher Mann wird sich leicht das Vertrauen erwerben, daß er mit klarem Blick und ohne Vorurtheile zu sehen vermag. Und wenn sich mit diesem klaren Blick eine unbeschränkte Wahrheitsliebe verbindet, wenn er in Folge der Liebenswürdigkeit seiner Persönlichkeit einen ausge… ten Kreis von Freunden unter einflußreichen Männern … gelegentlich auch einmal in den Vordergrund der … gedrängt wird, so läßt sich voraussehen, daß die … nungen, die er über seinen Lebensgang macht, einen … Reiz haben werden. Das trifft zu für die „Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt)."

Als Grabow das Präsidium der preußischen National… versammlung niedergelegt hatte, wurde Unruh an … Stelle gewählt und hat dieses Amt innebehalten, bis … Versammlung mit Bajonetten auseinandergetrieben … Er hatte sich keinen Täuschungen darüber hingegeben, … daß die Versammlung schwere Fehler gemacht hatte, … daß ihr ein solches Geschick bevorstehe. Er hat sich … sie vor Fehlern zu behüten, es aber dann für eine … sache gehalten, bei ihr auszuharren. In einem … Lande, etwa in England oder Frankreich, würde man … Mann wie Unruh der gemäßigt konservativen Partei … zählt haben; in Preußen, wo der Name der Konserva… von einer Partei usurpirt worden ist, die mehr als … andere an grundstürzenden Neuerungen im Staate … Förderung ihrer Privatinteressen arbeitet, galt er als … mokrat, als Unruhstifter, als Königs- und Vaterland… und wurde demgemäß behandelt. Man kann es nicht … eine heftige Aufwallung des Unmuths lesen, wie der … von der Heydt zu den bedenklichsten Mitteln griff, um … aus Privatstellungen zu entfernen, in denen er sein … gefunden hatte, wie er ihn dann umschmeichelte, als … glaubte, sich seiner bedienen zu können, und schließlich … Verfolgungen wieder aufnahm, als er sich in seinen … wartungen getäuscht sah.

Gustav Freytag hat mit Vorliebe das Bild des … Bürgers gezeichnet, der, gestützt auf die eigene Kraft, … vorwärts dringt, sich selbst ein behagliches Dasein … indem er dem gemeinen Wohle nützt, aber nicht in … Verfolgung seiner Privatinteressen aufgeht, sondern … Kunst und Wissenschaft, sowie für das Staatsleben … hat und dabei eine stolze Unabhängigkeit sich bewahrt. … Muster eines solchen Bürgers ist Unruh trotz seiner ari… kratischen Abkunft gewesen, und er hätte einem Künst… der den Chef der Ehrenfirma T. O. Schröter darstel… wollte, sehr wohl als Modell dienen können. Die Unter… nehmungen, die er begonnen hat, haben sämmtlich gut… Fortgang gehabt. Die Elbbrücke zwischen Magdeburg … Wittenberg steht fest, die Kontinentalgasgesellschaft in … ist ein heute noch blühendes Unternehmen, die … Wagenbaugesellschaft, welche er in ein Aktienunternehm… verwandelte, hat sich eines guten Rufes erfreut und … in vortheilhafter Weise liquidirt, als Berlin aufgehört hat … der naturgemäße Standort für solche Industrieen zu … Niemals hat dasjenige, was er unternahm, in Verbindung gebracht werden können mit der Erscheinung, die man … Gründungsschwindel brandmarkt.

Was man einen Berufsparlamentarier zu nennen pflegt ist Unruh nie gewesen. Im Jahre 1848 hatte … die Bewegung in die politische Thätigkeit hineingeworfen und an einen Platz gestellt, nach welchem er kaum gestrebt hatte, den er aber mit Ehren ausfüllte; wie alle liberalen Achtundvierziger zog er sich dann aus dem politischen … zurück, um erst im Jahre 1862 wiederum in dasselbe einzu… treten. Im Plenum war er ein Redner, der das, was er zu sagen hatte, verständig auszudrücken wußte, aber auf oratorischen Schwung verzichtete; im Schoße der Fraktion wurde auf sein Wort sehr gehört, zumal in wirthschaftlichen Fragen. Er war nicht durch theoretische Studien, sondern durch seine geschäftlichen Erfahrungen zu den Ueberzeugungen der Freihandelsschule gedrängt worden, und wußte sie, nicht mit scharfsinnigen Deuteleien, aber mit einem ungewöhnlich breiten Menschenverstande zu vertheidigen. Er war Gegner gewaltsamer schutzzöllnerischer Experimente, Gegner der Zettelbankfreiheit und Anhänger eines soliden Geldwesens, wie es allein durch die Goldwährung herbeigeführt werden kann.

Nach dem Kriege von 1866 wurde Unruh einer der nder der nationalliberalen Partei; vielleicht darf er ls ihren Stifter bezeichnen. Er hatte kein Verständniß as Streben der Waldeck und Hoverbeck, die Reichsver- g abzulehnen. Er trat in jener Zeit dem Fürsten arck sehr nahe und hat die Verdienste, die dieser sich ie Gründung des Deutschen Reiches erworben, voll zu igen verstanden. Aber der Herausgeber seiner Erinne- n irrt, wenn er ihn aus diesem Grunde als einen eugten Bismarckianer hinstellt. Wenn Unruh im e 1880 noch im öffentlichen Leben gestanden hätte, e er die Secession mitgemacht haben, weil er sah, daß nationalliberale Partei von ihren ursprünglichen Wegen wichen war. Wenn er heute noch lebte, würde er der nnigen Vereinigung angehören. Daß er am 4. Sep- er 1879 sein Mandat plötzlich niederlegte, ist nicht aus ndheitsrücksichten allein zu erklären, sondern daraus. die damals eingetretene Schwenkung in unserer Politik die Freude am politischen Leben vergällte.

Zu der deutschen Geschichte von 1862 bis 1879 liefern Lebenserinnerungen einen werthvollen Beitrag. Was enselben schlechthin neu ist, würde sich auf wenigen en zusammenfassen lassen. Aber daß er das Bekannte inem Tone darstellt, aus welchem das quorum pars na fui heraus klingt, gibt seiner Darstellung ein reiz- s Kolorit.

Seine Erzählung bestärkt mich in der lange gehegten erzeugung, daß der Zeitraum von 1862 bis 1866 die ßte Epoche in dem Leben des Fürsten Bismarck ist, und seine Thätigkeit in dieser Zeit ihn neben die größten atsmänner aller Zeiten stellt. Eine so kraftvolle Per- ichkeit bedurfte ungewöhnlicher Schwierigkeiten, um das ichgewicht zwischen Kraft und Last herzustellen, und so- d diese Schwierigkeiten geschwunden waren, ging das ichgewicht zwischen Kraft und Last verloren, nicht in em plötzlich eingetretenen Augenblicke, sondern allmählich, unmerkbar, und es trat jener Mangel an Sophrosyne , für welchen die neuesten Reden in Friedrichsruh einen widerleglichen Beweis liefern. In jener Zeit hatte Fürst smarck gleichzeitig zu kämpfen mit der mangelnden Ent- ossenheit des Königs, mit dem Widerstand der Volksver- tung, mit dem offenen Feinde, der sich ihm an der nigsau entgegenstellte, mit der verkappten Feindschaft des einbaren Bundesgenossen an der Donau, mit der Eifer- ht Europas. Alle diese Widerstände so überwunden zu den, wie er es gethan hat, bleibt unvergänglichen Ruhmes irdig. Aber von diesen Hindernissen schwand eines nach m andern; Fürst Bismarck wurde ein allmächtiger Mann d das hat er so wenig vertragen, wie irgend ein Großer r ihm. Zeitlich stehen die letzte heilsame That Bismarcks d seine erste unheilvolle That, die Begründung des utsch-österreichischen Einvernehmens und die Einleitung r Interessenpolitik, hart neben einander.

Zwei einzelne Punkte möchte ich noch hervorheben. n dem deutsch-österreichischen Kriege haben sich Vogel von alkenstein und Steinmetz Lorbeeren erworben; beide sind nter Zeichen der Ungnade vom Schauplatz verschwunden. nruh erklärt dies in folgender Weise: Falkenstein hatte n Jahre 1866 den Auftrag, sich mit seiner ganzen Macht uf das bayerische Heer zu werfen; statt dessen entschloß er ch zu jenen Kreuz- und Querzügen, die er selbst später im eichstage als „Abenteuer" bezeichnet hat, und die ihm zwar en Ruf eines glänzenden Troupiers verschafft haben, aber trategisch und politisch tadelnswerth waren. Steinmetz hat s bei Spichern zu unnöthigem Blutvergießen kommen assen. Die von ihm angegriffenen Stellungen würde der Feind einige Tage später von selbst geräumt haben und r hat auch gegen seine Instruktionen gehandelt.

Ueber Franz Ziegler fällt Unruh ein Urtheil, welches ich für sehr verfehlt halte. Er legt ihm unter, daß er im Jahre 1848 nur aus verfehlter politischer Spekulation sich der Demokratie angeschlossen habe, dann aber aus Ehren- haftigkeit ihr treu geblieben sei. Franz Ziegler hatte im persönlichen Verkehr stark aristokratische Neigungen, und wenn man den Ausdruck gestatten will „Rücken"; seine politischen Anschauungen waren demokratisch und so aus einem Gusse, daß man an ihnen nicht zweifeln kann.

Die Hinterbliebenen Unruh's haben die Herausgabe des Werks dem Herrn von Poschinger anvertraut; dieser hat es mit einer Reihe von ungehörigen, zum Theil sogar böswilligen Anmerkungen verziert, so daß man ihm zuweilen zurufen möchte: Taisez-vous, jeune homme!

Alexander Meyer.

Die Wahlen in Italien und das Ministerium Crispi.

Am 11. Dezember vorigen Jahres lehnte die italienische Kammer mit 239 gegen 24 Stimmen den Antrag des Abgeordneten Bonghi ab, nach dem die von Giolitti auf den Tisch des Hauses gelegten Dokumente ihrem Sammler zurückgegeben werden sollten und nahm den von Cavallotti und Coppino eingebrachten Antrag an, der die Wahl einer Kommission von fünf Mitgliedern der Versammlung zur Prüfung dieser Dokumente verlangte. Am 13. Dezember erstattete der Abg. Damiani, ein Landsmann und einer der nächsten Freunde des Ministerpräsidenten, Bericht über den Inhalt der Dokumente, die seitdem unter dem Namen „Plico Giolitti" eine traurige Berühmtheit erlangt haben, und stellte im Namen der Kommission den einstimmig von ihr beschlossenen Antrag, hundertundzwei Briefe der Frau Lina Crispi an ihren Hausmeister, die einen rein privaten Inhalt hätten, der Schreiberin zurückzugeben, die anderen Dokumente aber drucken und vertheilen zu lassen. Dieser Antrag der Kommission wurde mit ebenso großer Mehrheit angenommen wie die Anträge vom 11. Dezember. Zwei Tage später, an einem Sonnabend, wurde der „Plico Giolitti" vertheilt und erwies sich als eine Sammlung von Kopien und Auszügen aus gerichtlich beschlagnahmten Aufzeichnungen des Direktors und Kassirers der Banca Romana sowie von Briefen, die dem Ministerpräsidenten Giolitti Auskunft über die Beziehungen politischer Persönlichkeiten zu den Emissionsbanken ertheilten. Auf den ersten Blick erkannte man, daß die Sammlung lediglich angelegt war, um den Verdacht zu erwecken, daß Crispi seinen politischen Einfluß verkauft habe; denn auf jeder Seite stand sein Name und der seiner Gattin in Verbindung mit namhaften Summen, die ihnen von der Banca Romana meist auf unbestimmte Zeit kreditirt worden waren. Es bemächtigte sich der Kammer nach der Vertheilung dieses Aktenstückes eine große Aufregung. Die Anklage, so behauptete man, dürfe nicht ohne Antwort bleiben; die Kammer müsse sich von ihr reinigen; die Angegriffenen müßten das Recht haben, sich zu vertheidigen und die Schuldigen müßten gebrandmarkt werden. Die Einen verlangten deshalb die sofortige Diskussion des eben zur Vertheilung gelangten Aktenstückes, die Anderen wollten sie auf den nächsten Tag verschoben wissen. Die Meinung Jener brachte ein Antrag Imbriani-Cavalotti-di Rudini zum Ausdruck. Es fand sich für ihn eine Mehrheit von 188 gegen 179 Stimmen, da aber für eine sofortige Aenderung der Tagesordnung eine Zweidrittelmajorität erforderlich ist, so wurde gemäß dem Antrag des Abg. Guicciardini beschlossen, am Sonntag die Diskussion über den Plico Giolitti zu eröffnen. Am Abend desselben Tages erschien in der „Gazzetta ufficiale" ein königliches Dekret, durch das die Kammer vertagt wurde, begleitet von einem Berichte des Ministerpräsidenten, in welchem das Parlament beschuldigt wurde, unter Führung „eines Häufleins von Tumultuanten" durch Skandale die parlamentarischen Verhandlungen unterbrochen und jede fruchtbare gesetzgeberische Thätigkeit unmöglich gemacht zu haben.

Man muß sich diese Ereignisse vergegenwärtigen, wenn man das Ergebniß der Wahlen vom 26. Mai und der

Stichwahlen vom 2. Juni richtig verstehen will. Aus ihrem Zusammenhange ergibt sich, daß die Kammer nicht deshalb vertagt und aufgelöst wurde, weil die Regierung in ihr nicht mehr über eine Majorität verfügte. In keiner einzigen Abstimmung war die Regierung unterlegen. Auch die verhängnißvollen Beschlüsse vom 15. Dezember waren erst gefaßt worden, nachdem der Ministerpräsident erklärt hatte, daß die Regierung gegen eine Diskussion des Plico Giolitti nichts einzuwenden habe, und weder aus der Form noch dem Ton dieser Erklärung konnte irgendein Abgeordneter schließen, daß Crispi, als er sie abgab, bereits die Vertagung der Kammer beschlossen hatte, und es ihm aus diesem Grunde gleichgültig sein konnte, ob die Kammer die Diskussion über die ihn belastenden Dokumente eröffnen wollte. Eine große Anzahl von Abgeordneten hat die Erklärung Crispi's für baare Münze gehalten und in der Hoffnung für den Antrag Guicciardini gestimmt, daß der Ministerpräsident aus der Diskussion über den Plico siegreich hervorgehen würde. Die Vertagung und Auflösung der Kammer erfolgte nicht, weil Crispi fürchtete, in der Diskussion, die bevorstand, zu unterliegen, sondern weil er die Diskussion über seine Moralität überhaupt vermeiden wollte, weil er die Tribüne des Parlaments nicht für den geeigneten Ort hielt, eine aus den unlautersten Quellen in gehässiger Absicht veranstaltete Urkundensammlung eines politischen Gegners zu prüfen und weil er verhindern wollte, daß das „Häuflein Tumultuanten“ ihn in öffentlicher Sitzung mit Beleidigungen überhäufe. In der im Theater Argentina kurz vor den Wahlen gehaltenen Rede hat Crispi selbst unverblümt durch diese Gründe die Auflösung der Kammer gerechtfertigt. Ich habe in der „Nation“ bereits die Ansicht vertreten, daß diese Beweggründe gebilligt werden müssen, weil im Allgemeinen ein gerechtes Urtheil über die Moralität ihrer Mitglieder von einer politischen Versammlung nicht erwartet werden kann und weil im Besonderen alle Versuche, moralische Defekte öffentlicher Persönlichkeiten durch das Parlament zu brandmarken und der Verachtung der öffentlichen Meinung preiszugeben, in Italien kläglich gescheitert sind.*) Aber diese Ansicht wird offenbar in Italien nicht getheilt. Sie ist noch vor den Wahlen durch zwei Urtheile des obersten Gerichtshofes im Lande, gegen die eine Appellation nicht möglich ist, für falsch erklärt worden. Diese Urtheile, die sich aus einer Fülle von juristischen Sophistereien zusammensetzen, haben vermöge einer gewaltsamen Auslegung der Verfassung zum Rechtsgrundsatz erhoben, daß für alle von Ministern während ihrer Amtsführung begangenen Strafthaten, auch für die, welche das Strafgesetz vorsieht, und auch für solche Vergehen, die von Exministern begangen werden, wenn sie nur in einem noch so entfernten Zusammenhang mit ihrer einstigen ministeriellen Thätigkeit stehen, das Parlament die kompetente Anklagebehörde und der Senat der kompetente Gerichtshof ist. Nach diesem Rechtsgrundsatz hat der Kassationshof entschieden, daß drei von den vierzehn Strafanträgen, die gegen Giolitti auf Grund seines Plico gestellt worden sind, zweifellos und ausschließlich der Kompetenz der Kammer als Anklagebehörde und der Kompetenz des Senats als Gerichtshof unterliegen, und die Kammer allein klar zu stellen habe, ob die anderen elf Strafanträge an die ordentlichen Gerichte zu verweisen seien.**) Mit diesen Urtheilen hat der oberste Gerichtshof des Königreiches das Verfahren des Ministerpräsidenten ebenso scharf verurtheilt, wie die viel geschmähte Koalition der oppositionellen Parteien, die gleich [illegible] Vertagung der Kammer unter dem Vorsitze des [illegible] di Rudini in dem rothen Saale von Montecitorio [illegible] Meeting veranstaltete. Crispi hatte erklärt, daß [illegible] schluß, den Plico Giolitti zu diskutiren, ein [illegible] Unterfangen sei, zu dem die Kammer kein Recht habe [illegible] hatte das Parlament für diese Sünde zum Tode [illegible]. Der Kassationshof erklärt: Gerade das Parlament [illegible] hat das Recht, dieses Aktenstück zu diskutiren. Crispi [illegible] in seiner Wahlrede: das Parlament wollte seine [illegible] bühne zu einem Katheder der Verleumdung machen [illegible] beschloß, den Plico Giolitti zu diskutiren. Der oberste [illegible] richtshof erklärt: gerade auf der Rednerbühne des [illegible] mentes muß festgestellt werden, ob im Plico Giolitti [illegible] leumdungen enthalten sind. Es läßt sich ein [illegible] Gegensatz nicht denken. Der oberste Gerichtshof [illegible] Ministerpräsidenten in seinem Konflikt mit der Kammer Unrecht gegeben. Wer daran noch hätte zweifeln [illegible] dem mußte ein Blick in die Zeitungen belehren: Die [illegible] sitionelle Presse frohlockte über die Entscheidungen des [illegible] tionshofes, die ministerielle verdammte sie mit den [illegible] Ausdrücken.

In der Zeit der Wahlvorbereitung, die fast sechs [illegible] nate dauerte, hat die Regierung noch weniger als [illegible] Opposition gethan, um die mit den oben genannten Motiven der Kammerauflösung gegebene Fragestellung [illegible] modifiziren. Die Wähler sollten, wohl gemerkt, nicht [illegible] die moralische Befähigung des Staatsoberhauptes [illegible] Urtheil fällen, sondern sie sollten dieselbe Frage, die [illegible] oberste Gerichtshof schon zu Ungunsten des Ministers [illegible] entschieden hatte, beantworten, die Frage, ob das Parlament statt sich mit nützlicher Gesetzesarbeit zu befassen, noch [illegible] die noch nie vom Erfolg gekrönte Herkulesarbeit der [illegible] lichen Säuberung des Parlamentes in Angriff nehmen [illegible] Viele Wähler werden sich allerdings bei der Entscheidung dieser Frage von ihrer Ansicht über den Charakter [illegible] Ministerpräsidenten haben leiten lassen. Aber die Mehrheit hat ohne Zweifel gar nicht erwägen wollen, ob Crispi [illegible] lauterer Handlungen schuldig sei oder nicht. Sonst [illegible] das Wahlergebniß wohl ein anderes gewesen. Man [illegible] des politischen Skandals auch im Lande müde geworden [illegible] Wähler, die an die von der Opposition erhobenen Vorwürfe gegen Crispi glauben, haben für Abgeordnete gestimmt [illegible] sich ihnen als ministerielle bezeichneten; und viele Abgeordnete, die den Minister nicht für das Musterbild eines Ehrenmannes halten, sind fest entschlossen, ihn zu unterstützen.

Niemals war eine Wahlbewegung so arm an [illegible] tischen Gedanken. Kein einziger Minister hat ein Programm entwickelt, und der Ministerpräsident hat in [illegible] von einem maßlosen Selbstbewußtsein erfüllten Wahlrede [illegible] angeklagt und sich vertheidigt, als wolle er kurz vor der Wahl noch einmal die Wähler darauf hinweisen, daß [illegible] nur über jene Frage ihr Urtheil zu fällen hätten. [illegible] auch von den Rednern der Opposition haben nur wenige, wie Rudini und Luzzatti, auseinandergesetzt, welche [illegible] schaftlichen, welche sozialen Gedanken und Grundsätze sie [illegible] Parlament vertreten werden. Was Crispi im Theater Argentina von der Kammer sagte, die er aufgelöst hat, daß sie schon bei der Geburt desorganisirt gewesen sei, weil die Wähler im Jahre 1892 nicht berufen worden seien, um über ein Programm abzustimmen, das gilt in viel höherem Grade von dem Parlament, das am 10. Juni zusammengetreten ist. Es gibt in diesem Parlament außer den Radikalen und Sozialisten**) keine politischen Parteien mehr, sondern nur Individuen, von denen Einzelne, welche [illegible]

---

*) S. „Nation“ vom 12. Januar 1895.

**) Die Urtheile des Kassationshofes sind vielfach mißverstanden worden. Auch Männer, die seit Jahren im öffentlichen Leben stehen, haben mir gegenüber die Ansicht geäußert, daß der Kassationshof der Kammer nur das Recht zugestanden habe, dem Staatsanwalt die Erhebung der Anklage zu gestatten oder zu verweigern; andere behaupten, der Kassationshof habe die Entscheidung des Kompetenzkonfliktes, die doch gerade ihm obliegt, dem Parlament überwiesen. In Wahrheit ernennt das Urtheil das Parlament zum Staatsanwalt in drei von den vierzehn gegen Giolitti erhobenen Klagen und weist ihm für die elf anderen die Entscheidung des Kompetenzkonfliktes zu. Daran läßt der Wortlaut der Entscheidungen keinen Zweifel. Ich führe ihn nur deshalb nicht wörtlich an, weil er Spalten füllen würde.

*) Er sagte z. B., nachdem er den Zustand Italiens bei [illegible] Regierungsantritt mit den schwärzesten Farben gezeichnet hatte [illegible] diesem schmerzlichen Augenblick richtete Italien seine Blicke auf mich [illegible] hofft.“

**) Man hat den Sieg der Sozialisten besonders in den [illegible] listischen Organen Deutschlands ungeheuer übertrieben. Es sind [illegible] Ganzen 13 Sozialisten gewählt worden, und unter ihnen vier, die [illegible] Gefängniß sitzen, deren Wahl also annullirt werden muß. Daß sie [illegible] Sitze gewonnen haben, ist die Folge der Reaktion gegen die Ausnahmegesetze und ihre harte Anwendung.

agründe, die zur Auflösung der Kammer geführt haben, en. sich ministeriell nennen und Andere, welche diese pe verurtheilen, sich zur Opposition bekennen. Unter sowohl als unter diesen befinden sich Abge- te aller Parteischattirungen. Die Wahlen vom Mai haben die alten schon zerbröckelnden Parteien nds aufgelöst, ohne auf Grund neuer politischer Ge- n neue Parteien zu schaffen. Die sich als ministeriell hnende Mehrheit ist eine Mehrheit über eine einzige e, deren Beantwortung noch dazu, weil sie viel zu ller Natur ist, von der politischen Parteistellung ganz hängig ist. Mehr noch als ihrer Vorgängerin fehlen re Voraussetzungen zu einer gedeihlichen Thätigkeit, und die politischen Grundsätze des Ministeriums Crispi r eine sichere Mehrheit gefunden haben, ist sehr un- rscheinlich. Denn — und darauf ist, so viel ich weiß, r in Italien noch im Ausland hingewiesen worden — Schwerpunkt dieser Kammer liegt weit mehr nach rechts der der vorigen. Es ist natürlich, daß gerade die konser- ven Elemente der Bevölkerung die dem Lande vorgelegte ge im Sinne der Regierung beantwortet haben. Denn , die man in Italien die Gemäßigten nennt, sind ihrer ur nach keine Freunde jener Skandale, um deren Ver- dung willen die Kammer aufgelöst worden war. Darum nden sich unter der sich als ministeriell bezeichneten rheit viel mehr Abgeordnete, die den politischen Grund- n des Marchese di Rudini huldigen als in der Mehrheit, welcher das Ministerium anderthalb Jahre regiert hat. s Haupt des Ministeriums aber ist aus der Linken vorgegangen, und bei der starken Persönlichkeit Crispi's fängt es von ihm und nicht von seinen der Rechten an- renden Mitgliedern das Gepräge. Wenn deshalb die nannte moralische Frage erledigt ist, wenn die Budgets utirt sind und die gesetzgeberische Arbeit wieder beginnen n, dann wird diese Mehrheit auseinanderfallen. Die äßigten Liberalen sind die Sieger in diesem Wahlkampf, fie befinden sich nur zeitweilig nicht in der Opposition. r nicht nur die nächste Zukunft ins Auge faßt, der wird baldige Rückkehr der Rechten an die Regierung nicht für möglich, sondern für wahrscheinlich halten.

Aber hat Crispi wenigstens mit der Auflösung der nmer seinen nächsten Zweck erreicht? Wird das neue ilament in eine Diskussion der moralischen Frage nicht reten?

Von den 508 Abgeordneten, die Crispi mit den größten mähungen überhäuft hat, die wohl jemals von einem nister gegen eine Volksvertretung geschleudert worden , wird er fast vierhundert wiedersehen und unter ihnen lzählig jenes Häuflein Tumultuanten, dem er in seinem richt zum Vertagungsdekret die Schuld an der parlamen- ischen Misère zuschrieb. Dieses Häuflein kehrt nicht nur lzählig, sondern durch Gesinnungsgenossen, deren leiden- aftliches Temperament eine neue Gefahr für die Sachlich- t der Verhandlungen in sich birgt, nach Montecitorio zu- k. Das halbe Jahr erzwungenen Stillschweigens hat Groll dieses Häufleins nur vergrößert; es ist nur von m einen Wunsch beseelt, die Berathungen da wieder auf- nehmen, wo sie am 15. Dezember gewaltsam abgebrochen rden. Und es erscheint mit einem neuen mächtigen undesgenossen, dem obersten Gerichtshofe, im Felde.

Es scheint mir unter diesen Umständen nicht möglich, ß der Zweck, zu dem das italienische Volk an die Urnen rufen wurde, erreicht wird. Auch vor den Wahlen war eine Minorität, die den Gang der Verhandlungen störte, den Ministern Beleidigungen an den Kopf warf, die rout brannte, Crispi vor dem ganzen Lande schimpflicher andlungen zu überführen. Und diese Minorität ist zurück- kehrt. Ihr Führer, Felice Cavallotti, der, wenn er die timme Imbriani's und die Würde Bovio's besäße, wohl r glänzendste Redner des italienischen Parlaments sein ürde, hat die langen unfreiwilligen Parlamentsferien dazu nutzt, Material zur Biographie Crispi's zu sammeln, und laubt, daß es ihm gelingen muß, die jüngsten Verdienste s alten Mannes im Sündenmeer seiner Vergangenheit zu ersäufen. Er rühmt sich immer wieder, beweisen zu können, daß Crispi sich von Cornelius Herz 50 000 Lire für das Großkreuz des Mauritiusordens habe bezahlen lassen und die pränumerando bezahlte Waare nachträglich nicht einmal geliefert habe.

Er ist entschlossen, da ihn Crispi nicht verklagt, den Wahrheitsbeweis vor der Kammer zu führen. Ein zweiter Plico droht, da der erste noch nicht beseitigt ist.

Darum ist durch die Wahlen die Situation des Mini- steriums kaum geändert worden. Die „tumultuarische" Minderheit ist wieder erschienen. Der Zweck der Wahlen wäre nur erreicht worden, wenn sie verschwunden wäre.

Rom, im Juni. C. Mühling.

Arthur James Balfour und sein neustes Buch.

Plato stellt in seiner Republik für die Verwirklichung des Idealstaates die Forderung auf, daß die Philosophen Herrscher oder die Herrscher Philosophen seien, da nur die Eingebung der königlichen Muse die Idee in die Seele pflanze, die das göttliche Prinzip des Edlen, Gerechten und Guten sei. Wenn wir unter einem Philosophen hier einen Mann verstehen, der nicht ein bloßer Fachmensch und Prak- tiker ist, sondern der über die allgemeinen Fragen des Lebens, über das Was, Wohin und Warum nachgedacht und sich eine Weltanschauung gebildet hat, so kommen die englischen Staatsmänner diesem Ideale herrschender Philosophen viel- leicht noch am nächsten.

In Deutschland hat man heute ein starkes Vorurtheil gegen die Theorie, das ebenso ungerecht ist wie die frühere Ueberschätzung derselben, denn die Fehler der bloßen Prak- tiker sind, wie die neueren Gesetzgebungsversuche in Deutsch- land zur Genüge zeigen, meist viel schwerwiegender, als die der Theoretiker. Ein Minister, der, wie Gladstone, in Zeit- schriften sich mit Professoren herumschlüge oder der gar Zeit fände, Bücher zu schreiben, würde ein allgemeines Schütteln des Kopfes erregen.

Anders hier in England. Man huldigt hier der Ansicht, daß für die höchsten Stellen im Staate die bloße Amtsroutine nicht genügt und gibt Männern den Vorzug, die auch litterarisch den Beweis eines weiteren Gesichtskreises und eines tiefer gehenden Interesses an den großen Fragen der Menschheit, besonders an den philosophischen und religiösen, gegeben haben. So kommt es, daß ein großer Theil der englischen Staatsmänner der letzten Jahrzehnte zugleich schriftstellerisch thätig gewesen ist. Macaulay und Bulwer waren auf beiden Gebieten thätig; Benjamin Disraeli, später Lord Beaconsfield, lenkte zuerst durch seine Romane die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich; Gladstone begann seine Laufbahn, als er nach den Worten Macaulay's noch „die Hoffnung der strengen, unbeugsamen Tories" war, mit einer Broschüre über das Verhältniß von Kirche und Staat und ist seitdem nicht bloß ein streitbarer Theologe geblieben, sondern hat auch mehrere Werke über Homer und noch im letzten Jahre eine Horaz-Uebersetzung veröffentlicht.

Besonders aber das jetzige liberale Ministerium kann in hohem Grade ein litterarisches genannt werden. John Morley, der Staatssekretär für Irland, früher Redakteur der „Pall Mall Gazette", hat Biographien Voltaire's, Rousseau's, Diderot's und Burke's veröffentlicht. Der Premierminister Lord Rosebery hat ein Leben William Pitt's geschrieben. James Bryce, der Präsident des Board of Trade, ein anerkannter Gelehrter, hat das beste Werk über die Vereinigten Staaten verfaßt; und Sir George Trevelyan, der Statssekretär für Schottland, bedeutender als Schrift- steller denn als Politiker, hat die Jugend von Charles Fox und das Leben Macaulay's in einigen sehr geschätzten

Büchern behandelt. Auf konservativer Seite ist zuerst Lord Salisbury zu nennen, der lange Zeit ein eifriger Mitarbeiter der „Quarterly" und der „Saturday Review" war und der seit Jahren alle seine Mußestunden dem Studium der Chemie widmet. Ihm schließt sich sein politischer Erbe in der Leitung der konservativen Partei an: Arthur James Balfour. Der letztere ist, nachdem er schon im Jahre 1879 eine Schrift über „die Vertheidigung des philosophischen Zweifels" veröffentlicht hatte, im Anfange dieses Jahres mit einem neuen Werke an die Oeffentlichkeit getreten, das den Titel führt: „Die Grundlagen des Glaubens; eine Einleitung zum Studium der Theologie". Das Buch hat großes Aufsehen erregt und ist in allen großen englischen Zeitschriften eingehend besprochen worden. Der Grund hierfür liegt zum großen Theile natürlich in der Persönlichkeit des Verfassers und dem Thema, das er behandelt. Jeder ist begierig, das Glaubensbekenntniß eines Mannes zu erfahren, der eine so hervorragende Stellung im öffentlichen Leben einnimmt.

Balfour ist wie so viele englische Schriftsteller und Staatsmänner von Ruf — ich nenne nur Macaulay, Carlyle, Gladstone, Lord Rosebery und Sir George Trevelyan — ein Schotte von Geburt. In seiner Vorliebe für theologische Fragen ist er ein echter Sohn seines engeren Vaterlandes. Er ist im Jahre 1848 geboren, also nach englischen Anschauungen noch sehr jung für die Bedeutung, die er erreicht hat. Zu nicht geringem Theile ist dieses rasche Steigen günstigen äußeren Umständen zuzuschreiben. Balfour ist reich und der Neffe des Marquis von Salisbury, des allmächtigen Führers im Lager der Tories. Dem Parlamente gehört er seit 1874 an. Bald darauf wurde er Privatsekretär Lord Salisbury's, den er im Jahre 1878 auf den Berliner Kongreß begleitete. Im Parlamente trat er lange Zeit wenig hervor. Er verbarg dort seinen Ehrgeiz und die feurige Energie seines Wesens unter der Maske cynischer Gleichgültigkeit und galt daher als ein blasirter, vom Glücke verwöhnter Aristokrat. Als im Jahre 1880 Lord Beaconsfield bei den Wahlen unterlegen war, und Gladstone die Regierung übernommen hatte, schloß er sich einer kleinen Schaar unzufriedener Tories unter der Führung Lord Randolph Churchill's an, die, wie vor mehr als einem Menschenalter die Jung-England-Partei unter dem jugendlichen Disraeli, den entmuthigten und erschlafften Konservativen neues Leben einzuflößen bemüht war. Diese sogenannte „vierte Partei" bestand nur aus vier Mitgliedern, die aber alle eine bedeutende Rolle zu spielen berufen waren. Sie waren: Lord Randolph Churchill, der im Anfang dieses Jahrs starb, nachdem er für kurze Zeit als Meteor am politischen Horizonte geglänzt hatte, Sir John Gorst, der Sozialpolitiker der Konservativen, der England auf dem vom Kaiser Wilhelm berufenen sozialpolitischen Kongresse vertrat; Sir Harry Drummond, der seinem Vaterlande als Diplomat dient, und endlich A. J. Balfour, der, obgleich der bedeutendste unter ihnen, doch am wenigsten hervortrat. Diese Männer, vor allen Lord Churchill, übten einen großen Einfluß auf die Torypartei aus, indem sie derselben die Sympathien der großen Massen erwarben und sie auf breiterer demokratischer Grundlage neu organisirten.

Balfour's staatsmännische Laufbahn beginnt mit dem Jahre 1885. In der ersten kurzen Regierung Lord Salisbury's bekleidete er die Stelle eines Präsidenten des Lokalverwaltungsamtes, ohne aber dem Kabinet anzugehören. Als im folgenden Jahre nach der Ablehnung der Home-Rule-Vorlage Lord Salisbury wieder die Zügel der Regierung ergriff, und zwar dieses Mal für einen Zeitraum von 6 Jahren, machte er seinen Neffen zuerst zum Staatssekretär für Schottland und im Jahre 1887 zum Staatssekretär von Irland mit einem Sitz im Kabinet. Das war Balfour's Gelegenheit. Es war der schwierigste Posten, den er hiermit übernahm. Liberale wie konservative Staatsmänner hatten vergebens versucht, die schwere Aufgabe der Regierung dieses nach den Worten Diserali's, „an unterdrückter Revolution leidenden" Landes zu lösen; einer derselben, Lord F. Cavendish, war kurz nach seinem Einzug in Dublin durch Meuchelmord gefallen. Und nun waren durch die Bekehrung Gladstone's und des größten Theile Anhänger zu Home-Rule große Hoffnungen erweckt worden. Die irische nationale Landliga Führung des energischsten und schlauesten Politiker Zeit, Charles Stewart Parnell, den man nicht den „ungekrönten König von Irland" nannte, ihrem Höhepunkte und setzte der Autorität der und der Grundbesitzer einen organisirten passiven stand entgegen. Hier sollte nun der neue Staatssekretär eine Art Diktator mit Ausnahme- und Zwangsgesetzen Ordnung aufrecht erhalten. Fürwahr eine schwere aber Balfour übernahm sie und führte sie furchtlos Es ging dabei natürlich nicht ohne blutige Zusammen zwischen Polizei und Volk ab, die dann von der und liberalen Presse zu einer zweiten Pariser Blut aufgebauscht wurden. Balfour erschien in hundert turen als ein kleiner Cromwell, ein blutdürstiger ein wilder Indianer auf dem Kriegspfade, ein toller oder gar als der leibhaftige Teufel. Blutig, waren die gewöhnlichen Beiwörter, mit denen geschmückt wurde. „Hassen mich die Iren wirklich ihre Zeitungen sagen?" fragte er einmal einen kathol Geistlichen. „Mein werther Herr", erwiderte dieser die Iren den Teufel nur halb so sehr haßten, wie hassen, so wäre ich überflüssig". Aber er ließ durch die Fluth der Schmähworte, die die Leidenschaft leicht erregbaren Volke eingab, noch durch die flamm Reden Gladstone's einschüchtern, sondern hielt die aufrecht und steckte die Uebertreter derselben, mochten nun Priester und Tagelöhner oder Journalisten und mentarier sein, kaltblütig ins Gefängniß. So gelang ihm, die Ruhe, wenn auch nicht die Zufriedenheit, wieder herzustellen.

Balfour ist eben ein geborener Aristokrat und verstand er es auch, Irland auf aristokratische Weise regieren. Die Autorität betrachtet er fast als Heiliges. Die Iren aber hielt er für unfähig, sich zu regieren, wie hochbegabt sie auch sonst sein Ihre maßlose Leidenschaftlichkeit ließ sie dem kühlen bewußten Schotten als „politische Kinder" erscheinen als solche behandelt werden müßten. So erwarb er die glühende Dankbarkeit seiner Partei und als im 1891 der biedere W. H. Smith starb, übernahm er unter dem Beifall der Konservativen die Leitung des hauses.

Nun versuchte er es, auch Positives für Irland leisten. Er legte dem Parlamente einen Gesetzentwurf der Irland eine ähnliche Lokalverwaltung geben sollte sie England eben durch das Grafschaftsgesetz des Präsidenten der Lokalverwaltung Ritchie erhalten hatte. Aber das Mißtrauen gegen die Iren, welches ihm so gute in seiner Zwangspolitik geleistet hatte, ließ ihn hier Er umgab die Bestimmungen des Entwurfs mit Beschränkungen, daß derselbe am Ende Niemanden digte und eines frühzeitigen Todes starb. Dieser anderer vergeblicher Versuch Balfaur's, für Irland gesetzgeberisch zu wirken, stürzten die konservative Regierung und brachten das gegenwärtige liberale Ministerium nächst unter der Führung Gladstone's, dann nach Rücktritt unter Lord Rosebery zur Herrschaft.

Balfour ist seitdem im Unterhause der offizielle Führer konservativen Partei, deren volles Vertrauen er genießt blieben. Er ist außerdem Präsident der bimetallistischen zeigt ein lebhaftes Interesse an allen geistigen und Fragen. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr so fern, wo er zweiten Male als Führer des Unterhauses die Geschicke Vaterlandes leiten wird. Um so interessanter ist es zu erfahren, was er über die höchsten Fragen des denkt, die im letzten Grunde doch auch so eminent Fragen sind.

Balfour tritt in seinem Buche über die Grundlagen des Glaubens als Vertheidiger der Religion auf. Aber ist ein ganz eigenartiger Vertheidiger derselben. Glauben gründet sich auf den Skeptizismus gegenüber

alismus und transscendentalen Idealismus. An , besonders aber an der naturalistischen, empiristischen sophie übt er eine einschneidende Kritik. Der Natura- s, so sagt er, ist vollständig unfähig, die höheren ationen des Menschen als sittliches, ästhetisches, ver- iges Wesen zu erklären und zu begründen; er stützt uf unbewiesene und unbeweisbare Voraussetzungen, die Realität der Welt, die objektive Wahrheit unserer indungen und Wahrnehmungen. Die Vernunft vermag über die wichtigsten Fragen keinen Aufschluß zu geben; ielt eine untergeordnete, meist sehr überschätzte Rolle r Entwicklung der Menschheit. Weit wichtiger ist die orität, „das psychologische Klima", die überkommenen hauungen und Ideenassoziationen der Familie, des tes und der Rasse. „Der Glaube ist von der Vernunft hängig und eine Nothwendigkeit in jedem Wissens- ze, der an Handlung grenzt."

Er ist „die Harmonie zwischen dem Universum und ren höheren Bedürfnissen." Diese Harmonie wird aber besten dargestellt durch den christlichen Glauben.

Das ist in kurzem der Gedankengang dieses glänzend riebenen Buches. Die logischen Fehler desselben, seine vechslung des Vernünftelns des Einzelnen mit der Ver- ft der Staaten, Völker und der Menschheit, die kritiklose nahme der Autorität ohne Untersuchung ihres Ent- ens, ihrer verschiedenen Gestaltungen und ihres Verhält- es zur Vernunft liegen auf der Hand und sind auch von englischen Kritikern genügend hervorgehoben worden.

Das Buch ist kein System der Philosophie. Seine Be- tung liegt darin, daß es die Weltanschauung eines nnes der That enthält, eine Weltanschauung, die chaus in Uebereinstimmung steht mit seinen Handlungen. nlich predigte Disraeli in seinen Romanen wieder und der die Geringschätzung der Wissenschaft und die hohe chtigkeit des Glaubens als einer praktischen Macht, die weit höherem Maße die Geschicke der Menschheit beein- ßt habe, als die Vernunft. „Der Mensch," sagt Disraeli, t geboren, um zu verehren und zu gehorchen", und lfour sieht in ähnlicher Weise unsere Ueberlegenheit über Thiere darin, daß wir uns von der Autorität beeinflussen sen und beeinflußt werden können.

Die Theologen schütteln mit Recht den Kopf über sen Vorkämpfer des Christenthums, der im Grunde eben- wenig ein Vertheidiger der Orthodoxie ist, wie Hobbes, r Philosoph des Absolutismus, ein Vertheidiger des gött- hen Rechtes der Könige war, aber die konservativen Poli- ker hoffen, in diesem Apostel der Autorität einen würdigen achfolger des Reorganisators der konservativen Partei, israeli's, gefunden zu haben.

London. Ph. Arnstein.

Christianismus, Sozialismus und Graf Leo Tolstoi.

I.

Ich hörte dieser Tage einen Vortrag über „religiöse Heuchelei". Ich gehe sonst nie zu derartigem Zweck an öffentliche Orte; aber der Vortragende hatte nicht nur einen gewissen Namen in der Politik, sondern auch in der Litteratur. Und er kam aus Berlin. Ich mochte ihn also gerne ein- mal gesehen und gehört haben.

Mein Erstaunen war groß. In einer sehr langen Rede kriti- sirte er die Moralität der heutigen Welt und benutzte dazu keinen andern moralischen Maßstab als die moralische Welt- anschauung des Christenthums, ja er that, als ob es auf der ganzen Welt keinen anderen Maßstab gäbe. Er rieth zwar am Schluß seiner Rede zum Austritt aus den christ- lichen Kirchen, aber nur, weil diese christlichen Kirchen nach seiner Ansicht höchst unchristlich geworden seien. Er schien also von seinen Zuhörern vorauszusetzen, daß sie vor allem Christen sein wollten, ja daß sie christlicher sein wollten als die christlichen Kirchen selber.

Etwas ähnliches beobachtet man heute in den freireli- giösen Gemeinden, die sich allenthalben bilden. Auch sie wollen nicht außerhalb des Christenthums, sondern nur außerhalb der christlichen Kirchen stehen, denen auch sie den Vorwurf der Unchristlichkeit machen.

Selbst die Sozialdemokratie weiß gegen die Kirchen keinen schwereren Vorwurf zu erheben, als den, daß sie das Christenthum nicht übten sondern nur heuchelten.

Die Sozialdemokratie könnte diesen Vorwurf nicht immer wieder erheben, wenn sie nicht, unbewußt, christlich fühlte, wenn nicht ihr innerster und verstecktester Instinkt christlich wäre. In der That ist der Kern der Sozialdemo- kratie Christenthum. Das hat vielleicht Gustav Flaubert zuerst ausgesprochen, der schon in Marat ganze Brocken Proudhon entdeckte und die Vorgänger Beider in den Prädi- kanten der Ligue erkannte.

Das Christenthum war von seinem Uranfang an die Religion der Opponirenden; sein eigentlichstes Wesen war immer Opposition, Opposition der Armen, der Elenden, der Niedrigen gegen die Reichen, die Mächtigen, die Vornehmen. Das Christenthum ist nicht umsonst aus dem Volk der Juden hervorgegangen. Ehe das Magnifikat im neuen Testament stand, stand es im alten. „Die Hohen sollen er- niedrigt, die Niedrigen aber erhöht werden", heißt es in diesem merkwürdigen Hymnus. Das ist christlich. Was verschaffte denn dem Urchristenthum seine rasche Verbreitung? Nichts anderes als die Lehre, daß nun der Stiel einmal umgekehrt werden solle, daß nun die Ersten die Letzten sein werden und die Letzten die Ersten, die Ersten am Throne Gottes, die Ersten in der Herrlichkeit des Reiches Gottes. Die Niedrigen sollen erhöht werden.

Die Sozialdemokratie lehrt nichts anderes. Daß die Urchristen diese Stielumkehrung sich vielleicht in einem Jen- seits dachten, und daß die Sozialdemokratie denselben Vor- gang auf dieser Erde erwartet, ist gar kein so wesentlicher Unterschied. Jedenfalls glaubten die ersten Christen ihr Jenseits sehr nahe. Sie erwarteten jeden Augenblick das „Tausendjährige Reich". Sie glaubten ihr Jenseits vielleicht viel näher als die heutige Sozialdemokratie ihr Diesseits zu glauben vermag; sie waren stark im Glauben, und der Glaube macht selig.

Das ist also nicht zu leugnen: die Welt ist heute wieder einmal so christlich gestimmt wie je, d. h. sie ist de- mokratisch gestimmt, demokratisch im modernen, im christ- lichen Sinn, sozialdemokratisch.

Damit berühren wir eine Thatsache, die zu den inter- essantesten psychologischen Problemen der Weltgeschichte ge- hört, die Thatsache nämlich, daß das Christenthum, diese Religion der Enterbten, diese Religion der Mühseligen und Beladenen, so oft gerade von den Vornehmsten ergriffen und mit allem Feuer der Begeisterung gepredigt worden ist.

Dies gilt zwar nicht von ihrem ersten Stifter, den man aber nichts destoweniger auch zu einem Sohne Davids, zu einem Königssohn, gemacht hat. Es gilt auch nicht von den großen Predigern des Christenthums zur Zeit der Renaissance. Denn das war die Reformation: eine christ- liche Reaktion gegen das überhandnehmende Heidenthum, gegen den Geist der Antike, der Weltlust, der Weltherr- lichkeit.

Aber die größten Heiligen des Mittelalters gehörten fast nur vornehmen Familien an, auch der christlichste von allen, den man mit Jesus Christus fast auf eine Linie gestellt hat und den, charakteristisch genug für unsere Zeit, heute nach 700 Jahren sogar die Protestanten heilig ge- sprochen haben: Franz von Assisi. Mit Gutheißung des Papstes haben die Protestanten ihn heilig gesprochen. Auch die Sozialdemokraten könnten es, ohne sich das geringste zu vergeben.

II

Zu den vornehmen Predigern des Christenthums gehört auch Graf Leo Tolstoi. Doch unterscheidet er sich von seinen Vorgängern in einigen ganz interessanten Punkten. Er beruft sich auf keine Autorität, auf keine Vorgänger. Ja er verleugnet solche. Und insoweit ist er allerdings nicht Christ, sondern originalitätsstolzer Schriftsteller, also etwas dem Christenschwur stracks entgegengesetztes.

Der Mann kennt seine Zeit. Er weiß, daß man sich für etwas ganz Neues ausgeben muß, wenn diese Zeit in ihrer Eitelkeit sich für einen interessiren soll, diese Zeit, die sich die moderne Zeit heißt. Und er giebt sich für etwas ganz Funkelnagelneues aus. Er thut, als ob es nie einen heiligen Franziskus, nie einen Thomas von Kempis, nie einen Grafen Zinzendorf gegeben hätte.

Diese Verleugnung fremder Verdienste ist nicht nur nicht christlich, sie ist auch gar nicht schön. Tolstoi hat aber vielleicht einen sehr unschuldigen Grund für sein Verhalten. Er weiß vielleicht von all diesen Leuten nichts. Vielleicht kennt er sie aber auch nur zu gut und scheut den Vergleich. So mancherlei wurde schon über seinen Charakter und über sein Leben gemunkelt, was diesen Verdacht fast nahe legt.

In dieser Beziehung ist ein Büchlein interessant, das sonst kaum unsere Beachtung verdiente, denn es besitzt an sich so viel wie keinen litterarischen Werth; aber seine Verfasser, eine Frau Anna Seuron,*) hat lange Jahre im Hause Tolstoi's gelebt und muß also nothwendiger Weise vieles wissen und mitzutheilen haben, was sonst nicht leicht Jemand wissen konnte. Ihr Büchlein hat also, im Einzelnen wenigstens, einen dokumentären Charakter. Und außerdem läßt sich neben den thatsächlichen Berichten vieles zwischen den Zeilen lesen.

Anna Seuron ist durchaus begeistert für Tolstoi, denn sie ist selber durch und durch Christin. Sie ist eine Frau und das Christenthum ist die Religion der Frauen. „Es wird eine Zeit kommen", schreibt sie, „da es heißen wird: Ja der war der Menschheit Sohn, voll Elend und gebrochen, aber voll der von Gott verliehenen Kraft." Das klingt wie eine Apotheose. Tolstoi's Auftreten in der russischen Hungersnoth vor einigen Jahren schildert sie mit einer Wärme und Bewunderung, deren nur eine Freundin fähig ist. Zum Ueberfluß gesteht sie, daß sie Tolstoi geliebt hat, trotz „seiner Häßlichkeit". Auch für die Frau Gräfin tritt sie warm ein, wenn wir auch die Art, wie sie sie vertheidigt, nicht sehr geschickt finden. Sie schreibt einmal:

„Es war auch um jene Zeit, als die Gräfin, von verschiedenen Ursachen bewogen und von einer Freundin unterstützt, anfing, aus den Schriften ihres Mannes Geld zu schlagen. Mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit ging alles von Statten — eine Auflage nach der anderen, mit und ohne Subskription, fiel ihr in's Haus. Dabei nahm sie die Korrekturen bis tief in die Nacht hinein vor. Freilich ging es nicht ohne böses Blut ab — die Buchhändler machten viel zu schaffen, denn auf einmal war des Grafen Haus der Lagerraum, von wo aus direkt verkauft und versandt wurde. Doch sie hatte das Recht für sich, wenn auch vielleicht manches nicht ganz delikat verlief."

Von Tolstoi selber sagt sie entschuldigend: „Der Pfarrer auf der Kanzel predigt auch allerlei und kann im Leben nicht immer danach handeln." Das ist nun auch mehr wohlwollend als fein, denn eben Tolstoi heißt die Pfarrer deswegen Pfaffen und haßt sie.

Jedenfalls darf man nach allem dem voraussetzen, daß Anna Seuron ihren Helden nicht verleumden wird, und daß die menschlichen Züge, die sie über ihn zu berichten weiß, der Wirklichkeit vollkommen entsprechen werden.

Das Verhältniß des Grafen zu seinen Bauern wird uns vielleicht am ersten interessiren. Seuron berichtet uns, daß der Graf nicht durchaus beliebt war. Er verl… seinen Bauern nichts, aber er that auch nichts für … Graf pflügte und arbeitete mit ihnen; aber oft, … mit ihnen sprach und nicht aufgelegt war oder … wollte — was auch vorkam — erwachte in ihm der … vom 16. Jahrhundert. Sein Auge bekam einen … und der Bittsteller ging kopfschüttelnd davon.

In drolliger Weise schildert die Verfasserin des … Todesfurcht. Ein Sterbender ließ ihn zu sich bitten … der Graf ging nicht. „Ach, ach", sagte er, „und … einem Bein auf das andere. Das war ein Chara… Er wollte es von sich schieben, das Sterbensehen. … steckte sich wie der Strauß im Sande."

Das ist allerdings ganz natürlich, aber es … antik als christlich.

Sehr bedenklich und geradezu überraschend … kleinen Züge von Geiz, die uns die Verfasserin … z. B. beim Tode eines Kindes. Die Gräfin suc… 28 Grad Kälte auf drei Kirchhöfe. Ueberall fand … Preis für die Beerdigung zu theuer, und das Kind … zuletzt auf noch offenem Felde eingescharrt.

Vielleicht war das weniger Geiz als Vorurthei… keit. Aber Anna Seuron erzählt andere, böse… chen. Der Graf hatte einem armen Jungen 30 … versprochen. Der Junge war gekommen, er stan… der Wartebank. Der Graf that, als suche er in … Tasche nach Geld. Aber da erschien ein Retter … Grafen. Die Thür ging auf, ein Bekannter trat … die Beiden begrüßten sich und eilten die Treppe … Die 30 Kopeken waren gerettet. „Sie hätten sehen … wie verklärt sein Gesicht war", fügt die Schreiberin … Denn so gutmüthig und freundschaftlich sich Anna … im Allgemeinen giebt, hie und da guckt doch ein … Bosheit hervor. Sie ist eine Frau. Und sie hat… Grafen geliebt.

Der Vegetarianer Tolstoi kommt auch nicht … besten weg. Er hielt diese Art Enthaltsamkeit übe… nur ein Jahr aus. Und selbst während dieser Zeit … es, daß man im Speisesaale zur nächtlichen Stunde … geklirr hörte, und daß am andern Morgen das zu… lassene Rostbeef halb oder ganz aufgegessen war!

Am allerwenigsten aber von allen natürlichen Ge… meint Anna Seuron, konnte der Graf das entbehren, … sie in ihrer weiblichen Ausdrucksweise „die Locke … nennt. Sie will das aus einer intimen Mittheilun… Gräfin wissen. Der Mann hat gut Keuschheit und … haltsamkeit predigen.

Offenbar that der Graf vieles nicht wegen der … selber, sondern nur wegen der Wirkung, die er dam… Andere hervorbrachte. Dabei mußte nothwendig man… Schauspielerei mit unterlaufen. Er bemerkt z. B., wie … Frau in einer seinen Grundsätzen zuwiderlaufenden … aus dem Büchervertrieb Geld herausschlägt. „Er … dann einen Katzenbuckel und ging Holz spalten oder … richtete sonst eine grobe Arbeit, um sich so loszusagen … Teufel und seinen Verlockungen . . ." Aber „der … bricht oft wie zusammen unter der Last dessen, was … gestellt hat und vorstellen mußte."

Dies die Worte der Verfasserin. Und sie malt … des höchst anschauliches Bildchen: „Wie das Orakel … Delphi saß der Graf auf seinen gekreuzten Beinen … thut es aus Bescheidenheit, glaube ich, und zieht … Bluse darüber, wie ein junges Mädchen — à la Tu… oder nur ein Bein unter sich — (à la Tolstoi) und … der Menschheit Klagen. Er hört alle an, die nicht … was sie mit ihrem Gelde thun sollten; die, denen ihr … zu viel oder zu wenig war; solche, die von Gewissen… gefoltert, ihm Beichte ablegten. Allen sagte er einige … Aber es war selbst noch nicht Licht in ihm, und … dieses Halbdunkel befriedigte die modernen Pilger."

Nicht sehr freundlich klingen ihre Bemerkungen … sie über seinen berühmten Ledergürtel macht. „Da …

*) Graf Leo Tolstoi. Intimes aus seinem Leben von Anna Seuron, herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Eugen Zabel. S. Cronbach. Berlin. 1895.

Gefühllöcher für Buß- und Bettage; auf der andern
e waren fünf gastronomische Abzeichen, sogenannte
löcher, von denen Europa nichts zu wissen braucht!
Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert."

Doch manchmal war es dem Grafen sehr ernst mit
Heiligkeit, so sehr, daß er sie bis zur Unanständigkeit
.

Er behauptete, daß der Mensch gewisse unentbehrliche
richtungen auf die natürliche Weise erledigen sollte ohne
lange nach einem stillen Ort zu suchen. Das sei ein
moralischer Luxus. Und ein andermal sagte er; Läuse seien
ein als Insekten, aber ein armer Mann sei deshalb nicht
nutzig, weil er Läuse habe.

Das ist in der That echt christlich. Auch Pius IX
hte so, als er Joseph Labre heilig sprach. Aber damals
ttele und lästerte alle Welt; und selbst die frömmsten
men rümpften das Näschen. Bei Tolstoi bewun-
t man.

Tolstoi ist eben heute Mode. Und nichts findet in
Welt Gnade, als was Mode ist.

Aber selbst Anna Seuron findet die Anhängerschaft
lstoi's im höchsten Grade lächerlich. Sie lacht herzlich
er die sogenannten Klassendamen, die aus Kronstadt nach
jnaja kamen und in Galoschen und weißen Nachtjacken
ist fuhren. Sie spricht von Familiensöhnen, „die dem
ben den Schaum abgeschöpft", von Frauen, „die den Blü-
ıstaub ihrer Illusionen in der Unweiblichkeit begraben
tten". Und sie meint, in echt christlichem Stil, daß derer
enige waren, die den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs
der Bundeslade fanden.

Dem Buch der Anna Seuron ist Tolstoi's Bildniß
rgedruckt. Es scheint sehr ähnlich zu sein und fordert zu
lerlei Betrachtungen heraus. Auch Anna Seuron macht
rüber die ihrigen. Sie meint, daß der Graf keinen Typus
rstelle. Denn breite Nasen, kleine Augen, hohe Stirnen,
oße Ohren und haarige Lippen habe sie überall ange-
offen. „Aber mir ist", fügt sie mit wunderbar weiblicher
Wendung hinzu, „als läge sein Gesicht im Urplan der
chöpfung".

So hohe Gedanken konnte ich mir vor dem Bilde
icht machen. Ich wurde aber von einer merkwürdigen
lehnlichkeit darin betroffen. Der Kopf Tolstoi's ähnelt
unverkennbar dem Kopf eines andern christlichen Propheten
er Gegenwart, dessen Leben und Treiben mit dem Tolstoi's
iemlich übereinstimmt. Ich meine den Pater Tiefenbach
u Dorfen bei Wohlfahrtshausen. Er ist freilich im Ver-
gleich zu Tolstoi eine obskure Persönlichkeit; aber gebt ihm
den Rang und die Mittel des Grafen sowie dessen hohe
Künstlerkraft, und die Weltberühmtheit wird nicht auf sich
warten lassen. Die vornehme Welt von Wien in ihrer
weiblichen Hälfte hat er ohnedies vor einigen Jahren nicht
weniger aufgeregt als Tolstoi die zu Moskau. Viele halten
ihn für einen vollkommenen Heiligen. Ich hatte immer
viel Sinn für Heilige, und als ich gerade einmal bei Dorfen
vorüberging, besuchte ich ihn. Ich fand einen vollkomme-
nen Komödianten. Eine hübsche Wiener Baronin, die sich
gerade bei ihm befand und die Närrin genug sein mochte,
erschien neben ihm wie die heilige Natur in Person.

Ich habe zu Anfang der Frau Anna Seuron fast alles
litterarische Talent abgesprochen. Aber man hat gesehen,
daß sie doch kleine Genrebildchen zu malen versteht.
Und einmal trifft man auch auf eine gedanklich auffallende
Stelle. Man hätte ihr so etwas gar nicht zugetraut. Es
handelt sich um einen Jünger, der enttäuscht abzog. Frau
Seuron fährt fort:

„Auf dem Mäuerchen vor der Gräfin Kabinet lag ein
kleiner Jagdhund und schaute dem Schleichenden ruhig nach!
‚Ja, geh' Du, Du bist nicht der erste und nicht der letzte,
der das Räthsel lösen will! Was kommt ihr auch alle
hierher und wozu? Es gibt keine Regel als Gesammt-
mittel. Ein jeder muß für sich einstehen, für sich leben und
büßen. Drum versuche es ein jeder allein mit sich selbst auf-
zunehmen und sich gerecht zu werden. Ich bin ein Hühner-
hund. Am Tag, wo es mir einfallen sollte, auf die Wolfs-
jagd zu gehen, ist es aus. Ich lasse dort meine Würde,
meinen Werth, und vielleicht meine Haut. So kommt
ihr hierher, wollt eure Verhältnisse, eure körperlichen und
geistigen Fähigkeiten nach denen des Grafen modeln, weil
er schreibt, es sei gut so! Woher weiß er es denn, daß es
so gut sei? Rathet ihm einmal, Alles von sich zu werfen
und Steine zu hauen und in einer Kellerwohnung mit den
Seinen zu wohnen! Sagt ihm, er würde gebildet dadurch!
Und wartet, er lacht euch aus.' Der Jagdhund schlief dann
weiter, er hatte schon so viel mit angesehen!"

Die Stelle ist wirklich überraschend. Die Verfasserin
berührt damit die Gedankenkreise des größten Antipoden
Tolstoi's, des Philosophen Friedrich Nietzsche.

Diese beiden Männer gegen einander aufzustellen,
müßte auch interessant sein. Denn größere Gegensätze hat
nie eine Zeit hervorgebracht: Auf der einen Seite der Hoch-
geborene, der Graf, der ehemalige Sklavenbesitzer, das ur-
christliche Christenthum predigend, die Nächstenliebe, die
Gleichheit, die Brüderlichkeit, das Mitleid, die Entsagung,
die Demuth, den Altruismus in jeder Form; auf der
andern Seite der arme Sohn des protestantischen Predigers,
der schwächliche kranke Mensch, als Verherrlicher der Kraft
und Gewalt des Individuums, als Prediger der Härte und
der Unbarmherzigkeit, als Verkündiger des Egoismus als
oberster Tugend, als Prophet des Uebermenschen; auf der einen
Seite der Heiler, der Heiland, der dem Armen, dem Kranken
und Elenden ein Retter sein möchte, auf der andern Seite
der strenge Mann des Gesetzes, des Naturgesetzes nämlich,
vor dessen Richterstuhl nur das Gesunde, das Kräftige, das
Mächtige, das Lebensherrliche Gnade findet.

Man glaubt einen neuen Begriff gewonnen zu haben
und hat das Wort fin de siècle dafür geprägt; es ist viel-
leicht auf einen der beiden Männer anwendbar, dann aber
sicher nicht auf den andern.

Mannheim. Benno Rüttenauer.

T. Colani: Essais de critique historique, philosophique et littéraire. Préface de Joseph Reinach. Paris. 1895. Léon Chailley.

Timothée Colani gehört zu den ungezählten, wahrscheinlich aber zahlreichen Männern, denen zwei in dieser Welt gar mächtige Frauen, Fortuna heißt die eine, Fama die andere, viel Ungunst erwiesen haben. Kaum sieben Jahre sind verflossen, seitdem er, 64 Jahre alt, aber noch sehr rüstig, gestorben ist, und schon längst ist sein Name, den man nie zu den ausposaunten rechnen konnte, verklungen. Nur Wenige, die in seinem öffentlichen Leben ihn gekannt, aber ihm persönlich nahe standen, nur Wenige bewahren ihm ein ehrendes und wehmüthiges Andenken. Der Menge, und auch den höher Gebildeten, ist er unbekannt. Und doch hat er Bedeutendes geleistet. Als Hauptredakteur der Straßburger „Revue de Théologie" hat er 19 Jahre hindurch, von 1850 bis 1869, in Verbindung mit Edmond Schérer mit Eduard Reuß, mit Albert Réville, der kritischen Theologie in Frankreich nicht bloß Eingang, sondern auch einen weit hinaus über die Grenzen des französischen Protestantismus reichenden Einfluß verschafft. Als französischer Kanzelredner hat er in seiner Kirche eine zahlreiche und beharrliche Zuhörerschaft gesammelt, nicht bloß gebildete Damen, sondern wissenschaftlich arbeitende Männer, die seinem Worte nicht mit landläufiger Andacht, wohl aber mit geistiger Spannung, mit intellektueller und moralischer Ergriffenheit lauschten. Als Professor der Theologie war er neben Reuß der bedeutendste, der beliebteste und wirksamste Dozent der Straßburger Fakultät. Zu dieser Stellung aber gelangte er ziemlich spät, erst nach einer langen mühsamen Wartezeit in der er, weil er kein Vermögen besaß, genöthigt war, de „courir le cachet", d. h. mit Ertheilung von Privatstunden, sich die Mittel zu einer sehr bescheidenen Existenz zu verdienen. Und im Jahre 1870, nachdem er kaum zehn Jahre seinen akademischen Lehrstuhl eingenommen hatte, glaubte er, da er als Franzose nicht Lehrer an einer deutschen Universität werden wollte, ihn aufgeben, und als sechsundvierzigjähriger und verheiratheter Mann einen ganz neuen Lebensweg suchen zu müssen.

Bei diesem Suchen, in der damaligen Aufregung, verirrte er sich weit von dem Pfade, der ihm durch seine geistige Ausrüstung und seinen eigentlichen Beruf zugewiesen war. Er gerieth in industrielle Unternehmungen und Spekulationen, die mit einem finanziellen Ruin endigten, und zwar nicht seine Ehrlichkeit, wohl aber seine Ehre stark beschädigten, so daß ihm auf politischem Gebiete sehr begehrenswerthe Stellen, die er als Freund Gambetta's leicht erreicht und mit Talent ausgefüllt hätte, verschlossen blieben. Nun wurde er Bibliothekar oder Unterbibliothekar, wenn ich nicht irre, an der Bibliothèque Mazarine und Mitarbeiter an der Zeitung „La République française".

In dieser Zeitung hat er, außer vielen anderen Arbeiten, die vierzehn, das hier angezeigte Buch ausfüllenden, jetzt erst gesammelten „Essais" erscheinen lassen. Diese Essais beziehen sich auf drei Hauptgegenstände: Geschichte der neueren und neuesten Zeit, Litteratur und Philosophie, genauer gesagt: Religionsgeschichte.

Zur ersten der angegebenen Gruppen gehören fünf Stücke: „M. Ollivier et le concile du Vatican, La politique de Napoléon III. en 1866, La Révolution jugée par M. Taine, Le plan de Bismarck, Guillaume I., empereur d'Allemagne, roi de Prusse". Alle fünf sind auf Grund reifer Studien, mit großer Sachkenntniß und mit einem bewundernswerthen Streben nach Unparteilichkeit geschrieben, so, als ob die hier geschilderten und einer kritischen Untersuchung unterworfenen Männer „Zeitgenossen Richelieu's" gewesen wären. Trotzdem werden wohl in Deutschland die Essais über Bismarck und Kaiser Wilhelm I. nur wenig Zustimmung finden. Aber auch in Deutschland werden Diejenigen — ach, wären es nur recht viele! — denen geschichtliche Wahrheit über Alles steht, dem wissenschaftlichen Ernst sowie der edlen Gesinnung unseres Essayisten ihr Lob nicht versagen können, und von den Ergebnissen seiner Forschung manches nicht unwichtige sich aneignen.

Die religionsgeschichtlichen Aufsätze — es sind auch fünf: „Victor Cousin jugé par les contemporains, Le parti catholique sous la monarchie de Juillet. La religion nouvelle. Les confessions de M. Renan. La Bible" — sind sehr geeignet, Urtheile und Ansichten zu vernichten, die unseren sogenannten Freisinnigen die Mühen der Wachsamkeit und des geistigen Kampfes ersparen, und jede reformatorische Bewegung durch die herrschende Indifferenz von vornherein lähmen. Sie zeigen uns, wie groß in unserer Zeit die Mächte des angeblich überwundenen Aberglaubens noch sind, wie „gut — nach Molière's Bemerkung — sich manche Leute befinden, deren Begräbniß man mit Worten feiert," und auch wie schwach, in moralischer sowohl als in wissenschaftlicher Beziehung, manche hochgepriesene Herolde der Aufklärung und der Freiheit sind, Männer z. B. wie Cousin und Renan. Ihnen gegenüber — obwohl Colani diese Gegenüberstellung nicht förmlich veranstaltet — bewundert man um so mehr die, hier mit keinem Heiligenschein geschmückten, nicht im Mindesten geschmeichelten, sondern nur geschichtlich wahr dargestellten Propheten der biblischen Religion.

Unter den vier litterarischen Essais — „La correspondance de Ste. Beuve, Les Rougon-Macquart, La Caractère d'Hamlet, Encore Hamlet" — sind die zwei letzten, der Interpretation des Hamlet gewidmeten, die anziehendsten; einfach, klar und tief gedacht, glänzend geschrieben, wahrscheinlich das richtige treffend. Die lange, mit allzu vielem Material beladene, Studie über Zola könnte, wenn das, was die Franzosen „engouement" nennen, nicht eine fast überall unheilbare Krankheit wäre, die man, ob man es will oder nicht, austoben lassen muß, das Publikum vom Kultus eines seiner wunderlichsten Götzen, nämlich Zola's, befreien. Denn daß Zola, „der große Realist und geniale Dichter", mit der wirklichen Realität, mit dem Sichersten, was uns die Erfahrung über das leibliche und geistige Wesen des Menschen und über das Leben der Leute lehrt, in fortwährende Konflikte geräth, und seine meistens gar nicht poetischen Romane in einem ziemlich schlechten Französisch schreibt, geht aus den von Colani hier angeführten, ja angehäuften Thatsachen unwidersprechlich hervor. Doch gilt hier das französische Sprüchwort: „Il n'est pire sourd que qui ne veut pas entendre". Von solcher Taubheit aber, und überhaupt von jedem Gebrechen, das einen wahrheitsliebenden Kritiker und Historiker hemmen könnte, ist Colani — menschlich gesprochen — vollkommen frei. Diese Freiheit gewährt den hier vorliegenden Arbeiten einen großen Reiz und einen bleibenden Werth. Mögen sie auch in Deutschland viele würdige Leser finden!

M. Schwalb.

Maria Janitschek: Lilienzauber. Leipzig 1895. Verlag ... Ringe. (Max Spohr.)

Wenn Sonnenschein auf ihren weißen Kelchen spielt und ... Wind die hohen Stengel schaukelt, dann reden die Lilien ... Sprache. Sie sind wie stumme Glocken, die tonlos läuten ... wachrufen im Menschen, das sich nur unter Schmerzen loslöst ...

Maria Janitschek hat ihre neuesten Erzählungen unter dem ... „Lilienzauber" vereint. Was ist es, das der Lilienzauber im ... sucht und ruft?

Das ist Lilienzauber: eine arme fünfzigjährige Frau lebt ... irgendwo in einer Hütte. Ihre Tochter ist verheirathet, sie selbst ... Auskommen, aber sie hat keine Aufgaben mehr. Sie sitzt ... ihrer Bibel — aus Gewohnheit; sie hat wohl kaum ein anderes ... im Hause. Ihre Lampe verlischt. Da klopft es. Ein müder, ... Wanderer begehrt Einlaß. Sie erschrickt, sie hält ihn für einen ... Aber seine stillen leisen Worte beruhigen sie. Er setzt sich an ihren ... und da steigt ein Argwohn in ihr auf: er begehrt sie, das Weib ... wieder sieht sie, daß sie sich getäuscht. Milde strafen seine Worte ... ihre Gedanken ihm und ihr selbst Unrecht thun. Und er legt den ... müde an ihre Brust — da erwacht der Wunsch in ihr. Wenn sie ... wäre! .... Er gewahrt den Wunsch und verläßt sie. Sie ... nach, sie findet ihn nicht mehr. Wer war er? Christus?

Seine Worte haben ein Leben, von dem sie nichts wußte, ... Herzen wachgerufen. Nun hat sie einen Beruf, einen Beruf an ... Der andere Mensch in ihr ist erwacht; der Mensch ohne Erden... der Mensch frei von den Banden des Körpers.

Die Lilien im Winde, sie reden ihre eigene Sprache. ... den rein geistigen, rein seelischen Menschen im Menschen. ... Janitschek ist in ihren neuen Erzählungen ausgezogen, diesen Menschen ... Menschen zu suchen. Sie hat ihn in der armen Frau gefunden, ... der späte Gast kommt; in einer anderen Frau, die nach ... Irrfahrten neu ersteht in der Liebe zu einem blinden Mann, der ... seinem Geigenspiel das verborgene Leben in ihr wachruft; in ... Kraftmenschen, den ein Weib durch die Keuschheit ihrer Seele ... und den sie dann tödtet, der sterbend das Wunder erfährt.

Maria Janitschek ist eine starke Künstlernatur. Wer mit ... fest in dieser Erde wurzelt und mystisch spirituellen Lockungen ... widersteht, wird sich Lilienzauber ungern nur anheimgeben. ... Janitschek aber packt und fesselt auch da, wo sie nicht überzeugt. ... Talent gewinnt auch widerstrebende Herzen.

Maria Janitschek ist ein vorwiegend lyrisches Talent. Ihre ... zählungen sind von großer Plastik, aber sie ist doch ganz subjektiv. ... läßt ihre Menschen nicht frei; sie gibt ihnen einen Theil ihrer ... Seele. Sie gibt ihnen soviel ihrer eigenen Seele, daß es ... mal ist, als wolle der gährende Inhalt die Form sprengen. ... Janitschek ist eine überreiche Künstlernatur.

Es geht ihr mit der Sprache, wie mit den Menschen: sie ... ihre Sprache viel hinein. Ihr fehlt Einfachheit. Stellenweise ... Sprache von wundervoller Plastik, dann aber ermüdet sie wieder ... ein Zuviel. In ihrer Darstellung liegt stets Größe; aber diese ... wird manchmal barock.

Maria Janitschek ist ein Talent, wie wir ihrer zur Zeit ... viele haben, und ihre neuen Erzählungen „Lilienzauber" stehen ... aus auf der Höhe ihres Könnens. Was ihr noch fehlt, ist die ... am Alltäglichen, am ganz Gewöhnlichen, am Philiströsen. Ein ... Künstler hat auch das lieb. Maria Janitschek wird es lieben ... müssen, wenn sie ihr Können über die Lyrik hinaus ganz ... machen will. Sie sucht noch allzu viel den Menschen und im ... schen — sie hat den Alltagsmenschen noch nicht gefunden.

E. H.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, ... Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden ... eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

38. Berlin, den 22. Juni 1895. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

…den Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). …nementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim …e durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. …h (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Die Leser der „Nation",

…n Abonnement mit dem 30. Juni abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation",
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Es gibt eine Reihe von Thaten in unserem Jahr-…mbert, deren Andenken zweifellos durch die Jahrtausende …wahrt bleiben wird, weil sie dem Antlitz unserer Zeit eine …iner Linien voll charakteristischer Eigenart einmeißelten. …urch die Entwicklung der Menschheit verstreut hat es stets …roße Denker, große Künstler, große Staatsmänner, große …eldherrn gegeben; ein Gebiet aber gelangte erst in unserer …eit zu ganz ungeahnter Entwicklung.

Gewiß ist die Summe der Leistungen eine gewaltige, die das Menschengeschlecht vollbracht hat, um allmählich durch Erfindungen und immer neue Erfindungen zu jener Höhe zu gelangen, die beim Beginn des neuesten Abschnitts der Entwicklung erreicht war. Welch ein Weg von den Hordenmenschen, denen es zuerst gelang, das Feuer bleibend zu bewahren und von neuem zu entzünden, über das Alterthum und das Mittelalter hinweg bis zu den Vorstufen unserer Zeit. Aber alle jene Vervollkommnungen der Vergangenheit, die langsam die Kultur aufbauen halfen, sind gewissermaßen versteckte Keime gewesen, deren segensvoller Werth ausreichend nicht oft erkannt worden ist, und die fast immer tief überschattet wurden von häufig weit vergänglicheren Thaten politischen und kriegerischen Ruhmes. Gleichsam ein mächtiges Wahrzeichen für einen Umschwung in dieser Beziehung ist dann die Wiederentdeckung Amerikas gewesen, diese ursprünglich friedliche That, die einen so tiefen Einfluß auf die geschichtliche Entwicklung ausgeübt hat, und die der Menschheit die Wirkung solcher friedlichen Thaten langsam zum Bewußtsein brachte, bis in unseren Tagen unter erdrückender und immer wachsender Fülle verwandter Beobachtungen sich zum Theil ein extremer Umschlag entwickelt hat, der nur noch in solchen friedlichen Errungenschaften die wichtigen Marksteine für die Geschichte der Menschheit erblickt, und der den politischen und kriegerischen Spektakelstücken verachtungsvoll kaum eine größere Bedeutung als einem prasselnden und schnell verglimmten Feuerwerk beimißt.

Das mit Bewußtsein verfolgte Ziel unserer Zeit ist die Nutzbarmachung der Erde mit allem, was sie birgt, für die Menschen; das Ziel ist ein demokratisches, denn es handelt sich nicht mehr um das Wohl des einzelnen Menschen; auch nicht um das Wohl begrenzter Kasten, sondern um die Gesammtheit, um eine Gesammtheit, die nicht einmal mehr umschlossen wird von den Grenzen nationaler Einheit. Die nationalen Einheiten, die erst jetzt so fest begründet worden sind, treten am Ende trotz ihrer Geschlossenheit, die eine gesunde ist, und trotz mancher Rückschläge, doch immer wieder neben einander, um sich zu einer noch größeren Einheit zusammenzugliedern.

Indem wir sorgsam bis in die fernste Vergangenheit spähen, suchen wir nach jenen einzelnen verstreuten, oft tief vergrabenen Steinen, die das Fundament dieser Entwicklung bilden, und wir schufen so jene Betrachtungsweise, die wir „Kulturgeschichte“ nennen, und die keine Zeit vor uns in gleicher Weise mit Bewußtsein gepflegt hat; das ist die Theorie. Indem wir den Bau auf diesen Grundlagen fortsetzen, bedienen wir uns eines Instrumentes, das wir in weitestem Sinne mit dem Worte „Technik“ bezeichnen; das ist die Praxis: die fruchtbare Anwendung der Wissenschaft für die greifbaren und unmittelbaren Zwecke des Lebens.

Viele Spitzen unserer Tage, die uns hoch erscheinen, werden nicht hoch genug sein, um bis in die Zukunft hineinzuragen; aber von einer Spitze kann man ganz sicher sein, daß sie einen der höchsten Gipfelpunkte unserer Zeit darstellt, und daß sie auch einer der wirklich hohen Punkte in der Entwicklung der Menschheit ist; das sind die Errungenschaften auf allen Gebieten der Technik, die eine so tiefe Umwälzung auf der ganzen Erdoberfläche bewirkt haben, und die unmittelbar das materielle Geschick der gesammten Menschheit so völlig umzugestalten beginnen, daß wir einer Revolution beiwohnen und mitten in einer Revolution uns befinden, wie sie so einschneidend in so kurzer Zeitspanne schwerlich jemals die Menschheit durchlebt hat.

Ueber alle Epochen angeregter Bewegung kommt manchmal ein Hochgefühl und eine stolze Wonne, die sich bei starken Gemüthern in einen Ausspruch, wie dem, zusammendrängt: Es ist eine Lust zu leben; denn man fühlt, einer großen Zeit anzugehören. Ereignisse ganz verschiedener Art haben den Menschen solch ein Hochgefühl eingeflößt. Die Athener des Perikles schöpften es in ihren sonnigen Tagen aus anderen Quellen wie die Menschen der Renaissance. Wenn man unsere Zeit überblickt, so will es scheinen, daß dieses stolze Bewußtsein sich vor Allem dann regt, wenn eine neue große That der Technik vollbracht ist.

Die Hamburger und Kieler Feste zur Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals waren es, die in diesem Augenblick Deutschland und der zivilisirten Welt solche Empfindungen erregten. Es gibt gewiß sehr gute und sehr stichhaltige Gründe, welche die Anlage des Nord-Ostsee-Kanals nur als eine bedingt nützliche und ersprießliche erscheinen lassen; militärische, seemännische, volkswirthschaftliche Gründe, und es mag wohl sein, daß im Laufe der Zeit sich noch manche Mängel der Anlage herausstellen werden. Alle diese Bedenken im Einzelnen verschwinden aber in dem Augenblick, da es der Welt zum Bewußtsein kam, daß wieder eine der großen und eine der charakteristischen Thaten unserer Zeit vollbracht ist; gewiß keine bahnbrechende, denn bahnbrechend war auf diesem Gebiet nur die Schöpfung des Suezkanals; und so nennt man die Leiter dieses Baues kaum nach vollem Verdienst; aber doch eine große und eine charakteristische, denn den heutigen Schiffskolossen ist zum Segen des Weltverkehrs das Wunder ermöglicht, in schmaler Fahrstraße durch grünende Felder von Meer zu Meer zu gelangen, während die Natur einen großen und oft gefahrvollen Umweg um die Nordspitze von Dänemark vorgezeichnet hatte.

Dieses demokratische Werk, das ein ganzes Volk vollbracht hat, und das der Weltverkehr benutzen wird, dient damit der ganzen Menschheit. Alle civilisirten Nationen hatten sich daher bei der Eröffnungsfeier ein Stelldichein gegeben, und in der gehobenen Stimmung der Festtage klangen jene Empfindungen zusammen, die sich loslösen bei dem Bewußtsein, aus den Seitengassen des täglichen Lebens wieder einmal einen jener Punkte erreicht zu haben, von dem aus sich jene Linien der eigenen Zeit, die wirklich groß sind, überblicken lassen, und von dem aus sich etwas eröffnet, wie ein Blick in die Zukunft. . . .

In einem sehr glücklichen Toast, der selbst in Frankreich Anerkennung findet, hat der Kaiser beim festlichen Mahle in Hamburg die entsprechenden Töne angeschlagen, die die Gedanken hinausgeleiten können in ferne Tage: „Zusammenwirken aller europäischen Kulturvölker zur Hochhaltung und Aufrechterhaltung der europäischen Kulturmission“ und „Friede“ und nochmals „Friede“ zum [illegible] des völkerverbrüdernden „Welthandels“.

Solche Gedanken sind in der That die bleibende[illegible] sterne für die Zukunft, mag in der Gegenwart [illegible] Gewölk aufsteigen, das sie immer wieder [illegible] verdunkelt.

Und es gibt freilich solches Gewölk, und man [illegible] beachten, denn die Gegenwart lebt vor allem von [illegible] und dem Schatten, die auf sie selbst fallen, und [illegible] der Sonne künftiger Zeiten. . . . .

In die ungetrübte Festesfreude der Hambur[illegible] Kieler Tage brachte nur ein Ereigniß die Erinne[illegible] die internationalen politischen Kanellnen der Gege[illegible]

Nachdem bei Besprechung der internationalen [illegible] der französischen Deputirtenkammer das Wort „Al[illegible] für das Verhältniß zwischen der Republik und dem [illegible] reiche gefallen war, wurde unmittelbar darauf dem [illegible] oberhaupt Frankreichs der Andreasorden vom russisch[illegible] schafter mit feierlicher Ansprache und Gegenrede, [illegible] das Wort „Alliance“ nicht vorkam, überreicht, und [illegible] samer Fahrt, wie es heißt unter gemeinsamem franz[illegible] Oberkommando, erschienen zugleich die russischen [illegible] zösischen Schiffe auf der Rhede von Kiel zu den [illegible] keiten. Die Franzosen wähnen sich jetzt [illegible] russischen Unterstützung — sie halten eine Allianz [illegible] beiden Reichen kaum noch für zweifelhaft.

Zu einer Entscheidung über diese Frage [illegible] vorhandene Material kaum aus; aber sicher ist [illegible] Rußland wünscht auf die Gefahr hin unangeneh[illegible] pfindungen in Deutschland zu erregen, offenkun[illegible] Nachweis von den engen politischen Beziehungen [illegible] der Republik und dem Zarenreich zu erbringen. [illegible] vergessen wir es nicht, dieser Nachweis wird ohne Sch[illegible] vorhandener deutscher Empfindlichkeiten erbracht, [illegible] dieses selbe Deutschland diesem selben Rußland [illegible] einen völlig uninteressirten Dienst bei der Lösun[illegible] japanisch-chinesischen Schwierigkeiten geleistet hatte. [illegible] land geht noch einen Schritt weiter; es bekümmert [illegible] die deutsche Unterstützung in Ostasien so wenig, daß [illegible] China hinter dem Rücken der anderen Betheiligten [illegible] ständig eine Anleihe abschließt, die Zinsgarantie die[illegible] leihe übernimmt, und damit klar beweist, daß es [illegible] entsprechenden praktischen Nutzen einzuheimsen gedenkt, [illegible] rend Deutschland, bei Seite geschoben, leer ausgeht, [illegible] matisch in eine schiefe Position gebracht ist und mit [illegible] in schlechteren Beziehungen sich befindet, als nöthig [illegible]

Ueberraschend schnell haben die Thatsachen bew[illegible] daß das, was ein Theil der deutschen Presse mit [illegible] Anfang an behauptet hatte, zutreffend ist; es war ein [illegible] daß Deutschland sich ohne Noth in Ostasien überhau[illegible] früh und vor Allem, daß es sich an der Seite von Ruß[illegible] und Frankreich engagirt hat.

Wenn diese Politik einen greifbaren Zweck haben [illegible] so war es der, noch intimere Beziehungen zwischen Ruß[illegible] und Frankreich zu verhindern. Die letzten Tage bewe[illegible] daß dieses Ziel vollständig verfehlt worden ist.

Gleichwohl betrachten wir das Unglück bei nunmehr [illegible] geschickter Führung der Geschäfte als ein relativ recht klei[illegible] Es ist ein Diplomatentriumph, bei dem ein paar Di[illegible] maten über ein paar andere Diplomaten lachen [illegible] über die realen Machtfragen, welche die Völker interess[illegible] steht zum Theil die Entscheidung noch aus, und [illegible] Deutschland sich nur geschickt bis zum entscheidenden Aug[illegible] blick in der Hinterhand hält, und sich die Möglichkeit off[illegible] läßt, dieser oder jener Gruppirung zum Nutzen der Kultur[illegible] entwicklung und des Welthandels beizutreten, so wird [illegible] es schwerlich so bei Seite schieben, wie das Rußland [illegible] gethan hat.

Auch die thatsächliche oder die sogenannte [illegible] französische Allianz ist heute ebenso wenig im Stande [illegible] Besorgnisse zu erhöhen, wie sie es früher gethan hat. Die „Allianz“ hat ein Bedenkliches gewiß; sie steigert den Chauvi[illegible] mus in Frankreich. Aber wir glauben nicht, daß [illegible]

ıng verspürt, die elsaß-lothringische harte Nuß knacken tfen. Welches Interesse hätte das Zarenreich hieran? Russen würden vielleicht eine weitere Schwächung freichs nicht ruhig mit ansehen; im Uebrigen werden ırch Demonstrationen gegen Deutschland die Franzosen uter Laune erhalten, und die Franzosen werden solche onstrationen, für welche sie sehr empfänglich sind, mit n Diensten, bei russischen Anleihen und bei anderen chen Unternehmungen zu bezahlen haben. Für Elsaß-ringen wird eine Kooperation gewiß zuletzt zu Stande nen; überall sonst weit eher, und so glauben wir, daß ussisch-französische „Allianz“, die unsere Nerven reizt, reale hren weit früher für ganz andere Fragen, bei denen weit weniger betheiligt sind, dringen kann; für die ntalische Frage; es gährt in Mazedonien und Armenien; Aegypten und für die asiatischen Probleme.

Diese Demonstrationen, die sich gegen uns richten, bergen Hintergrunde Zündstoff, der aller Wahrscheinlichkeit nach ohlich weit mehr und weit früher anderen als uns ist.

Hat es sich als ganz falsch erwiesen, Frankreich zu rbieten durch Aufopferung in der Gewährung von Freund-ft an Rußland, — denn soviel wie naiver Weise die Fran-n, werden wir nie gewähren können; so bleibt uns jetzt ige Zurückhaltung zu empfehlen. Wir wollen aufrichtig Frieden mit Rußland und gute Beziehungen; aber können auch warten, bis in Rußland die Erkenntniß chbricht, daß die französische Beflissenheit nicht für alle ıgen ausreicht, und daß in solchem Falle mancherlei auf s Wohlwollen oder die Kälte von Deutschland ankommt, s trotz einer so gut wie rein diplomatischen Niederlage s bleibt, was es war.

Die Nachwahl zum Reichstag in Kolberg-Köslin t folgendes Ergebniß gehabt. Der Konservative v. Gerlach ʒiett 7087 Stimmen gegen 7964 im Jahre 1893; der ındidat der freisinnigen Vereinigung Benoit 4663 Stimmen gen früher 5273, der Sozialdemokrat 2418 gegen 2626 timmen und endlich der jetzt zuerst auftauchende antisemi-che Kandidat Paasch 1582 Stimmen. Rechnet man die erluste aller Parteien zusammen, so ergibt sich, daß die ʒahlbetheiligung gegen 1893 etwas gesunken ist, und es trat e einzige stärkere Verschiebung dadurch ein, daß der Antisemit len Parteien einige hundert Stimmen entzog, den Konser-ativen die meisten.

Die Liberalen sind trotz ärgsten konservativen Drucks ı die Stichwahl gekommen, und bei der Rührigkeit, die die ortigen Liberalen auszeichnet, können sie noch auf den Sieg rechnen, wenn es vor allem gelingt, jene Kreise heranzu-iehen, die bisher nicht gestimmt haben.

Die Interpellation in der Berliner Stadt-erordneten-Versammlung wegen Anstellung jüdischer Lehrerinnen, über die wir einen besonderen Artikel bringen, ſt so verlaufen, wie zu erwarten. Professor Virchow von der Stadtverordneten-Versammlung und Stadtschulrath Bertram vom Magistrat haben gemeinsam mit Nachdruck den Stand-punkt der Gleichberechtigung vertheidigt.

In Oesterreich ist das Koalitions-Ministeriums zu-rückgetreten; das Ministerium Windischgrätz, dessen Ruhm die Geschichte nicht zu vermelden haben wird, ist gewesen, und überraschend schnell hat der Kaiser ein neues „Ueber-gangs-Kabinett“ berufen, an dessen Spitze der bisherige Statt-halter von Niederösterreich Graf Kielmansegg steht. Die andern Portefeuilles sind gleichfalls fast ohne Ausnahme Beamten übertragen worden, die überwiegend den besten Ruf als tüchtige, erfahrene und arbeitsame Leute haben.

Die Deutschen dürften mit dieser Wendung zufrieden sein. Bei der Zerfahrenheit der österreichischen Parteiverhältnisse kann ein tüchtiges Beamtenministerium ein Segen werden, und es scheint, daß dieses Beamtenministerium nicht reaktionär und nicht radikal nationalistisch gesinnt ist. Es wird die Interessen des Staatsganzen berücksichtigen; das ist die Richtung, in welcher auch die liberalen Deutschen den An-schluß finden können.

* * *

Die Anstellungsberechtigung der Juden.

Bis zum Jahre 1848 war es ein Grundsatz des preu-ßischen Staatsrechts, daß Juden im preußischen Staats-dienste keine Anstellung finden können. Ganz folgerichtig ließ man sie nicht zu den Prüfungen zu, durch welche eine Anstellungsberechtigung erworben wird. Das Jahr 1848 änderte das preußische Staatsrecht; der Artikel 12 der Ver-fassungsurkunde sagt, daß der Genuß der staatsbürgerlichen Rechte von dem religiösen Bekenntniß unabhängig ist. Ein Jude konnte daher Lehrer, Richter, Minister werden. Auf dem Papiere war das ein ungeheurer Fortschritt; in der Praxis hat man davon wenig bemerkt. Die Juden wurden zum Examen zugelassen; sie wurden Referendare und Schul-amtskandidaten, aber Richter und Lehrer wurden sie nicht. Hunderte von jungen Leuten traten auf die Brücke, die ihnen gebaut wurde und legten ihre Prüfungen ab, weil sie darauf rechneten, daß ein so unnatürlicher Zustand sich nicht lange erhalten könne. Aber der unnatürliche Zustand hat sich zwanzig Jahre lang erhalten. Der Justizminister sagte, die Juden können nicht Richter werden, weil sie außer Stande seien, den Eid in der christlichen Form abzunehmen, die damals bestand. Der Unterrichtsminister sagte, die Juden könnten nicht Lehrer werden, weil der Unterricht in allen Fächern von christlichem Geiste getragen sein müsse.

Der Abgeordnete Dr. Kosch für Königsberg erwarb sich das Verdienst, den Gegenstand immer von Neuem im Abgeordnetenhause zur Sprache zu bringen, aber er hatte wenig Erfolg damit. Zögernd entschloß man sich dazu, einige Juden zu Rechtsanwälten zu ernennen, aber nicht zu Richtern. Hin und wieder wurde ein verdienter jüdischer Gelehrter zum Universitätsprofessor ernannt, aber nicht zum Gymnasiallehrer.

Der liberale Hauch, der nach den Kriegen von 1866 und 1870 vorübergehend durch unsere Verwaltung ging, schaffte endlich Wandel. Es wurde unumwunden aner-kannt, daß ein Jude zu Richter- und Lehrerstellen eben so qualifizirt sei, als ein Christ. Bei der Besetzung von Uni-versitätsprofessuren schien man sich der konfessionellen Be-denken fast vollständig entschlagen zu haben. Es wurden jüdische Lehrer und jüdische Richter ernannt, aber die Richter gelangten selten in die Gerichte höherer Instanzen, ja fast nie zu den Stellen der Landgerichtsdirektoren; beim Reichs-gericht sind nach meinem Erinnern zwei jüdische Räthe an-gestellt gewesen, beide Männer von ungewöhnlicher wissen-schaftlicher Bedeutung. Beide traten frühzeitig wieder aus dem Justizdienste zurück, und man hat nicht von Neuem Juden in diese Stellungen berufen. Der höhere Verwal-tungsdienst blieb den Juden nach wie vor thatsächlich ver-schlossen; nur in dem Eisenbahndienst, der ohne politische Bedeutung ist, ließ man einzelne Ausnahmen zu. In den letzten Jahren hat die Ernennung von Juden zu Richter- und Lehrerstellen thatsächlich allmählich abgenommen. Da nicht nachgewiesen werden konnte, daß es sich hier um die Durchführung eines allgemeinen Grundsatzes handele, sondern es möglich blieb, einen Zufall anzunehmen, konnte diese Erscheinung nicht zum Gegenstande einer öffentlichen Kritik gemacht werden.

Jetzt ist ein Novum eingetreten. Die städtische Schul-deputation in Berlin hat einer jüdischen Lehramtskandidatin, gegen welche nicht die geringste Einwendung zu erheben ist, die Vokation als ordentliche Lehrerin an einer Gemeinde-schule ertheilt und das Provinzialschulkollegium hat dieser Vokation die Bestätigung versagt, weil das Bedürfniß, an den Gemeindeschulen jüdischen Religionsunterricht zu er-theilen, durch die schon ernannten jüdischen Lehrerinnen hin-länglich gedeckt sei.

Der Unterrichtsminister hat niemals eine Anordnung veröffentlicht, wonach jüdische Lehrerinnen nur zum Zweck der Ertheilung des jüdischen Religionsunterrichts angestellt werden sollen; (Juden männlichen Geschlechts haben die Laufbahn des Volksschullehrers bisher kaum nachgesucht.) Auch das Provinzialschulkollegium hat sich dessen enthalten,

allgemeine Normen aufzustellen; es läßt nur durchblicken, daß er es für einen keiner weiteren Begründung bedürftigen Grundsatz holte, daß jüdischen Lehrerinnen nur der Unterricht in jüdischer Religion und ausnahmsweise der Unterricht in einigen Nebenfächern anvertraut werden dürfe.

In Berlin wirkt bisher eine kleine Anzahl von Jüdinnen in der Stellung von ordentlichen Lehrerinnen, eine etwas größere Zahl in der Stellung von unbesoldeten Hülfslehrerinnen. Niemals ist der leiseste Vorwurf angedeutet worden, daß diese Lehrerinnen an wissenschaftlicher und pädagogischer Befähigung oder hinsichtlich ihrer sittlichen Führung hinter ihren christlichen Kolleginnen zurückstehen; im Gegentheil erfreuen sie sich sämmtlich einer vortrefflichen Konduite. Allerdings ist vor einigen Wochen ein Aergerniß vorgekommen. Der Rektor einer Gemeindeschule hat einer ihm überwiesenen jüdischen Hülfslehrerin den Auftrag ertheilt, in Vertretung einer christlichen Kollegin den christlichen Religionsunterricht zu ertheilen, sich dabei aber auf die „Abhörung des Memorirstoffs“ zu beschränken. Die Lehrerin hat diesen Auftrag, der gerade in die Passionszeit fiel, ausgeführt. In der Beurtheilung dieses Vorfalls kann nur Eine Stimme herrschen. Der Rektor hat sich einer schwer zu verzeihenden Ungehörigkeit schuldig gemacht, und auch die Lehrerin mußte trotz ihrer Jugend und trotz ihres Subordinationsverhältnisses zum Rektor wissen, daß man ihr Ungebührliches zumuthe und den Auftrag zurückweisen. Aber aus einer solchen vereinzelten Ungehörigkeit, wie sie in jedem Verwaltungszweige gelegentlich einmal vorkommen kann, darf man keine allgemeinen Schlüsse ziehen.

Die Aenderung des Provinzialschulkollegiums hat eine allgemein menschliche und eine politische Seite. Eine große Anzahl von Mädchen jüdischen Glaubens hat Zeit, Kraft und Geld daran gesetzt, sich für den Beruf einer Lehrerin vorzubereiten, in der wohlbegründeten Hoffnung, daß, wenn nach Dienstalter und Begabung sie die Reihe trifft, sie zu einer definitiven Anstellung gelangen würden. Sie sehen sich, wenn die Anordnung des Provinzialschulkollegiums aufrecht erhalten wird, in ihren Erwartungen in der schmerzlichsten Weise getäuscht; sie verlieren die Früchte ihrer vergangenen Thätigkeit und die Hoffnungen auf die Zukunft.

Aber diese Seite der Sache, so sehr sie die menschliche Theilnahme hervorrufen mag, tritt an Bedeutung vollständig zurück hinter der politischen Seite. Die Verfassung sichert den Juden die gleiche Anstellungsberechtigung wie den Christen zu, und wenn die Verwaltung einem Juden um seines Bekenntnisses willen die Anstellung verweigert, so tritt die Verfassung mit der Verwaltung in Widerspruch. Was heute auf dem Gebiete des Elementarunterrichtswesens geschieht, kann morgen auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens und übermorgen auf dem Gebiete der Justizverwaltung geschehen. Niemand kann der Verwaltung ein gewisses freies Ermessen entziehen, aber wenn dieses freie Ermessen benutzt wird, um eine grundlegende Bestimmung unseres Verfassungszustandes zu umgehen, so ist das eine Kränkung des Rechtes, wie sie schlimmer nicht gedacht werden kann. Und wer eine solche Umgehung der Verfassung auf dem Wege der Verwaltung grundsätzlich empfiehlt, macht sich einer schlimmen Frivolität schuldig.

Magistrat und Schuldeputation von Berlin haben gegen die Anordnung des Provinzialschulkollegiums remonstrirt; ein in der Stadtverordneten-Versammlung eingebrachter Antrag zeigt, daß die Stadtverordneten ihnen in dem Kampf zur Seite treten werden. Die städtischen Behörden vertheidigen nicht allein die Vorschriften der Verfassung, sondern vertheidigen nebenher auch ihr Vokationsrecht, also die Selbstverwaltung. Der Fall des Zedlitzschen Schulgesetzentwurfes vom Jahre 1892 wurde mit Jubel begrüßt, aber es zeigt sich immer deutlicher, daß die schädlichen Vorschriften dieses Entwurfs nun ohne gesetzliche Aenderung lediglich auf dem Wege der Verwaltung durchgeführt werden sollen. Es ist auf dem Gebiete des Unterrichtswesens eine Rechtsunsicherheit eingetreten, die in einem
Staate des neunzehnten Jahrhunderts kaum
ist, und man muß das Verlangen aussprec
öffentliche Meinung sich mit aller Macht auf
für Recht und Verfassung kämpfenden städtisch
von Berlin stellt.

Alexander

Die Religion und die soziale Evo

I.

Wenn die sogenannte soziale Frage durch
Schriftstücke zu lösen wäre, so hätte man da
land schon längst fertig gebracht. Denn so
ist und wird hier über diese Modefrage gespro
druckt. Man kann sich aber bei der Fülle des
nicht des Verdachtes erwehren, als ergehe es
bei vielen guten Deutschen wie bei den Wan
Friedrichsruhe: sie meinen, wenn sie einen
diese Frage gehalten oder gar eine Broschüre
oder nur einer der jetzt so beliebten Konferen
rathung, wenn nicht Lösung, der sogenannten
beigewohnt hätten, so seien sie jetzt aller weiteren
diesem Punkte ganz überhoben, wie denn a
viele treffliche Pilger nach Friedrichsruhe der
zeugung leben, sie hätten mit der an sich recht
Reise in den Sachsenwald schon allen ihre
Bürgertugenden für den heurigen Sommer
Opfer dargebracht. Aber die soziale Frage wird
mit Reden und Druckschriften gelöst werden, w
politischen Schwierigkeiten, an denen namentli
deutsche Politik angekommen ist, durch Reise
Hain von Friedrichsruhe.

Man kann einem der ersten Historiker, d
ein Gedenkbuch schrieb: „Eine fruchtbare Be
sozialen Frage kann nur demjenigen gelingen,
der Erkenntniß der Unlösbarkeit des Proble
völlig beistimmen. Von dieser Erkenntniß sind
Konferenzredner und Broschürenschreiber nach
durchdrungen. Sie schlagen daher auch eine
der anderen vor, um die einmal ausgebroche
des sozialen Körpers zur Heilung zu bringen
alle die, welche nicht an die Heilkraft dieser Rez
und namentlich an ihrer Wirksamkeit Z
wenn sie, wie das so in der Regel der Fall z
nur aufgeschrieben und die Medikamente nicht
genommen werden, bewegten sich in pessimi
was noch schlimmer klingt, in manchesterli
Die Aerzte, welche auf diese Weise an der so
heit herumkuriren, machen es sich in der That
verfehmten Manchestermänner, die lieber gar kein
verschreiben wollen als ein solches, von dem sie
es doch nichts hilft und in der Regel gar
nommen wird.

Unter diesen Heilmitteln, welche in der le
wiederholt gegen das soziale Mißbehagen
rungskreise und den aus ihm resultirenden, geg
Gesellschaftsordnung gerichteten Bestrebungen
worden sind, werden uns neuerdings gar ni
besonders heilkräftig die Neubelebung und Kr
religiös-kirchlichen Sinnes unter unserer Be
nannt. So ganz entfernt nun auch ein Jeder,
den großen Problemen unserer Zeit beschäfti
Meinung sein muß, daß die religiöse Frage
sozialen aufs innigste verwachsen sei, ja so
der Ueberzeugung durchdrungen sein mag, da

*) Soziale Evolution von Benjamin Kidd. Aus
übersetzt von E. Pfleiderer. Mit einem Vorworte des
Dr. August Weismann in Freiburg i. Br. Jena. G. F

im letzten Grunde nur einen Theil der religiösen bildet, in der sich die heutige Kulturwelt bewegt, so lig ist der Vorschlag, die sozialen Schäden mit reli- Mitteln, d. h. mit der Erweckung lebendiger, kirchlich .sirter Kräfte heilen zu wollen. Denn ganz abgesehen lchen Fällen, wo dieses Heilmittel von Leuten ange- 1 wird, die für ihre Person gar keinen Gebrauch von iachen, es lediglich als für dritte Personen wirksam :n und gegen den Umsturz predigen, wie das in der iischen Reaktions-epoche in der ersten Hälfte unseres underts etwa Friedrich Gentz mit der Tänzerin Fanny : im Arme gethan hat, so kommt dieser Vorschlag doch arauf hinaus, daß ein vorhandener Defekt durch einen größeren zu heilen sei. Denn so wenig unserer Zeit manchen Seiten hin religiöser Sinn und religiöses abgesprochen werden kann, so wenig ist dieses doch in formen noch wirklich vorhanden, in denen es allein die auf den Umsturz der heutigen Gesellschaft ge- :en Bestrebungen der Sozialdemokratie sofort mit Er- and Sicherheit verwendbar ist.

So gewaltig die Macht der römischen Kirche auch zen Tages wieder sein mag, die sozialen Zustände in z katholischen Ländern beweisen es doch für Jeder- 1, daß auch sie kein Kraut gegen die sozialistische kheit besitzt. Und in protestantischen Ländern, in denen tirchen mehr oder weniger vom weltlichen Regimente ngen, wird der Erfolg es beweisen, daß wenn die kirch- 1 Behörden sich als solche in den Streit der sozialen eien einlassen, bald ihr Einfluß auf die Armen, für die ganz besonders das Evangelium gepredigt werden soll, verschwinden und unwirksam werden wird.

Und doch kann die sogenannte soziale Frage, soweit sie haupt eine einheitliche und lösbare ist, nur ihres akuten :akters beraubt werden, wenn eine kräftige Herausbildung Weiterentwicklung der religiös-sittlichen Ideen, welche menschlichen Gesellschaft zur Basis dienen und zugleich t Kitt gebildet haben, unter den Kulturvölkern wieder Platz t. Diesen Gedanken in einer höchst eigenthümlichen, allem bisher Gewohnten ganz abweichenden Weise be- ıdet, ja zum Mittelpunkte einer Konstruktion der ge- mten sozialen Evolution gemacht zu haben, ist das Ver- st Benjamin Kidd's, dessen Buch, wie der berühmte loge A. Weismann in dem Vorwort zur vorliegenden ersetzung sagt, jedenfalls ein „merkwürdiges“ ist. Denn r Kidd bekennt sich in ihm als einen Anhänger der rwin'schen Entwicklungslehre mit den Modifikationen, che ihr der Freiburger Biologe gegeben hat, und zugleich einen Mann, der die Religion zu einer der treibenden iste, ja zu einem konstituirenden Faktor der ganzen Evo- .on des Menschengeschlechts macht und den Einfluß der giösen Ueberzeugungen auf die gesammte Kulturentwick- g der Menschheit und die soziale Frage, wie sie sich t unter den „westlichen Völkern“, d. h. der Kulturvölker ropas und Nordamerikas, gestaltet hat, eher überschätzt überſieht. Die Eigenartigkeit der hier vorgetragenen ilosophie der Geschichte, denn darauf läuft nach unserer ssenschaftlichen Terminologie doch Alles hinaus, wenn es ch der Autor sicher nicht wird Wort haben wollen, — rd es rechtfertigen, wenn hier eine Analyse des Buches rsucht wird. Es soll das soviel als möglich mit den genen Worten des Verfassers geschehen.

Wir sind an einen Zeitpunkt angelangt, in dem all- mein und instinktiv das Gefühl sich ausbreitet, daß eine eriode in der Entwicklung der abendländischen Kultur sich m Ende zuneigt, daß wir am Anfange einer neuen Aera ehen. Hat die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts es vor llem versucht, die Evolution alles Lebens bis hinauf zur enschlichen Gesellschaft klar zu legen, so weiß sie die Pro- leme, die diese selbst darbietet, doch nicht zu bemeistern. ersuche dazu sind freilich gemacht. So vor Allem von erbert Spencer. Aber so wichtig seine Methode auch sein ıag, die Lösung der sozialen Probleme unserer Zeit ist ihm wenig gelungen, daß sich auf ihn die streitenden Gegner, die Individualisten wie Kollektivisten, um die Wette berufen.

In der That fehlt uns auch noch die Kenntniß der Grundprinzipien, die der vor unseren Augen verlaufenden Evolution zu Grunde liegen. Und welche Evolution ist das! Die civilisirte Welt schließt sich zu einem großartigen, fein organisirten Ganzen zusammen, dessen einzelne Glieder von einander abhängen. Der Zusammenschluß vollzieht sich mittelst einer Art von Nervensystem aus Millionen Meilen langen Telegraphendräthen und einem arterienartigen System von Eisenbahn- und Dampfschifflinien. Die große Weltarmee von Fabrikarbeitern ist so ziemlich ganz das Erzeugniß der letzten hundert Jahre. Die Zeit, da der Sozialismus eine bloße Theorie war, ist vorbei. Schon wird er eine Art Religion. Ja, der neue Glaube schmiedet schon seine Waffen. Der Arbeiter fängt an zu merken, daß er als Klassenmensch in seinem Klassenbewußtsein das gewonnen, was er als Individuum verloren hat, und daß er auf dem Wege der Organisation die Macht gewinnen wird, seinem Herrn unter gleichen Kampfbedingungen entgegen zu treten. Der Kampf, der so entbrennen mußte, wird schließlich zur Diktatur des Proletariats und zur Verwandlung der Produktionsmittel in Staatseigenthum führen. Das Ende des individuellen Kampfes ums Dasein wird so erreicht werden.

Das ist die Meinung der Anhänger der Lehren der konsequenten Sozialisten, der Marx und Genossen. Die Gegner derselben sind uneinig, geben wohl die Richtigkeit der Schilderung der thatsächlichen Zustände von Seiten der Sozialisten zu, wollen aber doch von den hieraus sich ergebenden Konsequenzen nichts wissen und stehen dem Ansturme ohne Prinzipien rathlos gegenüber. Nur in einem Punkte scheint man von vielen Seiten einig geworden zu sein, daß bei der Lösung des hier in Frage stehenden Problems die Religion eine größere Rolle spielen werde, als man noch bis vor Kurzem angenommen hat. Diese Auffassung der Lage theilt das Haupt der römischen Kirche wie der General der Heilsarmee, und die Häupter zahlreicher protestantischer Denominationen sprechen sich ähnlich aus. Auch außerhalb der kirchlichen Kreise bricht sich eine ähnliche Stimmung Bahn. Die Bestreiter des Christenthums haben an Boden verloren, und wenn man auch nicht dogmatisch gläubiger geworden ist, faßt man die religiöse Frage mit einem viel größeren Ernste an als früher; eine gewisse Religiosität ist selbst bei offenen Bestreitern des Dogmas zu beobachten. Die Wissenschaft beginnt nachdenklich darüber zu werden, ob sie sich bisher nicht zu wenig mit dem großen Problem der Menschheitsentwicklung und der Rolle, die in ihr die Religion eingenommen hat, beschäftigt habe. Sie muß zugeben, daß hier Mächte wirksam gewesen sind und noch sind, deren Vernunftgemäßheit sie zwar bestreitet, deren großen Einfluß sie aber doch nicht in Abrede stellen kann. Das ist eine offenbare Schwäche. Während nun nach den Anschauungen der modernen Naturwissenschaft Alles, das Große wie Kleine, im Naturganzen seinen bestimmten Zweck hat, frägt man auf den Gebieten des Geisteslebens nicht, oder doch nur sehr wenig danach, welche Rolle der Wissenschaft gegenüber der Religion zukommt. Die ganze Wichtigkeit dieser Frage können nur die erfassen, welche in den Geist des Darwinismus eingedrungen sind. Denn nicht darum handelt es sich, „ob eine handvoll noch so gelehrter Männer der Meinung sind, daß der Glaube nicht vernunftgemäß sei, sondern um die Frage, ob die Religion in der Menschheitsentwicklung eine Aufgabe zu erfüllen habe. Wenn das der Fall ist, und wenn diese Aufgabe der Größe und Höhe der übrigen Erscheinungswelt entspricht, dann kann nichts gewisser sein, als daß diese ganze Evolution, vom menschlichen Meinen unabhängig, ihren Weg geht, daß die Religion nicht nur nicht aufhört, sondern in Zukunft eine voraussichtlich gleich große Rolle spielen wird, wie seither.“ Daß diese Einsicht bis heute nicht gewonnen ist, rührt daher, daß die Disziplinen, die sich bisher mit der Entwicklung des Menschengeschlechts befaßt haben, vereinzelt und nicht miteinander vorgegangen sind, wie das die moderne Biologie für das Naturganze gethan hat. Der Mann der Staatswissenschaft sieht den

Menschen lediglich als einen Opportunisten an. Für den Historiker ist er ein Einzelwesen, der Spielball blinder, anscheinend wilder, gesetzloser Kräfte. Dem Dogmatiker gilt er als ein Geschöpf aus einer anderen Welt. Für den Nationalökonomen gilt er soviel als eine habgierige Maschine. Das muß anders werden. Die Biologie muß ihre bisherigen Grenzen überschreiten und ihre wissenschaftliche Methode kühn auf die menschliche Gesellschaft anwenden.

So Herr Benjamin Kidd. Gewiß wird man ihm eine große Kühnheit nicht absprechen und wenn der Satz schon gilt: In magnis voluisse sat est, ihm auch für seinen Versuch, einen Ausschnitt aus der Entwicklung der Menschenentwicklung von einem neuen Gesichtspunkte aus zu beleuchten, Dank wissen. Denn um einen Ausschnitt aus ihr handelt es sich doch in der That nur. Das in der Ausführlichkeit darzulegen, mit welcher wir die leitenden Ideen des Verfassers, welche er in dem Eingangskapitel seines Werkes uns vorträgt, bisher zwar auszugsweise, aber doch ziemlich wörtlich wiedergegeben haben, ist hier unmöglich. Doch hoffen wir in unserem gedrängten Resumé, dem Verfasser nicht ungerecht zu werden. Einige Einwürfe, die gemacht werden müssen und sich fast von selbst ergeben, mögen das Referat begleiten oder bis zum Schlusse aufgespart bleiben.

II.

Das Gesetz, durch welches Darwin die Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts am tiefsten beeinflußt hat, ist ihm erst, wie er uns selbst erzählt, durch Beobachtungen, die er an der menschlichen Gesellschaft gemacht hat, zur Klarheit gekommen. Und nun sollten wir dieses Gesetz nicht auf die Entwicklungsgeschichte der Menschheit anwenden? Nein, wo Fortschritt ist, da ist unausbleiblich Selektion, und die Selektion muß ihrerseits irgend welche Konkurrenz in sich schließen (S. 33). Es ist ein unbedingtes Lebensgesetz, daß Selektion und Konkurrenz immer den Fortschritt begleiten und die jeder Lebensform, die nicht im Rückschritte begriffen ist, vorherrschen. In den allgemeinen Konkurrenzkampf, der die ganze Natur beherrscht, tritt der Mensch mit zwei neuen Kräften, seiner Vernunft und seiner Fähigkeit zu gemeinsamem Handeln mit Genossen in organisirte Gesellschaften, und wir finden, daß die Menschheitsgeschichte, soweit wir sie verfolgen können, erfüllt ist von Kämpfen, in denen nur die tüchtigsten Gesellschaften wie die tüchtigsten Individuen das Feld behaupten. Und in der Gegenwart nicht minder. Der Kampf der Rassen, die Ueberwältigung der Schwachen, die Ausrottung niedriger stehender Völker vollzieht sich in unserer von Freiheits- und Humanitätsidealen erfüllten Zeit nach wie vor. Ja die Spannung in der Rivalität ist noch stärker geworden, indem man alle Glieder des Ganzen auf die Basis größerer Gleichheit stellt und so das Ringen der mit einander konkurrirenden Mächte kraftvoller macht. Da der Mensch nur als Mitglied einer Gesellschaft seine höchste Entwicklung erreichen kann, so folgt daraus, daß in der Evolution, die er in der Geschichte durchmacht, seine Entwicklung als Individuum ganz nothwendig von geringerem Belang ist, denn seine Entwicklung als soziales Wesen. Aber die lebenskräftigsten sozialen Systeme bilden sich nur da, wo die vollkommenste Unterwerfung des Einzelnen unter die Interessen des sozialen Organismus mit der höchsten Entwicklung der eigenen Persönlichkeit verbunden ist. Thatsache ist nun, daß für das Gros der Menschheit, für die untergeordneten Klassen der heutigen Kulturvölker eine solche Entwicklung nicht möglich ist, und die Lebensverhältnisse derselben einer vernünftigen Begründung gänzlich entbehren. Darüber sind auch Männer einig, die nichts weniger als sozialdemokratisch gesinnt sind. „Wenn keine Hoffnung auf einen großen Fortschritt in dem Zustande des größeren Theiles der Menschheit vorhanden ist", hat Huxley einmal gesagt, „so würde ich das Herannahen eines gütigen Kometen, der die ganze Geschichte wegfegen würde, mit Freuden begrüßen." Daß dem so ist, daß die Majorität der menschlichen Gesellschaft sich in einem Zustande befindet, der vor dem Forum der Vernunft keinen Stand halten ... von ist der Grund der, daß in unserem heutigen ... wesen die Interessen des sozialen Organismus ... einzelnen jeweiligen Individuen immer wie ... Feinde gegenüber stehen. Da die Thatsache feststeht, ... Interessen des sozialen Organismus und die des ... einander feindlich gegenübertreten, die ersteren ... herrschenden sein müssen, so folgt daraus, daß in der ... nunft des Einzelnen kein Grund und keine Sanktion ... sein Verhalten in der Gesellschaft zu finden ist. ... diese nun zu suchen? Diese Frage berührt den Kern ... der Geschichte der Menschheit. Die Religion ist ... Gegensatz zur Vernunft, die allein das individualistische ... halten der Menschen bestimmt, ihm die oberhalb der ... nunft liegende Begründung seines sozialen Verhaltens ... liefert. Eine „vernünftige" Religion ist daher ein Widerspruch mit sich selbst. Keine Glaubensform ist im ... als Religion in der Entwicklung der Gesellschaft zu ... niren, welche nicht eine oberhalb der Vernunft liegende ... neinung des sozialen Verhaltens für das Individuum ... geben vermag. (S. 95).

Das ist offenbar der Hauptsatz, in dem Kidd ... ihm eigenthümliche Auffassung der Evolution des Menschengeschlechts zusammenfaßt. Nach ihm ist der geschichtliche Prozeß, in dem sich die menschliche Gesellschaft ... ein Kampf zwischen der Vernunft der Einzelnen, ... an sich und ihre Interessen denken, und einer übervernünftigen Normirung des menschlichen Handelns für ... Zwecke im allgemeinen Interesse der Evolution, welche ... Rasse durchmacht.

So verblüffend auf den ersten Augenblick diese ... des Räthsels der Menschheitsgeschichte sein mag, so ... ist sie es doch im Grunde. Das Eigenthümliche besteht ... in Zweierlei. Einmal, daß diese Entwicklung in Verbindung gebracht wird mit dem Darwin'schen Selektionsgesetz, ... als eine Fortsetzung desselben und als eine Uebertragung ... von ihm auf das soziale Leben der Menschheit sich ... und zweitens, daß das Wesen der Religion hier in ... Sinne gefaßt wird, den wir mit ihr zu verbinden ... wegs gewohnt sind, ja der willkürlich konstruirt ... scheint. Kidd hat in einem recht lebendig geschriebenen ... Kapitel uns alle möglichen und unmöglichen Definitionen, ... die in alter und neuer Zeit von Philosophen ... Nichtphilosophen von dem Wesen der Religion aufgestellt ... worden sind, vorgeführt. Aber erschöpfend ist diese ... rung keineswegs. Ja man darf sagen, daß er die ... deutschen Religionswissenschaft jetzt wohl angesehene ... auf Schleiermacher zurückgeht, ganz mit Schweigen ... gangen hat. Kidd bringt in Folge davon von ... die Religion in einen so engen prinzipiellen Zusammenhang ... mit ethischen Tendenzen, daß das ganz eigenthümliche ... derselben in seiner Definition fast ganz verflüchtigt ... Trotzdem, ja vielleicht gerade weil er die Gebote der Religion ... als oberhalb aller Vernunft liegend ansieht, spricht ... Entstehung der Religion jedes subjektive Element ab ... legt dieselbe in eine Sphäre, von der vielleicht ein wirklich ... giös empfindender Mensch keine Spur in sich verspürt. ... ja freilich ganz richtig, daß im Laufe der Entwicklung ... Religion und Moral sich einander nähern. Man hat ... auch als ein Kriterium für die Wichtigkeit oder Unwichtigkeit eines auf religiösem Grunde erwachsenen Dogmas ... Wirkung desselben auf das sittliche Leben der Gläubigen ... angesehen. Aber ursprünglich sind religiöse und ... Vorstellungen historisch nachweisbar auf ganz verschiedenem ... Boden gewachsen. Die religiösen Triebe sind auch ... die sittlichen, welche sich erst aus dem fortgeschrittenen ... Zusammenleben der Menschen und zum Schutze derselben ... gegen die Selbstsucht der Einzelnen entwickeln. Gegen ... den historischen Thatsachen entsprechende Auffassung ... Verhältnisses der religiösen und ethischen Faktoren ... Kulturentwicklung macht Kidd ganz bestimmt ... und die weiteren Ausführungen seines Werkes sind ... darauf gerichtet, diese durch eine neue Gruppirung ... Kombination des historischen Beweismaterials umzustoßen.

kann zugeben, daß Kidd gegenüber den Meinungen welche behaupten, daß die fortschreitende Wissenschaft l die Religion ganz ersetzen werde, im Rechte sei und eistimmen, wenn er ausführt, daß eine Glaubensform, e gar kein über die Vernunft hinausgehendes Element enthält, den religiösen Bedürfnissen der Mehrheit der chen nicht entsprechen wird; man kann ferner ein- en, daß Kidd noch gar manches Andere gegen die nalistische Auffassung der Entstehung und der Aufgabe eligion recht scharfsinnig und schlagend beibringt, aber u der Höhe der Vernunftverachtung und der Loslösung Intellekts von allen Einwirkungen auf das religiöse finden der Menschheit, zu der sich Kidd erhebt, werden chwerlich viele Forscher auf dem dornenvollen Gebiete eligionsgeschichte und der mit ihr verwachsenen Kultur- ichte folgen können. Und das noch aus einem ganz ren Grunde.

Wenn Kidd auch seine Aufstellungen durch Heran- ung von Beispielen aus allen möglichen Religions- men zu begründen sucht und auf analoge Erscheinungen erschiedenen Religionen hinweist, so hat er doch seine assung der Stellung der Religion in dem Entwicklungs- ge der Menschheit wesentlich aus der Bedeutung gefolgert, he das Christenthum für den Bruchtheil der Menschen bt hat, der sich zu ihm bekannt hat und noch be- t. Ja noch mehr! Seine Folgerungen hat er nicht ein- aus Beobachtungen gezogen, die sich aus der Gesammt- wicklung des Christenthums etwa ableiten lassen, sondern sind zum größten Theile aus Erscheinungen abstrahirt, der modernen Welt und der Einwirkung, welche das istenthum auf sie ausgeübt hat und noch fortwährend übt, angehören. In zwei ausführlichen Kapiteln be- ftigt sich Kidd mit der sogenannten westlichen Civili- on, d. h. der durch das Christenthum beeinflußten Civi- tion der westeuropäischen Völker, d. h. besonders der zelsächsischen Rasse diesseits und jenseits des Oceans. n wird ja nun auch nicht leugnen, daß das Christen- m die zwei Faktoren in sich trägt, die es zu einer volutionskraft erster Größe" gemacht haben, indem es Normirung des Lebens durch einen über der Vernunft auslíegenden Faktor ganz besonders kräftig betonte und ethisches System mit sich verband, das die Völker auf höchste bisher dagewesene Höhe der sozialen Kraft hob. an wird ja ferner auch nicht in Abrede stellen, daß die uptzüge der modernen Gesellschaft in der Weltgeschichte nz eigenthümlich und besonders dastehen und viele Ein- htungen unseres Lebens „durchaus neu und nur als Aus- hme" (S. 155) vorhanden sind.

Aber aus ganz neuen, in ihrem Verlaufe nicht über- hbaren Erscheinungen, die noch dazu den Charakter von usnahmen gegen die bisherige Entwicklung an sich tragen, t es doch sehr bedenklich Gesetze abzuleiten. Freilich kann s Einzelerscheinungen auch ein allgemeines Gesetz ge- onnen werden, und der Zufall scheint bei derartigen Ent- ckungen oft ein recht neckisches Spiel zu treiben. Die auptfrage bleibt dabei doch die, ob das so aufgefundene esetz für alle analogen Erscheinungen verwendbar ist und ch im Ganzen bewährt. Hierüber kann aber in unserem Falle erst die Zukunft entscheiden, da die Vergangenheit nicht inwandsfrei als beweiskräftig herangezogen werden kann. Indem es heißt (S. 131), daß sich die politische Geschichte er Jahrhunderte in dem einzigen Satze zusammen fassen asse, daß sie die Geschichte des politischen und sozialen Freiwerdens der Massen des Volkes, die seither allgemein von der Theilnahme an der Rivalität des Daseins unter gleichen Bedingungen ausgeschlossen waren, bilde, und daß dieser geschichtliche Prozeß einem Höhepunkte zustrebe, auf dem die Masse des ausgeschlossenen Volkes endlich in die Rivalität des Daseins auf der Basis des gleichen Rechtes und der gleichen Gelegenheit hineingezogen wird, so ist das eben sicher nur für einen Theil der Menschheit gültig und für diese nur wahrscheinlich richtig.

Nach Kidd zerfällt die Geschichte des Christenthums, das sich durch die Aufstellung altruistischer Ideale von Anfang an ganz bestimmt von allen vorausgegangenen Religionen unterschied und eben wegen dieser Tendenz den bisherigen Herren der Welt so verhaßt und verächtlich war, in zwei große Epochen: in die vorreformatorische und die mit dem 16. Jahrhundert beginnende. Wogen in der ersten die Bestrebungen auf die nothwendige, über die Vernunft hinausgehende Normirung der christlichen Ideale vor, so wollte man in der zweiten Periode diese zwar keineswegs ganz aufgeben, vorzugsweise aber im praktischen Leben der Völker die ungeheuere Ansammlung von altruistischen Gefühlen frei machen, welche das eigenthümliche soziale Produkt der christlichen Religion gewesen war. Für die Evolutionisten ist nach Kidd die kirchliche Bewegung, welche die westlichen Völker mit der Reformation ergriffen hat, eine wesentlich soziale. Sie hat die altruistischen Gefühle in den westlichen Gesellschaften entfesselt und die Stellung der herrschenden Klassen untergraben. Die historischen Ausführungen Kidd's, die das beweisen sollen, sind in der That recht geistreich und zuweilen sogar überzeugend. Sie können natürlich hier nicht mitgetheilt werden und es mögen nur die drei Sätze herausgehoben werden, in denen sie gipfeln.

1. Der soziale Entwicklungsprozeß, wie er stattgefunden hat und noch in der Civilisation des Westens weitergeht, ist nicht ein Produkt des Intellektes, sondern die treibende Kraft in ihm hat ihren Sitz und Ursprung in dem Fonds altruistischer Gefühle, mit denen unsere Civilisation ausgerüstet worden ist. 2. Diese altruistische Entwicklung und die sie begleitende Vertiefung und Verwerthung des Charakters sind das direkte und eigenthümliche Produkt des religiösen Systems, auf dem unsere Civilisation ruht. 3. Für die Wissenschaft besteht die Bedeutung des aus der sozialen Evolution entspringenden Prozesses, in dem das ganze Volk allmählich in den Kampf ums Dasein unter gleichen Bedingungen hineingezogen wird, in der einzigen Thatsache, daß dieser Kampf, um als Ursache des Fortschritts zu wirken, auf die Stufe höchster Kraftentfaltung erhoben werden will (S. 172).

Hiernach wird es nicht allzu schwer sein, sich schon im Voraus ein Urtheil über die Stellung zu bilden, welche Kidd zu dem modernen Sozialismus einnimmt. In einem besonderen Kapitel, dem 8. des Buches, hat er seine Meinung über denselben und die verschiedenen Formen, in denen er auftritt, dargelegt. Daß er unter den Theoretikern des Sozialismus sich besonders an Marx hält, wird Niemand verwunderlich finden. Ebenso wenig, daß er demselben in manchen wichtigen Sätzen beipflichtet. Kidd ist ein Gegner der klassischen Nationalökonomie und der laissez faire Schule. Er stimmt dem Satz von Marx bei, daß die wirthschaftliche Struktur der kapitalistischen Gesellschaft aus der wirthschaftlichen Struktur der feudalen Gesellschaft herausgewachsen sei. Aber nicht wenigen Glaubenssätzen der Sozialisten tritt er ebenso bestimmt entgegen und greift sie in ihrem Ausgangspunkte an. Er führt mit Berufung auf anerkannte Autoritäten verschiedener Nationen aus, daß die Behauptung sozialistischer und überhaupt antikapitalistischer Nationalökonomen, daß die großen Vermögen in der Gegenwart ungeheuer anschwöllen und nach und nach alle kleineren Kapitalansammlungen aufsaugen würden, durchaus falsch sei; im Gegentheil vertheile sich der Reichthum immer weiter und gleichmäßiger. Auch sei die Lage der unteren Volksklassen, so viel sie auch noch zu wünschen übrig lasse, keineswegs in der Gegenwart eine schlechtere als in früheren Zeiten. Denn „die durchschnittliche Lebensdauer hat zugenommen, die Sterblichkeitsziffer ist niedriger; Nahrung, Wohnung und Kleidung sind besser und gesünder und Mäßigkeit wird allgemeiner beobachtet." Sind deshalb so manche Klagen der sozialistischen Volksführer unbegründet, so ist noch falscher und verkehrter das Ziel, dem sie die Menschheit entgegenzuführen sich bemühen. „Es ist ja das erklärte Ziel des Sozialismus, die persönliche Rivalität und die Konkurrenz, welche die Haupttriebfedern des Fortschritts nicht bloß heute sind, sondern von Anfang alles Lebens an immer waren, aufzuheben. Dagegen ist es die äußerste Tendenz des

sozialen Entwickelungsprozesses, der gegenwärtig unter uns vor sich geht, diese Rivalität als eine Bedingung des Fortschritts bis auf den höchsten Grad zu der Wirksamkeit zu steigern, indem alle auf der Basis der Gleichberechtigung in dieselbe eintreten, in dem Gemeinwesen das freieste Spiel der Kräfte gestaltet und die weiteste Gelegenheit gewährt wird für die Entfaltung der Fähigkeiten und der Persönlichkeit des Individuums." (S. 219). Man sieht, Kidd tritt dem sozialistischen Ideale des Zukunftsstaates prinzipiell entgegen. Er meint, daß der Rivalitätskampf weder unter den Individuen noch unter den Rassen jemals erlöschen wird. Aber er will, daß dieser Kampf nicht nur im Interesse des sich selbst hetzenden Individuums, sondern um die höheren Interessen der Gesellschaft geführt werde. Die niedrigen Völkerrassen gehen zu Grunde, ob die höheren sie erhalten wollen oder nicht. Und sie werden um so rascher zu Grunde gehen, je stärker die Kraft der höheren Kultur dadurch wird, daß den niedriger stehenden Elementen der höheren Völker die gleiche Gelegenheit zum Aufwärtssteigen geboten wird, je breiter und intensiver also bei diesen die Kultur wird. Gleiches Recht für Alle ist ja schon die Frucht der modernen Entwicklung unter den westlichen Völkern gewesen. Alle Menschen in die Rivalität des Lebens auf der Basis der Gleichheit einzuführen, das ist das letzte große Ziel der Evolution, die unter den westlichen Völkern sich vollzieht. Sie vollzieht sich in Folge der Steigerung der altruistischen, ethischen Elemente unter uns und verräth sich in den verschiedensten Erscheinungen. Die bis dahin herrschenden Familien verlieren ihre Stellung, die sie sich zum Theil selbst untergraben, da auch sie den altruistischen Empfindungen sich nicht verschließen können; sie sterben auch aus. Nur fünf von den mehr als fünfhundert der ältesten aristokratischen Familien Englands können heute ihren Stammbaum männlicherseits direkt bis ins fünfzehnte Jahrhundert zurückführen. Und in anderen Ländern sieht es ähnlich aus. Es scheint so, als ob der Umstand, daß in den unteren Ständen die Heirathen in jüngeren Jahren stattfinden, als in den höheren, wie statistisch nachgewiesen zu sein scheint, der aufsteigenden Bewegung der niederen Stände zu Hilfe kommt, indem dadurch lebenskräftigere Individuen unter ihnen entstehen. Und wie innerhalb der Völker sich die sozialen Stellungen verschieben, so auch unter den großen Nationen. Die Völker teutonischen Stammes haben im Kampfe ums Dasein auf fast allen Punkten der Erde den Sieg davongetragen. Sie wachsen den übrigen auch an Kopfzahl weit voran. Im Anfange dieses Jahrhunderts hatte Frankreich 27 Millionen Einwohner, während die englisch redenden Völker, Irländer und Nordamerikaner mit eingeschlossen nur 20 Millionen betrugen. Jetzt sind diese nun auf 101 Millionen gestiegen, während die Franzosen nur auf 40 gewachsen sind. Im neuen Jahrhundert wird es auf jeden französisch Sprechenden zehn englisch Sprechende geben, das glauben die Franzosen selbst. Bei diesen merkwürdigen Veränderungen ist die Intelligenz der verschiedenen Völker aber keineswegs als der entscheidende Faktor anzusehen. Darauf kommt Kidd immer von Neuem zurück. Das Uebergewicht, das die teutonischen Völker gewonnen haben und noch gewinnen, geht nach ihm auf andere Eigenschaften zurück, die unmittelbar zur sozialen Tüchtigkeit beitragen. Die evolutionären Kräfte, welche durch die Vermittlung religiöser Systeme mehr und mehr die Unterordnung der gegenwärtigen Interessen des Individuums unter die künftigen Interessen der Gesellschaft sichern, sind die größten und Ausschlag gebenden. „Das Menschengeschlecht scheint in der That mehr und mehr religiös zu werden und die Sieger im Wettstreit sind diejenigen Racen, bei denen der religiöse Typus am vollsten entwickelt ist" (S. 251).

Doch ich breche damit meine Auszüge aus dem merkwürdigen Buche, das so Vieles geradezu auf den Kopf zu stellen scheint, was bei uns landläufige Ansicht geworden ist, endlich ab. Es ist wahrlich keine Kapuzinade, was in ihm geboten wird, und z. B. die Gründe, welche ins Feld geführt werden, um die Bedeutung des religiösen Faktors in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit zu erweisen, unterscheiden sich sehr bedeutend von den Anprei... Kirchenthums, die bei uns jetzt gegen die sozialisti... auch bei Männern der Wissenschaften zur Mode ... sind. Im Grunde ist es jedoch nicht so gewalti... was uns der Verfasser sagt, er bringt es uns nur ... besonderen Weise und in einer uns ungewohnten ... bung vor. Daß für das Leben und die Tüchtigkeit ... Volkes die sittlichen Eigenschaften desselben stärker ... wicht fallen als die intellektuellen, das glauben ... so ziemlich alle. Daß das religiöse Element, das ... Entwicklung der Menschheit von der größten, ... gebenden Wichtigkeit nach Kidd ist, von ihm in ... schroffen Gegensatz zur Intelligenz gesetzt wird, ja ... nach ihm geradezu eine der Intelligenz entgegen... Tendenz verfolgt, ist aber sicher eine Einseitigkeit, ... nur aus der Absicht des Verfassers erklärt, in den ... der menschlichen Entwicklung ganz feststehende, ... entgegengesetzte Faktoren einzuführen, die wie in dem ... prozesse durch gegenseitige Reibung die Entwicklung ... ausweichlicher Richtung vorwärts treiben sollen.

Daß Kidd religiöse und ethische Elemente ... gleichartig und gleichwerthig ansieht, daß er der Rel... einen so wichtigen Faktor sie auch in der Kulturentwi... spielen mag, von Haus aus eine soziale Tendenz ... und so manche andere Leistung er ihr gelegentlich ... nicht abspricht, doch ihre Hauptaufgabe darin findet, daß ... Menschheitsentwicklung den Vorrath von altruistischen ... zuführe, die diese gegen die lediglich auf egoistische ... bungen ausgehende Intelligenz im Kampfe ums ... allein vor dem Herabsinken und dem Untergang ... wahre, ist eine von der christlichen Religion und deren ... reformatorischen und nachreformatorischen Entwicklung ... geleitete Idee, die nicht von allgemeiner Gültigkeit ... Es dürfte Kidd sehr schwer werden, aus den übrigen ... gionen etwas derartiges zu abstrahiren. Und wenn ... heut zu Tage von der Aufgabe der Religion in der ... tion der menschlichen Gesellschaft spricht, welche Rel... meint er denn? Es ist doch unzweifelhaft, daß die ... der Religion — auch nach der Meinung Kidd's, wenn er ... auch nirgends, so viel ich sehe, direkt ausspricht, — an die ... schiebenen kirchlichen Gemeinschaften, in die sich die ... Christus zurückgehende religiöse Bewegung gespalten ... und deren religiöse Thätigkeit gebunden ist, wenigstens ... stark von ihnen beeinflußt wird. Wenn nun aber, ... doch heute den Anschein hat, ein großer Theil, wenn ... der größte Theil der kirchlichen Thätigkeit dieser Gem... schaften sich in gegenseitiger Bekämpfung um dogmati... und verfassungsrechtlicher Differenzen willen aufzehrt ... bleibt da die Kraft für Leistungen, wie sie eben Kidd ... Religion im Gegensatz zur Intelligenz vindizirt? Die ... ligion, der Kidd die große Wirkung zuschreibt, existirt ... gends und hat in der von ihm postulirten Weise nie ... existirt. Sie wird auch niemals existiren, wenn ihr innerstes ... Prinzip, wie doch das Kidd stets urgirt, in einem so ... lichen Gegensatze zu der menschlichen Intelligenz und ... von dieser ausgehenden Entwicklung steht. Die altruistischen ... Gefühle, welche jetzt die westlichen Völker und deren Kul... so stark beeinflussen, stehen in der innigsten Verbindung ... mit den Prinzipien des Christenthums. Aber die christlichen ... Kirchen und Denominationen haben auch die Energie ... selben nicht nur zu oft gehemmt, sondern sie geradezu ... gehoben. Soll die Welt im Sinne Kidd's religiöser werden ... so müssen für sie andere Formen gefunden werden, in der ... sich der religiöse Geist reiner ausprägt als in den ... herigen. Das ist wohl die Hoffnung Vieler.

K. Heinrich

Parlamentsbriefe.

XXII.

Das preußische Abgeordnetenhaus wird trotz der nerlichen Gluth noch immer zusammengehalten. Im iischen Hause der Gemeinen beklagte sich jüngst ein glied in sehr drastischen Worten darüber, daß die Reung das Parlament zwänge, zusammenzubleiben, ohne ihm ein würdiger Arbeitsstoff geboten wird; in Preußen en sich die Abgeordneten darauf beschränkt, einmal durch hlußunfähigkeit Unzufriedenheit an den Tag zu legen. r Miquel brennt darauf, die Reihe seiner schöpferischen iten noch in diesem Jahre dadurch zu vermehren, daß er neues Stempelsteuergesetz zum Abschluß bringt.

Es ist schwer, über den Inhalt dieses Gesetzentwurfs as zu sagen, ohne den ganzen Tarif zum Abdruck zu igen. Irgend ein Grundgedanke ist darin nicht zu den. Der alte Tarif hatte eine Anzahl von Bestimmungen, en Auslegung zweifelhaft war; der neue Tarif wird neue eifel erregen. Die Zweifel, welche der alte Tarif wachusen hatte, sind im Laufe einer langen Zeit durch die axis ausgeglichen worden; bei dem neuen Tarif muß die axis von vorn anfangen. Wahrscheinlich wird das neue setz dem Staate eine Million mehr einbringen, als das :. Herr Miquel leugnet zwar, daß das die Absicht vesen sei, aber er leugnet kaum, daß es der Erfolg sein :d. Und wenn es in der That nicht die Absicht gewesen so ist es schwer, die dem Gesetze zu Grunde liegende sicht zu entdecken. Trotz der Mühe, die sich Kommission d Plenum mit dem Gesetze gegeben haben, ist es zweifelt, ob es zum Abschlusse gelangen wird, denn man errtet vom Herrenhause, daß es den Stempel für Fideinmißgründungen herabsetzt, und in diesem Falle könnte s Gesetz für die Regierung unannehmbar werden.

Neu eingegangen ist ein Gesetzentwurf, durch welchen ı Kreditinstitut gegründet werden soll, das den landwirthaftlichen Genossenschaften Unterstützung gewährt. Die ittel dazu sollen vom Staate hergegeben werden, denn der aat hat die Pflicht den Schwachen zu helfen. Landirthschaft und Zünftlerthum wetteifern um den Ruhm, die wächsten zu sein; die Zünftler klagen nur darüber, daß is Gesetz, dessen Wortlaut allerdings auch ihnen zu Gute mmt, in der Praxis so angewendet werden wird, daß die ındwirthschaft allein den Vortheil hat. Die Sozialdemoaten haben seiner Zeit das „Recht auf Arbeit" proklamirt; e Anhänger des Fürsten Bismarck haben als Seitenstück ızu das Recht auf Rente verkündet. Als drittes im Bunde ellt sich jetzt das „Recht auf Kredit" hinzu. In vollem rnst wird verkündet, daß der Kreditbedürftige ein Recht uf Kredit habe, und da die Reichsbank nur innerhalb ihrer atutenmäßigen Grenzen Kredit gewähren kann, so müsse r ein anderes Institut ergänzend zur Seite treten. Natürch wird auch dieses Zugeständniß nur dazu dienen, weitere egehrlichkeit wachzurufen. Früher bezeichneten die Agrarier ie staatliche Grundsteuer als einen Hauptgegenstand ihrer eschwerden; jetzt wo die staatliche Grundsteuer abgeschafft t, versichert Graf Kanitz, dem Grundbesitz habe diese Maßegel so gut wie gar nichts geholfen. Diese Erscheinung ird sich bei jeder Gelegenheit wiederholen. Ich bin völlig efaßt darauf, daß, nachdem das Gesetz in Kraft getreten ist, ie Frage ertönen wird, was es dem Menschen hilft, Geld eliehen zu erhalten, wenn er es doch wieder zurückgeben ınd überdies Zinsen bezahlen muß. Die Ordnung des kreditwesens läßt sich nur durch die freie Thätigkeit des Verkehrs herbeiführen. Wenn die Landwirthe sich das Genossenschaftswesen in gleicher Weise zu Nutze gemacht hätten, wie andere Gesellschaftsklassen, so würde es eines olchen Gesetzes nicht bedürfen.

Es werden noch einige kleine Vorlagen über Verstaatlichung von Eisenbahnen erwartet. Auch die Vorgänge im Kloster von Mariaberg fallen auf dem Wege der Interpellation zum Gegenstand einer Besprechung gemacht werden. So wird wohl Mitte Juli herankommen, bevor der Landtag geschlossen wird.

Proteus.

Aus unserem Citatenschatz.

Aus den Annalen des Ordens pour le Mérite.

Es ist keine einzig dastehende Thatsache, daß ein Erwählter es abgelehnt hat, den Orden pour le mérite anzunehmen. Es mag sein, daß die Ablehnung, die Pasteur der Verleihung entgegengesetzt hat, eines modernen chauvinistischen Beigeschmacks nicht ganz entbehrt. Freilich glaubt man solches nicht gern bei einem Manne von der Größe Pasteurs. Herbert Spencer wird zu seiner Haltung aber gewiß nur durch den **einen** Umstand bestimmt worden sein, daß er Orden prinzipiell und überhaupt nicht annimmt. Er hat bei der Zurückweisung einer solchen höchsten Auszeichnung, die Preußen für Geistesthaten verleihen kann, einen Vorläufer, der ein — Deutscher ist. Es verdient in Erinnerung gebracht zu werden, daß Ludwig Uhland den nämlichen Orden abgelehnt hat, und mit welcher Motivirung er es that.

Sogleich als das Gerücht von der Verleihung zu Uhland nach Tübingen gedrungen war, schrieb er folgenden Brief an Alexander von Humboldt nach Berlin:

„Euer Excellenz!

Von verschiedenen Seiten und in glaubhafter Weise kommt mir heute die Nachricht zu, daß das Kapitel des Ordens, der sich Ihrer Vorstandschaft erfreut, beschlossen habe, mich zum Mitglied desselben vorzuschlagen. Es mag voreilig erscheinen, wenn ich vor erfolgter Bestätigung dieses Vorschlags und vor irgend welcher amtlichen Eröffnung mir eine Aeußerung gestatte, die eine gänzlich überflüssige sein kann. Gleichwohl ergreife ich eben den Augenblick der noch unentschiedenen Sache, um nichts zu versäumen, was ein so überraschender und unverdienter Gunsterweis mir auflegt. Er verpflichtet mich, jetzt schon unrückhaltig zu sagen, daß ich mit litterarischen und politischen Grundsätzen, die ich nicht zur Schau trage, aber auch niemals verläugnet habe, in unlösbaren Widerspruch gerathen würde, wenn ich in die mir zugedachte, zugleich mit einer Standeserhöhung verbundene Ehrenstelle eintreten wollte. Dieser Widerspruch wäre um so schneidender, als nach dem Schiffbruch nationaler Hoffnungen, auf dessen Planken auch ich geschwommen bin, es mir nicht gut anstände, mit Ehrenzeichen geschmückt zu sein, während Solche, mit denen ich in Vielem und Wichtigem zusammengegangen bin, weil sie in der letzten Zerrüttung weiterschritten, dem Verluste der Heimath, Freiheit und bürgerlichen Ehre, selbst dem Todesurtheil verfallen sind, und doch, wie man auch über Schuld oder Unschuld urtheilen mag, weder irgend ein Einzelner, noch irgend eine öffentliche Gewalt sich aufrichtig wird rühmen können, in jener allgemeinen, nicht lediglich aus kecker Willkür, sondern wesentlich aus den geschichtlichen Zuständen des Vaterlandes hervorgegangenen Bewegung durchaus den einzig richtigen Weg verfolgt zu haben.

Der politisch parteilose Standpunkt, den das verehrte Ordenskapitel einnimmt, das ausgezeichnete Wohlwollen, das mir in jetziger Zeitlage doppelt erfreuend zugewandt wird, müssen, ich fühle das sehr wohl, den Tadel schärfen, der unvermeidlich über meinen Entschluß ergehen wird; aber Ueberzeugungen, die mich im Leben und im Liede geleitet haben, lassen mir keine Wahl, so wenig sie dem lebhaften Danke Eintrag thun, mit dem mich die mir in hohem Grad ehrenvolle Beschlußnahme des Kapitels erfüllt hat.

Genehmigen Euer Excellenz den Ausdruck meiner vollkommenen, dankbarsten Verehrung.

Tübingen, 2. December 1853.

Dr. L. U."

Mit diesem Briefe kreuzte sich das folgende Schreiben, das Alexander von Humboldt an Uhland gerichtet hatte.

„Ein so lange von mir gehegter, oft öffentlich ausgesprochener Wunsch ist endlich erfüllt worden. Als Kanzler des Ordens pour le Mérite für Wissenschaft und Kunst, von Friedrich dem Großen gestifte

und von dem jetzigen König erweitert, kann ich Ihren schönen, ächt deutschen Namen in die Liste der dreißig Ritter setzen, die, sich selbst wählend und ersetzend, über das ganze deutsche Vaterland zerstreut leben. Mit übergroßer Stimmenmehrheit gewählt, sind Sie heute von Seiner Majestät dem König, der schon als Jüngling Ihre poetischen Schöpfungen zu schätzen gelernt hatte, ernannt worden. Die officielle Bekanntmachung der Wahl als Ersatz von Ludwig Tieck kann statutenmäßig erst am 27. Januar 1854, am Geburtstag des großen Königs, erfolgen: ich aber habe mir die Freude nicht versagen wollen, schon jetzt diese Zeilen an Sie, hochverehrter Mann, zu richten, und Ihnen die Huldigung zu erneuern, die hoher geistiger Begabung zum Lied, tiefem dichterischem Gefühle und edler Freiheit der Gesinnung im öffentlichen Leben so gerne gezollt wird.

Darf ich Sie freundschaftlichst bitten mir zu schreiben, ob wir Sie auf der zu veröffentlichenden Liste des Instituts, das mehr eine Akademie als ein Orden ist, also bezeichnen sollen:

Dr. Uhland, Professor in Tübingen?

Mit inniger Verehrung

Potsdam, Stadtschloß. Ihr
5. Dec. 1853." anhänglichster
Alexander v. Humboldt.

Noch einmal schrieb Alexander v. Humboldt:

„Verehrungswerther Mann! An dem Tage, an dem der König Ihre Ernennung an unserem rein wissenschaftlichen und künstlerischen Institut, das in seiner freien Organisation mit keinem andern Aehnlichkeit hat, bestätigt; eine Stunde, nachdem ich Ihnen aus voller Seele mit der gutmüthigsten Vertraulichkeit meine Freude über eine endlich erfüllte Hoffnung äußerte, erhalte ich Ihren Brief vom 2. Dezember.

In einem 84 jährigen vielbewegten Leben ist mir wohl nie etwas mehr Unerwartetes vorgekommen! Bei der Gründung des Instituts, das ein äußeres Zeichen hat, das man tragen oder nicht tragen kann, ernannte der König die ersten 60 Mitglieder über ganz Europa (die Hälfte in allen deutschen Gauen) selbst. Mein theurer Freund Arago, bald darauf Präsident der französischen Republik und damals schon durch seine republikanische Gesinnung bekannt, und Melloni, der größte Physiker unseres Zeitalters, vormals Präsident della Giunta revoluzionaria in Parma, wurden zu Mitgliedern des Instituts ernannt recht eigentlich, um gleich bei der Gründung an den Tag zu legen, daß hier nur von Geistesgaben und intellektuellen Verdiensten die Rede sei, daß politische Betrachtungen so wie alle kirchlichen ausgeschlossen blieben, nach des Gründers ernstem und in der Folge beharrlich festgehaltenem Willen. Um noch mehr Freiheit zu geben, wurde eingeführt, daß so wie die deutschen Mitglieder des Instituts sich selbst ersetzen, so werden die Fremden, bei denen Selbstwahl wegen ihrer Zerstreutheit über Europa und (wie ich hoffe) recht bald über die amerikanischen Freistaaten unmöglich ist, von unseren beiden Akademieen der Wissenschaften und der Künste, je drei Personen, vorgeschlagen. Der König wählt sich den, der unter dreien die meisten Stimmen von den vorgeschlagenen Ausländern hat. Arago antwortete: „dieses Institut ist mehr als ein Orden, es ist die Idee einer großen unabhängigen europäischen Akademie! Wie würde ich dazu es über mich gewinnen, auszuschlagen und Dich in so bittere Verlegenheit setzen!" Ich belästige Sie, edler Mann, mit diesem kleinlichen Detail, weil ich die Hoffnung nicht aufgebe, daß, wenn Sie von der innern Organisation des Instituts genauer unterrichtet sind, besonders von der Tendenz, die sich so klar darin ausspricht, Sie vielleicht meine herzliche Bitte erfüllen und die Ernennung annehmen. Der große italienische Litterator und Dichter Manzoni wollte auch erst die Ernennung nicht annehmen, weil er sich vorgesetzt, keinen Orden zu tragen. Ich durfte ihm antworten, wie Ihnen, man wünsche ja nur, daß ein so schöner Name nicht auf einer Liste mangle, welche die Illustrationen des Zeitalters enthalten soll; die Nothwendigkeit, den Orden zu tragen, beschränkt sich nur auf den Fall der Gegenwart des Monarchen, welcher der Gründer des wissenschaftlichen und künstlerischen Instituts ist. Ich ehre tief die Grundsätze politischer Konsequenz, wie der Treue an die, welche nach dem Schiffbruch nationaler Hoffnungen verfolgt werden; aber unter Verhältnissen, die (wie die Wahl von Arago und Melloni, von Manzoni und Thomas Moore, der die heilige Allianz so gewaltig in Versen verspottet hatte, bezeugen der Politik wie den religiösen Ahndungen total fremd sind, werden Sie nicht in unlösbarem Widerspruch mit sich selbst gerathen, wenn Sie einfach annehmen, was Sie „eine zugleich mit einer Standeserhöhung verbundene Ehrenstelle" nennen. Wer möchte bei dem gefeierten, schönen, mit dem Andenken an die große Zeit ... freiungskrieges so eng verwandten Namen Ludwig Uhland ... von Standeserhöhung und Ritterthum denken? Erfüllen Sie ... Bitte, es ist mir manches geglückt im Leben. Auch meine ... meine unveränderte Anhänglichkeit an freie Institutionen ... in meinen Schriften, die von 1768—1790 heraufreichen, ... Georg Forster in Paris war. Sollte ich nicht einiges ... Sie zu bitten, meiner zu gedenken, des Labyrinthes ... heiten, in welches Sie mich setzen, der es nicht um Sie ... ehre über Alles den strengen catonischen Sinn, auf Verhält... wandt, in denen er fruchtet und deren Werth er erhöht. Was ... Sie unvorsichtig zu schützen woge, gehört einem andern ... Erfreuen Sie mich bald mit einigen Zeilen.

Mit dem Ausdruck inniger Verehrung

Ihr

Potsdam, 5. December anhänglicher
Nachts, 1853. A. v. Humboldt.

Verzeihen Sie einem Urmenschen die Unleserlichkeit und ... tion des Styls."

Ludwig Uhland blieb unerschütterlich.

Karl Ludwig.

I.

Das Leben Karl Ludwig's erzählen, heißt ein gut ... der Fortschritte darlegen, welche die Physiologie in ... letzten zwanzig Jahren gemacht hat. Und die Physiologie schreitet heute so schnell vorwärts, daß das Leben ein... Mannes in ihrer Geschichte eine viel tiefere Spur zur... läßt als früher viele Menschen in ganzen Jahrhunderten. Um das Lebenswerk Karl Ludwigs zu begreifen, muß ... sich mit den Gedanken in die Zeit zurückversetzen, in der ... seine Laufbahn begann.

Dies wird dem Leser vielleicht nicht unwillkommen ... sein; denn der moderne Geist der Biologie ist in ... Epoche entstanden. Alexander v. Humboldt, Johannes Müller und Justus Liebig waren alle überzeugte Vitalisten. Diese, die größten Physiologen Deutschlands in ... ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, nahmen an, ... die lebendigen Körper von anderen chemischen und physikalischen Kräften beherrscht seien, als diejenigen sind, welche die ... organische Natur lenken. Indem sie die Wissenschaft ... unfähig hielten, die Erscheinungen des Lebens zu erklären, glaubten sie, daß die Thiere und der Mensch durch ... geheime Kraft leben, welche den Vorgängen, die sich ... lebenden Organismus abspielen, einen anderen Antrieb ... gebe, als derjenige ist, den die Körper innerhalb des Organismus erfahren. Erst nach dem Tode nehmen ihrer ... nach die Atome diese natürliche Anziehungskraft wieder ..., indem sie andere Erzeugnisse bilden, wie man es bei der Fäulnis der Körper beobachten kann. Dies ist das große Problem der Physiologie — der Tod. Hierhin haben die Philosophie und die Religion ihren Blick gerichtet. Das unvorhergesehene Erblassen des Körpers, jenes rasche Aufhören ... Empfindung und Bewegung, jenes plötzliche Erkalten ... und das Erlöschen jeder sichtbaren Energie in uns muß ... Gedanken eingegeben haben, daß mit dem Tode eine ge... heime Kraft sich vom Körper loslöst. Die Idee einer ... zeitweilig mit der Materie des Organismus verbundenen Seele mußte sich dem Geist vor jeder anderen Erklärung ... darbieten. Es ist ein so einfacher Begriff, der sich um Verstand und Phantasie schlingt, die schönste unter den elementaren Vorstellungen. Bei allen Völkern muß der ursprüngliche Gedanke vom Dasein der Seele und das religiöse Gefühl aus der Betrachtung des Todes hervorgegangen ...

Aber die Wissenschaft hat uns jetzt so weit ... daß wir vom Leben und vom Tode sprechen, sie ...

Wesen und ihren Ursprung erörtern, und dabei doch von n religiösen Begriff absehen können.

Johannes Müller, der größte der Physiologen, welche die e studirten, war Pantheist und einer der wärmsten Be- derer Giordano Bruno's. Indem er dem Ursprung des ns nachgehen will, drückt er sich in folgender Weise *): „Die Harmonie, welche nothwendiger Weise die ane zu einem Ganzen verbindet, kann nicht bestehen e den Einfluß einer Kraft, welche in dem ganzen Orga- nus wirkt, und ihn durchdringt, welche nicht abhängt den einzelnen Theilen; und diese Kraft besteht, ehe die monischen Glieder des Ganzen vorhanden sind. Diese pferische vernünftige Kraft offenbart sich in jedem Thiere strengen Gesetzen, wie es die Natur eines jeden eres erfordert."

Diese Lehre war es, gegen welche Ludwig sich erhob, er zusammen mit du Bois-Reymond, Helmholtz und lcke eine neue Epoche in der modernen Physiologie be- ndete. Die wissenschaftliche Denkart Ludwig's wird auf ersten Seite seines Buches klar**): „Wenn wir den ganismus der Thiere theilen und nochmals theilen, so angen wir schließlich zu einer begrenzten Zahl chemischer ome, und wir ziehen den Schluß, daß alle Funktionen thierischen Körpers das Ergebniß der Anziehungen oder Abstoßungen dieser elementaren Körper sind. Dieser Schluß rd unabweisbar, wenn man mit mathematischer Strenge weisen kann, daß die elementaren Theile des Organis- us so durch ihre Richtung, durch die Zeit und die Masse sandert sind, daß aus ihrer wechselseitigen Einwirkung it Nothwendigkeit alle Bildungen des Organismus, der bt und stirbt, hervorgehen müssen."

Die Generation, welche heute unsere Schulen besucht, dermaßen von dem neuen Geist dieser Philosophie durch- ungen, daß sie nur schwer die Wirkung begreift, welche e erste Offenbarung dieser Lehre hervorbrachte.

Wilhelm Wundt, der große Leipziger Psychologe sagt, aß „für ihn der Eindruck, den dieses Buch hervorbrachte, nvergeßlich war". Das Durcharbeiten jenes monumen- ten Werkes war es, welches ihn zu selbständigen Unter- ichungen veranlaßte, und der erste Versuch, den er als ehrer machte, bestand darin, einige Kapitel des Ludwig'- hen Lehrbuches zu erläutern.

II.

„Der Glaube an die Lebenskraft steht dem an andere Dogmen gleich, indem er viel weniger von der wissenschaft- lichen Ueberzeugung als von einem Bedürfniß der Seele nach gewissen Organisationen abhängt. Und darum kann man diesen Glauben wie den an Dogmen nicht mit den Wurzeln ausrotten." So sprach von der Lebenskraft du Bois-Reymond schon seit 1848. Nach einer kurzen Ruhe- pause, in welcher der Vitalismus erloschen schien, sehen wir jetzt, daß er unter anderer Form wieder emporwuchert. Die Litteratur und Kunst zeigen deutlich die Reaktion, die wieder im Entstehen ist, und ringsherum fühlt man den Hauch des Mystizismus, der die Geister wieder zu umfangen be- ginnt. Die Schule der Neovitalisten hat bereits Lehrstühle erobert, und einige fürchten, daß sie bald die Schule über- schwemmen und den Geist der wahren Wissenschaft ersticken wird, wie es in den katholischen Universitäten geschehen ist. Ein Ergebniß aber hat man schon sicher erlangt: Niemand wagt es mehr in Zweifel zu ziehen, daß das seelische Leben und die Funktionen des Nervensystems bei den niederen Thieren denselben Charakter haben, wie das des menschlichen Gehirns, daß es keinen inneren, sondern bloß einen stufen- weisen Unterschied gibt zwischen der Seele der Thiere und der des Menschen. Die Physiologie ist die jüngste der Wissenschaften, und wir dürfen uns nicht entmuthigen lassen, wenn das Werk von Ludwig, Helmholtz, Claude Bernard, du Bois-Reymond nicht genügt hat, um in allen die Ueber- zeugung zu befestigen, daß die Erscheinungen des Lebens sich mit den Gesetzen erklären lassen, welche die allgemeine Materie beherrschen.

An uns ist es, die Fackel hoch zu halten, welche unsere Meister entzündet haben. Sie haben uns diese Fackel an- vertraut mit der Gewißheit, daß keine Kraft für sich allein bestehen kann, daß keine Energie sich mit der Materie wieder verbinden oder von ihr sich wieder loslösen kann. Folgen wir getreulich diesem Lichtstrahl als dem einzigen Führer, der uns durch die Finsterniß leiten und uns die Geheimnisse des Lebens enthüllen kann. An uns ist es, diese Reaktion zu bekämpfen, die um so mehr zu fürchten ist, je ehrbarer sie sich gibt. Der Neovitalismus hat bloß den Anschein, von der Liebe zur wissenschaftlichen Untersuchung eingegeben zu sein, im Grunde ist er eine Einflüsterung des Mysti- zismus.

Einige Vitalisten suchen schon einen Beweis zu führen aus jenen Phänomenen, bei denen es unmöglich sei, eine Erklärung nach den Prinzipien der Chemie zu geben; andere, weniger kühn, sagen, daß die Elektrizität, die Wärme und das Licht, wie sie sich im lebenden Organismus entwickeln, etwas charakteristisches und besonderes haben, weil man sie mit den Phänomenen der Elektrizität, der Wärme und des Lichtes, die der Physiker studirt, nicht identifiziren kann. Sie deuten verschleiert an, daß die Thiere und Pflanzen etwas Exklusives und Besonderes in ihren inneren Theilen haben, welche ihnen das Leben geben.

Diesen antworten wir: Ja, es ist wahr, die Physiologie ist eine organische Physik und Chemie, aber die Mechanik des Lebens muß im Grunde mit der Mechanik identisch sein, welche die Atome der gesammten Materie bewegt. Man bedenke die Geschichte des menschlichen Gedankens, und man wird sich überzeugen, wie langsam er fortschreitet. Man entmuthige sich nicht, wenn die Wissenschaft weniger schnell täuscht als unsere Hoffnungen und das ungeduldige Ver- langen des Utilitarismus. Der verdient den Namen des Philosophen nicht, der die Unwissenheit von heute mißbraucht, um Schwierigkeiten zu schaffen, um Schatten Raum zu geben, die morgen langsam verfliegen werden.

Aber es ist nicht wahr, daß es eine Frage der Zeit ist, antworten die Vitaliten; es ist nicht wahr, daß es euch schließlich mit den Gesetzen der Physik und Chemie gelingen wird, die Phänomene zu erklären, die unter dem geheimniß- vollen Schleier des Lebens verborgen sind; denn je weiter die Wissenschaft vorschreitet, desto verwickelter sehen sich die Dinge an, die einfach schienen. Die mechanischen Begriffe genügen nicht, um eine Erklärung des Lebens zu geben, weil wir auch gerade das Wesen der unorganischen Natur und die ihr eigene Energie nicht begreifen.

Dieser Kampf spielt sich bloß auf dem Felde der Wissen- schaft ab, aber ein jeder fühlt, daß außerhalb der Schranken, innerhalb derer wir kämpfen, ein ungeduldiger Haufe wartet, der bald rumort, bald sich beruhigt, und welchem die Strenge der Studien nicht die Ruhe gewähren kann, um lange auf eine Schlußfolgerung zu warten. Indem sie die tiefe Wand- lung, welche die Wissenschaft in der modernen Gesellschaft hervorgebracht hat, sahen, glaubten Manche, daß die Glück- seligkeit des Menschen vermehrt werden würde, und nun verwünschen sie die Wissenschaft, weil dieser ihr Traum sich nicht verwirklicht hat.

Litteraten und Kritiker, welche in die Zeitungen schreiben und die Geschichte der Gegenwart verarbeiten, um daraus die Nahrung der Massen zu machen, haben nicht die genügende Bildung, um das Materielle vom Positiven zu unterscheiden. Und noch viel weniger verstehen sie die Charlatane, die Dilettanten und die Halbnarren (mattoïdi) von wirklichen Männern der Wissenschaft zu sondern. Sie vermengen die Irrthümer mit der Wahrheit, die kühnen und phantastischen Hypothesen mit sicher festgestellten That- sachen.

Es wäre thöricht zu versprechen, daß die Wissenschaft alle Geheimnisse der Natur enthüllen werde. Die wahren Physiologen sind bescheiden, weil sie wie alle wahren For-

*) Johannes Müller, Handbuch der Physiologie des Menschen. I. Band, 1844, Seite 21.

**) K. Ludwig, Lehrbuch der Physiologie des Menschen. Leipzig. I. Band. Zweite Auflage, Leipzig und Heidelberg 1858—1861

scher zugeben, daß es dem Menschen unmöglich ist, das innere Wesen der Materie und deren Kräfte, ihren Ursprung wie den des Lebens zu erkennen. Das Gehirn des Menschen ist nicht geschaffen, um die unendliche Ausdehnung des Raumes, noch die Ewigkeit der Zeit oder die Unzerstörbarkeit der Materie zu begreifen.

Es ist lächerlich, daß die Kritiker und die Spiritualisten, wenn man dies eingesteht, fortfahren, ihre rohe Stimme zu erheben und der modernen Wissenschaft Vorwürfe zu machen.

Wir bekämpfen den Vitalismus bloß, weil, wenn man zugesteht, daß es eine Kraft gibt, die für sich allein unabhängig von der Materie besteht: eine Kraft, die sich von der Materie loslösen oder in sie eindringen kann, indem sie sie mit neuen Gesetzen beherrscht, der Begriff aufhört, den wir von den Beziehungen zwischen Ursache und Wirkung haben. Wenn die Physiologie auf das Studium des Nervensystems angewandt wird, muß sie dieselbe Methode befolgen, welche die anderen Wissenschaften beobachten, ohne daß sie sich darum kümmert, daß diese Phänomene zusammengehörig sind und einen Komplex von Dingen bilden, den wir Seele oder Geist nennen. Wir müssen dieselben Kriterien berücksichtigen, welche den Erfolg der anderen experimentalen Wissenschaften gesichert haben.

Die Kritiker und Litteraten, welche fern von den Laboratorien leben, jene Personen, die der Wissenschaft von ferne folgen, in den Tageszeitungen oder in den Büchern, die bestimmt sind, die Wissenschaft volksthümlich zu machen, sich bethätigen lieben es zu versichern, daß die Wissenschaft ihren Zauber verloren habe. Wenige begreifen, welches der neue Geist der Wissenschaft sei, wenige dringen in ihren Bereich ein, oder wissen, aus welchem Holze die wahren Experimentatoren gemacht sind.

Ludwig's Leben zu schreiben ist ein Tribut der Dankbarkeit, den ich meinem Lehrer darbringe und gewissermaßen ein Akt kindlicher Pietät. Es wäre ein Trost für meine Betrübniß, wenn ich die Gestalt des großen Lehrers und seine fruchtbare Einwirkung auf die jüngste der Wissenschaften klarlegen könnte. Meine Bewunderung ist ebenso groß wie meine Trauer. Die künftigen Physiologen werden ihn vielleicht noch mehr als wir schätzen, wenn die Geschichte seiner Schüler den Ruhm seiner Schule und seines Namens erhöhen wird. Die Schriften Ludwig's werden für immer ein Muster der Einfachheit sein durch ihren Stil, durch die Klarheit ihrer Darstellung. Die Art, wie er ein neues Feld der Untersuchung erkundete, dort wo andere vor ihm vorübergegangen waren, ohne die verborgenen Schätze zu gewahren, die Kunst, die er besaß ein Problem, das unlösbar schien, zu entwirren, die einfache Art, mit der es ihm gelang, den Kern einer Frage zu erfassen, die Irrthümer von allem Anfang an bei Seite zu lassen, seine Erfindungsgabe in der Technik der Experimente, das sind alles Dinge die aus Ludwig einen klassischen Schriftsteller der Physiologie gemacht haben. Aus seinen 20 Bänden athmet der poetische Zauber der Untersuchung, unbeirrbar treue, sorgfältige Genauigkeit.

Um zu zeigen, welche Hochachtung Ludwig für die von der Physiologie gemachten Fortschritte besaß, werde ich eine einzige Thatsache erzählen. Die im Jahre 1862 vergriffene zweite Auflage seines Lehrbuches war eine Seltenheit geworden, und Jedermann suchte sie zu den höchsten Preisen zu erwerben. Ich fragte ihn, warum er nicht eine dritte Ausgabe drucke. „Es hat mir zu viel Mühe gekostet, antwortete er; an jenem Lehrbuch habe ich 10 Jahre gearbeitet; heute wäre es ein schweres Unternehmen, es umzuarbeiten, so schnell schreitet die Wissenschaft vorwärts.“

Das Studium des Lebens vertieft und erweitert sich derartig, daß im künftigen Jahrhundert vielleicht kein Geist, so vielseitig er sein möge, alle seine Zweige wird umfassen und besitzen können. Was auch immer die Zukunft der Biologie sein möge, das wissen wir heute, daß sie endgültig den sicheren Weg der experimentellen Methode gefunden hat. Mögen auch die Erscheinungen des Lebens in ihrem innersten Wesen unerklärt und unerklärbar sein, so ist es gewiß, daß das Dasein eines einzigen ... welches dem Studium geweiht ist, hinreicht, um ... darin aufzuklären, sie uns nahe zu bringen, und ... nisse zu enthüllen, die bis dahin undurchdringlich ... Für die Furchtsamen und für die Laien schreibe ... Erinnerungen, ihnen biete ich das Leben eines ... Mannes dar als das greifbare Maß der Zukunft, ... der Wissenschaft vorbehalten ist. In diesen wenigen ... werde ich bloß den Lauf eines Baches andeuten, ... von ferne folgen werden, wie einem feinen Wasser... zu dem Meere der Wissenschaft hinströmt. Aber ... kung, die Furche, die er in dem harten Gestein ... kannten zieht, wird es begreiflich machen, mit welcher ... widerstehlichen Gewalt sich gleich einem majestätischen ... die ganze geistige Energie eines Jahrhunderts bewe...

III.

Ludwig wurde geboren am 29. Dezember 1816 ... Ufern der Weser, in dem Städtchen Witzenhausen, ... Kassel. Er war der Sohn eines Beamten, studirte ... burg und Erlangen und als Andenken an die Kämpfe ... streitbaren Jugend trug er eine Narbe an seiner Ober... Nachdem er an der Universität Marburg 1839 prom... hatte, wurde er Professor am anatomischen Institut ... Universität und bald darauf außerordentlicher Professor ... vergleichenden Anatomie. Damals waren Anatomie ... Physiologie in einem Lehramt vereint; 1841 ging ... nach Zürich, um diese beiden Fächer zu lehren und ... wurde er als Professor der Zoologie und Physiologie ... die unter dem Namen „Josephinum“ bekannte militär... Akademie nach Wien berufen. Seine Leidenschaft ... morphologische Studien bewahrte er durch sein ... Leben und seine letzte Schrift war eine Arbeit über ... Blutgefäße des menschlichen Auges, in der er mit ... tigen Abbildungen die Injektionen der halbzirkelförm... Kanäle darstellte, die sein Schüler Eicher gemacht ... dieser ging dahin, ehe er die Arbeit vollenden konnte. ... auch Ludwig starb bald darauf.

Unter den wichtigeren anatomischen Arbeiten, die ... seiner Leitung gemacht wurden, verdient die von Leber ... wähnt zu werden: „Ueber die Gefäße des menschl... Auges.“ Einige Abbildungen dieser Abhandlung sieht ... oft in den Lehrbüchern der Anatomie und Physio... wiedergegeben. Es wäre vielleicht nützlich in einem ... alle von Ludwig veröffentlichten anatomischen Abbildungen ... zu sammeln, die sich in den Verhandlungen verschiedener ... Akademien zerstreut vorfinden. Einige Arbeiten sind ... Histologie, wie diejenige von Asp über die Anatomie ... Leber, die von Mihalkowics über den Bau des Hodens ... Fleischel, über die Lymphgefäße der Leber, von Stu... über die Anatomie der Haut u. a. m. Es würde zu ... führen, alle Abhandlungen aufzuzählen, die er mit ... Schülern veröffentlichte, über die innere Struktur der ... haut des Auges, des Brustfelles, über das Trommelfell ... über die verschiedenen Gewebe der Organe.

Ludwig baute mit wahrer Vorliebe einen Theil ... Anatomie, der jetzt von den Schulen zu sehr in den Hinter... grund gedrängt ist.

Von der mikroskopischen Anatomie als derjenigen, ... der man den Körper mit dem bloßen Auge betrachtet, ... man mit einem Male zur feinsten Anatomie übergegangen ... derjenigen, in welcher die letzten Elemente der Gewebe ... trachtet werden, und je durchdringender die Linsen ... und je mehr die Mikroskope ins Riesenhafte vergrößern, ... mit desto größerem Eifer dringen die Anatomen in ... Felder ein, welche die äußerste Grenze des Lebens ... zeichnen. Ludwig, der sich gleichfalls auf die mikroskopische ... Anatomie verlegte, zog es vor, diejenige Anatomie zu ... dern, welche, weniger subtil, es zwar gestattet, das, ... das unbewaffnete Auge nicht sieht, genauer zu sehen, ... ohne die letzten Theile der Organe die Zellen, sichtbar ... machen. Gleich Spalanzani und Bonnet, betrachtete Ludwig ... die Natur als ein großes Gemälde, das großartigste ...

ɔhste. welches sich dem Menschen darbieten kann. Er die tiefe Poesie und den Zauber, der aus der Harmonie er Vollkommenheit der verborgenen Dinge hervorgeht. Wenn er mit der Linse den Schleier hob, der einen ɔrichten Winkel des Organismus bedeckte und sein dorthin drang, wohin das bloße Auge nicht gelangt, Ludwig Ausdrücke der Freude, stieß er so laute Rufe daß wir sie oft in dem Nebenzimmer hörten, und er lange Zeit allein, wie ekstatisch, in der Betrachtung ɔner Gedanken und beinahe hinweggehoben über die in die hohen Regionen der Philosophie der Natur.

Seine anatomischen Präparate behandelte er mit einem hen Fleiße und mit einer solchen Genauigkeit der ıung, daß der Aufwand an Feinheit, den er bei der ıhrung seiner Tafeln machte, vielen als ein Luxus ɔn. Dies war seine Art.

Gewiß werden es die Italiener nicht sein, die ihn . seines künstlerischen Gefühls tadeln werden. Tizian eine Schüler zeichneten die Tafeln für den anatomischen ɔt des Vesalius, und diese künstlerische Ueberlieferung edauert bis Panizza, an welchem die Ausländer sich lombardischen Kupferstecher ausliehen.

Unter den Schülern Ludwig's, welche in der Anatomie mt wurden, will ich nennen: Schwalbe in Straßburg, ep in Tübingen, Flexig in Leipzig, Kowalski, Braune, e und den Bostoner Minot, welcher zuerst Lehrbücher menschlichen Entwicklungsgeschichte schrieb, ein be- ernswerthes Werk, in welchem er die gegenwärtige ichte der Entwicklung des Menschen vollständig ɔgab.

Sowie es Künstler gibt, welche, um eine glückliche ɔration für ihre Bilder zu finden, beständig mit ihren ɔllen leben, gekleidet in die Kostüme, in denen sie sie ɔllen wollen, so fühlte Ludwig das Bedürfniß, die e Struktur der Organe zu untersuchen, um die Ein- ıg für neue Untersuchungen zu finden. Der Physiologie Organismus ist die Physiologie der Organe gefolgt. steht die Schule der Zukunft, denn die elementaren e sind es, in denen man den innersten Ursprung der ɔrscheinungen aufzusuchen hat. Haller, der nach anzani der größte Physiologe des vorigen Jahrhunderts hatte gesagt, daß die Physiologie eine beseelte Anatomie Ludwig war überzeugt, daß wir auf den Organismus einwirken können, wenn wir nicht die Struktur seiner ɔntaren Theile kennen, und daß die Physiologie die ɔtionen der gesunden Organe ergänzen und verstärken

IV.

Der Präsident der Pariser Akademie der Wissenschaften , als er Ludwig's Tod verkündete: „On lui doit l'intro- ion en physiologie de méthodes précises et fécondes rogrès. Ludwig créa le premier des instruments gistrateurs aujourd'hui si nombreux dans les labo- ɔres de physiologie."

Als Ausspruch von Marey, dem genialen Populari- der graphischen Methode, dem stärksten mechanischen ɔe der modernen Physiologie, haben diese Worte eine e Bedeutung. Frankreich wollte gerechter Weise einen ɔt der Bewunderung dem Gedächtniß des deutschen iologen darbringen, und Marey brachte zartfühlend in ɔnerung, daß die Sympathie Ludwig's für Frankreich vergessen war.

Im Leben sind einige Bewegungen so fein und flüchtig, die Unvollkommenheit unserer Sinne unfähig ist, ihnen ɔlgen, und sie zu erfassen. Ueber gewisse Grenzen hinaus ɔen die Wandlungen in Zeit und Raum unfaßbar. Das ächtniß selbst ist unsicher, um die flüchtigen Dinge fest- ɔlten.

Zum Fortschritt der Wissenschaft bedurfte es einer hode automatischer (selbstthätiger) Aufzeichnung, welche Erscheinungen der Bewegung aufschrieb. Dies ist die ɔhische Methode. Das Klopfen des Herzens, die Art der Athmung, das Zittern der Muskeln, die Geschwindigkeit des Blutes, das Wort, der Gedanke und die Auffassung lassen mit Hilfe der graphischen Methode eine unauslöschliche Spur von sich zurück. Nichts ist so schnell im Leben und im Universum, was mit dieser Methode wissenschaftlicher Auf- zeichnung nicht wiedergegeben und ich möchte beinahe sagen, festgehalten werden könnte, um es bis ins kleinste analysiren und genau messen zu können.

1846 war Ludwig noch in Marburg und studirte die Beziehungen zwischen den Bewegungen der Athmung und dem Blutdruck. Er hatte in die Halsschlagader eine U-förmig gebogene Glasröhre eingeführt. Die beiden Arme waren ungefähr 25 cm lang und bis zur Hälfte mit Quecksilber gefüllt. Dies war ein gewöhnliches Manometer, wie es zuerst in Frankreich gebraucht worden war, und wie man es noch heute verwendet, um den Blutdruck zu studiren. Indem einer der Arme der Röhre mit der Arterie in Ver- bindung gesetzt wird, macht das Blut, während es ausweichen will, das Quecksilber steigen und die Höhe der Säule mißt genau den Druck, mit welchem das Blut zirkulirt. Da er mit dem Auge nicht allen komplizirten Bewegungen folgen konnte, welche die Quecksilbersäule des Manometers im Pulsiren vollzog, hatte Ludwig den glücklichen Einfall, auf das Quecksilber einen kleinen darauf schwimmenden Stiel zu setzen. Dieser trug oben eine kleine in Tinte eingetauchte Feder, welche ein Papierblatt berührte. Damit dieses Blatt genügend schnell sich bewege und die Spur, welche die kleine Feder bei der Berührung darauf machte, weiter trage, baute Ludwig eine besondere Uhr, die sich durch ein Gewicht be- wegte und einen Metallcylinder in Umdrehung versetzte, auf dem sich das Kartenblatt abwickelte.

Ein anderer Registrirapparat schrieb die Bewegungen der Athmung auf dasselbe Blatt auf. Das Instrument welchem Ludwig den Namen Kymographion, griechisch κῦμα, die Welle, gab, ist vollkommen entstanden, wie es oft durch die Inspirationen großer Künstler geschieht. Zum ersten Mal sah man die schnellsten Bewegungen des Herzens, die Zusammenziehungen der Blutgefäße, die Schwankungen der Athmung und den Blutdruck auf dasselbe Blatt auf- geschrieben. Diese Versuche Ludwig's eröffneten ein neues, äußerst fruchtbares Feld der Studien. Und jetzt seit einem halben Jahrhundert, bemühen sich alle Wissenschaften, ihre Instrumente in Registrirapparate umzuwandeln. Marey schrieb einen ganzen Band um die graphische Methode in ihren Anwendungen zu beschreiben.

Ludwig hatte die Freundlichkeit, mir die ursprüngliche Abhandlung, die er in Müller's Annalen veröffentlichte, zum Geschenk zu machen*). Es war das theuerste Andenken, welches er mir geben konnte, und ich werde es als ein kost- bares Erbe bewahren, welches er seinen Schülern in Italien hinterlassen hat, für die er stets eine tiefe Sympathie bekundete.

Dieses Blatt, welches in der Geschichte der Wissen- schaft den Ursprung der graphischen Methode bezeichnet, enthält zwei Linien, die gleichzeitig aufgeschrieben wurden, nämlich die Kurve der Athmung und des Blutdrucks. Rechts steht das Datum XII — 1846, mit einigen Hinweisen auf das Thier, welches zum Experimente diente. Es war das erste Mal, daß das Herz und die Athmung in ihrer eigenen Sprache schrieben und sprachen. Ludwig schrieb auf die Rückseite des Blattes: „Der Sammlung des Freundes Mosso stiftet dieses erste Stammeln des Herzens und der Brust. C. Ludwig. Leipzig, 15. August 1874".

(Ein Schlußartikel folgt.)

Turin. Angelo Mosso.

*) C. Ludwig, Beiträge zur Kenntniß des Einflusses der Respira- tions-Bewegungen auf den Blutlauf im Aortensystem. Müller's Archiv, 1847. 240—302.

Ein weltliches Heiligenbuch.

Auf Rumpelkammergeräth und Urväter Hausrath, auf verstaubter Folianten Bilderschmuck und Zier modernes Sonnenlicht spielen zu sehn, gibt eigenen Reiz. Und eigenen Reiz gewährt es auch Geschichten der Vorzeit, vor allem Legenden, die gefälliger wunderthätiger Glaube schuf, mit hellen Augen anzuschauen und ihres Wesens menschlichen Kern zu finden. Wie kostbar wußte Gottfried Keller heiligenscheinumkränzte Gestalten in ihrer Menschlichkeit uns schalkhaft zu enthüllen. Und manch Weltkind hat nach ihm der Acta sanctorum mächtige Blätter, minder ein frommer Beter als ein Seelenjäger, forschend umgeschlagen.

Eine bunte Gesellschaft sonderbarer, zum Theil sogar unzünftiger Heiliger ist jetzt von Benno Rüttenauer in ein Büchlein zusammengesperrt worden.*) Mittelalter und neunzehntes Jahrhundert, Chroniken und persönliche Erfahrungen lieferten den Stoff; die Umprägung und Einkleidung in das neue Gewand interessirt durch lebensvolle Farben und feines Nachfühlen. Verschieden wie die Gestalten ist auch der Ton, in dem erzählt wird; die humoristisch gespreizte Chronistenweise Wilhelm Raabe's, voll wohlbehaglicher archaistischer Schnörkel ertönt; das satyrische Hohngelächter des grimmen Johannes Scherr über die Dummheit der Welt wettert darein mit unbarmherzigem Spott; dann läuten leise die silbernen Thorenschellen, wie sie aus Keller's Legenden klingen, die Schellen des weisen Narren, der Wehmuth und Weinen über Menschen und Menschenwerk durch das Lachen überwunden hat, durch tiefes Herzenslachen. Und dann kommt eine stille, weiche Geschichte voll scheuen Gefühls und zitternder Wehmuth, und das ist Benno Rüttenauer eigenstes.

* *

Wilhelm Raabe's Pathenkind ist die Geschichte vom heiligen Jüngling von Niklashausen. Scenen aus dem Bilderbuch des fünfzehnten Jahrhunderts, geheimnißvolles Helldunkel, vorüberhuschende Gestalten, Raserei der Ekstase und der Grausamkeit, monotones Wallfahrtspsalmodiren und Landsknechts Rundgesang. Der Blutdunst der Bauernkriegsargie liegt in der Luft, Propheten stehen auf und entfachen stürmischen Andachtsbrand und grausig ertönt der Mordpsalm:

> Wir wollen Gott im Himmel klagen,
> Kyrie eleyson!
> Daß wir Pfaffen nit sollen todtschlagen,
> Kyrie eleyson.

Der ihn angestimmt ist ein Simplicius Simplicissimus, ein scheuer zarter Hirtenjunge, der das Vieh von Niklashausen gehütet und mit der Maultrommel zum Tanz aufgespielt und der plötzlich, durch einen geheimnißvollen Anachoreten inspirirt, die freiwillige Armuth, Lossagung von Pfaffen und Kirchenfürsten, den reinen Marientauben predigt. Sebastian Brandt und Thomas Murner haben des „Sackpfiffers von Niekelshusen" gedacht, er selbst hat ein elendes Ende auf dem geweihten bischöflichen Scheiterhaufen zu Würzburg gefunden und Niemand hat ihm nachgefragt.

Die Art, wie hier von diesem vergessenen Johannes des Bauernkriegs erzählt wird, ist nicht psychologischanalysirend, wie es das Vorwort verheißt. Es wird nicht ausgedeutet, sondern angedeutet, ein Chronistenbericht rollt sich auf, ein Chronistenbericht mit Stimmung und Kolorit. Und darum gebe ich dieser Geschichte als Schutzheiligen Wilhelm Raabe, dessen „heiliger Born" verwandte Farben zeigt. Welch packendes Bild voll flackernder Leidenschaft und ekstatischer Wuth, als der Prophet zum ersten Mal sich zu erkennen gibt. Bleich, mit funkelnden Augen, die Stirn von pechschwarzen Ringelhaaren umweht, steht er auf dem Tanzplan und hetzt mit rasender Musik die Paare im Reigen und plötzlich zerbricht er die Maultrommel und zertrümmert seine Pauken. Von seinem G[illegible] in die starrende Menge hinein mit düster-f[illegible] „So hat es mir die heilige Jungfrau be… jenes andere Bild voll düsterer Gluth und … Schauders: die Entführung des Propheten durch d… des Bischofs von Würzburg aus dem Feldlager … ständischen. Getümmel und Gewimmel aufgeschr… schen, gellender Hilfeschrei, zusammengeballte … flackernder Fackelschein, dumpfer Hufschlag der Re… mitten zwischen ihnen, auf dem Pferde festgebunde… splitternackter männlicher Körper, gespenstisch d… Dunkel leuchtend.

Im Sprung vierhundert Jahre weiter führt … Geschichte von der „heiligen Magdalene und dem … Joseph von Witschi." Dies fromme Paar, de… vorher kein Lied und kein Heldenbuch genannt, ge… unsichtbaren Gemeinde der Schwarmgeister unse… hunderts an, deren Bannung und Austreibung der … volle Johannes Scherr mit Ziegenheinerstil betrieb. … lesen ein Blatt aus der Geschichte der menschlichen … weniger durch seinen Ton, als seinen Stoff interess… beiden heiligen Helden Zion war das Städtchen … in einem Seitenthal der Jaxt, ihre Zeit die fünfzig… dieses Jahrhunderts und um nicht geringeres hand… sich als um die wieder einmal höchst nothwendig ge… Gründung des „tausendjährigen Reiches".

Die „heilige Magdalene", von Haus au… Schusterstochter, zeichnete sich vor der Hand nur du… röthliches Haar und ihre Sommersprossen aus. Be… werth schnell fand sie sich in die neue Heiligenrolle … von der großen Schaar der Wundersüchtigen g… wurde. Seltsame Dinge meldet Rüttenauer, von … licher Krönung im Hermelingewand, von Prunk… in der Sänfte, von feierlichen Huldigungen, bei … Stellvertreterin Gottes in grellbunten Seidengewände… roth ausgeschlagenen Sessel sitzend, mit ihren fetten … die Menge segnete. Er meldet auch, wie reiche Bau… kamen und der neukreirten Himmelsgesandtin ihr Ha… Gut zu Füßen legten, was von ihr nicht grausam … schmäht worden sei. Ja 1866, als es den Frommen … wieder sehr antichristlich aussah in der Welt, fing m… auf dem Kirtiberg eine Schutzburg zu bauen, das … Jerusalem. Das Jahr 1871 aber legte mit eisernem … den ganzen Plunder bei Seite und da ist denn au… fromme Magdalene gestorben.

So spricht der Chronist der Privatheiligen von … stadt.

Aus diesem ruchlos-heiligen Hexensabbath leitet … legendarisches Idyll die Geschichte des Mönches von … Salvaire. In einfach schlichtem Ton, manchmal voll … haftigkeit, dann wieder voll tiefer Innigkeit wird … Geschichte des Mönches Virginius erzählt, der eigen… Mädchen Virginia war. Der Vater, der nach wildbe… Leben im Kloster Zuflucht gesucht, hatte sein Kind … männlicher Hülle mit eingeschmuggelt. Ein weicher … Jüngling von Ansehen, lebt das Mädchen unter den … Böser Leumund stellt ihm nach, eine Dorfkokette be… ihn, um den wahren Geliebten zu schonen, der Ver… und die verkleidete Jungfrau, die sich nicht zu vert… weiß, wird ausgestoßen. In der Einöde lebt sie … Genoveva. Die Mutter jenes verleumderischen M… dringt ihr, dem vermeintlichen Verführer, das K… jene zur Welt gebracht. Virginius-Virginia zieht … und rührend ist geschildert, wie sie es an ihre jungfr… Brust legt, die keine Milch spenden kann, bis … an Stelle der legendarischen Hirschkuh sich eine Zie… stellt. —

Das wäre ein rechter Stoff für Gottfried Kel… wesen, der ja in seiner Eugenia auch das Motiv des … lichen Mönches behandelt hat. Er würde wohl auch … in die wunderlichen, widerspruchsvollen Seelen… dieser Virginia, in die Gemüthsvorgänge voll unbe… Räthsel, die in ihr spielen, hineingeleuchtet haben. Rüm… thut dies, was verlockend genug sein müßte, nicht …

*) Heilige. Legenden und Historien in Prosa. Heidelberg. 1895. Georg Weiß.

:e sich, ein echter Legendarius, mit dem Bericht. Aber
und zart, voll keuscher Kinderreinheit, ist ihm das Bild
frommen Magd aufgegangen und Keller'scher Humor
gütigem Herzenslächeln liegt über der Schilderung der
genheit, in der die guten Mönche über solch unerhörte
benheit geriethen.

Das Legendenbuch hat auch eine Novelle, und diese
it mir das reizvollste Stück des Buches zu sein. Sie
t Ton und Art der feinen Rüttenauer'schen Sammlung,
oderne Geschichten, geschrieben. Ihr Held, der „Simu-
u", ist ein scheuer, zarter, furchtsamer Knabe, einer von
n, die den Kindern der Welt entweder zu Narren oder
heiligen werden. Ein „Tumber", ein reiner Thor, der
zärtliches Herz an die Thiere hängt. Er ist auch ein
Künstler, der fromme Bilder formt und schnitzt, und
dann traurig wird, daß sie stumm bleiben und nicht
n wollen. Dieses weltscheue Geschöpf wird in Liebe
rickt; eine Nachbarkinderfreundschaft ist es anfänglich,
ı aber fängt das dralle, kräftige, lebensfeurige Mädchen
mit dem bangen Knaben ein gefährliches Spiel zu
en. Sie bringt ihn durch Blicke und Geberden in Ver-
ung, sein ganzes Gefühlsleben wird mächtig und schmerz-
aufgewühlt. Als er ihr aber zu schüchtern bleibt, läßt
ihn fallen und hängt sich an den ersten Besten und der
e Liebesnarr muß ihre Schäferstunde belauschen. Das
flackernde Licht seines Verstandes verlöscht darüber ganz.

In dieser stillen Geschichte sind Scenen von außer-
entlicher künstlerischer Kraft, vor allem die verhaltene
:mbeklemmende Scene zwischen dem Simulorum und
aline, mit kargen Worten, aber voll klopfenden Herz-
ags und überwältigenden Gefühls. Naturstimmungen
ı heißen Farbenreizes geben die Scenerie. Da ist schwüles
ttagswaldweben in üppiger Blumenwildniß mit rothen
t weißen Blüthendolden; und in der erstickenden Luft
ımen und tosen betäubend bunte, trunkene Falter, Käfer,
egen und schwarze Waldhummeln.

Dann die bethörende Liebesluft auf der schimmernden
ese, wo die Blumen sich in süßem Dufte wiegen, wo
wilden Rosen niederhängen, und im schwellenden
ymian smaragdene Käfer und goldschimmernde Fliegen
wärmen mit Surren und Summen — Sommermittags-
lder . . .

Große wunderbare Augen blicken uns aus diesem Buch
heimnißvoll lockend an und geheimnißvolle Stimmen
ıstern. Wenn wir lauschen, so kommt aus Kindern und
rren hier manche Erkenntniß. Und so wird dieses Hei-
zendrevier zu einer echt menschlichen Verkündigung. —

Felix Poppenberg.

Zeitschriften.

Die politische Zukunft in England.

(„The Nineteenth Century".)

Es hat nicht den Anschein, daß das jetzige liberale Ministerium
h noch lange wird halten können; man zweifelt in England nicht
ıan, daß in knapp bemessener Zeit eine Auflösung des Parlaments
ird erfolgen müssen, und man hält es nach dem Ergebniß bisheriger
lachwahlen und auf Grund der Kenntniß über die Stimmung im
ande für wahrscheinlich, daß neue Wahlen von neuem eine unionistische
Rehrheit in das Parlament bringen werden. Was dann? Ein charak-
:ristischer, mit vieler sachgemäßer Vorsicht geschriebener Artikel der oben
enannter Zeitschrift von J. St. Loe Strachey gibt hierüber Auskunft,
nd ein zweiter Aufsatz von dem bekannten politischen Schriftsteller
Edward Dicey schließt sich wenigstens in dem wichtigsten Punkte diesen
Ausführungen an.

Die Hauptfrage ist die: Wie sollen die Beziehungen zwischen den liberalen Unionisten unter Chamberlain und den Konservativen geregelt werden: von Neuem eine Allianz oder eine Fusion? Dicey plädirt wie seit langem für eine zukünftige Fusion; aber er gibt zu, daß für jetzt zunächst nur eine Allianz abgeschlossen werden sollte. Strachey spricht allein von der nächsten Gegenwart, und er trägt alle Gründe zusammen, die entschieden gegen eine Fusion und die sämmtlich für eine Allianz sprechen.

Strachey's Gründe sind die folgenden: Es wäre ganz falsch, auch die irische Frage nur als eine Parteifrage erscheinen zu lassen. Sie soll der Bevölkerung erscheinen als das, was sie ist, als eine nationale Frage, die zu bedeutungsvoll ist, um sie in die engen Fesseln einer einzelnen Parteiforderung einzuschnüren. Als eine nationale Frage wird sie den Massen aber im Bewußtsein bleiben, wenn Liberale von ausgesprochenem Charakter und von bekannter Vergangenheit neben Konservativen gegen die irischen Pläne der Gladstonianer kämpfen.

Nur unter dieser Voraussetzung wird es möglich sein, Tausende von Wählern, die zerstreut über das ganze Land sind, bei der Fahne der Unionisten zu halten; diese Wählermassen setzen sich zusammen aus jenen Elementen, die mit der Parteischablone überhaupt nichts zu thun haben wollen, und die für die liberalen Unionisten wählen, weil diese ihnen gerade frei von Parteivorurtheilen zu sein scheinen; lassen auch die sich in den Gegensatz liberal oder konservativ zwängen, so enthalten sich jene Elemente der Abstimmung überhaupt; im völligen Gegensatz zu ihnen gibt es andere, denen der Name „liberal" so theuer ist, daß sie lieber zu den Gladstonianern übergehen würden, als daß sie nach einer Fusion mit den Konservativen auf den Namen eines Liberalen verzichten möchten. Und da bisher die Allianz gut gearbeitet hat, ist gewiß kein Grund zu einer Aenderung vorhanden.

Aber auch Strachey giebt zu, daß tiefere innere Gegensätze die koalirten Parteien nicht ferner trennen, und wenn daher auch nach einem Siege in Rücksicht auf die Wähler eine Fusion nicht zu erstreben sei, wie Dicey es will, so doch die Einsetzung eines Koalitionsministeriums, in dem liberale Unionisten und Konservative neben einander sitzen sollten.

Für ein solches Ministerum wird zugleich in großen Linien ein vorläufiges Programm vorgezeichnet. Die Hauptsache wird sein, die Gefahr zu beseitigen, daß immer von Neuem die irische Frage in ihrer jetzigen drohenden Gestalt auftauchen kann. Worin liegt die Hauptgefahr? Eine Regierung der Gladstonianer wird nach den Parteiverhältnissen, wie sie einmal vorhanden sind, immer von dem Votum der Iren abhängen, und so vermögen thatsächlich die Iren durch eine englische Regierung dem englischen Volke ihren Willen zu diktiren. In dieser Beziehung kann Wandel geschafft werden. Den Bevölkerungsverhältnissen entspricht nämlich nicht die Vertheilung der Wahlsitze. Würde man entsprechend der Bevölkerung die Mandate vertheilen, so würde England 23 Sitze mehr erhalten, Wales verlöre 3 Sitze, Schottland behielte die alte Zahl, und Irland hätte 20 Vertreter weniger zu entsenden. Die Entfernung von 20 Iren aus dem Parlament aber würde genügen, um den Charakter der irischen Frage durchaus zu ändern; denn auch eine Gladstonianische Partei, die nicht mehr unbedingt auf die Iren angewiesen ist, würde die irische Frage in völlig anderm Sinne behandeln, als bisher.

Daneben verlangt Strachey einige Maßregeln, die er als soziale Gesetzgebung bezeichnet. Er will, wie Chamberlain, daß der Arbeiter — böswillige Absichtlichkeit ausgeschlossen — unbedingt für die ihn bei der Arbeit betreffenden Unglücksfälle entschädigt wird; und zwar durch Beiträge der Arbeitgeber, der Arbeitnehmer und des Staates. Es soll dann der Plan Chamberlain's aufgenommen werden, den Arbeitern eine Altersrente zu sichern, aber in wesentlich anderem Geist, als er bei uns ausgeführt ist. Der Staat soll die private Versicherung der Arbeiter bei Gesellschaften fördern und ermuthigen; es sollen für diesen Zweck vor allem auch die Friendly Societies benutzt werden. Endlich soll der Staat Hand in Hand mit den Privaten den Erwerb von Häusern den städtischen Arbeitern erleichtern. Diese Forderung hängt mit spezifisch englischen Verhältnissen zusammen; aber auch bei dieser, wie bei Gelegenheit der anderen sozialen Forderungen zeigt sich, daß selbst jene Engländer, die sozialistische Neigungen haben, doch keineswegs den nackten Staatssozialismus wollen, sondern im Wesentlichen eine private soziale Thätigkeit, die durch den Staat wohlwollend gefördert und geleitet wird.

In Bezug auf das Oberhaus endlich findet sich der Vorschlag, die Lordkammer dadurch zu reformiren, daß sie das Recht haben soll, einer Bill, die sie ablehnt, den Zusatz beizufügen: über diese Frage sei niemals

die Meinung des Volkes klar festgestellt worden. Auf diese Weise ist dann eine Auflösung herbeizuführen.

Dieses Programm für die künftigen Wahlen und für ein etwaiges künftiges Koalitionsministerium ist auch darum interessant, weil es an einem konkreten Beispiel zeigt, daß in England die politischen Geschäfte gemacht werden unter Vermeidung langer Fraktionsprogramme, die, wenn sie nicht in Kurzem veraltet sind, doch ein Menschenalter zu ihrer vollen Ausführung bedürften, und die daher der unmittelbar wirkenden Kraft entbehren. In England ist man längst so praktisch, einen Wahlkampf auf Grund einiger weniger Forderungen auszukämpfen, von denen man weiß, daß sie sämmtlich im Augenblick die Wählermassen interessiren, und die daher auch sämmtlich die Wahlbewegung mit regem Leben erfüllen können.

P. N.

Rembrandt und der Geh. Rath Dr Bode, Direktor des königl. Museums zu Berlin. Eine Kritik von M. Jaffé. Berlin. R. Taendler.

Diese Broschüre besitzt einen unbestreitbaren Vorzug; das, was in ihr gesagt werden soll, wird auf achtzehn weitläufig gedruckten Seiten verkündet. Eine solche Kürze ist um so erfreulicher, da schon die ersten Absätze das klar stellen, was auch durch alles Spätere in gleicher Weise erhärtet wird. Der Verfasser brauchte nicht weitläufig zu sein, um den Charakter seiner Schrift verständlich zu machen. Man begreift ihn sogleich.

Was er sagen will, ist Folgendes: Der Direktor des Berliner Museums, Dr. Bode, ist so einer von der Art, die man als Buchgelehrte zu bezeichnen pflegt; er weiß auch gewiß sehr gut alle Geburts- und Todesjahre von Meistern selbst dritten und vierten Ranges; aber „Künstlerblut“ besitzt er nicht; „jedes künstlerische Feingefühl scheint ihm gänzlich zu fehlen“, und „sein Geschmack läßt zu wünschen übrig“. Dieser Mann an der Spitze des Museums macht seine Bilderankäufe daher meist sehr unzweckmäßig, und vor allem lächerlich theuer. Der Verfasser der Broschüre zeichnet als Gegenstück zu Herrn Bode einen Kunstsammler, wie er sein soll; und dieser Kunstsammler ist Herr Jaffé selbst, der, nach seiner eigenen Behauptung, für wenig Geld eine ausgezeichnete Privatsammlung zusammengebracht hat. Herr Jaffé, der das in aller Harmlosigkeit von sich selbst sagt, macht überdies Herrn Bode den Vorwurf, daß er beständig für sich selbst Reklame macht oder machen läßt. Wenn etwas der Jaffé'schen Broschüre ein eigenartiges Gepräge verleiht, so ist es solche Naivetät, die unter bescheidenen Worten eine wohl genährte Anmaßung harmlos im hellen Sonnenlicht spazieren führt.

Sachlich ist über die Broschüre Folgendes zu bemerken. Herr Bode ist natürlich nicht unfehlbar; man kann nicht durch das Berliner Museum wandern, ohne auf Gemälde zu stoßen, deren Benennung zum Kopfschütteln anregt; Herr Bode hat auch manchmal Preise gezahlt, die dem einen oder dem andern hoch erscheinen mögen. Ist das überhaupt ein Vorwurf? Nein. Man kann nicht einem großen Museum vorstehen und Jahr aus Jahr ein zahlreiche Ankäufe vornehmen, ohne hier oder dort einmal bei den Erwerbungen Widerspruch hervorzurufen. Nur ein geborener Dilettant kann der Ansicht sein, daß bei solcher Aufgabe jeder Mißgriff zu vermeiden ist und vor allem, daß man es aller Welt Recht machen könne, allen Sachverständigen und allen, die sich dafür halten. Diese selbstverständliche Einschränkung vorausgesetzt, ist festzuhalten, daß Herr Bode keineswegs ausschließlich und in aller erster Reihe Kunsthistoriker ist; er gilt vielmehr heute als einer der ersten Kunst-, vor allem Bilderkenner, das heißt, er kennt nicht nur die litterarischen Nachrichten über die Künstler, als da sind Geburts- und Sterbejahr und einigen anderen historischen Detailkram, sondern vor eine Leinwand gestellt, spricht zu ihm die gemalte Leinwand von der Hand, die sie geschaffen, und über die Periode des Entstehens. Gerade diese Eigenschaft auf fester wissenschaftlicher Grundlage hat Herrn Bode zu dem gemacht, was er ist; eine erste internationale Autorität als Bilderkenner; freilich wem braucht man nochmals zu sagen, daß solche Autoritäten darum nichts von ihrer Bedeutung einbüßen, weil sie die papale Eigenschaft der Unfehlbarkeit nicht besitzen.

Was nun die Preise, zu denen ein Kunstwerk gekauft wird, anbelangt, so ist diese Frage natürlich die dornenvollste. Für einen Raummeter Holz gibt es einen Marktwerth; für einen Quadratmeter bemalte Leinwand gibt es einen solchen feststehenden [illegible] Wechselnde Geschmacksrichtungen, zufällige Zeitumstände, [illegible] Verhältnisse beeinflussen die Preise, die bis zu einem gewissen [illegible] Kunstwerken stets den Charakter des Imaginären haben; denn [illegible] werk und eine Anzahl Tausend-Marknoten sind an sich völlig [illegible] surabele Größen, und der Maßstab, den man schließlich für [illegible] auch der Schwankendste von der Welt: der Geschmack. Bei [illegible] theilung über die Angemessenheit von Preisen, die für Kunstwerk[illegible] zahlt werden, gibt es eigentlich nur zwei Anhaltspunkte: [illegible] Schlechtes, Bedeutungsloses überhaupt nicht kaufen, und [illegible] das Gute oder Charakteristische, das man kauft, Preise zahlen, [illegible] maßen den Preisen, die zur Zeit für verwandte Kunstwerk[illegible] werden, entsprechen. Natürlich ist das weder eine feste, noch [illegible] Norm; wie sollte sie es auch sein, da allgemeine Verhältnisse, die [illegible] beeinflussen kann, heute den Preis für ein ausgezeichnetes [illegible] fabelhafter Höhe treiben, wenn vielleicht mehrere Käufer [illegible] giebigem Reichthum sich den Erwerb in den Kopf gesetzt [illegible] morgen kann ein Kunstwerk von ähnlichen Vorzügen weit [illegible] erwerben sein, weil vielleicht eine Handelskrisis die privaten [illegible] mit den Millionen im Spind fernhält. Ein Museumsdirektor, der [illegible] werke erwirbt, muß daher zu allen anderen Eigenschaften auch [illegible] sehr gewandter und weitblickender Geschäftsmann sein.

Herr Bode ist nun als Bilderkäufer sogar gefürchtet; [illegible] das, was der Engländer smart nennt, und er hat thatsächlich [illegible] Gebiet unser Museum in toto auf eine Höhe gebracht, auf die [illegible] sein können, und die von Ausländern nicht selten beneidet wird.

Natürlich sind Herrn Bode's Grundsätze nicht die, [illegible] der Broschüre ausgesprochen werden. Dort wird berichtet, [illegible] neueste wunderbare Rembrandt unseres Museums nach den [illegible] digungen des Herrn Verfassers über 500000 Mark gekostet [illegible] soll; ob der Preis richtig oder falsch angegeben wird, sei [illegible] dann heißt es charakteristischerweise: „. . . Wäre es nicht [illegible] Interesse der Kunst besser gewesen, 250 lebende Künstler dadurch [illegible] daß man ihnen je ein Gemälde zu 2000 Mark abkaufte.“ [illegible] auch dies ein Standpunkt, und er ist genau so berechtigt, wie [illegible] eines sozialistischen Blattes, welches ausrechnen könnte, [illegible] Semmeln man für 500000 Mk. kaufen kann, und wie viele [illegible] Magen man mit den so gekauften Semmeln zu sättigen vermag, [illegible] wäre eine völlig begreifliche Statistik, gegen die sich nichts [illegible] ließe, außer daß es freilich zweckmäßig ist, Hungernde zu sättigen, daß es auch sehr gut ist, kleine moderne Künstler zu unterstützen; trotz der Semmeln und der modernen Künstler muß man als [illegible] nation Werth auf große Werke von Rembrandt und Rafael und [illegible] anderen legen.

Auf die angezeigte Broschüre wäre kaum nöthig gewesen, [illegible] weisen, wenn sie nicht einige Beachtung dort gefunden hätte, wo [illegible] Berliner Verhältnisse weniger gut kennt, und wo man jene [illegible] des Herrn Verfassers nicht genügend zu schätzen weiß, daß er 180 [illegible] gemälde alter Meister, darunter Werke ersten Ranges von den [illegible] dann 120 Oelgemälde und Aquarelle moderner Meister und 155 [illegible] turen und sonstige Antiquitäten in ganz wenig Jahren für eine [illegible] zu kaufen verstanden hat, die kleiner ist, als der preußische Staat [illegible] für den letzten Rembrandt ausgegeben hat.

Carl Jacobsen, dem Brauereibesitzer in Ny Carlsberg bei [illegible] hagen, der ein Museumsdirektor auch nicht ist, und der als [illegible] wirklich eine wunderbare Sammlung wunderbar schnell zusammenge[illegible] hat, diesem interessanten Typus des modernen Sammlers außerhalb [illegible] Zunf, glückte solches — glücklicher Weise für Kopenhagen — nicht.

—n.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, [illegible] Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden [illegible] eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

9. Berlin, den 29. Juni 1895. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

…en Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). …nementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim … durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. … (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

…n Abonnement mit dem 30. Juni abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei … Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Zwischen dem Fürsten Bismarck und der jetzigen …egierung geht der Austausch stachliger Unfreundlichkeiten …t. Mit den „Drohnen“, „Klebern“ und „Strebern“, die …ürst Bismarck mit deutlicher Schrift als Etiquette auf die …ücken einer ganzen Anzahl Minister geheftet hatte, fing …e Sache an. Die erste Antwort erfolgte durch den Reichs…nzeiger; dort wurde darauf hingewiesen, daß Herr von …ötticher schon einigemal thatsächlich um seine Entlassung …beten hatte; eine zweite Antwort war es, daß der Kaiser …i den Kanalfeierlichkeiten die Gelegenheit ergriff, Herrn von …ötticher in ganz besonderer Weise durch ein Geschenk und …n schmeichelhaftes Begleitschreiben auszuzeichnen, und …chließlich erhob sich auch der jetzige Reichskanzler, Fürst …ohenlohe, um seinerseits gleichfalls Herrn von Bötticher in einem Toaste die angenehmsten Dinge von der Welt zu sagen. Nunmehr läßt von Neuem Fürst Bismarck das Wort in den „Hamburger Nachrichten“ ergreifen; er klagt, daß man seiner bei den Festlichkeiten zur Eröffnung des Nord-Ostseekanals nicht einmal gedacht habe; und er bemerkt, daß man ihn in Betreff der „Kleber“ gänzlich mißverstanden hat. Es wird ausgeführt, daß Herr von Bötticher keineswegs und ganz und gar nicht gemeint worden sei, und es wird alsdann in der nämlichen Ausführung eine Charakteristik von Herrn von Bötticher entworfen, die einen Menschen zeichnet, für den das Wort „Kleber“ erfunden werden müßte, wenn wir nicht so glücklich wären, es schon zu besitzen. Auch Herrn von Marschall wird bescheinigt, daß Fürst Bismarck zu ganz besonderer Gereiztheit gegen ihn eigentlich gar keine Veranlassung habe, und auch diese Liebenswürdigkeit erhält einen Zusatz, der Herrn von Marschall so abkonterfeit, wie es die Bismarck-Presse seit jeher gethan hat, und wie es Fürst Bismarck that gegenüber den ihn besuchenden Vertretern des Bundes der Landwirthe. Bei solchen angenehmen Beziehungen, die sich Fürst Bismarck alle Mühe giebt, mit den jetzigen Ministern zu unterhalten, muß es in der That nur als ein Anspruch der Billigkeit erschienen, wenn der erste Reichskanzler das Verlangen stellt, seine von ihm in dieser Weise traktirten Nachfolger seien verpflichtet gewesen, ihm einige Lorbeerkränze bei Gelegenheit der Kanalfeierlichkeiten zu überreichen; wir meinen vor allem einen Lorbeerkranz für den Patriotismus, mit dem zum Besten des Vaterlandes Fürst Bismarck seinen Nachfolgern ihre schwere Aufgabe erleichtert hat.

In der „Politischen Korrespondenz“ der „Preußischen Jahrbücher“ werden von einem Standpunkt aus, den man als unabhängig bezeichnen muß, gleichfalls diese Vorgänge besprochen. Es wird auch dort ausgeführt, daß zum Erstaunen gar keine Veranlassung vorliegt.

„Wer ihn recht kennt, wundert sich gar nicht darüber, sondern lächelt und sagt: ‚Ganz der Alte‘.“

Und es heißt dann an anderer Stelle:

„Erfreulich ist es ja nicht, und für seinen Nachruhm sehr schädigend, daß er in solcher Weise lärmt, aber es ist unmöglich, es ihm zu ver-

bieten, etwa aus dem Grunde, daß er ja selber auch die Opposition ehemaliger Minister gegen die Regierung Seiner Majestät für unpassend und unerlaubt erklärt hatte."

So dumm wird hoffentlich keine Regierung sein, ein derartiges Verbot zu erlassen; das hieße in Deutschland das Fortschreiten der Erkenntniß vom Wesen des Fürsten Bismarck aufhalten, und eine solche Erkenntniß kann Niemand so eindrucksvoll vermitteln, wie Fürst Bismarck in höchsteigener Person. Er thut es jetzt auch für stumpfe Sinne; wer stets schärfer zusah, ist jedoch nicht überrascht davon, daß sich immer deutlicher und deutlicher das klägliche Schauspiel enthüllt, wie eine Natur mit genialen Fähigkeiten seit ihrem Rücktritt nicht durch einen einzigen sachlichen Wink die Politik des eigenen Vaterlandes zu fördern sucht, sondern alles Können ausschließlich zur Applizirung persönlicher Rancünen und zur Verspritzung seiner Gifte gegen Personen benutzt.

Dieses Schauspiel erscheint kläglich; aber für Deutschland ist das Zuschauen gesund; denn Fürst Bismarck erweist ohne Absicht damit doch auch seinem Vaterlande einen Dienst. Er zerstört eigenhändig eine Bismarcklegende, die unsere Zukunft hätte bedrohlich belasten können, wie es die Napoleonische Legende in Frankreich gethan hat, die der Korse besser auszubauen und unantastbar zu erhalten verstanden hatte.

In Frankreich vor Allem beschäftigt man sich noch immer mit den Kanalfestlichkeiten als einem großen politischen Ereigniß; man untersucht die wichtige Frage, ob die französischen Offiziere auf dem Marineball wirklich getanzt haben, und vielleicht zerbricht man sich auch den Kopf, ob sie wirklich und wahrhaftig mit dem Champagnerglas gegen ein anderes Champagnerglas gestoßen haben, ob sich nicht in der Hand eines Russen, sondern eines Deutschen befunden hat. Neben der Behandlung dieser Fragen von subtilerem Gewicht wird in zahlreichen französischen Blättern viel pathetische Trauer und viel pathetischer Stolz in Artikeln produzirt, die wie eine Mischung von Ohnet und Plutarch anmuthen; antike Tugend voll Theatralik und moderne Sentimentalität voll schwächlicher Schönrednerei.

Daß große und die besten Klassen der französischen Nation über diese Behandlung der Ereignisse kaum anders denken, wie wir, scheint festzustehen.

Die Feste sind ja gesellschaftlich glatt verlaufen, und das ist erfreulich; aber die Begleiterscheinungen waren nicht erfreulich. Wir denken in dieser Beziehung gar nicht an die Thatsache, daß der Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland besteht, wie er seit 25 Jahren, ja selbst seit dem Jahre 1866 bestanden hat. Das ist eine historische Thatsache, mit der man sich abzufinden hat. In dieser Beziehung konnten die Kieler Tage nichts ändern und keine neuen Eröffnungen bringen. Nur trat bemerkenswerther Weise bei dieser Gelegenheit wieder hervor, daß jene Elemente des französischen Volkes, denen genügende Selbstbeherrschung und genügendes Verantwortlichkeitsgefühl fehlt, ihre Stimmungen so laut und beinahe so unwidersprochen zum Ausdruck bringen konnten, als seien sie die ganze Nation und als hätten sie die ganze Nation hinter sich.

Ein Volk, daß solche anonyme Leitung über sich ergehen läßt, ist politisch am Ende aller Enden als Gegner weniger zu fürchten; mit Empfindungen und Stimmungen und Pathetik macht man keine gute Politik. Aber mit Empfindungen und Stimmungen und Pathetik kann man auch ohne Noth plötzlich den Frieden beunruhigen und unbequeme Lagen schaffen; das ist bedauerlich für die civilisirte Welt, für Deutschland und auch für die gebildeten und klugen Franzosen, die Patrioten sind, weil sie Verantwortlichkeitsgefühl empfinden.

Daß nicht ihre Stimme und nicht die der ruhigen Millionen, sondern die der Maulhelden in Frankreich so leicht dominirt, hat sich leider von Neuem gezeigt.

Zwischen Frankreich und der Schweiz ist ein vorläufiges Handelsübereinkommen zu Stande gebracht, das dem Zollkrieg zwischen beiden Staaten ein Ende mach... Dieser Zollkrieg war von den französischen Agrari... Schutzzöllnern etwa mit derselben Weisheit geführt ... die bei uns glücklicherweise gegen den Grafen Capri... seine Handelsvertragspolitik nicht gesiegt hatte. ... Wunden, die Frankreich empfangen hat, und die es ... lich nach den schwersten Verlusten zum Einlenken ... gen, können wir ermessen, was Deutschland bevorge... hätte, wenn die Politik unserer Méline's, der Mirbach, ... Hammerstein und des Bundes der Landwirthe ... eitelt worden wäre. Frankreich, das die Schweiz ... Unterwerfung gebracht hat, bezahlt diesen schutzzöllner... Feldzug mit einer enormen Einbuße der französischen ... nach dem Nachbarlande; sie fiel von 250 Millionen ... Zollkrieg auf $97\frac{1}{2}$ Millionen im Jahre 1894. Das ... so eindrucksvolle Lehre, daß selbst Herr Méline für ein... bekehrt gilt.

Noch etwas schneller als man erwartet hatte, ... England das Kabinet Rosebery zurückgetreten; es ... morsch; ein gleichgültiger Anlaß brachte es zum ... Ein neues unionistisch-konservatives Ministerium ist ... angetreten mit folgender Rollenvertheilung, wie man ... annimmt: Salisbury an der Spitze, und als Minister ... auswärtigen Angelegenheiten; der Herzog von Devon... als Präsident des Geheimen Raths; Balfour als erster ... des Schatzes; Chamberlain als Staatssekretär für die ... nieen; Hicks-Beach als Kanzler der Schatzkammer; ... als Marineminister. Die anderen Ernennungen ... noch nicht festzustehen.

Das sind große Namen und große Talente: ... sie Gelegenheit zu ihrer Entfaltung erhalten, hängt ... den nunmehr unmittelbar bevorstehenden Wahlen ... in die das Koalitionsministerium, wenn man aus ... Presse schließen darf, mit gutem Muthe hinein...

Cavallotti hat noch einmal seine Anklagen ge... Crispi im Parlament mit gewohnter wilder Heftigkeit erho... und er und die Opposition ist noch einmal niedergest... worden. Das Parlament hat augenscheinlich genug ... diesen Debatten; es will nicht mehr die „moralische Frag... erörtern, sondern Politik treiben zum Besten des Lan... dazu ist ein Parlament auch da, und nur dazu ist es ... eignet.

Im Uebrigen muß die Methode des Kam... Cavallotti schon um jeden Kredit bringen, denn es ist ... lich richtig, was die Blätter Crispi's von ihm sagen; ... er entfesselt ist: „La tempesta di fango", eine Sturm... von Schmutz.

Im Osten braut es. Auch Frankreich hat jetzt ... Douceur von China eingefordert und erhalten bei Regulir... der Grenzen in Hinterindien; Japan scheint in Bez... der Räumung Schwierigkeiten zu machen, und die chines... Anleihe ist in Rußland noch immer nicht zum Absch... gelangt; dazu im näheren Osten macedonische „Räuber... banden", die sich mit den türkischen Truppen blutig her... schlagen, die armenischen Wirren und Zuckungen auf Kreta. ... Alles kann sich zu einem Netz von Verwicklungen verflechten, ... denen Rußland und daher auch Frankreich, sodann Englan... Japan, China, die Türkei und Oesterreich bald nahe berühr... würden; für eine nüchterne, kaltblütige und zurückhalten... deutsche Politik kann sich damit ein bedeutungsvolles ... in der Hinterhand eröffnen. England hat den Vortritt ... fernsten Osten; Oesterreich auf der Balkanhalbinsel, ... wir werden dann keine schlechte Position haben, wenn ... ohne Sentimentalität die Freunde unserer Freunde sind.

* * *

Die Tage von Kiel.

Die Woche, innerhalb deren Kiel nicht allein die ›tstadt des Deutschen Reichs, sondern der Sammelpunkt ꝛlotten des Erdballs war, tiegt hinter uns und hat den nehmern der Festlichkeiten manche unoergeßliche Stun- ›ereitet; es kommt jetzt darauf an, die erhaltenen Ein- e zu ordnen.

Die Herstellung des Nordostseekanals war lange e hindurch ein oiel bestrittenes Unternehmen. Man es nicht vergessen, daß Moltke den Plan lange be- ›ft hat, und als er seinen offenen Widerspruch aufge- r hatte, doch von der Abstimmung schmollend fern . Was damals für oder gegen das Unternehmen ge- hen wurde, ist heute antiquirt. Der Kanal ist im Be- e und auf allen Seiten hegt man den Wunsch, daß die tigen Erwartungen, die sich an ihn geknüpft haben, in m Umfange erfüllt werden.

Weder die Größe des aufgewendeten Kapilals, noch technischen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, endtich seine Rückwirkungen auf den Welloerkehr stellen unter die Unternehmungen ersten Ranges. Von Suezkanal ganz zu schweigen, war ein Verkehrsweg, n Eröffnung den Reichstag schon einmal vereinigt hatte, Gotthardbahn, oon größerer Bedeutung. Sie durchbrach Urgebirge und gestaltete es, eine blühende Rose aus italienischen Süden in den kimmerischen Norden in der d zu tragen. Die Herstellung des Nordostseekanals ›rte keinen genialen Erbauer, sondern nur den soliden niker, den sie gefunden hat, und der seine Aufgabe, wie nehmen ist, in tadelloser Weise gelöst hat.

Darf die Bedeutung des Werkes nicht überschätzt wer- so ist sie aber ebensowenig zu unterschätzen. Deutsch- › hat einen Wasserweg geschaffen, der in friedlichen ›n dem Verkehr geöffnet ist, in kriegerischen Zeiten aber r Marine einen Weg zwischen zwei Meeren schafft, der dem guten Willen anderer Völker unabhängig ist; den bestehenden Wasserweg zwar nicht erheblich ab- t, aber den Vorzug vollendeter Ungefährlichkeit bietet.

Man hal den Vorwurf erhoben, daß der Prunk, der Einweihung dieses Weges entfaltet worden ist, die Be- ung des Werkes übersteigt, und daß man einige Millio- hätte ersparen dürfen. Ich halte diesen Vorwurf für un- ündet. Ein so sorgfältiger Nationalökonom wie Friedr:ch tiat hat wiederholt betont, daß Ausgaben, die lediglich Zwecke des Prunkes gemacht werden, keineswegs ›nswerth sind, falls man nur oor der Selbsttäuschung hütet, daß diese Ausgaben einen eigenllich produktioen ›akter tragen. Wie der einzelue Mensch, so ist auch ein at verpflichtet, nach Standesbrauch und Gebühr Aus- en zu machen und Gastfreiheit zu üben. Daß Deutsch- › einmal tout le monde bei sich zu Gaste sehen wollte, ›al es ihm ein solches Prunkgemach, wie den Kieler en, zeigen konnte, und daß es seine Gastfreundschaft würdiger Weise übte, war ein gerechtfertigtes Verlangen.

Der Kaiser hat in seinen Reden den friedlichen Charakter Festes nachdrücklich betont, und diese Reden, namentlich in Holtenau gehallenen, haben lauten Wiederhall ge- ben. Man hat vergeblich gesucht, die Bedeutung dieser ›en dadurch abzuschwächen, daß man darlegte, der Kaiser e eigenttich nicht anders sprechen können, als er ge- ›chen hat. Man kann einem Redner schlechthin kein eres Lob zollen, als wenn man sagt, er habe so ge- ›chen, wie er sprechen mußte, und gerade bei einer solchen ›egenheit ist jedes Wort, das möglicher Weise unge- ›chen hälte bleiben dürfen, ein Fehler. In tadelloser ›m brachte der Kaiserloast dasjenige zum Ausdruck, was ›ermann fühlte, und was doch seinen Weg aus der Welt Gefühls in die Welt der Erscheinung finden mußle. ›mand wird glauben, daß eine festliche Zusammenkunft politische Situation ändern kann, aber sie kann sie, so › sie ist, genau zeichnen.

Ich notire die einzelnen Momente des Festes in Reihenfolge, wie sie sich zugetragen haben. Das erste Wort hatte das reiche Hamburg, die Stadt, welche oon dem Kanal voraussichtlich den größten Vortheil ziehen wird, und Hamburg hat dieses Wort mit dem oollen Nachdruck gesprochen, den man erwarten durfte. Es folgte die Einfahrt bei Holtenau, der sprechende Beweis, daß der Kanal seine Aufgabe erfüllt, und sie gleich am ersten Tage in einem Umfange gelöst hat, wie sie auf lange Zeitdauer hinaus ihm nicht sobald wieder zugemuthet werden wird. Dann der vom Marinekorps gegebene Ball, der sich oon ähnlichen höfischen Veranstaltungen nicht wesentlich unterschied. Die Grundsteinlegung zu dem Kaiserdenkmal bet Holtenau, ein farbenprächtiges Bild auf einem reichen Hintergrunde. Das Festmahl in Holtenau mit dem Kaisertoast; nach Beendigung des Festmahls strahlte der Hafen und die Flotte, die in demselben lagerte, im Glanze eines elektrischen Lichts, welches allgemeines Entzücken hervorrief. Zum Schlusse endlich das Flotlenmanöver außerhalb des Hafens, welches dem Laien einigermaßen ein Bild davon gewährte, wie sich vor, während und nach einer Seeschlacht Kriegsschiffe zu bewegen pflegen. In den Zeilen der Pause war Gelegenheit gegeben, den Hafen nach allen Richtungen zu durchfahren, die fremden Kriegsschiffe von außen her zu betrachten und die Vielgestaltigkeit derselben anzustaunen. Neben den Kriegsflaggen sah man die Personendampfer, die fast dem ganzen deutschen Reichslage Wohnung bereitet hatten, und die zahllosen kleinen Schiffe, welche dem Verkehr der vielen Tausende dienten, die sich in dem kleinen Kiel zusammengefunden hatlen, um Zeugen eines so seltenen Festes zu sein.

Auf diese offiziellen Veranstaltungen folgte die Vergnügungsfahrt oon Kiel nach Bremen, welche mit erstaunlicher Gastfreundschaft der Norddeutsche Lloyd dem Reichstage und der Presse angeboten hatte. Der Weg ging nicht durch den Kanal, sondern durch den großen Belt und das Skagerrak, eben die Straße, welche durch den Kanal überflüssig gemacht werden sollte, und es zeigte sich, daß sie unter guter Führung und sicherer Hut dem Fahrgast nicht unfreundlich ist. Viele der Mitfahrenden lernten zum ersten Male die See kennen und auch das, was von der See untrennbar ist, die Seekrankheit. In den Stunden, wo der Mensch schwach wird, tauchen ihm zuweilen wunderbare Erinnerungen aus der Jugendzeit auf, und als ich meine Kabine aufsuchte, fiel mir ein Bändchen Gedichte ein, das ein Jugendfreund, Albert Türck aus Dessau, geschrieben und in stolzer Dichterbegeisterung mit dem wunderbaren Motto versehen hatte: „Jeder muß ein Dichter werden, oder Jeder ist ein Schuft.“ Ich änderle den Text etwas willkürlich dahin ab: „Jedermann muß seekrank werden, oder Jeder ist ein Schuft“, und ich hütete mich, ein Schuft zu sein.

Das Endziel der Reise bildele Bremen und den Endpunkt der Festlichkeil ein freundlicher Empfang durch den Bremer Senat im Rathskeller. Bremen einmal gesehen zu haben, ist jedem Deutschen von Herzen zu wünschen. Man findet dort zwei Dinge, die man auf der Welt nicht leicht wiederfindet, den ältesten Rheinwein und den stolzesten Bürgersinn. Bremen hat sich vermessen, mit dem unvollkommensten Werkzeug, mit der Weser, eine Stadt des Seehandels und des Weltoerkehrs zu werden, und es hat sein Spiel gewonnen. In den traurigen dreiunddreißig Jahren des alten Bundestags weist die deutsche Geschichte kein Ereigniß auf, welches sich an Bedeutung neben die Gründung Bremerhaoens stellen kann, und als der Welfenstaat beseitigt war, schuf Bremen aus eigener Kraft die Weserkorrektion, welche den versandeten Fluß wieder zu einem Strom machte. In Bremen kann man lernen, wie eine thatkräftige Bevölkerung Zeilen der Noth überwindet.

Seinen gulen Wein, bis zu dem ältesten Jahrgang der Rose hinauf und seine gulen Lehren hat Bremen seinen Gästen geboten; den guten Wein haben sie alle getrunken; die gule Lehre haben Viele von ihnen als das bescheidene Veilchen betrachtet, das am Wege blüht, und haben sie ungepflückt gelassen.

Alexander Meyer.

Mein Freund Chenavard.

Das Geschlecht, welches nach dem Kriege heranwuchs, wird sich nie eine Vorstellung machen von dem angenehmen Verhältniß, welches in Paris zwischen gebildeten Deutschen und Franzosen bestand. Liest einer von uns Alten jetzt z. B. die Tiraden, welche jüngst in der französischen Kammer und gar in der Presse aus Anlaß der Kieler Feste losgelassen wurden, so fühlt sich in ihm der menschliche Geist gedemüthigt durch den Eindruck in die Hinfälligkeit alles dessen, was ihn ausfüllt und ihm Werth zu geben scheint. Man muß sich allerdings hüten, die Ideen einer Nation nach den Reden ihrer Parlamente oder gar nach den Artikeln ihrer Blätter zu beurtheilen. Sie geben nicht selten nur das Mindestwerthige, besonders wenn es unter der Fahne des Patriotismus einhermarschirt; denn eben weil diese Flagge Alles deckt, wird sie am meisten mißbraucht. Freiheit, sagte einst jener, wie viel Verbrechen werden in deinem Namen begangen! Vaterlandsliebe, könnte man auch sagen, wie viel Abgeschmacktheiten werden in deinem Namen vorgetragen!

Der öffentliche Geist, d. h. der, welcher sich auf der Parade zeigt, hat sich nicht nur in Frankreich, sondern auch bei uns seit dem Kriege verändert, und das konnte gar nicht anders sein. Wenn des angenehmen Verhältnisses gedacht wird, das ehedem zwischen den Gebildeten der beiden Nationen bestand, so ist auch nicht das der Massen, welches an die Oberfläche tritt, gemeint, sondern das intimere der zehntausend Oberen höherer Kultur. Verhältniß der Massen zu einander kann überhaupt nur als feindliches bestehen, aus lange angesammelter Erinnerung an Kriegsleiden, die die Massen empfanden. So war es in Norddeutschland nach der napoleonischen Herrschaft; so hatten sich in Frankreich bis um die Mitte dieses Jahrhunderts feindselige Gefühle gegen England erhalten als Nachwirkung der um viele hundert Jahre zurückliegenden Invasionen von jenseits des Kanals, des langen Krieges, den die Engländer auf französischem Gebiet geführt hatten. Erst der Haß gegen die Deutschen hat die Antipathie gegen die Engländer abgelöst. Ich erinnere mich, daß in den fünfziger Jahren ein gebildeter Mann, ein hoher Beamter, einmal bei Gelegenheit zu mir sagte: „Wenn es gegen England losgeht, nehme ich selbst noch die Muskete auf die Schulter und ziehe mit.“ Die deutschen Einmärsche von 1814 und 1815 waren zu kurz gewesen und zu territorial beschränkt, um solche Eindrücke zu hinterlassen.

Wehe thun kann eine Nation der anderen, indem sie den Krieg in ihr Land trägt und jedem Einzelnen das Uebel fühlbar macht. Aber Wohlthaten können sie einander selten ins Land bringen. Auch haben die Menschen bekanntlich für empfangene Wohlthaten kein so gutes Gedächtniß wie für erlittene Mißhandlung. So beklagen sich ja die Franzosen darüber, daß die Italiener ihnen ihre Befreiung vom österreichischen Joch so rasch vergessen hätten. Man könnte die russischen Sympathien des heutigen Frankreichs als Gegenbeweis vorbringen. Aber diese Russenfreundschaft ist doch nur eine anempfundene, eine interessirte Koketterie. Die Muschiks wissen jedenfalls nichts davon.

Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich meine, daß um die Mitte des Jahrhunderts bis zum Krieg die Deutschen in Frankreich, oder, was dasselbe ist, in Paris die beliebtesten Ausländer unter den Gebildeten waren. Mommsen in seiner interessanten Auseinandersetzung über sein Verhältniß zu den Franzosen hat jüngst an dieser Stelle auch darauf angespielt. Deutsche Wissenschaft hatte seit dem Ende der Restauration einen wachsenden Einfluß gewonnen. Mit dem Philosophen Cousin ungefähr hatte es angefangen, dann kam die deutsche Philologie, besonders in ihrem romanischen Zweig, dann die Theologie und Geschichte. Eine ganze Gruppe berühmtester Männer war mit deutschen Studien genährt und deutschem Geist zugethan. Man braucht nur zu erinnern an Gaston Paris, Renan, Taine, Edmand Scherer. Die deutschen Gelehrten ... welche in Massen nach Paris wanderten und ... Aufnahme dankbar waren, trugen das Ihre dazu ... gegenseitige Wohlgefallen warm zu halten. Sie fanden in höheren Staatsanstellungen willige Aufnahme ... hatte beinahe noch einen Vorsprung, wenn man Deutscher war.

Nicht so stand die Sache in den Kreisen der ... Die Deutschen, welche auch hier freundlich aufgenommen wurden, brachten nichts von der Heimath mit, sondern ... deten sich nach den Franzosen und mit vollem ... Winterhalter, Knaus, Henneberg, Karl Müller, ... Heinrich Lehmann, Schlesinger entfalteten ihr Talent ... Schatze der blühenden Malerschulen der Julimonarchie ... des zweiten Kaiserreichs. Die französische Kunst lernte ... von ihnen und hatte nichts von ihnen zu lernen.

Nur mein Freund, der Maler Paul Chenavard, ... darin eine Ausnahme, und das ist der Grund, warum ... hier ein wenig von ihm erzählen will. Er hatte ... Deutsches in sich aufgenommen und viel Deutsches ... und verarbeitet. Dabei war er durch und durch Franzose, was nicht erst bewiesen zu werden braucht, wenn man erfährt, daß er in Lyon geboren war. Und zwar im ... 1807. Erst im April dieses Jahres ist er gestorben, ... nahe 88 Jahre alt. Als ich ihn kennen lernte, Ende ... fünfziger Jahre, stand er in der vollen Manneskraft.

Eine gewaltige Figur, wie man sich einen Senator des alten Roms vorstellt, hochstämmig, starkknochig, ... Schultern, auf denen ein gewaltiger Kopf saß, eine ... stirn unter einem Wald schwarzer Haare, eine starke, ... gebogene Nase, ein dichter, etwas wildwachsender Bart ... ironisch lächelnder Mund, große Hände, die in ... Gestikulationen die Gedanken kommentirten, — ... Ganze eine imposante und anziehende Erscheinung. ... gerade vernachlässigt in der Kleidung, aber ... nichts weniger als geschniegelt. Das Einzige, ... bei der ersten Begegnung unschön an ihm wirkte, war ... Organ. Von einer Krankheit des Kehlkopfes war ... dauernde Heiserkeit zurückgeblieben. Man gewöhnte ... daran, besonders da die Uebung nicht fehlte, denn er ... hörte zur Spezies, die man in unsrem Kreise die Monologisten nannte, d. h. solche, die stets so viel zu reden haben, daß sie einen Zweiten nicht neben sich aufkommen lassen. Sein Hauptrivale war der Mathematiker und Astronom Babinet, ein bedeutender Gelehrter, oberster Leiter des Bureau des Longitudes, ehemaliger Artillerieoffizier und ... bei feuilletonistischer Schriftsteller, der die ergötzlichsten ... dereien über wissenschaftliche Themata ins Journal des ... schrieb. Wenn Chenavard und Babinet am selben Tisch ... im selben Salon zusammen waren, so gab es einen ... essanten Kampf um das Alleinreden. Von dem, welcher ... sprach, sagten die umstehenden Freunde: wenn er nießt, ... er verloren; und sie wollten wissen, daß einmal, als Chenavard monologirte und plötzlich vom Nießen befallen wurde, er schnell die Hand gegen Babinet's Gesicht ausstreckte ... diesem so lange den Mund zuhielt, bis er mit Nießen ... war. Kam Babinet ins Reden, so sah und hörte er ... um sich her. Eines Tages machten sich seine Freunde ... Spaß, ihm bei einem üppigen Gastmahl in drei aufeinander folgenden Gängen dieselbe Speise anbieten zu lassen, während für die Uebrigen die regelmäßige Folge der Gerichte ... gehalten wurde. Unser Babinet verzehrte mit Lust, ... fortlaufenden Erzählungen, dreimal das nämliche. ... so philosophisch war Chenavard zwar nicht, aber er ... doch einen starken Grundzug von Gleichgültigkeit gegen ... landläufigen Genüsse. War Babinet etwas von einem ... niker, auch im Aussehen, so kam Chenavard mehr auf ... Stoiker heraus. Er war reich von Hause aus, und ... geringe Einkünfte wurden ihm regelmäßig aus der Heimath zugeschickt. Eines Tages kamen wir darauf zu reden, und er sprach von seinem Banquier in Paris, bei dem ... die ihm zugesandten Gelder niederlegte. Ich frug ihn ... dem Namen des Banquiers. Ganz ruhig, als wäre ... selbstverständlich, antwortete er mir: den Namen weiß ...

it, aber ich weiß das Haus in der rue du Bac zu finden, der Mann sein Geschäft hat. Er selbst wohnte in einem r die Maßen bescheidenen Gemach im vierten Stock eines n Hauses auf dem linken Ufer der Seine. Nach Naturgenuß te er gar kein Bedürfniß. Nichts schien ihm drolliger, die Leute, welche spazieren gehen. Es war zum Todt- jen, wie er mir einmal eine Szene aus diesem Kapitel n Besten gab. Eines Tages habe er ruhig und vergnügt seinem vierten Stock gesessen; da sei plötzlich ein Freund ommen und mit Vorwürfen über ihn hergefallen. Bei em so herrlichen Wetter säße er zu Hause, das sei em- rend, nun aber müsse er hinaus und ihn auf dem Spazier- ng begleiten; da half kein Widerstand, und nun ging es aufhaltsam fort, über die Brücke nach den Tuilerien und n da weiter in die Elysäischen Felder. Und was weiter? schritten wir nun neben einander her, und die Menge hts und links, und der Freund rief einmal nach dem dern aus: „ah qu'il fait beau, ah qu'il fait beau!" d das war alles, und sonst konnte ich nichts entdecken. as war seitdem mein letzter Spaziergang, ich hatte genug von. Man denkt bei solcher Empfindungsweise an das ort der Frau von Stael, die sich mitten in der herrlichsten atur nach der Gosse der rue du Bac zurücksehnt. So or auch die Freundin Chenavard's geartet, Madame Jaubert, e Freundin Müsset's und Heine's. Weder zu Fuß noch Wagen war sie, in den zwanzig Jahren, die ich sie nnte, auch nur ins Bois de Boulogne zu bringen. Die esellschaft, der geistige Verkehr füllten vollkommen diese xistenzen aus. Es war ein Spiritualismus in seiner Art, enn auch von Ungläubigen. Bei den Malern kam noch was Besonderes zur Unterschätzung des Naturgenusses nzu, nämlich bei den Malern des Menschlichen. Sie sahen uf die Landschaftsmaler wie auf Kameraden zweiter Ord- ung hinab.

Ob Paul Chenavard ein großer Maler war, vermag ich eder zu bejahen noch zu verneinen. Die Stimme der esammtheit, welche die Künstler klassifizirt, hat ihm keine tellung angewiesen, schon deshalb, weil er mit seinen Verken nie deutlich und dauernd vor sie hingetreten ist. Die jüngeren Kollegen, die seine Kritik fürchteten, wollten hn mehr als Philosophen, denn als Künstler geehrt wissen. Aber er war jedenfalls nicht nur ein künstlerischer Philosoph, ondern anerkannter Maßen der erste Kunstkenner unter Allen. Wenn man mit Sicherheit erfahren wollte, ob ein altes Gemälde echt oder falsch und von welchem Meister es wäre, so wurde Chenavard herbeigeholt, und sein Urtheil galt als der Spruch der letzten Instanz. Seine philosophische Richtung führte ihn schon in jungen Jahren deutschen Ein- flüssen zu, und die allegorischen Aufgaben, welchen er seine Lebensarbeit — etliche Freundschaftsportraits abgerechnet — zuwendete, tragen das Gepräge der alten Münchner Schule. Wie er mit dieser zusammentraf, schilderte er öfter im Ge- spräch. Zuletzt hat er noch kurz vor seinem Ende einem jüngeren Freunde*) davon erzählt, der ihm im „Temps" vom 14. April einen umfangreichen, außerordentlich schönen Nachruf widmet. Da diese Wiedergabe meinem eigenen Erinnern an längst verklungene persönliche Mittheilungen einen festen Halt gibt, thue ich am besten, ihr zu folgen. Chenavard erzählt: Im Jahre 1827 lebte ich in Rom. Raphael's Stanzen erweckten in mir den Gedanken, daß die Geschichte der menschlichen Entwicklung im Lichte unserer Zeit noch erst malerisch darzustellen sei. Raphael hatte in seiner Disputa, in dem Parnaß, in der Schule von Athen nur die Geschichte des menschlichen Geistes versinnlicht. Es blieb noch übrig, die Geschichte der Menschheit selbst vorzuführen. Die großen Stufen dieser Entwicklung dar- zustellen, die Reihenfolge der religiösen und philosophischen Wandlungen, dies war mein Plan von lange her, als ich viel später, im Jahre 1848, auf Grund vielfacher Vor- arbeiten zur Ausführung schritt. — Und das Alles nur auf Anregung von Raphael hin? warf der Hörer fragend ein. — Nicht doch, es kamen noch andere Einflüsse hinzu. Seit meinem ersten römischen Aufenthalt hatte ich mit zwei deutschen Malern Freundschaft geschlossen, die in der Kunst nicht einen Selbstzweck, sondern eine Aufgabe sahen, indem sie die höchsten religiösen und historischen Ideen durch sie zum Ausdruck zu bringen suchten. Es waren Overbeck und Cornelius. Jeder von beiden, ungefähr vierzig Jahre alt, in der vollen Reife seines Talentes, das schon bedeutendes geleistet hatte. Overbeck, christlicher Mystiker, gab der ganzen Weltgeschichte ihren Mittelpunkt im Katholizis- mus. Um sich ganz davon zu durchdringen, ließ er sich dauernd in Rom nieder. Cornelius, der anfänglich auf diese Ideen eingegangen war, trennte sich dann von ihm, kehrte in seine Heimath zurück und machte sich an die malerische Darstellung der deutschen Legende und Dichtung. Er hatte aber deswegen nicht auf die religiöse Kunst verzichtet. In dem Zeitpunkt, da ich seine Bekanntschaft machte, war er wieder nach Rom gekommen, um sich von Neuem am Studium der alten Meister zu schulen, und einen großen Karton des jüngsten Gerichts zu entwerfen. Overbeck und Cornelius, denen ich von meinen Plänen gesprochen, bestärkten mich darin aufs eifrigste. Ihre Unterhaltung, ihre Rathschläge freundschaft- lichster Art wurden mir sehr kostbar. Dank ihrer Vermitt- lung genoß ich auch den Vortheil, durch einen ihrer Freunde, der in Rom erschien, belehrt zu werden, dies war der Phi- losoph Hegel. Es sind fast siebenundsechzig Jahre, daß ich mit diesem großen Manne zum ersten Mal zusammentraf, aber ich erinnere mich aller Einzelheiten noch so genau, als wäre es gestern geschehen. Ich ging mit Cornelius auf dem Pincio spazieren, als uns ein kleiner Herr entgegen trat, der in einen weiten hellgrauen Ueberwurf mit drei oder vier übereinander abgestuften Krägen gehüllt war. (Carrick im französischen, nach dem englischen Schauspieler Garrick genannt). Auf dem Kopf trug er einen ebenfalls grauen Hut, der nur auf dem Wirbel saß, wie der Fez eines Zua- ven, und sich nur auf wunderbare Weise im Gleichgewicht hielt. An seiner Seite ging ein hochgewachsener blonder junger Mann, sehr schüchtern aber vornehm aussehend. Cornelius klopfte mir ein wenig auf die Schulter indem er mich zu Hegel hinschob und sagte: ich stelle Ihnen hier einen jungen Franzosen vor, der einen philosophischen Geist besitzt; ich stelle ihn Ihnen als einen Franzosen vor, der werth wäre, ein Deutscher zu sein. Und dann sich nach dem jungen Mann hinwendend, bezeichnet er ihn als Herrn Goethe, den Sohn. Ich hatte das Glück, den Philosophen während seines fünfwöchentlichen römischen Aufenthaltes des öfteren zu sehen. Ich sprach ihm von meiner Idee. Er billigte sie; er ertheilte mir einige Winke über die Weise, in welcher gewisse geschichtliche Perioden am besten zu versinn- lichen wären; er ertheilte mir sogar eine ganz bestimmte An- leitung, die ich später in einem meiner Kartons im Pan- theon ausgeführt habe. Nämlich: am Fuß des Louvre stehen die Helden der Revolution und des Kaiserreichs zusammen- gedrängt. Vermengt mit den Grenadieren der großen Armee, die das Gewehr präsentiren, salutiren sie Napoleon, der in die Barke steigt, wo Alexander, Cäsar und Karl der Große ihn erwarten, um ihn zur Unsterblichkeit einzuführen. Der Todesengel schwebt über der ganzen Szene und mäht erbarmungslos alle diese Ruhmesgestalten nieder. Die Liebe, die ihm im Fluge folgt, streut mit ihren Händen den Samen aus, aus welchem die neuen Geschlechter aufgehen werden.

Ich lasse hier die Erzählung abbrechen, weil es nicht in meiner Absicht liegt, in das Einzelne der weiteren Lebensgeschichte des Künstlers einzugehen. Als die Februar- revolution des Jahres 1848 die Monarchie stürzte, sah er den Zeitpunkt gekommen, seinen Entwürfen die richtige Stätte zu bereiten in dem Pantheon, welches, unter der Restauration wieder der heiligen Genoveva zurückerstattet, von Ludwig Philipp allen Glorien Frankreichs mit seinem heidnischen Namen von Neuem gewidmet und jetzt in frei- geistischem Sinne dekorirt werden sollte. Ledru-Rollin und Charles Blanc, der Bruder des Historikers, Direktor der schönen Künste, gingen auf den Plan ein. Eine lange

*) Herr Thiébault-Sisson.

Reihe von Kartons, in bräunlichem Camaieu, sollten ringsumher an den Wänden allegorisch die Menschheitsentwicklung darstellen. Jedem Bild entsprechend sollte eine Mosaik in Grisaille am Boden sich anschließen. Der Staat räumte dem Meister ein Atelier im Louvre ein. Aber über der Ausführung brach die zweite Republik zusammen. Und damit war auch Chenavard's Werk begraben. Das Kaiserreich gab der heiligen Genoveva abermals ihren Tempel zurück. Außerdem regte sich klerikale, aber auch künstlerische Gegnerschaft. Letztere schrieb Chenavard hauptsächlich dem Umstand zu, daß er für seine Arbeit keinen Lohn vom Staat haben wollte. Schon unter der Republik sei eine von Malern unterzeichnete Liste herumgegangen, die verlangten, daß der Auftrag zurückgezogen werde. Horace Vernet selbst habe die Eingabe entworfen und an erster Stelle unterzeichnet. Vernet, so erzählt Chenavard, hatte sein Atelier, gleich mir, im Louvre. Wir mieden uns, da wir einander nichts Liebenswürdiges zu sagen hatten. Eines Tages stießen wir aber doch auf einander, und man mußte sich grüßen. Ich ergriff die Gelegenheit, meinem Nachbar die Meinung zu sagen. Er antwortete mir, daß ich die Kunst herabsetze, indem ich unentgeltlich arbeitete. — Also, erwiderte ich, hat auch Michel Angelo die Kunst herabgesetzt, indem er das jüngste Gericht ohne Bezahlung malte, er hat nie einen Sous dafür bekommen. — Ich scheere mich den Teufel um Michel Angelo, fuhr Vernet darein. Meine Malerei soll man mir bezahlen. Sie verderben das Handwerk, um so schlimmer für Sie. —

Eines der Hauptstücke des Gesammtwerkes war ein Bild, welches Chenavard „die göttliche Tragödie“ nannte. Es versinnlichte, wie der Reihe nach eine Religion die andere verdrängt, von der indischen und ägyptischen durch die heidnischen der Griechen und Germanen bis zum Christenthum, das wieder der Philosophie weicht. Das Christenthum, in edler Auffassung, bildet den Mittelpunkt des Gemäldes, das später, in vollen Farben ausgeführt, in einer Pariser Ausstellung figurirte und auch einmal in München ausgestellt war. Eine kleine photographische Reproduktion mit einer Widmung des Künstlers ziert noch heute mein Arbeitszimmer und ruft mir all die guten Stunden zurück, die ich einst mit ihm verplauderte. Er konnte mit aller Lebhaftigkeit des Südfranzosen seine Ansichten über ästhetische Fragen auseinander setzen, und es war doch etwas von deutschem, spekulativem Geist darin. So war er, ohne das Wort Goethe's von der Beschränkung, in der sich der Meister zeigt, auf die Formel gekommen: eines der großen Geheimnisse der Kunst sei die Einsicht in die Nothwendigkeit des Opferns: Le sacrifice est un des grands secrets de l'art. Sein Sinn für deutsch-philosophische Denkweise war, was mir am meisten seine Freundschaft eintrug. Gleichwohl verstand er kein Wort deutsch, so wenig wie der Philosoph Caro, der schöne Lieblingsgelehrte der Damen (das Vorbild des Professors in Pailleron's Komödie: „Die Welt, in der man sich langweilt“), der ein gar nicht übles zweibändiges Buch über Goethe geschrieben hat. Köstlich war, wenn Chenavard und der Maler Ricard, einer der feinsten Porträtisten und der geistreichsten Künstler des zweiten Kaiserreichs, schilderten, wie sie einst eine gemeinsame Reise den Rhein herauf machten. Ricard galt für den des Deutschen Kundigen, und seine Meisterschaft kam besonders zu statten, wenn es sich ums Zahlen handelte. Da füllte er seine Hand mit Kleingeld, reichte sie fragend dem Empfänger hin und sagte: Bi fil? (Soll heißen: wie viel?) dem andern überlassend, sich das Verlangte selbst zu nehmen. Heut zu Tage ist das anders. Die Zahl der jungen Franzosen, die gut deutsch können, ist sehr groß. Da ist es umgekehrt gegangen wie in der Parabel. Was die Sonne der Freundschaft nicht fertig brachte, das gelang dem Sturmwind der Feindschaft.

Eine zärtliche Freundschaft verband Chenavard mit Rossini. Es war nicht sowohl ein Gegensatz, in dem die beiden interessanten Geister zusammenklangen, als ein Akkord weit auseinanderstehender Töne. Hier der ernste, grübelnde, nie ans Ziel gelangende Stoiker, dort der heitere, beruhigte

Epikuräer, der sich schon im
und befriedigt auf seine Lorbe
sich seit langen Jahren im Genu
konnte. Kein Ort der Welt ist so d
Besitz zu verschönen. Die Stadt h
im Bois de Boulogne geschenkt, und Che
im Innern ausgemalt. Im Winter woh
Chaussée d'Antin in meiner nächsten N
Wege kreuzten sich beinahe täglich, und i
mich an dem Bild breiter, gesättigter Be
mir vorüberwandelte. Kein römischer Se
neapolitanischer Komiker; das wohlgenährte
lein mit einer bunten Sammetweste bedeckt,
dicke goldene Uhrkette lagerte; in dem freund
Antlitz stets ein Zug gutmüthiger Ironie.
Bonmots, und wer ihn kannte, wußte davon
auszugraben. So auch Chenavard. Eine
Geschichte jedoch hat er mir nie von ihm e
im oben erwähnten Nekrolog finde, und die
ist, daß ich mir nicht verzeihen würde, sie hier
gegeben zu haben.

Rossini erzählt von einer Reise, die ihn
1822 nach Wien führte, wo er Beethoven's Bek
machen wollte. Beethoven war zwar nicht Rossini's
sondern Mozart. Auch darin kennzeichnete sich die
tirung der beiden Freunde, daß Chenavard das ernst
dem heiteren vorzog, während der Andere beh
Beethoven sei nicht im Stande, eine einzige wahre
zu finden! Dennoch stellte er ihn sehr hoch und bat
die Bekanntschaft zu vermitteln. Nun erzählt Rossi
Wohnung, in die wir eintraten, war klein und
Alles athmete Unordnung und Dürftigkeit, und ich
mich beklommen. Ach, mein armer Gioachimo, sagte
mir im Stillen, mach die Augen auf! Da bist
einem Mann, der sicher viel mehr Genie besitzt, a
haben wirst, und dieser Mann lebt in solchem Elend
dir das zur Lehre dienen. Wir gelangten in das
wo Beethoven sich befand; ich sah vor mir einen M
gedrungener Gestalt, mit geröthetem Antlitz, mit un
finsterem Blick, der aufstand und auf uns zukam, ohne ei
zu äußern. Ich wußte von seiner Taubheit und sch
ins Ohr: Meister, ich komme, um in Ihnen den Na
des größten Musikers, der je gelebt hat, Mozarts,
grüßen. Beethoven sah mich starr an, und allem
nach um sich an Salieri zu rächen, der ihn genöthigt
mich zu empfangen, schrie er mit fürchterlicher
Wie? Sie nennen sich einen Bewunderer Mozart's u
lassen sich von dem begleiten, der ihn vergiftet h
Salieri's Gesicht verzerrte sich. Da ich meines Theil
Ahnung davon hatte, daß man Salieri eines solch
brechens verdächtigt hatte, so glaubte ich, Beetho
verrückt geworden; ich faßte meinen Landsmann unt
Arm, um ihn fortzuziehen. Aber er schrie den andere
Wie, Meister, Sie glauben an solche Gerüchte! —
lich! erwiderte Beethoven mit bissigem Lächeln.
drehte sich nach mir um und sagte: Höre, Rossini, je
aus wie Einer, der seinen Nebenmenschen vergiftet ha
Und er sah so komisch in seiner Verdutztheit aus, da
mir nicht versagen konnte, zu erwidern: Wenn Du
Deine Physiognomie hast, um Dich zu vertheidigen, so
Du Dir einen schlechten Anwalt genommen. — Ich
dann das Gespräch durch einige Scherze wieder zu be
Aber vergeblich. Salieri blieb mürrisch, und nach ei
Phrasen verfiel Beethoven wieder in sein ernstes Schw
Damit war die Sache zu Ende.

Seit dem Jahre 1867, wo ich Paris verließ, um
Deutschland und zur aktiven Politik zurückzukehren,
natürlich mein regelmäßiger Verkehr mit Chenavard
Durch unsere gemeinsame Freundin, Karoline Jaubert,
er mir schreiben, er billige meinen Entschluß, vorausg
daß ich verstünde, mich von Ehrgeiz frei zu halten.

e Vermittlerin berichtete mir, daß 1870 während der Be-
rung, Chenavard und ein anderer Freund, der Historiker
frey, die ihren Dienst als Nationalgardisten auf den
llen thaten, bös auf mich zu sprechen waren. Das war ja
z in der Ordnung. Aber nach den ersten Jahren machte
ich doch wieder ganz und gar. Als bald nachher Lan-
Gesandter in der Schweiz wurde, schrieb er mir nach
lin, unsere Freundschaft solle unberührt bleiben, aber so
ge Elsaß-Lothringen als Speer in der Wunde Frank-
s stecke, könnten wir uns nicht wiedersehen. Doch als
im Jahre 1874 wieder zum ersten Mal nach Paris kam,
er einer der ersten, die mich aufsuchten und das alte
liche Verhältniß wieder aufnahmen. Ebenso ging es
mit Chenavard. Zum letzten Mal besuchte ich ihn im
bst 1893. Das hohe Alter fing an auf ihm zu lasten.
ging nicht mehr aus. Aber seine Sinne waren noch
und sein Geist lebendig. Er ließ sich über Deutschland
mir erzählen; wie alle Franzosen heutzutage interessirte
besonders die Psychologie unseres jungen Kaisers.
nn man so manchen öffentlichen Meinungswechsel erlebt
, imponirt einem der jeweilig herrschende nicht über die
ßen. Lese ich z. B. die Tiraden über den gemeinsamen Einzug
französischen und russischen Schiffe in Kiel, so erinnere
mich an die Gerichtssitzung im Justizpalast an der Seine,
den mich der feurige Republikaner Emanuel Arago ein-
ührt hatte, um seine begeisterte Vertheidigungsrede für
rezowsky, den Urheber des Attentats auf Kaiser Alex-
der II. zu hören.

Und wer hätte noch vor einem Jahrzehnt für möglich
halten, daß die Wuth gegen Richard Wagner dahin um-
lagen könnte, daß Frankreich der Boden des größten
iumphes würde, den er je in der Welt gefeiert hat!
ingst besuchte mich in Berlin ein französischer Gelehrter,
ier der ersten unter seinesgleichen. Er widmet sich ganz be-
nders der studirenden Jugend. Wir besprachen natürlich das
ige Thema: das Verlangen nach der Revanche. — In der
uesten Zeit, sagte er, hat sich's bei der jüngeren Genera-
n entschieden abgeschwächt, „il y a une détente". Aber,
te er alsbald hinzu, als ich jüngst dabei war, wie Truppen
ch Madagaskar eingeschifft wurden, und sah, mit welch'
netischem Jubel die Bevölkerung selbst auf diesen unbe-
utenden Kriegszug die Pioupious (jungen Soldaten) ent-
ß, wurde mir doch wieder klar, wie wenig dazu gehört,
n diese Flamme jeden Augenblick neu zu entfesseln.

Interlaken, Juni 1895.

L. Bamberger.

Petersburger Wendungen.

Dieselbe Wendung von liberalisirenden zu extrem ab-
lutistischen Tendenzen, welche sich in dem letzten Zaren
ährend der ersten Tage seiner Regierung vollzog, ist in
m gegenwärtigen in der gleichen bedeutsamen Antrittszeit,
nd zwar durch die gleichen Faktoren, zum Durchbruch
bracht worden. Alexander III. fand ein von seinem Vater
m Todestage unterzeichnetes Verfassungsrudiment vor und
nehmigte dasselbe, um es wenige Tage darauf unter der
zantinischen Beredtsamkeit seines Lehrers Pobjedonoszoff
nd den besorgten Warnungen seiner Gemahlin, die den
orgänger trotz seines Liberalismus ermordet sah, zurück-
unehmen; Nikolaus II., der schon seit einigen Jahren aus
iner humaneren Empfindung und einer entsprechenden
ritik der väterlichen Maßnahmen kein Geheimniß gemacht,
tzte sich sofort nach seiner Thronbesteigung mit gemäßigten
Männern in Verbindung, welche die Entlassung des leitenden
Ministers Pobjedonoszoff und seines Hauptgehilfen Durnowo
ür rathsam hielten. Nachdem der Hof und der in seinem
Reflex lebende Theil der Gesellschaft einige Wochen in ge-
spannter Erwartung verbracht, traten abweichende Symptome
hervor, welche sich rasch vermehrten und zu der eigenmündig
zarischen Erklärung führten, es bliebe Alles beim Alten.
Das point de rêveries, Messieurs, welches Alexander II.
bei seinem Antritt vierzig Jahre vorher dem fremdfühlenden
polnischen Adel zugerufen, ward nunmehr den russischen
Provinzialständen von Nikolaus II. wiederholt.

Es lag eine doppelte Verschärfung in diesem letzteren
Diktum. Hatte es sich im ersten Fall nur um Nationalitäts-
hoffnungen eines eroberten Volkes gehandelt, so war es
diesmal die eigene, mit ihrer Dynastie geschichtlich ver-
wachsene russische Rasse, deren Bitte um Wiederherstellung
der von Alexander II. gewährten und von Alexander III.
entzogenen Mittel zur Beamtenkontrolle abgelehnt wurden.
Die erste Weigerung galt einem Landestheil, der sich als
Ausland betrachtete und eine möglichst große Selbständig-
keit wiederzugewinnen strebte; die zweite dem eingeborenen
Russen, der nur Russe und Patriot zu sein wünschte und zu diesem
Zweck die bereits besessene Berechtigung, die Handlungen
der nahezu allmächtigen, aber nicht allwissenden und noch
weniger allmoralischen Büreaukratie zu besprechen, wieder-
zuerlangen suchte. Das zarische Nein machte diesen Aspi-
rationen ein Ende und bestimmte die gegenwärtige Re-
gierung dazu, eine bloße Fortsetzung der vorhergehenden zu
sein. Der Sohn war denselben Einflüssen wie der Vater
unterlegen. Der kaiserliche Jüngling hatte es seiner ge-
ringen Erfahrung gemäß gehalten, sich von seiner Mutter
und Herrn Pobjedonoszoff zu denselben Verwaltungsmaximen
geleiten zu lassen, zu denen sein Vater an der Hand seiner
Frau und des Herrn Pobjedonoszoff gelangt war.

Allerdings ist Alexander III. durch seine systematische
Anstraffung des büreaukratischen Regiments wahrscheinlich
der erste Zar gewesen, welcher seit Peter I. eines natür-
lichen Todes starb. Zweifelhaft in dieser Beziehung
kann seit der kürzlichen Veröffentlichung des Briefwechsels
zwischen Nikolaus I und Professor Parrot nur noch Niko-
laus I. selber sein, und für dessen bestrittenen Fall bleiben die
Papiere seines in den sechziger Jahren zu Frankfurt a. O.
verstorbenen Leibarztes Dr. Mandt noch einzusehen. Besser
erging es den vier selbstregierenden Kaiserinnen, welche zu
viel ergebene Diener in ihrer unmittelbaren Umgebung zu
versammeln wußten, um dem gleichen Schicksal zu verfallen.
Das wenig methodische Regiment dieser unverheiratheten
Damen ließ keinen Hofmann und keine Partei ohne Hoff-
nung, so lange sie eben unverheirathet blieben und weiblich
und klüglich viele Chancen der Gunst eröffneten. Katharina I.,
die in einem deutschlivländischen Waisenhause erzogene
Tochter eines schwedischen Unteroffiziers, Frau eines anderen
schwedischen Unteroffiziers und eventuelle Wittwe Peter I.,
verfolgte auch nach des letzteren Tode die femintne Taktik, die sie
in die Höhe gebracht. Katharina II., eine anhaltische, von
Friedrich dem Großen nach Rußland verheirathete Prinzessin,
wurde den Offizieren, die sie erhoben, durch den Sturz und
Tod ihres Gemahls acceptabel. Anna, die verwittwete
Nichte und dritte Nachfolgerin Peter I., gelangte zu ihrer
unregelmäßigen Thronbesteigung dadurch, daß sie sich einigen
nativistischen Ministern und Generalen gegenüber zu einer konsti-
tutionellen Regierung und Nichtwiederverheirathung schriftlich
verpflichtete. Die erste Bedingung machte sie wenige Wochen dar-
auf mit Hilfe ihres westfälischen Ministers Ostermann und
oldenburgischen Generals Münnich — zwei der zahlreichen
von Peter I. ins Land gezogenen deutschen Civilisatoren —
hinfällig; bei der zweiten hielt sie es für gerathen zu ver-
bleiben. Elisabeth, die Tochter und vierte (genauer fünfte)
Nachfolgerin Peter I., begnügte sich mit einer geheimen Ehe
mit ihrem Günstling Rasumowski und ließ sich in ihrem
sonstigen Verhalten die verheirathete Frau nicht anmerken.
Selbständig regierende Kaiserinnen gibt es nicht mehr in
Rußland; aber wie kann die einflußreiche Wittwe und Mut-
ter eines Zaren die Ereignisse der alten und neuen Geschichte
ihres Adoptivlandes vergessen, so lange sich nicht Geist,
Muth und Menschlichkeit genug in den herrschenden Kreisen
finden, um die Vergangenheit innerlich zu überwinden? Wie
kann sich die lebhafte Dame unter obwaltenden besonderen
Umständen der russischen Neigung zu weiblicher Mitwirkung

entziehen? Das heutige Rußland ist nur ein durch die Milderung der Sitten ermäßigtes, nicht ein durch die Annahme neuer Motive umgewandeltes altes.

Während die stramme Despotie der vorigen Regierung demnach erhalten blieb und der Willkür und Korruption die alten Gelegenheiten läßt, während die Aera der politischen Morde auch bereits wieder eröffnet wurde, hat sich nach außen hin ein neuer Kurs gebildet. Entschlossen, jegliche Fährniß zu vermeiden, hat der letzte Zar die Vortheile, welche die französische Dienstfertigkeit ihm bot, nur zu festlichen Verbrüderungen auf der einen Seite und zu allusiven Drohungen auf mehreren anderen Seiten benützt. Unthätig verharrend, wo er die geringste Besorgniß hegte, hatte er die Resolution der Vorsicht und ließ sich durch die slavistischen Fanfarons, welchen er gerne jeden Toast auf Frankreich erlaubte, zu keinen Abenteuern gegen uns verleiten. Den Vorschlag eines gemeinsamen Krieges gegen uns, den sein Vater Frankreich im ersten Grimme über den Ausgang des Berliner Kongresses machte und den Gambetta bis zur Rekonstruktion der russischen Armee zu vertagen für gut fand, hat er, soviel wir wissen, nie erneuert. Das Aeußerste, was er auf Frankreichs späteres Drängen gewährte, war nach Graf von Caprivi's Andeutungen eine militärische Verabredung für den Fall, daß es zu einem politischen Bündniß käme. Daß dieselbe zu nichts Weiterem zu führen bestimmt war, lehrt die spätere Entwicklung oder vielmehr Entwicklungslosigkeit der russisch-französischen Beziehungen unter Alexander III, soweit wir sie kennen; daß dergleichen selbst in ernsteren Fällen bedenklicher aussieht als es zu sein braucht, zeigt das Beispiel Oesterreichs, das mit Frankreich eine ähnliche militärische Abmachung gegen uns im Frühjahr 1870 traf, die darin vorausgesetzte politische niemals vollzog und schon nach den ersten französischen Niederlagen kaum mehr beabsichtigte.

Unter Nikolaus II haben sich die Dinge indeß anders zu gestalten begonnen. Theils das durch die Jugendlichkeit des Zaren zunehmende Gewicht der Kaiserin Mutter, die noch heut jene altdänische Abneigung gegen Deutschland hegt, welche sie 1872 bei Kaiser Wilhelm's I Petersburger Besuch so offen zum französischen Botschafter General Le Flô bekundete; theils der günstige Zufall des japanischen Krieges haben Frankreich in einem Jahre der neuen Regierung weiter gebracht, als es in den zehn letzten der vorigen gelangte. Weil Japan China zu bezwingen gedachte, ehe es durch die sibirische Eisenbahn eine Konkurrenz in dem vortheilhaften Unternehmen erhielt, konnte Rußland, in jenen Gegenden zunächst nicht allzu stark, eine militärische, und zumal eine navale Unterstützung auf dem fernen Kriegsschauplatz wohl gebrauchen. Somit war Frankreich nicht mehr allein der allianzverlangende Theil, sondern Rußland auch, und da in Rußland gleichzeitig ein Einfluß obmächtig geworden war, der die Allianz schon lange ersehnte, so wird es wahrscheinlich bereits in den Anfangsstadien der japanisch-chinesischen Kollision dazu gekommen sein. Jedenfalls scheint nach den neulichen Ankündigungen der französischen Minister Ribot und Hanotaux ein Abschluß erfolgt zu sein, nachdem die eifrige Beschäftigung mit der armenischen Frage, welche der forsche Lord Rosebery sich gestatten zu können glaubte, Rußland auch an dieser Stelle ein Zusammengehen mit Frankreich wünschenswerth gemacht hat.

Für uns brauchen daraus zunächst noch keine Bedenklichkeiten zu erwachsen. Rußland hat eines „Bündniß" in Ost- und vielleicht auch in Westasien bedurft, hat es jedenfalls von dem bündnißsüchtigen Frankreich trotz seiner Beschränkung auf diese Gegenden erhalten können, hat es deshalb nicht auf den centraleuropäischen Kontinent auszudehnen nöthig gehabt, wo wenig zu gewinnen und viel zu riskiren ist, so lange der Dreibund oder ein ähnliches Arrangement besteht. Hatten wir uns demnach von den asiatischen Wirren fern, so bleiben wir vor der Wirkung derjenigen Bestimmungen bewahrt, die der „Vertrag" selbstverständlich für die gemeinsame Vertheidigung seiner Zwecke an allen Orten enthalten müßte. M. Ribot, der während seiner früheren Amtirung zu den ominösesten Revancherednern gehörte, könnte sich mithin nur schmeicheln, ein Verhältniß errungen zu haben, welches erst, wenn wir wollen, ihm Rußlands ersehnte Gegnerschaft gegen uns verschafft. Bis dahin hat er für die bloße Aussicht einen Lohn zu dienen, dessen Zahlung von dem Benehmen Deutschlands, das das entgegengesetzte Interesse hat, abhängt. Thatsächlich bleibt also Rußland der Herr der Beziehungen zu Frankreich auch nach dem „Vertrag" und ertheilt dem anderen Kontrahenten nur die Erlaubniß, vom Anschwärmen zum Aushelfen überzugehen. Andererseits verminderte Frankreich dadurch allerdings entweder vernunftmäßig (was wir nicht wissen) oder der ganzen praktischen und psychologischen Tendenz seiner Politik nach (was zu Tage liegt) seine Befähigung, sich mit uns auf einen besseren Fuß zu stellen. Je steriler diese Situation aber für die Franzosen werden muß, wenn wir uns ruhig verhalten, desto sicherer ist, daß sie die Unproduktivität ihrer Politik begreifen und die russischen Spezialfreunde und Freundinnen um Gaben bitten werden, die ihnen nicht verabreicht werden können, so lange die Leidenschaft nicht ganz die Oberhand gewinnt. Das delikate Spiel, welches man in Petersburg treibt, macht es erklärlich, daß die dortigen Korrespondenten vieler Blätter neuerdings mit Nachrichten versehen werden, unter der Bedingung, alles zum Druck zu bringen, was man ihnen gibt. Die russischen Mittheilungen selbst der selbständigsten nichtrussischen Blätter sind dadurch zu einer Mixtur geworden, die von deutschen und englischen Zeitungen mit großer Vorsicht zu genießen ist.

Parlamentsbriefe.

XXIII.

Das Stempelgesetz ist nun auch in dritter Lesung auf Grund von vorliegenden Kompromißanträgen angenommen worden; das Herrenhaus hat indessen seine geschäftlichen Dispositionen so getroffen, daß noch zwei bis drei Wochen vergehen werden, ehe der Schluß des Landtages erfolgen kann. Herr Miquel beharrt auf seiner Versicherung, daß das neue Gesetz keine oder nur unerhebliche Mehreinnahmen bringen werde; es ist unnütz darüber zu streiten, denn die Erfahrung allein kann entscheiden. Einstweilen kann man wohl den Eifer des Finanzministers nur aus seiner Hoffnung auf Mehreinnahmen erklären. Daß das Gesetz eine größere Rechtssicherheit bringen werde, als das bestehende, ist eine Hoffnung, die sich sehr bald als trügerisch erweisen wird. Ein schwerer Fehler ist es, daß mündliche, ja stillschweigende Geschäfte, zum Beispiel Verlängerungen von Miethsverträgen, von der Stempelpflicht getroffen werden. Begrifflich ist der Stempel das Korrelat der Schriftlichkeit. Wer auf die Vortheile, welche die Schriftlichkeit bietet, verzichtet, macht sich auch von ihren Lasten los. Auch der Fehler, der in ungerechten Stempelbefreiungen besteht, ist beibehalten. Das Gesetz ist eine böse Hinterlassenschaft dieses langen Landtages.

Eine lange Verhandlung, die sich an die Interpellation über den Fall Mellage knüpfte, brachte keine wesentlichen Resultate. Daß bei der Behandlung von Irren oder vermeintlich Irren Mißgriffe und Mißbräuche vorkommen, wird kein Gesetz jemals verhindern können; es sind im einzelnen Falle stets Zweifel und Irrthümer darüber möglich, ob Jemand geisteskrank oder gemeingefährlich ist, und welche Behandlung ihm gegenüber zweckmäßig ist. Aber was man vom Staate und von der Gesetzgebung verlangen kann, ist, daß fortgesetzte und wiederholte Irrthümer bald entdeckt werden. Und hier liegt der schwere Fehler, der von der Verwaltung begangen worden ist. Das Kloster Mariaberg hat nie einer wirksamen Revision unterlegen; die Besichtigung desselben ist in schablonenhafter

vollzogen worden. Eine wirksame Revision war um ehr geboten, als man wußte, daß das Haus nicht ärztlicher Leitung stand, daß es keine psychiatrisch geen Rathgeber hatte, daß ihm keine ausgebildeten 'enwärter zur Verfügung standen. Bei Aufwendung r Aufmerksamkeit hätte man die bestehenden Zustände ken müssen. Daß diese Entdeckung nicht erfolgt ist, ist hst die Schuld der unteren Instanzen, des Kreis'us, der Regierung; aber man kann die höheren nzen nicht von der Schuld freisprechen, daß sie es an ssichtigung der unteren Instanzen haben fehlen lassen. Verwaltung trägt die Schuld; welche von den Personen, n der Verwaltung betheiligt waren, die Hauptschuld ist eine innere Frage der Verwaltung, welche diese entscheiden möge; das Abgeordnetenhaus kann sich nur en vorgesetzten Minister halten.

Ein Privatmann hat unter Aufwand von viel Mühe Geld die Greuel entdeckt, die sich hier vollzogen. Zum k dafür wurde er auf die Anklagebank gebracht. Er chte dadurch wenigstens den Vortheil, daß ihm nun sverständige Vertheidiger zur Seite stehen konnten, die bei seinem Untersuchungswerk unterstützten. Er hat die ugthuung gehabt, freigesprochen zu werden, und diese ugthuung war die einzige, die ihm für seine menschenndliche Thätigkeit zu Theil wurde. Der Staatsanwalt e ihn gern zu einer empfindlichen Geldstrafe herangen und ihn noch durch weitere Instanzen verfolgt. ist denn endlich der Justizminister eingeschritten und hat Zurückziehung des Rechtsmittels befohlen. Aber dem atsanwalt hat der Justizminister kein Haar krümmen en wollen, denn er hat korrekt gehandelt.

Formal korrekt hat der Staatsanwalt in der That andelt; es würde dem Justizminister schwer geworden , ihm eine Verletzung des Gesetzes zur Last zu legen, ihm daraufhin einen Verweis zu ertheilen. Sachlich er nicht mustergültig gehandelt, denn nicht er ist es esen, der die begangenen Gesetzesverletzungen aufgedeckt . Er hätte das thun sollen, was die Vertheidiger gethan en.

Wie den Verwaltungsbehörden hat es auch den Organen Rechtspflege an dem klaren Blicke gefehlt, dessen sie beften, um nicht die Wahrnehmung der öffentlichen Intern in die Hände einer Privatperson gelangen zu lassen. ist ein Glück, daß wir noch Privatleute von dem Schlage Herrn Mellage haben, die das thun, was die offiziellen gane des Staates versäumen.

Proteus.

Das Ende der Koalition in Oesterreich.

Was wir vor zwei Monaten an dieser Stelle vorausjagt haben, hat sich rascher erfüllt, als man allgemein genommen hatte. Die Koalition der Parteien im österichischen Abgeordnetenhause ist in sich zusammengebrochen, s Koalitionsministerium ist gestürzt und fast über Nacht n einem Geschäftsministerium abgelöst worden, das für wa zwei bis drei Monate berufen ist, den Staatskarren Gange zu erhalten. Die Ereignisse waren kaum ins ollen gerathen, als sie sich bereits überstürzten. Dienstag, m 18. Juni in der Mittagsstunde, überreichte Fürst Winischgrätz dem Kaiser Franz Josef das Demissionsgesuch des esammtministeriums und in den Morgenstunden des 19. ar bereits der Statthalter von Niederösterreich mit der ildung der provisorischen Regierung betraut, ohne daß ein heil der Koalitionsminister hievon eine Ahnung hatte. s war vielmehr die Absicht der Mitglieder der zurücketenden Regierung, daß diese, wenn auch ohne den Fürsten Windischgrätz, mit der Fortführung der Geschäfte betraut verde. Dann wollte man sich ein Budgetprovisorium bis Ende Oktober bewilligen lassen, den Reichsrath vertagen und bis zum Herbst in aller Gemächlichkeit weiter regieren. Diese Absicht scheiterte an der Entschiedenheit, mit welcher die Krone die Erledigung des Staatsvoranschlages forderte. Als Fürst Windischgrätz erklärt hatte, daß Ministerium sei außer Stande, die Votirung des Budgets zu erlangen, war der Entschluß der Krone auch schon gefaßt. Das Ministerium erhielt jäh seinen Abschied, und die Koalitionsminister mußten rascher ihre Portefeuilles aufgeben, als sie gewollt hatten und ihnen lieb war. So gnädig die kaiserlichen Handschreiben an den Fürsten Windischgrätz, an den Marquis Bacquehem, an die Grafen Falkenhayn und Schönborn lauteten, so ändert das nichts an der Thatsache, daß an allerhöchster Stelle ein höchst ungnädiges Urtheil über die Wirksamkeit des Koalitionsministeriums gefällt wurde und daß aus diesem Urtheile auch kein Geheimniß gemacht wurde.

Der äußere Anlaß für den Zusammenbruch der Koalition und ihres Kabinets war die Errichtung des slovenischen Gymnasiums in Cilli. Cilli ist ein hochwichtiger Punkt für das Deutschthum im steyrischen Unterlande, dessen Slovenisirung die Deutschen nicht zulassen wollten, weil sie damit den Schlüssel ihrer Position in jenem Gebiete aufgegeben hätten. Aus dem Kampfe um Cilli war aber ein größerer und bedeutungsvollerer Konflikt herausgewachsen. Es stand die Forderung von sechs slovenischen Abgeordneten gegenüber dem Herzenswunsch von 109 deutschen Abgeordneten. Der ganze Hohenwart-Klub, die Polen und die Regierung stellten sich an die Seite der Slovenen gegen die deutsche Linke, sie identifizirten sich mit dem rücksichtslosen hartnäckigen Diktate, welches die sechs Slovenen den Deutschen auflegten. Die Linke sollte den Geßlerhut von Cilli grüßen, die Deutschen sollten durch das kaudinische Joch kriechen. So ward die Frage der Bewilligung von 1500 Fl. für das slovenische Gymnasium in Cilli zu einer Frage der nationalen Ehre für die deutschen Abgeordneten und wollten diese nicht mit Hohn und Spott bedeckt heimkehren, um von ihren Wählerschaften fallen gelassen zu werden, dann blieb ihnen nichts anderes übrig, als die Koalition, die nachgerade bei allen Liberalen und Deutschen zum Gegenstande des Hasses geworden war, zu sprengen.

Es darf indessen nicht verschwiegen werden, daß die Cillier Affaire nicht zu dieser Bedeutung hätte gelangen müssen, wenn man in den früheren Stadien derselben ehrlicher vorgegangen wäre und eine geschicktere Taktik zur Anwendung gebracht hätte. Unter der Devise „Offenheit und Wahrheit" trat das Koalitionskabinet ins Amt. Offenheit und Wahrheit aber war in der Behandlung der Cillier Angelegenheit nicht zu entdecken. Es wird mit aller Bestimmtheit behauptet, daß Graf Hohenwart beim Abschluß der Koalition oder unmittelbar danach das Cillier slovenische Gymnasium von Herrn von Plener verlangt und daß dieser zugestimmt habe. Ist dem so, und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, dann hat Herr von Plener in dieser Sache schwere Fehler begangen, die sich an ihm und an der Koalition bitter gerächt haben. Wäre er damals, im November 1893, an seine Partei herangetreten und hätte er Cilli als den Preis hingestellt, der für das Zustandekommen der Koalition gezahlt werden muß, dann hätte die Partei zu erwägen gehabt, ob die Koalition diesen Preis werth sei. Es ist hundert gegen eins zu wetten, daß sie in den Flitterwochen der Koalition diesen Preis, ohne sich zu besinnen, gezahlt hätte. Vielleicht wäre es aber auch bei der damals herrschenden Stimmung möglich gewesen, den Grafen Hohenwart und die Slovenen durch Kompensationen zum Aufgeben ihres Anspruches auf das Cillier Gymnasium zu bestimmen. Allein man schwieg damals und erst im Februar des Vorjahres kündigte der Unterrichtsminister Madeyski im Budgetausschusse das Cillier Gymnasium an. Als dann die Cillier Frage in den deutschen Kreisen Bewegung hervorzurufen begann, einigte sich die Linke zu einem taktischen Beschluß: sie wollte das Cillier Gymnasium bekämpfen, gegen die Bewilligung der Budgetpost stimmen, aber daraus nicht die Konsequenzen ziehen. Auch das war ein verhängnißvoller Fehler, der wieder auf

die Einwirkung Plener's zurückzuführen ist. Hätte die Linke im vorigen Oktober ernst ihren Entschluß ausgesprochen, aus der Koalition zu scheiden, falls das Cillier Gymnasium bewilligt würde, dann wäre diese Budgetpost zweifellos fallen gelassen worden. Der damalige halbschlächtige Beschluß der Linken aber bewirkte, daß die Polen und der Hohenwartklub bis zur letzten Minute an den Ernst der Linken nicht glauben wollten und der Meinung waren, es werde eine Komödie aufgeführt. Es ist die Schuld Plener's, wenn aus der kleinen Blase ein eiterndes Geschwür wurde, an dem die Koalition zu Grunde ginge.

Es hieße jedoch einen falschen Schein verbreiten, wollte man das Scheitern der Koalition und den Sturz des Kabinets Windischgrätz einzig und allein auf die Cillier Angelegenheit zurückführen. Cilli war der Tropfen, welcher den Becher zum Ueberschäumen brachte. Die Koalition aber mußte Schiffbruch leiden, weil die heterogenen Elemente, aus denen sie sich zusammensetzte, nicht den ehrlichen Willen mitbrachten, ihre parteipolitischen Sonderinteressen zurückzustellen und sich lediglich der positiven Arbeit auf unpolitischem Gebiete zuzuwenden. Dies gilt außer von den Slovenen hauptsächlich von der klerikalen Fraktion. Diese Partei hatte ihre rührigsten und tüchtigsten Vertreter, die Grafen Falkenhayn und Schönborn im Ministerium, welche in entscheidenden Fragen den Willen ihrer Partei durchzusetzen wußten und dabei durchaus nicht blöde und schüchtern vorgingen. An die Möglichkeit, daß sie ihre Portefeuilles einbüßen könnten, dachten diese Minister nicht; diese Sorge überließen sie ihren liberalen Kollegen und mit Recht: die Vertretung klerikaler Interessen pflegt in Oesterreich keinem Minister das Portefeuille zu kosten. Die klerikale Partei ist der wichtigste Bestandtheil des Hohenwartklubs. Graf Hohenwart aber war für den Fürsten Windischgrätz der Gegenstand unbegrenztester Hochachtung und die Rathschläge, welche Graf Hohenwart dem Fürsten ertheilte, wurden mit der peinlichsten Genauigkeit ausgeführt. So gestaltete sich die Koalition zu der Firma, unter deren Aushängeschild die Geschäfte der Klerikalen besorgt wurden; die Aera der Koalition wurde eine Aera der klerikalen Herrschaft, bei welcher die liberale Partei nicht nur passive Assistenz leistete, sondern verblendet genug war, thätigen Beistand zu leisten. Die Verbündeten der Klerikalen außerhalb der Koalition waren die Christlich-Sozialen; in der ganzen anderthalbjährigen Aera der Koalition wurde nicht ein entschiedener Schritt gegen die Christlich-Sozialen unternommen, wohl aber wurden Hunderte und Aberhunderte Akte der Duldung und der Konnivenz gegen sie geübt. Für all das hatte Herr von Plener kein Auge, keinen Sinn. Sein einziges Streben war die Koalition zu erhalten, weil er in dem Wahne lebte, der bloße Verlauf der Zeit kann die Koalition und das Koalitionsministerium befestigen. Noch nie hatte sich so eklatant die Thatsache erprobt, daß eine Fülle von staatswissenschaftlichen Kenntnissen noch keinen Staatsmann macht. Schon als Oppositionsmann bestätigte Herr von Plener die vollendete Virtuosität, zur unrechten Zeit unbeugsam und am unrechten Platz nachgiebig zu sein. Er theilt diese merkwürdige Eigenschaft mit dem ungarischen Oppositionsführer, dem Grafen Albert Apponyi. Nur hat man sich in Ungarn bisher wohlweislich gehütet, den Grafen Apponyi auf die Ministerbank zu setzen. Die Praxis des Oppositionsführers hat Herr von Plener auch als Minister fortgesetzt. Seine Unbeugsamkeit hat er allerdings nicht im Ministerrath gezeigt, sondern nur dem Parlament gegenüber, als er zur Unzeit auf der Berathung des Steuergesetzes bestand und das rechtzeitige Zustandekommen des Budgets vereitelte. Ist es da ein Wunder, wenn böse Zungen behaupten, Herr von Plener und seine Kollegen hätten die Absicht gehabt, vom Mangel eines Budgets die Existenz des Kabinets fortzufristen?

Die Koalition ist nun zerstoben und dem parlamentarischen Chaos soll zunächst das Uebergangsministerium steuern. Hinter dem Uebergangsministerium stehen zwei Gestalten, welche die Zukunft bedeuten: der Statthalter von

Böhmen Graf Franz Thun und der [illegible]
Galizien Graf Kasimir Badeni. Graf Badeni [illegible]
rend der letzten Krise in Wien, und er soll in die [illegible]
rische Lösung derselben vielfach eingegriffen haben. [illegible]
sind der Ansicht, daß das Uebergangsministerium [illegible]
ist, den Uebergang zu bilden zu einem Ministerium [illegible]

Wien, 25. Juni.

Gustav Steinba[illegible]

Karl Ludwig.

(Schluß.)

V.

Im Jahre 1865 zog sich Ernst Heinrich We[illegible]
Lehrstuhle der Physiologie zurück. Ludwig — [illegible]
Stelle nach Leipzig berufen — baute ein Labor[illegible]
welches nach dem von Liebig in Gießen das wich[illegible]
das Studium der Biologie genannt werden kann, [illegible]
welches allen anderen Laboratorien in Europa zum [illegible]
diente. Das Gebäude hat die Form eines großen [illegible]
E; der mittlere Querstrich wird vom Lehrgebä[illegible]
genommen, zur Linken war die histologische Sektion [illegible]
Mitte die physiologische; der rechte Flügel war [illegible]
chemischen Arbeiten bestimmt, das ganze obere [illegible]
diente als Wohnung des Direktors und des [illegible]
personals.

Innerhalb dieser Mauern kamen dreißig Jahr[illegible]
die jungen Leute aller Länder zusammen, die sich der [illegible]
wissenschaft widmen wollten, und es trafen sich dasel[illegible]
allein die Physiologen, sondern auch viele tüchtige [illegible]
welche auf die medizinischen und chirurgischen Le[illegible]
lossteuerten. Es war ein Wahlspruch Ludwig's, „[illegible]
Pathologie mit der physiologischen Untersuchung ver[illegible]
ist, wie die Physiologie mit der Beobachtung des [illegible]

Unter den berühmtesten medizinischen Professo[illegible]
ich im Leipziger Laboratorium im Anfang ihrer [illegible]
kennen gelernt habe, erwähne ich Lépine, Strümpell, [illegible]
Tillmans, Horsley, Flechsig, von Basch. Die [illegible]
Ludwig's waren ungefähr dreißig.

In der wissenschaftlichen Erziehung einer [illegible]
reichen Schule wurde er unterstützt von Assistent[illegible]
Mitarbeitern, die ihrerseits vorzügliche Lehrer waren. [illegible]
will unter Anderen den Professor Hugo Kronecker — [illegible]
in Berlin, jetzt in Bern — nennen, der sich dem [illegible]
an Beweglichkeit des Geistes und an erfinderischem Ge[illegible]
meisten nähert. Indem ich seine Experimente währ[illegible]
zwei Jahre, in denen ich mich in Leipzig aufhielt, ver[illegible]
habe ich von ihm viele Dinge gelernt, die mir spä[illegible]
meine Studien sehr nützlich waren, und ihm habe ich [illegible]
Buch: „Ueber die Ermüdung“ als ein Zeichen der [illegible]
barkeit für den Lehrer und Freund gewidmet. Einer der [illegible]
ragendsten deutschen Physiologen, der im Beginn seiner [illegible]
bahn unter Ludwig's persönlichem Einflusse stand, ist [illegible]
Fick, der in allen seinen Arbeiten den allerexaktesten [illegible]
kalischen Untersuchungsmethoden treu blieb.

Unter den Jüngeren, die Ludwig auf das Studium [illegible]
physiologischen Chemie hinwies, sind Schmiedeberg [illegible]
Drechsel die berühmtesten geworden. Aus der Zahl [illegible]
jüngeren Schüler Ludwig's verdienen vor allen von [illegible]
und von Frey genannt zu werden, welche in der [illegible]
katischen Analyse der Lebenserscheinungen Bedeutendes [illegible]
leistet haben.

England lieferte dem Laboratorium Ludwig's [illegible]
die größte Zahl von Schülern. Die lange Reihe [illegible]
Namen enthebt mich davon, sie alle zu nennen. [illegible]
bilden sie um Professor Foster in Cambridge eine [illegible]
logische Schule und eines der Centren fruchtbar[illegible]

n Studium des Lebens, den größten Ruhm des großen ers.

Einer der ersten und berühmtesten Schüler Ludwig's Holmgren, jetzt Professor in Upsala, mit dem er bereits r Josephinischen Akademie in Wien über die Gase des s arbeitete.

Die gasometrischen Untersuchungen — mit den ge- ten Methoden geführt — waren eines der Hauptgebiete, e Ludwig mit der größten Liebe pflegte und niemals ıb, weil er überzeugt war, daß die charakteristischen einungen der Athmung sich mit Genauigkeit nur be- uen lassen, wenn wir wissen werden, welches Bedürfniß Sauerstoff die einzelnen Theile des Organismus n.

Im Leipziger Laboratorium war es, wo Ludwig einen ırat herstellte, um die Schnelligkeit des Blutes in den ßen zu messen.*) Es ist ein sehr einfacher, mit Oel ge- r Zählapparat, gebildet aus zwei kleinen Glaskugeln, ich um die eigene Achse drehen, und das Blut kann, n es aus der einen in die andere übergeht, lange tionieren. Es ist der beste von allen derartigen Appa- , weil bei den anderen die Zeit der Beobachtung zu und daher die Genauigkeit viel kleiner ist.

Mit Thiry entdeckte Ludwig, daß wir im verlängerten t ein Centrum haben, welches die Blutgefäße in Be- ung versetzt, und im folgenden Jahre 1866 fand er — nmen mit Cyon —, daß vom Herzen zum verlängerten rk ein Nerv geht, welcher die Thätigkeit des vasomoto- en Centrums verringert. So tritt ein neues Wunder er Funktion des Herzens zum Vorschein. Dieses Organ, dem das Blut in Bewegung erhalten wird, kann von selbst aus die Widerstände reguliren, welche seine eigene st in den engen Kanälen der Blutgefäße überwinden muß.

Professor Fano studirte im Laboratorium Ludwig's Ursachen, welche das Blut ungerinnbar machen, wenn n Peptone in den Blutumlauf einführt, und er unter- te, auf welchen Wegen die Produkte der Verdauung von eißkörpern verschwinden, und worin die Umwandlungen r Körper in unserem Organismus bestehen. Ludwig r eine jener glücklichen Naturen, die zur Arbeit so gut anisirt sind, daß er erst zum Schlusse seines Lebens einen Moment die Arbeit niederlegte und sein ganzes en der Wissenschaft widmete. Unter den italienischen ülern, die mit Ludwig gearbeitet haben, befanden sich Professoren Gaetano Gaglio, Dario Baldi, Valentino andis Martinotti.

VI.

Der Werth des Naturforschers wird erkannt aus der higkeit und der Intuition, die er besitzt, um eine Reihe n Thatsachen derart zu verbinden, daß sie eine Theorie rstellen. Auf diese Weise gelang es Ludwig — in Gemein- aft mit seinen Schülern — die Physiologie um mehrere ue Kapitel zu bereichern.

Die Untersuchungen, die er über das Herz, das Blut d die Lymphe, über die Muskeln und über die Einge- eide machte, sind so ausgedehnt, daß es nicht leicht wäre, ıs ihnen denjenigen elementaren Bestandtheil auszuziehen, n auch der Nichtarzt verstehen kann. Ueber die Nerven r Blutgefäße schrieb Ludwig selbst einen populären Vor- ag, in welchem er bewies, daß er das Talent des Künstlers sitze, um seine Untersuchungen gemeinverständlich dar- ıstellen.**)

In der Physiologie der Ausscheidungen wird der Name udwig immer genannt werden, so lange ein historischer inn vorhanden sein wird. Auch hier bereitete er das Gebiet mit einer anatomischen Untersuchung vor. Es war ein Italiener, Giannuzzi, mit dem Ludwig sich verband, um den mikroskopischen Bau der Speicheldrüsen zu erforschen. In seiner berühmten, im Jahre 1865 veröffentlichten, Arbeit: „Ueber den Einfluß der Beschleunigung des Blutstromes auf die Absonderung des Speichels" enthüllte Giannuzzi einen besonderen Stoff, der wie ein Halbmond die Zellen umgibt, welche den Speichel absondern, und die sich darin verbinden, wie Beeren einer Traube. Dieses neue Organ nannten die Anatomen den Giannuzzi'schen Halbmond.

Daß das Nervensystem einen Einfluß auf die Ausscheidungen haben kann, wußte man seit undenklichen Zeiten. Die Thränen, die aus den Augen strömen, der Speichel, der bald mehr, bald weniger, den Mund badet und dessen Konsistenz je nach angenehmen oder widerwärtigen Eindrücken wechselt, sind allgemein bekannt. Aber man konnte glauben, daß das Nervensystem oder das Herz die Ausscheidungen bloß dadurch beeinflußten, daß sie in verschiedener Weise das Blut in den Drüsen vertheilten. Als Ludwig es unternahm, dieses Gebiet zu studiren, wurde allgemein angenommen, daß die Aussonderung der Nieren, der Speicheldrüsen, der Thränen, aber des Schweißes 2c. einer einfachen Filtration von Flüssigkeiten durch verschiedene Membranen zu vergleichen sei.

Ludwig bewies, daß die Nerven auf die eigentlichen Zellen der Drüsen wirkten und die innersten Prozesse beeinflußten, von denen die Absonderungen abhängen. Die Physiologie der Ausscheidungen wurde durch diese Lehre Ludwig's wie von einem hellen Lichte beleuchtet, und jetzt stimmen alle darin überein, daß das Nervensystem den chemischen Stoffwechsel innerhalb der Zellen der Drüsen regulirt. Ivo Novi, Professor der Physiologie in Siena, war einer der letzten Mitarbeiter, welchen Ludwig zum Gefährten wählte, um zu zeigen, daß die Speichelabsonderung — zum Unterschiede von der der Nieren — nicht vom Blutdruck abhängt.

Ludwig verstand es, mit den einfachsten Mitteln der Physik einen Theil des verwickeltsten Mechanismus der Absonderungen klarzustellen.

Indem er einen feinen Nerv reizte, der zur Unterkieferdrüse geht, sah er, daß bei jeder Reizung eine starke Speichelabsonderung entstand. Er verband sein Manometer mit einer Arterie des Thieres, um zu sehen, um wieviel der Blutdruck gesteigert würde. Ein anderes Manometer brachte er in Verbindung mit dem Kanal der Drüse, bevor sie ihren Speichel in den Mund ergießt. Indem er die beiden Manometer verglich, fand er, daß diese Drüse aus ihrem Innern eine Flüssigkeit aussondere mit einem Druck, der ungefähr das Doppelte des Blutdruckes betrug. Die Schwankungen des Speichelausflusses und des Blutdruckes aufzeichnend, erkannte er, daß ihre Kurven einander nicht entsprachen. Es waren also zwei von einander unabhängige Phänomene, und die reichlichere Absonderung des Speichels konnte nicht die Wirkung eines erhöhten Blutdruckes sein. Die alte Lehre, daß diese Lebenserscheinungen einer einfachen Filtration glichen, war damit verurtheilt.

Ein Jahr darauf machte der größte französische Physiologe, Claude Bernard, einen berühmten Versuch über den Blutumlauf. Er sah, daß er bei der Durchschneidung eines Nervenfadens am Halse unmittelbar ein Erröthen der betreffenden Gesichtshälfte hervorrief — die Blutgefäße erweiterten sich, und es floß mehr Blut zu —; aber wenn er denselben Nerv mit einem elektrischen Strome reizte, so wurde die Gesichtshälfte, welche vorher röther war, umgekehrt blasser als die andere.

Claude Bernard hatte die Nerven gefunden, welche das Erröthen und Erblassen unseres Gesichts erzeugen. Konnte vielleicht die Funktion der Speicheldrüse ebenfalls mit diesem neuen Mechanismus von Blutgefäßen erklärt werden? Ludwig unterwarf alsbald das Studium der Speichelabsonderung neuen Untersuchungen, indem er mit A. Spieß die Temperatur des Blutes, welches in die Drüse gelangt, und des Speichels, welcher sie verläßt, maß. Er fand, daß die

*) Ludwig's „Stromuhr".

**) Diesen Vortrag hielt Ludwig in der Berliner Singakademie in em lange Jahre unter dem Vorsitz von Gneist bestandenen „Wissenschaftlichen Verein" zur Popularisirung der Wissenschaft, in dem auch elmholtz, A. W. Hofmann, Treitschke, Karsten, Liebreich und viele Andere orlesungen hielten. Das Eingehen dieses Vereins hat in dem geistigen eben Berlins eine bisher nicht ausgefüllte Lücke zurückgelassen.
Anm. d. Uebers.

Temperatur des Speichels um $1^1/_2$ Grad wärmer war, als das Blut. Es genügt demnach nicht, daß diese Drüse röther wird, und daß durch die erweiterten Gefäße das Blut mit stärkerem Strome abfließt. Das, wodurch der Speichel erzeugt wird, ist ein chemischer Prozeß, und die Reaktionen, welche in den Zellen vor sich gehen, sind so bedeutend, daß sie eine bemerkenswerthe Wärmemenge erzeugen.

Einen letzten entscheidenden Versuch machte Ludwig, indem er ein Kaninchen köpfte. Dadurch, daß er den Nerv der Speicheldrüse reizte, nachdem er den Kopf vom Rumpf entfernt hatte, erzielte Ludwig noch für einige Augenblicke die Absonderung des Speichels. Es war also nicht der Blutdruck, der die Flüssigkeit aus den Drüsen aussickern ließ, sondern es war die Reizung der Nerven, welche die Flüssigkeit aus deren Zellen ausdrückte. Früher kannte man bloß zwei Eigenschaften der Nerven: die der Empfindung und die der Bewegung; Ludwig entdeckte die sekretorischen (den Absonderungen dienenden) Nerven.

VII.

Wenn das Herz seinen letzten Schlag gethan, und die Athmung aufgehört hat, ist das Leben noch nicht unwiederbringlich erloschen. Der Physiologe vermag mit seinen künstlichen Eingriffen noch den verschiedenen Theilen des Körpers Nahrung zuzuführen und in einigen Organen deren natürliche Funktionen aufrecht zu erhalten, wenn bereits das Bewußtsein erloschen und das Gehirn todt ist.

Diese Zeit, welche zwischen dem Erlöschen der Empfindlichkeit und dem Beginn der Fäulniß verläuft, verstand Ludwig auszunutzen, um die Geheimnisse des Lebens zu erforschen, und er bildete dafür eine besondere Methode aus.

Es war eine zarte Empfindung seines Gemüths, ein Wunsch, den Thieren Leiden zu ersparen, der ihm den poetischen Gedanken eingab, mit mechanischen Mitteln die schwindende Kraft des Herzens zu ersetzen. Der Tod — so wie er sich unseren Augen darbietet — ist nur ein theilweiser Tod; Ludwig dachte daran, neues Blut hineinzutreiben, die Theile, die am hartnäckigsten am Leben hängen, wiederzuerwecken.

Es ist heutzutage leicht, den Studirenden in den Vorlesungen die Beobachtung eines Frosch- oder Schildkrötenherzens darzubieten, welches, der zerstörenden Wirkung des Todes entzogen, vom Körper losgelöst und mit Registrirapparaten verbunden mit unermüdeter Arbeit sein Blut pumpt und ruhig, mit langsamer Bewegung, die Geschichte seines Kampfes niederschreibt und ganze Tage lang pulsirt. Ein blinder Instinkt treibt jeden Theil des Körpers zur Arbeit. In jedem Stückchen jeder losgelösten Faser erscheint die unermüdete Thätigkeit, sowie das verhängnißvolle und geheimnißvolle Ermüden, deren Wechsel die erhabene Harmonie des Lebens aufrecht erhält.

Eine der ersten Studien in dieser Richtung ließ Ludwig durch Bowditch ausführen, den größten Physiologen, den gegenwärtig Amerika besitzt. Aus dieser Arbeit geht hervor, daß das Herz immer mit einer starken Zusammenziehung antwortet, auch wenn der Reiz, der es in Bewegung versetzte, gering war. Wenn man diese Entdeckung von Bowditch durch Analogie auf das Gebiet der Affekte und Gemüthsbewegungen überträgt, könnte man sagen, daß das Herz das zarteste und stärkste aller Organe ist, weil es, durch schwächste Ursachen erregt, immer mit einer starken Zusammenziehung, mit seinem heftigsten Schlage antwortet.

Hierauf kamen die Untersuchungen von Coats, welcher das vom Körper losgelöste Froschherz untersuchte, indem er das Blut künstlich cirkuliren ließ, während er die Nerven reizte, welche das Herz hemmen, und genau die Arbeit des Herzmuskels maß.

Zu jener Zeit, 1871, trat in Ludwig's Schule Giulio Cerodini ein, einer der bedeutendsten Meister, welche die neue Generation der italienischen Physiologen gehabt hat, und dessen frühen Tod wir alle noch immer beklagen.

Ich weiß nicht, ob etwas von den Unters[...] Cerodini's im Laboratorium Ludwig's veröffentlicht [...] er war darum seinem Lehrer nicht weniger theu[er] [...] seinem Aufenthalt in Leipzig hinterließ Cerodini ein [...]gängliches Andenken in der Schrift, die er über den [Mecha]nismus der halbmondförmigen Klappen des Herzen[s ver]öffentlicht hat. Der Schüler war würdig, mit dem [...] zu rivalisiren, dem er mit einem einfachen Apparate [die Be]wegungen der Klappen der Aorta, der Hauptschla[gader] zeigte, deren Schwingungen und Töne, wie sie sich im [...] des lebenden Menschen vollziehen.

Darauf wurden, im Jahre 1873, die Untersu[chungen] von Professor Luciani über eine periodische Funk[tion des] isolirten Herzens veröffentlicht.

Als er das Herz eines Frosches unterband, in [...] er Serum cirkuliren ließ, fand Luciani, daß es p[erioden]weise schlug. Luciani studirte die verschiedenen [...] Erregung des Herzens und die Wirkung der G[ifte] [...] wissen noch nicht, warum das Herz in einem R[...] schlägt und wodurch der Rhythmus erregt wird. [...] solcher Regelmäßigkeit zu schlagen. Die Physiolo[gen ...] unentschieden, ob sie die Bewegungen des Herze[ns als] Reflexbewegungen oder als automatische ansehen [...] Die Beobachtungen Luciani's zeigten, daß das Her[z nicht] immer mit gleichmäßigem Rhythmus schlägt, sonde[rn daß] sich seine Schläge wiederum in gesonderte [...] gruppiren lassen, die von einander durch eine länger[e Pause] getrennt sind. Diese Perioden, die in der Wissensch[aft mit] dem Namen des italienischen Physiologen benannt [...] waren eines der stärksten Argumente für die Annah[me, daß] die Bewegungen des Herzens automatischen Ursprung[s sind].

Das Studium der künstlichen Cirkulation [...] seinen Anwendungen unerschöpflich. Ludwig sch[lug] vor, das Leben der Nieren, wenn sie vom Körper l[osgelöst] sind, zu untersuchen. Diese Untersuchungen waren [...] denen der große Meister mir die Idee des Ple[thysmo]graphen eingab, den ich später — mit geringen Abä[nderun]gen — auf das Studium der Blutgefäße beim M[enschen] anwendete.*)

Schmulewitsch hatte, als er mit Ludwig arbeit[ete, be]reits — seit 1868 — gesehen, daß die Leber no[ch Galle] ausscheidet, wenn man sie durch künstliche Cir[kulation] lebend erhält. Ich sah, daß auch die Nieren unter [...] Umständen noch Urin erzeugten, und Salvioli, der [...] aus Italien nach Leipzig kam, erhielt stundenlang e[inen] Darm lebend und — indem er Blut in demselben c[irkuliren] ließ — erhielt er dessen Bewegungen aufrecht, stud[irte die] Wirkung der Gifte auf den Verdauungsapparat und [analy]sirte die Einwirkung der Peptone, welche ein Erzeug[niß des] verdauten Eiweißes sind.

Ich fühle noch lebhaft die Bewegung, die ich e[mpfand], als wir bei unseren Experimenten mit Ludwig fande[n, daß] 24 Stunden nach dem Tode das Leben in den Niere[n noch] nicht erloschen war, daß die Blutgefäße sich noch [...] und die Wirkung der Arzneimittel noch erfahren k[onnten], daß ein ganzer Tag des Frostes, während dessen sie [in Eis] eingegraben waren, nicht genügt hatte, um das [...] ertödten, daß, wenn neues Blut cirkulirte, sich die Fu[nktionen] der Zellen wieder belebten.

Der poetische Traum der Auferstehung hat [...] der geheimnißvollen Vereinigung der Organe sein [...] nur das Gehirn vom Schlaf des Todes zu erwe[cken, ist] bisher noch Niemandem gelungen.

VIII.

Ludwig, der größte Vivisektor der Welt, war [...] des Thierschutzvereins in Leipzig von 1879 bis 1880 [...] blieb bis zu seinem Ende eines der thätigsten [...]

*) Mosso's „Plethysmograph" ist eine sinnreiche Vorrichtun[g, die es] ermöglicht, die Veränderungen des Blutdrucks durch die Zun[ahme und] Abnahme des Raumgehalts der zu untersuchenden Gliedmaße[n mittelst] eines automatischen Registrirapparates aufzuzeichnen. Anm. der [...]

eins. Dies ehrt die Gesittung und den wissenschaft- Geist Deutschlands und ist ein Zeichen der neuen Zeit. nnte in der That besser als Ludwig die Physiologie rzens und die wirksamsten Mittel, die Leiden der zu erleichtern, kennen?

eine Leitung veranlaßte einen vernunftgemäßen Schutz hinderte, daß eine verkehrte Sentimentalität zu einer schwendung führte, bestimmt, den Thieren einen un- Luxus einzuräumen, während so viele Tausende von en noch in Elend und Hunger sterben.

nter dem Vorsitze Ludwig's setzte der Thierschutzverein n für Kutscher fest, welche ihre Pferde schonten. Alle, Deutschland gewesen sind, werden ein Gefühl des s empfunden haben für die Hunde, welche zum von Karren gezwungen werden. Ludwig eröffnete Wettbewerb für die beste Art, Hunde anzuschirren, ersprach eine Ausstellung für die Wahl der zum n geeignetsten Hunderassen.

hm und anderen einflußreichen Bürgern ist die g des „Verbandes der Thierschutzvereine des deutschen " zu verdanken, welchem die Vereinsvorstände der Städte beitraten, und welcher mittels einer guten isation es vermochte, die wiederholten Versuche zu n, die von England aus genährt wurden, um das egen die Vivisektion aufzureizen.

Die Leipziger Bürgerschaft betrug sich bewundernswerth über dem großen Physiologen und ernannte ihn — ich seines 50jährigen Doktorjubiläums — zum Ehren- .

Kein Physiologe hat jemals mit größerer Offenheit die ktion in gerechten Grenzen zu halten gesucht. Die seines Instituts waren frei für diejenigen geöffnet, sich versichern wollten, daß er auch im Experimen- den Schmerz zu vermeiden verstand. Die Kunst der ktion hatte sich in seinen Händen so vervollkommnet, r, wenn er ein Thier opferte, diesem nicht einmal die indung, sich gebunden zu fühlen, verursachte. Sobald n Thier den Maulkorb anlegte, hauchte er ihm Aether Chloroform ein, welche den Hund in wenigen Augen- unempfindlich machten.

Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß man an einem welches empfindet, Experimente machen kann; die gung, welche der Schmerz in den Funktionen des nismus hervorruft, ist so tief, daß sie jedes Studium elt. Von Ludwig rührt das berühmte Wort her, daß che Physiologen, um das Nervensystem zu studiren, es cht hätten, wie einer, der eine Pistole in eine Uhr ab- t, um zu sehen, wie die Uhr funktionirt." Die Leiden n von den Experimenten der Physiologen vollständig nirt werden, weil die Instrumente, welche wir heute nden, so überempfindlich sind, daß sie beinahe unbrauch- werden, sobald das Thier sich aufregt und bewegt.

„Die Vivisektion", sagte Ludwig, „soll nur gebraucht en, um einen lange vorher überlegten Versuch zu kon- ren. Die Anatomie ist die Grundlage der Operation, der Physiologe, wie der Chirurg, soll das Messer keinen imeter weiter stoßen, als es zu seinem Zweck erforder- ist. Je kleiner die Summe der Veränderungen sein , welche Ihr in dem Thier hervorbringt, desto vollen- ist unsere Kunst, desto sicherer ist die Messung der namene. Schneidet die Haut nicht ein, so lange das r nicht unter der Einwirkung des Chloroforms ist, und hrt sie später nicht mehr, weil die tieferen Theile des ers unempfindlich sind." Dies war die Vorschrift, he er seinen Schülern gab, und ich erinnere mich noch ner inneren Bewegung, wenn ich ihn eine Operation nnen sah. Sein Wesen hatte dabei etwas Heiliges, und seiner resignirten Miene leuchtete die beinahe religiöse erzeugung dessen, der — von einer höheren Pflicht ge- en — sich in den Kampf für das Dasein der Mit- schen begibt. Durch jedes Thier, welches die Wissen- ft für ihre Zwecke opfert, wird das Leben eines Menschen gerettet. In dieser Empfindung besteht die Moral der Vivisektion.

Je größer das Widerstreben und der Widerwille sind, welche der Operateur empfindet, desto größer ist sein Verdienst vom Standpunkte der Ethik; der Physiologe, der operirt, bedenkt, wie viel Wohlthaten verloren wären, wie viele Millionen vorzeitig gestorben wären, besäßen wir nicht die Versuche an Thieren, welche der Pathologie zur Führung dienen, und aus dieser Ueberzeugung heraus schöpft er seinen Muth.

Sicher ist es bequemer, dem ersten Impuls des Gemüthes nachzugeben und sich von unangenehmen Dingen fern zu halten; als Künstler, Schriftsteller und Aerzte hätten alle Physiologen es leicht, angenehmere, reinlichere und heiterere Beschäftigungen zu finden.

Ludwig war eine schüchterne, zarte, beinahe scheue Natur. Wenn man an ihn denkt, ist es vollkommen unmöglich, mit dem gewöhnlichen Maßstabe die Entschlossenheit zu beurtheilen, welche der Forscher an den Tag legt, um einem Thiere das Leben zu nehmen und damit die Ursache der Krankheiten, die Wirkung der Arzneimittel und die wichtigsten Probleme der Pathologie zu erforschen. Mit Rücksicht auf ihren edlen Zweck soll die Vivisektion innerhalb gerechter Grenzen von jedem Gebildeten, dem das Wohl der Menschheit am Herzen liegt, beschützt und begrüßt werden.

Ich habe mit Ludwig niemals von Religion gesprochen, aber er fühlte die Poesie des Unendlichen und der Natur so tief, daß er gewiß im höchsten Sinne religiös war. Eines Tages lehrte er mich, den ductus thoracicus*) zu präpariren, eine der schwierigsten Operationen, die man am lebendigen Thiere machen kann, zum Zwecke, einen sehr feinen Kanal zu finden, in welchen der Chylus in eine Vene unterhalb der Achsel eintritt. Der ausgesuchteste Theil der Nahrung, der an diesem Punkt ins Blut eintritt, erneuert dasselbe unaufhörlich und unterhält das Leben. Er verwandte auf diese Arbeit eine bewundernswerthe Aufmerksamkeit und Genauigkeit; auch nicht ein Blutstropfen ging verloren, als er mit seinem feinen Messerchen arbeitete, indem er die zartesten Venen schonte und so vorsichtig vorging, daß man schon schwitzte, während man ihm zusah.

Plötzlich hielt er inne, legte die Brille auf den Tisch und fragte mich mit seinem milden Tone: „Warum heirathen die katholischen Priester nicht? Wenn sie es thäten, wäre es ein großer Schritt in der Civilisation und ein Vortheil für Italien; das Volk würde alsbald religiöser werden."

Die Gegner der Vivisektion sagen, daß einem Thiere Schaden zuzufügen — auch wenn man den edelsten Zweck dabei habe, dem Menschen eine Wohlthat zu erweisen — unsittlich sei, weil es das Gefühl verletzte und den Menschen bösartig mache, und weil der Anblick des Blutes eine Schule der Rohheit sei. Ludwig zeigte durch das Beispiel seines eigenen Lebens, daß dies eine Verleumdung ist. Der größte Vivisektor der Welt war ein zart empfindender Mensch, der unbewußt seine ganze Umgebung verfeinerte. Er verbreitete einen warmen Hauch von Wohlwollen und mit tiefer Sympathie knüpfte er unlöslich die Personen an sich, welche er auf seinem Lebenswege antraf.

Die psychologischen Elemente der Sittlichkeit, die Impulse, welche uns dazu führen, gut zu sein, sind so erhaben und verwickelt, daß die Umgebung, in der wir leben, auf das Gemüth der Menschen nur wenig, und die Arbeit, mit der wir uns beschäftigen, gar keinen Einfluß darauf hat. In meiner Erinnerung ist der Gegensatz lebendig zwischen den Zügen Ludwig's, der ein aufrichtiger Anhänger des Weltfriedens war, und denen eines meiner Freunde, eines hervorragenden Offiziers unseres Heeres, der am meisten dazu beigetragen hat, die Kanonen zu vervollkommnen und den Krieg mörderischer zu machen. Der berühmte Artillerist

*) Den an der Rückseite des Brustkorbes verlaufenden Hauptstrang der Lymphgefäße. Anm. d. Uebers.

sagte zu mir eines Tages: „Höre, ich habe noch nie eine Vivisektion gesehen; aber ich könnte nicht in ein Laboratorium eintreten, — solches Schaudern verursacht es mir, nur daran zu denken". Ich blieb lange nachdenklich und tröstete mich mit dem Gedanken, daß ich seit vielen Jahren ausschließlich die Physiologie des Menschen studire.

Aber es genügt auch nicht die empfindsame und pathetische Betrachtung der Natur, um die Richtung des Gemüths zu verändern. Keine Liebesgeschichte hat so viel Thränen vergießen gemacht, wie die von Paul und Virginie. Wer erinnert sich nicht an den Tod Virginie's, die im verhängnißvollen Moment des Sturmes aus Scham sich nicht entkleiden wollte, und dann das Gesicht nicht umwandte, um den Retter nicht zu sehen, weil er nackt war? So lange der Zauber der Litteratur und der Kunst bestehen wird, wird das Idyll der Anmuth, der Unschuld und der Liebe von Paul und Virginie lebendig bleiben. Die spätesten Enkel werden noch ein Herzklopfen empfinden, wenn sie an die Küste des Ozeans denken, wo Virginie im Sande begraben gefunden wurde, gleichsam als wenn das Meer Ihren Körper zu ihrer Familie getragen, ihr Schamgefühl geehrt und ihre Unschuld bewundert hätte. Welch sympathischer und idealistischer Schriftsteller war Bernardin de St.-Pierre, und doch war er mauvais sujet! Einer seiner Biographen, N. David, schried von ihm: „Le sentimental amant de la nature doit être sans pitié dépouillé de son auréole". Und Andrieux sagt von dem Verfasser von „Paul und Virgine": „C'était un homme dur et méchant".

IX.

Der letzte Brief, den mir Ludwig am Anfang dieses Jahres schrieb, sagte u. a.: „Zuweilen denke ich an die vergangenen Zeiten, als die Glieder stark und der Geist lebendiger war. Im Uebrigen befinde ich mich leiblich wohl und ich wäre durchaus zufrieden, wenn ich wüßte, daß ich meinen Pflichten noch vollständig nachkomme. Mir scheint es, daß es der Fall ist, aber man täuscht sich nur zu leicht."

Anfangs März erfuhr ich von einigen Freunden, daß Ludwig sich nicht sehr wohl befand und an einer Bronchitis litt. Gegen Ende April ersuchte mich ein Komitee deutscher Kollegen um meine Meinung über die beste Art, den achtzigsten Geburtstag Ludwig's zu feiern: ob man eine Publikation seiner Schüler oder eine Subskription veranstalten sollte, um eine Studienstiftung zu errichten. Zwei Tage darauf meldete mir ein Telegramm den Tod Ludwig's.

Für seine Schüler, für alle Freunde, für alle Bewunderer, die sein Genie und sein edles Herz in der Welt gefunden hat, ist es ein Trost, sich zu sagen, daß Ludwig, als er starb, nicht gelitten hat. Er war einige Wochen zu Bett, ohne Schmerzen, nur verdrießlich darüber, nicht arbeiten zu können. Das Herz schien in gutem Stande, und die Bronchitis nahm langsam ihren Lauf. Aber am 22. April hatte er einen Collaps, und es trat Herzschwäche ein. Am Abend des 23. April um $^1/_2$12 Uhr erwachte er, nachdem er einige Stunden gut geschlafen hatte, und als er sich im Bette aufgerichtet hatte, um zu trinken, trat plötzlich ein Stillstand des Herzens ein, und er fiel zurück, um für immer zu entschlafen.

Mit Ludwig ist der größte Meister, den die Physiologie jemals gehabt hat, verschieden, einer der sympathischsten und geliebtesten Menschen, und kein Physiologe hat jemals eine allgemeinere Trauer, eine lebhaftere Klage in der Welt zurückgelassen.

Turin. Angelo Mosso.

Zwei deutsche Bücher über Rom.

In den ersten Maitagen sind fast gleichzeitig zwei [illegible] Bücher erschienen, die nicht nur denselben Gegenst[and] Rom — behandeln, sondern sich auch darin einiger[maßen] gleichen, daß ihre Verfasser diesem Stoff eine novel[listische] Einkleidung gegeben haben und daß das ernsthafte [der] beiden Bücher den Humor und den Witz keineswegs [aus]schließt, während hinter dem humoristischen Buche [ge...] voller Ernst sich nicht ganz verbirgt.

Die beiden Bücher heißen: Unterhaltungen [in] Rom. Fünf Gespräche deutscher Reisender, herausgeg[eben] von Theodor Birt (Beatus Rhenanus). Verlag [Wil]h[elm] Hertz in Berlin, 1895; und: Tante Eulalias Romf[ahrt]. Von Max Gg. Zimmermann. (Bildlicher Schmuck [von] Kunz Meyer.) Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig, 1[895].

Das leichtgeschürzte Werk des Humors ist nat[ürlich] das letztere. In seiner Vorrede behauptet Zimmerm[ann], wenn man in Italien so „ganz im Reich des Erhab[enen] lebt, so stelle sich, zunächst unbewußt, dann immer [deut]licher, das Verlangen nach einem Gegenbilde ein, nach e[iner] weniger hohen Betrachtung". Ich kann ihm hierin, [ge]standen, nicht zustimmen. Das „Verlangen nach [einer] weniger hohen Betrachtung" hat sich bei mir in Italien [nicht] eingestellt; im Gegentheil war mir jede banausische Stö[rung] im Genuß der „vielbedeutenden Schönheitslinien der K[unst] und der Natur" unwillkommen. Freilich unverla[ngt] findet sich diese „weniger hohe Betrachtung" zuweilen [von] selbst ein, veranlaßt durch Ermüdung und Abspann[ung] des eigenen Geistes, durch platte, beschwerliche Reisegen[ossen] und allerlei äußere Eindrücke aus dem kleinen Getriebe [der] Alltäglichkeit. Wie sehr nun solche Störungen unter [Um]ständen eine idealistisch veranlagte Natur in außeror[dent]liche Gemüthszustände und Situationen hineinzuhetzen [ver]mögen, das durfte ein humoristischer Erzähler sehr [wohl] an einer mißglückten Romfahrt einer alten Jungfer darle[gen], da ja ohnehin die menschliche Tragikomödie Gegenstand [des] Humors ist. Nur möchte ich mich dagegen verwahren, [als] helfe ein solches Buch, wie der Verfasser das and[eute]n wollte, gleichsam einem allgemein-gefühlten Bedürfnisse [der] Italienfahrer ab. Einzig so viel ist richtig, daß, wer [selbst] in Italien reiste und Rom besucht hat, die Freuden [und] Leiden der Tante Eulalia Brettschneider besser als [andere] Leser wird zu würdigen wissen.

Diese gute Tante Eulalia mit ihrem altjüngfer[lichen] Enthusiasmus für das antike Rom ist keine schlech[thin] komische Figur, mag sie auch Regenmäntel und Hüte trag[en], die sie zum Popanz machen; so wenig als uns ein [grau]haariger deutscher Gymnasiallehrer, der andächtig [und] schwitzend die Via Appia durchwandert, nur lächerlich [vor]kommt, mag das Einherstapfen des bebrillten alten Her[rn] noch so wunderlich anzusehen sein. Ein im Alter erfüll[ter] Jugendtraum hat immer etwas rührendes; und erst [recht], wenn die Erfüllung mit ungeahnten Enttäuschungen [ver]bunden ist. Indem dieses Moment nun in „Tante Eulali[as] Romfahrt" zu seinem vollen Rechte kommt, fällt auf [all] die spaßhaften Abenteuer und Witze ein Abendschein poeti[scher] Verklärung, der dem Buche als Kunstschöpfung einen we[sent]lich höheren Rang anweist als etwa der „Buchholzen [in] Italien" von Stinde.

Wie reizend ist z. B. folgender Zug: Tante Eula[lia] mit ihrer jüngeren Freundin Minchen hat in der [Peters]kirche einer Papstmesse beigewohnt und ist vom allgem[einen] Jubel so mitgerissen worden, daß auch sie, als der Pa[pst] auf der Sedia gestatoria vorübergetragen wurde, in [das] „Evviva" der Tausende einstimmte. Zu Hause, d. h. i[m] Hotel, versinkt Tante Eulalia für den ganzen Abend [in] tiefes Schweigen. Endlich bricht sie, gegen Minchen [ge]wendet, in die Worte aus: „Es bleibt nichts Anderes [übrig], ich werde aus dem Gustav-Adolph-Verein austreten." [Sie] fühlt sich dieses Evviva-rufs wegen nicht mehr würd[ig], dem Verein anzugehören, dessen Hauptstütze im heimi[schen]

…lischen Städtchen sie gewesen. „Die große Sünde ist …n Leben gekommen, ich kehre nicht mehr als Reine …

…das Tante Eulalia in den neun Musenkapiteln ihrer …hrt alles erlebt, kann hier natürlich nicht einmal ange… werden. Doch ist hervorzuheben, daß die oft über… …istigen Vorgänge auf guter Beobachtung römischen … beruhen. Einen jener hohen Heuschober in der …en Campagna aus der Ferne für die Peterskuppel ge… zu haben, ist nicht bloß Tante Eulalia, sondern …manchem Reisenden begegnet, der im Schnellzug sich …igen Stadt näherte. Ein besonders fröhliches Kapitel …t Tante Eulalias Erlebnisse bei einem Feste im …en Künstlerverein. Einem Italiener, der ihr hier ein …freundliche Worte sagt, antwortet sie: „Lei è un'adul… (Sie sind ein Ehebrecher). Sie wollte sagen „adula… (Schmeichler). Noch ein paar andere lustige und kecke …pitze kommen vor. So wird einmal „un caffè con …a" (statt „con latte" mit Milch) bestellt; der Kellner, …mitzt lächelnd, legt, als er den Kaffee bringt, einen …sel in die Hand der Dame und flüstert ihr ins Ohr: …ßen, gleich rechter Hand."

Die jüngere Begleiterin, Minchen, findet schließlich auf … Romreise in einem feiner Junggesellenschaft längst … deutschen Porträtmaler einen gemüthvollen Lebens…ten. Als passendstes Hochzeitsgeschenk kauft Tante …ia den Verlobten einen angeblich antiken Sarkophag, …e wenigstens als Badewanne benützen könnten, wenn …ht leider durch einen Spalt das Wasser durchließe.

Recht ergötzlich ist auch die Kritik Roms und Italiens, …h auf der Heimfahrt ein preußischer Referendar aus …berg gestattet: „Niemals ist ein Land so überschätzt …n wie Italien . . . Rom und Berlin kann man nach …r Ansicht kaum an einem Tage nennen. Was soll …z. B. von einer Stadtverwaltung sagen, die ganze …r von unordentlichen, zerbrochenen Trümmern, Säulen…issen und Triumphbögen, die den Einsturz drohen, … zwischen den bewohnten Straßen duldet! Ich sollte …ein einziges Jahr Bürgermeister von Rom sein, mit …npf und Stil würde ich dieses wüste, verkommene Zeug …otten und hübsche saubere Etagenhäuser anstatt dessen …uen. Die Museen sind auch der reine Schwindel. …Lira Entree muß man berappen und bekommt kaum …eiles Stück zu sehen; an den Statuen fehlen Arme und …e, von den Nasen gar nicht zu reden! Im Museum …Neapel wurde von mir sogar verlangt, daß ich einen …en Saal voll angelaufener Kupfergeschirre bewundern …, bloß weil vor 1800 Jahren irgend ein unreinlicher …pejaner sie gebraucht hat. Grasgrün sind sie von …mpan und Jeder, der sie anfaßt, läuft Gefahr, sich daran …ergiften. Solch eine liederliche Wirthschaft kann mir … imponiren und mich werden keine zehn Pferde wieder … Italien bringen, bis darin nicht Wandel geschafft ist. …r Studenmaler könnte die alten halbverschimmelten …ken in den Kirchen doch mit hübschen frischen Farben …malen, so daß man was daran zu sehen hätte, die …tuen könnten ihre richtigen Gliedmaßen bekommen, so … man nicht immer wie in einem Lazareth voll Ampu… … herum läuft, und das alte verbogene Geschirr kann …ich blank geputzt und einigermaßen zurecht geklopft …den."

Ueberaus fein und graziös sind die Bildchen, mit …en Kunz Meyer „Tante Eulalias Romfahrt" künst…ich geschmückt hat; zum Theil stellen sie Veduten im …dernen Rom vor, eine Gartenpartie auf dem Pincio und …zeichen, zum Theil stehen sie in engerem Zusammenhang … der Novelle und da ist eine der hübschesten Illustra…nen diejenige, auf der ein Guardia, einer jener stattlichen …tzmänner mit dem Zweispitz, einen kleinen Amor an … Flügeln aufhebt und in den Gefängnißwagen sperrt. … hatte das Buch bei mir in einem toskanischen Badeorte …d die Ausstattung wurde von allen anwesenden Italienern …r bewundert; noch mehr aber war ich erstaunt, daß der junge Badearzt, der sich das Buch von mir lieh, mir nach einigen Tagen versicherte, er habe es mit großem Vergnügen gelesen. Dieser behagliche, echt deutsche Humor scheint danach auch gebildeten Italienern verständlich zu sein.

* * *

Wesentlich vornehmeren und feineren Charakters ist das Buch: Unterhaltungen in Rom, Fünf Gespräche deutscher Reisender, von Theodor Birt. Ich wunderte mich eigentlich, nicht die Jahreszahl 1824 oder eine ähnliche auf dem Titel zu finden und dazu die Bemerkung, man habe es bloß mit einem Neudruck aus jener feinschmeckerisch ästhetischen Epoche Deutschlands zu thun. Freilich kommt auch modernes Fühlen und Denken in diesen „Unterhaltungen in Rom" sehr zu seinem Recht. Aber diese Einkleidung — Fünf Gespräche deutscher Reisender — wem kommt sie nicht vor wie ein Nachklang an die Zeit der Brüder Schlegel, Schleiermacher's? ja, sogar an Waiblinger's römischen Roman fühlt man sich erinnert. Es wird zuweilen in einer Familie ein Kind mit einem lieben Großmütterchengesicht geboren. Als etwas dergleichen erscheint mir Theodor Birt's Schilderung Roms in dialogischer Form.

Man verstehe aber wohl: bloße Diskussionen über das alte und das moderne Rom sind diese Dialoge nicht; der Verfasser hat ihnen einen novellistisch-dramatischen Reiz zu geben gewußt, den novellistischen insofern, als zwei der in den Gesprächen auftretenden Personen erstlich selbst ihren kleinen Herzensroman bis zu ihrer erfreulichen Verlobung durchführen und außerdem an den Liebeswirren gewisser ihnen nur bekannt gewordener Personen, eines römischen Blumenmädchens und ihres Geliebten, lebhaften Antheil nehmen. Der dramatische Reiz aber liegt darin, daß die redenden Personen vom Verfasser wenigstens theilweise zu Charakteren ausgestaltet wurden, denen man vollen Antheil schenkt. In die warmherzige, enthusiastische Fidele verliebt sich der Leser fast so sehr, wie es der eben von einer Nilreise in Rom eingetroffene junge Herr Senf that. Auch der alle Zeit besonnene praktische Arzt, der, wenn es der jungen Frau Mathilde vom Bildersehen schwabblig zu werden droht, Beefsteak mit Ei zu rechter Zeit in die Handlung eingreifen läßt, wird uns sofort sympathisch. An Dr. Stürmer ist uns die rücksichtslose Kraft, mit der der warmherzige Mann seinen Ueberzeugungen Ausdruck zu geben weiß, ebenso angenehm, wie an der Malerin ihr gelegentliches Ausplaudern kleiner Kunstgeheimnisse (z. B. über den Perlschimmer in Ohrringen auf Tiziangemälden). Auch der Novellist mit seinen Novellen in nuce und seinen lyrischen Gedichten interessirt und selbst das oft sehr ausführliche Dociren des alten Professors läßt man sich gern gefallen, da es zum Theil in Vertheidigung origineller Probleme geschieht (z. B. daß Tizian sein Gemälde: „himmlische und irdische Liebe" nach der zweiten Elegie des Properz gemalt habe).

Wenn sich also der Verfasser die Aufgabe stellte, Rom, das alte und das moderne, in seinen interessantesten Zügen zu schildern, ohne schulmeisterlich belehrend zu werden, so kann man behaupten, daß er in seinen fünf Gesprächen diese Aufgabe meisterlich gelöst hat. Die Stellen sind sehr selten, in denen man bemerkt, daß eine ursprünglich fortlaufend gedachte kleine Abhandlung über dieses oder jenes Kunstwerk für die Dialogpersonen in kleinere Redepartianen ist zerlegt worden; meistens ist der Konversationston ein echter, oft ein so natürlicher, daß selbst Kalauer mitunterlaufen und die Sprachweise gewisser Stände geschickt nachgeahmt wird. So findet z. B. der Lieutenant in Civil, daß das Kolosseum „ein kolossal schneidiges Lokal ist" und Herr Senf beschreibt S. Clemente folgendermaßen: „Dringend zu empfehlen, drei Kirchen übereinander, eine noch älter als die andere; die unterste sogar echt heidnisch und dem heidnischen Mithras geweiht; sie stand hoch voll Wasser; wir haben Steine hinabgeworfen. Die mittlere hat herrliche Fresken, bei Bädeker mit Stern. Herrlich! aber es war nichts zu erkennen. Wir hatten nur einen Licht-

stumpf. Aber man muß es gesehen haben, fabelhaft interessant." — Was die Kalauer betrifft, so verübt der Arzt den ärgsten. Im Speisehause bietet der Kellner: „Agnello" an. Der Arzt darauf: „Ewig Lamm! Lamm ist hier wie das Amen in der Kirche. Man sollte meinen, man lebe hier unter dem Is—lam." Auch andere, wirklich witzige Späßchen, beleben das im Ganzen sehr ernste Buch. So schilt einmal Fidele auf das gar so unrichtige Alphabet der Römer; es müßte doch P Q R S heißen, statt immer S. P. Q. R. Dieses „Senatus Populusque Romanus" wird dann, da soeben der Aerztekongreß in Rom stattfindet, als: „Sanitäts-Personal quält Rom" ausgelegt. Ein andermal wird ein Versuch gemacht, die zahllosen Päpste in Memorialverse zu bringen:

„Ja, wer sie alle kennte,
Die Pia und Clemente!
Gregor und Alexander,
Wer hält sie auseinander,
Die Sixte
Und Calixte. . . ."

Aber alle die soeben citirten lustigen Stellen sind nur die sparsam über das ganze Buch hin gestreuten pikanten Zuthaten. Ernstes Interesse für Geschichte und Kunst und warme Begeisterung bilden die Grundstimmung. Diese Begeisterung hat an vielen Orten dem Stil hohen poetischen Schwung verliehen. Man nehme z. B. folgende Worte, die Dr Stürmer in den Mund gelegt sind: „Als ich durchs Volskergebirg fuhr (der Zug lief herrlich) und bei sinkendem Tag dies ernste, schwermüthig schöne Land an mir vorüber und unter mir hin schwebte wie ein schattiger Traum, ausgestreckt zwischen den harten Armen des kahlen, violetten Gebirges, die uralten, gebräunten Städte wie Raubnester auf den Bergkegeln — da waren mir die Gedanken voll Vergangenheit. Ich sah die alte Wölfin des Romulus aus den Bergen steigen, die Latinerstämme rauflustig sich verbünden, das Römerschwert auf Volskerschilde schlagen." . . . (u. s. w).

Und hinter dem guten Stil stehen vortreffliche Beobachtungen, kraftvolle und zum Theil neue Gedanken. Hier ein paar Beispiele:

„Das römische Forum war vermuthlich niemals schön. Man denke sich nur alles vollständig erhalten, mit all den monotonen Tempelfronten: ein Tempel rieb sich am andern. Der Raum war überfüllt wie ein zu stark möblirtes Zimmer. Ich hätte dem Hausherrn gerathen, einige dieser Marmorschränke billig loszuschlagen."

Ueber St. Peter heißt es: „Man erwartet, an dem Bau das Ehrwürdige hohen Alters und den Eindruck einer großen Geschichte wahrzunehmen. Aber die Erwartung täuscht. Die katholische Macht will ewig jung sein und der St. Peter, der Monstrebau einer alten Kirchenpolitik über dem Grabe eines alten Fischers, ist blank und neu, als wäre er gestern errichtet." Sehr richtig ist auch das folgende Wort über die erträgliche Waldlosigkeit der Berge südlicher Länder: „Wald ist der unentbehrliche Schmuck des Nordens. Aber er ist wie ein dicker Paletot, den das Gebirge im Süden auszieht. Der Berg des Südens macht seine plastische Schönheit erst offenbar, weil er so entkleidet ist." Gleich nachher liest man eine sehr nette Parallele über das Musiziren des Deutschen und des Italieners:

„Der Deutsche sitzt am Klavier, der Italiener hält die Guitarre. Jener wird von seinem Instrumente beherrscht, dieser beherrscht das seine. Der Deutsche liest ab und blickt strebsam auf seine Noten, der Italiener spielt frei und sieht lächelnd ins Auge seines Gegenüber. Der Deutsche macht wo möglich keinen Fehler, der Italiener vielleicht Dutzende. Aber jener referirt andächtig nur die Vorschriften der Komponisten; diesem sind Melodie und Harmonie schnell zum Eigenthum geworden und er trägt vor, als ob er jetzt eben alles selbst erfände. Wer von Beiden erlebt nun ... Und was ist Kunst ohne inneres Erleben? Bis in ... deutschen Konzerte geht dies hinauf: sie kranken an ... Richtigkeit, und man sehnt sich danach, einmal einen ... Ton zu hören, zum Zeichen, daß die Seele des ... erschüttert sei und den Rausch selbst fühle, der in ... Melodien wie erfroren liegt."

Im fünften Gespräche kommen da, wo von der ... schaftlichen Lage des heutigen Italien die Rede ist ... ders werthvolle, den Thatsachen gemäße Urtheile ... z. B. eine Zurückweisung der immer noch verbreiteten ... nung, als wären die Italiener Müßiggänger. „Wo ha... Sie Ihre Augen gehabt" — ruft Dr. Stürmer ... „wenn Sie über Land fuhren? Hat es Ihnen ... können, mit welcher Liebe und Mühe hier der Landbau ... trieben wird, so daß das weite Land gegen Norden und Süden einem einzigen Fruchtgarten und jedes Weing... einem lebendigen Kunstwerke gleicht? Allein jeder ... Stützung der Pflanzen! Der subtilste und ausdauernde Fleiß ist die Voraussetzung. Je reicher die Natur ... mehr will sie gewartet sein. Oder sollten Sie nie von ... italienischen Arbeiterschaaren in Frankreich und in De... land gehört haben? Ihr Fleiß und ihre Arbeitsam... es, was sie in der Fremde so mißbeliebig macht ... Verfolgung aussetzt. Freilich in den Städten zählen die Tagediebe zu Tausenden. Aber geben Sie einem ... Menschen zu thun — Sie werden sehen, wie er vor ... leuchtet, wie er stürzt, es zu verrichten und wie ge... und gewandt alles ausgeführt ist. Dies ist die große ... mität Italiens: an Arbeitskraft, an Arbeitslust und ... fähigkeit eine Fülle aller Orten! Aber die Arbeit ... fehlt, es fehlt der Auftrag, es fehlen die Arbeitgeber."

Stellen, wie die eben citirte, machen das Buch ... zu einem Werke modernen Fühlens und Denkens, wä... die rein ästhetischen Untersuchungen und Unterhaltun... über gewisse einzelne Kunstwerke, wie bereits gesagt, ... frühesten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts gemahnen ... zwar nicht allein durch die große Feinheit der Untersuch... sondern allerdings auch durch eine gewisse Hypertrophie ... ästhetischen Neros und durch jene kunstwissenschaftliche ... thuerei, die schon manches deutsche Buch über Italien ... zu viel Ballast beschwert hat. Unter den „Litterarische... Gleichnissen" von C. Spitteler (Verlag A. M... Zürich 1892) findet sich ein Gedicht, in welchem german... Italienfahrerei mit Rücksicht auf einige ihrer Ausw... nicht übel verspottet wird. Es mag um so eher den ... schluß vorstehender Rezensionen bilden, als so humor... Verfasser wie M. G. Zimmermann und Theodor ... die verwandte Satire werden zu schätzen wissen.

Das Märchen von den sieben Schwaben.

Tribut von Rom zu fordern ritten Hermanns sieben Söhne.
Da jauchzten sie vom Gotthard: „Welche Tinten! welche Tö...

In Mailand forschten sie von Haus zu Haus
Mit sorgenvollem Blick: „Wie spricht man Mediolanum a..."

In Rom dozirten sie den tiefen Sinn der Schwabenrasse.
Und kehrten heim als wälsche Tintensklaven erster Klasse.

Bern. J. V. Widmann.

Briefkasten der Redaktion.

Leipzig. Freundlichen Dank für den Hinweis, in Anknüpfung an den Artikel von Herrn Alex. Meyer in der vorigen Nummer, daß ... ein jüdischer Rath am Reichsgericht thätig ist.

Abonnent in Hamburg. In der „Nation" Jahrg. VIII Nr. ... (17. Januar 1891) sind Gerhart Hauptmann's „Einsame Mensch..." ... sprochen worden.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. **Th. Barth.**

Kommissions-Verlag von **H. S. Hermann** in Berlin SW., Beuthstraße 8.

[J]eden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). [Abo]nnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim [Bezu]ge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. [jährli]ch (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-	vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Das Ergebniß der Stichwahl in Kolberg-Köslin ist [ei]n Sieg der Freisinnigen über den Kanservativen. Herr [Ba]urath Benoit, Mitglied der Freisinnigen Vereinigung, ist [gew]ählt mit 9212 Stimmen gegen 7363 Stimmen, die [de]r konservative Kandidat Herr von Gerlach erhalten hat. [D]ieser glänzende Sieg ist um so erfreulicher, weil hier ein [a]lter konservativer Stammsitz, der sich niemals in den Hän[de]n eines Freisinnigen befunden hat, erobert worden ist. [D]er freisinnigen Sache ist damit auf einem Gebiet, das [nich]t zu erobern war, ein Machtzuwachs geworden, und dies [G]ebiet liegt in Pommern, wo bisher der Einfluß der konser[va]tiven Partei als ziemlich unerschütterlich galt. Damit hat [di]ese Wahl eine symptomatische Bedeutung erhalten, und sie [w]ird demgemäß unter diesem Gesichtspunkte sowohl in der [be]freundeten Presse wie in der Presse der Gegner be[ha]ndelt.

Die Gegner finden für die Niederlage einige Gründe der [B]eruhigung. Sie sagen, Herr van Gerlach sei nicht der [g]eeignete konservative Kandidat gewesen, weil er mit dem [T]ivoliprogramm nicht vallständig einverstanden gewesen sei. [A]llein die Erärterungen über das Tivoliprogramm liegen [se]hr weit zurück und bei der Wahl, die in diesem Augen[b]lick stattgefunden hat, sind für Herrn von Gerlach Flug[b]lätter vertheilt worden so aufhetzerischen, so demagogischen [I]nhalts und so voll Antisemitismus, daß Herr Ahlwardt [i]n der Verunglimpfung der Gegner und der Entstellung von Thatsachen auch nicht die konservativen Flugblätter hat überbieten können. Also an politischer Wohlanständigkeit und humaner Zurückhaltung ist die Kandidatur des Herrn von Gerlach nicht gescheitert; diesen delikaten Trost können die konservativen Wahlmacher für sich in Anspruch nehmen.

Man hat dann gesagt, daß Herr Benoit nur den Sazialdemokraten und den Antisemiten seinen Sieg verdankt. Aber beide Parteien hatten offiziell Wahlenthaltung proklamirt. Ist ein solcher Beschluß schon geeignet, zahlreiche Wähler von der Urne fernzuhalten, so kammt hinzu, daß an und für sich die in aussichtslaser Minorität gebliebenen Parteien niemals bei Stichwahlen in gleicher Stärke wie bei der Hauptwahl anzutreten pflegen. Da der eigene Sieg unmöglich war, gibt es stets genug, die sich mißmuthig und gleichgültig der weiteren Betheiligung enthalten. Die politische Erfahrung verbietet durchaus, die bei der Hauptwahl ausgefallenen Parteien für die letzte Entscheidung in voller Stärke in Ansatz zu bringen. Aber Herr Benoit hat überdies rund 600 Stimmen gewannen, die sich an dem ersten Wahlgang überhaupt nicht betheiligt hatten, während Herr von Gerlach in der Stichwahl überhaupt nur rund 300 Stimmen Zuwachs erhielt, obgleich doch auch ihm ein gewisser Bruchtheil solcher Wähler, die vor Allem Antisemiten sind, zugefallen sein dürfte. Aus alledem ergibt sich, daß die Freisinnigen an Reserven einen nicht geringen Prozentsatz aus jenem Theil der Bevölkerung herangezogen haben müssen, die im ersten Wahlgang überhaupt nicht gewählt hatten. Bei der entfernten Mäglichkeit, Herrn van Gerlach zu verdrängen, raffte sich die Bevölkerung auf, und der Umsicht und der ungewöhnlichen Energie des alten freisinnigen Stammes, der mit Aufbieten aller Kraft arbeitete, war damit die Gelegenheit gebaten, einen bedeutungsvollen Sieg für die freisinnige Sache zu erringen.

Welcher Art die dortigen Freisinnigen sind, ergiebt sich aus einem Schriftwechsel zwischen dem Regierungspräsidenten v. d. Reck und dem Bürgermeister der Stadt Colberg; letzterer hatte auch den Sazialdemokraten einen städtischen Saal zur Abhaltung einer Versammlung überlassen und ist dafür in eine Strafe van 90 Mark genommen worden. Diese Sache kam in der Stadtverordnetenversammlung zu Colberg zur Sprache und dabei wurde ein Brief des Bürgermeisters Kummert verlesen, in dem es heißt:

„Jedenfalls darf die Rücksicht auf einen Schaden nicht abhalten gerecht zu handeln und Gerechtigkeit und Billigkeit walten zu lassen und nicht dahin führen, einen Theil der Bürgerschaft dem andern vorzuziehen, wie es geschehen sein würde, wenn den Sozialdemokraten der Saal vorenthalten wäre.“

Das ist eine gute Lehre für einen Regierungspräsidenten darüber, wie man den sozialen Frieden mit Bewußtsein färdert.

Den Freisinnigen solchen Schlages gebührt aufrichtiger

Dank, denn in der That handelt es sich bei ihrem Wahlerfolge um mehr, als um einen erbeuteten Sitz. Der Weg ist gewiesen, auf dem bei gewissenhaftem Fortarbeiten dem Freisinn neuer Besitz gewonnen werden kann und gewonnen werden muß. Pommern, Ostpreußen und Westpreußen bietet noch manchen Wahlkreis, wo ein Gleiches bei gleicher planmäßiger Anstrengung gelingen wird. Die Freisinnigen von Köslin-Kolberg-Budlitz haben das Verdienst, solche Pläne aus der Theorie zuerst in die Praxis übertragen zu haben.

Die Niederlage hat der Regierungsapparat erlitten, der mit seinem ganzen Einfluß für Herrn von Gerlach eintrat, und der es zu Wege gebracht hatte, ganze Reihen von Versammlungen den Freisinnigen unmöglich zu machen. Die Niederlage hat der Bund der Landwirthe trotz Antrag Kanitz, und Bimetallismus in einem ganz überwiegend ländlichen Kreise davongetragen; und die Niederlage fällt in letzter Linie auf die konservative Partei, wie sie heute ist, der einer ihrer festen pommerschen Sitze entrissen worden ist, und die von 7964 Stimmen im Jahre 1893, wo sie im ersten Wahlgang siegte, auf 7087 Stimmen bei der Hauptwahl dieses Jahres und auf 7363 Stimmen trotz aller Anstrengungen bei der Stichwahl zurückgegangen ist.

Dem Eindruck dieser Lehre entziehen sich ernste konservative Zeitungen nicht. So predigt der „Reichsbote" Abloß von der Demagogie, und die offiziöse „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" nimmt diesen Ton auf und fragt in mehreren Artikeln, was hat das Tivoliprogramm und was haben die zügellosen Agitationen des Bundes der Landwirthe und der Antisemiten den Konservativen genützt; alles dies hat die Zersetzung der Partei gefördert, sonst nichts. Das ist richtig; aber solche beschwörenden Artikelchen, wie die der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" werden die Umkehr nicht herbeiführen. Erstens ist die Zersetzung schon viel zu tief in die konservativen Reihen gedrungen, und zweitens stand die konservative Partei und der konservative Regierungsapparat bis heute noch vollkommen unter dem Einfluß der „Kreuzzeitung", und der imponirt freundliches Zureden und wohlwollende Mahnungen ganz und gar nicht.

Die Kreuzzeitungspolitik war eine sehr einfache. Das konservative Catilinariertum sollte mit Hilfe der skrupellosesten Demagogie zum Siege geführt werden; es sollte mit diesen Mitteln siegen über die anderen Parteien und, wenn es sein müßte, über die Regierung. Daß einer solchen Methode der Erfolg ganz versagt geblieben ist, kann man nicht behaupten; aber die Erfolge dieser Art tragen die Keime des Verderbens stets in sich, und nach einiger Zeit der Entwicklung bricht solches Verderben stets hervor. Daß wir uns diesem Zeitpunkt nähern, ist ganz augenscheinlich.

Die Antisemiten, die eine Hilfsmacht der Konservativen sein sollten, sind für die Konservativen zu einer direkten Gefahr geworden. Nicht die geringsten Erfolge erringen immer von Neuem diese selbständig gewordenen Antisemiten gerade in den Reihen der Konservativen, die für den reinen Antisemitismus natürlich die beste Vorschule sind. Aber es wäre ganz falsch, solche Gefahr nur in dem mit konservativer Hilfe groß gewordenen Herrn Ahlwardt zu sehen. Die anderen sogenannten „konservativen" Richtungen des Antisemitismus wandeln genau auf denselben Wegen; so schreibt die „Hannoversche Post", ein solches konservativ-antisemitisches Blatt, über die Wahl in Kolberg-Köslin:

„Die werbende Kraft des Konservatismus hat hier völlig versagt. Wir sind nun sicherlich der Ansicht, daß die deutsch-soziale Reformpartei den konservativen Besitzstand nach Möglichkeit schonen soll, wo aber die Konservativen ihren Besitzstand nicht zu wahren vermögen, wie es in Kolberg-Köslin-Budlitz der Fall ist, da ist es geradezu eine Pflicht unserer Partei, selbständig vorzugehen. Denn ein Wahlkreis wie Kolberg-Köslin-Budlitz darf nicht durch einen Freisinnigen auf die Dauer vertreten sein."

Hier melden sich also sogleich die „konservativen" Antisemiten als Erben, und das thun sie nicht nur für die Zukunft, sondern demgemäß handeln sie in der Gegenwart. Auch hierfür gibt es neben allen ein allerneuestes Beispiel.

Im Kreise Meseritz-Bomst findet augenblicklich die Agitation für die Nachwahl zum Reichstage statt. In der „Deutschen Wacht", die eines der leitenden Blätter des ahlwardt-feindlichen, sogenannten konservativen An[…]mus ist, wird ein Brief aus dem Wahlkreis ab[…] dem sich folgende Stelle findet:

„Die Aussichten für unseren Kandidaten, Herrn […] Herfarth, sind günstig, doch sind große Schwierigkeiten zu […] Denn die konservativen Großgrundbesitzer arbeiten […] mit den Juden geradezu mit Hochdruck. Der Bund der […] versendet Postkarten, auf welchen er seine Mitglieder (die […] Theil aber längst ausgetreten bezw. zum Bauernbunde über[…] sind) verpflichtet, für Herrn von Dziembowski zu stimmen. […] abtreibereien und anderen Mitteln zur Unterdrückung der […] bewegung hört man aus den verschiedenen Plätzen." ....

Anders spricht Herr Ahlwardt auch nicht, und […] den Konservativen zu diesen Bundesgenossen in […] gratuliren.

Gerade dieser Brief zeigt aber auch, wie […] der Zerfall in den Bund der Landwirthe hineingetra[…] und wie sich aus ihm ein rein antisemitischer Bau[…] herausgestaltet, ganz so, wie sich aus der konservativen […] die rein antisemitischen Parteien loslösten, die M[…] zuerst tyrannisirend, dann schwächend, und sie schließ[…] und mit Erfolg bekämpfend, vor Allem aber von A[…] an sie moralisch immer tiefer depravirend.

Diese ganze Entwicklung ist nicht wunderbar, […] man die eigentlich leitende und treibende Kraft […] faßt, welche seit den Tivolitagen durch die „Kreuz[…] über die konservative Partei herrscht; — das ist der […] redakteur der „Kreuzzeitung", Herr Freiherr von Ham[…]

Diesem Manne sind öffentlich die ehrenrührigsten […] nachgesagt worden. Zögernd, und nur unter einem […] von Außen, entschließt er sich zu einer gerichtlichen […] legung; er stellt in Zeitungsveröffentlichungen Einz[…] in Abrede, und er läßt gerade damit andere Einz[…] als zu recht behauptet erscheinen. Er ist Hausbesi[…] sein Haus kommt einmal in Subhastation; die Subha[…] wird mit Mühe und Noth einmal rückgängig gemacht, […] drohend richtet sie sich zum zweiten Male auf; das […] Herr von Hammerstein mit einem gesicherten g[…] Einkommen steht aus Ursachen, die sich einmal er[…] werden, in der Nähe des finanziellen Bankerotts, […] ihm der moralische vorgeworfen worden ist. Die[…] gaben sind keine Erfindungen seiner Gegner. […] seine nächsten Freunde fällen über den genannten […] dadurch ihr Urtheil, daß sie immer zahlreicher und […] lich fluchtartig sich aus der Verbindung mit ihm losma[…] sie fühlen sich, unter dem Drucke der Verhältnisse am […] begreiflicherweise veranlaßt, aus der Redaktion und […] der Verwaltung der „Kreuzzeitung" zu viertel Du[…] auszutreten. Aber Herr von Hammerstein blieb Jahr […] Jahr, Monat auf Monat Chefredakteur dieses Blattes. […] seit Langem die konservative Partei leitet und […] maßgebend vertritt, und erst seit diesem Freitag […] verschwand sein Name als Leiter aus dem […] auch eine Art Siegel für die Behauptungen über den […] Freiherrn.

Dieser Freiherr von Hammerstein, der über den […] bleib von Pensionsfonds und über Papierlieferungsgesch[…] öffentlich Rechenschaft abzulegen nicht vermeiden kann, […] in der That der typische Vertreter jener konservativen […] tung, die unter Assistenz des Herrn Stöcker und […] unter Hochrufen auf Ahlwardt in dem Tivolisaal ge[…] hat. Das endgültige Urtheil über Herrn von Hammerst[…] wird, wir zweifeln absolut nicht daran, in verhältnißmäßig […] kurzer Zeit sich völlig deutlich ergeben; die Entwicklung […] nicht mehr aufzuhalten und dieses Urtheil wird auch […] Verdikt über die jüngste konservative Entwicklungsphase […] stellen. Ein solches Ereigniß wird klärend wirken zur […] neuten Beurtheilung der Frage, aus welchem Holz […] heutigen „Stützen von Thron und Altar" eigentlich ge[…] sind: aus kernigem, gesundem und kraftvollem, oder a[…] morschem, faulem und zernagtem Holze, dessen innere B[…] schaffenheit die äußere Rinde kaum noch verhüllt.

Dann wird auch erneut erörtert werden müssen, […] sich eigentlich von solchen Elementen die Regierung tyranni[…] siren und zu solchen Maßregeln zwingen läßt, die […]

·ative Minister mißbilligen. Warum? Eine histo- Antwort gibt die Aera Manteuffel: Weil die Kreuz- ꝫspartei noch immer über die Camarilla und über eamtenmaschinerie verfügt. Damals stand sie vor rozesse Goedsche, und alles blieb schließlich beim Alten; steht sie vor dem Prozesse Hammerstein; — wird auch un alles beim Alten bleiben? That is the question.

Die Bimetallisten haben sich ein kleines Vergnügen ꝫt. Herr von Kardorff, Graf Mirbach, Dr. Arendt, von Ploetz-Mädlitz und Dr. Aschendorff haben sich wei Franzosen, den Herren Fougeirol und Thery, men in ein Zimmer des preußischen Abgeordneten- gesetzt; sie haben mit einander gesprochen; sie haben hre Gespräche ein Protokoll aufgenommen; sie haben Protokoll der Welt bekannt gegeben, und die Welt gar keine Veranlassung, sich für diese „Vereinbarung" wei Franzosen zu interessiren, deren unbekannte Be- heit und deren unbekannter Einfluß gerade so groß ie der der Herren von Ploetz-Mädlitz und Dr. Aschen- wenn nicht eines festgesetzt worden wäre in dieser wich- Berathung. Man wünscht das Verhältniß zwischen und Silber auf 1 : 15½ zu normiren; das heißt, man will ich den Werth des Silbers um 100 Procent hinauf- en; bei dieser ingeniösen Bethätigung dürfte sich selbst Balfour nicht betheiligen, ganz abgesehen davon, daß ꝫt besseres zu thun hat; dessen kann man sicher sein. ꝫe deutsch-französischen Beschlüsse sind aber sehr zweck- g, um die Bewegung in England entsprechend zu dis- iren.

Das unionistisch-konservative Kabinet in England rtig, und es ist wirklich ein großes Kabinet geworden. . erwartet von ihm einen Wendepunkt der englischen tik — freilich nach einer Seite nicht; nicht nach der e der Währungsfrage. Alle Welt ist so gut wie einig, dieses Kabinet an die Währungsfrage nicht rühren , und daß Mr. Balfour jede Hoffnung der Bimetallisten, in dieser Beziehung auf ihn gesetzt wird, täuschen e. Bei der Zusammensetzung des Ministeriums müßte erste bimetallistische Vorstoß im Kabinet, die Spren- g des Kabinets sein, und Mr. Balfour hat sich zwar chmal bimetallistisch geäußert; er ist aber zugleich ein andter Politiker, und er wird darum auf die Ehre ver- en, der Todtengräber des Kabinets zu werden.

Der französische Kriegsminister General Zurlinden in einer Kommission des Parlaments die zweijährige nstzeit mit der Motivirung abgewiesen, daß wir uns in r Zeit befinden, „wo jeden Augenblick ein Weltkrieg brechen könne". Der französische Ackerbauminister baud hat für einige Stunden sein Portefeuille niederge- , und hat den sozialistischen Abgeordneten Mirman, der im genblick gemeiner Soldat ist, gefordert, weil er sich von beleidigt glaubte; der Exminister hat darauf dem Sol- en Mirman im Duell einen leichten Degenstich beigebracht, rauf der Minister wieder Minister wurde und Alles bei war. Auch in Frankreich gibt es Blätter, die die plötz- e überraschende Erklärung des Generals Zurlinden ganz beurtheilen, wie das Verhalten eines Ministers, der sein rtefeuille niederlegt, um sich mit einem Soldaten der mee zu schlagen, und um dann wieder Minister zu spielen.

Charakteristisch sind beide Zwischenfälle und von ähn- ger Charakteristik; es scheint, daß die französischen Minister ondere Anschauungen über die Verantwortlichkeit ihres stens haben.

Herr von Plener, der sein Portefeuille als öster- chischer Minister verlor, hat auch jetzt sein Abgeordneten- ndat niedergelegt. Dieser Schritt erregt nicht in allen eisen Ueberraschung. Die Talente und Fähigkeiten des rn von Plener werden zwar auf allen Seiten anerkannt; er er ist kein Kämpfer; ihm fehlt die politische Zähigkeit; rum sympathisirte er so sehr mit dem Koalitionsgedanken, d darum geht er mißmuthig in der Zeit steigender chwierigkeiten von dannen.

In Ostasien und im europäischen Orient steht Alles ch auf dem alten Fleck. Die politischen Verhältnisse bleiben hier wie dort beunruhigende und in der Schwebe; das ist um so erklärlicher, da auch durch den englischen Kabinetswechsel ein Stillstand der politischen Entwicklung bedingt war.

* * *

Adam Riese und Herr Wülfing, der Bimetallist.

Man erinnert sich des Aufsehens, als Anfang Juni vorigen Jahres Herr Otto Wülfing aus M.-Gladbach, der industrielle Apostel des Bimetallismus in Deutschland, der Silberkommission ein Muster 20er Water Garn vorlegte, mit der Behauptung, in Folge der Silberentwerthung seien die Spinnereien in Bombay im Stande, dieses Garn zu 52,25 Pf. per engl. Pfund franko und verzollt nach M.-Gladbach zu liefern, während in M.-Gladbach „dasselbe Garn in gleich guter Qualität" zu 62—64 Pf. verkauft werde. „Die Offerte wurde gemacht am 28. Mai dieses Jahres", fügte er hinzu. Herr Generalsekretär Bueck war zwar im Stande, am nächsten Tag der Silberkommission ein Telegramm des Handelskammerpräsidenten von M.-Gladbach vorzulegen, welches konstatirte, daß dort derartige Offerten vollständig unbekannt seien; und Herr Wülfing gab auch zu, daß solche „Offerten" weder nach M.-Gladbach noch sonst wohin in Deutschland gekommen seien, er habe nur gesagt, daß die Offerte vorliege, und auf Grund derselben habe er seine „Berechnung" gemacht. Trotzdem also eine handgreifliche Thatsache nicht vorhanden ist, sondern nur eine „Berechnung", deren Werth, wie wir gleich sehen werden, etwas zweifelhafter Natur ist, steht natürlich für die bimetallistische Agitation die Thatsache unerschütterlich fest, daß Indien durch die Silberentwerthung in Stand gesetzt ist, uns in Baumwollgarnen auf dem heimischen Markt erheblich zu unterbieten. Bisher hatte man nur behauptet, die deutsche Ausfuhr von Baumwollwaaren nach den Silberländern werde durch die Silberentwerthung vernichtet — eine Behauptung, welche ihre beste Illustration darin findet, daß sich diese Ausfuhr seit 1888 etwa verdreifacht hat —; jetzt kommt die aggressive Seite: die Invasion indischer Baumwollfabrikate. Die erstere Behauptung ist durch Herrn Dr. Soetbeer in Hamburg gründlich abgethan worden, welcher Herrn Wülfing nachwies, daß er bei seiner „Berechnung" unter die Silberländer auch Goldwährungs- und Papierwährungsländer gezählt hatte, wodurch das Schlußergebniß zufällig gerade umgedreht wurde. Die Behauptung, daß die industrielle Konkurrenz der Silberländer unsere Industrie im eigenen Lande vernichten werde, spielt zwar eine große Rolle als Popanz in der bimetallistischen Agitation, aber lediglich als vage Behauptung. Das ganze Beweismaterial rekrutirt sich aus der „Berechnung" des Herrn Wülfing und — noch einer „Berechnung" des Herrn Wülfing. Diese zweite Berechnung findet sich in einem Vortrag, welchen Herr Wülfing im Februar v. J. in München-Gladbach gehalten, und auf welchen er sich, als er in der Silberkommission die Angelegenheit zur Sprache brachte, ausdrücklich bezogen hat. Der Vortrag ist abgedruckt in der „Rheydter Zeitung" vom 1. März v. J. Die Vergleichung der beiden Wülfing'schen Berechnungen wird deren Zuverlässigkeit schlagender darthun, als es auf andere Weise geschehen könnte.

Die erste Berechnung ist einfach klassisch durch ihre Kühnheit und durch die Naivetät, mit welcher der Berechner dabei auf die absolute Gläubigkeit seiner Zuhörer zählte. Sie lautet mit dem Kommentar, dessen Beifügung Herr Wülfing für nothwendig gehalten hat, wie folgt:

„Ich gehe von der Annahme aus, daß die indischen Spinnereien nicht theurer spinnen, als die englischen, denn die höheren Kosten für Maschinen u. s. w. und geringere Leistungsfähigkeit der Arbeiter werden durch billigere Baumwolle, sehr billige Arbeitslöhne u. s. w. ausgeglichen. Sehen wir nun, wie ein indischer Spinner nach Gladbach liefern könnte,

wenn er nur wollte, denn nur am Wollen fehlt es, da es für die indischen Spinner noch kein Bedürfniß ist, nach Europa zu liefern.

Sie können jedenfalls in Manchester 20er Water zu 7 d kaufen. Diese 7 d sind zum vollen Rupienwerth in Indien $4\frac{2}{3}$ anna, diese aber bei Lieferung nach Europa vermittelst Wechselkurses nicht 7 d = $59\frac{1}{2}$ Pf.,

sondern zum Kurse von 13 d für die Rupie nicht ganz	$34\frac{1}{4}$ „
dazu Packung und Fracht zum Hafen, rund	$3\frac{1}{2}$ „
zwei Prozent Kommission	$\frac{3}{4}$ „
„ „ für Zinsverlust und Geldbeschaffung	$\frac{3}{4}$ „
Fracht Bombay—Antwerpen	3 „
Fracht Antwerpen—Gladbach	$\frac{3}{4}$ „
Deutscher Zoll, rund	$8\frac{1}{4}$ „
	$51\frac{1}{4}$ Pf.,

während gegenwärtig in Gladbach für die billigste Qualität 20er Water 65 Pf. notirt wird."

Auf den Grund einer solchen haarsträubenden Berechnung baut Herr Wülfing seinen industriellen Bimetallismus.

Da nimmt er zuerst an, daß die indischen Spinnereien nicht theurer spinnen als die englischen, eine Annahme, die durch nichts begründet ist; da nimmt er weiter an, daß die in Silbergeld ausgedrückten Produktionskosten in Indien durch die Silberentwerthung in nichts alterirt worden seien, eine Annahme, welche direkt falsch ist; und auf Grund dieser Annahmen behauptet Herr Wülfing, Indien könne heute zu $4\frac{2}{3}$ anna 20er Water produziren, was bei einem Rupienkurs von 13 d gleich $34\frac{1}{4}$ Pfennig sind. Warum hat denn Herr Wülfing nicht die Probe auf diese famose Berechnung gemacht? Warum hat er sich nicht danach umgesehen, was 20er Water in Bombay beispielsweise kosteten? Es gab doch auch im Februar v. J. bereits Einrichtungen wie Kurszettel, aus denen man ohne Berechnung den Preis von Baumwollgarn entnehmen kann.

Nehmen wir die zweite Berechnung des Herrn Wülfing vor, diejenige, welche er der Silberkommission vorlegte. Sie präsentirt sich folgendermaßen:

„10 000 Pfund à $6\frac{1}{8}$ (anna)	Rupies	3 828,2
Fracht nach Hamburg	„	136,8
Versicherung	„	23,15
Hafenspesen und Fuhrlohn von der Spinnerei	„	25
	Rupies	4 013,9.
1 Rupie = $12\frac{1}{2}$ Pence = à $8\frac{1}{2}$ Pfennig = $106\frac{1}{4}$ Pfennig	Mark	4 264,41
pro Pfund englisch loco Hamburg	Pfennig	42,65
Fracht Hamburg bis Chemnitz oder M.-Gladbach, und deutscher Zoll	„	9,60
	Pfennig	52,25."

Da fällt zunächst auf, daß Herr Wülfing statt des „errechneten" Preises von $4\frac{2}{3}$ anna pro Pfund englisch in der ersten Berechnung jetzt $6\frac{1}{8}$ anna einsetzt, den Preis der erwähnten „Offerte". Das ist als Schritt zur Besserung entschieden zu begrüßen. Aber von geradezu verblüffender Wirkung ist, daß trotz dieser erheblichen Preisaufbesserung, welche Herr Wülfing dem indischen Garn genehmigt hat, das Garn sich loco M.-Gladbach nur einen ganzen Pfennig theurer stellt, als in der ersten Berechnung. Allerdings ist bei der ersten Berechnung ein Rupiekurs von 13 d angenommen, bei der zweiten ein solcher von $12\frac{1}{2}$. Aber nichtsdestoweniger sind $4\frac{2}{3}$ anna bei einem Kurs von 13 d für die Rupie nicht ganz $34\frac{1}{4}$ Pfennig, und $6\frac{1}{8}$ d bei einem Kurs von $12\frac{1}{2}$ d gleich $40\frac{3}{4}$ Pf. Man mußte also im Schlußresultat eine Differenz von $6\frac{1}{2}$ Pfennig erwarten statt einer Differenz von einem Pfennig. Sehen wir uns nach der Erklärung für diese auffallende Erscheinung um, so finden wir, daß Herr Wülfing die Ausgaben für Versicherung &c. und vor allem für die Fracht von Bombay ab bei der ersten Berechnung in Gold angesetzt hat, bei der zweiten in Silber, und daß er ferner bei der zweiten Berechnung die Ausgaben für Kommission, Zinsverlust und Geldbeschaffung nicht in Ansatz gebracht hat. Der Grund dafür kann nur Herrn Wülfing bekannt sein; für andere Leute ist er unerfindlich. Dagegen ist der Effekt sonnenklar. Durch die Fracht- u. s. w. Berechnungsmethode, welche Herr Wülfing vor der Silberkommission produzirte, haben [sie] — wenn man genauer zusieht — die Lieferungskosten [von] Bombay nach M.-Gladbach im Handumdrehen [von] 17 Pfennig auf $12\frac{1}{2}$ Pfennig ermäßigt! Gewiß [ein be]wundernswerther Erfolg! Wir glauben nur, daß [wenn] Anhänger der Goldwährung ähnliches leisteten, [ge]wisse bimetallistische Heißsporne mit Liebenswürdig[keiten] wie „absichtliche Fälschung von Thatsachen", „[...] Kampfesweise der verkommenen Goldwährungspartei" [...] nur so um sich werfen und vor heiliger Entrüstung [keine] Grenzen mehr kennen.

Unaufgeklärt bleibt aber für Nichtbimetallisten [mit] normalem Verstand immer noch eins: Nach der W[ülfing']schen Berechnung müßte jeder indische Spinner, der Garn nach Gladbach importirt, von je $52\frac{1}{4}$ Pfennig [...] seinem normalen Gewinn noch 10—12 Pfennig [ver]dienen, also ca. 20%. Thatsächlich, das gibt ja auch [Herr] Wülfing zu, ist bisher kein indisches Garn nach [...] gekommen. Nun bezweifelte Herr Kaufmann Paul [...] in der Rheydter Zeitung vom 5. März v. J., ob dem Indiern wirklich die pyramidale Dummheit zuzutrauen, daß sie unter den von Herrn Wülfing konstruirten [Um]ständen nicht nach M.-Gladbach &c. lieferten. Herr W[ülfing] aber, der offenbar, was dialektische Gewandtheit an[langt,] die Schule des Herrn Dr. Arendt mit Erfolg genossen, war um Antwort nicht verlegen. Am 12 März [...] er Herrn Busch mit den tiefgedachten Worten:

„Pyramidale Dummheit würde ich es nennen, wenn [ein in]discher Spinner nach Europa liefern würde, so lange er in A[sien] seine Produkte weil höhere Preise erzielt."

Das ist schlagend! Tief zerknirscht beneiden wir [...] Goldwährungsleute die indischen Baumwollspinner, [die] einen Extragewinn von 20 Prozent bei jeder Lie[ferung] nach Europa fahren lassen, weil sie in Asien noch „[...] höhere" Preise erzielen. Damit ist allerdings bewiesen, [daß] Europa mit seiner Goldwährung gründlich abgewirthschaftet hat. Was mühen sich unsere Industriellen um [...] lumpigen Prozente! Wandert doch nach Indien aus! [Dort] sind 20 Prozent bei jeder Lieferung noch Bagatelle — [die] nimmt man gar nicht, weil's einem viel zu wenig ist.

Ich würde aber doch Niemandem rathen, auf Grund der Berechnungen des Herrn Wülfing nach Indien auszuwandern und dort sein Garn zu spinnen.

Es geht den indischen Baumwollspinnern nämlich [...] nicht so glänzend, wie man nach dem eben Gesagten [an]nehmen müßte, es geht ihnen sogar herzlich schlecht. [Man] frage nur Herrn Wülfing, nicht etwa einen andern He[rrn] Wülfing, genau denselben, mit dem wir uns bisher [be]schäftigt haben. Er hat dem Verein der Steuer- und Wi[rth]schaftsreformer im Februar dieses Jahres eine interessante Zusammenstellung vorgelegt, nach welcher im Jahre 1[...] von 62 Spinnerei- und Weberei-Aktiengesellschaften in Bom[-]bay 25 gar keine Dividende vertheilt haben und von [...] die Aktien theilweise weit unter pari stehen.

Der Leser greift sich vielleicht an die Stirn und fragt erstaunt: Der indische Spinner, der in Indien zu so hohen Preisen verkauft, daß er 20 Prozent reinen Gewinn bei jeder Lieferung nach Europa kalten Herzens schwimmen läßt, macht keinen Gewinn oder arbeitet gar mit Verlust? Wie reimt sich denn das zusammen! — Es reimt sich eben alles zusammen, man muß nur den richtigen Kopf dazu haben. Ich muß allerdings gestehen, daß ich beim besten Willen nicht klug genug bin, um diesen Widerspruch zu begreifen; ich tröste mich jedoch mit der sicheren Annahme, daß es den meisten meiner Mitmenschen ebenso geht.

Um aber der Sache ein Ende zu machen: Bei seiner zweiten Berechnung hat ja Herr Wülfing den thatsächlichen Preis, welcher in Bombay für 20er Garn gezahlt wird, zu Grunde gelegt und daraus errechnet, daß der indische Spinner auf Grundlage dieses Preises, also mit demselben Gewinn, den er in Indien erzielt, sein Garn in M.-Gladbach zu $52\frac{1}{4}$ Pf. verkaufen könne, während dort die gleiche Qualität 62—64 Pf. koste; d. h. mit anderen Worten: wenn der

: nach Gladbach zu Gladbacher Preisen verkauft, macht Prozent mehr Gewinn an der Lieferung, als wenn er mbay zu Bombay-Preisen verkauft. Wenn er unter Umständen in Bombay verkauft und nicht in München-ach, macht er trotz Herrn Wülfing eine „pyramidate nheit“. Solche pyramidalen Dummheiten gibt es aber andel nicht. Die Aktiengesellschaft möchte ich sehen, e lieber beim Verkauf in Bombay schlechte Geschäfte ., als beim Verkauf nach Europa vortreffliche! — Es also nur eine Lösung: Die Berechnungen des n Wülfing sind Humbug.

Daß dem wirklich so ist, geht aus folgender Mitthei- hervor, welche Herr Paul Busch-M.-Gladbach in einer eben enenen Broschüre „Sollen wir die Goldwährung ab-en?“ (W. Hütter) macht. Danach hat man im Juli jen Jahres bei der von Herrn Wülfing bezeichneten inerer eine Offerte eingeholt und erhielt den Bescheid, der Preis 20er Garns jetzt $6^3/_8$ anna sei; „die mit-ndte Garnprobe hat auf der hiesigen Handelskammer Besichtigung aufgelegen, und wurde allseitig anerkannt, solche bedeutend unterwerthig gegenüber deutschem und ischem Gespinst war.“ $6^3/_8$ anna waren beim dama-1 Rupienkurs von 13 d gleich $5^1/_8$ d. Gleichzeitig notirte Manchester 20er Water Leigh $5^3/_4$ d. „Jeder Sach-ständige wird zugeben, daß bei diesem Preis-erschied das englische Garn preiswürdiger war, 1 den billigeren Bezugsspesen ganz abgesehen.“

Es ist also gar keine Rede davon, daß die indischen innereien uns auf dem europäischen Markte Konkurrenz chen können, und damit haben wir auch die einfache Er-rung, warum sie das bisher nicht versucht haben. Die nzen Wülfing'schen Berechnungen, mit welchen seitens der netallistischen Agitation so viel Aufhebens gemacht worden beruhen auf falschen Voraussetzungen und sind durchaus rthlos. Sie sind lediglich auf die bimetallistische Theorie n der den Silberwährungsländern durch die Silberent-erthung verschaffte Exportprämie willkürlich zugeschnitten.

Indem wir nun aber zu dem Resultat gekommen sind, ß diese Berechnungen nicht stimmen, haben wir auch eichzeitig die Sicherheit erlangt, daß die Theorie, welche irch diese Berechnungen praktisch demonstrirt werden sollte, richtig ist. Wir haben gesehen: trotz der Silberent-erthung verkauft der indische Spinner sein Garn in ombay — in Goldgeld umgerechnet — eher theurer als illiger wie sein englischer Konkurrent in England, nd trotzdem kommt er kaum auf seine Kosten, ondern macht sogar schlechte Geschäfte. Seine roduktionskosten können daher — trotz der Silber-ntwerthung — keine geringeren sein, als die Pro-uktionskosten in den Goldwährungsländern. Das t so sonnenklar, daß gar kein Einwand dagegen erdacht erden kann. Herrn Wülfing ist es allerdings vorbehalten blieben, wie gezeigt, zu argumentiren: Die Indier ge-eßen durch die Silberentwerthung eine Exportprämie von) Proz. und können uns deshalb trotz Fracht und Zoll uf deutschem Markt um 20 Proz. unterbieten. Sie thun s aber nicht, weil sie in Indien „noch weit höhere Preise“ zieten. Das ist ein Beweis, wie sehr die Silberentwerthung ie indischen Spinnereien begünstigt. Einige Zeit später er-zählt derselbe Herr Wülfing, daß die indischen Spinnereien echt miserable Geschäfte machen. Statt daraus zu chließen, daß es mit der angenommenen Export-prämie doch nicht ganz seine Richtigkeit haben könne, sagt Herr Wülfing mit verblüffender Ruhe: „Das beweist, daß die indische Baumwollindustrie keine naturgemäße Ent-wicklung genommen hat, sondern eine Treibhauspflanze ist, die ohne den Schutz der Valutadifferenz nicht vorhanden wäre.“ Mit andern Worten: In Folge der Valutadifferenz machen die indischen Spinnereien glänzende Geschäfte, machen sie aber trotzdem schlechte Geschäfte, so beweist das nicht etwa, daß die Valutadifferenz die indischen Spinne-reien nicht in Vortheil setzt, und daß die sogenannte Exportprämie nicht existirt, sondern so beweist das erst recht, daß die indische Baumwollindustrie lediglich der Valutadifferenz ihren Aufschwung verdankt.

Wer solch' krauses Zeug trotz Adam Riese und dem Ein mal Eins ohne Beschwerden verdauen kann, dem kann man nur rathen, Bimetallist zu werden. An Seite der Herren Arendt und Wülfing blüht ihm dann eine große Zukunft, denn solche unerschrockenen Leute kann die bime-tallistische Agitation vorzüglich brauchen.

Karl Helfferich.

Cavour und Kossuth.

Schier unermeßlich schwillt die Fülle von Quellen und darstellenden Arbeiten zur Erkenntniß der Lebensgeschichte Cavour's an, so daß sich wohl der Gedanke aufdrängen könnte, ein Jahrbuch auch mit diesem berühmten Namen als Firma werde sich als ein nützliches Unternehmen aus-weisen. Einen der neuesten Beiträge der Cavour-Litteratur dankt man Luigi Chiala, dem kundigen Herausgeber der Korrespondenz des großen Staatsmannes. Chiala hat vor-nehmlich die Erinnerungen Kossuth's einer Studie zu Grunde gelegt, in der er die Beziehungen des italienischen und des ungarischen Patrioten beleuchtet. Dabei wurde er genöthigt, eine dritte historische Persönlichkeit, den Kaiser Napoleon, in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen.*) Zahlreiche Aufzeichnungen italienischen Ursprungs, sowie Schriftstücke, die Kossuth selbst ihm mitgetheilt, u. a. haben Chiala zu Gebote gestanden, durch die er allgemein Bekanntes aufs glücklichste zu ergänzen weiß.

Der Berührungspunkt zwischen Cavour und Kossuth war der glühende Haß gegen die Herrschaft Oesterreichs. Als der Dichter Regaldi im Herbst 1850 den ungarischen Exdiktator in seinem türkischen Exil aufsuchte, sagte er ihm: „Als Italiener bin ich der Dolmetscher meines unglücklichen Vaterlandes, das Liebe und Verehrung für Sie empfindet. Ruhm und Mißgeschick sind für Italien und Ungarn ge-mein: so auch die Hoffnung auf eine Wiedergeburt. Wir haben denselben Feind zu bekämpfen, wir müssen Mittel suchen, um unsere Kräfte für diesen Kampf zu vereinigen.“ Und Kossuth antwortete: „Ungarn wird immer Karl Alberts eingedenk bleiben, der uns, während die anderen Mächte un-thätig waren, eine freundliche Hand bot. . . . Es wird nichts unternehmen, was dem königlichen Hause Savoyen Schaden zufügen könnte.“ Er betheuerte zugleich, daß er Mazzini gerathen habe, sein republikanisches Ideal dem Wohle des Vaterlandes zu opfern. Dieser Betheuerung widersprach allerdings der Zuruf, den er gegen Ende des Jahres 1851 an Mazzini selbst richtete: „Unsere Sache ist ein und dieselbe, denn wir haben den gleichen Feind, das gleiche Lager, das gleiche Feldzeichen: Ihre Republik und meine Republik.“ Als aber Cavour die Zügel ergriffen hatte, und sich mit jedem Jahre deutlicher enthüllte, wie viel mehr von seinem Geschick für Italien zu hoffen war, als von der Leidenschaft Mazzini's, wandte Kossuth sein höheres Vertrauen wieder dem savoyi'schen Herrscherhause zu.

Cavour faßte seinerseits kurz vor dem Ausbruch des Krieges von 1859 den Gedanken, mit Kossuth in Verbin-dung zu treten. Schon wenige Wochen nach der Zusammen-kunft in Plombières hatte er den in Piemont weilenden General Klapka wissen lassen, ein französisch-österreichischer Krieg sei wahrscheinlich, Italien und Ungarn müßten sich auf diesen Fall vorbereiten und sich womöglich verständigen, um sich gegenseitig zu unterstützen. Gleichzeitig knüpfte er durch Vermittlung seines Kabinetschefs Nigra mit dem in Paris lebenden ungarischen Emigranten Szarvady, einem

*) Politica segreta di Napoleone III e di Cavour in Italia e in Ungharia (1858—1861). Notizie raccolte e ordinate da Luigi Chiala. Editori L. Roux e C. Torino. Roma. 1895.

Vertrauten des Prinzen Napoleon, an. Kossuth von allen diesen Schritten in Kenntniß gesetzt, bewahrte kaltes Blut. Er forderte Bürgschaften dafür, daß es sich nicht um eine bloße Diversion mittels Verwendung einer ungarischen Legion handeln solle und daß die Leitung des Aufstandes allein in seiner Hand ruhen werde. Zu Klapka, der ihn im Januar 1859 in London aufsuchte, sagte er: „Ich werde darauf achten, daß mein Vaterland nicht dem Loose Polens verfalle. Wir haben selbst durch unsere Niederlage die Lebensfähigkeit der ungarischen Nation mit solchen Zügen in das Buch der Geschichte eingetragen, welche der Zukunft unseres Vaterlandes eine sichere Basis schufen. Diese dürfen wir nicht aufs Spiel setzen. Denn wenn Ungarn, weil man es im Stiche läßt, abermals eine Niederlage erleiden würde, dann könnte es noch ein Jahrhundert dauern, bis es sich wieder erhebt." An Szarvady schrieb er Ende März 1859, er fordere, daß man unmittelbar mit ihm verhandle, daß er die Leitung behalten dürfe, daß das ungarische Volk nur dann zum Aufstande gerufen werde, wenn sich bereits thatsächlich eine französische Armee auf ungarischem Boden befinde, die französische Fahne also daselbst thatsächlich engagirt sei.

Eben damals war Cavour nach Paris geeilt, um zu versuchen, den peinlichen Zögerungen des Kaisers ein Ende zu machen. Szarvady las dem Minister Victor Emanuels eine „Deklaration" Kossuth's vor, die ganz im Sinne seiner Forderungen abgefaßt war. Cavour erhob mehrere Einwendungen. Er wies auf die Schwierigkeiten einer Landung in Fiume hin. Er war bedenklich wegen der früheren Verbindungen Kossuth's mit Mazzini. Aber in der Hauptsache schien er mit Kossuth übereinzustimmen. „Obwohl man", sagte er, „in der Politik nicht immer die Grundsätze der Moral zum Ausgangspunkt nehmen kann, bin ich doch zu ehrlich, um Ungarn eine Erhebung zu rathen, wenn sie nicht seine Unabhängigkeit zum ausgesprochenen Ziel hat. Ich begreife vollkommen die Solidarität der ungarischen und der italienischen Sache. . . . So lange Oesterreich eine große Macht bleibt, können wir niemals ruhig sein." Indessen hing alles von der Entscheidung Napoleons ab. Als der Krieg endlich ausgebrochen war, ließ diese nicht auf sich warten. Er lud den großen Verbannten unter Vermittlung seines Vetters nach Paris und hatte in der Nacht vom 4. auf den 5. Mai mit ihm in den Tuilerien eine zweistündige Unterredung. Man kennt ihren Inhalt aus Kossuth's Memoiren. Es konnte Kossuth nicht entgehen, daß der Kaiser ihn vor allem nutzen wollte, um die öffentliche Meinung Englands gegen das Tory-Ministerium und für Bethätigung ehrlicher Neutralität in dem bevorstehenden Kampfe einzunehmen. Aber er machte doch auch kein Hehl aus der Geneigtheit, auf die Mitwirkung einer ungarischen Erhebung zu rechnen und die von Kossuth geforderten Bürgschaften gewähren zu wollen. Falls es möglich sei, die französische Fahne auf ungarischem Boden zu entfalten, sollte eine Proklamation, entsprechend der Napoleons I. von 1809, die Ungarn zur Freiheit aufrufen. Verdächtig war es, daß der Kaiser gegen Ende des Gespräches „halb fragend, halb bittend", die Bemerkung machte, ob sich nicht vielleicht „vorläufig" schon ein kleiner Aufstand in Siebenbürgen bei den Széklern arrangiren lasse: ein Ansinnen, das Kossuth mit Entschiedenheit abwies.

Indessen machte er sich mit Klapka und Teleki ans Werk, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Sie konstituirten sich als ungarisches Nationalkomitee. Teleki und Klapka bildeten in Italien eine ungarische Legion, deren Kern in Gefangenschaft gerathene Landsleute ausmachten. Kossuth wartete nur den Sturz des Toryministeriums ab, um sich auf italienischem Boden mit den Freunden zu vereinigen. In Turin sah er am 24. Juni, dem Schlachtag von Solferino, zum ersten Male Cavour von Angesicht zu Angesicht. Die Verständigung mit ihm war nicht schwer. Aber wieder kam alles auf den Willen des Kaisers an. Kossuth begab sich daher, nachdem er in Parma seinen Gönner, den Prinzen Napoleon, gesprochen hatte, ins Hauptquartier und wurde von Napoleon äußerst zuvorkommend aufgenommen. Nochmals wiederholte der Kaiser seinen Entschluß, „Ungarn unabhängig zu machen", jedoch ... auf die Möglichkeit „unvorhergesehener Hinderni[sse]" ... deuten. Nochmals bestand Kossuth auf Sicherung ... erläßlichen Garantien. Er hatte bereits eine ... an die ungarischen Soldaten entworfen, in der es ... die nationale Fahne im Laufe des Krieges an der ... sieggewöhnten französischen Adlers erscheinen werde. ... Kaiser ließ sich das Aktenstück vorlesen und fand ... etwas gewagt, es, wie Kossuth gethan, aus dem ... schen Hauptquartiere zu datiren.

Ungewiß über den Ausgang, aber immer noch ... nungsvoll kehrte Kossuth nach Turin zurück. Cavour ... wann aus seinem Berichte die feste Ueberzeugung, daß ... Kaiser eines Krieges mit Deutschland gewärtig sei. ... Kossuth's Haltung war er fortdauernd sehr zufrieden: ... schiebe", sagte er damals, „den Diplomaten bei Seite ... spreche als italienischer Patriot. Wenn Ungarn nicht ... wird, gewinnen wir durch den ganzen Krieg nicht viel ... haben besten Falls eine sehr gefährliche Zukunft. Die ... päische Diplomatie liebt es, sich in unsere Angelegenheiten zu mischen und uns einen nutzlosen Halbfrieden auf... dringen. Ich möchte dies verhindert sehen und Ihre ... nisation bietet ein Mittel, dies Ziel zu erreichen. Eine ... deutende ungarische Macht, mit ungarischer Fahne, ... scher Uniform und die durch Sie zu veröffentlichende ... klamation kompromittiren uns, und eben das ist es, ... ich haben möchte. Ich wünsche, daß wir kompro[mittirt] seien, denn dann wird von einem halben Frieden ... Rede und die Unabhängigkeit Italiens durch ein una[bhän]giges Ungarn gesichert sein." Mit Eifer wurde die ... dung der Legion fortgesetzt. Vier Bataillone standen ... unter Waffen, Offiziere hoffte man aus dem Kreise ... Emigration zu gewinnen, für Geldmittel sorgten die ... bündeten.

Soweit waren die Dinge gediehen, als die Nach[richt] des Waffenstillstandes bekannt wurde, dem in Villa[franca] wenige Tage nachher die Friedenspräliminarien folgten. ... war ein Donnerschlag wie für den Minister Viktor Emanu[els] so für den ihm verbündeten ungarischen Revolutionsheld[en]. Mit Entrüstung wies Kossuth Napoleons Anerbieten ... züglich seiner Person und seiner Kinder, über ihn zu ... fügen", ab. „Man hat uns", schrieb Klapka an das un[gari]sche Nationaldirektorium in Genua, „zur Abschreckung ... nutzt, damit Franz Josef zur früheren Abtretung der ... bardei geneigt sei". Cavour trat tief empört von seinem Posten zurück. „Dieser Friede", rief er in Gegenwart ... und Kossuth's aus, „wird nicht zu Stande kommen." ... heftigster Aufwallung fügte er hinzu: „Der Kaiser ... Frankreich geht. Er möge gehen! Aber ich und Sie, ... Kossuth, wir bleiben auf unserem Wege. Nicht wahr? ... beide werden vollbringen, was der Kaiser von Frankreich nicht zu vollenden wagte. Und bei Gott! wir werden ... auf halbem Wege stehen bleiben."

Noch war kaum ein halbes Jahr verflossen, als beide Männer die zerrissenen Fäden aufs Neue anzuknüpfen unternahmen. Cavour stand wieder an der Spitze des Ministeriums in Turin. Kossuth ließ ihn von London aus wissen, daß er in seinem Rücktritt vom Amt ein Unterpfand der Freiheit Italiens, wie die Aussicht auf die Unabhängigkeit Ungarns begrüße. Alsbald drängten sich die Ereignisse mit fieberhafter Schnelligkeit. Die Annexionen der mittelitalienischen Gebiete, Garibaldi's kühner Zug nach Sizilien, sein Uebergang aufs Festland von Neapel, der Zusammenbruch der dortigen bourbonischen Herrschaft: das alles war zum Staunen Europas in wenig Monaten auf einander gefolgt. Mit dem Einmarsch der Piemontesen in den Kirchenstaat, der sich daran schloß, rückte die Gefahr einer österreichischen Intervention in drohende Nähe. Um ihr Trotz bieten zu können, hielt Cavour es für wichtig, sich der werkthätigen Hilfe Ungarns zu versichern. Er legte um so mehr Werth darauf, je weniger sich in diesem Augenblick Bestimmtes über die Absichten der Sphinx an der Seine sagen ließ.

Nun hatte Kossuth nach Cavour's Aufforderung ...

›em April 1860 Franz Pulszky als ständigen Vertrauens-
n in die Hauptstadt Viktor Emanuels entsandt. Pulszky's
ter Zweck war, die Rückgabe von 20000 Gewehren zu
cken, die das ungarische Nationaldirektorium 1859 von
oleon durch die sardinische Regierung erhalten und im
erständniß mit dem Fürsten Cusa in die Moldau-
achei hatte verbringen lassen. Darüber hinaus aber
: er nichts versäumen, die Interessengemeinschaft der
arischen Unabhängigkeitspartei und der Regierung Viktor
nuels zu betonen. „Wenn Ungarns Thätigkeit", hieß
n seiner Instruktion, „mit der Italiens kombinirt wird,
wird Oesterreichs vollständige Vertreibung aus Italien
ältnißmäßig leicht gemacht, und wenn diese Vertreibung
Ungarns Befreiung von der österreichischen Herrschaft
d in Hand geht, dann wird Italiens nationale Unab-
gigkeit Oesterreich gegenüber vor jedem ferneren Angriff
hert sein". Cavour und Farini kamen dem Abgesandten
suth's auf halbem Wege entgegen. Der König zeigte
in einem langen Gespräch „jene merkwürdige Verbin-
g von einer beinahe fanatischen Begeisterung und von
ndlich geriebener Schlauheit", die H. von Sybel mit
ht jüngst als besonders charakteristisch für diesen Fürsten
vorgehoben hat. Am 8. September 1860 langte Kossuth
st in Turin an, von Klapka und Teleki bereits erwartet.
ei Tage später überreichte er Cavour einen förmlichen
rtragsentwurf, der vom Ministerrath bestätigt wurde.
tor Emanuel bekräftigte das Uebereinkommen, indem er
ssuth versicherte, er wolle auf die Gefahr des Verlustes
ner Krone dem gemeinsamen Ziele zustreben. Er entließ
wie einen „Freund und Bundesgenossen". Diese Ueber-
kunft vom September 1860 bezeichnet den Höhepunkt
Verhältnisses Cavour's und Kossuth's. Auf nichts Ge-
geres war es abgesehen, als auf gleichzeitigen Angriff
gen Venetien und eine allgemeine Erhebung Ungarns, die
rch Entsendung eines starken italienischen Hilfskorps unter-
tzt werden sollte. Der Zeitpunkt für den Beginn der
meinsamen Unternehmung blieb unbestimmt. Aber daß
allen anderen vorgehen müsse, legte Kossuth auf Cavour's
tten sofort Garibaldi ans Herz. Der heroische Eroberer
eapels sollte dadurch von dem Vorhaben des Marsches
gen Rom abgezogen werden, der den Konflikt auch mit
rankreich unabwendbar machen mußte.

Niemals vielleicht während der langen Zeit seines
xils gingen Kossuth's Hoffnungen so hoch wie in jenen
erbsttagen des Jahres 1860. Aber bald genug kamen die
ückschläge der Enttäuschung. Die österreichische Interven-
on unterblieb. Ohne Störung vollzogen sich nach
bstimmung der Bevölkerung die Annexionen Neapels,
iciliens, der Marken, Umbriens und die Proklamirung
es Königreiches Italien. Bei dem noch sehr unfertigen
ustande seines Baues voreilig und ohne Zustimmung
Napoleons die Offensive gegen Oesterreich zu ergreifen,
chien Cavour nicht gerathen. In Ungarn selbst aber hatte
er Erlaß des Oktoberdiplomes eine Erregung hervorgerufen,
ie zu raschem Eingreifen drängte. Da erfolgte die Be-
chlagnahme von Waffen, die an die ungarischen Grenzen
erbracht werden sollten, durch die moldau-walachischen Be-
hörden, die Vernichtung des Papiergeldes, das Kossuth hatte
anfertigen lassen, nach österreichischer Klage und englischem
Richterspruch, die Verhaftung und das tragische Ende des
Grafen Ladislaus Teleki. Auch jetzt noch ließ sich Kossuth
nicht entmuthigen und setzte nach wie vor auf Cavour sein
Vertrauen. Pulszky hatte ihm gerathen, mit dem Cunctator
in Turin zu brechen und einzig auf Garibaldi gestützt, von
Dalmatien aus etwas zu unternehmen, ehe in Ungarn eine
Aussöhnung erfolge. Er aber erklärte: „Ich breche nicht
mit Cavour. Wer mit ihm bricht, bricht auch mit mir."
Er entzog Pulszky das Amt eines Vertrauensmannes in
Turin und erschien dort selbst im Mai 1861, nachdem er
sich entschlossen hatte, mit seiner Familie nach Italien über-
zusiedeln. Cavour nahm den unbeugsamen Verbannten mit
alter Herzlichkeit auf. Sie besprachen die durch das Oktober-
diplom geschaffene neue Phase der ungarischen Geschichte.
Kossuth versicherte, nach seiner festen Ueberzeugung werde
der Landtag unerschütterlich an der Integrität der Gesetze
von 1848 festhalten. Cavour erwiderte: „Wenn dem so ist,
sage ich Ihnen Folgendes: Wenn Gott gleich mir und dem
König will, so ist es noch dieses Jahr gegen Herbst, jeden-
falls aber von heute über ein Jahr möglich, daß Venedig
unser und Ungarn frei ist. . . . Auf welche Weise aber den
Tanz beginnen, dazu müssen wir uns schon von den Um-
ständen Raths erholen; indessen gebe ich Ihnen die Ver-
sicherung, daß wir, falls Ihr Landtag resultatlos ausein-
andergeht, die gerechte Entrüstung Ihrer Nation nicht thaten-
los werde verpuffen lassen."

Wenige Tage nachher weilte Cavour nicht mehr unter den Lebenden. Es war der schwerste Schlag, der Kossuth treffen konnte. Mit dem Auftreten des deutschen Cavour auf der Weltbühne, der mit seinem italienischen Vorgänger so vieles gemein hatte und doch so grundverschieden von ihm war, erhielt die venetianische wie die ungarische Frage eine ganz andere Lösung, als Kossuth sie erhofft hatte. Die Siege der preußischen Waffen verschafften Italien die Lagunenstadt und bahnten Franz Deák den Weg zur Feststellung des Ausgleiches.

Kossuth blieb der Unversöhnte, Verbitterte und Vereinsamte. Man mag es als eine seiner vielen Illusionen betrachten, wenn er sich zu dem Glauben bekennt, Cavour würde 1862 unfehlbar ausgeführt haben, was er in die Worte „Venedig unser und Ungarn frei" zusammengefaßt hatte. Aber nicht ohne Rührung wird man vernehmen, daß er noch 1892, als ihn Chiala zum letzten Male sah, diesem sagte: „Meine Söhne, mein Vaterland und Cavour: das werden die letzten heiligen Gegenstände sein, an die meine Gedanken sich heften, ehe ich ins Grab steige."

Zürich. **Alfred Stern.**

Parlamentsbriefe.

XXIV.

„An die Klinke der Gesetzgebung greifen" ist ein Ausdruck, der sich seit einigen Jahren in den Sprachgebrauch eingebürgert hat. Eines von den Blättern, welche mit dem Namen des Fürsten Bismarck Götzendienst treiben, ereifert sich jedesmal über die von der freisinnigen Partei getriebene Sprachverhunzung, wenn es diese Redewendung liest, und ahnt nicht, daß das Wort, und — was schlimmer ist — auch die Sache von dem Fürsten Bismarck herrührt. An die Klinke der Gesetzgebung greifen, heißt soviel als leichten Herzens die Gesetzgebung in Thätigkeit setzen, ohne zwingenden Grund, vielleicht aus Motiven, welche keine Billigung verdienen. Als Fürst Bismarck sich auf seinem Landsitze nach anderer Gesellschaft sehnte, griff er zur Klinke der Gesetzgebung und veränderte die Grenzlinie, welche zwei Kreise trennt, ohne daß ein Interesse des Staats zu dieser Aenderung gedrängt hätte.

Die Klinke der Gesetzgebung ist niemals in so unruhiger Bewegung gewesen, wie seit dem Amtsantritt des Fürsten Hohenlohe. Der Mann, der auf ein paar agrarische Phrasen hin ohne Bedenken das Versprechen abgab, eine Konferenz einzuberufen, welche den Bestand unseres Münzwesens in Frage stellt, findet noch weniger Schwierigkeiten darin, eine Gesetzgebung aus dem Aermel zu schütteln, wenn irgend ein Agrarier die Ueberzeugung ausspricht, „daß es in Deutschland anders werden muß". Die Ueberzeugung, daß wenn irgend ein neues Gesetz sich nicht bewährt, wir es ja an jedem Donnerstag wieder abändern können, scheint auch die seinige zu sein, und das Lied: „Ein Bursch wie ich, was macht sich der daraus?", welches der Abgeordnete Dr. Sigl als Lieblingsgesang eines einzelnen Ministers bezeichnete, kann füglich bei uns als Chorgesang ertönen. Dieser Be-

reitwilligkeit, neue Gesetzentwürfe auf flüchtige Anregungen hin vorzulegen, ist es zu verdanken, daß das Abgeordnetenhaus noch immer bei tropischer Hitze mißmuthig zusammengehalten wird.

Es ist unter diesen Umständen nicht zu verwundern, daß einmal ein schnell eingebrachter Gesetzentwurf ebenso schnell zurückgewiesen wird. Niemand wird in Abrede stellen, daß die Maßregeln, welche gegen das Landstreicherthum zu ergreifen sind, einer sehr gründlichen Erörterung bedürfen. Die Regierung hatte in sehr kurzer Zeit einen Gesetzentwurf über die Verpflegungsstationen fertig gestellt, von welchem alle Parteien der Ansicht waren, daß er nicht ausgereift sei und an vollständiger Unklarheit litte. Er ist denn auch nach kurzer Verhandlung abgeworfen worden.

Dagegen hat der Gesetzentwurf über die Bank mit dem langen Namen die Zustimmung des Abgeordnetenhauses gefunden. Die Fertigstellung des Gesetzes hat keine besonderen Schwierigkeiten gemacht; dagegen werden bei der Ausführung die Schwierigkeiten beginnen. An landwirthschaftliche Genossenschaften und auch an Genossenschaften von Handwerkern Kredit zu ertheilen, wenn sie kreditwürdig sind, ist ja ein löbliches Unternehmen. Aber man muß doch die Frage erörtern, woher derjenige, der den Kredit gibt, selbst das erforderliche Kapital erhalten kann. Das Haus hat sich dahin entschieden, daß die kreditgewährende Bank befugt sein soll, Wechsel zu acceptiren, um sich Geld zu schaffen. In solchen Kreisen, die nicht in der Lage sind, sich mit der Toga des Gesetzgebers zu umhüllen, wählt man in solchen Fällen den Ausdruck, daß die Bank „Wechsel reiten" soll, denn der von ihr acceptirte Wechsel würde ja keine geschäftliche Unterlage haben.

Der Finanzminister, der ja der eigentlich verantwortliche Leiter der Bank sein soll, wird damit vor die Alternative gestellt, entweder den Staatskredit auf eine furchtbare Probe zu stellen, oder das Gesetz einen todten Buchstaben bleiben zu lassen. Es war ein sehr heißer Tag, an welchem dieser Beschluß gefaßt wurde; an solchen Tagen schließt man die Schulen von einer bestimmten Stunde ab; das Abgeordnetenhaus läßt man auf jede Gefahr hin bis 4 Uhr sitzen.

Die Stempelsteuernovelle stößt im Herrenhause auf ernste Schwierigkeiten; man schwankt dort augenscheinlich, ob man Stempel über Fideikommißstiftungen auf ein Prozent erniedrigen oder auf drei Prozent belassen soll. Kehrt man nochmals zu dem einen Prozent zurück und scheitert dieser Vorschlag an dem Widerstand der Regierung und bleibt die Regierung auch hinsichtlich des Erlasses der Rückzahlung der Grundsteuerentschädigungen fest, so ist die ganze Hundtagssession pro nihilo gewesen.

Und fast scheint es, als solle diese Entwicklung, die wir alsdann nicht beklagen würden, eintreten: Denn obgleich Herr Miquel im Abgeordnetenhause die Konservativen freundlich warnte, sich nicht auch bei der Frage der Grundsteuerentschädigung 16 Millionen schenken zu lassen, blieb die Majorität doch dabei, daß Nehmen jedenfalls die seligste Empfindung sei. Graf zu Limburg-Stirum faßte die Gefühle der Majorität in die Worte zusammen: Was machen wir uns daraus, wenn uns ein neues 16 Millionengeschenk vorgeworfen wird. Poetisch ausgedrückt hätte er im Studentenjargon sagen können:

„Hat man erst den Ruff verloren
Kann man leben ungenoren."

Proteus.

Thomas Henry Huxley.

Am 29. Juni d. J. starb zu Eastbourne bei Brighton Thomas Huxley, einer der bedeutendsten Naturforscher Englands. Huxley war ein Mann von erstaunlich umfassendem Wissen, hervorragend nicht nur als Forscher in seinem Sondergebiet, der thierischen Morphologie und vergleichenden Anatomie, sondern noch mehr durch den Reichthum des Geistes, welcher ihn befähigte, die Thatsachen aus verschiedenen Gebieten der Zoologie, Anatomie und Physiologie mit denen der Geologie und Paläontologie und anderen zu einem, von echter philosophischer Denkweise durchdrungenen Gesammtbilde zu vereinigen. So wurde er zum eigentlichen Schöpfer jener Lehre von der Gesammtheit der Lebenserscheinungen, welche man als die moderne Biologie zum Unterschiede von den einzelnen Zweigen der Spezialwissenschaften vom Leben bezeichnet.

Zahlreich sind die Arbeiten, durch welche Huxley die Kenntniß vom Bau niederer und höherer Thierformen bereichert hat. Am 4. Mai 1825 zu Ealing in der Nähe von London geboren, studirte er in London Medizin, begleitete in den Jahren 1846—50 den Kapitän Stanley auf einer Expedition nach Australien und sammelte hierbei das Material zu seinen Arbeiten über die Hydrozoen, welche ihm einen hervorragenden Platz unter den vergleichenden Anatomen anwies. Später wandte er sich dem Studium der Wirbelthiere zu, in welchem er gleichfalls Hervorragendes leistete, so daß sein Lehrbuch (Anatomy of vertebrated animals, London 1871; deutsch von Ratzel 1873) zu den bedeutendsten seiner Gattung gerechnet werden kann. Daneben veröffentlichte er eine große Zahl von Einzeluntersuchungen, welche aufzuzählen und gebührend zu würdigen wir uns versagen müssen, da dies eine genaue Kenntniß der vergleichenden Anatomie und Paläontologie erfordern würde.

Nach seiner Rückkehr wurde Huxley Professor der Naturgeschichte an der Bergakademie (Royal school of mines) zu London, 1855 Professor der Physiologie an der Royal Institution, 1862 Professor der vergleichenden Anatomie am Royal College of Surgeons und damit zugleich Direktor der berühmten Hunter'schen anatomischen Sammlung. In allen diesen Stellungen, sowie in der eines Examinators der Physiologie an der Londoner Universität erwarb er sich große Anerkennung nicht nur durch wissenschaftliche Arbeiten, sondern auch durch Verbesserung der Unterrichtsmethoden.

Mit dieser rein fachwissenschaftlichen Thätigkeit war aber Huxley's Interesse nicht erschöpft. Er war unablässig bemüht, die allgemeine Bildung seines Volkes zu heben, namentlich die Schulen zu verbessern und den Naturwissenschaften, von deren allgemein bildenden Einfluß er durchdrungen war, einen breiteren Raum in der Erziehung der Jugend zu verschaffen. Diese Bemühungen veranlaßten seine Wahl zum Mitglied der Londoner Erziehungsbehörde und später zum Mitglied des obersten Schulraths für das Königreich (Royal board of education, einer Abtheilung des privy council; in Deutschland würde man sagen bei geheimer Oberschulrath). Als solcher hat er sich besonders um die Einrichtung von Fortbildungskursen für Elementarlehrer verdient gemacht, welche mit den großartigen naturwissenschaftlichen Anstalten in South Kensington in Verbindung gesetzt wurden.

Aus diesen Bemühungen ist sein ausgezeichnetes Lehrbuch der Physiologie entstanden (Lessons in elementary physiology, zuerst London 1868, seitdem in mehr als 20 Auflagen wieder erschienen). Als mir dasselbe im Jahre 1869 zu Gesicht kam, war ich überrascht von dem außerordentlichen Geschick, mit welchem der Verfasser die schwierigsten Probleme in verständlicher und allgemein faßlicher Form zur Darstellung zu bringen verstand. Ich hatte im Jahre 1867 ihn in London aufgesucht und (eingeführt durch einen Brief meines verehrten Lehrers du Bois-Reymond) die freundlichste Aufnahme gefunden. Mit dem größten Vergnügen gedenke ich noch heute der angenehmen Stunden, welche ich in seiner Gesellschaft und in seinem Hause im Nordwesten von London verlebte, wo sich mir das schönste Bild englischen Familienlebens darbot. In der Woche durch seine Aemter in Anspruch genommen, lud er mich auf den Sonntag zu sich, um ungestört plaudern zu können. [illegible] fand ich ihn, umgeben von Frau und Kindern (sechs Töchtern und einem damals erst zweijährigen Knaben) und war schon nach wenigen Minuten wie ein alter Bekannter [illegible]

t. Auf diese Verbindung gestützt, wandte ich mich an mit der Bitte, mir die Erlaubniß zu einer deutschen beitung zu geben, welche denn auch freundlichst ge- t wurde. Das Buch, unter meiner Aufsicht übersetzt und mir mit einigen Zusätzen versehen, konnte erst nach dem ge 1871 erscheinen und hat seitdem drei Auflagen erlebt.

Dieselbe Meisterschaft der Darstellung, selbst der ierigsten wissenschaftlichen Fragen bewährte Huxley so- l in seinen anderen Lehr- und Unterrichtsbüchern als in seinen zahlreichen Reden und Essays. Er war un- üdlich in Arbeiterbildungsvereinen und bei Gelegenheit enschaftlicher Vereinigungen seine Gabe der künstlerisch endeten und dabei durchsichtig klaren Behandlung wissen- ftlicher Fragen in den Dienst der Menschheit zu stellen. n Vortrag „über ein Stück Kreide“ z. B. ist ein Muster, an einem konkreten Beispiel wichtige Fragen von hohem enschaftlichen Gehalt allgemeinverständlich abgehandelt den können. In meinem Bericht über die Versammlung British Association in Edinburgh 1892*) habe ich er- hnt, daß bei diesen Gelegenheiten, wo die hervorragendsten urforscher des Landes zusammenkommen, immer auch belehrende Vorlesung für die Arbeiter der betreffenden dt gehalten wird. Als i. J. 1868 die Versammlung Norwich tagte, übernahm Huxley den Vortrag für die eiter. Ausgehend von der Thatsache, daß in Norwich Brunnen gegraben werden kann, ohne den Kreidefelsen ubohren, führt er seine Zuhörer durch das Reich der läontologie, giebt ihnen ein Stück Erdgeschichte und schließt einem Ausblick auf die Entwicklungslehre. Und alles s in einer Sprache, welche bei aller Feinheit des Stils mals das Begriffsvermögen eines englischen Arbeiters rsteigt.

Bei diesen Vorzügen war es kein Wunder, daß Huxley r häufig für öffentliche Reden in Anspruch genommen rde und daß sich die zahlreichen Monatsschriften d ähnliche litterarischen Unternehmungen Englands d des Auslandes um seine Mitarbeiterschaft bemühten. lt es eine Arbeiterschule oder eine Universität zu er- nen, eine Versammlung von Gelehrten oder von „christ- hen jungen Männern“ anzureden, überall war er bereit, s dem großen Schatz seines Wissens beizusteuern. Mit sonderer Vorliebe aber behandelte er bei solchen Gelegen- iten zwei Gegenstände in immer wieder neuer Beleuch- ng: erstlich pädagogische Fragen, namentlich die Rolle, lche die Naturwissenschaften in der Erziehung und Bil- ng zu spielen berufen sind, und zweitens die Ent- icklungslehre. In dieser schließt er sich an Darwin an, ne in allen Stücken mit ihm übereinzustimmen.

Die meisten dieser Reden sind von ihm in Buchform sammelt worden, so die „Lay sermons“, London 1871; Science and culture“, London 1881 u. a. Einige sind ch ins Deutsche übertragen worden, so eine Sammlung n Reden und Aufsätzen naturwissenschaftlichen, pädagogi- en und philosophischen Inhalts von Fritz Schultze Berlin 1877) und einige in Amerika gehaltene Vorträge nd Reden von J. W. Spengel (Braunschweig 1882). Von inzelschriften sind noch zu erwähnen zwei meisterhafte eine Lehrbücher, welche er zu einer Sammlung elementarer ehrbücher beisteuerte, von denen deutsche Bearbeitungen in traßburg bei Trübner erschienen sind, eine Einleitung in as Studium der Naturwissenschaften und eine ganz kurze, ir Elementarschüler berechnete Physiologie. Ich möchte icht verfehlen, bei dieser Gelegenheit die ganze, vortreff- iche Sammlung nachdrücklichst zu empfehlen. Ferner führe h noch zwei Schriften an, deren eine bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen machte. Sie ist betitelt: Evidence as to man's place in nature (London 1863; deutsch von V. Carus: Ueber die Stellung des Menschen in der Natur, Braun- schweig 1863) und bespricht den Bau des Menschen im Vergleich zu dem der höheren, sogenannten menschenähn- lichen Affen. Indem Huxley zeigt, daß die Unterschiede im Bau des Menschen von jenen Affen geringer sind, als die zwischen letzteren und den niederen Affen, kommt er zu dem Schluß, daß es nicht gerechtfertigt sei, den Menschen von den übrigen Thieren wissenschaftlich zu trennen. Die andere, sehr lehrreiche Schrift hat Carl Vogt unter dem Titel „Ueber unsere Kenntnisse von den Ursachen der Erscheinungen in der organischen Natur“ (Braunschweig 1865) übersetzt. Sie enthält in großen Zügen die Grundlagen dessen, was man etwa als „allgemeine Biologie“ bezeichnen könnte. Als im Jahre 1887 zur Feier des 50jährigen Regierungsjubiläums der Königin Viktoria die Herausgabe einer geschichtlichen Darstellung dieses Zeitraumes beschlossen wurde, übertrug man Huxley den Abschnitt über die Naturwissenschaften, welcher unter seiner Feder zu einer mustergültigen Monographie dieser namentlich für die biologischen Wissenschaften bedeutsamen Zeit wurde.

Meisterwerke eigener Art sind auch die beiden Bücher, welche Huxley zu der unter seiner Mitwirkung ins Leben gerufenen „international series“ beisteuerte. Es ist dies eine Sammlung von wissenschaftlichen Einzelschriften, welche gleichzeitig in Amerika, England, Frankreich, Deutschland und theilweise auch in Italien erschienen sind. Die erste Anregung ging von Professor Youmans, dem wissenschaftlichen Berather der großen Verlagsfirma D. Appleton & Co. in New York aus. Durch Huxley wurde Youmans an mich gewiesen, und so kam die deutsche Ausgabe der Sammlung, welche unter dem Namen „Internationale wissenschaftliche Bibliothek“ bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen ist, unter meine Leitung. Huxley's erster Beitrag führt den Titel: The common crayfish (deutsch: Der Krebs, Eine Einleitung in das Studium der Zoologie, 1881). In sechs Kapiteln wird hier an einem konkreten Beispiel die ganze wissenschaftliche Zoologie abgehandelt: Naturgeschichte, Physiologie, Morphologie und Entwicklung (Ontogenie), vergleichende Morphologie, Verbreitung und Stammesgeschichte (Phylogenie). Dieses Anknüpfen an einen bestimmten Einzelfall macht die Ableitung allgemeiner Fragen anschaulich und lehrreich zugleich. Derselbe pädagogische Grundsatz liegt auch dem anderen Buche, Physiography (deutsch von Jordan, 1884) zu Grunde. Von der Betrachtung der Themse ausgehend giebt Huxley hier eine allgemeine Naturbeschreibung im weitesten Sinne. Dem deutschen Bearbeiter erwuchsen aus dieser Anordnung nicht geringe Schwierigkeiten, die er mit Geschick überwunden hat.

Huxley war ein sehr scharfer Denker, der vor den äußersten Konsequenzen seiner durch sorgfältiges Studium gewonnenen Ueberzeugungen nicht zurückschreckte, ein philosophischer Kopf im besten Sinne des Wortes, kein Mystiker und Spintisirer. Immer stellt er seine Fragen scharf und bestimmt und giebt die Antworten klar und bestimmt, so weit dazu die Kenntniß reicht. Er weist auf die Grundlagen unserer Erkenntniß und die dadurch bedingten Grenzen derselben hin. Er bekämpft daher ebenso den dogmatischen Materialismus wie die unbegründeten Hypothesen anderer philosophischer Schulen. So kämpft er besonders energisch gegen Auguste Comte, während er von anderen Philosophen David Hume, dem er auch eine Monographie in der Sammlung: English Men of letters gewidmet hat, sehr hoch stellt, dicht neben Kant, nächstdem am meisten Descartes. Ausführlicher behandelt sind die Grundzüge seiner Denkart in den Vorträgen „Ueber die physische Grundlage des Lebens“, „Der wissenschaftliche Gehalt des Positivismus“, und „Ueber Descartes' Abhandlung u. s. w.“, sowie in dem durch seinen Humor und die Anmuth der Darstellung ausgezeichneten Vortrag „On the method of Zadig“. Letzterer wurde in der Arbeiterschule (Working Men College) in London gehalten. Zadig ist bekanntlich eine von Voltaire erfundene Persönlichkeit, ein Jüngling, der von Wissensdrang getrieben sich in die Einsamkeit zurückzieht und dort durch sorgfältige Naturbeobachtung zu Kenntnissen kommt, welche ihn befähigen, aus einzelnen, scharfsinnig kombinirten Wahrnehmungen Dinge richtig zu beurtheilen, die er niemals gesehen hat. Huxley zeigt an den Beispielen von Zadig's Scharfsinn, wie die Naturforscher verfahren, um

*) S. „Nation“, Jahrgang IX, Nr. 48.

von Bekanntem auf Unbekanntes zu schließen. Auffallend ist für uns Deutsche nur, daß ein solcher Gegenstand und in solcher Weise vor Arbeitern vorgetragen werden konnte. Wir hätten wohl Ursache, hierüber etwas nachzudenken.

Huxley war in England und im Auslande sehr angesehen. Zahlreiche Akademien und andere gelehrte Gesellschaften verliehen ihm ihre Mitgliedschaft, mehrere Fakultäten ernannten ihn zum Ehrendoktor (so auch die medizinische Fakultät zu Erlangen bei Gelegenheit des Universitätsjubiläums), die Universität zu Aberdeen wählte ihn 1874 zum Lord Rektor. Er war von einer bewunderswerthen Bescheidenheit, lebte nur seinen Studien, seiner aufopfernden gemeinnützigen Thätigkeit und seiner Familie. In den letzten Jahren war er kränklich und zog sich deshalb ganz nach Eastbourne zurück. Sein Andenken wird im Kreise der Fachgenossen und in weiten Kreisen seines Vaterlandes fortleben.

Er verdient wie kein Anderer den Namen eines Lehrers seines Volkes — praeceptor Britanniae, ja in gewissem Grade selbst den eines praeceptor mundi.

Erlangen. J. Rosenthal.

Ein Gruß.

„— — — ô Germanie!"

Von Zeit zu Zeit erhalte ich, in meiner Eigenschaft als Mitarbeiter einer Wochenschrift, Briefe und Sendungen aus Paris. Diese Briefe enthalten Anzapfungen oder Zustimmungen oder höfliche Fragen, die jedesmal einen inneren Antheil an unserer neueren Dichtung zeigen. Manchmal folgt dann ein Buch. Ein Symbolist schickt Verse, rhythmenlos, reimlos, ein unbekannter Kritiker einen Band Essays, ein Analyst ein paar Skizzen, und auf die erste Seite ist noch ein freundliches Wort geschrieben. Das Behagen an diesen persönlichen und doch unbekannten Grüßen von Land zu Land, die der kleine Kürschner zu vermitteln scheint, ist oft das Beste, was die Sendungen bieten. Ihr Werth ist ungleich.

Die letzte war werthvoll. Der Spender hieß Fernand Baldenne. „Mezza voce. Poésies." Ich schlug auf. „— — un ex-ami de J. Petri fait hommage de ce mince recueil —". Er hat also den begabten Westfalen gekannt, der in Berlin früh zugrundeging und dessen Dichternachlaß Erich Schmidt jetzt herausgeben wird. Ich blätterte — anderthalbhundert Seiten Verse. Bald sah ich, daß Petri nicht das Einzige ist, was er von Deutschland kennt. Der Mann war in unserem Lande, und hier ist der Kern seines Buches entstanden. In diesen Versen spricht ein Vollblutfranzose, der Deutschland ehrlich liebt und bewundert.

Es handelt sich nicht um eine bloße Litteraturgeckerei in der Art des Paul Bourget, der an geeigneten Orten gern den Namen Goethe fallen läßt. Auch nicht um ein renommistisches Gethue, wie es Maurice Barrès an sich hat; der leuchtet mit der affektirten Miene eines entzückten Feinschmeckers gelegentlich in deutsche Duodezhöfe hinein und versichert, er habe „von jeder dieser Einzelheiten unendlichen Genuß"; oder er will nach dem Wahnfried eilen, um auf Wagner's Grab „die Ahnungen einer neuen Ethik zu ehren". Baldenne ist nicht kokett und nicht verschroben. Er ist frisch, unblasirt, empfänglich, wenn er auch unter der Hand einmal den Gelehrten merken läßt, und gegen jene Beiden ein schlichterer Empfinder. Mehr als irgend einer seiner Landsgenossen hat er sich in gewisse Seiten des deutschen Lebens eingefühlt.

Sein Buch zeigt ein weibliches Grundwesen. Es birgt seine Reize. Es ist von leisem Humor und von träumerischer Grazie umschwebt, von dämmrigen Stimmungen und gutmüthiger Ironie, von Sehnsucht und versonnener Jugend;

und hinter allem — das ist das D
deutscher Himmel. Es geht uns b
deutschen Dichter einst, da er „wun
fremder Sprache vernahm".

* * *

Dieser Franzose träumt in Heidelberg
traum. Er sitzt mit einem Mädchen auf dem
dunklen Schloßruine gegenüber. Unten liegt di
Stadt. Er hat ein Buch in der Hand und
Sie hält eine Stickerei und arbeitet nicht. Si
Lenz. Da machen sie einander Geständnisse.

Er malt den Zauber der Rheinlandschaft in ab
Stimmungsbildern, mit alten Burgen und Sonne
gängen und fernem Abendläuten. Er taucht in
Sagendämmerung zurück und singt — mit etwas
mythologischen Vorstellungen — von einem Klein
dem Grunde des Rheins, das Jeden zwingt, ihn zu
Er singt von der Lorelei und erzählt, in offenbarer Anl
an Simrock's warnendes Lied, daß die Mütter
wenn ihre Söhne zum Rhein ziehn; denn sie verz
an ihrer Rückkehr. Er singt auch ein melancholisch
von der Ostsee, die er mit seltsamen Augen angesch
Sie ist grau und traurig, und ein ewiger Herbst la
Fluthen erschauern. In schwerem Schlummer schl
und träumt von Eroberern, die einst auf leichtem Sti
sie gefahren. Zuweilen nur, wenn eine Brigg au
blauen Ländern des Mittelmeers über sie segelt, ho
verwundert auf und lauscht dem Sang von Sonn
Süden, der durch ihre Nebel tönt. Baldenne ahnt
wie vergnüglich dieses „mürrische" Meer des Nordens
Umständen sein kann.

Er träumt. Aber zugleich sieht er Deutschlan
humoristischem Auge an. Sein Humor ist nicht bo
er birgt die Gutmüthigkeit eines Menschen, der di
lächelten Dinge liebt. An Gestalten und Verhält
haftet sein Blick, kleine Eigenheiten fallen ihm au
denen er etwas sonderlich Deutsches sieht, und sie st
ihn milde heiter. Süddeutsche Luft athmet eine prach
Wirthshausszene, die eins der Gedichte mit wenigen
strichen malt, mit leiser Humorübertreibung, aber sch
beobachtet. Sommers, am Spätnachmittag, kommen
Gaststube mit ihrer angerauchten Decke die Gesellsch
stützen der Kleinstadt zusammen. Sie trinken ihren
im Kühlen und schwatzen, die Ellbogen auf dem Tisch.
süddeutscher Bequemlichkeit haben sie die Röcke ausge
und die Westen geöffnet; vorn am Hemdspalt wird
Körper sichtbar. Es dunkelt. Man kann die Bedie
kaum mehr erkennen; auch die Bretzeln kaum, die über
Schenktisch inmitten todter Fliegen (!) hängen. Der
selbst macht Bedienung, er bringt den Stammgästen
Bier, und sie sehen seine Nase seltsam durch die Dämme
leuchten.

Baldenne malt ein reizvolles Kleeblatt, das im Pf
hause wirthschaftet: Käthe, Lili, Grethchen, Else, die
Töchter. Er schildert sie humorvoll in einer Ballade
graziöser Formspielerei. Käthe ist die sehr vernün
Aelteste, welche über die Zahl ihrer Jahre Schweigen
wahrt; sie schickte sich zu einer Professorenfrau. Li
flatterhaft und kokett; sie läßt sich von den Offizieren,
Lieutenant bis zum Major, den Hof machen. Die Dr
Gretchen, ist verträumt, und in ihrem goldnen Haar sche
sich Sonnenstrahlen gefangen zu haben. Die kleine
mit ihrem süßen Geschwätz läßt die künftigen Reize
ahnen. Alle vier kommen vortrefflich miteinander
und die Heirathsfrage bleibt aus diesem Grunde und
einem anderen offen:

Se marier, pourquoi? D'abord
Ellent font si parfait ménage!
Et puis, hélas! ni Professor,
Ni vicaire du voisinage,
Ni lieutenant ni Herr Doctor
Ne les demande en mariage. . . .

Baldenne sieht in das Getriebe deutscher Studenten. er mit dem Auge des Humoristen. Das Stillleben im rhause reizte ihn zu leisem Lächeln; was er hier sieht, ihn schallend lachen. In einem wunderhübschen Rondo, l d'étudiants", schildert er Beleidigung und Zwei- pf, so zwischen Müller und Schultz stattgefunden. Ich kein deutsches Gedicht, in dem die Komik solcher Vor- ge so knapp und so graziös — man beachte die Ge- ltheit der Form — und mit so harmlosem Sarkasmus gedrückt worden ist.

Muller et Schultz se battront en duel;
Ils se feront mainte bonne éraflure
En observant la stricte procédure
Que leur prescrit l'antique rituel.

Courant tous deux le risque éventuel
De perdre un peu de peau, dans la figure,
Muller et Schulz se battront en duel,
Pour effacer une récente injure:

Muller a fait un mot spirituel
Sur le gros chien que le bon Schultz voiture:
De là sortit toute cette aventure,
Et pour laver un affront si cruel
Muller et Schultz se battront en duel. . . .

Auch die Professoren nimmt er aufs Korn. Schmun- nd skizzirt er eine beschauliche Nachmittagsszene aus dem imerlichen München. Am gewohnten Donnerstag be- itet der Professor die Gattin und die vier Töchter (es d wieder vier!) nach dem Hofgarten; dort findet ein ssisches Konzert statt. Er selbst entfernt sich; und im hatten der Kastanien wandelt er einsam, mit kleinen hritten, im Park spazieren. Nichts stört sein Wandeln d sein Denken. Ein Student mit farbiger Mütze geht rüber; dann die Gattin eines Amtsgenossen, eine junge au, mit den Kinderchen, auf die sie stolz ist, er grüßt nicht. Er ist sehr zerstreut, denn er denkt an die zwei richiedenen Imperfektformen im Hebräischen, über die er ichstens ein lichtvolles Buch erscheinen lassen wird. Bal- nne hält sich wie man sieht, an den üblichen Typus s Professors der guten alten Zeit. Aber seine Schilde- ing mit ihren Einzelheiten zeigt, daß er ihn in einem ddeutschen Exemplar wirklich getroffen hat.

In Süddeutschland, in einem Park des badischen roßherzogs, versetzt er sich in die Vergangenheit zurück. erstorbene Rokokogestalten wandeln plötzlich vor ihm, amen und Herren, welche hier einst gelebt und gelächelt nd geliebelt haben. Ein Hofrath stolzirt einsam auf edenwegen dahin als ob er noch verliebt wäre. Lautes Schwatzen und Gelächter ertönt. Durch das Gitter aber hen plumpe Bauern mit staunenden und begehrlichen Blicken. Der Dichter erwacht; er findet sich im Monden- schein in einer entlegenen Laube, wo er eingeschlummert ist.

Ein anderes Mal zaubert die Phantasie ihm das Deutschland des sechzehnten Jahrhunderts vor. Richard Wagner ist der Führer eines Traums. Er hat eben die Meistersinger gehört, und die Sehnsucht überkommt ihn noch einem friedvoll heiteren Dasein in jener Zeit. In Oesterreich oder am Rhein, in Bayern, in Franken lebt er ein stilles Leben. Sein Vater müßte ein guter Gesell aus Worms oder Nürnberg sein; ein Mann von geistlicher Bil- dung, aber zugleich mit einem Anflug von Ketzerei. Er selbst wollte Schreiber oder Lautenmacher sein, oder ein Waffenschmied. Von seinem Eheweib hat er bestimmte Vor- stellungen:

Ma femme? une bourgeoise aimable et très accorte
Un peu sotte peut-être, et molle et trop en chair,
Mais dont le portrait, peint par maître Albert Dürer,
Eût trôné dans la salle, au-dessus de la porte.

Mit dieser lieben, willfährigen, etwas dümmlichen und hübsch vollen Frau zeugt er in glücklicher Ehe eine mählich anwachsende Nachkommenschaft. Nach des Tages Arbeit schließt er seine Bude und geht in den Rathskeller, einen Schoppen trinken.

A la brume, j'aurais clôturé mon échoppe,
Après une journée exacte jusqu'au soir,
Pour m'en aller alors au Rathskeller, revoir
Mes amis savourant l'habituelle chope.

Er besitzt ein eigenes Haus, eine Stimme im Rath und ist nebenbei Meistersinger. So wollte er bis an sein seliges Ende leben, ohne Ruhm und ohne Neid. Es ist kein albernes Butzenscheibenideal, was aus diesem Gedicht spricht. Ein moderner Mensch, der ruhesehnsüchtig und etwas empfindsam ist, wendet sich träumerisch und mit leisem Lächeln zur Betrachtung der Vergangenheit.

Trotzdem weilt er mit Behagen in der Gegenwart und ihren weniger traumhaften großen Städten. Die großen Städte Deutschlands hat er kennen gelernt, und in balla- desken Strophen zeichnet er ihre Schattenrisse. Berlin ist ihm die derbe Arbeiterin, die Tag um Tag hastend ihr vor- geschriebenes Werk vollbringt, aber auch gern nach den vorüberziehenden Soldaten sieht und Trommelwirbel, Pfeifenklang hört. Leipzig ist die unterthänige Magd der Professoren; alt und sehr gesetzt, aber doch nachsichtsvoll gegen den Unfug schmißbedeckter Studenten. München ist eine gutmüthige, lachende Dirne, die stark im Essen, aber auch feinsten Kunstregungen zugänglich ist. Köln ist eine vielbeschäftigte Handelsfrau, die nebenbei bigott ist; bald im düsteren Comptoir, bald in der Kirche. Frankfurt eine liebenswerthe Weltdame von froher Stattlichkeit und koketter Grazie. Die neuen Viertel Frankfurts erinnern ihn in ihrer reichen „frivolen" Eleganz und ihrer strahlenden Jugend an Frankreichs Städte, über denen ein Lächeln schwebt. Den Preis aber erhält die Prinzessin, die am Ufer der Elbe träumt und lächelt, nebelverschwimmende Wal- dungen vor Augen, die Dichtergeliebte, das „goldne" Dresden, Elbflorenz:

„— je t'aime surtout, ô toi qu'ont adorée
Des poètes, princesse exquise qui souris,
Rêveuse, au bord de l'Elbe alanguie, à l'orée
Des grands bois estompés comme en un brouillard gris,
Florence d'Allemagne, ô Dresde la dorée!"

So ruft er, und der große Musikhistoriker Ambros würde sich über die letzte Zeile, wenn er noch lebte, schwer ärgern, da er einst auf fünfzehn Seiten den Beweis geführt hat, daß Dresden nicht mit Florenz verglichen werden dürfe.

* * *

Liebe, die niemals unter der Neckerei zu verkennen ist, und eine gewisse Bewunderung für Deutschland spricht aus dem ganzen Buch Baldenne's. Aber der es schrieb, bleibt ein Franzose. Als er schließlich heimkehrt, freut er sich wie ein Kind auf den ersten Grenzbeamten mit blauem Käppi. Er hat in einem schönen Exil gelebt, aber in einem Exil. Er vermißt an den Leuten dieses Landes den Sinn für das Ironische. In Berlin geht er Unter den Linden spazieren. Im Lärm hört er plötzlich französisch sprechen — eine un- sinnige Sehnsucht ergreift ihn. Die Redenden sind freche, vorlaute Handlungsreisende, ein anderes Mal ein langbe- haarter Artist, ein blasser, glatter Schauspieler, ein Dämchen — eine jämmerliche Gesellschaft, die er in Frank- reich nicht ansehen würde; hier geht er ihnen heimlich nach, sie sind ihm ein Stück Vaterland. Mitten in seinen Rhein- schwärmereien erinnert sich Baldenne fast schuldbewußt, daß er Franzose ist; das Gefühl einer gewissen Undankbarkeit beschleicht ihn und er thut Buße. Er hat auch nicht ver- gessen, daß die Deutschen Frankreich bekriegt und besiegt haben. „O Deutschland, warum kann man Dich nicht mehr so lieben wie man Dich früher liebte!" ruft er aus. Frank- reich ist an der Stirn gezeichnet worden durch die Hufe schwerer Ulanenpferde, welche den gesegneten Boden traten. Mordruf ist in blutigen Tagen durch die Wälder der Heimath gehallt. In Deutschland aber hat Baldenne wundersame Reize gefunden, die trotz alledem nicht ganz verblassen können. Deutschland ist ihm das Land der Musik, das Land der Romantik, das Land der unscheinbaren

Tüchtigkeit; und noch einmal ruft er darum schmerzlich: pourquoi ne peut-on plus t'aimer comme on voudrait?

Als Zeichen seiner thätigen Liebe gibt er indessen zum Schluß eine Anzahl Uebertragungen deutscher Gedichte. Am glänzendsten und feinfühligsten ist die Uebersetzung des Petri'schen Liedes vom Wind, das er beginnen läßt:

Par les champs et les prés vagabonde le vent;
Par delà les forêts.
Par delà les guérets
Vagabonde le vent, vagissant vaguement.

Hier ist alles aus einem Guß und die Tonmalerei wundervoll getroffen. Dagegen zeigt die Uebersetzung des Erlkönigs, daß es für gewisse Dinge keine Uebersetzungen gibt; Abstrakta und Bildungsausdrücke in dieser Nebelpoesie sind vom Uebel. Goethe ist noch mit der „Nähe des Geliebten“ und drei anderen Nummern, Heine mit den Sonetten an die Mutter und dem liedlichen „Sie saßen und tranken am Theetisch“ vertreten. Hier kommt in verlängten Versen die leichte, flüchtige Grazie des Originals nicht zum Ausdruck, und es klingt sehr schleppend, wenn er die Schlußstrophe („Am Tische war noch ein Plätzchen; mein Liebchen, da hast Du gefehlt; Du hättest so hübsch, mein Schätzchen, von Deiner Liebe erzählt“) mit langwierigen Füllworten enden läßt:

Une petite place était vide à la table,
Où tu manquais, mon cher trésor,
Toi qui, ma mignonne adorable,
De ton amour à toi nous aurais parlé d'or.

Daneben ist Lenau übersetzt, auffallend viel Gottfried Keller, Heinrich Leuthold, Hermann Lingg und Hamerling. Das Bemühen muß hier meist für die That genommen werden.

Die Hauptbedeutung des Baldenne'schen Buchs, das eben bei Chailley erschienen ist, liegt nicht hier, sondern in den selbständigen Gedichten; und dort mehr in der Gesinnung als in der schöpferischen Form. Ich halte es für albern, sofort wenn ein „westlicher Nachbar“ ein freundlicheres und vernünftigeres Urtheil über Deutschland fällt, ein verzücktes Jubelgeschrei anzustimmen. Für noch alberner, gleich von „symptomatischer Bedeutung“ zu faseln. Daß aber das Sichversenken eines Franzosen in deutsches Wesen und deutsche Verhältnisse in solchem Maße etwas höchst Seltenes ist, wird man feststellen dürfen. Und als der Gruß eines Einzelnen, eines feinfühligen und liebenswürdigen Menschen, mag uns das Buch freundlich willkommen sein.

Alfred Kerr.

Das Gastspiel der Niederländer.

Mit bewundernswerthem Muth hat eine Amsterdamer Schauspielergesellschaft — die Nederlandsche Tooneelvereeniging — in heißer bühnenscheuer Zeit eine Invasion in das Deutsche Theater gemacht. Ein verlorenes Spiel schien es zu sein, und doch ward die Partie gewonnen.

Die Bedeutung dieses Gastspiels war keine litterarische, sondern durchaus schauspieterisch. Diese Gesellschaft ging nicht darauf aus, uns ein Bild ihrer modernen dramatischen Litteratur zu geben, die jetzt eine aufsteigende Entwicklung nimmt mit dem hoffnungsvoll genannten W. G. van Nouhuys und Mevrouw Snyder van Wissenkerke-Junius. Ihr einzig wirklich litterarisches Stück war ein deutsches: Gerhart Hauptmann's „Einsame Menschen“. Und den zweiten Grad nach ihnen bekam ein ebenfalls nicht auf eigenem Boden gewachsenes Produkt, Erkmann-Chatrian's „Freund Fritz“. Was sie von ihren Landeserzeugnissen boten, war von erschreckender Minderwerthigkeit. Den Löwenantheil daran trug ihr Leibbarde Rosier Faassen, ein Name, nur mit Entsetzen zu nennen. Die drei „Werke“, die man erschreckt hier Leben gewinnen sah, „Anne-Mie“, „De ledige Wieg“ und „Manus de ...“ sind so jenseits von künstlerischem Gewissen, sie gehen so skrupellos durch das Dick und Dünn der schönen Gefühle, daß sie schon beinah entwaffnend wirken. Ein Muster dieser Gattung, das ich allein zu genießen uneigennützig genug bin, ist die überaus rührsame Geschichte von dem stark veralkoholisirten Droschkenkutscher, der die köstliche Phiole an den Mund setzen will, sie aber als Bekehrter sinken läßt, weil aus dem Nebenzimmer das Beten seiner unseligen Frau und Kinder zu ihm tönt. Die Tugend bleibt nicht unbelohnt, der Brave findet in seinem Wagen eine in Gedanken liegen gelassene Goldbörse. Der ebenso reiche als edelmüthige Besitzer, ein Mensch ... vom Stamm der Nieritz, begründet aus Dank für den ehrlichen Finder das Glück der Familie. — Das einzige holländische Opus, das neben diesem Hausdichter zu Worte kam, war ein alter Schwank „Studenten...“ von Pieter Bernagie. Er ist in seinen Verwechslungs- und Verkleidungsmotiven, mit seinen freigebigen Prügetmomenten durchaus konventionell und muß sich schamhaft gegen die zeitgenössischen Charakterstücke Holberg's und Christian Reuter's verstecken.

Die solchen unkünstlerischen Produkten Gestalt gaben, waren aber Künstler. Und ihre Kunst war, stand sie gleich im Dienst einer schlechten Sache, höchsten Lobes werth.

Sie haben einen Darsteller, der in der Charakteristik von einer Fülle, einer Feinheit und einem Reichthum ohne Gleichen ist, Willem van Zuylen aus Rotterdam und sie haben eine Darstellerin, die am letzten Abend zu einer stillen erschütternden tragischen Größe wuchs, Wilhelmine Kley. Und alle die andern, die gute aber keine großen Schauspieler sind, wirken durch ihre geschlossene Einheit. Da steht jeder an seinem Platz, ein Zug geht durch das Spiel, ein Akkord; sie haben eine Sicherheit und Freiheit der Bewegung mit einander, sie wissen so lebendig zu sprechen und so beredt zu schweigen, so fein zuzuhören und zu merken; ihr Ensemble wirkt als kräftig gerundetes Ganzes; ihre Gruppenbilder erreichen höchste Lebensillusionen.

Mit dieser Stärke, ihrem Haupttrumpf, siegten sie bereits auch am ersten Abend. Der Genius loci hieß natürlich Rosier Faassen, aber dies erste Stück „Anne-Mie“ war eigentlich nicht so schlecht gewählt. In der halb naiven, halb sentimentalen „Dichtung“ tritt die dünn und durchsichtig gesponnene Handlung für den Zuschauer völlig hinter den genrehaften Ingredienzen zurück. Das Stück hat wie die Schaustellungen der „Münchener“ und der „Schlierseer“ ethnographisches Interesse. Es gibt mehr zu sehen, als zu hören. Das Ohr konnte sich so allmählich an die fremde Sprache gewöhnen, die bald den Kennern des Niederdeutschen nicht mehr fremd klang, und in flottem Reigen wurde man durch die Bilder aus dem seeländischen Volksleben in diese neue Welt und ihre ländlich-sittlichen Gebräuche eingeführt.

Wie die englischen Komödianten, die im 17. Jahrhundert nach Deutschland kamen, ihre „herrliche und auserlesene geistliche und weltliche Comedi“ durch Gefälligkeit und buntbewegte Scenenvorgänge für ihr der fremden Sprache unkundiges Publikum würzten, so geschah es auch hier. Eine Flachlandschaft, wie wir sie aus den Platten von Delft kennen, that sich auf mit Windmühlen im Hintergrund; um den großen Baum herum, die grüne Bank mit den Mädchen des Dorfs, Gesichter wie Milch und Blut, rund und appetitlich, auf den Köpfen die blühend frischen Hauben, mit dem spiralig gewundenen Ohrschmuck von Gold. Wettkämpfe entspinnen sich unter den Burschen, der bäuerliche Amoroso bringt seiner Trauten den Minnetrunk, indem er ihr knieend das Stengelglas, mit den Lippen am Fuß gefaßt, bietet. Und sie trinkt das Zugeneigte aus, ohne daß er selbst es losläßt. Ein graziöser Komment. Dann springt der Fiedler auf den Tisch, wie die Bilder von Teniers es zeigen, und die Paare vereinigen sich. Haben die Schlierseer und Münchener ihren Schuh-

tler, so haben die Holländer den charakteristischen See- …er Tanz. Kein röckewehender Hupf mit Juhu und …za, sondern sein ehrbarer Reigen in gleichem Schritt … Tritt, wie es der breiten Behaglichkeit des Volkes …eht.

All das spielt sich mit Laune und Lebensfrische ab, …ts theatralisch-gemachtes lähmt den Eindruck der Wirk…keit. Aus der Fülle der charakteristischen Gestalten ragte …n hier Willem van Zuylen hervor. Er verkörperte die …de Schlichtheit eines Bauernburschen. Aus seinen Augen …te das fröhliche Herz; gleich echt aber zuckte auch über … Gesicht bittres Leid und Weh. Mit diesem Künstler …itten wir zu einer größeren Aufgabe in „Vriend Frits" …reund Fritz). In dieser Rolle spielte er verschwenderisch … allen seinen Registern. Er zwang zur Bewunderung …ch die Naturgewalt, die er beherrscht; durch das absolut …enswahre. Der Hauptreiz seiner Kunst und das Ge…mniß ihrer Wirkung ist die eminente Fähigkeit, alle …ischen Vorgänge in ihrem Wechsel, ihren Uebergängen …rzeugend durch das Mienenspiel zu reflektiren. Jeder …n, den er spricht, bekommt dadurch Resonanz und Hinter…und. Wir fühlen und sehen, wie es tief aus dem Innern …raus sich ringt. Das Kunstniveau dieses Abends, an dem …ch die Herren Faassen, ein Rabbi Sichel von wahrer …rzenseinfalt, Ternooy Apel, van Westerhoven und Frau …ey gerechten Antheil hatten, blieb auch am letzten Abend … einem der kleinen Stücke gewahrt, in der „ledigen Wieg". …osier Faassen hat sie in grober Holzhauerarbeit gezimmert. …n plumpen Umrissen ist ein tiefseelisches Motiv angedeutet. …ie Frau eines Seekapitäns will ihrem Mann den Tod …s in seiner Abwesenheit geborenen Kindes verheimlichen …d zeigt dem Rückgekehrten ein fremdes untergeschobenes, …n ihm die Vaterfreude nicht zu rauben. Die ungefügen …nturen, die nur das rein Anekdotische, nicht den Gefühls…halt gaben, wurden van Willem van Zuylen und …ilhelmina Kley mit zuckenden Herzschlägen ausgefüllt. …rschütternd wirkte der große versteinerte Schmerz in dem …esicht der Mutter mit den graufahlen eingefallenen Zügen, …en thränenmüden Augen, dem von Weinen wehen Mund. …nd noch erschütternder, als diese Leidensgestalt, die in …arrer Trauer an der zum Sarg gewordenen Wiege sitzt, …un in buntblumigen Seidengewändern mit erkämpftem …ächeln dem vor Vaterglück jauchzenden Mann entgegen…eht und mit ihm an der Wiege niederknieen muß, in der …tzt ein fremdes Kind liegt. Aus dem Mann machte van …uylen eine Gestalt voll impulsiver Gefühlskraft. Es …chäumte und wogte der Empfindungssturm athembeklemmend …n dieser breiten Brust, und aus den Zügen leuchtete es von …nfaßbarem Seligkeitsgefühl. Dann die Uebergänge, wie er …u zweifeln beginnt; wie ihn das seltsame Wesen seiner …rau bedrückt, bis er endlich alles erfährt. Wie er da zu…sammenbricht, durchrüttelt und durchschüttelt; wie ihn …eidenschaftlicher Haß die Arme drohend recken läßt, als wollte er die Menschen, die ihm nahen, zu Boden schmettern, bis sich das Toben legt und klärt, bis er das Kind, das er sein Eigen geglaubt, als eigen hegen und pflegen will. Diese ganze Empfindungsskala mit ihrem Anfangs- und Endpol, für die Rosier Faassen gar nichts gethan hat, spielte sich in Zuylen's Zügen mit überredender und ergreifender Gewalt ab.

Eine Stelle für sich nahmen in dem Gastspiel die „Eenzamen", Hauptmann's „Einsame Menschen" ein. Wir danken es den Holländern, daß sie dieses Werk tiefster innerer Tragik in ihrem Repertoir haben, in dem es sich dauernd auf dem Spielplan gehalten hat; und wir danken ihnen, daß sie dem Wort des Dichters sein Recht ließen und nicht, nach dem beschämenden Muster unserer Aufführung, verstümmelnde Operationsversuche vornahmen. Aber die Verkörperung der äußerlich so stillen, innerlich so zerwühlten Schicksale war nur mittelmäßig; freilich nicht schlecht, dazu ist das Ensemble zu gut, aber die tragische Tiefe wurde nicht ausgeschöpft. Fast erhielt man den Eindruck, daß die heimlichen Leiden des unheilbaren Johannes diesen Darstellern doch ein fremder Tropfen in ihrem Blute sind; völlig verfehlt war zudem die Anna Mahr der Frau Ternooy Apel, die als fahrige Bohémienne kam und ging, nicht als die ernste überlegene Frau, die durch sich selbst frei geworden.

Am besten gelangen, das ist charakteristisch für die Holländer, die alten Vockerats; Louis von Westerhoven und Wilhelmina Kley trafen für das Hausbacken-Herzliche, für diese Mischung aus Bibelgläubigkeit und praktisch resoluter Landwirthschaftlichkeit den rechten Ton, und aus der beschaulichen Nüchternheit klang dann ergreifend die Herzensbangheit um den verlorenen Sohn. —

Die holländischen Gäste haben ihre Zeit nicht an uns und wir die unsere nicht an ihnen verschwendet. Wir haben durch Vergleichen und Schätzen gelernt, und sie haben ihrer Kunst jenseit ihrer Grenzen Ehre und Ansehen verschafft. Nur Rosier Faassen hätten sie zu Haus lassen sollen. Nicht gedacht soll seiner werden.

Felix Poppenberg.

Ferdinand Pfohl: Die moderne Oper. Leipzig. Karl Reißner.

Pfohl's Buch ist mehr ein zuverlässiger Führer durch einen Theil der modernen Opernlitteratur und ein Nachschlagebuch für solche, die sich in dem komplizirten Stoffe orientiren wollen, als daß es sich zum Durchlesen in einem Zuge eignete. Pfohl geht mit Absicht genau auf die Handlung all der Opern ein, die er bespricht, angeblich, um dadurch einen festen, scenischen Untergrund zu gewinnen, ich möchte aber glauben, daß er durch diese Gewissenhaftigkeit sein Buch nur wesentlich beschwert hat mit entbehrlichem Ballaste, der einem angenehmen und flotten Lesen im Wege ist; denn auch die vollendetste Kunst der Darstellung muß erlahmen, wenn es sich um Wiedergabe so und so vieler Opernsujets handelt, die an und für sich gar kein Interesse beanspruchen können. Eine Skizzirung der Grundlinien der Handlung hätte wohl in jedem einzelnen Falle vollauf genügt, namentlich wenn das Wichtigste an der Hand der Besprechung des musikalischen Inhaltes stets ergänzt worden wäre.

Pfohl ist nicht nur musikalisch gründlich geschult, er ist auch ein Mann von feiner und umfassender Bildung. Wagner ist er zwar auf Tod und Leben ergeben, hat sich aber darum doch offenen Blick bewahrt für das Gute, das außerhalb der Wagner'schen Kunst und ihrer Traditionen zu finden ist. Sein Urtheil ist frei und gerecht. In seinen Auseinandersetzungen mit den Textdichtern beweist er gesunden Sinn durch die streng durchgeführte Unterscheidung des bloß Traurigen und Entsetzlichen vom Tragischen; in der Disposition der einzelnen Kritiken in sich wäre etwas mehr Sorgfalt von wunderbarer Wirkung gewesen. Diesem ersten Bande soll ein zweiter folgen, in dem Richard Strauß, Felix Weingartner, Eugen d'Albert und andere noch zu ihrem Rechte kommen werden.

In der Einleitung zeigt sich Pfohl nicht gerade von seiner besten Seite. Er begibt sich hier auf einen Boden, auf dem er nicht sicher zu gehen vermag: er ästhetisirt und philosophirt und wird dabei recht unnatürlich und geschraubt. Wozu diese Affektation? Die von Wagner übernommene Manier, einfache Dinge komplizirt und scheinbar tiefsinnig darzustellen, verdirbt ihm weite Strecken seines sonst so schönen Buches.

Das Urtheil Pfohl's über Peter Cornelius' Barbier von Bagdad ist von hoher Begeisterung diktirt. Es ist eine Frage von brennendster und aktuellster Wichtigkeit, ob er hierin so ganz Recht hat. Bei aller Bewunderung vor dem unglücklichen, vielverkannten Komponisten möchte ich doch glauben, daß es übertrieben ist, den Text zum Barbier an und für sich „ein Kunstwerk von hoher und eigenartiger Schönheit" zu nennen und auch die Musik dürfte wunde Punkte haben, an denen Pfohl stillschweigend vorübergegangen ist. — Sehr hübsch ist die Unterscheidung von 5 Typen innerhalb der modernen Opernlitteratur: Tristan, Meistersinger, Carmen, Faust, Cavalleria und der Hinweis auf eine Mischgattung, die von der großen Oper „den scenischen Pomp, den Schwulst und das unwahre Pathos des dramatischen Ausdrucks", von der Romantik „den spezifischen Charakter des Inhalts, die Romantik des Kolorits und eine in ihrem Wesen sentimentale Lyrik" geerbt und in Franchetti's Kolumbus eine ihrer abschreckendsten Verwirklichungen gefunden hat.

Verdi gegenüber beweist Pfohl hervorragende Freiheit des Blickes und Gerechtigkeit des Urtheils. Ob er nicht doch des Guten zu viel thut, wenn er Verdi nächst Wagner den „genialsten, größten und inter-

essantesten dramatischen Komponisten unseres Jahrhunderts" nennt? Allerdings steht dabei in Frage, wen man einen Komponisten unseres Jahrhunderts nennen darf. Jedenfalls berührt es angenehm, das Gute, das Verdi auch in seinen Jugendwerken hat, unumwunden anerkannt zu sehen. Dagegen kann ich das hohe Lob, das Pfohl Verdi's Falstaff spendet, nicht für begründet halten.

Die Charakteristik des Verismus, die Pohl gibt, halte ich für geschraubt. Auch scheint es mir unrichtig, den Deutschen einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie den Jungitalienern zujubelten. Das deutsche Publikum hätte gewiß ebenso gern einen einheimischen Komponisten gefeiert, wenn sich nur einer gefunden hätte, der ihm zu imponiren im Stande gewesen wäre. Die begeisterte Aufnahme, die Humperdinck nachträglich zu Theil wurde, bestätigt das.

Leoncavallo behandelt Pfohl nicht mit derselben Unbefangenheit wie Mascagni. Er thut dem Bajazzo Unrecht, wenn er von ihm sagt, daß er auch nicht einen wirklich selbständigen melodischen Gedanken enthalte. Das geht unbedingt zu weit. Wenn Pfahl einen Bajazzo als tragischen Helden prinzipiell ablehnt, so mag er vielleicht in seinem Rechte sein, jedenfalls bedarf es einer eminenten schöpferischen Kraft, um bei solcher Wahl der Gefahr des Krassen zu entgehen.

Mit kräftiger Hand fertigt Pfohl Erik Meyer-Hellmund's „Liebeskampf" ab, indem er dem seichten Komponisten die verdiente Censur ertheilt; auf Karl von Kaskel und auf Richard Heuberger wird hingewiesen als auf gesunde Talente und mit einer tiefen, vielleicht allzu tiefen Verbeugung vor Friedrich Smetana schließt das Buch. Hätte doch der arme Böhme all den Ruhm noch erleben dürfen.

P. Moos.

Juden und Christen. Heft 1. Fürst Bismarck und die Berliner Bewegung. 2. Moderne Ehrenmänner. Von Friedrich Luckhardt. Leipzig 1895. F. Luckhardt.

Herr Luckhardt, der Verfasser dieser Schrift, ist der Gründer und langjährige Herausgeber des später eingegangenen „Deutschen Tageblattes" gewesen. Diese Zeitung war ein Antisemitenblatt niederer Sorte; aber auf Grund späterer Erfahrungen ist Herr Luckhardt doch zu der Ueberzeugung gelangt, daß Christen gleichfalls nach Grundsätzen handeln, wie die Antisemiten solche nur Juden vorzuwerfen pflegen. Dem Nachweis dieser tiefsinnigen Thatsache ist der zweite Theil der Schrift gewidmet, die daher nur ein geringeres Interesse beanspruchen kann. Denn was Herr Luckhardt an Geschäftserfahrungen gemacht hat, geht vor Allem ihn an; ob nur ihn oder vielleicht auch den Civil- oder Strafrichter, das wird niemand auf die einseitigen Aussagen des Herrn Luckhardt hin untersuchen wollen.

Als Geschäftsmann scheint Herr Luckhardt eine solche kluge Zurückhaltung bei den Lesern vorausgesehen zu haben, und er hat daher der Erzählung von geschäftlichem Leid, das angeblich ihn betroffen hat, politische Mittheilungen vorangesetzt, die des Interesses nicht entbehren, wiewohl sie überraschendes durchaus nicht bergen. Herrn Luckhardt, der auch einmal zu den Größen der Berliner antisemitisch-konservativen Bewegung gehört hat, ist in dieser Stellung in die Lage gekommen, eine Reihe von Beobachtungen über die Konservativen und über den Fürst Bismarck zu machen.

Die Konservativen reinen Blutes charakterisirt er an einigen Stellen. Einmal sagt er über Geldgebahrungen derselben:

„Alle diese Versprechungen sind nicht gehalten, sondern man beließ erst, als die Zahlungen drängten . . . und ließ mich später vollständig im Stich; dabei hat sich insbesondere der Graf Mirbach-Sorquitten mit seiner Gruppe in einer geradezu erstaunlichen Weise benommen."

An anderer Stelle läßt Herr Luckhardt den Grafen Behr über seine eigenen Standesgenossen sagen:

„Es sei eine Kleinigkeit, 50 Mark für einige Flaschen guten Wein zu bekommen, aber 5 Mark für ein Zeitungsabonnement wolle Niemand zahlen."

A qui le dites-vous!

Mit dem Reize etwas größerer Neuheit ausgestattet sind die Mittheilungen über Herrn Luckhardt als Freund und auch später als gefallenen Freund des Bismarck'schen Hauses.

Herr Luckhardt ist in der Reichskanzlei eine Zeitlang ausgezeichnet behandelt worden, selbst von den Grafen Bismarck und dem Grafen Rantzau und die Anknüpfung begann damit, daß eines schönen Tages dem antisemitischen Verleger, Herrn Luckhardt, die Visitenkarte des Fürsten Bismarck zugestellt worden war. Darauf Empfang durch den Grafen Bismarck und so viel Liebenswürdigkeiten von Räthen und Räthinnen, daß schließlich Herr Luckhardt sich einbildete, eine große politische Persönlichkeit zu sein. Er ist nicht der Erste gewesen, der genau mit denselben Mitteln — bis auf die Visitenkarte herab — eingefangen und eine Zeitlang gehalten und benutzt worden ist; das war so eine traditionelle Einrichtung und sie blieb es bis in die neueste Zeit.

Herr Luckhardt war so allmählich zu dem nöthigen Selbstvertrauen sogar gegenüber dem Fürsten Bismarck gekommen, wenn er es nicht schon vorher besessen hatte. Als daher Fürst Bismarck mit seinem Geschäftsfreund, dem jüdischen Kaufmann Behrend aus Köslin das bekannte Tischgespräch gehalten hatte, das mit den Worten begann „Ich mißbillige ganz entschieden diesen Kampf gegen die Juden, sei es, daß er sich auf konfessioneller oder gar auf der Grundlage der Abstammung bewege," — da stellte in der Reichskanzlei Herr Luckhardt sein Ultimatum. Er bat um eine „bestimmte Erklärung" des Fürsten Bismarck, und nunmehr auf Grund dieser Forderung erhielt er binnen 24 Stunden aus Stolp eine Zuschrift, in der es heißt:

„Wir sind gewiß, daß die konservative Gesinnung und der tapfere Kampf, den die Herren Stöcker, Cremer u. A. gegen die Fortschrittspartei geführt haben, die volle Anerkennung des Reichskanzlers findet."

Zum Ueberfluß war einige Tage später Herr von Hammerstein beim Fürsten Bismarck; ihn wies der Reichskanzler auf den inzwischen publizirten Brief mit jenen Ausführungen hin, und die Verantwortung damit übernehmend, sagte er zu dem antisemitischen Chefredakteur der „Kreuz-Zeitung": „Sind Sie nun zufrieden?"

Antisemiten und Juden waren gleichzeitig zufrieden und Fürst Bismarck jedenfalls auch. Seitdem streiten Antisemiten und Juden darüber, ob die Unterredung mit dem jüdischen Herrn Behrend erlogen oder die christliche Geschichte mit dem Brief aus Stolp und ob die Unterredung zwischen dem Fürsten und Herrn v. Hammerstein zugleich erlogen gewesen seien. Wir sind der Ansicht, daß in diesem Falle gar kein Grund vorliegt, anzunehmen, es hätte Herr Luckhardt oder Herr v. Hammerstein oder Herr Behrend gelogen. Wir sind der Ansicht, daß diese Herren alle die Wahrheit gesagt haben.

Das war der Höhepunkt des Luckhardt'schen „Einflusses" auf den Fürsten Bismarck; darauf kam es zur Katastrophe bei einer Gelegenheit, bei der es im Allgemeinen nicht zu einer Katastrophe zu kommen pflegt. Es rückt das Jahr 1885 heran, wo die Fürst Bismarckstiftung gegründet werden sollte. Mit Feuereifer stürzte sich Herr Luckhardt in die Agitation dafür; Herr Luckhardt wollte aber eine Bismarckspende zur Austheilung an Wittwen und Kinder; das war gewiß ein guter Gedanke; andere aber wollten — wie Herr Luckhardt sich ausdrückt: Juden und die Börse, — wollten, wie gesagt, mit dem gesammelten Gelde den Gutsbesitz des Fürsten Bismarck erweitern; auch kein übler Gedanke. Und da Herr Luckhardt bei seiner Ansicht blieb, und der Gedanke der Juden und der Börse dem Fürsten Bismarck doch noch wesentlich besser erschienen sein muß, wie er ja schließlich dann auch ausgeführt worden ist — so fiel Herr Luckhardt in Ungnade, in tiefste Ungnade ob dieser Frage über die Verwendung der Bismarckspende, so tief und so unrettbar, daß er dies Kapitel seines Buches mit den wehmüthigen Worten schließt:

„Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen."

Das ist eine nicht völlig zutreffende Auffassung; der Mohr hat eben nach der Auffassung des Fürsten Bismarck seine Schuldigkeit zweifellos nicht gethan; manchmal wenigstens treffen „die Juden und die Börse" das Richtige, auch nach Bismarckscher Auffassung.

Die Broschüre enthält, wie man sieht, ein Paar lebensvolle, nach der Natur gezeichnete Striche, die für die Zeichnung der jüngsten Vergangenheit des charakteristischen Nutzens nicht entbehren.

—z.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

41. Berlin, den 13. Juli 1895. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

…den Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). …nementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim … durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. … (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Freiherr von Hammerstein erklärte am 5. Juli in …Kreuzzeitung“, daß er seine Sommerreise antrete; Frei… von Hammerstein erklärte am selben Tage außerdem, … sein Vertragsverhältniß mit der „Kreuzzeitung“ „nach …seitiger Vereinbarung fortbesteht“.

Am 7. Juli theilte alsdann die „Kreuzzeitung“ mit …ner jener Stellen, die fast so versteckt und gleichgültig … wie jener Theil, in denen es sich um kleinere Un…fälle handelt, daß Herr Freiherr von Hammerstein, um …r Führung seiner Prozesse „nach keiner Richtung hin …aben zu sein“, aus der deutsch-konservativen Fraktion …Reichstags und Landtags ausgeschieden sei.

Warum man aus seiner Partei ausscheiden muß, um … zu thun, was Herr von Hammerstein thun wollte — …ich den gerichtlichen Kampf gegen „Verleumdungen“ …nehmen — das ist schwer einzusehen; man scheidet …h aus der Partei aus, wenn Verleumdungen keine Ver…dungen sind.

Endlich am 9. Juli erklärte Graf Finckenstein im Auf… des leitenden Komitees, daß Herr von Hammerstein, der … Juli in der „Kreuzzeitung“ behauptet hatte, es bestände sein „Vertragsverhältniß nach gegenseitiger Vereinbarung“ fort, bereits am 4. Juli „von seiner Stellung und Thätigkeit in der Redaktion, bezw. Verwaltung“ der nämlichen „Neuen Preußischen Zeitung“ suspendirt worden sei.

Dieser Kampf um einen Redaktionsstuhl ist aus zwei Gründen nicht uninteressant; er zeigt die Kraftlosigkeit der konservativen Partei gegenüber dem Freiherrn von Hammerstein; er zeigt, wie ein neuer und immer noch ein neuer Anlauf nöthig war, um das schwere Werk der Beseitigung dieses Mannes zu vollbringen; und er beweist auf der andern Seite die dominirende Kraft des zu verdrängenden Herrn; er beweist seine Zähigkeit, und er beweist die kalte Unerschrockenheit seiner Behauptungen, die öffentlich und ohne mit der Wimper zu zucken, die Annahme zu erregen sucht, daß die eigene Stellung im Blatte unberührt von allen Angriffen sei, obgleich die Suspension bereits zuvor erfolgt war.

Das ist ein preußischer Junker von Adel in führender Stellung, mit dem riesig kitzlichen Ehrgefühl, das so leicht Zuckungen am Hahn der Pistole hervorruft. Herr Freiherr von Hammerstein und sein Schicksal verdienen eben darum besondere Aufmerksamkeit, weil er, der ein Führer dieses preußischen Junkerthums Jahre hindurch gewesen ist, auch eine der am schärfsten ausgeprägten typischen Gestalten eben dieses Junkerthums darstellt.

Das Junkerthum kämpft für die Krone, für die unverminderte Aufrechterhaltung der königlichen Rechte, und es hat seit den unglücklichen Tagen Friedrich Wilhelms IV. niemals ein Mittel gescheut, weder Intrigue, noch Opposition, um die Krone in völlige Abhängigkeit vom preußischen Junkerthum zu bringen.

Das Junkerthum kämpft für Religion und Sitte, und es hat niemals irgend welche Mittel politischer Perfidie, politischer Ranküne und Heimtücke gescheut, um seine Ziele durchzusetzen.

Das Junkerthum kämpft für die Sittsamkeit, und seine „Freundinnen“ führen skandalöse Auftritte in ihrer verlassenen Verzweiflung selbst bei Ministern auf.

Das Junkerthum kämpft für den ehrlichen Erwerb nach der sogenannten guten Weise der altväterischen vaterländischen Zeit, und es steckt durch verschwenderisches Leben meist in Schulden, durch die es gezwungen ist, den Erwerb anderer Leute in Anspruch zu nehmen.

In allen diesen Beziehungen war die „Kreuzzeitung“ des Herrn von Hammerstein ein Junkerblatt im verwegensten Sinne des Wortes.

Sein Blatt, das führende Organ der Konservativen, hat die Minister gestürzt und die Krone einzuschüchtern versucht, daß es nur so eine Art hatte.

Sein Blatt hat Stöcker und Ahlwardt und Schwein-

hagen und tutti quanti seit der Zeit der Goedsche großgezogen und politisch ausgenutzt.

Sein Blatt hat die Sittlichkeit und den ehrlichen Erwerb dadurch gefördert, daß es die eigenen Parteigänger anreizte, sich aus dem Erwerb anderer Leute Millionen durch keine andere Arbeit als eine Stimmabgabe in die eigene Tasche zu votiren.

Daß Herr von Hammerstein unerschrocken und ohne Skrupel auf seine eigenen Ziele und die seines engeren Kreises losging und solches Thun Vertheidigung von Thron und Altar, von Sittlichkeit und ehrlichem Erwerb nannte, das zeichnet ihn vor seinen Standesgenossen nicht aus; was ihn aber auszeichnet, war, daß er nicht nur den üblichen Appetit und die üblichen Begierden besaß, sondern dazu die geistigen Fähigkeiten, um die Wege zur Befriedigung dieses Appetits und dieser Begierden zu weisen. Das war der Grund, warum er zu einem Führer des Junkerthums geworden ist, und warum die neueste Entwicklung der konservativen Partei durchaus den Stempel seines Geistes trägt. Er ist in der That eine geistige Potenz, die durchaus nicht zu verachten war, während er umgeben ist von inferioren Geistern, die mehr oder minder wohlgefällig die gepfefferte politische Kost der „Kreuzzeitung“ öffentlich zu Bettelsuppen verdünnten.

Fürst Bismarck hat den Freiherrn von Hammerstein auf seinen Posten gebracht; das war ein Griff! Dieser Mann voll Festigkeit, Härte, Skrupellosigkeit und voll Zielbewußtsein wußte seine Klinge zu führen. Konservativ war sein Blatt nicht mehr; konservativ ist der „Reichsbote“; er machte die „Kreuzzeitung“ und durch die „Kreuzzeitung“ die Konservativen zu einer demagogischen Junkerfraktion.

Von diesem Manne, der politisch mehr bedeutete, wie sämmtliche „Führer“ der konservativen Partei zusammengenommen, rückt jetzt die Fraktion, die er zu dem gemacht hatte, was sie heute ist, in Dankbarkeit weit weg. Man betont einerseits: im Vorstand der Partei war Herr von Hammerstein nicht mehr, und wiederum der Leiter der Partei Herr von Manteuffel betont seinerseits, daß er im Vorstand der „Kreuzzeitung“ nicht gewesen sei. Folglich hat die „Kreuzzeitung“ nichts mit der Partei und die Partei nichts mit der „Kreuzzeitung“ zu thun und als weitere Folge ist also jetzt alles auf das Beste bestellt und alles war stets auf das Beste bestellt. Dem assistirt auch die „Nordd. Allg. Ztg.“.

Vielleicht ist diese Argumentation ein Irrthum.

Daß ein Mann in öffentlicher Stellung ausgleitet, kann vorkommen, und auch einer anderen Partei kann das mit einem ihrer Mitglieder geschehen. Darüber machen nur jene Pharisäer viele Worte, welche die Vertheidigung von Religion und Sitte in Pacht genommen haben. Solch ein Vorgang ist nur dann etwas anderes wie ein Beitrag zu den pikanteren Abschnitten der „vermischten Chronik“, wenn er von typischem Charakter ist, und eines der Merkmale, die diesem Fall einen typischen Charakter verleihen, ist noch anzuführen.

Eine Partei, die mit einem ihrer führenden Männer Pech hat, entfernt diesen Mann unmittelbar von seinem Posten und aus dem öffentlichen Leben; die Konservativen würden sagen im Interesse von „Religion und Sittlichkeit“. Hat dem entsprechend die konservative Partei gehandelt?

Waren es vielleicht die Liberalen, welche die „gutgläubigen“ Konservativen erst über die Intimitäten des Herrn von Hammerstein aufklären mußten, oder waren es nicht konservative Spatzen, die so lange und so laut pfiffen, bis auch die Liberalen von diesen Hammerstein'schen Erbaulichkeiten hörten und dann den Thatsachen weiter nachgingen? Alles, was die liberale Presse Herrn von Hammerstein vorgeworfen hat, ist im engeren Kreis der konservativen Partei seit langem bekannt gewesen; das alles hinderte diesen engeren Kreis nicht im Geringsten, Herrn von Hammerstein dort zu lassen, wo er in dominirender Stellung sich befand; man nahm weder an seiner Art politischer Kriegführung, noch an seinen finanziellen Verhältnissen und Gebahrungen, noch an seinen allen persönlichen [illegible] ziehungen Anstoß. Als dann die liberale [illegible] Dinge aufgriff, auch da suchte man Herrn von [illegible] noch Monate und Monate zu halten und hielt [illegible] deckte ihn im Parlament und erklärte sich durch [illegible] fall oder durch stummes Gewährenlassen bei seinen [illegible] lichen parlamentarischen und außerparlamentarischen [illegible] versuchen solidarisch mit ihm. So wurde denn [illegible] Hammerstein ganz augenscheinlich nicht gestürzt, weil [illegible] orientirten konservativen Parteimänner in ihrem [illegible] gedrungen fühlten, diesen Führer abzustreifen; [illegible] wurde allein gestürzt, weil die durch die liberale [illegible] geklärte öffentliche Meinung schließlich einen solchen [illegible] moralisch erzwang — auch die öffentliche Meinung [illegible] servativen Wählerkreisen.

Daß Herr von Hammerstein beseitigt wurde, [illegible] nicht ein Verdienst jener, die heute nachzuweisen [illegible] daß der bisherige Leiter der „Kreuzzeitung“ eigen[illegible] eine Rolle in der konservativen Partei gespielt habe; [illegible] es handelt sich hier wiederum um einen Sieg und zwar [illegible] bemerkenswerthen Sieg, der durch die öffentliche [illegible] repräsentirt durch die Presse, zum Besten der [illegible] unserer politischen Atmosphäre erfochten worden ist.

Diesen Punkt wird man festzuhalten haben, und [illegible] Punkt bleibt bedeutungsvoll, wenn vielleicht auch [illegible] die Person des Herrn von Hammerstein aus der öffent[illegible] Diskussion ausscheiden sollte. Die Frage wird [illegible] lange kannten maßgebende Personen der konservativen [illegible] die Situation des Führers der Konservativen und [illegible] Leiters der „Kreuzzeitung“ in allen Einzelheiten, [illegible] sich veranlaßt zu fühlen, zwischen sich und jenem [illegible] früher einen Strich zu machen, als bis dies der Zwang [illegible] öffentlichen Unwillens ertrotzte. Erst heute beginnt man [illegible] sichtig von der gefallenen Größe abzurücken; wie lange [illegible] bei vollster Kenntniß der Sachlage die Solidarität [illegible] Herrn von Hammerstein aufrecht erhalten hat, das [illegible] im Interesse politischer Reinlichkeit der Aufklärung, [illegible] auch die Aufklärung über solche ungetrübte lange Solidar[illegible] wird zum Nutzen der konservativen Wählermassen auf [illegible] einem oder dem anderen Wege geschafft werden und [illegible] geschaffen werden.

Die nationalliberale Partei hat eine zwie[illegible] Lehre erhalten. Bei der Reichstagsnachwahl in Waldeck-[illegible] mont ist der bisherige Inhaber des Mandats, Herr Bött[illegible] nur in die Stichwahl mit dem Vertreter des Bundes [illegible] Landwirthe gekommen; die unabhängigen Liberalen, [illegible] Herr Böttcher zu wenig freisinnig erschien, sind diesmal [illegible] ständig vorgegangen und haben beim ersten Anlauf in [illegible] ganz unbearbeiteten Kreise auf ihren Kandidaten Dr. Sch[illegible] durch ihre frische Thätigkeit rund 1800 Stimmen vereinigt, [illegible] der nationalliberale Kandidat, der über 1500 Stimmen verlor, [illegible] ihre Hilfe beim zweiten Wahlgange angewiesen ist. Das [illegible] eine Mahnung, welche den Nationalliberalen zeigt, daß [illegible] Wähler dem weiteren Abmarsch nach Rechts Einhalt [illegible] bieten. Die zweite Lehre ertheilte der wildliberale Reichstags-abgeordnete Rösicke der nationalliberalen Parteileitung, indem er, der von Nationalliberalen und Freisinnigen gemein-sam gewählt ist, erklärte, er müsse sein Mandat niederlegen; denn die Politik, welche die nationalliberale Partei verfolge, fordere seine Opposition heraus, so daß er ferner nicht [illegible] glaube, ein Mandat behalten zu sollen, das er national-liberaler Hilfe zum Theil verdankt. Auch diese scharfe, [illegible] und wohlerwogene Erklärung eines gemäßigten Liberaler ist ein bemerkenswerthes Zeichen.

Auf diese Vorgänge legen wir vor allem darum einen besonderen Werth, weil sie der nationalliberalen Partei-leitung eine ernste Erinnerung sein sollten, der bisherigen Entwicklung zum Bunde der Landwirthe, zum Bimetallismus, zur freiheitsfeindlichen Gesetzesfabrikation Einhalt zu thun.

Das englische Parlament ist aufgelöst; der Wahl-kampf hat begonnen; alles verläuft wie üblich; aber mit dieser Parlamentsauflösung fällt auch ein Ereigniß zu-sammen, das einen Abschnitt in der englischen Politik [illegible]

…n wird. Gladstone hat die letzten Fäden gelöst, die …och mit der aktiven Politik verbanden; er nimmt kein Mandat an, und er hat seinen Wählern in Midlothian …bschiedsschreiben geschickt.

…Stolz, selbstbewußt und voll Genugthuung darüber, …der Liberalismus für England gethan hat, und voll Hoffnungen für die Zukunft scheidet dieser Politiker …dem öffentlichen Leben, dieser „Kampfgenosse Peels, Stütze Palmerstons, dieser unüberwindliche Antipode …elis“, der jetzt noch nach diesem inhaltvollen und …esreichen Leben ein aufrechter Greis von 86 Jahren ist. …t ein vornehmer, politischer Abschluß für einen Staats…, der so viel für die Entwicklung seines Landes gethan hat.

Der traurige Kontrast bietet sich von selbst zu einem an… Staatsmann, der gleichfalls ein Greis, in seiner Zu…ezogenheit nichts ersprießlicheres zu thun weiß, als auf …kpapier und in Reden darüber zu zetern, ob man ihm …cht gethan hat, und ob sein Söhnchen ein Aemtchen …sprucht oder nicht beansprucht.

Rußland hat die chinesische Anleihe mit Frankreich …Stande gebracht; das ist die Quittung für unsere Inter…ion in Ostasien zu Gunsten der zarischen Politik. Tragen die Quittung über unsere geniale ostasiatische Politik, die in „Nation“ von Anfang an bekämpft wurde, in das Kontobuch …rer Erfahrungen ein — doch ohne jede Verbitterung; denn wollen in Deutschland gute Beziehungen zu Rußland. Aber …n wir uns, die guten Beziehungen dadurch fördern zu …len, daß wir Rußland nachlaufen. In diesem Wett…pf würde uns Frankreich stets schlagen. Wir können …z sicher sein, daß Rußland nur allzu leicht in die Lage …men wird, auf Deutschlands Wohlwollen Werth zu legen.

* * *

…üchterne Betrachtungen zu einem ernsten Thema.

In den letzten Lebensjahren des Kaisers Wilhelm I. …r die Ueberzeugung allgemein, daß nach ihm in vielen …ziehungen der Staat anders werde geleitet werden müssen. …on seinem Sohne nahm man an, daß er den Anforderungen …r neuen Zeit mehr Rechnung tragen, daß unter ihm eine …iere Bewegung in das öffentliche Leben kommen, und …ß sich auch der Fürst Bismarck darein finden oder seinen …latz räumen werde.

Kaiser Friedrichs Regierung ist nur kurz gewesen, …ng genug, um zu zeigen, daß die auf ihn gesetzten Hoffnungen berechtigt waren, aber zu kurz, um etwas in seinem …inne zu schaffen. Im Gegentheil haben die Ereignisse, …elche sich während der Krankheit und der Regierung des …aisers vollzogen, viel dazu beigetragen, daß sein Nach…olger sich an die Traditionen des vorhergegangenen Regi…mentes anschloß. Der Fürst Bismarck blieb unter Kaiser …Wilhelm II. nicht nur im Amte, sondern sein Einfluß war …größer als je. Die Bismarck'sche Politik, der alte Kurs, …lieb und der eigentlich leitende Gedanke ist bis heute …erselbe.

Seit Fürst Bismarck die Leitung der preußischen Angelegenheiten in die Hand nahm, hat die preußische und demnächst die Reichsregierung daran festgehalten, daß sie sich völlig unabhängig von Volksvertretung und öffentlicher Meinung in allen Angelegenheiten zu entscheiden habe, und daß sie das von ihr als gut Erkannte, selbst gegen den fortgesetzten Widerstand der Volksvertretung durchzusetzen suchen müsse. Eine Initiative derselben, welche sie nicht billige, habe sie ebenso entschieden abzulehnen, wie oft und mit wie starker Mehrheit auch die Anträge wiederholt würden. Nicht die Regierung habe bei einem Widerstreite der Meinungen nachzugeben, sondern die Volksvertretung, welche anerkennen müsse, daß Reichskanzler und Minister die Politik eben besser verstünden als sie, auch wohl eine höhere Stufe des Patriotismus einnähmen.

Ausnahmen von dieser Anschauung sind in wichtigen Fällen nur selten gemacht, eigentlich nur in der ersten Zeit nach Begründung des Norddeutschen Bundes und dem des Deutsches Reiches. In dieser Periode bedurfte man des Ansehens und der vertrauensvollen Mitwirkung der Parlamente und des Volkes, um den im Kriege nothdürftig hergestellten Bau des Reiches zu festigen und einigermaßen wohnlich zu machen. Auch damals gab die Regierung nur ungern und widerwillig nach; seitdem aber ist das System konsequent befolgt, und der Fürst Bismarck hat sich oft genug zu ihm bekannt.

Das ist der wahre Sinn des Wortes „alter Kurs“, welches eben dieser Bedeutung wegen auch mit voller Ehrlichkeit gerade dann gebraucht werden konnte, wenn sich ein Wechsel in der Politik vollzog. Der Grundgedanke blieb ja stets derselbe: Das Geschick des Volkes wird nicht von ihm selbst, sondern von der Regierung bestimmt. Nach den Umständen wird diese befinden, was ihm dient. Die Umstände wechseln und erfordern andere Maßregeln; die Regierung wird sie treffen, und wenn es nach der Verfassung nöthig ist, wird die Volksvertretung um ihre Ansicht gefragt werden. Sie kann den Antrag der Regierung ablehnen, rechtlich ist sie dazu befugt, aber politisch und selbst moralisch ist sie doch im Unrecht, und sie kann der Regierung nicht einmal verdenken, wenn wieder und wieder dieselbe Forderung kommt, bis sie endlich erfüllt wird. Die Volksvertretung darf sich nicht einbilden, daß sie irgend einen Einfluß auf die Regierung üben, vielleicht gar dazu beitragen könne, einen Minister aus dem Amte oder in das Amt zu bringen.

So ist, wenn auch etwas scharf ausgedrückt, die grundsätzliche Anschauung der Regierung und der leitende Gedanke in der Behandlung der Volksvertretung. So wird das konstitutionelle Prinzip verstanden.

Für denjenigen, welcher die preußische und deutsche Geschichte seit 1862 kennt, bedarf die Richtigkeit dieser Ausführungen keines besonderen Beweises; er wird sich an die zahlreichen Fälle erinnern, in welchen die Vorlagen der Regierung, wenn abgelehnt, immer wiederkehrten, an die fruchtlosen Initiativbeschlüsse der Volksvertretungen, an die Art und Weise, wie Ministerwechsel sich vollziehen und — der Volksvertretung gegenüber der Grund des Wechsels in Geheimniß gehüllt bleibt. Ein Ministerwechsel geht sie gar nichts an. Sie kann mit dem Minister ein Herz und eine Seele sein, das schützt ihn nicht vor der Entlassung; sie kann sich mit ihm im schroffsten Widerspruch befinden, das bringt ihn noch nicht aus dem Amte. Der deutsche Reichstag hat nicht einmal das Recht zu fordern, daß der Reichskanzler an seinen Verhandlungen theil nimmt.

Ob diese Praxis der Verfassung entspricht, soll hier nicht untersucht werden. Wenn auch der schlagendste juristische Beweis erbracht würde, daß die Verfassung anders auszulegen wäre, so hätte er doch keinen Erfolg, denn über das Maß politischer Bedeutung der einzelnen Faktoren des Staatslebens entscheidet nicht juristische Deduktion, sondern wirkliche Macht. Auch hat die Volksvertretung gar kein Mittel, weder im Reiche noch in Preußen ihre Ansicht gegen die Regierung zur Geltung zu bringen, da in beiden die Mittel fehlen, die leitenden Staatsmänner zur Verantwortung zu ziehen.

Die Thatsache ist jedenfalls nicht zu bestreiten, daß nach der jetzigen Uebung der Volksvertretung im Reich und in Preußen eine sehr bescheidene Rolle zugewiesen ist, eine bescheidenere, als der Vertretung eines kleinen städtischen Gemeinwesens.

Eine solche Stellung des Parlamentes muß auf seine Zusammensetzung einen großen Einfluß üben; den Beweis dafür liefern der Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus zur Genüge. Bis in die Mitte der siebenziger

Jahre, wo Abgeordnetenhaus und Reichstag noch eine größere Stellung hatten, vereinigten sie in allen Parteien viele bedeutende Männer. Von da an verlieren beide Parlamente stetig, besonders rasch seit 1884, an politischer Macht und je mehr dies geschieht, desto schwerer wird es, neue tüchtige Kräfte für sie heranzuziehen, desto weniger entwickeln sich diese zu tüchtigen Staatsmännern. Es fehlt den Parteien an Führern, und was ist aus den Parteien selbst geworden? Die Klagen über die Zersplitterung derselben ist eine allgemeine und wenn man gegen eine größere Berücksichtigung der Parlamente einen recht schlagenden Grund geltend machen will, so ist es der, daß sie eben wegen der Parteizersplitterung keine sichere politische Mehrheit bieten. Richtig, aber dieser Zustand ist keine Rechtfertigung für die Herabdrückung der Parlamente, sondern gerade aus dieser hervorgegangen.

Wenn ein Parlament noch nicht einmal in der Negation wirksamen Einfluß üben kann und auf die Gesammtrichtung der Politik ohne jeden Einfluß ist, so fällt damit die Möglichkeit der Bildung großer Parteien, ja selbst des dauernden Zusammenschlusses mehrerer Parteien weg. Ist doch nicht Erhebliches durch eine Verständigung zu erreichen, so bleibt lieber Jeder seiner prinzipiellen Ueberzeugung treu, verfolgt seine politischen Lieblingsideen — oder was viel schlimmer ist — seine Interessen, mögen es persönliche sein, oder mag es sich um Sonderinteressen eines Standes oder Berufes, einer Nationalität oder einer Religionsrichtung handeln. Eine gewisse Rolle spielen die Interessen in allen Parlamenten, aber es gibt kein Land, in welchem sie so ungescheut nicht bloß als berechtigt, sondern selbst als alleinberechtigt hingestellt werden. Als das Ziel mancher Parteien wird heute ganz offen bezeichnet, so viel, wie nur irgend möglich, den von ihnen vertretenen Interessen auf Kosten der Allgemeinheit zuzuwenden. Das ist der schärfste denkbare Gegensatz gegen die natürliche und verfassungsmäßige Bestimmung des Parlamentes, welches die Gesammtinteressen des Volkes wahren soll.

Politische Ziele spielen heute nur eine geringe Rolle; sowohl bei den Wahlen als auch bei den Verhandlungen der Parlamente geben Interessen die Entscheidung, die freisinnige Partei ist die einzige, welche sich ausdrücklich und ausschließlich auf den Boden des allgemeinen Wohles stellt, Majoritäten sind oft nur durch gegenseitige Zugeständnisse auf dem Boden der Interessen zu schaffen.

Da diese in einem Großstaate wie Deutschland sehr verschieden sein müssen und da zu diesen Gegensätzen noch die der Religion und der Nationalitäten hinzutreten, so ist es selten, daß sich aus der Sache die Majoritäten ergeben, sie müssen erst durch künstliche Kompromisse der Fraktionen und durch geschickte Einwirkung der Regierung von Fall zu Fall gebildet werden.

Das ist eine schwere Aufgabe, die auf die Dauer nur durch die konsequente Anwendung des Divide et impera gelöst werden kann. Die Zerklüftung der Parteien wird dadurch immer größer, die Interessen treten immer mehr aber in den Vordergrund.

Solche Parlamente müssen des festen Zusammenhalts und eines korporativen Bewußtseins entbehren, und damit fehlt ihnen auch die Möglichkeit, nach außen und nach innen ihre Würde zu wahren. So hat der Reichstag Kränkungen, welche ihm zugefügt sind, schweigend hingenommen; er hat noch nicht einmal so viel Kraft, ungeeignete Elemente im Zaume zu halten und nöthigenfalls zu entfernen.

Derjenige, welcher dem Parlamentarismus in jeder Form abgeneigt ist und wieder ein absolutes Regiment haben möchte, sieht diesen Zustand vielleicht als den erfreulichen Uebergang zu seinem Ziele an. Leistet das Parlament wenig, so wird das Uebergewicht der Regierung um so größer, und es scheint leicht zu sein, bei passender Gelegenheit die Parlamente zu beseitigen.

Gibt es denn aber noch solche Politiker in nennenswerther Anzahl und von einiger Bedeutung? Gewiß nicht. Wer
nicht ganz blind ist, muß einsehen, daß kein [illegible]
kein Ministerium heut zu Tage die Verantwortung [illegible]
Regierung eines großen Volkes allein zu tragen [illegible]
Dieses muß dabei betheiligt sein, muß von Fall zu [illegible]
seine Vertretung die Verantwortung für die Re[illegible]
maßregeln und besonders für die hohen Steuern, [illegible]
nothwendiges Zubehör der modernen Staaten [illegible]
übernehmen. Andernfalls bilden sich Mißstimmun[illegible]
Gegensätze heraus, welche zu gewaltsamen Ausbrü[illegible]
ren müssen, da es einen andern Weg, den Bes[illegible]
abzuhelfen, nicht gäbe. Nur dem Grade, nicht der [illegible]
nach ist es anders, wenn eine Volksvertretung [illegible]
steht, aber schwach und zumal, wenn sie, wie jetzt in [illegible]
land, völlig zersplittert ist. Allgemeine Unzufrieden[illegible]
auch dann die Folge, und sie richtet sich hauptsächlich [illegible]
die Regierung, nicht gegen die Volksvertretung, von der [illegible]
recht gut weiß, daß sie nicht ausreichende Macht [illegible]
zu helfen.

Die allgemeinen Wahlen sind in andern Ländern [illegible]
spezifische Mittel, dieser Unzufriedenheit Ausdruck zu [illegible]
und zugleich sie zu beseitigen. Siegen die Unzufriedenen, [illegible]
nach ihrem Willen regiert, werden sie besiegt, so müsse[illegible]
anerkennen, daß sie die Mehrheit der Nation gegen [illegible]
haben. Die Wahlen bei uns, mögen sie ausfallen, [illegible]
wollen, ändern an der Regierung doch nichts. Es hat [illegible]
noch eine Bedeutung, wenn bei einer allgemeinen [illegible]
eine starke Mehrheit für die derzeitige Regierung sich [illegible]
Morgen kann ja die Regierung ganz unabhängig vom [illegible]
sultat der Wahlen geändert werden und die entgegenge[illegible]
Ziele verfolgen. Und wenn ein Parlament eine [illegible]
starke Mehrheit gegen die Regierung hätte, so könnt[illegible]
dieser das Leben wohl erschweren, das wäre aber Alle[illegible]

Ja, es ist nicht einmal mehr möglich, eine eigen[illegible]
Regierungspartei zu schaffen, d. h. eine solche, welche [illegible]
mit der Regierung einig erklärt, weil die Regierung [illegible]
politisches Programm, auf welches eine Partei sich [illegible]
pflichten könnte, hat. So lange es noch einen Fürst [illegible]
marck an der Spitze der Regierung gab und man anna[illegible]
daß er dauernd an seiner Stelle bleiben werde, war es [illegible]
denkbar, daß sich Politiker fanden, welche ihm persön[illegible]
auf Grund seiner Leistungen so volles Vertrauen entgeg[illegible]
brachten, daß sie dieses zum Parteiprogramm mach[illegible]
Auf diesem Boden waren auch Kartelle von Part[illegible]
wenigstens zeitweise, möglich. Jetzt aber wäre ein [illegible]
gramm nöthig, und da dieses fehlt, da auch Niemand [illegible]
ob die Regierung von heute auch diejenige von morgen [illegible]
so fühlen selbst die Konservativen, so sehr sie auch wünsch[illegible]
Regierungspartei zu sein, das Bedürfniß, sich unabhän[illegible]
zu stellen. Nur unter dieser Voraussetzung können sie [illegible]
in jedem Augenblick diejenigen Parteikombinationen [illegible]
gehen, welche ihre besonderen Interessen am besten wah[illegible]

So fehlt der Regierung jeder feste Anhalt, denn [illegible]
immerhin geringe Zahl der von ihr abhängigen Mitglie[illegible]
reicht nicht aus. Mehr als einmal hat die Regierung [illegible]
im Reichstage und selbst im Abgeordnetenhause erfa[illegible]
und sie wird diese Erfahrungen noch öfter zu machen [illegible]
Schon jetzt hat sie den agrarischen Interessen fast bis [illegible]
die äußerste Grenze nachgegeben, deren Vertretern ist [illegible]
aber immer noch nicht genug und der Moment ist [illegible]
genug, wo die entgegengesetzten Interessen mit ungeah[illegible]
Energie einsetzen werden. Aber die Regierung hat [illegible]
Kraft zum Widerstande und kann sie nicht haben.

Es fehlt ihr schon an der ersten Vorbedingung [illegible]
an der inneren Geschlossenheit und Einheit. Das ist [illegible]
augenblicklicher Zufall, sondern eben eine Folge der lei[illegible]
Regierungsgrundsätze.

Die Regierung soll nach diesen kein politisches [illegible]
gramm haben, ihre Mitglieder werden nicht mit Rücksi[illegible]
ihr Bekenntniß zu einem solchen eingesetzt, oft sind [illegible]
tretende Mitglieder ihren Kollegen persönlich und p[illegible]
unbekannt. Manche Minister haben vor ihrer Ernennung [illegible]
diesem Posten mit dem großen politischen Leben gar [illegible]
zu thun gehabt. Kein Wunder, daß von Uebereinsti[illegible]
politischer Ansichten zwischen solchen Kollegen von [illegible]

ı keine Rede sein kann, daß sie sich schwer, oft auch ıicht verständigen können — und doch — eben weil sche Uebereinstimmung nicht als nothwendig erachtet — mit einander im Amte bleiben, aber nicht mit, rn gegen einander arbeiten. Auch das ist, wie die jachen nur zu klar darthun, heute nicht bloß Möglich- sondern Wirklichkeit. Diese Uneinigkeit wird natürlich die Parteien genährt, welche sie nach Kräften aus- n und welche, weil sie in der Volksvertretung keinen men Einfluß auf die Besetzung der Ministerposten können, sich nur zu sehr bestreben, einen unbequemen ister auf anderem Wege zu beseitigen.

So lange Fürst Bismarck regierte, führte er die Einheit) rücksichtslosen Zwang und schlimmstenfalls durch Aus- ɔung des Betreffenden herbei und doch klagte er nach jenug, wie schwer es ihm werde, mit seinen Kollegen preußischen Ministerium auszukommen. Schließlich als er die Macht zu solchem Zwange verlor, die nungsverschiedenheit mit den Kollegen nicht wenig zu m Sturze beigetragen.

Die Ueberzeugung ist eine allgemeine, von allen Par- ı getheilte, in allen politischen Blättern ausgesprochene, weder in Deutschland noch in Preußen Volksvertretung Regierung ihre Aufgaben ausreichend erfüllen. Schlimmer ıber noch, daß eine Besserung so schwer ist.

Ein Wechsel in den Ministerien ist ja leicht, wird man leicht erwidern, und dabei auf Thatsachen genug hin- ien können. Aber ist er auch eine Besserung? Die erste ·aussetzung dafür wäre doch, daß man, wenn auch nicht ein ntliches politisches Programm, aber doch gewisse Grund- anken und gewisse Ziele aufstellte, über welche die Mit- der der Regierung einigsein müßten. Das will man aber ıde nicht. Und wenn es geschähe, wo sind die Staats- ıner, welche eine solche Regierung bilden können? Staats- ıner, nicht Fachmänner gehören dazu, um heute ein Reich Deutschland zu regieren. Aber uns fehlt die rechte Schule, zu bilden. Diese Schule ist ein freies, großes öffentliches en, welches seinen Abschluß in einem starken einflußreichen rlamente hat. Im Büreau, am Gerichtstische und vor der ɔnt werden Verwaltungsbeamte, Richter und Feldherren ge- ɔet, keine Männer, welche eine allgemeine Einsicht in die dürfnisse der Nation, Erfahrung und Uebung im öffent- ıen Leben haben. Der Verwaltungsbeamte, der Richter, Offizier bringen jeder in seiner Art werthvolle Kennt- ſe und Eigenschaften mit, sie können vortreffliche Staats- ıner werden, aber sie sind es noch nicht. Welcher Nach- il darin liegt, das hat der ohne Zweifel fähigste und :stește deutsche Minister seit Bismarck's Abgang, Graf privi, erfahren; als Minister hat er erst lernen und sehr ures Lehrgeld zahlen müssen. An den höchsten Stellen ; Staates dürfen nicht Männer stehen, welche erst noch lernen haben, auch nicht solche, welche noch völlig un- 'annt sind, und denen darum kein Vertrauen entgegen racht wird. Wie anders können Männer auftreten, lche in ihr Amt bereits eine fertige politische Reputation tbringen.

Unser öffentliches Leben und unsere Parlamente geben ɔt solche Schulung, nicht solches Ansehen. In England es der Fall. Die Folge davon haben wir dort bei dem ıgsten Ministerwechsel gesehen: er vollzog sich, so uner- ɪrtet er wenigstens in dem Augenblick seines Eintrittes ɑr nicht nur mit größter Leichtigkeit, sondern er hat auch :bst nach dem Anerkenntniß der Gegner ein Ministerium ·bracht, welches eine große Zahl sehr tüchtiger und politisch ɔchangesehener Leute vereinigt. Und das abgehende Mi- ſterium hat ebenfalls viele hervorragende Männer, und ɑs das Beste ist, Niemand zweifelt daran, daß etwa ɪtstehende Lücken stets wieder ausgefüllt werden. Deutsch- ɴd hätte das Gleiche haben können, wenn nicht die ɔffnungsreichen Anfänge eines großen öffentlichen Lebens, ie sie die erste Zeit des Deutschen Reiches bot, absichtlich nterdrückt worden wären.

Vielleicht wird erwidert werden, daß es doch bisher :i uns ganz leidlich gegangen sei und daß es auch noch wohl so weiter gehen werde. Nun, daß es nicht gut ge- gangen ist, beweist schon die allgemeine Unzufriedenheit. Gewiß wird die Staatsmaschine noch eine Weile weiter funktioniren, auch wenn sie nicht gut bedient wird. So lange merkt auch ein weniger Aufmerksamer nicht, daß nicht alles in gutem Stande ist. Wie aber, wenn größere An- forderungen an die Maschinerie und ihre Leiter gestellt werden? Ist dann nicht die Gefahr, daß beide versagen? In Deutschland haben wir das in diesem Jahrhundert mehr als einmal erfahren, und haben die Erfahrung sehr theuer zu bezahlen gehabt. Es ist hohe Zeit einen entschlossenen Anfang zur Besserung zu machen und er kann nur darin bestehen, daß man die Ursache beseitigt und daß ehrlich und aufrichtig dem Volk und der Volksvertretung derjenige Theil an der Leitung der Geschicke Deutschlands gegeben wird, welchen ein hochcivilisirtes gesetzachtendes Volk verlangen kann.

Ja wir haben in den letzten Jahren schon zweimal den schlagenden Beweis gehabt, daß die Staatsorgane zu schwach sind. Gegen sie sind das preußische Volksschulgesetz und die Umsturzvorlage von einem ganz unvorhergesehenen Sturme der öffentlichen Meinung weggefegt. Für das erste war im preußischen Landtage eine Mehrheit; ohne von ihr Gebrauch zu machen, ließ die Regierung das Gesetz fallen. Umgekehrt ließ bei der Umsturzvorlage die Mehrheit des Reichstages die Regierung im Stich. In beiden Fällen ist das Ansehen sowohl der Regierung als der Volksvertretung schwer erschüttert.

So sind, ganz nüchtern und unparteiisch beobachtet, die Zustände in den höheren Regionen des deutschen po- litischen Lebens und die Ursache ist der geringe Einfluß, welcher der Volksvertretung und damit dem Valke auf seine politischen Geschicke zugestanden wird.

K. Schrader.

Anno 1870.

Ein Gedenkblatt.

Ein Vierteljahrhundert ist seit dem Tage der Kriegs- erklärung Frankreichs an Preußen verflossen. Da ziemt es sich wohl, zurückzudenken an jene hochwichtige Entscheidung, die den großen Kampf eröffnete, jenen Kampf, der Frank- reich von der höchsten Stelle in Europa hinabstürzte, Deutsch- land durch Blut und Eisen einte. Wodurch ist der Krieg zwischen den beiden bedeutendsten Kulturvölkern des euro- päischen Festlandes herbeigeführt worden?

Freilich, im Grunde ist die Antwort einfach und be- darf keiner besonderen Forschung. Die öffentliche Meinung Frankreichs, zumal in dem gebildeten Bürgerthum, konnte es nicht verschmerzen, daß Preußen gegen Oesterreich glän- zende Siege erfochten und beträchtliche Schritte zur Einigung Deutschlands gethan hatte, und dies alles derart, daß ihrem Vaterlande, ohne dessen Zustimmung doch kein Kanonen- schuß in Europa abgefeuert werden dürfe, weder Gebiets- abtretungen noch demüthige Huldigungen dargebracht waren. Königgrätz erschien damit als eine Niederlage Frankreichs, und „Vergeltung für Sadowa“ ward das Losungswort im gesammten französischen Mittelstande.

Allein solches Rachebedürfniß war auch nach Waterloo lebendig gewesen, ist es in noch höherem Grade seit 1871: kluge Regierungen haben es trotzdem niedergehalten, es unschädlich in Reden und Demonstrationen sich verrauchen lassen. Wer hat nun im Juli 1870 thatsächlich die Kriegs- furie entfesselt?

Eine Anzahl bedeutsamer Veröffentlichungen der jüngsten Zeit setzen uns in den Stand, auf diese Frage eine ganz pasitive Antwort zu geben. Da haben wir die Denkwürdig- keiten des Lord Loftus; das Tagebuch des Königs Karl von Rumänien, der uns in authentischer Weise, wenn auch in etwas wirrer Chronologie, über die Wechselfälle der spani- schen Thronkandidatur seines Bruders Leopold belehrt; den siebenten Band von Sybel's großem Werke über die Grün-

dung des Deutschen Reiches, sowie die sehr lehrreichen, von höchstgestellten Persönlichkeiten herrührenden Nachrichten, die derselbe Geschichtschreiber als „Neue Mittheilungen und Erläuterungen" in dem soeben erschienenen Hefte der „Historischen Zeitschrift" (Bd. 75, Heft 1) hat abdrucken lassen; die Veröffentlichungen des italienischen Botschafters am Tuilerienhofe, Nigra, in der „Revue suisse" u. s. w. Aus diesen Einzelelementen vermögen wir ein ziemlich lückenloses und getreues Bild des welterschütternden Vorganges herzustellen.

Die eifrigsten Anhänger der Kriegspartei in Frankreich waren die konservativen Bonapartisten, die in der liberalen Richtung, die Napoleon III. eingeschlagen hatte, den sichern Untergang des Kaiserreichs erblickten. Ein großer Krieg, der selbstverständlich siegreich sein würde, sollte die Möglichkeit schaffen, auf den frischen Lorbeerzweigen den allein selig machenden absoluten Thron wieder zu errichten. Der ungemein einflußreiche und rührige Klerikalismus stimmte bei: er sah mit Abscheu die Erfolge des protestantischen Preußen und des mit diesem verbündeten „Kirchenräubers" Viktor Emanuel. Diese Faktionen wußten sich am Pariser Hofe, in der nächsten Umgebung des Kaisers, nachdrücklichst Gehör zu verschaffen. Dem Kriege von Herzen abgeneigt, wünschte Napoleon sie zu beschwichtigen oder doch unschädlich zu machen, indem er von Preußen durch gütliche Unterhandlungen territoriale Zugeständnisse zu erlangen sich bestrebte. Es blieb vergebens: selbst das kleine Luxemburg ward Frankreich vorenthalten. Der Versuch, durch Handelseinigung und Eisenbahnverträge Belgien an Frankreich zu fesseln, scheiterte an der Festigkeit des belgischen Premierministers, Frère-Orban. Dagegen schritt Preußen, wenn auch behutsam, unaufhörlich auf dem Wege der Einigung Deutschlands unter seiner eigenen Führung vorwärts. Aengstlich und gereizt ob dieser Verhältnisse that dann Napoleon den Regierungen Oesterreichs und Italiens den Vorschlag der Gründung eines Dreibundes, zur Eindämmung von Preußens Ehrgeiz, und um Oesterreich seine frühere Stellung in Deutschland wieder zu verschaffen.

Dieser Plan ist vornehmlich an der Haltung des leitenden Ministers in Oesterreich, des Grafen Beust, gescheitert. Die von Sybel benutzten Denkwürdigkeiten des Grafen Vitzthum, des österreichischen Unterhändlers in Paris, mit ihren authentischen Aktenstücken gestatten jetzt, das Verfahren des viel verleumdeten Wiener Staatskanzlers gerechter zu würdigen. Beust wünschte durchaus Fortdauer des Gleichgewichtes zwischen Frankreich und Preußen, und deshalb Bewahrung des Friedens. Er wies in wiederholten Schreiben an seinen Vertrauten Vitzthum jede gemeinschaftliche Offensive mit Frankreich gegen Preußen zurück und wollte nur Verständigung der drei Mächte von Fall zu Fall, sowie ein reines Vertheidigungsbündniß genehmigen. Solches Ergebniß erschien aber Napoleon so unwichtig, daß er im Juni 1869 den Vertragsentwurf unbestätigt bei Seite legte. Durch diese zweifellosen Thatsachen ist die von dem phantasiereichen Herzoge von Gramont ad majorem sui gloriam erfundene und von französischen und deutschen Historikern gläubig weitergebildete Legende von der großen Verschwörung der Kabinete von Paris, Wien und Florenz gegen Preußen endgültig zerstört. Es bleibt von ihr nichts bestehen als das briefliche Versprechen der drei Herrscher, daß keiner von ihnen ohne Vorwissen der beiden andern ein Bündniß mit einer fremden Macht eingehen werde.

Im März 1870 kam Erzherzog Albrecht, der Höchstkommandirende des österreichischen Heeres, auf einer längeren Erholungsreise auch nach Paris. Auf Andrängen Napoleons skizzirte er hier einen eventuellen gemeinschaftlichen Feldzugsplan, der darauf hinauslief, daß die Armeen Oesterreichs und Italiens, von einem französischen Korps unterstützt, vor allem den Süden Deutschlands zum Frieden zwingen, Frankreichs Hauptkräfte, mit Anschluß der Dänen, gegen Preußen operiren sollten. Indeß der Erzherzog verschwieg dabei dem französischen Kaiser nicht, daß dessen Heer viel zu schwach sei, um allein den Krieg mit Deutschland aufzunehmen; Oesterreich aber könne erst nach sechswöchentlicher Mobilmachung kriegsbereit sein, und überdies werde die Neuorganisation seiner Armee nicht vor einem, vielleicht zwei Jahren vollendet sein. Er warnte also gend vor einem baldigen Kriege. Um den erwähnten weiter zu besprechen, sandte der Kaiser Anfangs Juni General Lebrun nach Wien; er kam zurück mit einer persönlich gethanen Erklärung Franz Josephs, daß Napoleon im Falle eines Krieges mit Preußen auf die bewaffnete Theilnahme Oesterreichs nicht rechnen dürfe. Ein Bündniß mit Italien aber war durch das Festhalten des Ministeriums Ollivier an der Besetzung Roms mit französischen kräften sehr zweifelhaft geworden. Viktor Emanuel freilich einem solchen geneigt, die öffentliche Meinung die große Mehrheit der Kammern und der Minister aus dagegen. Mit Nigra, dem offiziellen Vertreter Italiens in Paris, hatte der Kaiser überhaupt niemals von dem Dreibunde geredet.

So stand Frankreich im Grunde völlig vereinzelt, als ganz plötzlich die spanische Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern die bedrohlichsten Aspekte für den europäischen Frieden eröffnete.

Schon seit dem Herbste 1868 war unter denjenigen Fürsten, die für die Besetzung des spanischen Thrones Aussicht genommen werden könnten, der Erbprinz Leopold von Hohenzollern genannt worden. Persönlich genoß er eines vorzüglichen Rufes; er war katholisch, ohne ultramontan zu sein; er war Schwiegersohn des Königs von Portugal, mit Kaiser Napoleon III. war sein Vater, Fürst Anton, durch Verwandtschaft und langjährige Freundschaft verbunden. War nicht die Erhebung von Leopolds jüngerem Bruder Karl zum Fürsten von Rumänien hauptsächlich Werk gerade des französischen Herrschers gewesen? Verwandtschaft des hohenzollernschen Fürstenhauses mit preußischen Königsfamilie dagegen geht bekanntlich Nacht ferner Jahrhunderte zurück. Ein einflußreicher geordneter zu den Cortes, Salazar y Mazaredo, brachte Februar 1869 Leopold förmlich in Vorschlag. Die Kandidatur wurde immer aussichtsreicher, zumal mehrere andere vorgeschlagene Fürsten theils selber ablehnten, theils Napoleon III. als unannehmbar bezeichnet wurden. lich erhielt der französische Botschafter in Berlin, Benedetti, im März 1869 den Befehl, auch den Prinzen Leopold als unzulässig für Frankreich zu erklären; Benedetti ist aber, seinen eigenen Berichten zufolge, diesem Auftrage, den er der damaligen Sachlage gemäß für unnöthig nicht nachgekommen.

Indessen hatte Fürst Anton sich im März 1869 traulich an König Wilhelm und den Grafen Bismarck wandt, um ihre Ansicht zu erfragen für den Fall, daß Madrid her ein Antrag an seinen Sohn gelange. Bundeskanzler verweigerte zunächst jede amtliche Antwort; der König ließ die Hausgesetze studiren und erhielt die kunft: er habe kein Recht, die Annahme einer fremden dem Prinzen zu verbieten, wenn nur letzterer den preußischen Unterthanenverband aufgeben wolle. Wilhelm I. verhehlte jedoch keineswegs, daß er das spanische Abenteuer nicht rathen könne.

Von der spanischen Regentschaft beauftragt, kam Salazar im September 1869 mit dem förmlichen Anerbieten Krone nach Deutschland. Er traf die gesammte fürstliche Familie Hohenzollern auf ihrem Schlosse Weinburg. Leopold gab eine höflich umkleidete, aber dem Sinne recht deutliche abweisende Antwort. Alles dies ging tiefsten Geheimniß vor sich, obwohl der preußische in München, Frhr. von Werthern, den Spanier, den seiner früheren amtlichen Wirksamkeit in Madrid her sönlich kannte, in der Weinburg vorgestellt hatte. hat von dieser Zusammenkunft erst im Februar, von Werthern Antheil dabei gar im Juli 1870 Nachricht erhalten. gegen theilte Fürst Anton den Vorgang dem Kaiser Napoleon mit. Dieser erhob keinerlei Einwendung. Als Wochen später Fürst Karl von Rumänien, der auch Weinburg zugegen gewesen, bei dem Kaiser weilte, dieser die dortigen Ereignisse gar nicht, behandelte

Fürsten freundschaftlichst und trug ihm direkt auf, „dem Könige Wilhelm zu sagen, wie friedlich er gesinnt sei, und daß er den aufrichtigen Wunsch hege, die besten Beziehungen zu Preußen zu unterhalten.“ Nach solchem Auftreten des französischen Herrschers mußten die Eingeweihten selbstverständlich annehmen, daß Frankreich gegen die Hohenzollernsche Thronkandidatur nichts Ernstliches zu erinnern habe, geschweige denn, daß ihre Aufbauschung zu einem Kriegsfalle auch nur denkbar sei.

Die verworrenen Zustände in Spanien machten dort die sofortige Herstellung der Monarchie dringend nöthig. Da jede andere Möglichkeit verschwunden schien, beschloß die Regentschaft im Februar 1870, sich noch einmal an den Erbprinzen zu wenden. Der französische Botschafter in Madrid, Mercier, verhehlte zwar seine Abneigung gegen den „preußischen“ Prinzen nicht, unterließ aber jede offene Bekämpfung desselben. Salazar reiste also von neuem nach Deutschland, diesmal aber direkt nach Berlin. Außer an den Erbprinzen brachte er an den König und den Grafen Bismarck Briefe des Hauptes der spanischen Regentschaft, des Marschalls Prim, mit, die jene unter dem Siegel tiefsten Geheimnisses dringend um Förderung der Hohenzollern'schen Kandidatur baten.

Bei dem Könige fand er kein Gehör; Wilhelm I. hielt die spanischen Verhältnisse für allzu unsicher. Auch der Kronprinz warnte. Wirklich empfand Leopold von Hohenzollern keine Neigung, den durch eine Revolution frei gewordenen Thron eines ihm völlig fremden Volkes zu besteigen. Bismarck jedoch war entgegengesetzter Meinung. Er hoffte, so Spanien politisch und kommerziell an Deutschland zu fesseln, in jenem Lande ein Gegengewicht gegen Frankreich zu schaffen. Nach dem Tagebuche König Karls ist dieser politische, antifranzösische Standpunkt des Bundeskanzlers in der spanischen Frage nicht zu bezweifeln. An Krieg dachte dabei Niemand.

In einem großen Kronrath, am 15. März, dem der König, der Kronprinz, Fürst Anton, Leopold, Bismarck, Roon, Moltke, Schleinitz, Thile und Delbrück beiwohnten, sprachen sich sämmtliche Minister und der General für die Annahme aus, da diese eine patriotische Pflicht sei. Auch Fürst Anton neigte dazu, weil er sich seit dem Herbste des vorhergegangenen Jahres, als Kaiser Napoleon gegen die Ankündigung der hohenzollernschen Kandidatur keinen Widerspruch erhoben hatte, der Zustimmung desselben versichert hielt. Allein Prinz Leopold blieb fest bei seiner Weigerung. Auf Bismarck's Drängen wurde der jüngste Bruder, Prinz Friedrich, telegraphisch von einer italienischen Reise nach Berlin berufen; aber dieser traute sich die Fähigkeiten zu einer so schwierigen Stellung durchaus nicht zu und lehnte auf das bestimmteste ab.

Wenn Bismarck einen Plan gefaßt, hat er ihn nie leicht aufgegeben. Trotz alles bisherigen Mißerfolges erklärte er die Annahme der spanischen Krone durch einen Prinzen von Hohenzollern geradezu für eine politische Nothwendigkeit. Fürst Anton stimmte ihm bei. Preußische Emissäre wurden nach Spanien geschickt, um dort die Lage zu studiren. Indeß Mitte April ward Bismarck ernstlich unwohl und mußte in Varzin Ruhe suchen. Damit schien die Angelegenheit erledigt. „Die Sache ist abgethan,“ schreibt am 22. April 1870 Fürst Anton an Karl von Rumänien, „und die äußerst interessanten Verhandlungen können bei den Akten ruhig schlafen, bis in ferner Zukunft einmal ein Historiker die Geschichte unseres Hauses schreiben wird.“ Anfangs Mai erging die bestimmte Absage nach Madrid. Bismarck war sehr unzufrieden, schrieb aber an Prim, um ihn auf eine bessere Zukunft zu vertrösten; nur solle er fürder nicht mit der preußischen Regierung, sondern mit dem Prinzen direkt verhandeln.

Und von dieser Seite her eröffneten sich für die spanischen Wünsche günstigere Aussichten. Die Stimmung des Prinzen Leopold begann sich zu ändern, unter dem Einflusse seines Vaters, der ehrgeiziger war als er, und des Grafen Bismarck. Er meinte, man dürfe doch die spanische Nation nicht hoffnungslosem Siechthum und völliger Zerrüttung anheimgeben; auch machten des Bundeskanzlers Argumente von der patriotischen Pflicht der Annahme immer tiefern Eindruck. Die preußischen Sendlinge brachten aus Spanien hoffnungsvolle Berichte über die dort herrschende Stimmung zurück. Nur König Wilhelm blieb der ganzen Sache nach wie vor abgeneigt. Bismarck dagegen war über die Aussicht endlicher Verwirklichung der hohenzollernschen Kandidatur entzückt; er drang in den Fürsten Anton, seinen Sohn im Interesse Deutschlands zur Annahme der Krone zu bewegen. Von dem Umschwung der Lage unterrichtet, sandte Prim abermals Salazar ab, und zwar nach Sigmaringen. Er fand nunmehr freundliche Aufnahme: am 20. Juni 1870 nahm Erbprinz Leopold die Krone an, ohne vorher König Wilhelm auch nur benachrichtigt zu haben. Auf die nachträgliche Meldung mußte der greise Herrscher selbstverständlich mit einer in allgemeinen Ausdrücken gehaltenen Zustimmung antworten.

Das ist die wahre Geschichte der spanischen Thronkandidatur Leopolds von Hohenzollern. Sie war ohne Betheiligung Preußens entstanden; sie hat nie amtlich die preußische Regierung beschäftigt; sie ist ohne deren Wissen und gegen den Willen des Königs in bejahendem Sinne entschieden worden. Wahr ist, daß Graf Bismarck sie nicht veranlaßt, wohl aber nachher eifrig betrieben und gefördert hat, und zwar weil er sie den deutschen Interessen für zuträglich hielt, in einem gewissen Gegensatze zu Frankreich. Allein er konnte unmöglich voraussetzen, daß aus dieser Angelegenheit ein Krieg entstehen werde, da kein französischer Staatsmann auch nur entschieden Stellung gegen diese, seit zwanzig Monaten öffentlich besprochene Kandidatur genommen hatte. Ruhig ging König Wilhelm zur Brunnenkur nach Ems, während sich seine Minister auf Sommerurlaub zerstreuten. Niemals waren die Aussichten friedlicher gewesen.

Unbedingt friedenssehnsüchtig war auch die Stimmung Kaiser Napoleon's III. Er hatte gerade damals einen schweren Anfall seines schmerzlichen und den ganzen Organismus zerrüttenden Blasenleidens zu überstehen, das ihm jede Bewegung zur Qual machte. Die von den Aerzten angerathene Operation scheute er durchaus, da er überzeugt war, daß sie ihm den Tod bringen werde — wie das denn auch später sich bewahrheitet hat. Er durfte also an einen Krieg nicht denken. Anders freilich war sein neuer Minister des Aeußern, der Herzog von Gramont, gesinnt. Ein Gascogner von glühender Einbildungskraft und Leidenschaftlichkeit, war Gramont ein grimmiger Feind der jungen Größe Preußens. Mit Aerger und Zorn hatte er es mit angesehen, wie Frankreich bisher Schritt für Schritt vor Bismarck's überlegener Staatskunst zurückgewichen war. Er trat am 15. Mai 1870 sein Amt mit dem festen Entschlusse an, dieses kecke, anmaßende Preußen bei der ersten Gelegenheit zu demüthigen, es die Ueberlegenheit Frankreichs gründlich fühlen zu lassen. Von grenzenloser Selbstschätzung erfüllt, meinte er der Welt zeigen zu können, wie eine französische Regierung den teutonischen Emporkömmling behandeln müsse. Daß dieser vor einem kühnen Auftreten Frankreichs kläglich zurückweichen werde, stand bei ihm von vornherein fest.

Die Nachricht von der offiziellen Aufstellung der hohenzollernschen Kandidatur in Spanien (3. Juli) kam ihm gelegen, um seine Absicht sofort ins Werk zu setzen. Daß er es hier mit einer durch Preußen von langer Hand angezettelten Intrigue zur Kränkung und Schädigung Frankreichs zu thun habe, war ihm ein selbstverständlicher Glaubenssatz. „Man fühlt das,“ schrieb er in einer seiner Cirkulardepeschen. Sofort trat er mit polterndem Nachdruck auf. Nicht nur ließ er von der Berliner Regierung Aufklärung fordern, sondern er brachte auch, ohne Preußens Antwort abzuwarten, die Sache unverzüglich, am 4. Juli, in die Zeitungen, am 6. Juli vor die Abgeordnetenkammer, und zwar in so feindseliger und drohender Weise, daß sich der schon gegen Preußen erbitterten öffentlichen Meinung in Frankreich eine ungeheure Aufregung bemächtigte, die durch die extremen Bonapartisten, die klerikale Partei, die Pariser

Presse bis zum Wahnwitz gesteigert wurde. Damit erhielt aber auch Gramont die Waffen, jeden Widerstand des friedfertigen Kaisers und seines eigenen friedliebenden Kollegen, des Ministerpräsidenten Ollivier, niederzuschlagen. Er konnte also ohne Scheu auf seinem Wege weiterwandeln. Wollte er Preußen demüthigen, so durfte er offenbar nicht von der Madrider Regierung, die doch die Sache eigentlich allein anging, sondern nur von der Berliner die Zurückziehung der hohenzollernschen Kandidatur verlangen. Damit nöthigte er den preußischen Herrscher, entweder vor den Drohungen Frankreichs zurückzuweichen oder den Krieg um einer Angelegenheit willen zu beginnen, die nicht allein dem deutschen, sondern selbst dem spezifisch preußischen Interesse durchaus fremd war. Am 7. Juli stellte er also seine Forderung. Der Geschäftsträger in Berlin, Le Sourd, hatte sie der preußischen Regierung, Benedetti, der damals in Wildbad weilte, in Ems unmittelbar dem Könige Wilhelm zu überbringen.

Bismarck, der wieder in Varzin Ruhe gesucht, war über Gramont's Anmaßung und Ungestüm entrüstet. Er beauftragte Thile mit der einfachen Antwort: Preußen habe mit der Kandidatur des Hohenzollern nichts zu schaffen, die gehe nur die Person des Prinzen sowie Spanien an. Das wurde auch den Gesandten der anderen Mächte ausdrücklich erklärt. Anders handelte König Wilhelm. So schmerzlich er auch die rohen Angriffe der französischen Staatsmänner und ihrer Claque auf Preußen empfand, so lebhaft er das Benedetti zu verstehen gab, vor allem wünschte er doch den Frieden zu erhalten. Gramont aber ließ in wiederholten Depeschen an Benedetti keinen Zweifel darüber, daß er von dem preußischen Herrscher reumüthigen Rückzug verlange, sonst den Krieg entfesseln werde. Am 10. Juli sandte also Wilhelm I. den Obersten Strantz an den Fürsten Hohenzollern, um diesen zu überzeugen, daß er seinen Sohn Leopold zum Rücktritt veranlassen müsse. Am 12. Juli sprach Fürst Anton denselben aus, in Depeschen an Marschall Prim und an den spanischen Botschafter in Paris, Olózaga. Schon am Tage vorher hatte der König, dem Drängen Benedetti's gegenüber, angedeutet, daß er die Entsagung Leopolds angerathen habe und sie sicher erwarte. Er hatte demnach diese Maßregel, zwar nicht offiziell, aber doch thatsächlich herbeigeführt, er hatte das Verlangen Gramont's erfüllt. Der Friede schien gesichert, allerdings um den Preis einer argen Demüthigung Preußens, das vor den Drohungen und Befehlen Frankreichs zurückgewichen war. Die öffentliche Meinung in Deutschland fühlte das mit Bekümmerniß; Bismarck, dessen Meinung der König bei der überstürzenden Eile der Ereignisse gar nicht eingeholt hatte, war entschlossen, sofort seine Entlassung zu fordern.

Kaiser Napoleon aber frohlockte. Er ließ nach Wien und Turin melden, daß von Krieg keine Rede mehr sein könne. Am 12. Juli, um 2 Uhr Nachmittags, hatte Nigra bei ihm Audienz. Der italienische Botschafter beglückwünschte den Kaiser zu dem glänzenden Erfolge: „Preußen gibt nach", sagte er, „es gibt der stolzen Aufforderung des Herzogs von Gramont nach. Das ist für Frankreich ein großer moralischer Sieg, um so werthvoller, als er ohne Blutvergießen errungen ist." Nun werde doch, fügte er hinzu, der Friede sicher gewahrt bleiben. „Jawohl", antwortete Napoleon, „es ist Friede. Ich erkenne an, daß der Verzicht des Prinzen von Hohenzollern eine genügende Lösung ist und jeden Vorwand zum Kriege beseitigt, wenigstens für den Augenblick."

Wer hätte glauben können, daß nach so bestimmten Erklärungen des Staatsoberhauptes weder die tosende Kriegspartei in Paris noch der dünkelhafte Gramont sich mit diesem Ausgange des von ihnen angeregten Streites zufrieden gaben. Der Minister meinte, die Demüthigung Preußens, die bisher so glänzend gelungen war, bis aufs äußerste durchführen zu sollen. Ollivier's Widerstand wurde durch den Lärm der Gassen und der Kammer leicht gebrochen; nach längerem Sträuben mußte auch der kranke und willensschwache Napoleon dem Andrang der leitenden Minister, der Kammerrechten, der Hofgesellschaft, der Radikalen und der Pariser Presse weichen. Vergebens mahnten die befreundeten Höfe, beschworen sie die französische Regierung, die Komplikationen nicht zu überstürzen, den zu gewinnenden Zeit zur leicht möglichen Lösung der Frage zu verwenden; Gramont, der die Hindernisse daheim besiegt hatte, ließ sich durch die Ermahnungen des Auslandes nicht auf seiner vermeintlichen Siegesbahn aufhalten. Noch am Abend des 12. Juli durfte er die neue, unerhörte Forderung auftischen, der König von Preußen müsse an den französischen Kaiser ein Entschuldigungsschreiben richten, in dem er erkläre, sich in Zukunft eine Kandidatur des Prinzen Leopold auf den spanischen Thron niemals gestatten zu wollen.

Eine solche reuevolle Unterwerfung hätte die moralische Vernichtung der preußischen Regierung, ihre Entehrung, den Verzicht auf die leitende Rolle in Deutschland bedeutet. In Frankreich zollte die von Gramont selbst erregte öffentliche Stimme dem kecken Unternehmen lauten Beifall. Nicht mit Unrecht hat der berühmte französische Publizist John Lemoinne gesagt: „Ganz Frankreich, alle Welt in Frankreich hat den Krieg gewollt". Freilich war dieser Wille von Gramont künstlich aufgestachelt und bestimmt worden.

Die neue Herausforderung war selbst der versöhnlichen Gesinnung Wilhelms I zu stark: er lehnte sie bestimmt ab, verhandelte aber dabei mit Benedetti ganz freundschaftlich; und wenn er sich schließlich weigerte, über die ihm abgeforderte Erklärung noch weiter persönlich zu negociren, so wies er doch den Botschafter darüber an die königliche Staatsregierung.

Graf Bismarck jedoch war in viel thatkräftigerer Stimmung. Die abermalige unerhörte Zumuthung Frankreichs erfüllte ihn mit grimmer Freude: nun hatte sich Gramont derart ins Unrecht gesetzt, daß ganz Europa Preußen zustimmen mußte, wenn dieses Genugthuung verlangte und, wurde solche versagt, auch den Krieg nicht scheute, dessen für Preußen glücklicher Ausgang dem Kanzler nicht zweifelhaft war. Wie wir das in diesen Blättern auf Grund der Aussagen des Lord Loftus und des Fürsten Gortschakoff schon dargethan haben,*) war Bismarck von diesem Augenblicke an entschlossen, den offenbar unvermeidlichen Krieg mit Frankreich sofort herbeizuführen, und zwar aus doppeltem Grunde: einmal um nicht durch weiteres Zurückweichen das Ansehen und den Einfluß Preußens in Deutschland zu verringern, zweitens weil er nicht hoffen durfte, in einem zukünftigen Zwiste die öffentliche Meinung der ganzen Welt so durchaus auf seiner Seite zu haben, wie es bei dem damaligen Streite der Fall war. Er traf sofort die nothwendigen Maßregeln. Zunächst kürzte er die Depesche aus Ems, in der ihn der König von den letzten dortigen Vorgängen unterrichten ließ, derart ab, daß man glauben mußte, der Herrscher habe überhaupt jeden Verkehr mit dem französischen Botschafter abgebrochen. Es war dies freilich keine Fälschung, aber doch eine Verstümmelung, die dem König gerade das Gegentheil von dem sagen ließ, was er hatte sagen wollen. Roon und Moltke stimmten einig der Abänderung des Telegramms zu, dem nun in dieser neuen Form die größtmögliche offizielle und nichtamtliche Verbreitung gegeben wurde. Der Kanzler und die beiden Generale sahen voraus, daß diese Veröffentlichung und zumal die Mittheilung an alle europäischen Höfe die schon so leidenschaftlich erregten Franzosen zum Kriege reizen werde. Um den Eindruck noch zu verschärfen, berief Bismarck den deutschen Botschafter in Paris, Werther, unverzüglich ab, weil dieser sich dazu hergegeben hatte, die unverschämte Forderung Gramont's nach Ems zu übermitteln (13. Juli). Ganz Deutschland stimmte jubelnd diesem energischen Auftreten zu, das es von der lähmenden Furcht schmählicher Nachgiebigkeit erlöste.

Als die französische Regierung sich so unmittelbar vor die Entscheidung gestellt sah, verlor sie den Muth. Zwar der Kriegsminister Marschall Leboeuf sowie Gramont drangen auf sofortige kriegerische Maßregeln; allein in den

*) „Nation", Jahrg. 1894, S. 551 f.

t 14. Juli Mittags versammelten Ministerrathe konnten nur den Befehl zur Mobilmachung durchsetzen, während : Kaiser, von Ollivier unterstützt, dem Versuche einer Aus- 3nung das Wort redete und schließlich mit dem Vorschlage 1es europäischen Kongresses zur grundsätzlichen Beseiti- ng der Frage durchdrang. Als sich um sechs Uhr Abends, ch dem Ende des Ministerrathes, der Kaiser zum Diner gab, sagte er fröhlich zu den dabei anwesenden Offizieren: 'acken Sie nur wieder aus, denn Gott sei Dank, der iede ist gesichert." Nach Tische hatte er sich kaum in n Kabinet zurückgezogen, als Gramont und Jerome roid, der Führer der parlamentarischen Rechten, bei ihm rsprachen. Bald darauf ließ er die Kaiserin zu sich rufen. s er wieder im Gesellschaftssaale erschien, war er todten- eich, mit erschlafften Zügen: der Krieg war entschieden. ie offizielle Bekanntmachung der verkürzten Emser Depesche die fremden Höfe hatte ihre Wirkung gethan: sie erschien s eine absichtliche Herausforderung Frankreichs. Nigra gt in seinen Denkwürdigkeiten ausdrücklich: seiner Ueber- 1gung nach hätten nicht die Vorgänge in Ems selber, ıdern „die rauhe Konzision des Telegraphen" in deren ttlicher Schilderung die unmittelbare Kriegserklärung von iten Frankreichs herbeigeführt. Man bedrohte den Kaiser t dem sofortigen Sturze seiner Dynastie, wenn er nicht nationale Ehre wahre. Der um 10 Uhr wieder einbe- fene Ministerrath beschloß, trotz schüchterner Einreden des nmächtigen Kaisers, die Kriegserklärung, die dann am chsten Tage dem Senat und der Kammer mitgetheilt irde und dort, abgesehen von der Opposition eines kleinen iufleins besonnener Abgeordneten, frenetischen Jubel ent- felte. Nun erst traf man auch in Preußen die erforder- hen militärischen Maßregeln.

Ganz Europa mißbilligte das Auftreten der französ- chen Regierung. Unparteiische und wohl unterrichtete taatsmänner, wie der englische Diplomat Loftus, die italie- schen Minister Lanza und Sella, erkannten vollkommen , daß in Wahrheit Preußen der beleidigte, Frankreich der rausfordernde Theil sei. Damit war die Isolirung dieses taates entschieden. Der italienische Minister des Aeußern, sconti-Venosta, gab auf das Gesuch Gramont's um Bei- je die vielsagende Antwort: Italien wolle nur den Frieden. ich der unglückliche Kaiser der Franzosen hegte keinen an- ren Wunsch. Er sprach prophetischer Weise gegen Vitz- um seine Besorgniß aus, von den deutschen Massen über- nnt zu werden, und bat um Aufstellung eines österreichi- 1en Beobachtungskorps in Böhmen, damit dort ein Theil s preußischen Heeres festgehalten werde. Als aber Vitz- um ihm jede Hoffnung auf ein solches Vorgehen Oester- ichs benahm und ihm dafür dessen Vermittlung im Interesse s Friedens zu Gebote stellte, da klammerte sich der kranke errscher voll Freude an solche Verheißung. Seine eigenen linister verwarfen geringschätzig die Kongreßidee: so beauf- agte er den österreichischen Diplomaten förmlich, in seinem, s Kaisers, Namen Franz Joseph um Einberufung eines ropäischen Kongresses zur Regelung des Zwistes anzu- hen.

Das war die Stimmung, in der Napoleon III. sein eer in den Kampf führte. Denn zu einer Friedensvermitt- ng war es nun zu spät.

Kein Zweifel, Bismarck hat zuletzt den Ausbruch des ampfes beschleunigt — aber nur, als dieser durch die ganz ıbegründeten und beispiellosen Beleidigungen, die die von ramont geleitete französische Regierung im Angesichte der belt gegen Preußen und dessen greisen Herrscher geschleudert itte, unvermeidlich geworden war. „Wenn die französische egierung", sagte noch am 20. Juli 1870 der Bundeskanzler m englischen Botschafter Lord Loftus, „sich mit freund- chen Worten an uns gewendet hätte, würde ich froh ge- esen sein, dem Kaiser einen Dienst leisten und so unseren Bunsch guter Nachbarschaft darthun zu können, denn ich abe ein größeres Interesse daran, mit Frankreich in guten eziehungen zu stehen, als für Spanien zu sorgen." Und ß dies nicht leere Worte, eine nachträgliche captatio benevo- ntiae waren, das wird durch Bismarck's Haltung in der luxemburger Frage bewiesen, wo er fast allein dem kriege- rischen Drängen der Militärs, der Politiker, ja der öffent- lichen Meinung Deutschlands widerstanden und durch Auf- gabe eines Stückes deutschen Bodens den Frieden gewahrt hatte. Schmähliche Demüthigung für Preußen und damit Verhinderung der deutschen Einheit, oder Krieg — das war Gramont's und seiner Anhänger Programm gewesen; noch heute wird ganz Deutschland davon überzeugt sein, daß Bismarck im Rechte war, als er den Krieg wählte.

M. Philippson.

Mariaberg.

Die tiefe und berechtigte Erregung, welche die Vorgänge im Alexianerkloster in Mariaberg in allen Schichten der Bevölkerung hervorgerufen hatte, scheint, nachdem jene Gegenstand der Verhandlung in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 25. Juni 1895 gewesen sind, einem gewissen Gefühl der Beruhigung Platz gemacht zu haben.

Dem verletzten Rechtsgefühl wird nach der Erklärung des Herrn Ministers Dr. Bosse Genüge geschehen, „es wird, was an Schuld da vorliegt, nicht nur nicht ungerügt, sondern auch nicht ungesühnt bleiben." Auf der anderen Seite aber soll Vorsorge getroffen werden, daß in Zukunft ähnliche Vorkommnisse in den Privatirrenanstalten unmöglich wieder vorkommen können, es soll eine Besuchskommission für dieselben geschaffen werden, welche aus dem Regierungsmedizinalrath, aus einem anderen administrativen Mitglied der Regierung und einem Psychiater bestehen soll. Diese Besuchskommission — es sollen 22 derartige für die ganze Monarchie gebildet werden — soll künftig alljährlich einmal auf das Gründlichste die Revision der Anstalten vornehmen.*)

Ausdrücklich ist von dem Herrn Minister hervorgehoben worden, daß die Aufnahme in die Irrenanstalt nicht erschwert werden soll, daß es bei der vorläufigen Aufnahme wie bis jetzt bleiben soll, daß aber unmittelbar nach der Aufnahme eine Kontrole eingeführt werden soll durch eine unbetheiligte Instanz, die dafür die Garantie bietet, daß nicht etwa ein Nichtkranker in die Anstalt kommt.

Es fragt sich, wie weit diese Erklärungen vom Regierungstische aus geeignet sind, den hervorgetretenen Uebeln für die Zukunft vorzubeugen.

Was zuerst die von mancher Seite geforderte Erschwerung der Aufnahme in eine Irrenanstalt anbetrifft, so ist anzuerkennen, daß sowohl der Minister wie die Abgeordneten Dr. Sattler, Graf zu Limburg-Stirum und Rickert in richtiger Würdigung der thatsächlichen Verhältnisse eine Erschwerung der Aufnahme in eine Irrenanstalt zurückgewiesen haben. Mit Recht ist hervorgehoben worden, daß der Heilzweck der Anstalten, daß die öffentliche Sicherheit durch ein schwieriges und langwieriges Aufnahmeverfahren gefährdet werden kann, es kann dem hinzugefügt werden, daß in einer Reihe von Fällen eine solche Erschwerung den Selbstmord des Kranken begünstigen, in einer anderen Reihe von Fällen eine Grausamkeit gegen den Kranken selbst ist. Eine Anzahl von Geisteskranken, besonders Melancholiker, haben die Wahnvorstellung, schwere Missethaten begangen zu haben, fürchten dafür schwere Strafen erleiden zu müssen, ins Gefängniß abgeführt zu werden u. s. w. Unterwirft man solche Kranke vor der Aufnahme in eine Anstalt einem peinlichen Verhör, vielleicht gar unter Mitwirkung der Polizei, wie es von mancher Seite verlangt wird, so vollzieht man eine geistige Tortur an dem Kranken, welche kaum schmerzloser ist für denselben als die körperliche, welcher Kranke im Alexianerkloster ausgesetzt waren.

*) An Diäten und Reisekosten für die Psychiater sollen zu diesem Zwecke 8000 Mark in den nächsten Etat gestellt werden.

In einer anderen Reihe von Fällen wird sich der Kranke einem die Aufnahme vorbereitenden komplizirteren Verfahren zu entziehen wissen und dadurch den Angehörigen große Angst, sich selbst schweren Schaden zufügen können.

Je geringer demnach die Schwierigkeiten sein dürfen, welche der Aufnahme in eine Irrenanstalt entgegenstehen, um so schärfer muß die staatliche Kontrole sein, welche nicht bloß unmittelbar nach der Aufnahme des Kranken, sondern auch während der ganzen Dauer des Aufenthalts desselben in der Irrenanstalt stattzufinden hat. Dem Recht der Freiheitsberaubung durch den Direktor der Irrenanstalt muß als nothwendiges Korrelat eine Garantie zur Seite stehen, daß jenes Recht nicht gemißbraucht wird.

Der Herr Minister sieht im Wesentlichen diese Garantie in der Thätigkeit der oben erwähnten Besuchskommissionen.

Mir scheint dieselbe in der von ihm mitgetheilten Form nicht genügend.

Es gibt allerdings Privatirrenanstalten mit einer kleinen Zahl von Kranken, in denen der Bestand im Laufe eines Jahres sich wenig ändert. Für diese wird eine jährliche Revision durchaus genügen. Es gibt aber eine größere Zahl von Privatirrenanstalten mit einem großen Wechsel der Kranken, mit einer Aufnahme von 100—200 neuen Kranken in einem Jahre, von denen der größte Theil nur eine Anzahl von Monaten in der Anstalt bleibt. Das, was die Revisoren bei ihren jährlich nur einmal wiederholten Besuchen finden, ist demnach nur ein gewisser Bruchtheil der Kranken, welche durch die Anstalt gegangen sind. Den größten Theil der Revidirten wird ein gewisser Stamm bilden, den jede Anstalt hat und der Jahrelang, zuweilen Decennien lang in derselben verweilt. Soll demnach die Revision nicht schließlich zu einer Scheinkontrole herabsinken, so wird es durchaus erforderlich sein, dieselbe öfter zu wiederholen, in manchen Anstalten dürfte eine vierteljährige Revision nothwendig sein. Auf der andern Seite werden aber auch die hygienischen Verhältnisse, welche die betreffende Besuchskommission zu untersuchen hat, in den verschiedenen Anstalten so verschieden sein, daß bei der einen vielleicht die jährliche Revision ausreichend, bei der andern dagegen dieselbe völlig ungenügend erscheint.

Unter diesen Umständen halte ich es für durchaus nothwendig, daß das Regulatio für jene Besuchskommissionen in der Weise gefaßt wird, daß diesen Kommissionen selbst die Bestimmung überlassen bleibt, wie oft sie die einzelne Anstalt ihres Bezirks im Jahre revidiren wollen. Die Kommission übernimmt damit auch die Verantwortlichkeit einer dauernden Kontrole, welche ihr bei der nur alljährlich einmal gestatteten Revision nicht auferlegt werden kann.

Ist diese Forderung aber berechtigt, dann muß von vornherein jene Summe von 8000 Mark pro Jahr als zu niedrig erachtet werden. Es darf hier nicht mit den Mitteln gegeizt werden, und würde nur, bei einer Einstellung einer Summe von mindestens 40 000 Mark in den Etat den Besuchskommissionen von vornherein gesagt sein, daß an dem Mangel von Diäten und Reisekosten nicht die Ausübung der von ihnen geforderten Kontrole scheitern soll.

Ich hatte in einem Aufsatz der Deutschen medizinischen Wochenschrift im Jahre 1892 (Nr. 36) für jene staatliche Aufsichtsbehörde erstens einen Irrenarzt, zweitens den Kreisphysikus des Bezirkes, drittens einen Juristen, sei es einen Richter oder einen Beamten der Staatsanwaltschaft vorgeschlagen. Der Irrenarzt ist von der Regierung acceptirt und damit, daß statt des Kreisphysikus der Regierungsmedizinalrath gesetzt ist, wird man sich ohne Weiteres einverstanden erklären können.

Dagegen scheint mir, daß „das administrative Mitglied der Regierung“ kein glücklicher Ersatz für den Juristen ist.

Soweit administrative Fragen bei der Revision in Betracht kommen, dürfte der Regierungsmedizinalrath wohl geeignet sein, dieselben mit zu vertreten. Dagegen halte ich die Zuziehung eines Juristen, welcher in der praktischen Ausübung von Rechtsfragen steht, viel wichtiger und geeignet, gewisse juristische Fragen, welche sich bei der Kontrole einer Irrenanstalt ergeben, mit zur Entscheidung zu bringen. Dazu würden Fragen gehören, ob in einem gewissen Falle unter Berücksichtigung der persönlichen Verhältnisse eines Kranken eine Pflegschaft oder eine Entmündigung herbeizuführen sei, ob der betreffende Kranke eine Vollmacht, ein Testament in der Irrenanstalt ausstellen darf u. s. w.

Es ist allerdings nach den Ausführungen des Herrn Ministers die Frage erörtert worden, ob nicht für den Kranken, der sich in der Irrenanstalt befindet, ein rechtlicher Vertreter, der sein Interesse bei den Behörden, in der Anstalt, kurz nach allen Richtungen hin wahrnimmt, geschaffen werden soll. Für die Entmündigten existirt ja jetzt bereits ein solcher Vertreter in dem Vormund. Ein neuer Vertreter nach dieser Richtung hin für die Nichtentmündigten würde eine neue Instanz schaffen, welche neben der schon betheiligten Polizeibehörde des Wohnorts des Kranken, neben dem schon jetzt mitthätigen Staatsanwalt und endlich neben der zu schaffenden Besuchskommission meiner Ansicht nach die Dinge unnöthig kompliziren würde. Ueben die Besuchskommissionen nach meinem Vorschlage eine wirklich dauernde Kontrole aus und befindet sich in deren Mitte ein Jurist, so wird die Kommission ohne Schwierigkeiten die Funktionen jenes Vertreters mit übernehmen können und dadurch noch in einen lebhafteren und der Beaufsichtigung nützlichen Kontakt mit den unter ihrer Kontrole stehenden Kranken kommen.

In den Erklärungen des Ministers vermisse ich weiter eine Angabe darüber, wie die Kontrole den öffentlichen Anstalten gegenüber stattfinden soll.

Derselbe sagt zwar ausdrücklich, daß er für den Staat auch hier das Recht der Aufsicht in Anspruch nehme. „Auch sie bedürfen der Revision, und der Staat hat die Verpflichtung, sie vorzunehmen und die Verantwortung dafür, daß alles ordentlich und ehrlich zugeht.“ Auch der Abgeordnete Spahn wie der Abgeordnete von Pappenheim-Liebenau verlangten eine solche Kontrole. Ich bin der Ansicht, daß die Besuchskommissionen auch für öffentliche Anstalten erforderlich sind, wenn man sich auf den prinzipiellen Standpunkt stellt, daß die Beraubung der persönlichen Freiheit eines Menschen nur unter der strengen Kontrole seitens des Staates erfolgen darf. Von diesem prinzipiellen Standpunkt aus ist es ganz gleichgültig, ob die Beraubung der Freiheit in einer Privatirrenanstalt oder einer öffentlichen Irrenanstalt erfolgt und ob man dort eine größere, hier eine geringere Wahrscheinlichkeit voraussetzt, daß ein Verbrechen ausgeführt werden könnte.

Es dürfte demnach noch eine weitere Ausführung der Bestimmungen in Bezug auf die Kontrole für die öffentlichen Irrenanstalten durch die erwähnten Besuchskommissionen zu erwarten sein.

Wenn ich im Vorstehenden an die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses anknüpfend die Postulate für die Zukunft präcisirt habe, so darf doch bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß in jenen Verhandlungen die eigentliche Ursache, durch welche die Zustände in Mariaberg überhaupt möglich waren, kaum oder nur flüchtig berührt worden sind. Liegt doch aber gerade in der Beseitigung der Ursachen vor allem andern die Verhütung eines Uebels in der Zukunft.

Zu diesen Ursachen rechne ich in erster Reihe die Thatsache, daß in unserem Lande die Leitung von Krankenanstalten, speziell auch von Irrenanstalten, durch Nichtärzte möglich ist. Was würde wohl der preußische Kriegsminister sagen, wenn man ihm zumuthen wollte, die Ausbildung und Führung eines Regiments einem Arzte zu übergeben. Nichts anderes ist es, wenn man einem Geistlichen die Leitung eines Krankenhauses übergibt.

Es soll gar nicht bezweifelt werden, daß es wenigstens ein Theil der Alexianerbrüder mit ihrem Gelübde für den Krankendienst ernst genommen hat, aber das Gelübde allein bringt oder ersetzt nicht jene Kenntnisse, welche erforderlich sind, auch nur um einen Geisteskranken in gehöriger Weise zu

arten, und wird es um so weniger ersetzen, wenn eine : Anleitung und Aufsicht durch einen im Irrenwesen hrenen Arzt fehlt.

Man hat in Bezug auf die in jenem Prozeß hervor-etenen Aerzte allerdings auch den nicht unberechtigten :wurf erhoben, daß sie ebenfalls von den Geisteskrank-en wenig verstehen, und auch bei den obenerwähnten handlungen im Abgeordnetenhause ist die Forderung ähnt worden, unter die Prüfungsgegenstände für medizinische Staatsexamen die Psychiatrie aufzunehmen. selbst habe bereits in der Versammlung des Vereins deutschen Irrenärzte im Jahre 1874 einen dahin-enden Antrag an den preußischen Minister formulirt, cher in jener Versammlung einstimmige Annahme fand,) ich halte selbstverständlich auch heute noch an jener rderung fest. Auf der anderen Seite aber ist es für die-igen, welche amtlich psychiatrische Dinge zu begutachten)en, nicht genug mit dem Besuch einer psychiatrischen nik und einem Examen in der Psychiatrie. Für all diese zte und damit speziell für die Kreisphysici, erscheint ein jähriger Dienst in einer Irrenanstalt erforderlich. Denn r durch den täglichen Umgang mit den Kranken erreicht ın jene Erfahrung, welche zu einer amtlichen Thätigkeit bedingt nöthig ist. Die Mängel nach dieser Richtung ı haben die Gerichtsverhandlungen in Aachen auf das :utlichste gezeigt.

Eine zweite sehr erhebliche Ursache für jene Zustände Alexianerklaster liegt darin, daß die Anstalt nicht bloß :ivatkranke, sondern eine graße Zahl von Kranken hatte, :lche ihr von der Provinz auf deren Kosten zur Ver-legung übergeben waren.

Das Privatirrenanstaltswesen in Preußen hat bis zu m Zeitpunkte eine sehr günstige Entwicklung genommen, s die Privatanstalten von den Kammunalverbänden benutzt urden, öffentliche Kranke für einen bestimmten Satz auf-nehmen, welcher im Verhältniß zu dem, welchen die Privat-tienten zahlten, sehr niedrig war. Mit der Aufnahme dieser ranken in die Privatirrenanstalten kam ein Geschäftsgeist dieselben hinein, welcher unzweifelhaft nicht günstig auf e weitere Entwicklung wirkte. Die überwiesenen Kranken aren fast durchgehends unheilbare, die heilbaren, wie die-nigen, die ein wissenschaftliches Interesse boten, wurden den öffentlichen Irrenanstalten zurückbehalten, Sektionen, elche die Wissenschaft hätten fördern können, wurden in :n Privatanstalten kaum gemacht, und so bestand denn n unverhälnißmäßig großer Theil des Interesses an dem ranken in der Summe, welche für ihn gezahlt wurde.

Dazu kam, daß die Zahl der einer Anstalt über-iesenen Kranken zuweilen Hunderte betrug, und einer solch raßen Zahl gegenüber konnte der Apparat einer privaten eitung nicht genügen.

Ich gebe denn auch der Provinzialverwaltung der Rheinprovinz mit die Schuld, daß sie durch die Ueberweisung iner unverhältnißmäßig großen Zahl von Geisteskranken n Privatanstalten den Boden für jene schlimmen Zustände eschaffen hat. Nachdem dieselbe zuerst ausgezeichnete öffent-iche Anstalten geschaffen hatte, überließ sie die weitere intwicklung des Irrenwesens der privaten Thätigkeit und ach einer mir vorliegenden Statistik befanden sich am . Oktober 1893 in den Provinzialirrenanstalten der Rhein-raoinz 2554 Kranke, während in Privatirrenanstalten auf kosten der Provinz 2350 untergebracht waren.

Auch der Stadt Berlin, welche zwei nach jeder Rich-ung hin vorzügliche öffentliche Anstalten besitzt, kann der Barwurf nicht erspart werden, daß sie die Wege der Rhein-rovinz geht. Die beiden Anstalten sind voll, gegen 700 Kranke sind bereits in Privatirrenanstalten auf Rechnung)er Stadt untergebracht und trotzdem ist der Bau einer neuen Anstalt, deren Herstellung selbstverständlich viele Jahre in Anspruch nehmen wird, noch nicht beschlossen, während die Zahl der Geisteskranken, für welche die Stadt zu sorgen hat, täglich zunimmt.

Es kann der Staatsregierung der Vorwurf nicht er-spart werden, daß sie von ihrem Aufsichtsrecht den Provinzial-verwaltungen gegenüber in dem Irrenwesen nicht denjenigen Gebrauch gemacht hat, welcher Vorkommnissen, wie denen im Alexianerkloster hätte vorbeugen können und es ist zu verlangen, daß sie künftig jenes Aufsichtsrecht in kräftigerer Weise wahrnimmt.

Ich kann diese Betrachtungen nicht schließen, ohne nicht mit einem Worte auf den Fall de Jonge zurückzu-kammen, über welchen sich, wie noch die letzten Verhand-lungen im Abgeordnetenhause gezeigt haben, eine förmliche Legende gebildet hat. Ich habe seiner Zeit auf Erfordern der ersten Strafkammer des Königlichen Landgerichts I in Berlin auf Grund eines ausgedehnten Aktenmaterials mit einer großen Zahl von Schriftstücken, welche von Herrn de Jonge selbst verfaßt waren, ein Gutachten dahin abge-geben, daß derselbe geisteskrank war (ihn selbst konnte ich nicht untersuchen, da er sich trotz vielfacher Bemühungen meinerseits dieser Untersuchung entzog).*) Dieses Gutachten wurde dann in vielstündiger Verhandlung vor jener Straf-kammer in Gegenwart des Herrn de Jonge verlesen, und der Gerichtshof kam auf Grund nicht allein meines Gut-achtens, sondern auf Grund der persönlichen Vernehmung zu der Ueberzeugung, daß Herr de Jonge geisteskrank sei und erklärte ihn deshalb für verhandlungsunfähig. Das Reichsgericht, dem die Sache dann vorgelegen, hielt ihn nicht nur für verhandlungsunfähig, sandern auch für geistes-krank zur Zeit der Begehung der Handlung, wegen welcher er angeklagt war. Die wissenschaftliche Deputation des Ministeriums für Medizinalangelegenheiten hat sich nach offizi-ösen Mittheilungen ebenfalls jenem Gutachten angeschlossen. Wenn trotzdem Herr von Hammerstein und seine Anhänger daran festhalten, daß Herr de Jonge geistesgesund ist und war, so mag dem gegenüber bemerkt werden, daß Herr von Hammer-stein wahl zu manchem fähig ist, was andere zu leisten nicht im Stande sind, daß aber wohl seine bisherigen psychia-trischen Leistungen nicht annehmen lassen, daß er auch auf diesem Gebiete unübertroffene Fähigkeiten besitzt.

E. Mendel.

Der Kampf um die Schule in Belgien.

Das Ministerium hat der Repräsentantenkammer so-eben den Entwurf zu einem organischen Gesetz über den Elementarunterricht vorgelegt. Die Diskussion darüber wird am 16. Juli beginnen. Die Schulfrage, die seit mehr als einem halben Jahrhundert in Belgien ebenso sehr und vielleicht noch mehr als in andern Ländern zu leidenschaft-lichen Kämpfen Anlaß gegeben hat, tritt für die Männer der Politik wie der Wissenschaft aufs Neue in den Varder-grund des sorgenden Interesses. Dies scheint der geeignete Augenblick, um das wechselnde Schicksal unseres belgischen Elementarunterrichts in den letzten fünfzig Jahren, seine gegenwärtige Lage, seine nächste Zukunft kurz zu kenn-zeichnen.

* * *

Das Gesetz, welches in unserem Parlament sicherlich demnächst zur Annahme gelangt, wird das vierte organische Gesetz über den Elementarunterricht sein. In den Jahren 1842, 1879 und 1884 haben sich unsere Gesetzgeber bereits an der Lösung der Schulfrage versucht, vor welcher sie heute wiederum stehen. Es gehört nicht in meinen Plan, diese drei Gesetze — ebenso wenig wie den gegenwärtig vorliegen-den Entwurf — im Einzelnen zu analysiren; ich will nur die allgemeinen Bestimmungen hervorheben, die sie über

*) Einzelne Zeitungen konnten nicht begreifen, daß man auch ohne persönliche Untersuchung Jemanden für geisteskrank erklären kann, wenn genügendes Material vorliegt. Es sei dabei nur darauf hingewiesen, daß in einer recht großen Zahl von Fällen der Sachverständige die Frage beantworten muß, ob ein Verstorbener zur Zeit der Errichtung eines Testaments oder einer anderen Rechtshandlung geisteskrank war.

die beiden Hauptfragen in Sachen des Elementarunterrichts getroffen haben: über das System der finanziellen Beisteuer zu den Lasten der Schule und über die Stellung des Religionsunterrichts in der Schule. Beides hängt, wie sich ergeben wird, eng mit einander zusammen. Welche Schulen haben ein Anrecht auf finanzielle Unterstützung durch den Staat, die Provinzen und die Gemeinden? Soll der Religionsunterricht in der Schule ertheilt werden und unter welchen Bedingungen? Das sind die beiden Punkte, die in allen europäischen Schulgesetzgebungen stark hervortreten, die beiden Probleme, welche das belgische Parlament schon dreimal versucht hat zu lösen, und, je nachdem die Majorität den Liberalen oder den Klerikalen gehörte, auf sehr verschiedene Weise geregelt hat.

* * *

Das Gesetz vom Jahre 1842 verpflichtete im Prinzip jede Gemeinde, wenigstens eine Elementarschule zu halten. Doch konnte den sehr kleinen Gemeinden gestattet werden, sich zur Gründung und Unterhaltung dieser einen Schule zusammenzuthun. Ferner konnte die Regierung die Gemeinden von der Verpflichtung entbinden, eine Schule einzurichten, wenn durch die Privatschulen der Gegend für den Unterricht genügend gesorgt war. Endlich, und dies war eine der wichtigsten Eigenheiten dieses Gesetzes: es konnten diejenigen Gemeinden, die zu groß waren, um von der ersten Vergünstigung Nutzen zu ziehen, und die doch nicht derart mit Privatschulen versehen waren, daß sie sich auf die zweite hätten berufen können, dennoch die Kosten der Neubegründung einer Schule vermeiden; sie durften zu diesem Zwecke eine in ihrem Bezirk bereits vorhandene Privatschule übernehmen.

Andererseits war der Unterricht in der Religion und Moral obligatorisch in das Programm des Elementarunterrichts aufgenommen und wurde ertheilt unter der Leitung der Geistlichen derjenigen Konfession, welcher die Mehrzahl der Schüler der Anstalt angehörte. Die Schüler der Minderzahl waren von der Theilnahme an diesen Stunden befreit. Den Unterricht in der Religion und Moral überwachten die kirchlichen Behörden durch ihre Beauftragten, die zur Erfüllung ihrer Mission jederzeit Zutritt in die Schule hatten. Die für die elementare Unterweisung in der Moral und Religion bestimmten Bücher wurden einzig und allein von den kirchlichen Behörden geprüft.

Die Kosten des Elementarunterrichts fielen in erster Linie den Gemeinden zu. Die Provinzen und der Staat gewährten ihnen Unterstützung im Verhältniß zu den Lasten, welche die Gemeinden selber trugen. Aber die Hilfe aus öffentlichen Mitteln konnte nur solchen Schulen zu Theil werden, die unter der Aufsicht der staatlichen Inspektoren standen und das gesetzmäßige Programm beobachteten.

Der Geist des Gesetzes von 1842 ist leicht zu fassen. Als das Werk der katholischen Partei begünstigte es den konfessionellen katholischen Unterricht in hervorragender Weise. Die Gemeinden durften Privatschulen übernehmen; sie hatten ein Interesse daran, es zu thun, um nicht zuviel für eine Neugründung ausgeben zu müssen. Was für Privatschulen waren das nun? Katholische Schulen, die häufig von Geistlichen geleitet waren. Andererseits war der Religionsunterricht obligatorisch. Was für ein Religionsunterricht? Derjenige, welcher der am stärksten vertretenen Konfession entsprach, d. h. der katholischen. Die protestantischen und israelitischen Kinder hatten in der Schule keinen Anspruch auf Unterweisung in ihrem eigenen Glauben. Zudem räumte das Recht, jederzeit in die Schule einzudringen und die für den Moral- und Religionsunterricht bestimmten Bücher zu billigen oder abzulehnen, der katholischen Geistlichkeit eine vorherrschende Stellung in der Schule ein. Endlich hatten nur solche Schulen, in denen die katholische Geistlichkeit den Religionsunterrichtung ertheilte, ein Anrecht auf Unterstützung aus öffentlichen Mitteln.

In Summa, das Gesetz von 1842 gab dem öffentlichen Elementarunterricht ein deutlich konfessionelles, und, mehr noch, katholisches Gepräge. Im Jahr 1845 besaß das ... 3431 Schulen unter staatlicher Aufsicht, darunter 2... munale und 1081 private (katholische), die ersteren ... 218 000, die letzteren mit 108 000 Kindern. Im Jahr ... war die Zahl der Kommunalschulen 4376 mit ... Schülern. Die Zahl der Privatschulen hatte stark ab... nommen; es gab ihrer nur noch 463 mit 70 000 Schü... Zum größesten Theile waren diese Schulen in Komm... schulen umgewandelt worden.

* * *

Sofort nach seiner Veröffentlichung wurde das ... von 1842 von Seiten der liberalen Partei lebhaft ... griffen, welche auf ihrem großen Parteitag im Jahr ... die Organisation eines öffentlichen Unterrichts unter ... schließlicher Leitung der Staatsgewalt verlangte. Doch ... flossen siebenunddreißig Jahre, ehe das bestehende S... gesetz einer Revision unterzogen wurde. Im Jahr ... gab die liberale Mehrheit des Parlaments dem Lande ... zweites organisches Gesetz über den Elementarunt... Dasselbe war, wie wir sehen werden, aus einem Geist ... sprungen, der zu dem Geist des Gesetzes von 1842 in schar... Gegensatz stand.

Jede Gemeinde, mit Ausnahme der sehr kleinen ... meinden, die sich zusammenthun durften, mußte wenig... eine Elementarschule besitzen. Sie durften zu diesem ... keine Privatschulen übernehmen und auch nicht sich au... Standpunkt stellten, daß der Privatunterricht den Be... nissen ihrer Einwohnerschaft genüge. Die Regierung ... stimmte die Mindestzahl der Schulen für die Gemei... Der Moralunterricht war im Programm des Elemen... unterrichts beibehalten und dem Lehrer übertragen, aber ... Religionsunterricht war daraus beseitigt; er wurde ... Sorge der Familien und den Geistlichen jeder Konf... überlassen. Diesen letzteren stand in jeder Schule ein ... zur Verfügung, wo sie vor oder nach den Schulstunden ... Kindern ihrer Seelsorge Religionsunterricht erth... konnten. Den Lehrern befahl das Gesetz an, sich in ... Unterricht jedes Angriffs auf die religiösen Ueberzeugu... der Familien ihrer Schüler zu enthalten. Alle öffentli... Schulen wurden gleichzeitig durch die Gemeinden, die ... vinzen und den Staat unterstützt, unter der zwiefachen ... dingung, daß sie der staatlichen Aufsicht unterworfen ... und das gesetzmäßige Programm innehielten.

Das Gesetz von 1879 begründete in Belgien ... Laienunterricht, indem es das Wort „religiös“ aus ... Programm der Erziehung tilgte. Es gestattete freilich ... Geistlichkeit Zutritt in die Schule — viele Liberale mach... dem Gesetz dies zum Vorwurf, während es vor den ... griffen der Katholiken dadurch nicht geschützt wurde, — ... doch nicht während der Schulstunden, und es entzog ... Klerus jedes Aufsichtsrecht. Es gewährte ferner Beih... aus öffentlichen Mitteln allein den Laienschulen und ... schied deutlich den offiziellen Laienunterricht und den ... unterricht, der theils auch ein Laienunterricht, theils ... fessionell war. Endlich übertrug es dem Staat, d. h. de... Minister des öffentlichen Unterrichts, die Oberleitung ... Elementarunterrichts. Derselbe war bisher vorwiegend ... Gemeindesache gewesen; das neue Gesetz nahm ihm diese ... Charakter und schuf ein Werk der Centralisation.

Nun war es an der klerikalen Partei, gegen die Schul... gesetzgebung zu protestiren. Die katholischen Priester weigerten ... sich einmüthig, sich in die offiziellen Schulen zu begeben ... der staatliche Unterricht wurde in den Erlassen der Bischöf... gebrandmarkt, es brach ein wahrer Schulkrieg aus. Um die ... Kinder vor dem Besuch der Schulen „ohne Gott“ zu ... bewahren, gründeten die Katholiken im ganzen Lande ... Privatschulen in sehr großer Anzahl. Fünf Jahre lang ... wurde eine intensive Agitation gegen das Gesetz von 1879 ... im Lande aufrecht erhalten, und diese Agitation ... wie bekannt, im Jahre 1884 den Sturz des Ministeriums ... Die beiderseitigen Machtverhältnisse des offiziellen ... unterrichts und des katholischen Privatunterrichts in jener ...

ıblick werden durch folgende Zahlen bezeichnet: 4787
mmunalschulen zählten nach der offiziellen Statistik
)0 Kinder, statt der 527000 vom Jahre 1878, und
ılten die katholischen Schulen, nach den Angaben des
ılen Parteiführers, damals 580000 Kinder.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Brüssel. Léon Leclère.

Ein agrarischer Roman.

Wilhelm von Polenz, der zuerst durch seinen drei-
gen Roman „Der Pfarrer von Breitendorf" in die
: bekannter moderner Schriftsteller eintrat, veröffent-
jetzt ein agrarisches Buch, welches er selbst „Büttner-
r" und einen Roman in drei Büchern*) nennt. Man
ıhte das Fremdwort nicht, man könnte das Buch ebenso
:inen landwirthschaftlichen Roman nennen, wenn das
„agrarisch", welches vor 2000 Jahren den landhun-
ıen Proletarier bezeichnete, nicht jetzt — wie die Worte
auch die Moden mitmachen — der beliebte Ausdruck
ie Ansprüche der Grundbesitzer geworden wäre. Der
ıffer verleugnet seine Absicht nicht; er widmet sein Buch
ı deutschen Nährstande", was wohl so viel heißen soll,
den deutschen Bauern.

Ueber die politische Seite des Romans mögen andere
eilen; Nationalökonomie ist meine starke Seite nicht,
wenn diese Wissenschaft und die Statistik so weiter
chreiten, die erzählende Poesie zu erobern, so werden
doch schließlich nur noch Professoren der Volkswirth-
t Romankritiken schreiben können. Hier soll nur
uf hingewiesen werden, daß „Der Büttnerbauer"
politische Seite habe. Polenz erzählt die Geschichte
s Mannes, der am Ende seines Lebens sich aufhängen
ß, weil die Gesetze seines Landes ihn zum Bettler ge-
ıt haben; Büttner wäre bei seiner Tüchtigkeit ein wohl-
nder Bauer geblieben oder geworden, wenn die nicht
Gesetze jede Möglichkeit der Rettung genommen hätten.
tner geht an der ererbten Ueberschuldung seines Gutes
Grunde. Polenz erzählt weiter, wie die Kinder des
tnerbauern dem deutschen „Nährstand" entfremdet werden,
das neue Geschlecht theils in Schande und Gemeinheit
ommt, theils der werdenden Sozialdemokratie in die
ıe fällt.

Mit scheinbarer Ruhe, ohne sichtliche Antheilnahme,
ı modern also, wird dieser Vorgang berichtet. Und es
e vielleicht gut, den Büttnerbauer, der zu den besseren
rken oder gar zu den besten des deutschen Naturalismus
len dürfte, mit einem anderen Roman zu vergleichen,
gerade vor 40 Jahren erschienen ist. Gustav Freytag's
oll und Haben" ist freilich das bedeutendste Werk seines
hters, der aber doch ohne Genie ein scharfer, kluger und
ılicher Beobachter war. Auch in Freytag's Roman wird
die Geschichte eines verschuldeten Gutes erzählt; sie
ıet die große Nebenhandlung. Und da wird man doch
Betrübniß gestehen müssen, daß der deutsche Roman
jener Zeit wohl in volkswirthschaftlicher Gründlichkeit
ige Fortschritte gemacht hat, entschiedene Rückschritte aber
der Kunst, die Fabel so zu erfinden, daß der Leser an
ı Stoff gebannt bleibt. Der moderne Verfasser schreibt
t so wissenschaftlicher Interesselosigkeit, daß das Interesse
ließlich ganz verloren geht. Polenz ist in diesem Roman
ı und gar ein Schüler Zola's geworden, dessen Pedanterei
der immer noch nicht allgemein genug erkannt wird.

Man könnte und wird „den Büttnerbauer" auch einen
tisemitischen Roman nennen. Mit Unrecht. Die deut-
en Juden, ich meine die gebildeten jüdischen Deutschen,
hätten sich selbst manchen Aerger erspart und ihren Gegnern
manchen Spaß verdorben, wenn sie nicht immer empfindlich
geworden wären, so oft in den „Fliegenden Blättern" oder
in minder kurzweiligen Büchern wuchernde und mauschelnde
Juden durchgehechelt wurden. Solcher Spott tastet das
Recht nicht an. Die Juden nun, die den Büttnerbauer aus-
wuchern und unter einander einen ganz unverständlichen
Jargon reden, wären ganz vortreffliche Romanfiguren, wenn
sie nur mehr Natur hätten. Ich wenigstens wurde durch
den edlen Herrn Samuel Harrassowitz und seine Helfers-
helfer immer nur an schlechte Schauspieler in Judenrollen
erinnert. Aus diesem Kreise ist nur der Schuft Schmei gut
geschildert und diese Nebenfigur ist sogar meisterlich ge-
lungen, weil sie nicht ohne Kraft und nicht ohne Humor ist.

Und wieder fällt die Vergleichung nicht zu Gunsten
unserer Zeit aus. Auch Freytag hat den jüdischen Wucherer
nicht vergessen; er fehlt auch nicht in dem großen agra-
rischen Romane Fritz Reuter's. Freytag und Reuter aber
besaßen vor 40 Jahren — ich denke dabei an die erste
Niederschrift von „Ut mine Stromtid" — Kraft und Ge-
rechtigkeit genug, um den bösen wie den guten Juden mit
gleichem Humor zu bedenken. Auch Polenz will gerecht sein.
Er führt wie Reuter den bäurischen Wucherer ein und weist
wie Freytag auf die Beschränktheit der Schloßherrschaft hin.
Aber der Naturalismus hat ihm die Kraft genommen, die
Rücksicht auf Parteikämpfe den Humor.

Wenn so mit Bedauern gesagt werden muß, daß „der
Büttnerbauer" — um es allgemeiner auszudrücken — in
der Komposition und im Temperament weit hinter den
Werken der fünfziger Jahre zurücksteht, und daß er damit
typisch ist für die Epik des deutschen Naturalismus, so darf
um so froher anerkannt werden, daß das neue Werk von
Wilhelm von Polenz an Charakteristik in Sprache und Ge-
danken die alte Schule und die meisten seiner Altersgenossen
übertrifft. Nur da, wo die oben genannten Fremdworte
ihn verlocken, wird er ängstlich und verfällt der Schablone.
Sonst stellt er die Bauern doch lebendiger hin, als das die
alte Bauernpoesie vermochte.

Wenn die Handlung nicht spannt, so fesseln die Men-
schen. Der Büttnerbauer selbst ist vielleicht noch ein Bischen
von der Theorie angegraut; aber seine Frau, seine beiden
Söhne und seine beiden Töchter leben, und leben sich vor
uns aus. Hier ist aus ganzem Holze geschnitten, dazu
kommt die prächtige Behandlung der schlesischen Mundart,
die durch Gerhart Hauptmann beinahe zu einer Modesache
geworden ist. Ich habe als Kind nicht weit von meiner
Heimath die breiten Töne des deutschen Langue-d'oc liebge-
wonnen, ohne zu ahnen, daß sie einmal litteraturfähig
würden. In der Behandlung dieser Sprache steht Polenz
hinter Hauptmann nicht zurück, und hier muß doch gesagt
werden, daß Freytag, der Schlesier, der Philologe, der
Maler der deutschen Vergangenheit, die Bedeutung der
Volkssprache noch nicht ahnte, und daß selbst Fritz Reuter
sie eigentlich nur der Wirkung wegen schrieb, wie wohl ein
Städter die Volkstracht trägt — zum Spaße. Den Neueren
ist das Volk Ernst geworden, auch seine Sprache.

Fritz Mauthner.

*) Berlin. 1895. Fontane & Cie.

Otto Erich Hartleben's Lyrik.

Im Kreise der jungdeutschen Poeten ist Otto Erich
Hartleben eine durch natürliche Frische angenehm auf-
fallende Erscheinung. Sein Temperament scheint ihn zum
Optimisten bestimmt zu haben; rothblütige Lebensenergie ist
ihm eigen. Aber indem seine Entwicklung in die letzten
Dezennien fiel, in denen die Tragik des Lebens wieder ein-
mal besonders gründlich entdeckt wurde, richteten sich auch
Hartleben's Blicke zielbewußt auf die sogenannte Nachtseite
des Daseins. Doch seine Frohnatur unterlag nicht völlig

der pessimistischen Strömung. Zwar fand er durch eigene Beobachtung — namentlich durch Beobachtung der bürgerlichen Gesellschaft in den modernen Großstädten — die Schopenhauer'sche Weltauffassung im Wesentlichen bestätigt und sah überall tiefe Abgründe und verrottete lügenhafte Zustände. Aber diese Wahrnehmung konnte ihm den Humor nicht verderben. Ob Hartleben vielleicht glaubt, das Schlechte bannen und vernichten zu können, indem er es fest anfaßt und durch Spott der Verachtung preisgibt, wagen wir nicht zu bejahen. Jedenfalls aber widmet er sich diesem Geschäft mit einer gewissen fröhlichen Munterkeit. Und jene vorhin erwähnten tiefen Abgründe der Gesellschaft sind ihm offenbar so willkommen, wie es einen Alpengänger freut, daß die Welt nicht überall flach, sondern stellenweise in vertikaler Projektion eingerichtet ist, indem hierdurch allein ein braves rüstiges Auf- und Abklettern mit manchem waghalsigen Sprunge möglich wird. Man begreift, was wir sagen wollen: Hartleben jammert und flennt nicht über das Weltleid und über die sittliche Versumpfung der Menschen, sondern er nimmt die Sache von ihrer interessanten Seite wie ein Zoologe, der auf Alles Jagd macht, was da kreucht und fleugt und ein lustiges Liedchen pfeift, während er einen Skorpion oder auch nur eine Maulwurfsgrille in Spiritus setzt.

So ist es gekommen, daß Hartleben begann, in seinen Schriften an der Gesellschaft zwar schärfste Kritik zu üben, dabei aber einen wirklich liebenswürdigen Humor entfaltete. Sein hierfür am meisten charakteristisches Werk ist die dramatische Satire: „Die Erziehung zur Ehe“ mit dem Prachtexemplar jenes Onkels, der aus der Provinzstadt herbeigerufen wird, um dem jungen Manne, der einer bloßen Konvenienzheirath sein armes Liedchen nicht opfern will, den Kopf zuerst zu setzen, selbst aber nichts anderes im Sinne hat, als wie er sich mit Hilfe des Neffen in den Nachtkaffees der Weltstadt recht amüsiren könne. Auch in allen andern Schriften Hartleben's wird man, wenn man recht darauf achtet, die Spur dieses Gegensatzes von tragischer Erkenntnißreife und natürlicher Fröhlichkeit erkennen; die letztere läßt fast niemals eigentliches Pathos aufkommen. In satirischem Humor liegt daher Hartleben's Hauptstärke und es ist ganz in Ordnung, daß seine reizende Novelle: „Die Geschichte vom abgerissenen Knopf“ von allen seinen Schriften den größten äußern Erfolg (vier Auflagen) erlebt hat, da in ihr besonders dieser satirische Humor vorwattet.

Nun hat Hartleben unter den stolz-bescheidenen Titel: „Meine Verse“*) eine Auswahl aller der kleineren, vorwiegend lyrischen Gedichte versammelt, die im Lauf der Jahre neben seinen größeren Arbeiten entstanden waren. Und — siehe da! Dasselbe Charakterbild des Dichters, das man aus den Dramen und Novellen gewonnen hat, ergibt sich auch aus dieser Sammlung. Diese Wahrnehmung ist erfreulich. Man hat es also wirklich mit einer Persönlichkeit aus einem Guß zu thun. Ein Unterschied in den einzelnen Gedichten ist wohl vorhanden, aber nur durch den Wechsel in Stoff und Stimmung und durch ein größeres oder geringeres Maß des Könnens bedingt.

Es ist nicht mehr als billig, von diesen Gedichten vor allen dasjenige zu berücksichtigen, in welchem Hartleben — sogar mit Wortanspielung auf seinen Namen eine Selbstcharakteristik geliefert hat. Die Verse sind in Berlin im Frühjahr 1885 niedergeschrieben worden:

„Ich bin rasirt und trage keine Locke,
Sogar die Bürste gönn' ich meinem Rocke!

Ich bin durchaus kein lyrischer Tenor —
Nur was ich heiß erlebt, trag ich Euch vor.

Nicht zart allein ins schwelgende Gefühl
Verlier' ich mich — auch in der Welt Gewühl.

Und seh' das Schöne nicht und Edle nur —
Ich kenne der Gemeinheit breite Spur.

Und seh den Schmutz am Lumpenrock des Sklaven,
Ich seh den Schmutz im Herzen manches Braven.

Und sprech' es aus, was Kopf und Herz empört,
Und freue mich, wenn's Euch die Ruhe stört!

Mein Lachen ist's, das Heiliges in sich trägt,
Wenn's wie mit Dornen ins Gesicht Euch schlägt! —

Und ob ihr Klugen auch mein Wollen höhnt —
Und ob ihr Frommen mich entsetzt verpönt. —

Und ob ihr Zarten meine Worte flieht —
Hart ist das Leben, hart sei auch mein Lied!“

Die Strophe vom „heiligen Lachen“ hätte der Verfasser unseres Erachtens streichen dürfen, es den Lesern überlassend, ob sie in seinem Humor den tiefern Lebensernst herausfühlen würden, sonst aber ist das Gedicht ganz eine gute Probe sichern Könnens und ein gelungenes Selbstporträt.

Zehn Jahre seines jungen dichterischen Schaffens umschließt die Sammlung. Da ist, selbstverständlich, die Mannigfaltigkeit der Motive eine so große, daß sich ein stofflicher Ueberblick nicht leicht gewinnen läßt. Auch hat der Autor selbst es nicht versucht, Gleichartiges zusammenzustellen. Ihm lag daran, seine Verse chronologisch zu geben, wie sie entstanden waren, so daß die Erinnerung an süße Stunden heimlicher Liebe neben ein Gedicht zu stehen kommt, das weihevolle Gedanken über das Loos der Menschheit ausspricht wie z. B. „Die Sternenwacht“, die mit den unser Zeitalter charakterisirenden Zeilen anhebt:

„O! jene Tage sind so fern,
Da einst Genuß des Menschen Loos.
Die Zeit ist hell vom Morgenstern,
Doch sonnenlos.“

Die Behauptung, die in diesen Versen liegt, hat freilich nur Stimmungswerth und hebt das Schiller'sche Wort von der auch uns lächelnden Sonne Homer's nicht auf; übrigens ergibt sich der volle gute Sinn erst aus dem Zusammenhang mit den folgenden Strophen, welche die Menschheit darstellen harrend auf ein Sternbild der Hoffnung, das im Osten aufsteigen soll, eine bessere Zeit kündend.

In formeller Beziehung sind solche durchweg aus Reimzeilen gebaute Strophen bei Hartleben eine Seltenheit; er pflegt den Reim nicht stark. Eingeschworen vor allem auf Ehrlichkeit vor sich selbst, auf wahre Hingabe seines Innern, scheut er wohl die den Sinn verrückenden Zugeständnisse, die auch ein wortkräftiger Dichter dem Reim manchmal zu machen genöthigt ist. Für die reine Lyrik hat er daher — was an einem Modernen auffällt — alte griechische Strophenformen bevorzugt, immerhin die populärsten (wie die sapphische), keine Platen'schen Silbenrechnungsexempel. Und wo der Inhalt eine etwas breitere erzählende oder schildernde Darstellung gestattete, haben einfache reimlose Jambenreihen dem Formbedürfnisse des Dichters genügt. Indem nun auch bald der Leser dahinter kommt, daß man bei Hartleben immer da am besten bedient ist, wo der Dichter sich recht frei und behaglich zu geben vermag, wird man diese einfachen Verse als die am meisten seiner Geistesart entsprechenden allen andern vorziehen. Und daß in ihnen echte Poesie ein vollkommen schönes Gewand finden kann, zeigen mehrere wohlgelungene Gedichte; wir verweisen besonders auf die liebliche kleine Idylle: Das welke Blatt (S. 128 und 129).

Andererseits liegt in der einfachen Jambenform auch immer die Gefahr, gar zu nahe an die Prosa zu streifen oder gar in sie hineinzugerathen, was z. B. in folgenden Versen (aus: „Was ich damals schrieb“) geschehen ist:

„Und doch! — und doch, ich konnt's dir nicht ersparen,
Gern hätt' ich diese schwere Last allein
Getragen; aber da die theure Sippschaft dich,
Nachdem sie Alles aufgespürt, verfehmt
Und meinem leidenschaftlichsten Geständniß
All meinen heißen Bitten nur begegnet
Mit ihrem kalten: Niemals — sprich, wie konnt' ich
Dir jemals wieder vor die Augen treten?“

---

*) Otto Erich Hartleben: Meine Verse. (S. Fischer, Verlag. Berlin W. 1895.)

Dergleichen liest sich wie der Ausschnitt aus einem lletonroman gewöhnlicher Sorte; man kann diese kon- onellen Redensarten und Ausdrücke nicht einmal als Prosa taxiren, geschweige als Poesie.

Der Verfasser wird diese unsere Aussetzung um so eher n tassen, als er in einer anderen Dichtung — der nneberger Elegie" — selbst sehr kräftig auftritt, gegen zum bloßen Mechanismus erniedrigte Sprache. Dort man u. A.:

„Die Sprache, die des Wortes Werth nicht kennt,
der die Begriffe höher gelten nicht
als schmutzige Karten in des Spielers Hand,
bald träg, bald wuchtig auf den Tisch geworfen —
die Sprache, der das Blut der Sinne schwand,
und deren Blässe Schminke nur verdeckt —
ins Grab mit ihr! sie hat zu lang gelebt!
bringt sie den Schinderknechten auf den Anger,
den Oberlehrern und den Professoren!"

Die „Sonneberger Elegie", in der dieser heftige Aus- steht, ist übrigens ein drolliges, übermüthiges Ding, man nicht gram sein kann, obschon der Verfasser dem entitel: „Rückkehr zur Natur" am Schlusse eine ganz nderliche Begründung gibt und gar zu sehr auf Rech- g des alten Spruches: „naturalia non sunt turpia" Er hat in dieser kecken Dichtung dem unwidersteh- ten Wirklichkeitsdrang den größten Spielraum gewährt es nicht übers Herz gebracht, die Dinge anders zu nen, als wie er sie sieht. Hier liest man daher auch:

„. . . Fahnenweihe
War heut' in Stockheim: der Verein der Krieger
Betrank sich treu für Gott und Vaterland."

Der 214 Seiten starke Band umfaßt auch einige kleine ählungen in Versen, so „Das Konfirmationskleid", eine chichte aus dem Berliner Dachstubenproletariat, die wir n vor dreißig Jahren erzählen hörten und die wohl h Tradition als immer wieder neu geschehen fortlebt, er eine poetische Umdichtung des Buches Ruth und eine ere biblische Erzählung: „Der levitische Mann" (aus t Buch der Richter). Den Schluß der Sammlung bilden paar graziöse, im französischen Geschmack gehaltene, sche Nippsachen: „Pierrot marié". (Warum schreibt der fasser viermal: cocett, was man „kozett" aussprechen ßte, während er „kokett" meint?)

Das ganze Buch gibt, wie gesagt, den ganzen Mann lich, wie er ist; indem die Leser das herausfühlen werden, nen wir ihnen Freude auch an denjenigen Gedichten aussagen, mit deren Inhalt sie sich vielleicht nicht ganz Uebereinstimmung befinden; denn auch da werden sie nigstens nichts Gemachtes spüren, sondern überall ein endig klopfendes Herz.

Bern. J. V. Widmann.

Zeitschriften.

Ein Brief an den Kaiser.

(„Revue de Paris".)

Ernest Lavisse ist der Verfasser dieses Briefes, und er ist eine feine eine sehr gewandte Feder. Sein Brief ist daher ein Schriftstück voll wung, voll farbiger Fülle des Ausdrucks und voll Gewandtheit der dankenführung. Das sind keine geringen schriftstellerischen Qualitäten; der Politik kommt es jedoch in erster Reihe auf diese schriftstellerischen ualitäten nicht an, und was Lavisse behandelt, ist eine politische Frage natürlich die Elsaß-Lothringische.

Wie jede theologische Moralerörterung mit der Erbsünde, so be- nnt fast unfehlbar auch jede Erörterung der elsaß-lothringischen Frage t Explikationen darüber, durch wen jene politische Sünde in die Welt n, durch die gallische Eva oder durch den germanischen Adam. Lavisse gt mit jener französischen Gewandtheit, der es eigen ist, einen Gedanken graziös zu formuliren: „Wenn Frankreich den Krieg erklärt hat, so wollte es doch nicht diesen Krieg. Das ist heute eine bewiesene Wahrheit . . ."; und er sagt weiter; „Keine nationale Bewegung trieb auf den Krieg; die Kammer wollte ihn nicht; die Wähler wollten ihn nicht". Diese Behauptung ist überraschend; deutsche Behauptungen ihr entgegenzustellen wäre vielleicht mißlich. Aber man kann Herrn Lavisse die Worte entgegenhalten, die sein eigener Landsmann, einer der vorsichtigsten und gerechtesten französischen Historiker, Arthur Chuquet, in seinem letzten Werk „La guerre 1870—71" geschrieben hat.*) „Nach diesem verhängnißvollen Kriege, welcher, wie Gambetta sagte, die Frage der Vorherrschaft zwischen Frankreich und Deutschland entscheiden sollte, verlangte alle Welt. Seit drei Jahren hatte die Kaiserin die Minister, zuerst Niel, dann Leboeuf, gedrängt die Armee in Stand zu setzen. . . . Die Hofpartei glaubte . . . die Dynastie sichern und die Freiheit wieder konfisciren zu können. Frankreich . . . brannte darauf . . . der ehrgeizigen Nation, die es verdunkelte, eine Lektion zu geben, und diesen Emporkömmling zu demüthigen. . . . Die meisten Journale wiederhallten in äußerst prahlerischer Form . . die Preußen seien nur eine Kleinigkeit für sie. Das Volk theilte die Illusionen dieser unwissenden und prahlerischen Zeitungsmenschen. . . ." Wer die Funken fliegen ließ, das wird noch heut bestritten; aber nicht mehr bestritten wurde bisher, daß Frankreich ein Pulverfaß war; und der Funke ist nur gefährlich, wenn ein Pulverfaß vorhanden.

Ernest Lavisse ist der Ansicht, daß wenn im Jahre 1870 der Krieg nicht ausgebrochen wäre, das Kaiserreich allmählich machtlos zusammengebrochen sein würde und ihm eine friedliche Republick gefolgt wäre. Ist diese Entwicklung die einzig mögliche gewesen? Wer weiß es? Wäre es nicht wahrscheinlicher gewesen, daß unter allen Umständen vor dem Zusammenbruch, wenn nicht damals so später, das Kaiserreich neue Kräftigung in einem auswärtigen Kriege gegen Deutschland gesucht hätte, vielleicht unter ungünstigeren Umständen für uns.

Allein am Ende erringt die Menschheit das verlorene Paradies ebensowenig wieder durch Untersuchungen über die Vergangenheit, wie sie war, noch durch Spekulationen über die Vergangenheit, wie sie hätte sein können. Wir leben heute harten Realitäten gegenüber.

Diesen Realitäten gegenüber beschwört Herr Lavisse die Gefahren, die heute der Kultur drohen, herauf und stellt sie beredt anschaulich vor die Augen; da ist für Deutschland der Sozialismus — den die Franzosen als unmittelbare revolutionäre Macht zu überschätzen lieben wie sie 1870 den Partikularismus überschätzen —, da ist die Konkurrenz Amerikas, da ist das neu auftauchende Gespenst im fernsten Osten, die gelbe Rasse mit ihrer Anspruchslosigkeit und ihrer riesigen Arbeitskraft. Mit viel Beredsamkeit wird die Sache der europäischen Kultur geführt, um dann mit einem Gedanken zu schließen, der — nicht niedergeschrieben worden ist. Wie kann diese Kultur gerettet werden, für die auch wir in Deutschland die höchste Sympathie haben? Man beseitige die elsaßlothringische Frage, und wie kann man sie beseitigen? Man gebe Frankreich seine zwei Provinzen zurück — das soll der Leser folgern, und weiter muß er folgern, dann wird wunderbare Harmonie und eine wunderbare Blüthe in der Kulturwelt zur Entfaltung kommen.

Herr Lavisse sagt:

„Il faudrait faire, dans la paix et pour la paix, maints sacrifices comme ceux qui jusqu' à présent furent imposés par la seule guerre."

Klar ist allein, daß Deutschland für den Frieden ein Opfer bringen soll. Mit welchem Erfolge? Wenn es in Frankreich nur Menschen gäbe mit solchen weltverbrüdernden Gesinnungen, wie Herr Lavisse sie ausspricht, dann könnte man wenigstens sich der einen Besorgniß entschlagen, daß ein Machtzuwachs Frankreichs unmittelbar seine alten Leidenschaften stärken würde. Aber augenscheinlich gibt es in Frankreich auch Menschen, die weniger im Geiste des Marquis Posa denken, und solche Menschen sind sogar einflußreich, vielleicht einflußreicher, wie der beste Artikel der so vortrefflichen Revue de Paris; ja diese Menschen sind manchmal drauf und dran, ihre Hand souverän auf die Geschicke Frankreichs zu legen, wie Boulanger es gethan hat. Faßt man auch nur diese eine Möglichkeit ins Auge und sieht von jedem anderen Einwurf ab, — um ganz dem Gedankengang des Herrn Lavisse zu folgen, — so zeigt sich, daß Elsaß-Lothringen für Deutschland, das den Frieden will, nicht zum wenigsten ein Schutzgürtel ist, um einen künftigen Angriffskrieg zu erschweren und von ihm abzuschrecken.

Solche Erwägungen wurzeln in allen Schichten des deutschen Volkes ohne jede Ausnahme, und es ist daher ein Irrthum, anzunehmen,

*) Jetzt auch deutsch. Zittau. A. Haase. 1895. Preis 3 Mk.

es könne der deutsche Kaiser in einer Wallung von Generosität der Welt das tausendjährige Zeitalter bescheeren. Illusionen in der Politik sind aber gefährlich und doppelt, wenn sie von so ausgezeichneter Feder in so verführerischen Farben zur Darstellung gelangen.

Solche Ausführungen, wie sie Herr Laisse verkündet, müßten in Frankreich falsche Vorstellungen erregen; das wäre bedauerlich; denn selbst in jenen Kreisen Deutschlands, die dem Chauvinismus so feindlich gegenüberstehen, wie nur möglich, ist eine offene elsaß-lothringische Frage nicht mehr vorhanden.

In einem allerneuesten Buche, „Elsaß-Lothringen und der Krieg“, von A. H. Fried*), findet sich die gute Bemerkung: „Die elsaß-lothringische Frage wird gelöst sein in dem Augenblick, wo keines der beiden Länder mehr das geringste Interesse daran haben wird, diese Frage zu lösen“. So ist es; aber man löst nicht diese Frage, so lange die einen mit Kanonen, die anderen eben so dringend mit Argumenten der Humanität zeigen, daß leider noch immer nicht die Wunden von 1870 vernarbt sind. Es wird dabei bleiben müssen, was Renan sagt:

„Que de questions dans les affaires de cette pauvre espèce humaine il faut résoudre en ne les résolvant pas! Au bout de quelques années on est tout surpris que les questions n'existent plus“.

Und wären die Jahre auch Decennien.

Aber eine Lehre können wir in Deutschland dem Briefe von Laisse entnehmen; er beklagt sich, daß man in Deutschland des Friedens die Siege von vor 25 Jahre feiert; er meint, Frankreich hätte das in gleicher Lage nicht gethan; schwerlich. Es ist natürlich, daß eine Nation die gefahrvolle Geburt ihrer Einheit feiert; aber wir sollten um unserer selbst willen uns hüten, solche Feier in beleidigender chauvinistischer Ueberhebung zu begehen. P. N.

*) Leipzig und Paris 1895.

Henri Hirschberg: Die Zuckerration des Soldaten. Hugo Steinitz Berlin. 1895.

Der Verfasser, auf dessen frühere Schriften über den Zucker „als Nahrungs- und Heilmittel“ in einem in Nr. 29 des laufenden Jahrgangs der „Nation“ enthaltenen Aufsatz: „Zuckerkonsum und Zuckerkrisis“ Bezug genommen wurde, läßt es sich weiter angelegen sein, den Zucker auf den ihm gebührenden Platz unter den Nahrungsmitteln zu bringen und damit eine namhafte Steigerung des Zuckerverbrauchs und der Rübenerzeugung herbeizuführen. Er befürwortet deshalb die Herbeiführung der „Zuckerration des Soldaten“ zur Stärkung der Muskelkraft desselben sowie zur Erleichterung der Ernährung der Truppen im Felde und hofft auf diesem Wege zugleich die Zuckernahrung volksthümlich zu machen.

Der Verfasser führt aus: Die neuere physiologische Forschung habe auch zur Erkenntniß geführt, daß bei reichlicher Einnahme stickstofffreier Kost, namentlich von Zucker, sowohl an Eiweißstoffen als an Fett gespart werden könne, indem nach allen neueren Feststellungen die Körperzelle bedeutend mehr durch Zucker vor dem Zerfall („Eiweißzerfall“) geschützt werde als durch die schwerer verdaulichen Fette. Es sei ferner eine bekannte Erfahrung, daß bei anstrengenden körperlichen Verrichtungen, als Bergbesteigungen, beschwerlichen Märschen, Ruderarbeit u. s. w. nichts so sehr geeignet sei, den Kräftezustand zu heben und den Folgen einer Uebermüdung vorzubeugen, als rechtzeitiger Zuckergenuß. Der Zucker sei hier ein sofort und unmittelbar wirkendes Kräftigungsmittel und übertrifft hierin alle anderen fertigen Nahrungsmittel, weil der von Anstrengungen erschöpfte Körper nicht fähig ist, jene ohne Weiteres zu verdauen.

Diese Erkenntniß habe, wie in einer jüngst in Amsterdam erschienenen Broschüre von G. Biernie (Nährwerth des Rohrzuckers) hervorgehoben wird, zum „Zuckertraining“ für den Rudersport an Stelle des früher üblichen, jedoch häufig von schädlichen Folgen begleiteten Training mit ausschließlicher Fleischkost und zwar zu den günstigsten Erfolgen geführt. Letztere werden auch durch einen Artikel „Die Quelle der Muskelkraft“, enthalten in Nr. 40 der in Berlin erscheinenden Zeitung „Wassersport“ vom 5. Oktober 1893, mehr als bestätigt. Es haben zugleich die durch vielfache praktische Erfahrungen gewonnenen Resultate über die Wirkung des Zuckers in neuester Zeit durch die von den italienischen Professoren Mosso in Turin und Paoletti zu Genua angestellten Laboratoriumversuche über den „Einfluß des Zuckers auf die Muskelarbeit“ eine glänzende Bestätigung erhalten. Bei diesen Experimenten wurden die sorgfältigsten Messungen über die Tragfähigkeit der M… bis zu deren theilweisen oder gänzlichen Ermüdung angestellt … hat sich ergeben, wie der durch fortgesetzte Anstrengung bis zur … Erschöpfung erschlaffte Muskel durch kleine Zuckergaben sich … „regenerirt“ und nicht nur seine ursprüngliche Leistungsfähigkeit … erlangte, sondern in einzelnen Fällen dieselbe beträchtlich überschr…

In einem weiteren Kapitel des Schriftchens, überschrieben … Werth des Zuckers“, wird dem Zucker die Bedeutung eines „… nahrungsmittels“ nach zwei verschiedenen Seiten hin beigelegt, … als wirkliches Ernährungsmittel, sodann als Nahrungs-Erwe… letzteres in dem Sinne, daß kein anderes Nahrungsmittel eine … annähernd gleiche Anzahl von Köpfen und Händen zu seiner … stellung in Bewegung setzt wie der Zucker. Alsdann sei der Zucker … bloß ein Lebensmittel, sondern auch ein Belebungsmittel. … denselben aber außer seinen nährenden und belebenden Wi… schätzenswerth macht und für die Verproviantirung der Solda… hervorragender Bedeutung erscheinen läßt, ist seine Gebrauchs… Intensität, Leichtverdaulichkeit, Haltbarkeit, leichte Transportfähigkeit … absolute Billigkeit.

In Folge aller dieser den Zucker auszeichnenden Eigenschaften … der Verbrauch des Zuckers und seine Erzeugung in sämmtlichen … ländern sehr erheblich gestiegen: in Deutschland von 6,3 kg im … 1879 auf 9,9 kg im Jahre 1893, dagegen verbrauchen Frankreich … die Schweiz 16 bis 17 Kilo, also fast doppelt so viel, die Verein… Staaten das Dreifache, nämlich 29.25 kg und England sogar … 35 kg, also fast vier Mal so viel Zucker jährlich pro Kopf als Deutschland. Dies lasse erkennen, daß bei uns die Bedeutung des Zuckers … die Volksernährung und den Nationalwohlstand nicht in gen… Maße gewürdigt werde. Ungegründet sei die von manchen … nahme, daß die Wohlhabenheit des Landes für die Größe seines Zuckerverbrauchs maßgebend sei, denn nicht das reiche, sondern das … England verbrauche den meisten Zucker und zwar die Arbeiterbevölkerung seiner Minendistrikte; die Engländer, dieses eminent praktische Volk, … nämlich längst herausgefunden, daß der Zuckerkonsum kein Luxus, … sein reichlicher Genuß gesteigerte Arbeitsfähigkeit erzeugen helfe. … Autor übersieht jedoch bei dem englischen Arbeiter dessen relativen … stand, welcher darauf beruht, daß ihm die Lebensmittel nicht durch … und Verbrauchsabgaben vertheuert werden und er insbesondere … Zucker unter der Hälfte des Preises kauft, welchen der deutsche Konsum… dafür zahlen muß, ein Preisverhältniß, bei welchem obendrein noch … von den Exportländern gewährten Ausfuhrprämien mitwirken. … erscheint für die Größe des Zuckerverbrauchs nicht so überwiegend … Wohlhabenheit des Landes wie vor allem die Billigkeit des … maßgebend.

Mit der Größe des Zuckerverbrauchs stehe nach angestellten Beobachtungen eine andere interessante Erscheinung in direktem Zusammenhang: der verminderte Alkoholverbrauch. Namhafte Forscher haben bereits darauf aufmerksam gemacht, daß Alkoholisten eine Abneigung … Zucker zeigen, anderseits pflege bei vermehrtem Zuckerverbrauch … Gleichgültigkeit, ja selbst Widerwille gegen Alkohol einzustellen; der … bei anstrengender Thätigkeit nothwendige Nervenreiz werde eben … und zwar in nicht schädlicher Weise durch Zucker ausgeübt. Wei… fernt, die erschöpften Nerven durch Verdauungsarbeit anzustrengen, … wie dies mehr oder minder durch alle Nahrungsmittel geschieht — … der Zucker (nach Zuntz) bei Abspannung und Ermüdung ähnlich … Alkohol, ohne dessen nachtheilige Folgen.

Bei der herrschenden Fürsorge für die Vervollkommnung … Heereseinrichtungen und die Stärkung unserer Wehrkraft dürfen … der Hoffnung hingeben, daß die im vorliegenden Schriftchen gegebenen Anregungen nicht auf unfruchtbarem Boden fallen, also baldige Ver… nach dieser Richtung bei unseren Truppen gemacht und bei günstigem Erfolg der Zucker der Ration des Soldaten bleibend eingefügt … „als einer Neuerung, geeignet unserem Vaterlande in jeder Beziehung zum Segen zu gereichen.“

Möge man an maßgebender Stelle auf diesem Wege zur Erk… und Entschließung gelangen, durch gänzlichen oder theilweisen … der Zuckerkonsumsteuer unter Aufhebung der Exportprämien der … heimischen Bevölkerung den Verbrauch des Zuckers zu erleichtern … hiermit ihre Arbeitskraft zu stärken, zugleich aber auch mittelst der … durch bewirkten Steigerung des Zuckerverbrauchs die Landwirthschaft und Industrie in wirksamer Weise zu unterstützen. R. P.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

. 42. Berlin, den 20. Juli 1895. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

eden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). nnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim ge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. ich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost- vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Im fernsten Osten hat sich Rußland in schroffem .ensatz zu Japan gestellt; es hat Deutschland ohne poli- e Nöthigung einen diplomatischen Nadelstich versetzt; hat die englische Politik kalt ignorirt.

In diesem Augenblick wird in Petersburg eine abyssi- je Gesandtschaft fetirt; es werden die Verbindungen r geknüpft zwischen dem Zarenreiche und Abyssinien, hrend Italien den Standpunkt vertritt, daß der Negus auswärtigen Beziehungen seines Reiches vertragsmäßig römischen Diplomatie abgetreten habe. Diese Vorgänge nruhigen Italien; man besorgt russische Zettelungen; eine te Verstimmung beginnt sich gegen Rußland zu regen, da abyssinische Verwicklungen zugleich englische Interessen hren würden, sieht auch England diesem Treiben nicht chgültig zu.

Gleichzeitig mit den Abyssiniern werden in Petersburg garische Abgesandte von Diners zu Audienzen und von dienzen zu Diners geleitet, und diese Abgesandte wünschen dem Antlitz des Zaren zum Ausdruck zu bringen, daß bulgarische Nation nach nichts so sehr sich sehne als ach, die freie Selbständigkeit einzubüßen und von russi- n Sendlingen schlecht regiert und schlecht behandelt zu den, wie schon einmal. Daß die bulgarische Regierung en Vorgängen geneigt gegenübersteht, ist dem Zweifel entrückt. Diese Wandlung in Bulgarien beunruhigt Oesterreich und die Türkei, und lenkt den Argwohn dieser beiden Mächte gegen Rußland.

Aber auf Bulgarien beschränkt sich gar nicht die Minirarbeit, welche die bestehenden politischen Verhältnisse zu untergraben sucht. In Macedonien züngelt der Aufstand bald hier bald dort auf! Aufstände im Orient sind aber, — man kann sagen — immer von außen in das Land getragen worden; der orientalische Christ, der sich rächen will, wird Räuber. Der organisirte Aufstand beginnt damit, Geld zu kosten, viel Geld, das man in der dortigen Gegend nicht hat und nicht besonders opferfreudig hergibt. Und doch berichtet man aus Belgrad, daß für Macedonien Insurgenten angeworben werden, von denen jeder ein Handgeld von 60 Franks, nebst Waffen und Munition erhält. Woher dieses Geld, woher diese Waffen, woher diese Munition in großen Massen? Jedenfalls hat bisher die bulgarische Regierung nur lau die macedonische Bewegung im eigenen Lande bekämpft, und in Sofia thut man zur Zeit nichts, von dem man voraussetzt, daß es Rußlands Billigung nicht haben würde. Und auch die macedonische Bewegung beunruhigt Oesterreich, die Türkei und schließlich auch England; bulgarische und macedonische Wirren sind Sturmzeichen, die zugleich in Rumänien mit besorgtem Auge betrachtet werden und die Griechenlands alten Ehrgeiz und alte Rivalität gegen die Aspirationen der Bulgaren zu unruhiger Anmeldung der eigenen Ansprüche aufstacheln.

Der europäische Orient genoß der Ruhe, so lange eine feste Hand in Sofia regierte; sie ist nicht mehr vorhanden; der Fürst von Bulgarien hat das sehnlichste Streben, von Rußland unterthänigst in Gnaden angenommen zu werden. Den russophilen Elementen wurden die Zügel schießen gelassen, die russophilen Politiker, die sich von Verbrechern oft nicht unterscheiden, gingen frei und erhobenen Hauptes herum, und damit ist für das Land wieder die alte Situation geschaffen, daß die Politik durch einen Revolverschuß an der nächsten Straßenecke gemacht wird. Beunruhigt konnte man diese Entwicklung heraufschleichen sehen; daß sie jetzt da ist, zeigt der Mordanfall auf Stambulow, der diese starke Eiche gefällt hat.

Mag auf diesen Mann so mancher Schatten entsprechend der Landessitte fallen, er verdiente doch die höchste Sympathie; denn er war es thatsächlich, der Bulgarien von der russischen Willkürherrschaft befreite, und der dem Lande die Selbständigkeit und die Ruhe gab; aus diesem Grunde war er ein Kulturfaktor von hoher Bedeutung für Bulgarien wie für Europa.

Der niederträchtige Mordanfall, der gegen ihn ausgeführt worden ist, sieht in hohem Grade nach bestellter Arbeit aus, die einflußreiche Kreise in Entreprise ge-

geben haben. In einer belebten Straße findet der Vorfall statt; Polizisten, die in nächster Nähe sind, rühren sich nicht, um die Banditen zu verhaften, dagegen verhaftet man den Diener Stambulow's, der die Angreifer verfolgt.

Es ist jedoch gar nicht nöthig, diesen Einzelheiten unmittelbar vor und nach der That spürend zu folgen. Eine Regierung, wie die jetzige in Sofia, trägt für diese Vorgänge zweifellos die moralische Verantwortung. Sie führte gegen Stambulow einen Krieg mit den unwürdigsten Mitteln; sie versagte dem kranken Mann eine Reise nach Karlsbad; sie ließ bekannte Bravos, die ihrer Vergangenheit wegen in das Zuchthaus gehört hätten, frei umhergehen, obgleich Stambulow es vorher sagte, und die offizielle Welt es natürlich wußte, daß diese Gesellen Mordanschläge gegen ihn, den früheren Ministerpräsidenten, planten. Eine Regierung vor Allem, die in ihrem offiziellen Blatte dem „Mir“, eben jetzt vor dem Anschlage schreiben läßt: „Stambulow und Petkow gebühre es, daß man ihnen das Haus anzünde und die Knochen einzeln herausziehe,“ — sie weist den Mördern direkt den Weg und schleift in einem Lande wie Bulgarien die Dolche für die Brust jener, die sie mit dem Finger bezeichnet. Schwächliche Beschönigungsversuche sind solchen Dokumenten gegenüber ganz werthlos.

Daß die Aera des politischen Meuchelmordes und damit wahrscheinlich zugleich die der Revolution in Bulgarien wieder eröffnet ist, dafür wird man vor Allem aber auch den Fürsten von Bulgarien verantwortlich zu machen haben, der die neueste politische Wendung herbeiführte, weil er vergessen hat, daß er auf dem Thron in Sofia europäische Interessen zu vertreten hat und nicht das, was ihm als seine prinzlichen Privatinteressen erscheint — gute, wenngleich demüthige Beziehungen zu St. Petersburg. Dieser Regent von Vorgestern fürchtete, daß er einmal durch einen Windhauch aus Osten fortgejagt werden könnte, und dieser Furcht brachte er jedes Opfer; aber er mag bedenken, daß es noch einige andere Windrichtungen gibt, und daß sich auch aus ihnen ein Lufthauch aufmachen könnte, der ihn fortbläst, und um so eher, da dieser Mann, dem man in seinen guten Tagen gleichgültig gegenüberstand, sich in der öffentlichen Meinung des civilisirten Europa um jeden Kredit gebracht hat.

Worauf will sich dieser Politiker der vorsichtigen Umwege über stille Hintertreppen stützen; auf die russische Freundschaft, die er noch nicht besitzt, oder auf die europäische Freundschaft, die er verloren hat, oder auf die Sympathie des Landes, in dem er nie Wurzel gefaßt hat?

Bezeichnend ist es nun, daß selbst die russische Presse mit Abscheu von den Banditen in Sofia spricht; kluger Weise. Daß Stambulow niedergestoßen wurde, ist freilich eine Strafe Gottes; aber die Werkzeuge, deren sich dieser Gott der russischen Presse bediente, gibt man doch gerne preis.

Nicht einmal diese Anschauungen vertreten die französischen Zeitungen; während die ganze gesittete Welt Empörung über die Vorgänge in Sofia empfindet, bleiben die französischen Blätter eisig. Es ist ein bezeichnendes Beispiel, daß eine Zeitung, von soviel politischer Vorsicht, soviel Delikatesse und Geschmack, wie das „Journal des Débats“, kühl den Hergang erzählt, um dann die Sentenz anzufügen:

„Une seule chose est pour surprendre: c'est que ces vengeances aient mis tant de temps à se produire et que M. Stamboulof n'ait pas succombé plus tôt aux ressentiments de ses ennemis.“

Es wäre also eigentlich nur natürlich gewesen, wenn man Stambulow schon früher niedergestoßen hätte; das ist viel philosophische Ruhe; sie zeigt zugleich, daß man in Frankreich selbst in gemäßigten Kreisen gewillt ist, jede Regung und Empfindung dem unterzuordnen, was man als den Wünschen Rußlands entsprechend erachtet; und so ist man denn auch in diesem Falle wieder russischer als die Russen; gewiß für gebildete Menschen keine beneidenswerthe Lage.

Was will nun Rußland und sein französischer Schatten?

Rußland hat — um die Erdkarte noch einmal Revue passiren zu lassen — in allerjüngster Zeit sich in Japan einen Feind gemacht, in dem geschwächten China einen Freund; es hat Deutschland verletzt; es beunruhigt England; es beunruhigt Oesterreich; es beunruhigt ... es beunruhigt die Türkei; es hat sicher keine Stütze in Rumänien, und es hat auch keine zuverlässige Stütze in Bulgarien.

Diese Politik, die auf allen ihren Wegen die ... Unterstützung Frankreichs findet, hat durch große Keckheit ... kleine Erfolge erzielt und sich dabei gefährliche Gegner ... zugezogen. Frankreich und Rußland beunruhigen den ... Erdkreis und ihre Politik ist ganz dazu geeignet, jene ... die den Frieden wollen, zu einem immer engeren An... an einander zu veranlassen; niemals ist die Nothwendigkeit der Tripelallianz augenscheinlicher erwiesen worden, ... mag wohl sein, daß der russisch-französischen Politik ... über auch noch andere Mächte, wie es den Anschein hat, ... Bedürfniß einer intimeren Anlehnung an den Frieden... empfinden. Gegen diese Entwicklung, die ein ... Staatsmann ohne zu große Schwierigkeiten sollte ... können, hätten wir nichts einzuwenden, — wenn es ... nicht anders sein kann.

Es war ein sehr verständiger Artikel, der in der ... „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ einen Rückblick ... Jahr 1870 warf; er betonte mit allem Nachdruck Deutschlands Friedensliebe, und er hob hervor, daß Europa ... zu thun haben sollte, als sich selbst zu zerfleischen. ... sich zu dieser Ansicht Rußland und Frankreich nicht ... bekehren können, so bleibt bedauerlicherweise nichts ... als sie einem solchen Wall von Bajonetten gegenüber ... stellen, daß diese Bekehrung von der Klugheit erzwungen wird. Damit würde in Europa ein trauriger Zustand geschaffen, für den die Verantwortung Rußland und Frankreich zu tragen hätten. Aber es ist ein guter Bundes... für die anderen Mächte, daß sie die Interessen der ... und damit die öffentliche Meinung der civilisirten Welt ... sich haben.

Wir nehmen an, daß auch Rußland und Frankreich nicht einen großen Brand entzünden wollen; aber ... spielt an so und so viel Orten mit dem Feuer, und ... Geschichte dieses Jahrhunderts lehrt immer von ... daß plötzlich die Funken weiter fliegen, als jene, die ... ihnen hantirten, beabsichtigt hatten. Schon die ersten ... auf dieser Bahn sind gefährlich und mit schwerer Verantwortung belastet, weil auf die ersten freiwilligen ... dann so leicht die späteren halb unfreiwilligen und ... unfreiwilligen folgen, die von der Konsequenz der ... drängenden und nicht mehr zu beherrschenden Ereig... erzwungen werden. Es wäre Zeit zu bremsen.

Unsere Sozialdemokraten haben ihr sogenanntes Agrarprogramm herausgegeben; eine lange Speisekarte von nicht weniger als siebenzehn Gerichten nebst ... kleineren Zugaben, darunter Verständiges, Diskutirbares, Bedenkliches und gänzlich Utopisches. Es werden ... Erwägungen darüber angestellt, welchen Werth diese ... zählung von Forderungen hat; einen sehr geringen. ... setzt sich etwa ein Wähler hin und studirt erst dieses, ... hierauf jenes Parteiprogramm und dann so fort, ... schließlich seine Entscheidung zu treffen! Welche ... kennen auch nur bis in die Einzelheiten die Partei... programme! Diese alten schwerfälligen Maschinen ... doktrinären Politik haben so viel Werth, wie die ... kutschen bei Hofe; man benutzt sie bei feierlichen Gelegenheiten, und sie stehen für den Alltag, der der Nützlichkeit und der förderlichen Arbeit dient, in der Ecke. Ein ... erreichbare, naheliegende und dringende Forderungen ... schließlich, die in der Politik eine Rolle spielen, und ... was bei uns fast ganz vergessen wird, allgemeine ... mungen, die meist viel ausschlaggebender sind, als ... Raisonnements. Ich bin unzufrieden mit dem öffentlichen Leben, folglich gebe ich meine Stimme der Partei, ... etwa meinen Grad von Unzufriedenheit darzustellen ... — aus solchen Impulsen heraus wählen Tausende, und ... ist es sowohl charakteristisch mit welchen dieser Impulse ...

tändlichen Wählern die Sozialdemokratie für sich rechnet, em sie den entsprechenden Nerv reizt, wie vor allem che Impulse sie zu schonen sich durchaus gezwungen t, indem sie vorsichtig die empfindliche Stelle gar nicht ihrt.

Es muß sehr vieles besser werden, sagt der Entwurf den dlichen Massen, aber diese Besserung, die man vorschreibt, n sich auch auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung ielen. Vom Zukunftsstaat mit seiner Verstaatlichung von ınd und Boden kein Wort. Das ist bedeutungslos, be- pten die bewährten Pfleger der Sozialistenfrucht, denn die rer halten ja doch an dem alten Pragramm fest; — gewiß —; solche heimtückische Verstecktheit sei doppelt gefährlich. machten die Führer allein die Politik, so wäre das Alles richtig; aber auf die Dauer machen die Geführten die itik und nun zeigt sich, daß die Sozialisten, wenn sie ausdehnen wollen, an Massen heran müssen, bei denen nach ihren eigenen Anschauungen den Kern ihres Pro- mms in der Tasche verstecken müssen. Auf diese Weise n man vielleicht vorübergehend Wählerschaaren fangen, r solche gefangenen Wählerschaaren machen schließlich auch n Einfluß geltend, und dann sind die Führer die Ge- genen.

Das sind Wirkungen und Gegenwirkungen, die sich gsam vollziehen; aber es vollzieht sich doch der Prozeß, die Sozialdemokratie gezwungen ist, statt von „Kladde- atsch“ und „Zukunftsstaat“ zu sprechen, davon zu reden, s vor dem „Kladderadatsch“ und vor dem „Zukunftsstaat“ hehen kann; und das ist der Weg, der zu gesünderen tänden langsam führt.

August Reichensperger ist gestorben; er war ein ramontaner, aber ein rheinischer und einer vom alten tage. In der ultramontanen Hülle steckte ein Herz für iheit, für Humanität und ein feines künstlerisches Interesse Verständniß.

Den Deutschen in Oesterreich ist die Langmuth t versiegt; nachdem das Parlament ein slovenisches Gym- inm in der deutschen Stadt Cilli bewilligt hat, richtet nunmehr die Entrüstung gegen jene Elemente, die als ramontane und Reaktionäre gegen die deutsche Linke ge- nmt haben, obgleich sie selbst Deutsche sind. Dieses Auf- ujen gegen die deutschen Reaktionäre ist gewiß gut.

Die englischen Unionisten haben bei den Wahlen eutende Erfolge errungen; ihnen ist die Majorität sicher; : groß ihre Mehrheit sein wird, steht noch dahin. Aber ht wird die Niederlage der Gladstonianer nicht sein, und verdient wohl die politische Entwicklung aufgewiesen zu den, die zu diesem Niedergang der liberalen Partei ge- rt hat. Wir thun es in einem besonderen Artikel aus gtand.

In Belgien tobt der Kampf um die Schule mit ßter Erbitterung. Was in diesem Kampf auf dem Spiel t, wissen unsere Leser. und so nachdrücklich stemmen sich Liberalen und Sozialisten dem neuen Schulgesetz ent- en, daß sie Zugeständnisse wohl noch erkämpfen werden. eilich, ob das ultramontane Gesetz im Kern getroffen rden wird, bleibt sehr zweifelhaft.

* * *

Die parlamentarische Arbeit unter Hohenlohe.

Die Session des Reichstags und Landtags hat Auf- luß gebracht über das, was der neueste Kurs will und ın. Der dritte Kanzler des Deutschen Reichs, Fürst henlohe ist ohne jede Voreingenommenheit empfangen rden. Er hatte, als er sein Amt antrat, eine lange und verdienstliche Vergangenheit hinter sich. Seine Wirksamkeit als bayerischer Ministerpräsident mag man je nach dem Parteistandpunkte loben oder tadeln, aber Niemand wird in Abrede stellen, daß er eine staatsmännisch veranlagte Natur ist. Den schwierigen Posten des Botschafters in Paris hat er ausgefüllt, ohne daß von irgend einer Seite eine Be- schwerde gegen ihn erhoben wäre. Seine Statthalterschaft in Elsaß-Lothringen hat die meisten Beschwerden beseitigt, die unter seinen Vorgängern laut geworden sind. So hatte er von vornherein eher auf Vertrauen als auf Mißtrauen zu zählen. Er stand, als er sein Amt antrat, in demselben Alter, in welchem Fürst Bismarck genöthigt war, dieses Amt aufzugeben. Indessen selbst dieses Vorzeichen ließ sich günstig deuten; ein Mann in diesem Alter würde voraussichtlich nicht geneigt sein, irgend einen Schritt zu thun, der die Verdienste verdunkeln könnte, die er sich in jüngeren Jahren und in anderen Stellungen erworben.

Leider ist ihm dieses Schicksal nicht erspart geblieben; Fürst Hohenlohe hat den Beweis geführt, daß er nicht im Stande ist, dem staatsgefährlichen Ansturm der Agrarier Widerstand zu leisten. Graf Caprivi konnte das und darin liegt sein Verdienst. Niemand hat den Grafen Caprivi für einen fertigen Staatsmann größten Zuschnittes gehalten, und er selbst wäre der letzte, ein solches Prädikat für sich in An- spruch zu nehmen. Aber er hat die Geschicklichkeit gehabt, das Maß seiner Kräfte richtig zu schätzen. Er sah von vorn- herein, daß es ihm nicht gelingen werde, in größerem Maß- stabe Gutes zu schaffen, und er beschränkte sich darum darauf, Schädliches zu verhindern, so lange er im Amte war.

Fürst Hohenlohe hat das weder gekonnt, noch gewollt. Er hat nie ein ernstes Wort gegen die agrarischen Aus- schreitungen gehabt. Alle Wünsche, die ihm vorgetragen wurden, hat er entweder erfüllt oder ihnen doch wenigstens Erfüllung zugesagt, ohne sich Rechenschaft darüber abzu- legen, ob seine Verheißungen sich würden verwirklichen lassen.

Fürst Bismarck hat, seitdem er aus dem Amte geschie- den, sich offen auf die Seite der Agrarier gestellt. Er hat, während er im Amte war, zweifellos ebenso gedacht, wie er heute denkt, aber er hat unumwunden eingeräumt, daß er als verantwortlicher Staatsmann nicht so habe denken und handeln dürfen, wie er heute als unabhängiger Parteimann denkt und handelt. Diese Selbstbescheidung, die er sich auf- erlegt hat, gereicht ihm zum Ruhme. Was seinen inner- sten Wünschen entsprach, hat er nicht unternommen, wenn er nicht sicher war, es durchführen und nach erfolgter Durch- führung verantworten zu können. Dieser strengen Haltung gegenüber macht es einen seltsamen Eindruck, wenn sein Nachfolger im Amte für jeden Wunsch ein freundliches Ver- sprechen hat, ohne sich zuvor klar darüber zu sein, wie und mit welchen Mitteln er dieses Versprechen werde erfüllen können.

Am deutlichsten tritt dies hervor hinsichtlich der Münz- frage. Selten hat ein leitender Staatsmann so leichten Herzens ein Versprechen gegeben, wie Fürst Hohenlohe, als er zusagte, zunächst mit den verbündeten Regierungen und dann auf einem internationalen Kongreß Erwägungen darüber anzustellen, wie man den Silberpreis heben könne, ohne unserer Währung zu präjudiziren. Für jeden Kenner der Verhältnisse steht es fest, daß es nur zwei Möglichkeiten gibt: entweder man rüttelt nicht an unserer Münzordnung oder man ruinirt sie in Grund und Boden. Möglicher- weise bedauert Fürst Bismarck, daß er einst die Hand da- zu geboten, die Goldwährung einzuführen. Allein nach- dem dieser Schritt geschehen, erkannte er die Unmöglichkeit, ihn wieder rückgängig zu machen. Er hütete sich, irgend ein Wort zu sprechen, was die Gegner der Goldwährung hätte ermuthigen können, und um einem Konflikt zwischen seinen Ueberzeugungen als Parteimann und seinen Pflichten als Staatsmann auszuweichen, sprach er in dieser Sache gar nicht, sondern überließ es den Sachkundigen, das Wort zu führen. Er zweifelte daran, daß er das Thema be- herrsche; Fürst Hohenlohe theilte diese Zweifel nicht. Er sprach von einer Aufgabe, die an Schwierigkeit der Qua-

bratur des Zirkels gleicht, in einem Ton, als handle es sich um die einfachste Aufgabe der Welt.

Gegen die Ueberweisung des Antrages Kanitz an eine Kommission, für die Aufrechterhaltung des Handelsvertrages mit Argentinien, gegen die Einführung des Zolles auf Quebrachoholz hat der Reichskanzler kein so entschiedenes Wort gesprochen, daß er die Agrarier an der Fassung thörichter Beschlüsse gehindert hätte. Gleich ihm vermieden es auch die beiden Finanzminister, Herr Miquel und Herr Graf Posadowsky, den Agrariern auch nur ein einziges Mal ernstlich entgegenzutreten, und bezeichnender Weise war es der aus seinen agrarischen Neigungen keinen Hehl machende, aber sachkundige landwirthschaftliche Minister, der am entschiedensten die Bedürfnisse des Gemeinwohls den Sonderinteressen eines Standes entgegenhielt.

Die Folgen einer solchen Politik konnten nicht ausbleiben; je mehr man den Agrariern entgegenkam, desto mehr vergrößerte sich der Kreis ihrer Forderungen. Nachdem den Aenderungen der Zucker- und der Branntweinsteuergesetze zu Stande gekommen waren, welche in der einseitigsten Weise Sonderinteressen fördern und welche bei ihrer Prinziplosigkeit keine Gewähr der Dauer in sich tragen, nachdem vom November bis zum Juli in den drei Häusern unserer Volksvertretung von nichts als von den Interessen der Landwirthschaft die Rede gewesen war, erklärten die Agrarier am Schlusse der Session im maßlosesten Tone, sie hätten bisher nichts Warmes genossen und verlangten endlich gesättigt zu werden. Ja sie gingen so weit, dem Fortschreiten der Rentengutsbildung Schwierigkeiten in den Weg zu legen, indem sie die Bildung einer Generalkommission für Ostpreußen ablehnten, weil diese Rentengutsbildung sich nicht in der Weise vollzieht, wie sie es ihren Interessen für entsprechend halten. Dem jeder Billigkeit widersprechenden Verlangen, daß denjenigen Grundbesitzern, welche einst eine Entschädigung dafür erhalten haben, daß sie Grundsteuer zahlen sollten, jetzt wo die Grundsteuer ihnen erlassen ist, die Entschädigung als Geschenk verbleiben soll, setzte die Regierung Anfangs einen entschiedenen Widerstand entgegen, allein dieser Widerstand wurde schwächer und schwächer, und es liegt in den Grenzen der Möglichkeit, daß jene unbillige Forderung erfüllt wird.

Im Landtage setzte Herr Miquel ein neues Stempelsteuergesetz durch, das mit der Verheißung empfohlen wurde, es werde dadurch den Unklarheiten und Zweifeln, die im Stempelwesen herrschen, ein Ende gemacht werden. Wer einigermaßen mit der Auslegung der Gesetze vertraut ist, wird über diese Verheißung lächeln. Ein Gesetz, dessen Anwendung keiner Meinungsverschiedenheit Raum läßt, und namentlich ein Steuergesetz dieser Art, existirt im Reiche der Träume. Dies Gesetz wird eine Mehrbelastung zur Folge haben, die der Finanzminister als möglichst geringfügig darzustellen sich bemühte, die sich aber als sehr bedeutend herausstellen wird.

Mehr Arbeit als die angenommenen Gesetze verursachten die zurückgewiesenen. Der Mißerfolg, den die Regierung von Neuem mit dem Versuche erlitten, eine höhere Belastung des Tabaks herbeizuführen, hat sie noch immer nicht belehrt, daß gegen eine solche Steuer nicht allein die Grundsätze der Staatsklugheit und Billigkeit sprechen, sondern daß bei der Zusammensetzung des Reichstags eine Majorität dafür nicht zu erzielen ist.

Die Geschichte der Umsturzvorlage ist in so lebhafter Erinnerung, daß ich mich darauf beschränken will, einen einzigen Punkt hervorzuheben. Der Minister des Innern Herr von Köller, der reichlich Gelegenheit gehabt hat, zu beweisen, daß die schnelle Laufbahn, die er zurückgelegt hat, auf seine Anschauungen und auf seine parlamentarischen Formen ohne jeden Einfluß geblieben ist, nennt als Beweismittel dafür, daß wir gegen die verderbliche Unsittlichkeit der Litteratur eine neue Schutzwehr brauchen, Gottfried Keller's schönste und zarteste Novelle: „Romeo und Julia auf dem Dorfe". Da sie außer ihren anderen Vorzügen auch den besitzt, nach vierzig Jahren noch den Eindruck zu machen, als sei sie gestern frisch geschrieben, so war es keine leere Besorgniß, daß nach Annahme der Vorlage auch ... Schiller und Lessing nicht sicher gewesen wären. ... Herr von Köller sich ja in die Prosa vertieft, hob der ... minister ein vor fünfzig Jahren geschriebenes, ein ... liches Gedicht von Freiligrath hervor, um es eine ... zu nennen. Einer der schönsten Beweise für die ... Haltung, die jetzt im Ministerium herrscht.

Der neue Justizminister, Herr Schönstedt, über ... politische Haltung man beim Antritt seines Amtes ... wußte, gab sich bei einer Gelegenheit als einen ... des Grafen Lippe zu erkennen, indem er einen Angriff ... die Unverletzlichkeit der Volksvertreter genau mit ... dialektischen Wendungen vertheidigte, die dieser vor ... Jahren verbraucht hat.

Eine Partei sich zu schaffen, auf welche sie sich ... kann, hat die Regierung des neuesten Kurses nicht ... in dieser Beziehung hat sie vor dem Grafen Caprivi ... voraus. Diejenige Partei, welche ihr am meisten ... danken hat, ist am eifrigsten darin, sie anzugreifen. ... gegen die agrarischen Angriffe eine Abwehr zu unternehmen, unterläßt sie; sie zieht es vor, die Freisinnigen anzu... wenn sie von den Agrariern mit Vorwürfen über... wird. Kapitän Marryat schildert in einem seiner ... sehr ergötzlich ein Duell unter dreien. A schießt ... B verwundet den C und C revanchirt sich, indem ... Pistole auf A richtet. So ging es auch hier; die ... sinnigen griffen die Agrarier an; diese zogen gegen ... gierung los, und Graf Posadowsky antwortete durch ... Abkanzlung der Freisinnigen.

Alexander Meyer.

Von Gladstone zu Rosebery.

(1892—1895.)

So regelmäßig, wie Fluth und Ebbe an den Ge... Britanniens, wechseln sich in seiner Regierung die ... großen Parteien, die liberale und die konservative, ... Partei der Reform und die der Verfassung ab. Auf ... Regelmäßigkeit, auf diesem pendelgleichen Schlag und ... schlag beruht die Stetigkeit des politischen Lebens in ... land. Wenn daher am 22. Juni d. J. die liberalen ... nister sich gezwungen sahen, die Leitung der Gesch... die Hände ihrer Gegner niederzulegen, so ist das ... für sich durchaus kein welthistorisches Ereigniß. Der ... des Kabinets kam früher als man gedacht hatte, und ... Veranlassung war eine von den Unionisten an den ... herbeigezogene Nebenfrage, über die schon jetzt ... mehr spricht — die ungenügende Versorgung der Armee ... Patronen — aber die schwindende Majorität der Regierung im Unterhause und die wachsende Opposition im ... hatten längst auf ein solches Resultat hingedeutet, und ... politischen Drahtzieher und ihre Agenten waren voll... vorbereitet. Lord Salisbury, der jetzt zum dritten ... Premierminister ist, hat eben das Unterhaus aufgelöst, ... nach den Aufregungen einer Neuwahl wird eine ... vativ-unionistische Majorität in den St. Stephanspalast ... ziehen.

Kaum drei Jahre hat die liberale Regierung ... den, eine kurze Zeit und um so kürzer, wenn man ... welche gewaltigen Aufgaben sie sich in dem ... Programm des Jahres 1891 gestellt hatte. Sie hat ... wagt, ihre Hand anzulegen nicht bloß an die gesetzgebende Einheit des Reiches, sondern auch an die beiden ... historischen Mächte im englischen Staatsleben, die ... kirche und das Oberhaus. Sie ist in Kampf getreten ... der vielleicht noch gewaltigeren Großmacht des Bieres ... Schnapses, vertreten durch die Brauer und Wirthe ... allem die durstigen Massen, sie hat den Ausbau ... weitere Demokratisirung der Verfassung in die ...

…men und daneben eine Reihe sozialer Gesetzesvorschläge weittragender Bedeutung vor das Parlament gebracht. …nn die Exminister auf die drei Jahre ihrer Herrschaft …ckblicken, so müssen sie sich sagen, daß sie viel versucht etwas erreicht haben, vielleicht um so weniger, je mehr von ihren Anhängern getrieben, in Angriff nahmen.

Denn der Regierung fehlte, wie Hamlet, die sinnliche …rfe, die den Helden macht; große Thaten waren auf … Seele gelegt, denen sie nicht gewachsen war, und wie … Dänenprinz ging sie unter der Last zu Grunde, die sie …er tragen noch abwerfen konnte. Mit einer Majorität nur 40 unter 670 Abgeordneten wurde Gladstone am August 1892 zum vierten und letzten Male Premier…ister von Großbritannien. Und wie bunt zusammen…irselt, wie unsicher war diese Majorität! Sie bestand …en der Hauptmasse der Gladstonianer aus etwa sieben …nen Gruppen, den extremen Radikalen unter Labouchere, … Herausgeber der „Truth“ und geistvollen Cyniker des …taments, den beiden irischen Parteien der Antiparnelliten … Parnelliten, die nach altkeltischer Weise über dem häus…en Zwist nur zu oft ihre gemeinsamen Ziele vergaßen, … walisischen und schottischen kirchlichen oder staatlichen …tikularisten, den Mäßigkeitsreformern unter Sir Wilfrid …son und endlich der kleinen Arbeiterpartei, die sich von … beiden großen historischen Parteien losgesagt und ein …ner mehr ausgesprochenes sozialistisches Gepräge ange…men hat.

Alle diese Gruppen verfolgten ihre eigenen Ziele und …ten bei der Schwäche der Regierung und ihrer Ab…gigkeit von jeder Stimme die Zeit für gekommen, sie zu …ichen.

Die Geschichte des liberalen Ministeriums zerfällt …urgemäß in zwei Theile, die durch den Rücktritt Glad…e's getrennt sind und ein durchaus verschiedenes Gepräge …en. Gladstone machte sich zunächst mit der Energie und … nie alternden Feuereifer, die ihn auszeichnen, an die …ierige Aufgabe der Lösung der Homerulefrage für …nd. Am 14. Februar 1893 legte der 83jährige Greis …iner großen Rede dem Parlamente seinen zweiten Home…entwurf vor. Zweiundachtzig Tage lang wurde derselbe … das leidenschaftlichste und gründlichste besprochen und …ich nur unter Anwendung „des Maulkorbs und der …llotine“, d. h. der Redebeschränkung und des Debatten…usses durch das Unterhaus gepeitscht. Am 1. September …elben Jahres wurde die Homerulebill mit einer Majorität … 34 Stimmen in dritter Lesung angenommen. Wie …ermann angenommen hatte, verwarfen die Lords die … und zwar mit 10facher Majorität — 419 gegen 41 …nmen. Die Zahl dieser Majorität schwächte ihre Be…tung. Denn es wurde dadurch klar, daß zwischen dem …se der gewählten Volksvertreter, das im Laufe des …rhunderts dreimal reformirt worden war, und der …mer der unverantwortlichen, erblichen Gesetzgeber, die … den Tagen der Plantagenets ohne wesentliche Ver…erung fortbesteht, ein unversöhnlicher Gegensatz besteht, … ein Zusammenwirken — wenigstens unter einer liberalen …ierung — unmöglich erscheinen ließ.

Doch gelang es der Regierung, wenigstens eine wich… Reform durchzusetzen — das Distrikt- und Kirchspielrath…etz. Dasselbe bildet die nothwendige Ergänzung zu dem …schaftsgesetze des konservativen Ministers Ritchie vom …re 1888 und legt den Schlußstein zu der neuen engli…n Selbstverwaltung auf breitester demokratischer Grund…e. An die Stelle des Gutsherrn und Pfarrers, die in … alten aristokratischen Klassenstaate auf dem Lande all…chtig waren, sind durch dasselbe gewählte Versammlungen …eten, in denen alle Stände vertreten sind von dem Tage…ner, der in seiner Lehmhütte ein kümmerliches Dasein …t, bis zu dem Magnaten, dessen Besitz nach Quadrat…len zählt. Da auch Frauen haben Sitz und Stimme … diesen kleinen Lokalparlamenten, die den Unterbau für … Reichsparlament in Westminster bilden und eine Schule …ünftiger Freiheit, ein Mittel der politischen Erziehung … souveränen Volkes sind. Auch auf Schottland hat die liberale Regierung später dieses Gesetz ausgedehnt; nur Irland wartet noch auf eine ähnliche Maßregel.

Während die Lords dieses Gesetz, wenn auch mit großem Widerstreben, annahmen, scheiterte ein sehr gemäßigter Haftpflichtgesetzentwurf an ihrem Widerstande. Sie bestanden darauf, eine Klausel darin einzuführen, wonach durch gegenseitiges Uebereinkommen Arbeitgeber und Arbeitnehmer sich von den Verpflichtungen des Gesetzes unter gewissen Bedingungen entbinden könnten, eine Bestimmung, die das Gesetz zu einem todten Buchstaben gemacht haben würde, so daß die Regierung sich gezwungen sah, es fallen zu lassen.

Mittlerweile waren Gerüchte laut geworden, daß Gladstone, dessen körperliche Kräfte zu versagen anfingen, sich vom politischen Leben zurückzuziehen beabsichtige. Es wurde denselben solange widersprochen, bis endlich am 3. März 1894 der „große alte Mann“ seinen Entschluß erklärte, in der That von dem Schauplatze, auf dem er 60 Jahre lang eine so hervorragende Rolle gespielt hatte, abzutreten. Die Abschiedsrede des alten Recken enthielt einen Aufruf zum Kampf gegen den letzten Rest der Klassenherrschaft der alten Grundaristokratie, das erbliche Oberhaus. „Wir sind gezwungen zu erklären“, sagte er, „daß die Verschiedenheiten nicht bloß vorübergehender oder zufälliger Art, sondern Verschiedenheiten der Ueberzeugung, Verschiedenheiten des Vorurtheils, Verschiedenheiten der Denkgewohnheiten und Grundanschauungen zwischen dem Hause der Lords und dem Hause der Gemeinen eine Entwicklung erreicht haben, die einen Zustand der Dinge schafft, von dem wir sagen müssen, daß er unserer Meinung nach nicht länger bestehen kann.“

Lord Rosebery, der Minister des Auswärtigen, der sich auch als Präsident des Londoner Grafschaftsamts goldene Meinungen erworben hatte und sich allgemeiner Beliedtheit bei der liberalen Partei erfreute, wurde sein Nachfolger. Sir William Harcourt, der Schatzkanzler, der nach Alter und politischer Erfahrung eher auf die erste Stelle Anspruch gehabt hätte, wurde Leiter des Unterhauses. Die neue Regierung nahm den Kriegsruf Gladstones auf. Monate lang hallten die Tribünen wider von Reden, in denen die Versammlung der „himmelgeborenen Gesetzgeber“ als ein „beispielloser Anachronismus“, als „der Vertreter aller Mißbräuche und der Feind aller Reformen“ als „eine reine Parteimaschine im Interesse der Tories“ gebrandmarkt wurde. Aber die Agitation hatte zunächst kein festes Ziel und verlief daher im Sande.

Rosebery, der obgleich oder vielleicht weil er selbst ein Lord ist, einen besonderen Haß auf das Haus der Lords hat, suchte ihr ein solches zu geben. Er erfand eine Politik, die benannt wurde „das Füllen des Bechers“. Die liberale Regierung sollte einen Reformvorschlag nach dem andern an das Oberhaus bringen, obgleich sie wüßte, daß dieselben verworfen werden würden, um so den Becher der Entrüstung des Volkes gegen dasselbe zum Ueberlaufen zu füllen. Wenn das geschehen wäre, dann sollte das Unterhaus in einer Resolution sich gegen den Fortbestand des absoluten Vetos der Lords erklären, die Regierung würde das Parlament auflösen und an die Wähler appelliren, ihr den Auftrag zu ertheilen, diese große Verfassungsfrage zu lösen.

Doch diese Politik, die einer der tüchtigsten der liberalen Minister, Asquith, ironisch als ein „Pflügen des Sandes am Meere“ bezeichnete, war zu schlau, um staatsmännisch klug zu sein; sie entsprach nicht dem nüchtern-praktischen Sinne des englischen Volkes und ist deshalb gescheitert. Das Unterhaus als ein Werkzeug der Agitation gegen das Oberhaus zu benutzen, ging auf die Dauer nicht an.

Eine ganze Reihe von Gesetzvorschlägen sind im letzten Jahre im Unterhause debattirt worden, aber nur einer derselben, die Fabrikakte, ist noch im letzten Augenblicke Gesetz geworden. Von den übrigen hat nur die Bill zu Gunsten der ausgetriebenen Pächter in Irland das Oberhaus erreicht, um dort verworfen zu werden; alle anderen sind zwischen der zweiten und dritten Lesung stecken geblieben.

Die wichtigsten dieser zunächst gescheiterten Entwürfe sind die Bill für die Entstaatlichung und Entpfründung (sit venia verbo!) der Kirche in Wales, die Lokalvetobill, die den Gemeinden das Recht verleihen sollte, den Ausschank berauschender Getränke zu verbieten oder zu beschränken und die Registrations- und One man one vote-Bill, die das Stimmrecht durch Vereinfachung der Eintragung in die Wählerlisten und Abschaffung der mehrfachen Abstimmung auf Grund von Besitz in verschiedenen Wahlkreisen, gleich und allgemein machen sollte.

Diesen Mißerfolgen der Regierung steht das demokratische Budget Sir William Harcourts gegenüber, das die durch die Vergrößerung der Marine nothwendig gewordenen höheren Einnahmen durch eine progressive Erbschaftssteuer und eine erhöhte Steuer auf Bier und Branntwein verschaffte. In Geldangelegenheiten sind den Lords bekanntlich die Hände gebunden, und so mußten sie dieser Maßregel, wenn auch mit großem Widerstreben, da sie sie selbst betraf, ihre Zustimmung geben.

Was die äußere Politik angeht, so wandelte Lord Rosebery im Allgemeinen in denselben Bahnen, wie Lord Salisbury. Wo die auswärtigen Interessen Englands in Frage kommen, da macht der Parteizwist Halt, so daß zwischen einem liberalen und konservativen Kabinet hier in neuerer Zeit kein wesentlicher Unterschied besteht. In einigen Punkten, in Siam gegenüber Frankreich und am Kongo gegenüber Deutschland und Frankreich mußte John Bull muthig zurückweichen, dagegen behauptete er seine Autorität in Aegypten und Südafrika. Auch die schließliche Politik Rosebery's im chinesisch-japanischen Kriege fand bei seinen Landsleuten allgemeine Zustimmung. Dagegen scheint in der armenischen Frage, wo die philantropische Sentimentalität des englischen Liberalismus die treibende Kraft war, Lord Salisbury, der ein nüchterner Staatsmann ist, die Ansichten seines Vorgängers nicht zu theilen.

Die Urtheile über das gestürzte Ministerium lauten natürlich nach dem Parteistandpunkt nicht bloß verschieden, sondern entgegengesetzt. Die Liberalen nennen es kühn „das beste Ministerium des Jahrhunderts“; die Konservativen haben nur Worte des Tadels und Hohnes für dasselbe. Wir als Unparteiische müssen anerkennen, daß es einiges erreicht und sehr viel angeregt hat. Seine geschichtliche Bedeutung ist gerade aus dem letzten Grunde nicht gering anzuschlagen, denn die Aufgaben, die es zu lösen versucht hat, sind in der That durch die Besprechung im Parlamente der Lösung näher gebracht worden und werden über kurz oder lang von Neuem an die Gesetzgeber herantreten. Möglich, daß sich dann mit Bezug auf einige derselben, besonders die irische Frage, wiederholt, was in den letzten Jahrzehnten so oft geschehen ist, daß eine konservative Regierung die liberalen Ideen aufnimmt und dann zur Durchführung bringt.

Bath. A. Stehn.

Der Kampf um die Schule in Belgien.

(Schluß.)

Nachdem die klerikale Partei die Macht wieder in Händen hielt, war es ihre erste Sorge, das „fluchwürdige“ Gesetz von 1879 abzuschaffen und neue und merklich andere Verfügungen an seine Stelle zu setzen, ohne jedoch zu der Gesetzgebung von 1842 zurückzukehren.

Gemäß dem gegenwärtig noch in Kraft stehenden Gesetze von 1884 soll jede Gemeinde eine Kommunalschule besitzen, eine Ausnahme findet zu Gunsten der kleinen Gemeinden statt. Aber die Gemeinden haben das Recht, eine oder mehrere Privatschulen zu übernehmen, und sind in diesem Falle der Verpflichtung zur Gründung oder Beibehaltung ihrer Kommunalschulen überhaben. Diese Freiheit hängt von einer königlichen Ermächtigung ab und darf nicht bewilligt werden, wenn zwanzig Familienoberhäupter die Gründung oder Beibehaltung einer Kommunalschule verlangen. Um von den Gemeinden übernommen werden zu können, müssen die Privatschulen mehreren Bedingungen genügen, vorzüglich sich dem gesetzmäßigen Programm anpassen und sich der staatlichen Aufsicht unterwerfen.

Das obligatorische Programm des Elementarunterrichts faßt weder die Moral noch die Religion in sich. Die Gemeinden können ihrerseits diese Fächer in ihren Lehrplan aufnehmen. Sie finden dann ihre Stelle bei Beginn oder am Schluß der Schulstunden. Die Kinder, deren Eltern es verlangen, sind von der Theilnahme an diesen Stunden befreit. Tritt solches bei wenigstens zwanzig Familienoberhäuptern ein, so kann die Regierung auf den Wunsch dieser eine oder mehrere Sonderklassen für ihre Kinder einrichten. Sobald andererseits die Gemeinde trotz des Begehrens von zwanzig Familienoberhäuptern sich weigert, den Religionsunterricht in ihren Lehrplan aufzunehmen, oder wenn sie in der Schule, die den Religionsunterricht im Lehrplan hat, dem Geistlichen den Zutritt verwehrt, so kann die Regierung die Gemeinde zwingen, eine oder mehrere Privatschulen zu übernehmen, wo dieser Unterricht regelmäßig ertheilt wird.

Die Kosten des Elementarunterrichts fallen, wie unter den früheren Gesetzgebungen, den Gemeinden, den Provinzen und dem Staate zur Last. Die Zahl der Schulen und Lehrer, die eine Gemeinde unterhält, bestimmt der Gemeinderath, nicht die Regierung.

Das Gesetz von 1884 unterscheidet sich so zugleich von dem Gesetz von 1842 und von dem von 1879. Von dem Gesetz von 1842 dadurch, daß es den Moral- und Religionsunterricht nicht obligatorisch, sondern fakultativ sein läßt und daß es die Errichtung von Sonderklassen für die Kinder der Andersgläubigen gestattet; von dem Gesetz von 1879 dadurch, daß es die Rechte des Staates erheblich einschränkt, daß es den Elementarunterricht decentralisirt und wieder vorzugsweise zu einer Angelegenheit der Gemeinde macht und daß es die Beihilfe aus öffentlichen Mitteln nicht allein den Laienschulen, sondern allen offiziellen Schulen, den Laien- wie den konfessionellen Schulen zuspricht. Das Gesetz führt sodann etwas Neues in die Gesetzgebung ein: es ist die wichtige Rolle, die den Familienvätern zufällt. Dieselben können durch ihre Willensäußerung die Aufhebung der Kommunalschule verhindern oder in einer Gemeinde, die nur Laienschulen besitzt, einen Religionsunterricht durchsetzen, oder endlich in solchen Gemeinden, die den Religionsunterricht eingeführt haben, Sonderklassen erlangen. Es ist angemessen, hier gleich hinzuzufügen, daß die Rolle der zwanzig Familienväter aber weit weniger hervortretend und wirkungsvoll gewesen ist, als mancher hoffte; im Allgemeinen beschränkte sie sich auf das Einschreiten derjenigen Familienväter, welche die Aufnahme des Religionsunterrichts in den Lehrplan der Laienschulen forderten. Solches Einschreiten fand fast in allen großen liberalen Gemeinden statt, die ihren Laienunterricht unversehrt erhalten wollten, und hatte zur Folge, daß diese Gemeinden sich gezwungen sahen, selbständige Schulen zu übernehmen und so ihr Budget zu belasten. Was die Petitionen anbetrifft, welche die Aufrechterhaltung kommunaler Laienschulen und die Errichtung von Sonderklassen erstrebten, so waren diese selten und die meisten nicht mit Erfolg gekrönt. Die Gemeinden und die Provinzial- oder Centralverwaltung sind im Stande gewesen, die Petitionen zu übergehen.

Unter der Herrschaft des Gesetzes von 18… ist die Zahl der kommunalen Laienschulen von 4787 auf … heruntergegangen, und außerdem haben viele der … den Kommunalschulen den Religionsunterricht in den Lehrplan aufgenommen, weil die Gemeinden die … Uebernahme von Privatschulen scheuten. So ist es … in Lüttich der Fall, um nur eine unserer großen Städte anzuführen. Die Zahl der Schüler in den vom Staat unterstützten Schulen beträgt 650 000, von denen 170 000 auf die übernommenen Schulen kommen.

Gemäß der Absicht der Urheber des Gesetzes von 1884 … dieses nur eine Ausgleichung zwischen den beiden vorher…

bten Systemen, eine Lösung, die zwischen dem Prinzip ausschließlichen Laienunterrichts von 1879 und dem rgisch konfessionellen Unterricht von 1842 vermitteln sollte. Folge davon war, daß das Gesetz von 1884, welches Liberalen natürlich bekämpften, von den Katholiken nicht ein endgültiges angenommen wurde; kurze Zeit nach er Veröffentlichung begannen sie schon, die Revision des etzes in einem den klerikalen Bestrebungen völlig günsti- Sinne zu verlangen. Ihr Ziel war, den Religions- errricht wieder obligatorisch zu machen, und ferner, für im Jahre 1879 gegründeten und seit 1884 nicht über- nmmenen freien katholischen Schulen die Unterstützung aus ntlichen Mitteln zu erreichen.

* * *

Der Augenblick dieser Revision ist gekommen, und der Schollaert, dem Minister des Innern und des öffent- en Unterrichts, eingebrachte Gesetzentwurf erfüllt die ezenswünsche der katholischen Partei.

Man urtheile selbst. Auf Grund dieses Gesetzentwurfes der Elementarunterricht den Religions- und Moral- errricht nothwendig einschließen. Die Geistlichen werden gefordert, diesen Unterricht entweder selbst zu ertheilen r unter ihrer Aufsicht durch den Lehrer ertheilen zu lassen. e Stunde täglich soll diesem Unterricht gewidmet sein. r jene Kinder sind von der Theilnahme befreit, deren ern dies ausdrücklich verlangen. Die Aufsicht über den ral- und Religionsunterricht führen die Beauftragten der lichen Behörden, die an den Bezirkskonferenzen der rer theilnehmen dürfen.

Andererseits werden die staatlichen, die provinziellen d kommunalen Hilfsgelder unter die Kommunalschulen d. h. die offiziellen Schulen nach dem System von 1879 —, seit 1884 übernommenen und die Privatschulen, welche teren besonders im Jahre 1879 gegründet worden sind, theilt werden. Die beiden zuletzt genannten Kategorien d bekanntlich fast ausnahmslos konfessionelle katholische hulen. Für die Berechnung der Beihilfe, die jeder Schule vahrt wird, soll entweder die Anzahl ihrer getrennten ssen als Grundlage dienen, oder vielleicht auch die Zahl Kinder, die ohne Entgelt zu dieser Schule zugelassen rden.

Die Annahme dieser Vorschläge scheint bisher gesichert. lgien thäte damit einen Schritt rückwärts auf dem Wege, alle modernen Nationen verfolgen, auf dem Wege zu einem ionellen und in religiösen Dingen neutralen Elementar- terricht. Unser Land würde auf das System des Ge- es von 1842 zurückgeführt werden; der Moral- und ligionsunterricht und mit ihm die katholische Geistlichkeit rden in die Schulen zurückkehren, und die Beihilfe aus entlichen Mitteln würde nur noch solchen Schulen ge- ihrt sein, welche diesen Unterricht ertheilen, mögen nun kommunale, übernommene oder private Schulen sein.

* * *

Gewiß beabsichtigen die Liberalen und Sozialisten im rlament und im Lande, die Vorlage der katholischen Regie- ng weiter energisch zu bekämpfen, und sie werden in der hulfrage den Grundsatz vertreten, dem der Liberalismus u bleibt, der Sozialismus zugestimmt hat: den Grundsatz s weltlichen Elementarunterrichts. Doch leider wird dies, e es noch immer scheint, verlorene Mühe sein.

Im vorigen Jahre hatte die Ligue de l'Enseignement, der sich damals Liberale, Radikale und Sozialisten zu- mmenfanden, einen Gesetzentwurf von wahrhaft liberalem d demokratischem Charakter ausgearbeitet, in einem Geist n ganz anderer Höhe und Weite, als der Geist des genwärtig vorliegenden Entwurfes. Er proklamirte einen gleich obligatorischen, unentgeltlichen und weltlichen Ele- entarunterricht, er verbot den Staatsgewalten, konfessionelle hulen zu unterstützen. Er gab die Oberleitung über die tionale Sache des Volksunterrichts, wie unter dem System von 1879, dem Staat zurück, er stellte ein umfassendes und praktisches Programm für den Elementarunterricht auf — besonders wurden obligatorische Uebungen zur Entwicklung der Handfertigkeit der Kinder neu darin aufgenommen —, er verlieh den privaten Stiftungen zum Zwecke der Beköstigung armer Schulkinder den Charakter von öffentlichen Einrichtungen, er verband die Gemeinden von geringer Bedeutung zu Schulbezirken, wodurch ihnen die Möglichkeit gegeben wurde, sich einen gründlichen Elementarunterricht zu schaffen.

Einige Liberale und die Sozialisten fügen zu diesen Forderungen eine in unserem Recht ganz neue Maßregel hinzu. Sie wollen die in unserer Verfassung proklamirte Unterrichtsfreiheit heilig halten, indem sie den vom Staate nicht unterstützten Schulen gestatten, Schenkungen und Vermächtnisse anzunehmen, zu kaufen, zu verkaufen, kurz, den Charakter einer juristischen Person zu erwerben, unter der Kontrolle des Staats und innerhalb gewisser Bedingungen. Die Anhänger dieser Neuerung machen geltend, daß, wenn der Staat nur eine einzige Kategorie von Schulen unterstützt, er allen Schulen die Freiheit, zu existiren, und daher auch, sich die Mittel zu ihrer Existenz zu verschaffen, gewähren muß. Die liberalen Gegner dieses Gedankens erwidern darauf, daß jenes Recht nur den katholischen Schulen zu Gute kommen und die Güter der todten Hand zu übermäßiger Entwicklung bringen würde.

* * *

Ich führe übrigens diese liberalen und sozialistischen Forderungen nur zu dem Zwecke an, um von der Schulfrage in Belgien im gegenwärtigen Augenblick und von den beiden vorhandenen gegensätzlichen Auffassungen einen vollständigen Begriff zu geben. Die, welche an der Redaktion des Entwurfes der Ligue de l'Enseignement mitgearbeitet haben — und der Unterzeichnete gehörte dazu — wissen, daß sie bei dem gegenwärtigen Parlament kein Gehör finden werden. Sie haben ihre Gedanken und Grundsätze in Sachen der Schule einmal wieder zum Ausdruck bringen wollen, aber sie täuschen sich nicht darüber, daß die Stunde ihnen nicht günstig ist.

Während Belgien seit einiger Zeit mehrere seiner Institutionen in bedeutender Weise ausgebaut und auf politischem Gebiet eine Reform von größter Tragweite durchgeführt hat, schickt es sich an, auf dem Gebiet der Erziehung zurückzuschreiten. Ist nicht der neue Gesetzentwurf wirklich ein Rückschritt in den Augen jedes Liberalgesinnten? Indem er den Religionsunterricht obligatorisch macht und die Staatsunterstützung nur den konfessionellen Schulen zutheilt, stellt er gegenüber dem Gesetz von 1884, das den Religionsunterricht fakultativ sein ließ, nur die kommunalen oder übernommenen Schulen unterstützte und seine Beihilfe sowohl Laienschulen als konfessionellen Schulen gewährte, einen Rückschritt dar; einen noch größeren, wenn man ihn mit dem Gesetz von 1879 vergleicht, das die Leitung des nationalen Elementarunterrichts dem Staat zusprach, diesem Unterricht einen weltlichen Charakter verlieh und den konfessionellen Schulen jede Unterstützung weigerte. Um in unserer Schulgesetzgebung ein Gesetz aufzufinden, dem ähnlich, das die Kammern vielleicht im Begriff stehen, anzunehmen, muß man bis auf das alte Gesetz von 1842 mit seinem obligatorischen Religionsunterricht, seiner geistlichen Schulaufsicht und seiner Uebernahme von Schulen auf den Staat zurückgehen. Jenes Gesetz ist der unverkennbare Ahnherr des jetzt in Berathung befindlichen. Und unter dem Vorwande, die englische oder holländische Schulgesetzgebung nachzuahmen — es ließe sich vieles über die Treue dieser Nachahmung sagen — gibt man uns eine Kopie von einem veralteten Gesetz, gegen welches der belgische Liberalismus sich bereits vor fünfzig Jahren energisch verwahrt hat!

Brüssel. Léon Leclère.

Die Theaterreform eines österreichischen Verwaltungsbeamten.

Just vor einem Jahrhundert hat Schiller den Kunstsinn der Wiener hart mitgenommen. Thierhatzen, so heißt es in einer Fußnote seiner Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, seien ihnen die liebste Lustbarkeit. Und da er den Geschmack jedes Volkes nach dessen Lieblingsunterhaltung beurtheilt und abstuft, müssen sich die Phäaken den letzten Platz in seiner Schätzung — hinter den Engländern mit ihren Wettrennen, den Venezianern mit ihren Gondelrennen u. s. w. — gefallen lassen. Neben den italienischen Zeitgenossen Goethe's und dem frohen, schönen Bummelkunstwerk des römischen Korso läßt er meine Landsleute des vorigen Jahrhunderts mit ihrem brutalen, buchstäblich bestialischen Vergnügen gar nur als traurige Kontrastfiguren gelten und eine Welt liegt scheinbar zwischen ihnen und den von Schiller zuhöchst gestellten Hellenen mit ihren olympischen Weltspielen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit, des Geistes. Weil Schiller das Schönheitsideal der Menschen dort suchte, wo sie ihren Spieltrieb befriedigen, ging er einseitig und schonungslos ins Gericht mit denselben Wienern, in deren Mitte doch Mozart und Beethoven sich heimisch gemacht und gefühlt hatten. Vergolten haben ihm die Oesterreicher diesen und manchen anderen Ausfall nur durch verdoppelte Liebe. Hold und unhold — wie ehedem in der jüngerhaften Verehrung von Schreyvogel, Grillparzer und dem ebenso diebischen, als schmeichelhaften Uebereifer der Nachdrucker — äußert sich bis zur Stunde dieser altösterreichische Schillerkult in immer neuen Formen. Der Schillertag des Säkularjahres 1859 wurde auch in unserem Staatsleben zu einem geschichtlichen Datum; gegen die Bedenken einer engherzigen Polizei konnte Laube tapfer und erfolgreich als mächtigsten Schillerfreund Kaiser Franz Joseph aufrufen; unvergessen und unvergeßlich lebt in mir und meinen Altersgenossen als eine der stärksten Kindheitserinnerungen der Fackelzug zu dem improvisirten Standbilde Schiller's, dem Tausende und Zehntausende sich anschlossen. Und ausgiebiger und fruchtbarer, als in so vergänglichen Huldigungen hat sein Segen an den Dramatikern und Theatergängern der Wienerstadt sich bewährt. War Schiller leider auch der Schutzheilige ungezählter Kanzleidichter mit ihren schon vor der Geburt historischen Jambentragödien, so blieb er doch das dauernde Vorbild unserer echten, die Massen mit künstlerischen Mitteln ergreifenden Theaterdichter, Grillparzer, Raimund, Anzengruber; und so viel auch von Goethe bis auf Gottfried Keller zu Ehren Schiller's gedichtet wurde: ehrlicher empfundenes, ehrlicher wirkendes gibt's nicht, als die holprigen Verse, in denen unser größter Volksdichter des Vormärz und der größte Volksdichter des Nachmärz wetteifernd das Andenken des Klassikers verherrlichen, der bis auf den heutigen Tag der herrschende Dramatiker des Burgtheaters geblieben ist. Ihm war es beschieden, wie er es in seiner jugendlichen Programmrede von der Schaubühne als moralische Anstalt verhofft, die Großen der Welt von den Brettern herab hören zu lassen, was sie nicht nur dazumal nie oder selten hörten — Wahrheit; sehen zu lassen, was sie — wiederum bis auf den heutigen Tag — nie oder selten sahen — den Menschen. Nicht geringer war und bleibt sein Zauber für die Kleinen dieser Erde. Und also verwirklichte er den in jugendlichem Ueberschwang prophezeiten Triumph des geborenen Volksdramatikers „Menschen aus allen Kreisen und Ständen, von allen Fesseln der Künstelei befreit, durch eine allwebende Sympathie zu verbrüdern". Im Schauspielhaus brachte Schiller das Wunder fertig, das Grillparzer's „Bretterwelt" besingt: der Dramatiker vermag in seinem „heiligen Amt" bestialische Roheit in menschenwürdige Empfänglichkeit zu veredeln:

Am Arme seines Nachbars im Gedränge,
Fühlt Jeder die gesteigert fremde Gluth
Und über sie kommt das Gefühl der Menge,
In dem der Mensch verzehnfacht, schlimm wie gut . . .

. . Die Zuhörer eines Schiller fanden den We[...] mehr zu Thierhatzen; sie sind denn auch in Wien [...] schenaltern verschollen, verdrängt durch gute deutsche [...] eine wildwüchsige mundartliche Dramatik und [...] Josephs Nationalbühne, das Burgtheater. Was [...] josephinische Theaterschöpfung dem Altösterreicher wa[...] so oft, auch in diesen Blättern, beim „Abschied vom [...] Burgtheater" („Nation", Oktober 1888) wiederholt [...] daß einmal besser gefragt werden mag, was unter [...] veränderten Verhältnissen, in unserer Zeit „das Haus [...] Kaisers" in Neuösterreich sein oder werden kann.

Bis zum Nikolsburger Frieden die führende Bühne [...] führenden deutschen Bundesmacht, ist das Burgtheater [...] nur mehr die beste deutsche Wiener Bühne neben slavisch[...] Nationalbühnen in Prag, Krakau, Lemberg und dem ung[...] rischen Nationaltheater in Budapest; bis zum Jahre [...] oder genauer bis zur Februarverfassung die einzige Rede[...] bühne des Reiches, auf der trotz Censur und Polizei [...] Gedankenfreiheit ungestraft gefordert werden durfte, [...] man heutzutage im kaiserlichen Schauspielhaus kaum m[...] auf Rebellenphrasen moderner Rebellenstücke hin; wie [...] überholt ist John Cade und seine Sippe durch die Strei[...] szenen unserer Wahlversammlungen, die Manifeste [...] Anarchisten und die stenographischen Protokolle von [...] Paris und — den antisemitischen Wiener Parlamen[...] Landtags- und Rathhausreden. Bis vor einem Mensche[...] alter wesentlich auf den gebildeten Mittelstand als [...] Stammpublikum hingewiesen, ist das Burgtheater gege[...] wärtig durch den wachsenden Aufwand der Ausstattung, durch die Millionen verschlingende Erhaltung des ne[...] Prachtbaues von neuen, zahlungsfähigeren Stammgä[...] den überbildeten Weltkindern und ungebildeten Protze[...] „Premieren-Abonnements", abhängig. Zum Schaden [...] Kunst, zum Verderb des muthigen, selbständigen Urthe[...] Kein Wunder, daß Schwarmgeister, wie der arme [...] Pöhel, solche Mißstände übertrieben und schlankweg [...] Welt schrieen: das Burgtheater marschirt an der Spitze [...] Kunstsimpelei; kein Wunder, daß allzu enge und al[...] weite Köpfe solchen Schäden mit Radikalkuren beikomm[...] wollen. Festspielhäuser und Liebhaberbühnen, wie Rich[...] Wagner und Gottfried Keller sie in genialen Eingebung[...] entworfen haben, katholische Gesellentheater und radik[...] Arbeiterbühnen werden denn auch für Wien und [...] andere Groß- und Kleinstadt des Reiches als Allheilm[...] empfohlen, erwogen und einstweilen nicht ins Leben gerufen.

Angesichts dieser verwegenen und doch völlig unfruchtbaren Vorschläge einer Zeugung aus dem Nichts nimmt [...] die Reform des jetzigen Direktors des Burgtheaters [...] nüchtern aus. Unbeschadet der alten Ordnung der [...] führt er auf dem Boden des Bestehenden in aller [...] durch unscheinbare Neuerungen einen vollen Umschw[...] herbei; er will, sozusagen experimentell, die Möglichkeit [...] mustergültigen, den Massen zugänglichen klassischen u[...] mundartlichen Theaters erhärten. Ich habe mich bemüht, gleich nach den ersten Proben des neuen Unternehmens das Verdienst und die vorbildliche Bedeutung dieses [...] suches — auch in der „Nation" — zu würdigen („[...] Mustervorstellungen", X. Jahrgang, Nr. 12.) Nun [...] Dr. Max Burckhard selbst den Rechenschafts- und Mon[...] bericht seines Wagestückes zum besten; im Cotta'schen [...] erschienen dieser Tage drei Aufsätze des Burgtheaterdirekt[...] unter dem Generalnenner Aesthetik und Sozialwisse[...] schaft. Schon diese hoch und allzu hoch gegriffene Ueberschrift ist bezeichnend für den Mann, seinen Kreis und seine [...] Herr Dr. Burckhard, von Haus aus Jurist und Verwaltungs[...] beamter, ist, wie die meisten jüngeren Büreaukraten [...] Wiener Schule, mit einem ganzen Krüglein sozialpolitisch[...] Oeles gesalbt. Eng befreundet mit dem verflossenen Finanz[...] minister Dr. Emil Steinbach, der unserem Reichsrath un[...] sehens eine Arbeiterkurie angliedern wollte, hat er es [...] angelegen sein lassen, im Haustheater des Kaisers eine [...] Besucherkurie einzubürgern: die Analphabeten der Kun[...] Die willkommene Gelegenheit zu einem Vorversuche bot [...] Jahrhundertfeier von Grillparzer's Geburt:

Es wurden an drei auseinanderfolgenden Sonntagen, am 25. Ja-ir, 1. und 8. Februar 1891 nachmittags, drei Dramen Grillparzer's zu ßerordentlich ermäßigten Preisen in der ausgesprochenen Absicht zur ffführung gebracht, den Besuch einem Publikum zu ermöglichen, welches st vom Besuche der Vorstellungen des Burgtheaters durch äußere ıstände ausgeschlossen ist.

Die übliche Art des Verkaufes der Karten an der Kasse mußte, iz abgesehen von dem damit voraussichtlich verbundenen Gedränge, für den angedeuteten Zweck als ungeeignet darstellen. Gerade dem eitenden Theile der Bevölkerung fehlt die Zeit zu einem stundenlangen mpfe um Eintrittskarten, bei dem schließlich doch nur Ausdauer, Rück-tslosigkeit und Zufall entscheiden. Es handelte sich darum, einen Weg finden, welcher Gewähr dafür bot, daß die billigen Plätze wirklich gehörigen jener Klasse zu gute kämen, denen sie zugedacht waren. lche bestimmten Personen die Karten erhielten, machte dann als neben-ılich erscheinen. Da bot nun die Organisation einzelner Gesellschafts-ssen selbst einen willkommenen Anknüpfungspunkt. Die Schüler zu-bst sind in Unterrichtsanstalten vereint, die Gewerbetreibenden sind assenschaftlich organisirt, die Arbeiter haben ein sehr entwickeltes Ver-sleben. Die Schulen, gewerblichen Genossenschaften und Arbeiter-bände wurden daher eingeladen, ihre Wünsche hinsichtlich der Zuwei-g von Karten schriftlich geltend zu machen, und die Sitze und Steh-ze der Galerien wurden für diese Anmeldungen vorbehalten. Die hl der aus diesen Kreisen einlaufenden Zuschriften war groß, die Zahl in ihnen verlangten Karten ungeheuer. Nicht Tausende, Zehntausende rden von jeder einzelnen der billigen Preisstufen verlangt. Bei dieser legenheit zeigte sich die ganz außerordentlich entwickelte Organisation Arbeiterstandes.

Den einzelnen Schulen, den einzelnen genossenschaftlichen Ver-nden der Gewerbtreibenden wurde nach einem den thatsächlichen Ver-ltnissen möglichst angepaßten Maßstabe je eine bestimmte Zahl von rten zugewiesen. Für die zahlreichen Arbeiterbildungs-, Arbeiter-terstützungs- u. s. w. Vereine trat ein einziger Verein ein, welcher nicht ıtlich, aber in der That eine Art Centralverband ist. Ein Abgesandter : Arbeiter, welcher zugleich Vertreter der Krankenkasse und des Allge-inen Arbeiterbildungsvereins war, erschien in der Direktionskanzlei. Auf Frage, für wie viel Karten er Verwendung habe, erklärte er, er wäre reit, sämmtliche Plätze im Theater für alle drei Vorstellungen zu er-hen, und als ihm bedeutet wurde, als Höchstes könnten ihm einige ndert Karten für jede Vorstellung angewiesen werden, bedurfte es nur hr der Mittheilung, wann er die Karten beheben könne und wie viel für sie zu erlegen habe — und die Angelegenheit war erledigt. Und kann hinzugefügt werden, daß der gleiche Vorgang beibehalten wurde, s die Nachmittagsvorstellungen zu einer ständigen Einrichtung im ırgtheater gemacht wurden, daß sich nie der geringste Anstand und nie e Klage aus den Kreisen der Arbeiter ergab. Zu jeder Nachmittags-rstellung erhalten Angehörige des Arbeiterstandes 90 Karten zu 10 Kr., Karten zu 30 Kr., 80 Karten zu 50 Kr., 30 Karten zu 80 Kr., 20 ırten zu 1 Fl., 3 Karten zu 1 Fl. 50 Kr. Auf die weitere Vertheilung t die Theaterleitung keinen Einfluß. Die Karten werden pünktlich be-ben und bezahlt und ein einfach, aber festtäglich gekleidetes Publikum aus beiterkreisen, Männer und Frauen, das mit gespannter Aufmerksamkeit : Vorgängen auf der Bühne folgt und sich in jeder Richtung muster-ft benimmt, erfüllt jedesmal einen Theil der Galerien, sich mit Schülern : verschiedensten Anstalten und anderen Besuchern einträchtig mischend.

Die drei Vorstellungen aus Anlaß der Grillparzerfeier hatten ge-gt, welches Bedürfniß nach volksthümlichen Darstellungen in allen hichten der Bevölkerung bestehe, daß es möglich sei, demselben ent-genzukommen, und daß die gelegentlich geäußerten Besorgnisse, ein eil des so herangezogenen Publikums könnte unliebsame Störungen eranlassen oder doch den gebotenen Aufführungen nicht das erforderliche rständniß und Interesse entgegenbringen, unbegründet waren.

Gerade in letzter Richtung hatte schon die erste Darstellung Ge-genheit zu sehr beachtenswerthen Wahrnehmungen gegeben. Mit Ab-ht war ein Stück gewählt worden, welches nicht durch äußeres Ge-änge, lebhafte Volksscenen, erregende Zwischenfälle die Sinne fesselt, ıdern dessen Wirkung in der seelischen Vertiefung der Charaktere, einer ıfachen rein menschlichen Handlung, in der Schönheit der Sprache gt. Es wurde „Sappho" gegeben. Im Hause herrschte athemloses uschen; aber daß die Stille nicht etwa die Wirkung ängstlicher Be-ıgenheit war, daß jeder verständnißvoll der Entwicklung folgte, das gte sich, als Phaon die Melitta unter dem blühenden Rosenstrauche ıarmte und in diesem Augenblicke Sappho im Hintergrunde erschien. n leiser Ruf des Schreckens zitterte durch das Haus, das innigste ıtgefühl mit den jungen Liebenden und das vollste Verständniß für e Seelenzustände der betheiligten Personen verrathend. — Auf „Sappho" gte „Medea", auf diese der „Traum ein Leben". Hiermit war der te Versuch abgeschlossen.

Diese Ergebnisse und Erlebnisse bei den Grillparzer-orstellungen wirkten so ermuthigend, daß seither jahraus ıhrein 20 Nachmittagsvorstellungen des Burgtheaters vor ın oben geschilderten Gästen zu den oben erwähnten Preisen egeben werden: der ganze Schiller, fast der ganze Shakespeare, oethe, Lessing, Grillparzer, Otto Ludwig, Kleist, Hans achs, Ibsen, der Richter von Zalamea sind in diesen Zinterzyklen von den ersten Kräften des Burgtheaters auf-eführt und mit reinster Begeisterung und Dankbarkeit auf-enommen worden. Was in Wien mit dem rechten Willen cht war und recht zu machen war, sollte für alle deutschen, subventionirten Hofbühnen billig sein. Burckhard's Ver-sicherung, „daß das Burgtheater in jedem Jahre über 5000 Personen der Arbeiterklasse den Genuß dramatischer Kunst-werke bietet, 5000 Personen, von denen die Ueberzahl dieses Kunstwerk erst hierdurch kennen lernt, eine große Zahl ein ähnliches überhaupt noch nie kennen gelernt hat und vor-aussichtlich auch nie kennen lernen würde": diese unanfecht-bare Thatsache sollte allen Freunden der Sittigung der Massen zu denken geben. Um so mehr zu denken geben, als Burckhard seine Reform keineswegs als abgeschlossen, sondern erst als begonnen ansieht. Sehr eingehend führt er aus, daß wir bei der Erörterung sozialer Gegensätze vor-wiegend den Gegensatz von arm und reich ins Auge fassen, während, genau betrachtet, hier Bildung, dort Verkümmerung der natürlichen Anlagen zur Frage steht.

„Die Sozialökonomen versichern uns, sie kennen die Wege, welche dazu führen, den Gegensatz zwischen arm und reich aus der Gesellschaftsordnung zu verbannen — gut, dann wird von selbst der Gegensatz zwischen Bildung und Unbildung sich ausgleichen, in harmonisches Verhältniß zum natürlichen Gegensatz zwischen geistiger Fähigkeit und geistiger Stumpfheit treten. Die Sozialpädagogen wollen den umgekehrten Weg wandeln."

Nicht als Staatssozialist, sondern als Fürsprecher einer gedeihlichen Fortbildung der Massen wirft denn auch Burck-hard die Schulfrage auf: ob der Staat, wenn die Sozialisten versuchen, ihm mit Hilfe der Kunst (revolutionären Stücken, aufreizenden Streikbildern u. s. w.) an den Leib zu gehen, nicht auch umgekehrt es unternehmen könnte, der sozialen Frage mit Hilfe der Kunst beizukommen? Und er beschränkt sich in seiner Antwort weder auf seine eigene Reform, noch auf Berufsschauspieler, nicht einmal auf die dramatische Kunst. Er will neben den redenden, auch die bildenden Künste und vor Allem die Musik wirksamer als bisher den Massen näher bringen. Er hat nichts dagegen, wenn die Arbeiter, wie die Bauern, in ihren Feier- und Mußestunden selbst herzhaft Komödie spielen, musiziren; er bekreuzigt sich vor Bruno Wille so wenig, wie vor dessen Gegenbühnen. Dabei vergißt er keinen Augenblick, daß Revolutionen mit Rosenwasser so wenig geheilt, als gemacht werden. Er denkt nicht daran, soziales Unrecht durch Sonntagsvorstellungen zu sühnen! Er fordert nur, daß Jeder in seiner Weise sich von dem rechten Willen erfüllt zeigt, heillosem Kasten-wesen entgegenzuwirken; er thut nur sein Möglichstes, geistige Erhebung und künstlerische Anregung allen Empfänglichen zu gute kommen zu lassen. Burckhard erklärt rundweg, daß „die Menschen auch im sozialen Kampfe Waffen brauchen. Diese Waffen sind aber nicht Schwerter und Geschosse — nicht viel mehr denn Theaterkram aus Holz und Pappe — im Vergleich mit den **wahren** Waffen der Menschheit: den **Ideen.**" In diesem Ideenkampf sollte meines Erachtens Der nicht unterliegen, der redlichen Herzens nach dem Maß seiner Kräfte sein bestes zum besten der Gesammtheit in Rath und That gibt. Mag sein, daß mächtige Denker die Umgestaltung der Gesellschaft auf Jahrzehnte und Jahr-hunderte von ihrer Studirstube aus voraussehen und be-einflussen. Unsereiner sähe selbst darin keinen Grund, die Kleinarbeit zu mißachten, aus der im Laufe der Zeit so mancher (wenn nicht gar jeder) Fortschritt hervorgeht. In diesem Sinne heißen wir die Theaterreform Burckhard's willkommen als ersten, bescheidenen Schritt zu einem weit-gesteckten Ziele. Vieles, was auf diesem Gebiet durch freie Vereine oder von amtswegen, durch Gemeinde, Staat, Fürsten-höfe oder Allerweltspatronatscheine zu leisten wäre, haben wir, gleich ungezählten Anderen, in Reformvorschlägen, Büchern und Aufsätzen als fromme Wünsche der Zukunft anheimgestellt. Herr Direktor Burckhard hat es nicht bei Worten bewenden lassen. Und deshalb sollen Andere seinem Büchlein das Leitwort mitgeben, das der Verfasser selbst nicht wählen mochte oder durfte: Scheffel's bescheidene und überbescheidene Erwiderung auf Bismarck's Glückwunsch: Ein Blatt Geschichte ist mehr werth als hundert Blätter (wir müssen einschalten: mäßiger oder schlechter) Gedichte.

Wien, 10. Juli. A. Bettelheim.

Aus dem südöstlichen Frankreich.

Farbenskizzen und Randglossen.

I.

Der Schnellzug brauste durch ein enges Felsenthal, wo zwischen dunklen Abhängen senkrechte weiße Wände im Mondlicht schimmerten. Die Luft des Thales war trotz der heftigen Bewegung von erdrückender Schwüle. In einer hohen, mächtigen Bahnhofshalle hielt der Zug. Es war um 11 Uhr des Nachts. Ich überließ meinen Koffer dem Hotelwagen und machte mich zu Fuß auf den Weg. Die Stadt lag in der Tiefe. Drunten, wie in einem Riesenkessel, schimmerten Millionen Lichter; in der Ferne erhoben kahle Felsberge ihre weißschimmernden zackigen Gipfel.

Ich ging auf einer häuserfreien, aber menschenbelebten Anhöhe hin. Zu meiner linken Seite lagen Festungswerke, Gräben und Wälle; rechts breitete sich eine Hochfläche aus, und hier trat mir plötzlich ein seltsames Leben entgegen. Guitarrenspiel und Gesang, Kinderjubel und verworrenes Getöse erscholl durch die Nacht. Beim Näherkommen gewahrte man etwas wie ein weites Kriegslager. In die Länge und in die Breite reihten sich Zelte und einfache Matratzenlager aneinander. Auch an Marketenderbuden fehlte es nicht. Doch das alles war durchaus kein kriegerisches Unternehmen, es war nur eine Art Auszug, eine Art Hedschra. Armes Volk, drunten in luftlosen Gäßchen, in erdrückender Enge beisammenwohnend, war seinen unerträglichen Wohnungen entronnen, um unter freiem Himmel zu ruhen und zu athmen. Dennoch war nirgends Zügellosigkeit zu beobachten. Nur eine leichte freudige Erregung durchzog die Menge, der es verstattet war, ihre erstickenden Stadthöhlen mit dem weiten Raum des Himmels zu vertauschen. Mit besonderem Entzücken genossen die Kinder die ungewohnte Freiheit. Halb nackt, im flatternden Hemdchen, sprangen sie umher und konnten des Jubelns kein Ende finden. Oben am Himmel standen in stiller Schönheit die Sterne.

Und das war, trotz der tropischen Zustände, ganz nahe bei Deutschland, es war sogar eine alte deutsche Reichsstadt: Besançon.

Ich besuchte die Stadt nicht zum ersten Mal; ich hatte sogar einmal vier Monate hier gewohnt, studienhalber. Wie andere nach Lausanne und Genf gehen, war ich nach Besançon gegangen. Ich hatte hier mit Recht etwas Fremderes, Unbekannteres, Eigenartigeres erwartet, ein reicheres und ursprünglicheres Volksleben. Der novellistische Instinkt in mir war stärker gewesen als der linguistische.

Ich hatte damals bei einem seltsamen Kauz von Hauswirth gewohnt, einem ehemaligen Notar, der sein Notariat verkauft hatte, und Häuserspekulant geworden war. Er war sehr eitel auf seine klassische Bildung und citirle mit Vorliebe griechische Verse von Sophokles. Außer für Sophokles schwärmte er für Charles Fourier, diesen Schüler Saint-Simon's und Vorläufer Bellamy's, der in Deutschland auffallend wenig genannt wird. Auch mich veranlaßte der begeisterte Exnotar zum Studium des sozialistischen Philosophen. Er erlebte leider dabei keine Freude. Ich konnte dem Phalansterium und der ganzen geometrisch abgezirkelten Gesellschaftsordnung des sonderbaren Heiligen keinen Geschmack abgewinnen. Auch sein „Omniarch", den der Philosoph an die Stelle des lieben Gottes setzte, wollte mir nicht gefallen. Es hätte natürlich ein Franzose sein müssen, und so gern ich die Franzosen mag, zum lieben Gott möcht' ich uns doch keinen wünschen. Seine Eintheilung der Frauen in „Geliebte", „Erzeugerinnen" und „Gattinnen" leuchtete mir nicht ein; seine Menschen, die zwei Meter hoch, 144 Jahre alt und 222 Kilogramm schwer würden, schienen mir aus alten Ammenmärchen oder verdächtigen Jahrmarktsbuden weggelaufen zu sein, und zu seiner festen Ueberzeugung, daß dann, auf dem Gipfel seiner prophezeiten Entwicklung, die Erde gleichzeitig siebenunddreißig Millionen Dichter wie Homer, siebenunddreißig Millionen Philosophen wie Aristoteles, siebenunddreißig Millionen Mathematiker wie ... und so weiter hervorbringen würde, konnte ich nur ... Dieses Lächeln betrübte den Exnotar sehr. Er mußte seine französische Höflichkeit zusammennehmen, um nicht bös zu werden. Denn Charles Fourier war nicht nur sein Heiliger, er war zugleich sein engster Landsmann ... waren zu Besançon in derselben Straße geboren. Ich ... aber, jung wie ich war, das Fourier'sche Gesellschafts... vielleicht zu äußerlich und zu sehr nur mit der Phan... angesehen. Wissenschaftliche Autoritäten, wie Theodor ... haben den Mann wohl ernst zu nehmen gewußt. „... eigentliche Bestimmung dieses Gesellschaftslebens", ... Mundt, „erscheint der Reichthum, in welchem Fourier ... erste Quelle alles menschlichen Glückes erkennt, und ... hat hierin das innerste Grundwesen aller heutigen ... entwicklung kühn und bewußtvoll ausgesprochen."

Auf den großen Viktor Hugo, der zwar auch aus Besançon, aber aus einer anderen Straße stammte, war der ... und Häuserspekulant nicht so gut zu sprechen; er ... ihn sogar einen Phrasenmacher und hohlen Phantasten.

Er war auch in anderer Beziehung ein selt... Mensch, mein Wirth. Begeisterter Republikaner und ... zeugter Atheist, hatte er seine zwei Töchter zu Klosterfrauen und seine zwei Söhne zu Geistlichen erziehen lassen. ... Widersprüche bringt das Leben hervor. Als ich damals bei ihm wohnte, war eine Verwandte bei ihm zum ... eine junge Pariser Wittwe. Sie klagte mir, daß ihr ... für gewisse männliche Schwächen allzu viel Geld ... Auch sie habe ihm Kapitalien geliehen und es sei un... möglich, sie zurückzuerhalten. Andern ginge es nicht ... Seine vier Häuser in der Rue Saint Paul seien auf ... älteste Tochter, die Aebtissin eines lothringischen Klosters, eingeschrieben.

Mich jungen Studenten hatte der alte Herr mit au... ordentlicher Liebenswürdigkeit behandelt und ich wollte ... gern besuchen, wenn er noch lebte. Ich traf ihn wirklich in seiner alten Wohnung in der Rue Saint Paul, in ... Nähe des Clos St. Amour. Der Siebenziger sah ... immer frisch und rüstig aus. Er behielt mich zum ... stück zurück, an dem auch die Köchin theilnahm. Es ... unnöthig, daß er sich deswegen entschuldigte, ich ... diese Sitte schon von früher. Und Fräulein Therese ... eine allerliebste kleine Brünette, mit der man ganz ... zu Mittag aß. Sogar zum Spaziergang wurde sie ... eingeladen. Wir gingen durch die Porta Nigra, ... Konstantin dem Großen als Triumphbogen erbaut, ... den Doubs nach den Anlagen des Chamars. Zur ... Cäsars und des Ariovist lautete dieses Wort noch Cam... Martius. Damals mögen die römischen Legionen ... exerzirt haben; ihr festes Lager, die heutige Citadelle, ... unmittelbar darüber, hoch oben auf lothrecht abfallen... Kalkfelsen. Heute kommen die Marssöhne nur ... um nach hübschen Kindermädchen auszuschauen, die ... vielen Hunderten ihre kleinen Französchen da draußen spazieren führen. Es sind viele deutsche Töchter darunter.

Wir folgten dem Doubs, der die Altstadt in ... fast geschlossenen Kreis umfließt, wie der Inn die ... Wasserburg. Auf dem ganzen Spaziergang war Fräulein Therese sehr lustig und der alte Herr schmunzelte ver... gnügen. Aber einmal verdarb sie ihm den Humor. ... hatte sich an meine Seite gedrängt, sie meinte, es sei schade, daß ich nicht wieder wie ehemals bei ihnen wohnen wolle. Dabei lächelte sie den Alten verschmitzt an, der ... finster dazu blickte und gleich darauf zum Rückzug blies.

Den andern Tag galt mein Besuch einem frommen Zweck und Ort, dem Trappistenkloster Grace Dieu. ... einer kurzen Eisenbahnfahrt mit dem Frühzug wanderte ... durch ein einsames Thal zu dem einsamen Kloster. ... Thalsohle bildete eine einzige unendliche Wiese. Es ... ein Thal, wie sie dem östlichen Jura eigenthümlich ... Zu beiden Seiten senkrechte, weiße, aber mäßig hohe ... Keine Spur einer menschlichen Wohnung. Denn nicht ...

n bei den Wiesen wohnen in diesen Gegenden die Men- ı, sondern droben, wo die Felder liegen, auf den Hoch- en, die sich von einem Thal zum andern erstrecken. :n stilleren Ort konnten die Trappisten nicht finden.

Während ich mich dem Kloster näherte, hörten die ien auf und mancherlei Gartenbau begann. Hier iteten die Mönche, barfuß, in braunen Kutten, das kahl- ›orene Haupt von der Kapuze bedeckt. Sie arbeiteten :weise in ununterbrochener Schweigsamkeit vor sich hin. Eingangsthor des Klosters, das in seinen Haupt- ıuden wie eine mächtig große Fabrik aussah, traf ich Bruder Pförtner in seiner Loge. Ich fragte ihn nach Bruder Bernhard, dem, der aus Deutschland gekommen . Der Bruder Bernhard ist todt, lautete seine Ant- t. Es sei aber noch ein Deutscher hier, ein Bayer; er .e ihn rufen lassen.

Der Gerufene war ein graubärtiges, abgezehrtes nnlein. Er mochte sehr alt sein. Er versuchte deutsch mir zu reden, aber es wollte nicht gehen. Sein Fran- ịch reichte nicht viel weiter. Er hatte die Muttersprache ;essen und die fremde kaum gelernt; er war offenbar ein kommener Trappist.

Aber er führte mich auf den Kirchhof und zu dem be des Bruders Bernhard. Es war wie alle Gräber durch ein niedriges schwarzes Holzkreuzchen bezeichnet. rauf stand in weißer Schrift der Klostername des Hin- hiedenen und die Formel R. J. P. Sonst nichts.

Der Verstorbene war ein Schulkamerad von mir ge- en. Er hatte Theologie studirt, war aber dann aus- :eten, um Juristerei zu treiben. Er wurde nun Mit- d einer flotten Studentenverbindung und war ein großer nker und Schläger vor dem Herrn. Dies Leben führte lange, an ein Staatsexamen schien er nicht zu denken. ; einmal war er verschwunden. Er hatte sich auf sein rf zurückgezogen, zu seinem Bruder. Später erfuhr ich, sei Trappist geworden im Kloster Grace Dieu bei Be- çon. Nun kam ich mit meinem Besuch zu spät, der ehe- ıige flotte Bursche war bei den Trappisten magenkrank ›orden und hingesiecht. Vor zwei Monaten, im höchsten ihen des Frühlings, hatten sie ihn begraben. Er kann kaum bedauert haben, er hatte sich ja selber begraben llen.

Vom Kirchhof führte mich mein Führer, der seine ıttersprache vergessen hatte, in die Fabrik des Klosters. war eine Kunstmühle von ganz ungeheurer Größe und Aus- ınung, ein Werk neuesten Stils. Draußen bei der Feld- ›eit, in dem weltverlassenen einsamen Thal, hatten mir Mönche nicht übel gefallen. Sie hatten, malerisch oder etisch betrachtet, mit der Landschaft vollkommen zusammen- timmt. In dem modernen Industriepalast dünkten sie ch nicht so sehr an ihrem Platz. Das klappernde Mühlen- rk und die stummen Trappisten schienen mir schlecht zu- ımmenzupassen.

Zum Schluß besuchte ich noch eine merkwürdige Höhle der Nähe des Klosters, eine Höhle mit ewigen Eisstalak- en, wo das Eis, das oben abschmolz und herniedertropfte, ten wieder gefror, eine Erscheinung, die im östlichen und ;stlichen Jura noch öfter zu beobachten ist. Gleich in der ihe von Besançon, bei dem Dorfe Osselles, liegt eine Tropf- inhöhle, die für die größte von Europa gilt. Sie ist von ıglaublicher Länge und ganz bequem zu begehen. Man langt zu ihr durch ein ganz gleiches Thal wie das von race Dieu, einen gänzlich unbewohnten stundenlangen iesengrund, an dessen Rand die Welt nicht zugebrettert, ndern zugemauert scheint, wo kein anderer Laut an das hr schlägt, als der Schrei des Bussards, der hoch darüber ı blauen Aether schwebt.

* * *

An die Eisgrotte von Grace Dieu dachte ich am anderen ag mit großer Sehnsucht. Die Hitze war noch einige Grad iher gestiegen, die geringste Bewegung trieb einem den chweiß aus allen Poren. Bei solcher Temperatur bilden irchen keine üble Zuflucht. Und die Kathedrale von Saint Jean zu Besançon ist schon des Besuches werth; sie ist als Architiktur nicht außerordentlich, aber sie enthält bedeutende Gemälde von Vanloo. Leider liegt die Kirche fast am Ende der Stadt und sehr hoch. Man kommt aber unterwegs am Theater des Julius Cäsar vorüber, in dessen Ruinen es sich behaglich ruhen läßt. Zu sehen ist nicht viel: zwei Säulen, ein paar Sockel, ein paar Kapitäle, das übrige muß die Phantasie dazuthun, wenn sie bei so hoher Temperatur nicht zu bequem dazu ist.

In derselben Straße, der Grand' Rue, die von einem Ende der Stadt zum anderen führt, liegt auch das Palais Granvelle, genau im Mittelpunkt der Stadt. Denn auch er, der Kardinal Granvelle oder Granvella, der Staats- minister Karls des Fünften, ist ein Sohn Besançons; und er ging, als er abdankte, nicht in ein Kloster wie sein Herr und Meister, er baute sich in Besançon den wunderbaren Palast, der noch heute zu sehen ist, ein Werk im reinsten Stil, dessen Ornamentalskulpturen von einem Benvenuto Cellini gezeichnet sein könnten. Im inneren Hof ist ein großes Antiquariat von Büchern ausgestellt, das sehr gut da hinein paßt, denn der Kardinal wollte noch lieber ein Gelehrter sein als ein Diplomat; seine zahlreichen Schriften und Korrespondenzen liegen aber nicht hier, sondern in der sehr bedeutenden Bibliothek der Stadt Besançon.

Bei meinem früheren Aufenthalt in der Stadt habe ich bei dem Trödler des Palais Granvelle unzählige Stunden vertrödelt, heute ging ich matt und theilnahmlos an ihm vorüber. Ich ging durch ein zweites Thor hinaus in den Garten das Palais, zu der mir längst bekannten Kaffee- wirthschaft, und triefend von Schweiß sank ich auf einen Stuhl und ließ mir eine Eislimonade geben. Ich hatte mich so sehr nach dem Süden gesehnt, nun graute mir davor. Und ich faßte einen raschen Entschluß. Ich fuhr zunächst nicht südwärts, sondern eine kleine Strecke ostwärts, in die luftigen Regionen des hohen Jura. Schon am anderen Abend saß ich zu Verrières vor einem reizenden Chalet in der tannenwürzigen Luft des Gebirges. Ueber Pontarlier war ich gefahren und genau auf der Landes- und Wasser- scheide war ich sitzen geblieben.

Dieser mittlere und südliche Jura wird kaum von deutschen Touristen besucht. Er liegt den Alpen zu nahe. Und doch ist er außerordentlich reich an eigenthümlichen Schönheiten, gar nicht zu reden von dem geognostischen, botanischen und selbst ethnologischen Interesse, das er überall reichlich darbietet. Schon um des starken Kontrastes willen, in dem er zu den Alpen steht, verdiente er mehr bekannt zu sein. Die Alpen sind überall zugegipfelt, der Jura oben überall abgerundet. Auf dem Jura kann man sich überall leicht auf den höchsten Punkten bewegen, ein eigenthümlicher Genuß, der einem in den Alpen nur sehr selten gewährt ist. Ohne sich zu ermüden und bei zauberhafter Aussicht in weite ferne Länder, wandert der Fuß über unendliche grüne Weiden. Mit den Weiden und blumigen Matten wechseln düstere todte Moorgelände, wo tiefschwarze Seee den blauen Himmel und die weißen Wolke spiegeln; aus den Thalsenkungen aber erheben groteske Felsen und alte mosige Schwarztannen ihre krausen Häupter. Einzelne Fichten stehen auch droben auf den Heiden, seltsame Einsiedler, windgepeitschte, sturmfeste, trotzige Säkulargestalten, so mannigfaltig vom herrschenden Element zugerichtet, so gedreht, geknickt, gezwirbt, gezaust, daß dem Maler bei ihrem Anblick das Herz aufgehen muß. Es sind die wunderbarsten Baumindividuen der Welt. Und die Alpen gehören einem hier erst recht; sie scheinen einzig und allein für den Jura da zu sein, als ewig leuchtende Hintergrundskulissen.

In der Nähe meines Verrières liegt der Mont Chasseron. Von ihm aus ist das Alpenpanorama am schönsten. Und es wirkt vielleicht am großartigsten und gewaltigsten, wenn an einem Spätherbsttag, bei klarer oberer Region, unten weiße wogende Nebelmassen ein ungeheures Meer zwischen Alpen und Jura zu bilden scheinen und einen Begriff geben von verflossenen diluvialen Zuständen

Wenn aber die Hochrücken des Jura sich stellenweise fast zu Ebenen ausbreiten, so sind dafür die Thäler oft um

so felsiger und schründiger. Gorges, Cluses, Perduis heißen sie mit ortsüblichen Namen. Oder eigentlich sind dies nur die Verbindungen zwischen höher und nieder gelegenen eigentlichen Thälern. Sie sind wie die Treppen zwischen zwei Etagen und reich an phantastischen Felsbildungen, Höhlungen und Wasserfällen. Mit ihren merkwürdigen Auswaschungen in den weichen Kalkfelsen, in den gebrochenen, geborstenen, gebogenen, gedrehten Ablagerungsschichten gewähren sie manchmal einen Anblick von unheimlicher, spukhafter Romantik, wie ein Märchen von Hoffmann. Alles ist hier Erstarrung und doch zugleich Bewegtheit. Wenn todte Ruhe, stille erschauernde Größe, ewig feste Gestaltung die Felsthäler und Abgründe der Alpen charakterisirt, so scheint hier im Gegentheil nichts fest; selbst im Stein liegt hier Bewegung, Unruhe, Grimasse. Die Felsen scheinen Meereswogen, die im Augenblick der wüthendsten Empörung erstarrt sind; sie scheinen im Aufruhr begriffene, sich aufbäumende Grundfesten der Erde.

Die gewaltigste Schlucht dieser Art ist die „Gorge de la Reuse". Die Reuse bildet bei dem Dorf Champ du moulin le dessus einen zehn Meter hohen Fall und verliert sich dann in unermeßliche Abgründe, deren oberer Rand bald zur engen Spalte verengt, bald kesselartig erweitert ist. Am Rande dieser Abgründe führt oben ein Pfad hin, und der Wanderer, der, an einen Baum sich haltend, übergebeugten Körpers, in den schwarzen Schlund hinuntersieht, wird unwillkürlich vom Schauder ergriffen. Drunten aber, unsichtbar geworden, murren, tosen und donnern die Wasser. Ja plötzlich entsteht ein Sausen und Donnern auch in der Höhe, hoch über dem Haupt des erschrockenen Menschen. Es ist ein Bahnzug, der, vielleicht 300 Meter senkrecht über ihm, an weißer Felswand aus schwarzem Thore tritt und längs dieser Wand dem Auge vorübersaust, unsichtbar auf welchem Grund und Gegenhalt.

Am Ausgang der ärgsten Wildniß, am Rand eines Tannenwaldes, liegt eine elende Köhlerhütte. Sie ist unbewohnt und nur zur Noth erhalten. ein Bild zum malen, weniger um darin zu wohnen. Ob sie es war, die ich suchte? Wenige Schriftsteller treten uns mit ihrer ganzen Menschlichkeit so nahe, wie Jean Jacques Rousseau. Wenn wir ihn lesen, werden wir ihn entweder lieben oder verabscheuen. Ich habe schmerzlich selige Stunden meiner Jugend mit ihm verlebt. Von den heutigen Männern der französischen Litteratur wird er auffallend hart behandelt. Er ist eben kein rechter, kein ganzer Franzose; er ist seinem ganzen geistigen Wesen nach eher ein Deutscher. Dennoch ist er der Verjünger der französischen Sprache, die kalt und farblos geworden war, und die in seinem feurigen Geist und Herzen eine wahre Wiedergeburt erfahren hat.

Ich näherte mich der Hütte. In einem Spalt zwischen Wand und Pfosten gewahrte ich etwas Weißes. Es war eine Visitenkarte. Der lithographirte Name war unleserlich gemacht, auf der Rückseite stand: The self torturing sophist Wild Rousseau. Die harten Worte Byron's. Ich konnte nicht mehr zweifeln, ich stand vor der Fruitière d'Auvergnier. Wahrlich, das war mehr der Schlupfwinkel eines wilden Thieres als eine menschliche Wohnung, als die Wohnung eines verhätschelten Freundes Pariser Aristokraten und Aristokratinnen aus der Zeit des Louis quinze und der Madame Pompadour.

Auch Môtiers besuchte ich und das Haus, wo der menschenscheue Philosoph fast gesteinigt worden wäre. So erzählt er es bekanntlich in seinen Konfessionen. Der protestantische Pfarrer des Ortes aber suchte mir zu beweisen, daß Rousseau's Erzählung unwahr sein müsse. Er zeigte mir ein Fenster, welches zu Rousseau's Schlafzimmer geführt habe, und welches von der Straße mit Steinwürfen gar nicht zu erreichen war. Das mußte ich zugeben. Nur die Gründe, warum Rousseau gerade in diesem Zimmer geschlafen haben mußte, leuchteten mir nicht ein. Jedenfalls gehörte der Herr Pastor zu den Leuten, die Rousseau nicht lieben. Er war dennoch nichts weniger als ein orthodoxer Zelot; er war sogar Freimaurer.

Denn eine Viertelstunde von Môtiers, in dem Dorfe Fleurier, besteht in der That eine Freimaurerloge. ein umfangreiches naturhistorisches Museum und gelehrte Anstalten findet man in dem abgelegenen neft, einem Dorf von vielleicht 400 Einwohnern. haupt ist diese Gegend der Boden einer einzigen merkwürdigen Kultur. Die hohe Entwicklung der industrie im ganzen Juragebiet ist bekannt. Sie nur aus den einfachsten Zuständen herausgewachsen; auch, zum Theil wenigstens, diese Urzustände bis nicht verdrängt, dergestatt, daß die Leute hier vielfach Bauern und kunstreiche Industriearbeiter in einer sind. Die Schulen sind überdies vorzüglich und der dungstrieb der Bewohner ein ganz außerordentlicher. Hauswirth, ein kleiner Werkzeugsfabrikant, war ein licher Kenner der ganzen französischen Litteratur. konnte er nicht. Man liebt hier das Deutsche Deutschen nicht. Auch macht die französische Sprache same aber stetige Fortschritte nach Osten, während Deutsche zurückweicht. Für einen Deutschen ist das erfreuliche Thatsache. Man wird um so schmerzlicher berührt, als man deutlich erkennt, daß das Empfinden leben des ganzen Volkes dem deutschen unendlich ist als dem französischen, ja, daß die ganze örtliche ein deutsches Produkt ist.

Val de Travers heißt das langgestreckte Hochthal dem die genannten Orte liegen, und es besitzt außer Uhrenindustrie und seiner Absinthfabrikation, dessen dem Thal nicht zum wenigsten einen ganz besonderen gibt, in neuerer Zeit auch ein höchst wichtiges Bergbau

Man sieht wohl manchmal in Berlin, wenn wege gelegt werden, regelmäßige fünfeckige Asphalt längs der Straße aufgeschichtet. Auf den Klötzen Val de Travers. Die Asphaltwerke des Val de liegen aber bei dem Dorfe Couvet und werden englischen Gesellschaft betrieben. Die Vorgeschichte Industrie ist vielleicht interessant. Sie verhält sich jetzigen Entwicklung wie eine Idylle oder ein Märchen einem modernen sozialen Roman. Sie verhält sich dazu auch wie der Anfang aller Weltgeschichte zu ihrem Verlauf; sie ist eine Weltgeschichte im Kleinen, ein Paradigma der Weltgeschichte.

Die industrielle Ausbeutung des Asphalt ist seiner idyllischen Verwendungsart war er aber lange kannt, seit Anfang des vorigen Jahrhunderts oder länger. Ein Hirtenknabe hat ihn entdeckt — Dieser Hüter des Viehes bemerkte eines Tages, während an den Abhängen von Couvet seine Rinder weiden daß eine dunklere Ader des Gesteins in der schmelzen anfing und schmierig, fast flüssig wurde. eigenthümlicher Geruch ging davon aus. Offenbar etwas wie Fett. Und der kluge Hirtenknabe, der schon war, faßte den gescheiten Gedanken, daß es schad sei, sich das fette Ding unbenutzt in der Erde verliere. Butterbrot mochte es sich nicht eignen, dazu roch es dächtig. Aber vielleicht zu Wagenschmiere. Er sich ein altes Thranfaß, füllte es, stellte es auf einen karren, und Heerde und Berge hinter sich lassend, hinaus in die Ebene. Im blauen Ueberhemd, in Kniehosen und groben blauen Strümpfen karrte er Dorf zu Dorf. Wenn das Faß leer war, füllte er es Neuem an seiner Wunderquelle, und andere machten es bald nach, bis dann vor Kurzem die langbeinigen und gesichtigen Insulaner kamen und, wie schon an vielen der Idylle ein Ende machten.

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Plakate.

Ein Wettbewerb um Plakate hat in diesen Tagen wegung und Erregung bei uns verursacht. Und bei um Plakate eine Konkurrenz ausschrieb, daß der dieses Verfahrens durch das Für und Wider journal

rteinahme Aufsehen machte, — diese beiden Thatsachen sich könnten die Besserung unserer künstlerischen Verltnisse verbürgen, auch wenn die schwere Masse der istungen in der Plakatmalerei nicht so jammervoll ausfallen wäre, wie's leider geschehen. Früher wurde, wenn Berlin irgendwo eine Ausstellung eröffnet werden sollte, end ein Fabrikant aus der „Luxuspapier-Branche" beftragt, das übliche kolorirte Aushängeschild für die großen, nschigen Litfaßsäulen zu liefern. Welche Anschauung von m Unternehmen gegeben werden sollte, das war ganz die iche dieses Herrn. Die Leitung der 1896er Gewerbesstellung dagegen hatte ein geschärfteres Gewissen: Sie ollte am „Geschmacke" nicht vorübergehen und wünschte, allgemeine Anschauung von dem umfassenden Werke, s sie in Szene setzt, durch die Auswahl des Entwurfes nigstens mittelbar, soweit es anging, zu lenken. Nun ilich ist es so gekommen, daß es keine Wahl für die beiders eingesetzte Plakatjury gab. Unter lauter Blinden chien ein — Zweiäugiger. Einer, der nicht bloß eine ativ gute, sondern überhaupt eine tüchtige Arbeit abliefert hatte. Von den übrigen Entwürfen sind sieben htel völlig unbrauchbar: der Rest könnte höchstens als telblätter eines projektirten Ausstellungsbuches einige eltung haben. Was die Sachen da zu „Plakaten" behigte, davon haben sie schlechterdings nichts. Nichts Weitnleuchtendes, nichts, was mit großem Zuge den Charakter r Unternehmung im Kerne träfe. Sie behalfen sich mit gestandenen Symbolen. Das dekorativ Leidlichste noch Nachahmung von Stuck und Ludwig von Hofmann. ie Wechselbeziehung zwischen der götterentstammten Beroa und dem Stadtbären sind bis zur Entmuthigung ausgründet worden; alle Posaunenengel und Herolde des Beltballs haben sich ein Stelldichein gegeben; das Aufbot von Arbeitern mit der schwieligen Faust, das diese onkurrenz verursacht hat, muß zu einer Verödung der Berkstätten führen.

Herr Sütterlin, der Geschmack, Stilgefühl und auch ne maßvolle Phantasie besitzt, hat die Sache wesentlich nders angefaßt. Er sieht vor sich die weite sandige Mark - und denkt, was im Laufe der Jahrhunderte daraus georden und erstanden ist — die mächtig auf- und auseinnderwachsende Weltstadt Berlin, als deren politisches Wahreichen ihm das neue Reichshaus erscheinen mag. Und er ucht nach einem schlichten, vieles umfassenden Symbole für ie Kraftäußerung, die jenes kleine Gotteswunder geschaffen. Im Anfang da war nicht die Dampfmaschine, da war der ngefüge Hammer, da war die Hand, die ihn beharrlich chwang. Und so sah er in glücklicher Stunde, wie aus dem Erdboden der eintönig ebenen Mark ein Arm sich kräftig Bahn brach mit einem Hammer. Daraus ward Herrn Sütterlin's Plakatentwurf. Mag sein, daß ihm die Phanasie Albert Paul Besnard's dekorative Art befeuert hat, die als Symbole für das gewerbliche Handeln der Menschen große Werkzeuge kühn zu malen liebt, — siehe die Pharmaeutenschute in Paris. Genug, auch bei Sütterlin ist der Hammer sehr groß, ganz im Vordergrunde; mit der Hand, die ihn schwingt, schneidet er ins Bild. Der Horizont des Landschaftsmotives liegt sehr tief; in der Ebene, über die ich tiefblauer Himmel spannt, dämmert der Körper der Stadt Berlin. Formal freilich ist das Werk der Gegensatz zur Richtung Besnard; es ist in gar keiner Weise aus koloistischen Empfindungen entstanden, vielmehr ganz aus der Stilgeschichte, aus der heraldischen Linie. Das Farbige darin ist nur Kolorirung. Darum auch wird dieses Plakat nicht allzuweit hinleuchten. Doch es wird als eine Arbeit von Charakter und Kunstgefühl, den Blick, den es einmal and, festhalten. Auf jeden Fall aber ist es geeignet, von dem Geist des bürgerlichen Unternehmens, das sich auf dem Treptower Felde im nächsten Jahre zeigen wird, eine treffende Vorstellung zu verbreiten: Von einer Leistung der Volkskraft und Volksklugheit, von einer Kulturentwicklung, die sich auf demokratischem Boden bewegt. Und so reiht sich schließlich Herrn Sütterlin's Arbeit in den allgemeinen Geist der modernen bildenden Kunst nicht übel ein.

Was geschieht nun? Das Komitee der Ausstellung, die den Entwurf mit dem ersten Preise gekrönt hat, hegt nachträglich (scheinbar technische) Bedenken, ihn ausführen zu lassen, weil er angeblich auf das „Verständniß der Massen" nicht rechnen dürfe. Dem Komitee öffnet sich hier ein Weg zu heiterer Blamage. Welche sonderbaren Vorstellungen hat man doch bei uns in Deutschland von dem „Verständniß der Massen", von ihrer Fähigkeit, künstlerisch zu genießen. Der Fall ist typisch. Gebt ihnen nur Gegenstände, die zum künstlerischen Genusse einladen, und ihr werdet sehen, wie die Massen folgen. In Frankreich und England würde man eine solche Begründung nicht wagen dürfen. Dort konnten wirkliche Genies der Plakatmalerei erstehen, die die Essenz des modernen Daseins in den bunten, hüpfenden, lockenden Anpreisungen seiner Einrichtungen geben. Das macht die eintönigen Straßenzüge jener Riesenstädte belebt und froh. Der rasch vorüberschreitende Wanderer sieht nur die Lebensfreude, der nachdenkliche Kunstfreund aber sieht hinter dieser Art artistischer Bereicherung ein Höheres. Chéret, der Erfinder der neueren Affiche, die Kunstwerk, nicht bare Reklame ist, und Lautrec-Toulouse malen Plakate, die man, entsprechend gerahmt, fast ohne Weiteres in seine Stube hängen kann als eine leuchtende Zierde. Chéret malt das raffinirte, aufgeregte Paris, das Highlife, das Paris der „großen Boulevards", Lautrec-Toulouse, in der japanischen Einfachheit des Farbenstils, den Montmartregeist, die Volksleidenschaften, -gefühle, -liebhabereien. Huysmans, der damals den originaleren Lautrec und den herberen Schweizerfranzosen Steinlen noch nicht kannte, nannte Chéret einst den herrlichen „Journalisten der Malerei"; nun Lautrec, Chéret und Steinlen sind mehr als Arbeiter für den Tag, sie sind, von den bleibenden materischen Motiven abgesehen, meisterhafte Kultur- und Sittenschilderer, von denen Werke in die Geschichte kommen werden. In Frankreich und England weigert sich kein Maler oder Bildner mehr, dem „Journalismus der Kunst" Dienste zu leisten, — bei uns dagegen kommen die Künstler erst allmählich zur verspäteten Einsicht, daß das Kunstgewerbe nicht ein niederer, ihrer unwürdiger Betrieb sei. Die Meisten betrachteten es stets nur als ein Auskunftsmittel — wenn keine Bilder zu verkaufen waren und „alle Stricke rissen". Der Eine oder der Andere versucht sogar schon, was er in England und Frankreich ersah, in deutsche Art selbständig hinüberzuführen. Doch unsere „Luxuspapierbranche" und Kunstdruckereien machen Schwierigkeiten, Gebilde von moderner Künstlerkraft in die Welt zu senden, weil auch sie das „Verständniß der Massen" fürchten. Wie oft hat da Unsereins nicht seine bösen Erfahrungen gemacht. Da kommt ein Fabrikant, der einen flotten, feschen Maler empfohlen haben will (die Genrebezeichnung ist nicht von mir); da kommt ein Maler, der eine Empfehlung an einen Fabrikanten wünscht. Nach kurzer Zeit hat man zwei Feinde auf dem Halse. Der Maler verdenkt es mir bitter, daß ich ihn an einen Fabrikanten gesandt, der gar nichts, aber auch absolut nichts von Kunst verstehe; der Fabrikant sagt, er hätte nicht von mir erwartet, daß ich ihn mit einem so störrischen, unbehaglichen Patron bekannt machen würde, der sich geschäftlichen Grundsätzen und Zwecken durchaus nicht fügen wolle. . .

Und es könnte doch anders sein. Gerade vom Kunstgewerbe gehen kunstpädagogische Fäden in Menge aus. Die treffliche Leitung unseres Berliner Gewerbemuseums ist so klug dies einzusehen, und hat uns kürzlich eine sehr interessante Plakatausstellung vermittelt, die beschämend war durch die Ueberlegenheit der Franzosen und Engländer über deutsche Leistungen. Herr Sütterlin, von dem ich abgekommen, hat nun einen jener Fäden zwischen Kunst und Kunstgewerbe aufgenommen und munter gesponnen. Jetzt ist Gefahr vorhanden, daß im neuen Falle bei uns wiederum das Kunstgewerbe für ein Gewerbe und nicht für eine Kunst gehalten werde.

Julius Elias.

Eine Zuschrift.

Wir erhalten von Herrn Otto Wülfing in M.-Gladbach die nachstehende Zuschrift mit der Bitte, dieselbe zu veröffentlichen. Die Zuschrift lautet:

„Herr Dr. Helfferich und sein Freund Herr Paul Busch.

In Nr. 40 dieser Wochenschrift begibt sich der neueste Kämpe der Goldwährung auf ein ihm unbekanntes Gebiet. Dr. Helfferich berührt zunächst die Vorlage der indischen Garnofferte in der Silberkommission und behauptet, ich hätte zugegeben, daß solche Offerten weder nach Gladbach noch sonst wohin in Deutschland gekommen seien. Wenn Dr. Helfferich die Protokolle der Silberkommission gelesen hat, aber sich die Mühe gibt, meine Worte in der 21. Sitzung nochmals nachzulesen, wird er zugeben müssen, daß er eine falsche Behauptung aufgestellt hat.

Die Berechnung, welche von mir in dem Gladbacher Vortrag im Februar 1894 aufgestellt worden ist, war eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, und ist als solche von mir immer bezeichnet worden. Diese Rechnung ist unter den von mir gestellten Voraussetzungen unbedingt richtig, und ich habe selbst die Probe nur deshalb nicht gemacht, weil meine Fabrik Garne in Strängen nicht verarbeiten kann. Die Probe ist gemacht worden durch einen deutschen Fabrikanten und hat jene von mir vorgelegte thatsächliche Berechnung ergeben. Die Beweise besitze ich noch heute, und sie lassen sich durch alle Zweifel der Goldwährungspartei nicht aus der Welt schaffen.

Begreiflich ist es, daß die indischen Garne im Interesse der deutschen Spinnerei unbrauchbar geschaltet werden, und wenn der Gladbacher Handelspräsident (Bankier und Mitglied der Goldschutztruppe) an Generalsekretär Bueck telegraphirte: „Halten zwanziger Garne aus ostindischer Baumwolle für größten Theil hiesigen Verbrauchs ungeeignet", so mag ein solcher Ausspruch bei Nichtsachkennern seine Wirkung thun. Der Sachkenner wird aber mit Erstaunen fragen „Wo lassen die deutschen Waterspinner die vielen tausend Ballen ostindischer Baumwolle?"

Dr. Helfferich wundert sich nun, warum die indischen Spinner nicht die schöne Gelegenheit benutzen, in Gladbach 10 bis 12 Pfennig Extragewinn für ihre Garne zu machen. Glauben Sie denn wirklich, Herr Doktor, daß man Garne in Indien kauft, wenn man sie zum gleichen Preis zu Hause haben kann? Wissen Sie ferner auch, daß in Deutschland im vorigen Jahre der Preis von 20er Water bis auf 52 Pfennig sank, während er in Indien sich nur geringfügig änderte? Aber freilich, Herr Dr. Helfferich folgt der Autorität des Herrn „Kaufmanns" Paul Busch in M.-Gladbach; wenn sich aber die Goldwährungspartei lediglich auf die angebliche Sachkenntniß des Handlungsreisenden einer Fabrik, die dem Export fern steht, stützt, dann muß selbst ein gelehrter Doktor, wie Herr Helfferich, Fiasko machen, wenn er einen Bimetallisten widerlegen will.

Otto Wülfing."

Die Schwächen dieses Briefes liegen so klar zu Tage, daß wir es nicht für nöthig gehalten haben, Herrn Helfferich mit einer größeren Replik zu bemühen. Zur Charakterisirung der Zuschrift des Herrn Wülfing dürfte Folgendes genügen:

Herr Wülfing sagte in der zwanzigsten Sitzung der Silberkommission (amtliche Ausgabe S. 661):

„Als im vorigen Jahre die Schließung der indischen Münzstätten stattfand, da sagte ich einigen Gladbacher Spinnern: Jetzt steht eine Zeit bevor, wo wir statt der Baumwolle die Garne aus Indien einführen, und dann sind Sie an meiner Seite als Bimetallisten. In einem Vortrage … stellte ich eine Wahrscheinlichkeitsrechnung auf, unter welchen Umständen eine Einführung von Garnen aus Indien stattfinden könnte. Diese Wahrscheinlichkeit ist jetzt eingetreten. Ich gebe zu den Akten der Kommission ein Baumwollengarn Nr. 20 Ringthrostle Water von der Britannia Mill Company in Bombay. Die Offerte wurde gemacht am 25. Mai d. J."

Und nun erfolgt die auch im Artikel des Herrn Helfferich mitgetheilte Rechnung, daß das Garn nach Chemnitz oder M.-Gladbach geliefert auf Pf. 52,25 zu stehen käme.

Herr Wülfing fuhr darauf in der Silberkommission fort:

„Wie steht demgegenüber unser deutsches Gespinnst? Augenblicklich wird in M.-Gladbach dasselbe Garn in gleich guter Qualität verkauft mit Hilfe einer Konvention zu 62 bis 64 Pfennig pro englisches Pfund und in Sachsen mit 58 bis 60 Pfennig pro englisches Pfund."

Es war begreiflich, daß diese Angaben dahin verstanden wurden, es sei in M.-Gladbach das betreffende indische Garn zu 52,25 Pf. angeboten worden. In der 21. Sitzung der Silberkommission (Amtliche Ausgabe S. 686) sagte demgemäß Herr Generalsekretär Bueck:

„Es hat uns gestern Herr Wülfing unter Vorzeigung einer Probe Mittheilung davon gemacht, daß indische Garne … angeboten seien und gleich gut und zu einem billigeren … mich über die Bedeutung dieses Angebotes zu informiren … gestern bei dem Präsidenten der Handelskammer angefragt … folgende Mittheilung erhalten:

‚Nach Mittheilung erster Spinner- und Webereibesitzer … Offerten vollständig unbekannt. Wären ostindische Garne … boten worden, müßten dieselben wissen. Halten zwanziger … aus ostindischer Baumwolle für größten Theil hiesigen Verbrauchs ungeeignet. Quack.'

Ich erlaube mir das Telegramm zu den Akten zu geben."

Worauf Herr Wülfing in der Silberkommission erwiderte:

„Ich möchte konstatiren, daß ich nicht gesagt habe, … sind nach Gladbach gekommen. Ich habe gesagt, daß … vorliegen, und habe meine Berechnungen gemacht und … Garne stellen sich franko M.-Gladbach und Chemnitz … "

Demnach konstatiren wir Folgendes:

Es gibt einen Vortrag des Herrn Wülfing aus dem … vorigen Jahres mit einer „Wahrscheinlichkeitsrechnung"; von … Wülfing in der Silberkommission wörtlich, „diese Wahrscheinlichkeit … eingetreten", aber die „Wahrscheinlichkeit" ist nicht eingetreten … Rechnung, welche Herr Wülfing in der Silberkommission … hat, ist eine wesentlich andere, als die Rechnung seines Vortrages … unhaltbar die Rechnung seines Vortrages ist, hat Herr Helfferich … wiesen, und Herr Wülfing selbst desgleichen, denn seine zweite … ist ja bereits eine andere. Daß aber auch die zweite Rechnung … willkürliche Komposition ist, hat Herr Helfferich gleichfalls … denn um ein gewolltes Resultat zu erzielen, hat Herr Wülfing … Anderem ohne jeden realen Anlaß Fracht, Lieferungskosten … Bombay nach Gladbach von 17 Pfennig in seiner ersten Rechnung … $12^1/_2$ Pfennig in seiner zweiten Rechnung herabgesetzt.

Diese „Wahrscheinlichkeit", die nach Herrn Wülfing eingetreten … sollte, wurde darauf von Herrn Bueck an Ort und Stelle in Unter… gezogen mit dem Ergebniß, daß Niemand von einem ähnlichen … etwas wußte. Worauf Herr Wülfing angibt, daß eine Offerte … vorliegt, auf die er seine „Berechnungen" gestützt hat, eine jener „… nungen", deren erste er selbst umstieß und deren zweite gleich … ist. Worauf Herr Wülfing in seiner obigen neuesten Zuschrift … behauptet: „Diese Rechnung ist unter den von mir gestellten Voraus… setzungen unbedingt richtig". — Schade nur, daß die „Voraussetzungen" … unbedingt falsch sind, und damit natürlich ebenso unbedingt … eine Rechnung wie die andere.

Für die Schwäche der volkswirthschaftlichen Anschauungen … Herrn Wülfing ist andererseits entscheidend jene Aeußerung seines … Briefes, die er mit besonderem Nachdruck hervorhebt:

„Dr. Helfferich wundert sich nun, warum die indischen Spinner … die schöne Gelegenheit benutzen, in Gladbach 10 bis 12 … Extragewinn für ihr Garn zu machen. Glauben Sie denn … Herr Doktor, daß man Garn in Indien kauft, wenn man … gleichen Preise zu Hause haben kann."

Herrn Wülfing scheint bedauerlicher Weise entgangen zu sein … der von ihm beanstandete Artikel des Herrn Helfferich gerade … zur Unterlage nahm, um die „Wahrscheinlichkeitsrechnungen" des … Wülfing als Phantasiestücke zu kennzeichnen. Weil man „kein Garn … Indien kauft, wenn man es zum gleichen Preise zu Hause haben … so folgerte Herr Helfferich a contrario sehr richtig, daß die „Wahrschein… lichkeitsrechnung" des Herrn Wülfing, die davon ausging, man … Hause das betreffende Garn nicht so billig haben, wie beim Bezug … Indien, falsch sein müsse, sobald dies Garn thatsächlich aus Indien … bezogen werde. Und diese letztere Thatsache scheint ja nun auch … Wülfing zuzugeben; wenigstens ist das die Wahrscheinlichkeit … die wir auf seiner Zuschrift aufbauen.

Daß Herr Wülfing schließlich Herrn Busch, den Verfasser … trefflichen Broschüre, als einen „Handlungsreisenden" zu diskreditiren … ist eine Sache des Geschmacks — unseres Erachtens eines schlechten … aber bemerkenswerth bei Bimetallisten die bäuerliche Versammlungen … ein kompetentes Forum für das Währungsproblem erachten.

Die Redaktion der „Nation"

Briefkasten der Redaktion.

Abonnent in Mannheim. Auch wir hatten erst Erkundigungen … einziehen müssen; Bier bei Hertz in Berlin kostet 4 Mk.; … bei Liebeskind in Leipzig 3 Mk.

Breslau. Ihr Brief ist nach Bern übermittelt. … Sie sind bereits im Besitze der Antwort.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

r. 43. Berlin, den 27. Juli 1895. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). onnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim ige durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. lich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Die Ermordung Stambulow's hat ihr würdiges Nach- l beim Leichenbegängniß des Todten und bei den Vor- :itungen dazu gehabt.

Eine Beerdigungsanzeige, die von der Familie :gegangen war und die nicht ein aufreizendes Wort ent- ten hatte, wurde in Sofia herabgerissen von den Wänden, die sie angeklebt worden war; die Polizei verhinderte nicht. Eine schmähliche Verunglimpfung des Todten in :drücken von abstoßender Roheit wurde gleichfalls an den :oßenecken angeschlagen; die Polizei verhinderte dies eben- enig, und diese Plakate wurden nicht herabgerissen. Beim henbegängniß selbst betheiligte sich die Polizei von ia dann freilich in höchst aktiver Weise. Als an der Stelle, der Anfall verübt worden war, eine Rede gehalten den sollte, erzeugten berittene Gensdarmen höchst kungsvoll durch Anreiten im Galopp mit gezücktem :el eine Panik; die Folge war, daß die Rede nicht ge- ten wurde; das Trauergeleite war so eingeschüchtert, daß großer Theil den eindrucksvollen Wink der Polizei verstand sich ängstlich entfernte, auf dem Schauplatz zerbrochene :irme und zerrissene Kleider zurücklassend. Der Zweck : erreicht; eine würdige und imposante Trauerfeier für :mbulow war unmöglich geworden. Diese ge- :ckte Inscenirung wurde noch dadurch verstärkt, daß dem Kirchhof selbst die Leidtragenden insultirt und :istigt wurden; denn am Grabe eines jener Landesverräther, die Stambulow hatte erschießen lassen müssen veranstaltete man eine Gegendemonstration zur Verunglimpfung des ermordeten Todten, ohne daß die Polizei natürlich Veranlassung fand, die Kirchhofsruhe herzustellen.

Der Eindruck dieser Vorgänge auf das civilisirte Europa war ein erklärlicher; man muß von der Intelligenz der bulgarischen Regierung in Sofia erwarten, daß sie sich über diese Wirkung schwerlich getäuscht haben wird, und daß sie die gefärbten offiziösen Depeschen, welche sie versenden ließ, wohl nur als ein Feigenblatt betrachtete, bestimmt die Empfindung europäischer Scham zu markiren, aber nicht bestimmt die Blöße zu bedecken, die man sich gegeben hatte. Es scheint, daß die Regierung der Ansicht war, es sei besser, sich in solcher Blöße zu zeigen, wenn nur mit allen Mitteln eins erreicht werde: die Einschüchterung der Anhänger des todten Stambulow. Diesen Zweck verfolgte man ganz augenscheinlich. Das ist an der Bahre dieses Todten ein Beitrag zur jetzigen „liberalen" Regierungsmethode im Gegensatz zum Despotismus Stambulow's.

Fürst Ferdinand beglückt sein Land inzwischen von Karlsbad aus. Er hat einige wohl stilisirte und pompöse Aeußerungen über den Mord von sich gegeben; mit Emphase weist er die Folgerungen der europäischen Presse zurück, und er hat sich auch mit einiger Indignation darüber geäußert, daß Frau Stambulow so unhöflich war, sein persönliches Beileid, das der Hofschranzen und das der Regierung zurückzuweisen. Die Bevollmächtigten des Fürsten Ferdinand hinter dem Sarge Stambulow's — das wäre in der That ein Bild erbaulicher politischer Moral gewesen. Die Vertreter des Fürsten Ferdinand hätten mit der einen Hand vielleicht ihr thränendes Auge trocknen und mit der anderen Hand jenes offiziöse Pamphlet unter die Bevölkerung streuen können, das bestimmt war, den lebenden Stambulow als ein Scheusal darzustellen.

Politisch bedeuten alle diese Vorgänge folgendes: Die persönlichen Eigenschaften des Prinzen Ferdinand sind trotz allen jetzt in die Welt gesandten Interviews bekannt; er hat diesmal wieder den Muth, in einem entscheidenden Augenblick der bulgarischen Politik außerhalb des Landes zu bleiben; auch das ist eine Sorte von Muth. Das Ministerium in Sofia, mit diesem Fürsten hinter sich, sieht sich genöthigt, mit den äußersten Mitteln die Partei des todten Stambulow einzuschüchtern; es befindet sich der macedonischen Bewegung gegenüber, die es offen zu unterdrücken bisher nicht die genügende Entschlossenheit hat, und die es zu fördern nicht wagt; es wird sich, sobald die bulgarische Abordnung aus Rußland wieder im Lande ist, auch einer russischen Bewegung gegenüber befinden, die es sicherlich auch weder zu leiten, noch niederzuhalten im Stande sein wird. Kredit in Westeuropa besitzt dieses Ministerium nicht; in Rußland schwerlich, in Konstantinopel gewiß nicht. Die Lebensdauer der jetzigen bulgarischen Zu-

stände erscheint also äußerst bedroht. Sie können durch eine Erschütterung im Innern plötzlich über den Haufen fallen; sie können durch eine Erschütterung von Außen zusammenbrechen, sobald irgend eine Macht in ihrem Interesse solche Operation für aussichtsvoll und zweckmäßig erachtet; sie können noch eine Zeit lang fortvegetiren. Eines fehlt ihnen aber unter allen Umständen: Vertrauen zu ihrer Dauer und zu ihrer inneren Lebenskraft hat Niemand.

Drängt man Alles menschliche Gefühl mit dem Schicksal Stambulow's zurück, und destillirt man aus den neuesten Ereignissen nur ihre politische Bedeutung für Europa heraus, so ergibt sich: Unter Stambulow konnten bedenkliche Ueberraschungen in Bulgarien für so gut als ausgeschlossen gelten; unter seinen Nachfolgern kamen alle Verhältnisse wieder ins Schwanken, bis sich allmählich jene tiefe Erschütterung ergab, die jetzt augenscheinlich geworden ist. Unter Stambulow regierte in Sofia voll Besonnenheit eine Energie und Voraussicht, mit der sich rechnen ließ; heute regieren in Sofia Männer, die augenscheinlich bereits ihrerseits von den Verhältnissen regiert werden, deren sie nicht mehr Herr sind. Unter Stambulow war Bulgarien ein Element des europäischen Gleichgewichts; unter seinen Nachfolgern scheint es wieder ein Element der europäischen Beunruhigung werden zu sollen. Stambulow mag von gewaltthätiger Natur gewesen sein; aber er war ein Mann von bemerkenswerthem politischem Blick und bändigte die Leidenschaften; seine Nachfolger haben in Sachen der Moralität sich aufs äußerste bloß gestellt und zeigen außerdem, daß sie politische Tröpfe sind. Diese Rechnung in ihrer Totalität ist so ungünstig, wie sie nur sein kann, für die heutigen Machthaber in Sofia.

Deutschland wird von diesen Erschütterungen nur mittelbar berührt, und daher sollte die politische **Berechnung** uns zu einer Intervention im Orient nicht verlocken und die politische **Sentimentalität** gewiß nicht. Die Bahn der Orientpolitik, die Fürst Bismarck vorgezeichnet hat, zu verlassen, liegt auch heute schwerlich ein Grund vor. Nicht wir haben die Entscheidung zu treffen, wie die orientalischen Verhältnisse zu regeln sind, sondern andere näher betheiligte Mächte. Eine Gestaltung, mit der Oesterreich zufrieden ist, wird für uns stets annehmbar sein; und Oesterreich mag sich zu diesem Zwecke der Hilfe Englands und der Türkei versichern und sich mit Rußland auseinandersetzen. Wir sind nur betheiligt insofern unser Bundesvertrag mit Oesterreich in Frage kommt; freilich daß wir treu zu diesen Festsetzungen stehen, darüber darf ein Zweifel nicht aufkommen.

Nur in einem Punkt wäre es vielleicht zweckmäßig, die alte Tradition zu verlassen. Wir haben uns bisher immer offiziös als Vertreter der russischen Wünsche in Bezug auf Bulgarien benommen; einen Dank von Rußland haben wir nicht geerntet; noch in diesen Tagen, als die Organe des Fürsten Bismarck einen gleichen Standpunkt vertraten, erhielten sie eine russische Antwort voll Hohn. Vielleicht fahren wir besser, wenn wir auf die Rolle als ehrlicher Makler zwischen Oesterreich und Rußland zur Zeit verzichten.

Deutschland ist bisher immer zu beflissen gewesen, Rußland kleine Dienste zu erweisen; diese Beflissenheit hat augenscheinlich die Werthschätzung für unsere Freundlichkeiten in Rußland außerordentlich herabgedrückt. Also wechseln wir die Methode.

Wir haben zwar gar kein Interesse daran, eine aggressive Feindschaft gegen Rußland zu entwickeln; aber wir haben auch gar keine Veranlassung, eine entgegenkommende Freundschaft zu affichiren, die man nicht würdigt. Ziehen wir uns auf den Standpunkt korrekter Kälte zurück, den eine Macht so leicht einnehmen kann, die von Rußland gar nichts will. Rechnen wir mit der russisch-französischen Freundschaft als einer gegebenen Thatsache, und warten wir den Augenblick ab, wo man in Rußland neben der Freundschaft der Republik auf das Wohlwollen Deutschlands Gewicht legen wird. Dieser Augenblick ist da, wenn Rußland, in der Nothwendigkeit mit Oesterreich und seinen Hintermännern sich auseinander zu setzen, zu der Frage gedrängt wird, ob in solcher Lage ein wohlwollend-vermittelndes, oder ein kaltes Deutschland dem Zarenreiche nützlicher sei. Eine Wendung der Art kann für Rußland im Laufe der orientalischen Entwicklung leicht eintreten, und nur solche Thatsachen werden in Rußland belehrend wirken, aber nicht freundschaftliche Zudringlichkeiten, die im Zarenreiche als bedenkliche Angst vor der russisch-französischen Verbrüderung gedeutet werden.

Eine solche Angst ist ziemlich chimärisch. Rußlands Ziel ist es trotz französischer Aufreizungen schwerlich, Eroberungen in Deutschland zu machen; und die orientalische Frage in Berlin lösen zu wollen, erachten wir dem Versuche gleich, eine harte Nuß an der Stelle zu knacken, wo ihre Schale am härtesten ist. Wir können es in Ruhe abwarten, bis sich einmal in St. Petersburg die Ueberzeugung Bahn bricht, daß man Deutschland freilich nicht durch Einschüchterungen zwingen kann, Oesterreich im Orient preiszugeben, aber daß selbst unbeschadet der engen Beziehungen zwischen Berlin und Wien, doch ein Deutsches Reich, das Rußland nicht kalt gegenüber steht, immer noch seine realen Vortheile für St. Petersburg haben kann.

Es könnte sich aber auch eine andere Entwicklung vorbereiten. Alle großen Staaten Europas, ausgenommen Rußland und Frankreich, sind entschieden internationalen Veränderungen abgeneigt, die nur durch große kriegerische Umwälzungen herbeigeführt werden könnten. Rußlands letztes Ziel sind dagegen Umwälzungen im Orient; Frankreichs letztes Ziel sind Umwälzungen in Elsaß-Lothringen und an der Mittelmeerküste, um von den entlegeneren Plänen der beiden Staaten zu schweigen. So groß die entgegenstehenden Schwierigkeiten sind, ausgeschlossen wäre es daher nicht, daß sich alle jene Mächte, die eine konservative internationale Politik verfolgen, genügend eng aneinander schlössen, um auf diese Weise der Welt den Frieden zu garantiren, und zwar noch besser, als es der Dreibund vermöchte. Wenn Rußland und Frankreich ihre bisherige Politik der Beunruhigung in allen Weltgegenden fortsetzen, so fördern sie selbst wirkungsvoll die Propaganda für einen solchen Plan zum Schutze des Friedens.

In Waldeck Pyrmont ist in der Stichwahl der nationalliberale Kandidat Dr. Böttcher unterlegen, und der antisemitische Kandidat des Bundes der Landwirthe ist gewählt worden. Wir betrachten natürlich den Vertreter des Bundes der Landwirthe als das größere Uebel; aber wir glauben, daß diese Wahl doch auch ihre nützliche, erzieherische Wirkung haben kann.

Der nationalliberale Kandidat Dr. Böttcher ist der Vertreter jener Richtung in der nationalliberalen Partei, mit der wir gar keine Sympathien haben; Dr. Böttcher gehörte zu den Regisseuren des nationalliberalen Parteitages, die dem Grafen Caprivi eine Anzahl Knüppel zwischen die Beine warfen; Dr. Böttcher hat dem Umsturzgesetz weit die Thüre geöffnet; ob Dr. Böttcher auch dem heutigen Reichstagswahlrecht an den Kragen will, ist bestritten; gleichwohl er ist der Repräsentant jener nationalliberalen Gruppe, die die Partei nach rechts hinüberzureißen sucht. Und daß dieser Gruppe eine Lehre ertheilt wurde, wird hoffentlich dem gesunden Liberalismus der nationalliberalen Partei zu Gute kommen, so bedauerlich es ist, daß diese Lehre durch einen Sieg des antisemitischen Agrarierthums erkauft werden mußte.

Rudolf von Gneist ist gestorben. Er war ein Mann von ganz hervorragender Intelligenz; das machte ihn zu einem Gelehrten von europäischem Ruf. Er war zu dem in seinem innersten Wesen eine echt humane Natur; das machte ihn politisch zu einem Liberalen. Diese Seiten seiner Persönlichkeit schildert in der vorliegenden Nummer ein besonderer Artikel mit jener Wärme, die alle jene Gneist bewahren, die ihm persönlich nahe gestanden haben.

Für die öffentliche Thätigkeit in der Politik fehlte Gneist freilich eines; hätte der Liberalismus in Deutschland eine Stellung gleich der englischen Opposition, die als anerkannte

ıcht schon allein durch den Willen des Volkes zur Herrschaft angt, dann wäre Gneist sicher eine überaus werthvolle Kraft die praktischen Aufgaben der Politik gewesen. Allein in utschland ist der Liberalismus ein Macht, die sich, wenige hre des Sonnenscheins abgerechnet, nicht allein die Anennung, sondern die Existenz im Staatsleben hart ernpfen muß. Jene Zähigkeit, die hierfür nothwendig ist, aß dauernd der Todte nicht. Wie so mancher feine und mane Geist in Deutschland suchte er den letzten Konsequenzen Kampfes auszuweichen, um zu einer mittleren, schließlich itisch ergebnißlosen Stellung zu gelangen. Er war innerlich liberal und aufgeklärt, um sich der herrschenden konservatiotionären Richtung zu unterwerfen; aber er besaß zugleich e Art weltläufiger Skepsis und später auch jenes humane iedensbedürfniß, das im eigenen Innern den Nerv schwächt, die Kraft für den politischen Kampf mit allen seinen nsequenzen geben würde.

Die Niederlage der Gladstoneaner wird immer oerhtender, und so groß ist der Erfolg der Konservativen, daß se jetzt schon über die Mehrheit im künftigen Parlament ne die Unionisten verfügen. Diese Entwicklung der Wahlvegung hat die Befürchtung nahe gelegt, es möchten die nservativen die Unionisten bei Seite schieben, und eine n konservative Politik verfolgen. Schwerlich; denn hätten ch ohne die Unionisten die Konservativen die Mehrt, so wäre es doch eine schwache Mehrheit, die wie die te Gladstoneanische bleibend keinen festen Rückhalt zu geihren vermögen würde. Daß Lord Salisbury diesen reich unbesonnenen Uebermuthes begehen sollte, wäre selbst nn unwahrscheinlich, wenn nicht ausdrücklich sein Organ gegen eine solche Unterstellung wehrte. Eine andere age ist es, ob die konservative Partei nicht die Führer gen ihren Willen langsam auf solche Bahnen drängen rd. Diese Gefahr ist für später vielleicht nicht ganz ausschlossen.

* * *

Kaufleute und Agrarier.

In den schweren wirthschaftspolitischen Kämpfen unserer ge, welche durch die immer wachsenden Forderungen der rarier über Deutschland heraufbeschworen worden sind, gt sich in dem Verhalten derjenigen Klassen, welchen nach er Stellung die Leitung der nationalen wirthschaftlichen ltur zukommt, ein auffälliger, zuweilen besprochener, aber mals mit dem gebührenden Nachdruck hervorgehobener gensatz. Der agrarische Großgrundbesitzer vertritt ne Anschauungen und sein Interesse selbst. An er Stelle, im Parlament und außerhalb des Parlaments, Versammlungen und Vereinen ist der extremste Repräntant dieser Anschauungen und Interessen, der preußische nker, auf dem Platze, um als Führer im öffentlichen ben mit allen Mitteln, durch Reden und Schriften, durch itungsartikel und Flugblätter zu wirken. Er hält es ch für sein gutes Recht, ohne ängstliche Bedenken selbst der Volksvertretung für Maßregeln zu stimmen, die ihm ndgreiflichen pekuniären Vortheil zu bringen bestimmt d, und die Anhänglichkeit an die Devise Noblesse oblige, e sie im preußischen Abgeordnetenhause einige Mitglieder der Frage der Rückzahlung der Grundsteuerentschädigung rch Stimmenthaltung bethätigt haben, bildet eine seltene snahme. Auf der anderen Seite, bei den Gegnern der rarischen Forderungen, sieht es anders aus. Hier wird an, innerhalb und außerhalb des Parlaments, unter den hrern vergeblich nach einem Kaufmann suchen, diese Bechnung im bedeutsamsten Sinne genommen, in welchem sich auf die großen Erwerbsgruppen bezieht, welche in r gewerblichen Produktion und in der Vermittelung ischen Produktion und Konsum die leitende Stellung einnehmen. Der Unterschied liegt auf der Hand. Der wirthschaftlich freisinnige Kaufmann läßt seine Anschauungen und seine Interessen vertreten, sei es durch politische Parteien, sei es durch Körperschaften und Vereinigungen. Gewiß ist der Werth des Materials nicht zu unterschätzen, welches in Denkschriften und Eingaben von Handelskammern und Kaufmannschaften zur Bekämpfung der agrarischen Bestrebungen geliefert worden ist; dieses Material hat es zumeist Parlamentariern und Zeitungen erst ermöglicht, diesen Bestrebungen einen im Einzelnen sachlich begründeten Widerstand entgegenzustellen. Aber diese Aktion entbehrt der lebensvollen Ursprünglichkeit, weil sie in den Kundgebungen größerer Körperschaften immer nur in gedämpftem Ton hervortritt, und ihre Wirkung ist beschränkt, weil sie in der Regel erst bei der letzten Instanz, bei einer in ihrer Zusammensetzung feststehenden Volksvertretung, ausgeübt wird. Es fehlt der unmittelbare Einfluß des wirthschaftlichen Lebens auf das politische Leben, es fehlt die unmittelbare Anregung, die nur von Person auf Person gegeben werden kann. Man stellt den lebendigen, thätigen Gegnern papierene Argumente entgegen, aber nicht repräsentative Männer, die das Aktenmaterial erst mit der Kraft ihrer Persönlichkeit beleben.

Einen der Hauptgründe, welche diese im Interesse unseres öffentlichen Lebens sehr beklagenswerthe Erscheinung veranlaßt haben und fortdauern lassen, hat vor Kurzem — auf der diesjährigen Generalversammlung des „Vereins zur Förderung der Handelsfreiheit“ in Stettin — Ludwig Bamberger treffend hervorgehoben. Seitdem es eine Kultur gibt, führte er aus, hat es nie eine Zeit gegeben, in welcher der erwerbende Mittelstand so fleißig, so thätig, so mit Arbeit überhäuft war, wie heutzutage; deshalb sei es außerordentlich schwierig, ihn außer seinem Geschäftskreise auch noch für bestimmte andere Aufgaben, für eine rege, aktive Theilnahme am öffentlichen Leben zu gewinnen. Diese Darstellung trifft unzweifelhaft das Richtige und man wird deshalb von vornherein zugeben müssen, daß verhältnißmäßig nur wenige Männer aus den gewerblichen Kreisen und auch diese vielleicht nicht ohne Schädigung ihrer geschäftlichen Interessen in der Lage sein werden, in den wirthschaftspolitischen Kämpfen unserer Zeit selbst thätig für ihre Anschauungen und Interessen einzutreten.

Ist es aber ausschließlich dieser verständliche und berechtigte Grund, welcher so viele, durch ihre Intelligenz und ihr Wissen in hohem Grade dazu befähigte Kaufleute und Industrielle davon abhält, mit ihrer Person frei und offen den wirthschaftspolitischen Kampf gegen Regierung und Agrarier aufzunehmen? Wer in unser öffentliches Leben während des letzten Jahrzehnts einen mehr als oberflächlichen Einblick zu thun vermocht hat, wird nicht bestreiten, daß leider auch die Besorgniß vor materiellen Nachtheilen und persönlichen Widerwärtigkeiten vielfach ein solches offenes Auftreten verhindert hat. Kam es doch in einem lange Jahre hindurch freisinnig vertretenen Wahlkreise unter dem Bismarck'schen Regime vor, daß einer der ersten Kaufleute des Bezirks seine Unterschrift unter dem Wahlaufruf für den freisinnigen Kandidaten zurückzog, weil durch seine politische Haltung — die militärische Carrière seines Schwiegersohns, eines Offiziers, bedroht erschien! In wie vielen Fällen mögen ähnliche Bedenken jede persönliche Aktion gehemmt haben, ganz abgesehen von den Wünschen nach Titeln und Orden, die auch keine geringe Rolle spielen. Der agrarische Großgrundbesitzer, speziell der preußische Junker, darf sich von solcher Besorgniß frei fühlen; sein Antheil an einträglichen und einflußreichen Aemtern, an Würden und Auszeichnungen aller Art ist ihm, wie die Verhältnisse einmal liegen, gesichert, wie rücksichtslos er auch seine Interesse, selbst in schroffer Opposition gegen die Regierung, vertreten mag. Dem Kaufmann wird ein ähnliches Auftreten für seine Interessen viel schwerer gemacht, weil er mit viel größeren Gefahren und viel größeren Opfern zu rechnen hat. Sein Aushülfsmittel ist darum die Vertretung; in dem Gutachten oder in der Petition eines Handelsvorstandes verschwindet die individuelle Verantwortlichkeit.

Nicht zum wenigsten mag außerdem ins Gewicht fallen, daß, so groß das Selbstgefühl des Agrariers, so gering das Vertrauen des Kaufmanns zu seiner eigenen Kraft in den wirthschaftspolitischen Kämpfen der Zeit ist. Eine unselige Erbschaft lastet gewissermaßen auf unserem Handels- und Gewerbestande. Den Herren von Kardorff und von Plötz, den Grafen Mirbach und Kanitz ist sicher niemals der Gedanke gekommen, daß ihre Produktion an Reden und Schriften nur eine sehr geringwerthige Waare liefert. Der laute Beifall ihrer Standes- und Berufsgenossen war ihnen sicher, wenn sie nur recht laut und rücksichtslos auftraten. Der Agrarier, der ein paar weitschweifige Artikel in der „Kreuzzeitung" veröffentlicht oder eine geharnischte Rede in einer Versammlung des Bundes der Landwirthe losläßt, erscheint als ein berufener, tapferer Vertreter der nothleidenden Landwirthschaft. Wie viel schwerer wird es dem Kaufmann gemacht, selbständig für seine Anschauungen und Interessen im öffentlichen Leben einzutreten! Er muß nicht allein das Bewußtsein haben, einen ungewohnten Boden zu betreten, er muß auch darauf gefaßt sein, daß sein Auftreten von seinen Berufsgenossen mit einer keineswegs immer wohlwollenden Kritik begleitet wird.

Um so erfreulicher ist es, daß in letzter Zeit doch trotz aller durch die Verhältnisse veranlaßten Bedenken und trotz aller in der Sache liegenden Schwierigkeiten aus den Reihen des Handelsstandes mehrere Männer zur energischen Zurückweisung der agrarischen Forderungen in Wort und Schrift in die Oeffentlichkeit getreten sind. Gegen den Bimetallismus, der in Deutschland ja wesentlich vom Agrarierthum vertreten ist, hat sich in einem dem Inhalt wie der Form nach trefflichen Vortrage Herr Bankdirektor F. Thorwart in Frankfurt a. M. gewendet.*) Ebenfalls gegen den Bimetallismus gerichtet ist eine kleine, in diesen Blättern bereits erwähnte Schrift von Herrn Paul Busch, Kaufmann in M.-Gladbach.**) Auf breiterer Grundlage beschäftigt sich mit den neuesten Forderungen der Agrarier, welche vornehmlich die künstliche Steigerung der Getreidepreise zum Ziel haben, eine Schrift des Herrn Otto Kühnemann, Mitglied des Vorsteheramts der Kaufmannschaft in Stettin.***) Herr Kühnemann ist nicht allein seit mehr als dreißig Jahren ein hervorragender Getreidehändler in Stettin, sondern hat auch in fünfzehnjähriger Thätigkeit als Großgrundbesitzer und Industrieller in Pommern und Westpreußen auf landwirthschaftlichem Gebiet reiche praktische Erfahrungen und Beobachtungen gemacht. Eine „Abwehr" der agrarischen Angriffe auf den Handel, insbesondere auf den Getreidehandel, hat er seine Schrift betitelt, aber er liefert darin an der Hand eines überaus mannigfaltigen Materials eine ebenso sachliche wie scharfe Kritik der agrarischen Klagen und Ansprüche.

Mit diesen Schriften ist auch der richtige Weg beschritten, welcher bei dem heutigen Stande unseres öffentlichen Lebens allein Erfolg verheißt. Allgemein wird geklagt, daß der Parlamentarismus in Verfall gerathen sei, daß das Ansehen und die Bedeutung aller Volksvertretungen, speziell auch des deutschen Reichstags, im Laufe des letzten Jahrzehnts stark gesunken sei. Wenn hierbei auch manche Uebertreibung unterlaufen mag, so sind diese Klagen im Kern doch unzweifelhaft berechtigt. Um indessen nicht in Einseitigkeit zu verfallen, muß man zum Trost hinzufügen, daß das öffentliche Leben selbst darunter nicht gelitten, vielmehr an Ansehen und Bedeutung gewonnen hat. Wenn man einmal die Evolutionstheorie auf historische Vorgänge anwenden will, so liegt hier ein geeigneter Fall vor. Unaufhaltsam hat sich neben und über dem Parlament das politische Leben des ganzen Volkes erhoben. Die Presse im weitesten Sinne des Wortes, die nicht nur durch Artikel der Zeitungen und Zeitschriften, sondern auch durch die Berichte über Versammlungen und Verhandlungen wie durch selbständige Schriften repräsentirt wird, bietet eine Jedem zugängliche öffentliche Tribüne, auf der er zum Wort gelangt, wenn er etwas Tüchtiges und Richtiges zu sagen vermag. Speziell in Deutschland haben wir in den letzten Jahren die Erfahrung gemacht, daß bei jeder einzigen großen politischen Frage die Diskussion in der Presse an Ausführlichkeit, Sachlichkeit und Gründlichkeit die späteren parlamentarischen Verhandlungen weit überragt hat. Ein glänzendes Beispiel aus neuester Zeit bietet dafür der Marienberger Prozeß. Wie dürftig nahm sich neben den dem Verlaufe des Prozesses unmittelbar und stetig folgenden Erörterungen in der Presse die sehr verspätet vorgenommene Berathung der Angelegenheit im preußischen Abgeordnetenhause aus! Ja die verdiente Abfertigung der Beschönigungsversuche, welche von den parlamentarischen Wortführern der ultramontanen Partei bei dieser Gelegenheit unternommen wurden, ist gar nicht einmal im Parlamente selbst erfolgt, sie ist erst in der Presse durch offene Briefe der Vertheidiger Mellage's und zwar mit geradezu vernichtender Schärfe besorgt worden. Wenn in diesem Falle die Sache gar nicht im Parlament zur Sprache gebracht worden wäre, wenn es gar kein Parlament gegeben hätte, eine durchgreifende Reform des Irrenwesens würde sich der Regierung doch unwiderstehlich aufgedrängt haben. Der Fortschritt wirthschaftlicher Kultur bewährt sich darin, daß ihre Resultate immer weiteren Kreisen der Bevölkerung zugänglich gemacht werden, das ist ein allgemein anerkannter Satz. Beim Niedergange des Parlamentarismus können Alle lernen, daß der Fortschritt politischer Kultur auf die immer regere Theilnahme aller Bevölkerungskreise am öffentlichen Leben hinführt. Gerade darum ist aber die Aufgabe, welche in den wirthschaftspolitischen Kämpfen dem Handels- und Gewerbestande zufällt, heute wichtiger und dringlicher als je.

Doch nicht nur an die Gewerbetreibenden ist die Mahnung zu richten, weit mehr, mit nachdrücklicherer Arbeit, mit größerem Selbstvertrauen und mit höherem persönlichen Muth an diesen Kämpfen sich zu betheiligen. Auch in politischen Parteien, welchen diese gewerbtreibenden Kreise vorzugsweise angehören, haben hier eine unabweisbare Aufgabe zu erfüllen. In der nationalliberalen Partei haben im Widerspruche mit ihren Grundsätzen und ihrer Vergangenheit, die Agrarier eine Uebermacht erlangt, weil sie, genau wie ihre Gesinnungsgenossen in anderen Parteien, rücksichtslos ihre Interessenpolitik zur Geltung zu bringen suchen. Hier werden diejenigen Führer der Partei, welche diese Entwicklung mit größter Besorgniß sehen müssen, die Aufgabe nicht von sich weisen können, soweit als möglich, in jedem Wahlkreise dem Ueberwiegen und Vordrängen der agrarischen Tendenzen durch ein Aufgebot fähiger Vertreter des Handels- und Gewerbestandes entgegenzuwirken. In den freisinnigen Parteien besteht ein solcher Zwiespalt nicht, die entschiedene Gegnerschaft gegen alle agrarischen Forderungen wird in ihnen einmüthig gebilligt und bethätigt. Dagegen haben auch diese Parteien es versäumt, rechtzeitig und ausreichend zur Mitarbeit in den wirthschaftspolitischen Kämpfen Kaufleute und Industrielle persönlich heranzuziehen, die aus eigener Initiative sich nicht zur Betheiligung entschlossen haben. Eine geeignete Anregung ist unter den heutigen Umständen von entscheidender Bedeutung. Die treffliche Schrift des Herrn Otto Kühnemann, deren Inhalt im Einzelnen wohl noch in diesen Blättern einer besonderen Besprechung unterzogen werden wird, würde wahrscheinlich nie entstanden sein, wenn nicht dem Verfasser durch die Zuweisung eines Referats auf der diesjährigen Generalversammlung des „Vereins zur Förderung der Handelsfreiheit" ein anregender Anlaß zum öffentlichen Hervortreten gegeben worden wäre. Der genannte Verein wird hoffentlich durch ähnliche Veranstaltungen in gleicher Richtung thätig sein. Aber auch die freisinnigen Parteien selbst sollten nicht übersehen, daß sie auf diesem Gebiet eine werthvolle, ja unentbehrliche Unterstützung zu gewinnen haben.

Das liberale Bürgerthum in Stadt und Land besitzt in unserem öffentlichen Leben nicht den ihm gebührenden Einfluß — dieser Ausspruch eines nationalliberalen Führers

---

*) Währungs-Bibliothek, herausgegeben vom Verein zum Schutz der deutschen Goldwährung, 2. Heft. Soll Deutschland seine Goldwährung aufgeben?

**) Sollen wir die Goldwährung abschaffen? M.-Gladbach, 1895.

***) Volkswirthschaftliche Zeitfragen, Heft 130/131, Berlin, L. Simon.

wird von Liberalen aller Schattirungen als leider zutreffend anerkannt. Diesem Uebelstande abzuhelfen, genügen aber nicht Schlagworte, wie „Alle Mann auf die Schanzen!“ oder „Fest und unentwegt auf dem Prinzip!“ Nur emsige, zweckmäßige Arbeit kann hier helfen. Nun entbehrt der Liberalismus im Kampfe gegen das Agrarierthum nur allzu lange jene gewichtige Unterstützung, welche ihm weite gewerbtreibende Kreise mit ihrer Sachkunde, ihrer Intelligenz und ihrer Bildung gewähren können, wenn sie sich nur weit mehr als bisher zu persönlicher Theilnahme an den wirthschaftlichen Kämpfen aufraffen. Es ist eine Lebensfrage für den deutschen Liberalismus, daß er diese Unterstützung in vollem Maße zu gewinnen versteht.

M. Broemel.

Rudolf von Gneist.

Es war im konstituirenden Reichstage. Zur Diskussion stand die verfassungsrechtliche Fundamentirung der künftigen Militärorganisation. Und wieder — wie bei diesen Fragen stets seit mehr als einem Menschenalter — wehte etwas wie Konfliktsstimmung durch das hohe Haus. Damals war es erst eine gar kurze Spanne Zeit, seit der Konfliktssturm in vollster Stärke gerast. Jedoch ein seltsamer Wandel des Bildes. Unter den Rufern im Streit, die ihre Kräfte im heißen Redekampfe gemessen, standen während des Konflikts weitaus in erster Reihe: der Kriegsminister von Roon und der langjährige Referent der Militärkommission des preußischen Abgeordnetenhauses, Dr. Gneist. Jetzt aber zogen die beiden intimen Gegner an einem Strange; — denn nunmehr lag dem Regierungsentwurf im wesentlichen die nämliche Rechtsidee zu Grunde, die der oppositionelle Referent so lange gegen die Regierung verfochten hatte. Herr von Roon jedoch, von einem Mitgliede der Linken auf diese Thatsache hingewiesen, half sich mit dem Worte, das ein geflügeltes geworden ist: „Dr. Gneist könne ja Alles beweisen.“ Und Leute und Zeitungen, die wahrlich keinen Anlaß hatten, diesen wenig ritterlichen Fechtertrick des Konfliktsministers zu bewundern, haben das wohlfeile und ungerechte Schlagwort immer wiederholt, ein Schauspiel, auf das der nun Dahingegangene noch in einer seiner letzten Schriften mit wehmüthiger Ueberlegenheit herabblickt.

Die öffentliche Meinung, namentlich in politischen Dingen, lernt sehr langsam; aber sie vergißt um so schneller. Sie lernt sehr schwer, die Bedeutung einer allmählichen Fortentwicklung des öffentlichen Rechts auch gegenüber den aufdringlich lauten Streitfragen, die mit dem Tage kommen und gehen, zu würdigen; und sie vergißt die etwa einmal erfaßte Bedeutung solcher Fundamentalfragen sofort wieder, wenn der leidenschaftlichere Schlachtruf eines augenblicklichen Machtstreits ertönt. Ein Geist aber, der den forschenden Blick fest auf den tief innern Prozeß der allmählichen historischen Entwicklung gerichtet hält, der den so gewonnenen Maßstab auch an die politischen Tagesfragen anzulegen wagt, muß es sich gefallen lassen, von den lauten und schnellfertigen Vormündern der öffentlichen Meinung heute als Ausbund der Weisheit gefeiert, morgen wegen der gleichen Anschauung, deren innere Folgerichtigkeit sie nicht verstehen, als Abtrünniger bekämpft zu werden. Das hat der Politiker Gneist oft genug erfahren; und es war dann schließlich noch eine unwillkürliche Anerkennung der Weite seines Blickes, der Tiefe seines Wissens und der Kraft seiner Dialektik, wenn die Fanatiker von rechts und links ärgerlich meinten: der Mann kann Alles beweisen!

Wie der Politiker den wissenschaftlichen Forscher nicht verleugnete, so blieb auch im großen Theoretiker stets der Staatsmann lebendig. Daß die wirksamen Lehren der Staatswissenschaft nicht auf dem geduldigen Papier, sondern auf der empfindlichen Haut der Völker geschrieben werden, hat Gneist niemals aus den Augen verloren. Wohl hat er auch den Fehler dieses Vorzuges nicht immer vermieden; die technische Abrundung der Systematik, die vollendete Ausfeilung der Definitionen sind nicht die stärkste Seite seiner Werke. Hier hat er Manches zu thun übrig gelassen; aber dies konnte und kann nur gethan werden, nachdem und weil Gneist das unendlich Größere und Wichtigere meisterhaft gethan hat. Seine Definition des Selbstverwaltungsbegriffs zum Beispiel behauptet durchaus nicht die Herrschaft in der Wissenschaft; aber die lebendige Anschauung vom Wesen und von der Bedeutung der Selbstverwaltung, sowie ihre Neubelebung und Fortbildung in der Wirklichkeit verdanken wir ihm in allererster Linie. Und was ist wohl mehr? Wie seine Parlamentsreden und politischen Gelegenheitsschriften überaus reich sind an weiten wissenschaftlichen Perspektiven, so bieten seine fachwissenschaftlichen Werke oft ein packend realistisches Bild der die Wirklichkeit beherrschenden Strömungen, Gegen- und Unterströmungen; sie zeigen unter dem Mikroskop des Forschers in überraschend neuen und doch handgreiflich wahren Zügen jenes so alltägliche und doch so komplizirte öffentliche Leben; „ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt, und wo Ihr's packt, da ist es interessant.“ Dieses wirkliche Staatsleben wissenschaftlich zu erkennen, und zugleich die geläuterten Resultate dieser wissenschaftlichen Erkenntniß im wirklichen Staatsleben zu realer Geltung zu bringen, das war der ideale Inhalt seiner Lebensarbeit; das giebt ihm seine charakteristische Stellung; das zeigt auch die Lücke, die sein Tod in unserem an ähnlichen Individualitäten so armem öffentlichem Leben aufreißt.

So war es in der That kein Doppelleben, das der Theoretiker und das der Politiker Gneist geführt; vielmehr eine in sich geschlossene, organisch einheitliche Thätigkeit, in der jedes Element harmonisch sich zum Ganzen fügte. Freilich, unser deutsches Vorurtheil ist solchen Erscheinungen meist nicht günstig, und mancherlei Angriffe, die im Gelehrten den Staatsmann, im Staatsmann den Gelehrten treffen wollten, stützten sich auf jenes Vorurtheil. Aber heute, da dieses reiche Leben abgeschlossen vor uns liegt, können Irrungen im Einzelnen den Blick nicht mehr abziehen von dem Ganzen und Wesentlichen; das Bild des Mannes tritt vor uns hin in seiner Totalität; und da ist der beherrschende Eindruck der einer inneren Konsequenz in allen Phasen der Entwicklung, einer erstaunlichen Geschlossenheit, die im Denken und Handeln es bewährte: „Dies vor Allem: sei Dir selbst getreu.“

Als in den Stürmen des „Jubel- und Traumjahres“, des „tollen Jahres“ 1848 der junge Gelehrte auf die politische Bühne hinaustrat, da jubelte er wohl, daß nun endlich auch für Deutschland ein öffentliches Leben in großem Stile sich anbahne; aber die phantastischen Träume, die tollen Ideen, die damals auch ältere und erfahrenere Männer verlockten, trübten nicht einen Augenblick die ruhig klare Einsicht des jungen Professors und Richters. Er wähnte nicht, daß sich die allmähliche Entwicklung von Menschenaltern im Rausche eines Sommernachtstraumes nachholen lasse; aber die Anfänge und Grundlagen einer gesunden Fortentwicklung des öffentlichen Lebens in der Rechtspflege, der Verwaltung und der Verfassung wollte er gesichert sehen. Und weil solche Sicherung im unklaren Treiben jener Tage fast mehr vom Radikalismus, als von den Regierungen gefährdet schien; weil gerade der wüste Radikalismus der öden Reaktion in die Hände arbeitete, wendete sich sofort der junge Politiker ohne Rücksicht auf die levis popularis aura gegen radikale Uebertreibungen und Gefährdungen der „Errungenschaften“. Und auch für seine persönliche Stellung handelte er von Anfang an mit jener besonnenen Mäßigung, die die langsame, organische Entwicklung den ruckweisen Sprüngen vorzieht. Er verzichtete auf ein Mandat für die Paulskirche, das ihm sofort

die größte, damals von der ganzen Nation bewunderte Bühne politischer Talente erschlossen hätte, und zog den weit bescheideneren Ruf in die Berliner Stadtverordneten-versammlung vor, so an sich selbst durch die That erfüllend, was er später mit allem Material der Wissenschaft durch die Lehre bewies, daß die politische Arbeit von unten nach oben fortschreiten müsse, daß das Parlament als höchster Rath der Krone nur der Abschluß der Selbstverwaltungsämter sei; daß man zu einer freien Verfassung nur durch eine freie Verwaltung gelangen könne.

So lange sich irgend Aussicht bot, aus dem Schiffbruch der Revolution der Zukunft fruchtbaren Gewinn zu sichern, arbeitete Gneist bescheiden und unverdrossen mit. Als aber dann jene traurigen acht Jahre geisteskranken Regiments über Preußen hereinbrachen, da wandte er sich nicht, wie so manche Anderen, verzweifelnd vom Staate ab, sondern diente seinen politischen Ideen auf anderen Wegen, die ihm keine Reaktion sperren konnte. Damals entstanden jene bahnbrechenden Forschungen über das Wesen der vielbewunderten politischen Freiheit Englands, die den Ruhm des Entdeckers über die Welt trugen. Ja, des Entdeckers; denn Gneist gehört zu den sehr wenigen Auserwählten, denen auf dem Gebiete der Staatswissenschaften diese Bezeichnung zukommt. Wie er in der Politik stets so recht das Gegentheil des Fanatikers war, so hielt er sich in der Wissenschaft den Blick frei von dem theoretischen Fanatismus des Doktrinärs. Wenn man später der Gneist'schen Schule gelegentlich auch den Vorwurf des Doktrinarismus gemacht hat, so geht das wohl auf Rechnung mancher übergelehriger Schüler; der Meister selbst verdankt seine schönsten Erfolge gerade der von jedem Doktrinarismus freien Unbefangenheit der Forschung. Indem er die Unhaltbarkeit der seit einem Jahrhundert als kanonisch verehrten Lehren Montesquieu's darthat, zeigte er zugleich, wie doch Montesquieu mit seinem Hinweis auf England ins Schwarze getroffen. Indem er die Legende von der niemals unterbrochenen Rechtsstellung des englischen Parlaments zerstörte, wies er zugleich die wirkliche wunderbare Kontinuität der englischen Rechtsentwicklung auf. Indem er sich gegen die gedankenlose Nachahmung englischer Institutionen wandte, lehrte er zugleich, wie viel gerade der deutsche Staat mit England gemein hat, wie viel sie beide von einander lernen können. Man darf sagen, daß für das Staatsrecht der eine Gneist Aehnliches geleistet hat, wie für das Privatrecht die historische Schule; dabei fällt dort der Erforschung des englischen Staatsbaues eine ähnliche Rolle zu, wie hier der Erforschung des römischen Rechts. Und wenn Jhering die Bedeutung des letzteren nicht höher rühmen kann, als durch die Losung für die Wissenschaft und Praxis: „durch das römische Recht über das römische Recht hinaus!" so gilt es analog auch: nur durch Gneist über Gneist hinaus!

Der Anbruch der „neuen Aera" brachte ihm neben der längst verdienten höchsten Lehrstellung auch den Eintritt ins Parlament; und freudig mochte er die Aussicht auf eine allmähliche Fortentwicklung ganz in seinem Sinne begrüßen. Aber wieder nach kurzem Sonnenschein Regen und Sturm. Die neue Reaktion des Konflikts fand Gneist in der ersten Linie der Kämpfer für das bedrohte Recht des Landes. Jetzt schien der reife Mann in Aemtern und Würden leidenschaftlicher, als einst der Anfänger im tollen Jahr. Doch er war nur sich selbst getreu. Seine Erkenntniß lehrte ihn, auch in der politischen Entwicklung mit dem allgemeinen Entwicklungsgesetze zu rechnen: kleine Fortschritte in großen Zeiträumen. Aber sicher Errungenes mochte er nicht zerstören, die zarten Keime eines Verfassungslebens in diesem Staate nicht tödten lassen. Deshalb wirkte die Heftigkeit dieser gemäßigten Natur um so mächtiger; deshalb trafen die wuchtigen Hiebe dieses versöhnlichen Mannes um so schmerzlicher. Kaum aber war der Frieden wie nach außen, so im innern geschlossen, da ging auch Gneist mit dem ganzen schaffensfrohen Optimismus seines elastischen Wesens wieder an die positive Mitarbeit. Waren die fünfziger Jahre der Reaktion die große Zeit seiner theoretischen Aussaat, so war das Jahrzehnt der liberalen Gesetzgebung im Reich und in Preußen die große Zeit seiner praktischen Ernte. Ein ... Anfang des Jahrhunderts, in der Zeit der schwersten ... hatte der Freiherr v. Stein den genialen Versuch ... von der Reorganisation der Verwaltung aus zur Em... der Verfassung zu gelangen. Dieser einzige Versuch ... dem ganzen Kontinent war gescheitert, als einziges ... artiges Zeugniß des großartigen Planes die ... Städteordnung von 1808 zurücklassend. Ueberall dann ... man auf dem Kontinent den unvermeidlichen Neubau ... Staates mit dem Dache begonnen; die konstitutionelle ... fassung auf die absolutistische Verwaltung gesetzt. ... der Grundfehler des kontinentalen Konstitutionalismus ... Gegensatz zum englischen Parlamentarismus und Selfgovern... ment sei, hatte Gneist erkannt und gelehrt. Und wenn ... nun nach zwei Menschenaltern, in der Zeit des ... Glanzes an die Arbeit ging, um das unterbrochene ... in neuer Form zu vollenden, um der Krönung des ... bäudes endlich die solide Unterlage zu geben, um die ... norm und den Rechtsschutz auch im öffentlichen Re... verwirklichen, so war das keines einzelnen Mannes ... so hohem Grade, wie das Gneist's.

Freilich, der einzelne Mann litt hier als Protot... Schicksal der ganzen politischen Richtung, der er ang... des preußischen Liberalismus. Wohl setzen sich seine ... und Forderungen durch die Logik der Thatsachen sch... durch; aber er, der Urheber und Träger dieser ... Ideen, ist nicht zu ihrer Verwirklichung berufen, und ... wird aus ihnen in andern Händen. Man hat Gneist ... vorgeworfen, er habe in jener Zeit nach dem Minister... gestrebt. Mag die Thatsache wahr sein oder nicht, ... falls ist sie ein Vorwurf; im Gegentheil. Es ist ein ... fehler unseres Liberalismus, daß er nicht genug ehrg... im großen Stile ist; daß er nicht mit allen Kräften dar... ringt, die Ausführung seiner Prinzipien in eigenen H... zu behalten. Mehr als irgend ein anderer war ... Gneist zum Ministerposten berufen, und daß dieser ... unter diesen Umständen von der thatsächlichen Leitung ... gehalten wurde, das ist wohl unter allen Staaten polit... Kultur nur in Preußen und Deutschland möglich. So ... denn die Kinder seines Geistes unter fremder, geleg... wohl auch liebloser Pflege vielfach nicht nach ihrer A... gediehen. Und auch seine persönliche Stellung als Poli... mußte schwer unter der Mißgunst des Geschickes leiden. ... er, der berufene Mann der organisatorischen That, doch ... zur Bewährung durch die schöpferische That nicht gela... Wieder ein Seitenstück zum Schicksal unseres Liberalis... der aus gleichem Grunde dem Ansturm von rechts ... links fast zu erliegen droht.

Es ist ein glänzendes Zeugniß für die Gesundheit ... den Adel dieser Natur, daß ihn auch solche Erfahr... nicht zu erschlaffen, nicht im Grunde zu verbittern ... mochten. Fort und fort, bis ihn die Krankheit auf das ... Lager warf, begleitete er die politischen Ereignisse mit ... reichen und tiefen Denken, mit Schriften, die — man mag ... Einzelheiten urtheilen, wie man will — stets zum ... gehören, was über die betreffenden Fragen geschrieben ... und die, wenn sie auch oft von der liberalen Tagesm... recht erheblich abweichen, doch im innersten Kern ... im größten Sinne wahrhaft liberale Denkweise zeigen. ... mancher „Unentwegte" davor beschämt die Augen ... schlagen sollte. Bis ins hohe Greisenalter erfüllte ihn ... fast jugendlicher Optimismus, der noch in einer ... letzten Schriften bei der „Prognose" unserer politisch-sozi... Entwicklung rührend liebenswürdigen Ausdruck findet.

So blieb er auch all' seinem gemeinnützigen W... bis zum Tod getreu; wo es ein würdiges Interesse ... schaftlicher Selbstthätigkeit zu fördern, eine engherzige ... verhetzende Richtung des öffentlichen Lebens zu bekä... galt, durfte man auf Niemanden sicherer rechnen, als ... Rudolf Gneist. Und das gleiche ruhig geschlossene, ... wollende und versöhnende Wesen auch im persönlichen ... kehr. Der große Mann zeigte sich in der Schlichtheit, ... Erhabenheit über alle engherzige Kleinlichkeit und ausschl... den Dünkel; auch im Persönlichen ein echter Liberaler.

Was Gneist in Deutschland wachrufen wollte, das war n politisch reifes, sich seiner sozialen Pflichten bewußtes, ber auch zur Herrschaft bereites und berufenes Großbürgerum, wie es England in seiner Gentry besitzt. Er war n Bourgeois im besten Sinn, als den ihn Feudale wie ozialisten kannten und haßten. Aber unablässig verkündete seinen Genossen die große Lehre von der Gegenseitigkeit r sozialen Abhängigkeit, von der Erwerbung der politischen echte durch die Erfüllung der politischen Pflichten. Seinen eruf, als die moderne Aristokratie die Herrschaft zu erwerden durch die Läuterung des Klasseninteresses im Staatsdanken, hat dem deutschen Bürgerthum Niemand eindringher vor Augen gestellt, als Rudolf Gneist.

Hugo Preuß.

Das Frauenstudium und die Regierung.

„Der alles nivellirende Geist der Neuzeit" lautet eines r beliebtesten Schlagwörter moderner Phraseologie. Und e an allen Schlagwörtern, ist auch an diesem etwas ahres; ist es doch nur eine Formel für die Erkenntniß, ß sich im Jahrhundert des Verkehrs weder das Individuum, noch das einzelne Volk den Kulturfortschritten der enschheit entziehen kann. So genießt man nicht nur internationale Küche, internationalen Komfort — auch kultule Erscheinungen, die tief im Volksgeist wurzeln und in iheren Jahrhunderten siegreich ihr charakteristisches Gepräge haupteten, werden mehr und mehr uniformirt; in die nsten Winkel der Provinzen ziehen sich Nationaltrachten d Nationalsitten zurück.

Interessant und charakteristisch ist nun aber die Art, e der Nationalcharakter sich besonders den großen Kulturgen gegenüber verhält, in denen die Entwicklung der enschheit in die Erscheinung tritt; wie er sie je nach seiner genart abzuweisen oder mit Energie und Umsicht zu lösen ht. Eines der interessantesten Kapitel nach dieser Richtung n bietet die Frauenfrage, insbesondere die Geschichte des auenstudiums.

Ein Akt der Ritterlichkeit war die erste Aeußerung des erikanischen Geistes in dieser Frage. Als die Engnderin Elizabeth Blackwell 1844 an die medizinischen Fatäten der Vereinigten Staaten ein Gesuch um Zulassung m Studium richtete, fand sich unter den 13 Colleges eins, neva College, das sich bereit erklärte sie zuzulassen, falls Studenten damit einverstanden wären. Diese erklärten) nicht nur einverstanden, sondern verpflichteten sich zuich, sich der Dame gegenüber stets als Gentlemen zu zei. — Zur Steuer der Wahrheit muß freilich berichtet rden, daß die übrigen Colleges sich abweisend verhielten d eines sogar scharf die „Anmaßung" rügte, „es dem eren Geschlecht gleich thun zu wollen". Ein interessantes aterial, um den Widerstand zu bemessen, den die Frauen bst in dem liberalen Amerika zu besiegen hatten.

In Europa treten die romanischen Nationen mit der ßten Ritterlichkeit auf. Ohne Kampf läßt Frankreich Frauen zu; von 1866—1882 sind dort schon 109 akanische Grade an Frauen verliehen worden. In Italien nete Bonghi 1876 den Frauen freiwillig die Universitäten. Spanien und Portugal verwehrt kein Gesetz den auen das Studium; im Einzelfall wird das weitgehendste tgegenkommen geübt. Auch kleinere Staaten, wie Belen, Rumänien machten keinerlei Schwierigkeiten.

In Rußland folgte, den verschiedenen Phasen seiner twicklung entsprechend, auf eine Zeit liberalen Gewährenens eine plötzliche despotische Unterdrückung; seit 1892 det wieder eine Förderung des Frauenstudiums, besonders : medizinischen Studien statt.

Die germanischen Nationen haben sämmtlich den ersten Appell der Frauen abgewartet, um dann in der Mehrzahl das weitgehendste Entgegenkommen zu zeigen. Die schnelle Entwicklung der Studienfrage in England, das 1872 seine Frauencolleges in Cambridge, kurz darauf die in Oxford eröffnete, 1878 die Universität London mit allen ihren Graden freigab und heute seine Studentinnen nach Hunderten zählt, ist allbekannt; ebenso das Entgegenkommen der Schweiz, die schon seit 1867 Frauen völlig gleichberechtigt neben den Männern in ihren Hörsälen zuläßt. — Als in Norwegen die erste Frau, die um Zulassung zum Studium bat, von der Universität Christiania nach deren Statuten zurückgewiesen werden mußte, brachte sofort ein Parlamentsmitglied den Antrag auf Zulassung der Frauen ein, der von der Unterrichtskommission einstimmig befürwortet wurde und in den Häusern mit nur einer Stimme dagegen durchging. Auch in Dänemark bedurfte es nur des Anklopfens. Holland ließ 1880 die erste Frau zu, die sich zum Studium meldete; prinzipiell hatte dem Frauenstudium niemals etwas im Wege gestanden.

Wenn somit Deutschland — Oesterreich hat wenigstens schon seit längerer Zeit einige, wenn auch ungenügende Konzessionen gemacht — bisher allein zurückstand, so muß sich dafür eine Erklärung finden lassen. Sie liegt vielleicht einerseits in der Vorliebe des Deutschen für „graue Theorie", die ihn so häufig eine lange Periode des Studirens vor die Periode des Probirens setzen läßt und ihn in diesem Fall einen haushohen Stapel von Artikeln über das Gehirngewicht der Frau, ihre Subjektivität, ihren Mangel an Logik 2c. schreiben ließ, ehe er sich entschließen konnte, die Logik der Thatsachen zu versuchen. Aber es spricht noch ein anderer Umstand mit. Das Frauenideal unserer älteren Generation trägt gretchenhafte Züge. So wenig man ein wirkliches Gretchen als Schwester oder Tochter wünschen würde, so hat man doch durchaus nicht ungern bei seinen weiblichen Angehörigen die Auffassung:

— — Was so ein Mann
Nicht alles, alles denken kann!
Beschämt nur steh ich vor ihm da
Und sag' zu allen Sachen ja.

Man bedenkt nicht, daß dies urtheilslose Jasagen, das zu Zeiten so bequem ist, eine recht bedenkliche Eigenschaft werden kann. Man will eben den Reiz des Naiven nicht entbehren, der das Kind so hübsch kleidet. Jenes andere Frauenideal desselben Goethe, nach dem die beste Frau diejenige ist, die zur Noth ihren Kindern den Vater ersetzen kann, hatte vielfach für den guten Deutschen einen bedenklichen Stich ins Unweibliche, Heroische.

Es mußte mancherlei zusammenkommen, um einer anderen Auffassung die Wege zu bahnen: die Noth der Zeiten, die töchterreichen Häusern besonders nahe trat; die geduldige Minierarbeit, die eine besonders charakteristische Seite der deutschen Frauenbewegung ist und die langsam, aber sicher die öffentliche Meinung umstimmte. Vor allem aber spürte die jüngere Generation, die Studien und Reisen mehr mit dem Auslande in Berührung brachten als die ältere, das Wehen jenes internationalen Geistes, der in allen anderen Kulturländern bereits ein Ende gemacht hatte mit den Resten mittelalterlicher Barbarei, die sich in ihrer schönsten Blüthezeit bis zu der Spekulation versteigen konnte, ob Frauen überhaupt Menschen seien, älter und schwächer werdend sie jedenfalls als Menschen zweiten Grades ansah und daher folgerichtig von höherer Kultur ausschloß.

Dennoch wären diese Faktoren nicht mächtig genug gewesen, um eine Aenderung in den bestehenden Verhältnissen herbeizuführen, da sich für die Ziele der Frauen auch Männer, die sie billigten, nicht in besondere Unkosten gestürzt hätten — wenn nicht Preußen nach langer Zeit einen Unterrichtsminister hätte, der den Frauenbestrebungen vorurtheilslos gegenüber steht. Von dem ernstlichen Wunsch, den Frauen eine größere erziehliche Einwirkung in der Schule zu sichern, zeugen seine Verfügungen vom 31. Mai 1894;

daß in Göttingen einer Reihe von außerordentlichen Hörerinnen Zulaß geworden ist, daß einer Schlesierin kürzlich die von der zunächst zuständigen Behörde verweigerte Zulassung zur Maturitätsprüfung bewilligt worden ist, daß die Gymnasialkurse in Berlin die behördliche Konzession erhalten haben, ist auf seine Initiative zurückzuführen. In der Frauensache ist es leider noch wahr, daß — wenn auch nicht the size of one man's liver — so doch die Liberalität seiner Gesinnung entscheidend ist.

So wird denn auch der kürzlich in der Unterrichtskommission des Abgeordnetenhauses gefaßte Beschluß, erneute Petitionen der Frauen in der Studiumsfrage der Regierung zur Erwägung zu überweisen, auf fruchtbareren Boden fallen als bisher. Es scheint in der That, als ob sich endlich die Thore unserer höchsten Bildungsstätten qualifizirten Frauen in absehbarer Zeit öffnen sollen. Zu fürchten ist jetzt nur eins: daß man den bösen Weg der Kompromisse gehen werde, besonders im medizinischen Studium. Daß Laien von der Errichtung besonderer Frauenuniversitäten sprechen — wie das kürzlich auf dem evangelisch-sozialen Kongreß geschah — hat zwar nicht viel auf sich; aber es scheint auch in Universitäts- und in behördlichen Kreisen eine starke Hinneigung zu der Auffassung zu herrschen, daß „die Weiblichkeit" rettungslos verloren sei, wenn in der Medizin gewisse Fächer — Anatomie und Physiologie — nicht in getrennten Kursen unterrichtet werden. Wer gesehen hat, mit welcher Selbstverständlichkeit und welchem Takt diese Dinge in der Schweiz, die prinzipiell gemeinschaftliche Kurse hat, erledigt werden, wie erforderlichenfalls in einem einzelnen Kolleg auch einmal die weibliche Zuhörerschaft fortbleibt oder ein Privatissimum gelesen bekommt, ohne daß es des behördlichen Reglementirens bedurfte, begreift nicht, wie man in Deutschland in diesem Punkt so große Gefahren sehen kann und lieber riskiren will, Vorlesungen zweiten Ranges und Aerzte zweiten Ranges (in den Frauen) zu schaffen, als dem natürlichen Takt und dem Ernst der Wissenschaft zu trauen. Es geschieht tagtäglich unter den Augen der Gesellschaft und der Behörden unendlich viel Unweiblicheres als das gemeinschaftliche Hören einer Anatomievorlesung durch Angehörige beider Geschlechter. Der Vergleich, den man gerade in diesem Punkt mit England zu ziehen liebt, das sonst bei Vergleichen ungern herangezogen wird, ist nicht am Platz, da das Collegeleben eine vollständig andere Gestaltung des ganzen Studiums mit sich bringt; für Deutschland müssen die durchaus guten Erfahrungen maßgebend sein, die man in Zürich gemacht hat, als einer Universität, die unter denselben Bedingungen arbeitet wie die deutschen Hochschulen. Hoffen wir, daß, wenn es wirklich zur Freigabe des Studiums kommt, der Ernst, mit dem man in Deutschland die Wissenschaft zu behandeln gewohnt ist, den Sieg davon trägt über eine Prüderie, die hier garnicht am Platz ist. Weiblichkeit — d. h. die edelste weibliche Eigenart — läßt sich nicht durch Schutzmaßregeln erhalten oder erzwingen; sie ist das unverlierbare Eigenthum tief angelegter Frauennaturen und gibt sich selbst ihr Gesetz. Was der Zukunft mit am schwersten verständlich sein wird in der ganzen Frauenbewegung, ist die stete Furcht der Männer vor einem Verlorengehen der Eigenschaften, die die Natur selbst den Frauen mitgegeben hat. Die studirende Frau wird Entwicklungskrisen durchzumachen haben; das echte Weib wird auch als Weib daraus hervorgehen, nur ernster, gereifter und bewußter, und wird dann nur um so fähiger sein, ihre Aufgabe als Aerztin oder als Lehrerin — und auch als Mutter voll zu erfüllen.

Helene Lange.

Bismarck und die Bildhauer.

In Bronze, wie beabsichtigt, ist er noch nicht … die Entwürfe für ein Bronzestandbild des ersten … Reichskanzlers sind es; sie wurden in der öden Halle … dem Gebäude für die Kunstausstellungen am Lehrter … untergebracht.

Das spätere Erzdenkmal, das seinen Standort … Reichstagsgebäude erhalten soll, hat eine sehr zahlreiche Künstlerschaar angelockt, sich zu bethätigen; begreiflicher … Die Aufgabe ist eine große und eine der lockendsten; … Konkurrenz gab ohne Engherzigkeit der künstlerischen … art einen weiten Spielraum, und der zu vergebenden … waren viele. Nicht weniger als einige neunzig Entwürfe haben die Bildhauer Deutschlands geliefert; und auch … Namen der Bedeutendsten fehlen nicht. Von jenen, … man bei der Vergebung großer monumentaler Arbeiten … gleich denkt, sind nicht viele ausgeblieben — freilich … Reinhold Begas, der nicht da ist mit einer Arbeit, aber … da ist — in den Arbeiten anderer.........

In der Berliner Nationalgalerie gibt es eine Bismarckbüste, die bis zu diesem Augenblick bildhauerisch … nicht ein Werk unter vielen ist. Die Arbeit ist technisch … staunliche Leistung des Meißels, vielleicht die größte, die … gelungen; und sie ist um so bedeutungsvoller, weil … Technik einen Bismarcktypus schuf, von dem man zuversichtlich erwarten kann, daß er der Nachwelt als eine maßgebende Verkörperung des ersten deutschen Reichskanzlers erscheinen wird.

Wenn man von dem Begas'schen Bismarckporträt … Nationalgalerie ein Dutzend Schritte seitwärts geht … sich in demselben Raume vor die Büste des ersten Reichskanzlers von Donndorf stellt, so findet diese Behauptung ihre Bestätigung. Auch dieser Bismarck ist keine so gar … Arbeit; aber die Büste verhält sich zu der Begas'schen … eine fleißige Lebensbeschreibung, in der verzettelt manches … Detail zusammengetragen ist, zum künstlerischen Essai, der … kühnen Linien Wesen und Zusammenhang einer Gestalt … gültig festhält. An dem Donndorf'schen Bismarck ist … mächtig; mächtige Fleischwulste, mächtige Augenbrauen, mächtige Stirn, Alles in Allem ein mächtiger Kopf, aber … doch keine mächtige Persönlichkeit. Alle diese Einzelheiten zusammengenommen sind schließlich leer, weil sie … heiten sind.

Die Begas'sche Arbeit ist weit einfacher, und sie ist … wahr. Es ist der gealterte Bismarck. Schweninger hat … Fleisch und das Fett unter der Haut fortgearbeitet, so daß … Haut fast schlaff herabhängt; an sich ist diese Beschaffenheit gewiß nicht geeignet, die Bismarck'sche Haupteigenschaft … monumentale Behandlung — seine Festigkeit und Energie zu charakterisiren. Der Bismarck'sche Blick, in dem … falls diese Energie liegt, geht auch für die Bildhauerkunst fast verloren. So bleiben für diesen Zweck die mächtigen Formen des Schädels und die der Plastik vortheilhaften struppigen Augenbrauen übrig. Begas löste die Aufgabe … setzte über die Nasenwurzel einen so mächtigen Meißel…, daß dort zwischen den beiden Wulsten über den Augen … Furche entstand, die verräth, daß die dickste Schale um … Gedankengeheimniß zerdrückt und daß jede Anwandlung … Schwäche zermalt ist, wenn solche Furche sich zusammengezogen hat. Und Begas benutzte den schlaff am … herabhängenden Hautwulst, um durch eine kraftvolle Drehung des Kopfes hier die Haut — wie gewaltthätig — zu … dicken Falte zu quetschen; so die Energie in der Bewegung zum Ausdruck bringend. Das Auge, das fest … blickt, hat doch zugleich die Richtung in die Weite, und … jene Mischung von Festigkeit, die scharf und klar das … sieht, und die zugleich darüber hinaus in die Ferne schweift, ohne an Festigkeit zu verlieren, ist bei Bismarck von … Beobachtern festgestellt worden. Dieser Ausdruck wurde … von Lenbach in seinen Bismarckporträts festgehalten, … bewundernswerth sie sind, immerhin Bismarck hinter …

teressanten Lenbach'schen Schleier zeigen, wo das Begas'sche erk in seiner Natürlichkeit wie der entschleierte Bismarck ckt.

Ernst, geistige Energie und geistige Festigkeit sind mit nz einfachen Mitteln zum Ausdruck gebracht, und gerade ch diese natürliche Einfachheit gehört zu Bismarck; aber ch ein echt Bismarck'sches Element tritt im Begas'schen erke hinzu. Die in der Nationalgalerie unmittelbar neben smarck stehende Büste Moltke's — auch von Begas — sagt ch den Kontrast, welches Element es ist.

Die Züge Moltke's sind gleichfalls voll Ernst, voll geistiger ergie und Festigkeit; aber dieser Ernst, diese Energie und tigkeit sind von voller Abgeklärtheit; man kann sagen ssisch — die Eigenschaften Bismarcks sind vulkanisch. Die oltke'sche Haltung des Kopfes ist völlig ruhig; die Bismarck'sche, gegen das eigene Fleisch gewaltthätige Kopfndung ist eruptiv, und dieses eruptive Element zittert rch den ganzen Kopf nach und verräth den gährenden Int unter diesem festen Schädel mit seinen Zügen voll tigkeit.

An diesem Bismarckporträt war bei einer neuen Konrenz kaum vorbei zu kommen, ohne auf Abwege zu gegen; man konnte annehmen, daß schwerlich neben die gas'sche Charakteristik eine neue Charakteristik würde ten können; aber sie konnte ihre Ergänzung und Ausrung erfahren, indem dem Kopfe die ganze Gestalt zur terpretation dieser Persönlichkeit hinzugefügt wurde.

Dieser Standpunkt hat freilich eines zur Voraussetzung. an verlangt einen leibhaftigen Bismarck in einem Stand-, das unmittelbar vor den Thoren jener Körperschaft t, der dieser Mann höchst leibhaftig und höchst menschlich listisch angehört hat. Und so scheiden sich denn in der at die Entwürfe in zwei Hauptgruppen, die freilich durch ergänge mit einander in Verbindung stehen. Die einen ten einen Bismarck zu schaffen, wie er leibt und lebt, sie schlossen sich mit verschwindenden Ausnahmen hr oder weniger eng an Begas an; die anderen schufen e Gestalt mit einem Bismarckkopf, die zu einem mehr r weniger schönen Denkmal gehört. Die einen stellten den Reichstag die wirkliche Erinnerung an Bismarck; anderen dichteten nach ihrer Art an einer Bismarckende. Das eine hat an sich seine Berechtigung und auch andere hat seine Berechtigung; aber es will mir scheinen, ; für diesen Platz nur eine Lösung der Aufgabe in Frage uten kann; der Hintergrund des Reichstagsgebäudes, das nachdrücklich die wirkliche Vergangenheit predigt, verlangt en realistischen und wirklichen Bismarck.

Die Jury, welche die Preise vertheilt hat, ist nicht der sicht gewesen, daß eine Auszeichnung nur der einen egorie von Werken zu verleihen sei, und das war bei großen Zahl der vorhandenen Preise gewiß berechtigt. n krönte bildhauerisch schöne Werke, mochten sie auch narckisch charakterisch nicht sein. Und man konnte so lich zu einer großen Anzahl von Preiskrönungen gezen.

Einige wenige Werke, die mir als der Typus ganzer ztungen erscheinen, sollen charakterisirt werden.

Für das, was ich den legendarischen Bismarck nennen hte, gibt es ein Beispiel von hoher Vollendung. Es ist Werk von Siemering. Auf einem länglich schmalen, auf vorderen Seite durch eine Rundung unterbrochenen Sockel, den Siemering'schen schönen Reliefs, eine edle jugendliche mania, die Reichsfahne über die Schulter, zu Pferde, den sich krümmenden Lindwurm dahin reitend und seitdavor stehend Bismarck, der dem Ritt mit der Hand die tung weist. „Setzen wir Deutschland in den Sattel, reiten d es schon können". Die Originalität, das Pferd mit Frauengestalt auf dem langgestreckten Sockel in der tenansicht zu zeigen und Bismarck in den Mittelpunkt dazustellen mit dem Rücken gegen das Pferd; die Hand send ausgestreckt, und sich mit sprechender Miene issermaßen an das Volk vor ihm wendend und sagend: ist der Weg; die Schönheit der Linien, — die künstlerische Feinheit, Bismarck in jenen Grenzen realistisch zu bilden, die in einer Idealgruppe noch harmonisch wirkt, — das Alles macht diese Arbeit zu einer ganz hervorragenden; — und es wäre schade, wenn diese Gruppe nicht irgendwo ihren Platz fände; aber soll man diese Apotheose der Wirklichkeit vor jene Stufen stellen, die man nicht ansehen kann, ohne sich zu vergegenwärtigen, wie Bismarck schwer und klirrend und körperlich die breite Rampe hätte hinauf- und hinabgehen können!

Siemering's Arbeit ist, wenngleich in die Idealität gehoben, so doch mit allen Elementen der Wirklichkeit ausgestattet. Das ist ein Bismarck, wiewohl ein idealisirter Bismarck, und die Idee, welche der Arbeit zu Grunde liegt, entspricht auch der Wirklichkeit, wiewohl wiederum einer idealisirten Wirklichkeit.

Eine zweite Klasse von Arbeiten ist auch schön; aber nur schön; es sind schöne Denkmäler, mit Bismarck haben sie nichts zu thun, weder mit dem realen, noch mit einem idealisirten. Gestaltet sich die Legende so oft um einen Kern von leibhaftiger Wahrheit und ist gerade darum die Legende oft so langlebig, so sind diese Arbeiten um keinen anderen Kern gestaltet, als um die künstlerische Phantasie ihrer Schöpfer; eine Phantasie von manchmal nicht geringen ästhetischen Gaben; schöne Linien, schöner Aufbau, schöne Formen; man kann sie die malerischen Entwürfe nennen; und sie sind recht zahlreich.

Da ist, um einige zu nennen, Professor M. Wiese in Hanau mit einem recht guten Denkmal, auf dem Bismarck in wallendem Mantel zu sehen ist; so romantisch wallend ist dieser Mantel, daß er die Gestalt Lord Byrons umwehen könnte. Da ist Johannes Götz mit einem Sockel von großer Schönheit, vor dem spähend die alte germanische Löwin liegt, in ihrer Hut zwei junge Löwlein, — die wieder gewonnenen Provinzen, — daneben eine den Lorbeer schwingende Viktoria und dann oben ein Bismarck, der dasteht, als wäre sein Lieblingsgedicht: Wanderers Sturmlied. Da ist Uechtritz mit schön geworfenen Draperien nebst Löwen, die seit Begas ihre plastisch-malerische Wirkung so eindrucksvoll verwerthete, überall auftauchen, — und zwischen den Uechtritzschen Löwen und Draperien ein Bismarck, und hinter ihm eine etwas längliche Viktoria auf einem Sockel siegverheißend, als wäre Deutschland bei einer Balletvorstellung geeinigt worden; aber die Arbeit als solche ist doch durchaus nicht gering; — und da ist vor Allem Eberlein.

Es ist vielfach Mode geworden, über Eberlein geringschätzig zu urtheilen. Mir scheint jedoch, daß er ein sehr großes Talent ist; freilich ein Talent, das heute gewisse Grenzen noch nicht überschreitet; wer will sagen, ob es sie je überschreiten wird. In seinem Gebiet aber ist Eberlein souverän, und darum kann er für diese ganze Richtung als einer der allerhervorragendsten Vertreter gelten.

Er hat eine ganze Reihe von Entwürfen ausgestellt: Bismarck als Redner, Bismarck in Helm und Mantel, und dann noch einmal Bismarck wie in wallendem Herrschermantel. An diesen Sockeln sind Löwen — die unvermeidlichen —, Männer und Frauen, und Trophäen mit verschwenderischer Phantasie hingestellt und hingelagert, und die Formen und Linien sind von wahrhaft bewunderungswerther Schönheit und Mannigfaltigkeit; vor Allem bei jenem Entwurf, der den ersten Preis erhalten hat. Daß ein Künstler diese Fülle plastischer Phantasie bei einem einzigen Denkmal und gleichsam mühelos, ohne sich trivial zu wiederholen, entfaltet, ist nichts geringes und vor Allem nichts geringes in Deutschland, dessen Bildhauer über den romanischen Formenreichthum nicht zu verfügen pflegen. Aber mit seinen Fähigkeiten war Eberlein doch ganz ungeeignet, gerade diese Aufgabe zu lösen.

Eberlein ist bis heute ein dekoratives Talent von ungewöhnlich hohen Fähigkeiten; das ist gar nichts kleines, wie man so manchmal gemeinhin wähnt. Ein aus der Tiefe charakterisirendes Talent ist er nicht, und die Eigenschaft, die er besitzt, und die das Gefällige, das Schwungvolle,

das Pathetische schaffen kann, reicht gerade nicht dahin, um einen Bismarck zu bilden, dessen Kraft nicht schwungvoll und dessen Ernst nicht pathetisch ist. Ederlein's Kunst ist die Kunst der schönen Oberfläche und soweit die Oberfläche poetisch sein kann, — und das kann sie in ihrer Weise noch recht wohl, — auch der schönen, poetisch scheinenden Oberfläche.

Ich würde mir denken, daß Ederlein seiner Individualität nach einer der geeignetsten Künstler wäre, um ein schönes Denkmal für den unglücklichen Ludwig von Bayern zu schaffen. Ludwig von Bayern mit seinem stolzen Königthum, das ein wenig theatralisch war, mit seiner Poesie, die ein wenig opernhaft wirkte, mit seiner Schönheit, die immer des kraftvollen Gepräges einer innerlichen, männlichen Energie entbehrte, mit seinem traurigen Tode, der so romantisch wirkte, dieser viele Glanz und bestrickende Reiz der Oberfläche, die weit interessanter war, als die Tiefe — das wäre ein dem Eberlein'schen Genius entsprechendes Arbeitsfeld; aber es liegt auch zwischen dem Ederlein'schen Können und seiner diesmaligen Aufgabe ein solcher Zwischenraum, wie etwa zwischen der Individualität des Königs Ludwig von Bayern, der manchmal den Schwanenritter spielte, und der Individualität des Fürsten Bismarck, der nie etwas anderes sein wollte, als ein auf kargem und zähem Boden groß gewordener Junker; und dieser Zwiespalt offenbarte sich in den Eberlein'schen Bismarcks voll Pathetik, die, so bedeutende Vorzüge sie haben, mit solchen Eigenschaften keine Bismarcks sind.

Eine interessante Stellung voll Selbständigkeit nimmt ein Entwurf von Paul Peterich ein. Eine Mischung von gesunder Realistik und von einem Element, das man germanische Phantastik nennen könnte; jene germanische Phantastik, die zugleich realistisch kraftvoll ist, und die in der Bildhauerei mit ihren überkommenen Formen aus der Antike und der Renaissance voll erfrischender Ursprünglichkeit anmuthet.

Ein Bismarck in Helm und Mantel ruhig dastehend, kraftvoll, doch nicht voll feinerer Charakteristik auf einem Sockel von so [illegible] Gefüge und in einer Form, als wäre es eine Bastion; ein Motiv zum Ausdruck Bismarck'scher Kraft, das in der Sockelgestalt des Entwurfes von Hilgers und dann der [illegible] in Vollendung, Grazie mit Kraft verbindend wiederkehrt. Vor dem Sockel Peterich's ein [illegible] Adler, mit einem Lindwurm in seinen Fängen und dieser Lindwurm liegt todt hingestreckt über einer [illegible], die zum Denkmalsockel hinauf führt und mit den Zeichen des Thierkreises geschmückt ist. Vielleicht würde dieses [illegible] bei der Ausführung etwas leer wirken. Rechts und links zwei bewegt [illegible] germanische Gestalten der Vorzeit, die eine [illegible] in die Zeichen des Himmels [illegible] die andere kraftvoll in das [illegible]; [illegible] die Zeichen des Himmels [illegible]. [illegible] eine dritte weniger [illegible] Gestalt, [illegible] dem Kampf im [illegible].

[illegible]

[illegible]

vergröbernder Leibhaftigkeit und zum Ausdruck seiner Kr[illegible] einen Landsknecht; er ist aber weder eine Schaus[illegible] noch ein Landsknecht.

Auch Denkmäler dieser Gruppe: ein Bismarck [illegible] breitbeinig hingepflanzt und beide Händen auf de[illegible] vor sich gestützt, gibt es in großer Zahl und von Bed[illegible] wenigstens im Hinblick auf Linien und Formen [illegible] bau; so der stattliche Entwurf von Klein. Aber di[illegible] marck'sche Kraft kommt nicht zum Ausdruck in solche[illegible] knechtmanier, die gut genug wäre für einen Wrangel [illegible] sein geistiges Können nicht zum Ausdruck komm[illegible] schönen Pose eines Schauspielers Hülsen'scher Zeit.

Ganz klein ist nun der Kreis jener Arbeiten, [illegible] Bismarck in ganzer Gestalt fein individualisirend [illegible] mit jenen Zielen, wie Begas sie sich bei seinem [illegible] kopf gesteckt hat. Nicht eine Gestalt von plumper Wucht [illegible] die Bismarck'sche Gestalt, und diese benutzend, [illegible] Charakteristik des Kopfes zu ergänzen — also der [illegible] Bismarck.

Selbständige und sehr bemerkenswerthe Leistung[illegible] die Arbeiten von Magnussen; namentlich eine. [illegible] allein hat einen Bismarckkopf geschaffen — er wa[illegible] so glücklich, nach der Natur bilden zu können — [illegible] neben der Begas'schen Schöpfung etwas bedeutet: [illegible] voll ohne plumpe Kraftmeierei; geistig durchgearbe[illegible] eine in Linienreichthum auseinanderlaufende Zei[illegible]

Sein bedeutendster Bismarck steht da, leger [illegible] rock, freilich an Körper allzu gedrungen, die Hände [illegible] Rücken, — damit eine bekannte Goethe'sche Sta[illegible] innerung bringend — den Blick ein wenig geh[illegible] lassen und ungezwungen, wie halb meditirend, [illegible] hörend; oder wie zuhörend und in der Weise [illegible] Leute über das, was man hört, in ernstem [illegible] meditirend. Diesen Bismarck umgeben vier [illegible] Flaggenmasten, um deren Fuß im Hochrelief, [illegible] ganz losgelöst vom Hintergrund, eine derbrealistische [illegible] schaar mit dem Seidel und der Flasche in der [illegible] in jauchzendem Reigen dreht. Das ist der gea[illegible] marck, fest und still und schlicht im Jubel seiner Z[illegible] diesen Jubel auf sich wirken lassend, und über [illegible] nachdenkend, was er werth und was er bedeutet.

Ein Werk von feiner Charakteristik und [illegible] Gegensätze: wie die ausgelassene und gedanken[illegible] gegebene Freude der Zeitgenossen den ernsten, be[illegible] gelassen dastehenden Denker in der Mitte [illegible] dankenvoller Bismarck, der Kenner und Wäger de[illegible] und der Volksregungen, im freudig erregten Volks[illegible]

Eine solche Arbeit gehört auf den Marktplatz [illegible] einer deutschen Stadt; aber nicht vor das Reichstagsge[illegible] dahin gehört vielleicht der Diplomat; gewiß [illegible] Politiker, der Parlamentarier.

[illegible] gemeinsam mit [illegible] Bismarck ohne Säbel im [illegible] Hand [illegible] ruhig dastehend, gebückt — [illegible] Bismarck in der [illegible] des Ministeriums. [illegible] nicht [illegible] aber die [illegible] Verhältnisse [illegible] Sockels zu der [illegible] Gestalt [illegible].

Dem Bismarck endlich, dessen Rede [illegible] Schaper. [illegible] eines [illegible] Bismarck.

Bismarck als Parlamentsredner [illegible] — keine Bilder haben [illegible].

[illegible]

Einfachheit und gesunden Verstandes klar sprechend. Bis- ck fehlte diese ruhige, mehr defensive Festigkeit vollständig; aggressive Naturkraft bringt den ganzen Körper in unruhige egung und in Spannung, und wenn er sprach, so war es, als nderte sein vulkanisch arbeitendes Innere unter Anstren- gen ruckweise die Worte und Gedanken hervor. Es war ein Ringen zwischen einem gährenden, vielgestaltigen enleben, das aufschäumte, und der Selbstbeherrschung, die etem Vordenken nur das über die Lippen ließ, was sie hre Zwecke zu gebrauchen dachte. Die mächtige Gestalt, iemals etwas landsknechtsmäßiges gehabt hat, sondern eine gewisse diplomatische Gewandtheit und stahlige ellkraft der Bewegung bewahrte, reckte sich dann unter Anspannung aller Muskeln preußisch steif auf; wie um nnere Maschine zu peitschen, gab sich Bismarck immer it in kleinen Zwischenräumen zu noch strammerem Stehen Ruck in das Rückgrat; und die schmalen Hände mit den langen ern fuhren nervös umher; der eine Arm auf dem e, der andere hinten, meist auf dem Rücken an den ojen der Uniform herumgreifend, oder das Taschentuch dem Rockschoß ziehend und wieder hineinsteckend. Gerade doppelte Bewegung, die eine Hand vorn bei den Pa- n; die andere Hand hinten am Rückgrat und das Rück- etwas steif durchdrückend; diese nervöse Unruhe in den en und zwischen ihnen in solchen Augenblicken die steife gkeit des Körpers, die nur durch einen plötzlichen Ruck, der Körper sich wie zur Schürung der Energie selbst oder durch ein Räuspern, das wie ein Kollern sich tief der Brust loszulösen schien, erschüttert wurde — das ir das Bild des Fürsten Bismarck als Redner in den en Augenblicken der parlamentarischen Entscheidungen.

Zwei Künstler haben diesen Griff des einen Armes hinten, der in die ganze Gestalt eine so charakteristische egung hinein bringt, benutzt. Uphues läßt Bismarck der einen Hand nach einer Stuhllehne seitlich en, ein ernster des Eindrucks nicht ermangelnder narck als Redner; nur leider ist der Sockel ver- ückt. Jahn legt den einen Arm mit einer Rolle über das Rückgrat, während der rechte Arm vorn auf eren ruht, dazwischen — wie Magnussen zu gedrungen —, er ein jugendlicherer Bismarck in etwas allzu schlanken ien, fest, ein wenig naturgetreu steif und oben ein feiner in Anlehnung an Begas; — was uns nicht als Vorwurf einen sollte, wie ja auch die Alten das Gute naiv fest- en und kein Verständniß für jene Originalität hatten, riginell sein wollte um jeden Preis. Bei einem solchen rischen Werk muß man vor allem wahr sein. Doch auch Arbeit, die nicht von großem Wurf, aber voll sehr enswerther charakteristischer Feinheit ist, wird ruinirt fast um jede Wirkung gebracht durch einen in den ältnissen ganz mißglückten Sockel mit drei umgebenden ren, die einen besonderen Eindruck nicht machen können; auch die dorische Säule, auf der die Papiere Bismarck's n, und welche die wohlerwogene Einfachheit des ganzen position nicht stören sollte, wirkt in ihrer Gerad- keit schließlich nüchtern zum Schaden des Ganzen.

Ist es Zufall, daß Uphues und Jahn zu einem für narck, den Redner im Parlament, so bezeichnenden Be- ngsmotiv gelangt sind? . . . .

Daß man Bismarck vor dem Reichstag ein Denkmal ist selbstverständlich; man mag zu der Bismarck'schen ik stehen, wie man will, ein Denkmal ist ein Zeugniß Gedenkens an mächtige Wirkungen und eine der- n, die Einigung Deutschlands, ist zugleich den eigegensätzen entrückt; und daß Bismarck vor dem stag der Bismarck des Reichstags sein muß, sollte selbstverständlich erscheinen.

Diese große Aufgabe hat eine weit reichere Entfaltung Fähigkeiten gebracht als die Konkurrenz um das Kaiser- elm-Denkmal; in dieser Aufgabe steckten für die tasie der Künstler mehr Elemente der Anregung als ner — begreiflicherweise.

So bietet denn die Ausstellung manchen ästhetischen Genuß sogar von bemerkenswerther Schönheit; den Genuß aber des Bismarckdenkmals bietet sie nicht.

Es ist bezeichnend, daß es ästhetisch gelungene Werke nicht wenige in der Ausstellung gibt; historisch echte Werke aber ganz verschwindend wenige und keines von Vollendung. Verwunderlich ist das nicht; wir haben in Deutschland eine ganze Anzahl guter Bildhauer, die in ihrem Atelier Bescheid wissen und die bei einer anregenden Aufgabe ein gutes Denkmal komponiren; aber einer Bismarckstatue an dieser Stelle war zunächst nur jener gewachsen, der Bismarck in seiner Art und Weise im Reichstag oft und lange gesehen hatte. Wie viele deutsche Bildhauer haben das gethan? Leider zu wenige, wie es scheint.

Aber doch darf man nach dieser Konkurrenz hoffen, die nur ein Vorversuch sein sollte, daß gerade sie durch einige glückliche Anregungen und durch viele mißglückte Versuche für später den richtigen Weg zum Ziele weisen wird.

P. Nathan.

Aus dem südöstlichen Frankreich.

Farbenskizzen und Randglossen.

II.

So sehr gefiel mir's in den erhabenen Einsamkeiten des Jura, daß ich über zwei Monate blieb; aber die ersten Nebel, die in der Schlucht von St. Sulpice über den Wassern der Reuse zu brauen begannen, vertrieben mich. Ich bestieg den Schnellzug und erst in der Riesenhalle des Bahnhofs zu Lyon verließ ich ihn wieder.

Beim Verlassen des Bahnhofs, auf dem weiten Zufahrtsplatz — es war am helllichten Tag — machten sich zwei zudringliche Knaben an mich. Sie mochten höchstens acht, vielleicht zehn Jahre alt sein, und ich glaubte, daß sie mir die Schuhe waschen oder Zündhölzchen verkaufen wollten. Aber sie boten eine ganz andere Waare feil. Des femmes nannten sie's. Sie waren freilich nicht eigentlich die Verkäufer, sondern nur Führer, Führer oder Verführer, wie man will. Aber sie rühmten ihre Waare deswegen nicht mit geringerem Enthusiasmus, jeder wollte das beste und schönste auf Lager haben. Sie nannten ihre Führerpreise, sie steigerten sich gegenseitig herunter, und sie verführten dabei, wie echte Marktschreier, einen wahren Höllenlärm: Vous me donnerez vingt sous. Vous ne me donnerez que quinze. Rien que dix. Rien que cinq, quatre, trois. Oh, Monsieur, vous ne me donnerez rien du tout.

Ich war mit einem Ruck in eine andere Welt gerathen, in eine nicht nur landschaftlich, sondern auch moralisch andere Welt. Dort oben auf dem Jura und im Val de Travers mochte man noch so rein die französische Sprache sprechen, mochte sogar fortschreitend die französische Sprache die deutsche vergewaltigen: in ihrem ganzen Denken und Empfinden war diese Welt christlich-germanisch, d. h. protestantisch. Politisch gab es dort Liberale und Radikale, die Radikalen waren die besten Christen. Es gab auch zwei Kirchengemeinschaften, eine freiere, vom Staat vertreten, und eine davon losgelöste orthodoxere, die ihren Kultus auf eigene Kosten bestreiten mußte. Aber der Unterschied zwischen beiden war lächerlich. Der Pfarrer von Môtiers, der die Verfolger Rousseau's in Schutz nahm, genau wie sein Amtsvorgänger des vorigen Jahrhunderts, war ein liberaler Staatspfarrer. Interessant aber ist es immerhin, daß es die Republik nicht mit der orthodoxen, sondern mit der freieren Kultusform hält. Wenn das Land noch preußisch wäre, würde man wahrscheinlich etwas ganz anderes erleben. Und das Land war einmal preußisch. Es war's damals, als Rousseau hier von Dorf zu Dorf ver-

folgt wurde. Und der König von Preußen hieß damals Friedrich der Große.

In Lyon alfa degann eine andere Welt. Man könnte sie die ramanisch-katholische nennen. Denn deutsch-katholisch (auch ahne Ronge) ist nicht dasselbe. Der deutsche Ultramontanismus ist protestantischer als er selber weiß. Ein Herr von Rintelen ist weder in Frankreich nach in Italien denkbar. Ultramantan sein deißt also jedenfalls nicht, daß man so sei wie jenseits der Berge.

Etwas gemahnte mich auch in Lyon an den Protestantismus. An der Kathedrale van St. Jean waren am Portal und ringsherum allen Heiligen die Köpfe adgeschlagen. In Deutschland that das die Refarmation, in Frankreich besorgte es die Revalution. Beide bewiesen damit augenfällig, daß sie Kinder eines Geistes sind. In der ganzen Kathedrale zu Lyon sind nur die Glasdilder hoch über dem Chor unversehrt gedlieben; es sind Propheten und andere große Männer der Vorzeit, die aus fast viereckigen Augen, denn die ganzen Gestalten sind mosaikartig zusammengesetzt, mit furchtdarem Ernst auf einen niederschauen. Mir aber wurde dei ihrem Andlick freudig zu Muth. Diese hohen ernsten Vorweltsgestalten gaden mir die Gewißheit, daß es doch noch Regianen gibt, wo die moralisch-sozialistisch-evangelische Gleichmacherei nicht hinreichen kann.

Eine deutsche Reichsstadt war übrigens auch Lyon; denn was war alles nicht schon deutsche Reichsstadt im Laufe der Jahrhunderte, wa das Deutsche Reich so allumfassend, aber so gar nicht allmächtig war! Heute gehört Lyon zu den vier dedeutendsten Städten Frankreichs, und es ist kein Wunder, wenn die Stadt dlühend und wohlhadend ist seit alter Zeit; denn seit alter Zeit hat sie, dem Sprichwort zum Trotz, ihre Seide gesponnen, welche einträgliche Spinnerei sich daseldst immer umfangreicher entwickelt hat, so daß sie heut auf über 100 000 Wedstühlen detrieben wird. Lyon gehört aber nicht nur zu den größten und reichsten, sondern auch zu den drei schönsten Städten Frankreichs. Deutschland hat Hunderte van mittleren Städten in entzückenden Lagen, seine ersten Städte sind in dieser Hinsicht aber selten degünstigt. Berlin, Hamburg, München können sich nicht annähernd mit Paris, Marseille und Lyon messen. Zwei dedeutende Flüsse, man könnte sagen Ströme, fließen in Lyon zusammen, und zwar mitten in der Stadt, wodurch eine Dreigadelung von Wasserstraßen entsteht, die man selten wieder finden wird. Dazu ist die Stadt ringsum von malerischen Anhöhen umgeden. Die dedeutendste davon ist La Fourvière. Sie trug früher auf ihrem Gipfel eine descheidene Wallfahrtskapelle, Notre Dame de la Fourvière geheißen. Jetzt hat man sie neu gedaut und fast einen Dom daraus gemacht, von dessen Thurmzinnen und Dachdrüstungen aus man wie vom Himmel herunter auf die wimmelnde Stadt niederschaut. Es muß eine starke und seldstdewußte Religion sein, die immer wieder Kirchen auf hohe Berge daut. Der Protestantismus hat es nie gethan. Doch kann man dieser Betrachtung auch eine andere Wendung geden. Indem nämlich der Katholizismus vielfach die entzückendsten Aussichtspunkte mit Kapellen desetzt hat, hat er eden doch wieder nur dewiesen, daß er es versteht, die Menschen auch an ihrer sinnlichen Seite zu packen, wadurch er dann zugleich, gewollt oder ungewollt, eine Art Heiligung oder Heiligsprechung der Sinne vollzogen hat, die dem reinen Protestantismus ein Greuel ist, als welcher darum mit Recht dem Katholizismus den Vorwurf des Heidenthums macht. Der Weg zu Notre Dame de la Fourvière ist desonders angenehm; man wandelt auf der ganzen Strecke durch einen öffentlichen Garten, der an Schönheit dem Paradiesgarten nicht viel nachgeden mag.

In Lyan fängt der französische Süden an. Die Kathedrale St. Jean ragt zwar noch mit nordisch düsterer Gothik in die heitere Welt hinein, und ihre 20 000 Pfund schwere Glocke mag einen recht brummigen Ton haden; allein man dekommt diesen Ton kaum zu hören. Man hört vielmehr, wie durch den ganzen Süden hin, von allen Thürmen nur heitere, helle Glockenspiele. Dieses spielende Gebimmel, im Gegensatz zu dem vollen Geläut der … lichen Länder, ist das erste Zeichen des Südens. … deutschen Geschmack entspricht es gar nicht. Es … uns als eine kindische Spielerei; ja man wird … nervös dei diesen kurzen adgebrochenen Metalltönen … lange nicht immer so angenehm klingen, wie das … gehämmer einer alten Dorf- oder Waldschmiede. … den auch seit neuerer Zeit wahrscheinlich dereits durch … trische Vorrichtungen dewerkstelligt.

Von Lyan an südlich ragt nun auf Schritt und … das antike Heidenthum in die tebendige Welt herein. … in Vienne steht neden der uralten christlichen … St. Peter und der urgothischen Metropalitankirche … St. Moritz ein ganz unversehrter römischer Tempel … thischen Stils, den man in der Landessprache etwas … die maison carée heißt. Ebenso sind Ueberreste … römischen Cirkus varhanden.

Indem man nun weiter die Rhane hinunter… macht man eine höchst überraschende Beabachtung … den Höhen, die den Strom degleiten, sieht man … umfangreiche alte Ringmauern sich erheden. Das … mittelalterliche Städte. Sie existiren auch heute … haben sich nur herunter in die Edene verlegt. Ihre … aber haden sie aden zurückgelassen wie adgelegte Häute, … die nun zerfallen mögen in Wind und Wetter. … tich hat man in diesen Gegenden das Mittelalter aus… aber vielmehr man hat sich selder aus dem Mittelalter … ausgezagen. Bei uns ist man viel mehr darin … blieden.

Natürlich hatte hier das Mittelalter überhaupt … so viel Raum als bei uns. Das Alterthum hat in … Gegenden zu lange fortgedauert, innerlich und … In Orange steht ein Triumphbogen, wie man … keinen schöneren sieht. Er hat drei Arkadenreihen … wunderdar erhalten. Ueberhaupt kann man in dieser … keinen Schritt machen, ahne auf Reste alter römischer … lichkeit zu stoßen. Eine Stadt des Deutschen Reiches … war natürlich auch Orange und Kaiser Karl IV. … eine Universität gegründet.

Der höchste Stolz dieser Stadt ist das wohl… Amphitheater. Und hier habe ich durch meine … im Jura etwas versäumt. In diesem Amphitheater … nämlich im Verlauf des Monats August — es … heiß dabei gewesen sein — eine Truppe Pariser … spieler, hauptsächlich von der Comédie française, den … Sophokles aufgeführt. Natürlich nicht griechisch, sondern … gereimten französischen Hexametern, und auch nicht … Kothurn, sondern höchstens auf den Stelzen des französ… Deklamationspathos. Es wird also nicht viel anders … dei herausgekommen sein, als wie zu Paris in der Comédie française auch, wenn eine Racine'sche Phädra oder … gleichen gegeden wird. Das wäre am End den … nicht werth gewesen. Ader das Publikum müßte … gewesen sein. Alfonse Daudet und Frédéric Mistral … da und mit ihnen viele Vertreter des französischen … Und da werden denn auch die Damen nicht … haden; ja die südlichen Schönheiten mögen manch… wundersamem Kranz vereinigt gewesen sein. Ich aber … das alles versäumt, ich streifte während dessen auf … Weiden; ich konnte sagen dies perdidi — wenn ich …

Von Orange ist es nicht mehr weit nach Av… Diese Stadt sieht ausnahmsweise wieder mittelalterlich … aus. Sie war nicht umsonst, als Residenz des Papstes, … zusagen einmal die Hauptstadt der Christenheit. … man von Norden, von Orange herkommt, ist ihr … überraschend. Man gewahrt dann fast nichts von der … man sieht nur, fast unmittelbar über dem Strom, … hahen Felsen aufragen, der eine weitläufige, mittelalterliche … feste Burg trägt. Das ist die ehemalige Residenz … Papstes, ein ungeheurer unregelmäßiger Mauerkoloß … nur wenigen kleinen Fensterchen. Finsterer kann … so entzückende Gegend nicht anschauen. Vom … führt eine glänzende Straße zur Burg und zur alten …

Um die Burg selbst sieht es nichts weniger als
ıb aus. Der Platz um sie her ist abschüssig und
· Zwischen dem Pflaster sieht oft der lebendige Fels
Vor dem Burgthor geht eine Schildwache auf und
t kleiner rothhosiger Infanterist. Die alte Priester-
ırg ist eine Burg des modernen Militarismus ge-
ı, ein Kaserne. Ein freundlicheres Aussehen hat sie
nicht bekommen.

Während ich in allerlei Betrachtungen versunken über
ıdehalsenen Platz hinwandelte, bemerkte ich auf ein-
aß mir verschiedene Gegenstände vor die Füße flogen,
ald gewahrte ich ein Häufchen Gassenbuben, die in
gen Seitengassen auftauchten, wo sie wie kleine schwarze
chen zusammentuschelten und mir bald heißneugierige,
e Blicke, bald andere Dinge zuwarfen. Ich ergötzte
nige Zeit lang an den drolligen Kerlchen und räumte
den Platz. Eh! Monsieur l'Anglais! rief es mir
n dialektisch gefärbter Aussprache.

Das Land wird so selten von Deutschen besucht und
nigen, die hinkommen, mögen aus begreiflichen Grün-
re Nationalität nicht unnöthig an den Tag legen;
den sie ohne weiteres zu den Engländern gerechnet,
r schon eine häufigere Erscheinung sind. Als Fremder
wird man leicht erkannt. Man müßte sich nur ab-
h verkleiden, ich meine, man müßte aufs strengste der
herrschenden Mode huldigen. Denn je weiter man
Süden vordringt, desto uniformirter sind die Menschen
et, desto peinlicher halten sie sich an die Mode.

Man schreibt allgemein den Südländern eine reiche
asie zu. Mir scheint das ein gewaltiger Irrthum zu
ine grobe Verwechselung. Was den Südländer aus-
et, ist Temperament und Lebhaftigkeit des Geistes, die
u raschen Verknüpfungen der Gedanken und Vor-
ngen im hohen Grad befähigen, also auch zu allerlei
rdichtung, Lüge und Aufschneiderei. Das ist aber doch
Phantasie. Phantasie schafft eigene neue Welten und
lert sie mit ihren eigenen Ausgeburten, mit Ungeheuern
Art. Und auch in den Dingen der wirklichen Welt
sie nicht sowohl die zu Tage liegende Erscheinung, als
· dahinter Verstecktes, eine Beseelung, ein Geisterwesen,
Spuk, die sie sich unter den willkürlichsten Formen
Die Phantasie gedeiht viel leichter in dem gebrochenen,
ren, nebligen Lichte des Nordens, als in der hellen
e des Südens. Verschwommene Zustände und ver-
mmene umrißlose Formen lassen sie wachsen und stark
n. In einer Welt des klaren Lichts und der fest be-
ten hellen Körperlichkeit erstirbt sie. Aus der Phan-
geboren sind die Göttergestalten der nordischen Völker;
Götter Griechenlands verdanken ihren Ursprung dem
n Wirklichkeitssehen und einem daraus entspringenden
ntwickelten plastischen Sinn. Alle Phantasiemenschen
ı sich zu aller Zeit schon durch ihre äußere Erscheinung
olche ausgewiesen, diesen Modesklaven des Südens sieht
es auf eine halbe Stunde Weges an, daß sie ein
tasieloses Geschlecht sind. Sogar ihr schneller Geist ist
Beweis ihrer Phantasielosigkeit. Wer eine tiefe Phan-
hat, ist befangen und unbeholfen den nüchternen Äu-
ßerlichkeiten des Geistes gegenüber. Der Südländer ist
g nüchtern. Um so leichter freilich berauscht sich sein
; und das Blut berauscht sich nicht an Phantasien,
rn an Leidenschaften und Begierden, die sich an
Wirklichkeit, an die Erde festhalten mit klammernden
nen.

Hinter dem päpstlichen Schloß liegt eine freie Terrasse,
ach vorn keinen anderen Abschluß hat, als den loth-
en Absturz des Felsens. Hier thut sich einem ein wun-
rer Anblick auf. Unmittelbar unter dem Beschauer, in
ndelnder Tiefe, ein breiter viel gewundener Strom mit
hen Städten, und weiterhin schartigzackige Felsberge mit
gen und Stadtruinen. Es ist ein Bild, wie es der Ver-
r dem Herrn gezeigt haben mag, als er ihn verführen
te mit den Herrlichkeiten dieser Welt. Nach Süd-
ı sieht man weit in das Thal der Durance hinein, und
gerade aus, über die Ebene hinweg, bis nach Vaucluse
hinüber.

Ich dachte dennoch nicht an den Dichter Petrarka. Meine Gedanken verweilten bei einem anderen, bei einem vergessenen deutschen Schriftsteller, der vor gerade 100 Jahren — Avignon war noch päpstlich — auch auf dieser Stelle saß. Er schrieb: „Auf diesem schönen Vorplatze des geistlichen Palastes soll zu Zeiten ein gewaltiger Zugwind herrschen, der über die französische Grenze herkommt, um dem Legaten, der nie viel Gutes von daher erwartet, oft den Athem versetzt. Heute, zu meinem Vergnügen, ruhte er im Abendglanze der Sonne, die gerade über ihm stand, als ob sie meiner wartete. Mit welcher Freundlichkeit begrüßte sie hier den ersten Tag des Jahres, den sie höchstens nur matt bei Euch überschimmert! O, Ihr armen erfrorenen Berliner! Wie glücklich fühlte ich mich in diesem Augenblicke gegen Euch, da ich an den beschwerlichen Kreislauf zurückdachte, in welchem Euch das neue Jahr zu dem albernsten Vertausche abgenützter Wünsche herumtreibt, die Ihr mit erstarrender Zunge einander feil bietet, während dem ich mich im Sonnenscheine gleichsam badete, und nur in Gedanken fror, wenn ich mich unter die Sonne meiner Heimath versetzte. Wahrlich, es scheint nicht dieselbe zu sein — so unvergleichbar ist sie sich selbst in dieser Verschiedenheit. Ich stand lange ganz unbeweglich auf diesem Sonnenplatze, sog ihre wohlthätigen Strahlen ein, wie die Säule des Memnon, und daß ich auch nicht ohne Klang war, zeigt Dir die Harmonie meiner Rede."

Das sind Worte eines Vergessenen. August Moritz von Thümmel schrieb sie in seiner „Reise in die mittägigen Provinzen von Frankreich". Und nicht an den Dichter Petrarka und seine Geliebte Laura dachte ich, wie ich so saß, an dem abstürzenden Felsen, hoch über Hunderten von Städten, hoch über der Rhone und der Durance, an August Moritz von Thümmel mußte ich denken und an sein Klärchen von Avignon. Eigentlich ist das eine recht schmutzige Geschichte, diese Klärchengeschichte. Und sie wird dadurch nicht besser, daß sie in einen unendlichen Brei von Geschwätzigkeit eingehüllt ist. Aber gerade deswegen mußte ich daran denken. Denn unseren Großvätern und Großmüttern hatte diese Geschichte sehr gefallen, sie haben sie mit Entzücken gelesen, Thümmel ist ein berühmter Mann durch sie geworden. Zugleich mußte ich an die litterarischen Kämpfe der Gegenwart denken. Ich mußte denken, mit welcher tiefen sittlichen Entrüstung fast die gesammte deutsche Presse diejenigen Schriftsteller brandmarkte, die eine Litteratur anstrebten, welche von Männern für Männer geschrieben werde, im Gegensatz zu der landläufigen, die von Backfischen und alten Jungfern für alte Jungfern und Backfische geschrieben wird. Ich mußte besonders denken, daß man diese Schriftsteller nicht an ihrem Talent und an ihrer künstlerischen Bildung angriff, wo vielleicht viel anzugreifen gewesen wäre, sondern daß man nur immer und immer wieder ihre sittlichen Intentionen verdächtigte. Ich mußte denken, daß wir es in der Sittlichkeit wirklich herrlich weit gebracht, so weit, daß unsere unsittlichen Großväter und Großmütter sich geradezu vor uns schämen müßten.

Zwischen diesen Gedanken fiel mir noch ein anderer Vergessener ein: Varnhagen von Ense. Es war zur Zeit des jungen Deutschland. Varnhagen las einer vornehmen Gesellschaft ein Buch vor. Die ganze Gesellschaft war sittlich entrüstet. Je weiter die Lektüre ging, desto höher stieg die sittliche Entrüstung, und alle erklärten einstimmig, das sei nun das frechste und unsittlichste Buch, das man bis jetzt vom jungen Deutschland kennen gelernt habe. Das Buch aber hieß „Die schwedische Gräfin" und sein Verfasser — Christian Fürchtegott Gellert.

Wir sind vielleicht nur deshalb so ungerecht in unseren Urtheilen, weil wir ein so schlechtes Gedächtniß haben.

„Nur in Gedanken fror ich, wenn ich mich unter die Sonne meiner Heimath versetzte", schrieb August Moritz von Thümmel auf der Felsterrasse zu Avignon. Ich habe auch in Gedanken gefroren, indem ich mich in die Gedanken

meiner Heimath versetzte. Man sollte freilich, wenn man in den Süden reist, die Gedanken seiner Heimath daheim lassen, auf daß es wahr werde, was Nikolaus Lenau singt:

> Welche Freude fühlt der Wanderer,
> Zieht er so im Frühlingsstrahle
> Durch die schönen, liedervollen,
> Wonnigen Provençerthale!

Aber diese Freude, von welcher der freudlose Dichter des Savonarola und der Albigenser zu singen weiß, wird eigentlich recht selten erlebt. Denn mag auch von allem, was die Poeten an dem Wunderlande preisen, ihm nichts abgehen, so fehlt ihm doch gewöhnlich der Wanderer, der sich darüber freuen könnte.

Manches haben die Provençalen vor uns voraus, z. B. einen gewissen romantischen Schmutz in ihren Städten. Damit streifen sie die ewige Poesie des Orients. Arles besitzt vor der Stadt eine wunderschöne Platanenallee. Das ist für den größten Theil der Einwohner der Ort, den man sonst, besonders auf lateinisch, den Ort kurzweg nennt. Dort wandelt man nicht ungestraft unter — Platanen. An anderen Orten, z. B. zu Hières, sind es Palmen. Zu Aix gibt es mit Recht eine Rue Zola. Es ist eine neuere Straße vor der Stadt, und in der Nähe geht es terrassenartig eine Anhöhe hinauf, die von Oliven bestanden ist. Es ist nicht die Gegend, wo die Sonne aufgeht, aber etwas anderes geht jeden Morgen hier auf. Ich bin manchmal in der Frühe des Weges gekommen, um eine Wanderung nach den Höhen zu machen: Da waren sie dann hier aufgegangen, seltsame Monde, dutzendweise gleich; sie hockten auf zwei Beinen und ließen ihren Schein der Stadt entgegenleuchten. Schade, daß Armand Sylvestre zu Paris diesen pluralen Mondaufgang nie gesehen hat, er hätte ein grandioses Gedicht daraus gemacht. Denn dieser Dichter dichtet, trotz seiner „Grisélidis“ von nichts lieber als von solchen Monden, und man könnte seinen Naturalismus die Kehrseite des Zola'schen nennen. Aber das muß man ihm lassen, diese Kehrseite behandelt er mit Humor. Den Humor hat Armand Sylvestre vor Emile Zola voraus — so wie der Süden die Poesie des Schmutzes vor dem Norden voraus hat.

In anderen Dingen wieder sind wir „romantischer“ als die Romanen. Wir sind es vor allem im Vagabundenwesen. Darin stehen jene weit hinter uns zurück. Der reisende Handwerksbursche und sonstige Stromer, diese malerische Staffage unserer deutschen Landstraße, dieser ideale Wanderer, der seinen Beruf wie eine heilige Kunst treibt, der wandert allein um des Wanderns willen,

> Er zieht nicht im Frühlingsstrahle
> Durch die schönen, liedervollen,
> Wonnigen Provençerthale.

Ebenso wenig wie den „armen Reisenden“ sieht man hier die andere Art Fahrender, die sich von jenem, doch nicht immer, durch einen minder malerischen Habitus unterscheiden, und wozu besonders feriendeglückte Scholaren und Scholarchen gehören, sowie lyrische Poeten und Schreiber aller Kategorien. Auch sie sind spezifisch deutsches Nationalerzeugniß. In diesen romantischen Gegenden fällt es Niemand ein, Landstreicher aus purem Vergnügen zu werden.

Als ich in Nîmes von der höchsten Zinne des Amphitheaters herunter die Stadt genugsam aus der Vogelschau betrachtet hatte, wollte ich sie mir auch etwas näher und von unten ansehen. Ich schlenderte also durch die Straßen. Es war in der Abenddämmerung. Vor einem Laden standen ein paar ehrsame Bürger beisammen, deren Aufmerksamkeit ich erregte. Ich merkte, daß sie sich über mich äußerten, und ich horchte. „Diese Engländer“, sagte einer, „sind ein närrisches Volk. Was sie nur davon haben mögen, so in fremden Städten herumzulaufen. Sie müssen ihre Heimath wenig lieben.“ Der Mann sprach aus, was in Frankreich jeder denkt und empfindet.

Auch hier wurde ich wieder kurzweg für einen Engländer gehalten. Der deutsche Tourist ist eben hier noch unbekannt. Er geht, wenn er doch einmal das Geld für so weite Reise ausgibt, lieber vollends nach Italien. Seit dem Spionagegesetz des Herrn Boulanger meint er gar, man könne in Frankreich keine Landschaft mehr sehen, ohne einen Gendarmen auf die Fersen zu bekommen. Andere sind zu gute Patrioten; sie halten es, dem Beispiel der Franzosen folgend, mit ihrem vaterländischen Gewissen für unvereinbar, dem Erdfeind Geld ins Land zu tragen. Wenn sie es hinschicken, für Modekleider z. B. und für Modestücke des Theaters, das beschwert dann ihr Gewissen nicht. Oder sie kommen nicht nach Frankreich, weil sie nur nach Paris gehen, weil sie Paris für Frankreich halten. Und das ist ja auch die Meinung der Franzosen. Frankreich kennt sich selber nicht. Ich las vor einigen Jahren einen Artikel der „Revue universelle“, er war Terra incognita überschrieben. Damit war Frankreich gemeint. Andere sehen vor Bäumen den Wald nicht, die Franzosen sehen vor lauter Hauptstadt Frankreich nicht.

Mannheim. **Benno Rüttenauer.**

Aus dem Nietzsche-Archiv.

Als eine Frühlingsidylle zwischen Kornfeldern und Rasenwegen setzt Friedrich Nietzsche's Jugend ein. Und ein düster-monotones Herbstnotturno klingt dies inhaltreiche Leben aus. Gleich ist der Schauplatz für Anfang und Ende — das stille ahnungslose Naumburg. Der eine Welt in Trümmern schlagen wollte, sie neu zu bauen, ist von Geistesnacht umhüllt, an der Stätte seiner Kindheit, wieder zum hilflosen Kinde geworden in den Armen seiner alten Mutter. In einem todten weißen Hause, mit Holzveranda voll Blumenstöcken wehmüthig freundlich bestellt, der verwitterten eingesunkenen Stadtmauer gegenüber, verrinnen ihm die Tage. Während hier der müde Körper dahin dämmert, dessen Licht schwarze Flöre dunkel, wie dunkel umhüllen, ein seelenloser Leib, ist sein Geist lebendig und kraftvoll wirksam uns geblieben. Wollen wir seinen Hauch spüren, so müssen wir von dem bangen Ort uns wenden und unsere Schritte weiter lenken, zu den Räumen, wo man des Geistes Gedächtniß und sein Werk in frommer Arbeit hütet, zum Nietzsche-Archiv. Sein guter Genius ist der treueste Freund, den Nietzsche hatte, seine Schwester Elisabeth. Von hier ging die große Gesammtausgabe aus, die nach Dr. Fritz Kögel's feinfühligen, sorgsamen Plänen geleitet wird und in deren Dienst noch ein anderer Former Dr. Ed. von der Hellen hingebungsvolle Arbeit gestellt hat. Die Pietät vor dem echten Wort des Denkers ist maßgebend, die der erste Herausgeber, Peter Gast, nicht immer peinlich genug gewahrt hat.

Auf geweihten Boden treten wir, wenn wir die Schwelle des Archivzimmers überschreiten. An den Wänden geschnitzte Eichenschränke, gekrönt von den Zarathustrasymbolen, Adler und Schlange; gefüllt mit Nietzsche's Büchern, einer reichen philosophischen Bibliothek, Richard Wagner's Werken, vielen modernen Franzosen. Wir blättern in den Mustermanuskripten des Zarathustra, die mit peinlicher Akkuratesse geschrieben sind; wir hören der zierlichen, blonden, temperamentvollen Hausfrau zu, die so angeregt zu erzählen weiß von ihres Bruders hohen Zeiten; von Richard Wagner, dem Wagner, der den Wotanspeer entsendete und dem, der in der Dedikation des christianisirenden Parsifal an den entfremdeten Freund sich selbstironisirend „Oberkirchenrath“ unterzeichnete; und sie erzählt auch von ihren eigenen Lehrjahren, wie sie drüben in Paraguay an der Seite ihres verstorbenen Gatten Dr. Bernhard Förster — des Gründers der Kolonie Nueva Germania — im Kampf auf neuen Boden in Gefahren und Schwierigkeiten zum Verständniß der Heim

gereift sei. — Und dann, wenn der Tag sich geneigt ɛetzt sich wohl Dr. Kögel an das Klavier und singt , die Nietzsche komponirt oder Nietzsche-Gedichte, die bst nachfühlend in Töne gesetzt hat.

Vor den Fenstern neigen sich die Akazienzweige im e, durch die stille Stube mit den dunklen Polstermöbeln wehmüthiger Klang voll schmerzlich schicksalvollen s: die Weise, die Nietzsche als Student zu einem Liede isso's ersonnen:

> Du arme, arme Kerze
> Gibst fürder keinen Schein,
> Erloschen ist so schnelle
> Das Licht, das freudig helle,
> O mußt es also sein. . . .

* * *

Aus dem Nietzsche-Archiv ist auch das Denkmal treuer esterliebe hervorgegangen, das Elisabeth Förster ihrem er errichtet, ihr Buch „das Leben Friedrich Nietzsches",*) dem soeben der erste Band erschien.

„Die Liebe hat dies Buch geschrieben", im Geist der soll es auch empfangen werden. Es will kein Meister- biographischer Darstellungskunst sein, es will aus treuem chtniß und vollem Herzen Vergangenheitsbilder geben. dienende Schwester tritt ganz zurück, sie möchte am en nur den Bruder sprechen lassen, und Stoff genug ie dazu, denn von klein auf sammelte sie verehrend Zeile, die er geschrieben. Frühe Tagebücher, die der Mann völlig vergessen, behielt sie in treuer Hut und ie jetzt vor. Ein anderer Biograph hätte wohl hier fester, er zugefaßt, komprimirt, die Quellen in Charakterisirung eiezt; die treue Elisabeth rührt nicht an diese Reliquien, ibt sie, wie sie geschrieben sind und leitet von der einen anderen am Faden der Erinnerung. Keine Scheu vor te, und auch keine Scheu vor Wiederholung. „Die Liebe dies Buch geschrieben", ihr ist nichts klein, vor ihr ist s unwerth, und im Bannkreis solcher großen heiligen zwisterliebe kommen wir zur gleichen Andacht auch vor Geringsten.

* * *

Als Frühlingsidylle setzt Nietzsche's Jugend ein.

In seiner Lebensmitte ist felsige Gebirgshöhe die Stätte, ein Fuß rastend ruht, und sein Geist schwebt wie die Adler der großen Einsamkeit. In seinen Kindertagen schreitet icht durch harmlos-pastorale thüringische Landschaft voll er Bäche und stiller Felder, voll Frieden und Genüg- keit. Das stille Röcken, das Gut der Großeltern und allem Naumburg geben die Scenerie für die Bilder aus Kinderzeit. Das Land ist eben, von Kornfeldern über- t, und die hohe Aehrenwildniß erscheint den Kindern wie Wald. Zwischen den Feldern und Wiesen geht der kleine ehrbar mit dem Großvater und Lisbeth, und daß die kreontik nicht fehle, wandelt neben dem blonden Mädchen, niedliches Schäfchen mit himmelblauem Halsband. An entagen sitzen die Geschwister eng aneinander geschmiegt verfallenen Gewächshaus auf einer alten Gartenbank, blicken hinaus durch die verblichenen Scheiben in den ßenden Regen und bauen Luftschlösser. In der Abend- mmerung hören sie die schönsten Geschichten von der ßmutter Erdmuthe oder sie spinnen sich in eine phan- ische Märchenwelt ein.

Friedrich Nietzsche stammte aus einem evangelischen storenhause, in seiner Atmosphäre wuchs er auf und er st sollte einmal Geistlicher werden. Früh nannte man den kleinen Pastor. In seinen ersten knabenhaften Auf- hnungen ist der Ton gläubig-pathetisch, verbunden mit r gewissen an Lessingsche Jugendstücke erinnernden Alt- klugheit. Im Eingang seines Tagebuches sagt der Vierzehn- jährige: „Ist es doch immer lehrreich, die allmächtige Leitung Gottes zu betrachten."

Nach der Schilderung eines Schulfreundes ist er ein frommer, inniger, bescheidener Knabe, etwas vereinsamt unter der großen Schaar der Kameraden, von desto größerer Herzlichkeit aber gegen einige wenige, die er liebt. Mit seinen weiten sinnenden Augen übte er einen stillen Einfluß auf seine Umgebung, den größten aber auf seine Schwester, der er Erzieher wurde zur Selbstbeherrschung, zu einer stolzen Wahrheitsliebe. Ein Rassestolz — das scheint mir wichtig — lag in der Familie. Man erzählte sich von altadlig-polnischem Ursprung. Das Standesbewußtsein, das daraus entsprang, gab sich jedoch nicht in eitlen Aeußerlich- keiten kund, sondern in einem innerlichen noblesse oblige, das jenes Wort charakterisirt: „Wir Nietzsches verachten die Lüge."

Früh regten sich musikalische und dichterische Neigungen. Durch den Vater eines Freundes lernt er die Klassiker der Musik kennen und empfängt — wie jenes Tagebuch ver- räth — einen „unlöschbaren Haß gegen alle moderne Musik". Doch die Sentenzen, die er über sie zu Papier bringt, sind noch dumpf in der teleologischen Pastorensphäre gefangen. Die Musik wird als religiöses Bildungsmittel aufgefaßt: „Gott hat uns die Musik gegeben, damit wir durch sie nach oben geleitet werden." „Aber alles was uns Gott schenkt, kann uns nur dadurch zum Segen gereichen, wenn wir es richtig und weise anwenden."

Eine neue Phase beginnt für Nietzsche mit dem Jahre 1858.

Aus der Naumburger Schule kommt er nach schmerz- vollem Abschied, besonders schmerzvoll von der Schwester, nach Pforta. Er erledt die normalen Schulsorgen und Schulfreuden. Aber aus der übergroßen Fülle rein kind- licher Bemerkungen, die jeder Gleichaltrige verzeichnet, falls er überhaupt Tagebuch führt, mit ihrer Mischung aus Repititionsängsten, jugendlichen Weltschmerz, harmlos ver- gnügten Festberichten tönen seltsam reife Worte, wie deutende Vorklänge.

Ueber die Methode des Unterrichts notirt er sich, freilich noch in ungefüger, schwerfälliger Form, Anschauungen, die sich in ihrer Forderung lebendigen, harmonisch und nicht stumpf einseitig erfaßten Wissens durchaus mit seinen späteren Vorträgen über die Zukunft unserer Bildungs- anstalten berühren. Er, dessen Sprache damals keineswegs über Bilderfülle verfügt und wenig Originelles hat, schreibt plötzlich den in seiner leuchtenden Fülle auf diesen Blättern völlig einsamen Satz: „Meine Seele muß im ewigen Früh- ling stehen." Und wie später in Venedig dichtet er ein „buntes Traumgedicht" mit dem Refrain „mein Glück". Mit dem Vorrücken in den Klassen ward Nietzsche der Schuldruck immer fühlbarer, sein Wesen sträubte sich gegen den engen, uniform gehandhabten Zwang. Er suchte sich selbst Ausfüllung und Thätigkeit. Mit zwei Freunden gründete er die litterarische Vereinigung Germania. Vor allem ist sie wichtig für seine musikalische Entwicklung. Er wird von seinem „unlöschbaren Haß gegen moderne Musik" zu Wagner bekehrt.

„Von dem Augenblick, wo es einen Klavierauszug des Tristan gab, war ich Wagnerianer!" Und noch ein anderer Moderner gewinnt ihn während seiner Schulzeit sich zu eigen — Schumann. Treu bleibt ihm auch in dieser Periode das Bedürfniß, sich nach gewissen Abschnitten, mit sich selber auseinander zu setzen. So macht er sich einmal in einem minutiös bis ins Kleinste mit Rubriken a, b, c, d ꝛc. ein- getheilten Phasengebäude die Geschichte seiner geistigen Neigungen klar.

Als Neunzehnjähriger zieht er auf die Universität Bonn. Der junge Philologe hat nichts mit dem traditio- nellen Philologen gemeinsam. Er ist ein flotter und forscher Student, er trägt stolz den rothen Stürmer seiner Burschen- schaft, er ficht und reitet; oft kommt er, wie später in Leipzig, mit der Reitpeitsche in der Hand, strahlend wie ein junger

*) Wie die Gesammtausgabe bei C. G. Naumann, Leipzig 1895, ienen.

Gott vor Lebenslust und Freiheitsdrang, in das Kolleg zu Ritschel. Sein Herz geht in weinfrohen Rheinfeiern voll „Seelenschwung“ weit auf. Schon das nächste Jahr aber bringt Zersetzung, Entwicklung, Häutung. Und ihre Folge ist eine förmliche Flucht aus Bonn. Er fand auf die Dauer in dem Kreis, den er gewählt, nicht das, was er bedurfte; der Hauch der Poesie verflog zu bald, der verhaßte Biermaterialismus trat ihm unangenehm nah; eine tiefe Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit kam über ihn. Er machte sich das selbst außerordentlich klar: „ich selbst war noch viel zu scheu in mich versteckt und hatte nicht die Kraft unter dem dortigen Treiben eine Rolle zu spielen. Alles war mir aufgenöthigt, und ich verstand nicht Herr zu sein über das, was mich umgab.“ So sprengte er 1865 die Ketten und ging nach Leipzig. Wir begleiten ihn und treten damit in das eigentliche Nietzscheleben ein, denn erst hier beginnt er ernstlich sich eine eigene, ihm konforme Existenz zu schaffen.

* * *

In Leipzig reiht sich für ihn ein bedeutsames Ereigniß an das andere, und ein jedes wird zum Faktor seiner inneren Bildung. Hier lernt er Schopenhauer's Lehre zum ersten Male kennen. Wie dieser „düstere Genius“ ihn durchwühlte, verräth ein Tagebuchblatt: „Hier war jede Zeile, die Entsagung, Verneinung, Resignation schrie, hier sah ich einen Spiegel, in dem ich Welt, Leben und eigen Gemüth in entsetzlicher Großartigkeit erblickte. Hier sah mich das volle interesselose Sonnenauge der Kunst an, hier sah ich Krankheit und Heilung, Verbannung und Zufluchtsort, Hölle und Himmel. Das Bedürfniß nach Selbsterkenntniß, ja Selbstzernagung packte mich gewaltsam.“ Hier erringt er seine ersten äußeren Erfolge mit wissenschaftlichen Arbeiten philosophischen und philologischen Inhalts im philologischen Verein. Hier formulirt er sich — und das scheint das Wichtigste — seine neue Stellung zur Wissenschaft. Die Forderung des Hellenenthums, die Nietzsche sein ganzes Leben verfochten, und die bittere Skepsis gegen die Schulphilologie ertönen hier schon laut: „Sollte nicht das Bild eines Sophokles jeden Gelehrten beschämen, der so elegant zu tanzen und Ball zu schlagen verstand und dabei doch auch einige Geistesfertigkeiten aufzeigte.“ Und dann fragt er, schon damals „antichristlich“: „Ist vielleicht hier auch durch das Christenthum ein Riß in die Menschennatur gekommen, den das Volk der Harmonie nicht kannte?“

Gegen die Unschöpferischen wettert er, gegen das „Wiederkäuen“, gegen die „Fabrikarbeit“, gegen das Fehlen der großen Gedanken und des enthusiastischen Schwunges. Er predigt poetische Neuschöpfung von Geistern, Ereignissen, Charakteren; die Bedeutung der dichtenden Kraft und des schaffenden Triebes; Vergleichung von Gegenwärtigem und Vergangenem mit frischem Blick für das Allgemeinmenschliche.

In dieser Periode der Abneigung gegen das Herkömmlich-Akademische fängt er auch an, auf seinen Stil zu achten, er kommt ihm hölzern, trocken und grazienlos vor. Er ist sehr unglücklich darüber, einige „muntere Geister“ sollen in seinem Stil entfesselt werden, er will darauf „wie auf einer Klaviatur spielen lernen“, aber nicht nur „eingelernte Stücke, sondern freie Phantasien, so frei wie möglich, aber doch immer logisch und schön.“

In solchen faustischen Krisen der Unbefriedigtheit, des dumpfen Sitzens über Büchern und Papier mit dem dunklen Gefühl, es sei doch nicht das Rechte und nichts nütze, kommen dann drangvolle Wünsche über ihn, herausgerissen zu werden, in die Gegensätze der Aufregung, des stürmischen Lebendranges, der Begeisterung. Der Wechsel kam. Nietzsche wurde Soldat. Er diente sein Jahr bei der Artillerie in Naumburg ab, der philosophische Kanonier, wie er scherzt. Die Briefe aus dieser Zeit sind voll Humor und [...] Das frische, thätige, geordnete Leben bekommt ihm [...]dentlich, stolz berichtet er, daß er als der beste Reiter [...] dreißig Rekruten gilt; und sofort formulirt er sich [...] dies militärische Intermezzo gerade in seiner jetzigen [...]matischen Phase für eine psychologische Bedeutung [...] habe: „es ist ein fortwährender Appell an die Energie [...] Menschen und mundet besonders als ἀντίδοτον gegen [...] lähmende Skepsis. Durch einen Sturz wird die Soldaten[...]zeit jäh abgebrochen. Die Krankheit aber, die ihn zu [...] körperlicher Schonung zwingt, wird ihm heilsam. — [...] jene Dienstzeit war er gefestigt, der Mißmuth gegen [...] Wissenschaft hatte neue Sehnsucht nach ihr Platz ge[...] jetzt gewann er die Muße und zwar, was gerade [...] Nietzsche so wichtig ist, eine Muße, völlig frei von Kolleg[...] und Professoreneinfluß, von jeder aufoktroyirten fremden [...]rektion. Er entwirft damals eine hier mitgetheilte Ab[...]tung über die „Teleologie seit Kant“, in der manche [...]kunstkeime sprießen, die aber noch nichts von dem sp[...] Rausch und Reiz der Form ahnen läßt.

Neugeboren kehrt er nach Leipzig zurück. Er will [...] promoviren. Aber noch vorher beruft man ihn, auf [...] seiner philologischen Aufsätze im Rheinischen Museum [...] Professor nach Basel. Er, der sich nie um die Aeuß[...]keiten des künftigen Berufes Sorge gemacht, erringt — [...] kommt ihm selbst märchenhaft vor — als Vierundzwa[...]jähriger eine sichere und gute Position. Die Freu[...] jedoch nicht ungemischt; wir streifen hier den [...] streit, der sich durch Nietzsche's Leben zieht, den [...] streit zwischen wissenschaftlichen Neigungen und wissen[...]lichen Forderungen, die durch Amtspflichten ihm au[...] sind. Er hatte eine gewisse Angst vor der neuen [...] die ihm als Philisterium erschien. Und er bekräftigt es [...] „Philister zu sein, ἄνθρωπος ἄμουσος, Heerdenmensch — [...] braucht hier dies Wort zum ersten Mal — davor [...] mich Zeus und alle Musen. Viel charakteristischer als [...] Widerstreit ist ein anderer, von dem auch die Lei[...] Zeit schon Proben gibt; der Widerstreit, aus dem sich Nie[...] ganzes Lebenswerk erklärt. Der Widerstreit zwischen [...] ehrfürchtigen Herzen, das so gern verehren wollte und [...] wahrheitsfanatischen Verstande, der in kritischer Unerbi[...]keit über Leichen ging. Er selbst nennt sich ein „ver[...] des Thier“, er glüht danach sich hinzugeben und muß [...] die Lanze neigen wider das eigene Herz. So macht er [...]mählig frei und emanzipirt sich von allen, was seine Seele [...] gaukelnd lockt, bis er allein steht, aber heimlich seh[...] sich doch noch nach den Inseln, wo sie einst glücklich [...] an denen sie vorübergeschwommen, trostlos auf weitem [...]

Nietzsche hing in Leipzig leidenschaftlich an [...] und Schopenhauer, ihm behagte an beiden das, [...] Zarathustra später in helle scharfe Höhenluft flüchtete [...] ethische Luft, der faustische Duft, Kreuz, Tod und Gr[...]

Aber schon damals, da er nach außen unbedingt [...] gläubiger Schopenhauerianer erschien, ließ es ihn nicht [...] mußte sich privatim mit der Lehre des Meisters, [...] liebte, kritisch auseinandersetzen. Ein intimes Notizbu[...] diese Sezirung aufbewahrt. Mit messerscharfer Logi[...] hier, wie die Paragraphen einer Anklage, alle Wider[...] des Systems festgenagelt.

Das sind die ersten Zeichen der ersten Hä[...] Nietzsche's; wie er weiter die fremden Hüllen von sich [...] streifte, bis er frei und einsam rings von Schlünden [...] Tiefe umgeben dastand, das werden die nächsten Akte [...] gewaltig gelebten Prometheusdramas künden.

Felix Poppenberg.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

den Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). nementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim e durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. h ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost- vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Es ist gebräuchlich geworden, mit einiger Geringschätzung Parlamentarismus zu sprechen, und zwar nicht nur in onären Kreisen, sondern auch dort, wo man sich als tiker viel zu Gute thut auf seine Welterfahrung und Vorurtheilslosigkeit, die sich angeblich weder durch ale noch durch reaktionäre Schlagworte einengen läßt. B, der Parlamentarismus zeigt Flecken und in einzel- Ländern sogar bedenkliche; das kann man vollkommen en, nur darf man nicht vergessen, daß in denselben ern das nichtparlamentarische Regiment noch weit re Schatten aufzuweisen hatte. Man würde diese Be- tung aus der Geschichte Italiens und Frankreichs mit tigkeit beweisen können. Und wir selbst in Deutschland en gerade jetzt im Augenblick eine Entwicklung, die Beweis liefert, welche ungesunden politischen Verhält- sich herausbilden, wenn lange Zeit hindurch das Par- nt systematisch in seiner Bedeutung herabgedrückt worden und welche Gesundung dann eintritt, wenn eine Regierung entsprechend den Thatsachen konsolidirte parlamentarische Machtverhältnisse auf sich wirken läßt.

Der Reichstag zeigt das eine Bild. Als das historische Ergebniß des langen Bismarck'schen Regimentes ist die politische Parteizersplitterung im Reichstage zu betrachten. Fürst Bismarck hat sie mit Vorbedacht und mit allen Mitteln gefördert, um jede einzelne Partei in einem Zustande der Schwäche zu erhalten, die es ihr unmöglich machte, in entscheidender Weise Einfluß auf die politische Entwicklung zu erlangen. So lange Fürst Bismarck am Ruder war, wurde der starke Wille der Volksvertretung durch seinen eigenen Willen ersetzt; aber diesen gab es wenigstens. Auch unter dem Grafen Caprivi fehlte er nicht, und wenn das Regiment des Grafen Caprivi lange genug gedauert hätte, so wäre vielleicht die bedeutendste Frucht seiner Arbeit die gewesen, daß wir zu einer neuen Gestaltung unserer Parteiverhältnisse hätten gelangen können.

Seit dem Fortgang des Grafen Caprivi haben wir eine Regierung, die sich nicht stark genug fühlt, um gegen die Parteien zu regieren; die auch nicht stark genug ist, die Parteien zu leiten; und die nicht den Muth hat, irgend eine eigene Richtung mit Konsequenz zu verfolgen. Sie vertritt das Umsturzgesetz, und sie läßt es fallen; sie läßt sich mit den Agrariern so tief ein, daß sie bei den Liberalen den größten Anstoß erregt, und sie macht gegenüber den Agrariern doch noch so viele Vorbehalte, daß sie von diesen gleichfalls feindlich betrachtet wird. Sie findet weder auf der Rechten, noch auf der Linken, noch im Centrum Zustimmung; aber nicht etwa darum, weil sie eine von den Parteien unabhängige Politik voll Selbständigkeit verfolgt; ihre Politik ist nicht die der Selbständigkeit, sondern jener Unselbständigkeit, die nach jeder Richtung hin so viel Konzessionen macht, wie ihr abgerungen werden. Diese Regierung bringt nicht die Ansichten irgend einer politischen Richtung zum Ausdruck, und unter dem Drucke der Parteien scheint sie auch nicht einmal im Stande, ihre eigenen politischen Anschauungen zum Ausdruck zu bringen, wenn sie solche von einheitlicher Art bei ihrer disparaten Zusammensetzung überhaupt hätte. Diese Zustände bedingen unsere politische Misere im Reich.

Man darf nicht einmal der jetzigen Regierung alle Schuld aufbürden; sie trat eine sehr schwere Erbschaft an, und man kann ihr nur nachsagen, daß ihre Kräfte für diese Erbschaft nicht ausreichten; aber auch größeren Kräften wäre es eine schwere Aufgabe, dem jetzigen zerfahrenen und zersplitterten Reichstage gegenüber eine einheitliche Politik zu verfolgen, die sich nicht in den Dienst bestimmter Interessengruppen stellt, sondern die allein den gesammten Staat vertreten will. Graf Caprivi hat es erfahren, was es bedeutet, Kanzler des Deutschen Reiches und nicht von agrarischen Gnaden diesem Parlamente gegenüber sein zu wollen; und die jetzige

Regierung erfährt es auch, denn bei aller Schwäche gegenüber dem Agrarierthum kann doch schwerlich irgend ein Ministerium unter Opferung der allgemeinen Interessen sich vollständig den Junkern preisgeben. Man mag die agrarischen Neigungen einiger Vertreter der Regierung in Preußen und im Reiche nicht unterschätzen, immerhin zeigte sich bei wiederholten Anlässen, daß die Minister manche Konzession weniger machen würden, wenn die individuelle Kraft, die ihnen selbst leider fehlt, durch den nöthigen Rückhalt im Parlamente ersetzt werden würde. Aber die Zerfahrenheit des Parlamentes und die Schwäche der Regierung ergänzen sich trübselig und steigern somit die Uebel im Reiche gegenseitig.

Und nun ein zweites Bild. Württemberg hat jetzt ein freisinniges Parlament mit einer festen Majorität und ein Ministerium, das den ehrlichen Willen zu haben scheint, in verständiger Eintracht mit diesem Parlament zusammen zu arbeiten. Was ist die Folge? Dieses, vom Parlamente getragene Ministerium besitzt die Kraft, die agitatorischen Strömungen nachdrücklich einzudämmen, und weil der Rückhalt dieses Ministeriums ein liberales Parlament ist, vermag das Kabinet den Sonderinteressen das Interesse der Gesammtheit entgegenzustellen. Im Reiche eine verhängnißvolle Kraftlosigkeit gegenüber dem Agrarierthum und seinen wahrhaft gefahrvollen Agitationen; in Württemberg eine Rede des Ministers des Innern von Pischek bei der Wanderversammlung der Landwirthe des Königreichs, die durchaus nicht schwächlich von den unerfüllbarten Ansprüchen ein Weniges abzumarkten versucht, um für den ebenso unheilvollen Rest dann mit ängstlicher Schnelligkeit die besten Wünsche auszusprechen; dies keineswegs; diese Rede voll kluger Mäßigung wirkte vielmehr wahrhaft erzieherisch, weil sie vor agrarischen Ohren wieder von der politischen Gerechtigkeit und von den Pflichten jedes Standes gegen die Gesammtheit spricht, während man bei solchen Versammlungen nur zu hören pflegt von jenen anderen Pflichten, welche der Staat und der Rest der Bevölkerung gegenüber der Landwirthschaft haben.

Es war befreiend, daß auch wieder ein Minister in Deutschland das Einmaleins offen als die Grundlage jeder gesunden und richtigen politischen Rechenmethode anerkannte. Wo soll der Staat das hernehmen, was er der Landwirthschaft als Benefizium zuführen will? Von den Landwirthen selbst? — so nutzt es jenen nichts; oder von anderen Bevölkerungsklassen, die zum großen Theil in viel dürftigeren Verhältnissen sich befinden, als die Grundbesitzer? Und kann der Staat nur der Landwirthschaft helfen, und die Industrie auf deren Kosten schädigen, während auch von ihrer gedeihlichen Entwicklung die Existenz von Millionen abhängig ist? Es sind das alte Wahrheiten; aber sie fangen an neu zu sein im Munde eines heutigen Ministers, der denn auch als Schluß seiner Ausführungen zu dem Ergebniß kam, daß nur die sogenannten kleinen Mittel, die freilich in der Wirkung gar nicht so klein sind, verwendbar seien; denn die Pflichten des Staates erschöpfen sich nicht in der Sorge für das Agrarierthum, sondern eine Regierung hat für den gesammten Staat zu sorgen, ein Gedanke, der anfing eine Ketzerei zu sein in einer Zeit, wo die höchste Staatsweisheit lautete: Das agrarische Junkerthum ist der Staat.

Hier ist ein Beispiel dafür, welchen Nutzen ein starkes und ein liberales Parlament hat; nach konservativer Behauptung den einen nur, Vorschub den Parteiambitionen zu gewähren; wie sich aber thatsächlich zeigt, einen ganz anderen. Der deutsche Liberalismus ist der Vertreter des modernen Staatsgedankens, und wo dieser Liberalismus zur Macht gelangt und Verständniß bei der Regierung findet, da kann auch nachdrücklich gegen jeden den Staat zersprengenden Egoismus von Ständen und Koterien das Wohl des Ganzen als die höchste Richtschnur wieder proklamirt werden.

Im liberalen Württemberg hörte man wieder von einem Minister das selten gewordene, Bürger erziehende Wort: von den Pflichten gegen den Staat, wo man sonst nur hört: von Ansprüchen an den Staat.

Heinrich von Sybel ist gestorben; [illegible] hervorragenden Geschichtschreiber unserer Tage [illegible] zur Zeit der Blüthe der nationalliberalen [illegible] Zierden; ein scharfer Kopf, der in Ranke's [illegible] sein Auge mehr auf die Politik der Höfe und [illegible] als auf die politischen Entwicklungen im [illegible] vor Allem ein ausgezeichneter Erzähler, der [illegible] in der Charakteristik das Höchste leistete, aber [illegible] trag der Begebenheiten über die Einfachheit, [illegible] Klarheit des echten Epikers verfügte.

Die Wahlen in England sind beendet; [illegible] das Parlament 340 Konservative, 71 unionistische [illegible] 175 Gladstonianer, 70 Anti-Parnelliten, 12 [illegible] 2 Vertreter der extremen Arbeiterpartei. Die [illegible] für sich allein würden also nur eine Majorität [illegible] men haben; das ist keine Majorität, mit der [illegible] läßt. Es werden also die Konservativen vollkommen [illegible] bleibend auf die Hilfe der unionistischen Liberalen [illegible] sein, und die englische Presse setzt daher voraus, [illegible] kommende Politik Chamberlain vor allem in [illegible] Weise mitbestimmend sein wird.

Die Gestalt von Chamberlain gewinnt damit [illegible] besondere Bedeutung. Es ist eine verschlungene [illegible] bahn, die Chamberlain hinter sich hat, und die [illegible] arger Verdunkelung nun doch als einen ausschlaggebenden Faktor in den Mittelpunkt der politischen Macht [illegible]

Ein charakteristisches Ergebniß haben die [illegible] Wahlen noch gehabt; sie erwiesen die völlige [illegible] losigkeit der Sozialdemokratie für England; der [illegible] politische Schriftsteller Edward Dicey schreibt in der [illegible] teenth Century" speziell über die Londoner [illegible] ihren Tausenden Wählern aus dem Arbeiterstande:

„In the East and in the South, where the artisan [illegible] absolutely master of the situation, the judgment of the [illegible] has been no less decisive than in the West End and [illegible] City . . . the most unfortunate have been the men who [illegible] as Labour candidates, Socialists, or Progressives, [illegible] be the special representatives of the working class."

Die sogenannte Arbeiterpartei zeigt sich so gut [illegible] flußlos auf die großstädtischen Arbeitermassen.

Auch eine Lehre und ein Ergebniß, [illegible] Ausnahmegesetz durch verständige [illegible] Bewegungsfreiheit [illegible] die Arbeiter erzielt worden ist.

Blickt man nach Frankreich hinüber, so zeigt sich [illegible] eine ganz ähnliche Erscheinung; die Generalrathswahlen [illegible] brachten den Republikanern einen erheblichen [illegible] zuwachs gegenüber den Konservativen und sie [illegible] gleichfalls den Sozialisten eine vollständige Niederlage [illegible] einen Tag vor der Wahl hatte der sozialistische [illegible] Millerand prophezeit:

„Le socialisme monte; chaque jour le nombre [illegible] devient plus grand. Il y a une poussée de l'opinion [illegible] pour le socialisme prouvée par les événements."

Die Thatsachen erwiesen nach den [illegible] Ergebnissen die Wahl von 1013 Republikanern, [illegible] vativen und 12 Sozialisten in ganz Frankreich.

Die Wahlen in Frankreich wie in [illegible] daß in demselben Maße, wie die Arbeiter [illegible] haben, die praktische Politik unmittelbar zu [illegible] Gewalt schwindet, welche unpraktische und [illegible] Illusionen auf ihre Köpfe ausüben. Nur wenn [illegible] Gesetzesbarrieren auch dem Erreichbaren [illegible] nicht näher kommen können, dann wenden sie [illegible] Unerreichbaren zu.

Die liberale deutsche Linke des österreichischen Abgeordnetenhauses befindet sich augenscheinlich [illegible] inneren Krisis. Nachdem Plener gegangen [illegible] gleichzeitig nicht weniger als noch weitere [illegible] tarier von Bedeutung ihre Mandate niedergelegt [illegible] Graf Coronini, Baron Dumreicher und [illegible] Es scheint, daß alle diese Männer sich den [illegible]

en nicht gewachsen fühlen, die kraftvolle Selbständigkeit h gegen die Regierung und vor Allem rücksichtslosen eralismus in der Frage der Wahlreform verlangen.

In Macedonien scheint der Türkei bisher ein ganz entidender Schlag nicht gelungen zu sein; vielmehr berichten h die Aufständischen von Erfolgen, und Bulgarien bleibt seiner Haltung verdächtig. Je länger diese Zustände dauern, um so gefährlicher werden sie; weil in jedem igenblick weitere Komplikationen eintreten können, sei es rch das Eingreifen irgend einer Regierung, etwa der echischen, der serbischen, der russischen, sei es, daß auch ne Vorantritt der Regierungen noch andere interessante Volksssen selbständig in Bewegung gerathen. Dann kann im andumdrehen das bischen Macedonien aufhören ein Bischen sein. Alles wird also davon abhängen, mit welcher chnelligkeit die Türkei Herr der Lage wird; wird sie es cht bald, dann ist es wohl möglich, daß sie ohne weitere erwicklungen es überhaupt nicht wird.

* * *

Ende des Jahrhunderts.

„Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen";*) unter diesem Titel, der an ein anderes Werk rinnert, durch welches sich vor siebzig Jahren Karl Julius Weber, der „lachende Philosoph", bekannt gemacht hat, ist euerdings ein erfreuliches Buch erschienen. Der Verfasser nennt auf dem Titel und im Vorwort nur seinen Namen, 3. D. Fischer; seinen Titel verschweigt er, weil er nichts ur Sache thut, doch wird es den Lesern angenehm sein, bestätigt zu hören, daß es der Unterstaatssekretär im Reichspostamt und Doktor der Rechte Fischer ist. Das Buch ziert den Mann, wenn auch der Titel des Mannes nicht das Buch ziert. Abgesehen von Herrn Stephan und seinem ersten Mitarbeiter ist wohl unter unseren Ministern und Staatssekretären kein Einziger, der seine Mußestunden schriftstellerischer Thätigkeit widmet, ungerechnet die Papierscheerenarbeit, die als kommentirte Ausgabe eines Gesetzes zu Tage tritt. Ich möchte auch, soweit die Herren mir bekannt sind, Niemanden von ihnen zu solchen Allotriis verleiten. Aber erfreulich ist es für jeden Schriftsteller, einen hohen Beamten als Kollegen zu erkennen und ihm Anerkennung aussprechen zu dürfen. Der Verfasser spricht vom Reisen und naturgemäß von der Entwicklung, welche die Reiselust und die Möglichkeit zu reisen in den letzten funfzig Jahren genommen hat. Er spricht zunächst von den Verkehrsmitteln, von Eisenbahn, Dampfschiffen, Wagen und Pferden, Fahrrad und Luftballon, sodann von dem, was man auf Reisen zu sehen bekommt, von Stadt und Land, von Berg, Wald und Meer. Etwas Neues will er nicht erzählen, aber sein Buch hat das Verdienst, das Altbekannte und darum halb Vergessene dem Gedächtniß näher und zugleich in gute Ordnung zu bringen. Es ist ein überaus liebenswürdiges Buch, und lehrt uns den Verfasser als einen liebenswürdigen Mann kennen. Nähere Inhaltsangaben oder Auszüge zu bringen ist nicht gut möglich. Es gehört zu denjenigen Büchern, denen gegenüber der Kritiker seine Aufgabe vollauf erfüllt, wenn er den Lesern zuruft: Lest es!

Nur bei einigen Schlußbemerkungen des Verfassers möchte ich gern länger verweilen, nicht um an ihnen Kritik zu üben, sondern um denselben aus vollem Herzen zuzustimmen. Herr Fischer wendet sich mit großem Nachdruck gegen den häufig auftretenden Pessimismus, welcher in unserer Zeit einen Abschnitt des Verfalls, des sittlichen und wirthschaftlichen Verfalls, den Vorläufer einer Sintfluth erkennen will. Einer solchen Auffassung kann man nicht oft genug und nicht entschieden genug widersprechen.

Jedes Verbrechen, das heute begangen wird, gilt als ein Zeichen des furchtbaren Verfalls unserer Sitte. Eine solche Behauptung kann nur derjenige aussprechen, der mit dem Pitaval und mit den Zeitschriften über die Strafrechtspflege aller Zeiten nicht bekannt ist. Wer jemals einige Seiten im Carpzow gelesen hat, kann unmöglich der dreisten Versicherung glauben schenken, daß heute mehr und abscheulichere Verbrechen begangen werden, als früher. Wer sich ein wenig mit demjenigen beschäftigt hat, was man im engsten und delikatesten Sinne des Worts „Sittengeschichte" zu nennen pflegt, muß zu der Ueberzeugung gelangen, daß noch in Babel-Paris heute nicht schlimmere Zustände herrschen, als im frommen Mittelalter für selbstverständlich gehalten wurden. Einen Abschaum der Menschheit hat es zu jeder Zeit gegeben und gibt es noch heute. Daß die Bestrebungen, die Versunkenen aus dem Schlamm hervorzuziehen, nicht rasten sollen, versteht sich von selbst. Aber daß Verbrechen und Laster heute häufiger und schlimmer sind, als in früheren Zeiten, ist eine Meinung, deren Begründung nicht auf dem Gebiete der Moral, sondern auf dem der Geschichte zu suchen ist, und auf diesem nicht gefunden werden kann. Wer mit offenen Augen in das Leben sieht, wird sich zuweilen freudig überrascht finden, ein wie reicher Besitz an Rechtschaffenheit und Ehrbarkeit in denjenigen Klassen, welche man die niederen zu nennen pflegt, aufzufinden ist, und wie deutlich sich diejenigen, die vom Glücke nicht begünstigt worden sind, abheben von denen, die dem Laster verfallen sind.

Unsere Litteratur soll den Verfall bekunden; Herr Minister von Köller ist von einem sittlichen Schauder befallen worden, als er Gottfried Keller's „Romeo und Julie" auf dem Dorfe gelesen hat; ich möchte fast glauben, daß sein Schauder ihn verhindert hat, es mit Aufmerksamkeit bis zu Ende zu lesen. Ich wäre der letzte zu bestreiten, daß heute viel Schundlitteratur hervorgebracht wird, aber man zeige mir das Schlimmste aus diesen Produkten, und ich möchte mich anheischig machen, aus Claurens Novellen etwas beizubringen, das es an vergiftender Nichtswürdigkeit übertrifft. Und Clauren war keine katilinarische Existenz, die ihren Beruf verfehlt hatte, sondern nahm eine geachtete Stellung im Staatsdienst ein, und seine Werke wurden trotz der vernichtenden Kontroverspredigt, die Wilhelm Hauff dagegen erlassen hatte, in den besten Kreisen gelesen.

Und nun die Hauptsache! Wir stehen vor einer wirthschaftlichen Katastrophe. Die Reichen werden immer reicher und die Armen werden immer ärmer. Das kann nicht gut werden. Mit gelassener Stimme sprechen die Weltverbesserer von der großen sozialen Revolution, die früher oder später kommen muß. Und dem gegenüber vertrete ich die Anschauung, daß die große soziale Revolution nur kommen kann, wenn die Regierung und die herrschenden Klassen sie durch schwere Fehler provoziren.

Die Reichen werden immer reicher. Das ist Gott sei Dank richtig. Immer größere Schätze an nützlichen Werkzeugen, an Verkehrswegen, an Vorräthen aller Art, mit einem Wort, Reichthümer, die Verwendung finden sollen, aufzusammeln, ist die Aufgabe der Menschheit; diese Reichthümer müssen selbstverständlich in den Händen einzelner Personen sein, und diejenigen, welche die Reichthümer in Händen haben, nennt man eben die Reichen.

So richtig der Satz ist, daß die Reichen immer reicher werden, so falsch ist der Satz, daß die armen immer ärmer werden. Im Gegentheil, die Armen werden auch immer reicher. Uns fehlen die Mittel, uns ein völlig deutliches Bild davon zu machen, wie vor zweihundert, vor hundert Jahren die große Menge des deutschen Volkes, die ländlichen Tagelöhner, die Handwerksgesellen, die nicht Meister werden konnten, gelebt haben, mit welchen kümmerlichen Mitteln sie ernährt und gekleidet worden ist, in welchen Höhlen sie gehaust hat. Wir können es niemals in ganzer Klarheit erfahren, denn sie lebten in dumpfem Schweigen dahin und konnten Niemandem von ihrem Zustande Rechenschaft geben. Es gab auch Niemanden, der sich darum um diese Klasse kümmerte. Das humane Interesse erstreckte sich im günstigsten Falle bis zum mittleren Bürgerstande abwärts. Nur daraus, wie wenig in jener Zeit produzirt wurde, ziehen wir einen Schluß darauf, wie wenig konsumirt werden konnte.

*) Berlin 1895, Julius Springer.

Vor hundert Jahren gab es kein Mittel, einem Bezirk, der eine Mißernte erlitten hatte, Nahrungsmittel zuzuführen; die Verkehrswege reichten dazu nicht aus. Die große Menge der Bevölkerung mußte von demjenigen leben, was sie vor ihren Augen hatte wachsen sehen, und wenn nicht genug gewachsen war, mußte sie hungernd sterben. Das war Naturgesetz. Heute sorgen die Eisenbahnen nicht allein für die schnelle Zufuhr in Fällen des Mangels, sondern auch in gewöhnlichen Zeiten für eine mannigfaltigere Ernährung.

Vor hundert Jahren wurde ungefähr der zwanzigste Theil soviel Spinnstoff erzeugt, wie heute. Die wohlhabenden Klassen haben sich auch damals schon mit Kleidungsstücken ausreichend versorgt; der Ausfall traf die ärmeren Klassen. Wie muß es um deren Versorgung mit Wäsche und Kleidungsstücken bestellt gewesen sein!

Vor hundert Jahren betrug die Eisenproduktion etwa den fünfzigsten Theil der heutigen, und das Eisen, wenn es auch für die ärmeren Klassen keinen eigentlichen Konsumartikel bildet, dient doch zur Herstellung von Produkten, die auch von den ärmeren Klassen begehrt wurden. Wir sind außer Stande, uns eine Vorstellung davon zu machen, mit einem wie geringen Aufwande an Hausrath, mit wie kümmerlicher Heizung und Beleuchtung sich diese Klassen begnügen mußten.

Und wie sah es mit der Krankenpflege aus! Schmerzstillende, anästhetisirende Mittel waren unbekannt. Die Nothwendigkeit in Krankenhäusern, wenn deren vorhanden waren, gute Luft zu schaffen, blieb unbeachtet. Wer arm und krank war, mußte im Elend verkommen. Wenn es möglich wäre, heute einen Fabrikarbeiter, der einen mittleren Tagelohn bezieht, einmal vierundzwanzig Stunden lang in einem Zustande leben zu lassen, den vor hundert Jahren ein bürgerlich gut situirter Mann als den regelmäßigen genoß, er würde sich zurücksehnen nach dem, was ihm seine Häuslichkeit bietet.

Von den verschiedenen Klassen der Gesellschaft schreitet die eine schneller, die andere langsamer fort; aber im Fortschreiten sind alle begriffen. Nicht jede kann ihre Lebenshaltung so schnell erhöhen, als sie wünscht, aber ihre Lebenshaltung erhöhen Alle. Der Gedankenaustausch vollzieht sich schneller als früher, darum breiten sich neue Wünsche und Forderungen schneller aus als früher. Es herrscht in vielen Schichten Unzufriedenheit; das ist kein neuer Zustand; schon Horaz plaudert aus, daß es zu seiner Zeit ebenso gewesen ist. Wir leben in keinen vollkommenen Zuständen, denn diese sind auf Erden nicht möglich. Aber wir leben in fortschreitenden Zuständen, den Fortschritt hat uns die friedliche Arbeit und nicht die Revolution gebracht und auch in Zukunft haben wir nur von der friedlichen Arbeit etwas zu hoffen.

Unsere Zustände sind im Wesentlichen gesund; das krankhafteste an denselben ist die Sucht, Heilmittel anzuwenden, wo keine erforderlich sind. Kuno Fischer sagt einmal, die Todesfurcht sei ein größeres Uebel als der Tod selbst und so ist denn auch die bei uns herrschende Furcht vor einer großen sozialen Revolution ein größeres Uebel, als irgend eines von denen, die in Wirklichkeit bestehen.

Alexander Meyer.

Oesterreichische Wahlreform und österreichischer Liberalismus.

Wer das Werden eines modernen Großstaates zum Gegenstande seines Studiums machen will, für den wird die Entwicklung der österreichischen Verfassung stets von allergrößtem Interesse sein, denn sie vollzieht sich in bedächtiger Weise, und wenn auch Uebergänge von einer Form zu einer grundsätzlich anderen nicht zu vermeiden waren, so blieben doch in jeder neuen Ordnung Bestimmun[gen in] Fülle, um Vorrechte und Privilegien für ... denen eine Aenderung des Ueberkommenen ... abgetrotzt werden konnte. So weist denn ... österreichische Reichsrathswahlordnung eine[n] Charakter auf, der mit der centralisirten V... der Entwicklung des geistigen und materiell[en] ... schroffen Widerspruche steht. Der Grundsatz, ... Reichsvertretung nur eine Delegation der Landes... sei, wurde durch die Einführung direkter Reichs... zu Falle gebracht; aber noch gilt das Wahl... Landtage als Grundlage für das Reichsrath... Noch heute gibt es in Oesterreich kein einheitli[ches Wahl]recht in die Reichsvertretung, sondern dieses ... den einzelnen Kronländern die größten Verschieden[heiten]. So fehlt z. B. in einzelnen kleineren Kronländern ... recht der Großgrundbesitzer, es wählen die Reichs... der Stadt Triest in drei Wahlkörpern, während ... Dreiklassenwahlrecht nur das Wahlrecht in die Ge[meinde]vertretungen ist, und dergl. mehr. In der überw[iegenden] Mehrzahl der Kronländer und insbesondere in den ... und wichtigsten Kronländern ist das Wahlrecht ü[berein]stimmend nur insoweit geregelt, als vier Kurien Abge[ordnete] in die Reichsvertretung entsenden.

In der Kurie des Großgrundbesitzes sind alle ... von landtäflichen Gütern wahlberechtigt, die eine be[stimmte], nach den einzelnen Kronländern jedoch verschieden[e] direkte Steuer entrichten. Auch Frauen, Minderjähri[ge], Korporationen sind vom Wahlrechte nicht ausgeschl[ossen], nur muß es von Bevollmächtigten oder Vertretern ... geübt werden. Die Zusammensetzung jeder einzelnen Ha[ndels]kammer ist durch ihr Statut bestimmt. Ihr Wahlre[cht ist] entweder derart, daß sie selbständig Abgeordnete wählt, ... aber es besteht darin, daß die Handelskammerräthe, ... schadet ihres sonstigen persönlichen Wahlrechts mit ... Wählern der Stadt, in der sich die Handelskammer be[findet], mitwählen, so daß die Zahl der in der Stadt Wahlbe[rech]tigten um die Zahl der Handelskammerräthe erhöht ... Die Kurien der Stadt- und Landgemeinden unterscheiden ... schließlich dadurch, daß in der ersteren direkt, in der letz[teren] indirekt gewählt wird. Der Census ist, wie bereits erwä[hnt], für die einzelnen Kronländer, ja sogar für Theile der ... zelnen Kronländer ein verschiedener. Eine gewisse Ein[heit]lichkeit wurde merkwürdigerweise gerade durch den Mi[nister] hergestellt, dem man mit Recht die Begünstigung aut[ono]mistischer Bestrebungen zum Vorwurfe macht. Dadurch, ... Graf Taaffe den Census für die Wahl aus den Kurien ... Städte und Landgemeinden auf fünf Gulden herabse[tzte], wurde das Wahlrecht in allen jenen Kronländern, in de[nen] es an eine höhere Steuerleistung geknüpft war, ein einh[eit]liches. Da der Census aber bereits damals in einzel[nen] Kronländern oder Theilen ein und desselben Kronlan[des] ein niedrigerer war, so besteht noch heute die Anoma[lie], daß z. B. in Galizien unter Umständen eine Steuerleistu[ng] von wenigen Kreuzern das Wahlrecht begründen kan[n], während dieses in den höchst kultivirten Theilen Oesterreich[s] nur an eine Steuerleistung von mindestens fünf Gulden ge[]knüpft ist. Darauf muß besonders hingewiesen werden, ... man oft das Argument hört, daß durch eine Beseitigu[ng] des Census der Einfluß der galizischen Analphabeten ver[]mehrt würde. Bei dem Umstande, daß das Wahlrecht ... den niedrigst kultivirten Ländern heute an den niedersten Census geknüpft ist, würde sogar, wie dies unwiderleglich nachgewiesen ist, die Einführung des allgemeinen Wahlrechts, so paradox es klingt, den Prozentsatz der Analphabeten unter den Wählern verringern.

Verschieden wie die Wahlberechtigung in den einzelnen Kronländern ist auch die Größe der Wahlbezirke. W[ir] finden Wahlbezirke mit einer Viertelmillion Einwohner neben solchen mit wenigen Tausenden, eine Erscheinung, die sich nur zum Theile aus der Verschiebung der Bevölkerung durch die Wanderbewegung erklären läßt.

Ist also die österreichische Reichsrathswahlordnung schon an und für sich monströs, so wird sie es noch mehr durch

Art, wie sie den einzelnen Klassen den Einfluß auf die etzgebung zumißt. So entfielen bei den Reichsraths-hlen des Jahres 1891

etwa 5000 wahlberechtigte Großgrundbesitzer	85	Mandate.
die Handelskammern	21	
338 500 Wähler in den Städten	118	
1 387 572 „ „ „ Landgemeinden	129	

Daber waren fast 4 Millionen erwachsene Männer erhaupt vom Wahlrechte ausgeschlossen.

Unter solchen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, ß eine Reform des Wahlrechts seit Jahren von demokratisch nkenden Männern angestrebt wird. Indeß fand sich im geordnetenhause nie mehr als ein Häuflein Männer für Idee einer ausgiebigen Erweiterung des Wahlrechts und t die Erstarkung der jungtschechischen Bewegung einerts und der Arbeiterbewegung andererseits brachte laut den unsch nach Ersetzung des bisherigen Wahlsystems durch s allgemeine Stimmrecht zum Ausdrucke. Aber noch schien e Aenderung des Wahlrechts in weite Ferne gerückt; da gte das Ministerium Taaffe im Oktober 1893 seinen Wahlformentwurf vor. Nach diesem sollte das Wahlrecht der roßgrundbesitzer und Handelskammern aufrecht bleiben, ngegen in den Kurien der Städte und Landgemeinden llen erwachsenen seßhaften und dauernd beschäftigten männchen Personen, die entweder vor dem Feinde gestanden der des Lesens und Schreibens kundig wären, das Wahlcht ertheilt werden. Damit war für die Stadt- und Landemeinden aller jener Kronländer, in denen die Kunst des esens und Schreibens bereits ein Gemeingut der ganzen evölkerung ist, ein dem allgemeinen Stimmrechte naheommendes Wahlsystem proklamirt.

Ueber die Gründe, die das Ministerium veranlaßten, anz insgeheim die Initiative zu ergreifen, kann man heute ur Vermuthungen anstellen. Gewiß spielte der Wunsch, ie deutsch-liberale Partei, die im Parlamente über eine ahlreiche Vertretung verfügt, in den Volksmassen aber einen Anhang besitzt, zu entwurzeln, mit eine Rolle. Indeß ieße es doch eine zu geringe Meinung von Taaffe und Steinbach haben, wollte man ihnen die Abneigung gegen die Linke als Hauptmotiv unterlegen, eine so wichtige Reform in Angriff zu nehmen. Neben christlich-sozialen Sympathien Steinbach's scheint der Taaffe'sche Wahlreformvorschlag der Verlegenheit entsprungen zu sein, in die den Ministerpräsidenten die Entwicklung der Dinge in Böhmen gebracht hatte. Die Tschechen zu „versöhnen“ zog Graf Taaffe im Jahre 1879 aus, und nach einer mehr als zehnjährigen Periode von Konzessionen war er beim Ausnahmezustande angelangt. Was blieb ihm übrig, als nach einem Mittel zu suchen, um die Wogen des Nationalitätenstreites zu glätten. Und dieses Mittel konnte naturgemäß kein anderes sein, als daß man gegen die nationalen Fragen die soziale ausspielte. Der erste tschechische Arbeiter, der im österreichischen Parlamente den Standpunkt der internationalen Sozialdemokratie vertrat, mußte den tschechisch-nationalen Radikalismus härter treffen, als alle Maßregeln selbst der skrupellosesten Polizei. Für Oesterreich konnte das Aufrollen der sozialen Frage im Parlamente eine Nothwendigkeit erscheinen, um den die Staatseinheit bedrohenden nationalen Radikalismus niederzuhalten, denn mochte man der sozialdemokratischen Partei auch noch so wenig freundlich gesinnt sein, zur gefahrdrohenden Macht konnte diese in dem noch vorwiegend agrarischen und national gemischten Reiche in absehbarer Zeit nicht heranwachsen.

Wie richtig die Rechnung war, mußte das Ministerium bald an dem eigenen Leibe erfahren. Schon die Aussicht, daß ein Dutzend Sozialdemokraten in das Abgeordnetenhaus einziehen, und daß es von nun an erbitterte Wahlkämpfe mit der nichtbesitzenden Bevölkerung geben werde, genügte, um die weitaus überwiegende Mehrzahl der Abgeordneten alle sie sonst trennenden Punkte vergessen zu lassen. Der Widerstand gegen die Taaffe'sche Reform wurde organisirt, und ihm ist Taaffe erlegen. Nur die Oktroyirung oder eine große Demonstration der Wiener Arbeiter hätte die Wahlreform zu retten vermocht. Zu Ersterer scheint es dem Ministerium an der nöthigen Kraft gefehlt zu haben, die Letztere soll erwartet worden sein. Die Wiener Arbeiterschaft fühlte aber keinen Beruf, dem Minister der Ausnahmegesetze die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Das Ministerium Taaffe war todt, aber nicht ohne eine bedeutungsvolle Erbschaft zu hinterlassen. Die Thatsache, daß einmal von autoritativer Seite die Nothwendigkeit einer umfassenden Wahlreform anerkannt worden war, war nicht mehr aus der Welt zu schaffen, und so gab es denn auch keinen Abgeordneten mehr, der es gewagt hätte, sie öffentlich zu leugnen und für das bestehende Wahlrecht einzutreten. Dem entsprechend wurde es als die erste und wichtigste Aufgabe des neuen Ministeriums (Windischgraetz) erklärt, eine Wahlreform zu schaffen. Indem man allerdings davon ausging, daß der Besitzstand der bestehenden Parteien unberührt bleiben müsse, knüpfte man die Wahlreform an eine unmöglich zu erfüllende Bedingung, und daran ist denn auch schließlich die Koalition und mit ihr das Ministerium zu Grunde gegangen. Denn nicht darauf konnte es ankommen, ein paar Vertreter der niederen Volksklassen in das Abgeordnetenhaus zu bringen, damit sie dort die Wünsche der bisher politisch Rechtlosen vertreten, sondern es mußte der Zusammenhang zwischen dem Parlamente und den Volksmassen hergestellt und die Fiktion beseitigt werden, daß die Vertreter der oberen Zehntausend auch die Vertreter des Volkes seien. Die Fiktion war haltbar, so lange den niederen Volksschichten jedes Klassenbewußtsein mangelte, so lange sie in den höheren Klassen ihre naturgemäßen Führer sahen. Als dem aber nicht mehr so war, als die niederen Schichten von der kleinbürgerlich-antisemitischen Bewegung einerseits und der sozialdemokratischen andererseits erfaßt wurden, da mußte die Fiktion sobald als möglich beseitigt werden, sollte das Parlament nicht zum Spielzeuge in der Hand der Regierung herabsinken. Denn nur Volksparteien sind Machtfaktoren, mit welchen man rechnet, nicht aber Parteien, in denen die Zahl der Generäle und Offiziere groß, die Zahl der Gemeinen hingegen klein ist.

Ausgehend von dem Grundsatze, daß der „Besitzstand“ gewahrt werden müsse, gelangte man dahin, die vier bestehenden Kurien durch eine fünfte ergänzen zu wollen, die man sich bald aus allen bisher vom Wahlrechte Ausgeschlossenen, bald aus bestimmten Theilen derselben zusammengesetzt dachte. In diesem Sinne sind die „Grundzüge für die Wahlreform“ gehalten, welche die letzte Regierung den Verhandlungen der Parteien zu Grunde legen zu wollen erklärte. Sie nahm dabei für ganz Cisleithanien 43 Abgeordnete in Aussicht, eine allein schon aus technischen Gründen unzureichende Zahl, wenn man bedenkt, daß damit ländliche Wahlkreise von mehreren hundert Quadratmeilen geschaffen worden wären. Aber der Grundsatz, „daß der Besitzstand gewahrt werden müsse“, verbot eine Vermehrung der Zahl und damit die Schaffung kleinerer Wahlbezirke.

Mit Recht wurde von klerikaler Seite darauf hingewiesen, daß eine solche Kurie der Besitzlosen eine große Gefahr für den sozialen Frieden bilde. Statt aber die Schaffung einer fünften Kurie überhaupt zu bekämpfen, suchte die polnisch-klerikale Majorität des Subkomitees diese Kurie so zu modeln, daß sie zu einer Vergrößerung ihrer Parteien im Parlamente führen müsse. Die fünfte Kurie sollte in zwei Abtheilungen getheilt werden, so daß auf 700 000 in Krankenkassen versicherte Arbeiter 13, dagegen auf rund 1,3 Millionen kleine Steuerträger 34 Abgeordnete entfallen sollten. Indem man die vorwiegend sozialdemokratisch angehauchten Arbeiter zu isoliren trachtete, meinte man nicht mit Unrecht, in den 34 Mandaten eine Domäne der klerikalen und antisemitischen Partei zu schaffen. Dies schien aber der deutschen Linken unannehmbar, und als die Regierung, die sich bisher steuerlos von den Majoritätsparteien hin- und hertreiben ließ, Miene machte, für den Majoritätsbeschluß des Subkomitees einzutreten, war dies mit ein Grund zur Sprengung der Koalition.

Kaum zwei Jahre sind seit dem Einbringen der Taaffe'schen Wahlreformvorlage verflossen, und schon zeigen die politischen Zustände Oesterreichs ein völlig verändertes Bild. Immer mehr durchdringt gerade die besten Kreise Oesterreichs der Gedanke, daß nur eine weitgehende Reform des Wahlrechts das politische Leben auf eine neue gesunde Grundlage stellen könne, und daß diese Reform nicht den Parteien überlassen werden dürfe, die an ihrer Vereitlung hervorragend interessirt sind. Und diese Parteien verlieren von Tag zu Tag an Einfluß und Bedeutung. Die autoritäre Richtung des Grafen Hohenwart hat schwer um die Herrschaft in dem klerikal-autonomistischen Lager zu kämpfen, und die deutsche Linke hat sich durch ihr Verhalten in der Wahlreformfrage eine Niederlage geholt, von der sie sich nicht leicht erholen dürfte. Gewiß, ihr stand nach dem Taaffe'schen Entwurfe ein Verlust von etwa 10—20 Mandaten bevor, aber dieser Verlust wäre durch die fast vollständige Vernichtung des Antisemitismus in Wien und Niederösterreich und durch das Nachlassen des nationalen Haders mehr als wett gemacht worden. Indem die Partei sich zur Vereitlung der Wahlreform in das Gefolge des Feudal-Klerikalismus begab, hat sie das Tischtuch nicht bloß zwischen sich und der Arbeiterschaft entzwei geschnitten, sondern auch den größten Theil der jungen deutsch-österreichischen Intelligenz von sich abgestoßen, der berufen gewesen wäre, ihr, die fast nur mehr aus Veteranen besteht, frische Kräfte zuzuführen. Wohin das von seinem Steuermann Plener verlassene Schiff der liberalen Partei nun treiben wird, wer vermag das zu sagen; in die schwierigste Lage aber ist die österreichische liberale Partei gerathen, genau so wie die belgischen altliberalen Autoritäre bei dem Versuche, dem Rade der Weltgeschichte in die Speichen fallen zu wollen. Denn man mag es begrüßen oder bedauern, daran kann kein Zweifel sein, daß die weitere Demokratisirung unserer Gesellschaft unaufhaltsam ist.

Wien. Michael Hainisch.

Joseph Chamberlain.

„Wenn die englische Republik bald kommt", sagte der amerikanische Nationalökonom Henry George vor etwa 12 Jahren, „so wird Chamberlain ihr erster Präsident sein." Dieser Ausspruch bezeichnet kurz und scharf die Stellung, welche Chamberlain bis vor einem Jahrzehnt im öffentlichen Leben einnahm. Er war der Vorkämpfer des äußersten Radikalismus, der Führer im Sturm gegen die Säulen des alten englischen Klassenstaates, die Staatskirche und den Grundadel. Gladstone's Liberalismus verblaßte gegenüber den grelleren Farben der Anschauungen jenes. Als Lord Salisbury im Jahre 1883 in Birmingham eine Rede hielt, nannte ihn Chamberlain in seiner berühmten Antwort den „Vertreter einer Klasse, die wie die Lilien auf dem Felde nicht arbeiten noch spinnen, deren Vermögen aus Schenkungen stammt, die in längst vergangenen Zeiten für Dienste gemacht worden sind, die Höflinge Königen erwiesen haben, und das seitdem, während die Besitzer gleichsam schliefen, durch die Arbeit anderer Leute gewachsen ist und sich vermehrt hat".

Und jetzt ist er der Kollege Lord Salisbury's und eine der Hauptstützen jener Männer, die nicht arbeiten noch spinnen, während die Liberalen seinen Namen nie ohne Ausrufe der Entrüstung und des Hasses nennen.

Die englische Regierung ist eben eine Regierung durch Parteien, und die Parteidisziplin beherrscht auch die bedeutendsten Politiker. Vor diesem Götzen müssen sie sich alle beugen, wenn sie wirken wollen, und oft ihre liebsten Ueberzeugungen zum Opfer bringen. Aehnlich wie Gladstone dadurch, daß er im Jahre 1846 Sir Robert Peel folgte, als dieser die Korngesetze abschaffte, nach und nach aus der „Hoffnung der strengen, unbeugsamen Tories", wie Macaulay ihn nannte, zu dem großen Reformminister ... als den wir ihn kennen, so hat sich Chamberlain, ... die Home-Rule-Frage ihn von der liberalen Partei ... hat, allmählich aus dem bittersten Feinde der Konservativen zu ihrem werthvollsten Verbündeten entwickelt.

Joseph Chamberlain, der jetzige Kolonialminister ... Kabinet Lord Salisbury's, ist im Jahre 1836 geboren ... ist also jetzt fast 60 Jahre alt. Sein glattrasirtes ... mit dem Monokel im Auge, seine stutzerhafte Kleidung ... der nie die Rose im Knopfloch fehlt und seine ... feurige Beredtsamkeit lassen ihn viel jünger erscheinen ... er ist. Birmingham, die Hauptstadt „des schwarzen ... ist die Wiege seines Ruhmes. Um die Entwicklung ... Stadt hat er große und unbestrittene Verdienste.

Chamberlain ist ein sehr reicher Mann. Er hat ... Vermögen in der Eisenindustrie erworben und sich schon ... von den Geschäften zurückgezogen. Seine städtische ... samkeit beginnt mit dem Jahre 1869, wo er zum Stadt... gewählt wurde. Hier erwarben ihm seine eiserne Energie, seine Arbeitskraft und Tüchtigkeit in kurzer Zeit die ... Stellung. Er trat an die Spitze der radikalen Partei, ... Ziel es war, mit dem alten Kirchspielklüngel und ... Gefolge von Begünstigung, Verschwendung und ... aufzuräumen und aus einer großen Ansammlung ... Fabriken, schmutzigen und engen Straßen mit elenden ... sundheitsgefährlichen Hütten eine wirkliche Stadt im ... Sinne, ein blühendes, aufstrebendes Gemeinwesen zu machen. Hierfür erschien Chamberlain seinen Mitbürgern als ... vom Schicksal gesandte Mann. So wurde er denn ... nach einander, in den Jahren 1873, 1874 und 1875 ... stimmig zum Bürgermeister gewählt. Diese drei Jahre ... deuten für Birmingham eine Zeit großer und fruchtbarer Reformen. Die Stadt kaufte zunächst für $1\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Sterling Bauplätze an, und wo früher schmutzige Gassen gestanden hatten, da erhoben sich bald breite ... Straßen mit prächtigen Gebäuden. Ferner übernahm ... Stadt für 4 Millionen die Versorgung ihrer Bürger ... Wasser und Gas von den Privatgesellschaften, in deren Händen sie bisher gelegen hatte. Durch diese Maßregel schaffte sie sich nicht bloß eine neue große Einnahmequelle, sondern lieferte auch dem Publikum besseres und billigeres Material. Die Errichtung einer großen Freibibliothek, ... Kunstakademie und vieler anderer gemeinnütziger Anstalten bezeichnet ferner die Zeit der Regierung Chamberlain's, während welcher Birmingham aus einer der schlechtest verwalteten zu einer der schönsten und bestverwalteten Städte Englands wurde.

Chamberlain's Mitbürger zeigten sich nicht undankbar. Seit 1876, wo er sich zuerst um einen Sitz im Unterhause bewarb, hat er nicht nur selbst die Stadt ohne Unterbrechung in Westminster vertreten, sondern auch ... souveräner Herrscher über fast alle übrigen Parlaments... der Stadt und Umgegend zu Gunsten seiner Verwandten und Freunde verfügt. Nicht mit Unrecht nennt man ... daher den „König von Birmingham". Am schlagendsten zeigte sich sein Einfluß, als er sich im Jahre 1886 ... Gladstone lossagte. Da folgten ihm ohne Zaudern Stadt und Land, und keine Anstrengungen von Seiten der Gladstonianer haben diese Anhänglichkeit zu erschüttern vermocht.

Was nun die politische Wirksamkeit Chamberlain's während des ersten Jahrzehnts seiner Zugehörigkeit zum Parlamente angeht, so ist schon erwähnt, daß er der ... kalste der Radikalen war, für die Konservativen der ... griff jeder politischen Verruchtheit. Unter den Liberalen ... wannen ihm sein organisatorisches Talent und seine ... Beredsamkeit bald einen hervorragenden Reiz, so daß er ... der muthmaßliche Nachfolger Gladstone's erschien. ... seiner thatkräftigen Leitung stand besonders der sogenannte „caucus", d. h. die Organisation der liberalen Partei ... Lande, die er nach amerikanischem Muster centralisirte.

Als daher im Jahre 1880 nach dem Sturze ... Beaconsfield's Gladstone die Regierung übernahm, ... sich gezwungen, Chamberlain eine Stelle in seinem Kabinet ...

ieten. Er machte ihn zum Präsidenten des Handels-
s. Ungern nahm Gladstone den aufstrebenden Politiker
einem Kollegen. Zwischen seiner vielverschlungenen,
thümlichen Natur, die mit gleichem Eifer sich in theo-
che Kontroversen, klassische Studien, Verfassungsfragen
Budgetberechnungen zu stürzen weiß, und dem prak-
n klaren und scharfen, aber der Weite und Tiefe erman-
dem Geiste Chamberlain's herrschte niemals Sympathie.
sehr des letzteren Ansehen aber beständig zunahm, zeigt
der Umstand, daß nach der Ermordung von Lord
endish im Phönixparke zu Dublin man ihm den gefähr-
n und verantwortungsvollen Posten eines Staatssekretärs
Irland anbot. Er lehnte ab, weil Gladstone damit
en Sitz im Kabinete verbinden wollte.

Die politische Thätigkeit Chamberlain's während der
re 1880—86 richtete sich außer auf die schwebenden
tischen Fragen, wie besonders die weitere Reform des
laments in demokratischem Sinne, die 1885 vollendet
rde, vor allem auf soziale Probleme. Er suchte seine
ahrungen in der städtischen Verwaltung auf das Staats-
ze zu übertragen und wirkte in Wort und Schrift für
Lösung der Landfrage durch die Schaffung von kleinen
dlichen Grundbesitzern. „Die Aufgabe, die Städte
die Arbeiter, die in ihnen leben, wohnlich zu machen",
t er in einem Aufsatz der „Fortnightly Review" vom
zember 1883, „muß auf den Grund und Boden geworfen
rden, den ihre Arbeit ohne irgend welche Anstrengung von
iten seiner Besitzer werthvoll macht." Gegen den Groß-
undbesitz in Stadt und Land richtete sich sein Kampf; das
nd sollte durch die Zertheilung der großen Landgüter in
ne selbständige Bauerngüter wieder bevölkert, der Ar-
iter sollte durch die Möglichkeit, ein Besitzthum zu
verben, an die Scholle und an das große Vaterland
fesselt werden.

Diese Bestrebungen, welche in dem Rufe „three acres
d a cow" zusammengefaßt wurden, stürzten die kurze
egierung Lord Salisbury's, welche im Juni 1885 auf das
n Parnell zu Fall gebrachte liberale Kabinet folgte, und
wannen vorzugsweise für die Liberalen die Wahlen des-
lben Jahres, bei denen die städtischen und ländlichen Ar-
eiter zuerst ihr Stimmrecht ausübten. Diese Wahlen
achten den Liberalen zwar die Majorität über die Konser-
ativen, aber nicht die absolute Majorität über diese und
ie von 61 auf 85 Abgeordnete gestiegene Gefolgschaft
Parnell's. Da that am 17. Dezember 1885 Gladstone den
deutungsvollen Schritt, sich im Prinzip für Home-Rule,
. h. für ein irisches Parlament in Dublin zu erklären, und
gewann dadurch zwar die Unterstützung Parnell's, spaltete
ber die liberale Partei. Die gemäßigten Whigs unter der
Führung von Lord Hartington, dem jetzigen Herzog von
Devonshire, aus dem altberühmten Hause der Cavendish,
Goschen und Sir Henry James sagten sich gleich von ihm
os. Chamberlain schwankte lange. Als im Januar 1886
Gladstone sein Kabinet bildete, nahm er die Stelle eines
Präsidenten des Lokalverwaltungsrathes an, doch nur, um im
folgenden März, nachdem der Premierminister dem Parla-
mente seinen Home-Rule-Entwurf vorgelegt hatte, auch
seinerseits zurückzutreten. Die neugebildete liberal-unionistische
Partei, in der Chamberlain von Anfang an eine führende
Rolle zufiel, brachte dann im Juli Gladstone's Gesetzent-
wurf und damit seine Regierung zu Fall, und die Wahlen
vom Juli 1886 bestätigten diese Abstimmung in vollem
Maße, so daß Salisbury, dieses Mal auf sechs Jahre, an
die Regierung kam.

Chamberlain's Entschluß in dieser wichtigen Frage
mußte um so mehr Erstaunen hervorrufen, als er bis dahin
immer für einen Freund Irlands und für einen entschiedenen
Gegner jeder Zwangs- und Ausnahmegesetzgebung, die da-
mals die einzige Alternative war, gegolten hatte. Die Iren
selbst hätten 1882 ihn am liebsten als Staatssekretär in
Dublin gesehen. Es ist möglich, daß besonders das Bei-
spiel seiner parlamentarischen Kollegen, des alten Volks-
tribunen John Bright, den er mit Stolz, wenn auch durch-
aus mit Unrecht, seinen Lehrer nennt, ihn zu seinem Ent-
schlusse bestimmte. Auf jeden Fall nahmen die Konservativen
ihn mit offenen Armen auf und wußten plötzlich seinen
Patriotismus und seine staatsmännischen Fähigkeiten nicht
genug zu preisen.

Die Erfordernisse der parlamentarischen Regierung, be-
sonders die Nothwendigkeit Salisbury zu unterstützen und
Gladstone und seinen Home-Ruleplan fernzuhalten, knüpften
das Band zwischen den beiden unionistischen Parteien immer
fester. Einmal zwar, im Jahre 1887, schien es, als ob es
zu einer Wiedervereinigung der Liberalen kommen sollte,
aber die Verhandlungen, die unter dem Namen der „Tafel-
rundekonferenz" bekannt sind, scheiterten, und seit der Zeit
ist der Bruch zwischen dem Gros der liberalen Partei und
Chamberlain immer weiter und unheilbarer geworden. So
ist es denn gekommen, daß der frühere muthmaßliche poli-
tische Erbe Gladstone's aus einem zeitweiligen Bundes-
genossen zu einer Hauptstütze und endlich neuerdings zu
einem Mitglied der konservativen Regierung geworden ist.

Daß er dabei manches Opfer hat bringen müssen, daß
er oft verbrannt hat, was er früher anbetete, und daß er
angebetet hat, was er vordem verbrannte, liegt eben in der
Nothwendigkeit begründet, dem Treiben praktischer Politik
den wichtigsten Fragen eine Reihe anderer Fragen unterzu-
ordnen. Gleichwohl hat sich Chamberlain ein Reformgebiet
zu wahren gesucht, welches zum Theil außerhalb der die
beiden großen Parteien trennenden Verfassungsfragen liegt
— das weite Gebiet der sozialen Fragen.

Er vertritt seit einigen Jahren einen gemäßigten
Staats- und städtischen Sozialismus, freilich englischer Art.
Die Kürzung der Arbeitszeit, besonders in den Bergwerken,
die frühere Schließung der Läden, eine Unfallversicherung,
Alterspensionen durch Einrichtung freiwilliger Sparkassen
durch den Staat, die Beschränkung der Einwanderung
fremder Armen, die Schaffung gesunder Arbeiterwohnungen
durch die Städte und die Ermächtigung der städtischen Be-
hörden, Geld vorzustrecken, um die Arbeiter zu Eigenthümern
ihrer Häuser zu machen — das sind die Hauptpunkte
eines sozialen Programms, das Chamberlain zuerst in der
Nineteenth Century (November 1892) entwickelt hat. Es ist
nicht minder bezeichnend durch das, was es enthält, als
durch das, was darin fehlt. Von der Landfrage, die
Chamberlain früher für die Wurzel alles Uebels hielt, von
der Besteuerung des städtischen Grund und Bodens, be-
sonders in London, wo er zum großen Theile in den Händen
weniger Adeligen ist, von der Abschaffung der Primogenitur
und der allmählichen Zertheilung der großen Güter — ist
hier nicht mehr die Rede. Offenbar hat Chamberlain diese
Ideen im Interesse des Zusammenarbeitens mit den Konser-
vativen zurückgestellt.

Bis jetzt ist Chamberlain's öffentliche Thätigkeit, so
fruchtbar sie auch für seine Heimathstadt war, für das
größere Vaterland unfruchtbar geblieben. Die folgenden
Jahre werden ihm Gelegenheit geben, zu zeigen, ob er nicht
bloß ein schneidiger Parlamentarier und Parteiorganisator,
sondern auch ein Staatsmann im großen Sinne des
Wortes ist.

London, Ende Juli 1895. Ph. Arnstein.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Schicksale eines „Ketzers" im modernen Mecklenburg.

An Moritz Wiggers Sarge spricht vor der Ueber-
führung zu der von dem Todten angeordneten Feuer-
bestattung nach Gotha ein Rostocker Prediger einige Worte
der Anerkennung für die Charakterfestigkeit des Verstorbenen,
die sich auch in der Anordnung der ungewohnten, aber
weder dem Christenthum noch der Auferstehungshoffnung
widerstreitenden Feuerbestattung zu erkennen gebe. Er ist
nicht im Ornat und vollzieht nicht die kirchlichen Formeln

der Einsegnung der Leiche, sondern redet als Privatmann wie ein anderer Freund, der damit einem Wunsche der Familie nachkam. Ein mehr eifriger als den mecklenburgischen Verhältnissen entsprechend vorsichtiger Zeitungsreporter berichtet an Schweriner Blätter über dies Ereigniß, und der Oberkirchenrath, damals noch unter dem Präsidium des bald darauf wegen hohen Alters zurückgetretenen und nach einigen Monaten verstorbenen Kliefoth, zieht den Prediger zur Verantwortung. Dieser vertheidigte seine Anschauung von der Feuerbestattung auch in Zeitungen und in einem Vortrage im Verein für Feuerbestattung in Berlin, zu dem er durch den Vorstand dieses Vereins eingeladen war. In Folge dessen verlangt der Oberkirchenrath von dem Rostocker Magistrate eine Disziplinaruntersuchung gegen den Widerspenstigen und leitete nach Ablehnung dieses Verlangens selbst die Untersuchung ein, die nach vielmonatlicher Dauer nunmehr mit Absetzung des Angeklagten geendet hat.

Pastor Müller, der einzige liberale Pastor in Mecklenburg, wie er selbst mit etwas scharfen Worten der Berliner Versammlung sich vorgestellt hat, ist durch mancherlei Aeußerungen schon öfter mit dem Oberkirchenrath in Konflikt gekommen, was die Entscheidungsgründe des oberkirchenräthlichen Urtheils ausführlich aufzählen und eingehend besprechen; er scheint auch öfter seine Verfehlungen anerkannt und ihre Vermeidung für die Zukunft zugesagt zu haben. Aber stärker als die Zucht brach die Natur und innere Ueberzeugung immer wieder durch; so in Ansehung der Civilehe und der kirchlichen Trauung, welche letztere von der Landeskirche streng festgehalten wird, als wäre ihr keine bürgerliche Zusammengebung und „Anvertrauung" vorausgegangen, ein Standpunkt, den der bibelfeste und strenggläubige Baumgarten oft bekämpft hat. Auch bei einer zur Verbrennung bestimmten Leiche hat Pastor Müller schon einmal Amtshandlungen vorgenommen, freilich ohne in diesem Falle zur Rechenschaft gezogen zu sein.

Etwas anderes war es wohl mit dieser nachträglichen Huldigung für Moritz Wiggers, dessen Namen so eng mit dem mecklenburgischen Staatsgrundgesetz verknüpft war, das der spätere Oberkirchenrathspräsident Kliefoth schon als Hofprediger bekämpft und „Samen des Antichrist" genannt hatte, wie er später in seiner Schrift „letzte Bücher von der Kirche" den Konstitutionalismus als Lüge und den Liberalismus schlechthin als kirchenfeindlich bezeichnet hat. Es zeichnet den Geist dieses Kreises, daß ein dem Präsidenten Kliefoth befreundeter Professor der Theologie die deutsche Reichsgesetzgebung auf Antichristenthum verklagte, und daß er ebenso wenig Widerspruch beim Kirchenregimente erfuhr, wie ein anderer Prediger, der sich öffentlich mit dem Ausspruch vorwagte: „Das jetzige Reichsregiment, ein Erzeugniß des Teufels, hat in den Unterdrückten hervorgerufen nicht eine Mißstimmung, sondern einen Haß und Zorn, der alle Tage vor dem Herrn Zeugniß ablegt." Dem bekannten Führer des mecklenburgischen Liberalismus, Wiggers, eine Art nachträglicher Huldigung gewidmet zu haben, konnte somit dem Pastor Müller um so weniger verziehen werden, als in der mecklenburgischen Geistlichkeit auch nicht der leiseste Anflug von liberaler Gesinnung geduldet wird, wie auch das allen Geistlichen zugegangene Verbot, sich an dem — Lutherfestspiel zu betheiligen, noch in neuester Zeit zur Genüge dargethan hat.

Die „Entscheidungsgründe" des Oberkirchenraths stellen zu allem Ueberfluß die Betheiligung des Pastor Müller ganz anders dar, als wie sie sich wirklich zugetragen hat. Danach soll nämlich sein Amtskollege das Ersuchen der Familie Wiggers, bei der Leichenfeier mitzuwirken, abgelehnt, Pastor Müller diese aber gewährt haben, ohne sich vorher mit seinem Amtsbruder wegen der Gründe von dessen Ablehnung verständigt zu haben. Jener ist aber gar nicht in die Lage gekommen, ein Gesuch abzulehnen, da weder an ihn, noch an einen anderen Geistlichen ein solches Gesuch gestellt ist, wie denn Moritz Wiggers ausdrücklich eine geistliche Thätigkeit bei seiner Leiche nicht gewünscht hatte. Sodann soll Pastor Müller sich „amtlich" betheiligt und die „zur Verbrennung bestimmte Leiche" eingesegnet haben. widerspricht ebenfalls den Thatsachen: denn Pastor M… hat lediglich die Erlaubniß erbeten, als Privatmann … Worte zu sprechen, ist weder im Ornat erschienen, noch er irgend eine amtliche Verrichtung, etwa durch S… der gebräuchlichen Fürbitte oder durch Einsegnung der … vorgenommen. Diese Thatsachen hätten durch Verne… einiger Anwesenden, unter denen Mitglieder des … und andere hochangesehene Personen sich befanden, … festgestellt werden können. Daß Pastor Müller diese falsche … stellung selbst zugegeben haben könnte, ist schwer zu … wenn er nicht durch die Untersuchung, d. h. durch … der Befragung, in jenen Zustand versetzt war, der alles … gibt, was dem Inquisiten vorgeworfen wird; einen … Zustand kennen wir aus dem alten Inquisitionsverfahren, wo auch schon ohne „scharfe Befragung", nämlich ohne … drohung oder Anwendung von Leibesstrafen und … körperlichen Foltern nicht selten alles zugegeben wurde.

Wenn dem aber so ist, daß der beanstandete Vor… selbst schon völlig wahrheitswidrig dargestellt wird, … Vertrauen verdienen dann die ganzen „Entscheidungsgründe" und das ganze Verfahren? Und weshalb werden im … ziplinarverfahren dem Angeschuldigten jene Wohlthaten … Rechtssicherheiten vorenthalten, die im ordentlichen … verfahren den Angeklagten nach Möglichkeit vor ungerechter Verurtheilung schützen? Eine Berufung an eine … Rechtsinstanz gibt es in diesem Disziplinarverfahren … oder darf man sagen Kirchengericht? — nicht. Die … des Großherzogs, die der aus Amt und Brot vertriebene mittellose Mann, der Ernährer einer Frau und unversorgter Kinder, angerufen hat, um das äußerste abzuwenden, … ihm nicht zu Theil geworden. Einstweilen hat die … Rostock auf fünf Jahre eine Unterstützung von 600 … bewilligt und von der Bürgervertretung ist der Magistrat ersucht worden, Herrn Pastor Müller irgend ein passendes Amt zu übergeben; oder was ist damit geschehen? … wie können die schweren Folgen dieser Disziplinarverurtheilung wieder gut gemacht werden?

Sie ereignete sich im Jahre 1895 im Lande Mecklenbu…

Thulensis

Der moderne Student.

Wer von uns jemals deutscher Student gewesen … gedenkt dankbar und froh der akademischen Zeit. … wissen wohl, daß wir von der Universität etwas mehr … gebracht haben, als eine wehmüthige Erinnerung an jonung … Jugendtage und lustige Wanderfahrten: einmal im Lebe… haben wir doch uns selbst angehört, einmal wenigstens durften wir versuchen wirklich etwas zu werden. Darum halten wir mit eifersüchtiger Wachsamkeit darauf, daß unsere … Jugend dieser Segen nicht verkümmert wird und hören … gern von Veränderungen, die keine Verbesserungen sind.

Daß man die akademische Freiheit aufgehoben … mag so schlimm nicht sein, obgleich doch wieder … Schranke gegen das leibige Philisterium gefallen ist. … denklicher sind die sich mehrenden Anzeichen, daß die Studenten selbst die Grenze zu verwischen trachten, daß sie … mehr das volle Bewußtsein ihrer bevorzugten Stellung … haben. In meiner Jugend hielt man den Titel studiosus fest, so lang es irgend möglich war, aber schon in den siebziger Jahren mußte ich als Bibliothekar die Bemerkung machen, daß die bücherleihenden Studenten sich schon vor dem Examen als Kandidat bezeichneten. Aehnliche Erfahrungen hatten wir allerdings auf den altpreußischen Universitäten gemacht. Hier sahen wir mit Erstaunen, … Juristen und Theologen nach einem Triennium, in dem … doch nichts Richtiges gelernt haben konnten, sich beeilen … von der Universität fortzukommen, hier fanden wir dem…

einjährige Freiwillige, die der militärischen Disziplin …worfen sind und sogar Rücksicht auf den künftigen …veleutenant nehmen müssen, also vollkommen unfreie …ister inmitten der akademischen Verbindungen. Das …ntische Selbstbewußtsein ist, wie es scheint, gering ge…en: man sieht es im äußerlichen Auftreten, in Kleidung … Manieren. Die Verbindungen verbieten ihren Mit…ern auf der Eisenbahn dritter Klasse zu fahren. Das … ein trauriges Zeugniß für die Denkweise der Leute. …n, hätten sie schon Vernunft, so wüßten sie, daß ein …er Mann, der selbst noch nichts hat und ist, überhaupt …r Vermögens- und Rangklasse angehört, hätten sie noch …entischen Stolz, so würden sie meinen, daß eine bunte …ße auch die vierte Klasse zu einem Ehrenplatze macht … daß im Uebrigen ein akademischer Bürger über die …ndes- und Vermögensunterschiede der Philisterwelt erhaben … Wenn man freilich hört, daß andere Studenten als …te befreundeter Korporationen beim Abschied Billets …r Klasse nehmen, — aber nur bis zur nächsten Station, …verzichtet man auf eine Verständigung mit solcher …ernheit.

Alles das sind ja nur Aeußerlichkeiten und ein alter …r soll in seinem Urtheil über die Jugend vorsichtig sein; …ere Zeiten, andere Sitten, und vielleicht sind alte Thor…en von neuen abgelöst. Da hört man gerne einmal …n Mann, der mitten im akademischen Treiben steht, der … naturgemäßen Wechsel der Verhältnisse und Anschauun… mit erlebt hat und mit der Jugend jung geblieben ist. …fessor Theobald Ziegler in Straßburg, den Lesern … „Nation“ wohl bekannt, hat seine Vorlesungen über …demisches Leben herausgegeben unter dem Titel: Der …tsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts.*) … ist ein liebenswürdiges Buch, herzerfrischend durch die …rme und Offenheit, womit Werth und Würde des …demischen Lebens vertheidigt und seine Schäden rücksichts… besprochen werden. Die etwas lockere Form der Vorträge, …der nicht alle Gedanken gleichmäßig durchgearbeitet sind, …t einigermaßen den Eindruck wieder, wie das gesprochene …ort uns in ein persönliches Verhältniß zu dem Redner …t. Wenn wir die kleine Schrift trotzdem mit einem Ge…l des Mißbehagens aus der Hand legen, so ist der …und, daß wir die Befürchtung bestätigt finden, die unsere …enen Beobachtungen in uns erweckt haben. Die alten …ugenden unserer akademischen Jugend, die Liederlichkeiten …er Art, das Trinken, das Kommentreiten sind geblieben. …ß der Frühschoppen zu einer allgemeinen Institution …worden, ist eine traurige Neuerung. Der Mangel an …gemeiner Bildung, die Examenpaukerei scheinen eher …limmer als besser geworden und ebenso jenes unstudentische …esen, das sich schon äußerlich in dem geschniegelten Auf…len, in Kleidung und Geberden zeigt. Daß Einer be…nderen Werth auf seine Formen und gute Kleidung legt, … auch früher Niemandem verargt worden, aber wenn …nze Korporationen diese Dinge vorschreiben und mit …ichtigkeit behandeln, so beweisen sie leider, daß sie für …n eigentlichen Werth des Studentenlebens kein Verständniß …ben. Mit Recht sagt Ziegler:

„Wahre Bildung ist Ausgestaltung der Eigenart. Was soll also …o unserer deutschen Bildung und aus der deutschen Männerwelt …rden, wenn schon unsere Jünglinge als glatt geschliffene, das heißt …er dann als verschliffene Dutzendmenschen umherlaufen? Uns Erwachsene …ingt das Leben, die Gewohnheit und vor Allem die Macht der öffent…hen Meinung in das Joch der Sitte und der Form; sie sind freie …enschen und sollen sich diesen Zwang nicht anthun, dieses Joch wenig…ns nicht so unbesehen, nicht so widerstandslos auflegen lassen. Und … will es mir doch oft vorkommen, wenn ich zusehe, wie sich die jungen …erren gegenseitig vorstellen, mit welcher formvollendeten Grandezza …d Feierlichkeit, oder ästhetisch gesprochen, mit welchen steifen Armver…nkungen sie sich begrüßen, als wären sie gegenseitig lauter wirkliche …eheime Räthe, eine wahre Mandarinenhierarchie und nicht Kommili…nen, nicht freie Bürger eines demokratischen Gemeinwesens, es will mir …orkommen, als sitze auch ihnen der Zopf schon recht gehörig im Nacken, …ls seien sie auf dem besten Wege, vor der Zeit recht unfreie und arm…lige Bildungsphilister zu werden.“

*) Stuttgart, G. J. Göschen 1895.

Naturgemäß gehören hierher jene „Feuerreiter des Komments“, — „das sind jene hohlen und geistlosen Elemente, die sich deswegen an die Form und an die Schale halten müssen, weil es ihnen an innerem Gehalte fehlt“ — und mit dieser Veräußerlichung des studentischen Lebens hängt auch das „Protzenthum zusammen, das doch wirklich heute weiter zu gehen scheint, als der Fernerstehende ahnen kannte. Daß es Studenten gibt, die „sich mit silbernen Armbändern behängen“, oder die „es für unanständig halten, wenn mehr als zwei zusammen in einem Wagen fahren“, das sind freilich Neuerungen, die man vor 30 Jahren nicht für möglich hielt. Ich habe in Jena, Bonn und Kiel studirt: das sind doch wohl die Typen einer „kleinen“, einer „vornehmen“ und einer „Arbeitsuniversität“, an allen drei Orten galt diese äußere Vornehmthuerei selbst bei den meisten Korps für lächerlich. Namentlich die „Exklusivität des Besitzes“, wonach eine bestimmte Höhe des Wechsels zur Bedingung gemacht wird für die Aufnahme in eine studentische Korporation, fand sich meines Wissens nur bei den Bonner Borussen. Bei ihnen sind denn auch heute die vorschriftsmäßigen Luxus- und Renommirausgaben so hoch, daß man die angegebenen Summen nicht zu wiederholen wagt, und man darf sich nicht darüber wundern, daß ihren Köpfen der Friseur wichtiger als der Professor ist und daß die sonstigen Anstandspflichten ihnen keine Zeit mehr zum Studiren lassen. Und bei dieser Gesellschaft, die in studentischer Unsitte am weitesten vorangeschritten ist, verkehren die Kinder von ganz anständigen Familien. So sind die Söhne des Braunschweiger Regenten bei ihnen eingeführt, sowie früher der jetzt regierende Kaiser dort verkehrt hat. Daß die Mitglieder dieses Korps zumeist aus der nothleidenden Landwirthschaft hervorgehen und erfahrungsmäßig ihr späteres Unterkommen in den höheren Stellen unserer Staatsverwaltung finden, würde eine ernsthafte und eingehende politische Untersuchung verdienen. Eine solche lag natürlich nicht in dem Plan des Ziegler'schen Buches, dagegen hätte er wohl erwähnen können, daß diese ganze ungesunde Richtung von den Korps getragen wird, denen sich die Burschenschaften immer mehr angleichen. Eine natürliche Folge ist das „über seine Mittel Leben“. Aber auch darin gehen doch die Verbindungen am weitesten und, wie mir scheint, wird ein verderblicher Einfluß von außen her auf sie ausgeübt, indem es Sitte wird, daß die alten Herren den Verbindungen ein Kneiplokal bauen und ihre Schulden bezahlen. Dadurch werden die jungen Leute geradezu verhindert das zu lernen, was ihnen für das ganze Leben so nützlich wäre, die Kunst mit ihren Mitteln auszukommen. Man sagt wohl, daß die Schulden nicht zum Nutzen des Einzelnen, sondern für die Ehre der Verbindung gemacht seien. In Wahrheit sind es meistens Renommirschulden und gerade die Verantwortlichkeit für die Verwaltung der Korporationsgelder sollte eine Schule für das öffentlich Leben sein! Was die mit diesen Fragen zusammenhängende Stipendienordnung betrifft, so müssen die Verhältnisse wohl sehr verschieden sein. In Kiel wenigstens ist die Forderung höherer Summen für wissenschaftliche Arbeiten längst erfüllt.

Auch in einem anderen Punkte scheinen die Straßburger Sitten von anderen abzuweichen, wenn man dort „großen Werth auf das Fechtenkönnen legt“. An den mir bekannten Universitäten haben die meisten Studenten gar nicht fechten gelernt und es würde ihnen schwer fallen, einen Paukboden zu belegen. Der Vorschlag, die Mensuren als „öffentliche Kampfspiele“ beizubehalten, verdient erwogen zu werden. Das nichtakademische Publikum würde den Anblick der mit Binden und Bandagen gepanzerten und beschirmten Ritter mit dankbarer Heiterkeit begrüßen und mit neugieriger Spannung darauf warten, wie die Betheiligten es fertig bringen werden, sich gegenseitig eine Verwundung beizubringen.

Anders steht es mit den Duellen. Sie vermehren sich, sagt man, in akademischen Kreisen und deshalb bedauere ich, daß Herr Ziegler sich gerade hier nicht mit der gewohnten Entschiedenheit ausgesprochen hat. Er nennt das Duell sittlich verwerflich, aber er entschuldigt es bei den

Studenten mit der Sitte der Philister und nennt als Vertheidiger unter Anderen — Herrn von Treitschke! Seine ganze Ausführung erscheint mir unbefriedigend, weil er es vermieden hat, den Begriff der Ehre klar zu stellen. Ich meine, gerade darin hat die allgemeine Sittlichkeit einen erfreulichen Fortschritt gemacht, daß der Begriff der Ehre von dem Urtheil Anderer vollkommen unabhängig geworden ist. Bei anständigen Menschen gilt heute für ehrenhaft, daß Einer, was er für gut und recht hält, thut und sich durch keine Rücksicht daran hindern läßt, nicht durch Feigheit oder Eitelkeit, nicht durch Gewinn oder Schaden. „Die Ueberzeugung ist des Mannes Ehre". Damit hat weder Duell noch Mensur irgend Etwas zu thun. Allerdings hat jeder Stand seine eigene Ehre, das heißt: die besondere Aufgabe eines jeden Standes bildet das Pflichtgefühl nach einer bestimmten Richtung seiner aus. Ein Offizier zum Beispiel ist bezahlter Staatsbeamter und hat daher in erster Linie den Gehorsam gegen das Gesetz des Staates zu bewahren. Seine Standesehre gebietet ihm also eine Herausforderung zum Duell nicht anzunehmen. Noch deutlicher tritt dies bei einem Richter oder Staatsanwalt hervor, deren eigentlicher Beruf es ist den Staatsgesetzen Geltung zu verschaffen. Alle diese Beamte können das Gesetz für verkehrt halten und seine Abschaffung herbeizuführen suchen, so lange es aber besteht, müssen sie es halten oder auf ihr Amt verzichten. Wenn dieses einfache Pflichtgefühl nicht durch eine Wolke herkömmlicher Phrasen verdunkelt würde, wäre das Duell in drei Tagen abgeschafft.

Aber es scheint wirklich, als ob der gewöhnliche Menschenverstand zum Verständniß unserer militärischen Sitten und Einrichtungen nicht ausreichte. Man denke an den Zeugnißzwang für die Einjährigen, der unsere Gymnasien mit einem Ballast von Banausen füllt, an dessen Ausbildung jede Lehrerkraft erlahmen muß. Hier wird als Wunsch geäußert, daß „das Militärdienstjahr nicht auf das Triennium angerechnet wird und die öffentlichen akademischen Benefizien während der Ableistung der Militärpflicht aufhören." Und so Etwas muß noch gesagt werden!

Im Ganzen haben mir die Zieglerschen Vorträge die Ansicht bestätigt, daß die herkömmlichen Formen des studentischen Lebens, wie sie namentlich in den Verbindungen ausgebildet sind, sich überlebt haben. Die Umgestaltung des gesammten Staatslebens ist nicht ohne Einfluß auf die Universitäten geblieben. Es ist ein Vorrecht der Jugend, den großen Gedanken der Vaterlandsliebe, der Hingebung im Volk und Staat reiner und wärmer zu erfassen, als es später geschieht, wenn Stand und Beruf den Gesichtskreis eingeengt haben und die natürlichen Regungen des Geistes verkümmert und erschlafft sind. So war es vor 1870, als vor Allem die Burschenschaft den nationalen Gedanken pflegte, und so wird es bleiben. Allein es ist eine große Veränderung eingetreten. Damals war es die staatliche Organisation, die einheitliche Zusammenfassung des Volkes, die man zunächst erstreben mußte, heute, wo der größte Theil des Volkes zu einem Reich vereinigt und der Anschluß der Fehlenden keine dringende Frage ist, führt die Vaterlandsliebe zu ganz anderen Aufgaben. Das Verhältniß des Einzelnen zum Staat und der verschiedenen Stände zu einander ist zu erwägen. Hier sind neue Ideale zu gewinnen. Und da der vierte Stand erst in unserem Jahrhundert emporgekommen ist und noch um seine Gleichberechtigung kämpft, muß der künftige Staatsbürger auch über das Verhältniß von Unternehmern und Arbeitern sich Klarheit verschaffen. Er darf sich nicht, wie früher, als Mitglied einer Honoratiorenklasse fühlen, sondern losgelöst von allen gesellschaftlichen Sonderinteressen und Vorurtheilen muß er sich Theilnahme und Verständniß für alle Stände seines Volkes zu erwerben suchen. Das ist, was heute einzig noch auf den Namen nationaler Gesinnung Anspruch machen kann. Die Burschenschaften sollten sich ja statutenmäßig dieser Aufgabe widmen, aber, was man davon hört, ist nicht der Rede werth. Eigene Vereine hält Ziegler wohl mit Recht für überflüssig. Vortrefflich spricht er über den Besuch sozialdemokratischer Versammlungen:

„Freilich hat man das für besonders gefährlich erklär[t] ... Gesellen und junge Handwerker ertragen können und müssen ... Sie Studenten auch ertragen können. Und selbst wenn ... bleibend für die Sozialdemokratie gewonnen werden —: es ... auch hier nach einem Worte Herbarts Jünglinge gewagt ... Männer zu werden! Und sachlich halte ich das ohnehin ... glück. Gebildete, namentlich historisch gebildete Elemente ... Sozialdemokratie werden diese — so „naiv" bin ich ... immer mehr zu einer sozialen Reformpartei machen und ... Utopistische und Radikale ausreden; und das ist doch ... wahren Bekämpfung. So lange man immer wieder mit ... operirt, antwortet auch die Gegenseite mit Umsturzdrohungen ... Wege der wirklich immer noch dringend nothwendigen sozialen ... dagegen werden wir uns schließlich alle friedlich wieder zusammen... können." —

Was dann freilich weiterhin über den Gegen[satz] ... Individualismus und Sozialismus gesagt ist, ist ... gestanden, nicht ganz klar geworden. Ich möchte ... glauben, daß man über alle diese Dinge sich leicht[er ver-]ständlich machen könnte, wenn man das Wort ... vermeiden wollte. Ich bin kein Sprachreiniger und ... Fremdwörter gerne, wenn sie irgend etwas ver... aber ich meine, daß man sie vermeiden sollte, wenn [sie über-]flüssig sind. Im Uebrigen wird Jeder in einem Bu[che, das] alle Lebensbedingungen der Gebildeten streift, ... Widerspruch und Zweifel finden. Was zum Bei... die Religion gesagt ist, würde ich nicht unter... Dennoch können wir nur wünschen, daß die aka[demische] Jugend von dem Geist, der diese Vorträge beseelt, ... und geleitet werde.

C. Aldenhoven.

Aus der Urzeit des Menschen.

Es gibt eine Reihe von Begriffen, die im Lau[fe der] Jahrhunderte ihre Bedeutung gewechselt und einen ... angenommen haben, der mit dem ursprünglichen oft ... in diametralem Gegensatze steht. Zu diesen Begriffen ... auch der der Horde (Orta, Orda, Artel, Ortel). ... Achelis in der Horde einen chaotischen Zustand der ... menschheit erblickt, ein gährendes Durcheinander, das ... durch einen durch die Natur selbst begründeten Ge... differenzirt ist, hält Karl Friedrichs sie für eine ... Familie ohne Gruppirung, für eine zufällige Verein[igung] Einzelner, Alsberg wieder für eine aus den Angehör[igen] einer einzigen oder aus mehreren befreundeten Familien ... stehende Zusammensetzung von verschiedenem Umfange, Hellwald endlich für diejenige blutsverwandt... Gruppe, wo ein ordnungsloser Geschlechtsverkehr zwi[schen] Vätern und Müttern bestand und sich die Kinder ... und allein um die Mutter als ihre Begrün[derin] schaarten. Doch alle die Ansichten sind aus falscher ... schungsmethode entsprungen, indem sich ihre Vertreter ... leitende Ideen a priori konstruirten und sie dann ... mit Thatsachen belegt haben. Die entgegengesetzte Me[thode] schlägt Prof. Dr. Mucke ein. Er sammelt zunächst ... Thatsachen Erfahrungen und nimmt dann auf Grund ... letzteren Gedankenverknüpfungen vor, und so kommt er ... seinem soeben erschienenen Werke: Horde und Fam[ilie] (Stuttgart, Ferd. Enke 1895, 308 S.) in ihrer urgeschicht[-] lichen Entwicklung zu folgenden Ergebnissen.

Horde ist dasjenige Gebilde räumlichen Zusammen[-] lebens der Menschen in der Urzeit, in welchem die Gl[ieder] unter Leitung und Führung eines oder mehrerer ... gleiche Zwecke verfolgen. Von Anbeginn stand der M[ensch] in enger Beziehung zu dem ihm nahrungspendenden ... ihn beherbergenden Grund und Boden. Er hing an ... Wohnraum so fest, daß selbst alles Menschliche, was au[ßer-] halb seiner Oekumene lag, ihm ein Anderes, ... war, was auf ihn abstoßend wirkte und was er ... zurückwies, dagegen das innerhalb seiner Oekumene ... Menschliche erschien ihm als Gleiches und bewirkte ...

waren denn die ersten Verbände der Menschen Raum-
bände und die ersten menschlichen Verwandtschaften
Raumverwandtschaften. Schon die Etymologie von Ver-
wandtschaft deutet auf Räumliches hin, da es eigentlich die
iche Umwandung, d. i. Begrenzung bezeichnet. Bei ge-
nauerer Prüfung der Thatsachen stellt sich dem Verfasser
erste räumliche Lagerung als ein Reihenbild dar, die
Männer lagerten für sich und ebenso auch die Weiber ent-
sprechend ihrer Altersfolge. Die ersten Verwandtschafts-
ennungen sind daher nicht Blutsverwandtschafts-, sondern
Raumverwandtschaftsbezeichnungen, je nach der Nähe oder
Ferne der örtlichen Lagerung.

Auch der Begriff Generation ist ursprünglich kein Zeit-
begriff, sondern ist aus Raumvorstellungen hervorgegangen;
räumliche Aufeinanderfolge wurde erst später in eine
zeitliche umgesetzt. So war auch die gens im Anfange eine
Hordengenossenschaft und wurde erst viel später zur Geschlechts-
genossenschaft. So glaubt denn der Verfasser in der räum-
lichen Gleichheit des Ursprungs den Schlüssel für alle Ge-
heimnisse der menschlichen Urgesellschaft und zugleich den
Erklärungsgrund für das andauernde Gattungsbewußtsein
der Urzeit zu finden.

Auf Grund dieser neuen Betrachtung erweist sich die
Theorie, das Leben der Menschheit habe mit einer rein
sozialen Organisation begonnen, wie sie beispielsweise Lewis
Morgan in seinem Werke: Systems of Consanguinity
and Affinity of the Human Family vertritt, als ein
großer Irrthum. Soziale Organisation setzt bereits indi-
viduirte Menschen voraus, die nach bewußten Ideen,
Zwecken und Interessen handeln.

Doch verfolgen wir mit dem Verfasser das
Hordenbild als räumliche Gemeinschaft noch genauer.
Wie bemerkt, bildete die Horde der Urzeit ein gegliedertes
Reihenganzes nach Geschlecht und Geburtsfolge, es gab
männliche und weibliche Reihenpunkte. Alle Glieder waren
einander gleich, es existirte keine Ueber- und keine Unter-
ordnung, sondern nur Bei- oder Nebenordnung. Selbst das
Haupt des Ganzen, der erste, der die Leitung und Führer-
schaft hatte, war ein Gleicher, er war nur primus inter
pares, durchaus nicht Herrscher. Seine Thätigkeit richtete
sich auf die Erhaltung des Wechselverhältnisses zwischen
dem Ganzen und den Gliedern. Was die Ehe anlangt, so
bestand in der Urzeit nicht wilder, regelloser Geschlechts-
verkehr zwischen Männern und Weibern, sogenannte Promis-
kuität, sondern Paarungsehe in Form dauernder Lebens-
vereinigung und bestimmt durch die Grade der Entfernungen
der Lagerreihen. Sie war ein sich fortspinnendes Lebens-
verhältniß zwischen zwei durch die Lagerung für einander
bestimmter Wesen entgegengesetzten Geschlechtes auf Grund-
lage der Sympathie, deren Tiefe wieder von der Nähe oder
Ferne der Raumverwandtschaft abhing. Das Weib der
urzeitigen Horde war dem Manne nicht unterworfen, es
war nicht seine Sklavin, wie auch er nicht ihr Herr und
Gebieter war. Die primitive Horde kann als ursprüngliche
räumliche Lagergenossenschaft wegen der Unvollkommenheit
ihrer Behausung bezw. Bedachung nie von großem Umfang
gewesen sein, d. h. ihr Umschließungsraum kann sich nicht
sehr weit ausgedehnt haben. Erst im Laufe der Zeit, als
durch die zeugungsfähige Generation die einzelnen Raum-
gruppen oder Kammern überfüllt wurden, gestaltete sich die
Sachlage anders; es traten Loslösungen ein, und es bildeten
sich Theilhorden, die sich zur Unterscheidung besondere Namen
beilegten, welche aller Wahrscheinlichkeit nach aus der um-
gebenden Natur entlehnt wurden. Thiere und Pflanzen,
welche die Aufmerksamkeit fesselten oder durch ihren nahrung-
spendenden Charakter in hohem Ansehen standen, boten hierzu
geeigneten Anlaß. Diese Thiere und Pflanzen wandelten
sich aber allmählich zu Schutzgeistern und genossen göttliche
Verehrung. Man bildete sie auf den Balken und Wänden
der Behausungen nach, ebenso wie auf der eigenen Haut
durch Einritzen oder Tätowiren, wodurch sich die einzelnen
Theilhorden charakteristische Unterscheidungmerkmale beilegten.
Jenes wie dieses hat sich, wie vielseitige Beobachtungen be-
weisen, auch in der Sitte vieler wilder Stämme noch bis
auf diesen Tag forterhalten. Durch die Loslösung von
Hordentheilen aber wuchs das Bedürfniß nach Mitteln zur
Befriedigung der Selbsterhaltung. Ein solches Mittel war
für den Hordenbruder ein Weib, für die Hordenschwester
dagegen ein Mann. Der einzige Weg, dieses Mittels hab-
haft zu werden, war in der Urzeit der Raub. Der Men-
schenraub verfolgte mithin einen wirthschaftlichen Zweck,
nämlich einen anderen Menschen sich dienstbar zu machen.
Während Brüder und Schwestern oder Männer und Weiber
in der Horde als vollkommen gleichberechtigte Glieder galten
und es unter ihnen keinen Gehorsam, sondern nur Gefolg-
sam gab, beide auch vollkommen frei ihre Thätigkeit ent-
falteten, nicht für sich, sondern für die Gesammtheit, die
Männer nach außen, die Weiber nach innen, so entstand
durch den Raub ein Verhältniß der Ungleichheit zwischen
zwei Personen entgegengesetzten Geschlechtes, von denen die
eine der Herr, die andere der Diener (Famel) war. Wir
stehen auf dem Punkte der Familienbildung in der Horde.
Obwohl das aus einer anderen Horde geraubte Weib nur
zur Dienstleistung als Famel, nicht aber zu Geschlechts-
zwecken als Gattin benutzt wurde, so artete doch im Ver-
laufe der menschlichen Weiterentwicklung die Zweiweiber-
umgebung in Bigamie aus und zerstörte die alte Horden-
ehe, wie nicht minder die Zweimännerumgebung zur Poly-
andrie führte. Die Hordenfamilie stellt sich daher als ein
Dienstverhältniß dar, während die Hordenehe ein Genossen-
schaftsverhältniß ist. Von diesem Standpunkte aus weist
Verfasser zugleich die Ansicht, die Arbeitstheilung sei in
Folge der verschiedenartigen Nützlichkeiten, die zur Erhal-
tung eines Gutes dienen sollen, oder der verschiedenen Stoffe
wegen, aus denen ein Erzeugniß zusammengesetzt ist, ent-
standen, als psychologisch unrichtig zurück. Wie sich ge-
schichtlich feststellen läßt, erscheint in der That die
Familie in der Urzeit in den beiden Gestalten, nämlich
in der Form der Androkratie, wo ein Mann ein Weib, und
in der Form der Gynäkokratie, wo eine Frau einen
Mann als Famel beherrscht und zu einem Mittel
der eigenen Bedürfnißbefriedigung und Selbsterhaltung
macht. Ziehen wir zunächst die androkratische Familie
in Betracht, so tritt das aus einem fremden Stamm
für den Zweck der wirthschaftlichen Existenz geraubte
und unter ein fremdes Gehorch verpflanzte Weib keineswegs
aus der alten Orda aus und in die neue ein; es hatte in
dem neuen Raumverband, der nur aus Gleichen bestand,
keinen Reihenplatz, sondern wurde in das Privathaus oder
die Hütte (das Famelhaus) verwiesen, und wenn sie durch
sexuellen Verkehr mit ihrem Gebieter Kinder hatte, so kamen
auch diese in der neuen Orda nur soweit in Betracht, als
sie Bestandtheile der allgemeinen Lagergenossenschaft waren,
der sie durch Geburt zugehörten. Sie wurden der Orda
nur angereiht und bildeten durch die Geschlechts- und Alters-
differenzirung besondere Wohngruppen für sich. Gelang
es der Mutter, ihr Dienstverhältniß aus irgend einem
Grunde zu lösen, oder wurde sie mit Gewalt in die Stamm-
orda zurückgebracht, so trat sie in dieser in ihren alten
Reihenpunkt wieder ein und ebenso erhielten auch ihre
Kinder die entsprechenden Kammern angewiesen, die Knaben
auf der männlichen, die Mädchen auf der weiblichen Seite.
Reiseberichte zeigen zur Genüge, daß ein Weib nie der Ehe
wegen erbeutet wird, sondern nur als Sklavin, als arbei-
tendes Wesen, das für die Nahrung ihres Gebieters mit-
zusorgen hat. Was weiter die gynäkokratische Familie
anlangt, bei der es sich um die Verknechtung eines Mannes
handelte, so kamen hier ganz andere Verhältnisse zur Gel-
tung, denn die Mutter war hier selbst Herrin, weil sie sich
in ihrer eigenen Orda befand. Da die aus dem geschlecht-
lichen Verkehr mit ihrem famelirten Mann, der in ihrer
Nähe lagerte, entsprossenen Kinder ihrem brüderlichen
Hordengemahl folgten, der als Mundwalt (tutor) seiner
Geschlechtsgenossin zugleich auch für ihre Kinder zu sorgen
hatte, so wurden dieselben in die allgemeine Lagerordnung
mit eingereiht. Sie waren daher besser situirt, als die
Kinder des famelirten Weibes, weil sie eine freie Mutter
hatten. Waren die Kinder der androkratischen Familie von

der öffentlichen Ernährung in der Horde ausgeschlossen und der Mutter überwiesen, die überdies noch für ihren Herrn zu arbeiten hatte, so genossen die Kinder der gynokokratischen Familie die volle Freiheit auf heimischem Boden, hatten Antheil an der Nutzung des gemeinsam Erworbenen, und mithin auch an der öffentlichen Ernährung, und durften nie verkauft werden. So übte denn die Familiengründung auf das Hordenleben den größten Einfluß aus; es wurde mit ihm ein Element auf den Wohnraum gebracht, das mit der Zeit das frühere Gemeinschaftsleben stark zersetzte. Standesunterschiede und noch manche andere Differenzirungen kamen zum Vorschein, die die Horde, da sie auf vollständiger Gleichheit beruhte, zuvor nie gekannt hatte. Vor allem entstanden durch Adoption des Famel neue Lagerreihen oder sogenannte Haus- oder Familiengenossenschaften. Die Horde hatte noch kein Eigenthum, der Erdraum, auf dem sie lagerten, war ihr Ein und Alles, was sie besoß, ihn nutzte sie für ihre Zwecke aus und auf ihm wirkte sie in der Erfüllung ihrer Zwecke; anders wurde die Sache nach dem geraubten famelirten Weibe, damit beginnt das Haften nach persönlichem Besitz, das Eigenthum tritt in Erscheinung. Wir müssen auch noch eines anderen störenden Mißverhältnisses gedenken. Die durch den Raub verursachte Lücke in der betroffenen Reihe rief die Blutrache mit ihren verschiedenen Sitten und Gebräuchen hervor. Die vom Raub Betroffenen erwiderten das Unrecht, fielen in die feindliche Horde ein und richteten die entsetzlichsten Verwüstungen an. Kurz, mit der Entstehung der Familie wurde die durch den Raum oder Boden begründete ursprüngliche Solidarität der Horde allmählich zerstört.

Die neue Theorie Mucke's, deren Hauptresultate wir dem Leser in Kürze mitgetheilt haben, wirft demnach über die Urverhältnisse der Kulturgeschichte ein neues Licht. Während die bisherigen Darstellungen in der Horde ein ungeordnetes Durcheinander erblicken und mehr oder minder die Familie als die ursprünglichste menschliche Gemeinschaft bezeichnen, verhält es sich nach Mucke gerade umgekehrt. Die Horde erscheint als die Genossenschaft der Urzeit, sie ist ein Leitungsgebilde mit einer bewunderungswürdigen „Ordnung der Dinge", die Familie dagegen als ein Herrschaftsgebilde und ist nach jener erst hervorgewachsen. Genauer bestimmt, stellt sich die Horde als derjenige Organismus räumlichen Zusammenlebens dar, in welchem die Gleichen unter die Führung eines oder mehrerer Häupter gemeinsame Zwecke verfolgen. Der Raum als gemeinsames Nutzobjekt, das Niemandem gehört, bildet das Lager (orda), dem sich die Einzelnen nach Geschlecht und Alter anreihen und folgen, weil sie hier geboren und entstanden sind; die Familie dagegen ist als ein zweiter Organismus durch die zunehmende Individuirung entstanden, in welchem Ungleiche in der Weise verbunden sind, daß den Untergeordneten ein oder mehrere Uebergeordnete vorstehen. Der Raum wird hier zum Objekte individueller Sonderherrschaft. Unsere in der Phantasie lieb gewordene Vorstellung von der Familie, als der trauten Gemeinschaft von Eltern und Kindern sehen wir angesichts dieser neuen Theorie allerdings zerstört, da dieselbe in der Urzeit nie existirt hat, dafür aber werden wir durch die Thatsache entschädigt, daß der primitive Menschheitszustand keine wilde, zügellose Geschlechtsgemeinschaft, sondern monogame Ehe war. Damit aber machen wir zugleich die überraschende Entdeckung, daß die in der Geschichte der Menschheit auftretende Erscheinung der Erniedrigung des Weibes nicht dem Urzustande, der Horde, sondern erst einer späteren Entwicklung, der Familie, angehört.

Was daher die Philosophie aller Zeiten angenommen, daß in der Urzeit eine natürliche Ordnung der Dinge bestand, erscheint mithin als kein eitles Truggebilde, sondern als ein Faktum, das die exakte Forschung erweisen kann, wenn die Thatsachen der Völkerkunde im System betrachtet, d. h. wenn sie nicht spekulativ-empiristisch, sondern empiristisch-spekulativ aufgefaßt.

Findet die neue auf statistischer Grundlage beruhende Theorie des Verfassers bei Ethnographen und Kulturhistorikern Anerkennung, so ist nicht nur für die Urg[illegible] der Menschheit eine neue Grundlegung gewonnen [illegible] verworrene Begriffe sind vereinfacht und klar gelegt, [illegible] auch die Rechtsphilosophie und ethnologische Zu[illegible] wird verschiedene herkömmliche Anschauungen [illegible] müssen. Und wer zwischen den Zeilen des [illegible] lesen versteht, wird zugeben, daß auch für die [illegible] Nationalökonomie in Bezug auf die Entstehung [illegible] wirthschaftlicher Institute, wie Eigenthum, Ka[illegible] (Zünfte) und dergleichen neue Ueberzeugungen zu [illegible] sind. Mich haben die meisten Ausführungen des Ver[illegible] überzeugt.

Dresden. **Aug. Wünsche.**

Aus dem südöstlichen Frankreich.

Farbenskizzen und Randglossen.

III.

Kein Land der Welt hat so viel vernachlässigte [illegible] so viel märchenhafte Versteckplätze der Romantik [illegible] so moderne Frankreich.

Dazu gehört auch die Stadt Arles. Wie verg[illegible] vom Jahrhundert, wie im schönen Erinnerungstraum [illegible] nur halb wachem Augenaufschlag liegt die einst so [illegible] volle Römerstadt am Rand der Einöde, an der Gren[illegible] zweier Steinwüsten, über welche hin die schlammigen [illegible] der Rhone schauerliche Mähren raunen und der [illegible] seine einschläfernden Lieder summt.

Ich war in der Sylvesternacht spät am Bahnhof [illegible] gestiegen, der einzige Fremde, und hatte mich umsonst [illegible] einem Gasthofswagen umgesehen. In den engen stock[illegible] Gassen, durch die ich wanderte, herrschte eine unheimliche Stille. Als ich aber am andern Morgen, schon spät [illegible] Tage, mein Zimmerfenster im Hôtel du Nord öffnete [illegible] auf den Markt hinuntersah, wollte ich meinen Augen [illegible] trauen. Ich hatte in Arles viel antikes Gerümpel erwartet [illegible] sonst nichts. Ueber die zwei seltsamsten Merkwürdigkeiten der Stadt war ich ganz in Unwissenheit gewesen. Ich [illegible] nicht gewußt, daß sich hinter den armseligen, zerfallenden Mauern ein Frauentypus von seltener Schönheit und Rassenreinheit aus den ersten Dämmerungen der Geschichte [illegible] forterhalten hat; ich hatte auch nicht gewußt, daß es in Frankreich, wo die Mode despotischer herrscht als in irgend einem Lande der Welt, eine Stadt gäbe, eine große Stadt, wo die Frauen und Jungfrauen in althergebrachter Tracht gekleidet gehen.

Aus allen Häusern rings um den Markt kamen [illegible] zum Kirchgang hervor. Sie trugen alle dasselbe schwarze Kleid, von den kräftigen Hüften in großen Falten [illegible] fließend und zu leichter Schleppe verlängert. Ueber den tief ausgeschnittenen schwarzgesteppten Mieder leuchtete das blendendweiße Busentuch, und darüber hing, mit goldenen Spangen an den Achseln befestigt, ein schwarzes Schultertuch oder ein langer Mantel mit steifgesteppten Kragen, auch er von übermäßiger Länge und von der Hand zu zierlicher Faltung aufgerafft.

Es ist eine Tracht, die die ernste stille Schönheit der Arleserin aufs glücklichste zur Geltung kommen läßt. Und ich sah überall denselben eigenthümlichen Schönheitscharakter. Große reine Linien, das Kinn zart emporgerichtet, der Mund nicht klein, aber mit reizvoll gezeichneten Winkeln, die klassische Nase gerade so groß, um die haarscharfe Grenze strenger Schönheit nicht zu überschreiten, die großen mandelförmigen Augen von weitgeschweiften mächtigen Brauen überdunkelt; dazu dunkelbleiche zarte Gesichter mit ernstem traumhaft stillem Ausdruck und ein blauschwarzes Haar, das, an den Schläfen wellig heruntergekämmt, die Blässe und Zartheit des Gesichts noch erhöht und verstärkt. [illegible]

n Hinterhaupt endlich tragen sie, die ganze schöne Kopf-
m freilassend, wie ein Krönchen wirkend, ein winziges
ppchen von gestepptem Sammet, mit weißer Seiden-
lung, mit zwei breiten reichgestickten Bändern, die wie
e Art Stola, wie eine Art orientalischer Priesterbinde
er die Schulter auf die Brust herabhängen.

So sah mein erstauntes Auge die Frauen und Mädchen
n Arles über die Schwelle ihrer Wohnungen treten. Die
chbarinnen begrüßten sich, bildeten Gruppen und schritten
er den Markt. Ganze Haufen Zuaven, die gleichfalls
er den Platz schlenderten, bildeten dazu, in ihrer orienta-
ch üppigen, weithin leuchtenden Uniform, einen merkwür-
gen Kontrast.

Um mir das seltene Schauspiel noch näher anzusehen,
te ich ebenfalls nach der Kirche, nach dem Dom von St.
rôphime. Hier erlebte ich noch andere Ueberraschungen.
as Portal der Kathedrale übte auf mich eine geradezu
erblüffende Wirkung. Lange vor dem Aufblühen der Gothik,
eser realistischen, lebenskecken, ja lebensfrohen Laienkunst
es Mittelalters, haben hier gelehrte Mönche und Priester
ne Kunst zu höchster Entfaltung gebracht, die von jener
urch eine tiefe Kluft des Empfindens getrennt ist, die von
nem ganz anderen Geiste belebt scheint, und vor der man
ch kaum Rechenschaft zu geben vermag, was so tief ergrei-
end in ihr wirkt. Sie ist auch historisch schwer zu verstehen.
Denn sie erinnert kaum an die naiv spielende Fortsetzung
er antiken Traditionen in der ersten christlichen Kunst.
Mit ihren großen strengen Typen, die aller Individualität,
ller lebendigen Bewegung bar sind, mit ihrer gewaltigen,
ns Phantastische streifenden Thiersymbolik, gemahnt sie
her an persische und alt-assyrische Darstellungsweise. Die
Kunstgeschichte hat verschiedene Namen dafür. Wir nennen
diesen Stil den romanischen, die Romanen aber, insbeson-
dere die Franzosen, heißen ihn den sächsischen. Es ist, als
wolle ihn ein Volk dem anderen in die Schuhe schieben.
Man heißt ihn aber auch den byzantinischen Stil, und
dieser Name weist allerdings bald auf den Orient hin.

In Deutschland besitzen wir, wenn nicht mehr, so doch viel gewaltigere architektonische Monumente dieses Stils; die Skulptur aber tritt dagegen zurück. Schon im nördlichen Frankreich wird diese erst in der gothischen Zeit bedeutend. Nur im tiefsten Süden, wo die Gothik fast aufhört, hat die byzantinische Skulptur ihre höchste Herrlichkeit entfaltet, und das Portal von St. Trôphime ist eine ihrer seltensten und überraschendsten Offenbarungen.

Mancherlei ließe sich über diese beiden Stilarten philosophiren. Jedenfalls drückt der eine ein anderes Christenthum aus als der andere. Diejenigen Zeiten und Menschen, die den gothischen Stil herausgebildet und zur Blüthe gebracht haben, müssen das Christenthum bereits anders verstanden haben, als die Schöpfer des romanischen Stils. — — — Eine Stunde später hatte ich die Welt von Arles tief zu meinen Füßen.

Von den Kolossalbauten, die die Römer im südlichen Gallien errichtet haben, ist das Amphitheater zu Arles am schlimmsten von der Zeit mitgenommen worden. Es ist lange nicht so gut erhalten wie die gleichartigen Monumente von Orange und von Nîmes. Aber an Größe und Ausdehnung übertrifft es Beide. Auch seine Lage und seine Umgebung sind günstiger und erhöhen aufs glücklichste jene ungeheure Wirkung. Das Amphitheater von Nîmes liegt mitten in der Stadt. Es kann deshalb fast von keiner Seite im richtigen Abstand gesehen werden und verliert dadurch seine beste Wirkung. Das Amphitheater von Arles liegt ringsum frei.

Und ich stand droben am obersten Rand des architektonischen Ungethüms. Ein Standpunkt, interessant genug, obwohl sich mir weder Stiergefechte noch Löwenkämpfe in der Arena drunten darboten, sondern nur einige zerlumpte Kinder, die im Sande spielten. Aber da lag gleich links vor mir das Theater Constantins. Einst von seltener Größe und Pracht, glich es jetzt einem weiten wüsten Trümmerfeld. Zerschlagene Säulenschäfte, Kapitäle, Reliefstücke und halbe Sockel, und tausend Marmorornamente lagen sonnenüberglänzt in willkürlichem Durcheinander auf dem Plan der Orchestra und die noch erhaltenen blendendweißen Sitzreihen hinauf. Nur zwei korinthische Säulen ragten in schlanker Schönheit einsam zwischen die Verwüstung.

Darüber hinaus bot sich dem Auge ein Anblick anderer Art, ein weites Feld, scheinbar von gestürzten Steinmälern, in Wahrheit von ausgegrabenen altchristlichen Sarkophagen übersät, viele Tausende an Zahl. Das ist die Todtenstadt von Arles, die Nekropolis der alten Arelas, an Umfang fast größer als die heutige Stadt der Lebendigen. Alyskamp heißen sie's; es ist die Umkehrung von Champs Elysée und bedeutet doch dasselbe. Die beiden Wörter verhalten sich zu einander wie das Chamar von Besançon zu dem Champ de Mars der französischen Schriftsprache.

Jeder Sextaner kennt die Geschichte vom Herkules, der, die Rinder des Geriones heimtreibend, durch diese Gegend kam, wo er von den Einwohnern, den Liguriern, mit Steinwürfen verfolgt wurde. Diese Steine sieht man noch heute. Die Ligurier müssen aber ein unglaublich großes Volk gewesen sein; denn die geworfenen Steine bedecken nicht nur die Insel Camarque, zwischen den beiden Mündungsarmen der Rhone, sie bilden auch weit hinaus eine unabsehbare Geröllwüste, die sich bis zum Meer hinaus erstreckt und La Crau genannt wird. Auch über sie hin schweift das Auge von der Zinne des Amphitheaters. Man gewahrt dabei auf der Insel Camarque, die als Ganzes in einem grauen Tone schimmert, zahlreiche farbige Punkte und Flecken, in Ruhe oder in eigenthümlichen sprunghaften Bewegungen. Das sind die berühmten wilden Stiere der Insel Camarque.

Jedes Jahr im Mai feiert Arles ein Fest. Dann werden zuerst drüben auf der Insel, an ihrer Nordspitze, Tribünen erbaut und Zelte aufgeschlagen, für die Väter der Stadt und für die Vornehmen in der Mitte und für das Bürgervolk in weitem Bogen. Hier werden die Stiere zusammengetrieben und mit eigenthümlichen Wurfschlingen gefangen und festgemacht. Bereitstehende reichgeschmückte Boote bringen die gefesselten Thiere nach Arles in die Arena. Ein dichtgedrängtes schwarzes Gewimmel füllt dann die unzähligen Stufen, wie zur Zeit der Imperatoren, und tausend schöne Hände beklatschen das wildblutige Schauspiel drunten in der Arena. Das Volk hier ist in vieler Beziehung klein geworden, modern geworden, christlich geworden; aber in einem ist es antik geblieben. Es kennt keine Sentimentalität; es hat einen harten und grausamen Sinn ganz wie die Alten.

Diesen antiken Sinn des Südländers kann man auch noch da nachweisen, wo ihn kein Mensch vermuthet. Ich will nicht von Zola's Brutalität reden, sie ist Jedermann bekannt; aber ich möchte an Daudet erinnern. Der Name wird hier überraschen. Aber wir finden bei Daudet ein Wort, das ihm eigenthümlicher angehört als irgend ein anderes. Es ist das Wort raté. Daudet meint damit schwache oder schwächliche Naturen, Menschen, die keine Tugend haben, im römischen Sinne des Wortes, keine virtus, und die darum auch keinen Erfolg haben, die es zu nichts bringen in der Welt, arme Teufel mit einem Wort. Sie kommen in allen seinen Büchern vor, diese armen Schwertenhälse. Es sind oft wahrhaft mitleidswürdige Gesellen, aber ihr Schöpfer behandelt sie mit einer Härte und Grausamkeit, die bei deutschen Dichtern einfach unerhört ist. Es wundert mich, daß noch nie ein Kritiker auf diesen charakteristischen Zug des Humoristen von Tarascon aufmerksam gemacht hat.

* * *

Ich war von meinem Standpunkt über der Welt niedergestiegen und wandelte die kreuz und quer durch die Ruinen des Theaters. Ich bewunderte die feine Ornamentik der unzähligen Marmorblöcke und freute mich der Sonne und der Pracht des Himmels. Auch der Venus von Arles mußte ich gedenken.

Ich war ihr früher zu Paris in den kalten Gewölben

des Louvre begegnet. Sie war aber noch nicht zur Pariserin geworden. Das war eine zu verschiedene Rasse. Wo ich jetzt stand, war sie vor 300 Jahren aus jahrtausendlanger Verschüttung ausgegraben und an König Ludwig für ein neues Rathhaus umgetauscht worden.

Sie werden erschrockene Gesichter gemacht haben, die frommen Väter der Stadt, als sie, wer weiß wonach gruben, und vor ihren Augen plötzlich die Schaumgeborene in leuchtender Nacktheit dem dunkeln Erdenschoß entstieg. Der König in Paris, der damals noch nicht fromm geworden war, befreite die Stadtväter aus dieser Verlegenheit. Die Venus kehrte Arles den Rücken und auf dem Markte der Stadt erhob sich ein neuer prachtvoller Tempel der Stadtrathsweisheit. Also nicht von Pallas-Athene, sondern von Aphrodite ist in Arles das Haus der Vernünftigkeit erbaut. Dem Telemach, wie ihn Fenelon darstellt, hätte das für eine schlimme Vorbedeutung gegolten, für die Frauen der Stadt Arles war es sichtbarlich eine gute.

Wie ich also sinnend zwischen den blendend weißen Ruinensteinen hinwandelte, kam mir eine Arleserin entgegen. War es wirklich die schönste Tochter der Stadt, oder lag es nur an dieser Umgebung, daß mich beim Anblick der zarten bleichen Erscheinung mit mächtigem Schauer überlief? Und da ging mir auch der Sinn dieses Kostüms auf, und ich begriff, daß hier die Schönheit ewig in Trauer gehen mag.

Am anderen Ende des Theaters wollte ich durch eine enge Winkelgasse, an der Chorseite der Kathedrale von St. Trôphime, in die Stadt zurückkehren. Aber ein offenstehendes fein profilirtes Pförtchen reizte mich. Ich trat ein, und ich stand in den alten Kreuzgängen von St. Trôphime. Ich hatte nichts davon geahnt und war von dem Bilde, das sich mir darbot, um so mehr überrascht. Die heidnische und die christliche Kunstweise waren hier in ihrem schreiendsten Gegensatz hart aneinander gerückt. Dort Größe und Erhabenheit und wundervolle Schönheit der Linien, hier kleinliche Verhältnisse und unzulängliche Formen, aber unendlicher innerlicher Lebensreichthum. Die ganze „Weltgeschichte", von der Schöpfung bis auf den meißelnden Künstler herunter, von bunter Thier- und Pflanzengestaltung umrankt, ein ganzes mystisches Epos, so tritt es dem erstaunten Beschauer in lebendiger Bewegtheit aus dem Stein entgegen, nicht in großen Bildungen, sondern Miniaturmalereien ähnlich die Architektur umrahmend, als Ornament, als Arabeske, oder auch als wesentlicher Theil sich einfügend, wie die bildgewordene Initiale in den Text. Das sind kleine unscheinbare Säulchen, aber die Kronen ihrer Kapitäle quellen über von wimmelnden Gestalten. Alles ist hier unendlich eng und zugleich unendlich reich, und dieses schüchterne Heiligthum, zwischen hohen Feuermauern ringsum eingeklemmt, ist recht das Symbol einer weltscheuen, einer nach innen gekehrten, einer christlichen Kunst. Denn das war noch nicht die Kunst der Renaissance, die Kunst Leo's des Zehnten.

Ich saß betrachtend auf einer der Schwellen. Zitternde Mittagssonne lag über dem eigenthümlichen Schacht, den das Ganze bildet. In dem abgestandenen hohen Gras zu meinen Füßen standen umgeknickt noch einige halbdürre Astern vom letzten Herbst, und in einem Winkel, zwischen Stein und Rasen, schauten bereits die jungen blauen Augen der Frühlingsveronika hervor. Ein leuchtender Citronenvogel gaukelte zwischen den phantastischen Steinbildern. Kein Laut der Welt drang in die märchenhafte Einsamkeit. Ich saß lang und gedachte der seltsamen Schönheit im Trauergewand draußen zwischen den weißen Marmorruinen, des klassisch schönen Weibes, dessen bleiches Antlitz sich zu mir hergehoben, aus dessen dunkelüberschattetem Auge mich ein stummer Blick bis in die Seele getroffen. Fast bang schaute ich noch dem engen Pförtchen, das hinaus führte in die freie heidnische Ruinenwelt. Auf einmal nahten Tritte. Aber es war nicht die Gestalt von vorhin. Es war ein altes häßliches Weib. Wie eine graue Eidechse schlüpfte es durch das niedere Mauerloch. Mit der einen Hand auf einen Stab gestützt, mit der andern an [illegible] fingernd, so schlurfte es die Gänge entlang [illegible] in dem nächtig lichtlosen Kreis der Kathedra[illegible]

Mannheim. **Benno Rüttenauer.**

Fin-de-siècle-Geschichtsschreibung, Politik, Pamphlet[illegible] Wahrheitsgemäßes über die Caligula-Exzentricitäten. Zugleich e[illegible] trag zur Zeitgeschichte und zur Charakterisirung süddeutsch[illegible] wirren. Von Dr. Gustav Sommerfeldt. 3. Auflage. [illegible] Cassirer und Danziger.

Diese Broschüre, von der die dritte Auflage so schnell er[illegible] ist, daß wir — und mit uns alle, welche wir danach gefragt haben — [illegible] den ersten beiden Auflagen nichts gewußt haben, verspricht [illegible] Titel so viel, daß man sie mit einigen Erwartungen in die Hand [illegible] wird, sie aber leider vollständig enttäuscht aus der Hand legen [illegible] Man glaubt natürlich, es mit einer Widerlegung der bekannten Caligula-Broschüre des Prof. Quidde zu thun zu haben, findet aber [illegible] daß es sich nur um einen rein persönlichen Angriff des Verfassers [illegible] den Prof. Quidde handelt, ein Angriff, dessen Gehässigkeit nicht [illegible] gemildert wird, daß wir aus der Broschüre erfahren, Herr Dr. Somm[illegible] selbst sei der Kollege des Prof. Quidde in der Redaktion der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" gewesen. Die Feindschaft des [illegible]fessors gegen Quidde muß eine sehr heftige sein, denn er mach[illegible] nicht den Versuch, die Caligula-Broschüre durch den Nachweis [illegible]schung oder der Verstümmelung der darin enthaltenen [illegible] widerlegen, sondern er beschäftigt sich nur mit der Person des [illegible] Quidde, ein Verfahren, welches weder das Interesse für die [illegible] wecken, noch das Verständniß für die Bedeutung des Verfassers [illegible] Historiker bei dem Leser hervorrufen wird. Dagegen gewinnen [illegible] — und gewiß nicht zum Vortheil unseres Urtheils über den Verfasser — durch die Lektüre die Ueberzeugung, daß bei ihm die Feindschaft [illegible] Absicht eines Angriffs auf Quidde schon zur Zeit des Zusammenarbeitens in der Redaktion der genannten Zeitschrift vorhanden war, denn [illegible] in seiner „historischen" Forschung so gewissenhaft, daß er bei diesem [illegible]sammenarbeiten genau Buch über die Privatkorrespondenz des [illegible] Quidde führte. Mit dieser Thatsache, die er selbst anführt, ist eigent[illegible] das Urtheil über ihn gesprochen, und wir würden diese „dritte" [illegible] einer Broschüre, deren beide ersten Auflagen anscheinend unter [illegible] der Oeffentlichkeit erschienen sind, gleichfalls unbeachtet lassen, wenn [illegible] Verfasser nicht in Bezug auf die Entstehung der Caligula-Broschüre [illegible] Andeutung machte, welche aus dem Munde eines konservativen Mannes — er bezeichnet sich selbst als einen solchen, und die in der Broschüre [illegible]brauchte Bezeichnung „Unterthan" für Bürger bestätigt dies — [illegible] Beachtung werth erscheint, da ein solcher eine so bemerkenswerthe [illegible]deutung nicht gegen seine Parteigenossen aussprechen würde, wenn [illegible] nicht von ihrer Richtigkeit überzeugt wäre. Er schreibt:

„Es ist in der Presse bemerkt worden, daß Quidde zum [illegible] seiner Schrift Informationen aus „hochstehenden Kreisen" verwendet [illegible] haben scheine. Diese Beobachtung trifft durchaus zu. Quidde unterhielt in der Zeit seines Königsberger Aufenthalts lebhafte Beziehungen zum grundbesitzenden Ostpreußischen Adel. Aeußerungen, die [illegible] allerhöchster Ehrerbietung nicht immer in direktem Einklang [illegible] fallen damals in den Reihen dieses an sich ganz königstreuen [illegible] der sich nur gehen ließ, indem er sich unbelauscht glaubte, [illegible] gefallen sein. Es war ja die Zeit des wiederholten Regierungswechsels [illegible] Vorgänge der Politik, Hoffnungen und Befürchtungen, welche man [illegible] die am Berliner Hofe entstehenden Veränderungen knüpfte, bildeten [illegible] häufigste Tagesgespräch. Was Quidde in jenen Königsberger [illegible] in sich aufnahm, hat er getreulich aufbewahrt, dann nach sechs Jahren [illegible] es „mutatis mutandis" — mit Bissigkeit und Sarkasmus durchsetzt — im „Caligula" sensationell zu machen versucht worden. Könnte in dieser Hinsicht ein Zweifel bestehen oder statthaft sein, so verweise ich [illegible] daß auch in Quidde's Militärbroschüre Königsberger Reminiscenzen [illegible] eingewebt sind. In dem dort Seite 13 erwähnten „Preußischen [illegible] Beamten" wird man den verstorbenen Oberpräsidenten von Ostpreußen, Herrn von Schlieckmann, nicht ohne einige Sicherheit wiedererkennen dürfen."

Wir haben keine Veranlassung, die Berechtigung oder Nichtberechtigung dieser Behauptungen zu untersuchen.

G. S.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

45. Berlin, den 10. August 1895. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). …onnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim …zuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. …rlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Kolonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Feierlichkeiten zur Erinnerung an die entscheidenden Tage des Jahres 1870 werden allerorten in Deutschland abgehalten. Die Veteranen des Krieges, welche durch Siege im Felde die Einheit erkämpfen halfen, versammeln sich und in patriotischer Rede wird der großen Zeit gedacht. Diese Veranstaltungen weisen sämmtlich einen gemeinsamen Zug auf; sie tragen nichts Gemachtes, nichts von den Behörden Kommandirtes an sich; sie sind der Ausdruck der Volksstimmung, die sich unbeeinflußt entwickelt hat, und die einer Empfindung zum Ausdruck verhilft, die zum Ausdruck zu kommen verdient.

Alle diese Feierlichkeiten sind taktvollerweise bisher vollkommen rein gehalten worden von chauvinistischen Renommistereien; sie sind nicht prahlerisch; sie sind auch nicht Verherrlichungen des Krieges und des kriegerischen Ruhmes, sondern sie sind vor Allem Gedenktage an die Einigung Deutschlands, die auf dem Schlachtfelde durch Siege der Waffen begründet worden ist. Diese Grundstimmung, die sich überall bemerkbar machte, ist ein gutes Zeugniß für den Geist, mit dem der Krieg des Jahres 1870 in Deutschland betrachtet wird.

Wir sind in Deutschland ein arbeitsames Volk, das den Frieden will, und das den miles gloriosus zwar auch besitzt, das ihm aber nicht gestattet, sich in den Vordergrund als den Repräsentanten der Nation zu drängen. Von der Gloire des Krieges im Jahre 1870 sind wir nicht geblendet; wie denn auch Deutschland seit jener Zeit stets ein Hüter des Friedens gewesen und geblieben ist. Der Krieg war Deutschland allein die Voraussetzung zu seiner Einigung, und als die Einigung errungen war, zeigte sich ferner auch nicht die geringste Neigung mehr, dem Dämon kriegerischer Erfolge neue Opfer zu bringen. Daß Fürst Bismarck niemals nach dieser Richtung hin die schlechten Eigenschaften, die in jeder Nation schlummern, bei uns Deutschen zu stacheln und zu mißbrauchen versucht hat, macht einen der wahrhaft werthvollen Posten im Buche seiner Verdienste aus; das werden auch seine politischen Gegner anerkennen.

Heute ist es eine historische Wahrheit, daß mit der Schaffung des Deutschen Reiches durch kriegerische Erfolge nicht eine Aera des internationalen Umsturzes eingeleitet worden ist. Die großen Erfolge auf den Schlachtfeldern Dänemarks, Oesterreichs und Frankreichs haben nicht in Preußen und Deutschland die kriegerischen Instinkte in einer der Civilisation gefahrdrohenden Weise entwickelt und überreizt; sondern die Einigung Deutschlands erwies sich als eine sehr wesentliche Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens in Europa. Auf internationalem Gebiet ist Deutschland eine wahrhaft und eine im besten Sinne des Wortes konservative Macht; und zwar nicht aus Schwäche, sondern obgleich es so kriegstüchtig wie nur je geblieben ist.

Wenn die Historiker künftiger Zeiten auf jene Entwicklung dereinst zurückblicken werden, die Deutschland geeinigt und die das geeinte Deutschland auf dem Gebiete der internationalen Politik fortgeführt hat, so wird man in Einem zweifellos einen ganz besonderen Ruhmestitel der damaligen Generation von führenden Männern erkennen: Es bestand die ernste Gefahr, daß Deutschland durch die errungenen gewaltigen kriegerischen Erfolge berauscht und im Bewußtsein seiner militärischen Kraft sich auf die verhängnißvolle Bahn einer internationalen Abenteurerpolitik verirren könnte. Das ist in einem Vierteljahrhundert niemals geschehen; und wir haben wenigstens in dieser Beziehung keinen Anlaß, besorgt in die Zukunft zu blicken.

Es entsprach daher auch der bisherigen Politik unter Wilhelm II. vollkommen die Art, wie er auf ein Huldigungstelegramm von Veteranen am Tage von Wörth aus England erwiderte. Auch er erinnerte vor Allem, daß Spichern und Wörth es gewesen, die Nord und Süd in Deutschland unlösbar verkettet hätten; auch der Kaiser betonte nicht die

militärische Seite der Siege, sondern ihre Bedeutung für die Einigung Deutschlands.

Neben den militärischen Erfolgen und neben der diplomatischen Vorarbeit hat dieses Einigungswerk seine stärkste Förderung durch den verstorbenen Kaiser Friedrich erhalten, der die Vorurtheile der Massen im Süden durch seine gewinnende, edle Persönlichkeit überwinden half und der, wie sein Tagebuch zeigt, mit dem ganzen Einfluß seiner Stellung von Anbeginn an der Entwicklung die Richtung auf die Einigung im deutschen Kaiserthum gab. In diesen Tagen tritt denn auch seine Gestalt, die in späterer Zeit bescheiden Wilhelm I. den Raum freiließ, und die als Kaiser so schnell verschwand, wieder leuchtend hervor. Mitten im siegreichen Kriegsgetümmel, das auch ihm eine Fülle von Lorbeeren und Ruhm brachte, schrieb er erschüttert in sein Tagebuch Zeilen über die Schrecken des Krieges, die von Neuem zu sehen, ihm ein gütiges Geschick ersparen möge. Einer der siegreichen Feldherrn Deutschlands, dem zudem diese Siege einen gewaltigen Zuwachs an politischer Macht bringen mußten, verabscheute den Krieg, der ihm nur erträglich war in dem Gedanken, daß er die Einheit bringen werde und der ihm allein durch das Streben nach dieser Einheit gerechtfertigt erschien.

So seltsam es klingt, thatsächlich sollten die Siegesfeiern, die heute bei uns begangen werden, das Ausland an den friedlichen Sinn Deutschlands gemahnen, der sich trotz allen Verlockungen in fünfundzwanzig Jahren bewährt hat, und der sich jetzt auch in der von häßlichem Chauvinismus freien Art bethätigt, wie der Zeit der großen Umwälzung gedacht wird. Wir sind glücklicherweise weder so thöricht, unsere Gegner von damals zu verkleinern, noch so thöricht, trotz einem gesunden Kraftbewußtsein eine prahlerische Selbstüberhebung zur Schau zu tragen. Das Jahr 1870 ist nur der Marsch zur Einheit, und die Gedenktage, die wir feiern, bezeichnen uns nicht die Erinnerung an erbeutete Fahnen und Kanonen und Tausende von Gefangenen und Todten, sondern sie bezeichnen uns die Etappen auf dem Wege zur Schaffung des Deutschen Reiches über Hindernisse hinweg, die, wie die historische Verknüpfung zeigte, nur mit der Waffe in der Hand überklettert werden konnten. Es war daher eine schöne der deutschen Volksempfindung entsprechende Huldigung von symbolischer Bedeutung, welche die Veteranen Bayerns vor den Gräbern der in München beerdigten französischen und deutschen Krieger verrichteten; sie zogen von dem einen Friedhof zum andern und sie legten, wie auf den Gräbern der Deutschen, so auf den Gräbern der Franzosen Kränze nieder, zur gemeinsamen Ehrung dieser armen Opfer einer traurigen historischen Nothwendigkeit.

War es eine Nothwendigkeit?

Die Masse eines Volkes hat niemals und zu keinen Zeiten einen Krieg gewollt; die Millionen sind immer friedlich und sind immer friedliebend. Aber wenn diejenigen, welchen das Wort in der Oeffentlichkeit zur Verfügung steht, den arbeitenden Massen unaufhörlich sagen: Der Friede ist eine Schmach; der Friede bedeutet die Erniedrigung und den Ruin unseres Vaterlandes, der Friede ist unerträglich, — dann plötzlich ist der Krieg da. Vom Jahre 1866 bis zum Jahre 1870 war dem französischen Volke immer wieder gesagt worden, die Stärkung Preußens ist für Frankreich unerträglich, und die Einigung Deutschlands würde für Frankreich noch weit unerträglicher sein; und so war der Krieg schließlich da. Wo sind heute die Franzosen, welche behaupten, die Einigung Deutschlands sei für Frankreich unerträglich; so weit geht Niemand. Aber zahlreiche französische Wortführer spinnen leider gleichwohl den alten Faden fort; die elsaß-lothringische Frage, so wie sie seit 1870 steht, soll für Frankreich unerträglich sein. Ist sie es? Sicher nicht in höherem Grade als die politische Entwicklung bis zum Jahre 1870 es war. Jene politische Entwicklung hatte das französische Selbstgefühl gereizt und gestachelt, genau so wie es die Zurückgabe ursprünglich deutscher Gebiete an Deutschland zur Erhöhung unserer Sicherheit gethan hat und thut. Aber Frankreich war vor 1870 ein mächtiger, in seinen Lebensinteressen in keiner Weise bedrohter Staat, und es ist nach 1870 dieser mächtige in seinen Lebensinteressen [illegible] entfaltende Staat geblieben, und doch sagt man [illegible] Millionen friedlicher Franzosen genau dasselbe, was [illegible] ihnen vor 1870 sagte, nur mit einer anderen Motiv[illegible]. So empfahl man damals wie heute, bewußt oder in [illegible]heit, den gewaltsamen Umsturz mit den Waffen in der [illegible] — denn ein anderes Mittel gibt es nicht — man [illegible] jene Politik, die für die Entwicklung der Kultur und [illegible] friedlichen Fortschrittes in Europa das größte Hinderni[illegible].

Wir können nicht anders, sagen viele, jetzt [illegible] Franzosen; und die Massen glauben ihnen zum Theil [illegible] so schlimmer, wenn die Folgezeit zeigen sollte, daß die Fran[zosen] auch in Zukunft nicht anders können. Die ernsten Geden[ktage] des Jahres 1870 zeigen, was es dem eigenen Volke und [der] Civilisation kostet, wenn eine Nation Fragen des im[agi]nären Prestiges wie Fragen der nationalen Existenz [und] der nationalen Ehre behandelt.

In Aussee ist Graf Goluchowski, der Minister [der] auswärtigen Angelegenheiten Oesterreich-Ungarns, mit [un]serem Reichskanzler, dem Fürsten Hohenlohe, zusamme[nge]troffen; in Ischl befand sich beim Kaiser von Oesterreich [das] rumänische Königspaar, und außerdem kamen in [Ischl] zahlreiche Diplomaten zusammen, unter ihnen wieder[um] Graf Goluchowski und der deutsche Vertreter in Wien. [Daß] in Aussee und Ischl wichtige Verhandlungen zum Ab[schluß] gekommen sind, ist ganz unwahrscheinlich, und es er[scheint] daher auch kaum gerechtfertigt, weitreichende Betrachtun[gen] an diese Zusammenkünfte anzuschließen. Sie bringen [zum] Ausdruck, daß das Verhältniß zwischen Deutschland [und] Oesterreich das alte ist; und sie bringen weiter die wich[tige] Thatsache zum Ausdruck, daß Rumänien seinen natürlichen Platz neben Oesterreich gefunden hat, denn Oesterreich ver[folgt] eine konservative Politik im Orient, während die aggressive Orient[politik] Rußlands auch das Donau-Königreich bedrohen müß[te]. Damit ist ein neuer wichtiger Stein in den Damm gefü[gt], der das dem Frieden geneigte Europa vor kriegerischen Ueber[fluthungen] zu schützen geeignet ist.

Diese Stellung Rumäniens ist so wichtig, daß [man] nunmehr mit größerer Ruhe die Entwicklung in Bul[garien] verfolgen kann, und dies um so mehr, da auch [die] Türkei der macedonischen Bewegung Herr zu sein sche[int].

Prinz Ferdinand hat mit seiner intriguanten, ehrgeizigen Klugheit für sich inzwischen nichts anderes erreicht, als den bekannten Platz zwischen allen vorhandenen Stühlen. Rußland ist nicht versöhnt; aber die russische Bewegung in Bulgarien entfesselt und muß sich schließlich bei der Haltung des Zarenreiches gegen den Prinzen Ferdinand wenden; die Anhänger Stambulow's sind natürlich unversöhnt; also eine Stütze im Lande hat der Fürst nicht, und in Konstantinopel und in Westeuropa weiß man seine kurzsichtige Unzuverlässigkeit auch nicht zu schätzen. Bei dieser Sachlage hält sich Prinz Ferdinand irgend wo auf, — man weiß nicht wo; und [sucht] nach irgend einem Entschluß, — man weiß nicht nach welchem. Dieser Entschluß hat auch heute glücklicherweise an Bedeutung verloren, seitdem es durch die Gruppirung der europäischen Mächte zur Wahrscheinlichkeit geworden ist, daß die bulgarischen Schwierigkeiten sich in den Grenzen Bulgariens und ohne ernste Rückwirkung auf die europäischen Verhältnisse abspielen werden; denn ob Prinz Ferdinand jetzt geht oder ob er bleibt, um sich, diskreditirt wie er ist, durch irgend eine Partei später fortjagen zu lassen, keinesfalls ist es wahrscheinlich, daß demnächst Zustände in Bulgarien geschaffen werden sollten, die für einen Theil der europäischen Staaten unerträglich wären. Man wird Rußland nicht herausfordern, und Rußland wird kaum in der Lage sein, durch seine bulgarische Politik Rumänien, Oesterreich und die Türkei ern[st]lich zu bedrohen; für ein solches Spiel käme schließlich auch England in Betracht.

Unser Kaiser weilt im Augenblick in England; er segelt dort zu seiner Erholung bei Regatten, das steht fest; ob seine Anwesenheit auch Bedeutung für die hohe Politik hat, das steht weniger fest. Aber immerhin ist es nicht werthlos, wenn ein Monarch in einem ausländischen Staat sich befindet. An sein Ohr dringen unter solchen Umständen jeden-

ls Anschauungen und Ansichten, die ihm sonst vielleicht tgehen könnten.

Dieser Ansicht scheint auch der „Standard“, das Organ rd Salisbury's zu sein, der unserem Kaiser einen poli- chen Bewillkommnungsartikel widmete. Durch besondere eichicktichkeit zeichnet sich dieser Artikel nicht aus, der neben ẞeren Eigenschaften auch die Eigenschaft besitzt, Empfind- hkeiten bei uns zu erregen. Eine Polemik aus diesem runde loszulassen, erscheint uns jedoch nicht verlockend.

Verlockender ist es mit dem „Standard“ zu fragen: ist nicht aller Grund vorhanden, daß Deutschland und ngland in besten Beziehungen mit einander leben? Freilich Freundschaft ohne Sentimentalität; die ist stets nützlich und nit England gewiß. Wir können uns für England nicht pfern, und wir können ein solches Opfer auch von England icht verlangen Wir können uns auch bei Behandlung über- eeischer Fragen erinnern, in die wir durch unsere Kolonial- olitik hineingerathen sind, daß England in naivem Egoismus tets so weit greift, wie man ihm zu greifen gestattet; daß es ber auch für einen rationellen Widerstand ein rationelles Verständniß hat. Solche Fragen sind aber unter allen Um- tänden gänzlich untergeordnet sowohl für England wie für Deutschland. Das große gemeinsame Interesse, das Deutsch- and und England verbindet, liegt dagegen auf dem Gebiete ener konservativen Politik, die den internationalen Umsturz verhindern will. Und in der gemeinsamen Vertheidigung ieses Prinzipes können England und Deutschland sich und Europa die wesentlichsten Dienste leisten.

Das neue englische Parlament hat sich alle Arten von Rubrizirungen schon gefallen lassen müssen; einzelne sind interessant genug; so namentlich jene, welche die Stellung der ein- zelnen Landestheile zu den einzelnen Parteien aufweist, wobei sich zeigt, daß England ganz überwiegend den Unionisten gehört, daß in Schottland Unionisten und Gladstonianer sich die Wag- schale hatten mit einem kleinen Uebergewicht der Gladsto- nianer, die in Wales dann die bei weitem stärkeren sind, und natürlich sind in Irland die Unionisten völlig in der Minderheit. Eine andere Aufstellung ist die nach Berufen, und bei ihr findet man, daß ganz treffender Weise ein Unter- schied gemacht worden ist zwischen Landwirthen und Guts- besitzer, das heißt zwischen solchen Leuten, die Güter besitzen, und solchen Leuten, die das Land thatsächlich bewirthschaften, und deren beiderseitige Interessen durchaus nicht dieselben sein müssen. Nach dieser Aufstellung hat das englische Parla- ment 15 Landwirthe und 105 Gutsbesitzer; also 105 Leute, die andere für sich das Land bebauen lassen, und die daher den größten Nutzen von einer agrarischen Gesetzgebung hätten, weil diese ihnen die Grundrente erhöhen müßte.

Friedrich Engels ist in London gestorben; er hat neben Marx gearbeitet, und er war derjenige, der stets ge- meinsam mit Marx genannt worden ist. Freilich galt der eigenen Partei Marx als Jupiter und Engels nur als ein Gott zweiten Ranges, denn von Marx stammt „das Kapital,“ das Buch der Bücher. Daß Marx der Energischere und Ehrgeizigere und aus diesem Grunde auch der Wirksamere gewesen ist, muß man zugeben; aber der Sympathischere war Engels, und wer auf dem Standpunkt steht, daß das „Kapital“ von Marx in seinem Ergebniß zu ausgeklügelten und naturfeindlichen Abstraktionen führt, der wird finden, daß der beste Theil des „Kapitals“, die Schilderung unserer modernen Verhältnisse, besser und frischer in Engels Schriften sich findet, wenngleich bei beiden verzerrt durch die beiden gemeinsamen Grundanschauungen. Es könnte sich daher wohl ereignen, daß auch die Sozialdemokraten einmal, wenn die Marx'schen Fehlschlüsse erkannt sind, in Engels den weniger dogmatischen Schriftsteller erkennen werden, dessen Arbeiten — leichter an gelehrtem und pedantischem Ballast und unmittelbarer aus der unmittelbaren Anschauung des Lebens geschöpft, auch den geringeren Prozentsatz an taubem Gestein enthalten.

* * *

Die soziale Phrase.

Herr Aldenhoven macht in der letzten Nummer dieser Zeitschrift die meines Erachtens sehr treffende Bemerkung: man würde sich in politischen Dingen heute viel leichter verständigen, wenn man das Wort „sozial“ vermeiden wollte. Einen klaren Sinn hat der Ausdruck wohl nie ge- habt; und wenn er ihn je gehabt haben sollte, so hat er ihn doch jetzt nicht mehr, wo jede Partei darunter etwas anderes versteht, etwas anderes, das dann wiederum nach Zeit und Umständen wechselt. Der preußische Junker nennt die Schaffung einer Branntweinliebesgabe und die künst- liche Vertheuerung des täglichen Brotes mit derselben In- brunst „Sozialreform“, wie der Sozialdemokrat die Ver- wandlung aller Privatkapitalien in Kollektivkapital und der Antisemit die Judenhetze. Die „soziale“ Flagge muß heute jede politische Waare decken. Das Wort „sozial“ ist eine Eselsbrücke der Gedankenlosigkeit geworden, die der Eine mit frommem Schauder betritt, weil er wähnt, sie führe ihn über abgrundtiefe Weisheit, und die der Andere in der Attitude des Rattenfängers von Hameln überschreitet.

Dabei scheinen die „sozialen“ Heilmittel das mit manchen Giften gemein zu haben, daß die Dosis dafür ent- scheidend ist, ob das Leben gerettet oder vernichtet wird. Und gerade betreffs der Dosirung herrscht die schlimmste Meinungsverschiedenheit. Die Sozialdemokraten werden von den Nationalliberalen geradezu als Giftmischer be- handelt, weil sie jene Dosen von Sozialreform, die der Nationalliberalismus zu verabreichen empfiehlt, als unge- nügend bezeichnen. Und dann der schnurrige Hochmuth des sozialistischen Klerus! In diesem Punkte sind sie alle gleich, die Priester des Staatssozialismus wie der Sozial- demokratie. Beugt die Stirn, Ihr Laien vor der unergründ- lichen Weisheit eines Marx oder Adolf Wagner oder Friedrich Engels oder Albert Schäffle! Sie alle hören oder hörten das Gras wachsen und es ist nicht ihre Schuld, wenn das dringende Bedürfniß nach einer neuen Weltord- nung noch immer nicht befriedigt ist.

Nun denke man sich einmal, das Wort „sozial“ ver- schwände mit einem Schlage aus unserer öffentlichen Dis- kussion.

Welch eine Verlegenheit für alle politischen Phrasen- drescher! Wenn Jemand heute eine Wählerschaft gehörig einseifen will, so stellt er sich als Sozialreformer vor. Würde er sich bloß „Reformer“ nennen, so würde man ihn auslachen und stürmisch verlangen, er solle deutlich sagen, was und wie er reformiren will. Aber „Sozialreformer“, ja Bauer, das ist ganz was anders! Freunden unfrei- willigen politischen Humors empfehlen wir die Lektüre der Wahlreden, mit denen in den letzten Monaten Lord Salis- bury und Mr. Chamberlain das „soziale“ Programm der gegenwärtigen englischen Regierungspartei entrollt haben. Lord Salisbury schloß in sein social programme sogar die Heilung der agrarischen Schmerzen ein. Aber alles, was der edle Lord „angesichts der öffentlichen Meinung der ganzen Welt“ über agricultural depression sagte, war, that the subject deserved the deep attention of Parlia- ment, daß der Gegenstand der ernstesten Aufmerksamkeit des Parlaments würdig sei. Es ist begreiflich, daß diese tief- sinnige Bemerkung vom begeisterten Beifall seiner agrarischen Freunde und lautem hear! hear! begleitet wurde. Was aber die sonstigen „sozialen“ Fragen anlangt: die Frage des industriellen Wettbewerbs, die Wohnungsfrage, die Frage der Unfallversicherung und der Altersversorgung, so meinte das Haupt der Regierung, sie seien worthy of the most careful study, des sorgsamsten Studiums würdig. Aber so groß und weise nun eine konservative Regierung auch ist, man darf von ihr nicht erwarten, daß sie the action of great economic laws, die Wirksamkeit großer ökonomischer Gesetze zu paralysiren vermag. Als diesem „sozialen“ Pro- gramm gegenüber Lord Rosebery im Oberhause die nüchterne Frage an den Marquis of Salisbury richtete, ob er wirklich daran denke, Alterspensionen einzuführen, da berichtet die

„Times“: The Marquis of Salisbury made no audible reply; er gab keine hörbare Antwort. Und ein liberaler Berichterstatter fügt sarkastisch hinzu: „Er sah ohne Zweifel gerade aus dem Fenster und bewunderte die schöne Aussicht.“

Der eigentliche „Sozialreformer“ im gegenwärtigen englischen Kabinet ist allerdings nicht Lord Salisbury, sondern Joseph Chamberlain. Von ihm wird man genaueres erfahren über das social programme. In einer Wahlrede zu Lambeth kommt er speziell auf dies Programm zu sprechen. Er erklärt sich bereit, Großes für die arbeitende Bevölkerung zu thun. Give them — so ruft er emphatisch aus — the protection, they are entitled to: gebt ihr den Schutz, auf den sie einen gerechten Anspruch hat; better their conditions in life: verbessert ihre Lebensbedingungen; generally elevate their situation: erhöht ganz im Allgemeinen ihre Lebenslage; allerdings without destroying the industries upon which their livelihood depends: ohne die Industrien zu schädigen, von denen ihr Lebensunterhalt abhängt.

Würde sich eine Wählerschaft einen derartigen Humbug gefallen lassen, wenn er nicht „sozial“ wäre? Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat vor Kurzem in der „Revue de Paris“ einen Artikel über „le spectre rouge en Allemagne“ veröffentlicht, der mit den Worten beginnt: „Die Sozialistenfurcht ist seit geraumer Zeit eine internationale politische Krankheit geworden. Wie jede Furcht trübt sie die Urtheilskraft und verführt leicht zur Anwendung verfehlter Vertheidigungsmittel gegen den gefürchteten Gegner. Wir müssen diese Furcht bannen, das liegt im Interesse einer gesunden politischen Entwicklung“. Ich theile diese Meinung durchaus. Aber beruht diese Sozialistenfurcht nicht auch ganz wesentlich mit auf der konstanten Anwendung der sozialen Phrase?

Heinrich Roth.

Politische Zustände in Bayern.

Gegen Ende September tritt der bayerische Landtag wieder zu einer jener lange dauernden Sessionen zusammen, durch welche sich diese Körperschaft vor anderen ihres gleichen — ob zu ihrem Vortheile, ist fraglich — auszeichnet. Es mag sich deshalb wohl verlohnen, auf die intern-politische Lage, welche den Berathungen der hohen Körperschaft zum Substrate dient, einen Blick zu werfen. Man kann nicht selten die Wahrnehmung machen, daß gerade die Zustände des zweitgrößten deutschen Bundesstaates in anderen Theilen des Reiches recht wenig bekannt sind, und doch sind dieselben auch für das Ganze wahrlich nicht ohne Bedeutung; man denke nur an die Stellung, welche das Centrum, diese zu mehr als einem Drittel aus Bayern sich rekrutirende, stärkste Reichstagspartei im Parlamente einnimmt.

Es ist damit bereits die Eigenart der bayerischen Verhältnisse angedeutet, soweit das Parteileben und Parteigetriebe in Betracht kommt. Diejenige Fraktion, welche sowohl im preußischen wie auch im sächsischen Abgeordnetenhause den Ton angibt und auch im Reichstage weniger durch ihre Zahl als durch ihre „gesellschaftlichen“ Verbindungen einen nur allzu entscheidenden Einfluß auf die Gesetzgebung ausübt, die konservative, kann in den Volksvertretungen der drei süddeutschen Staaten auf eine ähnliche Bedeutung sich niemals Hoffnung machen. Im badischen Landtage hat sie es auf zwei Abgeordnete, im württembergischen gar nur auf einen einzigen gebracht, und wenn auch die vier Repräsentanten dieser Farbe im Münchener Ständehause es an Rührigkeit durchaus nicht fehlen lassen, so müssen sie doch natürlich, wenn irgend ein äußerer Erfolg ihre Bemühungen krönen soll, sich entweder an die linke oder an die rechte Seite des Hauses anschließen — eine Politik von Fall zu Fall, welche von ihnen mit unleugbarer Geschicklichkeit geübt wird. Im Lande selbst hat eine Richtung, welche einen wesentlich religiösen Charakter trägt und dem extremen Lutherthum ergeben ist, [...] rechten Boden, und die Wahl deutsch-konservativer [...] boten ist fast nur durch Kompromisse mit den [...] in solchen Wahlkreisen möglich geworden, in denen [...] protestantische und katholische Bevölkerungselement [...] lich die Wage hält. Die rein protestantischen Gegenden [...] durchweg liberal, insoweit nicht bei ihnen eine Schwenkung nach links stattgefunden hat.

Die Sozialdemokratie hat ihren Schwerpunkt [...] verständlich in den beiden volksreichsten Städten des [...] reiches. In Nürnberg hat dieselbe sowohl das Reichstagsmandat als auch die vier Landtagsmandate erobert [...] zwar, wie für das erstere zugestanden werden muß [...] eigener Kraft. Schreiber dieses, der — als selbst [...] betroffen — den Sachverhalt ziemlich genau zu [...] glaubt, ist der Ansicht, daß auch bei noch so energischem und einigem Zusammengehen der nichtsozialistischen [...] teien unter dem gleichen direkten Wahlrechte ein Sieg [...] diese ausgeschlossen ist, aus dem einfachen Grunde, weil [...] Anzahl der „Arbeiter“ im engeren Sinne, welche in den [...] reichen Fabriken der alten Industriestadt beschäftigt [...] Menge der bürgerlichen wahlfähigen Bevölkerung [...] übertrifft. Zu Nutz und Frommen derjenigen, welche [...] durch Aenderung des Wahlsystems der Sozialdemokratie [...] Paroli biegen zu können vermeinen sollten, hat sich [...] bei der letzten Landtagswahl gezeigt, daß auch die indirekte Wahl keinen sicheren Schutz verleiht, wenn nicht die bürgerlichen Parteien auch ihrerseits mit voller Kraft in den [...] kampf eintreten, und diese Lehre war gewiß eine vortheilhafte. Schwieriger zu erklären ist die sozialistische Suprematie [...] der an wirklichen Handarbeitern doch ungleich ärmeren Residenz. In der Stadt selbst rekrutirt sich die [...] hauptsächlich aus den sogenannten „kleinen Leuten“, die [...] irgend einer Ursache mit dem Bestehenden unzufrieden [...] aber im Wahlkreise München II, der mindestens [...] viele wirkliche Bauern als Stadtbewohner in sich begreift, ist wahrlich nicht eine prinzipielle, sondern nur eine [...] persönliche Herrschaft der äußersten Linken zu konstatiren. Ohne das hohe Agitationsgeschick des Herrn v. Vollmar, der zumal die altbayerische Eigenart kennt und zu behandeln weiß, wären Orte wie Starnberg, Wolfratshausen u. [...] niemals in das sozialistische Lager übergegangen, und [...] steht die Herrschaft der Partei thatsächlich nur auf [...] Augen. Sollte die Krankheit, welche den genannten Abgeordneten neuerdings befallen hat, und welche als [...] wirkung einer schweren, im Jahre 1870 empfangenen [...] wundung aufzufassen sein dürfte, denselben länger [...] seiner parlamentarischen Thätigkeit fernhalten, so würde [...] Centrum, dem sonst in jener Gegend die Herrschaft [...] war, aufathmen können. Die Diskussionen in der Kammer würden dagegen durch das Fortbleiben eines Mannes, dem bei aller sachlichen Gegnerschaft doch entschieden die Tendenz nachzurühmen ist, die parlamentarische Tonart nicht [...] das Niveau des Gewöhnlichen herabsinken zu lassen, [...] wegs gewinnen, denn die Fraktionsgenossen würden [...] dasselbe, wie v. Vollmar, vordringen, „nur mit ein [...] anderen Worten“.

Inwieweit das neue agrarische Agitationsprogramm der sozialdemokratischen Konferenz, an dem Bebel keine [...] Freude zu haben scheint, sich in der Praxis bewähren [...] wenn nicht sein geistiger Vater die Anwendung überwacht, das müssen wir dahingestellt sein lassen. Dem Centrum gegenüber möchte es wohl seine Schuldigkeit gethan haben, allein dieses dominirt seit zwei Jahren nicht mehr so [...] eingeschränkt, wie ehedem, über die ländlichen Wahlkreise, und es ist ihm ein Konkurrent entstanden, welcher es [...] stens ebenso gut, wie die „Zielbewußten“, versteht, den [...] keiner politischen Denkarbeit angekränkelten bajuvarischen Landmann zu bearbeiten. Als anläßlich der Wahl [...] des Jahres 1893 — damals schlossen sich in Bayern an die Wahlen zum Reichstage sofort die zum Landtage und [...] wieder die Gemeindewahlen an — der sogenannte „Bauernbund“ zuerst sein Haupt erhob und den Ultramontanen und wirklich einigen Abbruch that, da gab es optimistische [...]

ng. die da glaubten, den Fluß auf die eigenen Ländereien berleiten zu können; man lobte und begünstigte die ndliche Bewegung, bewunderte ihre urwüchsige Derbheit, noch heute gibt es „liberale" Zeitungen, in welchen : jede Flegelei, welche sich die Bündler gegen das Centrum uben, anerkennend Buch geführt wird. Was der „Bund" ntlich will, ist nicht so leicht zu erkennen, denn mit fast) wuchtigerer Grobheit, als man sie gegen den äußeren nd bethätigt, befehden sich die einzelnen Clanschaften, in che der „Bund" zerfällt, gegenseitig unter sich; das egensburger Programm" z. B., um dessen Zustande- men sich Dr. Sigl so große Mühe gab, ist von den rbayerischen Gliedern vollständig zurückgewiesen worden. 1 Ganzen stellt sich der Bauernbund als eine etwas ver- berte, ins Weiß-Blaue übertragene Nachbildung des nord- tichen „Bundes der Landwirthe" dar, der von sich aus Landleute in den protestantischen Provinzen Bayerns in ne Netze ziehen will und in ihnen auch schon manchen hänger geworden hat. Wenn einem Liberalen, das Wort bstrebend in seiner wahren und ursprünglichen Bedeutung nommen, die Wahl zwischen einem Centrumsmanne und iem Bündler gelassen würde, so müßte sich derselbe nach ngem Besinnen doch für den ersteren entscheiden, denn so enig die spezifisch religiöse Richtung desselben auch einem ndersdenkenden sympathisch sein mag, so ist dieses uns so rn liegende Ideal eben doch ein Ideal und dem nackten eldbeutelfanatismus der Herren Agrarier vorzuziehen. Die ulturinteressen sind beim Centrum nicht immer zum Besten usgehoben, aber wenn die Männer, deren Schiboleth ein öherer Getreidepreis mit ein wenig Bimetallismus und unftzwang ist, das Heft in die Hand bekommen sollten,) würden gewiß alle Ausgaben, welche der Staat für ndere als bloß materielle Zweck macht und leider schon ezt nicht mehr im erwünschten Umfange zu machen im Stande ist, rücksichtslos gestrichen werden. Bereits vor ebzig Jahren, als noch das konstitutionelle Leben Bayerns n den Windeln lag, versuchte ein Herr v. Weinbach, als Wortführer einer ganz agrarischen Strömung, die Akademie der Wissenschaften abzuschaffen; heutzutage würde man den Versuch, wenn man könnte, vielleicht mit Enthusiasmus wieder erneuern.

Immmerhin ist die Autorität des Centrums, die sich bekanntlich auf gar manche „Imponderabilien" stützt, und der deshalb mit äußerlichen Mitteln nicht so recht beizu- kommen ist, nur wenig erschüttert, wie dies die Reichstags- nachwahlen in Passau und Aschaffenburg zur Genüge dar- gethan haben. Im Landtage kommt ihm allerdings nicht mehr die ganze Majorität zu, allein mit Unterstützung der Deutschkonservativen und der Bauernbündler, welch letztere sich im Ständesaale gegen den „Erbfeind" nicht halb so widerhaarig benehmen, wie draußen in den Wählerversamm- lungen, setzen sie doch meistentheils dasjenige durch, was sie für wünschenswerth erachten. Es kommt dazu, daß auch die liberale Kammerfraktion zu sehr das Gepräge eines Mosaikbildes an sich trägt, um reaktionären Anläufen der Rechtsparteien den nothwendigen festen Widerstand ent- gegensetzen zu können.

Unter dem Drucke der geschichtlichen Entwicklung hat sich nachgerade eine völlig neue und in keinem andern deut- schen Staate anerkannte Begriffsbestimmung des Wortes „Liberalismus" herausgebildet: liberal heißt einfach, wer nicht ultramontan ist. So stehen auf dem rechten Flügel der Kammerfraktion Männer, welche anderwärts sich unbe- denklich freikonservativ nennen würden und in der That auch schon der deutschen Reichspartei im Reichstage ange- hört haben; den linken Flügel bildet ein Dutzend Frei- sinniger, welche nach wie vor in dem Altmeister, dem Frei- herrn v. Stauffenberg, ihren Führer erblicken. Das Gros der liberalen Abgeordneten ist als nationalliberal zu be- zeichnen, ohne daß damit eine vollkommene Uebereinstim- mung der Betreffenden in allen innerpolitischen Fragen ge- geben wäre. Man würde überhaupt sehr irren, wenn man annehmen wollte, daß dann, wenn die liberale Fraktion nicht geschlossen auftritt, der Grund des Auseinandergehens sich auf den für das übrige Deutschland hauptsächlich maß- gebenden Gegensatz „Freisinnig-Nationalliberal" zurückführen lassen müßte. Abgeordnete, wie Dr. Clemm (Ludwigshafen) und Stöcker (Rothenburg o. T., früher auch Reichstags- mitglied) würden in jeder liberalen Vereinigung, die sich die ernstliche Verfechtung ihrer Grundsätze zum Ziele gesetzt hat, ihre Stelle finden und behaupten, und nicht minder ist es eine Pflicht des Chronisten, daran zu erinnern, daß der verstor- bene Dr. v. Schauß, mit dem sich in Berlin die Freisinnigen tüchtig herumzuschlagen hatten, in München als liberaler Vorkämpfer sich entschiedene Verdienste erworben und bei seinem Ausscheiden eine allseits gefühlte Lücke hinterlassen hat. Daß man es bisher verstanden hat, aller innerlichen Verschiedenheit zum Trotze den Parteizusammenhang auf- rechtzuerhalten, ist nur zu billigen, denn die Gegner haben ja auch stets ihre inneren Dissidien den Liberalen gegenüber zurückzustellen vermocht. Wer jedoch schärfer sieht, kann sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß neuerdings dem Kammerliberalismus ein besonders gefährlicher Feind er- standen ist, indem die agrarische Bewegung auch unter den Liberalen mehr und mehr Boden zu gewinnen sich anschickt.

Es ist bereits zum öfteren vorgekommen, daß liberale Landtagsabgeordnete sich an Versammlungen betheiligt haben, welche unter der Patronanz des „Bundes der Land- wirthe" einberufen worden waren, und damit sich zum Libe- ralismus, mag derselbe so gemäßigt wie immer auftreten, in den schärfsten Gegensatz gestellt haben. Den Freisinnigen wird man es wahrlich nicht zumuthen können, Bestrebun- gen, welche direkt gegen ihre Ueberzeugungen gerichtet sind, gewissermaßen zum Rückhalte zu dienen; ihnen erwächst die nicht abzulehnende Verpflichtung, sich der eigenen Haut zu wehren und nöthigenfalls die Frage aufzuwerfen, ob für sie in einem Verbande noch Raum sei, dessen Angehörige auf der anderen Seite an einer Bewegung theilnehmen, welche durch die Namen v. Manteuffel, v. Mirbach, v. Plötz, v. Hammerstein gekennzeichnet ist. Im Bayreuther Wahl- kreise sucht man dem verewigten Regierungsrathe Dr. Papellier einen Nachfolger agrarischer Färbung zu geben, und in Kaiserslautern zog sich die nationalliberale Partei nur da- durch aus der Klemme, daß sie den vom Bunde präsentirten Kandidaten auch zu dem ihrigen machte. Daß dieses Manöver die Stellung des Liberalismus wirklich befestigt habe, wird man Niemandem einreden können.

Wie schwierig bei solch verwickelter und unklarer Lage der Dinge die Position der deutschfreisinnigen Partei in Bayern sich gestaltet hat, ist unschwer einzusehen. Indem die- selbe das Programm der freisinnigen Volkspartei, mit gewissen auf Bayern allein bezüglichen Zusätzen, annahm, gelang es ihr, Spaltungen in ihrer Mitte zu beseitigen und eine zu Schutz und Trutz bereite Phalanx gegen die Gegner zur Linken wie zur Rechten wieder herzustellen. Erwünscht wäre es, der kleinen Reibereien mit der anderwärts den Freisinnigen nahe- stehenden süddeutschen Volkspartei überhoben zu sein, indessen sind dieselben eben auf die ganz verschieden geartete Ent- wicklung beider Parteien zurückzuführen, und die ausgleichende Zeit wird wohl auch da um so eher ihre Wirkung üben, als ja doch der preußischen Reaktion gegenüber zwischen Groß- und Kleindeutschen gegenwärtig keine Meinungs- verschiedenheit mehr obwaltet. Als ein erfreuliches Zeichen erscheint die rege Antheilnahme der jüngeren Generation an der Arbeit im Dienste der Oeffentlichkeit; der Verein „Frei- sinn" in Nürnberg hat sich für die jungen Mannschaften der Partei als ein ganz ausgezeichneter Sammel- und Krystallisationspunkt erwiesen.

Hingegen mußten die bayerischen Freisinnigen von ihren Führern schon viele in das Grab steigen sehen, und es wäre vermessen, behaupten zu wollen, daß es möglich gewesen sei, für einen Gerstner, Erhard, Frankenburger — um nur einige Zierden der alten Fortschrittspartei nahmhaft zu machen — wieder den vollen Ersatz zu schaffen. Ganz be- sonders tief empfand man jedoch allseitig, und zwar nicht allein in den engsten Parteikreisen, den frühen und unerwar- teten Tod des rastlosen Geschäftsführers, Dr. Hermann Eberhard (4. April 1846 bis 5. Juli 1895). Geboren zu Koburg,

ein typischer Nordfranke von lebhaftem, beweglichem Wesen, mit gründlicher juristischer Gelehrsamkeit und seltener Bildung des Geistes und Herzens ausgerüstet, hat derselbe durch volle achtzehn Jahre die einzige große Zeitung des entschiedenen Liberalismus, welche in Bayern erscheint, mit geschickter Hand geleitet und den Gesinnungsgenossen im Nürnberger „Fränkischen Kurier“ ein Organ gegeben, in dem Jedermann den treuen Ausdruck der eigenen Anschauungen wiederfand. In seltenem Maße von Gegnern jedweder Schattirung angefeindet, hatte der „Kurier“ sich täglich wieder seine Lebensberechtigung zu erstreiten, und wenn hiebei auch mitunter die Polemik eine schroffere Form annahm, als es dem feinem Wesen nach überaus konziliianten Chefredakteur selber erwünscht war, so waren dafür die unerquicklichen Umstände, unter denen gefochten werden mußte, in erster Linie verantwortlich zu machen. Dem Nachfolger Eberhard's ist eine ebenso schwere wie dankbare Aufgabe zur Lösung anheimgefallen. —

Nicht eben unter den heitersten Auspizien also treten die Vertreter des Freisinns der neuen Legislaturperiode der bayerischen Volksvertretung entgegen. Ueber die Schwierigkeiten, welche sich ihnen entgegenstellen werden, geben sie sich keiner Täuschung hin; sie wissen vielmehr sehr genau, daß der liberalen Grund- und Lebensanschauung, welche in dem Satze „Gleiches Recht für Alle“ gipfelt, in der auf Sonderrechte abzielenden und vor keinem agitatorischen Mittel zurückscheuenden Agrarbewegung ein Gegner erwachsen ist, dessen Gefährlichkeit sich als eine um so größere darstellt, weil so viele die wahre Natur jener Strömung verkennen. Gleichwohl: viel Feind, viel Ehr' war schon zu wiederholten Malen die Devise der entschieden Liberalen, und sie wird es auch diesmal wieder sein.

S. Günther.

Bourget's „Outre-mer“.

Ich kann nicht sagen, daß ich für Paul Bourget eine besondere Vorliebe hätte. Es ist mir zu viel Künstliches in seiner Kunst; nicht genug ursprüngliche Natur in diesem psychologischen Naturalisten. Ich verkenne nicht die Feinheiten seines Stils und seiner scharfsinnigen Analyse menschlicher Leidenschaften und Schwächen, aber ich muß bei Bourget's Romanen immer an die eleganten Blumensträuße denken, die in der Zusammenstellung der Blüthen und Farben ein Muster guten Geschmacks sind, die aber den häßlichen Fehler haben, daß alle Blumen auf Draht sitzen. Man sieht den Draht nicht, aber die Empfindung, daß die „Kinder Floren's“ in einem Korsett stecken, hat etwas Abstoßendes. Paul Bourget ist ein geschickter litterarischer Kunstgärtner, aber die natürliche Grazie, mit der Maupassant seine Blumen pflückt und lose zusammenbindet, ist mir lieber als Bourget's subtile Kunst.

Für die Aufgaben des vorliegenden (bei Alphonse Lemerre in Paris erschienenen) Werkes über die Vereinigten Staaten von Amerika erschien dagegen die schriftstellerische Individualität Paul Bourget's vorzüglich geeignet. Macaulay vergleicht einmal den großen englischen Parlamentsredner und Staatsmann Charles Montague, der sich auch als Poet versuchte, mit einem Strauß, dessen Flügel nicht Schwungkraft genug besitzen, um ihn in die Lüfte zu heben, die ihn aber befähigen, seinen Lauf über die Erde wesentlich zu beschleunigen. In gewissem Sinne kann man dasselbe von Bourget sagen. Sein dichterisches Können reicht für die höchsten poetischen Leistungen nicht aus, aber es gibt seiner Feder einen Schwung, die sie über langweilige Flächen und Trivialitäten mit rascher Eleganz hinwegträgt.

Seine in dem zweibändigen „Outre-mer“ gesammelten „Notes sur l'Amérique“ sind in der That von einem ungewöhnlichen Reiz; der scharfsinnige Analytiker der menschlichen Seele bringt darin die feinsten Mittel seiner Kunst zur Anwendung, um die Seele eines Volkes zu ergründen, dessen komplexe Eigenart sich dem dichterisch veranlagten Psychologen eher erschließt, als dem emsigen Statistiker.

Bourget war vom Spätsommer des Jahres 1893 bis zum Frühjahr des Jahres 1894 in den Vereinigten Staaten; er ist westwärts nicht über den Mississippi hinaus gekommen, hat somit den am meisten charakteristischen Theil der gewaltigen Republik nicht unmittelbar kennen gelernt. Er erhebt auch nicht etwa den Anspruch, ein standard work über Amerika geschrieben zu haben. Es ist vielmehr das Tagebuch eines welterfahrenen und feinsinnigen Reisenden, der in eine ihm bis dahin fremde Welt mit dem Bewußtsein blickt, daß die überwältigende Fülle neuer Eindrücke die tägliche Gefahr irrigen Generalisirens mit sich bringt, der aber redlich bemüht ist, unter Ueberwindung zahlreicher mitgebrachter Vorurtheile, das Fremde zu verstehen und das Neue richtig zu würdigen. Scharfsinnige Franzosen, die mit Ernst an diese Aufgabe gehen, haben dabei in einer Beziehung vor allen anderen europäischen Nationen etwas voraus. Sie empfinden die Kontraste viel stärker, als z. B. die Deutschen oder Engländer, weil Frankreich — trotzdem es eine Republik ist — weniger amerikanisch ist, als irgend ein anderes europäisches Kulturland. Bourget's erstes Gefühl, als er in Newyork ans Land tritt, ist denn auch: je suis dans un pays terriblement autre. Die charakteristischen Eigenheiten des sozialen und politischen Lebens der Vereinigten Staaten treten eben scharfblickenden französischen Beobachtern mit erhöhter Deutlichkeit vor Augen. Als Alexis de Tocqueville vor sechzig Jahren sein berühmtes Buch über die Demokratie in Amerika schrieb war es der Gegensatz zwischen der administrativen Dezentralisation in den Vereinigten Staaten und der administrativen Centralisation in Frankreich, die ihn den Schwerpunkt der amerikanischen Verfassung mit genialer Sicherheit erkennen ließ. Auch Bourget, obwohl er de Tocqueville nirgends citirt, so daß es mir sogar zweifelhaft erscheint, ob er dessen großes Werk näher kennt, hat die Angelpunkte des amerikanischen Gemeinwesens sofort da gesehen, wo der größte Gegensatz zu der französischen Entwicklung sichtbar ist. Nichts imponirt ihm, dem an die mechanische französische Centralisation Gewöhnten, mehr, als das selbständige Leben der amerikanischen Gemeinden, denen kein Staatsminister, kein Präfekt, kein Oberschulrath etwas zu sagen hat. Das lebhafte Interesse jedes einzelnen Bürgers gerade an der Entwicklung des Ortes, in dem er lebt, die beständige politische Schulung, die in der selbständigen Leitung aller Gemeindeangelegenheiten durch gewählte Gemeindeangehörige liegt, und der Geist der Initiative, der in diesen lokalen Centren immer neu geboren wird, das bildet in der That einen Grund- und Eckstein dieser so ungewöhnlich konservativen Republik. Mit Neid sieht Bourget in Amerika diesen fruchtbaren Individualismus, dies kaum gebändigte Selbständigkeitsgefühl im Gegensatz zu der seit 1789 entwickelten alles einschnürenden Centralisation in Frankreich. Er erkennt, daß die Demokratie in Frankreich grundverschieden ist von der Demokratie in den Vereinigten Staaten. „In Frankreich bedeutet das Wort Demokratie, daß alle Machtmittel des Staates den Repräsentanten des Volkes, das heißt der Majorität, ausgeliefert werden; mögen die Maßnahmen, die diese Repräsentanten ergreifen, auch noch so drückend, noch so ungerecht sein, sobald sie nur die Leidenschaften der größten Zahl befriedigen, halten wir sie nicht bloß für gesetzlich, sondern auch für demokratisch. So verstanden besteht die Demokratie in konstanten Opfern, die das Individuum der Allgemeinheit bringt. In ganz entgegengesetzter Weise arbeitet die amerikanische Demokratie. Sie hat bis jetzt noch die Tendenz zur intensivsten und vollständigsten Entwicklung des Individuums und zur Verminderung, womöglich zur Unterdrückung jeder Staatseinmischung.“ Dies Urtheil ist vielleicht ein bischen gar zu sehr zugespitzt, aber der Grundgedanke ist unzweifelhaft richtig. Eben deshalb kann auch der Sozialismus in den Vereinigten Staaten so wenig Wurzel fassen. Bourget überschätzt noch die Gefahren des Sozialismus für die Vereinigten Staaten. Zwar spricht er den eigentlichen Amerikanern die Empfänglichkeit

die sozialistische Ansteckung ab, aber er meint, die ger- nische — speziell die deutsche und die skandinavische — wanderung bringe den Ansteckungsstoff immer neu über Ozean und bedrohe, da sie nicht rasch genug assimilirt den könne, die Zukunft des Landes. An diesem Irrthum wohl die nationale Voreingenommenheit des Autors t ganz schuldlos. In Wirklichkeit gibt es — von einigen isend Deutschen und Skandinaviern in Städten wie New- k, Chicago u. s. w. abgerechnet — keinen konservativeren weniger zu gewagten politischen Experimenten geneigten eil der amerikanischen Bevölkerung, als die von Bourget unzirten germanischen Einwanderer; und was deren Assi- lirung anlangt, so vollzieht sich dieselbe in dem gewaltigen erikanischen Völkerschmelztiegel so geschwind, daß man r von einem „zu rasch“ als von einem „zu langsam“ en könnte. Aber selbst ein im Allgemeinen so vorurtheils- ier Franzose, wie es Bourget ist, leidet ein wenig an rmanophobie und spricht, wie von einer schrecklichen Ge- r, von dem obscur et violent socialisme Germanique, nt sont issus le nihilisme Russe et l'anarchisme ançais. Die Herren Bebel und Liebknecht werden nicht nig erstaunt sein, daß man sie sogar für den französischen narchismus verantwortlich macht. Wir sehen Bourget reits unter den klassischen Zeugen in der Begründung der chsten Umsturzvorlage figuriren.

Sozialpolitik ist überhaupt nicht Bourget's stärkste eite. Er ist ein wohlmeinender Arbeiterfreund, der speziell it Vorliebe der katholischen Kirche den Beruf zur Heilung zialer Schäden zuerkennt. Aber sein Kanzelsozialismus t nicht disziplinirt durch eine tiefere volkswirthschaftliche ildung. Trotzdem sind seine Betrachtungen über ameri nische Arbeiterverhältnisse um deswillen lesenswerth, weil e anknüpfen an Unterredungen, die Bourget mit den beiden edeutendsten amerikanischen Erzbischöfen hatte, dem Kar- inal Gibbons in Baltimore und dem Erzbischof Ireland n St. Paul. Was diese beiden klugen Männer über die usbreitung der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten, über die Bedeutung einer libera chiesa in libero tato, über die Religiosität der amerikanischen Arbeiterschaft nd Aehnliches Bourget mitgetheilt haben, darf allerdings uch nicht ohne Kritik gelesen werden. Ein Amerikaner, uch wenn er Kardinal ist, wird einem Interviewer, auch venn er Paul Bourget heißt, sich immer nur so zeigen, vie er vor der Oeffentlichkeit gesehen sein will. Ich werde bei derartigen Unterredungen stets an einen meiner ameri- kanischen Bekannten erinnert, der in ähnlichen Fällen zu fragen pflegte: „Welchen Grund hat der Mann, aufrichtig zu sein?“

Hat Bourget die breiten politischen Unterlagen des großen amerikanischen Gemeinwesens mehr instinktiv als mit vollem Bewußtsein gewürdigt, so schildert er andererseits die üppigen Blüthen der modernen amerikanischen Civilisation mit bewundernswürdiger Feinheit. Die Aristokratie des Unternehmerthums, bei der das Geld viel weniger Genußmittel als Machtmittel ist, die amerikanische Frau und die Tochter dieser rücksichtslosen Emporkömmlinge, die ganze gesellschaftliche Atmosphäre jener Leute von Wallstreet und Newport, ist ausgezeichnet charakterisirt. Die Amerikaner sind auf nichts so stolz, als auf den schöpferischen Unternehmungsgeist, der in hundert Jahren einen Kontinent von der Ausdehnung Europas den Indianern und Büffeln entrissen und zu einer Stätte modernster Kultur gemacht hat. Daß eine solche staunenswerthe civilisatorische Kraftleistung nur möglich war, indem der menschlichen Schaffenskraft der weiteste Spielraum gewährt wurde, wenn „alles Segel und nichts Anker“ war, wenn die hemmende Thätigkeit staatlicher Polizei sich auf das denkbar geringste Maß beschränkte, ist klar. Die individuelle Freiheit, die Willenskraft der Einzelnen, hat diese neue Welt geschaffen und beherrscht sie im Wesentlichen noch heute. La volonté nennt Bourget diese stärkste Triebfeder des amerikanischen Lebens, la volonté, poussée jusqu'à l'abus. Und nun vergegenwärtige man sich, daß diese im beständigen Kampf mit einer noch ungebändigten Natur gestählte Willenskraft, die an immer gewaltigere Aufgaben gewöhnte Unternehmungslust auf dem Boden der neuen Welt sich in staatlichen Aufgaben, in der Feldherrnkunst, in der staatlichen Verwaltung, in der Diplomatie, ja selbst im Parlament auch nicht annähernd so bethätigen konnte, wie das in den komplizirten Verhältnissen der europäischen Reiche mit ihrer tausendjährigen geschichtlichen Entwicklung möglich gewesen wäre. Naturgemäß wandten sich deshalb in den Vereinigten Staaten Energie und Ehrgeiz vorzugsweise großen wirthschaftlichen Aufgaben zu. Die Handhabung wirthschaftlicher Machtmittel ist deshalb auch nirgends zu solcher Virtuosität gediehen, wie gerade in den Vereinigten Staaten. Ein riesiges Eisenbahnnetz unter seine Kontrolle zu bringen, den Petroleummarkt souverän zu beherrschen, die Zuckerraffinerie des ganzen Landes thatsächlich zu monopolisiren, derartige Aufgaben erfordern ein ungewöhnliches Organisationstalent, feste Nerven und nicht selten diplomatische Eigenschaften ersten Ranges. Rivalisirende wirthschaftliche Großmächte müssen gelegentlich auf Tod und Leben bekämpft, kolossale Vermögen gewagt werden. Und solche Kämpfe und Ausschreitungen der Unternehmungslust erfüllen nicht bloß die Metropolen des Landes, sondern sie spielen sich in kleinerem und kleinstem Maßstabe auf dem ganzen großen Gebiete dieser riesigen Republik ab, unzählige Gehirne mit dem bohrenden Gedanken erfüllend: wie kannst Du Deinen Konkurrenten überflügeln, indem Du mit demselben Kraftaufwand eine höhere wirthschaftliche Leistung hervorbringst? Diese rastlose Bethätigung wirthschaftlichen Unternehmungsgeistes — das hat Bourget sehr richtig erkannt — ist die alles beherrschende Leidenschaft des amerikanischen Volkes — so wie es heute ist. Es liegt etwas Dämonisches in dieser Leidenschaft, in diesem Machthunger, dem unzählige Gesundheiten zum Opfer gebracht werden, der den amerikanischen Krösus mit seinem kranken Magen an sein Kontor fesselt, während ein entzückender Landsitz, eine prunkvolle Gemäldegalerie und die eleganteste Yacht des rastlos arbeitenden Eigenthümers vergeblich harren. Noch fehlt dem amerikanischen Leben die Kunst des Genießens, und noch mehr fehlt ihm das Verständniß für das Horazische:

> Cur invidendis postibus et novo
> Sublime ritu moliar atrium;
> Cur valle permutem Sabina
> Divitias operosiores?

In krampfhafter Art macht sich die Sucht geltend, alles haben zu wollen: den italienischen Fürsten oder deutschen Prinzen zum Schwiegersohn, den antiken Marmor und den theuersten Meissonier im Salon, Ranke's Bibliothek und einen Pokal von der Meisterhand Benvenuto Cellini's. Es ist einerlei, was es kostet; aber noch ist man der Regel nach bloß Eigenthümer, nicht Besitzer, wenn es wahr ist, daß nur „der allein besitzt die Musen, der sie trägt im warmen Busen“. Ausnahmen bestätigen nur diese Regel, die natürlich nicht unabänderlich die Zukunft beherrschen wird. Dieser Mangel an künstlerischer Genußfähigkeit ist dabei verknüpft mit einer wahren Leidenschaft für alles, was sich in Kunst und Wissenschaft lernen läßt. Mit derselben Zähigkeit, mit der man wirthschaftlichen Zielen nachstrebt, sucht man sich auch die Resultate der Wissenschaft zu eigen zu machen und hinter die Geheimnisse jeder Kunst zu kommen. Bourget macht dabei die feine Bemerkung: „Wenn man zuviel will, so zerstört man in sich den Instinkt und ersetzt ihn durch einen Mechanismus; wenn die amerikanische Civilisation bisher der ästhetischen Genialität ermangelte, so glaube ich, ist der Fehler gerade hier zu suchen“. Und von der amerikanischen Erziehung sagt Bourget in demselben Zusammenhange: „Sie ist allzu präzis, zu positiv, zu klar; es fehlt ihr an Unsicherheit, man könnte fast sagen, an Unnützlichkeit. Daher kommt es, daß diese immense Civilisation der Fabrikwaare bedenklich ähnelt.“ Die größte Energie und der längste Geldbeutel reichen eben nicht aus, um die Patina einer alten Kultur zu schaffen. Die Vereinigten Staaten haben bereits talentvolle Dichter und Maler hervorgebracht, aber von einer nationalen amerikanischen Kunst kann man doch noch kaum reden.

Mit besonderer Sorgfalt hat Bourget die amerikanische Frau oder vielmehr die amerikanische Tachter gezeichnet. Der Typus, den er in den Palästen der Plutakratie gefunden zu haben glandt, ist allerdings wohl kaum als allgemeiner Typus der amerikanischen Frauenwelt anzusehen; aber immerhin ist seine Charakterschilderung interessant. Die Freiheit der Amerikanerin innerhalb der Gesellschaft, der ungezwungene Verkehr der beiden Geschlechter, die gefestigte Sittlichkeit, die aus dieser individuellen Freiheit hervorgegangen ist, der Sinn für die Realitälen des Lebens, die Neigung zum physical and mental training, die Unabhängigkeit des Urtheils, das Alles, wie auch l'apothéose du chèque et du chic, weiß uns Baurget höchst anschaulich zu schildern. Er kanstruirt uns schließlich ein Bild, das er als idole americaine bezeichnen möchte; er legt dabei ein weibliches Parträt des amerikanischen Malers John Sargent zu Grunde. „Der Kopf, zugleich intelligent und kühn, hat eine Physiognomie, in der Verständniß für Alles zu finden ist . . . . . Die wohl gerundeten Arme, an denen die Muskeln kaum bemerkbar sind, vereinigen sich in zusammengelegten energischen Händen, mit einem fast zu langen Daumen, Händen, die im Stande sind, vier Pferde mit der Sicherheit eines englischen Kutschers zu lenken. Es ist das Bild einer zugleich unbeugsamen und delikaten Energie, im Moment der Ruhe; und dabei ist etwas von einer byzantinischen Madanna in diesem Gesicht mit den großen offenen Augen. In Wahrheit, es ist ein Idol, in dessen Dienst der Mann arbeitet, das er mit königlichen Diamanten geschmückt hat; um deren phantastische Wünsche zu erfüllen viele Tage harten Kampfes in Wallstreet zugebracht sind." Diese orchidée vivante, das ist nach Bourget die Tochter des reichen amerikanischen Geschäftsmannes, der keine Zeit hat, seinen Reichthum zu genießen. Baurget sieht in dieser amerikanischen Art der divinisation de la femme wiederum nur une suprême gloire de l'énergie nationale.

Die nationale Energie ist sanach das Alpha und Omega aller Betrachtungen des französischen Schriftstellers. Hierin sucht er den Schlüssel zu allen Räthseln der imponirenden amerikanischen Kulturarbeit zu finden.

Diese nationale Thatkraft, beruhend auf der Thatkraft der Einzelnen, ein Triumph des Individualismus, das ist in der That das eigentliche Fundament der amerikanischen Civilisation.

Th. Barth.

Die Kunst der Sparsamkreit.

Ein Jahrtausend ist verflossen, seit die Menschen begonnen haben, die aus einer entlegenen Daseinsepoche unserer Erde an uns gelangten Ueberreste einer üppigen Vegetation ans Tageslicht zu fördern und nutzbringend zu verwerthen. Dem bescheidenen Bedarfe früherer Jahrhunderte mochte der Vorrath unerschöpflich erscheinen; allein unser Zeitalter mit seiner unaufhaltsam wachsenden Industrie konnte den Gedanken an die Zukunft nicht mehr von sich weisen. So wurde denn ausgerechnet, wie lange der Kohlenvarrath, an dem wir heute so sorglos zehren, noch reichen könne — und das Ergebniß dieser Rechnung bildete die Mahnung, mit den Steinkohlen sparsamer als bisher zu verfahren und sie wenigstens da, wo sie als Heizmaterial der Dampfmaschinen zur Erzeugung mechanischer Kraft dienen, durch anderweitige, beständig sich erneuernde Kraftquellen zu ersetzen. Nur auf salche Weise sei es möglich, unseren Nachkommen noch etwas aan dem kostbaren Brennstoffe zu hinterlassen.

Diese Mahnungen haben bis jetzt nur wenig Gehör gefunden. Zwar fehlt es nicht an Gelegenheiten, mechanische Energie auch ohne die Hilfe der Steinkohlen zu gewinnen: das fließende Wasser, der Wind, ja selbst die Meereswagen und die periodische Bewegung der Ebbe und Fluth oder die Sonnenstrahlen würden im Stande sein, unsere Webe- zu treiben und mittelbar auch den Heizwerth der Stein- zu ersetzen. Allein zum Theil fehlt es noch an geeign- Vorrichtungen, um diese Kräfte nutzbar zu machen und ... dies auch nicht von dem fließenden Wasser gilt, welch- dem in den Augen des Laien var der Steinkohle den ... zug hat, daß es „nichts kostet" — so weiß doch der ... niker recht wohl, daß Wasserbauten und Turbinen ... die Kraft des Wassers auf Webstühle, Schmiedehämmer ... zu übertragen haben, ein Anlagekapital repräsentiren ... nach öfter der Erneuerung bedarf, als das entsprechende Dampfkesseln und Dampfmaschinen. Und dieses ... wächst noch, wenn die Fabrik nicht am Orte der ... kraft errichtet werden kann und sich die Energie der ... erst durch eine Art der Uebertragung herbeischaffen ... Zwar hat gerade die elektrische Kraftübertragung in ... Hinsicht außerordentliche Dienste geleistet und ja ... verschlossenen Quell eröffnet; allein auch ihr sind ... Rücksichten der Sparsamkeit ziemlich enge Grenzen ... eine Kraftübertragung, wie die vielbesprochene van ... nach Frankfurt, so graße Bewunderung sie auch als ... nische Leistung verdient, würde kaum jemals rentabel ...

So ist denn die Ausnutzung der Wasserkräfte ... elektrische und andere Uebertragungsmethoden vorzugsweise auf salche Länder beschränkt, die mit Wasserläufen ... starkem Gefälle reichlich ausgestattet, dagegen arm an ... materialien und von den Centren der Steinkohlenproduktion weit entfernt sind. In der Nähe der letzteren dagegen ... die Kraftübertragung, zunächst wenigstens, naturgemäß ... günstiges Feld. Anders dagegen die Kraftvertheilung ... welche lediglich die Absicht hat, die Betriebskraft ... Energiequelle auf irgend welche Weise im Graßen zu ... winnen und an eine Anzahl von Abnehmern über ein ... schränktes Gebiet zu vertheilen. In den Großstädten ... ein derartiges Unternehmen alle die Vortheile der Centralisation, welche bereits seit lange dazu geführt haben, ... Beschaffung von Trinkwasser und die Beseitigung der ... fallstoffe aus einer Sorge des Individuums zu einer ... gabe der Gesammtheit zu machen. Dazu gesellt ... unserem Falle noch im Besonderen, daß Motaren, namentlich Dampfmaschinen, innerhalb enger Werkstätten ... schwierig Aufstellung finden können, sowie endlich der ... stand, daß Motoren für kleine Kräfte stets minder ... misch arbeiten als große — zumal dann, wenn die ... triebskraft nicht beständig, sandern nur in gewissen ... vallen in Anspruch genommen wird, weil dann die ... und das Brennmaterial für Anheizen u. s. w. jedesmal ... Neuem verloren geht. Aus diesen Gründen wird die centrale Erzeugung der Betriebskraft und ihre Vertheilung an ... nicht zu weiten Kreis von Abnehmern für die letzteren ... den meisten Fällen zu einer wirklichen Ersparniß, auch ... die ganze Anlage ein erhebliches Kapital erfordert und ... Vertheilungsprazeß selbst einen beträchtlichen Bruchtheil der in der Centrale erzeugten Energie verschlingt.

Auch das Leuchtgas — welches ja ebenfalls, ... nun zur Beleuchtung aber zur Heizung dienen, nichts ... ein Träger thermischer Energie ist — verdankt diesen ... ständen einen graßen Theil seines Erfolges und ... gilt von den Gasmatoren, die gleichwahl sich eines ... materials bedienen, welches viel theurer ist als die ... Betriebe der Dampfmaschinen dienende Steinkohle ... wägungen derselben Art sind es auch, welche die ... lungsanlagen elektrischer und anderer Systeme, womit ... schan eine Anzahl von Städten versehen sind, ins ... gerufen haben. Es ist nicht unsere Aufgabe, die Vorzüge der verschiedenen Systeme gegeneinander abzuwägen; ... darf nicht unerwähnt bleiben, daß gerade das Aufblühen der Elektrotechnik, welche zuerst die ökonomische Möglichkeit einer weitgehenden Energievertheilung praktisch nachgewiesen hatte, auch dem pneumatischen und hydraulischen ... einen mächtigen Impuls gegeben hat. Tratzdem aber ... elektrische Strom vor diesen letzteren Systemen jedenfalls den Varzug einer vielseitigeren Verwendbarkeit besitzt, ... einige Städte gerade in den letzten Jahren pneumat-

o hydraulische Anlagen geschaffen, mit deren Leistungen n dort ganz zufrieden ist. Es dürfte darum für unsere genden Betrachtungen von Nutzen sein, auf diese beiden steme, welche minder populär sind als das elektrische, en kurzen Blick zu werfen.

Die pneumatische Kraftvertheilung, wie sie in Offench a M. und namentlich in Paris in großem Maßstabe sgeführt ist, besteht einfach darin, in einer Centrale mit lfe von Dampfmaschinen und Druckpumpen Luft zu nprimiren und in gemauerten oder eisernen Behältern fzuspeichern, von welchen aus sie dann in ein durch die nze Stadt verbreitetes Röhrennetz gelangt. Die Spannkraft fer komprimirten Luft ist ebenso gut wie diejenige des ampfes im Stande, Motoren, welche in allen Stücken der ampfmaschine gleichen, zu treiben und damit die zur ompression verwendete mechanische Energie größtentheils eder abzugeben. Wir sagen „größtentheils"; denn ein wisser Prozentsatz geht natürlich durch die Reibung in den ampfmaschinen und Kompressoren, durch Entweichen von ft aus den Leitungen u. s. w. verloren. Ferner erwärmt h die Luft bei der Zusammenpressung und diese Wärmenge, die auf Kosten eines Theiles der Betriebskraft entmden ist, muß durch Einspritzen von Wasser in die Kompessoren beseitigt werden. Bei der nachherigen Arbeitsstung kühlt sich dafür allerdings die Luft um einen entrechenden Betrag ab und verläßt den Motor in kaltem istande; sollte dies vom Uebel sein, so kann die Luft vorwärmt und damit gleichzeitig die Leistung des Motors höht werden. Ob dieselbe aber schließlich etwas größer er geringer ausfallen möge — der Abnehmer hat nicht ir die Bequemlichkeit, seinen Motor durch einfaches effnen und Schließen eines Hahnes jederzeit in und ßer Betrieb setzen zu können, sondern er findet auch, ß ihn sein Luftdruckmotor, trotz der angedeuteten Verste, weniger kostet als eine kleine Dampfmaschine, weil e Bezahlung sich genau nach dem Verbrauch von Druckft richtet, welcher an einer Gasuhr abgelesen wird. Von eiten mancher Elektriker wird allerdings der Druckluft jede erechtigung abgesprochen und auf den gänzlichen Mißfolg der Birminghamer Anlage hingewiesen. Diese letztere ar jedoch auch technisch verfehlt und von der Lebenshigkeit der Druckluft — mag dieselbe auch an vielseitiger erwendbarkeit hinter dem elektrischen Strome zurückstehen — ugt andererseits die Pariser und Offenbacher Anlage.

Eine hydraulische Anlage, wie sie z. B. die Stadt Genf esitzt, ist allerdings noch ökonomischer, aber auch unter esonders günstigen Bedingungen geschaffen. Dort sind in er Rhone mächtige Turbinen aufgestellt, welche Pumpen reiben und mit deren Hilfe Wasser in höher gelegene Rervaire pressen, von welchen aus dasselbe durch die Stadt geleitet wird. Die Energie fließenden Wassers — so lehrt ie Mechanik — ist das Produkt aus der Menge des Wassers und dem Drucke, unter welchem dasselbe steht; man kann emnach mit kleineren Wassermengen und dementsprechend leineren Behältern, engeren Rohrleitungen und kleineren Motoren ebenso gut bedeutende Energiemengen vertheilen vie mit geringem Druck und dafür großen Wassermengen, veiten Röhren und umfangreichen Maschinen; aber die Vortheile des ersteren Verfahrens sind so große, daß dadurch auch die Energieverluste der mehrfachen Umwandlungen, welche dasselbe erfordert, mehr als ausgeglichen werden.

Von dem Erfolg der Genfer Anlage zeugt am besten die zunehmende Zahl der Abnehmer; aber trotzdem wäre es thöricht — obschon die ursprüngliche Betriebskraft, das fließende Wasser, hier „nichts kostet" — sich von dem schließlichen Preis der hydraulischen Energie allzu günstige Vorstellungen zu machen. In Genf ist derselbe allerdings sehr niedrig; wo aber z. B. mit dem zeitweiligen Versagen der Wasserkraft gerechnet werden und deshalb zur Reserve auch eine Dampfmaschine vorhanden sein muß, können die Kosten eines derartigen hydraulischen Betriebes sogar diejenigen eines reinen Dampfbetriebes an anderen Orten überschreiten. Welches System ökonomischer sei, hängt darum von den lokalen Bedingungen ab; die Schweiz z. B. besitzt hydraulische Anlagen von insgesammt 70 000 Pferdekräften und verfügt außerdem über einen sechsfachen, noch der Benutzung harrenden Betrag, während in den meisten Ländern nach wie vor die Verbrennungswärme von Steinkohle und Leuchtgas weitaus die wichtigste Energiequelle bildet.

Auf die möglichst vollständige Ausnutzung dieser letzteren Energiequelle müssen daher die Ersparnißbestrebungen der Techniker in erster Linie gerichtet sein, zumal gerade hier unsere Leistungen noch überaus unvollkommen sind und dem Fortschritte mithin noch ein weites Feld offen steht. Freilich muß hier — wie vor einiger Zeit Prof. Kennedy in London in treffender Weise darlegte — sorgfältig zwischen möglichen und unmöglichen Ersparnissen, zwischen Energieverlusten, welche lediglich aus der Mangelhaftigkeit unserer Einrichtungen entspringen und solchen, welche in der Natur der physikalischen und chemischen Prozesse begründet und darum unvermeidlich sind, unterschieden werden. Betrachten wir z. B. was aus der Wärmeenergie der Steinkohlen, die unter dem Dampfkessel einer elektrischen Centrale verbrennen, schließlich wird. Wir wissen ganz genau, welchen Wärmebetrag ein bestimmtes Quantum Steinkohle bei der Verbrennung erzeugt und dieser Betrag ist völlig konstant und in keiner Weise von der mehr oder minder guten Bauart des Ofens abhängig. Diese Wärme dient aber keineswegs ganz zur Dampfentwicklung; gewisse Verluste sind unvermeidlich, weil der Dampfkessel nothwendiger Weise stets Wärme nach außen abgibt und auch die Verbrennungsgase solche in den Schornstein führen — und führen müssen, um den Zug zu erhalten. Es kann gelingen, diese Verluste — die mitunter die Hälfte der gesammten vorhandenen Verbrennungswärme erreichen, in guten Anlagen jedoch nur 10—20 Prozent derselben betragen — noch weiter zu vermindern, aber nicht dieselben ganz zu beseitigen. Noch mehr gilt dies von der Dampfmaschine, welche die im Dampf aufgespeicherte Wärme in mechanische Energie umsetzen soll: ein physikalisches Gesetz (auf welches wir hier nicht näher eingehen können) lehrt, daß diese Umsetzung niemals vollständig möglich ist, daß vielmehr stets ein Bruchtheil der der Dampfmaschine gelieferten Wärme dieselbe mit dem Kondensationswasser wieder verlassen muß. Je heißer der Dampf, wenn er aus dem Kessel kommt, und je kälter der Kondensator — d. h. je größer der Temperaturabstand zwischen beiden — desto geringer ist dieser Bruchtheil, der bei unseren besten heutigen Dampfmaschinen noch mehr als zwei Drittel der Wärme des Dampfes beträgt, so daß höchstens ein Drittel der letzteren (und mithin noch ein kleinerer Theil der Verbrennungswärme der Steinkohlen) wirklich als mechanische Energie erhalten wird. Das gleiche physikalische Gesetz gilt aber für alle Motoren, welche Wärme in Arbeit verwandeln, und mithin auch für die Gasmotoren, deren Kraft aus den Explosionen eines Gemisches von Leuchtgas und Luft stammt; nur ist hier die besagte Temperaturdifferenz eine weitere und das Verhältniß zwischen aufgewendeter und nutzbarer Wärme darum ungleich günstiger als bei der Dampfmaschine. Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus erscheint darum der Gasmotor der Dampfmaschine weitaus überlegen, aber leider beansprucht derselbe ein theureres Brennmaterial als jene und so bestätigt sich auch hier, daß das technisch Vollkommenere nicht immer auch finanziell vorzuziehen ist.

Kehren wir aber zu unserer elektrischen Centrale zurück. Die Dampfmaschine — oder der Gasmotor — soll eine Dynamomaschine treiben und mithin eine Umwandlung von mechanischer Energie in diejenige des elektrischen Stromes bewirken. Hier haben wir es mit einem Prozesse zu thun, auf welchen unsere Techniker wirklich stolz sein können; denn wenn auch diese Umwandlung natürlich nicht ohne Verluste vor sich geht, so sind dieselben doch nur sehr gering und betragen höchstens ein paar Prozente. Die Vertheilung des elektrischen Stromes über ein Leitungsnetz von mäßigem Umfange bedingt ebenfalls keine sonderlichen Verluste, desto größer sind aber dann diejenigen, welche die Entstehung des elektrischen Lichtes in den Bogen- oder Glühlampen begleiten.

Um Licht zu erzeugen, haben wir bis jetzt praktisch nur ein Mittel: wir müssen einen Körper zum Glühen bringen. Bei allen älteren Lampen und auch den elektrischen Bogenlampen geschieht dies durch gleichzeitige Verbrennung, bei den Glühlampen lediglich als eine Folge der Durchleitung des elektrischen Stromes. Nun besteht das Licht bekanntlich in rapiden Schwingungen der kleinsten Theile eines Körpers; aber wenn wir solche Schwingungen hervorrufen wollen, so ist dies nur in der Weise möglich, daß gleichzeitig damit auch raschere und langsamere Schwingungen auftreten, für welche unser Sehorgan keine Empfindung hat. Das heißt mit anderen Worten: ein glühender Körper sendet verschiedenartige Schwingungen aus, welche insgesammt einen gewissen Energiebetrag repräsentiren, wovon aber nur ein ganz geringer Antheil (in den Glühlampen etwa 5 Prozent) die eigentlichen Lichtschwingungen bildet, während der Rest dem beabsichtigten Zwecke vollständig verloren geht! Und wie geringfügig erscheint erst die genannte Ziffer, wenn wir bedenken, daß auch die übrigen 95 Prozent nur einen kleinen Bruchtheil der Verbrennungswärme der Steinkohlen bilden, aus welcher auch sie in letzter Linie stammen!

Gewiß ein überaus verschwenderisches Verfahren, welches — so sollte man meinen — Gelegenheit zum Sparen in Hülle und Fülle bieten müßte. Leider lehrt eine nähere Betrachtung, daß die Ersparniß gerade da, wo sie am wünschenswerthesten wäre, für unsere heutigen Mittel als unmöglich erscheint. Dies gilt z. B. von der Art unserer Lichterzeugung. Gewiß ist es nichts weniger als ökonomisch, gleichzeitig mit den verlangten Schwingungen von ganz bestimmter Raschheit jedesmal ein Uebermaß von unbrauchbaren noch rascheren oder langsameren Schwingungen zu erwecken. Aber während z. B. eine Orgelpfeife von bestimmten Dimensionen nur einen Ton von bestimmter Höhe oder höchstens eine geringe Zahl verschiedenartiger Töne, niemals jedoch die ganze Tonleiter gleichzeitig aussendet, fehlt es uns gänzlich an einer Vorrichtung, welche den Lichtschwingungen gegenüber die Aufgabe unternähme, welche die Orgelpfeife bei den Schallschwingungen hat. So unterliegt es ferner auch keinem Zweifel, daß die lange Reihe der Umwandlungen, welche die Wärmeenergie der verbrennenden Steinkohlen auf dem Wege bis zur Energie des elektrischen Lichtes durchzumachen hat, die fruchtbarste Quelle der Energieverluste bildet, aber leider sehen wir bis jetzt keine Möglichkeit, den langen Weg abzukürzen und die Umwandlung der ersten in die letzte Energieform ohne alle Zwischenstufen zu bewerkstelligen. Praktischer Erfolg ist darum am ehesten solchen Bestrebungen zu verheißen, welche sich darauf beschränken, z. B. den Wirkungsgrad der Glühlampen oder den Nutzeffekt der Wärmemotoren zu verbessern.

Auf Ersparnisse der letzteren Art sind unsere Ingenieure auch wirklich stets bedacht gewesen; für den Erfolg ihrer Bestrebungen spricht z. B die Thatsache, daß man noch vor wenigen Jahren bei den besten Dampfmaschinen auf einen Kohlenverbrauch von 3 Kilogramm für jede Pferdekraft und Stunde rechnen mußte, während man heute in manchen Fällen mit dem vierten Theil dieses Quantums auskommt. Allerdings ist dies nur dann möglich, wenn der Betrieb der Maschine für längere Zeit ununterbrochen und mit voller Kraft erfolgt, wie z. B. bei den Maschinen der großen Dampfschiffe; dagegen bedeutet jede Unterbrechung des Betriebes, welche ein neues Anheizen der Maschine nothwendig macht, einen Verlust, der sich in einer Steigerung des auf die wirkliche Leistung berechneten Kohlenverbrauches kundgibt. Ja ein Verlust ist es bereits, wenn die Maschine zwar andauernd, aber nicht immer mit voller Kraft zu arbeiten hat, weil der Betrag an Energie, welcher z. B. durch die Reibung aufgezehrt wird, für eine jede Maschine immer derselbe und von ihrer augenblicklichen Leistung unabhängig ist. Aus diesen Gründen können die Verbrauchsziffern der Dampfmaschinen in industriellen Etablissements niemals so günstig ausfallen wie diejenigen der Schiffsmaschinen und das Mißverhältniß wird um so stärker, je kleiner die Maschine und je seltener sie gebraucht wird. Und dieser Uebelstand, der ja gerade zum System der Energievertheilung von den Centralen aus geführt hat, macht sich am ... letzteren noch in gewissem Grade geltend, weil auch de... stärkste Energieverbrauch auf wenige Tages- oder ... stunden beschränkt ist. Sollen aber die Maschinen ... Maximum des Verbrauches gewachsen sein, so müs... einen Umfang erhalten, der gegenüber dem sonstigen ... brauch als eine Verschwendung erscheint.

Diesem Uebelstande sollten z. B. in den elektr... Centralen die Akkumulatoren abhelfen, welche den ... des ganzen Tages produzirten Ueberfluß an elektrischer ... für den gesteigerten Bedarf der Abendstunden aufzube... hätten; indessen ist es bekannt, daß die Akkumulatoren ... sichtlich ihrer Dauerhaftigkeit den Bedürfnissen eines ... Betriebes noch wenig entsprechen. Man hat deshalb ... schlagen, lieber gleich die Wärme zum Gegenstand der ... speicherung zu machen und zwar in der Weise, daß ... Dampfkessel immer gleich stark geheizt werden und ... Ueberschuß an heißem Wasser an besondere Behälter ... geben, wo dessen Temperatur unter starkem Druck weit ... den gewöhnlichen Siedepunkt gesteigert werden kann. ... einfache Druckverminderung durch Oeffnen eines Ventils ... geeigneten Moment bewirkt dann, daß ein Theil des W... sich in den gewünschten Dampf verwandelt. Dieser ... schlag hat in England viel Beachtung gefunden, ist ... unseres Wissens noch nicht praktisch erprobt.

Besser ergeht es in dieser Beziehung den ebenfalls ... England aufgetauchten Bestrebungen, zwei schwierige Prob... der großstädtischen Verwaltung, die Licht- und Kraftver... gung und die Beseitigung der festen Abfallstoffe, gemein... zu lösen. Die letztere gelingt am besten durch Verbrenn... aber freilich nur in besonders eingerichteten Oefen, wo ... Hitze bisher ungenutzt verloren ging. Einige englische ... haben nun den Versuch gemacht, dieses Brennmaterial, ... zwar an Heizwerth der Steinkohle weitaus nachsteht, ... aber kaum etwas kostet, als Kraftquelle zu verwerthen ... werden Dampfkessel geheizt und Dampfmaschinen in Be... gung gesetzt, welche dann nach dem Vorbilde der bereits ... schriebenen Centralen dazu dienen, Druckluft zu erzeug... oder Wasser in hochgelegene Behälter zu pumpen und ... eine wie das andere durch ein Röhrennetz an die Abneh... zu vertheilen. Der Versuch ist, wie gesagt, hier und da ... in praktischer Ausführung begriffen, aber es fehlt noch ... einer längeren Erfahrung über die Rentabilität des Unter-nehmens.

In das Gebiet großartiger Ersparnißprojekte ge... endlich ein ebenfalls in England aufgetauchter Vorschl... welcher gleich anderen den Transport der Steinkohle ... Bergwerk nach dem Verbrauchsorte entbehrlich machen ... Wir sagen: gleich anderen, denn Gleiches bezweckt ... bereits ein ähnliches Projekt auf Grund der elektrischen ... Kraftübertragung, welche aber, wo große Energiemengen ... und weite Entfernungen zu bewältigen sind, hierzu noch ... geeignet erscheint. Der ältere Vorschlag bestand darin ... Kohle am Bergwerk zu verbrennen und hier mit Hilfe ... Dampf- und Dynamomaschinen elektrische Ströme zu e... zeugen; nach dem neuen Vorschlag dagegen soll die Koh... am Bergwerk zur Bereitung von sog. Wassergas dienen ... welches zwar weniger gut zur Beleuchtung, dafür aber be... zur Heizung geeignet ist, als gewöhnliches Leuchtgas ... bedeutend billiger ist als dieses; das Gas soll dann auf ... liebige Strecken vertheilt werden. Die Kosten der Gaser... zeugung, der Anlage und Unterhaltung des Leitungsnetzes ... sind angeblich geringer als diejenigen des Kohlentransports ... Die Ausführung des Vorschlages würde ferner in vielen ... Fällen den Ersatz der Dampfmaschinen durch Gasmotoren ... (welche jenen ja, wie wir gesehen haben, ökonomisch über... legen sind) zur Folge haben. Die Gasmotoren könnten ... dann ebenso gut zum Werkstattbetrieb, zur Erzeugung von ... elektrischem Licht u. s. w. dienen; die allgemeine Annahme ... der Gasheizung würde auch die Rauch- und Nebelplage ... den englischen Städten mit einem Male beseitigen. Endlich ... aber würde die Gasfabrikation eine Menge werthvoller Neben... produkte liefern, so z. B. die für die Landwirthschaft ...

tigen Ammoniaksalze, die sonst bei der Kohlenverbrennung
oren gingen.

Ueber die Verwirklichung dieses Vorschlages verlautet
r bis jetzt noch nichts; aber vielleicht wird doch schon
aher Zukunft auf dem beschriebenen oder einem ähn-
n Wege irgendwo der Versuch gemacht, dem heutigen
hlechte eine willkommene Ersparniß und den kommenden
erationen den verlängerten Besitz der Steinkohlenschätze
verschaffen.

Bernhard Zerbst.

Aus dem Traum der Zeit.

Sofern wir überhaupt noch träumen können, träumen
alle einmal einen Traum.

Vielleicht ist es bei einem Gang durch winternächtlich
le Straßen, über denen die Sterne stehen, nur ein wehes
zuen, dahinauf; vielleicht an einem Vorfrühlingsmorgen
einem Stehen auf gepflügten Feldern nur ein ruhiges
anen, dahinab; vielleicht nichts als ein „Warte nur balde",
nn der Abendwind über die Wipfel streicht. Oder ein
nderer liegt zu müder Rast auf den Waldboden gestreckt,
d ihm ist als verwüchse sein Leib mit der Erde; oder ein
nender Denker sitzt und grübelt über das Wandern der
ele von Leib zu Leib, ihr Wiedererstehen in einem Thier-
per, in einer Pflanze. Es ist stets derselbe Traum; der
aum vom Einsein des Menschen mit der Natur. Und
weiter in unserem Jahrhundert die Kultur die Wege des
enschen eingezäunt hat, desto lieber wurde der Menschheit
ser Traum. Er hat der Landschaftsmalerei eine eigene
ele gegeben, man hat Landschaften gemalt, die in diesem
nne Traumlandschaften sind. Die Meister von Barbizon
den so geträumt.

Der Mensch ist eins mit der umgebenden Natur, so
istert traumbefangen das Gefühl. Ein Schauer aus
odessehnsucht klingt hinein: die Rückkehr in den Mutter-
oß heißt Sterben. Die bewußte Persönlichkeit ahnt das
ufgehen in das unbewußte All voraus, es ist ein stilles
thespendendes Gefühl, das Bewußtsein schwindet, verliert
ch, gibt sich auf; es ist ein Untertauchen in die schmerzlose
timmungswelt der Landschaft. Und die künstlerische Phan-
sie geht manchmal dann den entgegengesetzten Weg: der
Mensch hat sich in die Landschaft verloren, sie läßt aus der
andschaft einen Menschen erstehen, den Menschen der Land-
haft. Oder auch nicht einen Menschen, irgend ein Wesen,
ı dem die Stimmung sich verkörpert. So schafft und ge-
altet Arnold Böcklin, so Rudyard Kipling.

Eigenartig ist die Lebensführung von Rudyard Kipling
ewesen. Die Wogen haben ihn getrieben, mehr als andere,
ber er hat das Steuer ganz in der Hand behalten. Sein
ußerer Lebensgang entspricht dem inneren. Als junger
Journalist in Indien faßt er die Eindrücke des buntfarbigen
ewegten Lebens der Halbinsel scharf auf und schreibt kurze
aturalistische Skizzen. Er findet lauten Erfolg, und er
wird der besthonorirte Schriftsteller der Welt. Er geht nach
London, und da vertieft sich seine Dichtung. Er nimmt
Ideen in sich auf und verarbeitet sie zu einem Buch, das
ein Mittelding zwischen seinen früheren naturalistischen
Skizzen und einem psychologischen Künstlerroman ist, The
Light that failed. Die Sehnsucht nach landschaftlichen
Eindrücken treibt ihn wieder hinaus, er unternimmt 1892
eine Reise um die Welt. Und er kehrt innerlich verwandelt
wieder. Er zieht sich von allem gesellschaftlichen und öffent-
lichen Leben zurück und läßt sich irgendwo im Staate Ver-
mont in Nordamerika nieder. Er bewohnt mit seiner Frau
ein einsam gelegenes Haus, verkehrt mit Niemand und
unternimmt täglich stundenweite einsame Spaziergänge.
Sein Leben wie seine Dichtung werden rein innerlich. Was
erfüllt seine Seele?

1893 erschien die Sammlung Many Inventions, und neuestens The Jungle Book, in dem die künstlerischen Aufgaben der ersteren Sammlung wieder aufgenommen und eigenartig fortgeführt sind. Es sind Traumlandschaften, die vor der Seele des einsamen Mannes erstehen.

In einer Urwaldlichtung liegen die Ruinen einer alten indischen Stadt. Die Dächer sind eingefallen. Bäume wachsen zwischen den Häusermauern und Schlinggewächse haben die Steine umwuchert. Auf dem Hügel steht der Palast des Königs. Der Marmor ist verwittert und Gräser und Stämmchen grünen aus den Spalten. Moos bedeckt die Wege, aber da, wo sie sich kreuzen, steht noch plump, aus Steinen gehauen, das alte Götzenbild. Die Stadtwälle sind verfallen, verfallen die Tempel. Längst haben die Menschen die Trümmerstätte verlassen, Affen hausen in den Ruinen. Es ist Nacht. Der Himmel ist bedeckt, hin und wieder nur ein Lichtschimmer. Die Affen balgen sich herum, tollen, laufen, zerren. Der Mond will ganz hinter den Hügeln verschwinden. Ein Geräusch — und die Affen sitzen versteinert. Es ist Kaa, die Riesenschlange. Sie tanzt ihren Hungertanz. Die Affen sehen und regen sich nicht. Langsam bewegt sich ihr Leib. Jetzt ein Riesenkreis, eine Acht, zwei Dreiecke. Und sie zischt ihr Lied. „Könnt ihr Hand oder Fuß ohne meinen Befehl regen? Sprecht!" — „Ohne deinen Befehl können wir nicht Hand oder Fuß regen, o Kaa" — „Gut; kommt alle einen Schritt näher!" Und die Affen stürzen vorwärts. „Näher!" zischt Kaa. Der Mond geht unter. —

Auf einem Felsgestein im Walde haben die Wölfe ihren Versammlungsort. Steine liegen da herum und Geröll, und dahinter lagern sie sich. Es ist mondscheinhelle Nacht. Der Felsrücken ist bedeckt mit Tausenden von graubraunen Leibern. Auf dem höchsten Stein liegt ein grimmer, starker Wolf, ihr Führer. Das Licht ist hell und die Schatten fahren hin und her. Ein nackter Knabe springt in den Kreis! Sein unbeschnittenes schwarzes Haar flattert auf seinen Schultern, Mowgli, der Wolfsbruder. Er schwingt einen brennenden Zweig. Er schlägt auf die Wölfe. Sie heulen. —

Beim Aufgehen des Mondes haben auch die Dörfler Mowgli gesehen. Ein Bündel trug er auf dem Kopf, neben ihm zwei Wölfe. Riesenschatten warfen sie auf der Haide. So trabten sie dahin; im Wolfstrab, „der die langen Meilen wie Feuer frißt". —

Es ist Mondschein. Das Huht-tuht eines wilden Elephanten tönt durch die Nacht. Dann ist alles still. Ein Bambusstrauch schlägt gegen einen andern, die Stimme eines halbwachen Vogels, in der Ferne das Rauschen eines Stromes — die Nachtgeräusche, deren Zusammen tiefste Stille ist. Ein Elephant trabt durch das schlafende Land, auf seinem Rücken kauert ein Knabe. Er trabt in den Wald; andere Elephanten tauchen neben ihm auf. Das hohe Gras streift seine Seiten, die Zweige berühren seinen Rücken. Ueber den Baumkronen stehen die Sterne. Ein Knacken der Aeste, ein Rascheln am Boden, und wieder Stille. So geht es weiter. Ein offener Platz mitten im Walde; um ihn herum Riesenbäume. Da sammeln sich die Elephanten. Ein grauer Rücken neben dem andern, Tausende und Abertausende. Still machen sie sich ans Werk. Sie stampfen und festen den Boden. Es ist ihr Tanzplatz, den sie bereiten. Und das stille, silberne Licht des Mondes ruht auf den breiten, grauen Rücken der Thiere.

Das sind ein paar der Bilder, die in Jungle Book auftauchen. Sie erstehen und sie haften, und man merkt es kaum, wie sie hervorgerufen werden. Die moderne Dichtung hat die Grenzen überschritten, innerhalb deren Lessing sie festlegen wollte. Und doch hat Lessing im Grunde Recht behalten.

Es sind das Traumlandschaften, nicht umsonst. Kipling beschreibt nicht. Er ist ein psychologischer Dichter, nicht in der Art der Charakteranalyse nur in den Mitteln, durch die er wirkt. Seine Landschaftsbilder sind Stimmungslandschaften und sie erstehen aus Stimmungen. Zuerst die Stimmung, dann das Bild; es muß sich von selbst ergeben; das ist Kipling's ganze Technik. Und es ist eine Stimmung,

die aus allen Erzählungen im Jungle Book wiederklingt, und in der alle Einzelstimmungen aufgehen: der Traum vom Einssein des Menschen mit der Natur, vielleicht richtiger das Einssein aller Natur. So traumgeboren, müssen die Landschaften auch Traumlandschaften sein. Sie würden nicht so mühelos erstehen, wäre nicht der Traum, der sie vermittelt. Aber obwohl sie in Traumland spielen, hat Kipling stärker als in Many Inventions im Jungle Book ein stoffliches Interesse in seine Erzählungen hineingearbeitet; manche von ihnen sind spannend im Sinne ganz gewöhnlicher Unterhaltungslektüre. Dafür hat Kipling sein Stoffgebiet enger umgrenzt.

Der kluge Mensch ist aus diesen Erzählungen ausgeschieden. Thiere und Thiermenschen, die im Walde bei Thieren aufgewachsen sind, und Kinder, deren ganzes Fühlen ein Anschmiegen an ein Thier ist, sind die Wesen, um deren Schicksale es sich handelt. „Frage doch das Vieh, das wird dich's lehren, und die Vögel unter dem Himmel, die werden dir's sagen. Oder rede mit der Erde, die wird's dich lehren, und die Fische im Meer werden dir's erzählen.“ Der naive Glaube des alten Dichters und Kipling's modernes Stimmungsbedürfniß führen auf gleicher Straße.

Unsere Brüder, die Thiere. Die Malerei hat längst das Thier um des Thieres willen dargestellt ohne alle Nebenabsichten und ohne allen Anthropomorphismus, aus Freude an seinem Dasein. Die Dichtung hat wohl nur in den Volksmärchen das rechte Verhältniß zur Thierwelt gefunden. Manchmal hat dann noch das Mitleid gesprochen und das arme stumme Thier beklagt. Oefters die Satire, aber sie hat unter Löwenpelz und Wolfsfell Menschen versteckt. Kipling schildert im Thiere nur das Thier — das treue, unbeirrte Kind der Landschaft. Und darum schildert er es treu. Mowgli, der unter Wölfen aufwächst, wird in allen Künsten von einem Bären und einem schwarzen Panther unterrichtet. Aber die Künste sind nur Jagdkünste, und der Bär ist nur ein wirklicher Bär, auch wenn er spricht. Sein Charakter ist ein Zusammen von Muth und Bedächtigkeit und Anhänglichkeit, und sein Sinnen steht auf wilden Honig und auf redliches Ausschlafen, irgendwo, wo die Sonne ihm seinen Pelz wärmt. Und unter den Robben, von denen Kipling erzählt, ist eine weiße Robbe. Die hat einmal mit angesehen, wie die Robben von den Menschen gefangen und getödtet werden. Und in der Nacht, in der die nordische See voll Feuer ist, und die Robben ihren Feuertanz tanzen, da ist ihr ihr Robbenherzchen schwer. Und sie durchirrt die Meere und sucht nach einer Stätte, wo die Menschen nicht hingelangen können. Es sind ganz einfache Vorgänge, die erzählt werden, denn bei dieser Kunst soll ja der Rahmen, die Landschaft, stärker wirken als das Sujet. Ein Kämpfen um Tod und Leben und ein Siegen der Stärkeren oder der Klügeren, darauf läuft alles hinaus. Aber auch in der Erzählung als solcher ist die Stimmung eigenartig.

Das Kämpfen in diesem Buche ist nicht Mittel sondern Zweck. Die Thiere kämpfen nicht aus Haß, sie hassen um zu kämpfen. Der Kampf an sich ist das große Genießen, das Aufjubeln des Lebensgefühls. Und in diesem Aufjubeln ist das Berauschende, das dem Tode Nahesein. Wie es Sterbegedanken sind, die dem Traum vom Einssein mit der Natur seine Wollust geben. Darin freilich gleichen die Thiere in Kipling's Jungle Book ganz den Menschen, die er früher gezeichnet, den Soldaten im Kolonialdienst, den Kriegskorrespondenten und dem Abenteurergesindel: der Kipling'sche Humor, der Humor der Starken, lebt in ihnen. Der Humor, der im intensivsten Lebensgenuß das Leben auf den Würfel setzen muß, der das Leben liebt, weil es Kämpfen bedeutet. In Jungle Book ist eine Geschichte voll landschaftlichen Reizes dar, das ist die fesselnde und ganz eigenartige Erzählung von Rikki—Tikki—Tavi. Rikki—Tikki ist ein Mungos, eine ostindische Schleichkatze, und die Geschichte erzählt nur, wie sie mit zwei großen Giftschlangen zu kämpfen hat und sie schließlich besiegt. Aber wie nimmt man an dem Thierchen und seinen Schicksalen Antheil, gerade weil es so garnicht vermenschlicht ist, sondern nur den Mungosinstinkt hat, seine gefährlichen Feinde verwegen und listig anzufallen! Weil es die Freude am … um Tod und Leben gierig durchkostet, die die … eine Rumpelkammer des menschlichen Herzens geb… die aber nicht zu ertödten war noch ist. Und … ling'sche Kampfeshumor geht dann über die Gesch… ihre Schicksale hinaus, er reflektirt auf die land… Stimmung. Sterbewehmuth durchklingt den Trau… Einssein aller Natur, oder bei Kipling tönt auch … jubel, vielleicht Todesjubel mit hinein: „Es … Welle, die sich brandend bricht.“ Die tropische … hat eben ihre eigenen Stimmungen; sie ist bunt… grell und disharmonisch. Und wenn auch ihr … Friede ruft, so folgt er auf eine Reihe überstürzender … die Kampf jubeln. Jauchzende Lebensbethätigung, … Sterben, das vibrirt in eine Stimmung zusammen. … dieser Stimmung gehen die landschaftlichen Eindrü… die aus ihnen heraus gedichteten Wesen sammt ihrer … bethätigung ganz auf. Jungle Book ist ein Buch der … mungen, ein rein innerliches Werk.

Und doch wird Jungle Book vielleicht nach … Jahrzehnten ein — Kinderbuch geworden sein. Das … seine eigenartige Doppelnatur. Der elegische Zug, … theistische Stimmungselement, das natürlich muß … verloren sein. Aber Kinder leben ja Märchen und … Träume. Sie würden den alten Bären und die weiße … und vor allem Rikki-Tikki lieb gewinnen. Denn die… sind bei aller Natursymbolik so realistisch treu ge… wie Böcklin's Meervolk und seine Waldbewohner … zeichnet sind. Wie die Träume bei aller Phantastik und … tollen Durcheinander in den Einzelheiten das Leben … leben. Und groß ist die Schlichtheit der Erzähl… Kipling's. Seine Sprache ist ganz sinnlich, ohne … flexion, ganz naiv. Der Erzähler selbst tritt zurück … diese Einfachheit dient auch ihrerseits der Stimmung. … in dem Traum vom Einssein mit der Natur viele … durcheinander wirren, die Seele träumt ihn, wenn … ihrem Reichthum nach Armuth schmachtet, wenn sie müde …

Mit dem landläufigen Symbolismus hat Kipling… Jungle Book nichts, gar nichts gemein. Das alles … zu lebenstrotzend, zu muskelkräftig, um nur Symbol …

Ein Buch wie Jungle Book ist ein Markstein … ganz individuellen Entwicklung: junger Ruhm und … und Reichthum, das alles ist durchkostet. Die Seele … müde und sie hungert doch. Sie taucht in land… Stimmungen unter, mit pantheistisch müdem Sehnen … bereit. Aber es ist die tropische Landschaft, in die … versenkt, und die ruft zum Kampf. Und all diese Stim… gen befruchten die Phantasie — so entsteht Jungle … Es ist ganz individuell und doch fügt es sich … Rahmen ein: Natureindrücke sind es, aus denen sich … sammte moderne Litteratur und Kunst verjüngt und … innerlicht hat. Das ist das Wunderbare, daß ganz … artige Entwicklungswege Künstler derselben Zeit den… Zielen oft naheführen. So steht Jungle Book da, ein … schwer irgendwelchen bekannten litterarischen Werken … gleichbar, und deshalb vorerst Nachempfinden … nicht Kritik. Und doch dieses Neue nur geboren — aus … Traum der Zeit.

Ernst Heilborn.

Aus dem südöstlichen Frankreich.

Farbenskizzen und Randglossen.

IV.

Von Arles fuhr ich acht Tage später nach Aix hinüber. … der Fahrt ärgerte ich mich über die Cypressenallee, die … der Ebene von La Craux meilenweit die Bahnlinie be… Gern schweifte hier der Blick, das nahe Meer ahnend … die weite melancholische Steinwüste wie in die Unendlich… hinaus. Aber durch die sonst so poetischen Bäume …

nem von Sekunde zu Sekunde kurz vor dem Auge, gleich-
in wie mit dem Messer abgeschnitten, was zuletzt sogar
hysisch weh thut.

In Aix wollte ich arbeiten. Die Stadt hat keine
roßartige Umgebung. Aber schön und stimmungsvoll ist
er die Welt, wo man hinausgeht. Gärtenüberdeckte Eng-
häler, von röthlichgelben Felsen umschlossen, von viel-
bogigen malerischen Aquädukten alter und neuer Zeit über-
pannt, wechseln mit sanften Hügelketten, wo zwischen terrassen-
rtigen Olivenpflanzungen cypressenumschattete Landhäuser
iegen. Einzelne Gruppen hoher Pinien, hie und da ein
malerischer Wartthurm aus der Sarazenenzeit, halbzerfallene
Windmühlen, die oft nur noch einen Arm verzweiflungs-
voll in den blauen Himmel hineinstrecken, und die schon
genannten Aquädukte bilden überall die stehende malerische
Staffage. Hier muß man Daudet's Contes de mon
moulin lesen. Kein einziger dieser von Rosmarin und
Ginster überwucherten Felsenhügel ist ohne solche Mühle,
die nicht nur den Heimchen und Eidechsen und lichtscheuen
Schleiereulen, sondern auch jedem andern zur Verfügung
stehen, ganz wie es Daudet so wundervoll schildert. Als
Mühlen sind sie gründlich abgedankt. Die moderne In-
dustrie hat sie außer Dienst gesetzt. Und wie Abgedankte
sehen sie aus, recht wie Invaliden, das einzige melancholische
in der weiten sonnenheitern Welt.

Selbst die ältesten Aquädukte sind nicht so invalid
wie diese Windmühlen. Denn künstliche Wasserleitungen
braucht das Land heute noch ebenso nothwendig wie zur
Zeit der Griechen und Römer. Die ganze Fruchtbarkeit
des Landes beruht auf dem überall angewandten künstlichen
Bewässerungssystem. Nicht ein Tropfen Wasser fließt hier
in natürlicher Weise seine Wege; denn jeder Tropfen ist
kostbar. Jedes noch so geringfügige Quellchen wird in die
künstliche Kanalisation hineingezogen. Die Fortleitung des
Wassers geschieht aber heute nicht ausschließlich durch Ueber-
führungen, d. h. durch Aquädukte, obwohl diese noch in
einer Massenhaftigkeit auftreten wie nicht leicht irgendwo
sonst; vielmehr wird das unentbehrliche Element fast ebenso
häufig durch Unterführungen, nach dem Gesetz der kommuni-
zirenden Röhren, über die Unebenheit des vielgegliederten
Bodens hinweggebracht. Oft, wenn man an gar nichts
denkt, steht man vor einem kreisrunden Loch, aus dem ein
mächtiger Schwalch von Wasser emporquillt, um von hier
in offenen, aber ausgemauerten Kanälen mit rasender Hast
weiterzueilen. Das sind keine romantischen, das sind echt
moderne Wasser, Wasser, die keine Zeit haben.

Aber auch ganz wilde Gegenden gibt es in der Nähe
von Aix, starre Felseinöden und menschenverlassene Hoch-
wüsten, die, von immergrünen Eichen und von duftigem
Timianrasen bedeckt, sich hoch über den fruchtbaren Thälern
in sonniger Einsamkeit hinziehen und wo der Wanderer
stille Weltverborgenheit und freien ungehemmten Blick in
eine große weite Welt zugleich genießen kann. Kaum daß
man hier von Zeit zu Zeit einer wilden Schafheerde und
ihrem noch wilderen Hirten begegnet, oder einem Jäger,
der auf Rebhühner und Krammetsvögel lauert. Dieser ist
keine wohlthuende Erscheinung. Auch rings um die Stadt,
auf Wegen und Stegen, überall kauerts und lauerts mit
der Flinte. Man ist seines Lebens nicht sicher. Die Be-
wohner dieser „schönen liedervollen wonnigen Provencer-
thäler“ hegen für die Lerchen und Nachtigallen eine sehr
unplatonische Liebe. . . .

Zum bloßen Beschauen der Welt insbesondere geht
hier Niemand vor die Stadt. Zu diesem Zweck gehörte mir
die wunderbare Gegend ganz allein. Namentlich bin ich
nie einem Studenten außerhalb der Mauern begegnet.
Nur auf dem Cours, der Hauptstraße der Stadt, der Cane-
bière von Aix, bummelt man auf und nieder. Das allein
ist chic. In Deutschland hat es noch nicht einmal der
Gipfel des Studententhums, der Korpsstudent, bis zu dieser
Höhe der Kultur gebracht.

Wenn der Philister von Aix an Sonntagen aufs Land
geht, so geschieht es, um seine Villa zu besuchen, und sich
darin gütlich zu thun, allein oder mit Nachbarn. Frau
und Kinder aber läßt er zu Hause. Die mögen in die
Kirche gehen, wenn sie Lust haben. Wein und Brot jedoch
nimmt er mit und Salz und Schmalz. Dazu schießt er
sich, wenn es gut geht, ein Kaninchen, jedenfalls aber ein
halbes Dutzend Singvögel, und bald dreht sich der Spieß
an der Flamme, und durch die offene Thüre dringt ein-
ladender Duft ins Freie. Auch Wasser brodelt im Blech-
geschirr und gemahlener Kaffee steht bereit. Wer vorüber-
geht, wird zur Mahlzeit geladen — wenn auch nicht gerade
im Ernst.

Mit meinem Wirth aus der Rue de Rome war ich
oft auf seiner Villa. Sie lag am Rand von mächtigen
Felsabstürzen, unmittelbar über dem Dörfchen Mareuil,
das mein Gastgeber von Marius und von, was weiß ich
sonst noch, ableitete. Diese sogenannte Villa — bei uns
sagte man Gartenhäuschen — unterschied sich wesentlich von
ihren Schwestern, und ihr Eigenthümer war besonders stolz
auf sie. Sie war nämlich in ein altes Gemäuer hinein-
gebaut, unter dessen Schutt mein Gastwirth einen goldenen
Ring gefunden hatte. Dieser Ring, behauptete er, sei der
Siegelring des Königs René, und die alten Mauern seien
die Ruinen seines Sommersitzes gewesen. Der König René
war aber der einzige König, der in der Provence regiert
hat, und die Provençalen sind darum noch heute stolz auf
ihn. Sie heißen ihn König René den Guten, auch den
Frommen, sie heißen ihn sogar den heiligen René. Er war
nämlich sanften Wesens, und von Kriegs- und Soldaten-
wesen wollte er nicht viel wissen. Seine Lieblingsbeschäfti-
gung war die Malerei. In der Bibliothek zu Aix liegt noch
sein Gebetbuch, das er selber mit wunderbaren Miniaturen
bemalt hat wie Albrecht Dürer dasjenige des Kaisers Maximi-
lian. Für die heutige Zeit würde der gute René nicht
passen.

Mein Wirth aber schwur nicht höher als auf diesen
einzigen provencalischen König, und jeden Sonntag hielt
er Hof auf seinem königlichen Schloß und lud dazu seine
ländlichen Freunde. Auch ich ging oft mit hinaus und spielte
Bogia mit und lauschte dem musikalischen Idiom der Trou-
badours. Denn nur dieses sprach man auf dem Schloß
des Königs René. Bei einer solchen Gelegenheit erfuhr
ich denn auch, daß Marius, wovon der Name Mareuil ja
kommt, ein französischer General war, unter dem, vor un-
gefähr tausend Jahren, die „Prussiens“ eine fürchterliche
Niederlage erlitten haben, genau auf der Stelle, wo heute
das Dorf Mareuil liegt. Nachmittags kam manchmal der
Pfarrer von Mareuil herauf. Nun war mir längst auf-
gefallen, daß hier, trotz der stillen Jahreszeit, auf dem Lande
fast Niemand in die Kirche ging, einige Frauen und Kinder
ausgenommen, während die andern sich vergnügten oder
arbeiteten, wodurch dann der Sonntag vom Werktag gar
nicht zu unterscheiden war. Ich drückte dem Pfarrer dar-
über meine Verwunderung aus. „Was sollen sie auch in
der Kirche“, antwortete er leichthin, „sie können nicht latei-
nisch, sie würden sich langweilen; bei ihrer Arbeit unter-
halten sie sich besser. Mais ce sont toutefois de bons
chrétiens. Sie lassen sich von mir trauen, ihre Kinder
muß ich taufen, und wenn es zum Sterben geht, rufen sie
mich auch.“

Uebrigens sah ich in der Umgegend von Aix nicht nur
die Kirchen, sondern auch die Schulhäuser immer leer stehen.
Es sind das schöne zierliche Häuschen, nach einer Schablone
erbaut, durch alle Provinzen des weiten französischen Reiches
hin. Ich sah zwar bei Klosterfrauen und Klosterbrüdern
manchmal eine Hand voll blauhemdiger Abc-Schützen ein-
und auslaufen, sogar auf offener Straße sah ich solche kirch-
liche Lehrer und Lehrerinnen die Kinder unterrichten; von
den Staatsschulen habe ich nie eine in Gang gesehen.
Einen Schulmeister habe ich nie gesprochen. Er hätte
vielleicht auch gefunden, daß die Jungen ganz recht
hätten, wenn sie fern blieben, da sie sich bei ihm ja doch
nur langweilen würden. Und so kann sich das Ministerium
mit der Kirche trösten. „Ce sont de bons chrétiens toute-

fois", sagte monsieur le curé. Der Herr Minister kann sagen: „Toutefois se sont de bons républicains". Sie sind es in der That trotz ihrer Schwärmerei für den König René.

Ehemals war Aix die berühmte Hauptstadt der Provence, wo Adel und Klerus ein reiches und glänzendes Leben entfalteten; heute scheint die alte Stadt von Gott und der Welt verlassen. Nur die alten stolzen Paläste zeugen noch von der untergegangenen Herrlichkeit. Darunter sind Denkmäler der feinsten italienischen Renaissance. Palastbauten großen Stils, wie sie außer Italien in solcher Gehäuftheit kaum wieder gefunden werden. Viele unter ihnen, besonders die ältesten und künstlerisch bedeutendsten, sind unbewohnt und zum Theil dem Verfall anheimgegeben; die Fenster sind eingebrochen und die Höhlungen mit Brettern verschlagen.

Und in Hunderten von Städten Frankreichs lassen sich ungefähr die gleichen Thatsachen konstatiren. Auf mich haben sie besonders in Bourges und in Reims einen unvergeßlichen Eindruck gemacht. In beiden Städten fühlt man sich wie auf einsamen stillen Inseln, auf seltsamen vergessenen Ueberbleibseln einer längst untergegangenen Welt. Eine tiefe Wehmuth umfängt den Geist an solchen Orten. Märchen aus uralten Zeiten kommen einem hier nicht aus dem Sinn. Träume steigen auf und Gespenster. Aber man ist auch ein moderner Mensch und hat nebenbei auch nüchterne Gedanken. Welcher Deutsche, der Paris kennen gelernt hat, beneidet nicht die Franzosen um diese Hauptstadt, um diesen Herd von unerschöpflichen materiellen und geistigen Lebenskräften? Wer aber dann die Provinzen sieht, mag von seinem Neid geheilt werden. Er sieht nun, wie Paris die Provinzen auffrißt, um sich damit zu mästen. Das ist also nicht das Herz des Landes. Denn je kräftiger der Herzschlag eines Körpers ist, desto reichlicher und gedeihlicher werden alle Theile des Organismus ernährt. Sie will aber auch gar nicht das Herz sein. Vielmehr vergleicht sie sich, wie schon ihr Name sagt, mit dem Haupt, dem Kopf, dem Hirn. Und das Hirn darf am Ende schon, wenn ein Volk im geistigen Wettkampf der Nationen oben bleiben will, bis zu einem gewissen Grad auf Kosten der übrigen Theile die besten Kräfte des Organismus verbrauchen. Sofern nur diese Säfte an sich reichlich fließen, wird der Gesammtorganismus keinen Schaden nehmen. Das ist das Gesetz aller höheren Organisation. Je mehr Kraft vom Kopf auszugehen hat, um so mehr der Kräfte wird er absorbiren müssen. Schlimm ist es nur, wenn, wie man zu sagen pflegt, der Kopf nicht auf dem rechten Flecke sitzt, und zu bedauern wäre eine Nation, die in diesem Punkt, mit Recht aber Unrecht, an sich selber zweifelte.

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Zeitschriften.

Eine Sitzung der Berliner Akademie in amerikanischer Beleuchtung.

(„The Nation".)

Der letzte Leibniz-Tag der Berliner Akademie hat in der Newyorker Wochenschrift „The Nation" einen Berichterstatter gefunden, dessen Wahrnehmungen und Betrachtungen in mehr als einer Beziehung auch für uns Deutsche interessant sind. Am Auffallendsten erscheint dem amerikanischen Besucher die „völlige Abwesenheit des öffentlichen Interesses an einer solchen Sitzung". Wenn in Boston oder in einer anderen Stadt der Vereinigten Staaten eine ähnliche Sitzung stattfände, so meint er, würde alles, was sich zur gebildeten Welt rechne, auf den Beinen sein. „Das Berliner Publikum ist aber augenscheinlich so mit Intelligenz und Kultur gesättigt, daß es über dem vulgären Wunsche steht, hervorragende Männer zu sehen und zu hören. So geschah es denn, daß am Leibniz-Tag der königlichen Akademie — bei einer Gelegenheit, wo die Theilnahme vieler Männer von Weltruf wie Mommsen, Curtius, Zeller, Harnack, Du Bois-Reymond mit Sicherheit zu erwarten war — abgesehen von den Freunden und Gästen der Akademiemitglieder selbst, nur mehr als eine kleine Gruppe von Studenten und fremdländischen Besuchern angelockt hatte, während in der Tagespresse die Sitzung kaum erwähnt wurde, weder vorher noch nachher."

„Eine andere charakteristische Erscheinung bei dieser Versammlung" — so fährt unser Gewährsmann fort — „war die — höchst angenehm berührende — vollkommene Einfachheit und die Freiheit von jeglichem Formalismus. Als einziger offizieller Vertreter der Regierung war der Unterrichtsminister Dr. Bosse anwesend. Er kam einige Minuten zu spät. Daß Mommsen, der vorsitzende Sekretär der Akademie, mit der Eröffnung der Verhandlungen nicht auf ihn wartete, schien mir ein Zwischenfall von fast symbolischer Bedeutung zu sein. Bureaukratie und Militarismus (so meint unser Amerikaner) sind Gott sei Dank! noch nicht in das Heiligthum der Wissenschaft eingedrungen. Nicht eine einzige Uniform zeigte sich im Auditorium; nicht eine einzige Dame, die man versucht gewesen wäre, mit ‚Gnädige Frau' anzureden. Der vorwiegende Typus der Besucher waren ernste Männer mit entschiedenem Gesichtsausdruck, ohne Prätensionen, und wohlwollend blickende Hausfrauen. Selbst Knaben und Mädchen waren anwesend, die ruhig und bescheiden neben ihren Eltern saßen. Es war durchaus eine Familienangelegenheit der besten Männer von Berlin. Die interessanteste Figur war für mich Mommsen. Er saß neben Curtius und die Beiden zusammen erschienen mir wie eine nahezu vollkommene Verkörperung des idealen Gelehrten. Curtius, obgleich er sich von seinem jüngsten Unfall mit wundervoller Elastizität erholt hatte, macht den Eindruck eines Mannes, dessen Gedanken nicht länger auf dieser Erde weilen. Der in die Ferne gerichtete Blick seines Auges und das melancholische Lächeln, das um seine Lippen spielt — dieser charakteristische Ausdruck seines im Wesentlichen lyrischen Temperaments tritt mit dem Ende des Lebens immer deutlicher hervor und umgibt ihn mehr als je mit einem ehrwürdigen träumerischen Reiz. — Mommsen andererseits scheint durch sein Alter nur geistig gestählt und gekräftigt zu sein. Seine Stimme ist so scharf und durchdringend wie je, sein Auge hat noch denselben kristallinischen Glanz wie vordem; und die sarkastischen Linien, die von der Nase zum Kinn laufen, treten nur noch deutlicher hervor. Aber zugleich ist über sein Gesicht eine gewisse Weichheit gebreitet, die früher fehlte, und die Nervosität seiner Bewegungen ist gänzlich geschwunden. Die Verhandlungen des Tages bestanden in einer Eröffnungsrede Mommsen's, in der Einführung einiger neugewählter Mitglieder, ebenfalls durch Mommsen, und in einer Gedächtnißrede du Bois-Reymond's auf Helmholtz." Der Berichterstatter ist nun voller Begeisterung über die Art, wie speziell Mommsen seiner Aufgabe gerecht geworden ist; eine Begeisterung, die wohl jeder gerechtfertigt finden wird, der den betreffenden Sitzungsbericht der Akademie nachliest. „Es war — so schreibt er — eine Gedrungenheit, eine Schärfe, eine Freiheit in Allem, was Mommsen sagte, die schlechthin unwiderstehlich wirkten. Seine Bemerkungen drehten sich hauptsächlich um das Verhältniß des Spezialisten zur Gesammtheit des menschlichen Wissens." Die Untersuchung spitzt sich zu der Bemerkung zu: ‚Nicht wir beherrschen die Wissenschaft, die Wissenschaft beherrscht uns'.

Doch das mögen unsere Leser in dem Sitzungsbericht der Akademie unmittelbar nachlesen. Die vielen feinen Bemerkungen, die Theodor Mommsen in seiner Einleitungsrede wie in der Beantwortung der Antrittsreden der neuen Kollegen Stumpf, Erich Schmidt und Erman bei einfließen lassen, können nur in der knappen Mommsen'schen Diktion voll gewürdigt werden. Man versteht es, daß der Berichterstatter der „Nation" von ihnen gepackt wurde.

T. B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

46. Berlin, den 17. August 1895. 12. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). …onnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim …ge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. …lich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Friedrich Engels ist begraben worden. Die Trauer…ier, die für ihn in London stattgefunden hat, war charak…ristisch genug, und zwar nicht nur durch das, was sie …lbst bot, sondern auch durch die Spiegelung, welche sie in …er sozialdemokratischen Presse fand.

Die Feier in London war für das Auge eine be…heidene. Ein kleiner Kreis nur hatte sich versammelt; eine …nzahl Kränze waren aus der Ferne gesandt worden; eine …nzahl Telegramme waren eingelaufen. Kein einziger, auch …icht einer der englischen Arbeiterführer war bei der Be…tattung anwesend, obgleich Engels ein Menschenalter in …ondon gelebt hatte und in London gestorben war; die …ereinigten Staaten, dieser Erdtheil mit seinen gewaltigen …rbeitermassen, waren gänzlich unvertreten; für die „englische …ozialdemokratie" war als Repräsentant verzeichnet Aveling, …in Schwiegersohn von Marx; für die „französische Sozial…demokratie" war als Vertreter verzeichnet Lafargue, ein …zweiter Schwiegersohn von Marx; also Frankreich und …England ließen sich vertreten durch Mitglieder der Dynastie Marx-Engels, wie man wohl sagen kann. Für Belgien war Anseele von Gent da; für Holland van der Goes, und dann waren vor Allem Bebel, Liebknecht und Singer als Delegirte der deutschen und der österreichischen Arbeiter und ferner Bernstein und Kautsky am Sarge erschienen. Damit ist die Zahl der irgend wie bekannten Gestalten geschlossen; die Zahl ist klein genug, und in ihr überwiegen die Schwiegersöhne und die deutschen Vertreter.

Wir unterschätzen den politischen Einfluß, den gleichwohl die am Sarge Versammelten auf ihre Anhänger auszuüben vermögen, keineswegs. Die deutsche Sozialdemokratie ist eine Macht, und sie war durch drei hervorragende Repräsentanten vertreten; die belgische Arbeiterbewegung ist ein politischer Faktor, und Anseele ist einer ihrer Führer. Ueber einen solchen Tribut an den Todten kann man sich nicht wundern, denn er war in der That einer der Hauptförderer der sozialdemokratischen Bewegung, und sein Einfluß in Deutschland vor allem war groß genug.

Aber dies zugegeben, so zeigte sich gerade bei diesem Leichenbegängniß der ganze Abstand, der zwischen Worten und der Realität der Thatsachen besteht.

Schon in Frankreich war der Einfluß, den Marx und Engels auszuüben vermochten, stets ein sehr bestrittener und meist nur ein sehr geringer. Die Sozialisten in Frankreich sind getheilt in mehrere Gruppen, und nur eine Gruppe war durch das Band des Marx'schen Schwiegersohnes an die Doktrinen von Marx und Engels gebunden. Und es zeigt sich weiter, daß Marx und Engels auch nicht den geringsten ernsten Einfluß auf die englische und amerikanische Arbeiterbevölkerung gehabt haben. Ihr Einfluß ist bei den Angelsachsen der Einfluß auf ganz kleine Konventikel; für die große Politik ist er vollständig Null.

Daß Trauerreden und Trauerartikel sich meist nicht durch Bescheidenheit bei der Aufzählung von Verdiensten eines Todten und bei der Ausmalung seines Einflusses auszuzeichnen pflegen, ist üblich. Dieser übliche Brauch nimmt jedoch diesmal wahrhaft gigantische Formen an. Liebknecht sagte:

„Es sind nur wenige hier, aber diese wenigen vertreten Millionen, vertreten eine Welt."

Und Bebel sagte, daß der Todte ausgestattet gewesen sei,

„mit einem wahrhaft phänomenalen Wissen, wie es in unserer Zeit kaum noch bei einem zweiten Menschen vorhanden war."

In dieser Form feierte man den Todten, „diesen Geistesriesen", rednerisch an der Bahre, um in Artikeln die Kraft dieser Worte, wo möglich, noch etwas zu verstärken; es hat freilich seine Schwierigkeiten; denn nachdem „eine Welt" trauert, bleibt

nur noch übrig, das Universum nach der Sitte der Hofdichter der roi soleil trauern zu lassen, und wenn Jemand über ein Wissen verfügt, das **kaum** noch bei einem zweiten Menschen sich findet, so ist die Steigerung nur gering, wenn man sagt, daß solches Wissen sich thatsächlich bei einem zweiten Menschen nicht findet. Das ist nur ein Unterschied von wenigen Buchstaben.

Die gemeine Heroenverehrung wirft die Sozialdemokratie oft den bürgerlichen Parteien vor; manchmal mit Recht. Aber wir glauben nicht, daß es irgend einen Todten geben könnte, bei dem die bürgerliche Prosa „eine Welt" zur Trauer zitiren würde, und schwerlich würde man den Muth haben, zu entscheiden, bei welchen Männern das „phänomenale Wissen" am größten sei; dazu gibt es glücklicherweise innerhalb unserer modernen Kultur zu viele Menschen mit phänomenalem Wissen. Auf solchen Höhen bewegte sich aber die sozialdemokratische Ausdrucksweise, obgleich auf dem Gothaer Sozialistenkongreß im Jahr 1877 zum Zeichen des Abscheues vor der Heroenverehrung allen Ernstes ein Antrag gestellt worden war, sogar den Handel mit Photographien der sozialistischen Abgeordneten zu verbieten.

In der Politik spielt die Frage des Geschmackes vor Allem dann eine geringe Rolle, wenn die Taktik einen anderen Weg vorschreibt, wie das ästhetische Gewissen. Also darüber kann man schnell hinfortgehen, ob solche pomphaften Todtenklagen, wie sie jetzt gehört worden sind, dem litterarischen Empfinden Genüge thun können; um ihm zu genügen, sind sie nicht gehalten worden. Es kommt in ihnen vielmehr unter Aufopferung jeder anderen Erwägung ganz ausschließlich eine politische Absicht zum Ausdruck, die allmählich zur Festigkeit einer Tradition sich bei der deutschen Sozialdemokratie ausgebildet hat. Der „Vorwärts", das leitende Organ der Partei, ist seit jeher auf diesen Ton gestimmt; und die Einen mit Bewußtsein, die Anderen gedankenlos, pflanzen diesen Ton fort, den ein so kluger Kopf wie Liebknecht für sein Blatt gewiß mit Vorbedacht gewählt hat, bis die vorbedachte Absichtlichkeit allmählich zur Gewohnheit geworden ist.

Was man sagt, ist so ziemlich immer dasselbe; und man sagt dasselbe unaufhörlich und bei jedem Anlaß: Die reaktionäre Welt wird von Tag zu Tag schwächer, aber gewaltig und stetig und unaufhaltsam steigt auf der ganzen Erde die sozialdemokratische Fluth. Die reaktionäre Welt ist die Welt der Unsittlichkeit; die sozialdemokratische Welt ist die Welt der Sittlichkeit; bei uns brennen zwar auch manchmal Kassirer durch, doch das macht nichts; nur der durchgebrannte bürgerliche Kassirer ist beweiskräftig. Wir sind die Demokratie, und treiben keinen Götzendienst mit Menschen, denn was wir bei Engels und Marx thun, ist etwas ganz anderes; und mit uns sind nicht nur die demokratischen sittlichen Massen; mit uns ist auch die Wissenschaft, und die Massen, die Sittlichkeit, die Wissenschaft werden uns ohne Unterlaß von Sieg zu Sieg und ohne Rast und Halt zum schließlichen Triumph führen; denn wie Herr Liebknecht sich in London ausdrückte:

„Uns ist das Geheimniß der Entwicklungsgesetze enthüllt, deren Kenntniß jeden Irrweg ausschließend, den sicheren Weg zum Siege zeigt."

Unfehlbarer wie diese unfehlbare Sozialdemokratie spricht das unfehlbare Rom auch nicht.

Und wenn man nun diese Unfehlbarkeit mit nüchternem Auge betrachtet, was sieht man dann? Die reaktionäre Welt, die von Tag zu Tag morscher wird? Aber sie zeigt eine Riesenstärke, denn sie trägt unsere heutige Kultur, die im Laufe eines halben Jahrhunderts thatsächlich einen großen Theil der Erdoberfläche erobert hat, und die noch immer wächst, sich ausbreitet und sich kräftiglich entwickelt trotz mancher Schäden, die in einem Organismus von dieser Bedeutung unvermeidlich oder vermeidlich sind. Und steigt überall die sozialdemokratische Fluth? In England haben die Parlamentswahlen die Antwort gegeben; dort ist die sozialdemokratische Partei ganz machtlos; in den Vereinigten Staaten hat sie auch nie vorübergehend einen politischen Einfluß gehabt; in Frankreich zeigten die
Generalräthen einen erneuten starken Rücksch
land ist die Partei stark, aber schwach ge
sammtheit jener Parteien, denen der Sozia
Utopie erscheint. Und die Wissenschaft? Wo
schaft, die als Abstraktion thront gleich der erb
der Sozialdemokraten. Wenn man von dieser
Schleier herabzieht, so gewahrt man zwei
mehr und nicht weniger dahinter; Herrn Ma
Engels. Es ist richtig, der Katholizismus
mit nur **einem** Menschen; aber freilich da
in Glaubenssachen, „jeden Irrweg ausschließend
eine Mensch hat überirdische Hilfe, die der Soziali
sich in Anspruch genommen hat. Welche Garan
also, daß Herr Marx und Herr Engels zu eine
gelangt sind, die „jeden Irrweg ausschließen"?
Denker seit der Erschaffung der Welt würde
sagen und vor Allem, von welchem Denker
Gebiet?

Wenn man näher hinblickt, so sind solche gig
Phrasen zwar nicht imponirend, und sie sind das
theil von ernststimmend; aber Methode liegt in ih
eine politische Berechnung, die eine Zeit lang klu
gewesen ist. Alle diese großen Worte sind dazu da,
eigenen Lager einen unaufhörlichen Siegesrausch zu er
die eigenen Massen werden mit Worten trunken g
und so wähnen sie denn zu marschiren, umgeben v
wachsenden Millionen, an ihrer Spitze die Wissensch
die Tugend und andere schöne Abstraktionen, die die
schen Realisten für sich aufbieten, deren Verachtu
alles Supranaturalistische so groß ist. Und diesem
rausch hier, entspricht bei den bürgerlichen Parteien in
land so oft ängstlicher Kleinmuth. Das ist ein b
Gewinn, den diese Ausstaffirung der Sozialdemok
einer Gestalt über Lebensgröße so lange gebracht ha

Freilich fehlerlos ist auch diese den bisherigen Verh
gut angepaßte Methode nicht. Sie hat den großen
stand, wie alle Excitantien, die auf den menschlichen
bleibend wirken sollen, daß die verabreichte Dosis b
verstärkt werden muß. Wenn man die größten W
oft genug anwendet, so werden sie schließlich so gle
wie jede Alltäglichkeit, und Jemand, vor dessen O
ständig Kanonen abgeschossen werden, wird schließli
durch gewaltiges Getöse nicht mehr besonders au
gestimmt. Das tritt selbst ein, wenn man
wägung zieht, daß die Sozialdemokratie überwieg
naiven Gemüthern zu rechnen hat. Bei denen ist n
die Wirkung zuerst groß, wenn man ihnen sagt: W
die großen Männer und die allergrößten Männer u
Große und Schöne ist überhaupt bei uns. Aber we
es ihnen recht oft gesagt hat, so erwidern sie: Gew
wissen wir; aber was nun weiter mit diesem
Größtem und Allergrößtem, das unser eigen ist?

Das ist die kritische Frage: Was nun weiter
anfeuernde Ansprache im napoleonischen Titanen
ein Hurrah und noch ein Hurrah und noch eins
wiß nicht bedeutungslos, wenn man zudem über e
liches Heer verfügt; aber einen großen Feldzug
man noch nicht mit diesen psychologischen Waffen; m
auch gutes Pulver und Kugeln; man muß auch g
wehre haben, und gute Säbel. Und es tritt imme
der Augenblick ein, wo das Feuer der Anstürmer n
und zwar je eher, je länger der Kampf dauert, und
Bestürzung der Gegner der Kaltblütigkeit weicht, w
ist es mit dem „Vorwärts" allein nicht mehr geth
lange die Sozialdemokraten übermorgen auf den „
radatsch" rechneten, war die Hurrah-Politik sehr
aber bis zum Uebermorgen dehnt sich ein langer Ta
länger hin, und so reicht die alte Politik nicht m
Auf stürmisches Vordringen soll jetzt ein zähes
folgen. Die Sozialdemokratie beginnt sich bei un
einzurichten; die bezeichnenden und ergebnißlosen Ver
über das Agrarprogramm sind dessen ein **Zeugniß**; sie e

Schwierigkeiten der Lage, und diese Schwierigkeiten wer- die Sozialdemokraten nicht überwinden ohne daß in- schen einschneidende Wirkung auf die Partei zur Erschei- g kommen. Die Zeiten des Hurrah werde sich ihrem)e zu neigen, wenn der Staat und die Gesellschaft keine en Thorheiten bei uns machen.

Um so schneller wird dieser Umschwung da sein, je lnter sich auch die bürgerlichen Parteien von Ver- ndung frei machen. Die Sozialdemokratie ist nicht betrachten als ein Verhängniß, das unaufhaltsam ch der Sintfluth alles vernichten wird; sie ist vielmehr e Partei wie eine andere; mit ihren inneren Schwierig- en und ihren inneren Miseren trotz ewigen Siegesjubels; ihren Niederlagen in Frankreich und ihrer Unfähigkeit England und Amerika überhaupt festen Fuß zu fassen, leich sie sich international nennt. Und wenn sie in utschland eine Partei von respektabler Stärke ist, so chtet sie selbst doch dem Gipfel ihres Wachsthums auch bei s nahe zu sein und sinnt darauf — bisher vergeblich — fluß auf das platte Land zu gewinnen. Das Alles gt sich ganz deutlich und wird durch die großen Worte m Leichenbegängniß von Engels nicht verhüllt, sondern es rde dort durch eine Reihe von Erscheinungen, die sich engem Raum zusammenfanden, recht deutlich klargestellt.

Daß Engels dem todten Marx nunmehr nachgefolgt ist, eutet für unsere Sozialdemokraten aber noch einen nz besonders harten Schlag. Wer das Ideal einer nebel- ften Welt zeigt, hat einen besonderen Vortheil, wenn er über en Baumeister in nebelhaften Fernen verfügt. Diese stischen Baumeister waren Marx und Engels. Die Massen nten sie zwar nicht; aber Marx und Engels waren doch und ihre Autorität war da, und diese Autorität war ade um so größer, weil man die Personen, welche Herrschaft übten, nicht kannte und daher ht kritisiren konnte. Die allergrößten Autoritäten n stets gut, sich auf ganz hohen von Wolken umlagerten rgen zu halten. Jetzt ist von den beiden nichts mehr vor- nden, als ihre Bücher, und es wird viele geben, die sich gegen- tig in ihrer Sterblichkeit gleich gut kennen, und die der All- meinheit in ihrer Sterblichkeit gut bekannt sind, und von denen er einzelne behaupten wird, er sei der berufendste Aus- zer und der berufendste Ausbauer, und eine Macht, die n kleinen Parteiintriguen entrückt ist und die den Glaubens- eit der Politiker schlichten könnte, gibt es dann nicht mehr; ch diese Wirkungen werden sich langsamer oder schneller tend machen.

Es kommt manches zusammen, um es deutlich zu achen, daß mit dem Tode von Engels nicht nur eine be- utende Person aus dem Spiele scheidet. Engels und arx und Lassalle sind zwar nicht die Väter des Sozialis- us, aber doch der deutschen Sozialdemokratie. Der od des Letzten der drei fällt zusammen mit Er- einungen, die zeigen, daß eine erste Periode der zialdemokratischen Bewegung sich ihrem Abschluß hert. Es folgt die Zeit der Ernüchterung; die ozialisten werden nüchterner werden und ihre Gegner auch; e Gefahr wird man nüchterner betrachten und die Chancen s Erfolges auch; und diese Ernüchterung wäre für Deutsch- nd die erste Vorbedingung, um auf realem Wege wie in ngland und Amerika nach vernünftigen Zielen den Marsch zutreten, statt blind gegen vage Gefahren und für vage lückseligkeiten auf Irrpfaden zu kämpfen.

Deutschland hat sich glücklich aus den marokkanischen chwierigkeit herausgezogen. Wir haben unsere Genug- uung und unsere Entschädigung für die Morde und Unbillen, e an deutschen Unterthanen verübt worden sind. Eine lche Genugthuung nachdrücklich zu verlangen, konnte als othwendigkeit erscheinen, sollten nicht die Deutschen in arokko jeder Gefahr ausgesetzt bleiben; aber klug war , unmittelbar unsere Schiffe zurückzuziehen, nachdem die ühne erfolgt war. Denn es wäre für Deutschland keine ngenehme Sache gewesen, in marokkanische Verwicklungen rekt mit hineingezogen zu werden. Es scheint, daß glück- licherweise unsere Diplomatie die nöthige Weisheit aus den Folgen gezogen hat, die unsere überflüssige Einmischung in die ostasiatische Politik hatte.

In Brüssel tagt unter Vorsitz des belgischen Senats- präsidenten die interparlamentarische Friedenskon- ferenz, die gut thun wird, wenn sie sich nicht verlocken läßt, die heute vorhandenen internationalen Schwierig- keiten auf der Landkarte lösen zu wollen. Das führt zu einem Mißerfolg; und eine solche Ueberschätzung der eigenen Kräfte müßte auch zu einer Diskreditirung dieser segens- vollen Friedensbestrebungen führen, wenigstens in den Formen, in denen sie jetzt zum Ausdruck gelangen. Diese Konferenzen können gutes nur dann wirken, wenn sie kleinere Fragen, die für die Lösung reif sind, durch Vorstudien fördern, und wenn sie dann für diese Lösungen Propaganda machen, und wenn sie dem allgemein vorhandenen Friedensbedürfniß leb- haft Ausdruck geben; das sind Versuche, die mit realen Kräften rechnen, aber solche Bestrebungen verirren sich, wenn sie utopisch neue Ländervertheilungen vornehmen wollten, um diese Vertheitungen, die nie eintreten werden, dann als eine feste Basis für den ewigen Frieden zu benutzen. Das hieße im Lande der Chimäre säen.

Das neugewählte englische Parlament ist mit einer Thronrede von äußerster Kürze und Bedeutungslosig- keit eröffnet worden. Sie theilt mit, daß England zu allen Staaten in guten Beziehungen stehe, und daß man die armenische Frage weiter verfolgen werde.

Rußland hat eine neue Schwenkung in Bezug auf Bulgarien vollzogen. Zunächst hatte im Scheine russischer Offiziosität eine Nachricht die Runde durch die Zeitungen ge- macht, daß das Zarenreich mit dem Koburger nie unter- handeln werde. Jetzt wird offiziell nicht gesagt, daß Ruß- land zu solchen Unterhandlungen bereit sei; es wird von Petersburg nur bekannt gegeben, daß die erste Benachrich- tigung die Bedeutung eines russischen Kommuniques nicht habe. Wir deuten diese Wendung so, daß der Koburger nicht unmittelbar in den Abgrund gestoßen werden soll; Rußland wünscht sich verschiedene Wege offen zu halten. Das ist für Rußland klug, aber es bedeutet unter Umständen für den Koburger und für die Ruhe Bulgariens nicht viel- mehr als eine Galgenfrist.

* * *

Ein Prediger in der Wüste.

Der „Reichsbote“, eine angesehenere konservative Zei- tung, plädirt in eindringlicher Weise dafür, die konservative Partei möge konservative Politik treiben. Das hat mit Recht allgemeines Aufsehen erregt, und die „Deutsche Tages- zeitung“, das offizielle Organ des Bundes der Landwirthe, hat sich beeilt, die Redaktion des „Reichsboten“ höchst ab- fällig zu behandeln, etwa wie Jemanden, der über Nacht den Verstand verloren hat und nun die unglaublichsten Forderungen an seine Nebenmenschen stellt. Falstaff kann nicht unwilliger sein, wenn ihm Jemand knappe Diät und einen moralischen Lebenswandel empfiehlt. In der That steckt politischer Humor in diesem Vorfall. Die schlimmsten Demagogen, die es in Deutschland gibt, deren unmittelbare politische Gemeinschädlichkeit erheblich größer ist, als die der so arg verschrieenen Sozialdemokratie, werden plötzlich aufgefordert — und zwar von einem Prediger aus den eigenen Reihen — die drei Hauptstücke ihres Aktions- programms: den Antrag Kanitz, die Forderung der Doppel- währung und den Befähigungsnachweis: die sie seit Jahr und Tag mit marktschreierischer Aufdringlichkeit unablässig angepriesen haben, wieder in den Sack zu stecken und das zu werden, was sie bisher nur vorgaben zu sein, nämlich Konservative.

Natürlich ist dies eine vox clamantis in deserto. Unsere Agrardemagogie hat sich viel zu sehr gerade mit

jenen Forderungen, an denen der „Reichsbote" Anstoß nimmt, identifizirt, als daß sie noch zurück könnte, und innerhalb der sogenannten konservativen Partei hat die Agrardemagogie heute die unumschränkte Führung. Aber die Regierung sollte auf die Stimme dieses Predigers in der Wüste hören. Die Regierung wird seit dem Rücktritt des Grafen Caprivi von den Faiseurs des Bundes der Landwirthe in der rücksichtslosesten Weise terrorisirt. Man behandelt sie schnöde, man verlangt von ihr, sie solle den Mond vom Himmel holen; und die Regierung erschöpft sich in Entschuldigungen, daß die ihr zur Verfügung stehenden Leitern nicht lang genug seien, um den Wunsch der geehrten Herren vom Bunde der Landwirthe zu erfüllen. Man sucht der Regierung einzureden, hinter der Agrardemagogie stehe die gesammte Bauernschaft des Landes und hinter den Zünftlern die ganze Heerschaar der Handwerker; und in der Rolle des uneigennützigen Anwalts der Bauern und Handwerker verlangt dann der preußische Junker von der Regierung rettende Thaten, und zwar schleunigst, bis zum nächsten Donnerstag. Daß die Regierung den erhobenen Forderungen jemals auch nur annähernd gerecht wird, ist ausgeschlossen. Was gemacht werden kann, wird Herr Miquel sicher machen. Aber selbst das wird immer nur ein verhältnißmäßig kleiner Bissen sein, während der Elephant der Interessenpolitik eine tüchtige Mahlzeit verlangt. Die Regierung des Fürsten Hohenlohe hat die Agrardemagogie bisher im Wesentlichen dilatorisch behandelt. Man hat Kleinigkeiten gewährt, die nicht gesättigt, sondern nur den Appetit gereizt haben; man hat halbe Versprechungen gemacht, eingehende Prüfungen zugesichert; die extremsten Forderungen heute rundweg abgelehnt, um morgen ruhig zuzuhören, wie dieselben Forderungen unter dem Patronat unmittelbarer Staatsbeamten aufs Neue erhoben werden; man hat sich — wie beispielsweise bei dem Vorstoß gegen die Goldwährung — formale Zugeständnisse abringen lassen, obwohl man sich hätte sagen können, daß man sich dadurch zwischen zwei Stühle setzen werde. Kurzum, die Regierung hat es glücklich fertig gebracht, den Schein einer haltlosen Schwäche hervorzurufen, und die Zahl der Unzufriedenen, wie der um die gesunde Entwicklung des Staatswesens Besorgten fortwährend zu vergrößern. Daß ein solcher Zustand nicht dauern kann, ist klar. Das hat auch der „Reichsbote" eingesehen. Er räth deshalb der konservativen Partei, den Bogen nicht zu überspannen. Aus diesen Warnungen eines konservativen Organs mag die Regierung erkennen, was sie sich bisher bereits von den Agrardemagogen hat gefallen lassen. Denselben ist der Kamm inzwischen so sehr geschwollen, daß ein Konflikt selbst mit der gegenwärtigen Regierung kaum vermeidlich erscheint. Da die Regierung sich nicht zum einfachen Exekutionsorgan des Bundes der Landwirthe degradiren lassen kann, und eine zweite Saison des Hin- und Herschwankens schwerlich durchführbar ist, so wird man mit der Agrardemagogie sich ernstlich auseinandersetzen müssen. Je resoluter man dabei die allgemeinen Staatsinteressen der agrarisch-bimetallistisch-zünftlerischen Sonderinteressenpolitik gegenüber wahrnimmt, um so sicherer kann man auf Erfolg rechnen. Die Agrardemagogen leben recht eigentlich von der Schwäche der Regierung. Zur Zeit der Kanzlerschaft des Grafen Caprivi waren sie ohnmächtig, obwohl der Vorgänger des Fürsten Hohenlohe gewiß nicht über eine feste Mehrheit im Reichstage verfügte; und wäre Graf Caprivi in der Lage gewesen, das preußische Ministerium und die Umgebung des Kaisers von den geheimen Freunden seiner schlimmsten politischen Gegner zu säubern, so wäre der ganze Spuk heute wahrscheinlich bereits vorüber. So aber hat es die Agrardemagogie glücklich zu der Prätension gebracht, der Regierung die Marschroute vorzuschreiben, und der konservative „Reichsbote" muß sich der Regierung annehmen — den eigenen Parteifreunden gegenüber.

Th. Barth.

Berlins Handel und Industrie.

Der Bericht über Berlins Handel und In[…] welchen die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft [...] lich veröffentlichen, darf in jedem Jahre ein besonderes [In-]teresse beanspruchen. Von bescheidenen Anfängen [...] fort und fort an Umfang und Reichhaltigkeit zugenommen; der Bericht für das Jahr 1894 liegt jetzt in einem [...] Foliobande von nahezu 300 Seiten vor. Wie [...] Jahresberichten anderer Handelsvorstände, wird der [...] nächst Bericht erstattet über die Thätigkeit, welche das [den] Vorstand bildende Kollegium im Laufe des Jahres [...]gen der Gesetzgebung und Verwaltung zur Vertretung der wirthschaftlichen Interessen seines Bezirks entfaltet. Welchen Umfang diese Thätigkeit erreicht hat, erg[iebt sich] u. A. aus dem Umstande, daß das Berliner Aeltesten[-Kolle]gium i. J. 1894 den Behörden nicht weniger als 4[...] [Gut]achten und 84 Berichte erstattet hat; diese Zahlen [...] auch ungefähr eine Vorstellung davon geben, welches [Auf]wandes an Mühe und Zeit es heute, da der Staat [sich in] alle wirthschaftlichen Angelegenheiten einmischt, [...] Interessenvertretung eines einzelnen großen Wirth[schafts]kreises bedarf.

Die Gewerbthätigkeit der Reichshauptstadt [...] wie die anderer Weltstädte, einen eigenartigen Cha[rakter] [...] Industrien, welche für die weiteren Stadien der Pro[duktion] die Roh- und Hilfsstoffe fördern und herstellen, wie [...] werks- und Hüttenindustrie, Spinnerei u. s. w. können [...] in Frage kommen. Die Berliner Industrie ist vorn[ehm]lich auf die Herstellung von Gebrauchsgegenständen ge[richtet,] bei welchen Form und Farbe, Neuheit und Feinheit [der] Ausführung ihrer Arbeit eine Ueberlegenheit über die [Kon]kurrenten sichern. Es ist von hohem Interesse, [...] Bericht selbst sich z. B. über die Bedeutung und Man[nig]faltigkeit der Berliner Bekleidungsindustrie im we[...] Sinne zu unterrichten; über nicht weniger als 22 [her]vorragende Zweige dieses Gewerbes gibt der Bericht Aus[kunft.] Mit der Weberei, Appretur und Färberei beginnend, [ge]winnt man auf diese Weise auch einen Ueberblick über [die] Strumpf- und Posamentierwaaren-Industrie, über [die] Damen- und Herrenkonfektion, die Wäscheindustrie, [die] Fabrikation von Schirmen, Hüten, künstlichen Blumen [und] Putzfedern. Die sehr bedeutende Berliner Metallindu[strie] hebt mit Eisengießereien und Maschinenfabriken an und [setzt] sich fort in elektrotechnischen Fabrikaten, Geldschränken, Kupfer- und Messingwaaren, Bronze- und Zink-, Alumi[nium-,] Neusilber- und Alfenide-, Gold- und Silberwaaren. [...] hohe Entwicklung in mannigfaltigen Zweigen zeigen [die] chemische Industrie, die Seifen- und Parfümerie-Fabrikation, die Industrieen feinerer Papier- und Lederwaaren und [...] andere Industrieen. Fast in allen diesen Industrieen [ist] die Arbeitstheilung sehr weit durchgeführt, und Zw[eige,] welche nur als Hilfs- oder Nebenindustrieen dienen, [wie] die Kartonnagen- und die Kistenfabrikation, haben [...] eine hohe Stufe der Ausbildung erreicht. Fast in [allen] Zweigen spielen die Handelsbeziehungen zum Aus[lande] eine große Rolle, sei es daß eine erhebliche Aus[fuhr] in Fabrikaten stattfindet, sei es, daß Roh- und Hilfs[stoffe] vom Auslande bezogen werden müssen.

Der Berliner Großhandel stützt sich denn [...] wesentlich auf die Beschaffung dieser Roh- und Hilfsst[offe.] Es gilt dies nicht nur für Artikel wie Holz, Steine, K[...] und Eisen, Häute, Garne u. s. w. Auch der börsenm[äßige] Großhandel schließt sich an hervorragende Industrieen an: die Mühlenindustrie, die Sprit- und Liqueurfabrikation, die Bierbrauerei. Eine ihrer Bedeutung entsprechende [aus]führliche Behandlung hat in dem Bericht auch die B[...] gefunden, der Fonds-, Wechsel- und Geldhandel, ferner [das] Versicherungswesen und das Geschäft in Grundstücken [und] Hypotheken.

Für eine bedeutende Entwicklung einzelner G[...] handelszweige hat aber auch der eigene Konsum [der] Reichshauptstadt Anlaß geboten. Die Berichte über [...]

häft in diesen Handelszweigen gehören zu den inter- testen Theilen der Veröffenllichung des Aeltesten- egrums, sie eröffnen gewissermaßen einen Einblick in intimen wirthschaftlichen Verhältnisse der Bertiner Be- rung, wie ihn keine andere Publikatian gewährt. Mehl, , Konserven, Mitch, Butter, Speisefette, Käse, Eier, Fleisch- ren, Fische, Kredse, Hummern, Austern — jeder dieser kel bildet den Gegenstand eines desanderen Handels- ges, der sich in erster Linie auf den Bertiner Kansum t; Umfang und Wandtungen dieses Kansums sind in Berichten meist an der Hand vortrefflichen Materials tert.

Das Aeltesten-Kollegium spricht den Gewerbetreibenden, he die Berichte über die einzetnen Handels- und In- riezweige geliefert haben, seinen aufrichtigen Dank aus. ser Dank ist wahlverdient. Man merkl es fast sämmt- n Berichten an, daß sie mit Fleiß und Liede aus- beitet sind, und dei nicht wenigen läßt sich erkennen, sich die Verfasser van dem Streden haden leilen tassen, iefern, was sie wirklich geliefert haben: einen wichtigen trag zur Wirthschaftsgeschichte, speziell zur Wirthschafts- ichte Berlins.

Der freiwilligen Mitarbeiterschaft von mehr als dert hervarragenden Gewerbetreibenden verdankt der resbericht über Berlins Handel und Industrie im iellen Theile seinen Werth Auf dem Grundsatz der iwilligkeit deruht aber auch die gesammte Organisatian, n Vorstand, das Aettesten-Kollegium, berufen ist die teressen des Berliner Handels und der Berliner Industrie vertreten. Die Berliner Kaufmannschaft ist eine landes- rlich genehmigte Karparatian, der gegen Zahlung eines trages jeder im Handelsregister eingetragene Kaufmann Industrielle beitreten kann. Aehnlich wie die Berliner ufmannschaft sind noch andere kaufmännische Korparatianen anisirt, vor Allem die Karparatianen zu Magdeburg, ettin, Danzig, Känigsberg, Elding, Memel und Tilsit.

In einer Zeit, in welcher auf allen wirthschaftlichen bieten der Ruf nach staatlichem Zwang die Losung ist d da, wo die unmittetbare Staatsthätigkeit nicht möglich wenigstens eine Zwangsarganisatian gefordert wird, eint freilich für sotche auf freiwilligem Beitritt deruhende ganisationen kein Platz mehr zu sein. Bei der Neu- dnung des Handelskammerwesens, die in Preußen Vardereitung ist, hat man denn auch in Erwägung ge- gen, ob nicht die destehenden kaufmännischen orparatianen zu beseitigen und durch Handelskam- ern zu ersetzen seien. Der Plan geht darauf hinaus, die nze preußische Manarchie mit einem Netz van Handels- mmern zu überziehen, welche die Interessen von Handel d Industrie offiziell zu vertreten haden. Für jeden Re- erungsdezirk sallen eine oder nach Bedarf mehrere sotcher ammern gebitdet werden. Jeder Gewerdlreldende des Be- rks, der einen destimmten Mindestbetrag an Gewerdesteuer hlt oder nach einem anderen, nach zu findenden Maßstab s qualifizirt zu erachten ist, hat eine Steuer zu den Kosten r Handelskammer zu entrichten, dafür aber auch das echt, dei den Wahlen zur Handetskammer ats Wähler itzustimmen.

Die schärfste, aber zutreffende Bezeichnung haben auf e hiermit geplante Einrichtung die Varsteher der Stettiner aufmannschaft angewendet, indem sie dieselbe kurz Zwangs- mung nennen. Wenn in der That zur strikten Durchfüh- ung einer düreaukratischen Schadlone die Beseitigung der ufmännischen Korparalianen in Frage kommt, sa würde s sich allerdings um die Frage handeln: Zwangsinnung ür Handel und Industrie ader freie Vereinigung. In Preußen besteht dereits auf Grund des Gesetzes van 870 eine erhedtiche Anzahl von Handelskammern. Sie nd nach den hervorgetretenen Bedürfnissen und Wünschen er Gewerdetreibenden ungleichmäßig für einen größeren der kleineren Bezirk gedildet. Einzelne, speziell solche, velche nur den Bezirk eines großen Handels- und Industrie- latzes umfassen — wie Breslau, Frankfurt a. M., Köln — aben eine hervorragende Thätigkeit entwickelt; viele Kammern führen dagegen seit ihrer Entstehung ein bescheidenes Still- teben. Die jetzt angestrebte Resarm soll durchweg, wie man es nennt, tebens- und leistungsfähige Handelskammern schaffen und in systematischer Ordnung das ganze Staats- gediet umfassen. Es soll in Zukunft im preußischen Staate keinen Handel- und Gewerdetreibenden der detreffenden Klassen mehr geben, der nicht in einer Handelskammer die Vertretung seiner Interessen zu sehen hätte, gteichviel ob ihm diese Vertretung nach seiner Ansicht Nutzen bringl aber nichl; dem Widerspenstigen muß eben das Interesse an der Handelskammer durch Gesetzes- und Steuerzwang gewisser- maßen eingeprügett werden. Gerade darin liegt die frappante Aehnlichkeit der geplanten Institution mit den Zwangs- innungen, für welche auch durch Gesetz zu Beiträgen sotche Handwerker gezwungen werden sollen, die nach ihrer Ansicht an der Innung gar kein Interesse haden.

Erfreulicherweise wehrt man sich an den Plätzen, an welchen gegenwärtig freie Vereinigungen bestehen, gegen die Einführung einer kaufmännischen Zwangsinnung. Speziell die Varslände der kaufmännischen Karporationen zu Berlin, Stettin, Danzig und Königsberg haben sich in ausführlich degründeten Gutachten für die Erhaltung der destehenden freien Institutianen ausgesprachen. Sie können sich mit Recht darauf derusen, daß diese auf freiwilliger Theilnahme deruhende Interessenvertretung von varnherein aus den Bedürfnissen des einzelnen Platzes hervargegangen ist und daß die detheiligten gewerdtreidenden Kreise durch ihre rege Theitnahme bekunden, daß diese Vertretung noch heute ihren Bedürfnissen entspricht. In den Bezirken vieter Handels- kammern sieht es dagegen mit der Theilnahme der Gewerd- treidenden an dieser Institutian recht trüdselig aus. Es ist nichts sellenes, daß an den Wahlen zur Handelskammer nur wenige Prozent der Wahlberechtigten sich betheiligt haden, ja es ist wiederhalt vargekommen, daß die Wahl- detheitigung dis auf ein Prozent der Wahlderechtigten sank.

Mit wahlderechtiglem Seldstbewußtsein durfte unter diesen Umständen das Varsteheramt der **Königsberger Kaufmannschaft** erklären:

„Auf jeden Fall herrschl in unserer Korporation ein Gemeingeist, eine lebendige Antheilnahme an den Korporationsaugelegenheilen, elne Opferfreudigkeit, die bislang in den Handelskammern schwerlich in dlesem Maße zu Tage getreten sind. Speziell die Königoberger Korporation hat daneben auch Bedeutendes und Außerordentliches auf denjenigen Ge- bieten geleistet, die den Handelokammern mangels des Rechts der juristi- schen Persönlichkeit dislang verschlossen wareo: durch Errichtung, Unter- haltung und Verwaltung von gemeinnützigen Anstalten im Gesammt- interesse des Handels und von milden Stiftungen, deren unsere Korporation 33 mit einem Kapitalvermögen von über 5 Millionen Mark besitzt. Und wenn es darauf ankommt, die preußischen Handelsvertretungen finanziell leistungsfähiger als disher zu machen, so ist wohl zu betonen, daß in dieser Beziehung unsere Korporation von keiner preußischen Handels- kammer erreichl wird. Keine einzige derselben hal — ganz adgesehen oon unseren Nebenverwaltungen mit besanderem Haoshalt — einen Etat in Einnahme und Ausgade von etwa je 140000 Mk. Bei keiner der- selden werden von den Ausgaben wie dei uns 60—70000 Mk. durch Beiträge der Wähler, von benen der größere Theil für die allgemeinen Aufgaben der Korporation und der Rest für Zwecke der Börse verwendel wird, aufgedracht. Was nirgends bei den preußischen Handels- kammern dislang durch zwangsweise Mitgliedschaft erreicht wurbe und schwerlich jemals durch Zwangsorganisationen erreicht werden kann, ist bei uns schon seit Menschenaltern auf dem Wege der Freiwilligkeit geleistel worben. Die Kor- poralion ber Königsberger Kaufmannschaft, die auf eine mehr als 70jährige Vergangenheit zurückblickt, hal sich als bie geeignetste Art der Vertretung deo Königoderger Handels bewährt und ist allen Betheiligten besonders werthvoll vermöge der größeren Bewegungsfreiheit, die sie gegen- über den Handelokammern desitzt."

Gleich der Königsberger Kaufmannschaft können auch die anderen kaufmännischen Korparatianen auf ein langes Bestehen und auf eine Reihe hervarragender Leistungen zurückblicken.

Man hat den kaufmännischen Karparatianen zum Var- wurf gemacht, daß sie, weit sie auf freiwilligem Beitritt der Mitgtieder deruhen, nicht alle in das Handelsregister einge- tragenen Gewerdtreidenden, sandern nur einen Theil der- selden umfaßten. Als ad die Bedeutung und Leistungs- fähigkeit einer Interessenvertretung von der Zahl der nach Gesetz oder Statut Wahlderechtigten adhinge! Kammt in

der That einer Handelskammer, in deren Bezirk 99 Proz. der Wahlberechtigten sich gar nicht um die Zusammensetzung der Kammer kümmern, eine größere Autorität zu, als dem Vorsteheramt einer Kaufmannschaft, deren Mitglieder fast ausnahmslos fortdauernd ein reges Interesse an dieser Korporation bekunden? Insbesondere das Aeltestenkollegium der Berliner Kaufmannschaft hat lebhafte Angriffe deshalb erfahren, weil in Berlin die im Handelsregister eingetragenen Kaufleute in viel geringerem Maße, als es an den anderen Plätzen der Fall ist, der Korporation beigetreten sind. Allein eine diesen Uebelstand beseitigende Reform der Berliner Korporation ist wohl durchführbar. Hat doch die Erfahrung gelehrt, daß gerade diese auf freiwilligem Beitritt beruhenden Korporationen befähigt sind, sich in ihren Einrichtungen den durch die Entwicklung des wirthschaftlichen Lebens geschaffenen Veränderungen anzupassen. Die Berliner Aeltesten können sich z. B. in ihrem Gutachten darauf berufen, daß sie durch Bildung von Ausschüssen für eine Reihe von Handels- und Industriezweigen eine sehr erhebliche Anzahl von Korporationsmitgliedern zu einer thätigen Theilnahme an der Vertretung ihrer Interessen herangezogen haben. „Diese rege Mitarbeit der Korporationsmitglieder, heißt es in dem Gutachten, ermöglicht es dem Aeltestenkollegium, in welchem, auch bei einer Vermehrung seiner Mitglieder, ebenso wenig wie in einer Handelskammer jemals Vertreter der sämmtlichen, so überaus mannigfaltigen Zweige des hiesigen Handels und Gewerbes sich befinden könnten, dennoch für alle Zweige eine sachgemäße und befriedigende Interessenvertretung auszuüben." Wenn es dessen überhaupt noch bedurft hätte, so würden die auf freiwilligem Beitritt beruhenden Korporationen gerade durch diese Ausgestaltung ihrer Einrichtungen, die auch und zum Theil schon früher an anderen Plätzen erfolgt ist, den Beweis geliefert haben, daß sie für die wachsenden und wechselnden Bedürfnisse des wirthschaftlichen Lebens eine zweckmäßige Interessenvertretung bilden können. Auf diesem Gebiet kann eine staatliche Zwangsorganisation nur vom Uebel sein.

M. Broemel.

Der Staatsbankerott Serbiens.

Staatsbankerotte vollziehen sich am Ende unseres interessanten Jahrhunderts nicht mehr in der Weise, daß der zahlungsunfähige oder zahlungsunwillige Schuldner mit der Miene eines armen Sünders vor seinen Gläubigern erscheint. Ein Staat, der heute seinen Bankerott erklärt, indem er sich um eine feierlich übernommene Zahlungsverpflichtung herumdrückt, der wirft sich schon ganz stolz in die Brust, wenn er seine Gläubiger nicht um alles prellt. Er könnte ja auch nach der bekannten Lebensregel verfahren:

Viel Grandezza hat der Don
Sagt, schreib' an, und geht davon

Statt dessen ist er aber so unerhört gewissenhaft, daß er nicht einfach sein Schuldbuch vernichtet, sondern seinen Gläubigern einen Theil dessen, was sie fordern können, „freiwillig" aufs Neue verspricht. Man pflegt das in der Sprache des bankerotten Landes eine „Konversion" zu nennen, eine Bezeichnung, durch welche man die Herzen der Gläubiger leichter zu gewinnen hofft, namentlich wenn man diese Konversion mit einigen sogenannten „Vortheilen" für die Gläubiger zu verknüpfen und ihnen womöglich begreiflich zu machen versteht, daß der Kredit des schuldnerischen Staates durch die thatsächliche Verminderung seiner Verpflichtungen sich bessere; der Gläubiger gewinne also an erhöhter innerer Güte seiner Forderung, was er an der zwangsweisen Zinsreduktion einbüße. Gegenwärtig ist man am Werke, Serbien die Wohlthaten dieser schar[…] Argumentation zu Theil werden zu lassen.

Nichts war bei Ausgabe der serbischen Papie[…] gessen worden, um dieselben dem leider für Aeu[…] besonders empfänglichen Kapitalspublikum mund[…] machen: Kapital und Zinsen waren in deutscher [..] währung ausgeworfen, der Text der Schuldtitel in [..] Sprache gedruckt, hohe Rückzahlungschancen gewäh[…] was dergleichen Vortheile mehr sind. Dabei [..] Emissionskurs niedrig genug gewählt, um dem [..] eine „anständige Rente" zu gewähren und dennoch [..] genug, um jedes Mißtrauen in die Sicherheit des [..] zu verscheuchen. Dasselbe präsentirte sich äußerlich [..] quasi deutsches Anlagepapier mit „angemessener" [..]zinsung. Die Geringschätzung des Umstandes, daß [..] fremder Staat war, der für Kapital und Zinsen [..] ist den deutschen Kapitalisten theuer zu stehen gekomm[…]

Serbien ist in kurzer Zeit der Vierte im Bun[…] jenigen Staaten, die, um mit dem Fürsten Bismar[…] reden, für den Gläubiger „eine angenehme Erinn[…] bilden. Nach den üblichen Versicherungen des finanz[…] Pflichtbewußtseins hat Serbien ein Gesetz promulgi[…] welches der Bankerott des Landes kaltblütig kund [..] wird. Statt des üblen Wortes „Bankerott" ist [..] auch hier das modernere Wort „Konversion" gewähl[…] den. Diese Bankerottkonversion ist mit allen jenen Z[…] versehen, die ihr eine verzweifelte Aehnlichkeit [..] griechischen Staatsbankerott verleihen.

Den serbischen Werthen, insbesondere den in D[…]land eingeführten, waren seiner Zeit in den Prospekte[…] Gesetz und Vertrag als Spezialpfand ganz bestimm[…] nahmequellen des Landes zur Bestreitung des Anleihe[…] während der ganzen Dauer der Anleihen in der [..] drücklichsten Form zugesichert worden, und nicht [..] Wenigsten hatten diese Spezialpfänder dazu beigetrag[…] Unterbringung der serbischen Anleihen in Deutschlan[…] befördern. Diese Spezialpfänder nun werden von de[…] bischen Regierung ohne alle Umstände konfiszirt, wä[…] die Zinszahlung und die Rückzahlung der jetzt besteh[…] serbischen Werthe schlankweg eingestellt werden. Für [..] „kleine Zugeständniß" der Gläubiger sollen diese ban[…] der Hand der serbischen Regierung empfangen, wa[…] ihnen zu bieten für gut befindet. Viel schlimmer [..] griechische Regierung auch nicht mit ihren Gläubiger[…] gegangen.

Allen diesen Einwendungen wird von den [..]wortern der „Konversion" entgegen gehalten, daß [..] Moment der Pression für die Gläubiger in W[…] gar nicht in Betracht komme, weil ihnen ein sehr [..] volles Aequivalent in Form einer erhöhten Sicher[…]bolen werde, die ihnen den Umtausch ohne Weiteres [..]label erscheinen lassen werde. Diese erhöhte Sicher[…] nach dem Finanzplan darin bestehen, daß diejenigen Spe[…]pfänder, die bis jetzt den 5 % Anleihen überwiesen [..] dazu verwendet werden, um die neue einheitliche 4[…]leihe, deren Titres den Inhabern der 5 % Obliga[…] aufgezwungen werden sollen, damit auszustatten und [..] in der Weise, daß mit der Verwaltung dieser Pfände[…] wie es in den ursprünglichen Abmachungen heiß[…] kommen selbständiges und unabhängiges" Institut be[…] werden soll. Dieses Institut, die sogenannte Monopo[…] ist inzwischen ins Leben getreten; allein auf den e[…] Blick ergibt sich, daß man es mit einem nahezu ausschl[…] unter dem Einfluß der serbischen Regierung stehende[…]stitute zu thun hat. Sämmtliche Mitglieder der Ver[…]tung sind von der serbischen Regierung zu ernenne[…] überwiegende Zahl der Mitglieder müssen Serben [..] während die Gläubiger nur durch zwei Delegirte [..] sind. Präsident und Vizepräsident gehören der Serbi[…] Nationalbank an. Das Statut hat die serbische Reg[…] zu genehmigen; die Beamten sind von der serbische[…] rung zu ernennen. Die ganze Einrichtung steht [..] völliger Abhängigkeit von der serbischen Regierung [..]

[...]t mehr Werth wie die bereits bestehenden Spezialkassen, [...]he eine ähnliche Funktion wie die Monopolbank haben, [...] wie es speziell im Prospekt über die serbische [...]akanleihe hieß, die Sicherstellung der Inhaber „aus den [...]rägnissen des Tabakmonopols zweifellos und wirk[...] zu gestatten“. Man sieht also: in der Art, wie die [...]zialpfänder fortan verwaltet werden, liegt keine Erhöhung [...] Sicherheit, der Werth der Garantie aber bleibt der[...]e, weil im Wesentlichen die bereits jetzt verpfändeten [...]nahmequellen wiederum als Unterlage für die neue An[...]e verwendet werden sollen. Von einem Aequivalent der [...]ischen Regierung durch Erhöhung der Sicherheiten kann [...]it nicht die Rede sein: nur die Aussicht, völlig leer aus[...]ehen und obendrein der Pfänder beraubt zu werden, [...]n die Inhaber der jetzigen Serbenwerthe veran[...]en, auf die „Konversion“ einzugehen. Und da tritt [...] Mitglied der serbischen Deputirtenkammer, dem diese [...]rgewaltigung der Staatsgläubiger nicht ausreichend er[...]ien, auf, um von einem „finanziellen Slivnitza“ zu sprechen; [...] erhebt sich der Präsident Garaschanin um zu erklären, [...]ß, wenn Niemand für die Vorlage stimmen sollte er allein [...]für stimmen und dies für die größte Ehre betrachten [...]irde, „da“ — so lautete die Erklärung wörtlich weiter — [...]h überzeugt bin, damit eine heilige Pflicht gegen das [...]aterland zu erfüllen“. Die Beraubung der Staatsgläubiger [...]s „eine heilige Pflicht“ zu qualifiziren, dazu gehört jeden[...]lls eine gehörige Portion — serbischen Nationalgefühls.

In wie rücksichtsloser Weise aber auch bei dieser [...]elegenheit mit den deutschen Staatsbürgern verfahren [...]ird, es verlohnte kaum, an dieser Stelle weiter darauf [...]zugehen, wenn nicht gewisse Anzeichen darauf hindeuteten, [...]ß die in Rede stehende Angelegenheit in letzter Stunde [...]ch eine von dem gewöhnlichen Verlaufe dieser Dinge [...]weichende Entwicklung nehmen wird, eine Entwicklung, [...] nicht allein in finanzieller, sondern auch, wenn man der [...]orddeutschen Allgemeinen Zeitung“ glauben darf, in [...]litischer Beziehung von Interesse ist, und die, um es kurz [...] sagen, den Zusammenbruch des ganzen Finanz[...]ans zur Folge haben kann. Bekanntlich ist die selbst[...]rständliche Voraussetzung für das Gelingen des Plans die [...]nführung der neuen 4 % Anleihe im Auslande, also [...]eziell auch in Deutschland. Läge nun nicht bereits ein [...]st vor wenigen Wochen vorgekommener Präzedenzfall vor, [...] könnte der Ausgang dieser Angelegenheit noch ungewiß [...]scheinen; nach Allem aber, was vorausgegangen ist, muß es [...]m Mindesten als außerordentlich zweifelhaft be[...]ichnet werden, daß die Börsenbehörde den Prospekt [...]er eine Anleihe genehmigen wird, bei der Objekte ver[...]ändet werden, die — bereits anderweitig verpfändet [...]orden sind. Der serbischen Rente vom Jahre 1884 waren [...]ut damaligem Prospekte als Spezialgarantie für Zinsen [...]d Amortisation der Anleihe die Einnahmen aus dem [...]tempelgefälle und der Getränkesteuer „bis zur gänzlichen [...]ilgung der Anleihe“ überwiesen; der Tabakanleihe war [...]ut Prospekt das Tabakmonopol „für die ganze Dauer [...]es Anlehens“ als Spezialpfand zugesichert worden. [...]eberweist mithin die serbische Regierung das [...]abakmonopol u. s. w. der neuen Anleihe, so ver[...]pfändet sie damit Objekte, die bereits anderweitig [...]ämlich der jetzigen Tabakrente und den übrigen jetzigen [...]nleihen verpfändet sind, Anleihen, die nach dem vertrags[...]äßigen Tilgungsplane zurückzuzahlen sind und daher nach [...]ie vor bestehen, insoweit sie nicht etwa konvertirt werden. [...]rst vor Kurzem ist der Prospekt über ein anderes ausländi[...]sches (mexikanisches) Anleihen aus einem ähnlichen Anlaß [...]on der Börsenbehörde zurückgewiesen worden. Die Ueber[...]weisung der Pfänder an die neue Anleihe ist nur möglich, [...]wenn die Pfänder den jetzigen Obligationsinhabern einfach [...]weggenommen werden, eine Manipulation, zu deren Durch[...]führung die Börsenbehörde durch Genehmigung des Pro[...]spektes schwerlich die Hände bieten dürfte. Ebensowenig [...]dürften die Aeltesten der Kaufmannschaft geneigt sein, einer [...]etwaigen Beschwerde der Emissionsfirma Folge zu geben. [...]Es ist somit gar nicht ausgeschlossen, daß sich die Regierung mit der Angelegenheit zu beschäftigen haben wird, an der sie, um es zu wiederholen, nach den Expektorationen der „Nordd. Allgem. Zeitung“ ein gewisses Interesse zu haben scheint. Eine Pression auf die Börsenbehörde wird sie freilich schwerlich ausüben können; denn es wäre in der That seltsam, wenn in einer Zeit, da sie selbst Gesetze gegen exotische Emissionen macht, sie die Börsenbehörde zwingen wollte, eine Anleihe zuzulassen, deren rechtliche Grundlagen unseres Erachtens unhaltbar sind. Die Ablehnung des Prospektes wäre natürlich gleichbedeutend mit dem Scheitern der „Konversion“ selber.

Den deutschen Kapitalisten aber sei bei dieser Gelegenheit die Lektüre der Prospekte über ihre serbischen Papiere auf das Angelegentlichste empfohlen, weil sie daraus wieder mit voller Deutlichkeit entnehmen können, daß selbst Versprechungen bündigster Art für gewisse Staaten kein Grund sind, dieselben eines schönen Tages für null und nichtig zu erklären. Was den Inhabern der serbischen Papiere damals in den Prospekten versprochen wurde, ist so ziemlich das Maximum dessen, was überhaupt versprochen werden kann. Wer sich mit solchen Staaten einläßt und überdies hohe Zinsen von ihnen bezieht, wird sich in der Regel auf gewisse Dinge gefaßt zu machen haben. Was überhaupt serbische Versicherungen werth sind, das beweisen die Erklärungen des serbischen Finanzministers, welcher am 15. Mai, also kurz vor dem Bankerott, sich in folgender Weise äußerte: „Ich denke an keine Couponkürzung, und habe niemals an eine solche gedacht. . . . Ich und die gesammte Regierung stehen unerschütterlich (!) auf dem Standpunkte, allen unseren Verpflichtungen den auswärtigen Kreditoren gegenüber loyal und pünktlich nachzukommen. . . .“ So sprach derselbe serbische Finanzminister, Popovicz, der heute die Gläubiger zur Zwangskonversion auffordert. Nichts wäre daher auch thörichter, als in diesem Vorgange einen erneuten Beweis für die Berechtigung einer verschärften Haftpflicht der Emissionshäuser im Sinne des neuen Börsengesetzes zu erblicken. Denn nicht unrichtige oder unvollständige Angaben in den Prospekten, sondern nur die Mißwirthschaft und Illoyalität Serbiens haben das Unheil verschuldet. Wäre es möglich, in diesem Falle die Ursachen durch Gesetz zu treffen, so müßte dieses lediglich gegen das böswillige Verhalten Serbiens gerichtet sein, denn dieses allein muß als die Ursache bezeichnet werden, durch welche die deutschen Gläubiger um ihr Geld gebracht werden sollen. Das Verhalten der letzteren aber der „Konversion“ gegenüber ist durch die inzwischen erschienene „Verordnung“ — eine Bezeichnung, die ganz in den Rahmen eines Arrangements paßt — des serbischen Finanzministers klar vorgezeichnet: Vor Allem werden sie gut thun, die Entscheidung der Börsenbehörde in Betracht der offiziellen Zulassung der neuen serbischen Anleihe zum Handel abzuwarten, bevor sie sich auf irgend welche Konversionsgeschäfte mit dem serbischen Finanzminister einlassen. Der letztere hat ihnen ja in seiner Verordnung für den Umtausch eine Galgenfrist bis zum 24. September d. J. bewilligt; allein auch nach diesem Termine werden seine serbische Excellenz sich vielleicht bereit finden, das eine oder andere Konversionsgesuch hochgeneigtest zu berücksichtigen. So lange aber die Frage der amtlichen Kotirung der neuen Anleihe nicht entschieden ist, kann den Gläubigern nur gerathen werden, allen Verordnungen und Verlockungen der serbischen Regierung gegenüber „kühl bis ans Herz hinan“ zu bleiben, da es ihnen sonst passiren könnte, daß sie neben den verschiedenen anderen „Aequivalenten“, mit denen sie bei dieser Gelegenheit beglückt werden sollen, auch noch den „Vorzug“ der Unverkäuflichkeit ihres neuen Besitzes mit in Kauf zu nehmen haben werden.

Ernst Heinemann.

Fruchtbare Wüsteneien.

Man stellt sich unter Steppen gewöhnlich eine Art Wüste vor, und in gewissem Sinne ist dies richtig, da zu gewissen Jahreszeiten Steppe und Wüste in Folge der fast gänzlichen Abwesenheit des Pflanzenwuchses einander nicht unähnlich sehen. Da beide überdies auch in der Regel in gleichen, oder doch ähnlichen, Klimaten vorkommen, und die betreffenden Länder bisher nicht gerade innerhalb der landläufigen Grenzen der Civilisation sich befanden und größtentheils noch befinden, so ist diese Verwechselung nicht unnatürlich. Und doch ergibt die nähere Untersuchung beider so wesentliche, und hinsichtlich der Vergangenheit und Zukunft der Menschheit so wichtige, Unterschiede, daß ein kurzer Hinweis auf dieselben für den „gemeinen Mann", und selbst für die hochverehrlichen Agrarier Deutschlands, nicht ohne Interesse sein wird.

Bei der ungeheuren Ausdehnung der Steppenländer ist die Frage ihrer Nutzbarkeit für landwirthschaftliche Zwecke, schon der möglichen Konkurrenz halber, auch für die Gegenwart nicht unwichtig.

Sowohl Steppen als Wüsten gehören wesentlich den Regionen mangelnden Regenfalles an, die man jetzt im Allgemeinen als „aride" bezeichnet. Die eigentliche Wüste aber leidet daneben noch an der Abwesenheit einer eigentlichen Ackerbodenschicht, indem statt derselben Steintrümmer oder Grus (Hammada) oder Flugsand (Sandwüste) die Oberfläche bedecken. Mit der Steinwüste ist natürlich nichts anzufangen; aber schon die Sandwüste kann unter Umständen — wie dies die Oasen der Sahara beweisen — recht gut kultivirbar sein. In jenen dem Winde ausgesetzten Theilen der Sandwüste finden wir in der Regel in dem dahin verwehten Staub ein Material, das nur hinlänglicher Benetzung bedarf, um in das fruchtbarste Ackerland umgewandelt zu werden. Dies ist vielfach der Ursprung der die eigentlichen Wüsten umgebenden Steppen. Großentheils aber sind die letzteren einfach mehr oder weniger wellige Ebenen, oft ehemalige Seebetten, mit dürftiger oder doch nur kurzlebender Pflanzendecke, welche den größten Theil des Jahres — speziell im Hochsommer und Herbst — nur durch die der Hitze und Trockenheit stark widerstehenden Pflanzenarten spärlich bedeckt ist. Sehr häufig erscheinen zu derselben Jahreszeit auch mehr oder weniger starke Salzausblühungen, welche den Eindruck der „trostlosen Salzwüste" erst recht befestigen, wenn sogenannte Salzpflanzen den Hauptbestandtheil der Flora bilden.

Obgleich örtlich — in Indien, Ungarn, Brasilien, Californien — die außerordentliche Fruchtbarkeit vieler solcher Salzböden recht wohl bekannt ist, ist doch das volksthümliche Vorurtheil gegen dieselben so allgemein und stark, daß der Reisende in der Regel solche Strecken als Oedländereien nicht weiter beachtet, oder sie dem durchreisten Lande als nutzloses Gut zur Last schreibt, da die Marschländer der Meeresküsten eben wegen des Salzes so schwer zur Produktion zu bringen sind. Säeten ja doch die barbarischen Eroberer Salz, um das Wiederaufblühen verheerter Länder zu verhindern.

So lange man glaubte, daß die Steppensalze von der Verdunstung ehemaliger Salzseen herstammten, war dieses ungünstige Urtheil über die Salzsteppen natürlich. Es ist nun aber durch neuere Beobachtungen festgestellt worden, daß die Steppensalze größtentheils im Boden selbst gebildet worden sind durch den natürlichen Verwitterungsprozeß, der in allen Böden stattfindet. Nur bleiben in der regenarmen Region viele oder alle Verwitterungsprodukte im Boden zurück, welche in den regenreichen Ländern — so in Europa und dem östlichen Nordamerika — laufend aus dem Boden ausgelaugt, und durch die Flüsse in das Weltmeer geführt werden.

Bedenkt man sich die Sache näher, so ergibt sich die wichtige Schlußfolgerung, daß in den Steppenböden nicht nur die schädlichen Salze, sondern auch die für den Pflanzenwuchs nützlichen Bestandtheile in größerem Maße zurückgeblieben sein müssen als in den kontinuirlich ausgelaugten Böden der regenreichen Länder. Es müssen also die Steppenböden, und dementsprechend die Böden der ariden Regionen überhaupt, reicher sein an den für den Pflanzenwuchs nützlichen oder nöthigen Nährstoffen.

Es hat nun die Untersuchung der Böden des westlichen Nordamerika, besonders westlich von den Felsengebirgen und an der Pacifischen Küste, diese Voraussetzung in auffallendster Weise bestätigt. Nicht nur die Steppensalzböden selbst, sondern auch die nicht mit Salzen behafteten sind dort sehr viel reicher an Pflanzennährstoffen als die des regenreichen atlantischen Gebiet. — Man begreift nun auch einmal, warum die älteren Civilisationen sich gerade in ariden, bewässerungsbedürftigen Ländern wie Egypten, Syrien, Persien und Oberindien so üppig entwickelt und Jahrtausende lang dichte Bevölkerungen ernähren konnten, die von Stalldünger und Kunstdünger keine Idee hatten. Die mit Nährsalzen geschwängerten Böden und Gewässer machten eben diese mühevollen Ersatzmethoden in den Ländern, wo ursprünglich das Paradies gelegen haben soll, einfach unnöthig. Auch in Amerika zeigen die Reiche der Inkas und Azteken dieselbe instinktmäßige Bevorzugung arider, bewässerungsbedürftiger Regionen für die heimische Civilisation. Alles schon zu Zeiten, wo Germanien nur Urwald, Sümpfe und Pfahlbautenbewohner aufzuweisen hatte. Auch die jetzt nur in Trümmern bekannten großen Städte des alten Mongolenreiches beweisen, daß in den heute allein von Hirten durchschweiften Steppen Centralasiens reiche Bodenkultur dereinst blühte. Es gibt in Indien (Deccan) noch jetzt Länderstrecken, wo 3000jährige Kultur den Boden noch kaum merklich verschlechtert hat.

Es fragt sich nun aber natürlich, ob es auch praktisch thunlich ist, die schädlichen Theile der Steppensalze soweit zu beseitigen, daß die nützlichen, und damit die natürliche Bodenkraft, zur Geltung kommen können. Diese Frage habe ich in Californien eingehend studirt*) und den Beweis geführt, daß der größte Theil der mit Steppensalzen behafteten Ländereien kulturfähig gemacht werden kann mit nur solchen Kosten, wie sie durch die hohe Produktionsfähigkeit reichlich ersetzt werden. So wurde 1892 auf Salzboden, auf welchem kaum Salzkräuter aushalten konnten, eine Maximalernte des schönsten Weizens erzielt. Die Möglichkeit einer solchen Melioration beruht einfach darauf, daß die Steppensalze meist nur zum kleinsten Theile aus Kochsalz bestehen, und nicht in unbegrenzten Mengen im Boden existiren. Dieselben brauchen nur einmal gemaßregelt zu werden, so daß dadurch dauernd die an sich geringe Menge der Salze, die in der Bodenschicht jährlich auf- und abwandert, unschädlich gemacht wird und der reiche Nährstoffvorrath dauernd zur Wirkung gelangt.

Bei dem ungeheuren Flächeninhalt der Steppen Asiens, Afrikas, beider Amerika und Australiens, ist der Einfluß, welchen die Kultur derselben auf die Weltproduktion und den Weltmarkt ausüben kann, ein sehr beachtenswerther. Abgesehen davon, daß durch sie voraussichtlich die Malthus'sche Verhungerungsepoche der Menschheit wesentlich hinausgeschoben wird, ist damit auch die in Europa so erwünschte Zeit der Ausmergelung der neueren Länder, zur „Hebung der einheimischen Landwirthschaft", bedeutend hinausgerückt. Es ist zwar richtig, daß Steppenländer der Bewässerung bedürfen und Wasser nicht überall zu Gebote steht. Aber auch hierin machen wir hierzulande ganz eigene Erfahrungen, wie z. B. die, daß während in Deutschland 1892 die Obsternte durch sechswöchentliche Dürre fast verloren ging, hier gleichzeitige sechsmonatliche Dürre, die hier jedes Jahr wiederkehrt, dieselben Früchte vortrefflich reifen ließ. — Es gibt eben viele Mittel, mit ganz wenig Wasser aus-

*) Anmerkung der Redaktion: Herr Prof. Hilgard ist Direktor der Agricultural Experiment Station der University of California; seine Ausführungen verdienen deshalb bei der Sachkenntniß, über die er verfügt, besondere Beachtung.

kommen; und dasselbe wird neuerlich oft in Menge ge[fu]nden, wo man gar keines vermuthete. Man möge also [mi]t Ausnahmegesetzen, welchen das baldige Aufhören der [au]sländischen Konkurrenz zur Begründung dienen soll, recht [vo]rsichtig sein.

Berkeley (Californien), Juni 1895.

E. W. Hilgard.

Hans Thoma.

Man könnte sich wundern, daß die deutschen Schrift[st]eller und Journalisten zu ihrem vierten Jahrestag eine [U]niversitätsstadt ausgewählt haben. Denn im Grunde ist [di]e deutsche Universität dem Schriftthum des Tages eher [fe]indlich als freundlich gesinnt. Beide haben wenig Zu[sa]mmenhang. Die deutsche Studentenschaft insbesondere legt [h]äufig für die Bestrebungen der Litteratur eine geradezu [e]mpörende Gleichgültigkeit an den Tag. Während zu Paris, [i]m Quartier Latin, die studentische Jugend als solche an [d]en litterarischen Streitfragen des Tages den lebhaftesten [A]ntheil nimmt, führt der deutsche Student einzig das Wort [W]issenschaft im Mund, ein hohes und stolzes Wort, wo[r]unter mancher aber etwas sehr niedriges und unstolzes ver[st]eht, nämlich ein Mittel zu gewerblicher oder staatlicher [V]ersorgung. Die Pariser Studentenschaft fühlt sich stolz in [d]em Bewußtsein, die Zukunft der französischen Litteratur im Keim in sich zu hegen; die deutsche Studentenschaft gründet [i]hr Selbstgefühl auf die sicher verbürgte Anwartschaft auf hohe Staatsämter. Der höchste Ehrgeiz des Pariser Studenten ist ein litterarischer, der des deutschen ein bureau[k]ratischer. Die praktische Bedeutung der vornehmsten deut[s]chen Studentenverbindungen ist bekannt. Also die eigentliche Litteratur und die deutsche Universität haben kaum etwas mit einander zu thun. Dennoch hätten die deutschen Schrift[s]teller und Journalisten zu ihrem vierten Versammlungstag keinen liebenswürdigeren Ort — Ort im engeren Sinne — [a]uswählen können als Alt Heidelberg die feine, die Stadt [a]n Ehren reich.

Und sie war in diesen Julitagen noch um eine Ehre reicher als sonst, um eine seltene, die man aber freilich zu [s]chätzen wissen muß. Ich meine die Ausstellung im Kunst[v]erein von Hans Thoma. Sie war die größte, die der Künstler bis jetzt veranstaltet hat, und sie war so zusammengesetzt, daß sie das Gesammtwerk des Meisters glücklich ver[a]nschaulichte. Auch solchen, die von Thoma vorher noch nichts gesehen hatten, gab diese Ausstellung einen annähernd vollständigen Begriff von der Eigenart des Frankfurter Kunsteinsiedlers.

Diesen Begriff in Worte zu bringen ist freilich eine andere Sache. Denn nichts ist schwieriger und gefahrvoller, als über die Kunst, ich meine über das Wesentliche in der Kunst, in Worten sich auszulassen. Dessen muß man sich vor allem bewußt sein. Dann kann man viele Dummheiten vermeiden, wenn auch noch lange nicht alle.

Seit ungefähr sechs Jahren beschäftigt sich die deutsche Kunstlitteratur mit Hans Thoma. Und seit ungefähr sechs Jahren verkauft Thoma Bilder. Vorher, dreißig Jahre lang, hat er nur gemalt, Tag für Tag, Jahr für Jahr, Bilder auf Bilder, mit einem Fleiß, dessen im rein künstlerischen Schaffen, im Schaffen ohne äußeren Lohn, nur das Genie fähig ist. In einem Freundesbrief schreibt Thoma einmal: „Ich bin gegenwärtig fleißiger als je; ich habe Jemand, der mir Tag und Nacht keine Ruhe läßt, der mir in unaufhörlichem Drängen Bild auf Bild bestellt. Er ist ein närrischer Kauz, dieser Besteller, er heißt Hans Thoma." Eine solche Ausdauer bei gänzlichem Mangel an äußerem Erfolg, ein solcher Glauben an sich selbst, gegenüber dem Unglauben der ganzen Welt und besonders der Zunft, ist allemal das Zeichen entweder eines unverwüstlichen Dilettanten, eines unverwüstlichen sage ich, oder eines großen Künstlers.

Und beides ist am Ende gar dasselbe. Ein paar Freunde werden ja zu dem Ringenden stehen. Die hat auch Thoma gefunden zu seinem und der Kunst Gewinn. Dr. Eißner hieß der eine und Dr. Fiedler der andere, beides stille, selbstlose Mäcene im edelsten Sinn des Wortes.

Die Zunft aber im Großen und Ganzen verharrt noch heute in ihrem Unglauben. Dieser Thoma hat ja . . . ist ja gar kein Mann, hörte ich einmal in München einen jungen Maler ausrufen, der unterdessen königlicher Professor geworden ist. Sein Ausruf lautete noch ganz anders, nämlich so cynisch, daß man ihn gar nicht wiedergeben kann. Und es war nicht seine eigene Ueberzeugung, eine solche hatte er gar nicht; es war die Anschauungsweise der ganzen Schule, die man immer bei denen am besten kennen lernt, die keine eigene haben. Erst neulich auf der Heidelberger Ausstellung beobachtete ich drei Karlsruher Kunstschüler. Sie hatten es sich das Geld kosten lassen nach Heidelberg zu fahren und sie bereuten es. Sie waren ganz perplex. „Wenn dieser Thoma," rief einer aus, „bei uns in die zweite Malklasse aufgenommen werden wollte, er würde fortgejagt werden." Er ist schon einmal in Karlsruhe fortgejagt worden, vor dreißig Jahren ungefähr. Auch in Berlin hat man ihm die Thüre gewiesen. Und so haben seinerzeit auch die Franzosen ihrem genialen Puvis de Chavannes, dessen Größe sie heut freudig anerkennen, den Vorwurf gemacht, er könne nicht malen — weil er nicht malte wie sie alle. Und vor einer Landschaft von Böcklin hörte ich einen berühmten Pleinairisten sagen, dieser Böcklin'sche Rasen erinnere ihn nicht an Rasen, sondern an grünlackirtes Blech.

Also Thoma kann nicht malen. Dieses Urtheil der heutigen Durchschnittsmaler ist leicht erklärlich. Die Malerei von heute hat ihre ganz besonderen Handwerksvortheile. Sie hat Errungenschaften gegen die vorangegangene Zeit, worauf sie mit Recht stolz ist, die aber auch dieselben sind in München wie in Paris. Man ist nur zu stolz darauf. Man kennt nichts Höheres. Man verliert sich ganz und gar in diesen technischen Präokkupationen. Man sieht vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr. Eine gewisse Luftperspektive und Lichtwirkung zu erzielen, gewisse halbe und gebrochene Töne in ihrer feinsten Differenzirung herauszubringen, mit Virtuosität auf der enchromatischen Tonleiter der Farben zu spielen, ist der einzige und ausschließliche Gedanke der heutigen Durchschnittsmaler.

Diese Handwerksvortheile, diese Errungenschaften hat Thoma nicht; er sieht davon ab; er thut als ob er kein Auge dafür besäße: er kann also nicht malen. Die Herren ahnen, er könnte wohl, wenn er wollte. Einzelne wissen, er hat es einmal gekonnt. Er ist ja zu Paris bei Courbet und Millet in die Schule gegangen. Aber er will nicht, aus Dickköpfigkeit. Auf den wahren Grund, warum Thoma anders malen muß als sie, verfallen sie nicht. Dieser Grund ist aber sehr einfach. Einmal hat Thoma seine eigenen Darstellungsmittel, die er denen der andern vorziehen muß, nicht nur, weil er sie selbst erfunden, selbst erarbeitet hat, sondern auch, weil sie seinen Zwecken und Absichten am angemessensten sind.

Und dann hat Thoma einfach keine Zeit, sich so ausschließlich mit den Handwerksmitteln des Tages zu beschäftigen, wie die anderen es thun. Er hat keine Zeit, weil er nicht so arm an Gedanken ist wie sie alle, fast alle, die sich jahraus jahrein im Schweiße ihres Angesichts um die feinsten Subtilitäten der Technik mühen. Sein Kopf steckt im Gegentheil voll Gedanken, die nach Darstellung ringen. Und dazu sind ihm denn die einfachsten und leichtesten Mittel die willkommensten. „Ja er macht es sich leicht," sagen die Handwerker. Sie übersehen, daß er eben kann, was sie nicht können. Für ihn ist es leicht. Sie sollen es ihm aber einmal nachmachen. Die Herren sollten doch wissen: daß sich gerade die Werke der höchsten Kunst am

leichtesten, am müheloſesten, am ſelbſtverſtändlichſten auszunehmen, z. B. ein Goethe'ſches Lied. Da meint dann der beſchränkte Dilettant, das ſei keine Kunſt. Solche Werke werden nicht deshalb ſo ſelten von den Stümpern nachgeahmt, weil ſie zu ſchwer ſcheinen, ſondern weil man ſie nicht der Mühe werth achtet. Die Einfachheit des Genies imponirt dem Genie vor Allem.

* * *

In zweierlei unterſcheidet ſich demnach Thoma von den Durchſchnittsmalern des Tages, in zwei Punkten, wovon einer den andern nothwendig bedingt: in ſeinem ſeltenen Reichthum an Gedanken, und in ſeiner eigenen, einfachen, ſelbſterarbeiteten Technik, dieſer unzeitgemäßen, durch und durch naiven Technik, worüber die Handwerksfanatiker die Naſe rümpfen, wie die Schulmeiſter über die Knittelverſe des Fauſt die Naſe rümpfen würden, wenn Goethe nicht ſeit einem Jahrhundert eine geheiligte Perſon wäre. Denn die Schulmeiſter ſeiner Zeit haben es gethan.

Ich ſprach von dem Gedankenreichthum Thoma's. Das Wort „Gedanken“ muß man nicht falſch verſtehen. Nicht um Gedanken handelt es ſich, die man ſprechen oder ſchreiben kann, ſondern um Gedanken, die man malen kann, um maleriſche Gedanken; nicht um Gedanken, die zum Verſtand, ſondern um Gedanken, die unmittelbar zur Phantaſie ſprechen. Das Wort will alſo hier in einem weiteren Sinn verſtanden ſein als gewöhnlich. Ja es iſt geradezu ein Hauptverdienſt Thoma's, aus ſeinen Werken allen Verſtandsinhalt ſo viel als möglich ausgeſchloſſen zu haben. Seine Bilder ſagen dem Verſtand wenig oder gar nichts. Sie wollen vor allem nichts lehren: keine Geographie und keine Ethnologie, keine Koſtümkunde und keine Kriegswiſſenſchaft, keine Kultur- und keine Litteraturgeſchichte. Sie haben keinen lehrhaften Inhalt. Ihr Inhalt iſt etwas, was ohne Dareinreden des Verſtandes in reiner Anſchauung von der Phantaſie genoſſen ſein will. Ihr Inhalt iſt mit einem Wort Poeſie, d. h. eine naiv menſchliche Anſchauung, von einem künſtleriſch perſönlichen Temperament eigenartig geſtaltet.

Darin aber liegt ein neuer Gegenſatz Thoma's zu der Kunſt ſeiner Zeit — nicht zu den letzten Künſtlern von heute, die ſich diesmal in Uebeinſtimmung mit Thoma befinden, aber zu der Kunſt der älteren Generation, der Zeitgenoſſen ſeiner Jugend. Und dieſer Gegenſatz wurde Thoma erſt recht verhängnißvoll. Er verhinderte ſeine Verſtändigung mit dem Publikum.

Nichts iſt ſchwerer zu begreifen als die Kunſt an ſich. Dieſes Verſtändniß iſt allein das Vorrecht der höchſten Bildung. Und nur wenige ſind ihrer theilhaftig. Dagegen iſt alles Verſtandesmäßige leicht und auch der Halbbildung mehr oder weniger zugänglich. Schiller's Balladen können auch von einem Handwerksburſchen mit vollem Verſtändniß deklamirt werden; aber nur wenige ſind es, nur ſehr wenige, denen ein Goethe'ſches Lied wirklich etwas ſagt.

Für die Aufgaben der bildenden Kunſt waren aber die Deutſchen unſerer Zeit, die höchſten Intelligenzen nicht ausgeſchloſſen, weitaus am wenigſten vorgebildet. Sie waren im Gegentheil gründlich verbildet; ſie waren verzogen und verdorben von den Künſtlern ſelber. Die Künſtler ſelber hatten die falſcheſten Begriffe von den Aufgaben ihrer Kunſt. Leſſing hatte ſeinen Laokoon ganz umſonſt geſchrieben. Immer und immer wieder meinten die Künſtler ihren Werken einen Inhalt geben zu müſſen, der gar nicht in der Möglichkeit ihrer Kunſt lag. Da wurden dann Dramen und Romane gemalt, Novellen und Dorfgeſchichten, Kriminalfälle und Kriegsberichte, und vor allem Haupt- und Staatsaktionen der Weltgeſchichte. Alles, nur keine maleriſchen Ideen. Was das ſei, wußte man gar nicht mehr. Einige Franzoſen und in Deutſchland beſonders Böcklin und Thoma mußten dies Geheimniß erſt wieder neu offenbaren. Die beliebten Illuſtrationen in unſeren Klaſſikerausgaben ſind auch für dieſe Auseinanderſetzung eine intereſſante Illuſtration. So ſehr war der Geſchmack verroht, daß man gar nicht ahnte, die Kunſt des Pinſels, die Kunſt der Linie und der Farbe könne eine andere Aufgabe haben als die Kunſt des Wortes. Da machten denn Böcklin wie Thoma die bitterſte Erfahrung. Das Publikum wußte mit ihren Bildern nichts anzufangen. Man ſtand vor dieſen Bildern und lachte. Mit beſtem Gewiſſen lachte man Thoma aus. Ich erinnere mich eines beſonderen Falles, eines Bildes auf der Ausſtellung im Münchener Glaspalaſt. Eine Bauernmagd karrte einen Schubkarren mit blumigem Frühlingsgras beladen. Ein Eſel ging nebenher und langte ſich von Zeit zu Zeit ein Maul voll von den Blumen, wobei dann beflügelte Blumengenien ſich losrangen und erſchreckt davonflogen. ... ſtand unter dem Bild. Denn Thoma iſt ein Humoriſt, ſogar ein Bischen ein Schalk. Man lachte. Die ... waren aber noch nicht einmal ſo klug wie der Eſel ... den waren die Blumen nur Gras; aber er wußte ... ſeiner Art zu genießen. Die Lacher hatten dieſe ... nicht, ſonſt hätten ſie nicht nach einem verborgenen ... geſchnüffelt, den ſie nicht finden konnten, ſondern hätten ... im reinen Anſchauen der ſinnlichen Erſcheinung ... Denn dazu zu allererſt dient den Menſchen ein Bild ... dem Eſel das Gras zum Freſſen.

* * *

Es iſt heute Sitte, bei jeder ſtarken Künſtlerindividualität nach Verwandtſchaften in Vergangenheit und Gegenwart zu ſuchen. Ein namhafter Kunſtgelehrter, zugleich ... Freund des Malers, bringt Thoma mit den Niederländern, beſonders mit Rembrandt in Beziehung. Er faßt Thoma's Kunſtweiſe geradezu als eine Fortſetzung der niederdeutſchen Traditionen auf. Dieſen Zuſammenhang, muß ich geſtehen, begreife ich nicht. Was bei Rembrandt die Hauptſache, die virtuoſe Behandlung des Lichts, die Auflöſung der Geſtalt ſo zu ſagen in Licht, Luft und Farbenton, und ... daraus quellende eigenartige Zauber: das gerade geht Thoma ab. Es geht ihm ſo ſehr ab, daß die modernen ... zu dem komiſchen Schluß kamen, Thoma könne überhaupt nicht malen. In der That liegt Thoma's Stärke in ... anderem als in dem, wodurch Rembrandt ſich vor den ... tienern eigenartig unterſcheidet. Eine Aeußerlichkeit ... dies ſchon. Thoma zeichnet ſeine Figuren mit Umriſſen, wie ſie ſeit Rembrandt Niemand mehr gemalt hat. ... Freude iſt die klare Umriſſenheit der Geſtalt, die ... charakteriſtiſche Linie. Damit knüpft er allerdings an ... deutſche Ueberlieferungen an, aber nicht an die niederdeutſchen des ſiebzehnten, ſondern an die oberdeutſchen des ſechzehnten Jahrhunderts. Nicht mit dem Werke Rembrandt's, ſondern mit dem Dürer's und Holbein's, ſeiner Stammesgenoſſen, iſt Thoma's Kunſt innig verwandt. Wie die Kunſt der großen Meiſter ſtrebt auch die ſeinige nicht vor allem ... dem Schönen als vielmehr nach dem Charakteriſtiſchen ... ſein Streben nach dem geiſtig Bedeutenden, nach dem ... ſagenden, nach dem innerlich Typiſchen, läßt ihn oft ... nicht nur die ſchöne, ſondern auch die richtige Form ... nachläſſigen. Deshalb befriedigt er, wenn er Idealgeſtalten ſchafft, beſonders weibliche, faſt nie ganz, während ... Bildnißköpfe und Volksgeſtalten, in den einfachſten ... führungen, unübertrefflich genannt werden müſſen. Thoma hat oft ſeine alte Mutter gemalt, und er hat damit ... der feinſten Charakteriſtik, Meiſterwerke erſten Ranges ... ſchaffen. Seine Eva im Paradies dagegen will nicht ... einleuchten. Auch darin iſt er — nicht ſowohl ein ... deutſcher, als überhaupt eben ein richtiger Deutſcher ... hat wie jedes Individuum die Fehler ſeiner Tugenden. Und ſeine Fehler wie ſeine Tugenden charakteriſiren deutſches Weſen. Sie ſind bei Böcklin dieſelben. Ein Anſelm Feuerbach iſt neben den beiden ein wahrer Heide — d. h. das Gegentheil von einem chriſtlichen Germanen.

Aber auch im rein Techniſchen gemahnt Thoma an Dürer und Holbein. Sein Hauptbeſtreben geht auf ... größere Vereinfachung der Mittel hinaus. Mit den ... fachſten Mitteln viel auszudrücken iſt ſein Ideal, und ...

cht Dürer und Hans Holbein neben der Malerei zu einfachen Künsten des Holzschnitts und des Kupfer- gegriffen haben, um die Fülle ihrer inneren Anschauung l und wirkungsvoll darzustellen, so bedient sich Hans na sogar der Technik des Steindrucks und erzielt damit aschende Wirkungen. Wenn Thoma dies thut im Jahr- des gesteigertsten Handwerkerhochmuths der Malerei, hut er es gewiß weniger aus Bescheidenheit, als aus em künstlerischem Selbstgefühl. Thoma hat das über- t mit den Alten gemein, daß er sich auch den kleinsten bescheidensten künstlerischen Aufgaben mit voller Liebe ugeben vermag.

Ein überraschender Beleg hierfür sind seine Rahmen. Er ht sie in jüngster Zeit fast ausnahmslos selber und ge- et sie zu wahrhaft bewunderungswürdigen Werken der nkunst. Diese Rahmen werden dann so eins mit dem e und erhöhen so sehr die Wirkung und eigenartige nmung des Bildes, daß man sich eines ohne das andere nicht mehr denken kann. Ist man solche Einrahmungen nal gewöhnt, so findet man die herkömmlichen banalen drahmen ganz unleidlich. Man hat die Empfindung, ob von der Banalität des Rahmens sich etwas auf das d übertrage. Daneben zeigen Thoma's Bilder, von ihrer eren künstlerischen Wirkung ganz abgesehen, einen aus- rochenen Charakter höchster Vornehmheit. Die tiefe he, die ernste Schwermuth, der absolute Mangel an atralischer Geste, die seine Werke seelisch auszeichnen, n dazu das Uebrige. Diese Bilder sind auch nicht für lerien gedacht, sondern für stille Räume; sie sind mit em Wort für das Haus gedacht, nicht für den Markt.

In der Gegenwart nennt man Thoma mit Arnold cklin zusammen. Eine Parallele zwischen beiden läßt sich erdings aufstellen. Denn eine Parallele schließt den Ab- nd nicht aus, auch den größten nicht. Eines vor allem ben Thoma und Böcklin mit einander gemein. Beide d keine Geschichtenmaler. Was beide darstellen, ist durch- g ihr eigenes inneres Schauen. In höherem Umfang als er Andere malen sie selbständige malerische Ideen.

Aber beide sind doch sehr verschiedene Naturen. Böcklin viel breiter und wuchtiger angelegt als Thoma. Böcklin vor allem eine viel sinnlichere Natur. Schon in seiner rbe offenbart er eine Tiefe und Kraft der Sinnlichkeit, e in Deutschland vorher unerhört war. Jede Kunst ist nlich, aber mit Unterschied. Die Böcklin's ist ganz be- nders eine sinnliche Kunst. In Thoma dagegen tritt das innliche hinter dem Sinnigen zurück. Thoma ist ein räumer, ein Poet, ein künstlerischer Sinnirer. Seine Aus- ucksweise hat etwas Zartes, Scheues; seinem ganzen Wesen gnet eine spröde Herbigkeit, eine strenge jungfräuliche euschheit. Er ist ein richtiger Sohn seines Stammes, ein chtiger Alemane.

Man kann Thoma mit Moritz Schwind vergleichen. ie Werke der beiden sprechen besonders das aus, was wir aturſinnigkeit zu nennen pflegen. Aber auch diese Ver- leichung bedarf der Einschränkung. Wenn Thoma vielleicht weniger Maler ist als Böcklin, im engsten Sinne des Wortes, o ist er es dafür wieder unendlich mehr als Schwind. Und noch ein tieferer Unterschied besteht zwischen beiden. Nichts it so charakteristisch für Schwind als seine innige Anlehnung an die Dichtung. Erst die Dichtung vermittelt ihm seine Ideen und Anschauungen. Er ist so zu sagen ein Lieder- komponist; selbständige symphonische Werke hat er nicht ge- schoffen. Thoma dagegen arbeitet wie Böcklin mit eigenen Erfindungen. Und damit steht er himmelhoch über Schwind, bei dessen Bildern man unwillkürlich an etwas anderes denkt als an das Bild selber, zu dessen Kompositionen man das entsprechende Gedicht sucht, wie zu einer Melodie das entsprechende Lied. Was ein Thoma'sches Bild uns sinnen und träumen läßt, das hat allein Thoma gedichtet. Er ist darum im höheren Sinn ein Poet als Moritz Schwind. Er ist mit Arnold Böcklin der größte Malerpoet der Zeit.

Und das war er schon, ehe er malen lernte. Er lernte es sehr spät. In der stillen Gebirgseinsamkeit seiner Schwarz- waldheimath mußte er lange mit der Phantasie malen, ehe er es mit der Hand und dem Pinsel konnte. Das geht ihm vielleicht heute noch nach. Seine Zunftgenossen sagen ja, eigentlich malen könne er heute noch nicht, mit dem Pinsel nämlich. Man kann finden, daß seine einsame, schullose Jugend ein Unglück für seine Entwicklung war, ich glaube sie war eher sein Glück.

Ein Novellist schrieb einmal die Geschichte eines ein- samen Wälderknaben, der, durch einen Zufall angeregt, sich in brennender Sehnsucht verzehrte nach geahntem Künstler- thum, nach der Möglichkeit farbiger Darstellungen, der von Farben träumte, wo er ging und stand, der hundertmal, wenn er in der Ferne flechtenüberwucherte Steine schimmern sah, roth und gelb, herzklopfend darauf zu eilte, weil er hoffte, daß eine gütige Fee ihr Füllhorn voll Farben dort ausgeschüttet habe. Diese Geschichte las der Verfasser einem Maler vor. „Aber das ist ja wahrhaftig die Geschichte von Hans Thoma", rief dieser, ein intimer Freund des Frank- furter Meisters.

Damals hörte ich den Namen zum ersten Mal. Eine Stelle der Geschichte lautete: „Jenseits des großen Waldes, der ringsum seine heimathliche Einsamkeit umschließt, bald in stiller majestätischer Ruhe, bald mit gewaltigem Wogen und Brausen, jenseits dieses blauschwarzen Ozeans, wohin das Auge nicht zu dringen vermag, dorthin verlegt Johannes mit Hilfe seiner Phantasie die Welt, die in seinem Kopfe ruht. Denn wie jedes Menschengehirn sucht auch das des kleinen Johannes die in ihm liegenden Vorstellungen außer sich im Raume. Und so bevölkert er sein nie ge- schautes Jenseits mit Patriarchen und Sterndeutern, mit Propheten in schneeigweißen Gewändern, mit Königen in Purpurmänteln und goldenen Kronen. Ueber der letzten dunklen Kuppe denkt er sich den Anfang dieser Herrlich- keiten. Darum blitzt es auch von Zeit zu Zeit wie ein außerweltlicher goldener Schein dort herauf, darum steigt auch von dort die Sonnenkugel am morgentlichen Himmel empor. Denn in der anderen Welt, in der Welt dort drüben, sind viele solcher flammender Kugeln, und sind nahe bei den Menschen, und dienen den Kindern der Menschen, zum Spielzeug wie goldene Kegelkugeln. Ganz deutlich und bis ins Einzelne vermag Johannes die ungeschaute Welt zu schauen. Und so ungestüm drängen sich die Ge- stalten in seine Phantasie, daß er meint, er müsse sie malen, wie er Bäume und Bauern, wie er Kühe und Ziegen ab- malte, und oft genug kritzelt er ein seltsames Gestalten- durcheinander auf eine große alte Schiefertafel."

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Friedrich Spielhagen's „vermittelnde Phase".

Friedrich Spielhagen hat in der Pfingstwoche dieses Jahres zu Weimar über die epische Poesie und Goethe's Stellung zu ihr einen Festvortrag für die Goethe-Gesellschaft gehalten, in dem er sich nicht nur über das Wesen der epischen Dichtung und Goethe's Bedeutung als epischen Dichters aussprach, sondern auch eine innere Verbindung zwischen dem Leben und der Kunstübung des modernen epischen Erzählers als eines „sittlichen Menschen" herzustellen suchte.*) Seiner Erfahrung nach zerfällt das Leben in fünf Phasen; von einem ersten heftigen Kampf wird der Mensch durch vorübergehenden Sieg und abermaligen Kampf hindurch zur endlichen Resignation geleitet. Die Versuchung, Spiel- hagen's eigenes Leben im Spiegel seiner Kunst nach den von ihm angeführten fünf Phasen einzutheilen, und dadurch

*) Das soeben ausgegebene „Goethe-Jahrbuch 1895" bringt den Vortrag seinem Wortlaute nach zum Abdruck.

gewissermaßen an seinem eigenen Leibe die Richtigkeit seiner Lebensgliederung zu erproben. lag nahe, und von Diesem oder Jenem ist denn auch Spielhagen's dichterische Kunst auf ihren Zusammenhang mit den fünf Phasen untersucht worden. Man wird nicht sagen können, daß Spielhagen's Theorie auf sein eigenes Lebenswerk, das sich in seinen großen Zügen immerhin schon jetzt übersehen läßt, anwendbar wäre; man wird vor allem gestehen müssen, daß man nach einer Betrachtung der letzten Werke des Dichters, bei einem Rubrizirungsversuch in Spielhagen's eigenem Sinne auf nicht unbedeutende Schwierigkeiten stößt. Die dritte Phase: „Harmonischer Ausgleich der Strebungen des Subjekts mit den Anforderungen der Welt"; die vierte: „Nochmaliges Sichaufbäumen des Subjekts gegen die Welt"; die fünfte: „Schlechthinnige Resignation des Subjekts": — welche von ihnen möchte man für die letzten Werke Spielhagen's mit Recht ansetzen? Mir scheint, daß Spielhagen, der in seinen Werken gekämpft hat, wie wenige Andere, eine „schlechthinnige Resignation" in seinen größeren neuen Romanen durchaus nicht wiederklingen läßt, obwohl er von jeher der Resignation so eindringlich das Wort geredet hat. Andererseits brauche ich nur an Spielhagen's „Was will das werden?" zu erinnern, um klarzustellen, daß der Dichter sich nach außen hin längst des „nochmaligen Sichaufbäumens" begeben hat, und die Welt auch als Dichter mit philosophischem Blick zu betrachten gewöhnt ist, wie sehr er auch an den Kämpfen unserer Zeit innerlich theilnimmt.

Spielhagen selbst hat seiner Phasentheorie die Charakteristik beigegeben, „der Parallelismus des Lebens und Dichtens werde sich rein nur herausstellen, im Leben und Dichten einer völlig normalen, höchst kraftvollen, auf die harmonische Ausgleichung zwischen den individuellen Strebungen und den Weltanforderungen von Haus aus angelegten Natur"; und er hat sich durch diese reservatio, die er bei Goethe selbst nicht im geringsten glaubt in Anspruch nehmen zu brauchen, eine kleine Hinterthür — ob für sich oder für andere, bleibe dahingestellt — offen gelassen. So wird er es uns nicht verübeln, wenn wir dies Hinterthürchen benutzen, um uns auf freien Boden zu begeben, auf dem wir des Dichters Kunst nicht einer dritten oder vierten oder fünften Phase zuerkennen, sondern sie nach eigenem Ermessen mit seinem Leben oder vielmehr seinen „Strebungen" in Einklang zu setzen wagen.

Wenn man die beiden neuesten Werke betrachtet, die Spielhagen im Buchhandel hat erscheinen lassen: den Roman „Stumme des Himmels"*) und die Hofgeschichte „Susi"**), so wird man Spielhagen's augenblickliche Phase vielleicht am besten als eine „vermittelnde Phase" bezeichnen dürfen. Unleugbar hat Spielhagen einst durch seine Technik wie durch seine Kampfbereitheit, wenn nicht reformatorisch, so doch im höchsten Grade fördernd auf die Entwicklung unseres modernen Romans eingewirkt; ebenso unleugbar aber hat er sein eigenstes Gebiet, den weit ausgesponnenen Zeitroman, nicht stofflich aber technisch mit einer gewissen Einseitigkeit gepflegt, und sich so in seinen Dichtungen nicht mit unserer Zeit fortbewegt. In seinem letzten großen Zeitroman „Was will das werden?" ist von den sozialen Strömungen und von unserem Kulturleben in einer — wie mir scheint — bewundernswerth umfassenden Weite erzählt worden; man findet Spielhagen's Forderung an den Romandichter, der Totalität des Weltbildes gerecht zu werden, von ihm selbst in diesem Romane vielleicht am reinsten erfüllt. Der Dichter ist in seinen Schilderungen von den problematischen Naturen der vierziger Jahre zu den Menschen eines moderne soziale Ideen nährenden Jahrzehnts fortgeschritten; aber er erzählt von ihnen beiden in gleichem Tone; er hat sich äußerlich nicht gewandelt. Seither pflegt Spielhagen ein anderes Stoffgebiet. In unsere Litteratur ist der Sinn für die Schilderung psychologischer Probleme eingedrungen, der Geschmack hat sich den kulturgeschichtlichen Romanen, ja, man darf sagen, den Romanen in früherem S[...] hin, abgewandt, man hat begonnen, den i[...] stellungen äußeren und inneren Lebens mehr [...] entgegenzubringen, als den weitverschlungenen „ro[...] Erzählungen vergangener Jahrzehnte. Im gewiss[...] hat auch Spielhagen dieser neuen Geschmacksrichtung [...] nung getragen. Nicht als ob er seine früheren I[...] plötzlich verleugnet, als ob er irgend einer Mode sich [...] worfen hätte! — er ist nur durch seine Beobachtun[...] moderner Litteratur wie von selbst zu anderen Stoff[...] und dann — zuweilen, nicht immer! — zu andere[...] stellungsweise gedrängt worden. Ihn hat auch früh[...] dichterisches Streben zuweilen von seinem eigensten G[...] dem sozialen Kulturbilde, abgedrängt, wie denn einige [...] schönsten und poetisch reichsten Gaben, etwa „Qu[...] und „Uhlenhans" abseits des Weges spezifisch Spielha[...] scher Dichtung stehen. Aber es ist dem Dichter doch [...] nicht eingefallen, sich so andauernd seiner Lieblingsge[...] abwendig zu machen, wie er das während der letzten [...] gethan hat. Sein Roman „Sonntagskind" bedeut[...] wenigstens für den Zeitraum der letzten Jahre — [...] Spielhagen's Schaffen einen Wendepunkt. In ihm [...] Entwicklungsgang eines Dichters nicht mehr nach der [...] tischen sondern nach einer rein menschlichen Seite [...] schildert worden; und der Roman steht dadurch in [...] scharfen Gegensatz zu der umfassenden „Bildungsgesch[...] „Was will das werden?", in der die Schilderung [...] Verhältnisse und der politischen Anschauungen unsere[...] den Schwerpunkt ausmachen. Es spinnen sich in den [...] „Sonntagskind" Fäden offener Polemik ein, die [...] des Dichters Stellung zur modernen Kunst abzuleiten [...] moderne, dichterische Thätigkeit zu verstehen und zu [...] scheint nun auf Spielhagen immer stärkeren Reiz [...] üben. Er wendet sich gern der Besprechung neuester B[...] poesie zu; und man mochte erwarten, daß er in [...] Dichtungen diesen Weg der Kritik, den er schon im „Ne[...] Pharao" begonnen, aber erst im „Sonntagskind" wa[...] dichterisch fortgeführt hatte, weiter beschreiten würde. [...] dessen: Spielhagen hat sich eines Besseren besonnen: [...] trennte Kritik von Dichtung und ging daran, praktisch [...] eigenes Recht zu vertheidigen. Er ließ den Roman „Stum[...] des Himmels" und sodann die Erzählung „Susi" ersch[...] in denen beiden er sich auf ein geringes Maß von [...] handlung beschränkte und direktes politisches Streiten [...] Seite ließ. Ja, man gewinnt fast den Eindruck, als [...] er durch diese beiden Werke beweisen wollen, wie ein [...] lingsthema der Modernen nach seinem Geschmack [...] behandelt werden: die unerlaubte Liebe, einmal in ideale[...] das andere Mal in höchst bedenklichem Lichte.

In „Stumme des Himmels" dreht sich der Kern [...] Begebenheiten um die Liebesgeschichte eines verheira[...] Mannes, der von einer mächtigen Leidenschaft zu einem [...] allen erdenklichen Vorzügen von Klugheit, Schönheit [...] Tugend ausgestatteten jungen Mädchen erfaßt wird. [...] „Susi" handelt es sich um das Liebesverhältniß einer [...] rückenden jungen Frau zu dem Fürsten eines [...] Kleinstaates. Man sieht: vom großen politischen Bild[...] roman hat der Dichter mehrere Male hintereinander [...] Weg zu reinen Liebesromanen gefunden. Wie nun [...] er auf ihm aus? Er läßt zunächst alles lascive, [...] direkt anstößige völlig aus dem Spiel; er entrollt in „S[...] das mehr denn pikante Bild einer modernen Abenteu[...] aber er stattet es nicht mit einem einzigen verletzen[...] oder abstoßenden Zuge aus. Er bleibt, ich möchte [...] auch als Erzähler stets ein vollendeter Gentleman, [...] genau weiß, wie weit er bei der Darstellung einer [...] Liebesaffaire gehen darf, ohne den Ton der guten G[...] schaft zu verletzen. Er täuscht uns trotzdem nicht über [...] wahren Charakter dieser schönen Susi; indem er [...] wie Susi ihren treuen und ehrenfesten Gatten betrügt [...] sich mit Serenissimus einläßt, in der Hoffnung, [...] Seiner Hoheit rechtlich angetraut zu werden; indem [...] weiter erzählt, wie diese verführerische Abenteurerin [...] ihre hochstrebenden Pläne aufgeben und sich in Zukunf[...]

*) Leipzig. Verlag von L. Staackmann.
**) Stuttgart. Engelhorn.

nder hochstehenden Liebhabern genügen lassen muß —)em er diese Geschichte der irdischsten Liebe sich vor uns wickeln und uns mit dem sittenlosen Treiben in einer inen Residenz und bei Hofe vertraut werden läßt, thüllt er uns ein ganzes Nest friovlster Dinge, ohne ch selbst jemals einen frivolen Ton anzuschlagen. id wiederum: auch in seiner „Stummen des Himmels" mmt es nicht ein einziges Mal zu irgend einer bedenk- hen Gewagtheit. Die Leidenschaften schlagen bei eonore und Ulrich, den Helden dieses Romans, mächtig npor; die Kämpfe des verheiratheten Mannes mit seiner ebe zu der ganz ideal gezeichneten Eleonore hätten leicht thin geführt werden können, daß Ulrich seinen Idealen itreu würde. Davon sieht Spielhagen ab. Er läßt uns cht einen Augenblick darüber im Zweifel, wie heiß das lut dieser Beiden wallt, wie ihre Liebe nicht nur ihre eelen, sondern auch ihre Körper zu einander treibt; aber c läßt uns das alles zwischen den Zeilen lesen. Er sorgt nmer und immer mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit für die ufrechterhaltung vornehmster Form. Er trennt sich drum ich nicht von seinem eleganten, wohlgeglätteten Stil, mit n feingegliederten Perioden, den verschwenderisch reich aus- streuten, wohlklingenden Epithetis, mit den vielen Aus- ifungszeichen und den vielen rhetorischen Fragen! Er sucht ine Leser mittels seines Stils und seiner glänzenden prache durch Dick und Dünn seiner Stoffe hindurchzu- ihren, sie durch seine Worte mehr als durch seine Gestalten i bezwingen, er sucht seine Erzählungen ferner aber auch urch allzu weite Verschlungenheit der Fabel „interessant" u machen und schwellt die Handlung unnöthig auf; lauter ine kleine Rädchen greifen ineinander — aber man sieht, ie der Autor sie nach seinem geschickt ausgesonnenen Plane einen Zwecken entsprechend dreht. Nicht an das Werk nur, icht nur an die Geschöpfe, sondern auch an den Schöpfer elbst werden wir fort und fort erinnert. Eine Beschränkung uf knappe Handlung, auf dichterische Gedrungenheit vermag er Dichter von „Stumme des Himmels" und „Susi" nur mmer zeitweilig zu üben; öfter freilich schon als es der Dichter der großen Zeitromane und auch der von „Quisisana" und „Uhlenhans" und „An der Heilquelle" vermochte.

Und insofern gehören „Stumme des Himmels" und „Susi" in der That einer vermittelnden Phase Spielhagen's in. In ihnen soll modernen Stoffen die alte, glanzvolle Form früherer Spielhagen'scher Dichtungen mit einem einen Anhauch von moderner Form gegeben werden. Es ist selbstverständlich, daß bei einem solchen Exempel ein reines Resultat nicht ganz einfach zu erzielen ist; und es darf uns deshalb nicht Wunder nehmen, wenn unter diesen Umständen die beiden neuesten Werke Spielhagen's einen ungetrübt reinen Eindruck nicht Jedem hinterlassen. Diejenigen Partieen in „Stumme des Himmels", in denen die Schilderung alles und die Charakterisirung wenig bedeutet, reißen uns hin und werden uns die meisterliche Erzählungskunst Spielhagen's auf das höchste bewundern lassen. Das Zusammentreffen von Ulrich und Eleonore am Seestrand, ihr erstes Beieinandersein, später wieder ihr tragischer Untergang, zu dem sie durch ihre ideale Auffassung von Pflicht und Gewissen verurtheilt sind — das gibt Spielhagen mit bezaubernder Anmuth und erschütternder Kraft wieder. Die eigentlichen Kämpfe aber dieser beiden, die Vertiefung ihrer Charaktere gelingen ihm nicht im gleichen Maße. Ebenso erfreut uns in „Susi" die leichte und graziöse Behandlung der Liebesabenteuer; ein genaueres Eingehen auf die Empfindungen und auf die Erlebnisse der männerbethörenden Susi entbehrt man nicht; aber ein festeres Herausarbeiten der Nebenfiguren, des Gatten, des fürstlichen Liebhabers, eines Marinelliartigen höfischen mauvais sujet, würde sicherlich die Wirkung des Ganzen erheblich erhöhen. . . .

Was will das werden? . . . Ist Spielhagen bereit, sich von einer bestimmten Form und seinem gewohnten Stoffkreis zu trennen, oder will er auch hinfort nur immer einen vermittelnden Schritt wagen? Wenn er den Muth besäße, einmal konsequent modern zu sein, er könnte in seinen Dichtungen vielleicht eine vierte und eine fünfte Phase, um in seiner eigenen Terminologie zu bleiben, zugleich zum Ausdruck bringen.

Walter Paetow.

Professor Dr. Joh. Sepp: „Religionsgeschichte von Oberbayern in der Heidenzeit, Periode der Reformation und Epoche der Klosteraufhebung" (München. 1895. Litterar. Institut von Dr. M. Huttler-Haas. 309 S. 8°. Preis 5 Mark).

Die Schrift hält, wie manches andere gute Buch, mehr und weniger als der Titel verspricht. Man hätte es auch eine altbayerische Kulturgeschichte oder Beiträge zu einer vergleichenden Physiologie der Sage und Märe im Isarwinkel benennen können. Natürlich greift der Herr Verfasser weit über die Grenzen des engen Terrains, um seltene Fundstücke zu erhärten und zu erklären oder sichtbare Lücken zu überbrücken. Als echtes Sonntagskind sieht der Germanist die glühenden Schätze im traumtiefen Abgrund, während selbe der nüchterne Laie kaum als Schwefelkies gelten läßt. Wie der Geognost seine Geschiebe und Schichten abbaut, so baggert der Prähistoriker aus dem Weltschutt die Völkerstämme mit ihren Familien und weiterem Anhang: Die Sprache mit dem Gefolge der Orts-, Flur-, Berge- und Wassernamen, die Sitte mit dem bunten Kortege von Aberglaube, Jahrbrauch und sonstigen Gepflogenheiten blasoniren in treuer Heroldenkunst die früheste Vergangenheit und bekunden den gemeinsamen Stammbaum und die geistige Zusammengehörigkeit des Völkerlebens. Vom Allgemeinen in die Besonderheit und wiederum in umgekehrter Rückwirkung laufen die centrifugalen Radien, im kleinsten Findling das Symbol der Weltgesetze repräsentirend. So liegt denn auch hier im schmalen Erdwinkel, deutlich erkennbar, der urweltliche Völkerschutt übereinander: Zuerst die Urenwohner, Riesen und Steinmenschen, dann die gleich den Zwergen in Bronze- und Goldarbeiten kunstgeübten Kelten und darüber als ihre Ueberwinder und Lehelinge die im glücklichen Mittelmaße der Menschen siegreich vordringenden Germanen. Natürlich verlaufen die Zeiten nicht nach den steifen Linien der gelehrten Gradmessung, sondern in grotesken weit ineinander greifenden Verzahnungen; ebenso zählen die Momente im Menschenleben als Aeonen im großen rastlosen Getriebe der die Zonen überfluthenden Völkerwanderung, welches ebensowenig stille steht, wie die Wogen des Ocean.

Da begegnet uns zuerst der altehrwürdige Baumkult, der Sonnenwendetanz und Feuersprung, und in ganz unverkennbarer Form der Nornenkult; daneben tauchen unter den räthselhaften Gestalten der Heiligen Kümmerniß, Barlina, Nikla und Martin die vermummten Götter auf, ihr zeitweiliger Umgang, Umritt, ihre Umfahrt zu Wagen oder in dem auf Rollen gehenden (Fastnacht-) Schiffe. Die an vielen sogannten Schimmelkapellen angebrachten Ketten mögen ehedem wohl zur Umfriedung eines „Rosengarten" gedient haben, wie überhaupt der Nachklang des zu gottesdienstlicher Feier geweihten Ackerbodens deutlich erkennbar ist; auch die vorchristlichen Rundbauten und Heiligthümer mit ihrer späteren „Kirchweihe" geben beachtenswerthe Fingerzeige. Indessen kommen aus dem römischen Süden, wie aus dem keltischen Westen und insbesondere aus Schottland und Irland die staunenswerthen Gestalten der Glaubensboten. Diese hießen auf Irish „Culdeer" (= cultores Dei) d. h. Gottesdiener, daher der Name „Kirche", welcher nach dieser Etymologie nicht griechisch oder römisch (ecclesia), sondern keltisch ist: Kirk (Krack) bezeichnet ursprünglich den Stein oder Steinkreis, innerhalb dessen die Versammlung stattfand. Die Schotten führten das erste Geläute ein; daher stammen vielleicht die Glocken, welche im Tuffgestein des Mühlthales an der Mangfall in Vorschein kamen. Der altdeutsche Priester hieß Wichmann und Godi; „Godel" aber „Göth" heißt heute noch der christliche Pathe, der den Neugeborenen aus der Taufe hebt, wie er in der prähistorischen Zeit ihn vom Boden oder auch aus dem Wasser (Brunnen) hob, als Zeichen, daß er zum Fortleben bestimmt sei; darum gelten heute noch der „Herr Göth" oder die „Frau Godel" in der Volksanschauung als die Nächsten nach Vater und Mutter. Iren waren Marin und sein Neffe Anian, die Einsiedler zu Wilparting am Irschenberg, S. Alto, welcher dem bei Aichach gelegenen Münster (Altomünster) und Sola, welches den heute durch seine Lithographieplatten weltberühmt gewordenen Solnhofen zum Namen verhalf; der heute noch zu Neuhausen (nächst München) verehrte Winthir, der wegen seiner Lebenszeit noch viel umstrittene Hrodpert, der berühmte Winfried, dessen Name, ursprünglich Wynfreth, zu Rom nicht allzuglück-

lich in Bonifatius übersetzt und lateinisirt wurde, und viele Andere. Nun erheben sich auch die Gründungen der Klöster zu Benediktbeuern, Tegernsee, Schäftlarn, Polling u. dgl. Zu den vielen Stiftungen, welche die Karolinger in Altbayern setzten, gehört die merkwürdige Thatsache, daß viele edle und reiche Frauen aus „Kerlingen" einwanderten und in diesem stillen Winkel wohlthätig und bildsam wirkend ihre Tage beschlossen. Unter den merkwürdigen Männern des 10. Jahrhunderts übt **Godehard** von Niederaltaich als Bauherr und Baumeister eine überraschende übrigens schon von **Sighart** (in s. Geschichte der bildenden Künste in Bayern. 1863. S. 67) geschilderte Thätigkeit; 1022 als Nachfolger des berühmten Erzgießers, Bischofs und Reichskanzlers **Bernward** nach Hildesheim berufen, erscheint er auch als Stifter des heute noch seinen Namen tragenden Gotthard-Hospiz in der Schweiz. Eine staunenswerthe wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit muß zu Tegernsee geblüht haben: Da wurden die alten Klassiker abgeschrieben und neue Werke geschaffen, da dichtete **Froumunt** sein leider nur bruchstückweise erhaltenes Epos „Ruodlieb", welches, obwohl in lateinischer Sprache, doch in jeder Zeile die deutsche Ritterlichkeit, Liebe und Courtoisie bezeugt, da schuf **Metellus** seine „Quirinalia", denen Ludwig Uhland den Stoff zu seiner klangreichen Ballade „Der Waller" entnahm, da entstand die erste deutsche Oper, das große Festspiel von der „Ankunft und dem Untergang des Antichrist" mit dem ganzen scenischen Apparat der lebenden Bilder, Chorgesängen, Schlachten- und Siegesliedern. Da wurde skulpirt, modellirt und die Bronzethüren für den Augsburger Dom gegossen, die ersten Glasgemälde eingeschmolzen, hier stand auch das erste Treibhaus und der erste botanische Garten in hoher Blüthe. Und gleiches Leben pulsirte im nahen Benediktbeuern: Hier wurden Passionsspiele inscenirt, hier sammelte ein fleißiger Schreiber die ihm irgendwie erreichbaren unter dem Titel der „Carmina burana" berühmt gewordenen buntfarbigen, eine ganze neue Welt umfassenden Liedergarben! Alle die großen Fragen von Kaiser, Reich und Hierarchie schlugen hier grollend, zustimmend oder wiederhallend ein, wie der weitblickende, wirklich auf der Warte seiner Zeit stehende **Gerhoch** von Polling und Reichersberg beweist, der den unglücklichen Ausgang des durch Bernhard von Clairvaux inscenirten Kreuzzugs im voraus ahnte und dringend vor dessen Unternehmung abrieth. Auf beiden Seiten, im päpstlichen wie im kaiserlichen Sinne, für und gegen Gregor's VII. Reformen, treten Parteigänger und Charakterköpfe auf, welche unser Autor in verschiedenartiger Beleuchtung oder scharfer Silhouettirung auf sein Papier bringt. Darunter **Paulus von Bernried**; die merkwürdige **Herluka**, die von ihrer engen Zelle aus weithin korrespondirte und in die politischen Verhältnisse mannhaft hineingriff, weshalb unser Autor mit allerlei Kosenamen, wie „Virago", die „bigotte Zelotin" ihr einen leisen Schnurrbart auf ihr Porträt pinselt; Bischof **Konrad der „Tolenzer"**; der Ketzerrichter **Albert Behaim**, ferner die im Dienste der französischen Politik so unheilvoll waltenden Päpste zu Avignon und die Stellung Kaiser Ludwig des Bayern gegen dieselben — das alles jagt in vielen, meist skizzenhaften Bildern an dem Leser vorüber. Insbesondere merkwürdig aber ist die stattliche Reihe der Altbayern angehörigen Persönlichkeiten, die zu Konstanz und Basel auf den Reformkonzilien eine mehr oder minder wichtige Rolle spielten, wie der auch als Dichter neuestens anerkannte **Peter von Rosenheim**, der als früherer Pfarrherr von Mazzenlüß bei Mindelheim und Sekretarius des Freisinger Bischofs Nikodemus nach Altbayern einschlägige **Aeneus Sylvius**, der gelehrte Prior **Johannes Keck** von Tegernsee, der Theologe **Johannes Schlittbacher** von Weilheim, der auch als lateinischer Dichter und Wessobrunner-Abt denkwürdige **Ulrich Stöckl** von Rottach, insbesondere aber der scharfblickende ernste Dr. **Johann Grünwalder**. In Altbayern machten sich auch die Waldesier fühlbar, mehr noch die Husitenkämpfe, der Rummel der Wiedertäufer und die ganz sozialdemokratisch auftretenden Bauernkrieganführer. So geht es im bewegten Tempo sprunghaft weiter durch die Reformation und ihre Gegenströmung, durch die Sessionen des Trientinerkonzil, den dreißigjährigen Krieg und die folgenden Klosterstürme und die Mysterien der „Sekularisation", eine Epoche, worüber gleichfalls schon eine geschäftige Sagen- und Mythenbildung begonnen hat. Als Glanzpunkt eines echten Gelehrtenlebens feiert der Herr Verfasser den Wiederhersteller der Wissenschaften in Bayern, den universellen **Eusebius Amort** (1692—1775). Dabei bläst Herr Professor Sepp plötzlich in verstimmter Weise auf seinen Münchener Kollegen Döllinger los, so daß man vermuthen könnte, die beiden Geister, welche zeitweilig doch dasselbe Gebiet bebauten, seien nicht immer in einträchtiger Fühlung ihre **Wege** gewandelt [illegible] über die eigene Heimath oft durchbrechende **unwirsche** Ton [illegible] mehrfach aus den 78 Abschnitten, welche **eine** Fülle von [illegible] sprunghaft und mosaikartig aneinander gereihtem **Material** [illegible] tionen, Gedankensplittern, geistreichem **Impromptu** und [illegible] bieten. Manches, was der Autor uns **glaubhaft** berichtet, [illegible] auch bona fide hinnehmen, wollte er Alles mit Citaten belegen, beweisen, so wäre das **Buch** wohl zu **doppeltem Umfang** [illegible] nicht halb so billig geworden.

H. H.

Die italienische Einheitsidee in ihrer litterarischen Entwicklung von Parini bis Manzoni. Von Oskar Bulle. [illegible] 1893. Hüttig XII und 345 S.

In Ludwig Bamberger's flammender Flugschrift aus [illegible] 1859 „Juchhe nach Italia", die man im dritten **Bande** seiner [illegible] Schriften wieder abgedruckt findet, steht der Satz: „Wenn die [illegible] der Stimme ihres eigenen Rechtsgefühls und dem Vernunftschluß [illegible] ganz gleichartigen Unglückstage folgten, so würden sie der italienischen Einheitsbestrebung aus tausend Kehlen zujauchzen." Was für die [illegible] Zeit vermißt wurde aber nur als **wünschenswerth** hingestellt [illegible] konnte, ist seit lange Wirklichkeit geworden. In keinem [illegible] die Geschichte der italienischen **Einheitsbestrebungen** so viele [illegible] derer gefunden wie in dem deutschen. **Dies** kommt auch [illegible] geschichtlichen Litteratur zum Ausdruck. Ein neues, sehr [illegible] Zeugniß dafür ist das Werk von Oskar Bulle, den langjähriger Aufenthalt in Italien und genaue Kenntniß der italienischen Litteratur [illegible] lich befähigten, eine reizvolle Aufgabe zu lösen. Er berührt [illegible] mancher tiefdurchdachten Ausführung in Gervinus' Geschichte des [illegible] zehnten Jahrhunderts wie mit mancher **geistvollen** Betrachtung [illegible] männischer Essayisten, z. B. des allzu früh **hinweggerafften** [illegible] Homberger. Er beherrscht, wie man leicht erkennt, die ganze [illegible] graphische und kritische Litteratur der Italiener, die hier in [illegible] kommt, gibt aber die Selbständigkeit seines **Urtheiles** niemals [illegible] Er entschlägt sich des Ballastes schwerfälliger **Anmerkungen**, [illegible] Aufmerksamkeit des Lesers von seiner wohlgerundeten Darstellung [illegible] abzuziehen, und darf dies wagen, da seine **Führung** sofort den [illegible] großer Sicherheit macht.

Die „vorrevolutionären Regungen" werden in Giuseppe [illegible] und Vittorio Alfieri nachgewiesen. Die „geistige Bewegung [illegible] der Revolutionszeit und der Napoleonischen Aera" erscheint in [illegible] Monti und Ugo Foscolo. Endlich verkörpert sich das „Fortschreiten [illegible] geistigen Lebens zu positiven Forschungen und **Errungenschaften** [illegible] dem mit besonderer Liebe behandelten Kapitel, dem Manzoni's [illegible] als Titel dient. Man bemerkt den verbindenden Faden, [illegible] ohne weiteres, daß es dem Verfasser als möglich erschien, [illegible] thümern durch seine Darstellung entgegenzutreten. Der eine [illegible] „ganzen Staate alle politischen Errungenschaften ohne ernstliche [illegible] anstrengung und tiefes Streben, gleichsam als unverdiente Glücks[illegible] in den Schooß gefallen sein". Der andere verführt zu der [illegible] Ansicht: „daß patriotische Feststimmung und hohle Phrase allein [illegible] um das mühsam Erreichte zu erhalten und gedeihlich fortzuentwickeln[illegible] Die Nutzanwendung für den Deutschen liegt nahe genug. Möchte [illegible] Verfasser seinen Plan bald ausführen, in einer zweiten Reihe von [illegible] handlungen die Entwicklung und Umbildung der italienischen Einheits[illegible] idee während der eigentlichen Kampfesperiode aufzuzeigen.

K. Fr.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte [illegible] Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden [illegible] eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37. — Dr. P. Nathan, Bülowstraße [illegible]

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). onnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim nge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. rlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost- vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der Grundstein eines Denkmals für Kaiser Wilhelm I ist in feierlicher Veranstaltung vom jetzigen Monarchen gelegt worden; daran schloß sich eine Revue der Veteranen des Jahres 1870. Bei beiden Gelegenheiten wurde erklärlicherweise der Zeit des großen Krieges gedacht; aber die Reden des Kaisers verherrlichten nicht den Sieg um des Sieges willen, sondern die Siege erschienen als gewaltthätige, aber von den Verhältnissen erzwungene Hammerschläge beim Schmieden der Einheit.

Wann werden die Franzosen diese Stimmung, mit der wir des Jahres 1870 gedenken, richtig beurtheilen, und wann werden sie für die sogenannte elsaß-lothringische Frage das richtige Verständniß gewinnen?

Der „Matin“ hat einen Berichterstatter nach Elsaß-Lothringen gesandt zur Erkundung der dortigen Volksempfindungen. Die Gefragten haben den Muth gehabt, ungeschminkt die Wahrheit zu sagen; der Berichterstatter hatte der Wahrheitsliebe, ungeschminkt diese Aeußerungen zu verzeichnen, und der „Matin“ hatte die anerkennenswerthe Unerschrockenheit, diese Mittheilungen wörtlich zu veröffentlichen. Der elsaß-lothringische Unterstaatssekretär Freiherr Zorn von Bulach, aus den annektirten Provinzen stammend, sagte:

„Meine Mitbürger sind sich völlig darüber im Klaren, daß sie nur aufs Neue durch einen Krieg Franzosen werden könnten. Das will aber kein vernünftiger Mensch. Dieser neue Krieg wäre, wie Bismarck sagte, ein Vernichtungskrieg, und wir würden schrecklich unter ihm zu leiden haben. . . . . Glauben Sie etwa, daß die Bretonen gewillt sind, sich tödten zu lassen, um unseren Fleck Erde wieder zu erobern? All das ist meiner Meinung nach eine Frage nationalen Eigendünkels. Gewöhnt, sehr oft siegreich zu sein, hat der Franzose eine Niederlage nicht ertragen können.“

Herr Petri, Abgeordneter des Elsaß-Lothringischen Landesausschusses, sagte:

„Man kennt in Frankreich die wahre Lage Elsaß und Lothringens nicht. Man bildet sich ein, wir seien fortwährend auf der Spitze unseres Münsters, um zu sehen, ob die Franzosen kommen, die uns befreien sollten. Das ist eine Legende, die im Interesse beider Länder zerstört werden muß. . . . . Seien Sie indessen überzeugt, daß ein Einverständniß, falls es verwirklicht, nur auf der Grundlage des Frankfurter Vertrages errichtet werden kann. Alle vorgeschlagenen Lösungen der elsaß-lothringischen Frage, wie Plebiszit, Neutralisirung, Theilung, all das sind Utopien.“

Und der Reichstagsabgeordnete Abbé Guerber, der zu den Protestlern gehörte, sprach so:

„Wir haben uns völlig mit der bestehenden Sachlage abgefunden. Ohne jeden Hintergedanken nehmen wir die vollendete Thatsache hin. Wozu sollen wir weiter protestiren? Wer hegt denn noch die Hoffnung einer Wiedervereinigung Elsaß-Lothringens mit Frankreich? Wir lieben Frankreich noch immer; aber es ist wirklich zu schuldbeladen. Es steift sich noch immer auf seine Unwissenheit und auf seine Fehler. Deshalb können wir ihm nicht folgen. Trotz den Warnungen Ducrot's und Stoffel's setzte man sich auf Berlin zu in Marsch und kam in Sedan an. Nun wohl, man kennt auch heute Deutschland in Paris noch nicht. Man kennt es nicht und will es nicht kennen. Es ist mächtiger als je. . . . . Wir müssen uns also in unser Schicksal fügen. Im Kriegsfalle würde Elsaß-Lothringen nichts thun; was sollte es auch thun können? Wir würden das Blutvergießen tief bedauern. Das will nicht besagen, daß wir nicht Frankreich alle Glückseligkeiten wünschen. Unsere Wünsche sind mit ihm, als mit einem vorzüglichen Nachbarn, aber weiter können wir nicht gehen.“

Und nicht anders wie diese Männer in überblickender Stellung äußerten sich auch die einfachen Leute des Volkes.

Sie alle sprachen die nüchterne Wahrheit; die Franzosen aber sollten dieser Wahrheit endlich unmittelbar ins Antlitz blicken lernen. Wir glauben freilich, daß diese Wahrheiten ihren Weg durch Frankreich machen und hoffentlich dort Spuren zurücklassen werden, wenngleich ein großer Theil der französischen Presse bereits damit beschäftigt ist, die Wirklichkeit ihren Lesern hinter liebedienerischen Phrasen von Neuem verschwinden zu lassen. Das können wir nicht ändern.

Den Elsaß-Lothringern aber, die ihren französischen Nachbarn ungeschminkt sagten, wie die Dinge stehen, gebührt aufrichtigste Anerkennung. Sie handelten im Interesse ihrer eigenen Heimath, aber auch im Interesse Frankreichs; denn es wäre ein Unglück für die Civilisation, wenn die Franzosen in der Verfolgung ihrer Politik der Illusionen

und berauscht von Redensarten wiederum die Deutschen zwängen, die Bajonette aufzupflanzen.

Während solche Möglichkeiten leider noch immer drohen, suchen glücklicher Weise auch die Kräfte, die für den Frieden arbeiten, beständig an Boden zu gewinnen. Die interparlamentarische Friedenskonferenz zu Brüssel hat bei ihren diesjährigen nunmehr abgeschlossenen Berathungen einen wichtigen Beschluß gefaßt. Es soll ein ständiger internationaler Gerichtshof zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen den Staaten geschaffen werden. Dieser Gerichtshof hat nicht die Macht, die Streitenden vor sich zu entbieten; er hat auch nicht die Macht, die Durchführung seiner Urtheile zu erzwingen — das ist natürlich ausgeschlossen; aber er soll bestehen für jene, die ihn freiwillig anrufen; und es wird schon ein Gewinn sein, wenn ein Institut vorhanden ist, das ohne Verzug dann interveniren kann, wenn zwei Parteien zwar streiten aber einen friedlichen Ausgleich wollen.

Man braucht nur auf unsere Lage bei den Erörterungen über die Karolineninseln hinzuweisen, um den Werth einer solchen Einrichtung ins Licht zu rücken, die durch ihre bleibende Begründung die Möglichkeit bietet, Traditionen herauszubilden und den allgemeinen Friedensbestrebungen einen real arbeitenden, festen Mittelpunkt zu geben.

Auch dieser Gerichtshof würde nicht den ewigen Frieden der Welt bescheiden; aber er wäre ein guter Eckstein zum Weiterbauen darauf, und er könnte bei vielen kleinen Fragen segensvoll wirken.

Der nächste Kongreß wird in Budapest abgehalten werden; das ist ein guter Ort in Mitten eines Landes, das Freiheit, nationale Unabhängigkeit und nationalen Stolz in hohem Grade besitzt, und das durch eine Reihe seiner hervorragenden Männer immer auch die regste Theilnahme an den Friedensbestrebungen bethätigt hat.

Die preußischen und deutschen Minister haben endlich genug an den Rüpeleien, die mit wachsender Unverfrorenheit die sogenannten staatserhaltenden Elemente gegen sie verüben. Es war bei diesen Parteien allmählich zu einer Tradition geworden, daß man die Regierung in steigendem Maße schlecht behandeln müsse, um das durchzusetzen, was man beabsichtigt; diese Anschauung diente als politische Richtschnur, und man kann leider nicht einmal behaupten, daß sie der realen Begründung völlig entbehrte. Nach diesem Rezept handelten auch die Zünftler; allein sie vergaßen, daß zwischen den Zünftlern und den Agrariern immer noch ein Unterschied besteht; wenigstens wie es scheint nach der Anschauung der Regierung.

Die Agrarier und die Bimetallisten polemisiren zwar ganz so wie die Zünftler gegen „die Minister und die Geheimräthe"; aber vorläufig wendet sich die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" sichtbarlich offiziös in drei langen Artikeln nur gegen die Rückschrittler unter den Handwerkern und sagt ihnen so nachdrücklich und so ungeschminkt die Wahrheit, daß die „Kreuzzeitung" sich genöthigt sieht, über jene Betrachtungen folgendes Urtheil abzugeben:

„Daß wir in den Ausführungen auch nur einen Gedanken gefunden hätten, der nicht längst als eisernes Inventar freisinniger und manchesterlich-liberaler Polemik in der Presse wie im Reichstage gewürdigt ist, können wir nicht behaupten."

Im Großen und Ganzen ist das richtig; denn die „Nordd. Allgemeine Zeitung" schließt ihre Ausführungen mit einer prinzipiellen Betrachtung folgender Art:

„Nicht minder bedauerlich ist die Rücksichtslosigkeit, mit der heute die einzelnen Stände ihre Interessen verfolgen. Das Bewußtsein, daß der Theil dem Ganzen untergeordnet ist, schwindet mehr und mehr bei den Individuen und Ständen. . . . . Der Egoismus macht sich heutzutage mehr geltend, als es für das Wohl des Gemeinwesens gut ist, und er bedarf wahrlich keiner Anregung zu seiner intensiveren Bethätigung. Nicht der Trieb der Selbstbehauptung und Selbsterhaltung sollte gepflegt werden, sondern das Bewußtsein, daß das Recht des Individuums und des Standes den Interessen und Bedürfnissen der Gesammtheit zu weichen hat. Wenn unsere Geheimen Räthe in glücklicher Erinnerung an die Lehre, daß die soziale Harmonie — das, was Aristoteles „Symphonie" nennt — die höchste Aufgabe der Staatskunst sei, dem Egoismus der Stände entgegentreten — dann sollte, meinen wir, das Vaterland ihnen dafür Dank wissen".

Sicherlich. Aber wo fand man bisher das [illegible] solchem Entgegentreten; und warum nur den kleinen [illegible]lerischen Handwerksmeistern entgegentreten und nicht auch den adligen Herren Junkern, die Großgrundbesitzer sind? Um den Antrag Kanitz und den Bimetallismus in der entsprechenden Weise zu beurtheilen, dazu brauchte die Regierung heute nicht einmal mehr eine Anleihe bei der „manchesterlich-liberalen Presse" zu machen; sie brauchte nur den „konservativen Reichsboten" zur Hand zu nehmen, der bei allen Vorurtheilen, die er hegt, doch jetzt wenigstens von jener Art Politik genug hat.

Hat es die Regierung auch? Vielleicht? Aber hat sie auch die Kraft und die Geschlossenheit, um ihre Ueberzeugungen selbst gegenüber jenen bimetallistischen Agrariern nachdrücklich zur Geltung zu bringen, die ihren Platz in nächster Nähe des Thrones haben?

Die englischen Sozialdemokraten haben jetzt die Bilanz über die letzten Wahlen aufgemacht. Keir Hardie und Tom Mann behaupten, daß alle ihre Kandidaten zusammen 44 321 Stimmen erhalten haben; das ist [illegible] wenig. Aber unbetheiligte Beobachter geben die Zahl in allen Wahlkreisen sogar auf nur 3700 Stimmen an; und wir glauben, daß ihre Rechnung zwischen Sozialisten und Radikalen die richtigere Scheidung macht. Der Schatzmeister bemerkte, daß man in der glücklichen Lage sei, keine Schulden zu haben, sondern sogar einen Ueberschuß von 6 Pf. Sterl., 1 sh, 5 d, also rund 120 Mk.; das ist auch eine Summe. Endlich bereitete der Vereinssekretär darauf vor, daß die kommende Gewerkvereinsversammlung in Cardiff aller Voraussicht nach die früheren sozialistischen Beschlüsse umstoßen würde.

Auch in anderer Beziehung hat sich der gesunde politische Sinn der Engländer bethätigt. Der erste Lord des Schatzes, Mr. Balfour, von dem unsere Bimetallisten alles Heil erwarteten, hat im Unterhaus folgende Erklärung abgegeben:

„Ich bin und war stets für ein internationales Uebereinkommen über die stabilste Basis der internationalen Umlaufsmittel, habe aber kein Recht, meine Kollegen in dieser Beziehung zu verpflichten; ich habe keinen Grund zu glauben, daß gegenwärtig eine internationale Konferenz zu einem internationalen Einvernehmen führen würde".

Unsere Reichsregierung wird sich dieses besonnene Vorgehen hoffentlich zur Lehre dienen lassen.

Das belgische Schulgesetz ist in der Abgeordnetenkammer und damit endgültig angenommen. Was es für das Land bedeutet, hat Prof. Leclère in Brüssel, einer der Organisatoren des Kampfes gegen das Gesetz, unseren Lesern in ausführlichen Artikeln auseinandergesetzt. Das Gesetz verhilft dem Klerus wieder zur Herrschaft über die Schule und damit über die Volkserziehung.

Wilhelm der Große. —?

„Toute police a un dieu à sa tête, — chaque nation a plusieurs tels exemples chez soy."
Michel Montaigne.

Bei den Kieler Festlichkeiten sprach der deutsche Kaiser zuerst das Wort aus: Wilhelm der Große. Man hörte die Wendung und überhörte sie wieder, als rednerischen, schnell verhallten Ausdruck enthusiastischer Verehrung des dankbaren Enkels gegen den mit Erfolgen überreich gesegneten Begründer des Kaiserthums. Jetzt vernehmen wir wiederum von Wilhelm dem Großen und diesmal in einer Urkunde, die der Reichskanzler Fürst Hohenlohe gegengezeichnet hat und die in den Grundstein des Denkmals für Wilhelm I. zu „ewigem" Gedenken eingeschlossen worden ist.

Wird Wilhelm I. je als Wilhelm der Große für künftige Geschlechter fortleben?

Große Männer kennt die Geschichte in nicht kleiner Zahl; aber die Zahl derer, welche „die Großen" hießen, und die überdies für alle Folgezeit so geheißen haben, ist klein genug, und wenn man auch zwei Jahrtausende und darüber

ückspäht. Dabei zeigt sich sogleich eine Besonderheit, die feinem Gefühl die Menschheit bei der Verleihung dieses tels beobachtet hat. Es gab nie einen Phydias oder einen ichel-Angelo, oder einen Aeschylos und Shakespeare oder n Aristoteles und Kant den Großen. Goethe, — diese hs Buchstaben sagen klar, was nöthig ist, um das Bild ser großen Individualität auftauchen zu lassen. Aber cht allein die Dichter, Künstler und Gelehrten ziehen in cher schlichten Einfachheit durch die Jahrhunderte und von eneration zu Generation; es ist genau so mit den Männern, unmittelbar und tief als Entdecker, wie Columbus, oder s Staatsmänner und Feldherren in die realen Verhältnisse r Welt eingegriffen haben; da ist Perikles, Sulla, ja lbst Cäsar, Cromwell und Napoleon; auch der heißt nur r Große, weil Viktor Hugo einen Napoléon le petit haffen wollte, dessen Erbärmlichkeit er in seinem Pamphlet rch den Dialog herauszuarbeiten suchte:

— Sie haben Louis Bonaparte zum Präsidenten der epublik ernannt?

— Ja.

— Möchten Sie ihn zum Kassendiener?

— Nein, gewiß nicht.

Es fehlen freilich nicht vollkommen die Versuche, auch n Staatsmänner und Feldherren das Wort der Große anhängen; so gab es einen Pompejus den Großen, aber lche Dekoration war schnell wieder verschwunden, als wäre e aus unechtem und vergänglichem Stoff, der nicht der eit widersteht.

Also weder Geistesmacht, noch Siegeslorbeer, noch Herrschergewalt, ja nicht einmal wenn sie zu souveräner Staatsallmacht wie bei Cäsar, Cromwell und Napoleon sich uswuchs, wurde mit dem Beiwort „der Große" geschmückt. Der Große heißen vor Allem die einzelnen, gewaltig aufragenden Gestalten innerhalb einzelner Fürstengeschlechter; folglich, so wird man sagen, ist dieses Beiwort eine höfische Erfindung. Gewiß, die Schmeichelei hat es sich häufig angelegen sein lassen, diese Gedenkmünze für die Unsterblichkeit zu schlagen; aber der Rost der Zeit zernagte reißend schnell solche Prägungen — es gibt hierfür manches Beispiel —, wenn sie für den Unrechten gemünzt waren. Sie blieben nur, wenn sie zu einem entscheidenden Theile bestimmten Regungen und Erwägungen des Volksempfindens entsprachen.

Man nannte in der langen oder kürzeren Reihe eines Fürstengeschlechts den Hervorragenden nicht den Großen, um vor Allem und allein an seine Größe zu erinnern, sondern wesentlich wirkte auch das psychologische Motiv mit, ihn aus der Reihe unbedeutender Vorgänger und Nachfolger leicht und kenntlich hervorzuheben. Weil in Fürstenfamilien dieselben Namen häufig wiederkehren, mußte man für jene Gestalten, die sich tief der Volksphantasie eingeprägt hatten, ein Beiwort haben; das einfachste Beiwort für die wirklich Großen war der Große; aber man versagte es ihm auch, wenn der Mann auf andere Weise leicht kenntlich war; so blieb Friedrich I., der große Stauffer, Friedrich Barbarossa; der Karolinger Karl dagegen und der Sachse Otto I. wurden die Großen.

Gewiß kam den Fürsten noch eines erheblich zu statten. Ein Fürst ist eine sichtbare Gestalt für ein ganzes Volk, ja für viele Völker. Plato kannte man nicht in den Gebirgsthälern von Lakonien, da klang der Name des Macedoniers Alexander weiter, und Goethe kennt man kaum in den Sennhütten des Engadin, eher den alten Fritz. Aber auch vor den gewaltigen siegreichen Condottieren, deren Name die ganze Welt erfüllt, haben die Fürstengeschlechter einen Vorsprung; den Condottieren, die keine Dynastien gründeten, fehlen die Nachfolger, welche die Tradition pflegen und festigen. Im Gegentheil bemühten sich nur zu oft ihre Nachfolger, das Bild des plötzlich aufgetauchten und schnell wieder verschwundenen Vorgängers zu verdunkeln und vergessen zu machen. Das sind alles Gründe, warum es nicht einmal einen Cromwell den Großen gibt; aber es kommt doch noch die unbewußte, nur der Nützlichkeit entsprungene Volkserwägung hinzu, sich schnell und leichter unter den gleichlautenden Fürstennamen zurecht finden zu wollen.

Daß der Volksinstinkt auch diese Richtung nimmt, dafür scheint ein Beispiel einen charakteristischen Beweis zu liefern. Der Condé's gibt es viele; Souveräne waren sie nicht, aber um aus den Vielen den einen hervorragenden zu bezeichnen, schuf man den großen Condé; in diesem Falle blieb das Wort aus einem deutlich erkennbaren Grunde an einem ungekrönten Sterblichen haften.

Das sind einige Gründe für die Austheilung des Titels der Große, aus denen man wohl sieht, warum er manchmal ertheilt wurde, aber aus denen man nicht ersieht, warum er von der Welt anderen Gewaltigen vorenthalten wurde. Der Zufall spielte hierbei gewiß seine Rolle.

Wenn Kaiser Wilhelm II. an Wilhelm I. den Beinamen der Große gibt, so verfolgt er damit freilich bewußt ein ganz deutliches Ziel; es sprechen in ihm verwandtschaftliches Gefühl, dynastische Erwägungen, gewiß auch Ueberzeugung; aber unbewußt oder bewußt, das läßt sich nicht klarstellen, beging er zugleich einen Akt der Bescheidenheit. Würde es einen Wilhelm den Großen geben, so läge darin auch das Bedürfniß für das Volk, ihn abzuheben von jenen Wilhelms, die nicht die Großen sind.

Wilhelm der Erste käme mit seiner neuen Dekoration in eine sehr respektable Gesellschaft; die uralten orientalischen Herren nebst der Dame Semiramis verlieren sich in nebligem Hintergrund und auch ein paar jüngere Orientalen nebst einigen nordischen Recken und Civilisatoren treten trotz ihres Titels bescheiden zurück; dann aber erblickt man deutlich bei einer flüchtigen Umschau vor allem Alexander von Macedonien, der für die Weltkultur des Alterthums die beengenden nationalen Grenzen über den Haufen warf; dann kommt Konstantinus, der die neue Weltkultur des Christenthums zum Sieger machte, und den Militär- und Beamtenstaat des byzantinischen Reiches gründete; dann Theodosius, der Osten und Westen wiederum zu gewaltiger Kraft emporhob; dann der große Gothe Theodorich und mit ihm der Vorstoß des Germanenthums; dann Karl der Karolinger, mit dem das Kulturcentrum sich nach Norden verschoben zeigt; dann Otto, dieser eine Gipfel der Macht des mittelalterlichen Kaiserthums der Deutschen; dann noch einer, der mit diesen zugleich genannt werden könnte; kein weltlicher Fürst, ein Papst, nur ein einziger, Gregor der Große, dieser pater ceremoniarum, der einer der mächtigen Bauherrn am Katholizismus ist, und sich mit kluger Berechnung doch den Titel des Knechtes der Knechte Gottes, des Servus servarum dei beilegte.

Diese Männer haben ihr Gewicht; höchstens könnte man sich wundern, daß die Weltgeschichte ihnen nicht einige andere von verwandten Maßen beigesellt hat.

Schließlich erblickt man noch einige wenige moderne Gestalten. Da ist Peter der Große, der die Civilisation nach Rußland trug, und dann bisher nicht weniger als zwei Hohenzollern, der Große Kurfürst und Friedrich der Große; es wäre kaum richtig, aus Courtoisie auch noch eine Frau hinzunehmen, an der übrigens das bedeutungsvolle Wort nie recht haften geblieben ist; Catharina von Rußland.

Einzelne Staaten und Nationen sind ganz unvertreten; aber doch nicht darum, weil ihnen große Dynasten gefehlt hätten. Andere Staaten sind stark vertreten, so das byzantinische Reich und Preußen, aber auch Rußland. Das ist vielleicht kein Zufall. Eine starke und stark ausgebildete Beamtenhierarchie ist ein gutes Instrument, um mit Bewußtsein die Größe eines Mannes zu propagiren. Man denke sich nur, es würde jetzt in allen Schulen gelehrt, Wilhelm der Große trat die Regierung im Jahr 1861 an, und das würde auch in jedem Examen geprüft werden, und wie viele Prüfungen gibt es in deutschen Landen? Eine solche Maschinerie ist gewiß zweckdienlich, um aus Staatsrücksichten das Wort „Groß" in die Köpfe zu treiben; und ist die Größe vorhanden, so haftet das Wort um so leichter; aber reicht das historische Maß nicht aus — was dann?

Vergleicht man Wilhelm I. nur mit seinen großen Ahnen, dem Großen Kurfürsten und Friedrich dem Großen, so zeigt

sich freilich ein Vergleichspunkt, aber auch nur dieser, und sonst eine entscheidende Verschiedenheit.

„Als der Kurfürst Friedrich Wilhelm sein Regiment begann", sagt Droysen, „hatte er von seinen Kurlanden wenig mehr als den Titel; Cleve, Mark und Ravensberg, wo Freund und Feind die Städte innehatten und das platte Land aussogen, besaß er provisorisch nach einem Rechtstitel, der von Kaiser und Reich nicht anerkannt war, von Kursachsen bestritten wurde. Sein Erbland Pommern war unter schwedischer Gewalt und Regierung. Der einzige ruhige Besitz, den sein Vater noch gehabt, der des polnischen Lehens Preußen, war mit dessen Tod außer Kraft bis zur neuen Belehnung und Huldigung. Er begann so zu sagen mit nichts".

Er durchlebte die trübsten Zeiten, Zeiten, wo er schrieb:

„Meine Länder sind so erschöpft, daß sie zu Grunde gehen; ich, mein ganzer Staat, meine Festungen mit einbegriffen, werden in Hazard und in völligen Ruin gesetzt sein."

Aber immer wieder kämpfte er sich empor, und schließlich lautete das Urtheil der Zeitgenossen über ihn:

„Der Kurfürst von Brandenburg ist nach dem Kaiser an Land und Leuten der größte und konsiderabelste Herr im Reich und hat ein überaus großes Ambitium, sich noch größer zu machen."

Das war zutreffend; dahin hatte er es aus Nichts gebracht; aber die rein politischen Erfolge machen sein Lebenswerk doch nicht aus. Unter holländischen Anregungen brachte er eine neue Anschauung vom Staat nach Deutschland; er erhob sich über die kleinen religiösen Gegensätze, und er erhob sich über die Gegensätze des dynastischen und des ständischen Interesses; er erfaßte in dem verbitterten Deutschland zuerst den modernen Staatsgedanken, und er sprach nicht nur die Worte, er handelte danach:

„Ich will in meinem fürstlichen Regiment stets eingedenk bleiben, daß es nicht meine, sondern des Volkes Sache ist, die ich führe."

Der klare Inhalt des Lebens dieses großen Feldherrn, großen Diplomaten und modernen Menschen kam in der That durch die Worte zum Ausdruck, die die beiden einschneidenden Fragen der damaligen Zeit für die Politik im Innern und für die Politik nach Außen bezeichneten: „Gewissensfreiheit und Independence."

Friedrich II. brauchte nicht den Bau aus dem Nichts zu beginnen. Seine große Laufbahn ist bekannt genug. Am dritten Tage seiner Regierung hob er die Folter auf, und am selben Tage beseitigte er jene vorurtheilsvollen religiösen Bestimmungen, welche die Eheschließungen hinderten. „Die Religionen Müsen alle tollerirt werden," schrieb der gewandte französische Stilist in unbeholfener Behandlung seiner eigenen Muttersprache. Er schuf die Unabhängigkeit der Gerichte. Die Gerichte „sollen auch auf keine Reskripte, wenn sie schon aus Unserem Kabinet herrühren, die geringste Reflexion machen, wenn darin etwas wider die offenbaren Rechte sub- und obrepirt worden oder der Strenge Lauf Rechtens dadurch gehindert und unterbrochen wird . . . ." So gewaltthätig Friedrich sein konnte, diese Normen legte er fest. Er leitete unter Cocceji's Leitung die großen gesetzgeberischen Reformen Preußen's in die Wege. Er zeichnete seine Stellung dem Staat gegenüber, indem er in der trübsten kriegerischen Zeit einen strikten Befehl gab, in dem es heißt:

„Sollte mich das Unglück treffen, daß ich vom Feinde gefangen werde, so verbiete ich, daß man auf meine Person die mindeste Rücksicht nehme" . . . man muß „meinem Bruder gehorchen und dieser wie alle meine Minister und Generale werden mir mit ihrem Kopf dafür einstehen, daß man weder eine Provinz noch ein Lösegeld für mich anbietet, und daß man den Krieg fortsetzt, als wenn ich nie auf der Welt gewesen wäre".

Friedrich, den zu Beginn seiner Laufbahn seine eigenen Verwandten „Phaeton" nannten, und den die öffentliche Meinung einen zweiten Karl XII. taufte, hatte, als er starb, Preußen politisch zu außerordentlicher Höhe emporgeführt.

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm und der König Friedrich II. bezeichnen für die Kultur ihrer Zeit jedesmal den fortgeschrittensten und einen groß angelegten Typus des damaligen Herrschercharakters; der eine stellte seinen Staat an die Stelle unmittelbar hinter Oesterreich; der andere stellte seinen Staat bereits neben Oesterreich.

Man braucht nicht auf die Einzelheiten der [illegible] Wilhelms I. einzugehen; an Erfolgen ist seine Zeit [illegible] Die großen gesetzgeberischen Arbeiten nach der [illegible] und das allgemeine Wahlrecht für den Reichstag [illegible] Kulturthaten. Den zwei gewaltigen Stößen zur Lösung [illegible] deutschen Frage wurde unter Wilhelm I. der dritte [illegible] gültige Stoß hinzugefügt; nicht mehr neben Oesterreich [illegible] Preußen; Oesterreich wurde ausgestoßen, und das [illegible] Reich entstand, nachdem so die Keime aller ernsten [illegible] Rivalitäten vernichtet waren. Diese Thaten als [illegible] können sich mit den Thaten der großen Vorgänger [illegible]

Ist es darum wahrscheinlich, daß Wilhelm I. als [illegible] Große fortleben wird?

Groß ist ein relativer Begriff, und diejenigen, die [illegible] Großen heißen, sind von sehr verschiedenen Anlagen und [illegible] sehr verschiedenem Wuchs gewesen. In einer Beziehung bietet dieser Begriff jedoch einen absoluten Maßstab [illegible] Große ist nur jener, der ganz unzweifelhaft seine [illegible] Umgebung überragt. Und darin unterscheidet sich Wilhelm [illegible] vollkommen von dem Kurfürst Friedrich Wilhelm und [illegible] dem König Friedrich II.; es gibt keine Gestalt neben [illegible] großen Kurfürsten und neben dem König Friedrich, die [illegible] nicht fortdenken könnte, und gleichwohl hätten die [illegible] keine wesentlich andere Entwicklung genommen; aber [illegible] man aus der Zeit Wilhelms I. Bismarck und Moltke [illegible] denken — um nur von den mächtigsten Gestalten zu sprechen — und doch überzeugt sein, daß die Entwicklung Deutschlands eine gleiche und eine gleich große Entwicklung genommen hätte?

Weiß man, wann für den Kurfürsten Friedrich Wilhelm und wann für den König Friedrich zuerst das Wort [illegible] Große auftauchte? Und wenn man die gedruckte Stelle [illegible] weisen kann, sie würde nur darthun, daß hier sich das [illegible] Dokument findet für eine viel ältere und für eine allgemein verbreitete Auffassung. Den Akt der Taufe kann allein die Allgemeinheit vollziehen, und sie vollzieht ihn nicht an einem Tage. Langsam wird sie für eine bestimmte Anschauung gewonnen und dann ist diese da, ohne daß es möglich wäre, den Geburtstag nachzuweisen.

Es gibt dafür in lehrreiches Beispiel, das Brandenburg-Preußen nahe genug angeht. Nach dem Frieden zu Nimwegen wurde der Kaiser Leopold offiziell der Große genannt; wo ist diese Größe geblieben? Aber sein Zeitgenosse der Brandenburger Kurfürst erwarb sie — nicht an einem bestimmten Tage, aber doch einmal.

Auch bei Wilhelm I. kann man auf Tag und Stunde nachweisen, seit wann er der Große offiziell genannt worden ist. Aber dieses Wort ist nicht gleich einem Orden oder Titel, der sich auf Pergament verleihen ließe; solches vermag [illegible] dankbarer Enkel, und wenn er ein Kaiser wäre. Diesen Titel kann die Allgemeinheit allein gewähren und sie muß ihn ratifiziren. Der Präses dieser Orden- und Titelkommission [illegible] die Menschheit.

D. E. Skandi.

Ein Meineidsprozeß.

Vor wenigen Tagen wurde vom Schwurgericht [illegible] Essen der bekannte westfälische Bergarbeiterführer Schröder nebst einer Reihe seiner politischen Freunde wegen Meineids zu mehrjährigem Zuchthaus verurtheilt. Als Antwort auf das Verdikt der Geschworenen beschloß unmittelbar danach eine sozialdemokratische Kreisversammlung in Essen, den zum Zuchthaus verurtheilten und der bürgerlichen Ehrenrechte durch Richterspruch für fünf Jahre entkleideten ehemaligen Kaiserdeputirten Schröder als Reichstagskandidaten aufzustellen. Der Beschluß findet den lauten Beifall des „Vorwärts", des Centralorgans der deutschen Sozialdemokratie, obgleich — oder weil — es sich bloß um eine politische Demonstration handelt. Nicht für einen bestimmten [illegible]

er Aussicht stehenden Wahlkampf ist Schröder als Kan- t nominirt, man macht ihn vielmehr gewissermaßen zum hstagskandidaten in partibus. Die Ehrenrechte, die das icht ihm aberkannt hat, wodurch der Verurtheilte aktiv passiv wahlunfähig wird, erkennen ihm seine politischen teifreunde demonstrativ wieder zu. Und doch ist Schröder ırtheilt wegen eines gemeinen Verbrechens, wegen neids.

Ein solcher Vorgang hat eine symptomatische Bedeu- g.

Jene Demonstration ist ein Protest gegen ein richter- es Urtheil, gegen den Wahrspruch eines Geschworenen- ichts. Unter allen Gerichten stehen aber Geschworen- ichte bei den Sozialdemokraten noch am meisten in Gunst. d dennoch dieser zornige Protest! Der Fall muß sonderbar ien, und er ist in der That eigenartig genug.

In einer Bergarbeiterversammlung kommt es zu einem reit mit anwesenden Sozialdemokraten. Schröder, der hrer der Letzteren, wird vom Vorsitzenden aufgefordert, s Lokal zu verlassen. Als er nicht sofort hinaus geht, idern an der Kasse sein Eintrittsgeld, 10 Pfennige, zurück- langt, tritt ein heißblütiger Gendarm, Namens Münter, n dem selbst die Staatsanwaltschaft zugibt, daß er „etwas tigen Temperaments sei“, auf Schröder zu und herrscht ı mit den Worten an: „Nu aber raus!“ „Es ist möglich so gibt der Zeuge Münter selbst zu — daß ich, da ich ht an Schröder herangetreten war, ihn mit meinem Körper rührt habe.“ Schröder aber, das steht unbestritten fest, l im selben Augenblick zu Boden. Schröder behauptet, er zu Falle gekommen, weil Münter ihn zu Boden gestoßen de, Münter dagegen bestreitet den Stoß entschieden. hröder möge betrunken gewesen sein — was durch die ugenvernehmung in keiner Weise bestätigt wurde — oder möge vor Schreck oder aus anderen Ursachen hingefallen n, jedenfalls habe er, Münter, den Schröder nicht zu oden gestoßen. Diese Thatsache des Stoßens oder Nicht- oßens bildet den thatsächlichen Mittelpunkt des Meineids- rozesses. Bei einer früheren Gerichtsverhandlung hatten ämlich Schröder und verschiedene andere Zeugen unter ihrem ide ausgesagt, daß Münter den geleugneten Stoß aus- eführt habe. Es waren dann Zweifel an der Richtigkeit ieser Zeugenaussagen entstanden und die weitere Folge war ne Anklage wegen wissentlichen Meineids gegen Schröder nd fünf andere Zeugen, die Schröder's Angaben eidlich be- ätigt hatten.

Sämmtliche Angeklagte blieben nun vor dem Schwur- ericht in Essen bei ihren früheren Behauptungen und eine lnzahl neuer Entlastungszeugen beschworen, daß sie dieselbe Wahrnehmung gemacht hätten, wie die Angeklagten. Auch Münter blieb bei seiner negativen Behauptung und ver- chiedene andere Belastungszeugen stützten seine Zeugenaus- age dadurch, daß sie bekundeten, sie hätten von dem in Frage stehenden Stoße nichts bemerkt, obgleich sie ihn hätten vahrnehmen müssen, wenn er erfolgt wäre. Es standen ich also verschiedene eidliche Zeugenaussagen direkt gegen- über. Rein objektiv betrachtet verdient das Zeugniß dessen, der bekundet, etwas wahrgenommen zu haben, mehr Beach- tung, als das Zeugniß dessen, der bekundet, etwas, was er hätte wahrnehmen müssen, nicht wahrgenommen zu haben. Das gilt insbesondere für alle Berichte über tumultarische Szenen, wie die vorliegende eine war, bei der ein einzelnes Moment selbst dem Nächststehenden leicht entgeht. Anders stand die Sache allerdings bei dem Zeugen Münter. Der konnte genau wissen, ob er gestoßen habe oder nicht. Dieser Hauptbelastungszeuge aber gab sich in der Schwurgerichts- verhandlung keineswegs so, daß man ein besonderes Ver- trauen zu seiner Objektivität gewinnen konnte. Er gab dritten Personen zu erkennen, daß er den Meineidsprozeß als seine eigene Sache ansehe, er stellte Behauptungen auf, die er später wesentlich einschränken mußte. Ja er beschul- digte sogar den ursprünglichen Vertheidiger und späteren Zeugen Niemeyer eines unzulässigen Verkehrs mit anderen Zeugen auf Grund von Mittheilungen, die ihm der Ge- richtsdiener gemacht habe; und dieser Gerichtsdiener ver- sichert dann unter seinem Eide als Zeuge, daß es ihm gar nicht eingefallen sei, etwas Aehnliches zu behaupten. Obendrein wird allseitig eingeräumt, daß Münter heftigen Temperaments und aggressiver Natur sei.

Daß bei dieser zweifelhaften Lage der Sache die Geschworenen die Angeklagten des wissentlichen Meineides für schuldig erkennen konnten, ist in der That verwunderlich. Ich bin überzeugt, daß ein bloß aus Juristen zusammengesetzter Gerichtshof es nicht über sich gebracht hätte, in diesem Falle das Schuldig auszusprechen. Das Verdikt ist wie dazu geschaffen, die in manchen Kreisen noch immer vorhandene blinde Vorliebe für Schwurgerichte auf das rechte Maß zurückzuführen.

Für das überraschende Verdikt ist die Leitung in jenem Essener Meineidsprozeß in keiner Weise verantwortlich zu machen. Der Vorsitzende scheint — soweit sich das aus den Zeitungsberichten entnehmen läßt — mit völliger Unparteilichkeit die Verhandlungen geleitet zu haben. Eine ähnliche Anerkennung kann man der Staatsanwaltschaft dagegen nicht zu Theil werden lassen. Speziell der Erste Staatsanwalt Herr Peterson hat in bedauerlicher Weise den Rechtsfall mit allerlei politischen Erwägungen verquickt und dadurch nicht wenig dazu beigetragen, den Glauben zu erwecken, als ob die politische Zugehörigkeit der Angeklagten und der meisten Entlastungszeugen zur Sozialdemokratie auf die Verurtheilung nicht ohne Einfluß geblieben sei. Ein solcher Einfluß äußert sich natürlich nicht unmittelbar, indem die Geschworenen bewußtermaßen dem Gebote der Unparteilichkeit zuwider handeln. Nichts berechtigt zu der Annahme, daß unter den Geschworenen in Essen auch nur Einer gewesen sei, dem man einen derartigen Vorwurf machen könnte. Aber eine andere Frage ist es, ob die Geschworenen auch jene Unbefangenheit bewahrt haben, die das eigentliche Wesen der Unparteilichkeit ausmacht, die Unbefangenheit, welche bei der Beurtheilung des Thatbestandes sich stets bewußt bleibt, daß auf der Anklagebank kein politischer Gegner, kein Sozialdemokrat, sondern ein einfacher Staatsbürger sitzt. In dem Plaidoyer des Ersten Staatsanwalts war leider von solcher Unbefangenheit wenig zu verspüren. Der Vertreter der Anklagebehörde hob vielmehr ausdrücklich hervor, „daß der politische Parteistandpunkt der Angeklagten bei Beurtheilung des vorliegenden Verbrechens nicht außer Acht zu lassen sei“. Er machte durchaus kein Hehl daraus, daß es sich seines Ermessens hier gewissermaßen um sozialdemokratische Gefälligkeits- oder Solidaritäts-Meineide handele, und er gab, indem er seine Ueberzeugung aussprach, daß auch in dem vorliegenden Prozeß wieder „unendlich viele Meineide“ geschworen seien — deutlich genug zu verstehen, daß er die Aussagen der sozialdemokratischen Entlastungszeugen derselben Kategorie zurechne. Es ist nur konsequent, wenn die Staatsanwaltschaft nunmehr auch diese Entlastungszeugen mit derselben Anklage bedroht, die soeben gegen Schröder und Genossen durchgeführt ist. Es ist begreiflich, daß die Vertheidigung solchen Grundsätzen gegenüber sich verpflichtet fühlte, hervorzuheben: „wenn nicht mehr die persönliche Ehrenhaftigkeit, sondern nur noch die politische Parteizugehörigkeit bei Beurtheilung der Glaubwürdigkeit eines Zeugen in Betracht komme, dann werde aller Rechtsprechung Hohn gesprochen“. Jedenfalls hat die Staatsanwaltschaft das Ihrige dazu beigetragen, um bei der Sozialdemokratie den Verdacht zu erwecken, es sei politische Tendenz im Spiel. Möglicher, ja wahrscheinlicher Weise ist dem Ersten Staatsanwalt Herrn Peterson es sehr gleichgültig, was die Sozialdemokratie über die gerechte Handhabung der Strafverfolgung und der Rechtsprechung denkt. Für die gedeihliche Entwicklung unseres Staatswesens ist es aber durchaus nicht gleichgültig, ob eine große politische Partei zu der Meinung kommt, ihre Angehörigen würden von den Gerichten des Landes mit anderem Maße gemessen, als die Angehörigen anderer Parteien, obzwar die Gesetze für Alle dieselben seien. Die kleinen und großen Mittelchen der Sozialpolitik, die man immer wieder empfiehlt, um der Sozialdemokratie den Boden abzugraben, haben sich als sozialistische Gegengifte

in keiner Weise bewährt. Das wirksamste Mittel gegen die Ausbreitung der Sozialdemokratie bleibt nach wie vor: rückhaltlose Rechtsgleichheit auf allen Gebieten des staatlichen Lebens, vor Allem aber bei der Ausübung der Strafrechtspflege. Jedes Strafurtheil, bei dem der Verdacht entstehen kann, daß dasselbe einen tendenziösen Charakter gegen die Sozialdemokratie trage, schafft Tausende und Abertausende neuer Sozialdemokraten. Die 18½ Jahre Zuchthaus, die in dem Meineidsprozeß gegen Schröder und Genossen erkannt sind, stacheln die sozialdemokratische Agitation in ganz anders wirksamer Weise an, als das ein langathmiges Programm oder ein mit revolutionären Redensarten erfülltes Flugblatt vermag.

Es ist ja möglich, daß die in diesem Meineidsprozeß Verurtheilten wirklich schuldig sind, aber der Beweis, daß sie es sind, ist leider nicht in einer solchen Weise erbracht, daß jeder Unbefangene von der Gerechtigkeit dieses Verdikts überzeugt sein muß. Und das ist — gerade mit Rücksicht auf den Inhalt des Plaidoyers der Staatsanwaltschaft — im höchsten Maße bedauerlich.

Wir haben kürzlich in Kolberg erlebt, daß der dortige Bürgermeister von dem Regierungspräsidenten disziplinarisch gemaßregelt wurde, weil er sich unterstanden hatte, bei der Bewilligung eines unter städtischer Kontrolle stehenden Versammlungssaals zu Wahlversammlungen die Sozialdemokratie genau so zu behandeln, wie jede andere politische Partei. Aehnliche Mißgriffe, wie der jenes übelberathenen Regierungspräsidenten, passiren leider oft genug. Die Sozialdemokratie wird sicher nicht unterlassen, derartige Vorgänge mit dem Plaidoyer des Staatsanwalts in der Strafsache gegen Schröder und Genossen zusammenzustellen, um den Nachweis zu führen, daß die herrschenden Gewalten weit davon entfernt seien, der Sozialdemokratie eine wirkliche Rechtsgleichheit zu Theil werden zu lassen. Und das werden die Massen verstehen; besser verstehen, als die Marx'schen Formeln und das weitschweifige Agrarprogramm. Hier stehen sie auf einem festen Boden, und in diesem Kampfe um Rechtsgleichheit können sie weit über die Grenzen der eigenen Partei hinaus auf Sympathien rechnen, nämlich bei allen denen, die den Rechtsstaat für alle Staatsangehörige ohne Ausnahme zur Wirklichkeit machen wollen.

Th. Barth.

Die Lage der Landwirthschaft.

Daß über die deutsche Landwirthschaft, ja über die Landwirthschaft Europas ein Nothstand hereingebrochen sei, der seines Gleichen nicht habe, gilt heute in agrarischen Kreisen als ein Satz, der völlig erwiesen und an dem zu rütteln nur der böse Wille im Stande sei. Die außereuropäische Konkurrenz und die Börsenspekulation wirken zusammen, um die Existenz des fleißigen Landwirths zu untergraben. Abweichende Stimmen, selbst wenn sie aus agrarischen Kreisen kommen, werden niedergeschrieen, wie diejenige des Herrn von der Goltz, welcher den Beweis geführt hat, daß der Nothstand der Landwirthschaft weder die Ausdehnung nach die Höhe erreicht hat, wie es behauptet wird.

Trotz aller Beharrlichkeit, mit welcher eine allgemeine Nothlage der Landwirthschaft behauptet wird, läßt sich indessen die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß es Landwirthe giebt, die noch in den letzten Jahren und Jahrzehnten mit ihren Betrieben große Erfolge erzielt haben. Wenn wirklich zwingende Gründe vorhanden wären, welche den Aufschwung der Landwirthschaft hinderten, so wäre das schlechthin unmöglich. Ein Landwirth könnte immerhin ein reicher Mann sein, wenn ihm andere Vermögensquellen zu Gebote stehen, aber es wäre unmöglich, daß er durch Landwirthschaft zu Wohlstand käme. Und trotzdem ist das der Fall. Ich könnte einzelne sehr bekannte Namen anführen, deren Träger sich dadurch bekannt gemacht haben, daß sie als Landwirthe in der letzten Zeit ihr ... vergrößert haben. In der diesjährigen Generalversammlung des Vereins zur Förderung der Handelsfreiheit hat Otto Kühnemann in Stettin zur Zurückweisung der ... schen Angriffe auf den Handel einen Vortrag gehalten, ... in diesen Blättern schon mehrfach anerkennend ... worden ist, und auch Herr Kühnemann gehört zu ... Männern, welche die Landwirthschaft genau kennen ... sie selbst erfolgreich betreiben. Er betreibt freilich ... in Stettin ein Getreidekommissionsgeschäft, indessen ... ihm bekannt, daß er sich aller Spekulationen für ... Rechnung vollständig enthält. Neben seiner kaufmännischen und industriellen Thätigkeit ist er aber auch als Großgrundbesitzer thätig. Er besitzt ein Gut von 3400 ... bewirthschaftet es selbst, hat es zur Blüthe gebracht ... gute Erträge aus demselben gezogen. Er führt aber ... seiner Schrift auch Beispiele von bäuerlichen Besitzungen an, die vollständig rentabel sind. Man darf die Stimme eines solchen Mannes nicht überhören. Wer Grund ... Klagen zu haben glaubt, ist von Natur leichter ... sich auf den offenen Markt zu drängen, als der, ... mit seinem Zustande zufrieden ist und in der Zufriedenheit zu beharren wünscht; darum wird nicht jeder Landwirth, der mit seiner Lage zufrieden ist, seine Verhältnisse ... baren. Wer aber im Lande öfter politischen Versammlungen beiwohnt, wird stets Gelegenheit haben, Männer zu ... die unter vier Augen oder auch öffentlich sich dazu bekennen, mit ihrem Loose als Landwirth zufrieden zu sein, ... öfter mit dem Zusatze, daß sie von ihren Standesgenossen gemieden werden, weil sie sich weigern, in deren Klagen und Agitationen mit einzustimmen.

Die Lage der Landwirthschaft in Deutschland wird ... also dahin feststellen lassen, daß es Landwirthe giebt, denen es gut geht, solche, denen es erträglich, und solche, denen es schlecht geht. Wie viele indessen zu jeder dieser Klassen zu zählen sind, darüber fehlt uns jede zuverlässige Auskunft. Es soll nicht bestritten werden, daß die Zahl derjenigen, denen es schlecht geht, ziemlich groß ist. Und die Gründe, aus denen es ihnen schlecht geht, verdienen eine viel ... gehendere Erörterung, als ihnen in agrarischen Kreisen zu Theil wird.

Ein großer Theil der Handwerker ruft heute nach Einführung des Befähigungsnachweises für das Handwerk ... die Agrarier stimmen dem zu. Seltsamer Weise hat ... niemals Jemand verlangt, daß der Befähigungsnachweis für die Landwirthschaft eingeführt werde. Wenn aber ... der Behörde, so muß doch Jedermann sich selbst Rechenschaft darüber ablegen, ob er die zum Betriebe der Landwirthschaft erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten erworben hat. Axel von Rombow, Fritz Trittelfritz und der ... von Rothsattel sind nicht Figuren, die einer verkehrten ... terischen Phantasie entsprungen sind; sie sind aus dem ... gegriffen und Jedermann hat ihres Gleichen gesehen. ... treten aus dem Heeresdienst und aus dem Staatsdienst ... zahlreiche junge Männer zur Landwirthschaft über ... unterziehen sich der Verwaltung großer Güter, ohne ... hinreichende Vorbereitung durchgemacht zu haben. ... einen Theil der Landwirthe wird man immerhin hier ... Quellen ihres Nothstandes zu suchen haben.

Andere unterziehen sich dem landwirthschaftlichen Berufe, ohne mit dem genügenden Betriebskapital ausgestattet zu sein. Grund und Boden verlangt heute, um einträglich zu sein, mit einem viel größeren Kapital gesättigt zu werden, als früher. Man braucht heute ein reicheres todtes und lebendes Inventar, man muß mehr Arbeitskräfte mit der Bearbeitung von Grund und Boden beschäftigen. Das ... forderliche Kapital ist häufig nicht vorhanden; im ... sten Falle wird es auf dem Wege des Kredits aufgebracht und damit die Verschuldung erhöht. Grund und Boden ist in manchen Theilen des Reiches nicht glücklich vertheilt; wäre der Besitz in einer größeren Anzahl von Händen, ... den Händen von Personen, die mit mehr Kapital ausgestattet sind, so würde darauf mehr Kapital verwendet werden können. Alle die Bestrebungen, welche darauf gerichtet sind, ...

leichtere Vertheilung von Grund und Boden zu hindern, sien den Erfolg haben, auch die Hebung des Nothstandes Landwirthschaft zu hindern.

Ferner werden an die Erträge, welche die Landwirthaft liefern soll, zu hohe Ansprüche erhoben. Vor hundert hren waren die Landwirthe die wohlhabendste Klasse im nde, fast die allein wohlhabende. Außer der Rente, welche Landwirthschaft abwarf, gab es wenige andere Rentenellen, Handel und Industrie wiesen nur wenige wohlbende Familien auf. Die Klasse der Couponabschneider istirte nicht, so lange es noch keine Werthpapiere und also ch keine Coupons gab. Seitdem ist das bewegliche Katal in riesigem Umfang gewachsen, während das in Grundsitz steckende Kapital viel langsamer gewachsen ist. Geachsen ist es ja auch, denn Grund und Boden sind in sseren Kulturzustand versetzt. Allein das Wachsthum muß aturgemäß ein langsames sein. Daß der Grund und Boden nen reicheren Ertrag nicht allein an Früchten, sondern ch an Geld abwirft als früher, sollte man nicht leugnen. lein dieser wachsende Geldertrag reicht nicht aus, um en Kreis der Bedürfnisse ebenso schnell auszudehnen, wie ies in anderen Berufszweigen möglich ist. Will man den othstand der Landwirthschaft dahin definiren, daß ein andwirth nicht im Stande sei, seine Lebenshaltung so hnell zu erhöhen, wie dies andere Berufsstände vermögen, o möchte dagegen nicht viel zu erinnern sein. Der Landvirth spielt heute, was die Möglichkeit, glänzend aufzutreten, nbetrifft, eine bescheidenere Rolle als manche andere Klassen, auf die er früher gewohnt war, herabzusehen. Daß das n Grundbesitz festgelegte Vermögen ebenso schnell wachsen ann, wie das Vermögen, welches in Eisenbahnen, Dampfchiffen, Fabrikgebäuden und Maschinen besteht, ist selbstverständ lich ausgeschlossen. Die Natur selbst hat ihr Schranken geetzt. Der Werth der Landgüter steigt theils in Folge der Verbesserung der Kultur, theils in Folge der Verbesserung der Absatzverhältnisse, die den Produzenten immer näher an den Konsumenten heranrückt. Aber diese Werthsteigerung kann naturgemäß nur allmählich erfolgen. Die Ansprüche an das Leben nehmen bei allen Klassen zu und so auch bei den Grundbesitzern, die diesen gesteigerten Ansprüchen nicht allein für sich, sondern auch für ihre Familie genügen wollen. Der Lieutenant will eine größere Zulage und der Student einen größeren Wechsel haben. Vor einigen Jahren beleuchtete in diesen Blättern der inzwischen verstorbene Abgeordnete Möller den Luxus, den die Angehörigen gewisser Korps treiben und hob hervor, wie verderblich das auf die Verhältnisse der Eltern zurückwirken muß; ein konservatives Blatt lächelte zu diesen Ausführungen und sagte: „Diese jungen Leute können es.“ Natürlich können sie es; es sind ja die Söhne nothleidender Agrarier. Dem Anspruche, höhere Renten abzuwerfen, hat der Grundbesitz lange Zeit genügt; dem Anspruche, diese Steigerung der Rente ebenso schnell eintreten zu lassen, wie die Ansprüche an das Leben wachsen, wird er nie genügen können.

Bewußt oder unbewußt kommen die Bestrebungen der Agrarier darauf hinaus, dem Wachsthum des beweglichen Kapitals Fesseln anzulegen, damit Andere an Wohlstand nicht schneller vorwärts schreiten, als sie, und hieraus erklärt sich ihre Verfolgung anderer Erwerbsklassen, der Börse, der Müllerei. Sie bedenken nicht, daß sie, wenn sie das Wachsen des Nationalreichthums hemmen, sie auch der Zunahme des eigenen Wohlstandes Hindernisse in den Weg legen.

Wenn man aus der Anzahl der nothleidenden Landwirthe alle diejenigen streicht, die durch mangelhaften Betrieb, durch unzureichende Heranziehung von Kapital oder durch übermäßigen Aufwand ihre Nothlage selbst verschuldet haben, so ist es sehr zweifelhaft, wie viele übrig bleiben, die zu Klagen berechtigt sind. Und selbst berechtigte Klagen entschuldigen nicht unberechtigte Forderungen wie die, welche Herr Kühnemann in seinem gedruckt vorliegenden Vortrage mit großer Sachkenntniß zurückgewiesen hat.

Alexander Meyer.

Der serbische Staatsbankerott und das Berliner Börsenkommissariat.

In der vorigen Nummer der „Nation“ haben wir eine nähere Darlegung des serbischen Staatsbankerotts gegeben und — gleichsam als Quintessenz unserer Ausführungen — die Auffassung ausgesprochen, daß das sogenannte Konversionsprojekt in letzter Stunde noch scheitern könne, weil es zweifelhaft erscheine, ob die Börsenbehörde die Einführung des neuen Anlehens an der Börse genehmigen werde. Zu dieser Auffassung gelangten wir insbesondere durch die von Seiten des serbischen Staates widerrechtlich vorgenommene Konfiskation der den alten Anleihen in feierlichster Form zugesicherten Spezialpfänder, während wir im Uebrigen in unserer Anschauung noch bestärkt wurden durch die Thatsache, daß die Börsenbehörde in neuerer Zeit bei der Frage der Zulassung neuer Anleihen mit ungleich größerer Rigorosität zu Werke geht als früher. Mag diese Erscheinung mit der börsengegnerischen Strömung zusammenhängen, die sich in den letzten Jahren in Deutschland herausgebildet hat — Thatsache ist, daß die Prospekte neuerdings einer ziemlich scharfen Censur unterworfen werden, dergestalt, daß in gewissen Fällen die Emissionshäuser — wie eine Ironie klingt es — sich bereits an die Regierung zu wenden gedachten, um bei dieser zu erlangen, was ihnen die Börsenbehörde verweigerte. Die Ablehnung des Prospektes ist in der Regel gleichbedeutend mit der Unverkäuflichkeit des betreffenden Werthes, und was das für den Besitzer eines serbischen Papieres sagen will, bedarf keiner weiteren Erörterung.

Nun ist uns von verschiedenen Seiten — auch in der Tagespresse haben wir ähnliche Gesichtspunkte hervortreten sehen — eingewandt worden, daß zwar in sachlicher Hinsicht nichts gegen die von uns hervorgehobenen Gesichtspunkte einzuwenden, daß aber gleichwohl die Ausschließung der neuen Anleihe von der offiziellen Notirung nicht zu befürworten sei, weil eine solche Maßnahme eine weitere Schädigung der deutschen Kapitalisten bedeute, die dann nicht einmal in der Lage wären, ihre Papiere zu verkaufen. Serbien, so wurde uns bedeutet, sei ja doch einer von den bekannten Raubstaaten, mit denen ein Parlamentiren nicht möglich sei, und wenn der Gläubiger sich abendrein herausnehmen wollte, Opposition zu machen, so wäre Serbien im Stande, überhaupt nichts zu bezahlen. Wir geben die Argumentation, wie sie uns gemacht wurde, in annähernd denselben Worten wieder, allein wir fragen: Welchen Eindruck, glaubt man wohl, wird eine derartige Resignation bei den Serben hervorrufen? Liegt darin nicht eine förmliche Aufforderung an die Serben (und ähnliche Staaten mit abgestumpfter geschäftlicher Ehrlichkeit), den Konversionsversuch bei erster bester Gelegenheit zu wiederholen? Wenn Serbien in zwei Jahren plötzlich Lust verspüren sollte, von 4 Proz. auf 3 Proz. oder gar auf 2 Proz. zu „konvertiren“, kann es zu einem solchen Schritte wirksamer eingeladen werden als durch die Betrachtung: Ja, brutal ist die Sache zwar, aber im Interesse der deutschen Kapitalisten muß sogar eine neue 2prozentige Anleihe genehmigt werden. Man wende uns nicht ein, daß das eine übertriebene Befürchtung sei. Daß die Finanzen Serbiens, die Hauptsache in dieser Beziehung, sich so gestalten sollten, daß die Gläubiger sich nach dieser „Konversion“ ruhig schlafen legen könnten, dafür ist absolut keine Gewähr geboten; die Zahlungsbereitwilligkeit Serbiens aber ist keinen Schuß Pulver werth, die Auffassung des serbischen Staates von einem Versprechen die denkbar schlechteste. Denn wenn ein Staat es vermag, feierlich zugesicherte Pfänder ohne Weiteres zu konfisziren, wenn er es unterläßt, die Zinsen auch von solchen Anleihen zu bezahlen, deren Vollzahlung durch die Erträgnisse jener Pfänder noch heute möglich ist, wenn er es überhaupt fertig bringt, sich leichten Herzens über Versprechungen hinwegzusetzen, wie sie den Gläubigern in den Prospekten vor zehn Jahren

ertheilt wurden, dann gibt es überhaupt kein Versprechen mehr, dessen Bruch für die serbische Regierung nicht ein Kinderspiel wäre. Man komme uns nicht mit der Behauptung, daß Serbien sich in einer zwingenden Nothlage befinde. Zugegeben aber selbst, die Nothlage bestände — soll das etwa ein Beweis sein, daß, darauf kommt es doch an, die Staatsgläubiger fortan gegen Benachtheiligungen geschützt sind? Was endlich die sogenannte Sicherheit, die Monopolbank, betrifft, so haben wir die völlige Werthlosigkeit dieses „Depots" für die Gläubiger bereits auseinander gesetzt, ein Depot, welches an dem bedauerlichen Uebelstande leidet, daß es, um es kurz zu charakterisiren, im Besitze des Schuldners bleibt, und daher im Grunde wiederum nichts weiter als eine erneute Bekräftigung des serbischen Zahlungsversprechens bildet, über dessen Werth unsere Leser nunmehr hinlänglich unterrichtet sein dürften. Wendet man nun aber ein: Wenn Serbien abermals rückfällig wird, dann werden wir andere Maßnahmen ergreifen, so ist nicht einzusehen, warum diese Maßnahmen nicht ohne weiteres ergriffen werden sollen, namentlich wenn man sich frägt, wohin es schließlich führt, wenn das Prinzip des laisser aller den Gewaltthätigkeiten böswilliger Staatsschuldner gegenüber zu immer größerer Anerkennung gelangt. Wenn schon der hartnäckige Widerstand der Gläubiger solchen Staaten gegenüber, deren Vorschläge von den Gläubigern mit einem entschiedenen: Non possumus beantwortet wurden, kaum im Stande war, diese Staaten zu einer wesentlich subtileren Auffassung ihrer Pflichten zu veranlassen, was soll man dann erst zu dem Empfange sagen, der dem serbischen Staatsbankerott von deutscher Seite bereitet wird? Heißt es nicht, den Bankerotteur in liebenswürdigen Formen zu einer Wiederholung des Bankerotts auffordern, wenn die Vertreter der Banken, wie es im Karlsbader Protokoll heißt, finden, „daß die Vorschläge Seiner Exzellenz des Finanzministers geeignet sind, das Vertrauen zu dem serbischen Staatskredit in hohem Grade zu befestigen", wenn ein offiziöses Organ der deutschen Regierung, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", die Konversion in der wohlwollendsten Weise bespricht, wenn ein größeres Börsenblatt über den serbischen Bankerott in förmliche Verzückungen geräth und die „finanzielle Wiedergeburt des Landes" in allen Tonarten besingt, wenn endlich die Börsenbehörde ihre Hände segnend über das Ganze breiten sollte — gibt es, wiederholen wir, etwas Einladenderes für eine von Konversionsanwandlungen nicht ganz freie Regierung, um den Tanz mit den fremden Gläubigern gar bald von Neuem zu beginnen?! Wir möchten es noch sehr dahingestellt sein lassen, ob, wenn die Börsenbehörden der Einführung der neuen Anleihe an der Börse widerstreben, man alsdann serbischer Seits schlank zur Tagesordnung übergehen wird. Daß aber das Dogma von dem finanziellen Fatalismus, welches den deutschen Staatsgläubigern seit Jahren gepredigt wird und welches ihnen lehrt, in stiller Entsagung von den Bankerotteuren das zu nehmen, was diese ihnen zu bieten für gut befinden — daß dieses Dogma das Mittel sei, um diese Staaten zur Raison zu bringen und die Ansprüche der Gläubiger zu befriedigen, dürfte nach dem Vorhergesagten doch mehr als zweifelhaft erscheinen.

Nun kommt aber hinzu, daß wenn man sich in dieser Angelegenheit auch auf den reinen Standpunkt momentaner Nützlichkeit stellt, die Genehmigung des Prospekts doch noch immer ziemlich fragwürdiger Natur sein würde. Paragraph 13 der revidirten Börsenordnung bestimmt, daß das Börsenkommissariat den Handel in einem bestimmten Effekt den vereideten Maklern nur dann gestatten darf, „wenn in einer von ihm hinreichend befundenen Weise die für die Beurtheilung des Effekts wichtigen Angaben seitens der hiesigen das Effekt einführenden Firma durch Aushang an der Berliner Börse und Insertion in Berliner Zeitungen bekannt gemacht worden sind". Zu den für die Beurtheilung des Effekts wichtigen Angaben gehören natürlich auch die auf die Rechtsgrundlagen des Effekts bezüglichen Mittheilungen. Der Prospekt über das neue serbische Anlehen wird somit entsprechend den Karlsbader Abmachungen die Angabe enthalten, daß die verschiedenen Monopole, wie das [Tabak]monopol ꝛc. der neuen Anleihe verpfändet sind. [Nun] existiren aber an der Berliner Börse auch die fünfproz[entigen] Anleihen, die auf Basis der früheren Prospekte [eingeführt] wurden, in denen diesen Anleihen die betreffenden [Mono]pole zugesichert wurden. Diese fünfprozentigen [Anleihen] werden naturgemäß nach wie vor weiter notirt [werden] müssen, denn das Börsenkommissariat wird sich doch [wohl] nicht dazu hergeben, denjenigen Besitzern fünfproz[entiger] Anleihen, die keine Lust haben, auf den Umtausch [einzu]gehen, durch Streichung der Notirung auch noch die [Mög]lichkeit eines Verkaufs ihrer Papiere zu nehmen. Es [würden] somit an der hiesigen Börse beide Sorten, sowohl die [fünf]prozentigen wie die vierprozentigen Obligationen [notirt] werden. Wie stellt sich nun das Börsenkommissariat [das] Rechtsverhältniß dieser beiden Anleihekategorien vor? [Wem] ist nach Auffassung des Kommissariats das Tabakmo[nopol] verpfändet, den Besitzern der neuen oder der alten An[leihe]? Selbstverständlich werden sich die Börsenkommissare [doch] darüber zu vergewissern haben, ob das sog. Konversions[gesetz] die Pfänder für die alten Anleihen überhaupt aufhebt, [da es] ja sonst nicht einmal nach serbischem Rechte klar [ist], wem nun eigentlich die Pfänder gehören. Würde nun, [ohne] Klarstellung dieses Punktes, das Börsenkommissariat die [neue] Anleihe genehmigen, so würde es unseres Erachtens [damit] anerkennen, daß die verschiedenen Pfänder der neuen [An]leihe zukommen. Da aber die Ueberweisung der Pfä[nder] an die neue Anleihe nur möglich ist, wenn sie den [alten] Anleihen einfach weggenommen werden, so liegt in der [Ge]nehmigung des Börsenkommissariats gleichzeitig die [still]schweigende Anerkennung, daß die Pfänder den alten [An]leihensgläubigern konfiszirt werden. Betrachtet man [nun] die Frage vom reinen Interessenstandpunkt, so erscheint [die] Genehmigung des Prospektes nicht minder fragwürdig, [da] sie eine Schädigung der alten Anlehensgläubiger bed[eutet], denen dann auch die Börsenbehörde indirekt jeden An[spruch] auf die Pfänder absprechen würde. Es wäre das eine Sch[ädi]gung der alten Anlehensgläubiger zu Gunsten der neu[en].

Alle die vorstehenden Gesichtspunkte aber, so seh[r sie] auch zur Charakterisirung der ganzen Angelegenheit die[nen], stellen die eigentlichen Triebfedern bei dieser Finanztransak[tion] noch immer nicht völlig klar. Während bei andern Sta[ats]bankerotten bisher immer nur von den Gläubigern [ver]langt wurde, daß sie den fremden Staaten Opfer brin[gen] sollten, werden in diesem Falle auch noch von einer [drit]ten Seite Zugeständnisse gefordert.

Man vergegenwärtige sich die Sachlage!

Die serbische Regierung fordert Reduktion der Zi[nsen] von 5 Proz. auf 4 Proz. und Verlängerung der Amor[ti]sation auf 72 Jahre. Zur Durchführung dieses P[lanes] wird vorgeschlagen 1. Zusammenwerfen sämmtlicher Pfä[nder], 2. Gewährung neuer Titres an die jetzigen Anleihe[n]gläubiger. Weder das eine noch das andere erscheint n[oth]wendig, um die Wünsche der serbischen Regierung [zu be]friedigen, insoweit Ersparungen durch Zinsreduktion in [Frage] kommen. Warum hat desungeachtet Serbien die „Kon[ver]sion" nicht im Wege einer einfachen Abstempelu[ng] der Titres von 5 Proz. auf 4 Proz. unter V[er]längerung der Amortisation durchgeführt? Diese [Art] der Konversion würde für die serbische Regierung den[selben] Zweck erfüllt, im Uebrigen aber im Vergleich zu den [je]tzt schon in der Durchführung begriffenen Transaktionen [fol]gende Vorzüge gehabt haben: 1. die Spezialpfänder brauch[ten] nicht konfiszirt zu werden, 2. die nicht geringen Herstellung[s]kosten für die neuen Titres in Höhe von 355 Mill. Franken wü[rden] vermieden, 3. der deutsche Stempel, den Serbien sich zu t[ragen] erboten hat, würde gespart, 4. die Konversion würde [bei] Weitem nicht so umständlich sein, 5. Streitigkeiten zwi[schen] alten und neuen Anleihensgläubigern könnten nicht [statt]finden, und 6. alle Schwierigkeiten bezüglich der Zulass[ung] der neuen Anleihe würden vermieden. Warum also [hat] man nicht diese Art der Konversion beliebt, die doch je[den]falls billiger und einfacher ist? Die Ursache hierfür li[egt], wie uns scheint, ziemlich klar am Tage: die betheiligten Ban[ken]

en sich bei dieser Gelegenheit für ihre Serbien geleiste- Vorschüsse gleichfalls bezahlt machen. Dagegen wäre ich nichts einzuwenden; daß aber die Wiedererlangung r Vorschüsse mit der offenbarsten Benachtheiligung der mmten übrigen Gläubiger, die bei dieser Gelegenheit haupt nicht gefragt werden, zusammenfällt, das schwächt Einwände gegen diese ganze Operation gewiß nicht ab.

Wir glauben im Vorstehendem alle Gesichtspunkte ent- ett zu haben, welche bei der Beurtheilung dieser Frage Gewicht fallen und welche namentlich auch bei der Zu- ung der neuen Anleihe zum Handel an der Börse in racht zu kommen hatten. Man hat die Idee ausge- chen, die Börsendehörde möge den Prospekt genehmigen einer offiziellen Erklärung des Inhalts, daß man sich r der Vertragswidrigkeit Serbiens bewußt sei, daß jedoch Genehmigung mit Rücksicht auf die Konvertirenden er- ie, daß aber fortan jede neue serbische Anleihe der Ber- r Börse verschlossen sei, ähnlich wie im Jahre 1880 sei- s der Amsterdamer Börse mit Bezug auf die griechischen piere verfahren worden ist. Wir geben dieser Anregung am, besondern Geschmack können wir ihr nicht ab- innen, wenn sie auch immer etwas mehr besagen will eine Genehmigung des Prospektes sans phrase. Wir sen es wohl, das Börsenkommissariat steht vor einer wierigen Entscheidung. In mehr als einer Beziehung rde es mit der Genehmigung des Prospektes eine ziem- e Verantwortlichkeit auf sich nehmen; und wir empfehlen ner das Zugeständniß der Zulassung zur Notirung nicht machen, ohne zu versuchen, für die deutschen Gläubiger Serbien weitere Zugeständnisse zu erlangen.

Ernst Heinemann.

Ignaz von Loyola.

Keine Ordensgründung innerhalb der katholischen rche hat solche Bedeutung erlangt, wie das Entstehen der sellschaft Jesu. Weniger deren Erfolge im Kampfe gegen Protestantismus und in der Wiederbelebung des katho- hen Sinnes — so wichtig diese auch gewesen sind — chen die Größe ihrer historischen Rolle aus, als vielmehr Umstand, daß die Jesuiten der ganzen römischen Ge- inschaft ihre eigenen Anschauungen und Ziele aufgenöthigt ben. Allmacht des Papstthums, Abschließung gegen jedes, ch das kleinste Zugeständniß an Neuerer und Zweifler, rnichtung der Nationalkirchen und der bischöflichen Selb- indigkeit zu Gunsten gleichförmiger Einheit, Erfüllung des nzen Lebens, auch der Laien, mit Kirchenfurcht und Kir- endienst, Hervorheben des dogmatischen und formalen ementes in der Religion vor dem moralischen: das sind Richtungen, die der Jesuitenorden mit staunenswerther cherheit und Beharrlichkeit verfolgt und denen er zur rrschaft im Katholizismus verhalfen hat. Es verschlägt utzutage wenig, ob die Staatsgewalt den Orden aus iem Gebiete ausschließt oder ihm Zugang gestattet; ist ch die gesammte Kirche derart von seinem Geiste durch- ungen, daß auch abwesend der Jesuitismus jeden ihrer eile regiert.

Die Persönlichkeit des Stifters einer solchen Gemein- aft hat begreiflicher Weise von je her die Aufmerksamkeit d Wißbegier weitester Kreise angeregt. Früher, in den iten erbitterten Religionskampfes, sahen die Einen in ihm rzweg einen schlauen Betrüger, eine Art Mephistopheles menschlicher Gestalt, die Andern den von Gott geleiteten llosen Heiligen. Indeß seit Ranke hat die unparteiische, s den echten unmittelbaren Wissensquellen Menschen und iten restaurirende Geschichte den Stifter und die Begrün- ng des Jesuitenordens in den Kreis ihrer Forschungen nbezogen. Sie erkannte die Nothwendigkeit, diese Dinge in en dem Zusammenhange, aus dem sie hervorgegangen sind, nämlich in der Gemeinsamkeit der katholischen Gegen- reformation des sechzehnten Jahrhunderts, aufzufassen und darzustellen. Auch der Verfasser dieser Zeilen hat solches in einem französisch geschriebenen Buche sowie in einem ihm übertragenen Theile der großen Oncken'schen Welt- geschichte versucht. Aber gerade in jüngster Zeit sind über die Geschichte Loyolas und der Gesellschaft Jesu zahl- reiche umfassende und höchst belehrende Quellenpublikationen erfolgt, die den Historiker anreizen mußten, den gesammten Gegenstand von neuem zu behandeln. Eberhard Gothein hat sich in einem vor wenigen Wochen erschienenen Werke *) dieser dankenswerthen Aufgabe unterzogen. Der Bonner Professor der Nationalökonomie ist damit zu dem ursprüng- lich von ihm bebauten Felde, der Kulturgeschichte, zurück- gekehrt, und zwar hat er sein Ziel in der weitesten und be- deutsamsten Weise aufgefaßt: eine Kulturgeschichte der Gegenreformation und des aufstrebenden Jesuitenordens zu geben. Eingehende und ausgedehnte Studien in italienischen, deutschen und französischen Archiven — bei denen leider das römische und das spanische von Simancas ausfielen — ergänz- ten ihm das gedruckte Material, von dem er nur wenige neuere spanische Arbeiten, wie die von Fidel Fita, und deutsche, wie das Werk Zimmermanns über Kardinal Pole, übersehen hat. Mit bewundernswerthem Wissen und tief ein- dringender, feiner psychologischer Kunst zeichnet er das Bild der Führer der Reformbewegung des 16. Jahrhunderts in- nerhalb der katholischen Kirche, Loyolas selbst und seiner hauptsächlichen Helfer, der religiösen Entwicklung Spaniens sowie einiger tonangebender italienischer Staaten, zumal Venedigs. Wesentlich Neues vermag er nur selten zu bieten, aber das Bekannte wird überall durch sorgfältige Ausfüh- rung ergänzt und abgerundet, in anziehender Weise vorge- führt. Leider ist hier und da das Bild etwas unsicher und verschwommen; von seinem hohen Standpunkte aus über- sieht Gothein oft die scharfen und bestimmten Linien, die dem Gemälde Festigkeit und Anschaulichkeit verleihen muß- ten. Der Leser hat meist selber die letzten Schlußfolgerun- gen zu ziehen, die dem empfindlich ästhetischen Gefühle des Verfassers offenbar widerstrebt haben.

In einem Punkte muß ich ihm freilich entgegen treten. So sehr Loyola auch in seiner ursprünglichen Richtung aus dem soldatisch-fanatischen Wesen des damaligen Spanien hervorgegangen ist — er war nicht, wie Gothein S. 74 sagt, schlechthin der Repräsentant des spanischen Geistes in der Kirche. Denn er wurde der Verfechter der unbegrenzten Gewalt des Papstthums auf kirchlichem Gebiete, während sonst die Spanier, unter Führung ihres Königthums, gerade die eifrigsten Gegner der päpstlichen Allmacht und die Vor- kämpfer des Nationalkirchenthums waren. Das zeigte sich schon auf dem Trienter Konzil, wo in dieser Hinsicht die Vertreter des Jesuitenordens sich in schärfstem Gegensatze zu den spanischen Prälaten befanden.

Der vor zwei Jahren verstorbene Maurenbrecher hat mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit und dialektischer Kunst nachzuweisen versucht, daß im sechzehnten Jahrhun- dert die katholische Kirche aus eigener Kraft zur dogmati- schen und moralischen Wiedergeburt gelangt wäre, und daß Luther nur störend eingegriffen habe, indem er durch plumpe Opposition diese innere Umwandlung unmöglich machte und die überzeugt katholischen Elemente zum Widerspruch und zu scharfer Reaktion anreizte. So wenig auch das feine und milde Wesen Gothein's sich auf Polemik einläßt, aus seiner Darstellung der katholischen Reformbewegung geht von neuem die Unhaltbarkeit solcher Auffassung unwider- sprechlich hervor. Die spanische Kirche, auf die Mauren- brecher hauptsächlich zählt, beschränkte sich entweder auf, im Ganzen unfruchtbare Bestrebungen zur Hebung der Sitten und der Gelehrsamkeit und Disziplin, oder erging sich in den Träumereien der Mystiker und Illuminaten (alum- brados), die einen rein persönlichen Charakter trugen und auf die allgemeinen Verhältnisse wenig oder gar nicht ein-

*) Ignatius von Loyola und die Gegenreformation. Halle, Max Niemeyer, 1895

zuwirken im Stande waren. Die hochgestellten Geistlichen aber, die in Italien selbst eine Reform, auch auf dogmatischem Gebiete, in ähnlichem Sinne wie Luther, befürworteten, waren viel zu politisch, zu fein, zu epikuräisch, um in einem Kampfe zu siegen, wo nur äußerste Entschlossenheit, feurige Begeisterung, ja brutale Kraft zum Ziele führen konnten. Im entscheidenden Augenblick hat ihnen jedesmal der Muth gefehlt, ihre Ueberzeugung auf Gefahr ihres reichen Lebens und ihrer angesehenen Stellung hin zu verfechten. Da mußte freilich in Rom die Partei der kirchlichen Reaktion siegen, die mit allen Waffen des rücksichtslosesten Fanatismus stritt, und an deren Spitze der Eiferer Caraffa, der spätere Papst Paul IV., stand. Machte doch von vornherein an der Kurie die konservative Richtung, für die Aenderungen mit Nachgiebigkeit und Nachgiebigkeit mit Selbstvernichtung zusammenfielen, die große Mehrheit aus. Auch Caraffa erstrebte eine Reform, aber eine Reform nur des kirchlichen Lebens, und zwar von oben her, durch die überlieferten kirchlichen Gewalten. Allein auch das ließ sich nicht rein äußerlich machen: es mußten sich ihnen dazu Mächte zu Gebote stellen, die aus der Tiefe des Volksgemüthes stammten. Und sie fanden sich, und zwar im Schoße der romanischen Nationen. In Italien und Portugal erfolgte eine Reihe von Neugründungen von Kongregationen und Orden zur Wiederbelebung der Wohlthätigkeit und des kirchlichen Lebens, zur Erweckung des Glaubens und zur Heranbildung tüchtiger Bischöfe. Aber alle diese Schöpfungen traten bald in den Hintergrund vor der jüngsten unter ihnen, dem Jesuitenorden.

Ignaz von Loyola ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in dem an bedeutenden Charakteren so reichen sechzehnten Jahrhundert. Man sehe nur die ausdrucksvolle Physiognomie des kleinen schmächtigen Mannes: das hagere und doch kräftig gebaute Gesicht, die breite schön gewölbte Stirn, in tiefen Höhlen die kleinen aber listigen Augen, die mächtig gebogene Nase, den energischen Mund, dessen voll hervortretende Unterlippe noch die mühsam gebändigte Sinnlichkeit anzeigt. Ignatius besaß die nothwendigste Tugend, um ein großes und wichtiges Unternehmen glücklich zu leiten: er war fest von der Güte der Sache überzeugt, die er verfocht. Er glaubte sich von Gott erwählt, um dessen Feinde zu vernichten, Macht und Ansehen der Kirche in früherem Glanze wieder herzustellen. Er hatte in sich jeden anderen Wunsch, jedes andere Interesse erstickt, als die, Gott, d. h. der römischen Kirche zu dienen. Hier entfaltete er eine Ausdauer, eine Thatkraft, die sich durch nichts ermüden ließen: „Die Arbeiter im Weinberge des Herrn dürfen stets nur einen Fuß auf dem Boden haben, der andere muß erhoben sein zur Fortsetzung der Reise.“ Neben dieser großen Aufgabe kannte er kein anderes Interesse, aber eben deshalb opferte er ihr jede andere Rücksicht. Sein mühsam der Leidenschaftlichkeit seines Wesens abgerungener Gleichmuth war die Frucht fester Ueberzeugung von dem sicheren Siege seiner Sache. Im Streite für sie kannte er keine Furcht: „Kein Sturm ist so schlimm wie Windstille, und kein Feind so gefährlich wie keinen Feind zu haben.“

Aber diese Sache schien Ignaz so heilig und dabei von so unvergleichlicher Wichtigkeit, daß er alle Mittel für gut hielt, um ihr zu dienen und sie zu befördern. „Vorzügliche Klugheit“, sagt er selbst, „vereint mit mittelmäßiger Heiligkeit, ist mehr werth, als größere Heiligkeit mit minderer Klugheit.“ Sind nicht alle moralischen Irrthümer, in die die Jesuiten verfallen, im Keime in diesen Worten enthalten, die so verwunderlich von Seiten eines Mannes klingen, der sich ehemals mystischer Frömmigkeit ergeben hatte? Da hat man gerade das spanische Wesen; niemals würde ein niederländischer oder deutscher Mystiker zu solchem Grundsatze gelangt sein. Der heilige Ignatius selber hat den Jesuiten die später von ihnen so eifrig betriebene Kunst der Seelenfängerei gelehrt: „Ein guter Seelenjäger muß zuerst viele Sachen stillschweigend hingehen lassen, als wenn er sie gar nicht bemerkte; später, wenn er sich erst des Willens bemächtigt hat, kann er den Schüler lenken, wohin er will.“ — „Man muß nicht gleich zuerst den in weltliche Interessen versunkenen Leuten von geistlichen Angelegenheiten [...] das hieße ohne Köder und Lockspeise fischen wollen“ [...] Was waren die Menschen, die dieser, wie er sagte, [...] göttlichen Vorsehung so demüthige Priester in sein[e] [...] schaft aufzunehmen wünschte? Sein vertrauter [...] Pater Polanco, belehrt uns darüber zur Genüge: „[...] sah bei denen, die sich anboten, weniger auf die [...] Güte als auf die Festigkeit des Charakters und Ge[...] keit für die Geschäfte, denn er war der Meinung, [...] die sich nicht für die öffentlichen Angelegenheiten [...] auch nicht für die Gesellschaft paßten.“ Die Frömm[igkeit] hatte offenbar nur geringen Werth, wo es sich um die [...] lichen Interessen der Gesellschaft Jesu handelte. Im [Auf]trage des Generals schreibt Polanco 1551 dem Rektor [des] Jesuitenkollegs zu Coimbra über die Eigenschaften [...] Novizen besitzen müssen. Es sind besonders „gute [...] liche Anlagen und Fähigkeit, sei es für die Wissensch[aften,] sei es für die äußerlichen guten Werke“; man will [...] Leute von schöner Gestalt, von angenehmem Aeußern, [...] es unsere Art des Lebens und unsere Beziehungen [...] Nächsten erheischen.“ Kein Wort von religiösem Bew[...] echter Frömmigkeit: Verstand und Lebensklugheit, [...] winnendes Aeußere — das ist alles, was Loyola [...] Gewiß sehr bezeichnend für den Charakter des [...] Ignatius und der Gesellschaft, die er gegründet hat.

Eine solche Persönlichkeit, aus Religiosität, Ent[...] Fanatismus, List, wilder und unbedenklicher Thatkr[aft] [zu]sammengesetzt, wird uns heutzutage wenig sympathisch [...] wo wir Freimuth und Geradheit als die wichtigsten [...] tischen Erfordernisse des Mannes betrachten. Aber [...] können uns nicht enthalten, die Einsicht Loyola's und [...] eisernen Willen zu bewundern, und werden sicher [...] daß er nicht leicht hätte besser veranlagt sein können [...] die Organisation und Ausdehnung eines streitbaren Ord[ens].

Jede Doppelzüngigkeit schien ihm erlaubt, wen[n es] dessen und der Kirche Vortheil galt. Man lese bei Got[...] nach (S. 612), wie er, unter dem Deckmantel eines [...] deutigen Eidschwurs, die portugiesischen Neuchristen ins [Ver]derben lockte und dann diesen schlechten Streich mit Beh[agen] zu erzählen liebte: „Da ist mir eine hübsche Gesch[ichte] passirt.“ Genau so hat sein von ihm hochgeschätzter Ord[ens]bruder, sein zweiter Nachfolger Borgia — der doch in [...] richtiger Begeisterung, um in die Gesellschaft Jesu [einzu]treten, sein Herzogthum Gandia und die Stellung als [...] Edelmann Spaniens aufgegeben hatte — mit echt span[ischem] Cynismus ausgerufen: „Was Wunder, wenn der Teufel [...] mir ausreißt! Das Sprichwort sagt: ein Schelm kenn[t den] andern“, oder gar lachend gesagt: „Ich thue dem Sat[an] viel zu Liebe, da thut auch er mir wohl einen Gefallen.“ Schon unter Loyola wurde die wichtigere Korrespon[denz] der Jesuiten doppelt geführt: erbauliche Briefe, die [...] vorzeigen konnte, und die eigentlich bedeutsamen, die [...] besser verheimlichte.

Auch von protestantischer Seite ist behauptet wor[den,] Loyola sei ein frommer, geistig unbedeutender Schw[ärmer] gewesen, die wahre Organisation des Jesuitenordens [...] von Lainez her, der freilich jenen an theologischem [...] überragte, und der dann sein erster Nachfolger wurde. [...] Korrespondenz Loyola's und seiner Gefährten, wie sie [...] vorliegt, erweist ganz den Ungrund dieser Annahme [...] tius selber hat in allem Wesentlichen der Gesellschaft [...] Wege vorgezeichnet, er selber ihr in der Bekämpfung [der] Ketzerei, zumal des Protestantismus, das eigentliche [...] gesteckt. Dazu vor allem schien ihm sein Orden [...] und zwar unter der unbeschränkten Leitung durch [...] General. Als einer seiner Genossen einst von seiner [...] scheidung an den Papst Berufung einlegte, sah [...] darin eine „Einflüsterung des Teufels“.

Und so oft die Jesuiten es auch geleugnet haben [...] Erreichung ihrer Zwecke bediente sich die Gesellschaft [...] nicht nur ihrer öffentlich als solche anerkannten Mitglieder, sondern auch geheimer Genossen, Laien wie Priester, [ver]heiratheter wie Unverheiratheter, die, um desto einflu[ßreicher] zu wirken, aus ihren gewöhnlichen Lebensverhältnissen [...]

ieben. Gerade Loyola hat solche Männer grundsätzlich
ſt verwendet, indem er ihnen zum Lohn ihrer Affilia-
villkürlich Antheil an allen den geistlichen Gnaden ver-
die der heilige Stuhl den eigentlichen Jesuiten ertheilt
(Gothein, S. 358 ff.)

Sofort nach seiner Gründung fand der Orden Gelegen-
seinen Einfluß auf die fernere Gestaltung der katho-
Kirche in nachdrücklichster Weise geltend zu machen.
em Trienter Konzil (1545—1563) haben seine Vertreter,
Lainez, in allem Wesentlichen den Gang der Dinge
imt, bisweilen noch über die Absichten der Kurie hin-
Die unbedingte Abweisung der Protestanten, die strenge
nmenfassung der gesammten Kirche unter der Herrschaft
apstthums, die Bekräftigung, Ausbildung und systema-
Anordnung der überlieferten Dogmen, die Reformirung
onfessionellen Lebens und Unterrichtes, wie sie die Be-
ſe des Konzils kennzeichnen, sind zum großen Theile
Werk der jesuitischen Theilnehmer. Dadurch schon haben
en Charakter der katholischen Kirche für alle Folgezeit
e von ihnen beabsichtigten Bahnen geleitet.

Volksthümlich aber waren sie unmittelbar nach ihrer
ung nirgends, außer in Portugal, das sie wirklich,
ilisch und materiell, gründlich heruntergebracht haben.
ſt aber hatte der Orden selbst in Spanien, Loyola's
iathslande, mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen.
mit Hilfe der Fürsten und Großen, unter Anwendung
Vorsicht und List, unter Versprechungen und Opfern,
ie baldmöglichst wieder rückgängig machten, wußten sich
Jesuiten in die verschiedenen Länder einzuführen. In
tschland, wo ihnen zunächst alles feindlich war, erhielten
n Oesterreich, Bayern und Köln als Reformatoren des
lichen Unterrichts Zutritt. Alle diese Peripetien hat
hein, zum Theil auf Grund neuen Materials, in fast
schwänglicher Ausführlichkeit dargestellt. Sehr schön ist
Schilderung von Franz Xavier's und dessen Nachfolger
ſionsthätigkeit in Asien, die freilich, nach vorübergehender
izender Blüthe, mit dem Untergange der eingeborenen
iſten endete. Auch sonst sind die äußeren Erfolge der
iiten meist weit überschätzt worden; um so größer und
ergehend ist der Einfluß, den Loyola und seine geistlichen
yne auf die Gestaltung der eigenen Kirche geübt haben.

M. Philippson.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Papierne Zungen.

Man kann einer so reizbaren Nation, wie die Fran-
ſen es sind, die Gefühle nachempfinden, mit denen sie die
erteljahrhundertsfeiern der großen Tage des Jahres 1870
gleiten.

Wir gedenken in diesen Tagen zwar nicht der
emüthigung eines politischen Gegners; so weit wir auch
iberſpähen, es ist nirgends dieser Ton vulgärer Barbarei
Deutschland angeschlagen worden, der eine Selbsternie-
igung für uns sein müßte; aber gleichviel; jede Erinne-
ng an unser Vorwärtsschreiten auf dem Wege zur Ein-
it, die uns das höchste Gut nationalen Jubels brachte,
den Franzosen eine Erinnerung an Tage tiefster natio-
aler Trauer.

Daß zwei große Kulturnationen, die aufeinander an-
wiesen sind, bei dem Gedanken an dieselben Ereignisse so
Sharmonisch empfinden müssen, ist eine tragische Verknüpfung
s Geschickes, durch die Europa seit einem Vierteljahr-
undert leidet.

Es wäre phantastisch, zu glauben, daß irgend ein beiden
heilen genehmes Mittel gefunden werden könnte, um diese Kluft von heute auf morgen zu überbrücken, und es ist ein Irrthum anzunehmen, daß es eigentlich nur guten Willens bedürfte, um alle Empfindungen von gestern auf heute fortzuwischen. Es gibt keine Wunderkuren, und man darf nicht auf ein Wunder hoffen, wo höchstens das langsame Verbleichen der Vergangenheit den grellen Gegensatz von nationaler Trauer und nationaler Freude mildern kann.

Ob die Franzosen gut und klug thun, dem Kultus ihrer Trauer immer neue Opfer zu bringen, darüber werden sie von uns Deutschen am wenigsten Belehrung anzunehmen geneigt sein. Was wir zu thun haben, ist, politisch mit diesen Empfindungen der Franzosen zu rechnen, und menschlich uns zu hüten, in die alten Wunden böswillig neues Gift zu träufeln. Das sind wir uns schuldig, und man sollte meinen, die Franzosen wären es sich schuldig, eine gewisse zurückhaltende Achtung auch uns zu bezeigen; das thun natürlich die aufgeklärten Franzosen aus Gerechtigkeitsgefühl und aus Klugheit; denn um so mehr erniedrigt sich der Unterlegene selbst, je niedriger er den Gegner darstellt.

Nun gibt es Gesindel in jeder Nation; aber es fragt sich, welches Gehör solches Gesindel sich bei der Nation zu verschaffen vermag; ob es im Winkel sein Wesen treibt, oder auf einer weit sichtbaren Tribüne Ansehen und Einfluß genießt; gleichgültig, ob dieses Ansehen und dieser Einfluß verdient oder nicht verdient sind.

Vor ganz kurzer Zeit brachte der Pariser „Figaro" eine Zeichnung, die zwei Männer in den plumpen Formen darstellte, wie chauvinistische Franzosen die Deutschen darzustellen lieben. Der Alte zeigte mit dem Finger vorwärts und sagte dem Jüngeren: Dort unten haben wir die ersten Uhren gestohlen. Das war die Erinnerung, die bei den Deutschen Weißenburg hervorrufen sollte. Jetzt bringt derselbe „Figaro" aus einem Pamphlet des Jahres 1870 Auszüge. Dort heißt es in einem Handschreiben, das Chaudordy unterzeichnet ist, von den deutschen Truppen: ses troupes transformées en hordes de pillards, und von der deutschen Regierung heißt es:

„Elle annonce à l'Europe l'anéantissement de Paris, de ses monuments, de ses trésors, et la vaste curée à laquelle depuis trois mois elle a convié l'Allemagne."

Diese eine Wendung zeigt, was von der Zuverlässigkeit der des Weiteren angeführten sogenannten Thatsachen zu halten ist. Sie verdienen nicht die Ehre der Widerlegung. Ein Pamphlet wie dieses war in gewissem Grade zu entschuldigen zur Zeit der furchtbaren Erregungen des Jahres 1870; aber heute?

Auch die Deutschen sind keine Engel; sie bilden sich das nicht ein in Verblendung, und ein Krieg wird nicht entfesselt, ohne daß schlimme Eigenschaften bei einzelnen Individuen beider Nationen hervorbrechen. Allein der „Figaro" tritt seinen Landsleuten wirklich zu nahe, wenn er ihnen sagt, der Frankfurter Friede sei von Briganten und Uhrendieben erkämpft worden.

Der „Figaro" ist natürlich nicht Frankreich; aber er ist ein viel gelesenes Blatt in Frankreich; und er züngelt Gift; er träufelt es den Franzosen ein, und er träufelt es den Deutschen ein.

Den Franzosen fehlt der Muth gewiß nicht; aber eine Art des Muthes ist zu selten bei ihnen. Die anständigen Leute, welche die gefahrvollen Ausschreitungen des Chauvinismus bedauern, haben doch nicht oft den Muth, ihm entgegen zu treten. Dieser falsche Patriotismus ist eine souveräne Macht bei ihnen, und weil er eine souveräne Macht ist, so ist er auch ein gutes und einträgliches Geschäft für alle zweideutigen Existenzen. Der „Matin" erfährt es gerade jetzt, was es heißt, diesem Götzen die Reverenz zu versagen. Das Blatt brachte wahrheitsgemäße Berichte aus Elsaß-Lothringen, die besagen, daß die Masse der Bevölkerung von Frankreich nichts mehr hofft und den Frieden will; und der „Matin" wurde niedergeschrieen.

Es ist nicht nur das Unglück von Königen, sondern auch von verblendeten Nationen, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen.

Alle derartigen Ausschreitungen auf Papier sind eine Zeitlang ungefährlich, bis sie plötzlich eine Gefahr werden. Daran möchten wir mahnen.

Plutarch berichtet, daß am Feste des Harpokrates durch ganz Egypten der Ruf ertönte:

γλῶσσα τύχη, γλῶσσα δαίμων

Zunge ist Glück, Zunge ist Unheil

Das wäre ein gutes Motto für jede Zeitung.

Bulgarus.

Der „goldene" Boden der Schriftstellerei.

Kürzlich wurde in London auf einer Auktion das Autogramm der 28 Zeilen langen Burns'schen Ballade: „Fy, let us a' to kirk" mit 16 £ oder rund 320 Mark bezahlt. Vor hundert Jahren, als Burns in Dumfries dichtete und den Zeitschriften die Manuskripte seiner Lieder zum ersten Abdruck überließ, stieg sein gesammtes Jahreseinkommen nie über 70 £. Welch ein Gegensatz in diesen beiden Thatsachen! Allerdings sind in diesen hundert Jahren die Burns'schen Lieder und Balladen in Hunderten von Auflagen durch die englisch redende Welt gewandert und diese Popularität nach dem Tode ist es, die heute die Phantasiepreise für vergilbtes Papier mit den Schriftzügen des gefeierten Dichters bedingt.

Man rühmt von unserer Zeit, daß sie das sprichwörtliche Schriftstellerelend früherer Jahrhunderte nicht mehr kenne. Wer heute zu schreiben verstehe, finde einen so großen Markt für seine Produkte, daß ihn äußerliche Noth nicht leicht ereile. Das ist gewiß im Allgemeinen richtig; aber wenn auch der litterarische Markt und der Konsum litterarischer Produkte sich bis ins Unermeßliche vergrößert haben, so ist doch das Eine gegen früher nicht geändert, daß der innere litterarische Werth zum äußeren Erfolge, zum Markterfolge, selten in einem direkten, häufig sogar im umgekehrten Verhältnisse steht. Gehören doch Traumbücher diesseits und jenseits des Ozeans noch heute zu den am meisten gelesenen und gekauften Produkten der Buchdruckerkunst; und eine so elende Posse, wie „Fernand's Ehekontrakt", konnte im vergangenen Winter dem deutschen Bearbeiter ein beträchtlich höheres Autorhonorar verschaffen, als Shakspeare für seine sämmtlichen Dramen an klingendem Lohn davongetragen hat. Gewiß ist nicht alles Schund, was zieht; es gibt auch rühmliche Ausnahmen. Aber im Großen und Ganzen haben die breiten Bettelsuppen, die mit etwas Lüsternheit und ein wenig Skandalsucht gewürzten Ragouts, die bloßen Reizmittel der Neugierde, die sensationellen Gerichte in unserer Zeit vielleicht noch eher Aussicht, große äußere Erfolge zu erzielen, als vordem, wo es weniger Leser gab, diese aber mehr Muße hatten, um das Gelesene innerlich zu würdigen. Ob eine Zeitschrift, wie die „Horen" unter der Redaktion eines Schiller und der Mitarbeiterschaft eines Goethe gegenwärtig mehr Glück machen würde, als dies vor einem Jahrhundert der Fall war, ist mindestens fraglich. Wenn jedoch ein Theil der „Horen" zufällig ungedruckt und bisher unbekannt geblieben wäre, so würde die Auffindung und die Veröffentlichung dieses bisher ungedruckten Theiles einer an der Theilnahmlosigkeit des Publikums gescheiterten Zeitschrift ohne Zweifel einen sensationellen Erfolg haben. Wo ausschließlich der innere litterarische Werth entscheidet, da stehen eben heute die Dinge nicht viel anders, als vordem. Die interessante Kuriosität dagegen, der berühmte Name, der Mode... die profitiren davon, daß wir auch litterarisch ... Zeichen des Verkehrs stehen. Als Rudyard Kipling ... der Mode war, erhielt er einmal für einen kleinen ... 1 £ per Druckzeile. Dem Zeitungsunternehmer, der ... enormen Preis zahlte, diente der Artikel zur Reklame. ... Thatsache dieses Riesenhonorars richtete die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Unternehmen, in welchem der ... erfolgte, und damit war der Zweck erreicht. Die ... Notorietäts- oder Reklamehonorare, die mit dem Werth ... litterarischen Produkts nur in einem losen Zusammenhang stehen. Wenn Fürst Bismarck heute für eine Zeitung unter seinem Namen eine zweihundert Zeilen lange Charakterskizze über Kaiser Wilhelm II schreiben wollte, würde er sicher ohne Schwierigkeiten 2 £ per Zeile ... Honorar bedingen können.

Solche exceptionellen Fälle bedeuten nichts für ... Norm, aber sie tragen manches dazu bei, in der öffentlichen Meinung eine irrige Vorstellung von den äußeren Erfolgen schriftstellerischer Thätigkeit zu erregen. Speziell aus England, Frankreich und Amerika erzählt man sich Wunderdinge ... der finanziellen Ergiebigkeit des schriftstellerischen Berufs. Da wird berichtet von einem Honorar von 20000 £, das Stanley für den Bericht über seine Emin-Expedition erhalten habe, von einem Jahresgehalt von 3000 £, das der ... redakteur der „Times" beziehe, von annähernd 200000 Exemplaren, die von Zola's „Débâcle" abgesetzt seien, von ... kolossalen Honoraren, die amerikanische Zeitungen und Zeitschriften diesem oder jenem Mitarbeiter für eine ... Arbeit bezahlt haben. Und daraus werden allgemeine Schlüsse gezogen. Es hat deshalb nicht geringes Aufsehen erregt, als kürzlich in dem amerikanischen „Forum" ein ... deutender und vielseitiger Schriftsteller, der ein willkommener Mitarbeiter bei den angesehensten Zeitschriften des Landes ist, sein Einnahmenbudget veröffentlichte und nachwies, ... es ihm bei allem Fleiß nicht möglich sei, über eine jährliche Durchschnittseinnahme von etwa 20000 Mark hinauszukommen. Diese Bekenntnisse haben dann andere Schriftsteller ermuthigt, ihre persönlichen Erfahrungen zum Besten zu geben, und dabei hat es sich herausgestellt, daß ... „Forum" das Schicksal eines Auserwählten geschildert ... Schon auf der nächsthöheren Stufe sinkt das Jahreseinkommen auf die Hälfte und darunter. Hören wir einmal die ... kenntnisse eines Schriftstellers dieser zweiten Kategorie, ... derselbe in der „Evening Post" niedergelegt hat. Der ... begann seine Laufbahn als Reporter an einer Newyorker Tageszeitung und berichtete über Meetings, Feuersbrünste und Einbrüche, interviewte prominent men und bezog ... die aufreibendste Arbeit ein höchst mäßiges Gehalt. ... gelingt es ihm, in eine angesehene Wochenschrift einen ... zu bringen, der unter seinem Namen erscheint. Dann schreibt er eine kurze Geschichte, die gefällt und ihm ein Honorar von 15 Dollars einbringt. Jetzt glaubt er auf eigenen Beinen stehen zu können, er löst seine Reporterverbindung und wird freier Schriftsteller. Der Erfolg scheint ihn zu begünstigen. Er schreibt eine Novelle und ... dieselbe bei einem gelesenen Newyorker Sonntagsblatt ... Honorar 100 Dollars. Die Redaktion des Blattes ist allem Anschein nach entzückt von dem Werk. Plakate werden allenthalben ausgehängt, auf denen zu lesen ist, daß ein „neues Genie am litterarischen Horizont erschienen sei", ... in den Morgenzeitungen finden sich Inserate, wonach „... große amerikanische Novellist endlich entdeckt sei". Die Novelle wird in Abschnitten gedruckt und nach acht Tagen ... kündet die Redaktion, daß der erste Abschnitt der Novelle die Cirkulation des Blattes um 5000 Exemplare vergrößert habe. Das geht so fort, bis das Blatt 100000 Abonnenten anzeigt. Wer ist glücklicher als unser junger Autor. ... Glück ist gemacht, so versichern ihm alle seine Freunde. ... schreibt jetzt eine zweite Novelle. Aber — so unglaublich es klingt — er findet keinen Abnehmer; erst nach längerer Zeit entschließt sich eine Zeitschrift, ihm dieselbe für 30 Dollars abzunehmen. Der enttäuschte Dichter wendet sich ... anderen litterarischen Zweigen zu, und endlich nach ...

ngen Mühen bringt er es zu einer durchschnittlichen Jahreseinnahme von 2000 Dollars. Er vergleicht nun sein Geick mit dem von Freunden und Altersgenossen, die in der igend weniger versprachen als er, und die heute ein weger aufreibendes Leben führen, als unser Gewährsmann. er Eine ist Prediger geworden und bezieht ein Gehalt von 00 Dollars; der Andere, ein Arzt, bringt es auf jährlich 00 Dollars; ein Dritter ist Advokat geworden und steht h mindestens ebenso gut; der Vierte ist Chef eines senwaarengeschäfts, er hat ein noch höheres Jahreskommen.

Unser Amerikaner ist zu praktisch, um zu lamentiren. r verkennt auch nicht, daß die Unabhängigkeit eines freien chriftstellers, der geistige Reiz, der in seiner Beschäftigung egt, der Einfluß, den er auf die öffentliche Meinung ausüben vermag, bei der Beurtheilung seines Lebensschicksals esentlich in die Wagschale fallen. Aber unter den 35 000 ersonen, die in den Vereinigten Staaten die Feder berufsäßig — zumeist in der Journalistik — führen, sind natürch auch nur wenige, die in hervorragendem Maße dieser eize theilhaftig werden. Der bei Weitem größte Theil ner Armee von Schriftstellern besteht aus litterarischen agelöhnern, die um das tägliche Brot schwer zu kämpfen aben.

Daß die Dinge in der alten Welt, und insbesondere n Deutschland, nicht günstiger stehen, das unterliegt keinem Zweifel. Für litterarische Qualitätswaare ist die Nachfrage eschränkt, und diese wird zum großen Theil von Politikern, Gelehrten, Künstlern im Nebenberuf gedeckt. Unter denen iber, die das Schriftstellern zu ihrem Hauptberuf gemacht jaben, befindet sich nur eine sehr kleine Zahl, die ganz unibhängig, bloß von ihrer Feder, zu leben im Stande ist. Die meisten müssen in irgend einer journalistischen Tretmühle Beschäftigung suchen und dort helfen, die tägliche Fabrikwaare herzustellen, die das vieltausendköpfige Publikum verlangt. Wer in diesem harten Kampfe ums Dasein nicht unter die Füße kommt, sich vielmehr durchringt und vom journalistischen Handwerker sich wohl gar zum litterarischen Künstler entwickelt; — alle Achtung vor dessen Lebenskraft und Charakterstärke.

Der pseudonyme Schreiber dieser Zeilen, wenn er auch nicht zur eigentlichen Zunft gehört, kennt doch das litterarische Getriebe gut genug, um einen wohlbegründeten Respekt vor diesen Elementen zu haben, über welche mancher staatliche Würdenträger, dessen Position sich ausschließlich auf der Anciennität aufbaut, und mancher börsenkundige Banause hochmüthig die Achseln zuckt, — vorausgesetzt, daß er es nicht für zweckmäßig hält, den Betreffenden bei guter Laune zu erhalten. Denn schließlich herrscht doch auch bei uns die öffentliche Meinung, und wer sie zu beeinflussen vermag, verfügt über eine sehr reale Macht.

Ferdinand Svendsen.

Von episch-dramatischer Musik alter und neuer Zeit.

Unter den Vorwürfen, die man mit guten Gründen gegen das Musiktreiben der modernen Großstädte erhebt, betrifft einer der schwersten die Vereinzelung des Musikwesens im geistigen Leben der Zeit. Freunde und Feinde der Tonkunst kommen darin überein, daß die große Musikmacherei in keinem richtigen Verhältniß zu den Bedürfnissen, in keinem innigen Zusammenhang mit der künstlerischen Bewegung der Gegenwart stehe, und der aufmerksame Beobachter erkennt bald, daß an dem sogenannten Blüthenstand der Musikpflege der Spekulationstrieb der Unternehmer mehr Antheil hat als die musikalische Triebkraft der Epoche. Bei den unzähligen Solistenkonzerten bedarf es in der Regel kaum eines Beweises für die Richtigkeit dieser Behauptung, aber selbst die Darbietungen größeren Zuschnittes, die Orchester- und Choraufführungen verrathen sehr oft in der charakterlosen Buntheit ihrer Programme und dem gedankenlosen Verharren in herkömmlichen Darstellungsformen und veralteten Auffassungen, daß die Rücksichten auf das Unterhaltungsbedürfniß der Menge und der — Kasse kräftiger den Ausschlag geben, als die zumeist nur dunkel geahnten Forderungen und Ziele der zeitgenössischen Kunstbewegung.

Diese Umstände, die eine Entartung des nationalen Musiklebens unter dem Einfluß der Großstadt darthun, lenken naturgemäß die Aufmerksamkeit des besorgten Musikfreundes auf die musikalischen Verhältnisse im „Lande“, und da gewährt es denn eine reine Freude, unter den Alltäglichkeiten und modischen Verkehrtheiten, die selbstverständlich auch hier meist Trumpf sind, doch auch auf Anzeichen eines lebendigen Wachsthums der Musik im Zuge der allgemeinen geistigen Entwicklung zu treffen. Als Beispiele solcher außerhalb des großstädtischen Dunstkreises frisch und frei empor gediehener musikalischer Kunstbestrebungen sind mir in diesen Sommerwochen entgegen getreten die Verjüngung der Mozart'schen Oper durch eine lebensvolle und sachgemäße Inscenirung, wie sie die Münchener Hoftheaterleitung „Figaros Hochzeit“ hat zu Gute kommen lassen, die Regeneration des Händel'schen Oratoriums durch das die Forschungsergebnisse Chrysanders in die That umsetzende Händelfest zu Mainz und endlich die Entstehung eines musikalisch-dramatischen schweizerischen Festspieltypus, dessen Wesen und Grundzüge sich mir in dem wohlgelungenen Spiel offenbarten, mit dem die Stadt Winterthur dem eidgenössischen Schützenfest eine besondere künstlerische Weihe verlieh.

Eine Welt, so scheint es, scheidet die würdevolle Aufführung klassischer Oratorien von den Darbietungen eines Volksfestes und doch sind sich die beiden Veranstaltungen, die wir hier, wenn auch unter verschiedenen Gesichtspunkten, als Zeugnisse einer gesunden und lebenskräftigen Musikpflege anführten und näher betrachten möchten, auch innerlich verwandt genug, um eine Nebeneinanderstellung zu rechtfertigen. Aus demokratischem Geiste geboren und schon in der Anlage, in Stoff, Form und Kunstmitteln zur Wirkung auf eine große Gesammtheit geschaffen, unterscheidet sich das Händel'sche Oratorium von dem größten Theil der modernen Musik, die in ihrer Wesensart und ihrer Wirkung rein individualistisch ist, sehr wesentlich, erfüllt aber in der Hauptsache alle Bedingungen, die man heute an ein nationales Festspiel als ein typisches Volkskunstwerk stellen muß. In dreifacher Eigenschaft, als Held des Vorwurfs, als ausführender Chor auf der Schau- oder Musikbühne und als lauschender Hörer und Zuschauer erscheint hier wie dort das „Volk“ und schafft sich in wunderbaren Wechselwirkungen jene elementaren Erschütterungen und Erhebungen, deren nur eine Gesammtheit, nie ein „Publikum“ theilhaftig werden kann.

An die Gemüthserschütterungen beim Anhören eines Händel'schen Oratoriums werden viele, sehr viele meiner Zeitgenossen nicht recht glauben. Ich kann es Keinem verargen, denn auch ich entsinne mich recht langweiliger Händelaufführungen. Trotz alledem wage ich meinen Ausdruck festzuhalten. Er ist unter dem Eindruck des frisch Erlebten niedergeschrieben und gründet sich auf eine Aufführung Händel'scher Werke, wie sie in unsrer Zeit noch nicht stattgehabt hatte, auf eine Aufführung, die uns Händel zum ersten Mal in **wirklicher Ausführung** kennen lehrte.

Das Verdienst, eine solche Aufführung ermöglicht und den Großmeister des Oratoriums aus den Fesseln veralteter und verstaubter Traditionen befreit zu haben, gebührt in erster Linie dem berühmten Händelforscher Dr **Friedrich Chrysander**, der im hohen Alter noch Muth, Kraft und Zeit fand, die Ergebnisse seiner musikwissenschaftlichen Bemühungen um Händel der Kunst selbst nutzbar zu machen. Mit gründlichster Einsicht in das Wesen dieser Tondichtun-

gen ausgestattet und mit allen Kenntnissen über die einschlägigen Fragen der Gesangskunst, Instrumentation und Aufführungsgepflogenheiten des 18. Jahrhunderts ausgerüstet, konnte Chrysander es wagen, Händel'sche Oratorien in der Weise zu bearbeiten, daß zugleich dem dramatischen Grundzug dieser Schöpfungen sein Recht und den für den Händel'schen Zeitgeschmack charakteristischen Merkmalen die gebührende Beachtung wurde. Indem er die Werke von der Ueberfülle der Arien entlastete und die langen, umständlichen Rezitative zu kurzen um so gewichtigeren Zwischenreden zusammen zog, willfahrte Chrysander nicht nur dem heutigen Geschmack, sondern führte das Oratorium auf seine großen, lebensvollen Grundlinien zurück. Dabei blieb der Ausführung im Einzelnen, der Ausschmückung der Gesangspartien, der Zusammenstellung des zweigetheilten Orchesters und der Mitwirkung des zu Händel's Zeiten unerläßlichen Cembalos vorbehalten, den Aufführungen jene archaistische Färbung zu wahren, die von den Tempelwächtern der sogenannten Oratorientradition bisher durch Verschleppung der Zeitmaße und eine ehrbar langweilige Gleichförmigkeit der Tonstärke erstrebt worden war.

Glänzend bewährt hat sich diese Art der Bearbeitung, die modernisirende und konservative Tendenzen glücklich vereinigt, bei den Aufführungen der wenig gekannten Oratorien „Deborah“ und „Herakles“, die unter lebhafter Theilnahme Chrysander's von der Mainzer Liedertafel und ihrem ausgezeichneten Leiter Fritz Volbach veranstaltet wurden. In jugendlicher Schönheit und Frische traten dem Hörer da Werke entgegen, die man längst und mit Recht im Staube der Bibliotheken begraben glaubte. Wirkte die im Jahre 1733 geschriebene „Deborah“ durch die Schönheit und Ausdruckskraft gewaltiger Chöre, so fesselte der elf Jahre später entstandene „Herakles“ vornehmlich durch die treffliche dramatische Anlage und Steigerung des Ganzen, durch die sinnvollen und schlagfertigen Rezitative und die im Ausdruck und der Stimmung überaus reich und lebensvoll entwickelten, zu förmlichen musikalischen Scenen gediehenen Arien. So unmittelbar, drastisch und ergreifend war die Wirkung der bedeutendsten dieser „Nummern“, wie z. B. des Klageliedes der Jole, der Sterbescene des Herakles und der Verzweiflung der Dejanira, daß die Frage einer bühnenmäßigen Aufführung dieses „musical drama“ durchaus ernsthafter Erörterung werth erscheint.

Von besonderem Interesse war die Aufführung des „Herakles“ auch deshalb, weil der von der Händelgesellschaft veröffentlichte Klavierauszug der Originalpartitur zum Vergleich herangezogen werden konnte, wodurch man in die Arbeit Chrysander's einen genaueren Einblick gewann. Dabei erwies sich, daß von den Aenderungen, die er am Wort- und Notentext vorgenommen, die Auslassungen, Kürzungen und Zusammenziehungen von den zahlreich anwesenden Musikern und Musikgelehrten beinahe einstimmig gut geheißen wurden, während gegen die Ergänzungen, die Chrysander dem Brauche der Händel'schen Zeit folgend eingefügt hatte, manche Einwände erhoben wurden. Am Ende aber wird der greise Forscher auch hierin Recht behalten. Zu Händel's Zeit war die geschriebene Melodie nicht auch die wirklich gesungene. Dem Sänger war vom Komponisten die Aufgabe gestellt, die Melodie auszugestalten, sie mit Verzierungen zu beleben und mit Kadenzen effektvoll abzurunden. Auch Händel ließ darin seine Sänger frei schalten, entwarf nur die Hauptumrisse seiner Melodien und fügte seinen Arien zumeist den beliebten Wiederholungstheil, das sog. Dacapo an, in dem der Sänger das gegebene Thema nach Belieben variiren konnte. Daß nun manche Arien ohne diesen von Anfang an vorgesehenen gesangskünstlerischen Schmuck kahl und dürftig aussehen, unterliegt keinem Zweifel und es erscheint daher nur folgerichtig, wenn Chrysander zur alten Sängertradition zurückzukehren empfiehlt und seine Bearbeitungen mit den [illegible] dertichen Zuthaten an Variationen und Kadenzen [illegible] Mit allgemeinem Beifall wurde dagegen die Wieder[illegible]führung der orchestralen Zweitheilung und die [illegible]wogene Betheiligung des Cembalos und der Orgel [illegible]strumentalen Part aufgenommen.

Lag die Bedeutung des prächtig verlaufenen [illegible] Händelfestes in der Wiedergewinnung einer zwar [illegible] verlorenen, aber, wie es Manchen schien, doch dem [illegible]gang geweihten alten Kunstprovinz, so gewährte [illegible]trachtung des Winterthurer Festspiels den seltenen [illegible] künstlerisches Neuland aus dem Strom der zeitgenössischen Geistesbewegung auftauchen zu sehen. Von Künstlern im Schweizerlande seit langem ersehnt, vom Dichter[illegible] eines Richard Wagner und Gottfried Keller schon [illegible] einem Menschenalter ahnend erschaut, hat sich im Laufe [illegible] letzten Jahrzehnts aus dem Bedürfniß der großen [illegible]feste und nationalen Gedenktage eine musikalisch-dramatische Kunstgattung entwickelt, in der sich die alte Sängerfest[illegible] das allegorisch-patriotische Gelegenheitsstück und die [illegible]nastischen Schaustellungen einer spielfreudigen Jugend [illegible] höherer künstlerischer Einheit zu verschmelzen beginnen. Noch erscheinen, wenigstens in diesem von Leonhard [illegible] geschickt entworfenen, von Lothar Kempter sehr gefällig [illegible] wirkungsvoll komponirten Festspiel die epischen und [illegible]tischen, die poetischen und musikalischen Elemente nicht [illegible] richtig vertheilt, aber ohne Zweifel wird das immer [illegible]kehrende Bedürfniß den lebenskräftigen und entwicklungsfähigen Typus von Mal zu Mal einheitlicher [illegible] Vor allem wird die Nothwendigkeit, sich in riesigen Räumen verständlich zu machen — die Winterthurer Festhütte [illegible] während der Festspielaufführungen 7000 Zuschauern Raum — bald dazu führen, das gesprochene Wort durch das [illegible] zu ersetzen, was wiederum für den Dichter eine wohlthätige Veranlassung werden kann, sich möglichst knapp und [illegible] zu fassen. So marschirten z. B. in dem diesjährigen [illegible]spiel, das einen Wettstreit des Wehrstandes mit den [illegible]schiedenen Berufsarten des Nähr- und Lehrstandes [illegible] und mit einem versöhnlichen Schiedsspruch der [illegible] Helvetia und dem Treuegelöbniß des ganzen Volkes [illegible] in langer Reihe historische und typische Figuren aus [illegible] Winterthurer Stadtgeschichte auf, deren sehr interessante [illegible] beherzigenswerthe und nur etwas zu gedehnte Reden [illegible] Erzählungen neben den musikalischen Stücken nicht [illegible] zur Geltung kamen, während sie in chorischer Form, [illegible] so wie Richard Wagner in den Meistersingern die [illegible] einführt oder wie Tinel in eindringlichen Unisono[illegible] Episches wiedergibt, viel nachhaltigere Wirkung erzielt hätten.

Doch ich will der Zukunft nicht vorgreifen und [illegible] seiner gesunden Art überlassen, was sich aus dem [illegible] so trefflich entwickelte. Kommt der rechte Held, so wird [illegible] sein Schwert schon zu schmieden wissen. Zwischen [illegible] und Alpen aber wird man ihn grüßen mit einem [illegible]jauchzen, vor dem, um ein hübsches Gleichniß Gottfried Keller's auszuführen, der allerschönste Theaterapplaus [illegible] ausnehmen soll wie das Wonneschnurren eines [illegible] des Löwen.

Heinrich Welti

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte [illegible] Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden [illegible] eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

In München ist der Katholikentag abgehalten worden mit sogenanntem glänzendem Verlauf, wie alle Zeitungen des Centrums bezeugen werden. Kein hörbarer Mißton für die Außenwelt, aber viele schwungvolle Reden; wenig tiefgehende Sachlichkeit — oder soll man sagen, gar keine — aber viel Fanfarengeschmetter.

Diese Charakteristik wird sich übrigens der Katholikentag gemeinsam mit den meisten Veranstaltungen ähnlicher Art gefallen lassen müssen, mögen sie auch nicht katholischen Gepräges sein.

Große aus Nord und Süd für wenige Stunden zusammengewürfelte Versammlungen sind kaum geeignet, schwierige Fragen zu erörtern; dazu fehlt die Zeit, dazu fehlt die Ruhe, dazu fehlt die Stimmung. Solche Veranstaltungen sind meist immer dazu da, das zu bestätigen, worüber alle Welt in der Partei einig oder so gut wie einig ist, und solche Versammlungen gehen meist scheu an jenen Gegensätzen vorüber, die zu ernst sind, um sich zwischen Kaiserhoch und Mittagessen, oder zwischen Mittagessen und Abendkommers beseitigen zu lassen. So ist auch Alles, was auf dem Katholikentag verhandelt worden ist, sachlich vollständig ohne Interesse. Die Mühle klapperte regelmäßig und in jenem alten Takt, den man seit Jahren kennt.

Solche Zusammenkünfte gelten schon für geglückt, wenn durch sie die Stimmung gehoben und aufgefrischt worden ist. Man verzapft neben flüssigen Getränken, wozu in München ja so gute Fässer bereit liegen, politisches Selbstgefühl und politischen Enthusiasmus und politische Siegeszuversicht; auch das hat seinen Werth, und in München hat man diesmal mit stolzen Worten gewiß nicht gespart, um so weniger, weil in letzter Zeit zu Kleinmuth innerhalb der Partei im Hinblick auf mancherlei Zerklüftungen Anlaß genug gewesen ist. Große Worte sind immer die Tünche, nach der politische Parteien zuerst greifen, wenn es gilt, faule Stellen zu verbergen.

Auf einen Ton, gut für solchen Zweck, war dieser Katholikentag vor Allem gestimmt; er behandelte sämmtliche andere religiöse Bekenntnisse und Bestrebungen wie winzige Partikelchen, die von der Kirche abgesprengt, schließlich einmal bestimmt seien, dem ursprünglichen Bau wieder eingefügt zu werden; und diese Anschauung ist verbreitet genug, sei es, daß die einen sie mit Stolz theilen, oder daß die anderen sie mit Bedauern hinnehmen. Was aber besagen die Thatsachen?

Die „Deutsche Kirchenzeitung" hat vor einiger Zeit hierüber eine interessante Zusammenstellung veröffentlicht. Danach gibt es rund 200 Millionen protestantische Christen auf der Erde; 195 Millionen römische Katholiken; 105 Millionen griechische Katholiken; 8 Millionen Juden und 180 Millionen Mohammedaner.

In der englischen Welt hat diese Zusammenstellung, die natürlich nur annähernde Zuverlässigkeit beansprucht, besondere Beachtung gefunden. Man weist auf das stetige Wachsthum der germanischen, vor allen protestantischen Rassen hin, die stärker sich ausbreiten als die romanisch-katholischen Völker; und man berücksichtigt, daß das protestantische England fast ein Drittel aller Mohammedaner geistig beeinflußt und erzieht, regiert und nach seinen Intentionen leitet. Die überwiegend protestantischen Länder, England, die Niederlande, Deutschland und die Vereinigten Staaten herrschen, ihre Kolonien eingeschlossen, aber zusammen beinahe über die Hälfte aller Bewohner dieser Erde.

Das sind Thatsachen, die das Uebergewicht der Katholiken ihrer Zahl nach zunächst als nicht vorhanden erweisen; sie zeigen, wie Rom trotz seiner wunderbaren Konzentration und Disziplin von seinen Rivalen überflügelt ist, und sicher wird das Papstthum niemals mehr zur Alleinherrschaft gelangen; nicht einmal zu einer erdrückenden Herrscherstellung.

Wir leben immer noch nach geläufiger Anschauung in jener Welt, die Luther unter Kämpfen schuf; die keine Vereinigten Staaten und kein von England beherrschtes koloniales Weltreich kannte; und die katholische Kirche hat mit ihrer Klugheit diese Anschauung wohlweislich gepflegt. Wenn man aber die Trompetenstöße aus München hört, ist es Zeit, sich daran zu erinnern, daß die Katholiken nicht nur in Deutschland eine Minderheit sind, sondern daß die katholische Religion überhaupt nicht die Weltreligion, sondern nur eine Weltreligion unter mehreren ist, der andere an Zahl der Bekenner durchaus die Wagschale halten, freilich nicht in ganz gleichem Maße an straffer Einheitlichkeit religiöser Organisation.

Wieder ist eine antisemitische Seifenblase zersprungen. Man erinnert sich, daß die Antisemiten „im Interesse der Humanität" die jüdische Methode des Thierschlachtens, das rituelle Schächten, bekämpften, und als eine Grausamkeit und Barbarei gegen die Thiere verfolgten; natürlich sekundirten die Konservativen, und da die Dresdener Regierung immer bereit ist, mit konservativ-antisemitischem Wind zu segeln, so wurde im Königreich Sachsen das Schächten verboten. Man quälte die orthodoxen Juden durch Behinderung in der Ausübung ihrer religiösen Gebräuche, und man that das, obgleich Dutzende der hervorragendsten Gelehrten aller Länder gerade die rituell jüdische Schächtmethode als eine besonders humane und zweckmäßige bezeichnet hatten.

Seitdem ist die Wissenschaft noch einen Schritt weiter gegangen; sie wies auch nach, daß die uralte Methode der Juden nicht nur vom Standpunkte des Thierschutzes aus besonders rationell sei, sondern daß sie auch nach zwei anderen Richtungen hin besonders zweckdienlich erscheinen müsse. Die starke Ausblutung des Thieres, die durch das jüdische Verfahren herbeigeführt wird, ist vom hygienischen Standpunkt aus für die Menschen empfehlenswerth; ein Fleisch, das stark ausblutete, bietet weniger Gefahren für die menschliche Gesundheit; und es bietet zugleich den nationalökonomischen Vortheil, daß es länger, ohne zu verderben, sich erhalten läßt. Also in Rücksicht auf den Thierschutz, auf die menschliche Hygiene und die wirthschaftliche Sparsamkeit erschien es geboten, gegen „das Schächten", das auf jahrtausendalter praktischer Weisheit zu beruhen scheint, nichts einzuwenden. Grund genug, daß die Antisemiten und die Konservativen mit der sächsischen Regierung den entgegengesetzten Standpunkt erwählten.

Nun war es schon seit längerer Zeit bekannt, daß eine Militärkonservenfabrik auf Grund der obigen, von der modernen Wissenschaft festgestellten Thatsachen dazu übergegangen war, den „jüdischen Halsschnitt" auch ihrerseits bei der Thiertödtung anzuwenden. Die praktischen Ergebnisse sind so vortreffliche gewesen, daß ein konservatives Blatt jetzt mittheilt, alle anderen militärischen Fleischkonservenfabriken würden gleichfalls zu dieser Methode übergehen.

Gibt es auch im Königreich Sachsen eine solche Konservenfabrik? Dann würde dort der erbauliche, echt sächsische Zustand herrschen, daß die Militärbehörden den Halsschnitt als das humanste, praktischste und nützlichste Mittel der Thiertödtung anwenden, und daß den orthodoxen Juden dieser Halsschnitt als inhuman verboten wird. Gibt es aber im Königreich Sachsen keine Militärkonservenfabrik, so können doch die dortigen beglückten Unterthanen Betrachtungen darüber anstellen, was diesseits und jenseits der deutschen Partikular-Grenzen wahr, und was innerhalb und außerhalb von Militärkonservenfabriken erlaubt ist.

Die Entwicklung dieser Frage ist ja an sich von keiner großen Bedeutung, aber sie ist charakteristisch und auch ihrerseits typisch. Alles, was an gesetzgeberischen und politisch-agitatorischen Gedanken unsere modernen Konservativen und Antisemiten produzirt haben, handele es sich nun um das Schächten oder um Fragen von der Bedeutung des Bimetallismus, um Maßnahmen zum Schutze des Handwerks oder um die Schutzzollpolitik oder um was sonst, — es bietet sich stets dieselbe Erscheinung; sobald man nur deutlich hinsieht, findet man immer, daß alle Argumente, mit denen diese Maßregeln empfohlen werden, nur hohle, unsachliche Oberflächlichkeit oder Schlimmeres, bei denen bewußt sie vorbringen.

Wie viele solcher Erfahrungen werden noch nothwendig sein, damit auch die Regierung sich veranlaßt sieht, die nöthigen Konsequenzen aus dieser Erscheinung zu ziehen? Wer würde es bei unserer Regierung wagen, ein solches Rechenexempel lösen zu wollen?

In der „Kreuzzeitung" finden wir die folgende ... gische Sittenpredigt:

„Was unsere Zeit besonders kennzeichnet, ist, daß in ... das sechste Gebot die Sittlichkeitsbegriffe in weiten Kreisen ... verdunkelt zu sein scheinen. Diese so „hochcivilisirte" Welt kommt ... mehr auf den rein thierischen Standpunkt zurück und thut, als ob ... dieser Hinsicht gar keine Schranken gebe, als ob alles erlaubt ... die Leidenschaften drängen. Die Sünden werden mit einer gewissen Naivetät begangen, als ob man nicht den schwersten Frevel wider ... Gesetz vollführt. Bedenkt man nicht, daß gerade die Unzucht ... Urtheil der Weltgeschichte die stete Ursache des Verfalles der ... Völker war? ... Der Obrigkeit ist das Schwert nicht umsonst ... Gegen einen solchen Feind der Sitte und Kraft eines Volkes ... schwingen. ...

Und so weiter und so weiter mit gleicher salbungsvoller Energie.

Das sind wahre Keulenschläge gegen den Herrn ... redakteur der nämlichen „Kreuzzeitung", den langjährigen ... währten Leiter des Blattes und der konservativen Partei, den ... Herrn von Hammerstein, diesen Edelsten der Nation, der noch ... gestern Abend auf der Zeitung mit seinem Namen ... Das Alles über die „Unzucht" paßt ganz vortrefflich ... mit ausgesuchter Bosheit auf ihn, obgleich natürlich ... „Kreuzzeitung" so liebevoll ist, die Sittenverderbniß nicht ... dem Falle des verheiratheten Herrn von Hammerstein ... der Flora Gaß, sondern an dem unverheiratheten ... Steinthal und der Sanke zu demonstriren. Der Unterschied ... ist einleuchtend genug, und das citirte „Schwert ... Obrigkeit" wird die richtige Richtung hoffentlich nicht verfehlen.

Zahlreiche französische Blätter hören nicht auf ... ihres papiernen Hasses gegen Deutschland zu entledigen. Dabei kommen einige erbauliche Geständnisse zu ... Man sagt, heut wollen wir den Frieden; aber wir ... die elsaß-lothringische Frage lösen und koste es in dem ... günstigen Augenblick auch den blutigsten Krieg; so etwa ... radikalen „Rappel" von Camille Pelletan verfaßt, zu ...

Nähme man sie ernster, diese Revanchepolitiker, so ... ihre Argumentation nicht besser gewünscht werden, um ... Ueberfall Deutschlands gegen Frankreich zu rechtfertigen. ... wenn die Franzosen nur den günstigen Augenblick zum ... krieg abwarten wollen; warum sollten wir nicht den Franzosen ... zuvorkommen, wenn uns der Zeitpunkt günstig erscheint? Was würden dann diese selben Politiker sagen? ... licherweise wissen wir, daß diese Elemente zur Zeit ... nicht Frankreich darstellen, und wir halten daher an ... Bismarck'schen Anschauung fest, daß man nicht heute ... Krieg mit seinen wirklichen Schrecken anzetteln soll, um ... möglichen Schrecken eines hypothetischen künftigen Krieges zu vermeiden.

Den Zeitungschauvinisten hat sich ein Mann zugesellt, der nicht von der Feder ist, der General Munier ... sagt, daß deutsche Offiziere sich wie Diebsgesindel ... nommen hätten; er beweist es nicht, sondern er behauptet es nur, indem er so vorsichtig ist, die Angabe der Namen, die Angabe der Zeit, alles was zu Nachforschungen dienen könnte, mit höchster Sorgfalt zu verschweigen. Soldatische Gradheit liegt nicht in dieser Methode; dagegen unterscheidet sie sich in nichts von der hergebrachten Methode der Verleumder, die nur behaupten, und weil sie nichts beweisen, auch die mögliche Widerlegung unmöglich machen. Man ... der diese Methode handhabt, braucht man daher nicht zu beachten, wenngleich er den Generalstitel führt. ... Handlung ist nur unbequem für die Armee, der er ... angehörte.

Discere aude.

Unsere bimetallistischen Agrarier haben eine Lektion in praktischen Staatskunst erhalten, aus der sie viel lernen ten, wenn sie — lernen wollten. Wie oft und wie laut n die Herren von Kardorff, Dr. Arendt, Graf Mirbach Graf Herbert Bismarck den sündigen monometallistischen rn verkündet, daß das tausendjährige Reich internatio- r Doppelwährung vor der Thür sei. Selbst England bereits reif für die Heilswahrheit. Balfour sei der mmende Mann, Balfour, der Führer der Konservativen, kürze wieder Führer des Unterhauses, Balfour — mein und Balfour, wie Graf Herbert Bismarck zu sagen pflegt dulce decus der Bimetallisten. Und Balfour's Partei auch wirklich alsobald in England ans Ruder. Balfour de zum First Lord of the Treasury ernannt und steht im Unterhause an der Spitze einer Regierungsmajorität, sie seit manchen Jahrzehnten im englischen Unterhause groß nicht dagewesen ist. Konnte es eine günstigere njunktur für den internationalen Bimetallismus geben? n hätte sich nicht gewundert, wenn mitgetheilt worden e, Herr Dr. Arendt lasse sich bereits das Maß zum jenbandorden nehmen. Mit begreiflicher Spannung sah n denn auch der ersten verantwortlichen Aeußerung des nisters Balfour im englischen Parlament entgegen. Diese ßerung liegt jetzt vor und läßt an Deutlichkeit kaum as zu wünschen übrig. So wie es im sozialdemokratischen ogramm heißt: Religion ist Privatsache, so erklärte der hrer des englischen Unterhauses: mein Bimetallismus ist ivatsache. Meine Kollegen im Ministerium sind für den- en ebensowenig verantwortlich, wie etwa für die An- ten, die in meinem philosophischen Buche „The foundation belief“ enthalten sind. Was aber die deutscherseits ge- nte internationale Währungskonferenz anlangt, „so habe keinen Grund zu glauben, daß eine solche gegenwärtig einem internationalen Einvernehmen führen werde“. mit ist eine der buntesten politischen Seifenblasen geplatzt d die „National-Zeitung“ charakterisirt sehr treffend die enwärtige Sachlage mit folgenden Worten:

„Der deutsche Bundesrath braucht nunmehr nicht weiter mit Be- hungen über die Aussichten einer deutschen Einladung zur internatio- en Konferenz seine Zeit zu verlieren; noch ehe er damit zu Ende ge- mmen, steht die Aussichtslosigkeit fest und die seit dem Reichstags- chluß erwachsenen Akten können zurückgelegt werden. Daß dem so ist, es nicht erst zu einem offiziellen Schritt der Reichsregierung ge- mmen, welcher, was auch darauf folgen mochte, für Deutschland nur e schlimme Bloßstellung nach sich ziehen konnte, ist erfreulich; aber chst bedauerlich ist, daß die Angelegenheit bisher in Deutsch- nd so verlaufen konnte, wie es geschehen. Es ist keine Ehre ein großes Land, wenn es dem schwersten wirthschaftlichen Mißgriffe d einer diplomatischen Niederlage, die durch nichts zu entschuldigen ge- sen wäre, durch das Verhalten des Auslandes entgeht, nicht durch das ene Thun und Lassen. Im Reichstag und im preußischen Landtag ßte bei den Einen die Fähigkeit zur Beurtheilung wichtiger wirth- aftlicher Fragen, bei Anderen das Bewußtsein der mit dem Mandat s Volksvertreters verbundenen Verantwortlichkeit, wieder bei Anderen Kraft des Widerstandes gegen lärmende Agitation in beklagens- rthester Art gesunken sein, wenn die an die Regierung gerichtete Auf- derung zu einer internationalen Aktion im Sinne der Doppelwährung öglich wurde. Und in der Regierung mußte Schwäche sich mit kl- n- her Taktik vereinigen, wenn sie nicht mit einer entschiedenen Abweisung twortete. Freilich, es handelte sich nur um einen Versuch, oder sogar r um den Versuch eines Versuches. Doch einen solchen anzustellen, s hätten Volksvertretung und Regierung als unstatthaft zurückweisen ssen in einer Frage, in der jede fachkundige Betrachtung den Fehl- lag vorhersehen mußte und der Erfolg eine unabsehbare Schädigung eutschlands würde bedeutet haben.“

Dies Urtheil des nationalliberalen Organs ist hart, der gerecht.

Man vergegenwärtige sich nur einmal im Einzelnen ie thatsächlichen Vorgänge, welche der grimmigen Kritik er „Nationalzeitung“ zu Grunde liegen.

Im Februar des Jahres 1895 bringen die Herren Dr. Friedberg (ein Nationalliberaler), von Kardorff (ein Freikonservativer), Graf von Mirbach (ein Konservativer) und Dr. Lieber (ein Centrumsmann) im deutschen Reichs- age den Antrag ein:

„Der Reichstag wolle beschließen: an die verbündeten Regierungen das Ersuchen zu richten, dieselben wollen baldthunlichst Einladungen zu einer Münzkonferenz ergehen lassen behufs internationaler Regelung der Währungsfrage.“

Die Antragsteller hatten sich die Unterstützung der Mehrheit des Reichstags bereits gesichert, bevor es zur parlamentarischen Verhandlung kam. Ihr Antrag trug mehr als 200 Unterschriften, darunter den Namen des Herrn von Bennigsen und zahlreicher anderer National- liberaler. Der Antrag kam am 15. und 16. Februar zur Verhandlung im Plenum des Reichstags. Redner der frei- sinnigen Vereinigung, der freisinnigen Volkspartei und der Sozialdemokratie — und auch der nationalliberale Abge- ordnete Siegle bekämpften den Antrag auf das Nachdrück- lichste. Die Reichsregierung aber gab bereits am Schlusse des ersten Verhandlungstages durch den Mund des Reichs- kanzlers Fürsten zu Hohenlohe die Erklärung ab, man sei geneigt:

„mit den verbündeten Regierungen in Erwägung zu ziehen, ob nicht mit andern, an der Bewerthung des Silbers wesentlich betheiligten Staaten in einen freundschaftlichen Meinungsaustausch .... einzutreten sein möchte.“

Diese Erklärung wurde von einem lebhaften Bravo (rechts und in der Mitte!) begleitet, und nicht mit Unrecht feierten die Bimetallisten dieselbe als einen sichtbaren Erfolg ihrer agitatorischen Bemühungen. Triumphirend meldeten sie diesen „Sieg“ nach allen Richtungen der Windrose und sie unterließen auch nicht, rühmend hervorzuheben, daß bei der am 16. Februar erfolgten Abstimmung im Reichstage fast alle Nationalliberale — mit Ausnahme von etwa einem halben Dutzend goldbugs — für den bimetallistischen An- trag gestimmt hätten. Nur die unverbesserlichen Reichs- feinde, die Freisinnigen und Sozialdemokraten, hätten ge- schlossen dagegen gestimmt. Heller Jubel im Lager der Silberfreunde diesseits und jenseits des Ozeans.

Ich bin noch im Besitz einer Zeichnung aus den „Denver News“, die mir seiner Zeit aus Colorado zuging, auf der die internationale Begeisterung echt amerikanisch zum Ausdruck gelangt. Der silberne Mond bricht durch die Wolken und bei seinem Schein sieht man das Volk von Colorado einen förmlichen Cancan tanzen. Und unter dem amüsanten Gemälde stehen die Worte: Wirkung des Be- schlusses des deutschen Reichstags vom 16. Februar. Es war zu erwarten, daß unsere bimetallistischen Agrarier im preußischen Herrenhause und Abgeordnetenhause, woselbst sie ja noch weit mehr unter sich sind, als im Reichstage, ihren „Sieg“ weiter zu verfolgen trachten würden. Das geschah denn auch bekanntermaßen im Mai, bei welcher Ge- legenheit Herr Dr. Arendt sich bereits ganz als Silber- Napoleon fühlte, von dem kommenden Mann Balfour mit erfrischender Zuversicht sprach und schließlich ausrief: „Die Augen von ganz Europa sind heute auf uns gerichtet!“ Es war — um genau zu sein — der 20. Mai, als die Augen Europas auf Herrn Dr. Arendt gerichtet waren.

Glücklicherweise leidet der gegenwärtige Reichskanzler nicht unter dem Fehler übergroßen Eifers. Er ließ die deutschen Bundesregierungen sich die Sache gründlich über- legen und fand denn auch mehr Widerspruch, als er vielleicht zu hoffen gewagt hatte. Rühmend sei in diesem Zusammen- hange der Rede des württembergischen Finanzministers Riecke gedacht, die derselbe in der Sitzung der württem- bergischen Abgeordnetenkammer am 12. Juni d. J. gehalten hat. Es war ganz die Rede, die der preußische Finanz- minister — hätte halten sollen. Aber Herr Miquel war damals die größte Hoffnung der Bimetallisten neben Herrn Balfour. Vielleicht entschließt er sich dazu, seine agrarisch- bimetallistischen Freunde nachträglich ebenso zu enttäuschen, wie es Herr Balfour so prompt verstanden hat. Er kann Deutschland damit immer noch einen Dienst leisten, wenn auch nur noch einen kleinen. Denn daß die Reichsregierung nach dieser Absage des Leiters der englischen Regierungs- politik noch weiter dem Irrlicht einer internationalen Währungskonferenz nachlaufen sollte, das darf man doch — ohne Beleidigung des Herrn Reichskanzlers — nicht fürder

annehmen. So viel Courage gegenüber der Agrardemagogie wird bei der Reichsregierung ja wohl noch vorhanden sein, daß sie es wagen wird, aus der Balfour'schen Absage zu lernen; man hat sich nachgerade genug blamirt und muß resolut Halt machen, wenn man sich nicht schlechthin lächerlich machen will. Die Reichsregierung brütet nunmehr bereits ein volles halbes Jahr über dem Windei einer internationalen Währungskonferenz. Dabei scheint man niemals auch nur aus dem Stadium des Schwankens herausgekommen zu sein.

Es ist schon schlimm genug, wenn in einer politischen Frage ersten Ranges, wie es die Entscheidung darüber ist, ob man die Währung des Landes als unerschütterliche Unterlage der nationalen Volkswirthschaft aufrecht erhalten oder als Experimentir-Kaninchen den internationalen Bimetallisten preisgeben will, eine Regierung nicht mit ihrer ganzen Autorität auf die eine oder die andere Seite tritt. Die Währungsfrage gehört zu solchen Fragen, bei denen eine Regierung wohl irren kann, aber nicht neutral bleiben darf. Es war deshalb der Autorität der Reichsregierung schon recht nachtheilig, daß der Reichsschatzsekretär im Reichstage bei der Währungsdebatte am 16. Februar die Abwesenheit jedes festen Standpunktes feierlich proklamirte.

„Ich resumire mich dahin — so schloß Graf von Posadowsky seine Rede —: die Frage ist eine tiefgehende, eine Frage, von deren Lösung ein großer Theil der landwirthschaftlichen Bevölkerung Deutschlands sich einen Vortheil verspricht (sehr richtig! rechts); und gegenüber der Vertretung, die diese Frage hier von einer überwiegenden Majorität des Reichstags gefunden hat, war es Pflicht des Herrn Reichskanzlers, eine weitere ernsthafte wohlwollende Prüfung der Sache zuzusagen. (Lebhafter Beifall rechts.)“

Das ist eine merkwürdige Auffassung von den Pflichten eines Reichskanzlers. Mit beinahe derselben Motivirung könnte man es für die Pflicht des Reichskanzlers erklären, Fragen, wie: die Durchführung des Antrags Kanitz, die Zerreißung des Handelsvertrags mit Rußland, die Beseitigung des allgemeinen Wahlrechts, die Aufhebung konfessioneller Rechtsgleichheit oder gar die Auflösung unserer gesammten Reichsverfassung: einer „weiteren ernsthaften und wohlwollenden Prüfung“ zu unterziehen.

In solchen fundamentalen Fragen der praktischen Politik muß der Reichskanzler eine eigene Meinung haben, oder wenn er sie nicht hat, dann muß er wenigstens so thun, als ob er eine hätte, und vor der Oeffentlichkeit Partei ergreifen. Jene „wohlwollende“ Unsicherheit hat die Stellung der Reichsregierung von vornherein zu einer unhaltbaren gemacht, die das Prestige der Regierung in jedem Falle schwer schädigen mußte.

Man darf begierig darauf sein, welche Lehren die Regierung aus diesem Vorgange ziehen wird. Mit der „wohlwollenden Prüfung“ in Bezug auf den Bimetallismus wird es ja wohl einstweilen aus sein, zumal auch in den Vereinigten Staaten mit dem Wiederaufleben der Geschäfte der Silberschwindel seine Kraft rasch eingebüßt hat; aber damit ist für die allgemeine politische Wiedergenesung in Deutschland noch nicht viel gewonnen. Es fragt sich, ob die Regierung die Entschlossenheit erlangen wird, um dem ganzen Rattenkönig von zünftlerischen und agrarischen Absurditäten*), den der Bund der Landwirthe und dessen Assitürte seit Jahr und Tag großgezogen haben, die „wohlwollende Prüfung“ zu versagen. Die zünftlerische und agrarische Demagogie zieht ihre Hauptkraft aus der Schwäche und Unentschlossenheit der Regierung. Daß die Unentschlossenheit in Währungsangelegenheiten keine schlimmeren Folgen gehabt hat, verdanken wir nicht zum wenigsten der Klugheit des Mr. Balfour, eines englischen Staatsmannes.

*) Wer eine Musterleistung dieser Art kennen lernen will, der braucht nur die grausige Mär von der Gewährung von Zollkrediten an die Firma „Cohn & Rosenberg“ zu lesen, von deren Schrecknissen die agrarische Presse gegenwärtig voll ist. Wenn die agrarischen Erwartungen in Bezug auf den Kornpreis nicht in Erfüllung gehen, nicht der Ausfall der Ernten, nicht die Lage des Weltmarktes, nicht der allgemeine Begehr und das allgemeine Angebot, nein — Cohn & Rosenberg sind Schuld daran, und — die Regierung, die solchen Verbrechern gegenüber die bestehenden Gesetze über Zollkredite nicht schlankweg aufhebt. Und solche Albernheit wird obendrein noch liederlich fundirt, denn die Firma hat, wie sich herausstellt, gar keinen Zollkredit beansprucht.

Darf man nun anderen Fragen [illegible] uns keine fremde Regierungsweisheit [illegible] hoffen, daß der nationale Bedarf an com[illegible] nächst im eigenen Lande nicht bloß produ[illegible] auch regierungsseitig zur kräftigen Verwen[illegible]

Th. Bar[illegible]

Der Staat und die Genossenschaften.

Am 11. Februar 1865 hatte der preußische Han[dels]minister im Abgeordnetenhause erklärt, daß man nicht müsse, in wie weit durch positive Mittel, insbesondere [zur] Förderung des Genossenschaftswesens die Besserung der Lage der arbeitenden Klassen anzustreben sei, und zur Prüfung dieser Fragen eine Kommission einberufen werden würde. Am 21. August trat die Kommission zusammen. Schulze-Delitzsch war nicht zugezogen; Bismarck hatte die Einladung Schulze's verhindert, da die Kommission keinen „parlamentarischen Charakter“ tragen solle, er [wolle] nach seinem Schreiben an den Handelsminister „durch [die] bevorstehenden Berathungen konstatiren, daß der Bei[rath] Schulze's für die Lösung der in Rede stehenden Fragen [ent]behrt werden kann“. Am 21. August 1865 trat die Kommission zusammen — am 22. August 1865 tagte zu [...] der Vereinstag des Allgemeinen Verbandes deutscher Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften unter Vorsitz von Schulze-Delitzsch und nahm auf Antrag von Parisius in einer län[ge]geren Resolution Stellung zu der der Kommission [vor]gelegten Frage, was zur Förderung der auf Selbsthilfe [be]ruhenden Genossenschaften geschehen könne; in der Resolution heißt es u. A.:

„Alle Versuche der Staatsregierungen, die auf Selbsthilfe beruhenden Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften überhaupt oder innerhalb einzelner Berufsklassen [...] positive Eingriffe der Staatsgewalt fördern zu wollen, müssen als unbedingt schädlich zurückgewiesen werden.“

Der Beschluß wurde der Kommission übersendet und [...] schloß sich in ihrer großen Mehrheit den in dem Beschluß ausgesprochenen Grundsätzen an.

Gerade dreißig Jahre später spielt sich ein Vorgang [ab], der bei manchen Aehnlichkeiten mit dem früheren, doch [in] seinem Verlauf sehr verschieden ist. Die veränderte [...]schaftliche Richtung kommt dabei zum Ausdruck. Seitens der Konservativen war bei dem Abgeordnetenhaus im [Früh]jahr d. J. der Antrag eingegangen: Die Regierung [auf]zufordern, für die landwirthschaftlichen Genossenschaften 20 Millionen Mark zu einem niedrigen, $2^1/_2$ Prozent [nicht] übersteigenden, Zinsfuß zur Verfügung zu stellen; — [von] den Freikonservativen wurde statt dessen beantragt, die Regierung aufzufordern, eine Centralkasse für die Genossenschaften zu gründen. Der Finanzminister erklärte, daß [die] Regierung mit der Ausarbeitung eines Gesetzes, welches [den] Grundgedanken der Anträge entspreche, beschäftigt sei, es [solle] ein staatliches Centralkreditinstitut für den Mittelstand [in] Stadt und Land, für den Grundbesitzer und Handwerker ins Leben gerufen werden, das aber nicht den einzelnen Genossenschaften, sondern nur den Kreditverbänden [Kredit] geben solle. In einer Konferenz mit Vertretern der Genossenschaften werde das Weitere festgestellt werden. [Am] 18. Mai d. J. fand die Konferenz statt.

Während 1865 die Schulze-Delitz'schen Genossenschaften nicht zu der Kommission zugezogen werden, erhalten [im] Jahre 1895 ihre Vertreter Einladungen zu der Konferenz. Während im Jahre 1865 sich unter den Genossenschaften keine Stimme erhebt, die staatliche Maßnahmen zur Förderung des Genossenschaftswesens fordert, sind jetzt im Wesentlichen nur die im Allgemeinen deutschen Genossenschaftsverbande vereinigten Genossenschaften den alten wirthschaftlichen Grundsätzen des Schöpfers der Genossenschaften [...]

lieben; auch selbst in den Verbänden, in denen man das dürfniß nach einem solchen staatlichen Kreditinstitute be-ritet, erhebt man gleichwohl keinen prinzipiellen Wider-uch. Im Jahre 1865 handelte es sich um die Besserung Lage der arbeitenden Klassen, im Jahre 1895 hat die nferenz einen agrarisch-zünftlerischen Charakter. Die 35er Kommission verwarf jeden positiven Eingriff der gierung zur Förderung des Genossenschaftswesens — in 1895er Kommission bringt nur der Vertreter des All-neinen deutschen Genossenschaftsverbandes diesen wirth-aftlichen Grundsatz zum Ausdruck, und einem großen eile der Genossenschaften ist das Verständniß dafür ver-:en gegangen, daß staatliche Maßnahmen zur Förderung r Genossenschaften nicht mit deren Selbsthilfe verein-r sind.

Die veränderte wirthschaftliche Richtung kommt überall i Genossenschaftswesen zum Ausdruck: „Selbsthilfe ergänzt rch Staatshilfe"; — staatliche Central-Ausgleichstellen zur lligen Geldbeschaffung, wo das Geld knapp ist, und zur hen Verzinsung, wo es überflüssig ist; — Organisation r „Kundschaft" zur Regelung der Güterverteilung und mit der Produktion; — Errichtung von Tauschbanken zum ustausch der Produkte: das sind die wirthschaftlichen ichworte und Utopien, die seit Jahren mit den Genossenschaften in Verbindung gebracht werden, die man mit Hilfe r Genossenschaften jetzt in der Praxis zu erproben versucht.

Am 31. Juli d. J. ist das Gesetz, betr. die Errichtung ner Centralanstalt zur Förderung des genossenschaftlichen ersonalkredits veröffentlicht; Direktor der Anstalt wurde reiherr von Huene und damit ist dem agrarischen Charakter er Anstalt auch äußerlich Ausdruck verliehen. Der Staat ewährt der Anstalt als Grundkapital eine Einlage von Millionen Mark in 3% Schuldverschreibungen.

Die „sozialreformatorischen Genossenschafter" — die Vertreter des Grundsatzes „Selbsthilfe ergänzt durch Staatshilfe" — an deren Spitze der Freiherr von Broich, Geheimer Ober-Regierungsrath und vortragender Rath, steht, frohlocken, enn sie sehen in der preußischen Centralanstalt nur den rsten Schritt zur staatlichen Unterstützung der Genossenschaften. Sie glauben dazu um so mehr berechtigt zu sein, als der Finanzminister bei der Berathung des Gesetzes im Herrenhause erklärte, daß die Einlagen des Staates erhöht werden könnten, wenn die 5 Millionen sich nicht als ausreichend erweisen. —

Wie wir heute überall im wirthschaftlichen und politischen Leben auf ein widerspruchsvolles Verhalten der Regierungen stoßen, so auch in den Maßregeln mit Bezug auf die Genossenschaften. Der preußische Finanzminister begründet das eben erwähnte Gesetz damit, daß den Genossenschaften durch die Centralanstalt die **billigere** Befriedigung des Kreditbedürfnisses ermöglicht werden soll — und derselbe Minister legt einen Stempelsteuer-Gesetzentwurf vor, in dem er die Genossenschaften bei Aufnahme fremder Gelder zum Theil mit neuen Stempeln zu belasten versucht, also die Befriedigung des Kreditbedürfnisses **vertheuert**! Nur für die Schoßkinder der Regierung, die Raiffeisen'schen Darlehnskassen, war vorgesorgt, denn hier handelte es sich ja um die landwirthschaftliche Bevölkerung; es hat großer Anstrengungen der Schulze-Delitzschen Genossenschaften bedurft, um diese Stempelsteuerlast auch von sich abzuwenden.

Während überall die Ausbreitung der Genossenschaften „gefördert" wird, bringt jedes neue Steuergesetz in den deutschen Staaten den Genossenschaften neue Steuern oder Vermehrung bestehender Steuern, obgleich in den Genossenschaften von deren Lasten gerade die wirthschaftlich schwächeren Kreise getroffen werden.

Aehnliche Widersprüche der Behandlung finden wir auch auf anderen Gebieten des Genossenschaftswesens. Die Raiffeisen'schen Kassen werden mit besonderen Vorrechten ausgestattet und die preußischen Landräthe agitiren derart für deren Gründung, als wenn sie damit einen besonderen Befähigungsnachweis zu erbringen hätten; — diese Kassen aber beschränken sich nicht auf die Kreditgewährung, sondern dienen den Mitgliedern als Vermittlungsstellen beim Ankauf von landwirthschaftlichen Rohstoffen, Dungmitteln, Sämereien, oft sind sie auch gleichzeitig Konsumvereine zur gemeinschaftlichen Beschaffung der Lebens- und Wirthschaftsbedürfnisse der Mitglieder. Seitens der Händler wird daher auch in schärfster Weise gegen diese Genossenschaften agitirt, sie werden als „Vernichter des Zwischenhandels" bekämpft, noch lebhafter richten sich die Angriffe der Händler gegen **diejenigen** landwirthschaftlichen Genossenschaften, welche ausschließlich den gemeinsamen Einkauf landwirthschaftlicher Rohstoffe zum Gegenstande des Unternehmens haben. Die Regierungen aber schenken diesen Agitationen nicht die geringste Beachtung, sie fordern im Gegentheil die Landwirthe auf, solche Genossenschaften zu bilden, und das gleiche Verhalten beobachten sie gegenüber den Rohstoffgenossenschaften der Handwerker. Und inzwischen werden in Nord und Süd Maßregeln erdacht, um die Lebensmittel-Konsumvereine, von deren Mitgliedern rund 70 Proz. dem Arbeiter-, Handwerker- und Kleinbeamten-Stande angehören, Schwierigkeiten jeder Art zu bereiten. Die preußische Regierung hat sogar Anfang des Jahres einen Gesetzentwurf auf Beschränkung des Geschäftsbetriebes der Konsumvereine dem Bundesrathe vorgelegt, der, zum Gesetze geworden, den Fortbestand jedes Konsumvereins von dem Ermessen der Regierung abhängig machen würde. Der Entwurf ruht seit länger als sechs Monaten in einer Kommission des Bundesraths. Vergeblich sucht man nach einem Grunde für das einseitige gegnerische Verhalten einer bestimmten Genossenschaftsart gegenüber, während die Gründung völlig gleichartiger, in ihren Folgen auf die Konkurrenz der Händler ganz gleichwirkenden landwirthschaftlichen Genossenschaften gefördert wird. —

Wer heute die Genossenschaftsbewegung überblickt mit allen ihren Systemen, mit den sich in derselben verkörpernden verschiedenen wirthschaftlichen Richtungen und dem ungleichmäßigen widerspruchsvollen Verhalten einzelner Regierungen — insbesondere allerdings der preußischen — gegenüber den Genossenschaften, der muß mit der Materie schon sehr vertraut sein, um sich in diesem Wirrwar zurechtzufinden. Er findet nur einen gewissen Trost darin, daß es auf anderen Gebieten nicht besser liegt, und daß der gesunde wirthschaftliche Gedanke schließlich doch den Sieg zu erringen pflegt.

Zunächst ist freilich vorauszusehen, daß die Errichtung der preußischen Centralanstalt vielfach zur Gründung von Genossenschaften und zur Bildung von Verbandskassen führen wird, — deren Existenzberechtigung aus der Erwartung der Betheiligten geschöpft ist, auf diesem Wege vom Staate billiges Betriebskapital zu erhalten. Darin liegt eine sehr große Gefahr, denn keine Genossenschaft, als eine solche, die nicht den Halt in sich, sondern in der Gunst der Regierung hat. Nur in Ausnahmefällen wird aus einer derartigen Genossenschaft ein kräftiges, lebensfähiges, wirthschaftliches Unternehmen.

Der preußische Finanzminister hat bei der Berathung des Gesetzes, betreffend die Förderung des genossenschaftlichen Personalkredits, allerdings entschieden Verwahrung dagegen eingelegt, daß seitens der staatlichen Centralanstalt ein Einfluß auf die Genossenschaften würde ausgeübt werden. Da diese Anstalt sich nach dem Gesetze auf den Verkehr mit den von Genossenschaften gebildeten Verbands- und Centralkassen beschränken wird, so durfte auch nur ein Einfluß auf diese Kasse in Betracht kommen, der weitere Einfluß auf deren Mitglieder könnte nur ein mittelbarer sein. Bereits jetzt aber, da die Centralanstalt noch gar nicht ins Leben getreten ist, die Regierung noch gar nicht weiß, welche Genossenschaften mit jener Anstalt in geschäftliche Verbindung treten werden, sucht sie gleichwohl schon einen Einblick in die Verhältnisse der Genossenschaften zu gewinnen, indem sie durch Vermittelung der Landräthe Statuten und Geschäftsberichte der Genossenschaften einfordern läßt. Dies geschieht zumeist in einer Form, daß die Genossenschaft in der Regel annehmen muß, sie sei zur Einreichung der geforderten Schriftstücke verpflichtet.

So sehen denn die auf dem Boden der Selbsthilfe beruhenden Genossenschaften, die sich Schulze-Delitzsche Genossenschaften nennen, der Zukunft nicht ohne Sorgen entgegen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß jeder Eingriff des Staates in das wirthschaftliche Leben nicht nur gefährlich ist, sondern auch weitergehende Konsequenzen hat. Der Versuch, die Genossenschaften unter Staats- oder Kommunalaufsicht zu bringen, würde nicht neu sein. Bei der Berathung des Genossenschaftsgesetzes vom 1. Mai 1889 haben die verbündeten Regierungen jeden Eingriff in die wirthschaftliche Selbständigkeit der Genossenschaften entschieden abgelehnt; — damals hätte aber auch kein Gesetz die Zustimmung der Regierungen erhalten, das den Bestand der Konsumvereine ernstlich gefährdete, wie ein solches jetzt droht; und ein Gesetz wie das vom 31. Juli d. J., betreffend die Förderung des genossenschaftlichen Personalkredits, war damals noch undenkbar.

Wie wenig es der „Förderung" der Genossenschaften durch den Staat bedarf, wie es zu ihrer gedeihlichen Entwicklung nur nothwendig ist, daß ihnen Hindernisse aus dem Wege geräumt werden, das zeigt der soeben erschienene „Jahresbericht über die auf Selbsthilfe gegründeten deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften" von F. Schenck für 1894,*) dem wir die nachstehenden Zahlen über Bestand und Geschäftsthätigkeit der Genossenschaften entnehmen.

Am 31. Mai 1895 bestanden 11 141 Genossenschaften und zwar:

	Darunter mit unbeschr. Haftpflicht	mit beschränkter Haftpflicht	mit unbeschr. Nachschußpflicht	nicht eingetragene Genossenschaften
6 417 Kreditgenossenschaften . .	5 906	363	26	122
1 412 Konsumvereine	440	850	7	115
124 Baugenossenschaften . . .	15	108	—	1
61 gewerbl. Rohstoffgenossenschaften	37	13	—	11
1 067 landwirthschaftliche Rohstoffgenossenschaften . .	790	152	2	123
17 gewerbliche Werkgenossenschaften	13	3	1	—
240 landwirthschaftliche Werkgenossenschaften. . . .	14	23	—	173
57 gewerbl. Magazingenossenschaften	34	14	1	8
4**) landwirthschaftl. Magazingenossenschaften . . .	3	—	—	1
124 gewerbliche Produktivgenossenschaften	45	73	2	4
1 458 landwirthschaftliche Produktivgenossenschaften .	1 063	265	53	77
160 Versicherungs- und sonstige Genossenschaften .	59	94	4	3

Unter den 6 417 Kreditgenossenschaften befinden sich rund 3 800 Raiffeisen'sche Darlehnskassen.

Der „Jahresbericht" enthält die Statistik von 1 047 Kreditgenossenschaften Schulze-Delitzschen Systems mit 509 723 Mitgliedern, 120 512 467 Mark Geschäftsguthaben, 35 168 231 Mark Reserven, 457 734 531 Mark fremden Geldern, 514 129 083 Mark am Jahresschluß ausstehenden Krediten.

Die Gesammtsumme der von diesen Genossenschaften im Laufe des Jahres gewährten Kredite betrug 1 550 012 619 Mark. Der Geschäftsbruttoertrag ergab 31 832 020 Mark bei einem Betriebskapital von 613 415 229 Mark; dies ergibt eine Verzinsung von 5,19 Proz.; für die Ende 1894 in den Betrieben befindlichen fremden Gelder wurden im Durchschnitt 3,47 Proz. gezahlt; auch in diesem Jahre ist der durchschnittliche Zinsfuß für die fremden Gelder wieder gefallen und dementsprechend ermäßigt sich der von den Mitgliedern erhobene Zinsfuß.

An Reingewinn wurden bei den 1 047 Kreditgenossenschaften 9 487 700 Mark erzielt; davon wurden den Reserven 2 445 848 Mark überwiesen, 6 612 669 Mark als Dividende vertheilt, 78 268 Mark zu Volksbildungs- und gemeinnützigen Zwecken verwendet.

Ueber die Mitgliederbewegung bei 974 Kreditgenossenschaften enthält der „Jahresbericht" eine besondere Statistik; dieselbe ergibt unter 479 353 Mitgliedern: 31,5 Prozent Landwirthe, 26 Prozent Handwerker, 8,7 Prozent Kaufleute u. s. w.

Zum letzten Male war im Jahre 1885 eine besondere Nachweisung über die Kreditgewährung an selbständige Landwirthe bei den Kreditgenossenschaften gebracht. Die wachsende Erkenntniß über die Bedeutung des Personalkredits auch für den ländlichen Besitzer und die fortschreitende Ausdehnung des Genossenschaftswesens auf landwirthschaftlichem Gebiete in allen deutschen Landen, sowie die immer wieder auftauchende irrige Behauptung, daß die Kreditgenossenschaften nach Schulze-Delitzsch dem Personalkreditbedürfniß des Landwirthes nicht genügten, hat Veranlassung gegeben, dem „Jahresbericht" wieder eine statistische Zusammenstellung über die Zugehörigkeit der selbständigen Landwirthe zu den Kreditgenossenschaften nach Schulze-Delitzsch und über die Leistungen dieser Kreditgenossenschaften in der Gewährung von billigem Personalkredit an die Landwirthe in allen Theilen des Deutschen Reiches beizufügen. 546 Kreditgenossenschaften haben sich an dieser Erhebung betheiligt mit 261 521 Mitgliedern, darunter befinden sich 82 513 selbständige Landwirthe; an dieselben sind von den 546 Kreditgenossenschaften im Jahre 1894 gewährt (einschl. Prolongationen) 177 075 132 Mark (von im Ganzen gewährten 713 073 835 Mark). Dazu heißt es im „Jahresbericht": „Jedenfalls ist aufs Neue der Beweis erbracht, daß die Kreditgenossenschaften nach dem System Schulze-Delitzsch mehr zur Befriedigung des Personalkreditbedürfnisses der Landwirthe leisten, als andere Genossenschaften".

Die Konsumvereine vermehren sich trotz aller Agitationen und Anfeindungen der Zahl nach und ihr Geschäftsbetrieb wird von Jahr zu Jahr umfangreicher.

An der Statistik des Jahresberichts betheiligten sich 417 Konsumvereine mit 268 380 Mitgliedern, 6 6.. Mark Geschäftsguthaben, 3 044 616 Mark Reserven, 77 669 145 Mark Verkaufserlös, 7 506 921 Mark Reingewinn.

Ueber die Vertheilung nach Berufsarten haben ... Konsumvereine mit 224 281 Mitgliedern berichtet. Von diesen entfielen 45,1 Proz. auf Arbeiter, 7,7 Proz. auf niedere Beamte; nächst den Arbeitern sind am stärksten mit 13,1 Proz. betheiligt die Handwerker. Damit ist wiederum der Beweis erbracht, daß die Konsumvereine den Handwerkern nicht schädlich sondern vortheilhaft sind.

Die Anzahl der Baugenossenschaften ist auch in diesem Jahre wieder größer geworden. Die Unterstützung dieser Genossenschaften durch die Alters- und Invaliditäts-Versicherungsanstalten trägt wesentlich zu ihrer Ausbreitung bei, auch hat sich für diese Genossenschaften die Zulassung der beschränkten Haftpflicht durch das Genossenschaftsgesetz als sehr günstig erwiesen. Der Jahresbericht enthält die Berichte von 8 Baugenossenschaften. Es ist sehr zu bedauern, daß die übrigen Genossenschaften der Betheiligung an statistischen Erhebungen so schwer zugänglich sind.

Die in den letzten Jahren neu begründeten Baugenossenschaften beschränken sich in der Regel auf die Herstellung billiger und guter Miethswohnungen.

Die Zahl der berichtenden gewerblichen Genossenschaften ist auch in diesem Jahre wieder sehr gering: 11 Rohstoff-, 4 Magazin-, 10 gewerbliche Produktivgenossenschaften.

Die 11 gewerblichen Rohstoffgenossenschaften (9 Schuhmacher-, 1 Schneider-, 1 Stellmachergenossenschaft) haben ihren 407 Mitgliedern für 545 914 Mark Rohstoffe u. s. w. beschafft; der Reingewinn belief sich auf 50 747 Mark ...

*) Leipzig. Verlag von Klinkhardt.
**) Die Zahl der landwirthschaftlichen Ein- und Verkaufsgenossenschaften beträgt etwa 120.

:r Verzinsung von 22,8 Proz. der Mitgliederguthaben 2541 Mark) gleichkommt.

Eine gewerbliche Werkgenossenschaft, die der Malchower chfabrikanten in Malchow in Mecklenburg, machte zum hresbericht Angaben über ihren Geschäftsbetrieb in 1894. : Maschinen dieser Genossenschaft stehen mit 24 047 Mark, : Utensilien und das Inventar mit 13 118 Mark, die Ge- ide mit 35 422 Mark zu Buch. Die Geschäftsguthaben Genossen betragen 8286 Mark, die im Geschäft thätigen nden Gelder, einschließlich der Hypotheken, 84 000 Mark. : Genossenschaft wurde im Jahre 1893 errichtet, 1894 be- iftigte sie durchschnittlich 25 Arbeiter und 3 Werkmeister.

Der Gesammterlös der 4 Magazingenossenschaften be- g 223 355 Mark, sie haben 165 Mitglieder.

Die 10 gewerblichen Produktivgenossenschaften (Buch- cker-, Tischler-, Goldleistenarbeiter-, Bauhandwerker-, pfergenossenschaften), deren Abschlüsse im Jahresbericht öffentlicht werden, hatten 1485 Mitglieder, ihr Verkaufs- ös betrug 892 571 Mark. Eine dieser Produktivgenossen- iften hatte im Jahre 1894 Verluste, die ihren Ertrag :rstiegen; der Gewinn der 9 anderen betrug in 1894: 416 Mark.

Von genossenschaftlicher Seite ist stets mit Nachdruck Ansicht vertreten, daß der Handwerker seinen Geschäfts- rieb genossenschaftlich organisiren muß, um unter dem oßbetrieb entsprechenden Bedingungen produziren zu nen: nur im Wege genossenschaftlicher Organisation ist ihm möglich, die Rohstoffe im Großen einzukaufen, aschinen zu benutzen und endlich beim Verkauf der aaren durch Ausstattung von Magazinen die Konkurrenz t den Bazaren aufzunehmen. Diese Ansicht findet jetzt ch ihre Bestätigung in der Enquete des Vereins für zialpolitik. Hoffentlich schlägt das Handwerk die Bahn : — ehe es zu spät ist.

Handwerker, die zu Proletariern herabgesunken sind, den kein Material mehr für die Genossenschaften. Die ntlerischen Bestrebungen bilden aber nach wie vor in ncher Beziehung ein Hinderniß für die Ausbreitung der nossenschaften.

Hans Crüger.

Goethe und die chemische Industrie.

Am 22. Juni 1771 trat Goethe mit seinen Studien- unden Engelbach und Weyland von Straßburg aus eine rienreise an, die ihn zunächst durch das Unterelsaß und nn durch die Thäler der Saar und der Blies führte, also rch die Gegend, welche unter dem Namen des Saarkohlen- ckens heute ein wichtiger Industriebezirk geworden ist und on damals eine solche Zukunft verhieß. Sein Auge öffnete h hier den wirthschaftlichen Erscheinungen der Umgebung; on der Wechsel des landwirthschaftlichen Charakters wies n darauf hin. Den schönen Elsaß hatte er verlassen und: Nun zogen wir durch waldige Gebirge, die demjenigen, r aus einem herrlichen, fruchtbaren Lande kommt, wüst d traurig erscheinen müssen und die nur durch den inneren ehalt ihres Schooßes uns anziehen können." Das sind Worte, die man stets wiederholen darf, wo man, in chlesien, in Westfalen oder wo es sonst sei, in eine hlenfördernde Gegend einzieht.

Unter den industriellen Unternehmungen, die er an- ifft, zieht ihn zunächst ein Drahtzug an. „Man kann n nicht genug bewundern, indem er in einem höheren rganischen Sinne wirkt, von dem Verstand und Bewußt- in kaum zu trennen sind." Schon ehe die Dampfkraft ngewendet wurde, gehörte der Drahtzug, dessen Gebrauch ch bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein nachweisen ißt, zu den vollkommensten Maschinen, die von Menschen- and geschaffen worden sind. Goethe's Schilderung trifft auch heute auf jede vervollkommnete Maschine zu, und von einer Rotationsdruckmaschine, einer Maschine, wie sie zur Herstellung Barmer Artikel verwendet wird, kann man mit noch größerem Rechte sagen, daß sie mit Verstand und Be- wußtsein zu arbeiten scheinen.

Sodann aber trifft Goethe auf ein anderes Etablisse- ment, die „Harzhütte" eines alten wunderlichen Laboranten, eines „philosophus per ignem", die derselbe sich in einer hochgelegenen Einsiedelei selbst erbaut hatte. Goethe nennt den Mann Herrn Stauf; Loeper hat aus dem Kirchenbuche ermittelt, daß er Staudt geheißen habe und so will ich ihn auch nennen, da Goethe's Namensgedächtniß sich häufig als unsicher, Loeper's Zuverlässigkeit sich als sicher erwiesen hat. Staudt war nach seiner körperlichen Erscheinung und nach seiner Kleidung eine wunderliche Erscheinung; die Schilderung, die von ihm gemacht wird, erinnert an den Wagner, der am Herde den Homunkulus destillirt. Er war mit unermüdlichem Eifer bemüht, aus Kohlen, neben- her auch aus Alaun, nutzbare Produkte herzustellen und unterließ es nicht, selbst den Schaum darauf hin zu unter- suchen, ob von ihm nicht Gebrauch gemacht werden könne. Er arbeitete mit großem Eifer, aber mit schlechtem Erfolge und Goethe faßt sein Urtheil über ihn dahin zusammen: „Hier fand sich eine zusammenhängende Ofenreihe, wo Steinkohlen abgeschwefelt und zum Gebrauch bei Eisen- werken tauglich gemacht werden sollten; allein zu gleicher Zeit wollte man Oel und Harz auch zu Gute machen, ja sogar den Ruß nicht missen und so unterlag den vielfachen Absichten Alles zusammen; — — — ein unmittelbarer Nutzen war nicht nachzuweisen."

In der Zeitschrift „Prometheus", illustrirte Wochen- schrift über die Fortschritte in Gewerbe, Industrie und Wissenschaft Nr. 272 vom 12. Juni 1894 macht der Her- ausgeber jener Zeitschrift, Herr Dr. Otto N. Witt, zu dieser Stelle einige zutreffende Bemerkungen, die indessen unbe- merkt vorübergegangen zu sein scheinen. Ich erlaube mir, sie aufzunehmen. Herrn Dr. Witt vindizire ich das Ver- dienst der Urheberschaft; mir erscheint es aber erlaubt und sogar geboten, eine richtige Bemerkung zu wiederholen, bis sie bei denen Gehör gefunden hat, an welche sie sich richtet.

Herr Staudt befreit also die Kohlen vom Schwefel, damit sie für die Eisenhämmer brauchbar würden; daneben aber bemüht er sich, auch die Abgangsprodukte, insbesondere das „Harz", nutzbar zu machen. Ich weiß nicht, ob das Wort „Theer" sich in Goethes Werken überhaupt findet; daß er hier den Theer meint, wenn er vom Harz spricht, ist zweifellos. Theer ist ja doch nichts anderes, als das in dem zur Kohle versteinerten Holze zurückge- bliebene Harz.

Goethe äußert sich wegwerfend über Staudt's Bestre- bungen; wer Kohlen für die Industrie brauchbar machen will, soll sich auf die Hauptsache beschränken und sich nicht auf die „Betrachtung von Kleinigkeiten und Nebendingen" einlassen. Ein „inniges Gefühl dessen, was mit Natur- produkten alles zu leisten wäre", ist zwar recht löblich, aber der ökonomische und merkantilische Vortheil geht ver- loren und so unterliegt Alles zusammen. Wenn diese Ansicht Goethes siegreich geblieben wäre, so wäre es zu der heutigen Entwicklung der chemischen Industrie niemals gekommen.

Der Mensch untersucht jedes Naturprodukt darauf hin, ob es seinen Zwecken dienstbar gemacht werden kann. Je häufiger ihm ein Naturprodukt entgegentritt, je lästiger ihm seine nutzlose Häufigkeit wird, desto eifriger stellt er die Bemühungen an, einen Nutzen daraus zu gewinnen. Zwei Dinge, die in ihrer von der Natur geschaffenen Vereinigung unbrauchbar sind, werden beide brauchbar, wenn man sie von einander trennt. Phosphorhaltiges Eisenerz war lange Zeit von geringer Brauchbarkeit; man bemühte sich es zu entphosphoren und gewann dabei nicht allein gutes Eisen, sondern nebenher in der Phosphorschlacke ein wichtiges Düngemittel. Bei jeder Gelegenheit werden wir

an Lord Palmerston's Wort erinnert, daß „Dreck“, also etwas absolut werthloses, nur ein Ding am unrechten Ort sei. Es kommt nur darauf an, den Ort zu finden, wo es Nutzen schaffen kann.

Die Verwendung der Steinkohle zur Gasfabrikation brachte als Nebenprodukt große Mengen von Theer hervor. Diese Produktion war Anfangs eine unbeabsichtigte und darum gleichgültige; in Folge ihrer Vermehrung wurde sie eine Last, und als die Last drückend geworden war, warf man die Frage auf, ob sich für Theer nicht eine nützliche Verwendung finden ließe und die Antwort auf diese Frage gab die Fabrikation von Anilinfarben. Niemand kann heute wissen, ob nicht eine Zeit kommt, in welcher das Gas ein Nebenprodukt der Theerfabrikation genannt wird. Allgemein aber läßt sich der Satz aufstellen, daß heute kein Industriezweig gedeihen kann, der sich nicht bemüht, auch aus den Produkten, die er ohne Absicht, ja wieder seine Absicht schafft, den möglichst hohen Vortheil zu ziehen.

Goethe hat die Zeit der Anilinfarben nicht mehr erlebt. Es ist aus doppeltem Grunde zu bedauern; er hätte das ungerechte Urtheil über Staudt wohl verbessert und eingesehen, daß keine große Erfindung zu Stande kommt, ohne daß der glückliche Erfinder einige unglückliche Vorläufer hat. Und der farbenfrohe Mann, der zwar ein halbes Jahrhundert lang über das innerste Wesen der Farbe unglücklich spekulirt, aber über ihre Anwendung im Leben die prächtigsten Gedanken gehabt hat, der es nicht verschmäht hat, gelegentlich auch einmal der „Technik des Färbens“ einige Paragraphen zu widmen, würde erkannt haben, daß die mathematische Richtung der Naturwissenschaft, der er mit so großem Mißtrauen folgte, nicht allein der Technik des Färbens, sondern auch dem Farbenglanz des täglichen Lebens zu Gute gekommen ist.

Alexander Meyer.

Der neue Sprecher des englischen Unterhauses.

Nicht weiser hätten die siegreichen Konservativen ihre Herrschaft beginnen können, als indem sie, den besten Traditionen des Unterhauses folgend, den liberalen Sprecher Gully wiederwählten, obgleich derselbe erst wenige Monate vorher gegen ihre Stimmen gewählt worden war. Die Sitzung vom 12 August, in der diese Wahl stattfand, gehörte zu den wirklich erhebenden Schauspielen, wie sie sich dann und wann bei großen Gelegenheiten im Unterhause abspielen, wo das Parlament vom Streite der Meinungen ausruht und sich auf seine alte ruhmvolle Vergangenheit besinnt. Zu einem solchen Rückblick ist gerade die Diskussion über die Besetzung des Sprecherpostens besonders geeignet, denn der Sprecher ist der Bewahrer der Ueberlieferungen des Parlamentes; in seinem Amte und den mannigfachen, scheinbar heute bedeutungslosen Ceremonien, die es umgeben, spiegeln sich die großen Verfassungskämpfe der Vergangenheit. Jene sinnlosen Formen selbst sind gleichsam Versteinerungen, in denen der Geschichtsforscher noch die deutlichen Spuren früheren Lebens entdeckt, Reste der Vergangenheit und durch das Alter geheiligte Zeugen der historischen Kontinuität.

Einen Präsidenten hat das Parlament natürlich so lange gehabt wie es besteht, aber von einem „Sprecher“ des Unterhauses hören wir zuerst im Jahre 1376, als die Gemeinen sich von den Baronen und Prälaten trennten und gesondert beriethen. Seit diesem ersten Sprecher, dessen Name Sir Thomas Hungerford war, haben Hunderte den Präsidentenstuhl des Unterhauses innegehabt, meist Sprößlinge alter begüterter Familien und mit wenigen Ausnahmen alle Juristen. Aber die Bedeutung des Amtes hat sich mit der Zeit ganz und gar geändert. Ursprünglich stand der Krone das Recht der Bestätigung des Sprechers zu; heute bittet dieser, wenn er sich dem Lordkanzler im Oberhause vorstellt, um die königliche Genehmigung seiner Wahl, doch ist dies Recht ebenso sehr zu einer bloßen Form geworden wie die Ernennung der Minister durch die Krone. Früher aber wurde es wirklich ausgeübt. Im Jahre ... weigerte sich Karl II., einen Sprecher anzuerkennen, der ... Hofe mißliebig war, so daß die Gemeinen sich gezwungen sahen, zu einer neuen Wahl zu schreiten. So kam es ..., daß die Sprecher sich vielfach als die Vertreter der königlichen Macht innerhalb des Parlaments betrachteten ... von den Abgeordneten, wie strenge Lehrer von unbotmäßigen Schülern, gehaßt und geärgert wurden. Im Jahre ... beklagt sich ein Sprecher, daß ein Abgeordneter nicht ... Hut vor ihm abgenommen, ja die Zunge herausgestreckt und sich sonst ungebührlich und roh benommen habe. ... Volksvertreter werfen ihrem Präsidenten oft Parteilichkeit und einen schlechten Lebenswandel vor und empörten sich offen gegen seine Autorität. Oft, so wird erzählt, verließ ... Sprecher einfach seinen Stuhl und machte dadurch den Verhandlungen, wenn sie nicht nach seinem Wunsche gingen, ... lich ein Ende. Aus dem so entstandenen Mißtrauen zwischen der Versammlung und ihrem Leiter ist die noch heute ... stehende Regel zu erklären, daß dieser seinen Platz ... ohne Erlaubniß des Parlaments verlassen und an der Debatte und Abstimmung durchaus keinen Antheil nehmen darf. Nur bei Stimmengleichheit hat er eine entscheidende Stimme, und auch dieses Vorrecht wird fast immer, ... der Fall eintritt, so ausgeübt, daß dem Hause Gelegenheit gegeben wird, die Frage noch einmal zu überlegen. ... auch an dem Kampfe des Parlaments gegen den Absolutismus der Stuarts hat das Sprecheramt seinen Antheil. Zu den dramatischsten Szenen der an dramatischen ... gängen so reichen Geschichte Englands gehört die Weigerung des Sprechers John Lenthall im Jahre 1642, Karl I. ... fünf Oppositionsführer auszuliefern. Wüthend über ... Widerstand des Parlaments trat Karl in den Saal, ... sich auf den Platz des Sprechers und fragte diesen, ... die Gesuchten unter den Anwesenden erblicke. Lenthall ... ihm zu Füßen und erwiderte: „Mit Ew. Majestät Verlaub, an diesem Platze habe ich weder Augen zu sehen, ... Zunge zu sprechen, außer so wie das Haus, dessen Diener ich bin, mir befiehlt; und ich bitte Ew. Majestät demüthig um Verzeihung, daß ich keine andere Antwort ... geben kann, wonach Ew. Majestät mich zu fragen geruhten.“ Die spätere Haltung von Lenthall während der Republik und nach der Restauration steht allerdings nicht auf der Höhe dieses großen Moments.

Während der Restauration waren die Sprecher ... gefügige Werkzeuge des Hofes, die die Verhandlungen im Interesse ihres königlichen Herrn zu leiten suchten. ... dem aber durch die Vertreibung der Stuarts, der Sieg ... Parlaments ein endgültiger geworden war, stieg auch ... Bedeutung. Eine der ersten Handlungen des Parlaments Wilhelms III. war, dem Sprecher den Rang und Titel ... „ersten Bürgers des Reiches“ zu ertheilen. Nach der ... schen Rangordnung kommt er unmittelbar hinter den ... und steht an der Spitze der ganzen Gentry.

Im 18. Jahrhundert ist die Bedeutung des Sprechers eine besonders große. Das parlamentarische System, ... dem die Minister die Führer der Majorität des Hauses ..., war damals erst in der Bildung begriffen. Nicht ... genoß das Kabinet das Vertrauen des Unterhauses, und ... übertrug sich denn ein großer Theil dieses Vertrauens ... den erwählten Führer desselben. Als im Jahre 1777 ... der Regierung Georgs III. der Sprecher Sir Fletcher Norton dem Könige eine Geldbill zur Genehmigung vorlegte, betonte ... in seiner Ansprache den Eifer und die Liebe der Gemeinen ... das königliche Haus, da sie trotz der unruhigen Zeiten ... Könige ein erhöhtes Einkommen bewilligt hätten, ... als Ew. Majestät höchste Ausgaben“, und sprach ... die Hoffnung aus, daß Se. Majestät das freigebig Bewilligte auch weise verwenden werde. Wie hatten sich doch die Zeiten seit einem Jahrhundert geändert, wo die Sprecher ...

sittenlosen Karl II., der sich von Ludwig XIV. unterjen ließ, „den größten Monarchen der Welt" nannten! Heute ist die Bedeutung des Sprechers eine geringere. den Verhandlungen selbst nimmt er, soweit ihr Inhalt Betracht kommt, keinen Antheil. Auch die Festsetzung Tagesordnung steht nicht ihm zu, sondern dem Führer Unterhauses, d. h. entweder dem Premierminister, oder s dieser ein Pair ist, einem anderen hervorragenden tgliede des Kabinets. Nur die Einbringung von Petiten und Interpellationen vermittelt er nach bestimmten Ueberlieferung beruhenden Regeln.

Dagegen hat er die Verhandlungen formell zu leiten, die Sachlichkeit derselben zu sorgen und ohne Ansehen Partei die Ordnung des Hauses aufrecht zu erhalten. ne Stellung ist durchaus unabhängig, und gewöhnlich hielt der Sprecher nicht mit dem Regierungswechsel. Im hre 1841 wählte die konservative Partei nach dem Rathe Robert Peel's den liberalen Sprecher Shaw-Lefèvre wieder, diefes Beispiel ist seitdem allgemein befolgt worden. bezieht ein Gehalt von 5000 £ mit freier Wohnung erhält nach seinem Abgange gewöhnlich eine Pension 4000 £ verbunden mit der Pairwürde. Gegen seine torität gibt es keine Berufung. Alle Mitglieder des uses, selbstverständlich auch die Minister, sind ihm unterlt. Er muß besonders die verwickelte Geschäftsordnung Hauses, die auf der überlieferten Erfahrung früherer rlamente beruht, gründlich kennen und im Augenblicke tell entscheiden, ob für irgend etwas ein Präcedenzfall teht oder nicht. Festigkeit, Takt und Ruhe sind unerläße Eigenschaften für diesen Posten, weit mehr als hervorende Geistesgaben oder Beredsamkeit. Er kann einen geordneten zur Ordnung rufen oder „nennen", womit 1880 die Ausschließung zunächst auf eine Woche und Wiederholung auf 14 Tage und einen Monat verbunden Erst seit 1855 hat er einen Stellvertreter in der Person Vorsitzenden der Budgetkommission. Eine Reihe ständer Beamter stehen ihm mit ihrem Rathe zur Seite.

In den letzten Jahren hat die Macht des Sprechers schieden wieder zugenommen. Die systematische Obstrukn der irischen Partei unter Parnell, die jeden Fortgang Geschäfte unmöglich zu machen drohte, führte nach der rkwürdigen 41stündigen Sitzung vom 2. Februar 1881 dem „Staatsstreich des Sprechers", durch den dieser aus ener Machtvollkommenheit den Schluß der Debatte, der nals gar nicht bestand, beantragte. Die Folge dieses rchaus verfassungswidrigen, aber von der Mehrzahl als thwendig erkannten Schrittes war eine Aenderung der schäftsordnung, die dem Sprecher das Recht gab, unter wissen Beschränkungen den Debattenschluß zu beantragen d einem Abgeordneten das Wort zu entziehen. Mit der deutung des Sprecheramtes ist aber dadurch auch seine rantwortlichkeit gestiegen, und so war es wohl zu beifen, daß nach 11jähriger Thätigkeit der letzte Sprecher, t Viscount Peel, der Sohn des großen Ministers Sir bert Peel, das Bedürfniß der Ruhe fühlte und vor einigen onaten abdankte. William Court Gully folgte ihm, zut von einer geringen liberalen Mehrheit gewählt und t vom ganzen Hause einstimmig bestätigt.

Der neue Sprecher ist ebenso wenig wie sein Amtsrgänger vor seiner Wahl im Parlamente viel genannt rden. Zu Sprechern des „großen nationalen Sprechds", wie Carlyle das Parlament nennt, wählt man gehnlich die schweigsamen Mitglieder, die durch ihren Chaker allgemeines Vertrauen einflößen und im Parteikampfe ht zu sehr hervorgetreten sind, und der Erfolg hat im lgemeinen die Richtigkeit dieser Methode bestätigt. Gully mmt aber auch nicht, wie die meisten seiner Vorgänger, s einer alten, geschichtlich bekannten Familie. Er hat nen erlauchten Ahnen aufzuweisen, der mit Wilhelm dem oberer nach England gekommen ist, bei Azincourt gempft hat und von Heinrich VIII. mit Kirchengut beschenkt orden ist. Sein Großvater war ein Kaffeepflanzer auf maika und sein Vater ein bekannter Arzt, der viel, meist edizinisches, geschrieben und besonders für die Einführung der Wasserheilkunde in England mit großem Erfolge gewirkt hat. Er praktizirte in Malvern, dessen Blüthe als Badeplatz ihm zu verdanken ist, und war befreundet mit Carlyle. Im Jahre 1876 wurde er in einen sensationellen Skandalprozeß verwickelt, der seinem Ansehen und Rufe großen Schaden that.

Sein Sohn, der jetzige Sprecher, ist im Jahre 1835 geboren. Er hat in Cambridge studirt, ist dann Mitglied des Inner Temple geworden und hat als Anwalt und Richter sich einen Namen erworben. Dem Parlamente gehört er seit 1886 als Abgeordneter für Carlisle an.

Seine Stellung in den nächsten Jahren wird keine leichte sein. Die Iren sind wieder auf dem Kriegspfade, und was das bedeutet, daran denkt man in Westminster nur mit Schaudern zurück. Sie sehen ihre Hoffnungen durch den Sieg der Konservativen gescheitert und schicken sich an, die parlamentarische Regierung so lange unmöglich zu machen, bis man ihnen gestattet, ihre eigenen Angelegenheiten in Dublin selbständig zu ordnen. Der Obstruktion von schlagfertigen und redegewandten Männern, wie Healy, T. P. O'Connor, Redmond u. a. gegenüber wird der Sprecher vermuthlich einen schweren Stand haben, aber man darf nach seinem bisherigen Auftreten hoffen, daß es ihm gelingen wird, das ihm anvertraute Schiff unversehrt an den drohenden Klippen vorbeizusteuern.

London, 24. Aug. 1895.

Phil. Arnstein.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Der Tod in den Alpen.

Es ist zu allen Zeiten geschehen, daß Menschen ihren Neigungen selbst auf die Gefahr nachgingen, dem Tod in die Arme zu laufen. Diese Neigungen, die rücksichtslos verfolgt werden, können im Dienst der Menschheit stehen; sie sind dann Heroismus; aber oft zielen sie auch auf nichts als auf die Befriedigung eines ganz subjektiven Genusses oder Wunsches und Kitzels; sie wollen allein das eigene Ich „vergnügen", und auch um solcher Vergnügen willen haben die Menschen den Tod nicht gescheut. Ihre Leidenschaft und ihr Leichtsinn schmeichelten ihnen, daß gerade sie verschont bleiben würden, wenn sie überhaupt ernst an die Gefahr dachten.

Verschieden war zu verschiedenen Zeiten die Verknüpfung zwischen Vergnügen und Tod. Unsere Zeit hat die ihre und von einer Art, die charakteristisch genug ist.

Man reist in die Alpen, um sich zu vergnügen und zu kräftigen; man besteigt zum Vergnügen einen Berggipfel, und das Vergnügen endet mit einem Sturz in den Abgrund, wo der Tod der angenehmen Sommerfahrt ein Ende macht. Zehntausende ziehen jetzt alljährlich ins Hochgebirge; Tausende machen unter Lebensgefahr zum Vergnügen Bergfahrten, und die Woche so und so oft, beinahe täglich, hört man von diesem oder jenem, der zerschmettert und todt sein Leben in einem Abgrund gelassen hat. In den Schweizer und Tiroler Hotels Glanz und Behaglichkeit, Heiterkeit und Lebensfreude; ein Aufbruch vor dem Grauen des Tages in freudiger Stimmung und dann manchmal eine Rückkehr auf der Bahre.

Könnte ein Römer oder Grieche des Alterthums, auf dieses Treiben herabsehen, er würde verwundert nach dem Grunde solchen Thuns spähen. Auch die Alten glaubten die Genüsse des Lebens zu kennen; von diesen Modernen, die wie zu einem Feste ausziehen, hälte ein antiker Mensch wohl angenommen, sie gingen auf die Berge, um sich nach den Geboten ihrer unbekannten und schrecklichen Religion auf die Gefahr des Todes ihren Göttern zu nähern und sich ihnen zu weihen; denn weder Gewinn, noch Ehre,

noch Vergnügen könne doch auf jenen eisigen, entlegenen Schneefeldern und Steinwüsten geerntet werden.

Diese Stimmung des Alterthums ist bekannt genug. Alexander von Humboldt sagt in seinem Kosmos, jenem Schatzhaus weltumsassender Kenntnisse, das Folgende:

„Von dem ewigen Schnee der Alpen, wenn sie sich am Abend oder am frühen Morgen röthen: von der Schönheit des blauen Gletschereises, von der großartigen Natur der schweizerischen Landschaft ist keine Schilderung aus dem Alterthum auf uns gekommen und doch gingen ununterbrochen Staatsmänner, Heerführer und in ihrem Gefolge Litteraten durch Helvetien nach Gallien. Alle diese Reisenden wissen nur über die unfahrbaren scheußlichen Wege zu klagen; das Romantische der Naturszenen beschäftigt sie nie.“

Von Livius stammt das Wort „Alpium foeditas,“ die Scheußlichkeit der Alpen, und dieses Wort zeigt den ganzen Abstand von der Empfindung eines Modernen, der von der Erhabenheit der Alpen sprechen würde. So werden denn auch aus dem griechischen und römischen Alterthum Besteigungen hoher Berge nur so zahlreich berichtet, daß man sie an den Fingern einer Hand herzählen könnte; und diese Bergbesteigungen dienten höchstens wissenschaftlichen Zwecken oder Zwecken der Nützlichkeit; nicht dem Naturgenuß oder dem Vergnügen, das wir Sport nennen.

Die Genüsse der Bergwelt hat sich die Menschheit erst sehr spät erobert. Es gibt feinsinnige Untersuchungen „über die Empfindung der Naturschönheit bei den Alten“, und bei den Modernen, und die Linien ziehen Motz und Friedländer und Burckhardt und Andere, was bei so schwierigen psychologischen Untersuchungen erklärlich, nicht ganz übereinstimmend. Empfanden die Alten überhaupt nicht die Natur so tief wie wir Modernen? Ihre Dichter sind schweigsamer in der Schilderung der Natur, und die ausgebildete Landschaftsmalerei besaßen sie nicht? In der Kunst spielen die landschaftliche Natur und die Stimmungsbilder aus der Natur sicher die geringere Rolle; und man ist berechtigt hieraus zu folgern, demnach auch in der Empfindung der Menschen. Dieser Schluß in solcher Allgemeinheit hat seine Gegner; aber einig ist man darüber, für die gewaltige Großartigkeit der Hochgebirgsnatur hatten die Alten kein entzücktes Auge. Sie sahen nur die Schrecken, die ihnen gräßlich waren, und sie empfanden vor diesen Schrecken eine Scheu, der ein religiöses Element wohl nicht ganz gefehlt hat. Vor Allem den Römern war die Natur dämonisch beseelt. Lucanus schildert die Schauer des Druidenwaldes und sagt: arboribus suus horror inest; den Bäumen wohnt ihr Schrecken inne; in Ovid's Metamorphosen heißt es: numina montis adorant; wie furchtbar mußten da die Dämonen der Alpennatur erscheinen.

Diese Empfindung hatte die Menschen auch neunzehn Jahrhunderte später noch nicht verlassen. Als Leonardo Bruni von Arezzo zum Konzil von Konstanz über Tirol und Arlberg reiste, schrieb er:

„So ungeheuer sind die Berge und Felsen, so vielfach und weiterstreckt die Bergrücken, so gewaltig die Gipfel und Spitzen, die überall aufsteigenden Höhen, daß es wohl der Verwunderung werth erscheint, was die Mutter und Bildnerin der Welt, die Natur beabsichtigt haben kann, als sie dies Alles schuf. Als ich diese ewigen und ununterbrochen fortlaufenden Massen betrachtete, erfaßte mich oft Grauen (horror quidam) und Scheu (religio) und noch jetzt kann ich ihrer nicht ohne Grauen gedenken.“

Auch hier das Grauen und die religiöse Scheu.

Es gibt zahlreiche Geschichten der Entdeckungen auf allen Gebieten; aber die zusammenhängende Geschichte der Entdeckungen auf einem Gebiet gibt es meines Wissens bisher nicht: nämlich auf dem Gebiete des Empfindens; diese Geschichte wäre noch zu schreiben.

Die Bahnbrecher, von denen dieses Werk zu berichten hätte, wären die Künstler; denn nicht alle Empfindungen haben die Menschen zu allen Zeiten besessen. Die Künstler aber waren es vor Allem, die neue Empfindungsmöglichkeiten für die Menschen aufspürten und in ihren Schöpfungen bloßlegten; die diese Möglichkeiten entwickelten und ausgestalteten, und die so durch diese Entdeckerthätigkeit, wenn sie das Rechte fanden, das Menschenleben für immer bereicherten und vertieften.

Es ist die Geschichte der Künste in erster Reihe schichte der Entdeckungen auf dem Gebiet des Empfindens; nicht so, daß die Künstler etwas hätten, was vorher überhaupt nicht da war; auch war vor Columbus da; aber Columbus brachte den Besitz der Kulturmenschheit, und die großen sind es, die neue Erdtheile des Empfindungslebens Welt bleibend eroberten. Das ist am letzten große Mission.

Das Gefühl für die Erhabenheit der Gebirgswel wie bekannt, zu ihren ersten Entdeckern gleichfalls zwei Dichter. Dante und Petrarca. Dante bestieg den Bis bei Reggio; man wüßte nicht wozu, wenn nicht um modernen Gebirgsgenusses willen, und Petrarca auf die Spitze des Mont Ventoux bei Avignon. schreibt darüber:

„Ein unbestimmter Drang nach einer weiteren Rundsicht sich in ihm aufs Höchste, bis endlich das zufällige Treffen im Livius, wo König Philipp, der Römerfeind, den den Entscheid gibt. Er denkt: was einem königlichen Greise tadelt werde, sei auch bei einem jungen Mann aus dem wohl zu entschuldigen. Planloses Bergsteigen war nämlich in gebung etwas Unerhörtes und an der Begleitung von Freunden kannten war nicht zu denken. Petrarca nahm nur seinen jüngeren und vom letzten Rastort aus zwei Landleute mit. Am Gebirge sie ein alter Hirte umzukehren; er habe vor fünfzig Jahren sucht und nichts als Reue, zerschlagene Glieder und zerfetzte gebracht; vorher und seitdem habe sich Niemand mehr des standen. Allein sie dringen mit unsäglicher Mühe weiter empor, Wolken unter ihren Füßen schweben, und erreichen den Gipfel.“

Oben tritt Petrarca vor die Seele sein ganzes heriges Leben; er schlägt ein Buch auf, das er bei sich es sind die Bekenntnisse des heiligen Augustin, und er

„„Da gehen die Menschen hin und bewundern hohe weite Meeresfluthen und mächtig daherrauschende Ströme und und den Lauf der Gestirne, vergessen sich aber selbst darob.“ dem er diese Worte vorliest, kann nicht begreifen, warum er Buch schließt und schweigt.““

Die moderne Empfindung für die Erhabenheit der welt ist entdeckt auf dem Mont Ventoux, der 1958 hoch ist; dort empfindet Petrarca die Schauer des Der Bismantova ist 2016 Meter. Was sind uns 2016 Meter; das sind keine Schrecken für uns, die Menschen. Die Eisenbahn bringt uns mit aller keit so hoch und höher auf die Scheideck mit ihren Metern, und selbst die Jungfrau mit ihren 4167 fängt an eine alltägliche Schönheit zu werden; sie durch die Eisenbahn bestimmt sein.

Noch Jahrhunderte dauerte es, bis die Petrarca nachempfinden lernte. Auch der Aberglaube sich noch immer hinein. Im 16. Jahrhundert war steigen des Pilatus bei Luzern, dieses Ziel von heute, „by lib und guot“ verboten; denn „man glaube dem See auf dem Berge liege ein Gespenst, welcher Geist Pilati sei. Wenn Leute hinauf kamen oder den See warfen, erhoben sich furchtbare Gewitter“.

Wie im achtzehnten Jahrhundert dann die Anschauung die Empfindung durch Dichter geändert wurde, ist oft erzählt worden; und das stellt mit dem Reichthum Wissens auch Friedländer dar in einem Ercurs seiner stellung aus der Sittengeschichte Roms“. Addison Macpherson und Thomson, Haller, vor allem Rousseau auch Goethe, — Engländer, Schotten, Schweizer und — erobern und verbreiten diese Empfindungen. Und wird seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts die Bergwelt selbst erobert.

Im Jahre 1741 hatten bekanntlich zwei Reisende, Pococke und Windham, das Thal von entdeckt.

„Bis an die Zähne bewaffnet, von einem ebenfalls Gefolge begleitet, waren sie dort erschienen. Sie hielten das ein Räubernest, wagten kein Haus zu betreten, übernachteten gebrachten Zelten, unterhielten Nachts Wachtfeuer und stellten wachen aus. . . . Aber auch 20—25 Jahre später wurde die selten und fast nur von Engländern unternommen.“

So zog man vor nur 150 Jahren in das noch zu ent-de Thal von Chamonix, wo heute in einem Sommer :ausende von Fremden mit höchstem Komfort leben.

Noch ein paar Jahrzehnte weiter, und es beginnt die schung der Hochalpen durch Saussure; er besteigt 1787 Mont Blanc und verzeichnet:

„Mir schien, daß ich allein das Weltall überlebt hatte und seine zu meinen Füßen ausgestreckt sah."

Er schildert die Erhabenheit des Naturgenusses in den Alpen und den Reiz, Gemsjägergefahren zu bestehen; e jene Mischung von Empfindungen, die den modernen tsport charakterisiren.

Unmittelbar darauf setzt dieser dann auch ein. Man das Jahrzehnt seiner Geburt bezeichnen. Im Jahre 1755 Gibbon:

„Noch war es bei fremden Reisenden . . nicht zur Mode geworden, ebirge hinaufzuklettern und die Eisberge zu durchsuchen."

Er selbst that es; und dann im Jahre 1784 klagt schon lbe Gibbon, daß Lausanne nicht mehr die frühere Ruhe ihre; denn herangebrochen war: „die Mode, die Gebirge Gletscher in Augenschein zu nehmen." Und seit diesen n hundert Jahren ist die Schweiz von Menschen über-:nimt, die mit echter oder angelernter Begeisterung den m von der „Alpium foeditas", von der den Alten aßten Scheußlichkeit der Alpen verkünden.

Zahlreiche von ihnen klettern den Abgrund entlang, der arme Wildheuer vom Rigiberg im Tell:

„Bei Gott, ein elend und erbärmlich Leben;"

ein paar Wochen ihnen ein Lebensgenuß eigenster Art.

Eine Naturempfindung, wie nirgends sanft erschließt auf diesen Höhen; ein stolzer Geistes- und Muskeltrotz lt den Menschen unserer Civilisation, der von der Sitte der Polizeiverordnung und dem Reglement und dem ;erlichen Beruf ewig eingeengt und geschuhriegelt hier :n in langen Monaten aufgespeicherten Ueberschuß von iteuerlustigem Kraftgefühl verausgabt. Es ist eine netheische Empfindung, wenn der auf zwei Beinen delnde Sechsschuhhoch unter seinen Füßen den Gipfel s Bergriesen von Tausenden von Metern hat, dessen senk-:e Felswände und dessen Eis- und Schneefelder ihn t schützen vor dem Vordringen des winzigen, zähen klugen Zwerges; und wenn dieser Zwerg sich gar : Ich bin der erste an dieser Stelle. Darin liegt der e Reiz, den alles schwierige und einzige Vollbringen in birgt, oder auch der grobe Reiz, den der — Renommist t. Dem einen liegt allein an den Empfindungen, die er st in seinem eigenen Innern fühlt; ihm erscheint der on und die Kneipe des Winters dann um so kleiner; andere, der dort oben nichts empfindet, denkt gerade hier den großen Moment, wenn im Salon oder in der Kneipe erstaunten Gesichter seiner Zuhörer ihm die Bezahlung seine Strapazen liefern.

Der moderne Mensch, der einen Funken Prometheus-:r in sich hat, und der moderne Renommist, der nach :m besonderen Triumph sucht, geben sich in diesen ;en ein Rendezvous. Scheidet man die Wenigen aus, wissenschaftliche Aufgaben verfolgen, so trifft man noch naiven Gedankenlosen, der die Gefahren nicht über-ut, und der nichts will, nicht einmal prahlen, dern nur nachmachen, was so mancher andere vormachte, endlich die modernen Athleten, die nicht als Sklaven, im sinkenden Alterthum, sondern als freie Männer die iskeldressur in höchster Ausbildung betreiben, und denen Unebenheiten dieser Erde dazu da sind, an ihnen diese iskeldressur zu üben.

Nachdem Petrarca und Saussure mit der Tiefe ihrer ten Empfindungen neue Wege gewiesen, kommt jetzt h der Schwarm jener, die an den Bergen nichts als en Sport moderner Renommage oder ihren Sport derner Muskeldressur treiben — hin und wieder auf Gefahr hin, ihr Pläsir mit dem Leben zu begleichen.

Neue Empfindungen mußten in der Menschenbrust entdeckt und ausgestaltet werden, ehe die Hochgebirge ihren tiefen Reiz dem Erdenbewohner erschlossen. Aber um die Tausende auf die Bergriesen hinaufzutreiben, dazu mußte noch eine Wandlung sich vollzogen haben; diese Welt mußte ihrer überirdischen Schrecken zuvor entkleidet sein.

Es gibt noch steile Felswände, und man kann über sie hinabstürzen; es gibt noch Lawinen, und man kann von ihnen begraben werden; es gibt in Kaminen herabfallende Steine, und man kann von ihnen den Schädel zerschmettert erhalten, es gibt auf den Gletschern Eisspalten, und man kann in ihnen verschwinden und erfrieren; aber alle diese Gefahren kennt man, alle diese Gefahren kann Vorsicht und Erfahrung oft ganz vermeiden oder doch in ihrer Bedrohlichkeit außerordentlich herabmindern. Aber es gibt nicht mehr den Schrecken des unbekannten Furchtbaren; auf diesen Höhen hausen nicht mehr Götter und nicht mehr Dämonen und nicht mehr Gespenster, die mit gar nicht auszudenkenden dunklen und geheimnißvollen Strafen den Menschen bedrohen. Das schreckliche Geheimniß ist von der Welt genommen, und es hat sich gezeigt, daß kein Schrecken dieser realen Welt so graß ist, wie der Schrecken, den die menschliche Phantasie erschaffen kann.

Seitdem streckt der Mensch resolut seine Hand nach dem Nordpol und dem Südpol aus, und nach den Gipfeln der höchsten Berge, und er durchwandert ruhig die Einöden und die Urwälder. Und wenn wieder an einer Felswand in der Schweiz zerschmettert ein Unglücklicher aufgefunden wird, der bei ernsten Beobachtungen den Tod fand, oder der verunglückte, als er eine feine und tiefe Empfindung pflücken wollte, oder der bei gemeineren Zielen umkam —, jeder von ihnen ist ein Zeugniß, daß der wesenlose Schrecken weiter und weiter aus der Welt gescheucht ist. Diese Welt gehört ganz dem modernen Menschen, und er genießt sie in tiefer oder frivoler Empfindung weit jenseits der uralten Schranken auch auf den höchsten Bergen.

Azo.

Fernand Vandérem.*)

Vor einigen wenigen Jahren herrschte über den französischen Roman fast unbestritten die Schule der „Physiologen". Diese Schule hatte ihre Dichter, ihre Analytiker, die darauf versessen waren, nichts als die Raserei der Liebe und die krankhaften Zustände nervöser Ueberreiztheit kennen zu lernen; sie hatte ihre litterarischen Medizinmänner, ihre fanatischen Sezirer, die, mit dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit gepanzert, ihren Fleiß darauf verwandten, die seltsamen Nervenleiden, die fieberhafte Hysterie sammt den davon abhängigen Gehirnhalluzinationen, die ganze Auswahl der entarteten Temperamente und Empfindungen so genau wie möglich zu Protokoll zu nehmen. Der Mensch wurde allein unter seiner materiellen Hülle dargestellt, mit seinem Blut, seinen Muskeln, seinen Nerven, und in dieser Romandiagnose war er zwar sehr lebendig, aber er hatte den besten Theil seiner selbst eingebüßt. Heute hat der Naturalismus alle seine Früchte gezeitigt, die guten wie die bösen. Zahlreich und unverkennbar lassen sich die Symptome einer siegreichen Reaktion verspüren, die Anzeichen einer idealistischen Erneuerung, und es ist interessant, sie in ihrer Entwicklung zu verfolgen, bis sie sich zu festeren Begriffen werden verdichtet haben. Die edeln Inspirationen, das Verlangen nach dem Schönen, der Wille zur Liebe haben ihre neuen Dolmetscher gefunden. Man hat wieder eine Zuneigung für den gemüthvollen und denkenden Menschen gefaßt, man hat den Kreislauf der ewigen Gefühle von neuem begonnen. Freilich ist die Bewegung noch nicht

*) La Cendre, in einem Bande, Paris und Leipzig 1895. Albert Langen, deutsche Uebersetzung von M. Mann; Charlie, in einem Bande, ebenda

geregelt. Sie wartet auf eine überlegene Leitung, die ihren Gang disziplinire und organisire. Die vereinsamten Talente suchen einander. Kein Meister führt sie. Daher diese Mannigfaltigkeit der Gruppen, welche sich, nicht ohne eine gewisse Verwirrung, in die verschiedenen Gebiete des Romans und der Dichtung theilen.

Fernand Vandérem, einer der begabtesten unter den Pariser Schriftstellern, die eben erst zum Ruhm gelangt sind, gehört keiner dieser gesonderten Schulparteien an. Aber er verbindet mit einer seltenen Selbständigkeit in der Auswahl der Gegenstände, welche er angreift, und der Sitten, welche er zeichnet, Gedanken- und Gefühlstiefe. Seit zwei Jahren verkündet sich sein Talent mit wirklichem Glanze. Man beginnt, seine Bücher in Deutschland zu übersetzen. Er verfügt über einen aufrichtigen Geist, der nach der Wahrheit sucht, wenn er auch in den Prinzipien nach unbestimmt und schwankend ist, über einen Stil, der sich an den gesunden Ueberlieferungen der Muttersprache gebildet hat, und so scheint er zu einer glänzenden Zukunft berufen. Daher habe ich ihn mir fast an der Schwelle seiner Laufbahn für eine Untersuchung ausersehen, um aus der Gegenwart die Zukunftshoffnungen zu entnehmen.

I.

Jeder seiner Romane ist die lebendige und leicht faßliche Verkörperung einer moralischen oder philosophischen Idee.

La Cendre hat zu ihrem Ausgangspunkt die einfache Theorie, daß die Liebe eine Kraft ist wie andere Kräfte, eine Kraft der Illusion, welche je nach den Temperamenten, den Umständen, in welche uns das Schicksal versetzt, oder dem Grade von Phantasie, mit dem uns die Natur bedacht hat, mehr oder minder lebhaft und von längerer oder kürzerer Dauer ist, und daß diese Dosis von Empfindungsfähigkeit bei übermäßiger Verausgabung aufgebraucht werden kann, gerade so wie sich im übertriebenen Genuß die physischen Kräfte verzehren, kurz, daß man sich durch die ideale Exaltation im Gemüth ebenso sehr erschöpft, wie körperlich durch die Ausschreitungen des Genießens.

Es liegt im Mechanismus unserer sozialen Organisation, daß, um die überschäumende Kraft der Jugend abzuleiten, und vor ihrem Ansturm die Gesetze oder vielmehr die Konventionen zu schützen, sie nichts Besseres zu lehren gewußt hat, als die Kunst, den Genuß zu erkaufen und die Liebe zu verfälschen. So kommen die Sinne zu ihrem Recht. Aber was wird aus den Bedürfnissen der Phantasie? Findet auch sie an dieser gemeinen Speise ihre Nahrung, ihr Genügen? Das Gros der Menschen ist damit zufrieden. Im modernen Leben unserer Tage läßt sich das ungeduldige Streben, emporzukommen und reich zu werden, so wenig Zeit für die Liebe übrig! Es ist dem Menschen genug, wenn einige Funken der Illusion ihn in den Stand setzen, nur in der Idee, nur hin und wieder, nur in kurzem Ausruhen das zu erhaschen, was in der Wirklichkeit zu pflegen und dauernd zu erhalten, ihm keine Muße übrig bleibt. Wenn der soziale Kampf eine solche Summe fortgesetzter Anstrengungen und eine solche Intensität des Widerstandes verlangt, wie sollte man da nicht die abenteuerliche Eroberung eines simplen Ideals mit langen Haaren auf die niederste Rangstufe der alltäglichen Sorgen verweisen? In einer so positiven Epoche, wo selbst die Lust des Augenblicks, wo die allerbesten Freuden im Voraus in Zahlen ausgedrückt und mathematisch festgestellt werden, sind diejenigen die Geschickten, die Glücklichen, die sich weder von sentimentalem Schmachten, noch von dem Wohlgefallen an den Stürmen des Gemüths, noch von dem fieberhaften Verlangen nach ungewöhnlichen Leidenschaften aufhalten oder ablenken lassen. Mögen immerhin vor ihren Augen die Einfältigen, die Naiven dem Sirenenzauber erliegen, die Thoren, die Unbesonnenen ihr gebrechliches Schifflein von den wilden Strudeln des Weltlebens fortreißen lassen, sie rührt das nicht, sie verfolgen ihren Weg, ohne jene anzusehen. Was ist die Frau in ihrer Schätzung anderes als bloßer Gegenstand des Luxus oder des Bedürfnisses, genug, eine Mußestunde zu verschönen, einen Geschmack zu befriedigen, einer Neugierde Antwort zu geben, einem Verlangen des Blutes und der Nerven zu entsprechen ... Das ist die Ansicht der Geschickten, der Positiven, der Beschäftigten, der Ehrgeizigen, aller derjenigen, die in der ... gelegenheiten der Sinne ihre Zeit nicht mit langen ... leitungen verlieren können.

Es gibt indessen im Leben eine Frist von längerer oder kürzerer Dauer, wo die Heftigkeit der zärtlichen ... gungen die Phantasie in souveräner Art beherrscht. ... poetische, in ihrem Hoffen zähe, nach seltenen Genüssen hartnäckig strebende Naturen können sich dann wohl dem ... den hingeben, daß der Hauptzweck eines Menschenlebens auf dieser Erde der sei, die geliebte Frau zu suchen und zu gewinnen. Es sind unter uns noch einige von den Warmherzigen, Warmblütigen übrig, die das Problem ... Frau — die fühlende, freie Frau — ihr Eigen zu nennen, ebenso sehr beschäftigt wie die Fragen des Essens, Trinkens und Schlafens. Gilbert Mareuil gehört zu diesen ... den wahren Künstler, verlocken die reizenden Hirngespinste. In der Welt gekannt und gesucht, vor der materiellen ... rast des Daseins geschützt, ist er Herr seiner Zeit und ... sich nach seinem Behagen im Labyrinth der Gefühle ... ren. Er hat Sinne und eine Seele. Doppeltem ... unterliegend, vereint er mit der natürlichen jene ... Empfänglichkeit, die Quelle unendlicher Lust und ... licher Schmerzen, die das Beste an der Liebe sind. ... Mensch ist stärker oder schwächer, je nachdem er, durch ... große Bedürfniß angetrieben, Herr über seine ... bleibt oder der Erschütterung durch die Empfindung ... einen schwachen Widerstand entgegen setzt. Gilbert ... ist ein schmerzlich Sensitiver. Er hat der Leidenschaft ... vornherein diese Fülle des Herzens zugebracht, die ... überzufließen begehrte; seine Leidenschaft hat im ... seines Wesens Wurzel gefaßt. Sie regiert darin als ... lute Herrscherin, vor ihrer Macht schmelzen alle seine ... kräfte hin, erlahmt seine gesammte physische Energie, ... leidet darunter. Er hat Augenblicke der Auflehnung ... diese tyrannische Einwirkung, die sein Gehirn ... seine Sinne verwirrt, aber die Versuchung führt ihn ... wieder unter sie zurück, die süße trügerische Ver... die ihm über die völlige Hingabe der Wesen hinaus ... innige Verschmelzung der Seelen vorschmeichelt.

Unglücklicherweise ist er der Betrogenste aller ... den. Ein Meister in der Kunst, ihm die Augen ... mit der feinsten Binde verschlossen zu halten, ist jene ... liebte so flatterhaft, so launisch, so jedes moralischen ... wissens bar, wie man es nur sein kann. Ein ... Freund Gilbert's, der Feuilletonist Brevannes, der ... sentimentale Aufregung als etwas Krankhaftes be... übernimmt es, ihn zu heilen, und stellt ihn mit einem ... vor die harte Wahrheit hin. Es ist ein brutales Auf... Mareuil stürzt von der Höhe seiner Traumwelt in die ... Gewöhnlichkeit eines sinnlichen Liebesabenteuers zurück, ... fühlt sein Leben inhaltlos, vernichtet. Und da er ... vom heroischen Temperament besitzt, so sinkt er in ... Frist auf das Niveau der andern, der Weisen und ... Lebemänner hinab.

Die erloschene Flamme hat in seinem Herzen ... Asche zurückgelassen; vergebens bemüht er sich, sie ... anzufachen, umsonst versucht er in einer Reihe von ... menten, die Fähigkeit des Idealismus und des inneren ... schwungs, deren Quellen er in sich versiegt fühlt, wieder ... beleben, so warmherzig und so gläubig wie früher zu ... Das Empfindungsleben ist fortan für ihn unmöglich ... worden, obwohl sein Liebesverlangen übermächtig ... steht. Die weiblichen Geschöpfe, mit denen er es ... noch versucht, sind ihm nur noch banale Wiederholungen ... eines und desselben Wünschens und Handelns. Alle ... die von nun an in sein Dasein treten, mögen ... Lucie Lazières, Nini Rabasteur oder sonstwie heißen, ... sich in einem einzigen Bilde zusammen, dem Bilde ... falschen und treulosen Wesens, das den Born der ...

tauteren Gefühle in ihm für immer verschüttet hat. scheint, daß er in allzu lebhaften und anhaltenden Erngen den Vorrath von Empfindungsfähigkeit verbraucht welchen die Natur ihm mitgegeben. Seinen entzauen Blicken zeigt sich nur noch eine letzte Zuflucht, das igliche Ende, die Heirath. In dem Zustand von Gehserschöpfung, in dem er sich befindet, bedeutet dies igstens die endgültige Rückkehr zu gesunder und regeligiger Beschäftigung, zum friedlichen, gemüthsruhigen .estauf, wo jeder, so gut er kann, sein einfaches Leben :t und seinen Platz ausfüllt.

II.

Zu keiner Zeit hat die Liebe geringeren Einfluß auf Leben im Allgemeinen besessen, als in unserer Epoche, der harte Konflikt gesonderter Bestrebungen, die im unttlichen Wettkampf zusammenstoßen, und die unendliche the, die es Jedermann kostet, sich Luft und Sonne zu ffen, fast unsere gesammte Thatkraft verschlingen.

Und trotz alledem ist niemals zuvor die Liebe, diese ibenste Lehrerin der Geister, wenn nicht die unumschränkte rscherin über die Gemüther, so tief und so mannigfach tysirt, personifizirt, kommentirt und beschrieben worden, : den zartesten Abtönungen der Gefühlsmystik an bis unter zu den heftigsten Erscheinungsformen sinnlicher jerei.

Vermag der Dichter dem allbekannten Drama der be noch eine neue Seite abzugewinnen? Längst scheint 's, was es zu bieten hat, erschöpft zu sein. — Fernand ndérem hat in seinem Charlie unter den unendlichen Zuligkeiten, welche die unbezwingliche Hinneigung der Geechter zu einander in ihrem Gefolge haben kann, eine gische Situation herausgefunden, die noch tragischer wäre, nn sie weniger berechnet erschiene.

Ein Sohn, der seine Mutter anbetet, entdeckt, daß je noch immer anmuthige und schöne Mutter seit langen hren die Geliebte seines ältesten und besten Freundes ist, großen Freundes seiner Kindheit, dem er dann als ngling so herzlich die Hand geschüttelt und dem er, zum anne gereift, das Innerste seiner Seele und seiner Genken enthüllt hat. Er steht in qualvoller Ungewißheit r den beiden Wegen, die sich für sein Verhalten öffnen: t er einen augenblicklichen Bruch herbeiführen, wie es die wöhnliche Moral zu fordern scheint, oder soll er das illschweigen wählen, das nachsichtige Verzeihen, und das ortbestehen einer so grausam geprüften Freundschaft, l er, mit einem Wort, das individuelle Empfinden über : soziale Regel stellen? .... Er hat zuerst Unbefangenit geheuchelt, wenngleich seine Mitwissenschaft wohl erthen wurde, und sich vorgenommen zu schweigen, aus itleid für seine Mutter, welche von seiner Vernunft zur ilfte entschuldigt wird.

„Sie litt wahrlich schon genug, die unglückliche Frau, ohne daß noch ihren Kummer, ihre Scham und ihre Reue durch demüthigende agen oder überflüssige Vorwürfe hätte zu vermehren brauchen. Er llte sogar gegen sie noch zärtlicher sein als gewöhnlich, doppelt rückstsvoll, und so allmählich durch Liebe und aufmerksame Freundlichkeit vergessen machen, daß er das letzte Geheimniß ihrer Seele kannte.“

Aber wenigstens kann er nicht mehr in das Haus rückkehren, wo er in seinen Kinderspielen der arglose enosse ehebrecherischer Zusammenkünfte war, nicht mehr e Hand desjenigen fassen, der das freudige Vertrauen in iner Seele für immer geknickt hat. Die Trennung von nem Freunde ist nothwendig, unvermeidlich. Er wird m einen sehr einfachen, sehr kurzen Brief schreiben, und les ist aus. Der Brief ist in der That geschrieben worden, cht ohne Zaudern und Verändern, und Charlie will ihn senden. Aber als er ihn noch einmal laut liest, als seine ppen diese Abschiedsworte aussprechen, fühlt er sich erjüttert.

„Mit zusammengezogenen Brauen, die Miene ernst vor innerer regung, stellte er sich Favierres vor, mit seinem schwarzen Filzhut, nen weißen Haaren, seinem soldatischen Gesicht, er sah ihn, wie er am chsten Morgen beim Erwachen diese grausame Epistel öffnen würde; diese mörderischen Zeilen liest; er sah ihn wieder in seiner Herzensnoth erbleichen; wie dort an der Droschke, wo er die Hand so schüchtern ausgestreckt hatte. Er vergegenwärtigte sich, wie diese brutale, in dürren Worten ausgesprochene Aufkündigung seinen Freund zerschmettern würde, den langjährigen, väterlichen Freund. Und aus seinem dunkelsten Bewußtsein, aus den geheimen Falten seines innersten Denkens stieg ein Warum nach dem andern auf, kaum wahrnehmbar, kaum noch Licht verbreitend, aber dieses dämmernde, ungewisse Licht gewann allmählich an Stärke ....“

Aus welchem Recht heraus verwarf er seinen Freund? Ja freilich, sagte er sich, die Moral, die Pflicht, die Schicklichkeit verlangen es so. Aber hatte er nicht aus seiner Lektüre, aus eigenem Nachdenken und dem beharrlichen Durchforschen fremder Theorien andere und ganz selbständige Ansichten über die Einzelwesen und über die Gesellschaft gewonnen? Seine alte Liebe zu Favierres lehnte sich in ihm auf und wollte jene hergebrachten Gründe nicht anerkennen. Von neuem erfaßte ihn der Zweifel, er wuchs und ließ sich nicht abweisen. Um sich zu stählen, versuchte Charlie den Abscheu und die Entrüstung, die er unmittelbar nach der Enthüllung empfunden hatte, in seiner Seele wieder aufzuwecken, die widerwärtigen Bilder, die sich ihm aufgedrängt hatten, von neuem heraufzubeschwören. Vergebens. Andere und weniger schreckliche Bilder glitten an seinem geistigen Auge vorüber, rührende und sanfte Bilder; sie reihten sich aneinander, verwischten das peinliche Schauspiel und setzten sich an seine Stelle. Und Charlie wehrte sich nicht mehr. Er ließ die Fluth der guten Erinnerungen wieder emporsteigen. Umsonst wühlte er in seinem Gedächtniß, rief sich die verdächtigen Einzelheiten einer Reise nach London, die geheimnißvollen und langen Zusammenkünfte in Paris oder anderswo zurück — es stand ihm schließlich nur ein immer liebreicher Favierres vor Augen. Welch ein Gesetz, welch eine Autorität konnte ihm anbefehlen, sein Herz zu verwandeln und Jemanden zu hassen, den er nicht haßte?

Seine und die gesellschaftliche Moral liegen in schwerem Streit in seiner Seele. Lange prüft er sein Gewissen, endlich fühlt er sich berechtigt, Favierres wiederzusehen. Er wird die schwierige Rolle zu spielen wissen. Seine Schwäche soll bei ihm bewußte Milde sein, „nicht pedantische, philosophische, kalte Nachsicht, welche ein System einflößt, nicht die Idee, daß nichts böse und daß alles erlaubt sei, auch nicht einer jener Entschlüsse, zu dem uns in tragischen Augenblicken unsere weichliche Empfindsamkeit oder unsere Nervenerschöpfung verleitet“, — nein — eine klarblickende individuelle Milde, eine Herzensmilde, welche ohne Leidenschaft urtheilt und versteht.

Ist der Knoten nun gelöst? — Nein, er zieht sich im Gegentheil noch enger zusammen. Charlie's Vater, dem er alles verdankt: das Geld, welches er ausgibt, die Kenntnisse, die er besitzt, das ruhige und behagliche Leben, das er führt; der Vater, der sich seit den Tagen der Kindheit alltäglich bemüht hatte, ihm zu gefallen, seine widerstrebende Neigung zu gewinnen, er hat erfahren, daß sein Sohn trotz seines ausdrücklichen, wiederholten Verbotes, Favierres jemals zu sehen, mit diesem Feinde, mit diesem Mann, der die Schande, die Zwietracht, den Haß in sein Haus getragen hat, in inniger Freundschaft weiter lebt, daß er ihn im Geheimen fortgesetzt gesehen hat. Er verlangt von Charlie, daß er an Favierres schreibe, endgültig mit ihm breche, gleich jetzt, vor seinen Augen. Charlie kann sich nicht entschließen, Partei für seinen Vater gegen seine Mutter zu ergreifen. Von einem Starrsinn geleitet, den er für die Eingebung einer höheren Moral hält, weigert er sich; er treibt seinen Vater, der auch der moralischen Kraft entbehrt, in seiner Vereinsamung von Neuem zu einer Maitresse. Dort sieht sich der Hartbetroffene, der des Sohnes und der Frau beraubt ist, abermals getäuscht. Die Frau, deren Pferde, deren Toiletten und deren Liebe er bezahlt, ist nicht allein! Ein Schlaganfall wirft ihn zu Boden; er stirbt darauf. So hat Charlie unfreiwillig zum Tode seines Vaters mitgewirkt; das ist die grausame Entwicklung, die den Leser bedrückt und peinlich berührt. Durfte die Rücksicht auf die schuldige Mutter und auf einen schuldigen Freund, schwer er wiegen als die Rücksichten, die Charlie seinem Erzeuger schuldig war. Freilich Charlie selbst glaubte recht zu han-

deln. Der Wahrspruch seines Gewissens hat ihn also getäuscht! Wo ist da die Moral, die Pflicht, die Pflicht der Pflichten? Das Buch schließt sich über diesem Zweifel einer Seele, die durch den Mangel an festem Glauben und durch den modernen Skeptizismus, der neue Wege wandeln will, der Grundsätze beraubt worden ist.

Es hinterläßt uns einen tiefen und traurigen Eindruck, dieses Drama der ungeregelten Verbindung zwischen dem Künstler Favierres und der Mutter Charlie's, diese ehebrecherische Liebe, die ein wenig Lust und viele Schmerzen schafft, die fortgesetzt Lug und Trug erfordert, zwischen zwei Menschen, welche an und für sich des Interesses würdig sind, die aber, durch das Schicksal getrennt, zum Zwecke ihrer Vereinigung das Heiligste, die Mutterwürde, antasten müssen.

III.

Es ließe sich aus diesen beiden Romanen, la Cendre und Charlie, eine reiche Auslese von glücklichen Einzelheiten gewinnen, obwohl die Beschreibungen und die Analyse mit dem Dialog und der Erzählung auf das Feinste verwebt sind, und nur einen geringen Platz einnehmen. Der Verfasser hat jenen scharfen und raschen Blick, der sich keine Geste, keine Stellung entgehen läßt, wenn die Erscheinungen des Pariser Lebens an ihm vorüberziehen.

Vandérem hat Charlie's Gewissenskämpfe, sein Zögern und Zurückweichen, die Ausflüchte und Schwachheiten eines Geistes, der sich für fest und tapfer hielt, sehr dramatisch gezeichnet; er hat mit scharfsinniger Kunst dargestellt, wie leicht der Verstand überzeugende Schlußfolgerungen und zwingende Beweise findet, wenn es sich darum handelt, persönliche Neigungen zu sanktioniren, die eigenen Gefühle zu rechtfertigen.

An anderer Stelle, in der Schilderung des Zerwürfnisses zwischen zwei Liebenden, hat er den Konflikt gut herausgearbeitet, der für den Mann zwischen dem zornig empörten Geiste und dem schwachen Fleisch, zwischen dem aufrichtigen Willen, mit der Sache abzuschließen, und der weichen Gewohnheit besteht. Er hat die Ohnmacht eines schwachen Mannes sein charakterisirt, der die Frau verachtet, und doch seine Kette weiter schleppt aus Furcht vor der drohenden Vereinsamung, vor der endlos und freudlos hingedehnten Zeit der Unbeschäftigtheit, wo ein Tag sich an den anderen anreiht, und kein Brief mehr zu schreiben, kein lügnerisches Billet mehr zu empfangen, kein Rendez-vous auszudenken oder abzubestellen ist.

Vandérem ist vor allem ein Erzähler. Es ist nicht seine Art, sich über die Frau, ihre Natur, ihren Charakter, ihr Temperament, ihre Bedürfnisse, ihre Launen, ihre Einfälle, ihre Verstellungskünste in endlose Spitzfindigkeiten zu verlieren. Auch überläßt er seine Geschichten nicht mit geschriebenen Bildern, mit Schilderungen von inventarmäßiger Genauigkeit. Ein wohlgefügter Rahmen, klare Züge und feste Linien, einige kurze Bemerkungen: von allem nur das Wesentliche. Er ist darauf bedacht, das Interesse stetig wach zu halten. Seine Handlung trägt ihre Elemente der Gemüthserregung und der Reflektion in sich selbst. Sein Dialog ist fließend, die Ausdrucksweise klar, elegant und ungesucht, die Entwicklung spannend. Und sein zweiter Roman Charlie bedeutet im Vergleich zu la Cendre noch einen wirklichen Fortschritt, so packend ist die Verknüpfung der Episoden, die Verkettung der Umstände, die Herbeiführung der Katastrophe. Endlich ist Vandérem, der sich am Studium und an der Philosophie genährt hat (obgleich er erst vor kurzem als Publizist einen wahren Feldzug gegen den philosophischen Unterricht führte,*) gleichzeitig mit der Phantasie und dem Verstande Schriftsteller. Er scheint berufen, in der Litteratur seines Landes eine hervorragende Stelle zu erringen.

Möchte er durch ein vertieftes Studium der menschlichen Seele, durch eine überzeugtere Schätzung der höchsten Werte, welche sie regieren können, seinen Geist über eine gewisse verdorrende Ironie und über den Zweifel an allen Dingen immer mehr hinausheben! Sein Talent wird von der Erhöhung seines Standpunktes in gleichem Maße Gewinn ziehen; es wird alsdann eine größere Energie, eine größere Macht, die Gemüther zu bewegen, davontragen.

Paris. Frédéric Lolié.

*) Pour et contre l'enseignement philosophique. Paris. 1894. Félix Alcan.

Aus großer Zeit. Kleine Erinnerungen aus dem Feldzuge 1870/71. Aufgezeichnet von Mitkämpfern. Ansbach. Max Eichinger's Verlagsbuchhandlung.

Es scheint uns, daß Verlagsbuchhandlung und Herausgeber (derselbe bezeichnet sich mit dem Pseudonym Heinrich v. Selbitz) mit dem in Lieferungen erscheinenden Gedächtnißwerke einen glücklichen Griff gemacht haben. Gerade weil in der Gegenwart so viel sich ereignet, an dem man keine Freude haben kann, richtet man den Blick gern zurück in jene große Vergangenheit, da das deutsche Volk, nur auf sich gestellt, sich der besten Ueberlieferungen aus der Zeit der Befreiungskriege würdig erwies und sich die ihm so lange versagte Einheit auf dem Schlachtfelde errang. Und eben weil man auf „das deutsche Volk" neuerdings etwas schlecht zu sprechen ist und uns kürzlich erst (in den „Hamb. Nachrichten") belehrte, daß dasselbe eigentlich eine untergeordnete Rolle neben Fürsten, Staatsmännern und Heerführern gespielt habe, eben darum ist es gut, immer wieder darauf hinzuweisen, daß dieses Heer keine Prätorianertruppe, sondern eben das Volk in Waffen gewesen ist. Eine rein geschichtliche Darstellung des Krieges ist weniger geeignet, diese Thatsache in ihrer vollen Bedeutung zu kennzeichnen, dazu aber paßt hierfür ganz vorzüglich eine solche Aneinanderreihung von Einzelschilderungen, wie wir sie in dem vorliegenden Buche erhalten. Auf zwanzig Lieferungen ist dasselbe berechnet.

Von einer fortlaufenden historischen Erzählung ist also natürlich keine Rede, doch wird der chronologische Zusammenhang immerhin in der Weise gewahrt, daß diejenigen Skizzen, welche sich auf das nämliche größere Ereigniß beziehen (Vormarsch nach Paris, Sedan u. s. w.) jeweils in einem besonderen Abschnitte vereinigt werden. Sonst ist der individuellen Freiheit der Beiträge liefernden Kriegskameraden vollkommen freier Spielraum gelassen; ernste Reminiszenzen wechseln mit humorvollen, kleine geschlossene Novellen mit gelegentlichen Anekdoten ab. Eben dieser Wechsel jedoch verleiht dem Werkchen Leben und Farbe, und wir sind überzeugt, daß zumal jeder, der an den großen Tagen persönlichen Antheil genommen, mit Vergnügen diese bunten Bilder an sich vorüberziehen lassen wird. So sei das Gedenkbuch denn der allgemeinen Beachtung bestens empfohlen!

E. G.

Gustav Rümelin. Reden und Aufsätze. 3. Folge. Freiburg i. B. J. C. B. Mohr. 1894.

Ich habe Rümelin einmal den „gescheitesten Schwaben seiner Generation" nennen hören. Die Censur mag überschwänglich, jedenfalls schwer zu erweisen sein. Einer der gescheitesten, besten Geister kann er Jedem werden, der seine als Kanzler der Universität Tübingen gehaltenen, in diesem Sammelbande vereinigten Reden aus den letzten Jahrzehnten zur Hand nimmt. Als Historiker dieser Hochschule charakterisirt er (gegen Treitschke) König Friedrich von Württemberg und das neue Statut der Landesuniversität. Als Psycholog handelt er vom Gewissen, den Stufen der Intelligenz, den Temperamenten. Als Sprachkenner gibt er Abschließendes über die „Reindünkler", die Fremdwörterfrage und die neue deutsche Prosa. Zwei Aufsätze sind eine willkommene Beigabe: eine Charakterisirung von Justinus Kerner, die noch über Strauß milder und richtiger urtheilt und eine (ursprünglich der amtlichen Landesbeschreibung vorgedruckte) Abhandlung: „Der württembergische Volkscharakter." Sigwarts Denkrede auf Rümelin erfreut jeden Freund dieses edlen, echten Schwaben. Wenn solche Sammlungen wie die kleinen Schriften von Bamberger und Rümelin, in Frankreich oder England auf den Markt kämen, würden sie Auflagen über Auflagen erleben.

—n.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-	vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Nicht eine politische Partei, nicht eine Klasse, sondern e große und überwältigende Masse des Volkes beging festh den Sedantag; er ist dem Volke nicht in erster Reihe ein enteseſt für militärische Lorbeeren, sondern die große Entscheing dafür, daß die Einigung Deutschlands jenen feindlichen lächten gegenüber, die sie aufhalten und verhindern wollten, ırch die Tapferkeit unserer Heere und die Genialität ihrer ührer bei Sedan begründet wurde; die Proklamirung des aiserthums mußte folgen, nachdem auf den Schlachtfeldern ne Ereignisse vorangegangen waren.

Ein Volkswort sagt: aller Anfang ist schwer; nicht nmer; schwerer ist häufiger das Aufhören.

Nun gewiß, wir hatten ein Recht dazu, uns in glückchem Gedenken der Zeit unserer Einigung zu erfreuen; und enn ein solches Gedenken einem Bedürfniß des deutschen mpfindens entsprach, so liegt in den Stimmungen, die wir ̣ßt erlebt haben, doch auch eine politische Macht, die man bei llem Mißtrauen gegen schwankende Gefühlserregungen nicht unterschätzen soll. Unsere politischen Zustände in Deutschland sind nicht paradiesisch; keine Partei hält sie dafür; und die Mißstimmung überwiegt zu Zeiten so sehr, daß die Schatten der Gegenwart die gewaltigen und ernsten Erfolge manchmal zu verdunkeln beginnen, die Deutschland in der großen Zeit seines Aufbaues errungen hat. Da ist es gut, daß es Tage gibt, deren Gehalt die Bevölkerung über die politischen Alltagsmiseren hinaushebt, und es ist besonders gut, daß die Bevölkerung festlich gestimmt ist, und einig in ihrem Denken und Fühlen im Hinblick auf die Begründung des Deutschen Reiches und im Hinblick auf die Ueberwindung der deutschen Kleinstaatereien und früheren erbarmungswürdigen Zerrissenheit. Solche Empfindungen sind ein politisches Kapital; und es gibt ein Bewußtsein gesunder Kraft, wenn einer Nation einmal zur Erkenntniß geführt wird, daß sie dieses Kapital das ihre nennt. Aber gerade eine solche stolze Bilanz des eigenen Besitzes ist nur dann wirkungsvoll, wenn ihr der Charakter des Außergewöhnlichen gewahrt bleibt; Eindrücke, wie diese, müssen davor gehütet werden alltäglich und dadurch trivial und abgegriffen wie eine gemeine Metze zu werden. So macht sich denn jetzt auch das Gefühl allgemein geltend: bewahren wir die Erinnerung an diesen Sedantag dadurch um so reiner, daß wir diesen Eindrücken keine Konkurrenz machen durch immer neue Festesfeiern, die nur eine schwächlichere Wiederholung der Vorausgegangenen sein könnten. Es gibt jetzt nur noch einen großen Gedenktag, den der Kaiserproklamation, und so ist es zunächst Zeit, wie groß einzelne Leistungen unserer Armeen nach Sedan auch gewesen sein mögen, die nicht leichte Kunst des Aufhörens im richtigen Augenblick zu üben.

Daß die Feier des Sedantages in Deutschland wirklich ein nationales Fest gewesen ist, darüber ist alle Welt einig. Dieser Eindruck wurde nicht gestört, sondern er trat schärfer hervor durch die Haltung von ein paar sozialdemokratischen Blättern. Die Parteileitung hatte ein Gefühl dafür, daß eine nationale Woge herandrause, die auch Tausende von Mitgliedern der Sozialdemokratie an diesem Tage ergreifen werde, ganz gegen die Grundsätze des papiernen Programms; und von dieser Möglichkeit beunruhigt, suchte man eine Gegenbewegung in Gang zu bringen, die einen ganz kläglichen Ausgang gehabt hat.

Wie in Berlin so wurde in Hunderten der kleinsten Dörfer Deutschlands der Sedantag als ein echtes Volksfest von der Masse der Bevölkerung ohne Mißklang und ohne Störung begangen; und da es genug Wähler bei uns in Deutschland gibt, die sozialdemokratischen Kandidaten ihre Stimme geben, so war damit der Beweis geliefert, daß jene Massen in diesem Falle der Parole einiger Parteiblättern nicht gefolgt waren. Man kennt jenes sozialdemokratische Lied, welches besagt, die Sozialdemokratie könne es zu Wege bringen, daß alle

Maschinen still stehen; das ist als Uebertreibung längst bekannt. Aber auch die echten Feste sind allgemein und festlich, ob die sozialdemokratische Parteileitung es nun will oder nicht will. Ein Blatt wie der konservative „Reichsbote“ hebt gleichfalls die Erscheinung hervor, daß „die Arbeiterwelt die nationalen Feste mit gefeiert hat“.

Also über die Haltung der Masse der Bevölkerung hat man in diesen Tagen nur Grund, sich zu freuen, und diese Haltung sticht in bemerkenswerther Weise ab von der Haltung, welche einige sozialdemokratische Zeitungen einnahmen.

Das sind die nüchternen Thatsachen und aus ihnen sollte man folgern: Es muß eine Entwicklung nicht unterbrochen werden, die dazu geführt hat, daß Theile der sozialdemokratischen Bevölkerung in einem bestimmten Falle ihren eigenen Weg gehen, mag die führende Parteipresse sagen, was sie will.

Weit gefehlt; aus diesen Thatsachen beliebt man ganz andere Folgerungen zu ziehen.

Der Kaiser brachte am Sedantage einen Toast aus, der nicht auf die Haltung der Bevölkerung gemünzt sein konnte, denn sie war tadellos, sondern der augenscheinlich durch irgend eines der sozialdemokratisch bedruckten Zeitungsblätter angeregt war. Die Worte des Kaisers waren von äußerster Schärfe; und was ist ihre Folge: die ganze Gesellschaft, die im vergangenen Herbst nach einem Ausnahmegesetze geschrieen hat, schreit heute wieder danach.

Die Logik ist dabei folgende: Die Haltung der sozialdemokratischen Presse ist empörend; und gewiß, sie ist nicht zu vertheidigen; folglich belegen wir die Gesammtheit der sozialdemokratischen Wählerschaft mit einem neuen Ausnahmegesetz.

Gewiß soll man den Einfluß der sozialdemokratischen Presse nicht unterschätzen; aber gerade in diesem Falle zeigte sich, daß er seine Grenzen hat. Schadet nichts, sagen die Patrioten: Wir verlangen ein Gesetz, welches es zu Wege bringt, daß die sogenannten „zielbewußten führenden Kreise“ bleibend zusammengebacken werden mit der Masse ihrer Gefolgschaft, die bald bei dieser Gelegenheit, bald bei jener Gelegenheit Regungen von Selbständigkeit zeigte. Den sozialdemokratischen Führern wird es schwer, die Geschlossenheit der Partei in jedem Falle aufrecht zu erhalten; so erweisen wir ihnen den Liebesdienst, durch ein neues Sozialistengesetz diese Geschlossenheit zu bewirken.

Seit der Aufhebung des Sozialistengesetzes hat sich nicht ein einziges Symptom gezeigt, welches darthut, daß die Partei sich innerlich gekräftigt und konsolidirt habe; aber es haben sich viele Symptome offenbart, die beweisen, daß die Partei langsam an Zusammenhalt zu verlieren beginnt. Das ist nicht der Zerfall von heute auf morgen; aber es sind schon kleine Spalten vorhanden, welche die eigenen Führer mit Besorgniß erfüllen trotz aller großen Worte, und kein Parteitag verlief, der nicht neue Erscheinungen dieser Art zu Tage gefördert hätte, die unter dem Sozialistengesetz nie beobachtet worden sind. Der bevorstehende Breslauer Parteitag stellte mit seinen Berathungen über das Agrarprogramm ganz zuverlässig gleiche Erfahrungen in Aussicht. Das ist der Zeitpunkt, sagen alle „wohlgesinnten Männer“, um die bürgerlichen Parteien tief zu spalten, und die Sozialdemokratie durch ein neues Sozialistengesetz so fest wie früher zusammenzuschweißen.

Und als wäre das Ausnahmegesetz noch ein auf seine Trefflichkeit zu probirendes Medikament. Wir besaßen es ja und konnten Jahr auf Jahr unter dem Fürsten Bismarck seinen Mißerfolg feststellen. Aber alle diese Erwägungen hemmen nicht konservative und nationalliberale Federn, den alten Feldzug von Neuem zu beginnen.

Es ist nur ein paar Tage her, am 31. August, da schrieb die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ bei Besprechung der englischen Arbeiterverhältnisse das Folgende:

„Von einer sozialdemokratischen Bewegung nach festländischem Muster kann in England in absehbarer Zeit überhaupt nicht die Rede sein. Der Ausfall der letzten britischen Parlamentswahlen, bei denen kein einziger Kandidat der unabhängigen Arbeiterpartei und der sozialdemokratischen Federation gewählt worden ist, da die Arbeiter massenhaft konservativ gestimmt haben und die wenigen Arbeiter-, bezw. weise Gewerkschaftsführer, selbst John Burns, nur als liberale ... gewählt worden sind, hat diese Ansicht bestätigt.“

Sehr richtig muß man sagen, und darum folgen ... die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, müssen wir, ... gleichen Ergebnissen zu kommen, eine Politik verfolgen, ... der englischen auf Freiheit und Rechtsgleichheit beruhenden ... schnurstracks widerspricht. An solche politische Logik ... man sich gewöhnen.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ hatte ... obigen Ausführungen gemacht im Hinblick auf den ... noch bevorstehenden Gewerkschaftskongreß der ... Trades Unions in Cardiff. Ueber das gesammte Ergebniß ... Kongresses zu sprechen, ist noch nicht der Zeitpunkt ... eines ist schon jetzt klar: der Kongreß zeigt, daß die ... Unions mit Entschiedenheit bemüht sind, die professionelle ... politische, zum Theil demagogisch-sozialistische Agitation ... ihren Reihen fern zu halten. Die Versammlung hat das ... erreicht, daß sie allen jenen Delegirten den Zutritt ... Verhandlungen endgültig verweigerte, die weder ... noch die Angestellten der Arbeiterorganisationen sind ... jene Elemente wurden ausgeschieden, die die offiziöse ... bei uns als „berufsmäßige Agitatoren“ bezeichnen ...

Zusammen blieben immer noch 344 Vertreter, ... die Repräsentanten von mehr als einer Million ... sind; das ist eine Macht und diese Männer riefen ... „cheers“, ihre Hochs, als sie folgendermaßen ... wurden:

„They had proved that they were as good and ... citizens as any other section of the people.“

„Sie hätten bewiesen, daß sie ebenso gute ... liche Bürger seien, wie irgend ein anderer Theil der ... völkerung.“

Und erneute „cheers“ ertönten, als ein anderer ... sagte:

„He was sure, it was their great desire to ... friendship and cordiality between employer and employed.“

„Er sei sicher, daß es ihr ernstes Bestreben sei, Freund... schaft und herzliches Einvernehmen zwischen Arbeitgeber ... Arbeitnehmer zu befestigen.“

Das sagt man in England vor den Repräsentanten von mehr als einer Million organisirter ... Arbeiter; das würde man in Deutschland nicht sagen ... dafür haben wir auch nie gelernt, aus der Entwicklung ... englischen Arbeiterbewegung seit den Tagen der Chartisten ... nützliche Folgerungen zu ziehen.

In der Kaiser Wilhelm Gedächtnißkirche ... Relief nebst Inschrift entdeckt worden, das in ... Weise eine Kritik an dem Beschluß der Berliner Stadt... verordnetenversammlung übt, zu dem Kirchenbau keinen ... schuß zu gewähren. Welche Sühne und Genugthuung ... für diesen Affront erfolgen? fragen einige Erregte. ... vielleicht auch die Liberalen nach dem Strafrichter und ... richten bei jedem ungezogenen Wort rufen? fragen wir. ... die betreffende Gemeinde gegen dieses Relief nichts einzuwenden ... hat, so ist es gut; die liberale Berliner Stadtverwaltung ... sich durch die weit wirksamere und allein werthvolle ... befriedigt erklären, welche die öffentliche Meinung ... treten lassen; und bleibt das Relief, dann könnte man ... stens wünschen, daß der Name „seines Erfinners“ auf ... Stein deutlich eingemeißelt wird; damit die Nachwelt ... wer derjenige gewesen, dem so wenig Witz zur Verfügung ... gestanden hat, als er einmal witzig sein wollte.

Wir haben der Vollständigkeit wegen noch einen ... tischen Todten zu begraben, den französischen General ... Munier, der ohne jeden Beweis die deutsche Heeresleitung ... des Jahres 1870 als eine Diebesbande hingestellt ... Diesem General hat man leider zu viel Beachtung ... schenkt; er ist schon vor Jahr und Tag nicht von ... sondern von französischen Gerichten wegen „Diffamation“ ... das heißt als Verleumder verurtheilt worden.

Der Kaiser und die Sozialdemokratie.

Der Sedantag ist im ganzen Reiche würdig gefeiert den. Die in Aussicht gestellten sozialdemokratischen ‚endemonstrationen fanden nur in geringer Zahl und in geringerem Umfange statt; und wo sie stattfanden, ten sie nur dazu, das Ungeschick der Veranstalter recht lich erkennbar zu machen. Selbst das Organ des Bun- der Landwirthe, die „Deutsche Tageszeitung“, die mit ohntem Takt auch die Sedanfeier in antisemitisch-agra- em Sinne zu fruktifiziren sucht, konstatirt, der sozialde- ratische Versuch, „dem Arbeiter Lust und Freude zu na- ater Erhebung zu vergällen“, sei „elend mißglückt“. gehörte nicht viel Menschenkenntniß und politischer Ver- d dazu, das vorauszusehen. Der Plan, die Erinnerung Ferdinand Lassalle, die sittlich und politisch zweifelhafteste ur unter den Führern der Sozialdemokratie, gegen die nnerung an das weltgeschichtliche Drama von Sedan, dem ein französisches Kaiserthum zusammenbrach und deutsches Kaiserreich geboren ward, ausspielen zu len, war von einer grotesken Ungeschicklichkeit. Die Bla- ge war so sicher vorauszusehen, daß vom Standpunkte politischen Opportunität aus nichts verfehlter war, als ser Demonstration polizeiliche Hindernisse in den Weg tegen. Man soll eine politische Partei, die man be- pfen will, nie daran verhindern, eine Dummheit zu chen; und hier war die Sozialdemokratie auf dem besten ge, sich tief in die Nesseln zu setzen. Das deutsche lk war Manns genug, solchen ohnmächtigen Demon- tianen ohne Unterstützung der hohen Obrigkeit zu be- nen, und es ist das auch beinahe durchweg mit richtigem lksinstinkt in der wirksamsten Weise dadurch geschehen, man sich um die Demonstranten gar nicht kümmerte. Lage der unbeachtet Demonstrirenden ist stets besonders bequem; sie entspricht der Rolle des tragischen Schau- ters, der eine komische Wirkung hervorruft. Die Lektion, che die Sozialdemokratie bei dieser Gelegenheit erhielt, nte auch politisch erziehend wirken.

Diese erzieherische Wirkung ist nahezu völlig paralysirt ch die Rede, welche der Kaiser am Sedantage bei dem adediner im Weißen Saale des königlichen Schlosses alten hat. Die Sozialdemokratie ist dadurch aus einer hst peinlichen Lage befreit. . Die Partei hatte gegenüber n Volksempfinden eine sehr unkluge Kraftprobe gewagt, eigenen Truppen waren der ausgegebenen Parole theils nicht, theils ungern gefolgt; man hatte sich lächerlich ge- cht und durch die Art, wie der „Vorwärts“ gegen den alten iser Wilhelm losgezogen war, auch die besseren Elemente den eigenen Reihen vor den Kopf gestoßen. Die Niederlage re eine vollständige geworden, wenn man den Entwicklungs- zeß nicht unterbrach.

Die Rede des Kaisers aber hat die schwere Niederlage, elche die Sozialdemokratie in diesem Streit der Empfin- ngen bereits erlitten hatte, dadurch in ihren Wirkungen fgehalten, daß sie den Streit von dem Gebiete der Empfin- ngen auf das Gebiet des Rechts hinüberspielte. Der Kaiser nnte die demonstrirenden Sozialdemokraten „eine Rotte von enschen, nicht werth, den Namen Deutscher zu tragen“, e „es wagt, das deutsche Volk zu schmähen und die uns heiligte Person des allverehrten verewigten Kaisers in den taub zu ziehen“. Und daran schloß der kaiserliche Redner tgenden Appell: „Möge das gesammte Volk in sich die raft finden, diese unerhörten Angriffe zurückzuweisen! eschieht es nicht, nun denn, so rufe ich Sie (scil. die arden), um der hochverrätherischen Schaar zu wehren, um nen Kampf zu führen, der uns befreit von solchen Ele- enten.“ Wir lassen die Frage unerörtert, ob es im nteresse eines Monarchen, auf dessen Stimme man auch hören pflegt, wenn er leise spricht, liegt, seinem Zorn so estigen Ausdruck zu geben. Diese Frage ist vergleichsweise ntergeordneter Natur gegenüber der anderen Frage: was t mit der empfohlenen Aktion gegen die Sozialdemokratie gemeint? Hat das Volk nicht bereits die Kraft gefunden, die vom Kaiser censirten Ausschreitungen zurückzuweisen? Was sollte es denn mehr thun, ohne seinerseits die bestehenden Gesetze zu verletzen? Der Sinn jener kaiserlichen Worte ist denn auch ganz folgerichtig dahin verstanden worden, das Volk werde in diesen Sätzen zur Mitwirkung an einem erst noch zu schaffenden Sozialistengesetz aufgefordert. So verstanden würden die Worte des Kaisers also gleichsam die Eröffnung einer neuen Umsturzkampagne bilden, wie sie erst vor wenigen Monaten im Reichstage ziemlich kläglich gescheitert ist. Ist das die Meinung, so wäre es gut, wenn die verantwortlichen Rathgeber der Krone rechtzeitig ihre Bedenken gegen ein solches Beginnen dem Monarchen vortragen wollten. Wir nehmen nämlich an, daß die Regierung keine besondere Neigung verspürt, aufs Neue eine Agitation für und gegen ein Umsturz- oder Sozialistengesetz entfesselt zu sehen, in der Weise, wie das genau vor Jahresfrist in Folge der Königsberger Rede des Kaisers der Fall war. Die Sozialdemokratie würde in diesem zweiten Feldzuge genau dieselbe Position einnehmen, wie im ersten. Sie weiß gut genug, daß ein solcher Feldzug ihren Parteiinteressen nur förderlich sein kann, einerlei ob er gewonnen oder verloren wird. Sie weiß auch, daß sie in diesem Kampfe um Rechtsgleichheit einen großen Theil der Sympathieen, die ihr bei dem gegenwärtigen Streit der Empfindungen verloren gegangen sind, wieder gewinnen würde; sie weiß endlich, daß die sogenannten bürgerlichen Parteien durch nichts wirksamer zu spalten sind, als durch die Wiedereinbringung einer Umsturzvorlage. Nichts wäre endlich geeigneter, dem deutschen Volke die Erinnerung an die glanzvolle Sedanfeier dieses Jahres zu trüben, als eine gesetzgeberische Aktion im Stile der verflossenen Umsturzvorlage, deren Ursprung auf die Sedanfeier zurückzuführen wäre. Von jedem Gesichtspunkte aus erscheint es deshalb angezeigt, keine zweite Auflage des Umsturzgesetzes zu veranstalten. Immerhin ist es möglich, daß es geschieht. Alle politischen Parteien, die im Trüben fischen wollen, werden sich ohne Zweifel mit „patriotischem“ Eifer daran machen, die Worte des Kaisers als eine Art Versprechen auszulegen, daß gesetzgeberisch „etwas Wirksames“ gegen die Sozialdemokratie geschehen solle. Man wird auch gewiß nicht unterlassen, in tendenziöser Weise zu betonen, daß die Autorität des Kaisers Schaden leide, wenn er wiederholt Reden, wie vor einem Jahre in Königsberg und jetzt beim Sedanfest, halte, ohne daß daraufhin gegen die Sozialdemokratie etwas durchgesetzt werde. Hier eröffnet sich ein weites Feld für jene Art politischer Intriguen, wie sie vor Jahresfrist den Grafen Caprivi zu Falle brachten. Und wenn nun der Ausgang — was wahrscheinlich ist — derselbe sein sollte, wie im vorigen Winter, wenn die Volksvertretung es ablehnt, den empfohlenen Weg zur Bekämpfung der Sozialdemokratie zu beschreiten, was dann? Ist dann der Moment gekommen, den der Kaiser in seiner Rede mit den Worten bezeichnet: „Dann rufe ich Sie (die Garden), um der hochverrätherischen Schaar zu wehren, um einen Kampf zu führen, der uns befreit von solchen Elementen“?

Der Kaiser hat schon öfter in seinen Reden das Gespenst eines Bürgerkrieges heraufbeschworen, in dem die Armee gezwungen sein könne, einzelne Theile der Bevölkerung gewaltsam niederzuhalten. Aber es ist nicht leicht, sich den Fall in der Wirklichkeit zu konstruiren. Die „hochverrätherische Schaar“ verfolgt längst die Politik, Gesetzesüberschreitungen zu vermeiden. Insbesondere hütet sie sich wohl, in die Schlingen jener Paragraphen des Strafgesetzbuchs zu fallen, die vom Hochverrath handeln, oder gar Putsche und Aufstände zu veranstalten. Die Armee hat deshalb gar keine Handhabe, der „hochverrätherischen Schaar“ zu wehren oder „einen Kampf zu führen, der uns befreit von solchen Elementen“.

Das in der Sedanrede des Kaisers niedergelegte Programm ist darnach für die praktische Politik nicht ohne weiteres verwendbar. Aber gerade dadurch wird es besonders geeignet für eine agitatorische Interpretation. Es wird

die Aufgabe der wirklich Liberalen sein, sich dem zu erwartenden reaktionären Ansturm gegenüber nicht auf sentimentale Abwege locken zu lassen. Nichts wäre für Deutschland verhängnißvoller, als die Verletzung von patriotischen und sonstigen Empfindungen mit neuen Strafgesetzparagraphen zu erwidern.

Wenn die Sozialdemokratie Sedan nicht mit feiern will, dann mag sie es bleiben lassen; die Festsäle werden deshalb nicht leer werden. Und wenn sozialdemokratische Blätter, ohne Verletzung der bestehenden Gesetze, eine rohe Kritik an dem Kaiser Wilhelm I. üben, so wird das zur Folge haben, daß andere Theile des Volkes den alten Kaiser Wilhelm nur um so höher ehren. Wenn durch derartige Ausschreitungen die Monarchie gefährdet werden könnte, so müßte sie in England längst beseitigt sein. Als bei dem fünfzigjährigen Regierungsjubiläum der Königin Victoria jener glanzvolle Triumphzug durch Londons Straßen sich bewegte, in dem unter Anderem auch der Prinz von Wales und der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen sich befanden, wurden auf der Via triumphalis in Unmassen Flugblätter verbreitet, in denen die Einführung der Republik in England dringend empfohlen wurde. Die Engländer sahen darin keinen Grund, die Polizei zu bemühen. Man warf die Blätter achtlos zu Boden und damit war die Sache aus. Etwas weniger Nervosität könnte bei der Behandlung der deutschen Sozialdemokratie gewiß nicht schaden.

Th. Barth.

Güterschlächterei.

Die Vertheilung des Grundbesitzes in solchen Größenantheilen, die nach Zeit und Ort den höchsten Reinertrag des Bodens ermöglichen, ist eine der wichtigsten Aufgaben nicht nur der Volkswirthschaft, sondern ebenso der Politik. Denn die uneingeschränkte Ausnutzung großer Landflächen durch wenige Besitzer sichert diesen — wenn auch nicht rechtlich, so doch — thatsächlich die politische Herrschaft über alle dort angesiedelten wirthschaftlich schwächeren Existenzen und macht die Gesetze zur Erhaltung der persönlichen Freiheit nicht selten völlig unwirksam.

Nachdem im ostelbischen Deutschland die berüchtigte Erbunterthänigkeit aufgehoben war, hatten die angeblich geschädigten Großgrundbesitzer ungeheure Flächen bäuerlichen Eigenthums als Entschädigung für oft genug widerrechtlich auferlegte Dienste an sich gezogen. Weite Landstriche wurden zu nahezu menschenleeren Jagdgebieten. In der Folge führte der erwachende Freiheitstrieb und das Bedürfniß, ihren Lebensstand zu verbessern, die ländlichen Kleinbesitzer massenhaft übers Meer und machte die Arbeiter zu Sachsengängern. Seitdem versuchen die früher Bevorrechtigten eine neue Art von Abhängigkeit zu schaffen. Dem selbstverschuldeten Arbeitermangel sollte in erster Linie die Errichtung von Rentengütern abhelfen, wenn man das auch nicht eingesteht. Aber mit sicherem Instinkt weisen die Landkäufer überall das Danaergeschenk der „ewigen" Rente zurück. Sie greifen freudig nach der ersehnten Gelegenheit, ein eigenes dienstfreies Heim zu erwerben und übernehmen auch die härteste Arbeit, um ihre Scholle so zu erweitern, daß sie der Familie volle Beschäftigung und Nahrung gibt: sie wollen jedoch nicht mehr „zu Hofe" gehen. Größtentheils liegt hierin die Lösung des Räthsels, warum der Kleinbesitzer für sein Land höhere Preise anlegen und dennoch vortheilhafter wirthschaften kann: Arbeitslohn und Generalunkosten verdient er mit den Seinigen, während der Großgrundbesitzer beide baar bezahlt.

Verblüfft sehen die bauernfreundlichen Junker darein, und sie suchen nun ihr Ziel zu erreichen, indem sie die Theilbarkeit des Bodens zu erschweren trachten. Höferolle und Anerbenrecht sollen neben den Fideikommissen diese „Reform" zu Wege bringen, und der Makel, den ... gewerbsmäßigen Betrieb der Landparzellirung ... Worte „Güterschlächterei" ausdrückt, soll abschrecken ...

Und doch gibt es zur Zeit kaum einen ... für Verkäufer, Käufer und Vermittler gleich lohnenden ... schäftszweig, als die sogenannte Güterschlächterei. ... wie der Kaufmann den Werth einer Waare durch ... lung desjenigen Orts erhöht, wo gerade diese am ... begehrt ist, so wird der Werth des unbeweglichen ... durch die Herbeiziehung von neuen Käufern gesteigert, ... ihn rationeller auszunutzen vermögen. Freilich ... hierdurch eine Anzahl Besitzender in ihrem ruhigen ... gestört, aber die Allgemeinheit kann nur gewinnen ... im Wege von Angebot und Nachfrage möglichst jeder ... Erde in die Hand desjenigen Landwirths gelangt, ... den höchsten Nutzeffekt dauernd abgewinnt. Das ... heutzutage unsere Rittergutsbesitzer in ihrer ... keineswegs.

Im zweiten Drittel unseres Jahrhunderts ... die am Anfang desselben den Bauern — mit Recht ... Unrecht — abgenommenen Flächen durch den hohen ... des genügsamen spanischen Schafes ohne zu große ... auslagen gut verwerthen. Die feine Wolle (Thaer ... sie das goldene Vließ der deutschen Landwirthschaft) ... die Zinsen und die Oelfrucht deckte die Wirthschafts... Seitdem aber verbesserte Maschinen die deutsche Wolle ... das Petroleum unser Rüböl fast überflüssig macht, ... schlingen in unseren Großwirthschaften die Fehlbeträge ... Außenschläge oft mehr, als auch bei intensivem Betrieb ... den Binnenschlägen erübrigt wird. Da sollten sich die ... sitzer verständiger Weise an den Ausspruch eines ... landwirthschaftlichen Altmeister erinnern: Kappe sagte ... in den zwanziger Jahren oft zu seinen Kollegen, sie ... alle zu viel Land für ihr Kapital.

Nun ist aber die vortheilhafte Veräußerung ... schaftlich großer Güter oft schwierig und will erlernt ... Denn nicht allein die Lage und der Umfang der ... die zweckmäßige Auswahl der Hofstellen, die billige ... stellung der Gebäude, sondern vor Allem die Bekanntschaft ... mit den Bedürfnissen und Wünschen der umliegenden ... Bauerschaften bedingt das Gelingen jeder Kolonisation. ... kommt hinzu, daß einiger Wagemuth dazu gehört, ... Leuten, deren Kapital hauptsächlich in ihrem Fleiß ... zunächst auf eigene Gefahr einen neuen Besitz zu über... Natürlich kann Niemand das Risiko und die Mühen ... solchen Geschäfts übernehmen, ohne die Wahrscheinlichkeit ... eines entsprechenden Gewinns, und da in den meisten ... die Herren Rittergutsbesitzer gerade den ihnen benachbarten ... Bauernschaften viel fremder gegenüberstehen, als der gewerbs... mäßige Vermittler, so ist es unsinnig, dessen Arbeit zu ... achten. Daß hier wie in jedem Erwerbszweig sich ... Subjekte eindrängen, ist natürlich. Aber diese werden ... wenig wie der Wucher durch Erschwerung des reellen ... schäfts verdrängt, sondern durch Erleichterung ... Anständigen Männern muß es einladend und lohnend ... macht werden, dann braucht sich der Verkäufer keines ... zu bedienen.

Wenn dem gegenüber Graf Mirbach geäußert ... Errichtung von Rentengütern würde die Vagabondage ... fördern, so bestätigt solche Weisheit nur, daß es einer ... Clique unseres Landadels noch heute, wie zu den ... Stein's, weniger um die Hebung der Landwirthschaft ... um die Erhaltung der politischen Machtstellung des ... thums zu thun ist. Von entgegenstehenden Anschauungen ... scheint die Gründung der „ostdeutschen Landbank" ... gehen, mittelst welcher der Verein zur Erhaltung des ... thums in den Ostmarken die Besiedelung mit ... Wirthen betreiben will. Diesem Unternehmen stehen ... lionen Mark und eine Reihe bei der Geschäftswelt ... gesehener Namen zur Verfügung, die jeder ... „Güterschlächter" gern als Berufsgenossen begrüßen ... Vielleicht verzichtet man sogar auf jenes schmückende ... wort den Herren von Hansemann, von Tiedemann, ...

›t und anderen konservativen Größen gegenüber, welche Aufsichtsrath jener Bank bilden! Bei geschickter Hand-›ung kann diese Gesellschaft als ein ernster Versuch be-›t werden, die private Geschäftsthätigkeit im Großen zur ›derherstellung der Tausende lebensfähiger Nahrungen zu ›enden, welche der Großgrundbesitz aufgesogen hat. ›n heute ist der Staat allein nicht mehr, ja nicht einmal ›viegend, im Stande, das wieder gut zu machen, was er Schwäche gegen das Auftrumpfen des Junkerthums der Durchführung der Agrargesetzgebung versehen hat.

Wie glänzende Resultate aber das Zusammenwirken Staatsgesetzen, welche das Gemeinwohl, nicht Klassen-›ressen zum Ziel haben, mit einer weitsichtigen Privat-›igkeit schaffen kann, wenn beide rechtzeitig einsetzen, das der frühere Reichstagsabgeordnete Professor Seelig in › in einer vortrefflichen Rede zum Antritt des Rektorats der dortigen Universität nachgewiesen. Er besprach die ›ere Kolonisation in Schleswig-Holstein vor hundert ›ren. Dort war, wie in Preußen, der Großgrundbesitz seit dem fünfzehnten Jahrhundert aus Einzelhufen durch ›erdrückung der ursprünglich freien Eigenthümer empor-›achsen. Frohndienste, nur dem Namen nach von der ›averei unterschieden, zehrten am Mark des Landvolks, der Minister Hartwig Ernst von Bernstorff im Jahre ›6 unter Christian VII. von Dänemark sein umfassendes ›ormprogramm aufstellte. Dieses scheint für die von dem ›iherrn von Stein in Preußen ein Menschenalter später ›onnene Agrargesetzgebung vorbildlich gewesen zu sein. ›rnstorff war wie seine Mitarbeiter Graf Moltke, Oeder ›d andere Deutsche, erfüllt von den Ideen Montesquieu's ›d David Hume's und arbeitete mit Ernst daran, nicht › gute Gesetze zu geben, sondern auch ihren Geist in die ›rwaltung einzuführen. Schon 1739 hat ein holsteinischer ›tsbesitzer, Graf Rantzau auf Ascheberg, mit praktischem ›stand und humanem Herzen die schwierige Aufgabe ge-›t, das Volkswohl und seine eigene Lage durch allmähliche ›rzellirung seines großen Besitzes gleichmäßig zu ver-›sern.

„Eine unglaubliche Beförderung der Bevölkerung ist getreten. Die Menschen werden klüger, fleißiger, ver-›gender, sittlicher. Eine bessere Kinderzucht hat Platz ge-›ffen. Felder und Wiesen sind erstaunlich verbessert. ...“ › schildert er selbst die Erfolge seiner Kolonisation, bei ›lcher die Einnahmen des Gutsherrn sich ebenso steigerten, ›e die seiner bisherigen Unterthanen. Nach diesem Vor-›de parzellirte Graf Hartwig Ernst von Bernstorff 1764 › ihm vom Könige geschenktes Gut mit dem gleichen Er-›g nach beiden Seiten: Seine Einnahmen stiegen um ›000 Thaler Courant und die rasch zu Wohlstand ge-›henen Kolonisten verehrten in ihm ihren Wohlthäter. ›der verfaßte 1766 ein Promemoria für Christian VII., ›lches als Motto den Ausspruch des jüngeren Plinius ›ug: latifundia perdidere Italiam, jam vero et Pro-›ncias. Und diesen Mahnungen und praktischen Beweisen ›lgte man in der Staatsverwaltung eine Zeit lang mit ›stem Erfolg, obgleich es auch dort nicht an Junkern fehlte, ›elche wie in Preußen von der Befreiung und Ansiedelung › Bauern den Untergang des Staates prophezeiten.*) Die ›taatsdomänen wurden allmählich veräußert und neben der ›ebung der Bevölkerung ein reiner Ueberschuß an Mehr-›nnahmen für die Staatskasse von 152 914 Mark jährlich ›zielt. Diese Beispiele veranlaßten viele holsteinischen ›utsbesitzer, immer mit ähnlichem Erfolg, ihren Besitz zu ›arzelliren oder doch zu verkleinern.

Das könnten einsichtige und geschäftskundige Ritter-›utsbesitzer auch jetzt vielfach selbst thun. Wo ihnen aber ›e Umsicht und das Kapital dazu fehlt, da sollten sie dem ›eschäftsmann, der über beides verfügt, dankbar sein, wenn er ihnen gegen angemessenen Gewinnantheil über die Schwierigkeiten der Lage hinweghilft.

Denn das Agrarprogramm der nächsten Zukunft muß lauten:

Land für die Bauern, Theilung der Großgüter.

L. Jordan.

*) Als nach dem Sturz und der Hinrichtung Struensee's in ›änemark jene Reaktion in absolutistisch-dänischem Sinne hereinbrach, ›elcher dänische Geschichtsschreiber die Bezeichnung „Gutsbesitzerperiode“ ›igelegt haben, erklärte der leitende Staatsminister Guldberg einmal: ›Die Freiheit des Bauernstandes ist nicht möglich, ohne daß Dänemark › seinen Grundfesten erschüttert würde.“

Glossen zur Zeitgeschichte.

Der gerade Weg ist der beste.

Die Konversion der 4 prozentigen und auch der 3½ prozentigen Anleihen des Reichs und Preußens in eine 3 prozentige Rente ist unvermeidlich geworden. Die 3 prozentigen Papiere Preußens und des Reichs stehen bereits über Pari; selbst die vorsichtigste Finanzverwaltung kann deshalb die Konvertirung ohne Risiko vornehmen. Sie braucht heute nicht einmal eine Konvertirungsprämie zu bezahlen. Auch der preußische Finanzminister, Herr Miquel, scheint allgemach zu der Einsicht gekommen zu sein, daß die Konversion nicht länger aufzuhalten sei. Bei dieser Transaktion ersparen die preußischen Steuerzahler alljährlich mehrere Dutzend Millionen Mark und auch das Reichsbudget wird bei der Konversion aller Schulden des Reichs in eine 3 prozentige Reichsanleihe eine fühlbare Erleichterung verspüren.

Aber was wird nun aus der Reichsfinanzreform, wenn Preußen plötzlich so heidenmäßig viel Geld bekommt, und auch die Finanzen des Reichs durch Verringerung der Schuldzinsen sich bessern?

Einen lieben Gedanken läßt man nicht gern fahren, und so hat denn der „Hamb. Korresp.“ aus der Seele des Herrn Miquel heraus ein Projekt entworfen, um das Angenehme mit dem Nützlichen in genialer Weise zu verbinden.

Danach sollen im Reich nur die ausstehenden 450 Millionen Mark 4 prozentige Anleihe in eine 3 prozentige Anleihe verwandelt werden, und — diese neue 3 prozentige Anleihe soll eine Prämienanleihe sein. Prämienanleihen sind nämlich weit höher zu begeben, als gewöhnliche Anleihen. Eine 3 prozentige Prämienanleihe, bei der jährlich ½ Prozent neben der festen 3 prozentigen Verzinsung zum Ausspielen käme, ließe sich leicht zu einem Kurse von 120 an den Mann bringen. Die überschießenden 20 Prozent im Gesammtbetrage von 90 Millionen Mark könnte man dann thesauriren und so jenen Miquel-Fonds schaffen, der wie das Eselein-Streck-Dich im Märchen auf bloße Anweisung so viel Kronen auszuspucken hätte, wie in ungünstigen Jahren fehlen.

Es ist der Plan eines finanziellen Tausendsassa. Wer nur klug genug ist, macht auch aus Häckerling Gold. Und wie elegant dabei alle Hindernisse genommen werden, die man selbst früher der Konversion in den Weg stellte. Die armen Wittwen und Waisen! — so hieß es vordem — wie grausam, ihnen 4 Proz. zu nehmen und in Zukunft bloß 3 Proz. zu geben. Man kann solche Härte nicht verantworten, — so heißt es heute — deshalb schlagen wir vor, ihnen in Zukunft — nun, etwa 3½ Proz.? — nein, 2½ Proz. zu geben. Die Rechnung ist einfach: Ein Papier, das zum Kurse von 120 ausgegeben wird und auf den Nominalbetrag 3 Proz. Zinsen bringt, trägt in Wirklichkeit nur genau 2½ Proz. Zinsen. Die arme Wittwe, die bisher 4 Proz. Zinsen bezog, müßte sich also in Zukunft — will sie ihre Reichsanleihe behalten — mit 2½ Proz. begnügen. Sie bekäme also noch ½ Proz. weniger, als bei einer einfachen Konversion in 3 Proz. Rente. Aber das Reich ist großmüthig; es denkt nicht daran, das halbe Prozent sich anzueignen; keineswegs, das Reich spielt es aus! Das nennt man eben eine Prämien-Anleihe. Mittelst derselben werden

die armen Wittwen, die sich die Konversion haben gefallen lassen müssen, verleitet, den sechsten Theil ihrer verringerten Zinsen zu verspielen. Es käme offenbar volkswirthschaftlich und moralisch auf dasselbe hinaus, wenn man bei der einfachen Konversion auf 3 Proz. den davon Betroffenen rathen würde: die Konversion von 4 auf 3 Proz. dadurch weniger schmerzhaft zu machen, daß man den sechsten Theil der um ein Viertel verminderten Zinsen alljährlich in die Lotterie setzt.

Und dabei spricht man noch davon, Spielen sei unmoralisch. Gewiß ist das der Fall, wenn die Unterthanen das unter sich thun. Wenn aber der Staat seine segnende Hand über das Spiel breitet, dann wird der Spieleinsatz zu einer vernünftigen Kapitalsanlage, die man Wittwen und Waisen, welche von der nothwendigen Konversion betroffen werden, nicht dringend genug empfehlen kann. In der That, eine aufgeklärte Finanzpolitik!

Junius.

Kulissenhäuser.

Die großen Veränderungen, welche im Laufe der Jahre auf den verschiedenen Gebieten des Erwerbslebens vor sich gegangen sind, haben ihren Widerschein naturgemäß auch auf solche Institutionen geworfen, die, wie die Börsen, sich als Brennpunkte der verschiedenartigsten materiellen Interessen darstellen. Unter dem Einfluß jener Veränderungen haben die Börsen mancherlei Wandlungen in ihrer inneren Organisation durchgemacht. Es war einst eine Zeit, in welcher der heute sogenannte „mittlere" Bankier im Bankwesen die erste Rolle spielte, eine Zeit, in der das Bankgeschäft in Deutschland zwar nicht die großartigen Formen der Jetztzeit aufwies, die aber in Bezug auf innere Solidität der jetzigen Epoche keineswegs nachstand. Diese Zeit ist längst dahin und mit ihr die Bedeutung des „mittleren" Bankiers, der im Laufe der Jahre immer härter bedrängt wurde, auf der einen Seite von der Finanzaristokratie, von der erdrückenden Kapitalsübermacht der Banken, auf der anderen Seite von dem sich immer mehr ausbreitenden Bankproletariat, welches auch Mittel zweifelhafterer Natur nicht verschmähte, um dem soliden Bankier den Boden abzugraben. Diese Entwicklung ist ganz besonders verschärft worden durch die letzte Hochkonjunktur, die einerseits eine starke Kapitalsvermehrung der großen Banken mit sich brachte, andererseits geeignet erschien, den zweifelhaften Elementen innerhalb der Bankwelt eine weitere Ausdehnung zu verleihen. Hand in Hand mit dieser Entwicklung ging ein ständiges Sinken der Provisionssätze, sowie die Tendenz, den Zwischenhandel zu beseitigen, so daß beispielsweise für den Terminhandel an der Börse von einem Vermittlergeschäft im eigentlichen Sinne dieses Wortes kaum noch die Rede sein kann. Aus all diesen verschiedenen Wandlungen aber ist schließlich ein Zustand hervorgegangen, der eine Erscheinung mit schärfster Deutlichkeit zu Tage treten ließ: den Gegensatz zwischen den Großen und den Kleinen. Es ist eine ganz irrige Auffassung zu glauben, daß die im vorigen Jahr bewirkte Entfernung zweier hervorragender Mitglieder des Aeltesten-Kollegiums der Berliner Börse aus dieser Körperschaft lediglich auf die Stellung der beiden Persönlichkeiten zu der bekannten Terminregisterfrage zurückzuführen sei; nein, nur dazu beigetragen hat dieses Vorkommniß, wie die ganze Leidenschaftlichkeit der damaligen Agitation bewies, um einen lange verhaltenen Groll der Kleinen gegen die Großen zum offenen Ausdruck zu bringen. Dieser Groll der Kleinen ist psychologisch erklärlich durch die erschwerten Daseinsbedingungen, zum Theil aber auch durch eine gewisse Zurückhaltung, welche die großen Firmen der kleinen und mittleren Bankwelt gegenüber in der neueren Zeit verschiedentlich an den Tag gelegt hatten. Man hat es der Großfinanz nicht vergessen können, daß in jenen Tagen, als die börsengegnerische Strömung immer
gefahrdrohendere Dimensionen annahm, sie den Bei[...]
der mittleren Bankwelt, welche die Gründung [...]
Solidarität der gesammten Bankwelt gleichsam zum [...]
bringenden Vereinigung bezweckten, mit einer gewiss[...]
geschlossenheit gegenüberstand, so daß die Gründung [...]
Vereins unter Ausschluß der Großfinanz beschlossen [...]
mußte. Die letztere hat dann später selbst eine [...]
einigung unter theilweiser Betheiligung der mittleren [...]
welt begründet; allein schon bei dem ersten Gegenstand [...]
Berathung — Vertheilung der neuen Börsensteuern [...]
den Interessenten — trat der Gegensatz zwischen Groß [...]
Klein wieder deutlich hervor. Thatsächlich ist diese [...]
die einzige gewesen, welche den nunmehr seit etwa 1½ [...]
bestehenden Verein beschäftigte, und über die bloßen [...]
thungen über diesen Gegenstand ist der Verein nicht [...]
ausgekommen.

Der im Vorstehenden geschilderte Gegensatz zwi[...]
den Großen und den Kleinen der Börse scheint aus [...]
gegenwärtigen Momente wieder mit voller Schärfe zu [...]
treten zu wollen, und zwar aus Anlaß einer Angelegen[...]
die unter Umständen ein Wendepunkt in der ganzen [...]
wicklung der deutschen Börsen werden kann. Es handel[...]
um die zur Zeit mit großer Lebhaftigkeit erörterte [...]
der sogenannten Kulissenhäuser. Unter Kulissen[...]
versteht man im Allgemeinen Börsenspekulanten, welche [...]
Spekulationen mit den Aufträgen ihrer Klienten zu [...]
diniren suchen, und die, insoweit beispielsweise die [...]
Börse in Frage kommt, auf den Handel in einer begr[...]
Anzahl von Effekten beschränkt sind. An den bei[...]
Börsen bestand bislang eine solche Einrichtung nicht [...]
Regulirung des Börsenterminhandels speziell an der [...]
liner Börse lag hauptsächlich in den Händen der [...]
banken und Maklerfirmen, die, wie schon erwähnt, [...]
Vermittler im eigentlichen Sinne des Wortes ange[...]
werden konnten, weil sie fast ausnahmslos persönlich [...]
traten und sowohl das in der Person des Auftraggeber[...]
in der Kursbewegung liegende Risiko auf sich na[...]
Diese Maklerbanken und Maklerfirmen erwiesen sich [...]
Laufe der Jahre als ein starkes Bedürfniß für die [...]
denn sie ermöglichten dem eigentlichen Bankkommission[...]
unmittelbare Ausführung seiner Aufträge, die natur[...]
mit viel größeren Umständlichkeiten verbunden wäre, [...]
sie einem eigentlichen Vermittler übertragen und [...]
Auftreibung des Gegenkontrahenten abhängig gemacht [...]
müßte. Sei es nun im Bewußtsein ihrer Unentbehr[...]
sei es auch im Zusammenhang mit der sinkenden [...]
der Vermittlergebühren, Thatsache war, daß ein [...]
Maklerfirmen ihren Geschäftsbetrieb, der sich bisher [...]
lich auf die Börse beschränkte, auch auf die aus[...]
Klientel auszudehnen begann und damit die Vorbedingung [...]
für die Entwicklung einer „Kulisse" schuf. Dieses [...]
fahren fand weitern Anklang, als die erhöhte Börsen[...]
in Kraft trat, durch die naturgemäß auch diese Makler[...]
belastet wurden, welche nun zur Deckung des hierdurch [...]
standenen Ausfalles eine Erweiterung ihres Geschäftsbe[...]
durch Anknüpfung neuer Beziehungen außerhalb der [...]
anstrebten. Die großen Banken erkannten sehr bal[...]
Bedeutung der Konkurrenz, die ihnen von [...]
Seite drohte, eine Konkurrenz, die dem Bank[...]
missionar gegenüber schon dadurch im Vorsprung [...]
daß sie die an der Börse üblichen Vermittlergeb[...]
empfing, während sie der Kommissionär zu zah[...]
hatte. Durch die Bewilligung dieser Vermittl[...]
an eine Maklerfirma machte sich somit der Bankkom[...]
von vornherein weniger konkurrenzfähig, da er [...]
Vermittelungsgebühr seinen Kunden gleichfalls in [...]
nung bringen muß. Wiederholte Versuche, jene [...]
zur Aufgabe ihres auswärtigen Geschäftes zu bewe[...]
blieben erfolglos, und nachdem alle Verhandlungen [...]
Erzielung eines modus vivendi sich zerschlagen hatten, [...]
nunmehr den erwähnten Firmen seitens der Bank[...]
offizielle Kriegserklärung zugegangen. Denjenigen [...]
firmen, welche nach auswärts Beziehungen unter[...]
wird durch den „Bankring" — wenn man die zwisch[...]

ſten und einer Anzahl anderer Kommiſſionäre getroffene
:inigung ſo nennen darf —, jeder wie auch immer geartete
minverkehr aufgekündigt; es werden ihnen keine Auf-
e ertheilt, ihre Firma darf nicht mehr als „Aufgabe“
ptirt, Reportgelder dürfen ihnen nicht mehr zur Ver-
ng geſtellt werden. Die Angreifer haben ihr Verfahren
Nothwehr bezeichnet, die Angegriffenen nennen es
)kott: auf alle Fälle wird man es als einen Intereſſen-
pf bezeichnen dürfen.

Man ſollte auf den erſten Anblick meinen, daß in
er Angelegenheit die geſammte Bankwelt ſich auf Seiten
Banken befände, da das Vorgehen der erwähnten
Kleinfirmen in erſter Linie auf eine Konkurrenz für
Kommiſſionäre überhaupt hinausläuft. Aber nur ein
:il der Bankiers hält zu den Banken, theils mit Rück-
t auf die Sache, theils auch aus rein perſönlichen Gründen.
gegen begegnet der Plan bei den übrigen Bankfirmen,
beſondere aber bei den kleineren Bankiers, einer ent-
edenen Abneigung, weil dieſe aus den vorher erwähnten
ünden jedes Zuſammengehen mit den großen Banken
indätzlich perhorresciren. Man macht geltend, daß die
ßen Banken ſeit Jahr und Tag durch Gründungen von Zweig-
derlaſſungen, durch Proviſionsunterbietungen, ſowie durch
e ganze Kapitalsübermacht den Ruin des kleinen
inkiers herbeigeführt hätten und daß dieſes Syſtem auch
iterhin aufrecht erhalten werde. Mit einem ſolchen
iirten ſei ein Paktiren nicht möglich; um konkur-
ızfähig zu bleiben, ſei es noch immer beſſer, den Geſchäfts-
rieb der ſogenannten Kuliſſenfirmen ſelbſt zu adoptiren.
ne derartige Umwandlung iſt für den kleineren Bankier
der That auch keine Schwierigkeit; weit umſtändlicher,
ern ſich überhaupt eine Form dafür finden läßt, iſt ſie
gegen für die großen Banken. Auf Seiten dieſer Inſtitute
rd hervorgehoben, daß es ein unbilliges Verlangen ſei,
r Konkurrenz obendrein die Mittel zur Verfügung zu
llen, um ihnen den Wettbewerb zu erleichtern; ebenſo un-
llig ſei es, zu verlangen, den betreffenden Maklerfirmen Ver-
ittelungsgebühren zu zahlen und ſich auf dieſe Weiſe von vorn
rein konkurrenzunfähig zu machen. Wir verſtehen es,
enn man einer drohenden Konkurrenz gegenüber nicht un-
ätig bleiben will; nichtsdeſtoweniger will uns das Mittel,
elches hier zur Erreichung dieſes Zweckes angewendet wird,
cht gefallen. Zunächſt liegt ja in jedem Geſchäftsverkehr
ne mehr oder minder direkte „Unterſtützung“ der Kon-
:renz; ſodann aber: wenn das Unrecht jener „Kuliſſen-
rmen“ darin beſteht, daß ſie an der Börſe Vermittler-
ebühren beanſpruchen, ſollte es zur Bekämpfung eines
lchen — ſagen wir einmal — Uebelſtandes kein anderes
littel geben, als die wirthſchaftliche Lahmlegung ſolcher
riſtenzen? Auch die kleinen Firmen bleiben, wie man
:ht, dieſen Dingen gegenüber nicht unthätig, aber indem
: durch Adoptirung dieſes Geſchäftsbetriebes die Konkurrenz
atten laſſen, bedienen ſie ſich eines Mittels, gegen welches
ch um ſo weniger etwas einwenden läßt, als das Intereſſe
:r Klienten dabei gewahrt wird. Aber darin liegt eben
as Bezeichnende der Situation: die Großfinanz ſcheint der
uffaſſung zuzuneigen, daß das Mittel der Konkurrenz,
elches ſie bisher mit dem größten Erfolge anwandte, in
ieſem Falle verſagen könnte und ſie benutzt daher ihr
irthſchaftliches Uebergewicht, um ihre Gegner lahm zu
gen. Während das Großkapital bisher die Gegner mit Hilfe
r freien Konkurrenz aus dem Felde ſchlug, benutzt es nun-
ıehr ſeine Uebermacht, um die Mitbewerber zu vernichten
nd auf dieſe Weiſe den Klienten ungünſtigere Bedingungen
ufzuzwängen. Dieſer letztere Geſichtspunkt iſt überhaupt
on entſcheidender Bedeutung. Das Klienten- oder Kon-
menteninteresse erfordert eine möglichſte billige Bedingung;
ie Kuliſſenhäuſer verſuchen im eigenen Intereſſe dieſelbe zu
ieten, die „boykottirenden“ Banken ſuchen die Kuliſſenfirmen
der an billigeren Bedienung der Konſumenten zu hindern.
)as allgemeine Publikum hat gewiß keinen Anlaß, die Partei
erjenigen zu nehmen, die es theurer bedienen will.

Ernſt Heinemann.

Zur Pſychologie des Erfolges.

Ein neuer Roman von Ohnet, das bedeutet für ein großes Publikum ganz beſtimmte Ideenverbindungen: ein eleganter pariſer Salon oder ein chikes Garçonlogis, ſympathiſche Lebemänner, ein Diner in der maison dorée, ein Flaniren durch die Boulevards, Schönheiten, die in den Foyers zu lebhaften Erörterungen Anlaß geben, diſtinguirte, ſehr diſtinguirte Toiletten — all das ſteht dem Pariſer Banquier, der kleinen Advokatenfrau in der Provinz, dem Commis voyageur, dem ganzen dreiten Publikum vor Augen, wenn es nach dem neuen Roman greift, auf deſſen gelben Umſchlag über dem vertrauten „Paul Ollendorff, Editeur“, der pikante Titel „La dame en gris“ ſteht. Und das Alles reizt und lockt, denn dies Pariſer Treiben iſt den großen Maſſen, die es nicht kennen, die verführeriſchſte Frucht am Baum der Erkenntniß. Man lieſt nicht nur die Bücher, man lieſt die eigenen Ideenverbindungen mit.

Den Reiz des Milieus theilt Ohnet mit vielen, mit faſt allen ſeinen Pariſer Kollegen; den Erfolg theilt er mit wenigen. Er hat eine Truppe aus aller Herren Länder hinter ſich, der er als Höchſtkommandirender die Parole ausgibt; ſeine Autorität beruht auf einem geſchickten Anbequemen, aber ſie iſt doch maßgebend. Ihn ſelbſt freilich macht der Erfolg nicht intereſſant. „Es koſtet nichts, die allgemeine Schönheit zu ſein, als die gemeine ſein für Alle.“ Doch in dem Erfolg als ſolchem iſt ein Stück Kultur- und Zeitgeſchichte latent; in den Eigenthümlichkeiten des Buches charakteriſiren ſich die Maſſen, denen es gefällt. Ein jedes Publikum hat ja wohl die Litteratur, die es zu haben verdient.

Die Maske ab! Die Handlung iſt das Weſenhafte des Romans, und dieſe Handlung iſt gewaltthätig, aufregend, unwahrſcheinlich. Die brutalen Auftritte ſind Selbſtzweck, es iſt ein Etwas, das einem Hintertreppenroman verzweifelt ähnlich ſieht, das in der eleganten pſychologiſchen Kapotte einhergeht. Man könnte die diskreten Zahlen, die über den acht Kapiteln ſtehen, durch Ueberſchriften erſetzen, und dieſe Ueberſchriften würden dann auf einen Roman ſehr niedriger Gattung ſchließen laſſen: „Der Gang zum Tode“, „Die Liebe einer ehrbaren Frau“, „Der Mord“, „Entlarvt?“ „Ein gefährlicher Freund“, „Der Brief des Mörders“, „Ein Kampf auf Tod und Leben“, „Geſühnt“. Nicht als ob eine ſolche Handlung nicht künſtleriſch zu geſtalten wäre, aber Ohnet wollte ſie nicht geſtalten, er wollte ſie ausdeuten. Es beſteht kein Zuſammenhang zwiſchen ihr und den Charakteren, die ſtarke Spannung beruht eben darauf, daß er fehlt Es iſt als ob ein Unvorſichtiger auf den Zünder einer Bombe tritt, die dann explodirt —: ein reicher, junger Elegant hat ſeine Geliebte verabſchiedet und hat geheirathet. Die frühere Geliebte hat einem Banditen gegenüber, ihrem Milchbruder und Verführer, von ihrem Haß gegen die junge Frau geſprochen. Der geht ohne ihr ausdrückliches Geheiß, doch im Einvernehmen mit ihr (!) hin und ermordet die Frau. Und ſie gewinnt die Liebe des jungen Wittwers wieder! Ein weiterer Zufall, und eine zweite Mine ſpringt auf: von dem Freunde ihres Geliebten, der ihre Schuld ahnt, wird ſie mit dem Banditen zuſammen geſehen. Sie will ſich von dem Genoſſen befreien und eben dadurch kommt es zu einem Zuſammentreffen zwiſchen ihm und ihrem Geliebten. Sie fängt den Meſſerſtoß, der ihrem Freunde gilt, auf; ihre Liebe ſiegt, wenigſtens nachher, wenn ſie ſtirbt. Für ein Publikum, das noch ſehr gute Nerven hat und für das andere Publikum, deſſen Nerven ſo abgeſtumpft ſind, daß ſie ſtarker und ungewöhnlicher Reizmittel bedürfen, ſcheint das die rechte Art Handlung zu ſein. Das iſt die Sprache, die man in Paris ſo gut verſteht wie in der Provinz. Die mondäne Eleganz des Milieus, das ſichere Auftreten und die Jahresrente der Perſonen gibt dem Pariſer Bourgeois das Gefühl, in einen Spiegel zu blicken, in dem er ſich außerordentlich chik ausnimmt. Und die kleine Advokaten-

frau in der Provinz, wie sie Guy de Maupassant geschildert, die alle Pariser Romane mit Heißhunger verschlingt —? Sie träumt bei solcher Lektüre von verbotenen, versagten, lockenden Herrlichkeiten ganz so in kindlich staunende Sehnsucht verloren, wie der Araber in seinem engen Zelt einst von Bagdads Märchenpracht geträumt hat.

Ein Kind des Märchens und der Sage, hat die Dichtkunst den Schleier des Wunderbaren für das große unlitterarische Publikum nie abgelegt. Keine weniger volksthümliche Kunst als der Naturalismus! Es ist gewiß ein weiter Weg vom Volksepos zum Kolportageroman; nie aber konnte im Laufe dieser Entwicklung das Wunderbare als Ballast abgeworfen werden. Der naive Leser liest, um die Wirklichkeit für ein paar Stunden zu vergessen, nicht sie zu ergründen. Das Geheimnißvolle, Ungewöhnliche ist für ihn das Poetische schlechthin, weil es das ist, was seine Phantasiethätigkeit in Spiel setzt. Der Weg zu einem Erfolge bei den breiten Massen kreuzt zum mindesten immer die Straßen nach Märchenland.

Wie ein geschickter Kartenspieler, mit überlegenem, blasirtem Lächeln, verwendet Ohnet das Wunderbare, Geheimnißvolle. Er schneidert daraus ein Kostüm für seine Heldin. Gleich bei ihrem ersten Auftreten trägt sie das. In Nizza befindet sich die junge Frau einen Augenblick einer Fremden gegenüber. Die sieht sie an und geht dann langsam weiter. Der geheimnißvolle Blick der Fremden dringt sie sogleich außer Fassung. „Die Kehle schnürt sich ihr zu, die Schläfen pochen, das Herz setzt aus." Als sie sie wiedersieht, empfindet sie das Wiedersehen sofort als „unabwendbares Geschick"; „dem geheimnißvollen Geschöpf gegenüber zittert sie vor Schmerz, vor Angst und Zorn." Und was das Seltsamste, damals schon, als die beiden Freunde jene zum ersten Mal sahen, fiel ihnen „der sonderbare Blick und das geheimnißvolle Etwas an ihr" auf. So putzt Ohnet seine Demi-Monde-Heldin heraus! Und er behält für den ganzen Verlauf der Erzählung diesen Aufputz bei, der doppelt geheimnißvoll wirkt, gerade weil es sich nur um eine Pariser Schöne handelt, die man in der und der Straße treffen kann. Die beiden Freunde suchen sie zu sondiren, sie stellen Vermuthungen auf, die immer geistreich sind und den größten Theil des Bandes ausmachen, aber der Autor hütet sich zu sagen, ob sie recht haben. Es ist ein tolles Spiel mit einer unbekannten Größe, das aus dem bequemen Sitz in einer versteckten Pariser Theaterloge unmittelbar ins Reich des Wunderbaren hinüberzwingt. Ohnet deckt seinen Trumpf erst auf, wenn ihn die Handlung dazu zwingt. Da freilich wird man dann gewahr, daß seine geheimnißvolle Karte nur eine ganz alltägliche Coeurdame war.

Ein vornehmes Spiel ist das nicht. Aber wenn es gegen den Spieler einnimmt, versöhnt es doch mit seinem Publikum. Es ist ein naiver, fast liebenswürdiger Zug, den diese breiten, nur scheinbar verderbten Massen aufweisen, daß jedes Geheimnißvolle noch so elementar auf sie wirkt, daß sie die Augen weit aufreißen, wie ein Kind, wenn es Abends in ein dunkles Zimmer tritt. Und das ist nicht nur Ohnet's Publikum eigen, die Erfolgschriftsteller der ganzen Welt rechnen mit diesem Faktor. Das spezifisch Pariserische an Ohnet's Erfolg gründet sich auf das schillernde Changeant der Herzenseigenschaften seiner Coeurdame.

Sie liebt, und das ist ihr Verbrechen. Als Tochter eines Anarchisten im Schmutze aufgewachsen, früh verführt, hat sie sich dann zu einer Gouvernantenstellung heraufgearbeitet. Die gibt sie auf, um gegen eine Jahresrente die Mätresse eines bejahrten Roués zu werden. Nach dessen Tode lernt sie den Helden des Romans kennen, und sie liebt ihn. Ihre Leidenschaft verführt sie, mit dem Geliebten ein falsches Spiel zu spielen, um ihn zur Ehe zu zwingen. Als das mißglückt, gibt sie sich ihm hin, um ihn doch so an sich zu fesseln: er aber verläßt sie. Er heirathet. Eifersucht und Haß gegen seine Frau bringen sie dazu, den Mord zu veranlassen. Sie ist — ein erprobter, langbewährter Typus — Verbrecherin aus Liebe.

Sie liebt, und das ist ihre Tugend. Als der [illegible] kumpan ihr selbst gefährlich wird, weil sie ihm [illegible] nicht mehr zu Gefallen thut, achtet sie die Gefahr [illegible] ohne zu zögern, stellt sie sich zwischen ihn und [illegible] liebten. Und als es dann doch zu einem Zusammen[illegible] kommt, als das Messer in der Faust des Ban[illegible] ihren Freund gezückt ist, da fängt sie mit dem eigene[illegible] den Stoß auf. Sie ist schwer verwundet, aber sie genest. [illegible] beschließt ihre Tage, vereint mit dem Geliebten, [illegible] Villa, am Ufer eines azurblauen Sees in Algier. [illegible] ihren bleichen Zügen spielt das Lächeln der Ver[illegible] Sie hat gesühnt. Ihre Augen suchen den Himmel. [illegible] Kameliendame feiert in ihr Auferstehung. Auch das [illegible] erprobter Typus: verklärt durch Liebe.

So ist ihr Charakter ein Changeant. Je nachdem [illegible] Spannung es erfordert, sieht Ohnet ihn roth oder [illegible] Man steigt mit dem Verfasser die Treppe zu ihrer elegan[illegible] Wohnung hinauf, man wähnt eine Verliebte zu [illegible] und mit bösem geheimnißvollen Blick tritt einem [illegible] brecherin entgegen; oder man klopft zaghaft bei ihr an [illegible] Furcht und Grauen, und man findet in Thränen [illegible] ein weiches, liebendes Weib. Sie ist immer anders, [illegible] neu und darum stets pikant und reizvoll. Sie ist [illegible] Satanella und Angelica. Und da das Vermögen, das [illegible] einst hinterlassen wurde, wirklich recht beträchtlich [illegible] sie in der Lage ist, ein kostbares Kollier zurück[illegible] um ein Veilchenbouquet dafür sich auszubitten, darum [illegible] fällt und imponirt sie in beiden Verwandlungen. Und [illegible] Leser kann in ihren Augen finden, was er sich erträum[illegible] mag: eine neue Sensation bedeutet sie Paris, der [illegible] eine neue Heroine.

Irgendwo, in irgend einem Faubourg trifft man [illegible] einem Sonntag Nachmittag einen sehr elegant geklei[illegible] Herrn, dessen Eleganz etwas Auffälliges an sich hat. [illegible] man ihm näher ins Gesicht, so gewahrt man, daß [illegible] Aeußeres Maske ist, daß er der Hefe des Volkes angehö[illegible] und daß irgend ein Zug, ein Blick seiner Augen die [illegible] Gewaltnatur verräth. Das sind die Gestalten, die O[illegible] liebt, die seine Phantasie reizen; er wird es nie ver[illegible] für ihre Verkommenheit die Gesellschaft haftbar zu ma[illegible] Aber in einer solchen Figur simbolisirt sich auch der O[illegible] sche Roman als solcher: ein erstaunlich schlechtes Buch [illegible] wiederum erstaunlich gut geschrieben. Der Stil ist bei [illegible] das Kleid, das seine brutalen Stoffe gesellschaftsfähig [illegible] Und dieser Stil, salopp und elegant zugleich, ist [illegible] Changeant, wie der Charakter seiner Heldin.

Vor einem Jahre etwa hat in London ein Roman [illegible] Sarah Grand „The Heavenly Twins" einen Erfolg [illegible] getragen, wie heute Ohnet's „Dame en gris". Der [illegible] war nicht weniger gewaltsam, die Romantik war noch [illegible] aufgetragen, sie war dabei naiver. Aber der Unterschied: bei diesem französischen Roman wirkt die Verbindung [illegible] eigenartige Amalgamirung, das Schillernde der Gegensä[illegible] Leidenschaft und Kälte, Laster und Tugend, weil das [illegible] ist; bei dem englischen Roman ihre schroffe Gegenüber[illegible] stellung, der Kampf des Lasters mit der Tugend, weil [illegible] moralisch ist. Und in Deutschland?

Der Erfolg als solcher ist nur Lüge. Weil er als Kind des Augenblicks schon in der Blüthe welkt und weil er in Verunstaltungen und Verzerrungen der Wirklichkeit wurzelt. Aber es ist eine Lüge, die der Belogene [illegible] geben, beinahe vorgesprochen hat, die er bezahlt und [illegible] ihn schädigt. Weshalb also immer nur den Autor verant[illegible] wortlich machen, nicht auch sein Publikum?

Nenne mir die Bücher, die du gern hast, und ich will dir sagen, wer du bist.

Ernst Heilborn.

Die Geschichte der Juden in Rom.*)

Die Geschichte der Juden in Rom von den ältesten en bis zur Gegenwart schreiben, heißt einen Zeitraum 2050 Jahren durchlaufen, einen Zeitraum, in dem das ze und mächtige Rom selbst drei gewaltige Phasen der :wicklung als altes heidnisches, mittelalterlich christliches neuzeitig italienisches durchgemacht hat. Wahrlich, e Aufgabe, die angesichts der dürftigen Vorarbeiten für en Forscher beinahe zu groß ist. Es gilt zahlreiche nkmäler, Dokumente und Manuskripte aufzuspüren und durchmustern, um das Material zu dem geschichtlichen u zu gewinnen. Herr Dr. A. Berliner ist auch innerb zweier Dezennien, von 1873—1893, nicht weniger als nmal in Rom gewesen und hat mit dem Blick des echten torikers unterirdische Grabgewölbe und Friedhöfe besucht, mit Fleiß und Ausdauer auf Bibliotheken und Archiven :rbeitet und mühsam nach und nach die Quellen entkt, die zu seinem geschichtlichem Werk erforderlich waren. r haben somit ein Werk vor uns, das als ein zuversiger Führer zu betrachten ist. Im 1. Bande behandelt Verfasser die Juden im heidnischen Rom 160 vor bis 5 nach Christus. Aus dem Dunkel der Zeiten tritt die ische Gemeinde in Rom hervor; wann die erste Niedersung erfolgt ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit anben. Eine jüdische Gesandtschaft erschien zuerst 160 vor ristus (594 nach der Gründung der Stadt) in Rom, um Namen des Makkabäerfürsten Juda von den Römern Zusicherung ihrer Freundschaft zu erlangen; ihr folgten ld darauf zwei andere im Namen Jonathans und Simons, n Brüdern Judas Erst der dritten Gesandtschaft gelang den förmlichen Abschluß eines Schutz- und Trutzbündsses mit den Römern herbeizuführen. Die Folgen blieben ht aus. Palästinensische und ägyptische Juden wandten nach der befreundeten Weltstadt und ließen sich in ihr uernd nieder. Wie schon Grätz in seinem umfangreichen :schichtswerke der Juden nachgewiesen hat, lebten bereits r Pompejus Juden in Rom unter dem Schutze der Gese und hielten, obwohl von einer Menge heidnischer Kulte ngeben, fest an ihrem Glauben und Gottesdienst, indem sie Jehova, dem Einig-Einzigen, beteten und den siebenten ig in der Woche feierten. Cäsar behandelte die Juden it besonderer Gunst. Er erließ eine Reihe Erlasse, durch e es ihnen möglich wurde, sich in verhältnißmäßig kurzer it zu einer gewissen Macht und Bedeutung empor zu zwingen. Nach dem Zeugniß Philos hatten sie zur Zeit s Kaisers Augustus einen großen Theil der Stadt jenseits s Tibers inne. Sicher sind nicht alle Juden nach Rom eiwillig gekommen, es gab auch Sklaven unter ihnen, die den Kriegen mit Kleinasien und den griechischen Ländern Gefangenschaft gerathen waren, sie haben aber wahrheinlich durch besonderes Vertrauen des Kaisers sehr bald re Freiheit erlangt und das Bürgerrecht gewonnen. Obeich die römischen Juden durch ihre religiösen Instituonen innerlich zusammen hielten, so hinderte sie das doch icht, für das römische Staatsleben ein lebhaftes Interesse n den Tag zu legen, ja sie scheuten sich sogar nicht, hinchtlich einzelner Bräuche und Observanzen von der herrhenden Tradition abzuweichen und etwas von ihrer natioalen Eigenthümlichkeit preiszugeben. Mit einem Worte, e wurden, soweit es ihnen nur immer das Gesetz erlaubte, ömische Juden, die am bürgerlichen und öffentlichen Leben er Römer innigen Antheil nahmen. Aus zahlreichen Stellen es Talmud erhellt, daß ihr Glaube und ihre Lehre auf ie niedern und höhern Schichten der römischen Bevölkerung icht ohne Einfluß blieb, sondern Verehrer, Anhänger und ogar Bekenner fand. Die Hauptbeschäftigung der Juden n Rom war der Handel, wiewohl wir vereinzelt auch auf elehrte, Handwerker, Dichter und Künstler stoßen. Als Kleinhändler und Hausirer besorgten sie zunächst die Geschäfte des kleinbürgerlichen Lebens, sie verstiegen sich aber auch als Großhändler zu größeren Handelsunternehmungen, übernahmen Getreidelieferungen für die Regierung und leiteten die Geldgeschäfte von Angehörigen der kaiserlichen Familie. Dadurch erwarben sie sich Reichthum und Vermögen und gewannen einen ziemlichen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. So Ungünstiges verschiedene römische Schriftsteller auch über die Juden berichten, bei keinem jedoch findet sich eine Stelle, daß sie zur Erwerbung ihres Besitzes unrechtmäßige Mittel angewendet hätten. Schon Cicero sah sich in seiner Rede für L. Valerius Flaccus, der angeklagt war, neben mehrfachen Unterschlagungen von öffentlichen Geldern während seiner Verwaltung einer kleinasiatischen Provinz, auch die von den Juden gesammelten Tempelgelder (aurum Judaeorum) weggenommen zu haben, genöthigt, mit der materiellen Macht und dem politischen Einfluß der Juden zu rechnen, und in religiösen Dingen mußte ein philosophischer Denker wie Varro ebenfalls ihre Ueberlegenheit anerkennen. Auch unter den auf Augustus folgenden Kaisern änderte sich die Lage der jüdischen Gemeinde in Rom nicht wesentlich. Nur Tiberius verhing in Folge einer Skandalgeschichte des Senators Saturninus im Jahre 19 vorübergehend eine strenge Maßregel gegen den jüdischen Kult; er überzeugte sich aber bald, daß die Juden von seinem Minister Sejan grundlos verleumdet worden waren, und er befahl den Behörden an allen Orten, die Juden nicht zu belästigen und in der Ausübung ihrer religiösen Gebräuche zu behindern. Die Religion der Juden galt wie zuvor als religio licita. Claudius eröffnete seine Regierung mit einem Toleranzedikt gegen die Juden. Selbst während und nach der Zerstörung des Tempels scheinen die Juden in Rom unter einem besonderen politischen Drucke nicht gestanden zu haben; es war dem Sieger genug, das Judenthum in seiner politischen Repräsentation aus dem Staatsleben des römischen Weltreichs getilgt zu haben. Auch unter Vespasian und den folgenden Kaisern blieben die gegen die Juden erlassenen Ausnahmegesetze hauptsächlich darauf gerichtet, sie von denjenigen allgemeinen Bürgerpflichten zu entbinden, welche mit ihren religiösen Observanzen sich nicht vertrugen. Es ist daher des öfteren geradezu von Privilegien der Juden die Rede. Von den Antoninen an bis zum Antritt Constantins des Großen (138—306) ist von den Juden in Rom zwar wenig oder gar nicht die Rede, es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß sie vom Staate geduldet waren und unter dem Schutze des Staatsgesetzes standen, wenigstens erhellt dies aus einem Zeugnisse des Kirchenvaters Tertullian. Im Allgemeinen erfahren wir in diesem Zeitraum auch wenig von ihrem inneren Leben und ihren Einrichtungen, nur vereinzelte Inschriften in den entdeckten jüdischen Cömeterien tragen in einzelnen Punkten zur Bereicherung unserer geschichtlichen Kenntniß bei. Da hören wir von einer Synagoge der Augustäer, der Agrippenser, der Tiburenser, der Hebräer, der Calcarienser, der Rhodier u. s. w., wir erfahren von jüdischen Würden, wie die eines Herusiarchen, Archonten (Manhig, Parneß), Archisynagogus, Pater Synagogae und noch manches andere. Es darf mit als ein Hauptverdienst Berliner's betrachtet werden, daß er uns in seinem Werke nicht weniger als 146 solcher Inschriften mittheilt, die uns mit einer Fülle von Namen, Titeln und Lebensumständen bekannt machen.

Im zweiten Bande behandelt der Verfasser die Juden im christlichen Rom. Derselbe zerfällt wieder in zwei Abschnitte: 1. in die Zeit vom Beginne der christlichen Herrschaft (315) bis zur Verbannung der Juden ins Ghetto (1555) und 2. von da ab bis zur Niederlegung desselben (1885). Während die Juden im heidnischen Rom das römische Bürgerrecht in vollstem Maße genossen und an allen staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten betheiligt waren, änderte sich ihre Stellung sehr bald im christlichen Rom. Schon Constantin hob einzelne von den den Juden verbrieften und zugestandenen Rechten auf oder wußte sie wenigstens zu beschränken, und seine Nachfolger gingen auf

*) Geschichte der Juden in Rom von der ältesten Zeit bis zur egenwart von Dr. A. Berliner. 2 Bde. Frankfurt a M. 1895. - Kaufmann.

dem betretenen Wege weiter. Unter Theodosius II. kam es 439 schon zur völligen Aufhebung des Bürgerrechts, und durch die Einführung des Codex Justinianus erfuhren die Bestimmungen betreffs der Juden eine noch größere Verschärfung. In der späteren Zeit standen einige Päpste dem Handel und Verkehr der Juden so feindlich gegenüber, daß sie ihre Waaren außerhalb des Porticus feilbieten mußten. Papst Nicolaus I. wollte sogar den Bischof Arsenius von Horta aan den päpstlichen Feierlichkeiten ausschließen, weil er Petze an jüdischen Händtern einführen wallte. Er mußte auf die Gewänder der Juden verzichten und sich in der gewohnten kirchlichen Kleidung einstellen. Doch im Ganzen waren die Verfügungen seitens der Päpste noch lange nicht so schlimm, als die Belästigungen des Pöbels, der nicht selten in die Gottesäcker eindrach und die Leichen ihrer Kleidung beraubte. Der Wohnsitz der Juden war in dieser Zeit Trasteaere, nur in einer Urkunde von 1312 ist auch von Juden trans et intra Tiberim die Rede. In Trastevere gab es auch mehrere Synagogen.

Doch trotz dieser gedrückten äußeren Lage nahm das geistige Leben der Juden einen bedeutenden Aufschwung. Wenn uns auch durch mehrere Jahrhunderte genauere Nachrichten darüber fehlen, so fließen diese doch vom 10. Jahrhundert ab desto reichlicher. Elasar Kalir verpflanzte wahrscheintich den Synagogenritus nach Ram und es bildete sich das römische Machsor und der römische Minhag aus. Unter den Dichtern verfaßten Salomo b. Jehuda, mit dem Beinamen Habadli, Meschulam b. Katanymus und Schabtai b. Mose, das Oberhaupt des talmudischen Lehrhauses in Rom, vorzugsweise liturgische Gedichte. Diese Dichter sind zugleich die ältesten Vertreter der talmudischen Studien in Rom und haben ihre Anregung aller Wahrscheintichkeit nach von Nordafrika und durch die Vertriebenen aus Palästina und Syrien erhalten. Rom wurde durch sie selbst ein Mittelpunkt dieser Studien und kannte einen seiner Gelehrten sagar ats Rektor an das berühmte Lehrhaus zu Warms entsenden. In verschiedenen Schriften werden die Vertreter der jüdischen Hochschule in Ram mit ehrenaaller Anerkennung genannt und man berief sich oft auf sie aus weiter Ferne für die Bestätigung einer Lehrmeinung. Im Lehrhause zu Rom wurden auch die schrifttichen Materiatien talmudischer Autoritäten Roms sawahl wie auch anderer Länder gesammelt und aufbewahrt. Doch das Talmudstudium in Ram in dieser Periode reicht hinsichtlich seiner Intensität bei weitem nicht an die Leistungen der deutschen und französischen Schule heran. Ganz anders stand es gegen Ende des 11. Jahrhunderts. Da nehmen wir eine besondere Pflege talmudischer Studien wahr. Die Gelehrsamkeit erbt fort durch viele Generationen und führt zu einem Aufblühen der Wissenschaft, an dem Gesetzeslehrer, Exegeten, Philosophen, Dichter, Uebersetzer und Abschreiber gleichmäßig betheiligt sind. Binjamin di Tudela berichtet, daß er bei seiner Anwesenheit in Rom gegen 200 Juden gefunden habe, unter denen große Gelehrte waren. Auf die Sprachwissenschaft mag namenttich Abraham ibn Esra einen großen Einfluß ausgeübt haben, zumal da aan Ram aus sein Kommentar zum Prediger Salomauis und die grammatische Schrift Mosnajim datirt sind.

Doch verfolgen wir weiter die äußere Geschichte der jüdischen Gemeinde in Rom. Während des 12. und 13. Jahrhunderts lebten die Juden im Ganzen in ungestörtem Frieden mit ihrer christlichen Umgebung. Man duldete sie, wie Alexander III. sich ausdrückt, pro sola humanitate, aus reiner Menschlichkeit, oder wie Clemens III. sagt, ex vera gratia et misericordia, aus reiner Gnade und Barmherzigkeit. Der große scholastische Kirchenlehrer Thomas von Aquina betrachtet sie ats die lebendigen Zeugen des wahren christlichen Glaubens, weshalb sie auch mit ihren Religionsübungen zu dulden seien. Selbst Innocenz III., der die Juden in anderen Ländern planmäßig verfolgen ließ, scheint gegen die Juden in Rom nichts Schlimmes unternommen zu haben. Ueberhaupt ist in dieser Periode die Beobachtung zu machen, daß gerade die strengsten Verordnungen und Gesetze der Päpste die Juden in Ram am wenigsten betrafen. Sagar die von Innocenz II. ... geführten Judenabzeichen scheinen in Ram erst ... Dekrete des Jahres 1269 zur Anwendung gelang... Auch während der Regierung Honorius III., Nicolaus ... und IV. empfanden die Juden in Ram nur einmal ... einer harten Verfügung. Unter Bonifacius VIII. ... Kreuzzug gegen die Männer der Opposition unterne... aarzüglich in dem mächtigen Adelsstamm der ... ihre Vertreter hatte, fällt das Martyrium Elias b. ... er wurde, weil er vielleicht ein Anhänger der ... war, zum Feuertode verurtheilt, nachdem er sein Leben ... die Annahme der Taufe nicht hatte retten wollen. ... dentod beklagen zwei uns erhattene Traueroden. ... des babylonischen Exils der Päpste und des darauf ... Schismas jedoch verschlimmerte sich das Geschick der ... schen Juden. Wenn auch Martin V. zum Schutz ... Juden drei Bullen erließ, so fehlte es doch nicht an ... Bedrückungen. Noch schlimmer erging es den Juden ... der Zeit, wa Rom allein wieder sein Oberhaupt hatte ... durften keine neuen Synagogen erbauen, in der Passion ... und in der Charwoche fallten sie sich an öffentlichen ... nicht zeigen und in ihren Häusern die Thüren und ... nicht aufstehen lassen. Ebenso durften die Christen ... Festtagen und am Sabbath ihnen keine Speisen ... Brat verabreichen, noch irgend welche Dienstleistun... verrichten. An ihren Kleidern mußten sie ebenso wie ... Sarazenen kenntliche Abzeichen tragen. Ferner war es ... Christen nicht gestottet, mit einem Juden zu essen oder ... ihm unter einem Dache zu wahnen. Alle öffentlichen ... waren den Juden verschlassen, auch wurden sie nicht ... Zeugenschaft gegen Christen zugelassen, wie ihnen auch ... boten war, Zinsen von ihnen zu nehmen. Nur durch ... Geldsummen vermochten sie sich zuweilen für eine ... Dauer eine erträglichere Lage zu schaffen. Julius ... ordnete nach dem Beispiele früherer Päpste eine große ... brennung des Talmuds an. Zu diesem Zwecke wurden ... talmudischen Bücher in den Häusern römischer Juden ... fiszirt und auf dem Campo di Fiore am 9. September ... den Flammen übergeben, grade auf der Stelle, wo ... später Giordana Bruna den Scheiterhaufen bestieg. ... Schwerste für die römischen Juden aber war, daß ... Caraffa sie 1555 ins Ghetta sperrte.

Wie schwer aber auch die Hand des päpstlichen ... auf den Juden lastete, ihre geistige Regsamkeit ... nicht niederhalten. Im 13. und 14. Jahrhundert ... eine Abschreiberfamilie, die Anadim, deren Mitglieder ... Abschreiben aon Büchern geradezu Erstaunliches ... Manche aon ihnen wurden sagar außerhalb Roms ... anderen Orten zur Herstellung aon Handschriften ... Sa haben wir Jechiel b. Jekutial b. Binjamin ... Abschrift des jerusalemischen Talmuds und dadurch ... dessen Erhaltung zu verdanken. Ein anderer, ... Menach Zemach b. Abraham Jocob b. Binjamin b. ... vallendete 1323 einen uns noch erhattenen Codex, ... ganze Bibel mit den verschiedenen mittelalterlichen Kommen... taren enthält und van solchem Umfange ist, daß ... kraft eines Mannes allein nicht hinreicht, ihn ... Schrank auf den Tisch zu schaffen. Als im 14. Jahrhundert ... durch die Verlegung der Residenz des Papstes nach ... die Kultur der Provence den Römern näher gerückt ... blieben auch die Juden davon nicht unberührt. ... schäftigten sich mit den provenzalistischen Sängern ... wie mit den Schriften der Scholastiker. Ebenso ... zahlreiche arabische und lateinische Werke ins Hebr... übertragen. Der Einfluß der Scholastik auf die ... Geistesthätigkeit macht sich am meisten auf dem ... der Exegese geltend. Auch an Dichtern fehlte es nicht ... nächst wurde die synagogale Poesie noch durch eine ... von Dichtungen bereichert, die ein vollgültiger Ausdruck ... Leiden der Zeit sind. Wir vernehmen aus ihnen die ... und Angstschreie über konfiszirte Talmude, zerrissene ... rollen, zerbrochene Leichensteine, entweihte Grabstätten ... Kleiderzeichendekrete, Angebereien und deren ... Der hervorragendste Dichter der ganzen Periode ...

ıanuel b. Salomo, der Dante's Divina Commedia ge-
ı und mit dem Dichter, wie Gudemann nachgewiesen,
ı in Freundschaft gelebt hat. Seine unter dem Titel
hadberot gesammellen Gedichte, die sich durch parodi-
e Verwendungen biblischer Sätze, geistreiche Anspielungen,
rtwitze und sprachliche Zweideutigkeiten auszeichnen,
wahre Kabinetsstücke der Diktion und um so höher
ıschlagen, als das Idiom, dessen er sich bedient, ein
es ist und einen nicht sehr umfangreichen Wortschatz
zt. Das Ritualwesen fand durch Binjamin b. Abraham,
ie durch dessen Bruder Bidkia eine gediegene kompendia-
e Behandlung.

Als Rom im 15. Jahrhundert wieder die „klassische
dt der Welt" zu werden begann, regte es sich auch in
jüdischen Kreisen, und das Geistesleben nahm einen
en Aufschwung. Auf allen Gebieten der Wissenschaft
t sich eine Regsamkeit, die an das Aufblühen der Wissen-
ſt im 13. Jahrhundert erinnert und, wenn auch nur vor-
gehend, zu einer besseren Beurtheilung der jüdischen
ubensgenossenschaft direkt und indirekt Veranlassung gab.
züglich waren es jüdische Aerzte, die durch ihre klassische
dung, wie durch die vorzügliche Ausübung ihres Be-
s eine für ihre Zeit hervorragende Stellung einnahmen.
verdienen hier namhaft gemacht zu werden Samuel und
ac Zarfati, Bonet de Lates, Jacob Martino und Obadja
reo, welcher letztere zugleich der Lehrer Reuchlin's im
räischen war. Andere Gelehrte der Zeit sind Elia
hur (Levita) und Michael b. Sabbatai Zemat, der so-
ıl Aegidius wie Wilmannstedt unterrichtete. Im ersten
rtel des 16 Jahrhunderts erhielt Daniel b. Isaac da
a den wichtigen Auftrag, eine jüdische Gemeindeverfassung
entwerfen, die allen Streitigkeiten zwischen den Einzel-
ıeinden und Parteien ein Ende machen sollte. Es war
h die höchste Zeit, daß die römische Judenschaft, die aus
heimischen Italiani und Ultramontani oder Tramontani
and, mithin aus verschiedenen Elementen und Riten zu-
mengesetzt war, sich ermannte, nach innen durch Einig-
stark zu werden, denn nur dadurch war sie befähigt,
von außen auf sie eindringenden Schrecknissen und Ge-
ren Stand zu halten.

Es erübrigt zum Schlusse noch, den zweiten Abschnitt
Geschichte der römischen Gemeinde zu verfolgen, der
en Zeitraum von 330 Jahren umspannt und bis in die
genwart hineinreicht. Bot der erste Abschnitt dem Be-
chter hie und da doch noch manche Lichtseiten, so ruhen
ı diesem fast durchweg die dunkelsten Schatten. Einzelne
pste hatten zwar den besten Willen, sich von den Ge-
ılen des Erbarmens und des Mitleids gegen ihre jüdischen
terthanen leiten zu lassen, aber die heilige Inquisition
r oft stärker als die Macht des Papstes und wußte jede
nschliche Regung des Herzens zu unterdrücken. Das
etto war mit einer hohen und dicken Mauer umgeben
d hatte nur zwei Thore für den Eingang und Ausgang.
ındert Scudi hatte der Papst für die Herstellung dieser
auer ausgezahlt, im Archivio di Stato ist noch die An-
ısung des Papstes auf Auszahlung dieser Summe vor-
nden. Da der Einzug in das Ghetto schnell erfolgen
ıßte, so waren die Juden genöthigt, ihre Grundstücke und
genschaften für ein Fünftel des eigentlichen Werths zu
rkaufen. Sie durften hinfort nicht mehr Eigenthümer von
nmobilien sein. Als Abzeichen mußten die Männer eine
lbe Mütze und die Frauen ein $1^1/_2$ Elle breites viereckiges
ück gelbes Tuch um den Kopf tragen. Ferner durften
keine christlichen Mägde und Diener halten und ihre
nder nicht durch christliche Frauen säugen lassen. Mit
ıristen durften sie keinen Umgang pflegen, also nicht mit
nen spielen, essen oder baden. An Sonn- und Festtagen
llten sie nicht öffentlich arbeiten oder arbeiten lassen.
rner waren ihnen Geschäfte mit Getreide, Hafer, Gerste, Oel
ıd sonstigen zur Ernährung nöthigen Objekten untersagt, sie
llten entweder durch Wucherzinsen oder durch den Handel
it altem Trödel ihr Dasein fristen. Wenn auch schon seit
m 13. Jahrhundert auf verschiedenen Konzilien der Grund-
ʒ aufgestellt war, daß jüdische Aerzte zur Ausübung ihrer

Praxis bei Christen nicht zuzulassen seien, so hatte man dem doch nur wenig Beachtung geschenkt, denn gerade am Hofe vieler Päpste und Fürsten wurden jüdische Aerzte ans Krankenbett gerufen; jetzt war es ihnen aufs strengste verboten, zu christlichen Kranken zu gehen, auch wenn sie gerufen wurden. Eine andere Verfügung war endlich noch die, daß sie sich von armen Christen nicht mit „Herr" anreden lassen durften. Ein Schrei der Entrüstung erhob sich, als die Bulle und bald darauf die Ordre zur Ausführung erschienen. So sind es denn Schauergemälde, die aus dem Ghetto hervorblicken, die an Düsterheit und Gräßlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Obgleich Paul IV. nur vier Jahre und vier Monate regierte, so hat die Schreckenszeit ihre traurigen Spuren doch den spätesten Zeiten noch aufgeprägt Wenn zwar gleich Pius IV. den Juden gestattete, auf ihren Reisen die gelbe Kopfbedeckung abzulegen, Kaufläden außerhalb der Ghettomauer zu errichten und unbewegliche Güter bis zum Werthe von 1500 Dukaten zu erwerben, so wurde damit doch kein dauernder Wechsel geschaffen, denn Pius V. überbot noch seine Vorgänger an Verfolgungssucht und Grausamkeit und Gregor XIII. gab den Befehl, daß die Juden vom zwölften Jahre an jeden Sonnabend nach beendigtem Gottesdienste in der Synagoge eine Bekehrungspredigt in der Kirche anhören mußten. Erst unter Sixtus V. und Clemens VIII. nahmen die Verhältnisse der Juden wieder eine Wendung zum Besseren. Sie erhielten wieder die Erlaubniß, in allen Städten zu wohnen und mit den Christen in Verkehr zu treten und gemeinsame Geschäfte zu machen. Sie durften auch ihre Riten und Gebräuche ausüben und ihre hebräischen Bücher sollten ihnen gestattet sein, sobald sie nach den Bestimmungen des Tridentiner Konzils purgirt seien und mit Aenderung der Namen erschienen. Doch da kam Urban VIII. zur Regierung. Dieser Papst stellte an die einzelnen Gemeinden Forderungen, welche die Finanznoth der Juden bis aufs höchste steigerten. In einem ganzen Kapitel schildert der Verfasser auf Grund aktenmäßigen Materials aus ihren Annalen die finanziellen Verhältnisse und liefert den Nachweis, wie die römische Gemeinde innerhalb von 50 Jahren bis zu ihrem völligen Ruin systematisch ausgebeutet war. In dem kirchenstaatlichen Regiment des 18. Jahrhunderts zeigt sich weniger das Bestreben, neue Gesetze der Härte gegen die Juden in Rom zu erlassen, als vielmehr die alten Bestimmungen zu sammeln, und zur erneuerten Geltung zu bringen. Das schwärzeste Blatt in der Geschichte aber bildet das Edikt von 1775, nach welchem der Jude keinen Anspruch mehr auf Menschenwürde hat. Die traurigen Folgen desselben waren Verhängung von schweren Leibes- und Geldstrafen, Entführung nach dem Hause der Katechumenen und Vollstreckung von Zwangstaufen. Pius VI. gefiel es, 1793 das Edikt noch einmal ins Gedächtniß zurückzurufen. Die französische Revolution führte nur für wenige Jahre eine günstigere Wendung herbei, denn die neue Regierungskommission, welche der neapolitanische Kommandant leitete, legte der Gemeinde wieder harte Kontributionen auf. Erst die bedeutenden politischen Ereignisse des Jahres 1870 riefen die Morgenröthe einer neuen Zeit herauf; der Sturz der weltlichen Herrschaft des Papstes hatte die Aufhebung jeder Ungleichheit im Gefolge. Im Jahre 1885 wurden die Häuser des Ghetto niedergelegt und Gemeinde und Vereine wetteifern seitdem in ihrer Thätigkeit, die Schäden der Zeit zu heilen, ein Bestreben, das sich bereits schon in den letzten beiden Jahrhunderten mächtig geregt hatte. Die Fürsorge hatte sich dem Unterrichte der Jugend wie der Belehrung der Erwachsenen zugewendet. Auch das Armenwesen und die Krankenpflege waren gut organisirt und ihre Verwaltung Männern anvertraut worden, die der schwierigen Aufgabe gewachsen waren.

So sind wir denn dem Verfasser bis zum Ende in den wichtigsten Ergebnissen gefolgt. Wir haben in ihm eine objektive, der Wirklichkeit entsprechende Darstellung der wechselvollen Verhältnisse der römischen Gemeinde, frei von aller Voreingenommenheit, Leidenschaft und Parteisucht. Selbst an den Stellen, wo der Verfasser ein warmes Pathos anschlägt,

verläßt ihn die geschichtliche Treue nicht. Er hat sich frei gehalten von Uebertreibung. Vertuschung und Beschönigung der Thatsachen, in Folge dessen sein Werk weder für Freund noch für Feind geschrieben ist. Für die große Fülle des neuen dargebotenen historischen Stoffes aber, sowie für die verschiedenen Abbildungen von Synagogen, wie nicht minder für die Mittheilung zahlreicher Inschriften und Annalen wird jeder Forscher dem Autor herzlichen Dank zollen. Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß beiden Bänden ein vorzüglich gearbeitetes Register beigefügt ist, das das Auffinden der einzelnen Begebenheiten erleichtert. Möchte das auf der gründlichsten Quellenforschung beruhende Geschichtswerk Dr. Berliner's einen recht großen Leserkreis und die verdiente Beachtung der Geschichtsforscher finden.

August Wünsche.

Bouilly's „Léonore“ und der Text zu Beethoven's „Fidelio“.

J. N. Bouilly's lyrisches Drama „Léonore“, aus dem der Text zu Beethoven's „Fidelio“ entstand, konnte in diesem Jahre sein hundertjähriges Jubiläum feiern. Am 1. ventôse des Jahres 6 der französischen Republik (also 1795) wurde es im Theater Feydeau in Paris zum ersten Male aufgeführt. Die Musik zu den zahlreichen lyrischen Stellen hatte P. Gaveaux geschrieben; ja, dieses Stück konnte schon damals, ebenso gut wie Beethoven's „Fidelio“, eine Oper heißen, da das Verhältniß von gesprochener Prosa und von Gesang in dem Werke von Bouilly-Gaveaux ungefähr dasselbe ist wie in Beethoven's Oper, deren Text auf die Herren Sonnleithner und G. F. Treitschke zurückgeführt wird.

Die ziemlich seltene Ausgabe des ursprünglichen französischen Textes liegt vor mir, ein 40 Seiten starkes Heft aus gutem, altem Handpapier, schön bedruckt. Der Titel lautet:

Léonore

ou

L'amour conjugal,

Fait historique,

En deux actes et en prose, mêlée de chants.

Paroles de J. N. Bonilly,

Musiqua de P. Gaveaux,

Représentée pour la première fois, à Paris, sur le Théatre Feydeau, le 1er ventôse, an 6e de la république française.

Hoc natura modos primum dedit ....
Virg. Georg. lib. 2

Ce sont les primos lois de la mère natnre.
Montaigne.

a Paris,

Chez Barba, Libraire, an Magasin des pièces dn théâtre, au petit Dunkerque, près te Pont-Neuf.

an septième.

Eine Vergleichung des französischen Stückes mit dem Texte, den Beethoven komponirte, läßt diesen als die stellenweise wörtliche Uebersetzung von Bouilly's Stück erscheinen, namentlich was den gesprochenen Dialog betrifft; aber auch den Arien, Duetten u. s. w. liegen vielfach Bouilly's Worte zu Grunde. Welchem Zuhörer wäre in Beethoven's Oper Rocco's begeistertes Lob des [illegible] Ding, das Gold!“ nicht bis auf [illegible] pathisch, weil man sich sagen muß, [illegible] banale Worte, wenn sie auch im Charak[illegible] meisters liegen mögen, jedenfalls nicht [illegible] stimmung in Musik setzen konnte? Sieht [illegible] schon bei Bouilly Rocco dieses zweistrophige [illegible] „Oh! la bonne chose que l'or! . . .“ so [illegible] deutschen Librettisten einigermaßen entsch[illegible] wenigstens nicht ihr freier Einfall, einem Beet[illegible] Worte zur Komposition zuzumuthen. Auch darf man oder vielmehr Sonnleithner, der dieses Couplet [illegible] zugestehen, daß die beiden Strophen in der deutschen [illegible] tragung gewonnen haben. So sind z. B. die vier [illegible] Zeilen:

„Wenn sich nichts mit nichts verbindet,
Ist und bleibt die Summe klein;
Wer bei Tisch nur Liebe findet,
Wird nach Tische hungrig sein. . . .“

das geistige Eigenthum Sonnleithner's; das franz[illegible] Original bewegt sich in abstrakten Gemeinplätzen.

Völlig aber deckt sich in der gesprochenen Pro[illegible] deutsche Opernbuch mit dem Drama Bouilly's, ausgenom[illegible] die wenigen Stellen, wo die deutsche Bearbeitung [illegible] Handlung selbst kleine Veränderungen vornahm. [illegible] Beispiele dieser Uebereinstimmung des französischen [illegible] deutschen Prosadialogs mögen hier folgen:

Pizorro (erstes Auftreten im ersten Akt): Drei Sch[illegible] auf den Wall! Sechs Mann Tag und Nacht an die Zugbrücke, [illegible] viele gegen den Garten zu und Jedermann, der sich dem Gr[illegible] Festung nähert, werde sogleich vor mich gebracht.

Pizare: Trois sentinelles sur le rempart! ... [illegible] hommes nuit et jour à l'entrée du pont-levis ... auta[illegible] côté du parc ... et surtout qu'on m'amène devant mo[illegible] conque s'approcherait des murs de ce château.

Die wörtliche Uebereinstimmung geht durch die ganze [illegible] nur daß im französischen Original Pizarro nicht [illegible] während ihm in der deutschen Oper (trotz dem dem Sprichworte: „Böse Menschen haben keine Lieder“) [illegible] Rachearie gegeben worden ist, zu welcher der Chor [illegible] Soldaten die Begleitung liefert mit den halblaut ge[illegible] melten Worten:

„Er spricht von Tod und Wunde,
Wie wichtig muß es sein!“

In der Gefängnißszene, als Rocco und Leonore [illegible] Kerker des ohnmächtig hingesunkenen Florestan treten [illegible] die ersten Worte, die sie sprechen, nicht besonders g[illegible] erdacht Leonore sagt: „Wie kalt ist es in diesem [illegible] irdischen Gewölbe!“, worauf Rocco mit einer Art [illegible] tischer Belehrung antwortet: „Das ist natürlich; es [illegible] so tief.“ Die Stelle ist, wie die ganze Szene, wörtli[illegible] Bouilly's Drama herübergenommen:

Léonore: Comme il fait froid dans ce souterra[illegible]
Rocco: Ça n'est pas étonnant ... il est si prof[illegible]

Das Duett:

„Nur hurtig fort, nur frisch gegraben,
Es währt nicht lang, er kommt herein“ u. s. w.

findet sich ebenfalls im französischen Stück:

„Depêchons nous, ferme à l'ouvrage!
Sous peu de temps on doit venir“ etc.

Im deutschen Text haben wohl viele Zuhörer da[illegible] währt nicht lang, er kommt herein“ auf Florestan [illegible] der binnen kurzer Frist in dieser Cisterne soll be[illegible] werden; das französische Original zeigt, daß die W[illegible] auf Pizarro beziehen, der bald kommen wird, um de[illegible] fangenen den Todesstoß zu geben. Das dieser S[illegible] angehende Rezitativ und die Arie Florestans sind zu[illegible] ebenfalls dem französischen Text entnommen.

Florestan:

Dieu! quelle obscurité! . . . quel éternel silence! . . .
Quoi! séparé de tout, et seul dans l'univers! . . .
N'est-il donc point, grand dieu, de terme à ma souffrance?
Dois-je finir mes jours dans ces indignes fers?

Romance.

Faut-il au printemps de mon âge
Languir dans la captivité?
Eh quoi, l'abandon, l'esclavage
Sont le prix de la vérité etc.

Florestan:

Gott! Welch Dunkel hier! o! grauenvolle Stille!
Oed' ist es um mich her! Nichts lebet außer mir.
O! schwere Prüfung! Doch gerecht ist Gottes Wille!
Ich murre nicht, das Maß der Leiden steht bei Dir.

Arie.

In des Lebens Frühlingstagen
Ist das Glück von mir geflohn!
Wahrheit wagt' ich kühn zu sagen
Und die Ketten sind mein Lohn u. s. w.

Dagegen ist der leidenschaftlich visionäre Schluß der Florestan-Arie später von Treitschke auf den besondern Wunsch Beethoven's beigefügt worden. Im französischen Original versinkt Florestan in verzweiflungsvolle Ergebung, in welcher er nur noch baldigen Tod als das Ende aller Qual wünscht. Beethoven verlangte zum Schluß der Arie einen gewaltigen Höhepunkt, obschon sein Librettist nicht mit Unrecht dagegen einwendete, es gehe nicht wohl an, einen dem Hungertode fast Verfallenen Bravour singen zu lassen. Aber er gab dem Drängen des Komponisten nach und schrieb die Verse:

„Und spür' ich nicht linde, sanft säuselnde Luft?
Und ist nicht mein Grab mir erhellet?
Ich seh wie ein Engel in rosigem Duft
Sich tröstend zu Seite mir stellet,
Ein Engel, Leonoren, der Gattin so gleich!
Er führt mich zur Freiheit — ins himmlische Reich!"

Beethoven war mit diesen Zeilen so einverstanden, daß er sie an demselben Abende, an dem sie ihm von dem Verfasser überreicht wurden, sofort komponirte und zwar im Hause Treitschke's selbst, der damals am Kärthnerthor-Theater (dem späteren Hofopernhause) als Dichter und Regisseur thätig war. Er setzte sich mit dem Blatte ans Klavier und begann zu phantasiren. Treitschke erzählt darüber: „Meine Frau hatte ihn oft vergeblich gebeten, zu spielen; heute legte er den Text vor sich und begann wunderbare Phantasien, aus denen er das Motiv der Arien zu beschwören schien. Die Stunden schwanden, Beethoven phantasirte fort. Das Nachtessen, welches er mit uns theilen wollte, wurde aufgetragen, aber er ließ sich nicht stören. Spät erst umarmte er mich und, auf das Mahl verzichtend, eilte er nach Hause. Tags darauf war das treffliche Musikstück fertig."

Man kann nun freilich über diesen ekstatischen Schluß der Florestan-Arie verschiedener Ansicht sein; jedenfalls bekommt man ihn selten gut zu hören, weil er einen Tenor voraussetzt, der ohne Anstrengung und Ermüdung anhaltend in der höchsten Stimmlage zu verweilen vermag, wobei dann aber wieder die Kraft, die hiedurch zum Vorschein kommt, in zu unnatürlichem Gegensatze steht zu dem Zustand, in dem man sich einen dem Hungertode überantworteten Gefangenen denkt. Die Verbesserung des französischen Originals durch das deutsche Opernbuch ist hier daher, wenigstens in dramatischer Beziehung, mehr als fraglich.

Dagegen hat Treitschke an Bouilly's Drama andere Veränderungen vorgenommen, die man wohl allgemein billigen wird. Die Trompete, welche die Ankunft des Ministers in demselben Augenblick verkündet, als Pizarro, trotz der vorgehaltenen Pistole Leonorens doch den Mord zu begehen sich anschickt, ist zwar schon in Bouilly's Drama das den Höhepunkt des Stückes bezeichnende Signal; aber es folgen ihm in dem französischen Drama unglaublich prosaische Worte. Pizarro sagt: „Ciel! déjà le ministre . . . il faut que je paroisse au plutôt devant lui, que je quitte ce déguisement." Er war nämlich verkleidet und maskirt in den Kerker hinabgestiegen; warum das, sieht man nicht recht ein, da er doch auch in Bouilly's Stück sich Florestan zu erkennen gibt und Rocco ohnehin weiß, wer er ist. Daß er nun in diesem Augenblick es ausspricht, er müsse andere Kleider anziehen, um vor dem Minister zu erscheinen, und habe zur Ermordung des Gefangenen nicht mehr Zeit, ist ein gar zu kleinlicher, falsch realistischer Zug im Vergleich zu der Höhe der dramatischen Situation. Treitschke ließ hier Jacquino mit anderen Leuten die Gefängnißtreppe herabkommen und mit kurzen Worten melden: „Vater Rocco! Der Minister kommt an. Sein Gefolge ist schon vor dem Schloßthor", worauf Rocco antwortet: „Wir kommen augenblicklich; und diese Leute mit Fackeln sollen herunterkommen und den Herrn Gouverneur hinauf begleiten." Durch diese Abänderung wird die Unmöglichkeit für Pizarro, seine böse Absicht doch noch auszuführen, viel klarer dargelegt als durch jene Erwägung, er müsse noch Toilette machen, um sich dem Minister vorstellen zu können.

Treitschke auch war es, der die letzte Szene, in welcher der Minister erscheint, um Florestan die Freiheit wiederzugeben und auch den anderen Gefangenen gerechte Untersuchung zu versprechen, aus dem Gefängnisse in den Schloßhof verlegte, wodurch die Oper einen freundlicheren Abschluß erhielt. Bei der ersten Aufführung (am 20. November 1805 im Theater an der Wien) spielte auch die letzte Szene des „Fidelio" noch im Gefängnisse, ganz so wie in Bouilly's Drama. In letzterem sind die Gatten, nachdem Pizarro mit Rocco den Kerker verlassen hat, noch keineswegs überzeugt, daß sie gerettet seien. Hat doch Rocco noch im Augenblick des Abgehens Leonoren die Pistole entrissen, was sie für eine feindselige Handlung hält, während Rocco, wie er später gesteht, es nur that, um sie vor dem Selbstmord der Verzweiflung zu schützen. Aber auch in der Ueberzeugung, die Todesstunde sei nur aufgeschoben, sind sie glücklich, da sie sich gefunden haben und wenigstens mit einander sterben dürfen und so überlassen sie sich den süßesten Gefühlen; das deutsche Duett: „O, namenlose Freude" u. s. w. hat in: „O! doux moments, o! douce ivresse!" sein Vorbild. Doch hebt das französische Duett mit Worten Florestan's an, die nach unserem Gefühl unbeschreiblich konventionell klingen: „Je ne puis revenir de mon étonnement . . . est-ce bien toi?" Nachdem Beide ihrem Entzücken Ausdruck gegeben haben, beginnen sie zu überlegen, wie sie sich vertheidigen könnten, wenn nun gewiß bald der mörderische Pizarro zurückkehre und Florestan ergeht sich in Bedauern darüber, daß er gefesselt sei und jene Waffe leider nicht habe, welche Rocco dem tapfern Weibe entrissen. Während sie noch hierüber sprechen, hört man hinter der Szene einen sich nähernden Chor: „Vengeance! Vengeance! Il faut obéir promptement." Nun glauben sie ihr letztes Stündlein gekommen. Leonore spricht es aus: „Voici notre dernier moment!" Und Florestan bestätigt es: „Non, non, pour nous plus d'espérance." Das Ganze ist als Duett mit Chor gedacht. Aber die eindringende Schaar ist die Begleitung des Ministers sammt den befreiten Gefangenen; die Ausrufe: „Rache! Rache!" haben Pizarro gegolten, der nun selbst als Gefangener hereingebracht und an die Kette geschlossen wird, die bis dahin Florestan tragen mußte. Dieser wird vom Minister, seinem Freunde umarmt, nachdem Leonore ihm seine Ketten abgenommen. Das große Finale des französischen Stückes hat folgenden Wortlaut:

Choeur; Léonore, Florestan et tous les autres:

La main des dieux sèche nos larmes.
Célébrons tour-à-tour
Le pouvoir et les charmes
De la constance et de l'amour.

Dom Fernand (Minister):

Vous, qui de Léonore applaudissez le zèle,
La patience et l'intrépidité,
Femmes, prenez la pour modèle,
Et faites consister, comme elle,
Votre bonheur dans la fidélité!

Der Chor (dieselbe Strophe wie oben, mit dem Zusatze):
Chantons, bénissons ce beau jour!

Sowohl das: „Heil sei dem Tag!" wie das: „Wer ein holdes Weib errungen, stimme in den Jubel ein" aus

dem Finale in Beethoven's „Fidelio" liegt, wie man sieht, in den Schlußworten des französischen Stückes angedeutet. Jedenfalls hatte aber bei Bouilly-Gaveaux das Finale gedrängtere Fassung, während es in Beethoven's Oper zu einem machtvollen Musikstücke sich aufbaut, das nicht allein durch Anklang der Worte an den großartigen Schlußsatz der neunten Symphonie gemahnt.

Bouilly's Drama ist übrigens nicht zuerst durch Beethoven in Deutschland auf die Bühne gekommen. Auch der fruchtbare italienische Opernkomponist Ferdinando Paer (1771 bis 1839) hatte nach diesem Text eine „Leonore" komponirt, die am 4. Oktober 1804 in Dresden unter dem Titel: Eleonora, ossia l'amore conjugale zur erstmaligen Aufführung gelangte. Obschon diese Oper jetzt ganz vergessen ist, stand sie zu ihrer Zeit doch dem Beethoven'schen Werke im Wege; wenigstens versichert Treitschke, der in Beethoven's Auftrag auswärtigen Bühnen den „Fidelio" antrug: „Mehrere lehnten ab, da sie schon im Besitz der Oper von Paer wären."

Es ist noch ein Wort über den Titel zu sagen. Beethoven wünschte, als seine Oper im Jahre 1806 wieder auf die Bühne kam, den französischen Titel: „Leonore" statt „Fidelio"; durch ein Versehen jedoch zeigten die Theaterzettel wieder, wie früher, „Fidelio" an und dieser Name, hinter dem Leonore auch bereits in Bouilly's Stück ihr Geschlecht verbirgt, ist seither der Oper geblieben. Er ist als Incognito-Name eines treuen Weibes Shakespeare'schen Ursprungs. Im „Cymbelin" antwortet die von ihrem Gatten durch ungerechten Verdacht schwer gekränkte, ihm aber treu anhangende Imogen jenen Höhlenbewohnern, zu denen sie auf dem Wege nach Milford gelangt, auf die Frage: Wie Dein Name? — „Fidelio." Mit demselben Namen stellt sie sich auch später dem römischen Gesandten Lucius vor, der nun den Namen auch deutet:

„. . . . Fidelio!
Als solchen hast Du wahrlich Dich bewährt,
So treu gesinnt bist Du des Namens werth."

In Volkskreisen hat jedoch der Titel „Fidelio" schon manches Mißverständniß erregt. Ich erinnere mich aus meiner eigenen Jugendzeit, daß in dem Landstädtchen, in dem ich aufwuchs, eine Gesellschaft fröhlicher Zechkumpane einst einen Omnibus miethete, um nach Basel zu fahren, wo „Fidelio" gegeben wurde. Diese etwas Fallstaffisch gearteten gemüthlichen Schlemmer spitzten sich auf etwas sehr „Fideles", ja auf den „Gipfel der Fidelität", da sie doch immerhin gehört hatten, dieser Beethoven sei ein Tausendsassa. Man kann sich denken, wie erstaunt sie waren, als eine so ernste, ergreifende Handlung vor ihnen sich abspielte. Da aber dicke, weinselige Leute der Rührung leicht zugänglich sind, wurden sie bis zu Thränen erschüttert und schwuren einander auf der nächtlichen Heimfahrt aus dem Theater zu, wenn schon „Fidelio" nicht eigentlich ein fideles Stück sei, so habe es ihnen doch wohlgethan und sei die „verflucht feinste Kumedi", die sie noch in ihrem Leben gesehen und gehört hätten. Daß eine solche Wirkung, namentlich bei musikalisch Ungebildeten, wesentlich auch im Gegenstand liegt, ist selbstverständlich. Man kann dies auch erproben, wenn man Kindern, ungefähr mit den Worten von Bouilly's Drama, diese Geschichte erzählt. Wenn man an die Stelle gelangt, wo Leonore sich mit dem Ausrufe: „Tödt' erst sein Weib!" schützend zwischen Pizarro und ihren Gatten wirft und wo in dem Augenblick, wo Pizarro seinen Angriff erneuert, die erlösende Trompete erklingt, so müßte man schon sehr schlecht erzählt haben, wenn die Gesichter der zuhörenden Kinder nicht zucken sollten in krampfhaftem Bemühen, das Weinen zu verbeißen. Dieser im Stoff liegende Gefühlswerth war es, der Beethoven bestimmte, Bouilly's Drama zu komponiren und so hat die Welt alle Ursache, Bouilly dankbar zu sein, daß er dieses „fait historique" überhaupt auf die Bühne brachte und [illegible] die erste Veranlassung gab zu der in jeder Beziehung [illegible] Oper Beethoven's.

Bern. J. V. Widmann.

Die Zonenlehre des Parmenides. Von H. Berger. Leipzig [illegible] (Sonderabdruck aus den Berichten der k. sächs. Gesellschaft der [illegible]schaften.)

Wer sich je mit der Geschichte der Erdkunde im Mittelalter [illegible]schäftigt hat, der weiß, wie sonderbar die strenge festgehaltene Lehre, daß es eine wegen Hitze und je eine wegen Kälte unbewohnbare [illegible] auf der Erde gäbe, den modernen Leser anmuthet, der jedoch ohne [illegible] Vertrautheit mit dieser uns jetzt so fremdartig berührenden Auffassung [illegible] manche Thatsache, wie sie ihm insbesondere das Entdeckungszeitalter [illegible] nicht richtig zu verstehen vermag. Herrn Dr. Berger in Leipzig, dem [illegible] seine tief eindringende Forschung auf den Gebieten der Geschichte der [illegible]graphie und Naturwissenschaft zu Dank verpflichtet sind, ist es [illegible]lungen, über die Entstehung der in Rede stehenden Irrlehre, die [illegible] Eleaten Parmenides zurückgeht, Licht zu verbreiten. Das war [illegible] durchaus keine leichte Sache, denn aus so alter Zeit — unser [illegible] war etwa ein Zeitgenosse der Perserkriege — fehlt es uns ganz [illegible]rekten Nachrichten, und es erwuchs dem, der ein übersichtliches Bild [illegible]winnen wollte, die undankbar scheinende Aufgabe, sich dieses Bild [illegible] einer Menge vereinzelter, da und dort verstreuter Nachrichten, deren [illegible]würdigkeit erst noch zu prüfen war, zusammenzusetzen. Berger [illegible] es insbesondere, die fragmentarischen Angaben des viel späteren [illegible] Philosophen Posidonius für seinen Zweck zu verwerthen, und [illegible] diese mit anderen Notizen der „Doxographen", der erst neuerdings [illegible] ihrem Werthe als Sammler und Aufbewahrer erkannten spätgriechischen Repertorien-Schriftstellern verglich, fand er, daß das Griechen[illegible] zweierlei Arten von Erdzonen unterschied, solche, die nur für die Himmels[illegible]kunde, und solche, die nur für das Menschenleben Bedeutung habe. [illegible] Parmenides auftrat, war zwar im italischen Großgriechenland die [illegible]sicht, daß der Erde Kugelgestalt zukomme, bereits siegreich durchgedrungen, aber im Mutterlande hielt man noch an der von Thales, [illegible]mander und anderen Joniern gelehrten Scheibenform fest. Parmenides nun übertrug die durch den Sonnenlauf ganz von selbst gegebene [illegible]theilung der Himmelssphäre in fünf Zonen auch auf den Erdball, [illegible] aber daneben für letzteren noch eine zweite Zonentheilung vor, indem [illegible] alles Land, welches von einem der beiden Wendekreise um [illegible] Ekliptikschiefe gleiche Bogendistanz absteht, als für den Menschen [illegible]zugänglich, als „zona perusta", erklärte. Diese letztere besaß [illegible] eine weit größere Ausdehnung als unser Tropengürtel von heute, [illegible] da auch schon im Skythenlande die wegen ihrer andauernden Nebel [illegible] unbewohnbare Polarzone, für welche Aristoteles den „arktischen [illegible] Mittelgriechenlands als Grenzlinie ansah, ihren Anfang nahm, so [illegible] das „bewohnbare" Land auf einen recht kleinen Bestandtheil der [illegible]oberfläche beschränkt. Wir erfahren jedoch, daß dasjenige, was das [illegible] alter von der „Oekumene" wußte, sich mit solchen Vorstellungen [illegible] gut vereinbaren ließ, wie denn zumal die Existenz der menschenleeren afrikanischen Wüste das Vordringen des Menschen unmöglich zu [illegible] schien. Parmenides ist nicht unwahrscheinlich auch der Urheber [illegible] pädagogisch nützlichen Klassifikation aller Erdbewohner nach ihren Schatten[illegible]verhältnissen, welche noch jetzt in unseren Schulen gelehrt zu werden pflegt.

Die Doktrin von der „zona inhabitabilis" mußte in der alexandrinischen Periode fallen, als man sich einerseits überzeugte, daß [illegible]schiebene äthiopische Städte thatsächlich innerhalb der angeblich verbrannten Zone liegen, und andererseits von der Entdeckung der Insel Thule (Fär-Oer?) durch Pytheas Kunde bekam. Die patristischen und scholastischen Autoren dagegen nahmen die verworfene wieder auf, und [illegible] Heinrich der Seefahrer mußte empfinden, was der Bruch mit einer [illegible] Volksbewußtsein tief eingelebten Fabel bedeutet. Durch Berger's Untersuchung sind wir nunmehr in den Stand gesetzt worden, den Anfang der Hypothese zu überblicken, und darin liegt ein namhafter historischer Fortschritt.

S. Günther

Briefkasten der Redaktion.

D. T. in Aachen. Statt „meist immer" sollte es [illegible] heißen: „fast immer."

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

eden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). nnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim ge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. ich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Zu den Manövern in Pommern war auch der Kaiser on Oesterreich eingetroffen und als Vertreter unseres veiten Bundesgenossen ein Prinz des Hauses Savoyen. as deutsche Volk empfindet über solchen Besuch stets herz-che Freude, und auch die gesammte Kulturwelt kann ufrieden sein, wenn ein neues Zeichen den Fortbestand des reibundes verräth, dieser guten Bürgschaft für den Frieden.

Fürst Hohenlohe, unser Reichskanzler, hat von seinen ussischen Besitzungen, wo er sich aufhielt, einen Abstecher nach St Petersburg gemacht. Er ist mit dem russischen Minister er Auswärtigen Angelegenheiten zusammengekommen und r hat eine Audienz beim Zaren gehabt. Solche Aussprache ann unter Umständen geeignet erscheinen, um gewisse poli-ische Vorurtheile zu zerstreuen; aber die Eindrücke solcher Auseinandersetzungen pflegen viel zu flüchtig zu sein, als daß sie bleibend die Politik beeinflußten. Es erscheint daher nur richtig, diesem Besuche, wie es die deutsche Presse thut, mehr den Charakter eines Aktes der Höflichkeit als den Charakter eines Ereignisses der internationalen Politik beizumessen.

Der „Vorwärts" hat einen Brief des Herrn Stöcker an den Herrn v. Hammerstein veröffentlicht, der, von der Sonne beschienen, der Kreuzzeitungspartei sehr unangenehm ist, der aber im Uebrigen Neues nur jenen über die Junkerpartei, über Herrn Stöcker und Herrn v. Hammerstein offenbart, die politisch blind und taub waren. Man hat gefragt, woher kommt dieser Brief, und da er Herrn Stöcker kompromittirt, so hat man gefolgert: dieser Brief kommt gewiß nicht von dem intimen Freunde des Herrn Stöcker, von Herrn von Hammerstein. Ist das ganz sicher? Dieser Brief kompromittirt auch, wenngleich nur leichter, Herrn Professor Kropatscheck, den Nachfolger des Herrn v. Hammerstein in der „Kreuzzeitung", und wir wüßten nicht, wen Herr v. Hammerstein mehr haßt, als den Herrn Prof. Kropatscheck, der vom Herausgedrängten zum Herausdränger des interessanten Freiherrn geworden ist.

An dem Kampfe gegen Herrn von Hammerstein hatte sich auch die nationalliberale Presse recht lebhaft betheiligt, ein Theil derselben von einer politischen Absicht geleitet, die leicht erkennbar war, und die heute bereits mit erfreulicher Klarheit hervortritt.

Daß Herr von Hammerstein ein Gegner des Kartells war, wußte man; da er nun abgethan scheint, schießen die Kartellpläne in üppiger Wucherung wieder hervor, vor Allem auch in Anknüpfung an die Bestrebungen zur Schaffung eines neuen Sozialistengesetzes.

Diese Kartellpläne erfahren in der „Kreuzzeitung" bei Gelegenheit der Besprechung des Stöckerbriefes folgende Antwort:

„Mag man über den Inhalt des Briefes urtheilen, wie man wolle, die Art, wie er umgestaltet und kommentirt, zur Diskreditirung der konservativen Partei von der liberalen Presse ausgebeutet wird, ist auch ein Zeichen unserer Zeit. Daß dieselbe Presse aber gleichzeitig um die Bundesgenossenschaft derselben Konservativen für den Kampf gegen die Sozialdemokratie sich eifrig bewirbt, kann nur als das zur Tragödie, wie üblich, gehörende „Satyrspiel" betrachtet werden."

Darauf erwidert die „Nationalzeitung":

„Hier wirft die „Kreuzzeitung" in der Empfindlichkeit über die ihrem jetzigen Leiter — der die Solidarität mit dem Freiherrn von Hammerstein deutlich genug abgelehnt hatte — angethane Unbill Dinge zusammen, die nichts mit einander zu schaffen haben. Die „liberale" Presse hat, so viel wir gesehen, nur hervorgehoben, wie charakteristisch der Brief Stöcker's für diesen Herrn ist. Was darüber hinaus ging, gehört lediglich auf das Konto freisinniger Blätter, und diese wiederum wünschen keinen Kampf gegen die Sozialdemokratie, also auch keine Bundesgenossenschaft der Konservativen in demselben."

Die „Nationalzeitung" hebt dann am andern Tage des Weiteren hervor, wie gut sich schon die Nationalliberalen bei

Gelegenheit der Waldersee-Versammlung benommen hätten, und wie schlecht auch damals das Benehmen der Freisinnigen war. Also die Nationalliberalen sind gewiß empfehlenswerth für die Kreuzzeitungskonservativen unter Herrn Kropatscheck zur Schaffung eines Kartells. Denn Herr von Hammerstein ist nur Herr von Hammerstein, und Herr Stöcker ist nur Herr Stöcker, und beide bedeuten seit gestern nichts für die konservative Partei.

Da sie fort sind, so steht dem Einvernehmen von der „Nationalzeitung“ bis zur „Kreuzzeitung“ ein Hinderniß nicht mehr im Wege. Das ist ein ganz guter Miquel'scher Witz. Freilich gibt es ein Tivoliprogramm, dem die ganze konservative Partei jubelnd zugestimmt hat, und freilich gibt es in der konservativen Partei den Grafen Mirbach, der Bimetallist ist, und den Grafen Kanitz, von dem der Antrag Kanitz herrührt, und den Herrn von Ploetz, der an der Spitze der agrarischen Umsturzbewegung steht und tutti quanti, welche Bimetallisten, extrem-agrarische Schutzzöllner, Zunftfreunde, blinde Hasser von Handel, Verkehr und Börse, Antisemiten und fanatische Orthodoxe sind. Was thut das — Herr von Hammerstein ist fort, und Herr Stöcker wird vielleicht bald fort sein, folglich machen wir mit den Konservativen ein Kartell.

Das ist die politische Seite der Sache; die arithmetische zeigt folgende Züge. In runder Summe stellen die Deutschkonservativen, die Freikonservativen und die Nationalliberalen des Reichstages 148 Stimmen; wir wüßten aber gar nicht, warum nicht dieser Allianz die Antisemiten und der Bauernbund mit weiteren 20 Stimmen angeschlossen werden sollten; wenn sich Herr von Bennigsen mit Herrn von Ploetz und seinen Gesinnungsgenossen, den Konservativen, gut verträgt, so verträgt sich Herr von Ploetz wiederum ebenso gut mit Herrn Liebermann von Sonnenberg, und damit ist der Zirkel geschlossen. Nimmt man nun an, daß aus dieser einladenden Vereinigung auch nicht ein Mitglied der verschiedenen oben angeführten Parteien sich ausschließt, so bleibt selbst dann die Koalition im Reichstag noch in entschiedener Minderheit. Herr von Hammerstein, der seinerseits mit dem Centrum rechnete, war jedenfalls ein besserer Addirer. Sehr aussichtsvoll ist der Plan also zunächst nicht.

Aber sehr charakteristisch für die Stimmung in bestimmten nationalliberalen Kreisen sind solche Pläne; daß die Partei, wie sie heute ist, schwer gefährdet erscheint, ist diesen Kreisen klar. Man hat nun zwei Möglichkeiten. Man könnte den Versuch machen, zu den Traditionen der alten nationalliberalen Partei, als sie selbständig etwas bedeutete, zurückzukehren. Sind die Männer für eine solche Aktion vorhanden? Man muß in dieser Beziehung hervorheben, daß der „Hannoversche Courier“, das Organ des Herrn von Bennigsen, einem Nationalliberalen das Wort gibt, der solche Umkehr predigt. Oder man kann auf die Selbständigkeit verzichten, um im Schatten des Kartells dahinzusiechen in enger Berührung mit jenen Hammerstein- und Stöcker-Genossen, deren Hände noch vorgestern die Hände der geschiedenen Freunde voll Bewunderung und Hingebung gedrückt haben.

Vielleicht ist es auch darum unklug, einen solchen Plan schon jetzt auszusprechen, weil man nicht wissen kann, wer von den konservativen Recken, die heute noch aufrecht stehen und denen man freundlich winkt, — wer von ihnen morgen gleichfalls dem Verhängniß anheimgefallen ist.

Die Freisinnigen können der politischen Entscheidung in diesem Punkte mit aller Ruhe entgegensehen, denn schließlich kommt es nicht auf die Parteien, sondern auf die Wähler an, und wer als Wähler bisher in der „Kreuzzeitung“ unter Herrn von Hammerstein's und Herrn Kropatscheck's gemeinsamer Herrschaft nicht einen Spiegel politischer Weisheit und politischer Tugend gesehen hat, der wird das wohl auch in dem Blatte nicht sehen, nachdem Herr Kropatscheck allein die Leitung übernommen hat.

* * *

Regieren und Intriguiren.

Wie kommen die großen politischen Entscheidungen zu Stande; nicht alle Entscheidungen und nicht bei allen archen; aber viele Entscheidungen und bei vielen und nicht nur in Monarchien, sondern auch in Republiken.

Es sitzen eine Anzahl ausgezeichneter Männer doch Männer, die für ausgezeichnet erachtet werden, einen Tisch herum; sie erörtern die Fragen des Staates eindringender Sachlichkeit und schließlich liegt eine scheidung vor. Vielleicht ist sie falsch; aber sie erwogen sein. Daß nicht so zu allen Zeiten regiert ist, weiß alle Welt; man braucht sich dazu nur des spruches zu erinnern, der da lautet: Geh' hin mein und sieh mit wie wenig Weisheit die Welt regiert das ist ein gutes Wort, und es werden daher Väter für die Vaterschaft genannt, Oxenstierna und Chesterfield, die beide solch einen Satz gesprochen haben und die beide Kenner waren.

Also wie bei allen menschlichen Dingen, so meist auch beim Regieren sehr menschlich zu; und republikanische Minister oder republikanische Präsidenten oder ob gekrönte Häupter und monarchische Berather in Frage kommen, der Unterschied an sich ist kein mentaler; es kommt auch in diesem Falle immer auf die Menschen als auf die Institutionen an. über die Zeiten hinaus, wo allein schon ein paar Paragraphen in der Konstitution des Staates die keit der Bürger zu verbriefen schien. Solche graphen statuiren den Unterschied meist nicht; aber sind doch die Fallstricke verschiedener Art, die für Republiken und für Monarchieen gefährlich sein können.

Daß ein Unterschied vorhanden sein muß, ist einzusehen. In Republiken liegt die letzte Entscheidung Männern, die aus dem Volke hervorgegangen sind, und das Volksleben kennen; in Monarchieen liegt die letzte scheidung bei einem Manne, der immer dem Volke eine ganz exceptionelle Stellung eingenommen hat, daher begreiflicher Weise sehr oft das Volk nicht kennt. er kennt, ist eine Welt, die gleichfalls vom Volke ist; er kennt den Hof! Der Hof ist seine Welt, jene von Menschen, die ihn beständig umgeben; und Monarch nicht alles selbst sehen und hören und beobachten kann, so sind diese Menschen es, die für ihn hören und lesen und beobachten. Eine große Anzahl drücken dringt zu dem Monarchen nicht direkt, sondern vermittelt durch seine Umgebung; diese Vermittelung die Möglichkeit der Trübung; diese Vermittelung bietet unter Umständen die Möglichkeit, die Augen des Monarchen immer wieder auf gewisse Erscheinungen hinzulenken beständig von anderen Erscheinungen abzulenken, allmählich bewußt vor dem Blick des Monarchen ein verzerrtes Bild entstehen zu lassen. Dabei können liche Interessen oder die Interessen von ganzen Cliquen Parteien verfolgt werden. Unzählig oft ist das Die Wirkungen der Camarilla sind immer große und nicht selten verhängnißvolle für die Monarchen; die Republiken mit ihren aus dem Volke hervorgegangenen und in das Volk zurücksinkenden Staatslenkern gibt es stricke anderer Art.

Solche Erwägungen drängen sich auf, wenn man Brief des Herrn Hofprediger Stöcker an den Freiherrn Hammerstein liest, in welchem der Mann Gottes dem Mann der Feder seine Winke darüber gibt, wie der durch geschickte Machinationen von dem Fürsten seinem damaligen Berather, getrennt werden könne.

Natürlich war es das gute Recht sowohl des Stöcker, wie des Freiherrn von Hammerstein, den Bismarck zu bekämpfen; dieses Recht hätten sie üben wie es so viele andere Politiker geübt haben. Aber es übten, das unterscheidet sie von der Schaar der

tiker und macht sie zu Mitgliedern der Camarilla. ihrer persönlichen und intimen Kenntniß der Psycho- und der Stimmungen des Kaisers heraus entwarfen gren Feldzugsplan, und ihr Feldzugsplan besteht darin, den Fürsten Bismarck offen anzugreifen oder dem er die schlimmen Seiten des Bismarck'schen Regimentes t klarzulegen; keineswegs; auf diese Weise hoffen sie zum Ziele zu kommen; im Gegentheil; Herr Stöcker gtet, so den Erfolg in Frage zu stellen. Auf Umwegen t man vielmehr den Kaiser zu beeinflussen; unter Be- sichtigung der kaiserlichen Individualität, wie man sie ilndet zu haben glaubt, suggerirt man ihm gewisse Ge- ken; man sucht den Kaiser, dessen Selbstgefühl man it, ohne daß er es merkt, vorwärts zu schieben und zu r bestimmten Handlung zu veranlassen. Man sucht also Kaiser nicht zu lenken durch offene Rathschläge, sondern n beutet bestimmte Stimmungen und Anschauungen des sers für die eigenen Zwecke aus. Diese bestimmten mmungen und Anschauungen kennt nur die Camarilla, e Stimmungen und Anschauungen kann daher nur die narilla ausbeuten; hier liegt also ein Stück echter marillapolitik vor.

In einem besonderen Falle, — und es handelt sich um hts geringeres als um die Entfernung des Fürsten Bis- rck — ist damit das Spiel dieser Elemente in aller Klar- t enthüllt. Aber dies ist nur ein einzelner Fall; ihrer t es sehr viele in der preußischen Geschichte; zahl- che, die man heute mit gleicher Deutlichkeit durch- aut und noch zahlreichere, deren Charakter nicht zweifel- st ist, aber deren Verlauf in den Einzelheiten sich doch zur it nicht überblicken läßt. Diese Camarilla ist eine oße politische Macht in Preußen seit langem gewesen, und nter diesem spanischen Namen verbirgt sich für uns das eußische Junkerthum durch seine Vertreter, die es am ofe hat, und es ist Tradition seit Friedrich Wilhelm III., ß der Hof und die Umgebung des Monarchen ganz aus- ließlich aber doch fast ganz ausschließlich aus Junkern steht. Die preußische und auch die deutsche Politik wird ır der verstehen, der diese Thatsache nicht aus dem Auge ßt. Die Junker sind es, durch die seit Friedrich Wilhelm III. nsere Monarchen fast ganz ausschließlich und nur mit ırzen glücklichen Unterbrechungen das Bild der Welt ver- ittelt erhielten. Wie dieses Bild vermittelt wurde, steht ıßer Zweifel, und dementsprechend nahm die Politik reußens so oft verhängnißvolle Wendungen.

Dabei macht es für die Haltung der Junkerpartei nicht nmal einen großen Unterschied, ob im Ministerium einer er Ihren saß oder einer, der nicht zu den Ihren zählte. Den letzteren bekämpften sie freilich noch rücksichtsloser, aber e befanden sich fast immer auch im Gegensatz zu ihrem igenen Fleisch und Blut, sobald es Ministerkleidung rug. Auch der konservativste Minister ist gezwungen mit en realen Möglichkeiten zu rechnen, und sein eigenes Interesse er Selbsterhaltung verbietet ihm, die Dinge auf die gefahr- vollste Spitze zu treiben; die Camarilla hat hierauf nie Rücksicht genommen; ihre Ansprüche waren durch Grenzen nie eingeengt, und so zeigt sich denn in der preußischen Ge- chichte die Erscheinung, daß die Kreuzzeitungspartei, das ist die Camarilla im politischen Gewande, auch allen reaktio- nären Ministern das Leben furchtbar sauer gemacht hat, gleich- gültig, ob diese Minister nun von Manteuffel oder von Köller geheißen haben. Diese Gesellschaft kennt auch für die Ihrigen keine Anhänglichkeit; sie ist ganz und gar nicht sentimental, und sie war nie zu befriedigen; so wurden auch reaktionäre Minister von ihren eigenen sogenannten Freunden bis aufs Blut gepeinigt und mit Intriguen be- ständig umsponnen; darin liegt etwas wie eine aus- gleichende Gerechtigkeit.

Die Memoiren- und Brief-Litteratur aus den letzten Generationen ist schon reich genug; da sind seit der Mitte des Jahrhunderts vor Allem Bismarck und Gerlach und Roon und Bernhardi; da sind die Schneider'schen Lakaienaufzeich- nungen und vielerlei anderes — so daß wir zahlreiche Einzelheiten des politischen Lebens der Vergangenheit in der Frische sehen können, wie sie dem Mithandelnden erschienen.

Die Zeit Friedrich Wilhelms IV. war eine goldene Zeit für die Camarilla. Gerade das Selbstgefühl dieses Monarchen war ganz dazu geeignet, von Höflingen ausgebeutet zu werden. Jeder politische Widerstand reizte ihn, und man brauchte nur solche politischen Widerstände geschickt zu arrangiren, um dann ziemlich genau die Richtung vorauszuwissen, die der König einschlagen werde. Diese Methode befolgte die Um- gebung des Königs mit Virtuosität; so kam das „unglück- liche" Jahr 1848 hinauf, und so kam die spätere trostlose preußische Reaktionszeit, und mit ihr eine Erscheinung, auf die bereits hingewiesen worden ist.

Der Minister von Manteuffel war gewiß kein Liberaler; mit seinem Namen ist das Andenken an einen tiefen Niedergang Preußens und an schwarze Reaktion ver- knüpft. Der Camarilla und der „Kreuzzeitung" that aber auch dieser Mann noch nicht genug. Eine Nichte des damaligen Ministerpräsidenten, Frl. von Manteuffel, berichtet darüber:

„Mein Onkel ist „kein Weltmann", und gehört nicht zur Gesellschaft des Königs, verliert also um so mehr an Einfluß, da . . . der König in der heitersten Laune nur an Unterhaltung denkt, von Ge- schäften nichts hören will — er verwünscht meinen Vetter ins Pfeffer- land. Manteuffel muß sechs-, achtmal vergebens zum König fahren, ehe er dahin kommen kann, einen Vortrag zu halten. Westphalen und die Seinigen haben an Gerlach und anderen ein paar gute Freunde in der täglichen Gesellschaft des Königs, die diesen entre la poire et le fro- mage zu vielerlei beschwatzen. Die Kreuzritter verstehen sich auf das Intriguiren ganz vortrefflich."

Diese Politik der junkerlichen Camarilla entre la poire et le fromage ist oft genug mächtiger gewesen als die Ministerien und die staatlichen Nothwendigkeiten. So war es zur traurigen Zeit unter Friedrich Wilhelm IV.

Wilhelm I. kam ans Ruder, nachdem es der Kreuz- zeitungspartei trotz aller Anstrengungen nicht mehr gelingen wollte, den geisteskranken Friedrich Wilhelm IV. im Regiment zu erhalten, und somit die Regierung selbst statt dieses um- nachteten Herrschers zu führen. Gegensätze aller Art, auch Gegensätze des Interesses hatten zwischen der Hofpartei und Wilhelm I. eine tiefe Kluft aufgerissen. Wilhelm I. berief ein sogenanntes liberales Ministerium. Allein lang- sam und doch unaufhaltbar trat der Umschwung ein. Vincke, der mit dem damaligen Prinzregenten in engster Fühlung stand, schilderte ihn in einem Briefe; die entschei- dende Stelle desselben lautet:

„Rechnen Sie zusammen, Mangel an Klarheit, angeborene und an- erzogene Vorurtheile und Meinungen, von denen man sich schwer trennt, Gewohnheit des Umgangs — fast der ganze Hof ist ja reaktionär — und eine gewisse Scheu vor dem Urtheil dieser Cliquen . . . und Sie werden sich ein lebhaftes Bild von der Peinlichkeit der Situation machen."

Diese Cliquen waren an der Arbeit; aber Wilhelm I. wider- stand ihnen mit seiner Ehrlichkeit eine ganze Zeit.

Da kam einmal Eberhardt von Stolberg zu ihm, um bei ihm für die Gründung eines neuen konservativen Volks- blattes Stimmung zu machen:

Der Regent: „Nach dem übersendeten Programm und den Namen der Mitarbeiter müßte er glauben, daß die beabsichtigte Zeitschrift im Geiste der „Kreuzzeitung" gehalten sein würde". — Stolberg: Allerdings. — Der Regent: „Das könne er nicht billigen! Die Partei mache Oppo- sition — das sei ihr nicht zu wehren — aber sie suche dabei stets ihn aan der Regierung zu trennen, das könne er nicht zugeben. „„Sie sprechen immer, als sei mir das jetzige Ministerium aktroyirt worden"" von wem denn? . . . Kurz, dies ist mein Ministerium und wird es bleiben, so lange ich lebe und regiere. . . ."

Zum Schluß . . . aber bedauerte der Prinz doch wieder, daß er mit der ganzen Aristokratie zerfallen sei.

Die „Aristokratie" wählte einen neuen Angriffspunkt und diesmal mit mehr Glück.

Die Militärvorlage war ausgearbeitet durch Bonin in einer Weise, die den Anforderungen des Staates vollkommen entsprach, und unzweifelhaft hätte dieser „ursprünglichen" Vorlage das preußische Abgeordnetenhaus zugestimmt.

Da trat eine Entwicklung ein, die man nach den au -

gezeichneten Tagebüchern von Bernhardi Schritt für Schritt verfolgen kann.

„Die Pläne für die Reorganisation der Armee waren ursprünglich viel bescheidener angelegt; die Junkerpartei habe sie nach und nach durch ihre Einflüsse bei Hofe zu der gegenwärtigen Höhe „emporgeschraubt"“; — theils in der Absicht, eine Armee von Berufssoldaten zu schaffen, deren Offiziere dem Junkerstand und der Junkerpartei angehörten: — eine Armee, welche die Partei für ihre Zwecke brauchen könne, mit der sie „„die Revolution niederhalten"“ — d. h. sich selber in der Herrschaft im Lande behaupten können — theils in der Hoffnung, bei dieser Veranlassung das liberale Ministerium zu stürzen, wenn die Sache nicht durchgeht und das renitente Haus der Abgeordneten zu sprengen."

Der Erfolg blieb nicht aus, und eine solche Ausnutzung militärischer Fragen ist seit jener Zeit traditionell bei uns geblieben; man braucht ja nur an den Kampf um das Septennat zu erinnern, den auch keine staatliche Nothwendigkeit diktirte, sondern nur der Wunsch, die Macht des steigenden Liberalismus von Neuem durch solche Machination niederzuwerfen; sehr zum Nachtheil unserer ruhigen politischen Entwicklung und sehr zum Nachtheil der Monarchie; denn gerade diese Kämpfe sind die Ursache gewesen, daß die militärischen Fragen, welche in allen anderen Staaten eine rein sachliche, allen Parteigegensätzen entrückte Prüfung erfahren, bei uns mit einem erklärlichen Mißtrauen, und so leicht als Wolfsgruben der Reaktion und des Junkerthums betrachtet werden. Graf Caprivi hat schwer genug unter diesen Nachwirkungen einer machiavellistischen Politik zu leiden gehabt. Und zur Zeit der neuen Aera war das Spiel der Junker besonders frech und besonders frivol. Hatte man im Jahre 1848 das Land in den gefahrvollen Strudel der Revolution gebracht, so lief man von Neuem Gefahr, es dahin zu treiben, denn weder die rettenden Erfolge Bismarck's, noch die Erfolge Moltke's ließen sich damals voraussehen.

Bismarck trug wenig später die Kreuzzeitungspartei zur Macht empor und außer der Kreuzzeitungspartei russische Unterstützung. Und von Neuem wiederholt sich die alte Erscheinung. Auch Bismarck ist später gezwungen, den Kampf gegen die Clique der Kreuzzeitungspartei aufzunehmen; das mußte er wiederholentlich unter Kaiser Wilhelm I., und wie sein schließlicher Sturz mit neuen Intriguen der Kreuzzeitungspartei verknüpft ist, das hat der Stöcker'sche Brief erwiesen.

Der Hunger, der Ehrgeiz und der Egoismus derer, die draußen sind, wurde immer wieder dem Angekommenen gefährlich, und wenn er selbst Bismarck hieße.

Die zu befolgende Politik ist bei der Junkerpartei des Hofes traditionell gewesen; sie ist zu einem System ausgebildet, in dem die Erfahrungen von Generation zu Generation vererbt wurden und die Erfahrungen waren den Gerlach's, den Bismarck's, den Eulenburg's und Puttkamer's und Hammerstein's und . . . den Anderen bekannt, und gerade diese traditionelle politische Praxis gibt der Junkerpartei vor allen anderen Parteien einen Vorsprung, der nicht gering zu veranschlagen ist. Und das Instrument dieser traditionellen Politik nach außen war beständig die „Kreuzzeitung", die sich nichts aus königlicher Ungnade machte, und die nicht nach Abonnenten schielte, die Ministerien kommen und gehen sah, die für sich und ihre Partei die unbedenklichsten moralischen Blaßstellungen und politischen Niederlagen von den Tagen Waldeck Gödsches bis auf Hammerstein-Stöcker ruhig und ohne Wanken überstand, in der Zuversicht, daß „die Scheu vor dem Urtheil dieser Cliquen", „daß die Unbequemlichkeit, mit seinen Nächsten, mit der ganzen Aristokratie zerfallen zu sein", daß „alte Vorurtheile und alte Gewohnheiten" schon Alles schließlich wieder ausgleichen würden. Entre la poire et le fromage würde sich schließlich die Sache schon wieder arrangiren, und bisher traf das noch immer zu.

Diese Rechnung war ohne jeden Rest richtig, so lange wir das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht nicht hatten, und ein Deutsches Reich nicht vorhanden war. Solange saß der Knotenpunkt der politischen Entwicklung im preußischen Königsschloß, und diesen Knotenpunkt wußte das Junkerthum vor allen Einwirkungen von Außen lange genug so gut wie vollständig zu bewahren. Der Charakter Deutschlands brachte aber politische deren Einfluß bis in Königsschloß hineinr nicht einfach als „Demokraten, Juden oder zu schieden waren. Und das allgemeine eine Volksvertretung aus Abstimmungen, we schen Landräthe nicht ausschließlich zu dirig auch die Möglichkeit eines Staatsstreiches, Kreisen immer als eine heilsame Maßregel de ist, mußte unendlich komplizirt und fast aus Vielgestaltigkeit der deutschen Verhältnisse e war nicht mehr möglich, durch einen festen Stelle aus die Bewegung der Maschine zu ä Umstände führten die Junkerpartei zwar n Aenderung ihres Wesens, aber doch zu einer an die veränderten Verhältnisse.

Die Stellung am Hofe suchte man natürlich z aber man suchte überdies eine neue feste Stellun winnen. Es sind zwar stets Anstrengungen von de zeitungspartei gemacht worden, die Bevölkerung a fesseln; aber man vertraute früher mehr dem Landräthe als den Argumenten der Agitation. D anders, als die Landräthe für Deutschland nicht m zu bedeuten hatten; es kam hinzu, daß man a festen Rückhalts gegen Bismarck's Uebermacht bedu wandte man sich direkt an die Massen, und es be neben der demagogischen Bearbeitung der Krone, di hergebracht ist, die demagogische Bearbeitung der die neu ist. Dieser Umschwung, der sich allmählich Verhältnissen heraus entwickelte, und der durch die gen des allgemeinen Wahlrechtes schließlich dikti hatte seinen Vorläufer in der Benutzung der S durch Bismarck, und er fand seinen endgültigen Absch die Loskoppelung des Antisemitismus, durch die lung des Zünftlerthums und schließlich durch die E der neuesten wilden agrarischen Bewegung. Da immer dasselbe geblieben. Schwächung der bürgerl teien durch Absplitterung der Arbeiter, durch Ab der kleinbürgerlichen Handwerksmeister; Gährung des Liberalismus durch Auswerfen der Juden Absplitterung des Bauern- und Gutsbesitzerstandes das noch nöthig war. Jede Schwächung des Lib bedeutet Erhaltung der eigenen Herrschaft, und um hafter wurden diese Anstrengungen, je mehr durch d liche Kulturentwicklung die soziale Macht einer he Kaste entschwand, die nicht gelernt hatte, sich „stand selbst zu erhalten, sondern die der Ansicht war, daß für die Aufrechterhaltung ihrer sozialen Position zu so

Eine Entwicklung wie diese verläuft nicht n klar aufgestellten und vorher durchgearbeiteten P gewiß nicht; aber gewisse politische Voraussetzungen gewissen Folgerungen. Und natürlich hat auch Masse der konservativen Partei bewußt diese E mitgemacht; aber die führenden Männer, deren nicht unterschätzen darf — und die meisten führenden sind hinter den Kulissen zu suchen —, die haben Ziele wohl mit klarem Auge gesteckt, während die Junkerschaar nur naiv einer Bewegung sich an ebenso sehr ihren Instinkten wie ihren Interessen

In jener konservativen Bewegung aber, Massen für sich zu gewinnen suchte, ist Herr S prominente Gestalt. Mit ihm kam nach Außen schwung; er war derjenige, der die Schlachten s Herr von Hammerstein war derjenige, welcher die leitete; aber daß auch an ihr Herr Stöcker hervor theiligt war, zeigt sein jetzt veröffentlichter Bri beiden Männer vertraten vor Allem nach außen modische konservative Straßendemagogie; hinter dem arbeiteten zur Unterstützung andere Männer, dere wie man mit gutem Grunde erwarten darf, auch dem Vorhang in klarer Porträtähnlichkeit erschein Vorläufig kann man sich mit dem interessanten Hammerstein-Stöcker zufrieden geben.

Und insbesondere Herr Stöcker, der bei dem Monarchen ind einging, und der seine Hetzreden im Lärm der Volks-ımmlungen hielt, verkörpert recht eigentlich die moderne rvative Richtung. Herr von Hammerstein wußte ihn zu rthen; Hammersteine gab es immer unter den Konser-en; aber der bürgerliche Pfaffe, der Hofmann wurde, der den Geschmack und die Kraft und die Geschicklich-und den Ehrgeiz und — nicht zu vergessen — die in Umgebung seltene Arbeitslust und Ausdauer für die ɪendemagogie besaß, das ist in dieser Form eine neue Er-ung; und das war ein Mann, wie man ihn brauchte.

„Ich bin ein Hofprediger, und Sie denken vielleicht, daß ich auf 'he des Lebens stehe und Ihre Noth nicht kenne. Meine Herren, mme aus Ihren Kreisen. Mein Vater, ehe er Soldat und Beamter . war Schmied; die Brüder meiner Mutter waren Handwerker; heute habe ich Vettern, die Arbeiter sind. Ich weiß sehr genau, n Arbeitsmann der Schuh drückt. . . .“

So sprach Herr Stöcker mit nicht geringer Geschicklich-.n seiner ersten öffentlichen politischen Rede im Eiskeller, r Most entgegentrat. Damals konnte man nicht wissen, ıan es hier nicht mit einer Erscheinung zu thun habe, ıach dem Vorbild englischer Prediger, kirchliches Christen-und kirchliche Sittlichkeit wieder mit Einsetzung der en Person in die Massen hineintragen wollte. Die heit kam bald; Herr Stöcker umgab sich — nach her-ıchtem Muster — von Anfang an mit korrupten Helfern, die so abhängiger von ihm waren und um so leichter zu ren, weil sie meist durch einen leichten Stoß sich wieder ıre dunkle Vergangenheit zurückschleudern ließen.

Und diese Gesellschaft, die mit dem Schneider Grüneberg ngt und eine Kette bis zu Ahlwardt und Schweinhagen t. begann nun an der Veredlung und Erneuerung ıschlands zu arbeiten.

Stöcker entfaltete, von einem ungewöhnlichen Ehrgeiz eben, eine ungewöhnliche agitatorische Thatkraft und agitatorische Geschicklichkeit. Nur vorwärts, vorwärts; Erfolge, mit welchen Mitteln war gleichgültig. Seine logische Bildung wird von Kennern außerordentlich ge-veranschlagt; seine politische und nationalökonomische ung ist gleich Null; er war nie ein Politiker, aber er in sehr gewandter Redner, und er ist ein hervorragen-Agitator, der den Augenblick beherrscht, aber der einen nicht weitblickend genug ist, um zu sehen, wie die eige-Worte Fallstricke für die Zukunft sind, und der anderer-nicht die moralischen Qualitäten besitzt, um aus sittlichen nden irgend einen Abgrund zu vermeiden. Dieser Mann ıschte sich sehr schnell an seinen eigenen Erfolgen, die chließlich doch überschätzte; und in seinem Rausch und r Gewissenlosigkeit taumelte er von einer moralischen Stoß-ung zur anderen; er führte sie manchmal politisch ganz ıflüssiger Weise nur aus Adweienheit des moralischen nes herbei, bis er schließlich zu der Gestalt wurde, als die ıeute dasteht.

Aber dieser Mann, der in Volksversammlungen, wenn ihm zweckmäßig erschien, sich in einem Jargon von boden-r Rohheit gefiel, blieb doch Hof- und Domprediger, ungsvoller und geschätzter Beamter und Gast des Königs-ısses. Wie war das bei dem starken Anstandsgefühl ıhelms I. möglich? Stöcker war der Bundesgenosse der narilla und Wilhelm I. sah Stöcker nur in jener Be-ıhtung, wie ihm die Camarilla diesen Mann zeigte.

Es sind einmal dem Kaiser Wilhelm I. die Reden ıcker's, wie sie seine eigenen Organe veröffentlichten, zu-ıglich gemacht worden; der Kaiser war unangenehm über-ht, und er meinte, solches kann man nicht billigen; aber fügte hinzu: „Stöcker meint es doch so gut“, und die ımel, mit der damals in jenen Kreisen alles beschönigt rde, lautete sehr einfach: Stöcker treibt „gute Demagogie“; Gegensatz nämlich zu jener „schlechten Demagogie“, die n den politisch unbequemen Parteien nachsagte.

Fürst Bismarck hatte in Kurzem an Stöcker eines aus-etzen. Er war ihm bequem und genehm als Hetzhund ıen den Liberalismus; aber er sagte ihm zugleich nach, daß er schiele; Stöcker sah nämlich nicht mit beiden Augen auf den liberalen und sozialdemokratischen Feind, sondern mit einem Auge schielte er immer nach dem Hof; und das erschien dem Fürsten Bismarck von Anfang an überflüssig. Außerdem wußte Fürst Bismarck, daß man in den Hofkreisen Epigramme auf ihn machte, lachend von seiner „Sparsam-keit“ erzählte, die so sparsam sei, daß die Schleifen von den Lorbeerkränzen der Verehrer zu Hutbändern für Frau und Tochter nützlich verwerthet würden, und vor Allem ärgerte ihn, daß man seine Beziehungen zu Bleichröder durchhechelte. Fürst Bismarck benutzte einmal die Gelegen-heit, um darauf hinzuweisen, daß ja auch in nächster Nähe des Kaisers sich ein Jude in gleicher Funktion befände, aber diesen anzugreifen wage man nicht, weil man wisse, daß man doch nicht stark genug sei, das — Pferd aus dem Stalle herauszukriegen.

Ernster wurden erst die Gegensätze, als Prinz Wilhelm auf dem Plan als politische Persönlichkeit erschien, und als es sich darum handelte, wer ihn „in die Hand bekommen“ sollte; die Hofpartei oder Fürst Bismarck. Damals hielt Fürst Bismarck jene Rede im Reichstag, in der er sagte: Die jetzige Generation habe ja auch einige Vorzüge, aber erst von der kommenden Generation könne man wahrhaft Großes erwarten, und der damalige Prinz Wilhelm hörte in der königlichen Loge des Reichstages diese Rede von der kommenden Generation mit an; und dann kam es doch zur Waldersee-Versammlung, die noch heute von harmlosen Leuten als harmlos dargestellt wird, deren Ziele aber der schon damals „als schnell alternd“ bezeichnete Fürst Bismarck besser erkannte. Für diese Versammlung hatte man auch einige Nationalliberale eingefangen, die naiv sich als Dekoration be-nutzen ließen, bis auf einen gar nicht naiven Nationalliberalen, der nicht hinging, aber der den anderen gut zuredete, und der schon damals den Werth einsah, „mit seinen Leuten dabei zu sein.“ Er hat es nicht bereut.

Während der kurzen Zeit des Kaisers Friedrich war Herr Stöcker dann einmal sehr ernstlich bedroht; es erschien im Justizministerium ein Abgesandter aus Charlottenburg mit der Frage, ob Hofprediger ohne Weiteres absetzbar seien; das wurde im Ministerium des Herrn Friedberg ver-neint, und Fürst Bismarck hielt es im Ausblick auf den Thronwechsel für angebracht, die Rettung des Herrn Stöcker darauf endgültig vorzunehmen. Herr Stöcker hat ihm das nicht gedankt in Erinnerung daran, daß Fürst Bismarck ein-mal gedroht hatte, den renitenten Stöcker auf Grund des Sozialistengesetzes ausweisen zu lassen. Das war eine alte Idee, mit der der Reichskanzler je nach Bedürfniß spielte. Schon als der allererste, dann abgelehnte Entwurf eines Sozialistengesetzes dem Reichstag vorlag, mußte Herr Fried-berg in Kreisen, die dafür empfänglich waren, die Nachricht verbreiten, der Reichskanzler wünsche gerade ein so elastisches Gesetz zu haben, um auf diese Weise auch Stöcker loswerden zu können.

Als dann Kaiser Friedrich die Augen geschlossen hatte, bewegte sich unter dem Trauergefolge Hofprediger Stöcker einen baumwollenen Schirm unter dem Arme mit frischer auffälliger Lebhaftigkeit in den Reihen; eine hervorstechende Erscheinung, die in dem Bewußtsein vieles zu bedeuten, es sich angelegen sein ließ, ihre kecke Lebendigkeit zur Schau zu tragen.

Kaiser Wilhelm II. bestieg den Thron, und der Krieg zwischen der Hofpartei und dem Fürsten Bismarck ging mit Unterbrechungen ganz öffentlich in der Presse voran. Der Erfolg war schließlich für beide kein günstiger. Die Weber an der Waldersee Versammlung waren bald zer-stoben. Herr von Puttkamer hatte sich durch allzu große Keckheit noch unmittelbar vor dem Tode des Kaisers Friedrich selbst in die Grube gestürzt; Graf Waldersee verließ Berlin; und Herr Stöcker war nicht vorsichtig genug. Er hatte sich schließlich doch nur in die Hofluft hineingewöhnt, er war nicht in ihr aufgewachsen; und so war er so ungeschickt, von der Kaiserin als von seiner „lieben Freundin“ zu sprechen, und bei den kaiserlichen Kindern sich eine Rolle als guter Onkel

zu vindiziren; überdies kam er auf die unglückliche Idee, sich bei seiner Agitation zu betheiligen, die darauf abzielte, die Machtstellung des Königs von Preußen als obersten Bischofs der evangelischen Landeskirche zu beschränken; das genügte, um dem Fürsten Bismarck mit seinem Einfluß den Sieg über dieses Mitglied der Hofclique zu verschaffen. Herr Stöcker hatte trotz seiner Geschicklichkeit immer noch zu viel vom Roturier an sich, um nicht schließlich zu Falle zu kommen.

Seine persönliche Stellung im Kaiserschloß war erschüttert; aber aus seinem Amte gegangen ist Herr Stöcker nicht aus einem hoch politischen Anlaß; auch nicht freiwillig; aber auch nicht gezwungen vom Kaiser; sondern gezwungen von seinem Amtsbruder, dem verstorbenen Hofprediger Schrader. Herr Stöcker hatte natürlich Veranlassung, seinen Abgang geheimnißvoll als ein großes politisches Ereigniß mit großem politischen Hintergrund darzustellen, dessen Intimitäten man noch nicht enthüllen könne; einen solchen Eindruck suchte er in der ersten öffentlichen Versammlung, die er nach seinem Rücktritt abhielt, hervorzurufen.

Damals sagte er:

„Die Menschen zerbrechen sich seit Monaten die Köpfe über die Ursachen des Ereignisses, welches mich betroffen hat. Was ich in den Zeitungen gelesen habe, ist alles nicht wahr; dann sage uns doch die Ursache. . . Das thue ich aber nicht. Vielleicht thue ich es einmal später, wenn die Zeit gekommen ist, aber jetzt nicht."

Solche Andeutungen waren nur darauf berechnet, die öffentliche Meinung zu täuschen. Die Vorgänge, die Herrn Stöcker zum Verzicht auf sein Amt führten, waren die einfachsten von der Welt. Herr Schrader wie Herr Stöcker waren übergangen worden, als es sich darum handelte, eine kirchliche Handlung bei Hofe vorzunehmen; statt ihrer berief man Herrn Dryander. Herr Schrader erklärte darauf, daß er unter diesen Umständen jedenfalls seine Entlassung einreichen würde; Herr Stöcker wollte jedenfalls bleiben, und er wollte diese Uebergehung muthig einstecken. Aber man machte ihm klar, daß dies nur möglich sei, wenn auch Herr Schrader bliebe, und da Herr Stöcker trotz nicht geringer Mühe dies nicht erreichen konnte, und er sich sagte, daß sein Bleiben unter solchen Umständen ihn in eine so klägliche Lage bringen würde, daß er leicht jeden Einfluß für immer verlieren könnte, so entschloß auch er sich schließlich schweren Herzens zu der muthigen That, um seine Enthebung vom Posten als Hofprediger zu bitten.

In seiner Abschiedspredigt im Dome hielt der temperamentvolle Herr Stöcker mit seinen Empfindungen keineswegs zurück. Er stellte die Zeit Wilhelms I. der Zeit Wilhelms II. gegenüber, und verständlich genug sagte er:

„Wenn in jenen Jahren an den großen Festtagen dort unser geliebter Kaiser saß, umgeben von seinem Hofe, den Großen der Krone, des Staats, der Kirche hier, und Ihr in der alten von außen nicht schönen aber, wie es evangelisch ist, innerlich herrlichen Kirche . . . dann war dieses Gotteshaus ein Licht und wir waren deß froh, daß wir unserm Gott, unserm König, unserm Volk, unserer Kirche dienen durften."

Die Zuhörer hatten sich zu fragen: Und jetzt? Die Antwort ertheilte Herr Stöcker in einer öffentlichen Versammlung:

„Man wird sagen: Wenn das das Ende davon ist, daß man nach solcher Thätigkeit sein Amt verliert, wer hat dann noch Lust zu arbeiten?"

Man verliert sein Amt, und was haben wir gethan?

„Wir haben Alles erstrebt mit den edelsten Mitteln."

Daß Herr Stöcker seine Agitation als mit den edelsten Mitteln betrieben, hinstellte, ist eine Heuchelei, die nur jener andern Heuchelei gleichkommt, daß diese Gesellschaft am Sturze des Fürsten Bismarck arbeitete, und doch entrüstet gegen jene war, die als offene Gegner des Fürsten Bismarck sich zu Akten der Heuchelei nicht herbeilassen wollten.

Es dauerte nicht lange und [illegible] gefallen; sehr zur Freude jener [illegible] betrauerten. Der Schlußakt des [illegible] dramas soll sich damals auf dem Kasern[illegible] dragoner in der Belleallincestraße abge[illegible] war der Kaiser zu einer Festlichkeit und [illegible] Bismarck als früherer Offizier des Regiments [illegible] Fürst Bismarck hatte seinen Abschied. Der [illegible] Grafen Herbert: „Was werden Sie thun." — [illegible] meinem Vater." — „Ich dachte, der preußische Adel [illegible] König"; und der Kaiser drehte dem Grafen [illegible] Rücken. Seitdem haben die Bismarcks den Fuß [illegible] in den Bügel bekommen. — Es dauerte noch [illegible] und auch Graf Caprivi war gefallen unter Einwi[illegible] die sich beinahe in voller Oeffentlichkeit vollzoge[illegible] so daß nichts unklar ist; nur eines: Es ist nicht die [illegible] wer hat jenen Artikel den gutgläubigen Vertreter [illegible] „Kölnischen Zeitung" suggerirt, sondern, wer hat [illegible] Artikel ausgeheckt, der dann zum Dolche wurde, [illegible] der schon erschütterte Graf Caprivi den coup de grâce [illegible] während der Kaiser zu gleicher Zeit in der Annahme [illegible] wurde, daß durch den Sturz des Grafen Caprivi das [illegible] unbequeme Verhältniß zu dem großgrundbesitzenden [illegible] zu den Bismarcks beseitigt werden würde. Alles blieb [illegible] auch dann so gut wie beim Alten.

Als Vertreter jener Clique, welche die Ausb[illegible] der Krone als Kunst und als Geschäft betreiben, tra[illegible] Außen sichtbarer Herr Stöcker und Herr von Hamm[illegible] hervor. Aber es wäre natürlich ganz falsch zu [illegible] daß sie die einzigen und selbst nur die eigentlichen [illegible] dieses Systems sind. In diesen Kreisen gibt es eine [illegible] sehr intelligenter Männer, deren Urtheil über Herrn [illegible] von jener unverfälschten Rücksichtslosigkeit stets [illegible] diesen Leuten, welche an Sentimentalität nicht leiden, [illegible] ist; und die das Leben des Herrn Hammerstein ganz [illegible] kannten, und die doch auch ihn wie Herrn Stöcker [illegible] nützliche, vortreffliche Bannerträger für Vaterland, [illegible] und Religion benutzten; wie dann wiederum die [illegible] und Hammerstein unbedenklich einen Ahlwardt und Sch[illegible] hagen und ihres Gleichen ihrerseits benützt haben. [illegible] sichtlich wird schon in ganz kurzer Zeit der Augenblick kom[illegible] wo sich öffentlich der Nachweis führen läßt, wer [illegible] höfischen Junkerpartei sich über die Enthüllungen, die St[illegible] und Hammerstein betreffen, überrascht zu entsetzen, [illegible] Veranlassung hat.

Es wäre zum Beispiel zu fragen, seit wie lang[illegible] offizielle Führer der Konservativen, Herr Freiherr von [illegible] leuffel, die Hammerstein'schen Verhältnisse kannte; und [illegible] wie lange das Kreuzzeitungskomitee mit seinen vortre[illegible] Namen hoher Adligen und seinen hohen Staatsbeam[illegible] orientirt gewesen ist?

Jedenfalls werden einige Leute ans Tageslicht [illegible] zogen werden, welche die Hammerstein'schen Finanz[illegible] Verhältnisse in ihrer Deroute seit sehr langer Zeit [illegible] und in ihrer strafgesetzlichen Komplikation seit lange[illegible] Zeit; welche es geschmackvoll fanden, daß dieser Herr [illegible] Hund hatte, der darauf dressirt war, die Haare zu sträub[illegible] wenn man ihm einen Bissen vorhielt und sagte: Vom Jude[illegible] man fand es auch in der Ordnung, daß der verheira[illegible] Herr von Hammerstein als guter christlicher Ehema[illegible] seine Tröstungen bei Fräulein Flora Gaß in der [illegible] suchte, und daß er sich öffentlich mit dieser Dame zeigte; [illegible] man fand es lustig, daß dieses selbe Fräulein Gaß als [illegible] kation ihres Verehrers eine Photographie zeigte, auf welch[illegible] der Mann Gottes, der langjährige Prediger des Hofes, Herr Stöcker, und Herr von Hammerstein, diese [illegible] Kreuzzeitungspartei, beide vereint in vortrefflicher [illegible] ähnlichkeit zu sehen waren. Herr Stöcker und [illegible] von Hammerstein im Besitze von Flora Gaß, das ist [illegible] moralisches Symbolum.

Für die Konservativen im Lande blieb Herr von Hamm[illegible] stein bis zum letzten Augenblick eine als heilig gehalten[illegible]

und von Herrn Stöcker sagte der Abgeordnete von Kröcher reußischen Abgeordnetenhause:

„Daß wir einen solchen Mann, wie Herrn Stöcker, daß wir, die vative Partei, einen solchen Mann von uns abschütteln werden, Selbstmordgedanken werden Sie uns doch nicht zutrauen. (Leb- Bravo rechts.) Ich werde sehr ungern begeistert; aber ich möchte agen, daß ein Mann, wie Herr Stöcker, der stets vom ersten ichen Auftreten an ein Bannerträger für Christenthum und rchie gewesen ist — dem wird ein konservativer Mann unter allen nden . . . gern folgen. (Lebhaftes Bravo rechts.)

Warum sollte man das nicht auch noch heute thun, n es nur anginge; die Hammerstein und Stöcker sind ichtige und brauchbare Menschen.

Die Affiliirten der Hammerstein und Stöcker — diese on des cloches et des tambours — sie sind es, die Königshaus aus und eingehen, und die heute die Rolle Gerlach's spielen; das hat sich seit Friedrich Wilhelm IV. it geändert. Von jenen, die an die Hammerstein und icker naiv glauben oder gar nicht naiv glauben, gibt es ner einige, die bald mit dem Kaiser essen und die bald mit Kaiser jagen und die immer Beziehungen zum Kaiser en, und die die Umgebung des Kaisers mit ihren Ele- nten durchsetzen. Welch eine Chance war das stets und es noch heute, den Kaiser in gewissen Gedankenkreisen zuhalten und ihm gewisse andere Gedankenkreise stets r verzerrt zu zeigen — entre la poire et le fromage.

Andere Länder haben gleiche Schwierigkeiten zu über- nden gehabt, die so oft bei der Beurtheilung der politischen rhältnisse übersehen werden. Als Sir Robert Peel unter Königin Viktoria von Lord Melbourne die Erbschaft des inisteriums antrat, da setzte er es durch, daß auch die sten Hofstellen in der Umgebung der Monarchin mit An- ingern seiner politischen Richtung besetzt wurden; und er ußte wohl, was er that; denn ein Monarch ist darauf ange- iesen, daß er informirt wird, und was vermögen selbst die In- rmationen, die ein beschäftigter Minister in kurzen Audienzen em Monarchen gewähren kann, gegen jene steten Einflüsse, e die bleibende Umgebung des Monarchen auf ihn aus- bt; und wenn nicht in Tagen, so in Wochen und in Monaten. Hierin liegt denn auch das Geheimniß, warum ie Kreuzzeitungspartei nach jeder Bloßstellung, und sei e noch so furchtbar gewesen, seit den Tagen Friedrich Wil- elm's III. doch stets nach einiger Zeit wieder zu Macht und Einfluß von einer Größe gelangt ist, um selbst einen Riesen, oie Bismarck, erfolgreich angreifen zu können. Wie ollen Minister mit geringerem Prestige gegen diese Mächte ufkommen!

Die preußische Geschichte ist erfüllt davon, wie das Re- gieren immer wieder durch das Intriguiren solcher Elemente in verhängnißvoller Weise beeinflußt worden ist. Die Auf- zeichnungen eines so ausgezeichneten Patrioten und ge- mäßigten Mannes wie Bernhardi sind eine große Anklage- schrift gegen das Treiben dieser geistigen Leiter der hinterher- gezogenen konservativen Partei des Landes: sie blieben sich gleich seit den Tagen, wo sie unbedenklich Mobilisirungspläne an Rußland auslieferten bis heute, wo in ihrem Dienst die Stöcker und Hammerstein standen. Immer wieder gelang es ihnen, mit den alten Mitteln gefährlich unsere politische Entwicklung zu beeinflussen, und das wird nicht aufhören, bis der Monarch, um die vorsichtig gefälschten Eindrücke, die er aus dieser Sphäre erhält, kontrolliren zu können, mit der Tradition bricht, daß vor allem die Junker-Geschlechter eines bestimmten Schlages die politische Welt sind, in der er lebt.

Von einer solchen Wandlung hängt mehr ab für die friedliche Entwicklung Deutschlands als von mancher großen Reichstagsschlacht.

Ignotus.

Der Zusammenschluß aller bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie.

Aus dem gesetzgeberischen Kreuzzuge gegen die Sozial- demokratie scheint doch nichts zu werden. An Entrüstung hat es zwar nicht gefehlt, aber acht Tage haben genügt, um die besonneneren Elemente davon zu überzeugen, daß man mit bloßer indignatio wohl Verse aber keine guten Gesetze machen kann. Man fängt bereits an, sich klar zu werden, weshalb das nicht geht, was gar mancher so gern möchte; man schiebt der Regierung, den politischen Gegnern, den Nachbarparteien die Schuld zu; man zankt sich wie früher und kommt endlich immer wieder auf den alten Refrain des alten Liedes zurück: Bürgerliche Parteien aller Richtungen vereinigt Euch zur Bekämpfung der Sozialdemokratie! Ein schönes Wort, wer's recht verstände. Aber wie wird es denn verstanden? Daß eine Vereinigung zum Zwecke der Schaffung eines neuen offenen oder verkappten Sozialistengesetzes nicht zu erreichen ist, gibt man seufzend zu. Aber man empfiehlt ein Zusammenwirken bei allen anderen politischen Kämpfen, insbesondere bei allen Wahlen, gegen die Sozialdemokratie. Prüfen wir einmal nüchtern diese Idee. Nehmen wir an, es hätte in Preußen nie einen Polizeipräsidenten gegeben, der — nota bene unter der Herrschaft des Sozialistenge- setzes — offen bekannte, zehn Sozialdemokraten seien ihm lieber als ein Freisinniger. Vergessen wir auch alle jene Fälle, in denen sogenannte Ordnungsparteien in Stichwahlen munter für den Sozialdemokraten eingetreten sind, wie mir das beispielsweise 1884 im Reichstagswahlkreise Gotha passirte, woselbst Konservative und Nationalliberale den Sozialdemo- kraten Bock für ein geringeres Uebel hielten, als mich, dem in der Hauptwahl nichts heftiger vorgeworfen war, als die Gegnerschaft gegen das Sozialistengesetz. Nehmen wir also einen großen Schwamm und wischen wir alles aus, was an derartigen Erinnerungen besteht. Wir wollen ferner voraussetzen, es sei sämmtlichen bürgerlichen Par- teien aufrichtig Ernst mit dem Zusammenschluß aller bürgerlichen Elemente gegen die Sozialdemokraten bei kom- menden Wahlen. Wie würde dieser Zusammenschluß in der Praxis aussehen?

Will man etwas Wesentliches erreichen, so muß man sich auf einen gemeinsamen Kandidaten einigen, und zwar auf denjenigen Kandidaten, der gegenüber dem sozialdemokratischen Gegner die meisten Chancen hat. Alle Welt gibt zu, daß die heutige sozialdemokratische Wählerschaft nur zum Theil aus über- zeugten Sozialdemokraten, zum anderen, wahrscheinlich größe- ren, Theil dagegen aus Mißvergnügten besteht, die ihrem Radi- kalismus durch Abgabe eines sozialdemokratischen Stimm- zettels recht deutlichen Ausdruck geben wollen. Um von diesen Grenzbewohnern des sozialdemokratischen Gebiets möglichst viele auf die Seite der bürgerlichen Parteien zurückzuziehen, wird es sich in der Regel empfehlen, einen Kandidaten zu nominiren, der ziemlich weit links steht, vor allen einen Kandidaten, der kein Anhänger agrarischer und sonstiger die arbeitenden Klassen schädigender Interessen- politik ist. Also nominiren wir einen Freisinnigen als ge- meinschaftlichen Kandidaten aller bürgerlichen Parteien in jenen Wahlkreisen, wo ein ernstlicher Kampf mit der Sozial- demokratie in Frage kommt! Was für ein Gesicht würden wohl die Anhänger des Herrn von Plötz oder des Herrn von Stumm oder des Herrn von Bennigsen bei diesem Vor- schlag zur praktischen Bethätigung des Zusammenschlusses aller bürgerlichen Parteien machen? Das würde ein schönes Halloh geben. Jede Partei würde nachzuweisen suchen, daß ein Kandidat aus ihren Reihen die besseren Aussichten habe, als Ritter Georg den sozialdemokratischen Drachen zu besiegen. Aber selbst angenommen, man brächte eine Konkordienformel zu Stande, der sich alle bürgerlichen Par- teien fügen würden, etwa die Formel, daß in jedem Wahlkreise diejenige Partei, die entweder im Besitz des Mandats ist oder bei der letzten Wahl gegen die Sozialdemokratie die meisten Stimmen auf die Beine gebracht hat, bei den zu-

künftigen Wahlen den gemeinsamen Kandidaten stellen dürfe: was käme dabei heraus? In öfteren Fällen würde der einzelne Wähler dabei einem Kandidaten zum Siege verhelfen, dessen praktische Thätigkeit darauf gerichtet wäre, bei den wichtigsten politischen Entscheidungen gerade das zu thun, was der Wähler für schlechthin verwerflich hält. Die geforderte Selbstüberwindung würde deshalb ohne Zweifel von großen Theilen der bürgerlichen Wählerschaft nicht geübt werden. Manche würden sich der Abstimmung enthalten, andere sogar in dem Schwinden der Möglichkeit, für einen Kandidaten der eigenen Richtung stimmen zu können, einen Anreiz finden, direkt sozialdemokratisch zu wählen.

Und selbst wenn es gelänge, die Zahl der sozialdemokratischen Reichstagsmandate auf die Hälfte oder ein Viertel zu reduziren: was wäre denn damit gewonnen, wenn gleichzeitig die Zahl der für sozialdemokratische Kandidaten abgegebenen Stimmzettel sich gleich bliebe oder gar noch wachsen sollte?

Liegt denn die sozialdemokratische Gefahr in der Zahl der Mandate? Hat insbesondere der Liberalismus — bei aller Gegnerschaft gegen den Sozialismus — eine parlamentarische Vertretung der Sozialdemokratie, die der im ganzen Lande abgegebenen Stimmenzahl entspricht, zu fürchten? Natürlich würden wir wünschen, die sozialdemokratischen Mandate selbst zu erwerben aber im Besitz nahestehender Parteien zu wissen. Aber können wir im Ernst vorziehen, dieselben in den Händen der Agrardemagogen, in den Händen von Bimetallisten, Gegnern der Handelsvertragspolitik, Anhängern des Antrags Kanitz, Zünftlern, Freunden eines Tabackmonopols u. s. w. zu sehen? Man kann doch die Augen nicht davor verschließen, daß nahezu in allen wichtigeren Fragen, welche die praktische Politik betreffen und Gegenstand eines ernsthaften parlamentarischen Streites sind, die Sozialdemokraten bei der Abstimmung auf jener Seite sich befinden, die wir Liberalen für die richtige halten. Daß die Sozialdemokratie daneben allerlei läfterliche Reden führt, die wir mißbilligen, und Ziele verfolgt, die wir bekämpfen, die aber nicht den Schimmer einer Aussicht haben, verwirklicht zu werden: das ist doch noch kein Grund, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben. In der Politik fällt die Frage des kleineren oder größeren Uebels praktisch mit der Frage der näheren oder entfernteren Gefahr zusammen. Ein an sich kleineres Uebel, das morgen hereinbricht, wenn ich mich nicht wehre, ist gefährlicher, als das an sich größere Uebel, das mich frühestens in hundert Jahren erreicht, wenn ich nichts dagegen thue. Das Verlangen eines prinzipiellen Zusammenschlusses aller bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie leidet deshalb an einer ganz irrigen Abschätzung der vorhandenen politischen Gefahren; und eben deshalb bleibt die Parole auch bloß auf dem Papier stehen und tritt nur dort in Wirklichkeit, wo die inneren Voraussetzungen bei dem Zusammenwirken der bürgerlichen Parteien so wie so vorhanden sind. Wo das nicht der Fall ist, werden ein Paar rüpelhafte Reden oder Zeitungsartikel beim Sedanfest gewiß nicht genügen, um alle übrigen Parteien vergessen zu lassen, was sie trennt.

Die immer wieder vorgetragene Utopie erinnert in gewissem Sinne an jene andere Utopie: die europäische oder mitteleuropäische Zollunion. Wie dort die Schutzzollmauern zwischen einzelnen Ländern im Kampf gegen dritte Konkurrenten mechanisch niedergerissen und um das Unionsgebiet herum desto höher wieder aufgebaut werden sollen, so will man hier die Parteimauern mechanisch niederreißen, um sich gegen die Sozialdemokratie hinter einer gemeinsamen höheren Mauer besser vertheidigen zu können.

Es ist nicht nur ein geistreiches, sondern auch ein wahres Wort: daß derartige Zollunionen erst möglich werden, wenn sie unnöthig geworden sind.

Das gilt auch von dem grundsätzlichen Zusammenschluß aller bürgerlichen Parteien gegenüber der Sozialdemokratie. Diese Phrase wird bei Toasten selten oder nie, in der praktischen Politik aber voraussichtlich stets ihre Wirkung versagen.

Th. Barth.

Glossen zur Zeitgesch

Agrarier contra Elektrizität.

Die Farmers Alliance in den Vereinigten St ein Gegenstück zu unserem „Bunde der Landwi rüstet sich, einem der gefährlichsten Konkurrenten de wirthschaft, der Elektrizität, einen gesetzgeberischen entgegenzusetzen. Sobald der Kongreß wieder zu getreten sein wird, soll demselben folgende Petition Massenunterschriften aus allen landwirthschaftlichen D unterbreitet werden:

„Unserem glorreichen Sternenbanner wird in Kürze de undvierzigste Stern eingefügt werden. Utah tritt als neue in die Union ein, nachdem erst vor wenigen Jahren die Dakotas, Montana, Idaho, Wyoming und Washington a berechtigte Glieder unserer großen Republik anerkannt wurde In allen diesen Staaten wie in dem bei Weitem größten der gesammten Union ist das wirthschaftliche Wohlbefin Bevölkerung unmittelbar abhängig von dem Gedeihen der wirthschaft. Es ist deshalb eine natürliche Pflicht der greß versammelten Vertreter der Nation, alle Mittel de gebung zur Anwendung zu bringen, die geeignet erschein Gedeihen der Landwirthschaft zu fördern und solche Konk niederzuhalten, welche derselben gefährlich zu werden Unter solchen Konkurrenten hat sich seit einiger Zeit keiner licher erwiesen als die Elektrizität. Der amerikanische Landwirthe geht nicht soweit, vom Kongreß zu verlangen, Verwendung der Elektrizität auf die Telegraphie und die tung beschränkt werde, aber um so entschiedener muß er bringen, daß der Betrieb der Straßenbahnen nicht ferner Elektrizitätsgesellschaften überlassen bleibt. Die Landwi kann fordern, daß der alte solide Pferdebahnbetrieb wieder gestellt werde. Um wie bedeutsame landwirthschaftliche Inte es sich bei dieser Frage handelt, möge der Kongreß aus folge Thatsachen entnehmen.

„The Electrical Review“ hat berechnet, daß in den einigten Staaten durch elektrische Bahnen bisher nicht wenige 275 000 Pferde ersetzt (displaced) sind; und diese Bew breitet sich ohne Zweifel noch weiter aus, wenn eine ein Gesetzgebung ihr nicht entgegen tritt. Einige unserer Frau Topeka haben ferner ermittelt, daß jene 275 000 Pferde, sie nicht von den Straßenbahnen verdrängt wären, täglich 125 000 Bushels Mais oder Hafer fressen würden. Das ma Jahre ca 45 Millionen Bushels, deren Absatz unserer Landwirth entgeht. Wir brauchen kaum hervorzuheben, welcher Preisdruck diese nicht zum Verbrauch gelangenden Quantitäten auf den und Hafermärkten des ganzen Landes herbeigeführt wird. somit nicht nur die Pferdezucht, die unmittelbar leidet, die gesammte Landwirthschaft. Und wenn die Landw leidet, leidet bekanntlich Alles. Das tritt in diesem Fa besonders deutlich hervor. Das Futter für die Pferde der bahnen wird durch die Eisenbahnen, zum Theil aus weiter herbeigeschafft. Um jene ausgefallenen 45 Millionen Mais und Hafer heranzufahren, mußten ungefähr 62 500 bahnwagen beladen und über größere oder geringere transportirt werden. Man vergegenwärtige sich ferner, menschliche Arbeitskräfte erforderlich sind, um die Pferde ziehen, das Futter zu produziren, auf der Eisenbahn zu ver zu lagern u. s. w. Eine ganze Kette nützlichster Arbeit verrichten, ehe die ruinöse Konkurrenz der Elektrizität die von den Geleisen der Straßenbahnen vertrieb und damit vielgeprüften Landwirthschaft einen neuen schweren versetzte.

Wenn wir gegen diese verderbliche Konkurrenz den der Gesetzgebung anrufen, so muthen wir damit der

wirthschaft stehenden Bevölkerung auch nicht annähernd solche r zu, wie sie in andern Ländern zum Schutze der Landwirthschaft ohne Anstand gebracht werden. Wird doch z. B. in Deutschland sogar ein bloßer Nebenzweig der Landwirthschaft, die Spiritusbrennerei, mit jährlich 10 Millionen Dollars aus allgemeinen Mitteln subventionirt. Und daneben ist das tägliche Brot durch die für Deutschland so segensreichen Getreidezölle um mindestens ein Drittel des natürlichen Preises künstlich vertheuert, eine Last, die jährlich mehr als 50 Millionen Dollars ausmacht und selbst den Allerärmsten getragen werden muß. Nichtsdestoweniger trägt das deutsche Volk geduldig alles, was der Bevölkerung zugemuthet wird, in der richtigen Erkenntniß, daß kein Opfer zu groß sein kann, welches der Landwirthschaft gebracht wird.

Was wir dem gegenüber verlangen, ist eine Kleinigkeit. Die elektrischen Bahnen sind zumeist in den Händen weniger großen kapitalistischen Gesellschaften, an deren Wohl und Wehe die Allgemeinheit nur in sehr geringem Grade betheiligt ist. Für die allgemeine Publikum aber handelt es sich nur um eine Sache größerer oder geringerer Bequemlichkeit; und selbst das kaum, denn man fährt in Pferdebahnwagen schließlich ebenso bequem und fast so billig, wie in den Wagen der elektrischen Bahnen.

Wir richten deshalb in vollem Vertrauen auf die Weisheit der Volksvertretung unseres Landes und in der Ueberzeugung, die vorurtheilsfreien und wahrhaft patriotischen Elemente der Bevölkerung in dieser gerechten und bescheidenen Forderung auf unserer Seite zu haben, die Bitte an den Kongreß:

für das ganze Gebiet der Union den elektrischen Straßenbahnbetrieb im wohlverstandenen Interesse der amerikanischen Landwirthschaft zu untersagen."

Dieser agrarische Vorschlag zeichnet sich vor dem Antrage Kanitz und ähnlichen Anträgen unseres Bundes der Landwirthe jedenfalls durch erheblich größere Bescheidenheit aus.

Die Gewerkvereine in Cardiff.

Vorige Woche hat in Cardiff der Kongreß der Gewerkvereine getagt. Die Vertreter von etwa einer Million Arbeiter versammelten sich, wie alljährlich, um ihre gemeinsamen Angelegenheiten und Interessen zu besprechen und ihre Wünsche und Ansichten mit Bezug auf die Gesetzgebung laut werden zu lassen.

Eigenthümlich wohlthuend berührt den Deutschen die Stellung dieses Arbeiterparlaments zu den bestehenden Gewalten. Nicht bloß daß der Bürgermeister von Cardiff offiziell die Abgeordneten willkommen heißt, auch in allen Kirchen wird für das Gelingen ihrer Arbeiten gebetet und gepredigt. Ein prinzipieller Gegensatz zwischen den Arbeitern und der bürgerlichen Gesellschaft besteht offenbar nicht.

Es war nicht immer so. In hartem langjährigem Kampfe haben die Arbeiter um die Anerkennung ihres Standes gerungen. Selbst Leben und vor allem viel Eigenthum ist in blutigen Aufständen und Streiks geopfert worden, ehe den Arbeitern die Freiheit der Vereinigung gewährt wurde.

Die Geschichte Englands seit Beendigung der napoleonischen Kriege ist erfüllt von den Kämpfen des vierten Standes um seine Bürgerrechte und den Schutz gegen gewissenlose Ausbeutung. Bis 1824 wurde jede Arbeitervereinigung als Verschwörung betrachtet und streng bestraft, und erst von diesem Jahre an, wo das Gesetz gegen die Vereine aufgehoben wurde, beginnen die Gewerkvereine sich zu verbreiten. Doch dauerte es fast 50 Jahre, bis sie gesetzliche Anerkennung und Schutz ihres Eigenthums erlangten.

Während dieser Zeit hat die Organisation der Arbeit durch die Gewerkvereine rasch fortgeschritten, bis diese jetzt etwa 2½ Millionen Mitglieder zählen und eine jährliche Einnahme von ungefähr 2 Millionen Pfund Sterling haben, also 40 Millionen Mark. Ihr Einfluß auf den Lohnkampf ist ein gewaltiger und äußerst günstiger gewesen. Die Kluft, die früher die Besitzenden von den Arbeitern trennte, ist entschieden verengert worden, der Kampf ist menschlicher, weniger gereizt und seltener geworden. Man ist allmählich dazu gekommen, den Streik nur als einen äußersten Nothbehelf zu betrachten und durch Versöhnungs- und Einigungsämter oder die Vermittlung hervorragender Staatsmänner Arbeitsdifferenzen zu schlichten. Die Gewerkvereine erfreuen sich allgemeiner Anerkennung. Ihre Vertreter sitzen in königlichen Kommissionen und im Parlamente; sie sind Friedensrichter, Stadträthe, Grafschaftsräthe, Mitglieder der Schulbehörden u. s. w.; sie haben in Berlin an der Arbeiterkonferenz theilgenommen, und der Prinz von Wales hat sie in Sandringham empfangen.

Wenn wir uns nun fragen, wie dieser Umschwung gekommen ist, so ist die Antwort darauf eine doppelte: einestheils durch die verständige Mäßigung der herrschenden Klassen, anderentheils durch die kluge Haltung der Arbeiter. Jene haben den Arbeitern freien Spielraum gegeben, ihre Lage auf gesetzlichem Wege zu bessern und sind ihren berechtigten Forderungen durch wichtige soziale Gesetze entgegengekommen; diese haben sich immer auf dem Boden des praktisch Erreichbaren gehalten. Bis vor einigen Jahren sind die Gewerkvereine vorzugsweise wirthschaftliche Genossenschaften gewesen. Sie sind nicht in erster Linie Kampfvereine, sondern vielmehr Unterstützungs- und Versicherungsvereine. Bis zum Jahre 1890 haben die 14 größten Vereine für Krankengelder, Unfallentschädigungen, Alterspensionen u. s. w. 3 604 341 £ ausgegeben, dagegen für Ausstandslohn nur 462 818 £, d. h. etwa 10 Proz. der Gesammtsumme. Auch die Kongresse, die seit 1868 jährlich tagen, haben sich fast ausschließlich mit wirthschaftlichen Fragen befaßt, und daß sie das mit Erfolg gethan haben, beweist die Thatsache, daß die meisten ihrer Vorschläge Gesetz geworden sind.

Es ist daher natürlich, daß der Sozialismus oder, wie man hier in England bezeichnender sagt, der Kollektivismus als eine politische Macht hier bis vor einem Jahrzehnt gar nicht existirte. Die Gewerkvereine standen in jener Zeit theoretisch durchaus auf dem Boden der älteren, individualistischen Nationalökonomie, deren glänzendster wissenschaftlicher Vertreter John Stuart Mill ist, und hatten außerdem eine naturgemäße Abneigung gegen allgemeine politische Systeme und Abstraktionen jeder Art. Sie bildeten daher das stärkste Bollwerk gegen das Vordringen der Sozialdemokratie.

Seit dem Ende der achtziger Jahre schien das anders zu werden. Da beginnt der Kampf des „fünften Standes", der „ungelernten" Arbeiter um seine Emanzipation. Der große Dockstreik des Jahres 1889 ist das Sedan dieses Kampfes, das den Sieg zu Gunsten der „ungelernten" Arbeiter entschied, und der Moltke dieses fünften Standes, der siegreiche Führer in dem Kampfe ist John Burns, jetzt Parlamentsmitglied und Grafschaftsrath von London, eine der sympathischsten und charaktervollsten Persönlichkeiten im englischen politischen Leben. Nach diesem Kampf entstanden eine Reihe neuer Vereine, zuerst der Verein der Dockarbeiter, dann der der Matrosen, der Heizer u. s. f. Diese Vereine, an deren Spitze junge thatkräftige Männer, wie Ben Tillet, Tom Mann und Keir Hardie standen, traten von vornherein in einen scharfen Gegensatz zu den alten Gewerkvereinen. Sie wollten die Vereine besonders als politische Werkzeuge im Klassenkampfe benutzen, legten daher den Hauptnachdruck auf den Kampf- und nicht auf den wirthschaftlichen Zweck, nahmen die Staatshilfe, die die alten Vereine perhorreszirten, in Anspruch, und machten sich zu Vorkämpfern des Sozialismus in seiner extremsten Gestalt.

Es bildete sich der „sozialdemokratische Bund" (Social-

Democratic Federation) und daneben die ebenfalls sozialistische „Unabhängige Arbeiterliga“ (Independent Labour League), beide in Schrift und Wort lebhaft agitirend. Bei den Parlamentswahlen des Jahres 1892 traten zum ersten Male Arbeiterkandidaten auf, die sich keiner der beiden herrschenden Parteien anschlossen, und einer derselben, Keir-Hardie, ein Idealist vom Schlage Bebel's, wurde im Ostende von London gewählt. Auch auf den Kongressen machte sich mehr und mehr der Einfluß des sogenannten „neuen Unionismus“ geltend, bis schließlich im vorigen Jahre zu Norwich mit großer Majorität „die Verstaatlichung der Produktion, der Vertheilung und des Tausches“ beschlossen wurde.

In England traute man seinen Augen nicht. Es war gewiß eine ernste Sache, wenn die Aristokratie des arbeitenden Volkes sich für den Kollektivismus mit Haut und Haaren erklärte. War der gesunde praktische Sinn des englischen Arbeiters verschwunden, oder war der Beschluß nur eine Ueberrumpelung? Bei den nächsten Parlamentswahlen mußte es sich zeigen. Und es zeigte sich in der That. Die ganze Parlamentsgeschichte weiß von keinem kläglicheren Fiasko, als dem der sozialdemokratischen und unabhängigen Arbeiterpartei im Juli dieses Jahres. Diese vereinigte auf ihre Kandidaten 44 312 Stimmen, ohne daß aber ein einziger siegte, jene zählte in ganz England 3 730 Anhänger, in London 203! Nur die beiden Arbeiterkandidaten, die sich den Radikalen angeschlossen hatten, wurden gewählt. Man sah deutlich, daß der englische Arbeiter weit davon entfernt war, im Gegensatze zu den Lehren der Geschichte seines Landes, in der Revolution das Heil zu finden.

Und der Kongreß zu Cardiff war gleichsam die Abrechnung mit den sozialistischen Schwärmern und Schreiern. Zuerst ergriffen die alten Vereine wieder das Heft der Macht, das ihnen beinahe aus den Händen zu entschlüpfen drohte. Nach dem Vorschlage der parlamentarischen Kommission, deren Seele John Burns war, wurde beschlossen, daß in Zukunft nur wirkliche Arbeiter und bezahlte Beamte der Gewerkvereine zu den Kongressen zugelassen werden sollten. Selbstverleugnend im Interesse der guten Sache schloß John Burns sich hierdurch selbst mit aus. Dann sollte nicht mehr nach Vertretern, sondern vielmehr nach der Zahl der Mitglieder eines Vereins abgestimmt werden, sodaß ein Kongreßmitglied für je 1000 Arbeiter eine Stimme hätte, also 20, ja 50 Stimmen auf sich vereinigen könnte. Dadurch sicherten sich die alten großen Vereine das Uebergewicht über die neuen kleinen und hielten ferner die gewerbsmäßigen Agitatoren und Politiker fern. Man ging hierbei mit einiger Rücksichtslosigkeit vor, indem man nach der Entscheidung des Präsidenten über die Annahme dieser Regeln schon nach dem neuen Stimmrecht abstimmte. Die Zukunft wird lehren, ob sich dieses Verlassen des verfassungsmäßigen Weges nicht doch rächen wird.

Dann ging die Versammlung äußerst geschäftsmäßig ans Werk. Brandreden zum Fenster hinaus wurden vermieden und die Beschlüsse möglichst im Rahmen der praktischen Politik gehalten. Dieselben waren im Allgemeinen politisch radikal und gemäßigt sozialistisch. Unter der Reihe der Beschlüsse findet sich die Abschaffung des Oberhauses, der volle Ausbau des Wahlrechts, die Bezahlung der Parlamentsmitglieder, ferner der Achtstundentag, das gesetzliche Verbot der Ueberstunden, die Verstaatlichung des Grund und Bodens, der Eisenbahnen, Bergwerke und königlichen Domainen u. s. f. Wichtig ist auch die Empfehlung der Beschränkung der Einwanderung mittelloser Ausländer, da sie, obwohl mit geringer Majorität angenommen, entschieden Lord Salisbury und Chamberlain in ihren Plänen bestärken wird. Ein Plan der Vereinigung aller Gewerkvereine zu einem großen Bunde wurde als kostspielig und unpraktisch verworfen.

Das ist im Großen und Ganzen das Fazit des Gewerkverein-Kongresses, der vorigen Sonnabend geschlossen wurde. Das Charakteristische daran ist die schroffe Zurückweisung des sozialdemokratischen Utopismus in seinen letzten Konsequenzen durch die best organis... Arbeiterschaft der Welt, und der ... Versuch, wieder aus der sozialistischen ... Nicht als ob gewisse sozialistische Ideen ... auch an Boden gewonnen hätten. Das ... den Staat, das unter der alten Klassenherr... gründet war, ist dem Bestreben gewichen, ... Wohle dienstbar zu machen; die Theorie ... faire, die Handel und Industrie in Englan... gemacht hat, ist an einzelnen Stellen durch... und durchlöchert worden. Aber die alte ... des allmählichen, stufenweisen Fortschreitens ist die... blieben. „Nicht Reform durch Revolution, sondern Re... tion durch Reform!“ Das ist auch noch heute das Le... wort des politisch emanzipirten freien englischen Arbe... Blinde Unterdrückung auf der einen Seite und phant... Träume auf der andern haben nie ein großes Pr... rein gelöst. Dazu bedarf es der ernsten, selbstverleugn... Arbeit der Besten jedes Standes unter dem Schu... Freiheit.

London. Ph. Str...

Es lebe die Freiheit!

Bayonne. Es war Sonntag, der erste Septe... fünfundzwanzig Jahre nach Sedan, Vormittags elf Uh...

Glühende Sonnenstrahlen. In den wenigen er... maßen reinlichen Straßen, die mit mehreren Brücken ... Fluß kreuzen, wogte eine erregte Menschenmenge. ... Cafés waren bis auf den letzten Platz besetzt und mit lan... südlicher Ungenirtheit hatten sie die ganze Breite der Sei... wege mit Tischen und Stühlen in Anspruch genom... An vielen Orten schaarten sich Gruppen um einzelne ... sonen — überall gestikulirte man heftig, trank Abs... rauchte Cigaretten und benutzte die Zeit zwischen ei... Schluck und dem Paffen, um Worte, laute, schreiende ... hervorzustoßen.

Bayonne befand sich in hochgradiger Aufregung.

War plötzlich der Feind in das Land eingebro... Erinnerte man sich an Sedan? War abermals ein ... durchgegangen? Ich wandte mich an einen Herrn, der ... rothes Band im Knopfloch trug. Was? Ich wußte ... um was es sich handelte? War ich denn vom Mon... untergefallen?

Um drei Uhr sollte ein Stierkampf stattfinden ... Stadt Bayonne hatte 30 000 Franks verauslagt, ... großen spanischen Torreadores Mazzantini und T... mit den besten Banderilleros und Picadores ko... lassen; — aus allen Theilen Frankreichs, selbst aus ... war man herbeigeeilt, um sich an dem köstlichen ... zu ergötzen, das die diesjährige Saison zum Abschluß ... sollte, und nun im letzten Augenblicke war eine D... von dem Minister des Innern eingetroffen, der den ... diktatorisch verbot.

Allerdings war das Gesetz auf der Seite des Mini... aber Gesetz ist Theorie. Thatsächlich hatte man die Kä... bisher überall im Süden Frankreichs gestattet; die Ge... höfe hatten sich damit begnügt, der Form nachzu... und die Kämpfer mit einem Franken Strafe zu be... Und nun? Der letzte, seit langem vorbereitete Kam... Saison, den die gesammte Bevölkerung zum Proteste g... das Gesetz benutzen wollte, der Ehrentag des großen Ma... tini und Torrerito sollte zu Schanden werden, weil es ... thörichten Minister beliebte, das Gesetz zur Ausführung ... bringen.

Pah Gesetz! Pah Republik! Es lebe die Freihei...!

Was anders blieb den guten, schwer gekränkten ... wohnern von Bayonne übrig als Revolution, Barrik...

Ich sah nach der Uhr. Es war drei Viertel auf zwölf. fünfzehn Minuten ging ein Zug nach San Sebastian dem spanischen Biarritz, dem berühmten Badeorte, wo in diesem Augenblick der kleine König mit seiner Mutter dem ganzen Hofe aufhielt. Hier in San Sebastian te man gleichfalls umfangreiche Vorbereitungen getroffen, an diesem Sonntage die Saison der Stierkämpfe würdig beschließen. Seit den letzten vierzehn Tagen hatten in arritz und Umgegend große, mit glühenden Farben ausstattete Plakate zu einer Fahrt nach Spanien eingeladen. befand mich dicht an der Grenze — die Reise dauerte um drei Stunden; . . . also auf nach San Sebastian, f nach dem Lande, wo die Citronen blühen!

Wenige Minuten später saß ich im Kupee. Da erscholl ltausendstimmiges Geschrei aus der Stadt herüber. In sem denkwürdigen Augenblicke — es war am Sonntag, September 1895, 12 Uhr 2 Minuten Nachmittags (ich erliefere der Nachwelt die genaue Angabe der Zeit) — rließen die ehrwürdigen Stadtväter von Bayonne das athhaus, in dem sie sich zum letzten Male versammelt itten, um gegen die „Willkür" des Ministers zu protestiren id feierlichst ihr Amt in corpore niederzulegen.

In meinem Kupee fand das Gejohle ein begeistertes cho. Vive la révolution! Vive Boulanger! Vive irgend iner, der Bayonne seine Stierkämpfe wiederzugeben im tande ist.

Die Unterhaltung war so animirt, daß ich erst durch as Erscheinen einer großen Zahl französischer Polizisten aran gemahnt wurde, daß wir an der Grenze angelangt varen. Die Reisenden mußten die doppelte Reihe der Gensdarmen und Agenten passiren, die uns mit echtem Polizeiauge betrachteten, als wollten sie auf dem Grunde unseres Herzens Dynamit entdecken.

Nachdem diese Prozedur vorüber war, wechselten wir ite Wagen und fuhren über eine Brücke in Spanien hinein. Die Szenerie hat nichts besonders Merkwürdiges. So viel ist sicher, daß auf dem Bahnhofe zu Irun, der ersten spanischen Station, keine Citronen blühten. Es kostete bei dem erforderlichen Wagenwechsel Mühe, mir in dem richtigen Zuge einen Platz zu erobern. Man muß wirklich von einem „Erobern" sprechen, denn nur mit Hilfe der Ellbogen konnte man sich in der aufgeregten Menschenmenge sein Recht verschaffen. Mehr als tausend Passagiere strömten demselben Ziele zu; — zum Glück hatte die Verwaltung einen Extrazug zur Verfügung gestellt, der nur die erste Wagenklasse führte. Die Zuschlagsumme von zwei Franks erschien den Meisten zu hoch, um von der gebotenen Gelegenheit Gebrauch zu machen; sie zogen es vor, den gewöhnlichen Zug zu benutzen und die Gefahr zu laufen, den Beginn des Kampfes zu versäumen, oder gar vor einem ausverkauften Hause anzulangen.

Als eine halbe Stunde darauf der Zug in San Sebastian eintraf, drängte sich auf dem Bahnhofe eine nach Tausenden zählende Menschenmenge. Man hatte hier eine Verkaufsstelle der Eintrittskarten zu der „Quinta Corrida de la temporada" eingerichtet; es war jedoch nicht leicht, sich den Weg bis zum Zahltische zu bahnen. Endlich hielt ich meine farbenbunte Karte, für die ich 7 Fr. bezahlte, in der Hand und folgte der Menge, die zum Amphitheater wogte. Das große Gebäude befand sich wenige Schritte von der Station; es war von Soldaten umschwärmt, die in ihren blauen Röcken und rothen Fischermützen Ordnung hielten, das funkelnde Bajonett auf dem kurzen Gewehr. Beamte, die der französischen Sprache mächtig waren, empfingen die Ankommenden, und einer derselben führte mich auf meinen Platz Tendido 1 Contrabarrera 53 Sombra.

Mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtete ich die niedrigen steinernen Bänke, die sich terrassenförmig im Kreise um die Arena zogen. Ja — das war das Bild der altrömischen Arena.

Aber außer der Arena, den kreisförmigen Steinsitzen und dem grauen, gewitterschweren Himmel, der das drohende Dach bildete, würde ein Gladiator nichts bemerkt haben, das ihn an die goldene Zeit seines Augustus erinnerte. Im Hintergrunde zog sich ein hölzerner, zweistöckiger Aufbau mit den Logen und der Galerie um die Terrassen. Hier nahmen die Damen und über ihnen das lärmende Element der „unteren Zehntausend" Platz. In wenigen Minuten füllte sich der weite, elftausend Personen umfassende Raum bis auf den letzten Platz. Wohin mein Auge fiel, sah ich geschmückte Damen und festlich gekleidete Herren, und ihre Pariser Kostüme nach dem neuesten Schnitte mahnten mich daran, daß sich allsommerlich in San Sebastian die vornehme Welt Spaniens ein Stelldichein gibt. Ich war erstaunt, eine verhältnißmäßig große Anzahl blondhaariger Personen zu bemerken und bei meinem Eintritte hätte man glauben können, daß nicht ein spanischer, sondern ein nordfranzösischer Himmel uns deckte.

Ich hatte soviel von der spanischen Grandezza gehört, daß ich neugierig nach ihr umhersuchte, jedoch leider vergeblich. Die Anwesenden weiblichen und männlichen Geschlechtes wehten sich mit großen Fächern Luft zu — aber ich konnte nicht bemerken, daß man bei der Bewegung eine besondere Eleganz entfaltete. Nur in den Logen blieben die Damen auf ihren Plätzen. In allen anderen Theilen des Theaters stand man, heftig gestikulirend und das bevorstehende Schauspiel besprechend. Verkäufer von Programmen, Zuckerwerk, Kuchen, Bier und Bonbons eilten schreiend hin und her. Im ganzen Theater vertheilten sich rothkäppige Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten; in einer besonderen Abtheilung nahmen etwa einhundert Gensdarmen Aufstellung und in der Arena eilten rothkittlige Diener umher, um den Sand zu harken und die letzten Vorbereitungen zu treffen.

Plötzlich ertönte donnerartiges Klatschen. Zweiundzwanzigtausend Hände schlugen auf einander, um den Bürgermeister zu begrüßen, der mit zahlreichem Gefolge die königliche Loge betreten hatte. Alsobald gab der im Frack erschienene Herr das Zeichen zum Anfang der Vorstellung.

Aller Augen richteten sich auf eine der beiden Pforten, aus der ein wackliger Alter in einem phantastischen Kostüm herausgeritten kam. Er versuchte auf seinem erbärmlich schlechten Pferde einige Evolutionen auszuführen, indem er das Publikum begrüßte. Aber die Menge hatte keine Zeit für derartige Kunststücke. „Fort! Fort! Anfangen! Anfangen!" rief man von allen Seiten. Der wacklige Alte zog sich zurück, um einer malerischen Prozession Platz zu machen. Drei Picadores mit Lanzen zu Pferde, acht Banderilleros mit dunkelrothen Tüchern, zwei Gespanne mit je drei muthigen Pferden und zuletzt der in ganz Spanien als Nationalheld gefeierte Torero Rafael Guerra dicho Guerrita hielten in ihren gold- und silberstrotzenden Kostümen ihren Einzug in die Arena: ganz wie in der Oper Carmen. Ein Jubelsturm brauste auf zum drohenden Himmel.

Rafael Guerra durchschritt mit leichtem Fuße den Sand und hielt unter der Loge des Bürgermeisters. Der Sitte gemäß bat er in kurzen Worten um die Erlaubniß zum Beginne der „Quinta Corrida". Als Antwort sandte der große, bändergeschmückte Schlüssel herab, mit dem sofort das zu den Käfigen führende Thor geöffnet wurde.

Brausender Lärm; das Publikum schien in Verzückung. Dann Todtenstille.

Möglichst nahe der Barriere, gegenüber der zweiten Pforte, bildeten die Kämpfer einen Halbkreis. Die beiden Reiter hatten etwas zur Seite Aufstellung genommen. Ihre Pferde waren dünne, abgearbeitete Thiere, deren Rippen man zählen konnte. Man verband ihnen die Augen und trieb sie mit Stock und Sporen in den Kampf mit einem wüthenden Stiere. Die Banderilleros breiteten ihre rothen Tücher aus — ein Schrei ertönte — ein viel tausendstimmiger Schrei.

Der erste Stier, mit einem Blumenstrauß auf dem Rücken, stürmte in die Arena. Er schnauft, rollt die Augen und stampft den Boden. Er ist verwirrt — soeben entsprang

er seinem Käfige; er glaubte sich frei und nun kann er sich nicht die Umgebung erklären. Da schwingt einer der Banderilleros das rothe Tuch — die verhaßte Farbe schmerzt ihn in den Augen — und brüllend wirft er sich vorwärts.

Was ist das? Der Banderillero springt zur Seite und kehrt dem Stiere den grünen Rücken des Tuches zu. Doch plötzlich zur Linken und dann zur Rechten — bald vorne und bald hinten taucht die verhaßte Farbe auf und wandelt sich in ein unschuldiges Grün, sobald das erzürnte Thier ihr entgegenstürmt.

So spielen die Kämpfer mit ihrem Opfer; sie locken es hierhin und dorthin und springen behende hinter die Barriere, sobald sie sich in Gefahr befinden.

Das Publikum wird ungeduldig. Genug! Genug! rufen vereinzelte Stimmen, und Genug! Genug! wiederholt man bald überall im Kreise.

Einer der Reiter führt sein Pferd dicht vor den Stier. Er legt die Lanze ein . . . . aber sein Gegner erwartet nicht den Angriff. Er senkt den Kopf — brüllend fliegt er vorwärts . . . . und hebt das Pferd sammt dem Reiter in die Luft. Die Zuschauer johlen und schreien. Der Stier sucht seine Hörner in den Leib des unschuldigen Pferdes zu bohren — da springen die Banderilleros herzu, schwenken die Tücher und lenken die Aufmerksamkeit des Angreifers in eine andere Richtung.

Der Reiter lag auf dem Boden, bewegungslos. Aber als die Gefahr vorüber war, richtete er sich schwerfällig wieder auf. Er war unverletzt. Und das Pferd?

Die Eingeweide hingen ihm aus dem Leibe. Das Blut floß in Strömen. Das arme Thier wand sich in Schmerzen auf dem Boden. Da kamen die rothbekittelten Henkersknechte, schlugen mit schweren Stöcken auf das sterbende Thier, so daß es sich aufrichtete, und führten es zur Barriere. Und hier befestigten sie von Neuem den schweren Sattel, den sodann die plumpe Gestalt des Picador abermals bestieg.

Mit heraushängenden Eingeweiden mußte das Thier durch die Arena traben — mit verbundenen Augen, von Neuem dem wüthenden Feinde entgegen. — — —

Da ertönte ein Hornsignal. Zwei mit bunten Bändern geschmückte etwa drei Fuß lange Stäbe wurden gebracht, sogenannte Banderillas, die am unteren Ende mit scharfen Widerhaken versehen sind. Einer der Kämpfer nahm die Stäbe unter donnerndem Applaus in Empfang; wie eine Katze umschlich er den Stier und versuchte, ihm die Stäbe kunstgemäß in den Rücken zu stoßen, so daß zu jeder Seite des Rückgrats und in einer gewissen Entfernung von einander je ein Stab haften blieb. Diese Operation ist mit großer Gefahr verbunden; der Banderillero machte mehrere vergebliche Versuche und als er sich nach dem Geschmacke des Publikums allzu besorgt für sein Leben erwies, brach ein Sturm des Unwillens über ihn aus, kräftig unterstützt durch einen Regen von Pfirsichen, Aepfeln und Kartoffeln.

Endlich saßen die beiden Stäbe und der Stier schüttelte sich vor Schmerzen. Aber je mehr er sich schüttelte, desto tiefer drangen ihm die verrätherischen Haken in das Fleisch.

Jetzt kam der edle Picador wieder an die Reihe, seine Rolle in dem grausamen Spiele fortzusetzen. Es war kaum zu verstehen, wie sich sein todeswundes Pferd auf den Beinen hatten konnte. Es zitterte über den ganzen Körper Der Reiter spornte es; es trabt vorwärts; — da kommt der Stier herbeigesaust und bohrt ihm seine Hörner tief in die Flanken.

Das Pferd stürzt; es schlägt um sich im letzten Todeskampfe — bis ein krampfartiges Zucken die Erlösung durch den Tod ankündigt

Zwei andere Pferde wurden unter gleichen Umständen von dem Stier getödtet, in dessen Rücken nunmehr sechs Spieße das Fleisch zerfetzen. Einer der Reiter ist leicht verletzt — aber die Menge ist nicht befriedigt. Sie heult, Blut! mehr Blut will man sehen!

Da ertönt abermals ein Hornsignal. Rafael [illegible] springt hervor. Man überreicht ihm einen geraden, [illegible] vier Fuß langen Degen. In fieberhafter Erregung [illegible] man sich von den Sitzen: denn nun beginnt das eigentliche Schauspiel.

In der einen Hand den Degen, in der anderen [illegible] rothe Tuch haltend, dessen Farbe weit greller ist als die anderen Tücher, konzentrirt Guerra die Aufmerksamkeit [illegible] ermatteten, blutüberströmten Thieres auf seine Person [illegible] ob es Kinderspiel wäre, ohne die geringste Furcht, [illegible] scheinend ohne die geringste Vorsicht zu zeigen, spielt Guerra mit dem Stiere. Es ist klar, er hat den Charakter [illegible] Dummheit der kraftstrotzenden Gegner studirt, deren [illegible] nirte Quälerei er sich zum überreich zahlenden Lebensberuf erkoren. Der Stier greift die Farbe an, nicht den Menschen. Hätte er nur ein Loth mehr Verstand! Würde er [illegible] paar Zoll zur Rechten oder zur Linken des Tuches [illegible] so würde er jedesmal seinen Peiniger tödten! Und [illegible] gäbe es keine Guerras dicho Guerritas!

Der Stier keucht und ringt nach Athem. Er ist [illegible] und scheint einzusehen, daß es sich nur um ein grausames Spiel handelt. Er weigert sich, weiter anzugreifen [illegible] taumelt zur Barriere, kläglich brüllend, als ob er bei [illegible] Tausenden Schutz suchen wolle.

Aber im Zuschauerraum lacht man und ahmt [illegible] Klagerufe nach. Guerrita schwingt das rothe Tuch [illegible] vor den Augen des Thieres, das sich geblendet aufbäumt [illegible] um in den Degen des spanischen Helden zu stürzen.

Das Eisen sitzt ihm fast senkrecht im Rücken, [illegible] Fleische, umringt von all den anderen Spießen [illegible] Harpunenhaken.

Der Stier sieht den spanischen Helden mit [illegible] Augen an. „Mu—u—uh“ tönt es aus seiner [illegible] und „Mu—u—u—u—uh“ hallt es im Echo höhnend [illegible] allen Theilen des weiten Theaters. Der Stier ist [illegible] getroffen, aber noch ist sein Leiden nicht zu Ende. Wie [illegible] Bienen umsummen ihn die Banderilleros, ihre rothen Tücher schwenkend Jetzt wagen sie sich weit fort von der Barriere, denn ihr Opfer beginnt zu zittern. Noch einmal holt [illegible] zum Stoße aus . . . es überstürzt sich und fällt kläglich zu Boden.

Ein Banderillero gibt ihm den Gnadenstoß — [illegible] Publikum schreit und jauchzt und geberdet sich wie [illegible] Die Musik spielt auf; die beiden Gespanne galoppiren herein und mit Schlingen, die man um den Nacken der Kadaver gezogen, schleifen sie die Opfer des ersten Kampfes [illegible] Drei Pferde und einen Stier. — —

In ihren Logen sitzen die Damen lächelnd. Sie fächeln sich, plaudern und essen Zuckerwerk. Ueberall gestikulirt man, schreit, trinkt und raucht . . . aber man ist nicht zufrieden, denn im ersten Kampfe ist zu wenig Blut geflossen, viel zu wenig Blut!

— — — — — — — — — — — — —

Ich athmete auf, als das letzte der verstümmelten Thiere verschwunden war. Ich sehnte das Ende des Schauspiels herbei und doch hielt mich der Wunsch an meinem Platze, die Barbarei mit ihrem ganzen psychologischen Interesse bis zum Ende mitanzusehen.

Sechs Stiere wurden nach und nach an diesem einen Nachmittage in diesem Spiel getödtet. Ich theile nur noch einige besonders markante Erscheinungen mit.

Zweiter Stier. Signal — Stier stürzt herein — wirft sich sofort auf einen Reiter, der nicht ausweicht — Pferd stirbt — Reiter zu Boden — wüthendes Geheul der Zuschauer — Auch der andere Reiter zeigt sich ungeschickt — Publikum appellirt an den Präsidenten, der die Reiter hinaussendet. — Stier springt über die fünf Fuß hohe Barriere in den schmalen Ring hinein, der sich um die Arena hinzieht — das Publikum, durch eine zweite Barriere von dem Stier getrennt, schlägt ihn mit Stöcken und Schirmen, bis er durch eine geöffnete Thür wieder in die Arena [illegible] tritt. Kurze Zeit darauf springt er abermals über [illegible]

rriere — **wird** wieder in die Arena hineingehauen, — s **Spieße** werden ihm in den Rücken gesteckt, — er igert **sich, anzugreifen,** geht schutzsuchend zur Barriere. — l **wieder über** dieselbe springen, jedoch in diesem Augenck **sticht ihm** Guerrita den Degen in den Rücken tief bis r **Herzen;** — der Stier weigert sich zu sterben, — dreht **im Kreise** — kriecht auf den Knieen seinen Angreifern ch, — **fällt,** — Gnadenstoß. — Höhnisches Johlen und chen **der Zuschauer,** die die Banderilleros der Feigheit **schuldigen.**

Dritter Stier. Prächtiges Thier; — galoppirte in e **Arena in** mächtigen Sätzen, bis zur gegenüberliegenden **arriere.** — Sämmtliche Banderilleros fliehen hinter die **lanken,** — sie werden mit Pfirsichen und Früchten aller **ct beworfen.** — Furchtbares Gejohle, Gepfeife und Geische. — **Einer** der Reiter greift den Stier mit der Lanze a — **mächtiger** Anprall — Pferd und Reiter liegen am **oden.** — Der Stier treibt seine Hörner in den Bauch des **ferdes** — seine Aufmerksamkeit wird abgelenkt. — Das **ublikum** ist unzufrieden mit den Banderilleros und singt n **Rhythmus** einen Spottvers. — In dem Stier stecken nun **cht Stäbe.** — Er verwundet ein zweites Pferd tödtlich. — er **Rücken** des Stieres ist blutüberströmt und mit Harpunen **bersät.** — Das Thier ist völlig erschöpft — Guerrita kommt nit **dem Degen** — spielt mit dem Stiere und stößt ihm das **isen in den Rücken.** Großer Beifall.

Vierter Stier. Mit stürmischem Beifall begrüßt. — Wird **von** den Banderilleros mit geschwungenen Tüchern gereizt — einer der Reiter greift ihn an und sticht ihm die Lanze tief durch den Rücken, so daß sie auf der anderen Seite etwa drei Fuß herausragt. — Der Reiter läßt die Lanze fahren und wird für diese Ungeschicktheit mit wüthendem Geheul und dem üblichen Fruchtregen bestraft. — Der Stier rennt mit der Lanze umher; er schüttelt sich brüllend vor Schmerz, schnauft und scharrt den Boden. — Die Banderilleros umschwärmen ihn und stecken ihm nach und nach zehn Harpunen in den Rücken. — Zuletzt gelingt es Einem unter donnerndem Beifall, dem Stier die schwere Lanze aus dem Rücken zu ziehen. — Und nun kommt Guerrita wieder mit dem Degen. Mit seiner grausamen Ruhe spielt er wieder mit dem Stiere, bis er im günstigen Augenblicke ihm den Degen in das Fleisch stößt.

Fünfter Stier. Fanfare.

Der bei Weitem schönste Stier stürzt schnaufend herein und sofort flüchten sich die Banderilleros hinter die Barriere. — Wird mit geschwungenen Tüchern gereizt — diesmal nimmt Guerrita sofort an der Quälerei theil, — lockt den Stier von dem einen Ende der Arena zum anderen, — setzt sich kaltblütig großer Gefahr aus, — treibt vier Harpunen in den Stier, der vor Schmerzen jämmerlich brüllt und bald darauf zwei Pferde tödtet, in deren Eingeweiden er buchstäblich wühlt, bis er ein Stück derselben abreißt, das auf dem Horne stecken bleibt; — Guerrita hält eine Ansprache an eine Dame, eine Marquesa, die von der Loge herablächelt — er widmet ihr den Tod des Stieres — dreht sich im Kreise herum mit der Grandezza eines Akrobaten — spielt dann wieder mit dem blutüberströmten Stiere und sticht ihm zuletzt den Degen bis an den Knauf in den Rücken. Donnernder Applaus. Man gratulirt der Marquesa. Das Publikum ist wie besessen. Guerrita war herrlich, großartig, unübertrefflich und würdig seines Namens! Der gefeierte Torero geht triumphirend in der Arena umher, nach allen Seiten grüßend. Man wirft ihm Hüte, Stöcke, Cigarren und alle möglichen Gegenstände zu, während die Kadaver unter den Klängen der Musik herausgeschleift werden.

Sechster Stier. Bei der Ankunft des Stieres fliehen die Banderilleros wie gewöhnlich. Guerrita nimmt den Kampf sofort in eigener Person auf; er treibt seine Kaltblütigkeit auf das Aeußerste und versucht, vor dem anstürmenden Thiere zu knieen. Bei einem dieser Versuche wird er leicht verletzt. Die Spannung des Publikums hat den höchsten Grad erreicht. Die Reiter greifen an und zwei Pferde werden unter ihnen getödtet. Zwölf Harpunen werden in den Stier getrieben, der zuletzt von der Hand Guerritas fällt.

In demselben Augenblicke beginnen die Insassen der Logen das Theater zu verlassen. Von allen anderen Theilen des Theaters jedoch stürmt man in die Arena, umringt Guerrita, drückt ihm die Hände und klopft ihm den Rücken. Andere vergnügen sich damit, in der Arena ihre Nationaltänze auszuführen und dabei den blutigen Kadavern möglichst viele Fußtritte zu versetzen.

Endlich wurden die Kadaver herausgeschleift; die Musik schwieg und Guerrita eilte zur Kasse, um sich die **zehntausend Franks** auszahlen zu lassen, die er in ein und einer halben Stunde mit der Stiermörderei „verdient" hatte.

— — — — — — — — — — — — —

Als ich um Mitternacht nach Bayonne zurückkehrte, fand ich die Stadt in größter Aufregung. Tausende durchwogten die Straßen, singend und schreiend. Sie zogen vor einige Kaffeehäuser, deren Besitzer als Gegner der Stierkämpfe bekannt waren, warfen die Scheiben ein und demolirten Spiegel, Tische und Stühle.

Und während die zerbrochenen Gläser klirrten und das Holz krachte, rief man begeistert: Es lebe die Freiheit!

Stratford-on-Avon. **Curt Abel Musgrave.**

Der Kardinal Granvella und Philipp II.

Keine Periode der neueren Geschichte ist so interessant und für das Studium so fruchtbar, wie die Regierung Philipps II. Denn ohne daß die Theilnehmer an dem Kampfe es ahnten, erstand damals aus der Zerstörung und der Noth, die sie umringte, ein neues, ein junges und kräftiges Europa, welches die Keime der modernen Kultur und Aufklärung mit ihren gewaltigen und weitreichenden Glücksmöglichkeiten für noch ungeborene Myriaden in sich trug. An dem endgültigen Scheitern des Bemühens, die Menschheit für immer in die Fesseln eines verbrauchten politischen und religiösen Systems zu schlagen, hatten die besonderen Methoden und der besondere Charakter des Mannes, welcher für die Verfinsterung kämpfte, keinen unbedeutenden Antheil. Karl V. war ein Mann der That gewesen, ein geborener Menschenbeherrscher; für ihn hatte Ueberlegen und Rathschlagen nur eine Rolle im Dienste des Handelns gespielt; Philipp II., den ein grausames Schicksal zum größten Monarchen der Erde gemacht hatte, wollte die halbe Welt von seinem Schreibpult aus regieren und erstickte schließlich sich und seine Sache unter einem unbesiegbaren Berg von Papieren.

Auf der einen Seite stand dieser wohlmeinende, beschränkte Mann, für welchen Ueberlegung und Vorsicht die Lebensluft waren, der von den fernsten Enden der Erde Berichte, Berichte und noch einmal Berichte einholte, Information, Rath und Einzelheiten, um seine Beschlußfassung danach einzurichten, welche dann gewöhnlich zu spät eintraf, um noch von Nutzen zu sein — ein Mann mit einer Schreiberseele und dem Ehrgeiz eines Halbgottes — und auf der anderen Seite, ihm gegenüber, standen Gegner wie Elisabeth und Wilhelm der Schweiger, wie Katharina von Medici und Heinrich von Navarra, die Schnellen und Hurtigen, die ihre Tonart und ihre Politik, je nach den Umständen, fast täglich änderten. Gerade so wie die leichten und handlichen englischen Schaluppen um die schwerfälligen Galeonen der Armada herumsegelten und sie belästigten, ohne sich auf ein Gefecht einzulassen, so spielte die behende Staatskunst Elisabeths und ihrer Verbündeten mit dem plumpen und gewichtigen Philipp und richtete ihn endlich zu Grunde.

Philipp II. selbst scheint an einem wahren „cacoethes scribendi", an einer wahren Schreibmanie gelitten zu haben. Sogar an seine Privatsekretäre, die in seinem eigenen Palaste wohnten und die ihm tagtäglich zu Gesicht bekamen, schrieb er fast stündlich Bogen über Bogen in seiner furchtbaren Handschrift, und angesichts der ungeheuren Menge Manuskript, die selbst heute noch von ihm übrig ist, fragt man sich, wie

er überhaupt noch Zeit finden konnte, um irgend etwas anderes zu thun.

Was von ihm gilt, gilt auch von den meisten seiner Minister, und wer seine Regierung gewissenhaft studiren will, der sieht sich vor einen Berg von handschriftlichem Quellenmaterial hingestellt, an dem wohl auch der Kühnste verzagen mag. Nächst dem Könige selbst hat keiner seiner Rathgeber soviel Korrespondenz hinterlassen wie Antoine de Perrenot Kardinal Granvella, dessen Geist in vieler Beziehung dem seines Herrn nicht unähnlich war — wenn er ihn auch weit überragte. Dem Historiker, der es auf sich nimmt, diese überwältigende Papiermasse geduldig und sorgfältig zu sichten und das Wesentliche herauszuziehen, um so ein klares und zusammenhängendes Bild von den Methoden, der Politik und den Zielen des großen Ministers herzustellen, gebührt die Dankbarkeit aller Studirenden. Diese wichtige Aufgabe hat Professor Martin Philippson, den die Leser der „Nation“ gut kennen, zu der seinigen gemacht, und er wird darin von Niemandem erreicht. Außer Philippson's eigenem früheren Werke ist vieles über Granvella's unglücklichen Antheil an der Regierung der Niederlande geschrieben worden, und was allgemein von ihm bekannt ist, beschränkt sich in der Hauptsache auf diese Periode seiner Laufbahn.

Die protestantischen Geschichtsschreiber haben das Odium und die Verantwortung des Verfahrens, welches die vlämischen Edelleute zum Aufstande trieb, einmüthig auf seine Schultern gewälzt, und nach diesem Maßstab ist der Kardinal Granvella bisher — höchst ungerechter Weise — beurtheilt worden. Philippson's neuestes Buch über den Gegenstand, „Ein Ministerium unter Philipp II.“ (Verlag Siegfried Cronbach. Berlin 1895) schlägt nun ein neues Blatt in seiner großen Laufbahn auf und wird viel dazu beitragen, zu beweisen, daß Granvella kein bloßer Frömmler war, sondern ein Staatsmann bedeutenden Ranges, und daß seine Politik, so falsch sie uns auch erscheinen mag, doch vollkommen folgerichtig war. Sein Unglück war, daß Alba's und seine Politik, d. h. die Politik Karls V., Energie, Schnelligkeit und Stetigkeit in der Ausführung erforderte, alles Dinge, die bei Philipp II. keinesfalls zu haben waren, und so kam es, daß jedesmal, wenn der „vorsichtige“ König zum Handeln gebracht worden war, der Wahrspruch über den Erfolg „zu spät“, „zu spät“ lauten mußte — außer in dem einem einzigen Falle der Eroberung von Portugal.

Die populäre Vorstellung von Philipp II., wie sie uns durch Generationen von parteilichen und schlecht unterrichteten Schriftstellern übermittelt worden ist, ist eine höchst irrige. Er war kein unnahbarer und willkürlicher Despot, wie die meisten Leute glauben, sondern ein grübelnder, arbeitsamer Mensch von beschränkten Fähigkeiten, außerordentlich geduldig und nachsichtig gegen seine Umgebung — ließ er sich doch selbst von seinen Hausbedienten den Text lesen*), und nach dem Umfang seiner Papiere zu schließen, scheint er niemals nach eigenem Ermessen, ohne fremden Rath über eine Sache entschieden zu haben. In den geheimen Noten — jetzt im British Museum befindlich —, die zwischen ihm und seinen Sekretären Perez und Vasquez gewechselt wurden und einen Zeitraum von vielen Jahren umfassen, ist es auffällig, wie selten er irgend einen Kurs, den sie ihm empfehlen, mißbilligt oder davon abweicht, und wo er das thut, thut er es gewöhnlich nur, um sie aufzufordern, die Frage dem Staatsrath oder einem besonders ausgewählten Rathgeber zu unterbreiten.

Von seiner Thronbesteigung an hatte er zwei Schulen politischer Theorie um sich gehabt, die des verstorbenen Kaisers, vertreten durch Alba und Granvella, deren Politik Festigkeit und Strenge war, und die, welche der geschmeidige Ruy Gomez erfand, um Philipps eigenem schüchternen und lethargischen Temperament gefällig zu sein. Der letzteren neigte er sich natürlich zu, und Jahre hindurch stand er mehr oder weniger unter dem Einfluß seines portugiesischen Günstlings und dann des Antonio Perez, des Kardinals Quiroja und des Marquis de los Velez. Hätte [...] irgend eine dieser beiden Parteien fortgesetzt und un[...] brochen gewähren lassen, so würde er sich wahr[...] einen großen Theil seines Unglücks erspart haben, [...] Geschichte Europas hätte einen anderen Verlauf gen[...] aber die zögernd und immer zu spät getroffene [...] zwischen Strenge und Nachgiebigkeit ließ die ein[...] wirksam und die zweite vergeudet sein und gereich[...] Sache zum Verderben.

So zum Beispiel hatte Philipp noch vor seiner [...] kehr aus Flandern im Jahre 1559 beschlossen, die n[...] Umgestaltungen, die er als ein Bollwerk gegen da[s] [...] dringen der Reformation für nöthig erachtete, in den [...] vorzunehmen, und Granvella mit dieser Mission [...] Der Kardinal war mit der gewählten Zeit und [...] Art, in welcher Philipp die Sache zu betreiben wünschte [...] ganz einverstanden. Er wußte recht wohl, daß die [...] staltungen auf Widerstand stoßen würden, und daß [...] nur durch unbeugsame Festigkeit würde durchsetzen [...] doch mit loyalem Sinn übernahm er die mißliche [...] und hätte er ebenso loyale Unterstützung gefunden, so [...] er wahrscheinlich schließlich ans Ziel gelangt sein. [...] kaum war die unvermeidliche Opposition erregt, der [...] auf sein Recht eifersüchtig bedachte vlämische Adel [...] worden, so begann Margarete von Parma frauenh[...] schwanken, und die Abberufung des Kardinals wur[de] [...] fordert. Er selbst, Granvella, war entschlossen, die [...] Aufgabe auf jede Gefahr hin durchzuführen, wen[n] [...] unter der Anspannung sein Haar gebleicht und seine [...] heit erschüttert wurde, und Philipp äußerte gegen [...] er wolle lieber die Staaten verlieren, als Granvella [...] geben. Herzog Alba schrieb an Philipp (am 31. [...] 1563), der bloße Gedanke an Granvella's Abberufung [...] ihn rasend.

„Natürlich“, sagt er, „wird zuerst der Kardinal angegriffen [...] Eine Rebellion gegen den Fürsten beginnt immer mit einem An[...] seinen Minister. — Es wäre besser, wenn sie alle hingerichtet [...] könnten; da das aber nicht sein kann, so wird das Beste sein, d[...] zu theilen, Egmont und seine Freunde durch Gunstbezeigungen a[uf] [...] Seite zu bringen .... und den größeren Schuldigen gegenüber, [...] verdienen, ihre Köpfe zu verlieren, Verstellung anzuwenden, bis [...] Gebühr mit ihnen verfahren können.“

Aber Monat auf Monat zögerte der König, indeß [...] Unzufriedenheit in Flandern wuchs, und während all [...] Monate, wo Armenteros in Madrid auf Philipps A[...] wartete, flüsterten Ruy Gomez und seine Kreatur An[...] Perez dem Könige anderen Rath ins Ohr, wie man [...] Unruhen ohne Gewalt, durch Nachgiebigkeit und Intr[...] ein Ende machen könne. So wurde der Kardinal ge[...] allein — wie gewöhnlich — zu spät, denn Philipps la[...] Zaudern hatte den vlämischen Edeln Zeit gelassen, [...] Bund zu festigen und Versprechungen der Beihilfe von [...] deutschen protestantischen Fürsten zu erlangen, und [...] stand ganz Flandern in lichten Flammen.

Von seiner Zurückgezogenheit in Besançon aus [...] der Kardinal einen lebhaften Briefwechsel mit Marg[arete] [...] von Parma und seinen Freunden in Flandern und [...] dem Könige unausgesetzt die Nothwendigkeit vor, den [...] rungen der Vlämen mit Festigkeit zu begegnen und [...] „Edikte“ mit Strenge aufrecht zu erhalten, und auch [...] Bruder Chantonnay in Madrid that sein Möglichstes, [...] Philipp diesen Rath einzuschärfen. Beide Parteien [...] über Philipps Zögern und Mangel an Offenheit gegen [...] Rathgeber, was nichts anderes bedeutet, als daß er be[...] dig schwankte oder den Rath von allen beiden abwechse[lnd] [...] befolgte. Endlich meinte Granvella, der seiner Studien [...] Besançon vielleicht müde wurde, er könnte die nieder[län][...] dischen Angelegenheiten besser beeinflussen, wenn er [...] Madrid ginge. Aber das war Perez nicht genehm [...] seinen Privatnoten an den König (im British Museum) [...] spöttelt und stichelt er zwar beständig über den alten Herzog [...] Alba und durfte dies anscheinend ungestraft thun; [...] sicherlich sagte er sich, daß zwei solche weise alte [...] wie der Herzog und der Kardinal mit einander sich [...] und für seinen Herrn Ruy Gomez zu stark erweisen müßten [...]

*) Lettres de Philippe II à ses filles. Gachard. Paris 1884.

zu kam noch, daß die vlämischen Edeln die neuen Ver-
lungen, welche die Protestanten zu erleiden hatten, fort-
tzt dem Einflusse des Kardinals zuschrieben, und da
rgarete die Wallonen und Katholiken mit ihren pro-
antischen Brüdern durch gemeinsamen Haß gegen Gran-
a verbunden sah, so mußte auch sie ihn noch weiter aus
Wege wünschen.

Der Kardinal wurde daher nach Rom beordert, um
Wahl eines neuen Papstes zu fördern. Es war kein
in der Welt, wohin er so ungern gegangen wäre.
nannte Rom einen Ort leerer Schaustellungen, wo
thätiger Mann und ein Staatsmann nichts zu suchen
e. Aber gehen mußte er, und wiederum war er dort
häftig bemüht, den Gang der Dinge nach seiner Weise
regeln. Als ein Beispiel hierfür und zugleich als Beweis
die Fortdauer des Hasses der Vlämen, welche seinen
fluß noch immer als unheilvoll betrachteten, sei ein Brief
angezogen, den er im Januar 1568 nach Madrid schrieb,
d in dem er sich unter anderem darüber beklagt, daß dem
iser berichtet worden sei, er, Granvella, sei die Ursache
Verhaftung der Grafen Egmont und Hoorn gewesen.
rez erwähnt dies in einer Note an den König und fragt
, was sie antworten sollen. Philipp schreibt auf den
nd:*)

„Sie können ihm sagen, daß ich nicht glaube, daß der Kaiser sich
schen läßt, sondern daß er den wahren Zusammenhang einsehen wird.
llte es nöthig sein, daß ich ihm diesen, der mir wohl bewußt ist, mit-
le, so will ich es mit Vergnügen thun."

Sein Einfluß trat auch schnell in Rom zutage. Er
m im Februar 1566 in der ewigen Stadt an; und im
ühjahr 1567 war Margarete darüber aus, die katholischen
n den protestantischen Flamländern zu trennen. Wilhelm
r Schweiger, Brederode, Culemburg und die anderen pro-
stantischen Führer waren geflohen; Egmont und die Wal-
nen zeigten sich spanischer, als die Spanier selbst; die
onföderation war für eine Zeit völlig gesprengt.

Danach zeigte Margarete einige Anwandlungen des
unsches, den weiteren Streit durch Vermeidung extremer
erfolgung zu beenden; wenigstens wollte sie jene Katho-
ken geschont wissen, die zwar in frühere Unruhen ver-
ickelt gewesen waren, sich aber neuerdings ihr wieder ge-
ähert hatten. Das war auch die Politik der Partei des
uy Gomez in Madrid. Aber die Schule von Alba und
ranvella dachte anders. In ihren Augen war jetzt —
enn je — die Zeit gekommen, das Nationalgefühl der
lamländer niederzudrücken, und zwar nicht allein bei den
etzern, sondern bei allen denen, die — wie Egmont, Hoorn,
ontigny und der Rest der Katholiken — es gewagt hatten,
as Recht des Königs auf Mißachtung ihrer alten Privile-
ien in Frage zu stellen. Sie alle sollten mit Feuer und
chwert gezüchtigt werden, um sie darüber zu belehren,
aß ihr Souverain geheiligt und allmächtig sei.

Wie gewöhnlich, vertrat Alba offen diese Ansicht, und
ranvella that von Rom aus, was er konnte, um Alba's
nschauungen zu unterstützen. Philipp selbst, der kein Held
var, wäre wohl nicht abgeneigt gewesen, auch jene zu be-
trafen, die sich bereits unterworfen hatten, und seine Rache
n denen zu nehmen, die keinen Widerstand mehr leisteten.
ber er war langsamen Geistes und vorsichtig; auch kamen
ortlaufend Briefe von Margarete, und Ruy Gomez und
erez waren stets in seiner Nähe. So kam es nicht zu über-
stürzten Handlungen.

Um ihn während der schrecklichen Szenen des ver-
gangenen Herbstes zum Handeln anzuspornen, hatte der
Papst Pius V. — vermuthlich auf Granvella's Anrathen —
den verwegenen Bischof von Ascoli nach Madrid gesandt.
Die Insolenz und Gewaltthätigkeit seines Auftretens hatten
aber den König verletzt. Als dann die Mittheilungen von
den Ausschreitungen der Bilderstürmer eintrafen, da war er
wieder beinahe gewonnen für eine sofortige Rache. Dennoch
geschah monatelang nichts. Steter Tropfen höhlt jedoch den
Stein, und die Priester — in Verbindung mit Alba —
überredeten den König schließlich doch, den alten Herzog
auf seinen verhängnißvollen Irrweg zu entsenden.

Wir dürfen annehmen, daß der herrschsüchtige Gran-
vella in Rom nicht wenig frohlockte, als endlich seine steten
Bemühungen und unaufhörlichen Intriguen Erfolg hatten,
und er in der Person Alba's sich an den Flamländern
rächen konnte, die ihn so bitter haßten. Er konnte nunmehr
hoffen, völlig zu zerschmettern „ce méchant animal, nommé
le peuple", wie er sie nannte.

Es ist hier nicht der Ort, die Schrecken und das Fiasko
der Herrschaft Alba's in den Niederlanden näher darzustellen;
auch müssen wir darauf verzichten, zu schildern, wie Perez
schließlich seine Abberufung und seine Ungnade durchsetzte;
aber in dieser ganzen Periode blieb Granvella unermüdlich
und unerschrocken. Immer auf die Vorherrschaft Spaniens
und des katholischen Glaubens bedacht, bereitete er in Rom
den Weg für jenen Kreuzzug gegen die Ungläubigen vor,
dessen größte Ruhmesthat die Schlacht von Lepanto wurde.
Als dann Neapel den Mittelpunkt bildete, von wo aus der
Krieg im Mittelländischen Meer geführt wurde, ging Gran-
vella zur Beaufsichtigung dorthin. Das war eine Aufgabe,
die dem alten Kardinal besonders gefiel, und hier war er
recht eigentlich in seinem Element: mit eiserner Ruthe
regierend, den Papst Gregor XIII, den er selbst zum Papst
gemacht hatte, leitend und den Krieg dirigirend, von dem
er im Ernste hoffte, er würde die spanische Herrschaft über
ganz Nordafrika ausdehnen.

Don Juan, des Königs Bruder, der junge Held von
Lepanto, war unter den Augen von Ruy Gomez auf-
gewachsen; und bis zu der Zeit, da er nach Italien ging,
war er ein Gegner der Politik von Alba und Granvella;
aber jetzt — weit entfernt von Perez — wurde seine Seele
von Träumen nach Ruhm, von Ehrgeiz und Herrschbegierde
entflammt. Sein Ruhm sollte den Makel seiner niedrigen
Geburt auslöschen. So wurde denn der junge Prinz leicht
auf Alba's und Granvella's Seite hinübergezogen. Als
deshalb Don Juan nach Flandern gesandt wurde, um das
Werk der Pazifikation, das Requesens begonnen hatte, fort-
zusetzen, da zeigte er bald, daß er Ruy Gomez' Lehren ver-
gessen hatte und ein Schüler des Kardinals geworden war.

Es ereignete sich darauf jene teuflische Verrätherei des
Perez, die zur Folge hatte, daß Don Juan zur Verzweif-
lung und in den Tod getrieben wurde, der eiserne Alba
in Ungnade fiel, und Granvella wieder nach Rom geschickt
wurde, woselbst er zwischen einfältigen Priestern, die er ver-
achtete, seinen Groll herunterschlucken mußte.

Während der folgenden Jahre triumphirte Perez über
alle seine Feinde; als er aber in seine eigene Falle gegangen
war, und sein dramatischer Sturz erfolgte, da waren alle
die großen Edelleute — die Toledo's, die Mendoza's und
die übrigen — gleich bereit, ihm den Gnadenstoß zu ver-
setzen. Er fiel, um niemals wieder aufzustehen, und mit
ihm endete die Schule des Ruy Gomez.

Von Perez' Sturz bis zum Tode Philipps beherrschten
die Parteien von Alba und Granvella den König, und es
ist vorzugsweise die Geschichte dieser letzten Jahre von Gran-
vella's Leben — wo er in Madrid alles überragte, stolz
und herrisch, wie je, aber mit jenem Stolze, der die Demuth
nachäfft, — die Professor Philippson uns in seinem neuen
ausgezeichneten Werke erzählt. Von einer kleinlichen und
schwankenden Haltung war jetzt keine Rede mehr: Granvella
war in Madrid, Mora und Idiaquez hatten den König an
der Stange zu halten, und der eiserne Alba und Santa
Cruz erhielten ohne weitere Schwierigkeiten die Erlaubniß,
die Portugiesen niederzuwerfen.

Aus Granvella's Briefen (Farnese-Archive in Neapel)
geht klar hervor, daß sie Philipps Anwesenheit in Portugal
nur als eine Unbequemlichkeit für sich ansahen. Sie wußten,
wie langsam und zögernd er war; Granvella war deshalb
auch darauf bedacht, ihn in Madrid zu halten. Er schrieb
an Margarete von Parma, er denke, der König wäre nicht
ausgezogen, um zehn Königreiche zu gewinnen. Der lethar-
gische Philipp aber wußte, daß in Portugal keine Gefahr
sei, und seine Freunde in Portugal hatten ihm zudem erzählt,

*) B Museum. Add. M. SS 2826 E.

seine Anwesenheit würde Blutvergießen vermeidlich machen. So zog er denn nach Portugal, und Granvella wurde in Madrid allmächtig zurückgelassen.

Wie mächtig Granvella war, kann man ersehen, wenn man jene Briefe, die vom Könige an seine verschiedenen Gesandten gerichtet wurden, mit den Entwürfen für diese Briefe vergleicht, die Granvella an den König von Madrid aus schickte. Die Briefe von den Gesandten wurden von Granvella in Madrid geöffnet, und ein Auszug ihres Inhalts, nebst des Kardinals Vorschlägen, wie dieselben zu beantworten seien, dann an den König gesandt. Alle diese „pareceres del Cardinal de Granvella“ sind jetzt in dem Britischen Museum, und einzelne von ihnen hat Professor Philippson citirt. Ich habe mich der Mühe unterzogen,*) dieselben mit den Antworten zu vergleichen, die thatsächlich vom Könige abgeschickt wurden, und finde kaum einen einzelnen Fall, wo Granvella's Rath vom Könige nicht befolgt worden wäre.

Jeder Theil der öffentlichen Verwaltung kam in Granvella's Machtbereich; nichts war zu klein oder zu groß für ihn. Er hatte, z. B. wie Karl V., von jeher Pomp und Glanz als nothwendig für große Persönlichkeiten angesehen, und mehr als einmal während Philipps Abwesenheit machte er dem Könige Vorstellungen wegen der Bescheidenheit seiner Repräsentation. Es sei nothwendig, sagte er, eine glänzende Umgebung zu haben, „pour la bienséance, l'authorité et reputation, qu'en tel temps et occasion sont de beaucoup; dont toujours sa Majesté tient moins de compte que je ne voudrais, pour estre naturellement et de nourriture et costume tant retiré“ (Farnese-Archive in Neapel). Granvella's glanzvolles Auftreten in Madrid war ebenso demonstrativ, wie es vor dem in Brüssel gewesen war, und sein arrogantes Benehmen machte ihn beinahe ebenso unpopulär bei den stolzen spanischen Granden, wie er es bei den Flamländern gewesen war. Aber der spanische Adel konnte nur im Stillen mit den Zähnen knirschen; das that er zur Genüge.

Der französische Gesandte hielt es ebenfalls für unerträglich mit seiner Würde, bei einem bloßen Minister eine Audienz nachzusuchen, wenn schon der Minister ein Kardinal war; er beklagte sich daher bei seinem Souverain über Granvella (St. Goard an Heinrich III. Bib. nat. Paris).

Als Philipp nach zweijähriger Abwesenheit siegreich aus Portugal zurückkehrte, ritt Granvella allein an der Seite seines Souverains bei dessen triumphirendem Einzuge in Madrid; und in einem Berichte, den er darüber an seinen Vetter Bellefontaine schrieb, kann man leicht erkennen, wie der alte Mann auf den Pomp und die Großartigkeit seiner Stellung stolz ist.

In keiner Beziehung war der Wechsel in Philipps Politik nach der Wiedereinsetzung von Alba und Granvella größer als in seiner Haltung gegenüber England. Von dem ersten Tage der Regierung Elisabeths an hatte die Partei des Herzogs Alba unaufhörlich darauf gedrungen, England den Katholizismus aufzuzwingen — wenn nöthig, im Wege einer Invasion —, schon damit der König sich an dem „ketzerischen englischen Bastardweibe“ räche. So lange aber Ruy Gomez und Perez Philipp zur Seite standen, wurde der Plan verzögert und verschleppt. Der König sah seine Schätze geraubt, seinen Handel von der See vertrieben, seine Macht verlacht, seine Kolonien verwüstet, seine rebellischen Unterthanen unterstützt: — und noch immer zögerte er und untersuchte und berieth, während eine Gelegenheit nach der anderen verloren ging, und sein Rival immer sicherer und kühner wurde.

Als aber Perez gestürzt war, und Granvella über Alle hervorragte, kam der Wechsel. Sir Francis Englefield war in Madrid in Granvella's Nähe und hielt eine lebhafte Korrespondenz mit der eingekerkerten Maria St[...] recht. Die Jesuiten gingen in Schottland und [...] ans Werk, und die Invasion Schottlands war [...] in Frankreich und Lennox in Schottland geplant. Geld [...] in Strömen verausgabt, der englische Katholizismus [...] bereitet; Elisabeth sollte aus dem Wege geräumt, [...] Stuart in Freiheit gesetzt werden und den Thron Eng[...] und Schottlands als getreuer Vasall Spaniens be[...] Der Plan war fein angelegt und vielleicht würde er [...] Jahre früher von Erfolg begleitet gewesen sein; [...] war jetzt zu spät, und das Projekt brach wie ein [...]haus zusammen.

Maria Stuart war krank und wurde alt, ihr [...] Jakob VI. verharrte in seiner „Ketzerei“ und in seinem [...]schlusse, mit England und Frankreich auf freundlichem [...] zu bleiben. Er war deshalb für die spanischen In[...] nicht mehr zu gebrauchen, und so wuchs allmählich die [...] heran, Philipp möge den Preis für sich selbst er[...] Englische Katholiken, die Frankreich haßten und in [...] Solde standen, gingen umher und sprachen von seine[...] sprüchen auf den englischen Thron. Weder Guise, noch [...] Papst, noch die anderen Fürsten der Liga hatten [...] Ahnung von dem, was beabsichtigt ward. Maria [...] und der reine Glaube war die Devise, und Philipp er[...] nach außen hin nur als das heilige Instrument, [...] irrende England in den Schoß der Kirche zurückzu[...]

Es war eine hübsche Verschwörung, aber der [...] Kardinal lebte nur noch lange genug, um ihre Gebur[t] [...] nichts weiter zu sehen. Wenn er und Alba von Anfang [...] freie Bahn gehabt hätten, unbehindert durch Ruy Go[mez] und Perez, und nicht gehemmt durch Philipps eng[...] Vorsicht: so hätte sich die Geschichte Europas voraus[...] ganz anders gestaltet. Möglicherweise wäre Spanien [...] die verfallene Ruine zu sein, die es heute ist, gegenw[...] die Herrscherin der Welt, und der Katholizismus der [...]meine Glaube der Christenheit. Wie die Dinge aber [...] sich entwickelt hatten, war Granvella's Leben trotz all [...] aufreibenden Arbeit verschwendet. Alle die großen P[läne], für die er und Alba gestritten hatten, scheiterten einer [...] dem andern. Das Reich seines Herrn, Karl V., fiel [...]einander, wie das verwesende Fleisch vom Skelett fällt, [...] durch die Gnade Gottes siegten die Vertreter der Frei[heit], der Aufklärung und des Fortschrittes über die Mächte [...] Finsterniß und den Despotismus.

London. Martin A. S. Hume.

Goethe und Schiller in persönlichem Verkehre. Nach [...]lichen Mittheilungen von Heinrich Voß. Mit Einleitung und [Er]läuterungen neu herausgegeben von Georg Berlit. Stuttgart [...] Cotta.

Cotta. Von Albert Schäffle. Berlin, Ernst Hofmann. 1895. [...]zehnter Band der „Führenden Geister“.)

Beide Werke sind keine Neuheiten auf dem Büchermarkt, [...] nur Neudrucke. Gemeinsam ist ihnen, daß der Inhalt in manche[r] [Be]ziehung zu Weimars goldener Zeit steht. Heinrich Voß, der Sohn [des] Homer-Uebersetzers, hat einige seiner Jugendjahre in Weimar zugebracht und ist von Goethe wie von Schiller als Kind im Hause behandelt worden. In Briefen an einige seiner Freunde hat er seine dortigen [Er]lebnisse mit rührender Schlichtheit erzählt. Es gibt keine andere [...] aus welcher man die beiden großen Dichter so sehr im Hauskleide [kennen] lernt. — Der Verleger Cotta hat, abgesehen davon, daß er der [...]freund der beiden Dichter war, im politischen Leben der Zeit eine [...] gespielt gleich manchem anderen Buchhändler, wie Perthes, wie [...] Er war württembergischer Abgeordneter, hat sich um die Gründung [des] Zollvereins und die Einführung der Dampfschiffahrt auf dem Bo[densee] verdient gemacht und die Interessen des Buchhandels kräftig ge[...] Schäffle ist ihm nach allen Seiten gerecht geworden. Von [...] Interesse ist ein Brief, in welchem Cotta eine etwas unzarte [...] Forderung Goethe's zwar höflich, aber mit würdevoller Entschieden[heit] zurückwies.

A. P.

*) Der Herr Verfasser ist Editor of the Spanish Statepapers of Elisabeth.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Die Leser der „Nation", deren Abonnement am 30. September abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder direkt bei der Expedition (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) zu erneuern.

Mit dem im Oktober beginnenden neuen Jahrgange wird die „Nation" auf besserem Papier und mit neuen Typen gedruckt werden. Auch glauben wir eine noch größere Mannigfaltigkeit des Inhalts in Aussicht stellen zu können. Wir wären den geehrten Abonnenten verbunden, wenn sie auch ihrerseits uns bei der Verbreitung der „Nation" in immer weiteren Kreisen gütigst unterstützen und sich dabei vielleicht des dieser Nummer beiliegenden Prospekts bedienen wollten.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Daß Herr Stöcker sich nicht mit leichter Mühe würde abschütteln lassen, war klar; er wird kämpfen, wie Herr von Hammerstein gekämpft hat; und außer Herrn Stöcker gibt es auch noch eine Reihe anderer erlauchter konservativer Parlamentarier, die im Nothfall den Kampf gleichfalls im Interesse ihrer Person aufnehmen werden, wenngleich das Talent, das jenen für diese Zwecke zur Verfügung steht, sich mit den Fähigkeiten der Herren Stöcker und Hammerstein nicht vergleichen läßt.

Jedenfalls kann man feststellen, daß nach einem ganz kurzen Schwanken darüber, was zu thun, jetzt dem Herrn Stöcker das Steuer der Partei keineswegs aus der Hand genommen worden ist, sondern ganz im Gegentheil; man bemerkt deutlich, daß gerade er der Parteipresse wieder die Impulse gibt. Und das ist ja auch natürlich.

Auf die Individualität der Stöcker und Hammerstein ist die Partei allmählich zugeschnitten worden; Stöcker und Hammerstein waren in der Oeffentlichkeit die einzigen Gestalten, die mehr bedeuteten, als die Dutzendpolitiker. Nun hat Hammerstein die kleine Unannehmlichkeit zu ertragen, daß der Staatsanwalt hinter ihm her ist; folglich fällt zunächst nach dem Gesetz der politischen Schwere, der entscheidende Einfluß Herrn Stöcker zu.

Diesen Einfluß benutzt Herr Stöcker keineswegs zaghaft. Hatten auch konservative Blätter den „Scheiterhaufenbrief" des Herrn Hofprediger außer Diensten als einigermaßen bedenklich hingestellt, so schlägt Herr Stöcker solche moralischen Anwandlungen mit aller Wucht nieder. Was fällt diesen Leuten denn eigentlich ein, daß sie sich von den konservativen Parteianschauungen über politische Moral emanzipiren und sich herbeilassen, die Anschauungen von aller Welt über Moral zu theilen, — so ranzt Herr Stöcker seine Gesinnungsgenossen an. Und zwar mit allerbestem Erfolg. Die „Kreuzzeitung" hatte ihre Vorbehalte gemacht, die „Konservative Korrespondenz" hatte ihre Vorbehalte desgleichen gemacht; der „Reichsbote" auch, dieses einzige einflußreiche konservative Blatt, welches die kartellistische Politik mitzumachen seit Langem nicht geneigt scheint. Aber alle diese Blätter wurden rücksichtslos vom „Volk" des Herrn Stöcker abgekanzelt, sobald der nur erst wieder in Berlin war.

Und das „Volk" begnügt sich keineswegs mit einem Rückzugsgefechte; es geht vielmehr voll Schneidigkeit dazu über, die „Kreuzzeitung" und die „Konservative Korrespondenz" und damit auch dem „Reichsboten" das politische Konzept für die Zukunft vorzuschreiben; das „Volk" zieht zugleich die Drähte, wie das erfahrene Politiker thun müssen, um die Provinzialpresse zu Gunsten des Herrn Stöcker zu mobilisiren, und auf diese Weise ist es Herrn Stöcker bereits gelungen, die „Kreuzzeitung" und die „Konservative Korrespondenz" und den „Reichsboten" vollständig einzuschüchtern,

ganz genau so einzuschüchtern, wie es Herr von Hammerstein so oft gethan hat. Sie alle rufen bereits wieder: „Stoecker for ever.“

Die „Kreuzzeitung“ thut das in folgender eindrucksvollen Form:

„Der Freude unserer Liberalen ob unserer angeblichen „Abschüttelung“ Stöcker's aber müssen wir schließlich noch einen kleinen Dämpfer aufsetzen: Herr Stöcker ist bekanntlich Mitglied des geschäftsführenden Ausschusses unserer Partei; daran, ihn aus dieser Stellung zu verdrängen, denkt Niemand; ebensowenig denkt Herr Stöcker selbst an ein Ausscheiden.“

Dieser Ausgang war klar, und täuschen konnte sich nur der, welcher die Parteien als Abstraktionen auffaßt; er konnte in lustiger Höhe argumentiren: die konservative Partei wird dies oder das thun. Aber eine Partei ist keine Abstraktion, sondern eine Partei ist nichts als eine Anzahl lebendiger Menschen. Und da entsteht zuerst die Frage, wer aus diesen konservativen Menschen soll die Umwandlung vornehmen? Gibt es einen solchen? Hat er die Kraft und die Energie für die Aufgabe? Vielleicht der offizielle Führer Herr von Manteuffel? Seine politische Bedeutung entspricht etwa der militärischen Bedeutung der meisten Prinzen; sie halten auf einem sichtbaren Hügel, und sie „kommandiren“ die Schlachten, die andere ausgedacht, vorbereitet und bis in alle Einzelheiten disponirt haben. Oder wer sonst? Wir sehen keinen, nicht einen einzigen; aber wohl kennen wir die Energie, die Rührigkeit und die Thatkraft des Herrn Stöcker, und die Wahrscheinlichkeit spricht somit dafür, daß die Konservativen, nachdem sie bisher hammersteinisch-stöckerisch gewesen sind, zunächst rein stöckerisch zu werden bestimmt sind; was einen Unterschied nur in einem einzigen Punkte bedeutet; Herr Stöcker hat bisher niemals jene ruhig und kalt berechnende Voraussicht verrathen, die Herr von Hammerstein in nicht geringem Grade besaß.

Und endlich! Als wäre es überhaupt nur denkbar, den Tivolitag von heute auf morgen ungeschehen zu machen. Als das Papstthum territorialen Besitz ergriff, da soll eine Stimme ertönt sein, die sich so vernehmen ließ: Hodie venenum in ecclesiam seminavi. Das korrumpirende Gift des Tivolitages, und er ist ja nur der letzte Ausdruck einer langsamen, langen Entwicklung, und andererseits das korrumpirende Gift, das in den Agitationen des Bundes der Landwirthe steckt, das läßt sich schnell gewiß nicht ausscheiden, selbst wenn der Wille dazu vorhanden wäre, und der zeigt sich nirgends.

Darum nur keine Sentimentalität und keine Illusionen gegenüber der Kreuzzeitungspartei, ob mit oder ohne Herrn von Hammerstein.

Die Zeitungen verbreiten erneut Gerüchte über eine demnächst bevorstehende Kanzlerkrisis; andere Zeitungen bestreiten diese Nachrichten. Wer hat Recht? Niemand weiß es. Ein Blatt nennt sogar mit aller Bestimmtheit den Nachfolger des Fürsten Hohenlohe, der von heute an keine vier Wochen mehr im Amte sein werde; dieser Name lautet Graf Waldersee.

Es wird unter diesen Umständen zweckmäßig sein, an eine paar Thatsachen zu erinnern:

Graf Waldersee gab den Namen jener Versammlung, die in der deutschen Politik eine Rolle zu spielen berufen war. Graf Waldersee erregte den zornigen Verdacht des Fürsten Bismarck, und Fürst Bismarck hatte gute Verbindungen und eine feine Nase. Graf Waldersee freilich nicht, aber seine Gemahlin lieh dem Herrn von Hammerstein eine recht bedeutende Summe am 27. April 1891 und am 28. April 1891 erwarb damit Herr von Hammerstein einen großen Häuserkomplex in der Zimmerstraße. War das ein Geschäft, wie man es mit Herrn Schulze macht? Ein Geschäft dieser Art war es um so [illegible], da es sich bei dem [illegible] des Hammerstein'schen Zusammenbruchs herausstellte, daß jene Summe nicht der [illegible] von des Herrn von Hammerstein, sondern dem Kreuz[...] unternehmen als solchem hätte dargeliehen werden [...] So entstand denn auch die epinöse Frage, wer [...] lich die Waldersee'sche Forderung zu decken: Her[r] [...] Hammerstein, der bankerott ist, oder die „Kreuz[...] die nicht bankerott ist, und mit der man wohl [...] macht, aber freilich — politische. Und während die[...] zur „Kreuzzeitung“ hinlaufen, spielte sich ein [...] Vorgang ab, an den erinnert werden mag. In jen[er] [...] da Fürst Bismarck seinem Sturz entgegenging und na[ch] [...] Zeit, da von Neuem der Platz frei gemacht werden [...] einen Mann, den man — nicht kennt, damals war [...] und anderwärts eines jener Zwitterwesen geschäftig thä[tig] [...] in politischer Zwischenträgerei machen, in politischer Journ[alistik] und in dunkleren Metiers. Dieser Mann, den seine [...] Vergangenheit schließlich erschlug, als er am eifrigsten [...] war, den Kampf gegen den Grafen Caprivi zu [...] rühmte sich seiner ausgezeichneten, auch persönlichen [Be-] ziehungen zum Grafen Waldersee; er suchte diese Bezieh[ungen] durch Schriftstücke zu belegen, und er erklärte in lib[eralen] Kreisen etwas aufdringlich, daß Graf Waldersee keines[wegs] ein Kreuzzeitungsmann sei, und er erklärte in jüdischen Kr[eisen], daß Graf Waldersee keineswegs ein Antisemit sei, — [...] versichern, sei er autorisirt, und es läge dem Grafen Wa[lder-] see viel daran, diese Verleumdungen zu zerstreuen. [...] verbreitete dieser Mann solche den Liberalen wohl [...] Nachrichten über den Grafen Waldersee, der seine Kar[te] in der gar nicht liberalen „Kreuzzeitung“ anlegte?

Graf Waldersee mag ein ausgezeichneter General [...] als Reichskanzler hätte seine Vielseitigkeit nicht [...] Vorurtheile zu überwinden. Allein die Wahl der [...] steht sogar in konstitutionellen Staaten bei dem Monar[chen] [...] bei uns gewiß.

Die Wahlen zum Gemeinderath in Wien sin[d] [...] die Liberalen sehr ungünstig ausgefallen; der Sie[g] [der] Antisemiten ist ein entscheidender. Schade um Wien, [...] kommunales Leben unter einer antisemitischen Verwalt[ung] gewiß nicht blühen wird. Schuldlos freilich sind die [...] Liberalen an diesen Ereignissen nicht. Sie haben seit [...] nichts gethan, vor allem nichts in andauernder Folgeri[chtig]keit, um die antisemitischen Katilinarier zurückzudrängen.

Zum Turnfest in Rom sind auch deutsche [...] erschienen. Ihre Aufnahme ist bei unseren italienis[chen] Freunden die allerbeste gewesen, und unsere Landsleute [...] recht gethan, die Gelegenheit zu benutzen, um in der [...] stadt Rom die Dolmetscher unserer treuen Empfindung für die Italia intangibile zu sein.

* * *

Medea's Stein.

Jeder kennt den klugen Rath der Medea, nach [...] Jason handelte, um den gepanzerten Männern der Dr[achen]saat widerstehen zu können. Jason warf einen Stein [...] die Gepanzerten und sofort wandten die gefährlichen [...] des Jason ihre Waffen gegeneinander. Ein solcher [...] ist der Stöcker-Brief geworden, den die sozialdemokra[tische] Partei mit kühler Rücksichtslosigkeit zwischen die sogenan[nten] Ordnungsparteien geworfen hat. Dieser Brief und der [...] Hammerstein haben wesentlich dazu beigetragen, eine [...]tische Kooperation der alten Kartellparteien für die [...] Zukunft zu erschweren, und darüber hat Niemand mehr [...] laß froh zu sein, als — die nationalliberale Partei.

Genau wie vor einem Jahre war man bereits [...] darauf und daran, in eine Umsturzblamage hineinzu[...]

blinder Angst vor der Sozialdemokratie und unter dem fluß unklarer Vorstellungen von einer Klärung unseres tischen Parteiwesens, die aus einem gesetzgeberischen uszuge gegen die Sozialdemokraten hervorgehen könne, tten sich geschäftige Politiker der nationalliberalen Partei, einer unbestimmt gehaltenen Kaiserrede unbestimmte derungen abzuleiten und daraufhin eine Stimmungs- tation zu eröffnen, die über das „Es muß etwas ge- hen!" nicht hinauskamat und wahrscheinlich als einzige lge wiederum nur den Rücktritt eines Reichskanzlers ge- tigt haben würde.

Vor dieser Wiederholung eines schweren politischen hlers sind die Nationalliberalen durch die Entwicklung Hammerstein-Stöcker-Affaire bewahrt worden. Dieselben ctückshände, die vor Jahresfrist in der Intrigue gegen Grafen Caprivi thätig waren, bemühen sich zwar auch it noch, das Eisen der Ausnahmegesetzgebung gegen die zialdemokratie zu schmieden. Aber das Eisen ist nicht hr heiß genug, um es wirklich schmieden zu können. Die röffentlichung über solche Säulen der Ordnung, wie es e Herren von Hammerstein und Stöcker waren, hat sehr kühlend gewirkt. Die Sozialdemokratie ist zwar nach wie vor eselbe geblieben, und wenn außerordentliche gesetzgeberische laßregeln nöthig gewesen wären, so würden sie auch heute ch nöthig sein, nachdem man über zwei konservative irchenlichter ersten Ranges so erbauliche Aufschlüsse be- mmen hat. Aber da die geplante Gesetzgebung recht gentlich als eine Stimmungs- oder besser Verstimmungs- esetzgebung anzusehen ist, so ist die Resonanz verdorben. das Kalbfell über der großen Agitationstrommel hat einen iß bekommen. Ohne ausgiebige Entrüstung ist eine Agi- ation für ein Sozialistengesetz oder ein gesetzgeberisches equivalent desselben nicht durchzuführen. Jetzt aber hat die ffentliche Entrüstung plötzlich eine ganz andere Richtung enommen und wendet sich gegen Persönlichkeiten, die als userlesene Stützen von Thron und Altar galten und bisher ie lautesten Rufer im Streit gegen Sozialdemokraten, Juden, Liberale, Börse, Wissenschaft, und was sonst noch lles, einherspazierten.

Leute, deren Beruf es ist, das Gras wachsen zu hören, neinten allerdings, jetzt müsse erst recht der alte Kartell- weizen zum Blühen kommen. Die demagogische Richtung n der konservativen Partei habe in dem Freiherrn von Hammerstein ihren begabtesten und energischsten Führer verloren; der ebenso rührige Hofprediger a. D. Stöcker sei unheilbar kompromittirt; nunmehr sei der Augenblick ge- kommen, um das Gras der Altkonservativen mit den Frei- konservativen und den Nationalliberalen zu einem neuen Kartell zu vereinigen.

Der Fehler dieser Rechnung lag für Unbefangene von vornherein klar zu Tage. Die Kartellpolitiker halten sich eine konservative Partei konstruirt, die es in Wirklichkeit nicht gibt. War es denn die Politik, welche die Herren von Hammerstein und Stöcker trieben, die bei der konser- vativen Partei Anstoß erregte? Oder war es nicht vielmehr gerade diese Politik, die es Herrn von Hammerstein ermög- lichte, sich über so manche Paragraphen des Strafgesetzbuchs und so manche Vorschriften der bürgerlichen Moral hinweg- zusetzen? Konnte man im Ernst daran zweifeln, daß ohne die kompromittirenden Enthüllungen der jüngsten Zeit der Einfluß beider führenden Männer auf die konservative Partei heute noch genau so groß sein würde, wie je? Und deshalb mußte man sich verständiger Weise sagen, daß der politische Kurs der konservativen Partei auch der alte bleiben werde. Sie hat gewiß einen geschickten und rücksichtslosen Steuermann verloren. Dadurch mag das Fahrzeug ein wenig ins Schlingern kommen, aber eine merkliche Aenderung der Richtung zu erhoffen, war naiv.

Wer daran noch gezweifelt hat, der ist inzwischen durch die Haltung der „Konservativen Korrespondenz" deutlich genug belehrt worden. Dieses offizielle Parteiorgan wendet sich mit einer runden Absage an die nationalliberalen Kartellpolitiker, nennt den Wunsch und die Hoffnung der „Nationalzeitung", die Konservativen würden eine „Revision des Programms und der Methode" in Erwägung ziehen, ein „keckes Eingreifen in die inneren Parteiverhältnisse" der Konservativen und stellt schließlich fest, „daß kein konser- vativer Mann daran denke, jenen nationalliberalen Wün- schen und Hoffnungen Rechnung zu tragen". Zugleich macht die „Konservative Korrespondenz", die in der ersten Bestürzung über die Veröffentlichung des Stöckerbriefs den zweiten Luther nicht glaubte halten zu können, bereits wieder ihre Reverenz vor Herrn Stöcker, und dieser selbst rüffelt nunmehr die „Konservative Korrespondenz" dafür, daß sie an ihm zu zweifeln gewagt hat. Die konservative Partei bleibt also, was sie war: die Vertreterin einer extrem agrarischen Interessenpolitik, zünftlerisch, bimetallistisch, reaktionär in Allem, was Schule und Kirche betrifft; und die Ploetz und Mirbach und Kropatscheck und Manteuffel und Kanitz, die sie bisher — zusammen mit Herrn von Hammerstein und Herrn Stöcker — geführt haben, werden sie in Zukunft ohne Herrn von Hammerstein, aber mit Herrn Stöcker weiterführen.

Die nationalliberale Partei kann von Glück sagen, daß die in ihren Reihen befindlichen Kartellschwärmer gleich beim Beginn der Liebeswerbung so kalt abgewiesen sind, daß sich einstweilen gar keine Gelegenheit bietet, die Unge- schicklichkeit fortzusetzen. Welche weiteren politischen Konse- quenzen wird aber die nationalliberale Partei als solche aus dieser neuen Erfahrung ziehen? Unzweifelhaft hat in nationalliberalen Wählerkreisen, für deren politisches Urtheil die bürgerliche Respektabilität sehr stark ins Gewicht fällt, die Klarlegung des Treibens der Herren von Hammerstein und Stöcker einen tiefen Eindruck gemacht. Dieser Eindruck muß sich naturgemäß bei einfach empfindenden Wählern in politische Abneigung gegen die Partei umsetzen, die solche Führer so lange an ihrer Spitze duldete, und Herrn Stöcker noch heute als Führer anerkennt.

Sollte dadurch nicht in weiteren Kreisen die Neigung verstärkt werden, von der konservativen Partei fortzurücken?

Für die nationalliberale Partei scheint deshalb gerade jetzt ein günstiger Moment gekommen zu sein, um durch stärkere Betonung dessen, was sie von den Konservativen trennt, einen Theil des verlorenen Einflusses in der Bevöl- kerung wiederzugewinnen.

Ich bekenne offen, daß ich eine solche Entwicklung wünschen würde, trotzdem dadurch die Ausbreitung des Freisinns nach rechts hin erschwert werden müßte.

Ich habe niemals Verständniß für eine Politik gehabt, die, wenn eine liberale Partei sich kompromittirt oder Schiffbruch leidet, sich dennoch befriedigt fühlt, weil man hoffen kann, bei solcher Gelegenheit für die eigene Partei Strandgut bergen zu können. Unseres Erachtens kann auch dem Freisinn mit einer wachsenden Degeneration der nationalliberalen Partei nicht gedient sein. Je nachdrück- licher vielmehr sich die Nationalliberalen auf ihre alte liberale Vergangenheit besinnen, je deutlicher sie zu erkennen geben, daß sie nicht mit den heutigen Konservativen in einen Topf zusammengeworfen sein wollen, je selbständiger sie wieder Politik treiben, um so besser! Daß damit noch lange keine politische Bundesgenossenschaft zwischen Freisinnigen und Nationalliberalen geschaffen werden würde, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Dazu bestehen viel zu wesent- liche Gegensätze zwischen diesen politischen Richtungen, ins- besondere auch in Bezug auf die politische Behandlung der Sozialdemokratie.

Aber daneben gibt es doch auch gar manche liberale Berührungspunkte, z. B. in der Schul- und Kirchenpolitik, in der Gewerbepolitik, bei der Bekämpfung der schlimmsten Ausschreitungen der Interessenpolitik u. s. w.

Wenn die nationalliberale Partei ihre liberalen Grund- sätze wieder stärker accentuirt, so muß auf allen jenen Gebieten die Widerstandskraft des Gesammtliberalismus wachsen; und eben deshalb beobachten wir mit nicht geringem Interesse die Entwicklung der Dinge in ihrer Rückwirkung auf die politische Gesammthaltung der Nationalliberalen.

Th. Barth.

Der Verwitterungsprozeß im Handwerk.

Im goldenen Mainz wurde einmal ein Fragebogen ausgegeben, den die Handwerker ausfüllen sollten. Die Mainzer Schreiner schrieben auf die Frage: „Haben alle Meister hinlänglich Nahrung?" —: „Nein", auf die Frage: „Oder aus welchen Gründen nicht?" —: „Wegen Uebersetzung und Pfuscherei", auf die Frage: „Wie viele Meister haben vollkommene Nahrung?" —: „Keiner", und auf die Frage: „Wie viele haben zu wenig Nahrung?" —: „Mehr als die Hälfte." Wenn das ein echter Zünftler liest, wird er mit jener Genugthuung, die sich einstellt, sobald man eine seiner gewohnten Behauptungen von Neuem bekräftigt und bestätigt sieht, ausrufen: Natürlich, das kommt von der Gewerbefreiheit. Doch gemach. Das Jahr, in welchem jener Fragebogen ausgegeben wurde, war 1780, und die Regierung, die ihn ausgab, war die kurfürstliche Regierung, die längst gestürzt ist, so sehr auch sie sich von Gottes Gnaden fühlte.

Die Leipziger Schuhmacher gaben einmal ihren Schmerzen beweglichen Ausdruck. Von 300 Meistern seien 150 nicht in der Lage, sich einen Gesellen zu halten. Nicht weniger als 30 seien auf die öffentliche Armenunterstützung angewiesen. „Da haben wir's wieder, o diese Gewerbefreiheit!" — sagt der Innung ehrsamer Obermeister. Er weiß nicht, daß die Klagen aus dem Jahre 1846 stammen und sich in einer halbvergessenen Zunfteingabe an den hohen Rath finden.

„Allenthalben im gewerblichen Leben sehen wir Unselbständigkeit, Abhängigkeit, ja Verarmung mehr und mehr um sich greifen. Freilich tragen Mangel an Schule und Fachkenntnissen, leichtsinnige Verheirathung, Trägheit, Neigung zur Liederlichkeit u. s. w. das Ihrige dazu bei; allein auch dem geschickten, fleißigen und sparsamen Handwerker will es oft nicht gelingen, sich ein anständiges Auskommen zu verschaffen, und nicht selten sehen wir ihn seinem Schicksal unterliegen." — Klingt das nicht, als wäre es heut geschrieben? Und doch ist diese Klage etwa 50 Jahre alt; Doel, damals Richter in Mainz, hat sie in den vierziger Jahren niedergeschrieben, um daraus — noch vor Schulze-Delitzsch — die Folgerung zu ziehen, daß die Handwerker sich genossenschaftlich organisiren müßten.

Doch nicht nur über die Bedrängniß der Handwerker, sondern auch über gewisse Eigenschaften derselben, die in ursächlichem Zusammenhang mit der Bedrängniß stehen, hatte nicht erst die Gegenwart zu klagen. Landesordnungen des Herzogs Moritz von Sachsen aus den Jahren 1543 und 1553 registriren folgende Handwerkersünden: „Die Meister nehmen auf einmal viel Arbeit an und fördern die Leute nicht, lassen sich oft erinnern, thun vergebliche Vertröstungen, machen die Leute unwillig." Das ist noch heute so. Alt ist die Noth, und alt sind die Schwächen der Menschen.

Immer gab es den Gegensatz zwischen Arm und Reich, gab es Unterholz, dem das Oberholz Luft und Licht benahm, und immer gab es unvollkommene Menschen, also mit Nothwendigkeit auch unvollkommene Verhältnisse. Es ist nicht der Mangel der Gegenwart, es ist der Mangel aller Zeiten, daß die Minderzahl lustige Decksitze auf Bellamy's Kutsche einnimmt und daß die Mehrzahl diese Kutsche unter Aechzen und Stöhnen, über Berg und Thal, durch Sand und Sumpf zu ziehen hat. Ein goldenes Zeitalter hat es nie gegeben, auch für das Handwerk nicht. Das Paradies ist für die Engel; für uns Menschen ist die Erde.

So wenig es wahr ist, daß das Handwerk früher keine Noth gekannt habe, so wenig wahr ist es auch, daß die Noth des Handwerks jetzt eine allgemeine sei. Wohl haben einzelne Gewerbe den Kampf, den die Maschine ihnen aufzwang, nicht bestanden und sind erlegen; andere ringen noch. Doch wieder andere werden sich behaupten, und gewisse Gewerbszweige sind heute kräftiger und wetterfester als in vergangenen Tagen. Gesponnen und gewebt, gegerbt, gedrechselt wird überwiegend nur noch in Fabriken, das Bierbrauen, Hutmachen, Nagelschmieden und [illegible] andere besorgt mehr und mehr der Großbetrieb. [illegible] Schlossers stellt der Eisenfabrikant die Schlösser, [illegible] Bänder und Beschläge, statt des Tischlers der [illegible] kant die Thüren, Stühle, Fenster her, statt des [illegible] liefert die Großbäckerei das Graubrot, Schuhe [illegible] Schuhfabrik, Kleider das Konfektionsgeschäft in [illegible] den Markt. Und gleichwohl liegt an vielen [illegible] Schwerpunkt noch im Kleingewerbe. Sie leben [illegible] sie leben auch einigermaßen behaglich, die [illegible] Schlosser und Schmiede, welche die ihnen von der [illegible] gelieferten Stücke zum Ganzen fügen, die Klempner, [illegible] Glaser, die bei Bauten arbeiten, die Maurer und Zimmer[illegible] leute, welche in Orten mit steigendem Wohnbedürfniß [illegible] Niederlassung haben, die Schuhmacher, welche nach der [illegible] art des Fußes die Schäfte und die Kappen zu [illegible] zu bauen, die Form dem Zweck anzupassen wissen, [illegible] Tapezierer und Dekorateure, welche Geschmack besitzen [illegible] sich dem Wechsel der Stilmode anschmiegen. Die Bäcker, die Fleischer, die Tüncher und die Töpfer, sie verdienen [illegible] Die Bauhandwerker verdienen im Durchschnitt [illegible] als früher, insbesondere dann, wenn sie mittellosen, [illegible] unwürdigen Bauunternehmern keine Kredite geben. [illegible] rühriger Handwerker, der sein ehemaliges Arbeitsfeld [illegible] die Maschine eingeengt sieht, greift unverzagt zu und [illegible] sich selber die Maschine nutzbar, indem er ihre [illegible] Produkte an- und verkauft. Er wartet nicht in [illegible] sinn, bis sich der Kaufmann des Vertriebs bemächtigt, [illegible] dern wird selber Kaufmann und verbindet mit seinem [illegible] ein Reparaturgeschäft. Ein anderer Meister gibt [illegible] Werkstatt auf und tritt als Werkführer in die Fabrik. [illegible] Der Klempner, Schlosser oder Schmied, der geschickt [illegible] beweglich genug ist, wendet sich den neuen Branchen zu, [illegible] durch die Technik der Neuzeit möglich geworden: a[illegible] Blitzableiter auf, macht Gas- und Wasseranlagen, [illegible] Elektrotechniker, wirft sich auf die Spezialitäten, [illegible] nimmt den Kampf ums Dasein mit ungebrochenen Kräften auf.

Wo Noth im Handwerk ist, kann sie viele Gr[illegible] haben. Bisweilen ist die Gewalt der Verhältnisse so [illegible] daß sie auch stählerne Kräfte bricht. Bisweilen aber [illegible] Fähigkeit des Einzelnen so unzureichend, daß sie auch [illegible] Schwierigkeiten nicht überwindet. Die Lage weist [illegible] schiedenheiten auf, die jeder Verallgemeinerung spotten. [illegible] ein Ort liegt, wie groß er ist, welche Verkehrsbedingungen, welche wirthschaftliche Eigenthümlichkeiten er hat, das [illegible] beeinflußt die Beschäftigungsweise und das Einkommen [illegible] ortsangesessenen Handwerkers. In Schubin hält sich [illegible] kleine Schuhmacher länger als in Pirmasens, in Köln [illegible] Stuttgart geht die Tischlerei leichter in den Großbetrieb über als in Rostock und Marienburg, in der Nähe der [illegible] vorpommerschen Latifundien gestaltet sich der Betrieb anders als in der Nähe Hamburgs, an der Küste anders als [illegible] im Binnenlande, im Gebirge anders als in der Ebene. [illegible] aus dem Reiche der Redensarten in das Reich der [illegible] sachen hinübertreten will, muß Einzelforschung treiben. [illegible] ergibt fast überall nur partikular bejahende und partikular verneinende Schlußsätze, ein Theils-Theils, ein Einerseits [illegible] Andererseits. Hier gedeiht das Handwerk, dort verwelkt [illegible] hier vergeht es, dort besteht es, — das ist das Re[illegible]

Es ist nöthig, die Oeffentlichkeit gerade in der Hand[illegible] werkerfrage an ein vorsichtiges, das Bedingte beachtendes Urtheilen zu gewöhnen. Denn kaum irgendwo — höchstens noch auf dem agrarischen Gebiet — herrscht so wie [illegible] Phrase. Darum war es ein höchst verdienstliches [illegible] daß der Verein für Sozialpolitik, hauptsächlich auf Anregung des bekannten Professors Brentano, „Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland" veranlaßte. [illegible] Bände liegen davon bis jetzt vor, etwa drei weitere [illegible] noch aus. Aus dem Königreich Preußen, dem Königreich Sachsen und aus Süddeutschland wird über die geschichtliche Entwicklung und noch mehr über die gegenwärtige Gestaltung bestimmter Gewerbe an bestimmten Orten [illegible] führlich berichtet, und zwar unter dem Gesichtspunkt

toffsbezugs, der Arbeiterbeschaffung, des Kapitalerforder-s, der Produktion, des Absatzes und des Kredits. Der h der einzelnen Arbeiten ist verschieden, aber alle zen beachtenswerthes Material in großer Fülle bei. Die tellungen bewegen sich in den Geleisen, welche Brentano sein Münchener Seminar gelegt hat und welche durch Studie Ernst Francke's über die Schuhmacherei in Bayern durch diejenige Gustav Herzberg's über das Schneider-rbe in München bezeichnet sind.

Aus Reichsmitteln ist für dieses publizistische Unter-ien eine Beihilfe von 5000 Mark bewilligt worden. war klug von der Regierung. Ihr kann nur daran ien sein, das gründliche Studium der wirthschaftlichen einungen zu fördern und dadurch die öffentliche Be-lung der einschlägigen Fragen zu vertiefen. Je sorg-er man künstlerische Forderungen an der Wirklichkeit modernen Lebens mißt und prüft, um so entschiedener t man dieselben ab. Für ihre Zurückweisung, ins-ndere des Befähigungsnachweises, vermag die Regierung de aus den vorliegenden Arbeiten neue Argumente zu innen.

Wie kann man die alte Meisterprüfung mit der von unzertrennlichen Abgrenzung der Gewerbe fordern, wenn n sieht, wie alle früheren Grenzen sich verschoben haben, täglich neue Hantirungen aufkommen, die sich in keine zünftigen Schablonen zwängen lassen, wie in den Re-aturwerkstätten, die mit Ladengeschäften verbunden sind, es, was der Kunde zum Flicken bringt, unbekümmert um, ob es genau ins Fach schlägt, angenommen und geführt werden muß, wenn der Handwerker sich aufrecht ten will? Der Schlosser macht Schmiedearbeit, die mmermeister, so hören wir z. B. aus Augsburg, über-men sämmtlich Bautischlerarbeiten, der große Möbel-hter vereinigt Tischlerei, Vergolderei, Drechslerei, Polsterei d Schlosserei in seinem Unternehmen, der Maschinen-rikant beschäftigt Schlosser, Schmiede, Kessel- und Kupfer-miede, Klempner, Tischler, Stellmacher, Maler und Lackirer, große Bierbrauerei faßt bisweilen neun Betriebe in sich sammen. Was die Natur des wirthschaftlichen Lebens sammengefügt hat, das soll der Mensch nicht trennen. d was hat die Prüfung noch für einen Sinn, nachdem ne bis in die kleinsten Einzelheiten gehende Spezialisirung ngetreten ist? In der Posener Tischlerei gibt es beispiels-eise Stuhlmacher, Tischmacher, Schreibtisch- und Buffet-schler, solche, die nur geschweifte und die nur gerade Stühle, ur Nußbaum- oder nur eichene Buffets herstellen. Unter en Tapezierern ist die Arbeitstheilung so weit durchgeführt, aß der eine nur klebt, der andere nur polstert, der dritte ur dekorirt. Unter den Drechslern gibt es, z. B. in eipzig, genau so viel Arten, wie es Rohstoffe gibt. Man nterscheidet Holz-, Horn-, Metall-, Hartgummi-, Celluloid-nd Stockdrechsler. Als was soll nun der Tischler, Dekora-eur oder Drechsler sich eigentlich prüfen lassen?

Der Befähigungsnachweis ist heute undurchführbar. Die Behörden oder Kommissionen, welche zur Grenzbereini-gung für die einzelnen Bezirke einzusetzen wären, nähmen ine sie geradezu erdrückende Aufgabe auf sich. Die Schwierigkeiten höben sich auch keineswegs, wenn man, wie vorgeschlagen wird, „verwandte Gewerbe zusammenlegt". Denn dadurch würde das Streitgebiet nur verlegt, nicht be-seitigt. Daß der Befähigungsnachweis in Oesterreich durch-geführt ist, beweist nichts gegen unsere Behauptung, daß er undurchführbar ist. Denn in Oesterreich hält er sich nur, weil er — umgangen wird. Die Hinterthür liegt in dem § 37 des österreichischen Gesetzes, wonach man die zur voll-kommenen Herstellung eines Erzeugnisses nothwendigen Arbeiten vereinigen und die hierzu erforderlichen Hilfsarbeiter auch anderer Gewerbe halten kann. Gleichwohl häufen sich die Prozeß- und Beschwerdeakten zu Bergen und greift eine Unzufriedenheit über den 1883 geschehenen Rückschritt um sich, welche die dortige Regierung auf die Dauer nicht un-beachtet lassen kann. Der Reichskanzler Fürst Hohenlohe hat sich in Aussee persönlich über die Wirkungen des ge-milderten Befähigungsnachweises unterrichtet und wird des-halb um so weniger geneigt sein, den verschärften Be-fähigungsnachweis zuzugestehen, den unsere Zünftler fordern.

Man braucht darum staatlicherseits dem Schicksal des Handwerkerstandes keineswegs theilnahmlos gegenüberzu-stehen. Die Einzelstaaten haben mit der Pflicht auch die Möglichkeit, zu helfen, und zwar gerade da, wo die Hilfe am meisten noth thut und zugleich am wirksamsten sein kann, bei der Pflege des gewerblichen Bildungswesens. Die Berichte des Vereins für Sozialpolitik bestätigen fast über-einstimmend, daß in Bezug auf die Ausbildung des Hand-werkernachwuchses vieles im Argen liegt. Da heißt es aus der Schuhmacherei in schleswig-holsteinischen Städten: „Der Gedanke, wie man den Lehrjungen am besten ausnutzen kann, und nicht der, wie in ihm die Grundlage zu einem tüchtigen Meister gelegt wird, ist nur zu oft der leitende Gesichtspunkt." Häufig lernt der Junge erst etwas, wenn er ausgelernt hat. Die Innung hat wohl Vorschriften für die Lehrlingsausbildung, aber es fehlt die Kontrolle über die Durchführung. Fachschulen sind entweder nicht vor-handen, oder werden, wo sie bestehen, nicht zahlreich besucht, weil die Meister die ihnen anvertrauten jungen Leute nicht zum Schulbesuch anhalten. Man hört sagen: „Sollen die Lehrlinge ebenso viel lernen wie wir, um uns später Kon-kurrenz zu machen?" So geht die Qualität des Nachwuchses zusehends zurück, obwohl allein in der erhöhten Leistungs-fähigkeit, insbesondere auch in der Aneignung kaufmännischen Geschicks die Möglichkeit gegeben ist, in dem immer hefti-geren Wettbewerb sich zu behaupten. Die Meister sind matt geworden, sie entbehren der Regsamkeit und können, was sie selber nicht besitzen, auch nicht auf andere übertragen. Wir lesen von Klempnern, die nie eine Fach-schule oder Fachausstellung besucht und nie eine Fachzeit-schrift gesehen haben. Töpfermeister sind außer Stande, genau zu berechnen, was ihnen ein einzelner Brand kostet. Steingutformer drehen ihre Scheibe noch heute so, wie der Urahne sie drehte, und finden für den Anstrich keine neuen Muster. Dagegen wird von einem Schuhmacher berichtet, daß er ein beträchtliches Einkommen bezieht; kein Wunder, er hat die Fachschule in Wien besucht und versteht es, auch für kranke und mißgestaltete Füße einen passenden Stiefel herzustellen. Die gute Ausbildung hat ihm ein gutes Leben verschafft.

Durch eine entsprechende Schulung ließe sich auch der Sinn für das Genossenschaftswesen wecken. Gegenwärtig ist das Verständniß für die Vortheile, welche die Vereini-gung der Kräfte beim Einkauf des Rohstoffs und beim Verkauf des fertigen Erzeugnisses gewähren kann, noch viel zu wenig verbreitet. Jeder geht seinen eigenen Weg und erblickt in dem Anderen nicht den Kollegen, sondern den Konkurrenten. Nur einem Angriff der Gesellen stehen die Meister geschlossen gegenüber, sonst aber fehlt die Einigkeit und das gedeihliche Zusammenwirken. Die Zahl der Roh-stoff-, Werkzeug- und Produktivgenossenschaften ist sehr gering und die der blühenden unter ihnen noch viel geringer. Von so mancher Genossenschaft, die mühsam begründet wurde und ein unrühmliches Ende nahm, — sei es, daß Fleischer gemeinsam die Felle verkaufen, Tischler gemeinsam das Holz, Schuster das Leder beziehen wollten — wissen unsere Berichterstatter zu erzählen und immer wiederholen sie: hier ist ein Mittel, zwar nicht überall, aber doch vielfach verwendbar, um den Vorsprung konzentrirter Betriebe einiger-maßen einzuholen; gebrauchet es!

Der Weg der Einzelforschung, der hier beschritten ist, kann allein zum Ziele führen. Er lehrt die Lage kennen und er lehrt falsche Maßregeln vermeiden, richtige ergreifen. Auf diesem Weg gewahren wir, daß ein gewaltiger Umbil-dungs-, ein Verwitterungsprozeß das Handwerk ergriffen hat, daß derselbe aber nicht überall gleich weit vorgeschritten ist, daß er nicht überall den gleichen Ausgangs- und An-griffspunkt genommen hat, daß er mit verschiedenen Mitteln bekämpft werden kann und mit verschiedenen Mitteln nicht bekämpft werden darf.

Hermann Pachnicke.

Adolf Stöcker, der Unvorsichtige.

Trop de zèle.

Herr Adolf Stöcker hat die bayerischen Berge verlassen; von dem Augenblick an, da er nach Berlin zurückgekehrt war, fühlte man deutlich, daß sein Geist wieder durch die konservative Presse weht; und sein Geist ist von dem politischen Geist Hammerstein's nicht verschieden. Mit hochmüthigen und frechen Worten glaubt gerade dieser Mann die liberale Presse behandeln zu dürfen, der soeben überführt worden ist, daß er durch intriguante Irreleitung des Monarchen die kaiserliche Politik den Hammerstein-Stöcker'schen Zielen zulenken wollte. Aber Herr Stöcker hat bereits in der Eile eine ihn und seine Freunde bloßstellende große Thorheit begangen; das ist so seine Art; er war immer durchgängerisch und verschlagen, aber nie besonnen.

In der Nummer des „Volk" vom Donnerstag erklärt Herr Adolf Stöcker mit Namensunterschrift das Folgende:

„Ich erkläre also der ganzen liberalen Sippschaft von Verleumdern ein für allemal, daß ich, wie viele Andere, wie seine nächsten Verwandten und Freunde, Freiherrn v. Hammerstein bis zum Frühjahr 1895 für einen durchaus ehrenwerthen Mann hielt, an dessen Schild kein Flecken hafte. Als ich die erste Andeutung von seinen Vergehungen erhielt, bin ich in demselben Augenblick zu ihm geeilt, um die Wahrheit zu erfahren. Seitdem habe ich, je nach dem Maße der Erkenntniß seiner Schuld, meine Beziehungen zu ihm als Freund und Seelsorger dazu verwandt, ihn zur Aufrichtigkeit zu mahnen und ihn zu bewegen, daß er auf seine politischen Stellungen freiwillig verzichte. Daran, daß er in der „Kreuzzeitung", wie in der konservativen Partei völlig unhaltbar sei, habe ich ihm von Anfang an keinen Zweifel gelassen."

Ganz vortrefflich zu lesen!

Folgende Einzelheiten dieser Darstellung muß man sich einprägen:

Erstens: „**Bis zum Frühjahr 1895**" hielt angeblich die ganze konservative Welt Herrn von Hammerstein für einen Ehrenmann.

Zweitens: Schon als Herr Stöcker die „**ersten Andeutungen**" von Hammersteins Vergehungen erhielt, eilt er zu ihm und läßt ihm „**von Anfang an**" keinen Zweifel, daß der Freund für die „Kreuz-Zeitung" und die konservative Partei unhaltbar sei.

Also zum Frühjahr 1895 trat der Umschwung ein. Natürlich! Damals tauchte der Fall des verstorbenen Rendanten Güthlein auf; das heißt, Herr von Hammerstein behauptete, der todte Herr Güthlein habe den sogenannten Stöckerfonds, den die Kreuzzeitung verwaltete, unterschlagen, während thatsächlich auf Herrn von Hammerstein selbst der Verdacht dieser Unterschlagung von Anfang an nach der Ansicht jener gelastet hat, die Herrn Stöcker über die Sache informirten, und diesen Verdacht hegte auch das Komitee der Kreuzzeitung, das Herrn Stöcker über die Sache vernahm.

Herr Stöcker schreibt:

„Ich konnte deshalb vor dem Komitee auch nichts anderes aussagen, als daß der Fonds ausgezahlt sei und daß ich nicht feststellen könne, ob Freiherr von Hammerstein in seiner Antwort auf meine Anfrage Wahrheit oder Unwahrheit berichte."

Wiederum vortrefflich.

Also man halte fest: nach Stöcker'scher Darstellung hegte das Kreuzzeitungskomitee gegen Herrn von Hammerstein den Verdacht, daß er den Stöckerfonds unterschlagen hatte; wann war das? Es muß zu einer Zeit gewesen sein, als der bekannte freiherrliche Schild Herrn Stöcker noch formell fleckenlos erschien. Herr Stöcker stellt das selbst fest, indem er fortfährt:

„Gleich darauf brach dann die Katastrophe herein und offenbarte uns Allen die erschütternden Thatsachen, welche jetzt von einer zügellosen Presse zu Parteizwecken ausgebeutet werden."

Man kann das Datum dieser Offenbarung bestimmen. Herr Stöcker und das Komitee hegten jedenfalls den Verdacht in Betreff der Unterschlagung des Stöcker… Da kam am 2. April — also in der That etwa zu … des Frühjahrs 1895 — der bekannte Artikel der „Kleinen Presse" in Frankfurt, der zuerst der Katze die Schelle umgehängt hat, und dessen thatsächlicher Inhalt nothwendig aus Kreisen stammen muß, die mit den Verhältnissen der „Kreuzzeitung" auf das Genaueste bekannt waren, und die Herrn Stöcker wie Herrn von Hammerstein in die Karten … kannten. Jener Artikel der „Kleinen Presse" warf … Freiherrn von Hammerstein vor, daß seine Lebens… unter eine lex Heintze fallen würde, daß er den Pensions… fonds der Zeitung widerrechtlich aufgebraucht, daß er … den Papierlieferungen Betrügereien getrieben habe; aber … der Unterschlagung des Stöcker-Fonds war damals … Artikel noch nicht die Rede; diesen Verdacht hegten … Herr Stöcker und das Komitee vorher; auch die … schlagung kam also noch zu den öffentlichen Anklagen … „Kleinen Presse" hinzu.

„Die erste Andeutung", von der Herr St… spricht, und die ihn veranlaßte gegenüber seinem Freunde Hammerstein „seelsorgerisch" thätig zu werden, … mit spätestens gegen Anfang April erfolgt sein. Denn … Artikel der „Kleinen Presse" am 2. April wird selbst Stöcker… Interpretation nicht bloß für eine „Andeutung" … können.

So niederschmetternd erschienen erklärlicherweise … Stöcker diese Thatsachen, daß er sogleich „von Anfang an" … Herrn von Hammerstein sagte: Sie sind „in der Kreuzzeitung' wie in der konservativen Partei völlig unhaltbar." Ein Mann in solcher Stellung muß furchtbar … sein, wenn ihm eine solche Eröffnung gemacht …

Was geschah nun mit dem „völlig unhaltbaren" … von Hammerstein?

Meminisse juvabit.

Am 3. April erklärte Herr von Hammerstein in … „Kreuzzeitung":

„Die Frankfurter „Kleine Presse" bringt eine auch in … Zeitungen übergegangene Korrespondenz aus Berlin, welche von … trächtigen und lügnerischen Angriffen gegen die „Kreuzzeitung" und … Person strotzt. Da dieser Pfeil aus dem Hinterhalt, anonym abgeschossen worden ist, so bleibt mir nur die Verleumdungsklage übrig."

Weder Herr Stöcker noch das Komitee erhob sich … diese lügnerische Erklärung des „unhaltbar gewordenen" Freiherrn von Hammerstein.

Am 6. April versandte das Mitglied des Kreuzzeitungskomitees Graf Kanitz, Kammerherr und vortragender … im Hausministerium, folgendes Schreiben:

„Die verehrliche Redaktion beehre ich mich im A… Komitees der „Kreuzzeitung" um Aufnahme folgender Erklärung … Ihrem Blatte zu ersuchen: Die in dem von Ihnen wiedergegebenen Artikel der „Kleinen Presse" geschilderte Geschäftslage der „Kreuzzeitung" entspricht den Thatsachen nicht. Ebensowenig hat die daselbst … den Zeilen gemachte Andeutung, als ob Herr Freiherr von Hammerstein … Mittel der „Kreuzzeitung" in seinem Interesse verwandt habe, … welche Berechtigung."

Auch gegen diese Erklärung, die Herr von Hammerstein vor der Welt decken mußte, erhob sich nicht Herr … und auch sonst Niemand in seiner verletzten Wahrheit…

Es kam die Reichstagssitzung vom 22. Mai dieses … in welcher der „Kreuzzeitung" und ihrem Redakteur nicht … die in der „Kleinen Presse" mitgetheilten Thatsachen … worfen wurden, sondern in der man zugleich darauf … wies, wie die „Kreuzzeitung", diese Bekämpferin der … und des Spekulationshandels, sich mit den allerbedenklichsten Mitteln dazu hergegeben habe, die Spiritusspekulation … Nutzen ganz bestimmter Personen zu beeinflußen, und … diesen Personen gehöre auch Herr von Hammerstein. … erhob sich Herr von Hammerstein und wies mit kalter … und eiserner Stirn die gegen ihn erhobenen Anklagen … und im stenographischen Bericht heißt es bei seinen … führungen: „Sehr gut; rechts … Lebhaftes Bravo, …

Nicht einer von der Rechten stand damals auf … sagte: Herr von Hammerstein vertritt nur sich selbst.

Wer in der Partei waren damals die Wissenden? Und ...nigen, die nicht die Wissenden waren, werden sich bei Wissenden zu bedanken haben für die Lage, in welcher mehr die ganze Partei sich befindet.

Der völlig „unhaltbar gewordene" Herr von Hammer... blieb in der „Kreuzzeitung" auch nach den Enthüllungen über seine Spiritusmanipulationen und fungirte fort und in der Nummer der „Kreuzzeitung" vom Mai ist zu lesen, wie er von der „Verleumdungswuth" ...cht, unter der nun auch er zu leiden habe, und jene, die wußten, daß es sich nicht um „Verleumdungen" ...delte, ließen ihn so schreiben.

Noch am 5. Juli erklärte Herr von Hammerstein in „Kreuzzeitung", daß sein Vertragsverhältniß mit der ...reuzzeitung" vom November 1881 „nach gegenseitiger ...reinbarung fortbesteht"; er sagte in einer zweiten Er...rung, daß er nur in die Ferien gehe. Und Niemand von konservativen Partei widersprach dem.

Das Spiel ging ruhig weiter!

Am 7. Juli theilte die „Kreuzzeitung", die Herr von ...mmerstein inzwischen verlassen hatte — man beachte dies das Folgende mit:

„Wie wir hören, hat Freiherr von Hammerstein, um bei der ...ihrung seines Prozesses gegen die „Kleine Presse" und das „Kleine ...urnal" nach keiner Richtung hin gebunden zu sein, bis auf Weiteres ...nen Austritt aus der deutschkonservativen Fraktion des Reichstages und ...r konservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses erklärt."

Damals, wie seit Monaten, und zwar nunmehr auch ...ach dem Fortgang des Freiherrn von Hammerstein, ...r Versuch derer, die über die „Kreuzzeitung" verfügen, ...en „Unhaltbaren" zu decken. Der Austritt dieses Mannes aus der Partei wird dargestellt als aus Opportunitätsgründen bewirkt und als nur „bis auf Weiteres" vollzogen, obgleich Führern der Partei schon im Frühjahr die „Katastrophe" bekannt war.

Erst am 9. Juli erklärte Graf Finckenstein im Auftrage des Komitees der „Kreuzzeitung", daß Herr von Hammerstein von seiner Stellung und Thätigkeit suspendirt worden sei; man bemerke wiederum „suspendirt". Auch im Juli hatte man diesen „völlig unhaltbar" gewordenen Freiherrn von Hammerstein nur suspendirt, obgleich Herr Stöcker berichtet, daß schon im Frühjahr die Katastrophe hereinbrach und sie „offenbarte uns Allen" — uns Allen —!! „die erschütternden Thatsachen, welche jetzt von einer zügellosen Presse zu Parteizwecken ausgebeutet werden."

Also Monate und Monate das Zusammenspiel oder das Geschehenlassen des Herrn Stöcker und anderer konservativer Männer gegenüber einer zuchthausreifen Gestalt.

Solches ergiebt sich aus den heute aller Welt vorliegenden Mittheilungen; es wäre nun kaum zweckmäßig, diese Mittheilungen zu entstellen und zu verdrehen und an ihnen herumzuflügen. Man würde damit nur noch eine weitere Bloßstellung sich zuziehen, weil alsdann aus „Thatsachen", die noch nicht bekannt sind, um so überwältigender der gleiche Beweis erbracht werden würde.

Das Komitee also und Herr Stöcker und die Mitwisser der konservativen Partei, sie „Alle" machten keineswegs zwischen sich und dem Freiherrn von Hammerstein einen dicken Strich; sie protestirten nicht gegen die verlogenen Ableugnungen des Herrn Freiherrn, und sie deckten ihn sogar durch die Erklärung des Komitees. Niemand von denen, die aufgeklärt waren, sagte: Hinaus mit diesem Mann aus unserer Partei sogleich und im Augenblick; sondern man ließ ihn gewähren, und man ließ ihn sich lügnerisch vertheidigen, so lange es vor der Oeffentlichkeit ging.

Das zeigt mit aller Deutlichkeit, wieweit das Komitee der „Kreuzzeitung", wie weit Herr Stöcker, wie weit die konservativen Mitwisser der Partei in die Hammerstein'schen Ereignisse verstrickt sind. Es zeigt ihre moralische Mitverantwortung.

Was erst die Beweisaufnahme des Prozesses hätte ergeben können, das ist Herr Stöcker so gütig vorher festzustellen.

Diese moralische Mitverantwortung wiegt für uns allein schwer, aber die Sache hat auch ihre juristische Seite. Im 21. Abschnitt des Strafgesetzbuches des Deutschen Reiches wird von „Begünstigung und Hehlerei" gehandelt. Dort heißt der § 257:

„Wer nach Begehung eines Verbrechens oder Vergehens dem Thäter oder Theilnehmer wissentlich Beistand leistet, um denselben der Bestrafung zu entziehen . . . . . ist wegen Begünstigung mit Geldstrafe bis zu 600 Mark oder mit Gefängniß bis zu einem Jahr . . . . zu bestrafen".

Und eine Reichsgerichtsentscheidung vom 7. Dez. 1883 führt aus:

„Liegt aber eine Handlung vor, welche objektiv sich als Beistand darstellt, und in der Absicht vorgenommen worden ist, den Thäter der Bestrafung zu entziehen, so ist damit das Vergehen der Begünstigung vollendet, auch wenn dieselbe den beabsichtigten Erfolg nicht gehabt hat".

Damit soll nur gezeigt werden, wie haarscharf das Kreuzzeitungskomitee durch seine Erklärung zu Gunsten des ganz und gar „unhaltbaren" Herrn von Hammerstein auch an das Strafgesetzbuch sich herandegibt in seinen Versuchen, den eigenen Parteigenossen zu retten.

Und wer waren nun diese Männer des Komitees, die auf solchen gefährlichen Pfaden wandelten? Der konservative Landtagsabgeordnete Herr von Kröcher, der königliche Kammerherr und Regierungspräsident Herr von Colmar, der vortragende Rath im Hausministerium Graf Kanitz; der Landtagsabgeordnete und Kammerherr von Risselmann ist verstorben und bleibt aus dem Spiel. Jene Männer in diesen Stellungen kämpften mit diesen Mitteln für die Aufrechterhaltung der Sittlichkeit und Moral in öffentlichen Dingen.

Also hervorragende Mitglieder der konservativen Partei wußten um die „erschütternden Thatsachen", welche Herrn von Hammerstein betrafen; in der liberalen Presse folgt von April bis jetzt Enthüllung auf Enthüllung und alle Welt beachtete diese Thatsachen mit einer bemerkenswerthen Ausnahme.

Diese Ausnahme betrifft jene Behörde, die vom Staate überhaupt nur zu einem einzigen Zwecke eingesetzt worden ist: um Vergehen und Verbrechen zu verfolgen. Die königlich preußische Staatsanwaltschaft nahm, wie es scheint, keine Veranlassung, die Behauptungen der Presse in Betreff des Freiherrn von Hammerstein zu prüfen; sie greift nicht ein; und das Komitee wandte sich damals auch nicht an die Staatsanwaltschaft; das geschah charakteristischerweise nicht eher, bis ein einzelnes Mitglied des Komitees, der Graf Finckenstein, sich persönlich durch die Wechselfälschungen des Herrn von Hammerstein bedroht sah; so wenigstens lauten die bisherigen verbürgten Nachrichten.

Graf Finckenstein erklärte am 13. September:

Seit dem 4. Juli „haben sich Thatsachen herausgestellt, die uns genöthigt haben, alle Beziehungen zum Freiherrn von Hammerstein definitiv zu lösen und die Angelegenheit der königlichen Staatsanwaltschaft zu übergeben."

Das soll seit dem 4. Juli erst geschehen sein, nachdem Herr Stöcker schon von einer Katastrophe sprach, die sich „uns allen" seit Anfang des Frühjahrs offenbart hatte.

Erst jetzt hörte man, daß die Staatsanwaltschaft sich mit der Angelegenheit beschäftige, nachdem seit Monaten der Freiherr von Hammerstein öffentlich zahlreicher Vergehen und Verbrechen beschuldigt war, und nachdem der Freiherr sich inzwischen natürlich auch aus dem Staube gemacht hatte.

Ob Herr von Hammerstein bestraft wird, oder ob er nicht bestraft wird, das ist jetzt, nachdem ein reinigendes Gewitter durch die Oeffentlichkeit gebraust ist, politisch gleichgültig; aber nicht gleichgültig ist es, wie die Staatsanwaltschaft ihre Funktionen versieht, und diesen Punkt wird man im Parlament zur Sprache zu bringen haben.

Und nun denke man sich, wie Thatsachen dieser Art

auf die Bevölkerung wirken müssen; vor allem auf die Sozialdemokratie. Männer in hohen Stellungen, im Staatsdienst und am Hofe, ein Regierungspräsident, ein vortragender Rath und Kammerherr, ein Hofprediger a. D. und andere gleichen Ranges auf diesen Wegen einherschreitend, und eine staatliche Behörde, die Staatsanwaltschaft, achtlos an den Hammerstein'schen Vorgängen vorüberwandelnd, während sie einen Sozialdemokraten, der irgend eines Vergehens schuldig oder nur verdächtig scheint, mit blitzartiger Schnelligkeit zu greifen sucht und ihn vielleicht sogar in aller Frühe aus dem Bette herausholt. Das sind Erscheinungen, die sich tief der Volksseele eindrücken.

Soll man sie verhüllen und vertuschen, damit übermorgen ähnliche Vorgänge sich wiederholen?

Nein. Dies ist der Segen der Oeffentlichkeit, daß sie solche Schäden aufdecken kann, ehe es zu spät ist, und daß sie die Krone und die Bevölkerung auf solche Schäden bei Zeiten aufmerksam zu machen vermag, damit rücksichtslos die Frage geprüft werde, ob jene Elemente, die den Monarchen umgeben und die seine Entschlüsse zu beeinflussen suchen und die zahlreich die höchsten Verwaltungsstellen des Staates bekleiden, ob sie die Eignung für einen solchen Platz besitzen.

Aber auch die anständigen Elemente der konservativen Partei im Lande müssen sich fragen, wie sie von jenem ihrer Leiter Rechenschaft fordern wollen, die den Parteieinfluß dazu benutzten, um es einem ertappten Verbrecher Monate lang zu ermöglichen, seine Rolle fortzuspielen.

Lector.

Die Eroberung der Steppenländer für die Kultur.*)

Die Art und Weise der in einem früheren Artikel berührten Melioration der Steppensalz- oder Alkaliböden behufs ihrer Benutzung als Kulturland ist nicht wohl ohne einiges Eingehen auf die chemisch-physikalische Technik der Bodenkunde zu erörtern. Da indessen heutzutage dem Landwirth sowie dem Publikum im Allgemeinen die wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes schon einigermaßen geläufig geworden ist, so gelingt es wohl, das Wesentliche in gemeinverständlicher Weise darzustellen.

Die Hauptmasse der in den Steppenböden vorkommenden löslichen Salze besteht in der Regel aus drei Bestandtheilen: Kochsalz (Chlornatrium), Glaubersalz (schwefelsaures Natron) und Sodasalz (kohlensaures Natron). Zu diesen wesentlich nutzlosen oder schädlichen Stoffen gesellen sich als landwirthschaftlich wichtige Substanzen fast immer mehr oder weniger Kalisalze, Salpeter und häufig auch Phosphate. Die drei letzteren sind eben die, welche der Landwirth der regenreichen Länder um theures Geld als Kunstdünger zu kaufen pflegt.

Unter den drei erstgenannten Natronsalzen ist das Glaubersalz bei Weitem am wenigsten schädlich; es kann in manchen Böden bis zu $^1/_{10}$ Prozent enthalten sein, ohne das Gedeihen der Körnerfrüchte wesentlich zu gefährden, wenn nur eine starke Anhäufung an der Oberfläche, durch Verdunstung, vermieden wird. Das Kochsalz ist viel bedenklicher, indem schon die Hälfte obigen Gehaltes bedrückend

wirkt. Bei dem Sodasalz ist das
kaum $^1/_{10}$ Prozent, und je nach der
Es hat nämlich die Soda die besondere
Zerfressen der Wurzelrinde auch noch
böden unbestellbar zu machen, indem es
schlämmt und so die Bildung einer eigen
völlig verhindert. Zudem löst es auch die
Substanz des Bodens zu einer tintenartigen
deren Verdunstung schwärzliche Flecke zurü
der volksthümliche Name „schwarzes Alkali",
weg mit Recht als das Schlimmste für den
aber vor Zeiten (als „Pannonisches Salz"
arabisch Trona, Kara) aus den ariden Län
tige Handelswaare ausgeführt wurde.

Es hat nun bekanntlich keine große Sch
Sodasalz in (wie oben bemerkt) relativ unsch
bersalz zu verwandeln. Das wohlfeilste Mitt
Gyps, dessen Gebrauch dem Landwirth schon
Bei Mitwirkung von Wasser kommt die nöthi
lung in „weißes Alkali" gewöhnlich binnen ei
zu Stande; der zäh-verschlämmte Boden sch
wird durchlässig, das Wasser farblos, und
rottende Saat kann ohne Schwierigkeit einge
und munter keimen und wachsen. Es versteht
angewandte Gypsmenge der zu neutralisi
einigermaßen entsprechen muß; man kommt
Kilo pro Hektar aus, es kann aber auch die dop
und mehr, erforderlich sein. Indessen kann man
ration meist ohne Nachtheil für die Kultur
Jahre ausdehnen, sofern es hauptsächlich dar
die Oberflächenanhäufung unschädlich zu mache

Es ist also dort, wo kohlensaures Natron
bedeutenden Theil der Steppensalze bildet, die G
die erste Nothwendigkeit; und die Praxis hat
in vielen Fällen die Noth damit ein Ende hat,
eine gute Bestellung des Landes regelmäßig
Wird diese aber vernachlässigt, oder ist die
dem Boden ungewöhnlich groß, so bedeckt sich
der kahle Boden mit Salzausblühungen, un
Saat empfindlichen Schaden leiden oder ga
gehen. Auch zeigt sich stets eine Zunahme
blühungen nach mehrjähriger Bewässerung;
geboten, die Ursachen dieser lästigen Erscheinung
ermitteln, um derselben womöglich vorbeugen

Es ergab sich bald, daß in der Regel
wasser der Alkaliländer nicht stärker mit Salze
gert ist als sonstige Brunnen- oder Quellwässer.
mußten also ziemlich nahe der Oberfläche an
Zur Entscheidung dieser Frage wurden auf dem
Boden einer der hiesigen Kulturversuchsstationen
vorgenommen, und Partieen von je 3 Zoll
die Tiefe von 3 bis 4 Fuß jede einzeln untersu

Es ergab sich, daß im Naturzustande de
jahr mit herrlichem Blumenflor bedeckte) Bo
etwa 20 Zoll Tiefe nur ganz geringe Salzmengen
etwa $^1/_{10}$ Prozent) enthielt. Von da an nahm
rasch zu, um bei etwa 34 Zoll auf mehr als
zu steigen, noch dazu fast reine Soda. Dan
Salzgehalt rasch ab, um bei 45 Zoll wieder
Prozent herabzugehen. Es war also fast die
menge innerhalb etwa 2 Fuß des Untergrunde
und zwar in der Tiefe, bis zu welcher erfah
der jährliche Regenfall (etwa 150 mm) eben
befeuchtet. Da während des Lebens der Frühj
diese Feuchtigkeit durch die Wurzeln und B
dunstet, so kommen dadurch keine Salze an die
und die ausgefallenen Samen können unbeschä
tritt der Regenzeit keimen und wachsen.

Ein zugespitzter Stahlstab mit Quergriff,
benutzt, erreicht jene verdichtete, salzbeladene
überall im Alkalilande, und leistet dem Beob
liche Dienste.

Ganz anders gestaltet sich die Sache bei B

*) Anm. der Redaktion: Herr Professor E. W. Hilgard hat in Nr. 46 der „Nation" in einem Artikel „Fruchtbare Wüsteneien" auseinandergesetzt, in welchem Grade auch Steppen der Kultur gewonnen werden können. Wir hatten ihn ersucht, uns die besondere Methode, die er bei seinen Versuchen in den Vereinigten Staaten zur Anwendung gebracht hatte, in einem neuen Artikel auseinanderzusetzen. Herr Professor Hilgard hat die Güte gehabt, unsern Wunsch mit dem vorliegenden Artikel zu erfüllen. Seine Ausführungen haben um so größere Bedeutung für die agrarische Frage, weil sie zeigen, welch großer Ausdehnung der landwirthschaftliche Betrieb noch fähig ist.

tur. Hier empfängt der Boden jährlich das vier- bis ıfache an Wasser, das nachgerade eben auch verdunsten ıß; — denn bis zur Auslaugung nach unten kommt es ten. Nun werden natürlich die im Untergrund angehäuften kalisalze aufgelöst, und der Verdunstung nach dem Ober-unde zugeführt; um so rascher, je weniger die Oberfläche schattet ist, daher mehr in Obst- und Weingärten, und bei ackfrüchten und Getreidekultur, als z. B. bei Klee und ızerne, welche den Boden dicht bedecken und beschatten. n letzteren Falle kann, sobald einmal dichte Bestockung zielt ist, eine von dem natürlichen Zustand nur wenig ›weichende Vertheilung der Salze stattfinden. Wird der :wässerte Boden aber auch nur kurze Zeit kahl belassen, nd was am schlimmsten ist, ohne Bestellung der Verkrustung er Oberfläche ausgesetzt, so sammelt sich rasch die ganze Menge der Salze innerhalb weniger Zoll von der Ober-äche an, und man könnte, wenn man dann diese Erdschicht btrüge, auf einmal die ganze Salzplage für immer los :in. Wirklich ist diese Arbeit zuweilen mit gutem Erfolg ıittels Pferdeschaufeln ausgeführt worden.

Es ist aber klar, daß man hierbei empfindliche Ver-uste an werthvollen Bodenbestandtheilen erleiden muß; und ıasselbe gilt natürlich von der ultima ratio, die in allen Fällen zum Ziele führt, nämlich der Drainirung. Denn ıa bei den eigentlichen Steppenböden bewiesenermaßen die ganze Salzmenge innerhalb der oberen drei bis vier Fuß ıbgelagert ist, so steht dieser gründlichen Melioration nichts m Wege als der Kostenpunkt; wobei zu bemerken ist, daß meistens das Gypsen nothgedrungen der Drainirung in „schwarzem" Alkaliboden vorhergehen muß, um die Wasser-dichtigkeit desselben aufzuheben. Ueberdies wird dadurch der sanft empfindliche Verlust an aufgelösten Phosphaten und Humussubstanz verhindert. Aber der Gyps kann doch die kostbaren Kalisalze und den Salpeter nicht zurückhalten.

Wenn also auch Drainirung und wenigstens theil-weises Auswaschen der Salze durch Bewässerung in manchen Fällen nothwendig ist, so ist es doch im Allgemeinen aus-reichend, durch Tiefkultur und stets lockere Bestellung des Bodens (wo nöthig nach vorherigem Gypsen) die Verdunstung möglichst zu verringern, und die etwa doch angehäuften Salze durch stete Vermischung mit der Bodenmasse so zu verdünnen, daß ihre, fast immer haupt-sächlich an der Wurzelkrone ausgeübte schädliche Wirkung nicht erfolgen kann.

Mit anderen Worten, die Ausnützung der hohen Frucht-barkeit der Steppenböden hat, neben etwaigem Gypsen zur Neutralisation der Soda, nur intensive Kultur, wie sie in Europa so häufig in Anwendung kommt, zur wesent-lichen Bedingung. Diese ist wiederum von Intelligenz und Ausdauer bedingt; welche Eigenschaften nicht eben den jetzigen Steppenbewohnern speziell zugeschrieben werden können, deren Anwendung aber dort doch vielfach lohnender sein würde als in manchen ausgelaugten und ausgemergelten Böden Europas.

Berkeley (Californien.) E. W. Hilgard.

Neues von Cobden.

Ein neues und doch ein altes Buch. Frau Salis Schwabe, des frommen Freihändlers langjährige Freundin, hatte bereits vor 16 Jahren in Paris einige Schätze ihrer Cobden-Mappe zur Unterstützung der französischen Frei-handelsschule drucken lassen. Jetzt erscheint die Samm-lung im englischen Original. In Frankreich kam die Veröffentlichung zu früh, in England kommt sie zu spät, in Amerika eben zu rechter Zeit. Denn bei unseren Nach-barn mußte erst der Méline'sche Hexensabbath und dessen Züchtigung durch ein Quos ego! der brutalen Thatsachen vorausgehen, bevor an einen Umschwung, auch nur bis 1860 zurück, gedacht werden darf. In England ist, nachdem die unleugbaren Tarif-Velleitäten sich als undurchführbar erwiesen, der Schutzzoll — mindestens der eingestandene! — denn doch ausgeschlossen. Jenseits des Ozeans dagegen prallen die Gegensätze, auf das Aeußerste gespannt, heute erst, und in welthistorischer Beleuchtung, zum Entscheidungs-kampfe auseinander.

Welcher Aufnahme dürfen in Deutschland diese uns allgemach beinahe schwärmerisch anmuthenden Aeußerungen Cobden's aus „grauer Vorzeit" gewärtig sein? Das ist eine jener Fragen, in deren Beantwortung das Urtheil über unser gegenwärtiges Deutschland mit beschlossen liegt.

Wir verdanken den anderthalb Jahrzehnten, nachdem der Zollverein mit Napoleon III. einen Handelsvertrag abgeschlossen hatte, den gewaltigsten Aufschwung auf allen Gebieten des Erwerbes, den unser Vaterland je erlebt hat. Und einem weiteren Zeitabschnitte von anderhalb Jahrzehnten, — nämlich seit der Errichtung hoher Zollschranken, — ver-danken wir eine Erfahrung, welche den Schutzzoll keineswegs entschuldbar macht, wohl aber der Betriebsamkeit, dem un-gebeugten Wagemuthe, der zähen Ausdauer unserer erwerben-den Klassen ein glänzendes Zeugniß ausstellt. Denn im Großen und Ganzen erfreut sich Deutschland augenblicklich eines handgreiflichen Gedeihens, trotz der ebenso handgreif-lichen Nachtheile, welche das widersinnige, — nur durch die Caprivi'sche Handelspolitik etwas gemilderte — Schutzzoll-system auch auf sittlichem Gebiete dem neuen Reich gebracht hat. Es wird, so scheint mir, in Deutschland so viel er-worben und so viel zurückgelegt, wie ehedem, aber in Anbe-tracht der auf Erwerb und Ersparniß verwandten Mühen und Opfer denn doch verhältnißmäßig wenig.

Lord Farrer, der dem vorliegenden Bande*) eine meisterhafte Vorrede mit auf den Weg gab, setzt einzelnen Cobden'schen Weissagungen einen milden Widerspruch ent-gegen.

„Cobden unterschätzte wohl", sagt Lord Farrer, „die Wohlthaten, und er überschätzte die Gefahren der Einmischung des Staates in die Industrie. Denn ich meine, daß, jedenfalls zur Zeit noch, diese Einmischung Englands Industrie nicht gelähmt hat. Jedoch fehlt es uns nicht an Symptomen der von Cobden vorausgesehenen Gefahren. Wenn die arbeitenden Klassen Englands jemals der Wohlthat verlustig zu gehen bestimmt sein sollten, welche ihnen die Abschaffung der Kornzölle und andere Frei-handelsmaßregeln gewährt haben, so wird das wahrscheinlich als Folge eines vereinigten Angriffs geschehen, den einerseits Arbeitgeber, — unter dem Joch seufzend, welches der Staat und die Gewerkvereine ihnen auf den Hals legen, — und andererseits Führer der Gewerkvereine wider den Arbeiterstand ausführen könnten; die Letzteren vom Bestreben geleitet, über die Gesammtheit der Arbeitsbedingungen das letzte Wort (control) zu haben und dabei doch auf die Thatsache stoßend, daß dem ausländischen Wettbewerb gegenüber dieses ‚letzte Wort' seine Wirkung verliert.

Ich glaube nun nicht, daß sich der gesunde Verstand und der kraftvolle Individualismus meiner Landsleute durch solch einen gemeinsamen Angriff wird einfangen lassen; aber uns zu Häupten schwebt allerlei Bedrohliches. Eine derartige Schutzzollbewegung Seitens der vereinigten Arbeitgeber und Gewerkvereinsleiter, vom Eigennutze des Grundbesitzes und des Kapitals unterstützt, könnte möglicher Weise eine neue Freihandelspredigt an unsere Arbeiter in ihrer Eigenschaft als Konsumenten nöthig machen."

So weit Lord Farrer. Offen gestanden: Der Staats-allweisheit in der Behandlung wirthschaftlicher Dinge haben wir in Deutschland so viel Opfer bringen sehen, daß die von Lord Farrer ausgesprochene Einschränkung Cobden'scher Warnungsrufe kaum in vollem Umfange auf Zustimmung bei uns rechnen kann. Desto lebhafter danken wir dem seit Cobden's und Sir Louis Mallet's Ableben ohne Widerspruch anerkannten Oberhaupte der englischen Freihandelsschule für sein rüstiges Versprechen, das Banner der Handelsfreiheit von Neuem schwingen zu wollen, wenn dort jemals, zwischen eisernem Staats- und Gewerkvereinszwange beängstigt, die Industrie und das Land wieder nach Schutzzoll rufen sollte!

*) Reminiscences of Richard Cobden, compiled by Mrs. Salis Schwabe. With a preface by Lord Farrer. London. T. Fisher Unwin, 1895.

Dem jüngeren Geschlechte ist Richard Cobden allmählich wieder das geworden, was er bei Beginn seines meteorhaften Auftretens als Agitator für Abschaffung der Kornzölle zu sein schien, nämlich ein Vertreter der materiellsten Weltanschauung, ein Vertreter des englischen Fabrikantenthums, welches die Zahlung niedriger Löhne festhalten zu können hoffte, wenn der Arbeiter für deren Betrag mehr Brod zu kaufen im Stande wäre. Cobden war aber nicht bloß mehr als das. Er war etwas ganz und gar Andres. Wir wußten's aus Morley's berühmter Biographie. Von Neuem lernen wir durch vorliegende Sammlung den wahren Charakter und die geistige Spannkraft des Propheten kennen, der in Gemeinschaft mit dem Politiker John Bright eine der segensreichsten Umwälzungen der neueren Geschichte angebahnt hat. Nicht die dürre Rechenmaschine, „kühl bis an's Herz hinan", tritt uns entgegen, sondern ein von Leidenschaft für's Volkswohl aller Länder durchströmtes Menschenkind, vielfach unter der Obmacht der Phantasie stehend, von poetischem Temperament und einer bilderreichen Sprache Meister. In noch höherem Grade als der Purist John Bright ein Volksredner, wußte er die Massen hinzureißen. Und doch hat man ihm selten eigentlich aufwieglerische Aussprüche nachzuweisen oder Absichten unterzuschieben versucht. Vor seinen Augen, vor der Seele seiner entzückten Hörer war nichts als eitel Sonnenschein ausgebreitet; die Finsterniß versank unter und hinter ihnen. Den Spaniern ruft er zu, daß die Handelsfreiheit für sie mehr Gutes im Schooß trage als die Entdeckung Amerikas ihren Vorfahren je gebracht hätte. Mit ehrfürchtiger Inbrunst betritt er 1847 Toscana, „das einzige Freihandelsland Europas", und überzeugt sich durch eingehende und mühsame Kritik des Vorhandenen, daß noch weit jenseits seiner kühnsten Erwartungen dessen blühender Zustand sich über die verschiedensten Gebiete des menschlichen Lebens verbreitet. Er erweckt Begeisterung in Paris und in Bordeaux wie in Stettin und Danzig. Als Apostel der Handelsfreiheit will er „gern alle Staatsoberhäupter der Welt aufsuchen". In Mailand und in Venedig gestatten die österreichischen Behörden die Abhaltung verschiedener ihm zu Ehren geplanter Feste; in Wien empfängt Fürst Metternich den Reisenden mit ausgesuchter Höflichkeit. Ja, auch Rußland bereist er, wenn nicht auf die Initiative, so doch mit Vorwissen und Zustimmung des Zaren Nicolaus I. Cobden übersieht dann in seinem liebenswürdigen Optimismus vollständig, daß man im Jahre 1847 im habsburgischen Kaiserstaat die Begeisterung für den Freihandel als politischen Blitzableiter, und in Rußland den Friedensapostel, nicht den Vertreter der Handelsfreiheit, willkommen hieß. Den Arbeitern Englands ruft er von seinem Platz im Unterhause zu, daß seine Liebe zu ihnen nicht die weinerliche und hysterische anderer Leute sei, sondern die mannhafte, welche ihnen „die Begierde nach Unabhängigkeit, das edle Vorrecht der Selbstachtung, den Abscheu vor allem Gönnerthum und allem ‚Um den Bart Gehen', den Wunsch zurückzulegen und den Ehrgeiz aufzusteigen einpflanzen möchte."

Das klingt doch nicht, wie einem kalten, geld- und machtgierigen Industrialismus entflossen! Es ist allerdings wahr, daß Cobden für des in seiner Art großartigen Philanthropen Shaftesbury Armenpolitik nicht zu haben war. Aber ebenso weit entfernte er sich von der engherzigen Anschauung fast aller leitenden Parteigenossen in Betreff der vom Staate zu übernehmenden Volkserziehung. Diese dem Zufall und der Kirche zu entreißen und im größten Stile selbständig zu besorgen, dazu hätte er die Staatsleitung seines Vaterlandes gern vermocht. Und wäre ihm längere Arbeit und längeres Leben beschieden gewesen, so hätte vielleicht England nicht bis 1870 warten müssen, bevor es, durch W. E. Forster's noch zaghafte Gesetzgebung, die Volksschule erhielt.

In der Beurtheilung Cobden's darf auch ein ferneres Moment nicht außer Acht gelassen werden, ohne welches britische Volksüberzeugungen (auch, beiläufig gesagt, die heutigen Arbeiterbewegungen im Norden Englands) leicht mißverstanden werden, — ich meine das religiöse. Cobden gehörte nicht, wie Bright, einer religiös gesättigten Sekte an. Seine Familie und die Kreise, in denen er sich be[wegte,] waren in Sachen der Religion voller Zurückhaltu[ng;] nichts weniger eindringlich gestalteten sich in seinem [...] solche Wahrheiten, wie die in der folgenden Äu[ßerung] Cobden's an Frau Schwabe enthaltene: „Handels[freiheit] ist ein göttlich Gesetz. Wäre das nicht der Fall, [so] hätte müssen anders erschaffen sein. Ein Land ba[ut ...] wolle, ein anderes Wein, wieder ein anderes Steink[ohle ...] ein Beweis dafür, daß nach göttlicher Weltordnung [die] Menschen brüderlich verkehren, ihre Güter austausche[n] auf diese Weise Frieden und Wohlwollen auf Erden [...] sollten."

Daß nun solche Volksmänner wie Bright und [...] sich auch einmal in die vollständigste Isolirung [...] geworfen sehen können, ist ein gemeinsamer Zug [...] aller echten politischen Charaktere. Die Klippe, an [...] die Beliebtheit jener Beiden scheiterte, war der Ausbru[ch des] Krimkrieges. Weder der Eine noch der Andere kon[nte es] über sich bringen, die Ursachen des Krieges anzuerke[nnen] oder dessen Zwecke zu billigen. In John Bull [steckt] ein rauflustiger Kern. Die bestерwogenen Beweis[...] der Friedensfreunde verfingen nicht und als nach dem [...] die 1857er Wahlen erfolgten, waren Cobden und Bright [...] fast als Eigenbesitz erachteten Wahlkreise verlustig ge[...]

Dennoch war es Cobden noch ein zweitesmal [...] den, einer wirthschaftlichen Weltbewegung den ersten [...] zu geben. Im Einverständniß mit Lord Palmerston, [...] als Privatmann, besuchte er im Jahre 1859 den K[aiser] Napoleon, um ihn zum Abschluß eines Handelsvertr[ags] mit England geneigt zu machen. Sein Bericht vom [...] tober 1859 über diese Unterhaltung, welcher im vorlie[genden] Bande zum ersten Male englisch erscheint, ist ein [...] Meisterstück und macht, schon allein für sich, die Ver[öffent]lichung der Frau Schwabe zu einer verdienstlichen [...] Wir wissen, daß dem Imperator durchaus kein engfran[zösi]scher Geist inne wohnte. Wir wissen, daß er, dem herr[schen]den Vorurtheil trotzend, die Politik der Verträge er[...] Aber nicht oft genug kann man auf die ebenso offenkundi[ge] Thatsache hinweisen, daß diese Politik, in Deutschland [und] anderswo von den Machthabern und der Opposition gle[ich] willkommen geheißen, Niemand geschädigt, Allen ge[...] und auch Diejenigen befriedigt hat, denen Handelsver[]träge nur ein erster Schritt auf der Bahn zur Handelsfreiheit waren.

Mit Deutschland hatte Cobden nur wenige Berührungs[]punkte. Ihm fehlte die Kenntniß der Sprache. Von Stett[in,] Danzig und Königsberg eilt er fast mit Wohlgefallen [...] weg, weil „die Gastmähler gar so viel Stunden dauern" — ein erstaunlicher Irrthum! Desto befriedigender [...] eine Aeußerung auf den deutschen Leser, welche das in [der] vorliegenden Sammlung letzte Schriftstück, ein Brief [vom] 12 Februar 1864, über unser Volk enthält: „Ich betrachte es nach seinen sittlichen wie geistigen Eigenschaften als [...] Rasse, die je gelebt, ebenbürtig. Vielleicht sind wir [eng]lischen Liberalen darum etwas intolerant gegen Deutsche, weil sie sich als Politiker so wenig hervorgethan haben. [...] ihr Tag wird kommen."

Die edle Herausgeberin hat ihren Cobdenschatz [zum] Besten ihrer neuesten Gründung, nämlich des Londoner Froebel Educational Institute in den Druck geben [...] Ihr rastloser Eifer fand in der gleichnamigen Anstalt [zu] Neapel, — obwohl man diese ein für Einen Menschen au[s]reichendes Werk zu nennen versucht wird, — noch [...] kein Genügen. Haben meine Leser das Instituto Froebeliano inmitten des Stadtgetümmels von Neapel wohl [ein]mal besucht? Entsprungen ist's einer echt Cobden'schen Weltanschauung. Auch nur an die Errichtung einer [...] fassenden Erziehungsanstalt auf dem vielleicht [...] Punkte der civilisirten Erde zu denken, — dazu gehörte [...] „Glaube, der Berge versetzt", der Glaube an die [...] des Menschengeschlechts, die Ueberzeugung von der [...]rungsfähigkeit auch Sodoms und Gomorras, und [...] leuchtete Bewußtsein, dem Norden mit zu nützen, [...]

Süden Europas ein eiterndes Geschwür geheilt wird. Der Erfolg in Neapel ist ein ans Wunderbare grenzender. Möge er dem Londoner Unternehmen unserer Landsmännin nicht fehlen! Auch dort gilt es, — wie Cobden das verstand — einiges Pharisäerthum zu bekämpfen.

Georg von Bunsen.

Die 67. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Die in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts von Humboldt und Oken ins Leben gerufene Wanderversammlung der deutschen Naturforscher, in deren Sitzungen manche bedeutende Gedanken zuerst ausgesprochen, manche bedeutsame Entdeckung zuerst bekannt wurde, findet in diesen Tagen zum 67. Male statt und zwar hält sie, nach dem alten Gebrauche, mit der Zusammenkunft zwischen Süddeutschland und Norddeutschland abwechselnd, ihre heurige Versammlung in der ehrwürdigen freien und Hansastadt Lübeck ab, nachdem die vorjährige in Wien stattgefunden hatte. Seit ihrer, wie die Erfahrung gezeigt hat, in ihren Erfolgen nicht durchweg glücklichen, wenn auch von unseren größten Forschern begünstigten Reorganisation heißt sie übrigens nicht mehr schlechthin Versammlung, sondern Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte. Der Unterschied gegen früher besteht darin, daß ihr Bestand nicht mehr alljährlich vollständig wechselt, sondern daß eine unter einem besonderen Vorstande stehende dauernde Gesellschaft besteht, die ein eigenes Vermögen und, irren wir nicht, auch schon Korporationsrechte besitzt und deren Vorstand, zusammengesetzt aus gewählten und jährlich nach bestimmter Folge ausscheidenden Hauptvertretern aller naturwissenschaftlichen Fächer in Deutschland und Oesterreich, die Vorbereitung des wissenschaftlichen Theiles, der Vorträge zc. übernimmt, während die Geschäfte der örtlichen Versammlung den für den jeweiligen Ort gewählten zwei Geschäftsführern zufallen. Diese formalen Dinge waren jetzt, obschon es sich zum Glück nicht wieder um Statutenänderungen handelte, insofern von Interesse, als der Bericht, den der Vorsitzende der Gesellschaft, der angesehene Leipziger Professor der Chemie, Dr. Joh. Wislicenus, nach der Eröffnung der Versammlung durch die Lübecker Geschäftsführer, Senator Dr. Brehmer und Dr. Eschenburg am 16. September erstattete, manches Beachtenswerthe darbot. Professor Wislicenus richtete nämlich angesichts der von 1200 auf 992 gesunkenen Mitgliederzahl, an die Versammelten die Mahnung, die Gesellschaft als Vertreterin der gesammten Naturwissenschaft gegenüber der immer mehr fortschreitenden Spezialisirung durch zahlreichen Beitritt zu fördern; denn es könne ja doch einmal der Tag kommen, wo wir uns wieder um Luft und Licht, um die Freiheit der Wissenschaft würden wehren müssen. Darum solle man die Organisation und Macht der Gesellschaft stärken „gegen den alten, bösen Feind". Diese Worte fanden lebhaften Wiederhall, wiewohl die Meinungen darüber sehr getheilt sind, wen Professor Wislicenus meinte, ob die Umsturzvorlage oder den Klerikalismus oder reaktionäre Neigungen einer Regierung, die er aus der Nähe zu beurtheilen in der Lage ist. Sodann machte er die erfreuliche Mittheilung, nicht nur von einem Ueberschuß von 11 000 Mk. aus der Wiener Versammlung, sondern auch von einem ansehnlichen Legat, welches ein ebenso warm für die Wissenschaft wie für das Vaterland empfindender süddeutscher Jugendfreund und Schüler Virchow's aus dessen Würzburger Zeit, der in den fünfziger Jahren nach Kalifornien ausgewanderte badische Arzt Dr. Trenkle, der im vorigen Jahre in San Francisco unverheirathet starb, der Gesellschaft durch Hinterlassung von 10 000 Mk., nachdem er Virchow's Rath eingeholt, gewidmet hat. Nach den Absichten ihrer Reorganisatoren, Helmholtz und Siemens, soll die Gesellschaft auch die selbstständige Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen in die Hand nehmen; Professor Wislicenus theilte aber mit, daß der Vorstand erst, wenn eine halbe Million beisammen sei, mit der Ausführung jenes Vorhabens beginnen wolle. Wir müssen gestehen, daß uns diese Aufspeicherung von Schätzen nicht recht verständlich ist; da die Gesellschaft jetzt schon 77 000 Mk. besitzt, so würde sie zusammen mit dem Trenkler'schen Legat bereits eine Rente von etwa 5000 Mk. für wissenschaftliche Zwecke verwenden können. Wir erwähnen diese Dinge darum so ausführlich, weil angesichts der neuerdings in Folge der überhandnehmenden Anforderungen des Heerwesens eingeschränkten staatlichen Zuwendungen es freudig zu begrüßen wäre, wenn für die Zwecke der Wissenschaft Korporationen und Private einzutreten beginnen.

Was nun die Verhandlungen selbst betrifft, so hatte der Vorstand für die allgemeinen Sitzungen, die denn doch allein den Stand der Gesammtwissenschaft nach außen vertreten, mit anerkennenswerther Umsicht biologische, medizinische und dem Gebiete der unbelebten Natur und ihrer Kräfte entnommene Gegenstände für die Vorträge gewählt und durchweg angesehene Vertreter des betreffenden Faches dafür gewonnen. Wenn diese Vorträge dennoch von sehr ungleichem Werthe waren, so liegt es theils am Gegenstande, theils auch daran, daß Ruf und Bedeutung sich nicht immer bei derselben Persönlichkeit decken. Den bedeutendsten Eindruck machte bisher der in der zweiten allgemeinen Sitzung gehaltene Vortrag von Professor Viktor Meyer in Heidelberg über „Probleme der Atomistik"; wir wollen aber, da er, wenigstens dem Gebiete nach mit dem für die letzte Sitzung am 20. September vorbehaltenen Vortrage des Professors Ostwald in Leipzig, des Vertreters der energetischen Richtung in der Chemie, zusammengehört, uns zunächst mit anderen bisherigen Vorträgen beschäftigen, die dem Gebiete der lebendigen Natur angehören.

In erster Linie versuchen wir es, die bisherigen medizinischen Vorträge hier in möglichster Kürze zusammenzufassen.

Von den ersteren steht der des Prof. E. Behring über die Leistungen und Ziele der Serumtherapie im Vordergrund; in sachlicher Verbindung stehen damit die am Tage darauf in einer gemeinsamen Sitzung mehrerer ärztlicher Sektionen erstatteten Berichte der Kliniker Heubner in Berlin und Soltmann in Leipzig über den gleichen Gegenstand. Behring's Vortrag zerfiel in einen statistischen und einen wissenschaftlichen Theil. Beide machten uns einen tendenziösen Eindruck; denn die ausführlichen statistischen Darlegungen Behring's hatten nicht bloß den begreiflichen Zweck, den bedeutenden Rückgang der Diphtherie-Sterblichkeit seit der Anwendung des Serums zu beweisen, sondern sie sollten auch zeigen, daß alle Statistiken, die von den Gegnern, besonders von Gottstein aufgestellt waren und die wesentlich die Ungleichheit des Materials an Kranken vor und nach der Serumperiode betonten, falsch oder lückenhaft und nur die Erfolgstatistiken richtig aufgestellt seien. Einen Anhaltspunkt für die Beurtheilung der Behring'schen Tabelle gibt seine eigene Tafel.

	1891	1892	1893	1894	7 Monate 1895
Erkrankungen in ganz Berlin	3502	3772	4206	5249	3111
Von 100 Diphtheriekranken starben in ganz Berlin .	31,8 %	36,5 %	36,7 %	26,8 %	15,0 %
Diphtheriefälle in Berliner Krankenhäusern	1727	2120	2403	2900	1666
Diphtherie-Todesfälle in den Berliner Krankenhäusern	35,5 %	40 %	38,0 %	21,1 %	14,0 %

Sieht man diese kolossale Vermehrung der Erkrankungen seit dem Auftreten der Serumbehandlung, so kann man

dem Einwande Gottstein's, daß bei dem kolossalen Andrang zur Anwendung des neuen Mittels auch eine sehr große Zahl von leichten Fällen, und zwar eine größere als früher aufgenommen wurde, eine innere Berechtigung nicht versagen. Es muß übrigens bemerkt werden, daß nicht nur Behring, sondern auch Kliniker wie Heubner diesen Einwand für thatsächlich unrichtig erklären.

Die wissenschaftlichen Ausführungen Behring's boten auch diesmal keinen Aufschluß über den inneren Zusammenhang zwischen der Anwendung des Heilserums und den Erfolgen, die ihm zugeschrieben werden, statt dessen aber eine wichtige, für Anhänger wie für Gegner werthvolle Mittheilung praktischer Art, daß es nämlich gelungen sei, jetzt eine Heildosis auf einen Kubikcentimeter zu konzentriren, während bisher 5 Kubikcentimeter dazu erforderlich waren. Diese Neuerung wird den Gebrauch des Heilserums jedenfalls verstärken und auch die Bedenken mancher Gegner verringern, die vielfach sich überhaupt gegen die Einspritzung einer so ansehnlichen Menge von Serum erhoben. Ganz nebenbei kündigte Behring auch Antitoxine gegen Cholera, Wundstarrkrampf und Tuberkulose an. Das Letztere ist nicht mit dem Koch'schen Tuberkulin zu verwechseln, welches ein verändertes Tuberkelgift ist, während Behring und Knorr jetzt das Gegengift dagegen dargestellt und an mit starkem Tuberkelgift infizirten Thieren erprobt haben wollen.

Gegenüber den Referaten Heubner's und Soltmann's ist es nicht leicht, Stellung zu nehmen. Der Unbefangene muß, wie er sich auch zur theoretischen Beleuchtung der Serumfrage stellen mag, zugeben, daß, von wo immer auch die Berichte über die Serumbehandlung der Diphtherie seit 1894 kommen, ob aus Deutschland, Frankreich, Oesterreich-Ungarn, England oder Amerika, sie überwiegend eine wesentliche Herabsetzung der Sterblichkeit, meist bis auf die Hälfte, oft sogar auf 6, ja 5 Prozent melden; ebenso stimmen die Berichte der meisten Beobachter darin überein, daß die örtlichen Krankheitserscheinungen, die Erstickungsgefahr ꝛc., milder auftraten und rascher schwanden. Es fehlt auch nicht an Bedenken erregenden Momenten, aber die günstigen überwiegen. Dieser Gesammtwahrnehmung gab auch Professor Heubner, der Ende 1893 als Nachfolger Henoch's aus Leipzig nach Berlin berufene Professor der Kinderheilkunde, welcher der Serumbehandlung Behring's allerdings von Anfang an Begeisterung entgegenbrachte, Ausdruck. Auch Professor Soltmann, sein Nachfolger in Leipzig, kam in seinem Korreferat zu ähnlichem, praktischem Schlußergebniß. Doch unterschieden sich beide Referenten merklich durch die Tonart. Heubner tritt als offener Fürsprecher des Serums, sowohl zu Heilzwecken, wie zur Immunisirung, auf, verhehlt aber, wenn auch mit sichtlichem Schmerz, manche Momente nicht, die Bedenken erregen, wie z. B. die Berichte von Alföldi, Guinon, Moissard über drei in Frankreich beobachtete Fälle, wo anscheinend gesunde, zum Zweck der Immunisirung geimpfte Kinder starben; ferner eine Anzahl von Fehlschlägen bei zu Heilzwecken angewandtem Serum, wo trotz früher Einspritzung sich schwerste Diphtherie entwickelte; endlich eine Anzahl von etwa 15 Fällen, wo trotz des Schwindens der örtlichen Krankheitserscheinungen langsamer Tod durch Herzschwäche auftrat, ja er bemerkt sogar, daß ein Magdeburger Beobachter, Springorum, das Serum zwar als Mittel gegen die Lokalerkrankung, aber zugleich geradezu als Herzgift bezeichnet. Was die französischen Todesfälle nach „Immunisirung" betrifft, so hält Heubner sie für nicht genügend erklärt. Bei den anderen hilft er sich über die Bedenken damit hinweg, daß sie denn doch die geringe Minderzahl seien und im Ganzen die Diphtherie seit der Serumbehandlung viel günstiger als vorher verlaufe. Professor Soltmann dagegen führte einen Eiertanz im Windthorst'schen Stile auf. Zwar sei das Wesen der Diphtherie noch lange nicht geklärt, zwar kenne man weder ihre Inkubation noch ihren Verlauf, zwar decke sich der bei den Thieren mit dem Diphtheriegift erzeugte Prozeß keineswegs mit der menschlichen Diphtherie, zwar habe man keine wissenschaftliche Ahnung von der Art, wie das Heilserum wirke, aber es sei doch eine geniale That Behring's, das Serum erzeugt und die Behandlung der Krankheit durch Bekämpfung ihrer Ursache angebahnt zu haben. Der Löffler'sche Bacillus sei unbestreitbar die Ursache der Diphtherie; dennoch träten zuweilen alle ihre Erscheinungen ohne ihn auf, und sehe man andererseits leichte, ungefährliche Halsentzündungen mit dem Löffler'schen Bacillus. Professor Soltmann erklärt es zunächst als unbedingt richtig, daß die Sterblichkeit der Diphtherie überall seit der Anwendung des Serums nachgelassen habe und empfiehlt daher seine Anwendung, bemerkt aber andererseits, daß die heutigen Statistiken mit den früheren nicht vergleichbar seien; die Erfolge, die seitdem erzielt werden, könnten dem Serum nicht abgestritten werden, andererseits hätten aber Löffler und Strübing in Greifswald ohne Serum, bloß mit ihrer verbesserten örtlichen antiseptischen Behandlung zum Theil noch bessere Resultate erzielt. Trotzdem schon der psychologische Charakter dieser Berichte zur Diskussion aufgefordert hätte, wobei der Unterschied zwischen der rückhaltlosen Wärme Heubner's und den Vorbehalten Soltmann's ins helle Licht hätte gesetzt werden können, wurde keine Diskussion beliebt. Derlei unmittelbare Wirkungen der Autorität kann man in medizinischen Gesellschaften öfter beobachten.

Von mehr spezialistischem, chirurgischem Interesse war der Vortrag des Jenenser Chirurgen Prof. J. Riedel über Operationen im Gehirn; anfangs schien er die löbliche Absicht zu haben, den Fortschritt zu zeigen, den die operative Chirurgie des Gehirns durch die neuerdings immer mehr verfeinerte Lokalisation der Körperfunktionen in der Großhirnrinde gemacht hat; er verlor sich aber immer mehr in chirurgische Spezialien, als deren Kern herauszuheben ist, daß auch aus den unscheinbarsten Kopfverletzungen, selbst wenn sie nicht in den Knochen dringen, durch Vernachlässigung in Folge von Fortleitung des Eiters schwere Hirnerkrankungen entstehen können, daß zu den letzteren die Mittelohrentzündungen das Hauptkontingent stellen und daß von den sonstigen Hirnerkrankungen die sogenannte traumatische Epilepsie, d. h. diejenige, die auf äußere Verletzungen des Schädels zurückzuführen ist, die verhältnißmäßig besten Aussichten für Hirnoperationen darbietet.

(Ein Schlußartikel folgt.)

E. Schiff.

Molière's Ende.

Im Jahre 1666 stand Molière, vierundvierzig Jahre alt, auf der Höhe seiner Laufbahn. Er schuf und spielte den „Schwarzgalligen als Liebhaber" („L'atrabilaire amoureux), ein Stück, das unter dem Titel Le Misanthrope berühmt geworden ist und in welchem der Dichter das Bild der unglücklichen Liebe eines wahren und ernsten Mannes zu einer flatterhaften und oberflächlichen Weltdame darstellte: eine ins Komische gewandte Studie über das Problem seiner eigenen unglücklichen Ehe.

Wenn man die Stücke übersieht, die Molière nach dem Misanthrope in rascher Folge schrieb (1666–1671), so bemerkt man, daß es fast ausschließlich Schöpfungen sind, die für den Hof bestimmt waren. Sie sind in Versailles, in Saint-Germain, in den Tuilerien zuerst aufgeführt und erst, nachdem sie den Hof ergötzt, von Molière auf sein eigenes Theater im Palais-Royal herübergenommen worden. Seine Lieblingsform ist dabei die Comédie-Ballet: Das Lustspiel, dessen Handlung von Musik und Tanz eingeleitet und in den Zwischenakten weiter gesponnen wird und in Musik und Tanz endet. Die berühmteste Comédie-Ballet ist der unvergleichliche Bourgeois gentilhomme (1670), unvergleichlich wenigstens in seinen ersten Theilen, während er gegen den Schluß vom Dichter in großer Eile ins Gebiet toller Phantastik übergeführt wird. Nur drei Stücke schreibt

Molière in diesen Jahren für sein eigenes Theater, die beiden Possen Le Médecin malgré lui und Les Fourberies de Scapin und den dem Plautus nachgebildeten Avare.

Molière ist jetzt sozusagen Hoftheaterdirektor geworden. Was freilich an Anekdoten über seine angebliche Intimität mit dem König umgeht, ist Fabel. Der Roy Soleil encanaillirte sich nicht mit einem Schauspieler und Tapissier Valet de chambre. Molière hat die Gunst des Königs nie wie Racine oder Boileau besessen.

Doch hat der König seit 1658 für Molière und seine Truppe manche Gunstbezeugung gehabt: er hat ihnen in schweren Zeiten eine Bühne zur Verfügung gestellt und sie im Kampfe um die Existenz, den der Neid einer mächtigen Konkurrenzbühne heraufbeschwor (1663), unterstützt. Unter des Königs freilich etwas zögerndem aber schließlich doch entscheidendem Schutze schrieb und spielte Molière den Tartuffe (1664—1669), studirte er den Hof und fand an demselben eine sehr dankbare Figur für seine Satire: das höfische Gigerl, den Marquis. Der junge, lebenslustige, vornehm-elegante König gab dem Satiriker die unbequemen Frömmler und die Gigerl seiner Umgebung preis. Sein Beifall sicherte hier Molière ein Arbeitsfeld, indem er sich schützend über den Dichter und dessen Werk breitete.

Und Molière hat dem Hofe denn auch seine Anerkennung gezollt als einer Stätte freier weltmännischer Beurtheilung litterarischer Arbeit; er hat sich wiederholt der „verrosteten Gelehrsamkeit der Pedanten" gegenüber, die den Erfolg seiner Stücke mit Citaten aus der Poetik des Aristoteles zu vernichten unternahmen, auf den Beifall der vorurtheilsloseren Hofgesellschaft berufen.

Freilich gehen die Bestellungen, die der König direkt bei Molière macht, auf leichte Waare. Diese Comédies-Ballets dienen dem Tagesgeschmack und der leichten Hofmoral. Doch enthalten sie im Einzelnen viel Schönes und Sinnreiches. Man fühlt deutlich, daß Molière mit Freude daran arbeitete; er schwelgte in diesem von allen ökonomischen Fesseln freien Spiel. Es trug zu seiner Schaffensfreude bei.

Diese Arbeit für den Hof ist der Preis, um den Molière die Gunst des Königs sich erwarb, die ihm eine glänzende Stellung schuf und ihm Mittel und Stimmung zu unvergänglicheren Schöpfungen gewährte.

Der König hat den Misanthrope sich bekanntlich nicht vorspielen lassen, aber er hat ihn gleichsam bezahlt. Was der Kapellmeister im Bourgeois gentilhomme vom Helden sagt: Il payera pour les autres ce que les autres loueront pour lui, das gilt hier: Ludwig XIV. hat durch die Bestellung der leichteren Waare auch den Misanthrope bezahlt, den wir für ihn loben.

Es waren Jahre angestrengtester Thätigkeit für Molière, den Dichter, den Schauspieldirektor und den Schauspieler. Bisweilen häufte sich die Arbeit so, daß er Mitarbeiter suchen mußte: ja theilte er sich 1670 mit dem alten Corneille in die Ausführung der Psyché, zu der er selbst den Plan entworfen und den ersten und ein Stück des dritten Aktes lieferte.

Molière war in den Jahren 1666 und 1667 wiederholt krank. Vergeblich mahnten die Freunde zur Schonung. Boileau meinte, er solle wenigstens auf die Ausübung seines Schauspielerberufes verzichten. Doch Molière erklärte es als Ehrensache, bei seiner Truppe zu bleiben, als primus inter pares. Boileau aber fand, daß das eine seltsame Ehrensache sei, die darin bestehe, sich täglich das Gesicht zu schwärzen, um einen Sganarelle darzustellen und seinen Rücken den Prügeleien der Farce auszuliefern. Und er bedauerte, daß ein Mann von der geistigen Bedeutung Molière's an dieser größten aller Narrheiten kranke.

Und wahrlich, wir können Boileau's Empfindung begreifen! Molière, der Verfasser des Tartuffe, des Misanthrope, auf der Höhe seiner Schöpfungskraft und auch auf der Höhe des Lebens angelangt, in seiner Gesundheit erschüttert, tritt noch immer in den erniedrigenden Rollen der Posse, als Farceur, als Scapin auf. Aber wir müssen uns mit der Thatsache abfinden: die Leidenschaft des Theaters, die ihn einst aus dem Vaterhause fortgetrieben, beherrschte diesen Menschen auch noch, als er alterte und kränkelte. Sein Gefühl für persönliche Würde ist nicht das unsrige; es hat bei seinem Berufe, der ihn in jungen Jahren den Demüthigungen des Elends überlieferte, gelitten. Es liegt unbestreitbar ein Defekt vor, ein Mangel an feiner Empfindung, an persönlicher Würde, den die Gewöhnung des ganzen Lebens erklärt. Doch ist auch die andere Seite hervorzuheben: dieses Ausharren des berühmt und wohlhabend gewordenen Mannes bei seinen Genossen hat etwas menschlich Schönes, etwas Rührendes.

Mit dem Jahre 1671 nahen für Molière die Tage, von denen es heißt, daß sie einem nicht gefallen. Zu den körperlichen Leiden hatten sich längst die seelischen Schmerzen seiner wenig glücklichen Ehe gesellt. Jetzt verdrängten die Intriguen seines Mitarbeiters Lulli, des florentinischen Musikers, der bisher seine Comédies-Ballets komponirt hatte, ihn mehr und mehr aus der Gunst des Königs. Im Februar 1672 starb Madeleine Béjart, die Geliebte seiner entbehrungsreichen Jugend, aus der eine treue Freundin geworden war. Der Erfolg des Femmes savantes (März 1672) vermochte da keine Heilung zu bringen. Gegen Ende des Jahres verlor Molière sein zweites Söhnchen kurz nach der Geburt. Er selbst wurde ernstlich krank.

Und nun unternimmt es dieser seltsame Mann noch einmal, die Misère seines Lebens zum Gegenstand heiterer, lachender Szenen zu machen: die Misère der Krankheit, die seine Kräfte erbarmungslos untergräbt. Die Krankheit mit ihren unablässigen Gedanken, die die Seele verfolgen und peinigen; die Krankheit mit ihrem kleinen und großen Jammer im Innern der Familie, mit ihrem Kommen und Gehen von Aerzten und Apothekern, die muß ihm, dem großen Humoristen, an's Messer, ehe er selbst ihr erliegen wird. Und mit ihr sollen auch diejenigen dran, die von Krankheit und Tod leben, die Aerzte seiner Zeit, für deren mittelalterliches hohles Wortwissen er, der klarblickende Schüler Lukrezen's und Gassendi's, eine tiefe Mißachtung hat.

Aber die wahre Krankheit ist nicht Komödienstoff. Das hat Regnard in seinem Légataire universel (1708), dessen Roheit bei der neulichen Wiederaufführung die Pariser empörte, zu sehr vergessen. Molière bringt also nicht den wahren, sondern den eingebildeten Kranken auf die Bühne, der sich von einem Heer von Krankheiten bestürmt wähnt und eine willkommene Beute klugschwätzender Doktoren und operationsbereiter Apotheker wird.

Er schreibt dieses Stück zum Amüsement des Hofes, der es aber in Folge von Lulli's Machenschaften nicht annahm. Er schreibt es als Comédie-Ballet und welche Lustigkeit gießt er in jene unvergänglichen Szenen mit den beiden Aerzten Diafoirus und dem Apotheker Mr. Purgon und endlich in jenes phantastische Schlußstück, die sogenannte Cérémonie du Malade Imaginaire, wo der Held Argan zum Doctor medicinæ promovirt wird!

„Mein Bruder, sagt am Schlusse Béralde zum eingebildeten Kranken Argan, mir kommt ein Gedanke: werde Du selbst Arzt, dann hast Du's am allerbequemsten." Argan: „Aber da müßte ich ja Latein reden, die Krankheiten erkennen und die Heilmittel anwenden lernen." Béralde: „Das lernt man, indem man den Talar und das Barett des Mediziners anzieht — sobald man die trägt, wird einem aller Unsinn zur Gelahrtheit und alle Narrheit zum Verstand." Und ja erklärt sich Argan bereit, Talar und Barett zu empfangen. Die Fakultät erscheint — aus sämmtlichen Schauspielern des Hauses gebildet — in Amtstracht, unter den Klängen der Balletmusik und in makaronischem Latein geht die närrische Promotion vor sich. Der Dekan beginnt das Examen:

Savantissimi doctores,
Medicinæ professores,
Qui hic assemblati estis,
Et vos altri Messiores . . . .
Chirurgiani et apothicari,
Atque tota compania aussi,
Salus, honor et argentum
Atque bonum appetitum!

„Was würdest Du, frägt einer der Examinatoren den Kandidaten, in einem Falle von Wassersucht verordnen?"

> Clysteriom donare,
> Postea seignare,
> Ensuitta purgare,

lautet die Antwort und der Chor der Fakultät ruft zustimmend:

> Bene, bene, bene respondere,
> Dignus, dignus est entrare
> In nostro docto corpore.

Und dieselbe Antwort vom Alles heilenden Clysterium und Aderlaß begleitet von demselben Chorgesang, folgt auf alle weiteren Fragen nach der Heilung aller anderen Krankheiten. So besteht Argan sein Examen summa cum laude. Er wird medicinæ doctor und muß beschwören, immer den Fakultätsstatuten gemäß zu praktiziren,

> Maladus dût-il crepare.

Dreimal schwört er feierlich: Juro. Und nun erhält er

> Virtotem et poissanciam
> Medicandi, purgandi, seignandi,
> Perçandi, taillandi, coopandi,
> Et occidendi,
> Impone per totam terram. —

Aber durch die tolle Laune dieses übermüthigen Spaßes klingt auch die tiefe Traurigkeit des kranken Poeten durch, der hier die Unfähigkeit ärztlicher Wissenschaft verspottet, die ihn selbst dem Tode überliefert.

Schon im Prolog singt ein Mädchen:

> Votre plus haut savoir n'est que pure chimère,
> Vains et peu sages médecins;
> Vous ne pouvez guérir par vos grands mots latin,
> La douleur qui me désespère.

Und erst in der dritten Szene des dritten Aktes! Béralde sucht seinen Bruder Argan, von der Werthlosigkeit des ärztlichen Geschwätzes zu überzeugen. Umsonst. Schließlich sagt er zu ihm: Laß Dich doch einmal in ein Lustspiel Molière's führen! Nun zieht Argan — den Molière selbst spielte — über diesen unverschämten Dummkopf Molière los, der so verehrungswürdige Leute, wie die Aerzte, verhöhne. „Beim Teufel, wäre ich Arzt, ich würde mich für diese Unverschämtheit rächen und wenn er einmal krank sein wird, würde ich ihn ohne Hilfe sterben lassen. Er könnte mir dann lange zureden und schmeicheln, ich würde ihm nicht den bescheidensten Aderlaß, nicht das kleinste Klystierchen verordnen, sondern zu ihm sagen: „Krepir! krepir! das wird Dich lehren über die Fakultät zu spotten!" „Aber Molière wird die Hilfe der Aerzte gar nicht in Anspruch nehmen, erwidert Béralde, und er hat dafür seine guten Gründe. Er behauptet, das nur starke und robuste Leute die ärztlichen Heilmittel nehmen dürfen, da nur sie genug überschüssige Kraft besitzen, um zu der Krankheit hinzu noch die Medizinen vertragen zu können; er selbst habe nur gerade Kraft genug, um sein Leiden zu tragen.

Wie traurig klingt dieses: mais que, pour lui, il n'a justement de la force que pour porter son mal, als das Wort eines wahrhaft Kranken in das Gelächter des Malade Imaginaire hinein, um, kaum gesprochen, vom Lachen des Spieles wieder übertönt zu werden.

In den Händen Molière's wandelt sich alles in eitel Scherz und herzerquickende Heiterkeit, sogar die toddrohende Krankheit. Auch sie wird eine Quelle, aus der lustiger Spaß der Komödie fließt. Sein physisches Elend wird dem Dichter zum Gegenstand des Humors gerade so wie sein Herzeleid und nur selten bringt die Tragik seines Schicksals durch die lachenden Verse und schreckt uns durch eine flüchtige Mahnung an die bittere Wirklichkeit.

Und nicht genug, daß Molière als Dichter sich in heiterer Ironie über sich selbst erhebt: als Schauspieler zieht er die letzte Konsequenz des Scherzes und spielt die Rolle des eingebildeten Kranken selbst. Der wahre Kranke trägt das Spottgedicht des eingebildeten Kranken vor.

Molière leert den bittern Kelch des Humors bis auf die Neige — und trinkt sich den Tod.

Als der Malade Imaginaire zum vierten Male gespielt werden sollte, am 7. Februar 1673, fühlte sich der Dichter besonders krank, niedergeschlagen, von Todesahnungen erfüllt. „Ich weiß, daß es mit mir zu Ende geht", sagte er zu seiner Frau; aber ihren Rath, heute nicht zu spielen lehnte er mit dem Hinweis auf seine Truppe ab, welche er nicht um die Tageseinnahmen bringen wolle. So spielte er denn. Als er das Juro der Schlußceremonie sprach, befiel ihn ein Hustenkrampf. Um die Zuschauer zu täuschen zwang er sich zu einem Lächeln.

Nachdem der Vorhang gefallen, erklärte Molière, sich sehr schlecht zu befinden. Er wurde in seine benachbarte Wohnung geschafft. Noch nahm er einige Nahrung zu sich umgeben von seiner Frau und den nächsten Freunden und gepflegt von zwei barmherzigen Schwestern, denen er über die Fastenzeit, da sie in Paris Almosen sammelten, gastlich sein Haus geöffnet hatte. Dann trat ein Blutsturz ein und der Todeskampf begann.

Man schickte zu den Geistlichen der benachbarten Eustachiuskirche, denn Molière wünschte, wie wenigstens seine Frau erklärte, kirchlich zu sterben. Die Geistlichen weigerten sich wiederholt zu kommen und als endlich Einer sich bewegen ließ, da hatte Molière schon ausgelitten.

Die Wittwe bat um ein christliches Begräbniß a[illegible] Eustachiuskirchhof. Sie wurde von der geistlichen Behörde abgewiesen. Sie wandte sich an den Erzbischof von Paris und eilte nach Versailles, um auf alle Fälle vom König Gewährung zu erflehen.

Ueber diese Audienz sind verschiedene Berichte [illegible] gekommen. Folgendes scheint die einfache Wahrheit [illegible] Der König bezeugte der Familie Molière's seine Theilnahme und ließ den Erzbischof von Paris wissen, das ein Skandal vermieden werden möge.

Es wurde ein christliches Begräbniß — mit Einschränkung — verfügt: Der Sarg sollte nächtlicherweile, nur zwei Priestern begleitet, ohne irgend welchen Pomp [illegible] ohne geistliche Feier im Eustachiuskirchhof beigesetzt werden. In Wirklichkeit wurde etwas mehr aufgewendet, was [illegible] der Zunft der Hoftapeziere zu danken ist, welcher Molière angehörte. Indessen scheint es doch nicht ohne [illegible] fraus abgegangen zu sein. Verschiedene zeitgenössische [illegible]gaben lassen uns vermuthen, daß Molière schließlich [illegible] in geweihter Erde, sondern in jener Ecke des Kirchhofs beigesetzt worden ist, welche für die Leichen Todtgeborener bestimmt war.

Das ist, was Boileau in der siebenten Epistel un peu de terre obtenu par prière nennt.

Im Jahre 1792 wurden bei der Eustachiuskirche Ueberreste, die man für diejenigen Molière's und Lafontaine's hielt, ausgegraben. Fünfzehn Jahre später setzte man sie im Kirchhof Père-Lachaise bei, wo sich heute noch die Mausoleen der beiden Dichter über diesen fremden Gebeinen erheben. —

Die Kirche hat in Molière jederzeit, und mit Recht einen Gegner gesehen. Seine Philosophie ist unkirchlich. Durch seine Werke weht Renaissanceluft. Die Kirche hat denn auch nicht nur seine irdischen Ueberreste verfolgt, sie hat auch, durch den Mund ihres beredtesten Wortführers, Bossuet's, Molière's Seele der Hölle zugesprochen. „Dieser Dichter und Schauspieler, sagt Bossuet, gab seinen Geist [illegible]zusagen inmitten des Gelächters der Bühne auf und trat [illegible] aus der Theaterheiterkeit vor den Richterstuhl desjenigen, der gesagt hat: Wehe Euch, die Ihr jetzt lacht, denn Ihr werdet weinen!"

Derjenige, der dieses lieblose Urtheil gesprochen, hat vergessen, daß im nämlichen sechsten Kapitel des Evangeliums Lukas, in welchem dieses Malheur à vous qui riez, car vous pleurerez steht, es auch heißt: Seid barmherzig, wie auch Euer Vater barmherzig ist und Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet.

Interlaken, August 1895.

H. Morf.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Die Leser der „Nation“, deren Abonnement am 30. September abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder direkt bei der Expedition (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) zu erneuern.

Mit dem im Oktober beginnenden neuen Jahrgange wird die „Nation“ auf besserem Papier und mit neuen Typen gedruckt werden. Auch glauben wir eine noch größere Mannigfaltigkeit des Inhalts in Aussicht stellen zu können. Wir wären den geehrten Abonnenten verbunden, wenn sie auch ihrerseits uns bei der Verbreitung der „Nation“ in immer weiteren Kreisen gütigst unterstützen wollten.

Mit dieser Nummer gelangt auch das Inhalts-Verzeichniß des XII. Jahrgangs zur Ausgabe.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Es wird berichtet, daß Fürst Hohenlohe in einer Depesche an den Minister Crispi seine Glückwünsche zu dem glänzenden Verlauf der römischen Festlichkeiten ausgesprochen hat. Eine solche Depesche wäre eine diplomatische Geschicklichkeit, denn die Italiener werden es zu schätzen wissen, daß der deutsche Reichskanzler, der Bruder eines römischen Kardinals, sich nicht scheut, trotz der Haltung der Kurie seine Sympathien für das uns verbündete Königreich auszusprechen, und diese Sympathien sind auch die der deutschen Nation für das geeinigte Italien.

Die freikonservative „Post“ hat eine Entdeckung gemacht; sie hat entdeckt, daß die liberale Presse auf dem besten Wege sei, aus Hammerstein und Stöcker „Märtyrer“ zu schaffen, wie das Nämliche auch mit Ahlwardt geschehen sei und zwar gleichfalls durch die liberale Presse.

Daß Hammerstein, Stöcker und Ahlwardt als vergleichbare Größen nebeneinander gestellt werden, ist eine Ungerechtigkeit gegen — Ahlwardt; denn mag man auch zugeben, daß alle drei in ihren moralischen Qualitäten mancherlei Aehnlichkeiten aufweisen, und daß alle drei durch den Tivolitag zu politischen Gesinnungsgenossen geworden sind, so besteht doch andererseits ein Unterschied zwischen den einzelnen Sternen dieses Dreigestirns, den man nicht unterdrücken sollte. Ahlwardt ist ein armer Schächer, der mit zerrissenen Hosen im Reichstag erscheint, und der sich schlecht und recht vom dürftigen Entree seiner Redevorstellungen nährt; Stöcker und Hammerstein gehören den besonders bevorzugten sozialen Schichten an, und ihr moralischer Sturz ist daher um so tiefer, je höher sie standen.

Und wenn man nun sagt, ein blinder Haß der Liberalen verfolge die drei, namentlich aber jetzt Stöcker, und der verhaltene Grimm, der sich zeigt, werde gerade seiner Verbissenheit wegen dahin führen, neue Sympathien den Bundesgenossen des Tivolitages zuzuführen, so muß man erwidern, die Empfindungen der Liberalen werden in der „Post“ ganz falsch beurtheilt.

Gewiß bekämpft man die Ahlwardt und die Stöcker und die Hammerstein, aber nicht weil sie heute noch politisch besonders unbequem und gefährlich für den Freisinn wären; ganz und gar nicht; sondern nur aus politischem Reinlichkeitsgefühl. Solche Elemente sind geeignet, das öffentliche Leben zu depraviren; Stöcker und Hammerstein haben das im hohen Grade gethan; Ahlwardt mit seiner Winkelagitation in weit geringerem Grade, und solche Depravirung ist der Volksgesundheit schädlich, und die höchste Aufgabe einer Partei ist immer die, allen der Volksgesundheit verderblichen Einfluß zu beseitigen. Diese Anschauung ist allein für die Freisinnigen maßgebend bei dem Kampfe, den sie geführt haben.

Würden sie sich nur von kleinen Fraktionsvortheilen locken lassen, so könnten sie sich nichts besseres wünschen, als daß die Stöcker und Ahlwardt noch recht lange dem

öffentlichen Leben erhalten bleiben, und zwar Herr Stöcker als Mitglied der konservativen Partei.

Herr Ahlwardt, der Findling des Herrn Stöcker, wird den Konservativen in ihren eigenen Wahlkreisen sehr unbequem; warum sollten die Freisinnigen hierüber in Empörung gerathen? Und Herr Stöcker als Mitglied der konservativen Partei und im Vorstande derselben ist nur ein Mühlstein am Halse dieser Fraktion, und dieser Mühlstein wird ihr das politische Schwimmen überaus erschweren. Für die Bevölkerung bedeutet Herr Stöcker mit seiner antisemitischen Spezialität nicht mehr viel; die antisemitischen Wasser rinnen schon lange nicht mehr, wie Sachsen und Hessen und jede Nachwahl zeigt, in konservativen Kanälen. Nach „Oben“ kompromittirt Herrn Stöcker in genügender Weise sein „Scheiterhaufenbrief“. Die Bismarckverehrer auf der Rechten werden ihm dieses perfide Schreiben auch nicht leicht verzeihen, und auf die Nationalliberalen und selbst auf die Freikonservativen haut Stöcker wüthend los und zwingt so diese Parteien, ob sie wollen oder nicht, von der Kreuzzeitungsgruppe abzurücken.

Alles dieses zusammen genommen zeigt freilich, daß Herr Stöcker ein großes Interesse daran haben muß, die Stütze der Kreuzzeitungspartei nicht zu verlieren; denn fliegt er aus diesem Neste heraus, dann ist er politisch unterkunftslos und in einer ähnlichen Lage wie Ahlwardt, seine Anstrengungen lassen sich also begreifen; aber wenn sie Erfolg haben, so ist dies für den Freisinn als Partei ein Unglück gewiß nicht; denn Herr Stöcker als Mitglied und leitender Geist in der Kreuzzeitungspartei ist wie geschaffen dazu, die Konservativen nach allen Seiten hin zu kompromittiren und zu diskreditiren. Wir sind auch überzeugt davon, daß diese Erkenntniß sich bei den Konservativen sehr schnell einstellen wird.

Allein was thun?

Es wäre ja ganz falsch anzunehmen, daß die heutigen Konservativen aufhören würden, das zu sein, was sie waren, wenn sie jetzt selbst Herrn Stöcker dem Herrn von Hammerstein nachsenden wollten. Die Stöcker- und Hammerstein-Krankheit hat vielmehr die gesammte Partei ergriffen und durchseucht; das ist kein Leiden, welches durch eine kühne Amputation sich heilen ließe; es ist eine konstitutionelle Krankheit, die den ganzen Körper ergriffen hat; die konservative Partei, wie sie heute ist, lebt politisch von dem agrarischen Schwindel und der demagogischen Gewissenlosigkeit. Der Hauptleiter jenes politischen Geschäfts, das mit solchen Prinzipien arbeitet, wurde schließlich enthüllt als ein Charakter, wie er zu solchem Geschäfte paßt; der zweite Hauptleiter kam nicht viel besser fort; aber damit ist das Geschäft noch nicht auf eine andere Basis gestellt. Und deswegen liegt auch politisch an den Herren Stöcker und Hammerstein gar nichts mehr; soll schließlich Herr Stöcker als „Märtyrer“ in eine konservative Heiligenlegende hineingemalt werden, gut! Wir könnten das nur „stilvoll“ finden. Es brächte zum sichtbaren und deutlichen Ausdruck das, was ist, und solches zu erreichen, ist immer vortheilhaft in der Politik.

In der That, die heutigen Konservativen gehören zu Herrn Stöcker, und Herr Stöcker gehört zu den heutigen Konservativen, darin hat die „Kreuzzeitung“ vollkommen recht, und der Kampf, der sich im Augenblick abspielt, ist somit auch gar kein Kampf gegen einige wenige Personen. Was wir erleben, ist ein erster Krach, den ein Prinzip über eine Partei gebracht hat; catilinarische Demagogie können natürlich nur demagogische Catilinarier betreiben, und so lange man diese Politik der catilinarischen Demagogie, der Zügellosigkeit und der Gier nach arbeitsloser Bereicherung fortsetzen will, so lange werden auf die Stöcker und Hammersteine immer neue Stöcker und Hammersteine folgen, mögen sie auch anders heißen und weniger politische Fähigkeiten besitzen. Also es handelt sich im vorliegenden Falle gar nicht um den Schiffbruch von ein paar Menschen mit individueller Verschuldung; solche Widerwärtigkeit könnte jeder politischen Gruppe zustoßen — es handelt sich um die ersten, deutlichen Anzeichen der Zersetzung innerhalb einer Partei, und auf die ersten Anzeichen werden weitere folgen.

In Gotha sind zwei um die politische Ge[illegible] des kleinen Landes verdiente Liberale im rüstigsten [illegible] alter vom Tode ereilt worden. Am 19. September [illegible] der Rechtsanwalt Friedrich Jacobs, Tags darauf der Gym[illegible] nasialprofessor Dr. Alfred Schulz. Beide, in ihrer Ber[illegible] gleich ausgezeichnete Männer, waren bei der Gründung [illegible] dortigen Reichsvereins, der alle liberalen Elemente [illegible] sammenfassen sollte, betheiligt; ihrer Thätigkeit war [illegible] wesentlich zu verdanken, daß das Herzogthum lange [illegible] hindurch liberale Männer in den Reichstag sandte. [illegible] der Scheidung der Meinungen über die letzte Militär[illegible] trat Schulz mit mehreren Freunden für den Stand[illegible] der freisinnigen Vereinigung ein und leistete nach [illegible] ganisation des Wahlvereins der Liberalen als Mitglie[illegible] Gesammtvorstandes werthvolle Dienste. Jacobs [illegible] der wegen Kränklichkeit sich schon längere Zeit [illegible] Leitung des Reichsvereins zurückgezogen hatte, verblie[illegible] dem Reichsverein, auch nachdem letzterer sich für [illegible] sinnige Volkspartei erklärt hatte, stand aber innerlich [illegible] so viele Andere, den Ueberzeugungen der anderen frei[illegible] Richtung so nahe, daß für ein Zusammenwirken [illegible] praktischen Politik kein Hinderniß bestand. Ihm [illegible] auch die ungetheilte Sympathie aller Liberalen [illegible] geblieben.

Ein feiner Beobachter, voll friedlicher Gesinnung [illegible] war erschreckt von der kriegerischen Begeisterung, mit [illegible] französische Bevölkerung die einzelnen Truppentheile [illegible] Eisenbahnzügen und zu den Schiffen begleitete, [illegible] die Armee nach Madagaskar geführt werden sollte. [illegible] aus diesen Anzeichen auch bedenkliche Schlüsse für [illegible] Jetzt ist diese Stimmung in Frankreich stark verände[illegible] es den französischen Soldaten noch gelingt, die Haupt[illegible] Hovas zu erreichen oder ob es ihnen nicht gelingt, [illegible] nichts an den Thatsachen. Der Feldzug brachte keine [illegible] sondern nur Enttäuschungen. Die Franzosen [illegible] überzeugt, daß trotz Jahre langer Vorbereitung [illegible] Leitung des Feldzuges ganz verfehlt war; [illegible] Tausende von Soldaten geopfert worden, und [illegible] wird noch lange eine Wunde bleiben, die [illegible] Frankreich Säfte und Kräfte entzieht, statt eine [illegible] Stärkung für die Republick zu sein. Neue Tausende [illegible] nach Madagaskar gesandt werden müssen und einen [illegible] Kredit von 50 Millionen Francs wird man verlangen; [illegible] man hofft nicht, daß unter 150 Millionen Francs das [illegible] gassische Abenteuer zu einem vorläufigen Abschluß [illegible] bringen lassen. Auch Madagaskar wird für die Kolo[illegible] politik ein ernstes Erinnerungsblatt bleiben; zugleich [illegible] Beachtung werth für unsere eigenenen [illegible] Phantasten.

Vielleicht wird dieser Feldzug aber auch die Franzo[illegible] veranlassen, die Frage eines europäischen Krieges [illegible] mit größerer Vorsicht zu behandeln. Schließlich sind [illegible] dieselben Ministerien, die jenen Feldzug vorbereitet habe[illegible] und die irgend einen anderen Feldzug vorbereiten [illegible] und dieselben Menschen werden in beiden Fällen [illegible] Fehler begehen. Eifersüchteleien, mangelnde Voraus[illegible] Nachlässigkeit würden sich schwerlich nur allein in Ma[illegible] gaskar zeigen. Die traurigen Erfahrungen dort [illegible] daher für die Franzosen eine ernste und heilsame Lehre [illegible] Den ersten schrecklichen Eindruck eines Krieges haben [illegible] jetzt wieder einmal; das sollte sie behutsamer in der [illegible] handlung jener Fragen machen, die in Europa für [illegible] Krieg den nöthigen Zündstoff enthalten, und wahrschein[illegible] regt Madagaskar auch die Russen zum Nachdenken an.

Die neueste Aera der Spekulation.

Die epochemachenden Erscheinungen gewaltig auf-tender Spekulationen sind um eine eigenartige bereichert. ogeschlossen ist sie noch nicht, und das macht die Sache r so spannender. Man kann Vergleichungen anstellen it welthistorischen Erfahrungen ähnlicher Natur. Alle nd schon untereinander verschieden, aber vielleicht ist noch ine dagewesen, die den früheren so wenig gleicht. Die ntfesselung des Spiels zur Zeit der englischen Südsee-Gesellhaft, die Ausschreitungen zur Zeit von Law's Herrschaft n Frankreich, die Thorheiten der holländischen Tulpengiotage nahmen von vornherein einen anderen Verlauf. Die Entdeckung der Goldfelder in Kalifornien und Australien ntfaltete sich nicht in der Weise, wie die uns jetzt beschäftigenden afrikanischen Unternehmungen. Am ersten ließen ich noch Parallelen ziehen mit den Perioden des rasch in Schwung gekommenen Eisenbahnbaues, welcher auf Grund hatsächlich auszuführender, vielverheißender Kulturaufgaben, den Unternehmungsgeist und, im Gefolge, dessen Uebertreibung betäubend in Gang setzte. In den Spekulationsfiebern des vorigen Jahrhunderts war das Chimärische vorherrschend; die Phantasie, namentlich auf das Ueberseeische gerichtet, berauschte die Erwartungen. In der Mitte unseres Jahrhunderts lieferte die Umgestaltung der Erde durch den Dampf und die Schiene dem Kapital eine neue massenhafte Beschäftigung, erhöhte seinen Zins und führte durch die, nach Vorbild der von den Gebrüdern Pereire in Frankreich zuerst ins Leben gerufenen, Mobiliarkreditgesellschaften zur Anreizung des finanziellen und industriellen Unternehmungs- und Spieltriebs. Um das Ganze in Fluß zu bringen, mußte die Rechtsform der anonymen Gesellschaften zu neuer vielfältiger und beweglicher Anwendung gebracht werden. Die Fluth ging aufwärts bis in die zweite Hälfte der fünfziger Jahre, erlebte dann eine starke Rückstauung, erhob sich wieder nach dem italienischen Krieg und hielt sich mit auf- und absteigenden Perioden im Ganzen bis zum großen französisch-deutschen Krieg. Man weiß, daß der auf ihn folgende Friede den Anstoß zu einem neuen Aufschwung und, in dessen Konsequenz, zu neuer gewaltiger Ueberspekulation gab, die mit dem von Amerika und Oesterreich ausgehenden „Krach" endete. Von Wien ist, dies börsendeutsche Onomatopoieticon in die europäischen Kultursprachen übergegangen, hat auch das Zeitwort „verkrachen" geliefert. Seit jener Zeit hat sich vieles wieder gebessert, einzelne Epochen wie der Beginn der achtziger Jahre nahmen einen frischen Anlauf. Aber es ist doch seit jenem Krach nicht wieder erlebt worden, daß die ganze Handelswelt mit Weiterwirkung auf das große Publikum zu sanguinischen Massenkäufen spekulativer Werthe, begleitet von phänomenal in die Höhe schnellenden Preisen, fortgerissen worden wäre. Ganz allein die südafrikanischen Goldbergwerke haben, und zwar erst seit etwa Jahresfrist, immer crescendo diese wilde Jagd nach Gewinn wieder entfesselt. Das Erlebniß ist seiner allgemeinen und seiner besonderen Natur nach so interessant, daß es bereits die Aufmerksamkeit auch der nicht daran betheiligten Kreise auf sich gezogen hat; und das noch in der Entwicklung begriffene Schauspiel wird sich lange und bedeutend genug fortsetzen, um zu rechtfertigen, daß sich die Beobachtung der Zeitgenossen näher mit ihm beschäftige.

Einige Zeit, ehe der Krach der siebziger Jahre hereinbrach, habe ich einmal in einer Reichstagsrede vor dem Ende der damals hochgehenden Spekulation gewarnt, als ein gewaltiges Steigen in Bergwerksaktien losging. Ich sagte damals, auf meine Erfahrung aus den fünfziger Jahren gestützt, daß, wenn erst die Aktien der Bergwerke ins Blaue hinaufzuwirbeln anfingen, der Vorabend des Umschlags gekommen sei und man sich auf das Hereinbrechen eines Sturmes gefaßt machen müsse. Ich hatte richtig prophezeit, und im Gegensatz zu schlechten Erfahrungen, die man im Prophetengeschäft zu machen pflegt, hat mich mancher meiner damaligen Zuhörer noch nach langen Jahren an jenen Ausspruch erinnert, den ich schier vergessen hatte. Diesmal kommt aber die Sache so, daß man analoge Schlußfolgerungen nicht ziehen kann. Die Agiotage, welche im späteren Verlauf längerer allgemeiner Spekulationsperioden sich auch auf Bergwerke stürzt, entspringt dem Suchen des Spieltriebs nach neuen Objekten, und weil alsdann die Rückschläge in den bereits ausgenützten Objekten zu beginnen pflegen, bedeutet das Aufladern der Bergwerksagiotage meist den Anfang des Endes.

Diesmal jedoch verhält sich die Sache gerade umgekehrt. Die Bergwerke haben den Anstoß gegeben. Auf ganz natürlichem Wege drängten sie sich dem Unternehmungsgeist auf. Man könnte sagen: die Börse ist nicht zum Berg gegangen, sondern der Berg zur Börse. Genau genommen handelt es sich auch nicht ausschließlich um bergmännischen Betrieb. Denn dieser ist zwar überwiegend Gegenstand der neuesten Gesellschaften, aber es hat sich doch die von ihm ausgehende Belebung der Goldsuche auch auf die Gebiete ausgedehnt, bei welchen das edle Metall auf andere Weise gewonnen wird.

Wenn nun bei früheren Anlässen das Spiel in Bergwerkspapieren im Gefolge allgemein entfesselter Spekulationsbewegung zu marschiren pflegte, so verläuft diesmal auch darin die Sache umkehrt, daß die Liebhaberei an montanen Werthen nicht bloß selbständig auf die Beine kam, sondern daß sie gerade ihre Wirkungen nun anregend auf die übrigen Geschäftszweige auszudehnen scheint. Die afrikanische Goldgewinnung ist im Begriff, mit ihrem eigenen Aufschwung jenen belebenden Hauch, nach dem man sich schon lange vergeblich gesehnt hat, auf das gesammte Weltgetriebe hinüber zu pflanzen. Einige starke Anzeichen sprechen für einen solchen Umschlag, und man könnte ihn beinah für gewiß bevorstehend halten, wenn nicht das große Gebiet der Vereinigten Staaten von Amerika, welches so überaus wichtig für den Absatz der europäischen Industrie ist, dank der seit vielen Jahren im Kongreß zu Washington gangbaren Währungstollheiten noch großen Verlegenheiten und der Gefahr größerer neuer Tollheiten ausgesetzt wäre. Es steht jetzt zu hoffen, daß die Aufmunterung, welche den amerikanischen Silberschwindlern durch den unverzeihlichen Mißgriff der deutschen Reichsregierung im letzten Frühjahr zu Theil wurde, vermöge der neuerlich allen Konferenzgelüsten aufgenöthigten Abkühlung, ihren Stützpunkt verlieren wird. Bereits kündigen die Nachrichten von jenseits des Ozeans diese Ernüchterung an, und wenn es dem Präsidenten Cleveland gelänge, trotz der Ungelegenheiten, die ihm deutsche und französische Staatsmänner bereitet haben, sein Land in den Bahnen der Vernunft zu erhalten, so stünde die Geschäftslage der Welt vielleicht vor dem Beginn einer aufwärts gehenden Bewegung, von welcher auch Deutschland seinen wohl gemessenen Antheil bekäme. Den Ausgangspunkt hätte diese Bewegung von den Goldbergwerken im Transvaal genommen. Nicht etwa, weil nun die Sorge der „Goldnoth" beseitigt ist, denn das war längst geschehen; sondern weil ein glänzender Erfolg des Unternehmungsgeistes in einem Geschäftszweig materiell und moralisch anregend und fördernd auf die übrigen weiter wirkt. Nicht nur weil wirklich große Gewinnste in diesem Goldbetrieb gemacht werden, welche die Verbrauchsfähigkeit steigern, sondern noch mehr deshalb, weil die Phantasie, das Zutrauen eine so unberechenbare Rolle im Unternehmungsgeiste spielt, daß die ansteckende Macht des Beispiels mit wahrer Schaffungskraft zeugend eingreift. Es heißt nicht umsonst Unternehmungsgeist, denn die Vorstellung im menschlichen Gehirn thut, wenn nicht das meiste, doch sehr viel zum Ganzen solcher Evolutionen.

II.

Seit etwa fünf Jahren gab es an der Londoner Börse einen Winkel, in welchem die Geschäfte sich ausschließlich mit Antheilen an südafrikanischen Minen befaßten. Man nannte ihn ironisch the Kaffir hook, d. h. den Kaffernwinkel. Zwar lag — weiter rückwärts — ein Exempel vor, welches gehörigen Respekt einzuflößen wohl geeignet war. Lange

vor den Goldgruben waren im südlichen Afrika die Diamantgruben erschlossen worden. Sie hatten Vielen große Reichthümer eingetragen. Die Namen Kimberley, De Beer, Jagersfontein hatten einen guten Klang und haben ihn bis auf diesen Tag bewahrt. Die Aera des Goldes begann erst etliche dreißig Jahre später. Im Jahre 1887 wurden die ersten winzigen Ausbeuten zu Tage gebracht und zwar auf dem Boden jener nach Transvaal verpflanzten Boeren, d. h. der holländischen Bauernrepublik, auf welchen jetzt die Blicke der ganzen Welt gerichtet sind. Im Lande Transvaal selbst ist der bei weitem reichste Bezirk der, welcher den Namen Witwatersrand führt, auch kurzweg zuweilen Rand genannt. Von der gesammten Goldausbeute des Jahres 1892 kamen neun Zehntel auf den Rand, ein Zehntel auf anderes südafrikanisches Gebiet. Die Anfänge waren, wie gesagt, zwar schwach; doch der Zauberklang des Wortes Gold genügt, die Gewinnlust in Aufregung zu bringen. Die Spekulationslust bemächtigte sich der Sache, und es dauerte nicht lange, so hatte sie sich überschlagen und ihre Opfer verzehrt. Nicht nur eine Menge schwindelhaft angepriesener Gesellschaften nahmen den Leichtgläubigen das Geld aus der Tasche, sondern da, wo wirklich etwas zu holen war, setzte gräuliche Mißwirthschaft ein. Abenteurer, die nie einen Schacht gesehen hatten, ernannten sich zu technischen Direktoren, und andere, die einiges verstanden, benutzten ihre Kenntnisse, um das Publikum mit falschen Effekten zu blenden. Eines der beliebtesten Kunststücke war, den Goldlagern „die Augen auszustechen“, d. h. einzelne seltene Kerne reinen Metalls (nuggets) auszubohren und sie als maßgebend für ganze Lagerungen den künftigen Gewinnberechnungen zu Grunde zu legen. So kam es in diesem Spiel vorerst zu einem Krach, an dem namentlich in England ziemlich viel Geld verloren wurde. Aber die Schuld lag nur an dem Leichtsinn der Menschen, nicht an der Sache. Um Hilfe zu schaffen, rief man mehr und mehr ernste Männer vom Fach herbei, und nun zeigte sich bald, daß man im Anfang die neu entdeckten Gefilde nicht überschätzt, sondern unterschätzt hatte. Selten hat sich ein Betriebsfeld in solcher Progression entwickelt. Im Jahr 1888 betrug die Ausbeute des Randes nicht mehr als 7173 Kilo Gold, 1890 schon über das Doppelte, im Jahr 1893 das Siebenfache, 1894 das Neunfache — oder, mit gemeinverständlichen Zahlen, im Jahre 1888 wurde für etwa 16 Millionen Gold gefördert, im Jahre 1894 für 145 Millionen. Die Zahlen für 1895, welche wir bis Ende August besitzen, sichern eine weitere Steigerung. Man kann das Endresultat des Jahres auf 166 Millionen Mark veranschlagen. Damit wäre der Rand allein in sieben Jahren von der untersten Stufe in die höchste der Gold producirenden Regionen aufgerückt.

Ein so fabelhafter Aufschwung konnte sich nicht vollziehen, ohne daß zwei Bedingungen erfüllt wurden. Spekulation, aber auch sachliche Tüchtigkeit mußte eingreifen. Die Sittlichkeitsheroen, welche sich jetzt rüsten, im deutschen Reichstag ein Börsengesetz zu machen, um, wo möglich, alle Spekulation von Grund aus mit der Wurzel zu vertilgen, könnten — wenn sie überhaupt geneigt und fähig wären zu lernen — aus der näheren Beobachtung dieser äußerst kurzen Entwicklung lernen, wie der Sporn der Spekulation an der Verbesserung menschlicher Zustände mitarbeitet, und wie er zugleich den Fleiß und Scharfsinn vieler Berufszweige antreibt. Die Spekulation mußte das Kapital beschaffen, aber um ihren Lohn zu finden, mußte sie alle Hilfsmittel der verfeinerten Technik heranziehen.

Man weiß, was das charakteristische Wahrzeichen dieses südafrikanischen Goldbetriebes bildet. Während die großen Funde in Kalifornien und Australien, die in der Wende der vierziger auf die fünfziger Jahre die Welt überraschten, aus sogenanntem Schwemmgold herrührten, haben wir es hier mit einem im festen Gestein eingenisteten Gold zu thun, das in regelrechtem bergmännischen Bau gefördert wird. Aus diesem Gegensatz ergibt sich der folgenschwere Schluß, daß es sich hier um einen Betrieb handelt, der nicht jener schnellen Erschöpfung ausgesetzt ist, welche den Unglückspropheten der „Goldnoth“ diente, um aus den Fundorten des Schwemmgoldes Kapital zu schlagen. Heutigen Tages rühren, wie der Direktor der preußischen Bergakademie Dr. Hauchecorne in seinem vorzüglichen amtlichen Bericht nachgewiesen hat, schon siebenzig Prozent der gesammten Goldproduktion aus bergmännischem Betrieb her.

Der zweite bedeutsame Charakterzug ist durch die Verbesserungen gegeben, welche im Dienste der kapitalistischen Unternehmung alle Zweige der wissenschaftlichen Technik herbeigeschafft haben. Zunächst war es ein eigenthümliches Naturspiel, daß die Entdeckung der großen Diamantgruben an derselben Stelle vorangegangen war. So lag es nahe, daß bei dem Bohren in die Tiefe der Diamant in größerem Maßstab als bisher zur Anwendung kommen konnte. Der Diamantbohrer, d. h. das am unteren Ende zur Ueberwindung des härteren Gesteins mit Diamantstaub umflochtene Instrument leistet höchst wichtige Dienste zur Orientirung in den Fundstellen. Noch viel wichtiger aber sind die Beiträge, welche die Chemie geliefert hat. Die Verschwendung von Stoff, welche namentlich bei den kalifornischen Auswaschungen den Gewinn so stark beeinträchtigt hatte, auf ein Minimum zu reduziren, ist hier durch neue Methoden gelungen, die auch deutsche Namen, Plattner und Siemens, tragen. Theils dank dem Plattner'schen Chlorinationsverfahren, theils dank dem Siemens'schen (auch als Mac Arthur Forest bezeichneten) Cyanidprozeß werden jetzt die Erze (concentrates) und Pochrückstände (tailings) so ausgebeutet, daß nur noch fünf Prozent Gold in den Rückständen verloren gehen. Ueberall sind technisch geschulte Leiter an der Spitze der Betriebe.

III.

Eine Zeit lang konzentrirte sich die Mobilisirung von Kapital, welche zur riesigen Entfaltung dieser Unternehmungen gehörte, in England. Aber viel Zeit konnte nicht verstreichen, ohne daß die Augen der nach Gewinn ausblickenden Leute von den Vorgängen in Transvaal und London angezogen wurden. Holländer und Deutsche machten sich vertraut mit den Dingen, begaben sich des Studiums halber an Ort und Stelle, bald verstanden sie das Londoner Geschäftsgebahren, griffen in dasselbe ein und weckten bei ihren Kunden den Sinn für die Betheiligung. Einzelne Geschäftshäuser bildeten die Spezialität aus. Es entstanden auch in Deutschland periodische Organe zur fortlaufenden Belehrung über den Gang der Dinge, so in Berlin, vor drei Jahren, die sehr gut redigirte „Südafrikanische Wochenschrift.“*) Allmählich wurde das größere Publikum der Kapitalisten aufmerksam, die Geschäfte mehrten sich, es wurden bei der steigenden Konjunktur ansehnliche Gewinnste gemacht. Große Geldinstitute sandten Fachmänner nach Transvaal, um mit voller Sachkenntniß zu arbeiten. Diese Entwicklung bekam aber plötzlich ein neues Gesicht, als das Licht der neuen Sonne mit einem Schlag über Paris aufging. Das sanguinische Naturell des Landes, die in dem schönen Babel zusammenströmende in Reichthum schwelgende und nach immer größeren Reichthümern dürstende, aus allen Welttheilen rekrutirte Gesellschaft fand hier plötzlich ein neues faszinirendes Objekt für Spiel und Gewinn. Was war natürlicher, als daß die von hier aufsteigenden Raketen weithin leuchteten, und daß nun über die Welt eine jener fieberhaften Bewegungen kam, welche immer weiter und tiefer die Menge in ihre Wirbel hineinziehen. Die Erzählungen von rasch realisirten Gewinnsten schlagen dem Publikum dermaßen an die Ohren, daß Hunderttausende sich zu der Frage hingedrängt finden: wenn es Brei regnet, warum soll ich keinen Löffel nehmen? Man schämt sich ordentlich, so kahl dazustehen, während der Nachbar rechts und links sich den Bauch streicht. So kommt es zu tollen Schwindelstürmen, die meist mit Heulen und Zähneklappern enden. Was hier noch besonders fördernd wirkt, ist der geringe Nominalbetrag der Geschäftsantheile. Aktien von einem Pfund Sterling, zwanzig Mark, gibt es

*) Herausgeber F. Biltorf.

ei uns nicht. Sie erlauben, wie es in der bekannten erminologie lautet, den kleinsten Geldbeuteln ihr Glück zu robiren, und sie geben dem Papier eine verzehnfachte Flugraft.

Ist einmal der Spielteufel losgelassen, so stellt sich ir ihn auch das Bedürfniß ein, die Zahl und Art seiner ockvögel zu vermehren. Wo die Preise der älteren Werthe chon hochgetrieben sind, braucht das Publikum neue, um bener Erde einzusteigen.

So ist es jetzt gekommen, daß die Geschäfte in Goldtien sich zunächst aus Transvaal auch in andere südafrikanische Gebiete begeben haben. Die nächstliegende sogenannte Kapregion war schon längst in Angriff genommen. Dagegen beginnen jetzt halbentdeckte Landstriche, deren Dunkel gerade die Phantasie reizt, ihre magnetische Kraft auszuüben. Der verstorbene Sir Randolph Churchill, der geistreiche Abenteurer, der eine kurze Zeit als verwegener Jungtory eine glänzende politische Rolle spielte, war zuerst mit solchen spekulativen Absichten in das Maschonaland gedrungen. Maschona, Matabele, Rhodesia (nach Cecil Rhodes, dem allmächtigen und kühnen Minister der Kapkolonie genannt), rücken in die Börsen ein. Aber warum soll es bei Afrika sein Bewenden haben? Ist nicht Australien bis jetzt das produktivste Goldland der Neuzeit geblieben? Und hier haben sich seit etlicher Zeit neue Goldquellen in Westaustralien angekündigt, um den alten von Viktoria Konkurrenz zu machen. Ob auch der am ersten genannte Bezirk von Coolgardie schon wieder in seinem Ruf erschüttert sei, es liegen noch so viele unabsehbare Gebiete brach, und an Indizien fehlt es nicht. Es konnte nicht ausbleiben, daß nun auch der Ehrgeiz der alten Goldländer sich wieder mehr angestachelt fühlte, zumeist selbstverständlich in Amerika. Hier regt es sich überall mit neuer Lust, besonders in Colorado und Venezuela. In ersterem hat der Bezirk von Cripple-Creek aus 350 einzelnen Betrieben im letzten Jahre für 14 Millionen Mark Gold geliefert und ist in rascher Vermehrung begriffen. Und Indien, das älteste Goldland, will nicht zurückbleiben. Die Minen von Mysore zählen schon seit Jahren zu den vortheilhaftesten. Ja sogar das erschöpfte, abgesuchte Europa meldet sich und will noch nicht ausrangirt sein. Ungarn und Siebenbürgen werden unter den ältesten Goldfundorten Europas genannt. Ganz hat auch der Betrieb hier nie aufgehört. Nun taucht die Nachricht auf, einer der kuriosesten unter den neu aufgeschossenen Glückspilzen, wolle seinen befruchtenden Samen auch über Ungarn und Siebenbürgen ausstreuen; es soll zu diesem Zweck eine Barnatobank mit vielen Millionen ins Leben gerufen werden. Barnato heißt nämlich der Mann, der zahllose Millionen in Afrika gemacht hat; und als er, aus Afrika kommend, in Paris goldleuchtend auf dem Boulevard niederstieg, wurden allerhand wunderliche Aufschlüsse über ihn zum Besten gegeben. Es ist aber nicht richtig, daß er seinem früheren Beruf nach Clown gewesen wäre. Aus guter Quelle wird mir Folgendes geschrieben: Barnato, auch Barney genannt, was vermuthlich denselben Ursprung wie Bernays hat, war ein kleiner Händler in dem armen Bezirk von White Chapel in London, trieb sich dann als Schauspieler auf kleinen Provinzialbühnen umher und schämt sich so wenig seiner Vergangenheit, daß er noch heute gelegentlich Shakespeare deklamirt, oder, wenn er in Johannesburg ist, am Schluß einer Darstellung hinter die Bühne hinaufklettert und den Schauspielern zeigt, wie sie es hätten machen sollen. Im Augenblick residirt Barnato im Hotel Bristol in Paris, wo die gekrönten Häupter abzusteigen pflegen und wo er mehr als mancher Gesalbte des Herrn jetzt die Großen des Landes empfängt und sich gnädig von Journalisten und vornehmen und galanten Damen, beides nicht selten in einer Person, interviewen läßt. Bei diesen Empfängen erscheint er angethan mit einem rosaseidenen Schlafrock und entsprechenden Hosen. Die Zeitungen von Newyork, London und Paris füllen ihre Spalten mit Schilderungen seiner Person und seiner weltumfassenden Pläne. Es gibt bereits eine ganze Menge von Barnatoschöpfungen: Barnato-Consols, Johannesburg-Investments, Anglo-French, London-and-Paris-Gesellschaft u. s. w., zu denen jetzt die große Barnato-Bank kommen soll.

Eine andere aber sehr ernst zu nehmende Figur ist der schon genannte Minister Cecil Rhodes. Als Studiosus der Medizin ward er auf ärztlichen Rath, weil man ihn für hoffnungslos brustkrank hielt, aus England weg nach dem Kap geschickt, und da schwang er sich zur ersten Rolle in Südafrika auf. Er ist der einflußreichste Mann in der Politik dieser Kolonie und in allen anstoßenden Gebieten, auch in der mächtigen Diamantengesellschaft De Beer. Das Land Rhodesia, dem er seinen Namen gab, ist viel größer als Frankreich. Man will da das langgesuchte Ophir, aus dem König Salomo das Gold zum Tempelbau holte, wieder gefunden haben. Jetzt baut man eine Eisenbahn, deren fünfprozentige Prioritäten sofort zu 98 fünfmal unterschrieben wurden.

Wie Rhodes und Barnato haben alle die, welche unter den erfolggekrönten Goldkönigen genannt werden, mit den Diamantengeschäften angefangen. Am meisten ragt unter ihnen die Firma Wernher Beit & Co. hervor, die aus Hamburg stammt. Den größten Gewinn hat das Haus mit der „Deep Level" genannten Mine gemacht, die heute etwa 300 Millionen Mark werth sein soll. Ein jüngerer Partner des Hauses, Namens Taylor, hat sich kürzlich mit dem bescheidenen Vermögen von 400 000 Pfund Sterling zurückgezogen.

Das Publikum, welchem diese Meteore vor den Augen herumblitzen, möchte gern nachlaufen. Aber wie soll man die richtige Mine errathen? Um diesem tiefgefühlten Bedürfniß entgegenzukommen, haben sich Gesellschaften gebildet, welche die unsicheren Schritte der kleinen Kapitalisten leiten wollen und sich nicht auf einzelne Objekte beschränken. Die berühmteste dieser Gesellschaften ist die englisch-afrikanische Chartered Company, an deren Spitze Cecil Rhodes steht. Die ersten Betheiligten haben enorme Summen verdient. Man erzählt, daß der Erbe eines großen Reiches unter diesen Glücklichen gewesen und dadurch in den Stand gesetzt wurde, seine langjährigen und zahlreichen Gläubiger zu befriedigen, welche diese glückliche Wendung wohl herzlich bedauern. Hinter dem großen Publikum stürmt natürlich das kleine her. In Paris ist schon wieder der Kurszettel der Bergwerkspapiere in allen Portierslogen zu finden. In den Eisenbahnwagen, die nach der Umgebung fahren, reden sich die Insassen auf die letzten Börsennotizen an, man hört nur von East-Rand, Simmer and Jack, Robinson u. s. w. erzählen. Bis jetzt ist Alles vortrefflich gegangen. Man schätzt den in Paris gemachten Gewinn auf 700 Millionen Franken, etwa die Hälfte dessen, was an Panama verloren wurde. Wien, welches im Geschäftsgeist mehr Verwandtschaft zu Paris hat, als Berlin, rüstet sich. Bereits macht die Börse große Umsätze in Goldaktien, das Publikum wird nachfolgen. Doch bis jetzt steht noch Alles weit hinter London zurück. In dem letzten Liquidationstermin der Börse war in dem Kaffir hook so viel zu thun, daß die Nächte durchgearbeitet wurde mit Zuziehung von Hilfsarbeitern, die man exorbitant bezahlte. Briefe nach Paris zu schreiben fehlte die Zeit. Es wurde nur mit dem Telephon korrespondirt. Die führenden Makler kassiren in jeder Liquidation Beträge von 40 000 Pfund Sterl. für Courtage ein. Alle anderen Papiere sind in den Hintergrund verschwunden.

IV.

Wie wird das enden? So lautet die Frage, die Jeder bei der Lektüre dieser Schilderung aufwerfen wird. Die Antwort ist so einfach nicht. Ohne Zweifel kommt auch hier einmal der Tag, an dem es heißen wird: den letzten beißen die Hunde. Aber wann wird er kommen? Welche werden die letzten sein?

Die Beantwortung dieser Frage geht uns hier nichts an. Die neue Periode der Spekulation, die Art ihrer Entstehung, ihres Verlaufs und die Wahrscheinlichkeitsberechnung ihrer Zukunft sind höchst interessant; man muß sie

rechtzeitig ins Auge fassen, weil sie eine kulturhistorisch markirende Erinnerung zurücklassen werden. Aber dies Alles verschwindet an Wichtigkeit neben dem substantiellen Inhalt, welcher der Spekulation die Nahrung gibt und von ihr neuen Nahrungsstoff zurückerhält.

Es handelt sich hier neben allem Spiel und allen Spielern um eine bedeutsame Bereicherung des Weltvermögens und um ein neu entfaltetes Stück Kulturwelt.

Zunächst hat man gefragt: was mag denn an Gold im Transvaal im Ganzen zu holen sein? Ein deutscher Beamter ist rasch weltberühmt geworden, weil er die zuverlässigsten Anhaltspunkte aufzustellen vermochte. Vor drei Jahren schickte die preußische Regierung einen sachkundigen Mann nach Südafrika, um sich über den Einfluß, welchen die dortigen Funde auf den Goldvorrath der Welt haben würden, zu orientiren. Dieser Mann war der Bergrath Schmeißer. Man hätte keinen glücklicheren Griff thun können. Denn es hat sich gezeigt, daß Herr Schmeißer mit der vollsten Sachkenntniß eine Eigenschaft verbindet, die höchst selten ist bei denen, welche in der Erde verborgene Schätze zu veranschlagen haben: eine große Nüchternheit und Mäßigung. Es steht heute fest, daß die Grenzen, welche Herr Schmeißer seinen Abschätzungen der Goldlager gezogen hat, durch die Thatsachen bereits überschritten sind. Darum nennt man in allen Welttheilen jetzt seinen Namen als den, auf den man sich am sichersten verlassen kann. Eben ist er auf dem Weg nach Westaustralien, um dies neue Eldorado seiner kritischen Prüfung zu unterwerfen.

Aber auch seine bescheidenen Voranschläge kamen schon vor zwei Jahren auf imposante Zahlen hinaus. Der Vorsichtigste rechnet beim Witwatersrand auf einen Goldvorrath von mehr als vier Milliarden und eine Betriebsperiode von fünfundzwanzig Jahren; ein zweiter, weniger skeptischer Voranschlag kommt auf sieben Milliarden und vierzig Jahre hinaus. Wie ängstlich diese Schätzungen sind, mag man daraus entnehmen, daß andere vorliegen, die viel weiter gehen. Nimmt man hinzu, was im übrigen Südafrika und in anderen Welttheilen jetzt in Angriff genommen wird und mit welchen Mitteln, so leuchtet ein, daß wir vor einer Entwicklung stehen, die man sich hüten muß, mit dem sengenden Strohfeuer einer wilden Spekulation in imaginären Werthen zu verwechseln. Die Goldvermehrung dürfte in Südafrika bald die Nebensache werden. Man weiß, wie sich Kalifornien erst durch ihren Anstoß erhoben hat. Sind auch die klimatischen Verhältnisse des üppigen Kaliforniens nicht mit denen des Kaplandes zu vergleichen, so hat dies doch ein gutes Klima und, was besonders wichtig ist, einen reichen Kohlenvorrath. Auch das geht aus Herrn Schmeißer's Bericht hervor. Bereits ist Johannesburg eine emporblühende Stadt mit 60 000 europäischen Bewohnern. Die Bauthätigkeit entfaltet sich riesig. Große Wasserwerke, auch von Barnato ins Leben gerufen, sind im Werke. Die Eisenbahn ist bereits nach zwei Seiten im Gang. Neue Linien sind im Entstehen. Selbst die Verschwendung, welche der blinde Eifer der Spekulation dem Lande zuführen wird, kann nicht anders als bleibende Spuren und dauerhafte Gestaltungen hinterlassen. Eine interessante Beleuchtung der Art, in welcher die Geschäfte in Südafrika rapid zunehmen, liefert die Bewegung des Goldes selbst auf dem Weltmarkt. Es kommen zwar wöchentlich große Beträge in Goldbarren aus Südafrika nach London, aber es gehen auch sehr beträchtliche in gemünztem Gold wieder dahin. Die Kapkolonie und Transvaal haben nämlich noch keine eigenen Prägungsanstalten. In den ersten acht Monaten dieses Jahres kamen vom Kap 5 135 000 Pfund Sterling in Barren, gingen aber dahin 3 220 000 Pfund Sterling in Münze, und in der letztabgelaufenen Woche kamen 141 000 Pfd. Stert., während 465 000 dahin gingen. Ein Theil des Gewinnes, den die bisherigen Betheiligten gemacht haben, beruht nicht auf bloßer Fiktion. Die Muthungen, welche ihnen geringe Kosten verursacht haben, tiefern Erträge, welche die Auslagen verzehnfachen und weit darüber hinaus. Die englische Wochenschrift „Economist", welche nicht aufhört, ihr Publikum vor chimärischen Ideen zu warnen, stellt Berechnungen auf, die einen ziffermäßigen Einblick in jene Werthvermehrungen geben. Danach hatten allein die 28 notorischen Gesellschaften im Anfang einen Werth von zusammen $6^1/_2$ Millionen Pfd. Strl., und repräsentiren heute $38^1/_2$ Millionen, nachdem einzelne schon Dividenden bis zu hundert Prozent und die wenigsten unter zwanzig Prozent vertheilt haben.

Mit einem Wort: wir stehen wahrscheinlich am Vorabend einer Periode sich überschlagender Spekulation, aber diese aus dem Spieltrieb unvermeidlich hervorgehende Uebertreibung hat nichts zu thun mit dem unabsehbaren Gebiet, in welches der Unternehmungsgeist sich seine Bahn gebrochen hat und in welchem er dauernden Gewinn für die Menschheit schafft.

Vielleicht möchte mancher noch die Frage anhängen: wie wird das alles auf den bewußten Währungsstreit zurückwirken müssen? Aber das steht auf einem andern Blatt und das gegenwärtige mag hier seinen Schluß finden.

Interlaken, Ende September 1895. L. Bamberger

Zum 28. September.

An dem Tag, an welchem die Leser der „Nation" diese Nummer zur Hand nehmen werden, sind es fünfundzwanzig Jahre, daß in den ersten Morgenstunden die Kapitulation von Straßburg unterzeichnet worden ist. Der Tag wird hier zu Lande nicht gefeiert werden; denn die Gefühle der alten und der neuen Straßburger sind zu verschiedener Natur, als daß sie bei diesem Anlaß zusammenstimmen und in gemeinsamer Aussprache zusammengefaßt werden könnten. Bei den Einen wachen alle die Erinnerungen an die Schrecken einer Belagerung und Beschießung wieder auf und auch ihre Söhne und Töchter wissen aus der geflissentlich lebendig erhaltenen Familientradition nur zu gut, was ihre Eltern damals äußerlich gelitten und innerlich empfunden und durchlebt haben; das verwindet sich nicht so rasch. Und zugleich bedeutet dieser Tag für sie alle die entscheidende Wendung ihrer Geschicke, die Abtrennung des Elsasses von dem bisherigen Vaterland; auch das ist noch nicht vergessen. Für uns aber, die wir nach jener Zeit aus Deutschland herübergekommen sind und denen Straßburg eine neue Heimath geworden ist, für uns ist dieser Tag von ganz besonderer, ich möchte sagen: in dieser Zeit voll großer nationaler Erinnerungen von einer fast intimen Bedeutung. Daß diese Stadt, in der das deutsche Bürgerthum dereinst seine schönsten Blüthen gezeitigt, deutsche Art und Kunst gar herrliche Spuren hinterlassen, die deutsche Form des oberrheinischen Humanismus sich eine Stätte bereitet und die Großthat unseres Volkes, die Reformation so verständnißvolle Herzen und so kluge Köpfe gefunden hat, — daß Straßburg dem alten Vaterland entfremdet worden war, das hatte das deutsche Volk nie verschmerzen können; und die rechtlose heimtückische Art, wie sie ihm entrissen ward, das hatte vor allem, was ihm Frankreich in einer langen Geschichte Uebles zugefügt hatte, unser Volk am wenigsten verziehen. Das alles war uns am 28. September des Jahres 1870 wie ein Alp von der Seele genommen. Und die Erinnerung an dieses Frohgefühl ist uns, die wir heute in dieser Stadt, in diesem Lande wohnen und wirken, besonders theuer und besonders lebendig; wir brauchen sie in unserem nicht immer leichten Dienst auf diesem heißen Boden wie eine innere sittliche Hilfe, wie ein ideales Gegengewicht gegen äußere Hemmungen und innere Entbehrungen. In diesem Sinn feiern wir die Stunde — nicht in stürmischem und aufdringlichem Jubel, wohl aber in stiller Dankbarkeit und Freude.

Aber auch zu allerlei nachdenksamen Rückblicken und Ausblicken gibt der Tag uns reichlichen Anlaß. Erst kürzlich ist über „Das Deutschthum in Elsaß-Lothringen" eine lehrreiche Schrift erschienen, von der auch in diesen Blättern

e Rede war. Sie hat mit anerkennenswerther Objektivität in ihrem Urtheil sich gleich fern gehalten von pessimistischer Verstimmung wie von utopistischer Schönfärberei. Wir haben in diesen fünfundzwanzig Jahren weniger, viel weniger erreicht, als wir im ersten Sturm der Begeisterung gehofft hatten, weil wir zu Anfang doch keine Ahnung davon gehabt haben, wie viel zu thun und wie fern uns seit der französischen Revolution dieses elsässische Volk allmählich gerückt sei. Aber eben, weil in Wirklichkeit unsere Aufgabe so viel schwerer war, haben wir doch vieles geleistet und erreicht. Und wir hätten noch mehr erreichen können, wenn wir nicht auch vieles versehlt und versäumt hätten. Von uns eingewanderten Deutschen haben die einen in echt deutscher Geflissentlichkeit sich zu akkomodiren und zu assimiliren dem Deutschthum, das in ihre Hände gelegt war, viel vergeben und ihm dadurch gerade auch in den Augen der auf Selbstachtung haltenden Elsässer viel geschadet; und umgekehrt haben andere in chauvinistischem Siegerbewußtsein unnütz verletzt und herausgefordert und so das Gegentheil von dem erreicht, was sie wollten und sollten. Und auch die Regierung — sie schwankte mehrmals von einem System zum andern herüber und hinüber und hat es aus der bösen Manteuffel'schen Aera her noch immer nicht ganz gelernt, auf alle Scheinerfolge zu verzichten und nur in der stillen Arbeit einer guten und gerechten Verwaltung selbstlos ihren Lohn zu suchen.

Und doch sind wir so weit, daß wir das können, auf den von unseren deutschen Beamten in harter Arbeit mühsam geebneten Pfaden stetig, nicht ruck- und stoßweise vorwärtsschreiten können; die Gefahr, darin von Seiten der Bevölkerung gestört zu werden, ist vorüber. Mag dieselbe auch im Stillen noch allerlei Hoffnungen und Wünsche hegen, die sich gelegentlich im Singen eines verpönten Liedes oder im Ausstoßen eines verbotenen Rufes verrathen, trotz alles stillen Protestes ist die Bevölkerung des Reichslandes eine leicht zu regierende, eine arbeitsame und darum friedliche Bevölkerung. Und eben deshalb sollte und könnte endlich auch dasjenige geschehen, worin sich meines Erachtens die Wünsche der Elsaß-Lothringer und die Interessen des Deutschthums heute auf halbem Wege begegnen — die Ausnahmegesetze sollten beseitigt werden.

Daß dieselben überflüssig sind und auch ohne sie das Nöthige zum Schutz und Trutz gethan, bedrohliche Ausbrüche einer deutschfeindlichen Gesinnung, wenn solche überhaupt noch zu befürchten wären, verhindert und unschädlich gemacht werden können, ich glaube, darüber ist alle Welt einig; und für den Kriegsfall ist ja ohnedies anderweitig gesorgt. Daß sie aber geradezu schädlich wirken, das tritt uns Altdeutschen im Reichsland auf Schritt und Tritt entgegen: hier ist gewissermaßen der Punkt, an den die Unzufriedenheit der Bevölkerung sich anklammert, das ist die Handhabe und ist der spezielle Vorwand für dieselbe. Nicht als ob sie thatsächlich den Druck des sogenannten Diktaturparagraphen zu empfinden und unter ihm zu leiden hätte; derselbe wird ja so selten angewendet, daß er dadurch Niemand zum Bewußtsein kommt; aber er gibt dem Volk und gibt namentlich den Zeitungsschreibern den fast willkommenen Anlaß über Druck zu klagen und zu schelten. Und eines stört er allerdings auch thatsächlich — die Entwicklung des politischen Lebens im Reichsland. Ueber der Versammlungs- und Preßfreiheit schwebt er als das Damoklesschwert, und daher wagt sich Niemand so recht hervor, das Schwert könnte ja doch einmal niederfallen. Erst das gemeinsame politische Leben aber wird Elsaß-Lothringen auch innerlich deutsch machen, nachdem die materiellen und wirthschaftlichen Interessen längst schon die Fäden einer äußerlichen Verbindung herüber und hinüber geschlungen und geknüpft haben. Und gegenüber der täglich wachsenden ultramontanen Hochfluth im Lande, welche bald auch zu einer gefährlichen Sturmfluth werden könnte, ist es vollends nothwendig, daß auch die anderen politischen Kräfte des Landes entbunden und zu gemeinsamer Abwehr entfesselt werden.

Wie stünde es aber mit der Wirkung ihrer Beseitigung nach außen? Machen nicht gerade unsere Beziehungen zu Frankreich und die Möglichkeit unerlaubter Verbindungen von dorther und nach dort hinüber solche Ausnahmebestimmungen noch immer nothwendig? So konnte man bei der Aufhebung des Paßzwangs fragen; die elsaß-lothringischen Ausnahmegesetze aber haben wir dazu nicht nöthig: gegen hochverrätherische Agitationen im Lande genügen auch die gewöhnlichen gesetzlichen Bestimmungen vollauf. Nein, auf Frankreich wirken jene im Gegentheil ganz anders; dort klammern sich die Hoffnungen, die kriegerischen sowohl als die utopisch friedlichen, geradezu an diese Ausnahmebestimmungen an. Nun habt ihr Elsaß-Lothringen schon seit fünfundzwanzig Jahren, und immer noch getraut ihr euch nicht, es auf den Boden des allgemeinen Rechtes zu stellen: so tönt es von jenseit der Grenze um so mehr herüber, je weniger man dort von der wahren Bedeutung und Handhabung dieser Ausnahmegesetze und Diktaturbefugnisse eine richtige Vorstellung hat. Dort sieht man im Festhalten an ihnen nur den Beweis für die Fortdauer der französischen Gesinnungen der Elsässer und ein Zeichen des bösen Gewissens und der Schwäche auf unserer Seite. Ihre Aufhebung würde also dort umgekehrt wirken, wie eine nochmalige letzte und definitive Besitzergreifung des Landes, ein Symbol dafür, daß es mit der Zeit des Uebergangs nun wirklich vorbei ist. Es würde für die Franzosen klingen wie das Wort in Goethe's Hermann und Dorothea:

Dies ist unser! so laßt uns sagen und so es behaupten!

In diesem durchaus nationalen Sinn und in unserem eigenen wohlverstandenen Interesse, und damit freilich auch im Interesse des elsaß-lothringischen Volkes und seiner gedeihlichen politischen Entwicklung müßte, meine ich, gerade in diesen Erinnerungstagen die Aufhebung der Ausnahmegesetze herüber und hinüber an allen Orten den richtigen Eindruck machen. Die Bevölkerung könnte sich nicht mehr, wie sie es so gern thut, als Deutsche zweiter Klasse fühlen. Und wenn wir es ohne sonderen Anlaß gerade in diesen Tagen thun, so könnte auch nicht irgend welcher Notable den Dank dafür beanspruchen und einheimsen, sondern es müßte von dem ganzen elsässischen Volke gleichmäßig als ein freier und hochherziger Entschluß dem deutschen Volk und seiner Regierung gutgeschrieben und gedankt werden. Jenseits der Grenze aber würde man in dieser rein innerdeutschen Maßregel doch etwas wie die stolze Sprache voller Sicherheit und Kraft herausfühlen und heraushören.

Heute sind es fünfundzwanzig Jahre, daß Straßburg „über“ ist; fünfundzwanzig Jahre deutscher Politik im Reichsland sind um. Wohlan, zur Feier dieses Tages spreche man die Elsaß-Lothringer als deutsche Bürger mündig und nehme den Zwang und Druck des Diktaturparagraphen von ihnen weg: das ist nicht spezifisch elsaß-lothringische, sondern das ist echt deutsche Politik.

Straßburg i. E. Theobald Ziegler.

Kurhessische Erinnerungen.*)

I.

Der Zufall hatte es gefügt, daß ich im Mai 1860 fast gleichzeitig mit Garibaldi in Sizilien ans Land stieg. Obwohl ich mich vorher durch Lektüre und mündliche Berichte über die Zustände Unteritaliens und Siziliens im Allgemeinen unterrichtet hatte, so sah ich mich doch, nachdem ich mich nur ein wenig orientirt hatte, in Messina nicht nur ganz neuen, sondern völlig ungeahnten und bis dahin von mir nicht für möglich gehaltenen Verhältnissen gegenüber. Vor meinen Augen brach ein altes nicht unbe-

*) Otto Bähr, Das frühere Kurhessen. Kassel. 1895.

deutendes Staatswesen, das ein Landheer von über 100000 Mann, eine Kriegsflotte und gute Finanzen besaß, vor dem Ansturm einer wenig disziplinirten und mit keineswegs ausgezeichneten Waffen ausgerüsteten Freischaar ehrlos zusammen. Das war nur möglich geworden, weil alle Kräfte dieses Königreichs vollkommen desorganisirt waren. Weder die Armee noch die Civilverwaltung hatten noch Glauben an die Zukunft ihres Staats. Der Hof, von Familienzwistigkeiten zerrissen, mit einem halbblödsinnigen, nur pfäffisch erzogenen König an der Spitze, war ein Abbild der allgemeinen Auflösung. Zwischen Regierung und Regierten bestand nicht nur ganz allgemein kein Vertrauen, sondern grimmiger Haß und Erbitterung. Unzählige Aufstandsversuche waren freilich bis dahin an ihrer eigenen Verrücktheit oder der Tapferkeit fremder Söldnerschaaren gescheitert. Jetzt aber, wo eine immerhin organisirte oberitalienische Freischaar auf dieses Königreich einstürmte, da brach es zusammen wie ein Gebäude, das der Hausschwamm längst zerfressen hatte, für die Welt ein wundersames und lehrreiches Schauspiel. Hatte ich aus der Geschichte den Untergang größerer und kleinerer Staatsgebilde kennen gelernt und die Ursachen desselben studirt, wie ganz anders wirkte hier die lebendige persönliche Erfahrung, welche ich hier bei diesem Zusammenbruch aller Ordnungen und Dienste eines Staatswesens machte, auf mich ein!

Fünf Jahre darauf kehrte ich in mein Heimathland Kurhessen, dessen Staatsdienst ich mit Urlaub verlassen hatte, zurück. Ich war in enger Verbindung mit ihm geblieben, hatte es 1863 wiedergesehen, war aber vom Frühjahr 1865 bis zum Spätherbst auf Reisen in den Mittelmeerländern gewesen und hatte den Zusammenhang in der politischen Entwicklung der Verhältnisse Deutschlands während dieser Zeit doch etwas verloren. Nur hatte ich von wohlunterrichteter Seite gehört, daß, wenn der Vertrag von Gastein nicht zum Abschluß gekommen wäre, der Bruch und Krieg zwischen Oesterreich und Preußen unvermeidlich gewesen sei und die ganze deutsche Frage aufgerollt werden würde, sobald die beiden deutschen Großmächte sich nicht verständigen könnten. In Florenz vernahm ich, daß die Regierungskreise Italiens auf den Zusammenstoß der beiden rechneten. Unter diesen Eindrücken war ich nach Hause gekommen und erkannte rasch, daß ich auch hier bald wieder Zeuge des Zusammenbruchs eines Staatswesens werden würde, das mir doch ganz anders ans Herz gewachsen war, als das freilich politisch wichtigere Königreich Neapel. Wenn auch, so sagte ich mir, Kurhessen nicht so rasch von der Landkarte verschwinden sollte, wie verschiedene italienische Kleinstaaten, so kann doch wenigstens die gegenwärtige Regierung desselben nicht mehr allzu lange so weiter wirthschaften, wie sie dieses seit Jahren gethan hat, ohne daß sie schließlich ein Ende mit Schrecken nimmt. Persönliche Erlebnisse, die ich zu machen hatte, und die allgemeine Stimmung, auf die ich mit wenigen Ausnahmen bei Jung und Alt stieß, konnten mich in meinem Urtheile nur bestärken. „So geht es nicht lange mehr weiter!“ „Aber was dann?“ so hörte ich von allen Seiten fragen. Nicht als ob bei den so Fragenden irgendwie eine revolutionäre Stimmung geherrscht hätte. Nichts weniger als das. Man war auch nicht aufgeregt. Man stand den kommenden Ereignissen vielmehr zweifelnd und rathlos gegenüber. Daß große Dinge hereinbrechen würden, fühlte man mehr oder weniger allüberall. Daß sie auf die Geschicke Kurhessens von entscheidender Bedeutung werden müßten, das war gar vielen nach der jüngsten Vergangenheit des Landes und seiner geographischen Lage zweifellos. Aber man wußte doch nicht recht, zu welcher der beiden großen, um die Vorherrschaft in Deutschland ringenden Mächte man sich schlagen, welche Partei man ergreifen solle. Vielen lag die Erinnerung an das Jahr 1850 noch auf der Seele. Allgemein war damals die Empfindung verbreitet gewesen, daß Preußen das kurhessische, nur sein Recht vertheidigende, Volk im Stiche gelassen habe. Und schien jetzt nicht in Preußen die Partei am Ruder zu sein, die damals das gute Recht hatte beugen und unterwerfen helfen, schien nicht Herr von Bismarck mit der preußischen Verfassung umzugehen und umgehen zu wollen, wie weiland Hassenpflug mit der kurhessischen? Er hatte diese förmlich wiederherstellen helfen, aber man glaubte hierin nur einen rein politischen Schachzug zu erblicken, dem eben so gut ein entgegengesetzter hätte folgen können, wenn es die Verhältnisse ihm im Interesse Preußens würden nöthig haben erscheinen lassen. Nur ganz vereinzelte Wenige, die sich damals aber noch nicht öffentlich hervorwagten, hatten einiges, wenn auch nicht unbedingtes Vertrauen zu den Plänen Bismarck's. Ueberwog im Allgemeinen die Stimmung, daß man sich eher an das benachbarte protestantische Preußen, als an das katholische Oesterreich, das Hessen vor Lustren vorher so tief geschädigt hatte und für das Kurhessen nur ein Kompensationsobjekt sein konnte, anzuschließen habe, so war man doch über das Wie und Wann völlig unsicher und dabei nichts weniger als von sanguinischen Hoffnungen erfüllt. Und doch, so wie es war, konnte es nicht bleiben, denn noch drückender als die Unsicherheit in den großen deutschen Fragen empfand man die traurige Lage des Kurstaats in Folge der schon mehr als ein Menschenalter andauernden inneren Verwicklungen.

Man wird es vielleicht etwas sonderbar oder gar lächerlich finden, wenn ich sage, daß mir nach meiner Rückkehr in die Heimath die Erfahrungen wieder ganz besonders lebendig wurden, welche sich mir wenige Jahre zuvor in Unteritalien lebhaft aufgedrängt hatten. Denn himmelweit verschieden sind ja, wie hier auseinanderzusetzen überflüssig ist, Land und Leute Unteritaliens und Hessens und die politischen und sozialen Verhältnisse beider Länder nicht minder. Aber ein jedes Staatswesen, sei es ein größeres oder kleineres, hat, wie jedes organische Naturprodukt, bestimmte Lebensbedingungen, ohne die es nicht auf die Dauer fortexistiren kann. In monarchischen Staaten gehört zu diesen fundamentalen Voraussetzungen einer bleibenden Existenz ein gewisses sittliches, vertrauensvolles Verhältniß zwischen der herrschenden Dynastie und dem von ihr regierten Volke. Mag dann auch, wenn dieses einmal vorhanden ist, ein Monarch in einem solchen Staate nicht den an ihn zu stellenden Forderungen entsprechen — H. Leo hat einmal geäußert: die schlimmsten Feinde der Monarchie seien die Monarchen selbst —, so werden dessen Thaten oder Unthaten durch die im Volke fortwirkende Erinnerung an die gemeinsame Vergangenheit, die es mit seinen Vorfahren durchlebt hat, sei es mit Recht oder Unrecht, zugedeckt werden und in einer gemilderten Beleuchtung erscheinen. Denn wie oft man auch den Völkern Undankbarkeit vorwerfen mag, so macht sich diese doch fast immer nur augenblicklich und nicht ausdauernd geltend.

Daß in dem stets unruhigen Unteritalien kein sittliches Verhältniß zwischen dem Volke und der ihm im vorigen Jahrhundert durch die Diplomatie aufgedrungenen fremden bourbonischen Dynastie bestanden hat und seit der Wiederherstellung derselben nach dem revolutionären Interregnum in Folge des wiederholten Verfassungsbruches von Seiten des Königthums gar nicht wieder aufkommen konnte, ist Jedermann bekannt. Aber lagen nun in Hessen nur entfernt analoge Verhältnisse vor?

Der hessische Volksstamm hat einen durchaus konservativen Charakter, dies Wort hier natürlich nicht in seiner politischen Parteibedeutung genommen. Seit den Anfängen der deutschen Geschichte hat er fast ganz unverändert dieselben Wohnsitze inne. Er hat sich in seinem Hauptbestandtheil fast ganz unvermischt mit fremden Stammesgenossen erhalten und hat die relativ geringe Beimischung ganz fremden Blutes, die ihm durch hugenottische Einwanderung auch auf dem Lande zugekommen ist, fast ganz aufgesogen. Nur in den Zeiten seiner Urgeschichte hat der chattisch hessische Volksstamm eine große Expansionskraft bewährt. Die Bataver, aus denen sich bekanntlich die salischen Franken, die Begründer der fränkischen Weltmonarchie, entwickelt haben, nennt Tacitus ausdrücklich Chatten. Im fünften Jahrhundert n. Chr. zog eine Abtheilung Hessen Lahn abwärts und besiedelte wieder die menschenleer gewordenen Mosellandschaften bis Metz hinauf. Das älteste fränkische Volks-

echt hat seine Wurzeln in Hessen. Seit jenen alten Zeiten ist der Stamm stationär geblieben. Seine Söhne haben sich im Mittelalter in unzähligen Fehden gerauft und in der neueren Zeit ihr Blut auf fast allen Schlachtfeldern Europas gelassen. Der dreißigjährige Krieg und der siebenjährige haben das Ländchen furchtbar verwüstet und entvölkert. In unseren Tagen haben nicht ganz unbedeutende Auswanderungen nach Nordamerika die Bevölkerung etwas gelichtet. Die Unzufriedenheit mit ihrer ökonomischen Lage und die Erzählungen der zahlreichen Soldaten, die im Solde Englands die Rebellion der Vereinigten Staaten niederschlagen helfen sollten und zurückgekehrt die Schönheit und Fruchtbarkeit der neuen Welt priesen, hatten für lange Zeit die Wanderlust der Dörfler erregt, obwohl doch auch sie nur mit schwerem Herzen die Heimath verließen. Selbst der kosmopolitische Nachtwächter Franz Dingelstedt, der in seinem „Auswandererlied“ gesungen:

> Und was da ganz unmöglich scheint
> Nach menschlichem Ermessen,
> Der arme Bursch aus Heimweh weint,
> Aus Heimweh nach — Kurhessen!

hat sich doch nie ganz von dem tiefen Heimathsgefühl, das den Hessen ganz besonders eigen ist, losmachen können. Die unzweifelhaften Beziehungen und Einflüsse, welche sich zwischen einer Landschaft und dem Volksstamm, der sie Jahrtausende bewohnt hat, herausbilden, erklären wohl die Stärke dieses Heimathsgefühles am Einfachsten, welches auch in der Festigkeit alter Volkssitten und Gebräuche, in dem Fortleben uralter Sagen und Märchen hier wie kaum irgendwo anders in Deutschland sich ausspricht. Dem hessischen Volksstamm fehlt sonst ein lebhaftes künstlerisches Empfinden. Wenn auch das Volk hier gern seine Weisen singt, so ist doch kein großer Tondichter ihm entsprungen. Auch religiöse Fragen regen es nicht rasch und tief auf. Ein ausgezeichneter Kenner hat nicht ohne Grund gemeint, ohne die Energie und den Eifer Philipps des Großmüthigen würde die Reformation so rasch kaum Boden gefunden und sich durchgesetzt haben. Sind aus Hessen auch in neuerer Zeit nicht wenige namhafte Gelehrte, darunter auch tüchtige Naturforscher, entsprungen, so können sich diese doch nicht mit den Männern vergleichen, welche in Hessen geboren die deutsche Alterthumswissenschaft geschaffen, an ihr fortgearbeitet haben und noch an ihr fortarbeiten. Mag diese Thatsache mit dem hier besonders innigen Fortleben deutschen Volksgefühls zusammenhängen oder nicht, zwei Eigenschaften sind es ganz besonders, welche dem hessischen Volkscharakter sein Gepräge geben. Tapferkeit und militärische Tüchtigkeit einerseits und ein stark entwickeltes Rechtsgefühl hat die Hessen von jeher ausgezeichnet. Ueber die erste dieser Eigenschaften viel Worte zu machen, erscheint mir überflüssig. Aus dem vorigen Jahrhundert bezeugt Seume, daß die Hessen geglaubt hätten, sie müßten überall dabei sein, wo es zum Schlagen komme, und noch heutigen Tages sind sie stolz auf ihre Tapferkeit und deren Anerkennung. In dem Kriege mit Frankreich haben wenige Regimenter so furchtbare Verluste erlitten wie das 83. Infanterie-Regiment, das ehemalige dritte hessische, das man in meiner Jugend Konräderchen nannte. Nach den Kämpfen um Orleans mußte es nach Versailles zurückgenommen werden. Als der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm die stark gelichteten Reihen musterte, sagte er: „Bei diesem Regiment hätte ich auch stehen mögen.“ Mehr als ein Jahrzehnt darauf erzählte mir dieses ein alter hessischer Bauer und fügte charakteristisch hinzu: „Das hat dem Kronprinzen einen guten Namen bei uns gemacht.“ Neben diesem tapferen soldatischen Sinne bildet das ausgesprochene Rechtsgefühl des Volkes eine seiner hervorragendsten Eigenschaften. Ich weiß nicht, ob sich dieses ausgebildet hat, weil das Volk sich seit lange einer trefflichen Gerichtsverfassung und Rechtsprechung erfreute, oder, was natürlicher ist, daß es sich dieser erfreute, weil es mit einem tiefen Rechtsgefühl von Haus aus ausgestattet war. Jedenfalls hat es seit Jahrhunderten in Hessen ausgezeichnete praktische Juristen gegeben. Aus der Universitätsstadt Marburg ist auch das Buch hervorgegangen, welches von einem einer lothringischen Familie angehörigen, aber in Hessen angesessenen Rechtsgelehrten herrührte und für die juristische Wissenschaft ganz epochemachend geworden ist. Die Entscheidungen des hessischen Oberappellationsgerichts haben sich über ein Jahrhundert lang eines guten Rufes in der wissenschaftlichen Welt zu erfreuen gehabt.

Es würde einseitig geurtheilt sein, wenn man nicht neben diesen guten Eigenschaften auch andere weniger erfreuliche hervorheben wollte. Eine gewisse Schwerfälligkeit, Langsamkeit und starres Festhalten an alten hergebrachten Gewohnheiten ist namentlich seiner Landbevölkerung, d. h. dem weitaus größten Theile seiner Einwohner eigen. Denn von Handel und Fabrikthätigkeit nährt sich, von einigen wenigen Städten wie Hanau und Kassel, abgesehen, nur ein geringer Prozentsatz der Bevölkerung. Da nun das Land ein im Allgemeinen keineswegs fruchtbares zu nennen ist, was schon der Umstand beweist, daß sein Boden zu ungefähr zwei Fünftel mit zum Theil allerdings herrlichem Wald bestanden ist, so konnte sich hier in unserem Jahrhundert kein Wohlstand entwickeln wie in den angrenzenden anderen Ländern. Von Seiten der Regierung geschah in der That auch sehr wenig, um die Betriebsamkeit der Einwohner zu heben, die schlecht und recht, sparsam und genügsam in der Weise der Altvorderen weiterlebten und froh waren, wenn sie die Büreaukratie mit Schreibereien verschonte und nur ruhig gewähren ließ. Wie diese Bevölkerung im Allgemeinen zwar etwas langsam, aber doch solid dahin lebte, war auch der Beamtenstand, der ihr Recht sprach, ihr predigte, sie belehrte, ein zuverlässiger und tüchtiger. Unterschleife und Vergehungen anderer Art kamen in ihm überaus selten vor, obwohl die Gehalte desselben nicht hoch, kaum auskömmlich waren. Bereicherungen im Dienste gehörten zu ganz seltenen Ausnahmen und waren im ganzen Lande verrufen. Da auch der Adel des Landes keineswegs wohlhabend war und vielfach erst, wie mir selbst Adlige versichert haben, durch die Ablösungssummen, die ihm seit 1830 und 1848 zugeflossen waren, sich von drückenden Schuldenlasten befreit hatte, so herrschte im Militär- und Beamtenstand eine „honnette Pauvreté“, wie sich einmal ein Zugewanderter ausdrückte. Dafür waren aber auch die Ausgaben gering — man wird staunen, wenn man hört, daß im Budget von 1865 von den Gesammtausgaben nur ungefähr 17 % aus direkten und 2 % aus indirekten Steuern, das Uebrige aus dem Staatsvermögen aufgebracht wurde — und für Pensionen der in den Ruhestand getretenen Staatsdiener und deren Wittwen und Waisen war gesetzlich gesorgt.

Wenn die Grundlinien dieser Skizze richtig gezogen sind, und ich glaube das versichern zu können, so wird man daraus den Schluß ziehen dürfen, daß in Hessen auch in politischen Dingen man nicht besonders neuerungssüchtig oder gar revolutionär gesinnt war. Ebenso sehr wird man von vornherein für wahrscheinlich halten müssen, daß das Volk seinem angestammten Fürstenhaus anhänglich und treu war, denn das Haus Brabant, das, durch seine Abstammung von der heiligen Elisabeth von Thüringen bei dem Zerfalle der großen thüringisch-hessischen Landgrafschaft im 13. Jahrhundert Erbe des Landes geworden war, war im Laufe der Jahrhunderte so mit Hessen verwachsen, daß die Familie schließlich nur nach ihm den Namen führte. Aus ihr war auch eine Reihe trefflicher Regenten hervorgegangen. Die Weltstellung, man darf es wohl so ausdrücken, die Hessen im Reformationszeitalter durch Philipp den Großmüthigen eingenommen hat, ist Jedermann bekannt. Auch unter dessen Nachfolgern finden sich Landgrafen, die sich um ihr Land große Verdienste erworben haben. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begannen die Fürsten, in denen sämmtlich ein Zug von Sinnlichkeit und Neigung zum Jähzorn schon lange hervorgetreten war, ihre Geschicke von dem Wohle ihrer Unterthanen zu trennen. Landgraf Friedrich II. trat heimlich gegen die ganze Tradition seines Hauses zum Katholizismus über und verhandelte von allen deutschen

Fürsten wohl am stärksten seine Soldaten in den Dienst Englands zur Niederwerfung der nordamerikanischen Freistaaten. Er war ein prunkliebender, baulustiger Fürst, doch auch nicht ohne Sinn für die Hebung der Wissenschaften in seinem Lande. Das Gegentheil hiervon in allen Beziehungen war sein Sohn, der Landgraf Wilhelm IX, später der erste Kurfürst von Hessen. Von seinem Großvater vor dem Konfessionswechsel bewahrt, regierte er zunächst die an Hessen angefallene Grafschaft Hanau, dann die gesammte Landgrafschaft, wurde bekanntlich, nachdem er kurz zuvor die Kurfürstenwürde angenommen hatte, von Napoleon aus seinem Lande vertrieben, kehrte aber unter dem größten Jubel seines Volkes im Spätherbst 1813 nach Kassel zurück. Die allgemeine Freude ob dieser Rückkehr sollte aber ihren bitteren Nachgeschmack bekommen. Hatte das hessische Volk das Königthum Jerôme Bonapartes als das, was es war, also als Fremdherrschaft empfunden, während viele vom Adel sich trefflich mit ihm zu arrangiren wußten, so hatte es doch dem Lande auch manchen Nutzen gebracht. Es hatte unter manchen noch bestehenden mittelalterlichen Einrichtungen aufgeräumt und Grundsätze des modernen Staatswesens zur Geltung gebracht. Es ist bekannt, in welcher Weise Kurfürst Wilhelm I. gegen diese und überhaupt gegen alles, was während seiner Abwesenheit an Hessen geschehen war, eine ganz sinnlose Reaktion eintreten ließ. In cynischer Weise erkannte er von ihr nur an, was ihm und seinen Geldinteressen Vortheil brachte, bestritt dagegen alle während der Fremdherrschaft wohl erworbenen Rechte dritter Personen aufs Heftigste. Trotz seines für die damalige Zeit kolossalen Reichthums, der durch die geschickte Verwaltung des Hauses Rothschild vergrößert worden war, während er umgekehrt die Weltstellung auch des Hauses Rothschild begründet hatte, war er schmutzig geizig und nur auf Vermehrung seiner Schätze unter Benachtheiligung seiner Unterthanen bedacht. Konnte ihm dieses deren Liebe nicht erwerben, so war sein Privatleben noch weniger einwandsfrei. In einem Lande, in dem die reformirte Kirchenzucht nicht nur bloß noch auf dem Papiere stand und in den mittleren Ständen wenigstens durchaus ein solides Familienleben herrschte, konnte die Maitressenwirthschaft, die schon von Hanau her an seinem Hofe eingenistet war, nur den ärgsten Anstoß erregen. Von drei Maitressen stammen drei noch jetzt fortlebende Familien ab. Die Mutter der einen von ihnen, welche zur Eingehung des unerlaubten Verhältnisses gezwungen worden war, hatte dem Kurfürsten an zwanzig Kinder geboren, sämmtlich ohne Liebe, wie die alte Dame selbst ihren Gästen zu erzählen pflegte. Auf sechzig wurde die Gesammtzahl der unehelichen Kinder des Landesvaters von Kennern der chronique scandaleuse des hessischen Hofes berechnet. Man muß Geistliche und andere in streng sittlichen Anschauungen auferzogene Männer und Frauen des kleinen Landes über diese Dinge haben reden hören, um die Lockerung des Verhältnisses zwischen Fürst und Volk, die eintrat, verständlich zu finden. Denn auch unter dem Sohn Wilhelms I. dauerte diese Maitressenwirthschaft nicht nur fort, sondern nahm noch, wenn möglich, schamlosere Formen an. Während die Truppen auf dem Friedrichsplatze Wilhelm II. huldigten, bezog die kurfürstliche Maitresse, die Gräfin Reichenbach, die Tochter einer Berliner Waschfrau, mit ihrem Troß das fürstliche Palais an demselben Platze. Bei ihrem Tode soll dieses Weib ei Kapitalvermögen von 14 Millionen Gulden hinterlassen haben. Von ihnen bilden die immerhin großen Geschenke, welche eine Tochter derselben den Universitäten Marburg und Jena und Wohlthätigkeitsanstalten gemacht hat, einen Restbestand. Als Frau und Maitresse gestorben waren, verheirathete sich der alte Sünder noch einmal mit einer jungen adligen Dame, die ihrem zweiten Gemahl, einem sächsischen Grafen, u. a. Silberzeug, das nach Centnern geschätzt wurde, in die Ehe einbrachte. Diese Vergeudung eines Vermögens, dessen Ursprung aus dem Blutgeld stammte, welches die hessischen Landgrafen für die ans Ausland gelieferten Soldtruppen erhalten hatten, empfand man doch aufs Tiefste und Schmerzlichste im Lande, wenngleich seit 1831 durch die Vertheilung der angeblich nicht mehr im vorhandenen Gesammtmasse desselben in einen Haus- und Staatsschatz wenigstens den gröbsten Eingriffen in [illegible] gesteuert worden war.

Kurfürst Wilhelm II. hatte in Folge der Julirevolution von 1830 mit seinen Landständen, die von 1816 [illegible] nicht einberufen waren, eine Verfassung vereinbart, die die konstitutionellen Grundsätze der damaligen Zeit wohl am reinsten zur Durchführung gebracht hat. Um die Aufrechterhaltung dieser Verfassung von 1831 hat sich nun das politische Leben Kurhessens bis zur Annexion durch Preußen gedreht. Denn noch in demselben Jahr entsagte Kurfürst Wilhelm II. dem Throne seiner Väter und der Regierung seines Landes, um seiner Maitresse Emilie Ortlepp willen, welche die Kasseler Bürgerschaft dort nicht dulden wollte, und übertrug die Mitregentschaft seinem einzigen Sohne Friedrich Wilhelm I. Seitdem dieser Herrscher die Regierung des Landes angetreten hatte, begann sofort der bald stille, bald offene Kampf gegen die von seinem Vater herrührende Verfassung. Und das um eines offenen und eines versteckten Zweckes willen. Der absolutistisch gesinnte Herrscher wollte sich der seiner Herrscherwillkür durch die Verfassung gezogenen Schranken ganz entledigen, vor allem aber die Theilung des früheren Gesammtvermögens in einen Haus- und Staatsschatz, von denen ein jeder ungefähr 900 000 Mark jährliche Rente abwarf, zu Gunsten der Krone wieder aufheben. Das Ende dieses Kampfes war die Auflösung des sittlichen Bandes, welches das hessische Volk mit seinem Fürstenhause verknüpfte, und der politische Untergang des Kurstaates.

(Zwei weitere Artikel folgen.)

O. Hartwig

Michel de Montaigne.

Montaigne gehört, wie etwa auch Frau von Sévigné zu jenen litterarischen Erscheinungen, die durch geniale Beanlagung Schriftsteller ersten Ranges sind, ohne jemals Schriftsteller von Beruf zu werden. Ihr Talent hat etwas Dilettirendes an sich, ihre Kunst folgt nur der Neigung und dem Eigenbedürfniß, sie wird nie Lebensinhalt und -Zweck. Das Gebot schöpferischen Kraftgefühles herrscht hier nicht, vielmehr dient das Genie nur der Ausgestaltung des alltäglichen Lebens. Sie schreiben, wenn ich so sagen darf, für den Hausgebrauch, beiläufig, weil in ihrer Entwicklung ein Moment kommt, wo sie das schlummernde Talent für sich nöthig haben. Sie werden Autoren, indessen sie noch gar nicht daran denken, und ohne daß der Ruhm des Autors ihre ursprüngliche Stellung ändere. So war Montaigne ein Edelmann, der in behaglicher Muße sich selbst lebte. Er ging seinen Gedanken und Zweifeln nach und wunderte sich über die Widersprüche, welche er entdeckte. Bald überrascht, bald ergötzt, griff er dann und wann zur Feder und schrieb nieder, was ihn bewegte. Ce sont icy mes humeurs et mes opinions. Er war dermaßen mit sich selbst beschäftigt, daß er seinem Werke das epigrammatische Vorwort geben konnte: c'est moy que je peinds. Dabei zeigte er sich meistens in nackter Deutlichkeit, harmlos, indiskret mit sich selbst. Ein Hauch der Einfachheit und Natürlichkeit weht von ihm herüber, der Zauber jener familiären Charaktere, die uns in ihre Intimität aufnehmen. Gemüthlich schlendern wir mit ihm Seit' an Seite, und aus der dilettantisch-selbstbehaglichen Manier des Mannes erwächst die Originalität und der Reiz seiner „Essays". In die ungebundenen Ergüsse seiner Schreibseligkeit ist ein beschaulicher Humor mit eingeflossen. Sein morgenfrisches Temperament untermischt sich den ernsten Reflexionen. Wer den Philosophen in ihm nicht versteht, schätzt und bewundert wenigstens den Menschen; und man kann wohl sagen, daß in ihm der Mensch dem Philosophen und Autor gleichwerthig

ar. Was er in der Geschichte der Geisteskultur bedeutet,
nicht wenig, doch nur wenigen bekannt. Hier war er
nselbständig, einer, über den die Folgezeit sehr rasch hin-
egschritt, der Typus eines primitiven Erkenntnißzustandes.
r hält, wie Sanchez und Charron, auf dem Punkte, den
ie zeitgenössische Philosophie vor Descartes einnimmt.
Venn er jene beiden überlebt hat, wenn Ste-Beuve sagen
onnte: Montaigne a dispensé de Charron; so dankt er
as der ausgesprochen persönlichen Art seines Buches. Und
iese Eigenart war ein Denk- und Darstellungsvermögen,
as aphoristisch und darum für dilettirende Behandlung ge-
chaffen war. Form und Gehalt bedingt einander, weshalb
in Ganzes von klassischer Einheit entstand.

„Er erscheint im Schlußpunkt der philosophischen Renaissance“, so hat Kuno Fischer Montaigne's historische Stellung bestimmt; oder man kann auch sagen, er ist gallisches Naturell vor dem Beginn der modernen Epoche. Der Geist, dessen größte Vertreter Rabelais und Molière sind, tritt eben unter den Einwirkungen der neuen Zeit in eine besondere Phase, er macht, kurz gesagt, eine Krise durch.

Und welcher Art war die Richtung, die durch Jahrhunderte in der französischen Litteratur geherrscht hat? — Es ist eine Auffassung, die sinnenmäßig sich an die unmittelbaren Thatsachen hält und jeder tieferen Spekulation abhold ist. Eine nüchterne Betrachtung nimmt Personen und Dinge, wie der Tag sie zeigt; was dem gesunden Menschenverstande, dem bon sens, einleuchtet, was sich den Sinnen darbietet, gilt als wahr. Ueber den Erscheinungen gibt es keine höhere Welt, weil der metaphysische Trieb fehlt. So ist diese Philosophie realistisch in ihrem Verhältniß zum Leben und sieht, da das Wirkliche vor dem prüfenden Verstande nie besteht noch genügt, durchweg nur Unzulängliches und Fehlerhaftes. Ohne sich darüber zu entsetzen, macht sie diese Manifestationen des menschlichen Unvermögens zum Gegenstand ihres Spottes. Skeptisch im Grunde, wird sie satirisch in ihrer Form und, als naturgemäßes Produkt, entwickelt sie aus sich die Komödie. Ihrem Wesen zufolge, erkennt sie dem Menschen kein Höhenideal zu, sie stellt ihn nicht vor große Aufgaben, an denen sein Charakter sich erheben soll. Die Forderungen der gallischen Weltweisheit sind vielmehr praktisch: mit dem Leben sich kühl und verständig abzufinden, ist das Beste, was man leisten kann. Weder nach rechts noch links abzuirren, sich im Gleichgewicht, im juste milieu, zu bewegen, ist alles, was wir sollen und können. Nur ein Haushalten mit Wünschen und Plänen, resignirte Mäßigung unseres Wollens, können zu einem ersprießlichen Dasein führen. In diesem Sinne hat ja, wie oft, auch Molière kluge Beschränkung empfohlen! — Dem deutschen Geiste widersteht solch eine ganz verstandesmäßige Anschauung, weil sie dem Gemüthe nichts zu sagen hat. Und unverkennbar ist sie ohne Schwung, oft gar platt. Aber dafür ist sie andererseits wieder gesund, allem Mystischen und Verstiegenen unzugänglich; und die Größe der Nation, die sich zu ihr bekannt hat, hängt in einer Beziehung nicht zum wenigsten von ihrer rationellen Betrachtung des Lebens ab. Als Montaigne schrieb, im letzten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts, fand sich der Sensualismus vor ganz ungewöhnlichen Aufgaben. Die gewaltigen Umwälzungen, in denen die Renaissance vor sich ging, hatten die Gemüther tief beeinflußt. Die Vorstellungen waren andere geworden, und der reflektirende Verstand suchte zu dieser neuen Welt Stellung zu nehmen. Darüber brachte die sinnliche Art der Gallier, welche in sich ja schon mit Skepsis durchtränkt war, dieses Element des Zweifels zu völliger Ausbildung. Der Sensualismus ward, freilich nur für eine gewisse Zeit, zum Skeptizismus. Montaigne ist ein Typus dieser Uebergangsperiode.

Vor seinem sinnenden Blick hatte sich die Geschichte in ungeheuren Widersprüchen entwickelt. Länger als ein Jahrtausend war man überzeugt gewesen, daß die Erde stillstehe und die Sonne sich bewege. Copernicus lehrte das Gegentheil. Die göttlichen Einrichtungen der Religion und Kirche schienen vordem über allem Wandel zu stehen, doch auch gegen sie richtet sich in Wicleff und Luther der Geist des Umsturzes. Ja, das Heiligste war zum Unbeständigsten geworden. „Il n'est rien plus subiect à plus continuelles agitations que les loix: depuis que je suis nay, i'ay veu trois et quatre fois rechanger celles des Anglais nos voisins . . . . au plus important subiect qui puisse estre à sçavoir de la religion.“ — Die Majestät genießt nicht mehr erhabener Unverletzlichkeit; Maria Stuart, „die schönste Königin, Wittwe des größten Königs der Christenheit“, stirbt durch die Hand des Henkers. Die bekannte Welt hat sich plötzlich erweitert, ein vierter Erdtheil ist erschlossen; und gleichzeitig treten die Länder unseres Kontinents mit einander in regeren Verkehr; das Alterthum ist lebendige Gegenwart geworden. Eine schier unendliche Fülle verschiedener Bildung und mannigfacher Gesetze taucht auf. Es zeigt sich, daß die Ueberzeugungen mit Land und Leuten wechseln; „und welch eine Wahrheit ist das, die an den Bergen aufhört?“ Sie hat nicht „universale“ sondern nur „munizipale“ Berechtigung; und desgleichen erscheint die ganze menschliche Vernunft von den umgebenden Verhältnissen abzuhängen. Was ist sie anders, als eine „angeborene ungefähre Kenntniß, etwa von dem Gewichte all unserer Meinungen und Sitten, wie immer diese seien?“

In dunkler Vielheit lag das Bild des Universums da. Mit wachen, jungen Sinnen hat Montaigne es beobachtet, aber sein Geist war nicht im Stande, es zur Einheit zusammenzufassen. Von seiner Philosophie kann man behaupten, was er selbst einmal von der Wissenschaft jener Tage gesagt hat: „elle nage à la superficie“. Sie sah immer nur die sinnenfällige Verschiedenheit, während der abstrakte Geist über die äußerlichen Seiten zur begrifflichen Wesenheit vorzudringen vermag. Er erkannte selbst an, daß die letzte Formel seines Denkens, „le plus universel membre de ma logique“ ein „distinguo“ sei. Und damit war es ausgesprochen, daß er bei dieser Anlage zu einer Gewißheit nicht gelangen würde. Denn wenn sich Alles in Gegensätzen bewegte, so zeigte Alles verschiedene Gestalten. Was war hier richtig, was falsch? Warum sollte er das Eine verwerfen da doch auch das Andere nur möglich war? Die Furcht, setzte er sich auseinander, lähmt diesen, sie stärkt jenen, unterbindet die Kräfte oder erhöht sie. Was soll ich von der Furcht halten? Daß es Geister und Wunder geben könne, lehnte er wohl einmal ab. Dann fragte er wieder, wie er bei all seiner inneren Unsicherheit es wagen könne, die Grenzen des Möglichen abzustecken. Ohne sich zu entscheiden, blieb er innerhalb solcher Betrachtungen unschlüssig stehen. Die Wage, welche aus allen Stellungen zur indifferenten Mitte zurückkehrt, war das Sinnbild seines Ideenganges. Die einzige Antwort, welche er sich geben konnte, war wieder eine Frage: „Que sçais-je?“ In diesem Worte gipfelt sein systematisches Denken.

Es gibt einen Zweifel, der am Ende einer Entwicklung sich einstellt; er bedeutet geistigen Verfall und Verzweiflung. So läuft die antike Kultur in Skepsis oder Mystizismus aus. Anders war Montaigne's Ungewißheit wie das Chaos vor der Gestaltung, zukunftsvoll, fruchtbar. Eine andere Welt war im Werden, eine neue Art, Menschen und Dinge zu begreifen. Die Geister rangen nach Licht und Sicherheit. Noch war die Aurora der modernen Zeit im allgemeinen Bewußtsein nicht durchgebrochen, und spielende Dämmerung überwarf alles mit zitternden Lichtern. Doch schon zeigte sich eine Bildung, welche in der Geschichte der europäischen Nationen wieder beginnenden Tag verkündete. Auf die Periode des Mittelalters mit seinem kollektivistischen Charakter war die Aera individueller Entfaltung gefolgt. Kräfte, welche bislang geschlummert, regten sich. Denken und Empfinden wurden frei. Das „Ich“ kam zum Gefühl seiner Geltung. Wenn man zuvor nur ein Leben mit und in der Allgemeinheit gekannt hatte, war man nunmehr ganz

von der Selbstberechtigung des Einzelnen erfüllt. Maßstab, Zweck und Inhalt des Daseins ward der Mensch. Die Idee der Kirche, welche ehedem unbedingt herrschte, wurde abgelöst durch die Kritik des einzelnen Verstandes. Das Individuum begriff die Erscheinungen ringsum aus sich heraus, aus dem Brennpunkte seiner Persönlichkeit. „Ich denke, daher bin ich," mit diesem Satze beginnt die Philosophie Descartes'. In der unmittelbaren Vorstellung seiner selbst fand der Mensch die erste positive Thatsache, über der er sein Ideengebäude aufführen konnte. Das Selbstbewußtsein war, in gewissem Sinne, die Achse des gesammten Lebens geworden.

Im Geiste dieser allgemeinen, individuellen Richtung sind die „Essays" geschrieben. Vielleicht wirkte auch die besondere skeptische Art Montaigne's dahin, daß er sich mit seinen Erwägungen auf den denkbar engsten Kreis beschränkte. Er bespiegelte sein „moy" in allen Aeußerungen, in den Proteuswandlungen, die ihm so seltsam erschienen. Eine Biographie entstand, in der das Wesen sich nicht als Einheit verständlich zu machen suchte, sondern in einer Reihe impressionistischer Aufnahmen unterschiedliche Züge neben einander stellte. Die Schwingungen des Augenblicks sind hier stehen geblieben. Das Leben erscheint ein Wellenspiel tausendfältiger Einzelbewegungen; es öffnet sich in den intimsten Falten.

„Dies ist ein redlich Buch, lieber Leser. . . . . Es kündigt Dir gleich eingangs an, daß ich mir kein anderes, als ein häusliches und privates Ziel gesetzt habe. Ich habe es dem besonderen Gebrauche meiner Verwandten und Freunde gewidmet: damit, wenn sie mich verloren haben (was bald geschehen wird), sie hier einige Züge meiner Qualitäten und Launen wiederfinden können. Meine Fehler stehen hier in natura zu lesen, meine Unvollkommenheiten und meine kindliche Art, soweit der öffentliche Anstand es mir verstattet hat."

Montaigne, so erzählt er selbst, ist im Jahre 1533 geboren, „zwischen elf Uhr und Mittag, am letzten Februartage". Seine Wiege stand im Perigord, auf dem Schlosse, dessen Namen er trug, und wo angeblich auch „la plupart de ces ancêtres" das Licht der Welt erblickten. Aber mit diesen Vorfahren war es in des Wortes eigentlichster Bedeutung nicht weit her. Der neueste Biograph des Philosophen*) berichtet, daß noch der Großvater, Ramon Eiquem, in Bordeaux mit gesalzenen Fischen handelte. Er kaufte dann im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts das Schloß Montaigne. Sein Sohn vertauschte den Beruf des Alten mit dem edleren Waffenhandwerk und heirathete später eine spanische Jüdin, Antoinette de Louppes oder Lopès. Sie wurde die Mutter Michel's. — Wie geschwätzig er sonst war, unser Autor hat das alles verschwiegen, dagegen über seine Jugend und Erziehung mit anschaulicher Breite sich ausgelassen. Als echter Sproß der Renaissance, ist er in der Verehrung der Antike herangewachsen. Das erste Idiom, das er sprechen, stammeln lernte, war Latein. Sieben- oder achtjährig, liest er die Metamorphosen des Ovid; „es war das leichteste Buch, das ich kannte und vor „allem geeignet für mein zartes Alter". Heimlich oder doch halb verstohlen, verschlingt er „in einem Zuge" Virgil's Aeneïde, den Terenz, den Plautus, die Komödien der Italiener, „immer durch die Süße des Gegenstandes gelockt". Die Liebe für die Alten hat bei ihm gedauert. Die Bewunderung, welche er den großen Vorbildern jener wiedererstandenen Zeit dargebracht hat, ist eines der ewig gleichen Momente in seinem Leben. Er nennt einmal den Plutarch und Seneca die einzigen gediegenen Bücher, die er zu lesen pflege, „wo ich, wie die Danaïden schöpfe, auffüllend und ausgießend ohne Unterlaß". Seine Schriften sind mit Citaten durchsetzt, die er zumeist klassischen Dichtern und Weisen entlehnt hat.

Mit sechs Jahren kam der Knabe in das Kolleg von Guienne, „damals sehr in Blüthe und das beste in Frankreich"; als er die Klassen durchgemacht hatte, zählte er dreizehn. Baco und Descartes haben mit dem Gefühl der Leere die Schule verlassen. Auch Montaigne gestand sich, daß er dort keinerlei geistigen Zuwachs gefunden habe. „Ich habe meinen Kursus (wie es heißt) vollendet, und wirklich ohne irgend einen Gewinn, den ich jetzt in Anrechnung bringen könnte". Aus persönlicher Einsicht durfte er später bekämpfen, was damals Unterricht und Wissenschaft hieß. „Was die Alten von diesem oder jenem gesagt haben, schwatzen wir nach. Was sagen wir selbst? Was urtheilen wir? Ein Papagei würde ebenso gut sprechen." Von ihm stammt das berühmte Wort: „Auswendig wissen ist kein Wissen". Die Erziehung soll auf Beobachtung und Erfahrung gegründet werden; jeder soll sich in der Natur umschauen, „nach allen Dingen forschen" und dadurch „eine wunderbare Klarheit des Urtheils gewinnen. „Wir werden, glaube ich, nur durch die gegenwärtige Wissenschaft wahrhaft gebildet, nicht durch die vergangene."

Montaigne studirte die Rechte und ist dann flüchtig durch die Magistratur gegangen. Er war siebenunddreißig Jahre, als er die öffentliche Stellung aufgab. Es drängte ihn auf seinem Schlosse sich selbst zu leben. — Der Edelsitz lag auf einer Anhöhe, „comme dict son nom". In drei Stockwerken stieg am Eingange ein Thurm empor, welcher unten die Kapelle, hoch oben die Bibliothek des Hausherrn barg. Dort, in der Stille, sind die Essays geschrieben; da hat Montaigne gesessen und gegrübelt oder auf- und abgehend seine „fantasies", seine „songes" ausgesponnen. Oder er nahm ein Buch herab von der Wand, blätterte es nervös an und legte es wieder weg. „Je feuillete les livres; je ne les estudie pas". Ueber ihm läutet morgens und abends eine große Glocke das Ave Maria. Der Thurm bebt, aber das Ohr des einsam Sinnenden ist für den Klang allmählich taub geworden. Frau und Tochter dürfen nicht bei ihm eintreten; hier war sein Reich und „elend meiner Ansicht nach, wer bei sich daheim nicht auch mitunter sich gehören, sich speziell feliren und verstecken kann."

Er war eine äußerst sensible Natur, den Eindrücken der Minute oft widerstandslos hingegeben. Ein Vers aus Catullus oder Horaz konnte, von einer schönen Stimme vorgetragen, sein Blut in Wallung bringen. Der Anblick fremden Leidens setzte ihm wirklich zu. Sein Stil verräth, wie bei ihm ein Gedanke plötzlich den andern auslöste, wie er der neuen Eingebung nachgibt, um bald wieder abzuschwenken. Improvisirend in seinen Darlegungen, mußte er von sich sagen: „Bei mir gibt's tausend vorlaute und zufällige Regungen"; oder ein andermal, „ich komme und gehe nur so: mein Urtheil zielt nicht immer gradaus, es fluthet, es wogt". In dieser entzündlich reizbaren Atmosphäre sprangen ihm die geistreichen Worte nur von der Lippe; die Sprache entlud sich mit dem Vorzug des Unmittelbaren in sinnlich-bildlicher Kraft. Doch weniger dienlich war es für ihn, daß er hinterdrein, wenn der Gedankenrausch vorüber, mitunter sich selbst nicht wieder zurechtfinden konnte. „Ich habe es so vollständig verloren, daß ich nicht weiß, was ich sagen wollte". Er war nicht der Mann, um lange, folgerichtig ein größeres Werk zu schaffen. Darum schrieb er in Bruchstücken, so kurz, so lang, als ihm der Athem oder der Faden der Ideen vorhielt. Ganz aus seinem Persönlichen entstand so der Essay, dessen Vater er ist. 1580 erschienen zum ersten Male die Essays. Montaigne gönnte sich jetzt Muße und trat eine längere Reise an. Sie führte ihn durch Deutschland, die Schweiz und Tirol über den Brenner nach Italien. Das Ziel war Rom, dessen Trümmer er mit tragischer Empfindung angestaunt hat. Er wurde vom Papste empfangen, sein Werk erhielt die Billigung des heiligen Offiziums, er ließ sich von „Volk und Senat" zum Bürger der Stadt ernennen. Auf der Rückreise erfuhr er in den Bädern von Lucca, daß er zum Maire von Bordeaux gewählt sei. Er mußte annehmen, da auch der Wille des Königs sich geltend machte. Sonst entsprach es nicht seinem Wesen, für Andere theilnehmend zu sorgen und zu schaffen. Für ihn, wie so viele andere gallische Sensualisten, war das Horazische procul negotiis das eigentliche Ideal. Er suchte die douce [illegible] egoistisch-persönlichen Behagens. Da sie ihm nicht beschieden war, hat er mit Resignation sich seiner Pflicht unterzogen.

*) Les grands écrivains français. Montaigne par Paul Stapfer. Paris-Hachette 1895.

Als er das Amt nach vierjähriger Dauer niederlegte, schrieb er:

„Ich habe mich mit öffentlichen Diensten befassen können, ohne von meiner Eigenart um Nagelsbreite abzugehen, mich Anderen hinleihen können, ohne mich mir selbst zu entziehen. Der Maire und Montaigne waren immer zwei, scharf geschieden".

In seinem vierzigsten Jahre hat Montaigne sich einmal gewünscht, daß die ganze zweite Hälfte seines Lebens noch vor ihm liegen möge. Als er am 13. September 1592 starb, zählte er kaum sechzig Jahre. — Der ersten Ausgabe seines Werkes waren bis dahin noch vier andere gefolgt. Unablässig erweiterte und änderte er. Nach den Zusätzen und Verbesserungen seines Handexemplars wurde 1595 ein definitiver Text hergestellt. Schon 1590 waren die Essays ins Italienische übertragen worden; 1603 erschien die englische Ausgabe des John Florio, in der Shakespeare den Montaigne gelesen hat.

Stapfer bemerkt in seinem Buche, auch die Skepsis habe bei diesem Klassiker des Zweifels ihre Grenzen gehabt. Das ist richtig, doch ist es weder wunderbar noch sonderlich bedeutungsvoll. Er war eine gährende Individualität, widerspruchsvoll und noch nicht geklärt. Bei der wirren Unfertigkeit dieser Natur konnte es wohl geschehen, daß er sich selbst in seiner zögernden Ungewißheit untreu wurde. Im Bewußtsein geistiger Zerrissenheit urtheilte er: „Ich habe kein Monstrum und Wunder auf der Welt gesehen, mich allein ausgenommen: man fügt sich jeder Seltsamkeit unter dem Zwange der Gewöhnung und der Zeit; aber je mehr ich bei mir einkehre und mich kenne, desto mehr staune ich über meine Unform, desto weniger verstehe ich mich in mir selbst." Es ist schier unmöglich, diese auf- und abwallende Gestalt in festem Rahmen zu fassen. Aber hat er nicht selbst gemeint: „Es hat etwas Scheinbares, über einen Menschen nach seinen häufigsten Charakterzügen ein Urtheil zu fällen; aber in Anbetracht der natürlichen Unbeständigkeit unserer Sitten und Ansichten ist es mir oft so vorgekommen, als ob selbst die guten Schriftsteller Unrecht thun, mit Macht von uns ein beständiges und festes Ganzes ausspinnen zu wollen?"

Ransohoff.

Die 67. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

(Schluß.)

Die 67. deutsche Naturforscherversammlung in Lübeck, die am 20. September mit der dritten allgemeinen Sitzung und dank der Gastfreundlichkeit der alten Hansastadt, an diesem und den beiden folgenden Tagen mit allerlei vergnüglichen Ausflügen nach Travemünde, nach dem alten lauenburgischen Städtchen und modernem Stahlbädchen Mölln, der Grabstätte Eulenspiegels, sowie nach der holsteinischen Schweiz und dem Nordostseekanal geschlossen wurde, hat wiederum ein treues Spiegelbild der modernen Strömungen in der Naturforschung dargeboten. Daß dies in den allgemeinen Sitzungen am meisten hervorgetreten ist, darf man wohl der Umsicht des Vorstandes und des wissenschaftlichen Ausschusses danken und es wäre daher als ein arger Rückschritt anzusehen, wenn das Gerücht sich bestätigen sollte, daß der Vorstand beabsichtige, die altherkömmliche Zahl von drei allgemeinen Sitzungen auf zwei einzuschränken; denn gerade in ihnen sollte das Schwergewicht der Versammlung liegen. Diese allgemeinen Sitzungen stellen hauptsächlich den Zusammenhang zwischen der Wissenschaft und dem großen Publikum her, sie bilden auch das einigende Band zwischen den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft und sie wirken, was nicht ihr geringster Vortheil ist, erziehend auf die Gelehrten selbst ein, die sich, mit einem Vortrag für die allgemeine Sitzung betraut, vor die schöne, wenn auch nicht leichte Aufgabe gestellt sehen, die besten Ergebnisse ihres Forschens dem weitesten Kreise der Gebildeten gemeinfaßlich, anregend und zugleich gründlich darzustellen. Nur die wenigsten Redner genügen jedes Mal dieser Aufgabe, aber weder die Redner noch das Publikum täuschen sich leicht darüber, wem die Palme gebührt und dieser kann dann ein rühmliches Muster für Andere werden.

Für uns, den zusammenfassenden Berichterstatter, wird die eigene Aufgabe allerdings noch dadurch erschwert, daß wir, ohne Rücksicht darauf, ob den Vortragenden ihre Absicht in hohem oder geringem Grade gelungen ist, den Versuch wagen müssen, ihren Gegenstand auf die Kennzeichnung ihrer Grundgedanken zusammenzudrängen, was bei Fragen allgemeiner Natur sich nicht so leicht bewirken läßt, wie bei den medizinischen Tagesfragen, über deren Behandlung in den allgemeinen Sitzungen wir im ersten Artikel berichteten. Die anderen allgemeinen Vorträge galten den Grundfragen der Naturforschung und des menschlichen Denkens überhaupt; sie betrafen die Bildung der Erdoberfläche oder wenigstens eines den meisten Deutschen vertrauten Theiles davon, der Entstehung zwar nicht des Lebens, aber doch neuen Lebens, sodann den Urfragen nach den Grundstoffen der Natur und noch dem Wesen von Kraft und Stoff überhaupt. Nach dieser vom Besonderen und mit bloßem Auge sichtbaren zum nicht sichtbaren, vielleicht auch nicht erkennbaren Allgemeinen aufsteigenden Reihenfolge wollen wir die übrigen in Lübeck für die ganze Versammlung gehaltenen Vorträge ordnen, anstatt uns an die zeitliche zu halten. Demnach erwähnen wir zuerst den Vortrag des Professors der Geologie in Greifswald, Dr. Rudolf **Credner** über „**Die Ostsee und ihre Entstehung**", der in freier Rede und ebenso eleganter, wie lebendiger Darstellung, von großen, übersichtlichen Karten unterstützt, die Geschichte der Ostsee nach den neuesten geologischen Forschungen vor unseren Augen entrollte. Er zeigte, daß diese große, von Norden nach Süden ziehende Ausbuchtung des nordeuropäischen Flachlandes mit ihren eigenthümlichen Seitenarmen das Ergebniß der verschiedensten, in gewaltigen Zeiträumen wirksam gewesenen Gewalten ist. Ihr Boden stellt Schichtungen aus dem vom skandinavischen Norden stammenden granitnen Urgestein und jüngeren weichen Gesteinmassen, wie Mergel u. s. w. dar. Auf seine äußere Beschaffenheit haben sowohl tektonische durch Wärmeunterschiede bedingte Ursachen, welche mannigfache Risse und Zusammenbrüche bewirkten und die unruhige Landschaft der holsteinischen Höhen, der kreidigen Erhebungen von Rügen und Bornholm bedingten, als auch die mächtigen von Skandinavien nach Süden, Osten und Westen ausgegangenen, in vier Perioden aufeinander gefolgten Gletscherströme Einfluß gehabt. Nicht nur die abschleifende, zernagende, sondern auch auf der anderen Seite die Bodenmassen als Moränen aufhäufende Thätigkeit der Gletscher, als deren Reste wir die Tausende von großen und kleinen erratischen Blöcken der norddeutschen Tiefebene bis zum Nordrande des Harzes kennen, haben auf die Gestaltung des Ostseebodens und der Küsten entscheidenden Einfluß gehabt. Dieser Boden wurde von der Nordsee aus in gleichfalls wechselnden Perioden enger oder weiter Verbindung mit der Ostsee von mehr oder weniger salzhaltigem Wasser ausgefüllt. Je nachdem diese Pforte weit oder eng war, je nachdem der Boden Skandinaviens sich hob oder senkte, — er ist auch gegenwärtig wieder in einer Hebung begriffen, war die Ostsee mit Salzwasser, Süßwasser oder salzigem Brakwasser ausgefüllt, sonderten sich große Wassergebiete, wie der Wenersee und Wettersee von ihr ab, behielten aber eine mit ihr gemeinsame Thierwelt. Selbst die neue künstliche Verbindung beider Meerestheile, der Nordostseekanal, zeigt bereits einen Einfluß auf ihre Beschaffenheit, indem sich schon eine Steige-

rung des Salzgehalts der Ostsee bemerkbar gemacht hat und es muß abgewartet werden, welche weitere Einwirkung diese künstliche Meeresstraße auf die Ostsee ausüben wird.

Befaßte sich Credner mit gewaltigen, räumlich ausgedehnten Wirkungen der Naturkräfte, so hatte Prof. Georg **Klebs** aus Basel — nicht mit dem Pathologen Edwin Klebs zu verwechseln — mit großen Problemen im mikroskopisch Kleinen, nämlich mit denen der Physiologie der Fortpflanzung zu thun. Auch von ihr lüftete er nur ein ganz kleines Eckchen des dichten Schleiers, der das große Räthsel, wie aus einem Organismus ein neuer entsteht, verhüllt; denn Klebs behandelte als Pflanzenphysiolog die Frage nur vom Standpunkt des Botanikers und auch hier nur für die niedersten Pflanzen, die Algen und einzelne Pilzarten. Dennoch werfen seine Darlegungen einen Lichtstrahl auf die große Frage. Wenn er auch mit größter Anerkennung der Fortschritte gedachte, welche durch die mikroskopische Anatomie der Zelle auf diesem Gebiete gemacht wurden, unter denen besonders Oskar Hertwig's Entdeckung hervorragt, daß bei der Zeugung es nicht auf das Zusammentreten der männlichen und weiblichen Keimzelle als solcher ankomme, sondern daß die Zellkerne es sind, die sich miteinander verbinden, so betonte Klebs doch, daß dem Physiologen, der den Vorgang selbst zu beobachten suche, die Hauptaufgabe zukomme. Von diesem Standpunkt hält Klebs die Beantwortung der Frage für entscheidend, ob es möglich sei, die Fortpflanzung durch äußere, physikalische oder chemische Einwirkungen zu beeinflussen und nach seinen und anderer Botaniker Forschungen bejaht er sie. Es ist ihm gelungen, durch veränderte Ernährung bei Algen die Fortpflanzung willkürlich zu hemmen oder zu fördern. Bei den einen übt Abstufung in der Wärme, bei anderen eine solche in der Belichtung, bei dritten wiederum die chemische Beschaffenheit, bei einer vierten Gruppe Ruhe oder Bewegung des umgebenden Wassers diesen Einfluß aus. Algen, die in strömendem Wasser üppig wuchsen, aber keine neuen Sporen trieben, zeigten sofort eine üppige Keimung, sobald sie in stehendes Wasser kamen, während dann wieder ihr Wachsthum zurückblieb. So zeigte sich im Kleinen jene eigenthümliche Beziehung zwischen Wachsthum und Geschlechtsreife, die wir bei den höchsten Organismen kennen. Ja, es gelang Klebs durch Einflüsse der erwähnten Art sogar, Pflanzen niederer Ordnung aus der geschlechtlichen in die ungeschlechtliche Fortpflanzung überzuführen. Die Bedeutung des Unterschiedes zwischen diesen beiden Fortpflanzungsarten erblickt Klebs darin, daß die eingeschlechtige mehr für die Erhaltung der Rassenmerkmale, die zweigeschlechtige, die fast alle höheren Pflanzen und alle höheren Thiere kennzeichnet, dagegen mehr für die Variation der Rassen und Gattungen in Betracht komme. Hier trat der Redner mehr auf den Boden der Vermuthung; immerhin hat er für das von Darwin so großartig behandelte Problem der Variation einen neuen Gesichtspunkt gegeben und dasselbe trifft auch auf seine experimentelle Beeinflussung der Fortpflanzung zu, für die er in Hansen, dem scharfsinnigen Verfeinerer der Erforschung des Hefepilzes, in Brefeld u. A. bedeutende Vorgänger hat.

Einer noch weiter reichenden, der belebten und der leblosen Welt gemeinsamen Frage galt ein Vortrag, der einen Glanzpunkt der Versammlung bildete, der des Berliner, 1889 als Nachfolger Bunsen's von Göttingen nach Heidelberg berufenen Chemikers, Professor Victor Meyer, über **Probleme der Atomistik.** Hatte er 1889 der Heidelberger Naturforscherversammlung in seiner Rede über chemische Probleme der Gegenwart einen großartigen Ueberblick über sämmtliche Errungenschaften und Aufgaben der Chemie, dieser im Vergleich zu ihrem Alter erfolgreichsten aller Naturwissenschaften dargeboten, so beschränkte er sich in Lübeck darauf, die Fortschritte zu schildern, welche die Forschung nach der Natur der chemischen Elemente in der neuesten Zeit gemacht hat. Seit Langem beschäftigt die Chemiker die Frage, ob die 70 Elemente, die wir jetzt annehmen, auch wirklich die letzten Grundstoffe der Natur seien. Immer mehr befestigt sich die Ansicht, daß diese Frage verneint werden und die Elemente, die wir [...] aus noch einfacheren Stoffen zusammengesetzt sein [...] Zwar die verblüffend einfache Hypothese, die Prout [...] fang des Jahrhunderts aufstellte, daß der Wasserst[...] Urstoff und die anderen Elemente nur Verdichtungs[...] davon seien, mußte wieder verlassen werden. Allein [...] Annahme noch einfacherer Grundstoffe als die Elemente [...] sind, sprechen verschiedene Erwägungen und praktische [...]suche. Zu den ersten gehört das von dem großen [...] Chemiker Mendelejew und von dem Deutschen Lothar [...] begründete Gesetz von der Periodicität der Atomge[...] wonach die chemischen Eigenschaften der Elemente in ge[...] mäßiger Abhängigkeit von ihren Atomgewichten stehen [...] eine nach deren Größe aufsteigende Reihe bilden. Das [...] Gesetz ermöglichte es, in die Lücken, welche jene [...] noch aufweist, zunächst vermuthungsweise neue Elemente einzufügen, von denen manche dann auch wirklich ent[...] wurden. Das von Lord Raighley in der atmosphärischen Luft entdeckte Argon und das von Ramsay entdeckte Helium sind die letzten glänzendsten Beispiele davon. Ferner [...] für jene Annahme die Erscheinung der sogenannten [...] in der unorganischen und der homologen Reihe in der [...]nischen Chemie; in beiden Fällen gibt es Gruppen [...] Körpern, wie z. B. Lithium, Kalium, Natrium, deren [...]gewichte oder Butter-, Essig- und Propionsäure, deren [...]kulargewichte zu einander in einem bestimmten zah[...] mäßigen Verhältnisse stehen, dem aber auch eine [...] Aehnlichkeit in den Eigenschaften jener Körper entspr[...] so daß die Vermuthung naheliegt, sie als aus dem gleichen Stoffe aufgebaut zu betrachten. Die wichtigste Unterstützung bieten aber für jene Annahme die neuesten Errungenschaften sowohl der analytischen, wie der synthetischen Chemie. Die erstere hat durch neue, von V. Meyer ausgebildete Methoden der Dampfdichtebestimmung und durch Erhitzung von Elementen bis zu früher nie erreichten Wärmegraden die Möglichkeit geboten, festzustellen, daß manche Ele[...] wie z. B. das Jod keineswegs eine sich gleichbleibende Dampfdichte haben, sondern daß diese bei 600 Graden [...] eine doppelt so hohe ist wie bei 1400 Grad, und, da die Dampfdichte der Molekulargröße proportional ist, so ging hieraus hervor, daß das Jod zwei verschiedene Molekular[...]zustände darstellt. Schon in Heidelberg konnte V. Meyer berichten, daß er bei diesen Versuchen Hitzegrade erreicht habe, bei denen Porzellangefäße schmelzen und nur Platin widerstehe. Neuerdings aber gelangte er zu Hitzegraden, die den Schmelzpunkt des Platins übersteigen, wo ihm also die bisher feuerbeständigsten Gefäße versagen. Doch ist ihm bereits die Erreichung von Temperaturen von etwa 1800 Grad gelungen, denen Gefäße aus einer Legirung von Platin und Iridium widerstanden und gelänge es sogar den Graphit, der am schwersten schmelzbar ist, zu gasdichten Gefäßen zu formen, so würden der Pyrochemie auf dem Wege der Analyse noch weitere Grenzen gesteckt sein; für kleinere Gefäße von Graphit ist es ihm schon gelungen und Meyer glaubt, die Technik werde auch die weiteren Schwierigkeiten überwinden, in deren Bekämpfung ihn die chemische Fabrik von Heraeus in Elberfeld seit Jahren selbstlos unterstütze. Der andere Weg bietet sich mittelst der Synthese dar. Seit Jahren kennen wir die sogenannten Ammoniumverbindungen und durch A. W. Hofmann die Ammoniumbasen der organischen Chemie. In diesen bildet das bloß angenommene Ammonium einen Komplex von einem Atom Stickstoff und vier Atomen Wasserstoff, der sich mit anderen Stoffen, ähnlich wie die sogenannten halogenen (salzbildenden) Elemente, zu Verbindungen zusammenschließt und sich auch sonst wie ein Element jener Art verhält. Aehnliche Verbindungen des Jods mit anderen Stoffen zu einem, wie ein Element sich verhaltenden Komplex hat Victor Meyer entdeckt, die sogenannten Jodoniumbasen, die sogar das Merkwürdige haben, daß sie sich ganz ähnlich verhalten, wie das in seinen Eigenschaften vereinzelte Element Thallium, welches auf der einen Seite den Schwermetallen, auf der anderen den halogenen Stoffen Natrium und Kalium ähnlich [...] Nichts hindert sonach, daß zusammengesetzte Jodonium[...]

eine Art Thallium zu betrachten. So gelangen die Chemiker ihrem Ziele „der weiteren Zertrümmerung der Materie“ immer näher durch die Verbindung von Spekulation und Versuch.

Dagegen verloren sich zwei andere Redner, der Würzburger Patholog Professor Rindfleisch und der geistvolle erste Vertreter der physikalischen Chemie in Leipzig, Professor Ostwald, in die luftigsten Höhen der Metaphysik oder, wenn das Wort erlaubt ist, der metaphysischen Physik, der jenseits der Erfahrung liegenden, aber auf die Gegenstände der Naturforschung bezüglichen Begriffe. Ueber Rindfleisch's Vortrag „Neo-Vitalismus“ haben wir zuerst im Hören, sodann, als die Abhandlung in der „Deutschen mediz. Wochenschrift“ gedruckt erschien, in ruhigem Lesen vergebens Klarheit zu gewinnen versucht. Rindfleisch zählt mit dem Chemiker Bunge und dem Zoologen Driesch zu denjenigen, gegen welche E. Du Bois-Reymond vor einem Jahre Front gemacht hat, weil sie die mystische Lehre von der Lebenskraft wieder erneuern wollen. Wenn wir diesen auch nicht zugehören, so würden wir es doch verstehen, daß nachdenkende Forscher im Angesichte der Probleme des Lebens die rein mechanistische Erklärung der Natur für unzureichend ansähen. Hat ja Du Bois-Reymond, der Führer der physikalischen Schule, vor Jahren selbst das Zugeständniß gemacht, die Entstehung des Lebens seinen „sieben Welträthseln“ zuzuzählen, da er eben andere als physikalische Kräfte nicht annehmen wollte. Rindfleisch aber verwahrt sich dagegen, einer „privilegirten Lebenskraft Raum zu geben“ und er schenkt der Naturforschung in seiner jüngsten Rede sogar ausdrücklich das Vertrauen, daß sie eine mechanische Beschreibung der Lebensvorgänge werde geben können. Was ihn beunruhigt, ist das Räthsel der Verbindung von Kraft und Stoff, dem bisher weder die Betrachtung des Stoffes noch die der Kraft — sagen wir also weder Biologie noch Physik — hätten beikommen können. Was aber bietet er uns statt dessen? Von hohem Idealismus beseelt, aber gedanklich unklar stellt er die Forderung eines Stoffes, der sich selbst bewegt, auf; als einen solchen sieht er das Weltganze und als verkleinertes Bild davon den lebenden Organismus, auch in seiner kleinsten Erscheinungsform, der Zelle, an und die Verbindung zwischen den Zellen, welche die großen verwickelten Organismen schaffe, betrachtet er als durch ein neues, aber unantastbares Naturgesetz, das der Nächstenliebe, hervorgebracht. „Mir erscheint,“ so schließt er, „das Leben wie eine theilweise Offenbarung Gottes. Nicht eine unsichtbare, sondern eine sichtbare Hand ist es, die uns zur wahren Freiheit erheben will, zur Freiheit durch die Liebe.“

Es sei uns fern, der pastoralen Form der Naturbetrachtung Steine in den Weg zu legen. Sie ist ebenso berechtigt, wie die dichterische; nur spricht sie, wie der Psalmist, der die Berge erbeben und den Jordan zurückweichen läßt, nicht zu unserem Erkennen, sondern zum Gemüth. Erstaunlich ist es uns bloß, wie gerade ein Vertreter der pathologischen Anatomie, der in den von den Tuberkelbazillen zerfressenen Geweben der Lunge, in den Verheerungen der Geschwülste den blinden Kampf der Zellen ums Dasein täglich vor sich sieht, zur frommen Lehre von der Nächstenliebe der Zellen gelangen konnte. Ganz anders naht Ostwald dem Urproblem der Materie. In seiner „Ueberwindung des wissenschaftlichen Materialismus“ will er nicht gegen den Materialismus im religiösen oder sittlichen Leben auftreten, sondern vom rein physikalischen Standpunkt die mechanische Naturauffassung bekämpfen, welche alle Naturerscheinungen auf Bewegungen zurückführen wolle. Er bestreitet, daß der bisherigen Behandlung der mechanischen Wärmelehre durch Helmholtz, Thomson u. a. dies gelungen sei und versichert uns, daß die Ersetzung der mechanistischen Auffassung durch die seinige, die energetische, wenigstens für die Erscheinungen der Physik und Chemie die Schwierigkeiten beseitigen werde. Alle Erscheinungen seien bloß Bethätigungsformen der Energie. Der Unterschied zwischen Ostwald's und der bisherigen Auffassung liegt aber nicht bloß im Worte; während die mechanische Lehre überall eines bewegten Stoffes bedürfe, soll für die Ostwald'sche die Annahme einer Materie unnöthig sein. Was wir wahrnähmen, seien immer bloß Unterschiede zwischen der Energie unserer Sinne und der Energie ihrer Umgebung. Dies ist nicht zu bestreiten; wenn Ostwald aber, unmittelbar nachdem er erklärt hat: du sollst dir kein Bild oder Gleichniß machen, sich durch das Beispiel deutlich zu machen sucht: „Wenn Sie einen Schlag mit dem Stock bekommen, so empfinden sie nicht den Stock, sondern einen Energieunterschied“, so fällt er aus der Rolle. In das Verhältniß der Energien zwischen unseren Sinnen und unserer Umgebung ist eben das große Unbekannte, die Empfindung, eingeschaltet, die uns nothwendig zu der Annahme von etwas, was hinter Beiden liegen muß, führt. Professor Ostwald hat in seiner tiefsinnigen und geistvollen Gedankenführung es übersehen, daß das Problem der Materie nicht rein physikalischer, sondern erkenntnißtheoretischer Natur ist und daß wir hier nicht nur an den Grenzen der Erfahrung, sondern an denen des Denkvermögens überhaupt stehen. Dies hat auch die lebhafte in einer Sitzung der physikalischen Sektion durchgeführte „Energiedebatte“ bewiesen, in der sich Professor Ostwald selbst mit Männern, die auf seinem physikalischen Standpunkt stehen, wie Bolzmann und Nernst, nicht verständigen konnte, weil ihr Denken sich der gänzlichen Verflüchtigung des Stoffbegriffs widersetzte. Er verquickt zugleich die Frage nach der Materie mit der nach der Existenz einer Außenwelt überhaupt und möge uns darum verzeihen, wenn wir die folgenden Worte von Helmholtz in seiner Betrachtung:

„Die Anwendbarkeit der Axiome auf die physikalische Welt“ für die folgerichtigere halten:

„Die einzige Voraussetzung, welche wir festhalten, ist die des Causalgesetzes, daß nämlich die mit dem Charakter der Wahrnehmung in uns zu Stande kommenden Vorstellungen nach festen Gesetzen zu Stande kommen, so daß, wenn verschiedene Wahrnehmungen sich uns aufdrängen, wir berechtigt sind, daraus auf Verschiedenheit der realen Bedingungen zu schließen, unter denen sie sich gebildet haben. Uebrigens wissen wir über diese Bedingungen selbst, über das eigentliche Reale, was den Erscheinungen zu Grunde liegt, nichts. Alle Meinungen, die wir sonst darüber hegen mögen, sind nur als mehr oder minder wahrscheinliche Hypothesen zu betrachten. Die vorangestellte Voraussetzung dagegen ist das Grundgesetz unseres Denkens; wenn wir sie aufgeben wollten, so würden wir überhaupt darauf Verzicht leisten, diese Verhältnisse denkend begreifen zu können.“

An derselben Stelle hat Helmholtz die Berechtigung dieser Art realer Anschauung als gleich zulässig neben die des subjektiven Idealismus, für den alles Wahrnehmen nur ein Traum ist, gestellt. Die „hypothesenlose Weltanschauung“, welche Ostwald erst von seinem Vortrage datiren will, ist also schon älteren Datums; wir aber sehen aus dem immer wieder erneuten Aufwerfen der alten Grenzfragen nur wiederum:

Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut.

Emil Schiff.

Die letzte „Stagione“ in Berlin.

Am 14. September eröffnete im Theater Unter den Linden eine italienische Operntruppe ein Gastspiel, das den Ankündigungen zu Folge bestimmt war, Berlin mit den neuesten Erzeugnissen der transalpinischen Operulitteratur bekannt zu machen. Als Leiter des Unternehmens nannte sich der in mancherlei Geschäften gewandte Herr Edoardo Sonzogno, der Nährvater der sogenannten „Veristenschule“, aus dessen Verlag die aufzuführenden Neuheiten, aus dessen Theater in Mailand die erlesenen Darstellerkräfte stammten, die berufen waren, auf den dürftigen deutschen Kunstboden wieder einmal die Blüthenfülle italienischer Operistik zu streuen. Der erste Abend brachte Spiro Samaras „scenische

Novelle" Martire. Dieser grauslich dramatisirte und wunderbar vermelodeiete Hintertreppenroman halte einen Mißerfolg, an dem das ganze Gastspiel scheitern sollte, denn als der Unternehmer einsah, daß dem künstlerischen Fiasko das finanzielle Defizit auf dem Fuße folgte, warf er den Ballast künstlerischer oder wenigstens kunstpolitischer Bestrebungen rasch über Bord und führte das schlechte Operngeschäft zu einem vorzeitigen Abschluß. Neun Tage nach der Eröffnung fand die auf vier Wochen geplante „Stagione" ihr Ende, ohne daß die Impresa auch nur den Versuch gemacht hätte, mit einer der übrigen doch so pomphaft angekündigten Novitäten eine Wendung zum Bessern zu erzielen. So sind wir um den Genuß gekommen, uns an den neuesten Kunstschöpfungen Mascagni's, an „Silvano" und „Zanetto" zu erfreuen und auch Bocci's „Cristo al Festa di Purim" und Cornaro's „Claudio" werden uns nun wohl für alle Zeit ungehobene Schätze bleiben. Es gibt Leute, die das sehr traurig finden, noch mehr aber solche, denen es Spaß macht, mir scheint es das Vernünftigste, den Ursachen dieses italienischen Opernkrachs nachzuforschen und die Frage zu erörtern, ob solch eine italienische „Stagione" heute überhaupt noch große Aussicht auf Erfolg haben kann und ob im Besondern der gegenwärtigen Moderichtung der italienischen Opernbühne ein Recht auf so außergewöhnliche Beachtung zusteht, daß der deutsche Kunst- und Musikfreund sich künstlerisch verpflichtet fühlen müßte, sich damit zu befassen.

Nach meiner Einsicht in die künstlerischen Zeitverhältnisse glaube ich beide Fragen verneinen zu müssen. Für unsere Großväter und Großmütter hatte das Wort „stagione" Zauberklang; es verhieß ihnen Genüsse seltener Art: Koloratursängerinnen von der erstaunlichsten Kunstfertigkeit, Tenöre mit bezaubernden Stimmen und unwiderstehlichem südlichem Brio und zu guter letzt irgend einen Spaßmacher, der den Erbschatz des Stenterello auszumünzen verstand, ohne in die groben Manieren des deutschen Hanswursts zu verfallen. Die günstigen Aussichten und Erfolge der vielen Gastspieltruppen, die seit den Tagen Rossini's aus Italien zu uns herüberkamen, gründeten sich also, wenn auch nicht auf eine Suprematie der italienischen Oper, so doch auf ganz bestimmte Vorzüge der wälschen Opernkunst. Heute ist das anders geworden. Dem Spaßmacher haben dort wie hier der Circusclown und die Tingeltangelcancaneuse den Rang abgelaufen, die besten Stimmen, die das Land hervorbringt, werden von den großen Operninstituten in Paris, London und der neuen Welt in Beschlag genommen und die berühmte altitalienische Gesangsschule ist fast ein sagenhafter Begriff geworden. Wer das aus früheren Erfahrungen noch nicht wußte, der konnte es in den Vorstellungen der Sonzogno'schen Truppe schaudernd erleben. Diese Leute, die in Mailand als Mitglieder eines der ersten Operntheater figuriren, blieben mit ihren gesanglichen Leistungen fast durchweg hinter dem Mittelmaß eines deutschen Provinztheaters zurück. Das von den Franzosen so zutreffend als chevrotement, d. h. Gemecker bezeichnete Flackern der Stimmen, die unedle, flache und überhelle Tonbildung, die Unsauberkeit der Intonation und die Unzuverlässigkeit im eigentlich Musikalischen bereiteten einem feiner organisirten Gehör und dem gebildeten Geschmack wahrhafte Pein.

Ist somit von Gastspielen italienischer Opernkünstler für unser Ohr wenig Genuß zu erwarten, für unsere heimische Gesangskunst keine Förderung zu erhoffen, so bietet dagegen ihre Darstellungskunst, die leichte Beweglichkeit ihrer Mimik und die reiche Ausdrucksfähigkeit ihrer Stimmen in der That einen Reiz besonderer Art und könnte in mancher Hinsicht vielleicht vorbildlich und kunsterzieherisch wirken. Eine Aufführung von Mascagni „Cavalleria rusticana" und Leoncavallos „I. Pagliacci" gewährte in Einzelheiten erfreuliche Proben einer höchst lebendigen Schauspielkunst und es fanden sich denn auch alsbald Kunstrichter, die im dieser Vorzüge zu einem Vorwurf für unsere Operndarsteller zu gestalten wußten. Erwägt man, daß die Einheit von Wort und Ton, die im Original gemäß vorhanden ist, durch die Unbeholfenheit der Ue-setzungen oft gestört, ja sogar zerstört wird, so verliert übertriebene Lob ebenso an Gewicht wie dieser Vorwu Schwere. Also dürfte auch in schauspielerischer Hinsi Nutzen solch einer italienischen „Stagione" für unser O-wesen nicht allzu hoch anzuschlagen sein.

Ganz böse endlich steht es um die Berechtigung der sogenannten italienischen Kunstmission, wenn wir W und Werth des „verismo" an der Größe und Bedeu unsrer deutschen Kunst messen. Ursprünglich zur Bezeich des Zola'schen Naturalismus geprägt und demnach bestim jede lebenswahre und naturgetreue Schilderung zu bezeich hat der Ausdruck „verismo" durch die Leistungen der ju italienischen Opernschule und ihrer Aesthetiker eine ganz seitige Bedeutung erhalten. Aus der Bezeichnung ei Schaffensprinzips wurde „verismo" lediglich Hinde auf die Stoffwahl. In der Stoffwahl liegt auch allein vermeintlich Neue der Richtung, während die künstl Gestaltung und musikalische Durchführung, von Einzelh abgesehen, durchweg auf der altbewährten Opernschab beruht Mit gutem Grunde haben daher die jungen m auch an dem alten Namen für solche Kunstgebilde festge und ihre Erzeugnisse „melodramma" benamst wie Do seine Lucrezia Borgia, Verdi seinen Rigoletto „melodram getauft hatte. Die Erschließung eines neuen Stoffgeb und wäre es auch das große Reich der Alltagsgeschi von der Bauernnovelle bis zum Großstadtspolizeibericht, aber nur der Anfang zur Schöpfung einer neuen Kunst, der schwierigen Aufgabe, den neuen Vorwurf in der eigenen Weise. d. h. also in diesem Falle veristisch, durch bilden und zu gestalten, sind diese betriebsamen itali Opernschreiber alle zurückgeschreckt. So machen ihre drammi fast immer den unerfreulichen Eindruck plan unorganischer Arbeiten; es ist Einem dabei, als sähe irgend eine Skizze von Brouwer, in die der Pinsler van Werff seine schönen Farben gesetzt hat. Es fehlt die Einheit, die Wahrheit, das Leben. Wir Deutschen aber besitz eine Kunst der all das zu eigen ist, und es erscheint deshal wie Kraft- und Zeitvergeudung, unser Volk immer wiede von Neuem mit den Experimenten einer unreifern Kunst z behelligen, zu zerstreuen und — verwirren.

Ob die Hunderte und Hunderte, die dies Mal den Aufführungen der italienischen Gäste fern geblieben sind, dies erkannt oder geahnt haben: ich wage es nicht zu behaupten, eines aber glaub ich nach manchen Vorzeichen mit Sicherheit voraussagen zu können, weit von dieser Einsicht ist selbst das vergnügungssüchtige Publikum der Großstadt nicht mehr. Dann aber heißt's für Herrn Sonzogno und seine Schützlinge:

la commedia è finita!

Heinrich Welti.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37. Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.